Allgemeine Rundschau

Wochen[illegible]

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur

Herausgeber

Dr. Armin Kausen

in München

VIII. Jahrgang

1911

Inhaltverzeichnis 1911.

I. Weltrundschau

in fortlaufender Reihenfolge.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Seite

Der bayerische Parteitag des Zentrums. — Die Potsdamer Abmachungen zwischen Russland und Deutschland . . . 22

Der Wiederbeginn der Berliner Parlamentsarbeiten. Der Optimismus des Herrn Pichon . . . 39

Die Kulturpaukerei in den Berliner Parlamenten. — Liberale oder konservative Landräte. — Zuwachssteuer und landesfürstliche Steuerfreiheit. — Zur hochpolitischen Lage . . . 55

Vierzig Jahre Kaiser und Reich. — Will die Regierung den Kulturkämpfern nachgeben? . . . 71

Die Rede des Gesandten v. Mühlberg und die Berliner Kirchenpolitik. — Aus den Parlamenten. — Aehrenthal und Pichon . . . 87

Der fleissige Reichstag und der hartnäckige Bundesrat. Die Eröffnung des englischen Parlaments . . . 102

Die „Führung“ in der elsass-lothringischen Verfassungsfrage. — Heydebrand contra Bassermann. Russland und China . . . 119

Die Reichstagsersatzwahl in Immenstadt. — Nötigungsversuch der internationalen Kulturkämpfer gegen Kaiser und Reich. — Die Annahme der Heeresvorlage. — Die Ministerkrisis in Frankreich . . . 136

Liberale Neigungen der Berliner Regierung. — Das neue französische Ministerium. — Die Vetobill in England . . . 158

Die paritätische Verwendung von katholischen Geistlichen im preussischen Staatsdienste bedroht. — Die Stichwahl im Reichstagswahlkreise Immenstadt. Künstelei in der elsass-lothringischen Verfassungsfrage . . . 173

Die lehrreiche Niederlage des Liberalismus in Giessen-Nidda. — Schiedsgerichtsverträge und Abrüstung . . . 194

Das vierzigjährige Jubiläum der Zentrumspartei. — Die Ueberraschung von Giessen-Nidda. — Zahlreiche Krisen im Ausland . . . 216

Programmatische Worte deutscher Zentrumsführer und Zentrumsveteranen . . . 217

Der Reichskanzler uber Abrüstung und Schiedsgerichtsverträge. — Zur Wahlbewegung. Zu den Krisen im Auslande . . . 237

Die Kirchenpolitik im preussischen Herrenhause. — Die elsass-lothringische Verfassungsfrage. — Zur Wahlbewegung und Parteipolitik . . . 252

Die Unruhen in Marokko. — Die Winzerrevolte in der Champagne . . . 271

Die Obstruktionslust der Linken. — Marokko und Delcassé redivivus . . . 288

Die Eroberung von Fez. — Die „Reaktion“ in der Türkei. — Vom alten und neuen Kulturkampf in Deutschland. — Zwei Ersatzwahlen in Bayern . . . 304

Das marokkanische Abenteuer. — Die Frühjahrsarbeit im Reichstag. — Zur Ostmarkenpolitik . . . 320

Der Kampf um die Krankenkassen. — Die Wahl des Stuttgarter Schultheissen. — Elsass-Lothringen und Ostmarkenpolitik . . . 334

Die Versicherungsreform und die elsass lothringische Verfassungsvorlage im Reichstag. — Die Regierung „über den Parteien“ und die Frage der Leichenverbrennung. — Zur auswärtigen Lage . . . 351

Die „Kette von Kompromissen“ im Reichstage. — Die Lage im Ausland . . . 369

Der Dank des Kaisers. — Der Abschluss der Reichsversicherungsreform. — Die Entwicklung in Elsass-Lothringen. — Die Verbeugung vor dem Ostmarkenverein . . . 386

Die Neuwahlen in Oesterreich. — Der Hansabund und die Sozialdemokratie. Der elsass-lothringische Zentrumsparteitag. — Die auswärtige Lage . . . 420

Die liberalen Neigungen der Berliner Regierung. — Die Krisis im Hansabund. — Die Wahlen in Oesterreich. — Vom Auslande . . . 438

Der deutsche Löffel im marokkanischen Brei. — Der Schluss des preussischen Landtags. — Der Eucharistische Weltkongress in Madrid . . . 454

Die neuen Verhandlungen über Marokko . . . 490

Die Marokkoverhandlungen. — Die sonstige auswärtige Lage. Zur inneren Lage . . . 487

Quertreibereien in der Marokkofrage . . . 500

England als dirigierende Weltmacht . . . 528

Ein Antrag auf Schluss der Marokkodebatte . . . 561

Noch kein marokkanisches, aber ein nordpersisches Abkommen. — Grossblockparade und Generalstreik . . . 598

Vor dem letzten Akt. — Der Massenstreik in England. — Die Präsidentenwahl in Portugal . . . 620

Sedan und Marokko . . . 634

Der weitere Verzug und seine Begleiterscheinungen. — Englands Einmischung in die marokkanische Wirtschaftspolitik . . . 658

Die diplomatische Schnecke. — Der „erledigte“ Herr Cartwright. — Der sozialdemokratische Parteitag in Jena. — Attentat auf den russischen Ministerpräsidenten Stolypin . . . 671

Zur Marokkofrage: Wird's nun endlich? — Die Stichwahl in Düsseldorf. — Die neuen revolutionären Regungen . . . 699

Krieg zwischen Italien und der Türkei. — Die marokkanischen Verhandlungen. — Die Wahl in Düsseldorf und die nächsten allgemeinen Wahlen . . . 720

Das italienische Abenteuer. — Der deutsch-französische Marokkovertrag. — Die Gegenrevolution in Portugal . . . 738

Die Gärung in China. — Europäische Sorgen . . . 754

Seite

Die Landtagswahlen in Elsass-Lothringen. — Der Reichstag und die Marokkoverhandlungen. — Die sonstigen Reichstagsarbeiten. — Die belgischen Gemeinderatswahlen. — Von den Kriegsschauplätzen . . . 772

Die Nachwahlen in Konstanz und in Elsass-Lothringen. — Der Wahltermin vom 12. Januar. — Teuere Lebensmittel, billige Wahlparolen. — Der Reichstag und die Marokkofrage. — Die schweren Kämpfe in Tripolis . . . 793

Endlich unterzeichnet! — Zugeständnis des französischen Protektorats über Marokko. — Die Garantien für die wirtschaftliche Freiheit und Gleichberechtigung. — Kompensationen und Kolonialamt. — Die Lage im Auslande . . . 810

Das Drama im Deutschen Reichstag. — Wankt der Zentrumsturm? . . . 830

Vom Unmut zum Gleichmut in der Marokkofrage. Das Reichstagsrecht gegenüber Staatsverträgen. — Die Ausbeutung der bayerischen Krisis . . . 856

Herr von Kiderlen über die Geschichte des Marokko-Abkommens . . . 879

Die unbefriedigende Parlamentsverhandlung in London. — Der fleissige Reichstag. — Italien und die Krisis in Oesterreich . . . 908

Der gute Abschluss der Reichstagsperiode. — Die späte Verteidigung der Finanzreform. — Der vortreffliche Ausklang der hochpolitischen Debatte. Sonstiges zur politischen Lage . . . 938

Die Beruhigung der deutschen Wähler. — Die Aufklärung über die gute Finanzlage. — Die Ausschaltung des Motuproprio-Streites. — Zur auswätigen Lage . . . 968

Die uneigennützigen Freunde England und Frankreich. — Die Marokkodebatte in Paris . . . 996

II. Politisches, Volkswirtschaftliches und Soziales.

Am Meilenstein 1911. Von Fritz Nienkemper . . . 3

Die katholischen Arbeitervereine und ihre Aufgaben in der Gegenwart. Von Redakteur Michael Gasteiger . . . 7, 25

Der Münchener Parteitag des Zentrums. Von Dr. Maximilian Pfeiffer, Mitglied des Reichstags . . . 21

Die österreichische Frage. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 24

Vierzig Jahre Kaiser und Reich. Von Kurt von Blankenau . . . 37

Zur Vorgeschichte des Krieges 1870/71. Von Major a. D. Friedrich Koch-Breuberg . . . 40

Das Zentrum in Bayern und seine Gegner. Von Ph. Frick . . . 43

Die Neujahrsbetrachtung des Präsidenten des protestantischen Oberkonsistoriums in Bayern. Von Prof. Dr. Hoffmann . . . 69

„Eine Kulturschande Oesterreichs.“ Zugleich ein Charakterbild des Liberalismus. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 70

Ernste patriotische Worte zur Reichs- und Kaiserfeier . . . 73

Die sozialdemokratische Jugendbewegung. Von Dr. Edg. Schmidt . . . 75

„Machen Sie dem Skandal ein Ende!“ Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 89

Die Reichszuwachssteuer unter Dach! Von Dr. Eugen Jäger, Reichstags- und Landtagsabgeordneter . . . 101

Eine neue Epoche in Brasilien? Von P. Petrus Sinzig, O. F. M. . . . 103

Zum Falle Riedau („Eine Kulturschande Oesterreichs.“) Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 104

Zum 90. Geburtsfeste des Prinzregenten Luitpold von Bayern. Genealogisches aus dem bayerischen Konigshause. Von Pfarrer Dr. Leopold Ackermann . . . 107

Der Uebergang der Niederlande zur Schutzzollpolitik. Von Dr. Diepenhorst . . . 118

Politische Streiflichter aus Baden. Von Joseph Strobel . . . 120, 138

Das Lebensbild eines schweizerischen katholischen Staatsmannes (Bundesrat Dr. Zemp.) Von Dr. A. Hättenschwiller . . . 139

Prinzregent Luitpold von Bayern. Nach dem Gemälde von F. A. von Kaulbach in der Kgl. Neuen Pinakothek . . . 153

Luitpoldus nonagenarius. Von Dr. Maximilian Pfeiffer, Mitglied des Reichstags . . . 154

Prälat Dr. von Daller †. Von Jos. Geiger, Oberstlandesgerichtsrat a. D., Landtagsabgeordneter . . . 157

Sturz und Neubildung eines französischen Kabinetts. Von J. O. von Norden . . . 160

Preussens Ministerpräsident als Anwalt des ‚evangelischen Empfindens‘ gegen Rom. Von L. Quinkert . . . 175

Am Grabe des Prälaten Dr. von Daller. Von Ph. Frick . . . 175

90. Geburtsfest des Prinzregenten Luitpold von Bayern . . . 177

Vierzig Jahre Zentrum. Von Kurt von Blankenau . . . 193

Die Prinzregentenfeier in Rom. Von Dr. Paul Maria Baumgarten . . . 196

Papst und Prinzregent. (Toaste des bayerischen Ministerpräsidenten und des Apostolischen Nuntius.) . . . 197

Prinzregent Luitpold und die Presse . . . 197

Mehr Arbeiterinnenorganisation. Von Redakteur Michael Gasteiger . . . 201

Seite

Zum Zwischenfall Dr. Heim. Vom Herausgeber . . . 220, 238

Die Parlamentskrise in Oesterreich. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 235

Die Giessener Ueberraschung und ihre Folgen. Von Chefredakteur H. Foerster . . . 236

Portugiesische Zustände. Von einem langjährigen Beobachter . . . 240

Kulturbilder aus Oesterreich. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 253, 272, 354

Zur Silberhochzeit des württembergischen Königspaares . . . 254

Zur Polenfrage im Ruhrgebiet. Von Heinrich Imbusch . . . 274

Bedenkliche Erscheinungen im Wirtschaftsleben. Von Chefredakteur Max Roeder . . . 276

Zum Umschwung der amerikanischen Handelspolitik. Von Dr. F. Diepenhorst . . . 286

Die Arbeitslosenversicherung der Stadt Freiburg i. Br. Von Dr. Joseph Ehrler . . . 291

Das europäische Gleichgewicht während der letzten vier Jahrzehnte. (Zum 10. Mai 1911.) Von Dr. Edgar Fleig . . . 303

Zu den Reichstagswahlen in Hessen. Von Dr. F. Behrend . . . 305

Ein Fest christlich-sozialen Geistes in Spanien. Von Prof. Dr. Eberhard Vogel . . . 307

Das angebliche Fiasko der Reichsfinanzreform. Von Matthias Erzberger, Mitglied des Reichstags . . . 319

Der bayerische Liberalismus. Von Ph. Frick . . . 321

Unsere Industrie. Von Chefredakteur Max Roeder . . . 333

Bienerth und Khuen. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 336

Zum weiteren Ausbau der katholischen Arbeitervereine. Zugleich eine notwendige Erwiderung. Von Redakteur Michael Gasteiger . . . 337

Zusammenschluss der bürgerlichen Parteien gegen sozialdemokratischen Uebermut. Eine bedeutsame Kundgebung im Münchener Rathaus. Von Ernst Köhler . . . 343

Englands Uebergang zum Zuckerrübenbau. Von Dr. Diepenhorst . . . 352

Bayerische Regierungspolitik und liberaler Bureaukratismus. Von J. M. Dreiling . . . 367

Die neue Aera im Reichslande. Von Fritz Nienkemper . . . 368

Das direkte Landtagswahlrecht in Hessen. Von Professor Hattemer . . . 370

Konservative versuchen die christlich-soziale Partei in Oesterreich zu sprengen. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 371

Das Sanitätswesen in der Grosseisenindustrie. Von Dr. F. Diepenhorst . . . 391

25 Jahre Regentschaft in Bayern. Von J. M. Dreiling . . . 401

Die Krisis in Belgien. Von Fritz Nienkemper und Peter Wirtz . . . 403

Spaniens Elend und Spaniens Wiedergeburt. Von Prof. Dr. Eberhard Vogel . . . 405

Der Hansabund — eine liberale Wahlfiliale. Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags . . . 419

Zu den Strömungen in der Sozialdemokratie. Tatsachen und Mahnungen. Von Redakteur Michael Gasteiger . . . 423

Transparentpolitik. Von Chefredakteur Max Roeder . . . 425

Die Reichsratswahlen in Oesterreich. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 437

Der 12. Vertretertag der Windthorstbunde, der Parteischule. Von Generalsekretär Dr. Scharmitzel . . . 440

Ein Reichsdeutscher Mittelstandsverband. Von Chefredakteur Max Roeder . . . 442

Zur religiös-politischen Lage in Frankreich. Von E. Blatter . . . 443

117 Millionen Ueberschuss im Reichshaushalt. Von Oberregierungsrat Karl Speck, Mitglied des Reichstags . . . 455

Das Ende des britischen Imperialismus. Von Dr. Fritz Diepenhorst . . . 456

Die Deutschen Oesterreichs und die Reichsratswahlen. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 457

Die neue Republik Portugal in liberaler Beleuchtung . . . 458

Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft. Von Dr. Emil van den Boom . . . 462

„L'affaire Duez.“ Von A. v. Walden . . . 469

Eine bemerkenswerte Stimme gegen die Steuerhetzer . . . 476

Eine Rede des Reichstagspräsidenten. Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags . . . 488

Wieso es kam? Zur Krisis im Hansabund. Von Chefredakteur Max Roeder . . . 507

Die deutsche Gewerkschaftsbewegung im Jahre 1911. Von J. Veen . . . 584

Oesterreichs neues Parlament. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 586, 601, 618

Ein Lufthieb bayerischer Regierungsweisheit. Von J. M. Dreiling . . . 597

Die „hungernden“ Sozialdemokraten. Von Franz Gumpenbühl . . . 599

Die Juden und das Wirtschaftsleben. Von Dr. Hans Rost . . . 621

Die Hilfstruppen der politischen Parteien. Von Chefredakteur Max Roeder . . . 624

Kühl bis zum Schluss. Zu den Marokkoverhandlungen. Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags . . . 633

Nachwahlen in Bayern. Von J. M. Dreiling . . . 635

Wo bleibt das deutsche Bürgertum? Von Chefredakteur Max Roeder . . . 636

Ist das Zentrum eine exklusiv katholische Fraktion? Von P. Diodor Henniges . . . 649

Die Sozialdemokratie auf dem Vormarsch. Von Redakteur Michael Gasteiger . . . 653

Wühlarbeit gegen den österreichischen Thronfolger. Von Lehrer Schmaus . . . 654

Seite

Bayerische konservative Vereinigung. Von einem konservativen Protestanten 655
Streiflichter aus Oesterreich-Ungarn. Von Chefredakteur Franz Eckardt 657, 672
Die rote Woche von Jena. Von Red. M Gasteiger 669
Der Liberalismus und der Landesverrat der Sozialdemokratie. Eine Erinnerung. Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags 670
Der sozialistische Teuerungsaufruhr in Wien. Von Chefredakteur Franz Eckardt 698
Die Aufgaben des Zentrums im bayerischen Landtage. Von J. M. Dreiling 700
Was ist das Zentrum? Von einem Parteiveteran 702
Die revolutionäre Sozialdemokratie 702
Der geduldige deutsche Michel. Von Chefredakteur Max Roeder 702
Kaiserin Augusta, die Samariterin auf dem Throne. Von Rektor C. Ommerborn 710
Die Finanzlage Bayerns. Von Ph. Frick 722
Force noire. Auch ein Beitrag zur Marokkofrage. Von Major a. D. Friedrich Koch-Breuberg 723
Ein „durchschlagender" Erfolg der Sozialdemokratie im österreichischen Parlament. Von Chefredakteur Franz Eckardt 737
Der katalanische Zweckverband: eine Bresche in den spanischen Zentralismus. Von Prof. Dr. E. Vogel 741
Die deutschen Arbeitgeberverbände im Jahre 1910. Von J. Veen 743
Ganz Undiplomatisches über Tripolis. Von Erzberger, Mitglied des Reichstags 753
Das Reichsland vor der Entscheidung. Von Chefredakteur Th. Seitz 755
Die Bayerische Reichspartei. Von einem konservativen Protestanten 755
Die Bayerische Reichspartei als Erzieherin. Vom Herausgeber 756
Briefe aus Oesterreich. Zum sozialdemokratischen Mordanschlag auf den österreichischen Justizminister — Ein merkwürdiger Justizirrtum. Von Chefredakteur Franz Eckardt 757
Prinz Ludwig von Bayern über mitteleuropäische Wirtschaftsprobleme 758
Vom Dreibund des Liberalismus und Sozialismus mit der „allmächtigen Freimaurerei". Von F. Borchardt 759
Oesterreich-Ungarns Anspruch auf Valona. Von Salvator R. 771
Zu den belgischen Gemeindewahlen. Zur Aufklärung einer irregeführten öffentlichen Meinung. Von Dr. Jos. Massarette 774
Eine gekündigte und eine gefestigte Freundschaft der Kgl. b. Sozialdemokratie Zu den jüngsten Debatten in der bayerischen Kammer. Von Mich. Gasteiger 792
Pazifistenglossen über Tripolis Zugleich eine Antwort an Matth. Erzberger, M. d. R. Von F. Decker 795
Die Gründe unserer sozialen Rückständigkeit. Von Lorenz Wolf 795
Reichstag und Marokkoabkommen. Eine groteske Wandlung der liberalen Triarier von 1906. Von Matth. Erzberger, Mitglied des Reichstags 809
Der 12. Januar 1912. Von Chefredakteur Max Roeder 811
Die hessischen Landtagswahlen Von Prof Hattemer 812
Die Landtagswahlen in Elsass-Lothringen. Von Chefredakteur Th. Seitz 813
Konstanz als Auftakt zu den allgemeinen Reichstagswahlen. Von Carl Diez 814
Der Regierungswechsel in Oesterreich. Von Chefredakteur Franz Eckardt 815
Politische Krisis in Bayern. Von J. M. Dreiling 832
Hoch Köln! Zu dem glänzenden Siege bei den Kölner Stadtratswahlen Von Franz Rupp 833
Die deutsche Sozialdemokratie Oesterreichs. Von Chefredakteur Franz Eckardt 834
Portugal und Verwandtes. Bittere Glossen von Paul Schwerdt 835
Regierung und Staatsautorität in Bayern. Glossen zur Landtagsauflösung. Vom Herausgeber 853
Der österreichische Abgeordnete mit der Hundspeitsche. Von Chefredakteur Franz Eckardt 858
Die bayerische Regierung auf dem Kriegspfade gegen das Zentrum Vom Herausgeber 877
Zur politischen Lage in Frankreich. Von A. Richter 881
Die Niederlage des Republikanismus bei den spanischen Gemeinderatswahlen Von Prof. Dr. E. Vogel 882
Zwei politische Abdankungen im katholischen Lager Oesterreichs. Von Chefredakteur Franz Eckardt 883
Zum neuen Buchdruckertarif 884
Vorbildliches von der Kölner Zentrumspartei. Von Chefredakteur Max Roeder 884
Zu den bayerischen Gemeindewahlen. Von Hans Abel, Gemeindebevollmächtigter 885
Kulissenwechsel im Lager der bayerischen Regierungsschutztruppen. Vom Herausgeber 906
Erklärung des Vorsitzenden der bayer. Zentrumsfraktion 907
Ein hochpolitisches Duell in Oesterreich. Von Chefredakteur Franz Eckardt 914
Zur Lage in der Schweiz. Von Rechtsanwalt Th. Lunke. (Die Neuwahl des Nationalrates. — Das Gesetz über die Kranken- und Unfallversicherung. — Finanzreform.) 940
Der Proporz in Baden. Von Landtagsabgeordneten Dr. Joseph Schofer 969
Das Schuldkonto der Sozialdemokratie. Von Chefredakteur Max Roeder 970
Eine gemeinsame Aufgabe für Handwerker u. Arbeiter. Von Oberlehrer Kuckhoff 971
Roosevelt und die amerikanische Präsidentenwahl. Von Dr. Heinr. Beisenherz 974
Heuchler und Religionshetzer Liberalismus. Nach Zitaten aus liberalen Blättern porträtiert. Eine Wahlabrechnung. Vom Herausgeber 989
Zum Aufmarsch der Parteien in Baden. Von Landtagsabg. Dr. J. Schofer 999
Student und Politik. Von Hermann Hahn 1001
Warum der Aufstand in China. Von P. Wg. M. Ibler S. V. D. 1002

III. Religiöses und Konfessionelles.

Seite

Ueber Kircheneinweihungen. Von Franz Friedrich 8
Wie für religiöse Artikel Reklame gemacht wird 12
Der Brief des Papstes an die orientalischen Bischöfe. Von Dr. Paul Maria Baumgarten 22
Der Konflikt zwischen dem Episkopat und dem Bayerischen Lehrerverein. Von Hans Rosen 23
Rom im Jahre 1910. Von Dr. Paul Maria Baumgarten 26
Vom Antimodernisteneid. Von P. Ernst 38
Rom und der Orient. Von Generalsekretär Arthur Wynen. P. S. M. 45, 56
Militärseelsorger oder Knute? Brasilianisches. Von P. Petrus Sinzig, O. F. M. 47
Positive und negative Reliquienverehrung. Von Pfarrer H. Doergens 57
Die päpstliche Schweizergarde. Von Dr. Paul Maria Baumgarten 74, 164
Das Jahrbuch der akademischen Bonifatiusvereine. Von Fritz Flinterhoff 78
Der neue Bischof von Speyer. Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz 88
Der Antimodernisteneid und die theologischen Fakultäten an Staatsuniversitäten 91
Antwort auf einen „Offenen Brief". Von Universitätsprofessor Dr. J. B. Sägmüller 91
Jesus auf der Bühne. Von Universitätsprofessor Dr. M. Meinertz 93
Uditore Heiner und Rechtsanwalt ten Hompel. Von Th. Witzel 104
Der Kampf gegen Rom. Von Dr. phil. et theol. Karl Rieder, Pfarrer 105
Das erste katholische Missionsfest in Fulda. Von Rob. Streit, O. M. J. 107
Weihbischöfe in Bayern. Von Privatdozent Dr. A. Scharnagl 117
Ein Duell zwischen Keplerbund und Monistenbund. Von Dr. M. Buchberger 121
Religiöses Erleben. Von Joseph Wernado 135
Laienkatechese in Wien. Von Baronin Alberta M. Gamerra 141
Wollen — eine königliche Kunst. Von Dr. P. Joh. Chrysostomus Schulte, O. M. Cap. 142
Rechtsanwalt ten Hompel und Uditore Heiner 143
Neues Missionsseminar für Nord- und Südamerika 145
Freireligiöser Kultus und Bayerische Verfassung. Von Dr. Jos. Kausen 160
Geschichtslehrbücher als Quelle von Vorurteilen gegen die Katholiken. Von Dr. E. Fleig 179
Zur Literatur über den Antimodernisteneid. Von Universitätsprofessor Dr. J. B. Sägmüller 198
Staat und Kirche in ihrer Wechselwirkung. Von Pfarrer H Doergens 199
Unerhörter „religiöser" Reklameunfug auf der Leipziger Messe Von Ernst Mentor 204
„Glaube und Heimat." Oder: die Bühne als religiös-politisches Kampfmittel. Glossen zu Vorgängen in Kiel und München. Von W. Thamerus 215
Zur Geschichte der hl. Kommunion. Von Dr. Scharnagl 222
Katholiken Deutschlands . . . ! 228
Unerhörter „religiöser" Reklameunfug. (Erlass des Kapitular-Vikars in Münster.) 244
Ostern. Von Pfarrer Dr. Vögele 251
Gedanken über Kinderkommunion. Von Dr. Joseph Holzner 255
Das Christentum eine Religion der — „Müden"? Von Dr. K. Neundörfer 256
Die neue Zeitschrift für Missionswissenschaft. Von P. Frz. Albrecht, C S Sp. 259
Moderne Universität und christkatholischer Glaube. Von Dr. Joseph Eberl 269
Geschäftskatholizismus. Von Dr. Fridolin Geser 277
Der theologische Nachwuchs in Deutschland. Von Dr. Brüning 306
Einladung zur 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Mainz 1911 308
Zur Lage der katholischen Kirche in Südamerika. Von Karl Friedrich Ritter 312
Zum Kapitel der religiösen Volksschriftstellerei. Von P. Dr. Joh. Chrysostomus Schulte 355
Gegen den Missbrauch geistlicher Empfehlungen für den Kolportagevertrieb religiöser Bücher und Bilder 354
Pfingstgedanken. Von J. Wernado 374
Die Seelsorge auf dem Meere. Von Msgr. Graf Vay de Vaya und zu Luskod 376
Eine Diagnose Von Dr. Franz Heiner, Auditor der Römischen Rota 387
Ein freimaurerischer Jesusroman. Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz 392
Der neuerwählte Bischof von Münster. Von Dr. P. Joh. Chrys. Schulte, O. M. Cap. 402
Programm der 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Mainz 405
Der Prozess Verdesi. Von Dr. J. Massarette 421
Die Rückbewegung zur katholischen Kirche in England. Von Dr. H. Traugott Schorn 427
Kardinal Fischer über das preussische Feuerbestattungsgesetz 439
Der Fall Jatho. Von einem Protestanten 453
Exerzitien. Eine Studie für Väter und Lehrer. Von Rektor Hammelrath 463
Der Fall Jatho oder der Protestantismus auf dem Wege nach Rom. Von Otto Cohausz, S. J. 471
Vom Eucharistischen Kongress in Madrid. Von Pfarrer J. Odenthal 475
Eine „religiöse Gefahr" für die deutschen Katholiken. Von Joseph Mauch. — Erklärung des Apostolischen Nuntius in München. — Erklärung des Kardinalstaatssekretärs 485
Der Mainzer Katholikentag. Von Dompfarrer August Fecher 489
Am Ende der Geduld. Zu den jüngsten Verdächtigungen der deutschen Katholiken Von Joseph Mauch 505
Hugo Kochs neueste Phase. Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz 509
Willkommen in Mainz! Zur 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands. Von Dompfarrer August Fecher 527

Seite

Bischof Wilhelm Emanuel von Kettelers Persönlichkeit und kirchliches Wirken. Von Dr. P. Joh. Chrysostomus Schulte 529
Bonifatius und Rom. Von Professor Dr. A. Scharnagl 531
Wilhelm Emanuel v. Ketteler als Bahnbrecher unserer heutigen Sozialpolitik. Von Dr. Emil van den Boom 532
Die deutschen Katholiken und der christliche Optimismus. Von Dr. E Fleig 534
Die Entscheidungsstunde der Weltmission und wir. Von Universitätsprofessor Dr. Schmidlin 559
Aus den Tagen des badischen Kulturkampfes. Zugleich eine Erinnerung an Bischof Freiherrn von Ketteler. Von Dr. K. Rieder 560
Ritter von Buss, Präsident der 1. Katholikenversammlung 1848. Von Weitzel-Oppenau 565
Die Katholikentage Schrittmacher sozialer Arbeit. Von Redakteur Mich. Gasteiger 565
Statistisches und verwandte Dinge über die katholische Vereinstätigkeit in Hessen. Von Professor Hattemer 570
Der Mainzer Katholikentag. Von Chefredakteur Max Roeder 581
Spanien im Lichte des Eucharistischen Kongresses. Von Professor Dr. Eberhard Vogel 583
Senior Behrmann (†) und seine Stellung zur katholischen Kirche. Von Rektor C. Schmitt 588
Die „Modernisten"-Suche. Von Dr. Herm. Cardauns 606
Der Atheist und Sozialist Maurenbrecher über den Mainzer Katholikentag 607
Der päpstliche Erlass über die Verminderung der Feiertage unter spezieller Berücksichtigung der bayerischen Verhältnisse. Von Domkapitular Dr. Senger 617
Das Motuproprio des Papstes über die Festtage. Von Prof. Dr. Hoffmann 637
Zum Modus vivendi zwischen Katholiken und Protestanten. Von Pfarrer H. Doergens 672
Wahres und Falsches im Monismus. Von Otto Cohausz, S J. 681, 709
Luthers Werden in der jüngsten Beleuchtung. Von Privatdozent Dr. J. B. Aufhauser 708
Warum so nervös? Ein Brief über die Massnahmen Pius' X. Von Dr. P. Joh. Chrysostomus Schulte, O. M. Cap. 719
Katholikenversammlungen in Nordamerika. Von P. Franz Markert, S. V. D. 722
Zur Geographie des Islam. Von Dr. Joseph Wiese 724
Unterdrückung der Katholiken — aus Parität. Von L. Eberl 726
Die deutschen Missionsanstalten. Von Fr. Schwager, S. V. D. 739
Katholisch sans phrase. Vom Herausgeber 740
Die deutschen katholischen Theologen in Sachen des Modernisteneides au fait. Von Universitätsprof. Dr. J. B. Sägmüller 744
Das hilft. Von Prof. Otto Cohausz, S. J. 748
„Die Religion der Urne." Im Lichte ihrer Geschichte. Von Justinian Maag 760. 777, 798
Zur bayerischen Kirchengemeindeordnung. Von stv. Landgerichtsdirektor W. Fauner, Landtagsabg. 774
Ein Gedenktag in der katholischen Kirche Schottlands. Von J. R. Mac Kee 796
Monistische Sonntagspredigten. Von Otto v. Tegernsee 819
Wenn der Liberalismus sein Herz für die Klöster entdeckt. Vom Herausgeber 829, 835
„Katholisch sans phrase." Von Rev. John J. Laux, C. S. Sp. 835
Kardinal James Gibbons, Erzbischof von Baltimore. Von P. Franz Markert, S V D. 836
Eine Wallfahrt nach Werl. Zum 250jährigen Jubiläum des Gnadenortes. Von P. Oedekoven 838
„Die Religion der Urne." Ein Nachwort von Andreas Renk 861
Die Wiederkunft des Herrn. Von Dr. Friedrich Zoepfl 905
Katholischer Klerus und weltliche Gerichte. Mit besonderer Berücksichtigung Bayerns. Von Dr. Wilhelm Kraus 912, 937
P. Dionys Schuler, bisher Generalminister des Franziskanerordens, nunmehr Titularerzbischof von Nazianz. Von P. Amandus Sulzboeck, O. F. M. 917
Die neuen amerikanischen Kardinäle. Von Oberlehrer Dr. H. Beisenherz 940
Ketteler-Feier des Münchener Katholischen Frauenbundes. Von L. G. Oberlaender 950
Zum Friedensfeste. Von Pfarrer H. Doergens 967
Dokumente zur Wiedergeburt eines katholischen Volkes. Von Professor Dr. Eberhard Vogel 973
Rom im Jahre 1911. Von Dr. F. Antoni 997
Priester und Laien. Ein offenes Wort von Rechtsanwalt Aug. Nuss 00

IV. Schulfragen, Pädagogisches.

Wiens Gesundbrunnen. Von Chefredakteur Franz Eckardt 12
Die „Pädagogische Stiftung Cassianeum in Donauwörth". Von Franz Weigl 31
Die vlämische Hochschule. Von Dr. philol. et philos. J. Boonen 58
Dr. Lorenz Kellner. Zu dessen 100. Geburtstage: 29. Januar 1911. Von J. M. Schmiddinger 59
Aussichten der katholischen Philologen in Preussen. Von Oberlehrer Kuckhoff 63
Der Konflikt zwischen Episkopat und Bayerischem Lehrerverein. Von Hans Rosen 73
Die Einwände gegen den Religionsunterricht an den preussischen Fortbildungsschulen. Von Dr. J Honnef 85
Episkopat und Bayerischer Lehrerverein. Von Hans Rosen 276, 334, 385, 426
Zum Kampf um die Schule im neunzehnten Jahrhundert. Eine Lehre und Warnung für die Gegenwart. Von Hans von Limberg 285

Seite

Die katholischen Lehrer der Pfalz und der Episkopat. Von Louis Klinkenbach 426
Praktische Arbeit für christliche Pädagogik. Von Franz Weigl 461
Der Kampf um die Weltanschauung innerhalb der deutschen Lehrerschaft. Von Jos. Schorn . . 540
Zur Schulfrage in Belgien. Ein Rückblick. Von Dr. J. van Berg 602
Der Bayerische Lehrerverein und seine Jubelversammlung in Regensburg. Von H. Rosen 603
Warum muss in der Fortbildungs- und Fachschule Religionsunterricht erteilt werden? Von Gymn.-Prof. Dr. Hoffmann 604
Katholische höhere Mädchenschulen in Deutschland. Von Dr. Brüning 639
Oberlehrer Schubert und die Lehreraufbesserungen. Von H. Rosen 656, 701
Der katholische Lehrer und das christliche Schulideal. Von Franz Weigl 675
Wo sind wir rückständig? Zur Realschulfrage. Von Dr. Brüning 703
Eine neue Fortbildungsschule für Mädchen. Von Maria Cuylen 746
Zur Schulfrage in Hessen. Von L. Schmitt . . . 775
Konfessionelle oder staatliche Jugendpflege? Von Kaplan Franz Wienhold 942

V. Allgemeine Kulturfragen.

Die Frage des Zusammenschlusses in der katholischen Studentenwelt. Von Dr. Lender 62
Die Kulturaufgabe der kath. Studentenschaft. Von Rechtsanwalt August Nuss 62
5 Mark pro Bogen Schreibarbeit. Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags 75
Zur Frage der Trinkerfürsorge. Von Dr. Heinrich Weertz 140
Die neuen bayerischen Marken und Jubiläumsmünzen. Von L. G. Oberlaender 157
Oeffentlichkeit und Jugendgerichtsverfahren. Von Dr. Edgar Schmidt 163
Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage der Redakteure. Von Dr. van Rhiedt 164
Der erste Geburtstag des brasilianischen Pressvereins. Von P. Petrus Sinzig 176
Ideale Berufe. Von G. Deubig 200
Der katholische Pressverein für Bayern (E. V.). Von Generalsekretär Dr. Ludwig Müller 220
Akademische Vinzenzarbeit in den Ferien. Von cand. cam. Franz Wetzel 258
Die Pensionsversicherung der Privatangestellten. Von Dr. H. Müser 289
Eine dankbare Aufgabe für die Presse. Von Diplom-Ingenieur Hugo Althoff 290
Städtebaukunst und Stadtentwicklung in Wien. Von Dr. Eugen Lanske 293
Was uns bitter not tut. Zur Frage der Volksbibliotheken. Von Religions- und Oberlehrer Eisen . 294
Naturwissenschaft und Weltanschauung. Von Dr. Franz Joseph Völler 311
Die Blumenausstellung der Bayerischen Gartenbaugesellschaft. Von Jos. Albrecht 313
Schülerselbstmorde. Von A. M. Baronin Gamerra . 322
Was uns bitter not tut. Zur Frage der Volksbibliotheken. Eine Ergänzung. Von Generalsekretär Johannes Braun-Bonn 324
Die Tragikomödie der „öffentlichen Meinung". Von Dr. Joseph Eberle 349
Gedankensplitter. Von Joseph Lamby 356
Sozialpolitische Gedanken zu den modernen Blumentagen. Von Chefredakteur Max Roeder 375
Der gute Ton in der Presse. (Aus liberalen Hochschulkreisen.) 445
Die Pollard-Methode Von Dr. Heinrich Weertz . . 474
Schattenseiten moderner Blumentage. Von Johann Hammer 497
Zu viel nervöse Kritik und zu wenig Ruhe und Stetigkeit. Eine Zeitbetrachtung von Rechtsanwalt Aug. Nuss 508
Wichtige Aufgaben der katholischen Frauenbewegung. Von Ellen Ammann 535
Das religiöse Interesse im Studententum. Von Dr. Max Metzger 538
Ein Wort zum Zusammenschluss der katholischen Studentenschaft. Von Th. Wilms 539
Laienapostolat. Von Rechtsanwalt A. Nuss 563
Albertus-Magnus- und Studienunterstützungsvereine. Von Domvikar P. Weber 566
Studenten in die Jugendvereine! Von stud rer. merc. Alois Zenner 567
Unter der Herrschaft der Phrase. Von Oberlehrer Kuckhoff 635
Ein paar notwendige Anregungen zur Hebung unserer Presse. Von Dr. Hans Rost 677
Student und soziales Erlebnis. Von Dr. Joseph Eberle 678
Forderungen der Zeit an die katholischen Frauen. Von Ellen Ammann 680
Theater und Presse. Von Dr. Joseph Eberle 697
Richtertag und Anwaltstag. Von Dr. Edgar Schmidt 707
Noch immer „Dr.-Ing."? Von Direktor Dr. Fiack . 727
Zur Hebung unserer Presse. Von Oberlehrer Dr. Bohlen 761
Ein Nachwort zum Caritastag in Dresden. Von P. C. Noppel, S. J. 762
Erklärung. Von Dr. Hans Rost 778
Noch einige Anregungen zur Hebung unserer Presse. Von Rechtsanwalt Dr. Bartmann 783
Nochmals: Zur Hebung unserer Presse. Von Paul Künzel 797
Studentische Aktivität. Von cand. theol. Joseph Haas 801
Rechtspflege und Verwaltung. Von einem bayerischen Richter 816
Die Stellung der Oeffentlichkeit zu der Veterinärmedizin und ihren Vertretern. Von Tierarzt Alfred Hoffmann 859
Mehr Opferwilligkeit! Von Mich. Jos. Thaler 910
Verlorene Zeit. Zur sozialstudentischen Propaganda. Von Theodor Hüpgens 942

VI. Sittlichkeitsfragen.

Die moderne Bühne als hohe Schule sittlicher Verlotterung. Von Dr. Otto von Erlbach 8
„La Liga del Bon Mot". Von Hermann Dunelius 13
In eigener Sache 29
Ein kräftig Wörtlein über sogenannte „Herrenabende". Von Dr. Otto von Erlbach 30
„Unter dem Königlich Bayerischen Hoftitel." „Auch ein Beitrag zur Moral und doppelten Moral." Vom Herausgeber 44
Der Kampf gegen Pornographie und Pornokunst. Vom Herausgeber 53
Ein liberales Blatt gegen die Cochonnerie als Zeitkrankheit 60
Ein „gefährliches" Buch. Wie urteilen liberale Organe über den Karin Michaëlis-Rummel? . . 78
Ein rechtskräftiges Verdikt gegen Münchener Pornokunst. Von Dr. Otto von Erlbach 91
„Die Hochwacht." Monatsschrift zur Bekämpfung des Schundes und Schmutzes in Wort und Bild. Von Reinhold Heinen 94
Der höchste deutsche Gerichtshof über Münchener Pornokunst. Zugleich ein Wort über Zuständigkeit der Schwurgerichte für pornographische Delikte. Von Dr. Otto von Erlbach 108
„Kulturkuriosa." Von Erw. Fuhrmann 126
„Ein Asyl für Pornographen?" (Zur Frage der Zuständigkeit der Schwurgerichte für pornographische Delikte.) Von Dr. Otto von Erlbach 122
Die „Münchner Neuesten Nachrichten" und der Kampf gegen den Schmutz. Eine Abrechnung. Von Dr. Otto von Erlbach 146
Antipornographisches aus Brasilien. Von P. Petrus Sinzig, O. F. M. 162
Nochmals: „Ein Asyl für Pornographen?" Ein Nachtrag und eine neue Anklage. Von Dr. Otto von Erlbach 181
Organisierte Abwehr der öffentlichen Unsittlichkeit. Von F. Weigl 182
Vergiftung der deutschen Volksseele durch einen masslosen Sexualismus. Von Dr. Otto v. Erlbach 198
Lucullus als Fastenprediger. Oder: „Jugend"-Moral und sittenreine Entsagung 202
Der Anteil der Frau an der Bekämpfung der Immoralität in Wort und Bild. Von Ellen Amman. 203
Eine bedeutsame Kundgebung wider Schund und Schmutz. Von F. Weigl 221
Pornographie und buchhändlerischer Ehrbegriff. Von Dr. Otto von Erlbach 226
Eine schimpfliche Zumutung an deutsche Offiziere. Zur buchhändlerischen Spekulation auf einen exzessiven Sexualismus. Von Dr. Otto v. Erlbach 239
Eine grundsätzliche Entscheidung gegen „Sachverständigen"-Gutachten in Pornographie-Prozessen Zugleich rechtskräftige Zurückweisung der Privatklage des Hofbuchhändlers Karl Schüler gegen die „Allg. Rundschau". Vom Herausgeber . . . 309
Sittlicher Schutz der weiblichen Jugend. Von Franz Weigl 312
Ein italienischer Kliniker gegen die wachsende sittliche Zügellosigkeit. Von Dr. Jos. Massarette. Mit einem Nachwort von Dr Otto von Erlbach . 317
Zum Kampf gegen den Schmutz. Von Dr. Hermann Cardauns 323
Dirnen-Moden. Von Dr. Otto von Erlbach 339
Die Justiz im Kampfe gegen den Schmutz in Wort und Bild. Von Dr. Otto von Erlbach 389
Was christlichen Familien und deutschen Frauen zugemutet wird. Von Franz Albert 394
Unnötige Aufregung über das „sexuelle Elend des katholischen Klerus". Von L. A. Ritter 404
„Gegen den Simplicissimus." I und II 444
„Deutschland in der Welt voran." Eine dänische Stimme über den deutschen Export in Schund und Schmutz. (Mit deutschen Anmerkungen.) 459
Der Prozess Semerau. Pessimistische Randglossen. Von Dr. Otto von Erlbach 490
Nochmals: „Die schöne Helena" im Münchener Künstlertheater 499
Die Pornographie ein Schandflek für den deutschen Namen. Weitere Stimmen zum Prozess Semerau 510
Sexuallektüre und Pornographie. Zugleich ein Nachwort zum Prozess Semerau. Von Dr. Otto von Erlbach 541
Eine „unverdächtige" Stimme über die katholische Moraltheologie. Aus Hochschulkreisen 573
Vom Kampf gegen den Schmutz 587
Der Mainzer Katholikentag und der Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit 606
Ein Buch gegen volksvergiftende Kunst. Von Fritz Decker 627
„Münchener Sitten" und „Münchener Ton". Von Dr. Otto von Erlbach 641
Gegen die ungehinderte Verbreitung schamloser „Sexualliteratur". Von einem norddeutschen Offizier 658
Moderner Dirnengeist verseucht das deutsche Volk. Ein Appell an deutsches Ehr- und Nationalgefühl. Vom Herausgeber 673
„Der Schmutz stinkt zum Himmel." Neue Anklagen gegen den sogenannten Zeitgeist und seine Diener Von Dr. Otto von Erlbach 727
Wedekind und seine Freunde. Von W. Thamerus. 729, 763
Ehrenerklärung. Von Dr. Max Kemmerich 762
Das sogenannte „Recht auf Erotik" und seine praktischen Konsequenzen. Zugleich ein kräftig Wort über die „Gefahren der Grossstadt" und zu den jüngsten Skandalprozessen. Von Dr. Otto von Erlbach 779
Gegen Münchener Zotendramatik. Von W. Thamerus 784
Falsche Freunde Münchener Kunst. Von W. Thamerus 843
Ein „Nacktkultur"-Skandal in München. Von Dr. Otto von Erlbach 888
Ein französisches Sittenpanama. Von Adolf Richter. 915
Deutschland im Zeichen des sittlichen Niedergangs. Von Dr. Otto von Erlbach 916
Im Zeichen der „Nacktkultur". Von Dr. Otto von Erlbach 943
Nochmals zum Kapitel „Nacktkultur". (Otto v. Erlbach) 980
Der Sittenverfall in Frankreich. Ursachen und Heilmittel Von P. Petrus Leischner 1004
Wirksame Bekämpfung der Schmutz- und Schundliteratur. Von J. J. Laux, C. S. Sp. 1004

VII. Wissenschaft und Kunst.

„Voraussetzungslose Wissenschaft" und Antimodernisteneid. Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz 5
Allgemeine Kunstrundschau. Von Dr. O Doering 16, 95, 166, 262, 327, 431, 499, 609, 643, 762, 820, 949
Die Kaiser Franz Josef-Jubiläums-Ausstellung im Münchener Kunstverein. Von Oskar Doering . . . 31
Münchener Kunstgewerbe. Von Fel. Hinzen 32
Wissenschaft und Objektivität. Von Universitätsprofessor Dr. J. Sägmüller 38
Ausstellung altspanischer Malerei. Von Dr. Doering 48
Fritz von Uhde. † Von Dr. O Doering 145
Zum 90. Geburtsfeste des Prinzregenten Luitpold. Von A. Walter 166
Christliche Kunst. Von Felix Hinzen . . . 166, 184, 206
Meisterwerke christlicher Kunst. Von Dr. O. Doering 183
Münchener Landschaftsmalerei. Von Dr. O. Doering 227
Dr. F. W Förster in Budapest. Von Paul Schrotty 338
Kunst und Ethik 356
Der Bonner Vortragsverband zur Veranstaltung populär-wissenschaftlicher Vorträge. Von Prof. Dr. Cremer 356
Römische Ausstellungen. Von Dr. O. Doering . . . 408
Münchener Juryfreie Kunstausstellung. Von Dr. O. Doering 447
Christliche Kunst. Von Dr. O. Doering 448
Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst. Von Ministerialrat Franz Matt 477
Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst. Richtigstellung und Entgegnung 489
Die Münchener Jubiläumsausstellung. Von Dr. O. Doering 514
Zur Münchener Rektoratswahl. Von einem unverantwortlichen Spektator in den akademischen Lehrkörper hinein 562
Die künstlerische Ueberlegenheit der katholischen Weltanschauung. Von Prof. J. Overmans. S. J. . 568
Denkmalspflegekurs für Geistliche und Verwaltungsbeamte Von Domkapitular Dr. Senger 589
Kirchliche Kunstausstellung in Stuttgart. Von Dr. O. Doering 628
Kirchliche Kunst. Von Andreas Kempf 731
Was ist Entwicklung? Von Universitätsprofessor Dr Karl Braig 745
Die Denkmälerbeschreibung von Unterfranken. Von Dr F. Mader, kgl. Kustos 747
Das Hauptziel des deutschen Hochschullehrervereins. Vom akadem. Spektator 791
Klerus und kirchliche Denkmalpflege. Von Dr. Richard Hoffmann, kgl. Kustos am Generalkonservatorium 800
Kirchliche Kunst. Von F. H. Stiassny 805
Bibelbilber von Prof. Gebhard Fugel. Von Dr. Oskar Doering 865
Münchener Kunst. Von Martin Merx 867
Theologische Fakultäten und wissenschaftliche Forschung. Aus der Antrittsrede Sr. Magnifizenz des Rektors Dr. Alois Knöpfler 972

VIII. Literatur.

So ist es! Zu den „Bedenken eines katholischen Buchhändlers". Von Otto Eltermann 11
Pädagogische Neuerscheinungen. Von F. Weigl . 13
Vom Büchertisch 14, 63, 79, 95, 111, 126, 144, 183, 205, 225, 244, 260, 279, 296, 312, 325, 342, 360, 379, 394, 410, 430, 446, 462, 498, 572, 591, 610, 627, 642, 731, 782, 803, 819, 842, 861, 887, 921, 947, 979, 1005.
Ein moderner Dramatiker der Gral-Sage. Von Dr. Paul Lerch 46
Zum Feldzuge gegen Enrica v. Handel-Mazzetti. Von Chefredakteur Franz Eckardt 61
Vom Büchermarkt 65, 129, 168, 208, 281, 345, 361, 413, 516, 592, 612, 785, 805, 869, 952 981.
Literatur und Buchhandel. Von Martin Lenz . . . 76
Auch ein Buch: Mehr Freude. Von E. Mack 110
Literarische und künstlerische Festgaben zum neunzigsten Geburtsfeste des Prinzregenten. Von Kurt Freden 143
Dr. Augustin Wibbelts „Trostbüchlein vom Tode". Von E. M Hamann 165
Zu K Domanigs 60. Geburtstage. 3. April 1911. Von E. M. Hamann 223
Sebastian Wiesers „Antichrist". Von M. Lund . . . 224
Martin Greif †. Von L. G Oberlaender 242
Antonio Fogazzaro †. Von Johannes Eckardt . . 243
Karl Schönherrs „Merkbuch". Von Johannes Eckardt 260
„Der Aar" Ein Hinweis. Von M. Lund 278
Baumgartners Italienische Literaturgeschichte. Von Dr. Lorenz Krapp 292

Seite
Bayerische konservative Vereinigung. Von einem konservativen Protestanten 655
Streiflichter aus Oesterreich-Ungarn. Von Chefredakteur Franz Eckardt 657, 672
Die rote Woche von Jena. Von Red. M Gasteiger . 669
Der Liberalismus und der Landesverrat der Sozialdemokratie. Eine Erinnerung. Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags 670
Der sozialistische Teuerungsaufruhr in Wien. Von Chefredakteur Franz Eckardt 698
Die Aufgaben des Zentrums im bayerischen Landtage. Von J. M. Dreiling 700
Was ist das Zentrum? Von einem Parteiveteran . 702
Die revolutionäre Sozialdemokratie 702
Der geduldige deutsche Michel. Von Chefredakteur Max Roeder 702
Kaiserin Augusta, die Samariterin auf dem Throne. Von Rektor C. Ommerborn 710
Die Finanzlage Bayerns. Von Ph. Frick 722
Force noire. Auch ein Beitrag zur Marokkofrage. Von Major a. D. Friedrich Koch-Breuberg 723
Ein „durchschlagender“ Erfolg der Sozialdemokratie im österreichischen Parlament. Von Chefredakteur Franz Eckardt 737
Der katalanische Zweckverband: eine Bresche in den spanischen Zentralismus. Von Prof. Dr. E. Vogel . 741
Die deutschen Arbeitgeberverbände im Jahre 1910. Von J. Veen 743
Ganz Undiplomatisches über Tripolis. Von Erzberger, Mitglied des Reichstags 753
Das Reichsland vor der Entscheidung. Von Chefredakteur Th. Seitz 755
Die Bayerische Reichspartei. Von einem konservativen Protestanten 755
Die Bayerische Reichspartei als Erzieherin. Vom Herausgeber 756
Briefe aus Oesterreich. Zum sozialdemokratischen Mordanschlag auf den österreichischen Justizminister. Ein merkwürdiger Justizirrtum. Von Chefredakteur Franz Eckardt 757
Prinz Ludwig von Bayern über mitteleuropäische Wirtschaftsprobleme 758
Vom Dreibund des Liberalismus und Sozialismus mit der „allmächtigen Freimaurerei“. Von F. Borchardt 759
Oesterreich-Ungarns Anspruch auf Valona. Von Salvator R. 771
Zu den belgischen Gemeindewahlen. Zur Aufklärung einer irregeführten öffentlichen Meinung. Von Dr. Jos. Massarette 774
Eine gekündigte und eine gefestigte Freundschaft der Kgl. b. Sozialdemokratie. Zu den jüngsten Debatten in der bayerischen Kammer. Von Mich. Gasteiger 792
Pazifistenglossen über Tripolis. Zugleich eine Antwort an Matth. Erzberger, M. d. R. Von F. Decker 795
Die Gründe unserer sozialen Rückständigkeit. Von Lorenz Wolf 795
Reichstag und Marokkoabkommen. Eine groteske Wandlung der liberalen Trierier von 1906. Von Matth. Erzberger, Mitglied des Reichstags 809
Der 12. Januar 1912. Von Chefredakteur Max Roeder 811
Die hessischen Landtagswahlen. Von Prof Hattemer 812
Die Landtagswahlen in Elsass-Lothringen. Von Chefredakteur Th. Seltz 813
Konstanz als Auftakt zu den allgemeinen Reichstagswahlen. Von Carl Diez 814
Der Regierungswechsel in Oesterreich. Von Chefredakteur Franz Eckardt 815
Politische Krisis in Bayern. Von J. M. Dreiling . . 832
Hoch Köln! Zu dem glänzenden Siege bei den Kölner Stadtratswahlen. Von Franz Rupp . . . 833
Die deutsche Sozialdemokratie Oesterreichs. Von Chefredakteur Franz Eckardt 834
Portugal und Verwandtes. Bittere Glossen von Paul Schwerdt 835
Regierung und Staatsautorität in Bayern. Glossen zur Landtagsauflösung. Vom Herausgeber . . . 853
Der österreichische Abgeordnete mit der Hundspeitsche. Von Chefredakteur Franz Eckardt . . . 858
Die bayerische Regierung auf dem Kriegspfade gegen das Zentrum. Vom Herausgeber 877
Zur politischen Lage in Frankreich. Von A. Richter 881
Die Niederlage des Republikanismus bei den spanischen Gemeinderatswahlen. Von Prof. Dr. E. Vogel 882
Zwei politische Abdankungen im katholischen Lager Oesterreichs. Von Chefredakteur Franz Eckardt . 883
Zum neuen Buchdruckertarif 884
Vorbildliches von der Kölner Zentrumspartei. Von Chefredakteur Max Roeder 884
Zu den bayerischen Gemeindewahlen. Von Hans Abel, Gemeindebevollmächtigter 885
Kulissenwechsel im Lager der bayerischen Regierungsschutztruppen. Vom Herausgeber 906
Erklärung des Vorsitzenden der bayer. Zentrumsfraktion 907
Ein hochpolitisches Duell in Oesterreich. Von Chefredakteur Franz Eckardt 914
Zur Lage in der Schweiz. Von Rechtsanwalt Th. Lunke. (Die Neuwahl des Nationalrates. — Das Gesetz über die Kranken- und Unfallversicherung. — Finanzreform.) 940
Der Proporz in Baden. Von Landtagsabgeordneten Dr. Joseph Schofer 969
Das Schuldkonto der Sozialdemokratie. Von Chefredakteur Max Roeder 970
Eine gemeinsame Aufgabe für Handwerker u. Arbeiter. Von Oberlehrer Kuckhoff 971
Roosevelt und die amerikanische Präsidentenwahl. Von Dr. Heinr. Beisenherz 974
Heuchler und Religionshetzer Liberalismus. Nach Zitaten aus liberalen Blättern porträtiert. Eine Wahlabrechnung. Vom Herausgeber 989
Zum Aufmarsch der Parteien in Baden. Von Landtagsabg. Dr. J. Schofer 999
Student und Politik. Von Hermann Haban 1001
Warum der Aufstand in China. Von P Wg. M. Ibler S. V. D. 1002

III. Religiöses und Konfessionelles.

Seite
Ueber Kircheneinweihungen. Von Franz Friedrich 8
Wie für religiöse Artikel Reklame gemacht wird . . 12
Der Brief des Papstes an die orientalischen Bischöfe. Von Dr. Paul Maria Baumgarten 22
Der Konflikt zwischen dem Episkopat und dem Bayerischen Lehrerverein. Von Hans Rosen . . . 23
Rom im Jahre 1910. Von Dr. Paul Maria Baumgarten 26
Vom Antimodernisteneid. Von P. Ernst 38
Rom und der Orient. Von Generalsekretär Arthur Wynen, P. S. M. 45, 56
Militärseelsorger oder Knute? Brasilianisches. Von P. Petrus Sinzig, O. F. M. 47
Positive und negative Reliquienverehrung. Von Pfarrer H. Doergens 57
Die päpstliche Schweizergarde. Von Dr. Paul Maria Baumgarten 74, 164
Das Jahrbuch der akademischen Bonifatiusvereine. Von Fritz Flinterhoff 78
Der neue Bischof von Speyer. Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz 88
Der Antimodernisteneid und die theologischen Fakultäten an Staatsuniversitäten 91
Antwort auf einen „Offenen Brief“. Von Universitätsprofessor Dr. J. B. Sägmüller 91
Jesus auf der Bühne. Von Universitätsprofessor Dr. M. Meinertz 93
Uditore Heiner und Rechtsanwalt ten Hompel. Von Th. Witzel 104
Der Kampf gegen Rom. Von Dr. phil. et theol. Karl Rieder, Pfarrer 105
Das erste katholische Missionsfest in Fulda. Von Rob. Streit, O. M. J. 107
Weihbischöfe in Bayern. Von Privatdozent Dr. A. Scharnagl 117
Ein Duell zwischen Keplerbund und Monistenbund. Von Dr. M. Buchberger 121
Religiöses Erleben. Von Joseph Wernado 135
Laienkatechese in Wien. Von Baronin Alberta M. Gamerra 141
Wollen — eine königliche Kunst. Von Dr. P. Joh. Chrysostomus Schulte, O. M Cap. 142
Rechtsanwalt ten Hompel und Uditore Heiner . . 143
Neues Missionsseminar für Nord- und Südamerika . 145
Freireligiöser Kultus und Bayerische Verfassung. Von Dr. Jos. Kausen 160
Geschichtslehrbücher als Quelle von Vorurteilen gegen die Katholiken. Von Dr. E. Fleig 179
Zur Literatur über den Antimodernisteneid. Von Universitätsprofessor Dr. J. B. Sägmüller . . . 198
Staat und Kirche in ihrer Wechselwirkung. Von Pfarrer H Doergens 199
Unerhörter „religiöser“ Reklameunfug auf der Leipziger Messe. Von Ernst Mentor 204
„Glaube und Heimat.“ Oder: die Bühne als religiöspolitisches Kampfmittel. Glossen zu Vorgängen in Kiel und München. Von W. Thamerus 215
Zur Geschichte der hl. Kommunion. Von Dr. Scharnagl 222
Katholiken Deutschlands . . ! 228
Unerhörter „religiöser“ Reklameunfug. (Erlass des Kapitular-Vikars in Münster.) 244
Ostern. Von Pfarrer Dr. Vögele 251
Gedanken über Kinderkommunion. Von Dr. Joseph Holzner 255
Das Christentum eine Religion der — „Müden“? Von Dr. K. Neundörfer 256
Die neue Zeitschrift für Missionswissenschaft. Von P. Frz. Albrecht, C S Sp. 259
Moderne Universität und christkatholischer Glaube. Von Dr. Joseph Eberl 269
Geschäftskatholizismus. Von Dr. Fridolin Geser . 277
Der theologische Nachwuchs in Deutschland. Von Dr. Brüning 306
Einladung zur 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Mainz 1911 308
Zur Lage der katholischen Kirche in Südamerika. Von Karl Friedrich Ritter 312
Zum Kapitel der religiösen Volksschriftstellerei. Von P. Dr. Joh. Chrysostomus Schulte 355
Gegen den Missbrauch geistlicher Empfehlungen für den Kolportagevertrieb religiöser Bücher und Bilder 354
Pfingstgedanken. Von J. Wernado 374
Die Seelsorge auf dem Meere. Von Msgr. Graf Vay de Vaya und zu Luskod 376
Eine Diagnose. Von Dr. Franz Heiner. Auditor der Römischen Rota 387
Ein freimaurerischer Jesusroman. Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz 392
Der neuerwählte Bischof von Münster. Von Dr. P. Joh. Chrys. Schulte, O. M. Cap. 402
Programm der 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Mainz 405
Der Prozess Verdesi. Von Dr. J. Massarette . . . 421
Die Rückbewegung zur katholischen Kirche in England. Von Dr. H. Traugott Schorn 427
Kardinal Fischer über das preussische Feuerbestattungsgesetz 439
Der Fall Jatho. Von einem Protestanten 453
Exerzitien. Eine Studie für Väter und Lehrer. Von Rektor Hammelrath 463
Der Fall Jatho oder der Protestantismus auf dem Wege nach Rom. Von Otto Cohausz, S. J. . . . 471
Vom Eucharistischen Kongress in Madrid. Von Pfarrer J. Odenthal 475
Eine „religiöse Gefahr“ für die deutschen Katholiken. Von Joseph Mauch. — Erklärung des Apostolischen Nuntius in München. — Erklärung des Kardinalstaatssekretärs 485
Der Mainzer Katholikentag. Von Dompfarrer August Fecher 489
Am Ende der Geduld. Zu den jüngsten Verdächtigungen der deutschen Katholiken. Von Joseph Mauch 505
Hugo Kochs neueste Phase. Von Universitätsprossor Dr. Anton Seitz 509
Willkommen in Mainz! Zur 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands. Von Dompfarrer August Fecher 527
Seite
Bischof Wilhelm Emanuel von Kettelers Persönlichkeit und kirchliches Wirken. Von Dr. P. Joh. Chrysostomus Schulte 529
Bonifatius und Rom. Von Professor Dr. A. Scharnagl 531
Wilhelm Emanuel v. Ketteler als Bahnbrecher unserer heutigen Sozialpolitik. Von Dr. Emil van den Boom 532
Die deutschen Katholiken und der christliche Optimismus. Von Dr. E. Fleig 534
Die Entscheidungsstunde der Weltmission und wir. Von Universitätsprofessor Dr. Schmidlin . . . 559
Aus den Tagen des badischen Kulturkampfes. Zugleich eine Erinnerung an Bischof Freiherrn von Ketteler. Von Dr. K. Rieder 560
Ritter von Buss, Präsident der 1. Katholikenversammlung 1848. Von Weitzel-Oppenau 565
Die Katholikentage Schrittmacher sozialer Arbeit. Von Redakteur Mich. Gasteiger 565
Statistisches und verwandte Dinge über die katholische Vereinstätigkeit in Hessen. Von Professor Hattemer 570
Der Mainzer Katholikentag. Von Chefredakteur Max Roeder 581
Spanien im Lichte des Eucharistischen Kongresses. Von Professor Dr. Eberhard Vogel 583
Senior Behrmann (†) und seine Stellung zur katholischen Kirche. Von Rektor C. Schmitt 588
Die „Modernisten“-Suche. Von Dr. Herm. Cardauns. 606
Der Atheist und Sozialist Maurenbrecher über den Mainzer Katholikentag 607
Der päpstliche Erlass über die Verminderung der Feiertage unter spezieller Berücksichtigung der bayerischen Verhältnisse. Von Domkapitular Dr. Senger 617
Das Motuproprio des Papstes über die Festtage. Von Prof. Dr. Hoffmann 637
Zum Modus vivendi zwischen Katholiken und Protestanten. Von Pfarrer H. Doergens 672
Wahres und Falsches im Monismus. Von Otto Cohausz, S. J. 681, 709
Luthers Werden in der jüngsten Beleuchtung. Von Privatdozent Dr. J. B. Aufhauser 708
Warum so nervös? Ein Brief über die Massnahmen Pius X. Von Dr. P. Joh. Chrysostomus Schulte, O. M. Cap. 719
Katholikenversammlungen in Nordamerika. Von P. Franz Markert, S. V. D. 722
Zur Geographie des Islam. Von Dr. Joseph Wiese 724
Unterdrückung der Katholiken — aus Parität. Von L. Eberl 726
Die deutschen Missionsanstalten. Von Fr. Schwager, S. V. D. 739
Katholisch sans phrase. Vom Herausgeber . . . 740
Die deutschen katholischen Theologen in Sachen des Modernisteneides au fait. Von Universitätsprof. Dr. J. B. Sägmüller 744
Das hilft. Von Prof. Otto Cohausz, S. J. 748
„Die Religion der Urne.“ Im Lichte ihrer Geschichte. Von Justinian Maag 760, 777, 798
Zur bayerischen Kirchengemeindeordnung. Von stv. Landgerichtsdirektor W. Fauner, Landtagsabg. . . 774
Ein Gedenktag in der katholischen Kirche Schottlands. Von J. R. Mac Kee 796
Monistische Sonntagspredigten. Von Otto v. Tegernsee 819
Wenn der Liberalismus sein Herz für die Klöster entdeckt. Vom Herausgeber 829, 835
„Katholisch sans phrase.“ Von Rev. John J. Laux, C. S. Sp. 835
Kardinal James Gibbons, Erzbischof von Baltimore. Von P. Franz Markert, S. V. D. 836
Eine Wallfahrt nach Werl. Zum 250jährigen Jubiläum des Gnadenortes. Von P. Oedekoven . . . 838
„Die Religion der Urne.“ Ein Nachwort von Andreas Renk 861
Die Wiederkunft des Herrn. Von Dr. Friedrich Zoepfl 905
Katholischer Klerus und weltliche Gerichte. Mit besonderer Berücksichtigung Bayerns. Von Dr. Wilhelm Kraus 912, 937
P. Dionys Schuler, bisher Generalminister des Franziskanerordens, nunmehr Titularerzbischof von Nazianz. Von P. Amandus Sulzboeck, O. F. M. . 917
Die neuen amerikanischen Kardinäle. Von Oberlehrer Dr. H. Beisenherz 940
Ketteler-Feier des Münchener Katholischen Frauenbundes. Von L. G. Oberlaender 950
Zum Friedensfeste. Von Pfarrer H. Doergens . . . 967
Dokumente zur Wiedergeburt eines katholischen Volkes. Von Professor Dr. Eberhard Vogel . . . 973
Rom im Jahre 1911. Von Dr. F. Antoni 997
Priester und Laien. Ein offenes Wort von Rechtsanwalt Aug. Nuss 00

IV. Schulfragen, Pädagogisches.

Wiens Gesundbrunnen. Von Chefredakteur Franz Eckardt 12
Die „Pädagogische Stiftung Cassianeum in Donauwörth“. Von Franz Weigl 31
Die vlämische Hochschule. Von Dr. philol. et philos. J. Boonen. 58
Dr. Lorenz Kellner. Zu dessen 100. Geburtstage: 29. Januar 1911. Von J. M. Schmidinger. . . . 59
Aussichten der katholischen Philologen in Preussen. Von Oberlehrer Kuckhoff 63
Der Konflikt zwischen Episkopat und Bayerischem Lehrerverein. Von Hans Rosen 73
Die Einwände gegen den Religionsunterricht an den preussischen Fortbildungsschulen. Von Dr. J Honnef 85
Episkopat und Bayerischer Lehrerverein. Von Hans Rosen 276, 334, 385, 426
Zum Kampf um die Schule im neunzehnten Jahrhundert. Eine Lehre und Warnung für die Gegenwart. Von Hans von Limberg 285

Seite

Die katholischen Lehrer der Pfalz und der Episkopat. Von Louis Klinkenbach 426
Praktische Arbeit für christliche Pädagogik. Von Franz Weigl 461
Der Kampf um die Weltanschauung innerhalb der deutschen Lehrerschaft. Von Jos. Schorn 540
Zur Schulfrage in Belgien. Ein Rückblick. Von Dr. J. van Berg 602
Der Bayerische Lehrerverein und seine Jubelversammlung in Regensburg. Von H. Rosen 603
Warum muss in der Fortbildungs- und Fachschule Religionsunterricht erteilt werden? Von Gymn.-Prof. Dr. Hoffmann 604
Katholische höhere Mädchenschulen in Deutschland. Von Dr. Brüning 639
Oberlehrer Schubert und die Lehreraufbesserungen. Von H. Rosen 656, 701
Der katholische Lehrer und das christliche Schulideal. Von Franz Weigl 675
Wo sind wir rückständig? Zur Realschulfrage. Von Dr. Brüning 703
Eine neue Fortbildungsschule für Mädchen. Von Maria Cuylen 746
Zur Schulfrage in Hessen. Von L. Schmitt 775
Konfessionelle oder staatliche Jugendpflege? Von Kaplan Franz Wienhold 942

V. Allgemeine Kulturfragen.

Die Frage des Zusammenschlusses in der katholischen Studentenwelt. Von Dr. Lender 62
Die Kulturaufgabe der kath. Studentenschaft. Von Rechtsanwalt August Nuss 62
5 Mark pro Bogen Schreibarbeit. Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags 75
Zur Frage der Trinkerfürsorge. Von Dr. Heinrich Weertz 140
Die neuen bayerischen Marken und Jubiläumsmünzen. Von L. G. Oberlaender 157
Oeffentlichkeit und Jugendgerichtsverfahren. Von Dr. Edgar Schmidt 163
Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage der Redakteure. Von Dr. van Rhiedt 164
Der erste Geburtstag des brasilianischen Pressvereins. Von P. Petrus Sinzig 176
Ideale Berufe. Von G. Deubig 200
Der katholische Pressverein für Bayern (E. V.). Von Generalsekretär Dr. Ludwig Müller 220
Akademische Vinzenzarbeit in den Ferien. Von cand. cam. Franz Wetzel 258
Die Pensionsversicherung der Privatangestellten. Von Dr. H. Müser 289
Eine dankbare Aufgabe für die Presse. Von Diplom-Ingenieur Hugo Althoff 290
Städtebaukunst und Stadtentwicklung in Wien. Von Dr. Eugen Lanske 293
Was uns bitter not tut. Zur Frage der Volksbibliotheken. Von Religions- und Oberlehrer Eisen . . 294
Naturwissenschaft und Weltanschauung. Von Dr. Franz Joseph Völler 311
Die Blumenausstellung der Bayerischen Gartenbaugesellschaft. Von Jos. Albrecht 313
Schülerselbstmorde. Von A. M. Baronin Gamerra . 322
Was uns bitter not tut. Zur Frage der Volksbibliotheken. Eine Ergänzung. Von Generalsekretär Johannes Braun-Bonn 324
Die Tragikomödie der „öffentlichen Meinung“. Von Dr. Joseph Eberle 349
Gedankensplitter. Von Joseph Lamby 356
Sozialpolitische Gedanken zu den modernen Blumentagen. Von Chefredakteur Max Roeder 375
Der gute Ton in der Presse. (Aus liberalen Hochschulkreisen.) 445
Die Pollard-Methode. Von Dr. Heinrich Weertz . . 474
Schattenseiten moderner Blumentage. Von Johann Hammer 497
Zu viel nervöse Kritik und zu wenig Ruhe und Stetigkeit. Eine Zeitbetrachtung von Rechtsanwalt Aug. Nuss 508
Wichtige Aufgaben der katholischen Frauenbewegung. Von Ellen Ammann 535
Das religiöse Interesse im Studententum. Von Dr. Max Metzger 538
Ein Wort zum Zusammenschluss der katholischen Studentenschaft. Von Th. Wilms 539
Laienapostolat. Von Rechtsanwalt A. Nuss 563
Albertus-Magnus- und Studienunterstützungsvereine. Von Domvikar P. Weber 566
Studenten in die Jugendvereine! Von stud rer. merc. Alois Zenner 567
Unter der Herrschaft der Phrase. Von Oberlehrer Kuckhoff 635
Ein paar notwendige Anregungen zur Hebung unserer Presse. Von Dr. Hans Rost 677
Student und soziales Erlebnis. Von Dr. Joseph Eberle 678
Forderungen der Zeit an die katholischen Frauen. Von Ellen Ammann 680
Theater und Presse. Von Dr. Joseph Eberle 697
Richtertag und Anwaltstag. Von Dr. Edgar Schmidt 707
Noch immer „Dr.-Ing.“? Von Direktor Dr. Fiack . 727
Zur Hebung unserer Presse. Von Oberlehrer Dr. Bohlen 761
Ein Nachwort zum Caritastag in Dresden. Von P. C. Noppel, S. J. 762
Erklärung. Von Dr. Hans Rost 778
Noch einige Anregungen zur Hebung unserer Presse. Von Rechtsanwalt Dr. Bartmann 783
Nochmals: Zur Hebung unserer Presse. Von Paul Künzel 797
Studentische Aktivität. Von cand. theol. Joseph Haas 801
Rechtspflege und Verwaltung. Von einem bayerischen Richter 816

Seite

Die Stellung der Oeffentlichkeit zu der Veterinärmedizin und ihren Vertretern. Von Tierarzt Alfred Hoffmann 859
Mehr Opferwilligkeit! Von Mich. Jos. Thaler 910
Verlorene Zeit. Zur sozialstudentischen Propaganda. Von Theodor Hüpgens 942

VI. Sittlichkeitsfragen.

Die moderne Bühne als hohe Schule sittlicher Verlotterung. Von Dr. Otto von Erlbach 8
„La Lliga del Bon Mot“. Von Hermann Dunelius 13
In eigener Sache 29
Ein kräftig Wörtlein über sogenannte „Herrenabende“. Von Dr. Otto von Erlbach 30
„Unter dem Königlich Bayerischen Hoftitel.“ „Auch ein Beitrag zur Moral und doppelten Moral.“ Vom Herausgeber 44
Der Kampf gegen Pornographie und Pornokunst. Vom Herausgeber 53
Ein liberales Blatt gegen die Cochonnerie als Zeitkrankheit 60
Ein „gefährliches“ Buch. Wie urteilen liberale Organe über den Karin Michaëlis-Rummel? . . 78
Ein rechtskräftiges Verdikt gegen Münchener Pornokunst. Von Dr. Otto von Erlbach 91
„Die Hochwacht.“ Monatsschrift zur Bekämpfung des Schundes und Schmutzes in Wort und Bild. Von Reinhold Heinen 94
Der höchste deutsche Gerichtshof über Münchener Pornokunst. Zugleich ein Wort über Zuständigkeit der Schwurgerichte für pornographische Delikte. Von Dr. Otto von Erlbach 108
„Kulturkuriosa.“ Von Erw. Fuhrmann 126
„Ein Asyl für Pornographen?“ (Zur Frage der Zuständigkeit der Schwurgerichte für pornographische Delikte.) Von Dr. Otto von Erlbach 122
Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ und der Kampf gegen den Schmutz. Eine Abrechnung. Von Dr. Otto von Erlbach 146
Antipornographisches aus Brasilien. Von P. Petrus Sinzig, O. F. M. 162
Nochmals: „Ein Asyl für Pornographen?“ Ein Nachtrag und eine neue Anklage. Von Dr. Otto von Erlbach 181
Organisierte Abwehr der öffentlichen Unsittlichkeit. Von F. Weigl 182
Vergiftung der deutschen Volksseele durch einen masslosen Sexualismus. Von Dr. Otto v. Erlbach 198
Lucullus als Fastenprediger. Oder: „Jugend“-Moral und sittenreine Entsagung 202
Der Anteil der Frau an der Bekämpfung der Immoralität in Wort und Bild. Von Ellen Ammann. 203
Eine bedeutsame Kundgebung wider Schund und Schmutz. Von F. Weigl 221
Pornographie und buchhändlerischer Ehrbegriff. Von Dr. Otto von Erlbach 226
Eine schimpfliche Zumutung an deutsche Offiziere. Zur buchhändlerischen Spekulation auf einen exzessiven Sexualismus. Von Dr. Otto v. Erlbach 239
Eine grundsätzliche Entscheidung gegen „Sachverständigen“-Gutachten in Pornographie-Prozessen Zugleich rechtskräftige Zurückweisung der Privatklage des Hofbuchhändlers Karl Schüler gegen die „Allg. Rundschau“. Vom Herausgeber 309
Sittlicher Schutz der weiblichen Jugend. Von Franz Weigl 312
Ein italienischer Kliniker gegen die wachsende sittliche Zügellosigkeit. Von Dr. Jos. Massarette. Mit einem Nachwort von Dr Otto von Erlbach . 317
Zum Kampf gegen den Schmutz. Von Dr. Hermann Cardauns 323
Dirnen-Moden. Von Dr. Otto von Erlbach 339
Die Justiz im Kampfe gegen den Schmutz in Wort und Bild. Von Dr. Otto von Erlbach 389
Was christlichen Familien und deutschen Frauen zugemutet wird. Von Franz Albert 394
Unnötige Aufregung über das „sexuelle Elend des katholischen Klerus“. Von L. A. Ritter 404
„Gegen den Simplicissimus.“ I und II 444
„Deutschland in der Welt voran.“ Eine dänische Stimme über den deutschen Export in Schund und Schmutz. (Mit deutschen Anmerkungen.) 459
Der Prozess Semerau. Pessimistische Randglossen. Von Dr. Otto von Erlbach 490
Nochmals: „Die schöne Helena“ im Münchener Künstlertheater 499
Die Pornographie ein Schandfleck für den deutschen Namen. Weitere Stimmen zum Prozess Semerau 510
Sexuallektüre und Pornographie. Zugleich ein Nachwort zum Prozess Semerau. Von Dr. Otto von Erlbach 541
Eine „unverdächtige“ Stimme über die katholische Moraltheologie. Aus Hochschulkreisen 573
Vom Kampf gegen den Schmutz 587
Der Mainzer Katholikentag und der Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit 606
Ein Buch gegen volksvergiftende Kunst. Von Fritz Decker 627
„Münchener Sitten- und „Münchener Ton“. Von Dr. Otto von Erlbach 641
Gegen die ungehinderte Verbreitung schamloser „Sexualliteratur“. Von einem norddeutschen Offizier 658
Moderner Dirnengeist verseucht das deutsche Volk. Ein Appell an deutsches Ehr- und Nationalgefühl. Vom Herausgeber 673
„Der Schmutz stinkt zum Himmel.“ Neue Anklagen gegen den sogenannten Zeitgeist und seine Diener Von Dr. Otto von Erlbach 727
Wedekind und seine Freunde. Von W. Thamerus. 729, 763
Ehrenerklärung. Von Dr. Max Kemmerich 762

Seite

Das sogenannte „Recht auf Erotik“ und seine praktischen Konsequenzen. Zugleich ein kräftig Wort über die „Gefahren der Grossstadt“ und zu den jüngsten Skandalprozessen. Von Dr. Otto von Erlbach 779
Gegen Münchener Zotendramatik. Von W. Thamerus 784
Falsche Freunde Münchener Kunst. Von W. Thamerus 843
Ein „Nacktkultur“-Skandal in München. Von Dr. Otto von Erlbach 888
Ein französisches Sittenpanama. Von Adolf Richter . 915
Deutschland im Zeichen des sittlichen Niedergangs. Von Dr. Otto von Erlbach 916
Im Zeichen der „Nacktkultur“. Von Dr. Otto von Erlbach 943
Nochmals zum Kapitel „Nacktkultur“. (Otto v. Erlbach) 980
Der Sittenverfall in Frankreich. Ursachen und Heilmittel Von P. Petrus Leischner 1004
Wirksame Bekämpfung der Schmutz- und Schundliteratur. Von J. J. Laux, C. S. Sp. 1004

VII. Wissenschaft und Kunst.

„Voraussetzungslose Wissenschaft“ und Antimodernisteneid. Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz 5
Allgemeine Kunstrundschau Von Dr O Doering 16, 95, 166, 262, 327, 431, 499, 609, 643, 762, 820, 949
Die Kaiser Franz Josef-Jubiläums-Ausstellung im Münchener Kunstverein. Von Oskar Doering . . . 31
Münchener Kunstgewerbe. Von Fel. Hinzen . . . 32
Wissenschaft und Objektivität. Von Universitätsprofessor Dr. J. Sägmüller 38
Ausstellung altspanischer Malerei. Von Dr. Doering 48
Fritz von Uhde. † Von Dr. O Doering 145
Zum 90. Geburtsfeste des Prinzregenten Luitpold. Von A. Walter 166
Christliche Kunst. Von Felix Hinzen . . . 166, 184, 206
Meisterwerke christlicher Kunst. Von Dr. O. Doering 183
Münchener Landschaftsmalerei. Von Dr. O. Doering 227
Dr. F. W Förster in Budapest. Von Paul Schrotty 338
Kunst und Ethik 356
Der Bonner Vortragsverband zur Veranstaltung populär-wissenschaftlicher Vorträge. Von Prof. Dr. Cremer 356
Römische Ausstellungen. Von Dr. O. Doering . . . 408
Münchener Juryfreie Kunstausstellung. Von Dr. O. Doering 447
Christliche Kunst. Von Dr. O. Doering 448
Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst. Von Ministerialrat Franz Matt 477
Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst. Richtigstellung und Entgegnung 489
Die Münchener Jubiläumsausstellung. Von Dr. O. Doering 514
Zur Münchener Rektoratswahl. Von einem unverantwortlichen Spektator in den akademischen Lehrkörper hinein 562
Die künstlerische Ueberlegenheit der katholischen Weltanschauung. Von Prof. J. Overmans. S. J. . 568
Denkmalspflegekurs für Geistliche und Verwaltungsbeamte Von Domkapitular Dr. Senger 589
Kirchliche Kunstausstellung in Stuttgart. Von Dr. O. Doering 628
Kirchliche Kunst. Von Andreas Kempf 731
Was ist Entwicklung? Von Universitätsprofessor Dr Karl Braig 745
Die Denkmälerbeschreibung von Unterfranken. Von Dr F. Mader, kgl. Kustos 747
Das Hauptziel des deutschen Hochschullehrervereins. Vom akadem. Spektator 791
Klerus und kirchliche Denkmalpflege. Von Dr. Richard Hoffmann, kgl. Kustos am Generalkonservatorium 800
Kirchliche Kunst. Von F. H. Stiassny 805
Bibelbilder von Prof. Gebhard Fugel. Von Dr. Oskar Doering 865
Münchener Kunst. Von Martin Merx 867
Theologische Fakultäten und wissenschaftliche Forschung. Aus der Antrittsrede Sr. Magnifizenz des Rektors Dr. Alois Knöpfler 972

VIII. Literatur.

So ist es! Zu den „Bedenken eines katholischen Buchhändlers“. Von Otto Eltermann 11
Pädagogische Neuerscheinungen. Von F. Weigl . . 13
Vom Büchertisch 14, 63, 79, 95, 111, 126, 144, 183, 205, 225, 244, 260, 279, 296, 312, 325, 342, 360, 379, 394, 410, 430, 446, 462, 498, 572, 591, 610, 627, 642, 731, 782, 803, 819, 842, 861, 887, 921, 947, 979, 1005.
Ein moderner Dramatiker der Gral-Sage. Von Dr. Paul Lerch 46
Zum Feldzuge gegen Enrica v. Handel-Mazzetti. Von Chefredakteur Franz Eckardt 61
Vom Büchermarkt 65, 129, 168, 208, 281, 345, 361, 413, 516, 592, 612, 785, 805, 869, 952 981.
Literatur und Buchhandel. Von Martin Lenz . . . 76
Auch ein Buch: Mehr Freude. Von E. Mack 110
Literarische und künstlerische Festgaben zum neunzigsten Geburtsfeste des Prinzregenten. Von Kurt Freden 143
Dr. Augustin Wibbelts „Trostbüchlein vom Tode“. Von E. M Hamann 165
Zu K Domanigs 60. Geburtstage. 3. April 1911. Von E. M. Hamann 223
Sebastian Wiesers „Antichrist“. Von M. Lund . . . 224
Martin Greif †. Von L. G Oberlaender 242
Antonio Fogazzaro †. Von Johannes Eckardt . . 243
Karl Schönherrs „Merkbuch“. Von Johannes Eckardt 260
„Der Aar“ Ein Hinweis. Von M. Lund 278
Baumgartners Italienische Literaturgeschichte. Von Dr. Lorenz Krapp 292

Seite

Ein Buch vom Helden Aloysius. Von Oberlehrer Kuckhoff . . . 324

Soziale Literatur. Von Dr. van den Boom 324

Prälat Dr. Franz Hülskamp. Ein Gedenkblatt von A Jüngst . . . 340

Pius X. über das Verhältnis der schöngeistigen Literatur zur Religion . . . 377

F. Hugin. Skizze von E. M. Hamann 378, 393

Der neueste Band des Staatslexikons der Görresgesellschaft. Von Amtsrichter W. Eggler 428

Enrica von Handel-Mazzetti und Karl Schönherr. Eine neue Stimme aus der Schweiz. Von M. Lund 429

Literarische Streiflichter Von E. M. Hamann . 512, 625

Plagiat! Aphoristische zeitgemässe Betrachtung. Von E. M. Hamann . . . 569

„Du musst an deinen Posten!“ Alexander Baumgartner. Ein Gedenkblatt. Von M. Forster . . . 573

E. M. Hamanns Abriss der Geschichte der deutschen Literatur. Von Ernst Reuter . . . 591

Die „Gottesminne“. Von Dr. Hermann Cardauns . . 627

The Catholic Encyclopedia. (Bd. 1—10 A—Newman.) Von P. Johann Pietsch . . . 658

Brugiers Literaturgeschichte Von Ernst Reuter . . 679

Dorfpredigten. Von Dr. P. Joh. Chrysostomus Schulte, O. M Cap. . . . 706

„Der Türmer.“ Zur Kennzeichnung seiner Kirchenfeindlichkeit . . . 711

RVO. Von Dr. Emil van den Boom 732

Die Katholiken und die Kunst Gutenbergs. Von Otto von Tegernsee . . . 783

Johannes Mayrhofers „Henrik Jbsen“. Besprochen von E. M. Hamann . . . 839

Schöne Literatur und positive, praktische Arbeit. Anregungen von Dr. Ernst Breit . . . 840

Weihnachtbücherschau. Von B. Hauser. Mit Unterstützung literaturkundiger Mitarbeiter 840, 862, 886, 919, 944, 977.

Eine alte Goethebiographie in neuer Auflage. Von Prof. H. Wagner . . . 860

Theologische Neuerscheinungen. Von J. Wernado . 864

Mehr Selbstachtung! Von Dr. Johannes Eckardt . . 886

Eine Versteherin (E. M. Hamann). Plauderei von M. Herbert . . . 919

Aus dem katholischen Buchhandel der bayerischen Residenz. Von Felix Hintzen . . . 921

Professor Dr. Eberhard Vogel, der Präsident der Blumenspiele zu Barcelona. Von R. H. de Bleuel . . . 1003

Nachtrag zur Weihnachtbücherschau. Von J B. Hauser 1004

IX. Feuilletonistisches, Skizzen.

An drei Wintertagen in den Vogesen. Von Gymnasialoberlehrer Hattemer . . . 15

An den Ufern der Garonne. Reiseskizze von Oberlehrer Dr. Heinrich Beisenherz . . . 28

Lichtmess und Lichtmesskerzen. Plauderei von M. Herbert . . . 77

Syrakus. Von Ernst Alves . . . 226

Auferstehung. Von Mathilde Panzer . . . 261

Weisser Sonntag. Von Franz Zeuch . . . 278

Marseille - Cannes Nizza. Rivierafahrten von Dr. H. Sambeth . . . 325

Der kleine Giuseppe. Von Ernst Alves . . . 358

Auf der Pfingststrasse. Eine Skizze von Eugen Mack . . . 374

Im Lande des „falschen“ Champagners. Zugleich Streiflichter zur religiös-kirchlichen Lage in Frankreich. Von Dr. H. Sambeth . . . 406

Bayerische Gedächtnistage und Erinnerungsmarken. Von W. Thamerus . . . 410

Die Elektrische Ausstellung in München. Von Alfred Isberner . . . 411

Die Krönungsausstellung der White City. Von Dr. Hans Trg. Schorn . . . 460

Mainz in Wendepunkten deutscher Geschichte. Von Universitätsprofessor Dr. Sägmüller . . . 537

Ein Besuch bei dem Pascha von Tanger. Momentbilder aus Marokko. Von A. Veldenz . . . 590

Der Wildseekurat Von Prof. Hattemer . . . 607

Der Münchener Zoologische Garten. Von Alfred Isberner . . . 612

Die Muttergottes von Kevelaer. Von Pet. Knautz 642

Die internationale Ausstellung zu Turin. Von Dr. O. Doering . . . 660

Marokko. Von Graf Vay von Vaya und zu Luskod, Erzabt von St. Martin, O. P. . . . 704

Der Sonderling. Skizze von Ernst Alves . . . 730

Erbarmen. Von E. M. Haman . . . 763

Vom Schauplatz des chinesischen Aufstandes Hankau. Nach Aufzeichnungen aus meinem Tagebuche. Von Willy Löw . . . 803

Tripolitanien. Von Msgr. Graf Vay von Vaya und zu Luskod, Erzabt von St. Martin . . . 817

Alt-Freiburg. Bilder aus Freiburgs akademischer Vergangenheit. Von Privatdozent Dr. E. Krebs . 865

Seine Madonna. Skizze von Anna Freiin v. Krane 947

Ein Weihnachtabend im finnischen Bauernhause. Von A. Kett . . . 974

Barmherzig. Eine Weihnachtgeschichte von Willy Löw 976

Winterabend Von Fritz Flinterhoff . . . 1005

Die Krippensammlung des bayerischen Nationalmuseums. Von Dr. O. Doering . . . 1606

X. Poesie.

Kinderballade von den heiligen drei Königen. Von Anna Freiin von Krane . . . 10

Im Lande der Verbannung. Aus dem Portugiesischen des P. Luiz Gonzaga Cabral. Von P. Timotheus Kranich . . . 11

Winterabend im Walde. Von M. Matthiessen . . . 13

Versuchung. Von Joh. Dahl . . . 24

Abseits. Von W. Couneler . . . 26

Unverzagt. Von Elli Pfaff-Joerissen . . . 28

Wandersehnsucht. Von Josefine Moos . . . 42

Ich träume gern —. Von C Kloep . . . 44

Bergfinken. Von M. Herbert . . . 45

Friede. Von Theo Rossel . . . 57

Christophorus. Von M. Herbert . . . 58

Winterfahrt. Von Theo Rossel . . . 75

Am Sterbebett. Von Fritz Flinterhoff . . . 77

Moses auf Nebo. Von Fr. Denzer . . . 89

Nachklänge. Von Dr. Hans Besold . . . 90

Schlummerlied. Von M. H Gareth . . . 94

Gärten im Süden Von Josefine Moos . . . 105

Einsame Fahrt. Von C. Kloep . . . 108

Fastnacht. Von F. Schrönghamer . . . 122

Im Februar. Von Franz Zeuch . . . 126

Schneeglöckchen. Von Theo Rossel . . . 127

Dir! Von Fr. Denzer . . . 140

Nizza. Von Franz Fassbinder . . . 142

Frühlingwärts. Von Theo Rossel . . . 143

„Luitpold der Gute“. Von Dr. Lorenz Krapp . . . 154

Frühlingsstürme. Von P. T. Kranich, O S.B. . . . 158

Das welke Blatt Von P. Tim. Kranich . . . 159

Die Kölner Domtürme. Von Ernst Breit . . . 162

Lenzesboten. Von M. Herbert . . . 164

Vorläufer. Von Johann Dahl . . . 176

Amsellied Von F. Schrönghamer-Heimdal . . . 177

Ungeweinte Tränen. Von Eugenie Taufkirch . . . 183

Nahender Frühling. Von Josefine Moos . . . 195

Wir wollen warten. Von Martin Heidegger . . . 197

Märzveilchen. Plauderei von Leonhard Bobinger . 205

Gen Süd. Von Anita Helmar . . . 206

Lenzgruss. Von Eugen Mack . . . 219

Frühling. Von Dr. Lorenz Krapp . . . 220

Knospen. Von Josefine Moos . . . 223

Sonne. Von P. Timotheus Kranich, O S. B. . . . 239

Schloss am Mittelmeer. Von Dr. Lorenz Krapp . . 242

Oelbergstunden. Von Martin Heidegger . . . 246

Osterglocken Von P. Timoth. Kranich, O. S. B. . . 251

Ostern. Von Fr. Denzer . . . 256

Heilandsruf. Von Schrönghamer-Heimdal . . . 257

Leben. Von Joseph Heinrich Berlenbach . . . 261

Ostern in Konstantinopel. Von Dr. Lorenz Krapp . 273

Kommuniontag. Von Eugen Mack . . . 275

Was es braucht. Von M. Holzherr . . . 277

Hochamt. Von M. Herbert . . . 278

Das Heidegrab Von Eugenie Taufkirch . . . 289

Gnade. Von Eugen Mack . . . 292

Christus medicus. Von Fr. Denzer . . . 293

Mit Frühlingsaugen. Von P. Timotheus Kranich 294

Der Frühling schreitet durch den Wald. Von Antonie Lehmkühler . . . 307

Meines Liedes Maienblume. Von P. Tim. Kranich 308

Ruinen. Von F. Schrönghamer-Heimdal . . . 310

Frühlingsabend. Von Anna Knust . . . 311

Kindesgabe. Von Fr. Denzer . . . 322

In Blüten. Von F. Schrönghamer-Heimdal . . . 324

Heimat. Von Dr. Lorenz Krapp . . . 339

Der dürre Stecken. Von F. Schrönghamer-Heimdal 340

Mutter und Sohn. Von Joh. Zimmermann . . . 341

Dantes Gastmahl. Von Dr Lorenz Krapp . . . 341

„So lasst uns redlich schaffen, alle beid!“ Von J. Schmid . . . 342

Neues Leben. Von J. Fritzen . . . 355

Du kannst dem Leben nicht entflieh'n. Von Dr. Hans Besold . . . 356

Ricordo. Von Dr Lorenz Krapp . . . 359

Sursum. Von Eugen Mack . . . 360

Was ist es? Von Paul Körber . . . 371

Kreuz in der grossen Stadt Von Dr. Lorenz Krapp 374

Im Leben. Von Joseph Heinr. Berlenbach . . . 378

Waldeszauber. Von Antonie Trapp . . . 388

Der Heimat zu. Von F Schrönghamer-Heimdal . 391

Stadt am Meer. Von Josefine Moos . . . 393

Der Sagenbrunnen. Von Dr. Hans Besold . . . 394

Mutter. Von Fine Vissing . . . 396

Dom zu Speyer. Von Dr. Lorenz Krapp . . . 404

Es spricht der Tod. Von J Fritzen . . . 406

Talisman. Von Elli Pfaff-Joerissen . . . 410

Junimittag. Von Josefine Moos . . . 423

Glocken im Wald. Von Dr. Lorenz Krapp . . . 425

Es war einmal . . . Von P. Timoth. Kranich . . . 427

Abend in Rom. Von Dr. Lorenz Krapp . . . 428

Frauenbriefe. Von F. Schrönghamer . . . 429

Was ich mir wünsche . . . Von Eugenie Taufkirch . 429

In einsamen Stunden. Von F. Schrönghamer-Heimdal . 440

Altes Bild. Von Dr. Lorenz Krapp . . . 441

Das alte Haus. Von M. Homscheid . . . 446

Sommerabend. Von Fritz Flinterhoff . . . 456

Sommerfahrt. Von F. Schrönghamer . . . 459

Gaoh upt Land! (In westfälischer Mundart.) Von Fine Vissing . . . 462

Sommernacht. Von F. Schrönghamer-Heimdal . . . 476

Mittagsrast im Sommerwald. Von Dr. Hans Besold 477

Abend am Maar. Von August Détrée . . . 490

Versunkene Stadt. Von Dr. Lorenz Krapp . . . 497

Die blühende Linde. Von P. Timotheus Kranich 498

Erntezeit. Von Dr. Lorenz Krapp . . . 509

Sommersegen. Von F. Schrönghamer-Heimdal . . . 510

Sommerglut. Von M. Herbert . . . 512

Verwachsener Waldweg. Von F. Schrönghamer 515

Ver sacrum. Von F. Schrönghamer-Heimdal . . . 534

Abend am Rhein. Von Fritz Flinterhoff . . . 538

Des Lebens Erntelied. Von P. Timoth Kranich . 542

Die Blume des Glücks. Von P. Timoth. Kranich . 563

Begegnung. Von F. Schrönghamer-Heimdal . . . 565

Erntetag. Von F. Schrönghamer-Heimdal . . . 567

Im Sommer. Von Fine Vissing . . . 570

Fernste Stille. Von F. Schrönghamer-Heimdal . . . 586

Heidesommer Von Dr. Hans Besold . . . 587

Die Dorfmühle. Von Dr. Hans Besold . . . 588

Sommerfrieden. Von F. Schrönghamer-Heimdal . . . 589

Traumland. Von Joh. Zimmermann . . . 601

Stunden am Meer. Von Dr. Hans Besold . . . 603

Alte Briefe. Von Dr. Lorenz Krapp . . . 607

Auf der Höhe. Von J. Fritzen . . . 609

Erntezeit. Von Josefine Moos . . . 624

Kindesträume Von M. Schifferings . . . 625

Der stille See am Arber. Von F. Schrönghamer 627

Christi Vöglein. Von Anna Freiin v. Krane . . . 649

Rheinfahrt. Von Josefine Moos . . . 641

Begegnen. Von Paul Körber . . . 657

Glücks-Vorübergang. Von Dr. Lorenz Krapp . . . 659

Stille Wünsche. Von Paul Körber . . . 673

Abendfeier. Von M. Schifferings . . . 675

Venedig. Von Leo Sels . . . 676

An Dantes Grab in Ravenna. Von Dr. L. Krapp . 680

Madonna del Sasso. Von E. Taufkirch . . . 704

Nacht am Meergestade. Von Fr. Jos. Zlatnik . . . 707

Mein Gott — in dir! Von Paul Körber . . . 724

Die Zugspitze. Von Hofrat George Morin . . . 727

Erika. Von Dr. Lorenz Krapp . . . 729

Herbstlied. Von P. Timotheus Kranich . . . 742

Mein Glück. Von Joseph Wais . . . 743

Knabenheimweh. Von F. Schrönghamer . . . 744

Wolkenpanorama. Von Josefine Moos . . . 758

Meiner Träume Silberkähne. Von Dr. Hans Besold 763

Der Neunzehnhundertelfer. Von J. L. Algermissen 776

Es war einmal. Von A. Jüngst . . . 779

Allerseelen. Von August Détrée . . . 795

Vergessenes Grab. Von Josefine Moos . . . 799

Um Allerseelen. Von Karl Lindner . . . 800

Bald wird es Abend werden . . . Von Fritz Flinterhoff . . . 813

Verblüht ist der Frühling . . . Von Franz Jos. Zlatnik . . . 814

Herbstblatt. Von Jos. Kainz . . . 815

Auf dem Luganersee. Von August Détrée . . . 817

Letzter Herbsttag. Von Edmund Wölfle . . . 819

Der Herrin. Von Dr. Denzer . . . 831

Der Röhrenbrunnen. Von F. Schrönghamer-Heimdal 835

Rauschender Herbststurm. Von Dr. Hans Besold . . 837

Grauer Tag. Von Heinz Hagen . . . 859

Ich finde mich nicht wieder — Von J. Fritzen . . . 862

Horch! Von P. Timotheus Kranich, O. S. B. . . . 861

Der Ackersmann. Von Karl Lindner . . . 865

Heidelied. Von Eugenie Taufkirch . . . 867

Treue. Von H. Schneider . . . 882

Im Park. Von Eugenie Taufkirch . . . 883

Muttersehnsucht. Von Joh. Zimmermann . . . 888

Feinde ringsum! Von Georg Ullrich . . . 910

Waldeszauber. Von Edmund Wölfle . . . 914

Abend am Niederrhein. Von August Détrée . . . 921

Dezembertage. Von Josefine Moos . . . 943

Winter. Von H. Schneider . . . 949

Weihnachten im Walde Von Dr. Ernst Breit . . . 974

Da ich nicht bin . . . Von Fr. Denzer . . . 975

Wünsche und Taten. Von Otto Dietenberger . . . 976

Jahreswende. Von Fr. Denzer . . . 997

Seele zu Seele! Von Paul Körber . . . 999

Am Grabe der Zeit. Von Dr. Hans Besold . . . 1001

Winterstille. Von Gustav A. W. Flaig . . . 1002

XI. Bühnen- und Musikrundschau.

Wochenbericht von L. G. Oberlaender.

Seite

17, 32, 48, 64, 80, 96, 112, 128, 145, 167, 184, 206, 227, 245, 263, 280, 296, 313, 328, 344, 360, 379, 396, 411, 432, 448, 464, 481, 500, 516, 542, 5.4, 591, 611, 628, 644, 661, 682, 712, 732, 749, 763, 784, 804, 820, 843, 868, 891, 922, 950, 980, 1006.

„Der Rosenkavalier“. Von L. G. Oberlaender . . . 96

Eine Theaterblamage. Eulenbergs „Alles um Liebe“ ausgezischt und ausgelacht . . . 127

Zwei Natur-(Freilicht-)Bühnen am und im Siebengebirge. Von P. Saget . . . 359

Napoleon als Bühnengestalt. (Koch-Breubergs „Dramatische Bilder“.) Von L. G. Oberlaender . . . 395

Einige Gedanken über das Freilichttheater. Von Rektor C Ommerborn . . . 447

Felix Mottl. Von L. G. Oberlaender . . . 481

Das Freilichttheater in Rüdesheim im Rheingau. Von Severin Wagner . . . 481

Der Reinhardtsche Schauspielstil.* Von Ernst Alves 650

„Volksfestspiele“. Von L. G. Oberlaender . . . 659

Lepanto. Ein Bühnenwerk und zugleich eine Anregung. Von Fritz Decker . . . 748

XII. Finanz- und Handels-Rundschau.

Von M. Weber, München.

Seite

17, 33, 49, 65, 81, 97, 113, 129, 149, 167, 185, 207, 228, 246, 264, 280, 297, 314, 329, 345, 361, 380, 396, 412, 432, 449, 465, 482, 500, 517, 543, 574, 592, 612, 629, 645, 661, 684, 713, 733, 750, 764, 786, 804, 821, 844, 869, 892, 923, 951, 982, 1007.

XIII. Humoristisch-satirische Ecke.

Der Aktionär. (F. Schrönghamer-Heimdal.) — Der Atheist (Waldvogl.) . . . 13

Offiziös. — Der Schimpfer. (F. Schrönghamer.) . . 16

Aus den hinterlassenen Papieren des Reporters Saugfinger. (Eulenburg-Prozess. — Msgr. Baron de Mathies.) Von Rigoletto. — Caput laureatum. — Das Zeugnis. Von F. Schrönghamer . . . 47

Kunst? (Fritz Decker). — Einst und jetzt. (F. Schrönghamer.) . . . 80

Der Poet. — Qualenopern. (F. Schrönghamer.) . . 111

Aus artistisch-literarischen Augiasställen. (Otto von Erlbach.) — Zwei weltumwälzende Entdeckungen. (Rigoletto.) . . . 127

Frisches Blut. (Skeptikus.) — „Verschon' mein Haus, zünd' andre an!“ — Das Münchener Oktoberfest und das „ausgehungerte Volk“. (Rigoletto.) . . . 712

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 28 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 45 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 1. München, 7. Januar 1911. VIII. Jahrgang.

Am Meilenstein 1911.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Rückblick auf das verflossene Jahr lohnt sich schlecht. Nichts Großes, Fertiges; keine vollendete Tatsache von weltgeschichtlichem Werte. Viel Gesträuch und kein ordentlicher Baum. Viel Geschrei und wenig Wolle!

Das vorletzte Jahr 1909 hatte doch wenigstens zwei wirkliche Ereignisse: die scharfe hochpolitische Krisis, die sich an die förmliche Einverleibung von Bosnien und der Herzegowina knüpfte; und auf dem Gebiete der inneren deutschen Politik die „schwarz-blaue“ Finanzreform mit Block- und Bülowkrach. Das folgende Jahr 1911 wird uns, wenn der Wagen im Gleise bleibt, ebenfalls auf einen Höhepunkt führen, wenigstens in unserer inneren Politik, da die Reichstagswahlen bevorstehen. Das Zwischenjahr 1910 war einerseits mit der Liquidation seiner Erbmasse, anderseits mit der Spekulation auf seinen Nachfolger belastet. Es blieb im Zeichen des Ueberganges stecken.

Für die Weltpolitik war das hervorragendste Ereignis der Tod des Königs Eduard VII. von England. Bei seinem Heimgang wurde man überall sich so recht bewußt, daß dieser geschickte und rührige Staatsmann, der erst in vorgerücktem Alter eine anscheinend machtlose Krone erbte, dem Anfang des neuen Jahrhunderts den Stempel seiner Persönlichkeit aufgedrückt hatte. Freilich hatte seine Einkreisungs- und Ententepolitik schon ihren Höhepunkt überschritten, ehe er sich auf das Sterbelager legte. Doch wenn er noch länger seine Kraft und Kunst hätte entfalten können, so würde er wohl neue Mittel und Wege gefunden haben, um die Umgebung der beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche am britischen Gängelbande zu halten.

Eine erfreuliche Abspannung darf man als sicheren Gewinn von 1910 buchen. Optimisten wollen sogar schon eine anderweitige Gruppierung der Mächte erblicken und die ganze Tripleentente als abgetan betrachten. Begnügen wir uns vorläufig mit der Tatsache, daß Brücken geschlagen sind zwischen den beiden hochpolitischen Lagern Europas.

Am bemerkenswertesten war der Potsdamer Brückenschlag, über den unser Reichskanzler in seiner Reichstagsrede vom November berichtete. Nach längerem Kuraufenthalte in Hessen kam der Zar nach Potsdam zum Besuche an das kaiserliche Hoflager, und dabei machte der neue russische Minister des Auswärtigen, Sassonow, seine Antrittsvisite. Der Rücktritt Iswolskys, des verärgerten Gegners Oesterreichs, erwies sich sofort als klärend und luftreinigend. Die Besprechungen in Potsdam gingen über den Rahmen der üblichen allgemeinen Höflichkeit hinaus. Der status quo, über den man sich in bezug auf den Balkan und den nahen Orient überhaupt einigte, ist freilich noch keine Formel von besonderer konkreter Schärfe; aber die Verständigung wegen der politischen Interessen ging weiter ins einzelne. Deutschland erkennt das russische Patronat über Nordpersien an, läßt sich die offene Tür garantieren und zugleich den Anschluß der russischen Zukunftsbahnen an die deutsche Bagdadbahn. Herr von Bethmann sagte im Reichstage: „Diese Aussprache und Vereinbarung mit Rußland, bei der noch eine Reihe von Detailfragen in freundschaftlicher Weise erörtert worden sind, wird es beiden Regierungen leicht machen, sich ohne Aenderung in der bisherigen allgemeinen Orientierung ihrer Politik über alle etwa neu auftauchenden Fragen zu einigen. Die Unterredungen haben da und dort scheinbare Mißverständnisse beseitigt und das alte vertrauensvolle Verhältnis zwischen uns und Rußland bestätigt und bekräftigt.“

Der „Draht nach Rußland“, auf den Fürst Bismarck seinerzeit so ungeheuren Wert legte, ist also wieder hergestellt. Uebertreibung ist es jedoch, wenn man die Potsdamer Verständigung als einen neuen „Rückversicherungsvertrag“ hinstellen will. Die Zeit dieser doppelhändigen Politik ist vorbei. Wir sind mit Oesterreich-Ungarn so intim und so solidarisch geworden, daß wir einen Vertrag mit einem Dritten, der vor Wien geheim bleiben oder uns den Rücken gegen Wien decken sollte, nicht mehr abschließen können oder wollen. Daß die enge Verbindung der beiden mitteleuropäischen Kaisermächte durch wiederholten Besuchsaustausch bekräftigt wurde und durch das Auftreten unseres Kaisers im Wiener Rathause auch eine volkstümliche Vertiefung fand, rechnen wir zu den Aktiven des Jahres 1910.

Unbegründet war die Befürchtung einiger Franzosen, daß die deutsch-russische Annäherung eine Gefahr für das russisch-französische Bündnis werde. Dieser Zweibund ist alt eingewurzelt und von seiten Frankreichs teuer bezahlt. Wir haben uns längst mit ihm abgefunden, da er sich als untauglich zur Anbahnung eines Revanchekrieges erwiesen hat. Es macht uns also keine Kopfschmerzen, wenn die Franzosen in ihrer theatralischen Weise den Fortbestand des Zweibundes proklamieren, wie noch unlängst bei dem Antritt Iswolskys in seinem neuen Amte als russischer Botschafter in Paris.

Unser Verhältnis zu Frankreich, das seit dem Abschlusse des Marokko-Abkommens im Jahre 1908 und der friedlichen Haltung Frankreichs in der Bosnienkrisis sehr gut war, schien neuerdings etwas gedrückt zu sein durch den Auslauf eines französischen Kriegsschiffs nach einem geschlossenen marokkanischen Hafen und durch unsern erfolgreichen Wettbewerb auf dem ottomanischen Geldmarkt. Der erste Punkt gilt als abgetan, da Frankreich erklärt hat, es handle sich nur um eine seepolizeiliche Maßnahme gegen den Waffenschmuggel gemäß der Algeciras-Akte. Die andere Angelegenheit der türkischen Anleihe läßt freilich einen Stachel zurück, aber die Franzosen haben sich das selbst zuzuschreiben. Als die Türkei wegen ihres Geldbedarfs in Paris anklopfte, vereinbarte Herr Pichon schnell mit England, daß man dort die Taschen zugeknöpft halte, und glaubte nun den Türken Bedingungen aufzwingen zu können, die auf eine wahre Geldknechtschaft hinausliefen. Die Türkei aber hatte sich deutsche und österreichische Banken in Reserve gehalten, und eines schönen Tages war die französische Finanz ausgeschaltet. Deutschland entfaltete eine überraschende Kapitalkraft, die um so mehr verblüffte, als es kurz vorher noch den ungarischen Staatsbedarf befriedigt und so auch dieses Stück der habsburgischen Monarchie aus der finanziellen Abhängigkeit von den Westmächten losgelöst hatte. Das nach Konstantinopel wandernde Geld sichert uns dort einen erhöhten politischen Einfluß. Wenn nun sogar im Osten eine Volksbegeisterung für Kaiser Wilhelm als den Beschützer des Islams hervorgetreten ist, so darf man auf solche Wellenschläge der Stimmung kein großes Gewicht legen. Die deutsche Politik will nicht den Islam fördern, sondern den Frieden und die Handelsfreiheit.

Von erheblicher Bedeutung ist die Aufbesserung unseres Verhältnisses zu England. Der Reichskanzler sprach in seiner großen Rede sich näher über den Meinungsaustausch wegen vertraglicher Beschränkungen der Flottenrüstungen aus und teilte mit, daß Deutschland bei den Pourparlers „den Gedanken vorangestellt, daß eine offene und vertrauensvolle Aussprache und darauf-

folgende Verständigung über die beiderseitigen wirtschaftlichen und politischen Interessen das sicherste Mittel zur Beseitigung jeglichen Mißtrauens wegen des gegenseitigen Kräfteverhältnisses zu Wasser und zu Lande sei". Die deutsche Diplomatie hat also die aus verschiedenen Gründen gebotene Ablehnung einer vertraglichen Bindung in eine Form gebracht, die nicht bloß sehr höflich ist, sondern auch eine beruhigende Wirkung verspricht. Die Milderung der alten deutsch-englischen Gegensätzlichkeit ist glücklicherweise auch nicht gestört worden durch den sensationellen Spionagefall. Der Vorfall lehrt, daß der englische Nachrichtendienst sich systematisch und nicht ohne Erfolg die Kenntnisse zu verschaffen sucht, die im Falle eines Konflikts für die angreifende Flotte von Wert sind. Ueber diesen Nachklang aus einer Zeit, wo sogar ein Admiralitätslord die Sturmglocke eines Präventivkrieges läutete, hat man sich in Deutschland nicht weiter aufgeregt. Die Moral geht nun dahin, daß wir unsere Küstengeheimnisse besser schützen und auf gewisse englische oder französische Vergnügungsreisende an militärisch interessanten Stellen ein wachsameres Auge haben müssen. Es wäre zu wünschen, daß die 1910 angebahnte Annäherung zwischen England und Deutschland zu einer ähnlichen Frucht führen möge, wie sie sich in Potsdam ergab. Eine Verständigung wegen des Südens von Persien, den England sich vorbehalten hat, würde die Abmachung wegen des russischen Nordens hübsch ergänzen. Allerdings wird es England nicht so leicht werden, seine alten Pläne einer eigenen Bahnverbindung nach Indien zugunsten der Bagdadbahn einzuschränken. Deutschland würde, wenn nur seine wirtschaftlichen Interessen respektiert bleiben, der Sicherung des indischen Besitzes keinerlei Schwierigkeiten machen. Auch nicht der Bekämpfung des Waffenschmuggels über den persischen Golf nach Afghanistan usw., an dem die französische Industrie sehr stark beteiligt ist. Dieser Umstand scheint augenblicklich die Entente zwischen England und Frankreich weiter zu verflauen. Es ist jedenfalls sehr bezeichnend, daß am Schlusse des Jahres ein hervorragendes Blatt der englischen Regierungspartei mit aller Schärfe hervorhebt, es gebe überhaupt keine Tripleentente, von der die Franzosen so oft sprechen, und wenn England mit Rußland und Frankreich, mit jedem Staat einzeln, Abmachungen getroffen habe, so bezögen sich diese nur auf bestimmte Einzelheiten, nicht aber auf eine allgemeine Interessengemeinschaft der politischen Solidarität.

Während die Ententepolitik des Königs Eduard so auf den absteigenden Ast geraten ist, darf die Dreibundpolitik sich des Aufschwungs rühmen. Unter der Amtstätigkeit des Marchese di San Giuliano als Minister des Auswärtigen in Rom hat sich eine wirkliche Anfreundung zwischen Oesterreich und Italien vollzogen, und zwar nicht bloß in allgemeinen Redewendungen, sondern in Aussprache und Verständigung über konkrete Einzelheiten, namentlich über den Ausgleich der Interessen und Aspirationen wegen des Balkans.

Zur Sicherung des Dreibundes trägt auch die überraschende Entwicklung in Ungarn bei. Zu Anfang des Jahres sah es noch aus, als ob das „apostolische" Königreich sich unter dem Getriebe der Kossuth- und Justh-Partei von dem Gesamtreiche und von der Dynastie lösen würde. Aber Kaiser Franz Josef fand als Retter in der Not einen starken Mann, den Grafen Khuen-Hedervary, der unter Auflösung des Abgeordnetenhauses in einem kühn und geschickt durchgeführten Wahlkampf die bisher für allmächtig gehaltene separatistische Partei über den Haufen warf. Kurz vor Jahresschluß ist der Thronfolger Franz Ferdinand nach Budapest gefahren, um als Stellvertreter die Delegationen zu eröffnen und den bisher gegen ihn aufgewiegelten Magyaren sich als künftigen Monarchen vorzustellen.

Zur Sicherung des Friedens hat ferner der Wahlkampf in Griechenland beigetragen, der in Ursprung und Ausgang große Aehnlichkeit mit dem ungarischen aufweist. Auch in Griechenland drohte das Parteitreiben die Ordnung und die Dynastie zu vernichten. Der König hatte unter dem Drucke des Militärbundes sich in eine Dulderrolle à la Ludwig XVI. fügen müssen. Die Nationalversammlung, deren Berufung er sich abpressen ließ, drohte bei ihrer Zerfahrenheit unter dem Ränkespiel der ehrgeizigen Parteiführer zu einer Konstituante und Kriegstreiberin zu werden. Da berief der König zum leitenden Minister einen Mann, der auf den ersten Blick als ein gefährlicher Störenfried aussah: Venizelos, der Krete von Geburt und Grieche durch Naturalisation. Venizelos ließ die kretische Frage links liegen, beschwichtigte die Türkei, löste die Nationalversammlung auf und wußte durch sein kraftvolles und zielbewußtes Auftreten das Volk so zu gewinnen, daß es ihm eine gewaltige Mehrheit in die neue Nationalversammlung schickte. Damit erscheint die Dynastie und die Ordnung gesichert, und in nächster Zeit wird sich Griechenland wegen des ewig querulierenden Kreta wohl nicht in den Krieg mit der Türkei stürzen.

Wenn wir den Ueberblick über die Wahlen im letzten Jahre fortsetzen, so hat sich in England der Mangel einer oft überragenden, das Volk fortreißenden Persönlichkeit gezeigt. Zweimal, im Januar und Dezember, hat das englische Volk gewählt; die erste Wahl ergab einen beträchtlichen Rückgang der liberalen Regierungspartei, aber doch die Behauptung der Mehrheit mit Hilfe der verbündeten Arbeitervertreter und Irländer. Das arithmetische Plus reichte aus, um das liberale Budget durchzudrücken, aber nicht zu der angestrebten Entrechtung des Oberhauses. Die zweite Wahl ergab trotz der flammenden Parole keine Veränderung in dem Stärkeverhältnis der Parteien, und es fragt sich nun, ob der König den von der liberalen Regierung verlangten Riesen-Peerschub vollziehen wird, oder ob in Sachen des Oberhauses noch ein Ausgleich auf der mittleren Linie zustande kommt.

In Belgien verlor bei den Wahlen im Mai die seit einem Menschenalter regierende konservative Partei ein einziges Mandat an den liberal-sozialdemokratischen Block. Die Regierungsmehrheit ist freilich von 8 auf 6 Stimmen gesunken, aber die Aussichten für die nächste Wahl sind besser, und so darf man erwarten, daß Belgien auch unter dem neuen König Albert die Stetigkeit seiner Politik bewahrt.

In Frankreich haben die Wahlen auch die Stetigkeit des Regierungskurses gefördert, aber leider der schlechten, kulturkämpferischen Politik. Die dortigen Katholiken haben bei den Wahlen nichts erreichen können. Auch die Aufdeckung kolossaler Veruntreuungen bei der Liquidation der Klostergüter hat den Kulturkämpfern nicht schaden können. Briand, der dauerhafte Ministerpräsident, kümmert sich um die katholische oder monarchistische Opposition gar nicht; sein Kampf gilt nur der Abwehr der revolutionären Sozialdemokratie, aus der er selbst hervorgegangen ist, und durch die Bezwingung des groß angelegten Eisenbahnerstreiks hat er der äußeren Ordnung einen großen Dienst geleistet, leider aber auch seine Autorität gestärkt, die der Bekämpfung der sittlich-religiösen Güter dient.

Wohin ein „katholisches" Land kommt, das keine gehörige Organisation des katholischen Volkes hat, sieht man auch in Spanien und Portugal. In Spanien war die sogenannte konservative Partei schwach genug, sich die Herrschaft von den Liberalen und Republikanern, die im Kulturkampf einig sind, aus der Hand nehmen zu lassen. Die Wahlen sind dort nur ein Komödienspiel, dessen Ausgang zwischen den „führenden" Parteipolitikern vorher vereinbart ist. Der kulturkämpferische Minister Canalejas hat es im letzten Jahre nur bis zu einem sogenannten Riegelgesetz gegen weitere Vermehrung der Ordensleute gebracht. Die Fortsetzung nach dem Vorbild der französischen Politik ist aber zu befürchten, da in den sämtlichen romanischen Ländern die Freimaurerei in Verbindung mit den sozialistischen Genossenschaften den Vorstoß gegen Kirche und Glauben in der umfassendsten und raffiniertesten Weise betreiben.

Eine Frucht dieser großen Aktion war die Revolution in Portugal. König Manuel, ebenso kraftlos wie jung, wurde von der meuternden Soldateska und dem Lissaboner Pöbel im Handumdrehen vom Thron gestoßen. Die neue „Freiheit" tobte sich in rohen Klosterstürmen aus. Das neue Ministerium betrieb eine Diktatur, gegen die Francos Kraftregiment noch harmlos gewesen war. Die Wirtschaft der Emporkömmlinge und Verräter, die von der „aufgeklärten" Presse, auch in Deutschland, dithyrambisch begrüßt war, erregte aber in kurzer Frist ringsum Unzufriedenheit und Angst, so daß vor Schluß des Jahrestores, während wir dieses schreiben, ernste Meldungen über eine drohende Lissaboner Gegenrevolution eintreffen. Leider hat sie bisher nicht eine monarchistisch-konservative, sondern vielmehr eine anarchistische Tendenz. Es ist zu befürchten, daß Portugal erst durch eine Schreckensherrschaft des zivilen und militärischen Pöbels hindurchgehen muß, ehe die christlichen und konservativen Kräfte des Landes zu einer Rettungsaktion sich sammeln.

Die Leistungen des Kulturkämpfertums in den romanischen Ländern lenken den Blick auf die verwandten Regungen und Bestrebungen in Deutschland. Die Freimaurerlogen sind bei uns nicht so gefährlich, wie dort: Aber dafür haben wir im Evangelischen Bund, in den jung- und linksliberalen Vereini-

gungen aller Art und in der zugehörigen gewaltigen Presse „bürgerliche" Kulturkampfstreiber übergenug. Es kommt hinzu, daß gerade auf diesem Gebiete die liberalen Aufgeklärten sich mit der Sozialdemokratie in der trautesten Gemeinschaft befinden. Welche Zwecke man verfolgt, hat namentlich die perfide Ausbeutung der päpstlichen Erlasse dieses Jahr gezeigt. Einen kleinen Absatz in der Borromäus-Enzyklika, der über die „Reformatoren" des 16. Jahrhunderts allgemeine Werturteile enthielt, ohne die gegenwärtigen Fürsten oder Völker irgendwie zu berühren, nahm man zum Anlaß einer leidenschaftlichen Hetze. Der deutsche Reichskanzler glaubte im Interesse des konfessionellen Friedens in Rom vorstellig werden zu müssen, und der Hl. Vater war entgegenkommend genug, sein Bedauern über die Mißverständnisse und seine friedliche Absicht förmlich zu bekunden, sowie weiterem Aergernis durch Abstand von der amtlichen Publikation in den deutschen Diözesanblättern entgegenzuwirken. Die Regierungen sprachen dafür ihren Dank aus; aber die Kulturkämpfer erklärten sich für nicht befriedigt, um weiter hetzen zu können. Als nun päpstliche Erlasse zur Abwehr der modernistischen Irrlehren erschienen, die durchaus rein kirchliche, auf das Glaubensleben und die innere Ordnung des Katholizismus abzielende Erklärungen und Anordnungen enthielten, da zog man auch diese Angelegenheiten vor das Forum der öffentlichen Meinung und des Reichstags. In letzterem wurde von liberalen Rednern gefordert, daß man wegen der antimodernistischen Maßnahmen den katholischen Geistlichen den Rest ihres Einflusses auf die Schule und den katholischen Laien die Befähigung zu Staatsämtern entziehen soll.

In Zusammenhang damit steht die fortgesetzte Aufschürung des furor protestanticus für den nächsten Wahlgang. Ueberhaupt wird von diesen Wahlen eine Schwächung der beiden christlichen Parteien ersehnt und erstrebt, damit man einen Kulturkampf in Deutschland eröffnen kann, der sich einerseits gegen die Orden, anderseits gegen die christliche Jugenderziehung, namentlich gegen die konfessionelle Schule, richten soll.

Derartigen Tendenzen kam es natürlich sehr in die Quere, als der Kaiser in Reden zu Königsberg, Marienburg und Beuron seine Ideen vom Gottesgnadentum, von dem Wert und der Notwendigkeit der religiösen Gesinnung und von der Gemeinschaft des Altares und Thrones öffentlich entwickelte. Darob machte man im Reichstag einen Vorstoß, um unter mißdeutender Berufung auf das sogenannte Abkommen vom November 1908 dem Kaiser den Mund zu verbinden. Herr von Bethmann Hollweg, der sonst die Schneidigkeit manchmal vermissen ließ, stellte sich in dieser Angelegenheit fest und erfolgreich vor den Monarchen.

Man muß überhaupt anerkennen, daß Herr von Bethmann Hollweg im Laufe des Jahres allmählich an Ansehen wieder gewonnen hat. Es sah damit schlecht aus, als im Frühjahr die preußische Wahlreform scheiterte. Das Zentrum hatte mit den Konservativen einen gangbaren Weg vereinbart, um eine erste Etappe der Reform zu erreichen, vor allem das Wahlgeheimnis zu erringen. Herr von Bethmann wollte aber nicht das Gesetz aus den Händen der Schwarzblauen allein entgegennehmen, sondern durchaus die Nationalliberalen heranziehen. Zu dem Zwecke setzte er im Herrenhause eine auf den nationalliberalen Vorteil berechnete Verschärfung des plutokratischen Moments durch, und da die Konservativen im Abgeordnetenhause fest blieben, scheiterte hieran das ganze Werk. Der Ministerpräsident nahm diese Niederlage seiner Vorlage ruhig hin und rekonstruierte danach sein Ministerium derartig, daß man den Eindruck gewann, er fühle sich fest im Sattel und gedenke noch lange an der leitenden Stelle zu bleiben. Der konservative Herr v. Dallwitz wurde Minister des Innern, der rechtsliberale Bürgermeister Dr. Lentze Finanzminister (an Stelle des konservativen Frhrn. v. Rheinbaben), und Frhr. v. Schorlemer-Liefer (Katholik, aber Zentrumsgegner) wurde zu Ehren der Mittelparteiler landwirtschaftlicher Minister. Im Reiche wurde als Staatssekretär für die Kolonien Herr v. Lindequist berufen, nachdem der vielgefeierte Dernburg vollständig abgewirtschaftet hatte. Als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes trat an die Stelle des schwachen Frhrn. v. Schön der energische Herr v. Kiderlen-Wächter, der allem Anschein nach in unsere hohe Politik bereits einen frischeren Zug gebracht hat.

Das Zentrum wurde bei dem Revirement nicht bedacht, obschon es doch auch zu den Parteien gehört, welche die Arbeit zu leisten haben. Die persönlichen Erfolge sind aber für uns nicht die Hauptsache. Es kommt darauf an, ob die Zentrumspartei einen neuen Kulturkampf zu verhindern vermag, und das ist zu hoffen, da aller menschlichen Berechnung nach, mögen die Wahlwürfel fallen, wie sie wollen, das Zentrum unentbehrlich ist zur Bildung und Erhaltung einer positiven, arbeitsfähigen Mehrheit.

Dieser Umstand beruhigt uns gegenüber den großen Gefahren des bevorstehenden Wahlkampfes und gegenüber der starken Sehnsucht nach liberaler Unterstützung, die der Reichskanzler fortwährend kundgibt. Er hat alles Menschenmögliche getan, um die Nationalliberalen, wenigstens deren rechten Flügel, zu der Arbeitsgemeinschaft herüberzuziehen. Es ist ihm bisher nicht gelungen. Die Bassermannsche Taktik hat bisher auch die äußere Einheit jener Partei nicht zerstört. Die rechtsstehenden Elemente, auch die nordwestdeutschen Großindustriellen, scheinen der Ansicht zu sein, daß sie die Vorteile, welche die oppositionelle Stellung und die Fühlung mit der Linken mit sich bringt, bei den nächsten Wahlen einheimsen helfen können, ohne sich dadurch die Zukunft zu verderben. Ob die nächsten zehn Monate noch einen Umschwung in der Stimmung und Gruppierung der Wähler bringen werden, wird sogar der philosophisch geschulte Reichskanzler nicht voraussagen können. Auch die zahlreichen Ersatzwahlen, welche im letzten Jahre den Mangel an wirklichen politischen Ereignissen ausgleichen mußten, geben keinen sicheren Fingerzeig für die allgemeine Kraftprobe vom Ende 1911. Der Jubel der Liberalen ist nicht echt; denn sie haben mehr Stimmen und mehr Mandate an die Sozialdemokraten verloren, als die Rechte.

Allerdings werden die Großblocktaktik und der furor protestanticus wohl unangenehme Wahlfrüchte zeitigen; aber es bleibt die Gewißheit, die durch die letzte Rede des Reichskanzlers noch bekräftigt ist: daß nach Wahlsiegen der Linken noch keine Götterdämmerung anbrechen wird.

Also gehen wir guten Mutes in das neue Jahr; allerdings mit dem Bewußtsein, daß schwere Arbeit erforderlich ist, um die gute Sache zu schützen und vorwärts zu bringen.

„Voraussetzungslose Wissenschaft" und Antimodernisteneid.

Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz in München.

„Der neue Eid der Theologieprofessoren" ist von Dr. Franz Heiner, Auditor der römischen Rota, in Nr. 50 der „Allgemeinen Rundschau" vom 10. Dezember 1910[1]) in dankenswerter Weise klargestellt worden gegenüber übertriebenen Befürchtungen aus dem katholischen Lager selbst heraus, im Anschluß an die von demselben Verfasser vorher veröffentlichte Broschüre über die Maßregeln Pius' X. gegen den Modernismus[2]). Letztere verbreitet sich aufs eingehendste in acht Kapiteln über Gefährlichkeit des Modernismus als Lehre und dessen Abwehrmittel, Studium der scholastisch-thomistischen Philosophie und Theologie, Pflege der Naturwissenschaft in der Theologie, gegenwärtige Stellung der Theologieprofessoren und -studierenden, kirchliche Büchergesetzgebung und Buchhandel, Priesterkongresse und Diözesanaufsichtsrat, Heiligenreliquien und -legenden. Das aktuellste Interesse nimmt neben dem 4. Kapitel über „Theologieprofessoren und Theologiestudierende" in Anspruch der Anhang: „Der von den Professoren und Kirchenbeamten zu leistende Eid", im authentischen Wortlaut nebst Kommentar.

Auf die weitesten Kreise beruhigend muß wirken die von maßgebender kirchlicher Seite nicht bloß theoretisch anerkannte, sondern tatkräftig durchgeführte milde Auslegung des päpstlichen Motuproprio „Sacrorum antistitum" vom 1. September 1910, wonach „einzelne disziplinäre Maßregeln spezieller Natur", wie das Vorgehen gegen vom Modernismus angesteckte Lehrer und Lehrmittel bis zum Verbot der Zeitungslektüre für Zöglinge von geistlichen Seminarien herab keine Ausdehnung finden auf Anstalten, welche nicht rein kirchlichen Charakter tragen, sondern dem Organismus des öffentlich-rechtlichen Staatslebens eingegliedert sind, und auf nicht passende Verhältnisse in Deutschland und Oesterreich. Anderseits verfehlt Prälat Heiner nicht, nachdrücklichst hervorzuheben das unveräußerliche göttliche Recht bzw. die unabweisbare Pflicht der Kirche als Er-

[1]) Vgl. Nr. 52 vom 24. Dezember 1910.

[2]) „Nach der Enzyklika Pascendi vom 8. September 1907 in Verbindung mit dem Motuproprio vom 1. September 1910", Paderborn (Bonifazius-Druckerei) 1910.

zieherin der menschlichen Gesellschaft, welche gegen den als „eine Häresie, ja als ein Komplex von Häresien" offiziell erklärten Modernismus im allgemeinen konsequenterweise schärfere Maßregeln erforderlich macht, um möglichst zureichende Garantien gegen eine innere Versuchung der wahren Kirche Christi zu bieten, sowie die persönliche Gewissensverpflichtung des Katholiken in jeder Stellung, auch als Dozent an staatlichen Hochschulen, der im „Modernisteneid" vorliegenden formellen Erweiterung der professio fidei, welche materiell nicht hinausführt über die Substanz oder das Wesen des katholischen Dogmas, aufrichtig und ehrlich sich zu unterwerfen, ohne die damit verbundenen disziplinären Vorschriften „deshalb für absolut vollkommen und opportun halten zu müssen".

Während Heiner die Anwendung des allgemeingültigen, zugunsten der Freiheit sprechenden Prinzips: Odiosa sunt restringenda für selbstverständlich erachtet, „scheint es" dem Münchener Privatdozenten Dr. Karl Adam[3]) „die Ehre der katholischen Wissenschaft, vielleicht sogar die Existenz der theologischen Fakultäten gebieterisch zu erheischen, daß der Mißdeutung des Eides in Laienkreisen . . . durch eine autoritative Erklärung Roms machtvoll begegnet werde", mag auch „für die Theologen . . . es außer aller Debatte stehen, daß der Eid" keineswegs „ein Attentat auf die Forschungsfreiheit" in sich schließt, weil er „nicht die wissenschaftliche Methode als solche, nicht eine Verdogmatisierung des Forschungsprozesses, sondern eine dogmatische Würdigung des Forschungsergebnisses zur Gewissenspflicht macht", indem er „die Offenbarungsautoritäten (inspirierte Schrift, inspirierte Tradition und Kirche) nur bei der Konfrontierung unseres Forschungsergebnisses mit den Heilswahrheiten gewürdigt und beachtet wissen will". Adam vermißt bei Heiner das Eingehen auf die „brennendste der gegenwärtigen theologischen Hochschulfragen — nach dem Rechte der historisch-kritischen Methode auf dem Gebiete der katholischen Theologie . . . Unter diesen Gesichtspunkt" habe „von den Katholiken nur Dr. A. Wurm den Antimodernisteneid gerückt", dessen „scharfsinnige Ausführungen" in der vorhergehenden Nummer der „Wahrheit"[4]) Adam sich zu eigen macht. Deren Tenor ist: Der objektive, exakt wissenschaftliche Forscher muß vor allem sich hüten vor „der Beeinflussung der Quellenauffassung durch die persönliche Ideen- und Empfindungswelt", auch die religiöse und theologische, und deren subjektive Werturteile, z. B. in der „Darstellung der Lutherzeit" und in der natürlichen Glaubensbegründung oder Apologetik. „Seinen persönlichen Ueberzeugungen darf er kein bestimmendes Eingreifen in den Forschungsprozeß gestatten", sondern nur eine „dienende Einfühlung", d. h. eine voraussetzungslose Verwertung „als Vorstellungen, die er sozusagen probeweise neben Dutzend anderen Erklärungsmöglichkeiten an die Quellen anlegt, ob sie etwa von diesen gefordert werden", ohne sie indes ihnen aufzudrängen. „Niemand hat dies vielleicht klarer und tiefer begründet, als der Kardinal-Erzbischof Mercier von Mecheln in einer am 8. Dezember 1907 vor den Professoren und Studierenden der katholischen Universität zu Löwen gehaltenen Rede" mit der Pointe: „Ein Objekt vom Standpunkte der wissenschaftlichen Untersuchung aus behandeln, heißt — es mit dem Geiste isolieren, um es für sich zu erfassen, es in seinem Wesen mittels eines klaren und bestimmten Begriffes zu ergreifen" als „das formale Objekt dieser Wissenschaft. — Das Forschungsergebnis kann allerdings bei der Irrtumsfähigkeit der menschlichen Vernunft in Gegensatz treten zu der Glaubensüberzeugung". Es wird dann „einer erneuten Prüfung unterzogen. Läßt sich der Fehler nicht finden, so wird der katholische Forscher" dessen „Vorhandensein trotzdem annehmen, auch wenn er zunächst nicht nachweisbar ist", der im Glauben erschütterte aber persönlich nach bestem Wissen und Gewissen den Konflikt zu lösen suchen, jedoch „als ehrlicher Mann darauf verzichten, sich die Illusion einer doppelten Wahrheit, der wissenschaftlichen und einer entgegengesetzten religiösen, zu bilden". Sachlich „erfordert der Forschungsprozeß — nicht den ernsten positiven, sondern nur den methodischen Zweifel", so daß nicht die religiöse Ueberzeugung als solche, sondern bloß die persönliche Einfühlung in Frage gestellt wird. — Die konkrete Anwendung der Eidesformel ergibt: Der exakt wissenschaftliche Exeget — analog ist der Kirchenhistoriker und Patrolog zu beurteilen — hat die „Tradition" oder „die authentische Interpretation der Kirche" und seine sonstigen theologischen „Vorstellungen (im Sinne der Einfühlung) an die Texte der Hl. Schrift heranzubringen, weil auch wissenschaftlich die Möglichkeit besteht, daß sie so ihre sinngemäße Erklärung finden"; er darf jene nicht a priori ausschalten, aber auch nicht umgekehrt ihnen eine ständige aktive Einwirkung" gestatten, welche nach Kardinal Mercier zwischen dem Formalobjekt der Fachwissenschaft und „einem Problem, das einer anderen Wissenschaft angehört", oder „einer Aufgabe der Apologetik die Aufmerksamkeit teilt".

Die Notwendigkeit oder Opportunität einer authentischen Erklärung Roms über die Zulässigkeit einer milderen Auffassung des Antimodernisteneides kann um so weniger unbedingt behauptet werden, als auch sonst nie ein Gegenstand ernstlichen Zweifels die Frage ist, ob eine allgemeingültige Regel, wie die strikte Auslegung eines odiosen Gesetzes, in einem einzelnen Falle anwendbar ist, und allenfallsige Skrupeln schon durch die Tatsache des stillschweigenden Geschehenlassens beseitigt werden. — Das Problem von der Kollision zwischen wissenschaftlicher Freiheit und kirchlicher Glaubens- bzw. theologischer Lehrautorität hat längst vor Dr. Wurm dessen theologischer Lehrer Dr. Alois R. v. Schmid in seiner Monographie über „Wissenschaft und Autorität" 1868 spekulativ und historisch beleuchtet, so daß auch hier nur das Prinzip auf den einzelnen Fall angewendet zu werden braucht. Allerdings läßt sich die katholische Glaubensüberzeugung der wissenschaftlichen Forschung nicht als ein „Ziele setzendes Regulativ" überordnen, weil dies eine petitio principii oder tendenziöse Erschleichung des erst zu beweisenden Resultates wäre, wohl aber als ein „Wege führendes Regulativ".[5]) Der berühmte Würzburger Apologet Prälat Hettinger pflegte die unverrückbare Norm des katholischen Glaubensdogmas zu vergleichen mit dem festen Standpunkt der Sterne am Himmelsgezelt, welche den Seefahrer durch das nächtliche Dunkel sicher dahingeleiten, oder auch der Magnetnadel, welche ihm durch Nebel und Sturm hindurch eine sicherere Führung bietet, als wenn er sich bloß auf subjektive Orientierung verlassen würde. Leitstern und Kompaß setzen nicht das Ziel fest auf Kosten der selbständigen Bewegung zu ihm hin, sondern stellen vielmehr die Erreichung des subjektiv freigesteckten und objektiv notwendigen Zieles sicher. Die Freiheit oder „Voraussetzungslosigkeit" der Forschung im Sinne der modernen, glaubensfeindlichen Wissenschaft bedeutet somit schließlich bloß die Freiheit des Irrtums statt der Wahrheit, der allgemein wissenschaftlichen Methode zum Trotz. Nachdem die freie Forschung vermöge ihrer eigensten, exakt wissenschaftlichen Methode in der Apologetik den unerschütterlich festen Standpunkt der objektiven göttlichen Offenbarungswahrheit ermittelt hat, leuchtet von selbst ein, daß die nämliche exakt wissenschaftliche Methode nicht von anderweitigen Gesichtspunkten aus zu widersprechenden Resultaten führen kann, außer infolge der nämlichen Beschränktheit der menschlichen Natur, welche die Möglichkeit des Irrtums und Unfähigkeit seiner Berichtigung zugleich in sich schließt. Die Unmöglichkeit einer „doppelten Wahrheit" wurde namentlich in den mittelalterlichen Kämpfen der ausgehenden Scholastik mit dem Nominalismus, die Unterscheidung zwischen „methodischem" und „praktischem" Zweifel zu Beginn der neuzeitlichen Philosophie gegen Descartes lebhaft diskutiert.

Die Begriffsbildung mit ihrer Klarheit schaffenden Isolierung des Formalobjektes einer Wissenschaft erschöpft noch nicht die wissenschaftliche Methode, sondern dazu kommt im weiteren Verlauf die Vergleichung der isolierten Begriffe untereinander und die Zusammenfügung dieser vereinzelten Bausteine zu einem Gebäude oder System der Wissenschaft, und endlich der einzelnen, wissenschaftlichen Systeme zu einer allumfassenden „Weltanschauung", welche durch übernatürliche Offenbarung aus einer höheren Sphäre einen ergänzenden Abschlusse finden kann. Wenn nach eigenem Zugeständnis deren „Einfühlung" in die einzelnen Quellen wissenschaftlicher Forschung nicht von vornherein ausgeschaltet werden darf, sondern wenigstens die Möglichkeit eines objektiven Maßstabes offen gelassen, und im Konfliktsfall die Fehlerquelle menschlichen Irrtums der göttlichen Erkenntnisquelle gegenüber angenommen werden muß, so liegt darin bereits ein gewisses „Wege führendes Regulativ"

[3]) „Der Antimodernisteneid und die theologischen Fakultäten" in „Die Wahrheit", Heft 6 vom 15. Dezember 1910, S. 83—85.

[4]) Nr. 5 vom 1. Dezember 1910, S. 70—73: „Der Modernisteneid und die historisch-kritische Methode".

[5]) Adam, ebenda S. 84.

und „*aktives Element*“, nur nicht in jener einseitigen Vordringlichkeit, welche man „petitio principii“ nennt. Wenn der katholische und insbesondere theologische Forscher stets die Möglichkeit des subjektiven Irrtums seiner noch so gewissenhaften menschlichen Forschungsarbeit und die Unmöglichkeit des Irrtums einer auf göttlichem Grunde objektiv verankerten Glaubenswahrheit sich gegenwärtig halten muß, so ist im Namen und Rahmen der Forschungsfreiheit nicht jede aktive und regulative Einwirkung persönlicher Glaubensüberzeugung auszuschließen, sondern nur die noch nicht selbständig exakt wissenschaftlich erhärtete, mit anderen Worten die *apologetische Färbung der katholischen Wissenschaft* ist nur insoweit als *unwissenschaftliches Vorurteil* zurückzuweisen, als sie *nicht* zum Urteil kraft der eigensten, exakten Methode der Wissenschaft hindurchgeläutert und ausgereift ist. Nicht bloß der Katholik, *auch der katholische Hochschullehrer kann den Antimodernisteneid mit bestem, nicht allein theologischen, sondern auch wissenschaftlichen Gewissen leisten, sobald er von der Wahrheit seines Inhaltes auf exakt wissenschaftlichem Wege sich überzeugt hat*, und darum ist nicht nur von kirchlichem, sondern auch von allgemein wissenschaftlichem Standpunkt aus dieser Eid als eine *höchst persönliche Angelegenheit* jedes öffentlichen Hochschullehrers nicht minder wie jedes Privatgelehrten zu betrachten.

Die katholischen Arbeitervereine und ihre Aufgaben in der Gegenwart.

Von Redakteur Michael Gasteiger.

I.

Die Tätigkeit der katholischen Arbeitervereine wird schon seit Jahrzehnten von den positiven Sozialpolitikern geachtet und geschätzt. Erst in den jüngsten Tagen ist von seiten der allerhöchsten kirchlichen Stelle der Wunsch und die Mahnung kund geworden, daß es für die Zukunft immer mehr das Bestreben der deutschen Katholiken sein müsse, neben den Gewerkschaften die spezifisch katholischen Arbeiterorganisationen, darunter besonders die katholischen Arbeitervereine auszubauen, sie nach Möglichkeit zu fördern und so den religiösen Geist in unserer katholischen Arbeiterwelt zu vertiefen. Damit ist die hohe Bedeutung, welche der Hl. Vater den katholischen Arbeitervereinen im Körper der sozialen Standesorganisationen mit Recht beilegt, klar und deutlich ausgedrückt.

Gerade an der katholischen Arbeitervereinsbewegung aber hat sich, wenn irgendwo, das Wort bewahrheitet, daß eine gute Sache ein Menschenalter zu ihrem Durchbruche bedürfe. Wenn man von dem ältesten katholischen Arbeiterverein in Deutschland, dem St. Josephsverein in Regensburg, absieht, der im Jahre 1849 als eine Abteilung des politischen Piusvereins gegründet wurde mit Krankenunterstützung und ähnlichen wirtschaftlichen Vorteilen, so haben die ersten katholischen Arbeitervereine unter des Mainzer Bischofes Freiherrn von Ketteler sozialem Wirken zu Anfang der sechziger Jahre ihre Geburtsdaten zu verzeichnen. Zumal in Rheinland-Westfalen entstanden die Christlich-sozialen Vereine, die dort den Grundstock für die katholische Arbeitervereinsbewegung von heute bildeten und es Mitte der siebziger Jahre auf mehr denn 30 000 Mitglieder gebracht hatten. Allerdings war in diesen Vereinen der Begriff „Arbeiter“, den damaligen Verhältnissen entsprechend, sehr weit gezogen, so daß von einer eigentlichen Standesorganisation für Lohnarbeiter nur sehr bedingt gesprochen werden kann. Insbesondere in der Kulturkampfzeit, wo die deutschen Katholiken aller Stände zur Verteidigung ihrer heiligsten Güter gegen verblendeten Absolutismus aneinandergeschweißt wurden, waren die katholischen Arbeitervereine so recht eine Sammelstätte aller „kleinen Leute“, in der die alle berührende religiöse Frage naturgemäß im Vordergrunde stand. Auf sozialem Gebiete aber kämpfte man nicht selten mit mehr Eifer als Erfolg gegen den „Sozialliberalismus“; oft auch mit wenig Klugheit gegen die zunehmende Industrialisierung, der allein man die prekäre Lage des Kleinhandwerks zuschob.

Wie denn überhaupt bei einem Vergleiche der katholischen Arbeitervereine von damals mit den heutigen zwei verschiedene Tendenzen in die Augen fallen: *einst der caritative Grundzug, heute die soziale Standesarbeit.* Der Fabrikpatriarchalismus mit der Idee einer restlosen Versöhnung zwischen Kapital und Arbeit, die Le Play in Frankreich predigte, war an sich zu schön und Frieden verheißend, als daß er nicht auch anderwärts manche Anhänger in der Theorie und einige wenige auch in der Praxis gefunden hätte. Daß aber die christlichen Arbeitervereine von damals durch solche Bestrebungen zur Lösung der Arbeiterfrage stark beeinflußt wurden, ist klar: Auf das Extrem des Umsturzes, den die eben flügge gewordene Sozialdemokratie propagierte, versuchte man das Extrem eines wirtschaftlichen Konservatismus als Trumpf zu setzen. Indes sehen wir heute klar, daß das kein Trumpf war; die katholische Arbeitervereinsbewegung kam dabei nicht voran. Woran allerdings auch die kirchenpolitischen Wirren, welche die Geistlichen der Vereinstätigkeit entzogen, vielleicht ein noch gerüttelteres Maß von Schuld trugen, als die Tatsache, daß caritative Arbeit im Vereinswesen eben individuell bleibt, während die soziale Betätigung den ganzen Stand erfaßt.

Wohl hatte Dr. *Hitze*, der verdiente Förderer der christlichen Arbeiterbewegung überhaupt, auf dem Katholikentage zu Amberg 1884 eine glänzende Rede für die katholischen Arbeitervereine gehalten, aber die Wunden, die der Kulturkampf geschlagen, waren noch nicht vernarbt. Die „sozialen“ Geistlichen stunden hinsichtlich ihrer Vorrückung gewissermaßen auf der „schwarzen Liste“, und auch das Verständnis für die Sammlung der katholischen Arbeiter in Vereinen zu religiös-sittlicher Hebung und Belehrung war bei Geistlichen und Laien vielfach weit hinter den Vorschlägen Dr. Hitzes in Amberg zurückgeblieben.

Da kam im Jahre 1891 die berühmte Arbeiter-Enzyklika unseres hochseligen Papstes Leo XIII., welche Richtlinien und Ansporn zur Weiterarbeit gab. Die letztere gestaltete sich um so fruchtbringender, als inzwischen die politischen Verhältnisse im Deutschen Reich solcher Propaganda günstiger geworden waren. Die Kulturkampfzeit war überstanden, und die Regierung hatte einsehen gelernt, daß die Formel: Gegen Demokraten helfen nur Soldaten, auf welche das unheilvolle Sozialistengesetz aufgebaut wurde, eine große Selbsttäuschung war. Mit der Thronbesteigung Wilhelms II. und dem Falle des Sozialistengesetzes begann eine neue Periode regierungsseitiger Sozialpolitik: Statt Ausnahmegesetzen begann man den Kampf gegen den Umsturz mit sozialen Reformen, und gar bald hatte sich gezeigt, daß die Sammlung der nichtsozialdemokratischen Arbeiter, wenn auch zunächst nicht leicht, doch keineswegs aussichtslos war, ja, bald schöne Erfolge aufweisen konnte. Besonders die katholischen Arbeitervereine entfalteten seit dem Erscheinen der Arbeiter-Enzyklika eine rührige Tätigkeit. In München wurde am 12. Oktober 1891 der Verband süddeutscher katholischer Arbeitervereine gegründet, dessen Vorsitzender Monsignore Lorenz *Huber*, ein weitblickender Mann, den wir jüngst, allzufrüh, zu Grabe getragen haben, auch ein Organ, den „Arbeiter“, für die speziellen Arbeiterinteressen schuf und mit großen Opfern hochhielt. Monsignore Huber leitete den Verband süddeutscher katholischer Arbeitervereine bis zum Jahre 1903, wo ihn Krankheit zwang, den Vorsitz niederzulegen. Er hat sich auch große Verdienste um die gewerkschaftliche Arbeiterbewegung auf interkonfessioneller Grundlage erworben. „Huber erkannte eben“, so schreibt das „Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften“ 1910, S. 386, „unbeschadet seines überzeugtesten Eintretens für die konfessionellen Arbeitervereine auf dem Gebiete religiöser Vertiefung und der Erziehung überhaupt, die Verfehltheit der konfessionellen Absonderung auf rein gewerblichem Gebiete.“ Der Verstorbene hatte noch die Genugtuung, die von ihm schon im Jahre 1892 empfohlene Zweiteilung der christlichen Arbeiterbewegung in katholische Arbeitervereine und christliche Gewerkschaftsbewegung praktisch werden und die dadurch erreichten Erfolge als ein Stück auch seiner Arbeit reifen zu sehen.

Der Verband *süddeutscher* katholischer Arbeitervereine zählte bei seiner Gründung 27 Vereine mit rund 6000 Mitgliedern; heute sind es deren 100 000 in mehr denn 900 einzelnen Vereinen. In der zweiten Hälfte der neunziger Jahre erfolgte die Gründung des *westdeutschen* Verbandes katholischer Arbeitervereine mit derzeit 160 000 und jene des *nordostdeutschen* (Berliner) Verbandes mit 140 000 Mitgliedern. Der süd- und ostdeutsche Verband sind zentralistisch aufgebaut, während der westdeutsche Verband mehr dezentralisiert ist; beide Formen den jeweiligen Bedürfnissen im Verbandsgebiete angepaßt. Am besten ausgebaut ist naturgemäß das katholische Arbeitervereinswesen in Deutschland. *Oesterreich*, wo die sozialen Organisationen überhaupt durch die viel weniger ausgeprägte Industrialisierung noch unausgebauter sind, zählt 680 katholische Arbeitervereine mit rund 60 000 Mitgliedern. Diese Mitgliederzahl ist zum Teil aus Berechnungen gewonnen, jedoch eher zu niedrig, denn zu hoch gegriffen. Genaue Zahlen liegen nur über den „Reichsverband der nichtpolitischen Vereinigungen christlicher Arbeiter Oesterreichs“ vor, der 308 katholische Arbeitervereine mit 29 000 Mitgliedern umfaßt. Die *Schweiz* endlich zählt 101 katholische Arbeitervereine mit 7200 Mitgliedern.

Ihrem *Wesen* nach sind die katholischen Arbeitervereine der Gegenwart *Standes*vereine für die katholischen Arbeiter mit sozialer Tendenz. Sie sehen weder im Arbeitsverhältnis ein bloßes Pietätsverhältnis, noch auch in den Gewerkschaften „Streikvereine“, sondern im kollektiven Arbeitsvertrag, abgeschlossen durch die Gewerkschaft, den sichersten Weg zum Wirtschaftsfrieden. Diese soziale Tendenz setzt naturgemäß voraus, daß die katholischen Arbeitervereine sich auch nur aus Lohnarbeitern zusammen-

setzen, zum mindesten aber, daß die eigentlichen Lohnarbeiter im Vorstand die Mehrheit bilden. Diese Grundsätze werden jetzt erfreulicherweise immer mehr beachtet, während man früher, dem Gesetz der großen Mitgliederzahlen opfernd, oft den „Arbeiter"-begriff der vorgewerkschaftlichen Zeit bei Vereinsgründungen und Werbearbeit zugrunde legte. Wo die Voraussetzung des Vorhandenseins von Arbeitern aber zutrifft, ist es selbstverständlich, daß die katholischen Arbeitervereine, dem Zuge der Industrie auf das Land folgend, auch in an sich ländlichen Gegenden ihre Werbearbeit entfalten. Wäre es anders, würden sich deren führende Kreise eine Pflichtverletzung zuschulden kommen lassen. Burschenvereine und Dienstbotenvereine allein, so große Vorteile sie innerhalb eines begrenzten Wirkungskreises auch bieten mögen, können nun einmal dem Arbeiter auf dem Lande unter unseren heutigen Wirtschaftsverhältnissen nicht den Arbeiterverein und die berufliche Organisation ersetzen. Weil man sich aber den einzelnen Arbeiter, auch auf dem Lande nicht von seiner Klasse und vom Wirtschaftskörper losgelöst denken darf, wenn man ihm nützen und helfen will, so sind die Aufgaben der katholischen Arbeitervereine, um allen Standesgenossen zu dienen, naturgemäß gar mannigfache.

Ueber Kircheneinweihungen.

Von Franz Friedrich, Stuttgart.

Der Einsender hat vor nicht langer Zeit bei seinen Wanderungen durch die Provinz Brandenburg auch in Spandau die neuerbaute St. Marienkirche besucht.

Inzwischen hat er aus den Zeitungen vernommen, daß diese Kirche bereits am Sonntag, den 30. Oktober vor. Js. die kirchliche Weihe erhalten hat. Als er die Kirche vor einiger Zeit besuchte, war sie wohl äußerlich fertiggestellt aber ihre Umgebung und das Innere waren noch in einem so scheußlichen baulichen Zustand, daß er nicht verstehen konnte, wie sie schon so bald darauf eingeweiht werden solle. Tatsächlich ist sie aber schon von einem hohen kirchlichen Würdenträger eingeweiht worden. Sicherlich konnte ihr baulicher Zustand bis zur Einweihung nur notdürftig, in der größten Eile einigermaßen befriedigend und nur unter Zuhilfenahme teurer Nachtarbeit hergestellt werden, aber selbstverständlich alles nur auf Kosten der soliden Fertigstellung.

Da fiel dem Einsender ein, daß er auch einmal einer Kircheneinweihung als Mitglied des Kirchenvorstandes im Süden unseres Vaterlandes, aber auch gegen seinen Wunsch und Willen, angewohnt hatte, wobei ganz gleiche Verhältnisse wie in Spandau vorlagen, nur daß, wie gesagt, der Schauplatz dieser Sache in einer süddeutschen Diözese lag. Um nun wahrscheinlich die bereits erfolgten Einladungen an das Königliche Haus und den Besuch des weihenden Kirchenfürsten nicht verschieben und daher in Frage stellen zu müssen, wird der Einweihungstag nicht verschoben, sondern die Feier vorgenommen, koste es was es wolle, obgleich bei einer zweckmäßigen Verschiebung alles ohne besondere Kosten und ordnungsmäßig hätte hergestellt werden können. Wer die Schuld hierbei trägt, möchte nicht untersucht werden; das Ganze wird wohl eine Verkettung verschiedener mißlicher Umstände sein. Man ordne einfach an, daß die entstandenen Mehrkosten von den betreffenden beteiligten Personen aus Privatmitteln und nicht auf die Kirchenbaukosten verrechnet werden, dann kommt so etwas sicherlich nicht vor. Aber warum erklärt in solch einem Fall die Bauleitung nicht offen und unumwunden die Ausführung für unmöglich? Warum hören wir in der Oeffentlichkeit keine einzige Stimme hiergegen, warum schweigen alle Blätter, obgleich in der Stille die Unzufriedenheit weiterglimmt?

In einer Zeit wie der jetzigen, wo überall dringende Nöten für Erbauung von katholischen Kirchen bestehen, das Geld meist fehlt, und daher im ganzen Deutschen Reich die Bettelglocke ertönt, sollte man doch mehr sparen, denn Tausende von Mark gehen dadurch verloren, abgesehen von den dauernden Schäden, die durch die schlechte und flüchtige Bauart für das Bauobjekt im Gefolge sind.

Die moderne Bühne als hohe Schule sittlicher Verlotterung.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Das klassische Wort, daß das Theater eine „moralische Anstalt" sein soll, hat längst keine Geltung mehr. Eher könnte man die Mehrzahl der heutigen Bühnen, auch der angesehensten, einschließlich der sog. Hofbühnen, unmoralische Anstalten nennen. Aber nur die wenigsten von denen, welche eigentlich berufen und vielleicht auch guten Willens wären, hier nach dem Rechten zu sehen, sind über den wahren Stand der Dinge genau genug unterrichtet, um sich ein eigenes Urteil zutrauen zu können. Es ist ja eine bekannte Erfahrungstatsache, daß ein sehr großer Teil der in den Gang der Dinge in Staat und Reich entscheidend eingreifenden, ernsten politischen und geistigen Kapazitäten die Bühnenvorgänge gewissermaßen nur vom Hörensagen kennt, vielleicht nur aus oberflächlichen Tisch- und Salongesprächen, vielleicht durch einen gelegentlichen flüchtigen Blick in die Theaterplaudereien eines dem Tagesgeschmacke huldigenden Zeitungsblattes. Es fehlt nicht an Staatsmännern und führenden Politikern, die jahraus, jahrein überhaupt nicht oder nur bei offiziellen festlichen Anlässen ein Theater von innen zu sehen bekommen. Nur selten ist es wirklicher Mangel an Interesse, der den Sinn für eines der folgenschwersten Bildungs- und Kulturmittel unserer Zeit abstumpft. In der Regel fehlt den großen Arbeitsbienen im gewaltigen Betriebe unseres komplizierten öffentlichen Lebens die Zeit, ihre knapp bemessenen Mußestunden an Orten zu verbringen, von denen ihnen ohnehin nur magerer ästhetischer Lohn winkt. Die leidige Politik nimmt die gespannteste Aufmerksamkeit gerade der fähigsten Köpfe in einem solchen Maße gefangen, daß für „Allotria", wie mancher den Theaterbesuch einzuschätzen pflegt, keine Zeit und kein genügendes Interesse mehr übrig bleiben. Aehnliches gilt in entsprechend verändertem Sinne von einem großen, ja dem größten Teile der ernster und tiefer veranlagten, namentlich der sozial interessierten Frauenwelt. So kommt es, daß der unermeßliche Einfluß, den die heutige Bühne auf die Weltanschauung namentlich der besser situierten Klassen ausübt, an vielen einflußreichen Stellen längst nicht genügend gewürdigt wird. Oft sind die halbwüchsigen Töchter und selbst die noch unreifen Söhne „tonangebender" Familien über die rauhe Wirklichkeit des heutigen Bühnenunwesens weit genauer unterrichtet, als ihre Väter und Mütter, die sich darauf beschränken, über gelegentliche Sentenzen ihrer den suggestiven Einflüssen „moderner" Bühnenerziehung mehr oder minder unterlegenen Nachkommen verwundert das Haupt zu schütteln. Und doch ist der demoralisierende Einfluß, der von der modernen Bühne ausgeht, noch ungleich verderblicher, weil unmittelbarer und sinnfälliger, als die Wirkung der leichtfertigsten Lektüre.

Nach diesen einleitenden Erwägungen führt uns das Thema gleich in medias res. Der Tiefstand der heutigen Bühnenmoral ist den regelmäßigen Lesern der „Allgemeinen Rundschau" keine neue Entdeckung mehr. Erst unlängst fanden gewisse Wedekindiaden an dieser Stelle eine ungeschminkte Erörterung. („Frank Wedekind und seine Freunde aus dem dekadentesten München. Von W. Thamerus" in Nr. 47, S. 825. — „Wedekind hoftheaterfähig. Preßstimmen aus allen Lagern" in Nr. 49, S. 872 f.) Heute ist es nicht Wedekind, der Spezialist für sexuelle Perversitäten, sondern Hermann Bahr, der Zyniker und Moralanarchist, den wir etwas genauer unter die kritische Lupe nehmen müssen, wobei wir uns in der Hauptsache auf Zeitungszitate stützen können. Die Mehrzahl dieser Zitate enthält allerdings nichts weniger als eine Anklage gegen Hermann Bahr und seine Bühnenprotektoren; aber gerade der mehr als leichtfertige, zynische und überzynische Ton gewisser Besprechungen in sogenannten bürgerlichen Blättern wird vielleicht vielen nachdrücklicher die Augen öffnen, als wenn wir die eine oder andere „liberale" Stimme zitieren könnten, welche sich, angewidert von dem allzu penetranten Hautgout Wedekindscher Perversitäten, zu einer vornehm abwehrenden Gebärde verstand.

Ueber Hermann Bahrs neuestes Stück mit dem so harmlos anmutenden Titel „Die Kinder" hat sich der ständige Bühnenberichterstatter der „Allgemeinen Rundschau" in Nr. 52 vom 31. Dezember 1910 (S. 975) bereits mit ziemlicher Deutlichkeit ausgesprochen. Aber die weitreichende demoralisierende Wirkung dieses Theaterskandals erfordert eine intensivere Beleuchtung der vielbeklatschten Komödie. Denn wie heute alle Propaganda

nicht bloß des politischen, sondern auch des **geistigen und sittlichen Umsturzes** ins Massenhafte geht und mit **Massenmitteln** arbeitet, so hat diesmal auch **Hermann Bahr** mit Hilfe dienstwilliger Freunde oder unverständiger und verblendeter Gönner sozusagen „ganz Deutschland“ zur gleichen Stunde in den Bann seiner Massensuggestion zu zwingen — versucht. Denn hoffentlich ist ihm der Versuch doch nicht ganz nach Wunsch gelungen. Selbst unter denen, die, geblufft durch Situationskomik, Wortwitz und blendende Sentenzen, dem Stücke und dem Autor applaudierten, wird mancheiner sehr nachdenklich und ernüchtert werden, wenn er sich die „Moral“ der Bahrschen „Komödie“ in ihren platten praktischen Konsequenzen vor die Seele führt.

Hermann Bahr hat es verstanden, seine alle Begriffe der Moral und auch grundlegende Sätze der Wissenschaft total auf den Kopf stellende Komödie **gleichzeitig mit einem Schlage an 21 (einundzwanzig) deutschen Bühnen zur Aufführung zu bringen.** Und zwar nicht etwa nur an Bühnen zweiten Ranges. Namhafte **Hofbühnen**, an der Spitze die **königlichen Theater in München und Stuttgart**, erwiesen ihm gleiche Ehre. Wobei uns nur das eine gewundert hat, daß nämlich die etwaigen Grafen und Gräfinnen, Hofräte und Hofrätinnen, Grafen- und Hofratskinder beiderlei Geschlechts, welche den Premièren oder „Uraufführungen“ ihrer Hofbühnen beizuwohnen pflegen, nicht bis in die Haarwurzeln hinein erröteten ob der ihnen und ihresgleichen gemachten Unterstellung, als ob die auf der Bühne „lebenswahr“ dargestellten Figuren sozusagen typische Erscheinungen seien.

Schmunzelnd registriert die **sozialdemokratische** „Münchener Post“ (Nr. 300 vom 25. Dezbr. 1910) den starken äußeren Erfolg des im Münchener Königlichen Residenztheater zu Gehör gebrachten Bahrschen Plädoyers für „**modern-revolutionäre Gedanken**“ und für „**neue Moral**“, vor allem aber auch seiner „Sarkasmen über Geburtsadel und Klassenvorurteile“. Es sei im Grunde genommen ein „altes Sujet“, „zugedeckt mit philosophisch-moralischen Betrachtungen über Geschwisterliebe“. Den Sinn der Komödie kristallisiert das sozialdemokratische Blatt kurz dahin:

„Wie, wenn ein Stück so **modern-revolutionäre Gedanken** voltigiert, wie Hermann Bahrs „Kinder“, z. B., **daß man garnicht ahnt, mit wem man zufolge elterlicher Eheirrungen verschwistert sein kann, daß viele Ehen zwischen derart Verschwisterten geschlossen werden, und daß es am Ende auch ganz gleich ist,** wenn man sich liebt, **ob man eines Blutes ist** — ein solches mit spitzfindiger Neumoral daherkommendes Stück sollte alten Schlages sein?“

Man, beachte: Selbst ein sozialistisches Blatt findet die widerwärtige Theorie der Bahrschen Neumoral „spitzfindig“, also nicht überzeugend. Um so verblüffender wirkt eine **geradezu begeisterte** Besprechung in einem anerkannten Organ des **gemäßigten bürgerlichen Liberalismus**, in einem Blatte, das in vielen tausend **Beamten- und Bürgerhäusern** auf dem Familientische liegt, das sich noch bis in die neueste Zeit durch ernstere sittliche Auffassung als Repräsentant des Altliberalismus von gewissen Organen des hauptstädtischen Neuliberalismus und Libertinismus vorteilhaft unterschied. Ausgerechnet die „**Augsburger Abendzeitung**“ (Nr. 356 vom 27. Dezember 1910) läßt sich in einem Münchener Originalbericht über die Residenztheater-Aufführung unter anderem also vornehmen, (zur Kennzeichnung des heutzutage in Organen des „bürgerlichen Liberalismus“ üblich gewordenen leichtfertigen Tones lohnt sich eine ausführliche Wiedergabe):

„Man hätte seine Hoffnungen vielleicht etwas zu hoch geschraubt, und als man sie durch das **etwas leichte Stück** nicht durchaus erfüllt sah, revanchierte man sich mit recht flauem Beifall: **nur so kann ich es mir erklären, daß bei dieser Premiere nicht brausender Jubel im Hause erscholl. Ich für meinen Teil habe mich an der Komödie herzlich erfreut. Sie ist eine feine und gescheite Satire. Sie zeigt an recht glaubhaften Beispielen, daß es nichts dümmeres gibt als den Satz: „Blut ist dicker als Wasser.“** **Der Mensch ist nach Bahr kein Resultat der Blutmischung, sondern ein Resultat der Erziehung.** Wenigstens was seinen Charakter, Stil und Weltanschauung anlangt. Und das wird an den „Kindern“ bewiesen (?!): an Anna, der schönen, temperamentvollen, eigensinnigen, „originellen“ Tochter des Hofrats, Professors und Blinddarmzwickers Dr. Ignaz Scharizer, und an Konrad, dem Sohn des Grafen Freyn, der korrekt, still, gebändigt, glatt ist wie sein gräflicher Herr Papa. Anna und Konrad lieben sich, und da auch die beiden Alten eine Bekanntschaft vieler Jahre verknüpft, so scheint der ehelichen Verbindung nichts im Wege zu stehen. Um so mehr erstaunt man über das kategorische Nein des Hofrats. — Im zweiten Akt erfahren wir den Grund dieser Absage: Konrad ist der Sohn des Hofrats, die verstorbene Gräfin war des Hofrats Geliebte. . . . Anna muß natürlich ins Geheimnis gezogen werden, und da scheint das Herzchen dieser verliebten Emanzipierten zu brechen. Einen Atemzug lang schwebt die Tragödie durch die Komödie, und wie durch einen feinen Schleier blitzt das Gespenst des Incest auf: schwüle Ibsenstimmung. — Der dritte Akt bringt eine weitere Verschlingung des Problems und zugleich die Lösung. Der alte Graf Freyn erscheint auf der Bildfläche. Ihn hat eine ähnliche Angst hergetrieben, wie sie den Hofrat Scharitzer in dem Augenblick gepackt hatte, da ihm Konrad seine Liebe zu Anna gestand. Auch Freyn hält die Kinder für Geschwister; denn Anna ist die Frucht eines Verhältnisses, das er mit der Hofrätin hatte. Wie die beiden Alten sich „das“ gegenseitig gestehen, wie sie sich zuerst mißverstehen, dann wüten und endlich mit der Resignation gesetzter Männer sich mit der Tatsache abfinden, daß sie sich gegenseitig gehörnt haben, das streift zwar, als Ganzes angesehen, knapp an der Klippe des Possenhaften vorbei, aber es ist gerade in diesem Dialog **eine so feine Beobachtung und Charakterentfaltung, und über das Gespräch ist ein Füllhorn so launigen Witzes**, der **aus Weltanschauungstiefen (!!)** kommt, ausgegossen, daß man Bahr ob seiner etwas antiquierten Technik nicht böse sein kann.“

Wohlgemerkt: Hermann Bahr hat nicht etwa bloß eine gepfefferte Ehebruchs-„Komödie“ geschrieben, wie die dramatische Literatur und Afterliteratur aus alter und neuer Zeit deren nur zu viele aufweist, sondern ein mit **prinzipiellen Thesen** gespicktes **moralstürzendes Tendenzstück**, dessen Grundgedanke die völlige **Ausmerzung** eines Begriffes ist, der die Kultur von Jahrtausenden beherrschte und selbst den Wilden und Barbaren heilig blieb: des Prinzips der **Blutsverwandtschaft**. Diese **moralanarchistische Tendenz** — und nicht der unsittliche Gehalt des Stückes an sich — ist es, welche dem einundzwanzigfachen Bühnenskandal vom 23. Dezember seine Bedeutung gibt.

Wir wären fast versucht, die Leser um Verzeihung zu bitten, daß wir ihnen die widerwärtigen Einzelheiten dieser Bahrschen Komödie auch nur im Zitat vorsetzen mußten. Aber was an 21 deutschen Bühnen, darunter erstklassigen Hofbühnen, gleichzeitig aufgeführt wird, kann der Erörterung in einer für gereifte Leser bestimmten Wochenschrift nicht entzogen werden.[1])

Was Hermann Bahr **seinem** Publikum zumuten zu können glaubt, ersieht man aus einem weiteren unsauberen Detail, das der „**Bayerische Kurier**“ (Nr. 359/60 vom 25./26. Dezbr. 1910) in einer mit erquickender Schärfe geschriebenen Kritik heraushebt:

„Der Herr Hofrat, der offenbar an Polypragmasie leidet, scheint, seiner burschikosen Ausdrucksweise nach zu schließen, die in Berlin seit einigen Jahren eingeführten Vorlesungen über **ärztliche Ethik** leider nicht mehr haben genießen können. Der Apfel, in diesem Falle der wie ein deus ex machina plötzlich auftauchende und dann wieder spurlos verschwindende **außereheliche Sohn des Herrn Hofrats aus seiner Jenenser Tätigkeit**, fiel nicht weit vom Stamm . . . Der einzig normale Mensch ist der Sohn Conrad, und der kann einem in der Zwiespältigkeit seiner Kindesgefühle nur leid tun. Mit solchen Sanatoriumskandidaten schlägt man keine erfolgreichen Geistesschlachten.“

Ueber die Grundtendenz der Komödie urteilt dasselbe Blatt:

„Die sozialistische Weltanschauung — wenn man bei Bahr von einer solchen überhaupt reden kann — des Autors drängt sich widerlich aufdringlich in den Vordergrund. Wer weiß, was dem Stück passiert wäre, wenn es in Wien das Licht der Welt erblickt hätte. Die Oesterreicher sind sehr feinfühlig und von guten Sitten, sie würden sich eine derartig rauhbeinige Behandlung ihres Adels kaum so ruhig gefallen lassen, wie dies überraschenderweise **im K. Residenztheater in München geschah.**“

Das Befremden über die Tatsache, daß ähnliche **grundsätzliche Verhöhnungen aller sittlichen Empfindungen** in einem königlichen Hoftheater Heimatrecht finden, ist unlängst auch in der liberalen „Allgemeinen Zeitung“ zu schärfstem Ausdruck gekommen. Diesen Gedanken stellt auch die „**Augsburger Postzeitung**“ (Nr. 292 vom 28. Dezember 1910) in den Mittelpunkt einer kurzen, aber unerbittlichen Kritik, der wir folgende Sätze entnehmen:

„Herr Bahr suchte die ganze fadenscheinige Geschichte besonders geistreich im Sinne der Wiener Kaffeehaus-Philosophen zu machen, welche durch Drapierung mit zwei wechselseitigen Ehebrüchen in der Vorgeschichte und einem gepfefferten Feuilleton von Simplicissimus-Zynismen über kryptogames Sexualleben des Adels in und neben der Ehe, **die in der Akustik des Residenztheaters sehr peinlich anklangen. Durch diese immer stärker hervortretende Neigung des Repertoirs zu Konzessionen an den blasierten verlogenen Tagesgeschmack wird der Rest von edlem Empfinden, der etwa im Publikum noch vorhanden ist für wirkliche dramatische Kunst, systematisch kaput gemacht.**“

Ueber die Aufnahme des skandalösen Stückes im **Königlichen Hoftheater zu Stuttgart** lauteten die Mitteilungen merkwürdigerweise sehr verschieden. Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ ließen sich über „**lebhaften Beifall** nach jedem

---

[1]) Das zitierte Blatt wird nicht nur in politisch-liberalen, speziell in **Beamten- und Lehrerkreisen**, sondern auch von **protestantischen Geistlichen** sehr viel gelesen. Es gilt als bevorzugtes Organ des Evangelischen Bundes. Der protestantische **Oberkonsistorialpräsident** Dr. von Bezzel, dessen ernste sittliche Lebensanschauung allbekannt ist, mag erstaunte Augen gemacht haben, als er **dicht neben** dieser kuriosen Verherrlichung zügellosester Begattungsfreiheit einen begeisterten Bericht über seine „ergreifende“, „eindrucksvolle“ **Weihnachtfestpredigt** in der St. Stephanskirche zu Bamberg las. — — —

Abschluß" berichten; andere Blätter, z. B. die „Kölnische Volkszeitung", meldeten, die Aufnahme sei sehr kühl gewesen. „Außerordentlich starker, ja durchschlagender Erfolg" wurde aus Hannover, „starke Opposition" aus Frankfurt a. M. berichtet. Weitere Aufführungen fanden u. a. statt an den königlichen Bühnen zu Dresden und Prag, ferner in Nürnberg, Leipzig, Chemnitz, Hanau, auch in Kiel, wo Prinz Heinrich von Preußen der Aufführung beiwohnte, endlich in Amsterdam und Rotterdam. Das „Berliner Tageblatt" frönte der Sensationssucht seines Publikums, indem es sich aus den meisten der 21 Aufführungsstädte telegraphische Originalberichte übermitteln ließ. Dem Organ des freisinnigen Berliner Judentums scheint es eine besondere Freude gemacht zu haben, daß 21 deutsche Bühnen die moralanarchistische Komödie just am 23. Dezember, also gewissermaßen als deutsche Weihnacht-Novität in Szene gehen ließen. Der Ruhm, die Bahrsche Verherrlichung des allgemeinen Ehebruchs und der völligen Begattungsfreiheit mit dem Weihnachtfeste expressis verbis in ganz direkte Verbindung gebracht zu haben, gebührt übrigens den — „Münchner Neuesten Nachrichten", welche vermeinen, das „lustige Stück" dürfte „die größte Weihnachtfreude vermutlich dem Autor einbringen", der „gewiß, was wir uns alle wünschen, vergnügte Feiertage" hab̶e. Das sattsam bekannte „meistgelesene und meistverbreitete" Hauptorgan des süddeutschen Liberalismus empfiehlt das Stück auch noch ausdrücklich als Familienkost, indem es wörtlich schreibt:

„Ironie, Zynismus, Libertinismus und dieser und jener Ismus noch findet sich in der geistreichsten Weise, aber dabei in einer so harmlosen Dosis verwendet, daß **jeder Vater seine Töchter in das Schauspiel führen kann.**"

Man muß sich an derartige, den Familien des sogenannten „Bürgertums" in vollem Ernste erteilten Ratschläge gegenwärtig halten, wenn man nach plausiblen Erklärungen für den entsetzlichen Niedergang des öffentlichen Anstandes und der privaten sittlichen Anschauungen in weiten Schichten der liberalen Bourgeoisie forscht.

Die am gleichen Abende am Münchener Gärtnertheater zum ersten Male aufgeführte musikalische Komödie von Oskar Straus (Text von Rudolf Lothar) „Das Tal der Liebe" ist übrigens in den gehäuften unsittlichen Details um kein Haar besser als die Komödie von Hermann Bahr. Bahr ging nur insofern noch einen erheblichen Schritt weiter, als er das, was Rudolf Lothar — in einer verschlechterten Auflage von Max Dreyer — als logische Schlußfolgerung nur andeutet, mit brutalem Zynismus zum prinzipiellen System erhebt. Hier wie dort ist die freche Verhöhnung der Vaterschaft und des Familienehrbegriffes Prinzip, hier wie dort wird der moral-anarchistische Satz gepredigt: Es ist für einen Menschen völlig einerlei, wer sein Erzeuger war.

Und Leute, die zur Hundspeitsche greifen würden, wenn ihnen jemand in bezug auf ihre Person oder auf ihre Eltern eine solche Schmach ins Gesicht sagte, klatschen dem auf der Bühne verkündeten Prinzip Beifall. Wo bleibt da der in gewissen Klassen und Kreisen aus falschem Standesvorteil oft bis zu verbrecherischer Selbsthilfe überspannte deutsche Ehrbegriff? Ja, so ist das sogenannte „gebildete" moderne Herdenpublikum, das ohne eigenes Nachdenken seine wechselnde Tagesüberzeugung von irgend einem Hansdampf im Morgen- oder Abendblatt oder von den Theaterbrettern „bezieht" wie einen Gebrauchsartikel. Wenn im nüchternen Leben der beleidigte Ehemann den Ehebrecher mit der Peitsche ins Gesicht schlägt oder im Affekt niederknallt, dann begeistert sich „alle Welt" für den Rächer seiner Ehre, um Tags darauf denen Beifall zu klatschen, die sich auf der Bühne mit gehäuften Ehebrüchen „gemütlich abfinden".

Wer sich für das sittliche Niveau der Theaterberichterstattung bürgerlich-liberaler Durchschnittsblätter interessiert, dem empfehlen wir beispielsweise die Lektüre des überaus frivolen Referates in Nr. 358 der oben bereits entsprechend angeführten „Augsb. Abendzeitung" über „Das Tal der Liebe". Das liberale „Familienblatt" ist ganz entzückt von dieser drastischen „Erotik" und scheint nicht übel Lust zu haben, die sündige junge Markgräfin, die ihren alten Gemahl mit einem jungen Bauernburschen betrügt, als personifizierten Protest gegen die — Prüderie auf den Leuchter zu stellen. Selbst die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 603) finden die Szenenführung dieses „pikanten Vaterschaftsschwankes" zu „eindeutig" und „zu derb". Aber warum denn? Heutzutage kann doch alles, was mit dem Sexualismus zusammenhängt, nicht eindeutig und derb genug herausgestellt werden, wenn es dem „verwöhnten" sogenannten Publikum Geschmack abgewinnen soll.

Wenn es auf unseren Bühnen noch zehn oder zwanzig Jahre in diesem Stile weitergeht, ist Deutschland auch auf diesem Gebiete reif und überreif zum völligen Zusammenbruch. Denn mit den Grundpfeilern der menschlichen Gesellschaft brechen auch die Säulen des Staates zusammen, und mit dem Grundgesetz der legitimen Abstammung stürzt vor allem das der legitimen Monarchie. Nicht wenige werden den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" auch diesmal wieder einen pessimistischen Schwarzseher schelten. Sei es drum! Heißt es doch in einer der letzten Ausgaben der „Fliegenden Blätter": „Es ist bezeichnend, daß man den einen Fanatiker nennt, der immer die Wahrheit spricht."

Kinderballade

von den heiligen drei Königen.

Horch auf der Glöckchen silbernen Klang!
Sie klingen und läuten die Strasse entlang:
Klingling — lingling — lingling!
Mit weichen und sanften und lautlosen Tritten
Kommen Kamele des Weges geschritten.
Hundert Kamele kommen daher,
Die hundert Kamele tragen so schwer.
Doch hindert sie nichts, ohne Ruhe und Rast
Wandern sie fort mit der kostbaren Last,
Und jedes ein Glöcklein am Halsbande trägt,
Das immerfort läutet und bimmelt und schlägt:
Klingling — lingling — lingling!

Es traben auch Reiter im Wanderzug mit.
Die halten mit allen Kamelen den Schritt:
Trabtrab — trabtrab — trabtrab!
Und flinke Gesellen, in eiligen Haufen,
Die kommen dazwischen so flüchtig gelaufen,
Als wäre das Wandern ein Kinderspiel!
So streben sie alle zum herrlichen Ziel,
Und achten nicht Mühsal noch Fährnis und Not,
Und folgen der suchenden Sehnsucht Gebot,
Und folgen dem Sterne am himmlischen Zelt,
Der ihnen zum leuchtenden Führer bestellt —
Trabtrab — trabtrab — trabtrab!

Sie haben auch irdische Führer dabei.
In ihrer Mitte, da reiten die Drei —
Herr hilf — Herr hilf — Herr hilf!
Sie sitzen auf schneeweissen Dromedaren,
Sie tragen Kronen in kohlschwarzen Haaren,
Sie tragen Mäntel aus Purpur gewebt,
Ihr Blick ist von heimlichem Feuer belebt,
Im Alter verschieden, doch einig im Herrn,
So folgen sie Gottes hellstrahlendem Stern,
Sie falten die Hände und beten so leis,
Der Jüngling, der Mann und der würdige Greis:
Herr hilf — Herr hilf — Herr hilf!

So geh'n sie die Strasse, so zieh'n sie dahin,
Mit treuem, geduldigem, hoffendem Sinn —
Klingling — Trabtrab — Herr hilf!
Der Stern aber lenkt ihre suchenden Füsse
Und sendet vom Himmel die leuchtenden Grüsse,
Und leitet sie hin, wo der heilige Christ
In ärmlichem Stall, in der Herberge ist.
So pilgern sie hin und so wandern sie fort
Zum lieblichen, gottbegnadeten Ort.
Und stille wird's wieder in Bergen und Wald,
Und leise, leis, fern in der Weite verhallt:
Klingling — Trabtrab — Herr hilf!

Anna, Freiin von Krane.

So ist es!

Zu den „Bedenken eines katholischen Buchhändlers."

Von Otto Eltermann, Kempen (Rhein).

Die „Bedenken eines katholischen Buchhändlers" von Joseph Waibel, Freiburg, in Nr. 48 (1910) dieses geschätzten und verdienstvollen Blattes sind gewiß manchem katholischen Sortimentsbuchhändler aus dem Herzen gesprochen; „ja, so ist es", wird manch einer beim Lesen dieser schwergefügten Sätze nicht ohne Bitterkeit gedacht haben.

Vor mir liegt das Zeugnis über bestandene Lehrzeit in den Geschäften einer unserer größten katholischen Buchhändlerfirmen. Bald rund ein Vierteljahrhundert ist's her. Mit einem Herzen voll Optimismus und Zuversicht trat der Pennäler in den Buchhandel ein, der ihm, dem Bücherfreunde, immer als Ideal erschienen war. Vieles hat im Laufe der Jahre an dieser idealen Auffassung gerüttelt, manche Bitterkeit ist beigemischt, aber Gott sei Dank, jene ist geblieben.

Der reine alte, ehrenwerte Sortimentsbuchhandel ist wie ein altes Geschlecht, das unrettbar dem Erlöschen nahe; von den verschiedensten Seiten wird an seinen Grundfesten mit Stemmeisen und Meißel gebröckelt. Eine Besserung ist nicht abzusehen, erinnert sei nur an die kürzliche Erklärung der 47 Verleger im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel"! Was nutzen dagegen die nach und nach tropfenweise sich einstellenden Proteste der Sortimenter? Die Verleger hüllen sich in Schweigen und denken: „Was kümmert uns Hekuba, wir tun, was wir wollen!" Wer wird sie in zwingender Weise hindern?

Alle diese Uebel treffen speziell für den katholischen Sortimentsbuchhandel in besonderem Maße zu. Der katholische Sortimenter muß, wenn anders er nicht gegen sein Gewissen handeln will, von vornherein auf den Vertrieb vieler gut rabattierter Werke verzichten. Außer den Fremdkörpern, welche dem Buchhandel im allgemeinen schaden, kommt für ihn noch die Konkurrenz der geistlichen und sozialen Genossenschaften und Vereinigungen hinzu, die sich mit Vertrieb und Herstellung buchhändlerischer Erzeugnisse befassen. Die Ausführungen des Herrn Waibel über diesen Punkt sind außerordentlich beherzigenswert und nicht hinwegzudisputieren, denn sie entspringen der Erfahrung am eigenen Leibe. Bei diesen Totengräbern eines ehrenwerten Standes ist es nicht immer goldene Rücksichtslosigkeit, sondern vielfach Unverstand und Unkenntnis. Die Leiter und geistigen Väter solcher Unternehmungen, meist sicher in Amt und Würden, können sich nicht hineindenken in die Sorgen und Nöten eines auf sich selbst gestellten, um seine Existenz ringenden Sortimenters. Ist es richtig, daß um des guten Zweckes willen ehrenwerte Existenzen ins Wanken gebracht werden? Was sind das für Zeiten, was ist das für ein Leben! Weißt du, was eine Nervenmühle ist? Tag für Tag, von früh bis spät, dieselbe Jagd, dieselbe Plackerei, dieselbe nicht zu umgehende Kleinigkeitskrämerei mit ihren Nadelstichen. Kaum tagsüber ein Aufatmen, ein auf sich selbst Besinnen, kaum Zeit überhaupt zu geistiger Fortentwicklung, zu etwas Selbstkultur. Wie wuchtig trifft J. Waibel die realen Tatsachen, wenn er schreibt: „Wie Schmutz empfinde ich es an meiner Seele", sagte meine Frau neulich: „Daß man sich so nur in Aeußerlichkeiten erschöpfen muß. Jeden Aufschrei der Seele erstickt die laute Frage des Tages: Wie zahlen wir unseren Wechsel?!" Warum suchen katholische Unternehmer, die neben dem Ladengeschäft noch Verlag, Druckerei usw. besitzen, so häufig gerade ihr Ladengeschäft „wegen Ueberbürdung" abzustoßen! Warum geben so häufig junge, tüchtige Kräfte, die sich mit entsprechendem Kapital selbständig gemacht haben, diese Selbständigkeit wieder auf? Warum?!

Auch die Bitten um milde Gaben für einen Kirchenbau oder ähnliche Zwecke sind heutzutage immer häufiger auf einen großen Fuß eingerichtet. Kommen sie zu Neujahr, so bringen sie religiöse Abreißkalender, die sich neben denen von Kühlen und Auer sehen lassen können, kommen sie vor Weihnachten, so bringen sie eine Serie Weihnachtskarten, kommen sie zu Ostern, so bringen sie ein Karwochenbüchlein usw. Stets bringen sie in diejenigen Kreise diejenigen buchhändlerischen Erzeugnisse, welche diese Kreise sich sonst beim Buchhändler würden erstanden haben. Besonders in kleineren Orten macht sich dieses aufs Unangenehmste fühlbar. Wer will dem Seelenhirten, zumal dem in der Diaspora verdenken, daß er Scherflein für den Bau seines Gotteshauses sammelt. Aber muß es denn gerade auf diese Weise geschehen? Mußt du, um dein Kirchlein zu bauen, so manch anderes mit Müh und Sorgen aufgerichtetes Gebäude schädigen? Außerdem ist es nicht einmal klug, denn alle durch diese Gratisgeschenke geschädigten Geschäftsleute, und deren sind nicht wenige, werden nie ein Scherflein beitragen und durch ihren geäußerten Unwillen vielleicht auch noch andere davon abhalten.

Von der Kolportage sagt Herr Waibel: „Wir seßhaften Buchhändler und besonders gewissenhafte Buchhändler sind keine Freunde des Reisevertriebes." Das ist richtig, und wir haben unsere guten Gründe dafür. Außerdem sind praktische Versuche, durch Kolportage dem katholischen Sortimentsbuchhandel auf die Beine zu helfen, fast stets fehlgeschlagen! Woran liegt es? Einmal scheidet für die katholische Kolportage all die Schundware aus, welche sonst die Erfolge macht. Es fehlt uns an der richtigen Kolportage-Literatur (wobei nicht bestritten wird, daß gute Ansätze vorhanden); die beste Sache zieht nicht, wenn nicht entsprechend zubereitet. Die Schaffung eines einwandfreien Kolportageromans ist über schüchterne Anfänge nicht hinausgekommen. Weiter kann der Sortimenter als Zwischenglied dem Kolporteur meist nicht den Rabatt bewilligen, den dieser verlangt. Und dann die vielen traurigen Erfahrungen mit dem Kolporteurmaterial, diese Verluste, diese Differenzen, dieser Aerger. Die einzige Möglichkeit sind vorerst solche Leute, welche die Kolportage im Nebenamte betreiben, wie Invaliden, Hausierer, Zeitungsagenten usw.

Und nun zum Schluß noch ein Punkt. Er gehört zum Thema, und er sei nicht übergangen, wenn er auch einen Vorwurf enthält. Das Gesagte beruht auf langjährigen Erfahrungen und Beobachtungen, die auch von anderer Seite bestätigt werden: Die katholischen Geschäfte müssen sich von ihrer katholischen Kundschaft manches bieten lassen, was man protestantischen und jüdischen Geschäften nicht zu bieten wagte. Man rede uns nicht mehr von Rückständigkeit des katholischen Buchhandels, das trifft nicht mehr zu. Heutzutage heißt es: entweder strebsam und voranschreitend oder unterliegen; die Konkurrenz wird schon für das Weitere sorgen. Also damit kann diese Tatsache nicht begründet werden! Welcher Sortimenter kennt nicht diese Kunden, denen man nichts recht machen kann, die a priori immer etwas zu nörgeln haben, denen der Verkehr über Leipzig — um mit Jean Paul zu reden — eine „Faultierpost" ist, denen es noch nicht schnell genug geht, wenn man unter Tragung der Kosten jede kleinste Kleinigkeit direkt kommen läßt; die, von keinen Detailkenntnissen beschwert, sich die schiefsten Urteile leisten und was der Hindernisse, Hemmnisse und Ungerechtigkeiten mehr sind. Wie manches gute Unternehmen auf unserer Seite ist nicht bereits durch diese Nörgelsucht zugrunde gerichtet! Wie mancher geplagte Sortimenter wird schon in seinem Innersten gedacht haben: „Geh und kaufe deine Sachen, wo du willst, laß mich ungeschoren!" Aber wehe, wenn er es sich merken läßt!

Doch genug. — Möchten diese Zeilen, nach des Tages Last und Mühe in bester Absicht niedergeschrieben, ihr Scherflein dazu beitragen, daß die Nöten des katholischen Sortimentes bekannter werden, und auf Abhilfe gesonnen wird.

Im Lande der Verbannung.

Nach dem Portugiesischen des P. Luiz Gonzaga Cabral S. J.

Aus der Weihnachtnummer der „A Palavra".

Schau das liebe Gotteskind
Zitternd auf dem kalten Stroh,
Wie sein Leid in Perlen rinnt . . .
Jesus, warum weinst du so?

Ach, mit Tränen ist getränkt
Der Verbannung schwarzes Brot,
Wenn mein Herz der Heimat denkt
Und das Dunkel mich umdroht.

Aus des Vaters lichtem Schoss
Sank ich in das Elend hier,
Schmerzen sind mein bittres Los.
Doch die Liebe weint nach dir . . .

Jesus, auch für mich erblüht
Weihnacht hieram fremden Strand,
Eine Rose, taubesprüht —
Ich bewein' mein Vaterland!

Doch die Dornen, die dem Fuss
Auf der Flucht sich eingedrückt,
Haben wie ein Heilandsgruss
Meine Seele still beglückt.

Liebe hat den Herrn gebannt
In die Armut, Not und Pein:
Glücklich, wer im fremden Land
Seinem Gott darf ähnlich sein!

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Wie für religiöse Artikel Reklame gemacht wird. [1])

Fritz Lücke in Kevelaer

Musterlager b. H. Pesch am Bahnhof Speldorf
liefert zur leichteren Anschaffung gegen Zahlung
„pro Tag 10 Pfg.“
(Aermere Leute können 3 bis 5 Pfg. zahlen.)

Beliebteste Hängekreuze . . . . jetzt M. 1.50 unter Preis.
Beliebteste Stehkreuze . . . . jetzt M. 1.50 unter Preis.
Figuren: Jesus, Maria, Joseph . . . . . . jetzt M. 1.50 unter Preis.
Hausaltärchen (konkurrenzlos) neu . . . jetzt M. 2.20 unter Preis.
Hausaltärchen (Heimarbeit) . . . . . . jetzt M. 1.50 unter Preis.
Das Leben der Heiligen . . . . jetzt M. 1.50 unter Preis.
Das hl. Messopfer (F.) . . . . jetzt M. 1.50 unter Preis.

F. Kirchlich bestätigte Preise mit Kirchensiegeln.

Wenn unlautere Personen, einflussreiche, heimliche Teilhaber von minderwertigeren Gegenständen, Täuschungen bewirken, bitte meine Waren selbst prüfen und selbst urteilen. Mein neues Hausaltärchen ist meine eigene Erfindung und eigenes Fabrikat und übertrifft laut Massenbegutachtungen alles jemals Dagewesene an Wert und Billigkeit. Meine Jesus-, Maria-, Josef-Figuren enthalten trotz der billigen Preise abwaschbare Kirchenfarbe und keine Goldbronze, sondern echte Vergoldung.

1000 Mark Belohnung,

wer mir für 1 Pfg. Unreellität nachweist.

Hochachtend

Fritz Lücke, Kevelaer.

Verleger vom hl. Messopfer.

Empfohlen vom Hl. Vater, zahlreichen Bischöfen und ca. 1000 unparteiischen Priestern.
(NB. Wer wünscht eine Niederlage?)

[1]) Obiges Inserat fand sich in einem weitverbreiteten Blatte in Mülheim an der Ruhr (Nr. 533 vom 23. November 1910). Das Blatt ist natürlich für die Eigenart dieser Reklame nicht verantwortlich zu machen. Vielleicht ist ein Leser in der Lage, uns Aufklärung zu geben, was beispielweise abwaschbare „Kirchenfarbe“ ist, inwiefern sie sich von anderer abwaschbarer Farbe unterscheidet, oder ob vielleicht die suggestive Wirkung auf naive Gemüter dabei eine Rolle spielt.

Wiens Gesundbrunnen.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Als vor achtzehnhundert Jahren die Römer aus der kleinen illyrischen Ansiedlung Vindobona ein militärisches Standquartier machten, sorgten sie, wie bei allen ihren städtischen Niederlassungen, auch hier für gutes Trinkwasser durch Aquädukte. Bei Neubauten in der inneren Altstadt fand man gemauerte Reste zweier Wasserleitungen: die eine kam nordwestlich von den Höhen des jetzigen Stadtteiles Hernals, die andere südlich von Atzgersdorf und Mauer. Selbst die Heilquellen Badens sind nach Ausgrabungsfunden gefaßt gewesen, wobei es allerdings dahingestellt bleiben muß, ob die Römer den Heilwert der Quellen gekannt haben. In der Völkerwanderung gingen diese Werke zugrunde und das Mittelalter meldet uns nichts vom Baue neuer Wasserleitungen; man hat sich wohl mit Brunnen und der Donau begnügt. Da man aber keine Kanalisation hatte, also allen Unrat den Senkgruben überliefern mußte, so war das Wasser der Hausbrunnen gerade nicht besonders zum Trinken geeignet, es erzeugte vielmehr böse Krankheiten und reichte auch bei Bränden nicht aus.

In die Mitte des 16. Jahrhunderts fiel die Erbauung der ersten Wasserleitung (1550—1553), welche jedoch nur für die kaiserliche Hofburg berechnet war. Sie kam in Sickerkanälen aus den Quellen der Anhöhen von Matzleinsdorf. Erst 1565 begann man mit dem Bau einer Wasserleitung für allgemeine Zwecke. Man faßte die Quellen der Höhen zwischen Dornbach und Hernals in Saugkanälen und leitete das Wasser in die „Brunnstube“ von Hernals. Später kamen die Albertinische Leitung aus den Berglehnen des Halterbaches bei Hütteldorf hinzu und die Karolyische Wasserleitung. Aber alle diese Werke brachten nur rund 550 Kubikmeter Wasser nach Wien. Kaiser Ferdinand I. widmete das ihm von den Ständen überreichte Krönungsgeschenk von 100000 Gulden zum Baue der „Kaiser-Ferdinand-Wasserleitung“, welche 1836 bis 1841 in Heiligenstadt, heute zur Stadt Wien gehörend, erbaut wurde und 5700 Kubikmeter Wasser täglich lieferte. Im Jahre 1843 wurde diese Wasserleitung, welche 750000 Gulden gekostet hatte, der Stadt übergeben, welche die Kosten durch eine Anleihe aufbringen mußte. Die Leitung speiste 211 öffentliche Auslaufbrunnen und 25 Bassins und versorgte 700 Häuser mit je einem Auslauf. Als aber 1859 die Festungswerke fielen und nun ganze Stadtteile neu erstanden, war die Gemeindeverwaltung gezwungen, eine der Großstadt würdige moderne Wasserversorgung zu schaffen.

Nach mehrjährigen Studien beschloß 1864 der Gemeinderat, eine große Wasserleitung aus dem Quellgebiet der Rax und des Schneeberges her zu bauen. Der Bürgermeister Zelinka, sonst ein tüchtiger Mann, war damit nicht einverstanden, denn er meinte, das müsse doch „ein rechter Esel“ sein, der das Wasser aus wildfremden Gegenden so weit nach Wien leiten wolle. Doch als der Kaiser 1865 bei Eröffnung der Ringstraße seinen Wienern den am Fuße des Schneeberges entspringenden Kaiserbrunnen überließ und Graf Hoyos dazu noch die Stixtensteinquelle schenkte, ging man mit aller Macht an den Bau dieses großen Werkes, welches am 24. Oktober 1873 in Gegenwart des Kaisers und des Kronprinzen Rudolf eröffnet werden konnte. Das ist die „Kaiser-Franz-Joseph-Hochquellenleitung“, der erste Gesundbrunnen Wiens, denn von seiner Eröffnung an verschwand der Typhus fast gänzlich und auch andere Epidemien wurden beseitigt. Mit dem Anwachsen der Stadt entstand natürlich die Notwendigkeit, diese Wasserleitung durch Einbeziehung anderer Quellen zu erweitern, so daß sie jetzt täglich 68000 bis 100000 Kubikmeter bestes Gebirgsquellwasser nach Wien liefert. Die Kosten beliefen sich bis 1898 auf insgesamt 79 Millionen Kronen. — Die Wientalwasserleitung mit 25000 Kubikmetern täglicher Lieferung wird hauptsächlich zu Nutzwasser verwendet.

Die Einverleibung der Vororte schnellte 1890 die Einwohnerzahl Wiens plötzlich von 840000 auf 1360000 hinauf; die heurige Volkszählung dürfte die zweite Million erreichen, wenn nicht überschreiten. Als Dr. Karl Lueger 1897 die Verwaltung seiner Vaterstadt übernahm, ging er sofort daran, Wien eine zweite Hochquellenleitung zu verschaffen, die sich als unbedingte Notwendigkeit erwies. Seine bekannte Tatkraft förderte dieses Werk in kurzer Zeit so weit, daß bereits am 27. März 1900 der Gemeinderat den Beschluß fassen konnte, mit Benützung der im Tale der steiermärkischen Salza zwischen Mariazell (Gußwerk) und Wildalpen zutage tretenden sechs Quellen eine zweite Hochquellenwasserleitung mit einer Tagesleistung von 200000 Kubikmetern zu erbauen. Das Wasser dieser Quellen kommt von den Abhängen des 2278 m hohen Hochschwab und ist nach mehrfachem Untersuchen von allerbester Beschaffenheit. Die Leitung ist 191 km lang, davon entfallen 74 km auf Kanalleitungen, 77 km auf Stollenleitungen, 6,2 km auf 100 Stück Aquädukte, 13 km auf vier Siphons zur Unterdükerung des Lechnergrabens, der Ybbs, des Gamingbaches und der Erlauf, 10 km auf 14 andere Siphons usw. Für die Kosten des ganzen Werkes sprach Bürgermeister Dr. Lueger einen Kredit von 90 Millionen Kronen an. Das Gesamterfordernis bis zur Eröffnung der Leitung am 2. Dezember 1910 stellte sich auf 72.7 Millionen, für die restlichen Arbeiten rechnet man noch 17 Millionen, so daß der ursprünglich bewilligte Betrag ausreichen wird. Daß jedes solches Werk der Arbeiterschaft reichen Verdienst bringt, sieht man aus folgenden Zahlen. Bei den Regiearbeiten des städtischen Bauamtes wurden allein an Wochen- und Akkordlöhnen 10931393 K ausbezahlt; die Unternehmer, welche Arbeiten für die Stadt dabei ausführten, erhielten 26770618 K, an die Großindustrie wurden 11223103 K ausbezahlt. Auch in diesen letzten Posten stecken Millionen an Arbeitslohn.

Die neue Hochquellenwasserleitung liefert täglich 2 Millionen Hektoliter Wasser nach Wien, die ältere 1380000, so daß den Wienern jetzt täglich 3380000 hl Trinkwasser zur Verfügung stehen; es entfallen auf den Kopf der Bevölkerung täglich 160 l gegen 57 l bisher. Man hat nun ausgerechnet, daß das jetzige Quantum Trinkwasser bis 1940 ausreichen wird, wenn man per Kopf 100 l täglich (40 l für den Hausbedarf, 35 l für gewerbliche und 25 l für öffentliche Zwecke und Verlust) rechnet, und wenn Wien sich wie in den letzten Jahrzehnten vergrößert. Ein Quantum von 100 l per Kopf der Bevölkerung ist reichlich bemessen und die Vergrößerung Wiens wird in dem bisherigen Maße nicht stattfinden, da Vororte nicht mehr einverleibt werden können. Man darf also wohl annehmen, daß die beiden Wasserleitungen für fünfzig Jahre ausreichen.

Die Luegersche Hochquellenleitung aus dem Höllenstein-Hochschwabgebiet begann mit der Grundsteinlegung am 11. August 1900 bei Wildalpen, der eigentliche Bau begann am 7. Dezember 1901, an welchem Tage Bürgermeister Dr. Lueger beim Eingange des Hauptstollens der Göstlingeralpe den ersten Sprengschuß abgab. Zur Zeit der regsten Bautätigkeit waren auf der Strecke 8000—9000 Arbeiter und in Wien bei Verteilungsanlagen 1200 Arbeiter beschäftigt. Die Vollendung des Werkes war für Ende 1911 bestimmt. Im Jahre 1908 trat aber infolge langanhaltender Trockenheit in Wien großer Wassermangel ein und die Bewohner der ehemaligen Vororte verlangten immer dringender Hochquellenwasser. Da setzte sich Bürgermeister Dr. Lueger, kräftigst unterstützt von seinem Magistratsdirektor Dr. Weiskirchner, für eine Beschleunigung der Arbeiten ein und es gelang ihm, im Gemeinderat den Beschluß durchzusetzen, daß die Eröffnung am 2. Dezember 1910, dem Tage der 62jährigen Wiederkehr der Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph, erfolgen solle. Man mochte damals wohl Bedenken haben, ob der schon 78jährige Monarch den Termin erleben werde. Gott erhielt ihn seinen Völkern in unglaublicher Rüstigkeit. Aber der große Volksbürgermeister erlag der mörderischen Krankheit und konnte den Tag nicht miterleben. Der Kaiser wohnte den Eröffnungsfeierlichkeiten bei und gab mehreren Männern gegenüber seinem tiefen Bedauern Ausdruck, daß Dr. Lueger, diese Verkörperung des glaubens- und kaisertreuen Deutschösterreichertums, die Vollendung seines Werkes nicht mehr auf Erden sehen konnte.

Winterabend im Walde.

Tief verschneit die Berge steh'n,
Zwerglein in dem Walde geh'n —
Alles still in weiter Rund,
Nur ein Brünnlein raunt im Grund . . .
Flocken rieseln licht und leis,
Tannen stehen still und weiss —
Hebt ein Wintermärchen an . . .
Und nun dunkelt's tief im Tann. W. Matthiessen.

Pädagogische Neuerscheinungen.

Von F. Weigl, München.

„Der Lehrstand im Dienste des christlichen Volkes." — So hat Willmann die jüngst bei Kösel erschienene Sammlung von Reden, Vorträgen und Aufsätzen betitelt, die als Neudruck des „Vigilate" ausgegeben wurde. Wenn ein Mann von der geistigen Spannweite Willmanns spricht, dann lauscht man gerne, und so braucht eigentlich dies neue Buch des ewig jungen Meisters keine besondere Empfehlung. Es sei nur der Inhalt mitgeteilt. Die Abhandlungen umfassen folgende Themen: Die soziale Aufgabe des Lehrstandes. Die Volksschule und die soziale Frage. Christliches Volkstum als Grundlage der Jugendbildung. Der Volksschullehrer gegenüber dem modernen Zeitgeist. Fortgeschrittene und rückständige Pädagogik. Die Verweltlichung des Unterrichts und ihre Grenzen. Ueber die Erhebung der Pädagogik zur Wissenschaft. Aufgaben und Ziele der neuen Gesellschaft für christliche Erziehungswissenschaft. Die christliche Erziehung vom Gesichtspunkte der Güterwelt.[1]) Das philosophische Element in der Fortbildung des Lehrers. Scholastische Erziehungsschriften und Lehrerfortbildung. Die Aussichten der katholischen Lehrerorganisation in Oesterreich. — Der Geist der Abhandlungen ist charakterisiert durch das Geleitwort, das ihnen Willmann im Donauwörther „Pharus" gab, in dem er u. a. schrieb: „Wenn nationales Bewußtsein allein die Bande zwischen Volk und Lehrerschaft herstellt, so steht das Dienstverhältnis auf schwachen Füßen." „Wenn das Aufstreben der Volksschullehrer mit Abwendung von der Kirche oder gar mit deren Befehdung verbunden ist, untergräbt es die Einheit des Lehrgutes und des Lehrstandes zugleich. So muß den Lehrern warnend zugerufen werden: ‚Seid wachsam und dienet dem christlichen Volke.'" Wir begrüßen die Sammlung von kleineren Arbeiten Willmanns besonders auch deshalb, weil sie wohl manchem Lehrer Anlaß geben werden, sich mit den großen Werken des Meisters vertraut zu machen.

Von Förster ist bei Teubner ein kleines, aber wertvolles Büchlein erschienen: „Staatsbürgerliche Erziehung", eine gute Ergänzung der ebenfalls bei Teubner ausgegebenen Broschüre von Schulrat Dr. Kerschensteiner: „Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung." Beide Werke sind geeignet, die heute viel vertretene Bewegung von dem politischen Geleise abzubringen, auf das manche Agitatoren die staatsbürgerliche Erziehung schieben möchten. Förster hat besonders zutreffend die ethische und religiöse Fundierung der staatsbürgerlichen Erziehung herausgearbeitet und betont — gemeinsam mit Kerschensteiner — die Wichtigkeit der Uebung an Stelle einseitiger intellektueller Maßnahmen, an Stelle reiner Kenntnisvermittlung. Bei Kerschensteiner sind besonders die Beispiele aus der Praxis auch wertvoll.

Weittragende Gedanken wirft der Münchener Universitätsprofessor Dr. Artur Schneider in seinem bei Kösel erschienenen Vortrag „Zur Hochschulbildung der Volksschullehrer" auf, den er gelegentlich der heurigen Generalversammlung des Kath. Lehrervereins in Bayern gehalten hat. Der Vortrag vertritt die akademische Bildung für jene Volksschullehrerkreise, die in der Lehrerbildung und im Schulaufsichtsdienst verwendet werden sollen und entwickelt außerordentlich beherzigenswerte Gedanken über die philosophische Durchbildung der Gesamtlehrerschaft, zur Immunisierung gegen die modernen Weltanschauungs-Irrtümer.

Im gleichen Verlag hat die rührige Frauenschriftstellerin Elisabeth Gnauck-Kühne ein kleines Büchlein „Jugendglück und Persönlichkeit" erscheinen lassen, das an recht viele Väter, Mütter und Töchter kommen sollte! Die praktischen Fragen der heutigen Kämpfe der Frau um den Platz an der Sonne werden mit Maß und Ruhe unter Festhalten an dem Ideale der Weiblichkeit vertreten. Maßhalten ist ja auch not! Wenn man die modernen Auswüchse der Frauenbewegung beobachtet, muß man der berechtigten Warnung zustimmen, die die im 42. Jahrgang stehende verdienstvolle Donauwörther „Monika" jüngst hinausgab, ob es denn gerecht sei, wenn in dem einseitigen „Emanzipationskampf die wahre Frau verliert, der Mann verliert, die Kinder verlieren und nur die — emanzipierte Frau gewinnt!

Ein Werk, das sich auch der reiferen Jugend widmet, hat Richard Nordhausen, der in dieser Zeitschrift schon des öfteren zitierte Mitkämpfer gegen allen Schmutz in Wort und Bild, erscheinen lassen. Das als I. Band der „Werdandi-Bücherei" im Verlag von Fritz Eckardt in Leipzig erschienene Buch „Zwischen 14 und 18" enthält eine Fülle wertvoller Gedanken für die Erziehung der reifenden Jugend, eine solche Fülle, daß sie aus der Feder eines pädagogischen Laien geradezu überrascht. In kräftigen Worten und mit praktischen Vorschlägen wendet sich Nordhausen auch in dieser neuen Schrift gegen die Verseuchung der Jugend mit Schmutz und Schund. Als sehr wertvoll sind aus dem Dutzend Einzelbildern, die uns vorgeführt werden, hervorzuheben die beiden Kapitel: „Die Gesellschaft und das junge Weib" und „Das Dienstjahr der Mädchen". Es ist wertvolle Sozialpädagogik, die hier geboten wird!

Aus der Kleinarbeit seien hervorgehoben eine neue Schrift: „Pädagogik der Tat" von Hans Plecher (Leipzig, Wunderlich), ein Buch, das für eine richtig verstandene Arbeitsschule eintritt, und zum Teil sehr wertvolle Proben aus der täglichen Unterrichtspraxis bringt, sodann die bei Auer in Donauwörth erschienene „Methodik des Schwachsinnigenunterrichtes" von Herberich, ein Werk, das in diesem Rahmen nicht im einzelnen gewürdigt werden kann, aber den Interessenten, den Arbeitern an den „Armen im Geiste", wie den Lehrern überhaupt, empfohlen werden möchte.

Der gleiche Verlag hat das Programm des „Pharus" erweitert, indem er in zwangloser Folge „Blätter für Anstaltspädagogik" beigibt. Es wurde an dieser Stelle auf die große Bedeutung der Anstaltspädagogik schon hingewiesen. Der Kurs, der im August für dieses Arbeitsgebiet im Cassianeum in Donauwörth abgehalten wurde, hatte außerordentlichen Erfolg: der Zahl der Teilnehmer nach, wie dem inneren Gehalt nach. Die unermüdlichen Veranstalter des Kurses, die Mitglieder des im Cassianeum bestehenden Pädagogiums, haben nun zur weiteren Sammlung der in der Anstaltserziehung tätigen Kräfte, zur Aussprache und Erörterung wichtiger Sonderprobleme die neuen „Blätter" gegründet, die im Rahmen des „Pharus" die Zeitschriftenliteratur nicht neuerdings belasten, sondern die großzügige, allgemeinpädagogische Arbeit nur wertvoll ergänzen!

[1]) Der Erstdruck dieses Aufsatzes erschien in der „Allgemeinen Rundschau". 1908, Nr. 33, S. 533.

„La Lliga del Bon Mot."[1])

Von Hermann Duvelius.

Ein prächtiges Büchlein, in dem hohe Begeisterung für die Religion, echte Vaterlandsliebe, klare Selbsterkenntnis, weise Einschätzung der zu Gebote stehenden Mittel zu Worte kommen.

Und zwar in einer Sprache, die fesselt und fortreißt.

Es entwickelt Ziel und Mittel der Lliga del Bon Mot; „Verein zur Verhinderung schlechter Reden" würden wir wohl sagen.

Die Lliga del Bon Mot ist nicht ein neuer Verein zu den vielen, die es schon auf der Welt gibt, nicht, wie sie, beschränkt in bezug auf Zeit und Raum mit eng begrenztem Programm und fest umrissenen Statuten; sie ist ganz verschieden von allen, die bis jetzt bestehen ... Nur ein Programmpunkt, nur ein Artikel und dieser ohne hemmende Schranken. Er heißt: „Die Größe Kataloniens und das Wachsen der guten Reden" („L'engrandiment de Catalunya per la creiscença del Bon Mot") (S. 25).

Oder wie es in den Brens Instruccions heißt: „Eine soziale und kulturelle Atmosphäre schaffen, die alle schlechten Reden unmöglich macht." Das ist das Ziel.

Die Mittel teilt der Verfasser ein in direkte und indirekte. Zu den direkten gehört vor allem die Erziehung sowohl im Elternhaus, wie in der Schule und im Leben, z. B. der Einfluß und das gute Beispiel des Prinzipals und Vorgesetzten. (S. 35 ff.)

Eine zweite Klasse umfaßt die suggestiven Mittel, wie sie im Buche genannt werden; sie ziehen alle Menschen in den Bereich ihrer Tätigkeit: Das gesprochene Wort, die lebendige Rede in Konferenzen, Versammlungen usw.; die Propaganda der Schrift durch Bücher, Artikel, Flugblätter und zumal die Presse. Ein besonderes Kapitel behandelt diese „mächtigste Waffe im modernen Kampfe der Geister", die „den menschlichen Gedanken, wie dieser die Welt beherrscht", die „cathedra unserer Tage, die urbi et orbi spricht mit unwiderstehlicher Kraft". (S. 64/65.) Man merkt und fühlt es auf jeder Seite dieses prachtvollen Kapitels, wie tatkräftige Liebe redet, aus der tiefinneren Ueberzeugung heraus, daß heutzutage die Presse die einzige wirkliche Großmacht ist. „Früher mußte man kämpfen, heutzutage heißt es schreiben", mit freudigem Stolze wiederholt der Katalonier dieses Wort des großen Balmes, den er einen der Seinigen nennen darf. Und als Bestätigung jenes andere aus unseren Tagen, aus dem Munde Pius' X.: „Meine Vorfahren segneten das Schwert; ich segne die Feder.".

[1]) La Lliga del Bon Mot per Svón L'Escop Lluis Gigi, Llibrer-Editor Balmes, 83, Barcelona. 1910. 17:12 und 116.

Nicht ruhen soll die Feder, bis die „Formula nova", die neue Parole „Bon Mot", im Herzen eines jeden Kataloniers lebendig geworden ist, bis sie auf jeder Stirne eingegraben ist. (S. 70.) „Mag sie anfangs lästig und beschwerlich sein — ein beredtes Zeichen eurer Schwerfälligkeit — bald wird man ihr Sympathie entgegenbringen, die Sympathie aber ist „das Tor der Liebe"; und in dieser Liebe, durch sie umgewandelt, werdet ihr euch frei fühlen von jedweder unedlen Gesinnung." (S. 71.)

Die Ueberzeugung ist das wirksamste Mittel, nicht das einzige. Erziehung und Belehrung müssen ihren starken Rückhalt im Gesetze finden, der acció coercitiva. (S 77 ff.)

Nicht daß Katalonien das Unmögliche vom Gesetze erwarten soll. Sowenig menschliche Technik imstande ist, die gewaltigen Wassermassen unserer großen Ströme auf immer in ihr Bett zu bannen, sowenig es bis jetzt der Kunst der Aerzte gelungen ist, der verheerenden Tätigkeit der Bazillen ein absolutes Halt zuzurufen, ebensowenig kann das Gesetz allein dem Fortweichen der schlechten Rede steuern. (S. 79.)

Wir verlangen den Schutz des Gesetzes, aber wichtiger ist die Arbeit im Volke und aus dem Volke heraus. Denn „mehr als Religionslosigkeit trägt Mangel an Erziehung die Schuld an diesem Krebsübel, mehr das feurige, starke Temperament als Lust am Lästern" (S. 82).

Daher die Mahnung:

„Unterrichtet den Verstand, klärt die Ideen, veredelt das Herz! Richtet Sinn und Gemüt und den ganzen Menschen hin auf die Ewigkeitswerte, die Ideale der Religion und der Kunst — und ganz Katalonien wird einstimmen in den Hymnus des Bon Mot." (S. 83.)

Im Postskriptum frägt der Autor den Leser: Recordas la Setmana Roja? Denkst du noch an die „Rote Woche" von Barcelona?

Sie ist die blutige Frucht der zerfressenen und vergiftenden Kräfte, die auch in Katalonien an der Arbeit sind, die teilweise Verwirklichung des Programmes derer, die „der Empörung Hymnen sangen, in Dithyramben und hochtönenden Reden die Revolution zum Himmel erhoben, ja die Gotteslästerung frech verteidigten und priesen, weil eben deren innerster Kern Auflehnung und Rebellion ist". (S. 101.)

Hebung des kulturellen Niveaus, Hebung der Schule, Begeisterung für vaterländische, bodenständige Art und Sitte, Anerkennung und Ehrung der großen Männer, die Kataloniens Größe aufrichtig wollen und anstreben, — sie allein können Katalonien und Barcelona davor bewahren, daß es nicht zur Oede, zur Wüstenei wird, sondern wie der Phönix zu neuem Leben ersteht aus der noch rauchenden Asche. (S. 110.)

Den Schluß bildet ein Wort aus dem Hirtenbrief des gelehrten und tatkräftigen Bischofs von Vich, Dr. Torras y Bages: La gloria del Martiri.

„Die Sozialpolitik mit ihren verschiedenen Systemen, Kunst und Literatur und alle menschlichen Wissenschaften in ihrer reichen Verzweigung sind unzureichend; sie vermögen das Menschenherz nicht zu befriedigen. Sie sind wert der Anstrengungen der Besten, sie sind der Menschennatur entsprechend, sie sind sogar notwendig, aber damit sie für die menschliche Gesellschaft wirksam seien, müssen sie auf den Ton gestimmt werden, den der göttliche Orpheus, Jesus Christus, auf seiner zehnsaitigen Harfe angibt, den Ton der Liebe..." (S. 112.)

Hoffen wir, daß sich die großen Erwartungen erfüllen, die das gott- und vaterlandstreue Katalonien an das neue Unternehmen knüpft. Wir begrüßen die Liga als Bundesgenossen gleichgerichteter Bestrebungen in Deutschland und wünschen von Herzen, daß die machtvoll sich ausbreitende Bewegung nicht nur Katalonien, sondern ganz Spanien mit sich fortreiße und alle Länder, in denen das Laster del malparlas grassiert.

Vom Büchertisch.

Dr. Alphons Steinmann, „Sklavenlos und alte Kirche. Eine historisch exegetische Studie über die soziale Frage im Urchristentum." Erste und zweite Auflage. Apologetische Tagesfragen VIII. Heft. M.-Gladbach 1910. Volksvereinsverlag. Gr. 8° 76 S. ℳ 1.20. — Der sorgfältig aufgebaute Inhalt teilt sich in zwei reichgegliederte Hauptabschnitte: „Das Sklavenlos" und „Die alte Kirche und die Sklaven." Das erstgenannte schildert ausführlich und spannend, unter gewissenhafter Berücksichtigung des neuesten geschichtswissenschaftlichen Materials, zumal der Papyri-Forschung, die individuelle und soziale Lage der Sklaven im Juden- und Heidentum, sowie unter dem Segensschutze der Urkirche. Interessant gibt sich u. a. die Herzunahme der Parabeln Jesu, der Ethik der Griechen und eines umfangreichen Inschriftenmaterials, nicht zuletzt die Herausarbeitung der gewaltigen Persönlichkeit des Völkerapostels, des „Herolds der Liebe", in deren Verherrlichung das verdienstvolle Buch austönt. E. M. Hamann.

Hl. Alphons Maria von Liguori: Besuchungen des Altarssakramentes. Neu herausgegeben und mit den gewöhnlichen Andachtsübungen vermehrt von einem Priester der Kongregation des allerheiligsten Erlösers. Miniaturausgabe mit einem Titelbilde. 19. u. 20 Aufl. 12°. 336 S. Regensburg 1911. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis brosch. ℳ —.50; elegant in Ganzleinen geb. ℳ —.75. In unseren Tagen muß mehr als je der engste Anschluß an den Heiland im heiligsten Sakrament die Quelle unserer Kraft und unseres Trostes werden. Die tägliche hl. Messe, die häufige Kommunion und der öftere Besuch des Tabernakels sind die Mittel dazu. Ein sehr geeignetes Hilfsbuch für diese Andacht sind die genannten Besuchungen des hl. Alphons Liguori, eines der innigsten Werke des heiligen Kirchenlehrers. Vorliegende Miniaturausgabe sei besonders empfohlen, da sie wegen ihrer Handlichkeit immer leicht mitgenommen werden kann. Dr. Weber.

Soengen Ludwig, S. J. Der hl. Joseph, der erhabene Beschützer der Kirche; in seiner Größe und Verehrungswürdigkeit dem christlichen Volke dargestellt. Mit einem farbigen Titelbild und 17 Illustrationen. Mit kirchlicher Druckgenehmigung und Erlaubnis der Ordensobern. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg. Gr. 8, VIII. u. 296 S., Preis brosch. ℳ 2.40. In hocheleg. Ganzl. ℳ 3.—. Verfasser will nicht eine gelehrte Studie geben, sondern zusammenstellen, was die Hl. Schrift, die Kirche, einige heilige und fromme Männer über den hl. Joseph sagen. Nach einem geschichtlichen Ueberblick über die Verehrung des hl. Joseph behandelt der erste Teil den Grund dieser Verehrung (Josephs Auserwählung, Ausstattung und Erhebung), der zweite Teil die innere und äußere Betätigung derselben. Im Anhang wird der Verein der christlichen Familie besprochen. Da das Buch die Mitte zwischen großen und kleinen Josephsbüchern hält, ist es bei seinem billigen Preis und seiner schönen Ausstattung recht geeignet, ein Haus- und Familienbuch, und auch in Vereinsbibliotheken als volkstümliches Erbauungsbuch eingestellt zu werden. Dr. Weber.

In der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg-München sind in letzter Zeit einige kleinere, aber beachtenswerte Neuigkeiten erschienen, auf die wir hier weitere Kreise aufmerksam machen wollen. Aus der beliebten und bestens empfohlenen Geschichtlichen Jugend- und Volksbibliothek liegen zwei weitere Bändchen vor. Band 36: Karl Ritter von Landmann, Ludwig XIV. und seine Zeit (152 S. mit 22 Illustrationen, Preis broschiert ℳ 1.20, in elegantem Originalleinwandband ℳ 1.70) stellt in volkstümlicher Weise die wichtigen Ereignisse aus der Geschichte des großen Königs dar. Naturgemäß sind für uns Deutsche jene Abschnitte, die von seinem Einfluß auf Deutschland, dem Augsburger Bund und dem Einfall in Deutschland handeln von besonderem Interesse. Hingewiesen sei auch auf die schönen Porträts, unter denen sich viele bisher in deutschen Büchern noch nicht veröffentlichte finden. Band 35: Dr. A. Steinberger, k. Gymnasialrektor, Schwere Tage (143 S. mit 14 Illustrationen, Preis broschiert ℳ 1.20, in elegantem Leinwandband ℳ 1.70), greift eine historische Begebenheit aus der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges heraus, welche in erzählender Form, mit vielen erstmals gezeigten Bildern geschmückt, fesselnd und spannend die hochherzige Tapferkeit der Bayern für die Befreiung ihres Vaterlandes schildert. Dr. Jos. Franz v. Allioli hatte seinerzeit nach dem Französischen das „Bild einer wahren Klosterfrau" entworfen, kl. 8, XII und 204 S. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. Preis broschiert ℳ 1.20, in hocheleganten Ganzleinen ℳ 1.80). Das Werkchen liegt nunmehr in 6. Auflage vor, was für seine Gediegenheit spricht. Die Unterweisungen sind einfach, gründlich, praktisch, auf erprobten Aszeten fußend und von kirchlichem Geist durchweht. Obwohl in erster Linie für Klosterfrauen und deren Beichtväter bestimmt, können doch auch weitere Kreise das Büchlein mit großem, geistigem Nutzen lesen. Der bekannte Passauer Kanonist Dr. theol. et jur. Martin Leitner gibt sein Werk: „Die Verlobungs- und Eheschließungsform nach dem Dekrete Netemere" in neuer, 6. Aufl. heraus. (Mit kirchlicher Druckgenehmigung, gr. 8, 96 S. Preis broschiert ℳ 1.20). Das Werkchen ragt vor allen ähnlichen hervor durch Gründlichkeit und Klarheit und hat alle neuen römischen Entscheidungen, die Neuordnung des Dispenswesens und sonstigen Neugestaltungen und Ergänzungen unter ausgiebiger Benutzung der neuesten Literatur aufgenommen. Es ist vortrefflich geeignet, über die kirchliche Gesetzgebung gründlich und sicher zu orientieren. — Ein allerliebstes Buch beschert uns der Mittelschulprofessor Hans Reidelbach, Ehrenmitglied des bayerischen Realschulmännervereins, in seinen „Humoristischen Erzählungen für jung und alt". (Mit 20 Originalillustrationen, 8, VIII und 244 S., Preis broschiert ℳ 3.—, in hocheleganten Ganzleinen ℳ 4.—). Das Buch bringt geschichtliche und biographische Episoden, die teils mündlichen Mitteilungen, teils geschichtlichen Monographien entnommen, aber durchweg bald schalkhaftheiter, bald tief ergreifend bearbeitet sind. Bei dem Mangel an guten Jugendschriften, namentlich für die höhere Altersstufe, seien diese moralischen, Herz und Geist ergötzenden und belehrenden Erzählungen angelegentlichst empfohlen. Dr. Weber.

An drei Wintertagen in den Vogesen.

Von Gymnasialoberlehrer Hattemer, Worms.

Die heiligen Tage der Weihnacht waren vorüber. Da zog es mich nach angestrengter Arbeit mit mächtiger Sehnsucht hinaus zur Mutter Natur, um an ihrer nährenden Brust Leib und Seele zu erfrischen. Diesmal waren die Vogesen das Ziel der Wanderschaft. Aber noch ehe wir zu Ränzel, Hut und Wanderstab griffen, sprachen wir, mein Freund und ich, in der „wunderschönen Stadt“ — Straßburg — vor, wo wir im Kreise alter Studiengesellen bei Becherklang und munterer Redeweise köstliche Stunden verlebten.

„Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht die Welt dem Morgen entgegen“, als wir in der Frühe des 28. Dezembers unsere Schritte durch die Straßen des alten, von den Römern Tabernä genannten Städtchens Zabern hinauf zur Ruine Hohbarr lenkten. Hohbarr hat jetzt nur noch seine Geschichte. Trotzig und wild sehen die mächtigen Sandsteinfelsen auch heute hinab in die Ebene gen Straßburg, von woher die Bischöfe, die Beherrscher der Burg, in den Tagen des Zwistes und Haders mit den Bürgern der Stadt hinter die sicheren Mauern der Feste flüchteten. Rasch begann nun die Waldwanderung; ein leichter Frost machte die Wege gangbar. Aber vergebens spähten wir nach Aussicht und den tannenbestandenen Bergrücken der Vogesen, obwohl wir mit jedem Tritt höher stiegen. Die feuchten Nebel hatten sich zu einem undurchdringlichen Schleier verdichtet und nur die nächste Umgebung war für uns erkennbar. Der Vogesenklub hat seit Jahr und Tag für den Besuch des Wasgengaues durch herrliche Weganlagen gesorgt, aber, wie es so geht, gar manchmal ist durch ungeschickte Hand eine Markierung angebracht, wo ein Blinder den Weg finden könnte, und fehlt, wo man sicher eine Wegbezeichnung erwartet. Dann kann den einsamen Wanderer nur ein glücklicher Zufall oder ein angeborener Instinkt auf die richtige Fährte bringen. Vom Schäferplatz zum Forsthaus Haberacker, wo wir einen kleinen Imbiß nahmen, in raschen Sätzen hinab ins enge Bärenbachtal und wieder hinauf in starker Steigung zur Kirche der weit zerstreuten Häuser auf der Hub. Noch schienen Häuser und Bewohner in feiertägiger Ruhe zu liegen, nur aus dem einsamen Wirtshaus traf ein verstohlener Blick auf die zur ungewohnten Jahreszeit durch die Häuserreihen trottenden Touristen. Mittag war bereits vorüber, als wir den Dagsburger Schloßfelsen (700 m über dem Meere) mit seiner neuerbauten Kapelle vor uns hatten. Ueber und über waren Kirchlein und Fels, Tann' und Gesträuch von starkem Reif überzogen und erhöhten den ohnehin malerischen Anblick. Einst saßen hier auf hoher Warte die Grafen von Dagsburg und Egisheim. Aus ihrem Geschlecht stammt jener Bruno von Toul, der als Leo IX. 1049 den päpstlichen Stuhl bestieg, zu Zeiten, als nur die reckenhaften germanischen Gestalten in Mitra und Stab dem Verderben in Rom steuern konnten. Die Temperatur war hier bereits merklich tiefer; hinter dem wärmestrahlenden Ofen und den dampfenden Schüsseln mit saftigem Hirschbraten hatten wir bald wieder die erstarrten und müden Glieder gelenkig und arbeitsfrisch gemacht. Am Nachmittag ging es tiefer hinein in den dunklen Forst. Die Eiche mit ihrem borkigen Stamm und den knorrigen Aesten, die glatte Buche und die helle Birke mit ihren zarten Zweigen wurden seltener, dichter und dunkler wurde das ewig grüne Nadelholz. Kräftig und stark strebte es aufwärts an den steilen Hängen, ein lebendiges Bild unvernichtbarer Naturkraft. Kein Wild war sichtbar, nur vereinzelt flog ein Vöglein, durch den lauten Tritt der Wanderer aufgeschreckt, aus dem nahen Geäst, ab und zu hockten Holzfäller nach ihrer mühsamen Arbeit um ein schwelendes Feuer beim Vesperbrot. Hat diese Stille im Wald nicht auch ihren vollen Reiz? Wird der Geist nicht eher durch sie als durch das sonnigflutende Leben des Sommers gesammelt, das so leicht durch sein reiches Kolorit zerstreut? Ist das nicht auch eine zarte Poesie? Kurz vor Einbruch der Dämmerung kamen wir im weltverlassenen Forsthaus Hengst an. Freudig überrascht war der später von seinem Dienstgang heimkehrende Forstgehilfe, in uns zwei Gesellschafter für den langen Abend zu finden. Der Forstgehilfe sprach durchaus kein Jägerlatein, sondern gab in recht nüchterner Weise Aufklärung über den Bestand und die Art des Wildes in seinem Revier. Augenblicklich, meinte er, werde die Wildbahn besser gehegt, als zur französischen Zeit; das Raubzeug und die Wilddieberei sei niemals ganz auszurotten. Die französische Zeit — ja, die und ihr Einfluß ist noch lange nicht völlig überwunden in Elsaß-Lothringen. Wie unser guter Forstgehilfe, dessen Dialekt ohne weiteres den Norddeutschen erkennen ließ, so sind bis zur Stunde drei Viertel der höheren und niederen Beamten im Reichsland altdeutsch-preußisch, wenn nicht in der Abstammung, so doch in Gesinnung; und die Schärfe, mit der von diesen Franzosenfressern besonders anfänglich regiert wurde, hat die Einheimischen scheu, ja sogar feindlich gesinnt gemacht gegen das Deutschtum, obwohl sie selbst zum größten Teil aus bestem germanischen Blut sind. Zugleich damit kam eine Hochflut des Protestantismus gar oft in recht aufdringlicher Weise über das weitaus katholische Land. Schon Karlchen Mießnick hätte mit seiner Quartanerweisheit die Staatsgelehrten aus dem Norden belehren können, daß die alten Römer den unterjochten Völkern wenigstens die heimischen Götter ließen und mit Vorbedacht selbst den Schein mieden, als hätten sie andere Pläne im Sinn. Mit der Zeit ist der Elsäßer, dessen alemannische Natur ohnehin schwerer zu verstehen ist als die des Lothringers, an die neuen nun nicht einmal zu ändernden Tatsachen mit weniger Voreingenommenheit getreten, und es steht zu hoffen, daß, wenn klug weiter regiert wird, sich die Bevölkerung mehr und mehr dem Reiche amalgamiert.

Als wir am anderen Morgen (29. Dezember) erwachten, zeigte das Thermometer 15 Grad unter Null. Man sagte uns, der Weg nach dem Donon, wohin wir wollten, sei aller Wahrscheinlichkeit nach stark beschneit, und riet, einen Mann mitzunehmen. Es war eine bittere Kälte; ein eisiger Wind zerzauste die Nebelschleier und unsere Gesichter. Allzuraschen Schrittes stampfte der unscheinbare Holzfäller mit seinen bleichen Wangen und dünnem Franzosenbärtchen im Schnee, der immer tiefer wurde, voraus; ihm nach mit mathematischer Sicherheit seine Beine wie zwei gleichgehende Pendel schwingend, mein Begleiter. Ich hatte wirklich Mühe, den beiden nachzukommen. Herrlich war's ja auch zu wandern. Die Sonne hatte über die langen Nebelstreifen von gestern gesiegt und beleuchtete die in Eis und Schnee starrenden Nadelhölzer. Welche feenhafte Pracht! Ein schimmernd weißer Teppich hatte sich fußhoch auf dem Waldboden ausgebreitet, Höhen und Tiefen hatten sich bedeckt, überall sah man weiße Linien. Auf dem dichten Gezweig des Nadelwaldes hingen schwer die Schneeballen mit einer kristallenen Kruste überzogen und bildeten so eine wunderschöne Pelzverbrämung. Die schwer belasteten Zweige beugten sich tief, bis zu den feinsten Reisern des struppigen Unterholzes blitzte und leuchtete der schneeige Mantel des Waldes; zwischendurch schattete das Dunkel der hohen Stämme, die ob der eisigen Kälte knarrten und krachten. Fast unhörbar senkte sich unser Fuß auf und nieder in die weiße Totenbahn des Waldes, nur ganz selten durchbrach der heisere Ruf eines Raubvogels, der wie ein Leichenbitter die Luft durchschwirrte, die Grabesruhe. Ein märchenhafter Zauber, köstlich genug, um das bewundernde Auge lange und lange daran zu erfreuen! Es ist wahr, der deutsche Wald ist immer schön, nicht bloß bei lauen Lenzeslüften, wo neues, junges Leben in den Forst getragen wird, in den sonnengoldenen Tagen des Sommers, wo er mit seinem grünen Dach den müden Wanderer vor der Glut des Gestirns schützt, sondern auch in Eis und Schnee. Ein Mark und Bein durchzitternder Wind, wie er mich nicht schlimmer auf dem großen Venediger in den Alpen packte, durchfuhr uns auf der Höhe des Großmanns (982 m) und erst recht auf dem kahlen Rücken des Narion (905 m). Zeitweise gestattete uns die Höhenlage, in der wir waren, einen freien Blick hinüber ins Franzosenland, zurück nordwestlich in die Lothringer Ebene. Noch ehe wir daran dachten, waren wir auf dem großen Donon (1008 m). Der weithin sichtbare, kegelförmige Gipfel war einst keltisches Heiligtum; ruinenhafte Reste zeugen heute noch von der Verehrung, welche die heidnische Urbevölkerung ihren Göttern dort zollte. Die Aussicht, die sonst eine der bedeutendsten auf den Höhen der Mittelvogesen sein soll, war gering und besonders nach der Rheinebene zu verhindert durch den kalten Duft, wenn auch die Sonne ihre Schuldigkeit vollauf tat. Hinab zur Straßenkreuzung, wo wir im Hotel Velleda Mittag machten. Die Kost war gut, wie überall in den Vogesen, aber die Preise hielten die Höhe mit denen der Sommerfrischen im Schwarzwald. Der Wirt klagte, daß die Zollstelle nicht hier oben auf der Paßhöhe unfern der Grenze sei, sondern in dem 5 km entfernten, tief im Talkessel liegenden Grandfontain. Das sei für ihn und die umliegenden Einödhäuser außerordentlich mühsam, zeit- und geldraubend, da die wirtschaftliche Kommunikation mit den benachbarten französischen Dörfern ein Ding der Notwendigkeit wäre. Ob man etwa althergebrachte Gepflogenheiten durch rücksichtslose bureaukratische Maßnahmen mit einem Schlage aus der Welt schaffen könnte? Das Haus mit den Zöllnern gehöre auf die Höhe des Passes, wodurch nicht nur der Verkehr, sondern auch den Grenzwächtern der anstrengende Dienst erleichtert würde, die uns auch richtig beim Marsch durch den Wald hinab nach Grandfontain auf ihrem beschwerlichen Gang begegneten. Wie sich doch die Völker scheiden! Nicht Sprache, Sitte und Volksart, nicht Täler, Berge und Flüsse sind ihnen genug als Scheidewand, sie umgeben ihr Gebiet mit einem beweglichen Grenzkordon, der mit Argusaugen jede fremde Eigenart, die Einkehr begehrt, zurückweist. In Schirmeck im Breuschtal, wo Patois (französischer Mischmasch) die Volkssprache ist, bestiegen wir den Zug nach Molsheim und fuhren von da nach Barr am Fuß des Odilienberges. Odilienberg — die meistgenannte Höhe im Elsaß, mit der titanenhaften Heidenmauer der befestigte Stützpunkt der Gallier und später der Römer, die durch Gnade und Gebet geheiligte Stätte der Christenheit seit grauer Vorzeit! Auch uns zog es nach leiblicher Erholung zur Seelenerfrischung hinauf zum Monfacer der heiligen Odilia. Es führen der Wege viele hin für die Waller aus Stadt und Land, von Berg und Tal. Wir wählten den über die Ruine Landsberg, dem Stammschloß der Herrad von Landsberg (Aebtissin auf dem Odilienberg und Verfasserin

des hortus deliciarum, ein Unterrichtsbuch für die Novizen, das geistige Leben jener Zeit enthaltend) und den Mennelstein. In halber Höhe des Odilienberges hat ein spekulativer Kopf ein Hotel gebaut — St. Jakob genannt nach den Resten einer Kapelle gleichen Namens. Von dem heilenden Quell, der einst dem zarten, blindgeborenen Kinde Odilia das Augenlicht wiedergab, tranken auch wir und eilten die letzten Staffeln hinauf zum hochragenden Felsgrat, wo Konvent, Kirche und Wirtschaftsgebäude stehen. Gern ward uns in der traulichen Gaststube des Klosters von der Franziskanerschwester reichlich Atzung gereicht, wir knieten am heiligen Orte nieder, sprachen, wie so viele vor uns, Schutz und Hilfe suchend, unsere Gebete zur heiligen Klosterfrau und empfahlen uns ihr als sünde- und schuldbeladene Pilger für unsere künftigen Erdenwege. Hastigen Schrittes stiegen wir hinab, an St. Ottrot vorüber zur Nebenbahn nach Rosheim; von da fuhren wir über Straßburg, wo ich mein Touristenkostüm mit dem klerikalen Gewande vertauschte, noch am selben Abend nach Hause.

Elsaß, ein herrliches Land, ein deutsches Land, sagenumwoben, burgengekrönt, tannenbestanden!

„Drey Schlösser auff einem Berge,
Drey Kirchen auff einem Kirchhoffe,
Drey Stätt' in einem Tal
Ist das ganze Elsaß überall."

Altes Sprüchwort (Merian).

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Auch der Dezember ist nicht vorübergegangen, ohne der Kunst Münchens einen schweren Verlust zu bringen. Am dritten starb Ludwig von Löfftz. Er war 1845 in Darmstadt geboren, gehörte zu den hervorragendsten Schülern Wilhelms von Dietz, wurde 1880 Professor an der Münchener Akademie, und war auch 1891 bis 1893 deren Leiter. Im vergangenen Sommer brachte die Ausstellung des Glaspalastes eine umfangreiche Sondergruppe seiner Werke. Dort konnte man sich an der Gediegenheit und Vielseitigkeit des Meisters noch einmal erfreuen, der in den letzten Jahren seines Augenleidens halber nichts mehr hat malen können. Zu seinen bedeutendsten Werken gehört die Pietà in der Neuen Pinakothek, sowie die Himmelfahrt Mariä im Dome zu Freising. Ein großer Teil der Bedeutung von Löfftz liegt auch in seiner Tätigkeit als Lehrer. — Das Stadtbauamt eröffnete einen Wettbewerb für die Herstellung einer Auferstehungsgruppe im Ostfriedhofe. — Die Erzbruderschaft zur ewigen Anbetung des Allerheiligsten Altarssakramentes und zur Unterstützung armer Kirchen bot mit einer in ihrem Hause veranstalteten Ausstellung von verschenkten Paramenten, die zum Teil in weiteste Fernen hinausgehen, nicht allein Proben edelster Wohltätigkeit, sondern auch Beweise des ganz bedeutenden Hochstandes der Münchener angewandten Kunst. — Der Förderung eines anderen Kunstzweiges nimmt sich eine Stiftung an, die Herr Georg Hitl in München für die besten Medaillen oder deren Modelle gemacht hat. — Unter den im Jahre 1910 neu erworbenen Objekten des Bayerischen Nationalmuseums, die jetzt noch gesondert ausgestellt sind, interessieren zahlreiche Gegenstände der alten kirchlichen Kunst, besonders mehrere Skulpturen aus Holz und auch aus Stein. Auf die Frage hier einzugehen, ob es im Interesse des Heimatschutzes liegt, daß die Sachen von ihrem ursprünglichen Orte entfernt und in der Hauptstadt zentralisiert werden, verbietet der Raum und die Gelegenheit. Man kann dergleichen überhaupt nicht allgemein, sondern lediglich von Fall zu Fall beurteilen. — Zu den großen Ereignissen des Dezembers 1910 gehörte die am 10. in feierlicher Weise erfolgte Benedizierung der St. Bennosäule vor der gleichnamigen Kirche. Das Werk ist mit der drei Meter hohen Figur 14,6 Meter hoch. Die Säule ist aus rotem Porphyr, die Figur, die den Schutzpatron Bayerns und Münchens segnend zeigt, ist von Bronze und in der v. Millerschen Erzgießerei gegossen. Das ganze wohlgelungene und wirkungsvolle Denkmal ist ein Werk der Professoren Albertshofer und Bestelmeyer, die Kosten wurden aus der Sedlmayrschen Stiftung gedeckt. — Von den Kunstausstellungen des vergangenen Monats wurde die wichtigste, die bis in den Februar dauernde der Sezession, bereits in meinem vorigen Berichte kurz gewürdigt. Für die Entstehung von **Kunstsalons** hat sich der Münchener Boden weiter fruchtbar bewiesen, indem er in Schwabing den Salon Hoechtl hat entstehen lassen. Der Anfang mit Arbeiten des Landschafters und Porträtisten † Moriz Weinholdt und anderem war immerhin vertrauenerweckend. Die anderen Galerien bewährten ihren Ruf. Heinemann brachte eine wahrhaft erfrischende Sammlung vom Grafen Leopold von Kalkreuth, machte uns auch mit den tüchtigen Leistungen der aus fünf Mitgliedern bestehenden Künstlergruppe „Gilde" bekannt. Bei Brackl sah man u. a. Beweise der Weiterentwicklung von Büttners Kunst, auch wertvolle Darbietungen von F. W. Voigt und A. Lamm, der neuerdings auch Figuren malt und als Radierer Beachtung beansprucht. Am interessantesten war es bei Thannhauser, wo außer einer sehenswerten Reihe von Oßwaldschen Landschaftsstudien und außer merkwürdigen Schöpfungen von Van Gogh eine höchst wertvolle Ausstellung von Werken der beiden großen Impressionisten Camille Pissarro und Alfred Sisley berechtigte Aufmerksamkeit auf sich zogen. — Der **Kunstverein** brachte außer einer Weihnachtsverkaufsausstellung, deren Besetzung ziemlich ungleich war, mehreres von wirklicher Bedeutung. Der „Ausstellerverband Münchner Künstler" vermochte dabei mit wertvollen Leistungen von Petuel, Kubierschky, Urban, Strützel, Bolgiano und anderen bekannten Künstlern hervorzutreten. Von sonstigen Darbietungen seien die Marinestücke von Bachmann, die Interieurs von Schrag, die herbstlichen und winterlichen Berglandschaften von O'Lynch of Town hervorgehoben. Etwas altmeisterlich, dabei interessant wirkten die gezeichneten Porträts von D. Landau. Zum Jahresschlusse gab es eine Kollektion von Malereien vom trefflichen † Alfred Zimmerman, der als Landschafter wie als Figurenmaler bedeutend war, und von dem humorsprühenden † Henry Albrecht.

Berlin. Einer der berühmtesten Berliner Künstler, Professor Ludwig Knaus, der große Meister des Genrebildes, starb am 8. Dezbr. 1910, obzwar in hohem Alter — er stand im 81. Lebensjahre — so doch unerwartet. Zu Wiesbaden als Sohn eines Handwerkers geboren, studierte er seit 1845 unter K. Sohn und W. Schadow in Düsseldorf, darauf in Paris und zwischendurch auch in Italien. Seit 1861 wohnte er in Berlin, wo er sich 1874 für den Rest seines Lebens niederließ. Ueber seine Bedeutung waren die Meinungen lange geteilt, bis die Jahrhundertausstellung 1906 allen Widerspruch zum Schweigen brachte. Erst da zeigte sich die ganze Genialität des Meisters und seine Ebenbürtigkeit mit anderen, rückhaltlos anerkannten Größen. Seine charakteristisch erfaßten, intim und fesselnd schildernden Bauernbilder haben schon dem Jünglinge reiche Anerkennung gebracht. Sie wuchs gegenüber vielen Werken seiner Pariser Zeit, von denen freilich andere auch Widerspruch fanden. Zahlreiche Knaussche Bilder sind allbekannt, so der „Erste Profit", „Wie die Alten sungen", „Die Dorfhexe". Von seinen Portäts leiden einzelne (Mommsen, Helmholtz) unter zu breitem Erzählertum. — **Landshut.** Für die Errichtung eines Denkmals war ein Ideenwettbewerb ausgeschrieben. Von den eingereichten 69 Entwürfen erhielten drei aus München die ersten Preise, nämlich jene der Bildhauer Rudolf Henn und Karl Bauer, sowie des Architekten O. O. Kurz. — **Mainz.** Beim Abbruche auf dem Gelände des früheren Karmeliterklosters wurden bemerkenswerte Reste aus römischer und mittelalterlicher Zeit entdeckt.

Dr. O. Doering-Dachau.

Humoristisch-satirische Ecke.

Der Aktionär.

Flink zur Zeitung greift Herr Zwickel,
Ueberschlägt den Leitartikel,
Feuilleton und Politik
Streift er kaum mit einem Blick,
Wahlreform und Moabit
Nimmt er so kursorisch mit.
Ehrlich-Hata sechs null sechs,
Wilhelm, Imperator, Rex,
Seines Sohnes Orientreise
Würdigt er in keiner Weise.
Selbst die Riesenunterschlagung
Und die Antilärmertagung
Ueberschlägt er kalten Sinns
Und erst gar die Moden Wiens.
Inserate und Reklamen
Bauscht er indigniert zusammen.
Endlich, auf der letzten Seite,
Geht sein Antlitz in die Breite,
Die gespannte Miene flieht:
„Kohle fest. Baumwolle zieht."

F. Schrönghamer-Heimdal.

Der Atheist.

Sein Weg war fern von jedem Gott.
Auf seinen Lippen stand der Spott
Verbissen, wenn von Glaubensdingen
Die Freunde an zu reden fingen.

Doch einst geschah's, da ging sein Kind,
Sein einziges, ins fremde Land.
Da legt' er ihm aufs Haupt die Hand
Und sprach liebkosend, lieb und lind,
Aus tiefstem Herzen feierlich:
„Gott schütze dich!"

Waldvogl.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Künstlertheater. Es war schon länger bekannt, daß bei Max Reinhardt leider keine Neigung besteht, das Künstlertheater auf einen weiteren Sommer zu pachten. Der „Verein Ausstellungspark", der Eigentümer der Bühne, hat diese nun einer neu gegründeten Gesellschaft, die aus Münchener Kunstfreunden besteht und von keinerlei Erwerbsmotiven geleitet wird, überlassen. Als Direktor wurde Georg Fuchs, der ästhetische Vorkämpfer des „Reformtheaters", verpflichtet, ein besonderes Ensemble erstrangiger Kräfte und ein bedeutender Regiekünstler sind bereits gesichert. Die Ausgestaltung der Szene wird auch fernerhin bedeutenden bildenden Künstlern übertragen werden. „Hierbei soll", wie uns mitgeteilt wird, „versucht werden, unseren Künstlern neue, vom Künstlertheater bisher noch nicht gepflegte Aufgaben zu erschließen und ihnen Probleme zu stellen, deren Lösung dem allgemeinen Theaterleben neue Anregungen vermitteln wird." Der Spielplan soll vorzugsweise die heitere Spieloper berücksichtigen und auch zeitgenössische Werke hierbei einbeziehen. Daß die Bühnenleitung verspricht, auch durch die Wahl der Stücke Initiative zu zeigen, halte ich für besonders begrüßenswert, denn hierdurch wird der Vorherrschaft lediglich bildnerischer Probleme wirksam begegnet. Die Spielzeit des vielversprechenden Unternehmens beschränkt sich auf die Sommermonate, wie in den drei Vorjahren.

Kgl. Hoftheater. Neueinstudiert erschien Peter Cornelius' Oper „Der Cid", eines der wenig gegebenen und viel gerühmten Werke der deutschen Bühne, die niemals den ihnen durch ihre historische Stellung gebührenden Platz im Spielplane zu behaupten wußten. Erstmalig 1865 im Jahre der Urpremiere des „Tristan" von Liszt in Weimar auf die Bühne gebracht, verbreitete er sich nur langsam. Hermann Levi leitete 1891 die glanzvolle Münchener Premiere. Eine spätere Neueinstudierung unter Stavenhagen fand nur wenig Wiederholungen, mit Felix Mottl ist die Oper wieder in die Hand eines genialen Führers gelangt, der dem künstlerischen Interesse an ihr neue Impulse zu geben vermag. Feinhals, der die Titelrolle schon früher gesungen, gab an blendendem Stimmglanz und vertiefter Auffassung Hervorragendes. Fräulein Faßbenders Chimene war von Stärke und Eindringlichkeit der Empfindung. Bender und Wolf boten noch Hervorhebenswertes. Die Aufnahme war eine sehr beifällige. Daß „Der Cid" allzu gedehnte Stellen hat, wird man heute nicht mehr ableugnen wollen. Allein was immer der Oper den Erfolg erschwert, ist vor allem ihre Stilmischung zwischen bewußter Wagnernachfolge und liedartigem Ausströmen der Empfindung.

Volksfestspiele. Uns geht ein von den Bürgermeistern von Berlin, München, Frankfurt a. M. und Hamburg, sowie von Männern der Wissenschaft, der Kunst, des Schrifttums und der Hochfinanz unterschriebener Aufruf zu, der „alle, ohne Rücksicht auf Stand, Beruf und Partei" zum Anschluß an die Gesellschaft für deutsche Volksfestspiele auffordert. Das Bureau der Gesellschaft (Berlin NW., Unter den Linden 14) erteilt nähere Auskünfte. Die Werke der Antike wie der eherne Bestand unserer klassischen Meisterwerke, sofern sie sich in den Rahmen einfügen, sollen auf dieser Bühne ihre Stätte finden. Als Darsteller sollen die bedeutendsten Schauspieler der Deutschen Bühne herangezogen werden. Die Spielleitung der Aufführungen wird Max Reinhardt übernehmen.

Der Düsseldorfer Männerchor wird zum erstenmal seine alljährliche Konzertreise als Winterfahrt unternehmen. In angenehmer Abwechslung wird diese die künstlerischen Zwecke mit dem Genuß der Reize der winterlichen Alpenwelt vereinen. Die Sängerfahrt, an welcher auch Gäste teilnehmen können, währt vom 21.—29. Januar. Der erste Aufenthalt wird in Frankfurt genommen, der zweite in München. Konzerte werden unter der bewährten Leitung des Kgl. Musikdirektors Mathieu Neumann abgehalten in Innsbruck, Chur, Davos, St. Moritz und Pontresina. Die Teilnahme von weit über hundert Sängern ist gesichert. Elly Ney (Bonn), eine sehr gerühmte Pianistin, wird die Konzertreise als Solistin begleiten. Für Naturgenuß und alpinen Sport ist ausreichende Zeit vorgesehen, von Zürich aus, woselbst sich Korporation und Gäste noch zu einem Abschiedskommers vereinen, wird die Heimreise dieser sicher an schönen Eindrücken reichen Winterfahrt angetreten.

Verschiedenes aus aller Welt. Ernst von Possart hat sein amerikanisches Gastspiel in Neuyork als Rabbi Sichel in „Freund Fritz" mit glänzendem Erfolge begonnen. — Engelbert Humperdincks Oper: „Die Königskinder" hatte bei der Neuyorker Uraufführung stürmischen Beifall. Gegenüber der früheren Musik, welche die Handlnng von Ernst Rosmers Drama neu illustriert, bedeutet die Partitur eine Neuschöpfung. Die Berichte rühmen das wundervolle leitmotivische Gewebe und die „Hänsel und Gretel"-Musik noch übertreffende Polyphonie. — Die Komische Oper in Berlin bot erstmalig „Das vergessene Ich"; Dichtung von Richard Schott (mit Benützung Geibelscher Motive), Musik von Waldemar Wendland. Dem Buche liegt ein Thema zugrunde, das zuletzt von Gerh. Hauptmann in „Schluck und Jau" variiert wurde, sich aber nicht als ausgiebig genug erwies. Die Partitur ist nach der Berliner Kritik die Arbeit eines geschickten und talentvollen Musikers, dem mit Hilfe eines glücklicheren Librettos günstigere Erfolge sicher sind. — Am 21. Januar ist der hundertste Geburtstag Roderich Benedix. Viele deutsche Bühnen werden eines seiner beliebtesten Lustspiele aufführen und der in beschränktesten Verhältnissen lebenden Witwe des Dichters eine Ehrentantieme überweisen. — Nach Willibald Alexis' berühmtem, märkischen Roman „Die Hosen des Herrn von Bredow" hat Kony Towska ein Schauspiel verfaßt, das im Neuen Schauspielhaus in Berlin erfolgreich aufgeführt wurde. Die Kritik beurteilt die Dramatisierung sowohl in den dramatisch bewegten, wie in den humoristischen Szenen sehr günstig. — In Berlin starb Dr. Raphael Löwenfeld, der Begründer des „Schillertheaters", im 57. Lebensjahre. Erst Privatdozent, dann Journalist und Tolstoj-Uebersetzer, gündete er 1894 das für viele ähnliche Unternehmungen vorbildlich gewesene Schillertheater, in dem er zu ganz billigen Preisen klassische und moderne Stücke bot. Was die schauspielerischen Leistungen anbelangt, so legte er das Hauptgewicht auf gleichmäßig durchgeistigte Regie, auf verständnisvolle, aber nicht prunkende Inszenierung und auf die Erziehung junger Talente. Vor bald zehn Jahren pachtete er das Friedrich Wilhelmstädtische Theater, das einige Jahre als zweites Schillertheater blühte, bis er in Charlottenburg eine nach Muster des Prinzregententheaters in München gebaute Bühne bezog. Löwenfeld beschränkte die Wiederholungen der einzelnen Werke auf zwölf, während die vorwiegende Pflege des „Zugstückes" heute in allen Großstädten jeden künstlerisch intentionierten Spielplan zerstört. — In Dessau verstarb Professor Rich. Bartmuß, der als Kirchenmusiker sehr geschätzt wird; besonders das Oratorium „Der Tag der Pfingsten" hat vielfach lebhafte Anerkennung gefunden. — Die Generalvertretung der „Allgemeinen Musikzeitung" (Berlin) für Süddeutschland und Oesterreich-Ungarn hat vom 1. Januar ab das Münchener Konzertbureau Emil Gutmann übernommen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Es ist eine alte Wahrnehmung, dass knapp zum Jahresschluss die Börsen kein besonderes Animo mehr entwickeln wollen. Die grossen mannigfaltig sich gestaltenden Vorbereitungen zum Beginn des neuen Jahres, die Inventur- und Bilanzarbeiten der Handels- und Gewerbsinteressenten machen viel zu schaffen. Dazu ist für das Grosskapital und die Finanziers gerade in diesem Jahre eine scharfe und ununterbrochene Aufmerksamkeit für die Entwicklung des Geldmarktes vonnöten gewesen. Es ist daher eine nicht zu unterschätzende Anerkennung für diese führenden Geldkreise, wenn die momentane Situation am Geldmarkt eine äusserst zufriedenstellende genannt werden kann. Ein Hauptverdienst wird wohl der weitsehenden und vorsichtigen Führung der deutschen Reichsbank zuzuschreiben sein, deren Präsident rechtzeitig und dringlichst vor Uebertreibungen in bezug auf uferlose Geldinvestitionen allenthalben erfolgreich gemahnt hatte. Die offizielle Verwarnung wurde im speziellen von dem sehr impulsiven deutschen Börsen- und Spekulationskreis ernstlich, wenn auch widerwillig befolgt, und eine kräftige Säuberung war seither langsam und stetig an den deutschen Börsenplätzen bemerkbar. Aus diesem börsentechnischen Grunde schon allein ist von einer normalen und gesünderen Position unserer Börsen zu sprechen. Die Effektenmärkte sind leicht aufnahmefähig und trotz geringerer Beteiligung äusserst widerstandsfähig geworden. Es wird wohl nur eines geringen konkreten Anstosses bedürfen, um unseren Börsen in den kommenden Monaten erneute Lebenstätigkeit zuzuführen. — Die zu Zwecken der Hypotheken- und Kuponszinszahlungen anfangs Januar neuerdings frei werdenden grossen Geldsummen, welche zurzeit in den Kassen der Banken angesammelt sind, werden erheblich beitragen, bei sonst normal verlaufenden Zeiten dieser Geldflüssigkeit erfolgreich zu dienen. Man wird auch aus anderen Gründen nicht fehlgehen, wenn man den Reigen der allgemeinen Ermässigung der Bankraten für recht bald erwartet. Die derzeitigen stärkeren Ansprüche an alle Notenbanken und sonstigen Geldquellen hängen mit den erwähnten grossen Bedürfnissen zum Monatsultimo und Jahresende zusammen, werden jedoch bald einer merkbaren Erleichterung Platz machen. Die Unlust und Geschäftsstille an den Börsen ist auf die ungeklärte und unsichere Situation des Neuyorker Platzes zurückzuführen. Immerhin lässt auch jene Börse eine baldige Besserung erwarten. Als erfreuliche Erscheinung der deutschen Effektenmärkte bleibt noch immer die feste Tendenz der heimischen Rentenwerte bestehen. Die gewisse Unsicherheit am deutschen Industrieaktiengebiet wird sicherlich das nach Neujahr zu Anlagezwecken frei werdende Kapital zum grössten Teil dem Markte unserer festverzinslichen Staatsanleihen zuführen. Auch die Werte unserer soliden grossen Pfandbriefinstitute profitieren mit Recht von diesen Kapitalistenkäufen. Hierbei ist besonders darauf hinzuweisen, dass die Kurse dieser Pfandbriefe und Fonds vielfach niedriger notieren als im

Vorjahre und dass durch die bekannten offiziellen Ankündigungen neue deutsche Anleihen für 1911 nicht zu erwarten sein werden. Es bieten daher unsere einheimischen Pfandbriefe und Fonds neben einer guten Verzinsung vielfach berechtigte Aussichten auf baldige Kursbesserungen. Für unsere Industrie sprechen verschiedentliche Motive einer durchaus günstigen Beurteilung. Besonders die deutschen Eisenbahnen zeigen mit ihrer andauernden Steigerung der Verkehrseinnahmen im ganzen Verlauf des Jahres 1910 — der Güterverkehr weist ganz besonders grosse Plusziffern auf — dass Deutschlands Handel und Verkehr stets fortschreitend anwächst. Die Besserung der Ziffern der Ausfuhr von Deutschlands Erzeugnissen in alle Länder und Erdteile gibt gleichfalls Zeugnis, dass das Wirtschaftsleben Deutschlands mit grosser Zuversicht beurteilt werden kann. Bei richtiger Kalkulation aller bestehenden Faktoren und solider Weiterentwicklung von Handel und Industrie wird auch das neue Jahr für alle Teile Deutschlands zuversichtlich und wirkungsreich verlaufen. Die bevorstehenden Syndikatskämpfe und Unsicherheiten am Montanmarkt werden zu überwinden sein. Hoffentlich bleiben Deutschlands Handel und Verkehr im neuen Jahre ununterbrochen im Zeichen des allgemeinen Weltfriedens und einer ungestörten Weiterentwicklung.

M. Weber.

Die Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft, München, hat im abgelaufenen Geschäftsjahr glänzend abgeschlossen und verteilt aus dem verfügbaren Reingewinn von 6,287,197 ℳ die von 30% auf 33% erhöhte Dividende. Die Gesellschaft beantragt die Erhöhung des Aktienkapitales um 5 Millionen Mark auf 30 Millionen Mark. Die beabsichtigte Domizilverlegung der Gesellschaft von München kann besonders infolge Entgegenkommens der Münchener Stadtverwaltung erfreulicherweise unterbleiben. Dem neuen Geschäftsjahr wird trotz der zu erwartenden Erhöhung von Unkosten und Steuern befriedigende Entwicklung zugesprochen. M. W.

Gesellschaftsreisen. Soeben ist das Programm der im Jahre 1911 von dem allerorten bestens bekannten Amtlichen Bayerischen Reisebureau, G. m. b. H., vormals Schenker & Co., München, projektierten Gesellschaftsreisen im Druck erschienen und durch das genannte Bureau kostenlos zu beziehen. Die hübsch ausgestattete, reich illustrierte Broschüre enthält eine große Anzahl interessanter, sorgfältig zusammengestellter Reisen von kürzerer und längerer Dauer nach dem Orient, Italien, Tunis und Algier, Spanien, Portugal und Marokko und Skandinavien. Die beliebten Mittelmeerfahrten werden im Jahre 1911 ab 2. Februar alle 14 Tage wiederholt. Ferner kommen zwei Reisen nach Vorderindien und Ceylon und ebensoviele nach Nordamerika und Ostafrika zur Ausführung. Auch zwei Reisen um die Erde sind geplant, von denen die eine im Januar, die andere im Juli angetreten werden soll. Um auch jenen Kreisen, die unabhängige Reisen vorziehen, besondere Vorteile bieten zu können, hat sich das Bureau entschlossen, nunmehr auch die sogenannten Akkordreisen in ausgedehntester Weise einzuführen. Diese ermöglichen den Antritt der Reise zu beliebiger Zeit, beliebigen Aufenthalt an den verschiedenen Plätzen und bieten dabei fast die sämtlichen Vorteile der Gesellschaftsreisen, nämlich Vorausbestellung der Unterkunft, Führung zum Besuch der Sehenswürdigkeiten der einzelnen Städte usw. Alle näheren Auskünfte hierüber werden vom Amtlichen Bayerischen Reisebureau, G. m. b. H., München bereitwilligst erteilt.

Kirchliche Kunst. Altenwörth. (Kreuzweg.) Unsere Kirche, die bereits vor einigen Jahren so schön gemalt wurde, ist jetzt durch die Sorge des hochw. Herrn Pfarrers Franz Frank um ein Juwel reicher geworden, oder besser gesagt, um 14 Juwelen. Denn jede Station des neuen Kreuzweges, der vom Bildhauer und Altarbauer Ferdinand Stufleser in St. Ulrich, Gröden (Tirol) ausgeführt wurde, verdient diesen Namen. Die Bilder, die in Relief aus Holz mit Künstlerhand geschnitzt und fein polychromiert sind, ergreifen den Zuschauer durch den pietätvollen Ausdruck, der aus den Zügen des Erlösers, der Mutter Gottes, des heiligen Johannes und der heiligen Frauen spricht. Liebe und Schmerz leuchten derart aus dem Antlitze des Erlösers, daß sie jeden Zuschauer ergreifen und zur Andacht stimmen. Die Polychromie der Bilder ist nicht übertrieben und dem Auge angenehm. Auch die Rahmen sind sehr gut ausgefallen und fein gearbeitet. Kein Wunder, daß die ganze Gemeinde voll Bewunderung und Freude ist über den neuen Kreuzweg und ihn mit gerechtem Stolz jedem Fremden zeigt. Ehre dem Meister, Herrn Ferdinand Stufleser, der sich ein Denkmal gesetzt hat, das in jeder Hinsicht ein Kunststück genannt zu werden verdient.

Die **„Stimmen aus Maria Laach“**, Katholische Blätter, haben sich seit Jahren bewährt als ein zuverlässiges Mittel der Aufklärung in allen wichtigen Fragen der Religion, des Sittengesetzes, des Gesellschaftslebens und der höheren Geistesbildung auf der unwandelbaren Grundlage des Christentums und sind dadurch ein wahres Arsenal geistiger Waffen geworden, das sich nach Form und Inhalt jedem Gebildeten empfiehlt. — Wir empfehlen unseren Lesern den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt über die Zeitschrift angelegentlich zur Beachtung.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 45 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 2. München, 14. Januar 1911. VIII. Jahrgang.

Der Münchener Parteitag des Zentrums.

Von Dr. Maximilian Pfeiffer, Mitglied des Reichstags.

Die Parteitage stehen diesmal unter der Signatur der Neuwahlen und somit wird ihren Erörterungen der Stempel prinzipieller Bedeutung aufgeprägt. Der Bund der Landwirte hat im November in Nürnberg zu den Fragen der Wahltaktik Stellung genommen; die fortschrittliche Volkspartei ebenfalls; was der nationalliberale Parteitag im Frühherbst beschlossen hatte, hat am Silvestertag der Abgeordnete Bassermann in einer Enzyklika der liberalen Presse neuerdings übergeben. Die bayerische Zentrumspartei hat für ihren Parteitag die Hauptaufgabe in der Ausgabe einer klaren unzweideutigen Wahlparole erblickt. Sie ist von der Anschauung ausgegangen, daß ein schüchternes Verhalten und Zurückdämmen der in weiten Parteikreisen wachsenden Unruhe und des Unmutes schädlich wirken muß, und so hat sie denn den Anschluß nach rechts für das ganze Land vollzogen. Inwieweit die Altliberalen an diesem Wahlbündnis Anteil finden: das hängt ausschließlich und einzig von ihrer Stellungnahme ab zu den Fragen, welche die Zentrumspartei als ihre Lebensbedingungen ansieht. Was Herr von Vollmar verkündet hatte, Kampf gegen das Zentrum, hat das Echo geweckt und gefunden in dem Beschlusse des Parteitages: Kampf gegen die Sozialdemokratie. Die parlamentarischen Verhandlungen der letzten Zeit, die Flugblattliteratur, die Preßäußerungen der Sozialdemokratie haben in den letzten Monaten mehr als früher auch gehaltene Augen gelöst und erkennen lassen, daß es im Interesse der Selbsterhaltung des Zentrums eine dringende Notwendigkeit ist, den Kampf mit allen ehrlichen und erlaubten Waffen aufzunehmen und zu führen. Dabei darf die Einsicht nicht fehlen, daß durch das unverständliche Verfahren verschiedener Regierungskreise, wie es z. B. dem Minister Bodmann in Baden schon auf dem Magdeburger Parteitag seitens des Abgeordneten Bebel das Prädikat „Genosse“ eingetragen hat, in den weitesten Volkskreisen eine tiefgehende und schwer zu behebende Verstimmung, mehr noch, in den Kreisen der christlichen Arbeiterschaft berechtigte Beunruhigung hervorgerufen worden ist.

Daß der Sozialdemokratie die linksliberalen Parteien gleichgeachtet sind im kommenden Wahlkampfe, das hat mit seinem Singen Herr Dr. Müller-Meiningen (Hof) getan. Es handelt sich bei der Verteidigung der Stellung des Zentrums um religiöse, kulturelle und wirtschaftliche Güter. Nach einer Neujahrsbetrachtung der politischen Bilanz von 1910, wie sie ein führendes liberales Blatt am 3. Januar veröffentlicht hat, muß es jeden Nichtzentrumsanhänger bedünken, als hinge der Himmel über Bayern und dem Reich in trostloser Wolkenschwere, als kriche ein düsteres Verhängnis übers Land. Demgegenüber besteht die Verpflichtung, durch Aufklärung und Klärung dazu beizutragen, daß die besonders in wirtschaftlicher Hinsicht üppig rankende Legendenbildung zerstört, und die Dinge in ihrem wahren Grunde und ihrer richtigen Erscheinungsform gezeigt werden. Der Parteitag anerkennt die Richtigkeit der seitherigen Wirtschaftspolitik und fordert ihren Fortbestand und Ausbau. Das gilt auch für die soziale Gesetzgebung mit den Forderungen des Tages: Arbeitskammergesetz, Reichsversicherungsordnung, Wohnungsfürsorge, Arbeiterschutzgesetze, Arbeitslosenfürsorge und Privatbeamtenversicherung. Eine Apologie dieser Gesetzgebung zu schreiben ist unnötig. Sie sind von allen politischen Parteien anerkanntes Bedürfnis.

Die Wahlbewegung kann erfolgreich nur betrieben werden, wenn die unerläßliche Vorbedingung gelöst ist: der Ausbau der Organisation. Mit der Parole „kurz gesattelt und scharf geritten“ können Schlachten gewonnen werden; sicherer aber ist der sorgfältig ausgebaute Feldzugsplan, genau geregelter Aufmarsch und eiserne Disziplin. Lokale Opportunitätspolitik mag wohl manchmal nützlich erscheinen, höher aber muß die Rücksicht auf die Interessen des Ganzen stehen.

Eine erfreuliche Beobachtung bot der Parteitag: fröhliche, mutige Begeisterung. Zwar orakelte die liberale Presse von „soll“, „man hört“ usw., und formte orphische Sprüche von Dingen, die geschehen sein sollen, die das Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen hätten. Abraham, du zielst umsunst! Das bayerische Zentrum wird die kommende Zeit mit Vertrauen erwarten. Es ist ihm der Kampf angesagt von allen Fronten. Es muß seine Getreuen sammeln. Auch die Kriegskassen füllen. Geld in den Beutel! Naumann hat die Liberalen zur finanziellen Sammlungspolitik aufgerufen. Lernen wir vom Gegner! Der Hansabund läßt den Rubel rollen. Sorgen wir dafür, daß auf unseren Aeckern, wenn sein goldener Esel durchs Land trabt, nicht die Distelköpfe wachsen, die er frißt!

Von guter Vorbedeutung war der außerordentlich starke Besuch und die begeisterte Stimmung der großen öffentlichen Parteiversammlung, die am Abend des ersten Tages (4. Januar) im dichtgefüllten Riesensaale des Münchener Kindl-Kellers stattfand. Die beiden Redner, von denen Reichstags- und Landtagsabgeordneter Dr. Schädler über die Lage im Reiche, Landtagsabgeordneter Freiherr von Malsen über die politische Lage in Bayern referierte, verstanden es, dem Wort zu leihen, was in vielen Gemütern lebt. Sie sprachen manches Gespenst an, das schweift, und daß sie es auch bannten, beweist die stürmische Zustimmung der Versammlung.

• • •

Auf die durch den Parteitag für das Zentrum in Bayern geschaffene Lage wird die „Allgemeine Rundschau“ in einem Artikel aus anderer Feder noch näher zurückkommen. Die einstimmig angenommenen Resolutionen des Parteitages haben nachstehenden Wortlaut:

1. Die Zentrumspartei wird in der Regel in jedem Wahlkreis einen eigenen Kandidaten aufstellen. Im übrigen wird sie nach Tunlichkeit den Erfolg konservativer, bauernbündlerischer und anderer rechtsgerichteter Kandidaturen gegenüber liberalen und sozialdemokratischen Kandidaturen zu fördern suchen. Nationalliberalen Kandidaten gegenüber bleibt nach Lage der Dinge die Stellungnahme von Fall zu Fall vorbehalten. Sozialdemokratische und linksliberale Kandidaten sind aufs entschiedenste zurückzuweisen. Auf Gegenleistung seitens der im Wahlkampf unterstützten Parteien wird gerechnet.

2. Der Parteitag der bayerischen Zentrumspartei betrachtet als eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart den Kampf gegen die Sozialdemokratie. Er richtet deshalb an alle Anhänger und Vereinigungen der Zentrumspartei die dringende Aufforderung, in der Aufklärung unseres Volkes über die wirtschaftlichen, politischen und religiösen Endziele der Sozialdemokratie nicht zu ermüden.

3. Der Parteitag erklärt sich in vollster Einmütigkeit mit der von der Zentrumsfraktion der bayerischen Abgeordnetenkammer eingebrachten und von beiden Kammern des Landtages angenommenen Resolution gegen das Streikrecht der Eisenbahnbediensteten vollständig einverstanden und spricht die Erwartung aus, daß die Fraktion diese wichtige Angelegenheit auch in Zukunft mit dem gleichen Ernst und Nachdruck verfolgen wird. Er spricht weiter

die Erwartung aus, daß die K. Staatsregierung und insbesondere die Eisenbahnverwaltung in ihren Betrieben jeder Agitation für sozialdemokratische Gewerkschaften und Vereine mit allem Nachdruck entgegenwirken werde; insbesondere wird erwartet, daß jedem, welcher sich offen zu den Grundsätzen und Zielen der Sozialdemokratie bekennt, die Aufnahme in den Staatsdienst versagt und daß, soweit solche Aufnahmen bereits stattgefunden haben, jeglicher Tätigkeit der in Staatsbetrieben beschäftigten Personen zugunsten der sozialdemokratischen Organisation mit allen gesetzlichen Mitteln entgegengetreten werde.

Der Parteitag spricht den christlich organisierten Arbeitern für ihre entschiedene Stellungnahme gegen die Sozialdemokratie und deren Organisationen die vollste Anerkennung aus. Der Parteitag spricht die bestimmte Erwartung aus, daß die Zentrumsfraktion mit allen geeigneten Mitteln dahin wirken werde, daß die Staatsregierung eine klare Stellung in diesen Fragen einnehme, und daß die in der Resolution niedergelegten Wünsche durchgeführt werden.

4. Wir treten entschieden für die konfessionelle Volksschule ein. Wir fordern ungeschmälerte Erhaltung der geistlichen Orts- und Distriktsaufsicht über die Volksschulen. Wir verlangen die Erhaltung der geistlichen Ortsaufsicht und des Religionsunterrichtes auch für die Fortbildungsschulen. Den durch nichts begründeten Ansturm des Liberalismus und der Sozialdemokratie auf unsere in Bayern blühenden und durch Jahrhunderte bewährten Klosterschulen weisen wir mit aller Entschiedenheit zurück.

Der Brief des Papstes an die orientalischen Bischöfe.

Von Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Die sachgemäßen, mehr aber noch die unsachgemäßen Erörterungen, wozu auch einige heftige Auslassungen von katholischer Seite zu rechnen sind, über den Aufsatz des Prinzen Max haben im Orient großes Aufsehen erregt. Es galt den zahlreichen Falschmeldungen unter den unierten Orientalen entgegenzutreten, und zwar tunlichst bald und in umfangreicher Weise. Dieser Pflicht ist die Kirche mit einem päpstlichen Schreiben vom 26. Dezember 1910 nachgekommen, das in Rom selbst in alle für den Orient in Frage kommenden Sprachen amtlich übersetzt und hinausgesandt worden ist.

Das Schreiben ist in zwei klar erkennbare Teile geteilt. Im ersten Abschnitte werden — von der allgemeinen Einleitung abgesehen — diejenigen Lehrpunkte genau präzisiert, die vom Prinzen Max in nicht immer einwandfreier Weise in seinem Aufsatze berührt worden waren. Im zweiten Abschnitte tritt das Schreiben in eine Polemik über die Auffassung historischer Tatsachen ein, was von der Kurie amtlich nur in den allerseltensten Fällen zu geschehen pflegt. Es handelt sich dabei um die Beurteilung derjenigen Päpste und ihrer einschlägigen Maßnahmen, die besonders, sei es mit dem Abfalle der Griechen, sei es mit ihrer zeitweisen und vorübergehenden Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche zu tun gehabt haben. Gerade mit diesen Punkten hat sich die historische Wissenschaft in den letzten zehn Jahren ausgiebig beschäftigt, ohne daß nach bisheriger Lage des Quellenmaterials und seiner Bewertung eine Einigung in Fachkreisen hätte erzielt werden können. Beweis dafür ist zum Beispiel die lebhafte Polemik, die sich an das umfangreiche Buch von Walter Norden über Rom und Byzanz angeknüpft hat.

Dieser ganz außergewöhnliche Schritt der Kurie, historische Polemik amtlich zu führen, kann nur verstanden werden, wenn man die Mentalität der Orientalen, die das Streitobjekt in der ganzen Sache bilden, des genaueren kennt. Man hielt es im Interesse der Beruhigung der Gemüter für dringend notwendig, auch über die geschichtlichen Ausführungen ein kurzes Wort zu sagen, wobei namentlich eine Ehrenrettung der Kreuzzüge in Frage kommt. Bei der ganz allgemein gehaltenen Ausdrucksweise dieses zweiten geschichtlichen Abschnittes liegt nicht die Absicht vor, Beweise beizubringen, sondern nur Versicherungen des Gegenteils der von dem Prinzen gemachten Behauptungen abzugeben.

Der ganze Ton des Schreibens ist ein überaus scharfer, was wiederum nur mit Rücksicht auf die Adressaten verständlich ist. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß, wenn der Brief an die Lateiner geschrieben worden wäre, bei der gleichen sachlichen Stellungnahme der Ton ein wesentlich verschiedener gewesen wäre. Da unzweifelhaft die Sprache des Briefes zu heftigen Auseinandersetzungen Veranlassung bieten wird, so glaube ich diesen Punkt mit aller Schärfe betonen zu sollen. Die liberale Presse, die vom orientalischen Problem noch weit weniger versteht, als die meisten katholischen Zeitungen, wird in völliger Verkennung der Sachlage und der Zwangslage der Kurie die üblichen Angriffe auf den Papst und die Kirche gerade aus diesem Grunde heraus in aller Skrupellosigkeit erneuern. Und da ist es angezeigt, gleich von vornherein den Grund für die gewählte äußere Form des Briefes klarzulegen.

Der Schluß des Briefes spricht eine Verurteilung der falschen, gewagten oder dem katholischen Glauben entgegenstehenden Sätze und Meinungen aus. Die Bischöfe werden angewiesen, ihre Diözesanen von diesen Dingen fernzuhalten und in der überlieferten Lehre zu bewahren. Auch sollen sie mit aller Macht darauf wirken, daß bei den Gläubigen die Meinung erhalten bleibe, daß dem Papste nichts mehr am Herzen liege, als eine Vereinigung mit der schismatischen orientalischen Kirche herbeizuführen. Als Grundbedingung für die Erreichung eines solchen Zieles müsse aber stets gelten, daß der katholische Glaube, wie er in der Heiligen Schrift, der Ueberlieferung der Väter, der übereinstimmenden Meinung der Kirche, den allgemeinen Kirchenversammlungen und den Erlassen der Päpste beschlossen sei, rein und unverfälscht bewahrt werde. „Wir sind froh,“ so schließt der Papst, „Euch die Versicherung geben zu können, daß der geliebte Sohn, der Verfasser des Aufsatzes, den er unbedachterweise, aber in gutem Glauben geschrieben hat, in Unserer Gegenwart von Herzen den in diesem Briefe niedergelegten Lehren seine Zustimmung gegeben hat.“

Da im Oriente bei derartigen Dingen unter dem Einflusse des orthodoxen Rußland leicht Gefahren für die Gläubigen entstehen können, so hat die Kurie mit einer Schnelligkeit gehandelt, die sie sonst mit Recht zu vermeiden sucht. Auch ist der aufgebotene amtliche Uebersetzungsapparat ein so umfangreicher, wie er sonst nur in den größten Ausnahmefällen beliebt wird. Es steht zu hoffen, daß der Brief im Oriente seine volle Wirkung tun wird.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der bayerische Parteitag des Zentrums.

In Norddeutschland hat man mit brüderlicher Freude den glücklichen und glänzenden Verlauf des Parteitages unserer bayerischen Gesinnungsgenossen beobachtet. Die große Beteiligung von 1000 Delegierten, die Einigkeit und Entschlossenheit sowie die zielbewußten Beschlüsse stützen die Hoffnung, daß auch unter den dortigen schwierigen Verhältnissen der Wahlkampf dieses Jahres mit Ehre und Erfolg durchgeführt werden wird. Die übereifrigen Gegner haben uns ja auch die Wahltaktik leicht gemacht, wenn auch die Wahlarbeit noch mühsam bleibt. Front gegen die Sozialdemokratie und deren linksliberale Bundesgenossen ist die selbstverständliche Parole. Der bayerische Parteitag will mit Recht die Abwehr der Umsturzpartei nicht bloß bei den Wahlen, sondern auch in der Verwaltung und Gesetzgebung des Staates durchgeführt wissen, namentlich zur Sicherung des Eisenbahnbetriebes gegen solche Gefahren, wie sie in Frankreich hervorgetreten sind. Von größter Bedeutung ist ferner die Verteidigung der christlichen Schule gegen Liberalismus und Sozialdemokratie, eine Aufgabe, der auch die norddeutschen Zentrumsleute ihre ganze Aufmerksamkeit und Kraft widmen. Unitis viribus werden wir auch gegen die Großblockmächte uns siegreich behaupten.

Die Potsdamer Abmachungen zwischen Rußland und Deutschland.

Das Flickwerk an dem „Draht nach Rußland“ hatte man bisher in Deutschland mit Genugtuung, aber ohne sanguinische Hoffnungen betrachtet. Neuerdings aber ist die Schätzung der Potsdamer Abmachungen bei uns zu Lande gestiegen, weil wir sehen, daß die gesamten Feinde Deutschlands in London, Paris und an der Newa über diese Entwicklung der Dinge sehr ergrimmt sind und die internationale Preßklique, die sich so oft schon in deutschfeindlichen Ränken versucht hat, gegen die Annäherung zwischen Rußland und Deutschland mobil gemacht haben.

Es hat sein Gutes, wenn unsere Diplomatie wieder einmal auf den Fortbestand dieser alten, weitverzweigten, an Hilfsmitteln reichen, zähen und unversöhnlichen Gegnerschaft recht drastisch aufmerksam gemacht wird. Die Abwehr fällt in dem vorliegenden

Falle zunächst der russischen Regierung zu, und der hauptbeteiligte russische Minister Sassonow hat auch gegen die gröbste Entstellung des Tatbestandes schon eine offiziöse Kundgebung erlassen. Eine erschöpfendere amtliche Kundgebung wird gewiß zur geeigneten Zeit erfolgen und die Angaben des deutschen Reichskanzlers, die ja nach Vereinbarung erfolgt waren, natürlich bestätigen müssen. Höchstens ist der vorläufig nicht wahrscheinliche Fall denkbar, daß die jetzt eingeleiteten Intriguen die russische Regierung nachträglich abschrecken von dem verheißenen Eisenbahnanschluß an die deutsche Bagdadlinie.

Für den Charakter und die Absichten unserer Gegner ist es sehr bezeichnend, daß sich ihr Widerwille und Widerspruch nicht bloß gegen die rein politische Annäherung der Kaiserreiche, sondern sehr lebhaft auch gegen die „offene Tür" und die paritätische Behandlung der ökonomischen Unternehmungen von Deutschen in Persien richtet. Auch das wirtschaftliche Gedeihen Deutschlands ist diesen Herren ein Dorn im Auge, und dessen friedlichen Wettbewerb im Welthandel und der internationalen Kulturarbeit scheuen sie ebensosehr, als sein Ansehen und seine Macht im hochpolitischen Konzert. Bisher betrachtet man England als den treuen Wächter an der „offenen Tür". Aber auch in der englischen Nation ist der engherzige und furchtsame Egoismus, die Angst vor dem tüchtigen Konkurrenten und die Vorliebe für Absperrungen, Schutzzölle und sonstige äußerliche Hilfsmittel im wirtschaftlichen Ringkampf neuerdings hoch gekommen. Die Nutzanwendung aus dieser Entwicklung ist einfach die: daß wir uns bei der Verteidigung unseres Platzes an der wirtschaftlichen Weltsonne nicht auf den guten Willen und die sog. Prinzipien der Nachbarn und Konkurrenten verlassen können, sondern der politischen Macht bedürfen, um unsere berechtigten wirtschaftlichen Interessen zu sichern. Zu diesen Machtmitteln gehört auch eine starke Flotte, und die englischen Abrüstungswünsche werden um so weniger auf Erfüllung rechnen können, je weiter das alte Prinzip der offenen Tür und des gleichberechtigten Wettbewerbes zurückgedrängt wird.

Was nun die politische Bedeutung der Potsdamer Annäherung angeht, so arbeiten die Gegner teils mit Uebertreibungen, teils mit Verkleinerungsversuchen. Bald will man Rußland graulich machen mit der Behauptung, daß es aus der Triple-Entente ganz und gar ausgeschieden und zu einem Anhängsel des Dreibundes geworden sei. Bald wiederum will man den Meinungsaustausch in Potsdam als Phrasenwechsel hinstellen, der für die realpolitische Lage in Europa gar nichts zu bedeuten habe. Man produziert angebliche alte Aktenstücke und neue „Enthüllungen", um Verstimmungen hüben oder drüben hervorzurufen und die Diplomaten zu Aeußerungen zu reizen, die wieder neues Aergernis hervorrufen könnten.

Man scheut sogar nicht den Versuch, Oesterreich eifersüchtig und mißtrauisch zu machen, obschon doch alle Welt weiß, daß die russische Politik schon längst vor der Potsdamer Begegnung, sogar noch zu Zeiten des Ministers Iswolsky, mit Oesterreich wieder die normalen Beziehungen hergestellt hat, und zwar auf Grund des status quo am Balkan, die auch der deutsch-russischen Verständigung in Potsdam zugrunde liegt. Nicht ganz so unbegreiflich ist der Versuch, Italien aufzuputschen. Wenn Deutschland mit Rußland ein Sonderabkommen treffen dürfe, so müsse es, sagt man, auch Italien freistehen, sich mit einer dritten Macht, z. B. Frankreich, zu verständigen. Die Drohung mit einer italienischen „Extratour" läßt uns sehr kalt, da wir seit Jahren schon an die Regungen der „romanischen Blutsverwandtschaft" gewöhnt sind. Augenblicklich ist der Anschluß Italiens an die beiden anderen Dreibundmächte viel klarer und fester, als zu jener Zeit, da Fürst Bülow die „Extratouren" in seiner „geistreichen" Weise behandeln mußte. Will Italien und Frankreich eine ähnliche Vereinbarung treffen, wie Deutschland und Rußland, so kann es dazu unseren Segen haben. Denn in der Potsdamer Annäherung liegt nicht die geringste Beeinträchtigung unseres Verhältnisses zu den anderen drei Bundesmächten. Im Gegenteil: die friedliche Tendenz des Dreibundes, der nur auf gegenseitige Sicherung des Besitzstandes gerichtet ist, läßt freundschaftliche Verständigung mit anderen Mächten als wünschenswerte Ergänzung erscheinen.

Wird dagegen von den Parteigängern der sogen. Triple-Entente behauptet, daß Rußland durch Verständigung mit Deutschland sich dieser Genossenschaft entfremde, so liegt darin das verräterische Eingeständnis, daß die Triple-Entente einen aggressiven, unfriedlichen Charakter habe. Der alte Zweck der Einkreisungspolitik wird dadurch enthüllt.

Einige französische Blätter suchen sich mit der Erwägung zu trösten, daß die Potsdamer Abmachungen ein Seitenstück bildeten zu dem nachträglichen Marokko-Abkommen zwischen Frankreich und Deutschland. Das trifft zu, aber nur für einen Punkt. In bezug auf Persien hat Deutschland das politische Vorrecht Rußlands anerkannt unter der Bedingung der Garantie seiner wirtschaftlichen Interessen, — ähnlich wie für Marokko das politische Interesse des benachbarten Frankreich gegen das Versprechen der Parität auf wirtschaftlichem Gebiete anerkannt worden ist. Aber die Potsdamer Abmachungen gehen doch weiter. Nach der amtlichen Kundgebung des Reichskanzlers ist auch bezüglich des Balkans eine Einigung auf Grund des status quo vereinbart worden, und dazu kommt dann noch die allgemeine Abmachung: „Die beiderseitigen Regierungen werden sich in keine Kombination einlassen, die eine aggressive Spitze gegen den anderen Teil haben könnte." Auf eine solche durchgreifende Verpflichtung zur Abstinenz von allen aggressiven Unternehmungen hat sich Frankreich bisher gegenüber Deutschland noch nicht eingelassen. Will man dort auf die Revanchegedanken formell verzichten, so soll uns der neue Freund sehr willkommen sein. Inzwischen aber halten wir daran fest, daß Rußland und Deutschland sich in Potsdam doch über etwas mehr verständigt haben, als was sonst im Verkehr der Staaten üblich ist, und wir werden abwarten, ob die russische Politik sich von dem eingeschlagenen friedlichen Wege wieder abdrängen läßt.

Der Konflikt zwischen dem Episkopat und dem Bayerischen Lehrerverein.

Von Hans Rosen.

Der Hauptausschuß des Bayerischen Lehrervereins hat gegen das Anschreiben des Episkopats in Sachen der „Bayerischen Lehrerzeitung" an die katholischen Vereinsmitglieder Stellung genommen. Wie nicht anders zu erwarten war: in abweisendem Sinne! Einstimmig wurde von dem vollzählig versammelten Ausschuß — also unter Beiziehung der protestantischen Mitglieder, denen ein einigermaßen entwickeltes Feingefühl Zurückhaltung hätte gebieten müssen[1]) — eine Kundgebung beschlossen, die vor allem das beachtenswerte Zugeständnis macht:

„Die ‚Bayerische Lehrerzeitung' wird eine solche Prüfung (auf kirchliche Korrektheit hin D. V.) zur Zufriedenheit des Episkopats niemals bestehen."

Man stellt sich auf den Standpunkt, der Bayerische Lehrerverein sei ein paritätischer Verein, also dürften „verschiedene Meinungen" zu Wort kommen. Diese „Beweisführung" hat aber ihre Bedenken: Eigentlich müßte man von einem paritätischen Vereinsorgan verlangen, daß die religiöse Gesinnung keines Mitgliedes verletzt wird.

Daß die von den Bischöfen zitierten Stellen für Katholiken wirklich verletzend sind und deshalb mit Recht beanstandet wurden, hat unumwunden ein führendes liberales Organ Deutschlands, die „Kölnische Zeitung" in Nr. 1380 zugestanden, indem sie im Anschluß an die Mitteilung von dem Protest der Nürnberger katholischen Lehrer schrieb:

„Es ist dazu zu bemerken, daß die von den Bischöfen beanstandeten Artikel der B. L.-Z. bis in den Anfang des Jahres 1909 hineinreichen, und daß sie teilweise nach Form und Inhalt tatsächlich geeignet sind, gläubige Katholiken zu verletzen .... Man muß im Interesse der Sache des B. Lehrervereins hoffen, daß sie auch fürder unterbleiben werden."

Und neuerdings schreibt das gleiche Blatt im Anschluß an die Mitteilung der Kundgebung des Hauptausschusses (in Nr. 1413), es hätte der Sache des Bayerischen Lehrervereins nicht geschadet, „wenn in die Kundgebung der Lehrer auch der Satz aufgenommen worden wäre, daß künftighin alle in der Form verletzende Aeußerungen gegen Dogmen und Einrichtungen der katholischen Kirche vermieden werden sollten."

---

1) In Nr. 6/7 des „Bayer. Kurier" wendet sich ein angesehener Münchener Lehrer, Robert Pfarr, Mitglied des B. L. V., ebenfalls gegen die Teilnahme der Protestanten und konstatiert zu der Erklärung des Hauptausschusses, daß ihm „bei Beurteilung solcher religiöser Angelegenheiten der Hauptausschuß nicht kompetent ist, sondern die kirchliche Autorität!"

Sehr nichtssagend ist die Ausrede der Kundgebung, daß die Autoren der Artikel mit den beanstandeten Stellen der protestantischen Konfession angehören. Wollte man sich wirklich einmal auf den Standpunkt stellen, daß auch abweichenden Meinungen in Glaubenssachen in dem paritätischen Zwangsorgan Platz gegeben werden soll, so müßten auch wirklich die verschiedenen Meinungen zu Wort kommen, in diesem Fall müßten die katholiken- und kirchenfeindlichen Artikel durch zurückweisende Gegenäußerungen ergänzt werden. Das ist, wie ich in Nr. 2 der „Pädagogischen Blätter", des Vereinsorgans des katholischen Lehrervereins in Bayern, näher dargelegt habe, in der „Bayer. Lehrerztg." unterblieben. Stets sind nur Angriffe auf Religion und katholischen Glauben erschienen, niemals eine Abwehr; ja wenn Versuche der Abwehr gemacht wurden, so wurden diese unterdrückt. Daß heute in Bayern ein katholischer Lehrerverein besteht, hat ja in dieser Tatsache seinen Grund. Ursprünglich haben die Gründer des Katholischen Lehrervereins innerhalb der simultanen Vereinsorganisation ihre Ueberzeugung zu vertreten gesucht, und erst als sie terrorisiert und mundtot gemacht wurden, als man sich weigerte, der „freien" Meinung, katholisches Denken, christliche Auffassung speziell im Vereinsorgan entgegenzustellen, traten sie aus und schufen die konfessionelle Organisation.

Die Kundgebung beansprucht für den Bayerischen Lehrerverein das Recht, „ohne kirchliche Bevormundung" tätig sein zu dürfen. Dabei übersieht sie aber, daß die Bischöfe sich tatsächlich nicht um „Standes- und Vereinsinteressen, Lehrerbildung und Lehrerfortbildung" usw. kümmerten, sondern um Angriffe, die den innersten Lebensnerv des Katholizismus treffen.

Das haben Mitglieder des Bayerischen Lehrervereins selbst unumwunden zugestanden. Im „Regensburger Anzeiger" schrieb ein Mitglied:

„Die Bischöfe haben ohne Zweifel das Recht, vor einer Lektüre, die, wie bewiesen, glaubensfeindlich ist, zu verwarnen. Daß die angeführten Stellen das nicht wären, hat bis jetzt noch niemand zu beweisen auch nur versucht; es wird dies auch nicht gelingen, denn sie reden eine zu deutliche Sprache."

Und ein anderes Mitglied des B. L.-V. konstatiert im „Neuen Münchener Tagblatt" Nr. 352/53:

„Die autographische Zuschrift (der Bischöfe D. B.) stellt in gerechter Abwehr der Angriffe auf den Katholizismus so geringe Anforderungen in so höflichem, freundlichem Tone, daß man neben dem Katholizismus schon auch alles Subordinationsgefühl und jegliches Disziplinbewußtsein über Bord geworfen haben muß, wenn man sich darüber empört."

An dieser grundlegenden Tatsache, daß sich die Bischöfe auf kirchliches Gebiet beschränken, geht die Kundgebung des B. L.-V. auch in ihrem zweiten Teil vorüber, indem sie von einem „Eingriff in die gesetzlich gewährleistete Autonomie einer staatlich anerkannten Berufsorganisation", von einem „Eingriff in die persönliche Freiheit der Entschließung", ja sogar von „Ueberschreitung verfassungsmäßiger Befugnisse" spricht.

Wer den Wortlaut des bischöflichen Schreibens nachsieht — die entscheidenden Sätze wurden in Nr. 52 der „Allgem. Rundschau" vom 24. Dez. 1910 mitgeteilt — wird sich wundern, wie man zu solchen „Gründen" für den Protest kommen konnte. Insofern bei dem letzteren Einwand an die Personengemeinschaft zwischen Pfarrer und Lokal- bzw. Bezirksschulinspektor gedacht wurde, läßt sich die Haltlosigkeit einer solchen Konstruktion leicht nachweisen, wenn man weiß, daß in München z. B. das Anschreiben verschiedenen Lehrern, die außerhalb des Stadtpfarrbezirkes ihres geistlichen Schulinspektors wohnen, nicht vom Inspektor, sondern vom zuständigen Stadtpfarrer zugeschickt wurde, und daß in anderen Städten das gleiche der Fall war.

Wie wird nun der Konflikt enden? Es läßt sich nicht voraussehen, inwieweit die gläubigen katholischen Lehrer des B. L.-V. gegen die Provokation ihres Hauptausschusses aufzutreten wagen. Es ist jedenfalls angezeigt, daß jede Aufstachelung des berechtigten Volksunwillens gegenüber dem sehr bedauerlichen Schritt des Hauptausschusses unterbleibt, und daß den gläubigen Lehrern erst Gelegenheit gegeben wird, selbst zur Abwehr ihres Hauptausschusses Stellung zu nehmen. Anlaß hierzu haben die Lehrer, denn in Nr. 1 der „B. L.-Ztg." vom 6. Januar 1911 fordert Schubert alle Bezirkslehrervereine auf, eine Versammlung in der Sache zu veranstalten und bis 1. Februar die Beschlüsse an ihn einzusenden. Dann allerdings muß endlich einmal volle Klarheit geschaffen werden über die durch die Gesinnung der Lehrerschaft geschaffene innere Lage unserer Schulverhältnisse!

Versuchung.

Zieht ein Adler hoch und hehr
Ueber deine Aehrenwogen,
Schärfe deinen schnellsten Pfeil,
Spanne deinen besten Bogen!
Wilde Adler kreisen nur,
Wenn zum Raub sie ausgeflogen.

Johann Dahl.

Die österreichische Frage.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Es ist kein Staat so groß, kein Land zu weit, keine Gemeinde zu klein — „Fragen" müssen drinnen sein. Wohin man hört, wird auf religiösem und politischem, auf wirtschaftlichem und künstlerischem, auf sozialem und sittlichem Gebiete über Fragen gestritten, als ob die ganze Welt aus lauter Fragen bestände oder ein einziges großes Fragezeichen wäre. In keinem Reiche schwillt das Heer der Fragen gewaltiger an als in der Habsburgermonarchie. Nicht nur, weil sie durch ihre Lage die Verbindung zwischen dem Abend- und dem Morgenlande ist und darum die Kultur des Westens nach dem Orient tragen und das Abendland vor dem Ansturm der Unkultur des Ostens schützen muß, sondern hauptsächlich deshalb, weil das bunte Völkergemisch in beiden Reichsteilen eine Unmenge von Interessegegensätzen erzeugt, die sich in Fragen den Staatslenkern, den Volksvertretern, den Steuerzahlern meist sehr unangenehm fühlbar machen.

Eine von diesen Fragen, welche besonders die westliche Reichshälfte aufwühlt, aber ihre Folgen auch über die Leitha nach Osten fühlbar macht, welche durch Jahrzehnte schon den ganzen Staat erschüttert und jeden gesunden Fortschritt im Staats- und im Volksleben behindert, ist die in Böhmen brennende, in allen gemischtsprachigen Kronländern glimmende Frage des nationalen Kampfes bzw. Friedens. Sie ist die eigentlich österreichische Frage. Sie gliedert sich nach der Zahl der (acht) Nationalitäten Zisleithaniens in einer Reihe von Unterfragen, welche weit über die Reichsgrenzen hinausgreifen und kein Gebiet des öffentlichen, des kulturellen, des sozialen Lebens unbeeinflußt lassen. Daher bietet sie auch ein Betrachtungsfeld der mannigfachsten Standpunkte und erzeugt die weitestgehenden Meinungsverschiedenheiten, die unter einen Hut zu bringen noch keinem staatsmännischen Genie in Oesterreich geglückt ist.

In Ungarn hält man sich diese Frage mit der brutalsten Unterdrückung der nichtmagyarischen Völkerschaften einstweilen noch vom Leibe; je straffer man dort aber den Bogen des national-magyarischen Einheitsstaates spannt, desto näher kommt man dem Bruch, durch den dann diese Frage mit aller Macht ins öffentliche Leben Ungarns einbricht.

Was diese Frage nun bezüglich des diesleithanischen Oesterreich anbelangt, so ist sie weit über ihren ursprünglich nationalen Charakter hinausgewachsen: sie ist zur Existenzfrage Oesterreichs, zu einer Gefahr für seinen Bestand geworden. Die jüngste Regierungskrise zur Zeit der Jahreswende hat es ja wieder gezeigt, daß Minister stürzen und ernannt werden, weil es in Böhmen nicht zum Ausgleich kommen kann. Mit dem Sturz des Statthalters oder des Landmarschalls begnügt sich diese Frage nicht, und es ist daher die allernächste und allerwichtigste Aufgabe einer jeden Regierung Oesterreichs, diese Frage zu einer gedeihlichen Lösung zu bringen. Es handelt sich ja den Slawen schon lange nicht mehr darum, die Interessen ihrer Nationalität im Staate zur Geltung zu bringen; das ist ihnen ja längst in einem Maße gelungen, welches über die kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung der Slawen für Oesterreich schon hinausgeht — es handelt sich um nichts Geringeres als um den Staat selbst.

Jede Nationalität will den österreichischen Staat möglichst weit in ihre eigene Hand bringen, und da keine Nationalität stark genug ist, um allein das Ganze, um die alleinige Vorherrschaft in Oesterreich zu erreichen, so bilden sich Nationalitäten-Gruppen,

welche miteinander grimmigen Krieg führen um die Oberherrschaft über das Staatsganze. „Gleichberechtigung" steht auf den Fahnen, aber Vorherrschaft ist das Ziel.

Wenn nun aber der Kampf aller um den Staat geht, so ist es klar, daß der Staat die Kriegskosten zahlen muß, daß der Staat auf alle Fälle, mag in dem Wettstreit wer immer siegen, der Besiegte ist, welcher die Forderungen des Siegers erfüllen muß aus seinen Taschen, d. h. aus dem Steuersäckel der Allgemeinheit. Kaum hat die eine Gruppe sich zu einer Mehrheit im Abgeordnetenhause zusammengefunden und damit die Oberherrschaft angetreten, so verlangt sie auch schon, daß die Herren auf der Ministerbank die Wünsche ihrer Nationalitäten erfüllen. Als abschreckendes Beispiel kann die Ministerschaft des jetzigen Tschechen-Klubobmannes Dr. Fiedler dienen: er zog einen tschechischen Beamten nach dem anderen in sein Ressort nach Wien; nicht die Beamtentüchtigkeit entschied für die Berufung, sondern die mehr oder weniger radikale nationale Betätigung gab den Ausschlag, denn es galt so nebenbei auch, der tschechischen Kolonie Wiens nationale Intelligenz zuzuführen. Man will nicht österreichische Beamte, sondern nationale, und darum können es so ausgesprochen österreichische Minister wie Freiherr v. Bienerth, Dr. Weiskirchner, Graf Stürgkh auch keinem Nationalen recht machen. Von allen Parteien sind heute eigentlich nur die deutschen Christlichsozialen eine echt österreichische Partei, welche bei aller Treue zum eigenen Volk doch auch Gerechtigkeit den anderen Nationalitäten gewähren will und darum so oft den gehässigsten Angriffen der auf den „Freisinn" eingeschworenen nationalen Parteien ausgesetzt ist. In der liberalen, meist von Juden geschriebenen Presse werden darum die Christlichsozialen auch nie zu „den deutschen Parteien" gerechnet, obwohl sie mit ihren 750000 Wählern sich 1907 als die weitaus stärkste deutsche Partei erweisen konnten. Als „deutsches" Hauptorgan gilt leider auch im Deutschen Reiche immer noch die „Neue freie Presse"; wenn sie berichtet, daß „die deutschen Parteien" mit dem Ministerpräsidenten verhandelten, so sind darunter immer die verschiedenen liberalen Parteireste verstanden, welche sich einstweilen zu einem deutsch-freiheitlichen Nationalverband im Abgeordnetenhause zusammengeschlossen haben.

Aus diesem nationalen Kampfe, der nicht etwa nur in Böhmen, sondern in allen gemischtsprachigen Kronländern tobt, herauszukommen, ist die Hauptaufgabe jeder Regierung, denn die dringendsten Aufgaben des Staates bleiben ungelöst, die schönsten Regierungsprogramme bleiben unausgeführt, solange Deutsche und Tschechen, Polen und Ruthenen, Slowenen und Deutsche, Kroaten und Italiener, Italiener und Deutsche um nationaler, bzw. staatlicher Vorherrschaft wegen sich beständig in den Haaren liegen. Alle Finanz- und Intelligenzmittel, welche zum Wohle der Gesamtheit Außerordentliches wirken, Handel und Industrie, Ackerbau und Gewerbe ganz bedeutend heben könnten, verzehren sich im nationalen Streit. Darunter leidet das Individuum die Gemeinde, das Land, die Nationalität und das Reich. Vorteil haben davon nur jene Wortführer im Parlamente und in der Presse, welche von diesem Streite leben und ohne die nationale Rauferei in das Nichts ihrer individuellen Bedeutungslosigkeit zurücksinken würden. Man sehe sich nur die radikalen Wortkelden auf allen nationalen Bänken an: nehmt ihnen das Mandat und die Diäten und sie sind wieder die Nullen, welche sie früher gewesen sind.

Nun ist man im alten Jahre dem nationalen Frieden in Böhmen ein gut Stück näher gekommen, wenn auch die Radikalen auf beiden Seiten noch einmal den Abschluß des Friedens zu hintertreiben verstanden haben. Der deutschliberale und der tschechenfreundliche konservative Großgrundbesitz haben sich geeinigt, diesen Frieden trotz allem Mißgeschick doch noch herbeizuführen. Die furchtbare Finanznot des Landes, welche die tschechische Mehrheit im Landesausschusse besonders hart trifft und schon so weit gediehen ist, daß man die Gehälter der Lehrer und Beamten zu verkürzen beabsichtigt, wird einen heilsamen Zwang zur Versöhnung und damit zur Beseitigung der Obstruktion im Landtage ausüben. Und ist erst ein gerechter und darum dauernder Friede in Böhmen geschlossen, so werden Tschechen und Deutsche gemeinsam an der Verwaltung Oesterreichs arbeiten können; die Jagd nach nationalen Vorteilen wird entfallen, der Kampf um die Vorherrschaft im Staate wird verschwinden, der Staat kann gesunden und mit ihm alle seine Nationalitäten: Die österreichische Frage ist gelöst.

Dann auch ist die Bahn frei für den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung Oesterreichs.

Die katholischen Arbeitervereine und ihre Aufgaben in der Gegenwart.

Von Redakteur Michael Gasteiger.

II.

Unsere Arbeitervereine sind zunächst Schutzvereine nach der religiös-sittlichen Seite des Arbeiterlebens. Ueber die Wichtigkeit und Notwendigkeit solcher Arbeit braucht in einer Zeit, in der der Unglaube und die Religionsverhöhnung den Kulturkampf in den Werkstätten und auf den Arbeitsplätzen hervorgerufen, nichts gesagt zu werden. Selbst in der Sozialdemokratie lernt man unter tiefer schürfenden Geistern einsehen, daß eine halbstündige Arbeitszeitverkürzung oder zwei Pfennige Stundenlohnerhöhung allein nicht dazu berufen sind, die Arbeiterschaft auf die Dauer glücklich zu machen oder sie nur an die Organisation zu fesseln. Was vor ein paar Jahren Genosse Edmund Fischer mit seinem Ruf nach mehr Idealen in der Bewegung ins Land hinausschrie, hat der Sozialdemokrat Göhre vor wenigen Wochen aufgegriffen, indem er die Absicht kundgab, eine Sozialdemokratie zu schaffen, welche die religiöse Ueberzeugung des einzelnen unangetastet lasse. Freilich: Eine große Konkurrenz wird diese Göhresche „christliche" Sozialdemokratie für die positiven Organisationen wohl nicht werden, denn die Sozialdemokratie, die in ihrer Wurzel religionsfeindlich ist, muß es bleiben, oder sie wird nicht mehr sein. Aber gerade aus diesem Sehnen denkender Gegner gilt es für die katholischen Arbeitervereine die richtige Nutzanwendung bei den Ihren zu ziehen, den Drang nach religiöser Betätigung richtig zu wecken und ihn durch gediegene Vorträge, Generalkommunionen und sonstige Mittel zur Belebung des religiösen Gefühles zu stillen. Darin haben unsere Vereine schon bislang ein großes Stück Arbeit geleistet; sie bedarf nur da und dort des Ausbaues, gleichsam der Modernisierung.

Die katholischen Arbeitervereine sind weiter auch Bildungsvereine im besten Sinne, indem sie neben den eigentlichen Volksbildungsbestrebungen, die man in der neuesten Zeit durch Familienabende mit Lichtbildervorführungen und ähnliche Veranstaltungen fördern will, durch Vorträge aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens neben der allgemeinen Bildung besonders die staatsbürgerliche Schulung pflegen. Von der letzteren ist es gerade in der gegenwärtigen Zeit die Gemeindepolitik, mit der sich die örtlichen Vereine in Vereinsversammlungen sowohl als auch in den sozialen Unterrichtskursen und durch die Verbandspreßorgane intensiv zu befassen haben werden. Zu diesem Zwecke sollen von jedem Verein die in Köln unter bewährter Redaktion erscheinenden „Kommunalpolitischen Blätter" gehalten und deren Artikel besprochen werden. Auf dem Gebiete könnten wir wirklich von den Sozialdemokraten manches lernen, die sich selten eifrig der Kommunalpolitik annehmen.

Wenngleich die Arbeitervereine die Regelung des Lohn- und Arbeitsverhältnisses den hierzu berufenen Organisationen, den Gewerkschaften, überlassen, so sind doch auch sie wirtschaftliche Hilfsvereine von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Wir verweisen nur auf das Kassenwesen (Kranken- und Sterbekassen) der einzelnen Verbände, welche ihren Mitgliedern eine wertvolle Ergänzung der gesetzlichen Versicherungssätze bieten. Durch die Volksbureaus und die Arbeitersekretariate, die für geringe Gebühren Auskünfte in allen Rechtsangelegenheiten, vorab aus solchen der Sozialversicherung erteilen, die notwendigen Schriftstücke anfertigen und Vertretungen vor den Berufungsinstanzen übernehmen, werden den Mitgliedern alljährlich viele Zehntausende von Mark gerettet. Neben diesen bewährten Einrichtungen entstehen den katholischen Arbeitervereinen natürlich noch immer weitere Aufgaben. Ich denke vorab an die Pflege des Genossenschaftswesens. Welche Macht könnten heute die katholischen Arbeitervereine auch nach der finanziellen Seite sein, wenn man es verstanden hätte, hier vor Jahren schon zuzugreifen und zu handeln. Indes scheint sich auf dem Gebiete der Einkaufsgenossenschaften für Viktualien und Brennmaterial im Bereiche des süddeutschen Verbandes ein Umschwung zu intensiverer Betätigung bemerkbar zu machen. Auch in bezug auf Schaffung von Baugenossenschaften hat man, im Verein mit anderen Gliedern der christlich-nationalen Arbeiterbewegung, in allerjüngster Zeit beachtenswerte Erfolge erzielt. Doch ist hier eine ganz besondere Vorsicht am Platze, da gerade derartige Gründungen viel weniger Herzenssache, als reine, nüchterne Verstandesarbeit sein müssen. Zur Vertretung der rein beruflichen Interessen aber verweisen die katholischen Arbeitervereine des westdeutschen und süddeutschen Verbandes, sowie jene in Oesterreich und der Schweiz auf den Anschluß an die christlichen Gewerkschaften, die sie selbst, im ganzen genommen, eifrig fördern. Das ist im ureigenen gegenseitigen Interesse. Ebensowenig wie ohne religiöse Anregung das Leben dem Arbeiter Gehalt zu bieten vermag, ist es auch möglich, mit nur ideellen Hilfsmitteln den Arbeiter in unserer auf das Materielle gerichteten Zeit an seine Organisation zu fesseln, ihn wirtschaftlich vorwärts zu bringen und dadurch kulturell zu heben.

So sehen wir in den wenigen kurzen Strichen, mit welchen wir die Aufgaben der katholischen Arbeitervereine, ihr Wesen und ihr Werden gezeichnet haben, eine wie hohe Mission diese Organisationsform gerade heutzutage zu erfüllen hat. Dies aber wird um so vollkommener werden, je mehr es einer planmäßigen Arbeit gelingt, mehr Mitarbeiter zu werben. Wenn wir die statistischen Aufzeichnungen der einzelnen Vereine z. B. über das Vortragswesen uns besehen, so fällt vor allem auf, daß außer dem geistlichen Präses es wenige aus gebildeten Ständen sind, die sich in den Dienst der Arbeitervereinssache stellen. Ich denke zunächst an die Lehrer; wieviel könnten gerade sie, die den Kindern des Volkes Unterricht erteilen, auch den Eltern ihrer Schüler nützen durch Anteilnahme am Vereinsleben. Das Band, das Eltern und Schüler in früherer Zeit so enge umschlang, wie viel fester könnte es dadurch wieder geknüpft werden! Und das wäre wahrlich zum Nutzen für Eltern, Lehrer und Schule. Gewiß ist es eine betrübende Tatsache, daß manche, insbesondere jüngere Kräfte aus dem Lehrerstande Anschauungen huldigen, die sich mit der Tätigkeit in einem katholischen Standesverein nicht vertragen. Auf der anderen Seite aber darf nicht vergessen werden, daß noch Tausende von Lehrern treu christusgläubig in Wort und Tat sind, und wir dürfen auch nicht verschweigen, daß man oft durch allzu harte Worte in der Tagespolemik selbst dazu beigetragen hat, die Lehrer im allgemeinen unserer Sache zu entfremden. Ob nicht der Arbeiterverein die Brücke wäre, hier versöhnend zu wirken und manches gut zu machen, weil er ja daraus nur selbst Nutzen ziehen würde? Weiter müßte es auch gelingen, noch mehr Aerzte für die Aufklärungsarbeit in den Vereinen zu gewinnen. Ein Vortrag über Hygiene des Alltagslebens aus dem berufenen Munde eines Arztes wird mehr Nutzen stiften und trägt mehr zur Volksbildung bei, als die schönste Erzählung über einige Reiseerlebnisse. Kaufleute, technische und kaufmännische Beamte großer Industrieanlagen würden sich ebenso mit ganz besonderem Erfolge solcher Aufklärungsarbeit widmen können. Es wirkt bildend und sozial versöhnend auf den Arbeiter, wenn er von berufenen Leuten in die wirtschaftlichen Zusammenhänge eingeweiht wird, und es bewahrt ihn, was noch ungleich höher anzuschlagen ist, vor übertriebenem Klassenbewußtsein, das nicht mit Standesbewußtsein zu verwechseln ist und schließlich beim Klassenhaß und Klassenkampf endet. In der heutigen Zeit, wo die halbe Welt von dem Lärm der Klassenkämpfe widerhallt, haben gerade die katholischen Arbeitervereine sozial versöhnend zu wirken, bei aller Pflege der Standesarbeit echte und rechte soziale Friedensvereine zu sein.

All diese Tätigkeit aber wird von jenen Vereinen am großzügigsten erfaßt werden, welche die schätzbare Arbeit des Präses mehr zurücktreten lassen, und das Laientum, das mit den Realitäten des Lebens besonders vertraut ist, vorschicken. Dem Präses bleibt dabei ohnehin noch mehr als genug zu tun, und dem Verein wird es dadurch viel leichter möglich sein, in der Oeffentlichkeit größere Erfolge zu erreichen, wenn auch der Schein einer Bevormundung beseitigt ist und das Wort: „Laien vor!" maßvoll, aber systematisch in die Praxis übertragen wird.

Und noch eines! Der Bachemsche Ruf: „Heraus aus dem Turm!" muß insbesondere von den katholischen Arbeitervereinen manchenorts mehr als bisher befolgt werden. Daß sie zeitgemäß sind, hat uns ja erst die Rede des Abgeordneten Giesberts auf dem Augsburger Katholikentag wieder gezeigt, hat uns der vorangegangene Arbeiterfestzug bewiesen, sagt uns der letzte Kölner Hirtenbrief. Was nottut, ist, daß da und dort neuer Wein der Begeisterung in die Schläuche der Vereinsarbeit gegossen werden muß, daß vor allem bei Klerus und Laien keine Vereinsmüdigkeit einreißen darf. Das wären schlechte Soldaten, die die Flinte wegwerfen wollten, wenn der Feind vor den Toren steht. Daß dieser aber heute an dem Bau unserer Gesellschaftsordnung rüttelt, darüber ist sich jeder Denkende klar. Darum gilt es jetzt: Heraus aus dem Turm und die Waffen gebraucht, die uns unsere Vereinsvorträge, unsere Unterrichtskurse, unsere Verbandsorgane geschmiedet. Heraus aus dem Turm in bezug auf die gesamte öffentliche Betätigung. Heraus aus dem Turm, ihr Arbeitervereine, bei den sozialen und politischen Wahlen, heraus aus dem Turm zur Gewinnung der Jugend für die christliche Arbeiterbewegung; heraus aus dem Turm zur Förderung der christlichen Gewerkschaftsbewegung. Und im Turm der katholischen Arbeitervereine selbst systematischen Ausbau und Werbearbeit geleistet! Dann muß der Sieg sich an die Fahnen der christlichen Arbeiterbewegung heften, wenn ihr auch schwere Geisteskämpfe um diesen Sieg in der Zukunft nicht erspart bleiben können.

Abseits.

Es kommen Stunden, da wir müde sind
und alles rasche, helle Leben hassen,
da selbst die Starken, die stets kampfgesinnt,
die heissen Waffen niedergleiten lassen;

da wir im Herzen, wie ein schreckhaft Kind,
vor jedem allzulauten Ton erblassen,
und wir nach einer Hand, die weich und lind
das Haar uns streicht, mit tiefer Inbrunst fassen.

Dann wandert unsre Seele aus, weit, weit
zu erdefernen, märchenfarb'nen Landen,
darin sich Sehnsucht und Erfüllung fanden.

Das ist der Seele hohe Feierzeit!
Sie lehrt der Stunden stille Kraft verstehen,
die träumend leis' an uns vorübergehen.

W. Councler.

Rom im Jahre 1910.

Von Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Das abgelaufene Jahr bedeutet für die Stadt Rom ein Krisenjahr, soweit seine bürgerliche Verwaltung in Frage kommt. Der seit mehr als drei Jahren auf dem Kapitol herrschende Block von Sozialisten und sogenannten Konstitutionellen, die beide sich mit den Republikanern verbündet haben, um die Beute zu teilen, ist kurz vor Jahresschluß in die äußerst peinliche Lage gekommen, den städtischen Bankerott anzumelden. Der Magistrat mit dem Bürgermeister Nathan an der Spitze hat erklären müssen, daß die Aufstellung eines städtischen Haushaltungsplanes für das Jahr 1911 — das sogenannte „Jubiläumsjahr" — unmöglich sei, weil der Fehlbetrag zu gewaltig angewachsen sei. Man müsse sich vorläufig mit einer provisorischen Finanzgebarung helfen, bis — die Regierung die städtischen Geldansprüche durch regelmäßige Ueberweisung von vielen Millionen jährlich befriedige. Und zwar müsse das innerhalb zweier Monate geschehen, da man sonst nicht ein noch aus wisse.

Trotz dieser peinlichen Lage haben die Herren vom Block sich persönliche Vorteile gesichert, indem der Bürgermeister seine Aufwandsentschädigung von 10 000 auf 50 000 Lire brachte, und die Magistratsräte, die bisher keine hatten, zusammen 60 000 Lire sich zubilligten. Da das Gesetz es verbietet, daß die aus der Volkswahl hervorgegangenen städtischen Beamten einen Gehalt beziehen, so erklärte Nathan in öffentlicher Sitzung ganz zynisch, man könne das Gesetz leicht umgehen, wenn man die Zuwendungen nicht als Gehalt, sondern als Aufwandsentschädigung bezeichne!

Weiterhin hat der Bürgermeister sich 750 000 Lire für die von ihm zu veranstaltenden Festlichkeiten des Jahres 1911 bewilligen lassen, eine Maßnahme, die für die „Sparsamkeit" des Blocks beredtes Zeugnis ablegt. Die heillose Verwirrung in der Geldgebarung der städtischen Verwaltung wurde verschleiert bis zum Anbruche des „Jubeljahres" 1911, um die Regierung einfach zu zwingen, alle Wünsche der antiklerikal-freimaurerischen Stadtregierung zu erfüllen. Denn die Verantwortung könne keine Regierung tragen, wenn sie die Landeshauptstadt am Vorabende einer so großen nationalen Feier einfach im Stich lasse. Die Rechnung ist sehr fein ausgedacht; es bleibt nur abzuwarten, ob sich die Freimaurer nicht doch etwas in ihren Unterstellungen geirrt haben.

Der 20. September brachte uns die wohlüberlegte, über die Maßen haßerfüllte Rede Nathans gegen Kirche, Religion, Papsttum und Papst. Die unmittelbare Folge davon war eine hochgradige, tiefgreifende Entrüstung in der ganzen katholischen Welt, in Italien, in Rom bis tief in die politischen Kreise des Abgeordnetenhauses und des Senates. Irgendeine Maßnahme gegen den frechen Verleumder unserer heiligen Religion ist vom Ministerpräsidenten Luzzatti bisher nicht getroffen worden und wird wohl auch nicht in die Wege geleitet werden, so daß der katholischen Welt jegliche Genugtuung rundweg verweigert wird. Nathan waltet nach wie vor seines

Amtes mit einer Unverfrorenheit, die zeigt, daß er der öffentlichen Kritik nicht zugänglich ist, daß er sich in seiner Eigenschaft als Ehrengroßmeister der italienischen Freimaurerei mit Verachtung darüber hinwegsetzt.

Die Katholiken vieler Länder haben schon die richtigen Schlußfolgerungen aus solchem Verhalten gezogen, indem sie die Stadt Rom meiden, solange ein solcher Mann an der Spitze ihrer Verwaltung steht. Andere werden diesem Beispiele folgen, zumal auch der Heilige Vater alle Pilgerzüge ohne Ausnahme abgesagt hat. Die privaten Empfänge werden auf das Alleräußerste beschränkt, so daß diejenigen, die nach Rom kommen werden, in den weitaus meisten Fällen den Segen des Heiligen Vaters nicht werden empfangen können. Den Bischöfen der ganzen Welt ist mitgeteilt worden, daß sie nur mit besonderer Erlaubnis des Papstes im Laufe des Jahres 1911 nach Rom kommen dürfen.

Der finanzielle Ausfall durch die Zurückhaltung der Katholiken ist heute in Rom schon außerordentlich fühlbar. Nicht wenige Geschäfte der verschiedensten Art, die ganz oder zum großen Teil auf die Fremdenindustrie angewiesen sind, klagen Stein und Bein und, wenn nicht alle Zeichen trügen, so dürften in einigen Monaten nicht unerhebliche Zahlungsschwierigkeiten in einem Teile der römischen Geschäftswelt entstehen. Das sind traurige Aussichten für das „Jubeljahr", von dem man sich im vorhinein so außerordentlich viel versprochen hatte.

Auch die begeistertsten Blätter der Blockpresse sind in den letzten Tagen des Jahres 1910 recht schwarzseherisch geworden, weil auch ihnen schließlich der Gedanke dämmert, daß es eigentlich so nicht weitergehen dürfte. Aber sie sind doch noch zu sehr von ihren kirchenfeindlichen Instinkten im Banne gehalten, um wirkliche Gegnerschaft gegen die verhängnisvolle Geldgebarung des kapitolinischen Blockes in sich aufkommen zu lassen.

Die für das laufende Jahr in Rom vorbereitete Ausstellung soll sehr interessant werden. Ob dieselbe den Hoffnungen entsprechen, ob dieselbe die erhofften Millionen von Besuchern anziehen, ob dieselbe ohne einen Fehlbetrag abschließen wird, läßt sich nicht vorhersehen. Bisher ist in Rom noch keine internationale Veranstaltung von Bedeutung allseitig zufriedenstellend verlaufen.

Das Grabmal des Augustus, ein gewaltiger Rundbau, ist vor zwei Jahren zu einer mächtigen Konzerthalle umgebaut worden, die auf der Welt ihresgleichen sucht. Die dort eingerichteten überaus zahlreichen musikalischen Aufführungen, zu denen die hervorragendsten europäischen Dirigenten abwechselnd eingeladen werden, bedeuten einen vollen und schönen Erfolg von so tiefgehender Bedeutung, daß Rom in einigen Jahren im musikalischen Leben Europas an die Spitze treten dürfte, wenn die Leitung der Veranstaltungen auf dem betretenen Wege sorgfältig weiterwandeln wird.

Die Straßenreinigung der Stadt, die ein Heidengeld verschlingt, ist trotz des durch das Wetter und andere Umstände bedingten nicht einwandfreien Gesundheitszustandes eine klägliche. Waschechte Blockblätter stimmen die beweglichsten Klagen über die vorsintflutlichen Verhältnisse einzelner Stadtteile an, und man darf wirklich schon recht beherzt sein, wenn man beispielsweise vom Kolosseum zur Titelkirche des Herrn Kardinals Fischer zu Fuß gehen wollte. Von den Quartieren San Lorenzo oder Porta Trionfale ganz zu schweigen. Viele Kutscher weigern sich, wie ein römisches Blatt jüngst hervorhob, in bestimmte Gegenden bei Abend zu fahren, weil dort überhaupt keine Straßenbeleuchtung sei.

Wenn man die Artikel des „Giornale d'Italia", der „Perseveranza", des „Popolo Romano", des „Corriere della Sera", nicht zu sprechen vom „Corriere d'Italia", liest, so kann man so scharfe Kritiken der stadtrömischen Mißverhältnisse finden, daß die vorstehenden Mitteilungen demgegenüber als außerordentlich milde bezeichnet werden müssen. Wenngleich zurzeit wohl keine Cholerafälle in Rom vorliegen, so herrscht doch in dieser Beziehung eine recht ungemütliche Stimmung beim gewöhnlichen Volke. Was das Frühjahr uns bringen wird, steht dahin, weil mit einiger Bestimmtheit verlautet, daß Tivoli und Subiaco nicht ganz frei von Cholera sein sollen.

* * *

In kirchlicher Hinsicht hat die Stadt Rom im abgelaufenen Jahre erfreuliche Fortschritte gemacht. Das große Werk der Neueinteilung der Pfarreien und Errichtung von Pfarrkirchen in den neuentstehenden Stadtteilen geht langsam seinem Ende entgegen. Unter außerordentlich großen Opfern hat Pius X. seinen gleich bei der Thronbesteigung gefaßten Plan der Gesundung der Seelsorgeverhältnisse trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten mit unbeugsamer Kraft durchgeführt. Das große Problem der Großstadtseelsorge wird demnächst in Rom eine, wenn auch nicht allseitig musterhafte, so doch zufriedenstellende Lösung gefunden haben. Auch zeigen sich schon höchst erfreuliche Früchte der tiefeinschneidenden Aenderungen des Papstes, namentlich in dem sozialistisch ganz durchseuchten Viertel des Testaccio. Die straffere Organisation des Seelsorgeklerus, die wohltätigen Folgen der nunmehr abgeschlossenen Diözesanvisitation, die Neuordnung der religiösen Unterweisung, das Aufblühen der katholischen Vereine in Schüler- und Studentenkreisen, die umfangreiche Hebung des Empfanges der heiligen Sakramente und manche andere Dinge sind gute Ansätze zu einer gründlichen Erneuerung des Geistes in der römischen Bevölkerung oder vielmehr in einem Teile derselben. Allerdings pflegen derartige Vorgänge nur langsam in die Erscheinung zu treten. Das liegt in der Natur der Sache. Aber der Papst darf als Bischof von Rom ruhig sagen, daß sein Wirken bisher nicht vergeblich gewesen ist.

Ueberaus erfreulich ist eine Maßregel Pius' X., welche die Assistenz der Kanoniker beim Chorgebet betrifft. Im Laufe der letzten 40 Jahre hatte sich sensim sine sensu die Gewohnheit eingeschlichen, daß viele Kanoniker ein kirchliches Verwaltungsamt innehatten, dessen Dienststunden mit denen des Chorgebetes zusammenfielen. Entweder besaßen sie ein Reskript, das sie vom Chorgebet befreite, wenn sie ihre Amtsstunden abhielten, oder sie besaßen keines und ließen gewohnheitsmäßig den Chor im Stich. Die Folge davon war, daß man, namentlich in den Patriarchalbasiliken, oft nur ganz wenige der Herren im Chore sehen konnte. Für die zahlreichen Fremden, die diese herrlichen Kirchen besuchten, war diese Erscheinung oft ein nicht geringes Aergernis, ohne daß etwas dagegen geschah. Pius X. hat mit diesem wenig entsprechenden Gebrauche vom 1. Januar ab gründlich aufgeräumt, indem er strengste Chorassistenz vorschrieb und Ausnahmen nur in Ausnahmefällen zuläßt. Für eine Zeitlang dürfte also hierin eine wesentliche Besserung eintreten, was nur freudig zu begrüßen ist.

* * *

Die deutsche Kolonie Roms hat zwei schwere Verluste erlitten. Erst starb Monsignore Montel von Treuenfest und vor wenigen Tagen Monsignore Heinrich Pick. Der letztere war namentlich in Westdeutschland überaus bekannt und beliebt, da Aachen seine Heimatstadt war. Durch die umsichtige Vorbereitung und Durchführung des römischen Aufenthaltes der überaus zahlreichen Pilgerzüge nach Italien der letzten 30 Jahre hat sich der Verstorbene den Dank des gesamten katholischen Deutschland verdient. Zu Anfang der 90er Jahre des verflossenen Jahrhunderts kam Monsignore Pick auf den Tod krank nach Wörishofen. Als der Prälat Kneipp seiner ansichtig wurde, sagte er sotto voce zu dem neben ihm sitzenden Arzte: „Sie, i mein, der hätt' auch in Rom sterbe kenna." Aber da hatte sich Kneipp denn doch in Pick getäuscht. Seine Riesennatur half ihm auch über dieses Todesurteil hinweg, so daß er völlig hergestellt und dankbaren Herzens den gastlichen Ort verließ. Das Arbeitsfeld des verstorbenen Prälaten lag auf dem Gebiete des praktischen kanonischen Rechtes, in Vertretung von meistens amerikanischer Klientel vor den römischen Kongregationstribunalen und in der Besorgung von Diözesanangelegenheiten für eine Anzahl Bischöfe. Auf der Kegelbahn in der Villa Strolfern schob er die mächtigste Kugel von allen, und in fröhlicher Geselligkeit war er ein angenehmer Gast. Dem Gesandten von Monaco beim Heiligen Stuhle ging er mit Rat und Tat zur Hand, und zur ganzen Familie desselben stand er in engstem freundschaftlichen Verhältnisse. Er ruhe in Frieden.

Durch die seit einigen Jahren mit großem Erfolge gemachten Anstrengungen des deutschen katholischen Lesevereins ist ein wesentlich größeres Zusammengehörigkeitsgefühl in den katholischen Teil der Kolonie gekommen. Auch im abgelaufenen Jahre haben die Veranstaltungen des Lesevereins in bester Weise dazu beigetragen, nicht nur die Männer, sondern auch die Familien einander näher und näher zu bringen. Die Verwaltung des Vereins befindet sich in ausgezeichneten, tatkräftigen Händen, wodurch auch die Vermögenslage desselben aus der früheren Misere heraus zu einer immer freundlicheren gestaltet wird.

Die caritativen Bestrebungen fanden die gleiche liebevolle Beachtung wie seither; nur möchte man dem St. Vincenzverein eine etwas größere Rührigkeit in der Einsammlung von milden Gaben empfehlen, damit die herkömmlichen Veranstaltungen desselben zugunsten der Bedürftigen in allem beibehalten werden können. Besonderer Blüte erfreut sich der katholische Gesellenverein, dessen verdienter Vorstand nachdrücklichst von Monsignore de Waal unterstützt wird.

Das wissenschaftliche Leben in der deutschen Kolonie ist ein sehr reges, so daß davon nur Gutes zu berichten ist. Das deutsche archäologische Institut arbeitet in den vorgeschriebenen Bahnen weiter, trotz der Schwierigkeiten, die ihm von vielen Seiten bereitet werden. Allerdings ist die jetzige Tätigkeit gegenüber der früheren eine wesentlich beschränktere. Das Kgl. Preußische Historische Institut mit seinen zahlreichen Kräften und verhältnismäßig reichen Mitteln steht unter der festen und zielbewußten Leitung von Geheimrat Kehr. An dieser Stelle verdienen besondere Beachtung zwei umfangreiche, ganz kürzlich ausgegebenen Bände: 1. Arnold Oskar Meyer, „England und die katholische Kirche unter Elisabeth und den Stuarts" und 2. Philipp Hiltebrandt, „Preußen und die Römische Kurie" (erster Band: Die Vorfriderizianische Zeit von 1625—1740). Der Institutsleiter hat auch dieses Jahr wiederum einen Band der „Italia Pontificia" erscheinen lassen. Monsignore Ehses ist der Direktor des römischen Institutes der Görresgesellschaft. Diese Anstalt hat im Jahre 1910 an den begonnenen zahlreichen Unternehmungen rüstig weitergearbeitet, so daß gleich in den ersten Monaten des begonnenen Jahres mehrere umfangreiche Bände zu gleicher Zeit auf den Markt kommen werden. Erschienen ist der Band von Buschbell, „Reformation und Inquisition in Italien" und van Gulik-Eubel Hierarchiae Catholicae Tomus tertius. In der archäologischen Abteilung des Instituts erschien der erste Band von Dölgers tiefschürfenden Untersuchungen über das Ichthys-Symbol in den ältesten Zeiten der Kirche. Im Campo Santo dei Tedeschi erscheint nach wie vor, wenn auch nicht immer pünktlich, die „Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Geschichte", und die regelmäßige Wiederaufnahme der Arbeiten am Oriens Christianus ist demnächst zu erwarten. Fügt man hinzu, daß die beiden staatlichen, an erster Stelle genannten Institute auch je eine eigene Zeitschrift herausgeben, so darf man unter Hinzurechnung der Arbeiten nicht weniger deutscher Gelehrten, die für sich in Rom arbeiten, kühn behaupten, daß keine andere Nation auch nur annähernd so rege und erfolgreich wissenschaftlich in Rom tätig ist, wie die deutsche.

Auf dem künstlerischen Felde ist eine nach Dutzenden zählende Schar von jungen, gereiften und alten Malern, Bildhauern und Stechern mit unterschiedlichem Erfolge tätig. Allerdings ist die Zahl der dauernd ansässigen, erfolgreichen Künstler eine weit geringere, als es vor dem Jahre 1870 der Fall war. Auch sind die Verkaufsbedingungen für die Kunstwerke wesentlich schwieriger geworden, so daß das bekannte „Künstlerelend" auch in dem einen oder anderen bescheidenen Studio der deutschen Kunstjünger sich festgesetzt hat. Im großen und ganzen darf man aber sagen, daß es einzelnen sehr gut, der großen Mehrheit leidlich und wenigen schlecht geht. Die für Künstler bestehenden Stiftungen werden andauernd eifrig in Anspruch genommen.

Was für alle die erwähnten Personen und Einrichtungen das Jahr 1911 in seinem Schoße birgt, ist niemanden gegeben zu wissen. Hoffen wir, daß das Ewige Rom frei bleibe von Gottes Strafgerichten und ebenso, daß es sich freihalte von Kundgebungen gegen Papst und Kirche, wie sie im verflossenen Jahre ungesühnt statthaben konnten.

Unverzagt.

Wenn starke Herzen, schwer und müd,
in die Winkel das Leben zieht,
erschlafft, gebeugten Muts:
Still nur, was tut's?
Beim leisesten Schlag
der Seele umfangende
Liebe wird wach.

Elli Pfaff-Joerissen.

An den Ufern der Garonne.

Reiseskizze von Oberlehrer Dr. Heinrich Beisenherz, Düsseldorf.

Toulouse, du schöne Stadt, wie dich der Franzose mit Recht nennt, ich will jetzt von dir und deinen Sehenswürdigkeiten Abschied nehmen, um in südwestlicher Fahrt die Pyrenäen und darauf den Golf von Biskaya zu erreichen. „En voiture pour Tarbres, Lourdes, Bayonne", ruft der Schaffner. Die Menge drängt sich an den Zug heran. Vor dem Einsteigen werden in Eile die Lieben unter den üblichen Zeremonien verabschiedet, wobei der bekannte französische Kuß auf beide Wangen nicht fehlen darf. Das sind die reizenden rundlichen Gesichter mit den großen dunkelbraunen Augen, die unter den langen schwarzen Wimpern träumerisch in die Welt hinein lachen und vielfach wegen ihrer regelmäßigen, elfenbeinfarbenen Zähne bewundert werden. Ohne die lebhaften Gesten und die funkelnden Blicke der schwarzhaarigen Französinnen des östlichen Südens und ohne den Schick der Pariserinnen, die sich ihrer Eleganz in jedem Augenblick bewußt sind, entzücken diese Frauen durch eine ruhige natürliche Grazie, die sowohl aus ihrem stets heiteren Antlitz spricht, als auch aus ihren zarten harmonischen Körperformen. Das Haar ist dunkelbraun. Ganz vereinzelt findet sich hier im Süden Frankreichs ein germanischer Typus, tiefblaue Augen und hellblondes oder rötliches Kopfhaar. Gehen diese Ausnahmen zurück auf die ureingesessenen Kelten oder auf die Goten oder andere wanderlustige Germanenvölker, die sicher im bequemen, fruchtbaren Flußtal der lieblichen Garonne mit Kind und Kegel Halt machten vor oder nach einem Uebersteig über das riesige Gebirge, das Hispania von Gallia trennte? Menschen von mittlerer Statur, genügsam und freundlich, auch gegen den Fremden, gutmütig und fast immer zum Lachen bereit, das ist der Stamm, der seit anderthalbtausend Jahren am mittleren Oberlaufe der Garonne sitzt, wie wir nun bald sehen wollen. Wir erinnern uns, daß wir mehrere Jahrtausende zurückschreiten müssen in der Geschichte, um die Anfänge menschlicher Tätigkeit in diesem Erdenwinkel aufzuzeigen, der zu den ältesten europäischen Kulturstätten gehört. Wir fahren ab. Ade, fröhliche Stadt mit deinen eigenartigen Baudenkmälern. Einen letzten Gruß im besonderen dir, du unglücklich zusammengebaute Kathedrale, die du mit deinem greisenhaften Aeußern so deutlich an die Vergänglichkeit aller Schönheit gemahnst. Auf Wiedersehen, du altertümliches Gotteshaus St. Sernin, das du wohl Grund hattest, über den Eingang zu deiner an Reliquien überreichen Krypta die stolzen Worte zu schreiben: Non est in toto sanctior orbe locus. Lebewohl, Allee Lafayette und du, genialer Paul Riquet, dem die Nachwelt den Ruhm zuerkannte, durch den (in den Jahren 1666—1681 erbauten) Canal du Midi zwei Meere verbunden zu haben.

Der Zug donnert jetzt zum letzten Male über den Kanal und bald nachher über eine lange zweiteilige Garonnebrücke. Von nun an haben wir den Fluß immer zur Linken. Wenn er auch zuweilen hinter den Anhöhen verschwindet, so zeigen uns doch noch die Spitzen der schlanken Pappeln, die sich an seinen Ufern reihen, seine Verstecke und Umwege an. Wir fahren in fast südlicher Richtung den Wassern der Garonne entgegen. Der Blick umspannt zu beiden Seiten eine weite Ebene, über welche die Natur ihren reichsten Segen ausgeschüttet hat.

Der Weinbau bildet die Hauptbeschäftigung der Bewohner, so dürfen wir schließen, denn die Weinkulturen bedecken den größten Teil des Geländes. Das sind nicht Weinberge, sondern Weinfelder. Die Reben, hier eine Handbreit über dem Boden geschnitten, hangen in diesem Jahre (1910) nicht so tief zur Erde wie früher, die dunklen Trauben drängen sich aber dennoch überall unter den Blättern hervor. Dazwischen stehen zahlreiche Obstbäume. Den Wein unterbricht auf kurze Strecken der Mais. Dort, auf jenen Aeckern hat Weizen gestanden. Riesige grauweiße Stiere mit schönem Gehörn ziehen da jetzt in trägem, ewig gleichem Schritt den Pflug durch die ergiebige, durch Kies reichlich gelockerte Ackerfurche. Nur ganz selten schießt ein schmales Kartoffelfeld zwischen den Mais oder den Weizen. Der Fluß selbst ist in saftige Wiesengründe gebettet.

Die Sonne steigt höher. Die fleißigen Arbeiter werden immer seltener auf den Feldern. Auf der staubigen Landstraße geht das Maultier immer träger vor seinem langen Karren. Die Menschen suchen die kühlen Wohnungen auf. Auch uns macht die Hitze den Aufenthalt im Zuge unerträglich. Im Süden winken die nördlichen Abhänge der Pyrenäen. Die Gegend lockt uns zum Rasten. An einem kleinen Orte steigen wir aus.

Ein romanischer Kirchturm ohne Abschluß sitzt steif auf seinem roten Kirchendach und schaut über die eng aneinandergebauten anderthalb- oder zweistöckigen Häuser dem Fremden entgegen. Auf der weißen Straße, die uns in das Herz des Ortes führen soll, schlendert hinter uns in seinem weiten blauen Kittel der Briefträger, sonst sind wir allein. Die Sonnenglut will uns schier an den Boden pressen. Noch einige Schritte, da begegnet uns ein Mädchen mit einem Doppelhenkelkruge, diesem eigenartigen Geschirr, das man im Süden so oft sieht. Sie ist auf dem Wege zur nahen Felsenquelle. Dort holt man im Sommer das Trinkwasser, während man zu anderer Zeit und zum Tränken des Viehes am großen mit Moos überwachsenen artesischen Steinbrunnen das Wasser schöpft, der Tag und Nacht mit seinem Plätschern die Stille des Dorfes stört. Er hat schon seit Jahrhunderten auf dem Marktplatz gerauscht. Holzrohre fangen den beständig abfließenden Wasserschwall auf und leiten ihn die lange Straße, auf der wir einkehren, in die steinernen Becken des Gemeindewaschhauses und dann zur Garonne hinab. Im Orte treffen uns die sengenden Strahlen der südlichen Sonne nicht mehr, wir sind im Schatten mächtiger Platanen, und aus den Häusern weht erquickende Kühle. Einfach und schmucklos sind hier die menschlichen Behausungen, große viereckige grauübertünchte Steinhaufen, aus dem Material aufgebaut, das die nahen Berge liefern, mit großen Fenstern, ohne Erker, ohne Veranden und Verzierungen des aus dem Dachstuhl vorspringenden Gebälkes, die tief im Südwesten von der spanischen Grenze über Biarritz, Bayonne, die Landes bis Bordeaux so oft unsere Bewunderung erregen. Sämtliche Oeffnungen des Hauses sind mit leichten Strohmatten verhängt, die die Luft zirkulieren lassen, aber die lästigen Stechmücken abhalten. Holzfußböden finden wir in keiner Etage, überall treten wir auf rote Steinfliesen.

Gleich nach unserer Ankunft serviert man das déjeuner. Wie überall unter den südlichen Himmelsstrichen, nimmt auch hier das Rindfleisch auf dem Menü die erste Stelle ein; ihm folgen Fisch, Hammel, Geflügel und Wild; Schweinefleisch ist gar nicht oder sehr wenig vertreten, ebenso selten setzt man uns Kartoffeln vor. Das Gemüse wird allein gegessen, höchstens mit feinem Weißbrot, das man zu jedem Gericht in großen Mengen verzehrt. Wegen der pikanten Saucen machen wir den Französinnen gern ein Kompliment, die ihrerseits jede leer gewordene Weinflasche unvermerkt durch eine gefüllte ersetzen. Das ist köstliches Rebenblut, das leider nicht bei uns daheim gedeiht!

Nach Tisch pflegt ein jeder der Ruhe. Die mächtige Platane vor dem Hause spendet Schatten. Dort sitzen die Frauen. Sie lesen die Zeitung oder plaudern. Die Männer blasen träge den Zigarettendampf in die heiße Luft, andere suchen das kühle Café auf, um dort bei einem kräftigen Trunk Freunde zu treffen oder Karten zu spielen. Selbst die sonst niemals müden Kinder stehen in ihren bauschigen Kitteln schlaff umher, nachlässig an die fleckige Rinde des Baumes gelehnt, oder sie liegen am Boden und lauschen den Reden der Alten. Katze und Hund haben sich schläfrig auf die Treppe gestreckt. Das lustige Hämmern in der benachbarten Schmiede ist verstummt, und drüben der Bäcker bindet seine Schürze ab, seine Arbeit ist zu Ende. Straßauf, straßab alles still. Sonnenlicht perlt von den Blättern der Platanen, die grauen Steindächer flimmern, der nahe Gemeindebrunnen quillt unaufhörlich, da drunten hüpft die muntere Garonne über die Kiesel, und darüber träumt das tiefe Azur des weiten südlichen Himmelsgewölbes. Das ist die Zeit, wo der Franzose seine Schlaffheit und Unlust zur Arbeit in seinem Argot bezeichnet mit: J'ai la flemme. Und wer wollte ihm seine Trägheit verargen! Die Gluthitze drückt wie eine ungeheure Last auf Menschen und Tiere. Und es scheint mir, daß diese müde Ruhe sich widerspiegelt im Phlegma der Bewohner, in den schweren, schmucklosen Formen ihrer Architektur und in den langsamen Bewegungen der Haustiere.

Das Leben erwacht erst wieder am Spätnachmittag, nach fünf Uhr. Aus der Nähe schallt wieder das Dröhnen wuchtiger Hammerschläge, die Straßen werden wieder belebter, der Pfarrer macht seinen Rundgang durch den Ort und grüßt mit größter Liebenswürdigkeit seine oft sehr lauen Pfarrkinder, bald hier, bald dort einige Minuten plaudernd; der Briefträger schlendert mit seiner kleinen Anzahl von Postsachen von Haus zu Haus; die Männer gehen auf das Feld oder in den Weinberg, die Frauen in den Garten. Auch uns treibt die Wander- und Schaulust ins Freie. In der Nähe einer alten, moosgrünen Mühle überschreiten wir die Garonne auf einer fünfhundertjährigen Steinbrücke. In einer halben Stunde erreichen wir, immer zwischen Weinbergen emporsteigend, eine Anhöhe, die uns einen interessanten Ausblick gewährt. Da drüben liegt ein zerfallenes Schloß, das schon im 13. Jahrhundert dem Ansturm der Herzöge von Toulouse getrotzt hat. Etwas weiter stromaufwärts birgt der Boden noch manches Denkmal aus den frühesten Tagen der Römer, wie gelegentliche Ausgrabungen noch in jüngster Zeit dargetan haben. Vor und unter uns liegt ein fruchtbarer Erdenwinkel, reich an historischen Erinnerungen aus den Tagen der Römer, aus den Wanderjahren germanischer Stämme, aus den Raubfahrten der Normannen und aus den fehdereichen Zeiten des 14. und 15. Jahrhunderts. Die Garonne, die, hier ihrem Ursprunge noch ziemlich nah, hurtig bergab springt, blinzelt uns pfiffig an, als ob sie sagen wollte: Ich könnte euch noch viel mehr erzählen, als eure vergilbten Pergamente und verstaubten Folianten.

Gegen 8 Uhr deckt hier um diese Jahreszeit (Anfang des neunten Monats) bereits Finsternis die Erde. Plaudernde Gruppen vor den Häusern, fröhliches Lachen junger Burschen und Mädchen; nach der zehnten Abendstunde Totenstille im ganzen Ort, nur das Plätschern des großen Brunnens und das Rauschen der Garonne, und von Zeit zu Zeit dazwischen das Gebell eines Hundes und der Schrei einer Eule. Welch ein Genuß aber erst für romantische Schwärmer, wenn der Vollmond über dieses Idyll sein Silber ausgießt! Wir sind auch mit ihnen hinausgezogen. Die Mitternacht hat uns noch droben am waldigen Abhang gefunden, vom milden Hauch des Abends umweht, das träumende Auge auf die schlafenden Fluren gerichtet, wo die Phantasie uns unter den ziehenden Nebelschwaden die Geister der Römer, Gallier, Goten, Nordmänner und Franzosen vorführte.

Je weiter wir dem Flußlauf der Garonne entgegengehen, um so mächtiger steigen im Süden die Kuppen der Pyrenäen auf. Von dieser Veränderung abgesehen, bleibt sich das Landschaftsbild noch lange gleich. Wir bemerken noch, daß die Weinsorte, die man hier anbaut, ungefähr zwei Meter hoch über der Erde geschnitten wird, so daß die Rebe aus einem kräftigen Stamm und einer Krone besteht. Auf den üppigen Weiden gewahren wir hier nur Rinder von brauner Farbe. Die Orte liegen immer etwa fünf bis sechs Kilometer voneinander, kleine Dörfer von 600 bis 800 Einwohnern; Muret, Carbonne, Martres, St. Gaudens und Montréjeau sind die einzigen Städte auf der ganzen Linie, die alle, außer St. Gaudens, unter 3000 Einwohner haben. Die Gebäude zeigen immer dieselbe Steifheit, die Häuser dieselbe Einfachheit, die Menschen dieselbe fröhliche Zufriedenheit. Tausendjährige Ruinen erzählen von den Stürmen der Geschichte, die ganze Gegend atmet die schwere Schwüle einer in einen traumreichen Halbschlaf versunkenen Landschaft, die nur in den Städten völlig aufwacht. Die Garonne stürzt unaufhörlich mit neuen Märchen aus den Bergen, und droben dehnt sich das ewigblaue Himmelszelt. Hier begreifen wir die Sehnsucht der „armen“ Doda aus Friedrich Wilhelm Webers „Dreizehnlinden“ die sich aus dem frostigen Sachsenlande, mit grauem Himmel, ohne Sonne, zurückträumt an die sonnigen Ufer der Garonne.

Wir scheiden von dem interessanten Flusse bei Montréjeau. Bis dahin schäumt er durch eine Hochgebirgsnatur, reich an wildromantischen Partien und Heilquellen, aber eine Welt, ganz verschieden von derjenigen, in der wir bis jetzt geweilt haben.

In eigener Sache.

In der Privatklagesache des Schriftstellers Richard Braunbeck gegen den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ wurde auf außergerichtlichem Wege unter den Parteien eine Verständigung dahin erzielt, daß Herr Richard Braunbeck die Privatklage zurückzieht. Die von dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ gegen das Urteil des Schöffengerichts eingelegte Berufung wird dadurch von selbst hinfällig. Herr Richard Braunbeck bezieht sich auf seine bereits vor Gericht abgegebene Erklärung, daß es nicht seine Absicht gewesen sei, durch die bekannten Verse die persönliche Ehre des Herrn Dr. Kausen anzutasten. Letzterer wiederholt, daß er die unrichtige Darstellung des „Neuen Münchener Tagblatt“ über den sonstigen Verlauf des fraglichen Abends in der Münchener Ausstellung 1910 in gutem Glauben hingenommen habe und die daraus gezogenen Schlußfolgerungen selbstverständlich als hinfällig erachtet. Durch vorgelegtes Material lieferte Herr Richard Braunbeck den Nachweis, daß er tatsächlich Mitarbeiter einwandfreier Witzblätter und humoristischer Liedersammlungen ist.

Ein kräftig Wörtlein über sogenannte „Herrenabende".

Von Dr. Otto von Erlbach.

Die „Allgemeine Rundschau" hat sich in Nr. 52 vom 24. Dez. 1910 (S. 955.) in dem Artikel „Auch ein Kapitel von der ‚Doppelten Moral'" über einen sogenannten „Herrenabend" der Münchener Karnevalsgesellschaft „Narrhalla" mit genügender Deutlichkeit ausgesprochen. Die „Narrhalla" verdankt es lediglich der plumpen Kampfesweise der „Münchner Neuesten Nachrichten", wenn wir heute mit ihren tonangebenden Geistern und deren Protektoren in der Presse nochmals klares, ungeschminktes Deutsch reden müssen.

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" in der Toga des — Sittenrichters zu sehen, ist jedenfalls eine sehr ungewöhnliche Erscheinung. Das liberale Blatt hat diese Maskerade auch nur veranstaltet, um, wie es meint, gewissen „Sittlichkeitsschnüfflern" am Zeuge zu flicken. Mit einem zwar versteckten, aber für den Eingeweihten nur zu durchsichtigen Seitenhiebe gegen die „Allgemeine Rundschau" werfen sich die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 9 vom 6. Jan.) — es ist kein Scherz — zum Anwalt der Sittlichkeit gegen die — Unsittlichkeit derjenigen auf, welche die unsagbaren Cochonnerien des sog. „Herrenabends" der „Narrhalla" gebührend an den Pranger stellten. Um seine Aktivlegitimation zu beweisen, stellt das Organ des Münchener Liberalismus den salbungsvollen Satz an die Spitze: „Der Kampf gegen die Unsittlichkeit ist an sich eine ernste und wichtige Sache", vergißt aber dabei, daß es sich erst unlängst in seinen eigenen Spalten von einem „liberalen Manne" eine Lektion erteilen lassen mußte, weil es ernsten Kämpfern für die Sache der Sittlichkeit in den Rücken gefallen war.

Also die „Münchner Neuesten Nachrichten" kämpfen diesmal gegen die Unsittlichkeit, aber sie erblicken die Unsittlichkeit nicht etwa in dem Pornokult der „Herrenabende", sondern in der Entlarvung dieser unreinlichen Liebhaberei. Die Wut gewisser Leute muß grenzenlos sein; sonst würde man sich nicht zu der Unbesonnenheit hinreißen lassen, durch Verbalinjurien, („Gemeinheit", „Buschklepper" usw.) eine Abwehr zu provozieren, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen wird.

Wir stellen zunächst die Tatsache fest, daß die „Narrhalla" wegen der maßlosen Cochonnerien jenes „Herrenabends" von der vornehmen Gesellschaft, den Saal sie für mehrere Veranstaltungen gemietet hatte, **an die Luft gesetzt** worden ist. Dies geschah auf Grund eines zum Teil stenographischen Berichtes über die widerlichen Zoten und Eindeutigkeiten, die im späteren Verlaufe des Abends riskiert worden waren. Selbstredend waren alle diese Cochonnerien von ihren Urhebern vorbereitet und nicht etwa, wie das liberale Blatt glauben machen möchte, ein zufälliges Spiel augenblicklicher Laune. Alle anständigen Leute, welche von dem Bericht Einsicht genommen haben, stimmten in der entrüsteten Verurteilung dieser Cochonnerien überein. Darunter befanden sich auch bekannte Anhänger der liberalen und freisinnigen Partei. Der Bericht wurde nur einem sehr kleinen Kreise von bestimmten Personen zugänglich gemacht, welche über die Herkunft genau unterrichtet waren. Der Denunziationsversuch der „Münchner Neuesten Nachrichten" hat deshalb seinen Zweck völlig verfehlt.

Wer den Bericht gelesen hat, wird am besten in der Lage sein, das sittliche Niveau zu taxieren, das sich in nachstehendem Urteil der „Münchner Neuesten Nachrichten" kundgibt: „Im großen und ganzen war auch jener Herrenabend nicht zu beanstanden, mag auch einiges aus Gründen des guten Geschmackes nicht ganz einwandfrei gewesen sein." Also nur „aus Gründen des guten Geschmackes"! Das gilt u. a. wohl auch für die gemeinsten Zoten von der Art derjenigen, mit welcher ein „beliebter" Mitarbeiter der „Münchner Neuesten Nachrichten" sich an der geheiligten Unschuld des Kindes vergriff. Solche Leute nennen auch noch mit Stolz den hl. Benno, den Schutzheiligen der Stadt München, ihren Patron.

Das liberale Blatt glaubt aber aller berechtigten Entrüstung über solche Ausschreitungen (es spricht von „vermeintlichen Zoten") dadurch den Boden zu entziehen, daß es behauptet, es habe sich um einen „intimen Zirkel", um eine „geschlossene Gesellschaft" gehandelt. Das ist eine **unwahre Unterstellung**, und, insoferne dem Berichterstatter der Vorwurf gemacht werden will, als habe derselbe sich widerrechtlich in diesen Kreis eingeschlichen, involviert es eine Verleumdung. Die Vorstandschaft der „Narrhalla", welche gleich am ersten Tage nach jenem „Herrenabend" eine polizeiliche Rüge erhielt, weil nach der Feststellung eines im Vestibül anwesenden Polizeibeamten **auch an Nichtmitglieder Eintrittskarten verkauft** worden waren, muß darüber am besten unterrichtet sein. Durch diese Zulassung beliebiger Teilnehmer gegen Zahlung des Eintrittsgeldes gewann der Abend den Charakter einer öffentlichen Veranstaltung, die deshalb auch der polizeilichen Zensur und Ueberwachung nicht hätte entzogen werden dürfen. Auch der Gewährsmann der „Allgemeinen Rundschau" hat ordnungsmäßig gegen Zahlung der Eintrittskarte an dem Abend teilgenommen und in voller Oeffentlichkeit, unter den Augen des Vorstandes, seine Aufzeichnungen niedergeschrieben. Es ist auch unrichtig, wenn gesagt wird, nur „ausgewachsene Leute" hätten dem Abend beigewohnt. Man sah manche grüne Jünglinge, die kaum trocken hinter den Ohren waren. Der Schimpf, der durch diese Veranstaltung gewissermaßen dem Genius des Hauses angetan wurde, ist auch solchen Kreisen zum Bewußtsein gekommen, die sonst sehr libertinistischen Anschauungen huldigen. Uebrigens muß mit allem Nachdruck der Auffassung entgegengetreten werden, daß sog. „geschlossene" Versammlungen, an denen 500—600, ja oft tausend Personen teilnehmen, von allen Geboten des Anstandes und der guten Sitten dispensiert seien.

Durch gequälte Scherze über ihre eigene „Obdachlosigkeit" hat die „Narrhalla" sich an ihrem Sylvesterabend über die peinliche Situation hinwegzuhelfen versucht. Anstatt sich bei der eigenen Nase zu fassen, machte man sich natürlich in allen Tonarten über die verächtlichen „Sittlichkeitsschnüffler" lustig. Und man hätte doch in seiner nächsten Nähe weit dankbarere Stoffe zur Erregung der Lachmuskeln. Von wahrhaft zwerchfellerschütternder Wirkung wäre z. B. die dramatisierte Posse von jenem Oberkellner des Intimen Theaters, der die stadtbekannte Maitresse eines Kommerzienrates konsequent mit „gnädige Frau" titulierte und dadurch Veranlassung wurde, daß die „Frau Gemahlin" als maßgebende Sachverständige für die sittliche Qualität des Intimen Theaters in einem gerichtlichen Aktenstück verewigt wurde.

Die „Herrenabende" sind eine geradezu berüchtigte Münchener Spezialität. Ob es auch in anderen deutschen Gegenden und Städten „Herrenabende" gibt, deren wesentlichster Bestandteil das Geläut der „Sauglocke" ist, die also mit ordinärster Zotenreißerei in unvereinbarem begrifflichem Zusammenhange stehen, entzieht sich unserer Kenntnis. Tatsache ist aber, daß in zahlreichen Münchener Gesellschaften und Vereinen die Veranstaltung von sogenannten „Herrenabenden" eine unausrottbare Einrichtung ist. Auf den sogenannten Radfahrwanderkneipen hat man es vor Jahren so toll getrieben, daß Polizei und Gericht sich einmischen mußten. Selbst eine als „vornehm" gerühmte „Zunft" glaubt ohne „Herrenabend" nicht auskommen zu können. Seitdem sie aber durch die Offenherzigkeit unvorsichtiger Zeitungsreporter ins öffentliche Gerede gekommen ist, hat sie wenigstens für Nichtmitgliedern hermetisch verschlossene Türen gesorgt.

„Herrenabende" ohne Zotenreißerei scheinen nach der Ansicht ihrer Veranstalter eine Unmöglichkeit zu sein. Die „Münchener Neuesten Nachrichten" meinen, der Titel solcher Abende sage schon genug, und wer einen solchen Abend besuche, wisse an und für sich, was er allenfalls zu gewärtigen habe. Allerdings! Aber gerade weil es so ist, war es nötig, einmal an einem drastischen Beispiel den unumstößlichen Nachweis zu liefern, welcher Art selbst in der angeblich „vornehmsten" Karnevalsgesellschaft diese sogenannten Herren-Unterhaltungen sind. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Gesellschaften sind ja nur gradueller Natur, und man kann es erleben, daß ein Vertreter der „Narrhalla", über diesen Punkt interpelliert, mit pharisäischer Entrüstung in die Worte ausbricht: „Sie verwechseln uns wohl mit der — Kolosseumsgesellschaft". Letztere scheint also der „Narrhalla" nach deren eigener Einschätzung in dem erwähnten Punkte noch „über" zu sein. Mögen die Herrschaften das miteinander ausmachen! Die gesittete Männerwelt, die auch in München die Mehrheit bildet, verwahrt sich entschieden dagegen, mit dem trüben Geiste dieser „Herrenabende" identifiziert zu werden.

Wenn man sich etwas näher für die Kreise interessiert, welche diese „Herrenabende" frequentieren und mit Leib und Seele bei der Sache sind, möchte man die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Es sind vielfach Leute darunter, die draußen sehr auf Reputation halten und namentlich in ihren Familien und ihren Kindern gegenüber streng „das Gesicht wahren". Dabei ist hundert gegen eins zu wetten, daß auch die derbsten Zoten, die man angeblich nur abgehärteten Herrenohren zugänglich machen will, binnen 24 Stunden mindestens der gleichen Anzahl von — Damenohren übermittelt worden sind. Unter den Arrangeuren von „Herrenabenden" begegnet man sogar hier und da einem, der sich sonst als „Kirchenlicht" gebärdet, aus geschäftlichen und anderen Gründen es nicht gerne mit den „hochwürdigen Herren" verdirbt oder mit besonderem Nachdruck seine „evangelische Gesinnung" betont. Welches Pharisäertum!

Wenn man bedenkt, daß sich aus dem Bourgeois-Milieu der regelmäßigen Frequentanten Münchener „Herrenabende" ein großer, vielleicht der größte Teil der Münchener Geschworenen rekrutiert, dann bedarf das Rätsel, weshalb die ärgsten Pornographen und ihre Helfershelfer von Münchener Schwurgerichten regelmäßig freigesprochen werden, keiner Lösung mehr. Aber für die in Betracht kommenden Kreise, die leider größtenteils der zurzeit in München „herrschenden" Schicht angehören, ist diese Feststellung um so beschämender.

Wir erheben nochmals im Sinne aller anständigen Kreise auch für München die Forderung, die in rheinischen Städten für die großen Karnevalsgesellschaften längst verwirklicht ist: „Von Zoten frei sei die Narretei!" Die „Allgemeine Rundschau" erhielt vor einigen Tagen von einem Herrn, der selbst bei „Herrenabenden" aktiv mitwirkt, eine Zuschrift, der wir folgende Sätze entnehmen:

„Ich habe selbst schon im Rheinland gelebt und im Karneval mitgewirkt; ich weiß daher, daß die dortige Art des Karnevalhumors eine

ganz andere ist. Alles lebt mit und weiß sich harmlos zu unterhalten. In Stuttgart, Nürnberg, München ist man derber, und ich war mehrfach Zeuge, wie rheinische Karnevalsredner, die in Köln Triumphe feierten, hier elendig abfielen. Der Münchener speziell lebt nicht mit, er will unterhalten sein und reagiert nur auf derbe Kost. Das liegt in seiner Natur."

Daß die gemütliche, behäbige und offenherzige Natur des Müncheners und des Süddeutschen überhaupt auch zu einer gewissen Derbheit neigt, ist ohne weiteres zuzugeben. Natürliche Dinge werden vielleicht eher beim wahren Namen genannt. Aber daß diese süddeutsche Derbheit gleichbedeutend sein soll mit faunischem Behagen an den gemeinsten Zoten, an den widerlichsten sexuellen Eindeutigkeiten, ist entschieden zu bestreiten. Darum ist die „Natur" des Müncheners durchaus kein Hindernis für die Verwirklichung der Forderung, daß auch in München die Narretei von Zoten frei sein soll. Wenn aber, wie der oben zitierte Kenner der Verhältnisse behauptet, in München der fehlende Sinn für echten Witz und Humor in derben Zoten sein Surrogat suchen muß, dann sollte man mit allen künstlichen Versuchen, einen dem rheinischen gleichwertigen Karneval zu konstruieren, lieber gleich einpacken. Aber merkwürdig genug! An der Spitze der „Narrhalla" steht der Mitverleger der „Fliegenden Blätter", deren unverwüstliche Beliebtheit in anständigen deutschen Familien gerade auf der streng durchgeführten Fernhaltung nicht nur direkter Zoten, sondern jeder den guten Sitten zuwiderlaufenden Anspielung beruht. Und die „Fliegenden Blätter" samt ihrem Mitarbeiterstabe sind doch seit mehr als sechs Jahrzehnten in München bodenständig. Jener derbe Zotengeist, der heute als die „Natur" des Münchners ausgegeben wird, muß demnach ein mehr oder minder importiertes, ganz „modernes" Gewächs sein.

Humoristisch-satirische Ecke.

Offiziös.

„Wie hat's Ihnen denn im Theater gefallen?" —
„Vorzüglich — mir wie den anderen allen.
Der Beifall wollte kein Ende nehmen,
Wer da nicht klatschte, sollte sich schämen.
Tatsächlich war alles hingerissen —
Man trampelte Beifall sogar mit den Füßen.
Besonders aber die letzten Szenen
Rührten die Zuschauer bis zu Tränen,
Und jeder dachte: Welch ein Glück,
Daß ich es sah, das herrliche Stück!" —

„Tja — mein Gott, mir kann es ja recht sein,
Es muß ja ein Stück noch gar nicht so schlecht sein,
Jedoch, indes — die Theaterleitung —
Lasen Sie übrigens schon die Zeitung?"
Oder, das Tagblatt! — „Lesen Sie selber,
Wie wenig Müller, Möller und Melber
Sich ihren Rollen angepaßt,
Ueberhaupt das Ganze nicht richtig erfaßt.
Begreiflich. Denn das Stück ist Mache,
Mißlungene Chose, verlorene Sache."

„Wirklich, wenn man den Konzertbericht liest,
Dann leuchtet es ein: das Ganze war Mist.
Nun ja, es kann einem jeden passieren,
Man kann sich sogar einmal falsch amüsieren.
Die Erfahrung kommt leider erst hinterdrein,
Ein andermal werd' ich schon klüger sein
Und erst die entsprechende Kritik lesen,
Ob denn mein Entzücken auch richtig gewesen.

Der Schimpfer.

Herr Huber ist stets aufgebracht,
Er schimpft und wettert Tag und Nacht:
Bald sind's die Steuern, bald die Stadt,
Das Bier bald und der Magistrat.
Doch über eines schimpft er immer:
Die Autos, diese Ungetümer,
Die doch nur Staub und Stank verbreiten
Und überfahren auch beizeiten.
Ein Ekel sind sie aller Welt!
Vor Wut wird Huber täglich gelber,
Bis er geerbt ein Heidengeld.
Jetzt ist er still. Jetzt fährt er selber!

F. Schrönghamer.

Die Kaiser Franz Josef-Jubiläums-Ausstellung im Münchener Kunstverein.

Das ist fürwahr einer besonderen Feier und glänzender Veranstaltung würdig, wenn ein Verein sich rühmen darf, den Monarchen einer europäischen Großmacht seit einem halben Jahrhundert zu seinen Mitgliedern zählen zu dürfen. Zumal wenn dieser, wie Kaiser Franz Josef, einem Hause angehört, das mit unserem bayerischen Herrschergeschlecht durch so innige Bande vereinigt ist. Unser Kunstverein veranstaltet seinem erlauchten Mitgliede zu Ehren eine Ausstellung „Alt-Wiener Malerei". Zum vierten Male erlebt die Kunstwelt binnen wenigen Jahren, daß ihr das Schaffen des 19. Jahrhunderts aufs eindringlichste vor Augen geführt wird. Berlin und München haben die großen retrospektiven Ausstellungen gebracht, die uns über die Malerei der letzten hundert Jahre z. T. ganz neue Aufschlüsse gegeben haben. Auch der Kunstverein tat das Seinige dazu. Indem er jetzt die Malerei Wiens in knappen kräftigen Zügen vor Augen stellt, ergänzt er das früher gewonnene Bild in wichtiger Weise. Der Titel „Alt-Wiener Malerei" ist insofern zutreffend, als die ausgestellten Kunstwerke bis in die 80er Jahre des 18. Jahrhunderts zurückgehen, anderseits reichlich weit angenommen, weil man uns bis in dasselbe Jahrzehnt des 19. leitet. Doch kommen diese beiden äußersten Termine der so eingegrenzten hundert Jahre weniger in Betracht, als die Zeit von rund 1830 bis 1865. Innerhalb dieses Menschenalters haben sich die für die Folgezeit wichtigsten Züge der Wiener künstlerischen Eigenart am klarsten entfaltet. In die früheste Zeit führen uns u. a. die Werke von H. F. Füger (1751—1818). Die Art des 18. Jahrhunderts spricht sich in diesen Malereien noch deutlich aus, und doch scheint sie bereits überwunden durch freiere, sehr vertiefte Auffassung. Das Bildnis des Vaters des Künstlers ist in Erfassung und Kolorit ein wunderbares Meisterwerk. Nicht ganz auf solcher Höhe steht das eine Werk (Herrenporträt) von Joseph Grassi (1757 bis 1838); auf ähnlicher Stufe sehen wir die Werke des älteren Lampi († 1830) und dem feinen Miniaturisten M. M. Daffinger († 1849). Die nazarenische Richtung sehen wir leider nur in einem Werke von Führich vertreten (der keineswegs besonders bezeichnenden „Hl. Genoveva"). Nur kurz war das Leben Joseph Danhausers (1805—1845), eines trefflichen Menschenschilderers, der im Genre wie im Bildnis seine Beobachtungen mit feiner Empfindung wiederzugeben wußte, auch in Peter Fendi sich einen Schüler besten Ranges erzog. Daß uns die etwas redselige, stark gegenständlich schildernde Art des letzteren nicht mehr ansprechen mag, liegt an den Aenderungen, denen seitdem der Geist der Zeit unterworfen gewesen ist. Auch den Werken Ferdinand Georg Waldmüllers gegenüber vermag die Kritik heute nicht durchweg zur ehemaligen Begeisterung zu gelangen. Das ist gewiß, daß dieser Künstler mit der ihm eigenen großen und selbständigen Begabung nach Zielen gestrebt hat, deren Erreichung ihn zu einem der größten Künstler hätte machen können. Er hat geahnt, was Pleinairmalerei ist, aber bei seinen Landschafts- und Genreszenen ist er nur bis zur halben Höhe emporgeklommen. Die Hinter- und Mittelgründe sind meisterhaft, die Vordergründe ohne Luft, hart und bunt. Weit höher als mit diesen Dingen steht mir Waldmüller als Porträtist, d. h. auch vor allem da, wo er Einzelpersonen schildert. Leistungen wie das Bild seiner Mutter und des Fürsten Razumovsky gehören zu den besten, die jene gerade an Porträtkunst so reiche Zeit hervorgebracht hat. Auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei herrscht späterhin auch in Wien der Einfluß von Barbizon, dem sich Rudolf von Alt zwar noch zu entziehen wußte, der aber dafür bei J. E. Schindler, E. Jettel und anderen um so deutlicher hervortritt. Aus neuerer Zeit bietet die Ausstellung Werke von Hans von Canon, dem Tiermaler Gauermann, Hans Makart, A. von Pettenkofen, Schrotzberg und anderen. — Auch eine Skulptur ist vorhanden, eine Büste Beethovens von Anton Dietrich. — Dem Kunstverein gebührt für die bedeutsame Veranstaltung ebenso großer Dank, wie den Darleihern der fast dreihundert Werke. Die Eröffnung der Ausstellung geschah am 6. Januar durch S. K. Hoheit den Prinzregenten persönlich. Kaiser Franz Josef war durch den österreichisch-ungarischen Gesandten Exzellenz von Velics vertreten. Außerdem war eine glänzende Versammlung anwesend, an deren Spitze man den Prinzen und die Prinzessin Ludwig, den Prinzen Rupprecht, Prinzessin Gisela, den Prinzen Alphons, den päpstlichen Nuntius, den Ministerpräsidenten Frhr. v. Podewils, Kultusminister v. Wehner und andere illustre Persönlichkeiten sah. Dr. O. Doering-Dachau.

Die „Pädagogische Stiftung Cassianeum in Donauwörth".

Von Franz Weigl, München.

Mit einer in ganz Deutschland, ja weit darüber hinaus einzig dastehenden Stiftung hat soeben Ludwig Auer, der Volkspädagoge, der seit mehr als vier Dezennien im Dienste der katholischen Erziehungsideale tätig ist, sein Lebenswerk gekrönt.

Der ehemalige Volksschullehrer von Schnufenhofen, einem entlegenen oberpfälzischen Dörflein, hat, getragen vom Vertrauen des katholischen Volkes, mit außerordentlichem Geschick, großem Verständnis für die praktischen Erziehungsaufgaben und auch mit technischer und geschäftlicher Energie im Cassianeum ein Werk geschaffen, das, von vielen bewundert, auf katholischer Seite nicht seinesgleichen hat.

Es ist ein Werk entstanden, das an die große pädagogische Zeit des Pietismus und der Philantropen erinnert, die z. B. in der großen Franckeschen Stiftung in Halle a. S. in unsere

Zeit herüberreicht. Nach Abzug aller Passiven und unter Nichtberechnung der Verlagsrechte des ausgedehnten Verlages weist das Werk einen Wert von 1404670 M 16 Pf. auf, den Auer vollständig der allerhöchst genehmigten Stiftung überwies.

Durch diesen hochherzigen Akt ist nun das Lebenswerk Auers für alle Zeit gesichert vor den Einwirkungen der wechselnden Meinungen und Bestrebungen; die Stiftung ist — wie Auer selbst in einer kleinen Broschüre über sein Werk[1]) sagt — ein Rechtsträger, der nie das Vertrauen mißbrauchen kann, der nicht stirbt, und der das Stiftungseigentum für alle Zeiten dem Stiftungszwecke sichert.

Als Zweck ist gesetzt: „Die möglichste Beförderung der Erziehung im Geiste der katholischen Kirche, nach den berechtigten Anforderungen der Zeit, und zwar der Familienerziehung, der Schulbildung und der Fortbildung bis zur Selbsterziehung im Berufs- und Kulturleben.“ Besonders ist gedacht an die Errichtung einer Mustererziehungsanstalt für vorbildliche Familienerziehung von der ersten Kindheit (Waisen) bis zur Selbständigkeit im Beruf. Außerdem sollen die Ziele des Cassianeums weiter gefördert werden durch den Fortbestand der Erziehungsinstitute (Bürgerschule und Internat für das Progymnasium), durch die pädagogischen Redaktionen (Pharus, Monika, Schutzengel, Stern der Jugend, Raphael, Notburga), durch die Bibliothek und die wissenschaftlichen Sammlungen, durch die technisch-literarische Abteilung mit der ausgedehnten Druckerei, Buchbinderei, Buchhandlung, dem Antiquariat und dem Verlag, endlich durch die die Institute stützende ökonomische Abteilung.

Zur Richtschnur der pädagogischen Arbeit haben die von Auer besonders in seiner „Erziehungslehre“ dargelegten Grundsätze zu dienen, die in der „Erziehung zur christlichen Freiheit in der Liebe zu Gott“ gipfeln.

Nach alledem ist die Stiftung geeignet, allen den mannigfachen Ansätzen zur Rettung der Jugend für christliche Sitte und christlichen Geist im Cassianeum einen festen Organisationspunkt zu schaffen, von dem aus mit vereinten Kräften und in wohl überlegter einheitlicher Arbeit der große Kampf um die Jugend geführt werden kann. Daß die Stiftung in diesem Sinne immer noch mehr eine große pädagogische Zentrale werde, als es bisher schon das Cassianeum war, diesen Wunsch geben wir dem Segenswerke des reichen Arbeitslebens des verdienten „Onkel Ludwig“ mit auf den Weg!

[1]) „Die pädagogische Stiftung Cassianeum Donauwörth. Mitteilungen und Anregungen vom Stifter.“ Interessenten erhalten zur näheren Orientierung diese Broschüre auf Wunsch gratis vom Verlag der Auerschen Buchhandlung.

Münchener Kunstgewerbe.

Wer in seinem Leben damit zu tun gehabt hat, in das Milieu älterer Kirchen neue Ausstattungsgegenstände einzufügen, weiß, wie heikel ein solches Unternehmen ist, wieviel Takt und Kunsterfahrung dazu gehört, ganz besonders dann, wenn die Anforderungen der Neuzeit bisher ungewohnte Formen notwendig machen. Zu solchen Dingen gehören zum Beispiel Heizkörper, polizeilich vorschriftsmäßige Türen und anderes, ganz besonders aber auch die Gegenstände der Kirchenbeleuchtung. Heute bei der Herrschaft des elektrischen Lichtes erhebt dieses seine Ansprüche und beeinflußt die Formen, die sich doch anderseits den Bedingungen der Architektur unterzuordnen haben. Ein ganzes Heer von Schwierigkeiten entsteht auf diese Weise. Aber auch wo es gilt, nach alter Art bei der Kerzen- und Lampenbeleuchtung zu bleiben, gehört die richtige Wahl und Ausführung der Beleuchtungskörper zu den zahllosen Einzelheiten, die unscheinbar und nebensächlich aussehen und es doch keineswegs sind. Aus alter Zeit gibt es die wunderbarsten Vorbilder, von den riesigen Radleuchtern in Aachen, Hildesheim, Komburg an bis zu den naiv gearbeiteten schmiedeeisernen Wandarmen und Lichterträgern der Dorfkirchen. Unser neues, und speziell unser Münchener Kunstgewerbe hat es verstanden, die alte Höhe wieder zu erreichen. Für alte wie für neue Kirchen findet man jetzt Beleuchtungsgegenstände, die den subtilsten Ansprüchen gerecht werden. So kann zum Beispiel niemand der Münchener Firma Joseph Frohnsbeck bestreiten, daß sie in dieser Beziehung auf der Höhe steht. Wir sahen in ihren Werkstätten geradezu hervorragende Erzeugnisse solcher Art. Von geläutertem Geschmack zeugten unter anderem einige Wandleuchter mit einem, zwei, auch drei Armen, die einen für elektrisches Licht, andere für Kerzen bestimmt. Ausgeführt waren sie in Schmiedeeisen, auch in getriebener Arbeit, wobei der Eigenart des Materials, seiner reichen Reflexwirkung in reizvoller Art Rechnung getragen war. Die Standleuchter zeichneten sich durch schlichte und wirkungsvolle Anordnung der Lichter aus. Dazu kamen ewige Lampen und endlich mehrere prachtvoll gearbeitete große Hängeleuchter, deren Verschiedenheit, zum Teil an volkstümliche Motive anknüpfend und bis zur reichsten Durchführung ausgebildet, geradezu bewunderungswürdig war. Die Hofkunstschlosserei Joseph Frohnsbeck in München gehört auf diesem Gebiet offenbar zu den hervorragendsten und leistungsfähigsten.

Felix Hinzen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Schauspielhaus. Das Zeitalter der Gegenreformation übt auf die zeitgenössischen Dichterpersönlichkeiten Oesterreichs eine große Anziehung aus. Enrica von Handel-Mazzetti schenkte uns auf diesem Hintergrunde ihre bedeutendsten Romane, und nun tritt Karl Schönherr mit „Glaube und Heimat“, der Tragödie eines Volkes, hervor. Zweifellos gehört Schönherr zu den wenigen Zeitgenossen, denen die dramatische Form eine innere Notwendigkeit ist, während die meisten Bühnenautoren verkappte Epiker und Lyriker sind, die sich in heißem Bemühen ein Minimum dramatischer Handwerkslehre aneignen. Auf dem breiten Boden der Romandichtung ist es leichter möglich, Licht und Schatten in poetischer Gerechtigkeit zu verteilen, und doch hat man, wie in diesen Blättern aus berufenen Federn dargelegt wurde, die dichterischen Intentionen der Handel-Mazzetti da und dort mißverstanden. Auf der Bühne liegt diese Gefahr noch näher. Wohl sucht Schönherr platte kulturkämpferische Phrasen zu vermeiden (eine gewisse „antiklerikale“ Presse hat diese „Lücke“ mit lautem Geschrei doppelt und dreifach ausgefüllt), allein er steht mit tendenziösester Einseitigkeit auf der Seite der vertriebenen Protestanten, so daß es ihm nicht gelingen konnte, sich auch nur halbwegs zur Objektivität durchzuringen. Den Vertretern der beiden Konfessionen mangelt jede moralische Parität. Auf seiten des Katholizismus stehen der „Reiter des Kaisers“, ein Exekutivbeamter, für dessen Taten Höhere die Verantwortung tragen, ein bäuerlicher Spekulant, der die Gutshöfe der Vertriebenen billig aufkauft, und einige geistig nicht in Betracht kommende Bäuerinnen. Alle Größe ist auf der protestantischen Seite. Gewiß, der Kernpunkt des Dramas ist die aus allen Konflikten siegreich hervorgehende Ueberzeugungstreue. Stände auf der katholischen Seite statt der bloßen plumpen Macht und des von ihr beschirmten Geschäftssinnes die gleiche harte Ueberzeugungstreue, dann würde das Drama sich nicht nur zu einer gewissen Größe erheben, sondern liefe auch nicht Gefahr, als ödes antirömisches Kampfstück zu gelten und von der Los von Rom-Bewegung für sich in Beschlag genommen zu werden. Daß das Theater niemandem Anstoß gebe, fordert bereits Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie. Die literarisch-technischen Vorzüge des Dramas werden durch die einseitige Tendenz stark verdunkelt. Die knappe, echt dramatische Sprache, die uns sofort in medias res führt, und die Plastik und Lebenswärme seiner Charakteristik kann unter diesen Umständen nur peinliche Gefühle auslösen. Die Wiedergabe unter Stollbergs Regie war zumeist recht gut, wenn auch in vielen Gestalten mehr steckt, als die Darsteller herauszuholen wußten. Der Erfolg war ein starker. Für den abwesenden Dichter dankte Direktor Stollberg.

Die Calderongesellschaft zur Pflege der Bühnenkunst gab eine wohlgelungene Aufführung von Calderons reizvollem Lustspiel: „Wahre jeder sein Geheimnis“ in einer sehr sprachschönen Uebertragung des Freiherrn von Malsen. Die Fabel des Stückes ist einfach: sie handelt von einem Prinzen, der in heißer Leidenschaft um die Liebe einer Dame wirbt, aber schließlich verzichtet, als er sieht, daß sein Nebenbuhler begünstigt wird. Der poetische Reiz der liebenswürdigen Komödie liegt in dem Charme der graziös geführten komischen Szenen. Hofschauspieler Richard Stury hatte das Lustspiel mit Sorgfalt und Feingefühl einstudiert. Obwohl ihm diesmal nur die Bühne eines Konzertsaales zur Verfügung stand, gelang es ihm doch, den Grundton leichtflüssiger Eleganz zu wahren. Kunstmaler Schumacher hatte reizvolle Dekorationen geschaffen. Unter den Darstellern ragte Fräulein Freudhofer als Donna Anna hervor. Herr Gersten gestaltete den Prinzen mit bestem Geschmack; Fräulein Mauel bewährte sich als anmutige Prinzessin. Der Dienerrolle wußte Herr Böckel kraftvolle Komik abzugewinnen, auch die Dienerin des Fräulein Nero, die Herren Daurer (Don Cesar), Heckel (Don Arias) und Lutz (Don Felix) boten sehr anerkennenswerte Leistungen. Mit den Darstellern wurde auch Baron Malsen mehrfach hervorgerufen. Dem genußreichen Abend wohnten auch mehrere Mitglieder des königlichen Hauses bei.

Aus den Konzertsälen. Von Arnold Schönberg in Wien haben wir jüngst ein Sextett kennen gelernt, das sich gar nicht so revolutionär anhörte, wie man nach dem Ruf des Komponisten hatte erwarten müssen. An einem ganz seinem Schaffen gewidmeten Abend kam nur der Neutöner in ihm entsprechend zu Worte. Ganz besonders war dies in Klavierstücken der Fall, die Etta Werndorff opferfreudig exekutierte. Da wurde es selbst denen zu bunt, die alles neue beklatschen, und eine von Schönberg ungewollte Heiterkeit gewann unter dem Publikum die Oberhand. Ich vermag diese schrillen Disharmonien und wirren Tonfolgen nicht als Musik zu empfinden, möglich, daß sie ganz seriös gemeint sind. Diskutabler erschienen mir die Lieder, welche die Wiener Kammersängerin Gutheil-Schoder mit siegreicher Bewältigung aller Schwierigkeiten sang. Manches klingt allerdings den Ohren nicht unangenehm und man hat zuweilen den Eindruck, als kokettiere Herr Schönberg mit seinem Haß gegen den profanen Haufen. Das Rosé-Quartett spielte in seiner Art bewunderungswürdig zwei Streichquartette. Ich hörte nur op. 7 „in einem Satz“, der einige ganz hübsche Einfälle endlos fortspinnt

und schließlich an Disharmonien auch vielfach unleidliches bietet. Jedenfalls vermochte ich nicht den Eindruck zu gewinnen, daß Schönbergs Betreten neuer Bahnen einer Ueberfülle von Kraft entspränge. Gewiß auch ein Werk, wie Mahlers 4. Symphonie läßt sich von diesem oder jenem künstlerischen Standpunkt bekämpfen, allein es bleibt der Eindruck einer starken Persönlichkeit, was bei Schönberg trotz aller „Kühnheiten" der Harmonik sehr fraglich erscheint. Das Tonkünstlerorchester, das von Dr. Göhler-Leipzig geleitet war, wurde der Symphonie in fis-moll von L. van der Pals mit entschieden günstigerem Erfolge gerecht, als der Mahlerschen, in der Pali von der Osten von der Kasseler Hofbühne das Sopransolo stimmschön sang. Auch der Geiger Snöck verdient lebhafte Anerkennung. Gleichzeitig war in der Tonhalle unter Brills verdienstvoller Führung Volkssymphoniekonzert. Heydes klangschöne Wiedergabe des Violinkonzertes fand stärksten Beifall. Das ganz Beethoven gewidmete Programm bot noch die Prometheusmusik und die 2. Symphonie. Auch in dem Volkssymphoniekonzert der Vorwoche, das Werke von Mozart, Beethoven und Weber brachte, stand auf künstlerischer Höhe. Als Solistin bewährte sich die ausgezeichnete Pianistin Hirzel-Langenhan. Hermann Gura veranstaltete einen leider wenig besuchten musikalischen Märchenabend. Der poesievolle Vortrag des geschmackvollen Sängers erzielte wieder sehr starke, künstlerische Eindrücke. Am gleichen Abend gab José Vianna da Motta einen Chopinabend. Der Pianist bewährte wieder seine brillante Technik und sein ungewöhnliches Gestaltungsvermögen. Der Pianist Gabrilowitsch debütierte als Dirigent, indem er mit dem Konzertvereinsorchester Werke von Tschaikowsky, Glinka und Borodin zur Aufführung brachte; durchwegs temperamentvolle Musik, die unter der schlichten, aber rassigen Leitung sich sehr wirksam erwies. Jedenfalls hat der große Klavierkünstler auch zur Orchesterleitung eine schöne Begabung.

Verschiedenes aus aller Welt. „Lanzelot", Drama von Eduard Stucken, hatte im Berliner Kammerspielhaus einen künstlerischen Erfolg. Wie in seinem in München uraufgeführten „Gawân" schöpft der Dichter seinen Stoff aus den Gralsromanen des 13. Jahrhunderts, übertrifft aber nach Berichten an Kunst des Aufbaus, an Farbenreichtum der eigenartigen Verse und an Stimmungsgehalt das erste Werk. Lanzelot, der edle Ritter von König Artus Tafelrunde, ist durch ein Verhängnis zwischen zwei Frauen gestellt, von denen die eine die leibhaftige schöne Sünde, die andere die verkörperte Hingabe des reinen weiblichen Gefühls ist. — In Paris fand die Uraufführung von Massenets Oper „Don Quichotte" statt. Das Publikum war für die leichtflüssige, angenehm ins Ohr gehende Melodik sehr dankbar. Der Wert der Musik wird von der Kritik nicht allzu hoch bemessen, doch überrage sie Massenets letzte Opern „Ariadne" und „Bacchus" bedeutend. Das Libretto ist im Grunde eine Versündigung an Cervantes. Der Ritter von der traurigen Gestalt ist in der Oper ein Weltverbesserer, der Liebe und Güte in Tolstoischen Wendungen preist. — Der greise Camille Saint-Saëns hat eine neue Oper geschrieben. „Deianina" wird in Monte Carlo uraufgeführt werden. — Die Geschäftslage der „Großen Oper" in Paris wird als sehr ungünstig bezeichnet. — In Amsterdam hatte die Urpremiere eines neuen Stückes von Hermann Heijermans großen Erfolg. Das Werk, welches den sonderbaren Titel: „Zwieback mit Zuckererbsen" führt, spielt in Schichten, in denen edlere Gesinnung durch ständige Geldnot erstickt ist. Der Autor hat sich jedoch nach Berichten wieder als unübertroffener Meister in der Schaffung kleiner Mosaikbilder bewährt. — In Altona gefiel „Paul", ein Lustspiel von Karl Müller-Rastatt. „Paul" ist der Spitzname einer etwas emanzipationslüsternen Dame, die durch ihre Lehren vorübergehend das Eheglück einer Freundin trübt. — „Gräfin Katharina", ein kleines historisches Drama von Rudolf Genée hatte auf dem Boden, auf dem seine Handlung spielt, im Hoftheater zu Rudolstadt lebhaften Erfolg. Heldin des Stückes ist jene Schwarzburgische Regentin, die sich dem Herzog Alba mutvoll in den Weg stellte und diesen bewog, ihr Ländchen vor den Kriegswirren zu verschonen. — In dem amtlichen Blatt des Bühnenvereins lesen wir folgende beherzigenswerte Ausführungen: „Warum müssen wir jeden Schmarren genießen, der in irgend einem Pariser Winkeltheater vor einem Auditorium von Kokotten und Lebemännern aus der Taufe gehoben wurde? .... Ein Stück, das aus Frankreich, England, Spanien, Italien, Skandinavien, neuerdings auch aus Ungarn zu uns kommt, hat bei den Bühnenleitern und dem Publikum gewissermaßen einen Freibrief."

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die erste Woche des neuen Jahres hat den erwarteten Hoffnungen in bezug auf Börse und Industrie nicht entsprochen. Seit Jahresschluss machte sich eine derart grosse Verkaufslust an der Berliner Börse, besonders am Montanaktienmarkt bemerkbar, dass scharfe Kurseinbussen bei heftigem Verkaufsandrang unausbleiblich waren. Man konnte sich die richtigen Motive dieser raschen Tendenzumstimmung nicht erklären. Jedenfalls wirkt der bereits wiederholt signalisierte Umstand sicherlich mit, dass die Spekulation sich seither zuviel mit fremdem Gelde behalf, und besonders grosse Engagements in nicht seriösen Händen lagen. Die nun inzwischen eingetretene luftreinigende Säuberung von derartigen schwachen Effektenpositionen wird sicherlich dem derzeit zum Teil gedrückten Kursniveau verschiedener Aktienwerte bald wiederum zugute kommen. Jedoch auch sachlich und im Hinblick auf die Entwicklung der Montanindustrie ist die eingetretene Kursreduktion dieser Werte vollkommen gerechtfertigt. Das neue Jahr brachte vielfach enttäuschte Berichte über die industrielle Lage einzelner Bezirke, z. B. über die rheinisch-westfälische Industriezentrale. Es ist daraus ersichtlich, dass Fabrikation und Konsum noch immer nicht im gewünschten Einklang stehen, und besonders wirkt bereits äusserst hemmend die Unsicherheit bezüglich der bevorstehenden Kämpfe um die verschiedenen Syndikatserneuerungen. Die Hoffnungen auf ein gebessertes Frühjahrsgeschäft sind daher auch geringe, und die gesamte zukünftige Gestaltung der deutschen Montanindustrie findet momentan eine pessimistischere Beurteilung. Anderseits hat es jedoch den Anschein, dass speziell unter dem Druck dieser, alles beherrschenden Syndikatserneuerungen diese ungünstige Meinung von den Grossindustiellen absichtlich zu grau geschildert wird, um die Outsiders eher mürbe zu bekommen. Die vielfachen Preisunterbietungen in einzelnen Eisensorten, auch am Kohlenmarkt, lassen gleichfalls diese Meinung zu. Denn dass Deutschlands Industrie trotzdem unentwegt die gleich gute geblieben ist und stets vorwärts schreitend sich ausbreitet, beweist die Entwicklung der elektrischen und chemischen Branche und der Maschinenindustrie. Auch fast alle Jahresberichte der wirtschaftlichen Korporationen, wie der Handelskammern stellen den Fortgang von Deutschlands Handel und Industrie sowie der gesamten deutschen Wirtschaftslage ein gutes Prognostikon. Die günstigeren Verhältnisse der Neuyorker Effektenbörse finden nur geringe Beachtung. Grössere Aufmerksamkeit schenkte man aus begreiflichen Gründen der Entwicklung des Geldmarktes. Man sah mit gewissem Unbehagen den allgemein erwarteten grossen Ansprüchen zum Jahreswechsel an allen Quellen des Geldmarktes entgegen. Die deutsche Reichsbank hatte denn auch grosse Anforderungen zu erfüllen, und von Industrie, Handel und Börse sind die Mittel unserer Reichsbank gewaltig investiert worden. Auch das Reich selbst hatte die Bank durch Diskontierung von Reichsschatz-Anweisungen erheblich in Anspruch genommen. Diese starken Geldbedürfnisse sind allgemein erwartet worden, und es ist eine stets wiederkehrende Tatsache, dass anschliessend ein grösserer Rückfluss dieser Geldmittel vor sich geht. Schon wenige Tage später standen dem offenen Markte neuerdings bedeutende Geldmittel zur Verfügung. Besonders die starke Nachfrage nach Wechseln am Markte seitens der Versicherungs- und Hypotheken-Institute, ferner des Auslandes hatten zur Folge, dass sich der Privatdiskontsatz um ein halbes Prozent ermässigen konnte. Auch die ausländischen Zentralnotenbanken berichten von ähnlich günstigen monitären Verhältnissen. Die Bank von England wird ihren offiziellen Satz voraussichtlich in Bälde ermässigen können. Ob die Reichsbank diesem Beispiel folgen kann und wird, hängt vor allem von der Höhe der Rückflüsse und einer kräftigeren Besserung des Status ab; jedenfalls wird vor Ende dieses Monats an eine Ermässigung des Reichsbanksatzes nicht zu denken sein. Bei der gebesserten Geldmarktlage bestand auch weiterhin gute Nachfrage für Anlagewerte, sowohl heimische wie fremde Fonds. Die zur Emission gelangende 250 Millionen Goldkronenrente Ungarns zum Kurse von $91\frac{3}{4}$ wird unter diesen günstigen Verhältnissen aller Voraussicht nach einen glänzenden Erfolg bringen. Für die Pfandbriefwerte unserer Hypothekeninstitute konnte sich gleichfalls eine grosse Kauflust etablieren.

M. Weber.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 3. München, 21. Januar 1911. VIII. Jahrgang.

Vierzig Jahre Kaiser und Reich.

Von

Kurt von Blankenau.

Am 18. Januar 1871 wurde in Versailles das neue Kaiserreich feierlich verkündet und in aller Form begründet. Der goldenen Hochzeit, welche die deutschen Staaten und Stämme im Jahre 1921 feiern werden, greift man gewiß nicht ungebührlich vor, wenn man den vierzigjährigen Gedenktag mit einem Rückblick begeht. Dem letzteren kann man ja statt des Hurragetöses den Charakter einer Gewissenserforschung geben.

Die Erfahrung von vier Jahrzehnten hat gezeigt, daß die Verfassung des neuen Reiches gut gelungen war. Bismarck hat darin ein Meisterstück seiner Staatskunst geleistet, um sogleich nachher den argen Mißgriff des Kulturkampfes zu machen. Die Verfassung hat sich bewährt; an ihren Grundlagen ist in den 40 Jahren nichts Wesentliches zu ändern gewesen. Die Ausdehnung der Reichskompetenz auf das ganze bürgerliche Recht war die wichtigste Verfassungsänderung, und mit dieser Maßnahme haben sich auch die sog. Partikularisten gut und gerne abgefunden, da sie uns schließlich das Bürgerliche Gesetzbuch beschert hat.

Die Gewährung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechtes an die neuen Reichsbürger war ein kühner Schritt des Fürsten Bismarck; das „demokratische" Wahlrecht hat uns auch gewisse Zuckungen gebracht und bereitet angesichts des Wachstums der Sozialdemokratie auch heute noch manche Sorgen. Aber der Segen ist doch überwiegend, so daß an die Abschaffung dieser Grundlage der sozialpolitischen Einsicht und Fürsorge, die hoffentlich auch den Ausgleich zwischen den Klassen und Ständen begründen helfen wird, nicht mehr zu denken ist. Die vor 40 Jahren vielfach bestehende Furcht vor einer Auffaugung der einzelstaatlichen Selbständigkeit und einer „Verpreußung" des ganzen Reiches ist mehr und mehr geschwunden, namentlich seit der Zeit, als der zentralisierende Liberalismus durch das föderalistisch-friedliche Zentrum aus seiner Vormachtstellung verdrängt wurde.

Die Verfassung von 1871 hat sich also bewährt. Haben auch die Parteien im Dienste des neuen Reiches sich bewährt? Da stehen wir vor der sonderbaren Erscheinung, daß gerade der Liberalismus, der bei der Begründung des Reiches die „regierende Mehrheit" bildete, jetzt im Schatten der Reichsverdrossenheit sitzt. Verdrossenheit ist noch eine milde Zensur. Der größte Teil des Liberalismus ist von der früheren Rolle des Erbpächters der „nationalen" Gesinnung hinabgesunken zur Bundesgenossenschaft mit der Sozialdemokratie, die nicht bloß dem Reiche, sondern auch dem Staate und der ganzen gesellschaftlichen Ordnung, ja dem Nationalbewußtsein überhaupt in offener Feindseligkeit gegenübersteht. Diese Entwicklung erklärt sich nur aus dem Uebermaße von Eigenliebe und Herrschsucht bei diesen Leuten, welche die „Freiheit" im Munde führen, um durchaus ein Prokrustesbett für die abweichenden Anschauungen und Interessen zu machen.

In dem ersten Jahre nach Gründung des Reiches hatte der Liberalismus die unbestrittene Vorherrschaft in den Parlamenten und benützte sie zu jenem unseligen Kulturkampf, der den Einheitsgedanken in die allergrößte Gefahr brachte. Mit dem Jahr 1879, dem Eintreten des Zentrums für die Wirtschaftsreform, kam die Herrschaft des Liberalismus auf den absteigenden Ast. Der Versuch, mittels der Kartellpolitik den Liberalismus wieder maßgebend zu machen, scheiterte nach drei Jahren, bei den Wahlen von 1890. Der wiederholte Versuch, mittels der Bülowschen Blockpolitik, scheiterte schon nach zwei Jahren, in der parlamentarischen Katastrophe von 1909. In der Zwischenzeit hatte eine Regierung, die über den Parteien stand, mittels des freien Spiels aller wohlmeinenden Kräfte die größten Errungenschaften der Reichspolitik durchgesetzt.

Die bewährte Arbeitsgemeinschaft ohne Ausschaltung oder sonstige Vergewaltigung politischer Parteien war und ist die natürliche und selbstverständliche „Forderung des Tages". Der Liberalismus sträubt sich aber noch hartnäckig dagegen, daß er wieder in Reih und Glied, ohne Vorrecht und Extralohn, in die Arbeitskolonne treten soll. Er will erst per fas und nefas das Wahlglück versuchen und denkt mit sozialdemokratischer Hilfe die Regierung zur Kapitulation vor seiner Herrschsucht zwingen zu können. Das ist der Schatten, der auf die vierzigjährige Gedenkfeier fällt. Die aus der sozialdemokratischen Volksverführung resultierende Gefahr wird in der bedauerlichsten Weise verschärft durch die liberale Haß- und Hetzpolitik, die in der Großblockirrung ausläuft.

Alle Parteien haben ihre Fehler und Schwächen. Jede wird bei einem Rückblick auf 40 Jahre sich sagen müssen: Das und das hättest du klüger anfangen, besser machen können! Wir wollen die Rechte und das Zentrum nicht in den Engelstand heben, aber wir dürfen feststellen, daß sie die Mitarbeit an den Aufgaben des Reichs und des Staates niemals aus Eigensinn oder Eigennutz derartig verweigert und mit der Umsturzpartei in der Weise gemeinsame Sache gemacht haben, wie es jetzt der Liberalismus tut. Bei dieser soliden Arbeitspolitik wollen wir auch in Zukunft bleiben. Das wird für das Reich das beste Jubiläumsgeschenk und nebenbei auch für unsere Sache die beste Taktik sein.

Die Erinnerung an die Ereignisse vor 40 Jahren erhält einen herben Beigeschmack, wenn wir sehen, daß auch heute wieder für einen Kulturkampf agitiert und demonstriert wird, ähnlich wie zu Beginn der siebziger Jahre. Damals sollte das Unfehlbarkeitsdogma, das den Staat und die Andersgläubigen nichts anging, den Vorwand zu einem Vernichtungskampf gegen Rom und den Katholizismus geben. Jetzt will man aus den Kundgebungen und Maßregeln, die das Oberhaupt der katholischen Kirche für die Abwehr modernistischer Irrlehren und für die Wahrung der Glaubensreinheit und Glaubenseinheit für nötig erachtet, den Anlaß nehmen, um den Katholizismus in Deutschland von außen zu bedrücken und von innen heraus zu revoltieren. Die Regierung verhält sich noch ablehnend gegen die liberalen Kulturkampfgelüste. Aber die katholischen Wähler werden sich den Ernst der Lage und die Gefahren der Zukunft nicht verhehlen und alle Kraft einsetzen, um die verbündeten liberalen und sozialdemokratischen Kulturkämpfer niederzuhalten.

Der nationalen Eintracht und der Wohlfahrt des Reiches wird am besten gedient, wenn alle Bürger, die auf christlichem und friedlichem Boden stehen, zu der Arbeitsgemeinschaft auch noch eine Wahlfreundschaft fügen, damit das Reich über die Klippe der diesjährigen Wahlen gut hinwegkommt. Gegen den offenen und den verkappten, gegen den politischen und den religiösen Umsturz! Das ist die zeitgemäße Parole zum fünften Reichsjahrzehnt

Wissenschaft und Objektivität.

Von Universitätsprofessor Dr. J. Sägmüller, Tübingen.

Mit vollem Rechte spricht sich Professor Seitz in der „Allgemeinen Rundschau" 1911, Nr. 1 (S. 5 ff.) gegen Dr. Adams Ausführungen und Forderungen bezüglich des Modernisteneides in der „Wahrheit" (Nr. 6, 1910) aus. Dr. Adam fordert im Einklang mit Dr. Wurm, es möge der Apostolische Stuhl noch eine exegetische Erklärung zur erweiterten Professio fidei geben, dahin gehend, daß dadurch die Rechte der historisch-kritischen Methode auf dem Gebiete der katholischen Theologie nicht gemindert werden wollen. Das Wesen aber der historisch-kritischen Methode wird von Adam nach Seitz dahin umschrieben:

„Der objektive, exakt wissenschaftliche Forscher muß vor allem sich hüten ‚vor der Beeinflussung der Quellenauffassung durch die persönliche Ideen- und Empfindungswelt', auch durch die religiöse und theologische und deren subjektive Werturteile, z. B. in der ‚Darstellung der Lutherzeit' und in der natürlichen Glaubensbegründung und Apologetik. ‚Seinen persönlichen Ueberzeugungen darf er kein bestimmendes Eingreifen in den Forschungsprozeß gestatten, sondern nur eine dienende Einfühlung', d. h. eine voraussetzungslose Verwertung ‚als Vorstellungen, die er sozusagen probeweise neben Dutzende anderer Erklärungsmöglichkeiten an die Quellen anlegt, ob sie etwa von diesen gefordert werden', ohne sich indes ihnen aufzudrängen."

Was darauf vom Standpunkt der Psychologie und des Dogmas aus zu bemerken, und was demgemäß gegen die Forderung einer autoritativen Exegese zur erweiterten Professio fidei zu sagen ist, das hat Seitz bestens besorgt, bzw. hat er die Forderung Adams in gut begründeter Weise abgelehnt. Wir möchten etwas anderes betonen und fragen: Wo in aller Welt besteht diese Wissenschaft, vor allem diese rein objektive, historische Wissenschaft, von der Adam redet? Sie besteht tatsächlich nicht und kann tatsächlich nicht bestehen.

Es wäre etwas Leichtes, Dutzende von Bekenntnissen von Männern der Wissenschaft anzuführen, die bestimmt besagen, daß es unter Menschen keine reine Objektivität gibt. Hören wir nur Harnack (Das Wesen des Christentums, 1. Auflage, 1900, S. 11 f.):

„Zum Schlusse lassen Sie mich noch einen wichtigen Punkt berühren: Absolute Urteile vermögen wir in der Geschichte nicht zu fällen. Dies ist eine Einsicht, die uns heute — ich sage mit Absicht: heute — deutlich und unumstößlich ist. Die Geschichte kann nur zeigen, wie es gewesen ist, und auch, wo wir das Geschehene durchleuchten, zusammenfassen und beurteilen, dürfen wir uns nicht anmaßen, absolute Werturteile als Ergebnisse reiner geschichtlicher Betrachtung abstrahieren zu können. Solche schafft immer nur die Empfindung und der Wille; sie sind eine subjektive Tat. Die Verwechslung, als könnte die Erkenntnis sie erzeugen, stammt aus jener langen Epoche, in der man vom Wissen und der Wissenschaft alles erwartete, in der man glaubte, man könne diese so ausdehnen, daß sie alle Bedürfnisse des Geistes und des Herzens umspannt und befriedigt. Das vermag sie nicht. Zentnerschwer fällt diese Einsicht in manchen Stunden heißer Arbeit auf unsere Seele und doch — wie verzweifelt stände es um die Menschheit, wenn der höhere Friede, nach dem sie verlangt, und die Klarheit, Sicherheit und Kraft, um die sie ringt, abhängig wären von dem Maße des Wissens und der Erkenntnis!"

So der „Alte vom Berge". Also auf jeder, immer wieder nötigen Etappe des Durchleuchtens und Zusammenfassens des induktiv Zusammengetragenen spricht das Herz mit. Selbst beim Naturforscher bei Statuierung seines „Naturgesetzes" nach dem zehntausendsten Fall. Er will jetzt endlich schließen. Vielleicht rutscht sein Gesetz schon beim nächsten Fall zusammen. Und wir katholische Forscher sollten uns selbst Lasten aufbürden, die andere schließlich doch auch nicht aufheben, sollten uns selbst Ruten binden, damit die „Wissenschaftler" noch mehr auf uns einhauen könnten, anstatt auch sich selbst die verdienten Hiebe zu applizieren.

Und zudem lese ich im heutigen Brevier: Sapientiam autem loquimur inter perfectos: Sapientiam vero non huius saeculi, neque principum huius saeculi, qui destruuntur: sed loquimur Dei sapientiam in mysterio, quae abscondita est." (Ad Corinth. I. c. 2, v. 6 sq.) „Wir lehren Weisheit unter den Vollkommenen. Aber nicht Weisheit dieser Welt, noch der Fürsten dieser Welt, die zu nichte werden. Sondern wir lehren Gottes Weisheit, die geheimnisvolle, verborgene." (1 Kor. 2, 6 f.) Wer will auch nur den 1. Vers im 1. Kapitel des Johannesevangeliums rein wissenschaftlich auslegen oder das Wort: Hoc est corpus meum? Man muß uns katholische Theologen nun einmal nehmen, wie wir sind, und darf uns nicht nach Einfällen formen. Trefflich schrieb vor 100 Jahren der berühmte Historiker Westenrieder (Geschichte der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 2, 1807, Vorrede):

„In Betreff der dogmatischen Theologie muß erinnert werden, daß es in Ländern, wo die Regierungen konsequent oder sach- und schlußrichtig zu Werke gingen, den katholischen Professoren zur strengsten Pflicht (und mit vollem Recht) gemacht wurde, buchstäblich das, wofür sie zu Professoren angestellt und wofür sie auch bezahlt wurden, das katholische Glaubensdogma nämlich (und nicht etwa Privateinfälle und Meinungen) zu lehren und zu empfehlen, und daß demnach den katholischen Dogmatikern allerdings ihr unabänderlicher Kanon festgestellt blieb, bei welchen es ihnen keineswegs freigestellt sein könnte, dem zur großen Mode gewordenen ganz und gar unbedingten Exegesieren nachzuhängen, dabei nach eigenem persönlichen Dünkel zu erklären und auszumerzen und zuletzt, anstatt der Lehre Jesu Christi und der Apostel einen nackten Deismus herbei zu exegesieren. Will man das Festhalten der Katholiken auf ihrem Dogma einen Stillstand der Begriffe und die Weise der Protestanten nach der (ihnen allerdings eigenen) Freiheit zu meinen, Fortschritte in der theologischen Literatur nennen, will man sich solcher Fortschritte wegen für aufgeklärter, verständiger, besser und dagegen die katholischen Professoren, welche als solche ihre Schuldigkeit tun, für Obskuranten halten und ihre Schulen verächtlich machen (wie man denn gerade in unseren Tagen eine höchst auffallende Parteilichkeit, Unduldsamkeit und Proselytenmacherei an nicht wenigen Protestanten wahrnehmen will): so hat man bei einem solchen unzeitigen Getriebe die Besinnung schon so weit verloren, daß man nicht mehr sieht, wie man durch Verachten, Herabwürdigen und Verdrängen der katholischen Gelehrten buchstäblich wieder die Beschaffenheit der Schmalkaldischen Zeiten mit einem blinden Mutwillen herbeiführe und daß man die jetzt unendlich duldsameren Katholiken wieder wie ehemals nötigen wolle, ihr altes Lied: ‚Tritt mich nicht! Ich leid sein nicht', anzustimmen."

Das ist es! Wir katholischen Theologieprofessoren bestehen in dem gegenwärtig rasenden Orkan, der leider auch noch von kurzsichtigen Katholiken angeblasen wird, nicht auf kärglich zugebilligter Gnade, sondern auf unserem verfassungsmäßig verbrieften Recht der Parität.

Vom Antimodernisteneid.

Von P. Ernst.

Merkwürdig, daß gerade die religiös liberalen Blätter und ungläubige Professoren und Politiker am meisten sich mit dem Modernisteneid beschäftigen. Toleranz erfordert doch sogar, daß man erträgt, was sich aus den Lehren einer anderen Konfession ergibt, und Ertragen setzt irgend eine Belästigung voraus. So etwas kommt aber beim Antimodernisteneid nicht einmal in Frage. Denn wen in aller Welt hat der Antimodernisteneid auf der Gegenseite auch nur im geringsten belästigt? Toleranz wird also doch noch viel mehr stillschweigend vorübergehen, wo es sich um eine ganz interne Angelegenheit einer Konfession handelt, die niemand sonst belästigt, niemand sonst etwas angeht. Die wirklich durch den Eid getroffenen sind doch höchstens die paar Geistlichen, die geglaubt haben, den Eid nicht leisten zu können. Statt des begreiflichen Widerstandes von dieser Seite hören wir aber das Geschrei auf der ganzen Linie derer, die der Eid überhaupt nichts angeht.

Ja, es ist eine eigene Sache um die „Toleranz" derer, die sie beständig im Munde führen und sich nicht genug ereifern können über die Intoleranz der katholischen Kirche. Schaut irgend ein politischer Vorteil dabei heraus, so hetzt eine gewisse von „Toleranz" triefende Presse mit allen Mitteln; glaubt man irgendwie der katholischen Kirche Abbruch tun zu können, dann lebe wohl, vielgepriesene Toleranz!

Und schließlich hat der Antimodernisteneid an dem bisherigen Stande der Dinge überhaupt nichts geändert, er hat keinen katholischer gemacht, als er schon war. Was da an dogmatischen Wahrheiten beschworen werden mußte, war und ist ja ohnehin jeder Katholik zu glauben verpflichtet.

Eine Weiterführung der katholischen Lehre liegt höchstens in dem Wörtchen „atque demonstrari", wie die Erklärung der Paderborner theologischen Fakultät bemerkte. Aber diese Weiter-

führung ist eine so einfache Konsequenz aus dem Vorhergehenden, daß auch ohne den Eid kein Katholik sie ablehnen kann. Auch die im Eide erwähnten Disziplinarvorschriften muß jeder als zu Recht bestehend anerkennen. In der Auffassung, welche Prälat Heiner in seiner bekannten Broschüre und in der „Allgemeinen Rundschau" als sachverständiger Jurist vertreten hat, bietet der Inhalt des Antimodernisteneides für den Katholiken doch keine ernste Schwierigkeit.

Daß die Universitätsprofessoren von der Verpflichtung der Eidablegung entbunden worden sind, lassen die besonderen Umstände als begreiflich erscheinen, und wir hätten die nämliche Dispens gern auch jenen ordentlichen und besonders außerordentlichen Professoren und Privatdozenten gegönnt, die seelsorgliche Tätigkeit ausüben. Denn die nämlichen Rücksichten gelten ja auch für sie, und für sie, die aus pekuniären Rücksichten ihre seelsorglichen Arbeiten nicht niederlegen konnten, vielleicht noch mehr als für die schon in fester Stellung lebenden. Der Verzicht auf den Eid bedeutet ja keineswegs einen Verzicht auf die Rechtgläubigkeit jener Professoren, und es wäre eine unverantwortliche Beschuldigung, wenn man Konsequenzen nach dieser Richtung hin ziehen wollte. Wenn liberale Zeitungen dergleichen Andeutungen mehr oder minder versteckt versuchen, so fällt das nicht aus dem Rahmen ihres bekannten Systems, aber das katholische Volk soll man nötigenfalls über die Unrechtmäßigkeit einer solchen Anschuldigung aufklären. Das ist doch nur zu klar, daß die Kirche von einem Lehrer der Theologie mindestens die nämliche Gewähr der Rechtgläubigkeit haben muß wie von einem Seelsorger.

Aber nun ist der „Deutsche Hochschullehrertag" über den Antimodernisteneid gekommen! Und wie! Der Ausschuß ist „zu der Ansicht gelangt, daß diejenigen Mitglieder akademischer Lehrkörper, welche den Antimodernisteneid geleistet haben, nicht Mitglieder dieser Vereinigung sein können, weil sie damit den Verzicht auf unabhängige Erkenntnis der Wahrheit und Betätigung ihrer wissenschaftlichen Ueberzeugung ausgesprochen und so den Anspruch auf die Ehrenstellung eines unabhängigen Forschers verwirkt haben".

Und wenn nun doch einmal solch ein „nicht unabhängiger Forscher" in der Wissenschaft mehr leistet, als der ganze unterschreibende Ausschuß zusammengenommen? Das soll ja vorkommen, obwohl wir die wissenschaftliche Bedeutung mancher der unterschreibenden Gelehrten gewiß nicht in Abrede stellen wollen. Hilft nichts! Er hat den „Anspruch auf die Ehrenstellung eines unabhängigen Forschers verwirkt", er ist nicht würdig, an der Seite jener „toleranten" Herren ein und dem nämlichen Vereine anzugehören. Ein Kepler z. B. würde heute zu diesen Unwürdigen gehören.

„Sprüche", nichts als „Sprüche"! Irren wir nicht, so hat einer der unterschreibenden Herren in der bekannten Ferrersache sein unabhängiges Forscherlicht derart hereingelegt, wie es einem Primaner nicht hätte passieren dürfen, und daß er selbst sich dessen heute wohl schämt. Solche Leute täten besser daran, die Tatsachen voraussetzungsloser und objektiver zu betrachten, auch wenn das rote Tuch des Katholizismus sie täuschen will, als zu Richtern über die Wissenschaftlichkeit anderer sich aufzuwerfen.

Ueberhaupt ist neben der Toleranz auch die „voraussetzungslose Wissenschaft" eine von den Merkwürdigkeiten, die nicht jeder Sterbliche versteht. Man beobachtet z. B. die Tatsache, daß ein „voraussetzungsloser" französischer Geschichtsforscher über deutsche Geschichte ganz andere Urteile fällt, als ein ebenso voraussetzungsloser deutscher Geschichtsschreiber. Unser Laienverstand folgert daraus die Tatsache, daß trotz aller Voraussetzungslosigkeit der nationale Standpunkt eine weittragende Wirkung auf das Urteil dieser Männer ausübt. Wenn nun voraussetzungslose Forscher, sogar voraussetzungslose deutsche Hochschullehrer, der nationalen Stellung, der Zufälligkeit, daß sie in einem deutschen Dorfe geboren sind, einen so großen Einfluß auf die Wissenschaft einräumen, dann sollten sie doch keinen Stein auf die Katholiken werfen, wenn diese ihre religiöse Ueberzeugung, die Gott sei Dank auf etwas soliderer Basis ruht als jene auf der Zufälligkeit des Geburtsortes aufbauende Stellungnahme, auch als Gegengewicht in die Wagschale werfen wollen. Wie diese religiöse Ueberzeugung wirkt, und wie wahres wissenschaftliches Forschen sich damit vereinigen läßt, das ist in den letzten Jahren oft genug dargelegt worden, wird aber wohl niemals diejenigen überzeugen, die auf gänzlich verschiedener Grundanschauung ihre Tätigkeit aufbauen und darum vielleicht zuweilen nur schwer sehen können und oft auch nicht sehen wollen.

Mögen sie bei ihrer Ueberzeugung bleiben; aber sie sollen auch die Ueberzeugung anderer achten, und sie sollen wahre Wissenschaftlichkeit nicht nur im Munde führen, sondern auch in die Tat übersetzen. Wahre Wissenschaftlichkeit aber erfordert nicht „Sprüche", Redensarten, sondern vor allem die Würdigung der Tatsachen. Tatsache aber ist es, daß sogenannte „nicht unabhängige Forscher", die mit ganzer Seele der katholischen Kirche anhingen, in der Wissenschaft Glänzendes geleistet haben und noch leisten. Die Tatsache nicht berücksichtigen, ist unwissenschaftlich, und Forscher wie Kepler und eine lange Reihe anderer seiner Gesellschaft für unwürdig erachten, ist bemitleidenswerte Ueberhebung, besonders wenn man daneben dann noch solche Proben von „Wissenschaft" ablegt, wie einer der Herren vom Ausschuß in der Ferrersache es für geraten fand.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Wiederbeginn der Berliner Parlamentsarbeiten.

Die Offiziösen verkünden soeben, was unbefangene Beobachter sich selbst gesagt hatten: Daß die Regierung nicht an eine frühzeitige Auflösung des Reichstags denke und auf die Erledigung der schwebenden Arbeiten mehr bedacht sei, als auf Wahlspekulationen. In der Tat liegt noch ein großer und lohnender Arbeitsstoff vor. Es scheint aber, als ob um so mehr auf der Linken die groben und freien Obstruktionsgelüste hervorträten.

Im preußischen Abgeordnetenhause, das durch eine trockene, aber inhaltreiche Thronrede eröffnet war, haben die Sozialdemokraten ohne sachlichen Grund die Präsidentenwahl durch einfachen Zuruf unmöglich gemacht. Die Vertagung der Wahl wegen Beschlußunfähigkeit brachte freilich nicht allzuviel Zeitverlust, da man alsbald in die allgemeine Etatsberatung eintrat. Zu gleicher Zeit trat leider im Reichstage die Beschlußunfähigkeit hervor bei einer Abstimmung über die Straffreiheit des Bettelns aus unverschuldeter Not; doch gelang es auch hier, ohne beträchtlichen Zeitverlust die zweite Beratung der sog. kleineren Strafrechtsreform fortzuführen. Mehr Zeitverlust brachte die agitatorische Interpellation der Fortschrittspartei wegen der Zündholzsteuer. An die Wiederaufhebung dieser Steuer kann kein vernünftiger Politiker denken. Das Publikum, das diese verhältnismäßig kleine Belastung im Anfang unangenehm empfunden haben mag und durch die bekannte Hetze noch künstlich aufgeregt wurde, beginnt sich allmählich mit der Sache abzufinden. Der Abhilfe bedürftig sind nur die Schäden, welche für einen Teil der Betriebe und der betreffenden Arbeiter sich ergeben haben. Die mißlichen Nebenwirkungen dieses Steuergesetzes nach besten Kräften einzuschränken, sind die Regierungen und die Reichstagsmehrheit entschlossen. Es lag also gar kein sachlicher Grund vor, diese Angelegenheit auf dem beschleunigten Wege einer Interpellation anzuschneiden. Bei der Etatsberatung ließ sich alles sagen und erstreben, was am Platze war. Aber die Steuerhetzer brauchten das „Zündhölzchen des armen Mannes", um das Feuerchen der Unzufriedenheit, woran sie ihr Parteisüppchen zu kochen gedenken, von neuem in Flammen zu setzen. Wenn die Linke so weiter vorgehen will, werden die positiven Parteien um eine schärfere Anwendung des Paragraphen über den Debatteschluß nicht herumkommen.

Der preußischen Thronrede ist von der Linken besonders zum Vorwurf gemacht worden, daß sie nichts über die Wahlreform enthalte. Die Offiziösen antworten, daß die Parteiverhältnisse im Landtage sich seit dem Scheitern der Wahlrechtsvorlage im vorigen Jahr nicht geändert hätten, also ein Erfolg eines neuen Versuches nicht zu erwarten sei. Das trifft nicht ganz zu, da ein Erfolg wohl möglich wäre, wenn die Regierung voll und ganz auf dem Boden des bekannten Kompromisses von Zentrum und Konservativen treten, also die nationalliberale Sonderwünsche links liegen lassen wollte. Aber sie hatte sich nun einmal durch ihr Streben nach Versöhnung der nationalliberalen Partei auf den Antrag Schorlemer festgelegt, und sie kann vor den Reichstagswahlen sich kaum selber korrigieren, ohne die ganze „Sammlungspolitik" zu gefährden. In die Ver-

tagung der preußischen Wahlreform wird man sich also fügen müssen. Es geht um so leichter, als das Ergebnis bei längerem Zuwarten vermutlich nicht schlecht werden wird. In der Agitation zur Reichstagswahl wird diese Landesfrage trotz aller Agitation nicht eine Hauptrolle spielen.

Viel wichtiger sind unseres Erachtens die Ansätze zum **Kulturkampf**, die neuerdings sowohl im Reichstage als im preußischen Abgeordnetenhause aus liberalen Reden zutage treten. Im Abgeordnetenhause benützte der nationalliberale Führer den Antimodernisteneid zu einem Vorstoß gegen die katholisch-theologischen Fakultäten an den Universitäten, — obschon doch die Kirche in ihrer großen Friedensliebe von der Ausdehnung des Eides auf unsere Universitätsprofessoren Abstand genommen hatte. Der preußische Kultusminister stellte diese Tatsache fest und führte im weiteren sehr entschieden aus, daß gerade vom staatlichen Standpunkte aus die bestehende Universitätsgemeinschaft wünschenswert erscheine, und daß den theologischen Fakultäten die Bildung des Nachwuchses für den geistlichen Stand natürlich nur überlassen bleiben würde, „wenn sie im Einklang stehen mit der Glaubenslehre der katholischen Kirche". Damit entfesselte der Minister einen stürmischen Widerspruch von links. „Nein, nein, niemals!" riefen die Kulturpauker. Ein beachtenswertes Zeichen der Zeit! Die Katholiken Deutschlands haben offenbar etwas Besseres zu tun, als sich mit persönlichen Streitigkeiten oder theoretischen Haarspaltereien die Zeit zu vertreiben!

Zu Ehren der **nationalliberalen** Partei muß man hervorheben, daß ihr Redner in Sachen des **polizeilichen Vorgehens** bei dem **Moabiter Krawall** sich auf die Seite der Ordnung und Gerechtigkeit gestellt hat. Wahrscheinlich weniger aus Liebe zur Regierung, als im Interesse der nationalliberalen Arbeitgeber, welche natürlich den strammen Schutz der Arbeitswilligen wünschen. Das Urteil der Berliner Strafkammer gegen die erste (weniger schwer belastete) Serie der Ruhestörer verhängt empfindliche Strafen, findet aber doch auf der Linken viel Beifall, weil es Mißgriffe und Ausschreitungen einer größeren Zahl von Polizisten als erwiesen betrachtet. Daraus wird man wahrscheinlich noch Anlaß zu heftigen und zeitraubenden Debatten in den Parlamenten nehmen. Die Regierung kann freilich mit Recht sagen, daß die Fehler einzelner Beamten im Eifer des Gefechts nichts ändern an der „moralischen Mitschuld der Sozialdemokratie", ebensowenig an der Pflicht des Staates, die Arbeitswilligen vor Gewalttaten zu schützen und die Sicherheit auf den Straßen unbedingt aufrecht zu erhalten.

Der Optimismus des Herrn Pichon.

Wir haben schon manche schönfärberische Rede von Ministern der auswärtigen Angelegenheiten gehört, aber so viel sattes Rot der Befriedigung und so viel Hoffnungsgrün der ungetrübten Zuversicht, wie Herr Pichon neulich vor dem französischen Parlament verbraucht hat, ist doch bisher kaum in die Erscheinung getreten. Herr Pichon hatte die Absicht, seine Landsleute und deren nähere Freunde im Auslande über die Potsdamer Abmachungen zu beruhigen. Zu dem Zwecke bot er die höchsten Superlative auf in der Verherrlichung des russisch-französischen Bündnisses, der englisch-französischen Entente, der Marokkopolitik, der Orientpolitik, der friedlichen Absichten und glänzenden Erfolge Frankreichs, der Vortrefflichkeit aller Beziehungen und aller Verhältnisse der Neuzeit. Die überschwängliche Beredsamkeit hat den gewünschten Erfolg anscheinend erreicht. Uns kann das recht sein, da wir niemals gedacht oder gehofft haben, daß die Potsdamer Abmachungen die alten Bündnisse und Freundschaften sogleich zum alten Eisen befördern würden. Wir sind zufrieden damit, daß die deutschfeindliche und zugleich friedensfeindliche Spitze der fraglichen Allianzen und Ententen abgestumpft worden ist. An der Behauptung, daß Frankreich niemals bei einer Abmachung einen aggressiven Gedanken gehabt habe, übte der Deputierte Jaurès sofort eine treffende Kritik, indem er ausführte: **Dann** könne und müsse ja Frankreich direkt mit Deutschland innige Freundschaft schließen. Den Vorbehalt einer „Revanche" machen die Franzosen leider noch immer. Aber es soll uns freuen, wenn sie der Verwirklichung dieses Gedankens in den nächsten 40 Jahren nicht näher kommen, als in den verflossenen.

Zur Vorgeschichte des Krieges 1870/71.

Von Major a. D. Friedrich Koch-Breuberg.

Vierzig Jahre sind verflossen, seit wir Alten durch das heutigen Tages wieder deutsche Elsaß in Frankreich eingedrungen sind. Seither haben Deutsche und Franzosen das für uns glorreiche Jahr beschrieben, und an die beiden Generalstabswerke reihen sich viele fachmännische Kriegsbeschreibungen und noch mehr patriotische Privattagebücher.

Man hat aber auch da und dort bisher unzugängliche Quellen geöffnet und entdeckt, daß die bisherige Darstellung, die zu einer Art Legende auszuarten droht, einzelner Richtigstellungen bedarf.

Es ist natürlich, daß sowohl der Deutsche wie der Franzose seinen Standpunkt ins beste Licht zu setzen sucht. Wir Deutsche haben nun unendlich viel voraus, und es dürfte für die nachwachsende Jugend wohl von Vorteil sein, wenn ihr eine von jedem chauvinistischen Geiste freie Erzählung der damaligen Ereignisse geboten würde. Es bleibt für uns Deutsche dennoch so viel des Ruhmreichen übrig, daß wir leichten Kaufes dem Feinde voll gerecht werden können.

Wer hätte nicht je ein Bild gesehen, das einen Triumphzug im alten Rom darstellt?

Ein denkender Mensch schwankt da zwischen Freude mit dem Sieger und Mitleid mit dem Besiegten. Vielleicht gelingt es ihm noch weiter zu gehen und die Gründe für den Sieg und für die Niederlage zu erforschen. Dadurch wird ein oberflächliches Urteilen verhütet, und es ist überhaupt von größtem Vorteile, wenn die Jugend eines großen Kulturstaates zum Denken angeeifert wird. Denken bedeutet aber nichts anderes als gerechtes Urteilen.

Von dem Gesichtspunkte aus möchte ich kurz die in Betracht kommenden Verhältnisse vor dem Jahre 1870 schildern, und dabei will ich dem Feinde nach seinen eigenen Quellen möglichst viel Raum gewähren. Hymnen auf unsere Taten gibt es seit Tanera gerade genug. Allzu oft erzeugen sie jene Mißachtung des Feindes, die eines denkenden Deutschen unwürdig ist. — — —

Betrachten wir zuerst die politischen Machtverhältnisse Frankreichs unter den Napoleoniden. Bei Beginn des XIX. Jahrhunderts hatte Napoleon I. ein Reich erstehen lassen, das an Machtfülle nur mit den Reichen eines Alexander, eines Tiberius und eines Karl V. verglichen werden kann. Auf den Trümmern der französischen Revolution gründete der geniale Kaiser einen Staat, den man als Vater des heutigen Liberalismus betrachten darf. Seine Ideen waren jung und zugkräftig. Eine wohldisziplinierte, unbesiegbare Armee sollte seinen Thron, dann den Besitz der Reichen und zugleich den Verdienst des Arbeiters schützen. Bekanntlich waren gerade die letzteren die treuesten Anhänger des Kaisers — noch getreuer als die Armee. Aber der „Maulwurfshügel" Europa erschien Napoleon zu klein, und in Indien wollte er die Engländer besiegen. In Moskau war er gewissermaßen nur auf dem Wege nach Indien.

Nachdem er vorzeitig von Elba nach Frankreich zurückgekehrt war, um die Mißwirtschaft der Bourbonen zu beseitigen, glaubten die Mächte seinen damals ehrlichen Friedensversicherungen nicht mehr und besiegten ihn gemeinsam bei Waterloo nur durch einen Zufall.

Dadurch war Frankreich wieder den Bourbonen preisgegeben und zu einer minderwertigen Macht herabgedrückt worden. Das unruhige Volk der Franzosen ertrug es nicht so gelassen wie seine Könige, und Revolution folgte auf Revolution.

Ein Neffe des Imperators Louis Napoleon richtete den Thron seiner Dynastie wieder auf. Am 20. April 1808 war er als dritter Sohn des damaligen Königs von Holland und einer Stieftochter Napoleons I. geboren worden. Nach dem Sturze seines Onkels erhielt er zuerst in Augsburg Gymnasialunterricht. Zu seiner Ehre kann ich erzählen, daß er selbst als Kaiser mit rührender Anhänglichkeit seiner damaligen Bekannten gedachte. Ein Gemisch von Gutmütigkeit und Schlauheit befähigte schon den jungen Prinzen, die Menschen zu gewinnen. Sein Vater war bekanntlich einer der tollsten Könige, die es je gab. Er wollte die Holländer wirklich glücklich machen, aber nach der Schablone eines Professors. Königin Hortense dagegen war eine lebenslustige Weltdame, die durch Anmut, Gesang und Diplomatenkünste aller Art Frankreich nie zur Ruhe kommen ließ.

So brachte Napoleon III. eine Erbschaft moralischer Macht mit sich, aber trotzdem mißglückten die ersten Staatsstreiche, und im Kittel eines Arbeiters entfloh er 1846 dem Gefängnis. Endlich nach der Februarrevolution erstrahlte am politischen Himmel wieder der Stern der Napoleoniden. Zuerst wurde er Präsident und 1852 Kaiser der Franzosen.

Nun suchte er eine Prinzessin zur Gemahlin, aber die Höfe glaubten, daß seine Herrlichkeit von kurzer Dauer sei, und wiesen ihn ab.

Da vermählte er sich 1853 mit einer Dame, die er liebte, der spanischen Gräfin Eugenie von Teba, Tochter des Grafen von Montijo, Herzogs von Penneranda. Siebzehn Jahre hindurch

hat dieses Ehepaar Europa in Atem gehalten und, wer auf Macht, Geschmack und Kunst hielt, eilte nach Paris, um ihm zu huldigen.

Zuerst wurde Rußland in der Krim besiegt, dann Oesterreich in Italien, und die alten Zeiten des großen Napoleon schienen wiedergekehrt. Wann aber hätte den Franzosen ein Monarch behagt, der nicht täglich Neues schenkte?

Nicht einmal die Geburt eines Thronerben Napoleon Eugen Ludwig war imstande, Ruhe zu gewähren.

Seit den dreißiger Jahren wechselten in Spanien liberale Ministerien mit reaktionären. Es ist also ein Unsinn, wenn die Ferrerprofessoren jetzt behaupten, früher hätte es dort nur „Pfaffen" gegeben. Gerade die Liberalen ließen das Land nie zur Ruhe kommen, doch vielleicht mit einigem Rechte revoltierten sie gegen die Königin Isabella II. Als sie fliehen mußte, nahm sie die Kaiserin Eugenie freundschaftlich auf, und sie soll ihr mehr versprochen haben, als Napoleon III. lieb war. Weiters versuchte es Eugenie, die weltliche Macht des Papstes zu schützen, war außerdem für die Errichtung eines katholischen Kaisertums in Mexiko, und kann von dem Vorwurfe, im Jahre 1870 der Kriegspartei Vorschub geleistet zu haben, nicht ganz freigesprochen werden. Natürlich haben ihre Feinde eine Menge Fabeln über sie verbreitet. — — —

Wenden wir uns nun Deutschland zu und betrachten wir die politische Lage des Konföderativstaates vor dem Kriege.

Schon durch die Reformation war die Macht des Hauses Habsburg gebrochen worden. Das alte deutsche Königstum blieb aber für die Habsburger erblich. Im XVII. Jahrhundert gab es in Deutschland drei größere Staaten, die sich um die Vorherrschaft stritten. Oesterreich überragte das aufstrebende Preußen noch weit an Macht, wäre aber beinahe dem Kaiser Karl Albrecht aus dem Hause Wittelsbach unterlegen. Statt seine Vorteile auszunützen, ließ sich dieser prachtliebende Kaiser großartig krönen, und es gelang Oesterreich trotz der Siege Friedrichs II. von Preußen, sich nochmals für ein halbes Jahrhundert die Kaiserwürde zu erhalten. Aber schon längst machten sich alle deutschen Fürsten bis zu den kleinsten Grafen herab souverän und schlossen Bündnisse nach Belieben.

Die französische Revolution warf wie die Rauchwolken eines Vulkans ihre Schatten über Europa. Rußland, Preußen und Oesterreich teilten wieder einmal Polen, und die gegenseitige Eifersucht verhinderte einen energischen Krieg gegen Frankreich.

Da kam der Mann, der mit Schnelligkeit fast ganz Europa besiegte, und schon als Konsul zerschmetterte er das alte morsche Deutschland. Das war eigentlich seine größte Tat, denn durch sie rüttelte er einerseits deutsches Selbstbewußtsein auf, und andererseits schuf er die Möglichkeit zu späterer Einigung auf nationaler Grundlage. Obwohl er das gar nicht wollte, hat er es später doch einmal wie hellsehend erkannt.

Als ihn ganz Europa mit Mühe besiegt hatte, kleisterten die deutschen Fürsten mühsam den Deutschen Bund zusammen, und sogleich begann der alte Streit Oesterreichs und Preußens um die Vorherrschaft. Wir haben gehört, daß wieder ein Napoleon 1859 Oesterreich in Italien besiegte und somit schwächte. Preußen hatte aber mit Ausnahme des Revolutionsjahres 1848 ruhige Zeiten und zu seinem Vorteile einen Regenten, der es namentlich verstand, die militärischen Errungenschaften aus den Befreiungskriegen durch bewährte Männer ausbauen zu lassen.

Als der zweite Sohn König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise am 22. März 1797 geboren, nahm er schon 1814 an den Befreiungskriegen teil. Dort in Paris machte sein Vater der entthronten Königin Hortense einen Besuch, und damals standen sich die beiden Kaiser zum ersten Male im Leben gegenüber.

Prinz Wilhelm von Preußen war Militär durch und durch und pflichtgetreu nach alter Art. Er hatte noch den Zusammensturz Preußens als schon denkender Knabe erlebt, und die alte Einfachheit und sogar Sparsamkeit war ihm bis ans Lebensende treu geblieben. An seinem Hofe herrschte gute reine Sitte, und modernen Schwindel verachtete er.

Seine Gemahlin Augusta von Sachsen-Weimar paßte darin vorzüglich zu ihm. Das war eine herrliche Fürstin, die den Thron zierte und aus seltenem Gerechtigkeitsgefühl den zurückgesetzten Katholiken ihres Landes treu zur Seite stand.

Im Jahre 1861 starb der geistesgestörte König Friedrich Wilhelm IV., und so bestieg Wilhelm I. als König von Preußen den Thron. Schon 1862 ernannte er Herrn von Bismarck-Schönhausen zum Minister — vielleicht nicht allzufreudig, denn der kommende Mann gehörte ziemlich einer anderen Welt an.

Sonderbar — Herr und Diener fanden sich wunderbar zusammen. Der geniale Diener genoß schon bald das unbedingte Vertrauen seines ruhigen Herrn.

Als nun 1864 die schleswig-holsteinische Frage einen Spezialkrieg mit Dänemark heraufbeschwor, führten ihn Oesterreich und Preußen gemeinschaftlich. Gerade daraus entstanden diplomatische Zwistigkeiten, die das ungesunde Verhältnis in Deutschland zum Bersten brachte. Wir stehen nun vor dem sogenannten deutschen Bruderkrieg 1866.

Gruppiert hatten sich die nördlichen Staaten mit Ausnahme Hannovers um Preußen; Bayern, Württemberg und Baden um Oesterreich. Unglaublich schnell wurde Oesterreich bei Königgrätz besiegt und Bayern seinem Schicksale überlassen. Die Ritterlichkeit, mit der Prinz Karl von Bayern allein und verlassen den Kampf weiterführte, konnte sich nicht lohnen.

So sehen wir nach dem Friedensschlusse ein neues Deutschland, aus dem Oesterreich endgültig ausgeschieden war. Ganz Europa blickte mit Erstaunen auf den ersten preußischen Staatsmann Otto Grafen von Bismarck. Am 1. April 1815 zu Schönhausen geboren, hatte er seine bemerkenswerte Laufbahn in der Diplomatie begonnen. Zuerst in Frankfurt, dann in St. Petersburg und kurz vor seiner Ernennung zum Minister in Paris. Das Erbleichen des Sternes der Napoleoniden konnte ihm nicht entgangen sein, und ebensogut wußte er, daß Zar Alexander II. deutschfreundlich gesinnt war. Der Sieg von 1866 verschaffte ihm die Möglichkeit, an eine Vereinigung der Kräfte Deutschlands zu denken. Seit 1867 Kanzler des Norddeutschen Bundes, tat er alles, um auch in Süddeutschland sich Freunde zu gewinnen.

Es ist erklärlich, daß die Ausscheidung Oesterreichs ihm grimmige Feinde erwecken mußte. Wenn auch Kaiser Franz Josef I. in ritterlicher Geduld seine neue Stellung zu gestalten suchte, so waren zum mindesten nicht alle Mitglieder des Erzhauses und der neue Kanzler Oesterreichs — Herr von Beust — mit ihr zufrieden. In Deutschland selbst hatte die Einverleibung von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt böses Blut erzeugt. Aber Graf Bismarck verstand es, das Mißtrauen Bayerns mehr und mehr zu zerstreuen, und vor allem gelang es ihm auf diplomatischem Wege, für den Fall eines Krieges Rückendeckung zu gewinnen.

Er wußte genau, daß der Sieg von 1866 in Paris nicht nach dem Geschmacke Napoleons befunden wurde. Noch versuchte der Kaiser der Franzosen gelegentlich der Luxemburger Frage mit Preußen sich auf Kosten anderer deutscher Staaten zu verständigen, aber Bismarck wies jedes ähnliche Ansinnen ab und erwarb sich dadurch in Deutschland neue Freunde.

Daß es zum Kriege mit Frankreich einmal kommen müsse, bezweifelte seit 1866 kein Klarsehender. Preußen hatte aber nach der Besiegung Oesterreichs kein Interesse daran, gleich einen neuen Krieg zu beginnen. Noch waren die eroberten Länder nicht beruhigt und die Haltung im übrigen Deutschland war nicht geklärt.

Napoleon III. zog das mit Recht in Betracht und vorerst suchte auch er Verbündete. Seine Freundschaft mit Erzherzog Albrecht, dem Sieger von Custozza, war doch jedenfalls in Berlin bekannt. Dort besaß Napoleon III. einen Militärattaché, den Obersten Stoffel, der vorzügliche Berichte an seinen Kaiser schrieb und vor der preußischen Armee warnte. Der Oberst erkannte, daß General von Moltke ein überlegener Stratege sei und der Kriegsminister von Roon jenen inneren Ausbau des Heeres zur Schlagfertigkeit mit Eifer betreibe.

Die Berichte Stoffels ließ der Kaiser nicht unbeachtet, aber seine Marschälle lachten und versicherten, der Militärattaché sehe zu schwarz.

Noch lauschte man in Europa am 1. Januar 1870 den Friedensbeteuerungen Napoleons III. und freute sich des ungetrübten politischen Himmels. Aber der Kaiser empfand mit Mißbehagen, daß die Opposition in seinem Lande sich verstärke. Den Parisern hatte er schon zu lange regiert. Das Gute, das er geschaffen, hatten sie vergessen, und es reizte sie, einen Kaiser wieder einmal in der Klemme zu sehen. Da half kein äußerer Flitter mehr, und die Eröffnung des Suezkanals, bei der Kaiserin Eugenie zum letzten Male Triumphe feierte, beschäftigte die unruhigen Pariser auch nur für Wochen.

Da verfiel der Kaiser auf ein früheres Mittel seines großen Oheims — ein Plebiszit zur Sicherung seiner Dynastie. Mit Schrecken sollte er erkennen, daß der Stern der Napoleoniden im Erbleichen sei.

Wir haben gehört, daß die rührige Kaiserin den Schutz des Papstes und die Wiedereinsetzung Isabellas II. in Madrid als Herzensangelegenheiten betrachtete. Daß sie deshalb einen Krieg mit Deutschland hervorrief, läßt sich nicht beweisen; als er unvermeidlich schien, trat sie mit Energie gewissermaßen für den kränklichen Kaiser ein.

Den Anlaß bot die bekannte Thronanbietung Spaniens an den katholischen Hohenzoller Leopold. Der war durch seine Großmutter Murat mit Napoleon viel näher verwandt als mit dem Könige von Preußen, dessen Familiennamen er nur führte. Wenn aber Mars die Völker zum Morde entflammen will, muß oft der größte Unsinn als Anlaß dienen.

Es ist wahr, daß die Kandidatur des Prinzen die Pläne der Kaiserin störte. Deutscher Einfluß auf ein Land, das Pariser Kaufleute als sich gehörig betrachteten, erschien sehr schädigend. Aber Erbprinz Leopold verzichtete auf den Thron, und selbst Napoleon freute sich dieser Tatsache.

Der Stein war aber ins Rollen gekommen, und die entschiedenen Friedensabsichten des Königs von Preußen und des Kaisers der Franzosen besaßen keine Macht mehr. Die Pariser waren einem politischen Rausche verfallen, und die Mißvergnügten feierten dort Triumphe. Kühn darf man behaupten, daß nicht zwei Fürsten, sondern die herrschsüchtigen Advokaten in Paris zwei Völker aufeinander hetzten.

Als Rettungshalm bot die Kriegspartei Napoleon das Schwert und versicherte, es sei wohlgeschliffen. Daraus ergaben sich jene weltbekannten Vorgänge in Bad Ems mit dem französischen Botschafter Grafen Benedetti, die zum Abbruche der Beziehungen führten. — — —

Wer sollte nun den Krieg erklären?

Verfolgt man das bisher Gesagte, das durch Eröffnung der Archive bekannt wurde, so müßte man doch vor dem Verstande Bismarcks wenig Achtung besitzen, wenn er noch an eine friedliche Lösung geglaubt hätte. Ihm waren doch die Vorkommnisse im Parlament in Paris nicht verborgen geblieben, er empfing täglich vom Botschafter Berichte, sollte er sich da überraschen lassen? Er brauchte weder den Krieg zu erklären, was die Franzosen selbst besorgten, nicht einmal eine Depesche brauchte er zu korrigieren, weil es ja schon längst in Paris lichterloh brannte!

Hauptsache war: Wer mobilisiert schneller? Wer erreicht die feindliche Grenze schneller?

Zur Zeit Napoleons I. tat der's, nun aber hatten sich die Zeiten geändert. Den geographischen Vorteil besaß Frankreich, und auch das moralische Element fehlte ihm nicht.

Gelang es aber Bismarck, die Deutschen nur für den Augenblick unter einen Hut zu bringen, so konnte er mit dem dem Volke eigenen Gefühl für Disziplin rechnen. Das war wohl mehr als der „Elan" der Franzosen, und noch kam es darauf an, wer diplomatisch besser vorgearbeitet hatte.

Schon der kleine Thiers, später der erste Präsident Frankreichs, wies in seiner Rede im Parlament zu Paris darauf hin, daß Europa nicht für die Kriegserklärung sein werde. Aber der Minister Olivier und Marschall Leboeuf donnerten die noch Denkenden nieder, und der letztere gab sogar sein Ehrenwort, daß die Armee „archiprêt" (überbereit) sei.

Dieser Nachfolger des vorzüglichen, verstorbenen Kriegsministers Niel hatte damit nicht nur seinen Kaiser, sondern auch das Land leichtfertig belogen.

Auch in Deutschland mußten die Kammern zur Bewilligung der Gelder zum Kriegführen einberufen werden. König Wilhelm reiste am 15. Juli nach Berlin, und noch in der Nacht erfolgte der Befehl zum Mobilisieren. Innerhalb des Norddeutschen Bundes gab es keine Zweifel. Aber wie ein Feuerfunke hatte der nationale Gedanke gezündet. König Ludwig II. war morgens 6 Uhr in München angekommen und hatte dem Kriegsminister Pranckh den Befehl zur Kriegsbereitschaft erteilt. Der französische Gesandte Cadore, der sich so sehr um Bayerns Freundschaft bemüht hatte, erhielt seine Pässe, und bei der Eröffnung der Kammer sagte der junge König: Treu dem Allianzvertrage, für welchen ich mein königliches Wort verpfändet habe, werde ich mit meinem mächtigen Bundesgenossen für die Ehre Deutschlands und damit für die Ehre Bayerns einstehen, wenn es die Pflicht gebietet.

Das bayerische Heer wurde unter die Befehle des Königs von Preußen gestellt und dann der Armee des Kronprinzen, der vorerst nach München eilte, überwiesen. Das waren Schachzüge, die an den Höfen Europas nicht unbemerkt blieben, denn sie erwiesen Deutschlands Einigkeit in Hinsicht auf die auswärtige Politik. — — —

Wir haben schon gehört, daß der Kriegsminister Leboeuf das Vorhandensein einer Kriegsbereitschaft beteuert hatte, die nur auf dem Papier vorhanden war. Schon das Stärkeverhältnis der beiden Gegner war ein ungleiches.

Die von Marschall Niel nach 1866 geplante Reorganisation des Heeres war von Leboeuf, dem die Willenskraft seines Vorgängers fehlte, nicht durchgeführt worden. In einem ähnlichen Zustande geht das Mobilisieren nur langsam vorwärts. 300 000 Mann sollten in Frankreich aufgeboten und an der Grenze aufgestellt werden.

Da hatte nun Marschall Leboeuf vergessen, daß zum Kriegführen außer Geld, das Frankreich reichlich bewilligte, auch Lebensmittel, Schuhwerk und sanitäre Dinge gehören. Wohl waren sie vorhanden, aber die Intendantur hatte nichts getan, um sie den Truppen erreichbar zu machen. Auch die Ausgabe der Stellungsbefehle an die Mannschaft war nur dürftig geregelt.

Und doch hatte das reiche Frankreich die vorzügliche Infanteriebewaffnung voraus und außerdem ein Kugelgeschütz (Mitrailleuse) von dem man sich Wunder versprach. Die Pariser meinten, daß die Mitrailleusen allein die Deutschen nur so wegfegen würden und ihre Soldaten lachend bis Berlin gelangen könnten.

Um dem Heere einen weiteren Elan zu verleihen, hatte man die siegesgewohnten Truppen aus Afrika eiligst herbeigeholt. Das sind vorzügliche Draufgänger, wie alle Mohammedaner, aber mit dem europäischen Völkerrechte waren sie noch nicht recht vertraut. Die armen Turkos hatte man so schnell aus Oran an die Grenze geschafft, daß sie, ohne je einen Bissen während der Meerfahrt erhalten zu haben, ausgehungert anlangten. Damals hofften noch einige, daß zartfühlige Engländer gegen die Verwendung Halbwilder im Kriege protestieren würden; leider haben nur die Bayern erlebt, daß vornehme Engländer und der Schwindler Emile Zola sie für Wilde erklärten.

Am besten ersieht man aus einem Büchlein nach neuesten Quellen des Majors Picard, wie es um die französische Kriegsbereitschaft bestellt war. Da telegraphierten Generale: Wo sind meine Truppen? und wieder solche: Es ist nichts vorhanden, — weder Reis, noch Kaffee, noch Schuhwerk, noch Verbandzeug.

Trotz alledem besaß Frankreich doch wieder zwei Vorteile, die nicht vergessen werden dürfen: Erstens seine geographische Lage und eine Marine. Meistens vom Meere umspült, hatte es gegen Spanien fast keine Vorkehrungen zu treffen, und Italien dachte nicht daran, sich Nizza wieder zu holen, sondern die Freimaurer lenkten ihre Schritte gegen den Rest des Kirchenstaates, den Napoleon vorderhand noch schützte.

Eine Aktion auf offener See konnte die norddeutsche Marine nicht unternehmen. Der Küstenschutz bildete ihre Hauptaufgabe. Vizeadmiral Jachmann, der sich an Bord des Kaiser Wilhelm befand, dachte nur an Verteidigung. Damals galt dieses Schiff allerdings für ein hervorragendes, aber was bedeuten einige gute Fahrzeuge gegen eine ganze Marine.

Betrachten wir nun die Vorteile des deutschen Landheeres. Nicht allein die Truppen des Norddeutschen Bundes, sondern auch jene Süddeutschlands konnten zu einer bestimmten Zeit aufgestellt werden. Ihre Ausrüstung vollzog sich ebenso schnell. Bei den Franzosen langten viele Regimenter in Friedensstärke an der Grenze an, was bei den Deutschen ganz ausgeschlossen war. An Artillerie waren wir überlegen. Bayern ergänzte mit beinahe 200 Geschützen die deutschen auf ein Anderthalbtausend, wozu noch Württemberg und Baden kamen. Frankreich besaß wenig mehr als tausend Feldgeschütze.

Was nun die Infanteriebewaffnung Preußens betrifft, so war das Zündnadelgewehr, das 1866 Erfolge feierte, schon wieder durch die Chassepots überboten. Freilich besaß Frankreich für seine Ersatztruppen noch keine neuen Gewehre. Dagegen waren die Bayern recht veraltet bewaffnet und ihr neues, zu feines Werdergewehr nur an einige Jägerbataillone verteilt.

Die befestigten Plätze dienen in einem Kriege als Stützpunkte, als Sammelorte und als Proviantplätze. Im Festungsbauwesen und in Hinsicht auf Arbeiten der Genietruppen waren die Franzosen seit Vauban wohl Meister. Vor allem kamen außer vielen kleineren Plätzen die Festungen Straßburg und Metz in Betracht. Daß sie ungenügend armiert waren, zeigte sich natürlich erst später. Preußen war längs des Rheins wohl durch feste Plätze geschützt, aber gegen einen Einbruch der Franzosen in Süddeutschland gebot erst das an der bayerischen Grenze gelegene Ulm einen Halt.

Die Kriegspläne der beiden Gegner bauten sich auf die eben angeführten Hilfsmittel auf. Ursprünglich rechnete Napoleon III. auf die Hilfe Oesterreichs. General Lebrun war schon vor einigen Jahren in Wien gewesen, um mit Hilfe des Erzherzogs Albrecht einen Kriegsplan zu entwerfen. Zwei Faktoren ließen den Plan nicht zur Ausführung kommen: Die entschiedene Haltung Rußlands und der ritterliche Sinn des Kaisers von Oesterreich.

Vorderhand auf sich allein angewiesen, gedachte Napoleon durch Schnelligkeit dem Gegner zuvorzukommen. Eine Armee sollte in Süddeutschland eindringen, die anderen in der bayerischen Pfalz und nördlich sich den Preußen entgegenwerfen. Das war so nach den Ideen seines großen Oheims in dessen besten Zeiten, aber General von Moltke machte einen gewaltigen Strich durch die Rechnung. Sein Plan war, alle Streitkräfte an der Grenze zu sammeln, dem Gegner entgegenzugehen und ihn womöglich zu schlagen, wo man ihn treffe. Aus dem Gesagten ist ersichtlich daß es nicht anders gehen konnte, wie es eben ging.

Wandersehnsucht.

Mit dem Falken über die Wipfel
Wandert heimlich mein Sehnen hin,
Streift die sonnbeschienenen Gipfel,
Wo die segelnden Wolken zieh'n.

Mit den lustig flatternden Winden,
Mit dem leichtbeflügelten Kiel
Möcht ins Weite den Weg ich finden
An ein fernes, lockendes Ziel,

Wo sich bunter die Farben malen,
Voller, heisser die Sonne glüht,
Und aus flammenden Blumenschalen
Neu der Lenz mir entgegenblüht!

Josefine Moos.

Das Zentrum in Bayern und seine Gegner.

Von Philipp Frick.

Die Parteitage des Zentrums (wie der bürgerlichen Parteien überhaupt) haben einen anderen Charakter wie jene der Sozialdemokratie. Der sozialdemokratische Parteitag ist die oberste Institution, welche für die Sozialdemokratie entscheidende Bedeutung hat. Indessen wird dieses oberste Forum der Sozialdemokratie schon nicht mehr voll anerkannt, wie der Ausgang des sozialdemokratischen Budgetstreits beweist, in welchem Vorbehalte gegen Parteitagsbeschlüsse gemacht und durchgeführt wurden. Die Parteitage des Zentrums sind keine judizierenden Instanzen, weil die Zentrumsfraktionen keine den Verfassungen widerstreitenden imperativen Mandate annehmen können. Unsere Parteitage haben eine andere Aufgabe: sie sollen Gelegenheit bieten zu rückhaltloser Aussprache über die Auffassungen, Wünsche und Bedürfnisse aller Landesteile, sie sollen die Gesichtspunkte der jeweils aktuellen Politik markieren, sie sollen die Organisation stärken und weiter führen, auf wahrgenommene Mängel derselben hinweisen, und sie sollen die allgemeine Uebereinstimmung für die Wahlkämpfe sicher stellen. Es sind Rekognoszierungen und parteitaktische Festsetzungen.

Man hat in gegnerischen Blättern beanstandet, daß der jüngste Parteitag der Zentrumspartei in Bayern (4. u. 5. Januar) keinen öffentlichen Charakter hatte; sogar, daß das Zentralkomitee, wie in der bayerischen Zentrumspartei die Parteileitung geheißen wird, unter Ausschluß der Oeffentlichkeit tagte, was ganz selbstverständlich ist, wurde benörgelt von der sozialdemokratischen „Fränkischen Tagespost", obwohl doch auch die Parteileitung der Sozialdemokratie nicht vor der Oeffentlichkeit sich aufstellt. Bei den anderen bürgerlichen Parteien wird es ganz ebenso gehalten wie beim Zentrum. Selbst die jungliberalen Parteitage halten dieses Verfahren inne und geben von den Beratungen der Delegierten so viel in die Oeffentlichkeit, wie ihnen zusagt. Der letzte nationalliberale Parteitag in Kassel hat alles in geschlossenen Sitzungen abgemacht, und die württembergischen Nationalliberalen haben es mit ihrem Parteitag in Stuttgart (8. Januar) ganz so gehalten. In den Kreisen des bayerischen Zentrums ist schon wiederholt erörtert worden, ob man nicht doch alles öffentlich abmachen solle, da bei der großen Zahl von 1000 Delegierten ja doch manches durchsickert infolge der Unterhaltung am Biertisch, was auch diesmal wieder Journalisten der gegnerischen Parteien ins Katholische Gesellschaftshaus gezogen hat, die sonst dort nicht verkehren. Allein eine solche Umgestaltung des Parteitags ist immer wieder unterblieben mit Rücksicht auf die Vielseitigkeit und Ungeniertheit der Aussprache, welche bei öffentlichen Verhandlungen aus den verschiedensten Gründen erheblich zurückgedrängt würde, so daß der Parteitag zu einer Parade- und Demonstrationsversammlung würde und seinen Zweck nicht erfüllte.

Der Parteitag hat sachliche Detailbeschlüsse in politischen Angelegenheiten nicht gefaßt. Die Beschlüsse über die Schulfrage sind programmatische Forderungen von jeher. Was über die Arbeitslosenversicherung, über deren Lösung prinzipiell keine Meinungsverschiedenheit besteht, so sehr auch über die praktische Gestaltung die Auffassungen noch voneinander abweichen mögen, was über das Festhalten der gegenwärtigen Schutzzoll- und Wirtschaftspolitik, über die Fortführung der Sozialpolitik im Reich und in Bayern in verschiedener Richtung und über die Ausgestaltung von Einzelproblemen des Arbeiterrechts beschlossen wurde, gibt im wesentlichen grundlegende Gesichtspunkte, bei denen es keinen Widerstreit gibt. Der dabei gepflogene Meinungsaustausch war instruktiv für die Parlamentarier und die Preßvertreter und sollte nach der ganzen Tendenz des Parteitags nichts anderes sein als ein antreibender Stimmungsbericht, der bei kommenden Entscheidungen erwogen und schon jetzt im Wahlkampf unter die Wähler getragen wird.

Die Hauptaufgabe des Parteitages war, die Ordre de bataille für den kommenden Reichstagswahlkampf zu beraten und festzusetzen und zur Ausgestaltung der Organisation anzufeuern. Da die Uebereinstimmung über die Wahlparole, wie alle Stimmen auf dem Parteitag bewiesen, eine absolute ist, da die Vertreter aller Berufe hierin in einer rückhaltlosen Einigkeit sich zusammenfanden, so ist aus diesem Grunde der Beschluß des Parteitags eine autoritative Entscheidung, wie sie es der Natur der Sache nach in dieser taktischen Frage sein muß, weil die Truppen einheitlich und geschlossen den Kampf aufnehmen müssen.

Die Wahlparole der bayerischen Zentrumspartei richtet sich mit aller Schärfe gegen die Sozialdemokratie. Liberale (und zum Teil auch sozialdemokratische) Preßorgane spotten darüber; sie erinnern an frühere Wahlkompromisse des Zentrums mit der Sozialdemokratie. Es braucht nichts beschönigt zu werden: Ja, das Zentrum und die Sozialdemokratie haben solche Wahlabkommen getroffen und sie waren sehr folgereich.

Im Jahre 1899 wurden in München I, Speyer-Ludwigshafen und Pirmasens-Zweibrücken, also in drei Wahlkreisen, solche Wahlkompromisse durchgeführt. Die Beweggründe des Zentrums in den drei Wahlkreisen waren durchaus respektabel. In der Pfalz hatten die Zentrumswähler bei den Reichstagswahlen gleichviel Stimmen wie die Liberalen, aber infolge der Landtagswahlkreisgeometrie brachte das Zentrum in Jahrzehnten keinen einzigen Vertreter in den Landtag, dem Liberalismus dagegen fielen alle Landtagsmandate zu. Dazu wirkte in der Pfalz die soziale Schichtung. In der liberalen Partei herrschte leider das Protzentum vor, das mißachtend auf die anderen Parteien der „kleinen Leute" herabsah. Das erbitterte. Dann die konfessionellen Gegensätze. In München I wußte man, was sich in der Pfalz vorbereitete, und ahmte es nach. Noch im Jahre 1898 hatte das Zentrum in München I bei der Reichstagsstichwahl dem liberalen Kandidaten zum Siege verholfen, der am Wahlabend mit dem jetzigen Oberbürgermeister von Augsburg in der liberalen Wahlversammlung in den Prinzensälen erklärte, man werde das dem Zentrum nicht vergessen. Es war indes gar bald alles in Vergessenheit geraten, und in den „Münchner Neuesten Nachrichten" wurde wieder die Konfessionsaufstachelung in alter Weise getrieben. Das schuf in den Zentrumswählern eine durch nichts aufzuhaltende Erbitterung; hätte man 1898 nicht den Liberalen Beistand geleistet, wäre es wohl nicht 1899 zu einem Wahlkompromiß zwischen Zentrum und Sozialdemokratie gekommen. Daß die den Liberalen geleistete Wahlhilfe von dem liberalen hauptstädtischen Preßorgan so schlecht gelohnt wurde, war die unmittelbare Ursache des „schwarzroten" Landtagswahlkompromisses von 1899 in München I.

Das Landtagswahlkompromiß von 1905 zwischen Zentrum und Sozialdemokratie folgte. Es war eine Zweckverbindung zur Durchführung eines Regierungsentwurfes, der das neue Landtagswahlrecht bringen sollte, abgeschlossen für etwa 10 Wahlkreise, in denen sonst wahrscheinlich die Liberalen gesiegt hätten. Diese Aktion war nicht abzuweisen, weil es galt, die durch Jahrzehnte fortgeschleppte Wahlkreisgeometrie, die dem Liberalismus künstlich eine Stärke verlieh, welche er in sich nicht hatte, zu beseitigen und ein auf den von allen Landtagsparteien, also auch den Liberalen, beschlossenen Wahlrechtsgrundsätzen aufgebautes neues Wahlrecht einzusetzen, das jede Partei auf eigene Füße stellte. Es wäre zu diesem Landtagswahlkompromiß nicht gekommen, wenn die Liberalen gleich das getan hätten, was sie nach den Wahlen gezwungen tun mußten, wenn sie also das Wahlgesetz angenommen hätten. Ihr Verhalten hat jenes Wahlkompromiß erzwungen, das nach der ganzen politischen Lage eine strikte Notwendigkeit war.

Das Stichwahlabkommen bei den Reichstagswahlen von 1907 in Bayern wäre besser unterblieben; es hat im Schoße der Parteileitung, insbesondere auch beim Abg. Dr. v. Orterer, großen Widerstand gefunden, ist schließlich abgeschlossen worden, weil man vermeinte, die Opposition gegen den Bülowblock würde sonst zu stark vermindert werden. Daß diese Wahlparole ihren Zweck nicht erreichte, ist heute nicht mehr zu bestreiten.

Die Kritik, welche von der liberalen Presse an dieser Kompromißpolitik geübt wird, bewegt sich auf falschem Gleise. Von einer sachlichen Annäherung der grundsätzlich scharf geschiedenen Parteien war gar keine Rede. Das haben das Zentrum und die Sozialdemokraten überall betont, in der Folgezeit sind die Gegensätze nicht abgeschwächt, sondern noch mehr zugespitzt worden. Die Wahlkompromisse sind loyal gehalten worden, politisch gingen beide Parteien ihre eigenen Wege. Das Zentrum machte es nicht wie die Liberalen 1884 in München, welche, namentlich durch den Mund des Herrn v. Fischer, eine innere Umwandlung der Sozialdemokratie und Annäherung an den Liberalismus prätendierten. Zu den Wahlen werden die Belege über die liberal-sozialdemokratischen Wahlkompromisse alle wieder produziert werden. Beim Zentrum ist eine solche Erschlaffung niemals eingetreten. Es unterscheidet sich auch insofern von den Liberalen, als es durch die Wahl-

abmachungen mit der Sozialdemokratie sich in den Besitz der Mehrheit setzte und das Heft in die Hand bekam, um seine eigene Politik zu treiben, während die Liberalen bei ihren Wahlkompromissen mit der Sozialdemokratie die letztere stärkten und selbst schwach blieben, von Mehrheitsgewinnung gar nicht zu reden.

Die Wahlparole des Zentrums richtet sich weiterhin auch gegen den Linksliberalismus. Mit ihm gibt es ebenfalls kein Paktieren. Die potenzierte Kulturkämpferei und die Schutzzollgegnerschaft des Linksliberalismus haben diese Wahlgegnerschaft geschaffen.

Dagegen können Nationalliberale Wahlhilfe vom Zentrum bei Stichwahlen erhalten für Kandidaten, welche für die Erhaltung der jetzigen Schutzzollpolitik eintreten und keine Kulturkämpfer sind.

Daß den Konservativen und Bündlern, welche dem Zentrum näher stehen, Wahlunterstützung wird, ist selbstverständlich. Die Wahlparole bedarf nach dieser Richtung keiner Erläuterung.

Das Verhalten des Zentrums gegenüber dem Liberalismus hat sich von Grund aus geändert. Früher hat das Zentrum zu Zeiten Eugen Richters in zahllosen Fällen linksliberale Kandidaturen unterstützt, die nationalliberalen Kulturkämpfer dagegen unterschiedslos bekämpft. Heute ist durch die Einwirkung des Abg. Dr. Müller-Hof der Linksliberalismus prononziert kulturkämpferisch geworden und übertrifft darin weitaus die Nationalliberalen. Das macht allein schon den Nationalliberalismus zum kleineren Uebel. Dazu kommt der weitere entscheidende Grund, daß die Nationalliberalen zum Zustandekommen der geltenden Handelsverträge mitgewirkt haben und auch fernerhin mitwirken werden. Die Entwicklung nach links zur Sozialdemokratie, welcher der Linksliberalismus nachgeht, wird im Liberalismus aufgehalten, wenn der Nationalliberalismus nicht der schwächere Teil wird. Dem Liberalismus diesen Inhalt zu geben, ist erstrebenswert. Es kann geschehen, wenn die Kandidaten die erforderlichen Eigenschaften besitzen, welche das Zentrum zur Stichwahlhilfe veranlassen können, wie 1898 in München. Darüber kann generell nichts gesagt werden, der Einzelfall muß nach Lage der Umstände beurteilt werden.

Ich träume gern —

Ich sitze gern an stillen Wegen,
Wo buntbelaubte Bäume steh'n,
Wo sich die Blätter leuchtend legen,
Wo Sonnenstrahlen tastend geh'n.

Ich gehe gern in düstern Pfaden,
An denen kaltes Sterben wohnt,
Wo rote Blumen welkend baden
Im Sternenlicht, im bleichen Mond.

Ich schaue gern in tiefe Weiher
Bei grauem Abenddämmerschein,
Wo Birken wie zur Grabesfeier
Den Wellen ihre Schatten leih'n.

Ich sinne gern auf alten Steinen,
Wo wilder Wein die Wände schmückt,
Wo kahle Weiden heimlich weinen,
Wo sich der Farn im Winde bückt.

Ich lausche gern dem Glockenklingen,
Das durch die Nebelweiten zieht,
Den Tönen, die so zitternd singen
Des Herbstes letztes, müdes Lied.

Ich träume gern von Augensternen,
Die liebend in mein Antlitz seh'n,
Wenn aus den öden, blassen Fernen
Des Lebens wilde Stürme weh'n.

C. Kloep.

„Unter dem Königlich Bayerischen Hoftitel."

„Auch ein Beitrag zur Moral und doppelten Moral."

Vom Herausgeber.

Die Leser der „Allgemeinen Rundschau" haben ein begreifliches Interesse daran, über den augenblicklichen Stand einer nun schon **seit zwei Jahren im Vorverfahren schwebenden Privatklage** des Münchener Hofbuchhändlers Karl Schüller gegen den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" und gleichzeitig gegen den Chefredakteur des „Bayerischen Kurier" (der „Bayerische Kurier" hatte sich seinerzeit den Ausführungen der „Allgemeinen Rundschau" angeschlossen) einiges Nähere zu erfahren.

In den Januar-Nummern (1, 2, 4, 5) 1909 der „Allgemeinen Rundschau" erschienen in der Form scharfe, aber rein sachlich gehaltene Artikel, welche gegen Karl Schüllers Buch- und Kunsthandlung, Ackermanns Nachfolger, in München an der Maximilianstraße (nicht zu verwechseln mit der Hofbuchhandlung Theodor Ackermann auf dem Promenadeplatz) der Vorwurf erhoben, daß sie seit Jahren einen Handel mit pornographischen Werken betreibe und nicht nur durch Versendung von Prospekten und Exemplaren zur Ansicht, sondern auch durch öffentliche Anpreisung in einem an Tausende von Adressen zu Weihnachten versandten Jahreskatalog für die unflätigsten Erzeugnisse der „eleganten Pornographie" Propaganda mache. Besonders anstößig wirkte die Zusammenstellung dieser Schamlosigkeiten mit Prachtwerken aus dem Gebiete der Religion, Kunst und Wissenschaft und die Aufnahme derselben in den durch weit größeren Druck ausgezeichneten ersten Teil des Katalogs. Gedeckt war die Kontrebande durch die in den letzten Jahren immer anrüchiger gewordene Flagge der „Bibliophilenbücher".

Wir stellen den Tatbestand nur in allgemeinen Umrissen fest, um auch denjenigen, welche vor zwei Jahren noch nicht zum Leserkreise der „Allgemeinen Rundschau" gehörten, das Verständnis zu erleichtern. Eine eingehendere Darstellung wird seinerzeit auf Grund rechtskräftiger Entscheidungen erfolgen, welche, alldieweil es sich immer noch um das Vorverfahren handelt, auch durch Einlegung von Rechtsmitteln nicht manches Jahr mehr hinausgezögert werden können. Das zuständige K. Amtsgericht München, Abteilung für Strafsachen, ist übrigens an der Verschleppung der Sache durchaus unschuldig. Die unmittelbar nach dem Erscheinen des ersten Artikels der „Allgemeinen Rundschau" gegen Karl Schüller, gegen seinen damaligen Geschäftsführer Golz (jetzt selbständiger Buchhändler; derselbe soll Schüller zu diesem Geschäftszweig besonders animiert haben) und gegen den sog. „Marquis Bayros" eingeleitete Voruntersuchung wegen Vergehens wider § 184, Ziffer 1, zog sich ein volles Jahr hin und endigte trotz des belastenden Materials, das aber wohl für eine Verhandlung vor dem Schwurgericht noch nicht kompromittierend genug erschien, mit der Einstellung des Verfahrens am 31. Dezember 1909.

Nachdem er so vor dem Strafrichter mit einem blauen Auge davongekommen war, hätte Karl Schüller nichts Klügeres tun können, als die Privatklage kurzerhand zurückzuziehen. Er hat allen Grund, seinem Verteidiger, Justizrat Max Bernstein, gram zu sein, daß er ihm diesen naheliegenden Rat nicht erteilt hat. Die Sache nahm nun ihren weiteren Fortgang. Durch Beschluß des K. Amtsgerichts vom 2. April 1910 wurden die Privatklagen gegen Dr. Armin Kausen und Joseph Osterhuber, beide vertreten von Rechtsanwalt August Rumpf, zurückgewiesen.

Die vom Kläger durch Justizrat Bernstein eingelegte Beschwerde zum Landgericht hatte nur einen formellen Erfolg. Die Strafkammer ging auf die Beschwerde nur insofern ein, als sie eine Vervollständigung der Beweise anheimgab. Der Beschluß der Strafkammer trat keineswegs auf die Seite des Klägers; er erachtete nur die in dem Beschlusse des Amtsgerichts angeführten Beweise nicht für ausreichend. Diese stützten sich lediglich auf die höchst lückenhaften Ergebnisse der Voruntersuchung im Strafverfahren. Das Landgericht erteilte für die Vervollständigung des Beweises insofern eine Direktive, als es die Vernehmung eines Sachverständigen aus den Kreisen des Leipziger Börsenvereins der deutschen Buchhändler anregte. Das Amtsgericht hat dieser Anregung entsprochen. Am 8. Dezember 1910 wurde vor dem ersuchten K. Amtsgericht Leipzig als Sachverständiger der Schriftsteller Dr. Louis Fürstenwerth vernommen, der

von dem Börsenverein der deutschen Buchhändler direkt beauftragt ist, Mittel und Wege zu finden, um Schmutz und Schund in Wort und Bild zu bekämpfen. In der letzten Leipziger sogenannten Kantate-Versammlung des Börsenvereins am 24. April 1910 stand ein Bericht Dr. Fürstenwerths über diese leidige Frage im Mittelpunkt der Beratungen. (Vgl. Nr. 22 der „A. R.“, 1910, S. 366 ff.) Gewiß ein Beweis, daß das Amtsgericht München in diesem Sachverständigen — nach den Intentionen des Landgerichts — einen wirklichen Fachmann gewählt hat.

Bemerkenswert ist, daß der Kläger Schüler der Vernehmung des Sachverständigen vor dem K. Amtsgericht Leipzig persönlich beiwohnte, während die Beklagten unvertreten blieben. Um so schwerer wiegt das Gutachten selbst, das für den von der Hofbuchhandlung Karl Schüler betriebenen und durch alle Mittel der Propaganda unterstützten Handel mit „eleganter Pornographie“ schwer belastend ist. Erst nach Beendigung des Verfahrens werden nähere Mitteilungen aus diesem Gutachten möglich sein. Auf das Gutachten gestützt, hat nun das K. Amtsgericht München, Abteilung für Strafsachen, gezeichnet K. Oberlandesgerichtsrat Mayer, die Privatklage Karl Schülers gegen Dr. Armin Kausen und Joseph Osterhuber abermals unter Ueberbürdung sämtlicher Kosten zurückgewiesen und aufs neue festgestellt, daß, wenn auch nicht alle behaupteten Einzelheiten voll und ganz nachgewiesen sind, der wesentliche Gesamtinhalt der Artikel wahr ist und die daran geknüpften, zum Teil scharfen Bemerkungen im allgemeinen zutreffend sind. Selbst die in den Artikeln der „Allgemeinen Rundschau“ behauptete Verbindung der Schüler-schen Hofbuchhandlung mit der Buchhandlung Stern in Wien (die Entlarvung des scheußlichen Betriebes dieser Sternschen Buchhandlung ist bekanntlich erst ein Jahr nach der Erhebung der Privatklage erfolgt) wurde bis zu einem gewissen Grade und wenigstens im allgemeinen durch den Sachverständigen festgestellt.

Ob Karl Schüler sich bei dem Zurückweisungsbeschlusse des Amtgerichts diesmal beruhigen, oder ob er beziehungsweise sein Rechtsbeistand einen nochmaligen verzweifelten Versuch unternehmen wird, die rechtskräftige Entscheidung der Sache noch länger hinauszuziehen, bleibt abzuwarten. Wer einigermaßen auf dem Gebiete der Rechtspflege Bescheid weiß, kann gar nicht im Zweifel darüber sein, daß nach Lage der Sache ein Beleidigungsprozeß auf dieser Basis absolut und unbedingt aussichtslos ist. Mag der Kläger auch alle Rechtsmittel erschöpfen und das Vorverfahren noch ein weiteres Jahr oder gar zwei weitere Jahre hinausziehen: in unseren Augen ist die Sache völlig spruchreif und entschieden. Dem Inhaber einer königlichen Hofbuchhandlung ist ein teilweiser Geschäftsbetrieb nachgewiesen, der zum mindesten sehr nahe an strafbare Handlung grenzt und sittlich nicht einwandfrei ist. Ob Karl Schüler des ehrenden Hoftitels noch ferner würdig ist, mögen die hierfür zuständigen Instanzen entscheiden. Der vor zwei Jahren gemachte Versuch, die Namen von Mitgliedern des Königlichen Hauses zur Deckung des Klägers heranzuziehen, dürfte im heutigen Stadium der Sache kaum wiederholt werden.

Bergfinken.

Weisser Schnee hüllet ein
Gründe und Bleichen.
Wirren Zugs fensterlang
Bergfinken streichen.

Fahrend Volk, rasches Blut,
Windflinkes Treiben.
Flattern wie Wolkenguss
An meine Scheiben.

Brüstlein rot, Flüglein braun,
Flaumfedern quellen,
Kommen aus tiefem Wald,
Wildnisgesellen,

Selig von Ast zu Ast
Hüpfen und wiegen.
Schütteln den Weidenzweig,
Eissplitter fliegen.

Lüftestolz, leicht und frank
Flug und Gebärde,
Wonniger Freiheitsgruss
Heiliger Erde.

Brünnleins Hauch, Tannenduft,
In ihrem Singen,
Tragen den Himmel weit
Auf ihren Schwingen.

Streu ich euch Hanf und Kern —
Braucht es kein Danken,
Schaffet mir froh und leicht
Schwere Gedanken.

M. Herbert.

Rom und der Orient.

Von Generalsekretär Arthur Wynen P. S. M. (Rom).

Im Jahre 1836 rief der ehrw. Vinzenz Pallotti zur feierlichen Begehung des Epiphaniefestes und seiner Oktav in Rom eine Festfeier ins Leben, die, einzig in ihrer Art und nur in Rom möglich, sicherlich nicht die letzte Rolle spielt in der großen Frage der Vereinigung der Orientalen mit der römischen Mutterkirche. Noch in den letzten Tagen sagte Kardinal Cassetta den Veranstaltern des Festes (zu denen zu gehören der Schreiber dieses sich zur Ehre anrechnet), daß Vinzenz Pallotti sich allein durch Gründung dieses großartigen Festes um die Kirche sehr verdient gemacht habe, und daß schon diese Tat ihn für immer unter die Zahl der wahrhaft großen Männer stelle.

Gewiß, Rom ist reich an erhebenden kirchlichen Festen, deren Krone und Höhepunkt die feierliche Papstmesse in St. Peter ist. In gewisser Hinsicht ist aber jenes Fest die höchste kirchliche Feier in Rom, dessen Beschreibung der Zweck dieser Zeilen ist. Denn hier tritt die Einheit des katholischen Glaubens und die weltumfassende Universalität der katholischen Kirche in wirkungsvollster Weise hervor. Dort, bei der Papstmesse, haben wir den Vater der Christenheit, von seinen Kindern umgeben, hier feiern diese Kinder selbst, die Vertreter der abendländischen und morgenländischen Kirche, ein Fest zusammen: einträchtig, in demselben Glauben und unter der Feier desselben Opfers, treten sie im Schatten von St. Peter vor die Krippe des Welterlösers hin und bezeugen damit vor aller Welt die Wahrheit der Einen, Heiligen, Katholischen und Apostolischen Kirche.

Die Feier gestaltet sich zu einer großen internationalen Volksmission, an der sich die abendländische und morgenländische Kirche beteiligt, und bei der die höchsten geistlichen Würdenträger zahlreich vertreten sind. Die ganze Feier findet in einer der schönsten und größten Kirchen Roms, in S. Andrea della Valle statt, in deren Chor eine prächtige Krippe von gewaltigen Dimensionen aufgestellt ist, und dauert acht Tage. Zunächst wird täglich ein feierliches Amt in lateinischem Ritus abgehalten, und zwar von den hauptsächlichsten Ordensfamilien; darauf folgt die Darbringung des hl. Meßopfers — meist in Pontifikalämtern — in einem der verschiedenen von der Kirche anerkannten morgenländischen Riten. Sodann werden täglich in den verschiedensten Sprachen vier Predigten gehalten. (Die deutschen Predigten hatten in diesem Jahre die Prälaten Heiner und Lohninger übernommen.) Außer mehreren stillen geistlichen Uebungen wird täglich dreimal der Segen mit dem Allerheiligsten gegeben, wobei am Altar die verschiedenen nationalen Kollegien und Seminarien Roms ministrieren, und jedesmal ein anderes Nationalkolleg den Gesang übernimmt. Nachmittags wird der sakramentale Segen immer in feierlichster Weise von einem Kardinal erteilt, und die Schlußfeier hält stets der Kardinalvikar von Rom als Stellvertreter des Heiligen Vaters. Der ganze Tag ist mit geistlichen Uebungen ausgefüllt, und doch ist das Gedränge der Gläubigen zu den einzelnen Uebungen oft beängstigend groß.

Dieses Fest — nach seinem Gründer Pallottis Epiphaniefeier genannt — ist besonders für die morgenländische Kirche von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die in Rom weilenden orientalischen Bischöfe und Priester könnten sich nämlich etwas zurückgesetzt fühlen, da sie fast nie Gelegenheit haben, mit ihrem feierlichen Gottesdienst an die Oeffentlichkeit zu treten. Seltene Ausnahmen, wie vor einigen Jahren bei der glänzenden St. Chrysostomusfeier, ändern nichts an dieser Tatsache, auch nicht jene bedeutsame Vorschrift, daß beim Pontifikalamt des Papstes Epistel und Evangelium auch in griechischer Sprache gesungen werden müssen. In der Propaganda werden am Dreikönigsfest nur stille heilige Messen in den morgenländischen Riten gelesen, wobei die Pracht und Schönheit der orientalischen Liturgie nicht zur vollen Geltung kommen können. Die einzige Gelegenheit, bei der die Orientalen regelmäßig und in angemessener Weise hervortreten und das Interesse und die Bewunderung aller erregen, ist unser Epiphaniefest. Diese Feier wird deshalb die bereits mit Rom vereinigten orientalischen Kirchen nicht wenig stärken in dem Gefühl ihrer Zugehörigkeit zur einen, katholischen Kirche. Sie bringt nämlich immer wieder aufs neue den Nachweis, daß in Rom die Orientalen keineswegs als Katholiken zweiter Klasse betrachtet werden. Ihre Liturgien bilden vielmehr mit ihrer morgenländischen Pracht einen herrlichen Einschlag in das Festgewand des katholischen Gottesdienstes und sind nichts anderes als kräftige Zweige am blühenden Lebensbaum der Kirche. Es wird wohl unter den zahlreichen Teilnehmern an der Feier der morgenländischen Liturgien in der Kirche St. Andrea della Valle kaum einen geben, der von ihrer Pracht und Erhabenheit nicht tief ergriffen worden wäre. Unvergeßlich, weil überwältigend für Auge und Ohr, für Herz und Sinn, ist z. B. allein schon der feierliche Einzug der Armenier: In ihren malerischen Gewändern, mit ihrem fremdartigen, so freudigen und anheimelnden Gesang von zwei Chören mit Knaben- und Männerstimmen, unter dem Erklingen ihrer morgenländischen Musikinstrumente ziehen sie in feierlichem Zuge aus der Sakristei zum Altare; die ganze Seelenstimmung, die uns bei der Feier

der hl. Messe beseelen soll, kommt hier so zum Ausdruck, daß sie wieder in die Herzen dringt und dort die entsprechenden Gefühle erweckt.

Pallottis Epiphaniefeier ist jedoch ferner ein wichtiger Faktor in der Frage der Wiedervereinigung der schismatischen Orientalen mit Rom. Um die ganze Tragweite des Festes in dieser Beziehung würdigen zu können, muß man sich wohl daran erinnern, daß damals, bei der Einsetzung der Feier, die Idee von der Wiedervereinigung der morgenländischen Kirchen mit Rom, überhaupt die ganze Behandlung der orientalischen „Frage", gleichsam in Vergessenheit geraten war und in der Oeffentlichkeit nur wenig oder gar nicht erörtert wurde. Wir wollen gewiß das Verdienst unseres Festes nicht grundlos und über Gebühr feiern, möchten aber doch einen vielfach schon ausgesprochenen Gedanken auch hier zum Ausdruck bringen, daß nämlich dieses Fest wohl nicht das kleinste Scherflein dazu beigetragen hat, daß man den orientalischen Kirchen wieder mehr Aufmerksamkeit schenkte und wieder eine allgemeine Vereinigung mit ihnen anbahnte. Auf jeden Fall entspricht die Feier in bester Weise dem so heißen Verlangen unserer Tage, in denen man auf die Wiedervereinigung hinarbeitet.

Zur Zeit, als Vinzenz Pallotti die Epiphaniefeier ins Leben rief, hatte Pius IX. noch nicht sein apostolisches Schreiben „In suprema" am Epiphaniefeste des Jahres 1848 erlassen, in dem er das Alter und die Schönheit der morgenländischen Riten rühmend hervorhebt. Im Jahre zuvor (1847) aber hatte dieser Papst durch seine Predigt selbst zur Verschönerung unseres Epiphaniefestes beigetragen, und auch in den Tagen der Veröffentlichung jenes Schreibens wohnte er wieder einer Funktion dieser Feier bei! Zu Lebzeiten Pallottis war das berühmte päpstliche Rundschreiben „Praeclara" vom 20. Juni 1894 an alle Staatsoberhäupter, Fürsten und Völker des Erdkreises noch nicht erlassen, in dem Leo XIII. mit rührenden Worten alle zu der einen Herde Christi ruft. Noch war das von den Orientalen so freudig aufgenommene Schreiben Leos XIII. vom 30. November 1894 nicht erschienen, in dem den Orientalen die Beibehaltung ihrer schönen Liturgien zugesichert wurde. Noch waren jene Kongresse, wie in Jerusalem und im Vatikan, nicht abgehalten worden, auf denen die Frage der morgenländischen Kirchen mit solchem Interesse behandelt wurde. Noch hatte man jene Hilfsmittel nicht, durch deren Beschaffung sich Papst Leo XIII. ein so großes Verdienst um die Aufhebung des unheilvollen Risses der Vergangenheit erworben hat.

Nur allzuwahr sind die Worte, die Prinz Max[1] ausgesprochen hat: „Die orientalischen Liturgien sind ein überaus großer und kostbarer Schatz, den die göttliche Versehung jenen Völkern, insoweit sie schismatisch sind, gelassen hat. Fast alles andere ist zugrunde gegangen. Ihre ganze Religion befindet sich in einem beklagenswerten Zustand. . . . Das kommt zum großen Teil von dem traurigen Schisma her, von der Trennung vom Baume der Kirche. Das einzige, was aus der katholischen Zeit übrig geblieben ist, ihre Liturgie, muß ihre Rettung sein. Wenn die Kirchen wieder mit Rom vereinigt sind, kann auch wieder neues Leben in sie einströmen und sie gleichsam von den Toten auferwecken." Möge Pallottis Epiphaniefeier recht viel zu dem erwünschten Ziele der Vereinigung beitragen! Sie ist wahrlich ein Fest, das Roms würdig ist, ein Fest des Glaubens und der Liebe! In Rom weiß man die große Bedeutung unserer Feier am besten zu würdigen, und wir zweifeln nicht, daß Pallottis Gründung niemals aus der Reihe der kirchlichen Feierlichkeiten Roms verschwinden wird, vielmehr stets, ihrer großen Bedeutung entsprechend, in Ehren gehalten werden wird. Das Werk des Gründers wurde von seinen geistlichen Söhnen als treues Vermächtnis betrachtet, und der Kongregation der Pallottiner gilt es von jeher als Ehrensache, es treu zu hüten und in seinem ursprünglichen Glanze zu erhalten.

Ein moderner Dramatiker der Gral-Sage.

Von Dr. Paul Lerch, Berlin.

In unserer Zeit des literarischen Experimentierens, da die Dichter nach neuen Stilarten suchen und doch höchstens neue Spielarten finden, sehen wir die dramatische Poesie einer gänzlichen Stillosigkeit verfallen. In einen heillosen Wirrwarr sind wir geraten, aus dem wir Wege und Ziele einer eigenartigen Kunst schwer oder gar nicht abzuleiten vermögen. Auf den krassen Naturalismus folgten psychologische Tüfteleien, folgten die Kulturdramen der Skandinavier und Russen, die Sittenstücke der Franzosen. Alles haben wir eine Zeitlang willig entgegengenommen. Die Deutschen sind ja in literarischen Dingen, wenigstens dem Auslande gegenüber, das gutmütigste Volk von der Welt. Aber schließlich hat alles seine Grenzen, und wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch. So wurde denn der Strom des romantischen Mystizismus über uns ausgegossen, und die sonst so sehr geschmähte und verhöhnte Symbolik sollte uns das neuzeitige Gedankendrama in Geist und Herz schmeicheln. Dazu boten die mittelalterlichen Sagenkreise mit ihrem Gemisch von kraß heidnischen und tief christlichen Elementen eine willkommene Handhabe. Die Gruppe der sogenannten Neuromantiker begann in den Vordergrund zu treten. Ernst Hardt, der in die Tristansage hineingriff, errang mit seinem „Tantris" zwei Preise auf einen Schlag. Selbst ein Gerhart Hauptmann verschmähte es nicht, die Konjunktur kräftig auszunützen, und gab uns den „armen Heinrich" und die „Griselda". Daneben suchten und suchen die Klassizisten, die mangels eigener Erfindungskraft die monumentalen Werke althellenischer Dichtkunst „umdichten" und unserem „modernen Empfinden" näher zu bringen bemüht sind — an ihrer Spitze der Wiener Hugo von Hofmannsthal — Terrain zu gewinnen und den Neuromantikern den Rang abzulaufen.

Mitten in dies Gewoge trat vor einem Jahre Eduard Stucken, ein bis dahin stiller und einsamer Mann, der nach jahrelangem Ringen endlich von Max Reinhardt, dem Direktor des Deutschen Theaters in Berlin „entdeckt" wurde. Stucken, dessen hochstrebendes Wollen und dessen dichterische Qualitäten keinem Zweifel unterliegen, kann als Prototyp derjenigen dramatischen Richtung angesprochen werden, deren Ehrgeiz in der „Vermenschlichung", in der psychologischen Durchdringung der überlebensgroßen Gestalten des altdeutschen Mythos seinen Lorbeer sucht — einer Richtung, deren Anfänge schon bei Hebbel deutlich genug zu spüren sind. Hebbel freilich war ein Titan. Unsere neuzeitigen Modedichter aber haben so gar nichts Titanisches an sich. Indem sie jene Recken mit ihren monumentalen Tugenden, Schwächen und Verbrechen aus dem mittelalterlich-romantischen clair-obscur in den Strahl der elektrischen Birne rücken, lassen sie uns überrascht erkennen, daß wir bleichsüchtige Neurastheniker vor uns haben. Sie gleichen dem Geist, den sie begreifen . . .

Eduard Stucken, der so überraschend schnell in den Mittelpunkt des literarischen Interesses getreten ist, schwelgt in dem Sagenkreise, der sich um den heiligen Gral, um den Zauberer Merlin, um König Artus und dessen Tafelrunde gruppiert. Er hat sich so tief in diesen Kreis hineinphantasiert, hat so viel christlich-katholisches Empfinden daraus in sich aufgesogen, daß oberflächliche Betrachtung tatsächlich dazu geführt hat, in Stucken einen Mann zu sehen, dessen Schaffen und Dichten von christlich-katholischem Geiste durchdrungen ist. Es ist daher von höchster Wichtigkeit, sich den Dichter genauer anzusehen, um eine gefährliche Legendenbildung beizeiten zu verhüten. Das „christkatholische Empfinden" ist nämlich, wie wir gleich sehen werden, bei Stucken lediglich Stukkatur. Im wesentlichen schwimmt er ganz und gar in dem seichten rationalistischen Fahrwasser der modernen Dekadence.

Gawân war das erste Graldrama Stuckens, das Reinhardt in seinen Kammerspielen durch eine Inszenierung von berückender Schönheit unter Assistenz hervorragender schauspielerischer Kräfte durchzusetzen verstand. Es führt uns mitten in die Tafelrunde des Königs Artus, der sich in Hymnen voll ekstatischer Begeisterung auf die Mutter Gottes ergeht. Dabei wird man sofort stutzig, da Artus die Gebenedeite als Göttin anbetet. (!) In die Gesellschaft dringt der Tod in Gestalt eines „grünen Ritters", der sich mit Gawân im Zweikampf mißt. Dieser schlägt ihm den Kopf ab, vermag ihn aber doch nicht zu töten und muß daher ein Jahr lang umherirren, um sich dem grünen Ritter in einer bestimmten Grotte zum Entscheidungskampf zu stellen. Findet er diesen nicht, so ist er dem Verderben verfallen. Kurz vor dem Ziele, um Weihnachten, rastet Gawân in der Burg eines unheimlichen schwarzen Ritters. Es ist wiederum der Tod, der Gawân zu verderben sucht. Die Frau des Ritters strebt Gawân, während der erstere auf die Jagd geht, wie Frau Venus den Tannhäuser, in ihre Netze zu ziehen. Es gelingt ihr nicht. Gawân bleibt siegreich, erfüllt seine Pflicht, stellt sich dem grünen Ritter, zu dessen Aufenthalt ihm das Weib den Weg gewiesen, und jagt Tod und Teufel in die Flucht. Nun darf der Reine aus den Händen der reinsten Jungfrau den heiligen Gral entgegennehmen. Das klingt soweit ganz leidlich, wenn man nicht sieht, was dahintersteckt. Die ehebrecherische Buhlerin trägt bei Stucken nicht etwa Gewand und Erscheinung der Gottesmutter, der Gawân mit schwärmerischer Liebe zugetan ist. Diese geile Buhlerin ist vielmehr die Mutter Gottes selbst. Sie, die Unbefleckte, hat sich in das Gewand der Rittersfrau gesteckt und spielt die Rolle der verführerischen Venus-Potiphar, um die Standhaftigkeit Gawâns auf die Probe zu stellen. Und sie spielt ihre Rolle mit einer Gründlichkeit — die betreffende Schauspielerin hatte ein Gewand gewählt, das ihre Formen fast unverhüllt zeigte — daß das mondäne Publikum der Kammerspiele in einen wahren Sinnestaumel geriet. . . . . Hiermit haben wir den Kern der Sache berührt. Wir finden ihn in der Spekulation auf die sinnlichen Instinkte, ohne die ein „moderner" Dramatiker nicht auskommen zu können glaubt. Und hier — allein hier! — finden wir die Lösung des Geheimnisses des großen Erfolges, den das Drama gerade in denjenigen Kreisen gefunden hat, denen das wahre christlich-sittliche Empfinden, denen die Reinigung von der Sünde durch Selbstüberwindung Hekuba ist, weil sie selbst jenseits von Gut und Böse stehen. Für uns aber wirkt diese Poesie tief beleidigend, und wir empfinden sie als eine — bewußt oder unbewußt verübte, das ist gleichgültig — Blasphemie.

[1] In seinem Buche: Praelectiones de Liturgiis Orientalibus. Friburgi Brisgoviae. Pag. 50.

Das zweite Gralsdrama Stuckens, „Lanzelot", das soeben in den Kammerspielen seine Erstaufführung erlebt hat, erfreute sich nicht des gleichen Erfolges. Lanzelot, der Held und Freund des Königs Artus, weilt auf der unnahbaren Feste Mont Salvage, wo die Tempelritter den heiligen Gral hüten. Ihr Herr und Meister Amfortas, dessen jugendliches Töchterlein Elaine Lanzelot in Liebe ergeben ist, windet sich in unstillbaren Qualen. Er kann nach dem Spruch des Zauberers Merlin nur genesen, wenn aus der Ehe eines reinen Mägdleins aus seinem Geblüt mit dem Edelsten der Ritter ein Knabe entsprießt. Elaine ist das Mägdlein, Lanzelot der Edle. Er wird im Kampfe schwer verwundet und liegt sterbenskrank in einer Einsiedelei. Da naht Elaine, die davon gehört, pflegt ihn und macht ihn gesund. Doch Lanzelot ist ihrer Liebe nicht wert, da er von schwerer Sünde befleckt ist. Zehn Jahre lang nämlich war er in ehebrecherischer Liebe der Ginower, der Gemahlin des Königs Artus, zugetan. Er will den Makel tilgen und wirft sich vor dem heiligen Gral mit dem Bekenntnis seiner Schuld nieder. Wunderschöne Verse findet hier der Dichter, dessen Sprache überhaupt edel und gehaltvoll ist:

„Zu dir erheb' ich die Arme, smaragdene Schale!
Begnade mich! Erbarme dich mein und erstrahle!
Dein greiflich Bildnis flieht mich, noch bin ich blind; —
Doch mein inneres Auge sieht in dir ein Kind;
Umringt von smaragdenen Wänden, schaut mein innerer Blick
Ein Knäblein, das in den Händen hält der Welt Geschick.
Es trägt ein Meßgewand golden, dran Perlen flirrn.
Eine Krone schmückt dem holden Kinde die Stirn.
Und aus der smaragdenen Wiege erhebt es sich jach,
Verwandelt, wachsend, als stiege es zum Himmelsdach,
Die Blicke wehumflort, ein König der Schmerzen,
An Händen und Füßen durchbohrt und durchbohrt unterm Herzen ..."

Doch der Gral erstrahlt dem Ritter nicht, da er keine Reue zu empfinden vermag. Die Sünde war zu schön! Man denkt an Gretchen: Doch alles, was mich dazu trieb, ach war so hold, ach war so lieb .... Lanzelot mag die Buhlerin Ginower nicht verfluchen. Eher will er auf das Gnadenlicht des Grals verzichten.

„Ich verfluche nicht, was mich beglückt hat! Nun und nimmermehr!
Schimpf dünkt mich's, wollte ich weinen über das, was ich tat!
Feigherzig will mir's erscheinen, an mir selbst ein Verrat,
Wollt' ich die glückseligen Qualen meines Lebens bedauern
Und an den Grabesmalen meiner Freuden trauern."

Man fragt sich unwillkürlich, warum denn der gute Jüngling unter solchen Umständen die ganze Szene der Demütigung vor dem Gral ins Werk gesetzt? Noch mehr fast muß man den Kopf schütteln vor seinem Entschluß, an den Artushof zurückzukehren und sich von der Buhlerin Ginower endgültig zu befreien. Vergebens! Denn der mehr als arglose, gehörnte Artus will von allem nichts wissen und stellt sich schließlich auf den höchst modernen Standpunkt: tout comprendre c'est tout pardonner. Listige Hofleute aber, die die Weissagung des Zauberers Merlin doch gerne erfüllt sehen möchten, schieben den Lanzelot nächtlicherweile die ihm nachgeeilte „reine" Maid Elaine in das ehebrecherische Bett, während er sich einbildet, Ginower neben sich zu haben. Hier klingt das Amphitryon-Motiv in umgekehrter Fasson an, wie überhaupt in dem Drama die verschiedensten Sagenstoffe durcheinandergewürfelt werden, wie das Tannhäuser-Venus-Motiv, das arme Heinrich-Ottegebe-Motiv u. a. Die Zumutung des Dichters an uns, zu glauben, daß Lanzelot tatsächlich das kleine Mägdlein Elaine mit der Buhlerin Ginower habe verwechseln können, hat jedenfalls etwas grotesk Komisches. Wir sehen nicht mehr die Naivität der Gestalten, sondern die Naivität des Dichters, der uns unfreiwillig zur Heiterkeit zwingt, wo er es so bitter ernst meint ... Genug: die Täuschung gelingt. Elaine gebiert das Knäblein, das Amfortas rettet, stirbt aber elend dahin. Erst dadurch wird Lanzelot von der Leidenschaft zu Ginower geheilt und tritt eine Wallfahrt zum Heiligen Grabe an.

Man erkennt an allem die logische Inkonsequenz des Dichters. Die einheitliche Durchführung des Gedankens hätte die Entsündigung Lanzelots durch wahre Reue verlangt. Seine Heilung von der Teufelin Ginower ohne diese ist durch die Erschütterung an der Leiche Elainens nur ganz oberflächlich motiviert, ja eigentlich psychologisch überhaupt nicht begründet. Wir sehen hier vielmehr den psychiatrischen Prozeß eines hysterischen Schwächlings. Und wiederum kommen wir auf den Kern der Sache. Die Idee, die dem modernen Publikum die einzig schmackhafte ist, besteht in der Glorifizierung des Stolzes, der sich nicht demütig vor dem christlichen Sittengesetz zu beugen vermag, der die Sünde nicht verdammt, sondern preist, wenn sie nur — schön ist. In Schönheit sündigen, in Schönheit sterben ... das ist der Tenor aller landläufigen Ehebruchsdramen. Ein solches Ehebruchsdrama ist Stuckens Werk eben auch — nichts weiter, wenn es auch in die schillernde Attrappe mittelalterlicher Romantik gehüllt und mit dem Purpurschleier glitzernder Verse umgeben ist.

Wir werden wohl noch eine Reihe Gralsdramen von Eduard Stucken erleben. Wir fürchten aber, daß sie uns im wesentlichen nicht viel mehr bieten werden, als wir hier vor uns haben. Was aber das christlich katholische Empfinden angeht, das dem Dichter sogar von katholischen Zeitungen zugeschrieben wurde, so paßt auch auf Stucken das Wort Goethes: Was ihr nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!

Militärseelsorger oder Knute? Brasilianisches.

Von P. Petrus Sinzig, O. F. M., Petropolis (Rio de Janeiro).

Der Kanonendonner ist verhallt. Die feuerspeienden Riesengeschütze der brasilianischen Dreadnoughts „Minas Geraes" und „São Paulo" bedrohen nicht mehr die Bundeshauptstadt, die sie hätten schützen sollen. Senat und Abgeordnetenhaus gewährten den Meuterern volle Amnestie, neue Offiziere sind an die Stelle ihrer von den Mannschaften ermordeten Kameraden getreten, und die Regierung nennt wieder die großen Dreadnoughts, den Stolz Brasiliens, ihr eigen.

Gewiß konnten die Marinesoldaten die Beobachtung des Gesetzes verlangen, das die Anwendung der entehrenden Prügelstrafe verbot. Gewiß hatten sie auch recht, wenn sie es als Ueberanstrengung empfanden, mit einer Besatzung von zirka 300 Mann den Dienst auf Schiffen zu leisten, die mindestens die doppelte Anzahl Leute erheischen. Immerhin wird hierdurch das grausame Hinschlachten von Offizieren, die offene Rebellion, die Bedrohung und teilweise Beschießung der Hauptstadt, die brutale Forderung, daß der Präsident und eine Senatskommission selbst die Amnestieurkunde überbringen sollten, nicht gerechtfertigt. Wohl hat der Bundespräsident Marschall Hermes da Fonseca, dem Drängen beider gesetzgebenden Kammern, zweier seiner Vorgänger und seines Ministers des Aeußern, Baron Rio Branco, nachgegeben und die volle Amnestie unterzeichnet. Die Erregung wächst jedoch, besonders in Offizierskreisen, die das Nachgeben der Regierung als Schmach bezeichnen, und bei den Meuterern selbst, die einstweilen die geforderte Lohnerhöhung noch nicht bekommen haben, wird wohl auch der Spruch gelten: „Der Appetit kommt mit dem Essen." Muß die Nachgiebigkeit der Regierung weitere unzufriedene Kreise nicht zur Rebellion direkt anstacheln? Was haben sie denn zu fürchten, wenn beide Kammern mit überwiegender Mehrheit volle Amnestie gewährten, als noch die Kanonen unheildrohend auf Rio de Janeiro gerichtet waren? Welches Mittel soll besseren Geist und größere Zucht unter die Mannschaften bringen?

Die bisher angewandte Knute ist verpönt. Der Offizier, der sie in Anwendung bringen lassen wollte, käme nicht nur mit dem Gesetze in Konflikt, sondern setzte sich auch die Gefahr aus, das Schicksal seiner unglücklichen ermordeten Kameraden zu teilen. Ist aber nicht irgendein Zwangsmittel, außer den Gefängnisstrafen usw., nötig, zumal da wegen mangelnder allgemeiner Wehrpflicht manche Elemente unter den gewöhnlichen Soldaten sind, die man sonst nicht zu den besten rechnet? Entweder moralische Einwirkung oder knechtische Furcht! Entweder Militär- und Marineseelsorger oder Knute? Die Geschichte — und sie hat ein recht ehrwürdiges Alter — weiß nichts von Empörung praktischer Katholiken zu berichten. Nordamerika, dessen Verfassung der brasilianischen zum Vorbilde gedient hat, hat Militärseelsorger, trotz Trennung von Kirche und Staat. Soll in Brasilien der Fanatismus zum Schaden des Landes noch länger herrschen? Warum diese Voreingenommenheit, da doch fast die Gesamtheit des Landes katholisch ist? Möge nicht schon bald eine neue Revolte an die Forderung erinnern: Militärseelsorger oder Knute!

Humoristisch-satirische Ecke.

Aus den hinterlassenen Papieren des Reporters Sangsinger.

Rubrum: Eulenburg-Prozeß. Strenge Ordre des Chefredakteurs Fix: Im Terminkalender notieren, daß mindestens jeden dritten Monat über Stand Prozesses Sensationsnachricht zu beschaffen sei. Ab 14. Juli 1909 vorgemerkt und mit kleinen Terminabweichungen prompt besorgt. (Honorarvermerk: Sensationsnachricht ℳ 5.—, Dementi ℳ 5.—, seither 5mal = ℳ 50.—). Genereller Blaustiftvermerk (doppelt unterstrichen): „Nächsten Termin nicht vergessen!" Leider finden sich nur noch von zwei Notizen (nebst prompten Dementis) die Konzepte. Hier sind sie: Erstes Konzept (Datum verwischt): „Befinden des Fürsten hat sich bedeutend verschlimmert. An Wiedereröffnung Prozesses nicht mehr zu denken." Unmittelbar darunter: Dementi: „Wir erfahren aus sicherster Quelle, daß Fürst Phili relativ wohl ist, Besuche empfängt, Whist spielt, Austern mit Sekt genießt. Aber, jedesmal, wenn ihm vom Prozeß gesprochen wird, tritt Rezidive ein." (Randvermerk: Chefredakteur

Fix war über die Form des Dementis sehr ungehalten; es sei zu plump, zu wenig diplomatisch. Nächstens vorsichtiger machen.) Am 12. Jan. 1911 ist mit fester Hand notiert: „Staatsanwaltschaft mit Vorarbeiten für Wiedereröffnung des Eulenburg-Prozesses beschäftigt. Fürst Eulenburg, wie neugeboren, sehnt zuversichtlich Prozeßtermin zu seiner Reinwaschung herbei." 14. Januar 1911: „Erkundigungen an bestunterrichteter Stelle ergeben, daß Gesundheitszustand des Fürsten sich leider ständig verschlechtert. Staatsanwaltschaft habe Akten gar nicht angerührt." Honorarvermerk: ℳ 5 + ℳ 5. Mit Blaustift: Nächster Termin Mitte April oder Anfang Mai.)

Rubrum: Msgr. Baron de Mathies. Anfang Dezember 1910: Chefredakteur Fix schärfte mir wiederholt ein, daß über Baron Mathies (alias Ansgar Albing) mindestens täglich einmal, lieber noch zweimal (für Morgen- und Abendblatt) die Leser ständig in Atem haltende Sensationsnotizen zu bringen sind. Mit möglichst vielen Nadelstichen gegen römische Kurie, Papst, Jesuiten, katholischen Hof in Dresden (gelegentlich Prinz Max zu erwähnen) ultramontane Presse. Zwischenordre: Durch öftere Dementis pikanter gestalten!! (Honorarvermerk: Bis inkl. 13. Jan. 1911: 54 Notizen über Baron de Mathies à 5 ℳ = 270 ℳ.) Das Rubrum schließt vorläufig ab mit folgendem Konzept unter dem 14. Jan. 1911: „Mit Recht steigert sich in den weitesten Kreisen die Entrüstung darüber, daß die Affäre dieses Sprößlings eines Hamburger Kaffeegrossisten, der, wie der „März" mit so erquickender Grobheit bemerkt, „den Glauben seiner Väter für einen römischen Adelsbrief verkaufte", von den Römlingen so gewaltig aufgebauscht worden ist. Die liberale Presse tat recht daran, daß sie sich um diese herzlich gleichgültige Sache wenig gekümmert hat. Solche Leute straft man am besten mit dem Schweigen der Verachtung." (Honorarvermerk: Chefredakteur Fix drückte mir die Hand, als er die Notiz gelesen hatte. Er schaute über die Brille weg und sprach gerührt: „Das haben Sie diesmal prächtig gemacht, lieber Saugfinger. Eine solche Notiz bezahle ich gerne vierfach." — — Macht ℳ 20).

Rigoletto.

Caput laureatum.

Es naht ein schimmerndes Haupt
Von edlem Lorbeer gekrönt,
Von zartem Grün umlaubt,
Von rosigem Glanze verschönt.

Wer ist's, weil das Publikum
So tumultuarisch grüßt?
Es drängt sich im Kreise herum,
Fehlt nur noch, daß es ihn küßt.

Wer ist's? Wohl gar ein Poet?
Ein Kriegsheld wie König Saul?
Wie lieb ihm der Lorbeer steht
Und — die Zitrone im Maul!

Ach so! Das kann nur der Kopf
Des gemästeten Grunztiers sein.
Freund, fasse die Fabel beim Schopf:
Zum Lorbeer braucht man — „Schwein".

Das Zeugnis.

Am Tische fand der strenge Herr Papa
Ein Osterzeugnis. Jedenfalls von Fritzen.
Von wem wär's sonst? Und Papas Augen blitzen.
Ein Ruf. Und zögernd kommt der Schlingel nah.

Den Stock im Rücken, zornrot im Gesicht,
Will er schon nach dem Delinquenten haschen.
Doch jener spricht, die Hände in den Taschen,
So selbstbewußt: „Mein Zeugnis ist das nicht."

„Oho! Schau her! Von wem denn wären sonst
Die Vierer und die schlechte Anstandsnote?
Mit solchem Zeugnis schämt' ich mich zu Tode! —"
„Versprich mir, Papa, daß du mich verschonst?"

„Na, meinetwegen. Doch was soll das hier?
Nur diesmal walte noch statt Rechtes Gnade —"
„Ich fand den Wisch zufällig in der Lade,
Sieh' an, Papa, das Zeugnis ist von dir!"

F. Schrönghamer.

Ausstellung altspanischer Malerei.

In der Galerie Heinemann bietet man uns seit dem 3. Januar eine Ausstellung von Werken spanischer Malerei aus den Zeiten vom 15. bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts. Man lehrt uns nicht nur eine große Anzahl bisher wenig oder gar nicht bekannter Werke kennen, Meister würdigen, von denen einzelne wie El Greco oder Goya das allergrößte Interesse beanspruchen, sondern man eröffnet auch in weitgehender Art das Verständnis für das Wesen der heutigen spanischen Malerei. Wir werden hier erst recht gewahr, wie stark die Tradition auf die neuzeitlichen spanischen Meister wirkt, und wie deren Kunst aufs festeste in heimischen Auffassungen wurzelt. In ihren Anfängen war das bei der spanischen Malerei nur in eingeschränktem Maße der Fall. Wir sehen im 15. Jahrhundert die Schule von Arragonien unter dem Einflusse derjenigen von Siena, während in Nord- und Nordwestkastilien zur gleichen Zeit die vlämische Kunst maßgeblich ist. Aber im 16. Jahrhundert tritt volle Selbständigkeit ein, die in den Werken des aus Kreta gekommenen Domenico Theotokopuli (Greco) ihre ersten großen Triumphe feiert. Von den Werken anderer hebe ich die ausgezeichneten Stücke der beiden Herrera hervor, von denen der jüngere unmittelbar mit Murillo wetteifert. Auch von diesem ist ein beglaubigtes und ein ihm zugeschriebenes Stück vorhanden. Weiter finden wir Werke von Zurbaran, Ribera, Cerezo, Rizi, einen Kopf Philipps IV. von Velasquez. Ganz hervorragend ist die Auswahl der Bilder von Goya, dessen Genie durch eine Reihe bewunderungswürdiger Bildnisse und Historien glänzend gekennzeichnet wird. Neben ihm lernen wir seinen Nacheiferer Eugenio Lucas kennen. Andere ausgezeichnete Meister sind die Porträtisten Vicente Lopez und Gutierrez de la Vega, auch der Sittenmaler Villaamil. Dazu kommt noch eine Anzahl anderer bedeutender Künstler. Wer irgend von der Entwicklung der spanischen Malerei einen Begriff zu erlangen wünscht, wird nicht umhin können, von dieser Ausstellung Kenntnis zu nehmen. Eine ähnliche haben wir bisher in Deutschland nicht gehabt.

Dr. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Calderongesellschaft wiederholt auf vielseitiges Verlangen Sonntag, den 22. Januar, nachmittag halb 4 Uhr im Hotel Union das Eulenschloß von Franz Pocci, unter gütiger Leitung von Herrn Professor Bradl. Preise der Plätze: ℳ 3.10, 2.05, 1.50, 1.—. Saalkarten 50 Pf. Auf allen Plätzen zahlen Kinder die Hälfte. Vorverkaufsstellen: Buchhandlung Stahl, Dienerstraße 9, und Portier Hotel Union.

Aus den Konzertsälen. Im Brucknerzyklus des Konzertvereins sind wir nun zur „Romantischen" gelangt. Ferdinand Löwes packende Interpretation ließ die Aufführung der fünften Symphonie wieder zu einem starken künstlerischen Erlebnis werden. Daß dieses gewaltige Werk heute auf die Gesamtheit unserer Musikfreunde einen tiefen Zauber ausübt, ist zum großen Teil Löwes Verdienst; denn wenn es auch kaum mehr verstanden werden kann, daß diese musikalische Schöpfung s. Zt. viele Jahre lang unbeachtet bleiben konnte, so darf man die nachschaffende, wahrhaft kongeniale Orchesterleitung dieses berufensten Brucknerinterpreten für die Erschließung der künstlerischen Gedankenwelt des großen Symphonikers nicht hoch genug anschlagen. Auch die Wiedergabe von Haydens E-Moll-Symphonie Nr. 9 stand auf bedeutender Höhe. Der Abend brachte auch eine Uraufführung: Die Serenade in Es-Dur für kleines Orchester von Walter Braunfels. Das talentvolle Werk fand eine glänzende Aufnahme. Der junge Komponist wurde mehrmals hervorgerufen. Braunfels hat mit dem neuen Werk gezeigt, daß er auch die sanfteren Pfade des Idyllikers sicher zu wandeln vermag, im Gegensatz zu dem ekstatisch gesteigerten Gefühlsleben seines letzten Chorwerkes. Die Serenade besitzt Grazie und viel Klangpoesie; dabei fehlt ebensowenig starkes Empfinden, wie Stimmungskraft. Braunfels, technisches Können steht wieder ungemein hoch, vielleicht könnte hier und da eine gedrängtere Fassung den Eindruck noch verstärken. — Eine ungewöhnlich große Anziehungskraft hatte das erste Auftreten der Wiener Kammersängerin Selma Kurz-Halban auf das hiesige Konzertpublikum ausgeübt. Die großen Erwartungen wurden nicht enttäuscht, ja noch bedeutend übertroffen. Unter den Koloratursängerinnen der Gegenwart hat Frau Kurz fast keine Rivalin. Ihre Technik ist eminent. Das Kunstempfinden unserer Zeit steht ja im allgemeinen dem verzierten Gesang etwas kühl gegenüber und der Wunsch, den die Wiener Primadonna jüngst in einer Zeitschrift äußerte, daß die modernen Tondichter sich wieder der Koloratur zuwenden möchten, dürfte sich (bei den Deutschen wenigstens) schwerlich erfüllen. Was aber die Gesangskunst von Selma Kurz uns ganz besonders nahe bringt, ist die Wärme der Empfindung, die aus ihrem Vortrage spricht. Die brillierende, perlende Technik wird bei ihr volle Natur. Ihre Mittel sind bedeutend. Ihre Gesangskunst aber (sie war vor ihrer Wiener Umbildung Altistin der Frankfurter Oper) ist eminent. Frau Kurz sang Arien von Rossini und Verdi, sowie als Novität drei Gesänge von Gustav Mahler aus „Des Knaben Wunderhorn", die als Komposition sich nicht sonderlich eindrucksstark erwiesen. Das Publikum feierte den Gast durch stürmische Ovationen. Am Dirigentenpult stand Hugo Reichenberger. Der Kapellmeister der Wiener Hofoper hat vor

einem Lustrum der Hofbühne seiner Vaterstadt München angehört und sich hier herzliche Sympathien erworben. Die Leonorenouvertüre Nr. 3 hat man schon früher von ihm gehört, als er nach dem Tode Hermann Zumpes „Fidelio“ übernommen und nach dem Beispiele dieses Meisters die 3. „Leonore“ dem Opernfinale anfügte, ein Experiment, von dem man heute wieder abgekommen ist. Reichenbergers Dirigentenkunst hat noch gewonnen. Die Ouvertüre war plastisch herausgearbeitet und das Konzertvereinsorchester folgte seiner temperamentvollen und empfindungskräftigen Führung mit schönem Gelingen. Auch mit Mozarts „Kleiner Nachtmusik“, Schuberts „Ballettmusik aus Rosamunde“ und einer Novität hatte der beifälligst aufgenommene Dirigent lebhaften Erfolg. Als Premiere hatte Reichenberger Karl Weigls Symphonie in Es-Dur gewählt. Er verfügt über eine schöne Technik und schreibt ein wenig redselig, aber immer angenehm klingend. Mithin ein Werk, das immer freundlich aufgenommen werden wird, wenn es auch nur temperiertes Empfinden auszulösen vermag. Als französischer Abend präsentierte sich das Volkssymphoniekonzert. Unter Prills tüchtiger Leitung kam Cesar Francks D-Moll Symphonie und der in den letzten Jahren ziemlich oft gehörte Zauberlehrling von Paul Dukas zu eindrucksvoller Wiedergabe. Lieder zur Orchesterbegleitung von Fauré und Duparc sang Madame Quillon. Die Pariserin besitzt sympathische Mittel und eine liebenswürdige Vortragsgabe. — Besonders mit nordischen Volksliedern errang die Altistin Grete Hentschel-Schesmer starken Beifall. Ihr Konzertpartner Paul Schmidt spielt das Harmonium mit großer Technik und Klangschönheit und erzielte besonders mit einer Phantasie Cyrill Kistlers bedeutende Wirkung. Von Pianistinnen hörten wir Liane von Seckendorf und Paula Fischer. Das tüchtige Können der ersteren erfuhr, dem Vernehmen nach, durch eine Indisposition eine Abschwächung. Frl. Fischer fesselte in den Sonaten, welche sie mit dem sehr begabten, wenn auch noch nicht durchaus gereiften Geiger Paul Thoma spielte, durch feinfühliges Empfinden. In diesem Konzert bot noch Marie Kremer Liedervorträge. Sie besitzt gute Mittel und ein sehr sympathisches Vortragstalent. Die vornehm empfundenen Lieder Courvoisiers seien besonders genannt. — Der junge Geiger Sascha Cubbertson erwies sich als ein ganz glänzender Virtuose, dessen hohes Können den großen Beifall, den er fand, voll verdiente. — Das Sevcik-Quartett aus Prag hinterließ mit Beethovens C-Dur-Quartett op. 59 Nr. 3 sehr starke Eindrücke. Ihr großes Können bewährten die Künstler auch in Norens elegantem, wenn auch wenig tiefem Trio in D-Moll unter löblicher Assistenz der Pianistin E. v. Binzer.

Verschiedenes aus aller Welt. Der amerikanischen Uraufführung von Humperdincks, nun zu einer Vollover ausgebauten „Königskinder“ folgte rasch die erste deutsche Wiedergabe des Werkes in der Berliner Hofoper. Auch hier war der Erfolg ein sehr starker, und es erscheint sicher, daß das Werk sich nun rasch über die deutschen Opernbühnen verbreitet. Ganz besonders wird die frische volkstümliche Melodik der Märchenoper gerühmt. — Das Berliner Lessingtheater brachte die Urpremiere von Gerh. Hauptmanns „Ratten“. Dem Dichter ist seit langem kein starker Erfolg beschieden gewesen, auch diesmal ging er über einen äußerlichen Beifall nicht hinaus. Die Fabel des Stückes liest sich wie ein sensationeller Gerichtsbericht. Eine starke innerliche Wirkung konnte die Kritik nur in dem mittleren Akte finden, in dem die beiden Frauen, die eine mit ihrem natürlichen, die andere mit dem erworbenen Mutterrecht, um das Kind kämpfen. — Richard Wagners in den Jahren 1868 bis 1873 seiner Gattin in die Feder diktierte Memoiren, deren Inhalt bisher nur einem engsten Freundeskreis bekannt war, werden im nächsten Frühjahr der Oeffentlichkeit übergeben. — In Wien starb der Komponist Richard von Perger. Außer sehr tüchtigen, von Brahms ziemlich beeinflußten Kammermusikwerken schrieb er die komische Oper „Der Richter von Granada„ (Köln 1889), das Singspiel: „Die vierzehn Nothelfer“ (Wien 1891) und das Märchen „Das stählerne Roß“ (Wien 1903). Sehr geschätzt wird seine Brahmsbiographie, die vor kurzem bei Reklam erschienen ist. — Das diesjährige Fest der schweizerischen Tonkünstlergesellschaft findet unter Mitwirkung des Münchener Konzertvereinsorchesters vom 19. bis 21. Mai in Vevey statt. — In München haben sich unter Mitwirkung erster Künstler „Werkstätten für Bühnenkunst“ aufgetan, welche den Vereinsbühnen die Vorteile der Reforminszene des Münchener Künstlertheaters zuwenden wollen. Wir haben schon einmal darauf hingewiesen, daß bei den meist kleinen Verhältnissen der Vereinsbühnen die unbegrenzten Verwandlungsmöglichkeiten der vereinfachten Szene sich sehr vorteilhaft erweisen werden.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die zur öffentlichen Subskription aufgelegten 200 Millionen Kronen 4% ungarische Kronenrente sind siebzigfach überzeichnet worden. Dazu ist der grösste Teil dieser Zeichnungen einer freiwilligen Sperrverpflichtung unterworfen. Auf Deutschland allein entfallen 11 Milliarden Kronen mit über 5 Milliarden Sperrstücken. Mit dieser 59fachen Ueberzeichnung einer Auslandsanleihe durch deutsches Kapital allein ist wohl der beste Beweis für die derzeitige kräftige Finanzlage des deutschen Renten- und Sparkapitales vollauf charakterisiert. Auch für die Geldmarktlage ist dieser glänzende Emissionsverkauf das beste Zeichen einer geregelten und vollkommen gesunden Situation. Man wird sich dabei anderseits des Vergleiches nicht enthalten, welch verhältnismässig ungünstigeres Resultat die Zeichnungen auf die letzten inländischen Staatsanleihen erzielt haben und zu der Ueberzeugung gelangen, dass lediglich die jetzt geklärte und gesundete Geldmarktlage Ursache eines so kolossalen Kapitalüberschusses sein kann. Ein ferneres Exempel dieser Betrachtung bildet die demnächst stattfindende Zeichnung einer neuen badischen Anleihe von 29 Millionen, um zu sehen, ob das Publikum auch für Inlandsrente die jetzt bewiesene besondere Vorliebe für Fonds zeigt. Der Kursentwicklung der heimischen Renten kamen auch die verschiedentlichen Ausführungen im Reichstag und bei Eröffnung des preussischen Landtags zugute. Besonders die Bestätigung, dass das Reich wie Preussen den Anleihemarkt mit grossen neuen Anleihen im Jahre 1911 verschonen wird. Auch aus börsentechnischen Gründen darf dem derzeitigen Preisniveau unserer Renten- und Pfandbriefwerte eine günstige Entwicklung zugeschrieben werden. Die Geldmarktbesserung kam besonders in der Gestaltung der Reichsbankposition am sichtbarsten zum Ausdruck. Die Rückflüsse bei diesem Notenbankinstitut haben sich erheblich besser angelassen als im Vorjahre, und der nächste Wochenausweis wird aller Voraussicht nach wiederum eine steuerfreie Notenreserve zeigen. — All diese günstigen Momente konnten die Börsen und namentlich die Entwicklung des an sich schon äusserst rührigen und lebhaften Berliner Platzes nur fördern. Es hat dabei allen Anschein, als ob dieser neuerliche Stimmungs- und Szeneriewechsel von längerer Dauer sein würde, und damit die Ende 1910 allgemein zum Ausdruck gebrachten Erwartungen eines günstigen Börsen- und Handelsverkehrs im neuen Jahre sich erfüllen sollten. Die wesentlich zuversichtlichen Meldungen vom amerikanischen Wirtschaftsleben, die Erwartung, dass die Gesundung der Handels- und Finanzmärkte Amerikas nunmehr soweit vorgeschritten sei, dass die bisher strikte eingeschränkte Produktion sich neuerdings dem allgemeinen Konsum nähert und der kräftige Tendenzumschwung der Neuyorker Börse boten den europäischen und speziell den deutschen Plätzen Stimmungsgründe in Menge. Der bedeutend gebesserte Tendenzbericht vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt, aus dem lebhafte Exporttätigkeit der Eisenerzeugnisse und rege Nachfrage nach allen Eisensorten gemeldet wird, ferner die Mitteilung von nunmehr einsetzenden grossen Stahlschienen- und sonstigen enormen Bestellungen seitens der amerikanischen Eisenbahnen und die Ankündigung von Extradividenden einzelner Bahnen, wie der Canada-Eisenbahn-Gesellschaft, stimulierten besonders. Es ist ja eine bekannte Tatsache, dass das Interesse des deutschen Spekulations- und Kapitalistenpublikums an den amerikanischen Werten, sowohl an den Aktien wie an den Bonds dieser Eisenbahnchares, stets ein sehr grosses ist. Jedoch auch vom heimischen Industrie- und Börsenmarkt liegen die verschiedensten Meldungen günstiger Art vor. Bessere rheinisch-westfälische Eisenberichte und die Hoffnung, dass das Baugeschäft sich im laufenden Jahre mehr beleben wird, die Ankündigung von grösseren Krediten im preussischen Landtag für Verkehrszwecke, 17 Millionen Mark für Elektrisierung von Vollbahnen, die Gründung von einzelnen elektrischen Ueberlandzentralen, sowohl in Bayern wie in Norddeutschland, der grosse Versand des Stahlwerksverbandes im Dezember, bedeutende Kohlen- und Koksversendungen Westfalens nach Belgien, die Ankündigung einer Kleinbahnvorlage in der preussischen Thronrede und andere Meldungen, sämtlich stimulierend, lösten sich ab. Es kann also nicht überraschen, wenn eine kräftige Aufwärtsbewegung an der Berliner Börse sich fortsetzen sollte. Montanaktien, elektrische, chemische, Schiffahrts-, amerikanische Eisenbahnwerte, kurz die ganze lange Reihe von Dividendenpapieren standen bei lebhaftem Geschäft und grossen Kursgewinnen in hoher Gunst. Ungünstigere Nachrichten und die Einwendungen gegen dieses überstürzte Interesse an den Börsen blieben vollkommen unbeachtet.

M. Weber.

— **Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste feste Abonnentenzahl auf.** —

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. d. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 4. München, 28. Januar 1911. VIII. Jahrgang.

Der Kampf gegen Pornographie und Pornokunst.

Nicht ohne energisches Zutun des Herausgebers der „Allgemeinen Rundschau" ist es jetzt endlich gelungen, auch **in Budapest ein pornographisches Schmutznest der ärgsten Sorte** auszuheben. Die Elenden, welche unter verschiedenen Flaggen (Willy Schindler, Joh. Váradi, J. Balogh, Jos. Stern) lange Jahre hindurch den ganzen Kontinent, namentlich Deutschland und Oesterreich, mit ihrer entsetzlichen Ware überschwemmten, versteckten sich nach berüchtigten Mustern hinter dem Deckmantel der **„Kunst und Wissenschaft"**. Seit dem Jahre 1906 sind die Behörden von Zeit zu Zeit immer wieder mit belastendem Material versehen worden (wobei namentlich auch die Münchener Polizeidirektion in dankenswerter Weise mitwirkte), aber alle Bemühungen waren bislang vergebens gewesen. Noch am 31. Dezember 1910 war in der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 53) in dem Artikel „Dirnengeist und Dirnenkunst" nachstehender entrüsteter Appell an die Budapester Behörden zu lesen, der auch sehr einflußreichen und hochmögenden Stellen zugänglich gemacht wurde (S. 969 f.):

„In Wien macht man jetzt auch gegen die pornographischen Kloaken in der Hauptstadt der verbrüderten ungarischen Monarchie, in Budapest, energisch Front. Einem „Ankündigungsblatt" und einem „Offertenblatt" der beiden am meisten berüchtigten Budapester Exporthäuser wurde durch das Ministerium des Innern unter dem 29. November für ganz Oesterreich das Postdebit entzogen; was aber Budapester Schmutzspekulanten, die fast ausnahmslos Juden sein sollen, durchaus nicht hindert, bis in die letzten Tage hinein ihre Schandprospekte ungeniert an österreichische wie an deutsche Adressen zu versenden. Es ist eine Schmach für Ungarn, daß der schamloseste Exporthandel mit wahrhaft satanischen Erzeugnissen dort unbehelligt zu bleiben scheint, während man in Budapest selbst auf die Säuberung der Schaufenster weit mehr Bedacht nimmt als z. B. in Wien."

Die erwähnten Schandprospekte, die um Weihnachten herum sog. „Hochinteressante Lektüre" („Pikantissima, Flagellantistica, Masochistica, Sadistica, Homosexualia, Sexualwissenschaft (!), Erotologie (!), Criminalistica") in nicht weniger als 500 Nummern (daneben 279 Nummern Antiquariat) empfahlen, wurden von der „Verlagsbuchhandlung **J. Balogh** in Budapest, X-Rákosfalva, Posta-fiók" versandt. Nachdem das entsetzliche Schmutznest endlich ausgehoben ist, können wir die Firma ohne Schaden öffentlich namhaft machen. Um allen wahren Volksfreunden einen Einblick in die immer ausgedehnter betriebene Werkstatt der modernen Pornographenzunft zu gewähren, drucken wir aus diesem Schmutzprospekt ohne jeden Kommentar nachstehende Voranzeige ab:

„Falls sich genug Interessenten für die Publikation finden, beginnt ab Januar 1911 zu erscheinen:

Randbemerkungen zur Erotologie
von Károly.

Károly, einer unserer namhaftesten Erotologen, der aber zunächst unbekannt bleiben will, wird in diesen in zwangloser Folge erscheinenden Heften alle aktuellen Fragen, die mit der Erotik in Kunst und Literatur in irgend einem Zusammenhang stehen, seien sie kritisch-ästhetischer, kulturhistorischer, folkloristischer, medizinischer oder strafrechtlicher Natur, in seiner kurzen prägnanten Weise glossieren.

Preis pro Jahrgang (mindestens 12 Bogen Umfang) bei freier Postzustellung etwa M 3.— K. 3.60. Subskriptionen schon jetzt erbeten!"

Aber auch dem zweiten Schandnest war die „Allgemeine Rundschau" schon seit längerer Zeit auf der Spur. In Nr. 51 vom 18. Dezember 1909 (S. 902) wurde der Prospekt einer „Spezial-Kunstanstalt für Aktstudien" abgedruckt, der neben „künstlerischen, wissenschaftlichen und historischen Charakterstudien", neben Photos und Lektüre auch „sämtliche in diesem (!) Fach einschlagende Spezialitäten (Gummi usw.)" — buchstäblich abgedruckt — empfahl, um die Firma „in der ganzen Welt vorteilhaft einzuführen". Wir haben den Namen dieser Satansküche damals vor der Oeffentlichkeit verschwiegen, dagegen einzelne wüste Erzeugnisse einer größeren Reihe von Beamten, Politikern, Künstlern, Journalisten vorgelegt, selbstredend auch der Polizei und Staatsanwaltschaft Anzeige erstattet. Heute können wir den Namen preisgeben. **Es war J. Váradi in Preßburg.** Was aber den Hauptschurken anbelangt, so hat sich der Münchener Männerverein z. B. d. ö. U. schon vor vier Jahren auf Veranlassung des Herausgebers der „A. R." mit demselben beschäftigen müssen. **Willy Schindler** (damals 22 Jahre alt!) betrieb als Dr. Willy „Heine" sein Handwerk in Wilmersdorf bei Berlin, gab dort eine „Zeitschrift für Bibliophilen" heraus und wußte die Gerichte lange Zeit durch schwindelhafte Vorspiegelung einer geschlossenen „Gesellschaft deutscher Bibliophilen" zu täuschen, bis er eines schönen Tages plötzlich verduftete und sich zunächst nach Preßburg verzog. Am 30. November 1909 (S. 814) schrieb die „Allgemeine Rundschau" in Nr. 47 (S. 814) am Schlusse eines längeren Artikels „Rechtsprechung in Sachen des § 184" unter anderem wörtlich:

„Aber der also gekennzeichneten Stammkundschaft der Dr. Hirthschen „Jugend" (der Inhaber der Firma Recknagel heißt Estinger) scheint noch aus einem anderen Grunde der Münchener Boden plötzlich zu heiß geworden zu sein. Besagter Estinger, der so lange mit dem Glorienschein echter Kunst-Gemeinbürgschaft prunken konnte, ist unerwartet aus München verzogen. Seiner Kundschaft teilte er mit, daß er seine Firma nach Preßburg in Ungarn verlegt habe, **allwo seit einiger Zeit auch der berüchtigte Berliner Pornograph Willy Schindler** (früher Wilmersdorf-Berlin), der als Konkurrent die Firma Stern in Wien lange mit den massivsten Invektiven verfolgte, aber jetzt anscheinend ihr Helfershelfer im Schmutzgeschäfte ist, seine Zelte aufgeschlagen hat."

Die gleichzeitige Erinnerung an Recknagel-Estinger ist doppelt interessant, weil die „Allgemeine Rundschau" damals schon das schwere Sittlichkeitsdelikt bekanntgeben konnte, das Estinger kürzlich vor das Münchener Schwurgericht hätte führen sollen, wenn er es nicht vorgezogen hätte, in Paris zu bleiben. Wie man sieht, hockte die ganze berüchtigte Zunft, wegen deren konsequenter Bekämpfung wir uns so lange Jahre den gehässigsten Hohn und Spott einer abgebrühten libertinistischen Presse gefallen lassen mußten, dicht beisammen. Nun hat aber auch die vier Kumpane Recknagel-Estingers die Nemesis erreicht, wie aus dem nachstehenden telegraphischen Bericht des „Neuen Wiener Tagblatt" aus Budapest, 19. Jänner 1911, zu entnehmen ist:

„Beschlagnahme von pornographischen Schriften in Ungarn. Die Polizei hat vor kurzem in Nagy-Tetény bei einer Frau **Váradi** eine ganze Waggonladung pornographischer Bücher mit Beschlag belegt. Schon damals machte man die Wahrnehmung, daß in der Hauptstadt (Pest) ein Verschleißort existieren müsse, von dem aus der ganze Kontinent mit solchen Büchern überflutet wird. Die erste Spur wurde auf der Hauptpost entdeckt, wo eine elegant gekleidete Dame wöchentlich mehrmals Pakete aufgab und ausländische Geldsendungen in Empfang nahm. Trotz aller Wachsamkeit konnte man aber der Frau nicht bis zu ihrer Wohnung folgen.

Die Polizei bediente sich nun eines modernen Mittels und führte einen Polizeihund auf die Spur der geheimnisvollen Fremden. Der Hund fand die Spur und führte die Detektivs nach Rakosfalva zum Hause der Frau Irma **Balogh**, in deren Wohnung zahlreiche Bestellscheine und Briefe gefunden wurden. Die weitere Spur führte zu dem in Rakos-Szent-Mihaly wohnhaften Schwager der Balogh, **Wilhelm Schindler**, der sich, nachdem ihm im Auslande der Boden zu heiß geworden war, in Ungarn niederließ. Schindler, der aus Paris wegen ähnlicher Umtriebe ausgewiesen und in Berlin abgestraft wurde, kam vor mehreren Monaten nach Ungarn und etablierte sich in Rakos-Szent-Mihaly. Er bezog die Bücher von einer Wiener Firma und ließ sie von seinem Agenten **Joseph Stern** in Budapest weiter verkaufen. Diese Bücher sind, wie es auf ihrem Titelblatt heißt, „für Sammler nur in wenigen Exemplaren gedruckt und in der Maschine numeriert." (Welcher Schwindel!) Einzelne Romane und pikante Novellenbände wurden zu 30 bis 40 Kronen verkauft. Außer dem Pester Markt wurden auch die Bücherläden in Berlin, Dresden, Rom und Mailand beschickt. Gestern gegen 5 Uhr früh erschienen mehrere Detektivs in der Wohnung Schindlers, wo sie viele Tausende Bücher saisierten. Schindler, seine Frau, seine Schwägerin und der Agent Stern wurden zur Oberstadthauptmannschaft gebracht. Schindler, der von den Sicherheitsbehörden in Dresden und Preßburg steckbrieflich verfolgt wird, ist in Haft behalten worden. Die übrigen bleiben bis zur Beendigung der Untersuchung unter polizeilicher Aufsicht."

Daß die Wiener Bande mit der Budapester zusammenarbeitete, war längst bekannt. Für manche berüchtigte Werke, z. B. „Balkangreuel", wurden gleichzeitig von Stern in Wien und von Váradi in Preßburg (jetzt Váradi-Balogh-Schindler in Budapest) die intensivste Reklame gemacht. Lasse man sich aber durch solche Erfolge nicht in falsche Sicherheit einlullen. Der Feldzug ist noch keineswegs gewonnen. Die Frevler haben gar mächtige Bundesgenossen, vor allem am neuheidnisch-dekadenten Zeitgeschmack. (Vgl. auch S. 60 den Artikel „Ein liberales Blatt gegen die Cochonnerie als Zeitkrankheit".)

* * *

Wie zu erwarten war, hat der königlich bayerische und großherzoglich luxemburgische Hofbuchhändler Karl Schüler sich bei dem in Nr. 3 (S. 44 f.) gewürdigten Zurückweisungsbeschluß des K. Amtsgerichts München I, Abteilung für Strafsachen, nicht beruhigt, sondern durch seinen Rechtsbeistand, Justizrat Max Bernstein, sofortige Beschwerde bei der Strafkammer des k. Landgerichts eingelegt. Das ist sein gutes Recht, wenn es ihm auch nach Lage der Sache unmöglich etwas helfen kann. Aber gegen die begleitenden Umstände muß der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" auch an dieser Stelle, wie er es, ohne seinem Verteidiger, Rechtsanwalt August Rumpf, irgendwie vorzugreifen, in einer Eingabe an die Strafkammer bereits getan hat, nachdrücklichst Verwahrung einlegen. Das Vorverfahren schleppt sich nun schon zwei Jahre lang hin, und das Amtsgericht hat nun schon zum zweiten Male die Eröffnung des Hauptverfahrens abgelehnt und die Privatklage zurückgewiesen. Die an dem ersten Beschlusse des Amtsgerichts gerügte Lücke ist inzwischen durch Vernehmung desjenigen Sachverständigen, auf den das Landgericht selbst hingewiesen hatte, ergänzt worden. Die Sache ist demnach so spruchreif wie nur möglich. Trotzdem beansprucht Justizrat Bernstein, der schon im vorigen Jahre zur Begründung seiner ersten Beschwerde eine außergewöhnliche Frist von sechs Wochen in Anspruch genommen hatte, auch für die Begründung der zweiten Beschwerde eine „längere Zeit", also eine unbegrenzte Frist. Und wozu diese abermalige Hinauszögerung? Er will das Gutachten des vom Börsenverein der deutschen Buchhändler bestellten Dr. Fürstenwerth durch Gegengutachten von Künstlern, Literaten usw. entkräften lassen, welche die beanstandeten Cochonnerien als tabu erklären sollen. Hierzu sei denn doch an die Erklärung des Vorstandes des Börsenvereins der deutschen Buchhändler erinnert, welche in der vorigjährigen Hauptversammlung am Sonntag Kantate, den 24. April, von dem Vorsitzenden Dr. Vollert verlesen worden ist, und deren Schlußsatz wörtlich lautet: „Der Vorstand des Börsenvereins steht nach wie vor auf dem Standpunkt, daß es niemals seine Aufgabe sein kann, den Erzeugnissen der Literatur und Kunst gegenüber sich etwa ein Zensorenamt anzumaßen; dagegen wird er auch in Zukunft solchen Erzeugnissen gegenüber, bei denen das unzüchtige Moment das künstlerische oder literarische in absolut unzweifelhafter Weise überwiegt, mit denjenigen Maßnahmen vorgehen, welche die Satzungen und der Zweck des Börsenvereins zur Pflicht machen". (Nr. 106, 11. Mai 1910. Amtlicher Teil. Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, S. 5601.) Unmittelbar an diese Erklärung schloß sich der Bericht des (in unserer Privatklagesache als Sachverständiger vernommenen) Dr. Fürstenwerth über den ihm zur Aufgabe gemachten Kampf gegen die Schmutz- und Schundliteratur. Und die Hauptversammlung erklärte sich mit Dr. Fürstenwerth „durchaus einverstanden". Auch daran sei noch erinnert, daß in dieser Kantateversammlung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler der Antrag auf Ausschließung des ominösen Stern in Wien „wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften" auf der Tagesordnung stand. Es war seit dem Bestehen der Statuten, wie von Dr. Wilhelm Ruprecht-Göttingen ausdrücklich festgestellt wurde, das erstemal, daß der Vorstand, an ein Vorgehen, wie es Perthes seinerzeit geübt hat, anknüpfend, sich entschlossen hat, „fest zuzugreifen". Stern war aber dem Hinauswurf durch freiwilligen Austritt bereits zuvorgekommen. Hoffentlich wird der Vorstand nächstens auch gegenüber anderen, immer noch zu seinen Mitgliedern zählenden Verbreitern unzüchtiger Werke „fest zugreifen", vor allem gegenüber dem Verleger des Schandalbums „Phönix" (Sutter in München), dessen Einziehung im objektiven Verfahren am 1. Februar die Strafkammer des Landgerichts München I beschäftigen wird. Man wird bei dieser Gelegenheit ja auch ein „objektives" Urteil nicht nur über den von Münchener Geschworenen freigesprochenen Sutter, sondern vor allem auch über zahlreiche Künstler vernehmen, die es nicht unter ihrer Würde hielten, ihren Pinsel oder ihren Stift mit den größten Schamlosigkeiten und Perversitäten zu besudeln.

Der „moderne" Aberglaube, daß die „Kunst" auch das Niedrigste und Gemeinste entschuldige und gewissermaßen adle, ist gottlob mehr und mehr ins Wanken geraten. Die Zeiten sind vorüber, daß jeder „gebildete Deutsche" sich verpflichtet fühlt, jeglicher „Kunst", auch wenn sie sich im Kote wälzt, ähnliche Ehre zu erweisen, wie sie in Indien den „göttlichen" Affen in stinkenden „heiligen Hallen" erwiesen werden. Dr. Fürstenwerth, der Sachverständige des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, hat in dem bereits oben erwähnten von der Hauptversammlung gutgeheißenen Berichte klipp und klar erklärt: „Erschwert wird der Kampf durch mangelhafte Gesetzgebung und mangelhafte Anwendung der Gesetze. Solange die Gerichte sich durch die Gutachten von Sachverständigen, die nicht immer unbefangen sind, bestimmen lassen, ist ein Erfolg gegen die feinere Pornographie kaum zu erwarten". Dr. Fürstenwerth hat hier diejenigen „Sachverständigen" im Auge, welche selbst Anhänger oder direkte Förderer der Pornokunst sind, also ein unparteiisches Gutachten überhaupt nicht abgeben können. Seitdem es gerichtskundig ist, daß sich auch in München nicht wenige Künstler befinden, welche um schnöden Lohn unzüchtige Werke herstellen und zu Zwecken der Vervielfältigung an den Mann bringen, hat der alte Trick, daß man nur das Wort „Künstler" auszusprechen braucht, um auch im Dienste der blinden Justitia ergraute Staatsanwälte und Richter sich bis in den Staub verneigen zu sehen, seine Zugkraft verloren.

Was übrigens die von Justizrat Bernstein ins Auge gefaßte Vernehmung von Gegensachverständigen aus den Kreisen der Kunst und Literatur anbelangt, so muß dem Rechtsbeistand Karl Schülers schon aus dem vorigjährigen sechswöchigen Studium der Akten zur Voruntersuchung gegen Karl Schüler bekannt sein, daß eine mehr als hinreichende Zahl solcher Sachverständiger bereits vernommen worden ist. In diesem Stadium der Privatklage noch Gegensachverständige heranzuziehen, würde eine Verschleppung bedeuten, gegen welche auch in der Oeffentlichkeit laut protestiert werden muß.

• • •

Uebrigens wirft dieser nun schon seit zwei Jahren schwebende Fall Schüler ein grelles Streiflicht auf die geradezu beschämende Hilflosigkeit der Justiz bei der Durchführung des § 184, Ziffer 1, des Strafgesetzes. Dem Sachverständigen des Börsenvereins der deutschen Buchhändler lag dasselbe Beweismaterial vor, welches den Gegenstand der Voruntersuchung wegen Vergehens wider § 184, Ziffer 1, gebildet hatte. Der Sachverständige erklärte sieben in dem Schülerschen Weihnachtkatalog angepriesene Werke als absolut unzüchtig, noch eine

Reihe anderer Werke als pornographisch und bedenklich, wies auch auf die von Schüler vertriebenen Prospekte mit Ankündigungen solcher Werke hin. Unter den „absolut unzüchtigen" Werken befinden sich mehrere, die früher vom Landgericht — durch libertinistische „Sachverständige" irregeführt — unbegreiflicher Weise freigegeben wurden und entweder inzwischen durch neue Entscheidungen als unzüchtig eingezogen, oder, wie die von dem Sachverständigen Dr. Fürstenwerth als fraglos unzüchtig gekennzeichnete „Japanische Erotik", immer noch freigegeben sind. Eine Strafverfolgung auf Grund des § 184, Ziff. 1, gegen die Hersteller und Verbreiter zweifellos unzüchtiger Werke, soweit sie zum Genre der sog. „eleganten Pornographie" gehören, muß, wie erst neuerdings der skandalöse Fall Sutter gezeigt hat, vor dem zuständigen Münchener Schwurgericht und vor Geschworenen, die zu einem nicht geringen Teile von dem Geiste der „Herrenabende", gewisser Nummern der „Jugend" und des „Simplicissimus", sowie der Wedekindiaden usw. erfüllt sind, als geradezu aussichtslos gelten. Aber kein Staat erträgt auf die Dauer ohne schwere Erschütterung des Rechtsbewußtseins ein solches Versagen der Justiz. Staatsanwälte und Richter, denen es mit ihren Amtspflichten ernst ist, empfinden diese Kollision des geltenden Rechtes mit Milieuverhältnissen, die eine förmliche Ausschaltung des Gesetzes bedingen, als einen moralischen Druck, als eine Gewissensnot. Man sollte diese Dinge nicht zu leicht nehmen. Sie reichen bis an die Wurzeln des Gemeinwohles.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Kulturpaukerei in den Berliner Parlamenten.

In Nr. 3 der „Allgemeinen Rundschau" ist bereits hingewiesen worden auf die bedenkliche Aehnlichkeit der heutigen kirchenpolitischen Lage mit dem Anfangsstadium des Kulturkampfes der siebziger Jahre. Der ominöse Parallelismus ist inzwischen noch besonders deutlich hervorgetreten in der bedingten Ankündigung des staatlichen „Schutzes" für Opponenten gegen die kirchliche Glaubenszucht. In der letzten Weltrundschau konnten wir noch den preußischen Kultusminister loben wegen seiner korrekten und entschiedenen Aeußerung über die katholisch-theologischen Hochschulfakultäten, deren Uebereinstimmung mit der Lehre ihrer Kirche er als unbedingt notwendig bezeichnete. Der heftige Widerspruch von links scheint nun den Herrn Ministerpräsidenten und Reichskanzler veranlaßt zu haben, den Kollegen vom Kultus zu einer Abschwächung seiner Worte zu bewegen. In der nächsten Sitzung besprach der Kultusminister dasselbe Thema in einer Tonart, die der Linken besser gefiel. Er betonte den Nachlaß des Antimodernisteneides für alle geistlichen Staatsbeamten und stellte für diejenigen, die eine Aufforderung zu diesem Eide ablehnen würden, den Schutz des Staates in Aussicht. Da hätten wir eine neue Auflage des verhängnisvollen „Schutzes" der altkatholischen Lehre à la Wollmann-Braunsberg, mit dem vor 40 Jahren der Kulturkampf eingeleitet wurde! Wir hoffen trotz der zweiten Rede des Kultusministers immer noch, daß die Regierung die herben Erfahrungen von damals nicht vergessen hat. Vielleicht handelt es sich mehr um parteipolitische Taktik, als um einen kirchenpolitischen Zukunftsplan. Herr v. Bethmann Hollweg möchte durchaus die Nationalliberalen, wenigstens deren rechten Flügel, für die positive Arbeits- und Wahlgemeinschaft gewinnen. Dazu kann wohl die Inaussichtstellung eines „Schutzes" dienen. Die Herren Liberalen haben ja deutlich genug verraten, daß sie auf eine gewisse Revolution in der katholischen Kirche Deutschlands spekulierten. Da ihre Einbildungskraft viel größer ist, als die Kenntnis der Personen und Dinge, so hatten sie sogar auf den unbedachtsamen Artikel des Prinzen Max von Sachsen gewaltige Hoffnungen gebaut. Als Prinz Max das Aergernis schnell und gründlich ausräumte, wurde er von den Enttäuschten mit Schelt- und Schimpfworten überhäuft. Nun schaut man sehnsüchtig nach anderen „Bannerträgern der kirchlichen Opposition" in Preußen aus. Sollte sich in Folge der zweiten Rede des Kultusministers hie und da ein „Schützling" finden, so wird diese schwache Schwalbe keinen kulturkämpferischen Sommer machen können.

Unsere Zuversicht wird nicht erschüttert; aber die Geduld des katholischen Volkes ist durch die kulturkämpferischen Hetzreden im Parlament auf das alleräußerste angespannt. Die Etatsdebatte im preußischen Abgeordnetenhause wurde fort und fort von den liberalen Rednern zu Ausfällen gegen die katholische Glaubenslehre und Glaubenszucht, zu einer gehässigen Behandlung der zartesten, heiligsten innerkirchlichen Angelegenheiten mißbraucht. Und dabei versicherte dann noch ein freisinniger Poltron, er wolle beileibe nicht den „religiösen Nerv" der Katholiken berühren. Entweder ist das Heuchelei oder eine pyramidale Unkenntnis über die „religiösen Nerven". Tatsächlich treibt man mit unseren religiösen Gefühlen ein frivoles Spiel. Dessen Fortsetzung haben sich unsere trefflichen Wortführer Dr. Porsch und Graf Praschma mit dem vollsten Recht verbeten. Sollte trotzdem bei der Beratung des Kultus- und Unterrichtsetats oder bei sonstigen, leicht zu schaffenden Gelegenheiten die Hetze gegen „Rom" und das katholische Glaubensleben von neuem in Gang kommen, so muß eine drastische Protestbewegung in der katholischen Bevölkerung die deutliche Antwort in Worten geben. Und die Hauptsache wird dann der tatsächliche Protest bei den Wahlen sein. Der bayerische Parteitag des Zentrums hat schon eine Wahlparole formuliert, die vorbildlich für ganz Deutschland sein kann. Die unbedingte Gegnerschaft gegen den Linksliberalismus ist durch dessen kirchenpolitische Demaskierung geradezu selbstverständlich geworden. Von den früheren Versuchungen, einen Linksliberalen als das „kleinere Uebel" zu betrachten und zum Zweck einer politischen „Abwehrmehrheit" zu unterstützen, kann gar keine Rede mehr sein. Und wo ein Nationalliberaler sich um Zentrumshilfe bewirbt, da muß man erst sichere Garantien haben, daß er positiver, toleranter und friedfertiger ist, als die parlamentarischen Wortführer dieser „vielseitigen" Partei. Indem wir die Rechte unterstützen gegen den Liberalismus und dessen roten Verbündete, arbeiten wir am besten dem Ausbruch eines neuen Kulturkampfes entgegen. Und dieser Gesichtspunkt überwiegt alle anderen.

Liberale oder konservative Landräte?

Der Liberalismus treibt Machtpolitik ohne Rücksicht auf die Interessen des Reiches, des Staates und der Gesellschaft, die durch seine roten Großblockbrüder schwer gefährdet sind. Zu diesem Plane der Machteroberung gehört auch der Vorstoß gegen die preußischen Landräte, die als ein Bollwerk der konservativen Parteiherrschaft bezeichnet werden. In leidenschaftlichen Worten beschuldigt man sie durch Ausnützung einzelner Prozesse des Mißbrauchs ihrer großen Gewalt im Interesse der konservativen Partei. Der preußische Minister des Innern, Herr v. Dallwitz, wehrte sich bisher kräftig gegen diese Angriffe auf ein wesentliches Erbstück der preußischen Eigenart. Die außerpreußischen Reichsgenossen werden sich schwerlich ein richtiges Bild machen können von den Verhältnissen, aus denen dieser Kampf hervorgegangen ist. Der preußische Landrat ist in der Tat ein eigenartiges Wesen. Zugleich ein Staatsbeamter, und zwar ein sog. politischer, und der Vertrauensmann der Selbstverwaltungskörperschaften seines Kreises. Letztere pflegen den Kandidaten für das Landratsamt zu „präsentieren". Wo man diese Präsentation unwirksam gemacht hat, da trägt die Bureaukratie über die Selbstverwaltung, die Zentralisation über die gesunde Entwicklung der Kreise und Gemeinden den Vorteil davon. Wenn der Landrat der rechte Träger der Selbstverwaltung und der Vertrauensmann seiner Kreiseingesessenen sein will, so muß er mit den Lebensinteressen des Kreises im Einklang stehen. Ein ländlicher Kreis in Pommern z. B. kann keinen fortschrittlichen, antiagrarischen Landrat gebrauchen, der mit seinem Kreistag, seinem Kreisausschuß und mit allen Grundbesitzern, den Bauern wie den „Junkern", im Kriege liegen würde. Der Prozeß des pommerischen Landrates v. Maltzahn gegen den fortschrittlich-jüdischen Rittergutsbesitzer Becker, der mit der Verurteilung dieses leidenschaftlichen Störenfrieds zu einem Jahr Gefängnis endete, hat freilich gezeigt, daß der Landrat eine starke Hand hat und sie zu gebrauchen weiß, aber er hat auch gleichzeitig dargetan, daß die fortschrittliche Agitation in solchen Kreisen zu unerträglichen Wirren führt.

Der Zentrumsredner legte den Kern der Frage bloß, indem er bemerkte, ein konservativer Landrat sei immer noch besser, als ein freisinniger. Leider kommt ja das Mittelding, ein Zentrumslandrat, nur ganz vereinzelt in Frage. Die Liberalen, welche sich über den Mißbrauch der Amtsgewalt zu konservativen Zwecken so furchtbar entrüsten, haben uns in der Kommunalverwaltung schon Proben genug gegeben von ihrer rücksichtslosen Parteiwirtschaft in einflußreichen Aemtern. Die altpreußischen Landräte sind robust, aber sie sind längst nicht

so raffiniert und einseitig, wie zahlreiche liberale Magistrate und Stadtratsmehrheiten in unseren größeren Städten, sogar in überwiegend katholischen Städten. Vor den liberalen Stadttyrannen finden nicht einmal unsere „Engel der Barmherzigkeit", die katholischen Krankenschwestern, irgendwelche Gnade. Vgl. Düsseldorf! Wenn in Köln, wo glücklicherweise die katholische Mehrheit sich auch in der Stadtverwaltung durchgesetzt hat, der katholische (nicht zum Zentrum gehörige) Oberbürgermeister gelegentlich erwähnte, daß die katholischen Eltern viel von den Klosterschulen halten und aus ihnen auch tüchtige Frauen hervorgegangen sind, so schreien die Liberalen in Köln schon ingrimmig auf wegen dieses Mangels an Feindseligkeit gegen den Katholizismus, die sie für das selbstverständliche Attribut eines Bürgermeisters halten.

Zuwachssteuer und landesfürstliche Steuerfreiheit.

Das Werk der Reichszuwachssteuer ist noch nicht heraus aus der zweiten Plenarberatung. Eine Fülle von technischen, wirtschaftlichen und finanzpolitischen Schwierigkeiten ist von einer knappen Mehrheit zu überwinden. Zum Ueberfluß ist nun noch eine staatsrechtliche Schwierigkeit von allgemeiner politischer Bedeutung ins Spiel gekommen. Soll der Landesfürst oder die Landesfürstin bei Veräußerung von Grundeigentum, das in ihrem eigenen Lande liegt, auch die Zuwachssteuer zahlen oder gemäß ihrem bisherigen landesrechtlichen Privileg der Steuerfreiheit von dieser Reichsabgabe frei bleiben? Die Kommission des Reichstags hatte in ihrer Mehrheit die Steuerpflicht der Fürsten beschlossen. Die Regierung wehrte sich sehr energisch gegen diesen Einbruch in ein altes Prinzip. Die Linke des Reichstags aber kündigte an, daß sie die Exemtion der Fürsten zu einer gewaltigen Agitation unter den Wählern, sogar zu einer „republikanischen Agitation" ausnutzen werde. Das Zentrum entschied sich dafür, daß die dringend notwendige Fertigstellung der Zuwachssteuer durch diese Streitfrage nicht aufgehalten werden dürfe. In der zweiten Lesung blieben freilich die Rechte und das Zentrum zufällig in der Minderheit, aber in der dritten Lesung wird das Stimmenverhältnis wohl anders sein. Man muß sich in dieser Frage von den sachlichen Erwägungen leiten lassen und entschieden den Versuch abweisen, durch die übliche Drohung mit „Agitation" einen Gewissenszwang herbeizuführen. Besser wäre es zweifellos, wenn die deutschen Bundesfürsten sich entschlossen hätten oder noch entschließen würden, hochherzig die nicht gefährliche Last der Zuwachssteuer auf sich zu nehmen. Sollte es zu einem solchen friedlichen und freundlichen Ausgleich nicht kommen, so ist die Zulässigkeit und Zweckmäßigkeit des reichsgesetzlichen Zwanges sorgfältig zu prüfen. Unter anderen Erwägungen fällt dabei schwer ins Gewicht, namentlich für das verfassungstreue Zentrum, daß der reichsgesetzliche Zwang einen Eingriff in das Landesrecht darstellen würde, und zwar gerade an einer sehr empfindlichen Stelle. Der materielle Profit für die Reichskasse wäre verschwindend klein gegenüber den ärgerlichen Folgen eines solchen Eingriffs. Solange nicht ein freiwilliger Verzicht der verbündeten Fürsten vorliegt, muß man die Frage der Steuerfreiheit einer künftigen allgemeinen Regelung auf Grund umfassender und sorgfältiger Verhandlungen vorbehalten.

Zur hochpolitischen Lage.

Gegen die Potsdamer Abmachungen ist ein großes Ränkespiel in Gang gebracht worden, wobei die bekannte deutschfeindliche Preßverschwörung von eingeweihten Angehörigen gewisser Regierungen Material erhalten hat, wie sich namentlich bei der Veröffentlichung eines Aktenstückes in der „Evening Times" zeigte. Der Beunruhigungsfeldzug hat nun schon eine Debatte in der türkischen Kammer gezeitigt. Es gelang aber der dortigen Regierung, die Befürchtungen wegen einer Gefährdung der türkischen Interessen zu zerstreuen. Dazu hat wohl wesentlich mitgeholfen, daß Deutschland soeben noch der jungen Türkei durch das kulante Darlehen einen großen Dienst geleistet hatte.

Von größerer Bedeutung ist der Versuch der französischen Regierung, die Befestigung Vlissingens, welche Holland zur Verteidigung seiner Neutralität plant, unter Berufung auf die Neutralitätsverträge zu hintertreiben. Herr Pichon hatte soeben von der englisch-französischen Entente gesagt, daß sie herzlicher und fester sei als je. Es scheint fast, als ob daran etwas Wahres sei. Denn die französische Regierung macht jetzt den Versuch, dem befreundeten und voraussichtlich verbündeten England für den Fall eines Krieges die Einfahrt in die Schelde freizuhalten, d. h. den Mißbrauch des neutralen Belgien für eine Operation gegen Deutschland möglich zu machen. Die deutsche Regierung steht natürlich auf dem Standpunkt, daß Holland in seinem Gebiet so viel Festungen bauen kann, wie es will. Holland muß jetzt zeigen, ob es seine Selbstherrlichkeit wahren oder sich unter die französisch-englische Fuchtel begeben will.

Nochmals: Rom und der Orient.

Von Generalsekretär Arthur Wynen, P. S. M. (Rom).

In der großen Sakristei der Kirche S. Andrea della Valle bot sich am Abend des letzten Tages der Epiphaniefeier Pallottis in Rom ein eigenartiges Schauspiel dar: Der Kardinalvikar, der Stellvertreter des Papstes, saß auf einem erhöhten Platz, und die orientalischen Bischöfe und Priester, welche die verschiedenen unierten orientalischen Kirchen in Rom repräsentieren, huldigten ihm nach morgenländischer Sitte. Nach der feierlichen Prozession durch die Kirche, an der auch die Orientalen in ihren malerischen liturgischen Gewändern teilnahmen, sagte ein alter griechischer Priester, der den im Jahre 1850 gestorbenen Gründer des Festes noch gekannt hat: „So, jetzt hat Rom wieder einmal gezeigt, daß die katholische Kirche keineswegs nur aus Lateinern besteht!" Mit diesen Worten machte er sich sicherlich zum Dolmetscher der Gefühle auch der anderen Orientalen. Man muß nämlich die Orientalen selbst die Schönheit ihrer Liturgien haben preisen hören, um zu begreifen, mit welcher Liebe sie daran hängen. Ferner muß man die Feierlichkeiten acht Tage lang mitgemacht und gläubigen Herzens miterlebt haben, um zu verstehen, daß die Orientalen so gerne daran teilnehmen. Denn der dabei entfaltete religiöse Pomp sagt ihnen überaus zu, und sie rechnen es sich zur Ehre an, dabei beteiligt zu sein.

Zählen wir doch nur einmal die religiösen Uebungen eines einzigen Tages der Oktav auf. Frühmorgens ist stille Messe in lateinischem Ritus, darauf Predigt und sakramentaler Segen. Dann beginnt ein lateinisches Hochamt in ambrosianischem Ritus. Kaum beendet — die Priester stehen noch an den Stufen des Altars — hört man schon den Gesang der Armenier, die zum Pontifikalamt aus der Sakristei an denselben Altar ziehen. Noch ehe sie nach beendeter Feier wieder in der Sakristei sind, steht auf der Kanzel ein Benediktinerabt, der gleich seine französische Predigt beginnen will. Nachher folgt eine Pause von 12—3 Uhr, doch dann fangen die geistlichen Uebungen von neuem an. Nach einer halben Stunde ist Predigt eines Domherrn aus Verona, die für die gebildete Welt berechnet ist. Leider können wir ihr nicht bis zum Schlusse beiwohnen, da ein Kardinal an der Sakristeitüre vorfährt. In der Sakristei stehen bereits 100 Studenten eines Nationalkollegs mit brennenden Kerzen in der Hand, die dem Kardinal bei der feierlichen Benediktion am Altar assistieren werden. Der Kardinal ist nach der Funktion noch in der Sakristei, und bereits fährt man in der Kirche mit den Andachtsübungen fort. Bald beginnt die vierte Predigt des Tages, die diesmal ein volkstümlicher Kapuziner hält, und gleich darauf folgt die sakramentale Benediktion eines armenischen Bischofs in armenischem Ritus und mit armenischen Gesängen des armenischen Kollegs. Der Bischof erzählt uns nachher noch, daß der von der hl. Messe getrennte sakramentale Segen mit einigen Aenderungen aus dem römischen Ritus herübergenommen wurde, und rühmt die Schönheit der Benediktion während der armenischen Messe. Inzwischen ist es halb acht geworden.

Aehnlich ist es an den anderen Tagen der Oktav, und es sei eigens betont, daß die obige Schilderung buchstäblich wahr ist und nichts dabei „übertrieben" wurde. Besonders erwähnt sei noch das griechische Pontifikalamt mit Konzelebration; in diesem Jahre standen dem griechischen Bischof außer zwei Diakonen vier mitzelebrierende Priester zur Seite. Am letzten Tage fand nach der schon erwähnten Prozession noch eine rührende Feier statt, die von jeher den Abschluß der Epiphaniefeier Pallottis bildet: Bischof La Fontaine, der Sekretär der Ritenkongregation, nahm eine anziehende Statue des Jesukindes, den sogenannten Jesu-Bambino del Ven. Vincenzo Pallotti, auf seine Arme und hielt eine dem Fest entsprechende Ansprache, die ihn selbst und viele Anwesende zu Tränen rührte. Darauf reichte er die Statue dem Volke zum Kusse dar, und nur, wer es selbst gesehen hat, kann sich eine Vorstellung von dem Ungestüm der Gläubigen machen, die sich in kindlicher Einfalt hinzudrängen.

Ist es bei der großen Bedeutung dieser Epiphaniefeier noch zu verwundern, daß die Päpste, angefangen von Gregor XVI. bis zu Pius X., stets eine besondere Vorliebe dafür gezeigt haben? Auch die römischen Fürsten waren in früheren Zeiten für dieses Fest sehr begeistert und übernahmen gerne die damit verbundenen Kosten. Mit Namen erwähnt sei nur der Fürst Alessandro Torlonia, der im Verein mit seinem Bruder Carlo Torlonia und dem Herzog Maria Torlonia das Werk des von ihm hochverehrten

Vinzenz Pallotti auf jede Weise zu fördern suchte und u. a. im Jahre 1846 die große, künstlerisch ausgeführte Krippendarstellung mit den drei Weisen schenkte, die heute noch das römische Volk anzieht. Heute allerdings sind dem Feste nur noch zwei römische Fürsten treu geblieben. Dafür bezeugen aber die römischen Kirchenfürsten der Feier immer noch ihr großes Interesse, und Kardinäle und Bischöfe betonen immer wieder den genialen Geist des von Gott erleuchteten Gründers.

Führen wir zum Schlusse etwas an aus einem Artikel, den der „Osservatore Romano" vom 15. Januar 1911 an hervorragender Stelle veröffentlicht hat. Nachdem er den Schluß der Epiphaniefeierlichkeiten, die „acht Tage lang das Ziel der katholischen Römer und Ausländer und sogar gebildeter Akatholiken gewesen sind", berichtet hat, fährt er also fort:

„Die Heiligen sind Seher, auch wenn sie nicht weissagen. Entsprechend der unwiderstehlichen Neigung unserer Tage für politische Vereinigungen, die nicht immer logisch und notwendig sind und nicht immer der Billigkeit, ja nicht einmal der Gerechtigkeit entsprechen, war es nötig, daß in sichtbarer und greifbarer Weise in der Stadt Rom, die zweimal die souveräne und unnachahmbare Vereinigerin war, einmal mit Waffengewalt und das anderemal mit der Macht des Glaubens, Glaubensgeheimnisse gefeiert werden, die, einzig in ihrer Art, eine Einheit begründen und bedeuten, die niemals gefälscht oder gelöst werden kann, ohne Verwirrung und Zwiespalt anzurichten. Vinzenz Pallotti hatte diese Erkenntnis, die ihm sicherlich von Gott eingegeben worden war, oder aber Gott führte ihn und machte ihn zu einem besonderen Werkzeug für ein in der kommenden Geschichtsperiode äußerst opportunes Werk."

„Das Fest der Einheit der Christenheit kann nur in Rom gefeiert werden, dessen Glauben in der ganzen Welt verkündet wird. Es ist dies jene Einheit, die niemals eine Verkleinerung zuläßt, die in der Ewigkeit wurzelt, die den Schlägen jener widersteht, die sich verbunden haben, sie zu zerstören, die eine unzerstörbare Macht ist und immer mehr die christlichen Kirchen, die sich im Laufe der Jahrhunderte von dieser Einheit loslösten, in kleine umherirrende und sich gegenseitig bekämpfende Teile aufteilt."

„Jede Art von noch so rechtmäßiger politischer Einheit ist im Vergleich zur Einheit der römischen Kirche nur ein Schatten; denn die politischen Einheiten hängen sehr viel von zufälligen Umständen ab, die sich ändern und zu ganz neuen und verschiedenartigen Gruppierungen führen können, weil allmählich gerade jene Umstände anders werden, denen jene Einheiten ihren Ursprung und ersten Bestand verdankten. Die Einheit dagegen, die im päpstlichen, im katholischen Rom ihren Sitz und ihre Spitze hat, ist eine Einheit, die, wie wir bereits sagten, in der Unveränderlichkeit Gottes selbst ihr Fundament und ihre Spitze hat."

„Das Zusammensein von so verschiedenen Zeremonien, Riten und Liturgien hat in Rom, wie es in einer von den .... Erben des Gründers veranlaßten Veröffentlichung in überaus geistreicher Weise heißt, keineswegs einen außergewöhnlichen und außerordentlichen Charakter und ist nicht bloß eine vorübergehende Gedenkfeier. Alles vollzieht sich vielmehr geradeso, als wenn es in den einzelnen Gegenden oder bei den einzelnen Völkern, wo jene Riten heimisch sind, stattfände; denn Rom ist durch die Einheit des Glaubens das gemeinsame Vaterland aller Nationen."

Wahrlich: die Weltmission der Kirche einerseits und die innige Verbindung mit Rom als dem Zentrum anderseits könnte kaum einen entsprechenderen Ausdruck finden, als in Pallottis Epiphaniefeier, bei der Okzident und Orient sich in Rom an demselben Altar einfinden, um bei aller Verschiedenheit der Liturgien die unversehrte Einheit im Glauben aller Welt zu bezeugen!

Friede.

Leise Mondlichtwellen schweben
nieder von dem Himmelssaum.
Weiche Silberhülle weben
sie dem stillen Erdenraum.

Mit dem weissen Freudenkleide
deckt die Mondnacht das Gefild.
Ueber sacht verwehtem Leide
strahlt ein frohes Friedensbild. — —

Sanft auch meines Tages Wunde
deine Hände schliessen zu.
Kommst zu mir in stiller Stunde.
Reicher Trost von deinem Munde
füllt mein Herz mit tiefer Ruh.

Theo Rossel.

Positive und negative Reliquienverehrung.

Von Pfarrer H. Doergens, Traar-Krefeld.

Es gibt Höhen, aber auch Niederungen auf dem Felde des Reliquienkultus. Die protestantische Theologie scheint nur letztere zu kennen, denn sie redet verächtlich von dem armseligen, wertlosen Reliquienkram, dem der Erdgeruch einer toten Zeit anhafte. „Ueber Tür und Riegel", heißt es in der Höllenfahrt Istars, „ist Staub hingestreut". Und doch klingen tief in der Menschen Brust die Glocken von der Achtung, die man den Ueberresten ausgezeichneter Personen schuldig sei. Jedes Familienarchiv, jede Privatsammlung, jedes Reichsmuseum hält das Erbe vergangener Jahrhunderte in Ehren.[1]) Auf der Weltausstellung zu St. Louis, da waren seinerzeit im historischen Pavillon der Nordamerikanischen Union die Stiefel ausgestellt, die Präsident Roosevelt getragen, als er noch ein „cowboy", ein Hütejunge, war. Die Begeisterung für das Wertobjekt war so groß, daß zahlreiche „Reliquienjäger" — souvenir-hunters nennt sie der Amerikaner — sämtliche Nägel aus den Sohlen desselben entfernten und mit sich nahmen. Ob wohl ein Paar Stiefel oder gar deren Nägel, ob eine Schnupftabaksdose besonders geeignet ist, das Andenken an einen großen Staatsmann der Mit- und Nachwelt zu überliefern? Ein Ueberbleibsel soll doch auch ästhetisch nicht abstoßend wirken, es soll seiner Natur nach keine trivialen Gedanken in uns wecken. Ich meine: wie hier ein profaner, so ist in praxi auch ein religiöser Volkssinn der ästhetischen Seite des Reliquienkultus nicht immer gerecht geworden. Beispiele hat P. Grisar, S. J. gebracht in seiner Münchener Rede über den Hyperkonservativismus in der katholischen Geschichtskritik. Ferner St. Beissel „Geschichte der Verehrung Marias in Deutschland während des Mittelalters" (Freiburg-Herder 1909) und Siebert in den „Beiträgen zur vorreformatorischen Heiligen- und Reliquienverehrung" (ebenda 1907). Allerdings, es weiß der wohlunterrichtete Christ: das Objekt der religiösen Verehrung wird durch Kuriositäten der Praxis nicht in Mitleidenschaft gezogen; denn die Wertschätzung geht auf die Person und von ihr in letzter Linie auf den Urquell alles Seins und aller Heiligkeit. „Corpus illud sensibile", sagt der hl. Thomas, „non adoramus propter se ipsum, sed propter animam, quae fuit ei unita, quae nunc fruitur Deo et propter Deum, cujus fuerunt ministri", und damit klafft ein abgrundtiefer Unterschied zwischen religiösem und profanem Personen- und Reliquienkult. Während letzterer falsche Objekte und falsche Relationen zu falschen Objekten zur Verehrung stellen kann und tatsächlich auch stellt, ist eine derartige Erniedrigung der Idee vom Werte einer Person und ihres Beispiels, ihrer Lebensleistung und der Gegenstände, die zu ihr in Beziehung getreten sind, in der katholischen Kirche unmöglich. Was verehrt wird, ist immer nur das Absolute, im ganzen und in seinen Teilerscheinungen. Oder würde man hier etwa eine Sammlung aufstellen, wie sie z. B. in Lissabon zur Tatsache geworden ist? Ein Revolutionsmuseum, in dem der Mantel und die Waffen prangen, die die Königsmörder an ihrem „Ehrentage" getragen? Die Porträts jener negativen Großen und die Kränze, die ihrem Andenken „geweiht" sind?

Ein solch naturalistischer Kult des personifizierten Bösen in der Materie, eine Verneigung vor chemisch-physikalischen Substanzen liegt weit ab von den Idealen des Katholizismus! Bei ihm ist's doch immer wieder der Geist, der lebendig macht, der dem Reliquienkult den Erdenstaub, ja das Irrationelle nimmt, das ihm von protestantischer Seite so gerne angedichtet wird.

[1]) Selbst die boshaftesten Spötter über katholischen „Reliquienkult" fallen aus der Rolle, wenn es sich um profane, ja oft sehr profane „Heilige" handelt. So las man in Nr. 550 (1910) der „Münchner Neuesten Nachrichten" in einem Feuilleton von Dr. Hans Barth (Rom), dem Prälat Dr. Paul Maria Baumgarten unlängst in der „Allgemeinen Rundschau" so energisch den Star gestochen hat, eine mehrere Spalten lange Jeremiade über den Verfall der Villa „Halkyone" in Salò am Gardasee, wo der verstorbene Otto Erich Hartleben einst mit seiner Konkubine und umgeben von „Simplicissimus"-Bohemiens gehaust hat. Von diesem „entgötterten Dichterheim" meint Dr. Hans Barth, nachdem er über die Verschleuderung der Bilder, Bücher, Weingläser, ja selbst der Hosen des „Göttlichen" geklagt, allen Ernstes: „Hat denn gar niemand daran gedacht, daß das Tuskulum eines Dichters doch schließlich ein Heiligtum ist?" Und da vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, sei aus denselben „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 546, 1910) noch ein anderes Zitat ans Licht gestellt. In einem längeren Feuilleton über „Don, der sprechende Hund" liest man buchstäblich von den „wunderbaren Erscheinungen" in der Letzlinger Heide, und schließlich heißt es: „Das einsame Forsthaus Teerhütte wird zu einem Wallfahrtsort." Ein starkes Stück Raritätensucht und ein allzu geringer kritischer Sinn scheint demnach nicht bloß dem „finsteren" Mittelalter vorbehalten gewesen zu sein.

Der lebendige Gott flutet auch durch die recht verstandene und recht behandelte Reliquienverehrung und ruft durch sie zur Tätigkeit auf nach dem Vorbilde der geistigen Werte, die hinter den materiellen Ueberresten stehen. Es bedeutet deshalb eine vollständige Verkennung der aller Ehrfurcht vor dem Traditionellen zugrunde liegenden Idee, wenn es in einer Neujahrsbetrachtung der „Christlichen Welt“ (1911, Nr. 1) heißt: „Lieber Museen über Museen, wohlverschlossen und kunsthistorisch verriegelt, darin Haarlocken und Pfeifendeckel und zerschlissene Westen modern, statt den Schaffenden von heute, deren Flammenauge noch leuchtet, deren Arm Arbeit fordert, ihr Herz Verständnis und Förderung, Glauben und Kraft zu nähren und zu lohnen mit dankbarer Wärme“. Nein, wenn das Christentum im Dienste ewig gültiger Gesetze steht, so muß es auch imstande sein, den dem Menschen so natürlichen Reliquienkult umzuschaffen zu einem Lebensborn, aus dem die Kraft der Wahrhaftigkeit und Treue, der Liebe und Güte, der Charakterfestigkeit und Selbstzucht und jeglicher Tugend hinüberströme in den „Arm der Arbeit, in das Herz, das Verständnis fordert“. Hierin liegt die Stärke und der Sieg aller wahren Hochachtung vor den irdischen Resten von Personen, die gestanden haben und noch stehen im Dienste des lebendigen Gottes und stehen bleiben auch in unseren Diensten.

Christophorus.

Der Riesenmann Christophorus
Ragt hoch im Dome auf,
Am Säulensockel steht sein Fuss,
Die Stirn reicht bis zum Knauf.

So misst er aus mit mächt'gem Schritt
Den Rauschestrom der Zeit
Und strebt empor zum Ruhgestad
Glücksel'ger Ewigkeit.

Sein blauer Mantel weht im Wind,
Es wallt und flammt sein Bart,
Er hält die Keule stark und fest
Nach alter, deutscher Art.

Auf seiner breiten Schulter sitzt
Das blonde Jesulein.
Die Weltenkugel in der Hand
Das Haupt im Himmelsschein.

Christophorus geht bang gebeugt
Wie unter harter Last.
Doch lächelt süss nach Kinderart
Der kleine Himmelsgast:

„Du trugst durch tiefe Wasser einst
Mich Erdenpilgerlein,
Die Flut war dir zu reissend nicht,
Zu spitz nicht Fels und Stein.

Ob dir der Strom ans Leben ging,
Ob rings kein Retter war —
Du trugst zum heil'gen Strande mich
Wie eine Kerze klar.

Zu finster war dir nicht die Nacht,
Das Ufer nicht zu steil.
Zu schwer die Gottesbürde nicht,
Du rangst ums ew'ge Heil.

Dir war kein Sturm und Brausewind
Zu heftig und zu rauh.
Dir war der Frost zu beissend nicht,
Zu starrend nicht der Tau.

Drum sollst an Domes Säule du
Stehn bis zum jüngsten Tag,
Zu zeugen, was für seinen Gott
Ein Menschenherz vermag“.

M. Herbert.

Die vlämische Hochschule.

Von Dr. philol. et philos. J. Boonen, Lektor an der Universität Heidelberg.

Auch für uns Vlamen ist es Weihnachten geworden. Das Licht der Wiedergeburt, der intellektuellen Wiedergeburt unseres Stammes, es beginnt zu strahlen. Nach jahrelanger Verkennung, da wir wie ein unterjochtes Volk behandelt wurden, nach jahrelanger Verspottung und Erniedrigung von Regierungen, Wallonen und Vlämingenhassern, während wir selbst sogar die Peitschen bezahlen mußten, mit denen wir geschlagen wurden, die Stricke, die uns fesselten, die Schnüre, die uns würgten. — Nach all dem ist nun endlich das Ersehnte am Horizont erschienen, das Licht, das wir frohen Mutes und dankbar begrüßen, wie einst die Weisen aus dem Osten den Stern von Bethlehem begrüßten .... In der vlämischen Welt ist eine Veränderung eingetreten. In allen Kreisen des vlämischen Volkes, in allen Ständen, Parteien, Richtungen hat man jetzt eingesehen, daß, wenn ein Volk sich aus dem Stande der Erniedrigung erheben will, in den eine wenig gewissenhafte, ungerechte Politik es versetzt hatte, daß es dann vor allen Dingen einen wohlgeordneten und gutfundamentierten Unterricht in allen Graden bedarf, um intellektuelle Kräfte bilden zu können, die allein die materiellen Kräfte eines Volkes in nützlicher und vorbildlicher Weise zu bewegen vermögen.

Die Forderung einer vlämischen Universität ist nicht länger eine Streitfrage der Studenten; nein, sie ist seit den wissenschaftlichen vlämischen Kongressen von Antwerpen im September vorigen Jahres zum Feldzeichen unseres Kampfes erhoben worden, das vor unseren Scharen im Sturme rauscht, uns begeistert, uns beseelt, das unserer Bewegung neue Lebenskraft geschenkt hat.

Wir sagen nicht mehr: Wir müssen sie haben, die vlämische Universität, weil Kroaten, Tschechen und Ruthenen die ihrige haben, — wir blicken nicht mehr ins Ausland, wir kennen alle unsere eigene volkische Würde und rufen jetzt von der Großstadt bis in die entlegensten Winkel des vlämischen Landes hinein: Wir verlangen die vlämische Hochschule. Wir wollen endlich das Brot des Geistes in eigener Sprache, das unentbehrliche notwendige Rüstzeug zur Veredelung und Bildung der Volksseele.

Unser zu sein und zu bleiben — das ist unsere Pflicht, nicht allein unserer eigenen großen Vergangenheit, sondern ebensosehr auch der gebildeten Welt und den späteren Geschlechtern gegenüber.

Die Vervlämung des höheren Unterrichts in Belgien ist zugleich von großer Bedeutung für Holland und die Südafrikanische Union. Denn wenn man behauptet, daß unsere Sprache nicht imstande sei, die höchsten Fragen der Wissenschaft zu ergründen, dann tadelt man zugleich die Wissenschaft der vlämisch gesinnten Professoren, tadelt man auch die Wissenschaft der niederländischen Hochschulen, die durch fünf Nobelpreise dem gelehrten Europa bewiesen haben, daß die niederländische Wissenschaft zum mindesten ebenso hoch steht, wie die belgisch-französische, der noch kein einziger Nobelpreis zuerkannt worden ist.

Die Frage der vlämischen Hochschule ist jetzt reif zur Lösung. Ein Ausschuß ist ernannt, der aus Gelehrten besteht, unter denen jede Denkart und Gesinnung vertreten ist. Am 18. Dezember fand in Antwerpen eine große Versammlung statt, in der Dr. van Cauwelaert (kath.), Dr. Franck (lib.), Dr. Cam. Huysmans für die baldige Vervlämung der Hochschule in der alten Stadt Gent eintraten. Nach Schluß ihrer mit großem Beifall aufgenommenen Reden gaben sich die drei Abgeordneten die Hände und schwuren, nicht zu ruhen, bevor die vlämische Universität genehmigt ist.

Die begeisterten Versammelten, bestehend aus Angehörigen aller Parteien, sangen aus voller Brust: „Sie wollten, was Recht war, und erhielten, was sie wollten“.

Die Antwerpener Bevölkerung, so schreibt die größte Tageszeitung Belgiens „Het Handelsblad van Antwerpen“, hat in der stark besuchten Versammlung am 18. Dezember die folgende Resolution angenommen:

„Aus der Tatsache heraus, daß beide Landessprachen durch die Verfassung gleich berechtigt sind, folgt natürlich, daß von den beiden bestehenden Staats-Universitäten eine vlämisch sei. Da die Universität von Gent im vlämischen Lande gelegen ist und die nötigen Gebäude, Bibliotheken, Laboratorien usw. besitzt, muß Gent die zukünftige vlämische Universität werden.

Da dem vlämischen Volk für seine geistige und körperliche Entwicklung ein höherer Unterricht durch die Muttersprache unbedingt nötig ist, da alle Völker der Welt einen höheren Unterricht durch die Muttersprache genießen, da die Vlamen die große Mehrheit von Belgien ausmachen, und die Zurücksetzung der Vlamen im belgischen Staat allzu lang gedauert hat —, angesichts aller dieser angeführten Gründe bittet die Versammlung die gesetzgebenden Körperschaften dringend, ohne Zeitverlust ein Gesetz zustande zu bringen, daß die Universität in Gent zu einer vlämischen wird."

Auch hat der Stadtrat von Antwerpen am 20. Dezember sich zur Aufgabe gesetzt, folgende Tagesordnung dem Unterrichtsminister zugehen zu lassen:

„Der Gemeinderat von Antwerpen drückt den Wunsch aus, daß die Regierung eine vlämische Universität in Gent einrichte, um die rechtmäßigen Forderungen der Vlamen zu befriedigen."

Wir dürfen hoffen, daß im Laufe des Jahres 1911 das belgische Parlament ein Gesetz zustande bringt, wonach eine Universität anerkannt wird.

Die anderen vlämischen Stadt- und Gemeinderäte folgten dem Beispiel von Antwerpen.

Ein Gesetzentwurf zur Einrichtung der vlämischen Universität in Gent wird dem Parlamente vorgelegt.

Es ist zu hoffen, daß die Regierung, die dank der Vlamen solange am Ruder blieb, dem dringenden Wunsch der Vlamen bald gerecht wird.

Die Geduld der Vlamen ist zu Ende. Mit Recht verlangen sie, daß ihre Muttersprache, die Niederländische, Trägerin sei einer neuen aufblühenden Kultur.

Dr. Lorenz Kellner.

Zu dessen 100. Geburtstage: 29. Januar 1911.

Von J. M. Schmidinger, Donauwörth.

Wenn sich die katholische Lehrerschaft Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz rüstet, den 100. Geburtstag Dr. Lorenz Kellners festlich zu begehen, so spricht das allein für seine pädagogische Bedeutung. Er war neben Overberg und Sailer der hervorragendste katholische Pädagoge Deutschlands im 19. Jahrhundert und der abgeklärteste deutsche Volksschulpädagoge. Selbst sein Antipode Dr. Friedrich Dittes nannte ihn 1886 im „Pädagogium" „einen der ausgezeichnetsten deutschen Schulmänner". Die liberale „Preußische Lehrerzeitung" schrieb 1892, „daß Kellner durch musterhafte Handhabung der Schulpraxis, durch epochemachende Ausbildung der Methodik des Unterrichtes im Deutschen, durch hohe ideale Auffassung des Lehrerberufes und durch unentwegte Treue zum Volksschullehrerstande unserer dankbaren Liebe gewiß ist." Reins „Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik" (Langensalza, 1906) bezeichnet ihn als „den tüchtigsten katholischen Pädagogen der Neuzeit, dessen Einfluß bedeutend und gleichmäßig ist bei katholischen wie bei protestantischen Schulmännern."

Der Vergessenheit soll auch entrissen werden, daß Kellner es war, der den verdienten protestantischen Schulmann Karl Kehr auf den Leuchter stellte. „Kellner hat mich auf dem Gewissen", schrieb Kehr selbst im Vorwort seiner „Anweisung zur Behandlung deutscher Lesestücke", „ohne seine Kritik wäre ich wahrscheinlich zeitlebens, wenn nicht mundtot, so doch wenigstens ein schreibtoter Mann geblieben."

Es kann nicht Aufgabe dieses Blattes sein, Kellners allseitige Verdienste aufzuzeigen, das bleibt der pädagogischen Presse vorbehalten, aber jeder Laie soll es wissen in dem uns bevorstehenden und aufgezwungenen Schulkampfe, welch außergewöhnliche Lebensarbeit für die Schule durch Lorenz Kellner vorliegt, wie er allein schon den Vorwurf der Rückständigkeit entkräftet und in seiner von Unterschätzung wie Ueberspannung der Volksschulaufgabe gleich weit entfernten Würdigung derselben einen Weg der Verständigung weist.

Seine Verdienste um die pädagogische Wissenschaft, insbesondere die historische Pädagogik, hat ihm 1863 die Akademie zu Münster durch Verleihung des Doctor philosophiae honoris causa bestätigt. Sein Wirken als pädagogischer Praktiker und Verwaltungsbeamter auf dem Schulgebiete der Regierungsbezirke Marienwerder und Trier in den Jahren 1848—1886, wie als Mitglied der preußischen Volksschulkommission unter Minister Falk, wurde durch Kultusminister von Goßler anerkannt, da er ihn als „den tüchtigsten Schulrat der preußischen Monarchie" bezeichnete, und was Kellner ein halbes Jahrhundert lang durch seine Person und seine Schriften dem Lehrerstand, insbesondere den katholischen Lehrern war, dafür geben das 1897 vom katholischen Lehrerverband des Deutschen Reiches in Heiligenstadt errichtete Kellner-Denkmal, die Kellner-Stiftung zu Trier und Danzig, der Lehrerverein Dr. Lorenz Kellner in Wien als Zentrale des Katholischen Lehrerbundes in Oesterreich und die eben erschienene Festschrift des Katholischen Lehrerverbandes zum 100. Geburtstage Kellners sprechendes Zeugnis.[1])

Dr. Lorenz Kellner wurde am 29. Januar 1811 im Schulhause zu Kalteneber bei Heiligenstadt geboren. Sein Großvater war dort Volksschullehrer und auch sein Vater Heinrich Kellner, der in Ifferten zu Füßen Pestalozzis saß, war anfangs Privatlehrer, dann Lehrer zu Nordhausen, Stadtschullehrer in Heiligenstadt und Rektor des dortigen, später errichteten Lehrerseminars. Seinem Sohn Lorenz ward eine bessere Bildung zugedacht. Er besuchte das Gymnasium zu Heiligenstadt und Hildesheim, wollte Priester werden, aber die Mittel zu höheren Studien waren nicht vorhanden. Er kam daher an das protestantische Lehrerseminar nach Magdeburg, wurde dann Lehrer und Rektor in Erfurt, 1836 Seminarlehrer in Heiligenstadt, 1848 Regierungs- und Schulrat in Marienwerder, 1855 Regierungs- und Schulrat in Trier und starb hier am 18. August 1892, nachdem zu seinem 75. Geburtstage ihm von der pädagogischen Welt große Ehren bereitet waren.

Die als Lehrer von Erfurt und Seminarlehrer zu Heiligenstadt herausgegebenen methodischen Schriften, die der Zeit bahnbrechend gedient, sind überholt, enthalten jedoch im Kerne das, worauf die Modernen sich so viel zugute tun. Man kann auch hier mit Ben Akiba sagen: Alles schon dagewesen, nur mit weniger Wortschwall und Reklame.

Als Regierungs- und Schulrat wandte sich Kellner in seiner Schriftstellerei von großen Gesichtspunkten aus mehr der allgemeinen Schul- und Erziehungsfrage zu. 1850 erschienen seine klassisch schön geschriebenen Aphorismen, die bisher 17 Auflagen erlebten, 1853 die Pädagogischen Mitteilungen, (4. Aufl. 1889), 1855 sein Hauptwerk „Volksschulkunde"[2]), die Bischof Fiala von Basel „eine heilig ernste Manneстat" nennt, die ihm als einstigem Seminardirektor wie ein Leitstern des pädagogischen Strebens gedient, dann die dreibändige Erziehungsgeschichte in Skizzen und Bildern (Baedecker, Essen, 3. Aufl. 1880), die Willmann ein Ruhmesblatt in dem literarischen Wirken Kellners nennt. Es folgten dann zwei feinsinnige Lesebücher für höhere Töchterschulen und kurz vor seinem Tode seine Lebensblätter, ein hervorragendes pädagogisches Memoirenwerk, das die Geschichte seines Lebens, ein gutes Stück der Geschichte der deutschen Volksschule und der deutschen Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts enthält und zugleich als ein Lehrbuch für Schulinspektoren bezeichnet werden kann. (3. Aufl., Herder, 1897.)

Unter dem Titel „Lose Blätter" hat A. Görgen die in verschiedenen Zeitschriften, Briefen und Ansprachen zerstreuten Gedanken und Ratschläge Kellners gesammelt, wodurch ein Buch entstand, das Schulrat Polack als den würdigen Zwillingsbruder der „Aphorismen" bezeichnet. Herder, 2. Aufl. 1910.

Diese seine Schriften streben und arbeiten auf die Persönlichkeit hin und taten es lange, bevor das Schlagwort von der Bildung zur Persönlichkeit in Kurs kam. „Arbeit des inneren Menschen ist ihr Motto und ihre Lösung." Wenn nach Diesterweg „das Beste für Lehrer von Lehrern geschrieben wurde, das Brauchbarste von Praktikern", so gilt das vor allem auch von Kellner. Sie werden ihren Wert behalten wie Gold, das auch im Schutt und Staub des Alltags sich nicht zersetzt, sie sagen dem Lehrer und Erzieher immer wieder mit Goethe: „Es gilt, man stelle sich wie man will, doch endlich die Person."

Durch sie ist er der stille Führer und Lehrer der christlichen Lehrerschaft Deutschlands geworden und hat er sich den Emanzipationsbestrebungen Diesterwegs und Dittes und dem radikalen Geiste der deutschen Kulturkampfszeit entgegengestellt.

---

[1]) Erinnerungsblätter zur Hundertjahrfeier des Geburtstages Dr. Lorenz Kellners. Gesammelt und zum Kranz gewunden von A. Görgen. Mit Brief-Faksimile und 5 Bildern. Herausgegeben vom Katholischen Lehrerverband d. D. R., Provinz Rheinland. Preis 75 Pf. Trier, Paulinus-Druckerei 1910.

[2]) 8. Auflage, Baedecker, Essen 1886.

Er war keine Kampfnatur, die durch geräuschvolle Schlagworte und Versammlungsagitation die Gemüter bewegte, wohl aber der getreue Eckart, der von Ueberhebung, Verirrungen und Gefahren des Zeitgeistes und davor warnte, „den kirchlichen Einfluß auf die Schule mit Korporalstock und Schablone zu vertauschen" und der die berechtigten Standesforderungen zunächst durch Berufstüchtigkeit und Berufstreue durchzusetzen suchte.

Kellners Schriften sind der Spiegel seiner eigenen Person. „Mein Herz ruht in meinen Schriften. Wenn es oft im Amte schweigen mußte, so geschah es mit Schmerz", schrieb er 1886.

Zehn Jahre stand ich zu ihm in intimen Beziehungen, hatte Gelegenheit, ihn in den verschiedensten Situationen zu beobachten und auf den Grund seiner Seele zu schauen. In allem erlangte ich den Eindruck einer überaus harmonischen, abgeklärten Persönlichkeit, die die letzten Einflüsse einer noch in der Aufklärungszeit erworbenen Erziehung und Geistesbildung überwunden und sich zur ganzen Höhe und Tiefe der katholischen Lebensgrundsätze emporgearbeitet hatte. Die Feuerprobe hierfür hatte er in der Kulturkampfzeit zu bestehen, „wo viele Geister offenbar werden sollten und wo das erbärmlichste Strebertum sich unter der Flagge nationaler Gesinnung und Reichstreue hervortat." (Lebensblätter, 555.)

Einige bezeichnende Stellen aus seinen Briefen an mich mögen sein Charakterbild zeichnen:

„Wenn man oft den Vorwurf hört, daß die kirchlich-gläubige Richtung dem Leben nicht genug folge, so hat dieser Vorwurf oft nur seine Quelle in der Geringschätzung des Christentums selbst und in der Ueberschätzung dessen, was oft fälschlich „Bildung" genannt wird.

Ich habe nie die Oeffentlichkeit gesucht und stille Arbeit vorgezogen. Reden von sich ist nicht meine Sache.

In einem Heere von 1400 Lehrpersonen gibt es gar viel und mancherlei, was geordnet werden muß oder zu regeln ist, und zu manchen Zeiten, z. B. Ostern, nimmt die Sorge für Be- und Versetzungen, wovon oft Familien- und Gemeindewohl abhängt, einen großen Teil der Tagesstunden weg.

Wenn ich auch dankbar anerkenne, daß so viele diesen Schritt (Rücktritt vom Amte) verzögern möchten, so denke ich doch, daß der Weise geht, wenn er noch vermißt wird.

Mein Grundsatz ist immer gewesen, daß man sich wohl um Versetzung in ein Amt von gleichem Range und gleicher Pflicht bewerben dürfe, nicht aber um eine Stelle höheren Ranges und schwererer Aufgaben. Hier müsse man Gottes Fügungen walten lassen.

Je mehr Not, desto mehr Ruhm und Beistand von oben.

Schlechtes muß durch sich selbst untergehen.

In philosophischen Studien ist Maß zu halten. Das Ewigwahre erschließen sie uns niemals; dagegen werden sie oft genug das an sich Einfache und Klare verdunkeln.

In meinem unmittelbaren Wirkungskreise habe ich niemals meine Schriften erwähnt, geschweige empfohlen.

Ich komm mir doch, je länger ich lebe und sinne, desto kleiner vor und kann des Gedankens nicht Herr werden, daß doch solch einem Unternehmen (Selbstbiographie) einige Selbstüberhebung zugrunde liegt.

Mir kommt es vor, als wollten wir auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes mehr selbstbewußte und siegesgewisse Künstler, als bescheidene, auf Gott vertrauende und bauende Arbeiter sein. Das „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes, alles übrige wird euch beigegeben werden," gilt kaum noch unter wenigen.

Was meine Biographie anlangt, so ist sie seit acht Tagen aus meinen Händen. Es war einer der schwersten Schritte meines Lebens. Was die nähere Umgebung leicht wie eine Bloßstellung berührt, über welche sie die Nase rümpft, das nimmt der Fernstehende eher dankbar auf und betrachtet es vielleicht als eine gegen ihn geübte Pflicht. Ich will, sagt er, einen Blick tun in dein Inneres, in dein Wesen und Schicksal und nicht abgespeist werden mit bloßen Aeußerlichkeiten.

Ich schlage zunächst mein bißchen Berühmtheit weit nicht so hoch an, daß solche Publikationen gerechtfertigt erscheinen könnten; ich bin vielmehr überzeugt, daß nach 5 oder 10 Jahren noch wenig von einem Kellner die Rede sein wird. Da gibt es wieder andere Zeiten und Leute."

Ich bewunderte an Lorenz Kellner die Ruhe und Klarheit seines Urteils, die Bescheidenheit, mit der er möglichst gar nicht oder nur gezwungen von sich selbst sprach. Was er sprach, war, wie das, was er geschrieben, stets abgemessen, mild und klar und schön in der Form, so daß jedes Gespräch reif für den Druck erschien. Dabei eine Herzlichkeit und Güte, eine Wärme des Gefühls, die jede Scheu vor der Autorität des Mannes überwand und eine Verehrung und Liebe auslöste, die es schwer machte, von dem edlen, weisen Greise zu scheiden.

Ich war Zeuge, wie Bischof Blum von Limburg unter Tränen und dem Friedenskuß von seinem einstigen Kollegen im preußischen Abgeordnetenhause Abschied nahm.

In meinem Leben habe ich das Glück gehabt, große und edle Männer kennen zu lernen, aber wenige, die wie Lorenz Kellner durch ihre harmonische Persönlichkeit einen so unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht hätten.

Auf der Höhe seines pädagogischen Ruhmes, wie in den Tagen, da er im Spätherbste des Lebens stand, erschien er mir wie ein Weiser des Altertums, eine Prophetengestalt, die wir ohne Anstand den Großen in der Geschichte der Pädagogik anreihen dürfen, auch wenn er kein neues Erziehungssystem ersann, von dem manche auch unter uns die historische Bedeutung eines Pädagogen abhängig machen.

Möge Kellners Geist unter uns bleiben, und mögen seine Werke das Rüstzeug sein für die Kämpfe, die uns um die christliche Schule in der Zukunft bevorstehen!

Ein liberales Blatt gegen die Cochonnerie als Zeitkrankheit.

Die unter der Redaktion des bekannten Aestheten und Kunstkritikers Alfred Freiherrn Mensi von Klarbach stehende liberale „Allgemeine Zeitung" (Nr. 3 vom 21. Januar 1911, S. 43) richtet in einem Artikel „Der Sexualbazillus", Zeitglossen von Theodor von Sosnosky" schwere Anklagen gegen das von der „Allgemeinen Rundschau" seit ihrem Bestehen unablässig bekämpfte Grundübel unserer Zeit. Mögen diese Anklagen auch denjenigen in die Ohren gellen, welche, mit diesen Zuständen längst vertraut oder häufig genug mit der Nase darauf gestoßen, immer noch passiv und tatenlos beiseite stehen und — trotz besserer Erkenntnis — die Kämpfer für alte deutsche Zucht und Sitte nur zu oft schmählich im Stiche lassen. Selbst in einigen sog. „hohen" Regionen gilt der notorische Pornokünstler nebst Anhang immer noch mehr, als der konsequente, Staat und Gesellschaft schützende Bekämpfer dieser ekeln Zunft. Die „Zeitglossen" der liberalen Wochenschrift sind keine Kinderlektüre. Wir geben sie ohne jede Kürzung und Abschwächung wieder, obgleich wir das eine oder andere Wort lieber anders ausgedrückt gesehen hätten. Aber mit zimperlichen Andeutungen kommt man in diesen Dingen nicht zum Ziele. Es muß scharf zugepackt werden, und das öffentlich gedruckte oder gemimte Aergernis wirkt tausendfach schlimmer als ein vielleicht allzu deutliches Wort der Kritik. Soweit die libertinistische Presse (Tageszeitungen und Witzblätter) in Frage kommt, hat der Verfasser zunächst Wiener Verhältnisse im Auge. Die Uebertragung auf reichsdeutsche, speziell auf Berliner, Münchener usw. Preßerzeugnisse ergibt sich aus der Sache selbst. Hier der sehr bemerkenswerte Artikel:

„Zu den verschiedenen Bazillen, mit denen wir von der Vorsehung bedacht worden sind, hat sich seit einiger Zeit ein neuer gesellt: der Sexualbazillus. Das heißt: neu ist er eigentlich nicht, sondern im Gegenteil sogar schon sehr alt; so alt wie das Menschengeschlecht selbst; aber für unsere Zeit ist er neu, denn bis vor kurzem hat er ein verstecktes Dasein geführt und die Oeffentlichkeit gescheut; jetzt aber ist er auch in diese gedrungen und hat eine wahre Epidemie hervorgerufen, eine Epidemie, wie zur Zeit des kaiserlichen Roms oder der Renaissance, wie in den Tagen des Ancien Regime oder der französischen Revolution, wenn auch den anderen Zeitverhältnissen entsprechend, in anderer Form.

Sexualität, Erotik sind heuzutage Trumpf und Mode, sind es trotz des üppigst wuchernden Pietismus, trotz traditioneller Familienblatt-Prüderie und landläufiger Phrasen von „Zucht und Sitte". Man braucht nur aus seinen vier Wänden hinauszugehen, um sich hiervon zu überzeugen. Die nächstbeste Bilderhandlung ist schon imstande, dies ad oculos zu demonstrieren. Was da an graphischen Reproduktionen zur Schau gestellt wird, läßt in der Regel im Punkte „Pikanterie" und Kostümlosigkeit nicht viel zu wünschen übrig. Und dieselbe deutliche Sprache sprechen die Schaufester der Buchhandlungen. Sie sind meist wahre Musterkarten sexueller und erotischer Literatur. Von den leicht geschürzten Erzählungen eines Prevost oder Tovote bis zu den schwerwiegenden sexualwissenschaftlichen Werken Krafft-Ebings, Molls oder Blochs finden wir mehr oder minder alles da, was — sagen wir euphemistisch — das „Herz" begehrt und den Geschlechtstrieb erfreut....

Begibt man sich von der Straße in ein Café, um Zeitungen durchzusehen, so lockt und winkt uns die Erotik in allen Tonarten und Gesten zu, ja nicht wenige der hier aufliegenden Blätter dienen einzig und allein ihr, sind nichts anderes als gedruckte Aphrodisiaca oder wollen es doch wenigstens sein; das gilt namentlich von gewissen Wiener Witzblättern, bei deren Lektüre man stets die Empfindung hat, man befinde sich in der parfümierten Stickluft eines Bordells.

Noch deutlicher als im Text und Bild werden all diese Blätter in ihrem Anzeigenteile. Da bieten die Inserenten in edlem Wetteifer die neuesten „hochpikanten" „Pariser Kuriositäten" an, wobei sie gewissermaßen augenblinzelnd ganz exquisite Genüsse in Aussicht stellen, erotische Darbietungen in Wort und Bild, die imstande seien, die Sinne auch des abgenutztesten Lebegreises zu entflammen; da finden wir auch gleich die Mittel und Wege angedeutet, deren wir uns bedienen müssen, wenn uns im Venusberge eines jener Malheurs zustößt, die daselbst endemisch sind: wir finden „Gummispezialitäten", „Santalkapseln", „Mutterschutz", und „Dr. Retaus Selbstbewahrung" . . . .

Nicht minder besorgt um unser Vergnügen und unsere Gesundheit als die Witzblätter zeigt sich ein Teil der Tagespresse, derselben Tagespresse, die sich sonst so ehrbar gibt. Nimmt man zum Beispiel eine der verbreitetsten Wiener Tageszeitungen zur Hand und blättert in ihrem Inseratenteil, der bei diesem Blatte zu einem nachgerade hypertrophischen Umfang angewachsen ist, so glaubt man sich auf einem Fleischmarkte zu befinden. Menschenfleisch jeden Alters und Geschlechts wird da mit mehr oder weniger wirksamer Eindringlichkeit zum Kaufe angeboten, zwar in leidlich dezenter Form, aber nichtsdestoweniger mit allerdeutlichstem Inhalt. „Junge lebenslustige Männer" suchen da die Bekanntschaft „fescher hübscher Mädchen"; junge nicht minder lebenslustige Damen strecken sehnend ihre Arme aus nach „gut situierten, wenn auch (!) älteren Herren"; angehende Künstlerinnen sichern „edlen Wohltätern", die ihnen die Mittel zu ihrer „künstlerischen Ausbildung" gewähren, „ewige Dankbarkeit" zu, und Witwen, „die sich einsam fühlen", bieten „Herz und Hand" dem Manne, der sie aus diesem fatalen Zustand befreien will. Wo sich aber derartige zarte Bande schon geknüpft haben, da spinnt die Administration dieses um die Fortpflanzung der Menschheit so verdienten Blattes den Faden emsig weiter und vermittelt zwischen den liebenden Pärchen zärtliche Stelldicheins. Mütterlich auf das Wohl ihrer Abonnenten bedacht, sorgt sie auch gleich dafür, daß die etwaigen Folgen ihrer menschenfreundlichen Tätigkeit die entsprechende Hilfe finden: sie offeriert ihnen nämlich ein überaus reichhaltig assortiertes Lager sachkundiger diskreter Herren und Damen, die ihr ganzes Können und Streben der an Liebesfolgen leidenden Menschheit gewidmet haben, von Aerzten, die ihren Klienten die Heilung auch der ältesten „geheimen" Krankheiten versprechen, und von Damen, die ihren mit „Pfändern der Liebe" beschwerten Geschlechtsgenossinnen ihre „verschwiegene Hilfe" in Aussicht stellen, gleichviel, ob sie neues Leben geben oder — nehmen sollen. . . . Wie reichlich versorgt das erwähnte Blatt mit solchen Wohltätern der liebenden und leidenden Menschheit ist, dafür mag die Tatsache zeugen, daß wir in einer einzigen Nummer einmal nicht weniger als 14 Aerzte und — 43 (!) Damen dieser Kategorie angekündigt fanden, sowie 33 „Masseusen", die sich den p. t. „Damen" als „intelligent" und „kräftig" empfehlen. Manchmal verirrt sich in die dem Dienste der heterosexuellen Liebe gewidmeten Spalten des Blattes wohl auch ein Antinous, der einen Hadrian, eine Melitta, die eine Sappho sucht, oder auch umgekehrt, natürlich unter der ehrbaren Maske der „Freundschaft". („Ehrbar" sind nämlich alle diese Angebote; so will es die Sittlichkeit der Administration, die scharfäugig darüber wacht, daß dieses adjektivische Feigenblatt nie fehle.) . . . .

Geht man nach diesem überreichen Konsum von Sexualität aus dem Café ins Theater oder gar ins Varieté, so erwartet uns dort die Erotik in neuen Formen. Ob Wilde oder Wedekind oder Bisson: überall auf der Bühne herrscht eifrigster Phallus-Kult, nur der Ritus ist verschieden. Der Ehebruch ist in all diesen Stücken das Selbstverständliche und Unerläßliche: ohne Ehebruch keine Komödie, kein Drama; und wenn's ausnahmweise einmal doch kein Ehebruch ist, dann ist's etwas sexuell mindestens Gleichwertiges.

Und erst die Operette! Ihre hochgeschürzte Muse schwingt als Taktstock ungescheut den Phallus, und die trikotbekleideten — oder eigentlich entkleideten — Beine der Choristinnen besorgen im Vereine mit deren vorderen und hinteren Hemisphären das, was die Witzblätter nur in Wort und Bild ausdrücken, in deutlichster natura. Sie tanzen nicht, wie dereinst Fanny Elßler, Goethe, sondern Aretin oder Sade. . . . . Und diese lebendigen Aphrodisiaca, diese spanischen Fliegen in Menschengestalt, sind die wahren Trägerinnen der Operette geworden; eine Operette ohne Trikots ist heutzutage undenkbar. Uebrigens sind in jüngster Zeit selbst die Trikots schon zu viel geworden; das verehrliche und begehrliche Publikum soll und will mehr sehen, und so treten die Salomes, Monna Vannas und andere Damen dieser Art in einem Kostüm auf, das wenigstens hinsichtlich des Dekoltees an Naturtreue nichts mehr zu wünschen übrig läßt, ja bei den sogenannten „Schönheitsabenden" sinken auch die letzten Hüllen. . . . .

Kommen wir endlich betäubt von so viel Erotik und Sexualität nach Hause, so finden wir auf unserem Schreibtisch vielleicht eine Anzeige, worin uns unser Buchhändler den kostbaren Neudruck irgend eines erotischen Kuriosums anbietet, oder eine Einladung zu einem Vortrage des Herrn Professors X. über die sexuelle Aufklärung der Kinder; denn auch die Pädagogik ist von der herrschenden Sexualepidemie ergriffen worden und kann sich in der Erörterung sexueller Fragen nicht genug tun.

Kurz überall, wohin wir uns wenden, begegnet uns auf Schritt und Tritt die Erotik. Ihr lüsternes Dirnenangesicht lächelt uns auf allen Straßen zu, ihr wollüstiger Leib lockt und winkt aus der Literatur und aus der Presse, vom Theater und im Vortragssaale, mit einem Wort: unser gesamtes öffentliches Leben steht in ihrem Banne, steht im Zeichen des Phallus.

Das ist zu viel, man möchte abwinken; nicht bloß toujours perdrix wird auf die Dauer unausstehlich, auch toujours cochon. . . . Man braucht darum noch kein Sittlichkeitsfanatiker, kein Tugendbold und Augenverdreher zu sein; nein, es sei offen zugestanden: auch die Erotik hat ein gutes Recht, das man respektieren muß, denn sie entspringt einem natürlichen Triebe des Menschen, der ebenso berücksichtigt werden will wie Hunger, Durst und Schlafbedürfnis; aber die freche protzenhafte Art, mit der sich die Erotik heutzutage in unserem ganzen öffentlichen Leben breit macht, reizt zum Widerspruch und wirkt um so abstoßender, weil sie — so paradox dies auch klingen mag — anderseits mit einer widerwärtigen Heuchelei gepaart ist, sich mit tönenden Phrasen drapiert, und in affektierten Posen macht, die der Welt weismachen sollen, es wäre Kunst und Wissenschaft, Hygiene und Pädagogik, was in Wahrheit doch nur Allzumenschliches ist oder — was unter Umständen dasselbe bedeutet — Allzutierisches. . . . ."

Zum Feldzuge gegen Enrica v. Handel-Mazzetti.

Es sei mir gestattet, in diesen weitverbreiteten Blättern einige auch für die Katholiken Deutschlands wohl interessante Tatsachen mitzuteilen, aus welchen jedermann die ihm berechtigt erscheinenden Schlußfolgerungen ziehen kann.

Ein junger Tiroler Literat Anton Dörrer veröffentlichte in der Wiener „Freistatt" eine die Steyrische Dichterin verteidigende Arbeit, welche ein Innsbrucker katholisches Blatt nachdruckte. In demselben Innsbrucker Blatte erschien von einem Anonymus Wa. eine Entgegnung gegen Dörrer, die in eine heftige Polemik gegen Handel-Mazzetti ausartete und in Verbindung mit der Dichterin Ausdrücke wie „Salonkokotte", „Straßendirnen", „literarische Prostitution" gebrauchte. Darauf antwortete im selben Innsbrucker Blatte wieder Dörrer, während fast gleichzeitig Dr. Cardauns in der „Allg. Rundschau", Professor Dr. Ranftl im „Grazer Volksblatt" und der Schreiber dieser Zeilen in der „Salzburger Chronik" gegen die Modismus-(so schreibt Kralik) Schnüffelei Stellung nahmen. Ich selbst hatte auf Grund der Cardaunsschen Beweisführung kontra Decurtins der Vermutung Ausdruck gegeben, daß die Ratgeber des Hl. Vaters in der Angelegenheit Decurtins-Handel-Mazzetti wohl nicht unparteiisch informiert worden seien, hätten sie die Beweisführung Cardauns' und die Dr. Katanns („Ueber den Wassern" und „Salzburger Chronik") gekannt, sie würden dem Papste nicht zu einem solchen Schreiben an Decurtins geraten haben.

Nun teilt uns Anton Dörrer, der sich studienhalber in Florenz aufhält, mit, er habe sich dort persönlich an Msgr. Cavallanti gewendet, dessen „Letteratura modernistica" nach des Innsbrucker Anonymus Behauptung die vatikanischen Kreise über den strittigen Roman Handel-Mazzettis informiert hätte. Msgr. Cavallanti erklärte Hrn. Dörrer, daß er selbst nie „Jesse und Maria" gelesen und nur auf das Urteil Professor Decurtins hin das Buch in seiner „Letteratura modernistica" verzeichnet habe. Msgr. Cavallanti ersuchte Dörrer, ihm ein Exemplar des Romans zu verschaffen, er werde das Werk übersetzen lassen; sollte sich ihm das Urteil Decurtins' als unrichtig erweisen, so sei er (Cavallanti) bereit, dies in der „Unità cattolica" zu veröffentlichen.

In der Sonntagsnummer der „Unità cattolica" (7. Januar) widerspricht der Direktor des Blattes Monsignor Cavallanti der Behauptung des Wa., daß durch die Letteratura modernistica die vatikanischen Kreise über „Jesse und Maria" informiert worden seien. In demselben Journal veröffentlicht Anton Dörrer einen Aufsatz „Enrica von Handel-Mazzetti und Professor Decurtins", in welchem er Monsignore Cavallanti unter

anderem auch auf den Jesuitenpater des Romanes Maury hinweist, den der Freiburger Professor ganz und gar verkannt habe, offenbar unter der Suggestion, das Buch müsse modernistisch sein. Decurtins mag diese Suggestion bekommen haben aus dem Aufsatze von Brémond in der „Inquiétude religieuse“. Brémond mußte jedoch in einem Begleitschreiben zur ersten Kritik über „Jesse und Maria“ der Dichterin selbst bekennen, daß er das Werk mit seinen Augen angesehen und auf seine Weise interpretiert habe. Er fügte bei, daß er ein schaffender Kritiker sei, der sein Objekt oft ganz umgestalte. Indem Decurtins sich Brémond als Hauptgewährsmann nahm, hat er sich zwar einen brillanten, aber auch phantastischen Causeur zum Berater erwählt.

Zum Schlusse seines Artikels veröffentlicht Dörrer eine Aufforderung Decurtins an die Steyrische Dichterin: sie solle die Bekehrung Jesses anders als im modernistischen Sinne erklären, dann ziehe er seine Angriffe zurück. Dörrer schreibt dazu: „Nun ist aber die Bekehrung Jesses für jeden unvoreingenommenen Leser einfach ein Sichbeugen des bisher fanatisch verstockten Katholikenhassers vor der Größe eines katholischen Bekenners (Maria), vor der Heiligkeit des Gnadenbildes, also die Vorbereitung zu Bekehrung im kirchlichen Sinne“. — — —

Ich halte es für überflüssig, meinerseits diesen Tatsachen etwas beizufügen.

Salzburg, Januar 1911.

Chefredakteur Franz Eckardt.

Die Frage des Zusammenschlusses in der katholischen Studentenwelt.

Von Dr. Lender, z. Zt. Berlin.

Die „Unitas“, das Organ des akademischen Unitasverbandes, die in den letzten Jahren wiederholt wertvolle Anregungen in studentischen Angelegenheiten gegeben hat, tritt in mehreren Artikeln („Was tut uns not?“ — „Der Konzentrationsgedanke“) für einen engeren Zusammenschluß der katholischen Studentenverbände ein. In der Dezembernummer wird zur Begründung unter anderem ausgeführt:

„Die im politischen und wirtschaftlichen Leben stark hervortretende Tendenz des Zusammenschlusses aller nach gleichen Zielen hinarbeitenden Elemente konnte nicht ohne Einfluß auf die von der sozialen Strömung erfaßte studierende junge Welt bleiben. Das Studententum ist von seinem Olymp, auf dem es lange, wohl zu lange, in kastenhafter Abgeschlossenheit thronte, herabgestiegen, ist „völkisch“, ist sozial geworden. Damit ergibt sich aber nach Lage der Dinge ganz von selbst eine scharfe Scheidung der Geister, sich vollziehend am Scheideweg der verschiedenen Weltanschauungen. Es hieße Wasser ins Meer tragen, wollte man weitläufig beweisen, daß sich gegenwärtig die Anhänger der theistischen wie atheistischen Weltanschauung im vollen Rüstungszustande befinden und bereits auf dem Kampfplatz, auf dem die große Entscheidung fallen soll, zu ihren Fahnen eilen. Ein besonnener Blick auf die großen Gegenwartsfragen — nennen wir z. B. bloß die Schulfrage — besagt genug. Der Liberalismus, der von Anfang seines wenig rühmlichen Daseins an das Protektorat der religiösen Negation übernommen hat, will allem Anschein nach seine akademische Jugend in die Avantgarde einstellen. Damit ist aber der katholischen Studentenschaft eo ipso ihre Stellung gewiesen. Jetzt heißt es: Katholische Studenten, an die Front, geschlossen an die Front!“

Nachdem die „Unitas“ mitgeteilt, daß ihr auch von Mitgliedern anderer Verbände Zustimmungskundgebungen zugegangen seien, gibt sie dem berechtigten Wunsche Ausdruck, daß vor allem die Organe der übrigen katholischen Studentenverbände zu der Konzentrationsfrage Stellung nehmen möchten. Nunmehr sind solche Aeußerungen bereits erfolgt, und zwar — soweit wir unterrichtet sind — in den „Akademischen Monatsblättern“, in der „Akademischen Zeitschrift“ und in der „Akademischen Bonifatius-Korrespondenz.“ Hier wird der Vorschlag der „Unitas“ sympathisch aufgenommen. Es wäre durchaus zu wünschen, daß diese Anregung recht bald zu einem günstigen Resultat führte. Gegenüber der Glaubensentfremdung, die sich mehr und mehr in unserer Studentenwelt breit macht, gegenüber den Vorspanndiensten, welche das Gros der nicht katholischen Studentenkorporationen der liberalen Weltanschauung leistet, ist ein möglichst enger Zusammenschluß der katholischen Studentenverbände eine dringende Notwendigkeit.

Eine Kulturaufgabe der katholischen Studentenschaft.

Von Rechtsanwalt August Nuß, Seligenstadt (Hessen).

Gar viele Freunde umwerben heute unsere katholische Jungmannschaft auf Deutschlands hohen Schulen. Der Parolen zu positiver Mitarbeit und innerer Vertiefung sind gar viele. Ich denke hier nicht an das Korporationsproblem oder den freistudentischen Ideenkreis. Mir schweben weniger innere Organisationsfragen als von außen her drängende Probleme vor. In letzter Zeit wurde das Thema der apologetischen Schulung vielfach erörtert, und mit Recht die Frage der Weltanschauungspflege in den Vordergrund gerückt. Daneben drängte die Aufgabe der sozialstaatsbürgerlichen Erziehung unseres Studententums sich machtvoll hervor und fand in der emporblühenden und lebendigen sozialstudentischen Bewegung beredten Ausdruck. Schließlich wurde auch das hochwichtige Missionswerk zur Debatte gestellt und in Beziehung zu den Gegenwartsaufgaben der katholischen Studenten gesetzt.

An dieser Stelle sei auf eine andere Aufgabe hingewiesen, deren sich die katholische Studentenschaft mit Liebe und Eifer annehmen sollte. Denn sie gehört ebenso wie die drei oben genannten Probleme zu den Kulturaufgaben der Gegenwart. Ich meine die Sittlichkeitsfrage.

Wer die „Allgemeine Rundschau“ aufmerksam verfolgt, weiß, daß kaum ein Problem in unserem Jahrhundert drängender und folgenschwerer ist als das Moralproblem, weiß, daß der Kampf gegen die geheime und öffentliche Unsittlichkeit außerordentlich schwer ist und mit den schärfsten Waffen geführt werden muß, wenn er zum Ziele führen soll. Je mehr Streiter sich der guten Sache der Reinlichkeitspartei zur Verfügung stellen, desto eher ist der Sieg zu erhoffen, und je gebildeter und geschickter diese Kämpfer sind, desto leichter wird der Sieg errungen werden! Darum möchte ich an die katholische Studentenschaft den dringenden Ruf richten, sich ohne Zögern mit ganzer Kraft der Sittlichkeitsbewegung anzuschließen, sei es durch offiziellen Eintritt in die interkonfessionellen Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, sei es durch sonstige Propagierung der gesunden Sittlichkeitsidee im Volke. Alle katholischen Studenten aber sollten in ihrem persönlichen Lebenswandel den Grundsätzen der alten (nicht „veralteten“) Moral nachleben und durch ihr praktisches Beispiel den moral-anarchistischen Bestrebungen eines gottlosen Libertinismus entgegenarbeiten.

Gerade die katholischen Studentenkorporationen könnten auf dem Gebiete der Sittlichkeitsbewegung hervorragendes leisten und auch durch solche Kulturarbeit das Zeitgemäße und die Sieghaftigkeit ihrer idealen Prinzipien aufs neue erweisen. Gerade sie könnten sich durch lebhafte Anteilnahme an den Tendenzen der Reinlichkeitspartei den Dank des katholischen Volkes aufs neue verdienen, ja, sie könnten dadurch den Dank des gesamten deutschen Vaterlandes erwerben. Denn mit dem Sieg der alten Moral über das unsittliche Neuheidentum steht und fällt die Nation.

Die Mittel und Wege, wie die katholischen Korporationen und auch unsere katholischen Freistudentenschaften für die Sittlichkeit und gegen die Unsittlichkeit Propaganda machen können, sind mannigfach. Neben dem eigenen guten Beispiel des einzelnen wären belehrende, aufklärende und warnende Vorträge zu nennen, die auf den wissenschaftlichen Abenden und bei sonstigen geeigneten Gelegenheiten von dazu berufenen und fähigen Persönlichkeiten gehalten werden.

Aber auch draußen im Volke können befähigte Studenten die Gedanken und Wünsche der Sittlichkeitsbewegung zum Ausdruck bringen. Hier vermag meines Erachtens die sozialstudentische Bewegung sehr viel Gutes zu stiften. Unsere Sozialstudenten sollen unter den Volksgenossen in der Nation nicht nur die Empfangenden, sondern auch die Gebenden sein. Geben können sie aber neben geistiger Belehrung auch sittliche Stärke und Erhebung, vorausgesetzt, daß sie nicht selbst zu den Abonnenten oder begeisterten Lesern des „Simplicissimus“ und der „Jugend“ gehören.

Möchten doch diese kurzen Andeutungen auf fruchtbaren Boden fallen! Vielleicht ergreift der eine oder andere Studenten- und Volksfreund zu dem von mir angeschnittenen Thema das Wort und gibt weitere Anregungen, wie Student und Volk gemeinsam für die sittliche Volksgesundheit, für Zucht und Sitte und für eine kraftvolle, zukunftssichere

Nation wirken und arbeiten können. Durch solche Mitarbeit würden sich unsere studentischen Freunde in den Dienst einer aufbauenden, positive Werte schaffenden, wenn auch persönlich nicht immer dankbaren Kulturaufgabe stellen.

Aussichten der katholischen Philologen in Preußen.

Von Oberlehrer Kuckhoff.

Das Geschrei von der Inferiorität der Katholiken wird immer mit dem Vorwurf begründet, daß sie nicht ihrer Zahl entsprechend an den höheren Berufen Anteil haben. Dieser Vorwurf war, wenn man die schlechte materielle Stellung des Katholizismus außer acht läßt, nicht ohne Berechtigung. Die entsprechenden Mahnungen seitens unserer führenden Männer blieben nicht aus. Und sie haben wenigstens in einer Beziehung durchschlagenden Erfolg gehabt: Wir haben eine vollständig ausreichende Zahl von katholischen Anwärtern auf den Oberlehrerstand, wenigstens in Preußen. Der Kalender für das höhere Schulwesen für 1910 ermöglicht eine genaue Uebersicht. Ich vergleiche die sich hier ergebenden Zahlen mit denen der beiden vorhergehenden Jahre. Zunächst im allgemeinen:

Es werden in *Preußen* gezählt:

	Oberlehrer u. Professoren	Zunahme	Anstellungsfäh. Kandid.	Zunahme	Probanden	Zunahme	Seminarmitglieder	Zunahme
1908	8154	—	169	—	626	—	786	—
1909	8453	299	235	66	730	104	852	66
1910	8714	261	349	112	799	69	1014	162

Was lehrt die Tabelle? Die Zahl der neuen Anstellungen nimmt ab, nicht etwa, weil anstellungsfähige Kandidaten fehlen, wie ja aus deren Zusammenstellung hervorgeht, sondern weil die offenen Stellen allmählich besetzt werden. Daß die neu entstandenen und zu Vollanstalten umgestalteten Schulen so ziemlich ausgebaut sind, wird eine weitere Abnahme der Anstellungen herbeiführen. Trotzdem wird das Aufrücken der Kandidaten für die nächsten Jahre noch *normal* sein, wenn auch nicht glänzend, weil die Zunahme der Probanden für 1910 eine auffallend geringe ist. Dagegen ist bei den Seminarkandidaten ziemlich das Maß des Möglichen erreicht. Im Rheinlande ist deren Zahl von 118 im Jahre 1908 auf 184 im Jahre 1910 gestiegen, und man hört, daß einer ganzen Reihe von Herren der Eintritt im Seminarjahr unmöglich war, weil die Seminare, deren Zahl in unserer Provinz nunmehr 25 erreicht hat, gefüllt sind.

Von großer Bedeutung ist es, festzustellen, inwieweit die Katholiken an dieser Aufwärtsbewegung beteiligt sind. Zur Illustration nehme ich hier nur die anstellungsfähigen Kandidaten (AK), Probanden (P) und Seminarmitglieder (SM).

Von ihnen waren *katholisch*:

	AK		P		SM	
1908	83	oder 49,0 %	202	oder 32,2 %	248	oder 31,5 %
1909	121	„ 51,5 %	230	„ 31,5 %	248	„ 29,0 %
1910	177	„ 50,7 %	249	„ 31,0 %	330	„ 32,5 %

In der ersten Rubrik wäre eine stärkere Abnahme besser, weil dadurch eine für die Katholiken günstige Verschiebung in den Reihen der Oberlehrer herbeigeführt würde. Daß wir *in* Preußen ein derartig *unverhältnismäßig hohes Angebot* an katholischen Kandidaten haben, kann kaum befremdlich erscheinen, wenn man bedenkt, daß die Parität auch auf diesem Gebiete sehr viel zu wünschen übrig läßt. Eine paritätische Anstalt mit überwiegend protestantischer Schülerzahl hat fast nur protestantische Oberlehrer, eine solche mit überwiegend katholischer Schülerzahl muß ebensoviel katholische wie protestantische Oberlehrer haben — beides aus Gründen der „Parität". *Daß die Hälfte der anstellungsfähigen Kandidaten im überwiegend protestantischen Preußen katholisch ist — 3 Jahre lang —, diese Erscheinung redet eine deutliche Sprache.* Man soll also nicht mit der Ausrede kommen, daß kein Angebot da ist. Mit den Ziffern, die für die Katholiken in der Tabelle für Probanden und Seminarmitglieder hervortreten, können wir durchaus zufrieden sein.

Ueberblicken wir nun einmal die Verhältnisse an den Anstalten *Rheinlands*, die ja für die Katholiken Preußens von besonderer Bedeutung sind. Es werden gezählt (OP = Oberlehrer und Professoren):

	OP	Zunahme	AK	Zunahme	P	Zunahme	SM	Zunahme
1908	1612	—	38	—	99	—	118	—
1909	1684	72	51	13	115	16	131	13
1910	1730	46	79	28	141	26	184	53

Das Ergebnis ist das gleiche wie für Preußen; nur ist der Rückgang der Zahl der neu geschaffenen Stellen noch bedenklicher, wie auch die Zunahme in den Zahlen der Kandidaten. Nehmen wir für 1910 dasselbe Zahlenverhältnis an, so ergeben sich für das Jahr zirka 25 neue Anstellungen gegenüber einem Plus von 90 SM, das man als Ueberschuß bezeichnen muß. Dazu wird es freilich aus dem angegebenen Grunde nicht kommen; es wird eine große Zahl junger Herren auf den Eintritt ins Seminar warten müssen. Die Ueberfüllung wird im Osten auch bald eintreten, so daß eine Uebernahme in andere Provinzen, die bisher vielfach stattfand, auch nicht mehr angängig sein wird.

Nunmehr zur Frage der Anstellungsmöglichkeit *der Katholiken im Rheinlande*. Katholiken waren von den

	AK		P		SM	
1908	29	oder 76,3 %	77	oder 79,9 %	77	oder 65,3 %
1909	42	„ 82,3 %	82	„ 71,3 %	93	„ 71,0 %
1910	62	„ 78,3 %	99	„ 70,2 %	139	„ 75,5 %

Wenn man bedenkt, daß im Rheinlande (1905) 70,3 % der Einwohner katholisch sind, daß 1909 70,6 % der Schüler auf den humanistischen Anstalten dieser Provinz katholisch waren und auf den realistischen Anstalten nur 38,3 %, so sind gerade für *katholische Philologen im Rheinlande* die Aussichten ganz außerordentlich ungünstig. Die Zahlen ergeben einen bedeutenden Ueberschuß auch dann, wenn wir eine in Wirklichkeit paritätische Besetzung der Oberlehrerstellen erreichen könnten, was bei der großen Zahl städtischer Anstalten sicher nicht möglich ist. Das Ergebnis ist in einer Beziehung erfreulich, indem es beweist, daß die steten Mahnungen an die Katholiken zum Studium gefruchtet haben. Trotzdem muß man unsere katholischen Abiturienten aufs eindringlichste mahnen, nur dann das Studium der Philologie zu wählen, wenn wahrhafter Beruf ihnen eine andere Wahl unmöglich macht. Sonst aber sollen sie dafür sorgen, daß wir auch *in anderen Fächern* mit dem Angebote nicht hinter der Nachfrage zurückbleiben.

Vom Büchertisch.

Die Hygiene im Leben des Weibes, gemeinverständlich dargestellt von Frau *Emanuele Meyer*, in Amerika promov. Aerztin. München. Verlag von J. Ebner, Ulm. — „Hätte ich dies alles vor 20 Jahren gelesen, wie vieles in meinem Leben wäre anders gekommen, vor wie manchem Leide wären meine Angehörigen bewahrt geblieben," so sagte mir eine ältere Dame, der ich das Buch „Die Hygiene im Leben des Weibes" geliehen hatte. „Aber", fuhr die Betreffende fort, „auch noch für mein jetziges Alter passend fand ich in der kleinen Schrift so manchen guten Rat, so manche Belehrung und Anregung, daß ich dasselbe wirklich auch älteren Frauen empfehlen möchte. Uebrigens bestelle ich sofort in der Buchhandlung zwei Exemplare für meine beiden verheirateten Töchter." — — In der Tat, Frau Dr. med. Meyer hat uns in ihrer „Hygiene im Leben des Weibes" ein, wie das Titelblatt besagt, „Vademekum durch alle Phasen des Frauenlebens von der Kindheit bis ins Greisenalter" gegeben, das nicht warm genug gepriesen werden kann. Aus dem reichen, allgemein leicht faßbaren Inhalt heben wir nur einige Kapitel hervor, wie: Zur Hygiene der vorgeburtlichen Beeinflussung, der Kindheit, der Entwicklungsjahre. Zur Hygiene der Ehe, des Klimakteriums, der Wechseljahre, des Matronen- und Greisenalters. Dann: Zur Hygiene des häuslichen Frauenlebens, mit den verschiedenen Unterabteilungen über die Ernährung, Körperpflege, über das Wohnen und die Hygiene der Erholung, sowie über den Einfluß der Frau auf die öffentliche Hygiene. Endlich noch: Zur Hygiene des Seelen- und Gemütslebens. Die Verfasserin stellt sich in allen kritischen Fragen streng auf den Boden der christlichen Sittenlehre, wie auch das ganze Büchlein von warmem Empfinden für die leidende Frauenwelt diktiert und von durchaus religiösem Denken durchdrungen ist. Ihr Leitgedanke ist: „Des Weibes tiefinnerstes Wesen aber ist Religion. Die Religion ist die Weihe der Frau .... und das Dunkelste des Lebens, das traurige Mysterium des Leidens, der Schmerz, sie werden nur erklärbar im Lichte der Religion" (S. 183 u. 184). Wenn es zuweilen scheinen möchte, als ob Frau Dr. med. Meyer zu viel verlange, so ist im Auge zu behalten, daß die Verfasserin eben als wohlerfahrene, seit vielen Jahren in der

Praxis stehende gewissenhafte Aerztin zu uns spricht und nicht nur als wohlmeinende Frau und Mutter. Auf so manche Frage, welche unsere Frauenwelt nur ungern oder zum eigenen Schaden überhaupt nicht an einen männlichen Arzt stellen mag, gibt die auch durch ihre Vorträge in ganz Deutschland rühmlichst bekannte Verfasserin mit ebensoviel Zartgefühl wie nicht mißzuverstehender Deutlichkeit Antwort. Schließen wir mit dem Schlußsatz des Vorwortes, welches dem Werke, das mit dem sympathischen Bilde der Verfasserin geschmückt ist, als Geleit mitgegeben ist: „Wo einer dich unzeitgemäß nennt, dem sage, bei Wahrheit und Natur gäb's keinen Rockwechsel. — Und verlier' mir nicht den Mut — eine Dankesträne, wenn du mir heimbringst, sie wiegt mir eine Welt des Hasses und Verkennens auf! Und so gehe hinaus, mein kleines Buch, mein Herz ist bei dir und mein Wandersegen — auf frohes Wiedersehen!" M. Rolfs.

v. Oechelhäuser, Denkmalpflege. Leipzig 1910. E. A. Seemann. Geb. ℳ 11.—. Aus den Sitzungsberichten der Denkmalpflegetagungen von 1900 bis 1909 hat der Herausgeber Geheimer Hofrat Prof. Dr. v. Oechelhäuser eine systematisch geordnete Auswahl des Wichtigsten zusammengestellt. Freilich mit der Beschränkung, daß für diesmal die Fragen mehr theoretischer Natur in einem Bande zusammengestellt sind, dem ein zweiter mit den Erörterungen praktischer Art folgen soll. Die Notwendigkeit einer solchen Publikation ergab sich daraus, daß die stenographischen Berichte längst vergriffen sind, und daß ihre Benutzung mancherlei Schwierigkeiten ausgesetzt ist. Diese liegen teils in der Durchsetzung der wesentlichen Dinge mit unwesentlichen, z. B. Begrüßungsansprachen, nebensächlichen Verabredungen u. dgl.; anderseits findet sich in den stenographischen Berichten auch das Brauchbare bunt durcheinander gewürfelt. Wer die jetzige Oechelhäusersche Publikation zur Hand nimmt, genießt den Vorteil, den ein systematisch durchgearbeitetes Handbuch für das Studium bietet. Ich meine daher, daß dies Buch allen offiziellen Stellen, allen Persönlichkeiten, die von Amts wegen oder aus freier Neigung sich mit der Denkmalpflege beschäftigen, überaus willkommen sein muß. Eine Einleitung über die Geschichte der Denkmalpflege-Tagungen macht den Anfang. Dann folgt in fünf Kapiteln eine Fülle wichtigster Belehrungen, wie diese im Laufe der Verhandlungen von zehn Jahressitzungen sich herausgestellt haben. Das erste Kapitel enthält die Erörterungen über die Vorbildung für die Denkmalpflege; das zweite die Grundsätze für die Wiederherstellung der Baudenkmäler unter dem Gesichtspunkte, ob historischer oder moderner Stil ratsam sei. Im dritten Kapitel finden wir die Verhandlungen über die gesetzliche, im sehr wichtigen vierten die die kommunale Denkmalpflege. Das fünfte Kapitel spricht von der Denkmalpflege auf dem Lande. Dem zweiten Bande darf mit Spannung entgegengesehen werden. Dr. O. Doering-Dachau.

L. von Endeers, „Am Ende der Welt. Roman." Köln, Bachem. 8° 319 S. Von diesem Buche gilt ähnliches wie von Schulze-Brücks „Moselhaus"; nur daß hier im Mittelpunkte der Handlung zwei Frauen einander gegenübergestellt werden: eine ungesund unmoderne, eine gesund moderne. Letztere erfüllt eine Mission an einem bereits verflachten, verweichlichten, im Grunde aber noch unverdorbenen Charakter, mit dem sie dann auch noch einen festgegründeten Lebensbund schließen darf. Die beliebte Erzählerin wird durch diese Gabe manche neue Freunde finden. E. M. Hamann.

Worte Mariens. Acht Maipredigten, gehalten von P. Dionysius Habersbrunner, Kapuziner in München, St. Joseph. Im Selbstverlage des Verfassers. Geschmackvoll kartoniert ℳ 1.—. In den ersten sieben Predigten behandelt P. Dionysius die sieben Worte Mariens, in der achten Predigt das Schweigen Mariens. P. Dionysius predigt zeitgemäß und populär. Er verkündet die Heilswahrheit ganz und unverkümmert. Er berücksichtigt die geistig-sittlichen Dispositionen seines Publikums, in diesem Falle einer großstädtischen Zuhörerschaft. Dabei eine Form, die natürlich ist, nicht gekünstelt. Gerne, sehr gerne möchte ich unter der Kanzel dieses Marienpredigers gesessen sein! — Der Erlös des Werkes kommt der katholischen Jugendorganisation zugute. P. Aidan, O. M. Cap.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kleistabend im Hoftheater. Im Herbste jährt sich zum hundertsten Male der Tag, an dem Heinrich von Kleists unglückliches Leben endigte. Die Bühnen rüsten sich aus diesem Anlaß, des Dichters erneut zu gedenken, und wenn hierbei vielfach ganze Dramenzyklen geplant werden, so beweist dies, daß es mehr gilt, als eine Anstandspflicht zu erfüllen. In der Tat steht Kleist unserer Zeit viel näher, als der seinen. Leider nicht lediglich dadurch, daß wir heute seine Genialität klar erkennen, sondern auch durch seinen Hang nach außergewöhnlichen Seelenzuständen, in die sich zu finden der alte Goethe, wie er zurückhaltend schrieb, sich erst Zeit nehmen mußte. Auch die Dichter unserer Tage neigen diesem komplizierten, dem einfachen widerstrebenden Gefühlswalten zu. Der erste Kleistabend brachte neben einem fesselnden literarischen Experiment die Saite Kleistschen Schaffens zum Erklingen, die zu allen Zeiten am meisten dem Kunstgeschmacke zusagte. Das Lustspiel: „Der zerbrochene Krug" mit seiner reizvollen Detailmalerei und seinem liebenswürdigen Humor steht in unserer Literatur so ziemlich allein; seine Farben haben sich, obwohl das heitere Drama sonst viel rascher altert, als das ernste, ganz frisch erhalten. Die Aufführung ist stets lohnend für die Darsteller und das Publikum. Frau Conrad-Ramlo steht als Frau Martha mit Frische an alter Stelle, und von den alternierenden „Dorfrichtern" ist die ältere feinziselierende Kunst Wohlmuths, wie die neuere, kräftig zupackende Art Höfers gleich fesselnd. Zum Beginn gab man das Fragment „Robert Guiskard", nur der Auftakt zu einem Drama und doch das Gewaltigste, was Kleist geschrieben. Wir fühlen, wie die Pest durch das Kriegslager der Normanen schleicht, wir empfinden ihre Angst, die noch mehr in der Sorge wurzelt, führerlos zu werden, als in der Furcht vor der Seuche selbst. In knappen Strichen tritt die Gegnerschaft in Guiskards ungleich geartetem Sohn und Neffen hervor, noch hält das Dasein des im Zelt sich verbergenden Guiskard alle zusammen, und nun tritt er hervor, das Fieber niederkämpfend, ganz Wille, ganz Herrscher. Wie viele Dramenhelden deklamieren uns ihr Uebermenschentum vor, und wir glauben es ihnen nicht. Hier ist alles sparsam an Worten, und doch fühlen wir nach dem Willen des Dichters: an diesem Manne hängt alles. Besonders Steinrücks überlegene Kunst sicherte der genialen Skizze einen tiefen Eindruck.

Volksvorstellungen im Hoftheater. In den letzten Jahren mehren sich in erfreulicher Weise die Veranstaltungen von Volksvorstellungen im Hoftheater, zu denen die Karten en bloc an Arbeiter- und andere Berufsverbände abgegeben werden. Der Spielplan verzeichnet an solchen Tagen lakonisch: „Volksvorstellung." Man durfte annehmen, daß die Wahl der Stücke aus dem klassischen Spielplan genommen werde, wie in den seit einigen Jahren in anerkennenswerter Weise zweimal wöchentlich gebotenen Schauspielaufführungen bei ermäßigten Preisen. Zu nicht geringem Erstaunen erfahre ich, daß man diese Woche das Pariser Ehebruchsstück „Die törichte Jungfrau" der Arbeiterschaft vorführte, also Leuten, denen das Theater nicht eine gewohnte Zerstreuung, sondern ein seltener Festtagsgenuß ist; mithin einem Idealpublikum im Sinne von Richard Wagners Festspielidee! Daß wir das Boulevardsdrama an der Hofbühne, die aufs Geschäftemachen nicht angewiesen ist, überhaupt vermissen können, und daß Herr Regisseur Basil das Königliche Residenztheater in München nur zu oft mit dem Residenztheater des Herrn Richard Alexander in Berlin verwechselt, habe ich schon oft gesagt. Daß erotische Stücke auf seltene Theaterbesucher naturgemäß gefährlichere Wirkung haben können, als auf Habitués, welche im Theater abwarten, bis die geeignete Zeit zur Redoute gekommen, wird niemand abstreiten. Es ist aber auch ein großer Irrtum, wenn man glaubt, man erweise dem Arbeiterpublikum mit Werken von solch niedrigem ethischen und ästhetischem Niveau einen Gefallen. Gerade diese Leute wollen etwas „mit nach Hause nehmen", was höher steht, als irgend ein sensationeller Gerichtsbericht in der Tagespresse. Die Zusammenstellung eines passenden Volksspielplanes, der ja den Rahmen des „klassischen" gewiß weiter stecken kann, die Literaturgeschichte, erscheint mir viel leichter und einfacher, als dieses geradezu unverständliche Fehlgreifen. Noch eines sei erwähnt. Zuweilen gehen mehrere Mitglieder unseres Hofschauspieles zusammen auf Reisen; so lese ich aus Innsbruck von sehr beifällig aufgenommenen Dramen von Goethe und Hebbel; in Augsburg gab man aber die alkoholische Erotik von „Nur ein Traum", von der ich hoffte, daß sie nun endlich im Theaterarchiv ruhe. Keinesfalls erscheint hierdurch das Hof- und Nationaltheater würdig repräsentiert, auch wenn diese Ensemble-Reisen Privatunternehmungen der betreffenden Damen und Herren sind. Diese Fehlgriffe künftig zu verhindern, dürfte der Energie unseres Herrn Generalintendanten nicht schwer fallen.

Theater am Gärtnerplatz. Die Uraufführung der „vertauschten Braut", Operette von H. von Waldberg und F. Ujhely, Musik von Alfred Zamara, hatte freundlichen Erfolg. Die Musik knüpft meist an ältere Vorbilder an, ist mit Geschmack und gutem technischen Können gemacht, aber nicht stark an Erfindung und nicht stark an Temperament. Der Text handelt von einem ziemlich unsinnigen Testament, doch entwickelten die Verfasser ihre ziemlich harmlose Idee mit Bühnengewandtheit. Viel Humor im eigentlichen Sinne haben sie nicht. Automobile haben andere schon vor ihnen auf die Bühne gebracht, aber einen Flugapparat meines Wissens noch nicht. So war bei gutem Spiel für allerhand Kurzweil gesorgt, und alle drei Autoren machten uns dankend Reverenz.

Aus den Konzertsälen. Die Zahl der aus allerhand eingetretenen Hindernissen verschobenen Konzerte ist sehr groß. Gewiß spielen hier auch Krankheitsfälle herein, wie beim Rebnerquartett, das seinen glanzvollen Beethovenzyklus statt im Dezember erst jetzt zu Ende führen konnte, aber zuweilen häufen sich die Konzerte sogar zugkräftigster Namen so, daß eine Verschiebung für alle nur von Vorteil ist. Regelmäßig guten Besuch weisen die Volksymphoniekonzerte auf. Künstlerisch noch abgerundeter, wie die stürmisch bejubelte „Eroica" war die Wiedergabe von Mozarts

„Konzertantem Quartett“ und die Synfonia D-dur von Stamitz, jenem genialen bayerischen Künstler, dessen Einfluß auf Mozart sicher größer gewesen, als die Musikgeschichte bis heute zu beweisen vermochte. Auch in einem von Rudi Stephan veranstalteten Konzert leitete Prill das Konzertvereinsorchester mit gutem Erfolge. Stephan, ein in München ausgebildeter Künstler, erscheint als Orchesterkomponist noch nicht reif genug, als daß er mehr bieten könnte, als fesselnde Momente. Debussy mag sein künstlerisches Ideal sein, also Impressionismus, der das ganze Interesse auf die Farbe setzt und wenn ein solides technisches Können nicht als Grundlage dient, in der Musik so gefahrvoll ist, wie in der Malerei. Französische Kammermusik vermittelten uns die Pianistin Marie Panthès und der Geiger Rob. Pollak, deren Können und musikalisches Empfinden sehr hochzuschätzen sind, und die uns auch manches kaum oder noch gar nicht bekannte Werk französischer Schule darboten. Die schon öfter gehörte Liedersängerin v. Marmont, die verschiedenes dem Publikum sehr zu Dank vortrug, würde durch eine gepflegtere Aussprache gewinnen. Am gleichen Abend hörte man Blanka v. Farkas, deren sehr tiefer Alt fesselt, und einen Geiger G. v. Kresz, der über hervorragendes Können, Tonschönheit und hinreißendes Temperament verfügt.

Verschiedenes aus aller Welt. Der Theaterverein in Waal bei Buchloe, welcher alle zehn Jahre, ähnlich wie Oberammergau, ein Passionsspiel aufführt, hat den Bau einer neuen Bühne beschlossen. Das 2000—3000 Personen fassende Spielhaus soll im Sommer 1914 eröffnet werden. — In Eisenach wird die Aufführung einer Jesus-Tetralogie von Karl Weiser geplant. Der protestantische Kirchenvorstand protestierte gegen die Wiedergabe des Festspieles, da der Jesus des Dramas im Widerspruch mit dem Bewußtsein der Gemeinde stehe. — Nach einer von Breitkopf & Härtel besorgten Zusammenstellung des Bühnenspielplans erreichte Puccinis „Madame Butterfly“ vom September 1909 bis Mitte August 1910 473 Aufführungen. Eine annähernd hohe Ziffer hatte nur noch Bizets „Carmen“ mit 428 Vorstellungen. Sehr gesunken ist die Zahl der Aufführungen der Opern von Richard Strauß. Richard Wagners Werke erzielten eine Gesamtzahl von 1953 Aufführungen. — In Freiburg i. B. starb Ulrike Caroline Wörner. Ihr in Karlsruhe uraufgeführtes im Napoleonischen Zeitalter spielendes Drama: „Vorfrühling“ hat bei vielen Literaturfreunden große Hoffnungen erweckt. Auch ihrer Tragödie „Imelda Lambertazzi“ werden dichterische Schönheiten nachgerühmt. — In Weimar fand die Uraufführung eines „deutschen Schauspiels“ von Wilhelm von Scholz: „Der Gast“ statt. Das Werk enthält viele feine, poetische Details, doch ließ die Mischung symbolisirender und dramatischer Elemente nach Berichten keinen vollen Erfolg aufkommen. — Die deutsche Uraufführung einer in Italien schon vielfach gegebenen Oper „Teß“ von Friedrich von Erlanger hatte in Chemnitz guten Erfolg. Der Komponist hat den Hauptakzent auf die Stimmungsmalerei gelegt. Seine Musik steht Puccini nahe, ohne nach kritischem Urteil dessen Ausdruckskraft zu erreichen. — Unter der Leitung des Komponisten wurde Hans Pfitzners Musikdrama „Der arme Heinrich“ mit großem Erfolge in Straßburg gegeben. Das schon in verschiedenen Städten aufgeführte Werk scheint langsam, aber sicher seinen Weg zu machen. Die philosophische Fakultät der dortigen Universität ernannte Pfitzner zum Ehrendoktor. — „Figaros Hochzeit“ von Beaumarchais hatte in der Bearbeitung von Joseph Kainz im Deutschen Theater zu Prag nur einen mittleren Erfolg. — In Berlin blieb die Aufführung von Leonid Andrejews Schauspiel „Studentenliebe“ ohne stärkeren Eindruck. Es sind Schilderungen aus der russischen Bohême von stark novellistischem Charakter mit dem Grundton von melancholischem Fatalismus und Versumpfung.

München. L. G. Oberlaender.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Maria Regina. Roman von Ida Gräfin Hahn-Hahn, geb. M 4.— (Regensburg, J. Habbel.)

Die Wahrheit des Glaubens durch gründliche Beweise ins Licht gestellt von Dr. Eugen Rolfes. 1. Bd.: Die natürliche Religion. (Bruhl, Karl Martini.)

Wallenstein. Drama in fünf Akten nach der „Wallenstein Trilogie“ von Friedrich v. Schiller. Herausg. P. E. Frey. M 1.20, 12 Exempl. M 12.—. (Bregenz, J. N. Teutsch.)

Andreas Hofer. Trauerspiel in fünf Akten nach Karl Lebrecht Immermanns dramatischem Gedicht „Das Trauerspiel in Tirol“. Herausg. P. E. Frey. 70 Pf., 12 Exempl. M 7.20.

Gedichte von E. Wald. Kl. 8o. VI und 121 S., geb. M 2.50. (Kempten, Kösel.)

Kiesel und Kristall. Gedichte von Anton Müller. M 2.—. (Brixen, Verlagsanstalt Tyrolia.)

Enrica von Handel-Mazzetti's geistige Werdejahre. Dramen, Schwänke und religiöse Spiele aus ihrer literarischen Entwickelungszeit. Mit Einleitung von Johannes Eckardt. M 5.—. (Ravensburg, F. Alber.)

Die Tragödie der Königin. Historischer Roman aus der Zeit Marias der Katholischen von Robert Hugh Benson. Uebersetzt von N. Ettlinger. 448 S. 8o. Brosch. M 6.—, geb. M 7.—. (Einsiedeln, Waldshut, Cöln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.)

Anti-Vaccinator. Illustr. Jahrbuch d. internationalen Impfgegner-Bundes. Von Prof. Dr. H. Molenaar. 1. Bd. 1911. M 1.—. (Leipzig, B. Winkler.)

Proben! Briefe der Gräfin de Saint-Martial (Schwester Blanche vom heiligen Vinzenz von Paul). Von L. von Fischer. Aus dem Französischen nach der 30. Aufl. 424 S. 8o. brosch. M 3.60, geb. M 4.60. (Einsiedeln, Waldshut, Cöln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A. G.)

Moderne Flugtechnik. Von Oberingenieur Otto Feeg. 50 Pf. (Hamm i. W., Breer & Thiemann.)

Unsere heutige falsche Ernährung. Von Dr. A. Kunert, Zahnarzt in Breslau. (Selbst-Verlag.)

Jahrbuch der Akademischen Bonifatius-Vereine. Herausg. vom Vorort Münster i. W., W. S., 1910/11. (Münster i. W., Heinr. Poertgen.)

Acta pontificii instituti biblici. Nuntia de rebus instituti. (Romae, Typis polyglottis vaticanis.)

Imperatori. Von Enrica von Handel-Mazzetti. Fünf Kaiserlieder. Mit 5 Bildnissen in Kunstdruck. Groß-Oktav. Geh. M 1.—, geb. M 1.80. (Kempten und München, Kösel.)

Johann Michael Sailer, seine Maßregelung an der Akademie zu Dillingen und seine Berufung nach Ingolstadt. Von Dr. Remigius Stölzle. 8o. VI u. 178 S., geh. M 4.40. (Kempten und München, Kösel.)

Wie prüft man Kurszettel und Bilanzen! Mit zahlreichen Beispielen bearbeitet von P. Ch. Martens. M 1.—. (Wiesbaden 35, Emil Abigt.)

Sieg Deutschlands als Monarchie über Polen, Rote und Schwarze. M 2.—. (Charlottenburg-Berlin, Arbeitstelle der technischen Stände.)

Reichsfinanznot. Reichsfinanzreform und Reichspolitik. Von Ludwig Herz. 104 S. M —.50. (Schöneberg b. Berlin, Buchverlag der „Hilfe“.)

Soziale Aufgaben auf dem Lande. Anregungen zur Praxis der ländlichen Wohlfahrtspflege. Von Dr. A. Hättenschwiller. 40 Cts., in Partien billiger. (Luzern, Räber & Cie.)

„Tante Kläres Raritäten.“ Kulturgeschichtliche Bilder aus der Vergangenheit von Max v. Spiessen. Gr. 8o. 228 S., brosch. M 3.—, geb. M 4.—. (Dülmen, Laumannsche Verlagshandlung.)

Walhalla. Kulturbilder aus der deutschen Vergangenheit und Gegenwart. Begründet und Herausgeg. von Dr. Ulrich Schmidt. 6. Jahrg. (Leipzig, E. A. Seemann.)

Lebenswirbel. Roman von H. Sienkiewicz. Uebersetzt von M. Norbert. 8o. 484 S. Geh. M 3.— geb. M. 4.—. (Kempten und München, Kösel.)

Papst Innocenz XI. und die Stürzung der Türkenmacht in Ungarn. Ein Zeitungsartikel mit neueren, nachträglich hinzugefügten Anmerkungen und Zusätzen. 50 Pf. (Budapest, Ferdinand Pfeifer.)

Der Befreiungskrieg oder Ungarns Befreiung von der Türkenherrschaft. Von Dr. J. Acsády. M 2.50. (Budapest, Viktor Hornyánßky.)

Der Entsatz Wiens von der türkischen Belagerung. Von Dr. J. Acsády. 50 Pf. (Budapest, Viktor Hornyánßky.)

Die Volksschulpflicht. Nach deutschem Volksschulrecht von Dr. Franz Lößl. M 1.50. (Berlin und München, R. Oldenbourg).

Kath. Jahrbuch für die Stadt Konstanz 1911. 80 Pf. (Konstanz, Preßverein).

Aus der Hundetürkei. Von Herm. Nitzschke. 185 S. M 1. (Deutsche Bücherei Nr. 114/15.) (Berlin, Verlag Deutsche Bücherei.)

Barbarossa. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen von Hermann Sickenberger. M 1.50. (München, Lentner.)

Das gute Kommunionkind in der Vorbereitung auf und in der Danksagung für die erste hl. Kommunion. Von Pfarrer Beining. M 1.50 und 75 Pf. (Dülmen i. W., Laumann.)

Finanz- und Handels-Rundschau.

Allzu scharf macht kantig auch in bezug auf finanzielle und Handelsangelegenheiten. Die deutschen Börsen können sich immer noch nicht genug eines zügellosen Optimismus erfreuen, und doch hat die Spekulation schon geraume Zeit grosse Erfolge erzielen können. Es wird zu erwarten sein, dass nach den vorhergegangenen Haussetendenzen in Berlin ein ernüchternder Rückschlag eintreten muss. Momentan scheint allerdings, dass auf manchen Gebieten die höchsten Kursavancen noch nicht erzielt worden sind. Namentlich den Aktien der führenden Grossbanken werden in Bezug auf die demnächst bekannt werdenden Bilanzergebnisse gute Kursavancen zugesprochen. Besonders am laufenden Effekten- und Provisionsgeschäft haben einzelne Banken fortwährend grosse Gewinne erzielen können. Anderseits ist feststehend, dass sowohl auf diesem Gebiet wie namentlich zum überwiegenden Teil auf dem Markt der Kassaindustriewerte: Maschinen-, Montan-, elektrische, Textil- und Bahnenwerte der grösste Teil der seit verhältnismässig kurzer Zeit eingetretenen wirtschaftlichen Besserung längst im derzeitigen Kursniveau der bisherigen Favoritpapiere überreich ausgedrückt ist. Viele Beispiele beweisen dies, und besonders die im Laufe der kommenden Monate zur Publikation gelangenden Bilanzergebnisse werden das Missverhältnis der Rendite zum Kurswert belegen. Zum Glück sind die Verhältnisse am offenen Geldmarkt stets die gleich guten, obwohl sich auch hier eine gewisse Abspannung bilden lässt. Wenn auch die Rückflüsse bei einzelnen Notenbanken, insbesondere bei der Reichsbank zufriedenstellend sind, so macht sich doch der Bedarf an Geld überall geltend. Die allgemein erhoffte Diskontermässigung bei der Bank von England ist bis jetzt ausgeblieben. Dabei sind bereits die Versorgungen zum Januar-Ultimo akut, und es lässt sich derzeit nicht übersehen, ob sich der deutsche Geldmarkt gegen Monatschluss nicht doch etwas versteifen wird. Für England spielt die amerikanische Geldfrage die Hauptrolle. Nach den unsicheren Tendenzen der Neuyorker Effektenbörse geriet dieser Markt vorübergehend ins schärfste Haussefahrwasser, und starke Kursbesserungen aus rein spekulativen Motiven wurden gekabelt. Deutsches Publikum hat anscheinend das alte Interesse an den amerikanischen Werten vermehrt. Man sollte jedoch niemals vergessen, dass die Neuyorker Kursmanipulationen zumeist künstliche, daher vollkommen unkontrollierbar ungesunde sind. Auch die jetzige dortige Tendenz ist wohl hauptsächlich auf Machinationen der Grossfinanziers Neuyorks zurückzuführen. Die grossen Eisenbahnen brauchen zu den verschiedensten Zwecken Geld, sogar sehr viel Geld. Zwei Gesellschaften haben z. B. dieser Tage Kapitalien von fast 200 Millionen Dollars als dringend notwendig bezeichnet. Hierzu brauchen diese Geldinteressenten schönes Börsenwetter. Die Londoner Geldquelle ist

zurzeit in hartem Begehr, und wohl nur darauf ist die dort geübte reservierte Geldpolitik zurückzuführen. Auch auf die deutsche Geldmarktsituation wird dieser amerikanische Geldappell verspürt werden. Dazu wird der derzeit offene Geldmarkt durch die verschiedentlichen Emissionen neuer Werte stark beansprucht. Die glänzenden Zeichnungserfolge auch bei der neuen badischen Staatsanleihe und einzelner Pfandbriefsubskriptionen zeigen von grossem Anlagebedürfnis. Die Kurse der deutschen Renten- und Pfandbriefwerte sind, da hierfür die grosse Nachfrage anhält, gleichfalls gebessert. Die Nachrichten aus der Industrie sind noch immer widersprechend. Am Montanmarkt in Deutschland herrscht starker Exportabsatz. Auch grosse neue Auslandsbestellungen liegen vor, so dass wenigstens vorübergehend die ersten Sorgen und Bedenken wegen der heranrückenden Syndikatserneuerung vergessen werden. Auch die stimmungsvollere Tendenz des amerikanischen Eisen- und Stahlmarktes, die erwarteten grossen Bestellungen für die dortigen Eisenbahnen, wie bei unseren Verwaltungen infolge der gebesserten Staatsetats geben gleichfalls Hoffnungen auf eine reguläre Industrieentwicklung. Immerhin empfiehlt sich, hinsichtlich der weiteren Gestaltung des deutschen Montanmarktes die grösste Vorsicht abwalten zu lassen. Die allgemeine wirtschaftliche Lage kann auf Grund der statistischen Ziffern — Rekordeinnahmen der deutschen Staatsbahnen und Deutschlands Aussenhandel im Gesamtjahre 1910 — als gesund und vorteilhaft bezeichnet werden. Die Fortschritte des deutschen Wirtschaftslebens sind unverkennbar und andauernd gute. Nur hat die Börse zu rasch und in übergrossem Masse sich diese Besserung zunutze gemacht. Etwa eintretende Rückschläge an der Berliner Börse sind daher nicht auf das Konto der Wirtschaftslage zu setzen.

M. Weber.

Die Bayerische Hypotheken- u. Wechselbank München hat auch für 1911 ein Jahrbuch erscheinen lassen und verabfolgt dasselbe gratis an alle Interessenten. Das mit vielen Illustrationen — hübsche Aufnahmen von Räumen des Bankpalais — versehene Werkchen enthält alle Uebersichten über die Geschäftsentwicklungen und die einzelnen Sparten der Bank und der mit ihr nahestehenden Institute. Besonders instruktiv wirkt die sorgfältige Bearbeitung von Kurstabellen und Rentabilitätsberechnungen einer sehr grossen Anzahl in- und ausländischer Wertpapiere.

M. W.

Honigkauf ist Vertrauenssache. Mit keinem Nahrungsmittel werden so viele Fälschungen vorgenommen, als gerade mit dem Bienenhonig. Der echte Bienenhonig, von den fleißigen Bienchen aus Blüten gewonnen, sollte in keiner Familie fehlen, denn für jung und alt, für Gesunde und Kranke, namentlich aber für alte Leute ist derselbe als vorzügliches, leicht verdauliches Nahrungsmittel sehr empfohlen. Man kaufe den Honig wenn eben möglich von den Bienenzüchtern selbst. Als vorzügliche Bezugsquelle für naturreinen unverfälschten Bienenhonig kann auch die B. Plaggenborgsche Groß-Bienenzüchterei, Werlte (Hann.) Nr. 50 besonders empfohlen werden. Man beachte das ständige Inserat dieser Firma in der „Allgemeinen Rundschau".

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.40 (2 Mon. ℳ 1.60, 1 Mon. ℳ 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 5. München, 4. Februar 1911. VIII. Jahrgang.

Die Neujahrsbetrachtung des Präsidenten des protestantischen Oberkonsistoriums in Bayern.

Von Prof. Dr. Hoffmann, München.

In der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ (I. Heft dieses Jahrgangs)[1] gibt der Präsident des Oberkonsistoriums der protestantischen (lutherischen) Kirche in Bayern r. d. Rh., D. Dr. Hermann von Bezzel, eine Betrachtung über die wichtigsten Ereignisse des verflossenen Jahres, die das religiöse Gebiet mehr oder weniger berühren. Der Aufsatz läßt den Herrn Präsidenten als einen konservativen Christen erkennen, der wohl bereit ist, den „Modernen“ für das Wenige, das sie vom Glaubensgute festhalten und lehren, Dank zu sagen, der aber auch gegen die reine Negation kräftige Töne anzuschlagen weiß:

„Wer vom Neuen Testament als von einer Märchenwelt reden, nur Seeanekdoten und Mythen und kaum ein klares geschichtliches Faktum in ihr finden und die ganze metaphysische Bedeutung der Menschwerdung, des Heilstodes und des Heilssieges schlechtweg leugnen kann, müßte mit David Friedrich Strauß den Mut haben, die Frage ‚Sind wir noch Christen?‘ glatt zu verneinen und würde dann zu einer Religion der Aesthetik, zu einem Kultus der Idee, und endlich zu einer bewußten Leugnung des persönlichen Gottes fortgezwungen werden, aber den hohen Mut der Aufrichtigkeit retten.“

Doch hier interessiert uns die Stellung Bezzels zur katholischen Kirche. Für das Verhalten des Nichtkatholiken zu katholischen Angelegenheiten stellt er folgende Normen auf:

„Es scheint mir eine viel zu wenig beachtete sittliche Pflicht evangelischerseits zu sein, in Betrachtung und Bewertung der Vorgänge im Katholizismus möglichste Zurückhaltung zu üben, *den gemeinsamen christlichen Gedanken in ihnen anzuerkennen*[2], das uns unmöglich Erscheinende — sei es, weil wir so nicht können oder nicht wollen — einfach zuzugestehen, im übrigen aber nur da mit Ernst warnender Kritik und mit Betonung unseres Sondergutes einzusetzen, wo dieses bedroht oder angetastet wird. *Es kann nicht ethisch gerechtfertigt werden, wenn wir interne Vorgänge in der katholischen Kirche*, wie sie die letzten päpstlichen Enunziationen herbeiführten: die Erstreckung z. B. des kommunionfähigen Alters auf die Jahre hinab, in denen das Kind das gewöhnliche Brot vom eucharistischen zu unterscheiden wisse, oder den Moderniſteneid, das Zeitungsverbot und die Maßregeln gegen den Sillonismus *glossieren*. Das sind Dinge, die auf der Linie der Entwicklung des Katholizismus liegen mögen, gegen die von seiner Seite Reaktion erhoben werden kann und wird, ja muß (?), über die wir aber je weniger zu Gericht sitzen sollen, je mehr wir für unsere Interna schweigende Anerkennung oder wenigstens Duldung erwarten und zu finden begehren. Was unserseits als kirchlicher Gedanke, als Kirchenbrauch und Kirchenlehre zu Stand und Wesen je noch gekommen ist und kommt, wird, *das muß zugestanden werden, katholischerseits meist richtig eingeschätzt*. Daß gegen die bekannte Enzyklika vom 26. Mai nicht der furor protestanticus, sondern reverentia patrum et paternorum (Ehrfurcht vor den Vätern und dem von den Vätern Ererbten), diese gottgewollte und gottgeschenkte Kraft der Selbstbehauptung sich erhob, wird der rechte Katholik begreifen, ja vielleicht auch billigen. Hier schweigen, heißt sich selber der Existenzberechtigung entäußern und das non licet esse vos (ist euch nicht erlaubt zu existieren) in einem des Mannes und des Christen unwürdigen Servilismus bejahen, ja geradezu ein Sakrileg, weil Beklagung gottgefügter und gottgesegneter Geschichtsentwicklung.“

Die Betrachtung der Zeitverhältnisse scheint nun doch hier und da eine Beurteilung katholischer Verhältnisse zu fordern. Dieses ist zu begreifen. Hält nun Bezzel die von ihm aufgestellten Richtlinien ein? Ein Artikel in einigen katholischen Zeitungen, der sich auf einen Auszug aus den Ausführungen des Präsidenten in der „Augsb. Abendztg.“ stützte, verneinte dieses anfänglich. Die hier angezogene Stelle lautet bei Bezzel:

„Die katholische Kirche hat, wenn wir recht sehen, schwere Kämpfe vor sich. Je straffer und fester die Ordnung eines Organismus ist, desto schwerer drängen, sobald irgendwo eine Lücke sich auftut, die zersetzenden Gewalten heran. **Die geschichtlich und exegetisch nicht zu rechtfertigende Beanstandung von Matthäi 16, 18 und 19** müßte hier, wenn sie in weiteren Kreisen Anhang fände, weit größere Verheerungen anrichten als bei uns, die wir nach dem Gesamtkomplex der Heil. Schrift und ihrer Geschichts- und Lebensanschauung Glauben und Glaubensurteil festzustellen gelehrt und gewöhnt sind, wie denn auch in den der katholischen Glaubenslehre abgünstigen Gliedern jener Kirche ein weit geringeres Maß von Mühe zum Glaubensbesitz und von Eifer, unverrückbarere Grenzsteine zu setzen und zu gewinnen, vorhanden ist, als bei uns. Der Unglaube des Katholiken wuchert lange unter Beibehaltung der Form fort. Die gibt er zuletzt preis. Das äußere Band hält lange noch, während innerlich die Verbindung zerschnitten ist. Im Protestantismus wird die Form zuerst mit eiliger Geflissentlichkeit zerbrochen, während die inhaltlichen Werte vielleicht unbewußt fortwirken, und ob auch nicht zur Betätigung drängen, so doch vor völliger Entleerung schützen.“

Wir wollen nicht feststellen, ob das Urteil in allweg richtig sei. Doch ist es für uns Katholiken beleidigend? Wir glauben: keineswegs. Bezzel redet von einem Katholiken, der ungläubig wird. Nicht soll eine Verurteilung der katholischen Religion ausgesprochen werden; es wird nur gesagt, der straffe Organismus der katholischen Kirche bewirke, daß auch ein Glied derselben, bei dem der Unglaube eingesetzt hat, seine Verbindung mit der Kirche noch längere Zeit äußerlich festhalte; der Protestant dagegen gebe (wegen der lockeren Organisation seiner Kirche) seine Beziehungen zu dieser rascher und leichter auf, es wirkten jedoch die inneren Werte unbewußt fort. Weiter bemerkte Bezzel, wenn der Katholik ungläubig zu werden beginnt, verwirft er leichter das gesamte Glaubensgut seiner Kirche, der Protestant sei mehr bemüht, einiges als unverrückbarere Grenzsteine festzustellen. Die von ihm angenommenen Gründe dieses unterschiedenen Verhaltens von ungläubig werdenden Katholiken und solchen Protestanten gibt Bezzel nicht an. Wir wiederholen, es mag das Urteil nach der einen oder anderen Seite objektiv unrichtig sein, eine Beleidigung für die Katholiken kann u. E. nicht darin gefunden werden. Eine Kränkung der Katholiken lag dem Präsidenten des Oberkonsistoriums gewiß fern. Wer die *ganze* Neujahrsbetrachtung liest, wird dieses erkennen; denn sie bietet nicht wenige Momente, in welchen von unserer Kirche, ihren

[1] Erlangen und Leipzig, A. Deichert Nachf.
[2] Alle Sperrungen im Aufsatze sind von uns.

Kräften und ihrer Tätigkeit in durchaus anerkennender Weise gesprochen wird. Es erscheint notwendig, einiges hervorzuheben. Nicht oft fällt ein Gegner ein Urteil über eine katholische Veranstaltung, wie Bezzel es tut hinsichtlich des Katholikentages in Augsburg, „der all den Glanz der Einigkeit, den Reichtum an Innigkeit und Liebeswärme, den Ernst auch der Entschiedenheit für umdrohte Güter darstellte". Freudig begrüßt Bezzel die Tätigkeit der katholischen Kirche und ihrer Kräfte in der Bekämpfung des Unglaubens im Monismus, er wünscht ihre Bundesgenossenschaft zur Wahrung der konfessionellen Schule und des christlichen Geistes in ihr:

„Es ist nicht nur die Reminiszenz aus vergangenen Tagen, da ich die ersten Jahre meiner Lebensarbeit in ganz katholischen Klassen zuzubringen hatte, wenn ich von bewahrenden und rettenden, zum mindesten aufhaltenden Kräften der katholischen Kirche rede. Daß z. B. in Bayern die Simultanschule, die ich für eine große Gefahr des Innenlebens jeder Kirche erachte, von katholischer Seite weit eher beachtet und abgewehrt wurde, als auf der unseren, liegt zutage."

„Wenn wir ferner manches Motiv, aus dem kräftigere Abwehr antichristlicher Tendenzen — Monismus, Kulturismus — oder den Bekenntnisstand gefährdender Machinationen erfließt, weder teilen noch ganz verstehen können, so muß doch vom evangelischen Standpunkte aus das κατέχον (zügelnde Kraft), welches die kath. Kirche darbietet, gewürdigt und Gott dafür gedankt werden. Die kräftige Abwehr z. B. der monistischen Propaganda hat im katholischen Lager so entschieden eingesetzt, daß sie wohl verdient, studiert und bis zu einem gewissen Grad auch nachgeahmt zu werden."

Wenig Einschränkungen werden wir zu machen haben, um den Ausführungen zuzustimmen, die der Herr Präsident über die christliche Schule und die geistliche Schulaufsicht macht; nur einige Worte seien zitiert:

„Aber daß die Schule und der Religionsunterricht in niederen und höheren Unterrichtsanstalten von der Kirche ganz emanzipiert werden sollte, hieße an sie die Zumutung zum Selbstmord stellen. Der Kirche ist die Erziehungspflicht nicht nur aufgegeben und das Recht dazu gewährleistet, sondern in ihrem ganzen Wesen liegt Recht und Pflicht begründet. — — — Die Kirche kann nicht zugeben, daß neben ihr und über ihr und darum langsam auch gegen sie ein Religionslehrerstand sich erhübe, der die Schule zum Sprechsaale der Tagesmeinungen und die Zukunft der Kirche zum Versuchsfelde machen wollte."

Es darf wohl nicht erwartet werden, daß der Protestant Bezzel mit allem in der katholischen Kirche sympathisiere. So vermag er nicht das Mißtrauen zu überwinden gegen den „juridisch-formalistischen, imperialistischen Weltgedanken, den die Kirche aus dem Boden heraufnahm, der durch tausend Jahre mit diesem nicht weltüberwindenden, aber weltbeherrschenden Prinzip getränkt war". Doch fragt Bezzel:

„Wird nicht einmal in der Auseinandersetzung dieser beiden Gedanken (dem imperialistischen und dem der „Innigkeit und Frömmigkeitstiefe") die große Aufgabe des Katholizismus bestehen und seine Mission dann erst recht bedeutend werden, wenn er als ecclesia pressa (bedrängte Kirche) nur innere Werte bei der Wägung von Geisteskraft und Arbeitserfolg und bei dem Bewerb um die führende Stelle in die Wagschale wirft?"

Bezzel versäumt auch nicht, was er glaubt am Protestantismus tadeln zu müssen, zu tadeln. In allerdings konziliantester Form wagt er es auch dem Evangelischen Bunde und dem Lutherischen Bunde seinen Wunsch auszusprechen, daß in den Verhandlungen der Akzent mehr auf das positive Bekenntnis vorgerückt und die Polemik in den sachlich gebotenen Schranken gehalten werde.

Alles in allem, der Herr Präsident Bezzel steht in keiner prinzipiellen Kampfesstellung zur katholischen Kirche; er ist vielmehr bemüht, ihre Werte anzuerkennen, und hat den Mut, seine Anschauung auszusprechen. Wie ganz anders ist der Ton, der in den Versammlungen und den Veröffentlichungen des Evangelischen Bundes, im „Reichsboten", der „Täglichen Rundschau" usw. angeschlagen wird! Beim Niederschreiben seiner Betrachtungen dürfte Bezzel wohl mehr Widerspruch von den Angehörigen der liberalen Richtung seiner Kirche erwartet haben, als von den Katholiken. Sollte einmal der Tag kommen, wo der Wunsch nach einem friedlichen Zusammenleben von Katholiken und Protestanten in Deutschland Verwirklichung fände, Bezzels Ausführungen lassen erkennen, daß er dem Friedenswerke keine Hindernisse bereitet.

„Eine Kulturschande Oesterreichs."

Zugleich ein Charakterbild des Liberalismus.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

In dem oberösterreichischen Markte Riedau sollten im vorigen Sommer zu den Manövern 2000 Mann mit 80 Offizieren einquartiert werden. Die Wirte und die Kaufleute rüsteten sich zum Empfang und zur Verköstigung so vieler Gäste und freuten sich schon auf das gute Geschäft, zumal das ewige Regenwetter die gewohnten Sommerfrischler aus der Stadt verhindert hatte, nach dem idyllisch gelegenen Markte zu kommen. Da erkrankt ein Kind an Typhus, der Arzt Dr. Franz macht die Anzeige, der Stabsarzt der 8. Division beruhigt die besorgten Gemeindevertreter, dieser eine Fall sei noch kein Grund zur Absage der Manöver; aber der in der Nachbarschaft begüterte Onkel des Arztes, ein Herr v. Peßler, welcher bei den Riedauern sehr verhaßt ist, erstattet die Anzeige beim Korpskommando, weil er in seinem Schlosse nicht Einquartierung haben wollte, und nun wird am Tage vor dem angesagten Eintreffen des Militärs die Einquartierung abgesagt. Die Bürger des Marktes, welche ohnehin in ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen leben, stehen vor einer Katastrophe. Wohin mit all dem Fleisch, den Wurstwaren usw.? Zum Teil mußte es als Schweinefutter verwendet werden. Wer will sich wundern, daß die Riedauer Bürger böse wurden auf den Arzt? Dr. Franz, der nerven- und rückenmarksleidend war und sich starke Morphiumeinspritzungen zu geben pflegte, sah in den Unfreundlichkeiten der Bürger Bedrohungen seiner Sicherheit, schrieb phantastisch übertriebene Klagebriefe an befreundete Aerzte, in denen er sich als Märtyrer seines Berufes hinstellte, weil er seiner Anzeigepflicht nachgekommen sei — und die österreichische Aerzteorganisation verhängte den Boykott über Riedau und Umgebung (!), so daß sich dort kein anderer Arzt niederlassen konnte. Die Angelegenheit wurde in der liberalen Presse breitgetreten, denn Oberösterreich ist ja ein „klerikales" Land und der Riedauer Sanitätsausschuß hatte dem Dr. Franz die Stelle als Gemeindearzt gekündigt. Das war im Oktober 1910 und allmählich war die Sache eingeschlafen.

Plötzlich am 8. Januar 1911 erschienen in mehreren Wiener Blättern gleichlautende Telegramme aus Linz, der Landeshauptstadt, in welchen die angebliche Verfolgung des Arztes durch die Riedauer wieder aufgetischt wurde; am nächsten Tage brachten dieselben Blätter ein Telegramm, nach welchem „gestern abends" Dr. Franz an den Folgen der Hetze gegen ihn gestorben sei. In Wirklichkeit war der Tod schon am 5. (!) Januar erfolgt. Woraus folgt, daß der Absender der Telegramme den Todesfall zu bestimmten Hetzzwecken ausnützen wollte. Und nun ging im gesamten freisinnigen Blätterwalde eine Lügerei und eine Hetzerei gegen „die klerikalen Bauern von Riedau" und die christlichsoziale Partei los, wie man sie sich ärger gar nicht denken kann. All die krankhaften Einbildungen des Morphinisten wurden als feststehende Tatsachen behandelt: Die Bevölkerung habe ihn boykottiert, ihm keine Lebensmittel mehr verkauft, ihm das Trinkwasser abgesperrt, sein Haus mit Steinen bombardiert, seine Frau auf offener Straße bedroht, kurz: Dr. Franz und seine Familie seien ihres Lebens nicht mehr sicher gewesen, und das alles nur, weil er seine Anzeigepflicht als Arzt getan habe. Die liberalen Zeitungen konnten sich nicht genugtun in Entrüstung und in Beschimpfung der Riedauer Bauern, man nannte diese klerikale Trotteln, saudumme Bauern, bornierte Tröpfe, rachsüchtige Lümmel, brutale Mörder usw. In der „N. Freien Presse" durfte ein jüdischer Feuilletonist Bittner behaupten, die Riedauer seien roher, bildungsfeindlicher und dümmer als die Analphabeten der russischen Steppen; der Obmann der Aerzteorganisation Dr. Gruß hielt dem Dr. Franz einen Nachruf, in dem er die Riedauer als kaltblütige Mörder hinstellte und Schmach und Schande über sie herabrief. Ein liberales „Witzblatt" — der Name sei in ewige Nacht getaucht — dichtete folgendermaßen:

Mir Riedauer Bauern
Ham sülberne Knöpf
Am Bauch, und dös Hirn,
Dös rinnt in die Kröpf.

A G'woachts und da Florian,
Dös hilft in da Not,
Und weil ma saudumm san,
Verschont uns der Tod.

Denn mir Riedauer Bauern
San zon Sterben söll'm z'blöd,,
Da sagt si der Tod: Na,
Dös Viech friß i nöt.

Daraus grinst einem der fanatische Haß entgegen, mit dem der verjudete Freimaurerliberalismus dem Bauern gegenübersteht; denn man beachte: in Riedau gibt es gar keine Bauern und die Marktbürger. mit welchen Dr. Franz im Konflikt lag, waren deutsch-freisinnige Parteimänner, welche sich mit ihren Beschwerden über den Arzt zuerst an die judenliberale Linzer „Tagespost" wandten und mit ihrer Vertretung den Führer der Riedauer Liberalen, Dr. Graf, betrauten. Wenn man in den liberalen Redaktionsstuben nur ein klein wenig Kenntnis vom Bauernstand und Verständnis für seine Lage hätte, müßte man sich dort doch sagen, daß Bauern immer und allerorts Feinde

der Einquartierung sind, sie haben nie Nutzen, stets nur Schaden davon, und Bauern würden einem Arzte nur dankbar sein, wenn er durch eine pflichtgemäße Anzeige sie von einer Manöverlast befreit hätte. Aber der Bauer der Alpenländer ist als konservatives, glaubens- und kaisertreues Element dem Liberalismus ein Gegenstand des Hasses, der bekanntlich blind macht. Und nun lese man noch einmal oben nach, wie man die Bauern beschimpfte, und bedenke dabei, daß all die „Verfolgungen" Uebertreibungen, Hirngespinste eines nervenkranken Morphinisten waren! Trotzdem erfrechen sich die liberalen Zeitungen, den Riedauer Fall „eine Kulturschande Oesterreichs" zu nennen! Blamiert, mit Schande überhäuft, hat sich dabei nur der Liberalismus und die von den Deutschradikalen geführte Aerzteorganisation.

Die Deutschradikalen vom Schlage Wolfs haben an der Sache ein besonderes Interesse, wie wir gleich sehen werden. Wer die Wutausbrüche der liberalen Presse las und bedachte, daß Riedau in dem stramm katholischen, politisch gesprochen: in dem stramm christlichsozialen Oberösterreich gelegen ist, mußte sich wohl baß wundern, daß man die katholische Geistlichkeit ganz aus dem Spiele ließ. Eigentlich verstand sich das von selbst, denn der Klerus hatte gar keine Ursache gehabt, sich in den Streit der freisinnigen Bürger mit dem freisinnigen Arzt einzumischen. Da fiel es einem pensionierten Universitätsprofessor Hofrat Dr. Fuchs ein, in der „Neuen Freien Presse" die Frage aufzuwerfen, ob es nicht die „natürliche moralische Pflicht des Pfarrers gewesen wäre, seinen ganzen moralischen Einfluß aufzubieten, um die aufgehetzte Bauernschaft (!) zur Besinnung zu bringen" usw. Jetzt war also glücklich der Pfarrer mit der Geschichte in Verbindung gebracht. Aber: Wenn jemand vermitteln soll, muß er doch wohl zur Vermittlung angerufen werden — und, wenn der katholische Pfarrer seine Vermittlung angeboten hätte, würde wohl der Arzt, welcher schon als Burschenschafter in Graz los-von-Rom gegangen war und seine katholische Frau ebenfalls zum Abfall vom Glauben bewogen hatte, ihn als Vermittler anerkannt haben? Ein apostasierter Burschenschafter — wer stände den Deutschradikalen wohl näher? Und als Dr. Franz in dieser Eigenschaft vorgestellt worden war, da schrieb flugs die „Ostdeutsche Rundschau" K. H. Wolfs (Nr. 12 am 15. Januar): „Niemand anderer als die klerikalen Bauern von Riedau mit tatkräftiger Unterstützung der christlichsozialen Parteipresse haben den Riedauer Gemeindearzt in den Tod gejagt... Der Kampf des armen und zu Tode gehetzten Arztes ist zu Ende — mit ihm ist aber nicht der Fall begraben, der jetzt erst recht zu einer Kulturschande Oesterreichs emporwächst, wie ihn sogar dieses an solcher Schande gewiß nicht arme Land (d. i. Oberösterreich) zu den Seltenheiten zählen muß." — Jedes Wort eine Lüge! Aber das Blatt geht noch weiter: Landeshauptmann Hauser, ein Priester, hat amtliche Erhebungen in Riedau angeordnet, zugleich aber im Landesausschusse beantragt, es möge das (katholische) Land der (apostasierten) Arztensfrau eine lebenslängliche Pension im Gnadenwege gewähren. Kann ein Mann edler, toleranter handeln? Die „Ostdeutsche Rundschau" aber behauptet, Landeshauptmann Hauser habe damit einen Beweis seines Schuldbewußtseins abgelegt: seine Partei sei schuld an dem Tode des Arztes. Wer will es dem Landesausschusse verargen, wenn er jetzt den Antrag des Landeshauptmannes ablehnt, um nicht in den Verdacht des Schuldbewußtseins zu kommen?

Im Abgeordnetenhause haben Deutschradikale und — natürlich! — Sozialdemokraten Interpellationen an die Regierung eingebracht, nach deren Beantwortung wohl auch Landeshauptmann Hauser, welcher Reichsratsabgeordneter ist, die Angelegenheit beleuchten wird.[1]) Es ließen sich aus dieser „Kulturschande" noch manche interessante Schlaglichter für den Liberalismus Oesterreichs ableiten, es könnte dabei aber der Raum, der mir zur Verfügung steht, zu sehr überschritten werden. Darum mag zum Schlusse genügen: Der Arzt Dr. Franz ist nicht von den Riedauern in den Tod gehetzt worden, sondern an den Folgen seines Nerven- und Rückenmarkleidens gestorben. Die ganze rührende Geschichte von dem „Märtyrer seines Berufes", von dem „Opfer der Wissenschaft", von den „dummen Bauern" usw. ist nichts anderes als ein ganz erbärmlicher Schwindel, von deutschradikalen Apostaten ins Werk gesetzt zur Hetze gegen die „Klerikalen", zur Schmähung und Verächtlichmachung eines braven Volkes, welches mit felsenfester Treue am Väterglauben und am angestammten Herrscherhause festhält. Und insoferne kann man allerdings von einer „Kulturschande Oesterreichs" reden.

---

[1]) Landeshauptmann Hauser hat inzwischen im österreichischen Abgeordnetenhause die ganze Angelegenheit auf Grund amtlicher Erhebungen dargelegt, welche sich vollinhaltlich mit den Ausführungen des Verfassers decken. Die Red.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Vierzig Jahre Kaiser und Reich.

Die Kundgebungen für Kaiser und Reich, welche den 40. Jahrestag der Reichsgründung begleiteten, gaben auch der diesmaligen Kaisergeburtsfeier ein besonderes Gepräge. Ueberall vernahm man den Nachhall der patriotischen Begeisterung des 18. Januar. In Nord und Süd waren die Festreden auf diesen besonderen Ton gestimmt. Der Süden betonte mit gewolltem Nachdruck die ungelockerte Festigkeit des Bandes, das seit vierzig Jahren alle deutschen Staaten und Stämme umschließt. Wie so oft, war auch diesmal wieder der Erbe der Krone Bayern der beredte Interpret dieser treuen Bundesgenossenschaft und Waffenbrüderschaft von Süd und Nord. Bei der üblichen Festtafel der Offiziere des Beurlaubtenstandes, von der schon manches bedeutsame Wort des Prinzen Ludwig in die Welt ging, erinnerte der Prinz an den vierzigjährigen Gedenktag der Gründung des Deutschen Reiches und pries sowohl Wilhelm I. als auch Wilhelm II. vor allem als Friedensfürsten. Wilhelms I. Wort bei der Kaiserproklamation, daß er ein Mehrer des Reiches nicht vor dem Feinde, sondern im Frieden sein wolle, habe nach einem so glorreichen Kriege doppelt schwer gewogen. Und es sei wahrgemacht worden, obgleich Wilhelm II. zu der mehr und mehr ausgebauten Heeresmacht noch eine Seemacht geschaffen habe, die, wenn man von der alten Zeit der Hansa absieht, Deutschland nie besessen habe. „Und trotz dieser kolossalen Macht zu Land und zu Wasser ist es dem Kaiser gelungen, den Frieden zu erhalten." Die große Masse der Offiziere des Beurlaubtenstandes erfreue sich in bürgerlichen Berufen des Friedens. Das werde sie aber nicht hindern, jederzeit, wenn das Deutsche Reich angegriffen werden sollte, gleich so vielen Offizieren, die vor 40 Jahren mit ihrem Blute eingestanden sind und das Deutsche Reich mitgegründet haben, ihre Pflicht zu erfüllen. Schließlich feierte der Prinz seinen Vater, den Prinz-Regenten Luitpold, dessen 90jähriger Geburtstag am 12. März in ganz Deutschland festlich begangen werden soll, der vor 40 Jahren im Namen König Ludwigs II. dem König von Preußen die Kaiserkrone anbot und wie an dem großen Kriege, so auch an der Kaiserproklamation persönlich teilnahm.

Die Festreden unserer Diplomaten haben mehrfach den Rahmen der üblichen allgemeinen Betrachtungen überschritten und auf aktuelle Angelegenheiten der hohen Politik hingewiesen. So besprach der deutsche Botschafter in Petersburg, Graf Pourtalès, die Potsdamer Entrevue und bemerkte: „Die Beziehungen zwischen den beiden Ländern sind zu tief gewurzelt, als daß Versuche, sie zu erschüttern, wie sie der Widerstreit der Meinungen in dem politischen Tageskampfe zeitigt, Aussicht auf Erfolg haben könnten. Möge die Erkenntnis, daß diese Freundschaft dem Wohle beider Länder entspricht und dem Frieden der Völker dient, in immer weitere Kreise dringen, möge sie auch diejenigen bekehren, die sich in dieser Beziehung noch nicht überzeugen lassen wollen." Aus diesen Sätzen des Botschafters darf man wohl schließen, daß unsere Diplomatie über das feindselige Ränkespiel, das sich an die Potsdamer Begegnung geknüpft hat, nicht in Unklarheit geblieben, aber auch nicht in Unruhe geraten ist.

Bei dem Festmahl im Haag spielte der deutsche Gesandte v. Müller auf eine andere Quertreiberei verwandter Art an. Er führte aus:

„Das Gerede nach der Thronbesteigung Wilhelms II., wonach er die geheime Absicht hegen sollte, den Weltfrieden zu stören, hat sich als unbegründet erwiesen. Nichtsdestoweniger ist in den letzten Tagen dasselbe Gerücht wieder aufgetaucht. Es sind gewisse Kräfte am Werke, unsere Friedensliebe in Zweifel zu ziehen und uns Angriffsgelüste auf die Freiheit eines anderen zu unterstellen, woran wir niemals gedacht haben. Deutschland wünscht in Frieden zu leben und seinen Handel, seine Industrie, seinen Ackerbau friedlich zu entfalten."

Das war ein treffendes Wort zur rechten Zeit und am rechten Platze angesichts der französisch-englischen Versuche, die Holländer an der Erneuerung der Vlissinger Festungswerke zu behindern und dabei den Glauben zu erwecken, als ob Deutschland den Befestigungsplan erzwungen habe, um für seine Eroberungssucht in Holland und Belgien sich freie Bahn zu bewahren. Auf den bedenklichen Vorstoß des französischen Ministers Pichon in der dortigen Kammer hatten wir in der vorigen Rundschau-Nummer bereits hingewiesen. Es muß hinzugefügt

werden, daß die französische Regierung sich hinterher verwahrt hat gegen die Behauptung, sie habe offiziell die Vlissinger Frage bei den sog. Garantiemächten der Neutralität zur Verhandlung gestellt. Herr Pichon will den auswärtigen Regierungen nichts weiter mitgeteilt haben, als einen Kommentar zu seiner Parlamentsrede. Das sieht wie eine nachträgliche Selbstbeschränkung aus, oder gar wie ein Rückzug. Aber die Einschränkung bezieht sich nur auf die offizielle Aktion Frankreichs und ist wohl nur eine vorläufige Klugheitsmaßregel. In der deutschfeindlichen Presse, namentlich in der Londoner, wird der Kampf fortgesetzt, und man hofft offenbar, Belgien werde seine Finger dazu hergeben, um die englisch-französischen Kastanien aus dem Feuer zu holen. Es ist gut, wenn gegenüber diesen Intriguen recht laut und eindringlich die Wahrheit festgestellt wird, daß die wahren Freunde der Neutralität diejenigen sind, welche die Abwehr von Neutralitätsbrechern vorbereiten, und die wahren Freunde des Friedens diejenigen, welche dem kleinen Staat ebenso wie dem großen die Selbstherrlichkeit in der Ausbildung der Wehrmittel auf seinem Gebiete erhalten wissen wollen.

Unser Botschafter in London, Graf Wolff-Metternich, berührte in seiner Festrede auch das innerpolitische Gebiet, indem er ausführte, daß an Stelle der patriotischen Begeisterung von 1871 „vielfach ein Geist kritischer Mißstimmung getreten sei, anscheinend mit Unrecht". Im Innern sei ein ungeahnter Aufschwung auf fast allen Gebieten menschlicher Betätigung erfolgt, nach außen ständen wir stark und geachtet da. Wir könnten daher mit dem Gesamtergebnis der letzten 40 Jahre zufrieden sein und mit Zuversicht in die Zukunft blicken, — „obwohl die Schwungkraft des deutschen Volkes für den Augenblick und in Ermangelung eines geeigneten Gegenstandes nicht mehr wie damals auf ein Ziel gerichtet zu sein scheint". Der Botschafter warnte davor, der Zeit vorzugreifen; ein künstliches Ideal lasse sich nicht schaffen. „Wir brauchen nicht ungestüm zu fordern, daß der Reichsadler seinen Flug beschleunige; die Zukunft wird uns schon wieder gemeinsame Ziele geben." Der Redner hätte noch hinzufügen können, daß die Verdrossenheit, die sich in gewissen Kreisen bemerkbar macht, zum großen Teil auf eine systematische und zähe Verhetzung zurückzuführen ist, die nicht besser überwunden werden kann, als durch ruhige Arbeit der Regierungen im Verein mit den positiven Parteien.

Es kommt vor allem darauf an, daß die Regierungen von den liberalen Treibereien, die auf eine Wiedererlangung der alten Machtstellung zur Blockzeit unter rücksichtsloser Ausnutzung der sozialdemokratischen Hilfskräfte hinausgeht, sich nicht aus den Geleisen ihrer friedlichen Sammlungspolitik drängen lassen. Eine gewisse Gefahr in dieser Hinsicht könnte man angezeigt finden in einer sehr auffallenden „Festrede" des preußischen Gesandten beim Vatikan, die von den kulturkämpferischen Blättern mit größtem Behagen verzeichnet wird. Ihr müssen wir leider einen besonderen Abschnitt widmen; zu der Ueberschrift „40 Jahre Kaiser und Reich" paßt dieser Konfliktston zu schlecht.

Will die Regierung den Kulturkämpfern nachgeben?

Wir haben schon hervorgehoben, daß der preußische Kultusminister auf die besonnene und friedliche Rede vom 14. Januar eine zweite Rede am 16. Januar folgen ließ, die offenbar auf eine Beschwichtigung der liberalen Opposition und des Evangelischen Bundes angelegt war und den staatlichen Schutz für die Verweigerer des Antimodernisteneides in Aussicht stellte mit einem Eifer, der an den „Schutz" von Altkatholiken zu Anfang des unseligen Kulturkampfes der siebziger Jahre erinnerte.

Zufällig wurde an demselben Tage in Rom ein Schreiben des Hl. Vaters an den Kardinalerzbischof von Köln veröffentlicht, das über die Ausführung der neuen päpstlicher Verfügungen sich ausspricht. U. a. wird darin die Ausführung der Verordnung über die Entfernung ungeeigneter Pfarrer überall dort, wo es „durchaus nötig für das Seelenheil" sei, „ohne unberechtigte Furcht vor äußeren Schwierigkeiten" den Bischöfen empfohlen und sodann in Sachen des Antimodernisteneides die Dispens für die Theologieprofessoren an staatlichen Hochschulen aufrecht erhalten, jedoch die Ausdehnung des Dispenses auf die gleichzeitigen Inhaber eines Priesteramtes als Prediger, Beichtvater usw. ausgeschaltet und schließlich die Hoffnung ausgesprochen, daß die dispensierten staatlichen Lehrer freiwillig den Eid leisten würden, um jeden Verdacht gegen die Reinheit ihrer Lehre oder gegen ihre männliche Unabhängigkeit von den gegnerischen Hetzereien abzuwenden.

Die kulturkämpferischen Blätter brachten alsbald eine telegraphisch übermittelte Uebersetzung dieses Schreibens, die noch einer Nachprüfung ihrer Treue bedarf. Die tendenziöse Ueberschrift lautet: „Fehdeansage des Papstes gegen den Staat." Sogar die konservative „Kreuzzeitung" ließ sich hinreißen zu der leidenschaftlichen Behauptung: „Hiernach kann wohl kein Zweifel mehr bestehen, daß der Papst die Absicht hat, einen Konflikt mit der preußischen Staatsverwaltung herbeizuführen."

Dazu kam nun einen Tag später noch ein Telegramm des halbamtlichen Wolffschen Telegraphenbureaus aus Rom mit folgender sensationellen Meldung:

„Rom, 28. Januar. Bei einer gestern zur Feier des Geburtstages des Deutschen Kaisers veranstalteten Tafel wies der preußische Gesandte beim Päpstlichen Stuhl Dr. von Mühlberg in seiner Rede auf die Krisis im vergangenen Jahre hin und betonte, daß der konfessionelle Friede in Deutschland sowie die Beziehungen seiner Regierung zum Vatikan bedroht schienen. Man befände sich in Rom in einem Irrtum, wenn man behaupte, daß die kath. Religion in Deutschland verfolgt werde. Die Ansprache des Kaisers im Kloster Beuron enthalte eine so klare Anerkennung des Wertes des Glaubens für das deutsche Volk, daß darüber bei jedem Patrioten die trennenden Punkte in beiden Konfessionen verschwänden und nur die Momente hervorträten, die die beiden christlichen Konfessionen einen und zusammenschließen sollen zu einer gemeinsamen Arbeit für das Vaterland und zum Schutze der kulturellen Interessen."

Diese Rede des Gesandten beim Vatikan hat die Kulturkämpfer natürlich in große Freude versetzt. Sie wittern Morgenluft und beeilen sich, dem Gesandten noch weitere Ausführungen in den Mund zu legen, die an Schärfe und Nichtberechtigung den vorstehenden offiziösen Bericht noch übertreffen. So soll nach dem freisinnigen „Berl. Tagbl." der Gesandte noch gesagt haben: Weit eher, als von einer Verfolgung des Katholizismus in Deutschland, könnte man von einer „Vergewaltigung der 45 Millionen deutscher Protestanten durch die katholische Minderheit" sprechen. Wir verzeichnen diese Vorfälle und müssen uns eine gründliche Besprechung vorbehalten, bis der Tatbestand und die Absichten der beteiligten Persönlichkeiten näher und sicherer klargestellt sind. In einer römischen Depesche der „Köln. Volksztg." vom 28. Jan. (Nr. 29) wird bereits bestritten, daß der preußische Gesandte die von Berliner Blättern gemeldete abfällige Wendung gegen den Vatikan gebraucht habe. Vorläufig nur folgende Randglossen.

Zunächst ist es eine tatsächliche Unwahrheit, deren sich auch die aufbrausende „Kreuzzeitung" schuldig gemacht hat, daß das päpstliche Schreiben eine „feindselige Gegendemonstration" gegen die zweite Rede des Kultusministers sei. Das Schreiben ist schon am 31. Dezember v. Js. ergangen, als der Kultusminister noch keine von beiden Reden gehalten hatte, und auch die Veröffentlichung, die natürlich von vornherein beabsichtigt war, ist nicht nach der zweiten Rede, sondern gleichzeitig, also ohne Kausalzusammenhang erfolgt.

Ferner ist es nicht richtig, daß der Papst überhaupt einen Konflikt ansagt. Er ist besorgt und bemüht um die Durchführung seiner Anordnungen für die Wahrung der Glaubensreinheit und Glaubenszucht in seiner Herde, und das ist zweifellos eine reine kirchliche Angelegenheit, die den Staat nicht herausfordern kann, weil sie ihn nichts angeht. Soweit staatliche Interessen berührt werden, hält der Hl. Vater auch in diesem Schreiben die Dispens für die Theologieprofessoren an den staatlichen Hochschulen aufrecht. Die väterliche Mahnung an die Priester, sich nicht von dem Gerede der Glaubensfeinde einschüchtern zu lassen, sondern in mutigem eigenen Entschlusse ihre Uebereinstimmung mit den Entscheidungen des Oberhauptes der Kirche zu bekunden, kann doch die Staatsgewalt nicht auf den Kampfplatz rufen. Wenn der konfessionelle Friede in Deutschland bedroht ist, wie der Gesandte behauptet, so liegt die Schuld nicht an dem Hl. Stuhle, der seine Lehr- und Hirtenpflicht für seine Kirche ausübt, sondern an den Andersgläubigen, die sich in einer inneren Angelegenheit der katholischen Kirche einmischen wollen, obschon sie von der Sache gar nicht betroffen werden.

Nun sollen sogar die Beziehungen der Regierung zum Vatikan bedroht sein. Die „Krisis" wegen der Borromäus-Enzyklika ist doch seinerzeit durch das Entgegenkommen des Hl. Stuhles schnell und gut beigelegt worden, so daß die Regierung ihren Dank aussprechen konnte. Warum greift man auf die erledigte Streitfrage zurück? Warum setzt man, wenn jetzt wieder Anstände sich ergeben

haben, die freundschaftlichen Verhandlungen nicht ruhig fort, statt einen drohenden Ton vor aller Welt anzuschlagen? Hat denn „Rom" behauptet, daß „die kath. Religion in Deutschland verfolgt werde". Wir haben davon noch nichts gehört. Aber es gibt Kräfte, die gern eine Verfolgung des Katholizismus herbeiführen möchten, und gerade die finden an der Gesandtenrede großes Wohlgefallen.

Die Kaiserrede in Beuron hat den Katholiken vorzüglich gefallen, und die Zentrumspartei hat nicht bloß in dankbaren Worten, sondern durch die Tat bekundet, daß sie an der gemeinsamen Arbeit teilnehmen will.

Ist nun die Regierung gewillt, durch Abschwenken zu den Kulturkämpfern in diese Arbeitsgemeinschaft den konfessionellen Riß zu bringen? Oder handelt es sich um einen „Schreckschuß" der diplomatischen Taktik? Oder will Herr v. Bethmann Hollweg durch Anschlagen forscher Töne gegen den Vatikan das Wohlwollen der Nationalliberalen und des Evangelischen Bundes für die Wahlen gewinnen? Wir müssen die Aufklärung abwarten mit jener Ruhe, die das gute Gewissen und das Bewußtsein der eigenen Kraft gewähren!

Der Konflikt zwischen Episkopat und Bayerischem Lehrerverein.

Von Hans Rosen.

Es ist selten die Kunst, alle Tatsachen auf den Kopf zu stellen, so raffiniert geübt worden, wie in dem gegenwärtigen Kampf zwischen dem liberalen Lehrerverein und dem bayerischen Episkopat. Liberale Tages- wie Fachpresse leistet darin zurzeit Unglaubliches, und zwar kann man ihr nicht einmal mehr die bona fides zusprechen: Die Sachlage ist zu klar und eindeutig.

Zweifellos hat ein Zentrumsblatt damit einen Fehler begangen, daß es die Auszüge aus den von den Bischöfen beanstandeten Aufsätzen der „Bayerischen Lehrerzeitung" nicht von Anfang an als eine private Arbeit kennzeichnete, so daß die Meinung aufkommen konnte, die Bischöfe hätten sich auf dieses auszugsweise Material gestützt. Nachdem aber verschiedentlich erklärt wurde, daß nicht die einzelnen Stellen, sondern die ganzen Aufsätze, die in dem bischöflichen Schreiben an die Lehrer deutlich mit Nummer, Jahrgang und Seitenzahl angegeben waren, kirchlich verurteilt wurden, sollte man sich schämen, den Bischöfen immer wieder Täuschung und Fälschung oder doch Gutgläubigkeit und Gleichgültigkeit, die sich irreführen ließ, vorzuwerfen.

Den Bischöfen haben die Aufsätze von der Quelle aus in extenso vorgelegen, und sie haben aus dem Geiste der ganzen Aufsätze heraus, aus den, im Zusammenhang gelesen, noch viel klarer gegen religiöse und kirchliche Auffassung gerichteten Darlegungen die Katholiken- und Kirchenfeindlichkeit der „Bayerischen Lehrerzeitung" festgestellt.

Hunderte von katholischen Mitgliedern des Bayerischen Lehrervereins haben bereits den Bischöfen recht gegeben und mit ihren Hirten die Notwendigkeit einer Remedur im Vereinsorgan ausgesprochen.

Wie an dieser Stelle bereits angedeutet wurde, haben schon 1892/93 die konservativen Mitglieder des Bayerischen Lehrervereins, die nachher den Katholischen Lehrerverein gründeten, in Wort und Schrift, in Versammlungen und Broschüren — in letzteren, weil sie in dem „paritätischen" Vereinsorgan nicht unbehindert zu Wort kommen konnten — die Reinhaltung des Zwangsvereinsorgans von kirchen- und besonders katholikenfeindlichen Aufsätzen, Artikeln, Berichten und Buchbesprechungen gefordert. Bei aller Energie vermochten sie zwar nicht durchzudringen, aber die Gründung des Katholischen Lehrervereins und sein Bestehen trotz der unkollegialsten ideellen wie wirtschaftlichen Bekämpfung war und ist ein dauernder Protest gegen die Schriftleitung der „Bayerischen Lehrerzeitung". Es muß an dieser Stelle auch daran erinnert werden, daß schon 1877 J. M. Herberich in der „Kathol. Schulztg." von Auer und in einem daraus erschienenen Separatdruck „Die Schmähungen der ‚Bayerischen Lehrerzeitung gegen die katholische Kirche' quellenmäßig beleuchtete und 1893 Siegfried Freimut diese Arbeit fortsetzte mit der bei Habbel in Regensburg erschienenen Schrift: „Der Bayerische Volksschullehrerverein im Spiegel der ‚Bayerischen Lehrerzeitung'."

Ueberlegt man, welcher Mut dazu gehört, nach den seit 1893 gemachten Erfahrungen in dem radikal-liberal geleiteten „paritätischen" Verein mit seiner kirchentreuen Meinung hervorzutreten, so ist die sicherste Garantie dafür, wie recht die Bischöfe mit ihrem Vorgehen hatten, darin zu erblicken, daß es unter den konservativen Mitgliedern im ganzen Bayerischen Lehrerverein bedeutend gärt, und daß Tag für Tag Stimmen bekannt werden, die sich gegen den eigenen Hauptausschuß wenden und für den Bischofswunsch eintreten.

Wenn im ureigensten Bezirksverein des Vorstandes Schubert in Augsburg 5 Mitglieder austraten, nachdem ihnen 3 andere schon einige Zeit vorangegangen waren, wenn in Nürnberg, mit seinem ausgesprochen protestantisch-liberalen Schulregiment 10 katholische Lehrer — keine Mitglieder des Katholischen, sondern solche des Bayerischen Lehrervereins — bei Schubert Protest erhoben und ihn veröffentlichten, wenn im Süden ein Mitglied die Elemente zur Sammlung aufruft — wobei allerdings in gänzlicher Mißachtung des vielgepriesenen Selbstbestimmungsrechts der Kreisvereinsvorstand zu gleicher Stunde, am gleichen Tag, am gleichen Ort eine Gegenversammlung arrangiert —, wenn im Norden Mitglieder mit ihrem Namen heraustreten und bestätigen, daß die „B. Lehrerztg." die Schranken der Parität durchbrach; wenn schließlich aus den verschiedensten Bezirkslehrervereinen berichtet wird, daß sich Stimmen gegen den Hauptausschuß — zunächst allerdings noch Minoritäten — erhoben und ein ganzer Bezirksverein (Kipfenberg) einhellig gegen den Hauptausschuß Front macht, so darf man diese Antwort auf die bischöfliche Mahnung nicht mit dem Wort abtun, daß nur „einige" immer unzufriedene Elemente oder, wie die „Bayerische Lehrerzeitung" noch in ihrer neuesten Nummer 4 vom 27. Januar schreibt: „ein halbes Dutzend (!) an sich schon unsicherer Kantonisten" sich der Haltung des Hauptausschusses erwehren wollten.

Bei aller unglaublichen Hetze gegen das bischöfliche Vorgehen wird allerdings eines doch erreicht werden: die „Bayer. Lehrerztg." wird auf Geheiß der zur „Vermittlung" außerordentlich veranlagten Vereinsleitung sich künftig offener Angriffe auf Katholizismus und religiösen Glauben enthalten. Und das wollten die Bischöfe ja erreichen.

Ob es allerdings bei der gewiß anzuerkennenden Ehrlichkeit des im Uebergewicht bestehenden radikalen Flügels auf die Dauer sich durchführen läßt, den Kampf gegen Religion und kath. Anschauung einzustellen, diese Frage möchten wir nicht mit „Ja" beantworten. Es sind uns die Erfahrungen seit 1892/93 zu lebhaft im Gedächtnis. Die reinliche Scheidung muß einmal kommen: Hie ehrliche katholische Ueberzeugung — hie entschieden liberale Anschauung. Das unentschiedene Mittelmaß wird zerrieben werden!

Ernste patriotische Worte zur Reichs- und Kaiserfeier.

Es würde über den Rahmen der „Allgemeinen Rundschau" hinausgehen, wenn wir selbst bei bedeutungsvolleren Festen weltlichen oder kirchlichen Charakters die hervorragendsten rednerischen Kundgebungen würdigen oder auch nur kurz erwähnen wollten. Aber es gibt Ausnahmen, Reden, die sich über die Bedeutung des Tages weit erheben. Eine solche Ausnahme rechtfertigt die in gleicher Weise von deutsch-nationaler und bayerisch-patriotischer Begeisterung, wie von mannesstolzem Freimut beseelte Rede, welche der Münchener Gemeindebevollmächtigte Rechtsanwalt August Rumpf am 26. Januar bei dem Festmahl der Münchener Bürgerschaft im Alten Rathaussaale gehalten hat. Mahnworte von solchem Ernst und solcher Eindringlichkeit sind bei einer patriotischen Feier, an der alle bürgerlichen Parteien teilnahmen, wohl noch selten gesprochen worden, und es ist ein nicht zu unterschätzendes Symptom, daß die Rede eines Zentrumsmannes an mehreren Stellen von spontanem Beifall unterbrochen und am Schlusse geradezu bejubelt wurde. Männer von ausgeprägt liberaler Parteigesinnung sprachen unverhohlen ihre Zustimmung und Anerkennung aus. Wir können aus der Rede nur diejenigen Stellen herausheben, welche die bei solchen Anlässen herkömmlichen Geleise verlassen und als Mahnworte an die ganze deutsche Nation allgemeinster Beachtung wert erscheinen. Rechtsanwalt Rumpf führte u. a. aus:

„Wir wissen, daß wir ganz im Sinne unseres Kaisers handeln, dessen von vaterländischer Sorge erfülltes, mahnendes und aufrichtendes Wort schon so oft an unser Ohr geklungen, wenn wir gerade beim heutigen Anlaß nicht bloß seiner gedenken, sondern von seiner erhabenen Person unsere Blicke auch wenden auf die Schöpfung, die vor vier Jahrzehnten unter der genialen Führung eines überragenden Staatsmannes den deutschen Fürsten und Stämmen erstanden ist, auf das von der deutschen Kaiserkrone überstrahlte, kraftgeborene Reich.

Kaisertage sollten ja vor allem es vermögen, uns emporzuheben über die wirren Kämpfe des Tages; das Auge uns immer wieder zu klären für die Größe dessen, was unsere Väter uns erstritten und als kostbares, aber auch pflichtenschweres Erbe unseren Händen überliefert haben; über der Sorge der Gegenwart die Freude an Kaiser und Reich in uns stets neu zu beleben und im vaterländischen Gemeinschaftsgefühl uns alle zu vereinen. Ja, Freude an Kaiser und Reich, das möge die Signatur sein aller Kaisertage für und für. Ich meine, solche Tage der inneren Einkehr und Selbstbesinnung, der Läuterung und Erhebung und des Treuegedankens und Vorsatzes haben wir, die Epigonen einer großen Zeit, wohl nötig. Und darin liegt auch der innere eigentliche Wert der Feste, die sich um Kaisers Geburtstag ranken. . . .

Manch ernsten Patrioten will fast bange Sorge beschleichen, wenn er die fortschreitende Parteizerklüftung in deutschen Landen überschaut. Gewiß, in jedem konstitutionellen Staatswesen sind Parteien und ist Widerstreit der Parteien notwendig. Wo Kampf, da ist Bewegung, ist Kraftentfaltung, ist Entwicklung, ist Fortschritt, oder kann wenigstens Fortschritt sein. Die Resultate der widerstreitenden Kräfte zu gewinnen als die präsumtiv richtige Bewegungslinie, ist Ziel konstitutioneller Ordnung. Und doch werden wir dem besorgten Patrioten zustimmen müssen, wenn er in einem übertriebenen und verstiegenen Kritizismus und Skeptizismus und in der des Gemeinsinns ermangelnden ausschließlichen Verfolgung der Sonderinteressen nur der eigenen Gruppe kein aufbauendes Element des Staatslebens zu erblicken vermag. Innere Geschlossenheit einer Nation gibt vor allem die ausdauernde Kraft, im Wettbewerb der Völker sich durchzusetzen, und kann unüberwindlich machen; Zerfahrenheit, Zersplitterung, Zersetzung wird auf die Dauer den gesündesten Volksorganismus schwächen und in seiner Entwicklung hemmen.

Und noch eine andere Sorge werden wir verstehen. Das deutsche Volk hat dank dem Schutze seines starkbewährten Armes, aber auch dank den friedlichen Tendenzen seiner Gesamtpolitik, die vor allem auch in unserem Friedenskaiser ihren starken Hort und weisen Förderer haben, in langer Friedenszeit seine wirtschaftlichen Kräfte zu ungeahnter Entfaltung gebracht. Steigerung der Lebenshaltung, Wohlstand, Reichtum sind eingekehrt. Unser Anteil an den äußeren Lebensgütern, welche die Erde hervorbringt und die Weltwirtschaft produziert, ist in ständigem Wachsen begriffen. Aber das innere Glück des Volkes scheint damit nicht gleichen Schritt gehalten zu haben. In die andere Schale der Wage hat sich die Genußsucht gelegt; eine gewisse Minderschätzung der alten Ideale, die uns Reich- und Kaisertum gebracht haben, der ernsten, strengen, aufopfernden Arbeit für Vaterland und Volk, der Selbstentäußerung und nach persönlichem Nutzen niemals ausschauenden Hingabe im Dienste für das Gesamtwohl; eine gewisse Erschlaffung und Verzagtheit in den führenden Schichten der Nation für die kulturelle Bewältigung der mit Macht andrängenden sozialen Probleme; und anderseits eine steigende Unzufriedenheit in den unteren Volkskreisen trotz vielfach gebesserter Lebensverhältnisse und endlich der drohende Aufstieg gefährlicher destruktiver Strebungen. . . .

Deutschland, das in seiner politischen Ohnmacht so lange geringgeachtete Deutschland, hat nicht nur mit einem Schlage zur politischen Großmacht, sondern, was noch eine gewaltige weitere Kraftprobe für deutsches Wollen und Können bedeutet, in ungeahnt kurzer Zeit auch zur Kulturmacht ersten Ranges und im umfassendsten Sinne des Wortes sich aufgeschwungen. . . . . Heil dem Kaiser, Heil dem Reich, Heil unserem großen, herrlichen deutschen Vaterland! Wir werden daran aber auch das Treuegelöbnis fügen, in selbstloser Arbeit für des Vaterlands Größe und Wohlfahrt in freudigem Zusammenstehen, da, wo es gilt, die Wurzeln unseres Volkstums und damit unserer ganzen staatlichen und sittlichen Ordnung zu schützen und gesund zu erhalten. Wir scheuen nicht den Widerstreit der Meinungen und den Kampf der Ideen; aber wir wollen kein von ödem Parteihader zerrissenes, in unfruchtbaren inneren Kämpfen sich zermürbendes Vaterland. Wir erkennen als die Forderung des Tages für unser politisches Wirken und Kämpfen: Weniger Leidenschaft und Unversöhnlichkeit, mehr Sachlichkeit und Wahrhaftigkeit, mehr Achtung des Mitbürgers im Mitbürger, des Deutschen im Deutschen. Wir wissen, daß äußere Macht, soll sie dauernd einem Volke sich erhalten, auf innerer Einigkeit und Stärke beruhen muß. Wir freuen uns des wirtschaftlichen Aufschwunges und des wachsenden Wohlstandes in den deutschen Landen. Aber wir wollen von erschlaffendem Luxus und entnervendem Wohlleben unser Volk ferngehalten wissen. Wir wollen dem deutschen Manne und der deutschen Frau die Kraft zur Tüchtigkeit, die gesunde Energie des Wollens und Handelns nicht schwächen lassen. Man sagt uns, und vielleicht nicht mit Unrecht, es knistere bereits da und dort bedenklich im Gebälk der sittlichen Struktur auch des deutschen Volkslebens. Wir wollen darauf mit allem Ernste und mit Bestimmtheit antworten: Die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes will an den Tugenden, die bereits ein Tacitus an den Germanen gerühmt und dem brüchig werdenden römischen Volkstum seiner Zeit als Muster vor Augen gehalten, sie will an Mannestreue, Frauenwürde, Reinheit des Familienlebens auch für alle Zukunft festhalten. Deutschland wird darin eine Kraftreserve besitzen, die ihm seine Ueberlegenheit im heißen Wettstreit der Völker noch auf lange Zeit zu sichern vermag. Immer häufiger stehen bedeutende deutsche Männer auf und sprechen, gestützt auf die Autorität der Wissenschaft, der Erfahrung und des Charakters, in eindringlichen Worten zur heranwachsenden deutschen Jugend, ihre Kräfte sich zu schonen, in Einfachheit der Sitten sie zu üben und zu mehren für den Dienst des Vaterlandes, für Familie und Volk. Und wenn wir auf die Helden im gesunkenen Unterseeboot in der Kielerbucht blicken, so erkennen wir, was es heißt, die Kraft haben müssen, seine Pflicht zu tun für das Vaterland in Manneszucht und Mannestreue bis zum letzten Röcheln der sterbenden Brust. Wir werden aber auch sagen: solange der deutschen Jugend solche Männer entwachsen und ihr Beispiel in allen Herzen Begeisterung und den Wunsch zur Nachfolge zu wecken vermag, darf uns noch nicht bange sein, daß Deutschland seinen Höhenpfad nicht mehr lange weiter schreiten könnte.

In solch ernstem, tieferem Sinne unser Verhältnis zu Kaiser und Reich zu erfassen, ist an einem Kaisertage, den noch die erhebenden Gedanken des Reichsjubiläums frisch umkränzen, wohl nicht mißgetan. Solche Gesinnung für Kaiser und Reich in opferwillige Arbeit, in selbstlose Tat umsetzen, jeder an seiner Stelle und nach allen seinen Kräften, das heißt ein deutscher Patriot sein.

Die päpstliche Schweizergarde.

Von Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Graf de Courten hinterließ bei seinem Abgange vom Kommando der Schweizergarde das Korps in der vorzüglichsten Verfassung. Sein Nachfolger, der damalige Oberstleutnant Freiherr Meyer von Schauensee, der vor kurzem gestorben ist, war nicht der richtige Mann, um die Disziplin aufrecht zu erhalten. Es war den vatikanischen Behörden nicht unbekannt, daß sein Wandel nicht einwandfrei war, aber aus Mitleid und in der Hoffnung, es würde sich alles zum Besseren wenden, vertraute man ihm doch das Kommando an. Diese Rücksichtnahme auf die Familie Schauensees ist von seinen Söhnen schlecht belohnt worden, so daß die vatikanischen Behörden für ihr Mitleid durch den Oberst und seine Söhne bei Uebelwollenden auch noch sehr ins Gerede gekommen sind.

Es liegt in der Natur der Sache, daß, wenn der Kommandant nichts taugt, das bald auf die Untergebenen abfärben muß. Und so war es auch in der Garde. Der Dienst wurde schlapp, Vereidigung der neueingetretenen Rekruten fand nicht mehr statt, und bei einzelnen Gardisten fanden allerlei Gewohnheiten Eingang, die früher im Korps unbekannt, mindestens aber, wenn sie einmal vorkamen, schwer bestraft worden waren.

Aus alledem und manchem anderen war deutlich zu ersehen, daß die Garde nicht mit Erfolg von Offizieren kommandiert werden konnte, die nie in der Linie gedient, die nie einem regulären Heere angehört hatten. Dazu kommt, daß die zweite und dritte Generation von Gardeoffizieren, die in Rom geboren und erzogen sind, in manchen Fällen ganz in ihrer Umgebung aufgehen und das spezifisch Schweizerische der Garde natürlich nicht zur Geltung bringen können, weil sie selbst es nicht kennen.

Die nachgerade unhaltbar gewordenen Verhältnisse in der Garde hatten den Staatssekretär schon vor einem Jahre veranlaßt, mit dem Brigadeobersten Repond Verhandlungen wegen Uebernahme des Kommandos anzuknüpfen. Dieselben wurden beschleunigt und zum Abschluß gebracht, als der Oberst Freiherr Meyer von Schauensee jüngst ziemlich schnell starb.

Gleich bei Uebernahme des Kommandos ließ Repond die Garde seine starke Soldatenhand fühlen, indem eine Menge Dinge, die mit der Zeit einfach beiseite geschoben worden waren, mit einem Schlage wieder in Kraft gesetzt und mehrere neue Anforderungen an Offiziere und Mannschaften gestellt wurden. Eine eingehende Untersuchung aller Verhältnisse des Korps führte zur Entlassung des Oberstleutnants, der sich seinerzeit sehr bemüht hatte, das Kommando zu erhalten.

Der Betrieb in der Gardekantine wird erheblich eingeschränkt werden, da mancher Gardist dort gelernt hat, mehr zu trinken, als notwendig und gut ist. Der neue Oberst, der seit 17 Jahren vollständiger Abstinent ist, wird keinerlei Mißbrauch des Alkohols in seinem Korps dulden. Die ganz energische Kur, der die Garde unterzogen wird, dürfte dieselbe in kürzester Frist wieder auf ihre alte Höhe bringen. Wem diese Dinge nicht passen oder wer gar murrt, mit dem wird kurzer Prozeß gemacht. Denn Oberst Repond versteht in Fragen der Disziplin auch nicht den allergeringsten Spaß. Im übrigen dürfte die Entlassung des Oberstleutnants allen Mitgliedern der Schweizergarde als Wegweiser dienen, wohin die Reise geht, wenn der von dem unbeschränktesten Vertrauen des Papstes und des Staatssekretärs getragene Oberst nicht mit ihnen zufrieden sein sollte. Sodann unterliegt es gar keinem Zweifel, daß die Gardisten recht bald verstehen werden, daß ihr neuer Oberst es nur gut mit ihnen meint, wenn er sie zur Höhe ihrer alten herkömmlichen Zucht zurückführen will.

5 Mark pro Bogen Schreibarbeit.

Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Die Budgetkommission des Reichstages hat die Versicherung des Reichsschatzsekretärs, daß der Höchstsatz, den das Reich pro Bogen Schreibarbeit zu zahlen habe, 5 M nicht übersteige, mit verständnisvoller Heiterkeit aufgenommen, gleichzeitig aber die Konsequenzen aus dieser Feststellung gezogen. Es war keine leichte Arbeit; denn selbst der Staatssekretär des Innern mußte am Ende seiner Beamtenlaufbahn erklären, daß die Entlohnung der Kanzleiarbeiten eine „Wissenschaft" sei, in die er selbst nie ganz eingedrungen sei. Die Budgetkommission kümmerte sich daher auch um alle diese Einzelheiten nicht, sondern nahm an allen Kanzleibeamtenstellen des Etats einen Abstrich von durchschnittlich 10% vor und forderte gleichzeitig die Sperre für diese Laufbahn, um zu einer Reserve zu gelangen; das ist das parlamentarische Ende des vielbestrittenen „Streiks" der Kanzleibeamten vom Sommer 1910. Der Reichstag hat hierdurch den festen Willen bekundet, auf der vom Reichsschatzamt betretenen Reform trotz aller Widerstände weiterzugehen.

Aus der Geheimwissenschaft der Kanzleiarbeiten hat nun die Kommission einige Einzelheiten erfahren, die allesamt den Eindruck verstärkten: wie muß hier bisher gebummelt worden sein? Zunächst wurde festgestellt, daß bisher im Tag nur 4 Bogen Arbeit gefordert worden sind; jetzt ist die Mindestarbeit auf 6 Bogen erhöht worden, in den höheren Reichsbehörden auf 7 Bogen. Im Reichsschatzamte und anderwärts aber liefert „Fräulein Klapperschlange" pro Tag mehr als 12,8 Bogen und kostet weniger Geld. Wer aber mehr als 6 Bogen in der siebenstündigen Bureauzeit schreibt, erhält dafür eine gesonderte Vergütung, die sich auf 50 Pfennig pro Bogen beläuft; dadurch ist zugegeben, daß das Arbeitsmaß nicht so hoch gestellt worden ist, daß die Forderung der Sozialdemokraten erfüllt wäre: „In der kurzen Bureauzeit muß der Beamte aufs intensivste ausgenutzt werden." Es steht zweifelsohne einzig da, daß für regelmäßige Arbeit in den knappen Dienststunden neben dem Gehalt noch besondere Entlohnung gewährt wird. Fällt mehr Arbeit an und muß länger als 7 Stunden gearbeitet werden, gibt es für die Ueberarbeit eigene Bezahlung; nimmt der Kanzlist Arbeit nach Hause mit, so steigt die Entschädigung für diese Hausarbeit noch höher, da dann der Zuschlag für Nachtarbeit hinzukommt. So tief hat man bisher die Budgetkommission in die Geheimwissenschaft eingeweiht; ob sie alles erfahren hat, bleibt dahingestellt; es genügte auch nur die Forderung zu erheben, daß eine gründliche Reform sich zu vollziehen habe. Die „Tippfräuleins" fanden allseitige Anerkennung, nachdem man gesehen hat, wie gut sie sich in einigen Ressorts schon bewährt haben.

Nun herrscht in den Reihen der Kanzleibeamten Mißstimmung darüber, daß die Kommission nur bei ihnen das Exempel auf die fünf Mark gezogen habe, nicht aber bei allen höheren Beamten, und man sagt, daß dem Reichstage der Mut fehle, auch hier vorzugehen. Diese Behauptung ist falsch. Die Reform des Registraturdienstes wurde gleichzeitig angeregt und ebenso bestimmt gesagt, daß auch von dem expedierenden Sekretär mehr verlangt werden müsse; die Dienststunden sind auch für diese erhöht worden. Es sei gar nicht in Abrede gestellt, daß es auch hier vorkommen kann, daß ein Beamter einen halben Tag an seinem Federhalter kaut, ehe er seine Niederschrift beginnt; doch steht auch die Tatsache fest, daß die Zahl dieser Beamtenstellen nicht erheblich vermehrt worden ist, also tüchtig gearbeitet werden muß. Was aber die vortragenden Räte betrifft, so kennt der Reichstag aus eigener Anschauung, daß eine sehr große Anzahl derselben stark in Anspruch genommen ist, wie ihm auch jene Aemter bekannt sind, wo der Geheimrat nicht vor 12 Uhr auf dem Bureau ist, damit die Zeit bis halb 2 Uhr doch ausgefüllt werden kann; man weiß gut, daß es auch hier Beamte gibt, wo der einzelne Gedanke auf über eine Mark zu stehen kommt, und die Kanzleibeamten können sich damit trösten, daß der Reichstag nach dieser Richtung hin auf eine streng gleichmäßige Behandlung hinarbeiten wird.

Winterfahrt.

. . . Den Hebel fasst des Führers Faust,
Der D-Zug aus der Halle braust.
Ein Häusermeer in Dunst und Rauch,
Dann Schlotenwald und Glutenhauch,
Darüber giftger Brodem braut,
Und grollend geht ein Schmerzenslaut:
So liegt die Grossstadt grau und bang. . .
Die Räder surren ihren Sang.
Nur fort, nur fort! — —
Und sachte, sacht
Dehnt sich das Land. Und Winterpracht
Mit Schnee und Glanz und tiefer Ruh
Deckt Halde, Fels und Felder zu . . .
Ein Wärterhaus am Heckensaum.
Dort träumt ein Glück den jungen Traum. —
Auf schmalem Steig in weisser Flur
Ein Briefbot' stapft verwehte Spur.
Er steht und schaut, geht weiter dann.
Nimm meinen Gruss, du wackrer Mann. —
Zum Mühlgrund eilt ein Bächlein hin.
Sag, ist sie hübsch, die Müllerin? —
Und nun ein Tannicht, tief verschneit,
Nur Stille, zage Heimlichkeit . . .
Und sachte streift es mich im Weh'n:
Was eilst du? — Komm, bleib' lauschend steh'n,
Wo holde Märchen sinnend geh'n. — — —
Wo traf es mich — das gleiche — nur? . .
Erinnerung sucht leise Spur.
Und eine warme, weiche Hand
Führt mich so fern — ins Kinderland —
Ins Heimattal. — — —
Eine Träne rinnt
Vom heissen Auge dem Grossstadtkind . . .

Theo Rossel.

Die sozialdemokratische Jugendbewegung.

Von Dr. Edg. Schmidt, Münster i. W.

Ohne alle Uebertreibung kann man sagen, daß keinem Problem in unseren Tagen mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird, als der Jugendfürsorge. Nicht in dem Sinne einer helfenden und bessernden Fürsorge für die straffällig gewordenen Jugendlichen, sondern unter dem weiten Gesichtspunkt einer sozialstaatsbürgerlichen und sittlichen Fortbildung und Erziehung der schulentlassenen Jugend. Auch der Augsburger Katholikentag hat auf die außerordentliche Wichtigkeit dieses Problems der Jugendlichen hingewiesen und in einer Reihe von Resolutionen Richtlinien für eine praktische und erfolgversprechende Jugendpflegearbeit niedergelegt.

Man muß sich eigentlich wundern, daß bisher auf diesem Gebiete so wenig geschehen ist, daß von einer allgemeinen, durchgreifenden Jugendarbeit bisher so wenig zu merken war. Ist es nicht ein Unding, Jungens und Mädchen acht Jahre lang in der Schule zu behalten, sie auszurüsten mit allen notwendigen Mitteln und Werkzeugen der Bildung, — und nach dem 14. Lebensjahre sie einfach sich selbst oder wer weiß welchen Einflüssen zu überlassen, ein schwankend Rohr im Sturmgebraus des Lebens? Wenn man diesen Nonsens nun eingesehen hat und danach sein praktisches Verhalten einrichtet, so ist das nur zu begrüßen. Es war auch die höchste Zeit. Denn schon schickt die Sozialdemokratie sich an, die Jugend, für deren Erziehung und Ausbildung der von der roten Internationale so fanatisch angefeindete und bekämpfte „Klassenstaat" alljährlich große Opfer bringt, für ihre Tendenzen und revolutionären Endziele mit Beschlag zu belegen.

Die rote Jugendbewegung ist noch nicht lange aus den Windeln heraus. Ihre eigentliche Geburtsstunde schlug auf dem Nürnberger Parteitage im Jahre 1908. Der erklärte „die Förderung der Bildungsbestrebungen der jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen" für eine „wichtige Aufgabe im Emanzipations-

kampf der Arbeiterklasse" und „verpflichtete die Organisationen, dafür zu sorgen, daß die Arbeiterjugend im Sinne der proletarischen Weltanschauung erzogen werde". Damit war für die „klassenbewußten Genossen" das Signal gegeben, auf der ganzen Linie den Kampf um die Jugend in Angriff zu nehmen. Und als knapp zwei Jahre später, Mitte April 1910, in Berlin eine Konferenz der sozialdemokratischen Jugendausschüsse tagte, waren der „Zentralstelle für die arbeitende Jugend" bereits 330 solcher Ausschüsse angeschlossen. Diese Konferenz legte zugleich in einer Resolution als Zweck der „Bildungsarbeit der Jugendausschüsse" die Erziehung „der jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen zum Verständnis und zur tätigen Anteilnahme an dem praktischen und geistigen Leben der Arbeiterklasse" fest, betonte dabei als „besondere" Aufgabe des naturwissenschaftlichen Unterrichts „die Ersetzung der alten mosaischen Schöpfungsmythen durch die von dem Entwicklungsgedanken ausgehenden grundlegenden Ergebnisse der modernen Naturforschung".

In dieser Richtung wird denn auch tüchtig gearbeitet, und rühmend hebt der Bericht des Parteivorstandes an den Magdeburger Parteitag 1910 hervor, daß „die klassenbewußten Arbeiter mehr und mehr erkennen, wie notwendig es ist, ihren Nachwuchs zur tätigen Anteilnahme an dem praktischen und geistigen Leben der Arbeiterklasse zu befähigen". Rund 50 000 Jugendliche beiderlei Geschlechts sind heute in den sozialdemokratischen Jugendausschüssen Deutschlands zusammengefaßt. Fast alle sind Abonnenten der „Arbeiter-Jugend", die alle vierzehn Tage Kraftproben von Volksverhetzung, Religions- und Vaterlandsfeindlichkeit ablegt und der es bei der geistigen Anspruchslosigkeit ihres Lesepublikums gelungen ist, im letzten Jahr ihre Abonnentenzahl von 28 100 auf 45 000 zu steigern. An 360 Orten bestehen Jugendausschüsse, und ihre Zahl wird binnen kurzem vervielfältigt sein, da für die Zukunft eine intensive Agitation vorgesehen ist. Zu diesem Zwecke werden sich die Jugendausschüsse nach Art der Agitationsbezirke der Partei zu gemeinsamer Arbeit zusammenschließen, wofür von der Zentralstelle bereits eine Anleitung herausgegeben ist, außerdem werden Broschüren über „Jugendschutz" und „Bürgerliche Jugendbewegung" erscheinen, die den roten Agitatoren „gute Dienste leisten werden". An 105 Orten bestehen Jugendheime, 10 von diesen verfügen über vier und mehr Räume, 70 besitzen Jugendbibliotheken, von denen 22 mehr als hundert Bände zählen. In 52 Orten sind besondere Jugendbibliotheken, außerdem sind in 25 Orten den Bibliotheken der Erwachsenen Jugendabteilungen angegliedert. Mit welchem Bienenfleiß sich das „klassenbewußte Proletariat" der Erziehung seines Nachwuchses zu fanatischen „Kämpfern nach Freiheit und Glück" annimmt, ersieht man daraus, daß die „neutralen" Gewerkschaften zu der 52,164 *M* betragenden Gesamteinnahme der Jugendausschüsse einen Zuschuß von 12,603.64 *M*, die Parteiorganisationen einen solchen von 10,599.05 *M* leisteten, daß ferner an Veranstaltungen stattfanden 1434 Einzelvorträge, 103 Vortragsreihen, 38 Unterrichtskurse, 259 künstlerische Darbietungen, 215 Führungen durch Museen, Ausstellungen, 365 Festlichkeiten und 1466 Ausflüge. Eine ganz gewaltige Arbeit! Bedenkt man endlich, daß vier Flugblätter in einer Gesamtauflage von mehr als einer halben Million an die zur Entlassung kommenden Schulkinder und jugendlichen Arbeiter und Arbeiterinnen zur Verteilung kamen, daß weiter die erste Auflage des „Jugendliederbuchs" in Höhe von 30 000 Exemplaren sehr bald vergriffen war, so daß es bereits in zweiter Auflage erscheinen mußte, so kann selbst der sorgloseste Optimist erkennen, daß diese rote Jugendarbeit eine Gefahr für unser Vaterland ist, der mit aller Entschiedenheit entgegengearbeitet werden m u ß.

Auf dem vorjährigen Kopenhagener internationalen Sozialistenkongreß fand auch eine Konferenz der sozialistischen Jugendorganisationen statt. Der Vorsitzende des Internationalen Bureaus der sozialistischen Jugendorganisationen, Dr. Karl Liebknecht, bezeichnete die antimilitaristische Erziehung der Jugend als „eine der wichtigsten Aufgaben des kämpfenden Proletariats" und betonte, daß „die internationale Jugendbewegung — die insgesamt 120 950 Mitglieder zählt — sich als ein Glied der großen proletarischen Internationale fühle". In einer einstimmig angenommenen Resolution heißt es ferner, daß „es die Aufgabe der Jugendbewegung ist, die Arbeiterjugend für den Klassenkampf zu erziehen". Ueber diesen wahren Charakter kann der ganze „Bildungs"-schwindel nicht hinwegtäuschen, all die schönen Veranstaltungen und Vorträge und Ausflüge sind nur Mittel zum Zweck, nur Wege, auf denen man zur Erziehung zum Sozialismus, zum Klassenkampf, zur Religions- und Vaterlandsfeindlichkeit marschiert, in Riesenschritten marschiert. Und daß eine solche Erziehungsarbeit ein politisches Ding comme il faut ist, das fühlt ein Blinder mit der Krücke, steht doch das Kammergericht sogar auf dem Standpunkt, daß es unbedingt als Erörterung politischer Angelegenheiten anzusehen sei, wenn in einer Versammlung ein Vortrag über die staatsbürgerlichen Rechte des Volkes oder der Jugend gehalten werde. Wenn daher die Polizeibehörden auf Grund der §§ 17 und 18[5] des Reichsvereinsgesetzes die einfachen Konsequenzen ziehen, hat die Sozialdemokratie nicht das mindeste Recht, über eine Erdrosselung der Bildungsbestrebungen der Arbeiterjugend zu reden. Und wenn weiter in jüngster Zeit der Polizeipräsident von Lichtenberg den Verein „Freie Jugendorganisation für die östlichen Vororte Berlins, Sitz Lichtenberg" aufgelöst hat, dem Beispiele der Berliner und Breslauer Polizeipräsidien folgend, so haben die Genossen dies ganz allein sich selbst zuzuschreiben, die unter der geistigen Leitung zielbewußter „Klassenkämpfer" die schulentlassene Jugend für ihre politischen Ziele und Bestrebungen zu gewinnen sucht und deren jugendliche Zöglinge sich in Moabit bereits die ersten Lorbeeren geholt, zugleich auch ein glänzendes Zeugnis für ihre „Bildung" abgelegt haben.

Planmäßig und zielbewußt, mit feinem Verständnis für die Psyche der Jugendlichen, die in der Sturm- und Drangperiode des Lebens nicht nach trockener Wissensbereicherung lechzen, sondern nach freier Kräfteentfaltung in Spiel und Sport und anschaulicher, lebendiger Belehrung, hat also die rote Internationale das Problem der Schulentlassenenfürsorge energisch angefaßt. Aber die Sturmfanfaren des Sozialismus haben auch die christlich-nationale Arbeiterschaft, deren Kindern in erster Linie der Kampf gilt, auf den Plan gerufen. Förderung der Agitation unter den jugendlichen Arbeitern und Arbeiterinnen ist allenthalben auf den Gewerkschaftstagungen ein lebhaft diskutierter Beratungspunkt. Der christliche Metallarbeiterverband hat die Gründung einer Jugendabteilung bereits vollzogen und hat damit „ohne Zweifel einem dringenden Bedürfnis Rechnung getragen", wie es in der katholischen Presse heißt. Neben den konfessionellen Jugendvereinen betreibt diese Jugendabteilung „die Förderung der gewerblichen und Allgemeinbildung der jugendlichen Metallarbeiter". Eingehend mit der Jugendfrage hat sich auch die 3. Generalversammlung des Zentralverbandes christlicher Textilarbeiter, die im September dieses Jahres in Aachen stattfand, beschäftigt.

Mögen die Erfolge nicht ausbleiben. Das Erstarken einer christlich-gewerkschaftlichen Jugendbewegung ist dringend zu wünschen. Den sozialinteressierten Studenten unserer Hochschulen bietet sich hier ein lockendes und fruchtverheißendes Arbeitsfeld, auf dem die geistesarbeitende akademische Jugend mit der erwerbstätigen Jugend der Fabriken und gewerblichen Betriebe in volksversöhnende Beziehungen treten kann. Noch immer sind die Jünger unserer Hochschulen die Träger idealistischer Strömungen gewesen, mögen sie auch auf diesem Gebiete einer christlich-nationalen Jugendbewegung, die für Deutschlands und unseres Volkes Zukunft geradezu eine Schicksalsfrage zu nennen ist, als begeisterte Vorkämpfer ihren Mann stellen! Eine starke christlich-nationale Jugendbewegung muß gegen den Ansturm der roten internationalen Rekrutenbataillone das sturmdurchfurchte Banner der Ideale des Deutschtums und Christentums aufpflanzen.

Literatur und Buchhandel.

Von Martin Lenz.

Es ist höchst erfreulich, daß in diesen Blättern das Interesse schon öfter auf den katholischen Buchhandel gelenkt worden ist. Welche Stellung der katholische Buchhandel innerhalb des Gesamtbuchhandels einnimmt, darüber können sich aber die meisten Laien doch noch keinen Begriff machen, noch weniger ist ihnen der Einfluß des Buchhandels auf die Entwicklung der Literatur, die Bekämpfung des Schundes und Schmutzes innerhalb derselben und die Förderung der Wissenschaft durch den Buchhandel bekannt. Sich über all diese Dinge gewissenhaft zu orientieren, ist die Pflicht eines jeden Gebildeten, doch bedarf er auch eines fachmännischen Hilfsmittels dazu. In Otto Hartmanns Buch „Die Entwicklung der Literatur und der Buchhandel" (Verlag von Hermann Beyer in Leipzig, 8°, 224 S., Preis *M* 3.—, eleg. geb. *M* 3.80) finden wir einen trefflichen Ratgeber, dem wir mit vollem Recht die weiteste Verbreitung

wünschen dürfen. Auf ungemein fleißigen, zuverlässigen und ausgedehnten Literaturstudien aufgebaut, ist diese Geschichte der Entwicklung der Literatur und des Buchhandels gewiß eine höchst willkommene Gabe für Bücherfreunde, die sich nicht nur für Bücher selbst, sondern auch für deren Geschichte, wie sie hergestellt und in der ganzen Welt verbreitet werden, interessieren.

Der auch unter dem Schriftstellernamen „Otto von Tegernsee" bestens bekannte Verfasser greift zurück bis zu den Uranfängen der Literatur und des Buchhandels, des Handels mit Handschriften, und schildert dann die Erfindung der Buchdruckerkunst sowie den Aufschwung, den durch die mechanische Vervielfältigung das Buchwesen genommen hat. Ueberall wird dabei des katholischen Buchwesens besonders gedacht. Hartmanns vorzüglich gearbeitetes Buch fand nicht nur die günstigste Aufnahme seitens der maßgebenden Kritik, sondern auch jene des geistreichen Bischofs von Regensburg, Dr. Antonius von Henle, Reichsrat der Krone Bayern, welcher an den Verfasser ein höchst ehrenvolles Schreiben folgenden Inhalts richtete:

„Das „Regensburger Morgenblatt" machte in einer Besprechung Ihres verdienstvollen Buches ‚Die Entwicklung der Literatur und der Buchhandel' die Bemerkung: ‚In so kompendiöser und übersichtlicher Form wurde die Entwicklung der Literatur und die Förderung derselben durch den Buchhandel unseres Wissens noch nie behandelt, wenigstens ist . . . unter den literatur-historischen Werken ein derartiges Werk nicht verzeichnet.'

Inzwischen hat Gustav Wolf sein Werk ‚Einführung in das Studium der neueren Geschichte' (Berlin, Weidmann) erscheinen lassen, das im 2. Kapitel von der Buchdruckerkunst und ziemlich ausführlich vom Buchhandel und Bibliothekwesen handelt. Das Werk wird Ihrem Buche in keiner Weise Eintrag tun, denn gerade das, was den Hauptwert Ihres Buche ausmacht, die Schilderung des Verhältnisses des Buchhandels zur Literatur und Wissenschaft, ist dort übergegangen, ganz zu schweigen von der besonders eingehenden Berücksichtigung, welche der spezifisch katholische Buchhandel in Ihrem Buche findet. Dieser Abschnitt, sowie der über die Bekämpfung schlechter Literatur sind mir aus der Seele geschrieben. Gerade diese vom hohen Ernste getragene Darstellung verdiente die weiteste Verbreitung. Kein katholisches Blatt, heiße es Zeitung oder Zeitschrift, sollte sie übersehen, kein gebildeter Katholik sie überhören. Wir verdanken dem katholischen Buchhandel so unendlich viel, besonders unsere jungen katholischen Gelehrten sind ihm zu tiefstem Danke verpflichtet, aber leider, wie Sie auch mit Recht beklagen, ist auf seiten der katholischen Laienwelt die Bedeutung des katholischen Buchhandels noch lange nicht zum vollen Durchbruch gekommen. Sonst wären manche betrübende Erscheinungen, die im Buche angedeutet sind, geradezu unmöglich. Möge es auch in dieser Beziehung bald besser werden! Um so mehr hat es mich gefreut, daß die Vertreter des katholischen Buchhandels im Herbst vorigen Jahres als Protest gegen die unerhörte Beleidigung des katholischen Klerus in der Zeitschrift ‚März' vor aller Welt konstatieren konnten, ‚daß der katholische Klerus zu den besten Bücherkäufern zählt und daß zahlreiche Verlagsunternehmungen, auch solche nichttheologischen Charakters, ohne den Absatz unter dem Klerus geradezu undurchführbar wären.'

Noch eine Bemerkung sei mir gestattet. Was Sie über die Anlage von Hausbibliotheken so treffend schrieben, hat mich an den schönen Ausspruch meines alten schwäbischen Landsmannes Florian Trefler, Mönch in Kaufbeuren, erinnert: Nullum inter religiosa aedificia, post aedem Divinitati sacram, solertius excolendum est, quam quod inde librorum receptaculum non tam ratione splendoris et laudis, quam emolumenti, quod inde manat."

Selbst mitten im buchhändlerischen Erwerbsleben stehend, bietet hier der berufene Autor eine fach- und sachkundige Darstellung der Geschichte der Literatur, des Buchhandels und ihrer mannigfachen Beziehungen zueinander. Mit großem Geschicke hat er alle einschlägigen Fachwerke studiert und die gewonnenen Resultate mit der ihm eigenen fesselnden Darstellungsgabe zu einem einheitlichen Ganzen verarbeitet. Besonders ausführlich ist die Gegenwart mit ihren mancherlei schwebenden Fragen behandelt, zu denen der Verfasser mannhaft Stellung nimmt.

Möchten die in jeder Hinsicht hochinteressanten Ausführungen eine wohl verdiente, große, treue Gemeinde unter allen Literaturfreunden und Buchhändlern, insbesondere bei allen gebildeten Katholiken finden. Der katholische Buchhandel selbst sollte sich die weiteste Verbreitung des gediegenen Buches besonders angelegen sein lassen, weil das Buch bestimmt dazu beiträgt, beim Publikum die Bücherkauflust zu wecken, zumal es deutlich zeigt, daß der katholische Buchhandel einen viel schwierigeren Standpunkt hat, als der dominierende liberale, welcher die Leistungen des katholischen Literaturhandels allzugern in den Hintergrund stellt.

Am Sterbebett.

Und leise trete ich zum Bett des Armen,
Der mit dem Tode ringt im schweren Streit
Und spreche zu ihm von des Herrn Erbarmen,
Von Erdennot und Himmelsseligkeit.

Da geht ein Leuchten über seine Wangen,
Vom ew'gen Lichte wohl der Widerschein,
Wohin ihm lange schon vorausgegangen
Sein treues Weib — und lächelnd schläft er ein.

Erwachsene Kinder um den Toten weinen,
Ich drücke milde ihm die Augen zu
Und sprech ein Wort des Trostes zu den Seinen
Und ein Gebet für seine Seelenruh.

„Ihm ist es wohl nach schweren Erdentagen" —
So sinnend geh ich heim durchs Winterfeld —
„Auch mir wird einstens diese Stunde schlagen;
Herr, wann du willst, und wie es dir gefällt!"

Fritz Flinterhoff.

Lichtmeß und Lichtmeßkerzen.

Plauderei von M. Herbert.

Wenn du im eisigen Winterschnee und bedrückenden Düsterkeiten durch die altersgeschwärzten Volksgassen einer bayerischen Herzogsstadt wanderst, dann bleibt dein nach Helligkeit krankes Auge wohl aufleuchtend an den schönen Auslagen der Wachshandlungen haften.

Von oben bis unten sind die breiten Schaufenster mit Bündeln gelbweißer, makelloser Kerzen besetzt, die von farbigen Bändern zusammengehalten werden; dazwischen kleine, dicke Wachsstumpen, goldverzierte, rosengeschmückte Wachsstöcke, Votivkerzen und verschwenderisch ausgestattete Osterkerzen; die Mutter Gottes steht in erhabener Arbeit darauf oder Sankt Joseph mit dem segnenden Christkind. Blüten- und Blättergewinde — oft in künstlerischer Ausführung — umschlingen den stolzen Schaft. Das mutet an wie eine ganze Welle schlafenden Lichtes, das nur auf den weckenden Funken harrt, das zaubert Bilder herauf jener Patriarchalität, da die Gebräuche des Hauses und die der Kirche sich vermählen.

Auf Lichtmeß trägt jeder Hausvater des altbayerischen, katholischen Heims die gewichtige Hauskerze selbst zur Benediktion ins feierliche Hochamt. Das geschieht zum Andenken an den Heiland, welcher sagte: „Ich bin das Licht der Welt!".

Diese Hauskerze, dieses geweihte Gleichnis der Gegenwart Gottes, wird vielleicht an des Mannes Sterbebett flammen, wird hinter seinem Sarge leuchten auf dem letzten Wege?

Wer kann's wissen? Einmal wird's sein. Deshalb halte man die Lampe bereit, wenn der Bräutigam kommt.

Wachsstöcke und Pfennigkerzen werden von den übrigen Familiengliedern zur Weihe getragen. Das gibt Allerseelenlichtlein, Gräberkerzen, Adventlichter, Rosenkranzleuchten. Heilige Lichter für das ganze Jahr. Auch die Kirche weiht heute alle die symbolischen Kerzen ihrer Altäre: die schwermütig verlöschende Kerze des Karfreitags, die umtönt wird von dem gewaltigen „Christus factus est", die stillen, stetigen Leuchten für das hl. Grab, die triumphierende Osterkerze, welche die fünf Wundenmale Christi im Auferstehungslichte zeigt, die Kerzen, die sie ihren neugeweihten Priestern in die Hände gibt, und die strahlenden Wachsflammen der Rorateämter und der Weihnacht.

Hochfeierlich sind die kirchlichen Zeremonien des Lichtmeßtages. Bekanntlich ist das Fest zum Andenken an die Tempelreinigung Mariens und die Darstellung Jesu vor den Priestern gestiftet. Die auf Lichtmeß stattfindende Kerzenprozession versinnbildet den Opfergang der hl. Familie in den Tempel und die Begegnung mit Simeon und Anna. Schon bei der Austeilung der geweihten Kerzen wird Simeons Gebet gesungen: Nunc dimittis servum tuum, Domine, secundum verbum tuum in pace, und dazwischen tönt das jubelnde Lumen ad revelationem gentium et gloriam plebis tuae Israel. (Ein Licht zur Erleuchtung der Heiden und zur Ehre deines Volkes Israel.)

Und während der ergreifenden Lichterprozession, wenn die Priester in weißen Chorröcken, mit goldfunkelnden Kerzen dem Volke voranziehen durch die weiten, dämmernden Hallen des Domes, erschallt es:

„Siehe, da steht die Jungfrau und trägt herbei den Sohn, der gezeugt ist von dem Morgenstern. Simeon nimmt ihn auf seine Arme und verkündet den Völkern, daß er ist der Herr des Lebens und des Todes und der Heiland der Welt.“

Ja, mit wunderbaren Zeremonien und geheimnisvollen, feierlichen Worten übergibt die Kirche das Kerzenlicht ihren Kindern als Symbol Jesu Christi.

Das Museum von Darmstadt besitzt ein liebliches Bild Stephan Lochners, das mit deutscher Innigkeit die Lichtmeßfeier zur Darstellung bringt.

Maria, eine weiße Lichtgestalt, opfert die beiden Tauben, während Simeon das auf dem Altare sitzende Kindlein festhält.

Eine Schar von Knaben drängt sich zu den Altarstufen, die Wachskerzen hochhaltend.

Auch auf dem Bilde von Hans Memling im Johannisspital zu Brügge flammt die Weihekerze neben dem frommen Simeon, der das Kindlein aus seiner Mutter Hände nimmt.

Auf dem Gemälde von Holbein dem Aelteren in der Alten Pinakothek zu München aber glüht das ewige Licht still und stetig zu Häupten der Jungfrau Maria.

Bei der großartigen Tempelszene des Lorenzo Costa in der Berliner Galerie brennen die Lichter auf den siebenarmigen Leuchtern des Altars.

Das Leben, die Malerei, die Dichtung und die Sage haben sich allzeit des Kerzensymbols gerne bedient.

Es bedeutete nicht bloß die unsterbliche Gottheit, nein, auch das Leben der Seele, das Leben der Gnade, das Leben überhaupt. Es bedeutete die Wahrheit, denn dem, der einen Eid leistet, und dem aus dem Dasein Scheidenden ward die brennende Kerze in die Hand gegeben.

Wer hat jemals Botticellis ahnungsvolle „Kerzenmadonna“ in Berlin betrachtet, ohne von der himmlischen Friedlichkeit ergriffen zu werden, mit welcher die im Kreise stehenden Engel ihre rosenumwundenen Kerzen halten? Alle diese Kerzen scheinen Gebete und Lobgesänge zu atmen.

Wer erinnert sich nicht daran, wie ernst und behutsam der schöne Engel Raffaels die Kerze trägt, mit welchem er Petrus aus dem Gefängnis herausleuchtet?

Die Schwedin Selma Lagerlöf hat eine tiefsinnige, tiefgründige Legende geschrieben, welche von einem Büßer namens Ranielo handelt, der eine am Grabe des Heilands entzündete Kerze brennend von Jerusalem bis Florenz trug. Die brennende Kerze bedeutet hier die zu Gott gewendete Kraft der Seele, die alle irdischen Hindernisse besiegt, um zum Ziele der Reinigung und Entsühnung zu gelangen.

In dem schwermütigen Hessenmärchen „Der Pate des Todes“, das vom Grafen Pocci so herrlich bearbeitet und illustriert wurde, bedeuten Kerzen die Lebenslichter der Menschen. Der Tod hütet sie in einer unterirdischen Höhle. Es sind da auf die Steine gestellt: große, starke, lange und schwanke, kräftig leuchtende und ängstlich flackernde, heftig mit dem Zugwind kämpfende und fast herabgebrannte Kerzen.

Wenn Freund Hein die Lebenskerze umstößt oder ausbläst, dann muß ein Menschenkind das Zeitliche segnen.

Im deutschen Aberglauben auch spielt die Lichtmeßkerze ihre Rolle. Man braucht nur in den Seelennächten mit einer Nadel dreimal in das weiche Wachs hineinzustechen, dabei gewisse Beschwörungen murmeln, dann muß der ungetreue Liebste sich wieder zu uns bekehren — oder sterben.

Von solchen dunklen Dingen aber wenden wir uns zur Neugeburt des Lichtes:

Zu Lichtmeß
Können die Herren bei Tag eß!

sagt das Volk, das an den Lichtmeßtag auch allerhand Prophezeihungen knüpft. Z. B.

Lichtmeß hell und klar,
Gibt ein gutes Roggenjahr.

Oder:

Wenn's an Lichtmeß stürmt und schneit,
Ist der Frühling nicht mehr weit;
Ist es aber klar und hell,
Kommt der Lenz wohl nicht so schnell.

Das Jahrbuch der akademischen Bonifatiusvereine.[1]

Von Fritz Flinterhoff.

Ein frischer zukunftsfroher Zug geht durch unser studentisches Leben. Eine neue Zeit ist auch für die Studentenschaft gekommen, eine Zeit mit neuen Aufgaben und Forderungen, und ihr Weckruf hat ein freudiges Echo gefunden. Die Zeiten der alten, so oft besungenen Burschenherrlichkeit sind vorüber; die Söhne der alma mater haben sich zusammengeschart, zu helfen, die Lage ihrer Mitmenschen zu verbessern in leiblicher, geistiger und sittlich-religiöser Beziehung. Aber Führer und Berater müssen hierbei dem jungen Manne zur Seite stehen, müssen seinem Feuermut das rechte Ziel aufrichten und ihm die Wege weisen.

Da kann ein so alter treuer Freund der studentischen Jugend, wie der akademische Bonifatiusverein, nicht zurückbleiben, der neben der Sorge für die Katholiken der Diaspora es sich zum Ziele gesetzt hat, „mitzuhelfen: das heilige Feuer des Glaubens in den jugendlichen Herzen zu wahren und zu nähren, in dem in der Bildung begriffenen jugendlichen Geist die Glaubensüberzeugung zu festigen und zu stärken, die dem Denken und Handeln die sichere Richtung gibt.“ Die von ihm herausgegebene Zeitschrift „Akad. Bonifatiuskorrespondenz“ arbeitet unter bewährter Leitung in diesem Sinne. Heuer gibt er sogar ein Jahrbuch heraus, das außer der Geschichte des Gesamtverbandes und der Einzelvereine — einer ungemein dankenswerten Arbeit, die manchen interessanten Beitrag zur Geschichte des katholischen Lebens in Deutschland während der letzten fünfzig Jahre bietet — höchst wichtige Fragen des studentischen Lebens behandelt. Bischof Augustinus Bludau von Ermland, der während seiner akademischen Lehrtätigkeit in Münster dem dortigen Verein als Protektor nahegestanden, gibt dem Buch ein Geleitwort mit auf den Weg, dann folgt eine Reihe Aufsätze aus der Feder hochangesehener Männer: unter anderen Artikel von Prof. Schnürer, Landgerichtsdirektor Laarmann, Seminardirektor Klug, Fürst zu Löwenstein und Dr. Sonnenschein. In allen diesen Arbeiten ist eine Fülle von Erfahrungen, von Vorschlägen und Anregungen niedergelegt; wir sind überzeugt, daß der laute Weckruf, der dann und wann aus dem Buche klingt, nicht ungehört verhallen und dieses Jahrbuch die alten Freunde dem Vereine fester verbinden und neue werben wird. Hoffentlich ist es dem Verein möglich, jedes Jahr mit einem solchen Buche vor seine Mitglieder und Freunde zu treten.

Ein „gefährliches“ Buch.

Wie urteilen liberale Organe über den Karin Michaëlis-Rummel?

Der in Nr. 3 der liberalen „Allgemeinen Zeitung“ (vergl. Nr. 4 der „Allgemeinen Rundschau“, S. 60 f.) so scharf gegeißelte „Sexualbazillus“ unserer Zeit hat in den jüngsten Wochen wieder eine neue Form gefunden, in der er sich in deutschen sog. Kulturzentren auszutoben versucht. Diese neue Epidemie knüpft sich an einen sog. Roman, der eigentlich kein Roman ist, der dänischen Schriftstellerin Karin Michaëlis. Diese Tagebuchaufzeichnungen und Briefe der zweiundvierzigjährigen „Frau Elsie Lindtner“ mit dem Titel „Das gefährliche Alter“ sind augenblicklich in den Schaufenstern aller „aufgeklärten“, mehr oder minder skrupellosen Buchhandlungen mit aufdringlichster Reklame reihenweise ausgestellt. Der stark erotische Einschlag des Buches, dessen miserabler Druck von der fieberhaften Eile der Massenauflage zeugt, verbürgt demselben natürlich von vornherein einen äußeren Erfolg. Aber in Deutschland wäre dem Buche niemals ein solcher Riesenabsatz, ein solches Bombengeschäft beschieden gewesen, wenn nicht gewiegte „Impresarios“ auf die Idee gekommen wären, für Karin Michaëlis eine Vortragstournee zu veranstalten, sie in allen größeren deutschen Städten über ihr eigenes Buch reden zu lassen. In Berlin, Wien, Hamburg, Dresden wurde der Vortrag unbeanstandet vor einem gemischten Publikum (Damen und Herren) abgehalten. Erst in München sind die Unternehmer auf Widerstand gestoßen. Die Münchener Polizeidirektion hat den für den 8. Februar angekündigten Vortrag nur unter der Bedingung gestattet, daß Herren der Zutritt versagt bleibe. Die Dänin soll also nur vor Damen über „das gefährliche Alter“ sprechen dürfen. Vielleicht wäre es noch zweckentsprechender, die Altersgrenze dieser Damen ziemlich hoch hinaufzuschrauben. Wenn man Berliner Berichte über die stan-

[1] Preis 1,20 M, Verlag Heinrich Poertgen, Münster i. W.

kalöse Wirkung der neuesten Sexualmanie gelesen hat, wird man die Vorsicht der Münchener Polizei nur begrüßen können. Selbst ein glattes Verbot des Vortrages wäre auf Grund der Berliner Erfahrungen zu rechtfertigen gewesen. Wie es sich für jeden Kenner der Verhältnisse ganz von selbst versteht, nahmen sich die liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten“ (Nr. 46) sofort der „verfolgten“ Dänin an und fuhren unter der Stichmarke „Sittlichkeit?“ gegen die Polizeidirektion schweres Geschütz auf. Am Schlusse wurde gefragt: „Es ist uns unverständlich, warum gerade in München der Vortrag der dänischen Dichterin derartigen Schwierigkeiten begegnet.“ Die Antwort hätte das von der freisexuellen Flagge der Dr. Hirthschen „Jugend“ mitumwehte Organ des Münchener Liberalismus und Libertinismus sich aus nächster Nähe erholen können. Denn zwei Tage vorher war in der liberalen „Augsburger Abendztg.“ (Nr. 25 S. 10) in einem „Berliner Brief“ zu lesen:

„Aber mindestens soll man nicht kritiklos so ziemlich alles, nur weil es aus dem Auslande stammt, gastlich aufnehmen und bewundern. Wie wir dies namentlich in der Reichshauptstadt fast ständig erleben müssen. Eben erst hat man hier die dänische Schriftstellerin Karin Michaëlis gefeiert, die man samt ihren Büchern kaum beachten würde, wenn sie eine Deutsche wäre, und die mit ihrem letzten Roman „Das gefährliche Alter“ selbst die moralische Entrüstung sonst in dieser Hinsicht reichlich abgebrühter Frauenrechtlerinnen erregt hat. Die ganze Art, wie man diese fremde Frau hier zu durchsichtigen Reklamezwecken vorgeführt hat, war so lächerlich, daß man sie unbarmherzig ausgelacht hätte, wäre sie eine Deutsche gewesen. So aber heuchelte man lebhaftes Interesse, fand die Veranstaltung ungeheuer anziehend und wagte höchstens, sich unter vier Augen darüber lustig zu machen . . . .“

In einer Fußnote fügt das liberale Blatt noch hinzu:

„Dieser Roman der Michaëlis behandelt ein Thema, das nicht einmal den Reiz der Neuheit für sich hat; der französischen erotischen Literatur ist „la femme de quarante ans“ schon längst geläufig und in zahllosen Variationen behandelt. Das Werk der Michaëlis erregte wohl nur dadurch so besonderes Aufsehen, daß darin eine Frau das gerade für Frauen so peinliche Thema mit unerhörter Rücksichtslosigkeit erörtert.“

Wem dieses Zeugnis aus zweifellos liberaler Quelle, dem sich zahlreiche ähnliche aus norddeutschen Blättern an die Seite stellen ließen, noch nicht genügen sollte, den verweisen wir auf einen Aufsatz Erich Lilienthals in den jeder rückschrittlichen Gesinnung gewiß unverdächtigen „Dokumenten des Fortschritts“ (Berlin). Wir zitieren nach der liberalen „Augsburger Abendzeitung“, bemerken aber, daß die Hervorhebungen im Text von uns herrühren:

„Karin Michaëlis ist eine große Künstlerin und der größten Eine unter den schreibenden Frauen, aber dies Buch gehört nicht in die Literatur und der Protest dagegen nicht in die Literaturkritik, sondern in die Sozialhygiene. „Das gefährliche Alter“ ist weit gefährlicher, als das ganze gefährliche Alter überhaupt. Das Buch enthält eine Krankengeschichte, ein flott und packend geschriebenes Kapitel aus der Sexualpathologie, das unter den Krankengeschichten irgend eines von Nervenärzten gelesenen wissenschaftlichen Archivs sicherlich am Platze wäre. Es ist fast ein Unglück, daß das Buch so gut geschrieben ist, daß Hunderttausende, vielleicht eine Million von Lesern sogar, diese Arbeit ohne weiteres verstehen können. Die Entrüstung gegen das gefährliche Alter ist daher auch genau so allgemein wie die Lektüre. Ueberall im Berliner Westen, in den Straßenbahnen, Warenhäusern usw. sieht man Damen im gefährlichen Alter mit dem „gefährlichen Alter“. Die Damen hatten bisher zum größten Teil gar keine Ahnung von der Gefährlichkeit ihres Alters. Jetzt nun auf einmal, nachdem ihnen dieser **Leitfaden der Perversität** von Karin Michaëlis in die Hand gegeben worden ist, rappeln sie ihre paar tierischen Instinkte, die sie zum Teil im Großstadtspektakel längst vergessen hatten, eifrig zusammen, suchen in ihren Seelenkemenaten nach Spuren erotischer Verirrung und werden so wild, wie es ihnen ihre Jahre erlauben. **Das Buch ist eine Schmach.** Nicht aus dem so beliebten allgemein angeführten Grunde, weil es nicht „wahr“ ist, sondern weil es einen seltenen Krankheitsfall so hinstellt, als ob es der annähernd typische Seelenzustand für eine große Anzahl kultivierter Frauen in den kritischen Jahren sein soll. Der Erfolg des Buches, der sich darin ausprägt, daß plötzlich eine Anzahl von Weibern — bisher anständigen und schamhaften Müttern und Frauen — in den kritischen Jahren auftauchen und sich offen zum gefährlichen Alter bekennen, ist ein Zeichen dafür, **wie locker die Kulturschicht ist, mit der sich unsere Parvenugesellschaft überfirnist hat.** Man kann dieses Buch ja nicht verbieten, aber man kann nur die flehentliche Bitte an alle sich in den Salons verbeugenden Psychiater, Migränedoktoren und pathologisch dichtenden Schriftsteller richten, daß sie möglichst wenig Verständnis dafür entwickeln, wenn plötzlich die Patientinnen im gefährlichen Alter haufenweise bei ihnen sichere Plätzchen für ihre seelische Dekolletierung zu finden hoffen. Nur durch das durchschnittliche Nichternstnehmen und durch eine starke Dosis Skepsis läßt sich die von Karin Michaëlis verursachte Epidemie auf ihren Herd beschränken.“

Der freisexuellen „Parvenugesellschaft“ mit ihrem lockeren Kulturlacküberzug, die alles nachplappert und nachäfft, was gewissenlose Macher der „öffentlichen Meinung“ ihnen vordemonstrieren, ist diese scharfe Lektion in den „Dokumenten des Fortschritts“ von Herzen zu gönnen. Aber helfen wird es wenig, so lange nicht die ganze gesittete Welt, die immer noch die große Mehrheit des deutschen Volkes bildet, sich zu energischer Abwehr aufrafft gegen die immer gefährlicher um sich greifenden Erscheinungen des „Sexualbazillus“. Es ist eine verhältnismäßig kleine Gruppe, welche immer wieder neue sexuelle Sensationen erfindet und durch eine gefällige Presse die Sinne der Massen aufpeitscht. Um so größer ist die Ansteckungsgefahr für breite Kreise des Volkskörpers.

Dr. Otto von Erlbach.

Vom Büchertisch.

Theodor Beining: Das gute Kommunionkind in der Vorbereitung auf und in der Danksagung für die erste heilige Kommunion. Ein vollständiges Gebet- und Erbauungsbuch für die Jugend. 21. Aufl. Dülmen 1907 und Theodor Beining: Das gute Kommunionkind in der entfernteren und näheren Vorbereitung auf den großen Tag der ersten heiligen Kommunion. Auszug aus dem größeren Buche. 63. Aufl. Dülmen 1910. — Ueber die Bedeutung des Erstkommuniontages im Kindesleben braucht man kein Wort zu verlieren. Dieser Tag wird seine Bedeutung auch behalten, wenn die Erstkommunion auf eine frühere Lebensstufe vorgerückt wird. Mit Freuden begrüßt der Seelsorger jede Förderung des Kindes in seiner intellektuellen wie aszetischen Vorbereitung auf den großen Tag. Die beiden oben zitierten Büchlein Beinings sind alte Freunde, die das wichtige Geschäft erleichtern helfen. Das zeigt schon die große Zahl der Auflagen 21. bzw. 63. Das zuerst genannte größere Büchlein verdient unstreitig den Vorzug. In unserer Zeit der gesteigerten eucharistischen Bewegung ist es sehr geeignet, dem Kinde eine große Liebe und Verehrung zur hl. Eucharistie einzupflanzen und zu erhalten. Die Hauptvorzüge des Buches liegen darin, daß es auch nach dem Tag der Erstkommunion noch ein treuer Führer zum Tisch des Herrn sein kann und daß es eine treffliche Anleitung und Stoffsammlung zum betrachtenden Gebete bietet. Das zweite, ein Auszug aus dem ersten, wird namentlich wegen seines niedrigen Preises: 0.75 M. viel gekauft, während auch der Preis für das erste: 1.50 M. nicht zu hoch ist.

J. Wernado.

Neter Dr. med. Eugen, Sorgen und Fragen in der Kinderpflege. 8°, 91 S. Verlag der „Aerztlichen Rundschau“ (Otto Gmelin) München. — Ein vortreffliches Büchlein, in dem der erfahrene Kinderarzt zur deutschen Frau spricht. In der Kinderstube wird nicht selten der ganze Grund für das Glück oder Unglück des künftigen Menschen gelegt. Es ist nur zu wünschen, daß die heute allenthalben geforderte Popularisierung der Erziehungskunde wirklich Platz greift und daß sie dann auch die Fragen für jene Zeit erfaßt, die sich auf die allererste Kindheit beziehen. Neter behandelt u. a. die wichtige Frage des Stillens der Mütter; Amme oder Flasche?; die Autoritäten der Kinderstube; Pädagogik im Säuglingsalter; das „Zahnen“, erste Ernährung, Impfen, Obst- und Alkoholgenuß bei Kindern. Mütter, die ihr Kind lieb haben, sollen das Büchlein lesen.

Reither.

Humoristisch-satirische Ecke.

Kunst?

Ihr nennt sie „Tempel", eure Hallen,
Und weiht sie keck der heil'gen Kunst,
Doch durch die Räume hört man schallen
Nur frech und grell den Ruf der Brunst.

Euch ist die Kunst die weite Hülle,
In die sich birgt der Lüste Gier.
Die „freie" Kunst ist euer Wille,
Ihr sucht nicht Freude, nur Pläsier.

Die wahre Kunst, wie Schnee der Firne,
So keusch ist sie, so hoch und hell.
Doch eure Kunst ist eine Dirne,
Ihr goldner Tempel ein Bordell.

Fritz Decker.

Einst und jetzt.

Am Rocken sitzt ein rosig Kind,
Flink treibt ihr Fuß das Rädchen,
Ihr Herzlein sinnt, ihr Händchen spinnt
Viel zarte, feine Fädchen.
„Ach Mütterchen," so hebt sie an,
„Du sollst mein Bitten recht verstan;
„Bin achtzehn Jahr', wann darf ich doch
„Den jungen Werther lesen?"
Und Mutter spricht: „Kind, warte noch,
„Bis zwanzig du gewesen.
„Es ist noch Zeit, es ist noch Zeit,
„Bis dich ein braver Bursche freit."

* * *

Ein Blaustrumpf sitzt am Sekretär
Und gähnt vor lauter Ueberdruß,
Wie öd ist alles, fad und leer,
Ihr Herz gleicht einer tauben Nuß.
Sie stößt ein Werk, drei Bände dick,
Unwirsch ins letzte Fach zurück.
Sie wettert über den Staatsanwalt,
Den „Tölpel," der juristisch-kalt
Ein Jugendwerk vernichtet,
Indem er's konfiszierte,
Als ob es ihn genierte,
Als wär' das freie Lieben
Darin zu weit getrieben . . .
Sie hat es selbst gedichtet.

F. Schrönghamer.

Bühnen- und Musikrundschau.

Zum 100. Geburtstag von Roderich Benedix erschien im **Hoftheater** neu einstudiert in anmutigem Biedermeiergewande dessen Lustspiel „Die relegierten Studenten". Das hübsche Stück wirkte in seinem warmen Humor so liebenswürdig, daß das Publikum einen ungetrübt heiteren Abend genoß. Der literarische „gute Ton" fordert es seit vielen Jahren, Benedix, diesen einstigen Beherrscher des Spielplans, zu unterschätzen. Vergleichen wir ihn mit unseren zeitgemäßen Lustspielautoren, so haben wir nicht allzuviel Anlaß, stolz zu sein. Gewiß finden sich unter Benedix' 85 Stücken unbedeutende, aber außer den „relegierten Studenten" sind doch noch die „zärtlichen Verwandten", das „bemooste Haupt", „Dr. Wespe", die „Dienstboten" und der „Störenfried" wert, nicht ganz vergessen zu werden. Wir wollen nicht in der Jubiläumsstimmung sein Poetentum überschätzen; daß er jedoch künstlerisch höher steht, als die meisten Lustspieldichter, die wir heute aus Frankreich, England, Ungarn und sonst woher importieren, ist unbestreitbar. In der munteren frischen Aufführung boten Frau Conrad-Ramlo und Basil ganz besonders Gutes.

Schauspielhaus. „Landtagswahl", ein politischer Schwank von Leo Walter Stein, hatte einen im Milieu begründeten Erfolg. Daß im Treiben der Parteien Lustspielstoffe liegen, die noch wenig verbraucht sind, läßt sich nicht bestreiten; doch nur in Gustav Freytags „Journalisten" ist es gelungen, sie künstlerisch zu gestalten. Dies lag nicht nur an der höheren dramatischen Fähigkeit dieses Dichters, sondern an der Tendenzlosigkeit desselben, der Menschen bildete, nicht, wie es so oft im politischen Leben vorkommt, in den Gegnern Idioten sah. Der Wahlkampf tobt zwischen einem bornierten Junker und einem liberalen Biedermann. Der tertius gaudens ist aber ein Pole Namens „Schmidt", der mit Hilfe des Pfarrers zur allgemeinen Ueberraschung siegreich aus der Wahlschlacht hervorgeht. Da Herr Schmidt jedoch als Dieb entlarvt wird, steigen wieder die konservativen Aussichten. Den Landratsamtsverweser empfindet man als matte Durchschlagskopie aus Hauptmanns „Biberpelz"; die Studien zur Karrikatur des Geistlichen scheint der Autor im „Simplicissimus" gemacht zu haben, ganz abgesehen von seiner totalen Unkenntnis priesterlicher Pflichten. Die unmögliche Prozession zur Wahlurne ist wohl Steins eigener „Einfall", ich halte diesen aber, ebenso wie die Charakteristik des Pfarrers, für zu töricht, als daß damit ernstlich Anstoß erregt werden könnte. Das Publikum interessierte sich hauptsächlich für Waldau, dessen schauspielerische Spezialität dümmliche Aristokraten sind. (Eine gewisse „liberale" Presse wiehert natürlich vor Vergnügen. Selbst die „vornehme" „Augsb. Abendztg." freut sich unbändig über die vorkommenden „sehr kräftigen" Worte, wie: „Einführung von Jesuiten und österreichischen Schweinen").

Aus den Konzertsälen. Im Volkssymphoniekonzert dirigierte Prill die dritte Symphonie Bruckners. Der Künstler bot eine glänzende Leistung, die das viele Gute, das er uns schon gegeben, noch bei weitem übertraf. Es folgte Richard Wagners Kaisermarsch. Das Publikum zum Mitsingen des Schlußchores aufzufordern, ist ein schöner Gedanke, aber dasselbe ist mit der Melodie zu wenig vertraut, als daß eine imposante Wirkung erreicht werden könnte. Gleichfalls mit dem Konzertvereinsorchester bot ein bisher unbekannter Komponist, von dem Mascagni gesagt haben soll, daß er ein Genie sei, ein Konzert eigener Werke. Die Kompositionen Albert von Chiricos tragen sehr lange und sehr poetisch klingende Titel, in der Musik befleißigt er sich einer aphoristischen Kürze. Vielleicht hat der Komponist mehr zu sagen, als sich aus seiner wenig fertigen Technik ersehen läßt. Von seiner französischen Ansprache war nicht viel zu verstehen, denn die Akustik ist für Vorträge in der Tonhalle wenig günstig. Chirico ist ein noch wenig routinierter, aber temperamentvoller Dirigent, ähnliches ist von seinem Klavierspiel zu sagen. Mehr als dieser italienische Grieche fesselte als Dirigent der Italiener Ernesto La Villa, der mit dem gleichen Orchester konzertierte. Der Künstler, der in München und Leipzig studierte, erwies sich in Werken von Bach, Händel und Beethoven als ein gediegener vornehmer Musiker, der plastisch zu gestalten versteht. — Schmid-Lindner hatte für seinen Klavierabend ein reizvolles Programm gewählt; ganz besonders fesselten die Arbeiten unserer heimischen Meister, Courvoisier und Hch. Kaspar Schmidt, zwei noch lange nicht nach Gebühr geschätzte Tondichter. Vom ersteren gefielen besonders die Variationen über ein eigenes Thema und von Schmid die stimmungsgetränkte Phantasie. Sonst spielte Schmid-Lindner, dessen meisterliche Kunst wieder das höchste bot, noch Stücke von Draeseke und den Neufranzosen Ravel und Debussy. Hervorragende Pianisten waren in den letzten Tagen nicht selten. Eduard Bach ist durch die empfindungsvolle Innerlichkeit seiner Kunst zum Schumanninterpreten besonders geeignet. Es ist schade, daß es nicht möglich ist, sich hier in Einzelheiten zu verbreiten. Dr. Römer, der begabte und geschmackvolle Sänger, bot uns Schumannsche Lyrik mit starker Wirkung. Wanda von Trzaska ist eine berufene Chopinspielerin, hier erreicht die Pianistin Glänzendes. Eine gute Zukunft darf man auch für Paul Schramm erhoffen, dessen Anschlag noch der Verfeinerung bedarf.

Verschiedenes aus aller Welt. In Dresden hatte die Uraufführung von Richard Strauß' „Rosenkavalier" einen großen Erfolg. Einige Tage später fand die Nürnberger Premiere statt, und nur wenige Tage trennen uns noch von der ersten Aufführung im Münchener Hof- und Nationaltheater, die uns Anlaß bieten wird, uns mit dem neuesten Werke dieses Komponisten eingehend zu beschäftigen. — Gustav Mahlers vierte Symphonie wurde vom Münchener Tonkünstlerorchester unter Lassalles Leitung mit ungewohnt starkem Erfolg in Paris aufgeführt. Der vierte Satz, in dem die Wiener Hofopernsängerin Foerstel das Solo glanzvoll sang, mußte infolge des nicht endenwollenden stürmischen Beifalls wiederholt werden. — In Berlin fesselte die Premiere von Ottomar Enkings Komödie: „Das Kind". Unter der heiteren Oberfläche der in ihr dargestellten Dinge lauert die Tragik, eine Tragik, die in der Trennung und Loslösung des Kindes von seinen Eltern beruht. — Eine im Detmolder Hoftheater erstmalig aufgeführte lyrische Oper: „Johannisnacht" von Edgard Vogel, Text von G. Nicolai, erwies sich als sehr eindrucksvoll. — Ein Drama: „Die Waldschnepfe" von Otto Oertel, das in Mannheim uraufgeführt wurde, blieb erfolglos. — In London hatte das Lustspiel „Preserving Mr. Panmure" von Arthur Pinero einen stürmischen Heiterkeitserfolg, obwohl die Fabel des Stückes dürftig erscheint.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Berliner Börse hat unter allen Anzeichen einer Uebersättigung und Ermüdung von dem früheren, lang anhaltenden Elan viel verloren. Hin und wieder ein nur kurzes Auffłackern mit geräuschvollen Kursbesserungen, dann wieder abflauende, abwartende Tendenzen! Es ist auch an dieser Stelle des öfteren betont worden, dass die bisherige Kursbewegung der Industriewerte in allzu hastigem Tempo vor sich gegangen ist. Dass nach einer so impulsiven und geradezu Staunen erregenden Haussebewegung endlich eine Zeit der langsamen Ernüchterung kommen wird und muss, kann auch den Nichtfachmann nicht überrascht haben. Es ist jedoch nicht zu verkennen, dass die eingetretene Ruhe nur auf technische Gründe zurückgeführt werden kann und auf das Fehlen von neuen Käuferschichten basiert. In der Situation der Wirtschaftslage Deutschlands und der Entwicklung der heimischen Industrie ist von einem ähnlichen Stillstand nichts zu berichten. Im Gegenteil sind einzelne Branchen unserer tonangebenden Industrie geradezu bis an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit in Anspruch genommen. Die elektrische Industrie hat neue grosse Aufträge im Ausland überschrieben bekommen. Deutschlands Industrie und Gewerbe ist beim Bahnbau in Asien und an Kleinbahnen für Südamerika erfolgreich tätig. Die Montan-Industrie kann ebenfalls von grossen Exporten nach den verschiedensten Auslandspunkten berichten. Da auch Amerikas Eisen- und Stahlmarkt für das dortige Eisenbahn- und Industriegebiet zurzeit gut beschäftigt ist und daher für Deutschlands Exportware weniger als Konkurrenz in Betracht kommt, wird auch dem deutschen Montanmarkt eine weitere lukrative Tätigkeit vorbehalten. Der Marktbericht des Stahlwerkverbandes erwähnte kürzlich gleichfalls den guten Verlauf des Auslandsgeschäftes. Auch die erwarteten grossen Aufträge der deutschen Eisenbahnverwaltungen für die heimische Industrie geben allen Effektenbesitzern Anlass, sich ihres Besitzes an Industriewerten nicht à tout-prix zu entledigen. So hat sich an der Berliner Börse bei wenn auch ruhigem Geschäft doch die bisherige starke Widerstandsfähigkeit erfolgreich behaupten können. Das gleiche gilt auch für den Banken-, Bahnen- und Schiffahrts-Aktienmarkt. Die unregelmässige Haltung des amerikanischen Effektenmarktes blieb ziemlich wirkungslos. Es wurde deutlich klar, dass die seitherige Aufwärtsbewegung der Neuyorker Börse, wie vorausgesehen wurde, nur dazu gedient hat, verschiedene Emissionen amerikanischer Bonds und anderer Werte auf das Ausland und dabei vornehmlich nach Deutschland abzuladen. Auch bei uns sind unter diesem Einfluss und unter Benützung des flottanten Geldmarktes verschiedene Emissionen mit äusserlich glänzenden Erfolgen durchgeführt worden. Wie bekannt wird, sollen den bisherigen Emissionen noch weitere Importe amerikanischer Werte zu uns folgen. Auch Versuche, neben den bisherigen drei Aktien noch weitere amerikanische Eisenbahnshares zum offiziellen Handel in Berlin zuzulassen, werden unternommen. Durch derartige rasche und grosse Geldabflüsse wird natürlich der heimische Geldmarkt aus seiner bisherigen fortschreitenden Entwicklung gebracht. Auch im Interesse der Kursbasis unserer heimischen Staatsanleihe ist dieses weitere Ueberhandnehmen ausländischer Effekten am offiziellen deutschen Markt zu verurteilen. Durch die beanspruchten grossen Geldsummen für die bisherigen Emissionen ist sowohl in Paris, London, wie auch bei uns der offene Geldmarkt in seinen Mitteln bedeutend erleichtert worden. Trotzdem konnten die Notenbanken, allerdings nicht ohne besondere Mühe, ihre Reserven weiterhin erheblich verstärken und insbesondere die Goldquellen für sich beanspruchen. Es überraschte denn auch die von der englischen Notenbank vorgenommene Dikontsatz-Ermässigung um ½% auf 4%. Ob die deutsche Reichsbank diesem Beispiel sofort folgen wird, bleibt dahin gestellt. Man glaubt vielmehr, dass die Reichsbank im Interesse der bisherigen konservativ gleichmässigen Diskontpolitik des jetzigen Präsidenten abwartet, bis es ihr möglich sein wird, den offiziellen Satz ohne Zwischenstufe gleich um ein volles Prozent auf 4% zu ermässigen. Immerhin wird nach Beendigung der Monatsliquidation und nach weiteren Rückflüssen an die Reichsbank vielleicht anfangs Februar eine solche Diskontermässigung erwartet. Die derzeitigen Ausweise der Reichsbank sind jetzt schon derartig günstig, dass auch heute schon eine solche Diskontverbilligung gerechtfertigt erscheint.

M. Weber.

Bayerische Banken. Die bayerische Notenbank wird für 1910 eine Dividende von 10%, wie im Vorjahre, zur Verteilung bringen. — Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank München wird laut Aufsichtsratbeschluss für das abgelaufene Jahr eine Dividende von 13% zur Verteilung vorschlagen.

M. W.

Zeitungskatalog. Dem um die Jahreswende regelmäßig erscheinenden Zeitungs-Katalog der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse wird stets mit besonderem Interesse entgegengesehen. Auch die neue 44. Auflage dieses bewährten Handbuches enthält wieder alle wünschenswerten Angaben in übersichtlichster Anordnung. Wie früher, ist auch diesmal Rudolf Mosses Normal-Zeilenmesser, der die einzig sichere und bequeme Handhabe für eine korrekte Zeilenberechnung der Anzeigen bietet, dem Kataloge beigefügt. Als besondere Beigabe zum Katalog widmet die Firma Rudolf Mosse ihren Geschäftsfreunden wieder eine elegant ausgestattete Schreibmappe.

Emser Wasser

Königliche Mineralbrunnen EMS Schutzmarke

Heilbewährt bei Katarrhen, Husten Heiserkeit, Verschleimung, Magensäure, Influenza u. Folgezustände.

Überall erhältlich in Apotheken Drogen- und Mineralwasser-Handlungen.

Auf Wunsch werden Bezugsquellen nachgewiesen durch die Kgl. Bade- und Brunnendirektion, Bad Ems. — Man beachte die Schutzmarke und verlange ausdrücklich das Naturprodukt. — Angebotene minderwertige Nachahmungen (künstliche Emser Wasser und Salze) weise man im eigenen Interesse zurück.

Paris 1900 : **Grand Prix** : 1904 St. Louis.

Schiedmayer-

Anerkannt bestes Fabrikat!

Flügel
Pianinos
Harmonium

:-: Meister-Harmonium :-: Scheola :-:

Stammhaus in Stuttgart Neckarstr. 12, Eingang Eckhaus. | Filialen in Berlin u. Frankfurt a M.

Militär-Humoresken.

Von F. Koch-Breuberg, K. Major a. D.

8. (200 S.) In hochelegant. Umschlag broschiert M. 2.40.

Augsburger Postztg.: Würze des Humors ist die Kürze. Keine der lustigen Geschichten überdauert die Zeit einer brennenden Zigarre. Zu ihr müssen sie genossen werden nach des Tages Last und Hast. Doch können sie auch Nichtrauchern empfohlen werden.

Verlagsanstalt vorm. G. J. :: Manz in Regensburg. ::

Tonhalle.

Konzertverein München e. V.

Mittwoch, den **1.** Februar
abends 8 Uhr

Volks-Symphonie-Konzert

Dirigent: Hofkapellmeister Paul Prill.

Solistin: Herma Studeny (Violine).

Beethoven: Vierte Symphonie (B dur).
Sibelius: Konzert für Violine.
Liszt: „Hunnenschlacht", symph. Dichtung.

Kartenverkauf an der Billettenkasse der Tonhalle (Türkenstrasse), bei M. Rieger, Universitätsbuchhandlung, Odeonsplatz 2, und im Billettenkiosk am Lenbachplatz.

== Der Spezialvertrieb für Herdersche Verlagswerke ==

Heinrich Neuberger

Versandbuchhandlung Frankfurt a. M. 84,

liefert die Werke des Herderschen Verlags in den neuesten Auflagen ohne Preiserhöhung, ohne Anzahlung franko gegen geringe Monatsraten von **nur M 3.—**

Heinrich Neuberger Versandbuchhandlung Frankfurt a. Main

Schinken

Geräucherte, westfälische Schinken mit kurzem Bein, mild gesalzen, trocken, vorzüglich im Geschmack, per Pfund M. 1.15 gegen Nachnahme. — Verpackung frei.

B. Elfering, Wessum (Westfalen).

Maschinenschriftliche Arbeiten und Vervielfältigungen jeder Art

übernehme zu billigsten :: Sätzen ::

W. Eckmann, Kehl, (Baden).

Geschenk

für **5** Mark franco geg Nachn

60 St. ff. milde **Toilettenseifen**

b. Pressen beschäd. Lanol. Veilchen etc.

Dr. Wünsche & Co Dresden-A. 612

B. Nichtgefall Rucknahme

Vervielfältigungs- :: Apparat Thuringia

vervielfältigt alles, ein- u. mehrfarbige Rundschreiben, Kostenanschläge, Einladungen, Noten, Exportfakturen, Preislisten usw. 100 scharfe, nicht rollende Abzüge, vom Original nicht zu unterscheiden. **Gebrauchte Stelle sofort wieder benutzbar.** Kein Hektograph, **tausendfach im Gebrauch.** Druckfläche 23/35 cm, mit allem Zubehör nur M. 10.—.

— **1 Jahr Garantie.** —

Otto Henss Sohn, Weimar 303.

Star-Schreibmaschine

Schönste Schrift. Größte Dauerhaftigkeit. Kein Farbband.

Mark 240.—.

Fabrikat d. „Bifible"-Schreibmaschinen-Ges. m. b. H., Berlin.

Vertreter:

W. Lorgheim, Eisenschmitt (Rheinpr.).

Bad Hall

in Ober-Oesterreich.

Jod-Brombad ersten Ranges. Aelteste und heilkräftigste Jodquelle in Europa.

Gegen Frauenkrankheiten, Exsudate, chronische Entzündungen, Gicht und Rheumatismus, Skrophulose, Syphilis erworbener und ererbter Natur und deren Folgekrankheiten usw.

Auskünfte und Prospekte von der Verwaltung.

Saison vom 1. Mai bis 1. Oktober.

Sanatorium des Herrn Dr. R. v. Gerstel auch im Winter geöffnet.

Architekt Fr. Mündelein Paderborn

Atelier für kirchliche Kunst :: Ausarbeitung :: von Entwürfen und Kostenanschlägen. ::

Spezialität: Kirchen- und Krankenhausbauten.

Bauleitung. :: :: :: :: :: Taxationen.

In den letzten **14** Jahren über **70** Kirchen- und Kapellenneubauten ausgeführt bezw. alte Kirchen wiederhergestellt.

Schreibmaschinen

gebrauchte und neue amerikanische und deutsche Systeme offeriert unter weitgehendster Garantie bei Monatsraten von

20 Mark

ALFRED BRUCK, München II
Kaufingerstr. 11 (Paulanerbräu).

— **Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste feste Abonnentenzahl auf.** —

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Preisverzeichnis Nr. 16), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 16 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 6. München, 11. Februar 1911. VIII. Jahrgang.

Die Einwände gegen den Religionsunterricht an den preußischen Fortbildungsschulen.

Von Dr. Johannes Honnef, Bonn.

Bei der demnächst im preußischen Landtage stattfindenden Beratung des in der Thronrede angekündigten Gesetzentwurfs betr. Errichtung obligatorischer Fortbildungsschulen in allen Gemeinden mit über 10000 Einwohnern wird sicher wieder die Frage der Erteilung des Religionsunterrichtes zur Diskussion gestellt werden. Ebenso gewiß ist auch, daß diese Auseinandersetzung eine sehr lebhafte werden wird, da die Meinungen in dieser Frage noch immer sehr geteilt sind. Die Verhandlungen werden auch in der breiten Oeffentlichkeit ein starkes Echo finden. Denn bei der Bedeutung, welche das Fortbildungsschulwesen in Zukunft für alle Volkskreise gewinnt, interessiert sich jeder auch für die Frage: Sollen denn die Fortbildungsschüler in dem Lebensalter, in welchem der junge Mensch am meisten der religiös-sittlichen Beeinflussung bedarf, ohne jeden religiösen Unterricht bleiben? Es lohnt sich, schon jetzt das Kampffeld zu überschauen und die Positionen der Gegner kennen zu lernen.

1. Man kann hier deutlich zwei Parteien wahrnehmen. Die einen sind Gegner des Religionsunterrichtes aus prinzipiellen, die anderen aus praktischen Gründen. Mit den ersteren ist eine Verständigung gänzlich ausgeschlossen, mit den letzteren ist sie sehr wohl möglich. Daß die Partei der Herren Pachnicke und Wiemer mit Händen und Füßen sich dagegen sträubt, dem Religionsunterrichte an den Fortbildungsschulen eine gesetzmäßige Stellung einzuräumen, ist ohne weiteres verständlich. Das so schön klingende, aber inhaltlose Schlagwort, mit dem diese Herren ihre Stellung verteidigen, mit dem sie schon jüngst im Abgeordnetenhause die Gemüter zu erregen versuchten, lautet bekannterweise: Die Fortbildungsschule wird der Kirche ausgeliefert! Herrschaft der Kirche über die Fortbildungsschule! Das sind Gespenster, wie jeder weiß, der die Verhältnisse einigermaßen kennt. Die Kirche verlangt nichts mehr und nichts weniger, als daß den Schülern von den berufenen Vertretern der Kirche in diesen Jahren des Sturms und Drangs eine religiös-sittliche Stärkung zuteil werde. Die Kirche erhebt absolut nicht den Anspruch, in irgendwelchen anderen Fragen der Fortbildungsschulorganisation mitsprechen zu dürfen. Dem Religionsunterricht soll nur die Stellung im Organismus der Schule eingeräumt werden, die ihm zukommt. Obligatorisch soll der Unterricht sein, er soll Tagesunterricht sein, er soll in den Lehrplan aufgenommen werden: das ist alles, was die Kirche verlangt. In Wirklichkeit verbirgt sich dann auch hinter diesen Phrasen die tiefe Abneigung unseres Liberalismus gegen den konfessionellen Religionsunterricht überhaupt. An die Stelle desselben soll der von einem Lehrer zu erteilende Moralunterricht treten, oder ein „nichtkonfessioneller religions- und bibelgeschichtlicher Unterricht“, wie Professor Dr. Baumgarten in Heft XII 1910 der Zeitschrift für Jugendwohlfahrt vorschlägt, der „dem geschichts- und bürgerkundlichen Unterricht anzugliedern wäre und völlig der Aufsicht der Kirche entzogen und zu einer reinen Staatsangelegenheit gemacht werden müsse“. Das ist das Ziel, auf welches die Liberalen hinsteuern. Vorsichtig, aber für vernünftige Leute auch durchsichtig wird es verdeckt durch Phrasen, mit denen man operiert, um einzuschüchtern und die Kirche zu diskreditieren.

2. Etwas ganz anderes ist es, mit denjenigen zu verhandeln, welche aus praktischen, schultechnischen Gründen den Religionsunterricht nicht für möglich und wirksam an den Fortbildungsschulen erachten. Einen Weg zur Verständigung zu finden, wird nicht schwer fallen, wenn man die vielen Unklarheiten, die gerade in dieser Frage noch so stark verbreitet sind, gründlich beseitigt.

Zunächst möchten wir fragen: Was dem, sicher von aller Voreingenommenheit für den konfessionellen Religionsunterricht freizusprechenden Münchener Stadtschulinspektor Kerschensteiner in seinen in ganz Deutschland und darüber hinaus als mustergültig anerkannten Fortbildungsschulen gelungen ist, warum sollte das nicht auch in Preußen möglich sein? Dort wird in allen Klassen von den Vertretern der Kirche obligatorischer Religionsunterricht erteilt. Und in München liegen die Verhältnisse, auf welche die Fortbildungsschule Rücksicht nehmen muß, wahrhaftig nicht einfach. Aber nicht nur in München, in ganz Bayern und Württemberg ist der Unterricht mit Pflichtbesuch eingeführt. Präjudiziert ist der Religionsunterricht also reichlich in Deutschland.

3. Nun aber die Bedenken selbst! Man weist darauf hin, daß viele junge Leute sich bereits im Gegensatz zum Christentum befinden infolge eines bedauerlichen Einflusses des Elternhauses oder einer anderen Umgebung, in welcher die jungen Leute sich befinden. Der obligatorische Religionsunterricht würde bei diesen nur Widerwillen, Opposition und Kritik hervorrufen. Dasselbe müßte dann aber auch gelten für alle höheren Bildungsanstalten, für Bürger-, Real-, Mittelschulen und Gymnasien! Warum aber soll in der Fortbildungsschule anstößig sein, was dort niemand beanstandet? Schreiber dieser Zeilen kennt die Münchener Fortbildungsschulen sehr genau. Ihre Katecheten schätzen dieses Bedenken nicht hoch ein. Mit Recht! Denn wenn dieser fragliche Gegensatz wirklich in dem Schüler von 15—17 Jahren sich herausgebildet hat, so beweist das nur, daß gerade solche junge Leute einer ernsten und pädagogisch geschickten, religiösen Unterweisung besonders bedürfen. Soll die Kirche sie laufen und verloren gehen lassen? Das wäre ja fast eine Taygetos-Praxis, der doch kein gläubig denkender Mann sich anschließen könnte. Soll ferner die Kirche mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten in der Behandlung dieses Teils der Schüler auch die übrigen, die gar nicht an Opposition denken, ohne religiöse Versorgung lassen? Mit nichten! Aber selbst wenn der Unterricht dem einen oder anderen Schüler Anlaß gäbe, an Glaubenswahrheiten Kritik zu üben, so läge darin nichts Bedenkliches. Es kommt bei den meisten einmal die Stunde, in der Zweifel sich regen; dann ist es besser, daß sie bei einer geordneten Unterweisung zum Austrag kommen und durch die Anleitung des Religionslehrers überwunden werden.

4. Ein anderer oft erhobener Einwand besagt: Die Fortbildungsschule soll die ihr zu Gebote stehende Zeit dazu benutzen, die jungen Leute für ihren Beruf tüchtig zu machen und darum läßt sich in den Rahmen des beruflich bestimmten und organisierten Unterrichtes die Religion nicht eingliedern. Gewiß liegt hier eine Schwierigkeit, aber daß sie behoben werden kann, sagte schon im Jahre 1901 auf dem Informationskursus der Zentralstelle für Volkswohlfahrt in München der Stadtschulinspektor Schmid-München (Verhandlungen S. 205): „Es macht große Schwierigkeiten, alljährlich den Stundenplan so einzurichten, daß die Religionsstunde zu günstiger Zeit in den übrigen Unterricht sich einreiht. Diese Arbeit besorgen die einzelnen Schulleiter mit einem großen Aufwand von Zeit und Mühe, aber auch mit hervorragendem Verständnis. Die Frage ist zur Zufriedenheit

erledigt." Dabei darf man nicht vergessen, daß die Schulen in München reine Berufsschulen sind, wie keine anderen Fortbildungsschulen in Deutschland. Im übrigen ist daran festzuhalten, daß die mit der schultechnischen Eingliederung der Religion in den Stundenplan der Fortbildungsschule verbundenen Schwierigkeiten tausendfach aufgewogen werden durch die sittliche Festigung der Schüler, die dem Religionsunterrichte zu verdanken ist. Denn für des jungen Menschen Vorwärtskommen, dem ja die Fortbildungsschule dienen soll, sind nicht nur maßgebend seine Fachkenntnisse, sondern auch seine sittliche Bewährung, die auf die Gottesfurcht sich gründet. Wie oft gehen die gewandtesten, hoffnungsvollsten jungen Leute elend zugrunde, weil ihnen die sittlichen Grundsätze fehlen. Auf der erwähnten Konferenz der Zentralstelle sagte der Oberkirchenrat Dr. Bard ganz zutreffend: „In der gewonnenen Technik besitzt die Jugend ein zweischneidiges Schwert, welches je nach der ethischen Stellung verschieden gewendet werden kann. Man wird nicht leugnen können, daß auch im radikalen Lager sehr tüchtige, technisch gebildete Leute sind. Sie sehen also, daß die gründliche Ausbildung allein es nicht tut. Sie kann auch zur Unterwühlung und Gefährdung des ganzen staatlichen und kirchlichen Wesens gebraucht werden. Eine tüchtige Jugend werden wir nicht durch einseitige Betonung des intellektuellen Momentes erziehen können." Der preußische Kriegsminister war jedenfalls derselben Ansicht, als er kürzlich, wie die Presse berichtete, über die mangelnde Disziplin und sittliche Haltung der aus den Industriegegenden ausgehobenen Rekruten klagte und die Religion mehr für die schulentlassene Jugend betont wissen wollte. Daher ist der Religionsunterricht in der Fortbildungsschule kein Fremdkörper, sondern ein wesentlicher Bestandteil.

5. Eine weitere praktische Schwierigkeit ist die Zeitfrage. „Woher soll die Zeit für die religiöse Unterweisung genommen werden? Der Versuch, die Gesamtstundenzahl zu erweitern, wird auf große Hindernisse stoßen." Es bedarf keiner Frage, daß das Maß der durch die Fortbildungsschule beanspruchten Unterrichtszeit das geringstmögliche sein muß. Sonst werden die Opfer, welche den Prinzipalen, Meistern und Arbeitgebern durch den Schulbesuch der Jugendlichen auferlegt werden, zu groß. Ebenso gewiß ist aber auch, daß für die Befestigung und Vertiefung einer durch Volksschule, Kirche und Elternhaus grundgelegten religiös-sittlichen Lebensanschauung und Lebensbetätigung die Fortbildungsschule nur ein- oder zweimal eine knappe halbe Stunde in der Woche dem Religionsunterrichte zuzuweisen brauchte. Das genügte vollständig. Sollte es nicht anders gehen, dann könnte man immerhin an einem oder zwei Tagen in der Woche die beiden ersten oder letzten technischen Unterrichtsstunden um je 10 Minuten kürzen und damit 20 Minuten vor oder nach dem übrigen Unterricht der religiösen Unterweisung reservieren. Wir haben einen sanitären Maximalarbeitstag für die Jugendlichen geschaffen durch das Gesetz, wir haben die gesetzlichen Spielstunden während der Arbeitszeit für die Jugendlichen geschaffen, die Arbeitgeber haben sich mit den Tatsachen abgefunden in der Ueberzeugung, daß die Leistungsfähigkeit sich mehrt, wenn man die Lebenskraft stärkt. Wir meinen, auch die Ueberzeugung müßte sich durchringen, daß Produktivität und Rentabilität in Betrieb und Geschäft sich steigert, wenn Disziplin, Treue und Fleiß bei der Arbeit sich steigert. Gerade durch fortgesetzte religiöse Unterweisungen werden aber diese fundamentalen Notwendigkeiten sich in dem Bewußtsein der Jugendlichen immer mehr als strenge Gewissenspflichten herausstellen. Sollten also Arbeitgeber, Meister und Prinzipale ein Opfer bringen müssen, so bringen sie es nicht umsonst.

6. Ein ernst zu nehmender Einwand wird auch genommen aus dem konfessionslosen Charakter der Fortbildungsschule. Die Schüler in den einzelnen Klassen sind konfessionell gemischt, der Unterricht muß konfessionell sein, daraus ergaben sich bei großen Schulsystemen für die Eingliederung desselben bedeutende Schwierigkeiten. Dieselben sind aber in Tatsache geringer, als sie es zu sein scheinen. Schon auf der mehrfach erwähnten Münchener Konferenz wurde dieses Bedenken von einem Fachmann geäußert, aber Stadt-Schulinspektor Schmid von München erwiderte: „Wir haben eine konfessionell ziemlich gemischte Bevölkerung, aber es wird obligatorischer Religionsunterricht erteilt, ohne daß sich der geringste Anstand ergeben hätte." Gewiß, wenn z. B. für jede Klasse einmalige religiöse Unterweisung in der Woche vorgesehen ist und der Religionslehrer erteilt jeden Tag Unterricht, dann kann sehr leicht bei Zusammenlegung einzelner Klassen derselben Schulstufe die Möglichkeit geschaffen werden, daß in jeder Woche von Montag bis Freitag inkl. 10 Klassen Unterricht erhalten. Da bei Zusammenlegung einzelner Klassen Schulräume frei werden, ist auch konfessionell getrennter Unterricht möglich. Wo keine Räume ausreichend vorhanden sind, oder keine Klassen zusammengelegt werden können, oder auch nicht genügend Kräfte für Erteilung des Unterrichtes zur Verfügung stehen, da können die einzelnen Konfessionen mit den Tagen abwechseln und so Kollisionen vermeiden. Die Praxis wird, das ist sicher — vorhandene Beispiele beweisen es — da wo ein Wille ist, auch einen Weg zeigen.

7. Endlich hat man gefragt: Besitzt die Kirche ausreichende und geeignete Lehrkräfte für diesen neuen religiösen Unterricht? Wir antworten mit einem bedingungslosen Ja, wenngleich sich nicht verkennen läßt, daß auch in dieser Hinsicht, zumal in unseren Großstädten, mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden sind. Gewiß sind die Seelsorger in den Städten mit den mannigfachsten Arbeiten geradezu beladen und es bedeutete sicher ein Zeichen hoher Berufsfreudigkeit und starker Opferfähigkeit, wenn der Kuratklerus auch noch den regelmäßigen Unterricht in den Fortbildungsschulen übernähme, der einzelne also an einem oder zwei Nachmittagen oder Abenden in der Woche zu seinen zwölf Stunden in der Volksschule und den 3 Stunden Kommunikantenunterweisung sich noch der Fortbildungsschule widmete. Aber geschieht das nicht schon jetzt in zahlreichen Städten Westdeutschlands, trotzdem der Religionsunterricht in den späten Abendstunden nach dem technischen Unterricht als fakultativ und nicht lehrplanmäßig erteilt und mithin ein Erfolg außerordentlich erschwert wird? Schafft dem Religionsunterricht in der Fortbildungsschule eine würdige, durchdringende und dauernde Wirkung ermöglichende Stellung — dann wird der Klerus mit doppeltem Eifer dieser Arbeit an der Jugend sich unterziehen! Etwas anderes ist es, zu erwägen, ob nicht in einer Zeit, in welcher die Spezialseelsorge immer größeren Umfang und Bedeutung gewinnt, auch der Unterricht an den Fortbildungsschulen hauptamtlich angestellten Religionslehrern zu übertragen wäre. In erster Linie kämen dafür ja die Präsides unserer segensreich wirkenden konfessionellen Jugendvereine in Betracht. Dieselben Interessen, teilweise dasselbe Material, leichteres Eindringen in die jugendliche Psyche, in die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Jugendlichen, dasselbe Objekt, dasselbe Subjekt. Nur wäre die Frage noch zu stellen: Cui bono? Wem kommt diese ganze Tätigkeit des Klerus denn zugute? Doch sicher der Kirche nicht allein, sondern wahrhaftig auch Gemeinde, Arbeitgebern und Staat. Denn entscheidend für ihr Wohlergehen ist die sittliche Gesundheit der Jugend. Also wäre es nicht ein unbilliges Verlangen, Staats- und Gemeindemittel flüssig zu machen für diese dem Gemeinschaftsleben des Volkes zu gute kommende Tätigkeit. — Vereinzelt hat man ja auch versucht, dem Klerus die Befähigung abzusprechen, an der Fortbildungsschule zu unterrichten und Disziplin zu halten. Aber „geborene" Fortbildungsschullehrer gibt es überhaupt nicht. Einarbeiten in die Technik dieses Unterrichtes muß sich der Berufslehrer ebensogut wie der Fachlehrer, wie auch der Religionslehrer. Dem letzteren wird dies allerdings eher möglich sein, wenn auch ihm der Unterricht im Hauptamt übertragen wird. Auf jeden Fall werden die Geistlichen darauf Wert legen, sich allseitig für ihre Tätigkeit an der Fortbildungsschule zu befähigen, eventuell durch Beteiligung an den von Kommunalverbänden oder vom deutschen Verein für das Fortbildungsschulwesen in manchen Städten periodisch veranstalteten Informationskursen.

Das sind die wichtigsten Einwände, die gegen die Möglichkeit des Religionsunterrichts an unseren Fortbildungsschulen ins Feld geführt werden. In den kommenden Debatten wird ganz sicher von allen Seiten bereitwillig betont werden, wie wünschenswert religiöse Unterweisung für die Jugend der Fortbildungsschule sei, aber die praktische Möglichkeit fehle. Wir sehen, daß solche Unterweisungen, wenn auch nach Ueberwindung mancher Hemmnisse ganz gut in den Organismus der Fortbildungsschule eingefügt werden können. Es wäre aber verkehrt, diese Beweisführungen den Fachorganen allein zu überlassen. Bei der Wichtigkeit dessen, was auf dem Spiele steht, ist es notwendig, diese Beweise der breiten Oeffentlichkeit vorzulegen, damit jeder sich überzeugt und sich interessiert und mitarbeitet, damit im jugendlichen Lehrling und Arbeiter der gläubige Christ nicht untergehe. Wir stimmen der 5. preußischen ordentlichen Generalsynode (Protokoll Bd. 1, S. 788—795) durchaus bei, wenn sie als das zu erstrebende Ziel hinstellt: Allgemeine Fortbildungsschule mit dem durch Landesgesetz eingeführten Religionsunterricht.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Rede des Gesandten v. Mühlberg und die Berliner Kirchenpolitik.

Habet sua fata — die Festrede des preußischen Gesandten beim Vatikan. Drei Versionen nacheinander. Die Privattelegramme der kulturkämpferischen Blätter legten dem Gesandten ganz grobe Drohungen und Uebertreibungen in den Mund. Das Wolffsche Telegraphenbureau, das sich der Kontrolle der Regierung erfreut, verbreitete den in der Nr. 5 dieses Blattes abgedruckten Bericht, der den konfessionellen Frieden und die Beziehungen der Regierung zum Vatikan „bedroht erscheinen ließ". Dann brachte die „Köln. Volksztg." den Wortlaut der Rede, der von einer Bedrohung der Gegenwart oder Zukunft nichts enthielt, sondern nur von der schweren „Belastungsprobe" des verflossenen Jahres sprach und feststellte: „Wenn es im vergangenen Jahre noch einmal glücklich gelungen ist, den Sturm in unserem Vaterlande zu beschwichtigen und die guten Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl und meiner Regierung zu erhalten, so ist dies dem hohen Sinne des Papstes und der starken Hand des Kaisers zuzuschreiben. Beide mächtigen Herrscher haben es verstanden, sich in ihrem Vorgehen Schranken anzulegen und so unserem Vaterlande das kostbare Gut des konfessionellen Friedens zu bewahren." Gegen diese Ausführungen war und ist natürlich nichts einzuwenden. Nach dem Wortlaute in der „Köln. Volksztg." hatte der Gesandte auch nicht gesagt, daß „man in Rom" sich in einem Irrtum befände, wenn man behaupte, daß die katholische Religion in Deutschland verfolgt werde, sondern er wollte nur „in gewissen Kreisen und in einer gewissen Presse" diese „immer wiederkehrende" Behauptung gehört haben. Das war eine nicht ganz klare Bemerkung, aber keineswegs aufregend.

Die Kulturkämpfer zweifelten, ihrem Interesse gemäß, die Lesart der „Köln. Volkszeitung" an. Die Regierung schwieg eine ganze Weile, obschon sie darauf aufmerksam gemacht wurde, daß die beunruhigende Depesche des Wolffschen Bureaus als approbiert gelte und auch in die halbamtliche „Nordd. Allg. Zeitung" und in den amtlichen „Reichs- und Staats-Anzeiger" aufgenommen worden sei. Erst zum Schlusse der vergangenen Woche, in den üblichen Samstagsrückblicken der „Nordd. Allg. Ztg.", kam eine offiziöse Erklärung zum Vorschein, die wir bei ihrer Kürze wörtlich wiedergeben können:

„Die Veröffentlichung des päpstlichen Schreibens an den Erzbischof von Köln hat eine neue Bewegung hervorgerufen, die in den Verhandlungen der württembergischen Zweiten Kammer, der Erklärung der theologischen Fakultät der Universität Münster und anderen Erscheinungen öffentlich zum Ausdruck gekommen ist. Die Angelegenheit wird zweifellos auch den preußischen Landtag bei der zweiten Lesung des Etats von neuem beschäftigen. Im Zusammenhang mit diesen Dingen ist auch viel über eine Rede gesprochen worden, die der Gesandte bei der Kurie Herr v. Mühlberg beim Festmahl der deutschen Prälatur in Rom am Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers gehalten hat. Ohne auf eine Reihe von Kombinationen einzugehen, die in einigen Blättern reproduziert worden sind, wollen wir bemerken, daß die Ansprache des Gesandten sich nur mit der Vergangenheit beschäftigt hat und in keiner Weise der Behandlung der aus dem Briefe des Papstes an den Kardinal Fischer und aus der sonstigen Haltung des Vatikans sich ergebenden Schwierigkeiten vorgegriffen hat."

Diese offiziöse Note ist nach Form und Inhalt sehr zurückhaltend; doch enthält sie in der entscheidenden Feststellung, daß die Rede sich „nur mit der Vergangenheit" beschäftigt hat, eine Anerkennung des Wortlauts, den die „Kölnische Volkszeitung" gebracht hat, und eine Verleugnung der beunruhigenden und bedrohlichen Aeußerungen über Gegenwart und Zukunft, die von kulturkämpferischen Blättern und in gewissem Maße auch von dem offiziösen Telegraphenbureau dem Gesandten zugeschrieben worden war. Schade, daß die Regierung auf die „Kombinationen", d. h. auf die tendenziöse Fälschung der Worte des Gesandten, nicht näher eingegangen ist. Zum wenigsten hätte sie der Welt erklären sollen, wie das Telegramm des Wolffschen Bureaus vom 28. Januar die übliche Kontrolle der Depeschen von politischer Bedeutung hat passieren können. Die Verzögerung und die Zurückhaltung in der gebotenen Berichtigung läßt der Vermutung Raum, daß der Regierung für ihr gegenwärtiges diplomatisches Vorgehen in Rom oder für ihre politische Taktik in Berlin oder für beides zusammen die unrichtigen Versionen der Gesandtenrede nicht ungelegen erschienen. Sind die anstößigen Wendungen des Telegramms bei der amtlichen Kontrolle mit jener Fahrlässigkeit, die einst Fürst Bülow gegenüber dem Manuskript der Kaiserrede bewies, übersehen worden, oder hat man sie absichtlich durchgehen lassen?

Was nun die Weiterentwicklung der Sache angeht, so enthält die offiziöse Notiz eine zweifache Mitteilung. Erstens soll die Angelegenheit bei der zweiten Lesung des Etats von neuem im preußischen Landtag erörtert werden, und zweitens wird von einer diplomatischen „Behandlung der aus dem Brief des Papstes an den Kardinal Fischer und der sonstigen Haltung des Vatikans sich ergebenden Schwierigkeiten" gesprochen, der Herr v. Mühlberg in keiner Weise vorgegriffen haben soll. Hoffentlich wird die Regierung vor der abermaligen Erörterung im Landtag zu einer vollen Verständigung mit dem Heiligen Stuhle gelangen. Wir können nicht erkennen, daß der Brief an den Kardinalerzbischof von Köln gefährliche Schwierigkeiten geschaffen habe; von „Schwierigkeiten und der sonstigen Haltung des Vatikans" ist uns erst recht nichts Beunruhigendes bekannt geworden. Auch bei dem Silvesterbrief des Papstes hat wieder eine tendenziöse Unrichtigkeit in der Berichterstattung eine Rolle gespielt. Die zuerst verbreitete Uebersetzung der „Vossischen Zeitung" ließ den Heiligen Vater alle diejenigen tadeln, welche die Dispens von dem Eide „vorziehen", während in der richtigen Uebersetzung nicht das praeferre, sondern nur das prae se ferre, das Renommieren mit der Befreiung vom Eide kritisiert wurde. Die theologische Fakultät der Universität Münster, der sich die theologische Fakultät in Bonn angeschlossen hat, ist der Mißdeutung des päpstlichen Schreibens gegenüber mit einer Erklärung hervorgetreten, die von dem offiziösen Blatt mit Unrecht als Bestandteil einer „neuen Bewegung" bezeichnet wird. Die Professoren wollen nur klarstellen, daß sie von der Dispensation vom Eide nicht aus feiger Rücksicht auf das gegnerische Geschrei oder wegen Hinneigung zum Modernismus Gebrauch machen, sondern nur aus denselben sachlichen Gründen und Rücksichten, die den Hl. Vater selbst zur Erteilung des Dispenses veranlaßt haben. Die Erklärung der Professoren schließt jeden Zweifel an der kirchlichen Korrektheit dieser Männer aus. Der Hl. Vater hat in dem Silvesterbrief die Zugeständnisse, die er zur Vermeidung von Konflikten gegenüber den in Staatsstellung befindlichen Lehrern der Religion gemacht hatte, nicht zurückgenommen. Sollten in dieser Hinsicht gewisse Zweifel oder Unklarheiten aufgetaucht sein, so werden sie bei einer friedlichen und freundlichen Aussprache in Rom sich gewiß leicht beheben lassen. Wenn das geschehen ist, so wird hoffentlich der Kultusminister im Abgeordnetenhause nicht mehr mit jener bedenklichen allgemeinen Verheißung des „Schutzes" für alle beamteten Eidesverweigerer operieren, wie in seiner zweiten Rede vom 16. Januar, sondern wieder den richtigen Grundsatz aus seiner ersten Rede vom 14. Jan. voranstellen: Wer die katholische Religion lehren soll, muß sich in Uebereinstimmung mit der Glaubenslehre seiner Kirche befinden! Es handelt sich tatsächlich um nichts anderes, als um die Glaubenslehre der katholischen Kirche, und das ist eine innerkirchliche Angelegenheit, in die der Staat sich heute ebensowenig einzumischen hat, wie vor 40 Jahren in die Anerkennung des Unfehlbarkeitsdogmas. Wenn der Staat von den Staatsbeamten eine neue Form des Treueides verlangen sollte, so würde die Kirche keineswegs verlangen wollen oder können, daß diejenigen Staatsbeamten, die zugleich Geistliche sind, von dieser Verpflichtung entbunden oder trotz der Verweigerung in ihrer staatlichen Funktion belassen würden. Fiat applicatio! Mögen die Minister oder die Andersgläubigen über den Antimodernisteneid sonst denken, wie sie wollen, sie müssen doch zugestehen, daß die modernistischen Irrlehren keinerlei staatlichen Charakter haben und also ihre Verneinung mit den Interessen des Staates und mit den Pflichten eines Staatsbeamten nicht im geringsten kollidieren.

Aus den Parlamenten.

Eine schöne Frucht des gesetzgeberischen Fleißes ist das Zustandekommen der Wertzuwachssteuer des Reiches. Erstens als sachliche Errungenschaft, da die Vollendung dieser schwierigen Arbeit den Schlußstein fügt in das große Gebäude der Finanzreform und dem Reiche eine Art von Besitzsteuer sichert, die keinem staatsrechtlichen oder wirtschaftlich-sozialen Bedenken unterliegt und eine andauernde Ergiebigkeit verspricht. Zweitens als parteitaktische Errungenschaft, da die sorgfältig

durchgearbeitete Vorlage wegen ihrer Vorzüglichkeit auch die Nationalliberalen und sogar einen Teil der Freisinnigen zum Anschluß an dieses letzte Stück der Finanzreform zwang. Die Herren wollen es natürlich nicht gelten lassen, daß sie von ihrer unbedingten und leidenschaftlichen Verneinung des ganzen „blauschwarzen" Finanzwerkes abgewichen seien; sie wollen die Wertzuwachssteuer nur als Ding für sich betrachtet wissen. Das geht aber nicht. Die Zuwachssteuer war als integrierender Teil der Reform von 1909 geplant und angekündigt worden. Wer ihr zugestimmt hat, der kann wenigstens künftig nicht mehr mit der Behauptung agitieren gehen, daß die blauschwarze Mehrheit alle Besitzsteuern verworfen und den immobilen Besitz lastenfrei gelassen habe. „Unentwegt" ist schließlich nur die allzeit verneinende Sozialdemokratie geblieben, aber auch sie hat sich eine Blöße gegeben, weil sie früher, als das Ergebnis noch unsicher war, die Heranziehung des Wertzuwachses gepriesen hat.

Die elsaß-lothringischen Verfassungsvorlagen sind nach zweitägiger Besprechung in die Kommission gewandert. Der Reichskanzler und sein Stellvertreter nahmen im allgemeinen eine wohlwollende Stellung gegenüber Elsaß-Lothringen ein, was sich namentlich darin bekundete, daß man die letzten anstößigen Zwischenfälle nicht der Bevölkerung im ganzen zur Last legen will. Auch die Reden aus den Reichstagsparteien klangen sehr wohlwollend. Doch bleibt noch ein kritischer Punkt in der Ausführung der guten Absichten. Ueber die Zusammensetzung der Ersten Kammer, die vielfach noch Zweifel und Widerspruch erweckt, wird man sich allenfalls schon verständigen. Aber die erwünschte Befriedigung der Elsaß-Lothringer und eine längere Ruhepause in der verfassungsrechtlichen Agitation wird sich schwerlich erzielen lassen, wenn man nicht das drückende Gefühl der Abhängigkeit von Berlin in etwas größerem Umfange beseitigt. Die Elsaß-Lothringer wollen statt des zeitweiligen Statthalters gern einen lebenslänglichen Statthalter oder noch lieber einen Regenten haben, und sie rechnen damit, daß bei einer solchen Spitze ihrer landesrechtlichen Autonomie auch Sitz und Stimme im Bundesrat ihnen gewährt werde. Es kommen da freilich recht verzwickte staatsrechtliche Fragen ins Spiel. Aber wenn man bedenkt, daß die Reichsgewalt auch bei der landesrechtlichen Autonomie noch das Heft in der Westmark in den Händen behält und die Erste Kammer für alle Fälle ein Sicherheitsgewicht bietet, so sollte man doch wohl den Entschluß und die rechte Form zur Erhebung des Reichslandes zu einem vollgültigen Bundesstaat finden können.

Im preußischen Abgeordnetenhause ist sehr ausführlich über die Justizangelegenheiten bei dem betreffenden Etat verhandelt worden. Ein neckischer Zufall fügte es, daß der sozialdemokratische Radaujurist Liebknecht über die „Klassenjustiz" die übliche Agitationsrede gerade in dem Augenblick halten mußte, als aus Essen die sensationelle Kunde kam, daß der „Kaiserdelegierte" Schröder und seine 5 Genossen, die vor 16 Jahren wegen Meineids verurteilt worden waren, jetzt auf Antrag des Staatsanwalts im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochen wurden. Die „kapitalistische Justiz" hat in der Sühne des in erregter Zeit und unter verwirrenden Umständen gefällten Fehlspruches bewiesen, daß sie auch Anhängern der Sozialdemokratie gerecht zu werden weiß. Auch die Urteile in den Berliner Krawallprozessen, sowohl das von dem Geschworenengericht als das von der Strafkammer gefällte, zeigen eine wahrhafte Unparteilichkeit und Unabhängigkeit der Gerichtshöfe.

Aehrenthal und Pichon.

Zwei Antipoden, die beide optimistisch reden!

Die hochpolitischen Ausführungen des Grafen Aehrenthal in den Delegationen bekundeten nicht bloß feste Zuversicht, sondern auch innige Bündnistreue. Volle Harmonie zwischen Wien und Potsdam-Berlin. Die verbündete habsburgische Monarchie ist über die deutsch-russischen Verhandlungen auf dem laufenden gehalten worden. Das ist eigentlich selbstverständlich; aber die öffentliche Feststellung hat jetzt ihren besonderen Wert, da von den deutschfeindlichen Ränkeschmieden neuerdings der Versuch aufgenommen worden ist, der im Jahre 1908 dem König Eduard mißglückt war: Oesterreich-Ungarn von Deutschland abzuziehen. An der glänzenden Frucht, welche die Solidarität der beiden Kaiserreiche in der Annexionskrisis gezeitigt hat, scheitern die französisch-englisch-russischen Verführungskünste ebenso wie die antideutschen Reden etlicher verbissener slawischer Abgeordneten in Oesterreich.

Herr Pichon hat im französischen Senat seine neuliche Verherrlichung des Zweibundes und der Triple-Entente wiederholt, weil inzwischen die öffentliche Meinung beunruhigt worden war durch Hinweise auf die Zurückziehung der russischen Truppenmassen von der deutschen Grenze und die angebliche Unfruchtbarkeit der Freundschaft mit England. Herr Pichon versichert, daß Frankreich mit Rußland und England in dem lebhaftesten Meinungsaustausch und vollster Harmonie stehe. Er bestritt insbesondere die Behauptung, daß seit zwei oder drei Jahren niemals eine Unterredung militärischen Inhalts mit England stattgefunden habe.

Aus der letzteren Bemerkung darf man wohl schließen, daß auch in der Vlissinger Frage eine Verständigung erfolgt war und die Freihaltung der Schelde für ein englisches Hilfskorps zu den „militärischen" Verabredungen gehört. Hält man daneben den großen Wert, den die Franzosen auf die Marschbereitschaft der russischen Armee an der deutschen Grenze legen, so ersieht man klar, daß trotz aller schönen Worte vom Frieden der Krieg gegen Deutschland sowohl im Osten als im Westen sorgfältig und kunstgerecht vorbereitet wird.

Der neue Bischof von Speyer.

Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz, München.

Nachdem die Diözese Speyer für die Münchener Erzdiözese einen überaus würdigen, an Beliebtheit immer mehr zunehmenden Oberhirten gestellt hat, erhält sie als Gegengabe aus dem rechtsrheinischen Bayern, aus dem zwischen altbayerischem und pfälzischem Wesen am besten vermittelnden Franken, einen Bischof, dessen Ernennung jedes katholische Herz mit der aufrichtigsten Freude und innigsten Dankbarkeit gegen die bayerische Krone erfüllen muß. In einer Zeit, in der finstere, moderne Mächte Thron und Altar gemeinsam den Untergang geschworen haben, kann die wohlwollende Bemühung der Krone Bayern, der katholischen Landeskirche tüchtige Oberhirten zu geben, nicht hoch genug gewertet werden, und in der Aera des Konfliktes zwischen Glauben und Wissen ist es als ein besonders glücklicher Griff zu erachten, wenn eine Leuchte der Wissenschaft, ein öffentlicher Hochschullehrer, der seit mehr als einem Dezennium als Dozent der alttestamentlichen Exegese an den Universitäten Würzburg und Straßburg mit glänzendem Erfolge gewirkt hat, zum obersten Lehrer und Richter des Glaubens und Glaubenslebens in einem bayerischen Bistum erhoben wird, nachdem ihm die heimische Universität wegen der eigenartigen Verhältnisse daselbst verschlossen geblieben ist.

Unter sämtlichen Hochschullehrern ist Dr. Michael Faulhaber — das kann auf Grund eidlicher Zeugenaussagen im bischöflichen Informationsprozeß getrost behauptet werden — für einen Bischofsstuhl einer der bestqualifizierten, weil er, fern von weltfremder Stubengelehrsamkeit, sein reiches Wissen und Können von jeher für das praktische Leben fruchtbar gemacht hat und speziell für das kirchliche Leben. Einen klassischen Typus hierfür bildet auf literarischem Gebiete seine Erklärung der „Vesperpsalmen der Sonn- und Feiertage" für weitere Kreise (Straßburg 1906). Seine Ferien hat der Universitätsprofessor größtenteils für apostolische Missionsarbeit verwendet. Als gottbegnadigter Konferenzredner und Exerzitienleiter, sowie packender Festredner, zumal Katholikentagredner, ist er weithin bekannt geworden. In der Führung kirchlicher Amtsgeschäfte hat er sich als Vizerektor der „Anima" in Rom unter Monsignore Dr. Franz Nagl, dem gegenwärtigen Weihbischof in Wien, Gewandtheit erworben. Sein vornehmer, gediegener Charakter verbürgt eine ersprießliche Amtstätigkeit.

Möge es dem in der Vollkraft des Mannesalters — vor dem Abschluß des 42. Lebensjahres — Stehenden vergönnt sein, recht lange den Bischofsstab zu führen zum Segen seiner Diözese, des bayerischen Vaterlandes und der heiligen, katholischen Kirche!

* * *

Die Konsekration und Inthronisation des neuen Bischofs erfolgt am 19. Februar im Dome zu Speyer durch den Erzbischof von München und Freising unter Assistenz der Bischöfe von Würzburg und Straßburg. Am 4. Februar fand im Thronsaale der Münchener Residenz die feierliche Vereidigung des neuen Kirchenfürsten statt. Während des Münchener Aufenthaltes hatte man Gelegenheit, die hinreißende Beredsamkeit des neuen Bischofs in einem Kreise kennen zu lernen, dem Professor Dr. Faulhaber auch schon in Straßburg seine lebhafte Fürsorge zuwandte. Der Katholische Frauenbund in München hatte ihn zu einem Vortrage über „Zeit- und Zukunftsfragen der katholischen Frauen-

welt“ gewonnen. Damen aus allen Kreisen füllten den Festsaal der „Vier Jahreszeiten“ bis auf den letzten Platz. Auch die vornehme Gesellschaft war stark vertreten, und mehrere Prinzessinnen des Königlichen Hauses nahmen an der Seite des Apostolischen Nuntius, des Erzbischofs und des infulierten Abtes von Sankt Bonifaz Platz. Dr. Faulhaber ist in der Tat ein Redner von faszinierender Wirkung. Die souveräne Ruhe des Vortrags, die geglättete, aber völlig ungekünstelte schöne Form, der klare, durchsichtige, gemeinverständliche Gedankengang gewähren dem Hörer neben dem geistigen Nutzen einen ästhetischen Genuß. Wir können hier nur einige allgemeine Gesichtspunkte des geistvollen Vortrages festhalten: Die Frauenbewegung ist das zielbewußte Streben, einerseits die moderne Frauenwelt der höheren Schichten zu einer regeren Beteiligung an dem geistigen und sozialen Leben der Gegenwart zu erziehen und anderseits die Frauen des 3. und 4. Standes in dem harten Kampf um das leibliche Brot und um die sittliche Würde wirtschaftlich und moralisch zu unterstützen. Diese Bewegung ist heute in vollem Gange, den Indifferenten zum Trotz, die mit Herz und Hirn der Frage fern stehen und niemals ernst sich über den Zusammenhang von Frauenwohl, Familienwohl und Volkswohlfahrt nachgedacht haben und den Heißspornen zum Trotze, die als die gefährlichsten Gegner der Bewegung, das historische Gesetz der stufenmäßigen Entwicklung außer acht lassen. Im Rahmen dieser Frauenbewegung will der Katholische Frauenbund unter Nutznießung der sozialen Licht- und Kraftquellen, die in der Religion des Kreuzes für jede Zeit und Zeitnot sich erschließen, die katholische Frauenwelt systematisch für das Verständnis der Zeit und für die besonderen Aufgaben der Frau im Rahmen dieser Zeit begeistern und zugleich die Inselwelt der anderen Frauenvereine zu einem Festland organisierter Tätigkeit zusammenschließen. Nach ausführlicher Würdigung der vier Aufgaben der katholischen Frauenbewegung, die sehr sinnreich als die Monika-, die Nothburga-, die Hildegardis- und die Veronika-Aufgabe gekennzeichnet wurden, führte der Redner am Schlusse aus: Alle diese idealen Aufgaben für Ehe und Familie, für Arbeiter- und Arbeiterinnenschutz, Bildung und Caritas liegen am sichersten auf dem Grund der Religion verankert. Es ist ein Frevel gegen die Geschichte und Psychologie in der Frauenfrage das religiöse Moment auszuschalten. Die Religion ist uns der eherne Maßstab, um die niederreißende und aufbauende Frauenbewegung zu unterscheiden und in der allgemeinen Umwertungsmanie, welche die Kinder des 20. Jahrhunderts gepackt hat, mit den veralteten uns nicht auch die ewigen Werte entwinden zu lassen.

Sehr beherzigenswerte Worte an die akademische Jugend, aber auch an die katholischen Eltern richtete der künftige Bischof von Speyer am 13. Januar auf dem von sämtlichen katholischen Studentenkorporationen der Universität Straßburg zu seinen Ehren veranstalteten Abschiedskommers. (Professor Faulhaber gehörte der theologischen Fakultät Straßburg seit ihrer Gründung an.) Nach einem Berichte der „Köln. Volksztg.“ (Nr. 46) führte er u. a. folgendes aus: Auf dem Katheder wie auf der Kanzel habe ich es erfahren, daß das Wort des Redners anders wirkt als der tote Buchstabe. Wie bei den Jüngern auf dem Emausgange die Worte des Herrn in ihrem Herzen Leben gewannen, so ist auch mir immer mehr zum Bewußtsein gekommen, daß der Mittelpunkt des katholischen Glaubens nicht die Bibel, sondern das lebendige Wort eines lebendigen Lehramts ist. Es ist das inspirierende Auge des Hörers, das dem Redner die Begeisterung bringen muß. Das dankt der Professor dem Schüler. Und was uns das Leben so gerne anhängt, jene innere Verbitterung, innere Versauerung, das nimmt der lebensfrohe Student dem Lehrer ab, denn die akademische Jugend, der Träger der Zukunft, ist der Träger des Optimismus. Man sagt, wenn in den Weinbergen die Reben blühen, dann fange auch wieder der alte Most in den Fässern zu gären an. So besteht eine enge Sympathie zwischen unseren ersten akademischen Semestern und den „älteren Jahrgängen“. In den katholischen Studentenverbindungen wird der Student von der echt katholischen Weltanschauung geleitet. Wir wissen, daß der Glaube, der das Herz unseres Herzens ist, der Wissenschaft keine Fesseln anlegt, daß er gerade dort aufflackert, wo die Wissenschaft erlöschen muß, und daß die Gnade mit der eigenen Kraft verbunden die eigene persönliche Betätigung zu neuem Leben potenziert. Deshalb rufe ich weit über das Elsaß hinaus: Die katholischen Eltern sollen ihre Studenten fleißiger zu den katholischen Korporationen schicken! Man soll nicht nur von den Schatten sprechen, die jeder menschlichen Tätigkeit anhaften. Ich darf in dieser letzten Stunde sagen, daß in unseren Korporationen noch ein großer Idealismus lebt und daß sie Schulen der Männer unseres echt christlichen Sinnes bilden. Daß dieser Korporationsgedanke immer mehr erstarke, ist mein sehnlicher Wunsch! — Liebe Kommilitonen! Ihnen als den ersten will ich meinen Wahlspruch, der in meinem nunmehrigen Wirkungskreise mein Leitstern sein soll, eröffnen: „Vox temporis, vox Dei!“. — Unsere Zeit ruft nach Männern, nach Charakteren, die auf ihrem Posten ihren Mann ganz zu stellen wissen. In eine Zeit der sozialen Gegensätze und Konflikte hineingeboren, darf ich als Kind dieser Zeit darin auch die Stimme Gottes erkennen, mitzuarbeiten an der Ueberbrückung dieser Gegensätze.

Moses auf Nebo.

Umleuchtet stehst von hellen Lichtes Strahlen
Du einsam nun auf Nebos Bergeswand,
Und glücklich schaust du tief in Sonnentalen
Dein Kanaan, dein heilig Heimwehland.

Du schaust der Wunderfrüchte reichen Segen,
Die Reben, die da duften herb und schwer,
Von Milch und Honig strömt's auf allen Wegen,
Auf denen schreitet deines Volkes Heer.

Und wie die Schleier dir vom Auge fallen,
Da siehst du majestätisch durch das Land
Die Lichtgestalt des Menschensohnes wallen,
Siehst Segen spenden seine Christushand.

Du siehst die Scharen seinen Lehren lauschen,
Sich laben mit des Heilands Mannabrot;
Du hörst die Lebenswasser freudig rauschen,
Die Rettung bringen deinem Volk vom Tod.

Schon willst ins Tal du freudig niedersteigen
Zu huld'gen Ihm — — Allein Jehova spricht:
„Halt ein! Ich wollte dir mein Land nur zeigen;
Du sahst es — doch hinein darfst du noch nicht.“

Du sinkst anbetend auf die Knie nieder
Vor Javeh, der dem Volk dies Erbe gab.
Dann schliessest lächelnd du die müden Lider.
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Die Engel schützen ein Prophetengrab.

Fr. Denzer.

„Machen Sie dem Skandal ein Ende.“

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Als der Wahrmundrummel an den österreichischen Hochschulen mit Streik, Verprügeln katholischer Studenten und ähnlichen Kulturlümmeleien aufs höchste gestiegen war, richtete der Kaiser an den damaligen liberalen Unterrichtsminister und ehemaligen Hochschulprofessor Dr. Marchet die nachdrückliche Mahnung: „Machen Sie dem Skandal ein Ende.“ Die augenblicklichen Erscheinungen des Universitätsskandales wurden zwar beseitigt, aber der Skandal selbst blieb, Marchet war eben selbst Mitglied des freimaurerisch-jüdisch-sozialdemokratischen Vereines „Freie Schule“, welcher der eigentliche Urheber und Schürer des Skandales war. Wahrmund hatte sich als unbrauchbarer Sturmbock gegen den Katholizismus erwiesen; nachdem Marchet ihm erhöhte Pensionsansprüche zugesichert, verschwand er von der Bildfläche. Der Skandal aber, nämlich die Eroberung der österreichischen Hochschulen für den Anarchismus, wurde von der Freimaurerei weiter betrieben. Einen Beweis dafür bieten die jüngsten Vorgänge an der Jagellonischen Universität Krakau.

An die theologische Fakultät dieser Hochschule wurde aus Preußen der Pole Professor P. Zimmermann berufen, der neben seinem Fachkolleg auch ein Publikum über christliche Soziologie ankündigte. Ein katholischer Gelehrter kann nach den protzenmäßigen Ansichten der liberalen Voraussetzungslosen natürlich nicht kompetent sein für ein weltliches Lehrfach, die unerbittliche Voraussetzung aller Voraussetzungslosen ist nun einmal: die Freiheit der Wissenschaft und der Forschung ist ein Monopol des Atheismus, und darum bilden sie sich ein, allein ein Recht zu haben über Soziologie vorzutragen. Nun ist in Krakau schon einige Semester der Lehrstuhl für Gesellschaftslehre frei, und die Herren Freisinnigen setzten voraus — schon wieder! — daß Professor Zimmermann sein soziologisches Publikum als Staffel zum Katheder der weltlichen Professur für Gesellschaftslehre benützen werde. Wenn die Herrschaften nur etwas mehr voraussetzungslos sein wollten! Um nun diesen dem Professor Zimmermann angedichteten Plan im Keime zu ersticken, beschlossen die „freisinnigen“ Studenten, seine soziologischen Vorlesungen unmöglich zu machen. Sie drangen in den Hörsaal ein, störten durch Lärm die Vorlesung, prügelten die katholischen Studenten, verhöhnten Dekan und Rektor und

stellten die gesamte akademische Disziplin auf den Kopf. Nach ihrer Ansicht haben nicht der akademische Senat, die Fakultät, das Unterrichtsministerium über die Berufung zu entscheiden, sondern sie, die Schüler. Die erst lernen sollen, maßen sich ein Urteil an über die wissenschaftliche Befähigung und Lehrbefugnis ihrer Lehrer! Ein laut schreiendes Zeugnis für die Tatsache, daß der Freimaurergeist die „freisinnige" Studentenschaft unserer Hochschulen ganz durchseucht hat und beherrscht.

Der akademische Senat der Krakauer Universität erwies sich als klüger und gerechter als seine Kollegen in Wien und Innsbruck und Graz: er erkannte die tiefgreifende Bedeutung und Tragweite der studentischen Gewaltaten und handelte danach. Er beschloß, jedem Versuche, die Professoren zu terrorisieren, mit allen akademischen Disziplinarmitteln tatkräftig entgegenzutreten, leitete daher sofort eine Untersuchung gegen die Demonstranten und deren Rädelsführer ein und erstattete gegen jene Studenten, welche sich Gewalttätigkeiten hatten zuschulden kommen lassen, Strafanzeige bei der Staatsanwaltschaft. Der akademische Senat fällte sein Urteil am 28. Januar: von den Rädelsführern wurde ein Hörer auf zwei Semester relegiert; ein außerordentlicher Hörer, welcher sich gegen Rektor und Dekan frech benommen hatte, wurde auf unbestimmte Zeit relegiert; einem Rigorosanten wurde das Recht, an der Krakauer Universität die Rigorosen abzulegen, abgesprochen, 246 Hörer erhielten das consilium abeundi, 16 erhielten Verweise, 263 wurden freigesprochen.

Dieses verhältnismäßig milde Urteil, welches die Studenten zur Ruhe zurückführen sollte, verfehlte seinen Zweck vollständig. Die „freisinnigen" Studenten, unter denen die jüdischen Verbindungen das große Wort führten, beschlossen, nicht von dem Berufungsrechte ans Unterrichtsministerium Gebrauch zu machen, sondern den gesetzmäßigen Weg zu verlassen und mit brutaler Gewalt den akademischen Senat zu zwingen, sein Urteil zurückzunehmen oder wenigstens gegen die am härtesten bestraften Rädelsführer zu mildern. Am passendsten erschien ihnen eine Einschüchterung des Rektors; eine Deputation verlangte von ihm Aufhebung des Disziplinarerkenntnisses und Zurückziehung der Anzeige an die Staatsanwaltschaft. Der Rektor, welcher natürlich erkannte, daß ein solches Nachgeben einer gänzlichen Zerstörung der akademischen Disziplin gleichkomme, wies das Ersuchen entschieden ab und nun beschlossen die „Freisinnigen" zu streiken, d. h. selbst Vorlesungen nicht zu besuchen, die anderen Studenten am Besuch der Vorlesungen zu hindern und den Professoren das Lesen unmöglich zu machen, also den ganzen wissenschaftlichen Lehrbetrieb der Hochschule mit Gewalt einzustellen. Siebenhundert Studenten deponierten ihre Legitimationskarten im Rektorate mit der Erklärung, daß sie sich mit den „Gemaßregelten solidarisch" betrachteten. Also ganz sozialdemokratisch!

Mit der Einstellung des Lehr- und Lernbetriebes der Universität waren aber die polnisch-konservativen und die katholischen Studenten keineswegs einverstanden. Sie begaben sich, etwa 200 Mann stark, am 30. Januar in die Universität, wo in acht Hörsälen Vorlesungen gehalten wurden. Die Tore wurden gesperrt und verbarrikadiert. Gegen 10 Uhr rückten 600 Studenten, begleitet von jenem Mob, der immer zur Hand ist, wenn es Straßenkrawall gibt, vor die Hochschule. Der erste Sturm der vereinigten Juden und Sozialdemokraten wurde abgeschlagen; der zweite um 11 Uhr hatte Erfolg: die Fenster der Tore wurden eingeschlagen, die Tore gesprengt und mit Jubelgeschrei drangen die Streikenden in die Vorhalle ein. Im Handgemenge mit den lernwilligen Studenten wurde das erste Stockwerk erstürmt, Hörsaal 53, in dem Professor Los seine Vorlesung hielt, wurde mit Beilen, welche jüdische Studenten mitgebracht hatten, erbrochen. Um Mittag hielten die Streikenden die ganze Universität besetzt, niemand durfte hinein, selbst dem Rektor Professor Witkowski wurde unter ohrenbetäubenden Pfuirufen der Eintritt verweigert, und der akademische Senat mußte sich außerhalb der Universität in der Jagellonischen Bibliothek zu einer Sitzung versammeln. Nachmittags mußten Polizei und Militär die Universität säubern, die für den Rest des Semesters geschlossen wurde.

Dieser Krakauer Skandal ist das Werk des sozialdemokratischen und anarchistischen Judentums. Einen Beweis für diese Behauptung bietet die gesamte Judenpresse Oesterreichs, welcher die anderen Freisinnsblätter gedankenlos nachplappern. Diese Presse, welche in der ganzen Welt nicht genug Lärm schlagen konnte, als Wiens Bürgermeister Dr. Lueger auf dem fünften österreichischen Katholikentage die Wiedereroberung der Freiheit und Gleichberechtigung der Katholiken an den Hochschulen forderte, klatschte jenen unreifen Jünglingen wie rasend Beifall, welche mit Aexten, Stemmeisen und Dietrichen die Krakauer Universität erstürmten, tatsächlich eroberten! Um die Streikenden nahm sich besonders der zionistische RRA. Dr. Adolf Groß an, und Juden waren es, welche die „freisinnigen" Kommilitonen der anderen Universitäten, besonders Lembergs und Wiens, zur Teilnahme an ihrem „Freiheitskampf gegen den Klerikalismus" aufriefen. Eine „Entscheidungsschlacht", sagen die jüdischen Studenten Stern und Strauß in ihren Aufrufen an die Wiener Studenten, solle geschlagen werden „gegen die siegreichen Klerikalen", gegen die „Verklerikalisierung der Hochschulen". Die alte abgedroschene Freimaurerphrase! Weil an der theologischen Fakultät ein Theologe über Sozialismus ein einstündiges Publikum liest, werden die Universitäten „verklerikalisiert".

Die Ausschreitungen in Krakau waren von langer Hand vorbereitet, ihr Zweck ist, die Bestrebungen auf Trennung der theologischen Fakultäten von den Universitäten wieder zu fördern. Der eigentliche Schürer ist der sozialdemokratische RRA. Daszynski, ein Sproß des kleinen Landadels, der den Plan zur Eroberung der Universität bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeitet hatte. Als seine Truppen ihr Barbarenwerk vollbracht hatten, zeichnete Daszynski sie mit folgender Ansprache aus: „Ihr habt eine große Tat vollbracht, welche über ganz Europa widerhallen wird, die ganze Welt wird euch rühmen. Das Militärbajonnet hat vor euch Respekt bekommen, aber es bleiben noch andere Feinde, die viel schlimmer sind, weil sie in schwarzen und violetten Talaren einhergehen, diese sollt ihr aus der Universität entfernen." Deutlicher kann die Absicht der Anarchisten kaum noch enthüllt werden. Die gesamten österreichischen Hochschulen sind mit Ausnahme von Czernowitz in der Bukowina — katholische Stiftungen, aber der Katholizismus wird seit Jahrzehnten von den liberalen Unterrichtsministern systematisch an ihnen zurückgedrängt. Ganze Fakultäten sind so mit jüdischen Professoren besetzt, daß die paar Nichtjuden ohne allen Einfluß sind. Die Studentenschaft verjudet durch den Zuzug aus Galizien, Ungarn und Rußland immer mehr und nimmt den christlichen Studenten die Plätze, die Stipendien, die Privatstunden fort. Aus Rußland drängen in die östlichen Hochschulen, auch in die von Prag und Wien schon, anarchistische Bestrebungen ein, die in Krakau und Lemberg bereits zu Mord und Totschlag geführt haben. War doch selbst der Statthalter Graf Potocki ein Opfer eines anarchistischen Studenten. Der alte österreichische und der alte deutsche Geist wird unter den Augen deutscher (allerdings freisinniger) k. k. Unterrichtsminister systematisch auf unseren Hochschulen ausgerottet. Was für Beamte werden von dem Staat herangebildet?! Man darf sich fürwahr nicht wundern, wenn in patriotischen Zeitungen allen Ernstes empfohlen wird, für die Juden an den von den 95% Katholiken erhaltenen Hochschulen für Professoren und Studenten den numerus clausus einzuführen, damit die Juden nur nach ihrem Bevölkerungsprozent an österreichischen Hochschulen lehren und lernen dürfen. Und an den Mittelschulen, muß man hinzusetzen. Anders wird man der revolutionär-anarchistischen Judengefahr, von der sich unsere Glaubensbrüder im Reiche draußen keine Vorstellung machen können, nicht Herr. „Machen Sie diesem Skandal ein Ende", sollte der Kaiser seinem gesamten Ministerium befehlen.

Nachklänge.

Und oft ist's mir in langer Nacht,
Als hört' ich Bronnen quellen,
Als schlichen kosend Strahlen her
Vor meines Hauses Schwellen;
Als spräch' ein längst vergess'nes Wort
Aus lieben, totem Munde,
Als riss die alte Schwermut erst
Sich los mit tiefer Wunde — —
Und wieder dann, als säng ein Lied
Der Fink im Buchenschlage —
Als säh'st du mir ins Angesicht,
Wie einst, mit scheuer Frage . .

Dr. Hans Besold.

Der Antimodernisteneid und die theologischen Fakultäten an Staatsuniversitäten.

Zu dieser Frage hat die katholisch-theologische Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster i. W. unter dem 1. Februar an den Hochwürdigsten Herrn Bischof Dingelstad von Münster die nachstehende grundsätzlich bedeutungsvolle Erklärung gerichtet (Nähere Ausführungen über diese Erklärung, welcher die Bonner Fakultät sich inzwischen anschloß, enthält die „Weltrundschau", S. 87):

Hochwürdigster Herr Bischof!

Das soeben in den Acta Apostolicae sedis veröffentlichte Schreiben Sr. Heiligkeit des Papstes an Se. Eminenz den Hrn. Kardinal Fischer vom 31. Dezember v. J. enthält eine Darlegung über das Verhalten der theologischen Fakultäten in Deutschland gegenüber dem durch das Motu proprio Sacrorum Antistitum geforderten eidlichen Bekenntnisse der Geistlichen. Im Anschlusse daran fühlt sich die theologische Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität gedrängt, Ew. Bischöflichen Gnaden ehrerbietigst folgende Erklärung zu geben:

Es war durch Mitteilungen verschiedener Bischöfe und durch eine Note im „Osservatore Romano" bekannt geworden — und das oben erwähnte päpstliche Schreiben bestätigt es —, daß für die Professoren der Theologie an den Staatsuniversitäten eine Verpflichtung zu jenem Eide nicht bestehe. Die Fakultät hat daraus den Schluß gezogen, daß wichtige Gründe des öffentlichen Wohles, die mit der Lage der Kirche in Deutschland, insbesondere mit der staatsrechtlichen Stellung und den Aufgaben der theologischen Fakultäten zusammenhängen, den Heiligen Vater zu einer solchen Ausnahme bestimmt haben. So glaubten die nur im Lehramte tätigen Mitglieder der Fakultät sowohl im Sinne Sr. Heiligkeit des Papstes, wie der staatlichen und kirchlichen Behörden in Preußen zu handeln, wenn sie von der Eidesleistung absahen. Andere, die neben ihrem Amte gelegentlich seelsorglich tätig sind, haben mit Rücksicht auf die erwähnten Gründe und die wünschenswerte Einheitlichkeit des Vorgehens, im Einverständnis mit Ew. Bischöflichen Gnaden eine abwartende Stellung eingenommen.

Allen Mitgliedern unserer Fakultät hat es ferngelegen, einer solchen Befreiung sich zu rühmen oder den Schein zu erwecken, als erblickten sie in der Ablegung des Eides eine Preisgabe echter Geistesfreiheit und wahrhaftigen Forschersinnes oder eine Aenderung der bisherigen Grundlagen des Glaubens und Forschens. Unsere Lehrtätigkeit und offen geäußerte wissenschaftliche Ueberzeugung ist stets im Einklang gewesen mit den gegen die modernistische Auflösung des katholischen Glaubens gerichteten Grundsätzen der Enzyklika Pascendi, wie sie die Eidesformel kurz zusammenfaßt.

Die Fakultät darf die Versicherung aussprechen, daß sie es an dem Mute der Ueberzeugung in Sachen der Religion und ihres Bekenntnisses auch in schwierigen, durch geistige Kämpfe erregten Zeiten niemals fehlen lassen wird. Anderseits ist sie sich der Pflichten und Rücksichten, die mit der Einordnung in das Ganze einer staatlichen Hochschule gegeben sind, vollkommen bewußt. Die Erfüllung dieser doppelten Verpflichtung wird ihr erleichtert durch die weitgehende Selbständigkeit, deren sich die einzelnen Fakultäten im Organismus der Universität erfreuen; nicht minder durch das Bewußtsein, daß die Stellung und Tätigkeit der katholisch-theologischen Fakultäten in Deutschland nicht nur dem Ansehen der theologischen Bildung und Wissenschaft zugute kommt, sondern auch von weittragender Bedeutung ist für unser gesamtes religiöses und kirchliches Leben, sowie für die soziale und staatliche Wohlfahrt.

Die theologische Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität.

Engelkemper, Dekan. Hartmann, Mansbach, Hüls, Hitze, Diekamp, Greving, Meinertz, Lux, Bautz, Dörholt, Schmidlin, Vrede.

Antwort auf einen „Offenen Brief".

Von Universitätsprofessor Dr. J. B. Sägmüller, Tübingen.

In der „Allgemeinen Rundschau" 1911, Nr. 3 habe ich in einem Artikel: „Wissenschaft und Objektivität" meine Zustimmung erklärt zu einem Artikel von Professor Seitz in der „Allgemeinen Rundschau" 1911, Nr. 1. In diesem spricht sich Seitz gegen Dr. Adams Ausführungen und Forderungen bezüglich des Modernisteneides in der „Wahrheit" (Nr. 6, 1910) aus. Dr. Adam forderte daselbst im Einklang mit Dr. Wurm, es möge der Apostolische Stuhl noch eine exegetische Erklärung zur erweiterten Professio fidei geben, dahingehend, daß dadurch die Rechte der historisch kritischen Methode auf dem Gebiete der katholischen Theologie nicht gemindert werden wollten. Seitz hat dann diese Forderung vom Standpunkt der Psychologie und des Dogmas aus abgewiesen.

Ich habe mich auf den Standpunkt von Seitz gestellt und noch beigefügt und ausgeführt, daß es eine rein objektive historische Wissenschaft nicht gebe.

Nun werde ich wegen meines Artikels von dem Meinungsgenossen Dr. Adams, Dr. Wurm, in Nr. 9 der „Wahrheit" in einem „Offenen Brief" scharf angegriffen. Einmal wegen des Tones. Sodann sei mein Artikel höchst unwissenschaftlich, weil ich die Artikel von Wurm und Adam gar nicht gelesen hätte, sondern nur den von Seitz und auch den höchst flüchtig, indem ich die von Seitz deutlich geschiedenen Inhaltsangaben der Artikel von Wurm und Adam verwechsle. Weiter wird dann gegen meine Ausführungen über Möglichkeit oder Unmöglichkeit rein objektiver historischer Wissenschaft polemisiert.

Dazu erkläre ich zunächst zum dritten und Hauptpunkt, daß ich — abgesehen von gewissen Konsequenzmachereien von Wurm — nach seinen jetzigen klaren und ausführlichen Erklärungen nicht sehen kann, worin eine wesentliche Differenz in unseren Anschauungen über die Unmöglichkeit einer absolut objektiven historischen Wissenschaft bestehen sollte.

Sodann habe ich formell fehlerhaft eine Stelle in Wurms Aufsatz als eine solche aus Adams Aufsatz ausgegeben. Materiell ist dieses Versehen aber gleich Null bei dem von Seitz und mir bemerkten, von Adam selbst erklärten vollständigen Einklang zwischen Wurm und ihm. Uebrigens hatte ich die Aufsätze von Wurm und Adam zu eigen und mit Interesse gelesen. Ich hätte mich sonst nicht in der Sache zum Worte gemeldet.

Drittens war ich weit entfernt, den Herren Adam und Wurm eine öffentliche Lektion erteilen zu wollen. Ich war vielmehr nur der Meinung und wollte öffentlich ausdrücken — das wird man doch wohl dürfen —, daß ihre Forderung, vom Apostolischen Stuhl eine neue Erklärung zum Modernisteneid nach der von ihnen befürworteten Seite zu verlangen, unnötig sei. Es würden hier offene Türen eingestoßen bei den bereits oft ergangenen Erklärungen des Apostolischen Stuhles für wissenschaftliche historische Arbeit und Kritik. Das hat auch der von Wurm berufene Mausbach den Herren Adam und Wurm in der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 44) klar genug gesagt.

Ein rechtskräftiges Verdikt gegen Münchener Pornokunst.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Die Mühlen unserer Justiz mahlen langsam. Das ist eine oft beklagte Erfahrung. Aber doppelt langsam und bedächtig ist ihr Gang, wenn es sich — zumal in der Kunststadt München — um grobe Verstöße gegen die Sittlichkeit handelt, die sich in den alles beschönigenden Deckmantel der „Kunst" hüllen. Am 1. Februar 1911 hat die III. Strafkammer des Landgerichts München I im sogenannten objektiven Verfahren die Einziehung des in der „Allgemeinen Rundschau" erstmals am 12. Juni 1909 avisierten Schandalbums „Phönix" und die Unbrauchbarmachung der zu seiner Herstellung verwendeten Formen und Platten angeordnet, nachdem das Schwurgericht am 14. Juli 1910 den Herausgeber Friedrich Berthold Sutter freigesprochen hatte, und nachdem das gegen die beteiligten Künstler eingeleitete Verfahren im Hinblick auf den vorausgegangenen Freispruch des Schwurgerichts als aussichtslos eingestellt worden war.

Ueber die seit Jahren nicht abreißenden skandalösen Freisprechungen gegenüber sonnenklaren groben Verstößen gegen § 184 hat die „Allgemeine Rundschau" sich anläßlich des Falles Sutter in Nr. 30 vom 23. Juli 1910 (S. 494 ff.) unter dem Titel „Schwurgerichtlicher Schutz der schamlosesten Pornographie" und in Nr. 33 vom 13. August 1910 (S. 451 f.) mit aller wünschenswerten Deutlichkeit ausgesprochen. Die damals angezogenen drei letzten Fälle flagranter Rechtsbeugung werden bei den Erörterungen über die Reformbedürftigkeit entweder der Zuständigkeit oder der heutigen Zusammensetzung der Geschworenen wertvolle Dienste leisten.

Das durch die Freisprechung des „Phönix"-Verlegers schwer gekränkte Rechtsbewußtsein hat durch die gerichtliche Einziehung des unzüchtigen Albums eine späte teilweise Sühne erfahren, die heute schon als rechtskräftig zu erachten ist, da der Hauptinteressent Sutter vor der Strafkammer im direkten Gegensatz zu seinem Verteidiger, Rechtsanwalt Eichhold, jeden Einspruch gegen die Einziehung fallen gelassen, ja sogar offen eingestanden hat, daß die Herausgabe des Werkes ein „Fehler" gewesen sei. Erst jetzt erfährt man, daß Sutter eine ähnliche Erklärung auch bereits im subjektiven Verfahren vor dem Schwurgericht abgegeben hat. Aus den damals veröffentlichten Berichten über die unter Ausschluß der Oeffentlichkeit abgehaltene Schwurgerichtsverhandlung

war ein solches Eingeständnis nicht zu entnehmen. Diese Berichte klangen vielmehr wie eine siegreiche Fanfare, die ganz auf den herausfordernden Ton des R.-A. Eichhold gestimmt war.

In dem ausführlichen Bericht der „Augsb. Abendztg." (Nr. 33) über das Einziehungsverfahren ist ausdrücklich hervorgehoben, daß der als einziger Zeuge vernommene Kriminalwachtmeister ausgesagt habe, die Anzeige habe Dr. Kausen, der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", erstattet. (Ueber die Vorgeschichte dieser förmlichen „Anzeige" werden wir uns unten noch kurz verbreiten und den Nachweis führen, daß dieselbe erst notwendig wurde, nachdem der fast fünf Monate vorher erfolgte öffentliche Hinweis in der „Allgemeinen Rundschau" nicht zum Ziele geführt hatte.) Diese Feststellung in öffentlicher Gerichtsverhandlung legt die Frage nahe, ob es überhaupt geboten erscheint, in ähnlichen Fällen den Anzeigeerstatter öffentlich namhaft zu machen. Dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" ist es selbstredend völlig gleichgültig, ob in dieser Weise sein Name herausgestellt wird. Denn seine ganze öffentliche Tätigkeit und vor allem seine Stellung als zweiter Vorsitzender des Interkonfessionellen Münchener Männervereins z. B. d. ö. U. stempeln eine derartige Strafanzeige als die Erfüllung einer übernommenen Pflicht. Aber andere Leute in weniger exponierter Stellung werden durch die Aussicht, daß ihr Name in öffentlicher Gerichtsverhandlung preisgegeben werden könnte, von einer im öffentlichen Interesse erforderlichen Anzeige leicht abgeschreckt. In einem Falle wie dem vorliegenden ist die Frage nach dem Anzeigeerstatter nicht von der geringsten Rechtserheblichkeit; denn für den Nachweis der öffentlichen Verbreitung des Schandalbums waren ganz andere Momente maßgebend.

Wie es aber dem Anzeigeerstatter in öffentlicher Gerichtsverhandlung zu ergehen pflegt, bewies auch diesmal wieder der Verteidiger des seinen „Fehler" eingestehenden Sutter, Rechtsanwalt Eichhold, der es nicht unterlassen konnte, wörtlich von der „schamlosen Hetze" zu sprechen, „die in der Oeffentlichkeit gegen die beteiligten Personen betrieben worden ist von den Leuten, die von der Denunziation und von Sykophantentum leben." Man könnte versucht sein, den Herrn wegen dieser „schamlosen" Anrempelung vor den Kadi zu zitieren. Aber der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" zollt diesem übereifrigen Advokaten einer von dem Schuldigen selbst preisgegebenen Sache aufrichtiges Mitleid. Oder kann einem Verteidiger etwas Schlimmeres passieren, als wenn er von seinem Klienten vor Gericht direkt desavouiert wird? Sutter erklärte nach einer uns vorliegenden stenographischen Aufzeichnung wörtlich:

„Ich möchte eigentlich im Gegensatz zu meinem Herrn Anwalt betonen, daß es mir völlig gleichgültig ist, ob das Werk eingezogen wird oder nicht. Ich habe bereits in der Verhandlung im subjektiven Verfahren eingestanden, daß ich als junger Verleger einen Fehler begangen habe, wenn auch Herr Dr. Kausen dies vielleicht gegen mich ausschlachten wird. Ich wüßte nicht, was ich mit dem Werk anfangen soll, wenn es heute freigegeben würde. Ich würde heute ein derartiges Werk nicht mehr verbreiten; ich will damit nicht sagen, daß ich es für objektiv unzüchtig halte. Ich bin nur überzeugt, daß das Werk zweifellos Schaden anrichten kann, wenn es in falsche Hände kommt."

Bei solcher Sachlage müßte der reuige Verleger des Schweinealbums „Phönix" dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" eigentlich nur dankbar sein, daß er ihm, wenn auch auf einem etwas schmerzlichen Wege, zu einer solchen Selbsterkenntnis und zu einer Aenderung seiner Verlagsrichtung verholfen hat. Die Künstler aber, welche dem damals 24jährigen Sutter gegen ein Honorar von 200 M pro Blatt und hälftigen Anteil am Verkaufserlös die nun durch landgerichtliches Urteil als unzüchtig gekennzeichneten Bilder lieferten, mögen sich bis in die Seele hinein schämen, daß sie die hehre Kunst für schnöden Lohn derart erniedrigten und in den Schmutz zogen. Dafür gibt es überhaupt keine Entschuldigung.

Vor drei Jahren, durch Brief vom 2. Februar 1908, wurden die Künstler durch Sutter eingeladen, sich an einem „erotischen" Werk zu beteiligen. Es hieß: „Wir denken nicht an grobe Pornoplastik, sondern an künstlerisch gehobene, durch Geist und Phantasie sublimierte Erotik." Von den eingeladenen Künstlern sind Th. Th. Heine (München) und Lino Vesco (Salzburg), die in dem von Sutter versandten Prospekt (Februar 1909) und in Buchhandelskatalogen noch aufgeführt waren, nachträglich zurückgetreten. Aber wie die meisten der beteiligten Künstler die ihnen gegebene Weisung aufgefaßt haben, zeigte, wie Staatsanwalt Sotier am 1. Februar mit Recht hervorhob, die „grobe Pornoplastik" der namentlich von den Münchenern Gustav Jagerspacher, Albert Weisgerber, Karl Arnold, Willy Geiger (auch der Pariser Pascin, Mitarbeiter der „Jugend" und des „Simplicissimus", ist nicht zu vergessen) gelieferten Blätter. Hier handelt es sich, wie der Staatsanwalt betonte, um grobe Pornoplastik, um Auswüchse einer lüsternen Phantasie, die sich zum Teil sogar auf dem Gebiet des Perversen bewegen. Als weniger grob pornoplastisch, aber dennoch unzüchtig im Sinne des § 184 erachtete der Staatsanwalt die übrigen Darstellungen, speziell diejenigen der Münchener Otto Klopp, Hubert Wilm, Karl Jozsa und des Karlsruhers Heinrich Kley. Nicht näher erwähnt wurden Christophe (Berlin), Samoff (Petersburg), Yasuda (Tokio). Das Gericht schloß sich der Auffassung des Staatsanwalts an, indem es sämtliche Blätter ohne Ausnahme als unzüchtig erklärte und einzog. Da, wie bereits erwähnt, der Verteidiger des schamlosen Albums sich beigehen ließ, in öffentlicher Sitzung den Spieß umzukehren und gegen die Ankläger in der Presse zu wenden, sei noch daran erinnert, daß in der Schwurgerichtsverhandlung vom 14. Juli 1910, die unter Ausschluß der Oeffentlichkeit stattfand, dem Berichte des „Neuen Münchener Tagblatt" (Nr. 196) zufolge der Schwurgerichtspräsident erklärte, „die Darstellungen seien so schamloser Natur, daß einem das Besehen dieser Bilder an sich die Schamröte ins Gesicht treiben muß".

Die von dem Verteidiger mit sophistischen Gründen bestrittene öffentliche Verbreitung wurde in Uebereinstimmung mit den Deduktionen des Staatsanwaltes im Urteil ausdrücklich anerkannt. Man erfuhr bei dieser Gelegenheit auch etwas Näheres über die Art der Verbreitung. Das unzüchtige Werk (Preis 80 M, Buchhändlerpreis 56 M) wurde den etwa 300 Mitgliedern des „Neuen Vereins" in München, dessen Vorliebe für Hautgout auch auf dramatischem Gebiete bekannt ist, außerdem den 900 Mitgliedern einer angeblichen Gesellschaft deutscher Bibliophilen (?) und einer Anzahl von geeignet scheinenden Buchhandlungen zum Kauf angepriesen. Der Vorsitzende stellte aus den beschlagnahmten Geschäftsbüchern fest, daß die Hofbuchhandlung A. Ackermanns Nachfolger, Karl Schüler, in München (hört, hört!) sieben Exemplare des unzüchtigen Albums bezogen hat, daß ferner an Buchhandlungen in Wien, Prag, Hamburg, Kiel, Düsseldorf, Nürnberg (Hofbuchhandlung Fehrle & Sippel), sowie an Einzelpersonen geliefert worden ist. Die Kriminalpolizei konnte bei der Haussuchung in den Geschäftsräumen des Sutter noch 33 vollständige und 3 unvollständige Mappen, sowie eine größere Anzahl von Einzelblättern in Beschlag nehmen.

Wie schon oben erwähnt, hatte die „Allgemeine Rundschau" schon fast fünf Monate vorher, in Nr. 24 vom 12. Juni 1909, auf die im Gange befindliche Herstellung und auf die bevorstehende Verbreitung des „Phönix" warnend hingewiesen. Hätten die zuständigen Behörden damals auf Grund des sehr eindeutigen Prospektes sofort zugegriffen, so wäre die Versendung verhindert, vielleicht sogar die Herstellung inhibiert worden. Der Herausgeber der „A. R." war damals des naiven Glaubens, Polizei und Justiz hätten Mittel an der Hand, um ein angekündigtes Delikt möglichst zu verhindern. Aber das war ein Irrtum. Sobald es sich in München um „Künstler" handelt, müssen ganz besondere „Rücksichten" genommen werden. So blieb es der Privatfürsorge überlassen, auf dem Buchhandelswege das corpus delicti zu beschaffen, und ehe der Untersuchungsrichter die Beschlagnahme verfügen konnte, hatte der durch die Untätigkeit der Justiz während voller vier Monate in Sicherheit gewiegte Verleger Zeit und Muße, seinen Hauptvorrat an den Mann zu bringen.

Auch bei dieser Gelegenheit sei auf einen Punkt hingewiesen, auf den die „Allgemeine Rundschau" schon wiederholt mit allem Nachdruck aufmerksam machte, der auch in den Verhandlungen der bayerischen Abgeordnetenkammer vom 17., 18. und 19. November 1909 scharf herausgestellt wurde: Nicht nur durch die Verbreitung und den Verkauf, sondern schon durch die technische Herstellung solcher Pornodrucke und durch die gewerbsmäßige Bereitstellung wird das größte Unheil angerichtet. Am 17. Nov. 1909 hat sich der Abgeordnete Freiherr von Freyberg über diesen Punkt folgendermaßen ausgesprochen:

„Dieser „Phönix" ist eine Sammlung von Zeichnungen, die wirklich die Exzesse einer verirrten Phantasie darstellen, und noch dazu in rohester Form . . . Ich möchte aber darauf hinweisen, daß in diesem Falle, wie in vielen ähnlich gelagerten Fällen, der Hauptschaden darin beruht, daß die Sachen technisch hergestellt werden. Ich möchte darauf hinweisen, wie

viele Leute mit den betreffenden Blättern und Werken in Berührung kommen, bis die Herstellung vollendet ist; es sind die Leute, die damit beschäftigt sind in den Reproduktionsoffizinen, es sind die Arbeiter in den Verlagskontoren, wo die Werke verpackt und versendet werden. Bei all diesen Gelegenheiten hat eine große Anzahl von Arbeitern, zum Teil von jugendlichen Arbeitern, von Lehrlingen, von Kommis, Gelegenheit, diese Dinge einzusehen, und trägt einen dauernden Schaden von der berufsmäßigen Beschäftigung mit der Herstellung solcher Werke davon."

Dabei ist zu bedenken, daß Schandwerke à la „Phönix" keineswegs vereinzelte Erscheinungen sind, sondern in unserer vom „Sexualbazillus" verseuchten Zeit dutzendweise auf den Markt geworfen werden. Seitdem dem „künstlerischen" und „literarischen" Schweinehandel schärfer auf die Finger gepaßt wird, ist man etwas vorsichtiger geworden. Aber das Uebel ist noch keineswegs ausgerottet. Erst vor wenigen Tagen ging dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" auf dem Buchhandelswege über Leipzig wieder ein Prospekt über ein neues pornographisches Werk zu. Als ein Skandal sondergleichen muß es aber bezeichnet werden, daß in ärztlichen Fachorganen schon seit Jahr und Tag fortgesetzt ein pornographischer „Privatdruck" angepriesen werden kann, der mit der ärztlichen Wissenschaft als solcher gar nichts zu tun hat, sondern nur an die Lüsternheit und an eine ungesunde Neugier appelliert. Wir besitzen zahlreiche Zuschriften aus ärztlichen Kreisen, welche sich gegen diesen unanständigen Geschäftsbetrieb in vornehmen Standesorganen verwahren. Warum findet niemand den Mut, endlich einmal an die rechte Schmiede zu gehen, um diesem Unfug ein Ziel zu setzen?

Jesus auf der Bühne.

Von Universitätsprofessor Dr. M. Meinertz in Münster i. W.

Einige Zeitungen wissen folgendes zu berichten: „Ein protestantisches Oberammergau. Die Theaterkommission von Eisenach genehmigte nach der „B. M.-P." die im Sommer zu veranstaltende Aufführung des jedesmal vier Abende füllenden, vom Oberregisseur Weiser des Hoftheaters in Weimar dramatisierten Lebens Jesu, ähnlich den Passionsspielen von Oberammergau. Hervorragende Bühnenkräfte Deutschlands und des Auslandes haben die Uebernahme von Rollen zugesagt. Das Unternehmen ist durch Hinterlegung der bedeutenden Künstlergagen finanziell gesichert. Zunächst ist eine achtmalige Aufführung im Sommer 1911 geplant". Vgl. dazu: „Kölnische Volkszeitung" Nr. 1075 vom 22. Dezember 1910.

Dieser Plan wird weiten Kreisen überraschend kommen. Hat doch Karl Weisers Jesusdrama bisher in der Oeffentlichkeit noch nicht viel von sich reden gemacht, und ist man immer der Ueberzeugung gewesen, daß wenigstens die vornehmste, über das Menschenmaß hinausragende biblische Person auf die moderne Berufsbühne nicht gebracht werden dürfe. Wer aber das Drama des Weimarer Oberregisseurs gelesen hat, weiß, daß der Plan schon lange besteht. Im Nachwort zu seinem Drama erzählt Weiser nämlich, daß er es für „sehr möglich" halte, „daß die Zensur die Aufführung im Repertoire der Berufsbühne verbieten wird". Und darum sei man daran, Vereine zu gründen, die Richard Wagners Vorgehen sich zum Muster nehmen und Festaufführungen der Jesus-Dichtung veranstalten wollen. „In erster Linie käme hier Thüringen als Wiege der Reformation und Literatur und Weimar mit seinem neuen Theater in Betracht. Gegen solche Festspiele könnte auch die Zensur nichts einzuwenden haben; denn, wenn das katholische Bayern seine Oberammergauer Passionsspiele hat, warum sollte das protestantische Weimar nicht seine Jesus-Darstellung haben dürfen?"

Es muß nun einen gläubigen Christen geradezu schmerzlich berühren, daß die Schwierigkeiten der Aufführung beseitigt zu sein scheinen, und daß der Plan demnächst in der Tat verwirklicht werden soll. Es hinkt ja der Vergleich mit Oberammergau ganz gewaltig: Dort die Darstellung der Leidensgeschichte des Herrn von schlichten Bewohnern eines Gebirgsdorfes, die mit gläubigem Herzen sich in ihre Rolle hineingelebt haben und sich einfach an die biblischen Berichte halten. Hier ein modernes Theater, auf dem Berufsschauspieler auftreten, deren innere Gesinnung für die Sache selbst gleichgültig ist, die nicht das biblische Leben Jesu darstellen, sondern eine rationalistisch verwässerte, mit weitestgehender dichterischer Freiheit behandelte Jesusfigur vorführen.

Im Jahre 1908 hat Erich Köhrer im „Türmer" (Heft 7, S. 112—115) den Gesamteindruck vom Helden des vierteiligen Dramas mit den Worten geschildert: „Ein Menschlein schleicht über die Erde, sich und andere berauschend am Schwall schwärmerischer Phrasen, ohne Kraft und Größe, ohne jedes Menschenherz packende Gedanken, ohne psychische Sensationen, ein Pfäfflein im ärztlichen Gewande, ein armer Jude, der sein Joch geduldig schleppt, wie vorher und nachher Tausende seines Stammes! Ein passiver Held." Köhrer steht Weiser im allgemeinen noch sympathisch gegenüber, und doch urteilt er, daß die Tetralogie „kein Kunstwerk im höchsten Sinne" sei, sondern ein „kühles, nüchternes Theaterstück, daß die Aufführung eine wirklich tiefe, nachhaltige Wirkung nicht erzielen würde".

In dem schon genannten Nachworte erwähnt der Verfasser, daß er sein Werk vor der Drucklegung einem auserlesenen Kreise vorgelesen habe. Professor Lehmann-Hohenberg habe sich dann u. a. folgendermaßen geäußert: „Das ist ein Werk so gewaltig und wuchtig, daß es, vor größeren Volksmassen aufgeführt, alles unwiderstehlich hinreißen würde. Keine Predigt kommt gegen diese Wahrheitsverkündigung in idealer Sprache an; man mag wollen oder nicht, unser Innerstes wird in seinen geheimsten Tiefen erschüttert und eine geistige Neugeburt vollzogen." Mit Recht bemerkt dazu Köhrer, er wisse nicht, ob Lehmann eine besonders empfängliche Natur oder Weiser ein außerordentlich eindrucksvoller Vorleser sei. Er selbst müsse bekennen, daß sein anfangs gewecktes Interesse von Akt zu Akt abnahm, und daß er vom dritten Teile ab viertelstündlich nachsah, wieviel Seiten er noch zu überwinden hätte. Wenn dieses Urteil von rein künstlerischem Standpunkte aus vielleicht auch etwas übertrieben lautet, so ist das zusammenfassende Urteil jedenfalls unumstößlich: „Das Herz blieb kühl und die Seele unberührt! Bleierne Langeweile legte langsam ihre grauen Schatten auf die Sinne".

Für den gläubigen Christen bietet die Gesamtauffassung von der Persönlichkeit Jesu den Hauptanstoß. Das ist eine Romanfigur, wie sie an vielen Stellen einem H. E. G. Paulus, an anderen einem Renan gefallen würde. Die moralisierenden Reden des Herrn mit ihrem das gleiche Thema immer wieder variierenden und dabei so unsäglich armen Inhalte werden sehr bald langweilig. Zwar sind Liebe und Barmherzigkeit eine ehrwürdige und bewundernswerte Sache. Und tatsächlich kann man sich an manchen Worten des Weiserschen Jesus wohl erfreuen. Jedoch sind die Grundgedanken zu einseitig und schwächlich gefaßt und werden so zur Karikatur. Die Rationalisierung der Wunder wirkt stellenweise geradezu erheiternd. Als Beispiel sei die Hochzeit von Kana gewählt: Der Geizhals Lamech verheiratet seine Tochter Rebekka an Simon von Kana. Es ist aber eine Mußheirat; Rebekka liebt ihren Bräutigam nicht. Lamech hat in seinem Geize zu wenig Wein herausgegeben, und Maria fordert Jesus auf, den Gastgeber wegen seines Geizes zu strafen. Jesus läßt darum die Diener Wasser auftragen, und nun rufen alle Gäste ärgerlich aus: Wir bekommen ja Wasser zu trinken. Jesus höhnt den Lamech, daß er wohl aus Sorge um die Nüchternheit seiner Gäste

„Sehr gern uns Wasser geboten hätte! —
Doch — wenn wir im rechten Geiste trinken,
Soll es, ihr Freunde, zu Wein uns werden,
Der uns die Herzen belebt und erfreut."

Nach weiteren langatmigen Reden ruft schließlich Johannes „aufspringend und seinen Becher schwingend":

„Göttlicher, Heil dir! Du hattest recht!
Der Geiz verwandelt den Wein in Wasser; —
Der freudige Geist das Wasser in Wein!"

Wirkt dies und vieles andere fast lächerlich, so fordern manche Szenen tiefsten Unmut hervor. Gerade in der Zeit, da das gläubige Christentum das Weihnachtsfest feiert, gilt dies in besonderem Maße von der Erzählung, mit der Maria dem fragenden Joseph über die Herkunft des Jesukindes Auskunft gibt. Es ist, kurz gesagt, die spätere jüdische Verleumdung von unehelicher Geburt in einem schillernden, mystischen, widerlich-süßlichen Gewande. Sehr fragwürdig ist auch die Szene zwischen Jesus und Magdalena. Schon vorher hat Magdalena der Mutter gegenüber ihre Liebe zu deren Sohne Jesus gestanden. Nachher spricht sie zu Jesus, indem sie die berüchtigte Fälschung von Nikolaus Notowitsch sich zu eigen macht:

„Wir wollen fliehen — zum Lande der Inder, —
Wo du schon einmal friedlich lebtest! —
Ich will dir den Pfad mit Rosen der Liebe
Ueberschütten, wie jenes Abends,
Als ich zuerst dich sah in Magdala!"

Und nun erwidert Jesus unter anderem:

„Ich kann dich verstehen; ich kann dir vergeben; —
Aber nicht lieben kann ich dich
Mit jener Liebe, die du ersehnst! .....
Wär mir nicht die Sendung vertraut, —
Ich hätte dich lieben können; wir wären
Ein glückliches Menschenpaar geworden!"

Und später wieder:

„Es hat das liebende Weib mit seiner
Lockung zum Leben mein Herz erregt."

Solche Worte wirken im Munde eines Jesus für den gläubigen Christen verletzend. Nicht minder die Selbstanklage, als die Jünger nach der Tempelreinigung eine förmliche Radauszene beginnen wollen:

„Mit schmerzlicher Reue klag' ich mich selbst an,
Daß mich die Leidenschaft eben dahinriß! —
Keine Gewalttat, wenn ihr mich liebt!"
(„Er schlägt beide Hände vors Gesicht").

Am gelungensten ist in den ersten beiden Teilen die Schilderung des Herodes und seines Sohnes Antipas samt ihrer Umgebung. Hier kann man sich wirklich ein Bild von den verkommenen Herodäern machen. Natürlich spielt auch Johannes der Täufer die durch Heine, Sudermann, Oskar Wilde und Richard Strauß modern gewordene Rolle, gegen die sich einst sogar Maximilian Harden („Die Zukunft", 1906, 468 ff.) mit scharfen Worten gewandt hat. Widerwärtig ist besonders die lüsterne Szene des Tanzes der Salome vor dem betrunkenen König.

Daß Kirche und Priestertum von Weiser nicht gerade freundlich behandelt werden, läßt sich von vornherein vermuten. Aber manchmal sind die Farben doch gar zu stark aufgetragen. Judas, der übrigens kurz vorher den Tempelvorhang mit seinem Schwerte zerfetzt hat (= das Zerreißen des Vorhanges beim Tode Jesu), spricht in dem Schlußdialog mit Magdalena:

„Doch die versteh'n ihn nicht, die als Jünger
Jetzt in die Welt hinauszieh'n und auf Petrus
Aufbauen wollen ihre Tempel! — Tempel? —
Er wollte keinen! — Geist war all sein Streben!
Staat, Formen, Priester, Vaterland, — das alles
Sind Schemen, die vor ihm versanken! — Einzig
Nur reines Menschentum war seine Lehre!"

Noch weniger geschmackvoll ist der Traum, den Tullia ihrem Gatten Pilatus erzählt: Sie sieht Jesus „wie den Sonnengott Apollo" zum Schutze einer „schönen bleichen Frau" gegen zwei Ungeheuer niederschweben. Die Ungeheuer zerfleischen aber den Gottesgesandten, und nun sieht sie, daß aus ihren Köpfen „vertierte Menschenangesichter grinsen", das Angesicht des Cäsaren und das des Priesters. Sie kämpfen dann miteinander um das Weib, bis der römische Kaiser den Priester besiegt. Inzwischen erstarkt aber das Weib und schlägt dem Cäsar den Kopf ab.

„Doch aus dem Blut der beiden wieder wuchs
Mit Herrscherkronen und mit Priesterbinden
Ein neu Geschlecht von Ungeheuern, lechzend
Nach Rache, jenes Riesenweib umbrüllend ....."

Das sind so einige Proben, die anzeigen, in welchem Geiste die Tetralogie geschrieben ist. Wer etwa die jüngste Aufführung in Oberammergau gesehen hat, wird danach beurteilen können, daß es fast wie Hohn klingt, das Weisersche Drama mit der Oberammergauer Passionsdarstellung in Parallele zu bringen. In der orthodox-protestantischen Zeitschrift „Die Reformation" (9. Jahrg. Nr. 47, vom 20. Nov. 1910) findet sich ein Artikel von Reinhard Mumm, in dem es ganz mit Recht heißt: Die Zeitungsnotiz über die Eisenacher Festspiele mit ihrem Hinweise auf die „hervorragenden Bühnenkräfte Deutschlands und des Auslandes" sowie auf die „bedeutenden Künstlergagen" beweise, „daß es sich hierbei um ein Geschäftsunternehmen handelt, das mit Gottesdienst nichts zu tun hat".

Man wird es den gläubigen Protestanten nachfühlen, daß ihnen diese Art von Jesus-Drama wenig behagt. Aber auch der Liberalismus dürfte sich wohl überzeugen können, daß das neue Unternehmen in einem überwiegend christlichen Lande sich nicht ziemt. Mumm schließt seinen Artikel, nachdem er darüber geklagt hat, daß man in Eisenach die Person des Gottmenschen gegen solches Theaterwesen nicht schützen werde, mit den Worten: „So bedarf es der lebendigen Einwirkung weiterer Kreise, um uns dieses traurige Schauspiel zu ersparen, das mit Protestantismus aber auch gar nichts gemein hat, sondern nur als ein schlechter Abklatsch der Oberammergauer Festspiele sich einführt."

Schlummerlied.

Nun streckt der freundliche Schlummer
Die leise Hand nach mir aus,
Lass schwinden Gedanken und Kummer,
Wir fahren ins Traumland hinaus.

Es wiegen und wogen die Bilder,
Das Streiten und Fragen ist aus.
Die Welt wird sanfter und milder,
Ich glaube: wir fahren nach Haus.

Der Vater steht an der Pforte,
Wir ruh'n an der Mutter Brust,
Heimisch erklingen die Worte,
Wird auch der Sinn nicht bewusst.

M. H. Gareth.

„Die Hochwacht."

Monatsschrift zur Bekämpfung des Schundes und Schmutzes in Wort und Bild.

In dem schweren Kampfe, den die „Allgemeine Rundschau" schon seit Jahren mit wachsendem Erfolge gegen die Pornographie und Pornokunst geführt hat, ist uns ein neuer Bundesgenosse erstanden, dessen Ziel „die Bekämpfung des Schundes und Schmutzes in Wort und Bild" ist. Es ist wahrlich ein trauriges Zeichen unserer Zeit, daß die Schund- und Schmutzliteratur so überhand genommen hat, daß eine besondere Zeitschrift zur nachdrücklichen Bekämpfung dieser häßlichen Literaturgattung erforderlich war, die alle bisher zersplitterten Kräfte zu einer einzigen machtvollen Bewegung vereinigen soll. Seit Oktober v. Js. erscheint im Verlage von Ulrich Meyer, G. m. b. H., Berlin W 57, eine Monatsschrift „Die Hochwacht", deren Leitung der bekannte Bekämpfer der Schundliteratur, Prof. Dr. Karl Brunner in Pforzheim, übernommen hat. Von dem Inhalte der bisher erschienenen Hefte interessieren uns besonders folgende Beiträge, weil sie direkt oder indirekt sich mit der Pornoliteratur beschäftigen. In einem „Notschrei einer deutschen Frau" wendet sich Marg. Danneel-Berlin gegen die Auslage von pornographischen Schriften in Schaufenstern. Einen beachtenswerten Vorschlag macht der Postdirektor Eduard Preuß-Laurahütte; er wünscht nämlich den Verkauf guter, billiger Lektüre in der — Postschalterhalle. Wenn sich die in Betracht kommenden Stellen für dieses Projekt erwärmen würden, so wären wir wieder einen großen Schritt weiter. A. Ebner, der Syndikus des Vereins deutscher Zeitungsverleger, behandelt den „Schmutz in der Tagespresse" [1]; er bietet eine historische Uebersicht über die gesetzlichen Maßnahmen gegen denselben. — Ein sehr wichtiges Thema behandelt ein Beitrag des † Landgerichtsrates a. D. Dr. Lazarus-Berlin, „Elegante Pornographie", der zuerst in der „Deutschen Juristenzeitung" erschienen ist. Es werden dann einige Schriftstücke veröffentlicht, wie das Rundschreiben des Vereins deutscher Zeitungsverleger sowie der Bericht der Wiener „Reichspost" über das Verfahren gegen den berüchtigten Buchhändler Stern in Wien. Das Dezemberheft wird durch einen Artikel von Wilh. Kuhaupt-Berlin eingeleitet, der ein leider sehr aktuelles Thema behandelt: „Die moderne Moral und ihre Folgen." Weiterhin spricht Gerichtsassessor Dr. Albert Hellwig (Berlin-Friedenau) über „Schundfilms und Kinematographeninteressenten". Im selben Hefte veröffentlicht Brepohl-Wiesbaden einen Beitrag über die „Einführung von Schmutzliteratur aus Ungarn", der interessante Streiflichter auf die lichtscheuen Praktiken der Pornohändler wirft. Allzu reichhaltig ist der Inhalt der vier vorliegenden Hefte, um ihn an dieser Stelle in etwa zu erschöpfen. Wir freuen uns des neuen Mitstreiters gegen die Pornographie, dieses schleichende Gift, welches unser Volk bis ins Mark zu demoralisieren droht. Wir wünschen dem neuen Organ die besten Erfolge, die auch kaum ausbleiben werden. An unsere Leser aber richten wir die Bitte, die neue Monatsschrift durch ein Abonnement (3 M. jährlich) zu unterstützen und dadurch die Ziele der Zeitschrift zu fördern. Wie man sieht, hat „Die Hochwacht" ihre Ziele enger gesteckt, als der von dem unermüdlichen Jos. Pappers in Köln-Sülz mit so großem Eifer und Geschick redigierte „Volkswart", das offizielle Organ des Verbandes der Männervereine z. B. d. ö. U. Jahrespreis 2 M. Der „Volkswart" widmet sich der Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit auf allen Gebieten, nicht nur auf demjenigen der Literatur und Kunst.) Reinhold Heinen.

[1] Anmerkung des Herausgebers: Vgl. beispielsweise das skandalöse Feuilleton in Nr. 62 des „Berliner Tageblatt", I. Beiblatt, Morgenausgabe vom 3. Februar 1911.

Vom Büchertisch.

P. Paul Ginhac S. J. von A. Calvet S. J. Deutsche Bearbeitung von Otto **Werner** S. J. Mit 6 Abbildungen. **Herder**, Freiburg. ℳ 3.60, geb. ℳ 4.60. Gestützt auf reiches und haltbares Quellenmaterial entwirft Calvet ein sehr interessantes Bild von dem Leben des französischen Jesuitenpaters Paul Ginhac (1824—1895). Ehedem Student, der gerne unüberlegte Streiche übte, der gar nicht Priester werden wollte, ist Paul gelegentlich einer Mission durch den Anblick eines Kruzifixes bekehrt worden, trat in den Jesuitenorden und wurde ein heiligmäßiger Ordenspriester. Ginhac war nicht fehlerfrei, aber er hat nie mit seinen Fehlern Frieden geschlossen. Mit eisernem Willen überwindet er sie. Tag für Tag reift er innerlich heran in fortwährendem Kampfe mit dem niederen Menschen, verborgen vor den Augen der Welt. Dann aber arbeitet er ungemein segensreich in der Seelsorge und zum Besten des Jesuitenordens, bis er seine gottliebende Seele seinem Schöpfer zurückgibt. Ein Leben schauen wir da, reich an Selbstbeobachtung und Selbstkritik, reich an Selbstüberwindung und zielbewußtem Streben nach wahrer Vollkommenheit, reich an stiller Seelsorgsarbeit, reich an Gottes Segen. Man kann dieser Lebensbeschreibung nur weite Verbreitung wünschen, vor allem im Welt- und Ordensklerus.

P. Aidan, O. M. Cap.

Bronner F. J., Bayerisch' Land und Volk (diesseits und jenseits des Rheins) **in Wort und Bild.** München, Kellerer, 3. Aufl. 52 Bogen 8° mit 333 Bildern. 6 ℳ. War das Werk schon bisher ein Hausbuch voll echten Heimatsinnes und ein Wecker stolzer Heimatfreude, so ist es das durch die textliche und illustrative Ausgestaltung mit der neuen Auflage noch mehr geworden. In jedes bayerische Haus, in dem man etwas auf sein Vaterland hält, wünschen wir dieses Buch, und manchem Nichtbayern, der in Ferientagen oder in des Lebens Pflichtgang durch bayerische Gaue kam und sich da in etwas heimlich und wohl fühlte, wird das Werk angenehme Erinnerungen auffrischen, den Blick in die Schönheit des bayerischen Landes erweitern und auch ein klares Urteil über Kultur, Sitten und Gebräuche vermitteln. Es ist ein wertvolles Stück deutscher Volkskunde, das Bronner hier mit Geschick beschreibt. Man muß dem Verfasser für das Werk dankbar sein und kann sich freuen, daß es heute schon im 11.—16. Tausend in deutsche Lande zieht.

Weigl.

Fürsorgewesen. Acht Vorträge. (Sonderabdruck aus dem „Bayer. Aerztl. Corresp.-Blatt"), München, Otto Gmelin. 8°, 146 Seiten. — Die trefflichen Ausführungen, die in einem vom Münchener Aerztlichen Bezirksverein veranstalteten Zyklus von Vorträgen über die Jugendfürsorge von den Hofräten Dr. Joseph Meier und Freudenberger, Dr. Doernberger, Gymnasiallehrer Dr. Vogt, Oberlehrer Turtur und den Universitätsprofessoren v. Gruber, Kerschensteiner und Kopp gehalten wurden, sind hier vereinigt und geben viel wertvolles statistisches Material, praktische Erfahrungen und gut durchführbare Anregungen.

Reither.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Der Historienmaler Prof. Georg Conräder, ein bedeutendes Mitglied der Pilotyschule, Lehrer an der Münchener Kunstakademie, starb in Abbazia, 72 Jahre alt. — Der Porträtmaler Prof. Alois Erdtelt starb am 18. Januar; er war 1851 in Schlesien geboren und war Schüler von Diez. — Am 20. Januar starb plötzlich Prof. Hubert v. Heyden. Als Sohn des Berliner Historienmalers August v. Heyden 1861 geboren, daselbst auch ausgebildet, gehörte er als bekannter Tiermaler in München der Sezession an. — Im Chorumgange der Frauenkirche ist nunmehr das von Prof. Gg. Busch geschaffene Denkmal des verstorbenen Erzbischofs Dr. v. Stein zur Aufstellung gelangt. Auf das schöne und charakteristische Werk ist schon früher an dieser Stelle hingewiesen worden. Es zeigt im Mittelfelde die Halbfigur des Erzbischofs, der mit der Linken den Bischofsstab hält, die rechte Hand segnend erhebt. Die Einrahmung und der Sockel zeigen gotische Motive, sowie die Schutzheiligen der Diözesen Würzburg und München-Freising. Der vorzüglich gelungene Guß ist in der Rupp'schen Erzgießerei, Inh. Hans Klement, an der Nymphenburgerstraße, ausgeführt. — Prof. Martin Feuerstein hat den Auftrag erhalten und ausgeführt, für die berühmte Colmarer „Madonna im Rosenhag" des Martin Schongauer zwei Flügel zu malen, damit das Bild auf einem Altar aufgestellt werden kann. Während die Innenseiten der Flügel lediglich dekorativ behandelt werden, um dem alten Gemälde seine volle Wirkung ungeschmälert zu erhalten, hat Feuerstein die Außenseiten mit den beiden Figuren der Verkündigungsgruppe geschmückt. Die neuzeitliche Auffassung verbindet sich in feiner Weise mit der historischen. Die beiden auf Goldgrund stehenden Figuren heben einander durch ihren Kontrast. — Die St. Annapfarrkirche hat unlängst einen herrlichen Schmuck ihres Hauptportals an der Turmfront durch die Aufstellung der Figur des reitenden Heilandes, die seinerzeit im hiesigen Glaspalaste ausgestellt war, erhalten. Man konnte damals ihre Einzelheiten besser genießen als jetzt, wo wegen der hohen Aufstellung vorzugsweise der Umriß zur Geltung kommt. Die Figur, zu der der Gedanke aus der Apokalypse stammt, hält Bogen und Siegeskranz. Der Körper des Heilandes wie der des ungesattelten und ungezäumten Rosses sind von gleich edler Durchführung. Die Arbeit stammt aus der v. Millerschen Erzgießerei. — Die Peterskirche erhält zum Beginn ihrer Herstellung einen neuen Verputz, zunächst an der Südseite. — Der unlängst eingeweihte Neubau des Franziskanerklosters an der Herzog Rudolfstraße, das Werk des Architekten Franz Deininger, zeigt sich in seiner Gesamtanlage, sowie in der Durchführung der großen und kleinen Einzelheiten als ein Bau, in dem Einfachheit sich mit großem künstlerischen Zuge vereinigt. — Mit dem Abbruche des Augustinerstockes wird nunmehr energisch vorgegangen. — Die vom Bildhauer Sebastian Osterrieder für die St. Ludwigskirche gelieferte Krippe findet ob ihrer künstlerischen Durchführung und wegen ihrer durch Lokalstudien ermöglichten ethnologischen und geographischen Genauigkeit verdienten Beifall. — Bei der Jahresgeneralversammlung des Bayerischen Vereins der Kunstfreunde ergab sich, daß im Interesse von Ankäufen für die Staatssammlungen im Berichtsjahre 23,259 ℳ verausgabt worden sind. Die Neuerwerbungen kamen der Alten Pinakothek, dem Antiquarium und dem Nationalmuseum zustatten. — Dem K. Ethnographischen Museum ist die ausgezeichnete Wilhelm Spratersche Sammlung siamesischer Kunst- und Kulturgegenstände geschenkt worden. — Unter den Darbietungen der **Kunstsalons** stand die Heinemannsche Altspanische Ausstellung allen voran, über die wir bereits gesondert berichtet haben. Bei Thannhauser gab es eine Kollektion von Werken von Julius Heß, die durch wunderbare und intime Behandlung der Farbe Anteil erregten. Tiefste Eindrücke, wie immer, schufen die Zeichnungen von Käthe Kollwitz. In Brackls moderner Kunsthandlung sah man Bilder von Leo Putz, die bei gewohnter Eleganz offenbar einen technischen Fortschritt zeigten. Ein halbes Hundert Malereien von Professor Julius Paul Junghanns zeigte die prächtige und selbständige Entwicklung dieses aus der Zügel-Schule stammenden, immer mehr aber seine eigenen Wege gehenden Künstlers. Sehr gute Farbenholzschnitte und andere Graphiken von dem dachauischen Oesterreicher Walter Klemm interessierten in der Nickelschen Kunsthandlung, während die „Kunsthalle München" unter den Originaldrucken des Karlsruher Künstlerbundes vieles von Thoma und Steinhausen bot und damit allerfeinste Genüsse schuf. — Der **Kunstverein** stand im Januar fast ganz unter dem Zeichen „Alt-Wien". Darüber ist in der „Allgemeinen Rundschau" bereits berichtet worden. Schade, daß es an einer Verstimmung nicht gefehlt hat, die durch das mangelnde Entgegenkommen des preußischen Kultusministerium verursacht war. Ueber die Form mag man ja wohl reden können, die Sache selbst betreffend, kann man es niemanden verdenken, wenn er unersetzliche Kunstwerte nicht den Gefahren des Transportes aussetzen mag. Außer „Alt-Wien" hatten wir im Anfange des Monats dekorative Werke von R. Kaiser, Landschaften von R. Riemerschmid und Bouché, Plastiken von Joseph Köpf, letztere Beweise von Vielseitigkeit, getreuer Naturerfassung und tüchtiger Technik. Die Generalversammlung am 11. Januar ergab einen geringen Rückgang der Mitgliederzahl, eine Abrechnung, die mit 132,279.83 ℳ bilanzierte, und einen Vermögensbestand, der infolge eines Legates von 30,000 ℳ sich auf 394,000 ℳ beläuft. Wenn der künftigen Behandlung der Ausstellungsfrage eine Erörterung zuteil wurde, so darf man dem dabei hervorgehobenen Gesichtspunkte zur Einschränkung des allzu bereitwilligen Entgegenkommens gegen künstlerisch nicht durchaus hochstehende Erzeugnisse nur zustimmen.

Amsterdam. Rembrandts berühmte „Nachtwache" wurde durch frevlerische Hand verletzt, konnte aber zum Glück unschwer wieder ausgebessert werden. — **Bamberg.** Für eine St. Otto-Kirche ist ein im Barockstil gehaltenes Projekt durch den Münchener Architekten August Zeh vollendet und allseitig beifällig begrüßt worden. — **Berlin.** Der Bildhauer Prof. Joseph Uphues, bekannt besonders durch seine Hohenzollernporträts, starb etwas über 60 Jahre alt, ebenso der 76jährige namhafte Graphiker Professor Gustav Eilers. — Das der Frau Clara Simrock gehörige Böcklinsche Gemälde „Triton und Nereide" soll der Nationalgalerie zufallen. — Max Liebermann soll die Absicht haben, das Präsidium der Sezession niederzulegen. — **Frankfurt a. M.** Bei Erdarbeiten fanden sich frühgotische Skulpturen, darunter eine Bischofsstatue. — **Köln.** In der Nähe wurde eine kostbare reichverzierte, spätrömische Glasschale unversehrt in einem Sarkophag gefunden. — **Nürnberg.** Das Verkehrsministerium hat für den Neubau des Verkehrsmuseums, und der Stadtmagistrat für ein Beethoven-Denkmal Wettbewerbe eröffnet. — **Stuttgart.** Der Maler Hermann Pleuer, der Pleinairist, der sich unter andern durch seine ausgezeichnete Schilderungen von dampfumwogten Bahnkörpern und Eisenbahnzügen auszeichnete, starb, 47 Jahre alt, am 6. Januar.

Dr. O. Doering-Dachau.

„Der Rosenkavalier".

Bald nach dem sensationellen Erfolg der „Elektra" wurde bekannt, daß Strauß sich nun einem heiteren Stoffe zuwende. Der blindeste Verehrer des Tondichters mußte erkennen, daß aus den Abgründen der Seele nach der Seite des Pathologischen in „Salome" und „Elektra" das letzte herausgeholt war, daß für die Kunst dieses bedeutenden Mannes nichts gefahrvoller gewesen wäre, als sich in die Welt zügelloser Leidenschaften zu vergraben. Der Dichter der „Elektra" wurde auch der Librettist des „Rosenkavaliers". Hatte der Musiker schon Beweise von Humor gegeben, so betrat der Poet ein ganz neues Gebiet. Das schwerblütige Temperament Hofmannsthals kann oft ein gewisses Pathos nicht überwinden, so sehr auch Strauß im Dreivierteltakt darüber hinwegzuhelfen sucht. So verschuldet der Dichter die großen Dehnungen, die fraglos bestehen, wenn auch enragierte Straußianer keine Note missen mögen. Was Strauß und Hofmannsthal eint, ist die Freude an der Farbe, an dem Glanz der Dinge. Nicht nur in der Koloristik des Orchesters hat der Tondichter diesem Sinn für Farbe Rechnung getragen. Für die Aufführung bestehen in dieser Hinsicht genaue Vorschriften, und die blendenden Dekorationen von Roller in Wien sind meines Wissens für alle Bühnen obligatorisch.

Der „Rosenkavalier" spielt im Wien Maria Theresias. Die Fürstin Werdenberg finden wir im ersten Akte in ihrem prunkvollen Bette, der siebzehnjährige Octavian kniet vor demselben. Liebesgetändel, musikalisch von feinem Reiz. Nehmen wir einmal das Bett auf der Bühne als eine Ueberkonzession an den „modernen" Geschmack hin, die gern ergriffene Möglichkeit, die Vorgänge des ganzen ersten Aufzuges ins Schlafzimmer zu verlegen, liegt in der damaligen höfischen Sitte, zum „lever" allerhand Besucher hinzuzuziehen. Bei aller Poesie behält das Verhältnis der Marschallin zu Octavian einen Stich ins Frivole, besonders noch durch den Altersunterschied der reifen Frau und des halbkindlichen Jünglings. Nach meiner Meinung sollte die Darstellung, die in München wohl der von Max Reinhardt superrevidierten Dresdner folgte, vieles mildern. Es ist nicht nötig, daß der Bengel unter leidenschaftlichen Liebkosungen sein Haupt immer wieder an dem Busen der Fürstin vergräbt. Diese aufdringliche Erotik[1]) bringt auch in den Fortgang der Handlung Widersprüche, denn durch sie ist späterhin die in ihrer poetischen Reinheit wundersame erste Begegnung Octavians und Sophiens psychologisch kaum erklärbar, wenn nicht geradezu unmöglich. Musikalisch allerliebst ist die Frühstücksszene, deren Grazie von Mozartscher Anmut ist. Man hat sich hierdurch verführen lassen, und Strauß scheint dies zu wünschen, daß man zwischen dem „Rosenkavalier" und „Figaros Hochzeit" Parallelen zieht. Das kann meines Erachtens nur zu ganz schiefen Resultaten führen, und wenn der Reiz der Neuheit vorüber, nur zu Unterschätzung von Strauß.

Während des Liebesgetändels naht Besuch, und Octavian schlüpft, um die Fürstin nicht zu kompromittieren, in die Kleider eines Kammerkätzchens. Als solches begeistert er den derbsinnlichen Baron Ochs von Lerchenau, der darob oft genug von dem Zweck seines Besuches bei der Frau Fürstin sich ablenken läßt. Der Baron hat sich nämlich mit einem neugeadelten reichen Fräulein verlobt. Die Marschallin soll ihm einen Kavalier wählen, der der Braut in seinem Auftrag eine silberne Rose bringt, wie es der Brauch der Zeit erheischt. Die Fürstin bestimmt Octavian. Nun werden allerhand Leute zur Audienz vorgelassen, eine Modistin, Tierhändler, Musiker, der Notar, der Friseur. Welch willkommener Anlaß für Strauß zur Illustrierung des Stimmengewirres. Wir denken flüchtig an die Juden vor Herodes, aber im ganzen schont Strauß unsere Ohren jetzt mehr, oder vielleicht haben sie sich schon besser gewöhnt. Ich will es nach erstmaligem Hören nicht entscheiden. Die allein bleibende Fürstin sinnt über die fliehende Zeit nach und gedenkt der Braut dieses rüden Baron Ochs, in deren Schicksal sich das ihrige spiegelt. Das gehört zu dem feinsten, was uns Strauß als Lyriker geschrieben. In der folgenden Szene zwischen ihr und Octavian schwingt diese Schwermut nach. Die Fürstin ahnt, daß der Geliebte sie bald verlassen wird.

Der zweite Akt führt ins Palais des Vaters von Ochsens Braut. Vielleicht vertrüge der Pomp des bourgeois gentilhomme noch einige humoristische Lichter. Es folgt der Einzug des Rosenkavaliers. Die Ueberraschung und das spontane Aufflammen der beiderseitigen Liebe werden durch eine zauberhafte Klangpoesie versinnlicht. Ihre Leidenschaft wächst noch, als Ochs von Lerchenau kommt und seine Braut durch seine zynische Zudringlichkeit abstößt. Allein gelassen sinken sie sich in die Arme. Sie werden entdeckt, und in der Auseinandersetzung verwundet Octavian den Baron mit dem Degen. Ochs glaubt, es ginge ihm ans Leben, er jammert und wird verbunden. Diese Szene ist von groteskem Humor und wirft auf den Charakter dieses Schwätzers famose Schlaglichter. Allein sie ist viel zu lang und bringt sich hierdurch um einen Teil ihrer Wirkung. Als der Kranke von der angeblichen Zofe eine Einladung zum Stelldichein erhält, trollt er, seinen Leibwalzer singend, ganz vergnügt ab. Es hat manchen gewundert, wie stark Rich. Strauß vom Dreivierteltakt Gebrauch macht. Es läßt sich einwenden, daß er dem Stil des theresianischen Zeitalters nicht entspricht, wie überhaupt den pretentiöseren Formen einer „Komödie für Musik". Da Straußens Kunst vorzugsweise Ausdruck des Charakteristischen, so wird man anerkennen müssen, daß für den Herrn Ochs von Lerchenau die triviale Weise sehr gemäß und auch für die Chambre Separée-Stimmung des letzten Aktes bezeichnend ist.

Ich finde die Komik Hofmannsthals hier etwas gezwungen, man fühlt, er gibt sich förmlich einen Ruck, um die Handlung weiter zu schieben. Octavian hat sich wieder in die Zofe Mariandl verwandelt, und der lüsterne Baron ist überglücklich. Ich möchte Hofmannsthal fragen: Warum zum zweiten Mal ein Bett! Ist es nötig, so brutal die „moralische" Qualität dieses Gasthauses zu betonen? Wie viele Operettenlibrettisten haben uns an derlei Soupers teilnehmen lassen, und ich kann mich keines Falles erinnern, wo man die Absicht so eindeutig betonte. Auch in der Wahl der Worte hätte der Dichter auf manche sehr derbe Wendung verzichten können. Allerdings die Straußsche Musik spielt hier den Zensor, man versteht den Sinn zumeist nicht. Die Fratzengestalten und der ganze Mummenschanz, mit dem der Baron geängstigt wird, erscheinen mir von recht krampfhafter Erfindung. Im Orchester spuken Schreckenstöne, die in „Elektra" erschüttern, allein hier haben sie gleichsam Rokokofrisur. Ochs ruft nach der Polizei, verwickelt sich vor ihr in Widersprüche und blamiert sich gründlich vor Schwiegervater und Braut, deren Erscheinen in der Kneipe als leidlich motiviert gelten mag. Mariandl wandelt sich wieder in Octavian. Wie er die Frauenkleider einzeln hinter dem Vorhang hervorwirft, nimmt beim Publikum schlechten Geschmack an oder ist direkt eine Konzession an die bei ihm vorausgesetzten derbsinnlichen Instinkte. Die Fürstin wird von Lerchenaus Dienern herbeigebeten, um die Wirren zu lösen. Mit ihrem Eintritt endigt die Operette; die Oper, die seit der Verwundung Lerchenaus verstummt, hebt wieder an. Die Marschallin beschwichtigt den Polizisten und veranlaßt den Baron, zu verschwinden. Sie verzichtet auf Octavian und gibt die Liebenden zusammen. In dieser Entsagung findet der Liebesroman der Fürstin eine poetische Entsühnung, und Richard Strauß hat hier Töne gefunden, deren Schönheit in dem darauffolgenden grandiosen Terzett noch eine Steigerung erfährt. Eine eingehende Darlegung des Inhaltes erschien mir nötig, da ich sah, daß unvorbereitete Theaterbesucher schwer das richtige Verständnis gewannen.

Ob manche sangliche und orchestrale Schwierigkeit, von der der Unkundige nichts ahnt, wirklich stärker wirkt, als dies einfachere Mittel vermöchten, ob Rich. Strauß trotz blendender Instrumentierung die ursprüngliche Seite seines Talentes aufweist, wenn er sich der Rhythmik von Joh. Strauß nähert, wird sich später noch Zeit finden zu untersuchen. Die Münchener Aufführung unter Mottls genialer Führung war glänzend; besonders boten die Damen Bosetti und Faßbender sowie Herr Bender wahrhaft Bedeutendes. Man brachte dem Tondichter in seiner Vaterstadt rauschende Ovationen dar. Jede Strauß-Première ist eine Sensation. Um so nötiger ist es, Distanz zu gewinnen, um den künstlerischen Erfolg abzuwägen. Ich glaube aber, daß ich später mein Lob nicht einschränken muß. Ob jene dies auch können, für die im „Rosenkavalier" Mozarts „Figaro" neugeboren wurde . . . .?

München. L. G. Oberlaender.

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Es ist zu bedauern, daß dieser erotisch-sinnliche Zug, der durch eine aufdringliche Darstellung noch wesentlich verstärkt wird, in den Berichten selbst der ernsteren Tageszeitungen nicht immer genügend hervortritt.

Bühnen- und Musikrundschau.

Aus den Konzertsälen. Raoul Pugno ist uns als unübertrefflicher Mozartinterpret am Flügel schon bekannt. Sein Ruf hatte das Publikum in Scharen herbeigelockt, einen derartig starken Besuch hatten die Konzertvereinsabende in diesem Winter noch nicht aufzuweisen gehabt. Der Saal war total ausverkauft. Die graziöse und geistvolle Interpretation des D-Moll Konzertes war auch geradezu meisterhaft, aber was Löwe und unser prächtiges Orchester boten, stand dem nicht nach: Die Idomeneo-Ouvertüre und Bruckners B-Dur-Symphonie. Die große Pause macht es möglich, solch stilistisch verschiedene Werke zu einem Programm zu vereinen. Als Solistin in Sibelius F-Dur-Konzert hatte die Geigerin Studeny, deren klangschöne und empfindungsvolle Bogenführung stets großes Lob verdient, im Volkssymphoniekonzert starken Erfolg. Brill dirigierte noch Beethovens „vierte" und die „Hunnenschlacht" mit dankenswertem Gelingen, wie wohl ich mir in Liszts symphonischer Dichtung eine schärfere Herausarbeitung der Gegensätze gewünscht hätte. Mit dem vortrefflichen Pianisten J. Pembaur jr. vereinigte sich die Liedersängerin Else v. Monakow zu einem sympathisch verlaufenen Abend. Die Dame verfügt über eine wohlgeschulte Stimme und beseelten Vortrag. Günstig wird mir von fachkundiger Seite über das Konzert von Berta Manz, Jul. Schweitzer und Zilcher berichtet, von letzterem wurden als Uraufführung „neue kleine

Klavierskizzen" und einige Lieder geboten, die von liebenswürdiger Anmut und Empfindung sind und beifällig begrüßt wurden.

Verschiedenes aus aller Welt. Reinhardt hat in einem Londoner Varieté Freksas „Sumurum" inszeniert. Da das Stück jedoch stark gekürzt werden mußte, um Zeit für das Auftreten von allerhand Artisten zu gewinnen, so verstand das Publikum die Pantomime nicht völlig. Es muß ernste Kunstfreunde schmerzen, zu sehen, daß der deutsche Meisterregisseur mit derlei Publikumsgeschmack paktiert. — In Berlin starb der Hofschauspieler Heinrich Oberländer. Der hervorragende Charakterdarsteller hat als Lehrer eine große Zahl unserer namhaftesten Künstler herangebildet und theaterpädagogische Schriften von wissenschaftlichem Werte verfaßt. — In Frankfurt a. M. starb Musikdirektor August Grüters, der als einer der ersten für die Kunst von Brahms gekämpft hatte. — Einen äußeren Erfolg hatte in Berlin die Tragödie „Der Kaiser" von Kahlenberg und Olden. Der Monarch geht zugrunde, da er den Glauben an sein Gottesgnadentum verloren. Dem Helden mangeln nach Berichten Größe und Tatkraft.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Verschiedene seriöse Anzeichen gehen dahin, dass die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung in Amerika — tonangebend sind nach wie vor die Vereinigten Staaten und der Neuyorker Platz — eine erheblich gebesserte ist. Das starke Steigen der Kupferpreise bei nachweisbar verringerten Metallvorräten, die grossen Bestellungen in Schienen- und anderen Eisen- und Stahlsorten, besonders seitens der grossen amerikanischen Bahnsystemen, die erheblichen Mehreinnahmen dieser Gesellschaften, günstige Berichte und Meldungen vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt und andere Merkmale einer Besserung von Handel und Industrie in Amerika vervollständigen und berechtigen diese nunmehr bestehende Tendenzwendung. An der Neuyorker Börse fand denn auch dieser Umschwung in einer merklichen Kurshausse ihren sichtbaren Ausdruck. Bei der bekannten und auf mannigfachen Gebieten parallel laufenden Interessengemeinschaft des amerikanischen Wirtschaftslebens mit den heimischen Industrie- und Handelsgebieten war es daher auch nur natürlich, dass sich dieser Konjunkturaufschwung sofort und in ergiebiger Weise auch auf unsere Finanz- und Wirtschaftszentralen erstreckte. Zu dieser neuerlichen optimistischen Anschauung lag diesmal schon deshalb genügend Grund vor, nachdem auch die Verhältnisse unserer heimischen Industrie gebessert erscheinen. Meldungen von einer kräftigen Belebung des deutschen Stabeisenhandels, gebesserte Marktberichte der Kohlenzechen über Absatz und Verbrauch und die Tatsache, dass auch für österreichische Marine und Heer grosse Aufwendungen und Bedürfnisse notwenig werden, lassen allein schon einigen Optimismus für den heimischen Industriemarkt gelten. Es war erklärlich, dass unter dem Eindruck dieses Buketts von günstigen Tendenznachrichten die Kauflust und Aufnahmefähigkeit für die deutschen Industriewerte neuerdings gewann. Der Kreis der Kapitalistenkäufe für unsere Industriewerte vermehrte sich, und es war natürlich, dass sich die bisherigen Favoritwerte: Montan-, Elektrizitäts- und Amerikaneraktien vornehmlich auszeichnen konnten. Für Elektrizitätsaktien stimulierten ausserdem die bekannt werdenden grossen Probleme, wie Schnellbahnen bei Berlin, elektrische Ueberlandzentralen in Mitteldeutschland und das grosse Untergrundbahn-Projekt „Berlin Nord-Süd". Das lebhafte Effektengeschäft an der Börse und das neuerdings erhöhte Kursniveau aller Industriewerte, auch Textil-, chemische, Porzellan- und anderer Branchen, lenkt neuerdings die Aufmerksamkeit der Kapitalistenkreise auf die Aktien unserer führenden Grossbanken. Diese werden von dem geschilderten Konjunktur- und Börsenumschwung erheblich profitiert haben. Ausserdem werden die in Bälde erwarteten Bilanzpublikationen die hochgespannten Erwartungen hinsichtlich Ziffern- und Dividendenerhöhungen sicherlich erfüllen. Trotz der erheblich gebesserten Konjunktur unserer heimischen Industrie ist allenthalben bereits von einer neuerlichen Uebertreibung und gewaltsamen Kursüberwertung zu sprechen. Man wird und soll nicht ausser acht lassen, dass das Kursniveau einer sehr grossen Anzahl von Werten seit mehr als Jahresfrist fortwährend in die Höhe gesetzt worden ist. Mehrere selbst der besten Aktien gelten daher im Vergleiche zur Rente der Dividendenerträgnisse als zu teuer. Es sollte vermieden werden, dass Kapitalisten plan- und wahllos bei den Käufen solcher Werte vorgehen. Das starke, beunruhigende Ueberhandnehmen der asiatischen Pest in der Mandschurei, das vollständige Brachliegen der Exporttätigkeit nach jenen Distrikten wird sich beispielsweise bei Reedereien und den russischen Industriequellen bald weiterhin bemerkbar machen. — Die Entwicklung der internationalen Geldmarktlage ist nach wie vor sehr zufriedenstellend. Die Sätze an den Börsen neigen auch weiterhin zur Verbilligung; den Banken fliessen andauernd grosse Goldmengen zu. Der Präsident unserer Reichsbank konnte letzhin wiederum diese günstige Lage hervorheben und mit Befriedigung konstatieren, dass die Reichsbank vollauf zufriedenstellende Ausweise publizieren kann. Auch das Reich hat durch erhöhte finanzielle Ergebnisse weniger die Mittel unserer Notenbank beansprucht. Es ist wohl sicherlich anzunehmen, dass unser Geldmarkt auch für absehbare Termine seine bisherige Flüssigkeit bewahren kann. Eine Diskontermässigung bei der Reichsbank wird für die kommende Woche bestimmt erwartet, wenn sich auch noch nicht übersehen lässt, ob diese Diskontreduktion dann sofort um ein volles Prozent erfolgen wird. Der Reichsbankausschuss ist zu diesem Behufe bereits einberufen worden.

M. Weber.

Haushaltungspensionat und sozialcaritative Bildung.

In der Zeitschrift „Frauenwirtschaft" wurde für Haushaltungspensionate kürzlich empfohlen, wenigstens sechs bis acht Stunden im Jahre auf einen Unterricht über soziale und caritative Veranstaltungen zu verwenden; das ist zwar viel zu wenig, um eine sozialcaritative Bildung zu vermitteln, aber es mag immerhin genügen, um den Mädchen eine gewisse Ahnung von sozialer und caritativer Arbeit beizubringen und einiges Interesse dafür in ihnen zu wecken. Viel weiter geht das neu gegründete Pensionat Haus Hohenlinden in Remagen am Rhein. Hier hat es ein kath. Frauenverein unternommen, dem Hauswirtschaftsunterricht einen umfassenden, von Akademikern erteilten Unterricht in Religions-, Erziehungs- und Gesundheitslehre, in Bürger- und Volkswirtschaftskunde, in der Lehre von sozialen und caritativen Veranstaltungen und einen entsprechenden Geschichtsunterricht anzugliedern. Nicht als ob man darauf ausginge, alle diese Gebiete auch nur in etwa erschöpfend zu behandeln. Vielmehr soll aus allen so viel herausgeholt und dargeboten werden, als einer gebildeten Frau zu wissen und zu können nottut, die sowohl für die gewöhnlichen Frauenpflichten innerhalb der Familie, wie für sozialcaritatives Wirken außerhalb derselben und endlich für den Fall gerüstet sein will, daß sie, auch in bürgerlichen Angelegenheiten, ganz auf sich selber angewiesen ist. Hierzu kommt noch ein auf häusliche wie sozialcaritative Zwecke gerichtetes Unterhaltungswesen, das auch die Gelegenheit zur Fortbildung in Musik und sonstigen Künsten mit sich bringt, sowie die Einrichtung fremdsprachlicher Konversation für solche, die sie wünschen.

Man möchte fast glauben, hier werde zu viel geboten für ein Jahr, zumal der Hauswirtschaftsunterricht nicht verkürzt, sondern vielmehr mit aller den neuzeitlichen Forderungen entsprechenden Gründlichkeit erteilt werden soll. Aber weil man andere Fächer, wie fremde Sprachen, Musik und sonstige Künste auf das oben angedeutete Maß beschränkt, weil man sich mit einer kleinen Anzahl von Pensionärinnen begnügt, und weil man darauf ausgeht, dieselben unmittelbar und nur für die Praxis, für das wirkliche Leben auszubilden (selbstverständlich stets von idealen Gesichtspunkten aus), so kann man keineswegs von einer unwahrscheinlichen Leistung reden.

Haus Hohenlinden in Remagen darf also wohl rückhaltlos begrüßt werden als ein Pensionat, in welchem das Verständnis für alle Seiten eines gediegenen und frohen Lebens geweckt und gefördert wird, und dies nicht nur im Hinblick auf ein häusliches, sondern auch auf ein den bedrängten Geschlechtsgenossinnen gewidmetes Leben der Zukunft. Besonders angenehm berührt noch das dem mutigen Verein vorschwebende Ziel, „daß die Pensionärinnen bei aller Bescheidenheit doch zu einer ihrem Alter entsprechenden Selbständigkeit des Wirkens, des Urteils und des Charakters gelangen, und daß sie die Fähigkeit und die Geneigtheit gewinnen sollen, sich mit den rechten Mitteln selbsttätig fortzubilden." In Remagen will man nach dieser Richtung u. a. auch durch eine Art von Selbstverwaltung wirken, dadurch nämlich, daß die Pensionärinnen, in kleinere „Familien" eingeteilt, durch von ihnen selbst aus ihrer Mitte gewählten Assistentinnen an der Aufsicht über Pflichterfüllung der Familienmitglieder, an Verteilung der Arbeiten, Ordnung der Spiele usw. beteiligt sind. Uebrigens, eine Fortbildung für besondere Zwecke, für wissenschaftliche Erfassung und Durchdringung der Unterrichtsgegenstände und für berufsmäßige Ausübung erzieherischer, sozialer und caritativer Tätigkeit in Anstalten und im öffentlichen Leben, hat das Remagener Pensionat in sein eigenes Programm mit aufgenommen; ein zweiter und dritter Jahreskursus kann zu diesen Zwecken belegt werden.

Möge der Verein „Frauenwohlfahrt" von Anfang an erfahren, daß er mit Recht angenommen hat, das fortgeschrittene Verständnis der Katholiken für die alten und neuen Aufgaben der gebildeten Frau sichere nächst Gottes Hilfe einem solchen Unternehmen den Bestand!

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 7. München, 18. Februar 1911. VIII. Jahrgang.

Die Reichszuwachssteuer unter Dach!

Von

Dr. Eugen Jäger, Reichstags- und Landtagsabgeordneter.

Nach langen Kämpfen hat der Reichstag am 1. Februar die Reichszuwachssteuer mit einer unerwartet großen Mehrheit angenommen: 198 Ja gegen 93 Nein bei 20 Enthaltungen. Unter den letzteren waren besonders die Polen.

Ein großes Werk ist nun vollendet und die Krönung der Reichsfinanzreform von 1909 vollzogen. Nach dem Zerfall des liberal-konservativen Blocks hatten damals Zentrum und Konservative die Führung in die Hand genommen, die schreiende Finanznot des Reiches beseitigt. Von den verlangten 500 Millionen jährlicher neuer Steuern strichen sie die Aufhebung der Fahrkartensteuer, die Ermäßigung der Zuckersteuer, bewilligten 300 Millionen Mark indirekte Steuern, belasteten das bewegliche Kapital mit der Scheck- und Talonsteuer und suchten zum gerechten Ausgleich eine Besitzsteuer. Als solche war schon im April die Steuer auf den unverdienten Wertzuwachs angeregt worden, zunächst durch einen Antrag, den die vier nationalliberalen Mitglieder der Steuerkommission gestellt hatten. Diese Zuwachssteuer sollte neben der Erbschaftssteuer kommen, fand aber bei den verbündeten Regierungen noch wenig Entgegenkommen. Erst als die Erbschaftssteuer gefallen war, sah sich der Bundesrat genötigt, den Gedanken der Zuwachssteuer aufzunehmen, da er im Reichstage allgemeine Zustimmung gefunden hatte. Er versprach, die Vorlage spätestens im April 1911 einzubringen. Zunächst wurde der Besitzwechsel an Boden mit einem Umsatzstempel von $^2/_3$ % belastet, der 40 Millionen ertragen sollte; in Wahrheit wirft er mehr ab. Der neue Staatssekretär Wermuth nahm dann den Gedanken der Zuwachssteuer mit Energie auf und legte den Gesetzentwurf schon im April 1910 vor. Die Kommission beriet in drei Lesungen, und selten wohl ist ein Gesetzentwurf so eingehend durchgearbeitet worden wie dieser.

Die Abstimmung vom 1. Februar ist ein Sieg der bodenreformerischen Bestrebungen. Im Jahre 1902 erst wurde der Gedanke der Zuwachssteuer parlamentsfähig, durch einen Antrag Dr. Jägers im bayerischen Landtag, von den meisten und auch von der Regierung damals noch verständnislos abgelehnt. Im Jahre 1910 hat England die Zuwachssteuer eingeführt und nun auch das Deutsche Reich. Das jetzige Gesetz ist gegenüber der ursprünglichen Regierungsvorlage so stark gemildert, daß man getrost behaupten kann, es treffe wirklich nur den unverdienten Wertzuwachs, das heißt jene Steigerung der Bodenwerte, die durch die wirtschaftliche und politische Tätigkeit der Gesamtheit dem einzelnen zuwächst. Die Anrechnung der Geldaufwendungen, welche der Besitzer macht, um den Wert seines Geländes zu erhöhen, hat jede Zuwachssteuer, das Reichsgesetz aber geht noch viel weiter. Es macht zum ersten Male den Versuch, auch jene Werterhöhungen zu berücksichtigen, die der Besitzer durch die eigene Arbeit seinem Boden zugeführt hat. Zu diesem Zwecke führt es Werterhöhungen ein, die dem Boden von Jahr zu Jahr zuwachsen und steuerfrei bleiben. Diese Werterhöhungen berücksichtigen auch den Unterschied der einzelnen Gelände. Die ersten 100 Mark Geländewert pro Ar erhalten jährlich einen steuerfreien Zuwachs von $2^1/_2$ %, der überschießende Bodenwert erhält bei unbebauten Grundstücken einen jährlichen steuerfreien Zuwachs von 2, bei bebauten von $1^1/_2$ %. Dazu ist auch, was ebenfalls keine andere Steuerordnung hat, den Bauunternehmern ein steuerfreier Zuwachs angerechnet, und zwar im Betrage von 15 %. Der ältere Besitz erhält Steuerermäßigungen. Das Gesetz ist dadurch so gestaltet worden, daß es in der Tat nur noch die wirklichen Geländespekulanten trifft, und diese nur, wenn sie höhere Gewinste machen, dann die Inhaber der hoch im Werte gestiegenen Häuser in den Geschäftsstraßen einer Großstadt und jene landwirtschaftlichen Gelände, die durch die allmähliche Ausdehnung der benachbarten Großstadt Baustellenpreise erhalten haben.

Die Verhandlungen in der Kommission waren bei dem spröden und schwierigen Stoff sehr zeitraubend. Schreiber dieser Zeilen hat sich sofort auf den Boden gestellt, die Schwierigkeiten durch Nachgiebigkeit möglichst zu beseitigen. In diesem Sinne wirkte fast die ganze Kommission. Es galt zunächst, dem Grundgedanken des Gesetzes Annahme zu verschaffen, der weitere Ausbau muß der Zukunft überlassen bleiben. Die Richtigkeit dieser Taktik ist durch die große Mehrheit bestätigt, die das Gesetz fand. Von besonderer Bedeutung ist hier, daß die Nationalliberalen geschlossen für die Vorlage stimmten; 41 ihrer Mitglieder sagten ja, die anderen waren abwesend. Bassermann hatte sich als Führer zurückgezogen und die Führung bei diesem Gesetz dem Abgeordneten Weber überlassen. Dieser hat mit großem Interesse und Verständnis mitgewirkt. Noch bei der Abstimmung der zweiten Lesung im Plenum blieb Bassermann regelmäßig sitzen, wenn Weber aufstand, und umgekehrt. Vom Zentrum stimmten 56 mit ja, 17 mit nein, darunter eine größere Anzahl rheinischer Abgeordneten und vier aus Baden. Von der Reichspartei stimmten 14 mit ja, einer mit nein, von den Konservativen 44 mit ja, 7 mit nein, von der wirtschaftlichen Vereinigung sämtliche 17, von der Reformpartei sämtliche 3 mit ja. Damit ist, wenn auch zunächst nur vorübergehend, die alte Mehrheit wiederhergestellt, die 1906 die Steuern bewilligte. Sogar die fortschrittliche Volkspartei stellte diesmal 19 Ja gegen 20 Nein. Die Sozialdemokraten stimmten gegen das ganze Gesetz mit 41 Nein. In der Kommission waren sie für alle Verschärfungen, wollten sogar die Steuerfreiheit der kleinen Leute gestrichen haben, nun verlangten sie, der Ertrag des Gesetzes solle zur Aufhebung der Zündwarensteuer und zur Veteranenfürsorge verwendet werden. Nach den Absichten des Reichstags und der Reichsregierung wird ja ein Teil vom Ertrag des Gesetzes, der im ganzen zunächst etwa 10 Millionen sein dürfte, für die Veteranenfürsorge verwendet, allein gesetzlich festlegen läßt sich das in einem Steuergesetz nicht, und schon der Antrag der Sozialdemokraten auf Aufhebung der Zündwarensteuer hatte die Veteranen beiseite geschoben. Nun stimmten sie gegen das Gesetz und verweigerten damit den Veteranen die Mittel zur Aufbesserung.

Die Zentrumspartei konnte zum Gesetz keine einheitliche Stellung nehmen, besonders waren es die Interessen einiger rheinischen Städte, in erster Linie Kölns, wozu für Baden auch Freiburg kam, die es einer Anzahl Abgeordneten nicht möglich machten, das Gesetz anzunehmen. Die „Frankfurter Zeitung“ hat in Nummer 25 vom 25. Januar behauptet, das Zentrum habe bei der Wertzuwachssteuer die sozialpolitisch volksfreundliche Maske, die es sich sonst vorzubinden pflege, abgelegt und habe sich als einseitige volks- und staatsfeindliche Vertretung großkapitalistischer Terraininteressen enthüllt — und das dreiviertel Jahre vor den Neuwahlen; nur einige Mitglieder seien sozialpolitisch fortgeschritten. Die Gesamthaltung der Partei hat diese Entstellungen Lügen gestraft. Wäre das anders gewesen, so hätte die Zentrums-

partei nicht nur ihr ganzes politisches Ansehen bei den Regierungen und den anderen Parteien verwirkt, sondern sich auch in den weitesten Volkskreisen schwer geschädigt. Das war doch nicht die Absicht der Partei bei der Finanzreform von 1909, daß diese große Aktion zu Ende gehen solle mit einer Bewilligung von 300 Millionen indirekter Steuern und als Gegenleistung des Grundbesitzes mit dem rohen Umsatzstempel, der nur eine Belastung der werbenden Arbeit, nicht aber eine Belastung des mühelos erworbenen Gewinnes an den mächtig ansteigenden Bodenwerten ist. Niemals durfte die Partei als Schutztruppe des spekulativen Kapitals erscheinen. Die Abgeordneten aus Rheinland haben sich trotz ihrer schwierigen Stellung taktvoll und zurückhaltend benommen. Die Fraktion hat trotz vieler heftiger Anfechtungen ihren Ruf als sozialpolitisch fortschreitende Partei gewahrt. Das Gesetz ist zustande gekommen unter wesentlicher Mitwirkung der Zentrumspartei. Es ist maßvoll und schonend angelegt, der Grundsatz, die Konjunkturgewinne zu besteuern, ist nun endlich auch in der Gesetzgebung des Reiches eingeführt. Die Gemeinden erhalten 40 % des Steueranfalles.

Aufgabe der Zukunft wird es sein, die Mängel und Schwächen des Gesetzes allmählich zu beseitigen und den großen sozialen Gedanken der Besteuerung des Konjunkturgewinnes weiter auszubauen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der fleißige Reichstag und der hartnäckige Bundesrat.

An dem „Unannehmbar" der Regierung drohen bedeutsame Reformwerke zu scheitern. Die Volksvertretung hat inzwischen ihre Sachlichkeit und Opferwilligkeit bekundet durch die Annahme der Militärvorlage. Formell ist freilich die Annahme erst in der Budgetkommission beschlossen worden; aber die große Mehrheit im Plenum ist vollständig gesichert.

Der Reichstag hat die militärischen Bewilligungen, an denen natürlich der Regierung sehr viel liegt, keineswegs als Pressionsmittel benutzt. Auch die dringend notwendige und lebhaft gewünschte Reform des Militärstrafrechts wurde nicht nach der Methode do ut des mit der Vorlage verknüpft, sondern nur in einer Resolution gefordert. Die Regierung sollte sich daran ein Beispiel nehmen und nicht durch eine Drohung mit dem Fallenlassen ganzer Reformpläne den Reichstag in Einzelfragen unter ihren Willen zu beugen suchen.

Von dem Veto des Bundesrats ist zunächst der Verfassungsentwurf für Elsaß-Lothringen bedroht. In der Ausschußberatung ist es zum Klappen gekommen bei dem Kernpunkt, auf den wir bereits in der vorigen Nummer hingewiesen hatten. Die Elsaß-Lothringer, für deren Gliedmaßen doch der Verfassungsrock berechnet ist, wollen Bewegungsfreiheit haben. Mit dem bloßen Wahlrecht für eine Zweite Kammer, die bei dem Fortbestand der Berliner Vormundschaft „nix to seggen" hätte, wollen sie sich nicht zufrieden geben. Für ihr Land fordern sie die Gleichberechtigung unter den deutschen Bundesstaaten und also auch Sitz und Stimme im Bundesrat. Die Regierung selbst hat einräumen müssen, daß die wirtschaftlichen Interessen Elsaß-Lothringens im Bundesrat nicht immer die gebührende Berücksichtigung gefunden hätten. Als darauf von nationalliberaler Seite angeregt wurde, man möge Bundesratsvertreter aus Elsaß-Lothringen in wirtschaftspolitischen Fragen mitstimmen lassen, erwiderte der Regierungsvertreter mit Recht, daß eine Scheidung zwischen wirtschaftlichen und sonstigen Angelegenheiten nicht durchführbar sei. Aus dieser zutreffenden Prämisse zog nun die Regierung die falsche Schlußfolgerung, Elsaß-Lothringen überhaupt vom Bundesrat auszuschließen. Das Zentrum aber, und mit ihm die Mehrheit der Kommission, zogen dagegen die Schlußfolgerung, man müsse Elsaß-Lothringen teilnehmen lassen an den gesamten Arbeiten des Bundesrats, und zwar der Größe entsprechend mit 3 Stimmen. Natürlich dürfen das nicht maskierte preußische Stimmen, sondern wirklich elsaß-lothringische Stimmen sein, und dafür wird die Grundlage gewonnen, wenn man dem Reichslande die bundesstaatliche Selbständigkeit gibt. Ob letztere in der Organisation der Landesregierung durch einen Regenten oder einen lebenslänglichen Statthalter zum Ausdruck gelangen soll, ist bisher noch nicht beraten worden. Es ist zunächst nur in § 1 das Prinzip der bundesstaatlichen Selbstständigkeit und der Vertretung im Bundesrat beschlossen worden, und zwar auf Antrag des Zentrums gegen die Konservativen, welche die Bevormundung durch Berlin noch immer als nötig erachten, obschon doch die Regierung selbst die gelegentlichen Demonstrationen etlicher Französlinge für unbedeutende Zwischenfälle behandelte.

Nun wird von den Offiziösen gegenüber dem Kommissionsbeschluß zwar kein klares und unbedingtes Unannehmbar ausgesprochen, aber es werden doch die „außerordentlichen politischen und staatsrechtlichen Schwierigkeiten" hervorgehoben mit der drohenden Bemerkung, daß die Taktik „alles oder nichts" nicht zum Ziele führen würde. Sollte der Bundesrat auf diesem Standpunkt beharren, so stünde der Reichstag vor der Frage, ob es besser sei, den Elsaß-Lothringern eine unbefriedigende Verfassung mit der Aussicht auf weitere Verfassungskämpfe zu geben, oder lieber die gegenwärtigen Zustände fortbestehen zu lassen, bis die Zeit für eine volle Emanzipation der Reichslande gekommen.

Der Zentrumspartei wird von ihren Gegnern nachgesagt, daß sie bei dem bahnbrechenden Antrage in der Kommission sich von der Sorge um ihre elsässischen Mandate bestimmen lasse. Hat denn nicht das Zentrum oft genug bewiesen, daß es auch vorläufig unpopuläre Dinge zu fördern wagt, wenn es die Notwendigkeit und Nützlichkeit dieser Maßnahmen erkannt hat? Ueber kleinliche Wahlangst und Stimmenjägerei ist die Zentrumspartei wirklich erhaben. Wenn es in der vorliegenden Frage die Stimmung der reichsländischen Bevölkerung und den einhelligen Beschluß des dortigen Landesausschusses in Betracht zieht, so erklärt sich das einfach aus der Erwägung, daß eine Verfassung, die nicht eine gewisse Befriedigung und Beruhigung in der Weiterentwicklung Elsaß-Lothringens herbeiführt, ihren Beruf verfehlen würde. Was dem Reichslande nottut, ist die solide, positive Arbeit auf dem Gebiete der Landesinteressen. Würde die ungenügende Reform nur neue Agitationen und verschärfte Parteikämpfe entfalten, so wäre weder für das Land noch für das Reich etwas gewonnen.

Hoffentlich überlegt sich der Bundesrat noch die Sachlage und kommt zu der Erkenntnis, daß die Zentralstelle immer noch materielle Einflußmittel zur Abwendung etwaiger Gefahren genug besitzt, wenn sie auch von den formalen Vormundschaftsrechten etwas abgibt. Mit den Extremen „alles oder nichts" soll die Volksvertretung nicht ein Hasardspiel treiben, aber eine Regierung oder die Gesamtheit der verbündeten Regierungen soll es erst recht nicht tun. Ohne die landesrechtliche Autonomie und die Beteiligung am Bundesrat wird es wohl nicht gehen. Richtet nur die Regierung ihren Willen erst auf dieses Ziel, so wird sich auch gewiß ein Weg finden, um über die politischen oder staatsrechtlichen Schwierigkeiten hinwegzukommen.

Eine zweite Krisis bedroht die Strafprozeßreform. Dieses Werk stellt uns sehr wertvolle Fortschritte in Aussicht. Einem tiefgefühlten Bedürfnis und lang gehegten Wunsche des Volkes entsprach besonders die Einführung der Berufung gegen Urteile der Strafkammern. Nun hat sich die Reichstagsmehrheit gesagt: Wenn man über die schwersten Verbrechen Laienrichter als Geschworene urteilen läßt und für die anderen Missetaten Laien als Schöffen zuzieht, so muß man das Laienelement durchweg mitwirken lassen, also nicht bloß in die Strafkammern erster Instanz, sondern auch in die Berufungsgerichte neben zwei rechtsgelehrten Richtern drei Schöffen berufen. Demgemäß beschloß der Reichstag in zweiter Lesung mit 175 gegen 142 Stimmen. Diesen Beschluß läßt nun die Regierung als vollständig unannehmbar bezeichnen. Außerdem beanstandet sie, aber nicht so unbedingt, den ebenfalls wohlbegründeten Beschluß, daß nur ständig angestellte Richter die Spruchtätigkeit in Strafsachen ausüben sollen. Letzteres soll praktisch nicht durchführbar sein, namentlich nicht an eingliedrigen Amtsgerichten; es ist aber schließlich bloß eine Geldfrage. Die Kosten für eine hier oder dort erforderliche Vermehrung der Richterstellen sollte man nicht scheuen, wenn es sich darum handelt, das Mißtrauen gegen die Rechtspflege zu beseitigen, das aus der Verwendung von strebsamen Assessoren usw. als Hilfsrichter immer neue Nahrung erhält. Und warum die Teilnahme von Schöffen an dem Berufungsgericht das Vaterland in Gefahr bringen sollte, ist schwer zu erkennen. Man kann sich die Sache höchstens so zu erklären suchen, daß die Regierung sich die Berufung als eine Art von juristischer Nachprüfung der Akten der ersten Instanz vorstellt,

die nur von rechtsgelehrten Revisoren ausgeübt werden könne. Das Volksbedürfnis geht aber auf die Wiederholung der Beweisaufnahme hinaus, weil man aus der Erfahrung erkannt hat, daß gerade bei den mittleren Vergehen, die ohne durchdringende und umfassende Voruntersuchung zur Aburteilung kommen, der Beteiligte vielfach erst durch die unglücklich verlaufene erste Instanz zu der Einsicht kommt, an welchem Punkte und in welcher Weise er den Nachweis seiner Unschuld führen muß. Der Appellant fordert gerade, daß das Berufungsgericht nicht an den Ergebnissen der ersten Verhandlung kleben, sondern den neuen Entlastungsversuch unbefangen würdigen soll. Für diesen Zweck sind offenbar die Schöffen sehr brauchbare Mitarbeiter, und daß sie in den juristischen Fragen nichts verderben, ist doch wohl durch die Teilnahme zweier Fachleute höheren Ranges gesichert.

Nun stehen die Abgeordneten vor der Wahl, ob sie die Berufung überhaupt und die sonstigen Vorteile der Reform vorläufig scheitern lassen oder sich mit einem Berufungsgericht von bloßen Rechtsgelehrten begnügen sollen. Die peinliche Abwägung des pro und contra überlassen wir den berufenen Volksvertretern, aber man darf wohl feststellen, daß das Volk in seiner großen Mehrheit es wohl verstehen würde, wenn der Reichstag an seinen Beschlüssen festhielte.

Von der blinden Schwärmerei für „Volksrichter", wie sie die Linke gern zur Schau trägt, kann man sich trotzdem freihalten. Offenbar hat der Reichstag ganz recht gehandelt, als er sich nicht verleiten ließ, die Preßdelikte den Geschworenen zuzuweisen. Als Preßmensch hat der Verfasser dieser Zeilen eine heilige Scheu vor der Aburteilung durch Geschworene. Sind es liberale Mitbürger, so liegt die Gefahr vor, daß sie von Vorurteilen gegen die „Schwarzen" sich nicht freimachen können, und sollte eine Geschworenenbank zufällig von Gesinnungsgenossen angefüllt sein, so wäre mit der Möglichkeit zu rechnen, daß sie aus lauter Gewissenhaftigkeit die Sympathie für den Standpunkt des Angeklagten gar zu gründlich bekämpften und recht scharf urteilten, um nur ja nicht mit Skrupeln wegen Begünstigung nach Hause zu gehen. Die Erfahrungen in Süddeutschland wirken ja geradezu abschreckend, da dort die Schwurgerichte, wie ein Abgeordneter treffend sagte, zu Asylen für Pornographen und auch, so darf man hinzusetzen, für die Verspotter aller christlichen und sozialen Güter geworden sind.

Es muß noch hervorgehoben werden, daß der Reichstag im Gegensatz zu seiner Kommission die Zulassung von Lehrern zu dem Schöffen- und Geschworenenamte beschlossen hat. Das erschien notwendig, weil die Lehrerschaft diese Frage vom Ehrenstandpunkt aus betrachtet hat. Beneficia non obtruduntur. Tatsächlich wäre es eine Wohltat für den Lehrerstand, wenn er von diesem zeit-, kraft- und geldraubenden Amte befreit bliebe. Wollen aber die Lehrer in dieser Schonung eine Zurücksetzung sehen, so darf ihnen das sog. Ehrenamt nicht verweigert werden.

Schließlich ist noch festzustellen, daß durch die fraglichen Abstimmungen des Reichstags das Gerede vom sogenannten schwarz-blauen Block oder von der konservativ-ultramontanen Regierungsmehrheit recht gründlich ad absurdum geführt ist. Das Zentrum hat sich keineswegs an die konservative Partei gebunden. Es geht seine eigenen Wege und nimmt die Arbeitsgenossen, wo es sie findet. Wenn die Liberalen positiv mitarbeiten wollen, wie z. B. in Sachen der Wertzuwachssteuer, so sind sie willkommen. Es gibt keinen Block, sondern nur eine freie Arbeitsgemeinschaft von Fall zu Fall. Bei der Wahltaktik werden wir uns freilich jeden liberalen Kandidaten, der auf irgendwelche Unterstützung rechnet, erst im einzelnen mit der Lupe ansehen müssen, damit nicht ein Kulturkämpfer oder Großblockgenosse sich „schwarze" Stimmen erschleicht.

Der Reichskanzler soll keine kleinliche Wahltaktik treiben. Aber angesichts der kritischen Verhältnisse im Innern sollte er doch noch einmal überlegen, ob er durch die erwähnten Unannehmbar-Erklärungen diese Reichstagstagung in sehr wichtigen Angelegenheiten unfruchtbar machen darf.

Die Eröffnung des englischen Parlaments.

Von unseren deutschen Thronreden hat man schon öfter gesagt, daß das Wichtigste nicht darin stünde. Die erste Thronrede des Königs Georg von England zur Eröffnung des neugewählten Parlaments hat dieselbe Kritik gefunden. Die hohe Politik wurde mit den stereotypen Beruhigungswendungen abgemacht, und in der inneren Politik wurde nur die unvermeidliche Veto-Vorlage ohne weitere Einzelheiten angekündigt. Bemerkenswert war nur die offizielle Ankündigung, daß England dem sensationellen Ultimatum an Persien wegen der Unsicherheit auf den südlichen Straßen usw. vorläufig keine weitere Folge geben will.

Bei dem Zusammentritt eines neuen Parlaments verschwenden die Engländer erst recht viel Zeit durch die umständliche Wiederholung der Eidesleistung. Wenn sie dann endlich an die Thronrede kommen, so geht es freilich recht fix, indem sofort beide Häuser in einer sogenannten Adreßdebatte alles besprechen, was die Thronrede angedeutet oder auch verschwiegen hat. So kam es auch zu hochpolitischen Anfragen und Antworten, aus denen einerseits die allgemeine Ententen-Beteuerung zugunsten Frankreichs hervorzuheben ist und anderseits die trockene Mitteilung, daß der Meinungsaustausch mit Deutschland, von dem unser Reichskanzler gesprochen hatte, in unverbindlichen Pourparlers fortgesetzt werde. Nebenbei provozierten die Konservativen eine Abstimmung über die Schutzzollfrage, wobei sie natürlich mit mehr als 100 Stimmen in der Minderheit blieben. Das ist eine gute Frucht der Neuwahlen — von unserem Standpunkt aus.

Eine neue Epoche in Brasilien?

Von P. Petrus Sinzig, O. F. M. — Petropolis (Rio de Janeiro).

Marschall Hermes da Fonseca, der am 15. November die Bundesregierung angetreten hat, ist der erste Präsident, dessen Wahl ernstlich bekämpft wurde und der, gerade wie sein Gegenkandidat Ruy Barbosa, sich veranlaßt sah, beruhigende Erklärungen über seine katholischen Gesinnungen abzugeben. Das in den Wahlkampf hineingetragene religiöse Moment bewährte die alte, vielerprobte Zugkraft.

Nun hat sich überhaupt vor und nach der Wahl so viel Zündstoff angesammelt, daß die Katholiken zu einer Gegenaktion geradezu gedrängt werden: Die brutalen Herausforderungen des Freimaurerkongresses in Rio de Janeiro, der wahre Orgien feiernde Fanatismus auf dem Geographenkongresse in Rio, die Mißhandlungen der Benediktiner und ihrer Beschützer im Rio Branco-Gebiete, die offiziellen Ehren, mit denen Vertreter des Unglaubens, wie Ferrer, Anatole France, Clémenceau und andere empfangen wurden, die boshafte Verdrehung der Candelaria-Flaggenaffäre, aus der man staatsfeindliche Gesinnung der Katholiken zu beweisen suchte, die bitteren Früchte der Religionslosigkeit, die sich in wiederholten blutigen Aufständen und unzähligen Unterschlagungen äußerten usw.

Eine politische Betätigung der Geistlichkeit wurde vielerorts nur ungern gesehen; die Darstellung und Verteidigung der beispielsweise in Deutschland herrschenden Grundsätze über die politischen Pflichten führte sogar zum Eingehen einiger finanziell gut stehender und geschätzter katholischer Zeitungen. Die katholischen Interessen glaubte man vielfach durch das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und durch gute, tolerante Gesinnung hochstehender Politiker genügend gesichert.

Die oben erwähnten Gründe, die Ereignisse in Portugal und die Lehren anderer Länder haben nun einen Umschwung in den Ansichten maßgebender Kreise herbeigeführt. Auf ihrer letzten Konferenz in Sao Paulo haben die südbrasilianischen Bischöfe im Gegensatz zu den bisher gepflegten Traditionen Stellung genommen zur politischen Betätigung der Katholiken: „Jeder gute Katholik muß also für seinen Wählertitel sorgen, stets bereit durch seine Stimme zum Besten der Nation beizutragen, ohne aber je die geheiligten Rechte Gottes und der Kirche aus dem Auge zu lassen. . . Unter den jetzigen Verhältnissen kann der Katholik jeder Partei angehören . . . muß sich aber volle Freiheit vorbehalten, sobald die Interessen der Kirche in Frage kommen, die über denen der politischen Parteien stehen . . . Bei Krisen und Kämpfen sollen die Katholiken vertrauensvoll der Orientierung ihres Prälaten folgen, denn nur diesem kommt die Führung zu, wenn es sich um Gewissensfragen und die Wohlfahrt der Kirche handelt."

Wären nicht Rebellionen, Belagerungszustand und andere politische Ereignisse ernstester Art dazwischengekommen, so hätten die Worte des Episkopates jedenfalls noch weit größeres Aufsehen erregt. Der Koloß, der so lange zu schlafen schien, regt sich endlich. In Sao Paulo ist vor einer Woche das einzige katholische Tagesblatt in portugiesischer Sprache erschienen, dem nach Absicht des brasilianischen Kardinals bald ein anderes in Rio de Janeiro folgen soll. Die im letzten Jahre gegründete katho-

lische Preßzentrale und der Preßverein haben nicht vergebens gearbeitet, sondern entwickeln sich in erfreulicher Weise. Werden sich erst die Katholiken ihrer Stärke bewußt, dann mögen die Worte wahr werden, die in einem in der „Allgemeinen Rundschau" veröffentlichten Aufsatze über die Verluste der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten, auf Südamerika hinwiesen als schönste Hoffnung der katholischen Kirche.

Die großen wirtschaftlichen Fortschritte Brasiliens in den letzten Jahrzehnten und seine stets zunehmende Entwicklung geben ihm auch in politischer Beziehung stets größere Bedeutung. Daher denn auch die Anstrengungen der internationalen Freimaurerei, ihre Prinzipien in Brasilien zur Herrschaft zu bringen, was durch das neu erwachte katholische Leben hoffentlich vereitelt wird.

Uditore Heiner und Rechtsanwalt ten Hompel.

Als vor einigen Wochen nach zwei öffentlichen Erklärungen des Herrn Prälaten Heiner über seine angebliche Mitarbeit an der Münsterer Antiindexadresse Rechtsanwalt ten Hompel in einer neuen, neun Punkte umfassenden Gegenerklärung vom 30. Dezbr. in aller Form seine Behauptung aufrecht hielt, da fragte man sich in weiten Kreisen: wird Prälat Heiner diesen so bestimmten Angaben gegenüber auf seinem ableugnenden Standpunkte verharren können?

Die Antwort gibt uns seine inzwischen erschienene Schrift: **Rechtsanwalt ten Hompel und Uditore Heiner oder der Antimodernisteneid und die Münstersche Kulturgesellschaft** (Münster i. W. 1911. Verlag von Heinrich Poertgen; gr. 8° XI u. 95 S.; ℳ 1.50); sie ist zugleich eine Erwiderung auf die Schrift ten Hompels: **Uditore Heiner und der Antimodernisteneid** (Erstes Heft der ‚Grenzfragen'). Es ist eine scharfe Antwort, die Heiner gibt, für manche zartbesaitete Gemüter unserer sentimentalen Zeit vielleicht zu scharf, kernig und markig, wie es der auf Westfalens Boden erwachsene Stil Heiners mit sich bringt. Seine grundehrliche, jeder Verstellung und Verschleierung abholde Natur spricht aus jeder Zeile. Man fühlt es dem Verfasser nach, wie es ihn entrüstet, daß er, der Jahrzehnte lang in den vordersten Reihen für die katholische Sache Deutschlands gekämpft, der durch seine fruchtbare literarische Tätigkeit unzähligen Gemütern in schweren inneren kirchlichen Krisen ein wohlmeinender Ratgeber und ein erfahrener und erfolgreicher Führer gewesen, nunmehr als Mitarbeiter oder gar als Führer der bekannten Indexadresse hingestellt worden ist. Für jeden, der ohne Voreingenommenheit den 2. Abschnitt: **Meine Beziehungen zum Herrn Dr. jur. ten Hompel und zur Münsterer Antiindexligagesellschaft** (S. 16—38) durchliest, wird die Angelegenheit völlig geklärt; es zeigt sich, daß ten Hompel nur unter Anwendung eines unzulässigen Wortspieles Heiner zum „Mitarbeiter" stempeln kann, und dieser infolgedessen in seiner ersten Erklärung eine „Mitarbeit" im wahren Sinne rundweg leugnen konnte und kann; hätten alle „Mitarbeiter" der Sache innerlich so fern gestanden, so wäre es zu jenem Entwurfe überhaupt nicht gekommen. Das von ten Hompel erwähnte Protokoll ist nichts als eine **nachträglich** ohne Wissen Heiners gemachte Aufzeichnung; ein solches „Protokoll", **nach einer freundschaftlichen und vertraulichen** Besprechung, ohne Vorwissen und Genehmigung der am meisten beteiligten Person, angefertigt von einem Rechtsanwalte, richtet sich wirklich von selber. — Daß übrigens Heiner durch seine „Mitarbeit" das **Weiterverfolgen der Adreßbewegung** „totgemacht" hat, kann auch ten Hompel nicht in Abrede stellen; statt dessen insinuiert er Heiner in seiner zweiten Gegenerklärung Punkt 7 die Behauptung, die „Gesellschaft für christliche Kultur" „totgemacht" zu haben. Außerdem beweist ja schon der Umstand, daß „Heiner ... seit der Münsterer Konferenz vom September 1907 ... nicht mehr orientiert worden" ist (zweite Gegenerklärung ten Hompels, Punkt 6), daß Heiners „Mitarbeit" nicht mehr erwünscht war, weil sie eben das gerade Gegenteil darstellte. Ein näheres Eingehen auf den Wortlaut jener Adresse und die Grundlagen der „Kulturgesellschaft" bringt jedem, der sehen will, den Beweis, daß Heiner recht hatte, als er einem Zitate aus der Innsbrucker „Zeitschrift für katholische Theologie" zustimmte, wonach in der Münsterer Bewegung wenigstens **objektiv** ein **Symptom** des Modernismus gelegen habe. Weite Kreise des katholischen Volkes werden es freudig begrüßen, daß Heiner nunmehr (im 4. Abschnitte S. 52 bis 95) bei **Besprechung der ten Hompelschen Broschüre** jene ganze Bewegung katholischer Laien etwas eingehender würdigt. Es zeigt sich von selber die Notwendigkeit, daß Rom einschritt, indem es jene Schrift auf den Index setzte; denn was da in dem ersten Hefte der ‚Grenzfragen' geboten wird, ist nur geeignet, die kirchliche Autorität zu untergraben und die Geister noch mehr zu verwirren. In diesem Abschnitte läßt Heiner auch die Mitarbeiter ten Hompels an den ‚Grenzfragen' Revue passieren; es werden dabei — bei aller Schonung einzelner — Geistesprodukte führender Laien besprochen und Entgleisungen namhaft gemacht, die ihre Urheber schlechthin als unfähig erweisen, Führer der katholischen Laienwelt in so schwierigen Grenzfragen zu werden. Besonderen Dank hat sich Prälat Heiner verdient, daß er aus der leider fast unbeachtet gelassenen Besprechung des Romans von Franz Herwig, „Wunder der Welt", aus den ‚Historisch-politischen Blättern' (1910, 10. Heft, S. 801 ff.) eine Stelle abdruckt (S. 55 f.), die jedem ernsten Katholiken die Augen öffnen sollte. Ist und war denn unser Klerus wirklich so schlecht, daß immer wieder, selbst von „gut katholischen Schriftstellern", aus seinen Reihen heraus die traurigsten Charaktere für Schauerromane genommen werden müssen? Man beginnt allmählich, manche traurige Erscheinung in der Laienwelt aus den letzten Jahren zu begreifen, wenn man mitansehen muß, wie unsere eigenen katholischen Schriftsteller, die bis in den Himmel erhoben werden, es verstehen, den Klerus anzutasten. — Es wäre für die wahre Kultur wirklich kein großer Verlust, für Heiner aber eine große Ehre, wenn seine neueste Schrift ihrerseits dazu beitragen sollte, nunmehr auch die „Kulturgesellschaft" selber „totzumachen". — Auch den wahren Freunden **Schells**, und diesem selber hat Heiner einen großen Dienst erwiesen; wie ganz anders beurteilt doch den Würzburger Gelehrten, wer den 3. Abschnitt: **Mein Verhältnis zu Schell** (S. 39—51) durchliest; mancher „Freund" Schells hat wahrlich seinem Andenken mehr geschadet als genützt, und Schell selber würde wohl sagen: Gott bewahre mich vor meinen Freunden!

Es wäre zu wünschen, daß die vornehm ausgestattete und dabei so billige Broschüre recht sehr verbreitet würde, damit dem vor ganz Deutschland so schwer verdächtigten Herrn Prälaten Heiner die wohlverdiente Genugtuung widerfahre. Freilich ist kaum zu hoffen, daß mit dieser Antwort Heiners der Kampf nun ruhen wird, wie es das Interesse der katholischen Sache wünschen ließe. Möge man sich wenigstens auf dem Standpunkte der objektiven Tatsachen halten; sonst wird eine unfruchtbare Polemik einsetzen, die im katholischen Lager nur Verwirrung, im andern nur Schadenfreude hervorrufen würde; das zu verhindern, hat Herr Dr. jur. ten Hompel in seiner Hand. **Th. Witzel.**

Zum Falle Riedau.

(„Eine Kulturschande Oesterreichs.")

Von mehreren Aerzten des Deutschen Reiches wird mir das „Aerztliche Vereinsblatt", Nr. 800 vom 7. Februar 1911, zugeschickt, in welchem der Fall des Riedauer Arztes Dr. Franz anders dargestellt wird, als in meinem Aufsatze „Eine Kulturschande Oesterreichs" in Nr. 5 der „Allgemeinen Rundschau". Ich bemerke dazu, daß ich meine Angaben **als den Tatsachen entsprechend aufrecht erhalte** und Herrn Landeshauptmann Hauser von Oberösterreich ersucht habe, dem „Aerztlichen Vereinsblatt" eine amtliche Berichtigung zu schicken. Es ist eine grobe Ungehörigkeit, die deutschen Bauern Oberösterreichs eine „**fanatisierte Horde österreichischer Bauern**" zu schimpfen, eine Ungehörigkeit, die in einem von studierten Akademikern für studierte Akademiker geschriebenen Blatte um so skandalöser ist, als es **in Riedau gar keine Bauern gibt**, und jene Marktbürger, welche mit Dr. Franz in Konflikt geraten sein sollen, **liberale Parteigenossen des Dr. Franz** waren. Es ist in den jüdischen und deutschradikalen Blättern über den Riedauer Fall so viel zusammengelogen worden, daß man ein Buch schreiben müßte, wollte man alle die Lügen richtig stellen. Jene Aerzte im Deutschen Reiche, welchen es um eine **authentische Tatsachendarlegung** des ganzen Falles zu tun ist, mögen sich vom „**Linzer Volksblatt**" (Linz in Oberösterreich, Landstraße 41) jene Nummern kommen lassen, welche auf sechs Seiten den stenographischen Wortlaut der Rede des Landeshauptmanns Hauser enthält. **Franz Eckardt**, Chefredakteur in Salzburg.

Gärten im Süden.

Und Gärten gibt's an blauen Meergestaden,
Berauschend wie ein Traum der Sommernacht,
Mit Myrtenhainen, sprühenden Kaskaden,
Durchhaucht vom Duft der wilden Rosenpracht.
Weltferne Gärten, deren Säulengänge
Die wilde Rebe wuchernd überspinnt,
Wo durch die blühenden Zitronenhänge
Des Mondes Silber leuchtend niederrinnt.

Wo windgewiegt um morsche Tempelhallen
Buntfarbig glüht ein Netz von Orchideen,
Und in Palästen, deren Pracht zerfallen,
Die weissen Marmorbilder schimmernd steh'n.
Wo fremde, scharlachrote Blütenschalen
In ihrer Kelche duftgetränktem Schein
Die tiefe Glut des Südens widerstrahlen,
Der Windhauch flüstert im Zypressenhain.

Wo stumm und schweigend an bemooster Treppe
Die Sphynx vielhundertjähr'ge Wache hält
Und der Geranien weiche Blütenschleppe
In Purpurwogen flutend niederfällt.
Uralte Gärten, deren Pracht verwildert,
Voll Duft und Farbenglut und Poesie,
Fremdländisch schön, wie sie das Märchen schildert,
Wer ihren Zauber sah, vergisst sie nie.

Josefine Moos.

Der Kampf gegen Rom.

Von Dr. phil. et theol. Karl Rieder, Pfarrer.

Zu keiner Zeit hatte unser deutsches Vaterland den konfessionellen Frieden vielleicht nötiger als heute. Freidenker und Sozialdemokratie künden unheildrohend ihren Siegeszug durch die deutschen Gaue an, gefördert durch die Ideen der liberal-protestantischen Theologie, die immer weitere Kreise ergreift und auch am lautesten den Kampf gegen Rom proklamiert. Verwundert haben wir in letzter Zeit gesehen, daß selbst der „Reichsbote“ sich der Parole: „Lieber rot als schwarz!“ zuneigte, wodurch deutlich bekundet war, daß man selbst in gläubigen protestantischen Kreisen dem Zusammengehen mit den Katholiken kühl und zurückhaltend gegenübersteht.

Wer in den letzten Zeiten ein klein wenig die protestantische Literatur verfolgt hat, wird sich darüber nicht wundern. Um einmal vor aller Welt zu zeigen, woher es kommt, daß man in dem Katholizismus eine weit größere Gefahr erkennt als in der Sozialdemokratie, und daß man im Zentrum den „schlimmsten Feind des deutschen Vaterlandes“ erblickt, seien einige Proben aus einem neueren Werke wiedergegeben, das den Titel trägt: „Christus im modernen Geistesleben. Christliche Einführung in die Geisteswelt der Gegenwart von Lic. theol. E. Pfennigsdorf, 13.—16. Auflage“ (Schwerin 1910). In diesem Büchlein, das in mancher Hinsicht ganz treffliche Gedanken enthält, findet sich auch ein Kapitel: „Römisch oder evangelisch?“, das ein Bild von der katholischen Kirche entwirft, wie man es schauderhafter nicht mehr denken kann. Recht stimmungsvoll weiß der Verfasser das Kapitel mit einer verzerrten Schilderung der Zustände der Kirche vor der Reformation einzuleiten:

„Die hl. Stadt war längst zu einem geistlichen Jahrmarkt herabgesunken, auf dem man für Geld alles haben konnte, allerlei Lizenzen, Dispense und Absolutionen. Der Ablaßhandel, im Jahre 1300 zum erstenmal ausgeschrieben, zog Hunderttausende von opfernden Pilgern nach Rom. Am Altare St. Peters standen nach der Erzählung eines Chronisten (welches?) Tag und Nacht zwei Kleriker, die mit dem Rechen das Geld zusammenscharrten. Unsummen flossen so in den unersättlichen Schlund der Kirche.“

In diesem Tone ist der erste Abschnitt gehalten, so daß es keinen Zweck hat, mit dem Verfasser sich auf einen historischen Disput einzulassen. Wenden wir uns lieber der Gegenwart zu, dem „Geiste des römischen Papstreiches“, wie der Verfasser sagt, der in den Titeln zusammengefaßt ist: „Römischer Aberglaube“; „Das Grundgesetz des Ultramontanismus“; „Die Vergötterung des Papstes und der Maria“; „Die Entwürdigung Christi und der Haß gegen die Bibel“ — gewiß vielversprechende Titel, so daß es schon der Mühe wert sein dürfte, sie einmal näher anzusehen.

„Der Aberglaube“, so erfahren wir von Pfennigsdorf, „wird heute wie ehedem in der katholischen Kirche nicht bloß geduldet, sondern durch die kirchliche Praxis befördert. In der Theorie verwirft man zwar die Vergötterung der Heiligen und die Anbetung der Bilder. In der Praxis aber werden die Heiligen zu Halb- und Untergöttern. Jede Stadt, jede Parochie, jede Quelle hat in stockkatholischen Gegenden ihren Patron oder ihre Patronin, an die man sich weit vertraulicher wendet als an Gott selbst. Diese Heiligen haben ihre Spezialitäten, wie ehedem die heidnischen Götter .... So hat sich tatsächlich der Polytheismus in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche geflüchtet. An Stelle des Vertrauens auf den einen lebendigen Gott tritt nicht selten das Verhältnis zu einer Vielheit von Gottheiten, hinter der Gott selbst so gut wie verschwindet.“

Bei der Verehrung der Madonnenbilder wird die Frömmigkeit „zum Fetischismus“, und „wie tief selbst die leitenden Kreise im blödesten Aberglauben versunken sind, das sollte die Leo-Taxil-Affäre aller Welt offenbaren“. Drei volle Seiten sind nun dieser Geschichte gewidmet, nur erfährt der Leser nichts davon, daß gerade die deutsche Zentrumspresse es gewesen ist, die zur Entlarvung des Schwindels beigetragen hat.

Weiter erfahren wir dann, daß das Grundgesetz des Ultramontanismus einfach lautet:

„Beuge dich der Hierarchie, gehorche dem Papste! Nicht der Glaube an Christus, sondern die Unterwürfigkeit unter die Kirche wird hier zur Hauptsache ... Auf Ueberzeugung kommt's in dem römischen Papstreiche nicht an, sondern auf Gehorsam; und je blinder dieser ist, um so besser! ... Es braucht einer von den ewigen Wahrheiten des Christentums so gut wie nichts zu wissen, — wenn er nur ein gehorsamer Sohn der Kirche ist, dann genießt er doch alle ihre Gnaden und Güter ... Ein auf eigener Gewissensüberzeugung beruhender Glaube kann von der römischen Kirche nicht geduldet werden, denn er streitet wider ihre eigenste Natur .... Hieraus begreift sich die Vergötterung des Papstes, die Beschimpfung Luthers und der Reformation, sowie die antinationalen Tendenzen des Papsttums, hieraus vor allem die abscheuliche Pflege des Aberglaubens und die Abneigung gegen alle Bestrebungen zur Bildung und Hebung des Volkes (vgl. Spanien und Italien!). Dummheit und Aberglaube, ohne diese beiden großen Verbündeten kann Rom seine hierarchische Diktatur über die Massen nicht aufrechterhalten. Das alles sind einfache Konsequenzen des papalen Systems; alles Folgerungen aus dem obersten Gebote des Ultramontanismus: Du sollst dem Papste untertan sein und ihm allein gehorchen!“

Wenn wir nach solchen Ergüssen auch nicht mehr im Zweifel sein können, wo die größte Unkenntnis zu finden ist, so sind wir dem Verfasser doch dankbar, daß er offen und klar Ultramontanismus und römische Kirche einander gleichsetzt. Daraus lassen sich dann auch seine Angriffe auf das Papsttum sehr wohl verstehen:

„In unserer Zeit hat die Vergötterung des Papstes ihren Gipfel erreicht. Er ist unfehlbar geworden, wenn er ex cathedra (vom Lehrstuhl aus) redet. Aber wann redet er denn nicht ex cathedra? Der Papst in unserem Jahrhundert kann sich Christus an die Seite stellen und sagen: „Ich bin die Wahrheit!“ ..... Das Unglaublichste aber in der Verhimmelung des Papstes leisten die Jesuiten, die allezeit getreue Leibgarde des „Heiligsten“ Vaters. Der Jesuit Bellarmin († 1621) fordert bereits für den Bischof in Rom einen stummen Gehorsam. Er schreibt (lib. 4. de Rom. Pontifice c. 5): „Selbst wenn der Papst Sünden verschriebe oder Tugenden untersagte, so wäre die Kirche gehalten, zu glauben, die Laster wären gut und die Tugenden böse, wenn sie nicht gegen das Gewissen fehlen wollte.“ Aber der Gipfel der Verblendung ist damit immer noch nicht erreicht. Andere lehrten, jenen noch überbietend: „Vor dem Papste ist eine größere Kniebeugung zu machen, als vor Gott selbst.“

Wir wollen dem Verfasser gerne zugestehen, daß es sich bei diesen Sätzen um den „Gipfel der Verblendung“ handelt, nur ist diese nicht bei Bellarmin und den „anderen“ zu suchen, sondern bei Lic. theol. E. Pfennigsdorf selber, der Bellarmin schwerlich nachgesehen, sondern gewöhnlichen Sudelschriftstellern nachgeschrieben hat.

Ganz besorgt ist der Verfasser sodann, daß in der katholischen Kirche Christus nicht zu seinem Rechte mehr komme und seiner Ehre „entwürdigt“ werde.

„Tritt nicht in dieser Vergötterung des Papstes und der Maria“, so fragt er, „in erschreckender Weise eine Entwürdigung Christi zutage, der unser einiger Mittler und Erlöser sein will?

Für die Vergangenheit zwar gilt er noch als Begründer des Heils, für die Zukunft droht er mit der furchtbaren Rache des Weltrichters — in der Gegenwart aber ist er in den Hintergrund gedrängt. Auf Erden gilt nicht sein Wort, sondern das Wort des Papstes."

Im Anschlusse daran wird sodann behauptet, daß die Katholiken in ihren Predigten zwar etwas hören „von allen Heiligen und von allen Madonnen, gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen; von allen Wundern, möglichen und unmöglichen; sie haben gegen die Revolution und noch mehr gegen die Protestanten zetern hören. Das einzige aber, was sie . . . nie gehört haben, worüber niemals eine Predigt gehalten wird, ist: Jesus Christus und sein Werk, Jesu Wunder und Lehre". Zum Beweise dafür beruft sich der Verfasser auf „den früheren Jesuitenpater" Curci (Firenze Roma Bencini 1883 S. 299 § 5), und da Pfennigsdorf ganz von der Wahrheit dieses Satzes überzeugt ist, fügt er selbst noch bei:

„Wozu denn auch Christus und sein Wort verkündigen, wenn man das Wort des unfehlbaren Papstes hat, das ja viel sicherer und zuverlässiger ist als das Wort Christi selbst?"

Der Verfasser wird es uns nicht verübeln, wenn wir seine Sorge um Christus in der katholischen Kirche dankend ablehnen, da er in seinen eigenen Kreisen ein viel ergiebigeres Feld seiner Tätigkeit finden würde. (Vgl. Rieder, zur innerkirchlichen Krisis des heutigen Protestantismus 1910 S. 98 ff.).

Nachdem er sodann seinen Lesern noch zum Bewußtsein gebracht hat, daß jeder Katholik die Hl. Schrift mit Haß von sich weisen müsse und daß von 1792—1892 keine einzige deutsche katholische Bibelübersetzung erschienen sei, schließt er sein zweites Kapitel, um dann zum „Ultramontanismus und das deutsche Vaterland" und zum „Kampf der Konfessionen" überzugehen. Wenn wir aber hören, daß Alexander IV. gesagt haben soll: „der Papst steht so hoch über dem König, wie die Menschen über dem Vieh", und daß für den Jesuitenorden „das Sittengesetz nichts gilt", daß im römischen Papstreich „die Unduldsamkeit gegen Andersgläubige zur heiligen Pflicht" gemacht ist, so sträubt sich unsere Feder, auf diese Kapitel näher einzugehen.

Aber wundern wird man sich nicht mehr, wenn man als Schlußeffekt die Sätze findet:

„Dieser antideutsche Geist des römischen Papstkönigs, dem Millionen deutscher Herzen in blinder Devotion ergeben sind, beherrscht, wenn auch insgeheim, die stärkste Partei des Deutschen Reichstages, das Zentrum. Er regiert die Zehntausende deutscher Kleriker und rüttelt an den Festen unserer Ost- und Westmark.... Wer diese Tatsache im Auge hält, der wird in dem Ultramontanismus (nach dem Verfasser = katholische Kirche) eine weit größere Gefahr erkennen müssen, als in der Sozialdemokratie. Geradezu ungeheuerliche Unwissenheit aber verrät es, wenn man in dem schlimmsten Feinde des deutschen Vaterlandes den Erretter aus sozialer Bedrängnis glaubt feiern zu dürfen." Und weiter: „Ein Orden, für den die Gesetze des bürgerlichen und sittlichen Lebens nichts sind gegenüber dem sklavischen Gehorsam gegen einen ausländischen Fürsten, ein solcher Orden stellt sich selbst aus der staatlichen Ordnung heraus. Solange das Deutsche Reich noch einen Funken von Kraft und Ehrgefühl hat, wird es die Jesuiten von seinen Grenzen fernhalten und alle Anträge des Zentrums auf ihre Rückberufung als reichsfeindlich zurückweisen."

Diese Proben erklären doch sicherlich zur Genüge, woher es kommt, daß so schwer eine Verständigung im öffentlichen Leben zwischen allen christusgläubigen Elementen möglich ist. Was wir vor uns haben, ist nicht eine Winkelschrift, sondern ein in weitesten Kreisen hoch angesehenes Buch. Der „Reichsbote" hat es als „ein ausgezeichnetes Buch", als ein „dringendes Bedürfnis" bezeichnet. Eine andere Kritik bezeichnet das Buch als „ein höchst anregendes und tiefgehendes Buch für die Hand unserer geistig strebenden Jugend". Für die große Verbreitung zeugen auch die vielen Auflagen. Im April 1910 hat es bereits die 13.—16. Auflage erlebt und erscheint heute in vier Sprachen! Der Schaden, den das Buch in der Vergiftung der konfessionellen Gegensätze leistet, kann darum nicht hoch genug angeschlagen werden.

Interessant ist es auch zu verfolgen, woher der Verfasser seine Kenntnis von der katholischen Kirche und ihren Einrichtungen schöpft. Er gibt seine Quellen zu Beginn des Kapitels an. Neben den bekannten Protestanten finden wir von „katholischen" Autoren vertreten: Baumstark, Plus ultra, und „katholischer" Prof. Goetz-Bonn, „Der Ultramontanismus als Weltanschauung", und schließlich — Hoensbroech (früher Jesuitenpater), „Der Ultramontanismus, sein Wesen und seine Bekämpfung". Das sind die katholischen Gewährsmänner, die er ein andermal als „aufrichtige Katholiken" bezeichnet!

Eine Widerlegung seiner Vorwürfe ist völlig unmöglich, da meistens der Fundort seiner Belege nicht angegeben ist, oder so, daß man von vornherein sieht, die katholischen Werke sind dem Verfasser lauter spanische Dörfer. Einen Ausspruch Pius IX. „in einer unfehlbaren Epistel" zitiert er z. B. „Epistola encycl.", sonst nichts. Zum Beweis, daß Maria als „Tochter des Vaters, als Mutter des Sohnes und Braut des Hl. Geistes" bezeichnet wird, führt er an: „Inschrift am Marienaltar der Kirche zu Lauterbach am Odenwald!" usw. Daß ein solches Buch zu so hoher Anerkennung gelangen konnte, wirft auf den protestantischen Theologiebetrieb ein seltsames Licht.

Im Kampf gegen die Schmutzliteratur hat man schon längst erkannt, daß alle Mittel der Förderung der Kunst und guten Literatur nichts helfen, wenn nicht gleichzeitig der giftigen Schundliteratur zu Leib gerückt und ihrem Verbreitungsgebiet Einhalt geboten wird. Auch im öffentlichen Leben sollte man endlich einmal erkennen, daß alle positive Arbeit nichts nützt, wenn man nicht das Augenmerk auch auf solche Werke richtet, die das friedliche Zusammenleben der Konfessionen völlig unmöglich machen. Wir Katholiken haben schon oft den Beweis erbracht, daß wir alles von uns weisen, was der Verhetzung der Konfessionen dient. Wir müssen aber auch den Andersgläubigen einmal zum Bewußtsein bringen, daß sie über Katholizismus nichts schreiben dürfen, ohne zuvor sich die Mühe gegeben zu haben, aus den katholischen Werken selbst ihre Kenntnisse zu schöpfen. Solche Bücher wie die von Pfennigsdorf gehören gebrandmarkt vor aller Oeffentlichkeit; solchen Schriftstellern hätte schon längst das Handwerk gelegt werden sollen — es wäre das mit eine der Aufgaben unserer theologischen Vertreter auf den Hochschulen —, denn solche Schriften, von welcher Seite sie immer kommen, sind für das ganze öffentliche Leben nicht weniger gefährlich als das Gift der unsittlichen Schundliteratur. Wer heute mitwirkt, den konfessionellen Hader zu beseitigen, tut unserem deutschen Vaterland einen großen Dienst. Mit Freude begrüßen wir darum die Friedensstimme von J. Schiller („Kreuzzeitung" 1911 Nr. 22): „Es ist hohe Zeit, daß die Stimmen sich mehren, welche auf ein schiedlich-friedliches Verhältnis zwischen Protestantismus und Katholizismus im Deutschen Reiche hinarbeiten." Gerade darum muß energisch Front gemacht werden gegen solche Bücher, die offen den Kampf gegen Rom verdienstlicher hinstellen, als den Kampf gegen die alles umstürzende Sozialdemokratie.

* * *

Von evangelischer Seite geht der „Allgemeinen Rundschau" in derselben Angelegenheit folgende Zuschrift zu: Wenn man in liberalen Blättern dem Ausdruck der Freude darüber begegnet, daß der „Reichsbote" die Sozialdemokratie dem Zentrum im Falle der Wahl vorziehen will, so fragt man sich, ob denn der konfessionelle Haß so sehr verblenden kann, daß er die Fähigkeit zu richtigem Urteil völlig raubt. Eine derartige Aeußerung sollte man in einer konservativ sein wollenden Zeitung für ein Ding der Unmöglichkeit halten. Die Sozialdemokratie erstrebt die Vernichtung des Einflusses christlicher Gesinnung auf unser Volksleben, der Liberalismus — nicht alle einzelnen Liberalen tun dies, aber die Partei — möchte gleichfalls diesen ausschalten oder nach Kräften einschränken. Da weder die Katholiken noch die Evangelischen, soweit beide ihrem Glauben treu blieben, für sich allein die Mehrheit im Reichstag besitzen, ist jede Konfession zum Zweck erfolgreichen Widerstandes gegen jene Bestrebungen auf ein Zusammengehen mit der anderen angewiesen. Ein solches, das auf sehr viele Fragen des religiösen, sittlichen, wirtschaftlichen und politischen Lebens sich beziehen kann, ist nur unter der Voraussetzung gegenseitiger Achtung der Konfessionen denkbar, die bei aller grundsätzlichen Verschiedenheit möglich ist. Zu solcher Achtung gelangt man nur, wenn auf beiden Seiten der feste Wille vorhanden ist, gegen den anderen Teil gerecht zu sein und darum nicht die tatsächliche Erscheinung der einen Konfession an dem Idealbild zu messen, das man sich von der eigenen entworfen hat; es ist Ideal mit Ideal und Wirklichkeit mit Wirklichkeit zu vergleichen. Dann wird sich überall das der Besserung Bedürftigen genug zeigen; diese Reformversuche hat jede Kirche selbst vorzunehmen. Die einfache Klugheit sollte verbieten, am Gegner nur Mangel-

haftes und Schlechtes sehen zu wollen, das führt zu Selbstüberschätzung und Niederlagen. Wo es sich aber um das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes handelt, hat die theoretische Kritik in die zweite Linie zurückzutreten, da entscheidet die positive Leistung. Das Bild, welches Pfennigsdorf seinen Lesern vom Katholizismus entwirft, ist schwarz in schwarz gemalt; wäre es zutreffend, so wäre das Dasein der katholischen Kirche ebenso unberechtigt wie unerklärlich. Was findet er Gutes an ihr? — Meint Pfennigsdorf, meint der „Reichsbote" etwa, die Sozialdemokraten und Linksliberalen hätten von der evangelischen Kirche und ihren Dienern eine wesentlich günstigere Meinung, als von der katholischen, und würden, wenn sie in den Besitz der Herrschaft gelangten, jene liebenswürdiger behandeln als diese? Da dürften beide sich gewaltig täuschen: Bebel wenigstens berechtigt sie zu ihrer Anschauung bekanntlich nicht.

Zum 90. Geburtsfeste des Prinzregenten Luitpold von Bayern.

Genealogisches aus dem bayerischen Königshause.

Von Pfarrer Dr. Leopold Ackermann, Würzburg.

Die Würzburger Residenz von majestätischer Gestalt und Schönheit hatte die Ehre, eine Reihe von Jahren Se. Kgl. Hoheit den Kronprinzen Ludwig, nachmaligen König Ludwig I., zu beherbergen. Dort wurde ihm als viertes Kind am 7. Oktober 1816 die Prinzessin Theodolinde, am 12. März 1821 Prinz Luitpold, am 19. März 1823 Prinzessin Adelgunde und am 10. Juni 1825 Prinzessin Hildegard geboren.

Uns interessiert vor allem unser vielgeliebter Prinzregent Luitpold, auch in dem, was seine Wiege umgibt. Sein vollständiger Name lautet: Luitpold Karl Joseph Wilhelm Ludwig. Als seines erlauchten Vaters Namen sind verzeichnet: Karl Ludwig August. Bei seiner erlauchten Mutter, Kgl. Hoheit der Kronprinzessin heißt es: Theresia, geborene Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen. Geboren ist Prinz Luitpold am 12. März 1821 morgens ½ auf 2 Uhr und getauft am gleichen Tage abend ½ auf 7 Uhr im weißen Saale der Kgl. Residenz von Freiherrn Friedrich Philipp Lothar Franz von Boos zu Waldeck und Montfort, des Erzstiftes in Mainz und des Ritterstiftes zu St. Burkard in Würzburg Kapitular. Als Hauptpate ist verzeichnet Prinz Karl von Bayern und als dessen Stellvertreter der Regierungspräsident Franz Wilhelm Freiherr von Asbeck in Würzburg.

Zunächst mögen der noch einzigen lebenden Lieblingsschwester unseres allergnädigsten Regenten Geburts- und Taufdaten hier folgen, die alsbald ihr 88. Lebensjahr vollendet. Ihrer Königlichen Hoheit Namen sind: Adelgunde Augusta Charlotte Karolina Elisabetha Amalie Marie Sophie Ludovika. Hochdieselbe, die Herzogin von Modena, ist geboren am 19. März 1823 nachts 10 Uhr 23 Minuten und getauft worden am 20. März nachmittags 4 Uhr im weißen Saale der K. Residenz vom Würzburger Bischof Friedrich Freiherr von Groß. Interessant ist, was unter der Rubrik für Taufpaten und Taufzeugen steht: „Ihre Majestät Kaiserin von Oesterreich mit sämtlichen übrigen Königlichen Hoheiten, Schwestern Sr. Kgl. Hoheit und Kronprinzen."

Die zuerst und zuletzt genannten Prinzessinnen sind, wie Prinzessin Adelgunde, am Tage nach der Geburt getauft worden und würden auch, wie Prinz Luitpold, am gleichen Tage die hl. Taufe empfangen haben, wenn sie geschickter wären geboren worden. Es kostete aber eine außerordentliche Mühewaltung, mehr als in bürgerlichen und Beamtenkreisen, dies so rasch vollziehen lassen zu können. Im streng katholischen bayerischen Königshause betrachtet man eben die hl. Taufe nicht nebensächlich, sondern als Hauptsache nach des hl. Augustinus Ausspruch: „Was nützte es mir geboren zu sein, wenn ich nicht wiedergeboren wäre." Dies erhabene Beispiel verdient allseitige Nachahmung.

Es sei noch bemerkt, daß Prinzessin Theodolinde in der Würzburger Residenz am 12. April 1817, also ½ Jahr alt, gestorben ist und im Würzburger Dom, und zwar in der Schönbornkapelle, beigesetzt wurde. (Aus der Repositur der ehemaligen Hofpfarrei, welche nunmehr der Stadtpfarrei St. Peter und Paul in Würzburg inkorporiert ist.)

Das erste katholische Missionsfest in Fulda.

Von Rob. Streit, O. M. I.

Missionsfeste wurden im katholischen Deutschland bereits an verschiedenen Orten gefeiert. Doch diese Veranstaltungen waren mehr Miniaturausgaben, kleinere Festlichkeiten mit privatem Charakter, von einzelnen missionseifrigen Pfarrern oder Vereinen veranstaltet. Es fehlte diesen Missionsfesten bisher das offizielle, kirchliche Gepräge. Und dies erste offizielle Missionsfest uns geschenkt zu haben, wird das Verdienst und der Ehrenvorzug der altehrwürdigen Bonifazius-Stadt Fulda sein und bleiben.

Am 4. Februar, abends 7½ Uhr, verkündeten die Glocken des hohen Domes den Beginn des Festes und läuteten die Begeisterung für den Missionsgedanken in die Herzen der Stadtbewohner. Eine sorgfältige Vorbereitung war dem Feste vorausgegangen. Der Hochwürdigste Herr Bischof Dr. Damian Schmidt, das muß offen ausgesprochen und unterstrichen werden, hatte selbst die Initiative zur Festfeier ergriffen. Mit großer Umsicht und weitem Blick hatte er die großen Linien des Festprogrammes gezogen, das dann mit Liebe und warmer Hingabe an die Sache von dem Ortskomitee zur Ausführung gebracht wurde. Es war ein reichhaltiges Programm. Die beiden Glanzpunkte bildeten am Festtage (5. Febr.) das feierliche Pontifikalamt und am Abend die Festversammlung, in welcher Aloys Fürst zu Löwenstein die Festrede übernommen hatte. Doch wollen wir uns hier nicht in Einzelheiten verlieren, die bereits von der Tagespresse gebracht wurden, sondern ein Wort von der tieferen Bedeutung dieser Missionsfeste sagen, und zwar zunächst für das religiöse Leben in der Heimat selbst.

Es ist eine unleugbare Tatsache, daß die Missionsfeste eines der mächtigsten Mittel sind, das Glaubensleben in der Heimat zu wecken, zu stählen und zu fördern. Die Mission wurzelt in ihrer prinzipiellen Begründung in den primärsten Grundwahrheiten unseres heiligen Glaubens, steht in ihrem geschichtlichen Verlauf im innigsten Konnex mit den Schicksalen der hl. Kirche und berührt in ihrer gegenwärtigen Lage die vitalsten Interessen derselben. In packender, anschaulicher Weise wird das den Teilnehmern des Missionsfestes zum Bewußtsein gebracht. Da wird das religiöse Bewußtsein geschärft, der Blick geweitet, das Interesse für Gottes und seiner Kirche Sache wachgerufen. Die erneute Erkenntnis aber, der geschärfte Weitblick und das entzündete Interesse werden desto intensiver dem Zunächstliegenden sich zuwenden, denn es ist eine elementare Wahrheit, die jedem von selbst zum Bewußtsein kommt: Was wir anderen zu geben haben, müssen wir zuerst und zunächst selbst sein. Eine Verstärkung der inneren geistigen Intensivität, das ist die Frucht der Missionsfeste für das heimatliche Glaubensleben.

Die Bedeutung der Missionsfeste sodann für das Missionswerk liegt auf der Hand. Ist die Mission die Kraftleistung der inneren Glaubensenergie, so bedeutet hinwiederum die Steigerung derselben eine größere Kraftleistung nach außen. Die Missionsfeste sind das geeignete Mittel, zunächst Missionskenntnis zu vermitteln. Die Predigten geben die tiefere Begründung der Missionspflicht und des Missionswerkes; die sachlichen Referate zeigen in anschaulicher Weise das Soll und das Haben in der großen Weinbergsarbeit; die Reden endlich entzünden die Begeisterung und das Feuer für die Missionstat. Missionsfeste sind das Massenaufgebot für den göttlichen Reichsdienst. In diesen Stunden wird eine Atmosphäre geschaffen, der sich auch der Fernstehendste nicht entziehen kann. Man ist sozusagen gezwungen, von der Mission zu sprechen, sich nach ihr zu erkundigen, sich für sie zu interessieren. Dem Kopfe wird dann auch das Herz und die Hand folgen.

Fulda ist mit gutem Beispiel vorangegangen. Es war ein Hauch des alten Bonifaziusgeistes, der über dem Missionsfeste wehte. Wie vieles, nein alles, verdanken wir diesem Geiste des Apostels der Deutschen! Möge er kraftvoll wehen durch Deutschlands Gaue! Möge das Fuldaer Missionsfest allüberall Nachahmung finden! Dann wird St. Bonifazius-Geist und Glauben durch unsere Lande ziehen, zum Segen für nah und fern.

Einsame Fahrt.

Stilles, düstres Blachgelände!
Kaum ein zarter Winterschimmer,
Trübe Wetterwolkenwände;
Ein verlohter Sternenflimmer. —

Und der Schlittenkufen Singen
Mischt sich mit den Knutenhieben;
Schwarze Rösslein schnaubend springen,
Dass die weissen Kiesel stieben. —

Dunkle Hütten, die wie Schatten
Im verschneiten Lande stehen.
Hier und da aus dunstig matten
Scheiben späte Lampen sehen . . .

Bald verklingt des Kutschers Weise.
Nur die hellen Kummetschellen
Schwatzen auf der ganzen Reise.
Sind mir treue Weggesellen.

Narwa (Russland). S. Kloep.

Der höchste deutsche Gerichtshof über Münchener Pornokunst.

Zugleich ein Wort über Zuständigkeit der Schwurgerichte für pornographische Delikte.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Das Reichsgericht hat am 6. Februar 1911 die von dem Verbreiter des Willy Geigerschen Albums „Das gemeinsame Ziel" (Stobbe in München, in Firma Schönhuth) gegen die Einziehung dieses unzüchtigen Werkes eingelegte Revision verworfen. Ein Zentrumsorgan berichtete über diese Verhandlung unter der Stichmarke „Die ‚Jugend'-Kunst vor dem Reichsgericht". Die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 69) entrüsteten sich in der bei ihnen üblichen verallgemeinernden und klobig verletzenden Form über dieses ihrer Verlagshalbschwester angetane Unrecht. Sachlich war das Blatt im Recht. Denn nicht die „Jugend"-Kunst stand vor dem Reichsgericht, ebensowenig wie sie in der jüngsten Verhandlung im objektiven Verfahren gegen den schandbaren „Phönix" vor der Münchener Strafkammer stand. Aber „Jugend"-Künstler, Mitarbeiter der „Jugend" waren es, die in dem einen wie in dem anderen Prozesse eine tief beschämende Rolle spielten. Und es ist schwer, ja oft unmöglich, eine künstlerische Persönlichkeit so in zwei Teile zu zerlegen, daß der eine Teil den anderen gar nichts angeht. Namentlich wenn es sich um eine grob-unsittliche Tendenz des Stiftes oder der Feder handelt, kann es gar nicht ausbleiben, daß die gelegentliche professionelle Beschäftigung mit schmutzigen Sujets auch auf die übrige Tätigkeit mehr oder minder abfärbt, namentlich wenn strittige Grenzgebiete in Frage kommen, wie es in der „Jugend" auch nach dem Urteil sehr liberal gesinnter Leute nur zu oft der Fall ist. Uebrigens sind es zum Teil dieselben Pornokünstler, welche als ständige Mitarbeiter der „Jugend", auch wenn sie Dinge begeifern, die weitab von ihrem Lieblingsthema liegen, ihren Stift in ordinäre Frivolität tauchen. Man vergleiche zum Beispiel die Zeichnungen Albert Weisgerbers in den jüngsten Heften der „Jugend", welche das Oberhaupt der katholischen Kirche in der unanständigsten Weise herabwürdigen. Aber das ist richtig: Die Justiz hat sich mit Entgleisungen der „Jugend" nicht zu befassen gehabt, die „Jugend" als solche gehört also insofern nicht zu den Leidtragenden der jüngsten gerichtlichen Entscheidungen wider Münchener Pornokunst und Pornokünstler.

Es muß übrigens festgehalten werden, daß die „Münchner Neuesten Nachrichten" bei dieser Gelegenheit das von ihnen früher indirekt verteidigte Werk Willy Geigers jetzt ausdrücklich preisgeben, indem sie in dem oben erwähnten Artikel (Nr. 69) schreiben, der Reichsanwalt habe Bilder des Malers Willy Geiger, die von der Polizei seinerzeit beschlagnahmt wurden, als gröblich unsittlich kritisiert, „worauf das Reichsgericht die gegen das richterliche Erkenntnis eingelegte Berufung (muß heißen Revision[1]) mit vollem Recht verworfen hat." „Mit vollem Recht"! So war nicht immer in den „Münchner Neuesten Nachrichten" zu lesen. Als Rechtsanwalt Eichhold, der Spezialist in solchen Verteidigungsfällen, in der Strafkammersitzung vom 5. Oktober 1910 die Behauptung wagte, das erneute Verfahren gegen Willy Geiger (am 17. Dezember 1907 hatte die Strafkammer desselben Landgerichts das beanstandete Werk freigegeben) sei nur „aus politischen Gründen", d. h. aus Konnivenz gegen die Zentrumsmehrheit im Landtage, möglich geworden, machte das liberale Blatt sich diese Unterstellung dadurch zu eigen, daß es dieselbe durch reichlichen Sperrdruck auffällig hervorhob. Was zur Folge hatte, daß in Nr. 477 derselben „Münchener Neuesten Nachrichten" vom 12. Oktober 1910 „ein liberaler Mann" diesen Vorwurf zurückwies und u. a. erklärte:

„Der Redaktion wird das Werk Geigers nicht zu Gesicht gekommen sein. Hätte sie Gelegenheit bekommen, in das Machwerk Einsicht zu nehmen, sie würde gewiß keinen Augenblick angestanden haben, es ebenso scharf und bedingungslos zu verurteilen, wie es eine große Zahl liberaler Parlamentarier und Bürgervertreter tat, denen es vorgelegt wurde. Das mildeste Urteil, das man darüber fällen kann, geht dahin, daß man es in den Geigerschen Zeichnungen mit den widerlichen Ausgeburten einer krankhaft entarteten Sexualphantasie zu tun hat. Auch wer dem Geschlechtsleben mit natürlicher Unbefangenheit gegenübersteht, ja, vielleicht gerade er, kann die Mappe nur mit Abscheu und Empörung durchblättern. . . . . Jedenfalls muß unter allen Umständen festgestellt werden, daß es der Liberalismus entschieden ablehnt, über solche Werke den schützenden Schild zu halten. Er würde sich in den Augen aller sittlich ernsten Männer und Frauen unseres Volkes bloßstellen, wollte er solcher ‚Kunst' seinen Schutz angedeihen lassen. Ihr gegenüber ist nur eines am Platze: rücksichtslose Unterdrückung. Und darin sollten alle Parteien unseres Volkes einig sein."

Das ist die Vorgeschichte der Erkenntnis, zu welcher das liberale Blatt sich nun auch mit Hilfe des Reichsgerichts durchgerungen hat: daß „mit vollem Recht" gegen das unzüchtige Album Willy Geigers vorgegangen wurde. „Mit vollem Recht"! Das ist zugleich auch eine Desavouierung der Kunstsachverständigen, welche im Jahre 1907 durch ihr so einseitig befangenes Gutachten, das Werk sei in ihren Augen „nicht unzüchtig" (Klinger, Habermann, Stuck), die Strafkammer zu einem verhängnisvollen falschen Urteil veranlaßten, das zu seinem Teile mit dazu beigetragen hat, Künstler und Literaten, Verleger und Buchhändler, und nicht zuletzt auch weite Kreise des Publikums in ihren entsetzlich laxen Begriffen von der Zulässigkeit selbst der laszivsten Darstellungen zu bestärken. Insofern ist das neueste Urteil des Reichsgerichts von geradezu prinzipieller Tragweite, wenn auch der vorliegende Einzelfall wegen der geringen Auflage und des enormen Preises des unzüchtigen Werkes geringe praktische Bedeutung haben mag. Uebrigens hat das Landgericht München I seit dem vorigen Jahre schon dreimal Werke Willy Geigers einziehen müssen. Auch das von ihm illustrierte „Kyrie eleison" und eine Zeichnung von Willy Geiger im berüchtigten „Phönix" wurden als unzüchtig eingezogen.

Das Reichsgericht hat sich über das Fehlurteil der Strafkammer vom 17. Dezember 1907 mit bemerkenswerter Schärfe ausgesprochen. Wir zitieren die Berichte zweier liberaler Blätter. Die „Münchner Neueste Nachrichten" (Nr. 64, S. 6) melden:

„Der höchste Gerichtshof verwarf indessen das Rechtsmittel als unbegründet. Es wäre sehr zu bedauern — so wurde ausgeführt —, wenn ein Mißgriff einer Strafkammer ein Freibrief würde für die unbehelligte Herstellung und Verbreitung von Darstellungen, die in gröbster Weise das Scham- und Sittlichkeitsgefühl eines ernst denkenden Menschen verletzen müßten. Im vorliegenden Falle wurde in den Darstellungen das Gemeine in widerlicher Weise betont."

Die „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 39, S. 8) berichtet über dieselbe Sache in folgender Form:

„Es wäre sehr bedauerlich, wenn der früher vom Landgericht begangene Mißgriff zur Verbreitung

---

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei ein allgemeines Wort über die selbst in größeren Blättern immer wieder anzutreffenden Begriffsverwirrungen in Sachen der Rechtspflege gestattet. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 69) lassen in einem redaktionellen Artikel das Reichsgericht die eingelegte „Berufung" (statt Revision) verwerfen. Dasselbe Blatt beweist sogar in einem sich fachmännisch gebärdenden Referat über die Reichsgerichtsentscheidung (Nr. 64) seinen juristischen Sachverstand durch die Behauptung, das Landgericht München habe „den Verleger Stobbe freigesprochen". Es handelte sich nur darum, daß Stobbe im subjektiven Verfahren mit Rücksicht auf das Strafkammerurteil von 1907 wegen mangelnden Bewußtseins der Strafbarkeit außer Verfolgung gesetzt wurde. Für eine Freisprechung wäre nur das Schwurgericht zuständig gewesen.

derartiger Sachen beitragen würde. Das neue Urteil macht diesen Fehler wieder gut. Die Ausführungen der Revision sind unzutreffend. Festgestellt ist, daß es sich um widerliche Betonung des Gemeinen handelt, wodurch das Scham- und Sittlichkeitsgefühl gröblich verletzt wird."

Nun wird auch wohl die liberale „Augsburger Abendzeitung" allmählich einsehen, daß sie sich auf dem Holzwege befand, als sie noch in Nr. 310 vom 10. November 1910 den Versuch machte, Willy Geiger, „den zu unrecht verlästerten Landshuter Künstler, dessen strotzend gesunde Auffassung der Kunst von Muckern und Finsterlingen als ‚Schweinerei' wütend bekämpft wird," durch dick und dünn zu verteidigen. Vielleicht wird das Urteil des höchsten deutschen Gerichtshofes auch die eine gute Wirkung haben, daß es nicht nur die in die Netze gewerbsmäßiger Pornokunst verstrickten Künstler (in München allein waren es in den letzten Jahren rund ein Dutzend), zur Besinnung ruft oder wenigstens zu größerer Zurückhaltung nötigt, sondern auch den zahlreichen, zum Teil namhaften Künstlern und Meistern, welche durch ihre unbegreiflich laxen Gutachten der immer mehr um sich greifenden Pornokunst und ihrer gewerblichen Ausbeutung Vorschub leisteten, vielleicht die Augen öffnet über den schlimmen Dienst, den sie dem deutschen Volke und vor allem dem Ansehen der deutschen Kunst erwiesen haben[2]).

In den verschiedenen Berichten über die Reichsgerichtsverhandlung vom 6. Februar ist mit einer gewissen Tendenz von dem geheimnisvollen Käufer die Rede, der, wie Buchhändler Horst Stobbe (in Firma Schönhuth) als Einziehungs-Interessent erklärte, das Album für 100 Mk. (sonst 150 Mk.) kaufte und anscheinend sofort zur Polizei brachte. R.-A. Eichhold hat s. Z. vor der Münchener Strafkammer den Käufer sogar als „Polizeispitzel" verdächtigt. Die „Allgemeine Rundschau" hat schon in Nr. 42 vom 15. Oktober 1910 (S. 740) wörtlich folgendes festgestellt:

„Der Käufer, der das Album nicht der Polizei, sondern dem Herausgeber der ‚Allgemeinen Rundschau' überbrachte, gehört dem liberalen Lager an, ist von jeher ein Kunstkenner und als solcher auch ein Verehrer der Kunst Willy Geigers, soweit sie sich auf anderen Gebieten als dem der Unzucht betätigt."

Damit gewisse Leute sich nicht noch länger vergeblich die Köpfe zerbrechen, sei hier klipp und klar die Tatsache registriert, daß der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", welcher die Anzeige gegen den „Phönix" erstattet hat, auch das im Jahre 1907 unbegreiflicherweise freigegebene Album Willy Geigers zwecks erneuten Vorgehens der Staatsanwaltschaft übermittelte. Es hat den Wiener Pornographen (Stern und Konsorten) nichts geholfen, daß sie sich als Opfer der Münchener „Allgemeinen Rundschau" hinstellten, und es wird auch den Budapester Pornographen (Schindler und Konsorten) nichts helfen. Die in gewissen liberalen und sozialdemokratischen Blättern immer noch fortgesetzten persönlichen Verunglimpfungen können den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" nicht anfechten und werden ihm auch in den Augen aller anständigen Leute, mögen sie einer Partei angehören, welcher sie wollen, nicht schaden. Die Hauptsache ist, daß nach langer, zäher Arbeit endlich ein Umschwung in der so lange irregeführten und schwankenden Rechtsprechung angebahnt ist.

* * *

In der Reichstagsdebatte vom 10. Februar 1911, in welcher die Zuständigkeit der süddeutschen Schwurgerichte für Sittlichkeitsvergehen der „Presse" im weitesten Sinne eingehender behandelt wurde, mußte sogar der freisinnige Abgeordnete Dr. Müller-Meiningen, der selbst dem Landgericht München I angehört, zugeben, daß in einem Falle (er meinte den Fall des Schandalbums „Phönix", über das er sich selbst seinerzeit sehr scharf geäußert hat) ein Münchener Schwurgericht ein merkwürdiges Urteil erlassen habe. Er meinte, das sei ein vereinzelter Fall, scheint demnach beispielsweise — um auf verschiedene krasse Fälle vor 1910 nicht zurückzugreifen — mit dem Freispruch in Sachen des „Sekt", über den zahlreiche Liberale (wir erinnern nur an den Aufsatz des Münchener Stadtschulrates Dr. Kerschensteiner in den „Süddeutschen Monatsheften") sich höchst entrüstet aussprachen, auch mit der Freisprechung einer Masseuse, welche in klarer Gesetzesübertretung Mädchen und Frauen Empfehlungen von Antikonzeptionsmitteln aufgedrängt hatte, einverstanden gewesen zu sein.[3])

Wenn der Zentrumsabgeordnete Dr. Wilh. Mayer-Kaufbeuren (Rechtsanwalt in München), auf dessen Rede die „A. R." noch zurückkommen wird, das Münchener Schwurgericht direkt als „Asyl für Pornographen" angesprochen hat, so traf er damit die Meinung der großen Mehrheit des bayerischen Richterstandes und der bayerischen Juristenwelt überhaupt. Man höre nur einmal, wie namentlich Staatsanwälte und frühere Staatsanwälte aus eigenster Wissenschaft über diese Dinge urteilen. Denn das „Asyl für Pornographen" gilt nicht etwa nur für die vom Schwurgericht zu Unrecht Freigesprochenen, sondern in weit stärkerem Maße für diejenigen Pornographen, welche dem Strafrichter entzogen werden, weil die Staatsanwaltschaft, durch wiederholte verblüffende Freisprechungen abgeschreckt, sich sagen muß, daß es schließlich noch das kleinere Uebel ist, die Uebeltäter laufen zu lassen, als ihnen durch den zu erwartenden Freispruch auch noch einen Nimbus zu verschaffen und andere zu strafloser Nachahmung anzureizen. Bisher genießt die schamloseste, perverseste Pornographie, wenn sie sich unter den Schutzmantel der „Kunst" begibt, vor Münchener Schwurgerichten einen Freischein.

Auch die durchsichtig verschleierte Anpreisung von „Gegenständen zu unzüchtigem Gebrauch" mittels der Presse wird trotz § 184, Ziff. 3, in Bayern nicht mehr verfolgt, weil in Fällen, welche nach wiederholten Reichsgerichtsentscheidungen unbedingt unter den § 184, Ziff. 3, fallen, die Schwurgerichte regelmäßig versagen. Es klingt fast wie ein schlechter Witz, aber es ist Tatsache, daß die Münchener Firma Fuchs, Spezialhaus für Massenvertrieb zahlreicher sogenannter „Antikonzeptionsmittel", für welche in großen illustrierten Katalogen die aufdringlichste Reklame gemacht wird, gegen ein Strafkammerurteil wegen Verletzung des § 184, Ziff. 3, durch kinematographische Reklamebilder auf Bühnenvorhängen Revision eingelegt hat, weil auch kinematographisch vervielfältigte Bilder unter den Begriff der — — „Presse" fallen, also vor das freisprechende Schwurgericht gehören.

Da es keine Berufung gegen Urteile der Schwurgerichte gibt und auch eine Revision sich niemals auf den Gegenstand der Anklage erstrecken kann, weil die Schwurgerichte ihre souveränen Sprüche ohne jede Begründung hinausgeben, so muß man schließlich dem Zentrumsabgeordneten Dr. Marcour (Verleger der „Koblenzer Volkszeitung") darin recht geben, daß nach Einführung der Berufung gegen Urteile der Strafkammern die letzteren auch für Preßdelikte einen Vorzug vor den jeder Berufung entzogenen Schwurgerichten verdienen. Dr. Marcour dachte dabei an politische Preßprozesse, die man in Bayern als Staatsprozesse vor den Schwurgerichten nur noch vom Hörensagen kennt. Aber wenn der Liberalismus wieder ans Ruder käme und sich auf die künstlich aufgepeitschten Leidenschaften der Bourgeoisie stützte, könnten auch die politischen Preßprozesse — natürlich nur gegen die bösen „Ultramontanen" — wiederkehren, und es ist noch sehr die Frage, ob dann ein Zentrumsredakteur vor Berufsrichtern, die an nüchternes, logisches, juristisches Denken gewöhnt sind, nicht eher Gerechtigkeit fände, als vor Geschworenen, die in ihrer großen Mehrzahl das Sieb liberaler Gesinnungstüchtigkeit passierten und durch die tägliche suggestive Zwangssuggestion ihrer Presse eines selbständigen, unbefangenen Urteils in politischen und kulturellen Fragen gänzlich unfähig geworden sind.

---

[2]) Die üblen Folgen einer jahrelang geübten laxen Rechtspflege zeigen sich auch in den immer schamloser werdenden Illustrationen gewisser weitverbreiteter „moderner" Zeitschriften und Witzblätter. Man beobachte nur einmal die durch viele Zeitschriften in die breitesten Kreise getragenen äußerst lasziven Illustrationsproben aus Fuchs „Die galante Zeit" und ähnlichen zynisch illustrierten Werken. Da die Kreise, auf deren Geldbeutel es abgesehen ist, gegen das bisher Dargebotene bereits abgebrüht sind, wird immer mehr riskiert. (Vgl. z. B. die schamlose halbseitige Illustrationsprobe in Nr. 46 vom 13. Febr. 1911, S. 788, des „Simplicissimus"! Nach den dort zitierten Pressestimmen soll das Werk nur für „sittlich reife Menschen" geeignet sein; aber die schamlosen Illustrationen werden als Lockfinken dem blödesten „Bildungs"-Pöbel hunderttausendfach vor Augen geführt. „Zoll um Zoll, Strich um Strich wird vorgerückt — wo ist schließlich die Grenze?" — so klagte vor zwei Jahren ein als sehr freigeistig bekannter Polizeipräsident. Und keine maßgebende Stelle gebietet der zunehmenden Dekadenz Einhalt. Im Gegenteil! Königliche Hofbühnen leisten ihr sogar offen Vorschub.

[3]) Der freisinnige Abg. Dr. Müller-Meiningen (Hof) hatte den merkwürdigen Einfall, sich bezüglich „gewisser Sittlichkeitsprozesse" auf das treffende Urteil des berühmten Erzgießers Ferdinand von Miller zu berufen, der sich in der bayerischen Kammer der Reichsräte über die verschiedenen Anschauungen von Sittlichkeit und Geschmack ausgesprochen habe. Wir wären in der Lage, gerade in bezug auf „gewisse Sittlichkeitsprozesse" Worte des Herrn von Miller anzuführen, die für gewisse Entgleisungen gewisser Pornokünstler so scharf wie nur möglich lauteten. Daß Exzellenz von Miller in diesen Fragen mit dem Abgeordneten Dr. Müller-Meiningen völlig einig ginge, möchten wir bezweifeln.

Auch ein Buch: Mehr Freude.

Von Eugen Mack.

„Vor einigen Jahren", so sagt Dr. *Vögele*, Pfarrer in Schöntal, in seinem vor einigen Monaten in zweiter, bedeutend vermehrter Auflage erschienenen Buch [1]), wurde von der philosophischen Fakultät in Tübingen das Thema: „Der Begriff des Tragischen soll unter besonderer Rücksicht auf die Lehren Schopenhauers und seiner Nachfolger untersucht werden" als Preisaufgabe gestellt." ..... „Für die nunmehr gedruckt vorliegende Schrift wurde unter vier Bewerbern der erste Preis zuerkannt. Der als Preisrichter damals fungierende Aesthetiker Prof. Dr. von Köstlin wünschte, daß die Arbeit als ein Beitrag zur Aesthetik gedruckt werden möchte." Dieser Wunsch wurde 1904 erfüllt. Wie die erste Auflage begeistert aufgenommen wurde, so noch mehr die zweite. Wir haben in Dr. Vögeles Werk einen Führer durch Kunst und Leben, der uns überzeugend sagt: es ist nicht wahr, was der *Pessimismus* als Evangelium ausgibt, daß alles nur Elend und Jammer sei in der Welt, und daß die Kunst das Trauerspiel der Welt und des Menschenlebens im großen und kleinen zu erklären habe. Wie viele Verwirrung hat der Pessimismus schon angerichtet, hat einen Stern um den andern am Himmel der herrlichen und ewigen Ideale erbleichen und erlöschen lassen und dann ein Menschenleben ums andere dem Weltschmerz und tiefster Seelenverlassenheit anheimgegeben, demselben zuletzt den Glauben an sich selbst und an sein Recht auf Leben genommen! *Pessimismus war und ist vielfach das Gepräge unserer Zeit*, die sich predigen ließ von *Schopenhauer*, dem Begründer des Pessimismus, von *Bahnsen*, dem konsequentesten Vertreter desselben, die in *Eduard von Hartmann*, dem Philosophen der Philosophie des Unbewußten, einen Evangelisten sah und sich einem *Nietzschekult* hingab, der ihr in späteren Jahrhunderten ebenso ein Brandmal sein wird, wie ihr vielfaches Bekenntnis zu Haeckel. Man wird einmal sagen: für Phrasen — glänzende Stilisten, die ihr böses Getränk in feinstem Becher bieten, sind die Pessimisten fast alle — haben die Schopenhauerianer, Nietzscheaner Werte eingetauscht und haben in ihrer Berauschung ihren Weg verfehlt. Edlere erkannten die Gefahr zur rechten Zeit und kehrten um, als die Stunde schlug.

Vögeles Buch läßt tiefe Blicke tun in die Welt des Pessimismus. Wie in einem Drama tritt Person um Person einer der Hauptvertreter des Pessmismus nach dem anderen auf. Wir lernen seine Lehre kennen, dann folgt die Kritik. So ist die Methode wie eine Art Dialog, oder Monolog gegen Monolog. Wir werden uns klar, wohin die Dinge drängen. Licht und Schatten sind gut verteilt, anerkannt wird, was anzuerkennen ist. Ein Blick auf die krasse Wirklichkeit möchte allerdings pessimistisch stimmen, allein man darf nicht beim Schein allein verweilen, man muß tiefer blicken, und das lehrt der Verfasser!

Was sind das für *lehrreiche Kapitel* über Schopenhauer, Bahnsen, Eduard von Hartmann, *Nietzsche*! Gerade das letzte! Es gehört gewissermaßen zum guten Ton, daß man über Nietzsche etwas weiß; eine ganze Bibliothek bilden die Bücher über sein Werk und Leben: Nietzsche-Verhimmelung, Nietzsche-Verdammung, Nietzsche als Erzieher, Nietzsche als Umwerter aller Werte, Nietzscheflut, Nietzscheebbe. Es ist schwer, sich in der reichen Literatur ein klares Bild zu machen. Und wer Nietzsches Schriften in die Hand nimmt, der findet einen glänzenden Stil, eine bestrickende Art zu reden, aber kein System. Nietzsche selbst hat ja gesagt: „Ich mißtraue allen Systematikern und gehe ihnen aus dem Wege. Der Wille zum System ist ein Mangel an Rechtschaffenheit." Nietzschestudien werden dem Studierenden eine Gefahr; selbst der gebildete gereifte Mann braucht eine gewisse Ergänzung, ein Korrektiv, um sich zurecht zu finden. Wer einen Einblick in einen Teil von Nietzsches Anschauungen gewinnen will, lese Vögeles Buch, er erfahrt genug. Dabei freilich wird er wieder *auf goldene Bücher aufmerksam gemacht*, die in der Uebersetzung oder im Urtext in die Bibliothek eines Gebildeten gehören, auf die Meisterwerke der griechischen Tragiker. Ach, wir kennen sie zu wenig; die Menschen von heute lesen Bände von Romanen und finden alle hundert Seiten einen Gedanken, aber das, was zum Größten der Weltliteratur gehört, lassen sie liegen. Wer Vögeles Buch liest, der wird wieder Weihestunden haben; die Jugend im Glanz und Idealreichtum der Gymnasialjahre wird vor ihm stehen, und er wird verstehen, warum einst eine genaue Präparation der griechischen Tragiker verlangt worden: Weil gelehrt wurde fürs Leben, und weil das Leben auch hier immer wieder lernen soll.

Und erst das Kapitel über Richard Wagner! Es ist mit deutschem Blut, mit tiefem Empfinden geschrieben, es zeigt uns, was wir an unserem Wagner haben, der sich so schön durchgerungen hat vom Sturm und Drang bis zur Krone seiner Schöpfungen, zu Parsifal. Wenn man Vögeles Wagnerkapitel liest, gewinnt der Kunstgenuß in Wagners Werken, liest man auch nur den Text seiner Werke mit Leitmotiven; reicher ist das Verständnis. Wahrlich, bei Wagner, dem Denker und Dichter und Musiker, haben wir deutsche Kunst, Kunst mit Gehalt, mit Ideen. Es ist eine Ehrenschuld der Deutschen, Wagner treu zu sein, treu gegen den, der schon 1842, als er den Rhein wieder sah, gestand: „Mit hellen Tränen im Auge schwur ich armer Künstler meinem deutschen Vaterlande ewige Treue." Wagner ist immer optimistischer geworden; die Kunst war ihm viel, sehr viel: guter Engel, Gottesdienst, inniges Bedürfnis, Lebensgenuß, ja zu viel: erlösende Macht. Vögele hat das Verdienst, begeistert auf Wagner hingewiesen zu haben, eine Analyse seiner Werke gegeben und Wagners Entwicklungsgang schön und gerecht gezeichnet zu haben.

Trotz allem Optimistischen bei Wagner in den letzten Jahren doch noch nicht genug Licht, Sonne, Versöhnung, Freude. Diese lichten Sionshallen der Freude, schon erbaut im Leidland Erde, tun sich auf im *zweiten Teil* von Vögeles Werk, wo er den *Begriff des Tragischen aufbaut*, nachdem ihn die Pessimisten zusammengeschlagen und zum Traurigen, dessen die Welt allerdings voll, das aber mit dem Tragischen nicht eins ist, geworfen haben, wo Vögele dem Begriff des Tragischen seine wesentlichen Momente gibt, wo er *die bedeutendsten Philosophen und Aesthetiker* sprechen läßt und die *Meisterwerke aller Zeiten* zu Zeugen anruft und uns die Richtigkeit des so klar herausgestellten Begriffs des Tragischen aufzeigt. Da haben wir nun ein anderes Bild von Kunst und Leben, als es der Pessimismus zu geben beliebt. Beim Pessimismus die Welt eine Nacht in düsterste Nacht versinkend, Kirchhofsruhe zuletzt, bei Vögele die Welt überhaucht von Nebeln, wie morgens in der Dämmerung, aber diese Nebel durchblitzt und durchstrahlt vom Licht des Frühmorgens, das immer heller wird, von Strahlen von oben, ein Hinweis „vom weiten, gräberreichen Kirchhof der Erde auf die unvergleichliche Heimat der Seele".

Große Fragen bleiben ja im Leben. *Vögele geht ihnen nicht aus dem Weg*, besonders der Frage nach dem vollen Ausgleich. Der Philosoph, der Apologet, der Befrager der Stimme der Menschheitsseele seit Jahrtausenden, der Christ löst sie. Er findet und gibt eine *andere Antwort, als sie der Pessimismus gibt, der keine ewigen Sterne mehr sieht und nichts weiß vom Kalvarienberg als Hügel der Versöhnung. Gerade hier ist Vögeles Werk ein Buch zur Freude, zur Schönheit, Führer zum tiefen Christusglauben.*

Wie überzeugend sind die Kapitel vom Erschütternden und Rührenden, von der Erhabenheit, wie tief jenes, wo die Frage gelöst wird, ob der tragische Held eine Schuld haben muß oder nicht, wie gehaltvoll jene von der Katharsis, der Läuterung, Versöhnung und von den sittlichen Ideen in den Meisterwerken! *Da macht man beim Studium selbst eine Katharsis durch*, eine Gesundung zur Freude, daß wir solche Schätze haben, die zum Licht führen, zum Ethos, zum Ideal, zu Christus, dem Weg, der Wahrheit und dem Leben. Wir ahnen, wie Gott tausend Heilswege hat, um die Menschen zu ziehen, und wie Gottes Geist schon in der Heidenwelt wirkte, wie er die Dichter zu Priestern ihres Volkes, zu Erziehern machte und ihre Werke zu Pfadweisern zum Buch der Bücher hin; wir sehen, wie der Pfingstgeist noch wirkt in jener Kunst, wo die Schönheit mit der Wahrheit sich eint und nach ewigen Bergen schaut.

„Es sind die großen Seelen, denen die Schmerzen nachziehen wie den Bergen die Gewitterwolken, an denen sie sich aber auch brechen." Dieses Dichterwort ist in Vögeles Werk so oft Leitmotiv. Der Schmerz ist im Leben da, aber er darf nicht Weltschmerz werden und ist als solcher von Gott nicht gedacht, der Schmerz soll läutern und soll zur Verklärung, Versöhnung, zur Freude führen und wallen. Der Pessimismus fälscht die Ideale, reißt sie vom Himmel, jene Ideale, die von drüben schimmern und leuchten, er *verneint eine transzendente Versöhnung*, steht dann vor Rätseln, die ihm keine Religion lösen kann, weil er keine Religion hat, die ihm eine Kunst erklären soll, die er selbst erniedrigt und zu einem großen Rätsel macht, weil sie, des Lebens, des bittern Lebens Photographie, das Leben erklären soll, als ob das Bild die volle Erklärung des Urbildes bieten könne!

Wie idealarm, ideallos, selbst idealtötend ist zum Teil unsere heutige tragische Kunst! Weil sie das traurigste Leben photographiert, jenes Leben, das mehr ein Sterben ist; wie weit entfernt ist sie von der Kunst eines Sophokles, eines Schiller! Das zeigt Vögele in seinem *Schluß*kapitel auf: *Kritische Beleuchtung der bedeutendsten modernen Dramatiker*. Bei ihnen gilt Dr. Pfeifers Wort: „An die Stelle des Pathos tritt bei den Modernen das Pathalogische, statt daß der Dichter Arzt der Seelenleiden wird, ist er Psychiater, und so erweckt zwar manches Drama Schrecken und Mitleid zugleich, aber nur mit dem Autor." Da ist einmal *Henrik Ibsen*, der einen so großen Einfluß auf die moderne Dramatik ausgeübt hat. Gewiß, es gilt: „Seine Werke zeichnen sich durch großartigen Aufbau, psychologischen Scharfblick, treffende

---

[1]) *Der Pessimismus und das Tragische in Kunst und Leben.* Von Dr. *Albert Vögele.* Von der Tübinger Universität mit dem ersten Preis gekrönte Schrift. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. 8° (X. u. 318) Freiburg 1910, Herdersche Verlagshandlung. ℳ 3.60; geb. in Leinw. ℳ 4.60.

Charakteristik aus. Er hat einen neuen dramatischen Aufbau und neue Probleme in die Dramatik eingeführt. Er hat dem Drama nach der Seite des Stils wie der Stoffwahl neue Bahnen gewiesen" (Vögele S. 266). Ibsen ist „ein großer Frager und geheimnisvoller Schweiger". „Er ist der Dichter der Probleme, seine Charaktere sind Probleme, und er selbst ist sich und uns ein Problem." „Eine Gemütsklärung im wahren und höchsten Sinn", sagt Vögele, „wie sie die echte, gottbegnadete, tragische Kunst hervorbringt, verspüren wir bei der Lektüre von Ibsens Stücken nicht. Aber ein Poet, der von Natur aus das Zeug zu Großem hatte, ist Ibsen immerhin. Seine Dichtung kommt uns vor wie wildzerklüftete Hochgebirgslandschaft mit unheimlichen bizarren Felsspitzen und gähnenden Abgründen, mit eisigen Gletschern und ewigen Schneefeldern, auf die manche farbenprächtige Lichtreflexe fallen, die aber trotz des darauf scheinenden Lichtes kalt und eisig bleiben". (S 249.)

Von **Gerhart Hauptmann** sagt Vögele, daß er „geringe Befähigung zum dramatischen Schaffen hat. Denn gerade das, was der Dramatiker bzw. Tragiker braucht: Leidenschaftlichkeit des Gefühls, Entschlossenheit des Handelns, zielsicheres Vorwärtsdrängen und endlich jenes überzeugte Pathos einer sittlich hochstehenden Weltanschauung, fehlt diesem Dichter" (S. 272). „Ein Verdienst hat Hauptmann, daß er wieder auf die Wirklichkeit, das natürliche Leben hingewiesen, und daß er das dramatische Stoffgebiet erweitert hat, indem er den vierten Stand bühnenfähig machte." (S. 275). Die Analyse von Hauptmanns Werken ist eine Bestätigung der Gedanken des Verfassers.

Hermann Sudermann ist es, „der verhältnismäßig noch am meisten dramatisches Blut in den Adern hat und die dramatische Technik am sichersten beherrscht". Er ist immerhin ein bedeutendes künstlerisches Talent ..... Was hätte dieser Mann Großes leisten können, wenn eine feste, sittlich-ideale Weltanschauung ihn beseelte, wenn er seine ursprüngliche dichterische Individualität, wie sie noch so schön, frisch und gesund aus „Frau Sorge" sprudelt, ganz unbekümmert um die Tagesmeinungen, Zeitströmungen und Schlachtrufe der „Moderne" weitergebildet und entwickelt hätte!" (S. 289.)

Auch die **Analyse der Werke Sudermanns zeigt: die Zeichen der Zeit sind trübe. Müssen wir nun an der Kunst verzweifeln** und einstimmen in ein scharfes, den „Süddeutschen Monatsheften 1908" entnommenes Urteil über den künstlerischen Wert der gegenwärtigen deutschen Dramatik? (S. 312 ff.) **Nicht durchaus! Auch hier kommt Versöhnung, Klärung, Katharsis.** Das deutsche Volk ist zu tief, als daß es sich so in die Irre führen ließe. Das deutsche Gemüt lebt noch, das deutsche Herz schlägt, zur Freude, zur Freude. **Vögele spielt an auf schöne Zeichen der Zeit.** Die **Volkskunst** baut sich ihre Bühne, die Bühne zieht das Volk an, Volkskunst im idealen Sinn lebt. Vögele hätte noch hinweisen können auf jenen, der friedlich gegen die „Vorherrschaft Berlins" ankämpfte, durch „neue Ideale", der „Wege nach Weimar" antrat, der unsere Literatur einer neuen Entwicklung entgegenführt, der einer unserer zukunftreichsten Dramatiker ist (so Franz Herwig), der es, wenn auch in anderer Form, der klassischen Zeit gleichtut, indem er arbeitet, „in uns wieder etwas von der Geistes- und Seelenstimmung zu erwecken, aus der heraus jene Zeit geschaffen hat" (Karl Muth, „Hochland" VIII [1910/11], 364) auf **Fritz Lienhard.** Vögele hätte weiter hinweisen können auf einen **Karl Domanig, Eduard Eggert. Aber das war ja nicht nötig. Vögeles Buch führt ja mittelbar zu all diesen, welche das Erbe der großen Meister übernehmen und Schillers Wort mächtig klingen lassen:**

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben.
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane;
Still lenke sie zum Ozeane
Der großen Harmonie."

Vögeles Buch gehört in die Hand des Kanzelredners, des Beichtvaters, des Seelsorgers und Arztes am Krankenbett. Es greife danach jeder gebildete Mann, jeder, der seine Klassiker nicht nur auf dem Bücherbrett hat, sondern Stunden bei Goethe, Stunden bei Schiller sucht! Das herrliche Werk vertiefe den Universitätsstudenten und erfreue den Primaner! Dies Buch ist ein reiches Werk, das wirkt und schafft in der Seele dessen, der es sich zu eigen macht in tiefem Studium.

Andachtvoll waren mir die Stunden, wo ich in Vögeles Buch studierte. Ich wünsche solche Stunden jedem, und jeder wird sie haben, der nach ihm greift. Dies Buch ist ein Johannes, ein Adventsprediger an die Pessimisten: Tuet Buße und bekehret euch, dies Buch ist ein Weihnachtengel an alle, die noch eine wahre Kunst suchen und lieben: Ich verkünde euch eine große Freude, die Kunst lebt noch! **Dies Buch ist ein Weihefestbuch.** D'rum nimm's und studier's!

Humoristisch-satirische Ecke.

Der Poet.

Er sitzt im kargen Stübchen
Und schmiedet Reim an Reim
Von weichen Wangengrübchen,
Von süßem Honigseim.

Er legt in jede Zeile
Sein ganzes Herz hinein
Und raspelt mit der Feile
Unreine Stellen rein.

Hat ihm ein Dutzend Lieder
Der Dichtertag beschert,
Liest er sie immer wieder,
Vom eigenen Werk betört:

Wenn er bei einer Prise
Die langen Zeilen zählt,
Wie viel nach Adam Riese
An Honorar entfällt.

Quasenopern.

Weißt Du, wie das Ohr es quält,
Wenn ein Schuß urplötzlich fällt?
Wenn ein Frechdachs unvermutet
In die Kirchweihpfeife tutet?

Wenn ein Kohlendampfer stoppt,
Daß dir's in den Ganglien tobt?
Wenn du Flötentöne liebst,
Und der Bläser ständig pipst?

Weißt du auch, wie wohl es tut,
Wenn ein Musikantenblut
Ueber, unter, neben dir
„Wagner" einübt am Klavier?

Wenn ein ungeschickter Esser
Auf dem Teller mit dem Messer
Rutschend scharrt, daß sich die Nerven
Epileptisch überwerfen?

Willst du das auf einmal hören
Und die Qual dir endlos mehren?
Geh nur, ahnungsloses Herz,
In die Oper „Sphärenschmerz".

F. Schrönghamer.

Vom Büchertisch.

Fürstin Sophie v. Waldburg zu Wolfegg und Waldsee, ein Lebensbild, gezeichnet von P. **Haggeney,** Priester der Gesellschaft Jesu. Mit einem Vorwort von Dr. Paul Wilhelm v. **Keppler,** Bischof von **Rottenburg,** und mit vielen Abbildungen. Verlag von Carl **Ohlinger, Mergentheim.** Volksausgabe 1.60 M, in Saloneinband 3 M. Fürstin Sophie, dem gräflichen Stamm Arco-Zinneberg entsprossen, geboren 14. November 1836, gestorben 21. Dezember 1909, dieses Ideal wahrer Frauentugend, die opfersinnige Nachfolgerin der heiligen Elisabeth, das Kind einer frommen, hochherzigen Mutter, verlebte ihre erste Jugendzeit im elterlichen Palais am Wittelsbacherplatz zu München mit der fröhlichen Schar von 12 Geschwistern. 1850 kam sie zur weiteren Ausbildung ihrer hervorragenden Talente auf 4 Jahre in das Pensionat der Damen des Sacré coeur nach Blumenthal bei Aachen, wo sie tiefe Herzensneigung zum Klosterberufe faßte. Anders waren die Wege der Vorsehung, „welche die Wunderblume auf einen anderen Platz pflanzen wollte, damit sie durch das gute Beispiel den Duft der Tugend weithin verbreite", sagt so schön ihr Biograph und Seelenführer P. Haggeney in seinem herrlichen Buche. Dem Wunsche ihres Vaters folgend, reichte sie am 19. April 1860, wohl mit schwerem Herzen, aber den Willen Gottes darin ersehend, daß er sie in der Welt haben wollte, dem Erbgrafen von Waldburg-Wolfegg die Hand. Kein Wunder, daß dieser edle Fürstensohn sich von der hoheitsvollen, geistvollen Erscheinung und jungfräulichen Anmut mächtig angezogen fühlte. Mit ernster Lebensauffassung, Berufspflicht und Selbstentäußerung wurde sie das beglückende Ideal einer Gattin, Mutter und Hausfrau. Sie ward ihrem geliebten Gemahle eine feinfühlende, verständnisvolle Hilfe und Beraterin im Leben und sein Trost und seine Stütze im Sterben. Sie ward ihm und ihren Kindern alles, das Herz und der Pulsschlag, die erwärmende, verklärende Sonne des Hauses, und hinausstrahlend mit ihrer barmherzigen Liebe und apostolischem, sozialem Wirken in die Umgebung ihres Edelsitzes Wolfegg bis in die entferntesten Orte und Missionsgebiete. Für alles, was Hilfe bedurfte, hatte sie warmfühlendes Verständnis und offene, nie müde Hand, stets aber so, daß die Linke nicht wußte, was die Rechte tat. Beseelt von wahrer tiefer Frömmigkeit und glühender Gottes- und Nächstenliebe war ihr Wirken in und außer dem Hause. Eine Fürstin von hohem Geiste, die Bewunderung manches Gelehrten, voll heiliger Energie, Offenheit, Klugheit und feinem Takt, großartiger Gastfreundschaft, wahrer, vom Herzen kommender Liebenswürdigkeit, ohne äußeren Schein und bei alledem so einfach und schlicht, voll tiefer Herzensdemut. Sie war keine Kopfhängerin, sondern eine wohltuende, freudig stimmende, stets freundliche, seltene Erscheinung. Und welch heroischen Opfermut bewies sie in schwersten Heimsuchungen und jahrelangem furchtbaren Leiden und schmerzvollstem Siechtum! Nie kam ein Wort der Klage über die Lippen dieser großen Frau, nur die Bitte, der liebe Gott möge ihr noch mehr Leiden senden. Sechs Kinder hatte ihr der liebe Gott geschenkt, sie waren ihre Lebensfreude. Als Ersatz für das Opfer ihrer Jugendneigung den Schleier zu nehmen, gab ihr der liebe Gott

herrlichen Lohn, da er zwei von ihren Kindern die Gnade verlieh, auf alle Herrlichkeit, Ruhm und Ehren, welche die Welt einem Fürstenkinde bietet, zu verzichten und den Ordensberuf zu wählen. Wie jubelte da ihr Mutterherz! Und als der Herr über Leben und Tod die beiden glücklichen Kinder bald in fernen Landen, eines in England, das andere in Rom, zu sich rief, da trug sie heldenmütig als wahre Christin das Mutterleid. Wie rührend großartig ist ihr gottseliges Ende! Die Welt hat viel verloren an dieser edlen Nachfolgerin der hl. Elisabeth, aber ihr Andenken bleibt ein Segen. Möge das so schön ausgestattete herrliche Lebensbild der Heimgegangenen, das uns ihr langjähriger geistlicher Berater, P. Haggeney S. J., so feinfühlend und warmempfunden zeichnet und ihr Oberhirte, Bischof v. Keppler, mit so lieben Worten empfiehlt, recht große Verbreitung in der deutschen Frauenwelt finden, nicht nur im schwäbischen Oberlande, wo sie 50 Jahre lang so segensvoll wirkte, sondern überall und besonders auch in ihrem so vielgeliebten Heimatlande Bayern und ihrem „lieben, alten München"! Frau Reichsarchivdirektor von Baumann.

Dr. Grupp Georg, Jenseitsreligion. Herder, Freiburg in Br. 1910, 200 S., 3 M. — Seit der Zeit des Rationalismus hörte das Bestreben nicht auf, die Religion ihres übernatürlichen Charakters zu entkleiden. Zuerst war der Kampf mehr gegen das Dogma gerichtet, unsere Tage wollen auch die Ethik von der übernatürlichen Religion loslösen. Die christlichen Apologeten haben eine doppelte Aufgabe: sie weisen die Einwände der Gegner zurück und zeigen zugleich die Haltlosigkeit der Position derselben. Die Zahl der Arbeiten katholischer Gelehrten, die in diesem Sinne tätig sind, hat in neuester Zeit Grupp, bekannt als Verfasser der Kulturgeschichte des Mittelalters, vermehrt mit der Schrift „Jenseitsreligion". Das Buch ist charakterisiert durch die vielen gut gewählten Aussprüche von Gegnern der übernatürlichen Religion. Aus ihrem eigenen Munde geschieht ihre Verurteilung. Namentlich werden zitiert Renan, David Friedrich Strauß, Fichte, Schopenhauer, Schleiermacher, Nietzsche usf. Das Buch ist frisch und anziehend geschrieben; besonders glücklich möchte ich das Kapitel nennen: Religion und Sittlichkeit. Die Lektüre setzt Verständnis der Philosophie, vorzüglich der neueren, voraus. Die Trefflichkeit des Werkes bekundet auch die Tatsache, daß die erste Auflage bereits vergriffen ist.

München. Dr. Jak. Hoffmann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Steinrück und Johanna Terwin sind für die im ironischen Licht gezeigten Titelhelden von Bernhard Shaws historischer Komödie: „Cäsar und Kleopatra" ganz außerordentlich geeignet, und ich glaube, daß der Erfolg des Abends ihnen mehr als dem irischen Spötter zu verdanken ist. Kennen wir doch nachgerade Shaws Weltbetrachtung, die nichts Großes anerkennt und darum gewissen frivolen Zeitströmungen schmeichelt; aber schließlich wissen wir allmählich sein Rezept, so daß uns sein aus der Froschperspektive gesehener Cäsar nicht mehr so verblüfft, wie einst sein verkleinerter Napoleon. Gern gebe ich zu, daß manches für den Augenblick sehr witzig, zuweilen auch geistreich ist. Ich habe jüngst von einem Wortführer neuester Bühnenkunst die sehr gewagte Behauptung gelesen, daß wir im regulären Theater — im Gegensatz zum Festspielhause — alle „jene ehrenwerten Fiktionen vom Theater als Erziehungs- und Bildungsinstitut" fallen lassen müssen. Von diesem für meine Ueberzeugung bekämpfenswerten Gesichtspunkte aus bietet der neueste Shaw gewiß genug für das „Amüsement", zumal es uns gereicht wird, in prächtiger Ausstattung, „in Schalen der Kunst."

Marie Barlow †. Das Hinscheiden der Begründerin des Konzertvereins hat die ganze Musikwelt Münchens, Musiker wie Musikfreunde, in Trauer versetzt. In fast vier Jahrzehnten, die sie in München lebte, ist sie der aufstrebenden Künstlerschaft eine unermüdliche, im stillen wirkende Mäzenatin gewesen, und als später Hofrat Kaim sein ruhmreiches Orchester geschaffen, ist sie ihm in langen Jahren opferfreudig zur Seite gestanden. Noch lebt in aller Erinnerung, wie dem Unternehmen von außen und innen Schwierigkeiten und Gegner erwuchsen und es eines Tages galt, die Arbeit vieler Jahre verloren zu geben und von neuem aufzubauen. Da trat Marie Barlow mit unverminderter Energie an die Spitze. Viel jüngere konnten verzagen, wo diese den Siebzigern nahe Frau die Zuversicht nicht verließ. In Ferdinand Löwe fand sie den Mann, der aus den trotz dem Widerstand einer mächtigen Organisation angeworbenen Musikern in kurzer Zeit einen Instrumentalkörper formte, der zu den besten Deutschlands gehört. Die von Frau Barlow gebotenen Gagen übersteigen diejenigen aller Orchester, und mit dem anläßlich ihres 70. Geburtstages gespendeten Pensionsfonds hat sie für die sozialen Forderungen unserer Tage ein tiefes Verständnis erwiesen. Sie durfte sich noch des großen künstlerischen Erfolges ihres Konzertvereins erfreuen, dessen Konsolidierung ihre stete Fürsorge gewesen. Im Herbste befiel die allzeit Rüstige schwere Krankheit, aber noch einmal nahm sie ihren Sessel im Konzertsaale ein, obwohl das Gehen ihr schwer fiel, doch die flüchtige Hoffnung auf völlige Genesung hat sich als trügerisch erwiesen. Das imposante Trauergefolge zeigte, daß Marie Barlow ihre werktätige Hilfe nicht nur auf den engeren Kreis ihrer künstlerischen Interessen beschränkt hatte, wir hörten es aus dem schlichten Munde des Veteranenführers und ersahen es an den Waisenkindern, die in langen Reihen an dem Grabe der seltenen Frau vorbeizogen....

Aus den Konzertsälen. Das Volkssymphoniekonzert des Konzertvereins hatte in letzter Woche, der Faschingszeit Rechnung tragend, als Programm die Entwicklung des Tanzes gewählt. Der Abend begann mit Joh. Seb. Bach und führte über Gluck, Mozart, Beethoven, Lanner zu Joh. Strauß (Vater und Sohn), wobei Schubert, wohl lediglich um das Konzert nicht zu sehr auszudehnen, übergangen wurde. In Bachs h-moll-suite bewährte sich Koulouki als trefflicher Flötist. Von großer Wirkung war die von Felix Mottl frei bearbeitete Balletsuite von Gluck, obwohl (oder vielleicht besser gesagt: weil) die reiche, reizvolle Instrumentierung eine starke Modernisierung bedeutet. Hier und in Mozarts und Beethovens deutschen Tänzen lagen unter Prills bewährter Leitung die künstlerischen Höhepunkte des Abends. Die oft gehörten Straußwalzer geraten — eine alte Erfahrung! — meist zu schwerflüssig, wenn an seriöse Aufgaben gewöhnte Orchester sich ihrer einmal annehmen. — Die Wiener Hofopernsängerin Gertrude Förstel, die wir im Sommer als Solistin in der Mahlerschen Symphonie-Uraufführung kennen gelernt, gab mit sehr starkem Erfolge einen Liederabend. Ihre reizvolle, vortrefflich geschulte Stimme ist besonders in den hohen Tönen von seltener Schönheit, ihr sehr anmutiger Vortrag, — mehr im Stil einer Opernsoubrette, als in demjenigen des Konzertsaales — ist sicherlich auf der Bühne von noch größerer Wirkung. Frl. Förstel hatte sich durch die Wahl des Programms ihren Erfolg nicht leicht gemacht, denn die Lieder von Br. Walter, Gg. Göhler und W. v. Bartels sind nichts mehr als niedliche Kleinigkeiten, die nicht sonderlich erwärmen können. Ihre stärksten Eindrücke erzielte sie mit Mozart und Rich. Strauß, die man ja neuerdings gerne zusammen nennt. Von Hugo Wolf zündeten die Mörikeverse: „Frühling läßt sein blaues Band wieder flattern durch die Lüfte" und ein Lied, in dem Gustav Mahler den ihm sonst leicht ins süßliche geratenden Volkston mit schlichten Mitteln getroffen hat. Am Flügel saß Ruoff. Der treffliche Pianist bot neben seiner feinsinnigen Liedbegleitung noch Chopins F-Moll Fantasie, für die er einen so stürmischen Applaus erntete, wie er an Abenden, an denen sich das Hauptinteresse auf Gesang richtet, sehr selten ist. — Auch Chopin spielte u. a. der Pianist Marc. Meytschik, der sich als ein virtuoser Pianist und geschmackvoller Musiker erwies, dessen schöne künstlerische Leistungen, von denen einige einen Ueberschuß von Temperament zeigten, verdiente ehrende Aufnahme fanden. Sehr Günstiges ist auch über den Geiger Louis Persinger zu berichten, den Hch. Schwarz feinsinnig begleitete. Er verfügt über eine virtuose, temperamentvolle Bogenführung, die mehr auf Charakteristik als auf absolute Schönheit des Tones wert legt.

Verschiedenes aus aller Welt. Das dramatische Oratorium „Quo vadis" von Felix Nowowiejski wurde jüngst in Leipzig durch den Philharmonischen Chor und das Windersteinorchester unter Richard Hagels Direktion in Anwesenheit des Komponisten mit starkem Erfolge gegeben. Auch in Trier übte das Werk, dessen Textbuch die Christenverfolgungen unter Nero behandelt, eine tiefe Wirkung aus. Die Wiedergabe durch den Domchor unter Leitung des Domkapellmeisters Stockhausen wird gleichfalls gerühmt. Das Oratorium ist bei Alois Maiers Hofmusikalienhandlung in Fulda erschienen. Von zwei im Nachlasse Viktorien Sardous vorgefundenen Operndichtungen hat Nowowiejski die Vertonung des „Dante" übernommen. — Richard Strauß scheint den im „Rosenkavalier" betretenen Pfaden treu bleiben zu wollen. Die einen sagen, er arbeite mit Frekſa eine Pantomime, die anderen, daß Hofmannsthal ein Vaudeville für ihn vorbereite. — In England besteht die Absicht, einzelne Szenen aus Shakespeares Dramen unter die Programmnummern der Variétés aufzunehmen. Wir sind in Deutschland noch nicht „so weit", wenn auch nicht zu verkennen ist, daß der Geist des „Brettls" unheimliche Fortschritte macht. — Im Deutschen Theater in Berlin blieb „Der Schatz", eine Komödie von David Pinski, ohne stärkeren Erfolg. Das Milieustück ist aus dem Jargon der russischen Juden übersetzt, die doch kulturell noch zu wenig gehoben sind, um uns dichterisch etwas sagen zu können. An der nämlichen Bühne führte die Uraufführung von Karl Vollmöllers Märchen: „Wieland" zu einem rüden Theaterskandal. Der Dichter suchte den alten Sagenstoff von Wieland dem Schmied, dem Daedalus der Edda, mit den Flugproblemen unserer Tage zu verknüpfen. Das vielleicht groß gedachte Drama wurde ein Sensationsstück, und eine überflüssige Nebenhandlung verstimmte durch peinlichste Erotik. — Einen sehr guten Erfolg erzielte das Neue Theater in Berlin mit dem Lustspiel seines Bühnenleiters Alfred Schmieden: „Mein erlauchter Ahnherr." Das technisch sehr sorgfältig gemachte Stück bringt nach Berichten im Dialog und in der Situationskomik allerhand Ergötzlichkeiten aus der Bühnenwelt und dem kleinstaatlichen Hofleben. — In Kopenhagen hatten das Schauspiel „Die Augen der Liebe" von

Joh. Bojer und der „sechste Sinn“ von Palle Rosenkrantz starke Erfolge. — In Venedig wurde Rossinis „Italienerin in Algier“ sehr beifällig aufgenommen. Die fast siebzig Jahre nicht gegebene komische Oper erfreute durch Frische und Humor. — Die letzte Trägerin des Namens Schiller ist in Stuttgart gestorben. Freifrau Mathilde von Schiller war die Witwe von des Dichters Enkel Friedrich, der als Offizier in österreichischen Diensten gestanden. — Bernhard Suphan, der nahezu 25 Jahre das Goethe-Schiller-Archiv leitete, hat in einem Anfall von Schwermut sein Leben freiwillig beendet. Herder, Goethe und Schiller waren die Dichter seiner vieljährigen Forschungen. — In Düsseldorf starb der Gründer der Kölner Dialektbühne Peter Classen, der als bester Vertreter des rheinischen Humors geschätzt wird.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Reichsbank hat, wie erwartet, ihren offiziellen Diskontsatz ermässigt, allerdings nur um ein halbes Prozent. Die vom Reichsbankpräsidenten bei diesem Anlass gemachten Aeusserungen über die Beurteilung der allgemeinen Geldmarktlage lauteten keineswegs optimistisch. Im Gegenteil ging die Meinung dahin, dass trotz der scheinbar gebesserten Situation am Geldmarkt die grösste Schonung der Geldquellen am Platze sei. Die Verhältnisse der Reichsbank zeigen zwar im letztveröffentlichten Wochenausweis eine neuerliche Zunahme der flüssigen Aktiven und eine ganz erhebliche Erhöhung der steuerfreien Notenreserve. Immerhin muss in das Kalkül der Berechnung gezogen werden, dass der offene Geldmarkt zurzeit überaus stark in Anspruch genommen wird. Ferner kommt bei der Beurteilung des deutschen Geldmarktes besonders das starke Anwachsen der fremden Gelder bei uns in Betracht. Diese zögernde Diskontpolitik bei der Reichsbank, welche an den Börsen nur vorübergehend enttäuschte, wurde auch durch die englische Notenbankkollegin befolgt, denn die vielfach erwartete wiederholte Diskontermässigung dieser Bank ist bis jetzt gleichfalls unterblieben. Es war für die allgemeine Lage sicherlich charakteristisch, dass von allen Seiten in ergiebiger Weise das flüssige Geld im Markte benötigt wurde. Vornehmlich bei uns waren Emissionen von den verschiedensten heimischen Regierungen zu verzeichnen. Baden benötigt 30 Millionen Mark, Hamburg 75 Millionen, Bremen 40 Millionen und seitens Bayern werden 50 Millionen Mark neue Staatsanleihe aufgelegt. Zum Glück haben das Reich und Preussen, gemäss den wiederholten offiziellen Zusicherungen, für das laufende Jahr keine Anleihebedürfnisse, denn sonst würde eine erhebliche Versteifung der Geldmarktlage eintreten. Diese neuen Emissionen bedingen natürlich am Fondsmarkt eine Kursermässigung, die jedoch bisher ohne besondere Schärfe registriert werden konnte. — Das allgemeine Interesse an den deutschen Börsen wandte sich nach wie vor dem Industrieaktienmarkt zu, dem neuerdings breite Schichten neuer Teilnehmer und dadurch neues Kapital zugeführt wurden. Das Kursniveau dieser Werte hat zum Teil wiederum ein erhebliches Plus zu verzeichnen. Es bleibt ausser Zweifel, dass auf jenem Gebiete in Bälde eine ernüchternde Reaktion eintreten wird und muss. Jeder Tag brachte seither ein anderes Gebiet oder Spezialitäten von Aktien ins Vordertreffen, und die Spekulation war unermüdlich in dieser nie versagenden Aktienhausse. Die deutsche Industrie mit ihrer weitverzweigten und grosszügig arbeitenden Exporttätigkeit ist sicherlich momentan in aufsteigender Richtung. Die Berichte aus der amerikanischen Union sind gleichfalls auf den Ton der aufwärts gehenden Konjunkturkurve gestimmt. Auch die englischen Industriemeldungen besagen ziemlich das gleiche Für Deutschlands Handel und Industrie sind besonders erwähnenswert die zunehmende Tätigkeit der Hüttenwerke und die gebesserte Lage der Kohlen- und Koksproduzenten. Der Essener Kohlenbericht konstatiert gleichfalls einen befriedigenden Absatz. Die Harpener Gesellschaft konnte zum Beispiel für das I. Geschäftssemester bei ermässigten Unkosten zirka 1 Million Mark Mehrverdienst melden. Auch durch andere günstige Meldungen wurde der Montanmarkt ganz besonders stark in den Vordergrund des Interesses gestellt. Ungünstige Nachrichten aus Schlesiens Kohlenzentrale, die Ungewissheit über das Schicksal der Stabeisenkonvention bleiben dabei ziemlich belanglos. Massgebend blieb in erster Linie die Gestaltung der Neuyorker Börse, woselbst zumeist die feste Kurstendenz tonangebend war. Für die heimische Industrie kam zu all den zumeist günstigen Daten auch die Mitteilung, dass das preussische Vollbahnnetz durch einige weitere neue Vollbahnen ausgebaut werden soll, wofür im Etat ein Kostenaufwand von 300 Millionen Mark vorgesehen ist. Dabei wird Hand in Hand auch die Elektrifizierung preussischer Bahnen gehen. Es ist klar, dass diese Projekte der heimischen Industrie grosse Arbeitstätigkeit und Verdienst bringen werden. Auch andere Branchen, neuerdings Maschinen-, Jute-, Linoleum-, Brauerei- und andere Sparten melden von guter Beschäftigung und lukrativer Tätigkeit. Die Börse ist diesen günstigen Daten schon zur Genüge vorausgeeilt, und es liegt eigentlich wenig sachlicher Grund vor, mit hiebt eine weitere Kursbesserung dieser Werte zu vertreten. Die ungünstigen Bilanzabschlüsse einiger süddeutscher Webereien geben ein deutliches Beispiel, dass doch und trotz all der momentan herrschenden Haussetendenz etwas Mässigung am Platze sein sollte. Die Geldmarktsituation wird durch das täglich grössere Börsenengagement in Industrieaktien gleichfalls mehr und mehr eingeengt. Die Verwarnung des Reichsbankpräsidenten verdient daher alle Beachtung.

M. Weber.

4% neue Bayerische Staatsanleihe. Das Konsortium, das alle grossen bayerischen Institute und die Berliner haute-Finance enthält und unter Führung der Kgl. Hauptbank Nürnberg steht, hat 50 Millionen Mark neue 4% bayerische Anleihe übernommen und bringt dieselbe am 14. Februar zu 101¼ zur öffentlichen Zeichnung. Von der neuen Anleihe dienen 30 Millionen Mark zur Bestreitung der Ausgaben für Eisenbahnneubauten und Beschaffung von Fahrmaterial, während die restlichen 20 Millionen Mark als allgemeines Anlehen für Bauten, Post- und Telephonanlagen bestimmt sind. Die Anleihe dient also zumeist für zinsbringendes Kapital, das der Industrie für grosse Bestellungen zugeführt wird. Die Stücke sind 5000, 2000, 1000, 500 und 200 Mark und bis 1. Mai 1920 seitens des Kgl. Staates nicht kündbar. Nähere Daten sind aus dem in der heutigen Nummer enthaltenen Anleihe-Prospekt ersichtlich. Die Anleihen Bayerns erfreuen sich allgemein grosser Beliebtheit, und dürfte auch der etwas niedriger bemessene Emissionskurs von 101½ — im Vorjahre gelangten 75 Millionen Mark à 101¾ zur Ausgabe — ein günstiges Zeichnungsresultat ergeben.

Die Bayerische Hypotheken- u. Wechselbank München hat laut veröffentlichtem Ausweis am 31. Dezember 1910 einen Hypothekenbestand von 1071,70 Millionen Mark, gegenüber 30. Juni 1910 eine Zunahme von 18,68 Millionen Mark. Der Pfandbriefumlauf zum Jahresschluss 1910 betrug 1063,32 Millionen Mark, gegen 30. Juni 1910 ein Plus von 18,87 Millionen Mark.

Die Bayerische Handelsbank München erreichte Ende 1910 einen Gesamtumlauf von Pfandbriefen von 338'217,700 Mark, d. i. gegen Ende des I. Semesters eine Zunahme von 11'526,900 Mark. Der Gesamtbestand der registrierten Hypotheken betrug am 31. Dezember 1910 343,928.36 Mk., also gegen Ende des I. Semesters 1910 mehr: 14,445 Millionen Mark.

M. W.

Die Bilanz-Anzeigen der Hypothekenbank in Hamburg und der Deutschen Hypothekenbank in Meiningen werden im Inseratenteil dieser Nummer publiziert.

Exerzitien in der Benediktinerabtei Maria-Laach für das Jahr 1911. Für Herren aus gebildeten Ständen: 17.—21. Juli. Für Akademiker und Abiturienten: 27.—31. März, 7.—11. August, 12.—16. Okt. Für Abiturienten und Primaner: 18.—22. April, 16.—20. August, 28. Aug. bis 1. September, 11.—15. September. Für Lehrer: 22.—26. August, 25.—29. September, 2.—6. Oktober. Für Herren aus bürgerlichen Ständen: 24.—28. Mai, 21.—25. Juni. Die Kurse beginnen jedesmal am Abend des erstgenannten Tages und endigen am Morgen des letztgenannten. Anmeldungen bitte zeitig an den Gastvater zu richten. Jeder Bittsteller erhält eine Zusage, resp. Absage. Post Maria-Laach (Bz. Koblenz), 5 km entfernt von Station Niedermending, (Strecke Andernach—Gerolstein).

Festschrift zum 90. Geburtstage des Prinzregenten Luitpold von Bayern. Wie wir vernehmen, wurden in den letzten Tagen der Dr. Wildschen Buchdruckerei Gebr. Parcus in München, der Herausgeberin der Festschrift **90 Jahre „In Treue fest“**, Allerhöchste Beiträge für dieselbe in Form von Widmungen und Sinnsprüchen übermittelt von **Sr. Heiligkeit dem Papst Pius X.**, Ihren Majestäten dem **Deutschen Kaiser**, dem **König von Sachsen**, dem **König von Württemberg**, Ihren Kgl. Hoheiten dem **Grossherzog von Baden** und dem **Grossherzog von Hessen.** Das ohnehin schon sehr interessante Werk, dessen Erträgnis bekanntlich dem Sammlungs-Ausschuss für eine Nationalspende überwiesen werden soll, wird durch die Allerhöchsten Beiträge ausserordentlich begehrenswert.

Die diesjährige Hauptwallfahrt des Deutschen Lourdesverein (E. V.) findet vom 9. bis 17. Mai statt. Alles Nähere ist aus der Anzeige im Inseratenteil ersichtlich.

Hypothekenbank in Hamburg.

Aktiva. **Bilanz ultimo Dezember 1910.** **Passiva.**

Aktiva	M.	Pf.	M.	Pf.
Cassa und Guthaben bei Banken				
Kassenbestand	1,850,042	35		
Giroguthaben bei der Reichsbank und bei der Vereinsbank in Hamburg	744,953	86		
Guthaben in laufender Rechnung bei der Deutschen Bank und anderen ersten Bankhäusern	9,063,149	69	11,658,145	90
Wechsel-Conto			479,136	26
Effekten-Conto (nom. M. 11,210,000.— 3%ige Reichs- und bundesstaatliche Anleihen, eingesetzt mit 75%			8,407,500	—
davon ins Pfandbriefdeckungsregister eingetragen M. 6,250,000.—)				
Darlehen auf Hypotheken			299,000	—
Hypotheken (davon ins Deckungsregister eingetragen M. 532,017,879.37)			552,467,100	82
Fällige Hypotheken-Darlehnszinsen (rückständig M. 58,737.19)			5,646,431	80
Grundstück-Conto			168,700	—
Bankgebäude-Conto Hamburg			700,000	—
Bankgebäude-Conto Berlin			500,000	—
Debitoren in laufender Rechnung			506,763	84
			580,832,778	62

Passiva	M.	Pf.	M.	Pf.
Aktienkapital-Conto			30,000,000	—
Ordentlicher Reservefonds			12,000,000	—
Reserve-Conto II (erhöht sich durch die diesjährige Zuwendung aus dem Reingewinn auf M. 4,706,774.92)			4,352,852	44
Hypothekenpfandbriefe,				
4%ige Pfandbriefe	395,553,100	—		
3½%ige „	122,683,100	—	518,236,200	—
Fällige Hypothekenpfandbriefe			6,048	—
Pfandbrief-Zinsen (davon M. 2,889,844.— fällige Zinsscheine)			6,359,738	95
Dividenden-Conto (Restanten)			2,685	—
Pfandbrief-Agio-Conto (§ 26 des Reichshypothekenbankgesetzes)			1,464,768	87
Vorträge auf Provisions-Conto			1,908,372	50
Vorträge auf Hypothekenzinsen-Conto			557,475	40
Vorträge auf Unkosten-Conto			80,000	—
Talonsteuer-Conto			271,188	20
Beamten-Unterstützungsfonds			1,111,943	62
Creditoren in laufender Rechnung			406,681	50
Gewinn- und Verlust-Conto			4,074,824	14
			580,832,778	62

Debet. **Gewinn- und Verlust-Conto ultimo Dezember 1910.** **Credit.**

Debet	M.	Pf.	M.	Pf.
An **Pfandbrief-Zinsen**			19,863,870	12
„ **Unkosten-Conto:**				
Saldo des Contos	805,725	91		
Vortrag auf neue Rechnung	80,000	—	885,725	91
„ **Talonsteuer-Conto**			150,000	—
Ueberschuss			4,074,824	14
			24,974,420	17

Credit	M.	Pf.	M.	Pf.
Per **Bilanz-Conto**			535,599	30
„ **Hypotheken-Zinsen**			23,168,890	26
„ **Zinsen-Conto**			761,640	14
„ **Provisions-Conto**			258,575	71
„ **Pfandbrief-Agio-Conto**			249,714	76
			24,974,420	17

Hamburg, den 31. Dezember 1910.

Hypothekenbank in Hamburg.

Die Direktion:

Dr. Gelpcke. Dr. Bendixen. Dr. Henneberg.

Die Uebereinstimmung mit den Büchern der Hypothekenbank in Hamburg bescheinigen wir hiermit.

Hamburg, den 16. Januar 1911.

Rudolph Peltzer. Gustav Müller.

Der Geschäftsbericht kann kostenfrei direkt von der Bank oder durch die Pfandbriefverkaufsstellen bezogen werden.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 8. München, 25. Februar 1911. VIII. Jahrgang.

Weihbischöfe in Bayern.

Von Privatdozent Dr. A. Scharnagl, München.

Der ordentliche Seelsorger einer Pfarrei ist der Pfarrer; alle in dem betreffenden Sprengel wohnenden Gläubigen sind seiner Fürsorge anvertraut. Oft ist aber die Zahl der Pfarrkinder oder die Ausdehnung des Pfarrsprengels so groß, daß der Pfarrer nicht allein die Seelsorgsarbeit leisten kann; in anderen Fällen ist er durch Krankheit oder Gebrechlichkeit mehr oder minder an der Seelsorgstätigkeit gehindert. Dann werden ihm nach Bedarf Hilfspriester beigegeben, die ihn in einzelnen Akten oder für einen bestimmten Kreis von Handlungen vertreten, dabei aber ganz seiner Leitung unterstellt sind. Was für den Pfarrer der Hilfspriester ist, ist für den Diözesanbischof der Weihbischof oder Hilfsbischof (episcopus auxiliaris); deshalb führt der einem Bischof persönlich beigegebene Weihbischof auch den Titel „Koadjutor", den bei uns in Altbayern vielfach der Hilfspriester trägt. Der Name kennzeichnet bereits die Stellung: der Weihbischof ist ein Gehilfe des Diözesanbischofs zur Vornahme von Pontifikalfunktionen, wie Firmungen, Konsekration von Kirchen und Altären, Erteilung von niederen und höheren Weihen an Kleriker usw. Er hat beziehungsweise erhält zu diesem Zweck die bischöfliche Weihe, darf sie aber nur mit allgemeiner oder besonderer Erlaubnis seines Diözesanbischofes und in der Regel nur in der Diözese, für die er aufgestellt ist, ausüben. Einen Anteil an der bischöflichen Regierungsgewalt hat der Weihbischof als solcher nicht. Derartige Gehilfen der Bischöfe finden wir seit dem 8. Jahrhundert im Frankenreich in den sogenannten Chorbischöfen. Dieser Name war aus älteren Bestimmungen der morgenländischen Kirche auf sie übertragen worden, obwohl ihre Stellung eine ganz andere war als jene, welche einst die Chorbischöfe des Orients innegehabt hatten. Die letzteren waren Landbischöfe, welche nicht nur die bischöfliche Weihe hatten, sondern in Unterordnung unter den Stadtbischof auch einen Teil der Diözese verwalteten. Die Chorbischöfe des Abendlandes dagegen waren lediglich Weihbischöfe, Gehilfen der Bischöfe mit ausgedehnten Sprengeln, namentlich solcher, die durch Missionstätigkeit oder Staatsgeschäfte in Anspruch genommen waren. So war Lul, der Nachfolger des heiligen Bonifatius, zuerst dessen Chorbischof in Mainz; auch in den bayerischen Bistümern finden sich bald Chorbischöfe, so gegen Ende des 8. Jahrhunderts in Freising und Salzburg, im 9. Jahrhundert auch in Passau. In besonders großen Diözesen konnten auch zwei Chorbischöfe aufgestellt werden, wie dies z. B. in Mainz und in Rheims der Fall war. Da, wie es scheint, die Chorbischöfe ihre Befugnisse vielfach überschritten, erhob sich im Laufe der vierziger Jahre des 9. Jahrhunderts im Westfrankenreiche gegen das ganze Institut eine starke Opposition, die namentlich mit Hilfe der pseudo-isidorischen Fälschungen einen schnellen Untergang desselben herbeiführte. Im Ostfrankenreiche haben sich die Chorbischöfe noch bis zur Mitte des 10. Jahrhunderts erhalten, bis auch hier die Bischöfe wegen verschiedener Mißhelligkeiten von der Einsetzung von Chorbischöfen Abstand nahmen. In Spanien war unterdessen eine andere Entwicklung vor sich gegangen. Infolge der Eroberungen der Sarazenen hatten seit dem 7. Jahrhundert viele Bischöfe ihre Sprengel verlassen müssen. Man hat nun nicht nur diese vertriebenen Bischöfe zur Aushilfe in anderen Diözesen benützt, sondern auch bei Erledigung eines solchen, in den Händen der Ungläubigen befindlichen Bistums auf dessen Titel einen neuen Bischof konsekriert, um den Anspruch auf den Bischofssitz aufrecht zu erhalten. Als dann gegen Ende des 13. Jahrhunderts die von den Kreuzfahrern im Orient gegründeten Bischofssitze wieder in die Hände der Ungläubigen fielen, hat man die gleiche Praxis befolgt, die sich bis heute erhalten hat: jeder Weihbischof wird auf den Titel eines Bistums beziehungsweise Erzbistums konsekriert, das ehemals der katholischen Kirche angehörte, dann aber in die Hände der Ungläubigen fiel. Deshalb heißen diese Bischöfe auch episcopi in partibus infidelium und seit 1882 offiziell Titularbischöfe. Die von ihren morgenländischen Sitzen vertriebenen Bischöfe und die vielfach dem Ordensstande angehörigen Nachfolger in ihren Titeln waren zunächst nicht einer bestimmten Diözese zugewiesen; sie leisteten vielmehr bald da, bald dort ihre Dienste, ja sie arteten geradezu zu Wanderbischöfen aus, weshalb Papst Klemens V. (1305/14) die Aufstellung solcher Titularbischöfe von der speziellen päpstlichen Genehmigung abhängig machte. Sie wurde aber besonders in Deutschland immer notwendiger, da die Diözesanbischöfe mehr und mehr von den Geschäften ihrer weltlichen Herrschaft in Anspruch genommen wurden, ja vielfach gar nicht die bischöfliche Weihe besaßen. Deshalb finden sich gerade in Deutschland seit der Mitte des 14. Jahrhunderts ständige Weihbischöfe als eine feste Einrichtung. Ihre größte Bedeutung hatten sie vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, wo die Vornahme der Pontifikalhandlungen nicht mehr als Aufgabe des Diözesanbischofs, sondern des Weihbischofs betrachtet wurde, und vielfach auch die Ausübung der bischöflichen Jurisdiktion ihnen übertragen wurde, was bei der großen Verweltlichung vieler Diözesanbischöfe den Bistümern nur zum Segen gereichte. Ein auf dem Konzil von Trient eingebrachter Antrag, die Weihbischöfe zu beseitigen, gelangte nicht zur Annahme. Die nach der Säkularisation erfolgte Neuordnung der deutschen Diözesen hat für die preußischen Bistümer die Weihbischöfe beibehalten: in der Zirkumskriptionsbulle De salute animarum ist für jede Diözese ein ständiger Weihbischof vorgesehen, für Gnesen-Posen deren zwei. Sie gehören den betreffenden Domkapiteln an und beziehen vom Staate ein entsprechendes Einkommen. Im Bereich des früheren Königreichs Hannover (Bistümer Hildesheim und Osnabrück) sowie der oberrheinischen Kirchenprovinz kann auf Wunsch des Diözesanbischofs ein Weihbischof aufgestellt werden, der Staat hat jedoch keine Unterhaltspflicht. In Bayern gab es seit dem Abschlusse des Konkordates keine ständigen Weihbischöfe mehr; nur in drei Fällen waren einzelnen Bischöfen persönlich Weihbischöfe beigegeben: 1829/1832 dem Bischof Johann Michael v. Sailer in Regensburg (G. M. Wittmann), 1821/41 dem Erzbischof Lothar Anselm Frhr. von Gebsattel von München-Freising (F. J. v. Streber) und 1902/06 Bischof Ignatius von Senestrey in Regensburg (Frhr. v. Ow). Nunmehr sollen für die vier größeren Diözesen Bayerns Weihbischöfe ebenso eine ständige Einrichtung werden, wie sie es für die preußischen Diözesen sind. Für die Weihbischöfe hat der König von Bayern kein Nominationsrecht, wie für die acht Diözesanbischöfe. Die Ernennung der Weihbischöfe erfolgt deshalb durch den Papst im Einvernehmen mit dem Landesherrn. Wie anderswo, wird es auch in Bayern Regel sein, daß der Weihbischof aus den Dignitären oder Kanonikern des betreffenden Kapitels genommen wird; zu dem Einkommen aus seiner Pfründe bezieht er eine staatliche Funktionszulage.

Drei Ernennungen sind bereits erfolgt. Die erste derselben gab der Diözese Regensburg einen Weihbischof in der Person des dortigen Domkapitulars Johann Bapt. Hierl. Geboren am 17. Januar 1856 zu Parsberg (Opf.) ist der neue Weihbischof seit seiner am 4. Juli 1880 erfolgten Priesterweihe als Seelsorger

tätig gewesen, zuerst als Hilfspriester an verschiedenen Orten, dann als Stadtpfarrer in Vilseck; seit 27. Mai 1908 ist er Domkapitular. Dem Oberhirten der Augsburger Diözese wurde als Weihbischof beigegeben sein bisheriger Generalvikar Prälat Dr. Peter Göbl, geboren am 24. Mai 1851 zu Winklhart, Pf. Engelsberg, in der Erzdiözese München-Freising; zum Priester geweiht am 29. Juni 1877 zu Freising, war er zuerst in der Seelsorge tätig als Koadjutor in Gars a. Inn und als Kurat bei St. Johann Nepomuk in München. Als Stipendiat und Präfekt des erzbischöflichen Klerikalseminars in Freising wurde er 1880 zum Dr. theol. promoviert. 1881 bis 1891 war er Subregens im Georgianum in München, 1891 wurde er Domkapitular in Augsburg, woselbst er seit 1901 auch das Amt eines Generalvikars bekleidet. Für die Erzdiözese München-Freising fiel die Wahl auf den hochverdienten Generalvikar Domdekan J. B. Neudecker, der der Erzdiözese entstammt (geb. am 4. April 1840 in Thalham, Pf. Geisenhausen) und ihr seit 47 Jahren seine priesterliche Wirksamkeit gewidmet hat. Er war zuerst in der Seelsorge tätig als Hilfspriester und Pfarrvikar, hernach in der Erziehung der studierenden Jugend als Direktor des städtischen und sodann des Kgl. Erziehungsinstitutes in Landshut und 1893—1898 als Direktor des Kgl. Erziehungsinstitutes (jetzt Albertinum) in München. 1898 wurde er Domkapitular, 1905 Generalvikar und 1906 Domdekan. Von Sr. Heiligkeit wurde er durch die Würden eines apostolischen Protonotars ad instar participantium und Hausprälaten ausgezeichnet, vom Landesherrn durch Verleihung des Verdienstordens vom hl. Michael 3. Klasse. — Möge den Neuernannten, die sich in ihren bisherigen Stellungen als ausgezeichnete Priester bewährt haben, auch im bischöflichen Ordo eine lange und segensreiche Wirksamkeit beschieden sein!

Der Uebergang der Niederlande zur Schutzzollpolitik.

Von Dr. Diepenhorst, Köln.

Wie mehrere holländische Blätter übereinstimmend melden, ist der schon im Mai vorigen Jahres von der niederländischen Regierung angekündigte Gesetzentwurf zur Erhöhung der Einfuhrzölle nunmehr fertiggestellt, so daß er also in nächster Zeit der Kammer unterbreitet werden kann. Die einzelnen Positionen des Tarifentwurfs werden allerdings noch geheim gehalten. Aber es kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß sie in den meisten Fällen eine ganz besondere Erhöhung erfahren werden, und, was das Bedeutsamste ist, es soll der Grundcharakter des jetzigen Zollgesetzes verlassen und ein anderer Weg eingeschlagen werden. Dem so lange in Holland als Durchfuhrland gehuldigten Freiheitssystem soll ein System des Schutzzolles folgen, da die niederländische Regierung glaubt, daß mittels Schutzzöllen auch auf dem Boden ihres Landes dieser oder jener Industriezweig sich entwickeln könne.

Wie noch weiter unten gesagt werden wird, hat der beabsichtigte Umschwung der bisherigen holländischen Handelspolitik für keinen anderen Staat eine solche Bedeutung wie für Deutschland. Denn es kommt außer den für den Handel nachteiligen Zollerhöhungen noch hinzu, daß das neue niederländische Zollgesetz die Grundlage für einen künftigen Schiffahrtsvertrag abgeben wird, der für die Einführung der Schiffahrtsabgaben auf dem Rhein erforderlich ist.

Der jetzige deutsch-niederländische Handelsvertrag von 1851 ist in mancher Hinsicht veraltet. Denn einmal ist er in einer Zeit abgeschlossen worden, wo Preußen zu großen Zollherabsetzungen geneigt war; zum anderen waren damals sowohl Preußen als auch der deutsche Zollverein bei allen handelspolitischen Verhandlungen mit dem Auslande durch die mangelnde Macht und Einheit in schlechter Lage. Deshalb waren die wenigen Handelsverträge, die in jener Zeit zustande kamen, ohne große Bedeutung, einzelne sogar ungünstig, und der deutsch-niederländische Vertrag ist der einzige, der von ihnen noch heute besteht. Aber trotzdem enthält dieser Vertrag einige Bestimmungen, die heute noch für den Handels- und Schiffsverkehr zwischen beiden Ländern von Wichtigkeit sind. Dahin gehören vor allem die Vereinbarungen über die beiderseitige Meistbegünstigung, die sich auch auf den Handel zwischen dem Deutschen Reiche und den holländischen Kolonien erstreckt. In bezug hierauf ist vereinbart worden, daß deutsche Waren beim Eingang in die Kolonien im allgemeinen keine höheren Zölle zahlen sollen als die gleichartigen niederländischen. Nur in einigen Fällen hat man Ausnahmebestimmungen getroffen. Eine so günstige Behandlung der Waren fremder Staaten in den eigenen Kolonien war jedoch in jener Zeit nichts Außergewöhnliches; denn sie entsprang notwendigerweise den damals herrschenden freihändlerischen Auffassungen. Auch in dem deutsch-englischen Handelsvertrage vom 30. Mai 1865 hatte Großbritannien ausdrücklich, und zwar lediglich aus eigener Initiative, zugestanden, daß die Waren Preußens und der anderen Zollvereinsstaaten in den britischen Besitzungen in Uebersee nicht schlechter behandelt werden sollten als die des Mutterlandes. Ob das Deutsche Reich beim Abschluß eines neuen Vertrages ein derartiges Zugeständnis von den Niederlanden wieder erlangen wird, erscheint jedoch auf Grund der heute herrschenden Ansichten über Zollpolitik so gut wie ausgeschlossen. Man erinnere sich, daß die britische Regierung im Jahre 1897 den deutsch-britischen und belgisch-britischen Handelsvertrag lediglich dieser Klauseln wegen kündigte.

Unser Handel mit den Niederlanden und den niederländischen Kolonien gestaltete sich ohne den Verkehr in Edelmetallen wie folgt. Es betrug in Millionen Mark die

	1899	1906	1909
Einfuhr			
aus den Niederlanden	197	241	253
aus den Kolonien	63	143	186
zusammen	260	384	439
Ausfuhr			
nach den Niederlanden	321	443	454
nach den Kolonien	21	33	41
zusammen	342	476	495

Hiernach hat unsere Einfuhr aus den Niederlanden und den niederländischen Kolonien in den letzten zehn Jahren um 179 Millionen Mark oder 69 Prozent zugenommen, unsere Ausfuhr dahin um 153 Millionen Mark oder 45 Prozent. Der deutsch-niederländische Warenaustausch hat sich in dieser Zeit insgesamt von 602 auf 934 Millionen Mark erhöht, also um rund 50 Prozent und macht heute fast 11 Prozent des gesamten holländischen Außenhandels aus. Für die Einfuhr aus den Niederlanden kommen vornehmlich landwirtschaftliche Erzeugnisse in Frage, wie Butter (1909 für 38,1 Millionen Mark), Handkäse (16,4), Heringe (11,8), Kartoffeln (9,1), Pferde (7,7), Kleie (4,4) und Obst (4,2). Außerdem führten wir aus den holländischen Kolonien ein für 2,5 Millionen Mark Zink, 1,8 Millionen Mark Kakao und 8 Millionen Mark Reis. Unsere Ausfuhr dagegen besteht hauptsächlich aus Fabrikaten und Kohlen. Von diesem letzten Artikel wurden im Vorjahre für 64,3 Millionen Mark nach den Niederlanden versandt, außerdem elektrische Kabel (3,8 Millionen Mark), Thomasphosphatmehl (3,4), Wollgewebe (15,6), fertige Kleider (13,2) und Grobbleche (10,3).

Der Handel Hollands ist mit keinem anderen Staate so lebhaft und umfangreich als mit dem Deutschen Reiche. Erst an zweiter und dritter Stelle stehen Großbritannien und Belgien. Es ist deshalb natürlich, daß die deutsch-niederländischen handelspolitischen Beziehungen für beide Teile im allgemeinen, aber für Holland im besonderen die ernsteste Beobachtung verdienen. Schon um die Mitte der vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts haben sich deutlich Bestrebungen bemerkbar gemacht, welche die Niederlande in den deutschen Zollverein aufnehmen wollten. Allein aus allgemeinen politischen Gründen ist es zu einem Anschluß nicht gekommen, da in den weitesten Kreisen Hollands die Meinung vorherrschte, daß eine zollpolitische Vereinigung mit dem Deutschen Reiche eine gänzliche Einverleibung bald nach sich ziehen würde, was dem freien Niederländer nicht zugemutet werden könne. Der Tatsache hat man sich jedoch auf keiner Seite verschlossen, daß der Rückgang der niederländischen Machtstellung zur See den Schutz der ausgedehnten überseeischen Besitzungen stark gefährdete und nach Anlehnung an eine andere Macht drängte. Zu einem positiven Ergebnis jedoch haben diese Bestrebungen, die sich in den neunziger Jahren zu der sogenannten „Haager Bewegung" verdichteten, bekanntlich nicht geführt.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die „Führung“ in der elsaß-lothringischen Verfassungsfrage.

Nachdem die Reichstagskommission mit großer Mehrheit beschlossen hatte, in einem lebenslänglichen, aber durch Bundesratsbeschluß absetzbaren Statthalter die Autonomie von Elsaß-Lothringen gipfeln zu lassen, forderte die Regierung eine Pause, um zunächst die Stellungnahme des Bundesrats zu den grundlegenden Kommissionsbeschlüssen herbeizuführen. Dieses Verfahren weicht ab von dem bisherigen Brauch der Regierung, den Fürst Bismarck begründet hat, daß erst nach einem regelrechten Plenarbeschlusse des Parlaments die Regierung zu der Sache Stellung nehme. Die Neuerung ist aber durchaus nicht zu beklagen; je früher zwischen den gesetzgebenden Faktoren volle Klarheit geschaffen wird, desto besser. Im vorliegenden Falle bleibt nur rätselhaft, warum der Bundesrat noch eine besondere Pause nötig zu haben glaubt. Was die Mehrheit wollte, kam nicht überraschend und war leicht zu übersehen. Entweder auf die geforderte Basis der bundesstaatlichen Selbständigkeit treten oder den Verfassungsentwurf zurückziehen! Das schien die einfache Alternative für die Regierung zu sein. Wenn sie sich eine geräumige Beratungsfrist ausbedingt, so kann das die Vermutung erwecken, sie wolle sich nicht mit einem glatten Ja oder Nein begnügen, sondern noch einen Vorschlag zur Güte entwerfen. Eine Stütze dieser Vermutung kann man in der offiziösen Randglosse finden: die Regierung dürfe sich in einer so wichtigen Sache die Führung nicht aus der Hand nehmen lassen.

Soweit wir den gegenwärtigen Reichstag kennen, ist er nicht von der Führungs-Ambition besessen. Die Mehrheit hätte sich herzlich gefreut, wenn die Regierung selbst die Vorschläge gemacht hätte, die jetzt die Kommission in die grundlegenden Paragraphen der Vorlage hineingearbeitet hat. Wem der Ruhm der „Führung“ zufällt, ist höchst nebensächlich — wenn nur das Ziel erreicht wird. In diesem Falle muß das Ziel eine befriedigende Reform sein, die für Elsaß-Lothringen eine Periode fruchtbarer Arbeit an den Landesaufgaben eröffnet. Dieses Ziel war mit den Halbheiten, welche die Regierung vorgeschlagen hatte, nicht zu erreichen. Sollte sie jetzt „auf das Ganze gehen wollen“, so tritt ihr das Zentrum gern allen Führerruhm ab.

Wir haben schon in der vorigen Nummer darauf hingewiesen, daß durch die Beschlüsse der Kommission das Gerede von dem „schwarzblauen Block“ recht drastisch ad absurdum geführt worden ist. Die Hetzer wissen sich aber zu helfen: jetzt rufen sie in das Land hinein, das Reich sei der Zentrumsdiktatur verfallen, die Regierung müsse in der hochwichtigen Verfassungsfrage nach der Pfeife des Zentrums tanzen. Als ob das Zentrum über die 20 Mehrheitsstimmen der Kommission verfügte! Die Beschlüsse sind nur dadurch mit so wuchtiger Mehrheit zustande gekommen, daß zu dem Zentrum nicht bloß die Linke, sondern auch die nationalliberale Partei sich gesellt hat. Also kann man mit demselben Rechte von einer nationalliberalen Diktatur reden. Das Zentrum kann es seinen Gegnern niemals recht machen. Stimmt es mit den Konservativen zusammen, so treibt es eine schändliche Reaktion, und stimmt es mit den Liberalen zusammen, so etabliert es eine schwarze Schreckensherrschaft.

Die „Führung“ kann die Regierung leicht wieder an sich reißen; sie muß nur zusehen, daß der Wagen unter ihrer Führung nicht in den Sumpf gerät. Das Schicksal der preußischen Wahlreform ist abschreckend. Da hatten die Konservativen und das Zentrum die Sache auf einen gangbaren Weg gebracht. Herr v. Bethmann Hollweg aber wollte dieses Kompromiß nicht glatt akzeptieren, sondern noch einen plutokratischen Flecken zu Ehren der nationalliberalen Partei daraufsetzen. Unter dieser „Führung“ fuhr der Wagen fest. Das Fiasko der preußischen Wahlreform war nach unserer Abschätzung für die Regierung noch eher erträglich, als es das Fiasko der elsaß-lothringischen Verfassungsreform sein würde. Abgesehen von der Einbuße an Prestige würde die Aufrechterhaltung des bisherigen Zustandes des Reichslandes nur Schwierigkeiten in der Geschäftsführung verursachen, deren Vermeidung gerade im wohlverstandenen Regierungsinteresse liegt. Mit dem Landesausschusse und der Behörden-Organisation in Elsaß-Lothringen ist die erforderliche Arbeit nicht mehr zu leisten. Die Regierung selbst hat die Notwendigkeit neuer Kräfte und neuer Organisationen durch ihre Vorlage anerkannt. Sie hat auch anerkannt, daß das letzte Ziel die Autonomie des Landes sein müsse. So zieht sie eine schwere Verantwortung auf sich, wenn sie es ablehnt, den von der Kommission vorgeschlagenen gangbaren Weg zu beschreiten.

Vor allem sollten die Regierung und ihre Freunde sich hüten vor der vergiftenden Parole: Hie Kaisergewalt, hie Autonomie! Dem Kaiser wird gewährt, was des Kaisers ist, indem ihm die Berufung des Statthalters im Einverständnis mit dem Bundesrat übertragen wird. Kaiser und Bundesrat behalten auch eine wirksame Kontrolle über die Politik des lebenslänglichen Statthalters, indem die Abberufung durch Bundesratsbeschluß zugelassen wird. Der erhobene Einwand, daß demnach die Mehrheit des Bundesrats gegen den Willen des Kaisers und des Reichskanzlers einen Statthalter abberufen könnte, kann wirklich nicht ernst genommen werden. Die Mehrheit des Bundesrats hatte seit 40 Jahren eine Masse von Gelegenheiten, die 17 Stimmen der Präsidialmacht zu majorisieren, aber sie tat es nicht. Es müßte ein ganz phänomenaler Konflikt im Reiche ausgebrochen sein, wenn die außerpreußischen Staaten auf den Gedanken kommen sollten, einen Statthalter wider Willen des Kaisers abzuberufen; dann ginge noch ganz anderes Porzellan in Scherben als das reichsländische Töpfchen. In Wirklichkeit wird der Gang der Dinge der sein, daß der lebenslängliche Statthalter auf die Reichszentralstelle die gebührende Rücksicht nimmt und bei einem etwaigen Konflikt der Interessen und Pflichten selbst die Vertrauensfrage stellt. Die Bestimmung über die Abberufung ist nur ein Notventil für einen höchst unwahrscheinlichen Fall. Sie wird höchstens dann zur Anwendung kommen, wenn man sich in der Person des Statthalters einmal vollständig vergriffen haben sollte, und auch dann nur in der Form, daß der Kaiser durch den Reichskanzler die Abberufung beim Bundesrat beantragen und beschließen läßt.

Die alldeutschen Eiferer reden gern vom „Kaiserland“ Elsaß-Lothringen, während von Bismarcks Zeiten an der rechte Name immer „Reichsland“ war. Will man durchaus Elsaß-Lothringen zum Kaiserland machen, so muß man es in Preußen aufgehen lassen. Professor Ziegler-Straßburg hatte ganz recht, als er die Alternative formulierte: entweder müsse Elsaß-Lothringen zu einer preußischen Provinz oder zu einem selbständigen Bundesstaat gemacht werden. Wer das erstere nicht will, muß für die bundesstaatliche Gleichberechtigung eintreten.

Heydebrand kontra Bassermann.

In die Debatten de omnibus rebus et quibusdam aliis, die sich im preußischen Abgeordnetenhause an den Etat des Ministers des Innern zu knüpfen pflegen, fuhr ein erfrischendes Gewitter hinein, als die nationalliberalen Silbenstecher den „kleinen“ Führer der konservativen Partei, Herrn v. Heydebrand, auf die Tribüne lockten. Herr v. Heydebrand redet selten, aber wenn er redet, so geht er aufs Ganze. Er und seine Partei waren nicht bloß durch die Polemiken im Hause selbst gereizt worden, sondern auch durch eine Rede des nationalliberalen Abg. Paasche in dem Wahlkreis Kreuznach-Simmern, der die Parole „Stramm gegen Rechte und Zentrum“ ausgegeben und sogar eine „Abwehrmehrheit von Bassermann bis Bebel“ an die Wand gemalt hatte, sowie durch eine Rede Bassermanns in Lyck, der den Einbruch in die konservativen Stammburgen begründete mit der Erklärung, man müsse den Konservativen ihr Paktieren mit dem Zentrum heimzahlen. Herr v. Heydebrand hielt nun Abrechnung mit der nationalliberalen Partei. Er geißelte ihre Unfähigkeit, an dem großen patriotischen Werke der Finanzreform mitzuarbeiten, er legte ihre doppelte Buchführung gegenüber der Sozialdemokratie bloß, er wies auf die rosaroten Bündnisse in Baden und Sachsen, sowie auf die entsprechenden Wahlspekulationen hin und kennzeichnete das gemeingefährliche Treiben des Hansabundes. „Das Anwachsen der Sozialdemokratie“, so schloß er seine wuchtigen Ausführungen, „ist die Frucht Ihrer Sünden“.

Wider Erwarten ließen die Nationalliberalen im Abgeordnetenhause das Donnerwetter über sich ergehen, ohne bisher eine angemessene Antwort zu geben. Die Fraktion scheint etwas lange über die „Taktik“ beraten zu müssen. Die konservative Partei setzte aber gleich noch den Punkt auf das i, indem der erweiterte Vorstand einen Aufruf „Klar zum Gefecht“ erließ, der angesichts der Kampfesweise der Gegner die rücksichtslose Wahrnehmung der eigenen Parteiinteressen gegenüber den vereinigten Gegnern von Bebel bis Bassermann empfiehlt, d. h. den Nationalliberalen, die mit Bassermann-Paasche gehen, die bisher übliche Wahlhilfe gegenüber den sozialdemokratischen Wettbewerbern versagen will.

Der Regierung, die immer noch die Nationalliberalen oder wenigstens deren rechten Flügel zu „sammeln" sucht, ist der Zwischenfall sehr unangenehm. Ihre Offiziösen beklagen es, daß von der radikalen Presse in wachsender Zuversicht die Prognose aufgestellt werden könne, daß die Reichstagswahlen eine geschlossene Front der Linken den Parteien der Rechten gegenübersehen werden. Gleichwohl nehmen die Offiziösen **nicht** an, daß eine solche Radikalisierung unserer Parteiverhältnisse von den Beteiligten beabsichtigt werde; denn weder die Konservativen noch die Nationalliberalen könnten erwarten, daß sie es sein würden, denen die Ernte aus dem so tief aufgerissenen Boden zuwachse.

Von unserem Zuschauerstandpunkt müssen wir sagen, daß die fragliche „Erwartung" höchstens bei Herrn Bassermann und Genossen vorliegen kann. Die konservative Partei folgt einfach dem Zwange der Notwehr. Herr Bassermann und seine Gefolgschaft gehen erklärtermaßen darauf aus, den Konservativen möglichst viele Mandate abzujagen, und zwar mit Hilfe der Linken. Nicht bloß der Linksliberalen, sondern auch der halben oder ganzen Sozialdemokraten, deren Unzufriedenheit man systematisch schürt und gegen die Rechte und das Zentrum zu lenken sucht. Wenn die Regierung noch eine Versöhnungspolitik versuchen will, so braucht sie nur die **Bassermannsche** Partei zu bewegen, den Konservativen ein Wahlabkommen auf gegenseitige Verteidigung des Besitzstandes gegen die Sozialdemokratie anzubieten. Sobald die Konservativen an die Ehrlichkeit dieses Vorschlages glauben, werden sie zustimmen. Aber Bassermann und Genossen können keinen Friedensvorschlag machen, weil sie den Krieg gegen die Konservativen wollen, und zwar in erster Linie den Krieg in dem „junkerlichen" Nordosten mit Hilfe der großen Gelder des Hansabundes.

Die Konservativen werden Mandate verlieren, die Nationalliberalen aber auch. Und die letzteren um so mehr, je weiter die Konservativen von der bisherigen selbstlosen Unterstützung jedes bürgerlichen Kandidaten in der Stichwahl zurückkommen. Insofern fällt die „Ernte" von Mandaten dem lachenden Dritten zu. Aber wenn man nach der **politischen** Ernte fragt, die sich später gegenüber einer unfruchtbaren radikal-sozialdemokratischen Mehrheit des Reichstags ergeben wird, so wird nach unserer Ansicht Herr v. Heydebrand besser fahren, als Herr Bassermann. Denn die Folge einer ungünstigen Wahl wird eher eine verschärfte „Reaktion" sein, als die Auslieferung der Gewalt an den Liberalismus, der sich durch sein Paktieren mit der Umsturzpartei bloßgestellt hat. Im übrigen betrachten wir die Sache mit Ruhe; denn das Zentrum wird nach den Wahlen noch weniger entbehrlich sein, als jetzt.

Rußland und China.

Wer hätte gedacht, daß **China** die Zeche von **Potsdam** zu bezahlen haben würde? Tatsächlich hat Rußland die Entlastung seiner westlichen Hand schleunigst benützt, um im Osten wieder die hergebrachte Eroberungspolitik aufzunehmen. Nicht im **alleräußersten** Osten, wo Japan dem russischen Ausdehnungstrieb eine Grenze gezogen hat, die durch die Mandschurei geht. Aber im kontinentalen Asien läßt sich aus dem riesigen chinesischen Mantel noch manche Weste schneiden. Jetzt ist es auf die Mongolei und Chinesisch-Turkestan abgesehen. Der Kuldscha-Vertrag von 1881, der den Russen gewisse handelspolitische Rechte einräumt, glich 30 Jahre einer Schlinge, die lose um den Nacken Chinas lag. Jetzt ist die Schlinge plötzlich straff gezogen worden durch eine Drohnote groben Kalibers, die gerade zu dem Zeitpunkte eintraf, als der von zehn zu zehn Jahren laufende Vertrag kündbar war. Rußland stellte sechs Forderungen auf, die angeblich seine Vertragsrechte sichern, in Wirklichkeit sie beträchtlich erweitern sollten, und wollte die Ablehnung auch nur eines dieser Punkte als „Unfreundlichkeit" betrachten und behandeln. Die chinesische Regierung hat mit ungewöhnlicher Promptheit eine Antwort gegeben, die bei aller formellen Höflichkeit doch mehrere der geforderten Zugeständnisse versagt. Wird nun Rußland sofort seine Truppen nach Kuldscha vorrücken lassen, um mit der blattweisen Einverleibung der Artischocke zu beginnen? Oder wird es erst noch ein form- und fristgerechtes Ultimatum stellen? Hilfe hat China nicht zu erwarten; denn Japan hat offenbar bei dem Mandschureiabkommen den Russen für Inner-Asien carte blanche gegeben, und bei den europäischen Mächten hat sich Rußland wohlwollende Neutralität gesichert. Nordamerika hat die Mandschurei nicht einmal retten können; für die abgelegene Mongolei würde es auch dann kaum in die Schranken reiten, wenn — der Panamakanal fertig wäre. So ist Rußlands Vorgehen zwar kein Heldenstück, aber ein zeitgemäßes Schelmenstück.

Politische Streiflichter aus Baden.

Von Joseph Strobel.

Mit vieler Mühe und Not und unter bitteren Sorgen und Qualen, herben Enttäuschungen und Entsagungen der beteiligten Faktoren ist nun am 5. Februar ds. Js. auf der Landesversammlung der Fortschrittlichen Volkspartei zu Offenburg das Blockabkommen für die kommenden Reichstagswahlen zwischen den Liberalen der verschiedensten Couleur in Baden perfekt geworden. Aber dieses Blockabkommen des sogenannten kleinen Blocks ist nur ein Teil, und zwar der offizielle Akt der bekannten Großblockbewegung in Baden, einer Bewegung, die sich während der verflossenen Landtagsperiode zur intimen, praktisch-parlamentarischen, „großartigen" Arbeitsgemeinschaft zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie verdichtete. Der inoffizielle Teil des Großblockbündnisses trägt vorerst nur offiziösen Charakter, denn nach berühmten Vorbildern „spricht man von Taktik nicht; die macht man zu gegebener Zeit". Aber soviel steht fest: die bündnisfähige, bündnisbedürftige und bündnisbereite Brüderschaft des thronstützenden Nationalliberalismus mit der thronstürzenden Sozialdemokratie unter Einschluß der zwischen diesen beiden monarchischen Antipoden hin- und herpendelnden liberalen Schattierungen ist prinzipiell ebenfalls gesichert. Das beweist zu allererst sowohl die gegenseitige Toleranz der Anschauungen, die sich in Fällen, wo die Sozialdemokratie in geradezu herausfordernder Sprache die Volksmassen gegen die höchsten Träger der staatlichen Autorität scharf zu machen suchte, bis zur Unterschlagung bzw. freundlichen Ignorierung der betreffenden destruktiven Tendenzen in der liberalen Presse steigerte, als auch die gegenseitige Hilfeleistung im politischen Tageskampfe. Das beweist aber auch der Umstand, daß im Blockabkommen der liberalen Parteien die von der Sozialdemokratie zurzeit vertretenen Bezirke: Karlsruhe, Pforzheim und Mannheim nicht einbezogen sind, trotzdem es zahlenmäßig feststeht, daß die beiden ersten Wahlkreise der Sozialdemokratie sicher abgenommen werden könnten, wenn — wie es das Zentrum schon wiederholt wollte — sich die bürgerlichen Parteien auf eine politisch unabhängige nationale — nicht nationalliberale — Kandidatur einigen würden. Diesbezügliche Anregungen wurden aber von der nationalliberalen Partei schon wiederholt schroff zurückgewiesen, und heute liegen die Verhältnisse zu einer Einigung so ungünstig wie nur je.

Angesichts dieser Sachlage muß es einen geradezu wundern, welche Nachgiebigkeit die einst so stolze und herrschsüchtige nationalliberale Partei dann zeigt, wenn sie in bezug auf Wahlkreise in Meinungsverschiedenheiten mit dem „Zuge nach links" gekommen ist. Es mag ja richtig sein, daß die nationalliberale Partei dort, wo sie — wie in der Landtagswahl von 1909 in Lörrach-Land, wo ihr Führer Obkircher fiel — es auf eine Kraftprobe ankommen läßt, zusehen muß, wie der linksliberale, fortschrittlich-republikanische Bruder mit fliegenden Fahnen ins Lager der Sozialdemokratie abschwenkt, um dieser zum Siege zu verhelfen. Aber es ist aus offen liegenden Gründen nicht ersichtlich, warum diese Nachgiebigkeit der im Nationalbewußtsein so sehr empfindlichen und von der monarchischen Regierung so sehr verhätschelten und fast ausschließlich protegierten nationalliberalen Partei dann allemal versagt, wenn es sich um eine zwar unabhängige, aber in allererster Reihe der Regierung sicherlich genehme Kandidatur handelt.

Diese Nachgiebigkeit und äußerst schwankende Standhaftigkeit der nationalliberalen Partei gegen den „Zug nach links" spielte auch in dem letzthin abgeschlossenen Blockabkommen bzw. im Streit um die Verteilung der Mandate eine große Rolle.

Wie oft schon, so entstand der Streit in dem politischen Wetterwinkel Lörrach. Der Reichstagswahlkreis Lörrach-Müllheim-Breisach, im wesentlichen das sogenannte Markgräflerland umfassend, ist zurzeit vertreten durch den Nationalliberalen Blankenhorn. In diesem Wahlkreis hat die Fortschrittliche Volkspartei eine verhältnismäßig starke Verbreitung. Sonst ist sie auch hierzulande eine Partei, die das fehlende „Volk" durch eine entsprechende Etikette auf dem Parteipanier zu ersetzen sucht. Sie versprach Unterstützung der nationalliberalen Kandidatur in Lörrach-Müllheim-Breisach, forderte aber als Gegengabe den nebenan liegenden Wahlkreis Freiburg-Waldkirch-Emmendingen, der gegenwärtig vom Zentrum vertreten wird. In diesem Wahlkreis standen die Nationalliberalen schon wiederholt in „aussichtsreicher" Stichwahl — früher waren sie im Besitz desselben — und unter geschickter Ausnützung des ihnen und nur

ihnen allein zustehenden „amtlichen" Aufgebotes brachten sie es wiederholt wieder bis nahe an die Siegesgrenze. Mit Hilfe der auf dem letzten badischen Landtag in starkem Feuer erhärteten Großblockfreundschaft, also mit Hilfe der restlosen Unterstützung durch die Sozialdemokratie, fühlten sie sich schon als Sieger des schönen Breisgaus. Aber auf diesem „aussichtsreichen" Bezirk ruhte im Blockzeitalter auch das Wohlgefallen der Fortschrittlichen Volkspartei. Gerade diese politische Gruppe berührte es schon längst recht schmerzlich, daß nicht auch einer der ihrigen mit seiner unbegrenzten, jeder Voraussetzung baren Sachkenntnis auf dem Gebiet der Gebetbuchliteratur, Herren wie Müller-Meiningen und Konsorten, im Reichstag mit seinen diesbezüglichen Expektorationen Assistenz leisten konnte.

Also die Fortschrittliche Volkspartei wollte unter allen Umständen den Freiburger Wahlkreis zugeteilt bekommen. Das war für die Nationalliberalen eine bittere Pille; allein im Drange der Not schluckte man sie hinunter. Am 22. Januar rief man die liberalen Vertrauensmänner des Bezirks zusammen, um sie um ihre Meinung zu befragen bzw. um ihnen die bereits mit Majorität vom engeren Vorstand der nationalliberalen Partei beschlossene Tatsache mundgerecht zu machen. Der Generalstab, an ihrer Spitze der Generalissimus Geh. Hofrat Rebmann, mußte „sein Bestes" in die Wagschale werfen, um den entschlossenen, mit dem Nationalliberalismus durch Generationen verbundenen oder gar konservativ gerichteten, streng monarchischen Sinn der ländlichen Vertreter des Breisgaus zu brechen und für die fortschrittlich-republikanische Kandidatur geneigt zu machen. Tränenden Auges mußte die großblock-freundliche, unabhängig-liberale „Breisgauer Zeitung" diesem Schauspiel zusehen und eingestehen, daß „die Majorität nicht eine solche der Ueberzeugung, sondern der Gefälligkeit war", um das Blockabkommen nicht zu gefährden. Darum „fehlte dem Beschluß der Majorität auch jede Wärme". Das ist auch kein Wunder; denn den alten, einfachen, nationalliberalen Männern dämmert es allmählich, in welch unwürdiges Hörigkeitsverhältnis zu den links stehenden Parteien die nationalliberale Partei von den Führern gegeben worden ist. (Das Stärkeverhältnis der Nationalliberalen zu der Fortschrittlichen Volkspartei dürfte kaum 5:1 sein).

Der „Breisgauer Zeitung", die in der Zeit, als der Liberalismus noch als unbeschränkter Diktator herrschte, bessere und glänzendere Tage sah, kann man es nachfühlen, daß sie sich nur schwer in die tatsächliche Hörigkeitsrolle hineinfinden kann. Und indem sie sich zum Sprachrohr der überredeten Vertrauensmänner macht, gibt sie zugleich ihrem Unmut über „die Benachteiligung durch die Demokratie" Ausdruck. Nur „dem Drucke, nicht dem eigenen Triebe folgend" verwandelte mancher nationalliberale Vertrauensmann sein anfänglich kategorisches „Nein" in ein dem Hörigkeitsverhältnis angepaßtes „Ja".

In bezeichnender Illustration zu ihrem schönen Namen hat die von Advokaten und Professoren geführte Fortschrittliche Volkspartei das Freiburger Mandat bereits dem Freiburger Universitätsprofessor v. Schulze-Gaevernitz angetragen, einem Manne, der als Ausländer und Hochschullehrer das „Volksleben seines Kreises größtenteils nur von der doktrinären Seite her kennen dürfte.

Mit der Erledigung des Freiburger Mandatsstreits schien nun das Blockabkommen gesichert zu sein, denn Freiburg galt als einziger Stein des Anstoßes. Da überraschte wie ein Blitz aus heiterem Himmel von Villingen her die Nachricht:

„Eine heute (29. Januar) abgehaltene Vertrauensmännerversammlung der fortschrittlichen Volkspartei des zweiten Reichstagswahlkreises Triberg-Villingen-Donaueschingen hat einstimmig folgenden Beschluß gefaßt: „Die Versammlung der Vertrauensmänner verlangt die Aufstellung eines eigenen Kandidaten und lehnt die Nominierung eines nationalliberalen Blockkandidaten in diesem Wahlkreis ab, weil dadurch die gemeinsame liberale Sache in hohem Maße geschädigt und die Gefahr eines Sieges der Reaktion vergrößert wird."

Abgesehen von der Sprache, deren Phrasenschwall im umgekehrten Verhältnis zur Größe und Bedeutung der Fortschrittlichen Volkspartei steht, ist besonders die „vornehme" Grandezza interessant, mit der der nationalliberale Blockgenosse apostrophiert wird. Anfangs mochte man die Sache wohl für einen schlechten Fastnachtsscherz halten, aber es war wirklich so. Die in jenem Bezirk ebenso kleine wie rege Fortschrittliche Volkspartei arbeitete schon seit Monaten sehr intensiv im ganzen Bezirk und hoffte nun auch die Früchte jener Arbeit einzuheimsen, um so mehr, da die „temperamentvolle" Seele der ganzen Agitation kein höheres Ziel kennt, als ihren Ehrgeiz in Spree-Athen „unter den Linden" spazieren zu führen.

Die Offenburger Landesversammlung machte auch diesem fortschrittlichen Sprengschuß ein Ende. Gegenüber einer starken Minorität, die sich eben ins Unvermeidliche schicken und die dargereichte „bittere Pille mit Todesverachtung hinunterschlucken" mußte, überließ man den 1. und 2. Reichstagswahlkreis — Konstanz und Villingen-Donaueschingen — den Nationalliberalen.

Die Situation ist nun geklärt. Die kommenden Reichstagswahlen stehen in Baden im Zeichen des Blocks und des Großblocks. Der vom Karlsruher Regierungsorgan ausgegebene Sammlungsruf, der die bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie mobil machen sollte, ist im Strudel des Alltags schon längst versunken und vergessen, umsomehr, da er allgemein nicht höher als eine der unangenehmen, durch das Wort von der „großartigen Bewegung" hervorgerufene Rückendeckungskanonaden der „Verantwortlichen" vor der allerhöchsten Stelle gewertet wurde.

Ein Duell zwischen Keplerbund und Monistenbund.

Von Dr. M. Buchberger, München.

Ein Zweikampf auf offener Arena in München zwischen dem Mandanten des Keplerbundes Dr. Hauser (Berlin) und dem „Dozenten" des Monistenbundes Dr. Horneffer — daß dies für viele eine Sensation bedeutete, bewiesen die enttäuschten Gesichter derjenigen, die nicht Einlaß bekamen, weil zwei Tage vor der Redeschlacht schon „alles ausverkauft" war. Ueber „Entwicklungsgedanke und Christentum" sollte am 17. Februar diskutiert werden in der Form: Referat — Korreferat — Erwiderung — Gegenerwiderung.

Im erdrückend gefüllten Saal (Richard Wagnersaal des „Bayerischen Hofes") bei unbarmherziger Hitze begann Dr. Hauser sein Referat, unterrichtete über die Vorgeschichte des Abends, entwarf in großen Zügen und in scharfer Gegenüberstellung das Programm des Kepler- und Monistenbundes und präzisierte den Gegensatz besonders dahin: Hier reinliche Scheidung zwischen Naturwissenschaft und Glaube — dort Mißbrauch der Naturwissenschaft zum Kampf gegen den Glauben; — hier ein naturwissenschaftlicher Verein, der die Religion als „eigene, selbstständige Provinz" betrachtet, dort eine philosophische Vereinigung, die Naturwissenschaft und Religion vermengt. Redner betrachtet die Religion als „Idee von Gott", als Gefühl, Sehnsucht, Bewußtsein, das in jedem Menschen und den Menschen aller Zeiten die Verbindung mit einem höheren Wesen sucht. Den Ausführungen merkte man es an, daß sie an der Schleiermacherschen Gefühlstheologie orientiert waren und daß Wissen und Glauben schließlich doch allzuscharf getrennt und auseinandergehalten wurden. Der Referent kennt als Nichttheologe wohl doch die Verbindungsbrücke zwischen beiden nicht genug. Zum eigentlichen Thema übergehend zeigt er, wie die naturwissenschaftliche Entwicklungslehre dem christlichen Glauben nirgends widerstreite. Christi Lehre beschäftigt sich nicht mit Naturwissenschaft und — von der zeitgeschichtlichen Einkleidung abgesehen — hat die Naturwissenschaft den biblischen Schöpfungsbericht nicht Lügen gestraft. Im Gegenteil! Unerschüttert stehen die großen Wahrheiten da, die er enthält: daß Gott die Welt erschuf, daß die geschöpflichen Dinge sich allmählich entwickelten, daß der Mensch seinem Leibe nach Staub vom Erdenstaub, seiner Seele nach aber Hauch des göttlichen Geistes sei, daß endlich der Mensch berufen sei zum Herrn der Erde. Die Lehre des Christentums berechtigt nicht zu dem landläufigen Vorwurf, der christliche Glaube sei ein Hemmnis der Wissenschaft und Kultur — auch die Geschichte des Christentums berechtigt nicht dazu. Bahnbrechende, überragende Vertreter der Naturwissenschaft in älterer und neuerer Zeit waren tiefgläubige Christen, und mit einer so gewaltigen Umwälzung der Vorstellungen, wie sie das kopernikanische System brachte, hat sich das Christentum relativ leicht und ruhig abgefunden. —

Reicher Beifall lohnte die sachlichen, klaren, überzeugten Ausführungen. Es wurde einem warm ums Herz — der eisige Frost kam nach. Dr. Horneffer nimmt den Kampf auf. Sofort weiß man, daß es der Keplerbund einer besonderen Gnade

verdankt, wenn er — der vielbegehrte „einstimmig gewählte" II. Präsident des Monistenbundes — sich ihm heute widmet. Seine Rede ist auf einen scharfen, schneidigen Kampfeston gestimmt. Der Kenner merkt sofort, daß Dr. Horneffer auf dem Boden der Naturwissenschaft nicht sicher ist — er weiß es auch. Dies Kampffeld betritt er daher nicht — der Monistenbund ist ja auch kein naturwissenschaftlicher, sondern ein philosophischer, noch besser ein „religiöser(!) Verein" — natürlich also, daß sein „Dozent "uns sofort erklärt, was „Religion" ist. Er ist damit bei seinem Thema. Ein geschicktes, aber dem Kenner doch sehr durchsichtiges Manöver — und der Keplerbund muß sehen, wie der Mann die zur Diskussion stehenden Fragen beiseite schiebt und den Abend weidlich ausnützt zu monistischer Propaganda. Er verdreht die Begriffe „Religion" und „Entwicklung" — ihm ist geholfen, manche freuen sich über das Kunststück, andere merken es nicht; wer aber in der Erwartung war, daß hier zwei Gegner in sachlichem Kampfe sich auseinandersetzen werden, ist empört über diese rhetorischen Tiraden weitab vom Thema, anspruchsvoll im Auftreten, arm an geistigem Gehalt.

Eine so erbärmliche „Widerlegung" der Möglichkeit von Wundern habe ich noch nie gehört — kein Versuch eines Beweises, nur Behauptungen, nur „Glauben" und „Ueberzeugung". Ein frommer Katholik in Reichenberg frug einst den Redner: „Was würden Sie tun, wenn Ihnen jetzt ein Wunder berichtet würde?" Dr. Horneffer besinnt sich und sagt dann „aus innerster Ueberzeugung" nicht etwa: Ich würde die Sache aufs genaueste prüfen und darauf mein Urteil aufbauen, nein, er sagt: „Ich würde noch heute Selbstmord begehen, denn, wenn ich mich auf die Welt nicht mehr verlassen kann, will ich nicht mehr leben." Das ist platt und plump! Wenn Dr. Horneffer so unfähig ist, eine Ueberzeugung auf ihre Richtigkeit zu prüfen, dann höre er doch auf, den Glauben anderer zu bekritteln, sein „Glaube" läßt sich ja doch an Blindheit und Unantastbarkeit nicht übertreffen.

Es war eine große Zumutung und kecke Herausforderung — nur auf Stimmungsmache berechnet —, was Dr. Horneffer seinen zum größten Teil gläubigen Zuhörern über den Glauben an Gott und an Christus an den Kopf schleuderte. Es gibt keinen Gott, weil es nichts Vollkommenes und Vollendetes gibt. Ein prächtiger Beweis! Wahrlich, man muß sein Publikum gering einschätzen, um ihm so etwas bieten zu dürfen. Nicht einmal die elementarsten Gesetze der Logik braucht man hier zu beachten. Und wie wird die Gottheit Christi abgetan! Er — Dr. Horneffer — muß sich an die Stirne greifen, wenn er sieht, daß die kultivierten Völker Europas einen „Menschen" als Gott ansehen und anbeten — mit diesem „Greifen an die Stirne" ist Christi Gottheit gefallen! Aber auch der „Mensch" Christus steht nicht höher als andere, nicht einmal so hoch, wie etwa Sokrates. Seine Lehre ist zwar gut, aber nicht notwendig.

Dr. Horneffer lehnt Christus ab aus „Nationalität". Die deutsche Nation ist auf ihn nicht angewiesen, sie hat selbst ihre Denker. Freilich man macht's ihnen schwer genug; seitdem ein Schopenhauer, Hartmann, Nietzsche von der Lehrkanzel ausgeschlossen wurden, steht's um die deutsche Philosophie herzlich schlecht. Man hatte bei dieser Bemerkung den Eindruck, als ob hier eine Besserung nur zu erwarten wäre durch Errichtung einer cathedra für Monismus. Dann könnte Dr. Horneffer von dort aus den „Totkrieg gegen das Christentum" führen und der Menschheit das große Wort verkünden: „Jeder Mensch sein eigener Religionsstifter." Im übrigen würde er sich freilich, wie es scheint, auf die Wiedergabe der Gedanken Schopenhauers und Hartmanns beschränken müssen.

Traurig genug, daß ein Teil der Zuhörer einem so provokatorischen, inhaltsleeren Vortrag stürmischen Beifall zollte. Traurig nicht bloß vom christlich-religiösen, sondern vom Standpunkt der allgemeinen Geistesbildung aus. Erklärlich ist es einigermaßen durch die oratorische Meisterschaft und dialektisch-sophistische Gewandtheit Dr. Horneffers. Der sachliche, ehrliche, gerade Naturwissenschaftler Dr. Hauser ist dem populär-philosophischen Agitator Dr. Horneffer taktisch und rhetorisch nicht ganz gewachsen. Eine sachliche Auseinandersetzung auf naturwissenschaftlichem und theologischem Boden wird Dr. Horneffer vermeiden — vielmehr die Gelegenheit stets benützen zur Verbreitung seiner Ideen. Wird er dabei auch tiefer Gebildete nur abstoßen, andere wird sein Vortrag einnehmen. Der monistischen Propaganda werden solche Diskussionsabende eher nützen als schaden. Zerstören kann Dr. Horneffer viel, aufbauen kann er nichts.

Fastnacht.

Stumm und groß
Schreitet die Mitternacht
Sternelos
Ueber die bläulich dämmernde Pracht
Der Paläste, drinnen das Leben sprüht
Lustdurchglüht
In ernster Nacht.
Ein Regen fällt
Auf einsame Gassen,
Glitschig glitzernde Straßen
Fein und sacht,
Daß er nicht störe
Den Taumel bacchantischer Chöre
Der sündigen Welt;
Die jauchzt und lacht
In den sonnenhellen
Schwülen, üppigen Sälen
Durch diese Nacht.

Stumm und groß
Gleitet die Mitternacht,
Und der Regen sprüht.
Ein Wandrer müd
Schlürft mit mattem, schleppenden Gang
Den eisigen, nassen Pfad entlang.
Weiß wallt sein Kleid,
Stumm wankt er daher
Unter dem Kreuze, das lastet so schwer,
Das flammt so weit
In die fröstelnde Nacht —
Und in den Sälen schwelgt und lacht
Die trunkene Menge.

Er steht und lauscht.
Ein Lichtstreif fällt
Auf die Gottesgestalt,
Von Leid zerquält.
Doch drinnen tobt das Bacchanal,
Das wirft ihn nieder mit einem Mal,
Und Haupt und Hand
Und Stirn und Mund
Schlagen sich wund
Im harten Sand.
Angstschweiß bricht
Aus bleichem Gesicht,
Sie sehen ihn nicht,
Sie kennen ihn nicht,
Er rafft sich empor
Und geht und steht
Und wankt und fleht.
Und wieder
Gellt trunkenes Johlen her,
Und dumpf und schwer
Fällt er nieder.
Er taumelt auf, und zum dritten Mal
Bringt ihn der wüste Lärm zu Fall.
Da reckt er sich groß —
Sein Auge flammt
Gleich einem Blitz,
Und ein Wehruf gellt
Durch die Sündennacht
Der torkelnden Welt.
Und er entschwebt hehr und groß.

Ein schwarzer Reiter auf schwarzem Roß
Mit funkenschlagenden Hufen
Stürmt wie gerufen
Durch die glitzernden Gassen.
Das Jauchzen verstummt.
Gespenstische Schatten,
Hohläugig, vermummt,
Lustzerknüllte Kränze in Händen,
Torkeln sie hin an den triefenden Wänden,
Durch der Großstadt Häusermeer.
Kummerschwer
Grüßen den grauen Morgen
Die roten Sünden, die schwarzen Sorgen.

F. Schrönghamer.

„Ein Asyl für Pornographen"?

(Zur Frage der Zuständigkeit der Schwurgerichte für pornographische Delikte.)

Von Dr. Otto von Erlbach.

Wie aus der unten folgenden stenographischen Wiedergabe hervorgeht, war es der Zentrumsabgeordnete Dr. Wilhelm Mayer (Kaufbeuren), der in der Reichstagssitzung vom 10. Februar 1911 das ominöse Wort prägte, das Münchener Schwurgericht habe sich als „ein Asyl für Pornographen" erwiesen. Ueber den Gegenstand selbst, die Zuständigkeit der Schwurgerichte für pornographische Delikte, hat sich die „Allgemeine Rundschau" schon wiederholt und zuletzt im vorigen Hefte (Nr. 7 vom 18. Februar 1911) verbreitet. Dieser jüngsten Erörterung konnte nur ein vorläufiger kurzer Bericht über die Reichstagssitzung vom 10. Februar zugrunde gelegt werden. An der Hand des amtlichen Stenogramms über die 124. Sitzung ist noch mancherlei zu ergänzen.

Der freisinnige Abgeordnete Dr. Müller (Meiningen) hatte sich für seinen vom Reichstag abgelehnten Antrag, die Preß-

delikte für das ganze Deutsche Reich den Schwurgerichten zu überweisen, vor allem auch darauf berufen, daß „die Presse tatsächlich größeres Vertrauen zu unseren Volksgerichten bekundet als zu unseren rechtsgelehrten Richtern". Der Zentrumsabgeordnete Dr. Marcour, ein Veteran der Presse, der schon die schweren Zeiten des Kulturkampfes in leitender Redaktionsstellung mitgemacht hat, widersprach dieser Behauptung, weil er bei rechtsgelehrten Richtern trotz politischer Gegensätzlichkeit immer noch ein größeres Maß von Objektivität voraussetzt als bei Laienrichtern, die sich in politischen Prozessen nur zu leicht von ihrem Leibblatte beeinflussen lassen. Abgeordneter Dr. Marcour erblickt in der künftigen Möglichkeit der Berufung gegen Strafkammerurteile einen verstärkten Schutz für verurteilte Redakteure, der gegenüber Schwurgerichtsurteilen ganz wegfällt. Hierbei ist freilich nicht zu übersehen, daß die Dinge für Norddeutschland ganz anders liegen als insbesondere für Bayern.

Politische Preßprozesse vor dem Schwurgericht sind der heutigen Generation in Bayern so gut wie unbekannt. Seit der Königskatastrophe, also seit einem Vierteljahrhundert, ist nur ganz vereinzelt ein Blatt wegen politischer Sünden vor das Schwurgericht gezogen worden. Wir erinnern uns nur eines einzigen Falles aus dem Jahre 1896, als der Redakteur eines kurzlebigen demokratischen Blattes in München wegen einer groben Majestätsbeleidigung angeklagt war, jedoch nur wegen groben Unfugs zu 6 Wochen Gefängnis verurteilt wurde. Die Sozialdemokraten, deren politische Preßprozesse in Form von Injurienklagen jahraus, jahrein dutzendweise am Münchener Schöffengericht (Berufungsinstanz Strafkammer) zum Austrag kommen, werden daraus den naheliegenden Schluß ziehen: Die Staatsanwaltschaft traut sich überhaupt nicht mehr, Anklage zu erheben, weil der Ausgang zweifellos ist. Ob es in Preußen auch dazu kommen würde, wagen wir zu bezweifeln. In den Kreisen, aus denen sich die Geschworenen in Preußen rekrutieren, ist von dem demokratischen Zuge, der dem bayerischen Volksgeiste überhaupt — im guten Sinne — eigen ist, noch wenig zu spüren. Kulturkämpferische, zum Teil auch libertinistische Neigungen, sind bei der Mehrzahl der großstädtischen Geschworenen auch in Preußen weit eher vorauszusetzen. Und die libertinistischen Neigungen sind es ja vor allem, welche die Rechtsprechung in Sachen der Pornographie gefährden.

Allerdings ist München auf diesem Gebiete ein besonders bedenklicher Boden, wie in diesen Blättern oft genug geschildert wurde. Da aber München die geistige Zentrale nicht nur für Kunst und Literatur, sondern auch für Afterkunst und Afterliteratur ist, hat das oberbayerische Schwurgericht unter Umständen eine geradezu verhängnisvolle Bedeutung. Der Abg. Dr. Müller (Meiningen) hat in seiner Erwiderung auf die (unten im Wortlaut mitgeteilte) Rede des Abg. Dr. Mayer (Kaufbeuren) die bayerischen Schwurgerichte bzw. das oberbayerische Schwurgericht (denn nach dem ganzen Zusammenhange konnte nur von diesem die Rede sein) gegen die scharfe Kritik des Abg. Dr. Mayer in Schutz zu nehmen versucht. Er nannte es eine „starke Uebertreibung", wenn Dr. Mayer von einem „Asyl für Pornographen" gesprochen habe, erinnerte an Parteigenossen Mayers, die in den letzten Jahren in der bayerischen Kammer der Reichsräte gegen die Judikatur der Schwurgerichte Sturm gelaufen seien[1]). Der freisinnige Redner wandte sich gegen Verallgemeinerungen aus einem einzigen Prozeß, gab wiederholt zu, daß das Urteil in diesem einen Prozeß (Sutter-Phönix) ein Fehlurteil, also der Spruch der Geschworenen ein falscher war, und fügte noch hinzu: „Sogar wenn es mehrere Urteile wären — was beweist das gegen die ganze Institution?"

Abg. Mayer (Kaufbeuren) hatte auf die in der „Allgemeinen Rundschau" hervorgehobenen drei Fälle bereits hingewiesen. Das sind aber keineswegs die einzigen. Es ist Tatsache, daß seit einer Reihe von Jahren Preßprozesse wegen Vergehens gegen die Sittlichkeit in der Regel mit Freisprechung endigten. Es war eine rabulistische Uebertreibung, wenn Abg. Dr. Müller (Meiningen), um den Beschwerden des Abg. Dr. Mayer (Kaufbeuren) einen politischen Beigeschmack anzuhängen, die Frage aufwarf: „Ja, was können wir dafür, daß Ihnen alle die schönen Simplicissimusprozesse etwas in den Magen gefahren sind?" „Alle die schönen Simplicissimusprozesse"? Uns ist nur ein einziger „Simplicissimusprozeß" bekannt, der hier angezogen werden könnte. Am 13. Januar 1906 stand Dr. Ludwig Thoma wegen des in 100000 Exemplaren verbreiteten Flugblattes „Fort mit der Liebe!! Ein Notschrei!! Den Sittlichkeitsaposteln ergebenst unterbreitet von Ludwig Thoma und Olaf Gulbranson" vor dem Schwurgerichte und wurde freigesprochen, während das Gericht das Flugblatt als objektiv unzüchtig einzog. Dieser Prozeß hat selbst bis tief in die Reihen des Liberalismus hinein das peinlichste Aufsehen erregt. Die zwölf Sachverständigen aus der Thoma-Gemeinde, denen der Staatsanwalt keinen einzigen Sachverständigen gegenüberzustellen hatte, waren der reinste Hohn auf den Begriff und Zweck eines unparteiischen Gutachters.

Dr. Müller (Meiningen) hat nicht klug daran getan, die Erinnerung an diesen skandalösen Prozeß wieder heraufzubeschwören. Das Nähere darüber ist in der Broschüre „Privilegierte Massenvergiftung des deutschen Volkes", Separatabdruck aus der „Allgemeinen Rundschau", Kapitel IV, Seite 30—42, nachzulesen. Die liberale „Allgemeine Zeitung", welche damals noch unter der Chefredaktion des heutigen Chefredakteurs der — — „Münchner Neuesten Nachrichten" stand (meminisse juvat!), hat sich in Nr. 26 vom 18. Januar 1906 unter dem Titel „Notwendige Randglossen zum Prozeß Thoma" gegen den Sachverständigenunfug in diesem Prozeß so unzweideutig ausgelassen, daß Dr. Georg Hirth und Genossen kaum sehr erfreut gewesen sein werden.

Aber wie steht es denn mit „allen den schönen Simplicissimusprozessen" des Abg. Dr. Müller (Meiningen)? Seitdem der „Simplicissimus" seinen Gerichtsstand nach Stuttgart verlegt hat, ist er unseres Wissens schon zweimal vom Schwurgericht verurteilt worden, und zwar beide Male zu Gefängnisstrafen, einmal wegen Beleidigung des Richterstandes, einmal wegen Beleidigung des Bischofs von Rottenburg. Vielleicht erinnert sich Dr. Müller (Meiningen) auch noch des Falles, als Wedekind in Dresden wegen Beleidigung des Kaisers (anläßlich der Jerusalem-Reise) zu einer hohen Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Damals war es, als Albert Langen sich nach — Paris verzog. Auch andere „schöne Simplicissimusprozesse" (Kolonialprozeß Wörmann, Bergarbeiterprozeß, Beleidigung der protestantischen Geistlichen) dürften ganz anderen Leuten „in den Magen gefahren" sein als den Gesinnungsgenossen des Abg. Dr. Mayer (Kaufbeuren). Vorstehende Angaben machen auf Vollständigkeit keinen Anspruch. Wir zitieren nur nach dem Gedächtnis.

Was aber das Münchener Schwurgericht und seine Praxis in sog. Preßprozessen wegen pornographischer Delikte anbelangt, so ist neben den drei bereits im vorigen Hefte in Erinnerung gebrachten Fällen und dem Simplicissimusprozeß namentlich ein Fall aus den letzten Jahren als besonders charakteristisch zu erwähnen: die Freisprechung Franz Bleys und Hans von Webers wegen Verbreitung pornographischer Werke à la „Fanny Hill". Ueber den unzüchtigen Charakter dieser Schamlosigkeiten konnte gar kein Zweifel bestehen, das Gericht zog auch die Werke mit einer Ausnahme ein.

Mit besonderem Nachdruck muß aber die Tatsache hervorgehoben werden, daß der berüchtigte Estinger-Recknagel, den die „Münchner Neuesten Nachrichten" jetzt selbst als Mitglied einer internationalen Bande schurkischer Pornographen brandmarken, am 11. Januar 1906 vom Münchener Schwurgerichte unter dem besonderen Beifall derselben „Neuesten Nachrichten" freigesprochen wurde. Die „glänzenden Künstlergutachten", auf Grund derer dann auch das Gericht die sog. Aktphotographien freigab, figurierten jahrelang in den Reklameinseraten der „Jugend" und anderer Blätter. In der Reichstagssitzung vom 2. März 1906 legte der Abgeordnete Roeren einen Teil dieser Bilder auf den Tisch des Hauses nieder, und der Abgeordnete Dr. Müller (Meiningen) gab dieselben ausdrücklich als „Schmutzereien" preis. Die Münchener Strafkammer hat dann auch im Laufe der Jahre durch Einziehung der meisten früher freigegebenen Bilder den unzüchtigen Charakter derselben anerkannt und frühere Fehlsprüche wieder aufgehoben.

Bisher hat das Schwurgericht auch gegen die schamloseste Pornographie stets versagt, wenn Kunst und Künstler im weitesten Sinne damit in Beziehung standen. Als vor vier Jahren der sog. „Buchhändler" Geißmeier vom Schwurgericht zu sieben Monaten Gefängnis und fünf Jahren Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt wurde, gaben lediglich unsagbar gemeine

[1]) Abg. Dr. Müller (Meiningen) hatte hier eine Rede des Reichsrates Dr. Max Freiherrn von Soden-Fraunhofen im Auge, der am 26. Januar 1906 im Ausschusse und am 23. Februar im Plenum der Kammer der Reichsräte die Einschränkung des privilegierten Gerichtsstandes der Presse auf politische Preßvergehen anregte (vgl. Erlbach, Massenvergiftung des deutschen Volkes, Separatabdruck aus der „Allgemeinen Rundschau", 1906, S. 31 f., S. 52 ff.). Die „Augsburger Postzeitung" stellte sich in Nr. 45 vom 25. Februar 1906 auf den gleichen Standpunkt. (Vgl. ebenda.)

Photographien eindeutigster Gattung den Ausschlag. Der ihm nachgewiesene Massenvertrieb von Aktphotographien würde kaum zu einer Verurteilung geführt haben, obgleich die Gutachten der damals vernommenen ernsten Künstler für den seitdem eingetretenen Umschwung in der Beurteilung sog. Aktphotographien im objektiven Verfahren geradezu bahnbrechend gewesen sind.

In den allerjüngsten Tagen hatte das Münchener Schwurgericht wieder in zwei Fällen gegen Pornographen niedrigster Sorte zu verhandeln. Von „Kunst" konnte in beiden Fällen keine Rede sein. In dem einen Falle ist trotzdem eine Freisprechung erfolgt, aber wohl hauptsächlich deshalb, weil die jugendlichen Pornographen, ein 19jähr. „Maler" und ein 20jähr. Uhrmacher, durch reichliches Tränenvergießen auf die Geschworenen einwirkten. Auch wollte man sie vielleicht nicht schlechter behandeln als die Pornokünstler, welche das Schandalbum „Phönix" verbrachen. In den Preßberichten ist aber von jenem Appell an das Mitleid nichts zu lesen. Das Volk muß aus diesen Berichten vielmehr den Eindruck empfangen, daß das, was die Angeklagten anstellten, in Bayern erlaubt sei. Die jungen Schmutziane hatten grob-unzüchtige Bilder (Darstellungen von Mönchen und Nonnen), welche der eine von ihnen nach Photographien mit hektographischer Tinte herstellte und vervielfältigte, in Münchener und Augsburger Wirtschaften verkauft. Für die Presse als Gesamtbegriff ist es doch eigentlich tief beschämend, daß derlei ordinäre Cochonnerien auch das Privilegium der „Presse" für sich in Anspruch nehmen können. Jede Strafkammer würde die Schmutziane schon um des Exempels willen, wenn auch noch so leicht, verurteilt haben. Das Schwurgericht spricht sie frei und überlastet der Staatskasse die Kosten, auch die der beiden Anwälte. Und da die Geschworenen für ihren Spruch, mag er auch noch so ungereimt sein, keine Gründe angeben, wird im Rechtsbewußtsein der Freigesprochenen selbst und des Volkes jedesmal eine Verwirrung angerichtet, deren Konsequenzen nicht abzusehen sind.

Bei allen diesen Freisprechungen in Schwurgerichtsprozessen gegen schamlose Pornographie ist nicht zu übersehen, daß die Münchener Staatsanwaltschaft, schon um sich keine unnötige Niederlage und der Staatskasse keine zwecklosen Kosten zuzuziehen, nur in ganz zweifellosen Fällen Anklage erhebt. Fälle, die sonst zu Freisprechungen vor dem Schwurgericht führen, weil etwa der Indizienbeweis nicht genügt, werden in Preßprozessen gegen Pornographen überhaupt nicht vorkommen.

Keine Regel ohne Ausnahme! Am 16. und 17. Febr. 1911 wurde vor dem Münchener Schwurgericht ein Fall verhandelt, der gleich dem oben erwähnten Falle Geißmeier von 1907 zu den Ausnahmen gehörte. Ein früherer Münchener „Kunsthändler", d. h. Aktphotographienhändler, jetzt „Dentist", Ludwig Ramlo, wurde vom Schwurgericht zu zehn Monaten Gefängnis, 500 ℳ Geldstrafe und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf drei Jahre verurteilt. Derselbe war in Preßburg bereits zu 6 Monaten, in Marseille wegen desselben Sittlichkeitsvergehens gleichfalls zu 6 Monaten Gefängnis und 1000 Francs Geldstrafe verurteilt worden. Daß kein Schwurgericht der Welt einen Menschen wie Ludwig Ramlo freisprechen kann, versteht sich angesichts seiner Schandtaten ganz von selbst. Ein Teilnehmer an der Verhandlung bezeichnet die Dinge, deren Ramlo überführt wurde, und die Bekenntnisse seiner Kunden als „einfach haarsträubend".

Daß die in sog. Witzblättern und von den Verteidigern des „Rechtes auf Erotik" so gerne geschmähten „Sittlichkeitsvereine" eine sehr ersprießliche Tätigkeit entfalten, hat auch dieser Fall wieder gelehrt. Ein Mitglied des Sittenvereins in Barzelona lenkte die Aufmerksamkeit des Herausgebers der „Allgemeinen Rundschau" auf einen gewissen R. Messik, der, aus Paris und aus Amsterdam hinausgejagt, in Gemeinschaft mit einem angeblichen Ebert von Odessa (Rußland) aus seine schmutzige Ware vertreibe. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" übergab diesen Brief und einen späteren Brief, der noch nähere Details enthielt (Versand von 10000 Schandkatalogen nach Deutschland und Oesterreich), der Polizei. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß dieser „Adolf Ebert", der mit Hilfe des Senators Bérenger schon von dem Staatsanwalt in Darmstadt verfolgt worden war, als er sich in Marseille aufhielt, nicht Ebert, sondern Ludwig Ramlo heißt und der Schwager des berüchtigten Estinger (in Firma Recknagel) ist, der Jahre lang in der Münchener „Jugend" und in anderen ähnlichen Organen seine schamlosen Aktbilder anpreisen konnte, von den „Münch. Neuesten Nachrichten" gelegentlich gegen die „Sittlichkeitsschnüffler" kräftig in Schutz genommen wurde (Hört, hört!) und auch die Münchener Strafkammer und einzelne „Kunstsachverständige" jahrelang an der Nase herumzuführen verstand. Die von München aus expedierten schmutzigen Kataloge trugen auf der Rückseite der Briefe den Aufdruck: „Monsieur Ad. Ebert, Allées des Capucines, Nr. 4, à Marseille, France." Der angebliche „Ebert" erklärte vor dem Magistrat in Marseille, daß er nicht Ebert heiße, sondern Ludwig Ramlo, daß er am 30. Oktober 1864 in München geboren, verheiratet und Vater von zwei Kindern sei. Auf die Geschworenen machte es zweifellos starken Eindruck, daß der Staatsanwalt ihnen vorhalten konnte, wie rasch und prompt in anderen Ländern die Justiz gegen solche Schurken arbeitet. In Preßburg wurde Ramlo schon nach sechswöchigem, in Marseille sogar nach nur dreizehntägigem Aufenthalt zu je 6 Monaten Gefängnis, in Marseille durch 1000 Frcs. Geldstrafe verstärkt, verurteilt.

Um unseren Lesern ein möglichst objektives Bild der Schwurgerichtsverhandlung gegen den Schwager und Komplizen des langjährigen „Jugend"-Inserenten Estinger-Recknagel zu bieten, zitieren wir den Bericht der liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten", desselben Blattes, welches in seiner Faschingszeitung (Nr. 84 vom 20. Februar) in unflätigster Form seine ganze grenzenlose Wut gegen den Mann ausfaucht, der auch an der endlichen Entlarvung dieser internationalen Bande von Pornographiehändlern so wesentlich mitgewirkt hat. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 83) berichten u. a.

„Nach Schluß der Beweisaufnahme begründete Staatsanwalt Dr. Haß in sehr energischer Weise die Anklage. Wie die ärztliche Wissenschaft bemüht sei, ansteckende Geschlechtskrankheiten auszurotten, so müsse es Aufgabe der deutschen Rechtsprechung sein, den Handel mit derartigen haarsträubenden Schweinereien, wie sie der Angeklagte zum Verkauf bereit gehalten, angepriesen und verkauft hat, zu bestrafen. Die ausländischen Gerichte sind in dieser Beziehung schnell am Werk gewesen. Estinger, ein Schwager des Angeklagten, der jetzt nach Barcelona flüchtete und der wie Ramlo einer internationalen Bande von Pornographiehändlern angehört, ist in Spanien, Ramlo selbst in Frankreich bestraft worden. Es gilt, diesen Schurken ihr schmachvolles Handwerk zu legen, **und es wäre von den Geschworenen unverantwortlich, den Angeklagten freizusprechen,** wenn ihm die Anklage bewiesen werden würde. Daß dieser Beweis in der Verhandlung geliefert worden ist, suchte dann der Staatsanwalt im einzelnen zu begründen. Alle Staaten wahren sich vor solchen Kreaturen, die die Moral eines Mädchenhänders, eines Zuhälters haben, die auf gleicher Stufe stehen mit jenem vor wenigen Tagen vom Schwurgericht zu 10jähriger Zuchthausstrafe verurteilten Wüstling, der ein unschuldiges Schulmädchen zu vergewaltigen versucht hatte. **Es wäre ungeheuerlich,** wenn nach den gelieferten Beweisen der Angeklagte, der in seinen verkauften Bildern die schwersten Sittlichkeitsverbrechen glorifiziert hat, **freigesprochen** würde. Den Geschworenen könne im Falle der Verurteilung nicht der Vorwurf gemacht werden, daß sie Sittlichkeitsschnüffler sind. Im Interesse des Staates, der Allgemeinheit, insbesondere der heranwachsenden Jugend, sei es heilige Pflicht, den Angeklagten zu verurteilen. Denn das gebührt ihm von Rechts wegen."

Aus der flammenden Entrüstung des Staatsanwalts hört man deutlich die Besorgnis heraus, daß, wie zwei Tage vorher, wieder ein — — freisprechendes Urteil zum Vorschein käme. Das haben auch die „Münchner Neuesten Nachrichten" begriffen, und sie beeilten sich, in einem Nachwort zu diesem Schmutzprozeß den Gedankengang des Staatsanwalts in geradezu wahnwitziger Weise direkt auf den Kopf zu stellen. Sie fragen: „Wie aber konnte er an dem Schuldspruch zweifeln?" und geben auf diese Frage die nachstehende Antwort, die man überwältigend komisch finden könnte, wenn es sich nicht um das geradezu raffinierte System von Leuten handelte, welche das von Dr. Georg Hirth seinerzeit im Prozesse gegen das Schmutzblatt „Sekt" im Schwurgerichtssaale im scharfen Widerspruch zu Dr. Kerschensteiner offen proklamierte „Recht auf angemessene Befriedigung der erotischen Phantasie" auch zugunsten der ärgsten Pornokunst zu schützen suchen. Man höre und staune:

„Das ist eben das Typische: der Vertreter der Anklage mußte fürchten, daß prüde Eiferer und ungeschickte Hände, denen jede Vorbedingung fehlte, mit sicherem und gesundem Gefühl Kunst und Schweinereien auseinanderzuhalten, die Begriffe schon so verwirrt hätten, daß der Laienrichter den rechten Weg nicht mehr fände."

Also „prüde Eiferer und ungeschickte Hände" oder klarer ausgedrückt: die „Sittlichkeitsschnüffler" samt Polizei und Staatsanwaltschaft sind schuld, daß die Begriffe der Geschworenen über die Grenzen von erlaubter Kunst und Pornokunst sich verwirrt haben! Diese freche Unterstellung richtet sich in den Augen aller, die sich den klaren Tatbestand nicht durch Phrasennebel verwirren lassen, von selbst. In den jüngsten Tagen, erst am 6. Februar, hat das **Reichsgericht** über das von den „Münch. Neuest. Nachr." früher in Schutz genommene Album Willy Geigers das **schärfste Verdikt** gefällt, und die „Münch. N. N." begleiteten das Urteil mit einem kräftigen: „**Mit vollem Recht.**" Wenige Tage vorher mußte die Strafkammer des Landgerichts München I ein **unzüchtiges** Album einziehen, an dem **sieben Münchener** und **fünf auswärtige Künstler** beteiligt waren, und über das schon der Präsident des — **freisprechenden!** — Schwurgerichts bemerkt hatte, die Darstellungen seien so **schamloser Natur**, daß einem beim Besehen **die Schamröte ins Gesicht treiben muß**. Trotzdem verteidigen die „Münchner Neuesten Nachrichten" in ihrem Nachwort zum Prozeß Ramlo **jegliche Pornokunst** mit folgendem seichtem Geschwätz:

„Frei und im Licht lasse man die Kunst in Wort und Bild sich entfalten; und wäre sie einmal leichter geschürzt oder griffe sie einmal kecker zu, wo sie mit den Problemen menschlicher Schwächen und Leidenschaften sich befaßt, man lasse ihr den Weg, der abseits gehen muß von alltäglichen Geleisen. Ein kräftiges Volk wird keinen Schaden daran nehmen, und die freie Kunst nur an sich selbst gesunden. Gegen schleichendes Gift und unsittliche Scheußlichkeiten aber wird die Reaktion um so schärfer und kräftiger bei dem Volk einsetzen, das geschäftiger Vormundschaft ledig und frei von neugieriger, lüsterner Prüderie das sichere Augenmaß gewonnen hat für die scharfe Linie zwischen Kunst und Schmutz."

Also die Kunst darf gerichtlich nicht behelligt werden, auch wenn sie um schnöden Lohn krasse Unzucht verherrlicht! Nach allem Vorausgegangenen könnte man den Autor dieses Schwefels als **reif fürs Irrenhaus** erklären. Aber es ist, wie schon bemerkt, planmäßiges System in dieser von Widerspruch zu Widerspruch taumelnden Haltung eines Blattes, das von vielen Liberalen überhaupt nicht mehr ernst genommen wird und die des selbständigen Denkens entwöhnten Leser wie eine blinde Herde hinter sich zieht. Nur in einem Punkte bleiben die „**Münchner Neuesten Nachrichten**" sich stets konsequent: **in der Schürung eines diabolischen Hasses und in der Aufpeitschung der niedrigsten Leidenschaften gegen die Männer, welche sich den rücksichtslosen Kampf gegen die Volkspest der Pornographie zur undankbaren Aufgabe gesetzt haben.**

Nach dieser notgedrungenen Abschweifung noch einige Bemerkungen zum Prozeß Ramlo: Daß der Verteidiger, **trotzdem** er vom moralischen Standpunkte das Verhalten des Angeklagten nicht zu entschuldigen vermochte und außerordentlich bedauerte, daß derartige Bilder und Bücher überhaupt existieren und gekauft werden, „**aus rechtlichen Erwägungen**" für Freisprechung plädierte, ist nicht weiter zu verwundern. Die Geschworenen folgten diesmal dem Antrage des Staatsanwalts und bejahten die Schuldfrage, worauf der Gerichtshof das bereits mitgeteilte Urteil fällte: 10 Monate Gefängnis, 500 *M* Geldstrafe, Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von drei Jahren.

Ungezählte Male ist in der „Allgemeinen Rundschau" und an anderen Stellen der Verdacht ausgesprochen worden, daß der **Aktphotographienhändler Estinger** (Recknagel), der sich seinerzeit der lebhaften Protektion der „Münchner Neuesten Nachrichten" (**Hört, hört!**) gegen die „Sittlichkeitsschnüffler" zu erfreuen hatte, der ein langjähriger Stammgast des Inseratenteiles der Dr. Hirth-Ostinischen „Jugend" war und mit deren Hilfe ungezählte Tausende mit seinen Aktphotographien „beglückt" hat, dem namhafte Münchener Künstler durch ihre „Gutachten" zu einem Nimbus verhalfen, welcher durch freche Reklame in Gold umgesetzt wurde, daß — wiederholen wir — dieser Estinger-Recknagel auch noch schlimmere Dinge vertreibe als sog. „Aktphotographien für Künstler und Kunstfreunde". **Auf direkte Veranlassung des Herausgebers der „Allgemeinen Rundschau" ist Estinger-Recknagel entlarvt und überführt worden.** Er hat sich durch die Flucht dem Münchener Schwurgericht entzogen, aber seinen Schwager und Komplizen Ramlo hat endlich die Gerechtigkeit ereilt. Die „Allgemeine Rundschau" darf auch den Fall Ramlo in gewissem Sinne auf ihrem Konto buchen, und es kann ihr völlig gleichgültig sein, wie die „Münchner Neuesten Nachrichten" und die schmähbereiten Herren Hirth und Ostini darüber denken.

Es ist sehr charakteristisch, daß Ramlo, der mit Paris, Barzelona und Odessa in Verbindung stand, nachdem er in Marseille seine Strafe verbüßt hatte, nach München, dem „Asyl für Pornographen", wieder zurückkehrte, wo er schon vor Jahren einen „Kunsthandel" mit Aktphotographien, gleichzeitig aber auch mit unzüchtigen Schriften und Büchern betrieb und schon einmal zu einer gelinden Geldstrafe (100 *M*) verurteilt worden war. Von München aus setzte Ramlo seinen schwunghaften internationalen Schweinehandel in „Kunst" und „Literatur" fort und hatte starken Zulauf. Das entsetzliche Material hatte er bei einer Münchener Bank deponiert. Die unter falschem Namen einlaufenden Bestellungen holte er bei verschiedenen Postämtern in München und Pasing ab, bis der Untersuchungsrichter ihn hinter Schloß und Riegel setzte und die ganze Korrespondenz beschlagnahmte.

Vielleicht werden die **Münchener Künstler und Kunsthändler**, welche dasselbe schmähliche Gewerbe auf etwas „feinere" Art betrieben, um die Mitglieder des „Neuen Vereins" und andere Liebhaber literarisch-artistischer Schweinekost zu befriedigen, angesichts solcher Kumpanei doch etwas nachdenklich. Der ihnen geglückten **Freisprechung** können sie sich nicht mehr brüsten, nachdem selbst der Abgeordnete Dr. Müller (Meiningen) bestätigt hat, daß sie **unverdient** und **unbegreiflich** war.

Abgeordneter Dr. Mayer (Kaufbeuren) in der Reichstagssitzung vom 10. Februar 1911:

„Meine Herren, der Herr Abgeordnete Stücklen hat soeben behauptet, daß die **Zuständigkeit der Schwurgerichte für Preßdelikte**, die wir in Bayern, Baden, Württemberg und Oldenburg haben, sich in diesen Ländern „**außerordentlich bewährt**" habe; der Herr Abgeordnete Dr. Müller (Meiningen) hat gleichfalls behauptet, diese Einrichtung habe sich im Süden „im großen und ganzen außerordentlich bewährt", er hat sie eine „Wohltat" genannt, die „fürtrefflich befunden" werde. Der Herr Kollege Dr. Müller (Meiningen) hat sich in ähnlichem Sinne bereits bei der ersten Lesung dieses Entwurfs am 14. Januar 1910 geäußert. Er hat damals wörtlich behauptet:

Wir haben in Süddeutschland — insbesondere kann ich das wohl von Bayern sagen — glänzende Erfahrungen mit einer derartigen Ueberweisung der Preßprozesse an unsere Schwurgerichte gemacht, und ich glaube, daß die geringeren Vorwürfe gegen unsere Gerichte bezüglich der „Klassenjustiz" vor allem daher resultieren, daß bei uns **die politischen Prozesse und die Preßprozesse — diese besonders vom politischen Standpunkt aus heiklen Prozesse** — von dem Volksgericht, von dem Schwurgerichte behandelt werden.

Diese Ansicht des Herrn Kollegen Dr. Müller (Meiningen) wird, wie ich als Süddeutscher ausdrücklich konstatieren möchte, **in Süddeutschland und speziell in Bayern in weiten Kreisen nicht geteilt.** (Hört! hört! in der Mitte.) **Die eigentlichen politischen Preßprozesse kommen bei uns nur in den seltensten Fällen vor das Schwurgericht**, sie werden vielmehr meist im Wege der Privatklage verfolgt und kommen dann vor die Schöffengerichte und Strafkammern. Die große Mehrheit der politischen Prozesse werden daher von vornherein schon nicht von den Schwurgerichten, sondern von den Schöffengerichten und Strafkammern abgehandelt. (Sehr richtig! in der Mitte.) Die Zuständigkeit des Schwurgerichts für Preßdelikte hat daher fast nur Bedeutung bei **Religionsvergehen, Majestätsbeleidigungen** und vor allem bei **Sittlichkeitsdelikten**. Es handelt sich auch in diesen Fällen meist gar nicht um die Tagespresse, sondern um Prospekte, Flugblätter und **pornographische Produkte**. Bei der Beurteilung dieser Straftaten haben sich nun aber unsere Schwurgerichte in Bayern und, ich kann wohl sagen, auch in den anderen Staaten, in denen die Zuständigkeit der Schwurgerichte für Preßdelikte besteht, durchaus nicht bewährt.

Bezüglich der Religionsvergehen möchte ich nur auf die Fälle Sontheimer und Richter verweisen, die sich vor einigen Jahren in München abgespielt haben. Wegen schwerer Herabwürdigung des Altarsakraments in einer öffentlichen Versammlung war einer der Angeklagten von der Strafkammer des Landgerichts München I zu einer längeren Freiheitsstrafe verurteilt worden. Genau die gleichen Verunglimpfungen, die dieser Angeklagte sich in der betreffenden Versammlung erlaubt hatte, wurden später in einem Flugblatt in der weitesten Oeffentlichkeit verbreitet. (Hört! hört! in der Mitte.) Durch die Verbreitung dieses Flugblattes wurde das Delikt zu einem „Preßdelikt" und das Schwurgericht zuständig. Dieses erkannte auf Freisprechung. (Hört! hört! in der Mitte.) Dieser Freispruch hat damals in der katholischen Bevölkerung Bayerns tiefe Erbitterung ausgelöst. (Sehr wahr! in der Mitte.) Bezüglich der Majestätsbeleidigungen hat der Herr Kollege Stücklen mir eigentlich die Begründung meines Standpunktes schon vorweggenommen, indem er darauf hinwies, daß in München in Fällen, die in Norddeutschland zur Verurteilung führten, der Staatsanwalt nicht einmal den Mut gehabt habe, Anklage zu erheben.

Was die Sittlichkeitsdelikte betrifft, so erinnere ich an die Freisprechung der Wochenschrift „Sekt" und die scharfe Kritik dieses Urteils durch den liberalen Münchener Stadtschulrat Dr. Georg Kerschensteiner im Novemberheft des Jahrgangs 1909 der „Süddeutschen Monatshefte".

Ich erinnere ferner an die Freisprechung einer Masseuse, die durch einen gedruckten Prospekt — das ist das „Preßdelikt", um das es sich handelte — unsittliche Mittel wahllos ehrbaren Frauen und Töchtern ehrbarer Eltern angeboten hatte, und an die Kritik dieses Freispruchs durch einen Juristen in der „Allgemeinen Rundschau" vom 12. März 1910.

Endlich erinnere ich an die Verhandlung des Münchener Schwurgerichts vom 14. Juli 1910, in welcher der 24 Jahre alte Schriftsteller Berthold Sutter freigesprochen wurde, der ein Mappenwerk mit erotischen Bildern schamlosester Art herausgegeben hatte, die der Herr Kollege Dr. Müller (Meiningen) selbst im bayerischen Landtag als „Schmutzereien zum Teil ärgster Art" bezeichnet hat. (Lebhafte Rufe: Hört! hört! in der Mitte.) Wie tief die Erregung über diesen Freispruch in Bayern ging, und wie berechtigt sie war, geht daraus hervor, daß ein Münchener Blatt (Bayerischer Kurier) an die Spitze eines Artikels über diesen Freispruch ungestraft die Worte setzen konnte: „Frau Justitia als Kupplerin."

Meine Herren, ich nehme nicht an, daß der Herr Kollege Dr. Müller (Meiningen) diese Fehlsprüche billigt. Deswegen kann ich es aber auch nicht verstehen, daß er hier sagt, die Institution des Schwurgerichts als Forum für Preßdelikte habe sich bei uns „glänzend bewährt". Die eigentlichen (politischen) Preßdelikte kommen ja, wie ich schon bemerkt habe, bei uns überhaupt fast nie vor die Geschworenen. . .

Meine Herren, ich bin ein warmer Freund der Schwurgerichte. Die Herren von der Linken sowie der Herr Kollege Graef können mir bestätigen, daß ich in der Kommission in diesem Sinne gewirkt und gesprochen habe. Aber gerade als Freund der Institution unserer Schwurgerichte möchte ich, daß die Schwurgerichte auf dem Gebiete bleiben, das ihnen naturgemäß gebührt: das sind die Verbrechen, die mit Zuchthausstrafen von über fünf Jahren bedroht sind, bis hinauf zu den Fällen, wo es sich um Leben und Tod des Angeklagten handelt.

Als Freund der Schwurgerichte kann ich aber auch nach den im Süden gemachten Erfahrungen nicht wünschen, daß der jetzige Rechtszustand auf das ganze Reich ausgedehnt werde. Ich kann das auch nicht wünschen vom Standpunkt der anständigen Presse aus. Ich glaube, die anständige Presse hat nicht das geringste Interesse daran, ein Asyl für Pornographen und ähnliche Delinquenten zu schaffen. (Sehr richtig! in der Mitte und rechts.) Das privilegium odiosum, das wir im Süden haben, hat nämlich bei uns bereits zu einer Art Asylrecht geführt. Seit dem Moment, wo der fliegende Gerichtsstand der Presse aufgehoben wurde, sind gewisse Herren sicher, wenn es sich nicht um Beleidigungen handelt, ausschließlich vor dem Schwurgericht ihres Wohnsitzes abgehandelt zu werden, und gar manche dieser Herren sollen schon aus diesem Grunde ihren Wohnsitz von dem Norden nach dem Süden verlegt haben. (Hört! hört! in der Mitte.) Ich für meine Person sage Ihnen ganz offen: wenn es sich darum handeln sollte, hier Rechtseinheit zu schaffen, würde ich diese lieber in dem der Tendenz des Antrags Dr. Müller (Meiningen) direkt entgegengesetzten Sinne sehen. (Bravo in der Mitte.)

Im Februar.

Heut ging ich hinaus in die Felder,
Es war ein heiterer Tag.
Mild blickte vom Himmel die Sonne,
Lag auch der Schnee noch im Hag.

Da tönte ein freundliches Grüssen
Wohl an mein lauschendes Ohr;
Blauäuglein — klar wie der Himmel —
Schauten zu mir empor.

„Grüss Gott!" so klang mir's entgegen
Aus Kindesmund schlicht und fromm,
Und zag bot ein kleines Händchen
Da draussen mir lieben Willkomm. —

Nun ist es dunkel geworden.
Doch klingt mir immerdar
Im Ohr noch des Kindes Grüssen.
— Ob das der Frühling nicht war?

Franz Zeuch.

„Kulturkuriosa."

Wie ein verdienter und geschätzter Historiker über den Simplicissimus und seine Veröffentlichungen urteilt, zeigt folgende Notiz, die niedriger gehängt werden sollte. Im 138. Bd. der „Preußischen Jahrbücher" 1909 veröffentlicht Robert Hoeniger einen epochemachenden Aufsatz über den „Dreißigjährigen Krieg und die deutsche Kultur", in dem er die Uebertreibungen der gleichzeitigen Quellen und die Leichtgläubigkeit der Nachwelt ihnen gegenüber ins rechte Licht setzt. So kommt er auf S. 418 auch zu jenem öfter zitierten angeblichen fränkischen Kreistagsbeschluß zu Nürnberg vom 14. 2. 1650, der zu jenen Angaben gehört, „die auf den ersten Blick als verwegenster Ulk kenntlich sind". Darnach sollte nämlich, um eine schnellere Zunahme der Bevölkerung herbeizuführen, Eintritt ins Kloster und Zölibat verboten und Heirat von zwei Weibern gestattet worden sein. Zum ersten Mal taucht, nach Hoenigers Feststellung, dieser Beschluß 1832 in Hormeyers Taschenbuch auf, von wo er in zahllose neuere Darstellungen unbeanstandet übergegangen ist. „Neuestens," so fährt Hoeniger in den „Preußischen Jahrbüchern" fort, „finde ich den vollen Wortlaut in der kritiklosen Sammlung alles Unrats und Unflats, die der Simplicissimus-Verlag unter dem Titel „Kulturkuriosa" herausgegeben hat." Ist diese kräftige Kritik von einwandfreier Seite angesichts der Begeisterung gewisser Kreise für das betreffende sich noch wissenschaftlich gebärdende „Werk" eine wahre Wohltat, noch besser und vernichtender ist sie dadurch, daß der Name des Sammlers nicht genannt ist.

Erwin Fuhrmann.

Vom Büchertisch.

Georg Wagner: Jesu Testament. Fastenpredigten über die sieben letzten Worte unseres Heilandes, frommen Christen zur Lesung dargeboten. Verlag Literarisches Institut Dr. M. Huttler (M. Seitz), Augsburg 1911. Preis *M* 1.—. An Vorträgen für die hl. Fastenzeit herrscht in der Predigtliteratur kein Mangel. Der nächstliegende Gegenstand für derartige Predigten wird immer das bittere Leiden des Herrn sein. Der vorliegende Zyklus des Augsburger Dompredigers G. Wagner schließt sich an die sieben Worte des sterbenden Heilandes an und ist auf die einzelnen Fastensonntage und den Karfreitag verteilt. Der Verfasser wollte, nach dem Untertitel zu schließen, seine Geistesarbeit frommen Christen jeden Standes zur Lesung und Betrachtung bieten. Der Leser kann wirklich reiche asketische Anregung aus diesen Vorträgen schöpfen. Die Sprache ist anschaulich, edel, formvollendet, populär. Man merkt überall den gewiegten, modernen Kanzelredner heraus. Zur leichteren Uebersicht wäre es wünschenswert gewesen, daß der Hauptgedanke jedes Vortrags entweder am Kopfe notiert oder innerhalb der Ausführung durch Fettdruck markiert worden wäre. Der Reinertrag des Werkchens ist für das Kinderrettungshaus Josephsheim in Reitenbuch bestimmt.

J. Wernado.

Dr. Andr. Schill: Theologische Prinzipienlehre. 3. Aufl., besorgt von Dr. Heinr. Straubinger. Paderborn, Schöningh. 495 S. *M* 6.—, geb. *M* 7.20. Unter den vielen apologetischen Handbüchern, die wir auf katholischer Seite besitzen, würde ich diesem in vieler Hinsicht die Palme reichen. Man wird zuweilen von gebildeten Laien gefragt, welches Buch am leichtesten und raschesten eine zuverlässige Orientierung über apologetische Probleme biete. Solchen Interessenten kann man unbedingt dieses Werk empfehlen, wie es jetzt von Dr. Straubinger, ao. Professor für Apologetik in Freiburg, neu herausgegeben ist. Es steht nunmehr ganz auf der Höhe. Freilich könnte man leicht eine Liste von Desiderata aufstellen. Aber es war nicht die Absicht des Verfassers, ein dickleibiges Werk von profunder Gelehrsamkeit zu schreiben. Wer ein solches wünscht, greife zu Schanz! Was dieses Buch bietet, ist eine gründliche Einführung in die metaphysischen Probleme, die der christlichen Religion zugrunde liegen und die heute so viele Gebildete beunruhigen, eine befriedigende Fundamentierung der religiösen Weltanschauung in der äußeren Natur und im Wesen des Menschen, eine spekulative und geschichtliche Begründung der Offenbarung, eine überzeugende Darlegung des göttlichen Charakters der katholischen Kirche. Dr. Straubinger gebührt das Verdienst, eine Reihe der wichtigsten Kapitel, teils ganz neu eingefügt, teils wesentlich umgearbeitet zu haben. Der Gottesbeweis ist jetzt wirklich eine festgeschlossene, undurchbrechliche Kette, verklammert und verteilt im Kausalitätsgesetz. Die moderne „Religionspsychologie" dürfte aber in einer neuen Auflage in einem eigenen Kapitel behandelt werden. Alles in allem: das Werk ist in seiner Art vollendet und aufs wärmste zu empfehlen.

Dr. Jos. Holzner.

Humoristisch-satirische Ecke.

Aus artistisch-literarischen Augiasställen. Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ haben es in ihrer in 900,000 Exemplaren gedruckten „Faschings-Zeitung“ (Nr. 84 vom 20. Februar) unternommen, die sämtlichen Pornographen und Pornokünstler, welche in der letzten Zeit unter kräftigster Mitwirkung der „Allgemeinen Rundschau“ zur Strecke gebracht wurden, an dem „Schnüffler“, „Oberdenunzianten“ und „Sittenriecher“ Otto von Erlbach zu rächen. Es geschieht dies in der überaus geschmackvollen Form einer — Leichenrede „am Grabe des leider so verspätet heimgegangenen Dr. Otto von Schnüffler“. Der von den „Münchner Neuesten Nachrichten“ mit schlecht gespielter Entrüstung wiederholt in Abrede gestellte Herzensbund mit den Vätern der „Jugend“ tritt schon im Impressum deutlich hervor: „Verantwortlich für die Redaktion: F. v. Ostini, Druck von Knorr & Hirth, G. m. b. H., München.“ Es handelt sich also um ein Kompagnie-Unternehmen. Man empfand das lebhafte Bedürfnis, alles was da grunzt in artistisch-literarischen Augiasställen und bei „Herrenabenden“, auf den bestgehaßten Otto von Erlbach zu hetzen. Unbändiger Zorn hat die Herrschaften geschüttelt, welche die „Jugend“-Mitarbeiter Weisgerber, Jagerspacher, Willy Geiger, Pascin samt ihren Verlegern und ihren Liebhaber-Abnehmern vom „Neuen Verein“, von der sogenannten Bibliophilengesellschaft und vom Hofbuchhandel aus artistisch-literarischen Augiasställen hinausgefegt sahen, sogar gleichzeitig mit dem Ramlo-Schwager Estinger-Recknagel, dem einstigen Schützling der nun bis auf die Knochen blamierten „Münchner Neuesten Nachrichten“, der so lange Jahre den Inseratenteil der „Jugend“ mit seinen Nudo-Reklamen verzierte, und mit dem berüchtigten Stern (Rosner) in Wien, gleichfalls einem braven Inserenten der „Jugend“. Daß die „Münchner Neuesten Nachrichten“ im allgemeinen und Fritz Ostini im besonderen für ihre witzlose und zum Gähnen langweilige und lederne „Faschingszeitung“ keine pikantere Würze fanden als diese schmierige Rache zum Ergötzen artistisch-literarischer Augiasställe, verdient aufrichtiges Mitleid. Daß im ernsten Teile derselben Blattausgabe (Nr. 83) über den „Schmutzfinken“ Ramlo und seine internationalen Helfershelfer heiße Krokodilstränen vergossen werden, — über solche logische Zwirnsfäden stolpert man nicht, wenn es gilt, einem verhaßten ehrlichen Gegner Kot ins Gesicht zu spritzen. Und wer den eigentlichen Anstoß dazu gab, daß sowohl der „Schmutzfinke“ Ramlo als auch sein in gewissen Münchener Kreisen zu so „glänzendem“ Rufe gebrachter Schwager Recknagel-Estinger endlich entlarvt wurden, brauchen die „Münchner Neuesten Nachrichten“ ja nicht zu wissen, wenn sie mit dem blinden Eifer eines Ebers bemüht sind, sich den Kosenamen zu verdienen, der ihnen in altliberalen Kreisen so freigebig verliehen wird, wenn man von einem gewissen „. . . blatt“ spricht.

Otto von Erlbach.

Zwei weltumwälzende Entdeckungen sind unlängst gemacht worden. Der vielgeschäftige Dr. Rith, der sich selbst gerne den zweiten Goethe nennen hört, hat mit Hilfe äußerst verzwickter chemischer Formeln den scharfsinnigen Nachweis erbracht, daß der Ursprung alles Lebens und alles Geistes im Pfeffer, im gewöhnlichen Küchenpfeffer enthalten sei. Triumphierend verkündete er in der von ihm herausgegebenen Wochenschrift „Das Alter“, daß alle bisherigen Begriffe und Systeme von Religion, Moral und Lebenszweck durch diese einfache Pfefferlösung ad absurdum geführt seien. Die Menschheit, die sich seit den Zeiten eines Pythagoras, eines Sokrates und Plato auf dem Holzwege befand, muß total umlernen. Alle Lebenswissenschaft wird künftig erst ab Dr. Rith datieren. Aber Dr. Rith will nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Der Neid der Zunftgelehrten, der in rotierenden Bewegungen des Zeigefingers auf der Stirn einen häßlichen Ausdruck fand, brachte ihn nicht aus der Fassung. Nach anstrengenden Experimenten am lebenden Modell ist es ihm endlich gelungen, die letzte Ursache der Bewegung und der Kraft in einem zwar wenig beliebten, aber viel verbreiteten kleinen Haustier zu entdecken. Der Floh, lateinisch pulex, entwickelt nach den Messungen des Dr. Rith eine Kraft, die sein Körpergewicht um das Tausendfache übersteigt, und vermag im Sprung das Fünfhundertfache seiner Eigenlänge in einer 100stel Sekunde zu überwinden. Durch Züchtung von Riesenflöhen hofft Dr. Rith dem Luftverkehr ungeahnte Bahnen zu eröffnen. Durch geschickte Kombinierung seiner Pfefferlösung und seiner Flohforschung will Dr. Rith allmählich einen Pulex sapiens, einen Flohmenschen auf die Beine bringen, der als Supplement des schon früher von ihm kreierten Exemplars „Der schöne Mensch“ dem ohnehin degenerierten heutigen Homo sapiens an geistiger Sprungkraft weit überlegen wäre. Eine neugegründete Firma Pulex, Rith & Cie., G. m. b. H., als deren verantwortlicher Leiter ein Herr von Stinio zeichnet, geht der Sache energisch zu Leibe. All right mit Pfeffer und Floh! Rigoletto.

Schneeglöckchen.

Frierend steht ihr in dem Schnee,
Silberglöckchen, weich und fein!
Sehnt euch wohl in stillem Weh
nach dem lieben Sonnenschein.
Will euch pflücken nun geschwind,
ehe kommt die kalte Nacht.
Weiss ein blumenfrohes Kind,
dem der Liebe Frühling lacht.
Seines Glückes warmer Schein
soll euch Lenz und Sonne sein.

Theo Rossel.

Eine Theaterblamage.

Eulenbergs „Alles um Liebe“ ausgezischt und ausgelacht.

„Erträumtes Volk, wirst du mir nie erwachen, nie hungrig sein auf meine Feierkost? Ich warte, warte . . . . .“ Herbert Eulenberg, der ahnungsvoll diese Prologworte schrieb, wird weiter warten müssen, denn seine Komödie, „Alles um Liebe“ erlebte im Königlichen Residenztheater in München eine unzweideutige Ablehnung, und in Hamburg hat ein großer Teil des zischenden Publikums den fünften Akt gar nicht abgewartet. In München fehlte nicht eine kleine, gläubige Schar freiwilliger Claqueure, und Direktor Hagemann dankte auf dem schwarzen Brett seinen Hamburger Schauspielern für ihr Eintreten für dies wahrhaft tiefe Stück, das erst die Nachwelt verstehen werde. Diese Stimmen ändern nichts an dem Mißerfolge.

Wenn man in den schon gestreiften Widmungsversen den Dichter über die geringe Zahl seiner Freunde klagen hört, kann man nur lächeln. Wie wäre es möglich gewesen, die Aufführung dieses Stückes ohne Freunde durchzusetzen? Ich meine natürlich gleichgestimmte Seelen. In Düsseldorf, woselbst Eulenberg Dramaturg am Schauspielhaus der Frau Dumont gewesen, im Münchener Neuen Verein ist man stets sehr wirksam für Eulenberg eingetreten, auch Reinhardt konnte für zwei Dramen interessiert werden, die beim Berliner Publikum nur problematische Erfolge einheimsten. Lorbeeren auf Vorschuß hat man dem Dichter in dem Jahrzehnt seiner Laufbahn in größter Bereitwilligkeit zuerkannt. Nachdem man ihn erst mit Kleist verglichen, wird heute gar der gewaltige Schatten Shakespeares zitiert. Eulenberg hat manchen ersten Akt geschrieben, der Respekt einflößt, aber im Weiterbauen erwies er sich nie als Herr über seine Mittel. Er tat oft den verhängnisvollen Schritt vom Erhabenen bis zum Lächerlichen. Man nahm es für Naivetät der Jugend. Nun aber baute Eulenberg „Stein um Stein“; man kann eine Aufführung heute nicht mehr damit rechtfertigen, daß man einem jungen Talente Gelegenheit geben wollte, zu lernen, was ihm fehle.

Das Gesamtbild ist das gleiche geblieben, ja so verworren, wie „Alles um Liebe“, sind die Anfangswerke nicht gewesen. Wir lernen in den fünf Akten ein gräfliches Brüderpaar kennen, das aus Mangel an nützlicher Beschäftigung über seine Liebesangelegenheiten so lange nachdenkt, daß man zumeist für deren Verstand ernstliche Befürchtungen hegen muß. Der eine quält seine Frau mit sinnloser Eifersucht, und jedesmal, wenn er sich mit ihr versöhnt hat, erklärt er, fort zu müssen. Im letzten Akte ersehen wir, daß diese geheimnisvollen Ausflüge den Forderungen ehelicher Treue hohnsprachen. Er bringt seiner Gattin unterm Mantel ein Kind: „Man gab's mir draußen in der Welt als meins, und trügt nicht alles wie ich, muß ich's glauben . . . . Ich mag dir nichts versprechen . . . . Doch sieh, was ist gescheh'n? Es hat mit unserer Liebe nichts zu tun.“ Das klingt wie eine Verhöhnung der Bohèmemoral, zu der heute eine große Zahl Federn im Namen der „Freiheit“ unsere Ethik umwerten wollen, aber dem Autor ist es blutigernst. Lenore nimmt das Baby auf. „Wir sind da, Gottes Fehler (!) gutzumachen, und da, sagst du, hier kein Verschulden ist, so sei auch vom Verzeihen keine Rede.“ Noch klarer hat sich Eulenberg in dem Novellentitel: „Du darfst ehebrechen“ ausgedrückt. Seine Lehre von der „vornehmen Duldung“ rief ungewollte Heiterkeit hervor.

Ein noch traurigerer Wicht als Lucian ist sein Bruder Adrian. Dieser verlor seine junge Gattin; abgekehrt vom Leben wälzt er sich verzweifelt auf ihrem Grabhügel und ist nahe daran, seinen Verstand zu verlieren. Allmählich hat er auch Augen für Lenorens schöne Schwester. Wenn er sich plötzlich auf die Gattin seines Bruders stürzt „wie ein Verdurstender, Fiebernder“ und die ihn Zurückstoßende aus Rache bei ihrem Manne verdächtigt, so gehört der Mann in ein Sanatorium. Wir sollen ihn aber als seriösen Liebeshelden nehmen. Höchst anstößig ist die Szene vor dem

Bilde der Toten, wobei der Küster beten und das Rauchfaß schwingen muß. (Es ist notabene ein **protestantischer** Küster bei **protestantischen** Grafen). Als später die resolute Delfine, Lenorens Schwester, die Kerze ausbläst, weicht der Zauber, und der Graf sinkt ihr zu Füßen. Von allem, was wir in diesem Stücke hören, ist das Begreiflichste, daß der alte Graf Habakuk bei seinem Tode über das Schicksal seiner sonderbaren Söhne in lebhafter Sorge war und ihnen deshalb einen Berater zur Seite stellte.

Es ist ein Kardinalfehler des Stückes, daß der Autor das Publikum über diese Gestalt völlig im unklaren ließ. Teils erscheint sie uns als Spötter, teils als Maulheld, teils als Intrigant, am Ende entpuppt sie sich als Mönch (!) Seiner Ansicht, daß die Grafen jetzt alt und reif genug geworden, den Herrn zu spielen, kann man nicht beistimmen, doch er geht, ein „geistliches Lied singend" ab. Von den höchst anfechtbaren Taten dieses treuen Beschützers greife ich zwei heraus: Warum gibt er sich dazu her, Lenore vorzulügen, ihr Gatte sei gestorben. Das ist doch nur eine Roheit, **keine** Liebesprobe, denn selbst eine treulose Frau wird solch eine Nachricht nicht ohne Erschütterung hinnehmen. Ferner, ist es etwa charakteristisch für Mönche, pornographische Bücher zu verbreiten? Ich dächte, dies täten höchstens gewisse .... Buchhändler! Ein närrisch verliebter, von Reimwut befallener Förster, „Florian, ein saudummer Kerl", (der Theaterzettel wußte nichts von dem Epitheton, das das Personalverzeichnis der Buchausgabe „ziert"), der die Schwester seiner eigenen Herrin zu vergewaltigen sucht — zum zweiten Male eine solch widerwärtige Szene — soll wohl shakespearischen Humor repräsentieren. Noch ein paar Geschmacksroheiten muß ich festnageln: auf dem Grabhügel spielt ein Kind mit Puppen, wird geschäkert, hier erscheint Lenore als Gespenst der Toten verkleidet, um durch dies Spiel Adrian ganz zu heilen, hier werden die schönen Schwestern von Adrian „um die Wette geküßt". Daß der Küster an vier Stellen des Stückes mit dem unzüchtigen roten Büchlein aufdringlich in den Vordergrund gestellt wird, wirkt direkt abstoßend. Widerlich klingen die Worte, welche dem Mönche über die Wirkung des Buches in den Mund gelegt sind. Auch hier wird in ungehörigster Weise die Bibel hereingezogen, wie auch sonst mit allerlei schlecht motivierten Bibelsprüchen paradiert wird.

Genug! Wir werden's nie begreifen, erst die Nachwelt, die reifgewordene, wird's uns künden, darum hat es keinen Zweck, uns weiter mit dem Stücke zu beschäftigen. Ein königliches Hoftheater tut freilich besser daran, wenn es den besten **seiner Zeit** genug getan, und darum fragen wir wieder: wie ist es möglich, daß man diese Komödie zur Aufführung annahm? Dr. **Kilian** verdient als Regisseur unsere vollste Bewunderung, aber er führt auch den Titel „**Dramaturg**". Ich will ihn nicht für die Wahl **jedes** Stückes verantwortlich machen, aber für diejenigen, die er selbst inszeniert, gab doch wohl er den Ausschlag im Regiekollegium. Gerade weil man seine von Tagesmeinungen sonst unbeeinflußte künstlerische Einsicht schätzen mußte, ist es völlig unverständlich, wie er von diesem splendid ausgestatteten Stück etwas erwarten konnte um ein paar lyrischer Schönheiten willen! Das Hoftheater ist doch keine Versuchsbühne. Derlei Experimente mag Dr. Hagemann in Hamburg machen, wenn es seinen Aktionären gefällt. Die Aufführung war sehr gut. Die Damen Swoboda und Terwin, sowie Graumann und von Jacobi taten alles, um uns zu zwingen, die Gestalten des Dichters glaubhaft zu nehmen. Basils behäbiger Humor stand dem verkleideten Mönch gut, aber wenn er auf das pornographische Buch zu sprechen kam, klang sein Sarkasmus abstoßend. Ganz wundervoll war die Szenerie, ein niedriger Wiesenhügel und Abhang im Mai mit dem Blütenbaum. „Die Tracht der Spieler sei stets phantastisch von heute", verlangt der Autor. Man hatte die farbige Tönung der Kostüme höchst stimmungskräftig in das Landschaftsbild eingepaßt. So war vom Theater aus alles geschehen, allein dies ist immer machtlos, wenn der Dichter versagt. (Bei der Wiederholung versuchte Dr. Kilian durch Vorlesung des Prologs das Stück zu retten. Aber der Mißerfolg war der gleiche wie am ersten Abend.)

München. L. G. Oberlaender.

Bühnen- und Musikrundschau.

Zur Feier des 90. Geburtstages Sr. Kgl. Hoh. des Prinzregenten Luitpold von Bayern, zugleich auch zum Gedenken an die Reichsgründung veranstaltete die Katholische Deutsche Studentenverbindung **Aenania** am 15. Februar in den Festsälen des „Bayerischen Hof" einen illustren Gesellschaftsabend, dessen erster Teil eine Reihe beachtenswerter musikalischer und deklamatorischer Beiträge brachte. Um die sinnige Zusammenstellung des Programms hatte sich besonders Herr Kgl. Archivrat Dr. Weiß verdient gemacht. Eingeleitet wurden die Darbietungen durch die Variationen aus dem Kaiserquartett von Haydn, vorgetragen von Mitgliedern der Verbindung. Daran schloß sich die Rezitation vaterländischer Gedichte von Hertz, Lohmeier und Martin Greif durch Hofschauspieler Stury. Zwei von Reger vertonte Lieder und die von Rüdinger (Aen.) mit feinem Verständnis vertonte Ulanenattacke wurden von Kaplan Ursprung ausgezeichnet zu Gehör gebracht. Zum Gedächtnis des 12. März leitete über ein Chorgesang von Hoft. Mit zwei Liedern, „Das Wiegenfest zu Gent" von Löwe und „Heimweh" von Wolf, bekundete Pfarrer Hammerl von neuem seine erstaunliche Begabung. Die Begleitung der Gesänge hatte Herr Kapellmeister Müller-Barneck übernommen. Es folgte sodann der Vortrag von fünf Gedichten durch Hofschauspieler Stury; mit meisterhafter Vollendung wurde der Künstler seiner Aufgabe gerecht und erntete jubelnden Beifall, in den sich bei manchem Hörer wohl auch das Bedauern mischte, diesem großen Künstler nicht mehr an der Stelle seines eigentlichen Wirkungskreises zu begegnen. Mit der Jubelouverture von Weber schlossen die künstlerischen Vorführungen. Nach einer Pause leitete eine feierliche Polonaise zum Vergnügen des Tanzes über.

München. Dr. Otto Hipp.

Aus den Konzertsälen. Das achte Abonnementskonzert des **Konzertvereins** gedachte im ersten Teile seiner verstorbenen Vorsitzenden Marie **Barlow**. Im verdunkelten Saal erklang Schuberts Es-Moll-Trauermarsch (für Orchester gesetzt von Liszt) zum Gedächtnis der seltenen Frau. Unserer Würdigung im vorigen Hefte muß heute noch nachgetragen werden, daß Frau Barlow dem Verein eine halbe Million vermachte. Durch die Munifizenz der Familie kommt die Summe ohne den sehr beträchtlichen Steuerabzug dem künstlerischen Zwecke zugute. Durch dieses schöne Vermächtnis sind Münchens besitzkräftige Musikfreunde natürlich nicht ad calendas graecas jeder Sorge enthoben. Wir haben in München noch sehr weite Kreise, die sich damit begnügen, auf unsere bodenständige Kultur und Kunstpflege „stolz" zu sein, ohne zu bedenken, daß mit solch platonischen Gefühlen allein nichts getan ist. — Das Konzert brachte außer einer vollendeten Wiedergabe von Bruckners „sechster" die **Uraufführung** von E. **Boehes** „Tragischer Ouvertüre". Der junge Komponist konnte für den sehr freundlichen Beifall danken. Das wirksam aufgebaute Werk hat große technische Vorzüge und ist in manchen Teilen von starkem Klangreiz. Die Seite der Empfindung ist nicht die vorherrschende. Vielleicht wäre dies minder fühlbar geworden, wenn durch die Aehnlichkeit der Stimmung nicht der Vergleich mit der Gefühlsinnigkeit Schuberts sich aufgedrängt hätte. **Löwe** dirigierte wieder meisterhaft. Auch unter seiner Leitung stand die „**Fest-Akademie**", welche der „Flottenverein der österreich-ungarischen Kolonie in Bayern" zugunsten von Wohlfahrtseinrichtungen veranstaltet hatte. Der sehr schön verlaufene Abend war vom Hofe und den ersten Kreisen der Stadt außerordentlich stark besucht und dürfte dem guten Zwecke erhebliche Mittel zugeführt haben. Löwe begann mit der Tannhäuserouvertüre, der später eine ausgezeichnete Wiedergabe von Dukas „Zauberlehrling", Wolfs „Italienische Serenade" und Teile aus Fausts Verdammung folgten. Das größte Interesse des Publikums galt Aino **Ackté**, der Pariser Primadonna und berühmten Darstellerin der „Salome". Ihre große, reizvolle Stimme löste stürmischen Jubel aus. Ihr reichhaltiges Programm bot Gesänge von Massenet, Sibelius, R. Strauß, Verdi und Messager. Sie sang französisch, deutsch und italienisch. In der Aussprache stellen wir an unsere deutschen Künstlerinnen strengere Forderungen, freilich ist ja keines der drei Idiome die Muttersprache der Pariser Diva aus Finnland. Daß nach ihrem künstlerischen Naturell die Bühne stets vorzugsweise ihr Betätigungsfeld sein wird, ist nicht zu bezweifeln. Als zweiter gleichfalls sehr gefeierter Solist erschien der stets willkommene Geiger Serato, der im Wieniawskis Konzert D-Moll op. 22 wieder durch die weiche Schönheit und Bravour seiner Bogenführung entzückte. — Mit großem Erfolge gab die kalifornische Sängerin Susan Metcalfe eineu Liederabend. Ihre sehr schönen Mittel und ihre ganz außergewöhnliche Schulung hinterließen, wie mir von fachkundiger Seite berichtet wird, die stärksten Eindrücke. Schumann und Schubert stehen ihrer Individualität näher, wie Brahms. Ganz ausgezeichnet sang sie Lieder von Duparc und Fauré. Ein zweiter Abend wird eventuell zu weiteren Ausführungen über die fesselnde Künstlerin Anlaß bieten. — Aus dem glanzvoll verlaufenen Abend des „Neuen Streichquartetts" ist die Wiedergabe des selten gehörten, bedeutsamen D-dur-Quartetts von C. Franck dankbar hervorzuheben. Auch das Konzertvereinsquartett bot wieder gutes, ohne durch entsprechenden Besuch belohnt zu werden. Eine Matinee des Tonkünstlervereins brachte Novitäten. Ein Klaviertrio von B. Walter, ein Quintett von Baußnern, Lieder von M. Ettinger, die von Schmid-Lindner, Sieben, Hitzelberger, E. Stöber, Adam, Schloderer und dem Sänger Naef aufs wirksamste interpretiert wurden, sind Werke sehr tüchtiger und technisch reifer Komponisten.

Verschiedenes aus aller Welt. Im vorigen Herbste brachte die sozialdemokratische „Münch. Post" Artikel gegen die unglaubliche Paschawirtschaft des seinerzeitigen Direktors des „Kleinen Theaters", Hermann Wagner. Jeder Kunstfreund muß dankbar sein, wenn solche Mißstände im Theaterleben gegeißelt werden im Interesse der Würde der Kunst und ihrer Vertreter. Im Redakteur des „Kleinen Journals", Leopold Bauernfreund, erstand Wagner indessen ein Verteidiger, welcher in seinem Gegenartikel die „Münchener Post" schwer beleidigte. In diesen Tagen stand

er vor dem Schöffengericht und erhielt eine erhebliche Geldstrafe. Verschiedene Zeugenaussagen zeigen Wagners sittliche Führung in erbärmlichstem Lichte. In der Urteilsbegründung wird festgestellt, daß Wagner durch seinen Einfluß auf die Mitglieder des Theaters demoralisierend gewirkt hat. Die Persönlichkeiten, die hier so schlecht abschnitten, sind unseren Lesern durch Dr. **Armin Kausens Brettlprozeß** bekannt. Die neue Verhandlung hat dessen Ergebnisse von neuem bestätigt. — In Charlottenburg ist die Gründung einer Opernhausgesellschaft erfolgt. Das Aktienkapital beträgt eine Million. — Das Programm für das zweitägige Fest des Rheinischen Sängerbundes in Köln wurde endgültig festgestellt. Der erste Tag wird Massenchöre von 7000 Sängern bringen. — Ohne stärkeren Erfolg blieb in Berlin Sternheims anfänglich von der Zensur beanstandetes Lustspiel: „Der Riese“. Die Kritik tadelt das neuerdings beliebte Spiel mit Redensarten, bei denen der Autor die Frage offen läßt, ob sie tiefsinnig oder blödsinnig sind. — Der König von England hat 1000 Musikmanuskripte und 3000 Notenbände dem Britischen Museum übergeben, um sie dem Studium zugänglich zu machen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Nach den langen Tagen der Haussebewegung an der Berliner Börse macht sich ein begreifliches Ruhebedürfnis in den beteiligten Kreisen deutlich bemerkbar. Diese Tendenzerschlaffung ist um so erklärlicher, als der Berliner Platz die seitherige Hausse aus sich selbst heraus entriert hatte. Die Kursbewegung, speziell der verschiedensten Industriewerte in Berlin, war seither eine derartig scharf steigende und dabei mehr oder weniger ungerechtfertigt, dass es allgemein verwundert hat, dass die jetzt bemerkbare Uebersättigung des Kapitalistenpublikums nicht viel früher eingetreten ist. Es bleibt jedoch dahingestellt, ob diese momentane Börsenabschwächung in Berlin nicht bald von einer neuerlichen, ebenso kräftigen Kurserholung auf der ganzen Linie überholt wird. Erwägungen für und wider eine solche Tendenzänderung sind gleichwertig vorhanden. Die letzten Debatten im Deutschen Reichstag anlässlich der Interpellation wegen Ueberschwemmung des deutschen Geldmarktes mit ausländischen speziell amerikanischen Wertpapieren ergaben u. a. die offizielle amtliche Bestätigung, dass die industrielle Bewegung in Deutschland eine aufwärtsgehende Kurve aufweist. Den massgebenden Faktoren von Handel und Industrie und vor allem der Börse war diese amtliche Aussage allerdings nichts Neues. Immerhin bot dieselbe Grund zu einer weiteren günstigen Börsenlage. Gefördert wird diese Anschauung vor allem durch die Entwicklung des amerikanischen Wirtschaftsmarktes. Hierbei kommt insbesondere die sichtbare Erholung und kräftige Besserung am Eisen- und Stahlmarkt in Betracht. Die Kabeldepeschen melden von einer Ausdehnung des Geschäftes und von zahlreichen grossen Aufträgen. Die Stahlwerke Amerikas haben eine bedeutende Erhöhung der Leistungsfähigkeit vornehmen müssen, und alle Sparten sind vollauf beschäftigt. Die deutsche Montanbranche profitiert natürlich in erster Linie von dieser Konjunkturbesserung, und wiederholt sind Preiserhöhungen auch bei uns in Aussicht genommen. Auch die Kohlenwerte sind beachtenswert schon im Hinblick auf die günstigen Kohlen- und Koksabsatzziffern. Nur die Rücksicht auf die Ungewissheit in bezug auf die schwebenden Verbandserneuerungen in der Schwerindustrie — Eisen und Stahl — lässt eine grosszügige Bewegung in den Montanwerten nicht aufkommen. — Die Verhältnisse am internationalen Geldmarkte sind gute. Die Bank von England hat nunmehr die erwartete zweitmalige Diskontermässigung von wiederum ½ Prozent auf dreieinhalb Prozent vorgenommen. Massgebend hierfür war die grosse Flüssigkeit am offenen Geldmarkt, die grosse Spannung zwischen dem offiziellen Satz und dem Privatsatz von über 1¼ Prozent und die andauernden Rückflüsse an Bargeld und Gold in die Tressors der Bank. Da diese Voraussetzungen einer Diskontermässigung in gleichem Verhältnis auch bei unserer Reichsbank zutreffen, hat auch bei uns die offizielle Rate gleichfalls um ein weiteres ½ Prozent ermässigt werden können. Handel, Industrie und Finanzwelt können auf Grund des Diskontsatzes von nunmehr 4 Prozent eine gedeihliche Entwicklung nehmen. Aus diesem Grunde kann dem zukünftigen Ausbau unserer wirtschaftlichen Verhältnisse ruhig entgegengesehen werden. Es ist jedoch anderseits Tatsache, dass der deutsche Geldmarkt den grossen Summen von Auslandsgeldern seine Flüssigkeit verdankt, und ferner, dass die allgemeinen Geldansprüche zurzeit wieder enorme sind. Industriegesellschaften und Banken erhöhen ihre Betriebsmittel durch Aktienemissionen. Dann kommen zurzeit vornehmlich die Kommunen Deutschlands mit ihren Anleihebedürfnissen. Würzburg mit 6¼ Mill. Dann auch in diesem Jahre München mit der grossen Anleihe von 20 Millionen Mark. Mainz, Trier, Hagen, Mülheim, Pirmasens, Düsseldorf, Pforzheim haben mit zusammen 60 Millionen Mark neuen Anleihen an den Geldmarkt appelliert. Es ist schwerlich einzusehen, ob die Aufnahmefähigkeit des Kapitalistenpublikums an diesen und an noch weiters zu erwartenden Neuemissionen von Kommunalanleihen genügend geklärt und vor allem geschont ist. Die Zeichnungen auf die neuen Bayern und Hamburger Staatsanleihen haben allein 125 Millionen Mark eskomptiert. Immerhin hat sich bei diesen Anleihen die Vorliebe des Publikums für unsere soliden Anleihen noch vollauf bewährt. Die beabsichtigten Massnahmen zwecks Hebung des Kursniveaus der deutschen Reichs- und Staatsanleihen werden hoffentlich die Tendenz für diese Anleihewerte bald günstig beeinflussen. Andere Marktgebiete der deutschen Börsen blieben wenig verändert. Schiffahrts- und russische Werte leiden anhaltend unter der Einwirkung der Pestmeldungen aus Ostasien und des dadurch lahm gelegten Handels. Am deutschen Bankaktienmarkt konnten sich unter dem Einfluss der zur Veröffentlichung kommenden Bankbilanzen lebhaftes Geschäft und grössere Kursavancen entwickeln.

M. Weber.

* * *

Die Mitteldeutsche Kreditbank Frankfurt a. M. verteilt für das abgelaufene Geschäftsjahr 6½% — gegen 6% im Vorjahr — Dividende. Mit Rücksicht auf die fortschreitende Entwicklung der Bank wird der am 9. März stattfindenden Generalversammlung auch eine Kapitalserhöhung von 10 Millionen Mark vorgeschlagen.

Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank München gibt in ihrem Geschäftsbericht für 1910 interessante Daten über die Entwicklung des Institutes in seiner nunmehr 75jährigen Geschäftstätigkeit und über die anerkennenswerte Förderung und Interessennahme für Bayerns Handel und Industrie. Als Exempel hierfür erwähnt die Bank vor allem die seitherige Hypotheken-Darlehenshöhe von 2641 Milliarden Mark. Das finanzielle Jahresergebnis zeigt einen Reingewinn von 9,038,946 ℳ d. h. ein Plus von 419,587 ℳ und die Dividende wird wieder mit 13% festgesetzt.

M. W.

Kirchliche Kunst.

Zu den Gegenden, in denen eine feste uralte Kunsttradition noch heute wirksam ist, gehört das Grödener Tal in Südtirol. Seit frühen Zeiten des Mittelalters wird hier die Holzschnitzerei geübt, noch jetzt bildet sie die Hauptbeschäftigung der Talbewohner. Auch für uns in Bayern soll die Grödener Schnitzerei darum Bedeutung haben, weil der Ueberlieferung nach Volkskünstler von dort nach Oberammergau gekommen und da die Begründer der Schnitzkunst geworden sein sollen. Betrachtet man heute die Grödener Kunsterzeugnisse, so fällt ihr beträchtlicher Wert unmittelbar auf. Werke wie z. B. die von **Joseph Obletter aus St. Ulrich in Gröden** beweisen, welch hohe Bedeutung solch alte Tradition hat. Nach den erdenklichsten Gegenden finden daher die Obletterschen Schnitzereien ihren Weg und erfreuen sich allenthalben des gleichen Beifalls. Für die Bedürfnisse des kirchlichen Lebens ist in der Joseph Obletterschen Anstalt tatsächlich in reichhaltigster Art gesorgt. Eine sehr stattliche Anzahl von Altären ist z. B. von dort ausgegangen. Sie sind für die verschiedensten Stilrichtungen bestimmt, von der romanischen an bis zum Rokoko. Stets ist der Charakter gut getroffen, die Maßverhältnisse fein abgewogen, die Architektur ausdrucksvoll und stilgerecht. Die gotischen Altäre sind wie in ein feines Gewebe aufgelöst, die Renaissance tritt uns in ernsten wie in heiteren und reichen Formen entgegen. So auch die Altäre der anderen Stilarten. Zu größter Zier gereichen ihnen die in ihren Nischen aufgestellten, ausgezeichnet geschnitzten Figuren. Farbiger Schmuck und Gold helfen den prachtvollen Eindruck vervollständigen. Aehnliches darf man von den Kanzeln und sonstigen Gegenständen der Kirchenausstattung rühmen. Von anderen Kunstwerken bewunderten wir einen hl. Kreuzweg, dessen Figuren von geradezu hervorragender künstlerischer Begabung zeugen. Demgemäß sind auch die Einzelfiguren und Gruppen meisterlich ausgeführt. Mögen die Gesichter vielleicht manchmal etwas allzu lieblich sein, so tritt das doch zurück gegen die Gesamterscheinung, die jederzeit in prächtigen, schlichten und ernsten Linien gehalten ist. Ganz ausgezeichnet ist überall die Gewandung. Daß sich Werke von Joseph Obletter gelegentlich zu außergewöhnlicher Bedeutung aufschwingen können, das beweist eine Beweinung des Leichnams Christi, die wir zu bewundern Gelegenheit fanden. Die Gruppe, bei der der Leichnam zusammengeknickt im Schoße der klagenden Mutter liegt, während St. Magdalena kniend die leblose Hand küßt, darf man ruhig den besten Werken alter Kunst zur Seite stellen. Die kirchliche Kunstanstalt von Joseph Obletter in St. Ulrich-Gröden, welche nicht nur in Europa, sondern nach allen Weltteilen, selbst den entferntesten Inseln, Lieferungen unter Garantie unverletzter Ankunft ausführt, darf daher unseren Lesern aufs wärmste empfohlen werden, um so mehr als, wie wir hören, die Preise verhältnismäßig niedrig sein sollen.

Felix Hinzen.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Unsere Tugenden. Plaudereien von P. S. von Oer. (VIII u. 306.) Geb. ℳ 2.30. (Freiburg, Herder.)

Fügung und Führung. Ein Briefwechsel von Alban Stolz. Herausgegeben von Prof. Dr. J. Mayer. 8° VI u. 272. ℳ 2.20, geb. ℳ 3.—. (Freiburg, Herder.)

Ueber Doppelberichte in der Genesis. Eine kritische Untersuchung und eine prinzipielle Prüfung von Dr. Artur Allgeier. (Freiburger theologische Studien, 3. Heft) gr. 8°. XVI u. 144. ℳ 3.—. (Freiburg, Herder.)

Der Monismus und seine philosophischen Grundlagen. Beiträge zu einer Kritik moderner Geistesströmungen. Von Friedrich Klimke, S. J. gr. 8°, XXIV u. 620. ℳ 12.—, geb. ℳ 13.40. (Freiburg, Herder.)

Der hl. Gertrud der Großen Gesandter der göttlichen Liebe. Von Johann Weißbrodt. (Aszetische Bibliothek.) 12°, XVI u. 620. ℳ 4.20, geb. ℳ 5.—. (Freiburg, Herder.)

Anleitung zur Verwertung der Jakobusepistel in der Predigt. Vorträge von Prof Dr. Johannes Evang. Belser. 8°, VIII u. 104. ℳ 1.50, geb. ℳ 2.—. (Freiburg, Herder.)

Sturm und Steuer. Ein ernstes Wort über einen heiklen Punkt an die studierende Jugend. Von Dr. Konstantin Holl. ℳ 1.80. (Freiburg, Herder.)

Moralprobleme. Vorträge von Prof. Dr. Joseph Mausbach, Prof. Dr. Julius Mayer, Regens Dr. Franz Xaver Mutz, Prof. Dr. Sigmund Waitz und Regens Dr. Joseph Zahn. gr. 8°, VIII u. 388, M 4.80. geb. M 6.—. (Freiburg, Herder.)

Das Kirchenjahr. Eine Erklärung der heiligen Zeiten, Feste und Feierlichkeiten der katholischen Kirche. Von Prof. Karl Müller. 8°, XX u. 360. M 7.—, geb. M 8.—. (Freiburg, Herder.)

Führer durch die deutsche katholische Missionsliteratur. Von Robert Streit O. M. I. (Missions-Bibliothek) gr. 8°, XII u. 140 M 2.40, geb. M 3.—. (Freiburg, Herder.)

Pastoralmedizin. Die Naturwissenschaft auf dem Gebiet der katholischen Moral und Pastoral. Ein Handbuch für den katholischen Klerus. Von Dr. Ernst W. M. von Olfers. gr. 8°, XVI u. 238. M 3.40 geb. M 4.60. (Freiburg, Herder.)

Das Missale als Betrachtungsbuch. Vorträge über die Meßformularien. Von Dr. F. X. Reck. gr. 8°. I.: Vom ersten Adventssonntag bis zum sechsten Sonntag nach Ostern. XII u. 526. M 6.—, geb. M 7.20. (Freiburg, Herder.)

Das dritte Buch Esdras und sein Verhältnis zu den Büchern Esra-Nehemia. Von P. Edmund Bayer O. F. M. Gekrönte Preisschrift. (Biblische Studien, XVI. Band, 1. Heft.) gr. 8°., XIV u. 162. M 4.40. (Freiburg, Herder.)

Eine babylonische Quelle für das Buch Job. Eine literaturgeschichtliche Studie von P. Dr. Simon Landersdorfer O. S. B. (Biblische Studien, XVI. Band, 2. Heft.) gr. 8°, XII u. 138. M 4.—. (Freiburg, Herder.)

Die selige Magdalena Sophie Barat und ihre Stiftung, die Gesellschaft der Ordensfrauen vom heiligsten Herzen. Mit einem Vorwort von Bischof Dr. Paul Wilhelm von Keppler. Mit 18 Bildertafeln und einem Autograph. gr. 8°, XXIV u. 568 S. M 8.—, geb. 9 50. (Freiburg, Herder.)

Das Vaterunser im Geiste der ältesten Kirchenväter in Bild und Wort dargestellt von Ludwig Glötzle und Dr. Alois Knöpfler. Neun Heliogravüren. Folio, VI u. 46. Prachtband M 15.—. (Freiburg, Herder.)

Luther. Von Hartmann Grisar S. J. 3 Bde., 1. Bd.: Luthers Werden, Grundlegung der Spaltung bis 1530. M 12.—. (Freiburg, Herder.)

Goethes Werke. Vollständige Ausgabe in 40 Teilen von Karl Alt. 20 Bände geb. à M 2.—. (Stuttgart, Bong & Co.)

Die Mühle am Teufelssee. Eine Tragödie aus den Hochalpen. Von Johannes Tödt. M 4.—. (Saarlouis, Winklers Buchhandlung.)

Die Begründung der kirchlichen Mitgliedschaft nach kanonischem und bayerischem Rechte. Von Dr. E. Eck. M 1.—. (Würzburg, F. H. Bucher.)

Die funktionellen seelischen Störungen der Neurasthenie, Hysterie, Melancholie und Hypochondrie, deren Wesen, Ursachen, Verhütung und Heilung von Dr. med. Franz Kleinschrod. M 1.—. (Verlag der Buchdruckerei und Verlagsanstalt in Wörishofen.)

Die Schlacht bei Tannenberg. Ein Vortrag von Dr. B. Gigalski. 60 Pfg. (Braunsberg, Hans Grimme.)

Fürstin Sophie von Waldburg zu Wolfegg und Waldsee. Ein Lebensbild von Karl Haggeney. Mit einem Vorwort von Bischof Dr. Paul Wilhelm von Keppler. M 1.60 und M 3.—. (Karl Ohlinger, Mergentheim.)

Arbeitsschule, Arbeitsprinzip und Arbeitsmethode. Von Robert Seidel. XII, 130 S. 8°. M 2.— (Zürich, Art. Institut Orell Füßli).

Bericht über die erste Hundertjahrfeier des Kgl. Lyzeum Albertinum Regensburg. Von Prälat Dr. Wilh. Schenz. M 1.— (Regensburg, Friedrich Pustet).

Der I. Schweizerische katholische Kongreß für Schule und Erziehung. Gedenkblätter von Dr. A. Hättenschwiller. M 3.50. (Stans, Hans von Matt & Cie).

Dorthin, wo's eisern klang. Von Eugen Mack. 25 Pfg. (Rottenburg, Wilhelm Bader).

Dr. Karl Lueger, der Bürgermeister von Wien. Von Eugen Mack. 85 S., brosch. 40 Pfg. 100 Exemplare M 35. (Rottenburg, Wilhelm Bader).

Vorträge auf dem ersten homiletischen Kurs in Ravensburg. (Rottenburg, Wilh. Bader).

Die soziale Befähigung der Kirche. Von P. Heinrich Pesch, S J., VIII, 643 u. XIII S. 8°, brosch. M 4.—, geb. M 5.50. (Verlag der Germania A. G., Berlin C2. Stralauer Straße 25.)

Katholische Kirche und moderner Staat. Von Prof. Dr. Karl Böckenhoff. M 2.40. (Köln, Bachem.)

Die Austreibung der Jesuiten aus Portugal. Ein Protest von P. A. Cabral. 60 Pfg. (Köln, Bachem.)

Klippen der Zeit. Ernste Gedanken über religiöse Fragen der Gegenwart. Von Otto Cohausz S. J; I. Das moderne Denken. M 1.80. (Köln, Bachem.)

Jesu Testament, Fastenpredigten von Domprediger G. Wagner. M 1.—. (Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler, M. Seitz.)

Die Katholische Fraktion in Preußen 1852—1858. Inaugural-Dissertation von Dr. Hermann Donner. (Borna-Leipzig, Robert Noske.)

Die Sicherung des Weltfriedens. Skizze von Karl Friedhard. 50 Pfg. (Hameln, Th. Fuendeling.)

Krisis in der Sozialdemokratie. Von Redakteur Joseph Joos. gr. 8° (126 S.) geb. M 1.—. (M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.)

Das englische Landhaus. Eine Sammlung vorbildlicher Hauspläne aus dem Privatbesitz Sr. Majestät des Kaisers. 52 Tafeln, Abbild. und Textbilder. Von Prof. Artur Wienkoop. M 3.—. (Wiesbaden 35, Westdeutsche Verlagsgesellschaft.)

„Unser Prinzregent.“ Von Prof. Dr. Richard Graf Du Moulin-Eckart. Illustrierte Festschrift zum 90. Geburtstage und zum 25jährigen Regierungsjubiläum Sr. K. Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern. Mit ca. 80 Illustr. Broschiert M 1.50. (München, Süddeutsche Illustrations-Zentrale.)

Die unfehlbare Kirche. Konferenzen in der Hof- und Domkirche zu Graz von Prof. P. Reg. M. Schultes O. P. 164 S. M 1.40. (Graz, Ulr. Mosers Buchhandlung.)

Die Fremdenlegion. Eine sozialpolitische, völkerrechtliche und weltpolitische Untersuchung von Viktor Reven. M 1.50. (Stuttgart, Robert Lutz.)

Die Sprüche der Weisheit. Von Omar Khayyam. Deutsch von Hector G. Preconi. M 1.—. (Zürich, Rascher & Cie.)

Briefkasten der Geschäftsstelle.

„Renascin“. Wie uns von zuverlässiger Seite nachträglich mitgeteilt wird, hat der Polizeipräsident von Berlin gegen dieses Mittel unterm 20. Februar 1908 in Stück 13 des Amtsblattes der Königlichen Regierung zu Köln eine Warnung erlassen, der sich der Regierungspräsident von Köln angeschlossen hat.

Zeitungskataloge. Der große Katalog der Haasenstein & Vogler, Aktiengesellschaft, in bekannter gediegener Ausstattung und Uebersichtlichkeit, ist auf dem großen Gebiet der nach Tausenden zählenden Zeitungen und Zeitschriften für das inserierende Publikum zu einem unentbehrlichen Ratgeber geworden. Der aufs praktischste gestaltete Notizkalender ist beibehalten. — Einen wertvollen Berater für alle ständigen oder gelegentlichen Inserenten hat die bekannte Annoncen-Expedition Invalidendank, Berlin W., mit ihrem Zeitungs-Katalog pro 1911 herausgegeben. Das vornehm ausgestattete und dabei handliche Werk führt in zuverlässiger, übersichtlicher Reihenfolge fast sämtliche Tageszeitungen, illustrierte Blätter und Fachzeitschriften der Welt auf, so daß es jedem, der in die Lage kommt zu inserieren, an Hand dieses Kataloges möglich ist, sich schnell und sicher zu orientieren.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer. Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 9. München, 4. März 1911. VIII. Jahrgang.

Religiöses Erleben.

Von Joseph Wernado, Riedlingen.

„Der Katholizismus ist eine ganz unwürdige Religionsform, zumal für einen Gebildeten. Er geht ja ganz in Aeußerlichkeiten auf. Er steht darum auf der gleich niederen Stufe wie etwa der Lamaismus in Tibet. Von einem „inneren Erleben“ weiß der Katholik nichts, darf er nichts wissen.“ So oder ähnlich lauten die landläufigen Vorwürfe von berufener und noch mehr von unberufener Seite. „Wenn's so weiter geht, gibt's in 10 Jahren keine katholische Kirche mehr,“ rief jüngst in einem süddeutschen Dorfe einer den erschrocken lauschenden Bauern zu. Aber auch ganz ernste Forscher, wie Fr. W. Förster, äußern sich dahin, daß im heutigen Katholizismus kein Platz mehr sei für ein wirkliches „inneres Erleben der Religion“. Ja, man sei so weit gekommen, daß schon das Wort „Erleben“ als verdächtig angesehen werde. (Autorität und Freiheit. Betrachtungen zum Kulturproblem der Kirche. Kempten und München 1910. S. 142/143.)

Wahr ist, daß man auf katholischer Seite das Wort „Erleben“ in religiösem Sinne bislang möglichst vermied. Der Grund mag wohl der sein, daß das Wort eben einen ausgesprochen protestantischen Charakter trug. In der protestantischen Theologenschule ist es geprägt worden und wird dort heute noch mit Vorliebe gebraucht zur Bezeichnung des rein individuellen Empfindens gegenüber der objektiven Tatsache der Offenbarung. Da „erlebt“ der Theologe wie der einfache Gläubige seinen Jesus, auch wenn er nicht an dessen Gottheit glaubt. Da „erlebt“ sogar der Monist und Pantheist seinen Gott, auch wenn er von einem persönlichen göttlichen Wesen nicht das geringste wissen will. Namentlich soll das Wort „Erleben“ hinweisen auf die große Bedeutung, die dem Gefühlsvermögen in der Religion zukomme. Das Gefühlsmoment ist bekanntlich durch Schleiermacher im Protestantismus sehr in den Vordergrund gerückt worden. So bildete sich allmählich ein gewisser Gegensatz heraus zwischen dem bloßen Gefühlsmäßigen in der Religion und der energischen, zielbewußten Willensbetätigung. Dieses „Erleben“ muß vielfach den Schutzwall abgeben, hinter dem man sich verschanzt gegenüber dem strengen kirchlichen Dogma, das nicht mehr recht in die moderne liberale Wissenschaft und Leben-Jesu-Forschung paßt. Das kleine Wörtchen wird so zum kurzen Bekenntnis protestantischer Religionsauffassung und -Betätigung. Ist es da nicht selbstverständlich, daß ein Katholik dieses Wort in diesem spezifischen Sinn nicht gebrauchen kann?

Aber muß denn das gute deutsche Wort „Erleben“ unter allen Umständen diesen speziellen Sinn haben? Ist es nicht denkbar, daß man dem Wörtchen auch einen einwandfreien katholischen Sinn unterlegen würde? Gehen wir auf die Grundbedeutung des Wortes zurück! Unter „Erlebnis“ verstehen wir dem Wortsinn nach ein Ereignis, das einen gewaltigen, nachhaltigen Eindruck auf unser Inneres macht, das uns mit elementarer Gewalt packt, aufrüttelt, erschüttert. Jeder wird in seinem Leben solche Ereignisse kennen. Sollte da im religiösen Leben ein solch gewaltiger Eindruck ins Reich der Unmöglichkeit gehören? Sollte man nicht vielmehr denken, daß gerade im Gebiet der Religion die Seele in ihrer tiefsten Tiefe aufgerüttelt, umgewandelt, erschüttert wird? Und welche Religion wäre besser geeignet, solch gewaltige Eindrücke hervorzurufen als gerade die christliche, die ja die Religion der Innerlichkeit ist und sein soll? Und unter den christlichen Bekenntnissen sollte gerade der Katholizismus keinen Anspruch auf Innerlichkeit machen dürfen? Er allein sollte nichts von einem „inneren Erleben“ wissen?

Wenn auch das Wort „Erleben“ bei uns bisher wenig gebraucht wurde, das, was es seiner Grundbedeutung nach besagt, kannte der Katholizismus von jeher und kennt er heute noch. Freilich Bosheit, Unwissenheit und oberflächliche Betrachtungsweise wollen das nicht anerkennen. Gegen Bosheit anzukämpfen, ist stets verlorene Mühe. Oberflächlicher Betrachtungsweise dagegen geben wir zu, daß sie am Katholizismus viele äußere religiöse Uebungen sieht, aber sie bleibt dabei stehen und dringt nicht ein in das innere Wesen derselben. Hinter jeder der von der Kirche gebilligten religiösen Uebung steckt aber ein tiefer geistiger Kern. Und nur dann wird der Katholik den Intentionen seiner Kirche gerecht, wenn er auf den inneren Geist dieser Uebungen sein Hauptaugenmerk lenkt. Die Kirche als solche ist weit entfernt, einen bloßen Körper- und Lippendienst großzuziehen. — Nicht das heißt den Rosenkranz im Geiste der Kirche beten, wenn man die 50 Ave gedanken- und geistlos herunterleiert, sondern zum Beten im Geist der Kirche gehört ein liebevolles Sichhineinversenken in die großen Geheimnisse des Lebens des Herrn und seiner Mutter. — Es soll nun gar nicht geleugnet werden, daß es unter den Katholiken manch einen gibt, der die Uebungen seiner Kirche nur äußerlich mitmacht. Und auch das mag vorkommen, daß der eine oder andere glaubt, ein guter Katholik zu sein, wenn er sich nur bei den äußeren Uebungen fleißig einfindet. Solch verkehrtes Treiben entspringt aber der Gleichgültigkeit und Lauheit einzelner Mitglieder. Manche von diesen Verkehrtheiten mag auch auf das Konto eines oberflächlichen, gleichgültigen Religionsunterrichtes zu setzen sein. Aber die Lauen und Gleichgültigen sind doch nie die Mustermitglieder, nach deren Verhalten man eine ganze Religionsgemeinschaft taxiert, und auf deren Ansichten und Benehmen man so schwerwiegende Vorwürfe gründet.

Nein! Wenn eine Religion wirklich fähig ist, ihre Mitglieder zu einem „innerlichen Erleben“ anzuhalten und anzuleiten, so ist es die katholische. Von einem wahren religiösen Erlebnis können nur religiös gestimmte Menschen sprechen. Daß aber die katholische Kirche die größte Zahl religiös interessierter Menschen aufzuweisen hat, ist Tatsache. Und auch an der Stärke der Empfindung stehen ihre Mitglieder denen anderer Religionsgenossenschaften in nichts nach.

Saulus, der Gesetzeseiferer, wird vor Damaskus zu Boden geworfen. Das Licht des Herrn umstrahlt ihn. Er ist wie umgewandelt. „Herr, was willst du, daß ich tun soll?“ — Religiöses Erlebnis!

Augustinus sitzt im Garten in Mailand. „Tolle, lege! Nimm und lies!“, dringt an sein Ohr. Und er liest die wuchtigen Paulusworte im Römerbrief, wirft sich nieder, beweint sein Sündenleben und ist ein anderer. — Religiöses Erlebnis!

Der reiche Kaufmannssohn von Assisi hört die Jesuworte von der vollkommenen Armut. Sein Entschluß ist gefaßt. Er ist umgewandelt. Aus dem Reichen wird „der Arme von Assisi“: St. Franziskus. — Religiöses Erlebnis!

Noch ein Moderner! Er möge selbst sprechen! „Durch den Uebertritt und die erste hl. Kommunion wurden Veränderungen hervorgerufen, die mich überraschten.... Daß guter Wille, daß Andacht erforderlich waren, verstand sich von selbst. Aber die Wirkungen, die erlangte Gnade überstieg doch den Einsatz

ganz gewaltig, in unsagbarer Weise. Von beiden Handlungen (Aufnahme in die Kirche und hl. Kommunion), vornehmlich aber von der hl. Kommunion, ging eine mystische Kraft aus, die das ganze Innere revolutionierte und die Seele auf eine Höhe des Glückes hob, die ihr bis dahin unbekannt und unverständlich gewesen war." So der Konvertit A. von Rouville. („Zurück zur hl. Kirche." Erlebnisse und Erkenntnisse eines Konvertiten. 10.—12. Aufl. Berlin. H. Walther 1910. S. 32).

Ja, die Eucharistie! Hier liegt der Kulminationspunkt des inneren Erlebens. Und gerade hier überragt der Katholizismus jede andere Religionsgemeinschaft unendlich. Eucharistie ist ja nichts anderes als Fülle des Lebens. Und Kommunion bedeutet ja nichts anderes als innigste, lebendigste Vereinigung mit Christus, also ein wirkliches „Erleben Gottes". Da sprudelt ein nie versiegender Lebensborn, aus dem aber nicht bloß die Riesen im Geistesreich schöpfen dürfen, sondern auch die „Armen im Geiste". Ja, diese oft in erhöhtem Maße. Auch Rouville drückt diesen Gedanken aus, wenn er schreibt a. a. O. (S. 33): „Hier (in der hl. Kommunion) konnte auch der Einfältigste ohne Schwierigkeit zu einem wohl noch höheren Glück gelangen und dadurch zugleich den Quell jenes anderen Glückes anstechen, das die sichere Glaubensüberzeugung gewährt. Hier handelte es sich nicht um Ueberlegungen, sondern um fühlbare greifbare Wirklichkeiten."

Sogar solche, die für gewöhnlich nur so an der Oberfläche des religiösen Lebens schwimmen, kennen dennoch Augenblicke, wo sie tiefer hinabsteigen und innerlich erfaßt werden. Da kniet ein altes Mütterchen, das sonst täglich seinen Rosenkranz ohne tieferes Nachdenken aus Pflichtgefühl persolviert, einmal in der stillen dunklen Gnadenkapelle eines Wallfahrtsortes. Mit Worten vermag das Weiblein nicht auszudrücken, was seine Seele in diesen Augenblicken fühlt. Aber Aug' und Antlitz und die ganze Haltung sprechen eine deutliche Sprache. Bittere Not hat sie hergeführt. Süßer Trost kehrt jetzt in ihre Seele ein. Sie hat Gottes helfende Nähe gefühlt. — Da steht einer am hl. Felsen in Lourdes, ist Zeuge der prachtvollen Lichterprozession, der Segnung der Kranken mit dem Sanktissimum, oder gar einer plötzlichen, wunderbaren Heilung. Er wird sagen, daß er in jenen Stunden etwas „erlebt" hat. Sogar solche, die aus bloßer Neugierde oder ganz skeptisch an den großen Gnadenort gekommen waren, konnten sich eines ganz gewaltigen Eindruckes nicht erwehren. Und selbst wer ganz kalt bleiben könnte, wer gar nichts spüren würde, müßte dennoch gestehen, daß die religiöse Inbrunst, welche die Massen gerade an solchen Gnadenorten ergreift, ein religiöses Erlebnis ersten Ranges ist. Wer bei den eucharistischen Kongressen der feierlichen Schlußprozession oder der Männerwallfahrt oder dem „Te Deum" am Schluß der jährlichen Katholikenversammlungen anwohnt und dabei die tiefe Ergriffenheit, ja die Tränen in den Augen starker Männer sieht, der wird sagen müssen, daß diese in ihrer tiefsten Seele etwas „erlebt" haben.

Der Katholizismus ist seinem Wesen nach die „Religion des inneren Erlebens". Wenn er das bei manchen seiner Mitglieder nicht ist, so ist es Aufgabe der Kirche, diese auf das Ideal der Innerlichkeit hinzuweisen und dazu anzuleiten, daß sie wirklich innerliche Menschen werden. Das Fundament dazu muß schon bei den Kindern gelegt werden. Die reine Kindesseele ist ja wie geschaffen für tiefe religiöse Eindrücke. Religionsunterricht, Katechismusfragen, Kirchenbesuch, Gebete dürfen nicht polizeimäßig eingeübt und eingedrillt und überwacht werden, sondern müssen im kirchlichen Geist und Sinn gepflegt werden, damit das Kind sie wirklich lieb gewinnt und sie darum nicht bloß äußerlich übt, sondern innerlich davon ergriffen wird. Je mehr wir dieses Ideal der Wirklichkeit näher bringen — bei allen wird es ja nie erreicht werden —, desto mehr müssen die Vorwürfe der bloßen Aeußerlichkeit verstummen, desto leichter werden Außenstehende zu einem liebevollen Verständnis des Katholizismus zu bringen sein, desto leichter werden namentlich auch die Gebildeten unter den Katholiken für die äußeren Uebungen der Religion zu gewinnen sein, desto weniger werden sich solche Andersgläubige, die sonst eine Hinneigung zur katholischen Religion verspüren, von den äußeren religiösen Uebungen befremdet fühlen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Reichstagsersatzwahl in Immenstadt.

Um den Ausgang der Wahl in Immenstadt richtig zu beurteilen, muß man wissen, daß das Algäu jahrzehntelang im bayerischen Landtag liberal vertreten war. Auch im Reichstag war der Wahlkreis bis 1881 und von 1887 bis 1890 im Besitz der Nationalliberalen. Seit den Zeiten Dr. Völk war „das liberale Algäu" im Sprachgebrauch der liberalen Presse ein stehender Begriff. Der verstorbene Zentrumsabgeordnete Schmidt (Käsereibesitzer), der mit den wirtschaftlichen Interessen des Wahlkreises aufs innigste verwachsen war und zwanzig Jahre lang das Reichstagsmandat behauptete, wurde 1907 zum ersten Male in die Stichwahl gedrängt. Diesmal ist der Zentrumskandidat Amtsrichter Emminger mit 11 858 Stimmen nur um 155 Stimmen hinter seinem Vorgänger zurückgeblieben. Der linksliberale Kandidat Dr. Thoma sollte nach den siegesstolzen Voraussagen überschwänglicher Blätter das dezimierte Zentrum gleich um tausende von Stimmen überflügeln, erzielte aber mit 10 582 Stimmen noch 51 weniger als sein Vorgänger im Jahre 1907. Die Frucht der wahnwitzigen Steuerhetze des Liberalismus ist auch diesmal einzig den Sozialdemokraten in den Schoß gefallen, welche ihre Stimmenzahl fast verdoppelten (bei 3808 ein Zuwachs von 1809). Die Liberalen hatten einen Agitationsapparat in Bewegung gesetzt, der geradezu beispiellos war. Zuletzt waren sogar die Führer Bassermann und Dr. Naumann erschienen und mit Pauken und Trompeten als Retter des Vaterlandes verhimmelt worden. Wenn die gefüllte Kriegskasse allein entscheidend wäre, dann müßte Immenstadt heute ein stolzer Besitz der Liberalen sein. Nun aber setzen sie ihre einzige Hoffnung auf die Stichwahlhilfe der Sozialdemokratie, die ihnen herablassend zugesagt ist. Aber wenn der Wahlkreis in der Stichwahl auch verloren ginge, so kann das Zentrum doch erhobenen Hauptes auf diese Wahl zurückblicken. Denn sie bedeutet eine schlagende Widerlegung der liberalen Schreier, welche einen Massenabfall vom Zentrum in sichere Aussicht stellten. Unerschütterlich fest steht auch im Algäu die alte Wählerschaft hinter dem Zentrum. Während der Phrasenliberalismus in Siegesdithyramben schwelgt, beurteilt das dem Wahlkreis und dem liberalen Kandidaten am nächsten stehende Hauptorgan des schwäbischen Liberalismus das Wahlresultat weit nüchterner. Mit bemerkenswertem Freimut schreibt die „Augsburger Abendzeitung (Nr. 58): „Doch hätte die rastlose und gut geleitete Arbeit der Liberalen etwas günstigere Ziffernverhältnisse verdient, und es wäre ein verkehrtes Beginnen, wollte man es sich verhehlen, daß die ungeheure Widerstandsfähigkeit des Zentrums, die ausschließlich ein Verdienst des Klerus ist, sich kaum je in glänzenderem Lichte gezeigt hat, als bei dieser Gelegenheit. Das Zentrum befand sich in ungünstiger Position, da es die Verantwortung für die durchaus unpopuläre Finanzreform und Steuervermehrung zu tragen hat." Ein rühmlicheres Zeugnis für die unverrückbare Festigkeit des Zentrumsturmes ist wohl kaum denkbar.

Der Nötigungsversuch der internationalen Kulturkämpfer gegen Kaiser und Reich.

In viel schärferer Weise als in Deutschland steht im Auslande, namentlich in den romanischen Ländern, der Kampf gegen Kirche und Religion unter der Führung der Freimaurerlogen. In enger Verbindung mit diesen Kampforganisationen steht ein Teil des Judentums, der zum Unterschied von den mosaisch gerichteten Stammesgenossen auf sittlich-religiösem Gebiete dem Radikalismus und Nihilismus dient, namentlich auch mittels der von ihm finanziell oder literarisch abhängigen Presse. Die hervorragendsten Typen sind in Frankreich Herr Combes, in Italien Herr Nathan, in Deutschland der Verlag Mosse mit seinem „Berliner Tageblatt".

Die internationalen Kulturkämpfer haben sich neuerdings auffallend regsam gezeigt. In Frankreich ist es ihnen gelungen, das anscheinend felsenfest stehende Ministerium Briand zu erschüttern durch die Ausnützung der simplen Tatsache, daß Briand einer christlichen Studienanstalt bis zu Ostern eine Galgenfrist gegeben hatte, weil er nicht durch sofortige Aufhebung die Schüler schädigen wollte. Die Kulturkämpfer in Italien hatten sich noch höhere Ziele gesetzt. Das „geeinigte Italien" soll dieses Jahr sein goldenes Jubiläum feiern, und, obschon 1861

Rom und der Kern des Kirchenstaates noch nicht erobert waren, soll aus diesem Feste durchaus eine Demonstration gegen den Heiligen Stuhl und die treuen Katholiken gemacht werden. Die Genossen des Herrn Nathan möchten nun der sogenannten „nationalen" Feier gar zu gern einen internationalen Glanz und Aplomb geben; daher ihr Verlangen, der Deutsche Kaiser solle persönlich in Rom erscheinen, um zugleich die Ehrfurcht vor dem italienischen Revolutionsstaate und die Mißachtung gegenüber dem Vatikan vor aller Welt zu bekunden. Man dachte damit einen empfindlichen Schlag gegen den Heiligen Stuhl und den Katholizismus zu führen, da man von der Kalkulation ausging, der Heilige Stuhl werde entweder durch die Ablehnung des Kaiserbesuches sich die Feindschaft des offiziellen Deutschland zuziehen oder durch die Annahme des Besuches seine angebliche Parole des Trauerjahres verleugnen und sich also vor der italienischen Staatsherrlichkeit demütigen müssen. Die Vorkämpferrolle in diesem Unternehmen fiel dem „Berl. Tagebl." zu. Ohne Rücksicht auf die Würde und die Interessen des eigenen Landes ging dieses ebenso kulturkämpferische wie reklamesüchtige Organ mit tendenziösen „Nachrichten" und Zuschriften von italienischen „Autoritäten" usw. der deutschen Regierung zu Leibe, um die persönliche Teilnahme des Kaisers an den römischen Festlichkeiten zu erzwingen. Vergebens machten die deutschen offiziösen und vernünftige unabhängige Blätter darauf aufmerksam, daß durch solche Treibereien eine „peinliche Lage" geschaffen würde, und daß bei der delikaten Natur dieser Angelegenheit die Lösung der Frage den amtlichen Stellen hätte überlassen werden müssen. Das Nötigungskomplott ließ sich nicht stören, — bis endlich die deutsche Regierung ankündigte, der Kronprinz und die Kronprinzessin würden auf ihrer Rückreise aus dem Orient Rom berühren, um dem italienischen Königspaare die Glückwünsche zu überbringen.

Mit dieser Lösung der Höflichkeitsfrage erklärte sich die öffentliche Meinung in den meisten deutschen Kreisen für befriedigt. Auch die deutschen Katholiken machten keine Einwendungen, obgleich sie es natürlich lieber gesehen hätten, wenn die italienischen Gewalthaber ihre eigenartige Feier ganz unter sich hätten begehen müssen. Trotzdem erkannte man an, daß die Tatsache der Zugehörigkeit Italiens zum Dreibund der Regierung eine gewisse Höflichkeitspflicht auferlege, und daß die Uebertragung des Besuches auf den Kronprinzen das anerkennenswerte Bestreben zeige, die Gefühle des Heiligen Stuhles und der treuen Katholiken vor unnötiger Verletzung zu bewahren. Aber die radikal-kulturkämpferische Presse wollte auch jetzt noch keine Ruhe aufkommen lassen. Das „Berliner Tageblatt" suchte der Welt vorzuspiegeln, daß die Entsendung des Kronprinzen von ihm und seinen Hintermännern ertrotzt worden sei, um so unsere Regierung und den Kaiser selbst in den Schein der Abhängigkeit und Schwäche zu bringen. Und die „Vossische Zeitung" suchte dasselbe Ziel auf dem anderen Wege zu erreichen, indem sie die Unterlassung des Kaiserbesuches als einen Sieg des Vatikans und einen neuen Beweis der ultramontanen Schreckensherrschaft hinstellte. Wenn wir durchaus einen „Sieger" namhaft machen sollen, so ist es in diesem Falle die gesunde Vernunft.

Ehe die Quertreiberei einsetzte, war schon beschlossen worden, daß der Kaiser selbst von einer Romfahrt Abstand nehmen werde. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat man damals auch sofort die Entsendung eines Prinzen in Aussicht genommen. Ob der Kronprinz die Funktion übernehmen könne, ließ sich erst übersehen, als über die Rückreise desselben aus dem Orient die näheren Bestimmungen vorlagen. Der Gang der Dinge ist also ganz einfach und klar; jede Aufregung wäre vermieden worden, wenn nicht die bezeichnete Clique sich in den Kopf gesetzt hätte, den Kaiser Wilhelm in ihre Dienste zu zwingen. Der vermessene Versuch ist mißglückt: in diesem negativen Ergebnis steckt die politische Bedeutung des Zwischenfalls.

Die Erpressergesellschaft drohte mit der Abwendung Italiens vom Dreibunde für den Fall, daß der Kaiser Wilhelm den Gang nach Rom (man könnte sagen: den Gang nach dem kulturkämpferischen Kanossa) verweigern sollte. Eine ungeheuerliche Anmaßung, wenn das schwächste Glied des Dreibundes dem Oberhaupt des mächtigsten Gliedes die Marschroute diktieren will. Deutschland hätte seiner Würde und seinem Ansehen in der Welt einen schweren Schaden zugefügt, wenn es durch das kaudinische Joch gegangen wäre, das die Italianissimi hier aufgerichtet hatten. So weit ist es doch mit Deutschland und Oesterreich noch nicht gekommen, daß sie dem italienischen „Bundesgenossen" nachlaufen und um seine Gnade antichambrieren müssen! Es freut uns, daß auch liberale Blätter jetzt eingestehen, Italien sei doch weder ein so mächtiger, noch ein so zuverlässiger Dreibundgenosse, daß es den Tanz nach seiner Flöte vorschreiben könne.

Ebenso ist es erfreulich, daß auch unter unseren kirchenpolitischen Gegnern die verständigeren Elemente den Versuch zurückweisen, den Kaiser und die Regierung in eine feindselige Demonstration gegen den Hl. Stuhl und die Katholiken hineinzutreiben. Die „Tägliche Rundschau", die sonst bei der Agitation des Evangelischen Bundes vornean steht, bemerkt sehr besonnen: Wenn bei dem Verzicht auf die Kaiserfahrt Rücksichten auf den Hl. Stuhl in Erwägung gekommen wären, so würde das nicht von vornherein zu verdammen sein; denn es sei etwas anderes, vom Staate zu verlangen, daß er seine Machthoheit gegenüber dem Vatikan kraftvoll wahre, und ein anderes, ihn zu ermuntern, unnötige Erregung bei einem Teile seiner Untertanen zu schaffen, nur um einem anderen Staat einen Gefallen zu tun. Eine Herausforderung nach dem Diktat einer internationalen Kulturkampfclique wäre schmählich und schädlich. Fürst Bismarck hat zu Anfang des Kulturkampfs der siebziger Jahre in dem ersten heißen Eifer den Mißgriff gemacht, das Ausland zu Hilfe zu rufen gegen die Opposition im eigenen Lande, namentlich die Engländer unter Beschwörung des bedenklichen Geistes Knox für sich mobil zu machen. Er ist später von diesen internationalen Machenschaften abgekommen. Jetzt sollte doch das Nationalbewußtsein bei allen wirklichen Deutschen so erstarkt sein, daß wir jede internationale Einmischung in unsere innerpolitischen Angelegenheiten einfach abweisen.

Die Annahme der Heeresvorlage.

Das neue Quinquennat wurde mit 247 gegen 63 Stimmen bei 11 Enthaltungen bewilligt. Die Offiziösen bezeichnen es als sehr erfreulich, daß „die bürgerlichen Parteien mit Ausnahme der Polen und weniger Eigenbrödler in erfreulicher Geschlossenheit zusammengehalten haben". Gegenüber den schweren Kämpfen um frühere Heeresvorlagen habe sich unter den Parteien in der Behandlung der Wehrvorlagen ein Umschwung vollzogen. Dazu ist zu bemerken, daß auch die Regierung und namentlich die Heeresverwaltung zu dem „Umschwung" beigetragen hat, indem sie sich einer weisen Mäßigung sowohl in dem Umfange als in der Form ihrer Forderungen befleißigen. Ferner fällt das Hauptverdienst an der glatten Erledigung den Vätern der Finanzreform zu; ohne die vorherige Kostendeckung hätte es scharfe Kämpfe gegeben. Endlich kommt die hochpolitische Lage in Betracht. Die englisch-französische Entente, die Erfahrungen von Algeciras, die schwere Balkankrisis, die Einsprüche gegen die Befestigung von Vlissingen usw. haben in Deutschland allgemein die Ueberzeugung belebt: Ohne überlegene Wehrkraft keine Friedenssicherheit. Die schöne Idee der Abrüstung auf Gegenseitigkeit hat in jüngster Zeit Rückschritte gemacht, woran die meiste Schuld England trägt, das auch unter der liberalen Regierung trotz deren pompösem Abrüstungsprogramms aus Leibeskräften weiterrüstet.

Die Zentrumsfraktion hat in ihrem Gros der Heeresvorlage zugestimmt, weil sie den beantragten Ausbau verschiedener Organisationen für zweckmäßig und erträglich erachtete. Wenn drei Mitglieder ablehnend blieben und eine Dekade sich der Abstimmung enthielt, so bestand deren Hauptbedenken darin, daß die Deckungsfrage noch nicht voll und ganz gelöst sei, namentlich auch nicht in bezug auf die Konsequenzen, die wiederum dieser Ausbau nach sich ziehen könnte. Wir hätten es natürlich lieber gesehen, wenn die ganze Fraktion gleichmäßig gestimmt hätte. Aber mit Recht wird der Fraktionszwang in der Zentrumspartei perhorresziert. Die Verwerflichkeit dieses Notankers der Einigkeit wird recht drastisch beleuchtet durch einen nationalliberalen Parteiführer, der jüngst öffentlich erklärte: Der Fraktionszwang sei grundsätzlich zu verwerfen als Vergewaltigung der Ueberzeugung, und darum gebe es bei den Nationalliberalen keinen Fraktionszwang in — wirtschaftlichen Fragen; die Erbschaftssteuer aber sei eine parteipolitische Frage gewesen. Erstens wurde die Erbschaftssteuer erst von Bülow und Bassermann zu einer parteipolitischen Frage gemacht, und zweitens ist der Gewissenszwang in dem einen Falle so unsittlich, wie in dem anderen.

Die Ministerkrisis in Frankreich.

Nachdem das Ministerium Briand bei verschiedenen schweren Kraftproben fortgesetzt mit großer Mehrheit gesiegt hatte, hielt man es für so gesichert, wie kaum je ein Ministerium vorher. Aber es kam ein Blitz aus heiterem Himmel. Ein fanatischer

Kulturkämpfer brachte zur Sprache, daß es noch Schulen gibt in denen Ordensleute unterrichteten. Herr Briand wollte die Verweltlichung der Schulen gerne durchführen, aber nicht mit einer plötzlichen Gewaltmaßregel, die das Studium zeitweilig lahmlegen müßte. So kam dieser Vater des Trennungsgesetzes in den Geruch der Schwäche gegenüber dem „Klerikalismus"; seine Mehrheit schmolz plötzlich bis auf 16 Stimmen zusammen. Er hätte noch bleiben können, da er immer noch nicht in die Minderheit geraten war; aber er reichte angesichts der systematischen Anfeindungen die Entlassung seines Kabinetts ein. Wahrscheinlich mit dem Hintergedanken, daß er durch den rechtzeitigen Abgang sich die künftige Rückkehr erleichtere. Ueber die Ursachen dieser Krisis wird viel orakelt. Den Kern der Sache trifft wohl das „Echo de Paris", indem es ausführt, daß der mächtige **Freimaurerbund** den Sturz Briands herbeigeführt habe, weil derselbe sich den Forderungen der Loge nicht fügen wollte. Die freimaurerische Nebenregierung verlangt einerseits die Beförderung ihrer Günstlinge auf hohe und einträgliche Posten, anderseits einen rücksichtslosen Kulturkampf nach dem Muster von Combes. Das kommende Ministerium wird also vielleicht schärfer gegen die Kirche vorgehen. Es fragt sich aber, ob diese schroffe Vergewaltigung trotz der zeitweiligen Wunden und Ruinen nicht schließlich der katholischen Sache weniger gefährlich ist, als das langsame Vorgehen des klugen und gewandten Briand, der von Anfang an bewiesen hat, daß er die schwächere Seite des französischen Katholizismus besser erkannte, als die blindeifrigen Fanatiker der Loge. Jedenfalls ist es gut, daß die Tätigkeit der internationalen Freimaurerei wieder einmal ans Licht kommt.

Politische Streiflichter aus Baden.

Von Joseph Strobel.

In unserem jüngsten Ueberblick über die derzeitige politische Struktur in Baden (Nr. 8, S. 120 f.) haben wir auch erwähnt, wie rückgratfest und schroff der badische Liberalismus alle von „rechts" her kommenden Anregungen zur gemeinsamen bürgerlichen Bekämpfung der immer rapider anwachsenden roten Flut zurückweist, und mit welch devoter Nachgiebigkeit er anderseits den Inspirationen von links her zugänglich und geneigt ist. Das ist nicht mehr doppelte, wie im preußischen Abgeordnetenhause v. Heydebrand den Liberalen gegenüber meinte, sondern einfache Buchführung der liberalen Partei in Baden. Dieser Buchführung und insbesondere auch jener unter der gemeinsamen liberal-sozialdemokratischen Reichsfinanzreformhetze herbeigeführten Devotion des Liberalismus vor der Sozialdemokratie opferte die liberale Führung im letzten badischen Landtagswahlkampfe nicht weniger als 6 (von den bisher innegehabten 23) Kammermandate, nicht zu gedenken der politischen Ueberzeugungsopfer auf dem Wege der angeblichen „geschichtlichen Entwicklung" nationalliberaler Vertreter während der Kammertagung selbst.

Diese nach links gerichtete Entwicklung der einst so großen und bei der Regierung heute noch einflußreichen nationalliberalen Partei beruht ja wesentlich auf der Wahlverwandtschaft der Weltanschauungsgrundsätze des ganz und gar im jungliberalen Fahrwasser segelnden Liberalismus mit der Sozialdemokratie. Die anfangs ausgegebene Phrasenparole von der Heranziehung der Sozialdemokratie zur positiven Mitarbeit an den Aufgaben des gegenwärtigen Staates war nur eine schlecht maskierte Attrappe für die liberale Gefolgschaft. Denn angesichts zahlreicher konkret vor uns liegender Tatsachen bzw. genau fixierter Zielbestrebungen der Sozialdemokratie, insbesondere auch von revisionistischer Seite, ist es der Gipfel aller Selbstironie und Selbsttäuschung, wenn die vom roten Lichtschein nach links gelockten Liberalen allen Ernstes glauben machen wollen, ihre nur der eigenen Schwäche entspringende permanente Devotion vor der Sozialdemokratie erzöge den stärkeren Großblockgenossen zur Mitarbeit für die Zwecke der gegenwärtigen Staatsordnung, als ob — abgesehen von allem anderen — der schwächere Partner schon irgendwo und irgendwie Erfolge aufweisen könnte. Immer mehr sich offenkundig anhäufende Tatsachen und wiederholte Versicherungen von sozialdemokratischer Seite lassen zur Genüge erkennen, daß in der Großblockschule die Liberalen nicht die Rolle des Erziehers, sondern die Rolle des von der roten Suggestion erfüllten, zu erziehenden Zöglings inne haben.

Wertet man den badischen Liberalismus aus diesem Milieu heraus, so darf es einen nicht weiter wundernehmen, wenn nicht allein weite Anhängerkreise, sondern auch einzelne gewählte Führer der bisher erzliberalen Bezirke in öffentlichen Volksversammlungen die programmatischen Ausführungen fortschrittlicher Volksparteiler von Anfang bis zu Ende unterschreiben bzw. unterstützen können. Im liberalen Parteilager ist eben alles im chaotischen Fluß, und im Strudel der nach links treibenden Meinungen findet mancher liberale Mann und Führer die Reste seiner liberalen Ueberzeugung nicht mehr zusammen. Die fortschrittliche Volkspartei erkannte schon längst die politische Zersetzung des Nationalliberalismus. Mit beispielloser Kühnheit bricht sie darum überall in die altliberalen Gehege ein und gründet eigene, lokale Organisationen, um den nach links flutenden Wählermassen die Wege zu ebnen.

Der Tatsache des unter dem „siegreichen" Großblockbanner rapiden Niedergangs der nationalliberalen Partei sind sich eine Reihe die altliberalen Traditionen hochhaltender, weitschauender Politiker vollauf bewußt. Allein im eigenen Lande ist diesen Gegnern der „unseligen Großblockpolitik"[1]), die ja faktisch nichts anderes ist als eine Angewöhnung bzw. unauffälligere Auslieferung der nationalliberalen Partei an die Sozialdemokratie, das Leben recht sauer gemacht. In der liberalen Landespresse läßt man sie schon gar nicht zu Wort kommen, und sollte es einer wagen, in offener Versammlung „gegen den Stachel der großblöcklerischen Kurpfuscherei zu löcken", so würde er bald durch ein „heimliches Kesseltreiben und eine wahre Fut wilder Angriffe aus jungliberalen Quellen"[2]) im Orkus versenkt sein. Um so gereizter drücken sich jene Kreise dann aus, wenn sie ihrem langverhaltenen Groll in auswärtigen liberalen Zeitungen Luft zu machen suchen.

Eine bekannte Asylstelle für derartig kaltgestellte Politiker ist der „Schwäbische Merkur", das Hauptorgan des württembergischen Liberalismus. Sein hervorragendster badischer Mitarbeiter, der Anthropologe Dr. **Ammon**, der die Volkspsyche und das badische Volksleben besser kennt, als viele Dutzend der liberalen und fortschrittlichen Kathederpolitiker, hat in der genannten Angelegenheit schon manches scharfe Wort gesprochen und geschrieben. Seine Ausführungen wurden aber von den wandernden Epigonen der nationalliberalen Partei und Presse entweder vollständig ignoriert, um die eigenen Anhänger über die so schön gepflegte Illusion von der Konformität der Großblockbewegung hinwegzutäuschen, oder als die alten Marotten eines politischen „Einspänners" und schwarzseherischen „Sonderlings" billig beiseite geschoben.

Der „Schwäbische Merkur" hat nun in der bereits zitierten „Wormser Zeitung" einen Mitkämpfer gefunden, der alle bisher von liberaler Seite gegen die Großblockbewegung ins Feld geführten Urteile an Schärfe der Darstellung und Schärfe der Worte weit übertrifft.

Allem Anschein nach noch unter dem frischen Eindruck des Freiburger Mandatschachers und der damit verbundenen liberalen „Benachteiligung und Demütigung" schreibt er in äußerst herausfordernder Animosität gegen den verbündeten Blockfreund im genannten Blatt: „Es besteht innerhalb der **badischen nationalliberalen Partei**, soweit die **wahrhaft** Nationalliberalen in Frage kommen, **eine tiefe Unzufriedenheit mit der unseligen Großblockpolitik.** Unter dem „siegreichen" Banner des Großblocks haben die Nationalliberalen anläßlich der Landtagswahlen in **erschreckender Weise** Mandate verloren und ihren Führer opfern müssen, und die Zeit wird nicht mehr fern sein, wo die fortschrittlichen **Aasgeier** sich mit den sozialdemokratischen **Hyänen** um den Rest des Raubes streiten. Man kann ruhigen Gewissens behaupten: **in Baden existiert keine selbständige nationalliberale Partei mehr.** Was noch da ist, ist ein trauriger Rest, im übrigen eine Fiktion, die durch eine abonnentenbesorgte Großstadtpresse künstlich aufrecht erhalten wird."

Das sind allerdings derbe Worte; aber sie kennzeichnen scharf sowohl die derzeitige politische Lage im Großblockbund als auch die gereizte Stimmung derjenigen liberalen Politiker, die die letzten geborstenen Säulen einstiger nationalliberaler Pracht und Größe zu stützen suchen.

Der Großblock ist für das untergehende nationalliberale Parteischiff der letzte Rettungsanker, an dem sich die National-

[1]) Ein badischer Nationalliberaler in der „Wormser Zeitung" Nr. 80 vom 13. Februar 1911.

[2]) „Wormser Zeitung" Nr. 80.

liberalen noch einige Zeit verzweiflungsvoll anklammernd Hilfe suchen, für die Sozialdemokratie aber nur Mittel zum Zweck, nämlich zur Etablierung ihrer „großartigen" Herrschaft, mit der „die Regierung bis in die letzten Verwaltungszweige hineinrechnen muß."

Dem Spiel der Kräfte auf der linken Seite des politischen Schlachtfeldes kann das Zentrum ruhig zuschauen. Immer deutlicher enthüllen sich dem Volke die Ziele der vom Großblock inaugurierten destruktiven Tendenzen auf schul- und kirchenpolitischem Gebiete. Und man braucht diese Tendenzen, die ja wie im benachbarten Frankreich etappenweise die vollständige Entchristlichung des Volkes erzielen, dem Volke nur recht deutlich vor Augen zu führen, so wird es mit dem Stimmzettel in der Hand seinen verletzten Gefühlen beredten Ausdruck verleihen. Die kleinen Verärgerungen, hervorgerufen durch eine maßlose Verhetzung des Volkes, treten immer mehr zurück und müssen zurücktreten vor den großen Problemen, welche die tiefsten Regungen der Menschenseele umfassen.

Das Lebensbild eines schweizerischen katholischen Staatsmannes.

(Bundesrat Dr. Zemp.)

Von Dr. A. Hättenschwiller, Luzern.

Die Lektüre von Lebensbeschreibungen jener Männer, welche inmitten der Bewegungen unserer Tage stehend auf die Gestaltung der politischen Geschicke einen maßgebenden Einfluß ausgeübt haben, bildet zweifellos ein wertvollstes Orientierungsmittel für das Studium der politischen Zeitgeschichte. Diese Bedeutung besitzt im hohen Maße ein Buch, welches der Chefredakteur des Luzerner „Vaterland" und derzeitige Präsident des schweizerischen Ständerates, J. Winiger, unter dem Titel: „Bundesrat Dr. Zemp, lebens- und zeitgeschichtliche Erinnerungen" (Druck und Verlag von Räber & Cie., Luzern, 532 S., neue Illustrationen) kürzlich erscheinen ließ. —

Das politische und soziale Leben der Schweiz ist schon um der vielfach eigenartigen Formen willen, in denen es sich abspielt, von jeher dem regen Interesse des Auslandes begegnet. Auch dem Lebensbilde Bundesrats Zemps dürfte über die Grenzen des Schweizerlandes hinaus die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zuteil werden, indem es, den Rahmen einer gewöhnlichen Biographie überschreitend, in streng objektiver Darstellung ein zuverlässiges Bild der zeitgenössischen Geschichte der Eidgenossenschaft darbietet. Die Persönlichkeit des Biographen J. Winiger bietet von vornherein die sicherste Gewähr, daß uns das Leben und die Wirksamkeit des bedeutenden Staatsmannes und der Ereignisse, in deren Mittelpunkt er gestanden, mit treuem Griffel gezeichnet wurde. Es wollte der Freund dem Freunde ein bleibendes, literarisches Denkmal schaffen und in der Tat ist es dem Verfasser gelungen, uns die Persönlichkeit Zemps als Mensch und als Politiker vollinhaltlich und lebenswahr vor Augen zu führen.

Der Abschnitt „Junge Jahre und Einleitendes", der uns mit der engeren Heimat Zemps (geb. 1834 in Entlebuch, Kanton Luzern) und seiner Jugendzeit bekannt macht, gehört zu den anziehendsten Kapiteln des Buches.

Schon frühzeitig Mitglied des Luzerner Großen Rates und in den verschiedensten Beamtungen tätig, hatte Dr. Zemp großen Anteil an der Luzerner Staatsgeschichte und es sind der kantonalen Gesetze nicht wenige, denen er seine Rechtsanschauung und sein starkes soziales Empfinden aufgeprägt.

Zemp bekannte sich von jeher als Anhänger des proportionalen Wahlverfahrens, für welches er schon 1882 mit Energie eingetreten ist. Leider erlebte er den Proporzkampf des Jahres 1910, den Rechtsanwalt Th. Lunke vor kurzem in dieser Zeitschrift geschildert (Allgemeine Rundschau 1910, Nr. 47), nicht mehr. Die Gewißheit, daß der Sieg dieser Wahlreform für die Schweiz nur mehr eine Frage der nächsten Jahre sein kann, würde ihn gewiß mit Genugtuung erfüllt haben.

Am 7. Juni 1871 — nach dem Sturz des liberalen Regiments — erfolgte die Wahl Dr. Zemps zum Ständerat und am 28. Oktober des folgenden Jahres zum Nationalrat. Von Anfang an trat er grundsätzlich für die eidgenössische Rechtseinheit und die Vermehrung der Volksrechte ein. Auch das eidgenössische Fabrikgesetz fand an ihm einen lebhaften Verfechter.

Rasch steigt nun Zemp von Stufe zu Stufe. Am 7. Juni 1886 wurde er zum Vizepräsidenten und am 6. Juni 1887 zum Präsidenten des Nationalrates gewählt — als der erste Konservative seit 1848. Heute leitet ein katholisch-konservativer Walliser (Kuntschen) die Verhandlungen des Nationalrates und ein katholischer Vertreter des Standes Luzern, der Biograph Zemps, hat den Präsidentenstuhl des Ständerates inne. Tempora mutantur . . . . .

Am 17. Dezember 1891 wählte die Bundesversammlung Nationalrat Zemp zum Bundesrat, als ersten Minderheitsvertreter in der Landesregierung, nachdem das Schweizervolk in der Abstimmung vom 6. Dezember die von Zemp heftig bekämpfte Vorlage betr. die Verstaatlichung der Zentralbahn mit starker Zweidrittelsmehrheit verworfen hatte. Wohl niemand dachte daran, daß mit der Ernennung Zemps der künftige Schöpfer der Bundesbahnen in die oberste Behörde der Eidgenossenschaft seinen Einzug gehalten. Als Höhepunkt seiner politischen Erfolge darf die siegreiche Abstimmung über den Rückkauf der Eisenbahnen vom 20. Februar 1898 bezeichnet werden, nachdem er 1895 erstmals zum Bundespräsidenten gewählt worden war. Im Jahre 1902 hatte er alsdann ein zweites Mal den Präsidentenstuhl bestiegen.

Ganz besondere Aktualität für unsere Tage besitzt jene Partie des Lebensbildes, welche den Versuch schildert, den Zemp in einer früheren Periode seiner Wirksamkeit (1880) unternommen, eine einheitliche, alle konservativ-katholischen Elemente der Schweiz umfassende Parteiorganisation „Konservative Union" zu schaffen. Der Versuch mißlang. Seither hat sich das Fehlen einer einheitlichen politischen Organisation als empfindlicher Mangel mehr und mehr fühlbar gemacht. Gerade in diesen Tagen ergeht der erneute Ruf nach Gründung einer katholisch-konservativen Volkspartei durch unsere schweizerische Presse und bereits ist man am Werke, durch einen zentral geleiteten Zusammenschluß der kantonalen, politischen Organisationen eine einheitliche Parteiorganisation zu schaffen. Hoffentlich mit durchschlagenderem Erfolge als im Jahre 1880.

Ueber Zemps Wirksamkeit als Bundesrat schreibt Ständeratspräsident J. Winiger: „Er war der erste Vertreter der katholisch-konservativen Partei im Bundesrat, und er war der Begründer des Werkes der Eisenbahnverstaatlichung. Nach der einen wie nach der anderen Hinsicht wird Bundesrat Zemp eine monumentale Gestalt in der Landesgeschichte sein und bleiben, wie es kaum eine zweite geben wird. Das große, kühne Werk der Eisenbahnverstaatlichung hat unser Bundesrat Zemp unternommen mit starkem Vertrauen auf die Kraft der Demokratie, auf die intellektuelle und moralische Tüchtigkeit des Schweizervolkes und seiner Führer. Wir werden mit Beruhigung in die Zukunft sehen dürfen, wenn über dem Werke stets der Geist seines Begründers walten wird, nüchtern berechnend und entschlossen unternehmend zugleich, vor allem selbstlos und „auf höherer Warte" stets auf die allgemeinen Interessen des Landes achtend. Die Schweiz ist das erste Land, welches die Kraft und Leistungsfähigkeit der demokratischen Staatsform bei einem Probleme, wie der Staatsbetrieb der Eisenbahnen es ist, wird erproben müssen. Die Demokratie bietet in dieser Hinsicht unverkennbare Gefahren, aber auch ebenso unverkennbare Vorteile, so lange ein intellektuell und moralisch starkes, gesundes Volk da ist, als welches sich unser Schweizervolk bis jetzt ausgewiesen hat. Eine seltsame Fügung war es, daß gerade der erste Vertreter der katholisch-konservativen Partei im Bundesrate berufen war, das Werk der Eisenbahnverstaatlichung in der Hand des Bundes durchzuführen. Das Unternehmen hat ihn vorübergehend in Gegensatz geführt zum Großteil der Partei, als deren Vertrauensmann er dem Bundesrate angehörte. Den Konflikt brachte und bedingte die politische Gegensätzlichkeit der Zentralisation und des Föderalismus, zu welch letzterer Richtung die Partei, aus der Zemp hervorgegangen, wenigstens in entschiedener Mehrheit sich bekannte. Es war wieder eine seltsame Fügung, daß Bundesrat Zemp berufen war, mit dem Werke der Eisenbahnverstaatlichung diese Gegensätze, wie es wenigstens scheinen will, für uns aus der Welt zu schaffen, indem der Gedanke der Zentralisation damit übersättigt wurde. Die alte Gegensätzlichkeit, die ein halbes Jahrhundert lang unser politisches Denken und Streiten beherrscht hat, scheint diesen heute fast ganz fremd geworden zu sein. Konsequente Föderalisten, wie es solche in den 1870er Jahren gab, werden heute nicht mehr sehr zahlreich, aber noch viel seltener dürften die konsequenten Zentralisten nach dem Muster jener Zeit sein. Ob diese Entwicklung gut sei, ist eine Frage für sich. Schon zeigen sich überall tiefer liegende Gegensätze, die früher mehr in den Kantonen ausgetragen wurden, und nunmehr ins Bundesleben übergehen."

„So steht denn die Gestalt von Bundesrat Zemp gewissermaßen auf der Grenzscheide einer alten und einer neuen Zeit." . . . .

Mit der Schilderung der letzten Lebenstage des Mannes, der so, wie er gelebt, auch als überzeugungstreuer Katholik aus diesem Leben geschieden ist († 8. Dezember 1908), findet das schöne Buch seinen harmonischen Abschluß. „Dem wahren Verdienste die Ehre zu geben, ist für den Historiker ein Hochgenuß", schreibt Alexander Jsler in seiner Biographie über Bundesrat Jonas Furrer. Diese Genugtuung mag auch der kongeniale Biograph Zemps empfunden haben, als er mit warmem Herzen, aber auch mit abwägendem Gerechtigkeitssinne und ruhigem, sachlichem Urteil diese wertvollen Erinnerungsblätter niederschrieb.

Dir!

So finstre Nacht! — Die Sturmeschöre brausen,
Es bäumet sich die wild empörte See,
Und meines Schiffleins Mast durchstöhnt das Sausen,
Indes ich zitternd, hilfesuchend fleh:
zu Dir.

Da kommst du lichtumflossen auf den Wellen
So mild, so gross, so unaussprechlich hehr;
Das Dunkel weicht vor deines Lichtes Quellen,
Und betend liegt jetzt das bezwungne Meer
vor Dir.

Du rufest mir voll Liebe und Erbarmen,
Du lehrst mich schreiten über Wellen hin — — —
Und wie ich selig ruh' in deinen Armen,
Da pocht mein Herz mit lautem Schlag — Ich bin
bei Dir!

Fr. Denzer.

Zur Frage der Trinkerfürsorge.

Von Dr. Heinrich Weertz, Köln.

Es war in einer der Bodelschwinghschen Anstalten in Bielefeld. Kinder spielen gern. Und sie sind erfinderisch im Spiele. So spielten einst die Knaben die biblische Szene vom barmherzigen Samaritan. Mit verteilten Rollen. Auf einmal hört man einen Knaben laut rufen: „Ich will nicht mehr Priester sein!" Warum wohl nicht? Die Rolle gefiel dem Jungen nicht, es war ihm widerwärtig, an dem armen Geschlagenen und Ausgeraubten teilnahmslos vorbeigehen zu müssen, wie seine Rolle es von ihm verlangte. Er wäre gern der Samaritan gewesen.

Ich will nicht mehr Priester sein! So haben wohl die gedacht, die sich der armen gefallenen Mädchen annahmen, um sie aus der Verwahrlosung wieder aufzurichten. So haben die gedacht, die endlich dazu übergingen, auch für die Obdachlosen Asyle zu schaffen. Ich will nicht mehr Priester sein! So denken die, welche sich der armen Trinker liebevoll annehmen. Wären nur mehr, die so denken.

Daß die Trinker arme Menschen sind, wer möchte es leugnen? Ach, sie sind in Wahrheit unter die Räuber gefallen. Der Räuberhauptmann Alkohol und seine Gesellen (Trinksitten, Wohnungsnot usw.) haben den Menschen überfallen, aus dem Hinterhalte, haben ihn beraubt und schwer mißhandelt. „Sie zogen ihn aus," heißt es im Evangelium. Das trifft oft buchstäblich zu beim Trinker. Er hat schließlich keine Kleider mehr am Leibe, die, die er anhat, sind kaum Kleider und neue zu kaufen hat er kein Geld. „Sie schlugen ihn wund." Ich habe täglich Gelegenheit — an der Markthalle — ein Dutzend, oft zwei und drei Dutzend solcher Menschen zu sehen, die vom Alkohol übel zugerichtet sind; krank, blöde, oft mit verbundenem Kopf stehen sie da oder liegen an den Treppen oder hängen an den Geländern. „Wer hat Wehe? Wessen Vater hat Leid? Wer hat Zank? Wer fällt in die Grube? Wer hat Wunden ohne Ursache? Wer trübe Augen? Nicht die, so beim Weine verweilen und zusammenkommen, um Becher zu leeren?" So fragt mit Recht das Buch der Sprüche. „Und sie ließen ihn halbtot liegen." Der Alkohol macht den Menschen halbtot, ja oft ganz tot. Es kommt mir überflüssig vor, Beispiele anzuführen für eine Sache, die jeder beobachten kann, der nur will. Viele Trinker wollen es nicht einsehen, daß sie sich ruinieren, andere sehen es ein, aber sie sind zu schwach sich aufzuraffen, oder sie gehen mit Bewußtsein freventlich weiter ihrem Verderben zu. Noch steht vor mir das Bild eines großgewachsenen Mannes, der früh um 8 Uhr sich aus einer Ecke erhob, in der er vermutlich die Nacht zugebracht hatte. Gleich setzte er wieder die Schnapsflasche an den Mund, und als ich durch meinen Gesichtsausdruck mein Mißfallen zeigte, sagte er folgendes Sprüchlein:

Trink ich, verderb ich,
Trink ich nicht, so sterb ich,
Drum will ich lieber trinken und verderben,
Als nicht trinken und doch sterben.

Dem ist nicht zu helfen, wird man mir sagen. Mag sein, wenigstens vorläufig noch nicht. Aber es gibt viele, viele Trinker, die in nüchternen Zuständen seufzen nach Erlösung. Sie rufen nach einem barmherzigen Samaritan, der sie aufrichtet, ihre Wunden heilt und sie wieder in die menschliche Gesellschaft zurückführt.

Und, daß ich es gleich sage, wiewohl die Arbeit der Trinkerrettung fast noch erst von gestern und ehegestern ist, gibt es bereits viele gerettete Trinker. In der Versammlung des Kreuzbündnisses zu Köln am 9. Oktober 1910 meldete sich ein Fabrikarbeiter zu Wort. Er erzählte, wie es einst war, und wie es jetzt ist. Er war ein Freund des Schnapses. Wenn die Fabrik geschlossen war, glaubte er nicht nach Hause gehen zu dürfen, ohne sich in der Kneipe „gestärkt" zu haben. Es wurde für 10, 20, 30 Pf. Schnaps getrunken. Kam er dann nach Hause, so mochte er nicht essen, sondern schickte seine Frau aus, um weiteren Schnaps zu holen. Die Folge war, daß fortwährend Streit im Hause war, mit dem Verdienste konnte man nicht auskommen, die Messe wurde meistens versäumt, über die Kirche und die Geistlichen räsonniert. Er sah ein, daß das nicht so weiter gehen dürfte. Er gelobte allerlei, aber nichts wollte helfen. Da hörte er von dem Kreuzbündnis. Er machte sich Mut, ging zum Präses und meldete sich an. Und er hat sein Versprechen gehalten, keinen Tropfen Schnaps mehr getrunken. Schon nach kurzer Zeit prägte der älteste Sohn das Wort: „Seitdem der Vater in dem Verein ist, zanken sich Vater und Mutter nicht mehr." Er geht wieder regelmäßig in die Kirche, und „wir haben uns schon ein nettes Sümmchen gespart, nicht wahr, Annemarie". Er schloß mit einem kräftigen Appell an die Gäste, die nicht Mitglieder waren, diesem schönen Verein beizutreten: Es ist mir nicht zweifelhaft, daß diese kurze, halbplattkölnische Rede mehr Eindruck gemacht hat, als die wohlgesetzte Rede der Frau Professor Nutting. Und ich füge hinzu, es hätten in jener Versammlung 20 bis 30 Männer auftreten können, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben.

In der Versammlung des Priesterabstinentenbundes zu Essen am 12. Oktober 1910 traten mehrere Redner auf und bestätigten, was der Referent, Pfarrer Maas, gesagt hatte, daß die Trinkerrettung nicht unmöglich, ja sogar aussichtsvoll sei, wenn sie nur mit Geduld und Liebe versucht werde. Pfarrer Steffens-Horhausen erzählte einen Fall, der geradezu rührend war. Ein Trinker, der bereits zwölfmal bestraft war, hat sich ohne Heilanstalt gebessert und ist jetzt das eifrigste Mitglied im Kreuzbündnis. Die Erfahrung macht man überhaupt, daß die ehemaligen Trinker die besten Agitatoren sind, sei es, weil sie fühlen, daß sie etwas gut zu machen haben, sei es, weil sie am besten das Trinkerelend kennen und so am wirkungsvollsten den Trinkern zusprechen können.

In schweren Fällen wird man die Trinkerheilstätten zu Hilfe nehmen. Wir haben deren bis jetzt in Deutschland vier für Männer (Heidhausen, Maria-Veen i. W., Waldernbach, Tarnowitz) und zwei für Frauen (Wassenberg, Mündt b. Titz). In nächster Zeit wird Bayern auch eine solche erhalten. Gerade da wäre eine sehr nötig.

Bisher hatten die Vereine, bei uns die Kreuzbündnisse, die Trinkerfürsorge allein zu üben. Seit einiger Zeit gibt es auch in den größeren Städten paritätische Trinkerfürsorgestellen, bei denen die Stadtverwaltungen mitwirken. Diese Einrichtung hat sich bereits an manchen Orten bewährt. Besonders wertvoll ist, daß diese Fürsorgestellen die Mittel zur Unterbringung der armen Trinker bei den Krankenkassen, Versicherungsanstalten und der Armenverwaltung beschaffen.[1])

Die Tätigkeit der Abstinenzvereine ist durch diese offiziellen Fürsorgestellen nicht vermindert, sondern vermehrt worden. Die Mitglieder der Abstinenzvereine halten mit dem ständigen Sekretär die Sprechstunden ab, sie übernehmen die Hausbesuche und prüfen die häuslichen Verhältnisse. Soll der Trinker in die Heilanstalt gebracht werden, so vermittelt die Fürsorgestelle, wird er aus der Anstalt entlassen, so beginnt die wichtige Arbeit des Abstinenzvereins, den Gebesserten zu halten. Oft genügt auch der Zuspruch, die Hineinziehung in den Verein, um den Trinker zu bessern. Oft allerdings ist Hopfen und Malz verloren. Aber Mißerfolge erlebt man in jeder Fürsorgetätigkeit. Und wenn ein Verein auch nur einige wenige Trinker rettet, wieviel Gutes hat er dann gestiftet! Und wieviel Freude macht der Gedanke, auch nur einen Trinker gerettet zu haben! Die geretteten Trinker

[1]) Literatur: Neumann, Fürsorge und Vorsorge bei Trunkgefährdeten, Burkhardt, Organisierte Fürsorge für Trinker und ihre Familien, beide im Mäßigkeitsverlag Berlin W15: Schellmann, Trinkerfürsorgestellen, Verlag des katholischen Mäßigkeitsbundes, Trier.

sind von einer rührenden Anhänglichkeit an den Samaritan, der ihnen geholfen hat. „Im Kreuzbündnis erlebe ich die reinsten Freuden", sagte Pfarrer Maas in Essen, „und wenn ich gefragt würde, welche Vereine ich abtreten wollte, würde ich das Kreuzbündnis erst an letzter Stelle nennen".

Mir ist es ein Rätsel, daß nicht mehr Geistliche sich diese reinsten Freuden verschaffen durch Gründung eines Abstinenzvereines, daß es nicht wenigstens in jeder größeren Stadt einen Geistlichen gibt, der sich dieser Fürsorgearbeit widmet. Es gibt Städte, in denen die offiziellen Fürsorgestellen die katholischen Trinker an die protestantischen Blaukreuzvereine oder an die Guttemplerlogen zu überweisen gezwungen sind, weil kein Kreuzbündnis existiert. Wie lange soll das noch währen? Man lasse doch endlich die Vorurteile gegen die Abstinenzvereine fallen. Wohl mögen Fehler gemacht worden sein, aber viele Fehler wären vermieden worden, wenn die, welche Führer hätten sein sollen, der Bewegung nicht so gleichgültig gegenüber gestanden hätten. Und wenn einer von uns einmal zu scharf geworden ist, oder zu strenge Forderungen aufgestellt hat, ist das nicht ein Fehler, der bei allen neuen Bewegungen gemacht wird, ein Fehler, in den auch St. Franziskus gefallen ist, als er die heilige Armut predigte?

Wenn man sonst kein Verständnis für die Abstinenz hat, dann soll man wenigstens anerkennen, daß sie notwendig ist für den Trinker. Wenn sie aber notwendig ist für Trinker, dann haben wir Abstinenzvereine in allen Städten und auch in vielen Dörfern nötig. Denn wo ist eine Stadt oder ein größeres Dorf, in dem es nicht mehrere Trinker gibt? Man sage nicht: der Trinker mag das Trinken sein lassen, und, wenn er nicht mäßig sein kann, soll er abstinent sein. Denn der Trinker kann doch nicht allein abstinent sein. Wie soll er auf sich allein angewiesen all den Verführungen standhalten? Er bedarf des Anschlusses. Es muß ein Abstinenzverein da sein, der ihm Stütze bietet.

Wenn ich die Liste der Ortsgruppen des Kreuzbündnisses[2]) durchsehe, dann vermisse ich große katholische Städte, zum Beispiel Krefeld, Bonn, Düren, Koblenz, Regensburg. In anderen Städten sind nur schüchterne Anfänge gemacht worden, wie in Düsseldorf, Aachen, Duisburg, Augsburg, Mainz. Wo die Sache energisch in Angriff genommen worden ist, wo namentlich ein Geistlicher sich an die Spitze gestellt hat, sind die Erfolge nicht ausgeblieben.

Laienkatechese in Wien.

Von Baronin Alberta M. Gamerra.

Die Idee der Laienkatechese ist heute aktueller denn je. Auf der einen Seite der Mangel an Priestern, besonders in den dichtbevölkerten Großstädten, auf der anderen Seite der ausdrückliche Wunsch des Hl. Vaters, die Kinder in noch zarterem Alter als bisher zur hl. Kommunion zuzulassen, macht dieselbe direkt zur Notwendigkeit. Um so mehr, nachdem die Kinder in vielen Familien den Hinweis auf Gott fast ganz und gar entbehren. Die unteren Schichten des Volkes sind in großen Massen von dem Diesseitsevangelium der Sozialdemokratie angekränkelt, während in den Kreisen der sogenannten Intelligenz der beständige Einfluß einer glaubenslosen Presse die hohen Ideale des echten Christentums immer mehr und mehr verblassen läßt. Infolgedessen ist die Mutter, die nächst dem Katecheten berufen ist, das Kind dem Heiland zuzuführen, gänzlich außerstande, die hehre Mission zu erfüllen. Und Müttern, die vielleicht ihrer Gesinnung nach hierzu berufen wären, fehlt es an Zeit, da die traurigen wirtschaftlichen Verhältnisse die Mutter, hauptsächlich in Arbeiterkreisen, der Familie fast gänzlich entziehen. Und der Laienkatechese ist es in erster Linie um die geistig und oft körperlich verwahrlosten Kinder der arbeitenden Klassen zu tun.

Diese ärmsten Kinder an schulfreien Tagen dem verderblichen Einfluß der Straße zu entziehen und in einem warmen traulichen Raum um sich zu scharen, ihnen in liebevoller, echt mütterlicher Weise die nötigen Begriffe von Gott, von seiner Barmherzigkeit, seiner Liebe in der Menschwerdung gerade den Armen, Leidenden, Verlassenen und Kindern gegenüber beizubringen und sie so fast spielend und doch tief innerlich auf die erste Beicht und erste hl. Kommunion vorzubereiten, ist die Aufgabe der Laienkatechistin.

In Wien besteht die Laienkatechese seit 1901 und ist heute eine wohlorganisierte Vereinigung von Damen der gebildeten Stände, die unter geistlicher Leitung eines Religionsprofessors nach Absolvierung eines Kurses katechistisch-methodischer Vorträge das Hauptaugenmerk vorzüglich auf die Zurückgebliebenen richtet. Die Damen suchen die Kinder, die die Schule meiden, in ihrer Wohnung auf, erteilen kranken Kindern, die nicht zur Schule kommen können, Privatunterricht, geleiten die kleine Schar an Sonn- und Feiertagen in die hl. Messe und führen die Kleinen ins praktische Christentum ein, indem sie dieselben durch Beispiel und Anleitung zu richtigem Kirchenbesuch erziehen.

Die Wiener Laienkatechese ist aus einem ganz kleinen bescheidenen Anfang hervorgegangen. Im Herbst 1901 nahmen zwei Damen des caritativen Mater admirabilis-Vereines dieses eminent soziale Werk in Angriff. Sie besprachen sich in einem der ärmsten Arbeiterbezirke mit dem dortigen Pfarrer, der, selbst ein eifriger Förderer alles Guten, den Gedanken in die Tat umsetzen half. Er ließ durch seine Kapläne den Damen 60 zurückgebliebene Knaben und ebensoviele Mädchen zuweisen. Nach dem Unterricht bekamen die Kinder eine Jause, bestehend aus Milch und Brot, und zur ersten hl. Kommunion einen vollständigen Anzug.

Von Jahr zu Jahr wuchs die Zahl der Kinder, immer mehr Damen interessierten sich für das Werk, besonders nach dem Erscheinen der Enzyklika Acerbo nimis, in welcher der Hl. Vater die Laien direkt auffordert zu katechetischer Mitarbeit. Die Pfarrgeistlichkeit der äußeren Bezirke verlangt immer dringender nach der Mithilfe der Laienkatechese, so daß es, trotz des großen Interesses der katholischen Damenwelt Wiens für dieses segensreiche Werk noch immer zu wenig Katechistinnen gibt, um allen Ansprüchen zu genügen.

Im abgelaufenen Schuljahr 1908/9 wurde durch 21 Damen 1500 Kindern Unterricht erteilt, von denen 1260 neue Anzüge erhielten. Die Auslagen für Jause, Bekleidung usw. beliefen sich auf 14181 Kronen 27 Heller. Eine Summe, die durch Almosen, Sammlungen, Veranstaltungen beschafft wurde, da der Verein als solcher kein Vermögen besitzt.

Seit Dezember 1909 hat sich mit Genehmigung des Ordinariates und der k. k. Statthalterei der „Kinderfürsorgeverein Laienkatechese" konstituiert. Außer den tätigen Mitgliedern (Katechistinnen), die keinen Beitrag leisten, können jetzt dem Verein auch unterstützende Mitglieder, die mindestens 20 Kronen, und beitragende Mitglieder, welche mindestens 2 Kronen jährlichen Beitrag entrichten, beitreten.

Mit Beginn dieses Schuljahres hat sich der Unterricht auf 9 Schulen erstreckt, wo zirka 2000 Kinder von 33 Katechistinnen unterrichtet werden. Im Sinne der Enzyklika Quam singulari sind die Klassen nicht mehr in Beicht- und Kommunionklassen eingeteilt, sondern nur wegen der großen Zahl der Kinder in mehrere Abteilungen, in denen Beicht- und Kommunionunterricht erteilt wird. Außerdem gibt es Repetentenklassen, in denen der Stoff in Kürze nochmals durchgenommen wird, ergänzt mit den allerwichtigsten Kenntnissen in religiösen Dingen, um der haarsträubenden Unwissenheit auf diesem Gebiet nach Tunlichkeit zu steuern.

Da die im Religionsunterricht Zurückgebliebenen meist auch in anderen Gegenständen schwach sind, wird ihnen im Lesen, Schreiben und Rechnen nachgeholfen, um sie auf diese Art zu rechtschaffenen und tüchtigen Mitgliedern der Gesellschaft zu erziehen. Den Profanunterricht erteilen meist geprüfte Lehrerinnen, die sich freiwillig dem caritativ-sozialen Werk der Laienkatechese widmen.

Um jedem Irrtum in der religiösen Lehre vorzubeugen, ist vom Ordinariat die Ernennung eines Visitators in Aussicht genommen. Seine Aufgabe ist es, die einzelnen Klassen öfters im Jahre zu überprüfen.

Die Wiener Laienkatechese hat auch schon Schule gemacht. In Prag besteht sie seit zwei Jahren, Salzburg hat heuer einen Kurs eröffnet, um fürs nächste Schuljahr Katechistinnen heranzubilden. In den jüngsten Tagen haben Innsbruck und München die Wiener Statuten verlangt.

So hat sich innerhalb weniger Jahre die Laienkatechese zu einem wichtigen Faktor auf dem Gebiete der Jugendfürsorge herausgebildet. Mit warmer Gottes- und Nächstenliebe nimmt sie sich des Kostbarsten der menschlichen Gesellschaft an: der Seele des Kindes.

---

[2]) Die Zentralstelle befindet sich in Heidhausen-Ruhr (St. Kamillushaus), die Geschäftsstelle des Priesterabstinentenbundes ist in Trier, Speestraße 16.

Nizza.

Die Sonne wühlt mit goldner Strahlenhand
Im dunkelblauen Meere und verschwendet
Saphire auf des Ufers nassem Sand,
Dass ihr Gefunkel fast das Auge blendet.

Die Berge ziehen sich in weitem Kreis
Rings um die Stadt, und tausend Villen grüssen
Aus einem Meer von Rosen, rot und weiss,
Die stille Engelsbucht zu ihren Füssen.

Wie Perlenschnüre reih'n im Silberglast
Die Palmen sich am Ufer zu Alleen,
Mit goldnen Kuppeln dehnt der Strandpalast
Sich schimmernd wie ein Märchenbau der Feen.

Verlorne Melodien klingen leis
Aus seinen Hallen — und die bunte Menge
Lauscht plaudernd auf die Klänge süss und heiss
Und auf des Meeresrauschens herbe Strenge.

Ich weiss nicht, ob ich wache oder träume — —
Die Blumenbeete hauchen schweren Duft,
Und wie ein Zittern geht es durch die Bäume
Von Glück, von Sonnenschein, von lauer Luft.

Das Herz ist mir so selig und so leicht —
Ich trinke durstig aus den vollen Schalen,
Die mir die Schönheit gütig lächelnd reicht,
Und unter mir versinken alle Qualen — — —

Franz Fassbinder.

Wollen — eine königliche Kunst.

Von P. Joh. Chrysostomus Schulte, O. M. Cap., Lektor und Doktor der Theologie (Münster i. W.).

Mit Recht sieht man in planmäßiger Willensbildung, in Anleitung zur Selbsterziehung und in der Entfaltung des Charakters das Ziel jeglicher Erziehungstätigkeit. Merkwürdigerweise hat gerade in neuester Zeit die mit rein psychologischen Mitteln arbeitende moderne Moralpädagogik ihren Bestrebungen und Zielen eine ganze Reihe von Mitteln und Methoden dienstbar gemacht, die schon Jahrtausende lang Bestandteile der christlichen Aszese waren. Was sie zu Zwecken der Willensgymnastik und der Realisierung des christlichen Vollkommenheitsideals aus religiösen Gründen vorschreibt, das verlangt vielfach der Erzieher unserer Tage aus natürlichen moralpädagogischen Erwägungen heraus von seinem Zögling. Die Uebereinstimmungen in den Forderungen bis in Einzelheiten hinein sind zum Teil überraschend. Insbesondere darf man F. W. Förster das Verdienst zusprechen, daß er „das Verständnis für den Grundgedanken der christlichen Aszese, nämlich für die Selbstverleugnung als Kraftleistung, neu belebt hat." Man geht wohl nicht fehl, wenn Prof. M. Faßbender gerade von Förster angeregt worden ist zur Abfassung seines neuen Büchleins: „Wollen, eine königliche Kunst" (200 S., 12°, Berlin 1911, H. Walther, ℳ 1.20; bildet den ersten Band der „Bücher für Lebenskunst"). Was der Züricher Pädagoge häufig genug theoretisch anerkannt hat, daß nämlich ein enger gedanklicher und tatsächlicher Zusammenhang zwischen Religion und Willensbildung angenommen werden muß, sucht Faßbender in seinem Büchlein näher zu begründen und praktisch darzutun. So führt er die Försterschen Erwägungen von selber weiter. „Wollte man eine Geschichte der Methode der Willensbildung schreiben", bemerkt Faßbender mit Recht, „dann müßte man eine Geschichte der umfangreichen aszetischen Literatur des Christentums und eine Geschichte der gesamten Pädagogik zu vereinigen suchen" (98 f.). Von dieser Erwägung ausgehend sucht er die alten Gedanken der christlichen Aszese mit den Erwägungen moderner Moralpädagogen zu verbinden. Das theologische Problem der natürlichen Gnadenwirkung Gottes auf die menschliche Willensrichtung läßt er dabei aus dem Bereich seiner Untersuchung, er weist nur im Schlußwort mit einem Satze darauf hin. Dagegen sucht er auf Grund einer natürlichen Betrachtung der Seelenkräfte den Nachweis zu liefern, daß durchaus kein Gegensatz zwischen dem natürlichen und dem christlichen Lebensideal besteht. „Sieht man sich einmal", bemerkt er (S. 116), „eine Systematik der ethischen Lebenskunde, wie sie von den Anhängern des religionslosen Moralunterrichts nach dem Motto: „Sittlichkeit, nicht Bekenntnis — Lebenskunde, nicht Jenseitslehre!" befürwortet wird, genauer an, so findet man keinen Punkt, der nicht in dem christlichen Religionsunterrichte eine Stelle finden könnte", ja, wie er weiter ausführt, finden müßte.

Gerade in der Verbindung und Verknüpfung allgemein moralpädagogischer und religiös-aszetischer Gedankenketten liegt der große Wert des für die Behandlung ähnlicher Lebensfragen m. E. geradezu vorbildlichen Büchleins. Dabei muß es überraschen, wie der Verfasser, ein im praktischen Leben stehender vielbeschäftigter Laie, die katholische fachwissenschaftlich-theologische wie auch besonders die aszetische Literatur in einem solchen Umfang heranziehen und verwerten konnte, wie es geschehen ist. Die Gedanken selber sind, zumal dem Theologen, dem die scholastische und aszetische Literatur bekannt ist, nicht immer neu. Nach dem Untertitel will der Verfasser ja auch der Hauptsache nach nur eine Zusammenfassung „alter und neuer Anschauungen über Ziele und Methoden der Willensbildung" geben. Aber gerade in der Verbindung und überraschenden Zusammen- und Gegenüberstellung wie in der einheitlichen Verknüpfung der Gedanken verschiedenster Richtungen liegt das große Verdienst des Verfassers. — Aszese bedeutet Willensbildung auf christlicher Grundlage. Faßbender bietet hier eine auf streng pädagogischen Grundsätzen beruhende, knapp skizzierte Theorie der christlichen Willensbildung, der Aszese. Besonders gut weiß er vom moralpädagogischen Standpunkt aus die spezifisch katholischen Methoden der Erziehung zur Mannhaftigkeit und Charakterfestigkeit zur Geltung zu bringen. Im Mittelpunkt der Willensbildung steht naturgemäß die Willensübung, die durch den geistigen Kampf bezweckt wird.

Mit vollem Recht wird ferner betont, welch hohen pädagogischen Wert die verschiedenen Kontrollmittel haben, deren Gebrauch die christliche Aszese zur beständigen Ueberwachung des geistigen Lebens anrät und vorschreibt. Faßbender bespricht besonders die Bedeutung der täglichen Gewissenserforschung und das examen particulare für die planmäßige Willensbildung und Selbsterziehung. Doch sind die Bemerkungen über die wechselseitige Gewissenserforschung, wie sie in Klöstern üblich sein soll (S. 179 f.), wenigstens in ihrer Allgemeinheit nicht richtig.

Gerne wird man unterschreiben, was Faßbender von den geistigen Uebungen sagt. Das Exerzitienbüchlein des hl. Ignatius will er nicht als ein Lesebuch und nicht als ein Erbauungsbuch, sondern als ein Uebungsbuch betrachtet wissen. Es ist „ein ausführliches und vollständiges methodisches Lehrbuch, ein praktischer Kursus, eine Uebungsschule der Willensbildung", eine Zusammenstellung „aller wirksamen Mittel der Technik der Willensgymnastik auf religiöser Grundlage und mit religiösen Zielen" (142). Bei den Exerzitien würden alle Seelenkräfte in den Dienst der Willensbildung gestellt. Hier erreiche das System der Willensgymnastik auf dem Boden der Religion den Höhepunkt. Des weiteren macht der Verfasser aufmerksam auf die pädagogische Bedeutung der Beicht. Förster hat das Beichtinstitut schon vom psychologischen Gesichtspunkte der Notwendigkeit einer entlastenden Aussprache aus hoch gewertet. Uns Katholiken aber ist das Bußsakrament weit mehr und findet seine Ergänzung in der heiligen Kommunion. Gerade sie begründet die Ueberzeugung, daß man das Gewollte auch ausführen kann, gemäß dem Schriftworte: „Ich lebe, doch nicht ich, sondern Christus lebt in mir".

Mir möchte die kleine Schrift Faßbenders vorkommen als eine kleine Apologie des Christentums, vom Standpunkte des Pädagogen aus geschrieben. Gewiß darf man von dem Büchlein keine tiefergehenden wissenschaftlichen Würdigungen der zugrunde liegenden philosophischen Probleme erwarten. Das zu leisten lag sicher nicht in der Absicht des Verfassers. Die philosophischen Partien der Schrift sind der Hauptsache nach auf scholastischer Grundlage, in positiv darlegender Form, aufgebaut. Mit Recht ist der Schwerpunkt der Willensbetätigung in die jedesmal vorausgehende Vernunftentscheidung gelegt. Als die natürlichen Grundlagen der Willensbildung werden bezeichnet: Schulung der Urteilsfähigkeit, Schärfung des Verantwortlichkeitsgefühls, Steigerung des Vertrauens auf die eigene Leistungsfähigkeit. Schöne und psychologisch sehr wahre Gedanken bietet der Verfasser dort, wo er über die Beziehung des Willens zum Triebleben und Glücksstreben, zu den Gemütsbewegungen, zum Temperament und Naturell spricht. Eine Fülle scharfer Beobachtungen und treffender Bemerkungen, die zum Nachdenken anregen, sind niedergelegt.

Die Frage der Willensbildung steht gegenwärtig ganz im Vordergrunde des Interesses. Kann man doch beinahe von einem vollständigen Zweige der Literatur darüber reden. Faßbender hat auf Grund einer großen Belesenheit, die sich durch die ganze Schrift hindurch verrät, das Wertvolle über Ziele und Methoden der Willensbildung, das sich in den verschiedensten Schriften über natürliche und religiöse Willensbildung findet, gesammelt, hat es im Lichte der Offenbarungslehre geprüft und in positiv darlegender Form, in zusammenfassender Verarbeitung zur Darstellung gebracht. Jeder wird aus seinen Ausführungen reiche Anregung schöpfen: Seelsorger, Eltern und Berufspädagogen nicht minder als der gebildete Laie, der es mit der Entwicklung seiner eigenen Persönlichkeit auf christlicher Grundlage ernst nimmt.

Frühlingwärts.

Will nicht die Amsel schlagen?
Es geht doch frühlingwärts.
Nach goldnen Sonnentagen
sehnt sich mein junges Herz.

In Nächten sitz' ich zu lauschen,
ob nicht der Tauwind geht,
mit jubelndem Siegesrauschen
des Winters Leid verweht.

Die Amsel will nicht singen. — —
Doch — warum zagst du, Herz?
Aus Nacht und Not wir dringen
doch einmal frühlingwärts.

Theo Rossel.

Rechtsanwalt ten Hompel und Uditore Heiner.

Rechtsanwalt Dr. ten Hompel in Münster in Westfalen ersucht die Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" um einige tatsächliche Feststellungen gegenüber dem Artikel Th. Witzels in Nr. 7 (S. 104) unter dem Titel „Uditore Heiner und Rechtsanwalt ten Hompel". Wir kommen dem Wunsche des Herrn Dr. ten Hompel um so lieber nach, als wir auch den leisesten Schein vermeiden möchten, daß die „Allgemeine Rundschau" durch Aufnahme der temperamentvollen und subjektiv gefärbten Besprechung Th. Witzels Dr. ten Hompel und seinen Freunden gegenüber die Grenzen der Objektivität überschreiten wolle, zumal da Th. Witzel in seiner Kritik noch über Heiners Schrift hinausgeht, namentlich in dem von Prälat Heiner an keiner Stelle geäußerten Wunsche, „nunmehr auch die Kulturgesellschaft selber totzumachen". Dr. ten Hompel ist durch die über seine Schrift „Uditore Heiner und der Antimodernisteneid" (Erstes Heft der Grenzfragen) verhängte Indizierung, wie er in seiner neuen, im Verlage der Universitätsbuchhandlung Franz Coppenrath in Münster erschienenen Broschüre: „Tatsachen. Antwort auf Uditore Heiners Streitschrift" hervorhebt, in seiner Verteidigung behindert, und auch der Gegner wird ihm das Zeugnis nicht vorenthalten, daß er mit keinem Worte den der Entscheidung des Heiligen Stuhles schuldigen Respekt verletzt, sich ausdrücklich als „überzeugten Anhänger der geoffenbarten und definierten Wahrheit, als Gegner des Modernismus" bekennt und sich sichtlich Mühe gibt, auch dem Prälaten Heiner gegenüber nicht alle Brücken zu friedlicher Verständigung abzubrechen.

Für die weitesten Kreise hat die neue Schrift ten Hompels durch die faksimilierte Wiedergabe des von Prälat Heiner bearbeiteten Exemplars der sog. Index-Bittschrift ein besonderes Interesse erlangt. Prälat Heiner hat diese Veröffentlichung selbst gewünscht; es liegt demnach keinerlei unstatthafte Indiskretion vor. Nach vorurteilsfreier Prüfung des Faksimiledrucks spricht der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" aus vollster Ueberzeugung sein Urteil dahin aus, daß Prälat Heiner die ersten drei Seiten der Bittschrift Satz für Satz genau durchkorrigiert hat, daß aber auf den weiteren fünf Seiten (4—8) der Charakter der fördernden Textkorrektur sich völlig verliert, und Prälat Heiner sich vom 3. Absatz der 4. Seite ab — wenige Wortänderungen abgerechnet — auf Berichtigung tatsächlicher Irrtümer in Form von kurzen kritischen Randbemerkungen beschränkt. Die Verschiedenheit in der Behandlung der drei ersten Seiten, die mit Textkorrekturen völlig übersäet sind, und der fünf letzten Seiten ist so augenfällig wie nur möglich. Dies der objektive Eindruck. Ueber die Beweggründe der tatsächlich vorhandenen Verschiedenheit vermögen wir uns kein eigenes Urteil zu bilden.

Dr. ten Hompel legt nun besonderes Gewicht darauf, nach dem Grundsatz „audiatur et altera pars" auch noch folgendes festgestellt zu sehen:

1. Es sei unrichtig, daß er Heiner jemals als einen „Führer der bekannten Indexadresse hingestellt" oder auch nur Veranlassung zu einer derart irreführenden Kennzeichnung der Mitarbeit Heiners gegeben habe; richtig dagegen sei, daß er Heiner von vornherein in den „Grenzfragen" zugestand, er habe nicht einmal dem bekanntlich vor der Indiskretion gebildeten fachtheologischen Beirat angehört.

2. Es sei unrichtig, daß er Heiner eine Art der Mitarbeit am Bittschriftunternehmen zugetraut habe, welche ihn irgendwie hätte entrüsten oder verletzen können, richtig sei vielmehr, daß er Heiner, durch einen mit der Sache vertrauten Vermittler, noch Ende Dezember 1910 in einer von ihm selbst entworfenen Erklärung die ausdrückliche Bescheinigung anbieten ließ, seine Mitarbeit habe „in keiner Richtung irgend etwas Ehrenrühriges" an sich gehabt, und sein „Rat sei im wohlverstandenen treukirchlichen Sinne des Gesamtunternehmens und seiner Vertreter erteilt" worden. (Vgl. Heiners eigene Streitschrift S. XI.)

3. Es sei unrichtig, daß er Heiner, „nur unter Anwendung eines unzulässigen Wortspieles zum Mitarbeiter stempeln könne", und daß Heiner „in seiner ersten Erklärung eine ‚Mitarbeit' im wahren Sinne rundweg leugnen konnte und kann." Richtig sei, daß Heiner selbst in seiner zweiten Erklärung bereits eine teilweise Mitarbeit zugestehe, und daß er (ten Hompel) ein „Wortspiel" weder nötig habe, noch auch gebraucht habe. Da, wo er von der „Münsterer Bewegung" Heiner gegenüber sprach, sei dem Sinne und Zusammenhang nach von der Bittschriftbewegung die Rede. Diese aber habe sich bislang nur nach Fulda und noch nicht nach Rom gewandt.

4. Unrichtig sei aber, daß Heiner „durch seine Mitarbeit das Weiterverfolgen der Adreßbewegung totgemacht hat". (Folgt eine Darstellung über die faksimilierten Bittschriftkorrekturen, welche durch unsere vorausgeschickten Bemerkungen bereits erledigt ist.)

5. Es sei unrichtig, daß ten Hompel Heiner jemals von einem „Protokoll" im Sinne des Sitzungsprotokolls gesprochen hätte, und richtig sei, daß es sich nicht nur um nachträgliche Aufzeichnungen handelt, sondern um eine Niederschrift, welche den ten Hompel erreichbaren Konferenzteilnehmern vorgelesen und von ihnen genehmigt, hiernach aber von ten Hompel unterzeichnet ward. Dieser habe bislang in der Veröffentlichung von Mitteilungen über den Gang der protokollierten Verhandlungen Heiner den Vortritt gelassen, freilich ohne die Richtigkeit der Angaben Heiners anerkennen zu können. Auf eine weitere Zurückweisung der Angaben Th. Witzels verzichte ten Hompel, nachdem er in den „Tatsachen" auf die Herbeiführung eines gesunden „Schlußantrages" hingewirkt und Heiner bezüglich der Mitarbeit an der Indexbittschrift einen Gedächtnisirrtum zugebilligt habe.

Literarische und künstlerische Festgaben zum 90. Geburtsfeste des Prinzregenten.

Wie vorauszusehen war, sind zur Feier des 90. Geburtstages unseres Prinzregenten zahlreiche Bildnisse und künstlerische Schilderungen aus dem Leben des hochverehrten Fürsten erschienen. Schon der außerordentliche Anlaß gibt ihnen eine Bedeutung, die über jene der sonstigen zahlreichen Darstellungen derselben Persönlichkeit hinausgeht. Dazu kommt der durchschnittlich bedeutende Kunstwert der verschiedenartigen Leistungen. Von einer ganzen Reihe von Kunstanstalten liegen uns Veröffentlichungen vor. Die Gesellschaft für christliche Kunst in München bringt ein in Quartformat gehaltenes, auch für Postkarten verkleinertes Bildnis von der Hand Meister Sambergers. In Kniestück weist das Bild den Dargestellten, in Uniform, etwas nach rechts gewandt, das Gesicht fast en face. Die rechte Hand hält den Helm. Das tieftönige Werk zeigt die bekannten Vorzüge der Sambergerschen Kunst. Ein außerordentlich gelungenes Porträt von der Meisterhand Professor Wimmers wurde in einer technisch vollendeten, billigen Wiedergabe von der Kunstanstalt Jos. Müller hergestellt. Es zeigt den Prinzregenten in Zivil, dabei im Ordensschmuck, sitzend, das unbedeckte Haupt gegen den Beschauer gewendet. Eine edle Ruhe und Würde zeichnet das Werk aus. Die photographische Hofkunstanstalt von B. Dittmar in München ist ebenfalls beflissen gewesen, ihre sehr charakteristischen Aufnahmen des Fürsten herauszubringen. Die meisten davon sind bereits vor einigen Jahren aufgenommen, andere erst vor kurzer Zeit. Zwei Gruppen sind zu unterscheiden. Die eine zeigt unsern Prinzregenten mit den Zeichen seiner hohen militärischen Würde bekleidet. Zwei dieser Porträts hat der Verlag C. Andelfinger & Co. in München in bedeutend vergrößertem Maßstabe herausgegeben, eins farbig, das andere schwarz. Beide werden als Wandschmuck sicher vielen Beifall finden. Eine zweite Gruppe der Dittmarschen Photographien lehrt den Regenten kennen, wie er den Freuden der Jagd obliegt, und wie er sich als Privatmann gibt. Mehrere solche Bilder hat ebenfalls der Andelfingersche Verlag in Postkartenform erscheinen lassen, so ein von R. Köselitz gemaltes Künstlerdiner beim Prinzregenten und ein Brustbild in Profil von Professor W. Firle. Bei letzterem Werke ist auf die charakteristische, eindringliche Wiedergabe des Kopfes ganz besonderer Wert gelegt, während infolge der Wahl des Zivilgewandes und bei dem Fehlen jeglichen Abzeichens oder Symbols der Beschauer, dem etwa die Züge des Prinzregenten nicht genauer bekannt sein sollten, reinweg auf die Unterschrift angewiesen ist. Dergleichen ist immer ein Fehler. Er wiederholt sich auch bei dem in Kniestück gegebenen farbigen Bildnisse, das derselbe Künstler geschaffen, und welches die Buchhandlung von Fr. Seybold zu

Ansbach in großem, wie in Postkarten-Format herausgegeben hat. Rein als Gemälde und als Menschenschilderung genommen, ist aber das Firlesche Porträt eine tüchtige Leistung, und in der großen Form, die auf Leinwand gedruckt und gefirnißt ist, ein überaus vornehmer Wandschmuck. Endlich gedenke ich einer vom Kunstverein Rosenheim verlegten Mappe mit Skizzen aus dem Leben des Prinzregenten. Die von Louis Braun gezeichneten, leicht getuschten sieben Blätter führen uns auf das Schlachtfeld von Sedan, zur Wildstrecke im Spessart, in das Hochgebirge, zeigen uns auch charakteristische Szenen aus dem täglichen Leben des Gefeierten. Erfreulicherweise hat man auch diese Skizzen, zu denen noch ein Reiterbild als Titelblatt kommt, gleichzeitig in Postkartenform erscheinen lassen.

Von Festschriften liegen uns zwei vor. Die eine von Prof. Dr. Richard Graf Du Moulin-Eckart, ein reich illustriertes, warm geschriebenes Heft, nennt sich „Unser Prinzregent" (Verlag der Süddeutschen Illustrationszentrale München). — In sehr vornehmem Gewande erscheint die andere, bedeutend umfänglichere Schrift, deren Titel uns zuruft, wie das Leben unseres Prinzregenten „90 Jahre" „In Treue fest" gewährt und Segen gestiftet hat. Gedruckt und verlegt ist dieses Festbuch in der Dr. Wildschen Buchdruckerei, Gebr. Parcus in München. Ein reicher Schmuck von Bildern ziert das Werk. Um den Text aber hat nicht ein einzelner sich verdient gemacht. Freilich nimmt die von Professor H. Reidelbach prächtig geschriebene Biographie den breitesten Raum ein. Aber doch tritt sie zurück hinter den kürzeren und längeren Beiträgen anderer. Denn es haben sich ihrer viele zusammengetan, um über den von allen geliebten Fürsten zu sprechen, wie einem jeden ums Herz war. Das war ein wunderschöner Gedanke, hier dem deutschen, und vor allem dem bayerischen Volke eine Sammlung von Aussprüchen darzureichen, die von erlauchten und bedeutenden Persönlichkeiten unserer Zeit dem Prinzregenten Luitpold zu Ehren getan sind. An der Spitze steht Seine Heiligkeit Papst Pius X. Das vom 24. Januar 1911 datierte faksimilierte lateinische Handschreiben lautet in deutscher Uebersetzung:

„Dem geliebten Sohne, dem durchlauchtigsten Prinzen Luitpold, Bayerns Regenten, welcher zur allgemeinen Freude der von Ihm weise regierten Untertanen das 90. Jahr seines Lebens glücklich vollendet, erteilen Wir, indem Wir zu der langen Lebenszeit, dem Vorzeichen ewiger Glückseligkeit, herzlich gratulieren und den gütigen Gott inständig anflehen, daß er den Uns und diesem Apostolischen Stuhle ergebensten Prinzen lange erhalten, dessen durchlauchtigstes Haus mit allem wahren Glücke überhäufen und durch Ihn das bayerische Volk in harmonischer Eintracht von Kirche und Staat glücklich machen möge, als Zeichen Unseres väterlichen und ausgezeichneten Wohlwollens mit innigster Liebe im Herrn den Apostolischen Segen."

Danach der Deutsche Kaiser mit dem wuchtigen Spruche

„Allzeit stets bereit
Für des Reiches Herrlichkeit."

Und Kaiser Franz Josef sagt, auch für ihn selbst recht zu treffend:

„Das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht steht uns im Glück erhebend und in trüben Stunden tröstend zur Seite."

Danach folgen Deutschlands Herrscher, die Könige, Großherzöge, Herzöge und Fürsten. Welch ein Genuß, ihre treuen Worte zu lesen, welch ein Interesse, das auch für den Kundigen ihre faksimilierten Schriftzüge bieten. Man schaue nur etwa die schöne, großzügige, charaktervolle Handschrift des Herzogs Friedrich von Anhalt. Den regierenden Fürsten schließen sich andere offizielle Persönlichkeiten an, so mit einer längeren Würdigung der politischen Bedeutung des Prinzregenten der frühere Reichskanzler Fürst v. Bülow. Auch die Beiträge des Erzbischofs von München und Freising, Dr. v. Bettinger, des Bamberger Erzbischofs Dr. v. Abert, des Ministerpräsidenten Frhrn. v. Podewils, der früheren Minister v. Crailsheim und v. Feilitzsch dürfen nicht vergessen werden. Danach kommt eine ganze Schar von Dichtern, Schriftstellern, Künstlern und Gelehrten. Unmöglich, sie alle zu erwähnen. Nur herausgegriffen seien die schönen Aussprüche, auch kleinen Erzählungen und dergleichen des Erzgießers und Akademiedirektors Ferdinand von Miller, des Grafen Zeppelin, des Dr. Freiherrn von Soden, des bayerischen Kammerpräsidenten, Oberstudienrates Dr. Georg von Orterer. Prächtig und begeisternd ist ein Gedicht von Martin Greif, eindrucksvoll der Beitrag von M. Herbert, des Kgl. Rates Dr. Otto Denk. Allermeist atmet, was ein jeder schrieb, echte und tiefe Empfindung. Daß nicht alle Beiträge gleichen literarischen Wert haben, ist zu verstehen und wird auch gar nicht verlangt. Dazu ist schon die äußere Form zu ungleich. Nur als ganz vereinzeltes Beispiel eines sich spreizenden hohlen Phrasentums, das sich dazu in banaler Form darbietet, sei der rätselhafte Weisheitsspruch Martin Mohrs erwähnt. Wenig erfreut sieht sich die bayerische politische Presse bei dieser Gelegenheit auf diesen einzigen Vertreter beschränkt. Die Herausgeber hatten anfänglich zu erkennen gegeben, daß sie eine gewisse politische Parität wahren oder auf die politische Presse ganz verzichten wollten. Wieso es nun doch anders gekommen ist, entzieht sich unserer Kenntnis.

Kurt Freden.

Vom Büchertisch.

Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie, herausgegeben von Dr. E. Commer. 23. Band. Paderborn, Schöningh 1909. ℳ 9.—. Der 23. Jahrgang trägt an der Spitze das Porträt des in München verstorbenen Prälaten Dr. M. Gloßner, dessen Tod für das Jahrbuch eigentlich ein unersetzlicher Verlust genannt werden muß. Denn alles, was aus der Feder dieses wahrhaft philosophisch angelegten Geistes stammt, ist in hohem Grade lesenswert, wovon auch dieser Band Zeugnis ablegt. Keiner von den übrigen Mitarbeitern reicht an ihn heran. Beim Durchblättern dieses Jahrganges möchte es mir scheinen, daß veralteten Problemen ein zu großer Raum gewährt ist. Wird man z. B. ohne ein gewisses Lächeln die umfangreiche Abhandlung über „die Erkenntnis der Engel" lesen können, wenn man sie überhaupt lesen wird? Daneben findet sich aber auch vieles Wertvolle, das bei der Lektüre reichlich entschädigt.

Dr. Jos. Holzner.

Missa juvenilis. Jugendchor-Messe in D für 3 Ober- oder Unterstimmen mit Orgel und Streichquartett ad libitum von Karl Wendl. Augsburg und Wien, Anton Böhm & Sohn. — An Messen für jugendliche Chöre herrscht kein Ueberfluß. Chorregent Wendl war vor allem mit schönem Erfolge bestrebt, Schwierigkeiten zu vermeiden in Berücksichtigung des begrenzten Stimmumfanges und der jugendlichen Auffassungsfähigkeit seiner Schüler, für die er seine Messe in erster Linie schuf. Die von tiefer Empfindung getragene Komposition, deren thematische Arbeit den gediegenen Musiker verrät, wird jedoch gewiß auch in weiteren Kreisen verdiente Verbreitung finden.

L. G. Oberlaender.

Franz Sales Dor, Heinrich Bernhard von Andlaw. Ein badischer Politiker und Vorkämpfer des Katholizismus in seinem Leben und Wirken. Freiburg, Herder. Preis brosch. ℳ 2.20, geb. ℳ 3.20. Am 3. März sind es 40 Jahre, daß in Hugstetten unweit Freiburg i. B., Freiherr Heinrich von Andlaw seine Augen für die Erde schloß. Wohl ist der Grabstein mit der goldenen Inschrift, wie ich mich neulich überzeugte, verwittert, allein das Andenken an diesen Edelmann lebt um so frischer in den Herzen vieler fort, als die herrliche Biographie von Franz Dor über den Vorkämpfer land auf, land ab Tausende von Lesern gefunden hat. In der „Augsburger Postzeitung" schrieb neulich jemand unter dem Titel: Licht und Sammelpunkte für den großen Kampf des Zentrums in Baden: „Ein solcher Mann wie Andlaw soll für seine Kirche nicht umsonst gestritten haben; sein Beispiel wird seine Landsleute neu beleben, erfrischen und führen. Aber auch im fernen Auslande, wo man schon von den Leiden der Kirche in der großen oberrheinischen Kirchenprovinz gehört, wo man seinerzeit mit atemloser Spannung dem Ausgang jenes ungleichen Kampfes gelauscht, wird man dankbarst das neue Bild betrachten, das uns von diesem ritterlichen Edelmann vorgezeichnet worden. Man würde die so empfängliche Volksseele verkennen, wollte man im Zentrumslager auf die kräftigste Ausnützung der Taten und Verdienste dieser unvergeßlichen Vorkämpfer für die Sache der katholischen Kirche und des katholischen Volkes verzichten."

A. Riedt.

Jahresbericht über die wichtigsten Erscheinungen der **schönen Literatur.** Herausgegeben vom Verband katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Oesterreichs (Redakteur Prof. Joseph Neumair). Zweiter Jahrgang 1910. Wien I, Wollzeile 33, B. Herders Verlag. Text 8⁰, 67 S. — Gratis! — In den „Vorbemerkungen" heißt es hinsichtlich des Prinzips: „Der ‚Jahresbericht' betrachtet die Literatur vom katholischen Standpunkt; die ganze deutsche Literatur, nicht nur die katholische. Unser Standpunkt ist sicher, unsere Kritik offen und ehrlich . . . ästhetische und ethische Entschiedenheit und Wohlwollen sollen sie auszeichnen"; hinsichtlich des Zweckes und Zieles: „Der Zweck ist, eine Uebersicht über die wichtigsten Werke der schönen Literatur im Berichtsjahr zu geben, das Interesse unserer Kreise für Literatur zu wecken und zu erhöhen, beim Einkauf an die Hand zu gehen, . . . ein Ziel ist, . . . jene Zeit vorbereiten zu helfen, die aufrichtig und unparteiisch die spezifisch katholische Literatur würdigt." Man darf sagen, daß im ganzen die hier gegebenen Versprechen erfüllt worden sind: an sich ein starkes Lob. — Wer den Charakter des Jahresberichtes noch nicht aus dem 1. Jahrgange kannte, mag aus gewissen Zusammenhängen heraus manche angenehme Enttäuschungen erleben: anstatt verschiedener erwarteter Subjektivitäten maßvolles, sachliches Urteil mit dem Einschlag jenes tapfer unterstrichenen „Wohlwollens", bei dessen bloßer Nennung früher gewisse Kritiker sich der Gefahr eines Zungenschlages ausgesetzt hätten (gottlob, auch diese Zeiten scheinen im Abzuge begriffen). Zur Beleuchtung des eben Gesagten lese man z. B. die Besprechungen über Else Hasses „Dantes göttliche Komödie", Ilse von Stachs „Sendlinge von Voghera" (die ich persönlich etwas schärfer rezensiert haben würde), Nanny Lambrechts „Armsünderin". Um aber nicht irre zu führen: das letztgenannte Werk ist nicht, wie die vorher aufgeführten, in das „Verzeichnis empfehlenswerter Bücher" aufgenommen, das auch die Titel aller Hauptschöpfungen Enrika von Handel-Mazzettis trägt. — Im Gegensatze zu Wilhelm Raabe, der nur durch „Chronik", „Hungerpastor", „Horacker" und „Eulenpfingsten" vertreten ist, sind Th. Storms „Sämtliche Werke" eingereiht; gerade hier aber wäre nach meiner Ansicht ein kleiner Vermerk konfessioneller Richtung ratsam gewesen: man denke nur an Pole Poppenspäler u. a. Der Haupttext des Jahresberichtes baut sich auf wie folgt: I. Lyrik und Epos; II. Erzählende Literatur; III. Drama; IV. Literatur, Kunst, Essays; V. Sammlungen; VI. kurze Anzeigen. Das erwähnte empfehlende Register fügt sich in entsprechender Gliederung an. — Das Ganze zeigt große Züge, die auf inneres und äußeres Wachstum deuten.

M. Rast.

Fritz von Uhde †.

Am Samstag, den 25. Februar, früh halb 5 Uhr, starb nach längerem Leiden Fritz Hermann Karl von Uhde, der berühmte Historienmaler. Er war am 22. Mai 1848 zu Wolkenberg in Sachsen geboren, besuchte 1866 zuerst die Dresdener Kunstakademie, trat dann aber in die sächsische Armee ein. Zu ihr gehörte er bis 1877, dann trat er als Rittmeister in die Reserve. Von der Zeit an ging er wieder zur Malerei, studierte erst in München, dann in Paris und war dort kurze Zeit Mitglied der Munkácsy-Schule, in Holland folgten Studien nach alten Meistern. Seit Ende 1880 hat er fast immer in München gelebt. Uhdes Bedeutung auf dem Gebiete der Freilichtmalerei stellte sich schon in den 80er Jahren heraus. In der Folgezeit trat das Interesse für die großen Probleme der Beleuchtung, die für die Stimmung seiner Werke maßgeblich war, noch mehr hervor. Zugleich meldete sich die Neigung für die Darstellung religiöser Gegenstände, die ihm infolge ihrer realistischen Auffassung eine weite Popularität hätten verschaffen können, dies Ziel aber, im besten Sinne erfaßt, gerade infolge der allzu sehr zur Schau getragenen Absicht nicht völlig erreichten. Zu den bekanntesten Bildern dieser Richtung gehören „Jesus als Kinderfreund“, „Jesus als Gast“, „Ein schwerer Gang“, letzteres mit landschaftlichem Hintergrunde aus dem für Uhdes Entwicklung seit Ende der 80er bis in die 90er Jahre sehr einflußreichen Dachau. Hervorragend waren auch Uhdes Leistungen auf dem Gebiete der Bildnismalerei. In den letzten Zeiten ging er mit Vorliebe auf Wiedergabe der Wirkungen des direkten Sonnenlichtes aus, wobei er Gärten oder Interieurs in sehr intimer Weise zu schildern liebte. Alle bedeutenden Galerien, besonders jene von München, Berlin, Frankfurt, Stuttgart, Dresden erfreuen sich des Besitzes Uhdescher Werke. An Ehren und Auszeichnungen hat es dem dahingeschiedenen Meister nicht gefehlt. Sein Tod bedeutet einen schweren Verlust für die deutsche Kunst.

Dr. O. Doering, Dachau.

Neues Missionsseminar für Nord- und Südamerika.

Jeder Kenner der kirchlichen Verhältnisse Amerikas muß gestehen, daß die Zahl der Seelsorgepriester weder in Nord- noch viel weniger in Südamerika in irgend einem Verhältnisse zu der stets wachsenden Zahl der Einwanderer steht. Die amerikanischen Bischöfe haben nicht einmal Priester genug für ihre eingeborenen Diözesanen, umsoweniger sind sie imstande, den großen Bedürfnissen der Einwanderer verschiedener Nationalitäten gerecht zu werden. Die Folge davon ist, daß wegen Mangel an Priestern jährlich Hunderttausende von Katholiken der Kirche verloren gehen. Auf Grund sorgfältiger Berechnung betrug der Verlust an Katholiken im vergangenen Jahrhundert über 12 Millionen. Und das allein in den Vereinigten Staaten von Nordamerika! Die Verluste in Südamerika, wohin die Auswanderung während der letzten Jahre zwar nicht in dem Maße stattfand wie nach Nordamerika, dürften jedoch verhältnismäßig noch größer sein wegen des dort herrschenden Priestermangels und der weniger entwickelten kirchlichen Verhältnisse. „Südamerika ist das gefährlichste, aber auch zugleich das aussichtsvollste und darum das wichtigste Missionsgebiet der katholischen Kirche“ („Allgemeine Rundschau“).

Eine möglichst schnelle und energische Hilfe tut not, um den Gefahren des Indifferentismus und einem noch größeren Abfalle vorzubeugen.

Brasilien selbst gibt wenig Hoffnung auf einheimischen Nachwuchs von Missionären, denn zu so schwierigen Arbeiten können sich die bis jetzt verwöhnten Brasilianer nicht begeistern. Dem schreienden Bedürfnisse kann nur dadurch abgeholfen werden, daß Glaubensboten vom alten Kontinente nach Amerika gesandt werden. Um das zu ermöglichen, ist ein Seminar notwendig zur Heranbildung von Missionären. Der frühere General der Pallottiner, P. Max Kugelmann, ein geborener Bayer aus der Diözese Augsburg, welcher aus eigener und langjähriger Erfahrung die kirchlichen Verhältnisse und den großen Priestermangel kennen gelernt hat, ist mit der Gründung eines solch neuen Seminars betraut worden. Schon im vorigen Jahre wurde ihm ein größerer Häuserkomplex mit mehreren Zöglingen in Masio (Piemonte) Italien zugewiesen. Der nunmehrige Rektor P. Max Kugelmann des „Neuen Missionsseminars“ wendet sich an alle Hochw. Herren Seelsorger, Beichtväter, Lehrer und an die Hochw. Herren Präsides der Lehrlings- und Jünglingsvereine, wie auch an alle Eltern und Missionsfreunde mit der ergebenen Bitte und so innig als dringend ihm Knaben und Jünglinge zuzuführen, von denen sie glauben, daß diese den notwendigen Beruf und hinreichende Fähigkeiten zum heiligen Priesterstande besitzen. Daselbst werden auch Handwerker, die als Laienbrüder den Arbeiten des Hauses und der Missionen sich widmen wollen, insbesondere dem Unterrichte der Jugend, gerne aufgenommen.

Adresse: HH. P. Max Kugelmann, Rektor in Masio (Piemonte), Italien. Mündliche Auskunft erteilt gerne: Franz Gall, k. Sekretär, München, Türkenstraße 26/III rechts.

Bühnen- und Musikrundschau.

Fasching im Hoftheater. Nachdem man es im Vorjahre mit dem „Bettelstudenten“ versucht hatte, ist man heuer zu der in ihrem Genre klassischen „Fledermaus“ zurückgekehrt, die unter Fischers Leitung recht animiert gegeben wurde. Die Glanzleistung des Abends ist nach wie vor Raoul Walters „Eisenstein“. Der Kammersänger hat — in Zeiten, da sich in der Operette noch mehr Kultur zeigte, als heutzutage — in diesem leichten Genre seine Laufbahn begonnen, die ihn erst später der seriösen Kunst zuführte. Ihm nahe kommt Frau Bosetti, die als Adele vor 10 Jahren ihr hiesiges Engagement antrat. Bei der modernen Wanderlust kann man ein Dezennium immerhin als „Jubiläum“ feiern. Wichtiger als die Operettenpflege erscheint mir die Neueinstudierung des Volksschauspiels „Die letzte Hexe“ von Martin Schleich, zumal der bodenständige Münchener Humor in unseren Tagen an den sogenannten „Volksbühnen“ keine Stätte hat. Das Stück, das nun 55 Jahre alt ist, wirkte so frisch und liebenswürdig, daß man nur bedauern muß, daß unsere Zeit solcher Volkspoeten entbehrt. Das greise Fräulein Lanzlott, das 1856 die Titelrolle in der Uraufführung gespielt, wirkte als Nanni in bewunderungswürdiger Frische mit. Die heutige Vertreterin der „Rosl“ hielt sich brav, doch lag das Schwergewicht der reizvollen Darstellung bei Geis und den Damen Conrad-Ramlo und Terwin. „Tanz-Illustrationen“ füllten den Rest des Abends angenehm aus.

Schauspielhaus. „Der große Name“, ein Lustspiel von Viktor Léon und Leo Feld, fand eine sehr beifällige Aufnahme. Höfer, der im Konservatorium durchgefallen, ist ein großer Operettenkönig geworden, dem ganz Wien zu Füßen liegt; während Brandt, der einstige Stolz der Musikschule, sich an Schmierentheatern durchhungert. Niemand kümmert sich um die Symphonie des letzteren, bis Höfer ihr seinen „großen Namen“ leiht. Das Werk des „bekannten“ Mannes wird rasch aufgeführt und findet stürmischen Beifall. Da zerrt Höfer den verkannten Künstler auf das Podium und klärt das Publikum auf. Die Freundestat erscheint noch dadurch größer, als der vielgefeierte Walzerkomponist selbst vergebliche Hoffnungen hatte, sich zu großer Kunst durchzuringen. Die hübsche Idee ist mit viel Humor, dem eine kleine Dosis von Sentimentalität gar nicht übel steht, in drei flotte Akte gegossen. Das Komponistenmilieu ist sehr geistreich und amüsant gezeichnet, dabei fehlte in löblicher Weise die sog. „pikante“ Würze. Gespielt wurde sehr gut; insbesondere freute man sich über Waldau, dessen Kunst nachgerade in der Darstellung blaublütiger Trottel zu erstarren schien.

Gärtnerplatztheater. Wenn man tags zuvor die Fledermaus gesehen, dann ist man vielleicht kein gerechter Beurteiler von Leo Fall, der schon mehr Erfindungsgabe gezeigt hat, als in seinem „Puppenmädel“, zu dem Leo Stein und A. M. Willner den Text schrieben. Jüngst wurde durch eine Umfrage „festgestellt“, daß die Wiener Operette im Sterben liege. Ich glaube nicht daran, das Publikum erklärt sich auch mit schwächeren Stücken dieses Genres zufrieden. Das Libretto ist ein bißchen töricht, aber harmlos und die Aufführung ist recht hübsch.

Aus den Konzertsälen. Bruckners zweite Symphonie und Hugo Wolfs „Penthesilea“, beides schwierige Werke, die den breiteren Schichten der Musikfreunde noch weniger vertraut sind, brachte Prill im 18. Volkssymphoniekonzert in sorgfältiger Interpretation zur Wiedergabe. Das Publikum zeigte sich sehr beifallsfreudig. Nach der Symphonie dankte neben dem Dirigenten auch das Orchester für den lange andauernden Applaus. Die Aufführung war auch, von Kleinigkeiten abgesehen, hohen Lobes würdig. — Livio Boni, ein trefflicher Violoncellist gab unter Horn-Noris pianistischer Assistenz einen gut besuchten Abend. Er verfügt über eine weiche, einschmeichelnde Schönheit des Tones und gute Technik. Auch dem Tenoristen Paul Draper fehlte es nicht an Beifall. Der Amerikaner hat sich in den letzten Monaten mit der Aussprache des Deutschen sichtlich mit Ernst beschäftigt, dennoch kann ich nur wiederholen, daß der gewiß nicht unbegabte Künstler auch gesangstechnisch noch nicht so vorgeschritten, als daß er sich in unserem überreichen Konzertleben behaupten könnte. — Ganz neu war uns der Name Hans Weisbach, der mit eigenen Kompositionen vor das Publikum trat. Besonders in Liedern bietet er eigenartiges, wiewohl nicht alles von gleichem Werte und manches auf rein äußerliche Wirkung gearbeitet ist. Sympathischen Eindruck machten drei kleine Klavierstücke und die Sonate, deren Bratschenpart Alphons Hitzelberger sehr klangschön spielte. Der Komponist ist ein guter Pianist und die Sängerin Fanny Absberg seinen Liedern eine wirksame Interpretin.

Verschiedenes aus aller Welt. Richard Strauß' „Rosenkavalier“ hat nun auch in Hamburg und Mainz beifällige Aufnahme gefunden. Die Kritik ist zurückhaltender, als in Dresden und München. Strauß' Verleger arrangiert zu einer Dresdener Rosenkavalieraufführung einen von Berlin abgehenden Sonderzug. — Die Uraufführung von Wilhelm Maukes Tondichtung „Einsamkeit“ hinterließ in Teplitz starke Eindrücke. Der Münchener Komponist wurde mehrmals hervorgerufen. — Der diesjährige Bauernfeldpreis wurde in vier gleichen Teilen von tausend Kronen zuerkannt: Ottmar Enking, dessen Drama „Ein Kind“

jüngst Erfolg hatte, dem Romanschriftsteller Kolbenheyer, dem Lyriker und Dramatiker Dr. Hans Müller und dem Theaterschriftsteller und ehemaligen Bühnenleiter Müller-Guttenbrunn. — Die Academia de la poesia in Madrid ernannte zu literarischen Mitarbeitern Paul Heyse, Halbe, Ganghofer, Dr. H. Dimmler, Isolde Kurz, Ostini, Helene Raff, Dr. Spielmann, Sophie Steinwarg und auch — Frank Wedekind. — In Dresden interessierte die Uraufführung von Paul Apels heiterem Traumspiel: „Hans Sonnenstörters Höllenfahrt." Die hübschen, von einem Psychologen erdachten Einzelheiten geben nach Berichten dem Stücke doch nicht die Wirksamkeit, die es zu dauerhaftem Bühnendasein brauchte. — Die Stadt Duisburg, welche nach ihrer Vereinigung mit Ruhrort und Meiderich nahezu 300 000 Einwohner zählt, besitzt noch kein eigenes Theater. Zur Gründung eines solchen wurden 1¼ Millionen durch freiwillige Spenden aufgebracht. — Das Altenburger Hoftheater, welches von dem regierenden Herzog jährlich 100,000 ℳ Zuschuß erhält, soll nunmehr auch vom Staate subventioniert werden. — In Berlin gefiel die Anwaltsgroteske „Das Objekt" von Fritz Celten, doch wird das Stück in Advokatenkreisen als Verhöhnung des Standes empfunden. — Das ›Théâtre français‹ in Paris brachte die Premiere eines neuen Dramas von Henry Bernstein ›Après moi.‹ Der sehr erfolgreiche Sensationsdramatiker ist auch auf deutschen Bühnen nur zu gut bekannt. Wenn es in Paris zu allerhand Radauszenen mit Schimpfworten, Ohrfeigen und Duellforderungen kam, so hatten diese mehr antisemitische, als rein künstlerische Tendenz. — Zum Direktor des Goethe-Schiller-Archives in Weimar wurde der Kunsthistoriker Wolfgang von Oettingen ernannt. — In Kopenhagen hatte die Uraufführung von Karen Bramsens Drama „Königsmacht" starken Erfolg. Das Stück behandelt das Problem des modernen Königtums, das im parlamentarisch regierten Staate von dem jeweiligen verantwortlichen Minister in den Hintergrund gedrängt wird. Der König von Dänemark hatte persönlich die Uraufführungserlaubnis erteilt.

München. L. G. Oberlaender.

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" und der Kampf gegen den Schmutz.

Eine Abrechnung.[1])

Von Dr. Otto von Erlbach.

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" haben nach ihrem eigenen Geständnis seit Jahren die Taktik befolgt, die „Allgemeine Rundschau" möglichst totzuschweigen. Nur in der Karnevalsnummer pflegten sie sich — so sagen sie — mit Herrn Armin Kausen und seinem Organ zu befassen. Der Kanalräumerton, den das unter der Leitung des ersten Präsidenten des Landesverbandes eines Teiles der bayerischen Presse stehende liberale Blatt in seiner jüngsten Faschingsnummer anschlug, ist vor acht Tagen an dieser Stelle (Nr. 8, S. 127: „Aus artistisch-literarischen Augiasställen") kurz gewürdigt worden. Dieses Echo ist den „Münchner Neuesten Nachrichten" derart auf die Nerven geschlagen, daß sie sich zu einem Pronunziamiento größeren Stiles mit der Ueberschrift „In aufgenötigter Abwehr" und mit der Unterschrift „Die Redaktion der ‚Münchner Neuesten Nachrichten'" veranlaßt sahen. Das liberale Blatt, das sonst in der Quadratkilometerzahl seines bedruckten Papieres die sicherste Gewähr für die monopolisierte öffentliche Meinung erblickt, ist so naiv, offen einzugestehen, daß ihm die langjährige „Plakatreklame" der „Allgemeinen Rundschau" unbequem geworden sei, weil dieselbe sogar im Bannkreise der allmächtigen „Münchner Neuesten Nachrichten" das Totschweigen illusorisch macht. Und das Echo ihrer jüngsten schmierigen Leistung war an 400 Plakatsäulen der Stadt München drei Tage lang mit der Widmung: „Den ‚Münchner Neuesten Nachrichten' ins Stammbuch" angezeigt gewesen.

So etwas verstößt gegen Münchner Gewohnheitsrecht, denn wer hat es bisher gewagt, der Vorherrschaft der „M. N. N." auf die Dauer einen ernsthaften Widerstand entgegenzusetzen? Es hat zeitweilig einen solchen Mann gegeben. Er hieß Martin Mohr und wurde dem „unerträglichen Monopolismus" der „M. N. N." sogar auf dem Gebiete der amtlichen Bekanntmachungen sehr unbequem. Aber das war damals, als Martin Mohr Chefredakteur der rechtsliberalen „Allgemeinen Zeitung" war und in deren Spalten manche hitzige Attacke gegen die „hochnasigen" „Münchner Neuesten Nachrichten" ritt. Heute sitzt er selbst im Schatten des Monopols für linksliberale öffentliche Meinungs-Fabrikation und hat seinen einstigen Widersachern alle ihre Manieren getreulich abgeguckt.

Wenn der Mensch in Zorn gerät, dann begeht er Unbesonnenheiten. Wenn die Redaktion der ‚Münchner Neuesten Nachrichten' ihre großspurige Absage an Herrn Armin Kausen und den von ihm seit Jahren geführten Kampf wider den Schmutz mit kaltem Blute nochmals nachliest, dann wird sie vielleicht selbst entdecken, daß es eine Dummheit war, schlankweg zuzugeben, daß es in München zahlreiche versteckte artistisch-literarische Kloaken gibt, eine Dummheit auch, offen zu bekennen, daß das entsetzliche Material, das der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" vor mehr als Jahresfrist zahlreichen angesehenen Persönlichkeiten aller Parteirichtungen in München in Vorlage brachte, eine Sammlung von „Gemeinheiten" war, die bei „jedem anständigen Menschen" ein „sehr entrüstetes" „Pfui" hervorrufen mußten. Wie ist uns denn? Hat es denn nicht Künstler, Buchhändler, Anwälte gegeben, welche den größten Teil dieser fraglosen „Gemeinheiten" mit größtem Kraftaufwand gegen die öffentliche Kritik und gegen die Polizei und Justiz verteidigten und zum Teil noch verteidigen? Haben nicht Münchener Geschworene die zum Teil viehischen „Gemeinheiten" zahlreicher Münchener Künstler, darunter Mitarbeiter der „Jugend", der Zwillingsschwester der „Münch. Neuesten Nachrichten", „Gemeinheiten", die dem Schwurgerichtspräsidenten die Schamröte ins Gesicht trieben, statt mit einem „Pfui" mit einem Freispruch für den Verleger beglückt? Und wie will denn die Redaktion der „Münchner Neuesten Nachrichten" ihr unvorsichtiges „Pfui" und ihre Entrüstung über die „Gemeinheiten" mit zahlreichen entgegengesetzten Gutachten ihres Mitverlegers Georg Hirth in Einklang bringen, der im Schwurgerichtssaale zum Entsetzen des gleichfalls liberalen Sachverständigen Dr. Kerschensteiner ein staatsbürgerliches „Recht auf angemessene Befriedigung der erotischen Phantasie" proklamierte und ein zeitgemäßes Lockern der gesetzlichen Schranken des § 184 begehrte, der auch tatsächlich mehrere von anderen urteilsfähigen Leuten übereinstimmend als „Gemeinheiten" mit entrüstetem „Pfui" abgelehnte Werke durch seine Gutachten vor der gerichtlichen Einziehung zu retten wußte. Doch das sind Dinge, welche „die Redaktion der Münch. Neuesten Nachrichten" mit Herrn Georg Hirth, dem Vater des Schlagwortes vom „idealen Recht" auf Polyandrie und Polygamie nebst „vornehmer Duldung" unter ehelichem Dach, selbst austragen mag.

Gegen die beleidigende Unterstellung, die „Allgemeine Rundschau" sei „zum Orientierungsorgan für alle möglichen Schmutzschriften und Schmutzbilder" geworden, braucht der Herausgeber sich anständigen Leuten gegenüber nicht zu verteidigen. Wer im aufreibenden Kampfe gegen haßerfüllte Unbill wie schmutzige Gemeinheit bestrebt ist, den deutschen Markt von der Pestware zu säubern, welche von den Druckereioffizinen ausgehend alle Verbreitungsmöglichkeiten bis zu den Schaufensterauslagen verseucht, wer dafür sorgt, daß die Schmutzschriften und Schmutzbilder dem Verkauf entzogen werden, wer, wenn es brennt, die Feuerwehr alarmiert, tut das Gegenteil von dem, was maßlose Gehässigkeit uns vorwirft. Die weitere Unterstellung aber, der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" suche in allen Verstecken nach verborgenem Schmutz, kann nur gegen besseres Wissen gemacht sein, denn es ist hinlänglich bekannt, daß der „Allgemeinen Rundschau" und den Organen des Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit fort und fort ohne deren Zutun auf dem Buchhandelswege und aus dem Publikum die entsetzlichsten Belege für eine die deutsche Kultur in der ganzen Welt herabwürdigende Massenproduktion von Schmutz in Wort und Bild zugetragen werden. Der „Orientierung" über alle möglichen Schmutzschriften und Schmutzbilder leisten ganz andere Leute und ganz andere Organe Vorschub.

Es ist ein durchsichtiges Manöver, wenn die „Münchner Neuesten Nachrichten" von sich behaupten, sie kämpften „gegen den Schmutz — aber ohne Herrn Kausen". „Ganz München", einschließlich der näheren Gönner und Freunde der „M. N. N.", hat über die unfreiwillige Komik dieses Selbstzeugnisses gelacht. Wer den Taten der „M. N. N." im Kampfe gegen den Schmutz nachforschen will, stößt jahraus, jahrein auf weiße Blätter. Nur wo man dem Schmutz nicht ernstlich wehe tut, wird hin und wieder eine allgemeine Verlautbarung verzeichnet, mit der man das Gesicht wahrt. Die Arbeit überläßt man anderen und bewirft sie hinterher mit Kot. Es ist in den letzten Jahren kaum ein einziger Erfolg gegen den Schmutz in Wort und Bild erzielt worden, ohne daß nicht entweder in den Spalten der „Münchner Neuesten Nachrichten" selbst oder aus der Umgebung der „M. N. N." heraus den Kämpfern Steine in den Weg geworfen worden wären. Die Taktik dieser Kreise ist, hin und wieder zu zweckdienlicher Beruhigung besorgter Gemüter gegen den zunehmenden Schmutz auf dem Papier zu protestieren, ihn aber tatsächlich im Namen der „Freiheit" fortbestehen und fortwuchern zu lassen. „Gegen den Schmutz — aber ohne Herrn Kausen!" Wäre diese lächerliche Parole auch von wirklich berufener Stelle befolgt worden, dann säße Estinger-Recknagel noch unbehelligt in München, versorgte die „Jugend" und andere Blätter mit seinen unverschämten Inseraten und die ganze „Kulturwelt" mit seinen zuchtlosen Bildern, dann könnte Ehren-Ramlo in Frieden

[1]) Ein Sonderabdruck dieses Artikels (brosch., 10 Seiten) ist, solange der Vorrat reicht, **gratis** zu beziehen von der Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau", München, Galeriestraße 35a, Gh.

die Früchte seines pseudonymen Gifthandels weitergenießen, dann wären Stern und Konsorten in Wien, Schindler und Konsorten in Budapest nicht gepackt worden, dann könnten gewisse Münchener Pornokünstler und gewisse Buchhändler ihr unsauberes Gewerbe weiter treiben. Weil es aber gottlob gar nicht darauf ankommt, was den „Münchner Neuesten Nachrichten" paßt oder nicht paßt, und weil die Dinge ihren Lauf nehmen trotz des Stirnrunzelns eines Georg Hirth, und trotzdem die „Münchner Neuesten Nachrichten" „mit Herrn Kausen überhaupt nichts zu tun haben wollen", sind wir auch in München in den letzten Jahren mit der Ausfegung artistisch-literarischer Augiasställe ein gut Stück weitergekommen. „Ohne" den Hemmschuh „Münchner Neuesten Nachrichten" wird es hoffentlich auch in Zukunft vorwärts gehen.

Das aus seiner Schweigsamkeit aufgestörte Blatt sucht in seiner sog. „aufgenötigten Abwehr" den Schein zu erwecken, als habe der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" sich vor etwa Jahresfrist mit einer Einladung an die — Redaktion der „Münchner Neuesten Nachrichten" gewandt. Es wäre auch zu blamabel gewesen, wenn das Blatt hätte eingestehen müssen, daß der Herausgeber, weil er mit Herrn Martin Mohr überhaupt nichts zu tun haben wollte, seine Einladung an Herrn Verleger Thomas Knorr richtete, der dann, weil er „schon seit Wochen erkrankt" war, das Schreiben dem Chefredakteur der „M. N. N." sandte, „der seinerseits das Weitere veranlassen wird". Zur Beleuchtung der Kampfesmethode der „Münchner Neuesten Nachrichten" sei aus dem damaligen Briefe vom 18. Januar 1910 an Herrn Thomas Knorr nachstehende Stelle wörtlich mitgeteilt:

„Sie sind durch die Presse über den von mir mit ehrlicher Ueberzeugung und großem Nachdruck geführten Kampf gegen die zum Nachteile unserer Volkskraft immer mehr zunehmende Pornographie gewiß hinlänglich unterrichtet. Die liberale Presse steht diesem Kampfe mit einer Zurückhaltung und einem Mißtrauen gegenüber, das ich nur auf das lebhafteste bedauern kann. Nur ein Zusammenwirken der anständigen Leute aller Parteien und Richtungen kann uns von einem Schmutze befreien, der so maßlos ist, daß er mit der Verschiedenheit von Weltanschauung kaum mehr das geringste zu tun hat. Um Ihnen einen Einblick in den heutigen Umfang der Pornographie und ihrer Propaganda zu ermöglichen, erkläre ich mich bereit, Ihnen unter vier Augen in Ihrem Hause das ganze in meinen Händen befindliche Material vorzulegen. Ich bin auch bereit, dem einen oder anderen Redaktionsmitgliede der „Münchner Neuesten Nachrichten" in meiner Redaktion oder in meinem Privatarbeitszimmer allein oder in Gemeinschaft mit anderen Angehörigen der liberalen Presse das Belastungsmaterial vorzulegen. Hier ist ein Gebiet, wo alle Parteiunterschiede beiseite treten müßten. Ich bin überzeugt, daß Sie selbst von dem Umfange dieses schmutzigen Geschäftsbetriebes keine Vorstellung haben."

Was der Umweg über Herrn Thomas Knorr zu bedeuten hatte, erhellt aus der Tatsache, daß andere liberale Redakteure, darunter auch der Chefredakteur der „Münchener Zeitung" und ein Vertreter der „Augsburger Abendzeitung", eine direkte persönliche Einladung erhielten. Mehrere liberale Redakteure und Journalisten haben auch von der Einladung Gebrauch gemacht und bei dieser Gelegenheit erklärt, daß sie den Umfang und die Herkunft dieses entsetzlichen Schmutzes (unter der Maske der Kunst) nicht gekannt hätten.

Hier sei gleich ein anderer Punkt angeknüpft. Die Redaktion der „Münchner Neuesten Nachrichten" erklären es als unwahr, daß sie das vom Reichsgericht verurteilte Schmutzalbum Willy Geigers früher in Schutz genommen hätten. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" leiden an einem polizeiwidrig schwachen Gedächtnis, sonst müßten sie sich erinnern, daß der Versuch des Verteidigers, **das ganze Verfahren** als nur **aus politischen Gründen** möglich geworden, zu **diskreditieren**, — ein Versuch, den sich das Blatt durch Anwendung von Sperrdruck durch mehrere Zeilen hindurch zu eigen machte — einen „liberalen Mann" auf den Plan rief, der im Namen des Liberalismus es entschieden ablehnte, „über solche Werke den schützenden Schild zu halten".

Ohne es zu wollen, verabreichte dieser „liberale Mann" den „Münchner Neuesten Nachrichten" in ihren eigenen Spalten eine kräftige moralische Ohrfeige. Er konnte ja nicht wissen, daß Martin Mohr am 22. Januar 1910 an den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" u. a. geschrieben hatte:

„Ich habe mit den Herren unserer Redaktion gesprochen, aber niemanden gefunden, der der Ansicht wäre, daß er erst durch einen Einblick in Ihre Sammlungen belehrt werden müßte, daß und in welchem Maße Schmutz vorhanden ist und warum und wie er im Interesse unseres Volkstums bekämpft werden muß."

Ahnungslos schrieb der „liberale Mann" in Nr. 477 der „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 12. Oktober 1910 wörtlich: „Der Redaktion wird das Werk Geigers nicht zu Gesicht gekommen sein. Hätte sie Gelegenheit bekommen, in das Machwerk Einsicht zu nehmen, sie würde gewiß keinen Augenblick angestanden haben, es ebenso scharf und bedingungslos zu verurteilen, wie es eine große Zahl liberaler Parlamentarier und Bürgervertreter tat, denen es vorgelegt wurde." Tableau! Daß die Redaktion der „Münchner Neuesten Nachrichten" für diese moralische Ohrfeige keinen Empfindungsnerv besaß, verleiht der Sache einen fast humoristischen Beigeschmack. Vielleicht merken die hochmütigen Herrschaften erst jetzt hinterher, daß der von ihnen veröffentlichte wegwerfende Brief weniger den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" beleidigte, als vielmehr alle diejenigen Herren bis hoch hinauf und zum Teil aus ihren eigenen Parteireihen, welche die Besichtigung des entsetzlichen Materials nicht nur nicht ablehnten, sondern als eine peinliche Pflicht erachteten, der sie sich im Interesse des Volkswohles und des guten Rufes der Münchener Kunst nicht entziehen zu dürfen glaubten.

Im übrigen wird der Kampf gegen den Schmutz auch in München ohne Herrn Martin Mohr und die „Münchner Neuesten Nachrichten" fortgeführt werden. Die Beleidigungen der „Münchner Neuesten Nachrichten" können an den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" nicht heranreichen. Tausendmal schwerer als alle Sottisen der schwankenden Gestalten, welche hinter den „Münchner Neuesten Nachrichten" und den ausgetüftelten Roheiten ihrer Faschingsnummer stehen, wiegt die Anerkennung von Männern, welche politisch im Lager der „Münchner Neuesten Nachrichten" stehen, aber den Kampf gegen den Schmutz „mit Herrn Kausen" führen. In ihrem Namen hat der liberale Gemeindebevollmächtigte Hauptlehrer Karl Gutmann in seiner großen Rede über „Selbstzucht" anläßlich der vorjährigen Generalversammlung des Interkonfessionellen Münchner Männervereins Worte gesprochen, welche den „Münchner Neuesten Nachrichten" so unangenehm in die Ohren klangen, daß sie dieselben in ihrem längeren Berichte über die Rede einfach totschwiegen. Der liberal-freisinnige Redner sagte damals wörtlich (der freche Ausfall der „Münchner Neuesten Nachrichten" zwingt zu dieser Feststellung):

„Zu dieser Selbstzucht muß die Unterdrückung der gröbsten Auswüchse in Literatur und Kunst kommen, wie sie namentlich Dr. Kausen betreibt, dessen selbstloser, opferbereiter Hingebung ich hier mit einem Worte wärmster Anerkennung gedenken möchte. Die Erfolge werden nicht ausbleiben. Nur brauchen wir neben einem Zentrums-Kausen auch noch einen liberalen und einen sozialdemokratischen Kausen."

Die Redaktion der „Münchner Neuesten Nachrichten" erklärt es zweitens als unwahr, daß der Aktphotographienhändler Estinger (Recknagel) sich seinerzeit ihrer lebhaften Protektion zu erfreuen gehabt habe. Will man vielleicht auch die ständigen skandalösen Inserate in der verbündeten „Jugend" in Abrede stellen?

Für die „Münchner Neuesten Nachrichten" und andere Blätter ähnlicher Richtung und Tendenz war die Entlarvung der bekanntesten Münchener Aktphotographen in der Tat eine schwere Blamage. Speziell für Estinger (Recknagel) und seinen Mitarbeiter Schneider (Novitas) haben die „Münchner N. N." sich sehr erwärmt, obgleich schon in der Schwurgerichtsverhandlung vom 11. Januar 1906 ausdrücklich festgestellt wurde, daß Schneider, der mit Estinger zusammenarbeitete, in der „früheren Ausgabe" seiner Kataloge auch „derb gehaltene Photographien" anpries, und daß eine Anzahl dieser Bilder schon früher als unzüchtig eingezogen worden sei. (Vgl. „Münchner Neueste Nachrichten", Nr. 18 vom 12. Januar 1906.) Der ganze Bericht der „Münchner Neuesten Nachrichten" atmete die Tendenz, die „Sittlichkeitswächter" verächtlich zu machen. Mit Behagen wurden auch die höhnischen Angriffe eines Verteidigers gegen die Herren Dr. Lennartz und Proenen in Köln, welche die Ehrenmänner Estinger usw. „denunzierten", breitgetreten. Durch ihren Sieg vor dem Schwurgericht (das selbst die Kosten der Verteidigung der Staatskasse überbürdet hatte) und durch ihren Erfolg in der Presse kühn gemacht, ließen Estinger und Konsorten sich dann zu jenen schamlosen Zirkularen hinreißen, welche in den tollsten Ausdrücken über die „Kölner Sittenapostel", diese „Heuchler" und „geisteskranken Perversen", die „schlimmer als Bordellwirte" seien, herfielen. Am 13. Juni 1906 verurteilte das Schöffengericht München I die Frechlinge wegen Beleidigung der ganzen Vorstandschaft des Kölner Männervereins (verbeistandet durch Rechtsanwalt Rumpf) zu hohen Geldstrafen. Ehren-Estinger erhielt 400 M, eventuell 40 Tage Gefängnis, zudiktiert. (In der Verhandlung wurde eine Stunde lang die ganze Artikelserie „Privilegierte Massenvergiftung des deutschen Volkes" von Dr. Otto von Erlbach aus der „Allgemeinen Rundschau" verlesen.) Der Bericht der „Münchner Neuesten Nachrichten" über diesen Beleidigungsprozeß, besonders der Schluß desselben (Nr. 275 vom 14. Juni 1906), war gegen die beleidigten Kölner Herren so tendenziös wie nur möglich. Die Namen der Künstler, die sich damals vor dem Schwurgericht als Sachverständige für Estingers Aktphotographiengewerbe erhitzten und teilweise gegen die gewissenhaften Gegner Estingers sehr ausfällig wurden, wollen wir heute nicht hervorziehen. Denselben wird der Name des „Schurken" Estinger heute minder angenehm in die Ohren klingen als damals. Auch der Vorsitzende des Aachener Männervereins, Amtsgerichtsrat Tücking, war genötigt, Ehren-Estinger (Recknagel) der als „sittenreiner Mensch" Tücking als einen „unreinen

Moralheuchler" beschimpft hatte, durch den Staatsanwalt wegen Beleidigung zu belangen. Die Strafkammer erkannte auf 50 ℳ Geldstrafe, und die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 278 vom 16. Juni 1907) berichteten ganz im Sinne des Estinger-Verteidigers, der die Sache auf das politische Gebiet zu ziehen suchte. Die politische Tendenz war schon in der Schwurgerichtsverhandlung gegen Estinger usw. vom Verteidiger herangezogen worden, um die Geschworenen, die in ihrer großen Mehrheit stets der liberalen Richtung angehören, „einzuspannen".

Zur Kennzeichnung der damaligen Haltung der „Münchner Neuesten Nachrichten" könnte auch auf einen Artikel hingewiesen werden, der für Estinger, Schneider und Konsorten gegen die „Sittlichkeitsschnüffler" direkt Partei nahm, den wir aber nur nach dem Gedächtnis zitieren, da uns der Wortlaut augenblicklich nicht vorliegt. Schon die gehässigen Ueberschriften der Gerichtsberichte zeigten die „Münchner Neuesten Nachrichten" in der Rolle des unentwegten Verteidigers der Estinger (Recknagel) und Genossen. „Nascitur ridiculus mus" (ein lächerlich Mäuslein kommt zum Vorschein) höhnten die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 127 vom 16. März 1906), als die Strafkammer im objektiven Verfahren von 300 bei Estinger (Recknagel) beschlagnahmten Nuditäten nur ein Stück als unzüchtig einzog. Am 28. Dezember 1905 (Nr. 604) glaubten die „Münchner Neuesten Nachrichten" unter der Ueberschrift „Nuditäten-Schnüffelei" die Polizeidirektion öffentlich rüffeln zu müssen. Der Verteidiger operierte auch damals mit dem nie versagenden roten Tuche der „Politik". Die „Münchner Neuesten Nachrichten" berichteten: „Kritisiert in sehr scharfer Weise die seit dem Ausgang der letzten Landtagswahlen wieder ins Kraut geschossene Nuditätenschnüffelei", welche die Kunststadt München schädige usw. Dasselbe politische Lied haben wir ja auch in dem Verfahren gegen Willy Geiger in den „Münchner Neuesten Nachrichten" anstimmen hören. Leider ließ sich die Strafkammer jahrelang von den Aktphotographen und von verblendeten Künstlern in ihrem Urteil irreführen, bis dann endlich in den Jahren 1908 und 1909 teils durch die Anwendung des Grobe-Unfugparagraphen gegen skandalöse Schaufensterauslagen, teils durch eine veränderte Anschauung des Landgerichts im objektiven Verfahren nach und nach der größte Teil der früher freigegebenen Aktphotographien als unzüchtig und als zum Verkauf an jedermann, nicht für Künstler, bestimmt, eingezogen wurde.

Das ist in allgemeinen Umrissen die Geschichte, wie die jetzt als „Schurken" und gemeinste Pornographen entlarvten Estinger, Ramlo und Genossen jahrelang die Gerichte mit Hilfe voreingenommener Künstler und libertinistischer Zeitungen an der Nase herumführten. Das war allerdings zu derselben Zeit, als die „Münch. Neuest. Nachr." Tag für Tag in langen Reihen die berüchtigten „Masseusen"-Inserate aufmarschieren ließen, bis ihnen urplötzlich dieses Handwerk gründlich gelegt wurde.

Sollen wir auch noch — um von den Frivolitäten der Zwillingsschwester „Jugend" zu schweigen — an gewisse Feuilletons aus dem letzten Jahre erinnern, durch welche die „Münch. Neuesten Nachrichten" den Befähigungsnachweis zur Bekämpfung des Schmutzes erbrachten? Etwa an „Halsweite Nr. 34", diesen schamlosen Unterricht in der „Freien Liebe" für Studenten und Ladnerinnen, oder an „Stolz der Frau", diese mit der Erinnerung an Sedan 1870 verknüpfte beleidigende Zumutung an „das deutsche Mädchen von heute", es klüger anzustellen, als „die harmlosen Dinger" vor dem Kriege, und den Männern das, „was sie ihrer ungebundenen Natur nach wollen dürfen"(!), nur so lange zu verwehren, bis die „nötigen Garantien" da seien, welche bei der vorbildlichen Französin in „Goldstücken auf dem Kamin" bestehen. Die genauen Zitate sind in Nr. 39 der „Allgemeinen Rundschau" vom 24. September 1910 (S. 674 f.) nachzulesen. Das ist die „Methode", wie die „Münchner Neuesten Nachrichten" den Schmutz bekämpfen.

* * *

Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" bittet die verehrten Leser ausdrücklich um Entschuldigung, daß er den ohnehin so beschränkten Raum in den Dienst einer solch widerwärtigen Auseinandersetzung mit unbelehrbarer Voreingenommenheit und Gehässigkeit stellen mußte. Aber die Anwürfe eines Blattes, das die Oberleitung der ganzen bayerischen Presse ohne Unterschied der Parteien für sich zu usurpieren versucht, der Zentrumspresse die vierte Stelle im Vorstand gnädigst überlassend, durften nicht ohne Antwort bleiben.

Als am 26. November 1910 die Redaktion der „Münchner Neuesten Nachrichten" ein von Rechtsanwalt Rumpf, dem Vertreter des Herausgebers der „Allgemeinen Rundschau", in der Sache Braunbeck an die Redaktion gerichtetes Ersuchen um eine sachliche Richtigstellung glatt ablehnte, schrieb der „Bayerische Kurier" (Nr. 333 vom 19. November 1910) wörtlich:

„Die Ablehnung wird dadurch verschärft, daß sie auf Grund eines ausnehmend höflichen Schreibens einem Redakteurkollegen gegenüber erfolgt ist. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" hätten unseres Erachtens doppelten Anlaß, Berufsinteressen, zumal wenn sie eines politischen Beigeschmackes entbehren, mit der strengsten Objektivität zu wahren, nachdem Chefredakteur Dr. Martin Mohr soeben als Vertreter der ganzen bayerischen Presse zum Mitvorsitzenden des künftigen „Reichsverbandes der deutschen Presse" gewählt wurde. Dieser Reichsverband soll, wie wir einem Bericht der „Köln. Volksztg." (Nr. 982) entnehmen, berufen sein, über die noble Ausübung des journalistischen Berufes zu wachen."

Daß die „Münchner Neuesten Nachrichten" hinterher auch eine ihnen von Herrn Braunbeck eingesandte Notiz über die auf gütlichem Wege herbeigeführte Zurückziehung der Klage totschwiegen, während andere liberale Blätter die Notiz loyal abdruckten, paßt zum Ganzen.

Die wegwerfende Tonart, in welcher die „Münchner Neuesten Nachrichten" systematisch und unausgesetzt die bayerische Tagespresse der Zentrumspartei insultierten, hat den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" vor kurzem veranlaßt, aus dem Münchener Journalisten- und Schriftstellerverein, dem er 22 Jahre lang angehört hatte, seit dem Präsidium Georg Hirths allerdings nur passiv, unter Darlegung seiner Beweggründe, welche für die „Münchner Neuesten Nachrichten" nichts weniger als schmeichelhaft waren, auszutreten. Wer sich für den Zwischenfall interessiert, kann Einblick in den bei dieser Gelegenheit geführten (in einer kleinen Auflage durch Druck vervielfältigten) Schriftwechsel nehmen, bei welchem nach dem Urteil von Unbeteiligten die Partei der „Münchner Neuesten Nachrichten" sehr schlecht abgeschnitten hat. Der naive Glaube, daß zu den Berufsinteressen, welche der Verein und in vorbildlicher Weise der Vorstand unter seinen Mitgliedern zu wahren habe, die auch in der Presse selbst, vor dem Forum der Oeffentlichkeit, zu beobachtende gegenseitige persönliche Achtung gehöre, ist bei dieser Gelegenheit offiziell zerstört worden. Es handelte sich u. a. um eine Beschwerde darüber, daß die „Münchner Neuesten Nachrichten", deren Mitverleger erster Vorsitzender des Vereins ist, dem „Bayerischen Kurier", dessen Chefredakteur stellvertretender Vorsitzender ist, öffentlich die maßlose Beschimpfung an den Kopf warfen, die Zentrumspublizistik sei auf der denkbar niedrigsten Stufe angelangt. Man weiß jetzt, daß die Abstellung solcher Verkehrssitten nicht zu den Aufgaben des Vereins und Vereinsvorstandes gehört. Der Zwischenfall bietet vielleicht manchem einen Schlüssel zu dem jüngsten Verhalten der „Münchner Neuesten Nachrichten" gegen den unbequemen Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", der sich aber weder mundtot machen noch totschweigen läßt.

* * *

Nach dem Ernst des Kampfes noch ein paar lustige Randglossen. Noch niemals sind der „Allgemeinen Rundschau" aus Münchner liberalen Kreisen so zahlreiche Zuschriften zugegangen, wie nach den jüngsten Anstandsproben der „Münchner Neuesten Nachrichten". Das „führende" Organ wird auch von vielen, die zu seiner Partei gehören, richtig eingeschätzt. Wir widerstehen der Versuchung, aus den teilweise sehr scharf gehaltenen Briefen einige Stichproben mitzuteilen. Dagegen behalten wir uns vor, gelegentlich aus einem uns von liberaler Seite zur Verfügung gestellten Hefte einige Proben zu verwerten. Dieses Heft enthält nämlich eine überaus jokose Sammlung von verbürgten, lungenkräftigen Aussprüchen des heutigen Chefredakteurs der „Münchner Neuesten Nachrichten" gegen die „Münchner Neuesten Nachrichten" aus jener Zeit, als Martin Mohr noch Chefredakteur der Münchner — — — „Allgemeinen Zeitung" war.

Nicht minder amüsant ist eine kleine Sammlung von 21 Federzeichnungen, welche jedem Witzblatt zur Zierde gereichen würden. Wir können an dieser Stelle nur die Titel der im übrigen, wenn auch stark satirischen, so doch im allgemeinen recht harmlosen und gutmütigen Scherzbilder mitteilen. Da sieht man mit flottem Stift hingeworfen: 1. Martin Mohr mit dem Rosenkranz. 2. Martin Mohr auf dem Wege nach Rom (hinter sich den Obelisk, vor sich die Propyläen). 3. Der vorbeigelungene päpstliche Orden. 4. Martin Mohrs Bekehrung zum Freidenker. 5. Martin Mohr im Vorzimmer Dr. Horneffers. 6. Martin Mohr auf der Lehrkanzel des Kartells der freiheitlichen Vereine Münchens. 7. Martin Mohr kehrt der „Sonntagsfeier für freie Menschen" stolz den Rücken. 8. Martin Mohr mit dem Süßholz und der Raspel. 9. Martin Mohr als Tyrann. 10. Martin Mohr als sanfter Heinrich. 11. Martin Mohr als Bismarck redivivus mit den drei Haaren. 12. Martin Mohr als Nachtwächter an der deutschen Südmark. 13. Martin Mohr als Napoleon. 14. und 15. Martin Mohr als Jongleur und als Schlangenmensch. 16. Der kleine Mohr und der große Knorr (Frei nach der „Münchener Post"). 17. Martin Mohr in Byzanz. 18. Martin Mohr mit dem Demokratenhut. 19. Martin Mohr mit dem Januskopf. 20. Martin Mohr als Charakterdarsteller. 21. Martin Mohr als Kavalier verkleidet.

— Schluß —

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der Verlauf der Februarliquidation an der Berliner Börse zeigte deutlich, dass die Effektenengagements übergrosse sind und auch die Qualität der Besitzer dieser Spekulationspapiere mitunter zu wünschen übrig lässt. Die Geldsätze im offenen Markte sind relativ sehr billig. Nur diesem Umstand wird es zuzuschreiben sein, wenn nicht grössere Zwangsverkäufe und Realisationen zum Berliner Ultimozahltag vorgenommen worden sind. Die andauernden Kursbesserungen der Industriewerte sind offensichtlich auf dem Niveau angelangt, dass berechtigte Gründe und Voraussetzungen einer weiteren Kurserhöhung nicht mehr gegeben werden können. Die Spekulation ist sich dieser Ansicht gleichfalls bewusst und bereits beginnt hier und dort grosse Unlust und ausgeprägte Uebermüdung sich immer mehr der Interessentenkreise zu bemächtigen. Die frühere rasche und starke Aufwärtsbewegung der Kurse stockt. Nur einzelne wenige Favoritpapiere bleiben auf Grund spezieller Vorkommnisse in den Vordergrund der Spekulation gestellt. Adlerwerke-Aktien konnten beispielsweise auf ein wertvolles Bezugsrecht und auf eine 5%ige höhere Dividende ganz erheblich — seit einigen Monaten ca. 100% — im Kurse gewinnen. — Die Verhältnisse am Geldmarkt haben seit den Diskontermässigungen in London und Berlin normale Form. Die Ansprüche von Handel, Industrie und Börse und der starke Appell von Kommunen und Kreisverbänden an den deutschen Geldmarkt sind unvermindert gross. Hoffentlich ist der grösste Bedarf dieser Faktoren nunmehr gedeckt, damit die Entwicklung des Geldmarktes und die ruhige Sammlung der Zentralnoteninstitute weiterhin ungestörte Fortschritte nehmen können. Die Berichte aus der Industrie scheinen der allgemeinen Ansicht, dass die Konjunkturkurve langsam aufwärts steigt, recht zu geben. Die Eisen-, Stahl- und Kohlenmärkte entwickeln sich sichtbar, und wie die Quartalsausweise einzelner Werke zeigen, dürfte auch weiterhin mit günstigen Resultaten, besonders der sogenannten Gemischtwerke in der Montanbranche zu rechnen sein. Die Gelsenkirchner Bergwerksgesellschaft hat bei grossen, bedeutend erhöhten Gewinnziffern die Dividende pro 1910 von 9% auf 10% für das abgelaufene Geschäftsjahr verbessern können. Auch vom Stahlwerksverband liegen hinsichtlich Absatz und Verkauf günstige Meldungen vor, die in Einklang mit den Kabelnachrichten vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt eine sehr lebhafte Tätigkeit im allgemeinen Konsum erkennen lassen. Nur die unsicheren Nachrichten über die im Gange befindlichen Verhandlungen bzw. der Neubildung der verschiedenen Konventionen und Syndikate lassen eine ungeteilte feste Stimmung am Industriemarkt nicht auf die Dauer aufkommen. Die Verkehrseinnahmen der deutschen Eisenbahnen im Januar 1911, speziell das gewaltige Plus aus dem Güterverkehr, zeigen jedoch die bestehende günstige Entwicklung von Deutschlands Handel und Industrie. Die Mitteilungen bei den Bilanzveröffentlichungen unserer Grossbanken sind gleichfals auf diesen Hinweis fast ausnahmslos gestimmt. Die seitens der Reichsbank im vollen Einvernehmen mit den beteiligten Banken durchgeführte Erweiterung einer grösseren Publizität der Zweimonatsbilanzen der Grossbanken ist nunmehr bekannt geworden. Diese Bilanzveröffentlichung in regelmässigen Zwischenräumen von zwei Monaten und in der erweiterten übersichtlichen Form wird das bestehende allgemeine Vertrauen und die Zuverlässigkeit in unserer soliden und durchaus erprobten Bankwelt aufs neue befestigen. Die Bankaktien konnten ausserdem von verschiedentlichen Projekten weiterhin profitieren. Der dem Reichskanzler zur Genehmigung vorgelegte Dividendenvorschlag der Reichsbank wird 6,48% gegen 5,83% im Vorjahre betragen. Diese erhöhte Dividende wird allgemein begrüsst. Von sonstigen Industriebranchen ist die Entwicklung der Textilindustrie beachtenswert. Die Bilanzergebnisse der hierbei in Betracht kommenden Gesellschaften standen unter der sehr schwankenden Konjunktur und zeigten beträchtliche Gewinnschmälerungen, sowie erheblich geringere Dividenden für das abgelaufene Jahr. Es ist noch ungewiss, ob sich diese Verhältnisse inzwischen erheblich gebessert haben. Die neuerlich eingetretene Verwicklung am amerikanischen Effektenmarkt verstimmt und bedingt wiederum grosse Beachtung.

M. Weber.

Die Nationalbank für Deutschland Berlin veröffentlicht günstige Bilanzziffern und erhöht die Dividende für 1910 auf 7% (gegen 6½% im Vorjahre). Die Bank wird der Generalversammlung zur Verstärkung der Betriebsmittel und gleichfalls bedingt durch die rege Vergrösserung eine Aktienemission von 10 Millionen Mark in Vorschlag bringen.

Die Süddeutsche Bodencreditbank München hat im Jahre 1910 einen Bruttogewinn von M. 3'312,065.59 gegen M. 3'272.505.70 im Vorjahre erzielt. Es wird wie im Vorjahre eine 8%ige Dividende vorgeschlagen.

Die Bayerische Handelsbank München hat im Jahre 1910 einen Reingewinn von M. 3'764,882.— gegen M. 3'745,029.— erzielt und verteilt wie seit einer langen Reihe von Jahren wiederum 8,05% Dividende.

Die Pfälzische Hypothekenbank Ludwigshafen beantragt infolge geschäftlicher Entwicklung des Institutes eine Kapitalserhöhung von 3 Millionen Mark.

Die Heilmannsche Immobiliengesellschaft München erzielte im Jahre 1910 aus Grundstückverkäufen 0,74 Millionen Mark. Der Reingewinn pro 1910 beträgt 0,40 Millionen Mark. Die inklusive des Gewinnvortrags nunmehr verfügbaren 3,45 Millionen Mark werden vorgetragen. Die Gesellschaft hofft, dass für 1911 die zu einer Gewinnausschüttung notwendigen Mittel zur Verfügung stehen.

M. W.

— **Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste feste Abonnentenzahl auf.** —

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 10. München, 12. März 1911. VIII. Jahrgang.

1821

1911

PRINZ-REGENT LUITPOLD v. BAYERN.
NACH DEM GEMÄLDE v. F. A. v. KAULBACH
IN DER KGL. NEUEN PINAKOTHEK

1821

Luitpoldus nonagenarius.

Von Dr. Maximilian Pfeiffer-Bamberg, Mitglied des Reichstags.

Am 12. März erfüllt lauter Jubelschall das Bayernland. Aus tiefstem Herzensgrunde steigen Wünsche und Gelöbnisse, steigen Dankgebete und Freudenpsalmen. Dem Vater des Vaterlandes hat der Herr die Grenze des Lebens gedehnt weit über die Jahre hinaus, die der Menschheit sonst als Bezirk des Schaffens und Wirkens gesteckt sind. Und die Tage des Alters, von denen das tiefe Buch göttlichen Geistes sagt, daß sie keinem gefallen, der sie schaut, lassen ihm Herz und Geist frisch. Sonst erblinden wohl die Fenster, das biblische Bild sagt so, die Säulen wanken, die in der Mühle stehen, mahlen nicht mehr, bis dann endlich der Tag kommt, an dem die goldene Schnur reißt, an welche die silberne Ampel gehängt ist. Sein Herz ist frisch. . . . .

Luitpold — neunzigjährig! Dieses Lebens Inhalt verzeichnet der gothaische Hofkalender in wenigen Zeilen: Luitpold Karl Joseph Wilhelm Ludwig, geboren Würzburg 12. März 1821; vermählt Florenz, 15. April 1844, mit Auguste, kaiserlicher Prinzessin und Erzherzogin von Oesterreich, Großherzoglicher Prinzessin von Toscana, geboren 21. April 1825, gestorben 26. April 1864; des Königreichs Bayern Verweser seit 10. Juni 1886. Aus dem Rahmen dieser kargen Zahlen aber steigt ein Gemälde, figurenreich und voll der Fülle der Gesichte.

„Geboren zu Würzburg." Die Namen des Prinzen rufen das Gedächtnis wach an Luitpold den Schyren, der stark und tapfer als ragender Recke im Erinnern deutscher Vorzeit steht, wecken das Gedenken an den Prinzen Karl, den Vielgeliebten, den Helden von Arcis-sur-Aube und Fère-la-Champenoise, wecken die Erinnerung an den großen Vater, in dessen Feuerseele deutscher Geist und hellenische Kultur jene Leuchtkraft und Strahlensonne entzündeten, die für die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts von weitwirkender Bedeutung wurden. Das Frankenland war erst kurz der Krone Bayern zugefallen. Das Wort des Münchner Bürgers, des alten Pschorr, das beim Einzug Maximilians I. zu München erfreute: „Grüß Gott, Maxl, weil nur du da bist", fand sein Echo auch in Frankenherzen. Es ist ein Zeugnis großer Staatsklugheit Maximilians I., die Assimilierung der neuen Landesteile durch Knüpfung der Bande der Sympathie zu fördern. Mit einem Schlag konnte die historische Entwicklung mit dem langsamen Gange der Geschichte, die erst dem rückschauenden Auge als rascher Wechsel erscheint, nicht dazu führen, daß die Franken sich als eingeborene Bayern betrachteten. Ludwig, der Kronprinz, zog ein in die Residenz zu Würzburg. Sein Sohn Luitpold wurde ein eingeborener Franke. Und so sehen ihn in der rebenumkränzten Stadt am Main, im fröhlichen Aschaffenburg, im Spessart und in der Rhön heute noch die Franken als Franken.

„Vermählt zu Florenz 15. April 1844." Frühlingstage zu Florenz! Liebesglück und Jugend, strahlende, sonnige Jugend! Als das neuvermählte Paar in München einzog, brachte die Bürgerschaft ihm bei einer Serenade den Willkommgruß. Die Musik spielte den Fackeltanz von Meyerbeer. Millionen Bayernherzen schlugen im freudigen Takte mit. Zwanzig Jahre dauerte das Glück des Ehepaares, am 26. April 1864 zerriß der Tod die Harmonie dieses Familienlebens, die Kinder waren mutterlos, der Gatte verwitwet. Er blieb es. Das mußte nicht so sein — aber daß es so ist: das feine Gefühl des Volkes schaut in tieferer Verehrung zu dem Manne auf, in dessen Herzen nur ein Name unauslöschlich geschrieben steht.

„Des Königreichs Bayern Verweser seit 10. Juni 1886." In Jahren, da andere sich anschicken, auszuruhen von der Lebenslast, ruft die Pflicht den Prinzen zur Leitung des Staates. In Geschäften der Politik war er wenig geschult. Der Soldat war wohl an der Wiege des Deutschen Reiches gestanden, hatte als Vertreter des Königs im alten Schlosse zu Versailles Bayerns freudige Zustimmung zur Gründung des neuen großen deutschen Vaterlandes verkörpert, aber die Bürde, den vielgestaltigen Gang der Staatsmaschine zu lenken und zu regeln, mußte schwer auf seinen Schultern ruhen. In Ludwig II. war seinem Volke viel gestorben. Die Schicksale der Könige sind Prüfungen für die Völker. Bayern hat sie redlich, hat sie in Ehren bestanden. Es hat das Zeugnis verdient, das ihm des Regenten Vater, König Ludwig I., gegeben:

Schon die ält'sten Zeiten, die euch kannten,
Bliebt ihr immerdar bei eurer Pflicht:
Bayern, zu verderben seid ihr nicht!

1911

Das Volk übertrug seinen ganzen reichen Schatz an hingebungsvoller Liebe auf den neuen Träger der Staatsgewalt. Schmückt auch keine Krone sein Haupt: Die Ehrenkrone, womit dankbare Treue ihn ziert, ist kein geringerer Schmuck. Der Acker unserer Arbeit steht in Erntetracht. Das nationale Leben vollzieht sich in der Zeiten wechselvollem Spiel in harmonischem Gleichklang. Handel und Wandel blühen, das Bild des guten Fürsten, wie ihn das Gemälde vom idealen Staate malt, tritt lebendig vor uns in wachen Tag.

Und so viel Züge reiner hoher Menschlichkeit machen uns diesen Fürsten liebenswert! Die Zeiten sind gewesen, da die Könige, gleich dem weisen Harun al-Raschid, unerkannt durchs Land zogen, Wohltaten spendend, und dem freudig staunenden Auge des Untertanen Menschenliebe gepaart mit königlicher Würde offenbarten. Im Gewande des Volkes, die Spielhahnfeder und den Gemsbart am Hut, tritt der Regent zu seinem Volke. Das Auge, das geübt ist, am Grat das flüchtige Tier zu erspähen und dem Flug des Vogels zu folgen, hat scharf schauen gelernt. Es sieht auch, wo Elend und Dürftigkeit wohnen. Da zuckt ein Strahl der Liebe auf, die milde Hand spendet Gaben. Dankbare Kinderherzen segnen den Spender, freudevolle Eltern verehren ihn in gedoppelter Hingabe. Geht ins Gebirge, in die Jagdbezirke des Regenten, wie sie da von ihm reden! Der Soldat fühlt für seine Kameraden. Er weiß, daß manchem, der einst jung fürs Vaterland gefochten, das Alter herbe Bitterkeit ist. Da lindert er in reicher Gabe die Sorge. Die Veteranen danken's ihm. Der schlichte Sinn, der nutzlosem Pomp und Prunk abhold ist, läßt ihn äußere rauschende Feier ausschlagen, und der neunzigste Geburtstag wird die von Reich und Arm gern gereichte Spende zu Wohltun und Wohlfahrt münzen.

Luitpold müßte nicht Ludwigs Sohn sein, wollte er des Erbes vergessen, das der Vater ihm hinterließ, das als Familienschatz der Wittelsbacher seit Jahrhunderten gilt: der Kunst. Seit Jahrhunderten füllten schon Bayerns Kurfürsten ihre Kunstkammern mit preislichen Werken zur Bewunderung der ganzen Welt. Monumentale Bauten zeugen von ihrem hohen Sinn. Und der Vater, der aus München eine Stadt machen wollte, daß keiner sagen kann, er habe Teutschland gesehen, wenn er nicht München gesehen, hat im Sohne einen würdigen Nachfolger gefunden, der in diesen Tagen erst durch eine hochedle Stiftung den Lebensabend dürftiger Künstler erhellte. Auf keinem Gebiete stoßen sich so hart im Raume die Sachen, wie hier. Eine wohltuende Objektivität gegenüber den verschiedenen Strömungen in dem weiten Reiche der hehren Kunst weckt dankbare Zustimmung. Und wenn manchmal Klagerufe laut werden, daß Monopolisierung einer bestimmten künstlerischen Gruppe das freie Spiel der Kräfte hemme, daß auch die Erziehungsaufgabe der Nationalbühne nicht so erfaßt und gelöst werde, wie es im tiefsten Verstande geschehen müßte: dem die Tiefen der Dinge ergründenden Beschauer will scheinen, daß Imponderabilien auch hier lasten, die zu beheben nicht immer in die Macht des Staatsoberhauptes gegeben ist.

Noch wäre davon zu sprechen, was alles im Laufe eines Jahrhunderts an diesem Neunzigjährigen vorübergegangen ist. Aber sollen trübe Zeiten in festlicher Stunde wiedererstehen? Soll erinnert werden an die Belastungsproben, denen Vaterlandsliebe und monarchischer Sinn ausgesetzt waren? Sie sind überstanden, sie sind bestanden, das sei genug. Schwere politische Kämpfe mußten und müssen gefochten werden. Wenn auch die Staatsmänner schwiegen zu patriotischen Taten, welche strebten, dem Vaterlande die Quellen geordneten Finanzwesens und damit das Ansehen im Rate der Völker wiederzugeben, wenn sie auch stumm maßloser Bekrittelung und ungerechter Verurteilung zusahen, die Geschichte wird ihr Urteil mit unerbittlicher Wahrheit sprechen. An solchem Tage kann von solcher Sorge nicht viel die Rede sein; das bewegte Gefühl sondert alle Schlacken, welche die Zeit häuft und das wirre Geschehen werdender Welten auswirft, ab. Vor der Seele steht verehrungswürdig im Schmucke patriarchalischen Alters der Greis, dem eines ganzen Volkes Liebe, eines ganzen Volkes Treue gehört.

Sein Bild tragen am Jubeltage Tausende und Abertausende von Grüßen in Karten und Briefen durchs Land. Die Münze, die den Lohn der Arbeit bringt, zeigt sein Bild. Lichtumflossen, verschönt durch das warme Gefühl des Patrioten, steht es in der Seele seiner Untertanen. Wohl spielen sie wieder, wie am Einzugsabend und in langen Jahren am Geburtstagsvorabend, den „Fackeltanz" von Meyerbeer. Millionen Bayernherzen schlagen in freudigem Takte mit. Wenn die Bergfeuer lohen nnd die Glocken klingen, eint sich eine ganze Nation in dem Segenswunsche:

Heil Luitpold dem Edlen!
Gott segne ihn und sein Geschlecht!

„Luitpold der Gute".

In Deiner Alpen stiller Einsamkeit,
In Deiner Wälder träumerischer Wildnis,
Da ragen Berge, königlich, verschneit,
Der Ehrfurcht und der Güte mildes Bildnis,
Gleich Wächtern ragen schirmend sie empor
Um Dorf und Tal und Trift an ihrem Schoße.
Um ihre greisen Häupter schlingt den Flor
Im Sommer Edelweiß und Alpenrose.

Das sind die Berge, die Dein Sehnen sucht,
Das sind die Lieblingsblüten Dir aus allen,
Nicht stolzer Säle goldbeladne Flucht,
Nicht Wortgeprunk und eitler Rede Schallen.
Ein Fürst, des Volkes, dem Du angestammt —
Ein Aug', das offen allem Lichten, Klaren,
Und eine Seele, die in Feuern flammt
Für's Reich der Schönheit und des hohen, Wahren.

Und so trägt unser jeder in sich hin
Dein mildes Bild im Schmuck der Alpenblüten,
Du unsres Reiches greiser Paladin,
Du Fürst, der Heerwacht hält in Deutschlands Süden.
Nur Lieb' ist's, die von Donau und von Rhein
Dir heute naht; nur Treue, hochgemute.
Und der Geschichte Buch schreibt einstens ein
Als Ehrenname Dein: „Luitpold der Gute".

Dr. Lorenz Krapp.

Prälat Dr. von Daller †.

Von Jos. Geiger, Oberstlandesgerichtsrat a. D., Landtagsabgeordneter.

Das Leben eines bedeutenden Mannes hat in diesen Tagen seinen Abschluß gefunden. Der am 3. März d. J. erfolgte Tod des Prälaten Dr. von Daller war kein überraschender; der Verfall seiner körperlichen Kräfte vollzog sich seit mehr als einem Jahre langsam, aber stetig, und die besorgten Freunde konnten nur von der Willenskraft überrascht sein, mit welcher er den Einfluß seiner körperlichen Schwäche auf seine geistige Tätigkeit abzuwehren bestrebt war.

Wem es vergönnt war, den Verstorbenen auf seinem Lebensgange zu begleiten, oder ihm sonst näher zu stehen, ja alle, welche ihn kennen gelernt haben, mußten in ihm die Vereinigung jener Eigenschaften des Geistes und Herzens bewundern, welche ihn gleichzeitig aus der Schar seiner Zeitgenossen hervor- und zu ausgezeichneter Stellung im öffentlichen Leben des Staates und der Kirche emporgehoben und gleichzeitig seine Beziehungen zu dem Volke, zu dessen Fühlen und Denken immer inniger gestaltet haben.

Diese Beziehungen, die Liebe und das Vertrauen des Verlebten zu dem Volke, aus dem er hervorgegangen, waren es aber, welche ihn zum politischen Führer eines großen Teiles der katholischen Bevölkerung Bayerns erhoben und zu einer dem Wohle des Landes gewidmeten nahezu vierzigjährigen Tätigkeit in der Kammer der Abgeordneten geführt haben.

Was Dr. v. Daller als Volksvertreter seit den Jahren der gereiften Jugend bis über die Schwelle des Greisenalters geleistet hat, ist nur zum Teile in den Bibliotheken des Landtages niedergelegt; vieles gehört der Erinnerung der Fraktionsgenossen an, mit denen er sich beriet und deren Beratungen er viele Jahre als Vorsitzender geleitet hat.

Es waren schwierige, dem Vaterland verhängnisvoll gewordene Zeiten gekommen, in welchen es für Dr. Daller und seine Parteifreunde in der Volksvertretung galt, den Kampf zu bestehen, nicht nur gegen die zahlreichen, immer kühner auftretenden Gegner, sondern auch gegen eine denselben zugeneigte Regierung. Hier stand Dr. v. Daller in der vorderen Reihe jener Männer, welche zielbewußt und in sich geschlossen in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts den schon früher aufgenommenen Kampf durchzuführen mit Erfolg unternommen haben. Hier stand Dr. von Daller und verfocht getreu seinem Spruche: „Furcht ist der schlechteste Ratgeber" die Rechte der Kirche wie der Krone, die Rechte des Volkes wie des Parlamentes, sowie die Interessen des Landes besonders da, wo sie am meisten geschädigt oder bedroht erschienen.

Die Reinheit seiner Gesinnung, die Ehrlichkeit seiner Kampfesweise sicherten dem Verlebten auch die Achtung seiner politischen Gegner.

Die Gefühle der Verehrung und des Dankes, welche wir in diesem kurzen Nachrufe zum Ausdruck bringen wollen, sind nicht nur durch die Anerkennung der großen Verdienste hervorgerufen, welche der Verlebte als Politiker, als Volksmann und als Volksvertreter sich erworben hat — sie wurzeln auch in der Anerkennung dessen, was Dr. v. Daller als Lehrer und Ratgeber des unter seiner Leitung stehenden klerikalen Nachwuchses, was er als Wohltäter allen denen gewesen ist, die sich als Hilfsbedürftige an ihn gewandt haben, was er den Freunden an Freundschaft und Liebe opferwillig, ja sich selbst vergessend, gereicht hat.

Das Verhältnis zu denen, die ihm persönlich näher standen, wie auch zu denen, mit welchen er sich zu gemeinsamer politischer Arbeit vereinigt hatte, gestaltete sich mit seinen zunehmenden Jahren immer inniger, immer väterlicher von seiner Seite, immer kindlicher von seiten derer, die sich um ihn zu scharen pflegten: er wird auch als Vater betrauert werden.

Und so wird Dr. v. Daller fortleben nicht nur in unserer Erinnerung, sondern auch in unseren Herzen; in einem langen von Gott gesegneten Leben ist er nicht allein eine Zierde der geistlichen Stadt auf dem Domberge in Freising geworden, er wurde auch zum Vorbild der Treue und Vaterlandsliebe für das ganze bayerische Volk.

Die neuen bayerischen Marken und Jubiläumsmünzen.

Von L. G. Oberlaender.

Die Absicht der bayerischen Staatsregierung, zum neunzigsten Geburtstag des Prinzregenten Münzen und Postwertzeichen mit dem Bildnisse des allverehrten Herrschers auszugeben, hat in Bayern und darüber hinaus in ganz Deutschland herzlichsten Beifall gefunden. Die Güte der Ausführung ist nicht hinter dem glücklichen Gedanken zurückgeblieben, und die von Meisterhand entworfenen Porträts repräsentieren den hohen Stand unserer von dem kunstsinnigen Wittelsbacher beschirmten Münchener Kunst auf das würdigste.

Die Denkmünzen tragen auf der Vorderseite das von Adolf von Hildebrand geschaffene Relief, welches bereits die Regentenmedaille (wohl die künstlerisch wertvollste aller modernen Ordensdekorationen) ziert. Die Silberstücke, die im Werte von zwei, drei und fünf Mark zur Ausgabe gelangten, sind etwas flacher gehalten, um im Geldverkehr nicht abgeschliffen zu werden. Dem kgl. Münzmedailleur Börsch ist diese Umformung mit großer künstlerischer Feinfühligkeit gelungen. Das Haupt tritt plastisch hervor und wahrt alle Feinheit der Linie des Hildebrandschen Originals. Die Umschrift der Münzen lautet: „Luitpold, Prinz-Regent v. Bayern. 1821 — 12. März — 1911. Die Rückseite trägt, wie bei allen unseren Geldstücken, das Wappen des Deutschen Reiches. Die Prägung von Geld, das nicht das Bildnis des Landesherrn trägt, bedarf der Zustimmung des Bundesrates, der mit Freuden in diese Ehrung des greisen Verwesers der Krone Bayerns einwilligte. 2½ Millionen beträgt der Gesamtwert der neuen Stücke, er ist der höchste, der bisher in Deutschland in Gedenkmünzen geprägt wurde. Dennoch deckte er nicht alle Wünsche, die 100 000 Stück zu ℳ 5.— und die je 400 000 zu ℳ 3.— und ℳ 2.— waren in allerkürzester Zeit an den öffentlichen Kassen vergriffen. Die Behörden haben zwar Fürsorge getroffen, daß alle Beamtenkategorien berücksichtigt wurden, aber für Privatleute war es nicht ganz leicht, bei dem großen Andrange wenigstens das eine oder das andere Stück zu erhalten. Haben doch naturgemäß auch viele Sammler des Auslandes sich um diese künstlerisch wertvollen Münzen lebhaft bemüht. Um noch weiteren Kreisen gerecht zu werden, wurde nachträglich die Ausprägung von weiteren 1½ Millionen Mark beschlossen (60 000 Stück zu ℳ 5 und je 240 000 Stück zu je ℳ 3 und ℳ 2), die voraussichtlich im nächsten Monat zur Ausgabe gelangen.

Die Zahl der neuen Briefmarken ist eine unbeschränkte; es sind keine Jubiläumsmarken im eigentlichen Sinne; sie treten fortan dauernd an Stelle der alten Wertzeichen, welche von der Post nicht mehr verkauft werden. Aber für den Augenblick haben sie die Bedeutung wirklicher Jubiläumsmarken und werden auch stets eine Erinnerung an das 90. Geburtsjahr des Regenten Luitpold bleiben. Bayern war der erste deutsche Staat, der Frankomarken (1849) einführte. Preußen folgte erst im nächsten Jahre nach. Nur einmal, 1867, trat eine wesentliche Aenderung des Markenbildes ein. Die einfache Wappenzeichnung, welche die bayerischen Marken bis heute trugen, hat dem gesteigerten ästhetischen Sinne unserer Zeit schon lange nicht mehr völlig entsprochen. Es wurde vor drei Jahren eine Preiskonkurrenz ausgeschrieben, deren Ergebnisse nicht zu einem Ziele führten, da die fesselndsten der eingesandten Entwürfe nicht den postalischen Bedingungen entsprachen. Als das Verkehrsministerium nun den Plan faßte, zum 90. Geburtstag des Regenten neue Marken auszugeben, wurden verschiedene unserer namhaftesten Künstler um Entwürfe gebeten, von denen diejenigen Fritz August von Kaulbachs am meisten entsprachen. Die Briefmarken zu Pfennigwerten zeigen das Brustbild des Regenten in Uniform, diejenigen von einer Mark an stellen den hohen Herrn im Jägerrock und federgeschmücktem Hut dar. Ganz besonders die letzteren Marken weichen völlig ab von jener repräsentativen Feierlichkeit, die man bei offiziellen Fürstenbildnissen zumeist vorfindet, aber auch die andere Marke ist von größter Lebensähnlichkeit und Schönheit der

Zeichnung. Die Herstellung der neuen Marken erfolgt im Gegensatz zu dem früheren Prägedruck in Steindruck auf leichtgetöntem Wasserzeichenpapier. Die 3-Pfennigmarken sind dunkelbraun auf graubraun, die zu 5-Pfennig dunkelgrün auf grün; 10-Pfennig krapprot auf chamois; 20-Pfennig dunkelblau auf bläulich, 25-Pfennig violettschwarz auf chamois. Um einige Millimeter größer sind die folgenden 30-Pfennig orange auf chamois, 40-Pfennig dunkeloliv auf chamois; 50-Pfennig braunkarmin auf graubraun; 80-Pfennig dunkellila auf graubraun. Die Wertzeichen von einer Mark an sind 39,5 Millimeter breit und 33,5 Millimeter hoch. Die Farbentönung ist bei Mark 1.— dunkelbraun auf graubraun; Mark 2.— dunkelgrün auf grün; Mark 3.— krapprot auf chamois; Mark 5.— dunkelblau auf chamois; Mark 10.— dunkelchrom auf hellchrom; Mark 20.— schwarzbraun auf Elfenbein. Marken zu zehn und zwanzig Mark sind bei den früheren Briefmarkenemissionen nicht hergestellt worden. Auf Postkarten, Postanweisungen und Kartenbriefen kommen naturgemäß die nämlichen Markenbilder zur Anwendung.

Das Verkehrsministerium hatte geplant, außer diesen neuen Wertzeichen noch besondere Jubiläumsmarken mit Gültigkeit auf begrenzte Zeitdauer auszugeben. Die Herstellung der Briefmarken hat jedoch, da es sich um Millionenbedarf handelt, größere technische Schwierigkeiten gemacht, deren Ueberwindung zeitraubender war, als man anfangs gedacht hatte. Man nahm deshalb von der Ausführung des Planes Abstand, um nicht mit Postzeichen vor die Oeffentlichkeit zu treten, die nicht den strengsten ästhetischen und technischen Anforderungen genügt hätten. Wie man aber hört, wird erwogen, zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum des Regenten diese Jubiläumsmarken doch noch zur Ausgabe zu bringen. Sicherlich würde dies in allen Kreisen des bayerischen Volkes lebhaft begrüßt werden.

Offizielle Jubiläumspostkarten sind zum 90. Geburtstage von Professor Julius Diez entworfen worden. Leider wurden diese, um die Ansichtskartenindustrie nicht zu schädigen, nur in sehr beschränkter Anzahl hergestellt. Wenn auch anerkannt werden muß, daß zu dem Festtage auch von privater Seite viele Karten erschienen, die künstlerischen Wert besitzen, so wird doch mancher die offizielle Postkarte nicht entbehren wollen. Diese wurde in zwei Ausgaben hergestellt. Die Vorderseite in Gründruck ist bei beiden gleich. Die eingeprägte Marke zeigt einen von einer Krone überdachten blühenden Baum in Stilisierung. Die Rückseite ist in Mehrfarbendruck hergestellt. Sie bietet allegorische Huldigungsszenen. Auf einem rosengeschmückten, einhornbespannten Wagen trägt ein Engel das Reliefbild des Regenten. Um letzteres winden auf der zweiten Karte zwei Mädchen in Tracht eine Rosengirlande. Diese letztere erscheint als diejenige, die mit bodenständiger alter Volkskunst am engsten verwachsen ist; beide zeigen die markante künstlerische Handschrift des trefflichen Malers.

Münzen und Marken standen früher in einem fernen Verhältnis zur Kunst. Man hat lange die unerreichten Geldstücke alter Zeiten bewundert und den Entwurf derjenigen, die uns täglich vor die Augen kommen, tüchtigen Kunsthandwerkern überlassen. Unsere Zeit hat wieder auch den kleinen Gegenständen des Alltags künstlerisches Interesse zugewendet und es ist in der Tat nicht gleichgültig für die ästhetische Erziehung des Volkes, von welcher Art Münzen und Marken, deren Bilder sich dem Gedächtnis aller einprägen. Und so entspricht die Schaffung dieser Werke der Kleinkunst sicherlich den Intentionen unseres Prinzregenten, welcher, auf glorreichen Traditionen weiterbauend, der Ausbreitung künstlerischer Kultur stets ein weitblickender Förderer gewesen ist.

Frühlingssturm.

Wie ein grosser Vogel kommt der Sturm,
Heulend sausen seine starken Schwingen,
Fenster klirren, und an Tor und Turm
Greifen seine Fänge, sie zu zwingen.

Bäume biegt wie Gerten seine Wucht,
Fegt mit ihren Kronen fast die Erde,
Und am Himmel jagt in jähe Flucht
Er der Wolken scheue Lämmerherde.

Nur die Sonne schaut in stiller Majestät
Auf den wilden Sturmesvogel nieder —
Und sein Donnersang wird zum Gebet,
Brausend durch den Chor der Frühlingslieder.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Liberale Neigungen der Berliner Regierung.

Viel Aufsehen erregte es neulich, als der preußische Handelsminister Sydow mehr Sympathie für den Hansabund als für die preußischen Konservativen bekundete. Es handelte sich um die Frage, ob die Handelskammern, die doch öffentlich-rechtliche Korporationen sind, diesem Bunde, der die kräftigste politische Agitation und Wahlmache betreibt, sich ungehindert anschließen dürfen. Wenn man den Handwerkskammern und -innungen den Anschluß an den Bund der Landwirte versagt, so muß auch den Handelskammern der korporative Eintritt in den Hansabund verwehrt sein. Praktisch hat es freilich wenig zu bedeuten, ob die Kammern als solche oder die einzelnen Mitglieder sich anschließen. Wenn die Regierung in ihrer Apaisementspolitik (wie man nach französischem Vorbild sagen könnte) die Dinge laufen lassen wollte, so konnte der Minister sich mit Ausreden behelfen, ohne ein so großes Wohlwollen gegenüber dem Hansabund zur Schau zu tragen. Ihm die „wirtschaftspolitische" Unschuld zu attestieren und das bekannte skandalöse Flugblatt als eine bereits gesühnte Entgleisung zu beschönigen, war wirklich nicht notwendig. Daß es geschah, verriet die liberalen Neigungen des Handelsministers. Es ging sofort das Gerücht, daß der Handelsminister als Oberpräsident von Westfalen kalt gestellt oder doch als Reichspoststaatssekretär auf einen unpolitischen Posten verschoben werden solle; aber davon ist noch nichts eingetroffen. Herr v. Bethmann-Hollweg scheint es nicht so eilig zu haben, den Zipfel der liberalen Fahne wieder einzuziehen. Er denkt anscheinend, die Konservativen und das Zentrum müßten ja doch bei ihm aushalten, und es gelte, die Liberalen möglichst zu gewinnen.

Dieser Taktik ist offenbar der Entwurf des sog. Feuerbestattungsgesetzes angepaßt, mit dem soeben noch die preußische Landtagssession belastet worden ist. Danach soll nun auch Preußen mit der fakultativen Leichenverbrennung beglückt werden. In der Begründung der Vorlage setzt sich das sonst so bedächtige Staatsministerium mit einer überraschenden Leichtigkeit über die schwierigen Bedenken hinweg. Weil es ein direktes göttliches Verbot der Leichenverbrennung nicht gebe, glaubt man die religiösen Bedenken als minderwertig behandeln zu können, und die kriminalistischen Bedenken, die früher so ernst gewertet wurden, denkt man durch ein amtsärztliches Attest und eine polizeiliche Bescheinigung ausräumen zu können. Das Ergebnis dieser „Erwägungen" ist, daß man die altehrwürdige christlich-deutsche einheitliche Begräbnissitte preisgibt zu Ehren einer kleinen, aber anspruchsvollen Minderheit von „Aufgeklärten", die durchaus ihre Leichname anders behandeln will, als es die christliche Welt tut. In diesem hastigen Vorgehen der preußischen Regierung liegt offenbar eine Mißachtung des christlichen Volkes beider Konfessionen und eine Verbeugung vor dem Rationalismus und dem ausgesprochenen Antichristentum. Die Erklärung wollen manche finden in der posthumen Nachwirkung der Blockära; Fürst Bülow hat damals dem hilfsbereiten Liberalismus u. a. die Freiheit der Leichenverbrennung versprochen. Obschon Herr v. Bethmann die Erbschaft cum beneficio inventarii angetreten hat, scheint er doch aus lauter Sammlungseifer dem Liberalismus dieses Zugeständnis machen zu wollen. Frhr. v. Zedlitz-Neukirch, der Sachverständige im politischen Ränkespiel, behauptet in der „Post", daß der Zweck der Vorlage der sei, die Unabhängigkeit der Regierung vom schwarzblauen Block zu bekunden. Der Schlag trifft aber mehr als gewisse politische Parteien, nämlich das religiöse Volksgefühl und die christliche Sitte. Die katholischen Abgeordneten werden in der Abwehr fest sein. Hoffentlich auch die konservativen Evangelischen. Daß die Sache in diesem Landtage noch durchgehe, ist nicht wahrscheinlich. Es bleibt also nur eine neue Probe der liberalen Mischung in der Regierung.

Solche Charakterzüge nötigen uns zur größten Vorsicht, auch gegenüber dem Kultusministerium. Letzteres hat neulich auf eine nationalliberale Anregung hin sich zu der aktuellen Frage des „Modernisteneides" ausgesprochen. Im großen und ganzen gemäß den Januarreden des Kultusministers. Aus dem Silvesterbrief des Papstes an den Kardinal Fischer hatte man neue Zweifel geschöpft; aber die diplomatische Aussprache in Rom sowie das Schreiben des Kardinalstaatssekretärs an den Kardinal Kopp stellten klar, daß die Eidespflicht nicht auf die Theologieprofessoren ausgedehnt sei, soweit sie nicht etwa ein

priesterliches Amt versehen. Der Kultusminister gab dabei leider die Erklärung ab, daß er für die Stellung der theologischen Fakultäten an den Hochschulen eine Beeinträchtigung befürchte. Das war eine Verbeugung gegen den Liberalismus und den Evangelischen Bund, die mindestens für überflüssig erachtet werden muß. Doch erklärte der Minister wenigstens auch noch, daß er vorläufig die theologischen Fakultäten aufrechterhalten wolle. Das ist offenbar auch noch mehr im staatlichen als im kirchlichen Interesse gelegen. In Betreff der geistlichen Oberlehrer blieb der Minister bei seiner Zusicherung des Schutzes für die Eidesverweigerer. In der Praxis wird hoffentlich dieser Schutz keine erhebliche Rolle spielen. Gefährlicher ist die von den nationalliberalen Abgeordneten unterstützte Preßtreiberei gegen die Anstellung von geistlichen Oberlehrern überhaupt. Ja, einige Hetzblätter wollen die Katholiken aus den höheren Schulen gänzlich verdrängen, indem sie behaupten, kein evangelischer Schüler dürfe dem Unterricht eines glaubenstreuen Katholiken in den sog. ethischen Fächern (Geschichte und Deutsch) ausgesetzt werden, um so weniger, als die katholischen Kandidaten des höheren Schulamts durch den Albertus-Magnus-Verein großenteils „dem Ultramontanismus verpflichtet" seien. Ein bösartiger Vorstoß gegen die Parität! Bei dem liberalen Einschlag in der gegenwärtigen Regierung müssen wir sorgsam darauf achten, daß nicht die Schulverwaltung derartige Tendenzen, die auf die Entrechtung des katholischen Volksteiles und die Protestantisierung der Schulen abzielt, irgendwie fördert.

Es drängt sich die Frage auf: Wenn jetzt schon so viel Sympathie für den Liberalismus zutage tritt, was soll dann erst werden nach den Wahlen, falls diese einen Rückgang der christlich und konservativ gesinnten Parteien ergeben? Alle Mann, alle Hände und alle Köpfe müssen für die Wahlarbeit rechtzeitig mobilisiert werden!

Das neue französische Ministerium.

Der Senator Monis gibt ihm den Namen; der alte Großmeister und Kulturkämpfer Combes gibt ihm den Segen; Herr Delcassé redivivus gibt ihm die Signatur.

Die Ministersuche war nicht so einfach. Das Kammervotum gab keine gebundene Marschroute, da das frühere Ministerium nicht durch einen oppositionellen Mehrheitsbeschluß förmlich gestürzt war, sondern wegen zu schwacher Mehrheit sich vorsichtshalber zurückgezogen hatte. Der mit der Kabinettsbildung beauftragte Monis suchte aber die neuen Minister bei den Minderheitsgruppen, die gegen Briand gestimmt hatten, und um Ersatz für die zurückgestoßenen „Gemäßigten" zu finden, zog er die bisher oppositionelle Sozialdemokratie unter der Führung Jaurès zu seiner Unterstützung heran. So ist denn aus der „Nuance nach links", die zuerst in Aussicht gestellt war, eine wesentliche Umgestaltung der Parteikonstellation geworden. Briand hatte das Ergebnis der letzten Kammerwahlen dahin ausgenützt, daß er sich von der äußersten Linken, den waschechten Sozialisten, unabhängig machte. Nunmehr aber bildet diese zielbewußte Gruppe wieder das Zünglein an der Wage. Das ist für den neuen Kurs von wesentlicher Bedeutung, namentlich in bezug auf die soziale Beruhigungspolitik, die Briand eingeleitet hatte. Im übrigen tritt das Bündnis der Freimaurerei mit der Umsturzpartei recht handgreiflich hervor: ein Seitenstück zu der Großblockbewegung in Deutschland. Durch den scharf hervorgekehrten Antiklerikalismus seines Programms erzielte Monis in der Kammer bereits ein Vertrauensvotum von 309 gegen 114 Stimmen.

Unter den ehrgeizigen Ränkeschmieden, die erst gegen das Ministerium Clemenceau und dann gegen die beiden Briandschen Kabinette einen zähen Krieg führten, ragte der 1905 gestürzte Delcassé so hervor, daß seine Wiederberufung jetzt ziemlich selbstverständlich erschien. Aber Monis wagte es doch nicht, Herrn Delcassé sogleich wieder an die Spitze des auswärtigen Ministeriums zu berufen. Er ist zunächst Marineminister geworden, und da hat er ja auch eine schwere und lohnende Aufgabe, nämlich die arg versumpfte Flottenmacht Frankreichs endlich wieder auf eine anständige Höhe zu bringen. Es war nur schwer, einen Minister des Auswärtigen zu finden, der neben dem rührigen und geschickten Delcassé die verantwortliche Leitung der hohen Politik übernehmen mochte. Endlich fand sich der Abg. Cruppi bereit.

Daß der 1905 im Interesse des Friedens mit Deutschland geopferte Delcassé wieder ins Ministerium kommt, ist von der Weltpresse ausgiebig erörtert worden. Manche von den alten Feinden Deutschlands glaubten darob triumphieren zu können, und manche Freunde des Friedens wollten darin eine Gefahr erblicken. Für Deutschland ist in diesem Falle das richtige Gefühl wohl das der „Wurstigkeit", das vom alten Bismarck salonfähig gemacht worden ist. Warum sollten wir diese Persönlichkeit mehr fürchten oder scheuen, als die zahlreichen anderen Staatsmänner, die noch im Banne des Revanchegedankens und der Ententenpolitik stehen? Jeder Anschein einer Einmischung in die französische Ministerfabrik wäre sehr verfehlt; auch dann, wenn Herr Delcassé sofort wieder Minister des Auswärtigen geworden wäre. Unsere Offiziösen ignorieren seinen Eintritt in das Marineministerium und halten sich einfach an Herrn Cruppi als den formellen Vertreter der auswärtigen Politik. Dessen Ernennung ist amtlich von dem französischen Botschafter in Berlin unserer Regierung mitgeteilt worden, und letztere hat erwidert: Herr Cruppi könne sich einer freundlichen Gesinnung auf deutscher Seite versichert halten; man hoffe und wünsche, daß die gleichen guten Beziehungen mit Herrn Cruppi erhalten bleiben mögen, wie sie mit Herrn Pichon bestanden. So ist es recht.

Unserseits brauchen wir keinen Einspruch zu erheben, wenn die Franzosen jetzt wieder von dem Versuche abgehen, den Minister des Auswärtigen perennierend zu machen, d. h. trotz der sonstigen Ministerwechsel den bewährten Fachmann am Quai d'Orsay zu belassen. Der häufige Personenwechsel verstärkt nicht die Aktionskraft; auch nicht im Ministerium des Krieges, das, nebenbei bemerkt, jetzt wieder dem Börsenmakler Berteaux, einem alten Gegner Delcassé's, zugefallen ist.

Das Selbstbewußtsein der Franzosen gegenüber Deutschland ist übrigens neuerdings etwas aufgeregt worden durch die Kritik an der Fremdenlegion, die im Reichstage einsetzte und auch vom preußischen Kriegsminister im Sinne einer Warnung an die von den Werbern bedrohte deutsche Jugend unterstützt wurde. Die französische Presse sucht diesen Schandfleck auf der französischen Kultur vergebens zu verteidigen. Die Franzosen können froh sein, wenn Deutschland nicht ernsten Einspruch erhebt gegen diesen organisierten Menschenfang an unserer Grenze.

Die Vetobill in England.

Im Unterhause ist die Vetobill in ihrer früheren Fassung glatt mit 125 Stimmen Mehrheit angenommen worden, mit Hilfe der Irländer und Arbeitervertreter. Daran ist nichts Ueberraschendes; aber auffallend muß es uns kontinentalen Beobachtern erscheinen, daß der Widerstand der konservativen Partei so wenig Kraft und Zielbewußtsein zeigt. Trotz der zeitweiligen numerischen Schwäche im Unterhaus ist die konservative Partei doch eine gewaltige Macht im Lande und besitzt das Oberhaus. Wenn bei uns der Liberalismus einen ähnlichen Vorstoß gegen das preußische Herrenhaus machte, würde es einen Gigantenkampf geben. In England aber scheinen die Lords und deren Freunde einer gewissen Resignation verfallen zu sein. Auch der früher schon eingeleitete Gegenstoß durch eine konservative Reformbill, die dem Oberhaus eine moderne Zusammensetzung geben, dafür aber die Gleichberechtigung ihm erhalten wollte, kommt jetzt nicht recht in Schwung. Es scheint, daß einige Konservative die Vetobill der Regierung für ein kleineres Uebel halten, als die Neugestaltung der Zusammensetzung der Peerskammer. Sie denken vielleicht, das vorläufig entrissene Veto werde sich noch leichter wiedererringen lassen, als die Vormacht der erblichen Mitglieder, wenn dieselbe einmal geopfert sei. Jedes Land hat seine Eigenheiten in der politischen Methode; man muß es nach seiner Fasson selig oder unselig werden lassen. Für uns ist ja die Hauptsache, daß England nicht sobald wieder in die hochpolitische Unternehmungslust zurückfällt, die von König Eduard geleitet und von dem damaligen Minister Delcassé in Frankreich sehr eifrig und schließlich zu eifrig unterstützt wurde.

Das welke Blatt.

Es hängt am Baum ein welkes Blatt,
Gewiegt vom Frühlingswind,
Das noch der Traum umfangen hat,
Als ob sein Lenz beginnt.

Schon fühlt es durch die Adern geh'n
Den Puls vom jungen Laub —
Da seh ich es zur Erde weh'n
Und sterben in dem Staub.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Sturz und Neubildung eines französischen Kabinetts.

Von J. O. von Norden, Paris.

Briand, der Präsident des 49. Ministeriums der dritten Rep[illegible] der gewandte parlamentarische Taktiker und Redner, verlä[illegible] vom Intriguenspiel des Egoismus und vom Logeneinfluß beher[illegible] [illegible]ie Arena des Palais Bourbon freiwillig. Und welch eine Ironi[illegible] [illegible]es Schicksals! Er, der eigentliche Vater und Vollstrecker des Gesetzes der Trennung von Kirche und Staat, fällt sozusagen über einer Kongregationsdebatte. Zwei Jakobinerheißsporne werfen ihm Lauheit als Laisierer vor, obwohl das Gesetz vom Jahre 1904 nicht weniger als 14 000 **Ordensschulen** geschlossen hat. Das schwarze Schreckgespenst wird mit Erfolg an die Wand gemalt. Jesuiten, Franziskaner, Dominikaner, Eudisten, Redemptoristen und Kapuziner seien aufgelöst, aber beständen in anderer Form in gleicher Stärke weiter. 325 Kongregationen suchten vor dem Parlament um Autorisation nach, und 2000 zu Unrecht bestehende Etablissements würden von den Präfekten gemeldet. „Warum", rief der Jakobiner Malvy aus, „haben Sie vom Gesetzesrecht keinen Gebrauch gemacht?" Diese wenigen Sätze genügten, die Republikanermajorität auf 16 Stimmen zugunsten der Vertrauenstagesordnung herabzumindern. Die Mehrheit war demnach sehr mager beschnitten, allein sie hätte konstitutionell immer noch ausgereicht, um die Leitung der Regierungsbarke weiter zu ermöglichen. Freilich standen noch sehr gefährliche Klippen in Sicht, Klippen, die vom äußersten linken Flügel der herrschenden radikalen Partei, vereint mit den geeinten Sozialisten unter Führung des Exministerpräsidenten Combes und des Sozialistenchefs Jaurès, künstlich und systematisch geschaffen wurden und sicheren Untergang in naher Zeit verhießen. Man mag von Briand und seiner Politik denken, wie man will. Aber dieses Gebelfer der Portefeuillejäger im Halbmondsaal an der Seine trägt nicht sonderlich zur Hebung des parlamentarischen Regimes bei. So hat sich also das Briandsche Kabinett der Methode seiner Vorgänger, der Ministerien Méline, Waldeck-Rousseau, Combes und Sarrien angeschlossen und ist in corpore gewollt vom Regierungsschauplatz abgetreten. Die Gründe sind in dem schon bekannt gewordenen Demissionsschreiben an den Staatschef eingehend dargelegt worden. Dazwischen schiebt sich allerdings noch ein anderes Motiv von taktischer Bedeutung, das dem Kenner der hiesigen, politischen Kulissenverhältnisse nicht entgeht. **Wenn Briand als Sieger seine Entlassung einreicht, so steigert er eben ganz einfach die Aussichten, in absehbarer Zeit wieder auf den verlassenen Posten berufen zu werden.**

Die revolutionären Sozialisten, die mit 91 Radikalsozialisten, einigen Radikalen und Mitgliedern der Rechten gegen das Kabinett stimmten, und deren erbittertster Gegner Briand nach dem mißlungenen Eisenbahnstreik geworden war, schwelgen natürlich im höchsten Jubel. Auch die antiministeriellen Radikalen freuen sich ob des Momenterfolges. Die Deputierten der republikanischen Majorität, darunter die Großzahl der Radikalen, schauen unruhigen Blickes in die Zukunft. Für sie handelt es sich **nicht um eine gewöhnliche Ministerkrisis.** Die gesamte politische Lage, die von der intriganten Tumultgruppe Combistischen Angedenkens noch verschärft wurde, ist nichts weniger als rosig, und man fragte sich besorgt, wer der geeignete Mann sei, auf dem Plan zu erscheinen.

Der „**Radikal**", das Organ des radikalen und radikalsozialistischen Exekutivkomitees, hat sich entschieden einen Platz unter den Witzblättern gesichert, als es Herrn Combes als den geeigneten Ministerpräsidenten in spe erklärte. Auch die „**Lanterne**", das führende Blatt der Radikalsozialisten, machte sich lächerlich, als sie die Kandidatur des bekannten Wechselagenten Berteaux befürwortete. Das waren natürlich ballons d'essai. Das Land sehnte sich weder nach dem engherzigen Jakobiner Combes zurück, noch möchte es seine Geschicke dem revolutionären Millionär von der Börse anvertrauen. Die konstitutionelle Logik verlangte, daß der Staatspräsident an ein Kabinett appelliert hätte, das das Ministerium Briand unter einem anderen Namen fortsetzte. Auch **Delcassé**, der von verschiedenen hiesigen Blättern als vermutlicher Kabinettchef genannt wurde, war selbstverständlich ein Ding der Unmöglichkeit. In politischen Kreisen erinnert man sich hier noch zu gut des deutschen Diplomatiesieges über Delcassé anläßlich des ersten Marokkozwischenfalls und wünschte keine Provokation [illegible]en d[illegible] [illegible] Nachbar. Trotzdem also Delcassé [illegible] e[illegible]igen [illegible] [illegible]ttendebatte einen glänzenden persön[illegible]en Erfolg [illegible] [illegible]ungen hat, dachte an maßgeben[illegible] Stelle niemand [illegible], ihm das präsidiale Ministerportefeuille zu übertr[illegible]en oder ih[illegible] wieder an den Quai d'Orsay [illegible] Leitung des Auswärtigen Amtes, das Pichon verlassen hatte, [illegible]zuberufen.

Das 50. Ministerium der Republik, das die „Liberté" [illegible]n „ministère du coup de force" nennt, hat sich schon innerhalb [illegible]wei Tagen konstituiert. Die Presse ist ihm, die s[illegible]zialistische und radikalsozialistische ausgenommen, natürlich ni[illegible] [illegible]ünstig. Die „Republique Française" heißt das Kabinett ein[illegible] [illegible]ohn auf das Parlament, auf die öffentliche Meinung, auf den gesunden Menschenverstand und auf die Notwendigkeiten des Tages. Die „Libre Parole" drückt sich, wie die übrigen Oppositionsblätter, in ähnlicher scharfer Sprache aus und sagt: „Das ist kein Ministerium, sondern jeu de massacre." Der „Soleil" schreibt: „Die neuen Minister haben einen gemeinsamen Zug, der sie eint, den der Mittelmäßigkeit, und sie tragen eine gemeinsame Etikette, die der Freimaurerei." Der „Temps", das vornehmste politische Blatt Frankreichs, spricht von einer tiefen Enttäuschung, die man der öffentlichen Meinung bereitet habe.

Dem neuen Kabinett, das sich wie eine industrielle Unternehmung auf die eigene Profitbasis stellt, verheißen wir keine lange Dauer. Unter den neuen Ministern, die merkwürdigerweise alle dem linken Flügel des Radikalismus, wenn man von Delcassé absieht, entnommen sind, sehen wir auch nicht eine markante Persönlichkeit, die zu Hoffnungen Anlaß gäbe. Das Kabinett Monis wird nach dem Rezept Combes den Kirchenkampf auf dem schulischen Gebiete verstärkt weiterführen. Frankreich geht, wenn das neue Ministerium jakobinischer Marke nicht rasch wieder von der Bildfläche verschwindet, inneren Konflikten entgegen.

Freireligiöser Kultus und Bayerische Verfassung.

Anläßlich der Debatte über Pfarrerabsetzbarkeit und Plazet.

Von Dr. iur. et rer. pol. Jos. Kausen.

„Jedem Einwohner des Reichs wird vollkommene Gewissensfreiheit zugesichert; die einfache Hausandacht darf daher niemand, zu welcher Religion er sich auch bekennen mag, untersagt werden." So lautet der wichtige § 9 des Titels IV der Verfassungsurkunde des Königreichs Bayern vom 26. Mai 1818. Ebenso spricht die Einleitung zur Verfassungsurkunde von „Freiheit der Gewissen", sowie § 1 des „Ediktes über die äußeren Rechtsverhältnisse der Einwohner des Königreichs Bayern in Beziehung auf Religion und kirchliche Gesellschaften" vom 26. Mai 1818 (II. Verf.-Beil.). Gewissensfreiheit ist unbestrittenermaßen das Recht der freien religiösen Ueberzeugung und des Bekenntnisses derselben. Vgl. Entscheidungen des Verwaltungsgerichtshofes Bd. III, S. 103.

Die einfache Hausandacht, welche auch noch in § 2 der II. Verf.-Beil. garantiert ist, bedeutet so viel wie häusliche Gottesverehrung im Kreise der Familie bzw. Hausgenossenschaft, zu welcher auch die Dienstboten, die im Hause wohnenden Gewerbsgehilfen und Lehrlinge gezählt werden können.

Weitergehende Rechte des Religions**bekenntnisses**, z. B. Gottesdienst in besonders dazu bestimmten Gebäuden mit oder ohne Glocken und Türmen, stehen nur den drei christlichen Glaubenskonfessionen (§ 24 d. II. Verf.-Beil.) und den bereits gesetzlich aufgenommenen (§ 26 d. II. Verf.-Beil.) und mit ausdrücklicher königlicher Genehmigung eingeführten (§§ 26 u. 28 d. II. Verf.-Beil.) Religions- oder Kirchengesellschaften zu, welche wieder nach Maßgabe der Aufnahmsurkunde öffentliche Kirchengesellschaften oder Privatkirchengesellschaften sein können. Als solche Privatreligionsgesellschaften sind zu betrachten neben den Israeliten (vgl. Edikt vom 10. Juni 1813, § 23, K. M. B. vom 29. Juni 1863) die Altkatholiken (K. M. B. vom 2. April 1890 und vom 3. Mai 1890), die griechische Kirche (Gesetz die bürgerlichen und politischen Rechte der griechischen Glaubensgenossen betr. vom 1. Juli 1834), ferner die Mennoniten, Herrnhuter, Anglikaner, Irvingianer und Methodisten. Auf die Deutsch-Katholiken werden wir unten zu sprechen kommen.

Neue Religionsgesellschaften dürfen nicht ohne ausdrückliche königliche Genehmigung eingeführt werden (§ 26 d. II. Verf.-Beil.). Sie müssen vor der Aufnahme ihre Glaubensformeln und innere kirchliche Verfassung zur Einsicht und Prüfung dem Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten vorlegen. (§ 27 d. II. Verf.-Beil.)

Der Grundgedanke der angezogenen Gesetzesstellen ist der, daß der Staat im Interesse des religiösen Friedens und der Staatssicherheit die Betätigung der Weltanschauung beaufsichtigen, eventuell auch schützen will, sobald sie religiös-mystische Formen annimmt und so zu einer gemeinsamen Ideen- und Kultusrichtung breiterer Massen Anlaß bietet, die gewöhnlich in öffentlichen Feiern äußerlich in die Erscheinung treten.

Die Verfassung bedient sich fast durchwegs des Ausdrucks „Religion". Nur beiläufig, z. B. in § 4 der II. Verfassungsbeilage, wird von „Gottesdienst" gesprochen. Was ist „Religion"? Unter Religion (vom lateinischen religio = Gewissensskrupel, Gewissensscheu, Bedenklichkeit) kann man im weiteren Sinne den Anschauungskreis eines Menschen in bezug auf das Woher und Wohin, und über Moralität, kurz die Weltanschauung des einzelnen oder von Personenkreisen, sowie die Umsetzung dieser Ueberzeugung in die praktische Betätigung verstehen.

Religion im engeren und eigentlichen Sinn aber ist die Summe von Glaubenslehren und von Kulthandlungen, in deren Mittelpunkt eine oder mehrere Gottheiten stehen, sei es nun je nach der Kulturstufe der Menschen eine Naturreligion, eine geistige oder eine ethische Religion.

Aus § 4 der II. Verf.-Beil. („alle heimlichen Zusammenkünfte unter dem Vorwande des häuslichen Gottesdienstes sind verboten") ist ersichtlich, daß der Gesetzgeber mit „Religion" die Religionen im engeren Sinn bezeichnen wollte, ja vielleicht sogar nur diejenigen, welche den Glauben an einen Gott anerkennen (= Religion im engsten Sinn).

Während also das Motiv der gesetzlichen Regelung die Beaufsichtigung der in größerem Kreise erfolgenden Betätigung von Religion im weiteren Sinne ist, schwebt dem Gesetzgeber bei der Formulierung die Religion im engeren oder gar engsten Sinne vor. Der Geist der Verfassung steht also mit ihrem Wortlaut in Widerspruch.

Welches ist der Grund? Zurzeit, als dem bayerischen Volke die jetzt geltende Verfassung gegeben wurde, bildeten nur diejenigen Weltanschauungen, welche den Menschen einer höheren überirdischen Gewalt unterordnen, eine Grundlage für gemeinsame Erbauungsfeiern breiterer Massen. Die Zeiten sind andere geworden. Selbst die freien religiösen Gemeinden der fünfziger Jahre waren noch weit entfernt, an der Existenz eines persönlichen Gottes zu zweifeln. Erst allmählich drang in die jetzigen „Freireligiösen Gemeinden" der Geist des Materialismus und auch Sozialismus ein, so daß heute Freireligiöse Gemeinden, Freidenkertum und Monismus in den einen Topf der Gottesleugnung gehören. (Vgl. die mannigfachen Personalunionen, wie Dr. Horneffer in München, der gleichzeitig in der freireligiösen Gemeinde Religions- bzw. Moralunterricht gibt, als Vertreter des Monistenbundes öffentlich auftritt und die Stelle eines „Dozenten" des Kartells der freiheitlichen Vereine einnimmt usw.)

Die bezeichneten Gruppen (wir haben es hier mit Religionen im weiteren Sinn zu tun unbeschadet der papierenen Versicherung „freireligiös") befinden sich zurzeit in einem Prozeß der Rückentwicklung. In der Erkenntnis, daß nur eine positive Kultusbetätigung breitere Volksschichten anzuziehen vermag, veranstaltet man nun zur Erbauung größerer Massen „Sonntagsfeiern für freie Menschen" (Kartell der freiheitlichen Vereine München) mit Orgel- und Violinvorträgen, sowie ethischen Betrachtungen durch besondere „Dozenten". So weisen die Freireligiösen Gemeinden eine frappante Aehnlichkeit mit den Kirchengemeinden auf.

Wie diese sich die Kirchenstiftung und den Kirchenbaufond angelegen sein lassen, so beschaffen jene die Geldmittel für Saalmieten, Dozentenhonorare usw. (Auch bei Beratung der neuen Kirchengemeindeordnung könnte ein kurzes Verweilen bei diesen Fragen nichts schaden, damit in bewußter Absicht der Rahmen weit oder eng gefaßt wird.)

Diese Entwicklung ist allerneuesten Datums. Wie gesagt, dachten die seinerzeit unter dem Namen Deutsch-Katholiken auftretenden freien Glaubensgenossenschaften nicht daran, Gott zu leugnen. Es bestand daher kein Hindernis, daß sie durch Entschließung vom 20. Oktober 1848 und 14. September 1849 (vgl. Weber Bd. III S. 732 ff., Döllinger Bd. XXIII S. 473) als Privatkirchengesellschaft anerkannt wurden. Doch gar bald, am 2. November 1851, sah sich das Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten zu folgender Bekanntmachung (Reg.-Bl. 1851, Nr. 50, S. 1185 ff.) genötigt: „Da die ..... unter dem Namen „deutschkatholische" und „freie Kirchengemeinden" gebildeten Religionsgenossenschaften nicht nur von ihren zur Vorlage gebrachten Grundbestimmungen abgewichen sind, sondern auch nach den gemachten Erhebungen und offenkundigen Tatsachen eine Richtung genommen haben, welche dem Christentum und selbst dem Begriffe und Wesen von Religion und Religionsgesellschaft überhaupt widerstreitet, und deshalb notwendig zu dem Verfalle alles Glaubens und der hierauf gegründeten sittlichen und bürgerlichen Verhältnisse führen muß, so haben Seine Majestät der König auf Antrag des unterfertigten Staatsministeriums auszusprechen geruht: Daß bei dem gänzlichen Mangel derjenigen Voraussetzungen, unter welchen die Allerhöchste Entschließung vom 8. Oktober 1848, dann die Ministerialentschließung vom 10. November 1848 und 14. November 1849 erlassen wurden, nunmehr diese Entschließungen anmit außer Wirksamkeit gesetzt werden, besagte Vereinigungen daher in der Eigenschaft als Religionsgesellschaften im Sinne der §§ 3, 32 bis 37 der II. Verf.-Beil. ferner nicht anzuerkennen seien. Dies wird mit dem Anhange zur öffentlichen Kenntnis gebracht, daß demgemäß die bemerkten Vereine zur Ausübung jener Rechte und Vornahme jener Handlungen, welche gesetzlich nur den Religionsgesellschaften zustehen, nicht mehr befugt seien." In späteren Entschließungen vom 4. Februar 1865 und 22. Juni 1867 (Weber Bd. VI S. 410, Bd. VII S. 37) hielt die Staatsregierung an diesem Standpunkt fest. Ausdrücklich wurde darauf hingewiesen, daß den Mitgliedern der aufgelösten freien Gemeinde die einfache Hausandacht zustehe, und daß sie nach Maßgabe des Vereinsgesetzes vom 26. Februar 1850 (bzw. gegebenenfalls nach dem Gesetze vom 29. April 1869, die privatrechtliche Stellung von Vereinen betr.) Vereine bilden könnten. Durch die Entschließung vom 22. Juni 1867 wurde die Behandlung solcher Vereine als nichtpolitische bzw. anerkannte Vereine zugestanden; bei ihren Versammlungen, sowie bei Leichenbegräbnissen dürfen sie sich eigener „Sprecher" bedienen.

Eine Aenderung an dieser rechtlichen Stellung (vgl. hierzu einige Bemerkungen in VGHE. Bd. XI S. 31 ff.) ist seitdem nur eingetreten, soweit im allgemeinen das Vereinsrecht eine gesetzliche Neuregelung erfahren hat. Die Freireligiösen Gemeinden bestehen in Bayern zurzeit als eingetragene Vereine (E. V.) gemäß §§ 55 ff. des Bürgerlichen Gesetzbuches. (Einspruchsrecht der Verwaltungsbehörde: § 61 BGB.) Ihre Feiern unterliegen lediglich der Versammlungspolizei nach dem Vereinsgesetz und dem Polizeistrafgesetzbuch. Ein Gegenstück bildet etwa die Rechtsstellung der Heilsarmee in Preußen.

Sachlich ist jedoch in neuester Zeit, wie oben ausgeführt, eine Wandlung insoferne eingetreten, als man jetzt zu positiven Kultushandlungen, zunächst mit Violin- und Orgelbegleitung, sowie Erbauungsbetrachtungen durch einen „Dozenten" zurückkehrt. Während die Richtung, welche zur Bekanntmachung vom 2. November 1851 führte, „dem Begriffe und Wesen von Religion und Religionsgesellschaft überhaupt widerstritt", nimmt die jetzige Richtung wieder die den positiven Religionen eigenen Formen an. Nur mit dem Unterschied, daß die Feiern nicht der Gottesverehrung im Sinne der Verfassung dienen (auf das Recht der einfachen Hausandacht werden wohl die meisten Anhänger längst verzichtet haben), und deshalb eine kultusmäßige Aeußerung der Weltanschauung in großen, über den Rahmen der einfachen Hausandacht weit hinausgehenden Versammlungen ohne Aufnahme und Kgl. Genehmigung nach § 27 Rel.-Ed. erlaubt ist.

So stehen wir vor der merkwürdigen Tatsache, daß in einem christlichen Staate, der den christlichen Glauben schützen will, die Gott leugnenden Vereinigungen größere Freiheit genießen, als die Gottesgläubigen.

Den letzteren ist, soweit nicht die oben geschilderten besonderen Voraussetzungen vorliegen, nur die einfache Hausandacht gestattet, während die ersteren den Zweck der Erbauung in großen Versammlungen verfolgen dürfen. Daran wird nicht viel geändert, wenn man ins Feld führen würde, daß es sich ja bei diesen nicht um eine devotio qualificata (unter Hinzuziehung eines Geistlichen), sondern höchstens um eine devotio simplex handeln könne. Die freireligiösen Feiern passen überhaupt nicht in die Schablone „devotio" hinein, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß der „Dozent" in den Sonntagsfeiern ein Gegenstück zu dem Priester der positiven Religion ist. Von Bedeutung ist allein die Tatsache, daß den einen das in Kultusformen sich abspielende Bekenntnis

zu einer bestimmten Weltanschauung in größeren Ansammlungen erlaubt ist und den anderen nicht.

Ist nun eine Ausdehnung der Verfassung sowie des Religionsediktes auf die genannten Vereinigungen a) möglich, b) wünschenswert?

Daß es überhaupt möglich ist, selbst in krassen Fällen, an die Stelle des Wortlauts eines Gesetzes dessen Geist nach Maßgabe der historischen Entwicklung, des Sprachgebrauchs und der Vernunft treten zu lassen, möge kurz folgendes drastische Beispiel dartun, welches zu unserem Thema in einem gewissen Verwandtschaftsverhältnis steht: Die Art. 17, 20, 63, 71, 102, 108, 124, 159 der bayerischen Gemeindeordnung für die Landesteile diesseits des Rheins knüpfen gewisse Rechtsfolgen an das Vorhandensein einer bestimmten „Seelenzahl" in einer Gemeinde. So beträgt z. B. die Zahl der Gemeindebevollmächtigten in Gemeinden bis zu 300 Seelen 4, in Gemeinden von 300 bis zu 500 Seelen 6, in Gemeinden von 500 bis zu 1000 Seelen 8 usw. Nun wird es niemand einfallen zu behaupten, daß in Zukunft in den Gemeindeausschuß überhaupt keine Gemeindebevollmächtigten mehr gewählt werden können, da die Seelen vom Monismus nunmehr in die Rumpelkammer geworfen sind, und es somit überhaupt keine Gemeinden mit Seelen mehr gibt. Der Monist wird nicht etwa die betr. Teile der Gemeindeordnung für nichtig erklären, weil sie auf unsinniger Grundlage aufgebaut seien, sondern er wird den Willen des Gesetzgebers auf seine Art auslegen, etwa durch Ersetzung des Wortes „Seelen" mit „Leiber".

Schon im eigenen Interesse wird er so interpretieren. Denn gemäß Art. 203 der Gemeindeordnung ist die Seelenzahl nach dem Ergebnisse der letzten Volkszählung zu bemessen. Es wäre eine ungerechte Verschiebung der Einwohnerziffern einer Gemeinde, wollte man diejenigen Mitbürger, welche sich bei der letzten Volkszählung als freireligiös oder monistisch eintrugen, abrechnen, da sie ja den Besitz einer Seele bestreiten.

Die naheliegende Frage, ob es möglich ist, bei Anwendung der bayerischen Verfassungsgesetze etwa den Begriff „Religion" künftig im weiteren Sinne auszulegen, das Wort „Gottesverehrung" pantheistisch aufzufassen, und die Bezeichnung „Andacht" als Kultushandlung schlechthin zu behandeln, ferner die Frage, ob eine solche Interpretation vom rechtlichen Standpunkt aus einwandfrei oder etwa im Interesse des modernen Staatsgedankens bedenklich erscheint, wollte hier nur angeregt, nicht aber entschieden werden. Der Verfasser hält eine so extensive Interpretation für unzulässig, möchte jedoch einer paritätischen Behandlung der einschlägigen Fragen zugunsten etwaiger gottesgläubiger, nicht aufgenommener Glaubensvereinigungen das Wort reden, wenn nötig auf Grund gesetzgeberischer Maßnahmen.

An die geschilderte Vorzugsstellung der gottesleugnerischen Kultusbetätigung wurde man unwillkürlich wieder erinnert angesichts der leidenschaftlichen Behandlung der Frage der Plazetierung des päpstlichen Dekrets über die administrative Amtsenthebung von Pfarrern in Bayern durch die kirchenfeindliche Presse. (Inzwischen hat die offiziöse Korrespondenz Hoffmann den Debatten die Spitze abgebrochen durch die Mitteilung, daß das Plazet „unter den gesetzlichen und sachlich gebotenen Vorbehalten" erteilt sei.) Auch auf diesem Gebiete sind selbst die privilegierten Kirchengesellschaften letzten Endes im Hintertreffen. Die freien religiösen Gesellschaften setzen ihre Religionslehrer und Dozenten nach Gutdünken ein und ab unbekümmert um Plazet und weltlichen Arm. Diesbezügliche Anordnungen der Kirchengewalt bedürfen der Allerhöchsten Einsicht und Genehmigung. Richtig ist, daß die Kirche an der Mitwirkung des brachium saeculare erheblich interessiert ist, wenn auch immer wieder darauf hingewiesen werden muß, daß dies im letzten Grunde ja nur das geschichtlich bedingte Aequivalent für das eingezogene Kirchengut ist. Aber es besteht die Möglichkeit, daß das Plazet einmal nicht erteilt wird, daß „Erinnerungen erhoben" werden. Ein solcher Erlaß könnte dann weder mit Mitteln der allgemeinen Kirchenzucht noch mit solchen der Dienstgewalt vollzogen werden. Wo also die einen einer weitgehenden öffentlich rechtlichen Bevormundung unterworfen sind, bewegen sich die anderen frei unter dem Schutz des Zivilrechts.

Die Kölner Domtürme.

Ihr grüsst mich wieder, ernste Himmelsweiser,
Die ihr von frommem Künstlerschaffen zeugt,
Ihr Riesenkinder eines Riesengeistes,
Der sich vor Gottes Allgewalt gebeugt.

Auf eurer Zunge liegt Jehovahs Donner,
Und ihre Sprache ist uns wohl bekannt.
Um eure Häupter schweben Gottes Engel,
Und halten Wacht ob uns'rem Vaterland.

Ihr steht auf festem Grund, in Gottesnähe
Erhebt die Stirne frei zur Sternenpracht.
Ihr seid der Menschen tröstlich ernste Mahner,
Und weist sie stumm zum Himmel Tag und Nacht.

Ernst Breit.

Antipornographisches aus Brasilien.

Von P. Petrus Sinzig, O. F. M., Petropolis.

Die reinste Treibjagd gegen den Fluminenser Polizeichef, Dr. Belisario Tavora, einen praktischen Katholiken, hat begonnen. Wie konnte der Herr es aber auch wagen, dem zügellosen Treiben des Karnevals in der Hauptstadt entgegenzutreten? An Gesetzesvorschriften zu erinnern, wo doch bisher das Laster sich ungestört breitmachen durfte? Freilich hat Dr. Tavora nicht mehr verboten, als was ohnehin nach dem Gesetze schon unerlaubt war, also alle persönlichen Beleidigungen, seien sie gegen die weltliche oder geistliche Obrigkeit oder gegen Privatpersonen gerichtet, und welche, laut bekannt gewordenen Absichten, gerade in diesem Jahre, im Geiste des freimaurerischen Portugal, einen besonders pikanten Beigeschmack haben sollten. Im größten Tageblatt Rio de Janeiros erklärte eine Anzahl Männer, eventuell mit Gewalt Verspottungen entgegenzutreten, falls nicht die Polizei die nötigen Vorkehrungen treffe. Die bei dieser Gelegenheit der Oeffentlichkeit verratenen Pläne würden in ihrer Ausführung allerdings ein ungewöhnlich starker Faustschlag ins Gesicht der Moral sein.

Uebrigens hat das Sturmlaufen einer Anzahl Blätter noch einen anderen Grund. Die Regierung weigert sich diesmal, die bisher gegebene materielle Unterstützung auszuzahlen, die eine ungewöhnliche Höhe gehabt haben soll.

Es scheint überhaupt in Regierungskreisen ein Umschwung eingetreten zu sein in bezug auf Abwehr gegen die sich breitmachende öffentliche Unsittlichkeit. Als Brasilien zur internationalen antipornographischen Konferenz eingeladen wurde, die im letzten Jahre in Paris tagte, da wurde erst abgesagt, por falta de verba, weil dafür keine Staatsmittel zur Verfügung ständen. Glücklicher Weise verharrte die Regierung nicht auf dieser fadenscheinigen Ausrede, sondern sandte bald darauf ihre Vertreter, die denn auch wacker Anteil nahmen an den Beratungen und die Beschlüsse mitunterzeichneten.

Ein guter Vorstoß im Kampfe gegen die Pornographie ist dem vorigen Generalpostdirektor, Dr. Ignacio Tosta, zu verdanken, der durch eigenes Zirkular die durch das Gesetz schon verbotene Beförderung unmoralischer Bilder, Zeitungen und anderer Publikationen neuerdings streng untersagte. Natürlich fanden sich Blätter, die ihn dafür lächerlich zu machen suchten, aber es kamen doch nach und nach aus den verschiedensten Teilen des Landes so viele anerkennende Zuschriften, daß man nicht mehr achtlos daran vorbeigehen konnte.

Zwei aller Sittlichkeit hohnsprechende Zeitschriften, „Rionú" („Das nackte Rio") und „Sans dessous" fühlten sich besonders hart getroffen, denn des Postdirektors Zirkular hatte sie am verwundbarsten Punkte, dem Geldbeutel, gepackt. Sie klagten gegen den Postdirektor, werden erst abgewiesen, hatten aber dann leider die Genugtuung, daß ein Bundesrichter das Zirkular des Dr. Tosta für ungesetzmäßig erklärte. Jetzt hat der oberste Gerichtshof des Landes zu entscheiden, ob das erwähnte Zirkular mit dem vollständig klaren Gesetze wirklich nicht übereinstimmt. Es scheint wohl, daß die Pornographen diesmal zu früh gejubelt haben.

Es fehlt bisher an einem Organ, das, ähnlich wie die „Allgemeine Rundschau" und der „Volkswart", systematisch den Pornographen auf die Finger klopft und ihnen ihr sauberes Handwerk legt. Wenn auch mehr oder weniger ernste Blätter bisweilen einen antipornographischen Artikel bringen, so ist es leider doch nichts Seltenes, daß man bald darauf im selben Blatte die Verherrlichung eines indezenten Gemäldes oder eines schlüpfrigen Theaterstückes findet, ein Punkt, bei dem man übrigens auch in der deutschen ernsten Presse nicht immer konsequent verfährt.

Dr. Ignacio Tosta zitiert in einem im großen „Journal do Commercio" veröffentlichten Artikel den Ausspruch des Schweizer

Delegierten auf der eben erwähnten Pariser Konferenz, Herrn Lardy: „Die kommende Generation würde es nicht verzeihen, wenn wir uns weigerten, die nötigen Schutzmaßregeln zu ergreifen", und fährt folgendermaßen fort: „Wir haben absichtlich die letzten Worte des Schweizer Vertreters hervorgehoben; ein jeder, der für die geistige und moralische Leitung Brasiliens verantwortlich ist, vom verehrten Haupte der Nation bis zum untersten Polizeibeamten herab, vom obersten Bundesgerichtshof bis zum letzten Staatsanwalt im entlegensten Innern des Landes, vom Journalisten der Hauptstadt, der Tag für Tag über die brennendsten Nationalfragen schreibt, bis zum letzten Dorfschulmeister, der den Kindern die ersten Begriffe von Recht und Ehrbarkeit beibringt, all diese mögen sich, ein jeder in seinem Wirkungskreise, von ihrer hohen Verantwortung den kommenden Geschlechtern gegenüber durchdringen, in bezug auf ihre Haltung in der Gegenwart, wo dem Uebel noch gesteuert werden kann.

Wenn auch in dem noch jungen Brasilien die Pornographie noch nicht die Höhe der schreckenerregenden Schamlosigkeit erreicht hat, die für Europas große Hauptstädte charakteristisch geworden ist, so ist es doch anderseits offenbar, daß die billige Literatur, die Ansichtskarten und Kinematographen bereits beginnen, ihr Gift ins Herz der unerfahrenen Jugend zu träufeln. Die ärmeren Klassen, die bisher vom teuren literarischen Schmutze nicht befleckt waren, werden durch die für 100 oder 200 Reis (1—2 Groschen) verkaufte Pornographie angesteckt."

Die Worte des in ganz Brasilien bekannten und geschätzten hohen Beamten dürften um so wirkungsvoller sein, als die Regierung ihm neuerdings einen der wichtigsten Posten anvertraut hat.

Oeffentlichkeit und Jugendgerichtsverfahren.

Von Dr. Edgar Schmidt, Münster i. W.

Die Klage unserer Jugenderzieher und im Jugendgerichtsverfahren tätigen Personen, daß die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlung in vielen Fällen mehr Schaden anrichte, als Nutzen stifte, ist nicht neu. So unbestritten und anerkannt auch der Grundsatz der Oeffentlichkeit der Gerichtspflege ist, man wird doch zugeben müssen, daß — lediglich um der schönen Augen dieses starren Prinzips willen — eine Einschränkung dann nicht von der Hand zu weisen ist, wenn durch die öffentliche Verhandlung eine von erzieherischen Standpunkten aus zu besorgende sittliche oder psychische Gefährdung der jugendlichen Rechtsbrecher zu befürchten steht. An sich ist ja bereits im geltenden Recht der Grundsatz der Oeffentlichkeit mehrfach durchbrochen. Das Gerichtsverfassungsgesetz kennt in den §§ 171 bis 173 eine Reihe von Fällen, in denen die Oeffentlichkeit allgemein ausgeschlossen werden muß oder kann, wobei namentlich die Bestimmung des § 173 interessiert, wonach das Gericht in allen Sachen für die Verhandlung oder für einen Teil derselben die Oeffentlichkeit ausschließen kann, wenn eine Gefährdung der öffentlichen Ordnung oder der Sittlichkeit zu besorgen ist. Zugleich gibt § 176 dem Gericht die Möglichkeit, unerwachsenen Personen und solchen, die sich nicht in dem Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befinden oder in einer der Würde des Gerichts nicht entsprechenden Weise erscheinen, den Zutritt zu öffentlichen Verhandlungen zu untersagen. Der Entwurf der neuen Strafprozeßnovelle ist noch einen Schritt weitergegangen. Er hat in § 372 Abs. 2 eine Bestimmung vorgesehen, daß in Strafsachen das Gericht „nach freiem Ermessen" die Oeffentlichkeit ausschließen kann, wenn das Verfahren sich gegen einen Jugendlichen richtet.

Allen diesen Fällen ist gemeinsam die Ausschließnng eines unbeschränkten Zuhörerkreises. So häufig auch die Justiz von dieser Befugnis Gebrauch machen mag und so anerkennenswert auch der Grundgedanke der Strafprozeßnovelle ist, so ist damit doch immer nur eine Seite der Beschränkung der Oeffentlichkeit geregelt. Dabei wird es auch in Zukunft nicht zu vermeiden sein, daß den ausgiebigsten Gebrauch von der Verhandlungsöffentlichkeit die Leute machen, die lediglich aus Sensationssucht, Schadenfreude, Neugierde, Klatschsucht den Zuhörerraum unserer Gerichtssäle bevölkern. Es muß aber weiter auch die unbeschränkte Anwesenheit von Prozeßbeteiligten während der ganzen Verhandlung vom erzieherisch-sittlichen Standpunkte aus als verfehlt bezeichnet werden. Da ist zunächst das Verbleiben der jugendlichen Zeugen in der weiteren Verhandlung nach ihrer Vernehmung von Uebel. Ohnehin ist es schon wenig wünschenswert, daß bei Vergehen gegen die Sittlichkeit die jugendlichen Zeugen den ihrem Gedächtnis vielleicht nur noch unklaren Vorfall bis in alle Einzelheiten darstellen und auf die an sie gerichteten Fragen, die das sexuelle Gebiet stark berühren, antworten müssen. Aber das wird beim Leugnen des Angeklagten nicht zu vermeiden sein. Leider werden nun die Kleinen nach ihrer Vernehmung nicht aus dem Sitzungssaale entfernt, sie wohnen vielmehr oft der weiteren Verhandlung bei, hören die Aussagen ihrer Mitopfer mit all den unvermeidlichen Details, vernehmen die Angaben des Angeklagten, endlich die Ausführungen des Staatsanwaltes und die des Verteidigers. Für den, der psychologische Kenntnis vom Seelenleben der Jugendlichen besitzt, ist es klar, daß die Eindrücke einer solchen Gerichtsverhandlung auf die seelische und sittliche Entwicklung des Kindeszeugen von nachhaltigem und, infolge der Reizung und Erregung der sexuellen Phantasie, oft nachteiligem Einfluß sind. Deshalb ist es dringend zu wünschen, daß von dem § 247 St.-P.-O., die „vernommenen Zeugen und Sachverständigen mit Genehmigung oder auf Anweisung des Vorsitzenden von der Gerichtsstelle zu entfernen", mehr Anwendung gemacht würde.

Es kann schließlich sogar die ununterbrochene Anwesenheit des Angeklagten während aller Teile des Prozesses ein Fehler sein. Mit einer Entfernung des Rechtbrechers während gewisser Verfahrensvorgänge wird keine Neuerung geschaffen, da unserer heutigen Strafprozeßordnung in den §§ 230, 232, 246 bereits Fälle bekannt sind, in denen die Hauptverhandlung in gänzlicher oder teilweiser Abwesenheit des Angeklagten stattfinden kann. Diese Bestimmungen sollen durch die neue Strafprozeßnovelle in § 236 erweitert werden, wonach „die zeitweilige Entfernung des Angeklagten aus dem Sitzungszimmer während der Hauptverhandlung auch zulässig ist, wenn zu befürchten ist, daß die Abgabe eines ärztlichen Gutachtens in seiner Gegenwart seine Gesundheit gefährden würde." Die Strafprozeßkommission des Reichstags ist aber erfreulicherweise noch weitergegangen, indem sie dem § 372 der Reichstagsvorlage einen dritten Absatz beifügte des Inhalts, daß „jugendliche Personen zeitweise aus der Hauptverhandlung entfernt werden können, wenn dies im erzieherischen Interesse wünschenswert erscheint und ihr Vertreter oder Beistand zustimmt."

Eine solche zeitweise Entfernung des jugendlichen Rechtsbrechers ist wünschenswert einmal dann, wenn es sich um den Teil des Verfahrens handelt, der sich mit der Frage nach der Strafbarkeitseinsicht des Angeklagten befaßt. Und es ist alles andere als pädagogisch gehandelt, wenn der Jugendliche von dem psychiatrischen Gutachter hören muß, daß er mit Anomalien der Körperkonstitution behaftet, daß er infolge physiologischer und pathologischer Intelligenzdefekte geistig minderwertig sei und diese Minderwertigkeit seinen eigenen Eltern, der Trunksucht des Vaters und den geschlechtlichen Ausschweifungen der Mutter zu verdanken habe. Da wird die intellektuelle und moralische Veranlagung seiner Angehörigen, deren Vorleben — verbrecherische Brüder, sich prostituierende Schwestern — Geisteskrankheiten, Perversitäten im Gefühls- und Triebleben eingehend erörtert, daraus die sittliche Verwahrlosung des Angeklagten geschlußfolgert und Urteile über seinen Zustand abgegeben, die entweder den jugendlichen Rechtsbrecher deprimieren oder ihn in dem Bewußtsein, wegen seiner psychoneuropathischen Konstitution für seine Taten nicht verantwortlich gemacht werden zu können, zu neuen Straftaten verleiten werden.

Ferner: im Jugendgerichtsverfahren werden regelmäßig Lehrer und Geistliche, Vorgesetzte und Dienstherrn des Angeklagten über dessen Verhalten in Schule und Kirche und Beruf, seinen Fleiß, sein sittliches Betragen usw. als Zeugen gehört. Naturgemäß können diese Aeußerungen nicht immer günstig für den Angeklagten lauten, das Gegenteil wird vielmehr gewöhnlich der Fall sein. Dann fühlt sich aber der jugendliche Rechtsbrecher „gekränkt", da man ihm vermeintlich Unrecht getan, und dieses Gefühl der Erbitterung und des Hasses wird ihn dazu treiben, sein Mütchen an diesen Zeugen zu kühlen und sich an ihnen zu rächen. Die Praxis kann hier mit zahlreichen Fällen aufwarten.

Aus allen diesen Gründen ist daher zu wünschen, daß dem Jugendgerichtsverfahren, der jungen Blüte einer sozial empfindenden Zeit, eine Gestaltung gegeben werde, die eine weitgehende Beschränkung der Oeffentlichkeit nach der dreifachen Richtung des Zuhörerkreises, der Zeugen und des Angeklagten selbst garantiert. Die Bestimmungen der Strafprozeßnovelle und die durch die Reichstagsjustizkommission gegebenen Zusätze dürften ein durchaus gangbarer Weg zu diesem Endziele sein.

Lenzesbote.

Du kalter Tag, so voll von Sturm und Not!
Ob deine Schauer mir ans Leben dringen,
Ob auch dein Atem eisig wie der Tod,
Du musst ja doch um Lenzeswärme ringen.
Auch dunkle Engel braucht der Herr der Welt,
Des Lichtes Siegesstrasse zu bereiten.
Er lässt vor seinem heil'gen Bundeszelt
Auch dich, du Wilder, als ein Herold schreiten.
Es tötet nicht dein scharfer Flügelschlag
In meiner Seele jubelndes Vertrauen.
Ob ich auch frostgeknickt am Boden lag,
Es leben Tausend, die den Lenz erschauen.

M. Herbert.

Die päpstliche Schweizergarde.

Wegen meines kleinen Aufsatzes über die päpstliche Schweizergarde (in Nr. 5 der „A. R.“, S. 74) erhielt ich am 19. Februar den Besuch der Witwe des verstorbenen Obersten Baron Meyer von Schauensee. Gegen die von mir in schonendster Form mitgeteilten Nachrichten meines Aufsatzes erhob die Dame Einspruch. Da ich es nicht für angezeigt halte, das Thema weiter auszuspinnen, so gebe ich dem Wunsche der Baronin gerne nach, indem ich den Lesern ihre Beurteilung des Verstorbenen mitteile:

Der verstorbene Oberst war von allen seinen wohlwollenden Bekannten als ein pflichttreuer, sehr energischer und erfolgreicher Kommandant der Garde angesehen, auf dessen Charakter auch nicht der geringste Makel lastet. Die Garde hat unter seinem Kommando einen ungeahnten Aufschwung genommen, indem er alle Verfehlungen mit größter Strenge strafte und wackere Manneszucht hielt. Sein Andenken als Soldat kann nur ein vorzügliches sein.

Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Zur wirtschaftlichen und sozialen Lage der Redakteure.

Von Dr. van Rhiedt.

In den unlängst erschienenen Heften 30 u. 31 der Schriften der Gesellschaft für Soziale Reform, die die Schilderung der wirtschaftlichen und sozialen Lage der deutschen Privatbeamtenschaft zum Gegenstand haben und durch ein weiteres Heft noch ergänzt werden sollen, ist das zweite Kapitel den Redakteuren gewidmet. Das Material, auf dem die Herausgeberin ihre Ausführungen aufbaut, entstammt im wesentlichen dem Verein deutscher Zeitungsverleger (Sitz Hannover). Ein den besonderen Verhältnissen der Redakteure angepaßter Fragebogen wurde an die rund 600 Mitglieder des Vereins gesandt. Davon antworteten rechtzeitig 83 und darunter 17 Betriebe, welche keine Angestellten beschäftigen, so daß sich die folgenden Zahlen nur auf 66 Betriebe stützen. Diese 66 Zeitungsbetriebe haben Angaben gemacht über 184 Angestellte und zwar über 145 männliche und 1 weiblichen Redakteur. Von diesen 66 Betrieben haben 14 außerdem auch über die Lage von Redaktionssekretären (8), Berichterstattern (5), Telephonstenographen (4), und nicht näher bezeichneten Angestellten (21) berichtet.

Daß das Material recht mager ist, fühlt die Schrift selbst heraus; gleichwohl glaubt sie den Zahlen über die Redakteure selbst den Wert einer Stichprobe zusprechen zu dürfen, zumal die 66 Zeitungen, auf welche die Angaben zurückgehen, sich in ihren Größenverhältnissen nicht allzusehr unterscheiden. Die Riesenbetriebe aus den Großstädten fehlen ganz. Die Höchstzahl der bei einem Betriebe beschäftigten Redakteure beträgt bei Betrieben, welche nur Redakteure beschäftigen, 8; bei Betrieben, welche Redakteure und sonstige Redaktionsangestellte beschäftigen, 9. Dieser letztgenannte Betrieb hat gleichzeitig auch die größte Zahl sonstiger Redaktionsangestellten (3). Die Betriebe verteilen sich ihrer Lage nach auf das ganze Reich. Auf Westfalen und Rheinland entfallen je 6.

Ueber die Gehaltsverhältnisse von Chefredakteuren (13) haben 12 Betriebe Auskunft gegeben. Das tatsächlich bezahlte Höchstgehalt beträgt bei 1 Betrieb 3000 M, bei 3 Betrieben 4000 M, bei 2 Betrieben 5000 M, bei 3 Betrieben 6000 M, bei 1 Betrieb 8000 M; als bei ihnen übliches steigerungsfähiges Mindestgehalt geben außerdem 2 von diesen Betrieben 4000 M und einer 5000 M an. Ueber die Gehaltsverhältnisse von Redakteuren (118) berichten 73 Betriebe. Das niedrigste Gehalt beträgt 1200 M (bei 1 Betrieb, das aber steigerungsfähig ist), dann folgt 1500 M bei 3 Betrieben (in 2 Fällen steigerungsfähig), 1600 M bei 1 Betrieb, 1700 M bei 3 Betrieben (in 2 Fällen steigerungsfähig). Die betreffenden Redakteure sind sämtlich buchdrucktechnisch oder kaufmännisch vorgebildet. 1800 M wird als tatsächlich gezahltes Höchstgehalt bei 4 Betrieben und als Mindestgehalt bei 9 Betrieben angegeben. 2000 M als tatsächlich gezahltes Höchstgehalt bei 4 Betrieben, 2500 M sowohl als Höchstgehalt wie als Mindestgehalt bei 10, 3000 M als Höchstgehalt bei 15 und als Mindestgehalt bei 6 Betrieben, 4000 M als Höchstgehalt bei 15 und als Mindestgehalt bei 8 Betrieben, 5000 M als Höchstgehalt bei 9 und als Mindestgehalt bei 1 Betrieb, 6000 M als Höchstgehalt bei 6 Betrieben, 7000 M bei 1, über 7000–8000 bei 2 und schließlich über 11000 M bei einem Betriebe. Die letztgenannten hohen Gehälter dürften sich auf Chefredakteure beziehen, die in dem Fragebogen nur nicht ausdrücklich als solche bezeichnet sind. Die Redakteure mit Gehältern über 1800 M sind in der Mehrzahl akademisch vorgebildet. Bei Hilfsredakteuren und Redaktionsvolontären (13 Betriebe mit 14 Angestellten) beträgt das Gehalt in 2 Fällen 1200 M (davon in 1 Fall steigerungsfähig). Dann folgt 1500 M in 3 Fällen (in 2 steigerungsfähig), 1600 M in 3, 1800 in 1, 2000 in 1, 2500 in 4 Fällen. Auch bei den Redaktionssekretären und Telephonstenographen beträgt das geringste Gehalt 1200 M, das höchste 4000 M.

Um den Wert dieser durch die Umfrage der Gesellschaft für Soziale Reform gewonnenen Zahlen zu prüfen, vergleicht die Schrift sie mit anderweitigen Angaben des Chefredakteurs des „Hannoverschen Kuriers“, Jacobi, in dessen Buch: „Der Journalist“, sowie von Paul Stockloffa im „Zeitungsverlag“ (1909 Nr. 43). Aus einem beiderseitigen Vergleich, bezüglich dessen Einzelheiten wir auf die Schrift für Soziale Reform selbst verweisen, schließt die letztere, daß den durch die Erhebung der Gesellschaft gefundenen Zahlen tatsächlich der Wert einer Stichprobe für die Durchschnittsverhältnisse beizumessen sei. Weiter seien nachstehende Angaben gemacht:

Hinsichtlich der Geschenke zu Weihnachten und anderer Nebeneinnahmen ist zu bemerken, daß solche bei Chefredakteuren zwar in den meisten Betrieben gewährt werden, daß zahlenmäßige Angaben darüber aber nur selten vorliegen. Die Geschenke schwanken zwischen 30 bis 500 M. Dienstwohnung hat in 2 Betrieben mit 7 Redakteuren 1 Chefredakteur und in 1 Betrieb mit 5 Redakteuren ein Hilfsredakteur. Die Dauer der regelmäßigen Arbeitszeit bei den einzelnen Betrieben und die Zahl der darauf entfallenden Redaktionsangestellten ergibt sich aus folgender Uebersicht:

Arbeitsdauer	Zahl der Betriebe	Art und Zahl der Angestellten					
		Red.	Sekr.	Berichterstatter	Telephon-Stenogr.	Beamte ohne nähere Bezeichnung	zusammen
bis 6 Std.	—	—	—	—	—	—	—
„ 6½ „	2	5	—	—	—	—	5
„ 7 „	13	31	4	—	2	—	37
„ 7½ „	7	25	1	—	—	—	26
„ 8 „	14	42	3	2	1	—	48
„ 8½ „	3	7	—	1	—	—	8
„ 9 „	13	21	—	1	—	—	22
„ 9½ „	5	6	—	—	—	—	6
„ 10 „	3	3	—	1	1	—	5
„ 10½ „	1	1	—	—	—	—	1
„ 11 „	1	2	—	—	—	—	2
nicht geregelt	4	3	—	—	—	21	24
Summe	66	146	8	5	4	21	184

Am häufigsten ist demnach eine Arbeitszeit von 8 Stunden sowohl hinsichtlich der Zahl der Betriebe wie der darin beschäftigten Angestellten. Es verlängert sich die Arbeitszeit in 13 Betrieben durch die Berichterstattung über Theatervorstellungen, Versammlungen usw. Eine Vergütung für Ueberstunden wird nur bezahlt in 3 Betrieben mit 4 Redakteuren. Ueber die Sonntagsarbeit wurde mitgeteilt, daß solche überhaupt üblich ist in 26 Betrieben mit 68 Redakteuren und 8 sonstigen Angestellten. Die Dauer der Sonntagsarbeit wird in 9 Fällen mit 20 Redakteuren nicht angegeben, in 40 Fällen mit 46 Redakteuren beträgt sie bis zu 2 Stunden, in 3 Fällen mit 2 Redakteuren über 2 Stunden. In 40 Betrieben mit 78 Redakteuren und 9 sonstigen Angestellten ist Sonntagsarbeit nicht üblich. Daß Nachtarbeit vorkommt,

geben 7 Betriebe mit 26 Redakteuren an; die übrigen 59 mit 120 Redakteuren teilen mit, daß solche nicht stattfindet. Ueber die Dauer der Nachtarbeit werden nur unbestimmte Angaben gemacht, wie „wenig", „selten"; in 1 Betriebe täglich eine Stunde schichtweise.

Eine regelmäßige Urlaubszeit wird in 56 Betrieben mit 132 Redakteuren gewährt. Das Gehalt wird in allen Fällen gezahlt. Unter Beiseitelassung gewisser Variationen ergibt sich über die Dauer des Urlaubs im Hinblick auf die Zahl der Betriebe und der bei ihnen tätigen Redaktionsangestellten folgendes Bild:

Urlaubsdauer	Zahl der Betriebe	Art und Zahl der Angestellten					
		Red.	Red.-Sekr.	Berichterstatter	Telephon-Stenogr.	Beamte ohne nähere Bezeichnung	zusammen
bis 1 Woche	6	6	—	—	—	—	6
bis 2 Wochen	15	27	—	2	1	21	51
„ „	5	11	1	—	—	—	12
1—2 „	8	13	—	—	—	—	13
1—3 „	1	3	—	—	—	—	3
1—4 „	1	4	—	—	—	—	4
1—6 „	1	1	1	—	—	—	2
2—3 „	6	15	3	—	1	—	19
2—4 „	9	41	2	2	2	—	47
3—4 „	2	7	1	—	—	—	8
3—5 „	1	2	—	—	—	—	2
Dauer unbekannt	1	2	—	—	—	—	2
Summe	56	132	8	4	4	21	169

Ueber die Gehaltszahlung bei militärischen Uebungen bestehen bei 30 Betrieben mit 36 Redakteuren und 6 sonstigen Angestellten keine Bestimmungen, oft weil die Angestellten militärfrei sind. Von 35 Betrieben zahlen das Gehalt weiter ohne Einschränkung 31, die übrigen mit gewissen Einschränkungen. Ueber Fortzahlung des Gehalts in Krankheitsfällen ist in 56 Betrieben mit 123 Redakteuren und 35 sonstigen Angestellten keine besondere Vereinbarung getroffen. 10 Betriebe mit 22 Redakteuren und 2 sonstigen Angestellten geben entweder allgemein an, daß das Gehalt weiter gezahlt wird oder bemerken dazu: für die gesetzliche Zeit bezw. bis zu 8 oder 13 Wochen. Vertraglich ausgeschlossen ist die Weiterzahlung also in keinem Fall. Besondere Unterstützungs- und Wohlfahrts-Einrichtungen befanden sich nur in 16 Betrieben mit 54 Redakteuren; in 7 Betrieben wird die Prämie für eine Pensions- und Lebensversicherung ganz oder zum Teil gezahlt.

Die hier gemachten Angaben sprechen für sich und zeigen jedenfalls das eine, daß die Lage der Redakteure nach den verschiedensten Richtungen vielfach nicht eine solche ist, wie man das angesichts der Ansprüche, die an sie gestellt werden usw., verlangen sollte. Das trifft namentlich auch inbezug auf die rechtlichen und Versorgungsverhältnisse derselben zu. Und solange seitens der staatlichen Gesetzgebung hier eine Aenderung nicht zu erwarten ist, muß die Selbsthilfe Abhilfe zu schaffen suchen, die ja auch erfreulicher Weise in einem wachsenden Ausbreiten des Organisationsgedankens unter den Redakteuren und Journalisten zum Ausdruck kommt.

Dr. Augustin Wibbelts „Trostbüchlein vom Tode".

Auch ein Buch der Freude.[1])

Empfohlen von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Dieses Buch vom Tode ist ein Lebensbuch, und zwar eines, das ich mir in seiner Art kaum vollendeter vorstellen könnte. Hinter diesem Lebensbuche aber steht einer, der ein Ganzer ist, einer von den Viel-zu-Wenigen, den zarten und starken Notwendigen: den Lichtbringern und Kraftspendern, den harmonischen Ausgleichern, den Aposteln gottinniger und gottmächtiger Güte, die zugleich Weisheit und Schönheit bedeutet und wirkt. Wer dieses Buch liest, wie es gelesen zu werden verdient, der muß es erleben, wie man eine Persönlichkeit erlebt, die in Lebenstiefen gründet, um gen Himmel, ins Reich der Himmel, emporzuwachsen, — einen Charakter, der als Mensch, Denker und Dichter das Beste in uns zu berühren und, in der Folge, auszulösen berufen ist.

[1]) Ein Trostbüchlein vom Tode. Auch ein Buch der Freude. J. Schnellsche Verlagsbuchhandlung, C. Leopold, Warendorf in Westf. Kl. 4⁰. 180 S. Elegant geb. ℳ 4.50.

Wir Lebensliebhaber, die wir so selten Lebenskünstler werden, scheuen uns meist, vom Tode, zumal vom eigenen, zu sprechen, an ihn zu denken. Denen, die diese Schwäche teilen, rate ich doppelt, sich nicht um Wibbelts Buch herumzudrücken. Aber um den vielen hier gebauten Brücken noch eine beizufügen, schlage ich ihnen vor, zunächst in dieser Reihe zu lesen: das Einleitungskapitel „Auf der grünen Mainau", die Unterkapitel „Der leiseste Gruß", „Oktobertag", „Der singende Tod", „Sulamith", darauf das sämtliche sich Anschließende. Dann werden sie in der Güte, Weisheit und Schönheit des so Gebotenen derartig gereift sein, daß sie die wundervolle Einheitlichkeit des Ganzen, von Anfang bis Ende, erfassen und zum weiteren selbsttätigen Ausbau übernehmen können. Denn so viel dies Werk an Gewordenem gibt: es ist auch darin ein Lebensbuch, daß es uns ungezählte Keime und Förderungen zu neuem inneren Leben übermittelt.

Der Inhalt scheidet sich in fünf Hauptteile: „Gruß und Gegengruß", „Die Gestalten des Todes", „Die Schrecken des Todes", „Die Weihe des Todes", „Das Leben", mit zusammen 61 Unterkapiteln, die wie Glieder einer Kette sich ineinander schlingen, zugleich einzeln ein abgeschlossenes Ganzes bilden. Die Sprache ist edelschlicht, dichterisch, eindringlich, kraftvoll und milde, zart und wuchtig, derart gehoben, daß ein ob noch so leises Abfallen sich „laut" bemerkbar machen muß: eine Gefahr, der die Meisterhand, die wir über der Darstellung spüren, fast immer zu begegnen weiß.

Die nervig feine, fest zugreifende Meisterhand spüren wir auch sofort über der ethischen Stoffbehandlung. Der Laie, der seine Kirche kennt, empfindet bald, daß dieses Buch durchdrungen und gesättigt ist vom Lichte eben dieser Kirche, daß es unerschütterlich wurzelt in deren Heilsgründen. Aber er sieht auch, daß jeder andere Christgläubige, ja selbst ein Nichtgläubiger es mit hohem Gewinn auf sich wirken lassen kann und wird, insofern er sich selbst herzugebracht hat und guten Willens ist, sich nicht gegen Besseres und Bestes zu sträuben.

„Die Kirche schöpft aus tiefem Schachte, königlich ist ihre Gebärde und göttlich ihre Poesie. . . . Aus Christi Wort sprudelt eine ewige Lebensquelle, und wenn er vom Tode spricht, so blüht Friede und Freude aus der bitteren Wurzel." Wiederholt mußte ich während der Lektüre an diese Stelle im „Memento mori!"-Kapitel denken: für mich ein Lob, das höher kaum geprägt werden kann. — Eine Fülle reicher, feinster und erhabener Natur- und Seelenstimmungen, organisch in einander verwoben, findet sich in diesem Werke, dessen Ueberzeugungskraft jener persönlichen Erfahrung entquillt, die sich bereits in Volks- und Allverständnis umgesetzt hat. Wibbelt gehört zu den Auserlesenen, die „allen alles werden" können durch hingegebenes Sicheinfühlen in Seelen und Zeiten, in Natur und Kunst, in Individualität und Menschentum. Eben deshalb ist er auch fähig, überall das Gute dort zu finden, wo es noch existiert, aber auch todsicher zu unterscheiden zwischen Lüge und Wahrheit, Wirklichkeit und Schein. Diesen übertüncht er niemals. Immer packt er das wahrhaft Bestehende, das Eigentliche, das Ewige in uns, hilft uns, auf dieses uns zu stützen, um Armut in Fülle, Verzagen in Mut, Kampf in Sieg, Leid in Freude zu verwandeln.

An die Mission des Leidens, an dessen läuternde und verklärende Macht, an dessen Majestät und göttliche Weihe glaubt er wie an sich selbst. Ihm ist der Kreuzesweg das Saat- und Erntefeld jenes Lebens, das unvergänglich bleibt, das die Todesstätten zu blühenden Lebensgärten schafft, das siegen muß, denn „Gott steht auf seiner Seite. Er ist ein Gott der Lebendigen, er ist das Leben selbst, Urquell und Endziel alles Lebens".

Ja, dieses Buch, das man in ständiger geistiger, seelischer und — wem's gegeben ist — auch dichterischer Spannung, zugleich unter Beruhigung, Stählung, Erquickung liest: es ist ein Hoheslied echter Tröstung, denn es hilft uns zunächst, uns selbst zu erkennen in unserem Fehl, Können und Sollen, es hilft uns, Gott zu erkennen über, vor, um, in uns; es zeigt uns Ziel und Mittel der Ich- und Todüberwindung, es zeigt uns den Weg zum und im Lichte. Keine Furcht mehr für uns, wenn wir diesem Führer folgen — „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?" Es ist, als hörten wir bereits die Engelschöre, und doch wissen wir uns noch fest auf dem Boden dieser Erde, mit den nächsten, oft herben, ja harten Pflichten und vielen sonstigen Aufgaben vor uns, mit dem Bewußtsein zwingender Verantwortlichkeit, aber auch mit dem eisernen Willen zum Bereitsein und -werden, mit dem königlich-kindlichen Vertrauen, das im Tode einen Gottesboten sieht, einen Freund, der in vollkommenes Erkennen und Tun, in vollkommene Gemeinschaft, in vollkommenes Leben hinüberleitet.

Für die hochernste, unausdenkbar bedeutungsvolle Fastenzeit verweise ich nachdrücklichst auf Wibbelts „Trostbüchlein vom Tode".

Zum 90. Geburtsfeste des Prinzregenten Luitpold

haben auch die Vereinigten Kunstanstalten A. G. München-Zürich mehrere Porträts in verschiedener Preislage herausgegeben, welche sich den im letzten Hefte (Nr. 9, S. 143) besprochenen würdig an die Seite stellen, manche andere Bilder sogar an Feinheit der Ausführung wie an Totalwirkung bedeutend übertreffen. Es sind Reproduktionen nach dem Gemälde von A. Fuks, das den greisen Regenten in Zivil mit Ordensstern in stehender Haltung leicht und ungezwungen an einen Sessel angelehnt zeigt. Der charakteristische Kopf ist en face dargestellt und bringt die milden Züge des fürstlichen Patriarchen zu sprechendem Ausdruck. Von diesem wirkungsvollen Bilde sind drei Ausgaben vorrätig: eine große stattliche Kupfergravüre in Royalformat (ℳ 8), eine Kupfergravüre in Kabinettformat (ℳ 1) und ein fertig eingerahmtes Photochrom (ℳ 7.50). Letzteres Bild, das fertig zum Aufhängen an die Wand geliefert wird, verdient ein besonderes Wort der Anerkennung. Der Rahmen in dunkelrotem Mahagoni mit künstlerischem Linienornament und mit den eingegrabenen Schriftzügen des Regenten — beide in Gold — gibt den gedämpften Farbentönen des Bildes einen äußerst vornehmen Hintergrund. Wir empfehlen diese drei Porträts aus dem Verlage der Vereinigten Kunstanstalten auf das wärmste. A. Walter.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Der Porträtmaler Franz Pernat starb im 58. Lebensjahre; er genoß seine Schulung bei Diez und Lindenschmit. — Am 7. Februar war die 60. Geburtstagsfeier des Generaldirektors der Galerien des Bayerischen Staates, Geh.-Rat Hugo v. Tschudi. — Im Saale des Alten Rathauses war eine Ausstellung von 75 Wettbewerbentwürfen für eine plastische Gruppe, die vor dem Hauptgebäude des Ostfriedhofes aufgestellt werden soll. Eine bedeutende Summe künstlerischen Könnens war hier beisammen, während gegenständlich naturgemäß nur wenige Motive, diese aber mit sehr interessanter Mannigfaltigkeit sich wiederholten. Hervorgehoben seien die Entwürfe von Th. Buscher, L. Dasio, sowie der für die Ausführung vorgesehene von G. Müller und Ch. Hermann; diese Arbeit zeigt den Heiland, wie er auf seinem letzten Wege von seiner Mutter Abschied nimmt. — Die Kirchenbauvereine von St. Paul und St. Benno hatten am 9. bzw. am 20. Februar ihre Generalversammlungen. Bei ersterem wurde u. a. mitgeteilt, daß die Bauschuld nunmehr auf 670,000 ℳ zurückgegangen, aber freilich immer noch stark zu empfinden sei; die neuen Chorgestühle sind nach Entwürfen des Prof. v. Hauberrisser durch Architekt J. Elsner gefertigt, die Reliefs stammen vom Bildhauer Th. Buscher. Bei St. Benno hat es sich besonders um Reparaturen gehandelt, Schmuckarbeiten sind für 1911 vorgesehen. — Eine Ausstellung bayerischer Töpfereierzeugnisse, die der Verein für Volkskunst und Volkskunde veranstaltete, gab von dem Aufschwunge dieser Technik, wie er sich u. a. in Landshut, Tölz, Dachau, am Chiem- und Ammersee neuerdings vollzogen hat, sehr erfreuliches Zeugnis. — Von den Kunstsalons zeichnete sich die Galerie Heinemann durch eine Ausstellung moderner spanischer Malereien aus. Die frühere Schau altspanischer Kunst wurde damit in interessanter Weise ergänzt. Von den charakteristischen Leistungen verdienen jene von Zuloaga, Anglada, Zubiaurre besondere Hervorhebung. Bradl zeigte Kollektionen von Feldhauer und J. Diez; Zimmermann sehr hübsche dekorative Plastiken von M. O. Müller-Liebental; Thannhauser hatte eine anregende Max Liebermann-Ausstellung; Littauer zog die alt-italienisch beeinflußten, z. T. sehr schönen Leistungen des Müncheners Friedrich Stahl ans Licht. Der Kunstverein brachte eine große Ausstellung japanischer Arbeiten, unter besonderer Berücksichtigung der Riesenpublikation des Verlages Shimbi Shoin in Tokio und London. Für den Kenner z. T. größte Seltenheiten! Daneben kam München mit prächtigen Malereien von O. Strützel, K. v. Marr, Ernst Liebermann, R. Wimmer (Prinzregentenporträt) † O. Piltz, P. Erodel und zahlreichen anderen zur Geltung. Plastiken interessierten von C. G. Barth.

In Amsterdam findet ähnlich wie s. Z. in Stuttgart eine Ausstellung des Häßlichen statt, eine Schau von kunstgewerblichen Erzeugnissen, deren Fehler und Geschmacklosigkeiten augenfällig sind und dadurch erziehlich wirken. — Berlin betrauert den Verlust zweier bedeutender Künstler, des aus Königsberg i. Pr. stammenden Bildhauers Prof. Emil Hundrieser, der sich besonders durch viele Porträtstatuen bekanntgemacht hat, und des Geh. Baurates Akademiepräsidenten Karl v. Großheim, der mit Heinrich Kayser zusammen eine Anzahl wichtigster Bauten innerhalb und außerhalb von Berlin errichtet hat. — Im großen Bundesratssaale des Reichstagsgebäudes wurden neun Wandgemälde allegorischen Inhalts enthüllt. Sie sind von Raphael Schuster-Woldan. — In Bonn gab es eine sehr hübsche und wertvolle Ausstellung von Kunstwerken des 19. Jahrhunderts aus Privatbesitz. — Bei Cyrene wurden durch die Mitglieder der Expedition des Archeological Institute of Amerika an einem Messa genannten Orte die Ruinen einer griechischen Stadt entdeckt. — Düsseldorf. Am 11. Februar wurde im Kunstpalast die Ausstellung der 379(!) Wettbewerbentwürfe für das auf der Elisenhöhe bei Bingerbrück zu errichtende Bismarck-Nationaldenkmal eröffnet. Der durchschnittliche Wert wird von der Kritik recht ungünstig beurteilt. Wegen bester Leistungen wurde eine Reihe von Münchener Künstlern prämiiert, H. Hahn, J. und R. Müller, R. Berndl, G. Albertshofer, L. Dasio, F. v. Tiersch, R. Riemerschmid usw. Außer ihnen mehrere Dresdener (G. und M. Wrba, H. Bestelmeyer, O. Gußmann), sowie Bildhauer und besonders Architekten aus einigen anderen Orten. Die Gesichtspunkte, unter denen die Jury geurteilt hat, werden übrigens von seiten der Wettbewerber lebhaft kritisiert. Eine Entscheidung, welcher Entwurf ausgeführt werden soll, ist noch nicht getroffen. — Karlsbad. Bei dem Wettbewerbe um den Neubau des Kurhauses ist der erste, sowie je ein zweiter und dritter Preis nach München gefallen und zwar an v. Thiersch, E. v. Seidl und Berchtold & Herberger. — Köln. Für ein Museum ostasiatischer Kunst ist der Grundstein gelegt worden. Das Gebäude, das 1912 vollendet sein soll, wird zunächst die kostbaren Sammlungen von Prof. Adolf Fischer aufnehmen. — London. Nördlich, unweit der Stadt werden mit Erfolg Ausgrabungen auf dem Gebiete der römischen Stadt Verulam betrieben. — In der Nähe von Paris, bei der Abtei Dompièrre, wurde in einem Tonkruge ein Schatz von gegen 3000 aus späterer Kaiserzeit stammenden römischen Münzen und Medaillen gefunden, von denen die 2000 silbernen bestens erhalten sind. — In Wien veranstaltet der Hagenbund eine Ausstellung von Werken neuester Künstler, die viel Beachtenswertes bietet, darunter eine packend erfaßte Anbetung der Hirten von Faistauer. Dr. O. Doering-Dachau.

Christliche Kunst.

Das herrliche Abendmahlbild von Professor Gebhard Fugel wurde soeben von der Münchener Gesellschaft für christliche Kunst m. b. H. in größerem Format als bisher und mit neuer Umrandung als Kommunionandenken Nr. 15 herausgegeben. Wir begrüßen dies um so mehr, weil in der neuen Ausgabe infolge der geringeren Verkleinerung die einzelnen Gestalten viel klarer hervortreten und das Blatt in dem ansehnlichen Format von ca. 38 × 33 cm einen hervorragenden künstlerischen Wohnungsschmuck bildet. Das Fugelsche „Abendmahl" ist in der „A. R." so oft und so eingehend gewürdigt worden, daß es nur dieser kurzen Erinnerung bedarf. Der Preis von 30 Pfg. für das prächtige kleine Kunstblatt (bei Bezug von 50 und mehr Exemplaren sogar nur je 26 Pfg.) ist wirklich spottbillig. — In der gleichen Preislage erschien im Verlage der Gesellschaft für christliche Kunst ein weiteres Andenken (Nr. 14) nach einem älteren französischen Gemälde, das gleichfalls koloristische Feinheiten besitzt und edel und würdig in der Auffassung ist. Wir möchten diese beiden Andenken ganz besonders empfehlen. — Auch ein sehr schönes Beichtandenken hat die Gesellschaft für christliche Kunst, München, herausgegeben. Es zeigt den kreuztragenden Heiland und ist eine vorzügliche farbige Wiedergabe eines Gemäldes von Roßmann. Das prächtige Oktavblatt kostet 10 Pfg.; 100 Stück kosten ℳ 7.50. L. Wink.

Vor mir liegen vier Serien von je sechs Postkarten, deren bildlicher Schmuck zum erfreulichsten gehört, was ich auf diesem Gebiete seit langer Zeit gesehen habe. Der Künstler, von dem sie stammen, ist der jetzt in Bonn lebende Maler Robert Hieronymi. Er ist 1868 in Frankfurt a. M. geboren, studierte besonders unter Edward v. Steinle, später in Rom. Sein Bildungsgang hat es mit sich gebracht, daß in seinen Werken deutsche Innigkeit sich mit italienischer Formenreinheit verbindet. Manche dieser Bilder, so das in Medaillonform gehaltene „Reinste Mutter", ein Madonnenkopf und andere, sprechen geradezu italienisch an, weisen auf das Studium des jugendlichen Raffael und Peruginos hin. Recht und echt deutsch ist dafür wieder eine „Maria im Rosenhag". Schon die Wahl dieses Stoffes zeigt den Einfluß der alten deutschen Malerei. Nicht minder tut es die Behandlung der Landschaft, die reiche faltige Anordnung des zart blauen Mantels, endlich die gesamte Auffassung, die nur aus echt deutsch empfindendem Gemüt kommen, nur von deutschen Herzen voll verstanden werden kann. Verschiedene der Bilder sind in polychromer wie in einfarbiger Ausführung herausgegeben, beides technisch gleich gut gelungen. Der Verlagsanstalt B. Kühlen in M.Gladbach darf man dankbar dafür sein, daß sie diese trefflichen Kunstwerke weiten Volkskreisen um ein Billiges zugänglich macht. Felix Hinzen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Hoftheater. Anläßlich des 90. Geburtsfestes des Prinzregenten finden im Kgl. Hof- und Nationaltheater zwei Festvorstellungen statt, die erste bringt außer einer poetischen Huldigung den Schlußakt der „Meistersinger“, die zweite, zu welcher ein kleiner Teil der Plätze dem Verkauf unterstellt wird, den „Barbier von Sevilla“. — Unserem Opernensemble entstand durch das Ausscheiden der Kammersängerin Preuse-Matzenauer ein schwerer Verlust. Die Generalintendanz hatte das Abschiedsgesuch der Sängerin abgelehnt, allein eine Immediateingabe an die Allerhöchste Stelle hatte den erwünschten Erfolg. Es ist verständlich, daß der Regent auf erzwungene künstlerische Dienste verzichtet, da die betreffende Dame nicht daran zu denken beliebt, daß sie ihren hohen Ruhm der Münchener Bühne verdankt. Ohne lockende amerikanische Anträge hätte Frau Preuse ihre übrigen Gründe kaum so schwerwiegend befunden, zumal bei uns noch die schätzenswerte Gepflogenheit herrscht, sich um Privatsachen in der Oeffentlichkeit nicht zu kümmern. — Im Prinzregententheater soll auf Initiative des „Neuen Vereins“ eine Aufführung von Pfitzners „Armen Heinrich“ erfolgen. Hierdurch scheint sich eine Verständigung zwischen der Hofbühne und dem Tondichter anzubahnen, wenigstens zeigt Erz. Speidel durch die Ueberlassung des Hauses, daß er über Komponistengrobheiten hinwegzusehen vermag.

Schauspielhaus. Den „Stein der Weisen“, eine Geisterbeschwörung von Frank Wedekind, nennt der Verfasser in der an allerhand Ausfällen reichen Vorrede eine „Selbstbespiegelung“. Das hat Wedekind nun schon gar zu oft besorgt, ohne dabei die angeblichen Mißverständnisse aufzuklären. Das Buch las ich vor Monaten zweimal (aus Kritikerpflicht), nun habe ich das Stück auf der Bühne gesehen und begebe mich jetzt allmählich der naiven Meinung, daß sich dabei etwas denken lassen müsse, wenn man Worte hört. Ich habe auch niemanden im Theater gefunden, der mich über die dichterischen Intentionen des Herrn Wedekind hätte aufklären können. Dennoch gelang es einer Handvoll Applaudierender, die anfängliche Niederlage in einen sogenannten „Erfolg“ zu korrigieren. Ach, es gehört so wenig dazu, das Publikum umzustimmen! — Wir sollen aus dem Stücke erfahren, daß Herr Wedekind sich nicht nur seinen Humor, sondern auch noch ein leidlich unbefangenes Urteil über die Eigenart und über die Mängel seines Humors bewahrt habe. Ja, aber warum wird er dann von Guendolin, einer Art Personifikation des Humors, totgeschossen? Wedekind lebt anscheinend in dem Wahn, für die Kirche besonderes Interesse zu bieten. In der „Zensur“ wollte man ihn bekehren, hier soll er auf Grund einer ebenso anstößig wie albern abgefaßten Bulle verbrannt werden. Einstweilen kneipt aber der Dominikanermönch mit diesem „Basilius Valentinus“ und ruft ein dutzendmal „Prost, saftiger Teufelsbraten“. Auch sonst geht es auf dem „Zauberschloß“ merkwürdig zu, da erscheint ein junger Ritter, der durch die sittenlosen Lehren, die er aus des „Meisters“ Schriften entnommen, selbst diesen erschreckt, eine Dirne, die ihn zu ihrem Sklaven machen will, und anderes mehr. Von was auch in dem Stücke geredet werden mag, immer bricht eine niedrige sexuelle Phantasie hervor und gesprochen wird oft in der Sprache der Stallknechte. Herr Wedekind gibt den Mann, der den Stein der Weisen gefunden haben will. „Der scheinbar (?) rohe Aufbau des Stückes ermöglicht es einer Darstellerin, vier Rollen nacheinander zu spielen.“ Das tat Frau Wedekind. „Die Darstellerin findet dabei reichlichste Gelegenheit, den Zuschauer von ihrer geistigen sowohl wie von ihrer körperlichen Gelenkigkeit zu überzeugen.“ So steht in der Vorrede. In mir erwecken jedoch solch hilflose theatralische Versuche nur Mitleid. Der zweite, nicht viel bessere Teil des Abends brachte uns die Uraufführung von „Der Sang der Seele“, drei Akte von Edward Locke. (Deutsch von E. Motz.) Ein übles Kapitel aus einem Kolportageroman ist da dramatisiert, übersetzt und leider auf die deutsche Bühne gebracht worden. Ach, schlechte Stücke werden auch bei uns gemacht und so kulturlose immerhin selten, so daß es wirklich unnötig ist, in die Ferne zu schweifen. Da lernen wir einen unsympathischen amerikanischen Arzt kennen, der ein Mädchen, das Adelina heißt und eine „Patti“ werden möchte, liebt. Um sie vor der Bühnenlaufbahn zu bewahren, beredet er sie zu einer Kehlkopfoperation, macht ihr vor, daß diese mißlungen und die Stimme verloren ist. Adelina will sich erst töten, beruhigt sich aber später und willigt in die Verlobung. Als aber ihr Organ geheilt ist und der Bräutigam seine sauberen Machinationen eingesteht, gibt sie dem Kumpan den Laufpaß. Ein origineller italienischer Gesangslehrer und sein Sohn sorgen ein wenig für Heiterkeit, doch noch mehr amüsierte sich das Publikum über die ärztlichen Kehlkopfuntersuchungen. Nur ein Beweis, daß schlechte Stücke das Geschmacksniveau der Zuschauer spontan herabdrücken.

Aus den Konzertsälen. Das Abonnementskonzert in der Tonhalle brachte unter Löwes Führung die Egmontouvertüre und Beethovens Violinkonzert, in dem Fritz Kreisler als bewunderungswürdiger Geiger große Begeisterung weckte. Dieser Künstler besitzt etwas Zwingendes in seiner Interpretation, das seine Leistung zu einer wahrhaft großen macht. Nicht minder wurde Ferdinand Löwe gefeiert, dessen Wiedergabe der Es-dur-Symphonie Bruckners den an großen Eindrücken reichen Abend abschloß. Der bedeutende Pianist Gabrilowitsch sucht seit kurzem als Dirigent sein musikalisches Wirkungsfeld zu erweitern und zwar mit ungewöhnlichem Erfolge. Das Konzertvereinsorchester bot unter seiner Leitung Werke von Saint-Saëns, Fauré und Dvorak in gleich hochstehender Weise. Der Höhepunkt des Abends war jedoch die Wiedergabe von Brahms' Doppelkonzert für Violine und Violoncell mit Hugo Heermann und Heinrich Kiefer als glänzende Solisten. — Beethovens Pastorale und Haydns G-dur-Symphonie Nr. 13 fanden im Volkssymphoniekonzert durch Prill eine sorgfältig ausgefeilte Wiedergabe. Fritz Hirt spielte das G-dur-Konzert von Mozart mit technisch großem Können und starker Empfindung. Seine Leistung verdiente die herzliche Würdigung seitens des Publikums in vollem Grade. Sehr sympathisch war uns die Bekanntschaft der italienischen Harfenvirtuosin Maria Theresia Baldini, deren Spiel von bedeutender Technik und großer Schönheit des Tones ist. Die mitwirkende Pianistin von Bernhard-Tczaska stand auf oft gewürdigter Höhe. Die Wedekindpremiere verhinderte mich den Klavierabend von Wilh. Backhaus zu besuchen, über dessen bekanntes außergewöhnliches Können mein Vertreter mit wärmster Bewunderung berichtet.

Verschiedenes aus aller Welt. Der „Rosenkavalier“ stieß in Mailand teilweise auf Widerspruch, während in Zürich der dortige Dirigent der Straußschen Oper, Lothar Kempter, aus Anlaß der Premiere den philosophischen Ehrendoktortitel erhielt. In Bremen und Frankfurt a. M. war der äußere Erfolg glänzend. Die ernsthafte Presse neigt sich jedoch im großen ganzen mehr unserem reservierten Urteile zu, als den unentwegten Straußianern in München und Dresden. So meint ein Frankfurter Blatt: „Eine Hosenrolle macht selbst bei fünfmaligem Kleiderwechsel noch keinen Cherubim aus. Es hieße den Genius eines Mozart sträflich entweihen, wollte man diesen öden Panegyrikus glauben. . . .“ Die Aufführung von Karl Weisers Jesustetralogie in Eisenach (cf. Professor Meinertz' Artikel in Nr. 6 unseres Blattes) wurde von der Regierung verboten. — In Düsseldorf wurde Jean Nogues' Oper „Quo vadis“ mit durchschlagendem Erfolge gegeben. — Mit einer glänzenden Aufführung von „Benvenuto Cellini“ hat sich Weingartner am Dirigentenpult der Wiener Hofoper verabschiedet. Der scheidende Direktor wurde stürmisch gefeiert. — „Der gestiefelte Kater“ von Emil Alfred Herrmann hatte an der Karlsruher Hofbühne starken Erfolg. Der Dichter besitzt nach Berichten Schlichtheit und Poesie und weiß mehr zu geben, als das übliche Ausstattungsmärchen. — Die Oper eines Amerikaners Viktor Herbert: „Natoma“ wurde in Philadelphia mit großer Begeisterung aufgenommen. Spanische und indianische Volksmusik sind in die Partitur verarbeitet und geben ihr ein exotisches Kolorit.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Grossbanken veröffentlichen ihre Jahresergebnisse pro 1910 und geben in den Geschäftsberichten Einblick in die Entwicklungsperiode des abgelaufenen Jahres. Es ist interessant — schon vom Standpunkt der darin allgemein niedergelegten Anschauungen —, daraus Ziffern und statistisches Material in Hülle und Fülle studieren zu können. Imposante Ziffern an Umsatz, Bankkonti, Beamtenstab, Aktiven und sonstige Bilanzposten geben darin deutlich Zeugnis für die gewaltige Machtstellung, welche unsere deutsche Grossbankwelt in verhältnismässig kurzer Zeit im Welthandel erobert hat. Eine ganz besonders rührige und gewinnbringende Entwicklung haben die Dresdner Bank und die Diskonto-Gesellschaft Berlin aufzuweisen. Erstere hat durch die Ausbreitung ihres Filialnetzes in Schlesien und Württemberg und durch die Auslandsbeteiligungen, z. B. in Paris, ganz bedeutende Mehrumsätze und höhere Gewinnerträge erzielt. Die Diskontogesellschaft erhöht ihre Dividende von 9 ½ % auf 10 % unter gleichzeitiger Erhöhung des Kapitals von 30 Millionen Mark auf die kolossale Summe von alsdann 200 Millionen Mark. Auch andere Banken paradieren mit grossen Bilanzziffern und vor allem zufriedenstellenden Gewinnergebnissen. Es war nach diesen Publikationen leicht begreiflich und vorauszusehen, dass sich Kapitalistenpublikum und Spekulation mit Vorliebe den Bankwerten zuwandten. Andere Kombinationen — Interessengemeinschaft zwischen zwei Berliner Grossbanken, grössere lukrative Industrieprojekte — haben die Bankwerte weiterhin in den Vordergrund gestellt. Trotzdem konnte sich ein frischer Zug an den deutschen Börsen nicht entfalten. Das seitherige, allgemein verurteilte Spekulationsfieber und die planlosen Kurstreibereien auf dem Industrieaktienmarkte hatten — wie nicht sonderlich überraschte — doch eine grössere Reaktion und Kursabflauung im Gefolge. Auch die Grossbanken hatten in ihren Wochenberichten der Spekulation durch ernstliche Vorstellungen wiederholt einen starken Dämpfer

gegeben. Hauptgrund zu einer besonnenen und reservierten Tendenzstimmung der Berliner Börse war natürlich die neuerdings panikartige und vollkommen zerrüttete Börsenhaltung in Neuyork. Diese so verworrene Lage des industriellen Amerika wurde hervorgerufen durch das staatliche Veto gegen die geplante Frachtentariferhöhung der Bahntrusts. Geringere Bestellungen an Eisen- und Stahlmaterial der amerikanischen Bahnen und sonstige äusserst einschneidende Massnahmen werden — falls nicht neuerliche Ueberraschungen bekannt werden — Handel und Industrie in Amerika sehr schädigen. Für die Situation der deutschen Finanz- und Handelskreise ist diese so verschlechterte Lage in Amerika äusserst nachwirkend. Die amerikanische Eisen- und Stahlproduktion wird sich notgedrungen und preisdrückend mit aller Macht auf die Exporttätigkeit verlegen. Die seit einiger Zeit ausgebliebenen Konkurrenzkämpfe auf den industriellen Gebieten sind daher von neuem zu erwarten. Börsentechnisch ist gleichfalls diese ungeklärte und zerrüttete Situation am Neuyorker Effektenmarkt zu beklagen. Bei dem bekannt grossen Interesse, das deutsche Geld- und Kapitalistenkreise den amerikanischen Werten von neuem in erhöhtem Masse zugewandt haben, und nachdem gerade in letzter Zeit bei dem seitherigen hohen Kursniveau der Eisenbahnwerte besonders deutsche Käufe registriert wurden, ist es ausser Zweifel, dass — sicherlich nicht zum ersten, leider wahrscheinlich auch nicht zum letzten Male — enorme Kursverluste den deutschen Kapitalistenkreisen erwachsen sind. An wiederholten Verwarnungen und nachdrücklichen Vorsichtsrufen hat es sicherlich nicht gefehlt! — Die seinerzeitige Reichstagsdebatte wegen „Ueberschwemmung amerikanischer Werte am deutschen Markt" wird unter dieser Einwirkung als zeitgemäss noch nachträglich grössere Beachtung finden. — Die Verhältnisse am Geldmarkt sind unverändert günstig und flüssig. Die Ansprüche zum Monatsschluss waren keine übermässig starken. Man wird wohl annehmen können, dass die gegenwärtige Geldabundanz auch standhält, wenn zum Quartalsschluss grössere Beträge für Dividenden-Ausschüttungen und Hypothekenzinsen fällig werden. — Die deutschen Montanwerte konnten im Hinblick auf gebesserte Meldungen vom Inlandsmarkt und zufriedenstellende Nachrichten aus den Industriegebieten weiterhin profitieren. Die erwähnte unsichere Gestaltung der industriellen Situation in der amerikanischen Union legt jedoch allen Kapitalistenkreisen nach wie vor grosse Reserve auf und empfiehlt sich in den spekulativen Werten nicht weiterhin zu engagieren.

M. Weber.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Jesus Christus in seinem Leiden und Sterben. Gemeinverständliche Vorträge mit exegetischen Anmerkungen von P. Alfons Neftlehner. ℳ 6.—. (Paderborn, Bonifatiusdruckerei.)

Lex Levitarum oder Vorbereitung auf die Seelsorge. Von Bischof John Cuthbert Hedley. Uebersetzt von Kapitular P. Odilo Stark. ℳ 2.60. (Paderborn, Bonifatiusdruckerei.)

Die heilige Kommunion das notwendige Mittel zur Bewahrung der heiligmachenden Gnade. Von Prof. Emil Springer. 80 Pfg. (Paderborn, Bonifatiusdruckerei.)

O salutaris Hostia! Die Eucharistie — Ziel und Mittelpunkt der priesterlichen Wirksamkeit. Von Prof. Emil Springer. ℳ 1.—. (Paderborn, Bonifatiusdruckerei.)

Haben wir Priester noch Vorurteile gegen die häufige und tägliche Kommunion der Gläubigen? Von Prof. Emil Springer. 80 Pfg. (Paderborn, Bonifatiusdruckerei.)

Die Programme der politischen Parteien in Deutschland. Von Dr. phil. Karl Mahler. 80 S. 8°. 75 Pfg. (O. Gracklauer [Richard Goldacker] in Leipzig.)

Auf Rußlands Eisfeldern. Vaterländische Geschichtserzählung aus dem Jahre 1812. Von Otto von Schaching. Mit zwei Kunstbeilagen. 8°. 160 S. Brosch. ℳ 1.—, geb. ℳ 1.35. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Die heilige Maria. Eine Apologie und historische Begründung des Marienkults von John Henry Kardinal Newman. Deutsch von H. Riesch. 8°. 104 S. Brosch. ℳ 1.60, geb. ℳ 2.40. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Urkirche und Katholizismus. Von Pierre Batiffol. Uebersetzt und eingeleitet von Franz Xaver Seppelt. 450 S. ℳ 4.50. (Jos. Kösel, Kempten und München.)

Ein Trostbüchlein vom Tode. Auch ein Buch der Freude. Von Augustin Wibbelt. Geb. ℳ 4.50. (Warendorf, J. Schnell.)

Dekret Pius X. über die Entfernung der Pfarrer von Amt und Pfründe auf dem Verwaltungsweg. 50 Pfg. (Freiburg, Herder.)

Motuproprio Pius X. über Gesetze zur Abwehr der Modernistengefahr. 80 Pfg. (Freiburg, Herder.)

Grundlagen des geistlichen Lebens. Betrachtungen, geistliche Lesungen und Selbstprüfungen von P. Fr. Hyazinth Maria Cormier. ℳ 2.80. (Dülmen, Laumann.)

Leitstern auf dem Lebenspfade der katholischen Lehrerin. Von Schulrat Eppink. ℳ 1.80. (Dülmen, Laumann.)

Früh und oft! Belehrende und ermunternde Worte an die christlichen Eltern über das Alter der Erstkommunikanten von Dr. Joseph Prötzner. 60 Pfg. (Dülmen, Laumann.)

Gottes Wünsche und der Menschen Aengsten wegen der täglichen Kommunion. Von Athanasius Bierbaum. 20 Pfg. (Dülmen, Laumann.)

Jesus Christus. Apologie seiner Messianität und Gottheit gegenüber der neuesten ungläubigen Jesus-Forschung. Von Dr. P. Hilarin Felder. I. Bd.: Das Bewußtsein Jesu. ℳ 8.50. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.)

Die Baustile. Mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Kirchenbaues. Von Dr. N. Spiegel. ℳ 1.80. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.)

Luitpold, Prinzregent von Bayern. Eine Wittelsbacher-Gabe zum 12. März 1911. (München, Verlag der Jugendblätter.)

Neuschilda und die Neuschildbürger. Ergötzliche und lehrsame Historien, erzählt von C. M. Liberius. 1 Bändchen. ℳ 1.50. (Leipzig, W. Härtel & Co. Nachf.)

Ratgeber bei der Berufswahl für die aus der Volksschule austretende weibliche Jugend. 10 Pfg. (München, Seyfried & Co.)

Gesammelte Gemeinnützige Volksbibliothek. I. Teil bis 10. Heft. 8°. 164 S. Kart. 50 Pf. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag.)

Die deutsche Staats- und Selbstverwaltung. Ihre Aufgaben und Organisation. (Staatsbürger-Bibliothek Heft 1.) 40 Pf. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag.)

Gartenrentengüter. Von Paul Waldhecker (Staatsbürgerbibliothek Heft 11). 40 Pf. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag.)

Für das **Prinzregentenbild unseres Titelblattes** diente als Unterlage eine Gravüre-Imitation, die im Auftrage des Kgl. Bayer. Staatsministeriums des Innern von der Firma Meisenbach, Riffarth & Co., München herausgegeben wurde. Das einer Serie bayerischer Fürstenbilder entstammende, große Kunstblatt ist jetzt auch einzeln käuflich.

Eucharistischer Kongreß in Madrid. Um den Katholiken Deutschlands die Teilnahme am diesjährigen Internationalen Eucharistischen Kongresse, welcher vom 25. bis 30. Juni in Madrid tagen wird, zu erleichtern, hat die deutsche Abteilung des permanenten Komitees die Veranstaltung einer Sonderfahrt beschlossen. Dieselbe wird am 17. Juni von Köln ihren Ausgang nehmen. Zur Teilnahme können nur Herren zugelassen werden. Nähere Auskunft erteilt Msgr. L. Richen, Köln-Bayental. Siehe auch Inserat.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 45 Oer. Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 11. München, 18. März 1911. VIII. Jahrgang.

Weltrundschau.

Von **Fritz Nienkemper**, Berlin.

Die paritätische Verwendung von katholischen Geistlichen im preußischen Staatsdienste bedroht.

Wer sich in die Lage des gegenwärtigen Reichskanzlers und preußischen Ministerpräsidenten hineindenkt und all die Anforderungen abwägt, die seine „Sammlungspolitik“, die Rücksicht auf gewisse Vorurteile, Neigungen und Agitationen in den protestantischen Mehrheits- und Machtkreisen, sowie das allgemeine Bedürfnis nach Ruhe und Stetigkeit des Regierungskurses an ihn stellen, der wird der großen Rede Bethmann Hollwegs zum Kultusetat das Prädikat der Geschicktheit nicht versagen. Er wird auch den guten Glauben und Willen des leitenden Staatsmannes nicht bezweifeln wollen. Aber man kann nicht anerkennen, daß Herr v. Bethmann überall folgerichtig geblieben sei in seinen Schlußfolgerungen und Ankündigungen, und ebensowenig, daß er die ausgleichende Gerechtigkeit und Parität vollständig gewahrt habe. Er hat die Mittellinie gesucht, aber er ist doch von ihr nach der liberalen Seite abgewichen. Die Bemerkungen über die liberalen Neigungen der Berliner Regierung, die wir vor der Kultusdebatte in Nr. 10 der „Allgemeinen Rundschau“ gemacht hatten, sind leider nicht widerlegt worden.

Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht, daß Herr v. Bethmann Hollweg über die Ansichten und Absichten, die der konservative Parteiführer v. Heydebrand unter reichlich scharfer Kritik der neueren päpstlichen Maßregeln entwickelt hatte, noch hinausging und dem Liberalismus im Punkte der Beschäftigung von geistlichen Oberlehrern und der sonstigen Verwendung von Priestern im Staatsdienste ein sehr bedenkliches, friedensgefährliches Zugeständnis machte.

Und das trotz der wiederholten, warmen Versicherung, daß die Regierung keinen Kulturkampf wünsche und die Erhaltung des konfessionellen Friedens als ihre Hauptaufgabe ansehe! Von rechts und links wurde ebenfalls beteuert, daß die bürgerlichen Parteien keinen Kulturkampf wollten. Aber eine Zurücksetzung der katholischen geistlichen Oberlehrer, eine Beschränkung der Parität im Staatsdienste zum Schaden von katholischen Bewerbern, — das hält man für vereinbar mit dem konfessionellen Frieden, ja sogar für friedensförderlich. Es scheint noch die alte preußische Ueberlieferung zu gelten, nach der die Katholiken die Kosten des Friedens geduldig zu tragen haben.

Wie schön klingt es ferner, wenn der Ministerpräsident die „konfessionelle Gefühlspolitik“ entschieden ablehnt! Aber wie reimt es sich damit, wenn er der Kurie vorhält, daß die Bindung durch den Antimodernisteneid „dem evangelischen Empfinden besonders fremd“ sei, und wenn er darüber klagt, daß in dem Eidestext „grundlegende Konfessionsunterschiede gewissermaßen auf eine sakrosankte Formel gebracht“ seien, was geeignet sei, konfessionelle und Glaubens-Gegensätze neu zu beleben.“ Man kann doch wirklich der katholischen Kirche nicht zumuten, ihre Glaubenslehre und Glaubenszucht nach protestantischem Geschmack einzurichten, und dabei ist es tatsächlich unrichtig, daß der Antimodernisteneid sich gegen das Augsburger Bekenntnis oder sonst ein positives Stück des evangelischen Bekenntnisses richtet; vielmehr hat er es auf jene Philosophie abgesehen, die überhaupt den Glauben an den Erlöser und den persönlichen Gott untergräbt und mit deren Ausflüssen auch die evangelische Kirchenbehörde zu kämpfen hat, wie z. B. in dem Falle des modernistischen Predigers Jatho zu Köln.

Der innere Widerspruch in den Bethmannschen Ausführungen tritt am schärfsten zutage bei dem einleitenden Zugeständnis, daß die katholische Kirche mit der Vereidigung ihrer Priester „lediglich ihre eigene Angelegenheit“ besorge, in die „weder der Staat noch die evangelische Kirche ihr hineinzureden hat“, und den nachfolgenden Androhungen von staatlichen Repressalien wegen der Eidesleistung.

Dieser Widerspruch soll überbrückt werden durch die Theorie vom Grenzgebiet und von den „Reibungsflächen“. Der preußische Kultusminister führte diese Theorie noch weiter aus, indem er „Konfliktsmöglichkeiten“ erblickte in der Vereinigung der priesterlichen Stellung mit der Staatsbeamtenschaft. Der beamtete Geistliche, sagte er, sei zugleich abhängig von der Kirche und vom Staate, und es könnten leicht Schwierigkeiten und Konflikte sich ergeben, wenn an ihn neue Forderungen heranträten, ohne daß zuvor die eine Seite sich mit der anderen Seite in geeigneter Weise verständigt hätte. Eine solche Konfliktsmöglichkeit sehen wir nur für den Fall, daß der Staat an seine Beamten eine Zumutung stellt, die im Gegensatz zu ihrer Glaubens- und Gewissenspflicht steht, oder daß die Kirche an die beamteten Priester eine neue Forderung stellt, die gegen die Amtspflicht verstoßen würde. Die Abschwörung der antimodernistischen Irrlehren ist nun aber eine reine Glaubenssache, die anerkanntermaßen mit den staatlichen Obliegenheiten nichts zu schaffen hat. Ebenso ist es nicht zu bestreiten, daß der Eid den Priestern keine neue Verpflichtung gegenüber dem kirchlichen Lehr- und Hirtenamt auferlegt. Es liegt also kein sachlicher Grund vor, in der Anstellung oder Beschäftigung von Geistlichen in Staatsämtern eine Aenderung eintreten zu lassen.

Und doch wird eine Aenderung angedroht, und diese Ankündigung bildet den aktuellsten Teil der ministeriellen Reden. Sogar der konservative Redner, der sonst so energisch das protestantisch-konfessionelle „Mißbehagen“ gegenüber den vatikanischen Erlassen vertrat, hielt eine Beschränkung der Tätigkeit der geistlichen Oberlehrer nicht für angezeigt, und nach dem Redekampf hat eine „besondere“ Stimme in dem konservativen Hauptorgan, der „Kreuzzeitung“, vor einer solchen friedensgefährlichen Maßregel gewarnt, ganz im Einklang mit der Warnung des Zentrumsführers Dr. Porsch vor einer Verletzung der Parität, die sich das katholische Volk nimmermehr gefallen lassen könne. Inzwischen müssen wir aber mit der bedauerlichen Ankündigung rechnen, daß in Zukunft den geistlichen Oberlehrern der Unterricht in den sog. ethischen Fächern (Geschichte und Deutsch) nicht mehr übertragen werden soll, wenigstens „in der Regel nicht“. Wir fürchten, daß die nachgeordneten Behörden von der neuen „Regel“ keine Ausnahme zulassen werden, und die liberalen Kommunalbehörden erst recht nicht. Diese imparitätische Behandlung soll anscheinend noch weiter gehen; denn sowohl der Ministerpräsident als der Kultusminister sagten, daß der Staat „auch bei der Uebertragung anderer Staatsämter eine gewisse Zurückhaltung werde üben müssen“.

Die Ausführungen der Minister können eine solche imparitätische, die Katholiken schädigende und kränkende und daher friedensgefährliche Maßregel nicht rechtfertigen. Warum und wozu diese bedenkliche Kraftleistung? Auf der einen Seite wirkt offenbar das Bestreben mit, die Nationalliberalen zu beruhigen und möglichst zu gewinnen, die Unabhängig-

keit der Regierung vom sog. schwarzblauen Block leuchten zu lassen und der Opposition die Ausnützung des furor protestanticus zu erschweren. Dazu kommt noch ein Stück diplomatischer Taktik. Der Kultusminister sprach es deutlich aus: die Zurückhaltung in der Anstellung von katholischen Geistlichen im Staatsdienst soll dauern „solange, bis wir die Zuversicht haben, daß ebenso, wie es bisher von seiten des Staates geschehen ist und in Zukunft geschehen wird, auch von seiten der Kirche das zwischen ihnen liegende Grenzgebiet mit derjenigen Vorsicht und Zurückhaltung betreten wird, die unerläßlich ist, wenn der Friede erhalten und Konflikte vermieden werden sollen". Ob der preußische Staat wirklich immer das Grenzgebiet mit Vorsicht und Zurückhaltung behandelt hat, wollen wir dahingestellt sein lassen. Was die gegenwärtige Regierung von der Kirche verlangt, ist aus der Rede des Reichskanzlers genauer zu ersehen. Der Heilige Stuhl hätte nach der Ansicht des Herrn v. Bethmann vor der Verfügung über die Kinderkommunion und vor der Anordnung des Antimodernisteneides erst mit der Staatsregierung durch die preußische Gesandtschaft in Rom verhandeln sollen. Als Grund für diese Forderung wird angegeben, daß der erstere Erlaß die Schulordnung berühre und der Eid gewissen Staatsdienern auferlegt werde. Wir haben im allgemeinen den lebhaften Wunsch nach freundlicher Aussprache und rechtzeitiger Verständigung; aber in den vorliegenden Fällen handelte es sich doch um rein kirchliche, religiöse Angelegenheiten, die nicht in die staatliche Sphäre gehören. Oder will der Staat etwa vorher bei dem Hl. Stuhle anfragen, ehe er etwa den geistlichen Oberlehrern neue Vorschriften über den Unterricht in den weltlichen Fächern macht, oder ehe er die Turnübungen der katholischen Kinder neu regelt? Eine Forderung der vorherigen Verständigung kann man doch nur stellen, wenn man zu einer vollen Gegenseitigkeit entschlossen ist.

Der Ministerpräsident kritisierte nicht bloß die Unterlassung vorheriger Anfragen, sondern auch gewisse formale Zwischenfälle von offizieller oder offiziöser Natur. Versöhnend gegenüber diesen Ausstellungen wirkte wiederum die rückhaltlose Anerkennung der Friedensliebe des Heiligen Vaters. Wenn die edlen Absichten des Oberhauptes der Kirche außer Zweifel stehen, und auch die Friedensbestrebungen der deutschen Bischöfe sowie die der parlamentarischen Vertretung des katholischen Volksteils von der Regierung anerkannt werden, dann sollte man doch meinen, daß die Staatsregierung das Ziel der Friedenssicherung, das sie verkündet, auf einem weniger gefährlichen Weg erreichen könnte, als mittels Rekriminationen und Repressalien.

Als Repressalie, wie eine Art Geiselpolitik sieht doch wirklich die angekündigte Zurücksetzung der Priester im Staatsdienst aus. Wir wollen die Hoffnung nicht fahren lassen, daß die Maßregel nicht in der angedrohten Ausdehnung zur Ausführung gelangt. Nicht alle diplomatischen Kanonen sind scharf geladen oder wenigstens werden nicht alle scharf geladenen Geschütze abgefeuert. Bei gutem Willen und Geduld lassen sich Mißverständnisse aufklären und zufällig entstandene Mißhelligkeiten friedlich ausgleichen.

Die Ministerreden enthielten nun noch zwei weitere Drohungen, die aber nur bedingte Möglichkeiten der weiteren Zukunft vorführten. Die theologischen Fakultäten an den Universitäten sollen vorläufig bestehen bleiben; die Regierung spricht aber von Gefahren für deren „Wertung", um die Gefahr einer künftigen Auflösung auf der Bildfläche erscheinen zu lassen. Ueber diesen Punkt haben wir schon in der vorigen Nummer an dieser Stelle das Nötigste gesagt. Ferner wird die vorläufige Aufrechterhaltung der Gesandtschaft beim Heiligen Stuhle zugesagt, aber angedeutet, daß in Zukunft die Konsequenz aus einem Mangel an Wirksamkeit der Gesandtschaft gezogen werden könnte. Der taktische Zweck dieser Ausführungen tritt klar zu Tage in der Bemerkung des Ministerpräsidenten: in der letzten Zeit habe die Kurie aus dem Bestehen der Gesandtschaft für die Information über deutsche Verhältnisse nicht denjenigen Nutzen gezogen, den diese ihr gerne gewährt haben würde; völlige Reziprozität sei aber gerade bei dieser Mission eine unentbehrliche Voraussetzung für ihr gedeihliches Wirken. Zu einer gedeihlichen Reziprozität ist nach unserer Ansicht auch erforderlich, daß die Gesandtschaft wirklich nur die Interessen des Gesamtstaates und des ganzen Volkes vertritt, nicht aber den einseitig-protestantischen oder gar kulturkämpferischen Tendenzen sich irgendwie dienstbar macht.

Diese Bemerkung ist gewiß gerechtfertigt durch die Tatsache, daß Herr v. Bethmann Hollweg, seinem eigenen Grundsatz untreu, in der letzten Rede eine gewisse konfessionelle Gefühlspolitik getrieben und der nationalliberalen Partei sich mehr angenähert hat als der konservativen Partei, obschon die letztere es doch gewiß nicht an Vertretung des evangelischen Standpunktes fehlen läßt.

Der Friede besteht noch, aber klar ist der Himmel nicht. Ob die dunklen Wolken sich verziehen oder zu einem Unwetter sich zusammenballen, müssen wir abwarten. Wir wollen dabei, gemäß dem Muster der Zentrumsfraktion, die Festigkeit mit der klugen Selbstbeherrschung verbinden, damit die Schuld an einem Kampfe nicht auf unsere Seite gewälzt werden kann.

Die Stichwahl im Reichstagswahlkreise Immenstadt

hat mit dem „Siege" des Jung- und Linksliberalen Dr. Thoma geendet, der sich der nationalliberalen Fraktion anschließen wird. Wie das amtliche Schlußergebnis (14,363 gegen 12,791) zeigt, sind die sozialdemokratischen Stimmen dem liberalen Kandidaten glatt zugefallen. Aus eigener Kraft brachten die Liberalen keine neuen Stimmen auf, während das Zentrum, trotzdem es die Schlacht verloren gegeben hatte, noch 900 Reserven mobil zu machen verstand. Selbst liberale Blätter geben zu, daß sie ein für die Liberalen günstigeres Resultat erwartet hatten, zumal das Zentrum vor der Stichwahl nur vier, die Gegner aber 15 Versammlungen abhielten. Die liberale „Augsburger Abendzeitung" erkennt den Zuwachs der Zentrumspartei als „eine recht respektable Leistung" an. Daß es der rechtsliberalen Presse bei dem Wahlausgange durchaus nicht wohl ist, tritt am schärfsten in dem Urteil der „Magdeburger Zeitung" hervor, welche den mit so eigentümlichen Mitteln erfochtenen „Sieg" vom nationalliberalen Standpunkte aus als eine „Niederlage" kennzeichnet. In Zentrumskreisen werden nachträglich mit vollem Rechte die in Kempten-Immenstadt gemachten Fehler einer scharfen Kritik unterzogen: Mangel einer zeitgemäßen Organisation, gewollter Verzicht auf das Eingreifen hervorragender Parteiführer und sonstiger auswärtiger Agitationsredner, Eigenbrödelei gegenüber der Kreis- und Landesparteileitung. Dabei sollte man aber den opfermutigen Zentrumskandidaten, Amtsrichter Emminger, der auch als unermüdlicher Redner Hervorragendes leistete, aus dem Spiele lassen. Es ist heute wohlfeil, von einem „Heimatskandidaten" zu reden, der leichteres Spiel gehabt hätte. Man hatte keinen gefunden, der zugkräftig genug gewesen wäre. Wenn die Organisation richtig ausgebaut wird, wird das Zentrum sich den Wahlkreis bald wieder holen. Die liberale „Allgemeine Zeitung" (Nr. 10), die im übrigen die Wiedereroberung des ehemals liberalen Wahlkreises lebhaft begrüßt, hält scharfe Abrechnung mit dem „radikalen Draufgängertum", das „weniger mit geistvollen Argumenten, als mit der Wucht des Organs, in einem Falle sogar mit — wörtlich genommen — Schlagfertigkeit die Gegner zu überzeugen vermocht hat!" Das Blatt rät den Liberalen, auf die Mitarbeit „unfeiner" Elemente zu verzichten, und erkennt an, daß der Kampf im Algäu nicht immer sachlich und ritterlich geführt worden sei. Das ist eine bittere Pille für gewisse liberale Parteisekretäre. Der Jubel liberaler Blätter über den Pyrrhussieg im Algäu wird auch stark gedämpft durch die Ersatzwahl in Gießen, wo die Liberalen durch die Sozialdemokraten aus der Stichwahl verdrängt sind und der Antisemit voraussichtlich dem Sozial-demokraten unterliegen wird.

Künstelei in der elsaß-lothringischen Verfassungsfrage.

Die Staatsmänner in den Reichsämtern und im Bundesrat haben eifrig beraten, wie sie die festgefahrene Vorlage wegen der reichsländischen Verfassungsreform wieder flott machen könnten, ohne dem Reichslande die wirkliche Selbständigkeit zu geben. Sie wollen es nun mit dem Angebot von drei Bundesratsstimmen versuchen. Die drei Vertreter im Bundesrat, die von dem zeitweiligen Statthalter ernannt und instruiert werden und unter gewissen Klauseln mitstimmen sollen, werden als das äußerste denkbare Zugeständnis bezeichnet und sollen den Elsaß-Lothringern Ersatz bieten für die Versagung des lebenslänglichen Statthalters und der allgemeinen Gleichberechtigung als Bundesstaat. Die Teilnahme an den regiminellen und gesetzgeberischen Arbeiten in der höchsten Körperschaft des Reiches ist schon etwas. Aber ist es genug? Werden die Elsaß-Lothringer befriedigt sein? Die Frage nach der Volksbefriedigung ist in diesem Falle von entscheidender Bedeutung. Denn was nützt die ganze Umgestaltung der Verfassung, wenn darnach keine Ruhe eintritt, wenn die staatsrechtlichen Agitationen fortdauern und die fruchtbare Arbeit der neuen Organe lähmen? Die Hauptsache ist doch,

daß fortan für die Entwicklung des Landes mehr geschieht, als bei der bisherigen mangelhaften und unsicheren Organisation. Man braucht also kein „Demokrat“ zu sein, sondern nur ein praktischer Politiker, um den Elsaß-Lothringern selbst das erste und gewichtigste Wort über die Annehmbarkeit des „Vorschlags zur Güte“ zu lassen. An und für sich betrachtet, muß der Regierungsplan als eine gekünstelte Halbheit bezeichnet werden. Da der Statthalter von Berlin abhängig bleiben soll, drängt sich natürlich der Verdacht auf, daß in kritischen Fragen die drei neuen Bundesratsstimmen nach Berliner Wünschen instruiert werden und also die 17 Stimmen der Präsidialmacht auf 20 erhöhen. Zur Beruhigung der übrigen Bundesstaaten ist nun eine sonderbare Beschränkung eingeführt, wonach die drei Stimmen nicht gezählt werden, wenn sie zugunsten der Präsidialmacht den Ausschlag geben würden. Also gegen Preußen sollen sie immer votieren dürfen, aber für Preußen nicht immer! Das wird als eine Selbstverleugnung der Präsidialmacht gepriesen! Das „Opfer“ hat wenig oder gar keine materielle Bedeutung, bringt aber Unklarheit und Verwirrung in die Organisation. Wenn Berlin wirklich ein gedeihliches Opfer bringen will, so mag es den lebenslänglichen Statthalter zugestehen. Dann haben wir eine Autorität, die man die drei Bundesratsstimmen frei und unverklausuliert instruieren lassen kann, und zugleich so viel Autonomie, als die Elsaß-Lothringer zu ihrer Befriedigung brauchen und die den Statthalter ernennende und im Notfall auswechselnde Zentralgewalt des Reiches ohne alle Gefahr vertragen kann.

Preußens Ministerpräsident als Anwalt des ‚evangelischen Empfindens‘ gegen Rom.

Von L. Quinkert.

Die preußische Kultusdebatte vom 7. März verdient überall, auch in außerpreußischen Landen, die lebhafteste Aufmerksamkeit der Katholiken. Es läßt sich verstehen, daß die katholischen Abgeordneten unter dem unmittelbaren Eindruck der ruhigen, höflichen Form, in die der Ministerpräsident seine Worte kleidete, vorerst eine gewisse Beruhigung und Zufriedenheit zu erkennen gaben. Die preußischen Katholiken sind nicht gewöhnt, allzu viel Liebenswürdigkeit zu empfangen, und der nationalliberale vornehme Herr v. Campe machte ja geradezu ein Lieferungsangebot für Kürassierstiefel. Um so unerfreulicher ist für uns Katholiken der Inhalt der ministeriellen Darlegungen. Sie verraten, daß der Mann, der als Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident auf der Menschheit Höhen wandelt, diese Höhen nur innerhalb des Horizontes seiner Amtstätigkeit als Ministerpräsident kennt, und jene nervöse Unterströmung unseres Gemeinschaftslebens, die er als das „evangelische Empfinden“ bezeichnet, datiert für ihn erst seit gestern. Man staunt, wie der Mann, dem die öffentliche Meinung den Philosophenmantel um die Schultern geworfen hat, sich mit dem einfachen, vernünftigen Denken in Widerspruch setzen konnte. Man höre doch! Als Grundsatz stellt er fest, daß der Antimodernisteneid eine rein innerkirchliche Angelegenheit ist. Er unterstreicht diese grundsätzliche Stellungnahme noch durch den Hinweis darauf, daß der katholische Geistliche vor seiner Weihe sich mit der Bindung seiner persönlichen Freiheit abfinden kann und muß. Und doch findet er, daß der Staat sich um den Eid kümmern muß, nämlich in seinen Folgen. Die Folge ist, wie er sagt, die Gefährdung des friedlichen Nebeneinanderlebens der Konfessionen. Den Beweis für diese Gefährdung aber entnimmt er der Unzweckmäßigkeit des Eides für Deutschland, der Fremdartigkeit eines solchen Eides für das — evangelische Empfinden, der Formulierung konfessioneller Unterschiede durch den Eid, endlich der Mißachtung des Unterrichts vereidigter geistlicher Lehrer seitens der protestantischen Bevölkerung. Nein, eine solche Beweiskette ist denkwidrig. Entweder betreffen die Dekrete rein innerkirchliche Angelegenheiten, dann sind auch die unmittelbaren Folgen innerkirchlich; oder aber die Folgen sind derartig, daß der Staat notwendig interessiert ist, dann sind die Dekrete keine rein innerkirchliche Angelegenheit. Von diesem logischen Standpunkt aus sind die Ausführungen des preußischen Ministerpräsidenten auf einem inneren Widerspruch aufgebaut. Nun ist es aber noch befremdender, daß die Folgen, von denen der Ministerpräsident sprach, gar keine unmittelbaren, sondern nur mittelbare Folgen sind. Wer trägt denn aber die Schuld daran, daß das evangelische Empfinden gegen jede Aeußerung von Rom her so reizbar ist? Tragen nicht jene die Schuld, die gegen alles Katholische seit dem Abflauen des Kulturkampfes unermüdlich hetzten? Tragen nicht jene die Schuld, die den furor protestanticus hervorriefen und begünstigten, und unter ihnen ein preußischer Ministerpräsident? Tragen nicht jene die Schuld, die für die wüsten Beschimpfungen der Katholiken im Ferrer-Rummel und anläßlich der Borromäusenzyklika auch nicht ein Wort des Tadels hatten — im Interesse des friedlichen Nebeneinanderlebens der Konfessionen? Darum möge man die Kirche aus dem Spiel lassen. Nie und nimmer werden die Katholiken zugeben können, daß die Kirche Amboß werde, wo sie das Recht hätte, Hammer zu sein. Ja, es wird wohl von jetzt ab Pflicht der Katholiken sein müssen, die Verhetzungen und Verbitterungen nicht mehr geduldig hinzunehmen, sondern ihre Gefühle und Empfindungen zu bekennen, damit jede künftige Aeußerung von Rom aus einen vollen Resonanzboden findet.

Am Grabe des Prälaten Dr. v. Daller.

Von Ph. Frick.

Die Kundgebungen aus Anlaß des Ablebens des Parlamentariers Prälaten Dr. v. Daller geben ein Bild der allgemeinen Bedeutung und Zuneigung, die der Tote im Leben besessen hat. Prinzregent Luitpold von Bayern, der, wie den mit den Verhältnissen Vertrauten nicht unbekannt ist, von jeher dem Prälaten eine freundliche Wertschätzung entgegengebracht, hat ihn noch im Tode geehrt durch eine herrliche Kranzspende sowie durch den Ausdruck seines aufrichtigen Bedauerns und seines herzlichsten Beileids. Prinz Ludwig sprach es aus, daß er, tief betrübt, innigsten Anteil am erfolgten Hinscheiden des von ihm stets hochgeschätzten Prälaten nehme. Wie der päpstliche Nuntius Msgr. Frühwirth in München, so drückten die bayerischen Bischöfe klagend ihren Schmerz aus, den Kirche und Vaterland erlitten haben. Die bayerischen Minister gaben alle in warm empfundenen Worten ihre dem Prälaten freundliche Gesinnung kund. Ministerpräsident Graf Podewils insbesondere hob die Verdienste hervor, die der Verewigte in rastloser akademischer und parlamentarischer Arbeit dem Staate und der Kirche geleistet hat, wies auf das viele Gute hin, das Dr. v. Daller im Stillen als Wohltäter und Priester getan hat. Und der Ressortminister des Verewigten, Kultusminister Dr. v. Wehner, rühmte die vorzüglichen Dienste, welche Dr. v. Daller für eine tüchtige Heranbildung des Klerus geleistet hat, sowie die hervorragende Tätigkeit des Prälaten als Parlamentarier. Die Zentrumsfraktionen des Deutschen Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses gaben ihre herzliche Teilnahme kund. Zahllos sind die Beileidsbezeugungen Einzelner, Politiker wie Nichtpolitiker, sowie von Korporationen.

Mit besonderer Genugtuung sei auch hervorgehoben die freundliche Würdigung, welche namens der liberalen Kammerfraktion der Abg. Dr. Casselmann in seinem Kondolenztelegramm und der liberale Abg. Dr. Günther am offenen Grabe dem Abg. Dr. v. Daller zuteil werden ließen. Die liberale Fraktion legte einen Kranz am Grabe nieder. Das gleiche tat Abg. Weilnböck im Auftrag der konservativ-bündlerischen Fraktion mit Worten herzlichen Gedenkens. Auch die sozialdemokratische Fraktion ließ durch den Abg. von Vollmar aufrichtiges Beileid ausdrücken zu dem schweren Verlust, den die bayerische Zentrumsfraktion erlitten hat.

In rührenden Worten gab der zweite Vorsitzende der Zentrumsfraktion, Senatspräsident Lerno, der Klage um den Toten Ausdruck: „Wir stehen heute wie Kinder am Grabe des Vaters, im Bewußtsein, einen unersetzlichen Verlust erlitten zu haben.“ Man kann den innigen geistigen und persönlichen Konnex, der zwischen der Zentrumsfraktion und ihrem Vorsitzenden, Dr. v. Daller, bestanden hat, nicht besser charakterisieren, als es hier vom Abg. Lerno geschehen ist: Die Fraktionsmitglieder standen zum Prälaten Dr. v. Daller wie die Söhne zum Vater!

Daraus ist aber auch eine Folgerung zu ziehen für die Zukunft. Die bayerische Zentrumsfraktion ist eine enggeschlossene Familie. Sie ehrt das Andenken an den verstorbenen Vater dann echt und wahr, wenn sie ihm die Treue und sich den Familiensinn bewahrt, wenn sie die geschlossene Einigkeit und Einheit in tatkräftiger Liebe zu erhalten strebt, welche das Wesen der Familie und die Grundlage ihrer Wirksamkeit bilden.

Seit 20 Jahren stand der Verfasser dieser Zeilen mit dem Verstorbenen in engster persönlicher Fühlung und kennt aus zahlreichen Besprechungen und vielen Briefen die politischen Auffassungen und Beweggründe des verstorbenen Prälaten, seine Beurteilung politischer Vorgänge vor und hinter den Kulissen, seine freimütigen Urteile über Staatsmänner, Parlamentarier und die eigenen Fraktionsmitglieder. Man darf des Prälaten Erwägungen dahin zusammenfassen, daß Dr. von Daller auf die Wahrung der grundsätzlichen Stellung der Zentrumspartei und die Einheit der Zentrumsfraktion unablässig bedacht war, und daß er alles unter diesem Gesichtspunkte einschätzte.

Die Stellung einer Mehrheitspartei, welche allein für sich Beschlüsse im Landtag zu fassen in der Lage ist, bringt große Schwierigkeiten mit sich. Die eigenen Anhänger meinen vielfach, die Zentrumsfraktion dürfe nur beschließen, bejahen oder ablehnen, fordern, dann könne es keinen dauernden Widerstand der Regierung geben. Die so denken, vergessen die anderen Faktoren der Gesetzgebung: Reichratskammer und Krone. Die politischen Gegner des Zentrums hinwiederum stellen es so dar, als ob das Gesamtstaatsministerium der Zentrumsfraktion willfährig sei, und daß das Zentrum regiere, ohne dafür die Verantwortung zu tragen. Zwischen hindurch geht die von Dr. v. Daller vertretene Politik der mittleren Linie, die er für das Zusammenwirken der einzelnen Fraktionsmitglieder wie für ihre Gesamtbetätigung im Landtag festhielt. „Wenn ich allein bin, dann habe ich immer recht", pflegte Dr. v. Daller zu sagen. Sobald man aber den anderen Faktoren gegenübertrete, lerne man auch noch andere Seiten der Dinge kennen und die Hemmnisse. Die Bewegung auf der mittleren Linie ist aber eine äußerst spinose Sache; denn das heißt Zusammenwirken mit der Staatsregierung, ohne Regierungspartei zu sein. Das kann nur so geschehen, daß eine sachliche Förderung der Landesgeschäfte unter tunlichster Beeinflussung derselben durch die Zentrumspolitik erreicht wird und daß dabei das Vertrauen des Volkes bewahrt bleibt. Darauf war das ganze Sinnen und Trachten des Prälaten Dr. v. Daller gerichtet, und er ist klugen Sinnes den Weg des Erreichbaren gegangen, immer unter tatkräftigem Festhalten an der engen Verbindung der Fraktion mit dem Volke. Als Fraktionsleiter hat er sich selbst nicht als Pfadfinder betrachtet, der anderen seine Auffassung aufnötigt, sondern sowohl als Mann, der zu führen und zu leiten, aber auch als Mandatar seiner Fraktionsmitglieder aufzutreten wußte, um deren Einigung er gar oft auf die Geltendmachung eigenen Einflusses verzichtete. Bei allen Gelegenheiten hat Prälat Dr. von Daller immer wieder betont, daß das Zentrum stark geblieben sei, weil es seine Grundsätze bewahrt und eine Volkspartei geblieben ist.

In den wichtigeren Fragen der Politik hat bisher in der bayerischen Zentrumsfraktion eine völlige sachliche Uebereinstimmung geherrscht. Die taktische Behandlung ist noch immer sicher durchgeführt worden. Daß dies auch in der Zukunft so sein werde, ist die Erwartung des christlichen Volkes. Die Geltendmachung der Individualität, der Persönlichkeit ließ bisher Schwierigkeiten entstehen und sie werden auch künftig sich zeigen. Dr. v. Daller hat sie bezwungen durch seine eigenartige Begabung für solche Aufgaben. Daß es auch in der Zukunft geschehen wird, dafür bieten die herrlichen Worte des Abg. Lerno eine Gewähr: Die Kinder der Familie werden sich des Vaters würdig erweisen!

Vorläufer.

Noch immer sind die Wege nicht bereit,
Und Berg und Hügel sind nicht abgetragen.
Noch höher türmt die Gipfel unsre Zeit
Und gräbt an ihren eignen Sarkophagen.

Noch immer kommt vom Jordan dräuend her
Ein Rufen, laut durch unsre weiten Wüsten.
Sag' an, wer bist du denn, du Rufer? Wer?
„Werft ab die Schulden all, die ungebüssten!

„Macht grad, was krumm, und eben euren Pfad!
„Erfüllen will sich euer langes Sehnen.
„Bereitet sühnend euren Weg! Macht grad!"
Und wieder weist dein Stab hinaus auf jenen,

Der nach dir kommen soll und vor dir war,
Von dem die alten, frommen Lieder sangen,
Den wir nicht kennen, der doch Jahr um Jahr
Schon segnend ist durch unsre Reih'n gegangen.

Johann Dahl.

Der erste Geburtstag des brasilianischen Preßvereins.

Von P. Petrus Sinzig, O. F. M., Petropolis.

Die Vettern und Basen, die zur Geburtstagsfeier kamen, meinten zwar, daß in Europa die Kleinen sich besser und schneller zu entwickeln pflegen, fanden aber in friedlicher Uebereinstimmung, daß unser Baby trotzdem ein strammer Bursche geworden sei, der viel für die Zukunft verspreche. Und das denken auch die geistigen Eltern der brasilianischen Preßorganisation, die eine Zentrale umfaßt, einen allgemeinen Preßverein und den Zusammenschluß der katholischen Blätter. Der Segen des Heiligen Vaters, den Schreiber dieser Zeilen in unvergeßlicher Privataudienz für das große Werk erhielt, und der Segen des gesamten brasilianischen Episkopates ist nicht fruchtlos geblieben, wie der Jahresbericht des Präsidenten bezeugt.

Die Preßzentrale, Centro da Boa Imprensa, dient, ähnlich wie die Kölner C. A., als Auskunftstelle, vermittelt gute Artikel, besonders apologetischer Natur, sorgt für Herausgabe und Verbreitung guter Schriften, auch der schönen Literatur, für Hebung des Interesses für die katholische Presse, bezweckt den den neuzeitlichen Anforderungen entsprechenden Ausbau der Blätter, und will auch die Heranbildung und spätere Unterstützung katholischer Schriftsteller und Journalisten nicht aus dem Auge lassen. Selbstverständlich konnte ein so umfassendes Programm nicht schon im ersten Jahre in allen Teilen durchgeführt werden; immerhin ist aber schon viel geschehen. Unter den Blättern und Zeitschriften, die mir vorliegen, sind 29, die die von der Preßzentrale gesandten Artikel veröffentlicht haben, und zwar in den Staaten Rio de Janeiro, Minas Geraes, Sao Paulo, Santa Catharina, Rio Grande do Sul, Bahia, Goyaz, Pernambuco und Ceará, so daß eine mehr einheitliche Orientierung durch die Presse bereits begonnen hat.

Besonders wichtig war natürlich die nachdrücklich unternommene Zurückweisung der wie überall zahlreich auftretenden Verleumdungen, die sogar vor der Person eifriger Bischöfe nicht zurückschreckten.

Das erste von der Preßzentrale herausgegebene Werk ist, von kleineren Publikationen abgesehen, eine überaus zeitgemäße Schrift des als tüchtiger Schriftsteller bekannten Bischofs von Maranhao, Dom Francisco de Paula e Silva: „Paginas de Combate", „Kampfesblätter", die sich hauptsächlich mit der kirchenfeindlichen und antipatriotischen Freimaurerei befaßt und fast schon vergriffen ist.

Die von der Preßzentrale benötigten Mittel werden vom allgemeinen Preßverein, Liga da Boa Imprensa, aufgebracht, deren Einrichtung in einfachster Weise die hiesigen Verhältnisse berücksichtigt. Die einzelnen Mitglieder zahlen monatlich einen beliebig großen Beitrag, der von einem bestimmten Mitgliede eingesammelt und der Zentrale in Petropolis übersandt wird. Sobald diese Beiträge die Höhe von 10 Milreis monatlich erreichen (etwa 13 M), bilden die betreffenden Mitglieder eine sogen. Gruppe, deren sich im ersten Jahre bereits über 50 in verschiedenen Staaten des Landes gebildet haben und deren Zahl fortwährend steigt.

Ihrem Zwecke entsprechend und um das Interesse der Mitglieder wachzuhalten, hat die Zentrale zu Weihnachten allen Mitgliedern ein gutes Buch nach freier Wahl kostenlos zur Verfügung gestellt, so daß schon im ersten Jahre Hunderte von guten Werken der schönen Literatur, apologetischen Inhaltes und andere verbreitet worden sind. Außerdem sind auch eine Anzahl Bibliotheken durch kostenlose Ueberlassung guter Bücher unterstützt worden, wogegen sie die einzige Verpflichtung übernahmen, für Bildung wenigstens einer Gruppe an dem betreffenden Orte zu sorgen und schlechte Bücher und Zeitschriften durchaus fernzuhalten.

Der Ausbau des Preßvereins bildet die nächste Aufgabe für die Zukunft, damit die Tätigkeit der Preßzentrale stets umfassender werden könne. Und daß bisher nicht vergebens gearbeitet worden ist, das bezeugt unter anderem auch die Wut einzelner Gegner, zu denen sich dieser Tage ein Anarchistenblatt in Sao Paulo gesellt hat, dessen Redakteur, von Profession Schneider, unter den üblichen Schimpfereien, die Gedankenarmut zu verdecken pflegen, seine Ausfälle macht. Wohl bekomms! Etwas mehr Reklame, wenn auch vom Gegner bewerkstelligt, kann nur nützlich sein.

Die brasilianische Preßorganisation betrachtet sich in vielen Punkten als ein Sprößling des vom hochverdienten Prälaten Dr. Triller gegründeten und stets mehr erblühenden bayerischen Preßvereins, der auch Gelegenheit fand, beim glanzvollen Augsburger Katholikentage sein im fernen Lande geborenes Söhnlein der Welt vorzustellen. Wenn auch hier die materiellen Mittel längst nicht so reichlich wie in Deutschland fließen, so wird doch das zum Teil germanische Blut in den Adern des hoffnungsvollen Sprößleins zu weiterer Arbeit anspornen und deutsche Ausdauer im Verein mit romanischer Lebendigkeit dem großen Werke zum Siege verhelfen.

Amsellied.

Die Amsel hebt zu singen an,
So hat ihr Lied noch nie getan.
O Amsel, glutentfacht, du hast
Mein wirres Sehnen all erfasst
Und singst mein Weh, das ohne Namen . . .

Ich schreite klaren Angesichts
Durchs Abendtal und höre nichts
Als deines Liedes Wonneschall.
Im Abendschein verglüht das All.
Wann sinkt die Glut zusammen?

Dann ist es Nacht. Doch nicht für mich.
Die vollen Laute schwingen sich
Noch fort im Mondesdämmerschein.
Ich horche hin und schlafe ein.
O Lied, du hast kein Amen.

F. Schrönghamer-Heimdal.

90. Geburtsfest des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern.

Der 12. März ist allenthalben in Bayern voll jubelnder Begeisterung begangen worden. An allen Schulen, Instituten usw. des Königreichs fanden feierliche Akte statt, und kein Stand oder Beruf ließ es sich nehmen, seiner Liebe zum angestammten Königshause, seiner Anhänglichkeit an den greisen Regenten festlichen Ausdruck zu verleihen. Aber auch in den übrigen deutschen Bundesstaaten und im Auslande, überall wo Bayern und Deutsche wohnen, hat man des einzig dastehenden Jubeltages mit herzlicher Begeisterung gedacht. In der Haupt- und Residenzstadt München mußten die Veranstaltungen schon wegen der Raumverhältnisse auf mehrere Tage verteilt werden. Der ganz außergewöhnliche Anlaß rechtfertigt es, daß die „Allgemeine Rundschau" in diesem Falle von der schon durch ihren beschränkten Umfang und ihre Eigenart gebotenen Regel abweicht und wenigstens in summarischen Umrissen über die wichtigsten Festlichkeiten berichtet, auch einige bedeutungsvollere Redeakte heraushebt. Die offiziellen Festlichkeiten wurden am 8. März eröffnet durch eine Galavorstellung im K. Hof- und Nationaltheater, über welche in unserer Bühnen- und Musikrundschau einiges Nähere nachzulesen ist.

Den Glanz- und Mittelpunkt der Festtage bildete die am 9. März im Thronsaal der Residenz vollzogene Landeshuldigung vor dem Regenten. Zu dem offiziellen Staatsakt hatten sich die Direktorien der beiden Kammern, die Häupter der in Bayern ansässigen standesherrlichen Häuser, Vertreter der Staatsregierung und der Armee, hohe geistliche Würdenträger, Vertreter der Kreise, der Gemeinden, der Kunst und Wissenschaft, des Handels, der Industrie, des Gewerbes und der Landwirtschaft usw. eingefunden. Rechts vom Throne hatten die königlichen Prinzessinnen, links desselben die königlichen Prinzen Aufstellung genommen. Die von dem Reichsratspräsidenten Fürsten Löwenstein verlesene Huldigungsansprache hörte der rüstige Greis stehend in gerader fester Haltung an. Aus der mit laut vernehmlicher Stimme verlesenen Antwort des Regenten spricht die edelste Auffassung der Herrscherpflichten:

„. . . Der allmächtige Gott hat mich bis zum heutigen Tage unter seinen heiligen Schutz genommen. Durch seine Gnade ist es mir beschieden gewesen, die Regierung des Landes während der vergangenen 25 Jahre zu führen. Es ist eine allgütige Fügung, daß die Zeit meiner Regierung zusammenfällt mit einer Zeit friedlicher innerer Entwicklung Bayerns, wie sie die Geschichte früher kaum gekannt hat. Im Deutschen Reiche kommt Bayern eine geachtete Stellung zu, bildet die treue tapfere Armee einen starken Pfeiler der mächtigen Schutzwehr, die den Frieden verbürgt und die die Früchte ruhiger Arbeit reifen läßt. Alle Zweige unseres Erwerbslebens zeigen glückliches Gedeihen: die Wissenschaft schreitet von Erfolg zu Erfolg, die Kunst, die schönste Blüte, die Gesittung und Wohlstand hervorbringen können, hat sich herrlich entfaltet.

So flehe ich denn Gottes reichsten Segen auf unser liebes bayerisches Vaterland herab. Möge Friede und Eintracht auch weiterhin dem Lande beschieden sein, mögen alle Bayern sich in dem heißen Bestreben einig fühlen, dem Vaterlande zu dienen und zu nützen. Mögen Herrscher und Volk in alter Bayerntreue zu allen Zeiten zusammenstehen. Dies ist mein sehnlichster Wunsch am heutigen Tage."

Solche Worte sprach in sichtlicher Bewegung der Jubilar in dem bedeutungsvollen Augenblick zu seinem Lande. Es erregte allgemeines Staunen und Bewunderung, mit welch elastischen festen Schritten Prinzregent Luitpold die Stufen des Thrones heruntertrat, um in seiner herzlichen Art Cercle zu halten.

Bei der am Nachmittag des gleichen Tages sich anschließenden Galatafel gab Prinz Ludwig seinen Empfindungen beredten Ausdruck:

„. . . Seitdem Pfalzgraf Otto von Wittelsbach von Kaiser Friedrich dem Rotbart mit dem Herzogtum Bayern belehnt worden ist und das Haus von da ab ununterbrochen in Bayern regiert hat, sind Ew. Kgl. Hoheit der Erste und Einzige dieses Hauses, der das seltene Alter von 90 Jahren erreicht hat. Wir feiern aber noch ein anderes Fest, wir feiern auch das Fest der 25jährigen Regierung Ew. Kgl. Hoheit. Die Fortschritte, die das Königreich in seiner Entwicklung auf allen Gebieten in diesen 25 Jahren gemacht hat, sind weltbekannt. . . . Möge Gott Ew. Kgl. Hoheit in gleicher Gesundheit und Rüstigkeit noch lange dem Kgl. Hause, dem Lande und treuen Volke erhalten! Zum Segen Bayerns, zum Segen des ganzen Deutschen Reiches. . . ."

Die Antwort des Regenten auf diesen Trinkspruch des Thronfolgers enthielt u. a. die schönen Worte:

„. . . All dem Empfinden, das mich in dieser Stunde bewegt, gebe ich Ausdruck in den innigsten Wünschen für unser teures Vaterland, dessen Wohle zeit meines Lebens all mein Denken und Handeln gewidmet war. Gottes reichster Segen ruhe auch fernerhin über dem Lande; unser heißgeliebtes Bayern und sein treues Volk lebe hoch! hoch! hoch!"

Am 11. März empfing S. K. H. der Prinzregent in Gegenwart des in diesen Tagen in den erblichen Grafenstand erhobenen Staatsministers des Kgl. Hauses und des Aeußern von Podewils die Chefs des diplomatischen Korps im kleinen Thronsaale. Abends fand Zapfenstreich und Serenade auf dem reich geschmückten und feenhaft beleuchteten Max Josephplatz vor der Residenz statt, während gleichzeitig auf weiteren neun Plätzen der Stadt bei Musik und festlicher Beleuchtung der Bevölkerung und vor allem der einheitlich mit roten Lampions ausgestatteten Schuljugend Gelegenheit zur Betätigung ihrer patriotischen Gefühle geboten war. Am eigentlichen Festtage, Sonntag, den 12. März, fand nach den Festgottesdiensten vor dem Prinzen Ludwig als Vertreter des Regenten die große Militärparade statt. Der kleine Urenkel Luitpold stand zum erstenmale als Leutnant im Glied. Der Parade folgte die Enthüllung des Denkmals Ottos von Wittelsbach vor dem Armeemuseum. Das stolze Reiterstandbild ist ein Werk des berühmten Erzgießers Ferdinand von Miller. Bei diesem Anlasse hielt Prinz Ludwig, der als Vertreter seines Vaters erschienen war, eine bedeutungsvolle Ansprache. Ein milder, sonniger Märzfrühlingstag begünstigte das volkstümliche Festtreiben. Nachmittags fand beim Regenten große Familientafel statt. Den Schluß der offiziellen Feierlichkeiten bildeten abends eine glänzende Festaufführung im Hof- und Nationaltheater und ein vornehmer Rout beim Ministerpräsidenten Grafen Podewils, zu welchem die ganze offizielle Welt erschienen war. Ein herzerquickender Anblick war es, als der 90jährige Prinzregent an den beiden letzten Tagen eine Rundfahrt durch die herrlich geschmückten Straßen machte, überall von jubelnden Zurufen begrüßt. An beiden Tagen hatte der Regent während der ganzen Fahrt das ehrwürdige weiße Haupt entblößt.

* * *

Die Kammer der Abgeordneten veranstaltete am 11. März im Festsaale des „Bayerischen Hof" ein gemeinsames Festmahl, an welchem alle bürgerlichen Parteien teilnahmen. Die Sozialdemokraten blieben selbstredend ferne. Die Staatsregierung war durch drei Minister vertreten. Präsident Dr. von Orterer feierte in formvollendeter Rede den Regenten und erneuerte das Gelöbnis: Auf alle Zeiten in Treue fest zum Königshause und Treue für Treue. „Im Königtum von Gottes Gnaden besteht der einzig sichere und wahre Hort und der einzige unzerreißbare Damm in der menschlichen Gesellschaft zum Schutze gegen die hereinbrechenden Wogen der Zerklüftung, der Zerstörung, der Vernichtung der Autorität!"

Schon am 5. März hatte im Hoftheater eine von der gesamten bayerischen Staatsbeamtenschaft aller Kategorien und Wirkungskreise veranstaltete Jubelfeier stattgefunden. Nach einem von Hofschauspielerin Frl. Berndl gesprochenen, von Wilhelm Dusch verfaßten Festprolog gelangte Goethes „Iphigenie auf Tauris" als Festspiel zur Aufführung. Mit seiner Vertretung bei dieser Beamtenhuldigung hatte der Prinzregent den Prinzen Ludwig betraut, welcher tags zuvor auf dem Festkommers des Bayerischen Verkehrsbeamtenvereins, stürmisch begrüßt, nach der Festrede des Eisenbahnsekretärs K. Rothmeier und einer kurzen Ansprache des Verkehrsministers von Frauendorfer, zu Ausführungen das Wort ergriff, von denen folgende Sätze hier festgehalten seien:

„. . . Sie wissen alle, daß ich mich für sämtliche Staatsangelegenheiten interessiere, nicht aus Vergnügen, sondern aus Pflicht, aber auch aus Freude. Ich wünsche, daß wir in Bayern immer voran sind, daß jedermann nicht mit Mitleid, sondern mit Neid auf uns sieht. Ich bin auch nicht mehr jung, aber das hat mich niemals abgehalten, meine Pflicht zu erfüllen. Als Se. Kgl. Hoheit der Prinzregent mir vor mehreren Monaten für 50 Militärjahre Dienstzeit den Orden anheftete, habe ich ihm versprochen, wie bisher meine Pflicht zu tun. . . . Wir haben in Bayern gar keine so leichte Lage, weil wir von vielen mächtigen Verkehrsgebieten

eingedämmt sind. Es ist selbstverständlich, daß jeder Staat in erster Linie für sich selber sorgt. Aber in einem so komplizierten Staatswesen, wie es das Deutsche Reich ist, darf diese Sorge für den einzelnen Staat nicht so weit gehen, daß man die anderen deutschen Staaten schädigt, sondern dadurch, daß wir gemeinschaftlich arbeiten, daß alles als ein Wirtschaftsgebiet behandelt wird, wird das ganze wirtschaftlich, werden die einzelnen Staaten ihre Vorteile haben. . . ."

Die Akademie der Wissenschaften hielt am 8. März eine öffentliche Sitzung in Anwesenheit hoher und höchster Ehrengäste. Nach einleitenden Worten des Präsidenten der Akademie, Geheimen Rates Dr. v. Heigel, hielt das ordentliche Mitglied der historischen Klasse, Geheimer Rat Sigmund v. Riezler, einen Festvortrag über „Die Kunstpflege der Wittelsbacher". Von Interesse ist die Mitteilung des Präsidenten, daß Se. Kgl. Hoheit Prinz Rupprecht durch einstimmigen Beschluß der Akademie als Ehrenmitglied in Vorschlag gebracht worden sei, daß Se. Kgl. Hoheit Prinzregent Luitpold die Wahl „gerne und mit Vergnügen" bestätigt, und daß Prinz Rupprecht die Wahl angenommen habe.

Die Akademie der bildenden Künste hat zu Ehren des 90. Geburtstages des Regenten eine Marmorplatte in der Vorhalle aufgestellt. Am 10. März veranstaltete dieselbe einen Festakt. Der Direktor der Akademie, Reichsrat Ferdinand von Miller, hielt zunächst eine Ansprache an die Festversammlung und dankte später dem anwesenden Prinzen Ludwig für sein Erscheinen und das Wohlwollen, das er stets der Akademie habe angedeihen lassen. Aus dessen Erwiderung verdienen folgende Worte besondere Erwähnung.

„. . . . Ich müßte ja kein Wittelsbacher sein, wenn ich nicht das, was Herr v. Miller gesagt hat, soweit es in meinen Kräften liegt, unterstützen und fördern würde. Wie ich denke, so denkt auch mein Sohn und hoffentlich noch viele andere nach mir. Wer es ausführen wird, wissen wir nicht. Se. K. Hoheit der Prinzregent ist so gesund, daß man nicht sagen kann, wer sein Nachfolger wird, aber daß dieser gerade so denken wird wie der Regent, dessen können Sie versichert sein."

Die Universität verband am 11. März mit einem akademischen Festakt in der Zentralhalle des erweiterten Universitätsgebäudes die Enthüllung der Denkmäler Sr. K. Hoheit des Prinz-Regenten (von Bildhauer Bernhard Bleeker) und weiland Sr. Majestät König Ludwig I. (von Bildhauer Kurt Akerberg). An das vorwiegend musikalische Programm, welches durch Mitwirkung des Orchesters des Konzertvereins und des Akademischen Gesangvereins zu eindrucksvoller Geltung gebracht wurde, schloß sich eine Ansprache des Rektors Dr. v. Hertwig.

Es würde den verfügbaren Raum weit überschreiten, wenn auch nur in allgemeinen Zügen der akademischen Festakte der Münchener Handelshochschule und der Tierärztlichen Hochschule, ferner der Universitäten Würzburg und Erlangen, sowie des Freien Deutschen Hochstifts usw. Erwähnung geschähe. Nur von einigen nichtoffiziellen Festlichkeiten, soweit sie für unseren Leserkreis besonderes Interesse haben, soll noch kurz berichtet werden. Der Gedanke eines allgemeinen Studentenkommerses in München mußte mangels eines genügend großen Saales aufgegeben werden. So hielten denn die nichtfarbentragenden schlagenden Verbindungen, sowie der Lose Verband der farbentragenden schlagenden Korporationen an den drei Münchener Hochschulen und endlich der Akademische Gesangverein getrennte Kommerse ab. Am 3. März fanden sich die katholischen Studentenkorporationen Ottonia, Erwinia, Rhaetia, Alemannia, Saxonia, Akademischer Görresverein, Albertia, Unitas, Tuisconia und Rheno-Bavaria im Hotel Union zu einem Festkommers ein, zu welchem als vornehmster Ehrengast Prinz Alfons in Begleitung seines Hofmarschalls Oberst Frhr. v. Reitzenstein erschienen war. Auch Erzbischof Dr. v. Bettinger und Abt Gregor Danner nahmen teil. Betriebsingenieur Rauch (Rhaetia) hielt die eindrucksvolle, von hoher Begeisterung getragene Festrede. Die im M. C. V. vereinigten katholischen Studentenverbindungen Aenania, Rhenofranconia, Langobardia, Vindelicia, Moenania und Burgundia veranstalteten am 9. März zusammen mit den Würzburger Verbindungen Markomannia, Gothia und Thuringia und mit Gothia-Erlangen ebenfalls im Hotel Union einen farbenprächtigen, stimmungsvollen Kommers. Unter den Ehrengästen befanden sich die beiden Erzbischöfe von München-Freising und Bamberg, Dr. v. Bettinger und Dr. v. Abert. Die warmherzige, von poetischem Schwung beseelte Festrede hielt der Privatdozent Dr. phil. Maximilian Buchner (Aenania).

Schließlich sei noch eines Festes gedacht, das aus den Veranstaltungen von katholischer Seite glanzvoll hervorragte. Am 10. März veranstaltete das Katholische Kasino München in dem mit auserlesenem künstlerischem Geschmack dekorierten Festsaale seines Hauses ein großes Festbankett. An der Ehrentafel saß neben dem Münchener Erzbischof und dem künftigen Weihbischof Neudecker auch der zum Feste in München weilende Erzbischof von Bamberg, Dr. von Abert. Die Elite des katholischen München nahm an dem Festmahle teil, an der Spitze Oberbürgermeister Geh. Hofrat v. Borscht und Kammerpräsident Dr. v. Orterer. Nach der Begrüßungsansprache des 1. Vorsitzenden, Kgl. Kämmerers Frhrn. Dr. Ferd. von Moreau hielt der Hochwürdigste Herr Erzbischof Dr. von Bettinger die formvollendete Fest- und Toastrede. Der Kirchenfürst führte u. a. aus:

Der Kampf um die Anschauungen im öffentlichen Leben tobe heute mehr denn je, und für den einzelnen werde es immer schwerer, in diesem Kampfe den Weg der Pflicht zu gehen. Um so wohltuender berühre es, daß in diesen Tagen in die Kampfwogen ein Wort des Friedens töne, ein Bild des Friedens leuchte, das alle Gegensätze verwische, das alle umfange und in ihren Bann ziehe. Die Ehrenkrone des Alters ruhe auf dem Haupte des Herrschers der Bayern, Anlaß genug, um da einer patriotischen, treuergebenen, treubayerischen Gesinnung Ausdruck zu verleihen. Gehorsam, Liebe und Treue des Regenten, einer treubesorgten Vaterliebe, die ihr Glück und ihre Freude nur darin sieht, andere glücklich zu machen. Unter den Tugenden des Regenten ist es besonders die Frömmigkeit, die allen besonders ins Herz hineinleuchtet, die Frömmigkeit des obersten Landesherrn, der in Gehorsam vor dem König aller Könige sich neigt; diese offene und freie Glaubensbetätigung erhebt, weil sie in einer inneren Ueberzeugung, in einem Herzensbedürfnis ihre Quelle hat. Möchten doch von allen Thronen solche Beweise von Gottesfurcht und Frömmigkeit kommen! Gott erhalte, Gott schütze, Gott segne den greisen Regenten unseres Landes und unser liebes bayerisches Königshaus! Gott stärke die Bande, die Volk und Königshaus in unserem lieben Bayern verbinden.

Nachdem das Hoch verklungen, stimmte die ganze Versammlung begeistert in die Regentenhymne ein.

Luitpold der Gütige hat so in diesen Tagen an Dankbarkeit geerntet, was er in seinem langen Leben an Liebe zu seinem Volk gesäet hat. Stets öffnete er hilfreich seine Privatschatulle, wenn es galt, wirkliche Not zu lindern. Bis in die jüngste Zeit. Auf die erst vor einigen Wochen gemachten Stiftungen von 100,000 M zugunsten eines Erholungsheimes für Offiziere, und von weiteren 100,000 M für bedürftige Veteranen ließ der Regent nun eine Stiftung von 100,000 M für Pensionen an tüchtige, bedürftige Künstler, eine solche von 50,000 M für die Jugend seiner Jagdbezirke, ferner weitere Stiftungen von insgesamt 55,000 M für die Offiziere und Unteroffiziere und deren Familien seiner beiden Artillerie-Regimenter und für unterstützungsbedürftige ehemalige Angehörige dieser Regimenter folgen. Der Stadt München überwies er 10,000 M für besonders bedürftige Arme. Die Landessammlung im Betrage von über 1'500,000 M verwendete der Regent zur Errichtung einer Landesheilstätte für tuberkulöse Kinder (500,000 M), zu einer Luitpold-Jubiläumsspende für Jugendfürsorge (500,000 M), zur Unterstützung besonders bedürftiger Kriegsteilnehmer (300,000 M), und zu anderen wohltätigen und gemeinnützigen Zwecken. Einer umfangreichen Militäramnestie sowie zahlreichen Begnadigungen steht eine endlose Liste von Auszeichnungen gegenüber. So brachten die Festtage Freude ins ganze jubelnde Bayernland. J. K.

* * *

Zu einer in ihrer Art imposanten Kundgebung gestaltete sich die Huldigungsfeier des Münchener Katholischen Frauenbundes im großen Festsaal des Hotel Union. Eingeleitet wurde dieselbe durch die prächtig zu Gehör gebrachte Jubelkantate für Chor, Soli und Orchester op. 58 von Carl Maria v. Weber, Hierauf trat Se. Gnaden der hochw. Herr Abt Gregor Danner von St. Bonifaz, der geistl. Beirat des Münchener Kath. Frauenbundes, an das Rednerpult. Er verstand es, durch eine rhetorisch meisterhafte, von warmer Liebe zu Fürst und Volk durchwehte Rede gerade diejenigen Saiten des Frauenherzens in Schwingung zu versetzen, welche der edelsten und reinsten Empfindung entspringen, dem Familiensinn, als dessen glänzendstes Vorbild er den allverehrten Regenten Zeit seines Lebens und in allen Beziehungen schilderte. Dem jubelnden Hoch auf den Vater des Vaterlandes folgte ein reizendes, schlichtes Festspiel „Lieb' um Liebe, Treue um Treu"', von Mitgliedern der Caritasbühne wirkungsvoll herausgestellt. Entzückend wirkte das frische, muntere Spiel der Kinder, die sich mit großer Natürlichkeit und Heiterkeit ihrer Rollen entledigten. Nachdem der Schlußchor aus der Jubelkantate verklungen war, fand das Fest seinen Höhepunkt in einem von Professor Bradl meisterhaft gestellten lebenden Bilde: Huldigung der bayerischen Stämme vor dem Reliefbilde des Regenten, das in der Schlußszene durch die in rührender Schönheit und Lieblichkeit erstrahlende Patrona Bavariae überragt war, ein farbensattes Bild von starker Wirkung. Und wohl noch nie ist mit so wahrer, echter Begeisterung, die aus vollem Herzen kam und in aller Augen lohte, „Heil dem Regenten, Heil" gesungen worden, wie von dieser tausendköpfigen Frauenversammlung am 10. März, die sich hier aus allen Kreisen Münchens zur Huldigung zusammengefunden hatte. Durch die Anwesenheit mehrerer Prinzessinnen des Kgl. Hauses erhielt die Veranstaltung noch eine besondere Note. Die Prinzessin Arnulf, die Prinzessinnen Adelgunde, Helmtrudis und Gundelinde, Töchter des Thronfolgers Prinzen Ludwig, und Prinzessin Klara hatten mit ihren Hofdamen in der ersten Reihe Platz genommen und folgten mit sichtlicher Befriedigung den festlichen Darbietungen. M. K.

Geschichtslehrbücher als Quelle von Vorurteilen gegen die Katholiken.

Von Dr. E. Fleig-Freiburg i. B.

Man wird sich an den so kläglich mißlungenen Vorstoß erinnern, welchen vor einiger Zeit der Evangelische Bund gegen das Lehrbuch der Geschichte von Direktor Martens unternommen hat. Es wurde behauptet, dieses Lehrbuch tauge nicht zur Verwendung für protestantische Kreise, da in demselben katholische Weltanschauung vorgetragen werde. Im blinden Eifer hatte man vergessen, sich zu erkundigen, welchem Bekenntnisse der Verfasser angehöre, und kühn darauf los behauptet. Die Blamage, welche dann folgte, war darum wohlverdient. Wir erheben Anspruch darauf, das Martenssche Buch genau zu kennen. Den Vorwurf, katholische Weltanschauung zu enthalten, verdient es am allerwenigsten. Gerade die strenge Objektivität, wie sie besonders in einem Lehrbuch der Geschichte, welches in katholische und protestantische Kreise Eingang findet, herrschen muß, ist der unbestrittenste, allgemein anerkannte Vorzug des angegriffenen Buches.

Der Vorfall beleuchtet aber mit grellem Lichte die geheimsten Gedanken, Wünsche und die Praxis, die man in gewissen Kreisen bezüglich der Geschichtslehrbücher und demgemäß für den Geschichtsunterricht hegt bzw. betreibt. Also, wenn ein Lehrbuch vom Evangelischen Bund leichtsinnigerweise katholischer Weltanschauung verdächtigt wird, d. h. wenn es objektiv ist, so eignet es sich nicht für den Unterricht, dann muß es durch ein anderes, nicht objektives ersetzt werden; wenn ein Lehrbuch in ruhigem, sachlichem Tone die geschichtlichen Wahrheiten berichtet, so darf es protestantischen Schülern als Quelle dieser Wahrheiten nicht vorgelegt werden? Wie aber soll dann ein solches Buch beschaffen sein, will es vor dem evangelischen Bunde Gnade finden? In welchem Geiste soll der Geschichtsunterricht gehalten werden, wenn ihm ein streng objektives Lehrbuch nicht zugrunde gelegt werden darf?

Wir glauben die Muster derartiger Bücher gefunden zu haben. Vor uns liegen zwei je zweibändige Geschichtshandbücher.[1]) Die beiden Bücher ließen sich wohl denjenigen Herren zur Lektüre empfehlen, die das Martenssche Buch angegriffen haben. Sie werden entzückt sein über das, was sie dort lesen. Vermutlich aber kennen sie die angeführten Bücher bereits als solche, die keine „katholische Weltanschauung" vortragen, und möchten sie gerne eingeführt wissen.

Es ist notwendig, hier einmal auf zwei klassische Beispiele einer gewissen Schulgeschichtsschreibung einzugehen, einmal hineinzuleuchten in die Werkstätte von Männern, welche mit vielen anderen berufen sind, der deutschen Jugend die ersten geschichtlichen Wahrheiten über ihr deutsches Vaterland zu vermitteln. Wir müssen uns darauf beschränken wegen Raummangels, im allgemeinen die beiden angeführten Lehrbücher zu besprechen und nur die allerbedenklichsten Aeußerungen wörtlich wiederzugeben. Mannigfache Gelegenheit bietet sich im Wandel der Geschicke des deutschen Volkes und seinen nötig gewordenen engen Beziehungen zu seiner Jugenderzieherin, der katholischen Kirche, Wahrheitsliebe, ruhige Objektivität bei den delikaten Stellen dieser Geschichte und ernste Wissenschaftlichkeit zu zeigen. Schauen wir zu, in welchem Grade sich diese Eigenschaften nach Inhalt und Form vorfinden. Dabei möchten wir nicht versäumen, jene Sätze, in welchen sich ein gewisses Streben nach Gerechtigkeit kundzugeben scheint, bereitwilligst anzuerkennen, obwohl dieselbe eigentlich selbstverständlich ist.

In einem allgemeinen Kapitel über die mittelalterliche Kirche wird von *geistiger Gebundenheit und pfäffischer Knechtung* geredet, die an der römischen Kirche aller Zeiten hafte. Von der Tätigkeit der Kirche wird im gleichen Abschnitt behauptet, sie habe nur die große, unmündige und gehorsamspflichtige Masse in den Bauern und dem Bürgerstande gesehen, der man das Geld abpressen und dann noch durch Zinsverbot den Gelderwerb beschneiden könne, die man in ihren schweren wirtschaftlichen Nöten auf die christliche Pflicht des Gehorsams und der Geduld hinweisen müsse. Im Gesamturteil über die Kirche wird gesagt, sie habe den übergroßen Teil der Gläubigen wohl beherrscht, aber nicht für ihn gesorgt. Dann steht am Schlusse der Satz: „An dem *übersäftig gewordenen, geilen Baume des Papsttums* nagten schon die Würmer, an der Verweltlichung ging die Weltherrschaft zugrunde."

Trotzdem der Gang Heinrichs IV. nach Kanossa schon längst und wiederholt eine wahrheitsgetreue Darstellung und Würdigung erfahren hat, werden unter unwahren Behauptungen und Schmähungen gegen Gregor VII. die alten albernen und rührseligen Geschichten erzählt. Um jeden Preis muß man über die Kirche und ihr Oberhaupt herfallen, mag dabei selbst der größte Blödsinn herauskommen. Der Kampf zwischen Papsttum und Kaisertum, der bei ruhiger sachlicher Ueberlegung unbedingt als eine aus der Entwicklung und der Zeitauffassung sich ergebende Notwendigkeit bezeichnet werden muß, erfährt hier ein unsinniges, gehässiges Endurteil: Der Papst habe das Volk geistig bevormundet, die *Kirche* sei eine *Polizeianstalt* geworden, die ihre Spione überallhin gesandt, jede freigeistige Regung gewaltsam unterdrückt habe, *Blutvergießen, Mord und Unheil seien ihre Werke* gewesen. Da ist es keineswegs überraschend, daß bei einer derart verfehlten Darstellung der katholischen Kirche in der Blütezeit des Mittelalters, von der Kirche am Vorabend der Glaubensspaltung und während der Gegenreformation erst recht ein wahrhaft erschreckendes Zerrbild dieser Institution und ihrer Organe entworfen werden muß, um die Reformation in strahlendem Lichte erscheinen zu lassen. Was sich die Verfasser in ihrer durch wütenden Fanatismus geradezu verpesteten Phantasie vorstellen und in entsprechenden Farben auftragen, gehört zu den bösartigsten Produkten dieser Sorte von „Geschichtschreibung". Nur erschreckender Haß im Bunde mit einer für die Urheber tief beschämenden, beispiellosen Ignoranz kann solche Dinge erdenken. Da wird von *heidnischem Aberglauben, abgöttischer Marienverehrung*, von der Vierheit statt der Dreieinigkeit, von der Großmutter des Herrn, die ein dankbares Objekt der Anbetung für die Frommen gewesen, gesprochen. Man findet Ausdrücke wie *Hostienfetischismus, sakramentale Zauberei* und *Fetischismus, Paganismus*, Verderbnis des römischen Christentums, Verlogenheit des mittelalterlich-asketischen Lebensideals, römischer Lug und Trug. Der Ablaßprediger Tetzel bekundete eine „grenzenlose Schamlosigkeit, Leichtfertigkeit und Gewissenlosigkeit." Luther war dagegen ein „gewissenhafter Seelsorger", Tetzel wiederum „ein gewissenloser Maulheld, ein gewaltiger Marktschreier und gewandter Beuteldrescher." Ein wirklich vornehmer Ton für ein Lehrbuch, aus welchem die Schüler keine Wahrheit, dafür aber durch den ein solches Buch benützenden Lehrer eine Reihe häßlichster Schimpfwörter lernen können. Schöner Beruf für ein Lehrbuch! Erst von der Reformation datiert natürlich für diese „weitblickenden" Köpfe der Aufschwung der Wissenschaften überhaupt — eine ungeheuerliche Anmaßung! Die romanisch-jesuitisch-katholischen Länder — man glaubt aus dieser wunderbaren Zusammenstellung förmlich die wonnige Genugtuung herauszuspüren, die den Verfasser bei der Niederschrift dieser drei Wörter durchrieselt haben muß — diese Länder sind selbstredend versumpft. Der Jesuitenorden wird in den Darstellungen dieser Herren geradezu ein Brandopfer wutentflammten Hasses. Was Verabscheuenswertes über Menschen und menschliche Institutionen gesagt werden kann, wird hier mit behaglicher Ausführlichkeit gesagt. Da ist auch jeder Schein von Objektivität geschwunden. Wir möchten die Leser nicht mit Proben aus diesem Kapitel ärgern oder langweilen. Nach dem oben Angeführten kann man sich ja leicht eine Vorstellung machen. Jedes bedeutendere historische Ereignis wird in den bornierten Gesichtspunkt des einseitigsten Konfessionalismus gezwängt. Der Siebenjährige Krieg, der Bruderkrieg von 1866, ja der Krieg von 1870/71, in welchem Katholiken und Protestanten in gleicher Tapferkeit nebeneinander für die Einheit des Reiches gekämpft, werden als ebensoviele Siege über die katholische Kirche gefeiert. Der Ausgang des Deutsch-Oesterreichischen Krieges ist darum besonders erfreulich, weil er den Eintritt vieler katholischer Deutschen in das ersehnte einige Reich verhinderte und so den Protestantismus die Führung in demselben sicherte. Der ultramontan-jesuitische Geist sah auch in der Bekämpfung der deutschen nationalen Einheit ein verdienstliches Werk, wozu ihm das napoleonische Frankreich behilflich sein sollte.

So könnten die Beispiele weitergeführt werden. Das Gebotene gibt nur einen flüchtigen Begriff von dem Geiste, der in solchen Büchern umgeht, aber es genügt, um zu erkennen, wie unendlich bedauerlicher Mißbrauch in gewissen Kreisen mit der Geschichte, und zwar mit der vaterländischen Geschichte getrieben wird. So verdienstlich im Interesse der Wahrheit und

[1]) Kauffmann, Berndt und Tomuschat, Geschichtsbetrachtungen, Leipzig 1906. Th. Franke, Praktisches Lehrbuch der Deutschen Geschichte, Leipzig 1908.

der Jugend eine gründliche Abrechnung mit den Verfassern wäre, Ort und Raum verbieten es uns. Dabei wollten wir absehen von einer Reihe völlig schiefer Urteile und Ungenauigkeiten. Man könnte nachweisen, wie sich die Verfasser in verschiedenen Fällen in unglaublicher Weise in Gegensatz setzen zu dem, was auch von gegnerischer Seite längst eine den Tatsachen und Verhältnissen entsprechende Schilderung und Beurteilung erfahren hat. Man hätte dabei auch freilich zu befürchten, daß solche Geschichtsdarstellung trotzdem sich einer ruhigen, objektiven Widerlegung verschließen würde. Wie einseitig von den Verfassern der „Geschichtsbetrachtungen“ verfahren wurde, beweist schon das Literaturverzeichnis, in welchem die modernen, anerkannt tüchtigen Historiker katholischerseits hochmütig übergangen werden. Janssen und Denifle, Weiß und einige Arbeiten Merkles werden wohl erwähnt. Ueber ersteren wird gesagt, er habe mit „raffiniertester Tendenz, systematischer Sophistik und mit nur scheinbar ehrlicher Benutzung der Quellen“ sein Werk „zusammen gearbeitet“. Die dem neuesten Stande der Forschung fortlaufend gerecht werdenden Neuauflagen von Pastor und des letzteren großartige Papstgeschichte kennt der Verfasser gar nicht. Denifles Werk ist natürlich angefüllt mit „maßlosen, öden und erlogenen Schmähungen“. (Geschichtsbetrachtungen I. Bd. S. 370/71.)

Den Verfassern fehlt jedes historische Denken und blinder Fanatismus hat ihnen ruhiges Ueberlegen geraubt, Urteile in die Feder diktiert, die ihresgleichen suchen. Was man in diesen beiden Büchern an zahllosen Stellen lesen muß, ist alles, nur keine Geschichte. Kennen denn diese Herren, die solche nach Inhalt und Form einfach freventlichen Sätze zu schreiben wagen, das erste Gebot für den ernsten Historiker nicht? Wissen sie nicht, daß es dessen strengste Pflicht ist, unter allen Umständen nichts Anderem zu dienen als der historischen Wahrheit und Gerechtigkeit? Wissen sie nicht, daß, wenn man diese gefunden hat in ehrlichem Streben — leicht ist es freilich nicht —, man dieselbe in leidenschaftslosem Tone vorzutragen hat? Es muß hier ausgesprochen werden, daß die Verfasser leichthin, nur um den glühenden Haß gegen die katholische Kirche und das Papsttum zu befriedigen, einer bedenklichen Verletzung dieser Pflicht sich schuldig gemacht haben. Leute, bei denen aber das Pflichtgefühl des Historikers von ingrimmigem Fanatismus einfach betäubt wird, die sollten wenigstens die Einsicht haben, ihre „Urteile“ nicht auch noch der Oeffentlichkeit vorzulegen. Ihnen fehlt jedes Verständnis für katholisches Leben und für die Einrichtungen der katholischen Kirche in Vergangenheit und Gegenwart, sie lassen sich bis zu schmerzenden Beleidigungen hinreißen. Von einem ernsten Versuche, gewisse historische Erscheinungen und religiöse Anschauungen aus der Zeit heraus zu verstehen und zu erklären, ist gar keine Rede. Man sieht, welch verzerrtes, häßliches Bild von Kirche und Papsttum sich daraus ergeben muß. Selbst die Gestalten der wahrhaft großen Päpste und anderer großer Männer der Kirche werden heruntergerissen oder nicht erwähnt. Wir wollen keine Schönfärberei, nur die Wahrheit, die wir nicht zu fürchten brauchen. Wo ein bitteres aber gerechtes Urteil gefällt werden muß, da soll es gesprochen werden. Aber wir haben das Recht, es uns mit aller Entschiedenheit zu verbitten, daß Leute über Kirche und Papsttum zu Gericht sitzen und Urteile abgeben, die mit jedem Wort beweisen, daß sie die notwendige Sachkenntnis nicht haben und parteiisch sind.

Das Unheil, welches durch solche Darstellungen angerichtet wird, muß noch viel bedenklicher erscheinen, wenn man sich vor Augen hält, daß in einem Lehrbuch solche Schäden sich finden. Lehrbuch und Geschichtsunterricht sollen dem Schüler die ersten geschichtlichen Kenntnisse über sein Vaterland vermitteln, ihm ein wahrheitsgetreues Bild von der deutschen Geschichte und der katholischen Kirche bieten, soweit die Geschicke der beiden Mächte miteinander verknüpft sind. Nach der Tätigkeit dieser Kirche jedoch, wie sie in den besprochenen Werken geschildert wird, scheint sie letzten Endes kein anderes Ziel und kein anderes Ergebnis gehabt zu haben, als das „unglückliche“ deutsche Volk in ihre Gewalt zu bekommen, zu beherrschen, „sein Volkswohl schwer zu schädigen, ihm Geld abzupressen“ und es dann völlig zugrunde zu richten. Setzen wir noch den äußersten Fall, daß derartige Schilderungen durch die weitere subjektive Auffassung eines dem Banne solcher Lehrbücher vorbehaltlos sich unterwerfenden Lehrers hindurchgehen, so muß die Wirkung eines derartigen Unterrichts höchst gefährlich sein. Ein doppeltes, ja dreifaches schweres Unrecht wird damit an der Jugend begangen. Die letztere hat ein wohlbegründetes Recht darauf, in der Geschichtsstunde die ungetrübte, streng objektive, mit pädagogischem Takte vorgetragene Wahrheit über die Vergangenheit ihres Vaterlandes zu vernehmen. Die nicht katholischen Schüler, welche von dem ihnen als Autorität geltenden Lehrer zum ersten Male darüber hören, werden durch einen solchen subjektiven Vortrag um das wertvolle Gut der historischen Wahrheit betrogen. Die katholischen Schüler aber, denen ein so entstelltes Bild vom Wesen, der Tätigkeit und der Mission ihrer Kirche entworfen wird, werden zudem noch in ihren Gefühlen schwer verletzt, und zwar von einer Autoritätsperson, welcher unendlich viel daran gelegen sein muß, in dieser Richtung den leisesten Vorwurf und Verdacht von sich fern zu halten. Für die meisten nichtkatholischen Schüler — und das erhöht abermals die verheerende Wirkung solchen Treibens — bildet das in der Schule über die katholische Kirche Vernommene die Grundlage ihrer Auffassung von dieser Institution, bedeutet es sogar das endgültige, abschließende Urteil, welches sie hinausnehmen ins öffentliche Leben. Wer wollte leugnen, daß dieser erste Eindruck der stärkste ist?

„Wenn so einmal im zarten Alter das Gift eingeflößt worden, ist Abhilfe schwer oder kaum noch möglich, da die Hoffnung, daß bei reiferem Alter das Urteil berichtigt werde, indem die ursprünglichen Eindrücke schwinden, kaum begründet ist, weil nur Wenige dem gründlichen und vernünftigen Studium der Geschichte sich widmen, und weil mit den fortschreitenden Jahren vielleicht mehr Gelegenheit sich darbietet, daß die Irrtümer sich befestigen, als daß sie gehoben werden.[2]) Auch für jene, welche sich dem Studium der Geschichte zuwenden, wird mehr oder weniger das in der Schule Gelernte die Grundrichtung angeben, nach welcher sie ihr Studium betreiben.

Wer wollte also leugnen, daß wir in einem solchen Geschichtsunterricht, in solchen Lehrbüchern eine der gefährlichsten Giftquellen der Vorurteile gegen die Katholiken zu sehen haben? Was für Menschen müssen diese Katholiken sein, die mit treuer Hingebung zu einer Kirche stehen, welche keine andere Arbeit kennt, als Untergrabung des Wohles der Nationen, in welcher „ultramontan-jesuitischer Geist seine Maulwurfsarbeit“ verrichtet!

Wie müssen die Andersgläubigen die Katholiken mit bitterem Mißtrauen, ja mit Haß verfolgen im öffentlichen Leben und im privaten Verkehr, wenn sie in ihnen die Kinder der Kirche sehen müssen, von der sie gelernt haben, daß sie sich am Fortschritt der Wissenschaft, der Zivilisation, am Volkswohl schwer versündigt habe! Wer wollte die ungeheuerliche Verantwortung in Abrede stellen, welche diejenigen auf sich laden, welche so „die Geschichte zu einer Dienerin der Parteibestrebungen und der verschiedenen menschlichen Leidenschaften, welche das Andenken der Vergangenheit zur Handlangerin ihrer Schmähungen machen möchten“[3]), und zwar in der Schule, der leicht empfänglichen Jugend gegenüber?

Wie sollte aber gerade Geschichte, die eine Lehrerin des Lebens und ein Licht der Wahrheit ist, schon in der Schule dazu benützt werden, um die junge Generation unseres Vaterlandes gegenseitiges Verstehen, gegenseitige Achtung, die Grundbedingungen für einen gedeihlichen Fortschritt des Ganzen, eindringlichst zu lehren. Wer in diesem Geiste die Jugend einführt in die Vergangenheit des Vaterlandes, der sichert sich ein großes Verdienst, wer sich dieser Pflicht nicht bewußt ist und die Geschichte zu Schmähungen und Parteibestrebungen, zur Aussaat von vergiftenden Vorurteilen mißbraucht, macht sich mitschuldig an den zersetzenden Mißverständnissen, an denen unser Vaterland krankt. Für die Katholiken aber ergibt sich die unabweisliche Pflicht, wachsam zu sein und einem derartigen Treiben, sei es in Wort oder Schrift, unablässig mit Mut, ruhiger Entschiedenheit und Vertrauen entgegenzutreten, gut ausgerüstet mit der Waffe gründlicher Kenntnisse. Wir haben dabei nichts zu fürchten, keine unnötigen Rücksichten zu nehmen, denn es handelt sich um eine Sache, die jedem angelegen sein muß, um die Sache der Wahrheit und damit um die Sache des Friedens, nach dem sich unser deutsches Vaterland so sehr sehnt.

---

[2]) Gedanken Leos XIII. in dem Schreiben vom 15. August 1883 über die Förderung der wahren Geschichtswissenschaft, welches er an die Kardinäle de Luca, Pitra und Hergenröther richtete.

[3]) Papst Leo XIII. in dem oben angeführten Schreiben.

Nochmals: „Ein Asyl für Pornographen"?

Ein Nachtrag und eine neue Anklage.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Zu dem Artikel unter obiger Ueberschrift in Nr. 8 (S. 122 ff.) erhielt die Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" nachstehende Zuschrift:

„In der ‚Allgemeinen Rundschau' vom 25. Februar 1911 wird auf S. 123 in dem Artikel des Herrn Dr. v. Erlbach „Ein Asyl für Pornographen"? als „besonders charakteristischer Fall" erwähnt: „die Freisprechung Franz Bleys und Hans von Webers wegen Verbreitung pornographischer Werke à la Fanny Hill." Diese Fassung könnte den Anschein erwecken, als ob Herr Hans v. Weber mit dem Buche „Fanny Hill" oder dem „Amethyst" irgend etwas zu tun gehabt hätte. Das ist nicht der Fall. Herr Hans v. Weber hatte lediglich das — vom Gerichte freigegebene — „Lustwäldchen" herausgegeben. Auch die weitere Bemerkung jenes Artikels: „das Gericht zog die Werke mit einer Ausnahme ein" ist nicht ganz zutreffend. Nicht nur das „Lustwäldchen", sondern auch der „Amethyst" wurde vom Gerichte freigegeben. Im Auftrage des Herrn Hans v. Weber ersuche ich höflichst, von Vorstehendem Ihren Lesern Kenntnis geben zu wollen. Mit vorzüglicher Hochachtung Bernstein, Justizrat.

Es liegt auf der Hand, daß durch diese genauere Fixierung des Tatbestandes an dem springenden Punkt, der Freisprechung durch das Schwurgericht mit nachfolgender teilweiser Einziehung im objektiven Verfahren, nichts geändert wird. „Fanny Hill" ist eines der schamlosesten Unzuchtswerke, die je ein Gericht beschäftigt haben. Trotzdem sprachen die Münchener Geschworenen ihr „Nicht schuldig" und zwangen den Gerichtshof, den Angeklagten freizusprechen und sich auf eine Einziehung des unzüchtigen Werkes zu beschränken. Daß die Richter sowohl den „Amethyst" als auch das „Lustwäldchen" freigaben und dadurch namentlich dem letzteren zu einer buchhändlerischen Reklame größten Stils, zu einem Bombengeschäft verhalfen, war ein bedauerlicher Rechtsirrtum von der Art dessen, den jüngst im zweiten Verfahren gegen das vor drei Jahren gleichfalls gerichtlich freigegebene „Gemeinsame Ziel" von Willy Geiger die derzeitige Strafkammer des Landgerichts München I offen zugab und das Reichsgericht endgültig und rechtskräftig besiegelte. Damals stand man noch unter der Zwangssuggestion eines Sachverständigenunfugs, der alle Forderungen des praktischen Lebens ignorierte und den Paragraphen 184 nach den Ideen eines Georg Hirth selbstherrlich zu revidieren sich vermaß. Wir sind überzeugt, daß eine erneute, völlig unbeeinflußte richterliche Prüfung sowohl des „Amethyst" wie namentlich auch des „Lustwäldchen", das durch seine weite Verbreitung die Verwirrung der sittlichen Begriffe in der schlimmsten Weise gefördert hat, zu einem ganz anderen Ergebnis führen würde. Auch manches andere Werk, das nach den im deutschen Volke gottlob noch weit überwiegenden Anschauungen ohne allen Zweifel als „unzüchtig" vom Büchermarkt auszuschließen wäre, würde, nachdem es früher durch die Maschen einer lässigen oder künstlich hypnotisierten Justiz durchgeschlüpft ist, nach erneuter richterlicher Würdigung schleunigst eingezogen werden. Dies gilt beispielsweise auch von der im Verlage von Hans v. Weber in München erschienenen, auf Grund der Gutachten von Georg Hirth und Gen. freigegebenen „Japanischen Erotik".

Die Zuschrift des Herrn Justizrats Bernstein gibt uns erwünschten Anlaß, gleich bei dieser Gelegenheit ein öffentliches Aergernis zur Sprache zu bringen, das gewisse höchst bedenkliche Erzeugnisse des **Verlags von Georg Müller in München** betrifft. Dieser Verlag macht skrupelloseste Reklame für verschiedene von ihm neuedierte „erotische" Werke aus dem 18. Jahrhundert. Zur Kennzeichnung eines dieser Werke braucht nur die Begründung mitgeteilt zu werden, mit der das Amtsgericht München I, Abteilung für Strafsachen, am 19. Juli 1910 die Beschlagnahme verfügte. Wir zitieren nach dem Prospekte des Georg Müllerschen Verlags:

„Die Abenteuer des Chevalier Faublas sind sowohl nach ihrem textlichen Inhalte als nach den beigefügten Bildbeigaben als unzüchtig zu erachten. Die Häufigkeit der unzüchtigen Stellen und insbesondere die Art und Weise der Schilderung des Geschlechtsverkehrs verletzen erheblich das normale Scham- und Sittlichkeitsgefühl. (Folgt die Anführung einer Reihe nach der Meinung der Staatsanwaltschaft besonders gefährlicher Stellen.) Die dem Buche beigefügten Radierungen sind gleichfalls in vielfacher Beziehung geeignet, das normale Schamgefühl erheblich zu verletzen, zumal sie den unzüchtigen Text noch besser veranschaulichen sollen."

Aber was geschah? Nach der Darstellung des Prospektes wäre die Staatsanwaltschaft selbst (?) vor dem Einspruch des Verlegers zurückgewichen, nachdem eine Reihe von „Kunstsachverständigen" unter Berufung auf den beschränkten Absatz (Subskriptionsform) und den Preis des Buches, nicht ohne höhnende Seitenblicke auf den „normalen deutschen Bürger" und sein „Schamgefühl", die Freigabe befürwortet hatte. Die Freigabe durch den Staatsanwalt (?) erfolgte dann, wie der Verlag von Georg Müller in seinem Prospekte mitteilt, mit der ausdrücklichen Begründung, „daß hier nicht sogenanntes Lesefutter für lüsternen Geschmack auf den Markt geworfen werden sollte, sondern daß die Ausgabe wirklich nur **für einen kleinen Kreis Gebildeter und ihr ernstliches Interesse bestimmt ist.**"

Ueber diese beschönigenden Redewendungen dürfte wohl Niemand mehr gelächelt haben als der betriebsame Verleger. Wer's nicht glaubt, lese nur die nachstehende Bemerkung, welche Georg Müllers Verlag in seinem Reklameprospekt für einen „wohlfeilen" Casanova („ohne jede Kürzung") den mitgeteilten Stimmen aus einer Anzahl von Preßorganen folgen läßt. Da heißt es: „Diese gewiß nicht leicht wiegenden Stimmen aus einer großen Anzahl ließen es dem unterzeichneten Verlage unbedenklich erscheinen, Casanovas Erinnerungen **in einer wohlfeilen Ausgabe zu popularisieren.**" Also eine Art Volksausgabe! Das steht gedruckt unmittelbar nach einem Urteil aus den Münchener „Propyläen" (Beilage zur „Münchener Zeitung"), wo es heißt, man solle das Buch nur in die Hände ganz reifer Menschen legen, für den Unreifen sei es gefährlich, und nachdem schon vorher darauf hingewiesen ist, daß das Buch „nach der gewöhnlichen Auffassung nur voll der unzüchtigsten Bilder" sei.

Und nun die Kehrseite der Medaille! Wie aus einer uns vorliegenden entrüsteten Beschwerde hervorgeht, wurden beide Prospekte in jüngster Zeit unterschiedslos an alle möglichen Adressen versandt. Wir konnten uns selbst überzeugen, daß sich unter den Adressaten eine 18jährige junge Dame aus hochanständiger Familie befand. Wenn die Justiz sich außer stande fühlt, durch sachgemäße Anwendung des § 184 einer „wohlfeilen" „Popularisierung" der gedruckten Unzucht den Weg zu versperren, dann gibt es nur ein Mittel, sich gegen die Zusendung solcher Prospekte in anständige Häuser zu wehren: die Beleidigungsklage. Dieses Mittel hat in neuester Zeit wiederholt prompt gewirkt, sowohl gegen unerbetene Pornographie, wie gegen unerbetene Anpreisung von sog. Antikonzeptionsmitteln.

Pflichtgemäß wurde die oben erwähnte Beschwerde durch den Vorstand des Münchener Männervereins z. B. d. ö. U. an die Polizeidirektion übermittelt, wobei sich herausstellte, daß auch bereits von anderer Privatseite entrüstete Vorstellungen an die Polizei gelangt waren. Inzwischen hat das Amtsgericht München, Abteilung für Strafsachen, auf Antrag der Staatsanwaltschaft sämtliche Exemplare der wohlfeilen Ausgabe von Casanova und auch die darauf bezüglichen Korrespondenzen und Prospekte sowohl bei Georg Müller in München als auch bei seinem Vertreter in Leipzig beschlagnahmen lassen. Der weitergehende Antrag der Staatsanwaltschaft, auch sämtliche Exemplare des oben gekennzeichneten „Faublas" zu beschlagnahmen, wurde vom Amtsgericht abgelehnt. Die Gründe dieser Ablehnung zwingen förmlich zu einer Flucht an die Oeffentlichkeit. Man erfährt nämlich bei dieser Gelegenheit, daß es das Landgericht München I gewesen ist und nicht, wie in dem Georg Müller'schen Prospekte irreführend mitgeteilt ist, die Staatsanwaltschaft, welche entgegen der Auffassung des Amtsgerichts und der Staatsanwaltschaft das beschlagnahmte Werk freigab, und zwar durch einen Beschluß vom 13. September 1910. Da der die Beschlagnahme aufhebende Beschluß erst sechs Monate zurückliegt, glaubt das Amtsgericht denselben auch unter den veränderten Umständen respektieren zu müssen. Diese Auffassung ist unserer Meinung nach durchaus rechtsirrtümlich. Die Freigabe erfolgte unter der von dem Verlag vorgespiegelten falschen Voraussetzung, daß das gröblich unsittliche Werk „nur für einen kleinen Kreis Gebildeter und ihr ernstliches Interesse bestimmt" sei. Es ist jetzt aber erwiesen, daß das schamlose Buch lediglich nach geschäftlichen Gesichtspunkten auch weiteren Kreisen angeboten wird. Damit entfällt die Unterlage des freigebenden Beschlusses, und wir möchten es der Staatsanwaltschaft eindringlichst ans Herz legen, sich bei dem ablehnenden Bescheide des Amtsgerichts nicht zu beruhigen. Auch gegen die laxe Beurteilung der berüchtigten Memoiren Casanovas

muß im Namen der öffentlichen Sittlichkeit energisch Verwahrung eingelegt werden. „Staatsanwalt und Gericht haben", wie es in einem Bescheide an den Interkonfessionellen Münchener Männerverein heißt, „unter Würdigung des literaturhistorischen Wertes des Momoirenwerkes mit Bezugnahme auf Goldammers Archiv Band 46, Seite 185 ff. das Buch als nicht unzüchtig angesehen." Nun wird aber „Casanova", der von unzüchtigen Stellen geradezu wimmelt, in einer **wohlfeilen** Ausgabe **„popularisiert"** und nicht nur durch Massenversendung von Prospekten, sondern auch in öffentlichen Schaufenstern jedermann zum Kauf angeboten. Das ist ein direkter Skandal, zu dem die Staatsanwaltschaft nicht die Hand bieten darf. Um wenigstens „etwas" getan zu haben, wendet man jetzt gegen den Verlag von Georg Müller den § 184a an, wonach eine Druckschrift, welche, „ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzt", Personen unter 16 Jahren gegen Entgelt nicht angeboten werden darf. Also Personen von 17 und 18 Jahren darf dieses mit den unzüchtigsten Stellen förmlich gespickte, aber trotzdem „nicht unzüchtige" Werk anstandslos angeboten werden. Man möchte an der heutigen Justiz förmlich verzweifeln, wenn man solche Entscheidungen vernimmt. Es ist übrigens 100 gegen 1 zu wetten, daß die Anwendung des § 184a in diesem Falle ein Schlag ins Wasser sein wird. Wie will man dem Verlag von Georg Müller beweisen, daß er seinen Prospekt bewußt an „Personen unter 16 Jahren" verschickt hat? Wie wir aus Kreisen des Buchhandels erfahren, sind bei Georg Müller 12,000 Prospekte (darunter zahlreiche versandbereit) beschlagnahmt worden. Und die Justiz erklärt sich gegen dieses öffentliche Aergernis von vorneherein machtlos, wenn keine „Personen unter 16 Jahren" in Frage kommen. Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!

Organisierte Abwehr der öffentlichen Unsittlichkeit.

Von F. Weigl, München.

Unter den Dingen, die über Konfession und politische Ueberzeugung hinweg alle wahren Volksfreunde sammeln sollen, ist wohl das wichtigste die Abwehr des ungescheuten Hervortretens der öffentlichen Unsittlichkeit. Eine große konfessionelle Organisation, der Katholikentag, hat letztmals in Augsburg für den Kampf wider den Schmutz in Wort und Bild interkonfessionelle Organisationen, die Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, empfohlen, und der Münchener Männerverein ist ein Beleg dafür, daß die Vereinigung über die Konfessionen, aber auch über den Gegensatz des politischen Bekenntnisses hinweg möglich ist.

Am 6. März hat der Verein unter sehr interessierter Teilnahme der Mitglieder seine sechste Generalversammlung abgehalten.

Der I. Vorsitzende, Reichs- und Landtagsabgeordneter Frhr. von Freyberg, der auch in der parlamentarischen Vertretung der wichtigen Fragen immer eine glückliche Hand hat, erstattete den Rechenschaftsbericht, der von der Arbeitsfreudigkeit der Vorstandschaft Kunde gibt.

Daß das Gesamtbild der öffentlichen Auslagen in München im Vergleich zu früheren Jahren ein besseres geworden ist, dürfte vor allem auf die rastlosen Bemühungen des Männervereins zurückzuführen sein. Es kann freilich nicht verhindert werden, daß einzelne Geschäftsinhaber auch den Aufforderungen der Polizei keine Folge leisten, sondern es eventuell auf eine gerichtliche Entscheidung ankommen lassen. Aber in der Regel haben die Vorstellungen der Polizei, wenn sie auf nachweisbare Beschwerden von Privatpersonen gestützt sind, bei den Geschäftsinhabern Erfolg. Die Wirkung ist in den meisten Fällen nur eine vorübergehende, so daß immer und immer wieder gemahnt werden muß. Hierbei können die Mitglieder und andere Privatpersonen den Verein wirksam unterstützen, wenn sie mit Namensunterschrift besonders krasse Fälle von anstößigen Auslagen zur Kenntnis der Polizeidirektion bringen. Es ist dabei von Interesse, zu wissen, daß nach einer Reichsgerichtsentscheidung die absichtsvolle Häufung von Nuditäten, auch wenn es sich um Reproduktionen von Kunstwerken handelt, als ärgerniserregend angesehen werden kann.

Auch gegen öffentliche Schaustellungen sind wiederholt energische Schritte getan worden mit dem Erfolg, daß beispielsweise an sieben kleineren Bühnen die ärgerniserregende Vorführung von kinematographischen Reklamen für Antikonzeptionsmittel während der Zwischenpausen polizeilich untersagt wurde.

Erst in den allerjüngsten Tagen wurde in der Frage der öffentlichen Anpreisung von Antikonzeptionsmitteln von dem bekannten Hygieniker Universitätsprofessor Dr. von Gruber ein Gutachten erwirkt, das durch den Verein an den Reichstag und Bundesrat weiter gegeben wurde.

Gegen die „Porno-Kunst", die namentlich unter dem Deckmantel der „Privatdrucke" eine äußerst schwere internationale Gefährdung der öffentlichen Sittlichkeit darstellt, wurde mit außerordentlichen Anstrengungen, aber auch großem Erfolg vorgegangen. Wochenlang unterzog sich der 2. Vorsitzende, Chefredakteur Dr. Armin Kausen, der mühevollen und nichts weniger als angenehmen Aufgabe, einem großen Kreise von einflußreichen Personen, Staatsmännern, Politikern, Preßleuten aus den verschiedensten Lagern, Künstlern, Gelehrten, aber auch sehr hochstehenden Stellen Einblick in das angesammelte Material der schamlosesten modernen Pornographie zu verschaffen. Wenn auch leider das Schwurgericht in der Regel versagt, so wurde doch durch mehrere gerichtliche Einziehungen eine weitere Verbreitung dieser Schmutzprodukte verhindert. Die Schmutzhändler wurden von München aus, wo ihnen der Boden unter den Füßen zu heiß wurde, auch ins Ausland verfolgt, da sie einerseits dort ihr schändliches Gewerbe forttreiben, anderseits von dort aus auch immer wieder die Heimat gefährden und verseuchen.

Bei dieser Gelegenheit wies der erste Vorsitzende unter dem einstimmigen Beifall der Versammlung die Angriffe zurück, denen der zweite Vorsitzende, Dr. Armin Kausen, der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", für seine unermüdliche im Dienste des Volkswohles geleistete Arbeit ausgesetzt war, und bat um seine weitere wertvolle Unterstützung in dem wichtigen Kampfe.

Der dritte Vorsitzende, Professor Böhmländer (evangelischer Pfarrer und Religionslehrer), beglückwünschte den Vorredner zu seiner Wiedergenesung nach lebensgefährlichem Unfall und teilte den in erfreulicher Anzahl erschienenen Vereinsmitgliedern neben anderen Entschuldigungsschreiben der am Erscheinen verhinderten das besonders warm gehaltene des Freiherrn W. von Pechmann mit.

Dr. Armin Kausen betonte gegenüber den bekannten gehässigen Anwürfen auf das entschiedenste, daß weder von ihm noch vom Verein den hier in Frage stehenden Dingen in irgendwie anfechtbarer Weise nachgespürt werde, und daß keineswegs Schlupfwinkel und verborgene Kreise auf Schmutz hin untersucht würden. Die Dinge liegen nur zu offen zutage. Jedermann drängen sie sich ganz von selbst auf: in Schaufenstern und Reklamen auf den öffentlichen Straßen, in Prospekten und Annoncen, die durch die Presse, durch private Zusendung und durch den Buchhandel ins Haus getragen werden. Außerdem wurde ständig von allen Seiten, nicht nur von Mitgliedern, zu beanstandendes Material an die Vorstandschaft und an einzelne Personen derselben eingesandt, mit der Bitte, Einschreitung und Verfolgung zu veranlassen. Wenn diesen Wünschen nachgekommen wird, so handelt man in pflichtgemäßer Erledigung einer vom Verein übernommenen Arbeit. Der lebhafte Beifall, der sowohl den Ausführungen Dr. Kausens als auch den die Hauptpunkte nochmals unterstreichenden Ausführungen des Freiherrn von Freyberg folgte, bewies mit wünschenswerter Deutlichkeit, daß der Interkonfessionelle Münchener Männerverein den Kampf nicht „ohne Herrn Kausen" führen will, daß man ihm im Gegenteil außerordentlich dankbar ist.

Das kam auch zum Ausdruck in dem Vertrauensvotum, das der bisherigen Vorstandschaft durch einstimmige Wiederwahl erteilt wurde.

Es kam noch eine Reihe von sehr wichtigen Fragen zur Besprechung, wobei die Erfahrungen der einzelnen Mitglieder wertvolles sachliches Material als Unterlage beibrachten, das im Ausschusse weiterhin zu verarbeiten ist.

Am 20. März wird im Hackerbräukeller in München eine große öffentliche Versammlung veranstaltet werden, bei welcher Professor Dr. Brunner aus Pforzheim in Baden, der Herausgeber der hier jüngst besprochenen „Hochwacht", der bereits eine große Vortrags-Tournee durch Norddeutschland unternahm und zuletzt in Stockholm und Wien großen Beifall erntete und vom König von Schweden in Audienz empfangen wurde, einen Vortrag mit dem Thema: „Unser Volk in Gefahr" halten wird. Der Teil seiner Ausführungen, welcher die pädagogisch verwerfliche Schundlektüre behandelt, wird durch Lichtbilder (Beispiele und Gegenbeispiele) veranschaulicht werden. Professor Dr. Brunner, der im Kampfe gegen den Schund und Schmutz seine Lebensaufgabe erblickt und mit großer Energie und Sachkenntnis zu Werke geht, entstammt dem liberalen Lager und ist protestantischer Pfarrerssohn. Seine Ausführungen dürften daher auch in liberalen Kreisen nicht ohne Eindruck bleiben.

Wir schließen mit einem in der Tagespresse ausgesprochenen Wunsche: Mögen sich immer mehr deutsche Männer der organisierten Abwehr der öffentlichen Unsittlichkeit anschließen!

Vom Büchertisch.

Himmelsleuchte. Exerzitienvorträge und Exerzitienbetrachtungen für Weltleute. Von P. Anastasius Jos. Müller, O. M. Cap. Mergentheim, Verlag von Karl Ohlinger, 1911. Von den Exerzitienvorträgen, die vor kurzer Zeit für Priester und Ordensleute erschienen und die von Bischöfen und Ordensobern empfohlen sind, ist nun auch eine Laienausgabe herausgekommen. Es ist ein stattlicher Band von 576 Seiten, enthaltend 3 Einleitungsvorträge, 24 Betrachtungen, 12 Erwägungen und 3 Schlußvorträge. Es ist gut, daß diese treffliche Aszese um billigen Preis, aber gleichwohl in schöner, solider Ausführung auch dem Laienvolk zugänglich gemacht ist. Mancher hat das Bedürfnis, für sich in der Stille Exerzitien zu halten und sein Innenleben gelegentlich gründlich zu revidieren, zumal auf gewisse Zeiten, wie Fasten- und Adventszeit. Die vorliegenden Vorträge wollen hiezu den Seelenführer machen. Möge auch diese Laienausgabe hinauswandern in die Welt und recht vielen geplagten Menschenseelen das Alltagsleben verklären und zur Himmelsleuchte werden! Es ist zu erwarten, daß das Buch bei frommen Christen und solchen, die es werden wollen, die gleich gute Aufnahme findet wie die Priesterausgabe, zumal der Preis bedeutend geringer ist und die Ausstattung dauerhaft und recht geschmackvoll. Broschiert ℳ 4.80, gebunden in stark Leinen mit Goldtitel und Rotschnitt ℳ 6.20. J. Wahl.

P. Alfons Nestlebner: Jesus Christus in seinem Leiden und Sterben. Gemeinverständliche Vorträge mit exegetischen Anmerkungen. 608 S. Preis brosch. ℳ 6.—, geb. ℳ 7.80. Bonifatiusdruckerei, Paderborn 1911. — Wieder ein neues Werk über Jesu Leiden und Sterben! Dieses welterschütternde Drama bildet eben eine unerschöpfliche Fundgrube für fromme Geistesarbeit. P. Nestlebners herrliches Buch enthält 18 Zyklen mit je 6 Vorträgen über Jesu Leiden, angefangen von der Todesangst am Oelberg bis zum letzten Seufzer am Kreuze. Jeder Vortrag weist eine Zweiteilung auf. Im ersten Teil wird regelmäßig auf Christi Vorbild hingewiesen, während der zweite Teil die praktische Anwendung auf das christliche Leben bringt. So kommt das historische wie das psychologische Moment in ausgiebiger Weise auf seine Rechnung. Die ganze Arbeit ist auf streng wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut, was besonders in den verschiedenen Fußnoten zum Ausdruck kommt, ohne daß diese durch einen allzu großen Apparat störend wirkten. Die Lektüre des Buches erfrischt Geist und Herz und kann für Fastenbetrachtungen und ·Vorträge aufs wärmste empfohlen werden. J. Wernado.

Emil Springer, S. J.: Haben wir Priester noch Vorurteile gegen die häufige und tägliche Kommunion der Gläubigen? Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Preis brosch. 80 Pf.; **O salutaris hostia!** Die Eucharistie — Ziel und Mittelpunkt der priesterlichen Wirksamkeit. Preis brosch. ℳ 1.—; **Die hl. Kommunion das notwendige Mittel zur Bewahrung der heiligmachenden Gnade.** Preis brosch. 80 Pf. Bonifatius-Druckerei, Paderborn. 1910 und 1911. Ein Vorkämpfer im eucharistischen Kreuzzug ist der Jesuitenpater Emil Springer. Die drei zitierten Werkchen verfolgen alle das gleiche schöne Ziel, nämlich den Klerus zu einem tieferen Verständnis des päpstlichen Dekretes über die öftere und tägliche hl. Kommunion zu führen und ihn anzufeuern, dieses Dekret mit größtem Eifer und allen nur möglichen Mitteln in der Tat zu verwirklichen. Das Schriftchen: „Haben wir Priester noch Vorurteile . . .?" erscheint schon nach kurzer Zeit in zweiter Auflage, der beste Beweis für seine Güte und Brauchbarkeit. — „O salutaris hostia!" ist mit großer Liebe und Begeisterung geschrieben und zeigt, wie die Einsetzung der Eucharistie im Mittelpunkt des Lebens Jesu stand, woraus dann mit Recht der Schluß gezogen wird, daß die Eucharistie auch im Mittelpunkt der ganzen priesterlichen Wirksamkeit stehen muß. — „Die hl. Kommunion das notwendige Mittel zur Bewahrung der heiligmachenden Gnade" dürfte in manchen Kreisen Widerspruch erregen, da sich in dieser Beziehung zwei theologische Ansichten gegenüberstehen. Nach der einen ist die hl. Kommunion notwendig necessitate medii (innere Notwendigkeit), nach der anderen nur necessitate praecepti (äußere Notwendigkeit). Der Verfasser beweist mit guten Gründen die innere Notwendigkeit der hl. Kommunion zur dauernden Erhaltung des Gnadenstandes. Alle drei Schriftchen verdienen im Klerus die weiteste Verbreitung, da sie gerade für die Jetztzeit eine eminent praktische Bedeutung haben. J. Wernado.

Wieser, Sebastian: Via Sacra. Kanzelreden für die Fastenzeit. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. Gr. 8°, IV und 136 S. Regensburg 1911, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis brosch. ℳ 2,80. — Diese Predigtsammlung enthält 14 Predigten über die 14 Leidensstationen unseres Herrn, abgeteilt in 2 Teile, so daß je 7 als Fastenpredigten für je ein Jahr gedacht sind. Die einzelnen Stationen werden in ergreifender Weise und schöner Sprache behandelt. Jeder Vortrag bietet tiefe Gedanken und praktisch brauchbare Nutzanwendungen; am Schluß eines jeden ist ein inniges Gedicht beigefügt. Da nur wenig neue Predigtwerke den Kreuzweg behandeln, sei den Kanzelrednern das Buch zur Anregung bestens empfohlen. Dr. Weber.

Ungeweinte Tränen.

Die Muttertränen, die um dich geweint,
Du wirst sie alle, alle wieder weinen.
Es kommt die Stunde, schmerz- und notvereint —
Mag dir das Schicksal noch so hold erscheinen!

Es kommt der Tag, wo du an Tränen schwer
Dich niederbeugst auf eine offne Wunde,
Und du erkennst: Ich habe niemand mehr,
Der meine Schmerzen trägt in schwerer Stunde.

Ich habe niemand mehr, ich bin allein. —
Und ob auch tausend Menschen mich umgeben,
Die grosse Zahl kann keine Mutter sein.
Ihr Leben füllt nur einmal unser Leben.

Und alle wehen Worte, die du sprachst,
Siehst einst als Schuld und Schmerz vor dir erscheinen.
Und alle Tränen, die du einst verbrachst —
Du wirst sie alle, alle wieder weinen . . .

Eugenie Taufkirch.

Meisterwerke christlicher Kunst.

Für die St. Josephskirche zu Würzburg hat der bekannte Meister kirchlicher Kunst, Professor Kaspar Schleibner zu München soeben ein Altargemälde vollendet, das an seinem künftigen Bestimmungsorte eine der größten Zierden jenes Gotteshauses werden wird. Der architektonische Entwurf zu dem Werke stammt von dem K. Konservator Jakob Angermaier in München. Die Gliederung in der Höhe wie in der Breite ist dreifach. Das Gemälde, das den Mittelteil bildet, ist ein Triptychon, dazu gehört als Sockel eine Predella und als Bekrönung ein halbrunder Aufsatz. Letzterer enthält eine in flachem Relief geschnitzte Darstellung der Flucht nach Aegypten vom Bildhauer Heinz Schiestl in Würzburg. Ursprünglich war das Werk als Marienaltar gedacht und auch entworfen; nach neuerem Wunsche verkünden alle drei Hauptteile die Ehre des hl. Joseph. Die gemalte Predella zeigt den Heiligen auf dem schweren Gange mit Maria gen Bethlehem. Eine weite Landschaft breitet sich vor uns aus, zur Rechten hinten steigen die Häuser und Türme der Stadt auf, links erblicken wir das kummervoll herbeischreitende heilige Paar. Aus den Gegensätzen, die dieser unterste und der bekrönende Teil schaffen, hebt sich das Hauptstück um so kräftiger und wirkungsvoller heraus. Bei geöffneten Flügeln sehen wir im Mittelteile den unter rotem Baldachin thronenden hl. Joseph, auf dessen Schoße das ganz unbekleidete Christkind steht und sich segnend zu dem Knaben Johannes wendet. Diesen führt die greise St. Anna herbei, während zur Rechten des hl. Joseph St. Joachim feierlich zuschaut. Die Gruppe erhält durch einen auf den Thronesstufen sitzenden, reizenden musizierenden Engel ihre Abrundung. In den Flügeln sehen wir die hl. Margareta und den Patron von Würzburg St. Kilian. Bei geschlossenen Flügeln erblickt man des letzteren beide Begleiter, die Iren St. Totnan und St. Kolonat. Die Auffassung sämtlicher Personen ist voller Leben und Wahrheit, dabei in ihrer reliefartigen Anordnung von monumentaler Strenge und Feierlichkeit. Die Durchführung ist ganz in Tempera erfolgt, die Farben sind von herrlicher Frische und Leuchtkraft, mannigfaltig und dabei zu voller Harmonie sich vereinigend. Zutaten von Gold bewirken den Eindruck festlicher Pracht.

Es sei bei dieser Gelegenheit daran erinnert, welch fruchtbare und bedeutsame Tätigkeit Kaspar Schleibner auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst überhaupt entfaltet. 1863 zu Hallstadt bei Bamberg geboren, wandte er sich zuerst in Bamberg der Dekorationsmalerei zu, und fand dann an der Münchener Akademie seit 1882 die Möglichkeit, sich weiter auszubilden. Als Schüler von G. v. Hackel, Joh. Herterich und zuletzt von W. v Lindenschmit, brachte er es bald zu Auszeichnungen. Der dekorativen Malerei wurde er nicht untreu, mehrere Fassaden und dergleichen in München zeugen von seiner Kunst. Die Hauptsache aber ist für Schleibner die Kirchenmalerei, zumeist die großdekorative, die ihm seit 1893 zu bedeutenden Erfolgen verholfen und ihn über die Grenzen Deutschlands hinaus bekanntgemacht hat. Außer einer beträchtlichen Zahl von Tafelgemälden sind es Wand- und Deckenmalereien, die er im Süden von Deutschland und in Ungarn ausgeführt hat. Zu seinen wichtigsten Werken gehört die 1901 entstandene Malerei in der Kapelle des Vinzentinums zu München. Prachtvoll ist der Aufbau der Gruppe mit der Immakulata und dem hl. Vinzenz, sowie mit zahlreichen Heiligenfiguren, die sich durch Natürlichkeit der Empfindung wie

durch Hoheit der Erscheinung auszeichnen. Diese Mischung gehört überhaupt zu den glänzenden Vorzügen der Schleibnerschen Kunst. Neuerdings wendet er sich in seinen Tafelgemälden auch mit vielem Glück der Lösung schwieriger Licht- und Luftprobleme zu. Ein vorzügliches Beispiel davon ist u. a. die zurzeit bei der Gesellschaft für christliche Kunst in München ausgestellte Heilige Familie im Grünen. Dr. O. Doering-Dachau.

Christliche Kunst.

Neue Kommunionandenken. Der B. Kühlensche Kunstverlag in M.-Gladbach bietet in drei Ausführungen ein neues Kommunionandenken, das in seiner prächtigen Wirkung gewiß bald viele Freunde finden wird. Es ist die Reproduktion eines bisher weniger bekannten Gemäldes von Franz Ittenbach. Der berühmte Meister der älteren Düsseldorfer Schule hat das Bild „Herr bleibe bei uns" betitelt und zeigt uns in poetischer Verklärung den Heiland mit den beiden Jüngern im Gasthause zu Emaus beim Abendmahl. Die himmlische Verklärung im Antlitz des Herrn, der das Brot segnet, der hingebende Ausdruck auf den Gesichtern und in den Blicken der freudig überraschten beiden Jünger, die Kontraste zwischen der lichten Johannesgestalt und dem überschatteten Charakterkopf des zweiten Jüngers werden durch den reizvollen landschaftlichen Hintergrund noch erhöht. Mit außerordentlicher Feinheit sind neben dem Kelche und der Schüssel die verschiedenartigen Früchte herausgearbeitet. Die Farben sind dem Original mit jener Treue abgelauscht, deren die heutige Reproduktionskunst fähig ist, wenn sie im Dienste einer so hochstehenden Kunstanstalt wie der Kühlenschen ihre letzten Möglichkeiten entfaltet. Manchem wird auch das breite Format eine willkommene Abwechslung sein. In der heutigen Zeit, welche so großes Gewicht darauf legt, echte Kunst und wahren Kunstgeschmack auch in die bescheidenste Behausung zu tragen, sollte die Auswahl künstlerisch hochstehender Kommunionandenken nicht aus dem Auge gelassen werden. Es ist ja eine Erinnerung für das ganze Leben, und wie auf den Schriftzügen, welche den Tag und den Ort der ersten hl. Kommunion festhielten, ruht das Auge auch auf dem Bilde, das jenen Tag des reinsten, edelsten Glückes versinnbildet, unzählige Male im Laufe der Jahre und der Jahrzehnte. Die neuen Kühlenschen Kommunionandenken sind in drei Ausführungen zu mäßigen Preisen hergestellt. Ein Farbendruck mit ornamentalem Goldrand und ein einfacher Farbendruck kosten je 30 Pfennig, ein Tondruck mit Goldrand 24 Pfennig, ein Tondruck ohne Goldrand 15 Pfennig. Der Kühlensche Verlag liefert zu diesen kunstgerechten Bildern auch geschmackvolle Rahmen. Es ist zu begrüßen, daß man diese herrliche Reproduktion auch ohne Aufschrift, also ohne den Charakter eines Kommunionandenkens als künstlerischen Wandschmuck beziehen kann. In schwarzem, breiten Museumsrahmen wirken die Farbendrucke wie Gemälde und kosten eingerahmt nur ℳ 6.— bzw. ℳ 4.—. Ueber früher erschienene Kommunionandenken unterrichtet der Katalog Ostern 1911, der auf Wunsch an jedermann gratis verschickt wird. Dr. K.

Bühnen- und Musikrundschau.

Zur Feier des 90. Geburtsfestes des Prinzregenten fand im K. Hof- und Nationaltheater eine Galavorstellung vor Geladenen statt. Der Zuschauerraum war mit Lorbeer- und Tannengewinde, durch die sich Goldbänder zogen, wirksam geschmückt. Die Dekoration verdeckte nicht die schöne stilvolle Architektur des Hauses, sondern akzentuierte nur kraftvoll den edlen Fluß der Linien. An der Brüstung der Ränge war auf blauem Wappenschilde das Monogramm des Regenten angebracht. Dieses „L" ziert auch den neuen dunkelroten Vorhang, dessen schöne Stickerei von dem Können und Geschmack unseres neuzeitigen Münchener Kunstgewerbes einen neuen Beweis erbringt. Das Haus war bis auf den letzten Platz von einer illustren Gesellschaft besetzt und bot im Glanz der Orden und Edelsteine, im abwechslungsreichen Kolorit der Uniformen und Galaroben ein blendend schönes Bild. Die Pagen, deren Fackeln jetzt in Glühlämpchen münden, geleiteten die Mitglieder des Kgl. Hauses in ihre Logen. Die obersten Hofchargen, Diplomatie, Minister, Reichsräte (u. a. die Hochw. Herren Erzbischöfe von München-Freising und Bamberg), die Spitzen von Militär, Beamtenschaft, Universität, Künstlerschaft, Presse u. a. waren nahezu vollzählig vertreten. Pünktlich zur festgesetzten Stunde erschien Prinzregent Luitpold, die Frau Prinzessin Ludwig führend, in der großen Königsloge. Prinz Ludwig mit Frau Prinzessin Gisela, Prinz Leopold mit Prinzessin Therese folgten. Begeisterte Hochrufe empfingen den Regenten, der sehr frisch und rüstig aussah und für die Ovation auf das liebenswürdigste dankte. Die Huldigungen erneuten sich am Ende der von Hofkapellmeister Fischer schwungvoll dirigierten Jubelouvertüre von C. M. von Weber. Dann rollte der Vorhang empor. Ein Monopteros ward sichtbar. Auf lorbeerumranktem Sockel stand die Büste des Regenten in der Mitte der Tempelhalle, hinter der sich der Himmel in hellenischer Bläue spannte. Die Hofschauspielerin von Hagen sprach Martin Greifs Prolog „Bayerns Huldigung". Es sind Verse von einer schlichten Eindringlichkeit, die der greise vaterländische Dichter zu Ehren des hohen Herrn geschrieben. Ganz besonders schön und charakteristisch ist die Strophe: „Seines Landes Blüh'n und wachsender Wohlstand — Jetzt und immer erfüllen sie seine Gedanken — Doch nicht auf dieses allein ist seine Sorge gerichtet — Sondern er sucht nicht minder das Erbe der Väter zu schützen — Und was ihnen heilig gegolten; das pflegt er mit Liebe, — Nach dem Hohen gewandt in all seinem Fühlen." Den eindrucksvollen Prologworten folgte die Nationalhymne. Die Festwiesenszene aus den „Meistersingern" wird bei Festvorstellungen stets gerne gewählt, und bei diesem Anlasse durfte die Wahl als besonders glücklich gelten, der Preisgesang deutscher Kunst zur Ehrung dieses Herrschers, dem die Pflege der Künste stets Herzenssache war und ist. Die lebensvolle Inszenierung durch Professor Fuchs und Fischers treffliche musikalische Direktion ist schon oft gerühmt, ebenso der prächtige Hans Sachs unseres Feinhals, der köstliche Beckmesser Geis', Gillmanns kerniger Pogner und Frl. Fays liebenswürdiges Evchen. Den Ritter aus Franken gab diesmal Günther-Braun, der das Preislied mit gutem Gelingen sang. Nach einer Pause, während welcher der Regent in die Residenz zurückkehrte, folgte den wuchtigen Meistersingerklängen das niedliche Intermezzo von Wolf-Ferrari: „Susannens Geheimnis", das von Frau Tordek und den Herren Brodersen und Geis mit feinem Humor gegeben wurde. Obwohl das Libretto eine Bagatelle, weiß die reizvolle graziöse Musik immer von neuem zu fesseln. Man hat in letzter Zeit so viel Richard Strauß mit Mozart verglichen, Wolf-Ferrari und Mozart wäre viel richtiger, wenn solche Vergleiche nicht immer etwas Mißliches hätten. Eine Sondervorstellung für die Beamtenschaft hatte schon einige Tage zuvor stattgefunden. Hierbei vertrat Prinz Ludwig den Regenten. Eine Festaufführung des „Barbier von Sevilla" am Geburtstage selbst beendigte die Festlichkeiten, soweit sie mit der Bühne im Zusammenhang stehen.

Aus den Konzertsälen. Der Brucknerzyklus des Konzertvereins neigt seinem Ende zu. Das 10. Abonnementskonzert brachte die achte Symphonie des Meisters, die in Ferdinand Löwes plastischer Interpretation von neuem ihre monumentale Größe offenbarte. Das Publikum feierte den Dirigenten mit begeistertem Beifall, der nicht ruhte, bis auch die Orchestermitglieder sich dankend erhoben. Man hat im Sommer die „achte" als abendfüllendes Werk betrachtet, und zwar mit gutem Erfolge. Diesmal ließ man ihr Mozarts Symphonie in D (Köchel 504) folgen. Die glänzende Wiedergabe ließ vergessen, daß der eine große künstlerische Eindruck auch mit dem besten nicht zu überbieten ist. Aus dem von Prill in bekannter Sorgfalt geleiteten Volkssymphoniekonzert ist die Aufführung einer Novität von Joseph Schmid hervorzuheben. Die Serenade für elf Blasinstrumente fand herzlichsten Beifall. Der Tondichter konnte persönlich für den Applaus danken. Die Festlichkeiten anläßlich des Regenten Geburtstag hinderten mich leider am Besuche dieses Konzertes. Mein Vertreter beurteilt die Serenade sehr günstig. Er rühmt die Wärme des Empfindens, die aus ihr spräche, ihre Klangschönheit und den wirksamen Aufbau. Auch die Wiedergabe wird als mustergültig bezeichnet. — Ebenfalls als Dirigent des Konzertvereinsorchesters konzertierte Dr. Karl Mennicke, der Leiter der Singakademie in Glogau. Der in München bis jetzt nicht bekannt gewesene Kapellmeister erwies sich als gediegener Musiker und gewandter Dirigent. Er bot zwei hier noch nicht gespielte Symphonien. Julius Weismanns op. 19 in H-Moll ist eine sehr tüchtige, ansprechende Arbeit, die auch technisch ihre Vorzüge hat. Ewald Sträßers Symphonie in G-Dur ist formell nicht so ausgereift, wie diese, dafür zeigt sie jedoch mehr Temperament und auch höher gesteckte, wenn auch nicht immer erreichte Ziele. — Frédéric Lamond sah an seinem Klavierabend wieder einen übervollen Saal. Sein Programm umfaßte außer Brahms F-Moll-Sonate ausschließlich Beethoven. Die zwingende Gewalt seiner Interpretation löste wieder jubelnden Beifall aus.

Verschiedenes aus aller Welt. Auf dem Drachenfels im Siebengebirge wird nach Plänen des Münchener Architekten Helbig ein „Rheinisches Festspielhaus" errichtet, in dem künstlerische Aufgaben großen Stils Verwirklichung finden sollen. — „Gabriello, der Fischer", eine Burleske von Ernst Preczang, blieb bei der Weimarer Uraufführung ohne tieferen Eindruck. Am besten gefiel der zweite Akt, der eine nicht unwitzige Satire gegen die Juristen bietet. — Das in Berlin von Maximilian Moris geplante neue Opernhaus wird noch im Laufe dieses Jahres erbaut werden, nachdem die Entwürfe die ministerielle Genehmigung gefunden haben. Das Unternehmen wird den Namen „Kurfürstenoper" führen. — Der fünfte Musikpädagogische Kongreß tagt vom 9. bis 12. April in Berlin. Im Mittelpunkt der Verhandlungen stehen Fragen über Stimmpflege, Stimmbildung und Stimmerziehung als Grundlage für Schul- und Kunstgesang. — Eine neue, freie Bearbeitung des

Molièreschen Amphitryon wurde in Hamburg erstmalig aufgeführt und fand bei einem Teil der Presse günstige Beurteilung. — Maeterlincks „Blauer Vogel" hatte, glänzend inszeniert, im Théâtre Rejane in Paris einen großen Erfolg. — Sehr gut hat den Parisern auch Henry Batailles neues Sensationsdrama „Das Kind der Liebe" gefallen. Sehr absprechend schreiben deutsche Kritiker. Es sei schwer, in vier Akte mehr widerlichen Inhalt hineinzupressen, als Bataille getan hat. Einem gesund fühlenden Menschen mit etwas Reinlichkeitssinn drehe sich buchstäblich alles im Leibe um, wenn vor ihm diese Leute leben, lieben, leiden und glücklich werden. — Das große Theater Peloro, ein nach der Zerstörung Messinas errichteter Holzbau, wurde durch Feuer zerstört. Es wird Brandstiftung vermutet.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

An den deutschen Börsen und Geldzentralen beginnt man offensichtlich der Situation am internationalen Geldmarkt die berechtigte erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken. Nach der Epoche der gewaltigen Ansprüche für die verschiedensten Kommunen Deutschlands war es vornehmlich unsere Grossbankwelt, die durch vermehrte und enorme Kapitalsbedürfnisse den offenen Geldmarkt auf das empfindlichste trafen. Insgesamt zirka 100 Millionen Mark neue Bankaktien werden im Laufe der nächsten Woche benötigt. Auch in Oesterreich folgen die Wiener Grossbanken mit ähnlichen Kapitalsbedürfnissen. Dieser Umstand liess die Interessenten das vollste Augenmerk der weiteren Konstellation am Geldmarkt zuwenden. Die Versorgung für den Quartalsultimo beginnt bereits einzusetzen. Bei den bisherigen Massnahmen scheint, trotz erheblicher und verhältnismässig grosser Nachfrage, das Geld reichlich zu relativ günstigen Sätzen glatt erhältlich zu sein. Auch auswärts bewirkt die bisher allgemein geübte Konzentration der Geldvorräte bei den Zentralnotenbanken, dass den Geldsuchern der Bedarf bei den Diskontstellen zur Verfügung gestellt wird. Die Bank von England konnte sogar letzten Donnerstag ihre offizielle Rate um ½% auf den nunmehr billigen Satz von 3% ermässigen. Der letzte Ausweis unserer Reichsbank zeigt eine gewaltige Verbesserung und eine erhebliche Steigerung der steuerfreien Notenreserve auf ca. 300 Mill. Mark. Das Anwachsen der gesetzlichen Notendeckung bei der Reichsbank um über 2½% lässt ausserdem darauf schliessen, dass der liquide Status der Reichsbank ein vorzüglicher ist und die Diskontschraube aller Wahrscheinlichkeit nach auch bei der Reichsbank in Bälde weiterhin gelockert werden dürfte. Ausgehend von diesen durchaus günstigen Aussichten konnten sich auch Börse, Industrie und Handel weiterhin in der bisherigen optimistischen Tendenz entwickeln. An der Berliner Börse bleibt die bisherige Beliebtheit für Industriewerte unverändert bestehen; elektrische Maschinen und chemische Werte, hierbei besonders die schweren, mehrhundertprozentigen Werte, konnten weiterhin im Kurse profitieren. Wie wenig die Börse ungünstigen Momenten zugängig ist und wie sehr sie sich von allen Widerwärtigkeiten emanzipiert hat, konnte wiederholt registriert werden. Die langwierigen Verhandlungen wegen Verlängerung des deutschen Stabeisenkartells — eines der wichtigsten Montansyndikate — scheiterten. Die Börse sah in diesem Fiasko einer geplanten Syndizierung jedoch einen Stimmlusgrund in der Annahme, dass nunmehr zum Frühjahrsgeschäft wenigstens Klarheit in der Preisgestaltung irgendwie erforderlich sei, auch wenn die Preise nach unten hin freigegeben werden müssten. Es bleibt jedoch zu erhoffen, dass auch mit diesem Syndikat im Interesse einer regulären gewinnbringenden Entwicklung der Montangesellschaften irgendwelche Einigung bald erzielt wird. — Die Neuyorker Börse und amerikanischen Industrieberichte werden noch immer zurückhaltend beurteilt. Es wird sich daher auch auf längere Zeit hin sehr empfehlen, diesem Gebiete eine reservierte Beobachtung zuzuwenden. Von den russischen Industriegebieten dagegen liegen bessere Nachrichten vor. Unter diesem Einflusse konnten die schlesischen Montangesellschaften — die hieran teilweise erheblich interessiert sind — gute Semestralabschlüsse melden. Unangenehm wirkten auch einzelne Meldungen von Zahlungsschwierigkeiten von Berliner Privat- und Vorortbanken. Jedoch sind diese Insolvenzen ohne besondere Bedeutung für die Allgemeinheit und auch keineswegs symptomatisch. Man ging sowohl hierüber, als auch über die aufsehenerregende amerikanische Truppenkonzentration an der mexikanischen Grenze und die dadurch hervorgerufene politische Unruhe bald mit unverändert günstiger Tendenz in das gewohnte Hausse-Fahrwasser über. Am heimischen Fondsmarkt konnte sich eine merkliche Festigkeit behaupten. Der Antrag vom Reichstag, dass die Aktiengesellschaften ihren Reservefonds in deutschen Fonds anzulegen haben, bleibt immerhin ohne besondere Wirkung. M. Weber.

Die Generalversammlung der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank München genehmigte die vorgeschlagene Dividende von 13% und die Regularien der Tagesordnung. In den Aufsichtsrat wurde der bayerische Reichsrat Ernst Graf von Moy, München, neugewählt.

Pfälzische Hypothekenbank Ludwigshafen a. Rh. In der Sitzung des Aufsichtsrates erstattete die Direktion unter Vorlage der Bilanz mit Gewinn- und Verlustkonto Bericht über das Geschäftsjahr 1910. Es wurde auf Grund des Berichts beschlossen, der Generalversammlung die Verteilung einer Dividende von 9% (wie im Vorjahre) vorzuschlagen.

Pfälzische Bank. Der Aufsichtsrat hat in seiner Sitzung beschlossen, der am 8. April stattfindenden Generalversammlung eine Dividende von 5½% pro 1910 in Vorschlag zu bringen.

Der Geschäftsbericht der Bayerischen Handelsbank München zeigt die erfreuliche Weiterentwicklung dieser Bank im Jahre 1910. Der Gesamtumsatz bei der Bank ist um 160 Millionen Mark gestiegen. Die Dividende beträgt wiederum 8,05%, wie seit vielen Jahren.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 12. München, 25. März 1911. VIII. Jahrgang.

Im Interesse des ununterbrochenen Bezuges ersuchen wir um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements. Der Postbestellzettel liegt der ganzen heutigen Postauflage bei. Wir wiederholen bei dieser Gelegenheit die innige Bitte an unsere Freunde, durch Mitteilung von geeigneten Adressen, an welche Gratis-Probehefte versandt werden können, die immer weitere Verbreitung der „Allgemeinen Rundschau" nach Kräften zu fördern.

Vierzig Jahre Zentrum.

Von Kurt von Blankenau.

Wenn Kaiser und Reich das vierzigjährige Jubiläum begehen, so kann zugleich die Zentrumspartei dasselbe tun. Auch sie ist aufgesprossen im nationalen Frühlingsjahr 1871 auf den Beeten, die das Schwert gepflügt und das Blut gedüngt hatte.

Die Reichsverfassung und die Zentrumspartei sind Zwillingsschwestern. Das Zentrum hatte in seinen Taufnamen den Zusatz „Verfassungspartei" aufgenommen. Der Kürze halber ist der Beiname aus der Praxis verdrängt worden; aber charakteristisch war und ist er. Die neue Reichsverfassung möglichst vollkommen zu gestalten und zu erhalten, war die erste Aufgabe der neuen Reichstagsfraktion, und im preußischen Abgeordnetenhause wurde die Landespartei des Zentrums sehr bald vor die schwere Aufgabe gestellt, die Staatsverfassung in den hochwichtigen Artikeln von der kirchlichen Freiheit zu verteidigen.

In seiner Betätigung als Verfassungspartei konnte das Zentrum alsbald zwei von seinen grundlegenden Prinzipien entfalten: das Prinzip der religiös-kirchlichen Freiheit und das Prinzip des föderativen Reichsverbandes. Das dritte große Gebiet der wirtschaftlich-sozialen Aufgaben konnte damals noch nicht sofort beackert werden; aber schon nach wenigen Jahren (1877) trat das Zentrum mit dem weltgeschichtlichen Antrag Galen hervor, der von den Baumeistern der anderen Parteien vorläufig verworfen wurde, aber dennoch zum Grund- und Eckstein der deutschen Sozialpolitik berufen war.

Das Zentrum war gemäß seinen Wurzeln und seinem Programm von Anfang an zugleich eine Partei der legitimen Autorität und eine echte Volkspartei; es paßte sich nicht bloß als Verfassungspartei, sondern auch als Pflegerin der staatsrechtlichen Harmonie und der moralischen wie materiellen Wohlfahrt den nationalen Verhältnissen und Bedürfnissen so vollkommen an, wie keine der anderen Parteien. Trotzdem haben Vorurteil, Neid und Haß dem Zentrum von seiner Wiege bis zu dem gegenwärtigen Jubiläumssessel unausgesetzt den Vorwurf vorgeleiert, es sei nicht deutsch, sondern ultramontan, nicht national, sondern ein Stück der schwarzen Internationale, ein Fremdkörper im Parlament und im Volke.

Deutschland wäre ein wunderlicher Organismus, wenn es einen so großen „Fremdkörper" vierzig Jahre lang in sich herumschleppte, ohne ihn ausstoßen zu können und ohne an ihm zugrunde zu gehen. Noch wunderbarer erscheint dieser „Fremdkörper", wenn man seine gewaltige Einwirkung auf die nationale Entwicklung betrachtet, die wiederholt die Wirksamkeit aller anderen anerkannten Organe übertroffen hat. Ein „Fremdkörper", der die Funktionen des Herzens vortrefflich zu üben verstand!

Für die urwüchsige Kraft der vor 40 Jahren aufgesprossenen Pflanze zeugte nichts kräftiger als die Tatsache, daß das Zentrum in dieser langen und schicksalsreichen Zeit nicht nötig hatte, sich zu mausern und sein Programm nach der jeweiligen Opportunität zu revidieren. Die vierzigjährige Stetigkeit ist in der Tat ein singulärer Vorzug der Zentrumspartei. Welche Opfer haben die anderen Parteien den Launen der Zeit bringen müssen! Die große Partei der Rechten zersetzte sich in Alt- und Neukonservative, wobei die „alten" bis zur Füllung einer einzigen Droschke zusammenschmolzen, und es kostete viel Mühe, aus den Trümmern eine deutsch-konservative Partei wieder aufblühen zu lassen. Die Nationalliberalen sanken von ihrer beherrschenden Stellung im ersten Jahrzehnt des Reiches durch Spaltung und Wahlniederlagen auf die dritte Stelle zurück; im zweiten Jahrzehnt war eine kunstvolle Wiedergeburt durch das Heidelberger Programm notwendig geworden; im vierten Jahrzehnt folgte auf die Blockepisode das Niedersinken des Nationalliberalismus in die öde Hetzerei und die schmähliche Großblockverirrung. Die einst so gewaltige Fortschrittspartei mußte eine lange Reihe von Fusionen und Sezessionen durchmachen, deren Aufzählung mehr Raum in Anspruch nehmen würde, als die Partei wert ist. Die Sozialdemokratie fing vor 40 Jahren erst mit dem einzigen Bebel an; sie hat nach Ueberwindung der Lassalleaner durch die Eisenacher die äußere Einheit gewahrt, aber die inneren Kämpfe waren um so lebhafter, je größer die Fraktion wurde, und sowohl Programm wie Taktik haben sich mausern müssen, obschon bei einer alles negierenden Partei die Stetigkeit viel leichter zu wahren ist, als bei einer zur positiven Mitarbeit unter wechselnden Bedingungen berufenen Partei. Das Zentrum ist in den 40 Jahren geblieben, wie es war, obschon die Anfälle der Gegner von rechts und links, von oben und von unten, die menschlichen Schwachheiten von Freunden, die schwierigsten Aufgaben unter wechselnden Ministerien und Zeitverhältnissen seine Gediegenheit und Leistungsfähigkeit auf die schärfsten Proben stellten. Das Zentrum ist gewachsen mit seinen größeren Aufgaben, aber es hat sich nicht zu ändern brauchen. Es ging ohne „Wiedergeburt"; der Jungbrunnen steckt in seiner kerngesunden Natur.

Es hat sich so gefügt, daß 20 Jahre nach dem Entstehen des Zentrums sein bedeutendster Führer Windthorst vom Tode hingerafft wurde. Der vierzigjährige Rückblick läßt also zwei Perioden von je zwei Jahrzehnten vor uns erscheinen: Die Windthorstzeit bis 1891 und die Epigonenzeit von da bis 1911. Als Windthorst schied, hat mancher sorgenvoll gefragt, wer ihn ersetzen könnte. Die Lücke war zu groß, um von einem Manne gänzlich ausgefüllt werden zu können. Aber alle taten, was sie konnten, und siehe da: das Zentrum konnte auch nach diesem schwersten Verluste seine Stellung rühmlich und segensreich behaupten, obschon wahrlich die beiden letzten Jahrzehnte die Schultern der Partei nicht geschont haben.

Die kühnste und folgenreichste Aktion in der Windthorstschen Periode war die entscheidende Zustimmung zur Bismarckschen Zoll- und Wirtschaftsreform von 1879. Eine Großtat, die zunächst lästige und gefährliche Wirkungen an sich hatte. Das Seitenstück aus der Epigonenzeit ist die Fertigstellung der Finanzreform von 1909. Auch das war eine kühne Tat, die großen Segen verspricht, aber zunächst der Partei viel Sorgen und Mühen aufbürdet. Keine Rose ohne Dornen! Die Schwierigkeiten, die mit einer großen Aktion verknüpft sind, schrecken den Schwachen und erheben den Starken.

„Alles schon dagewesen", kann man nach vierzigjährigen Erfahrungen in bewegten Zeitläufen sagen. Den konzentrischen Ansturm gegen das Zentrum kennen wir nicht bloß aus den ersten Jahren des Kulturkampfes, sondern auch aus der nächsten Zeit nach dem Eintreten für den Zolltarif, als Fürst Bismarck den „unüberwindlichen Turm" als Ziel des Angriffs bezeichnete. Eine Art Wahlkatastrophe gab es 1888, als die Kartellmehrheit zustande kam, die das Zentrum zum erstenmal „ausschalten" sollte. Nach drei Jahren lag das Kartell in Trümmern. Die „Ausschaltung" durch den Fürsten Bülow hielt nicht einmal drei Jahre vor; das Fiasko des Blocks kam schnell und ungeheuer gründlich. Was nun die nächsten allgemeinen Reichstagswahlen bringen werden, ist ein schweres Rätsel. Aber mag man die Gefahren, mit denen uns Unverstand und Bosheit bedrohen, noch so hoch einschätzen, — für den Bestand der Zentrumspartei ist nicht zu fürchten. Im Sturm und Drang der Zeiten bleibt es der „unüberwindliche Turm", — so lange nur die Mahnung beachtet wird, die Kardinal Kopp an der Bahre Windthorsts in unsere Wählerschaft hinausrief: Seid einig, einig, einig!

Die Versuche, einen Keil in die Zentrumspartei zu treiben und die menschlicher Schwäche entspringenden Verschiedenheiten der Ansichten und Stimmungen als Sprengpulver zu verwerten, sind so alt, wie die Partei selbst. Der Vorstoß Bismarcks vom Jahre 1872 zur Erschütterung der Stellung Windthorsts war der typische Anfang. Und als im Jahre 1888 Windthorst in der großen Kölner Gürzenich-Rede die eventuelle Grabschrift besprach: „Von den Feinden nie besiegt, aber von den Freunden verlassen!" — da stand er unter dem Druck von Sorgen und Schwierigkeiten, wie sie vorher und nachher nicht zusammentrafen. Alles wurde überwunden und wird auch fortan überwunden werden, wenn nur der Eintrachtswille sich in seiner urwüchsigen Kraft erhält. Und darauf dürfen wir hoffen. Das Festgelöbnis jedes einzelnen Anhängers der ruhmreichen Zentrumspartei sei der erneute Schwur, der Eintracht der Partei den Eigensinn und die Selbstsucht zu opfern.

Dieses Wollen ist das Fundament des „unerschütterlichen Turmes".

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die lehrreiche Niederlage des Liberalismus in Gießen-Nidda.

Wie in der vorigen Nummer schon kurz berichtet wurde, sind die Liberalen bei der Ersatzwahl in Gießen-Nidda durch die Sozialdemokraten aus der Stichwahl verdrängt worden. Die materielle Schlappe hat sich nun zu einer schweren moralischen Niederlage des Liberalismus gestaltet. Dadurch wird der Eindruck noch verstärkt, daß auch die vielgepriesene Errungenschaft des Mandats von Immenstadt-Kempten im Grunde eine moralische Niederlage der Sieger à la Pyrrhus ist.

Das Immenstadter Mandat haben die Liberalen von den Sozialdemokraten erbetteln müssen, und zwar unter merkwürdigen Bedingungen. Der „Sieger mußte sich auf die sozialdemokratischen Forderungen förmlich verpflichten, darunter auch auf die Unterstützung der Sozialdemokratie bei ihrem Bestreben, die Krankenkassengelder zu Pfründen für sozialdemokratische Agitatoren zu verwenden. Der „Sieger" erklärte dankend, daß er auf der äußersten linken Ecke der nationalliberalen Partei Platz nehmen werde, und ließ erkennen, daß er überhaupt mehr nach links, als nach der Fahne seiner angeblichen Partei blicken werde. Da hat die „erfolgreiche" Partei einen „Zuwachs", um den sie nicht zu beneiden ist.

Die Sozialdemokratie hat den Vorteil von der liberalen Haß- und Hetzpolitik. Wie die vorhergegangenen Ersatzwahlen, so beweisen es die neuesten durchschlagend. In Gießen-Nidda hätte nach altem Herkommen der Liberalismus in die Stichwahl kommen müssen. Aber er fiel aus infolge des nicht mehr ungewöhnlichen Rückganges der liberalen Stimmen. Zur Täuschung ihrer Anhänger sagen die Geschlagenen, das Unglück rühre von der liberalen Doppelkandidatur her. Aber auch wenn man die Stimmen zusammenzählt, die auf den fortschrittlichen und den nationalliberalen Kandidaten entfallen sind, so reicht diese Summe noch nicht aus, um den Sozialdemokraten oder den Antisemiten zu übertreffen. Und bei einem einzigen liberalen Kandidaten wäre die Stimmenzahl noch geringer geworden, weil dann entweder nach rechts hin gemäßigte Liberale oder nach links hin radikale Liberale abgesprengt worden wären. Dieser ehemals liberale Wahlkreis ist also für den Liberalismus in jeder Form endgültig verloren.

Hinter dem Verlust kommt nun noch die eigene Bloßstellung. Der nationalliberale Wahlausschuß in Gießen beschloß in seinem begreiflichen Aerger, die Freigabe der Abstimmung in der Stichwahl zu proklamieren, was tatsächlich nichts anderes bedeutete, als die Aufforderung, den Sozialdemokraten gegen den bürgerlichen Kandidaten zu unterstützen. Diese Demaskierung der Großblocktaktik führte zunächst zu der häuslichen Krisis im Wahlausschuß und dann zum Eingreifen der Berliner Parteibehörde. Und siehe da: der Wahlausschuß stieß schandenhalber seinen eigenen Beschluß um und empfahl den nationalliberalen Wählern das Eintreten für den bürgerlichen Kandidaten, den sog. Antisemiten Werner. Dieses „Opfer des Intellekts" konnte freilich keine praktische Wirkung haben, da erstens der klägliche Rest von 2500 nationalliberalen Stimmen überhaupt nicht ausschlaggebend war und zweitens sich erwarten ließ, daß ein Teil dieses Restes der ersten Parole folgen würde. Die ordre, contreordre und désordre bedeutet nichts anderes, als eine heillose Blamage der nationalliberalen Partei.

Letztere wurde noch unterstrichen durch die Stichwahlparole der Fortschrittspartei. Die lautete, wie nicht anders zu erwarten war, auf Eintreten für den Umsturzkandidaten. Die Begründung war aber interessant. Die Helfer der Sozialdemokratie beriefen sich nicht bloß auf den Fürsten Bülow, den Vater des Drohwortes vom „Wiedersehen bei Philippi", sondern auch auf die hervorragendsten nationalliberalen Führer, und zwar mit vollem Recht. Denn abgesehen von den Bassermannschen Zweideutigkeiten hatten die Abg. Dr. Paasche und Dr. Stresemann im Wahlkreise und in dessen Nachbarschaft die kräftigsten Reden gehalten über die „Front gegen rechts", aus denen die biederen Wähler nichts anderes heraushören konnten, als die Mahnung: Lieber rot, als schwarz oder blau. Wer kann es da den Fortschrittlern verargen, wenn sie auch die nationalliberalen Wähler auffordern, gegen den letzten Beschluß ihres Wahlvorstandes den Umstürzler zu wählen!

Der Vorgang lehrt ein Doppeltes: Erstens, daß die Fortschrittler und Jungliberalen rettungslos in die Hörigkeit der Sozialdemokratie verfallen sind; und zweitens, daß die nationalliberale Partei so uneinig, zerfahren und aktionsunfähig ist, daß es selbst einen Gegner jammern kann. Tritt nicht noch ein heilsamer Rückschlag ein, so ist bei den nächsten Wahlen ein unerhörter Triumph der Sozialdemokratie, und zwar hauptsächlich auf Kosten des Liberalismus, sicher. Bei Philippi wird man gerade die besten Freunde Bülows nicht wiedersehen.

Schiedsgerichtsverträge und Abrüstung.

Sir Edward Grey, der englische Minister des Auswärtigen, hat eine große Friedensrede gehalten und in seinem Parlament einen außerordentlichen Sturm der Begeisterung ausgelöst durch die Ankündigung eines allgemeinen Schiedsgerichtsvertrages mit Nordamerika, den er gemäß den Ideen des Präsidenten Taft abzuschließen bestrebt sei.

Das liberale Ministerium in England versteht sich meisterhaft auf die Verwertung der uralten Maxime: Si vis pacem, para bellum. Keine andere Regierung hält zugunsten des Weltfriedens und der Abrüstung schönere Reden, und keine Regierung übertrifft das gegenwärtige englische Kabinett in der tatsächlichen Förderung der Kriegsrüstung. Auch eine unionistische Regierung hätte nicht mehr Kriegsschiffe bauen können, als die regierenden Friedensapostel geschaffen haben.

Deshalb braucht man die Herren noch nicht der bewußten Zweihändigkeit zu beschuldigen. Um alle Teile ihrer Wählerschaft zu befriedigen, müssen sie zugleich den Idealen der Pazifizisten und den realen Anforderungen der Gegenwartspolitik Rechnung tragen. Der gesunde Egoismus, der die praktische Politik der Engländer seit Jahrhunderten geleitet hat, kommt dabei zuerst zu seinem Rechte in dem Ausbau einer unbedingt das Meer beherrschenden Kriegsflotte. Je fester die Weltherrschaft Englands gesichert ist, desto lebhafter kann man der Welt die Abrüstung und den Verzicht auf den Appell an die Waffen empfehlen.

Die „höhere Einheit" der Handlungen und Worte soll einen neuen Ausdruck finden in dem Schlagwort von der „Hochwassermarke". Mit der Vollendung der schwebenden Schiffsbaupläne soll die englische Seerüstung den Höhepunkt erreicht haben, aber nur unter der Bedingung, daß Deutschland auch nicht über sein gegenwärtiges Flottenbauprogramm hinausgeht. Diese

Verheißung ist für die Engländer nicht riskant. Sie haben nämlich in diesem Fall nicht bloß den alten „Zweimächtestandard" gewahrt, sondern sich auch die Ueberlegenheit über drei, vier und noch mehr vereinigte Gegner gesichert. Es muß wohl beachtet werden, daß gerade die gegenwärtige liberale Regierung in aller Form über den traditionellen Zweimächtestandard hinausgegangen ist und den neuen Leitsatz festgelegt hat: die englische Flotte soll so stark sein, daß sie jeder denkbaren Vereinigung von Gegnern überlegen ist!

Das ist eine nationale Politik, gegen die man keinen Einspruch erheben kann. Die Engländer dürfen nur nicht, während sie so handeln, den anderen Nationen, die nach dem Maß ihrer Kräfte und Bedürfnisse das gleiche tun, Vorwürfe machen.

Nun erkennen wir gerne an, daß die englische Regierung diesmal nicht die schroffen Töne des pharisäischen Sittenrichters angeschlagen, sondern dem Deutschen Reiche eine gewisse Gerechtigkeit und Freundlichkeit hat angedeihen lassen. Spät kommt sie, doch sie kommt, nämlich die amtliche und öffentliche Berichtigung der tendenziösen Unwahrheiten, die der Erste Lord der Admiralität im Jahre 1909 über den beschleunigten Flottenbau Deutschlands ausgesprochen hatte. Herr Mac Kenna hatte damals mit verblüffender Bestimmtheit der Welt vorerzählt, wie viel Dreadnoughts Deutschland 1911 in Arbeit und im Frühjahr 1912 fertig haben werde. Inzwischen kann nun alle Welt sehen, daß die prophezeiten Schiffe auf den Werften oder auf den Wellen nicht vorhanden sind. Herr Mac Kenna mußte also sich selbst berichtigen, um nicht zu empfindlich berichtigt zu werden. Und dabei gesteht er mit einer wahrhaft englischen Gemütsruhe ein, daß er im Jahre 1909 keine positiven Informationen gehabt, sondern aus den Erhöhungen der Bauraten im deutschen Budget allzu kühne Schlußfolgerungen gezogen habe. Und auf den Vorhalt, daß er noch nach der amtlichen Gegenversicherung von deutscher Seite seine Uebertreibung aufrecht erhalten habe, um so die Bewilligung von weiteren englischen Dreadnoughts vom Parlament zu erlangen, hat er die Ausrede, er habe geschwiegen, um nicht die Beunruhigung im Lande zu steigern durch den Hinweis auf die Vergrößerung des deutschen Schiffstypes, die aus jenen erhöhten Raten zu folgern sei. Die Engländer sind anscheinend zufrieden mit dieser tendenziösen Entstellung und Verschleierung der Wahrheit durch einen Minister. Die Regierung hatte nach wie vor eine große Mehrheit; die Arbeitervertreter und die sonstigen Vorkämpfer der Volksentlastung blieben in „erdrückender Minderheit".

Ferner ist anzuerkennen, daß die englische Regierung auf die letzte hochpolitische Rede des deutschen Reichskanzlers sehr freundlich antwortete und auch unserem Bundesgenossen Oesterreich, mit dem sie eine Zeit lang in gewisser Spannung gestanden hatte, artige Worte widmete. Herr v. Bethmann Hollweg hatte bekanntlich den Austausch von Informationen über die Flottenpolitik und überhaupt einen vertraulichen Gedankenaustausch über die von England angeregten Fragen in Vorschlag gebracht. Sir Edward Grey greift diesen Faden auf, und die deutschen Offiziösen antworten mit der Erklärung der Bereitwilligkeit zu freundschaftlichen Besprechungen. Auf die weitergehenden Erörterungen Greys über die obligatorischen, allgemeinen Schiedsgerichte als Grundlage des gesicherten Weltfriedens machen freilich die Berliner Offiziösen die höfliche, aber kühle Bemerkung, daß auch die schönsten Schiedsgerichtsverträge nicht die Möglichkeit von Konflikten ausschlössen, da jede Nation sich in den sogenannten Lebensfragen erst über die Unterwerfung unter den Spruch Dritter schlüssig machen müsse, so daß nach wie vor der „versöhnliche Geist" die Hauptstütze des Friedens sei.

Sir Edward Grey erntete den hitzigsten Applaus bei seiner Ankündigung, gemäß der Anregung des Präsidenten Taft, das Schiedsgerichtsprinzip auf nationale Ehrenfragen auszudehnen, sei ein epochemachendes Musterabkommen mit Nordamerika zu erhoffen. Daraus folgerte man vielfach auf beiden Erdteilen, England und Nordamerika würden eine Solidarmacht der englischen Rasse begründen. Herr Grey sah sich genötigt, in den nächsten Tagen auf dem Festessen der Internationalen Schiedsgerichtsliga eine Portion Wasser in seinen Wein zu gießen. Er sagte, ein allgemeiner Schiedsgerichtsvertrag sei nicht gleichbedeutend mit einem Defensivbündnis. Daran knüpfte er folgenden Satz, der für die in England übliche diplomatische Beredtsamkeit sehr bezeichnend ist:

> Wenn ein allgemeiner Schiedsgerichtsvertrag zwischen zwei Nationen abgeschlossen und feste Wurzeln in dem Empfinden der Bevölkerung beider Länder schlagen würde, dann aber eines von beiden im Lauf der Zeit infolge eines Streites mit einer dritten Macht angegriffen werden sollte, in welchem Streit dieser dritten Macht eine schiedsgerichtliche Entscheidung vorgeschlagen und von ihr abgelehnt worden wäre, so würde seiner Ansicht nach sicherlich eine starke Sympathie zwischen den beiden Mächten bestehen, die den allgemeinen Schiedsgerichtsvertrag mit einander abgeschlossen haben; aber das sei eine Angelegenheit, die von der öffentlichen Meinung abhänge."

So blieb schließlich nichts übrig, als die Hoffnung, daß ein „allgemeiner Schiedsgerichtsvertrag ohne Hintergedanken" als gutes Beispiel wirken und allmählich „etwas wie eine Friedensliga" herbeiführen werde.

Man kann dem Versuche nur den besten Erfolg wünschen. Die Presse fährt freilich zum großen Teile fort, hinter dem erstrebten Vertrag zwischen England und Nordamerika etwas mehr zu suchen, als das Ideal der Friedensliga. Manche meinen, England bereite sich auf einen Konflikt zwischen Japan und Nordamerika vor, und zwar in der Weise, daß es in der Annäherung an Nordamerika eine Handhabe suche, um sich von den Verbindlichkeiten zu lösen, die ihm sein altes Bundesverhältnis zu Japan auferlegen könnte. Die Gefahr eines Konfliktes zwischen Japan und Nordamerika wollen einige darin sehen, daß Nordamerika jetzt an der Nordgrenze Mexikos eine starke Armee und an dessen Küsten eine beträchtliche Schiffsmacht bereit gestellt habe. Der Versicherung, daß dadurch bloß den Grenzverletzungen durch die mexikanischen Insurgenten begegnet werden solle, traut man nicht recht, sondern behauptet, Japan habe sich in Mexiko einen Stützpunkt für den Zukunftskrieg sichern wollen, und Nordamerika sei dem Versuch durch die auffällige Machtentfaltung entgegengetreten. Diese Kombination kann man auf Wartegeld setzen; ebenso auch die Zukunftsmusik von der angelsächsischen Großblockpolitik. Das Ringen um die Präponderanz im nördlichen Pacific geht uns nicht unmittelbar an, und wenn England seine Blicke nach Westen richtet, so ist uns das viel lieber, als wenn es etwa mit Hilfe des wiedererstandenen Delcassé die alte Einmischung in die Verhältnisse des europäischen Festlands von neuem aufnehmen wollte.

Für Deutschland ist die akute Frage nur die, ob wir uns auf eine vertragsmäßige Bindung unserer Rüstungen einlassen können. Dabei ist nach wie vor zu berücksichtigen, daß England schon jetzt, wo es keinen Rechtstitel dazu hat, über unsere Werften und Häfen eine sehr scharfe Kontrolle ausübt (es soll soeben wieder ein englischer Spion abgefaßt sein), und daß aus dieser Kontrolle sich Konflikte ergeben könnten, die eher zum Kriege als zur Friedensliga zu führen drohten. Wir werden ja sehen, was das „gute Beispiel" lehrt, das Sir Edward Grey der Welt vorführen will.

Nahender Frühling.

Schon hör' ich heimlich seine Pulse pochen
Im Sturm und in der Tropfen Rieselfall,
Bald ist der letzte, starre Bann gebrochen
Und Frühling wird es, Frühling überall!

Geduld, mein Herz, es kann nicht lang mehr währen,
Dann blühn die Veilchen auf im jungen Jahr
Und neue Lust wird deinen Tag verklären
Und keiner denkt mehr, dass ein Winter war.

Kennst du sie noch, die schmalen Wiesensteige,
Wo keck der Bach die jungen Erlen streift?
Weisst du den Garten, wo auf kahlem Zweige
Der erste Star sein Heimatliedchen pfeift?

Kennst du den Hang, wo sich die Weissdornhecke
Gleich einer Braut im Blütenkranze schmückt,
Mit einer schneeig weissen Schleierdecke,
Dass ihre Schönheit jedes Herz entzückt?

Bald ist der letzte, starre Bann gebrochen. —
Im Sturm und in der Tropfen Rieselfall
Hör' ich schon heimlich seine Pulse pochen
Und Frühling wird es — Frühling überall!

Joseline Moos.

Die Prinzregentenfeier in Rom.

Von Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Auch ohne daß ich heute schon Berichte hätte lesen können, die verkünden, wie man außerhalb Münchens und außerhalb Bayerns das seltene Fest des bayerischen Fürsten gefeiert hat, darf ich kühn behaupten, daß es nirgendwo mit mehr Glanz, mit mehr Begeisterung, welcher der Unterton warmer, ja rührender Liebe nicht fehlte, begangen worden ist, als in der Ewigen Stadt.

Der „Osservatore Romano", das amtliche Blatt der Kurie, leitete das Fest mit einer kleinen, prächtig stilisierten Note ein, in der hervorgehoben wurde, daß der Heilige Vater durch Beteiligung an dem Fürstenalbum seiner Verehrung und Liebe zum greisen Herrscher Bayerns schon vor einiger Zeit Ausdruck gegeben habe. Außerdem habe derselbe aber Seinen Nuntius in München beauftragt, dem hohen Jubilar ein eigenes Glückwunsch-Handschreiben zu überreichen. Bei der herzlichen persönlichen Stellung, in der Pius X. sich zu des Königreichs Bayern Verweser befindet, hat dasselbe jene väterlichen Hirtenworte enthalten, die dem Stellvertreter Christi von selbst in die Feder fließen, wenn Er sich anschickt, einen so treuen Sohn der Kirche bei einem so seltenen Anlaß zu begrüßen und des Herrn reichsten Segen auf sein greises Haupt herabzurufen.

Die eingehenden und eifrigen Vorbereitungen, die in allen Kreisen der deutschen Kolonie seit längerer Zeit getroffen wurden, um den festlichen Tag zu begehen, haben ein Ergebnis gezeitigt, auf das alle Beteiligten mit großem Rechte stolz sein können.

Der große deutsche Künstlerverein verband die Huldigung an Prinz Luitpold mit einer stimmungsvollen musikalischen Aufführung, zu der zahlreiche Gäste gerne herbeigeeilt waren, und die durch die Teilnahme der amtlichen Persönlichkeiten der Kolonie besonders gehoben wurde.

Der bayerische Gesandte am Quirinal veranstaltete am Samstag abend eine glänzende Tafel, an der eine auserlesene Gesellschaft aus seinen Kreisen dem Jubilar begeistert huldigte. Die warmen Worte des Freiherrn von der Tann erweckten ein jubelndes Echo unter seinen Gästen, und das Fest verlief in der harmonischsten Weise.

Den Mittelpunkt der Jubiläumsfeierlichkeiten bildete jedoch der große Kirchgang am Festtage selber. Am Sonntag, den 12. März versammelten sich in der deutschen Nationalkirche von Santa Maria dell' Anima die Kardinäle Ferrata, Vincenzo Vannutelli, Lorenzelli, Serafino Vannutelli, Agliardi und Merry del Val, der Botschafter von Jagow, Vertreter des deutschen Reiches, Graf Scészen und Herr von Mereh, Vertreter Oesterreich-Ungarns beim Vatikan und Quirinal, die Gesandten Freiherr von Ritter zu Grünstein und Freiherr von der Tann, Vertreter Bayerns beim Vatikan und Quirinal, Herr Dr. von Mühlberg, preußischer Gesandter beim Heiligen Stuhle, mit ihren Damen, Räten und Sekretären, die verschiedenen Konsuln, die gesamte Prälatur der deutschen Kolonie, die Vertreter aller Orden und Kongregationen, Kollegien, Stiftungen und Anstalten, die Damen und Herren der Kolonie, um im Vereine mit Seiner Heiligkeit Majordomus, den Vertretern des päpstlichen Staatssekretariates, Seiner Eminenz dem Großmeister des Maltheserordens, den Kommandanten der päpstlichen Schweizergarde und der päpstlichen Gendarmerie, einigen fürstlichen Damen und hochstehenden Touristen dem Pontifikalamte beizuwohnen, das Monsignore Döbbing, Bischof von Nepi und Sutri, unter Assistenz bayerischer Germaniker feierte.

Die Animakirche hat in den bald fünfundzwanzig Jahren meines römischen Aufenthaltes meines Wissens niemals eine so erlauchte und zahlreiche Gesellschaft bei einer nationalen Feier zusammen gesehen, als es gestern der Fall war. Der Wagen- und Automobilpark, der vor der Kirche hielt, zeigte den Vorübergehenden an, daß im altehrwürdigen Gotteshause ein großes Fest gefeiert würde, und so strömten denn gar viele neugierige Italiener herein, um die festliche Gemeinde zu vermehren.

Nachdem am Schlusse des Pontifikalamtes die letzten Klänge des Jubilate durch die Kirche gerauscht waren, erschien Seiner Heiligkeit Staatssekretär Kardinal Merry del Val mit großer Assistenz, um das Te Deum anzustimmen. Von besonderer Wirkung war der Versikel Te ergo quaesumus tuis famulis subveni, quos pretioso sanguine redemisti. Mit dem bischöflichen Segen beendete der Kardinal den überaus eindrucksvollen und feierlichen Gottesdienst, und unter Vorantritt der Assistenz und des Kaplankollegiums der Nationalstiftung zog er sich in die Sakristei zurück. Freiherr von Ritter dankte Seiner Eminenz auf das herzlichste, daß sie durch tätige Teilnahme an der Fürbitte für seinen allergnädigsten Herrn dem kirchlichen Feste eine besondere Weihe verliehen habe.

Lange dauerte es, bis die Kirche sich langsam entleert hatte und alle Herrschaften abgefahren waren. Alsdann begab sich eine große Zahl der Kirchenbesucher in den Palazzo Cardelli, wohin der bayerische Gesandte beim Heiligen Stuhle und Freifrau von Ritter zu einem glänzenden Festmahle geladen hatten. Die stimmungsvoll eingerichtete Gesandtschaft in diesem Palazzo aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, dessen vornehme Holzdecken und reiche Wändebespannung die Räume außerordentlich wohnlich machen, war prächtig geschmückt; die Dienerschaft in großer Livree, die diskrete Tafelmusik und der weiß-blaue Blumenflor auf den vier kreisrunden Tafeln erhöhten den freudigen Eindruck, der über der ganzen Veranstaltung lag. Mit feinem Verständnis für die Bedeutung des Tages hatte der Gesandte die Liste seiner Gäste so zusammengestellt, daß alle Kreise, vor allem aber die bayerischen Staatsangehörigen, in ihren berufensten Vertretern zugegen waren. An dem einen Tische hatte die Baronin von Ritter, an dem zweiten der Gesandte, an dem dritten Prälat Hollweck von Eichstätt und an dem vierten der kgl. bayerische Kämmerer und Generalsekretär des Malteserordens, Herr von Zwehl, den Vorsitz, und um sie herum gruppierten sich in buntem Bilde Diplomaten, Prälaten, Germaniker in rotem Talar, der Franziskanerbischof Döbbing in grauem Bischofskleide, Benediktiner, Weltpriester, Dominikaner, Laien, Salvatorianer, Jesuiten und viele andere, so daß die Tafelrunde so überraschend war, wie ich sie hier niemals vorher gesehen habe. Ich will nicht verschweigen, daß es nur den unermüdlichen Bemühungen des Gesandten zu verdanken ist, wenn es ihm gelang, die mancherlei Hindernisse zu überwinden, die einer solch verschiedenartigen und hochinteressanten Zusammenstellung seiner Gäste im Wege gestanden sind.

Am Schlusse der Tafel, deren Speisenfolge ich hier nicht ausdrücklich anführen will, erhob sich der Herr Gesandte und bat um die Aufmerksamkeit seiner Gäste. In formvollendeter Rede feierte er seinen hohen Herrn an diesem seinem seltenen Festtage, und in längeren Ausführungen, die durch die tiefe Empfindung und den Gedankenreichtum einen nachhaltigen Eindruck hinterließen, deckte er die innigen Beziehungen auf, die zwischen dem kernkatholischen Jubilar und dem obersten Hirten der Kirche bestanden und bestehen. In wirklicher, aufrichtiger Begeisterung folgte die Tafelrunde der Aufforderung des Redners, in ein Hoch auf Seine Heiligkeit den Papst und des Königreichs Bayern Verweser, Prinz Luitpold, einzustimmen. Nicht ohne innere Bewegung dankte die Festversammlung dem trefflichen Diplomaten, der es meisterhaft verstanden hatte, den Gefühlen aller Anwesenden so schöne Worte zu leihen.

Nach Tisch blieben die Gäste der Gesandtschaft noch längere Zeit in den Salons der Baronin zusammen, um der Musik zu lauschen und zu plaudern. In dankbarer Anerkennung für das prächtig gelungene Fest schieden wir aus dem gastlichen Hause, um uns nach wenigen Stunden an anderer Stelle wiederzusehen.

Für abends 9 Uhr hatte der Leseverein eine große Festversammlung angesagt, die in dem verständnisvoll geschmückten großen Saale der Anima stattfand. Obschon mancherlei Umstände es hätten begreiflich erscheinen lassen, wenn viele der Eingeladenen nicht gekommen wären, so füllte sich der geräumige Saal jedoch schnell bis auf das letzte Plätzchen, als der Gesandte mit Gemahlin und Tochter vorgefahren waren. Wer immer die deutsche Sprache spricht und katholisch ist, war gekommen, so daß Bayern, Deutsche, Oesterreicher, Ungarn, Schweizer und Luxemburger in bunter Folge die Tische umsäumten, um alle gemeinschaftlich die wirklich großartige Huldigungsfeier zu begehen, die der Leseverein ausgezeichnet vorbereitet hatte.

Nach den Begrüßungsworten des Herrn Vorsitzenden erhob sich Prälat Hollweck zur Festrede, die, wie der Redner betonte, aus der Fülle der auf ihn einstürmenden Gedanken, Erwägungen, Ereignisse, deren nur wenige, und diese nur leicht streifen könne. Das harmonische Bild jedoch, das der ruhig-vornehme Redner mit der ihm eigenen warmen Intonation zu zeichnen verstand, bewies das Gegenteil. Atemlos lauschten die Versammelten und Begeisterung erweckten die feinsinnigen Parallelen zwischen Jugendzeit und Greisenalter, so daß die kühnen Striche des Porträtentwurfes sich zu einer Zeichnung verdichteten, deren eigenartige Beleuchtung den Jubilar in glanzvollem Lichte fast plastisch heraustreten ließ. In unmittelbarer Folge schloß sich an dieses Redners Hoch auf das hohe Geburtstagskind die kernige Ansprache des kgl. Kämmerers Herrn von Zwehl an, der dem Heiligen Vater huldigte. Dieser Teil der Veranstaltung war durch Musikvorträge von dem zweiten geschieden, in dem die beiden Rektoren der deutschen Nationalstiftungen von Campo Santo und S. Maria dell'Anima der bayerischen Fürsten vielhundertjährige, weitverzweigte Beziehungen zu Rom und den beiden Stiftungen auseinanderlegten. Was sie boten, war hochinteressant und fesselte durch die Fülle der Tatsachen und die Verschiedenartigkeit der religiösen, diplomatischen, künstlerischen, caritativen und rein persönlichen Aufgaben, die sich Bayerns Fürsten aus allen Linien bei ihren Besuchen in Rom gestellt hatten. Und doch waren es, wie einer der Redner nur mit Bedauern feststellte, nur kleine Ausschnitte aus dem überreich daliegenden Materiale. Aus der grauen Vorzeit bis auf den heutigen Tag spannen und spinnen sich die Fäden, die das Gewebe zu dem herrlichen Teppich bilden, auf dem der bayerischen Herrschertreue und unverbrüchliche Anhänglichkeit an den Apostolischen Stuhl und die Stellvertreter Christi in leuchtenden Farben als Denkmal hoher geschichtlicher Bedeutsamkeit für die Erhaltung des katholischen Glaubens in weiten Kreisen des deutschen Landes glänzend hervortreten. Und dieses der großen Versammlung an diesem Tage nahegebracht zu haben, ist ein hohes Verdienst dieser beiden Redner.

Mit Recht konnte darum der Gesandte in seinem Schlußworte betonen, daß eine so geistvoll zusammengestellte Huldigung, wie sie die Festfolge des Lesevereins dargestellt habe, wärmsten Dank verdiene. Er werde nicht verfehlen, seinem allergnädigsten Herrn ausführlich Bericht darüber zu erstatten, in der festen Ueberzeugung, daß diese Kundgebung dem hohen Jubilar eine herzliche, wahre Freude bereiten werde. Der Gesandte hatte es meisterhaft verstanden, in wenigen, knapp und klar formulierten Sätzen, die nicht ohne eine gewisse innere Erregung in feierlicher Weise gesprochen wurden, ein Fest zu beschließen, das in der Chronik des festgebenden Vereins für alle Zeiten einen hohen Ehrenplatz einnehmen wird.

Ein Rückblick auf die römische Huldigung in ihrer Gesamtheit, auf die Persönlichkeiten, die daran teilgenommen haben, auf die Art der Ausführung und die begeisterungsvolle Stimmung allerorten beweist, daß die Ewige Stadt es sich zur Ehre anrechnete, den ersten Platz gleich hinter München im Kranze der Festlichkeiten einzunehmen.

* * *

Es dürfte die weitesten katholischen Kreise im Inlande und im Auslande interessieren, gewissermaßen als Abschluß der so herrlich verlaufenen Prinzregentenfeste die feierlichen Ansprachen verzeichnet zu sehen, welche bei einem vom Apostolischen Nuntius in München, Msgr. Frühwirth, anläßlich des Namensfestes des Hl. Vaters Papst Pius' X. veranstalteten offiziellen Diner zwischen dem bayerischen Ministerpräsidenten und dem Vertreter des Hl. Stuhles ausgetauscht wurden. Der vom Ministerpräsidenten Grafen Podewils ausgebrachte Trinkspruch auf Papst Pius X. wird von der halbamtlichen Korrespondenz Hoffmann in folgender Form veröffentlicht:

„In festlicher Huldigung neigt sich am morgigen Tage die katholische Gesamtkirche vor dem Gedächtnis des heiligen Mannes, in dem sie den getreuen Hüter der Kindheit ihres Heilandes und Erlösers, in dem sie den Schutzherrn ihrer Gemeinschaft auf Erden verehrt. Und alle die ehrwürdigen Hymnen, in denen die Kirche den ihren ältesten Jahrhunderten vertrauten Namen Joseph feiert, sie finden ihren freudigen Widerhall in den flehenden und dankenden Gebeten, die sie am gleichen Tag für ihren obersten Lehrer und Hirten zum Himmel sendet, für ihren Vater und Papst Pius X., den vor 75 Jahren stillgläubige Elternliebe dem großen Heiligen vertrauensvoll empfahl. Diesem Vertrauen, ihm ist die Erfüllung geworden, eine Erfüllung, die weit alles überragt, was menschliches Klügeln und Rechnen, Wägen und Berechnen erhoffen konnte. In der schlichten Ruhe, in der das Priesterleben Giuseppe Sartos zu den höchsten Würden seiner Kirche emporstieg, hat sich die weitausgreifende Hand Gottes als der starke Hort erwiesen, der jeden Vertrauenden sicher durch alle Fährnisse des Lebens geleitet, als der Hort, der jene, die Großes von der Vorsehung zugeteilt erhielten, über alle und alles zum Ziele zu führen weiß. Meine Herren! Wenn Papst Pius beim Morgengrauen des Tages, dessen kirchliche Feier dem Schirmer seines gottgeweihten Lebens gilt, die Stufen des Altars hinansteigt, den die Vorsehung ihm bereitet hat, wenn er zu der Stunde, in der an tausenden und tausenden frommer Stätten seiner gedacht wird, sich in Andacht vor dem Heiligtum neigt, zu dem der Allmächtige ihn geführt hat, dann weiß seine Schlichtheit und Güte sich der innigen Freude aller sicher, weiß sich den herzlichen Wünschen aller empfohlen, die in ihm den Leiter ihrer Kirche verehren. Und sie mag sich auch sicher wissen des sinnenden Gedenkens aller, die außerhalb dieser Gemeinschaft dem Gottesgedanken leben und in diesem Gedanken die Stütze und Grundfeste menschlicher Würde, menschlichen Seins erblicken. Diese Empfindungen der Verehrung und Liebe, die heute eine Welt beseelen, sie mögen auch hier an stiller Stätte ihren frohen Ausdruck finden in dem Rufe: Seine Heiligkeit Papst Pius X. lebe hoch, hoch, hoch!"

Hierauf erhob sich der Apostolische Nuntius, Msgr. Frühwirth, zu nachstehendem Trinkspruch auf den greisen Regenten:

„Meine Herren! Sie werden mit mir fühlen, welch tiefe Bewegung mich angesichts der herrlichen und glaubenstreuen Worte erfüllt, in denen unser allverehrtester Graf Podewils soeben Sr. Heiligkeit Papst Pius X., meines allergnädigsten Herrn und Souveräns, gedacht hat. Denn in diesen Worten, die so freudig sich zum Glauben an die Führung Gottes bekannten — bekannten zu einer Zeit, die so gerne das Irdische höher bemessen sehen möchte, denn das Göttliche —, ersteht uns allen das ehrfurchtgebietende Bild des Fürsten, dessen Jubelfeier aus nächster Nähe mitzufeiern uns in diesen Tagen vergönnt war. Nicht ohne Absicht betonte ich, wie glücklich wir waren, die wir dieser Freude haben nahe sein dürfen, denn in jenen unvergeßlichen Augenblicken, da wir, jeder in seinem Amte, den geliebten Regenten Luitpold umstanden, da haben wir nur eins bedauernd empfunden, daß nicht alle da sein konnten, die dies fürstliche Auge so gern um sich geschaut, daß nicht alle, alle huldigen konnten, denen diese gütige Hand so gerne selber in Liebe gedankt hätte. Diese Ohnmacht der Liebe, die Millionen treuer Bayern es versagt hat, dem Regenten ins Auge zu schauen, sie hat sich in dem Jubel, in der rührenden Treue entschädigt gesehen, in der auch die bescheidenste Siedelung des Landes des Namens Luitpold gedachte. In Dankbarkeit haben die Priester die Hände zum Himmel erhoben für den Fürsten, der neunzig Jahre und in dieser Spanne Zeit den einundzwanzigsten Teil der christlichen Aera geschaut hat. In heißem Flehen haben sich ihren Gebeten die Gläubigen angeschlossen, denen seit fast einem Menschenalter dies landesväterliche Herz schlägt. Mit diesen Wünschen und Gebeten uns zu vereinigen, möge die schönste Huldigung sein, die wir Luitpold dem Gütigen in dieser Stunde entbieten können. Lassen Sie uns daher in ehrfurchtsvoller Stille zu uns selber sagen: Gott sei mit diesem teuren Haupt, Gott segne, Gott schütze, Gott erhalte den gütigen Regenten!"

Prinzregent Luitpold und die Presse.

Die halbamtliche Korrespondenz Hoffmann veröffentlichte am 13. März folgende Note:

„Se. Kgl. Hoheit der Prinzregent hat nachstehenden Persönlichkeiten der Presse die Prinzregent-Luitpold-Medaille in Silber verliehen: dem Redakteur Philipp Frick in München, dem Chefredakteur Heinrich Held in Regensburg, dem Redakteur Otto Jessen, Leiter des Süddeutschen Korrespondenzbureaus in München, dem Chefredakteur Dr. Armin Kausen in München, dem Chefredakteur Alfred Freiherrn Mensi von Klarbach in München, dem Chefredakteur Dr. Martin Mohr in München, dem Chefredakteur Joseph Osterhuber in München, dem Redakteur Ritter in München, dem Chefredakteur Scharre in München, dem Chefredakteur Seiwert in Augsburg, dem Chefredakteur Stolz in Augsburg." (Von den Ausgezeichneten gehören fünf der Zentrumspresse an: Frick, Held, Kausen, Osterhuber und Seiwert.)

Ministerpräsident Graf v. Podewils richtete an den Vorstand des „Landesverbandes der bayerischen Presse"[1] nachstehendes Schreiben, welches von der Wertschätzung, deren die Presse in ihrer Gesamtheit an den maßgebendsten Stellen in Bayern sich erfreut, beredtes Zeugnis ablegt:

„Dem Vorstande des Landesverbandes der bayerischen Presse beehre ich mich im Allerhöchsten Auftrage ergebenst mitzuteilen, daß Seine Königliche Hoheit der Prinz-Regent sich herzlich über die rege und vielseitige Tätigkeit gefreut haben, die die bayerische Presse anläßlich des Allerhöchsten Geburtsfestes entfaltet hat. Seine Königliche Hoheit haben der Hingabe, mit der die Presse in diesen Tagen ihrer Aufgabe gewaltet hat, in Worten aufrichtiger Anerkennung gedacht und wollen den Verlegern, den Leitern, den Mitarbeitern und dem Personal all der zahlreichen Blätter, die dem Empfinden der bayerischen Bevölkerung so schönen Ausdruck verliehen und ihm die Kenntnis aller Feiern und Veranstaltungen so getreulich vermittelt haben, Allerhöchst Ihren wärmsten Dank entbieten. Mit vorzüglicher Hochachtung Graf Podewils."

Dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" ging vom Königlich Bayerischen Hofsekretariat unter dem 10. März 1911 nachstehendes Schreiben zu:

„Euer Hochwohlgeboren haben in der von Ihnen herausgegebenen „Allgemeinen Rundschau" Seiner Königlichen Hoheit dem Prinz-Regenten zum Allerhöchsten 90. Geburtstage eine Festnummer gewidmet und dieselbe Allerhöchsten Ortes in Vorlage gebracht. Ich beehre mich mitzuteilen, daß über diese Aufmerksamkeit Seine Königliche Hoheit der Prinzregent sich lebhaft gefreut und mich beauftragt haben, Allerhöchst Ihren freundlichen Dank Euer Hochwohlgeboren zu übermitteln. In vorzüglicher Hochachtung Euer Hochwohlgeboren ergebenster v. Klug."

---

[1] Nur beiläufig sei bei dieser Gelegenheit eine irrige Auffassung richtiggestellt, die auch in einem von sämtlichen Staatsministern an den „Landesverband der bayerischen Presse" gerichteten, in erfreulich entgegenkommendem Tone gehaltenen Schreiben hervortrat. Der neugegründete „Landesverband der bayerischen Presse" ist nicht das, was sein Name vermuten lassen könnte: eine gemeinsame Vertretung der in der Presse vereinigten Hauptfaktoren, der Verleger und der Redakteure, sondern eine auf mehr oder minder gewerkschaftlicher Grundlage ruhende Interessenvertretung der Redakteure und Journalisten, soweit sie im Hauptberuf als solche tätig sind. Die Verleger sind im „Landesverband der Bayerischen Presse" nicht vertreten. Aber auch als eine wirkliche Gesamtvertretung der bayerischen Redakteure und Journalisten kann der Landesverband heute noch nicht angesehen werden. Eine sehr erhebliche Zahl von Redakteuren und Publizisten im Hauptberuf ist dem Landesverband noch nicht angeschlossen, was zum Teil mit der Zusammensetzung der Vorstandschaft zusammenhängen mag, in welcher ein Liberaler, ein Sozialdemokrat und wieder ein Liberaler die drei ersten Stellen einnehmen. Tatsache ist z. B., daß von den durch Se. Kgl. Hoh. den Prinzregenten soeben ausgezeichneten elf Chefredakteuren und Redakteuren fünf dem „Landesverband der bayerischen Presse" nicht angeschlossen sind.

Wir wollen warten.

Vorm Tor zum Frühlingsgarten
wollen wir horchend warten,
bis die Lerchen steigen,
bis Lieder und Geigen,
das Murmeln der Quellen,
die silberhellen
Glocken der Herden
zum Weltchoral der Freude werden.

Martin Heidegger.

Zur Literatur über den Antimodernisteneid.

Von Universitätsprofessor Dr. J. B. Sägmüller, Tübingen.

Als im Jahre 1907 das Dekret „Lamentabili" und die Enzyklika „Pascendi Dominici gregis" erschienen, da hat es bei der darüber entstandenen Aufregung an einschlägigen Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften, an Broschüren und Büchern nicht gefehlt. Man sehe nur etwa nach bei L. Atzberger, „Was ist der Modernismus?" (1908), S. 40. Und das dort Verzeichnete ist nicht einmal alles. Seit vergangenem September aber, seit dem Motuproprio „Sacrorum antistitum" über die erweiterte Professio fidei gehen die Wogen der Erregung in und außerhalb der katholischen Kirche nicht weniger hoch als damals, wälzt sich die gleiche Flut von einschlägigen Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften, von Broschüren und Schriften heran wie damals.

Unter den katholischerseits erschienenen Artikeln fanden besondere Beachtung die von dem bekannten Universitätsprofessor Dr. Mausbach in Münster: „Der Antimodernisteneid und die theologische Wissenschaft" in Nr. 39 und 44 der „Kölnischen Volkszeitung" vom 14. und 15. Januar. Das Interesse, welches katholische Theologen und Laien durch Beifall oder Fragen an ihrem Inhalt bekundeten, hat Mausbach veranlaßt, dieselben herauszugeben unter dem Titel: „Der Eid wider den Modernismus und die theologische Wissenschaft". 1.—5. Tausend. Köln, Bachem, 1911. 8°. 74 S. ℳ 1.50, aber in beträchtlich erweiterter Form. Denn während § 2: „Der Autoritätsglaube und die Forschungsfreiheit" und § 3: „Die Eidesformel und die historische Methode" sich im wesentlichen mit den genannten Artikeln decken, sind ganz neu: § 1: „Der Kampf gegen den Modernismus und die Eidesleistung im allgemeinen", § 4: „Die bekenntnismäßige Verpflichtung der protestantischen Theologen" und § 5: „Stellung und Bedeutung der katholisch-theologischen Fakultäten". Ein Anhang gibt die Eidesformel des Motuproprio vom 1. September 1910 (lateinisch und deutsch).

Es ist nun unmöglich, den reichen Inhalt der Schrift hier in wenigen Zeilen anzugeben. Nur einiges Hauptsächliche sei herausgehoben:

In § 1: „Der Kampf gegen den Modernismus und die Eidesleistung im allgemeinen" wird zunächst das Wesen des Modernismus negativ als Agnostizismus und Symbolismus, positiv als Immanenzlehre und Gefühlsglaube umschrieben. Sodann wird gezeigt, daß die Forderung eines Glaubensbekenntnisses mit Schwurformel in der Kirche nichts Neues ist, daß die neue Eidesformel auch inhaltlich nichts Neues enthält. Daher konnten auch die Professoren der theologischen Fakultäten an den Staatsuniversitäten vom Papst von der Eidesleistung ausgenommen werden. Neu sei auch nicht gegenüber dem Vatikanum, daß das Dasein Gottes bewiesen werden könne. Endlich wird die ganz falsche Behauptung von Fr. Wieland zurückgewiesen, nach welchem die kirchliche Autorität nur zu unfehlbaren Lehrentscheidungen im Gewissen verpflichten könne, und die sich in wissenschaftlichen Kreisen findende Meinung, daß man sich nicht für die Zukunft gegen etwaige bessere Einsicht eidlich festlegen dürfe, auch nicht in Glaubenssachen. § 2: „Der Auktoritätsglaube und die Forschungsfreiheit" tut bestens dar, daß es in keinem Wissensbereich „absolute Voraussetzungslosigkeit" gibt, daß jeder Forscher in seiner Weltanschauung befangen ist — und wäre es nur etwa in der Voraussetzung von der Unmöglichkeit der Wunder —, daß der katholische Theologe mit „methodischem Zweifel" eine „wissenschaftliche Untersuchung" über den Glauben anzustellen berechtigt und verpflichtet ist, daß namentlich die Apologetik eine natürliche Ueberzeugung vom göttlichen Ursprung der Kirche zu begründen hat. § 3: „Die Eidesformel und die historische Methode" wendet sich hauptsächlich gegen die Doktoren Wurm und Adam, die in Nr. 5 und 6 der „Wahrheit" über die „einfühlende" geschichtliche Methode handelten und forderten, es möge der Apostolische Stuhl noch eine weitere Erklärung zur neuen Professio fidei geben, dahingehend, daß dadurch die Rechte der historisch-kritischen Methode nicht gemindert werden wollten, daß dadurch nicht eine Verdogmatisierung des Forschungsprozesses, sondern nur eine dogmatische Würdigung des Forschungsergebnisses zur Pflicht gemacht sei. Vgl. darüber Prof. Seitz und Schreiber dieses in Nr. 1, 3 und 6 der „Allgemeinen Rundschau", so daß sich hier weiteres erübrigen dürfte. — Kurz kann der Verfasser sein in § 4: „Die bekenntnismäßige Verpflichtung der protestantischen Theologen." Da ist jedes Wort von der zum Teil auch eidlichen Verpflichtung der protestantischen Ordinanden und Theologieprofessoren innerhalb der protestantisch-theologischen Fakultät auf ein bestimmtes Bekenntnis und über das preußische Irrlehre-Gesetz vom 9. November 1909 (Fall Jatho) ein dröhnender Hammerschlag gegen die brüchige Feste der wissenschaftlichen Voraussetzungslosigkeit und Forscherfreiheit. — Diese Gedanken führt mit Glück weiter § 5: „Stellung und Bedeutung der katholisch-theologischen Fakultäten," indem hier zunächst betont wird, daß auch die Vertreter der übrigen Hochschulwissenschaften durch Gegenstand, Stoff und Zweck ihres staatlichen Lehrauftrages ähnlich gebunden sind, wie der katholische Theologe. Sodann wird gut darauf verwiesen, daß die theologischen Dozenten und Studenten ihren akademischen Kollegen und Kommilitonen an Methode und technischer Schulung um nichts nachstehen. Endlich ist der paritätische Staat auch aus historischen, religiösen, sozialen und anderen Gründen verpflichtet, an seinen Universitäten katholisch-theologische Fakultäten zu halten.

Das der wesentliche Inhalt der vortrefflichen Schrift. Daß der eine oder andere Punkt noch weiter ausgeführt sein könnte, ist selbstverständlich. So denken wir z. B. daran, daß die vielen, zum Teil blühenden, alten katholischen Universitäten vor der Säkularisation noch ganz anders, auch juristisch bzw. staatsrechtlich, in die Wagschale geworfen werden könnten, um das gute Recht der katholisch-theologischen Fakultäten an den Universitäten zu erweisen. Da ist noch eine große Lücke auszufüllen in unserer katholischen Literatur. Wer zu noch anderen Punkten noch weiteres hinzufügen will, greife etwa nach der soeben erschienenen Schrift von dem Freiburger Universitätsprofessor Dr. K. Braig, „Der Modernismus und die Freiheit der Wissenschaft". Freiburg, Herder, 1911. 8°. VIII, 58 S. ℳ 0,75. Da wird z. B. sehr gut gehandelt S. 27 ff. über die Beweisbarkeit des Daseins Gottes, ausgezeichnet S. 30 ff. über die „einfühlende" Methode in der Geschichtswissenschaft. Ganz trefflich gerade in dogmatischer Hinsicht ist auch: „Der Modernisteneid". Uebersetzt und gemeinverständlich erklärt von Theologus. Mergentheim, Ohlinger. 12°. VI, 88 S. ℳ 0,40.

Vergiftung der deutschen Volksseele durch einen maßlosen Sexualismus.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Wer die in der Ueberschrift angedeuteten Verhältnisse auch nur einigermaßen zu verfolgen Gelegenheit hat, fragt sich angesichts der schwächlichen Untätigkeit des Gehen- und Geschehenlassens der weitesten sogenannten „maßgebenden" Kreise, ob man denn in diesen Kreisen von dem ganzen Umfange der Gefahr die richtige Vorstellung hat. Gewiß, es geschieht auch von behördlicher Seite neuerdings vieles, um den ärgsten Schmutz in Wort und Bild aus der Oeffentlichkeit zu verdrängen. Was man beispielsweise von der eifrigen Tätigkeit der neuerdings errichteten Berliner Polizeizentrale (Unterdrückung unsittlicher Postkarten usw.) erfährt, ist sehr zu begrüßen. Auch in Wien beginnt die Polizei — leider viel zu spät — allmählich ernst zu machen, um wenigstens mit dem ärgsten Schmutz aufzuräumen. Was aber nach wie vor auf der ganzen Linie weitestgehende Duldung und Schonung genießt, das ist die nicht nur unter künstlerischer, sondern auch unter „wissenschaftlicher" Flagge segelnde Kontrebande. Die Bewegung für eine zweckmäßige ernste Aufklärung der Jugend über die Grundzüge des geschlechtlichen Organismus ist in ihren Uebertreibungen allmählich in eine jede Schranke durchbrechende, schamlose „Aufklärung" der Erwachsenen über alle nur denkbaren Exzesse des Sexualismus ausgeartet. Dinge, die früher selbst dem welterfahrenen Manne fremd blieben, werden heute unter dem Deckmantel „wissenschaftlicher", literatur- oder kunsthistorischer Aufklärung aller Welt bis zur halbreifen Jugend herab auf offenem Markte und mit Hilfe einer skrupellosen Reklame geradezu aufgedrängt. Daß diese Dinge nicht für einen „begrenzten Kreis ernster Forscher" bestimmt sind, zeigen schon die marktschreierisch hinausgerufenen Riesenauflagen. Jeder junge Student wird sozusagen beim Eintritt in die Hochschule mit aufdringlichen Prospekt-Einladungen belästigt, die schon durch die ausführliche Inhaltsangabe der einzelnen Kapitel die Phantasie aufs ärgste reizen und einen brutalen Appell an die niedrigsten Triebe darstellen. Aber damit nicht genug! Alles, was die Vergangenheit an unsittlicher und derb-unzüchtiger „Literatur" für beschränkte Kreise aufzuweisen hatte, wird heute ausgegraben und unter „wissenschaftlicher" Maske unter die Massen geworfen. „Popularisierung" der ganzen sogenannten Sexualliteratur ist die Parole, welche einem skrupellosen Geschäftsgeist die Taschen füllen hilft. Und ein

großer Teil der sogenannten liberalen Großstadtpresse macht dieses gemeingefährliche Treiben mit oder leistet ihm direkt oder indirekt Vorschub. Unsere „Maßgebenden" aber scheinen von alledem nichts zu kennen oder die Wirklichkeit nur in matter Verdünnung zu spüren. Es ist schon weit gekommen im ehemaligen „Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte". Denen, die immer noch nicht wissen, was die Uhr geschlagen hat, möchten wir aus einem weitverbreiteten liberalen Berliner Bourgeoisblatte, der ersten Beilage des „Berliner Börsen-Courier" Nr. 97 (Sonntag, 26. Februar 1911), ein paar kurze Auszüge vorlegen. In einer 3½ Druckplatten umfassenden nachdrücklichen Empfehlung der „vorläufig sechsbändigen ersten Serie von sexualpsychologischen Werken, die Iwan Bloch im Verlage von Louis Marcus in Berlin herausgegeben hat" (die Ueberschwemmung aller „leistungsfähigen" Kreise mit den Prospektankündigungen steht also unmittelbar bevor), sind u. a. folgende Sätze zu lesen:

„Wer die sexuellen Dinge unbefangen studiert und Mut genug besitzt, sich der Heuchelei, die auf diesem Gebiete obligatorisch ist, zu entziehen, wird bald einsehen, daß das Leben aller erschaffenen Wesen sich um die physische Vereinigung der beiden Geschlechter dreht .... Auch das geistige Leben, das Leben in der Kunst, ist nichts als ein Ventil der Sexualität, in irgend ein Symbol gekleidet und verfeinert durch das Raffinement künstlerischer Finessen."

Das Ungeheuerlichste aber, was man jemals in einer deutschen Tageszeitung lesen konnte, dürfte in dem nachstehenden Abschnitt enthalten sein. Der „Berliner Börsen-Courier", der in ungezählten „besseren" jüdischen und christlich getauften Familien die tägliche geistige Kost darstellt, wagt es, aller menschlichen Gesittung und Kultur — von Moral im engeren Sinne ganz zu schweigen — durch die nachstehenden programmatischen Sätze direkt ins Gesicht zu schlagen:

„Man trotzt ja auch ganz vergeblich der Natur, die uns Triebe gegeben hat, welche gebieterisch nach Befriedigung schreien und keinen noch so grausamen Mord, keine noch so niederträchtige Tat scheuen, um sich zu sättigen. Was bedeuten einem zwanzigjährigen Burschen vierzig Jahre Zuchthaus, und was ist selbst der Tod durch Henkershand gegen die einzige Sekunde, in der man den Sinnen gibt, was die Gesetze dieser oft krankhaft stark begehrenden Sinne gebieten und was sie zu fordern durch eine ungeheure Macht, eine jenseits der Menschenkraft liegende Macht gezwungen werden! Und ist es nicht sonderbar, daß gerade die Asketen diejenigen sind, die am stärksten an die Macht der sinnlichen Leidenschaft glauben, eben weil sie die höchste Aufgabe darin erblicken, sie zu überwinden? „Ich glaube" — sagt der Verfasser der „Geschichte meines Herzens", der wundervolle, keusche Richard Jefferies — „ich glaube, daß jede Art von Asketentum gemeinste Blasphemie ist, eine Lästerung des ganzen menschlichen Geschlechts. Ich glaube an das Fleisch und an den Körper, der anbetungswürdig ist, denn der Anblick eines unverhüllten menschlichen Körpers ruft ein Gefühl der Anbetung hervor. Die Asketen sind die einzig unreinen Leute."

Jedes Wort der Kritik würde die Wirkung dieses entsetzlichen Sexual-Programms abschwächen. Unter solcher Flagge wird heute selbst das Schamloseste als „wissenschaftlicher" Beitrag zur menschlichen „Kulturgeschichte" öffentlich ausgeboten, damit die „deutsche Nation" es zu ihrem „geistigen Eigentum" mache. Was wohl geschehen wäre, wenn in der großen Zeit vor vierzig Jahren, der unter Wilhelm I. ein Bismarck und ein Moltke das nationale Gepräge gaben, solche Zumutungen und zwar nicht nur vereinzelt, an das deutsche Volk gestellt worden wären? Wir sind ein kleines, mattherziges, an Empfindeleien und Genußsucht kränkelndes Geschlecht geworden. Sonst wären längst wahre Donnerkeile in diese von Miasmen verpestete, gewitterschwüle Luft gefahren. „Maßgebende" Kreise halten es heute für ersprießlicher und bequemer, mit dem „Zeitgeiste", selbst wo er radikalere Formen annimmt, gute Fühlung zu behalten. Der Unterstützung der „Unmodernen" mit ihrem gottlob noch nicht ganz zurückgedrängten Massenanhang sind sie ja ohnehin sicher. Denn diese „Unmodernen", welche sowohl die Pflichten gegen das Vaterland und den Thron als auch die Gebote der Zucht und Sittlichkeit aus Gewissensdrang erfüllen, lassen sich ja weder durch Verleugnung, noch durch gelegentliche Nasenstüber und Rippenstöße vom rechten Wege ablenken. Ob sie aber imstande sein werden, das immer drohender heranrückende Verhängnis von der einst wegen der Einfachheit und Reinheit ihrer Sitten so hochgepriesenen deutschen Nation abzuwenden, ist eine Frage, deren zuversichtliche Bejahung kein wirklicher Kenner unserer Entwicklung mehr wagen wird. Der oben zitierte „Berliner Börsen-Courier" schreibt in seiner Anpreisung der beiden ersten Bände der sog. „sexualpsychologischen Bibliothek": „Das Bild, das Tilly uns von dieser vorrevolutionären Zeit (des zu Ende gehenden 18. Jahrhunderts) entwirft, zeigt die ganze geniale Liederlichkeit der damaligen Gesellschaft". Unsere heutige Zeit zeigt auf manchem Gebiete ähnliche Züge des Verfalls, und auf kaum einem Gebiete ist die Aehnlichkeit so frappant, wie auf dem der Verkehrung aller sittlichen Begriffe. Die Gegenmittel, die bisher angewandt wurden, sind nur Tropfen auf einen heißen Stein. Wenn nicht starke Hände unnachgiebig das ganze Netz der Pseudowissenschaft und Pseudokunst zerreißen, wird die deutsche Nation Katastrophen erleben, von denen ein künftiges Geschlecht sich kaum in Jahrzehnten wird erholen können. Videant consules!

Staat und Kirche in ihrer Wechselwirkung.

Von Pfarrer H. Doergens, Traar-Krefeld.

Ein Kommentar zum Wanderarbeitsstättengesetz vom 29. Juni 1907 ist in Karl Heymanns Verlag (Berlin W.) erschienen. (Preis 3 M.) Als Herausgeber zeichnen Dr. Mauve, Oberpräsidialrat in Kassel, nunmehr Regierungspräsident von Aurich, und von Gröning, Landrat in Gelnhausen.

Das Gesetz stellt den ersten Versuch einer besonderen staatlichen Fürsorge für die „Brüder von der Landstraße" dar und ist herausgewachsen aus dem Geiste modern-sozialen Empfindens. Es räumt den preußischen Provinzen das Recht ein, Land- und Stadtkreise zur Einrichtung und Unterhaltung von Wanderarbeitsstätten zu verpflichten — Gebrauch gemacht von dem Rechte haben bis jetzt der Regierungsbezirk Kassel, die Provinzen Westfalen, Brandenburg und Sachsen — und zwar zu dem Zwecke, die arbeitswilligen und arbeitsfähigen Elemente vor leiblich-sittlichem Ruin zu bewahren. Das Gesetz bildet somit eine rechtliche Ergänzung zu den bisher durch private Caritas ins Leben gerufenen Arbeiterkolonien und bewegt sich im Geiste der protestantischerseits mit viel Liebe errichteten v. Bodelschwinghschen Anstalten.

Wie gesagt, liegt nur ein legislatorischer Versuch vor, der erst dann zu vollen Erfolgen führen dürfte, wenn, wie jüngst der Abgeordnete Schmedding im preußischen Landtag (Sitzung vom 18. Februar) betonte, die Bestimmungen dahin erweitert sein werden, daß auch solche Personen, welche arbeitsscheu sind und hierdurch sich selbst in hilfsbedürftigen Zustand versetzen, von den zuständigen Behörden zur Arbeit angehalten werden können. Aber auch so kommt einem bei der Lektüre des Kommentars unwillkürlich der Gedanke: wie viele fruchtbare zum Heile der menschlichen Gesellschaft ausgeschlagene Anregungen verdankt doch der Staat den treibenden Kräften des Christentums! Stets ist die christliche Caritas der staatlichen Fürsorge vorausgegangen — die erste klar entwickelte Theorie einer staatlichen Armenpflege, von tausend anderen Gebieten gar nicht zu reden, stammt von dem spanischen Humanisten und Pädagogen J. L. Vives (Valencia 1526) — ja, die private Caritas hat sich manchmal direkt gegen die gouvernementale behaupten müssen, bis die Stunde einer besseren Einsicht kam. So fußt auch das Wanderarbeitsstättengesetz seinem innersten Kerne nach auf sozial-ethischen Grundsätzen des Neuen Testamentes. Denn solche sind es, die uns auf S. 43 und 44 des Kommentars begegnen: „Das Gesetz bringt den sittlichen Wert der Arbeit für die menschliche Gesellschaft zu Ehren. Wer nicht arbeiten will, obgleich er arbeiten kann, soll nicht essen. (2. Thess. 3, 10!) Die heutige Art privater und öffentlicher Wohltätigkeit, die vielen arbeitsfähigen Menschen einen mühelosen Erwerb durch Bettelei gestattet, ist oft eine falsch ausgeübte Humanität. Sie zieht, wo sie mißbraucht werden kann, die Faulheit und mit ihr den Trunk und das Verbrechen groß und wirkt als Versucher, namentlich der Jugend, wie das Licht auf die Motten. Dies gilt von dem Almosen auf der Landstraße und an der Haustüre in der Stadt so gut wie von den heutigen städtischen Nachtasylen, die in gleicher Weise Einheimischen und Auswärtigen und ohne Arbeitsleistung offen stehen. Gewiß — auch sie mögen manches Mal als wahre Barmherzigkeit wirken, im allgemeinen aber sind sie eine Grausamkeit, und eine Unzahl vernichteter Existenzen ist ihre Folge".

Schon die alte Kirche hat ein kritik- und schrankenloses Almosengeben nicht gebilligt. In der aus dem 1. Jahrhundert stammenden Didache oder Zwölf-Apostellehre heißt es: „Es schwitze dein Almosen in deinen Händen, bis du erkannt hast, wem du es gebest." Mehrere Kirchenväter und Theologen bringen diesen Ausspruch lobend in Erinnerung, z. B. St. Augustin, St. Gregor, Cassiodor, St. Bernhard, Abälard und Kardinal Hugo a S. Charo. (Weiteres bei Koch, Lehrbuch der Moraltheologie, Herder, Freiburg 1907, S. 513.) Ebenso ist die sittliche Wertschätzung der Arbeit stets im Katholizismus zu Hause gewesen. Die Ansicht, daß erst seit der sogenannten Reformation die schlichte Berufs- und Standesarbeit religiös-ethisch gewürdigt worden sei („Das Evangelium und die Welt" in Harnacks „Wesen des Christentums", S. 50 ff.), ist geschichtlich unhaltbar. Denn „zwei Punkte, die bis zur neuesten Zeit für die Reformation reklamiert werden, nämlich die Auffassung der Arbeit als (Gebet, Amt) heiliger Beruf und die Verpflichtung für das Gemeinwohl, sind, wenn ich die protestantische Auffassung nicht mißverstehe, sehr alte, im Mittelalter intensiv geltend gemachte Stücke". (Schaub, „Der Kampf gegen den Zinswucher, ungerechten Preis und unlauterer Handel im Mittelalter", Herder, Freiburg, 1905, S. 15. Weiteres bei Ehrhard „Katholisches Christentum und moderne Kultur" in der Sammlung „Kultur und Katholizismus" und Mausbach „Die katholische Moral", Köln 1901, speziell S. 122). So mahnt zum Beispiel Bischof Rather von Verona († 974) den Bettler: „Wehe dir, wenn du von deiner Arbeit leben kannst." Darf man es angesichts dessen nicht als einen der stillen Siege des Christentums bezeichnen, wenn die gleichen Ideen in einem juristischen Kommentar zu einem modernen Staatsgesetze wiederkehren?

Und nun sehen wir uns einmal den Paragraphen 9 der Ausführungsbestimmungen des Gesetzes im Regierungsbezirk Kassel an. Er verlangt für die unmittelbare Verwaltung der Wanderarbeitsstätte einen im Hauptamt angestellten Verwalter, „welcher geeignet ist, sittlich erzieherisch auf die Gäste der Wanderarbeitsstätte einzuwirken". In die Sprache des Neuen Testaments übersetzt heißt das: echte und rechte Persönlichkeiten, die da bereit sind „allen alles zu werden". Wer schafft aber Männer von solchem Schlage? Einzig und allein der Geist Christi, jener Geist der Opferfreudigkeit und Selbstverleugnung, der das Antlitz der Erde erneuert hat. Er allein ruft ethische Werte ins Dasein von absoluter Autorität und bringt mit aller Strenge nicht bloß auf deren theoretische, sondern auch praktische Anerkennung. „Wer will im Ernste behaupten, daß er mit dem Goethekultus einen sittlich Gefallenen regenerieren kann? Wer glaubt mit reiner Ethik, die auf sich selbst steht, oder einer sogenannten ästhetischen Religion oder mit Diesseitskultur aus sittlicher Bedrängnis jemanden retten zu können?" (Prof. Dr. Foerster, Zürich, über Grundfragen der Charakterbildung.) Oder mit Religion als „Kultus der Idee?" (Jatho.)

Wenn dem aber so ist, dann hat der Staat ein großes Interesse daran, daß die sogenannte „alte Moral" in der Welt nicht ausstirbt, und folgerichtig müßte er eher auf seiten der Positiven zu finden sein, katholischer wie evangelischer, als auf seiten der linksliberalen Freigeister und ihres sozialdemokratischen Anhanges. Und wenn wir Herrn Prof. D. Köhler (Gießen) folgen wollten, der in Nr. 7 der „Christl. Welt" den Staat gegen die katholische Kirche ob des Modernisteneides zu Hilfe ruft, so würden wir diesem zu seinem eigenen Nutz und Frommen von einem solchen Vorgehen doch lieber abraten; denn er würde sich gegebenenfalls selbst seine besten ethischen Kräfte unterbinden. Nicht der Pantheismus Jathos' der „von einem Jenseits überhaupt nicht spricht" (Aktenstücke zum Falle Jatho), ist auf die Dauer imstande, die für jedes gedeihliche Gemeinschaftsleben notwendige religiös-sittliche Grundlage zu schaffen, sondern nur die unbedingte Heiligkeit eines persönlichen Gottes im Sinne der alten Kirche. „Die allseitige Dienstfertigkeit und Frömmigkeit der Christen zeigte sich damals (in den Kriegs- und Hungerjahren) allen Heiden im hellsten Lichte; denn die Christen waren die einzigen, welche inmitten so vieler und so großer Drangsale ihr Mitgefühl und ihre Menschenliebe durch die Tat bewiesen." (Eus. Kirchengesch. IX, 8.) Hier, auf dem Felde der Tat: da wird das Schicksal der „neuen" Moral entschieden werden. Und mögen der Parallelen zwischen christlichen Einrichtungen und hellenistischen Gebräuchen noch so viele nachgewiesen werden: „Die Christen allein sind wahrhaft religiös, weil sie es durch die Tat beweisen." (Eus. Kirchengesch. IX, 8.) Und die Tat der „Modernen?" Das ist der Selbstmord im Maskenkostüm!

Ideale Berufe.

Von G. Deubig, Bergzabern.

„Alle Berufe sind überfüllt!" Wie oft kann man dieses Wort hören von seiten solcher, die nach einer Brotstellung sich umsehen, wie oft sprechen es bekümmerte Familienväter aus, die um die Zukunft ihrer Kinder besorgt sind. Eine Ueberfüllung besteht tatsächlich: in den akademischen Berufen — Tausende harren nach persolviertem Studium jahrelang der ersten Anstellung, ein Teil derselben, besonders solche, die im Examen weniger glücklich abgeschnitten, sucht Unterkunft in mittleren Berufen, die jedoch auch wieder vollauf besetzt sind. „Aber müssen denn alle studieren, die Talent haben, brauchen wir im Handwerk und Gewerbe, sowie im Arbeiterstand nicht auch tüchtige Kräfte? „Ganz gewiß, aber auch hier dasselbe Bild: großes Angebot und wenig Bedarf. Ein Geschäft! löst das andere ab und macht ihm Konkurrenz. Teilweise Ueberproduktion in den Fabriken und industriellen Betrieben macht tausend arbeitsfähige Hände überflüssig und schafft das Heer der Arbeitslosen. — Die Aussichten für eine sichere Existenz und Lebensstellung sind in der Tat nicht die rosigsten.

Zu dieser Ueberfüllung haben verschiedene Faktoren beigetragen, nicht zuletzt der materialistische Zug der Zeit. Die Welt von heute hat nichts mehr übrig für ideale Berufe, die ein Opferleben fordern mit Verzicht auf alle zeitlichen Vorteile und Lebensannehmlichkeiten. „Mach' dir das Leben gut und schön, kein Jenseits gibt's, kein Wiedersehn"; dieser materialistischen Lebensphilosophie, diesem Evangelium des Unglaubens huldigen Hunderttausende in unseren Tagen. Angenehme Lebensstellung, Lebensglück und Lebensgenuß — das ist die Devise der modernen Weltkinder und Lebemenschen.

Auch die christliche Welt, die doch dieses Leben nur als Mittel zum Zweck, als Vorbereitung für ein besseres Leben betrachtet, ist in etwa von diesen Grundsätzen angesteckt und hat — praktisch wenigstens — manches davon angenommen. Die Religion beherrscht nicht den ganzen Menschen, so zwar, daß sie sein inneres und äußeres Leben, sein Tun und Treiben und Wirken und Schaffen durchdringt, sondern sie tritt mehr als Privatsache, ja als Nebensache in den Hintergrund. Sie ist praktisch nicht das, was sie sein will und soll: die Sonne, die das ganze Leben des Menschen nach allen Seiten und Richtungen hin beleuchtet und erwärmt. Und es ist ja eigentlich ganz natürlich, daß der Ewigkeitsgedanke dem geistigen Auge des Menschen entschwinden muß, je mehr dieses in dem heutigen Kampf um die zeitlichen Güter an die Erde geheftet und gefesselt ist. Das Evangelium stellt die Forderung: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit!" — Der moderne Mensch aber, soweit er überhaupt noch die Notwendigkeit der Religion anerkennt, handelt — praktisch wiederum — nach dem Grundsatze: Zuerst befriedigende äußere Lebensverhältnisse und dann auch religiöse Betätigung, soweit die Zeit es gestattet. Die Idealgestalten der Menschheit, die großen Heiligen, haben die irdischen und zeitlichen Güter alle gewertet nach dem Grundsatze: „Quid prodest ad aeternitatem?", der moderne Mensch vertritt ein anderes Utilitätsprinzip: „Welchen Gewinn, welche Vorteile schlage ich heraus, wie kann ich mich verbessern in meiner Stellung, wie verschaffe ich mir ein möglichst angenehmes, sorgenfreies Dasein usw.?"

Die ideale, d. h. wahrhaft christliche Lebensauffassung fehlt, und hierin ist, wie schon bemerkt, der Grund zu suchen, warum unsere Zeit den idealen Berufen so wenig Verständnis und Interesse entgegenbringt. Da liegt das weite, schier unermeßliche Gebiet der katholischen Missionen, der inneren und äußeren, daneben das große Feld der christlichen Caritas — was ist auf beiden noch alles zu leisten und was könnte geleistet werden, wenn die nötigen Hilfsmittel und noch mehr die nötigen Hilfskräfte vorhanden wären!

Der Herr geht aus „um die dritte, sechste, neunte und elfte Stunde und fordert die Müßigen auf, in seinem Weinberg zu arbeiten", aber nur wenige folgen ihm, die Arbeit bietet ihnen zu wenig zeitliche Annehmlichkeiten; sie gehen gleich dem reichen Jüngling traurig vom Herrn hinweg, weil sie auf alle irdischen Güter verzichten sollen. Relativ sehr gering ist die Zahl derer, die von dem materialistischen Zeitgeiste sich losringen können, um das vollkommenere Leben der evangelischen Räte zu wählen.

Die Missionshäuser alle klagen über Leutemangel. Etwa 1000 Millionen Menschen sitzen noch im Schatten des Heiden-

tums, der Wildheit und des Lasters. „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige." Wieviel „offene Stellen" gibt es da noch auf diesem unermeßlichen Arbeitsfelde der äußeren Mission!

Arbeiter, Hilfskräfte wären nötig in der inneren Mission, besonders für die Großstädte und Industriegegenden. Die Pfarreien sind hier unverhältnismäßig rasch angewachsen, sie haben zum Teil einen Riesenumfang angenommen. Eine den Verhältnissen entsprechende und genügende Anzahl von Seelsorgerstellen zu errichten, ist nicht so ohne weiteres möglich und läßt sich im Handumdrehen nicht verwirklichen. Dazu stellt die Seelsorge von heute außerordentliche Anforderungen an die Geistlichkeit im Beichtstuhl, auf der Kanzel, in der Katechese, auf dem weiten Gebiete der verschiedensten Vereine und Organisationen. Außerordentliche Mittel sind nötig, um der religiösen Gleichgültigkeit und dem drohenden Abfall vom Christentum überhaupt zu steuern — Exerzitien für die verschiedenen Stände, Volksmissionen, Triduen, die öftere Kommunion nach den Intentionen Pius' X. usw. Außerordentliche Anforderungen erheischen außerordentliche Hilfskräfte. Da muß besonders der Ordensklerus bereitwillig zur Stelle sein. Tatsächlich ist er es auch, wie wir allenthalben beobachten können, aber er könnte noch in viel größerem Umfange tätig sein, wenn genügend Leute vorhanden wären. — „Offene Stellen" genug auch in der inneren Mission!

„Offene Stellen" in großer Zahl auf dem Gebiete der Caritas, in den Klöstern und Ordenshäusern der barmherzigen Brüder und Schwestern, der Schulbrüder und Schulschwestern und ähnlicher Gemeinschaften.

„Aber zu diesen Berufen gehört doch auch Berufung von oben, und diese wird nicht vielen zuteil, nur wenige fühlen sich berufen." Ganz gewiß, aber vielfach hat man nur deswegen keinen Beruf zum Priester- oder Ordensstande, weil man keinen haben will. Zu jedem Stande gehört schließlich Berufung oder Beruf, eine gewisse Lust und Liebe und Freude an den Berufsgeschäften, Berufsarbeiten und Berufspflichten. Aber man darf mit dem Kapitel „Beruf" auch nicht übertreiben, wie es sicherlich manchmal beim Priester- und Ordensberuf geschieht. Fort mit diesen Berufszweifeln und Berufsängsten! Eine ideale, d. h. wahrhaft christliche Lebensauffassung mache dir zu eigen, erfasse mit Kourage, mit Mut und Entschlossenheit deinen Lebensstand — das nenne ich wahren Beruf! Sich nicht fürchten vor den Schwierigkeiten und Kämpfen, die schließlich jeder Stand mit sich bringt, unbeirrt — immer im Hinblick auf das große Lebensziel der Ewigkeit — vielleicht trotz inneren Widerstrebens die Standespflichten erfüllen — das ist echter Beruf, das führt auch schließlich zur inneren Befriedigung. In diesem Sinne sind die Worte des hl. Augustinus zu verstehen: „Si non es vocatus, fac ut voceris". „Wenn du nicht berufen bist, so sorge, daß du berufen wirst", vor allem durch treue Pflichterfüllung.

Mehr Idealismus, mehr ideale Lebensauffassung der Jugend einzupflanzen, ihr Lebensgrundsätze an die Hand zu geben suchen, die frei sind von dem materialistischen Zeitgeiste — das sollte das Hauptstreben aller berufenen Erzieher sein. Manches junge Herz würde sich für einen höheren, idealen Beruf begeistern und sein Talent und seine Lebenskraft in den Dienst einer großen Sache, der hehren christlichen Nächstenliebe stellen und darin seine Befriedigung und sein Lebensglück finden.

Mehr Arbeiterinnenorganisation.

Von Redakteur Michael Gasteiger, München.

Schritt auf Schritt begegnen uns in Deutschland die Folgen der konfessionellen und parteipolitischen Spaltung, die sich besonders auch in den mancherlei Richtungen innerhalb der Arbeiterbewegung äußern. In Oesterreich, wo die Verschiedenheit in den Nationalitäten in den Vordergrund tritt, ist das Verhältnis ein ähnliches. Dessenungeachtet hat sich die Arbeiterbewegung als solche durchzusetzen vermocht, weil ihr Werden eine wirtschaftliche Notwendigkeit war, und weil der Grundgedanke der Arbeiterbewegung aller Richtungen: den wirtschaftlich Schwachen zu helfen, ein an sich guter ist. Die gewerkschaftliche Arbeiterbewegung in Deutschland und Oesterreich mag heute insgesamt rund drei Millionen Mitglieder umfassen; die konfessionellen Arbeiter- und Gesellenvereine, mit den einschlägigen katholischen und evangelischen Jugendorganisationen zählen in runder Summe eine weitere Million.

Von dieser Zahl, die, im Verhältnis zur gesamten lohnarbeitenden Bevölkerung, wiederum kaum ein Fünftel der organisationsfähigen Arbeiterschaft umfaßt, entfällt auf die Arbeiterinnen kaum ein Zehntel. Dabei zählte man in Deutschland schon im Jahre 1903 über eine Million Arbeiterinnen, und in der Berufszählung vom Jahre 1907 war diese Zahl bereits auf das Doppelte gestiegen; davon sind 1456000 als Industriearbeiterinnen rubriziert. Wenn man, ihrer sozialen und wirtschaftlichen Stellung nach, füglicherweise auch die Hausgewerbetreibenden und die mithelfenden Familienangehörigen hieher rechnet, so ergibt sich, daß die eigentlichen Arbeiterinnen nahezu 70% aller in der Industrie beschäftigten weiblichen Personen ausmachen. Oesterreich zählt, unter Zugrundelegen der obigen Berechnungsart, 753767 Arbeiterinnen. Das ist allerdings eine geringere Zahl als in Deutschland, aber es bleibt zu beachten, daß in Oesterreich als ausgesprochene Industriegebiete nur Niederösterreich und Vorarlberg, sowie die Handelskammerbezirke Eger und Reichenberg gelten können.

Die Ursachen, warum die Arbeiterinnenorganisation auch nicht annähernd gleichen Schritt mit der Ausdehnung der weiblichen Industriearbeit gehalten hat, sind mannigfache. Nur einige, typische, wollen wir hier anführen. Zunächst wird von den Arbeiterinnen selbst ihr Beruf oft nur als Durchgangsberuf zur Ehe aufgefaßt, was eine richtige Standessolidarität naturgemäß nicht recht Fuß fassen läßt. Obendrein ist auch der ganze Charakter der Frau, die lieber duldet, als durch die Organisation energisch ihre Rechte wahrt, also lieber Ambos als auch einmal Hammer sein will, besonders für die gewerkschaftliche Arbeit hemmend. Auch die Organisationen der Arbeiter haben diese weibliche Eigenheit lange Jahre hindurch indirekt gestützt, anstatt gegen sie anzukämpfen: Sie betrachteten, im Bann historischer Ueberlieferung stehend, die Arbeit der Frau zunächst nur allein vom Standpunkte der Konkurrentin des Mannes. Erst spät warf man diese Eierschalen zünftlerischer Vorurteile von sich und ging, durch die fortwährende Zunahme der Frauenarbeit gezwungen, dazu über, nunmehr die Frau als Kollegin anzusehen und sie mit dem Manne der gewerkschaftlichen Organisation zuzuführen. Die sozialdemokratischen Gewerkschaften befaßten sich zuerst 1895 mit der Agitation unter den Frauen; die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine 1896, obwohl beide Organisationen schon seit dem Jahre 1868 bestanden; nur die christlichen Gewerkvereine waren, aus den Fehlern anderer lernend, weitsichtig genug, von allem Anfang an auch weibliche Mitglieder aufzunehmen. Demgemäß aber waren auch die Erfolge bislang noch geringe; insgesamt sind heute kaum 200000 weibliche Mitglieder in sämtlichen Gewerkschaftsrichtungen organisiert; die christlichen Gewerkschaften zählen ungefähr 35000 Frauen und Mädchen, hauptsächlich Textil- und Heimarbeiterinnen. Nach der konfessionellen Seite sind im Rahmen der christlichen Arbeiterbewegung Arbeiterinnen in katholischen und evangelischen Arbeiterinnenvereinen gesammelt. Erstere suchen, ganz wie die katholischen Arbeitervereine, im Geiste des sozialen Gedankens der katholischen Kirche zunächst für die Erhaltung und Festigung der religiös-sittlichen Ideale zu wirken; dann auch allgemeine Bildung, volkswirtschaftliches Denken und Standesfreude und -Bewußtsein zu vermitteln. Katholische Arbeiterinnenvereine gibt es, obwohl die ersten Anfänge schon in das Jahr 1867 zurückführen, in Deutschland derzeit etwa 320 mit rund 42000 Mitgliedern; in Oesterreich erst 20 mit ungefähr 2000 Mitgliedern. Den letzteren an Zahl gleich ist die evangelische Arbeiterinnenbewegung, die seit etwa zwei Jahren einsetzte und ebenfalls an 20 Vereine mit 2500 Mitgliedern umfaßt. Eine Verbandszeitung: „Die Freundin", die aber vorwiegend belletristischen Charakters ist, bildet das Sprachrohr der einzelnen Vereine. Auf katholischer Seite ist das Verhältnis dasselbe wie bei den Arbeitervereinen: Wir haben drei Verbände: den süddeutschen, den westdeutschen und ostdeutschen (Berliner) Verband katholischer Arbeiterinnenvereine, bzw. erwerbstätiger Frauen und Mädchen, und drei Verbandsorgane: „Die Arbeiterin" (München), „Aufwärts" (München-Gladbach) und „Frauenarbeit" (Berlin). Eine Vorschule für die Arbeiterinnenbewegung wollen die Jugendvereine erwerbstätiger Mädchen sein, die in Süddeutschland und Oesterreich, dort auf anderer Grundlage aufgebaut und „Patronagen" genannt, einige tausend Mitglieder zählen.

Diese wenigen Zahlen aus einer noch in der ersten Entwicklung stehenden Bewegung sprechen mehr als eine noch so umfangreiche Mahnung für die Arbeit am weiteren Ausbau der Arbeiterinnenorganisationen. Allein die Erfolge der Sozialdemokratie, die unserer Arbeit bedeutend überlegen sind, müßten weite Kreise nachdenklich stimmen: 82,642 Frauen zählte die sozialdemokratische Partei um Mitte 1910 in ihren Reihen; 20,000 wurden in einem einzigen Jahre gewonnen. Und am 19. März findet ein sozialdemokratischer „Frauentag" statt, der nicht als ein geschlossener Kongreß gedacht ist, sondern in der Art durchgeführt wird, daß an diesem Tage eine allgemeine Agitation unter den Frauen Deutschlands mit vielen hundert von Versammlungen abgehalten wird. Im letzten Grunde: Vorarbeit für die Reichstagswahlen!

Das müßte selbst jenen Anlaß zum Gegenstoß geben, die von positiven Motiven unberührt bleiben. Gerade in bezug auf die Frauenbewegung würde sich ein verkehrt angebrachter Konservatismus, der vor den Zahlen die Augen schließt und: die Frau gehört ins Haus! ruft, bitter rächen. Es ist wahrlich schon genug versäumt worden, weil man sich auf unserer Seite viel zu oft Extreme in der radikalen Frauenbewegung zum abschreckenden Beispiel werden ließ, und darüber vergaß, daß man auch berechtigte Interessen der Frauen von heute, die in das Erwerbsleben und an die Maschine gestellt wurden, anerkennen, schützen und verteidigen müsse. Dabei darf nicht verschwiegen werden, daß ein nicht unbedeutender Teil besonders unserer kleinen katholischen Presse für die Frauenbewegung im weitesten Sinne höchstens in der „Lustigen Ecke" ein Plätzchen hat. Damit werden auch die berechtigten Interessen der erwerbstätigen Frauen und Mädchen — ich denke nur an die „Witze" über Dienstmädchenorganisation — geschädigt. Es ist gar kein Zweifel, daß solche geistlose Spötterei mehr Frauen in das radikale Lager treiben könnte, als man sich gemeinhin wohl vorzustellen bemüht.

Da gilt es nun gut zu machen, was gefehlt wurde. Kein Mensch wird einen harmlosen Spott, wie ihn schließlich jeder Stand einmal abbekommt, übel nehmen. Es muß dafür aber auch positiv gearbeitet werden.

Zunächst in der Presse. Wir haben eine Unmasse von Zeitungskorrespondenzen, ständigen und gelegentlichen Korrespondenten. Wenn diese sich bemühen wollten, ihren Blättern ab und zu eine Notiz über christliche Frauenbewegung, über katholische Arbeiterinnenvereine oder ähnliche Zweige feministischer Vereinsarbeit zu senden, so wäre damit schon viel erreicht. An solche Artikelchen braucht noch gar nicht einmal eine lange Moralpauke gehängt zu werden; diese wirkt meist ungemütlich wie ein überheizter Ofen. Eine gleichmäßige Wärme in den Blättern für diesen Zweig des Vereinslebens wird aber der Frauenbewegung, besonders auch der Arbeiterinnenbewegung, die man vielfach noch recht wenig versteht, schon sehr viel nützen.

Die zweite Bitte gilt dem Klerus. Keine Vereinsmüdigkeit! Wir dürfen es uns nicht genug sein lassen, die katholischen Arbeitervereine zu einer gewissen (aber lange noch nicht befriedigenden!) Entwicklung gebracht zu haben: Die Arbeiterinnenbewegung ist Neuland. Durch unsere Schuld. Darum heißt es jetzt auf diesem Gebiete mit vermehrter Kraft arbeiten, sozial arbeiten! Und keine limonadenhafte Fünfuhrtee-Arbeit mit nur caritativem Einschlag, mit vielen Worten, vieler Theorie und wenig Erfolg, weil man den Zusammenhang mit dem lebendigen Objekt nicht recht finden kann. Es kann auch nicht genügen, daß eine Jungfrauenkongregation den Arbeiterinnenverein „ersetzen" will; wohl aber können beide sich ergänzen.

Die dritte Bitte gilt allen sozial interessierten Kreisen, gerade der Arbeiterinnenvereinsbewegung für die Zukunft ihre vollste Aufmerksamkeit zuzuwenden und sie durch Rat und Tat zu unterstützen. Drei Sätze noch zur Begründung: Die Arbeiterinnenvereinsmitglieder von heute sind die Arbeiterfrauen von morgen, die Trägerinnen eines künftigen Geschlechtes. Wenn es uns gelingt, die Mädchen in den Arbeiterinnenverein zu gewinnen, so wird die Mutter des Arbeiterkindes diesem unsere Grundsätze einpflanzen und das Arbeiterkind wird auch, als Mann oder Frau, unserer Sache, unseren Idealen treu bleiben und ihnen in der Bewegung dienen.

Lucullus als Fastenprediger.

Oder: „Jugend"-Moral und — sittenreine Entsagung.

In einigen liberalen Blättern, auch in solchen, welche nicht bloß an seltenen Jubeltagen ihren Beruf zur Hebung der Sittlichkeit entdecken, wurde mit besonderer Befriedigung ein Wort vermerkt, das der bekannte Herausgeber der „Jugend", Dr. Georg Hirth, bei einem Festessen der Münchener literarischen Vereinigungen gesprochen und in der Prinzregenten-Festnummer der „Jugend" (Nr. 11, S. 260) ausdrücklich festgelegt hat. Der Herausgeber der „Jugend" pries nämlich den 90jährigen Prinzregenten von Bayern als „Vorbild germanischer Kraft" und meinte dann wörtlich:

„Diese phänomenale Krafterhaltung bis in das patriarchalische Alter ist kein Zufall, sie ist nicht bloß ein Erbstück kerngesunder Abstammung, sondern auch das Resultat tüchtiger Erziehung, und vor allem, unablässiger, mannesmutiger, **sittenreiner Selbstzucht.** Dieses Wort wollen wir gegenüber den wachsenden Gefahren des modernen Lebens und der entnervenden Großstadtkultur dreimal betonen. Mögen Eltern und Lehrer es der heranwachsenden Jugend als wertvollste Lebensregel einimpfen: **Die Entsagung ist die Mutter aller Tugenden,** weil sie mit den Pflichten gegen uns selbst auch Raum für die Pflichten gegen unsere Mitmenschen, gegen Staat, Gesellschaft und Familie schafft."

Herrliche Worte in der Tat! Nur hätte ein anderer sie sprechen müssen als der Mann, dessen Organ seit seinem Bestehen planmäßig und ohne Unterlaß wie kaum ein zweites den Kultus der Sinne gepriesen und die keusche Entsagung in allen Tonarten lächerlich gemacht hat, dessen Organ wegen seiner Zweideutigkeiten und Eindeutigkeiten in Text und Bild das Lieblingsblatt der sogenannten Lebewelt geworden ist und in ungezählten „freier denkenden" Familien auch von Fünfzehn- und Sechzehnjährigen, oft von noch weit Jüngeren, gierig verschlungen wird. Nicht das von Dr. Hirth gesprochene und in der „Jugend" veröffentlichte Wort beanstanden wir, sondern lediglich die Quelle, welcher es entstammt. Wenn diese Quelle unbeanstandet bliebe, würde eine — von der liberalen Tagespresse ohnehin mit so großem Eifer betriebene — vorbehaltlose Reklame für die wegen ihrer unbestreitbaren Verdienste um die Entdeckung neuer künstlerischer Talente und neuer Kunstformen doppelt gefährlich wirkende „Jugend" auch in den Augen sittenstrenger Kreise einen Anschein von Berechtigung gewinnen. Darum muß, so peinlich es sein mag, immer wieder daran erinnert werden, daß dieser neueste Prediger „sittenreiner Selbstzucht" und „Entsagung" derselbe Dr. Hirth ist, der sich im 11. Hefte des Jahrganges 1909 der „Süddeutschen Monatshefte" von dem liberalen Stadtschulrat Dr. Georg Kerschensteiner u. a. folgendermaßen zurechtweisen lassen mußte:

„Es gibt kein Recht der Erwachsenen auf eine ihrem Bildungsgrad angemessene Befriedigung ihrer erotischen Phantasie, wie Georg Hirth in dem Prozeß gegen das Schundblatt „Der Sekt" meinte. Das ist ein Satz, dessen Ungeheuerlichkeit unmittelbar in die Augen springt, wenn man sich fragt, wie weit das Recht der Befriedigung gehen darf. Die Moral des sittlichen Individualismus wie des Impersonalismus sagt: „Du sollst deine erotische Phantasie beherrschen lernen!"

Derselbe Dr. Georg Hirth, der — um anderes heute beiseite zu lassen — in seinem vielberufenen Aufsatz „Polyandrie" („Wege zur Heimat, S. 541 ff., und „Zukunft", 1909, S. 69 ff.") nicht nur das „ideale Recht" der Frau auf „dieselbe Freiheit" verteidigt, „die der moderne Mann sich selbst vor der Ehe genommen hat und vielleicht noch in der Ehe nimmt", sondern u. a. auch folgenden Satz drucken lassen konnte:

„Während der Mann, namentlich im freien Leben der Großstadt, schon in jungen Jahren seine auf erotischen Wechsel gerichteten Wünsche verhältnismäßig leicht befriedigen kann (die Starken unter uns haben mit fünfundzwanzig Jahren schon zehn verschiedene Weiber „gehabt", manche aber auch fünfzig und mehr), wird die gebildete, sozial eingehegte Frau in jenem Alter vielleicht erst beginnen, die Summation der zahlreichen Reizungen als Faktor in ihrem Geschlechtsleben so zu empfinden, sich ihrer so bewußt zu werden, daß das Verlangen nach dem „Anderen" feste Gestalt annimmt."

Braucht diesen Zitaten noch etwas hinzugefügt zu werden? Oder will Dr. Georg Hirth die „sittenreine Selbstzucht" und „Entsagung" nur der heranwachsenden Jugend predigen, während er die von ihm

neuentdeckten „Rechte“ ausschließlich den „Erwachsenen“ vorbehält? Wo wäre übrigens die Grenze, und wo sind die schützenden Grenzschranken, zumal nicht nur „Jugend“ und „Simplicissimus“, sondern auch Blätter vom Schlage des von Dr. Hirth vor Gericht in Schutz genommenen „Sekt“, von der „heranwachsenden Jugend“ gelesen werden. Wer von jenen Hirthschen „Rechten“ reichlichen Gebrauch macht, wird niemals ein „Vorbild germanischer Kraft“ werden. Deshalb war Dr. Georg Hirth der denkbar ungeeignetste Mann, um zum 90. Geburtstage des bayerischen Regenten Worte zu sprechen, wie wir sie oben zitiert haben. Dr. Otto von Erlbach.

Der Anteil der Frau an der Bekämpfung der Immoralität in Wort und Bild.

Von Ellen Ammann, München.[1])

Seit einigen Jahren macht sich in der ernsten Männerwelt eine Bewegung zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild bemerkbar, an deren Spitze mehrere Vereine stehen. Diese wurden zwar anfangs selbst angegriffen, einerseits, weil viele dadurch die Kunst bedroht glaubten, anderseits, weil Tausende ihre Geschäftsinteressen bedroht sahen. Allein, obwohl die „Lex Heinze“ fiel, wurden doch durch diese Bewegung die weitesten Kreise aufmerksam gemacht. Die Vereine förderten immer mehr des entsetzlichen Materials zutage; die Behörden handhabten die bestehenden Gesetze strenger. Prozesse, wie die Eulenburg-Affäre, das sog. Drama von Allenstein und die Verhandlungen gegen von Gagern brachten alle Gemüter in Aufruhr. Deutschland sah sich vor dem Auslande bloßgestellt; man erkannte, daß, wenn die Entwicklung so weiterschreite, wenn wir nicht mit allen Mitteln gegen dieselbe ankämpfen, wir bald in jene Periode sittlichen Verfalles hineingeraten, welche den Anfang vom Untergang bedeutet.

Es ist zu diesem Kampfe notwendig, die gegenwärtige Lage, die Hauptgefahren zu überschauen. — Unsittliche Postkarten und Photographien, heutzutage in Deutschland an Zahl und Qualität denen von Frankreich und Spanien vollauf gleichstehend, werden in Tausenden von Exemplaren jeder einzelnen Darstellung verkauft, dringen in Schulen und Pensionate, in die tiefsten Volksschichten, auch auf dem Lande, ein und vernichten alles sittliche Gefühl. Sogenannte „Privatdrucke“ mit Obszönitäten, oft von hervorragenden Malern dargestellt, Werke, die oft Perversität mit Blasphemie vereinigen — auch unter wissenschaftlicher Maske —, überschwemmen den Markt und werden nicht nur auf Anfrage einem jeden geschickt, sondern stehen auch in den Katalogen vieler Buchhandlungen. Prospekte und Auszüge werden den Studenten aller Fakultäten und auch der ersten Semester zugeschickt. Es kann also von „Fachstudium“ keine Rede sein. Billige Broschüren, welche in widerlichster Weise sittliche Verirrungen behandeln, spielen für Jugend und Volk die gleichen Rollen, wie die gräßlichen, kostbaren Spezialbücher, welche unser Land überschwemmen, für Wüstlinge. Die Pornographie dringt so in die breitesten Massen ein. In den Varietés sucht man den bloßen Körper salonfähig zu machen und die niederen Instinkte zu reizen. Selbst das Plakatwesen zeigt manchmal Darstellungen und Texte, die allem Schamgefühle Hohn sprechen. Ebenso traurige Ausblicke eröffnet das Annoncenwesen zur Anpreisung, manchmal in unschuldigster Form, von obszönen Werken, von Geheimmitteln für Frauen. Das schrecklichste Unheil aber verursachen jene Annoncen, welche Mittel zur Beschränkung der Kinderzahl empfehlen, die bei uns in absehbarer Zeit Verhältnisse wie in Frankreich hervorzurufen drohen und bereits in die ländliche Bevölkerung eindringen. Erwähnenswert ist auch die Schundliteratur, für welche unser Volk jährlich 50 Millionen ausgibt und welche auf die sittliche Verderbnis in traurigster Weise einwirkt. Ueberdies muß auch die Frage unser Bedenken erregen, woher unsere Jugend, unser arbeitendes Volk die Mittel nimmt, um den größten Teil jener 50 Millionen aufzubringen. Auch die Kinematographen bieten vielfach Darstellungen, welche, statt ihren hohen Zweck zu erfüllen und das Volk zu bilden, zur Verrohung des Geschmackes beitragen und oft Eheirrungen, Mordszenen usw. darstellen. Endlich schleppen die ausführlichen Berichte über die Prozesse in den Tagesblättern, bei denen selbst der Ausschluß der Oeffentlichkeit nicht hilft, das Gift ins Heiligtum der Familie. Ernste Frauen sollten sich über die Größe der Gefahr zu orientieren suchen. Zu diesem Zwecke sind die Broschüren von Erlbach und die „Allgemeine Rundschau“ zu empfehlen.

Die Ursachen dieser betrübenden Zustände sind der fortschreitende Materialismus und der Kampf gegen das Christentum. Das Leugnen Gottes und einer Ewigkeit entfesselt in den niederen Naturen selbstverständlich Egoismus und Genußsucht. Man wollte wissenschaftlich beweisen, daß die Keuschheit widernatürlich und ungesund sei, und die Konsequenzen dieser freilich von den gewichtigsten Autoritäten bekämpften Theorie waren furchtbare. Den Anhängern dieser Lehre ist jedes Gefühl für das Sittliche und Reine verloren gegangen; sie nennen unsittlich sittlich. Die Lehren der neuen Ethik fanden leider begeisterte Anhängerinnen und Vorkämpferinnen im Frauengeschlecht. Man erfand das Schlagwort von der Gefährdung der Kunst. Es ist aber nicht Aufgabe der Kunst, Widernatürlichkeiten darzustellen. Die Tatsache, daß etwas künstlerisch ausgeführt ist, berechtigt nicht dessen Dasein, wenn der Gegenstand unmoralisch ist. (Mit Unrecht wirft man den Katholiken Feindschaft gegen die Kunst vor. Die Kirche war durch all die Jahrhunderte die größte Förderin wahrer Kunst und die Päpste, die Begründer des Vatikanischen Museums, bewiesen, daß Prüderie nicht zum Wesen des Katholizismus gehört.) Aber die Kunst darf sich nicht zur Dirne herabwürdigen. Mit dem Widerstand gegen die Unsittlichkeit leisten wir, wie hervorragende Künstler zugeben, der Kunst einen Dienst. Das Schlagwort „dem Reinen ist alles rein“, hat uns verhängnisvoll beeinflußt. Jedermann glaubte ungestraft die tiefsten Probleme auf sittlichem Gebiete beeinflussen zu dürfen. In den Theatern sehen anständige Frauen in Musik gesetzte Perversitäten (Salome) an. Es gehen bei uns Stücke über die Bühne, vor denen Amerika seine Theater schließt, und halberwachsene Jugend, Frauen aus den besten Ständen füllen das Haus — aus Menschenfurcht. Der Einfluß des Theaters ist schlimmer, als wir denken. „Jugend“ und „Simplicissimus“ sollen tonangebend sein für Witz und Kunst unserer Zeit, — und wir lesen sie, obgleich sie angreifen, was uns das Heiligste ist, und die Autorität untergraben. Selbst bei Handhabung der Gesetze wird die Auslegung manchmal stark beeinflußt von dem oben erwähnten Schlagwort und von den sog. Sachverständigen. Der Geschmack sinkt immer mehr. Der Schutz, den Gott dem Menschen gab zur Hilfe und zur Rettung vor sich selbst nach dem Sündenfall, die Schamhaftigkeit, droht zu schwinden. Und wie sollten wir unsere Kinder zur Schamhaftigkeit erziehen können, wenn ihnen überall der reinste Hohn auf dieselbe entgegentritt? Von jeder Seite müssen wir uns Eingriffe in unsere persönliche Freiheit gefallen lassen, das Kind nach unserem Sittlichkeitsbegriff zu erziehen. Aufklärung muß sein; aber unter vier Augen durch Vater und Mutter, nicht öffentlich in der Schule.

Aus dieser Schilderung ergibt sich die Abhilfe. Das Sittlichkeitsbewußtsein des Volkes muß gehoben werden; jeder einzelne von uns ist mitberufen zu diesem Werke. Wir brauchen Männervereine; wir brauchen aber auch Frauen, Hüterinnen der Sitten, Kämpferinnen, die systematisch gegen die Gefahr arbeiten. Es ist ihre Pflicht, daß gewisse Gesprächsthemata nicht aufkommen in ihrer Anwesenheit am Tisch, im Salon. Die strenge Wahrung der Selbstachtung ist der Maßstab unseres inneren Wertes. Erziehen wir unsere Kinder zu einem starken Geschlecht; kräftigen wir ihren Körper, stärken wir ihren Willen, geben wir ihnen hohe und hehre Ideale, ziehen wir Gottesliebe, Vaterlandsliebe und Menschenliebe in ihnen groß, daß sie das Grübeln über ihr kleinliches „Ich“ vergessen, lehren wir sie, daß alles, was der Mensch tut, Folgen hat fürs spätere Leben. Geben wir ihnen, wenn wir sie über die Rätsel des Lebens aufklären, Ehrfurcht mit für die Schöpfergewalt, die Gott dem Menschen verlieh. Möge der junge Mann gelernt haben, daß die Tugend der Keuschheit Grundbedingung ist für sein und der Seinigen Glück. — In der Lektüre muß die Jugend lernen, richtig und mit kluger Beschränkung zu lesen und das Urteil über die Wahl vor der Autorität der Aelteren zu beugen. Lehren wir unsere Kinder, daß etwas, was nicht in der katholischen Weltanschauung wurzelt, für Katholiken nicht maßgebend sein kann.

Die Frau hat über die Lektüre der Dienstboten zu wachen, wie über die der Kinder, damit nicht auf diesem Wege Schundliteratur ins Haus kommt. Besonders aber muß jede Frau den Mut haben, einem Geschäftsinhaber erklären zu können, daß sie

---

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Die vorliegenden Ausführungen der hochverdienten Präsidentin des Münchener Katholischen Frauenbundes, Frau Dr. Ammann, enthalten die Grundgedanken eines öffentlichen Vortrages, den die Verfasserin soeben am 17. März 1911 im kleinen Saale des Hotel Union vor einem zahlreichen Damenpublikum gehalten hat. Dem Vortrage wohnten auch Ihre Königl. Hoheit Prinzessin Ludwig Ferdinand und Se. Exzellenz Erzbischof Dr. von Bettinger bei. Die sehr eindringlichen Ausführungen machten sichtlich tiefen Eindruck und werden hoffentlich den Anstoß dazu geben, daß die gesittete Frauenwelt sich mehr als bisher einer Bewegung annimmt, bei welcher es sich in allererster Linie um Frauenehre und Frauenwürde handelt. Die Rednerin betonte mit vollem Recht den wichtigen Anteil der Frau an diesem Kampfe auch insoferne, als die Frau es sei, welche den Ton im Salon und im Hause zu bestimmen hat. Wenn die Frau darauf dringe, daß dieser Ton wieder gehoben wird, daß auch Bücher und Zeitschriften, welche die gute Sitte gröblich verletzen und ihren Leserkreis zur Frivolität und zur sittlichen Laxheit erziehen, aus dem Hause ferngehalten werden, sei schon viel erreicht. Die Frau müsse den Mut haben, in Gesellschaften zu bekennen: in dieses oder jenes Theaterstück gehe ich nicht, dieses oder jenes Buch lese ich nicht. Nur so kann sie dem horrenden Vorwurfe Dr. Max Kemmerichs („Dinge, die man nicht sagt“) begegnen, daß die Frauen mit Vorliebe erotische Gespräche führen. Kemmerich kennt eben nur die Frauen seines Milieus.

nicht bei ihm kaufe, solange er Schmutz- und Schunderzeugnisse feilbiete. Sie hat damit eine wichtige Waffe in der Hand, die des Boykottes; würde jede dieselbe richtig benützen, so würde bald der größte Teil der Geschäfte und Schaufenster gereinigt sein. Jede muß ihre Pflicht tun; das Versagen einer Einzigen kann sich durch Generationen rächen. Um die einzelnen zu stützen, müssen die größeren Frauenvereine mitarbeiten. Ein Massenaufstand der Frauen und der Männer muß uns gelingen. Den Mitgliedern aller gemeinnützigen Vereine muß die Pflicht des Boykotts aller zweifelhaften Läden klargelegt werden. Frauenvereine aller Konfessionen und Richtungen sollten sich vereinigen und Eingaben ausarbeiten, in welchen die Reinigung der Schaufenster verlangt wird, wie das Verbot der Berichterstattung über Skandalprozesse mit Ausschluß der Oeffentlichkeit und strenge Handhabung der schon bestehenden Gesetze, welche Referentin im Gegensatz zu manchen als nicht streng genug betrachtet. Besonders wünscht sie, daß auch die Herstellung unsittlicher Erzeugnisse bestraft werde, die schon vor dem Verkaufe durch so viele Hände gehen. Auch findet sie, daß Photographien und Postkarten nicht unter das für ganz andere Dinge verfaßte Preßgesetz gehören.

Ein Hauptfehler in der bisherigen Bekämpfung ist die Tatsache, daß die Frauen ausgeschlossen waren. Die Frauen gehören in den Kampf hinein. Darum ist der Gedanke des Zusammenschlusses aller Frauenvereine in Berlin mit Freuden zu begrüßen. Derselbe soll vor allem die Anregung geben, amtliches Material über die Immoralität in Wort und Bild zu sammeln und zu bearbeiten; dieses fehlt! Es sollen Vorschläge einer Gesetzesänderung ausgearbeitet werden, besonders den Verkauf unsittlicher Bücher und Darstellungen betreffend, welcher für die Jugend unter 18 Jahren verboten werden soll, wie dies in den Skandinavischen Ländern auch für den Alkohol der Fall ist. Hauptsache aber ist die Veranlassung von Aeußerungen der öffentlichen Meinung im Sinne des Sittenideales. Wir Katholiken müssen dazu Kenntnisse und aufopfernde Mitarbeit stellen; weiter Blick, großmütiges Uebersehen aller trennenden Kleinigkeiten, um ein Vorgehen auf der ganzen Linie zu ermöglichen, tut not. Endlich ist es noch die Aufgabe unserer Männer und Frauen, Positives zu schaffen durch Volksbüchereien, Lesezirkel, Kinderbibliotheken, Kinderlesehallen und durch Verbreitung von guten, billigen Schriften. Besonderes Gewicht ist auf die Begründung von Kinderlesehallen zu legen, welche den Räuber- und Detektivgeschichten entgegenarbeiten und eine wichtige soziale und sittliche Aufgabe sind. Es gilt, unser geliebtes Vaterland zu retten. Die katholische Frauenbewegung ist jung. Aber gerade die inneren Beweggründe, welche sie hervorbrachten, müssen uns dazu anspornen, für die Reinheit der Frau, für die Sittlichkeit unserer Kinder mit aller Macht einzutreten. Versagen wir hierin, so haben wir die wichtigste Aufgabe der Frau in der Welt verkannt. Es gilt unsere Mitschwestern, unsere Kinder, unser Volk — es gilt noch mehr: es gilt die Ehre Gottes! Es gilt jene Sünden zu verhüten, wegen welcher der Sohn Gottes an der Geißelsäule stand, für welche sein schmerzender Leib drei Stunden am Kreuze hing. Soll er im Uebermaß der Traurigkeit vergebens gerufen haben: „Mich dürstet!"?

* * *

Die gleiche Forderung einer energischen Teilnahme der ernsten Frauenwelt am Kampfe gegen Schund und Schmutz in Wort und Bild erhob auch **Prof. Dr. Brunner** aus Pforzheim am Schlusse des überaus wirkungsvollen, glänzenden Vortrages, der den Mittelpunkt einer am 20. März vom Interkonfessionellen Münchener Männerverein z. B. d. ö. U. veranstalteten großen öffentlichen Versammlung im Hackerbräukeller bildete. Der Redner verstand es, den in sehr stattlicher Zahl erschienenen Herren und Damen aller Gesellschaftsschichten sein Thema „Unser Volk in Gefahr" eindringlichst vor die Seele zu führen. Diese große öffentliche Kundgebung gewann eine besondere Bedeutung durch die persönliche Teilnahme Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Ludwig, des Erben der bayerischen Krone, der in Begleitung seines Hofmarschalls Freiherrn von Laßberg erschienen war und den Ausführungen Prof. Brunners mit gespannter Aufmerksamkeit folgte. Während der Schlußansprache des ersten Vorsitzenden, Freiherrn von Freyberg, zollte die Versammlung dem Prinzen Ludwig ihren Dank durch eine begeisterte Ovation. Der interkonfessionelle Charakter des Vereins und der Versammlung trat schon dadurch in die Erscheinung, daß neben dem Abt Gregor Danner von St. Bonifaz und mehreren Mitgliedern des Domkapitels der protestantische Oberkonsistorialpräsident D. Dr. von Bezzel mit zwei Oberkonsistorialräten erschienen war. (Diese wenigen Zeilen wurden geschrieben, als das Heft sich bereits in der Presse befand. Die „Allgemeine Rundschau" wird auf die wichtige Versammlung noch zurückkommen).

Unerhörter „religiöser" Reklame-Unfug auf der Leipziger Messe.

Von Ernst Mentor.

Unter der Ueberschrift „Wie für religiöse Artikel Reklame gemacht wird", brachte die „Allgemeine Rundschau" in Nr. 1 vom 7. Januar 1911 aus einem weitverbreiteten Blatte in Mülheim an der Ruhr einen genauen Abdruck einer höchst merkwürdigen Anzeige eines Kolportagehändlers in dem berühmten Wallfahrtsorte Kevelaer, der sich stets als „Fritz Lücke, Verleger vom hl. Meßopfer", unterzeichnet. Einige, denen der Zusammenhang und Zweck nicht sofort klar war, haben der „Allgemeinen Rundschau" jene Veröffentlichung sogar verübelt, weil eine lokale Angelegenheit zu sehr aufgebauscht werde. Vielleicht werden aber auch diese allzu Gutmütigen anderer Meinung werden, wenn sie nachstehendes erfahren: In den ersten Tagen des März 1911 wurde massenhaft eine Postkarte (Drucksache) folgenden Inhalts entweder von Kevelaer aus versandt oder auf der Leipziger Messe verteilt:

„**Fritz Lücke, Kevelaer Rhld.**
Verleger vom hl. Messopfer.
Anfertigung und Versand kirchlicher Neuheiten.
Zurzeit auf der Messausstellung in Leipzig.
1000 Tage Ablass jedesmal.

Der Erfinder des umstehenden Hausaltärchens (Fritz Lücke, Kevelaer) sandte am 1. Januar 1911 zum hl. Vater, zu den 8 Ordensgenerälen und zahlreichen Bischöfen eine Abbildung mit Beschreibung des umstehenden Hausaltärchens, welches gleichsam als

Jesus-Maria-Joseph-Denkmal

in katholischen Häusern eingeführt werden soll, um Liebe und Verehrung zu Jesus, Maria, Josef, wie zum hl. Sakrament zu heben und zu fördern, zugleich die höchsten, unschätzbaren Verdienste fürs ewige Leben zu erwerben. Wie die glänzenden kirchlichen Anerkennungen bestätigen, ist es sehr, sehr zu empfehlen, dieses umstehende segensreiche Denkmal Nr. 33 von Haus zu Haus in allen kath. Familien einzuführen. Der Preis ist mit ff. polychromierten Figuren und sämtlichen Zutaten **Mk. 85.—**.
Grossisten erhalten % Rabatt."

Gleichzeitig erschien in Nr. 11 der „**Leipziger Meß-Zeitung**" vom 9. März 1911 nachstehende Inserat-Anzeige:

1000 Tage Ablass
Fritz Lücke, Kevelaer, Rhld.
Zur Messe: **Petersstrasse 17, I, rechts**
und **Königshaus, II, links,** Stand 321,
hat **Altäre** (Jesus-Maria-Josef-Denkmäler)
ausgestellt, mit kirchlich bestätigten Ablassgebeten, jedesmal 1000 Tage, so oft man solche knieend, sitzend, stehend, liegend oder gehend in Andacht spricht. Weil sogar unerfahrene Katholiken über Ablässe, Kirchenschätze, Binde- und Lösegewalt des hl. Vaters oft zweifelhafte Reden führen, den unschätzbaren Wert dieser segensreichen Denkmäler nicht erkennen, werden Reisende und Wiederverkäufer, auch stille Vermittler, welche meine Erfindung von Haus zu Haus bei Katholiken einführen wollen, ersucht, sich bei mir oder bei der hochw. Geistlichkeit vorher genügend zu informieren, wie die höchsten unschätzbaren Güter fürs ewige Leben leicht und sicher zu erwerben sind.
Fritz Lücke, Kevelaer, z. Z. in Leipzig.

Wie der „Allgemeinen Rundschau" aus Buchhändlerkreisen geschrieben wird, hat Fritz Lücke auf der **Leipziger Messe** an zwei Stellen den von ihm „erfundenen" Altar aufgestellt. (Die „gesetzlich geschützte" „Erfindung" besteht lediglich in einem altarartigen Gestell mit Postamenten für auswechselbare Figuren.) Darüber prangt ein großes Plakat: „1000 Tage Ablaß." An dem einen Stand empfahl eine Dame den Altar, indem sie den Besuchern zurief: „1000 Tage Ablaß, wer dieses kauft." Auf die Frage, was das heißen sollte, antwortete sie: „Das wisse sie nicht, das müßten die Katholiken wissen". (Daß dem Fritz Lücke von keiner kirchlichen Stelle die Genehmigung zu einem solchen Ablaßhandel erteilt worden sein kann, ist selbstverständlich.) Gleichzeitig wurde die obige Karte verteilt. Die Entrüstung über das ganze Gebaren des Lücke ist in Kevelaer bei Geistlichen und Laien groß und nachhaltig und zieht immer weitere Kreise. Nicht nur der berühmte Wallfahrtsort am Niederrhein, sondern das Ansehen der katholischen Religion und Religionsübung selbst wird durch eine solche planmäßige geschäftliche Ausnützung der namentlich unter einer schlichten Bevölkerung gottlob noch weitverbreiteten tiefen Frömmigkeit und Glaubenseinfalt schwer geschädigt. Man denke nur an den unerhörten Reklameunfug auf der weit überwiegend von Protestanten besuchten Leipziger Messe. Wir verraten kein Geheimnis, wenn wir mitteilen, daß Fritz Lücke, der nicht aus Kevelaer stammt, vor einigen Jahren wegen Geisteskrankheit entmündigt wurde und heute noch unter Vormundschaft eines Polizeibeamten steht. (Der Gewährsmann der „A. R.", dem die Redaktion wiederholt ihre Zweifel äußerte, steht auf Grund einer schriftlichen Erklärung unbe-

dingt für die in diesem Artikel mitgeteilten Tatsachen ein.) Das würde für seine Person immerhin entlastend sein, aber ein energisches Eingreifen der zuständigen kirchlichen Oberbehörden um so mehr rechtfertigen. Denn bisher scheint man nur aus dem Grunde Zurückhaltung geübt zu haben, weil man Rekriminationen wegen unberechtigter Geschäftsschädigung fürchtete und die Beweisstücke noch nicht für gravierend genug hielt. Und doch hätte schon die Methode, wie er für das Buch „Das heilige Meßopfer" („Fritz Lücke, Verleger vom heiligen Meßopfer") Reklame machte (das Buch wird in einem protestantischen Verlage in Stuttgart gedruckt und von Fritz Lücke lediglich kolportiert) sehr stutzig machen müssen. Lücke verkaufte das Buch, dessen Ladenpreis ℳ 7.50 beträgt, zu ℳ 14.50 und betonte in seinen damaligen Annoncen u. a., daß das Buch sieben Pfund schwer sei.

Zur Kennzeichnung des Mannes, mit dem wir uns hier nur ungern und notgedrungen im Interesse der katholischen Sache und des Ansehens der Kirche beschäftigen müssen, seien aus einem Briefe, den er unter dem Datum „Kevelaer am Jahresschlusse 1910" auch an Bischöfe und an Amtspersonen richtete, die Eingangs- und Schlußsätze mitgeteilt. Das ganze Schreiben wimmelt übrigens von stilistischen und orthographischen Fehlern.

„Hochzuverehrender Herr ..... Weil ich niedrige, kaum nennenswerte Person es wage, auch für das Jahr 1911 meine Glückwünsche zuzusenden, welche sich meiner Unwürde halber in den folgenden Jahren nur im Geiste wiederholen sollen, flehe ich zugleich um Verzeihung, wenn meine Wünsche unter Beifügung einer Altärchenabbildung etwa unangenehm erscheinen sollten, da ich im guten Glauben wirke. Meine Beweggründe (folgen 3 Absätze, beginnend mit den Worten: „Weil sogar die Ungläubigen den, nach deren Ansicht auf Erden gelebten größten Geistern Denkmäler setzen") . . . Nun flehe ich Ew. Hochwohlgeboren an, mir gütigst mitteilen zu wollen, ob dieses Jesus-Maria-Joseph-Hausaltärchen, resp. Denkmal auch Ihrerseits empfehlenswert erscheint und ob ich ein solches mit 30% Rabatt oder als Präsent zusenden darf? Inzwischen zeichnet Ihr gehorsamster Fritz Lücke."

Wer einmal Zeuge gewesen ist, wie Andersgläubige sich über die „1000 Tage Ablaß jedesmal" aussprechen, die Fritz Lücke auf der Leipziger Messe seinen Kunden verspricht, die solche „sitzend, liegend, kniend oder auch stehend" gewinnen können, nimmt diesen himmelschreienden Unfug bitterernst. Nach meiner Erinnerung ist u. a. der jetzige Bischof von Regensburg, Dr. von Henle, als er noch Generalvikar in Augsburg war, mit unnachsichtlicher Schärfe durch eine öffentliche Warnung gegen Mißbräuche im Devotionalienhandel eingeschritten, die hinter dem geschilderten Unfug auf der Leipziger Messe weit zurückstehen. Nicht nur in Kevelaer, sondern überall, wo man von dem geschilderten Treiben Kenntnis hat, erwartet man einen erlösenden Schritt, ein befreiendes Wort von kompetenter kirchlicher Stelle, und zwar nicht nur gegen Ungeheuerlichkeiten im Stile Fritz Lückes, sondern auch gegen den maßlosen Industrialismus eines Devotionalienhandels, wie ihn neuerdings auch eine andere Kevelaer Firma betreibt, welche ihr Firmenschild mit der Muttergottes von Kevelaer schmückt und die Devise führt: „Dankbar rückwärts. Mutig vorwärts. Gläubig aufwärts."

Märzveilchen.

Plauderei von Leonhard Bobinger, Schönebach.

Immer mehr ringt sich der Frühling durch, langsam zwar, aber mit unwiderstehlicher Gewalt. Zu seinen lieblichsten Herolden gehört Blauveilchen. Noch stehen die Hecken kahl, schmutziggraues, dürres Gras deckt die windstillen Plätzchen unter der Hecke. Unter dieser schützenden Decke sproßt Märzveilchen am liebsten und lugt nur schüchtern nach Helle und Sonnenlicht, das ja nur zu oft noch kalten, rauhen Winden weichen muß. Doch so scheu und so vorsichtig es auch sein tiefblaues Kleid zu verbergen sucht, es verrät sich dennoch durch seinen so köstlichen, lieblichen Duft. Veilchenduft! Wen hat er nicht schon erfreut! Draußen an der Hecke zur Morgen- oder Abendstunde ist der Duft des Veilchens am zartesten und feinsten. So fein duftet es nicht im Gefängnis menschlicher Wohnungen oder im überfüllten Vergnügungssaale. Dort im Freien ist seine Heimat an südlicher Halde und im Himmelsblau erkennt es die Farbe seines Kleides wieder.

Veilchen, du gehörst zu den reinsten Freuden der ländlichen Jugend! Hei, wie grüßt dich freudig das Kindesauge, wenn es zum erstenmal dich finden kann! Von unschuldsvoller Kindeshand läßt du dich am liebsten pflücken und als Zeichen der Liebe zu Vater und Mutter tragen.

Vor langen Jahren war es in seliger Frühlingsferienzeit. Ich streife durch die Flur, um ein Sträußchen Blauveilchen zu sammeln und zu binden und es meinem hochverehrten Lehrer zu bringen. Von Hecke geht's zu Hecke, von Hügel zu Hügel. Spärliche Ernte! Da, weit abseits vom Wege eine Dornhecke am südlichen Abhange. Flugs hinauf! Ich stehe wie angeschmiedet. Täuscht sich mein Auge? Zu meinen Füßen schaue ich einen weiten, dürren Grasteppich, aber in tausendfacher Zahl sind Märzveilchen hineingestickt und gewoben; ein Anblick der sich unauslöschlich mir ins Gedächtnis geprägt hat. Und dieses Duften! Ich glaubte, mir zerspringe das Herz vor Freude. Veilchen, heute noch bin ich dir dankbar für diese glückseligen Augenblicke. Ich habe seitdem nimmer Veilchen in solcher Zahl gesehen. — Viele Jahre später. Ein rauher Märztag nach längerem Sonnenschein. Nicht mehr bin ich in Ferien, sondern stehe in ernster Berufsarbeit. Zu einem schnell erkrankten jungen Manne ruft mich die Pflicht. Draußen in der Einöde liegt er auf dem Schmerzenslager. In Gedanken vertieft gehe ich den Weg entlang. Auf einmal verspüre ich Frühlingsodem. Ein verstecktes Veilchen ruft mir zu: Nimm mich mit! Ich suche und suche und das Veilchen duftet und duftet, bis ich es finde. Es ist das erste in diesem Frühjahr. Fast scheue ich mich, es zu pflücken; aber es sei; für den Kranken. Noch mehr Schwesterchen, die in einer Gruppe beisammen stehen, wollen jetzt mit zum Kranken. Ich nehme sie und freue mich über sie wegen des Kranken. Ich tue bei diesem, was meines Amtes ist. Schwer atmet die Brust, schmerzlich schaut das Auge. Jetzt nehme ich mein kleines Sträußchen, das ich bisher verborgen hielt, heraus und reiche es meinem Kranken. Er lächelt das Veilchen an und ich sehe eine Träne der Dankbarkeit in seinem Auge glänzen. Auf dem Heimwege erzähle ich einem Veilchen an der Hecke dort, daß es Menschen gibt, die den Schöpfer nicht kennen, nicht kennen wollen, weil sie ihn nicht sehen können. Da dufteten mir wieder Veilchen entgegen. Und sie rufen mir zu: Unser Duft ist unsichtbar, wer aber wollte leugnen, daß wir duften? Der Schöpfer ist zwar unsichtbar, wir aber sind Zeugen und Kinder seiner Allmacht. Unser Farbenkleid soll dem Menschenauge zur Freude dienen und unser Blütenduft ist ein Gruß vom Schöpfer an dich, o Mensch!

Vom Büchertisch.

„Zurück zu Christus! Religiöse Lehr- und Wehrschriften für jedermann." Verlag von Karl Ohlinger, Mergentheim a. T. — Die apologetische Sammlung der grünen Heftchen mit dem Deutschordensritter, die vorigen Herbst ins Leben getreten (vgl. „Allg. Rundschau" Nr. 52 vom 24. Dez. 1910, S. 950, wo die beiden ersten Nummern besprochen sind), ist nunmehr auf 10 Nummern angewachsen. Das Doppelheft Nr. 3 und 4 ist betitelt: „Warum katholisch?" Moderne Kontroverslehren 1. Teil. Es bietet in wissenschaftlich-populärer Form eine Darstellung der Quellen der Offenbarung und der Stiftung und Einrichtung der Kirche. Nr. 5 und 6, ebenfalls ein Doppelheft mit dem Titel: „Von Gottes Gnaden" ist erschienen als Festgabe auf die vierzigjährige Gedenkfeier der Errichtung des Deutschen Reiches und enthält eine treffliche Apologie gegen die modernen höhnischen Angriffe auf das Gottesgnadentum der Fürsten. Die 6 ersten Nummern haben alle den gleichen Verfasser. Guido Haßl, der sich in jüngster Zeit als überaus rühriger Schriftsteller einen Namen gemacht hat. Nr. 7 bis 10: „Der Modernisteneid" behandelt in höchst anschaulicher Weise in Form von Briefen die einzelnen Sätze der vielumstrittenen Eidesformel. Der Verfasser verbirgt seinen Namen hinter dem Pseudonym „Theologus". Sämtliche Schriftchen verdienen wegen des klaren, präzisen Standpunktes, der leichtfaßlichen Darstellung und des geringen Preises (10 Pf. pro Nummer) die weiteste Verbreitung im Volke. J. Wernado.

P. Hilarin Felder: Jesus Christus. Apologie seiner Messianität und Gottheit gegenüber der neuesten ungläubigen Jesus-Forschung. 1. Band: Das Bewußtsein Jesu. Paderborn. Verlag von F. Schöningh 1911. Preis brosch. ℳ 8.50. — Das Christusproblem steht zurzeit im Vordergrund des theologischen Interesses. Einen heillosen Wirrwarr hat der Rationalismus durch eine Unzahl von Schriften, die sich mit dieser Frage befassen, angerichtet. Diese grenzenlose Verwirrung ist wohl die schärfste Widerlegung der ganzen Richtung. Aber dennoch bleibt der positiven Apologie noch ein gut Stück Arbeit. Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat sich die Aufgabe gesteckt, „eine Gesamtuntersuchung anzustellen, die sich auf alle Probleme der Christusapologie erstrecken, durchweg die jetzige Fragestellung ins Auge fassen und die gesamte gegnerische Literatur der neueren und neuesten Zeit berücksichtigen würde". Die Hälfte dieser schwierigen Aufgabe hat er gelöst in dem 1. Bande seines Werkes, der vom „Bewußtsein Jesu" handelt. Darin hat er die Hauptfrage, um die sich die ganze gegnerische Kritik dreht, nach allen Seiten hin beleuchtet. Hatte Jesus das Bewußtsein, daß er der verheißene Messias und Gottessohn im metaphysischen Sinne sei?

Welches ist der Ursprung dieses Bewußtseins? Darauf spitzt sich die ganze Problemstellung zu. Den beiden großen Abschnitten über das messianische und göttliche Bewußtsein Jesu geht voraus eine Untersuchung der Quellen, in der die Echtheit und Glaubwürdigkeit der Evangelien nachgewiesen wird. Das Werk bietet Priestern wie Laien, die sich in diesen zentralen Fragen gründlich unterrichten wollen, eine sichere Orientierung. J. Wernado.

P. Fr. Hyazinth Maria Cormier: Grundlagen des geistlichen Lebens, dargestellt in zehntägigen Exerzitien. Betrachtungen, geistliche Lesungen und Selbstprüfungen. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von einem Priester der deutschen Ordensprovinz. Dülmen, Laumannsche Buchhandlung. Preis brosch. 2.80 *M*, geb. 3.60 *M*. — Verfasser ist der hochverdiente Organisator des Dominikanerordens in einem großen Teile Frankreichs. Ein langjähriges Ordensleben und eine ungewöhnliche Erfahrung als Seelenführer befähigten ihn in ausnehmender Weise, die „Retraite fondamentale" zu edieren. Das Werk hat vor so vielen anderen seiner Art besonders zwei Vorzüge. Die Betrachtungen sind einfach und nüchtern gehalten, frei von jeder Ueberschwänglichkeit, die sich in unbestimmten und unklaren Gefühlen Luft macht, sind aber trotzdem nicht auf eine ausschließliche Verstandestätigkeit berechnet. Der andere Hauptvorzug liegt darin, daß in den geistlichen Lesungen und Selbstprüfungen eine treffliche Anleitung für ein wahrhaft religiöses Leben gegeben wird, indem nie die für eine Fruchtbarmachung der Exerzitien so überaus wichtige Frage umgangen wird: in welchem Punkte muß jetzt eine Besserung meines Lebens eintreten? Das reichhaltige, anregende Buch wird sich vor allem für Ordenspersonen und Exerzitienleiter empfehlen, ist aber auch nach der Intention des Verfassers für Weltpriester und Laien berechnet. J. Wernado.

Joseph Prötzner: Früh und oft! Belehrende und ermunternde Worte an die christlichen Eltern über das Alter der Erstkommunikanten und die öftere und tägliche heilige Kommunion. Dülmen, Laumannsche Buchhandlung. Preis 60 Pf. — Das päpstliche Dekret über die Erstkommunion der Kinder ist nun überall bekannt gemacht und die Bischöfe haben für ihre Diözesen nähere Ausführungsbestimmungen dazu getroffen. Aber es gibt Katholiken, die immer noch unnötige Besorgnisse haben, wie sie auch ihre Bedenken und Zweifel bezüglich der öfteren und täglichen Kommunion nicht los werden können. Ihnen will das vorliegende Schriftchen durch seine Erläuterungen zum Wortlaut der beiden Dekrete zu einem korrekten Standpunkt verhelfen. J. Wernado.

Breiteneicher, Dr. M., erzb. Geistl. Rat, ehem. Domprediger. **Die Stationen des hl. Kreuzwegs.** Fastenvorträge, gehalten in der Metropolitankirche zu U. L. Frau in München. 4. Aufl. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. Gr. 8°., XII und 233 S. Regensburg 1911. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis brosch. *M* 3.—. Vorliegende Predigtsammlung ist ein überaus gediegenes Werk, dessen außerordentliche Brauchbarkeit sein Erscheinen in 4. Auflage beweist. Die einzelnen Predigten zeigen durchweg eine straffe Disposition, eine Fülle inniger und tiefer theologischer Gedanken, eine Menge guter Bilder und Beispiele und vortreffliche, packende Nutzanwendungen. Der Prediger wird reiche Anregung und brauchbaren Stoff aus dem Studium dieses gediegenen Werkes schöpfen, das auch recht geeignet ist, als Erbauungsbuch für das Volk Trost und Mut, Reue und Liebe zu wecken. Dr. Weber.

Gen Süd.

Wohl bin ich ein Kind vom nordischen Land,
Doch stets war mein Sinn nur gen Süden gewandt,
Wo bunter der Strom des Lebens fliesst,
Wo Blütenpracht auf den Fluren spriesst.
Ich grüsse die Stadt am Isarstrom
Und die Kaiserstadt mit dem Stephansdom,
Und die Alpen will ich im Mondlicht seh'n,
Durch die Strassen von Innsbruck will ich geh'n,
Wenn hoch auf den Bergen die Sonne verglüht,
Ihr Goldglanz um ferne Türme noch sprüht....
Und in dämmrigen Kirchen knie ich hin
Am Bild der Madonna, der Königin,
Und Heiligenbilder im blauen Gewand
Erheben wie segnend die schmale Hand.
Und fernher der Ton des Lebens dringt,
Durch die Abendstille ein Lied noch klingt,
Es singt von der Lenzzeit, die schöner blüht
Im farbenfrohen im sonnigen Süd.

Anita Helmar.

Christliche Kunst.

Vor einiger Zeit nahmen wir Anlaß, an dieser Stelle („Allgem. Rundschau", 1910, Nr. 49) die von der Gesellschaft für christliche Kunst in München herausgegebenen Nachbildungen von Janssens' „Sieben Schmerzen Mariens" mit Anerkennung zu besprechen. Zu den damals vorliegenden Blättern sind jetzt die zwei letzten hinzugekommen, und damit ist die prächtige Publikation vollendet. Von den neuesten Blättern stellt das eine die Kreuzesabnahme dar. Eigentlich den Moment nach ihr, wo der Leichnam Christi vorsichtig herniedergelassen wird, und die Mutter samt den trauernden Freunden ihn schmerzerfüllt in Empfang nimmt. Daraufhin heißt dies Bild in der Veröffentlichung „Pietà", nicht recht zutreffend, da bei der Marienklage allgemein seit alters der Leichnam im Schoße der sitzenden Mutter dargestellt wird. Die jetzige Abweichung zieht die beiden Hauptpersonen etwas auseinander. Aber davon abgesehen ist die Gruppe sehr schön, die Gestalt der Gottesmutter wundervoll monumental gezeichnet. Sie ist in ihren langen weißen Gewändern ganz von rückwärts dargestellt, wodurch in feiner Weise der Anblick des Antlitzes voll heftigsten Schmerzes dem Beschauer entzogen wird. Das siebente Blatt der Reihe endlich zeigt uns die Heimkehr vom Grabe. Auch hier bemerken wir wieder, daß der Künstler nach klassischen Grundsätzen mit Absicht nicht den Höhepunkt der Handlung, sondern den fruchtbaren Moment unmittelbar daneben, diesmal dahinter, ergriffen hat. Denn der siebente der Schmerzen ist bekanntlich die Grablegung. Auf Janssens' Bilde ist sie soeben vorüber. Im Hintergrunde sehen wir St. Magdalena, die sich jammernd vom Grabe noch nicht trennen kann. Vorn wandern langsam voll tiefen Kummers die anderen heim. Die Mittelgruppe mit der Mutter des Herrn ist wohl die schönste, die Janssens auf irgend einem dieser sieben Bilder geschaffen hat. Betreffs der allgemeinen inneren und äußeren Vorzüge sowohl der Gemälde selbst als auch ihrer Nachbildung (in Aquarellgravüre, Größe 40:32 cm) kann ich nur das gleiche Lob aussprechen wie früher. Kurt Freden.

Bühnen- und Musikrundschau.

„Manon" im Hoftheater. Die Tatsache, daß wir eine sehr erfolgreiche Oper, die über zahlreiche Bühnen gegangen, erst 27 Jahre nach ihrer Uraufführung an der Pariser Opera comique hier kennen lernten, erklärt sich aus der Vorherrschaft des deutschen Musikdramas an unserer Hofbühne, die sich erst in den letzten Jahren vermindert hat. Wenn uns etwas an dem Genuß einer Oper wie Massenets „Manon" stellenweise hindert, so ist es das Spielerische im Ernst, ja in der Tragik, deren Bitterkeit uns in süßer Umhüllung geboten wird. Es sind dies Verschiedenheiten des nationalen Empfindens, nicht des künstlerischen Könnens. Deutsche Aufführungen, die eine Vertiefung der Charakteristik anstreben, machen dies noch fühlbarer, wie französische, in denen Werk und Darstellung von künstlerischer Einheit sind. So wird der ausgesprochen romanische Sänger Buysson, der mit Wolf alternieren wird, zweifellos den Des Grieux des letzteren überragen, obwohl dessen Leistung sehr hoch stand. Vieles in Massenets „Manon" würde uns 1884 ursprünglicher geklungen haben, das uns jetzt durch die Tonsprache seines Jüngers Puccini vertraut ist, aber auch Mascagni und anderseits die französischen Neutöner (Charpentiers Musikroman: „Louise") haben hier an der Leichtigkeit des Ausdrucks gelernt, obwohl der jetzt einundsiebzigjährige Komponist niemals von stark schöpferischer Eigenart, sondern in liebenswürdiger Anmut und kluger Berechnung der Wirkung die wertvollsten Eigenschaften seiner Begabung besitzt. Nicht daß alles lediglich Routine wäre, er schreibt Melodien von großer Einprägsamkeit und mit welcher Grazie und Geschick weiß er sie immer wieder zu verwenden und auszunutzen! Dem gewandt gemachten Libretto von Meilhac und Gille liegt la histoire du chevalier des Grieux et de Manon Lescaut (1731) des Abbés Prévôt d'Exiles zugrunde, ein Abenteurerroman, der durch sein Zeitkolorit und die psychologischen Schilderungen noch literarhistorisches Interesse besitzt. Die Librettisten haben sechs Bilder geschrieben, denen es zwar manchmal an logischer und psychologischer Verknüpfung fehlt, die jedoch theatralischer Wirksamkeit nicht entbehren. Manon, die wir als sechzehnjähriges Mädchen kennen lernen, ist der Typus jener ursprünglich nicht schlechten, aber leichtfertigen Frauen, die immer tiefer sinken. Die französische Literatur neigt zu deren Verherrlichung, was unserem deutschen Empfinden stets mit Recht widerstrebt. Freilich, noch weniger Mitleid haben wir mit den traurigen Helden, die trotz allem von ihrer Leidenschaft zu diesen untreuen Frauen nicht loszukommen vermögen. Was uns Komponist und Dichter „rührend" erscheinen lassen wollen, empfinden wir als Charakterschwäche. Die Rolle der Manon Lescaut, verwandt mit „Carmen" und „Violetta", gibt reiche Gelegenheit für sangliche und darstellerische Bravour. Hermine Bosetti löste die stimmlich bedeutsame Aufgabe in allen

Skalen der Empfindung glänzend. Ihre Gestaltung und diejenige Wolfs, sowie der kleineren Partien bewirkten in erster Linie den schönen Erfolg, den diese verspätete Novität hier fand. Röhr, der die Oper sorgfältig einstudiert hatte, dirigierte mit Temperament Die Inszenierung begnügte sich mit geschickter Zusammensetzung vorhandenen Dekorationsmaterials. — Auch im Schauspiel brachte unsere Hofbühne eine Neuheit, sogar eine Uraufführung. Ein voller Erfolg war es nun freilich nicht, wiewohl Ernst Rosmer (id est Frau Elsa Bernstein) am Schlusse mehrfach gerufen wurde. Der Name der Autorin ist durch ihre „Königskinder" am bekanntesten geworden, jenem holden Märchen, das, von Humperdincks Musik gehoben, seit anderthalb Jahrzehnten in den Spielplänen eine ehrenvolle Stellung einnimmt und neuerdings, nachdem der Komponist das Melodram zu einer Vollloper ausbaute, neue glänzende Erfolge erzielt. Diese Teilnahme kann nun „Achill" nicht auslösen, wir freuen uns an der schönen Sprache und an manch klugem Wort und doch bleiben uns diese Menschen gleichgültig. Die Helden der Antike, die uns von Jugend vertraut sind, stehen so lebensvoll vor unserem geistigen Auge, daß es uns unschwer dünkt, sie auf die Bühne zu tragen. Allein sie gewinnen hier nicht an Plastik, sondern werden schattenhafter, deutlicher wird nur, was uns von jenen Gestalten trennt; ihre Götter, die als poetische Symbole unsterblich, sind tot, wenn sie auf den Brettern über Menschenlose entscheiden. „Achill" folgt den homerischen Gesängen vom Streit um Briseïs, bis zum Tod des Achilleus. Da die meisten Vorgänge in die Zwischenpausen fallen, so nehmen auf der Szene Reflexionen einen breiten Raum ein. Die Wiedergabe brachte mit dem entwicklungsfähigen Ulmer in der Titelrolle manches Ansprechende, ohne sonderlich ans Herz greifen zu können.

Aus den Konzertsälen. Das 21. Volkssymphoniekonzert in der Tonhalle brachte nach einer von Prill sorgfältig einstudierten Wiedergabe von Wagners C-Dur Symphonie Haydns D-Dur Konzert, in dem Gerald Maas (Violoncello) durch sein technisch glanzvolles und beseeltes Spiel stürmischen Applaus erntete. Die temperamentvoll geleitete Oberonouvertüre schloß den Abend stimmungskräftig ab. Das Tonkünstlerorchester gab ein Symphoniekonzert im Odeon, das Generalmusikdirektor Steinbach (Köln) leitete. Der erste Teil brachte das von ihm wirksam bearbeitete 3. Brandenburgische Konzert von Bach und Beethovens „Fünfte", deren hinreißende, die Kontraste plastisch herausarbeitende Wiedergabe große Begeisterung weckte. Der zweite Teil war Brahms gewidmet, als dessen berufenster Interpret Steinbach mit vollem Rechte gilt. Die Variationen über ein Thema von Haydn und vor allem die 4. Symphonie wird man nicht eindrucksvoller hören können. Die Zahl der Konzerte ist z. Z. wieder so groß, daß es nicht möglich ist, alle zu besuchen. Recht günstig wird mir über den Liederabend von Gita Lenart-Vago berichtet. Die ungarische Sängerin verfügt über gute Mittel und sehr liebenswürdigen, ansprechenden Vortrag. Auch der Lieder- und Duettenabend von Dr. Matthäus und Else Römer bot viel Schönes. Römers prächtige Stimme und sein glänzender Vortrag waren von stärkster Wirkung. Die Mittel Frau Römers sind sehr sympathisch und bieten wohl noch schönere Entwicklungsmöglichkeiten. In beseelter Verinnerlichung des Vortrages liegt die Größe und Wirkung Alois Burgstallers, des bekannten Bayreuther Sängers. Neu war uns Elena Gamassa, die mit dem jüngst besprochenen, hochtalentierten Pianisten P. Schramm konzertierte. Sie bot Gesänge von Haydn, Wolf, Strauß, Pfitzner und Joseph Schmidt, der sie feinsinnig begleitete, gut, aber ohne sonderliche persönliche Note. — Sehr günstige Eindrücke weckte die Pianistin Marie Dubois, deren plastische Gestaltung und temperamentvoller Vortrag nicht wirksamer hätte sein können, wenn sie ohne Noten gespielt hätte. Man sah wieder einmal, daß die ungeheure Gedächtnisbelastung, die unsere Virtuosen sich heute fast ausnahmslos zumuten, für die Qualität ihrer Leistung nicht immer notwendig ist. Die Künstlerin brachte auch manches Neue, ja sogar „Preisgekrönte", das jedoch nur ephemere Bedeutung beanspruchen kann. — Wertvolles aus älterer Musikliteratur gab wieder die Vereinigung für alte Musik, zu den bekannten Mitgliedern hatte sich der Flötist Hch. Scherrer gesellt. Man möchte diese feinfühligen Nachempfinder historischer Stile in unserem Konzertleben nicht mehr missen.

Verschiedenes aus aller Welt. In Berlin starb der (1826 geborene) Schauspieler Friedrich Haase. Er war ein virtuoser Könner, der viele Jahrzehnte lang als einer der ersten Darsteller der deutschen Bühne gepriesen wurde. Unsere Zeit schätzt am höchsten den virtuosen Regisseur, unter dessen Leitung der Schauspieler zum einzelnen Steinchen im Mosaikbilde wird. Also das dem Haaseschen Kunstschaffen entgegengesetzte Extrem. Historische Bedeutung wird Haases Name für die deutsche Bühne immer behalten. — „Königin Christine" von Strindberg erlebte in Altona die deutsche Uraufführung. Die Aufnahme war trotz guten Spieles kühl. Wir werden das Stück nächste Woche in München sehen. — Das in der Mark liegende Städtchen Bernau wird in diesem Sommer auf einem Freilichttheater ein Festspiel „Die Hussiten vor Bernau" von Rudolf Lorenz aufführen. In den Massenszenen werden etwa 500 Personen der Bernauer Bevölkerung auftreten, während für die großen Rollen hervorragende Mitglieder der Berliner Bühnen engagiert werden. — Max Reinhardt brachte im „Deutschen Theater" eine Aufführung des zweiten Faustteils. Er löste damit in Berlin ein Versprechen ein, das er an anderer Stelle (am Künstlertheater in München) gegeben hatte. Sein Regietalent hat manch schwierige Szene zu verlebendigen gewußt, dagegen scheint der Faustdarsteller hinter den Erwartungen zurückgeblieben zu sein. Es wurde von nachmittags 4 Uhr mit einer einstündigen Pause bis gegen Mitternacht gespielt, was an Publikum und Schauspieler zuviel an Spannkraft voraussetzte. — Das Frankfurter Opernensemble wird mit R. Strauß' „Rosenkavalier" im Juni in Paris gastieren. — Die erste deutsche Aufführung von Saint-Saëns' Oper „Die Ahne" fand in Kolmar statt, ohne den gewünschten Erfolg zu finden. — Sehr freundliche Aufnahme fand in Berlin Leoncavallos Oper „Maja", deren wirksame Musik nicht allzu günstig beurteilt wird. — In Mährisch-Ostrau hatte die Uraufführung von Lieblings komischer Oper: „Die Wette" guten Erfolg. Die wirksame Musik ist von R. Strauß beeinflußt. — „Frauenlist", eine komische Oper von E. Robert-Hanssen, einem hervorragenden Leipziger Cellisten, fand bei ihrer Uraufführung an der Sondershauser Hofbühne stürmischen Beifall, doch wird der kontrapunktisch vorzüglich gearbeiteten Musik nicht größere Eigenart zuerkannt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die wiederholten und eindringlichen Hinweise der Fachpresse, dass der Entwicklung des Geldmarktes die grösste Aufmerksamkeit zu schenken ist, finden ihre richtige Bestätigung. Langsam, aber mit konstanter Gewissheit hat beispielsweise der Berliner Privatdiskontsatz seine Erhöhung durchgeführt und daher derzeit ein verhältnismässig hohes Niveau erreicht. Die Vorbereitungen zum Monatsultimo und die Rüstungen der gewaltigen Geldmengen für das Quartalsende haben grosse Dimensionen angenommen. Es ist nur dem glücklichen Umstand zuzuschreiben, dass durch erneutes Heranziehen von fremden Geldpensionen, speziell aus England, diese gewichtige Nachfrage am heimischen Geldmarkte glattweg und ohne jede Störung befriedigt werden konnte. Dabei ist als äusserst wichtig zu bedenken, dass die zirka 100 Millionen umfassenden Kapitalsmehrungen in unserer Grossbankwelt und die sicherlich ebenso grossen Ansprüche für Industrievergrösserungen erst im April und später fällig und beansprucht werden. — Die Verhältnisse an unseren deutschen Börsen sind in den Hauptmomenten die gleichen geblieben und die schon langandauernde Beliebtheit und Nachfrage à tout prix für die Industriewerte ist die unverändert grosse. Alle Hinweise einer bereits längst eingetretenen Ueberwertung dieser Aktienkategorie und einer sicherlich ungesunden Ueberspekulation an der Berliner Börse bleiben unbefolgt. Es kann — vielleicht schon in Bälde — auf dem Gebiete der Kassaindustriewerte ein scharfer Rückschlag und eine empfindsame Reaktion eintreten. Die Grossbanken werden — nachdem ihre liquiden Mittel, wie aus den vielfachen Kapitalsvermehrungen sichtlich hervorgeht, ohnehin nicht übermässig grosse sind — auf eine Einschränkung dieser Spekulation hindrängen und so vielleicht dem an sich gesunden deutschen Börsenmarkt wieder zu seiner natürlichen Entwicklung verhelfen. Immerhin ist bereits jetzt die Unternehmungslust an den Börsen wegen Mangel an besonderen Anregungen eine viel geringere als früher. Das Geschäft ist erheblich zusammengeschrumpft und die Tendenz im allgemeinen eher abwartend gestimmt. Neben der bereits geschilderten Geldmarktentwicklung bewirkt auch die internationale Politik die jetzt mehrfach geübte Reserve für Kapital und Börse. An vielen Auslandspunkten haben sich erheblicher Zündstoff und Reibungsgelegenheiten für die Grossmächte angesammelt. Auch unsere Wirtschafts- und Handelsinteressen können dadurch bedeutend beeinflusst werden. Neben neuen Meldungen über Unruhen in Marokko und den mit Spannung entgegengesehenen Zuspitzungen der politischen Lage an der mexikanischen Grenze sind besonders die kriegerischen Rüstungen in Japan, Nordamerika und zum Teil Russland contra China hervorzuheben. Unsere Börsen haben sich, wie auch die übrigen Plätze, diesen Momenten nicht verschliessen können. Der Neuyorker Effektenmarkt war hiervon besonders stark beeinflusst und tendierte sehr matt. Auch die Berichte vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt verlauten und lassen eine Verminderung der Neuaufträge erkennen. Die ungünstige Meldung hinsichtlich der Verhandlungen der deutschen Kohlenzechen mit den Hüttenwerken macht auch den Montanmarkt etwas nachgebend. Die bekannt gewordenen günstigen Aussenhandelsziffern Deutschlands im Februar und Nachrichten über grössere Finanztransaktionen deutscher Banken bewirkten jedoch, dass die meisten Momente ungünstiger Natur in ihrer Wirkung paralysiert warden. Die Bilanzergebnisse unserer Schiffahrtsgesellschaften für 1910 sind günstigere; immerhin entsprechen dieselben nur den bisher gehegten Erwartungen. Grösseres Geschäft konnte sich an den deutschen Börsen nur in den Transportwerten

entwickeln. Die weitere Gestaltung des Geldmarktes wird wohl für die zukünftige Entwicklung unserer Börsen-, Handels- und Industriefaktoren ausschlaggebend bleiben. — Der heimische Fondsmarkt war farblos und trotz der Meldungen von Konsortialauflösungen von letzten Emissionswerten in Bayern ohne Anregung. **Die Subskription auf 130 Millionen Mark neue 4proz. türkische Zollanleihe von 1911** zum Kurse von 86¾ hält eben manchen Kapitalisten ab, sich für deutsche Anleihen neuerdings zu interessieren. M. Weber.

Bayer. Landwirtschaftsbank, E. G. m. b. H. Die 14. ordentliche Generalversammlung der Bayer. Landwirtschaftsbank, E. G. m. b. H., ist am 20. März 1911 im Sitzungssaale des Bayer. Landwirtschaftsrats abgehalten worden unter dem Vorsitze Sr. Exzellenz des Herrn Reichsrats Dr. Freiherrn von Soden-Fraunhofen. Die Versammlung genehmigte einstimmig die vom Vorstand und Aufsichtsrat gestellten Anträge und erteilte dem Vorstand und Aufsichtsrat einstimmig Entlastung. Die Verteilung des Geschäftsgewinnes von ℳ 314,494.79 (zuzüglich Vortrag aus 1910) wurde folgendermassen beschlossen: ℳ 147,852.09 werden zur 4%igen Verzinsung der Geschäftsanteile, ℳ 31,277.64 zur Dotierung der statutenmässigen Reserve, 95,000.— zum Spezial-Reserve-Fonds, ℳ 25,000.— zum Talonsteuer-Reserve-Fonds, ℳ 6000.— zum Grundstück-Reservefonds, ℳ 5000.— zum Pensions-Fonds verwendet und ℳ 4365.06 auf neue Rechnung vorgetragen. Von den turnusmässig ausscheidenden Mitgliedern des Aufsichtsrats wurde Herr Dr. Freiherr von Soden-Fraunhofen wieder- und an Stelle des Herrn Rentier Schnider Herr Land- und Reichstagsabgeordneter Dr. Georg Heim neugewählt. Die Wahl eines Mitglieds der Revisionskommission an Stelle des verstorbenen Herrn Landesökonomierat Sodan fiel auf Herrn Bankier Seidl in Fürstenfeldbruck.

Der Geschäftsbericht der Pfälzischen Bank gibt über die Gestaltung von Handel und Industrie im abgelaufenen Jahre detaillierte Aufstellung. Die Umsätze der Bank sind in diesem Jahre von 10,453 auf 10,742 Millionen Mark gestiegen und der Reingewinn hat sich von 300,547 Mark auf 3,415,967 Mark erhöht, aus dem bekanntlich 5½ % Dividende zur Verteilung gelangen (gegen 5 % im Vorjahre). M. W.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Verfassung des Königreichs Preußen. 40 Pf. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag.)

Deutschland und Frankreich. Von Grand-Carteret. ℳ 1.50. (Bonn, Albert Ahn.)

Der moderne Heilige. Von Dr. Karl Wilk. Kl. 8°. 136 S. Geb. ℳ 1.50. (Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen).

Unwissenschaftlichkeit und Unglaube in der kirchlichen Aufklärung (zirka 1750—1850). Eine Erwiderung auf Prof. Merkles Schrift „Die kirchliche Aufklärung im kath. Deutschland". Von Prof. Dr. J. B. Sägmüller. Gr. 8° (120) Brosch. ℳ 2.—. (Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen.)

Der Eid wider den Modernismus und die theologische Wissenschaft. Von Professor Dr. Joseph Mausbach. ℳ 1.50. (Köln, Bachem.)

Das neue Wertzuwachssteuergesetz vom 14. Februar 1911 von Richard Müller-Fulda. Preis 80 Pf., bei 100 Stück à 70 Pf., bei 500 à 60 Pf. (Köln, Bachem.)

Die Industrie, ihre Bedeutung und ihre Lasten. Von Albert Kern. 45 Pf. (Köln, Bachem.)

Katechesen für die vier oberen Klassen der Volksschule. Von P. Cölestin Muff, O. S. B. III. Band: Katechesen über Gebote und Gebet. 256 S. 8°. Geb. ℳ 2.80. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Der erste Beicht-, Kommunion- und Firm-Unterricht. Von P. Otto Häring, O. S. B. 192 S. 8°. geb. ℳ 2.40. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G.)

Der geschichtliche Christus und die moderne Philosophie. Von Prof. D. Dr. Franz Xaver Kiefl. gr. 8°. (XVI u. 222 S.) ℳ 3.80. (Mainz, Kirchheim & Co.)

Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler, Bischof von Mainz. Von Karl Forschner. Mit dem Bilde des Bischofs. 8°. (VIII u. 133 S.) ℳ 1.20. (Mainz, Kirchheim & Co.)

Vorträge für Vereins- und Familienabende. Von Carl Forschner. („Soziale Briefe" VIII. Bändch.) 8°. VIII u. 122 S. Kart. ℳ 1.50. (Mainz, Kirchheim & Co.)

„Harret el Haduta", Gesellschaftsroman aus dem modernen Kairo von Lucy von Hebentanz-Kaempfer. 8°. 332 S. ℳ 4.—. (Wien, Verlagshandlung St. Norbertus.)

Der Modernismus und die Freiheit. Von Prof. Dr. Braig. Gr. 8°. VIII u. 58 S. 75 Pf. (Freiburg, Herder.)

Bausteine zum Einheitskatechismus. Von H. Stieglitz. Die Glaubenslehre. 8°. 62 S. Geh. 60 Pf. (Kösel, Kempten und München.)

Das eucharistische Triduum. Ein Hilfsbuch für die Predigt über die tägliche Kommunion von J. Lintelo, S. J. Deutsch von J. Finster, S. J. ℳ 1.40. (Saarlouis, Hausen & Co.)

Das Dekret über die tägliche Kommunion und **Die Pflichten** der Prediger und Beichtväter von P. Julius Lintelo, S. J. Deutsch von P. J. Finster, S. J. 50 Pf. (Saarlouis, Hausen & Co.)

Das Dekret über die öftere und tägliche Kommunion und **Die Stimmen** der katholischen Bischöfe. Mit Einleitung von P. Bernhard Marx, S. J. 70 Pf. (Saarlouis, Hausen & Co.)

Die öftere und tägliche Kommunion der Schüler. Von P. Julius Lintelo, S. J. Deutsch von Bernhard Marx, S. J. 50 Pf. (Saarlouis, Hausen & Co.)

Die öftere und tägliche Kommunion. Von P. Julius Lintelo, S. J. Ausgabe für Männer, für Frauen und Mütter à 15 Pf., für Jünglinge, für Jungfrauen à 10 Pf., für die Jugend 15 Pf. (Saarlouis, Hausen & Co.)

Gebet und Beruf. Uebersetzt und herausgegeben von Clementine Trinkwelder. 20 Pf. (Saarlouis, Hausen & Co.)

Karl Domanig. Zu seinem 60. Geburtstage. Von Anton Dörrer. 8°. 45 S. (Heft 6, Jahrg. XXX der „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren".) 50 Pf. (Breer & Thiemann, Hamm, Westf.)

Die Kinderkommunion. Das Dekret Papst Pius X. „Quam singulari". Von einem Priester der Diözese Mainz. ℳ 1.—. (Dülmen, A. Laumann.)

Der Sonntag. Liturgisch-homiletische Erklärung der Sonntags-Evangelien des Kirchenjahres für Priester und gebildete Laien. Von Dr. v. Thumol. 1. Bd. Advent bis Ostern. Oktavformat. 276 S., brosch. ℳ 3.—. (Dr. Götz Werbrun, Aschaffenburg.)

Zeitschrift für Missionswissenschaft. Unter Mitwirkung verschiedener Gelehrten und Ordensgenossenschaften herausgegeben von Prof. Dr. Schmidlin-Münster. Jährlich 4 Hefte ℳ 6.—, Einzelpreis des Heftes ℳ 1.80. 1. Jahrg., 1. Heft. (Aschendorff, Münster.)

Das katholische Ordenswesen nach bayerischem Staatskirchenrecht. Von Dr. A. Grauer. 8°. IV u. 133 S. Geh. ℳ 2.—. (Kempten, Kösel.)

Predigten über den Modernismus. Von Georg Wagner. 8 Hefte à 10 Pf., pro Hundert ℳ 8.—. (Literarisches Institut von Dr. M. Huttler, Michael Seitz, Augsburg.)

Wie ich mich selbst wieder jung machte im Alter von sechzig Jahren oder: Was ist Fletscherismus? Von Horace Fletscher, deutsch von Julius Müller (ℳ 0,30). (Leipzig, Hofverlagsbuchhandlung Edmund Demme.)

Upton Sinclairs Hungerkur, oder: **Das gelöste Geheimnis, wie man vollkommen gesund wird und bleibt.** Von Dr. H. Starving. (ℳ 0.30.) (Leipzig, Hofverlagsbuchhandlung Edmund Demme.)

106 Gasthöfe, Restaurants, Cafés und Pensionen in München

— beziehen regelmässig die „Allgemeine Rundschau". —

Da wiederholt Klage darüber geführt wurde, dass unsere Wochenschrift trotzdem in manchen grösseren Lokalen nicht aufgelegt wird, geben wir unseren Lesern anheim, uns derartige Fälle zur Kenntnis zu bringen.

Leuchtturm. Illustrierte Halbmonatsschrift für Studierende. Herausgegeben von Konviktsdirektor Anheier. Diese an Reichhaltigkeit auf der Höhe stehende, billige Zeitschrift kann allen katholischen Eltern zum Abonnement für ihre studierenden Söhne und Töchter, welche die Reife der Oberklassen unserer höheren Bildungsanstalten besitzen, auf das wärmste empfohlen werden. Jedes Heft bietet an Unterhaltung und Belehrung soviel, daß die kleine Ausgabe reichlich viel Gutes stiften muß. Alles Nähere ist aus dem Inserat in dieser Nummer zu ersehen.

Vom 9.—17. Mai d. J. unternimmt der bereits 75jährige C. Liebel, sen., seine 28. Pilgerreise nach Lourdes. Die Reise geht ab Rorschach über Genf-Lyon-Toulouse-Lourdes und kostet die ganze Reise hin und zurück in I. Kl. 100 ℳ, in II. Kl. 70 ℳ, in III. Kl. 50 ℳ ab Rorschach. Näheres durch C. Liebel, Waldsee (Württ.)

Stereoskopbilder sind bei der heutigen schnellen Art zu reisen, direkt zum Bedürfnis geworden. Entfernungen gibt es nicht mehr. Die größten Reisen lassen sich in kürzester Zeit ausführen und kaleidoskopartig wechseln die Bilder, die sich dem Auge darbieten, so daß es schwer ist, all das Gesehene im Gedächtnis zu behalten. Um nun alles bereits Gesehene in lebenswahrer Darstellung wieder vor Augen zu haben, gibt es wohl keine angenehmere Unterhaltung als die von dem Internationalen Stereoskopbilder-Institut C. Wurffschmidt, Leipzig-Gohlis, Lothringerstraße 86, in den Handel gebrachten Stereoskopbilder und Stereoskopapparate zu benutzen. Genannte Firma besitzt eine reiche Auswahl Stereoskopapparate in allen Preislagen und Ausführungen und eine Riesenauswahl in Stereoskopbildern aus der ganzen Welt (zirka 70000 Nummern). Außer Landschaftsbildern besitzt genannte Firma auch 2 wunderbare Serien kolorierter Transparentbilder von „Evangelium", sowie „Leben Jesu" mit je 24 Dessins, die Interessenten nur empfohlen werden können. Die oben erwähnte Firma steht mit Prospekten, Katalogen und Auswahlsendungen gern zu Diensten.

Ein Radikalmittel gegen feuchte Wände. Unter dem Namen Patent-Hohlfalz-Tafeln „Kosmos" wird von der Firma A. W. Andernach in Beuel am Rhein 270 ein Fabrikat in den Handel gebracht, das sich in tausenden von Fällen hervorragend bewährt hat. Die an diesen Hohlfalz-Tafeln „Kosmos" befindlichen Hohlfalzen konstruieren zwischen der feuchten Wand und dem neuen Verputze eine durchgreifende Luftzirkulation, durch welche die Feuchtigkeit dem Gemäuer ganz natürlich entzogen wird. Da die „Kosmos"-Tafeln vollkommen wasserdicht sind, so hat man sofort nach Aufbringen derselben vollständig trockene Räume. Durch die Luftspülung selbst aber wird erzielt, daß die durch Nässe hervorgerufenen üblen Dünste sofort vertrieben werden und das Bilden der so gefürchteten Pilzkolonien absolut verhütet wird, so daß infolge dieser natürlichen Ventilation schon sehr häufig aus unbewohnbaren Räumen gesunde und behagliche Wohnungen gemacht wurden. Da sich „Kosmos"-Tafeln überall ganz leicht anbringen lassen, und trotz aller dieser großen Vorteile sich der Preis verhältnismäßig niedrig stellt, so kann auf diese Patent-Tafeln „Kosmos" nur empfehlend hingewiesen werden.

Eine bemerkenswerte neuzeitliche Vereinigung ist zur rechten Zeit ins Leben gerufen worden. Die Bekleidungsfrage tritt jetzt beim Beginn des Frühjahrs in den Vordergrund. Viele, sehr viele suchen hierbei die große Verteuerung bei der Beschaffung guter Maßkleidung zu vermeiden. Der neue „Tuchkäuferbund" kurz genannt „Tekabe" zeigt hier einen gangbaren Weg. Er hat mit einer der ältesten deutschen Tuchfirmen ein Abkommen getroffen, wonach den Mitgliedern große Vorteile eingeräumt werden. Tüchtige Schneidermeister werden nachgewiesen, die die Stoffe zu mäßigen Preisen gut verarbeiten. Die Firma W. Boetzkes in Düren 81 Rheinland, welche Vertragslieferantin des Bundes ist, schickt eine reiche Auswahl der besten Neuheiten in Herrenanzugstoffen und Damenkostümstoffen franko an jedermann. Die Vergünstigung für die Mitglieder des „Tekabe" wird auf Wunsch dabei angegeben.

Napoleons Memoiren. Von Ihm Selbst. Es ist eine der verwunderlichsten Tatsachen, daß die von Napoleon dem Ersten selber verfaßten Memoiren so gut wie völlig unbekannt geblieben sind, unbekannt sogar unserer Zeit, die doch seit etwa 10 Jahren allem über Napoleon, selbst von seinen Lakaien Geschriebenen, das größte Interesse entgegenbringt. Jetzt endlich werden seine eigenen Memoiren in deutscher Sprache veröffentlicht unter dem Titel: „Napoleons Leben; „Von Ihm Selbst." Herausgegeben von Heinrich Conrad. Wir verweisen unsere Leser auf den der heutigen Nummer beiliegenden interessanten Prospekt der Buchhandlung Karl Block in Breslau I.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts., Dänemark 2 Kr. 48 Oer., Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 13. München, 31. März 1911. VIII. Jahrgang.

„Glaube und Heimat".

Oder:

Die Bühne als religiös-politisches Kampfmittel.

Glossen zu Vorgängen in Kiel und München.

Von W. Thamerus.

Das mit dem Grillparzerpreis gekrönte Bühnenwerk „Glaube und Heimat" des Tiroler Dichters Schönherr ist seinerzeit in der Bühnenschau der „Allgemeinen Rundschau" besprochen worden. Vorstellungen vor höfischem und vor Arbeiter-Publikum geben uns Anlaß, uns nochmals mit dem viel besprochenen Stücke aus der Gegenreformation zu beschäftigen. In einer Separatvorstellung für die Gewerkschaften wurde das Stück am 27. März im Münchener Schauspielhause gegeben, und die sozialistische „Münchener Post" brachte einen „vorbereitenden" Artikel. Daß es ihr nicht darum zu tun war, das Volk für den ästhetischen Genuß vorzubereiten, geht aus dem Aufsatz nach einigen Eingangsphrasen mit großer Offenherzigkeit hervor. Es handelt sich für das sozialdemokratische Organ nicht um eine Tragödie aus vergangener Zeit, sondern um ein für kulturkämpferische Tendenzen geeignetes Stück. „Geht nicht die schwarze Unduldsamkeit auch heute noch durch unsere Zeit", schreibt sie und spricht von den „Greueltaten ultramontaner Uebergriffe." Indem sie sich auf die historische Wahrheit beruft, verschweigt sie anderseits ihren Lesern, daß der in jenen Zeiten geübte Glaubenszwang keineswegs eine ausschließliche Maßregel der katholischen Kirche gewesen ist, sondern in den lutherischen und kalvinistischen Ländern mit nicht minderer Schroffheit durchgeführt wurde. Man brauchte nur das territoriale und konfessionelle Milieu zu vertauschen, dann würde Schönherrs Stück als Anklage gegen protestantische Unduldsamkeit die gleiche rührselige Wirkung erzielen. Cujus regio ejus religio lautete der Grundsatz der Zeit in der Formulierung des Augsburger Religionsfriedens, der von allen Konfessionen gebilligt wurde. Man tut jedoch unrecht, wenn man den Maßstab unseres viel individualistischer gestimmten Jahrhunderts an diese derberen Zeiten anlegt. Hiervon sagt der Bericht des sozialistischen Blattes seinen Lesern kein Wort. Nachdem es nun sein historisch minder gebildetes, ja zum größten Teil mit den geschichtlichen Vorgängen völlig unvertrautes Publikum in kulturkämpferischem Sinne bearbeitet hat, stellt es die Behauptung auf, daß Schönherr nicht Haß und Feindseligkeit, sondern Frieden, Verstehen und Großherzigkeit predigen will. Wo bleibt die Logik! Wenn man bei dem Dichter diese Absicht voraussetzt, ja rühmt, so handelt man wahrlich nicht in seinem Interesse, wenn man die Besprechung seines Werkes zu Ausfällen gegen die „klerikale Hetze" benutzt. Wer hat in diesem Falle mit dem Hetzen angefangen? Uebrigens war in der Presse auch schon ganz offen die Rede davon, daß das Stück geeignet sei, künftig die Tagungen des Evangelischen Bundes wirksam zu unterstützen. — —

Man spricht im Hinblick auf die heutige Zeit von „Greueltaten ultramontaner Uebergriffe", ohne angeben zu können, wo diese vorkommen sollen. Aber man schweigt in sieben Sprachen von den wüsten Greueln eines von liberal-freimaurerischem und sozialistisch-anarchistischem Geiste aufgepeitschten Kirchenhasses, der sozusagen unter den Augen unseres vielgepriesenen Kulturfortschritts erst in den jüngsten Tagen in Barzelona und in Lissabon — hier sogar im Sinne und unter dem Beifall der heutigen Machthaber — „historische Dramen" aufführte, im Vergleich mit denen Karl Schönherrs Schilderungen völlig in den Schatten treten. Von den Schandtaten der unseren Neuliberalen und Sozialdemokraten so gesinnungsverwandten französischen Kulturkämpfer, deren Vandalismus sogar den Protest von Künstlern und Schriftstellern aller Richtungen erzwang, ganz zu schweigen. Wenn nun ein gottbegnadeter Dichter diese in der nächsten Vergangenheit greifbaren Stoffe zu einem packenden Drama gestaltete, wenn katholische Fürsten und Völker in tiefster Ergriffenheit den Anklagen gegen „moderne" Altar- und Thronstürzer lauschen würden, was wohl eine kulturkämpferische Großblockpresse dazu zu sagen hätte?

Kaiser Wilhelm, der Schönherrs Drama in Kiel sah, hat nach Zeitungsberichten zu Karl Schönherr gesagt: „Besonders erfreut bin ich, daß alles, was mit religiösen Streitigkeiten zusammenhängt, vermieden ist, und daß das Schwergewicht auf das rein Menschliche gelegt ist." Ob dieser Ausspruch wörtlich verbürgt werden kann, weiß ich nicht. Jedenfalls entspricht er der Meinung des Kaisers, denn bei der ganzen Haltung, die Wilhelm II. jederzeit der Kirche gegenüber eingenommen hat, würde er den Autor nicht so ungewöhnlich ausgezeichnet haben, wenn er in „Glaube und Heimat" ein antikatholisches Hetzstück gesehen hätte. Dennoch war es ein Mißgriff, „Glaube und Heimat" für eine Festvorstellung an den Kieler Kaisertagen zu wählen, da nun einmal sehr viele in dem Stücke ein Tendenzstück sehen, und, wie der Bühnenreferent in diesem Blatte seinerzeit ausführte, der Autor nicht Licht und Schatten im Gleichmaß auf seine Bühnenfiguren verteilte. Es fehlt in dem Stücke auf katholischer Seite an jeder Persönlichkeit, die an Charakter, Geist und sittlichem Wert an die lutherischen Glaubenshelden nur halbwegs heranreicht. Nicht nur die „Münchener Post", auch andere Blätter in Deutschland und Oesterreich haben das Stück für ihre antirömischen Zwecke ausgewertet, so daß es heute nun einmal schwer von rein ästhetischer Seite betrachtet werden kann. Aus diesem Grunde hätte man es in vielen Kreisen lieber gesehen, wenn zum mindesten der Besuch dieses Stückes seitens des Kaisers und der Kaiserin in minder offizieller Weise erfolgt wäre. Hat doch der Kaiser auch seinerzeit Gerhard Hauptmanns „Weber" gemieden, ja sogar der betreffenden Bühne in Berlin die Hofloge gekündigt, weil dieses Stück durch die politische Brille seiner Zeit sozialdemokratische Tendenzen trug, da es eben vom großen Publikum nicht aus historischem Gesichtswinkel betrachtet werden kann.

Der Kaiser erwartet in Schönherr „den deutschen Dichter, der Deutschland noch fehle", er sei der Mann, „diese Hoffnung weitester Kreise zu erfüllen". Dem Dichter wurde das Kaiserbildnis in Bronze überreicht, der Theaterdirektor erhielt einen

Orden. Die Kaiserin war von der Vorstellung tief erschüttert. „Ihr standen noch die Tränen in den Augen, als sie das Theater verließ", meldet ein Zeitungsschreiber, der damit wohl nur andeuten will, daß er ganz in der Nähe hatte stehen „dürfen". Der Dichter Schönherr ist ein Mann des Glückes. Der erste unter den Dichtern und Künstlern, die sich kaiserlicher Gunst erfreuen, ohne daß die ganze „ästhetische" Meute über ihn herfällt.

Will er das Kaiserwort wahr machen und die Dichterhoffnungen weitester Kreise erfüllen, so möge er Stoffe wählen, die nicht geeignet sind, konfessionelle Gegensätze zu vertiefen und zu allerhand Gehässigkeiten Anlaß zu geben, wie sie gleich manchen liberalen Blättern auch die sozialdemokratische Presse mit sichtlichem Vergnügen ausgestreut hat.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das vierzigjährige Jubiläum der Zentrumspartei.

Das Andenken an die Entstehung der Zentrumspartei zum Ausgang des deutsch-französischen Krieges und gleichzeitig mit der Begründung des Reiches ist in der schönsten Weise begangen worden, und zwar nicht allein durch erhebende Festlichkeiten, sondern auch durch hoffnungsreichen Ausbau der jubilierenden Organisation.

Das Festmahl in der Rotunde des Reichstags am Abend des 21. März vereinigte die hervorragendsten Führer und zahlreiche Vorarbeiter der Partei aus den verschiedensten Reichsteilen in einer Korona von 400 Brüdern und bekundete einerseits die Jugendfrische der vierzigjährigen Partei, anderseits die volle Eintracht in der territorial und sozial so reich gegliederten Partei. Die vortrefflichen Reden riefen den erbaulichen und erfreulichen Eindruck hervor, daß der alte Geist, der die Gründer der Partei vor vierzig Jahren beseelt und das schnelle Aufblühen herbeigeführt hat, auch jetzt noch in ungeschwächter Reinheit und Kraft lebendig ist. Semper idem! kann das Zentrum wie keine andere Partei von sich selber mit Recht sagen. Das trat am eindrucksvollsten hervor in der Rede des greisen Freiherrn v. Landsberg-Steinfurt, der von den ersten Vorarbeiten für die Parteibildung an neben der Wiege des Zentrums gestanden hat und als klassischer Zeuge der Verleumdung entgegentrat, als ob das Zentrum aus Abneigung gegen die Reichsbildung oder gegen das Kaisertum begründet worden sei. Das Zentrum blieb seiner ursprünglichen Natur und seinem ersten Programm treu, als es — nach der aufgezwungenen Opposition im ersten Kulturkampf 1879 — zu der entscheidenden Mitwirkung in einer ebenso dornigen wie wichtigen Reichsaufgabe sich entschloß und damit die ruhmvolle, arbeits- und fruchtreiche Aera der Mitarbeit einleitete, die gerade der als reichsfeindlich gescholtenen Partei das größte Verdienst an den bahnbrechenden Schöpfungen des nationalen Staatswesens erwarb. — Angesichts der Großtaten vor 40 Jahren schrumpfen die Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten, die sich bei der mannigfaltigen Tagesarbeit einer großen Partei gelegentlich einstellen, zu kleinen Zwischenfällen des Tages zusammen. Jener ernste, zähe und uneigennützige Wille zur Eintracht, von dem die „Allgemeine Rundschau" in dem ersten Artikel der vorigen Nummer sprach, zeigte sich bei der Jubelfeier in voller Kraft und Schönheit. Eine besondere Gewähr der Eintracht fanden alle in der zahlreichen Beteiligung der Süddeutschen, an deren Spitze die gewichtigen Persönlichkeiten des Ritters von Orterer und des Geistlichen Rates Wacker glänzten.

Zu der festlichen Feier gesellte sich die wackere Arbeit. Am 19. März tagte der Landesausschuß der preußischen Zentrumspartei und beriet außer Organisationsangelegenheiten in vielständiger Aussprache die Haltung der Zentrumspartei bei den kommenden Reichstagswahlen. Am folgenden Tage hielt der Augustinusverein seine Hauptversammlung, und diese bot die erwünschte Gelegenheit, die Wahltaktik auch in einem weiteren Kreise unter Beteiligung von einflußreichen süddeutschen Genossen zu besprechen. Das volle Einverständnis, das da erzielt wurde, ist durch eine parteioffiziöse Kundgebung in der Tagespresse alsbald bekannt gemacht worden. Die Grundlage desselben bildet die Resolution, welche das bayerische Zentrum seinerzeit zur Wahltaktik gefaßt hatte. Die entscheidenden Gesichtspunkte sind die gleichmäßige Gegnerschaft gegen die Sozialdemokratie und die Linksliberalen, die möglichste Unterstützung der rechtsstehenden Kandidaten und die Stellungnahme zu den nationalliberalen Kandidaten von Fall zu Fall, je nach dem Charakter des einzelnen Mitgliedes dieser innerlich zerfahrenen Partei. Von großer praktischer Bedeutung für die Wahlarbeit sind die beiden Gesichtspunkte, daß man von der Regel der Aufstellung eines eigenen Kandidaten in jenen Wahlkreisen absehen kann, wo es gilt, eine sogenannte falsche Stichwahl zu vermeiden und bei eigener Aussichtslosigkeit dem besseren bürgerlichen Kandidaten in die Stichwahl und zum Siege über das größere Uebel zu verhelfen, und daß man an der berechtigten Forderung der Gegenleistung zwar festhalten, aber bei alledem den maßgebenden Gesichtspunkt, eine möglichst gute Zusammensetzung des Reichstags zu erzielen, niemals aus dem Auge verlieren soll. Es kann nicht dringend genug darauf aufmerksam gemacht werden, daß bei dieser überaus schwierigen und wichtigen Wahl mehr als je die örtlichen Wahlkomitees mit den Provinzial- oder Landeskomitees, sowie mit der Zentralstelle in engster Fühlung stehen müssen, und zwar von Anfang des Wahlgeschäfts bis zu Ende, womöglich nicht bloß in schriftlichem, sondern auch in persönlichem Meinungsaustausch. Die nationalliberale und die fortschrittliche Parteileitung haben in derselben Erkenntnis schon die Einzelkomitees zur rechtzeitigen Verständigung mit der Gesammtleitung aufgefordert.

Von ganz besonderer Bedeutung ist der Beschluß, einen Reichsausschuß für die deutsche Zentrumspartei zu begründen. Die Notwendigkeit einer Zentralstelle für das ganze Reich hat sich in den letzten Jahren recht drastisch gezeigt, als man sich mehrere Male zur Erledigung von allgemeinen Angelegenheiten behelfen mußte mit der Zuziehung von süddeutschen Fraktionsvorständen zu dem preußischen Landesausschusse. Das neue Statut des Reichsausschusses ist zunächst nur provisorisch angenommen; aber es sieht die ausgleichende Gerechtigkeit für alle Staaten, Stämme, Stände und Klassen so ausgezeichnet vor, daß man sicher hoffen darf, das provisorische Komitee werde in seiner Ergänzung sich dauernd bewähren und das vorläufige Statut sich zu einem festen Fundament der gesamten deutschen Zentrumspartei gestalten. Der Reichsausschuß wird das beste Denkmal des 40jährigen Parteijubiläums sein.

Die Ueberraschung von Gießen-Nidda.

In einem Teile der Auflage der vorigen Nummer dieses Blattes konnte noch kurz mitgeteilt werden, daß in Gießen-Nidda gegen alle Prophezeiungen der Sozialdemokrat unterlegen ist und der konservativ-antisemitische Kandidat Werner mit fast 1000 Stimmen Mehrheit gesiegt hat. Nicht bloß die große Mehrheit der Nationalliberalen, sondern auch wenigstens ein Drittel der Gefolgschaft des fortschrittlichen Kandidaten haben bei der Stichwahl dem bürgerlichen Kandidaten den Vorzug vor dem Roten gegeben, — trotz der entschiedenen Großblockparole der fortschrittlichen Führer, trotz der schwankenden und zweideutigen Haltung des nationalliberalen Wahlkomitees und trotz der Brandreden von der „Front gegen rechts", welche die nationalliberalen Redner Paasche und Stresemann gehalten hatten. Also im Wahlkreis Gießen-Nidda gibt es doch noch tausende von liberalen Wählern, die sich nicht zur Unterstützung der Umsturzpartei aufhetzen lassen. Ist das eine Eigentümlichkeit dieses Wahlkreises und seiner vorwiegend ländlichen Bevölkerung, oder darf man hoffen, daß auch anderswo ein erheblicher Teil der Verhetzten noch sein nationales und staatsbürgerliches Gewissen erwachen fühlen wird, wenn aus der Haß- und Hetzpolitik die letzte Konsequenz eines roten Stimmzettels gezogen werden soll? Abwarten wird wohl besser sein, als Illusionen spinnen. Es soll uns freuen, wenn ein allgemeiner Rückschlag eintritt; aber unsere Wahlarbeit richten wir auf den ungünstigsten Fall der fortdauernden Verblendung ein.

Zahlreiche Krisen im Ausland.

Die eigenartigste Blüte in dem gegenwärtigen Krisenkranze war die russische. Stolypin, der langjährige und anscheinend festgewurzelte Ministerpräsident, hatte einen Entwurf über die Einführung der Semstwos (landschaftliche Selbstverwaltungsorgane) in den Westprovinzen eingebracht und darin behufs Niederhaltung des polnischen Bevölkerungsteils ein Wahlsystem nach nationalen Kurien vorgesehen. Die Duma stimmte dieser russisch-hakatistischen Wahlkünstelei zu, aber der Reichsrat, der sonst als gouvernemental galt, lehnte sie ab mit der überraschend vernünftigen Erwägung, daß man in die örtliche Selbstverwaltung

nicht den nationalen Hader tragen solle. Darob reichte Stolypin sein Entlassungsgesuch ein. Der Zar nahm es grundsätzlich an, und der Finanzminister Kokowzew galt als erkorener Ministerpräsident. Aber plötzlich schlug der Wind an der höchsten Stelle um. Stolypin wurde vom Zaren zum Bleiben aufgefordert, und die beiden Häupter der gegen ihn gerichteten Intrigue fielen in Ungnade. Ja, der Zar gewährte dem gekränkten Ministerpräsidenten die eklatante Genugtuung, daß die Wirksamkeit der Duma und des Reichsrates für drei Tage sistiert und während dieser Frist das Stolypinsche Semstwo-Gesetz durch Ukas in Kraft gesetzt wurde. Also eine Suspension der Verfassung ad hoc, die an die Einführung der Bismarckschen Preßordonnanz in den sechziger Jahren und an die Handhabung des § 14 in Oesterreich erinnert. Das oktroyierte Gesetz muß freilich den beiden gesetzgebenden Körperschaften zur nachträglichen Genehmigung vorgelegt werden; doch scheint man die Selbstverleugnung des Reichsrats für selbstverständlich zu halten. Zar Nikolaus, der sich bekanntlich nicht durch Festigkeit des Denkens und Wollens auszeichnet, hat also nach zeitweiligem Schwanken der Stetigkeit der inneren Politik wieder den Vorzug gegeben. Vielleicht hat dabei auch der Umstand mitgewirkt, daß Rußland vor einem hochpolitischen Abenteuer in Asien steht, das durch die scharfe Note an China wegen der Mongolei am 16. Februar ds. Js. eingeleitet worden. Die chinesischen Staatsmänner haben demgegenüber ihre gewohnte hinhaltende Taktik eingeschlagen, indem sie freundliche Worte und nebensächliche Verheißungen machten, aber dem Kernpunkt auswichen. Nun ist soeben die russische Regierung (trotz der augenblicklichen Krankheit des Ministers des Auswärtigen Sassanow) zu einem regelrechten Ultimatum mit der Frist des 28. März geschritten, so daß China entweder den Russen die „pénétration pacifique" der Mongolei rückhaltlos gestatten oder eine unfriedliche Durchdringung erwarten muß.

In Oesterreich gibt es augenblicklich noch keine Ministerkrisis, aber eine Parlamentskrisis bahnt sich wieder an, da unter der Führung der Tschechen sich die slawische Union zur Obstruktion gegen das zum 1. April notwendige Budgetprovisorium entschlossen hat. Solche konstitutionelle Schwierigkeiten gehören leider in Oesterreich zu den periodischen Erscheinungen à la Wechselfieber. Für uns ist es von hervorragendem Interesse, daß die Gerüchte von einem Wechsel in der Spitze des Auswärtigen Ministeriums, die an einen Krankheitsurlaub des Grafen Aehrenthal sich knüpften und auf angebliche Verstimmungen des Thronfolgers sich beriefen, bisher keinerlei Bestätigung gefunden haben.

In Italien ist eine Ministerkrisis zu einem sehr unpassenden Zeitpunkt ausgebrochen, gerade als die dortigen Machthaber sich anschickten, das goldene Jubiläum jener Revolutionen zu feiern, die zu dem gegenwärtigen Einheitsstaate unter piemontesischer Spitze geführt haben. Die internationalen Beglückwünschungen, an denen sich auch der deutsche Reichstag in debatteloser Höflichkeit (unter lediglich passiver Opposition des Zentrums) beteiligt hat, und die Vorbereitungen zu einem kulturkämpferischen Festakt unter Führung des sattsam bekannten römischen Bürgermeisters Nathan haben nicht zu verhindern vermocht, daß die Unsicherheit der dortigen Partei- und Regierungsverhältnisse bei einer Abstimmung über Wahlreformfragen peinlich zu Tage trat. Das Ministerium Luzzatti nahm wegen des Schwankens seiner radikalen Stützen den Abschied, und der unvermeidliche Giolitti wurde wieder einmal zur Kabinettsfabrikation berufen. Wie die Krisis schon in ihrem Entstehen an das französische Spiel bei der Katastrophe Briand erinnert, so scheint die Lösung erst recht à la française erfolgen zu sollen. Giolitti will einige Sozialisten mit salonfähigen Manieren in sein Kabinett nehmen, und der König genoß das zweifelhafte Vergnügen, einen Sozialistenführer, der vor einigen Jahren in der Kammer noch sein „Nieder mit dem König" ausstieß, persönlich zu empfangen. Sehr bezeichnend für die schiefe Ebene, auf der sich der vielgepriesene italienische Staat infolge der Ausschaltung der wertvollsten staatserhaltenden Kräfte und seiner antichristlichen Tendenzen befindet.

In Frankreich herrscht augenblicklich heiterer Himmel in den ministeriellen Regionen, da das neue Kabinett Monis mehrere Vertrauensvoten eingeheimst hat, u. a. auch für seine Marokkopolitik, die unter demonstrativer Betonung der Algecirasakte auf die Ausdehnung der französischen Oberherrschaft hinausgeht. Auf die Frage, ob mit Spanien ein Geheimvertrag wegen Aufteilung Marokkos bestehe, gab die Regierung keine Antwort. Im übrigen geben die anfänglichen Vertrauensvoten dem Kabinett durchaus keine Gewähr für langes Leben, wie die Erfahrung wiederholt gelehrt hat.

In Belgien haben das Ministerium und die konservative Mehrheit hintereinander zwei Schlappen erlitten, die sehr besorgniserregend sind. Nachdem dort die regierende Mehrheit auf 6 Stimmen zusammengeschmolzen war, ergab sich natürlich die zwingendste Pflicht der steten Präsenz. Um so mehr, als gerade jetzt die Regierung ein Schulgesetz von geradezu entscheidender Bedeutung eingebracht hatte. Die Schulfrage bildet bekanntlich seit vier Jahrzehnten den Hauptpunkt des Kampfes zwischen den Anhängern der christlichen Weltanschauung und den „Aufgeklärten". Die letzteren waren früher durch den Liberalismus allein vertreten; jetzt durch den liberal-sozialdemokratischen Block. Wie kann nun die konservative Mehrheit in dem Augenblick, wo um die Erhaltung der christlichen Schule und der Unterrichtsfreiheit der Entscheidungskampf anhebt, so viele leere Bänke aufweisen, daß die Gegner die Uebermacht haben und die Verschiebung der Beratungen im Interesse ihrer Agitation durchsetzen können? Ist das nur ein unglückseliger Zufall oder ein ernstes Anzeichen des marasmus senilis? Nebenbei haben die Liberalen und Sozialdemokraten ihre augenblickliche Ueberzahl benutzt, um ein Glückwunschtelegramm an die italienischen Machthaber durchzusetzen. Das ist auch nicht erbaulich, doch braucht man diese Depesche, die zu den übrigen gelegt wird, nicht tragisch zu nehmen. Die moralischen, rechtlichen und wirtschaftlich-sozialen Schäden, an denen das neue Italien leidet, werden durch die Glückwünsche nicht beseitigt, und an dem guten Recht der Katholiken des ganzen Erdballs, die wirkliche, würdige und gesicherte Unabhängigkeit ihres kirchlichen Oberhauptes zu verlangen, wird durch alle Jubelzeremonien nichts geändert.

Programmatische Worte deutscher Zentrumsführer und Zentrumsveteranen.

Bei dem großen Festmahle, welches zur Feier des vierzigjährigen Bestehens der Zentrumsfraktion in der Wandelhalle des Deutschen Reichstags stattfand, sind bedeutungsvolle Reden gehalten worden, deren vollständige Wiedergabe über den Rahmen der „Allgemeinen Rundschau" hinausgehen würde. Aber einige Leitgedanken von programmatischer Bedeutung seien als Zeitdokumente hier festgehalten. Es handelt sich um Ausführungen des Vorsitzenden der Zentrumsfraktion des Deutschen Reichstags, Professor Dr. Freiherrn von Hertling, Reichsrat der Krone Bayern, Exzellenz, des Vorsitzenden der Zentrumsfraktion des preußischen Abgeordnetenhauses, Geheimen Justizrat Dr. Porsch, zugleich Vizepräsident des preußischen Abgeordnetenhauses, des Freiherrn v. Landsberg-Steinfurt, Vizepräsident des preußischen Herrenhauses, Exzellenz, des bayerischen Zentrumsführers, Oberstudienrat Dr. von Orterer, Präsidenten der bayerischen Abgeordnetenkammer, und des bayerischen Zentrumsführers Prälat Dr. Schädler, des zweiten Vorsitzenden der Zentrumsfraktion des Reichstags.

Freiherr von Hertling:

„. . . . Der Liberalismus ist seiner Natur nach zentralistisch und widerstrebt so der Eigenart des deutschen Volkes, welches die berechtigten Eigenarten seiner einzelnen Teile höher wertet, als einförmige Schablonen. Der Liberalismus ist der Vertreter des omnipotenten Staates. Ihm ist der Staat die einzige Quelle des Rechtes, und darum ist ihm nichts verhaßter, als eine freie Kirche mit selbständiger Lebensgestaltung. In den kleinen Staaten des Südens und des Westens war die Kirchenfeindlichkeit recht eigentlich als das leitende Motiv in der liberalen Ueberzeugung hervorgetreten. Ein anderes kam hinzu: in dem religiös gespaltenen Deutschland drohte jede politische Frage zu einer religiösen zu werden, eine Verschiebung der politischen Machtfaktoren wurde sofort auch als eine Verschiebung auf konfessionellem Gebiete empfunden. Wir Aelteren haben es ja noch in der Erinnerung, wie der Sieg der preußischen Armee im Jahre 1866 geradezu als eine Niederlage des Katholizismus in Deutschland gefeiert wurde. So kam es, daß, als der Donner der Kanonen verhallte und die heimkehrenden Krieger überall den verdienten Kranz empfingen, weite Kreise des deutschen Volkes und vor allem des katholischen Volksteiles die Besorgnis erfüllte, die innere Ausgestaltung des Reiches werde einseitig im Geiste des Liberalismus geschehen und die deutschen Katholiken zögen schweren Tagen entgegen. Und ebenso lag es in diesen Verhältnissen begründet, daß die leitenden Grundgedanken der neuen Zentrumspartei, diejenigen zugleich, welche als-

bald den lautesten Widerhall fanden und im Volksbewußtsein die tiefsten Wurzeln schlugen, die Hochhaltung des Föderationsprinzips und das Eintreten für die Freiheit und die Unabhängigkeit der Kirche sein müßten.

„.... Wie oft hat Windthorst die ernste Sorge geäußert, die wirtschaftlichen Fragen würden im Widerstreit der Interessen die Fraktion auseinandertreiben. Die Besorgnis hat sich nicht erfüllt. Das feste Band der Einheit, welches die vorangegangenen Kampfesjahre geschmiedet hatten, hielten stand, denn nun stellte sich heraus, daß der Fraktion durch ihre Zusammensetzung ein bestimmtes Programm in wirtschaftlichen Fragen vorgezeichnet war. Von Anfang an war sie stolz gewesen, daß ihre Vertreter alle Stämme und Gauen des Vaterlandes umfaßten, daß alle Stände und Berufsarten in ihr vereint waren, daß sie das Volk in seiner Gliederung repräsentierte und darum eine wirkliche Volkspartei sei. Daraus aber ergab sich die Notwendigkeit, in der Wirtschaftspolitik das anzustreben, was nicht einseitig dieser oder jener Interessengruppe frommt, sondern dem gesamten Volke zugute kommt, im Widerstreit der Interessen den Ausgleich und die Mittellinie zu suchen. Möglich aber ist dies nur für eine Partei, welche an sich die Mittel besitzt, den Egoismus der verschiedenen Gruppen zu überwinden. Dies Mittel ist die christliche Weltanschauung, auf deren Boden sich das Zentrum zusammengefunden hat. Wir haben niemals einseitig konfessionelle Politik getrieben, wenn wir auch infolge der geschichtlichen Entwickelung die parlamentarische Vertretung des katholischen Volksteiles geblieben sind. Wohl aber müssen wir uns dessen bewußt sein, daß wir nur solange zentrifugalen Strömungen erfolgreich widerstehen werden, als die Grundsätze des positiven Christentums in uns lebendig sind.

Zur Wirtschaftspolitik kam die Sozialpolitik. Ursprünglich im Gegensatz zum Fürsten Bismarck stehend, der für die Fragen des Arbeiterschutzes zu wenig Verständnis zeigte, hat das Zentrum sie späterhin durch erfolgreiche Mitarbeit in die Bahnen gefördert, welche die von Bismarck erstrebte kaiserliche Botschaft vom November 1881 vorgezeichnet hatte. In der Geschichte der Partei bildet die Tätigkeit auf sozialpolitischem Gebiet eines der ruhmvollsten Kapitel.

Man hat viel und heftig über die ausschlaggebende Stellung des Zentrums im Reichstage gescholten und es als eine drückende Anomalie bezeichnet, daß eine Minoritätspartei zu solcher Macht gelangt sei. Wir haben diese Macht niemals überschätzt, sondern sind uns ihrer Grenzen jederzeit sehr wohl bewußt gewesen. Wenn aber das Zentrum eine ausschlaggebende Stellung besaß, so lag dies keineswegs an der Gestaltung der Parteiverhältnisse, sondern ganz besonders daran, daß es in sich alle Elemente des Volkslebens besaß, daß es gleichsam der Mikrokosmos des Reichstages war und so, nachdem es zuerst in sich die Gegensätze überwunden hatte, die Linie anzugeben vermochte, auf welcher die übrigen Parteien sich zusammenfinden konnten. Die Berufung zu positiver Mitarbeit und ausschlaggebender Stellung brachte es aber auch mit sich, daß im Zentrum das Gefühl der Verantwortlichkeit aufs äußerste geschärft wurde.

.... Und nun das Fazit aus dem flüchtigen Ueberblick aus der Geschichte der Partei. Ein alter Satz besagt, daß die Dinge von den großen Faktoren erhalten wurden, die sie entstehen ließen. Ideale Beweggründe haben seinerzeit das Zentrum zusammengeführt und sie verbürgen ihm längere Dauer und langen Bestand. Nur aus ihnen stammt ihm die Einigkeit und damit die Macht. Wir sind nichts, wenn der einzelne seinen Sonderbestrebungen nachgeht, statt sich dem großen Ganzen unterzuordnen. Möge das heutige Fest in uns allen diese Ueberzeugung neu beleben, auch in Zukunft werden die politischen Aufgaben wechseln, neue Probleme werden neue Lösungen fordern, unverrückbar aber bleiben die glänzenden Leitsterne, von denen die alte Zentrumsdevise lautet: Ewig ist die Wahrheit, unbeugsam das Recht, unbesieglich die auf sittlichem Grunde ruhende Freiheit. So lange die Partei diesen Leitsternen folgt, wird sie bestehen."

Dr. Porsch:

„... Dem Boden unserer Parlamente ist das Zentrum entsprossen. Ich lenke Ihre Blicke zurück auf eine Geschäftsdebatte des 9. Februar 1870. Die Petitionenkommission des preußischen Abgeordnetenhauses hatte gegen die in Preußen bestehenden Klöster Beschlüsse gefaßt, welche Hermann von Mallinckrodt als Attentat gegen die wichtigsten Artikel der preußischen Verfassungsurkunde bezeichnete. Keine Partei als solche trat damals für diese verfassungsmäßigen Rechte ein. Nur drei Männer verlangten vergeblich und zum Unwillen der Parteien die ordnungsmäßige Verhandlung des Falles: Reichensperger, von Mallinckrodt und Exzellenz Windthorst. Kein Band der Fraktion verband sie, keine Fraktion stand hinter ihnen, und die Mehrheit des Abgeordnetenhauses stimmte sie nieder. Damals war in dem Herzen jeder dieser drei Männer der Ruf laut geworden: Vae soli! Wehe dem, der allein steht! und aus dem Rufe entstand eine Bewegung. Es kam ein Artikel über die Gründung der Partei von Peter Reichensperger in der „Kölnischen Volkszeitung", es kam das Programm von Essen und von Soest, und als im November 1870 der preußische Landtag zusammentrat, sah er eine Zentrumsfraktion, am Tage vorher gegründet. Bei den ersten Wahlen zum neuen Reichstag appellierten ihre Mitglieder, bewußt ihrer vollen Verantwortung, an das deutsche Volk, charaktervolle Männer in den Reichstag zu wählen. Als am heutigen Tage, am 21. März 1871, der Reichstag zusammentrat, da konstituierte sich hier die Fraktion des Zentrums und bei der Präsidentenwahl präsentierte die junge Fraktion für die Vizepräsidentenstelle einen Edelmann aus Bayern, der noch lange Zeit die Zierde der Fraktion bildete, Freiherr von Aretin. Dadurch zeigte die Zentrumsfraktion, daß Nord und Süd einmütig und brüderlich zusammenstehen.

Wir haben heute schon an geweihter Stätte der Männer gedacht, die das Zentrum gegründet haben und mit anderen vielen Männern uns in die Ewigkeit vorangegangen sind .... Wir freuen uns herzlich über jeden der alten Freunde, die hierher gekommen sind, und unser Herz schlägt doppelt freudig dabei, weil wir uns sagen durften, daß die Gesinnung der Alten auch auf die folgenden Generationen übergegangen ist. Ich erinnere an die vielen Familien, welche schon in der zweiten und dritten Generation unter uns vertreten sind. Wir freuen uns, daß Söhne und Enkel der Stifter heute in unserer Mitte weilen .... So lebt die Tradition des alten Zentrums in den späteren Generationen fort und bleibt nicht bloß lebendig, sie hat sich auch lebenskräftig ausgewachsen .... Gestern und heute haben ernste Beratungen stattgefunden. Wir haben beraten, wie wir unsere Organisationen festigen und weiter ausdehnen können, als Krönung dieser Landesorganisationen ist ein Ausschuß der deutschen Zentrumspartei, ein Reichsausschuß gebildet worden und ein Vorstand dieses Reichsausschusses, wenn auch nur vorläufig, aber wie ich hoffe, tatsächlich dauernd zum Wohle des Ganzen. (Lebhaftes Bravo!) So hoffe ich denn, daß dieses vierzigjährige Jubiläum gereichen möge zum Wohle des Zentrums in allen Teilen des Reiches."

Freiherr von Landsberg:

„Wie Sie eben gehört haben, bin ich meines Wissens der einzige, der heute vor 40 Jahren an der ersten Sitzung des Deutschen Reiches teilnahm. Es war eine wirklich großartige Zeit, die wir da durchlebt haben. Eine große und schöne Zeit. Die heutige Zeit ist raschlebend, und ich habe es hier und da empfunden, daß man in der jetzigen Generation kaum noch recht weiß, wie groß diese Zeit war. Jedenfalls merkt man an manchem, was über jene Zeit erzählt und geschrieben wird, daß die Erinnerung daran verwischt ist. Auch von manchem, was über das Zentrum erzählt und geschrieben wird, gilt dies. Ich habe verschiedentlich Darstellungen gelesen, als ob das Zentrum dieser großen Bewegung, der Gründung des deutschen Kaisertums, und was damit zusammenhängt, unfreundlich oder gar feindlich gegenüber gestanden hätte. Das ist eine völlige Unwahrheit, wie ich am besten bezeugen kann, der ich selbst die Zeit mit durchgemacht habe.

Die Begeisterung nach dem französischen Kriege, nach den glorreichen Kämpfen und Siegen, die die Deutschen erfochten hatten, und nachdem im Schlosse zu Versailles das deutsche Kaisertum erstand und die Sehnsucht seiner Zeiten erfüllt war, da war die Begeisterung in ganz Deutschland dieselbe, ganz gleichgültig, bei welchen Richtungen und Ständen, gleichgültig, ob Evangelische oder Katholiken. Es ist dem Zentrum auch vorgeworfen worden, daß es von Anfang an eine dem deutschen Kaisertum entgegenstehende Partei gewesen und als solche entstanden sei. Auch das kann ich aus persönlicher Erfahrung auf das entschiedenste zurückweisen.

Ich habe zu den ersten Gründern der Fraktion gehört, ich sage zu den ersten, weil ich an der späteren Gründung und Feststellung des Programms allerdings nicht mehr habe teilnehmen können, da ich bei dem Kriege in Frankreich beschäftigt war. Die erste Anregung zur Gründung des Zentrums hat die Stellung gegeben, welche die Katholiken zwischen 1860 und 1870 im Deutschen Reichstage und im preußischen Abgeordnetenhause hatten, da die katholische Fraktion zusammengebrochen war und sich über all den Parteien eine recht feindselige Stimmung gegen die katholischen Mitglieder fühlbar machte. Das veranlaßte Hrn. v. Mallinckrodt, mit verschiedenen Katholiken, die im öffentlichen Leben standen, aber nicht alle seine politischen Anschauungen geteilt hatten, in Verbindung zu treten und anzuregen, daß es mit Rücksicht auf diese Stimmung, die auch nach außen bereit bei dem Moabiter Klostersturm Ausdruck gefunden hatte, notwendig sei, um diesen Gefahren entgegen zu treten, zu einer neu zu gründenden politischen Partei zusammen zu treten. Diese sollte es sich zur Aufgabe machen, die Forderungen der christlichen Weltanschauung und namentlich der Katholiken zu vertreten. Zu dieser Besprechung war auch ich eingeladen, und wir waren in einem kleinen Städtchen Westfalens, in Ahlen, zusammengekommen, um das Programm festzustellen, das Mallinckrodt vorgelegt hatte. Wir einigten uns alle bis auf einen.

Das war im Sommer 1870, also vor dem französischen Krieg. Der Vorwurf, daß das Zentrum sich durch Abneigung gegen das preußische Kaisertum gebildet habe, fällt darum in sich zusammen, weil bereits im Sommer 1870 die Grundlage für das Zentrum gelegt wurde, ein klarer Beweis, daß die Gründung des Zentrums mit der Feindseligkeit gegen das deutsche Kaisertum nichts zu tun hatte.

Wir sind gerade bei der Beratung des ersten Reichstages mit derselben Begeisterung zusammengekommen, wie alle anderen, mit der gleichen Begeisterung haben wir den Einzug unserer siegreichen Truppen geschaut. Gewiß, es läßt sich nicht leugnen, daß bald nach Eröffnung des Reichstages eine andere Stimmung entstand, aber diese Stimmung ist uns aufgedrungen worden. Gerade weil wir an der christlichen Weltanschauung festhalten wollten, wurden wir gezwungen, jenen Kämpfen entgegen zu treten. Wir haben den Kulturkampf nicht hervorgerufen, sondern wir waren gezwungen, ihm mit aller Kraft entgegen zu treten. Damals hatten wir keine angenehme Stellung, denn wir waren ja „absolute Reichsfeinde". Nicht nur in Preußen, sondern auch überall im Reiche und im gesellschaftlichen Berlin wurden wir als solche behandelt. Im Reichstage wurde uns nicht einmal zu irgend einer Kommission oder Abteilung ein Vorsitzender oder Stellvertreter zugebilligt. Die Kämpfe haben lange Jahre gedauert, aber wir können sagen, daß wir sie siegreich bestanden haben, zum Wohle nicht bloß der Katholiken, sondern des gesamten Vaterlandes. Es war wirklich ein großartiger Erfolg, wenn man bedenkt, daß ein so großer Staatsmann wie Bismarck eingesehen hat, daß es mit diesen Gesetzen nicht weiter gehe, daß er selbst aus eigener Initiative die Vorlage zur Aufhebung der Gesetze machte. Niemand kann es uns streitig machen, und es ist ein großes Verdienst für die Katholiken und das ganze Volk, weil damit der konfessionelle Friede erst möglich geworden ist."

Dr. von Orterer:

„.... Ich möchte namens der Fraktionen, die hier so freundlich begrüßt worden sind, einen innigen, warmen, herzlichen Dank sagen, beginnend von der Westmark, von Elsaß-Lothringen, das, spät erst dem Mutterlande wieder gewonnen, treue Waffenbrüderschaft gehalten hat mit der Zentrumsfraktion und auch mit den Brüdern im Osten und im Norden. Und danach, am rechten Ufer des herrlichen deutschen Rheins, da sitzen die braven Badenser. Wacker heißt nur einer, aber alle sind es, dann die Württemberger, verschieden in der Tonart — feiner die einen, gröber die anderen. Aber Ritter sind sie alle, ohne Furcht und Tadel. Und die Bayern! Es schickt sich nicht, daß ich sie lobe; aber die Geschichte beweist es: Sie stehen allezeit in Treue fest! Für sie sage ich Ihnen einen besonders herzlichen Dank, sage Ihnen für unseren heimgegangenen Führer, den wir in diesen Tagen verloren haben, unter den Guten der besten einer! Alle Fraktionen, die ich genannt habe, und die braven Hessen dazu, die hellen Auges sehen trotz aller Sprüche. Sie alle danken Ihnen schönstens für Ihre gütige und liebenswürdige Einschätzung. Wir haben zum großen Teile auf gleichem Felde gearbeitet und jedenfalls nach dem gleichen Muster. Wenn wir nicht genau Bescheid wußten, wie wir es zu halten hatten, dann haben wir in Berlin, obschon wir Bayern sind, Rat gesucht und gefunden, und so soll es gehalten sein und bleiben für alle Zeiten. So salutieren wir alle deutschen Brüder, alle Fraktionen im Reiche vor der makellosen, vom Feinde nie erstürmten Zentrumsfahne. Sie weht heute noch wie vor vierzig Jahren auf einem festen Turm, beschirmt von einem treuen, christlich-katholischen Volke, von Männern und Helden, die auf die Fahne geschrieben haben: „Mut und Klugheit, Treue und Einigkeit", über alles aber ein unentwegtes Gottvertrauen. Und kommen die Stürme von fern und nah, von hoch und nieder, von erklärten Feinden und von zweifelhaften Freunden, dann stehen wir auf der Mauer und sagen: „Dieser Turm sei unverletzt, und unverletzt die Fahne im Kampfe um die größten Güter der Nation, um die größten Güter des gläubigen Volkes!" .... Ob wir Bayern sind oder Württemberger oder Badenser oder Elsaß-Lothringer — ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennend und Gefahr! Wir sind überzeugt, daß alles in der Gegenwart in guter Hut sich befindet, und daraus leiten wir ab die zuversichtliche Hoffnung für die Zukunft."

Dr. Schädler:

„.... Ein denkwürdiger Tag, das vierzigste Geburtsfest der Zentrumsfraktion! Mit vollem Recht wurde heute die Geschichte der Zentrumsfraktion entrollt. Stürme sind hingebraust über das Zentrum, und es hat festgestanden. Auch dem gegenwärtigen Ansturm, der mit schwarzen Lügen das Blaue vom Himmel herunter operiert. Auch gegen diesen Ansturm, dessen ist die Vergangenheit der beste Beweis, werden die Männer, werden die Wähler des Zentrums fest bleiben. In einem feierlichen Augenblicke wie dem heutigen bedarf es nicht der Aufforderung: Treue um Treue! Nein, denen, die seit vierzig Jahren uns Treue hielten, wird auch die Partei die Treue halten bis zum letzten Atemzug. Es wurde schon darauf hingedeutet, daß unsere intimen Feinde sich den Kopf zerbrochen: woher diese Einheit, woher diese Einigkeit und Geschlossenheit in der Zentrumspartei! Sie fabulieren sich alle möglichen und unmöglichen Gründe zusammen; aber eins vergaßen sie: daß sie selber mit die allerbesten Hammergesellen gewesen sind. Und sie wollen es trotzdem nicht verstehen, wenn man ihnen sagt: Gott wird euch hoffentlich noch recht lange für uns erhalten! In der Zeit, als jenes schönes Wort die Runde machte: „Wir haben Frankreich vom Kaiser befreit — jetzt gilt es Rom zu entpetern" — zu jener schönen Zeit, als das mit mehr Offenheit als Klugheit gesagt wurde — da wollen wir die Wurzel suchen. Und diesem Ansturm gegenüber, der in das Heiligste des Menschen eingriff, hat die eine und geschlossene Weltanschauung sich bewährt, die die Zentrumspartei getragen hat. Und diese Einheit und Einigkeit haben noch einen anderen Punkt: In jener Zeit erwuchs noch etwas, — allerdings auch als eine Frucht gegen den Willen derjenigen, die den Kampf bis aufs Messer führen wollten, im sogenannten Kulturkampf: es war die Zentrumspresse, die den Namen hinausgetragen hat. Selbst klein und unbedeutend im Anfang — im Kampfe ist sie groß geworden. Während den Verkündern der göttlichen Wahrheit der Kanzelstuhl verboten war, ist die Presse, ist jedes Blatt zu einem Predigtstuhl geworden, von dem aus die Wahrheit und Belehrung, die politische und wirtschaftliche Belehrung des ganzen Volkes ausgegangen. Darum, wie der unerschütterlichen Phalanx unserer Wähler, so auch unserer wackeren Zentrumspresse, die das Predigtamt ausgeführt hat, innigsten und herzlichsten Dank auch an diesem Tage."

Dr. von Daller †.

Wir schließen diese Auslese aus den bei der Jubelfeier des Zentrums gehaltenen Reden mit dem politischen Testamente, das der kürzlich verstorbene Vorsitzende der Zentrumsfraktion der bayerischen Kammer, Prälat Dr. von Daller, hinterlassen hat. Er richtet am Schlusse seiner letztwilligen Verfügung folgende ergreifende Worte an die Zentrumspartei:

„Allen meinen Freunden und namentlich den politischen danke ich herzlich für alle Liebe und treue Freundschaft. Ich sende ihnen, aus diesem Leben im Vertrauen auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit scheidend, die herzlichsten Grüße und bitte, mir zu verzeihen, wenn ich je einen verletzt oder ihm nicht ein gutes Beispiel gegeben hätte, und meiner im Gebete zu gedenken. Mögen sie alle treu und standhaft bleiben in der Liebe zur hl. katholischen Kirche, zum engeren und weiteren Vaterlande, zum angestammten Fürstenhause und in der unermüdlichen Sorge für das wahre Wohl des christlichen Volkes. Innig bitte ich meine politischen Freunde, an deren Spitze ich lange Jahre in Bayern zu stehen die ehrenvolle Aufgabe hatte, die Einheit in den politischen Grundsätzen unserer Zentrumspartei mit allen Kräften zu erhalten, stets das große Ganze gegenüber zu einseitig betonten Einzelinteressen zu schützen, niemals wegen Mängel oder Fehler einzelner die Partei und ihre Grundsätze büßen zu lassen, niemals wegen kleiner Fragen sich auch grundsätzlich zu spalten.

Mögen sie nie vergessen, daß nur Festhalten an Grundsätzen, Standhaftigkeit und Geduld in der Arbeit bleibende Früchte wie für den einzelnen, so für unser christliches Volk, vertreten durch die bayerische wie deutsche Zentrumspartei, bleibende Früchte bringen und stets neue Lebenskräfte erwecken kann."

Lenzgruss.

Sonnenglitzern, Morgenhimmel —
Silbergrün der Neckar fliesst.
Grosses Wecken geht durch Wälder,
Das den Lenz auf Bergen grüsst.

Sei willkommen, froher Bote,
Zieh zu Tal mit Festgesang,
Grüss' dich wieder als Bekannten,
Sei uns Gast und bleib uns lang!

Singen lass die Vogelscharen
Lenzfroh uns ein Waldkonzert.
Lenzfest sei in allen Wipfeln,
Lenzesfreud an jedem Herd!

Löscht das Feuer aus im Ofen,
Machet alle Fenster auf,
Denn der Frühling kommt gegangen.
Heil dir, Lenz, im Siegeslauf!

Eugen Mack.

Zum Zwischenfall Dr. Heim.

Nur höchst ungern nimmt der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" von den zwischen dem Abg. Dr. Heim und der Zentrumsfraktion des Reichstags schwebenden Erörterungen Notiz, aber dieselben haben durch eine peinliche Preßpolemik und durch die Selbstverteidigung Dr. Heims gelegentlich der Kalidebatte im Reichstag einen öffentlichen Charakter erlangt. Nachdem der Reichstag sich in der Kalifrage selbst, also bezüglich der künftigen Verteilung der Kali-Propagandagelder, im wesentlichen ganz im Sinne der Forderungen Dr. Heims, die auch die Forderungen des Zentrums sind, also für eine gleichmäßige Berücksichtigung aller, auch der kleinen bäuerlichen Organisationen ausgesprochen hat, ist der äußere Anlaß des Streites, die Beschwerde darüber, daß Dr. Heim vom Zentrum nicht in die Kali-Kommission entsandt wurde und deshalb — unter dem Eindruck großer Verstimmung — das ihm von den Polen angebotene Mandat annahm, praktisch hinfällig geworden. Ob die relativ seltene Anwesenheit Dr. Heims in Berlin, soweit sie nicht durch Krankheit zu erklären ist, Ursache oder Wirkung der von Dr. Heim so sehr beklagten häufigen Uebergehung seiner Person bei der Zusammensetzung wichtiger Kommissionen gewesen ist, läßt sich vom Redaktionstische aus nicht entscheiden.

Daß sozusagen am Vorabende eines überaus schwierigen Wahlkampfes, des schwierigsten vielleicht, den die Zentrumspartei jemals zu bestehen hatte, zugleich auch noch als mißtönende Ouvertüre zu dem im übrigen so herrlich verlaufenen vierzigjährigen Jubiläum der Zentrumsfraktion diese öffentliche Auseinandersetzung zwischen dem Abg. Dr. Heim und dem Fraktionsvorstand hat stattfinden können, wird in allen Parteikreisen aufs schmerzlichste bedauert. Man fragt sich, ob es denn gar kein Mittel gab, um nötigenfalls unter schweren Opfern den schadenfrohen Gegnern — von den Freunden ganz abgesehen — dieses peinliche Schauspiel zu ersparen. Eine „hochgeschätzte Seite" spricht in der „Schlesischen Volkszeitung" ein wahres Wort aus: „Ich frage nun gar nicht, mir ist es sogar sehr gleichgültig, in diesem Augenblick, wer in den Einzelfällen recht hat, wer nicht." In der Tat! In diesem Augenblick müssen alle anderen Gesichtspunkte hinter dem eisernen Gebot der geschlossenen Einigkeit zurücktreten.

Daß Dr. Heim, wie die meisten Kraftnaturen, neben großen, unschätzbaren Vorzügen auch große Fehler hat, weiß er selbst vielleicht am besten, und wissen vor allem die ihm näher stehenden Freunde, die unter seinem turbulenten Wesen, unter seiner rauhen Außenseite nicht wenig zu leiden haben und ihn oft behandeln müssen wie ein rohes Ei. Unter dieser kantigen, ungebärdigen Außenseite verbirgt sich aber — man mag sagen, was man will — ein tiefes Gemüt und als ultima ratio ein ausgeprägtes religiöses Pflichtgefühl. Seine gewaltigen Verdienste um die Organisation des Bauernstandes und die ungeheuere Werbekraft, die von seiner Person ausgeht, wiegen vieles andere auf.

Wer, wie der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", im Frühjahr 1907, als Dr. Heim so schwer krank war und fortgesetzt an beängstigenden Herzanfällen litt, mit ihm näher verkehrt hat, beurteilt sein explosives Temperament vielleicht etwas milder. Und eines wird auch die kühlste, besonnenste Natur dem Abg. Dr. Heim nachfühlen können: seine grenzenlose Erregung, wenn seine persönliche Uneigennützigkeit auch nur leise angezweifelt wird. Zweimal hat Dr. Heim gehässigen Gegnern vor Gericht Gelegenheit geboten, seine ganze geschäftliche Tätigkeit mit Röntgenstrahlen zu durchleuchten, und ist glänzend gerechtfertigt aus diesen Prozessen hervorgegangen. Die parteioffiziösen Verlautbarungen in der Berliner CPC. sind aber zunächst wohl allgemein dahin verstanden worden, daß Dr. Heim als Abgeordneter persönliche Interessen, und zwar solche materieller Natur, direkt oder indirekt mitsprechen lasse. Diese Deutung ist zwar hinterher auf das bestimmteste in Abrede gestellt worden, aber schon der Hinweis auf seine Stellung als Aufsichtsrat eines Kaliwerkes und auf seinen angeblichen Tantiemenbezug von der Zentralgenossenschaft der Bauernvereine ließen kaum eine andere Deutung zu. Wenn aber Dr. Heim, wie er versichert, keinen roten Heller Tantiemen bezieht, so ist es unverzeihlich, einem Partei- und Fraktionsgenossen gegenüber eine so weittragende Insinuation auszusprechen, ehe man sich absolut zuverlässig darüber vergewissert hat.

Im Interesse des ununterbrochenen Bezuges ersuchen wir um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements. Der Postbestellzettel lag der Postauflage des letzten Heftes bei. Wir wiederholen bei dieser Gelegenheit die innige Bitte an unsere Freunde, durch Mitteilung von geeigneten Adressen, an welche Gratis-Probehefte versandt werden können, die immer weitere Verbreitung der „Allgemeinen Rundschau" nach Kräften zu fördern.

Frühling.

I.

Der Mond schwebt feierlich am Hügelrand
Und giesst sein Licht aus voller Segensschale.
Ein Bahnzug donnert fern durch's junge Land,
Und eine späte Drossel singt im Tale.

Da rührt mich eine Stimme leise an:
„Die Erde blüht in ihrer Schönheit Prangen,
Der Vogel singt, es glänzt der Sterne Bahn.
Und du allein, o Herz, du kannst noch bangen?"

II.

Und eine Amsel sang im frischen Wald,
Als heut' ich ging durch die ergrünten Eichen.
Die Buchenkronen neigten, winddurchhallt,
Sich über'n Pfad mit ihren jungen Zweigen.

Und durch die Wipfel sah ein Wolkenbild,
Floh's wie der Glanz von wehendem Gewande:
Es war das Glück, das königlich und mild
Im Frühlingsschimmer segnete die Lande.

Dr. Lorenz Krapp.

Der katholische Preßverein für Bayern (E. V.).

Von Generalsekretär Dr. Ludwig Müller, München.

„Wir sind gewachsen!" Dieses Jubelwort des unvergeßlichen Weihbischofes Schmitz bei der Katholikenversammlung in Krefeld möchte ich auf den Preßverein anwenden. Ich greife hierbei zur Statistik, zu dürren Ziffern und trockenen Zahlen, weil diese hier wohl eine bessere Sprache reden als klingende schöne Worte und weil sie vielleicht eher den Zweck meiner Zeilen erfüllen helfen, uns Gönner und Freunde zu wecken, die ebenfalls mit Ziffern und Zahlen, kleineren oder größeren, unsere Bestrebungen unterstützen.

Wir sind gewachsen an Vereinen und Mitgliedern. Bekanntlich wurde der Preßverein 1901 anläßlich des berüchtigten Graßmann-Rummels auf Anregung des HH. Prälaten Dr. Triller von Eichstätt gegründet. Sein Zweck ist, unser katholisches Volk vor irreligiöser und unsittlicher Lektüre zu schützen und die katholische Presse und Literatur im weitesten Umfange zu fördern (Zeitungen, Zeitschriften, Einrichtung von Volksbibliotheken, Lesezirkeln und Lesehallen). Bei der Generalversammlung im Herbste 1907 zählten wir schon 73 selbständige Ortsvereine mit 9402 Mitgliedern, bei jener 1910 bereits 151 Einzelvereine mit 14 440 Mitgliedern. Dazu kommen seit Oktober 1910 bis 1. März 1911 wiederum 46 neue Vereine, so daß wir zurzeit 197 selbständige Ortsvereine mit rund 16 000 Mitgliedern zählen. Dazu kommen noch 313 angeschlossene Vereine und Korporationen mit etwa 38 000 Angehörigen.

Wer in Betracht zieht, daß der katholische Preßverein bei seinen Riesenaufgaben für den Mindestjahresbeitrag von 2 M absolut keine materielle Gegengabe gewähren kann, auch keine Heftchen oder etwa eine „freie Benützung der Bibliothek", wer des weiteren bedenkt, daß wohl wenige Vereine so viele und so große regelmäßige Arbeit und Opfer erfordern — man denke nur an Preßagitation und Bibliotheken! — der wird vielleicht eher begreifen, warum man mancherorts trotz schreiendsten Bedürfnisses von der Gründung eines Preßvereins absieht und lieber den Gegner allein arbeiten läßt. Anderseits wird er dem idealen Opfermute aller jener Geistlichen und Laien seine bewundernde Anerkennung nicht versagen, die unter Aufbietung der ganzen Manneskraft in praktische Tat übersetzen, was Exzellenz Nuntius Frühwirth einmal in Worte prägte: „Unter allen Vereinen, die gegenwärtig der Unterstützung wert und würdig sind, halte ich den katholischen Preßverein für den der Unterstützung am würdigsten."

Wir sind gewachsen an öffentlichen Volksbibliotheken, die von Lesern jeden Alters und Geschlechtes, jeder Konfession und Parteirichtung, Mitgliedern wie Nichtmitgliedern, gegen geringes Entgelt benützt werden (5 Pf. pro Buch oder Vierteljahrs-

abonnement zu 25 Pf. für Kinder, 50 Pf. für Erwachsene). Ende 1907 besaßen wir 69 Bibliotheken mit 66150 Bänden und 234900 ausgeliehenen Büchern, Ende 1910 ihrer 162 mit 137923 Bänden Bestand und 446414 Ausleihungen. Wir haben uns also in drei Jahren mehr als verdoppelt. Und heute, am 12. März, errichten wir unsere 14. Bibliothek in München, unsere 200. in Bayern, als „Luitpoldbibliothek". Auch die Bücherbestände und Benützungen sind entsprechend gewachsen. Wie notwendig diese öffentlichen Bibliotheken sind, die alles literarisch Wertvolle aufnehmen, soferne es nicht gegen katholischen Glauben und christliche Sitte verstößt, das zeigt die Ausleihziffer: viele haben 5000, 10000 und 15000 Bände ausgegeben. Es hat Würzburg 23676, Bamberg 25045, München-Donnersbergerstraße 27189, Regensburg 30000, Augsburg 32783, München-Karlstraße 48900 Einzelbände im letzten Jahre ausgeliehen. Und wenn wir noch dazu konstatieren können, daß unsere Ortsvereine im letzten Jahre 55,152 *M* für ihre Bibliotheken aufbrachten, sollen wir da nicht mit wohlberechtigtem Stolze es verkünden: „Wir sind gewachsen!"

Auch den Münchener Ortsverein allein genommen gilt es: Wir sind im Vormarsch! Und zwar ganz allein aus eigener Kraft. Die fünf Bibliotheken des Münchener Volksbildungsvereins, die „rund 28000 Bände" ausgeliehen haben, erhielten durch die Stadt München für Miete, an Barzuschuß usw. im Vorjahre 5910 *M*, heuer 6055.40 *M*. Unser vorjähriges Gesuch wurde ohne jede Begründung abgelehnt, obwohl unsere zwölf Bibliotheken — darunter drei im Jahre 1910 neugegründete — 134428 Bände ausgeliehen haben, jene in der Donnersbergerstraße allein 27189, die in der Karlstraße allein 48900.

Trotz allem: „Wir sind gewachsen!" Auch unsere Lesezirkel florieren und in den sechs öffentlichen Lesehallen liegen 68 Zeitungen und 186 Zeitschriften auf.

Ganz besonders und über alles Erwarten gewachsen sind Gott sei Dank die Aufwendungen für die Tagespresse. Eine Reihe von Zeitungen sind bei Uebergang in neue Hände unserer Sache erhalten oder neu für uns gewonnen worden. Bis jetzt wurden von der Zentrale rund 200000 *M* lediglich für diese Zwecke verausgabt, nicht mitgerechnet die nicht weniger hohen Aufwendungen einzelner Ortsvereine, die auch durch Errichtung von Agenturen für katholische Zeitungen an Erfüllung des Vereinszweckes mitgearbeitet haben. Doch derlei Sachen macht man, aber man redet nicht im voraus davon. Und wie freudig würden wir erst unser „Wir sind gewachsen!" hinausrufen ins Land und wie herrlich-schön würde erst gearbeitet werden können, wenn die Idee der Gründer Erfüllung gefunden hätte: jeder Geistliche ist Mitglied und jeder sucht wenigstens ein halbes Dutzend Mitglieder aus seinem Bekanntenkreise. 80—100,000 *M* ständen da pro Jahr zur Verfügung! Aber — in vielen und großen Dekanaten zählen wir oft nicht ein einziges Mitglied und der Gesamtprozentsatz speziell der Geistlichen-Mitglieder ist über Erwarten klein.

Doch ich will mit einem schöneren Bilde schließen, mit dem Bekenntnis, das der Präsident des Augsburger Katholikentages in der glanzvollen dortigen Preßvereinsversammlung ablegte und das uns neue Freunde bringen soll: „Ich kann nicht leugnen, daß Bayern mit seinem Preßverein den anderen Staaten weit voran ist, und daß ich die Bayern um ihren Preßverein, der Presse, Bibliothekswesen und Volksbildungsabende umfaßt, schon oft beneidet habe."

Eine bedeutsame Kundgebung wider Schund und Schmutz.

Von F. Weigl, München.

Selten, aber zu eindrucksvollen Kundgebungen zu laden, hat sich der Interkonfessionelle Münchener Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit zum Prinzip gemacht.

Seit mehreren Jahren hat er nur in Ausschußsitzungen und geschlossenen Versammlungen seine Arbeit geleistet; am 20. März ist er wieder einmal mit einer Versammlung vor die breite Oeffentlichkeit getreten, die durch ihr Milieu wie durch den Inhalt des Dargebotenen gleich wirksam war. Seine Königl. Hoheit Prinz Ludwig hat der Veranstaltung die Ehre seines Besuches erwiesen und damit bekundet, daß es eine wichtige Sache ist, für die der Männerverein streitet.

Gewiß, es sind Fragen, die Volkswohl und Volksgesundheit aufs tiefste berühren; die Führer des Volkes müssen sich um sie kümmern! Außer dem Erben der bayerischen Krone und dessen Hofmarschall Frhrn. v. Laßberg waren u. a. erschienen: Oberkonsistorialpräsident D. Dr. von Bezzel, Abt Gregor Danner O. S. B., die Domkapitulare Ostermünchner, Hartl und Degenbeck, die Oberkonsistorialräte Dr. v. Kelber und Dr. Schmetzer, Ministerialdirektor von Geith, Eisenbahnpräsident von Weigert, General Keim, Bankdirektor Freiherr von Bechmann, Geheimer Justizrat Hohe, die Historienmaler Professoren Fugel und Schleibner, Gymnasialprofessor und evangel. Religionslehrer A. Böhmländer, die Oberregierungsräte Frank und Walser, viele Vertreter von kath. Männervereinigungen und eine größere Anzahl von Mitgliedern des Katholischen Frauenbundes. Auch der Deutsch-Evangelische Frauenbund war vertreten. Eine ganze Reihe von Zentrumsabgeordneten und anderen führenden Männern der Partei hatten sich wegen der gleichzeitigen Jubiläumsfeierlichkeiten des Zentrums in Berlin entschuldigen müssen. Etwa 1200 Besucher füllten die weiten Saalräume.

Landtags- und Reichstagsabgeordneter Frhr. von Freyberg, der I. Präsident des Vereins, eröffnete die Versammlung mit einer herzlichen Begrüßung, in der er vor allem betonte, daß der diskrete Charakter der Arbeiten des Vereins zunächst eine Behandlung derselben in geschlossenen Versammlungen nahe lege. Der Verein könne aber auch der breiten Oeffentlichkeit Rechenschaft dafür ablegen, daß er die übernommene Aufgabe in energischer Tätigkeit fördere. Besonders habe sich der II. Präsident, Chefredakteur Dr. Armin Kausen, durch unerschrockene und unermüdliche Arbeit im Verein und besonders auch in seiner „Allgemeinen Rundschau" verdient gemacht. Die Versammlung quittierte diese Anerkennung mit lebhaftem Beifall, worauf der Redner noch begründete, wie der Verein durch sein Heraustreten an die Oeffentlichkeit von Zeit zu Zeit Aufklärung über die Gefahren, die unserem Volke und besonders der Jugend drohen, in weiteste Kreise tragen wolle. Der Verein sage sich dabei: die Gefahr erkennen heiße soviel als ihr entgegentreten, denn wer einmal Einblick in die Schäden, die uns drohen, erhalten habe, der müsse es als seine Pflicht ansehen, sich an dem großen Kampfe zu beteiligen.

Solche Aufklärungsarbeit zu leisten, war der außerordentlich packende und gediegene Vortrag des Gymnasialprofessors **Dr. Karl Brunner aus Pforzheim** vorzüglich geeignet. Er führte u. a. aus:

Herder sagt einmal: „Ein Buch hat oft auf eine ganze Lebenszeit einen Menschen gebildet oder verdorben." Die Wahrheit dieses Satzes gilt heute mehr denn je. Der Kampf gegen Schund und Schmutz in Wort und Bild ist zu einer Volksbewegung geworden. Immer lauter und allgemeiner erschallt der Kampfruf. Das kann seinen Grund nur darin haben, daß es sich hier um eine Frage der Volksgesundheit, des allgemeinen Volkswohls handelt: nicht um literarische und ästhetische Fragen handelt es sich, sondern die höchsten sittlichen Ideale unseres Volkes stehen auf dem Spiel. Hier liegen zugleich auch die Grenzlinien für unseren Kampf: da, wo wahre Literatur und Kunst beginnt, hört unser Kampf auf. Er richtet sich gegen Dinge, die in gleicher Weise der Kunst wie der Sittlichkeit feind sind, Dinge, die gerade die Kunst hindern, ihre hohe göttliche Mission zu erfüllen. Kunst und Literatur werden dabei nur als Deckmantel mißbraucht; mit überraschender Naivität schenken aber weite Kreise denen Glauben, die im Namen von Kunst und Literatur den schlimmsten Verrat an deren hohen Idealen begehen. Nicht anders ist es mit sogenannter Wissenschaft, besonders auf dem Gebiet des Sexuallebens. Unter wissenschaftlicher Flagge werden da unerhörte Gemeinheiten in die breiten Massen geworfen und die Grundsätze schrankenlosesten Auslebens popularisiert. Dem gegenüber erheben wir die Forderung straffster sittlicher Selbstzucht, mit der die Zukunft des Volkes steht und fällt. Diesen Gedanken zu popularisieren, ist eine unserer ersten Pflichten im Kampf gegen Schmutz und Schund.

Das ganze System der Schund- und Schmutzerzeugnisse beruht in erster Linie auf einem raffinierten Geschäftsgeist, der aus allem Geld zu machen versteht unter Ausbeutung der niederen Instinkte; von diesem Gesichtspunkt ist alles erklärlich. Und zwischen Schund- und Schmutzware ist im Grund genommen kein anderer Unterschied als der, daß der Schund bei gleicher destruktiver Tendenz gegenüber den sittlichen Forderungen diesen Charakter weniger cynisch offen zur Schau stellt, um nicht die Grenze des gesetzlich Erlaubten zu überschreiten. Das würde das Geschäft beeinträchtigen, das würde keine solche Massenproduktion in breiter Oeffentlichkeit ermöglichen. Aber gerade darum ist die Schundliteratur besonders gefährlich, weil ihre unsittlichen Tendenzen dem naiven Auge nicht ohne weiteres erkenntlich sind. Das gilt vor allem von der Gruppe der Schundliteraturerzeugnisse, die sexuelle Fragen berühren.

Hier wird nicht nur mit aufdringlicher Roheit der Schleier von den Geheimnissen des Geschlechtslebens gerissen, sondern es werden zumeist perverse Vorstellungen schlimmster Art, wie man sie aus den skandalösen Vorgängen der letzten Zeit durch die Presse kennt, im jugendlichen Empfinden geweckt. Das ist geradezu ein

Verbrechen an unserer heranwachsenden Jugend in moralischer wie in physischer Beziehung. Eine andere Gruppe von Schundliteratur sind die Geschichten, die Grauen und Gruseln erwecken und durch furchtbares Entsetzen (Gespenster-, Friedhof-, Irrenhausszenen usw.) die Seele des Lesers aus dem Gleichgewicht bringen. Die dritte Gruppe sind die berüchtigten Detektiv- und Verbrechergeschichten wie Nic Carter u. a. Hier wird durch eine scheinbar moralische Tendenz nicht selten die Tatsache zu verschleiern gesucht, daß der Hauptreiz für den Leser im Raffinement gehäufter Verbrechen liegt; und da erfahrungsgemäß gerade diese Hefte in riesigen Massen verschlungen werden, muß ihre Wirkung eine geradezu verheerende sein.

Die Wirkung solcher Lektüre auf die empfängliche Seele der meist jugendlichen Leser ist eine nachhaltig verderbliche. Keiner, der in ihrem Bannkreis gewesen, kann diesem schädigenden Einfluß entgehen. Latent wird somit eine ungeheure Verwüstung angerichtet. Das seelische Gleichgewicht wird empfindlich gestört; und je nach der Sensibilität des Lesers steigern sich die furchtbaren Eindrücke von den Nachtseiten des Lebens bis zum Wahnsinn, zum Selbstmord. Nicht gar so selten auch führt der Nachahmungstrieb zum Verbrechen. Auf jeden Fall muß der frivole Grundsatz der Helden dieser Geschichten vom „Va banque-Spielen auf dem grünen Tische des Lebens" (Alles oder Nichts! — Millionär oder Bettler! — Herrscher oder Sklave!) die langjährige Erziehungsarbeit von Haus und Schule untergraben und völlig zunichte machen. Gilt es doch die niedrigsten Instinkte in der Menschenbrust aufzupeitschen und, wenn wir solchem verbrecherischen Treiben nicht Einhalt tun, die ganze künftige Generation, statt sie mit Idealen zu erfüllen und zu begeistern für die höchste sittliche Selbstzucht, der Roheit und Sinnlichkeit in die Arme zu treiben. Und statt einer tatkräftigen, dem Kampf ums Dasein gewachsenen Nachkommenschaft wird ein schwächliches Geschlecht groß werden, das mit überhitzter Phantasie seinen Reiz im Abenteuerlichen und Abnormen findet, das den Maßstab für die nüchterne Wirklichkeit verloren hat, das nicht einmal mehr den gesunden Sinn besitzt, zu unterscheiden zwischen Gut und Böse, zwischen wahrem Heldentum und schwindelhafter Mache, zwischen ernster Pflichterfüllung und gespreizter Großmauligkeit.

Auch die Anzeigen verwerflicher Bücher und Bilder, die durch die Presse bis tief in die Familien eindringen, wirken mit ihrer skrupellosen Spekulation auf Dummheit und Gemeinheit im höchsten Grade destruktiv.

Aber unser Volk will nicht etwa, wie man oft hört, solche literarische Kost; nein, wer an der Volkserziehung, an der Volksbildungsarbeit mitwirkt, muß den Optimismus haben, an den guten Kern unseres Volkes zu glauben. Die unheimliche Ausbreitung der Schundliteratur ist vielmehr ein Beweis von der Wirkung der Verführungskunst gegenüber der Naivität und Unerfahrenheit der Leser. Den Jugendlichen und den in diesen Dingen urteilslosen Kreisen unseres Volkes als den Opfern schamloser Verführung gilt unsere Arbeit, unsere Sorge, unser Kampf. Wir wollen nicht diejenigen bevormunden, die in voller Kenntnis der Verhältnisse Gemeinheit und Schmutz absichtlich aufsuchen. Wo aber diese Schandprodukte mit frecher Aufdringlichkeit denen sich darbieten, die sie gar nicht wollen, da müssen wir mit ganzer Kraft dagegen ankämpfen. Hier muß auch vom Staat aufs nachdrücklichste Schutz und Hilfe gefordert werden, daß wenigstens die Schaustellung von Schundliteratur gesetzlich verboten wird.

Unser Kampf ist außerordentlich schwer; und gar mancher Gutgesinnte läßt fast in Verzweiflung über die Nutzlosigkeit aller Anstrengungen die Hände ermüdet sinken. Wenn es aber wahr ist, daß unser Volk im Kerne noch gesund ist, dann müssen wir auch den Glauben an den Erfolg unserer Arbeit hochhalten, so gut wie wir das Vertrauen nicht verlieren dürfen, daß das Gute in der Welt dem Schlechten nicht endgültig unterliegen darf. Ganz ausrotten werden wir Schmutz und Schund niemals können, wohl aber kann und muß es uns gelingen, ihn aus der Oeffentlichkeit in seinem frech aufdringlichen Wesen zurückzudrängen in die verborgenen Winkel, wo er nur ein bescheidenes Dasein führen kann für diejenigen, die ihn direkt suchen. Wir können aber nur Erfolge erzielen, wenn wir eine starke öffentliche Meinung in unserem Sinne zu schaffen vermögen, mit der alle öffentlichen Faktoren, Behörden und Presse, unbedingt rechnen müssen. Und so sehr auch das ganze Problem ein Massenproblem ist, gelöst kann es nur werden durch hingebende, treue Arbeit des Einzelnen. So viel passiv Bedrohte, so viel aktive Mitkämpfer! Der Schwerpunkt des ganzen Kampfes, an dem Schule, Vereine usw. natürlich auch einen großen Anteil haben, muß in der Familie liegen. Herrscht hier das ideale Vertrauensverhältnis zwischen Eltern und Kindern, dann kann sich jener unheimliche Miterzieher nicht zwischen sie eindrängen. Und hier gebührt der Frau ein besonderer Platz in der Reihe unserer Kampfgenossen.

Die ganze Frage muß vom Standpunkt eines großen Gesamtproblems betrachtet werden, vom Standpunkt der Verantwortlichkeit unserer jetzigen Generation vor der künftigen. Die Schund- und Schmutzliteratur ist nur ein Symptom einer großen dekadenten Gesamterscheinung. Die höchsten Daseinswerte, der Idealismus im besten Sinne des Wortes, den wir noch von unseren Vätern überkommen haben, droht für die kommende Generation verloren zu gehen, wenn wir uns nicht mehr, als es bisher geschieht, unserer Verantwortung bewußt werden, wenn wir nicht mit ganzem Ernst und Eifer diesen heiligen Kampf um das Wohl unserer Jugend, um die Zukunft unseres Volkes führen.

Der eineinhalbstündige Vortrag und die sich anschließende Demonstration der Bilder (Beispiele und Gegenbeispiele) wurden mit ungeteiltem Interesse aufgenommen, und wiederholter spontaner Beifall bekundete, wie der Redner den Kontakt mit der Hörerschaft zu schließen verstand.

Frhr. von Freyberg konnte deshalb auch mit herzlichen Worten des Dankes an den Redner den Abend beschließen. Der gewaltige Beifall, der sich erhob, als der Vorsitzende S. K. H. dem Prinzen Ludwig ehrerbietigsten Dank aussprach, möge in der Richtung wirksam werden, daß recht viele in gleicher Weise sich für die Sache interessieren und sie namentlich auch durch ihren Eintritt in die Abwehrorganisation praktisch unterstützen.

Zur Geschichte der hl. Kommunion.

Die Dekrete Papst Pius' X. über die tägliche Kommunion der Erwachsenen und die frühere Kommunion der Kinder haben die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Geschichte der hl. Kommunion gelenkt, denn der Papst erklärt ausdrücklich, daß er keine Neuerungen einführen, sondern nur an die alte Praxis wieder anknüpfen wolle. Leider war die Kenntnis von dieser alten Praxis in weiteren Kreisen eine sehr geringe, so daß die Ueberraschung erklärlich ist, die die erwähnten päpstlichen Dekrete vielfach auch bei Katholiken hervorgerufen haben. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß in jüngster Zeit zwei Schriften in zweiter Auflage erschienen sind, die hierüber wertvolle Aufklärung bieten, nämlich Gerhard Rauschens „Eucharistie und Bußsakrament in den ersten sechs Jahrhunderten der Kirche" und in der bekannten Sammlung „Glaube und Wissen" (Butzon & Berker, Kevelaer), Heft 2: „Die heil. Kommunion im Glauben und Leben der christlichen Vergangenheit" von Dr. Jakob Hoffmann. Gerade das letztere, im besten Sinne populäre Büchlein verdient das Interesse der weitesten Kreise. Es bietet im ersten Kapitel, das von der Verheißung und Einsetzung des Altarssakramentes handelt, eine gediegene exegetisch-dogmatische Grundlage und im zweiten Kapitel einen dogmengeschichtlichen Ueberblick einerseits über die beständige Lehre der Kirche, anderseits über die widerspruchsvollen und unhaltbaren Aufstellungen der Gegner. Das dritte Kapitel ist zunächst liturgischen Inhalts, indem es den äußeren Verlauf der Kommunionfeier schildert; besonders aktuell ist dessen 2. Teil, der vom Empfang der hl. Kommunion durch die Gläubigen handelt. In den ersten drei Jahrhunderten pflegten alle Gläubigen, die dem eucharistischen Gottesdienste beiwohnten, jedesmal auch die hl. Kommunion zu empfangen, wenn sie nicht als Büßer davon ausgeschlossen waren. Daraus folgt für das erste Jahrhundert für die Gemeinde in Jerusalem (Apg. 2, 46) eine tägliche Kommunion, für die anderen Gemeinden wenigstens eine wöchentliche (am Sonntag). Im 2. Jahrhundert kommen dazu die Samstage, die Fasttage und die Festtage der Martyrer, fürs 3. Jahrhundert bezeugt Cyprian in Afrika (vielleicht auch Klemens von Alexandrien und Origenes) wieder die tägliche Kommunion. Es war die Zeit der Verfolgung und ohne Zweifel war es gerade die tägliche Kommunion, die die Christen für das Martyrium gestärkt und begeistert hat. Deshalb war ihnen auch gestattet, das Allerheiligste mit nach Hause zu nehmen, dort aufzubewahren und zu genießen. Dieser Gebrauch ist noch am Ende des 4. Jahrhunderts für Rom vom hl. Hieronymus bezeugt. Im Abendland hat sich die tägliche Kommunion als Regel bis ins 5. Jahrhundert erhalten, im Morgenland beginnen bereits im 4. Jahrhundert die Klagen über Abnahme des Eifers. Kirchliche Vorschriften forderten nunmehr wöchentliche oder wenigstens jährlich dreimalige Kommunion, bis das 4. Laterankonzil (1215) das heute noch geltende Gebot der jährlich mindestens einmaligen Kommunion aufstellte. Gemäß dem alten Gebrauche, Taufe, Firmung und Kommunion zu verbinden, wurde auch den Kindern unmittelbar nach der Taufe die hl. Kommunion (unter der Gestalt des Weines) gereicht; sie waren auch später davon nicht ausgeschlossen und erhielten sie regelmäßig im Falle schwerer Erkrankung. Das 4. Laterankonzil hat aber nur denen, die zu den Jahren der Unterscheidung gekommen sind, den jährlichen Kommunionempfang zur Pflicht gemacht. Das spätere Mittelalter zeigt im Kommunionempfang eine große Lauheit, der gegenüber das Konzil von Trient den Wunsch aussprach, es möchte bei jeder hl. Messe auch ein Teil der Gläubigen kommunizieren. Das 4. Kapitel unserer Schrift bietet die Nutzanwendung: es handelt von der Anbetung des Allerheiligsten und der Vorbereitung auf die hl. Kommunion. Möge das Büchlein, das ebenso durch Gediegenheit des Inhaltes wie durch Klarheit und Wärme der Darstellung ausgezeichnet ist, auch in der 2. Auflage recht weite Verbreitung finden! Dr. Scharnagl

Knospen.

Und Beete weiss ich, die voll Knospen sind,
In Vorstadtgärten tannengrünumheckt,
Die schauern leis im frischen Frühlingswind
Und warten, bis ein Sonnenstrahl sie weckt.

Krokus und Tulpen, Hyazinthenpracht,
Und Veilchen, die verträumt im Grase steh'n,
Die gern, aus tiefem Winterschlaf erwacht,
Ins Leben streuten ihrer Düfte Weh'n.

Und sehnend harrt auf goldnes Sonnensprüh'n,
Das warm und leuchtend durch die Zweige rinnt,
Die junge Weide, deren Schleiergrün
Zart wie ein Hauch den schanken, Stamm umspinnt.

Schon prüft die Amsel ihrer Stimme Klang
Und schmettert jubelnd ein Fortissimo,
Vom kahlen Wipfel tönt der Lenzgesang
Der ersten Stare, hell und heimatfroh.

Das Herz ist seliger Erwartung voll
Und harrt in Sehnsucht, einer Knospe gleich,
Des jungen Frühlings, der da kommen soll
Als Held und Herrscher in sein Königreich.

Josefine Moos.

Zu Karl Domanigs 60. Geburtstage.

3. April 1911.

Von E. M. Hamann-Scheinfeld i. Mittelfranken.

Des öfteren bin ich nach dem Grunde gefragt worden, weshalb ich, die dem nordischen Küstenlande Entstammte, den Sohn der Tiroler Berge als Dichter so gut verstehe. Ja, wie es so gekommen ist, — ich denke mir eben, Mutter Natur hat zwischen den wetterumwogten Meeres- und Alpenanwohnern viel mehr starke Fäden innerer Zugehörigkeit geknüpft als man gemeinhin anzunehmen pflegt. Und dann: schon in der Kindheit galt mir kein Geschichtsheld höher denn Andre Hofer. Als ich nun endlich, vor Jahren, Domanigs große Trilogie in Händen hielt, sie in einem Zuge las und darauf zuckenden Auges das Buch hinlegte, da klang's in mir: „Wesensverwandt. Nur daß ein Großer unmittelbar spricht und du, in ergriffener Ehrfurcht, ihm lauschest."

Unmittelbar muß ein derartiger Dichter weniger Worte, kernig knappsten Vortrages verstanden werden, um richtige Wertung zu erfahren. Aber nicht nur ein jeweiliger einzelner, ein ganzes Volk kann solch unmittelbar, ob in einem Falle wie diesem auch vorwiegend unbewußt Verstehender sein: bei günstigen Zeitumständen. Just diese hat Domanig nicht gehabt, aber will's Gott, können und sollen sie ihm noch werden.

Die „Allgemeine Rundschau" hat sich wiederholt mit Karl Domanig beschäftigt. Zuletzt von anderer Seite, in einem ausführlichen Hinweise auf mein Domanig-Büchlein[1]) und, von mir selbst, in einem Artikelchen über die eindringend überarbeitete Neuausgabe der Trilogie. Nun öffnet unsere Zeitschrift abermals ihre Spalten für ein allerdings kurz zu haltendes Wort zur Feier des 60. Geburtstages, den „Tirols Klassiker" am 3. April ds. Js. begeht.

Seit 1740 waren „Tiroler, Männer und Frauen aus dem Pustertal, dem Unterinntal und Stubaital, lauter kerndeutsches Blut", wie er selbst erzählt, seine Vorfahren. Als Enkel zweier hervorragender Tiroler Freiheitskämpfer: Elias Domanigs und Anton Obrists, als Sohn hochachtbarer Eltern ist er „recht eigentlich im Herzen Tirols": zu Sterzing, geboren. „In der Poesie dieser Kleinstadt aufgewachsen", heißt es in seinem literarischen Selbstporträt (Gral), „früh vertraut mit allen Bergen der Umgebung, die ich als Knabe schon mit der Büchse durchstreifte, als Kind schon befreundet mit jenem homerischen Bauernvolk von Pfitsch, Gupp, Elzenbaum — da wundert dich, daß mir das Deutschtum und das Tirolertum im Blute sitzt!" Als zwölfjähriger Junge konnte er bereits einen selbsterlegten Geier von nahezu zwei Metern am Haustor annageln lassen. „Ganz Sterzing bestaunte die Tat des jungen Schützen."[2]) — sie mag als symbolisch für den späteren literarischen Meisterschützen gelten. Die dichterische Veranlagung war ihm, so recht dem „Sohn der Mutter", durch diese zugekommen. In ihren Adern floß Poetenblut: Hans Obrist, der bekannte patriotische Bauerndichter, war ihr Bruder.

Erst 1900 verlor Karl Domanig seine herrliche Mutter, die nach dem schon 1870 eingetretenen Tode des wackeren Gatten allein des Jünglings Schickung geleitet hatte. Er war ein begabter, katholisch-markiger, zunächst freilich nicht allzu eifriger Student. Die Dichterpsyche regte früh ihre Schwingen, auffällig kräftig schon zu Nutz und Frommen seiner Innsbrucker Burschenschaft „Austria", die ihm bald „zur Poesie" wurde und der er später mit seinem vertrauten Freunde Dr. Ad. Bruder glanzvoll präsidierte. 1872/73 sah ihn an der Universität Straßburg, 1873/75 im Germanikum zu Rom, von wo er, als ein Selbstgeläuterter und -Gereifter, mit dem Doktorhute der Philosophie heimkehrte. In Innsbruck widmete er sich während der nächsten Jahre Parzival- und Walther-Forschungen[3]), 1876/78 gab er den unter seiner Leitung ideal-hochstehenden „Tiroler-Kalender", zuletzt auch noch die von Edmund v. Wörndle gezeichneten historischen „Tiroler Karten" heraus, beides Unternehmungen, denen seine Liebe zum Volke warm entgegenkam. Inzwischen führten ihn ein paar Reisen nach Oberitalien und in die Schweiz. 1880 erhielt er vom Unterrichtsministerium ein auf vier Monate lautendes Reisestipendium: da ging es nach Toskana, Umbrien, Rom und dann endgültig nach Wien. Hier begann er den kunst- und literaturgeschichtlichen Unterricht an jugendliche Mitglieder des Kaiserhauses, der sich ununterbrochen über mehr als zwanzig Jahre hinzog. 1884 wurde er als Kustosadjunkt am k. k. Münz- und Antikenkabinett angestellt. 1887 zum Kustos I. Klasse, 1900 zum Vorstand, 1906 zum wirklichen Regierungsrat, 1910 zum Direktor befördert. Er ist ein musterhafter Beamter an Gewissenhaftigkeit, Fleiß und Geist, wie das auch seine Fachschriften beweisen.[4])

Am 25. Februar 1894 hatte sich Domanig das Beste heimgeholt, das ihm das Leben an irdischem Glück bereithielt: seine Gattin Irmgard, Tochter des Wiener Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Ad. Müller. Neun Jahre später gründeten sie sich durch Ankauf eines alten Herrenhauses mit großem Garten zu Klosterneuburg ein festes, äußerlich und innerlich echt tirolisches, vorbildliches Heim, das allgemach eine zehnköpfige Kinderschar belebte.

So auf den ersten Blick erscheint Domanig als vor Ungezählten in mannigfacher Weise bevorzugt. Aber er hat zu tragen. Abgesehen von den Beraubungen, die Tod und sonstige Fügung (darunter schwere eigene Krankheit) ihm brachten: hart mußte doch all die Zeit, trotz seiner großen, heldenhaften Geduld, das Ver- und Nichterkanntwerden auf ihm lasten. Er hat freilich öffentliche Ehren geerntet, darunter den Preis der Schwestern Fröhlich-Stiftung, einen Ehrenpreis des Unterrichtsministeriums und den ersten Dichterpreis des niederösterreichischen Landtages. Aber was dieser Hochbegabte und Hochedle mit ganzer Seele und allen Kräften anstrebte: seinem heißgeliebten Volke als Dichter ein „vates" zu sein, das ist ihm in der ihm gebührenden Ausdehnung noch nicht geworden. Woran das liegt? — Dörrer sagt in der erwähnten Broschüre: „Daß gegnerische Kritik und Schrift sich über Domanig ausschweigt, begreift man bei seinem zielbewußten, tatkräftigen Streben. Daß Freunde des Volkes, der deutschen Nation und des katholischen Glaubens . . . ihren Mann nicht richtig einschätzen, liegt vielleicht in der Zeitströmung, der Kunst- und Genußrichtung, von der wir alle nicht unbeeinflußt bleiben. Wiederum aber eigentlich darin, daß Domanig eine viel zu ehrliche, gerade, vorkämpferische Natur in der Großstadt blieb, daß er sich fernhielt von Mode, Journalistik, Politik . . ." Das „vielleicht" wäre meiner Ansicht nach in ein „gewiß" umzuwandeln: die Welt ist jetzt zu ungesund, um unbeirrbare Gesundheit im Künstlertum mit Sicherheit und Freude herauszufinden und zu genießen. Schon vor Jahren hat eine heute gefeierte Autorität: Baron Alfred Berger, von Domanigs Dramen gesagt, die Zeit für sie werde „mit der Bühne für das echte Volk kommen" — die noch nicht da ist; nur schüchterne Anfänge regen sich. Hierzu tritt ein im Publikum allgemein vorherrschender, ausgesprochener Mangel an Begeisterungsfähigkeit, eine beklagenswerte Zwiespältigkeit im politischen Leben Tirols und — ja, ein entschiedenes äußeres Mißgeschick.

Da übernimmt der bekannte Direktor des Wiener Raimundtheaters, Adam Müller-Guttenbrunn, freudig den „Gutsverkauf", läßt ihn einstudieren — und muß unmittelbar vor der Aufführung seinen Posten verlassen. Da durchschaut, angesichts des Jubiläumsjahres, der vielgenannte Direktor Erl-Innsbruck den Wert der Trilogie und bewirbt sich um eine Subvention von 15 000 Kronen

[1]) Unsere Dichter: Sammlung von Monographien. Bändchen 2. Karl Domanig. Studie von E. M. Hamann. Ravensburg, Friedr. Alber, geb. ℳ 1.50.

[2]) Siehe Anton Dörrers warmherzige, treffliche Studie „Karl Domanig" im Märzheite der „Frankfurter Broschüren".

[3]) Siehe die damit zusammenhängenden Veröffentlichungen: „Parzival-Studien", „Wolfram von Eschenbach und seine Gattin", „Der Gral des Parzival", „Der Klosenaere Walthers von der Vogelweide".

[4]) Siehe unter seinen zahlreichen numismatischen Veröffentlichungen besonders die bahnbrechende Studie über „Peter Flötner" sowie die Prachtwerke „Porträtmedaillen des Erzhauses Oesterreich" und „Die deutsche Medaille in kunst- und kulturhistorischer Hinsicht".

Verbrechen an unserer heranwachsenden Jugend in moralischer wie in physischer Beziehung. Eine andere Gruppe von Schundliteratur sind die Geschichten, die Grauen und Gruseln erwecken und durch furchtbares Entsetzen (Gespenster-, Friedhof-, Irrenhausszenen usw.) die Seele des Lesers aus dem Gleichgewicht bringen. Die dritte Gruppe sind die berüchtigten Detektiv- und Verbrechergeschichten wie Nic-Carter u. a. Hier wird durch eine scheinbar moralische Tendenz nicht selten die Tatsache zu verschleiern gesucht, daß der Hauptreiz für den Leser im Raffinement gehäufter Verbrechen liegt; und da erfahrungsgemäß gerade diese Hefte in riesigen Massen verschlungen werden, muß ihre Wirkung eine geradezu verheerende sein.

Die Wirkung solcher Lektüre auf die empfängliche Seele der meist jugendlichen Leser ist eine nachhaltig verderbliche. Keiner, der in ihrem Bannkreis gewesen, kann diesem schädigenden Einfluß entgehen. Latent wird somit eine ungeheure Verwüstung angerichtet. Das seelische Gleichgewicht wird empfindlich gestört; und je nach der Sensibilität des Lesers steigern sich die furchtbaren Eindrücke von den Nachtseiten des Lebens bis zum Wahnsinn, zum Selbstmord. Nicht gar so selten auch führt der Nachahmungstrieb zum Verbrechen. Auf jeden Fall muß der frivole Grundsatz der Helden dieser Geschichten vom „Va banque-Spielen auf dem grünen Tische des Lebens" (Alles oder Nichts! — Millionär oder Bettler! — Herrscher oder Sklave!) die langjährige Erziehungsarbeit von Haus und Schule untergraben und völlig zunichte machen. Gilt es doch die niedrigsten Instinkte in der Menschenbrust aufzupeitschen und, wenn wir solchem verbrecherischen Treiben nicht Einhalt tun, die ganze künftige Generation, statt sie mit Idealen zu erfüllen und zu begeistern für die höchste sittliche Selbstzucht, der Roheit und Sinnlichkeit in die Arme zu treiben. Und statt einer tatkräftigen, dem Kampf ums Dasein gewachsenen Nachkommenschaft wird ein schwächliches Geschlecht groß werden, das mit überhitzter Phantasie seinen Reiz im Abenteuerlichen und Abnormen findet, das den Maßstab für die nüchterne Wirklichkeit verloren hat, das nicht einmal mehr den gesunden Sinn besitzt, zu unterscheiden zwischen Gut und Böse, zwischen wahrem Heldentum und schwindelhafter Mache, zwischen ernster Pflichterfüllung und gespreizter Großmauligkeit.

Auch die Anzeigen verwerflicher Bücher und Bilder, die durch die Presse bis tief in die Familien eindringen, wirken mit ihrer skrupellosen Spekulation auf Dummheit und Gemeinheit im höchsten Grade destruktiv.

Aber unser Volk will nicht etwa, wie man oft hört, solche literarische Kost; nein, wer an der Volkserziehung, an der Volksbildungsarbeit mitwirkt, muß den Optimismus haben, an den guten Kern unseres Volkes zu glauben. Die unheimliche Ausbreitung der Schundliteratur ist vielmehr ein Beweis von der Wirkung der Verführungskunst gegenüber der Naivität und Unerfahrenheit der Leser. Den Jugendlichen und den in diesen Dingen urteilslosen Kreisen unseres Volkes als den Opfern schamloser Verführung gilt unsere Arbeit, unsere Sorge, unser Kampf. Wir wollen nicht diejenigen bevormunden, die in voller Kenntnis der Verhältnisse Gemeinheit und Schmutz absichtlich aufsuchen. Wo aber diese Schandprodukte mit frecher Aufdringlichkeit denen sich darbieten, die sie gar nicht wollen, da müssen wir mit ganzer Kraft dagegen ankämpfen. Hier muß auch vom Staat aufs nachdrücklichste Schutz und Hilfe gefordert werden, daß wenigstens die Schaustellung von Schundliteratur gesetzlich verboten wird.

Unser Kampf ist außerordentlich schwer; und gar mancher Gutgesinnte läßt fast in Verzweiflung über die Nutzlosigkeit aller Anstrengungen die Hände ermüdet sinken. Wenn es aber wahr ist, daß unser Volk im Kerne noch gesund ist, dann müssen wir auch den Glauben an den Erfolg unserer Arbeit hochhalten, so gut wie wir das Vertrauen nicht verlieren dürfen, daß das Gute in der Welt dem Schlechten nicht endgültig unterliegen darf. Ganz ausrotten werden wir Schmutz und Schund niemals können, wohl aber kann und muß es uns gelingen, ihn aus der Oeffentlichkeit in seinem frech aufdringlichen Wesen zurückzudrängen in die verborgenen Winkel, wo er nur ein bescheidenes Dasein führen kann für diejenigen, die ihn direkt suchen. Wir können aber nur Erfolge erzielen, wenn wir eine starke öffentliche Meinung in unserem Sinne zu schaffen vermögen, mit der alle öffentlichen Faktoren, Behörden und Presse, unbedingt rechnen müssen. Und so sehr auch das ganze Problem ein Massenproblem ist, gelöst kann es nur werden durch hingebende, treue Arbeit des Einzelnen. So viel passiv Bedrohte, so viel aktive Mitkämpfer! Der Schwerpunkt des ganzen Kampfes, an dem Schule, Vereine usw. natürlich auch einen großen Anteil haben, muß in der Familie liegen. Herrscht hier das ideale Vertrauensverhältnis zwischen Eltern und Kindern, dann kann sich jener unheimliche Miterzieher nicht zwischen sie eindrängen. Und hier gebührt der Frau ein besonderer Platz in der Reihe unserer Kampfgenossen.

Die ganze Frage muß vom Standpunkt eines großen Gesamtproblems betrachtet werden, vom Standpunkt der Verantwortlichkeit unserer jetzigen Generation vor der künftigen. Die Schund- und Schmutzliteratur ist nur ein Symptom einer großen dekadenten Gesamterscheinung. Die höchsten Daseinswerte, der Idealismus im besten Sinne des Wortes, den wir noch von unseren Vätern überkommen haben, droht für die kommende Generation verloren zu gehen, wenn wir uns nicht mehr, als es bisher geschieht, unserer Verantwortung bewußt werden, wenn wir nicht mit ganzem Ernst und Eifer diesen heiligen Kampf um das Wohl unserer Jugend, um die Zukunft unseres Volkes führen.

Der eineinhalbstündige Vortrag und die sich anschließende Demonstration der Bilder (Beispiele und Gegenbeispiele) wurden mit ungeteiltem Interesse aufgenommen, und wiederholter spontaner Beifall bekundete, wie der Redner den Kontakt mit der Hörerschaft zu schließen verstand.

Frhr. von Freyberg konnte deshalb auch mit herzlichen Worten des Dankes an den Redner den Abend beschließen. Der gewaltige Beifall, der sich erhob, als der Vorsitzende S. K. H. dem Prinzen Ludwig ehrerbietigsten Dank aussprach, möge in der Richtung wirksam werden, daß recht viele in gleicher Weise sich für die Sache interessieren und sie namentlich auch durch ihren Eintritt in die Abwehrorganisation praktisch unterstützen.

Zur Geschichte der hl. Kommunion.

Die Dekrete Papst Pius' X. über die tägliche Kommunion der Erwachsenen und die frühere Kommunion der Kinder haben die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die Geschichte der hl. Kommunion gelenkt, denn der Papst erklärt ausdrücklich, daß er keine Neuerungen einführen, sondern nur an die alte Praxis wieder anknüpfen wolle. Leider war die Kenntnis von dieser alten Praxis in weiteren Kreisen eine sehr geringe, so daß die Ueberraschung erklärlich ist, die die erwähnten päpstlichen Dekrete vielfach auch bei Katholiken hervorgerufen haben. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß in jüngster Zeit zwei Schriften in zweiter Auflage erschienen sind, die hierüber wertvolle Aufklärung bieten, nämlich Gerhard Rauschens „Eucharistie und Bußsakrament in den ersten sechs Jahrhunderten der Kirche" und in der bekannten Sammlung „Glaube und Wissen" (Butzon & Berker, Kevelaer), Heft 2: „Die heil. Kommunion im Glauben und Leben der christlichen Vergangenheit" von Dr. Jakob Hoffmann. Gerade das letztere, im besten Sinne populäre Büchlein verdient das Interesse der weitesten Kreise. Es bietet im ersten Kapitel, das von der Verheißung und Einsetzung des Altarssakramentes handelt, eine gediegene exegetisch-dogmatische Grundlage und im zweiten Kapitel einen dogmengeschichtlichen Ueberblick einerseits über die beständige Lehre der Kirche, anderseits über die widerspruchsvollen und unhaltbaren Aufstellungen der Gegner. Das dritte Kapitel ist zunächst liturgischen Inhalts, indem es den äußeren Verlauf der Kommunionfeier schildert; besonders aktuell ist dessen 2. Teil, der vom Empfang der hl. Kommunion durch die Gläubigen handelt. In den ersten drei Jahrhunderten pflegten alle Gläubigen, die dem eucharistischen Gottesdienste beiwohnten, jedesmal auch die hl. Kommunion zu empfangen, wenn sie nicht als Büßer davon ausgeschlossen waren. Daraus folgt für das erste Jahrhundert für die Gemeinde in Jerusalem (Apg. 2, 46) eine tägliche Kommunion, für die anderen Gemeinden wenigstens eine wöchentliche (am Sonntag). Im 2. Jahrhundert kommen dazu die Samstage, die Fasttage und die Festtage der Martyrer, fürs 3. Jahrhundert bezeugt Cyprian in Afrika (vielleicht auch Klemens von Alexandrien und Origenes) wieder die tägliche Kommunion. Es war die Zeit der Verfolgung und ohne Zweifel war es gerade die tägliche Kommunion, die die Christen für das Martyrium gestärkt und begeistert hat. Deshalb war ihnen auch gestattet, das Allerheiligste mit nach Hause zu nehmen, dort aufzubewahren und zu genießen. Dieser Gebrauch ist noch am Ende des 4. Jahrhunderts für Rom vom hl. Hieronymus bezeugt. Im Abendland hat sich die tägliche Kommunion als Regel bis ins 5. Jahrhundert erhalten, im Morgenland beginnen bereits im 4. Jahrhundert die Klagen über Abnahme des Eifers. Kirchliche Vorschriften forderten nunmehr wöchentliche oder wenigstens jährlich dreimalige Kommunion, bis das 4. Laterankonzil (1215) das heute noch geltende Gebot der jährlich mindestens einmaligen Kommunion aufstellte. Gemäß dem alten Gebrauche, Taufe, Firmung und Kommunion zu verbinden, wurde auch den Kindern unmittelbar nach der Taufe die hl. Kommunion (unter der Gestalt des Weines) gereicht; sie waren auch später davon nicht ausgeschlossen und erhielten sie regelmäßig im Falle schwerer Erkrankung. Das 4. Laterankonzil hat aber nur denen, die zu den Jahren der Unterscheidung gekommen sind, den jährlichen Kommunionempfang zur Pflicht gemacht. Das spätere Mittelalter zeigt im Kommunionempfang eine große Lauheit, der gegenüber das Konzil von Trient den Wunsch aussprach, es möchte bei jeder hl. Messe auch ein Teil der Gläubigen kommunizieren. Das 4. Kapitel unserer Schrift bietet die Nutzanwendung: es handelt von der Anbetung des Allerheiligsten und der Vorbereitung auf die hl. Kommunion. Möge das Büchlein, das ebenso durch Gediegenheit des Inhaltes wie durch Klarheit und Wärme der Darstellung ausgezeichnet ist, auch in der 2. Auflage recht weite Verbreitung finden! Dr. Scharnagl

Knospen.

Und Beete weiss ich, die voll Knospen sind,
Jn Vorstadtgärten tannengrünumheckt,
Die schauern leis im frischen Frühlingswind
Und warten, bis ein Sonnenstrahl sie weckt.

Krokus und Tulpen, Hyazinthenpracht,
Und Veilchen, die verträumt im Grase steh'n,
Die gern, aus tiefem Winterschlaf erwacht,
Jns Leben streuten ihrer Düfte Weh'n.

Und sehnend harrt auf goldnes Sonnensprüh'n,
Das warm und leuchtend durch die Zweige rinnt,
Die junge Weide, deren Schleiergrün
Zart wie ein Hauch den schanken, Stamm umspinnt.

Schon prüft die Amsel ihrer Stimme Klang
Und schmettert jubelnd ein Fortissimo,
Vom kahlen Wipfel tönt der Lenzgesang
Der ersten Stare, hell und heimatfroh.

Das Herz ist seliger Erwartung voll
Und harrt in Sehnsucht, einer Knospe gleich,
Des jungen Frühlings, der da kommen soll
Als Held und Herrscher in sein Königreich.

Josefine Moos.

Zu Karl Domanigs 60. Geburtstage.

3. April 1911.

Von E. M. Hamann-Scheinfeld i. Mittelfranken.

Des öfteren bin ich nach dem Grunde gefragt worden, weshalb ich, die dem nordischen Küstenlande Entstammte, den Sohn der Tiroler Berge als Dichter so gut verstehe. Ja, wie es so gekommen ist, — ich denke mir eben, Mutter Natur hat zwischen den wetterumwogten Meeres- und Alpenanwohnern viel mehr starke Fäden innerer Zugehörigkeit geknüpft als man gemeinhin anzunehmen pflegt. Und dann: schon in der Kindheit galt mir kein Geschichtsheld höher denn Andre Hofer. Als ich nun endlich, vor Jahren, Domanigs große Trilogie in Händen hielt, sie in einem Zuge las und darauf zuckenden Auges das Buch hinlegte, da klang's in mir: „Wesensverwandt. Nur daß ein Großer unmittelbar spricht und du, in ergriffener Ehrfurcht, ihm lauschest."

Unmittelbar muß ein derartiger Dichter weniger Worte, kernig knappsten Vortrages verstanden werden, um richtige Wertung zu erfahren. Aber nicht nur ein jeweiliger einzelner, ein ganzes Volk kann solch unmittelbar, ob in einem Falle wie diesem auch vorwiegend unbewußt Verstehender sein: bei günstigen Zeitumständen. Just diese hat Domanig nicht gehabt, aber will's Gott, können und sollen sie ihm noch werden.

Die „Allgemeine Rundschau" hat sich wiederholt mit Karl Domanig beschäftigt. Zuletzt von anderer Seite, in einem ausführlichen Hinweise auf mein Domanig-Büchlein[1]) und, von mir selbst, in einem Artikelchen über die eindringend überarbeitete Neuausgabe der Trilogie. Nun öffnet unsere Zeitschrift abermals ihre Spalten für ein allerdings kurz zu haltendes Wort zur Feier des 60. Geburtstages, den „Tirols Klassiker" am 3. April ds. Js. begeht.

Seit 1740 waren „Tiroler, Männer und Frauen aus dem Pustertal, dem Unterinntal und Stubaital, lauter kerndeutsches Blut", wie er selbst erzählt, seine Vorfahren. Als Enkel zweier hervorragender Tiroler Freiheitskämpfer: Elias Domanigs und Anton Obrists, als Sohn hochachtbarer Eltern ist er „recht eigentlich im Herzen Tirols": zu Sterzing, geboren. „Jn der Poesie dieser Kleinstadt aufgewachsen", heißt es in seinem literarischen Selbstporträt (Gral), „früh vertraut mit allen Bergen der Umgebung, die ich als Knabe schon mit der Büchse durchstreifte, als Kind schon befreundet mit jenem homerischen Bauernvolk von Pfitsch, Gupp, Elzenbaum — da wundert dich, daß mir das Deutschtum und das Tirolertum im Blute sitzt!" Als zwölfjähriger Junge konnte er bereits einen selbsterlegten Geier von nahezu zwei Metern am Haustor annageln lassen. „Ganz Sterzing bestaunte die Tat des jungen Schützen."[2]) — sie mag als symbolisch für den späteren literarischen Meisterschützen gelten. Die dichterische Veranlagung war ihm, so recht dem „Sohn der Mutter", durch diese zugekommen. Jn ihren Adern floß Poetenblut: Hans Obrist, der bekannte patriotische Bauerndichter, war ihr Bruder.

Erst 1900 verlor Karl Domanig seine herrliche Mutter, die nach dem schon 1870 eingetretenen Tode des wackeren Gatten allein des Jünglings Schickung geleitet hatte. Er war ein begabter, katholisch-markiger, zunächst freilich nicht allzu eifriger Student. Die Dichterpsyche regte früh ihre Schwingen, auffällig kräftig schon zu Nutz und Frommen seiner Innsbrucker Burschenschaft „Austria", die ihm bald „zur Poesie" wurde und der er später mit seinem vertrauten Freunde Dr. Ad. Bruder glanzvoll präsidierte. 1872/73 sah ihn an der Universität Straßburg, 1873/75 im Germanikum zu Rom, von wo er, als ein Selbstgeläuterter und -Gereifter, mit dem Doktorhute der Philosophie heimkehrte. Jn Innsbruck widmete er sich während der nächsten Jahre Parzival- und Walther-Forschungen[3]), 1876/78 gab er den unter seiner Leitung ideal-hochstehenden „Tiroler-Kalender", zuletzt auch noch die von Edmund v. Wörndle gezeichneten historischen „Tiroler Karten" heraus, beides Unternehmungen, denen seine Liebe zum Volke warm entgegenkam. Inzwischen führten ihn ein paar Reisen nach Oberitalien und in die Schweiz. 1880 erhielt er vom Unterrichtsministerium ein auf vier Monate lautendes Reisestipendium: da ging es nach Toskana, Umbrien, Rom und dann endgültig nach Wien. Hier begann er den kunst- und literaturgeschichtlichen Unterricht an jugendliche Mitglieder des Kaiserhauses, der sich ununterbrochen über mehr als zwanzig Jahre hinzog. 1884 wurde er als Kustosadjunkt am k. k. Münz- und Antikenkabinett angestellt. 1887 zum Kustos I. Klasse, 1900 zum Vorstand, 1906 zum wirklichen Regierungsrat, 1910 zum Direktor befördert. Er ist ein musterhafter Beamter an Gewissenhaftigkeit, Fleiß und Geist, wie das auch seine Fachschriften beweisen.[4])

Am 25. Februar 1894 hatte sich Domanig das Beste heimgeholt, das ihm das Leben an irdischem Glück bereithielt: seine Gattin Irmgard, Tochter des Wiener Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Ad. Müller. Neun Jahre später gründeten sie sich durch Ankauf eines alten Herrenhauses mit großem Garten zu Klosterneuburg ein festes, äußerlich und innerlich echt tirolisches, vorbildliches Heim, das allgemach eine zehnköpfige Kinderschar belebte.

So auf den ersten Blick erscheint Domanig als vor Ungezählten in mannigfacher Weise bevorzugt. Aber er hat zu tragen. Abgesehen von den Beraubungen, die Tod und sonstige Fügung (darunter schwere eigene Krankheit) ihm brachten: hart mußte doch all die Zeit, trotz seiner großen, heldenhaften Geduld, das Ver- und Nichterkanntwerden auf ihm lasten. Er hat freilich öffentliche Ehren geerntet, darunter den Preis der Schwestern Fröhlich-Stiftung, einen Ehrenpreis des Unterrichtsministeriums und den ersten Dichterpreis des niederösterreichischen Landtages. Aber was dieser Hochbegabte und Hochedle mit ganzer Seele und allen Kräften anstrebte: seinem heißgeliebten Volke als Dichter ein „vates" zu sein, das ist ihm in der ihm gebührenden Ausdehnung noch nicht geworden. Woran das liegt? — Dörres sagt in der erwähnten Broschüre: „Daß gegnerische Kritik und Schrift sich über Domanig ausschweigt, begreift man bei seinem zielbewußten, tatkräftigen Streben. Daß Freunde des Volkes, der deutschen Nation und des katholischen Glaubens . . . ihren Mann nicht richtig einschätzen, liegt vielleicht in der Zeitströmung, der Kunst- und Genußrichtung, von der wir alle nicht unbeeinflußt bleiben. Wiederum aber eigentlich darin, daß Domanig eine viel zu ehrliche, gerade, vorkämpferische Natur in der Großstadt blieb, daß er sich fernhielt von Mode, Journalistik, Politik . . ." Das „vielleicht" wäre meiner Ansicht nach in ein „gewiß" umzuwandeln: die Welt ist jetzt zu ungesund, um unbeirrbare Gesundheit im Künstlertum mit Sicherheit und Freude herauszufinden und zu genießen. Schon vor Jahren hat eine heute gefeierte Autorität: Baron Alfred Berger, von Domanigs Dramen gesagt, die Zeit für sie werde „mit der Bühne für das echte Volk kommen" — die noch nicht da ist; nur schüchterne Anfänge regen sich. Hierzu tritt ein im Publikum allgemein vorherrschender, ausgesprochener Mangel an Begeisterungsfähigkeit, eine beklagenswerte Zwiespältigkeit im politischen Leben Tirols und — ja, ein entschiedenes äußeres Mißgeschick.

Da übernimmt der bekannte Direktor des Wiener Raimundtheaters, Adam Müller-Guttenbrunn, freudig den „Gutsverkauf", läßt ihn einstudieren — und muß unmittelbar vor der Aufführung seinen Posten verlassen. Da durchschaut, angesichts des Jubiläumsjahres, der vielgenannte Direktor Exl-Innsbruck den Wert der Trilogie und bewirbt sich um eine Subvention von 15 000 Kronen

[1]) Unsere Dichter: Sammlung von Monographien. Bändchen 2. Karl Domanig. Studie von E. M. Hamann. Ravensburg, Friedr. Alber, geb. M 1.50.

[2]) Siehe Anton Dörrers warmherzige, treffliche Studie „Karl Domanig" im Märzhefte der „Frankfurter Broschüren".

[3]) Siehe die damit zusammenhängenden Veröffentlichungen: „Parzival-Studien", „Wolfram von Eschenbach und seine Gattin", „Der Gral des Parzival", „Der Klosenaere Walthers von der Vogelweide".

[4]) Siehe unter seinen zahlreichen numismatischen Veröffentlichungen besonders die bahnbrechende Studie über „Peter Flötner" sowie die Prachtwerke „Porträtmedaillen des Erzhauses Oesterreich" und „Die deutsche Medaille in kunst- und kulturhistorischer Hinsicht".

bis zum äußersten Termin, 20. Mai: 12 000 werden ihm zugebilligt, aber erst Ende Juni, viel zu spät für eine rechtzeitige Einstellung der Schauspieler, Anschaffung des Bühnenapparats und chronologische Aufführung. Zuerst mußte das dritte Stück: „Hofer", gegeben werden, dessen Première erst am 18. August stattfinden konnte. Ihr folgte am 27. August die des zweiten Teiles: „Straub", und am 14. September, als Festjubel und Fremdenstrom „längst verrauscht" waren, die des ersten und schwersten: „Speckbacher". Und dennoch durfte Direktor Exl melden: „Es war ein großer, stürmischer Erfolg." Vor- und Nachspiel blieben überhaupt weg, und die drei Hauptdramen wurden kein einziges Mal in ihrer Reihenfolge dargestellt, so daß die Trilogie als Ganzes: mit dem ersten Stück als Entstehungsgeschichte, dem zweiten als Gipfel, dem dritten als Ausgang, „gar nicht zur Wirkung kommen" konnte. „Das Beste, das der Dichter gewollt hat, ist von der Bühne herab niemandem klar geworden". — Inzwischen war der Haß gegen den „klerikalen" Dichter und sein Werk versteckt und offen, mitunter in schändlichster Weise, tätig gewesen, aber der Jubel der Freunde wie des Publikums, die rückhaltlose Anerkennung der objektiven, wie auch der ehrlichen politisch-gegnerischen Presse siegten doch ob, so daß Exl sich entschloß, das Gesamtwerk an Deutschlands und Oesterreichs größeren Bühnen im „ganzen Umfange und in möglichster Vollendung aufzuführen", — da erkrankte er in letzter Stunde, und der Plan fiel.

Was nun? Domanig selbst hat einmal gesagt: „Man ißt die Feige vom Baum, die Mispel muß erst lange liegen und sich bräunen, ehe sie schmackhaft wird, und daran kann der Gärtner nichts ändern." Er wartet also heldenmütig ab; wir aber, die wir seinen Vollwert erkennen, wollen das Unsere tun, daß die reife Frucht am Baume seines rastlosen Schaffens noch rechtzeitig erkannt und in Dankbarkeit zu weitgreifendem Segen entgegengenommen wird.

Das gilt in erster Linie von seiner Trilogie, dem „Tiroler Freiheitskampf" (1885/97, einzeln verschiedentlich aufgelegt, 2. Gesamtaufl. 1909, Kösel-Kempten), dieser prachtvoll geschlossenen, lebensprühenden, durchaus volkstümlich-naturwahren, zugleich künstlerisch vertieften Monumentalschöpfung mit einer meisterhaft zusammengefaßten Nationalindividualität als Hauptträger der Handlung: dem ganzen Tiroler Volke. Aus ihm wachsen die drei leuchtendsten Gestalten jener Zeit als die aufragendsten Charaktere der Trilogie hervor, jeder ein echter Mensch an Fehl und Irren, aber jeder auch ein Ueberwinder: als Selbstsieger und, damit eng verbunden, als Landesfeind-Bezwinger. — Das gilt aber auch für Domanigs andere Werke, die der Dichter sämtlich, wie jenes, zunächst dem engeren, dann dem weiteren Vaterlande, den deutschen Stammes-, den Menschheitsbrüdern zur Förderung auf dem nach oben zu leitenden Entwicklungswege gewidmet hat. Ich kann hier wegen Raumbeschränkung nur streifend auf sie hinweisen.

Da sind zunächst die übrigen Dramen, alle drei weit mehr als existenzberechtigt, alle drei gekennzeichnet durch die Adresse an jenes Volk, zu dessen katholischer Weltanschauung und Lebensführung der Autor sich nach eigenem Bekenntnisse durchgekämpft hat und dem er dessen vielfach bedrohte höchste Güter und mit ihnen die eigene Vorbildlichkeit wahren helfen möchte. Da ist der schon genannte „Gutsverkauf" (1889, Wagner-Innsbruck, 1899, 2. Aufl. Jos. Roth-Stuttgart), ein hellklingender Appell zu wachsamer, verteidigungsbereiter Treue gegen die angestammte Scholle, gerichtet an die edelgesinnte Liebe für Heimat und Heim, beides auch in übertragener Bedeutung. F. W. Weber schrieb über das Werk: „Ich wünschte, daß es zehnmal jährlich in jeder Stadt, ja in jeder Dorfscheune aufgeführt werde!" Und Richard Genée, Intendanturrat der Berliner Kgl. Theater, trat werbend für „dies liebenswürdige Schauspiel" ein, das die Bühnen, wie er meinte, sich nicht entgehen lassen dürften. Die Witterung nach „Antisemitismus" aber behielt den Sieg.

1901 erschien „Der Idealist" (Münchener Allgem. Verlagsgesellschaft), von dem der Verfasser im Selbstporträt erklärte: „Es ist ein Vorstoß, den ich, sagen wir als Mann von Kopf und Herz und ehrlicher Deutscher, gegen unser verlottertes Theater unternommen habe. Ich zeige die Ware, die unsere Herren Direktoren verschleißen und schildere die Lieferanten. Ich war auch so unbescheiden, zeigen zu wollen, daß ich selbst (wozu man mich nicht selten ermuntert hat) solche gang und gäbe Stücke zu liefern ja wohl imstande wäre; denn hier gab ich ein modernes, völlig realistisches Stück, das sogar das alte Gesetz der Einheit der Zeit und des Ortes befolgte." Der selbst zur Heim- und Charaktertreue bekehrte Held aber beleuchtet die in dem Stücke künstlerisch ausgelöste Tendenz: „Wenn ich so sehe, wie auf einer Seite hingearbeitet wird auf die Verrohung und den Ruin des Volkes, muß es da nicht als Pflicht erscheinen, entgegenzuarbeiten, hinzuwirken auf die Veredelung des Volkes?"

Wesensähnlich ist „Die liebe Not" (1907, Kösel), mit dem Ton auf dem Beiworte: eine liebe Not, weil sie den echten Menschen und Dichter läutert, erlöst und, am Ende, beseligt. Dieses außerordentlich zeitgemäße und auch gewiß auf lange hinaus so bleibende Künstlerdrama, das Schein und Vollgehalt in Charakter, Kunst und Leben einander gegenüber stellt, enthält viele autobiographische Züge; Domanig-Freunde, Domanig-Forscher (denn solche „Leutchen" muß und wird es geben!) können und müssen daran gesteigerte Freude haben.

Zwei Kleinode epischer Poesie schenkte uns dieser Dichter, der auf allen Gebieten seiner Kunst nach Kränzen greifen darf: den ins Norwegische übersetzten „Abt von Fiecht" (1886, Wagner-Innsbruck, 5. Aufl. 1906, Prachtausgabe 1890), aufgebaut mit so zarter wie markiger Psychologie auf dem verschmolzenen Grunde historischer Tatsächlichkeit und mündlicher „Klostertradition", und das in der „Allgem. Rundschau" schon besprochene „Um Pulver und Blei" (1909, Kösel), eine auf umfassender Geschichtskenntnis und rein menschlicher Einfühlung fußendes Stück Vorgeschichte der großen Erhebung, das nun als kostbare poetische Einführung zur Trilogie vorliegt. Die Disposition hat der Verfasser nach eigenem Worte „sehr genau der Odyssee abgeguckt". Homerischer Geist durchdringt denn auch die von Klarheit, Kraft und Traulichkeit getragene Darstellung, die tirolisches Heldentum in seinem jeweilig persönlichen Wurzelboden aufzeigt.

Als Profanerzähler schuf Domanig das derzeitig viel besprochene Kulturbild „Die Fremden" (1898, Jos. Roth, 2. [illustr.] Aufl. 1900) mit dem gewollt stark herausgearbeiteten Tendenzthema der Bekämpfung tirolischen Fremdenunwesens zu maßvoller, kulturell nicht hemmender, sondern hebender Eindämmung. Das ein Apostolat umschließende Buch steht unmittelbar vor einer Neuveröffentlichung in sorgfältig ausgeglichener Ueberarbeitung. — Durchaus künstlerisch harmonisierend gefaßt sind die abermals wahres, dauerndes Tirolertum, zugleich persönliches inneres Erleben widerspiegelnden „Kleinen Erzählungen" (1893; 2. stark vermehrte Auflage. 1905, Kösel). Eine auf den ersten Blick fast herbe Schlichtheit, die hier und da beinahe nüchtern erscheint, aber aus den Tiefgründen der Lebens- und Kunsterfahrung, der Menschen-, Volks-, Gotteserkenntnis und -Liebe quillt, webt ob und in jedem einzelnen und dem Ganzen. — Ein Volksbuch im eigentlichsten Sinne gab Domanig seinem Volke in dem „Hausgärtlein" (1908, 200 000 Ex., Klagenfurt, St. Joseph-Bruderschaft): Erzählungen, Gedichte, Zusprüche von meisterhafter Ausarbeitung und Einordnung. — Hinweisen möchte ich auf den originellen szenischen „Grobianus Nostramus Tyrolensis" (als Manuskript gedruckt), überblitzt von dem Humor des Lächelns und der Träne.

Auch Lyriker ist Domanig, und zwar ein so gemütsinnig kernhafter, auch wohl mal knorriger, daß Professor Kosch ihn mit Recht einen modernen Freidank nennen konnte. Von allem, was die Sangesmuse ihm während seines ganzen vollbewußten Lebens eingab, hat er in dem derzeit hier von mir empfohlenen „Wanderbüchlein" (1908, Kösel), einem Bändchen von nur 55 Seiten, als lyrischem Lebens- und Bekenntnisbuch zusammengestellt — ein glänzender Beweis, wie dieser gehalten-tiefgründige, heroische Charakter sich selbst gerade in seinem Eigensten zu bescheiden weiß.

Gehalten, tiefgründig, heroisch: ja, das ist Domanig, eine mannhaft kraftvolle, durchaus einheitliche, von Gottes- und Menschenliebe durchglühte und eben darum auch wahrhaft duldsame Persönlichkeit, ein berufener Volksdichter im gehobenen Sinne. In seiner „Stellung als Poet" hat er sich selbst als „zu allererst Tyroler und tirolischen Volksmann" gekennzeichnet. Aber sein Wirken ist, wie alles Echte, Bleibende, keineswegs geographisch begrenzt: so weit die deutsche Zunge klingt und darüber hinaus, zu verwandter, germanischer Art (Amerika, Skandinavien!) findet es seinen Weg, und wird ihn immer mehr, immer eindringender finden. Wir wünschen unserem Domanig noch viele sonnige Lebensjahre mit jenem Erfolg, den nur der wahrhaft große Mensch und Künstler anstrebt. Aber wenn die Zeit irdischer Aussaat und Ernte aufhören wird: daß die feine über das Vergängliche hinaus ins Unvergängliche reifte und reift, muß sich dann unfehlbar bestätigen. — Inzwischen erwarten wir noch „Neues" hier von ihm.

Sebastian Wiesers „Antichrist".[1]

Die Oberammergauer brauchen, nach dem Urteile tüchtiger Kritiker, zur Durcharbeitung und Neubelebung ihres Passionsspieltextes einen Dichter, — ich wüßte einen: Sebastian Wieser, den Verfasser des „Antichrist". Die Oberammergauer Bühne dürfte eines Tages offen stehen für große religiöse Dramen mit jeweiliger zündender Massendarstellung, — ich wüßte eines: Sebastian Wiesers „Antichrist", dessen zweiter, freilich noch ausstehender Trilogieteil: „Jesus Christus", schon jetzt für das Interesse dieser immer künstlerischer sich entwickelnden Gebirgler in Betracht kommt.

Nicht als ob Plan und erster Teil des Werkes bereits der ausschließlichen Rücksichtnahme auf Oberammergau ihre Entstehung dankten. Zweck und Ziel des Verfassers war ausgesprochenermaßen, „vor allem praktisch hinzuarbeiten zur Errichtung einer großen, religiösen Volksbühne". Ach wir haben eine solche so not!

[1]) Der Antichrist. Trilogie mit Vorspiel (und Nachspiel) von Sebastian Wieser. I. Teil: A. Vorspiel: Der Sündenfall, B. Das auserwählte Volk (Drama in 5 Akten). Regensburg 1911. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 8° VIII und 288 S. M 3.80, geb. M 4.60.

Und es ist so beschämend, daß wir uns noch immer vergeblich umschauen nach diesem Merkmal und bedeutenden Förderungsmittel echter, geschlossener Volkskraft.

Die „A. R.“ hat schon in der Weihnachtsbücherschau auf den damals gerade erschienenen I. Teil des „Antichrist“ nachdrücklich hingewiesen. Die in diesem Hinweise vorausgesagte lebhaftere Anteilnahme an dem eigenartigen, großgedachten Bühnenwerke beginnt sich schon zu regen. Das eindruckssichere Organ der „Stimmen aus Maria Laach“ z. B. sagt klar heraus, daß „seit dem Erscheinen von Hlatkys großem dramatischen Gemälde „Weltenmorgen“ unsere deutsche Literatur kein Werk mehr hervorgebracht habe, das in Erhabenheit des Vorwurfes an Wiesers „Antichrist“ heranreiche“, einer „machtvollen Dichtung“, deren Sprache „durchweg dem Stoffe glücklich angepaßt sei“. Sieht man genau zu: welch ein Lob in diesen wenigen Worten! Der Rezensent stößt sich aber, wie mancher andere, an der im Vorspiel beschlossenen Sündenfall-Auffassung (die Wieser ausdrücklich nicht als seine „theologische“ angesehen wissen will) und fürchtet, daß sie einer „Aufführung des Dramas, wenigstens soweit katholische Bühnen in Betracht kommen, mißlich im Wege steht“. Ich kann diese Befürchtung nicht teilen. Erstmals wird der — wie es auch in jener Besprechung heißt — „hochsinnige“ Verfasser nicht von vorneherein jede Umarbeitung abweisen, zudem braucht diese nnr in einer jene heiklen Stellen ausscheidenden Kürzung zu bestehen. Der gute Wille findet seinen Weg, und daß dieser Autor voll des guten Willens nebst entsprechendem Können ist, zeigt das bereits uns von ihm hier Gebotene.

Auf dieses gründlich einzugehen, fehlt in der „A. R.“ der Raum; eine linienarme Skizzierung muß genügen. Die Gesamtdarstellung soll die Menschheit als zwei einander gegenüberstehende Heerlager im Streite für und gegen Gott zeigen, soll die Geschichte des auserwählten Volkes als Geschichte der Menschheit im Kampfe für und gegen den Ewigen dramatisch verlebendigen. Die Führung des Kampfes gegen Gott vertritt Kain, den der Tod unberührt läßt; die Führung Kains übernimmt die Hölle in ihren Häuptern Luzifer und Satan, welche die Verheißung vom Weibe, dessen Same der Schlange den Kopf zertreten soll, nicht ruhen und rasten läßt im teuflischen Ränketum gegen die Ratschlüsse des Höchsten. — In dieser Behandlung des Kain- und Antichristproblems tritt die Ausgestaltung des ersten Brudermörders zum irdisch-unvergänglichen Gotteswidersacher als überraschend neu und schöpferisch hervor. Beigegeben ist Kain sein von ihm geistig vernichtetes Weib Ada, die Verpersönlichung jenes Leidens, „das mit der Menschheit entstanden ist und auch erst wieder mit der Menschheit stirbt“: des Wahnsinns.

Der abgeschlossene erste Trilogieteil, der außer dem Vorspiel vom Sündenfall die fünfaktige Tragödie „Das auserwählte Volk“ umschließt, führt das Paradies und die Austreibung, das Leben der Stammeltern und ihrer Kinder in der Verbannung, den Tod Abels, die Sintflut, Sodomas Schicksal, Israel in Aegypten, auf dem Auszuge und am Sinai sowie Davids Herrschaft, ihre Bedrohung (Absalon) und Festigung vor. Mit der wundervoll besungenen mystischen Einigung Salomos und Sulamits, mit den herrlichen Gesängen des Prophetenchores, der Erscheinung der Jungfrau mit dem Kinde und den messianischen Weissagungen endet der hochinteressante Band, dem noch zwei folgen sollen: „Jesus Christus“ und „Die Kirche“ (Der Kampf Kains und der Hölle gegen den Messias und seine Braut bis in die letzten Zeiten) mit dem Nachspiel „Das letzte Gericht“.

Fürwahr, ein Riesenplan! Ob er aanz austragbar sein wird? Das uns Vorliegende läßt es hoffen. Die Kritik mag mit vollem Recht Fehler finden, Kürzungen, Aenderungen, Feilungen, Verbesserungen verschiedener Art vorschlagen: den wesentlichen Wert wird sie nicht schmälern, nicht kürzen, nicht ändern, nicht einmal eigentlich „bessern“ können. Dieses erste große Drama einer in ihrer Gebiet- und Zeitumspannung einzigartig geplanten Trilogie ist bühnengerecht, eine entsprechend gehobene, jedoch mögliche religiöse Volksbühne vorausgesetzt. Kühn, aber harmonisch sicher, durch- und übersichtlich ist der Aufbau der gewaltigen Handlung, von klarer Zeichnung die stets zureichende, oft großartig motivierte Charakteristik, erstaunlich reich, unmittelbar, als Ganzes dichterisch schön, der jeweiligen Persönlichkeit haarscharf angeschmiegt die Sprache, klang-, kraft- und wechselvoll der Rhythmus, packend die Schilderung, wahr und tief, zart und stark die Ethik dieser gedanken- und empfindungsmächtigen Schöpfung.

Ich meine, es wäre unser aller Pflicht, eine solche Begabung, ein solches Zukunftswerk nicht verkümmern zu lassen. Von unserer Aufnahme hängt, gerade in einem Falle wie diesem, beider Gedeihen ab. Kostbar ist jede echte Kraft, unausdenkbar so die in den Dienst Gottes, des Volkes, der Menschheit gestellte Kraft des berufenen Dichters. M. Lund.

Vom Büchertisch.

Anton Dörrer, „Karl Domanig. Zum 60. Geburtstage des Tiroler Dichters und Volksmannes am 3. April 1911“, Hamm (Westf.) Breer & Thiemann 1911. Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Band XXX. 15. März 1911. Heft 6. Preis des Heftes 50 Pfg. Jahrgang (12 Hefte) ℳ 4 60 einschließlich Porto. — Die Schrift ist ursprünglich als eine Art Nachtrages zu E. M. Hamanns 1909 bei Friedrich Alber-Ravensburg erschienenen Studie „Karl Domanig“ (Unsere Dichter. Sammlung von Monographien. Bändchen 2. Geb. ℳ 1.50) gedacht; doch gibt sie sich völlig als abgeschlossen und unabhängig, kürzere und längere Zitate nach anderen Autoren und zumal aus Domanigs Werken abgerechnet. E. v. Handel-Mazzetti, eine bewundernde Kennerin des tirolischen Dichters, urteilt über Dörrers Broschüre: „Sie ist mit Hamann das Schönste und Wahrste, was ich über Domanig gelesen habe.“ In der Tat empfiehlt sich die Darstellung durch ihre warme Gründlichkeit, ihren schlicht lebensvollen Vortrag. Der Inhalt gliedert sich in drei Hauptkapitel: I. Leben, II. Programm, III. Werke; dieses, das weitaus umfangreichste, in die Unterabschnitte: A. Lyrik, B. Erzählende Dichtungen, C. Dramen. Die endlich allgemeiner erwachende und sich steigernde Anteilnahme an des großen Tirolers Schaffen und Persönlichkeit, die sich auch in der Presse immer reger äußert, ist aufs nachdrücklichste zu begrüßen und nicht zuletzt durch Verbreitung seiner Gesamtschöpfungen sowie der beiden erwähnten biographischen Veröffentlichungen über ihn zu fördern. M. Rast.

An der Grenze der Zivilisation. Südafrikanische Skizzen von Karl Jos. Moerschell. (Würzburg, Kgl. Universitätsdruckerei 1910. Preis gebunden und reich illustriert ℳ 3.—). . . . In bunten Bildern ziehen die wechselvollen Schicksale eines Menschenlebens vor der Seele des Lesers vorüber, dem (während eines zwanzigjährigen, ununterbrochenen Aufenthalts in Südafrika) die Verwirklichung seiner Jugendträume oft hart und sauer ward. . . . Ein prächtiges Buch, an dem namentlich eines äußerst sympathisch berührt, das klare, ruhige, maßvolle Urteil des Verfassers über südafrikanische Zustände und Verhältnisse. Ein Buch, zwischen dessen Zeilen immer wieder Menschengüte hindurchleuchtet, gepaart mit unbeugsamer Energie. Es ist dem Werke des auch stilistisch gewandten Verfassers zu wünschen, daß man unsere Kolonialbehörden an maßgebender Stelle darauf aufmerksam mache, wie ihm selbstverständlich ein recht weiter Leserkreis herzlich zu wünschen wäre. Dr. Klug.

Athanasius Bierbaum: Gottes Wünsche und der Menschen Aengsten wegen der täglichen Kommunion. Dülmen, Laumannsche Buchhandlung. Preis 20 Pfennig. — Das kleine Heftchen möchte auch seinen Teil beitragen, um Gottes und seines Stellvertreters Wünsche zu erfüllen. Der 1. Teil: „Gott will es“ gibt kurz und bündig die kirchliche Lehre über den Empfang der hl. Kommunion. Der 2. Teil: „Fürchtet euch nicht“ ist namentlich für ängstliche Seelen geschrieben und widerlegt schlagend die bekannten Skrupel und Einwände, welche einer ungeregelten Furcht entspringen. Es eignet sich gut zur Massenverbreitung unter dem katholischen Volk. J. Wernado.

Schulrat Eppink: Leitstern auf dem Lebenspfade der katholischen Lehrerin. 2. Aufl. Dülmen, Laumannsche Buchhandlung. Preis brosch. 1.80 ℳ, geb. 2.40 ℳ. — Was der Titel besagt, das ist das Schriftchen in voller Wirklichkeit, ein helleuchtender, führender Stern auf dem manchmal nicht so ebenen Lebenswege der katholischen Lehrerin. Daß der Verfasser wirklich praktische Gedanken und Ratschläge in seinen 20 Abhandlungen über den schönen Beruf bietet, ist bei ihm vorauszusetzen. Denn er steht bereits ein Vierteljahrhundert als Direktor an der Spitze eines katholischen Lehrerinnenseminars. Das Büchlein fand denn auch gleich bei seinem ersten Erscheinen eine wohlwollende Aufnahme, so daß nunmehr eine 2. Auflage notwendig geworden ist. J. Wernado.

Right Rev. John Cuthbert Hedley, O. S. B, Bischof von Newport: Lex Levitarum oder Vorbereitung auf die Seelsorge. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von P. Odilo Stark. 256 Seiten. Preis brosch. ℳ 2 60, geb. ℳ 3.60. Bonifatiusdruckerei, Paderborn 1911. — Englische Kirchenfürsten haben in den letzten Jahrzehnten unsere katholische Literatur mit wahren Perlen bereichert. Die Namen Wiseman und Newman sagen genug. In der „Lex Levitarum“ hat wieder ein englischer Bischof zur Feder gegriffen, um den Priesteramtskandidaten eine Quelle reicher Anregung für die asketische wie intellektuelle Ausbildung zu erschließen: Die Regula pastoralis des hl. Papstes Gregor d. Gr., von welcher der Autor sagt, kein Bischof sollte einem Kandidaten die Hände auflegen, der nicht mit der „Pastoralregel“ bekannt sei. Das Werkchen ist herausgewachsen aus einer Anzahl von Konferenzreden, die der Verfasser vor den Studenten der Philosophie und Theologie im St. Cuthbert-Kolleg, Ushaw, gehalten hat. In unserer Zeit der Unruhe und der Aufregung, wo so mancher junge Geist den richtigen Ruhepunkt nicht finden kann, ist es wahrlich ein hohes Verdienst, auf solche Lehrmeister wie den großen Gregor hinzuweisen. Die Uebersetzung ist ansprechend und fließend. J. Wernado.

P. Dr. Capistran Romeis: Was ist uns Christen die Bibel? Ein Wort zur Bibelfrage an die gebildete Laienwelt. Freiburg 1911. Herdersche Verlagshandlung. Der Rationalismus hat die Bibel ihres göttlichen Charakters völlig entkleidet. Diese ungläubigen Ideen dringen immer mehr ins Volk. Da bietet nun die vorliegende Schrift eine umfassende, religionsgeschichtliche und zugleich positive Apologie des Glaubens an den göttlichen Wahrheitsgehalt des Buches der Bücher. Das Werk ist sehr anschaulich und leicht verständlich geschrieben, zeichnet sich aus durch Schönheit des sprachlichen Ausdrucks und bietet ein reichhaltiges Material für apologetische Vorträge über die moderne Bibelfrage. J. Wernado.

H. Stieglitz: Bausteine zum Einheitskatechismus. (Die Glaubenslehre.) Kempten und München. Jos. Köselsche Buchhandlung. Brosch. M —.60. Ein Einheitskatechismus für ganz Deutschland wäre das Ideal. Ob es je erreicht wird? Die bayerischen Diözesen sind nun daran, P. Lindens Katechismusentwurf für eine vierjährige Probezeit anzunehmen. Der gewiegte Pädagoge und angesehene Münchener Katechet H. Stieglitz bietet in dem zitierten Schriftchen Vorschläge, die auf tiefgründiger Erfahrung beruhen und darum sehr beherzigenswert sind. J. Wernado.

P. Coelestin Muff: Katechesen für die vier oberen Klassen der Volksschule. Im engsten Anschluß an den Thurer (Rottenburger) Katechismus. 3. Band: Katechesen über Gebote und Gebet. Verlagsanstalt Benziger, Einsiedeln 1911. Geb. M 2.80. Dieses Bändchen reiht sich seinen beiden Vorgängern, die überall eine so günstige Aufnahme gefunden, würdig an. In 31 Katechesen, die jedesmal sehr packende Ueberschriften tragen, wird das III. und in 7 weiteren das IV. Hauptstück des Katechismus behandelt. Muff weiß in sehr anziehender, Herz, Gemüt und Verstand anregender Weise zum Kinde zu sprechen. Dabei kommt die Katechismusfrage stets zu ihrem vollen Rechte. J. Wernado.

F. X. Kiefl: Der geschichtliche Christus und die moderne Philosophie. Eine genetische Darlegung der philosophischen Voraussetzungen im Streit um die Christusmythe. Verlag von Kirchheim, Mainz 1911. Preis M 3.80. Unter den Gegenschriften, welche die „Christusmythe" von Artur Drews veranlaßte, hat bislang eine gefehlt. Nun ist sie erschienen und hat eine wirkliche Lücke ausgefüllt. Kiefls Werk geht in die Tiefe und sucht die Wurzeln des ganzen Streites um den historischen Christus in den philosophischen Grundlagen des modernen Denkens aufzudecken. Dabei werden die in der modernen protestantischen Theologie hervorgetretenen philosophischen Haupt- und Unterströmungen einer eingehenden scharfen Kritik unterzogen. Wer ein abschließendes Urteil über diese brennende Frage gewinnen will, muß dieses Buch studieren. J. Wernado.

Pornographie und buchhändlerischer Ehrbegriff.

In dem Artikel „Nochmals: ‚Ein Asyl für Pornographen'?" (Nr. 11, S. 181 f.) ist die auf Grund der Gutachten von Dr. Hirth und Genossen freigegebene „Japanische Erotik" irrtümlich als im Verlage von Hans von Weber in München erschienen bezeichnet. Es handelt sich lediglich um einen lapsus calami. Wie in der „Allgemeinen Rundschau" schon wiederholt festgestellt wurde, erschien die „Japanische Erotik" im Verlage von Piper & Cie. in München. Gleichzeitig sei auf Wunsch festgestellt, daß die Geschworenen seinerzeit Franz Bley von der Anklage, der Herausgabe von „Fanny Hill" schuldig oder — mit dem Wiener Verleger — mitschuldig zu sein, freisprachen.

Mit großem Vergnügen kommen wir schließlich der Bitte des Verlages von Hans von Weber nach, öffentlich mitzuteilen, daß er von jetzt ab jeden, der bei ihm pornographische Bücher oder Bilder bestelle, wegen Beleidigung verklagen werde. Wenn alle Verleger und Buchhändler (auch Hofbuchhändler), die bisher in dem Verdachte standen, mit Pornoliteratur und Pornokunst Geschäfte zu machen, ähnliche Grundsätze in die Tat umsetzen wollten, dann würden die Quellen von Schund und Schmutz bald verstopft sein. Aber bei manchen wird auch in Zukunft die „Kunst", die „Literatur" oder gar die „Wissenschaft" der Pornographie als Deckmantel dienen müssen. Die logische Folge des von Hans von Weber aufgestellten Grundsatzes wird aber auch die sein, daß künftig Künstler, denen die Mitwirkung an einer schamlosen Publikation zugemutet wird, den Verleger, und daß Verleger, denen solche Werke angeboten werden, die betreffenden Literaten und Künstler wegen — Beleidigung belangen. Das würde zur Erhöhung und Verfeinerung des künstlerischen, literarischen und buchhändlerischen Ehrbegriffes sehr erheblich beitragen.

Dr. Otto von Erlbach.

Syrakus.

Von Ernst Alves, Mitglied des K. Hofschauspiels München.

Weiß leuchtet die Kalkmasse des Plemmyrischen Vorberges, und das kleine Inselchen, auf dem die Athener vor der endgültigen Niederlage noch freudig das Siegeszeichen pflanzten, umspült das schimmernde Meer. Friedlich liegt Orthygia im Morgensonnenglanze, Nikias und Lamachos landeten hier mit stolzen Trieren, ihren Weg kreuzen heute die Dampfschiffe nach Malta und Tripolis. Das Blutbad von Floridia steigt im Geiste vor uns auf, wir sehen die Gefangenen in den Latomien schmachten und hören von ihren Lippen die Musik Euripidischer Verse fließen, die den Sieger so begeisterten, daß er ihnen die Ketten löste. Blühende Kakteen überwuchern die Felsen der Steinbrüche, Efeu senkt sich tief hinab auf die Erdsohle, und blaßlaue Blumen säumen ihre Ränder. Verlassen und still ist die heutige Syracusa, eine kleine Provinzstadt ward aus dem „Auge Siziliens", und nur den Träumer und Forscher zieht es noch in die Trümmer einer großen Vergangenheit. Der Blick schweift vom griechischen Theater über eine satte, sanft anschwellende Landschaft, die an Arkadien erinnert und sich im Nebel der Höhen von Castrogiovanni verliert. Des Aetnas Feuerberg dräut zur Linken, purpurne Segel glänzen im Hafen von Augusta, und gleich einem silbernen Bande schlängelt sich der Meeresstreifen die Küste entlang.

Aeschylus stand sinnend auf den obersten Stufen des Theaters, neue Gedanken stiegen in ihm auf und seine „Perser" arbeitete er um, damit sie auf der stolzen Bühne zur Darstellung gebracht werden konnten. Der schönheitsdurstige Hieron berief den Tragödiendichter an seinen Hof, auch Pindar und Simonides lebten freudenvolle Tage in den Gärten der Königsburg, und die Komödien des Epicharm wurden in Syrakus zuerst aufgeführt. Ein kleines Perikleisches Zeitalter war angebrochen, Trasybulos, der Nachfolger Hierons, ward vertrieben, die demokratische Verfassung eingeführt, und die Zeit der Lieder und Gesänge wich stürmischen Kriegsjahren. Sie bilden eins der wichtigsten Kapitel im Geschichtspensum des Tertianers, und lebhaft erinnert sich der nordische Wanderer an die schmachvolle Niederlage Athens und die Regierung der Tyrannen. Auch des großen Mathematikers Archimedes gedenkt er, in weißem Marmor ist sein Andenken der Nachwelt erhalten, dicht beim Brunnen der Arethusa, dessen Papyrusstauden einen gar kläglichen Eindruck hervorrufen, seit durch ein Erdbeben das Wasser salzig geworden ist.

Eine prächtige Allee führt den Hafen entlang, der nur noch dem Frachtenverkehr dient. Gegenüber winken grünsamtene Fluren, zur „kornblumenblauen" Quelle Kyane am Anapo führt der Weg, und seine Säulenstümpfe rühren vom Olympieion her, einem Heiligtum Jupiters aus dem 6. Jahrhundert. Hohe Papyrusstauden kränzen die Ufer des leise plätschernden Flüßchens, die der Landschaft einen eigenartigen Reiz verleihen. Auf dem großen Wiesenplane an der sagenumwobenen Quelle feierten die Syrakusaner das jährliche Fest zu Ehren Proserpinas, der Gattin Plutos. Schmale Fußpfade leiten über Steingeröll und verfallene Gräber zum Euryelos, der Hochwarte des Stadtteiles Epipolae. Von den fünf massiven Türmen sind zwei erhalten, und die unterirdischen Gemächer sind so fest gebaut, daß sie heute noch als Kasematten dienen könnten. In der Nähe des Kastells liegen die berühmtesten Ueberreste aus der Glanzzeit der Millionenstadt, große Rotunden wechseln mit malerischen Steinbrüchen ab, am bekanntesten ist die Latomie des Philosophen, in der der Dichter Philoxenos eingesperrt war, weil er die Verse des Dionysos getadelt hatte. Das Plateau ist schattenlos, wie ein langer Faden windet sich die Wasserleitung, über die Ebene schweift der Blick zur Neapolis, die dem Kult der Demeter und Persephone geweiht war.

Opuntien wachsen in den Steinbrüchen beim Theater, bunt schimmern Magnolien und Azaleen, Latomia del Paradiso ist der Name des herrlichen Felsengartens, der an der Grotte der armen Weber vorüber zum „Ohr des Dionysos" führt, das ein besonderes Interesse unseres Kaisers bei seiner ersten Sizilienfahrt erregte. Die Sage will wissen, daß Dionys in dieser Höhle seine Gefangenen belauschte, eine eigentümliche akustische Wirkung läßt den leisesten Laut mächtig anschwellen, und der Pfiff des Wärters gleicht einem Dampfsignal. Der Südländer liebt es, jede antike Stätte mit einem besonderen Nimbus zu umgeben, hat sich auch lebhaft bemüht, aus dem Gewirr der Grabrotunden die Ruhestätte des Archimedes herauszufinden, doch ist nachzuweisen, daß Cicero sie an einer ganz anderen Stelle wieder entdeckte, als heute dienstfertige Führer angeben.

Die Neustadt erhebt sich auf den Resten der Orthygia, die den ältesten Teil der Königsresidenz bildete, aber außer den Trümmern des Dianatempels nichts Bemerkenswertes aufzuweisen hat. Kleine, enge Straßen haben als Mittelpunkt eine hübsche Barock-Kathedrale, sie erhebt sich auf den Grundmauern des Heiligtums, das dem Lateiner aus Ciceros Rede gegen Verres bekannt ist. Große Schätze für den Altertumsfreund birgt das gegenüberliegende archäologische Museum. Professor Orsi hat mit Verständnis und Liebe die Reste zusammengesucht, und eine reichhaltige Sammlung von Vasen und Münzen des antiken Siziliens ist entstanden. Graf

Landolina hatte schon im Jahre 1804 eine prächtig erhaltene Venus Anadyomene gefunden, er war ja ein hervorragender Kenner des Hellenentums, und Goethe und Seume fanden Gastfreundschaft und geistige Anregung bei ihm. Im Garten seiner Villa findet der Deutsche auch das Grab Augusts von Platen; der unglückliche Dichter lebte in verzehrender Sehnsucht die letzten Monate in Syrakus, sein blutendes Herz fand aber selbst in den Zaubergärten Siziliens keine Heilung, und der kristallblaue Himmel stimmte ihn noch trauriger. Dunkle Zypressen grüßen, und ernste Mönche ziehen ihre Straße, sie hüten die Gräber der ersten Christen, die in den Katakomben schlafen, und nur die hastigen Schritte der Reisenden, die mit dem Bädecker in der Hand umherlaufen, stören den Frieden und die Ruhe der Totenstadt.

Münchener Landschaftsmalerei.

Die retrospektiven Ausstellungen von Berlin und München im Jahre 1906 haben neben vielen anderen Verdiensten auch das gehabt, die Entwicklung der Münchener Landschaftsmalerei des früheren 19. Jahrhunderts klar vor Augen zu stellen. Erst dort haben wir so manchen Meister würdigen, haben wir einsehen gelernt, warum seine Kunst von unseren Großvätern hoch bewertet worden ist. Suchen wir unter den Künstlern der Gegenwart nach solchen, die die Richtung jener Generationen in gerader Linie weiter verfolgen, so sind ihrer nur wenige. Es gehören gar manche Voraussetzungen dazu, die nicht jeder in sich vereinigt: gediegene Kunst der Zeichnung, ein vornehm gerichteter Farbensinn, naturwissenschaftliche Kenntnis, psychologische Tiefe, die das Seelenleben der Landschaft zu verstehen und auszudrücken imstande ist. Goethe hat diese Anforderungen gestellt, und hat einzelne der zeitgenössischen Münchener Landschaftsmeister besonders geschätzt, weil er sah, daß jene Eigenschaften sich in ihnen vereinigten, in ihren Werken sich aussprachen. Das gleiche darf man, unter modernem Gesichtspunkte gefaßt, beispielsweise von der Kunst **Ludwig Bolgianos** anerkennen. Die Gemälde, die er vor einigen Monaten im Kunstverein zeigte, die Zeichnungen, die er jetzt eben dort bringt, berechtigen wohl zu einer solchen Kritik. Bolgiano ist am 20. März 1866 in München geboren. Das Künstlertum lag schon von früheren Generationen her in der Familie und wurde durch engen freundschaftlichen Verkehr mit Malern wie Adam, Heß und anderen, die in der Kunstgeschichte Ruhm genießen, andauernd in lebendigem Empfinden wach erhalten. Zwar wandte sich Bolgiano zuerst dem Studium der Rechtswissenschaft zu, ging aber schon 1889 zur Kunst über. An der Münchener Akademie genoß er den Zeichenunterricht von Prof. v. Hackl, die Privatunterweisung von Friedrich Fehr und August Fink. Noch bevor sein Studium völlig vollendet war, 1898, erschien er im Glaspalaste zum erstenmal. Er brachte ein Bild von der Isar, und wie damals, so ist bis heute seine Kunst der Landschaft zugewandt geblieben. Bolgiano legt Wert darauf, dasjenige stark zu betonen, was den Charakter des Motivs bildet. Er schildert das Gelände, studiert dessen eigentümlich vielfältige Erscheinungen, geht, gerade wie Goethe es verlangt hat, den Bedingungen der geologischen Gestaltung nach. Gern beschäftigt er sich auch mit der Architektur in Verbindung mit der Landschaft, bisweilen unter Verzicht auf letztere. So gedenke ich eines Motivs aus Urach, das Bolgianos feinen Blick für Leben und Sinn des Architekturgebildes beweist. Die Natur mischt sich mit dem Menschenwerk, insofern sie Licht und Luft hergibt und damit bestimmend auf die Farbenwerte einwirkt. In der Landschaft ist es der Baumschlag, der mit Meisterschaft behandelt wird. Unter den technischen Ausdrucksmitteln tritt im allgemeinen das Zeichnerische hervor. Bolgiano selbst mißt dieser Seite seiner Tätigkeit die größere Bedeutung zu. Gerade um dies einmal ganz klar zu machen, hat er die jetzige, nur aus Zeichnungen bestehende Sammlung im Kunstverein ausgestellt. Sie umfaßt Arbeiten aus den letzten zehn Jahren und zeigt die Entwicklung seiner Kunst nach der technischen Seite wie nach jener der geistigen Durchdringung verschiedenster Motive. Um die Vielseitigkeit zu ergründen, mit der die Natur ihre Landschaften bildet, um Vergleiche ziehen zu können, unternimmt der Künstler oft ausgedehnte Reisen. Ihre Früchte zeigen sich auch bei der gegenwärtigen Ausstellung. Man braucht von den Orten, an denen Bolgiano seine Motive gefunden hat, nur Sterzing, Dinkelsbühl, Sylt, Romsdael herauszugreifen, um von dieser Mannigfaltigkeit einen Begriff zu geben. Das meiste ist in Schwarz-Weiß gegeben, einiges in Aquarell. Die letzteren Stücke erinnern wiederum daran, mit welcher Feinheit Bolgiano die Farbe behandelt. Sie ist vornehm, dabei kräftig, bei seinen Gemälden manchmal merkwürdig. Etwa wenn man einen grauen Fußweg in feines Lila gehüllt sieht. Und doch überzeugt man sich bei intimem Studium von der optischen Richtigkeit derartiger Erscheinungen, die zugleich den Gemälden eine seltsame Pikanterie verleihen. Von dem Talente und der eigentümlichen Richtung Bolgianos läßt sich sicher noch vieles erwarten.

Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Strindbergs „Königin Christine" im Schauspielhaus. Nach manchen leichten Erfolgen nahm die Bühne einmal wieder ihre Kräfte zu einer künstlerischen Tat zusammen und bestand mit gutem Glücke. Strindbergs Drama weist geniale Einzelzüge auf, die sich freilich für mein Gefühl nicht völlig zu zwingender Einheit formen, aber vielleicht liegt dies daran, daß wir unsere geschichtliche Kenntnis nicht ausschalten können, denn die geschichtliche „Christine" ist doch größer, wie diejenige Strindbergs. Man kennt die Tendenz Strindbergs, des „Weiberhassers". Er will beweisen, daß die Frau für ernste Arbeit unfähig sei, da ihr alles zum Liebesspiel werde. Wir sehen in dem Drama, das in der Art Shakespearescher Historien die Begebenheiten langer Jahre in kurze Theaterstunden zwingt, nichts von den genialen Anfängen von Christinens Regierung, in der später durch Günstlinge eine Mißwirtschaft eintrat. Strindbergs Christine ist ein gekröntes Gänschen, deren „Kinderstubenpolitik' in ihrem Interesse ganz hinter allerhand Liebeleien zurücktritt, bis sie eine Leidenschaft erfaßt, in die sie sich verstrickt und dadurch ihre Abdankung herbeiführt. Vieles wird nur aphoristisch gestreift, so wird der historisch nicht geschulte Zuschauer sich wundern, wenn im letzten Akt Oxenstjerna die Abdankende beschwört, dem Glauben, für den ihr Vater fiel, treu zu bleiben und nicht katholisch zu werden. Christine erwiedert, daß ihr Vater für Glaubensfreiheit gekämpft habe und sie diese für sich in Anspruch nehme. Ihre scharfe Dialektik will zu ihrem früheren töricht-kindlichen Geplauder nicht recht passen; sie schließt an das religiöse Bekenntnis auch ein politisches. Sie habe die Staatsgelder nur deshalb verschwendet, weil es doch nur gestohlenes deutsches Gut gewesen, denn von ihrer Mutter her habe sie sich immer als Brandenburgerin gefühlt. Ihre Weissagung, daß die Zukunft nicht in Schweden, sondern an der Spree läge, paßt wieder nicht zu ihrem Bilde. — Die jähen Stimmungswechsel von Christinens problematischem Charakter machte Frl. Schaffer in hohem Grade glaubhaft; eine sorgfältige Regie und eine die kleinen Raumverhältnisse klug ausnützende Inszenierung hielten die anderen Darsteller auf respektabler Höhe.

Gärtnerplatztheater. Eysler, der Komponist des „Bruder Straubinger", verfügt nicht über eine sonderlich gewählte und sonderlich selbständige Orchestersprache, aber sie ist frisch und belebend. In der Novität „Der unsterbliche Lump" kommt ihr ein sehr hübsches Libretto Dörmanns zu Hilfe und so war die Aufnahme eine recht gute und freundliche, zumal die Operette in der Wiedergabe durchaus befriedigen konnte.

Aus den Konzertsälen. Das zweitletzte Abonnementskonzert des Konzertvereins bot als Neuheit Paul Scheinpflugs Ouvertüre zu einem Lustspiel von Shakespeare, ein leichtflüssiges, anmutiges Werk, das unter Löwes glänzender Leitung freundlichsten Eindruck machte. Es folgte R. Strauß' „Don Quijote", dessen Mischung von guten und barocken Einfällen diesmal eine nicht völlig unwidersprochene Aufnahme fand. Das Violoncello-Solo von G. Maß war rühmenswert. Die Pastorale unter Löwes plastisch gestaltender Direktion sicherte der zweiten Hälfte des Abends die stärksten Eindrücke. — Im Volkssymphoniekonzert brachte Prill u. a. die Erstaufführung von Braunfels' „Ariels Gesang" nach Shakespeares „Sturm", ein Werk von großer Klangschönheit und Anmut. Liszts „Jeanne d'Arc au bûcher" ist fast unbekannt, darum durfte man Prill für deren Wiederbelebung dankbar sein; den Gesangspart bot Minnie Sardot mit gutem Gelingen. -- Das Streichquartett in F. von Maurice Ravel, ein recht fesselndes Produkt der neuesten Pariser Schule, lernte man durch das Konzertvereinsquartett kennen, dessen Abend wieder sehr gute Leistungen aufwies. Der Besuch ließ aber zu wünschen übrig. Die Zahl der Konzerte hat eben mit Frühlings Anfang sich noch nicht vermindert. Drei an einem Abend ist keine Seltenheit. Marie Möhl-Knabl und Alf. Naef standen, wie mein Vertreter meldet, an ihrem Liederabend auf oft bewährter sanglicher und künstlerischer Höhe. Minnie Tracey war diesmal durch Indisposition an der vollen Verwendung ihrer Mittel gehindert, treffliches boten ihre Partner, der Cellist Maas und der Pianist Ruoff. Eine sehr begabte Cellistin ist May Muckle. Eine Novität: Max Ettlingers Klavier-Violin-Sonate vermittelte uns die ausgezeichnete Pianistin Hirzel-Langenhan mit Fritz Hirt als begabtem Partner. Das Werk zeigt an Klangpoesie schöne Vorzüge; der anwesende Komponist wurde gerufen. Am gleichen Abend bot der Pianist Lochbrunner einen Lisztabend, den er bei meinem Kommen wegen Unpäßlichkeit bereits abgebrochen hatte und Gabriele Rößle erwies als Liedersängerin sehr tüchtiges Können, das sehr beifällig aufgenommen wurde. Richard Rößler, der sich auch als Liederkomponist angenehm einführte, ist ein technisch sehr weit vorgeschrittener, beachtenswerter Klavierkünstler. Ueber reiches pianistisches Können und starke Empfindung verfügt auch Elly Ney, die sich sicher sehr sympathischer Aufnahme erfreuen durfte. — Zu einem Mozartabend vereinigten sich Prof. Hch. Schwartz, Auguste Edel (Klavier), Johanna Dietz (Sopran), Hitzelsberger (Bratsche) und Gg. Bühl (Klarinette). Die stilsicheren, reifen und famos zusammengestimmten Darbietungen fanden berechtigt starken Beifall. Kräftigsten Applauses durfte

sich auch Thila König erfreuen, die an ihrem Liederabend ein gut gewähltes, abwechslungsreiches Programm bot. Ihre schöne, wohlausgeglichene kraftvolle Altstimme, die auch über ein reizvolles Piano verfügt, wird der tändelnden Anmut romanischer Lieder, wie der Gefühlstiefe deutscher Gesänge in gleich vollendeter Weise gerecht. Ihr ungewöhnliches Vortragstalent verfügt über einen großen Reichtum der Nuance, ohne den Stil des Konzertsaales je zu durchbrechen. — Ihre Konzertpartnerin Höne-Gerlach fand für ihre stattliche pianistische Technik anerkennenden Beifall.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Calderongesellschaft in München hat für ihre nächste Vorstellung das Drama: Manuel de Sousa" von Ameida Garett gewählt. Das in Deutschland bisher nur in Buchform bekannte Werk hat in Portugal bleibende Erfolge errungen. Das Stück stammt aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. — Richard Strauß' „Rosenkavalier" wird erst im nächsten Herbste über die Berliner Hofbühne gehen. Die auch von uns getadelten Pikanterien des Librettos scheinen der Oper daselbst Schwierigkeiten bereitet zu haben. Es wurden deshalb einige textliche Aenderungen vorgesehen. Unter dem Titel „Le feu de la St. Jeanne" ging R. Strauß „Feuersnot" in Brüssel erstmalig in Szene. Da die dem Stücke zugrunde liegende Geschichte flämischen Ursprunges ist, so interessierte man sich in Brüssel sehr für die „Feuersnot", doch brachte man der Musik derselben weniger Verständnis entgegen, wie seinerzeit „Salome" und „Elektra". — In Budapest fand die Uraufführung der Oper „A belond" (Der Narr) von Béla Szabados glänzende Aufnahme. Der Musik wird mehr Grazie als Tiefe nachgerühmt. Rakosis Textdichtung liegt das Pagliacothema zu Grunde. — Ein zweitägiges Lisztfest in Zweibrücken bot unter anderem unter Mitwirkung erstrangiger Solisten eine bedeutende Wiedergabe des Oratoriums: „Die heilige Elisabeth". — Schumanns selten gegebene Oper „Genoveva" hat in Koblenz durch eine gute Aufführung von neuem starkes Interesse gefunden. — In Eisenach soll ein Wagnermuseum erbaut werden. — Wolf-Ferraris in Deutschland mit starkem Erfolg an vielen Bühnen gegebene kleine Oper „Susannens Geheimnis" hat nunmehr auch in Neuyork sehr beifällige Aufnahme gefunden. — In Berlin wurde „Wiederkehr", ein Schauspiel von Hans Olden, gegeben. Es handelt von einem Neurastheniker, der sich mit einem Phantom herumschlägt. Mit Recht fragt ein Kritiker, ob das Gespinst eines kranken Gehirns Anspruch auf künstlerisches Interesse habe. — Adolf Pauls Groteske „Unverkäuflich" fand bei der Nürnberger Uraufführung sehr geteilte Aufnahme. Der Inhalt ist unsympathisch und reichlich unklar. — Einen lauten Erfolg hatte in Paris „Der Tribun", ein Schauspiel von Paul Bourget. Ein sozialistischer Ministerpräsident entdeckt, daß sein Sohn, der gleichzeitig sein Kabinettschef ist, sich bestechen ließ. Der Konflikt zwischen Amtspflicht und Vaterliebe ist nach Berichten theatralisch wirksam, aber ziemlich äußerlich behandelt. — In Düsseldorf hatte „Unsere alte Gnädige", ein ziemlich rührsames Stück des Satirikers Gustav Wied, nur mittleren Erfolg. — Maxim Gorkis neues Drama: „Wassa Schelesnova" wurde in St. Petersburg unzweideutig abgelehnt. — Der französische Schriftstellerverband und die Gesellschaft der Bühnenschriftsteller verlangen, daß in die französische Preßgesetznovelle eine Bestimmung aufgenommen werde, wonach die Zeitungen unter Androhung hoher Strafen angehalten werden, eine Erwiderung von Schriftstellern auf Kritiken ihrer Werke ungesäumt aufzunehmen und unverkürzt zu veröffentlichen. Das würde nur zu endlosen Polemiken führen, mit denen im Grunde niemandem gedient wäre.

München. L. G. Oberlaender.

Katholiken Deutschlands!

Wie auf den früheren Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands, so ist auch auf der letzten, der 57., die in großartiger Weise in der Stadt Augsburg getagt hat, neuerdings allen Freunden der katholischen Sache dringend ans Herz gelegt worden, daß sie sich in die Liste der ständigen Mitglieder der Generalversammlungen eintragen lassen möchten. Ueberall im Reiche, wo Katholiken wohnen, sollte nach dem Wunsche dieser Generalversammlung eine systematische Agitation für die Liste der ständigen Mitglieder einsetzen. Warum wollen wir und werben wir ständige Mitglieder der Generalversammlungen, d. h. solche, die sich verpflichten, alljährlich einen bestimmten Beitrag zu entrichten? Nicht aus Furcht, es könnte in der großartigen Beteiligung an unseren Versammlungen, wie sie sich bis jetzt in immer noch ansteigendem Grade bestätigt hat, ein Rückgang eintreten! Nein, die Notwendigkeit ist es, die uns zwingt, bei der kaum erwarteten riesenhaften Entwicklung derselben den einzelnen Lokalkomitees die Vorbereitungen zu erleichtern und ihnen finanziell zu Hilfe zu kommen, so daß sie imstande sind, auf einer sicheren finanziellen Grundlage zu operieren, frei von der Besorgnis, etwa ein erhebliches finanzielles Risiko übernehmen zu müssen. Den ständigen Mitgliedern wird alljährlich ohne weiteres die Mitgliedskarte gegen Nachnahme von 7.50 Mk. durch die Post zugesendet. Später erhalten sie sämtliche Drucksachen, auch den stenographischen Bericht, in welchem ihre Namen in der ständigen Liste veröffentlicht werden. Eine Verpflichtung zum persönlichen Erscheinen bei jeder Generalversammlung ist damit nicht gegeben. Aus den vorstehend angeführten Gründen richten wir nun an **alle Katholiken Deutschlands** die ebenso **herzliche als dringende Bitte, sich als ständige Mitglieder der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands anmeldeu zu wollen.**

Wir vertrauen ferner zu dem regen Eifer der hochwürdigen katholischen Geistlichkeit und der Vorstände der katholischen Vereine, daß sie nicht bloß selbst ständige Mitglieder werden, sondern uns auch in unserer Agitation für Gewinnung einer recht großen Anzahl ständiger Mitglieder lebhaft unterstützen werden. Die neueintretenden ständigen Mitglieder wollen beachten, daß sie bei ihrer Anmeldung **nicht** einen Beitrag einsenden mögen, sondern ruhig den seinerzeitigen Versand der alljährlichen Mitgliedskarte gegen Nachnahme abwarten wollen.

Anmeldungen nimmt entgegen: Herr Kommerzienrat Joseph **Molthan,** Landtagsabgeordneter in Mainz. Bezüglich der Anmeldung der nicht ständigen Mitglieder wird seinerzeit besondere Einladung ergehen.

Mainz, im März 1911.

Der Vorsitzende des Zentralkomitees: **Graf Droste zu Vischering.**
Der Vorsitzende des Lokalkomitees zur Vorbereitung der 58. Generalversammlung in Mainz: **Dr. Adam Jos. Schmitt,** Justizrat.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der Verlauf des zu Ende gehenden Monats und die Entwicklung der einzelnen Phasen des Geldmarktes zeigen denn doch, dass die Situation des Geldmarktes zu ernsten Bedenken nicht mehr Anlass gibt. Immerhin ist die bisher geübte Vorsicht der Geldgeber berechtigt und besonders im Hinblick auf die unklaren Verhältnisse an den deutschen Börsen sehr am Platze. Die andauernde Vorliebe für die Industriewerte und das starre Festhalten des Privatpublikums an seinem bisherigen Besitze hat eine oft unberechtigte und durchaus ungesunde Bewegung auf diesem Marktgebiete gezeitigt. Selbst die an offiziellen Börsen nicht notierten Werte, besonders von Maschinen-, Motoren- und in letzter Zeit von Auto-Industriezweigen, werden zum Spiel der Spekulation. Unter solchen Motiven, die leider nur zu rasch bekannt und befolgt werden, ist die Bewegung und die Kursentwicklung der Industriewerte zumeist weit über Gebühr und Berechtigung gegangen. Scharfe Kursreaktionen und unausbleibliche grössere Verluste und Enttäuschungen sind daher leicht und bald zu erwarten. Diese immer wieder hervortretende optimistische Tendenz hat zwar in den letzten Meldungen vom Industriemarkte und der hierbei in Betracht gekommenen Finanzgruppen neue Nahrung erhalten. Grosse Fusionsgerüchte in der Maschinenbranche, bessere Berichte aus der chemischen-, Zement- und endlich auch aus der Textilbranche bewirkten immer wieder neue Kursaufträge, die dann wegen Fehlens von flottantem Material nur mühsam und bei scharfen Kursavancen ausgeführt werden konnten. Es mag dahingestellt bleiben, ob die Grossbankwelt durch Restriktionen der Kreditgewährungen hier nicht baldigst Remedur schaffen sollte! Die Nachrichten ungünstiger Natur blieben ziemlich unbeachtet. Am deutschen Montanmarkte war zeitweise etwas Reserviertheit bemerkbar, als die Meldung von Feierschichten bei einzelnen Kohlenproduzenten sich bewahrheitete und auch teilweise Roheisenpreisermässigungen bekannt wurden. Die Lage des Ruhrkohlenmarktes war durch Preisunterbietungen und abschwächende Verkaufsberichte ungünstig beeinflusst. Die gebesserte Situation des amerikanischen Eisen- und Stahlmarktes und wiederum günstigere Düsseldorfer Eisenberichte liessen die bisherige Haussestimmung an den Börsen nicht lange unterbrechen. Die anscheinend ruhigere Auffassung über die Auslandspolitik und die bekanntgegebenen günstigen Einnahmeziffern der deutschen Eisenbahnen im Februar beruhigten. Der momentane Anlagetermin lässt durch das an Dividenden, Hypothekenzinsen usw. frei werdende Kapital unsere heimischen Fonds, wie überhaupt den festverzinslichen Markt etwas in den Vordergrund treten. Der glänzende Emissionserfolg der neueren Türkenanleihe wirkt gleichfalls als anregendes Moment. Immerhin verdient das Kursniveau unserer deutschen Staatsanleihen und der Pfandbriefwerte einen grösseren und langandauernden Interessentenkreis. Es dürfte sicher erscheinen, dass mit einem Nachlassen des jetzigen Spekulationsfiebers die ernsten Kapitalistenkreise sich nur zu gerne dieses vernachlässigten Effektengebietes annehmen werden. Man erwartet allgemein, dass der Aprilkupontermin noch eine weitere Beliebtheit für unsere festverzinslichen Werte bringen wird. Dies um so eher, als die früher gehabten Besorgnisse wegen eines knapperen Geldstandes für die nächste Zeit und speziell zum Quartalstermin vollkommen zerstreut worden sind.

M. Weber.

Süddeutsche Bodenkreditbank. In der Generalversammlung wurde die Verteilung einer Dividende von 8% genehmigt. An Stelle des wegen hohen Alters eine Wiederwahl ablehnenden Geheimrat Schrettinger wurde der frühere Direktor des Instituts, Herr Dr. Kasimir Keller, einstimmig in den Aufsichtsrat gewählt.

Die Generalversammlung der Bayerischen Handelsbank in München genehmigte die Verwaltungsvorschläge und die Auszahlung der seit vielen Jahren gleichen Dividende von 8,05%. Der Vorsitzende berichtet ferner, dass die Filialen der Bank — an 25 Orten Bayerns — sehr gut gearbeitet haben.

Die Pfälzische Hypothekenbank Ludwigshafen feierte ihr 25jähriges Bestehen. Die Generalversammlung der Bank genehmigte die Dividende von 9% und die vorgeschlagene Kapitalserhöhung von 3 Millionen Mark.

In der Generalversammlung der Heilmannschen Immobilien-Gesellschaft wurden günstige Aufschlüsse über die gesellschaftlichen Terrains und die zukünftige Gestaltung der Gesellschaft abgegeben.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer. Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 14. München, 8. April 1911. VIII. Jahrgang.

Die Parlamentskrise in Oesterreich.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Mit jubelnder Freude begrüßten die Völker Oesterreichs vor vier Jahren das erste nach dem allgemeinen und gleichen Wahlrechte gewählte Volkshaus; es sollte das im nationalen Obstruktionssumpf erstickte Kurienparlament ablösen und dessen Sünden gutmachen. Und man hatte nicht unrecht, freudige Hoffnungen zu hegen. Ernste und tiefblickende Politiker zwar sagten voraus, daß auch dieses Volkshaus an dem deutsch-tschechischen Streite in Böhmen zugrunde gehen werde — und leider haben sie recht behalten. Es ist ja auch eine nirgend geleugnete Tatsache, daß die gesamte innerpolitische Lage Oesterreichs aufs unheilvollste beeinflußt wird durch den Nationalitätenstreit in Böhmen. Man kann es dem Ministerpräsidenten Freiherrn v. Bienerth nicht abstreiten, daß er mit unendlicher Geduld und praktischer Klugheit diesen Streit zu einem dauernden Frieden zu führen gesucht hat; je näher man aber dem Frieden bei den Verhandlungen kam, desto ärger wurde die Hetze der radikalen Parteien auf beiden Seiten. Sie leben ja von dem Streit und darum kommt das Volkshaus nicht zur Arbeit.

Der Reichsrat wurde aufgelöst. Unmittelbar schuld daran sind die Tschechen, welche kein Mittel unversucht lassen, das Zentralparlament zu zertrümmern. Sie wissen recht gut, daß darunter auch ihr böhmischer Landtag leidet, und daß die furchtbare Finanznot in Böhmen und Mähren, wo man mit leeren Landeskassen die Landesverwaltung führen muß, nur noch gesteigert wird. Den Anlaß und die Möglichkeit, die jetzige Krise herbeizuführen, boten aber den Tschechen die Deutschfreiheitlichen. Im Dezember 1910 verlangte die Regierung ein sechsmonatiges Budgetprovisorium, die Deutschfreiheitlichen gewährten ihr nur ein dreimonatiges, welches am 31. März ablief. Da der Budgetausschuß weder das endgültige Budget, noch ein neuerliches Provisorium fertig brachte, weil die Tschechen im Ausschusse obstruierten, so wäre mit dem 1. April ein Ex-lex eingetreten, und diesen verfassungswidrigen Zustand wollte der Ministerpräsident auf keinen Fall zulassen. Es blieb ihm also nichts anderes übrig, als den Reichsrat aufzulösen und auf Grund des § 14, des sog. Notstands- oder Absolutismus-Paragraphen, mit kaiserlichen Verordnungen jene Gesetzentwürfe zu Gesetzen zu erheben, welche befristet sind: Budget, Wehr- und Bankgesetz.

Die Slawische Union, welche zum Sturze des Systems Bienerth gegründet wurde, wollte mit der Obstruierung des Budgets die Krone zwingen, Baron Bienerth zu entlassen. Der Mehrheit den Willen der Minderheit aufzwingen zu wollen, ist aber nicht konstitutionell; darum hielt die Krone an ihrem bewährten Vertrauensmann fest und gab ihm die Vollmacht, den Reichsrat heimzuschicken. Das jetzige Ministerium, aus welchem auch die sog. parlamentarischen Minister Dr. Weiskirchner, Dr. v. Hochenburger und Glombinski nicht ausscheiden werden, wird also zunächst einige Zeit absolutistisch regieren. Die Arbeitsparteien haben sich dafür ausgesprochen, daß die Neuwahlen anfangs Juni stattfinden, wenn die Erntearbeiten noch nicht begonnen haben; sie hoffen, durch diesen frühen Termin den Sozialdemokraten eine Aufpeitschung der Wählermassen unmöglich zu machen.

Die große Frage ist nur, ob die Neuwahlen irgend eine Besserung herbeizuführen imstande sein werden. Zunächst muß man beachten, daß eine ganze Reihe sehr wichtiger Gesetzesvorlagen fast fertiggestellt ist, daß aber alle diese Vorlagen durch die Auflösung des Hauses null und nichtig wurden und im neuen Hause wieder neu eingebracht werden müssen, also eine wahrscheinlich jahrelange Verzögerung erfahren werden. Die Finanzreform ist für den Staat und die Kronländer das Wichtigste, die Lokalbahnvorlage, die Sozialversicherung, das Gewerbegesetz sind Volksnotwendigkeiten, deren Erfüllung die Neubelastung für Finanzreform und Rüstungskredit erträglich gemacht hätte. Insoferne bedeutet also Auflösung mit Neuwahlen keinen Vorteil. Wie die Verhältnisse liegen, werden die Parteien in derselben Stärke ins neue Haus zurückkehren. Was ist also gewonnen? Ja, es könnte ein Gewinn herauskommen: wenn nämlich alle staatserhaltenden Parteien sich verbündeten, um die Sozialdemokratie niederzuhalten.

Die Tschechen machen kein Hehl daraus, daß sie jetzt nicht die Regierung zur Auflösung des Reichsrates getrieben hätten, wenn die Stimmung in der Wählerschaft ihnen nicht die Möglichkeit böte, den Sozialdemokraten eine stattliche Anzahl von Mandaten in Böhmen und Mähren abzunehmen. In den deutschen Bezirken ist das noch leichter möglich, wenn die Deutschfreiheitlichen sich entschließen könnten, mit den Christlichsozialen ein für alle Kronländer gültiges Stichwahl-Uebereinkommen abzuschließen. Die Mandate sind nach dem Wahlgesetz so eingeteilt, daß die Nationalitäten sich gegenseitig Mandate nicht abjagen können. Daher erhielten 1907 von den 233 deutschen Wahlbezirken auch die Deutschen 231 Mandate; nur in der Bukowina ging eins an die Zionisten und eins an einen rumänischen Sozialdemokraten verloren. Von diesen 231 erhielten die Christlichsozialen 96 (alle aus eigener Kraft, ohne jegliche Wahlhilfe anderer Parteien), die Deutschfreiheitlichen 85 (in Nachwahlen auf 84 gesunken), die Sozialdemokraten 49, die Freisozialisten 1. Von den 84 Deutschfreiheitlichen wurden 60 in den Sudetenländern, 22 in den Alpenländern und 2 in der Bukowina gewählt; daher das stete Ueberwiegen der böhmischen Streitpolitik im Deutschfreiheitlichen Nationalverbande. Von all ihren 85 Mandaten erhielten die Deutschfreiheitlichen nur 24 im ersten Wahlgange aus eigener Kraft, 61 erst in der Stichwahl, und von diesen halfen ihnen die Sozialdemokraten 20, die Christlichsozialen 15 gewinnen. Kommt ein Stichwahlbündnis zustande, so können den Sozialdemokraten 20 deutsche Mandate, größtenteils zugunsten der Christlichsozialen, abgenommen werden, die Deutschfreiheitlichen behalten nicht nur ihre jetzigen Mandate, sondern sie können auch noch einige zurückerhalten, welche ihnen 1907 durch Wahlenthaltung der Christlichsozialen verloren gingen. Durch diese Wahltaktik allein könnte auf deutscher Seite schon die Arbeitsmehrheit um 20 bis 25 Mandate gestärkt werden; jedenfalls bedeutet aber die Schwächung der roten Internationale auch eine Stärkung des Deutschtums im Abgeordnetenhause und der Deutschen gegenüber der Regierung.

In vielen deutschfreiheitlichen Kreisen sieht man die Notwendigkeit eines solchen Uebereinkommens auch ein. Die Stichwahlen der letzten Wochen in Deutschböhmen, in denen die Christlichsozialen den Deutschfreisinnigen zwei Mandate gegen die Sozialdemokraten retteten, reden eine zu deutliche Sprache, und wenn die Christlichsozialen bei Stichwahlen Stimmenthaltung üben, so verlieren die Deutschfreiheitlichen mindestens 15 Mandate an die Sozialdemokraten. Also nur wenn ein staatserhaltender Block gegen die Sozialdemokratie zustande kommt, kann das neue Haus eine andere, eine arbeitsfreudigere Zusammensetzung erhalten.

Die Gießener Ueberraschung und ihre Folgen.

Von Heinrich Foerster, Chefredakteur, Mannheim.

Im hessischen Reichstagswahlkreis Gießen-Nidda hat wider alles Erwarten der der wirtschaftlichen Vereinigung zugehörige Kandidat Dr. Werner — in der liberalen Presse heißt er durchweg nur der „Antisemit Werner“ — mit 12569 Stimmen über den Sozialdemokraten Beckmann, auf den sich nur 11 622 Stimmen vereinigten, also mit 947 Stimmen gesiegt.

Man hat sich viel den Kopf darüber zerbrochen, wie dieses unerwartete Wahlergebnis zustande gekommen sein mag. Ich glaube, die Sache liegt viel einfacher, als gemeinhin angenommen wird. Die Stadtbevölkerung hatte ja den auf sie gesetzten „Erwartungen“ so ziemlich entsprochen und überwiegend rot gewählt. Die Ueberraschung kam also vom Lande, und da ist die Ueberraschung, daß das Land beim ersten Wahlgange zu einem so großen Prozentsatze freisinnig gewählt hatte, doch kaum weniger groß, als daß es jetzt nicht rot wählen wollte. Ein Korell vermochte das protestantische Landvolk zwar für sich zu begeistern, nicht aber zugunsten eines anderen zu düpieren. Den beredten freisinnigen Pfarrer, der die Volksseele am rechten Zipfel zu packen verstand, ja den ließ man sich noch gefallen — warum auch nicht —, aber einen waschechten „Sozi“, einen als feuerrot allenthalben bekannten Krankenkassenkontrolleur, der nichts, aber auch nicht das mindeste an sich hatte, was anzog und wirksam wäre — nein, Bauer, das ist was andres. Hiezu kam noch erschwerend der Umstand, daß, wie mir am Tage nach der Stichwahl aus der Gießener Gegend berichtet wurde, die Sozialdemokraten in einzelnen Wahlversammlungen sich als solche Radauhelden gezeigt hatten, daß man vor lauter „Respekt“ — den andern wählte.

Doch wie dem auch sei; wir haben die Tatsache vor uns, daß der Kandidat der Rechten — wir dürfen wohl sagen: des national gesinnten Bürgertums — mit einer sehr erheblichen Mehrheit aus der Stichwahl hervorgegangen ist, und wir haben als weitere Tatsache das Ereignis zu verzeichnen, daß ein großer Teil der liberalen Wählerschaft des Wahlkreises Gießen-Nidda sich zwar so weit nach links herumdrehen ließ, daß er beim ersten Wahlgang den linken Flügel des Liberalismus dem rechten vorzog, daß er aber bei der entscheidenden Stichwahl in der Sozialdemokratie das größere Uebel gegenüber dem Rechtsparteiler erkannte. Diese Tatsachen sind da, und mit diesen Tatsachen muß man rechnen. Und man rechnet damit auch bereits, auf beiden Seiten.

'Die linksliberale Presse hat die Gießener „Niederlage“ — der Fortschritt empfindet ja einen Sieg der Rechten über die Sozialdemokratie stets als eine eigene Niederlage und ereifert sich darüber auch entsprechend — im ersten Moment der Verblüfftheit als ungeheuer „beschämend“ für — den Liberalismus bezeichnet, und die Sozialdemokratie hatte natürlich keine Ursache, mit ihrer Beipflichtung zu diesem Urteile zurückzuhalten. Ebenso natürlich aber verdroß hinterher diese Zustimmung den Liberalismus, und nun findet er bereits, daß die Sozialdemokratie an ihrer Niederlage die meiste Schuld selber trage, teils durch die Unpopularität ihres Kandidaten, teils durch eine falsche und zu aufdringliche Wahlagitation. Doch das sind schließlich Neckereien, die der Liebe, wenns drauf ankommt, keinen Abbruch tun. Anders aber steht es mit dem moralischen Rückschlag, den die Gießener Stichwahl als Einleitung zu den großen Reichstagsneuwahlen zu Anfang nächsten oder Ende dieses Jahres haben kann, wird und soll — oder auch nicht soll. Und da scheint es schon jetzt, nachdem erst kurze Frist seit dem Gießener Memento verflossen ist, als ob sich diese Rückwirkung bereits bemerkbar zu machen beginne, und zwar teilweise sogar in einer recht augenfälligen Weise.

In Hessen hat die „Wormser Ecke“, wie nicht anders zu erwarten, einen gewaltigen Vorsprung bekommen. Das merkt man weniger aus ihrem eigenen klugen Verhalten, als an den Gegnern. Und wenn die gegnerische Presse, zumal der „Freisinn“ und die Mainzer „Nationalen“ aus dieser bescheidenen „Ecke“ jetzt selber eine „große Sache“ machen, so wird es wohl so stimmen. — Im Rheinland, wo der „ewige Liberalismus“ jetzt scheinbar auf einem Ruhepunkt — sagen wir lieber: Ausruhepunkt — angelangt ist, werden die Wellenkreise des Gießener Wurfes sich wohl erst bei kommenden kleinen Gelegenheiten brechen; die „Rheinisch-Westfälische Zeitung“ und das Kölner liberale Hauptorgan stehen bereits sprungfertig. — In Sachsen hat man schon starke Lunte gerochen. Die Verhandlungen zwischen dem Fortschritt und den Nationalliberalen, die vor kurzem erst von der liberalen Presse als gescheitert bezeichnet wurden, sollen jetzt wieder neu aufleben. Allerdings besteht dieser Wunsch noch ziemlich einseitig auf seiten der Linksliberalen. So wird von dem Frankfurter Demokratenblatt neuerdings behauptet, daß die „Aussicht“ bestehe, daß die Nationalliberalen in Plauen ihren Gegenkandidaten zugunsten des Freisinns zurückzuziehen bereit wären, und „daß sowohl bei der Leitung der fortschrittlichen Volkspartei Sachsens wie bei jener der nationalliberalen Partei noch immer der feste Wille vorhanden sei, eine allgemeine Verständigung über die Kandidatenaufstellung zu erzielen.“ „Der feste Wille“, weiter nichts — wie bescheiden doch der Freisinn auf einmal geworden ist!

Nicht zum geringsten spürt man den Gießener Sieg der „Wormser Ecke“ bei Hessens südlichem Nachbarstaate, dem Dorado des Großblocks. Daß der „Schwäbische Merkur“ bzw. sein Karlsruher Korrespondent, der von jeher ein Gegner des Großblocks, wenn auch in letzter Zeit ein recht stiller, gewesen ist, an der Gießener Stichwahl seine Freude hat, ist begreiflich. Beachtenswert ist, was er über den vielgeschmähten „Antisemiten“ Dr. Werner zu sagen weiß. Das nationalliberale Blatt bemerkt nämlich:

„In linksliberalen Blättern wurde vor und nach der Gießener Stichwahl viel Wesens davon gemacht, der gewählte Oberlehrer Werner habe vor 4 Jahren (!) die Nationalliberalen mit einem beleidigenden Ausdruck belegt, der sie verhindern müßte, ihm die Stimmen zu geben. Wenn es auf die Ausdrücke gegenseitiger Wertschätzung ankäme, dürfte erst recht kein bürgerlicher Liberaler für einen sozialdemokratischen Kandidaten stimmen. Bei dem Vorhalt wird aber eine Hauptsache verschwiegen, nämlich daß Werner in einem Schreiben vom 14. März an den nationalliberalen Wahlkreisvorstand jene Beleidigung mit dem Ausdruck des Bedauerns zurückgenommen hat. Werner erließ außerdem im Gießener Anzeiger eine Erklärung, derzufolge er jenes Wort in der Erregung eines Streites sprach, in dem die nationalliberale Partei auch nicht gerade zimperlich mit ihm umgegangen war.“

Aber selbst das Bassermannsche Organ, der Mannheimer „General-Anzeiger“, der schon seit langem durch dick und dünn mit dem Großblock geht und von seinem roten Mannheimer Blockkollegen in letzter Zeit — zumal bei seinen fanatischen Kulturkampfstiraden — schon gar nicht mehr zu unterscheiden war, findet erfreulicher Weise nun auf einmal doch wieder ein trennendes Moment zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie, indem er erklärt, „daß auch durch und durch liberale Männer, die scharfe Gegner des schwarz-blauen Blocks sind, doch nicht so mühelos einen roten Wahlzettel in die Urne werfen“; und zwar liege

„die letzte und tiefste Ursache des antisemitischen Sieges in dem intransigenten Verhalten der Sozialdemokratie, das einfach immer wieder einen einheitlichen und geschlossenen Aufmarsch der gesamten Linken gegen den schwarz-blauen Block spaltet, weil es auch Männer der schärfsten und entschiedensten Gegnerschaft gegen alle Reaktion vor Fragen ihres politischen und nationalen Gewissens stellt, in denen sie überhaupt keine Entscheidung zu treffen wissen oder doch keine für die Sozialdemokratie, auch wenn mit letzterer eine Niederlage der reaktionären Partei verbunden wäre. Der Schlüssel zum politisch-psychologischen Verständnis auch dieser Wahl liegt also letzten Endes doch bei der unentwegten Feindseligkeit der Sozialdemokratie gegen den heutigen Staat und seine Gesellschaftsordnung.“

In diesem sauersüßen Erguß klingen doch schon Untertöne hindurch, die man in diesem enragierten Großblockorgan schon lange nicht mehr gehört hat. Als ein besonders erfreuliches Ergebnis aber, das, wenn auch nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Gießener Stichwahl, so doch nicht ganz ohne jede Anlehnung an jenen nationalen Sieg anzusehen ist, darf man eine soeben erfolgte Einigung der bürgerlichen Parteien, die noch auf nationaler Grundlage stehen, auf einen gemeinsamen Kandidaten im Wahlkreise Karlsruhe-Bruchsal hervorheben. Dieser gemeinsame nationale Kandidat ist der sich zur Reichspartei zählende Kreisdirektor Freiherr von Gemmingen in Straßburg. Die badische Residenz ist seit 1898 im Reichstage sozialdemokratisch vertreten.

Möge das Beispiel von Gießen-Nidda auch auf angrenzende Landesteile „ansteckend“ wirken.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Reichskanzler über Abrüstung und Schiedsgerichtsverträge.

Sie haben ja sooo Recht! — möchte man auf berlinerisch dem Reichskanzler zurufen, wenn er die ungeheueren Schwierigkeiten eines Abrüstungsvertrages oder eines unbeschränkten Schiedsgerichtsvertrages mit professoraler Gründlichkeit darlegt. Aber mußte gerade der deutsche Kanzler diese verneinende Offenherzigkeit entwickeln? Mußte er den Leuten, die teils aus Vorurteil, teils aus Hinterlist das Deutsche Reich der Friedlosigkeit und der Rüstungsleidenschaft beschuldigen, Anhaltspunkte zu neuen Angriffen geben? In der Richtigkeit war unser philosophischer Kanzler zweifellos den englischen Kollegen über; doch in der diplomatischen Geschmeidigkeit und Vorsicht scheinen die Staatskünstler an der Themse uns zu übertreffen, die sich mit schönen Worten den Nimbus der Pazific- und Nobelpreisträger zu sichern wissen und zu gleicher Zeit tatsächlich den Gipfel der Dreadnoughtbauerei erreichen.

Da Deutschland angesichts seiner 40jährigen Friedenspolitik ein fleckenloses Gewissen hat, so wird es die weiteren Verdächtigungen als „Karnickel" im Rüstungswesen wohl auch noch vertragen können. Und wer ehrlich den Kulturfortschritt auf dem Weg zum ewigen Frieden erstrebt, der wird anerkennen müssen, daß es besser ist, wenn der Reichskanzler von vornherein auf die Schwierigkeiten aufmerksam macht, als wenn er erst unter zweideutigen Artigkeiten die Anträge an sich herankommen ließe, um dann nach und nach seine Bedenken geltend zu machen. Die Vorkämpfer der internationalen Abrüstung und der unbeschränkten Schiedsgerichte können sich danach einrichten.

Der Reichskanzler hat gesagt, daß er nicht an die Durchführbarkeit der schönen Ideen glaubt; aber er hat nicht die Prüfung von Vorschlägen abgelehnt. Die „Nordd. Allg." faßt denn auch die lange Rede kurz dahin zusammen: „Der Reichskanzler hat es für Deutschland abgelehnt, den anderen Großmächten ein Programm für die Einschränkung der Rüstungen (der Druckfehlerteufel verschont auch die Offiziösen nicht und läßt setzen: „Einschränkung der Abrüstungen") vorzulegen. Er hält es nicht für möglich, ein solches Programm auszuarbeiten und durchzuführen." Also die Entgegennahme von Lösungsversuchen aus anderer Hand wird nicht ausgeschlossen. Man kann vielmehr die Rede des Reichskanzlers dahin deuten, daß er die Vorkämpfer der Friedensbewegung, zu denen sich auch die gegenwärtigen englischen Rüstungsminister rechnen, energisch auffordern will, aus dem Nebel der allgemeinen Redewendungen herauszukommen und faßbare Vorschläge, ein praktisches Programm auf's Tapet zu bringen. Auf diesem Boden versuchen die Offiziösen auch eine große Harmonie herzustellen zwischen den bezüglichen Beschlüssen des Reichstags und der Kanzlerrede, indem sie bemerken: „Die vom Reichstag angenommene Resolution der Fortschrittlichen Volkspartei scheint gleichfalls, wenn auch nicht die Unmöglichkeit, so doch die ungeheueren Schwierigkeiten anzuerkennen, welche der Aufstellung eines solchen Programms entgegenstehen; sie verlangt deshalb nur, daß Deutschland über ein Programm, das etwa andere Mächte aufstellen sollten, verhandeln möge." Das ist zutreffend. Wir hoffen bestimmt, daß Herr v. Bethmann Hollweg eine Verhandlung nicht ablehnen wird. Weniger zuversichtlich ist freilich die Hoffnung, daß die englische Regierung überhaupt mit einem Entwurf eines Abrüstungsantrages hervortreten werde.

Als Fürst Bülow dieselbe Frage im Reichstage zu besprechen hatte, schob er die besonderen Verhältnisse und Bedürfnisse Deutschlands, seine exponierte Lage und die daraus resultierende Notwendigkeit der freien Wehrkraftentfaltung in den Vordergrund. Herr v. Bethmann stellte das an den Schluß, um zunächst die allgemeinen Schwierigkeiten zu erörtern, die sich für einen Abrüstungsvertrag ergeben einesteils aus der vorhergehenden Abmessung der Rangverhältnisse und der entsprechenden Machtverhältnisse der einzelnen Staaten, anderseits aus der nachfolgenden Kontrolle über die Einhaltung der gezogenen Wehrkraftgrenzen. Daraus folgerte er die Gefahr, daß gerade die Bindungsversuche zu Reibereien, Mißtrauen, Mißverständnissen und Konflikten führen würden.

Die Schärfe der Absage an die englischen Propagandisten der Abrüstungsidee wurde gemildert durch die bestimmte Erklärung, daß Deutschland auf den vom Minister Grey angeregten Nachrichtenaustausch über die gegenseitigen Schiffsbauten eingehen werde. „Wir haben", so sagte der Kanzler, „diesem Gedanken um so eher beitreten können, als unser Bauprogramm für die Flotte von Anfang an offen vor aller Welt daliegt, und wir haben uns deshalb bereit erklärt, uns hierüber mit England zu verständigen in der Hoffnung, daß die erwartete Beruhigung der öffentlichen Meinung in England eintreten werde."

Bei diesen Worten kam von links der Zwischenruf: „Und die Kontrolle?" Offenbar ist es um die Kontrolle ganz anders bestellt, wenn nur ein Austausch von Nachrichten stattfindet, als wenn eine vertragsmäßige Verpflichtung besteht. In letzterem Falle hat der Gegenkontrahent das Recht, in die sämtlichen Rüstungsgeheimnisse einzudringen; im ersteren Falle kann er höchstens die Richtigkeit oder Vollständigkeit der erteilten Auskunft bezweifeln, aber er hat kein Recht, eine Untersuchung im fremden Lande zu fordern oder einen Einspruch zu erheben. Das Wesen des getroffenen Meinungsaustausches ist die Wahrung der Freiheit und Unabhängigkeit jedes Teiles. Bisher hat ja auch der Nachrichtenaustausch keine unangenehmen Folgen gehabt. Ob die erhoffte Beruhigung der öffentlichen Meinung in England bereits in weiterem Maße und mit Dauerhaftigkeit eingetreten ist, müssen wir freilich dahingestellt sein lassen. Immerhin war es mit Genugtuung zu begrüßen, daß die englischen Minister sich endlich herbeigelassen haben, die übertreibenden Mitteilungen über den deutschen Schiffsbau, mit denen sie in den vorigen Jahren Stimmung machten für ihre sich überstürzenden Schiffsbaupläne, im Parlament zu berichtigen. Sie konnten freilich nicht gut anders, da inzwischen vor aller Welt offenkundig geworden war, daß die deutschen Schiffe, die Herr Mac Kenna für 1911 und 1912 so bestimmt angekündigt hatte, noch lange nicht fertig seien.

Auf einem zweiten Blatt steht die Frage der Schiedsgerichtsverträge. In diesem Punkt sprach der Reichskanzler weniger negativ. Deutschland will nach wie vor den Abschluß von Schiedsverträgen fördern, aber es hält die Schiedsverträge für desto haltbarer und nützlicher, „je mehr man sie auf klar zu übersehende Rechtsverhältnisse beschränkt". Deutschland glaubt, wie der offiziöse Kommentar sagt, „der praktischen Friedenspolitik zu dienen, wenn es der Schiedssprechung nicht die unmögliche Aufgabe zuweist, über die Unabhängigkeit, Ehre und Existenz der einzelnen Staaten zu entscheiden, sondern nur klar zu übersehende Rechtsverhältnisse der Schiedssprechung unterwirft". Wenn die Engländer ein weitergehendes Experiment machen und mit Nordamerika einen unbeschränkten Schiedsvertrag aufrichten wollen, so können wir ihnen nur Glück dazu wünschen. Bewährt sich das Unternehmen, so wird es schon Nacheiferung finden. Mit unserer deutschen Pedanterie können wir freilich nicht recht dahinter kommen, wie sich mit der angeblichen Schwärmerei für unbeschränkte schiedsrichterliche Entscheidung aller Streitfragen die Tatsache verträgt, daß die englische Regierung nicht einmal die ziemlich belanglose Frage der Entschädigung deutscher Einwohner Südafrikas für Verluste im Burenkrieg einem Schiedsspruche unterwerfen will.

Wenn die französische Presse aus der Rede des Reichskanzlers Kapital zu schlagen sucht, so darf man ihr entgegenhalten, daß kein anderer Staat die Heeresrüstungen auf dem Kontinent so sehr in die Höhe treibt, wie Frankreich. In demselben Augenblick, wo Regierung und öffentliche Meinung in Frankreich den rückhaltlosen Verzicht auf die Revanche und die ehrliche Anerkennung des 40jährigen status quo aussprächen, würde der Weg für eine Rüstungseinschränkung geöffnet sein, und zwar ein viel breiterer Weg, als jemals durch einen Abrüstungsvertrag unter den obwaltenden Spannungsverhältnissen sich bahnen ließe. So lange das zwischen Frankreich und Rußland eingekeilte Deutschland auf einen Revanchekrieg gefaßt sein muß, ist unsere starke Rüstung eine unabweisliche „Staatsnotwendigkeit."

Wollen wir auf die Suche gehen nach einer Erklärung für die anscheinend undiplomatische Offenherzigkeit des Reichskanzlers, so kann man zu der Vermutung kommen, er wolle durch die kräftige Ablehnung des Abrüstungszwanges dem Aberglauben entgegentreten, daß Deutschland unter der Last seiner Rüstung am Zusammenbrechen sei. In dieser Hinsicht traf es sich recht gut, daß der Reichskanzler zum Beginn seiner Rede (gegenüber den üblichen Bassermannschen Anzapfungen der Finanzreform) kurz und wirksam erklären konnte: Gesunde Reichsfinanzen sind die Folge dieses Werkes! Aus der Gesundung der Finanzen hat sich trotz aller Hetzereien eine erfreuliche Belebung des

ganzen deutschen Wirtschaftslebens entwickelt, und gerade das Werk von 1909, das die vielverschriene „blauschwarze Mehrheit" mit einem gewissen Winkelriedmut geschaffen hat, ermöglicht es dem Deutschen Reiche, seinen zahlreichen offenen und heimlichen Gegnern und Neidern zu zeigen, daß es sich in seiner Wehrhaftigkeit noch recht wohl befindet und nicht um gnädige Entlastung zu bitten braucht. — Mag man sonst über die vom Reichskanzler angeschnittenen Fragen denken, wie man will, darin werden alle verständigen Deutschen mit ihm einig sein, daß es trotz der allerschönsten Verträge um den Frieden geschehen wäre, sobald Deutschland irgendwie schwach befunden würde. Die Stärke macht in der Tat den Frieden.

Zur Wahlbewegung.

Bebel, der greise Führer der Sozialdemokratie, hat den Links- und Jungliberalen eine unangenehme Ueberraschung bereitet, als er in einer Rede zu Hamburg die allgemeine Aufstellung von sozialdemokratischen Kandidaten, auch von bloßen Zählkandidaten, verkündete. Bebel hält das Zählen seiner Anhängerschaft für die Hauptsache. Er will lieber vier Millionen Wähler mit 50 Mandaten haben, als drei Millionen mit 100 Mandaten. Von seinem Standpunkt hat er recht; denn die Sozialdemokratie hat nicht die Aufgabe, mit einer anderen Partei zusammen eine geschäftsfähige Mehrheit im Parlament zu bilden, sondern vielmehr das Endziel, für sich allein die Mehrheit im Reichstage und im Lande selbst zu erlangen und damit den Hebel für den Umsturz zu gewinnen. Der Liberalismus von Bassermann bis Naumann verfolgt dagegen den Zweck, mit Hilfe der Sozialdemokratie den Konservativen und dem Zentrum möglichst viel Mandate abzujagen, um der Regierung die Möglichkeit einer „blauschwarzen Mehrheit" zu entziehen und so die Herrschaft des Liberalismus von neuem zu begründen. Weil man so schön mit der Sozialdemokratie in der Volksverhetzung zusammengegangen war, dachte man auch die sofortige Hilfe der Roten in den für sie selbst aussichtslosen Wahlkreisen erringen zu können. Wenn nun aber die Genossen überall eigene Kandidaten aufstellen, so werden die Großblocktaktiker vielfach von „falschen Stichwahlen" zu leiden haben. Kommt es zur Stichwahl zwischen einem Umstürzler und einem blauen oder schwarzen Kandidaten, so wiederholen sich die Schwierigkeiten von Gießen-Nidda. Herr Bebel meint, die dortige Niederlage des Sozialdemokraten sei eine heilsame Ohrfeige für seine Partei gewesen. Die Backe der Linksliberalen ist aber noch härter getroffen worden, denn diese Herren haben einsehen müssen, daß ihre Wähler der Parole, einen Umstürzler durchzubringen, doch nicht in dem erwarteten Maße Folge leisten. Dieses Versagen der Großblockdisziplin hat die Bündnisfähigkeit der Linksliberalen arg herabgedrückt.

Zur Ernüchterung hat ferner beigetragen die Erörterung über die Immenstädter Stichwahlverpflichtung. In blindem Eifer versuchte die nationalliberale Parteikorrespondenz nachträglich in Abrede zu stellen, daß ihr „siegreicher" Parteigenosse Dr. Thoma sich zur Erlangung der sozialdemokratischen Stichwahlhilfe auf 4 Punkte schriftlich verpflichtet habe. Doch die sog. Berichtigung lief auf eine Bestätigung hinaus. Dr. Thoma hat freilich seine schriftliche Willenserklärung nicht direkt an die sozialdemokratische Parteileitung geschickt, sondern an die liberale Zentralstelle in München. Letztere aber hat die Erklärung über die 4 Punkte eingefordert, „weil sich die sozialdemokratische Parteileitung dafür interessiere". Also ein Stichwahlrevers, der sogar den Segen der vermittelnden nationalliberalen Parteileitung gefunden hat! Und dabei war der Punkt 4 (die volle Aufrechterhaltung der Selbstverwaltung in den Versicherungskassen) dem Programm der nationalliberalen Partei geradezu entgegengesetzt. Die nachträglichen Ableugnungsversuche haben natürlich das Mißtrauen der Sozialdemokratie gegen die liberalen Blockbrüder neu belebt.

Zu den Krisen im Auslande.

In Rußland ist der Sieg des Ministeriums Stolypin noch nicht in solcher Sicherheit. Die Duma, die sachlich mit dem oktroyierten Gesetz für die Westprovinzen einverstanden war, greift mit großer Leidenschaft das Ministerium an wegen des kleinen Staatsstreiches, den Stolypin zur Ueberwindung seiner Reichsratsgegner in Szene setzte.

Italien bekommt ein radikales Ministerium Gioletti ohne die persönliche Teilhaberschaft der Sozialdemokratie. Die dortigen Roten haben mehr Scheu vor Frack und Claque, als Millerand und Briand in Frankreich. Vielleicht auch mehr Selbsterhaltungsinstinkt.

In England hat die konservative Opposition des Oberhauses, die bisher sehr unbeholfen schien, einen neuen Trick zur Verzögerung der Entscheidung in der Vetofrage in Gang gesetzt. Nach einem dauernden Erfolg sieht die Sache freilich nicht aus.

Das freimaurerisch-kulturkämpferische Kabinett in Spanien kam ins Wanken, weil die radikalen und republikanischen Stützen der Regierung in blindem Eifer die Ferrer-Frage wieder aufrollten. Canalejas konnte das militärgerichtliche Urteil nicht gebührend verteidigen; darob ergrimmte die Militärpartei. Das Ministerium reichte wegen „Meinungsverschiedenheiten" seine Entlassung ein. Aber einstweilen hat Canalejas unter Ausschiffung einiger Minister sich und seine kulturkämpferische Politik behauptet. In Spanien hat man eine ganz besondere „Logik der Tatsachen".

Der Konflikt zwischen Rußland und China ist erledigt, und zwar, wie zu erwarten war, durch eine vollständige Nachgiebigkeit des aktionsunfähigen Zopfreiches.

Zum Zwischenfall Dr. Heim.

In der gegnerischen Presse, die anfänglich die stärksten Tamtamschläge verschwendete, um den „Riß im Zentrumsturm" zu verkündigen, ist es merkwürdig still geworden über den „Fall Heim". Diese Presse hat wieder einmal eingesehen, was andere Leute längst wußten, daß es vergebliche Liebesmühe ist, Dr. Heim vom Zentrum absprengen zu wollen. Die liberale Presse mußte sogar den Kummer erleben, daß Dr. Heim, um den sie sich tags zuvor noch so zärtlich besorgt gezeigt hatte, in der Generalversammlung des Oberpfälzischen Bauernvereins einen der ihrigen höchst unsanft anfaßte und seine Qualifikation zum Parteisekretär des Bauernbundes unter stürmischer Heiterkeit drastisch beleuchtete.

Wer es noch nicht wußte, daß die Gegner an Dr. Heim niemals Freude erleben werden, braucht nur zu lesen, was Dr. Heim in der erwähnten Generalversammlung über den Charakter des Zentrums als einer alle Stände umfassenden und deshalb auf den Ausgleich der widerstreitenden Interessen bedachten Partei ausgeführt hat.

Diese Erwägungen konnten aber an dem ernsten Charakter der in Nr. 13 (S. 220) erörterten Differenzen innerhalb der Reichstagsfraktion nichts ändern. Indessen kann man schon heute der Zuversicht Ausdruck geben, daß die Unstimmigkeiten bald beseitigt sein werden. Eine stark besuchte Regensburger Versammlung der oberpfälzischen Zentrumspartei, welcher auch Landtagsabgeordnete aus nah und fern in großer Zahl beiwohnten, hat sich am 29. März eingehend mit den Differenzen befaßt und am Schlusse einstimmig nachstehende Resolution angenommen:

„Die heutige, von nahezu 500 Zentrumswählern und Vertrauensmännern der Zentrumspartei aus der ganzen Oberpfalz besuchte Versammlung der Zentrumsorganisation in Regensburg hat in Sachen Dr. Heim und Zentrumsfraktion des Reichstags mit lebhaftem Befremden und tiefem Bedauern Kenntnis genommen von dem Vorgehen von Mitgliedern der Vorstandschaft der Zentrumsfraktion des Reichstages gegen Dr. Heim. Sie verurteilt insbesondere die von einem Ungenannten im Auftrag der Fraktionsvorstandschaft verfaßten und in einigen Zentrumsblättern publizierten Artikel, die schwere Beleidigungen und ehrverletzende, unwahre Verdächtigungen des Dr. Heim enthalten. Die Versammlung mißbilligt die unglaubliche Art des Vorgehens gegen ein hochverdientes Mitglied der Zentrumspartei und erwartet von der Zentrumsfraktion des Reichstages im mindesten, daß sie selbst dieses Vorgehen verurteilt und Maßnahmen trifft, welche die Mitglieder der Fraktion für die Zukunft gegen eine derartige Behandlung durch Angehörige des Fraktionsvorstandes sichert. Durch ein Verfahren, wie es Dr. Heim gegenüber beliebt wurde, werden Einheit und Einigkeit der Zentrumspartei im Reiche und namentlich in Bayern, die heute notwendiger denn je sind, aufs höchste gefährdet. Herrn Dr. Heim spricht die Versammlung ihr unerschütterliches Vertrauen aus mit dem Gelöbnis, ihm unentwegte Treue zu bewahren. Sie bittet Herrn Dr. Heim zugleich dringendst, auch weiterhin der großen Sache des Zentrums und dem Wohle des christlichen Volkes in der Zentrumsfraktion mit derselben Energie und Liebe seine unschätzbaren Dienste als Reichs- und Landtagsabgeordneter zu widmen, wie er es bisher getan hat. Für diese Dienste selbst aber spricht die Versammlung dem bewährten Führer des christlichen Volkes ihren wärmsten Dank aus."

Die plötzliche schwere Erkrankung des Fraktionsvorsitzenden Frhrn. von Hertling hat die Erledigung der Sache verzögert. Aber gerade bei diesem Anlaß zeigte sich wieder, wie sehr die Gegner auf dem Holzwege waren, als sie von einer „Fronde" gegen die Parteileitung fabelten. Der Referent der oberpfälzischen Parteiversammlung, Bürgermeister Bauernfeind von Naabdemenreuth, erklärte am Schlusse seiner Rede wörtlich:

„Zu unserer schmerzlichen Ueberraschung hat uns gestern nachts der Telegraph die Kunde von der plötzlichen schweren Erkrankung Sr. Exzellenz des Freiherrn von Hertling, des 1. Vorsitzenden der Zentrumsfraktion im Reichstage, gebracht. Wir wünschen alle, wie wir hier sind, daß seine Krankheit sich mit Gottes Hilfe recht bald zum Bessern wende (Bravo!) und wir bedauern seine Erkrankung in diesem schwierigen Augenblicke um

so mehr, als wir von seinem Takt, seinem Gerechtigkeitssinn und seinem ausgleichenden Einfluß eine prompte und allseits befriedigende Schlichtung der uns eben beschäftigenden Wirren und Differenzen zu erhoffen Veranlassung hatten. (Bravo!)"

Dr. Heim selbst zögerte keinen Augenblick, dem erkrankten Parteichef telegraphisch seine herzlichsten Wünsche zur baldigen glücklichen Genesung zum Ausdruck zu bringen. Nachdem die Krisis überwunden ist, besteht dazu gottlob auch die beste Aussicht.

Wie aus zahlreichen Zuschriften (auch solchen aus bäuerlichen Kreisen der Oberpfalz und Oberbayerns) hervorgeht, haben die Ausführungen des Herausgebers der „Allgemeinen Rundschau" in Nr. 13 viel Anklang gefunden. Und zwar bei unseren Freunden in Süddeutschland wie in Norddeutschland. Diese Zustimmung kommt auch in der Presse zum Ausdruck. So leitet die „Augsburger Postzeitung" (Nr. 78 vom 31. März) die Wiedergabe der Stellungnahme Dr. Kausens mit folgenden Sätzen ein:

„Wenn auch für den Liberalismus hier stets der Wunsch der Vater des Gedankens ist, wenn auch niemand der Ansicht ist, im Zentrumslager sei der Fall Heim geeignet, die Zentrumsfraktion ernstlich zu schädigen, so liegt doch der Wunsch sehr nahe, es möge zwischen Dr. Heim und der Partei Friede, dauernder Friede werden. Aus diesen Erwägungen heraus hat der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" in Nr. 13 seiner Wochenschrift zum Zwischenfall Dr. Heim Stellung genommen. Wir geben die betreffenden Ausführungen um so lieber wieder, weil sie geeignet sind, in versöhnlichem Sinne auf die bedauernswerte Angelegenheit einzuwirken."

Die Berliner CPC (Centrums-Parlaments-Correspondenz) hat inzwischen die Unterstellung, daß Dr. Heim an den Erträgnissen seiner Zentralgenossenschaft durch Tantiemen beteiligt und daher auch persönlich an der Verteilung der Kaligelder interessiert sei, mit dem Ausdruck des Bedauerns und mit der Versicherung, man habe dem Dr. Heim nichts Unehrenhaftes vorwerfen wollen, widerrufen. Unmittelbar darauf erließ der Aufsichtsrat der Zentralgenossenschaft des Bayerischen Bauernvereins in Regensburg, im Auftrag gezeichnet Dr. Dhom, unter dem 31. März 1911 eine längere Erklärung, die vor allem feststellt, daß Dr. Heim Tantiemen weder beziehe, noch jemals bezogen, auch nie eine Nebenrechnung liquidiert habe. Der Erklärung des Aufsichtsrats zufolge hat Dr. Heim von 1899 bis zu seiner Pensionierung als Staatsbeamter (Reallehrer) die Geschäftsstelle und spätere Genossenschaft fast sieben Jahre lang ohne jegliche Bezahlung geleitet, ja ein angebotenes Gehalt wiederholt zurückgewiesen. Seit 1906 bezieht Dr. Heim festes Gehalt unabhängig von der Höhe des Reingewinnes. Der Gewinn aus der Genossenschaft kommt einzig und allein den Mitgliedern der christlichen Bauernvereine zugute. Die außerordentlich rasche Entwicklung der Genossenschaft, die in erster Linie Dr. Heim zu verdanken ist, wird durch interessante Ziffern belegt, aus denen wir nur folgende herausgreifen. Am 1. Januar 1899 mit Null anfangend, betrug das Betriebskapital der Geschäftsstelle und späteren Genossenschaft (seit 1901) am 31. Dez. 1900: ℳ 14,000 Betriebskapital und Geschäftsgewinn; 1901 in Reserve gestellt. Das Genossenkapital, das am 31. Dezember 1901 ℳ 12,800 betrug, stieg in fünf Jahren auf ℳ 390,600, in 9½ Jahren (bis 30. Juni 1910) auf ℳ 1'002,600; die Reserven, die am 31. Dezember 1901 ℳ 40,678 betrugen, stiegen in fünf Jahren auf ℳ 451,608, in 9½ Jahren auf ℳ 871,132. Diese bedeutenden Erfolge ermöglichten es Dr. Heim, eine Reihe von Wohlfahrtseinrichtungen ins Leben zu rufen. Für Schulzwecke (4 Winterschulen, Haushaltungsschulen, Regensburger Kurse) wurden aus laufenden Mitteln aufgewendet: 1908 ℳ 29,000, 1909 ℳ 38,000, 1910 ℳ 49,000. Außerdem ist ein Schulfonds mit rund ℳ 300,000 angesammelt worden. Zur Heilung krüppelhafter Kinder sind bis jetzt ℳ 42,000 bereitgestellt. Als nächstes großes Unternehmen ist die Errichtung eines Alters- und Erholungsheims für landwirtschaftliche Dienstboten geplant. Diese schlichte Aufzählung stellt die großen Verdienste Dr. Heims um das Genossenschaftswesen in das hellste Licht.

Sonne.

Sonne — wohin ich schaue
Auf Feld und Wald und Aue...
Mir tun schier die Augen weh
Vor all der Sonne, die ich seh'.

Und schliesse ich die Augen beide,
Die Sonne lacht zu meinem Leide
Und tanzt mit tausend Lichtern drinn —
Dass ich nun selber Sonne bin.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Eine schimpfliche Zumutung an deutsche Offiziere.

Zur buchhändlerischen Spekulation auf einen exzessiven Sexualismus.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Seitdem sich gezeigt hat, daß mit der buchhändlerischen Ausbeutung einer vielbeklagten Zeitkrankheit, des künstlich überreizten Sexualismus, auf leichte Weise Geld, viel Geld zu verdienen ist, werfen sich immer mehr skrupellose Unternehmer auf diesen lukrativen Geschäftszweig. In geradezu unheimlicher Weise mehren sich die sogenannten „Privatdrucke", welche allen Schmutz, alle Geilheit und „galante" Frivolität aller Zeiten und Völker größeren Kreisen sogenannter „Forscher" und „Liebhaber", d. h. allen, welche den geforderten Preis zahlen, zugänglich machen sollen. In den letzten vierzehn Tagen gingen uns über Leipzig wieder Prospektankündigungen über vier neue „erotische Privatdrucke" zu. (Einer dieser Schmutzverleger, Fritz Freund in Wien, ist Zeitungsnachrichten zufolge in Wien endlich hinter Schloß und Riegel gesetzt worden). Aber während diese sogenannten „Privatdrucke" durch die äußere Form der sogen. Subskription oder dergleichen immer noch das Gesicht zu wahren, eine beschränkte Oeffentlichkeit vorzutäuschen suchen, wendet die unter der Maske der „Wissenschaft" sich spreizende „Aufklärung" über alle nur denkbaren Erscheinungsformen und Auswüchse des „Sexualismus" sich an die breitesten Schichten, und zwar mit besonderer Vorliebe an die eben erst flügge gewordene gebildete Jugend. So wird die Anpreisung eines Werkes, das sich rühmt, eine Auflage von mehr als 60 000 erreicht zu haben, jedem jungen Studenten beim ersten Eintritt in die Hochschule aufgenötigt. Natürlich nur im Interesse der „Wissenschaft"! Man tut fast so, als ob die eben dem Gymnasium oder der Oberrealschule entflohenen, vom Elternhause und von der Schule streng behüteten flaumbärtigen Jünglinge mit der größten Beschleunigung auf ein hochnotpeinliches Examen über alle Möglichkeiten, Exzesse und Perversitäten des geschlechtlichen Lebens vorbereitet werden müßten. Leider hat die „wissenschaftliche" Maske bisher ein ernstliches Einschreiten gegen dieses entsetzliche Aergernis verhindert, und brave Eltern, die ihren wohlerzogenen Sohn diesem unabwendbaren Bombardement ausgesetzt sehen, ringen verzweifelt die Hände, weil sie sich zur Ohnmacht verurteilt sehen. Nicht einmal eine Beleidigungsklage scheint in einem solchen Falle Erfolg zu versprechen, denn es handelt sich ja nur um „Wissenschaft". Der Verfasser beteuert es, und er — muß es doch am besten wissen. Der smarte Verleger aber macht aus dieser „Wissenschaft" — Gold. Professoren deutscher Hochschulen haben sich zusammengetan, um die jungen Studenten bei der Immatrikulation vor den Gefahren des Geschlechtslebens zu warnen. Warum finden sie nicht auch den Mut, gegen diese mit Händen greifbare Geschäftsspekulation auf Kosten der geistigen und körperlichen Frische der künftigen „Blüte der Nation" entrüsteten Protest zu erheben? Die persönliche Ehrenhaftigkeit des Verfassers oder Herausgebers braucht dabei gar nicht untersucht zu werden. Es kommt hier nicht auf die Absicht, sondern auf die Wirkung an, und die menschliche Gesellschaft muß nicht nur gegen bewußte Verbrecher, sondern auch gegen Ideologen geschützt werden, die oft noch weit gefährlicher sind.

Es gibt aber noch eine dritte Kategorie von Erzeugnissen des deutschen Buchhandels, die aus den Exzessen des Sexualismus Kapital zu schlagen sucht. Von dieser soll in Nachstehendem die Rede sein. Schon zum zweiten Male geht der „Allgemeinen Rundschau" aus einer großen norddeutschen Garnison die Beschwerde eines Offiziers zu, dem ein Dresdener Verlag ein direkt beleidigendes Bücherangebot ins Haus schickte. Aus den Umständen ergibt sich, daß die in Betracht kommenden Unternehmer ganz systematisch an alle Subalternoffiziere nach der Armee-Rangliste solche Offerten verschicken in der Annahme, hiebei einen nicht geringen Prozentsatz leichtlebiger Junggesellen und — wenn auch nur aus cynischer Neugierde — williger Käufer zu finden.

Es war in den ersten Januarwochen des verflossenen Jahres, kurz nachdem Richard Nordhausen in Nr. 4 des „Tag" sein entsetzliches Wort von der „Bordellisierung unseres gesamten öffentlichen Lebens" geprägt hatte, als der „Allgemeinen Rundschau" die erste Beschwerde aus einer großen

norddeutschen Garnison zuging. Als Absender des Prospektes war ein sog. „Moderner Buchverlag" in Dresden genannt. In den jüngsten Tagen wurde für dasselbe Werk ein zweiter Fischzug in den Gewässern des Offizierskorps veranstaltet. Diesmal zeichnet ein „Modernes Verlagshaus Germania, Dresden A. 19". Ob es sich um zwei Firmen handelt, oder ob die erstgenannte Firma inzwischen nur ihren Titel änderte, läßt sich aus der Ferne nicht beurteilen.

Zur Kennzeichnung des Werkes, welches jungen deutschen Offizieren in so zudringlicher Form zum Kauf angepriesen wird, seien nur einige Sätze aus dem Prospekt herausgehoben. Den wirklichen Titel des Buches lassen wir beiseite. Worauf es dem skrupellosen „Verlag" allein ankommt, ist ja auch, was folgt:

„Die Kunst, das Weib zu genießen."

„Ein sensationelles Werk für die gebildete, lebens- und liebeslustige Herrenwelt." Nun folgt nicht etwa die Ankündigung eines Vademecums über den Verkehr mit Dirnen und Prostituierten. Nein, die Frauen insgemein, und zwar gerade die anständigen Frauen sind es, die den jungen deutschen Offizieren als jagbares Wild vorgeführt werden. Ein paar Sätze genügen, um die ganze brutale Offenheit dieser buchhändlerischen Anpreisung zu illustrieren.

„Das Werk . . . darf daher für sich den Ruf beanspruchen, ein höchst freisinniger und allen nur denkbaren Situationen des Liebeslebens gerecht werdender Führer in der Kunst, das Weib zu genießen, zu sein . . . . Selbst das Diskreteste des intimen weiblichen Trieblebens erscheint vollkommen entschleiert . . . . Er verrät, wie man selbst das sprödeste Weib seelisch zu Fall bringen kann, und weist den unfehlbaren Weg zur Pforte der Erotik des Weibes."

Ueber die „schwachen Stunden des Weibes" (mit Fettschrift breit herausgestellt) faselt der Prospekt u. a.:

„Jedes Weib hat seine schwachen Stunden, in welchen es nur zu gerne geneigt wäre, sich dem Manne zu ergeben. Selbst die beste Erziehung, selbst Zurückhaltung, Beherrschung und Selbstverleugnung sind kein Schutz vor solchen schwachen Stunden . . . In ungemein fesselnder und überzeugender Weise zeigt der Verfasser, in welchen geheimnisvollen Anzeichen man das Herannahen und den Eintritt einer schwachen Stunde untrüglich erkennen kann, und erklärt die dem Manne gebotenen Möglichkeiten, beim Weibe eine schwache Stunde vorzubereiten und herbeizuführen. Dieses Thema ist so heikel, daß es hier nicht näher erörtert werden kann."

Wir haben es nur mit dem Prospekte zu tun, der deutschen Offizieren ins Haus geschickt wird. Ob das Buch den schamlosen Ankündigungen des Prospektes „angemessen" ist, bleibt dahingestellt. Wenn es sich um eine Quasi-Bauernfängerei handelte, wären Offiziere, welche sich durch den Kauf des Buches allein schon an der Ehre des Frauengeschlechtes vergingen, nicht zu bedauern. Aber die Schamlosigkeit, die in der Versendung des Prospektes an anständige deutsche Offiziere liegt, verdient die schärfste Züchtigung. In bezug auf Frauenehre ist der deutsche Offizier in der Regel sehr empfindlich. Mancher blutige Zweikampf hat in beklagenswertem Standesvorurteil eine solche Schmach zu sühnen versucht. Hier wird das ganze Frauengeschlecht an seiner Ehre gekränkt und zu einem Genußartikel für müßige Stunden herabgewürdigt.

Demselben jungen Offizier wurde von demselben „Modernen Verlagshaus Germania" in Dresden gleichzeitig mit dem Prospekt über „Die Kunst, das Weib zu genießen", auch ein Prospekt mit der vielsagenden Ueberschrift „Ein Prachtwerk für Herren —!" nebst Bestellschein zugesandt. Es handelt sich um eine sog. „Galerie der weiblichen Schönheiten", um 160 sog. „Schöne Frauen", mit dem unvermeidlichen Vermerk: „Nicht nur für Künstler und Kunstfreunde, sondern für alle, die des Weibes hohe Reize gern auf sich wirken lassen." Selbstverständlich bietet das Werk einen hohen „ethischen" — also sittlichen — Genuß. Es fehlt nur noch das in diesem Zusammenhange früher so beliebte Wort „keusch", das allerdings mit der Quintessenz des oben skizzierten ersten Prospektes in zu auffallendem Kontrast stehen würde. Daß auch dieser Prospekt nach der Armee-Rangliste unterschiedslos an alle jüngeren Offiziere verschickt wurde, ergibt sich schon aus dem beigefügten Zeugnis: „Ein Offizier schreibt uns darüber."

Die Versender solcher Prospekte scheinen aus gewissen Skandalaffären und Sensationsprozessen der letzten Jahre das Recht abzuleiten, den ganzen Offiziersstand nach Typen zu beurteilen, die gottlob eine Ausnahme bilden, wenn auch da und dort die Ausnahmen zeitweilig eine bedenkliche Mehrung erfahren haben. Freilich dürfte auch Offizieren, die sich literarisch betätigen, manchmal etwas größere Vorsicht anzuraten sein. Denn es kann unmöglich zur Hebung der Achtung vor dem deutschen Frauengeschlechte beitragen, wenn z. B. ein Autor, der den stolzen Titel „Oberleutnant der Reserve" führt, den Frauen seines Milieus nachredet, daß sie eine ausgeprägte Vorliebe für erotische Gespräche zeigen, oder wenn derselbe Autor die Einführung der gesetzlich erlaubten Polygamie als die beste Lösung der Schwierigkeiten eines verwilderten Sexualismus empfiehlt.

Vielleicht nehmen auch die verschiedenen deutschen Kriegsminister Veranlassung, sich jene buchhändlerischen Attacken auf die sittlichen Qualitäten des deutschen Offiziersstandes etwas näher anzusehen. Man erinnert sich der ernsten Mahnworte, die der Deutsche Kaiser im verflossenen Jahre an die angehenden Seeoffiziere richtete, als er ihnen eine sittenstrenge Lebensführung als sicherste Gewähr für die Tüchtigkeit und Schlagfertigkeit vor dem Feinde ans Herz legte. Wer in bewußtem Gegensatz zu dieser Mahnung des Kaisers den Offizieren systematischen Unterricht in der „Kunst" der Frauenverführung böte, würde nach unserer Meinung die — Hundspeitsche verdienen.

Der beschwerdeführende Offizier fragt bei der „Allgemeinen Rundschau" an, ob der Staatsanwalt sich nicht mit der Sache zu beschäftigen habe, ob kein Strafgesetzparagraph verletzt sei. Der Prospekt dürfte diese Klippe umschifft haben; denn was ist heute in Deutschland nicht alles erlaubt? Aber es gibt doch auch noch andere Mittel, um der Entrüstung jedes anständigen Mannes über eine solche Schändung deutscher Frauenehre vernehmlichen Ausdruck zu geben. Oder ist es vielleicht die Scheu vor dem Spott „freigesinnter" Kameraden, welche Offiziere abhält, die schamlose Zumutung eines solchen „Verlags" mit einer Beleidigungsklage zu beantworten? Was hilft es, daß es den Offizieren der preußischen und sächsischen Armee verboten ist, den „Simplicissimus" zu lesen, wenn Machwerke von der Art des geschilderten frech und keck an der Tür eines ehrenwerten deutschen Offiziers anklopfen und seinen Schreibtisch verunzieren dürfen? Hoffentlich werden nicht allzuviele junge Offiziere zu erröten brauchen, wenn einmal durch irgend ein Geschick die Namen derer, die sich „Die Kunst, das Weib zu genießen", aus Dresden kommen ließen, zur Kenntnis der Behörden gelangten.

Portugiesische Zustände.

Von einem guten Kenner der portugiesischen Verhältnisse geht der „Allgemeinen Rundschau" eine Schilderung zu, die das Verständnis der jetzigen Lage Portugals ermöglichen soll.

Der Verfasser schreibt aus eigener Erfahrung:

Eine Frage bezüglich Portugals wird heute so oft gestellt: wie nämlich dort eine solche politische und religiöse Umwälzung beinahe ohne Widerstand möglich war. Eine richtige Antwort auf diese Frage werden wir nur dann erhalten, wenn wir die politisch-religiösen Zustände Portugals, die lange Jahre der Umwälzung vorausgingen, uns einmal näher betrachten.

Nach amtlicher Statistik gibt es in Portugal 80% Analphabeten. So begreift sich, wie der größte Teil der portugiesischen Bevölkerung das Bewußtsein politischer Pflichten nicht kennt und sich an gemeinnützigen Fragen gar nicht beteiligt oder einfach als willenloses Werkzeug derer dient, die durch Versprechungen und feurige Reden (und darin sind die Portugiesen Meister) sie zu begeistern wissen. Für die Wahlen kommen natürlich solche Leute auch nicht in Betracht, da das portugiesische Gesetz das Wahlrecht den Analphabeten versagt.

Die übrigen 20% können wir einteilen in Adelige, professionelle Politiker, Kaufleute und Gewerbetreibende.

Beim Adel müssen wir unterscheiden zwischen dem alten und neuen Adel. Der alte Adel zählt gewöhnlich zu den Anhängern des längst vertriebenen Königs Don Miguel. Sie wollten keine Gemeinschaft mit dem Hause der Koburg-Braganza und beteiligten sich deswegen nicht an der Politik. Es sind gute, fromme Hauskatholiken, die aber durch ihre persönlichen, politischen Anschauungen zurückgehalten wurden, tatkräftig mit der neugebildeten katholischen Partei (dem Nationalismus) mitzuwirken. Bei Wahlen nahmen sie gewöhnlich nicht teil.

Der neue Adel wird von jenen gebildet, die durch ihre Reichtümer instand gesetzt wurden, sich den Grafen- oder Barontitel zu erkaufen. Sie zählen gewöhnlich zu den professionellen Politikern, gehören bald dieser, bald jener Partei an und halten es für standesgemäß, von Religion nichts wissen zu wollen.

Zu den eigentlichen Berufspolitikern und Wahlagitatoren gehören die Beamten, die Professoren höherer Lehranstalten, die Großgrundbesitzer, Fabrikherren und zum großen Teil der Klerus.

Die wenigen Wahlberechtigten, die noch übrig bleiben und gewöhnlich Kaufleute und Gewerbetreibende sind, sind dermaßen von den professionellen Politikern abhängig, daß bei der Wahl nicht das Wohl des Vaterlandes entscheidet, sondern das tägliche Brot. Das wäre jedoch so schlimm noch nicht, wenn wenigstens die Politiker einem höheren Ideal zugänglich wären und vor allem das Wohl des ganzen Vaterlandes im Auge hätten. Jedoch, da sah es traurig aus.

Seit langen Jahren waren die Politiker in zwei Hauptparteien geteilt; die Regeneradores und die Progressistas! Man könnte glauben, prinzipielle Meinungsverschiedenheiten begründeten die Bildung und das Fortbestehen dieser beiden Parteien! Doch nein! Es wäre vergebliche Arbeit, wollte man die Verschiedenheit des politischen Programms dieser beiden unversöhnlichen Gegner herausfinden. Den Schlüssel zu diesem Rätsel finden wir nur in der Tatsache, daß die ganze portugiesische Politik nichts als eigennützige Personalpolitik war. Die Regeneradores waren Freunde des Hintze Ribeiro, die Progressistas des José Luciano. Im übrigen waren sie einander ähnlich wie ein Ei dem anderen. Was im Parlament die einen durchführen wollten, das verweigerten die anderen. Die beiden Parteien folgten aufeinander mit ziemlicher Regelmäßigkeit. Das Parlament war nicht der Ort, wo schwerwiegende Fragen erörtert wurden; denn meistens war es nur der Schauplatz persönlicher Angriffe. Oft habe ich mir selbst gesagt, nachdem ich die amtlichen Sitzungsberichte der Abgeordnetenkammer durchgelesen hatte: „Das sind doch wirkliche Kinderspiele, deren sich ein Land schämen muß." Auch Portugiesen haben öfters geäußert, daß eine Parlamentssitzung unterhaltender sei als ein Stiergefecht und die Lachmuskeln mehr in Bewegung bringe als die schalen Witze der Komödianten im Theater.

Jede Partei trachtete nach Ergreifung des Staatsruders in erster Linie danach, ihre Anhänger, die schon längst wie gierige Wölfe auf einen fetten Bissen warteten, zu befriedigen. Allen höheren und niederen Beamten, Gouverneuren, Bürgermeistern, Rektoren höherer Lehranstalten usw. usw. wurde zugerufen: „entweder — oder". Entweder bekennt ihr euch zu unserer Partei — oder ihr habt den Abschied. Die meisten verlassen natürlich ihre Posten mit der nicht unbegründeten Hoffnung, bald wieder an die Reihe zu kommen, wenn das Räderwerk der neuen Regierung abgelaufen ist und die Stunde wieder für ihre Partei schlägt. Es gibt bei diesen Gelegenheiten natürlich auch politische Wetterfahnen, die sich nach dem neuen politischen Wind drehen. Es gibt diesbezüglich in Portugal Politiker und Staatsmänner, die als solche Wetterfahnen schon Unglaubliches geleistet haben.

Um das Heer der Begierigen einigermaßen zufrieden zu stellen, mußte begreiflicherweise eine Unzahl Beamtenstellen geschaffen werden, die vollständig entbehrlich gewesen wären. Ja, es gab Leute, die ihren Gehalt aus den Staatsgeldern bezogen, ohne eigentlich zu wissen, für was. Angesichts einer solchen Mißwirtschaft muß man sich eigentlich wundern, daß das ganze Staatsgebäude nicht schon längst aus den Fugen gegangen ist.

„Aber", fragt man sich, „warum hat das Volk bei den Wahlen nicht gearbeitet, um diesen Verschwendern der Staatsgelder das Handwerk zu legen?"

Wahlen, so kann man dreist behaupten, gab es in Portugal nicht. Sobald vom König ein neues Ministerium mit der Regierung beauftragt wurde, stellte man den Beamten das besagte Dilemma: „entweder — oder". Binnen 14 Tagen also, oder noch früher, ist das ganze Land mit Beamten der Regierungspartei besetzt, und der Portugiese weiß schon, daß, wenn er mit ihnen zu arbeiten hat, er dieselben nicht zu politischen Feinden haben darf. Jetzt wird fieberhaft gearbeitet. Die Untergebenen werden mit Entlassung bedroht, die den Wahlzettel des Vorgesetzten nicht annehmen würden. Die einflußreichen Bürger läßt man kommen und befragt sie nach ihren Bedürfnissen und Wünschen. Der eine will diese oder jene Stelle haben, der andere wünscht eine Bahnstation in der Nähe seines Hauses; die eine Gemeinde wünscht den Ausbau ihrer Kirche, eine andere will eine Straße haben. Andere wieder gibt es, die nur eigener Nutzen bewegen kann. Den ersteren verspricht man die Erfüllung ihrer Wünsche, und den letzteren werden die Stimmen einfach abgekauft.

Sollte alles dieses in einem gewissen Wahlkreis nicht helfen, dann wird zu Vergewaltigungen geschritten. Zu weit würde es führen, wollte ich auch nur einigermaßen die Heldenstücke angeben, die dabei ausgeführt werden. Einige wenige Beispiele sollen genügen.

Wie bekannt, hat jeder Portugiese fünf bis zehn und mehr Namen. Da heißt z. B. einer José Maria Cardoso de Sousa Castro e Machado. So hat er sich auch bei dem Gesuch der Wahlberechtigung eintragen lassen. Da kommt er an die Urne und will gegen die Regierung stimmen. Er wird nach seinem Namen gefragt. Zufällig läßt er das Maria weg. Da wird ihm nun der Bescheid, daß ein solcher Wähler nicht eingetragen sei, und mag er auch noch so oft beteuern, daß er auch Maria heißt, er wird nicht zugelassen. Andere werden während der Wahl unter irgend einem Vorwand einfach verhaftet, und nach Schluß der Wahlen wird ihnen das Bedauern ausgedrückt, daß es aus Irrtum geschehen ist.

An der Tagesordnung sind die sogenannten chapeladas (Wahlfälschungen). Wird in einem Wahlbezirk von der Regierungspartei befürchtet, daß sie nicht die nötigen Stimmen erhält, dann läßt man die caceteiros (wörtlich: Knüttelleute) kommen, denen der Auftrag erteilt wird, während der Wahl Tumulte hervorzurufen. Während des Tumultes wird die Urne gerettet und in Sicherheit gebracht. Nachdem die Ruhe wieder hergestellt ist, wird auch die Wahlurne wieder an Ort und Stelle gebracht, nur mit dem Unterschied, daß sie jetzt einige hundert Stimmen für die Regierungspartei mehr enthält als vor dem Tumult. An solchen Kunststücken leisten die portugiesischen Wahlagitatoren Unerhörtes.

Der energische und gutgesinnte Diktator Franco wollte dieser Mißwirtschaft ein Ende machen. Der infame Königs- und Kronprinzenmord war der Anfang der Greueltaten, die seine Bestrebungen für die politische und wirtschaftliche Hebung des Landes zunichte machen sollten.

Ein unerfahrener Jüngling sollte nun das Staatsruder in die Hand nehmen. Durch seine erste Handlung schnitt er sich das Rettungsseil ab, indem er Franco wegschickte.

Jetzt war die Grube dem Königtum gegraben. Die verschiedenen rasch sich aufeinander folgenden Ministerien liebäugelten mit den Republikanern, die jetzt ihre volle Tätigkeit entfalteten. Die geheimen Gesellschaften (carbonarias) schossen überall wie die Pilze auf. Die republikanischen Agitatoren durchzogen das Land, und in häufig gehaltenen Versammlungen bearbeiteten sie das Volk für ihre Sache. Die meistgelesenen Zeitungen begannen eine wahre Kampagne gegen Thron und Altar; denn sie waren sich wohl bewußt, daß der letztere die beste Stütze des ersteren war. Verleumdungen aller Art gegen die Königsfamilie, gegen die Bischöfe und Priester war der Hauptstoff der Tagesblätter. Daß eine solche fieberhafte Arbeit bei einem ungebildeten und unzurechnungsfähigen Volke nicht ohne Wirkung bleiben konnte, leuchtet einem jeden ein.

Ein religiös gebildetes Volk hätte einem solchen Treiben noch Widerstand leisten können; aber in dieser Beziehung sah es auch schlimm aus. Von einer religiösen Bildung war keine Rede. Es fehlte dazu die Grundlage: der Unterricht. Der Priester hatte zu den Schulen keinen Zutritt.

Wohl mußten die wenigen, die die Volksschulen besuchten, die cartilha (kleiner Katechismus) auswendig lernen; denn beim Examen wurden sie darüber befragt; jedoch was kann dabei herauskommen, wenn die meisten Lehrer, denen dieser Unterricht anvertraut ist, über die heiligsten Sachen spotten?

In den Gymnasien und allen höheren Schulen war der Religionsunterricht überhaupt ausgeschlossen, und nicht selten machten die Professoren starke antichristliche Propaganda unter ihren Schülern. Ja, es gab solche, die ihren Schülern die schlechtesten und unsittlichsten Bücher und Schriften zur Lesung empfahlen.

Bei einer solchen Sachlage sollte man wenigstens glauben, daß der portugiesische Klerus rege gearbeitet hätte, um einem solchen Mißstande einigermaßen abzuhelfen. Doch auch der Klerus versagte, von wenigen Ausnahmen abgesehen.

Der portugiesische Klerus hatte nicht die Bildung und viel weniger die Erziehung, die sein hohes Amt erfordert hätte. Seine

Pflicht, den Kindern die Heilswahrheiten beizubringen und die Erwachsenen durch das Wort Gottes zu belehren, erfüllte er entweder gar nicht oder auf sehr mangelhafte Weise.

Das kann nicht wundern, wenn man weiß, wie es in den Seminarien aussah. Was für Priester konnten z. B. aus dem Seminar von Braganza kommen, wo es möglich wurde, daß die Seminaristen mit Beilen und Revolvern bewaffnet sich gegen ihre Obern empörten?

Daß ein wissenschaftlich nicht gebildeter Klerus auch in sittlicher Beziehung nicht das sein kann, was er soll, ist selbstverständlich. Ja, aber haben denn die Bischöfe diese Zustände nicht gekannt, und warum haben sie ihnen nicht abzuhelfen gesucht? Consueta minus movent. Sie waren sozusagen an diese Sachlage schon gewöhnt, und dann blieben sie eben, was Pius IX., wie ganz Portugal weiß, von ihnen mit Anspielung auf Isaias 56, 10 sagte: Canes muti. Klugheit und Vorsichtigkeit waren die Leitsterne ihrer Tätigkeit, die es verhinderten, mit Energie da aufzutreten, wo es notwendig war. Hätte Portugal Bischöfe gehabt wie Deutschland zur Zeit des Kulturkampfes, so wäre es nicht so tief gesunken.

Aber wie kommt es, daß trotz dieser traurigen Zustände sich so viele Tausende an der Nationalwallfahrt auf den Sameiro beteiligten? Einem Deutschen, der Portugal nicht kennt, ist diese Tatsache nicht leicht erklärlich. Um zu wissen, daß diese große Anzahl nicht die Bedeutung hat, die er ihr zumißt, muß er wissen, daß solche religiöse Feste auch die einzigen populären Feste in Portugal sind, an denen das Volk mit Lust teilnimmt. Der religiöse Grund tritt nur zu häufig in den Hintergrund. Wo immer es Musik und Raketen gibt, da ist auch der Portugiese dabei, heißt es doch „le portugais est toujours gai". Damit soll ja nicht gesagt sein, daß nicht auch viele aus wahrem religiösem Sinn diesen Festlichkeiten beiwohnen.

Nach den geschilderten Tatsachen, glaube ich, wird es den deutschen Lesern nicht mehr so schwierig sein zu verstehen, wie der Umsturz in Portugal möglich war.

Und was bringt die Zukunft? Meines Erachtens nichts Erfreuliches für das arme, von Natur aus so gesegnete Land. An eine baldige Rückkehr des Königtums glaube ich nicht, es sei denn, daß die Großmächte in dieser Hinsicht einschreiten würden. Die königstreuen und gutgesinnten Elemente Portugals sind zu gering und auch zu energielos, um gegen die Macht der Revolutionäre zu kämpfen.

Auch die kommenden Wahlen werden nichts bewirken; denn diese werden natürlich nach altem Muster betrieben; denn etwas anderes kennt der Portugiese gar nicht.

Das Land wird also politisch, wirtschaftlich und religiös immer mehr heruntersinken, bis eine vollständige Anarchie das Einschreiten der Mächte notwendig macht. Das ist dann der Tod des einst so glorreichen Landes. Daß ich mich in dieser Beziehung täusche, das walte Gott!

Schloss am Mittelmeer.

Vor'm bronz'nen Tor, das wappenüberdeckt
Hebt in die Luft die königlichen Flanken,
Ruhn stolz zwei Löwen, drohend vorgestreckt
In Grimm und Macht die erzbeschlag'nen Pranken.

Sie lagern — treue Wächter — sich vor'm Park,
Der leis erschauert in des Meerwinds Gehen,
Und vor den Türmen alt und grau und stark,
Auf der des Fürsten gelbe Banner wehen.

In ihres weissen Marmors Traumespracht
Steht in den Lorbeergängen Bild an Bildnis,
Umschattet von der Wipfel grüner Nacht,
In selt'ner Blüten duftdurchhauchter Wildnis.

Hoch in den Lüften schiesst ein Adler her
Und schickt den Jubelschrei in blaue Weiten.
Im Grunde aber donnert auf das Meer
Und singt den Sang verscholl'ner grosser Zeiten.

Dr. Lorenz Krapp.

Martin Greif †.

Von L. G. Oberlaender.

Kein leichter Tod ist dem Dichter beschieden gewesen. Schon manches Jahr hemmten Leiden die frohe Schaffenskraft des vaterländischen Sängers. Nun nach den langen düsteren Wintertagen hoffte er von der lachenden Frühlingssonne Milderung. Die ersten Strahlen des Vorlenzes hatten ihn ins Gebirge gelockt. Er ging nach Kufstein, das ihm stets lieb und vertraut gewesen, aber er sah sich genötigt, daselbst das Krankenhaus aufzusuchen, und dort ist er am 1. April gestorben. Es war ein wochenlanges Ringen mit dem Tode, zuweilen durfte man wieder Hoffnung fassen, daß die starke Natur des Dichters nochmals obsiege, und Greif konnte sich erfreuen an den zahlreichen Blumengrüßen und kleinen Aufmerksamkeiten, mit denen die zahlreiche Gemeinde des Poeten ihn aufzuheitern und zu zerstreuen suchte. Er empfing auch noch einige Freunde, aber immer tiefer senkten sich die Schatten des Todes herab — —

Friedrich Hermann Frey — so hieß Greif, bis er sich seinen Dichternamen auch rechtsgültig zuerkennen ließ — wurde am 18. Juni 1839 zu Speier geboren. 1856 kam er durch die Versetzung seines Vaters, eines Regierungsrates, nach München, der Stadt, in welcher er nahezu sein ganzes Leben zugebracht hat. Schon im nächsten Jahre verließ er das Gymnasium, um Kadett zu werden. 1859—1867 war er Leutnant, dann ging er in Pension, um sich ganz der Literatur zu widmen. Schon als junger Offizier hatte er begonnen, die Eingebungen seiner Phantasie zu gestalten. Emanuel Geibel, das Haupt der sogen. „Münchener Schule", damals so gewaltig überschätzt, wie die Zeitmode von heute ihn unterschätzt, sprach dem jungen Artillerieoffizier alles Talent ab. Doch dieses radikale Kunsturteil des berühmten Dichters konnte Greif an seinem Glauben an seinen Poetenberuf nicht dauernd irre machen. 1861 hatte er sein Trauerspiel „Bertha und Ludwig" herausgegeben, 1866 seinen „Hans Sachs". Ein Jahr nach seinem Abschied vom Heere erschienen seine „Gedichte". In diesem Buche tritt uns der Lyriker Greif fertig und reif entgegen. Alle Vorzüge seiner Verskunst zeigen sich bereits in diesem ersten Buche der Lieder. Was Greif von den übrigen Dichtern der damaligen Tage unterschied, war das volkstümlich Schlichte. Minder sorgfältig feilend und formstreng, aber auch inniger als die anderen, die eines repräsentativen Faltenwurfes auch in ihrer Gefühlswelt nicht entbehren konnten. Der feine Aesthetiker Bayersdorfer hat später Greif einen „elementaren Lyriker" genannt. Diese treffsichere Wortprägung unterscheidet ihn sehr glücklich von der Dichtergruppe um Emanuel Geibel, bei denen hohe Bildung, Schönheitskultus und große Kennerschaft oft das eigentliche Gefühl, das zur Gestaltung drängende Empfinden überwogen. Hierin ist ihnen Greif überlegen, mag seine Welt auch kleiner sein. Seine Natursymbolik und Naturbeseelung sind von persönlicher Färbung. Die schlichten Verse künden oft mehr, als sie mit Worten sagen. Besonders sind es Untertöne der Wehmut, die in seinen Strophen gerne miterklingen. Eine Probe Greifscher Lyrik sei gegeben:

„Nun störet die Aehren im Felde
Ein leiser Hauch.
Wenn eine sich beugt, so bebet
Die andere auch.

Es ist, als ahnten sie alle
Der Sichel Schnitt,
Die Blumen und fremden Halme
Erzittern mit."

Greifs Lyrik hat sich langsam, aber stetig fortschreitend eine Gemeinde treuer Verehrer erworben, und auch die Literarhistoriker haben ihm seine Stelle in der Nähe von Mörike und in glücklichen Stunden Goethe verwandt willig zuerkannt. Wenn sich auch über die Vorzüge von Greifs lyrischem Schaffen die Ansichten unter dem im raschen Wechsel vorbeirauschenden literarischen Zeitmoden gleich blieben, so hat der Dramatiker sich nur schwer durchsetzen können. Er hat in München und Wien Zeiten starker theatralischer Erfolge erlebt; doch die wenigsten Stücke vermochten, wie Otto v. Leixner schrieb, „die Mainlinie zu überschreiten". Gewiß herrscht in seinen Dramen lyrische Stimmung vor, und zuweilen hat auch der Dichter zu Stoffen gegriffen, wie Nero (1877), die seiner im Grunde irenischen Natur fern lagen. Vaterländische Helden gestaltete er gerne. „Ludwig der Bayer und der Streit bei Mühldorf" gehört zu dem besten Volkstümlichen

und doch dichterisch Wertvollen unserer Zeit. Als Festspiel auf dem historischen Boden des Schauplatzes aufgeführt, hat das historische Schauspiel schon in manchem Jahre ergreifende Wirkung getan, und aus den der dortigen Bevölkerung entnommenen Darstellern haben Begeisterung und die kernige poetische Sprache manches Talent reifen lassen. Auf diesem Boden (Palmberg) findet der Dichter auch seine letzte Ruhestätte. Zu den meistgespielten Dramen Greifs gehört sein „Prinz Eugen". Dingelstedt brachte das Schauspiel 1880 im Wiener Burgtheater heraus, etwas später bot es gleichfalls erfolgreich die Münchener Hofbühne mit Possart in der Titelrolle. Zum 70. Geburtstag des Dichters war eine wirksame Neueinstudierung in München erfolgt. Wie Kleists „Prinz von Homburg" ist Greifs „Eugen" ein Schlachtensieger aus Insubordination. Die Charaktere des Prinzen und Kaiser Karls VI. sind mit feinziselierender Kunst herausgearbeitet, doch die volkstümlich gefärbten Partien des Schlußaktes tun der dramatischen Wirkung einigen Eintrag, da sie den raschen Verlauf der Handlung hemmen; aber gerade an diesem volkstümlichen Einschlag hing des Dichters Herz. Unmöglich ist es, sämtliche Dramen im einzelnen zu besprechen. Ich will nur noch hinweisen auf „Corfiz Ulfeld, den Reichshofmeister von Dänemark", „Marino Falieri", „Heinrich den Löwen". Neben Hebbels und Otto Ludwigs Dramen besteht die Greifsche „Agnes Bernauer" durch ihre volkstümliche innige Charakteristik der unglücklichen Augsburger Baderstochter. Seine „Francesca da Rimini" neuerdings zum Bühnenleben erweckt zu haben, gehört zu den Verdiensten der Münchener Calderongesellschaft. Endlich seien noch „Konradin" und „General York" genannt, letzteres Schauspiel brachte es bereits zu fünf Auflagen. Auch Greifs Gesammelte Werke liegen in mehreren Ausgaben vor.

Dies sind in großen Zügen die reichen Früchte eines Dichterlebens, das im äußeren ziemlich ruhig dahinfloß, und von dem uns noch posthume Memoiren Aufschlüsse erteilen werden.

In den sechziger und siebziger Jahren hat Martin Greif große Reisen gemacht, England, Holland, Spanien, Dänemark, Italien bereist, längere Zeit in Wien geweilt und auch durchs deutsche Vaterland Wanderfahrten unternommen. Immer aber ist er nach München zurückgekehrt. Hier hat er die Werke geschaffen, die in der Literaturgeschichte der Nation ihre Ehrenstelle stets bewahren und im Gedächtnis des Volkes fortleben werden!

Antonio Fogazzaro †.

Von Johannes Eckardt, Salzburg.

Wir sagen, die Kunst sei nicht um ihrer selbst willen da; sie müsse uns läutern, emporführen zu jenem Etwas, aus dem sie kam: zu Gott; sie sei eines der stärksten Mittel, um uns Gott näher zu bringen, um uns mit ihm inniger zu vereinen. Es hat sogar manchen gegeben, dem sie zur Religion ward. Antonio Fogazzaro faßte den Kunstbegriff reeller; sein Schaffen war ihm ein Läuterungsprozeß, ein Hinaufführen. Das Mitreißen des Beispieles stand ihm vor Augen, wenn er seine große Kunst in den Dienst des Gestaltens stellte. Er war keiner von den Phantasten, die aus der Erfindung schufen. Seine Kunst wuchs aus dem Reellen und ward — wie alle echte und rechte Poesie (was auch Goethe sagte) — Erlebnispoesie. Die Realität seiner Kunst stellte er selbst als Prinzip auf; im „Heiligen" sagt Jeanne Dessalle zu ihrem schriftstellernden Bruder: „Um schöne Literatur zu treiben, schürst auch du noch diese Träume, die die Menschen schon genügend entnerven, schon genügend ablenken von dem wirklichen Leben. Nein, es gefällt mir gar nicht." In diesen Worten dürfen wir um so mehr eine grundsätzliche Aeußerung des Dichters sehen, als Maximilian Klaar in der Wiener „Zeit" (Nr. 3039) als eine persönliche Erinnerung an den Dichter erzählt, daß er von ihm zweimal bei verschiedenen Gelegenheiten die Aeußerung hörte: „Ich photographiere das Leben; an der Verteilung von Licht und Schatten ist nicht der Photograph schuld. Sie sind jeden Tag und an jedem Ort anders." Diese Selbstcharakteristik seiner Werke beweist den eminenten zeitgeschichtlichen Wert der Dichtungen Antonio Fogazzaros. Allerdings könnte das zitierte Wort die Vorstellung erwecken, als ob der große Italiener lediglich „ein Photograph des Lebens" wäre; das könnte den Gedanken naherücken, daß Antonio Fogazzaro vor allem das Stoffliche ins Auge faßt, ohne es ideell zu verarbeiten. Wer sich aber einmal seiner großen Kunst (im ganzen gesagt) hingab, dem offenbart sich ein Genie, das tiefe Religion und aus ihr jenen echt evangelischen, missionären Sinn hat, der uns heute vielfach fehlt, der aber unersetzlich ist, wenn wir uns gegenseitig als Brüder dem ewigen Ziele läuternd hinführen wollen. Alle große Kunst ist ebenso wie der Glaube nicht nur Herzenssache; beide müssen auch mit der Vernunft, mit dem Verstande geschaut werden. Und wenn wir Antonio Fogazzaros Werke daraufhin ansehen, dann tritt uns eine starke Persönlichkeit ins Auge, die tatsächlich die Kraft hat, religiös zu wirken. Ich halte mit Karl Muth den Ehrentitel Antonio Fogazzaros als „Dichter des christlichen Ideales" aufrecht. Daran ändert ja die Indizierung des „Heiligen" nichts. Ausschlaggebend sind die tiefen Gedanken des Italieners über Religion, über das persönliche Verhältnis zu Gott, über die Liebe, über die Ehe usw. Hier offenbart sich der „Dichter des christlichen Ideales". Und wenn diese seine Ideen Wurzel faßten und reiften, — in der Tat, dann würde das Wort Pius' X. „Omnia instaurare in Christo" zu einem Gutteile Wirklichkeit werden. Antonio Fogazzaro ist ein Beispiel dafür, wie ein großer Künstler die Ideen umsetzen muß in die Sprache der Poesie, damit sie nicht nur das Gemeingut auserlesener Denker bleiben, sondern viele Menschen innerlich fördern können. Ihm war die Mitarbeit an der Kultur eine zu ernste Sache, als daß er sich mit Programmen u. dergl. begnügt hätte. „Ich will das Leben gestalten und aus ihm Menschen nach meinen in Christi Lehre gereiften Ideen wachsen lassen", so stellt sich Antonio Fogazzaros „Literaturprogramm" dar; es ist eine feine Bemerkung, wenn Alexander Baumgartner S. J. im nachgelassenen 6. Bande („Die italienische Literatur") seiner „Geschichte der Weltliteratur" auf Seite 855 schreibt: „Schon 1872 hielt er (Antonio Fogazzaro) in der Accademia Olimpica zu Vicenza einen kleinen Vortrag „Ueber die Zukunft des Romans in Italien". Es ist indes leichter, Literaturprogramme und Literaturprophezeiungen zu erlassen, als selbst einen Roman zu schreiben. Neun Jahre vergingen, bis er (1881) mit seinem ersten Roman „Malombra" hervortrat." Wenn man bedenkt, daß Antonio Fogazzaro am 25. März 1842 zu Vicenza geboren wurde, so ist es gewiß ein Zeichen ernster Auffassung von der Kunst, wenn der Dichter so lange (bis 1881!) zu warten gelernt hatte auf die innere Reife seiner Kraft. Sein Liebesroman in Versen „Miranda" (1874) und die Gedichtsammlung „Valsolda" (1876) standen ja zurück, als „Malombra" kam und das Banner idealistischer Ideen über die Fluten des französischen Naturalismus und des italienischen Verismus siegreich hinwegtrug. „Daniele Cortis" folgte; das Jahr 1888 brachte „Das Geheimnis des Dichters". Man denke an die Zeit der achtziger Jahre und vergegenwärtige sich, welch eine Bedeutung es hat, wenn ein so großer Künstler damals Ideen gestaltete, wie sie aus dem kurzen Lobliede platonischer Freundschaft glänzen, das im Buche des Jahres 1885 stand: „Ohne Hochzeit sind sie vermählt, nicht im Fleische, sondern im Geiste. So einen sich Gestirne und Planeten, nicht mit dem Körper, sondern mit dem Lichte; so paaren sich Palmen, nicht mit den Wurzeln, sondern mit den Wipfeln!"

Jene Trilogie kam, von der man so viel sprach und die so starke Begeisterung auslöste: „Die Kleinwelt unserer Väter" (1896), „Die Kleinwelt unserer Zeit" (1901) und der „Heilige" (1905). Die ersten beiden Romane sind in Uebersetzung im Verlage der Köselschen Buchhandlung (Kempten und München), der dritte im Verlage Georg Müller (München, Josephsplatz) erschienen. Es wäre sehr verlockend, gerade diese Trilogie tiefer zu analysieren; in diesem engen Raume über ein Lebenswerk etwas Abschließendes zu sagen, ist einfach unmöglich. Man kann nur ganz allgemeine Worte anführen. Man muß in Einem die bedeutende Darstellungskraft des musikalisch verfeinerten (besonders durch Schumann!) Dichters loben und auf Einzelheiten verzichten. Man kann der „Kleinwelt unserer Väter" nur einige Zeilen widmen, wenn man sie auch als Kunstwerk über alles erhebt, was Antonio Fogazzaro schuf. „Leila" (1910) kenne ich noch nicht. Nach dem Erscheinen der deutschen Buchausgabe komme ich an dieser Stelle auf „Leila" zurück. Man wird es einem Oesterreicher nicht verübeln, daß er den einseitigen Patriotismus Antonio Fogazzaros, der in diesem Werke (in dem die Zeit, wo sich Lombardei und Venetien von Oesterreich losrissen, dargestellt wird), nur seine Landsleute als Ideale hinstellt, ablehnt; noch dazu, da eine Ironie des Schicksales es fügte, daß Antonio Fogazzaro eigentlich als Oesterreicher geboren wurde: denn am 25. März 1842 war Venezia noch österreichisch. Aber diese sachliche Ausstellung hindert nicht, die Größe und mitreißende Wirkung des Stoffes und seiner Darstellung anzu-

erkennen und dem Werke weiteste Verbreitung zu wünschen. Das Buch aus dem Jahre 1901 fügt sich inhaltlich ebenbürtig an; es eröffnet auch eine gedankliche Perspektive, die zu wertvollen Erkenntnissen führt, was man auch dem „Heiligen" nicht absprechen kann. Inwieweit die katholische Kirche in dem zuletzt genannten Werke irrige Ansichten sah, und warum sie es indizierte, bleibe hier unerörtert. Gewiß darf niemand die Person des werktätigen Katholiken, Antonio Fogazzaros, verdächtigen. Leider ist auch das geschehen; und selbst der Tod des großen Mannes ließ diese Stimmen nicht schweigen. Ich freue mich, hiergegen wieder Alexander Baumgartner S. J. anführen zu können, dessen Charakteristik Antonio Fogazzaros an der schon genannten Stelle allerdings mehr vom Jesuiten als vom Literarhistoriker A. Baumgartner geschrieben wurde:

„Wirkliche Verdienste Fogazzaros bleiben trotzdem unbestritten, ebenso wie sein bedeutendes poetisches Talent. Niemand ist befugt, die Aufrichtigkeit und den Ernst seiner religiösen Gesinnung in Zweifel zu ziehen. Er will katholisch sein. Er wünscht vom Herzen, daß die katholische Kirche wieder Leben und Literatur beherrsche. Er wünscht, daß die römische Frage in einer Weise gelöst werde, welche ebenso den Papst wie das neue Italien befriedigte. Er möchte die armen italienischen Arbeiter im Auslande bei ihrem katholischen Glauben erhalten. Er wünscht, die kirchliche Lehre auch mit der modernen Wissenschaft ausgesöhnt zu sehen. Er fühlt, daß gerade die spezifisch katholische Andacht etwas zu bieten hat, was weder Politik noch Wissenschaft zu bieten vermögen." (S. 901.)

Und dann halte man sich das Wort Antonio Fogazzaros selbst vor Augen, das in einem Briefe ausdrücklich versicherte: Il mio pensiero e la mia parola debbono essere d'un cattolico — „mein Denken und mein Wort sollen das eines Katholiken sein."

Als uns der 7. März 1911 den großen Menschen nahm, weinten wir. Wenn wir sein Lebenswerk überblicken, vergessen wir seinen Tod; und es ist, als stünde der Dichter immer noch bei uns; und seine „Leila", die er uns wie ein Testament schenkte (der Verlag Georg Müller-München bringt soeben die deutsche Buchausgabe heraus), wirkt nicht als solches, da seine Ideen keinen Tod haben und über seine Werke hinaus leben können. Dürfen wir trauern, nachdem der Heiland zu unserem Bruder das Wort sagte, das „Der Heilige" in seiner Vision gehört hatte: „Magister adest et vocat te"?

Unerhörter „religiöser" Reklame-Unfug.

Die kompetente kirchliche Stelle hat der in Nr. 12, S. 205 f., ausgesprochenen Erwartung alsbald entsprochen, wie aus nachstehendem an die Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" in München gerichteten Schreiben hervorgeht:

„Der Kapitular-Vikar. Münster, den 25. März 1911.
J.-Nr. 2387.

Veranlaßt durch den Artikel in Nr. 12 Ihrer Zeitschrift, betreffend Annonce des Fritz Lücke zu Kevelaer in der „Leipziger Meß-Zeitung", lassen wir Ihnen in Anlage Abschrift eines Erlasses zugehen, der dieser Tage in der nächsten Nummer unseres Kirchlichen Amtsblattes erscheinen wird. Wir geben anheim, davon den Ihnen gut scheinenden Gebrauch zu machen. (gez.) v. Hartmann.

Der Kapitular-Vikar. Münster, den 25. März 1911.

Art. .... Betr. „religiöse" Reklame.

In Nr. 12 der „Leipziger Meß-Zeitung" vom 10. März erschien folgende Annonce: (Folgt der in Nr. 12 der „A. R." mitgeteilte Text.)

Wie wir erfahren, ist Herr Lücke von dem Amtsgerichte in Ehrenbreitstein wegen Geistesschwäche entmündigt und steht noch jetzt unter Vormundschaft. Neuerdings hat er begonnen, durch allerlei Reklame, in welcher neben Geschäftsinteresse religiöser Wahn zum Ausdruck kommt, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Er scheint zu glauben, daß er berufen sei, bei seinem Handel mit Devotionalien zugleich als „Missionar" für die Benutzung der Kirchenschätze, Ablässe usw. tätig zu sein. Das Erscheinen der obigen Annonce ist lebhaft zu bedauern, da sie in hohem Maße geeignet ist, das Ansehen unserer heiligen Kirche in den Augen der Andersgläubigen herabzusetzen und den Gebrauch der Ablässe lächerlich und verächtlich zu machen. Wir veranlassen daher die Herren Pfarrgeistlichen, ihre Pfarrangehörigen erforderlichen Falls über die obige Annonce aufzuklären und ihnen zu bedeuten, daß wir den Verkauf der genannten Altäre auf das Entschiedenste mißbilligen.

(gez.) v. Hartmann."

Der „Kölnischen Volkszeitung", welche in Nr. 257 vom 26. März den Artikel aus Nr. 12 der „Allgemeinen Rundschau" „Unerhörter ‚religiöser' Reklame-Unfug auf der Leipziger Messe" im vollen Wortlaut zum Abdruck brachte, wird aus Arenberg unter dem 26. März über Fritz Lücke u. a. noch folgendes geschrieben (Nr. 263):

„Ueber den unglücklichen Menschen, der auf der Leipziger Messe mit einem Altar und einer wahnsinnigen Ablaßankündigung der kirchenfeindlichen Presse große Freude bereitete, für diese ehrenwerte Presse und zur Erheiterung ihrer Leser folgende Daten: 1. Fritz Lücke kam aus Bruch in Westfalen, wo er ein großes Versandgeschäft hatte, das er mit Bankerott und (ich meine zweijähriger) Gefängnisstrafe beendigte, 1902 nach Arenberg, kaufte ein teures Feld zu einem bis dahin nicht erhörten Preise, begann darauf für wenige Monate eine Ziegelei, kaufte die alte Schule und begann darin Warenversand. Gegen Ende seiner hiesigen Tätigkeit erschienen Proben einer tollen religiösen Wochenschrift, deren phantastischen Titel ich vergessen habe. 2. 1907 wurde ihm subhastiert, und er schloß hier wieder mit halbjährigem Gefängnis wegen unrichtiger Geschäftspraktiken. 3. Im Jahre 1904 wollte der wunderbare Mann sogar hier eine verstorbene Frau wieder lebendig machen. „Es dürfe ihn aber niemand im Gebete stören, er sei auch schon einmal tot und in der Hölle gewesen ...."

Demselben Blatte (Nr. 268) wird noch aus Ehrenbreitstein u. a. geschrieben: „Es handelt sich offenbar um den Kaufmann Fritz Lücke, geboren am 19. September 1866 zu Osterfeld, Kreis Recklinghausen, katholisch. Dieser ist durch Beschluß des hiesigen Amtsgerichts vom 30. März 1908 wegen Geisteskrankheit entmündigt. Er befand sich damals in der Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt zu Galkhausen. Die Entmündigung stützt sich hauptsächlich auf das ausführliche Gutachten des Oberarztes dieser Anstalt. Darnach leidet Lücke an Verrücktheit, verbunden mit religiösen Wahnideen und Halluzinationen ...."

Vom Büchertisch.

Die Wahrheit über das Vorgehen der Jungtürken in Albanien von E. B. V. Die klare, übersichtliche und interessante Broschüre, welche soeben unter diesem Titel bei Karl Fromme in Wien erschien, ist ohne Zweifel in erster Linie zu dem Zwecke verfaßt, möglichst weite Kreise in Deutschland über die Verhältnisse in Albanien aufzuklären, und nicht für die Albanesen, denn sonst hätte sich der Verfasser, einer der einflußreichsten albanesischen Adeligen, seiner Muttersprache bedient und nicht des Deutschen, das er allerdings vollkommen beherrscht. Ich kann der Broschüre nur möglichst viele Leser wünschen, denn sie werden in derselben über all die einzelnen Vorkommnisse in Albanien und ihren inneren Zusammenhang aufgeklärt werden, auf eine trotz des Patriotismus des Verfassers völlig unparteiische Art und Weise. Es ist die Ueberzeugung des Autors — wie übrigens auch meine eigene, was ich in dieser Zeitschrift schon ausgesprochen habe —, daß Türken und Albanesen aufeinander angewiesen sind — die Türken auf die Albanesen, denn sie brauchen ein Volk, das stark und einig genug ist, den Kampf gegen Slawentum und Hellenismus zu übernehmen und durchzuführen — die Albanesen die Türken, weil ein Kampf gegen die türkische Oberhoheit sie entsetzliche Opfer kosten und nur ihre Aufteilung unter die Nachbarstaaten bewirken würde. Es muß also ein Modus gefunden werden, um die Albanesen als nützliche, zufriedene und ruhige Staatsbürger dem osmanischen Reiche zu gewinnen. Daß sie nichts Unbilliges fordern, in der Hauptsache nur, was den osmanischen Griechen und Bulgaren schon längst gewährt wurde, beweist der Verfasser überzeugend, ebenso wie das Vorgehen der Jungtürken bis heute in dem unglücklichen Lande nichts anderes war, als eine Kette verhängnisvollster Irrtümer. Uebrigens nirgends ein übermäßig bitteres Wort, überall das Bestreben, den Weg zur Verständigung zu ebnen. So ist die kleine Broschüre von unserem Standpunkt aus ein wichtiges Mittel, unser über die albanische Frage so falsch und namentlich lückenhaft unterrichtetes gebildetes Publikum über die Wahrheit aufzuklären, vom albanischen Standpunkt aus aber eine patriotische Tat im besten Sinne des Wortes. Marie Amelie Freiin v. Godin.

Bernhard Marx, S. J.: Das Dekret über die öftere und tägliche Kommunion und die Stimme der katholischen Bischöfe. Saarlouis 1909. Verlag Hausen & Co.; broschiert 70 Pf. Eine sehr reichhaltige Schrift! 24 katholische Kirchenfürsten aus allen Teilen der Erde erheben ihre Stimme zum Lobe und zur Verherrlichung des eucharistischen Christus und zur Auslegung und Erklärung des bedeutendsten Dekretes der neuesten Kirchengeschichte. J. Wernado.

P. P. Plum: Dekret der hl. Konzilskongregation über den häufigen und täglichen Empfang der hl. Kommunion vom 20. Dezember 1905. Mit einer kurzgefaßten Erläuterung des Dekretes. Saarlouis 1910, Hausen & Co. 7 Pf., hundert zu M 6.—. Zur Massenverbreitung sehr geeignet, ebenso wie die im gleichen Verlag erschienenen Schriften des Jesuitenpaters:

Julius Lintelo: Das eucharistische Triduum. Ein Hilfsbuch für die Predigt über die tägliche Kommunion. Deutsch von J. Finster S. J., brosch. M. 1.40. — Das Dekret über die tägliche Kommunion und die Pflichten der Prediger und Beichtväter. Aus dem Französischen von J. Finster. 2. Aufl. brosch. 50 Pf. — Die öftere u. tägliche

Kommunion der Schüler. Nach dem Französischen von Bernhard Marx S. J., brosch. 50 Pf. — **Die öftere u. tägliche Kommunion.** Ausgabe für die **Männer** 15 Pf., für die **Frauen** 15 Pf., für die **Jugend** 15 Pf., für **erwerbstätige Jünglinge** 10 Pf., für **erwerbstätige Jungfrauen** 10 Pf. — **Die öftere Kommunion der Kinder.** Für Eltern und Erzieher 10 Pf. — **Gebet und Beruf.** Uebersetzt und herausgegeben von Cl. Drinkwelder 20 Pf. — J. Lintelo steht unter den Vorkämpfern in der eucharistischen Bewegung in der vordersten Reihe. Man kann seinen Schriften sicherlich keine bessere Empfehlung mitgeben als das Wort des Kardinals Vinzenz Vannutelli, des päpstlichen Legaten auf den eucharistischen Kongressen: „Unter allen über das Dekret erschienenen Schriften entsprechen diejenigen des P. Julius Lintelo S. J. am meisten dem Gedanken Sr. Heiligkeit." J. Wernado.

Ide D., Praktische Atmungsgymnastik. Zum täglichen Gebrauche für jedermann. Verlag der „Aerztlichen Rundschau" (Otto Gmelin, München). 8° 19 S. 80 Pf. — Das mit 23 Abbildungen versehene, interessante Schriftchen bietet allen, die viel zu ruhiger Arbeit verurteilt sind, anregende und wertvolle Anregung. Rechte Atmung ist Stärke und Gesundheit; diese Erkenntnis sollte jedermann veranlassen, die wichtige Gymnastik der Lunge und der Brust zu pflegen. Die Illustrationen erleichtern die Anwendung der Belehrung. Reither.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Calderongesellschaft zur Pflege der Bühnenkunst in München bot mit großem Erfolge die deutsche Uraufführung eines portugiesischen Dramas, das auch in Buchform bei uns wenig bekannt, obwohl bereits 1847 eine Uebersetzung des „Manuel de Sousa" erschienen war. In Portugal gehört die Tragödie zu den richtunggebenden Werken der Nationalliteratur. Ihr Verfasser Joao Baptista de Ameida-Garett (1799—1854) war auch außerhalb des engeren Gebietes der schönen Künste eine bedeutende Persönlichkeit. Mit 21 Jahren Minister wurde er später im bunten Wechsel Publizist, Soldat, Parlamentarier, Gesandter und Generalintendant. Die politischen Wirren nötigten ihn mehrmals in England Zuflucht zu suchen. Als Dichter ging er von einem epigonenhaften Klassizismus und anderseits von den Rokokonachklängen einer galanten Kunstpoesie aus. Romantizismus und heimische Volksdichtung führten ihn jedoch auf die Wege, auf denen er die portugiesische Literatur einer neuen Blüte entgegenführen sollte. Die drei Bände seines Romanceiro enthalten alte portugiesische Volksromanzen teils in Neudichtung, teils in Originalform. Emanuel Geibel und Graf Schack lenkten unser Interesse auf diese von Garett neu gehobenen Schätze romanischer Literatur. Seine lyrischen Dichtungen bestehen durch die Feinheit und Leichtigkeit der Form und die Wärme der Empfindung, auch das Epos „Camoes" darf nicht unerwähnt bleiben. Seinen „Anton de Gil-Vicente" (1838) nennen die portugiesischen Literarhistoriker das erste rein nationale Drama. Es erschienen nun in rascher Folge im Zusammenhang mit seinen Bestrebungen zur Schaffung einer Nationalbühne drei weitere Bühnenstücke, von denen sich das uns jetzt von der Calderongesellschaft gebotene als das erfolgreichste erwies.

Der aus zwanzigjähriger Kriegsgefangenschaft aus dem Heiligen Lande zurückkehrende Johann von Portugal findet seine Gattin als das Weib eines anderen. Die Beweise seines angeblichen Todes waren erdrückend gewesen. Niemand kann Donna Magdalena moralische Schuld beimessen. Das Problem der Doppelehe hat die Dichter vielfach beschäftigt, ich erinnere an Goethes „Stella", an den „Grafen von Gleichen" des Neuromantikers Schmidtbonn, an Tennysons „Enoch Arden". Die Lösung, die Ameida-Garett diesem Seelenkonflikt gibt, ähnelt derjenigen, welche die Münchener Hofbühne 1780 nach Westenrieders Zeugnis aus eigener Machtvollkommenheit Goethes „Stella" gab. Was in dem „Schauspiel für Liebende" infolge seiner auf „Sturm und Drang" eingestellten geistigen Atmosphäre nur als ein Verlegenheitsausweg gewirkt haben kann, erscheint hier überzeugend. Wenn Magdalena und Manuel de Sousa, ihr zweiter Gatte, ins Kloster gehen, so erwächst dieser Entschluß mit dramatischer Logik aus der tiefgläubigen Gefühlswelt der Handelnden, die uns der Dichter mit seiner Kunst gezeichnet hat. Der Autor will die Geschehnisse nicht völlig als blind waltende Schicksalsfälle betrachtet wissen; deshalb stellt er neben Magdalena einen treuen Diener, der trotz aller Beweise niemals aufgehört hat, auf die Rückkehr seines Herrn zu hoffen. Daß Donna Magdalena Manuel de Sousa mehr geliebt, als den verschollenen Gatten, rechnet der Dichter dieser sonst in den lichtesten Farben geschilderten Frauengestalt als leise Schuld an, die schwer gesühnt wird. Der erste Vorsitzende der Calderongesellschaft, Hofschauspieler Hofrat Stury, hatte das Drama auf der Bühne des Kath. Kasinos mit Sorgfalt und bestem Gelingen inszeniert. Frl. Hollenders Magdalena war eine schöne, reife Leistung, nächst ihr bot der als Pilger zurückkehrende erste Gatte (Heckel) die wirksamste Charakteristik. Bei einigen anderen jungen Künstlern bleiben sprachtechnisch noch einige Wünsche offen, den treuen Pfleger hatte Böckel sehr sympathisch angelegt. Dem Manuel lieh Stöger ritterliches Feuer und Mehler dem Vater Güte und Würde. Die durch das Schicksal der Eltern zusammenbrechende Tochter gab Frl. Basny anmutsvoll und in kleineren Partien wirkten Schumacher und Reinertshofer verdienstlich. Das nahezu vollbesetzte Haus ehrte die Darsteller und Richard Stury durch herzlichsten Beifall.

Aus den Konzertsälen. Das diesmal etwas weniger stark besuchte Volkssymphoniekonzert des Konzertvereins brachte Tschaikowskys Pathetische Symphonie und Richard Strauß' „Eulenspiegel" unter Prills Leitung in fesselnder Wiedergabe, doch trat, für mich wenigstens, das Problematische der Straußschen Tonmalerei hin und wieder schärfer hervor. In Bruchs Schottischer Phantasie für Geige und Orchester bot Toni Bloch eine klangschöne Leistung, die sehr beifällig aufgenommen wurde und der Künstlerin sehr gute Aussichten eröffnet. Die Münchener Erstaufführung von Max Regers Cellosonate op. 116 boten uns in mustergültiger Wiedergabe die Brüder Stöber. Der erste Satz, obwohl sehr gedehnt, enthält die wirksamsten Partien dieser interessanten, aber nicht durchaus neuartigen Novität. Auch die vortrefflich gespielte, von Joseph Schmid prächtig bearbeitete Sinfonia Pergolesis sei rühmend hervorgehoben. Eine Uraufführung brachte die „Neue Kammermusikvereinigung". Klangschönheit und leichtflüssige Form fesseln an der von Schmid-Lindner und P. Kupplich vorzüglich gespielten Horn-Sonate op. 29 von Joseph Haas. Neu war auch der Gesangszyklus „Liebe" für Bariton, Streichquartett, Horn und Klavier von Aug. Richard. Die Komposition erschien mir tiefer als die zugrunde liegenden Verse von Lenemann. Naef sang sie klangschön, der instrumentale Teil wurde unter Assistenz des Verfassers glanzvoll bewältigt. Gleichfalls nur rühmenswertes ist von dem Brüsseler Streichquartett, das mit der Pianistin Hedwig Schöll und dem Kammermusiker Horbelt konzertierte, zu berichten. Ich hörte die vollkommene Interpretation von Beethovens op. 132. Lebhaften Beifall fanden auch die Liederabende von Mariska Aldrich und Alwine Alberi, letztere ist eine sehr bemerkenswerte Koloratursängerin. Die erstere weiß ihren Darbietungen den Eindruck persönlicher Gestaltung zu geben. — W. Backhaus, der in der nächsten Saison vier Monate in Amerika zu den glänzendsten Bedingungen konzertieren wird, hat für seine hiesigen Abende populäre Preise in anerkennenswerter Weise angesetzt. Er erwies sich wieder als Pianist von plastischer Gestaltungskraft und souveräner Technik. — „Schwarze Rosen" nennt Dr. Eug. Greven seine formsicheren, meist in tiefe Schleier der Melancholie gehüllte Dichtungen, die er unter Mabel Martins pianistischer Assistenz gut vortrug und die mit warmem Beifall aufgenommen wurden.

Verschiedenes aus aller Welt. In Nürnberg erlebte Massenets Don Quichotte mit starkem Erfolge die deutsche Urpremiere. Die Musik steht höher, wie diejenige von des Komponisten jüngst in München gegebener „Manon" und hat Stellen von hervorragender Schönheit. Auch die Fassung des Textbuches ist von großem Reiz. Die Titelrolle gestaltete der Münchener Sänger Bender. Diese Leistung wird allseitig als eine besonders glanzvolle bezeichnet. — Die einaktige Oper: „Rahab" von Clemens von Franckenstein gefiel in Hamburg. Die Musik zeichnet sich nach Berichten durch farbenreiche, glühende Orchestrierung aus. — Die erste französische Aufführung von Eugen d'Alberts Oper: „Tiefland" wurde in Nizza mit Begeisterung aufgenommen. Die ungewöhnlich starken Erfolge in Deutschland scheinen sich demnach im Ausland zu wiederholen. — In der Wiener Volksoper fand Vittorio Guecchis „Kassandra" eine sehr gute Aufnahme. Das vor „Salome" entstandene Musikdrama gibt einen merkwürdigen Vorgeschmack von Rich. Strauß' „Elektra". Die Musik versucht nach Kritiken die Vermählung neuester orchestraler Künste mit italienischem Melos. — „Gri-Gri" von Paul Lincke gefiel in Köln. Der Musik wird gefällige, hübsche Erfindung nachgerühmt. — Gute Aufnahme fand in Münster die Uraufführung des „Militärfalters". Leopold Hassenkamps musikalische Illustrierung von Neumanns humorvoller Handlung ist, wie gemeldet wird, durchweg kräftig und sicher durchgeführt; die Walzer sind von schönem melodiösem Fluß und die Lieder reizvoll. — Geringeren Erfolg hatte in Berlin das musikalische Lustspiel von James Rothstein: „Jasmin". — Im preußischen Abgeordnetenhause kritisierte Abg. Kopsch abfällig die Berliner Hofoper, die in ihren Leistungen hinter der Münchener und Dresdener zurückstehe. Er tadelte u. a. das Vorwiegen ausländischer Künstler und ausländischer Werke. Der Generalintendant hielt vor seinen Bühnenkünstlern eine Verteidigungsansprache, die von der Presse wenig günstig besprochen wird. — Der jüngst gemeldete Plan eines „Rosenkavalier"gastspiels der Frankfurter Oper in Paris scheiterte in letzter Stunde an unannehmbaren Bedingungen von Rich. Strauß' Verleger. — „Die Elfen", eine von Debussy inspirierte Oper von A. Mercier, fand in Paris nicht ungünstige Aufnahme. — René Fauchois' Schauspiel: „Rivoli", das im Pariser Odeon uraufgeführt wurde, wird als ein Ausstattungs- und militärisches Spektakelstück bezeichnet.

München. L. G. Oberlaender.

Oelbergstunden.

Oelbergstunden meines Lebens:
im düstern Schein
mutlosen Zagens
habt ihr mich oft geschaut.

Weinend rief ich; nie vergebens.
Mein junges Sein
hat müd des Klagens
dem Engel „Gnade“ nur vertraut.

Martin Heidegger.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Nach der glatten Ultimo-Abwicklung konnte sich besonders an der Berliner Börse neuerdings ein lebhaftes, sogar mitunter stürmisches Geschäft bei hastig vorwärts strebenden Kursavancen entwickeln. Auch die Verhältnisse am internationalen Geldmarkte sind bis jetzt durch die starken Ansprüche zum Quartalswechsel wenig geändert. Nach dem letzten Ausweis der Reichsbank hat der Status gegenüber der Parallelwoche des Vorjahres sogar wesentlich grössere Avancen, und auch die Liquidität des deutschen Zentralnoteninstitutes ist eine bedeutend leichtere. Die Nachrichten aus der Industrie sind zwar immer noch nicht gleichlautend gut, aber es ist unverkennbar, dass die mannigfaltigen Sparten unseres deutschen Wirtschaftslebens sich in den solidesten Bahnen einer aufwärts gehenden Konjunkturkurve bewegen. Verschiedene Meldungen aus industriellen Kreisen beweisen dies auch wiederholt. Absatz und Nachfrage nach Produkten und Fabrikaten machen sich hier und dort verstärkt bemerkbar. Der Absatz beim Kalisyndikat ist beispielsweise im März um 3 Millionen Mark im Wert grösser als im Vorjahre. In der Generalversammlung der Hamburg-Amerika-Paketfahrt-Gesellschaft wurde mitgeteilt, dass die Geschäftslage dieser leitenden Schiffahrtsgesellschaft eine unverändert günstige sei. Das Frachtengeschäft ist — analog den Pluseinnahmen der deutschen Eisenbahnen aus dem Güterverkehr — andauernd fest. Wiederholt wurde ferner konstatiert, dass die deutschen Elektrizitätsgesellschaften überaus gut beschäftigt und teilweise sogar mit Aufträgen überhäuft sind. Besonders der Schuckert-Gesellschaft sollen grosse Millionenobjekte (Ueberlandzentralen und neue Anlagen für Städte, Staat und Kommunen) übertragen sein. Dabei sind die näher gerückten grossen bayerischen Alpenseeprojekte zu bearbeiten. Es war natürlich, dass unter Nachwirkung dieser und anderer gleich günstigen Meldungen das bisherige Favoritgebiet der Kapitalisten — der Kassa-Industrie-Aktienmarkt — weiterhin, und zwar ganz erheblich profitieren konnte. Die alte Wahrnehmung, dass das Publikum — trotz der gut gemachten Kursgewinne — zäh an seinem bisherigen Besitze dieser Aktien hängt, bewirkte daher bei knappem Material stets scharfe Kurserhöhungen. Im Vordergrunde des allgemeinen Interesses standen in erster Linie Elektrizitätswerte und ganz besonders hiervon die genannten Schuckert-Aktien, für die noch manches andere Gerücht haussierend wirkte. Es wird sich jedoch bald zeigen, dass der Optimismus der Börse für eine derartige scharfe und plötzliche Kursbesserung zu weit gegangen ist. Die Grossbanken haben in ihren Wochenberichten bei aller Anerkennung der herrschenden günstigen Konjunktur bereits wiederholt zu einer nüchternen Aktion an den Bören gemahnt. Auch in amerikanischen Eisenbahnwerten machte sich in einzelnen bekannten Spezialitäten grosse Spekulationstätigkeit bemerkbar. Die öfters erwähnte Vorsicht bei diesem Kapitel sollte jedoch nicht ausser acht gelassen werden. Der deutsche Montan-Aktienmarkt konnte vornehmlich von amerikanischen Industriemeldungen profitieren. Es bleibt nach der langen Zeit des bisherigen Haussetaumels in Berlin für ernste Börsenbeobachter zweifellos, dass die gegenwärtigen Kurse unserer Industriewerte mehr als genügend gesteigert sind und all den günstigen Momenten vollauf Rechnung tragen, die eine wirklich vorhandene Besserung der Industrie ergeben haben. Die allgemein gesteigerten Unkosten und Betriebsspesen, die erhöhten Steuern und Lasten verschlingen ohnehin einen guten Teil der vermehrten Tätigkeit und des Gewinnes. Die neuerdings bekannt gewordenen Feierschichten einzelner Kohlenschächte im Ruhrrevier, wegen Mangels an Absatz, sollten gleichfalls als Warnung einer zügellosen Börsenbewegung gelten. Auch die verschiedenen Probleme der Auslandspolitik und die allseits schwebenden Fragen im Orient, in Amerika und Ostasien geben genügend Motive einer gemässigteren Anschauung der zukünftigen Entwicklung von Börse und Politik. Bei einer eintretenden Börsenabflauung werden diese Momente — wenn vielleicht auch zu spät — voraussichtlich wieder massgebend in den Vordergrund treten. — Durch die Geldabundanz und den gegenwärtigen Anlagetermin sind die Renten- und Pfandbriefwerte weiterhin beliebte Anlagepapiere. Besonders in Reichsanleihen und deutschen Konsols sind grosse Beträge aus dem Markt genommen worden. Es bleibt zu hoffen, dass diese neuerliche Beliebtheit für unsere soliden Staatsanleihen und Pfandbriefwerte erhalten bleibt. M. Weber.

Die vier Münchener Hypotheken-Institute (Bayerische Handelsbank, Vereinsbank, Bayerische Hypotheken- und Wechselbank und Süddeutsche Bodenkreditbank) veröffentlichen ihre regelmässigen Bilanzergebnisse für zwei Monatstermine. Diese vier Institute haben seit Dezember-Ultimo an Hypotheken um 26 Millionen zugenommen, einen um 34 Millionen Mark erhöhten Pfandbrief-Umlauf und zeigen auch in den bankgeschäftlichen Sparten eine durchaus erfreuliche Weiterentwicklung.

Die Bayerische Versicherungsbank Akt.-Ges. München, vorm. Versicherungsanstalten der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank hat einen Gesamtgewinn von ℳ 1,737.143 (i. V. ℳ 1,573.034.—) erzielt und verteilt eine Dividende von ℳ 800.000 (i. V. ℳ 750.000.—) an die genannte Bank als einzige Aktionärin. M. W.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 16 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 15. München, 15./16. April 1911. VIII. Jahrgang.

Osterglocken.

Ich höre Glocken gehen
Durch meine Einsamkeit,
Ein selig Auferstehen
Versunkener Zeit.

In dunklen Grabestiefen
Erwachen Melodein,
Als ob mich Engel riefen
Ins Licht hinein.

Schon grüsst mit goldnen Toren
Das alte Wunderland
Mein Herz, das weltverloren
Die Heimat fand.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Ostern.

Von Pfarrer Dr. Vögele.

Den zweifelnden und verzweifelnden Faust, der eben sein Giftfläschlein austrinken wollte, haben die Osterglocken vor dem Tode bewahrt. Der frohe fromme Ostergesang: „Christ ist erstanden!“ hat seine düsteren Todesgedanken verscheucht und ihn zu neuem tatenreichen Leben angespornt.

Viele haben schon gezweifelt und viele sind verzweifelt, weil sie von Christus und seiner Auferstehung nichts wissen wollten.

Dittes, „der Vater der modernen Pädagogik“, stellte die übersinnliche Welt als ein Gebilde der Menschen, die religiösen Vorstellungen von Gericht, Himmel usw. als „Phantasiegebilde“ hin. Der Philosoph Spitta schreibt in seinem Buch „Mein Recht auf Leben“: Der Glaube an die Trinität und an die Gottheit Christi, ebenso die Auferstehung des Fleisches entspreche längst nicht mehr unserem geistigen Bedürfnis. Alexander von Humboldt, einer der größten Gelehrten des 19. Jahrhunderts, ruft als achtzigjähriger Greis am Ende seines Lebens aus: „Das Leben ist der größte Unsinn .... Wüßten wir nur wenigstens, warum wir in der Welt sind. Aber alles ist und bleibt dem Denker rätselhaft.“

Tiefe haben gezweifelt, aber noch Tiefere haben geglaubt. So viele unter den modernen Menschen kommen nicht mehr aus mit den besten, schönsten und reichsten Erdendingen. Warum? Weil diese Dinge stofflich und vergänglich sind, weil auf alle das Kainsmal des Todes geschrieben ist, genügen sie ihnen nicht. Diese modernen Menschen haben, wenn nicht Religion, so doch die Vorbedingung dazu. Ibsen, der so viel Unwahres, Hohles, Krankes und Faules in der modernen Kultur gefunden hat, sehnte sich nach einem „Dritten Reiche“, nach einem „Leben in Schönheit und Sonnenschein“. Der scharf und ehrlich beobachtende Dichter Jörgensen erkannte, wie die höchste Genußfreude auf Erden schließlich doch nur zu einem trüben, grauen Aschermittwoch führe und den Keim des Todes in sich trage. Das Resultat seines tieferen Fühlens und Denkens war: „Weil ich Darwinist war, wurde ich Christ.“

Nicht bloß Jörgensens, sondern der meisten Menschen Lebenskette ist zusammengenietet aus einem Glied Freude und zehn Gliedern Sorgen, aus einem Ring von Gold und zehn Ringen von Blei. Wahrhaftig, wenn dieses Leben alles wäre, dann hätte Alexander von Humboldt mit seinem pessimistischen Spruche recht.

Den Geistesriesen, den Geistestiefen genügt diese Erde nicht trotz allem Komfort, trotz der äußerlich glänzendsten Technik und Kultur. Sie empfinden die Wahrheit des Dichterwortes:[1])

„Wie klein erscheint das Erdengroße
Dem, der am Puls der Zeiten lauscht!“

Tiefe haben gezweifelt, aber noch Tiefere haben geglaubt. Newton, der scharfsinnigste Denker und unsterbliche Entdecker des Gravitationsgesetzes der Himmelskörper, verbeugte sich vor Gott und den Geheimnissen der Ewigkeit so demütig und fromm wie ein Kind. Er hat wie andere große Sternforscher erlebt, daß die Astronomie die geistig hellsten und physisch prächtigsten Reflexe von Gottes unendlichem Geiste herniederstrahlt. Er hat wie andere berühmte Naturforscher an sich erfahren die Wahrheit des Satzes der Hl. Schrift: „Qui scrutator est majestatis, opprimatur a gloria“ — wer die Majestät (der Schöpfung oder des Schöpfers) erforscht, wird von der Herrlichkeit erdrückt.

Im Vergleich zur grandiosen Astronomie möchten wir die Botanik eine scientia amabilis (liebliche Wissenschaft), die von Gottes Liebenswürdigkeit erzählt, nennen. Der berühmte Botaniker Linné ist durch die Schöpfung wie durch einen Garten Gottes gegangen und hat überall die Spuren seiner Schönheit und Weisheit eingedrückt gefunden. Ampère, der unsterbliche Schöpfer der dynamischen Elektrizität, schrieb, als er nach Paris berufen ward, 1805: „Mein Gott, du hast erlaubt, daß ich hierherkomme, um zu erfahren, wie hohl diese Welt ist, die mir aus der Ferne einen so glänzenden Anblick darzubieten schien. Was sind alle diese Gelehrten, die so stolz sind auf ihre Wissenschaft, gegen eine einfache Seele, der Gott sich offenbart.“ Wenn auch dieser große Physiker und Chemiker lange Zeit an vielen Zweifeln litt, das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele hielt er stets fest. Alexander Volta, der italienische Naturforscher und Entdecker der Voltasäule, hauchte, das Kruzifix umfassend, seine schöne Seele aus mit den Worten: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Karl Friedrich Gauß, der größte mathematische Genius, den man mit Recht den deutschen Newton genannt hat, hatte die feste Zuversicht, daß mit dem Tode unsere Laufbahn nicht abgeschlossen ist.

Winkelmann sagte: „Die höchste Schönheit ist Gott, und alle Harmonie und Poesie, die wir ahnen, ein Echo, ein Reflex seiner Glorie.“ „Alle erotische Lyrik bleibt in der Irre, wo sie nicht an den himmlischen Eros anknüpft, der seine Erdenbraut, die Menschenseele, zu suchen und heimzuführen herabstieg von den ewigen Bergen. Von ihm aus ergießt sich über das fahle Antlitz der Erde jener geheimnisvolle Schimmer einer ewigen Schönheit, in welchem wir wie durch einen Schleier die künftige Vollendung aller Dinge ahnend erblicken.“

Wenn Sophokles einst in einem Chorlied den Eros, die irdische Liebe, als die stärkste Macht von unbesiegbarer Kraft besungen hat, so gilt dies noch mehr vom himmlischen Eros. Das furchtbare Kreuz und die schrecklichsten Todesqualen haben den himmlischen Eros nicht von seiner Liebe zur Menschenseele abbringen können. Blutig leuchtet seine himmlische Liebe am Kreuze in seinen Wundmalen. Golden und lichtumflossen erstrahlt am Ostermorgen der himmlische Eros, um seine Braut (die Menschenseele) heimzuführen zu den ewigen Bergen, von wo er gekommen war.

[1]) Aus den Kreuzliedern von Franz Eichert.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Kirchenpolitik im preußischen Herrenhause.

Nachdem der Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus zu Anfang der Passionswoche endlich ihre Etats genugsam beredet hatten und in die Osterferien gegangen waren, stand das preußische Herrenhaus allein auf der Berliner parlamentarischen Flur, und auch ein ehrlicher „Demokrat" muß anerkennen, daß dieses „aristokratische" Haus sich durch die Gediegenheit und den würdigen Ton der Verhandlungen zum Etat höchst vorteilhaft bewährt hat. Viele Volksvertreter können von den „Herren" lernen.

Die Sachlichkeit und der gute Ton berührte besonders angenehm bei der kirchenpolitischen Debatte, die sich an das Kultusbudget knüpfte. Graf York v. Wartenburg, der vom Standpunkt des „aufgeklärten" Protestanten die päpstlichen Verordnungen der jüngsten Zeit besprach, verdiente sich den Dank des Kardinalfürstbischofs von Breslau für die vornehme Form seiner Ausführungen. Die Rede des Herrn Kardinals Kopp selbst war ein Meisterstück der irenischen Beredsamkeit, die den Zweck der Beruhigung und Friedenssicherung in der wirksamsten Weise verfolgte, ohne den kirchlichen Grundsätzen und Interessen auch nur das geringste zu vergeben. Auch der dritte Redner, Professor Küster (Marburg) wurde von dem genius loci zu einer Mäßigung veranlaßt, die man bei den Standesgenossen des Redners sonst häufig vermißt. Der Kultusminister griff in die Debatte ein, ohne neue Gesichtspunkte zu entwickeln, aber mit der immerhin erfreulichen Versicherung, daß die Staatsregierung keine Veranlassung hätte, von der ruhig abwartenden Haltung, die in der Ministerrede des vorigen Monats dargelegt sei, abzugehen; namentlich sei zurzeit kein Anlaß zu erkennen, die katholischen Fakultäten aufzuheben. Von der damals angekündigten Einschränkung der Lehrtätigkeit geistlicher Oberlehrer sprach der Minister diesmal nicht. Inzwischen sind auch keine beunruhigenden Nachrichten über eine Verwirklichung dieser Drohung in die Oeffentlichkeit gelangt. Man darf also wohl noch hoffen, daß es hierbei mehr auf diplomatische Taktik, als realpolitische Schärfe abgesehen war. Vom Standpunkte der diplomatischen Taktik möchten wir auch die pessimistischen Klänge in der Ministerrede betrachten. Trotz aller beruhigenden Erklärungen über die friedlichen Absichten des Heiligen Stuhles und die Ausgleichsbestrebungen der Bischöfe, die Kardinal Kopp abgegeben hatte, hob doch der Minister die Gefahr von Zusammenstößen zwischen den staatlichen und kirchlichen Behörden sehr ernst hervor, verneinte die Sicherheit für die Zukunft und glaubte sogar auf die Perspektive der Trennung von Kirche und Staat warnend hinweisen zu sollen. Wahrscheinlich soll alles das dazu dienen, den Heiligen Stuhl zu einem vorgängigen Meinungsaustausch mit den Vertretern der Staatsgewalt zu veranlassen, wenn es sich um Maßnahmen handelt, die das sog. Grenzgebiet berühren. In dieser Richtung bewegte sich ja auch die Rede des Herrn v. Bethmann Hollweg im vorigen Monat. Der Kardinal-Fürstbischof von Breslau ging in seiner umfassenden und gründlichen Rede auch auf diesen Punkt ein. Einerseits gab er freimütig zu, daß es vielleicht angemessen gewesen wäre, der Staatsregierung mitzuteilen, daß die Verfügung des Antimodernisteneides in der vereinbarten und in die Fakultätsstatuten aufgenommenen Verpflichtung der Professoren, die bisher in der Ablegung des Tridentinischen Glaubensbekenntnisses bestand, eine formelle Aenderung herbeiführe. Aber, so fügte der Herr Kardinal hinzu, der Heilige Vater habe nicht daran gedacht, etwas Neues einzuführen; er habe das innerkirchliche Gebiet allein im Auge gehabt und habe geglaubt, jede Reibungsfläche mit der Staatsregierung dadurch zu beseitigen, daß er die Universitätsprofessoren von der Leistung des Eides ausnehmen ließ.

Im allgemeinen bemerkte der Kirchenfürst zu der Frage der vorherigen Besprechung kirchlicher Maßnahmen mit den staatlichen Vertretern: die Gesetze seien für die ganze Kirche; es würde also ebenso wie dem preußischen Gesandten auch allen anderen Gesandten der Plan vorher vorgelegt werden müssen, und das wäre schließlich auf ein neues Plazet hinausgelaufen. — Dieser Hinweis auf die Universalität der Kirche ist gewiß am Platze; der einzelne Staat muß in seinen formalen Ansprüchen an das oberste Kirchenregiment gemäßigt und vorsichtig sein, damit nicht der praktische modus vivendi durch unberechnete Konsequenzen gefährdet werde.

Der Kardinalfürstbischof ging nicht bloß auf den Antimodernisteneid ein, sondern auf sämtliche drei Verfügungen des obersten Lehr- und Hirtenamtes, die in die Debatte gezogen waren. Bezüglich der Versetzung von ungeeigneten Pfarrern legte er dar, daß die neue Verfügung den betroffenen Geistlichen sogar mehr Rechtsgarantien biete, als das bisherige System, daß jetzt nicht der Bischof allein, sondern schließlich ein Kollegium von Standesgenossen die Entscheidung habe, und daß die Amotion nach dem Willen des Hl. Vaters überhaupt nur aus ernsten Gründen des Glaubens, der Sitte und des Seelenheiles erfolgen solle. Bezüglich der Kinderkommunion teilte der Redner mit, daß die Bischöfe schon angefangen haben, sich mit der Staatsregierung in Verbindung zu setzen, um alle Bedenken gegen die Schulordnung zu beseitigen und in der Beziehung freie Bahn zu bekommen, obwohl die Ausführung des Dekretes erst nach Ostern erfolgen soll. „Aber", so fügte der Redner hinzu, „es ist noch mehr geschehen. Die Bischöfe haben eine Verständigung von Sr. Heiligkeit bekommen, daß sie die Angelegenheit in aller Eintracht und in vollem Einverständnis mit der Königlichen Staatsregierung behandeln sollen. Sie sollen insbesondere dafür Sorge tragen, daß der schulplanmäßige Religionsunterricht auch nach der ersten heiligen Kommunion der Kinder noch fortdauert. Ich glaube, daß damit alle Bedenken ausgeräumt sind, die man vielleicht gegen dieses Dekret erheben kann." — Zu dem dritten Punkt, dem Antimodernisteneid, legte der Kardinal einerseits dar, daß der Eid eine rein kirchliche Angelegenheit sei und einfach der alten Glaubenspflicht der Katholiken entspreche, und trat anderseits in sehr wirksamer Weise der Behauptung entgegen, daß die Wissenschaft vollständig voraussetzungslos sein müsse, und die den Eid leistenden Geistlichen nicht mehr fähig seien, z. B. wissenschaftlich zu forschen und zu lehren. Daran fügte er die Mitteilung: er habe an die höchste leitende Stelle die Frage gerichtet, ob man die katholisch-theologischen Fakultäten kirchlicherseits für überflüssig halte und etwa lieber die Ausbildung der Geistlichen in die Seminarien allein verlegen wolle; er habe die Antwort bekommen: daran habe man bisher nicht gedacht und daran denke man auch nicht.

Kardinal Kopp war bekanntlich vor einem Menschenalter als Bischof von Fulda in hervorragender Weise beteiligt an den Friedensarbeiten, die den Bismarck'schen Kulturkampf abschließen sollten. Seine jetzige Herrenhausrede ist wieder eine Großtat im Dienste des Friedens. Wenn das nicht zur Versöhnung der Gemüter führt, so muß man die Schuld in heilloser Befangenheit oder bösem Willen auf der Gegenseite suchen.

Die elsaß-lothringische Verfassungsfrage.

Unlängst hatten die Konservativen im preußischen Abgeordnetenhause eine scharfe Kritik geübt an dem Abänderungsvorschlag wegen der drei elsaß-lothringischen Bundesratsstimmen, den die Reichsregierung ihrem Entwurfe der reichsländischen Verfassung zugefügt hatte. Der Widerspruch kam nicht überraschend, denn das Zugeständnis der Regierung war bekanntlich so künstlich geformt und verklausuliert, daß ein Mißtrauen gegen Preußen herausgelesen werden konnte. Die altpreußische Empfindlichkeit kam nun auch noch im Herrenhause zum Ausdruck. Das hat aber an sich keine entscheidende Bedeutung, wenn nur Herr v. Bethmann eine Mehrheit für seinen Entwurf im Reichstage findet. Dazu gebraucht er freilich die Zustimmung des Zentrums, und wenn die bisher schon mehrfach gefährdet war, so ist sie es jetzt im höchsten Maße durch die Wahlkreiseinteilung, deren Entwurf die Reichstagskommission sich endlich verschafft hat. Diese Wahlkreisgeometrie des Herrn Unterstaatssekretärs Mandl geht zielbewußt darauf hinaus, das Zentrum und überhaupt die Vertretung des ländlichen Bevölkerungsteils an die Wand zu drücken und den Liberalen nebst den Sozialdemokraten die dauernde Mehrheit zu sichern. Wie verfehlt dieses Vorgehen der Regierung ist, wurde recht grell beleuchtet durch eine kräftige Rede des früheren Staatssekretärs von Straßburg, des Ministers a. D. v. Köller, der trotz seiner altpreußisch-konservativen Parteistellung aus seiner Erfahrung heraus zwei entscheidende Wahrheiten feststellte: 1. die elsaß-lothringische Landbevölkerung ist ein tüchtiges, loyales, ordnungstreues Element; 2. die neue Verfassung muß dem Wunsch und Willen des Volkes entsprechen. In diesen Punkten berührt sich Herr v. Köller mit dem Zentrum. Die Regierung hält trotzdem an ihrem Entwurf fest. Aber wie will sie ihn durchführen, wenn sie nicht Rücksicht nimmt auf die Gerechtigkeit, die Volksstimmung und die Interessen des Landes, wie sie das Zentrum vertritt?

Zur Wahlbewegung und Parteipolitik

ist von hervorragendem Interesse die Krisis innerhalb der nationalliberalen Landespartei Bayerns, die am 2. April im Landesausschuß bei der Besprechung über das Ver-

hältnis zu den Konservativen zum Ausbruch gekommen ist. Der Vorsitzende der Landtagsfraktion Casselmann vertrat die Richtung nach links und erlangte die Mehrheit gegenüber dem Vorsitzenden der nationalliberalen Landespartei, Direktor Tafel, der die Gemeinschaft der bürgerlichen Parteien gegen den Umsturz zu würdigen suchte. Herr Tafel legte den Vorsitz nieder und trat aus dem geschäftsführenden Ausschuß aus. Der Sieg Casselmanns bedeutet, daß die nationalliberale Partei Bayerns ihre Geschichte, ihre Würde und ihre Lebensinteressen der jungliberalen und fortschrittlichen Richtung ausgeliefert hat und in den Großblocksumpf hinabgleitet. Jedenfalls ist es gut, daß die Sache zum Klappen gekommen und Klarheit geschaffen ist. Der Vorgang wird den Gährungsprozeß innerhalb der nationalliberalen Gesamtpartei des Reiches von neuem in Gang bringen. Es sind nicht bloß die nordwestdeutschen Großindustriellen, sondern viele besonnene Anhänger der nationalliberalen Partei, die gegen die Verirrungen von Bassermann und Casselmann sich auflehnen. Es fehlt nur noch der rechte Mann und die passende Gelegenheit, um diese Freunde der alten nationalliberalen Mittelpolitik zu sammeln.

Kulturbilder aus Oesterreich.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

I.

In den ersten Tagen des heurigen Februar erregte in Wien und in der gesamten Presse Oesterreichs eine Massendeputation aus Galizien großes Aufsehen: mehr als 2000 Juden waren in Sonderzügen der Nordbahn in die Reichshauptstadt gekommen, um die maßgebenden Faktoren in der Regierung und in der Volksvertretung um Hilfe zu bitten. Ein galizisches Landesgesetz vom 30. Dezember 1875 bestimmt, daß mit dem Ablaufe des Jahres 1910 in ganz Galizien das seit altersher bestehende Propinationsrecht[1]) erlischt und daß an seine Stelle die Konzessionierung des Gastgewerbes durch die politische Landesbehörde tritt. Diese letztere hat die Schanklizenzen um ein Drittel verringert und von den restlichen eine große Zahl an bäuerliche Gastwirte verliehen. Dadurch haben mehrere Tausend Juden die Schankberechtigung verloren, und nun zogen sie in Massen nach Wien, um das ihnen vermeintlich zugefügte Unrecht zu beseitigen. Die Massendeputation hat die öffentliche Diskussion der Judenfrage in Galizien veranlaßt und dabei Kulturbilder entrollt, die auf allgemeines Interesse Anspruch erheben können.

Im 14. Jahrhundert wurden in den meisten europäischen Staaten Gesetze erlassen, welche die Juden schwer trafen und sie daher veranlaßten auszuwandern. König Kasimir der Große von Polen scheint eine ganz besondere Vorliebe für die Kinder Israels gehabt zu haben, denn er öffnete ihnen die Grenzen seines Reiches und verlieh ihnen Freiheit, Emanzipation und Bürgerrechte. Besonders aus Deutschland und Frankreich wanderten damals Massen von Juden in Polen ein. Da die polnische Bevölkerung sich auf Handel und Gewerbe nicht verstand, brachten die Juden diese Erwerbszweige bald an sich und im 17. Jahrhundert, zur Zeit der größten Herrlichkeit des polnischen Königtums, hatten sie bereits den gesamten Handel in ihren Händen und kolossale Vermögen in Krakau aufgehäuft. Wie überall, so hielten auch in Polen die Juden so lange zur Regierung und zum Volke, das ihnen Gastfreiheit und Schutz gewährte, bis Unglück über die Gastgeber hereinbrach. Zur Zeit der polnischen Aufstände trieben sie um Geld Spionage für den Feind und Tausende von Polen, welche für ihre nationalen Ideale schwere Opfer gebracht hatten, wurden Opfer des jüdischen Geheimdienstes und büßten mit ihrem Leben in Sibirien die Wohltaten, welche sie den Juden erwiesen hatten. (Ein schwaches Seitenstück dazu liefert Mähren. Dort waren in den kleinen deutschen Landstädten die aus dem Volke reich gewordenen Juden die Stützen des Deutschtums; sowie die politische Macht auf die tschechische Mehrheit überging, wurde aus dem deutschen Juden ein nationaler Tscheche, denn mit der Machtpartei läßt sich immer das bessere Geschäft machen. So wurden manche deutsche Städte Mährens tschechisch. Manchmal sogar über Nacht. In Gaya z. B. hatten am Tage der Wahl die Juden noch deutsch gesprochen und deutsch geflaggt und gewählt; als am Abend bekannt wurde, daß der tschechische Wahlwerber gewählt sei, steckten sie schnell die tschechische Flagge hinaus und sprachen tschechisch.)

Aber auch für das wirtschaftliche Leben sind die Juden ein Unglück für das polnische Volk gewesen. Besonders durch das Propinationsrecht. Fast alle Wirtsgeschäfte und hauptsächlich alle Schnapsschenken wußten sie in ihre Hände zu bringen. Es dürfte heute einem Reisenden sehr schwer fallen, in Galizien ein nichtjüdisches Hotel zu finden. Die Branntweinbuden wurden so recht zur Quelle des Ruins, des finanziellen und des sittlichen, für das Volk in Galizien. In jedem Dorfe entstand mindestens eine jüdische Schnapsbude und deren Inhaber verstand es nur zu gut, sich die gutmütigen und unwissenden Bauern tributpflichtig zu machen. Zunächst erhielt der Bauer Schnaps, soviel er wollte, auf Kredit, wofür sich der Jude die Frucht auf dem Felde sicherte. Wenn der Bauer dann nichts erntete für sich, so lieh ihm der Jude auf Wechsel Geld zum Ankauf von Saatgetreide und nun hatte er den Bauern, der die furchtbare Bedeutung des Wechsels ja nicht ahnte, ganz in den Klauen. Nach Tausenden zählen die Fälle, daß Bauern wegen einiger Gulden, welche sie bei jüdischen Schnapsschenkern sich ausgeliehen hatten, unter dem skandalösesten Wucher von Haus und Hof getrieben wurden. Von Rechts wegen! Die Schnapsjuden aber besitzen nicht etwa nur in Krakau und Lemberg, sondern selbst schon in Wien prunkvolle Paläste, und ebenso wie das Bauernvolk haben sie auch schon einen großen Teil des Adels in ihren Schuldbüchern. Ohne seinen jüdischen „Faktor“ verkauft oder kauft der Großgrundbesitzer kein Pferd, kein Getreide, kein Schwein, mietet er sich keine Stadtwohnung, dingt er keinen Dienstboten, kurz: es gibt keine geschäftliche Abmachung, bei der nicht der Jude als Zwischenhändler sein Geschäft nach beiden Seiten machen würde.

Wohin das geführt hat, zeigt aus der amtlichen Statistik der polnische „Glos Narodu“ („Volksstimme“); bis 1874 durften Juden in Galizien nicht Grund und Boden erwerben, im Jahre 1877 aber gab es schon 38 jüdische Grundbesitzer, 1880 schon 68 und 1883 waren bereits 289 Großgrundbesitze in jüdischen Händen. Im Jahre 1890 hatten die Juden schon ein Fünftel des gesamten Grundbesitzes Galiziens „erworben“ und die restlichen vier Fünftel waren mit jüdischen Hypotheken belastet, d. h. der ganze Grundbesitz Galiziens war den Juden zinspflichtig. Von 1874 bis 1892 gingen 4300 Bauerngüter in Judenbesitz über, binnen elf Jahren wurden 21 889 Bauerngüter exekutiv versteigert, wobei 74 Prozent auf Betreiben von Juden verkauft wurden. Von 1895 bis 1897 haben jüdische Wucherer allein 2856 Bauerngüter zum Verkauf gebracht, darunter 1517 für Rechnung jüdischer Banken. Nicht wahr: furchtbare Zahlen für das Herz des Volks- und Bauernfreundes!

Einen höchst interessanten Beitrag zur galizischen Judenfrage liefert in der jüdischen „Neuen Freien Presse“ der galizisch-jüdische Reichsratsabgeordnete Dr. von Löwenstein. (9. Febr.

[1]) In den böhmischen Ländern (Böhmen, Mähren, Schlesien) war bis zum Jahre 1869 die Erzeugung des Branntweines ein ausschließliches Recht der Grundherrschaften und einiger privilegierten Städte. Im genannten Jahre wurde diese ausschließliche Berechtigung (Propination) durch Landesgesetze gegen Entschädigung der Berechtigten aufgehoben. Es wurden zu diesem Zwecke Propinationsfonds geschaffen vorwiegend aus den Leistungen und Gebühren, welche diejenigen zahlen mußten, welche neue Branntweinbrennereien errichteten, teilweise auch aus neu eingeführten Schankgebühren. Aus diesen Fonds wurden die früher ausschließlich zur Erzeugung von Branntwein Berechtigten entschädigt. Einen viel größeren Umfang hatte die Propination in Galizien und der Bukowina. Den dortigen Grundherrschaften (und einigen Städten) stand nicht nur das Erzeugungsrecht von Branntwein, Bier und Met ausschließlich zu, sondern auch der Ausschank desselben. Erst mit Landesgesetz vom 30. Dezember 1875 wurde in Galizien die Aufhebung der Propination gegen Entschädigung der Berechtigten prinzipiell beschlossen oder eigentlich in Aussicht gestellt. Und zwar sollte das nach 26 Jahren verwirklicht werden. Während dieser Zeit sollte aus Steuern und Beiträgen ein Propinationsfonds gesammelt werden, aus dem die Berechtigten entschädigt werden sollten. Vorläufig blieben aber die Berechtigten im Besitze ihrer „Propination“. Auch sollte diese 26jährige Periode erst dann beginnen, wenn die „Liquidation“ d. h. die Ermittlung der Höhe der Entschädigung an jedem einzelnen Berechtigten durchgeführt wäre. Diese Liquidation dauerte bis 1884. Von da an erst begann die 26jährige Interimsperiode der Aufsammlung des Propinationsfonds, welche daher erst mit dem Jahre 1910 ablief. Da dieser Fonds aus allerhand Abgaben, unter anderem aus Schanksteuern gebildet wurde und die 1888 erhöhte staatliche Branntweinsteuer den Einkünften dieses galizischen Propinationsfonds einigen Eintrag tat, so setzten es die Propinationsberechtigten aus Galizien im Reichsrate durch, daß ihnen der Staat bis 1910 jährlich für den Propinationsfonds eine Million Gulden zahle. Ueber den Propinationsfonds verfügt die galizische Landesgesetzgebung. Mit galizischem Landesgesetz vom 22. April 1889 wurde die geplante Propinationsablösung reformiert. Die Propinationsablösung wurde in Angriff genommen und die Propinationsfonds-Direktion (an deren Spitze der galizische Statthalter steht) wurde ermächtigt, zu diesem Zweck 62 Millionen zu verwenden. Bis 1910 blieb das Land im Besitze der abgelösten Propinationsrechte und die aus der Benützung dieses Rechtes durch das Land bezogenen Einnahmen fließen in den Propinationsfonds. Auf ähnliche Weise ist auch in der Bukowina die Propinationsablösung vorgenommen worden.

1911, Nr. 16. 692.) Er will natürlich das Mitleid der Leser dieses „Weltblattes“ für seine Rassegenossen erregen und hat bei gedankenlosen Lesern diesen Zweck auch vielleicht erreicht. Anderen aber hat er einen Blick in Verhältnisse gestattet, die ihnen bisher unbekannt geblieben waren und zur Würdigung der Judenfrage beachtenswertes Material liefern. Dr. von Löwenstein behauptet, daß nur eine dünne Schichte der jüdischen Bevölkerung Galiziens im Wohlstande lebe, die wirtschaftliche Lage der großen Menge sei über alle Maßen elend. Das trifft in gewissem Sinne zu, denn erstens ist es Tatsache, daß der galizische Jude, wenn er zu Wohlstand gekommen, auswandert, zunächst in eine galizische Stadt (Tarnopol, Przemysl, Krakau, Lemberg), dann aber auch nach Prag, Brünn, Preßburg, Budapest und Wien; und zweitens will eben die große Masse der Juden nicht arbeiten, lebt meist vom Schnorren und ist mit ihrem „Elend“, welches der Neapolitaner Straßenbettler sein dolce far niente nennt, gar nicht so unzufrieden. Unser Gewährsmann kleidet das in folgende Daten: „Nach der Volkszählung des Jahres 1900 gab es in Galizien 811000 Juden. Darunter bloß 277500 erwerbstätige, die übrigen 533500 fielen jenen zur Last. Der erwerbstätige Jude ist in weit höherem Maße mit beruflich nicht tätigen Personen (Schnorrern!) belastet als sein christlicher Mitbürger. Auf 1000 Erwerbstätige entfallen bei der katholischen Bevölkerung 757, bei der jüdischen dagegen 1922 nicht erwerbende, von den anderen ernährte Personen.“ Das beruht natürlich nicht etwa auf dem reicheren Kindersegen der Juden, denn der galizische Bauer kennt weder den „wissenschaftlichen“, noch den praktischen Gummi-Malthusianismus. Dr. v. Löwenstein sagt: „Nach den Ausweisen der hauptstädtischen Kultusgemeinden ist ein Dritteil der Judenbevölkerung auf die öffentliche Mildtätigkeit angewiesen; von den kleinen Städten Ostgaliziens gar nicht zu sprechen. Dieses Elend ist die Quelle ernster, sozialer Gefahr, die Abhilfe fordert.“ Es ist aber nicht zu bannen durch Auswanderung, denn „im Zeitraum von 1890—1900 haben mehr als 100000 Juden Galizien verlassen ... keineswegs der Ueberschuß, sondern die besten Kräfte (d. h. die schon zu Besitz gelangten) der jüdischen Bevölkerung.“ Das vermehrt indirekt das jüdische Proletariat. Denn wo soll dieses schnorren, wenn die „besten Kräfte“ auswandern?

Natürlich gäbe es eine ganz radikale Abhilfe wenigstens eines großen Teiles des angeblichen wirtschaftlichen Elendes der galizischen Juden: gewerbliche und landwirtschaftliche Arbeit. Daran aber denkt unser Gewährsmann nicht: Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts führten die galizischen Juden ein bescheidenes, kleinbürgerliches, aber behagliches Leben. Da kamen die Eisenbahnen, welche Galizien dem Weltmarkt öffneten, die Bodenprodukte, mit denen bisher die Juden im Lande einen einträglichen Zwischenhandel treiben konnten, gelangten zur Ausfuhr, wurden teurer. Davon hatte der Jude nicht Profit, denn jüdische Ackerbauern gab es ja nicht und die Kaufleute, Hausierer, Schnorrer mußten alles teurer zahlen, wie eben alle anderen in Galizien. Auch Industrie kam ins Land, „die an Zahl zunehmende jüdische Bevölkerung konnte (!) sich nicht in genügendem Maße der Lohnarbeit zuwenden“, also werden sie alle „Kaufleute“. „Nach der Statistik vom Jahre 1900 bilden die Juden in Ostgalizien 12,8 Prozent, in Westgalizien 7,7 Prozent der Gesamtbevölkerung; von allen im Warenhandel Erwerbstätigen bilden jedoch die Juden in Ostgalizien 91,2 Prozent, in Westgalizien 81 Prozent, in „sonstigen“ Handelsunternehmungen in Ostgalizien 85,3 Prozent, in Westgalizien 66,3 Prozent.“ Natürlich suchten sie sich gegenseitig niederzukonkurrieren, „ein Teil versorgte die Landbevölkerung mit den nötigen Industrieprodukten“ (schön gesagt! hausieren geht er), ein anderer „war bestrebt, den Bauern Absatzgebiete für ihre Bodenerzeugnisse zu verschaffen.“ (Wie edel von den Zwischenhändlern!) Dabei aber ging der Bauer, in beiden Fällen ausgewuchert und beschwindelt, zugrunde. Es ist ebenso interessant wie charakteristisch, wie Dr. von Löwenstein die weitere Entwicklung darstellt: „Aber auch in dieses Verhältnis brachte die Zeit und ihr Fortschritt Wandel. Die ackerbautreibende Bevölkerung Galiziens organisierte sich immer selbständiger. Die Bauern suchten den Zwischenhandel in allen Formen auszuschalten. Es entstanden in den letzten Jahrzehnten gegen zweitausend landwirtschaftliche Vereine, welche die Funktionen des Konsumvereines und der Einkaufsgenossenschaft für das Dorf vereinigen. Es entstehen Vereine zum Einkauf von Saatgut, Maschinen, Vereine zum gemeinsamen Verkauf von Getreide, zur gemeinsamen Verarbeitung und zum Vertriebe von Milch usw. — ein in steter Fortbildung begriffener Prozeß, der gerade der armen jüdischen Bevölkerung des flachen Landes den Unterhalt entzieht.“ (Weil sie nur schachern, aber nicht arbeiten will!) „Der Fortschritt der Zeit brachte Eisenbahnen — das jüdische Lohnfuhrwerk verschwand. Produktiv- und Wirtschaftsgenossenschaften wurden gegründet — der in den Händen der Juden befindliche Zwischenhandel verlor immer an Boden. Das Land übernahm den Salzverschleiß in eigene Regie — die Juden verloren einen Teil ihres Erwerbes. Die Sonntagsruhe wird gesetzlich normiert — dem jüdischen Gewerbetreibenden, der ohnehin den Samstag (Schabbes) feiert, wird die Existenz empfindlich erschwert. Das Propinationsrecht wurde aufgehoben und das Schankgewerbe reformiert — tausende jüdische Familien werden brotlos.“

Das alles ist in den Augen des Sozialreformers natürlich ein freudig zu begrüßender Fortschritt in der kulturellen Entwicklung dieses so arg vernachlässigten Landes. Der Abgeordnete Dr. von Löwenstein sieht darin aber eine wirtschaftliche Katastrophe ähnlich wie das Wüten der Naturkräfte, welche in „Elementarereignissen“ ganze Täler und Dörfer verwüsten. Und wie dort der Staat den fleißigen Bürgern und Bauern zu Hilfe kommt, so soll jetzt auch der Staat den jüdischen Schnapsschenkern helfen, er soll eine Notstandsaktion einleiten, „um den im öffentlichen Interesse Entrechteten den Uebergang zu neuen Erwerbswegen zu ermöglichen“. Der Judenvertreter übersieht bei seinem Vergleich natürlich, daß solche „Elementarereignisse“ plötzlich daherkommen und produktive Arbeit zerstören, während die galizischen Schnapsjuden weder produktive Arbeit leisteten, noch durch die Abschaffung des Propinationsrechtes überrascht wurden, sie hatten 35 Jahre Zeit (seit 1875), sich um einen anderen Erwerb umzusehen, so daß von einer Katastrophe der Naturkräfte natürlich in keiner Hinsicht die Rede sein kann. Man gewöhne die galizischen Juden an ehrliche, produktive Arbeit, dann wird auch ihre wirtschaftliche Lage sich dauernd bessern.

Zur Silberhochzeit des württembergischen Königspaares.

Württemberg feierte in der verflossenen Woche die silberne Hochzeit seines Königspaares (8. April 1911) durch einen großen Blumen (Nelken)-Tag. Eine reizend ausgestattete, mit dem württembergischen Wappen, den Porträts des Königs und der Königin und mehrfarbigen Nelken gezierte offizielle Postkarte hält die Erinnerung an den Tag fest. Die Bedeutung dieses sinnigen Nelkenfestes läßt sich wohl nicht treffender schildern, als es durch den Hochwürdigsten Herrn Bischof Dr. Paul Wilhelm von Keppler von Rottenburg gelegentlich des Rottenburger Blumentages geschehen ist. Der bischöfliche Redner führte aus:

„Ganz Württemberg feiert in dieser Woche ein großes Familienfest. Denn heute noch, wie in alten, patriarchalischen Zeiten fühlt sich das Schwabenvolk mit seinem angestammten Herrschergeschlecht als Eine Familie. Das Wort vom Landesvater und der Landesmutter ist bei uns nicht bloßes Wort und Bild, es ist der wahre Ausdruck des Königspaares und das Empfinden des Volkes und entspricht den tatsächlichen Beziehungen zwischen beiden. Da nun in dieser Woche das Vierteljahrhundert voll wird, seitdem unser König der Prinzessin Charlotte zu Schaumburg-Lippe die Hand zum Ehebund reichte, die dann mit ihm den Thron bestieg und Mutter des Landes wurde, hat so eine freudige Bewegung das ganze Volk erfaßt und das spontane aufwallende Verlangen, diesen wichtigen und freudigen Gedenktag mit dem Königspaar zu feiern, ließ sich auch nicht eindämmen durch den Wunsch nach stiller Begehung des Tages, der dem schlichten und bescheidenen Sinn des Königs alle Ehre macht.

Es fand sich ein schöner und lieblicher Weg, um die Wünsche der Majestäten und das Verlangen des Volkes in besten Einklang zu setzen: der Weg des Wohltuns und der Barmherzigkeit. Eine Blume — nach Goethe sind die Blumen Farben und Worte zugleich — sollte in dieser Woche zur Feier des Silbernen Ehejubiläums einen Gruß des Königspaares an sein Volk und einen Gruß des Volkes an seinen König und seine Königin vermitteln, die Blume der Barmherzigkeit. Diese Blume soll jeden Untertan um eine Gabe ansprechen, und die vielen kleinen Gaben sollen zu einer großen Huldigungsgabe des ganzen Volkes werden und dem Königspaar die größte Freude bereiten, die es kennt, die Freude, dem Volke wohlzutun, wohlzutun, um große, dauernde Werke der Barmherzigkeit ins Leben zu rufen für viele Generationen. Ein schöner Plan! Und wie verständnisvoll und gebefreudig hat das Volk ihn erfaßt und ver-

wirklicht. Das erfahren wir aus dem ganzen Lande, das konnten wir hier mit eigenen Augen sehen.

Das ganze Württemberger Land ist wie durch einen Zauberspruch in einen großen Nelkengarten verwandelt, und ist es auch ein künstlicher Blumenflor, er haucht doch einen süßen Duft aus, den Seelenduft der Freude, der Liebe, der Treue, des Erbarmens. Welch herzliche Beziehungen weben sich in diesen Tagen zwischen Königspaar und Volk! Welch reiche Wechselströme der Freude, der Liebe, des Erbarmens fließen zwischen beiden hin und her! Wie muntere fleißige Bienenschwärme tragen alle die großen und kleinen Gemeinden des Landes ihre Gaben zu einer großen Festgabe des ganzen Volkes zur silbernen Hochzeit des Herrscherpaares, und mit welcher Freude, mit welchem Hochgefühl, mit welch väterlicher und mütterlicher Liebe wird dieses die Gaben dem Land und Volk wieder zurückgeben: Ueber Königspaar und Volk aber wird reichlich kommen der Segen dessen, der sprach: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen! Gott segne den König und die Königin! Gott segne den vor 25 Jahren geschlossenen Ehebund, damit er auch fernerhin bleibe ein Segensquell für das Land!"

Gedanken über Kinderkommunion.

Von Dr. Joseph Holzner, München.

Der Erzbischof von Rouen, Primas der Normandie, Msgr. Fuzet, hat jüngst einen ebenso geistvollen wie formschönen Hirtenbrief über die Erstkommunion der Kinder erlassen, dessen Grundgedanken eine kurze Wiedergabe verdienen, weil sie zeigen, wie das päpstliche Dekret, wenn man es psychologisch versteht, in der Praxis, wenigstens bei unseren bayerischen Verhältnissen keine allzu große Veränderung hervorzurufen braucht und deshalb kein Anlaß zur Verwirrung gegeben ist. Vorausschicken möchte ich, daß Erzbischof Fuzet im Verein mit seinen Suffraganbischöfen ein Reglement über die Erstkommunion ausgearbeitet hat, welches in so geschickter Weise die etwaigen Härten des Dekretes mildert, dessen Grundgedanken mit der bisherigen Praxis versöhnte, daß der Hl. Vater durch eigenhändiges Schreiben ihn dazu beglückwünschte. Demnach ist die künftige Praxis in Frankreich folgende:

Es wird von jetzt an drei Arten von Kommunionen geben: 1. Eine private Erstkommunion, sei es einzeln oder in kleinen Gruppen, ohne äußere Feierlichkeit, für die jüngsten Kinder. 2. Eine Generalkommunion öfters im Jahre und ohne besondere Feierlichkeit für die bereits zur privaten Erstkommunion zugelassenen Kinder. 3. Die feierliche Kommunion mit Erneuerung der Taufgelübde und Weihe an die hl. Jungfrau nach genügender religiöser Unterweisung und einem feierlichen Examen. Zur privaten Erstkommunion werden die Kinder zugelassen, wenn sie drei Bedingungen erfüllen:

a) Eine ihrem Alter entsprechende Kenntnis der drei Hauptgeheimnisse der Religion, der letzten Dinge, sowie der Sakramente der Buße und des Altares, worüber die Kinder beim Pfarrklerus eine Prüfung abzulegen haben; b) gutes Betragen und Frömmigkeit, deren sie in ihrem Alter fähig sind; c) Reinheit des Gewissens, worüber der Beichtvater die Entscheidung hat. Außerdem ist die Zustimmung der Eltern erforderlich, was eine ganz berechtigte Anerkennung des Familienrechtes ist. Die Eltern müssen vor der privaten Erstkommunion das Versprechen geben, ihre Kinder auch ferner noch in den Religionsunterricht zu schicken, und zwar unter Strafe der Verweigerung der Absolution.

Erzbischof Fuzet setzt die Erfordernisse zur Erstkommunion in drei Punkten auseinander. Notwendig ist vor allem die Unterscheidung. Diese besteht nach dem Dekret darin, daß das Kind den genauen Unterschied kennt zwischen der gewöhnlichen Speise und dem „Brot, das vom Himmel gekommen ist". Das bedeutet aber für ein Kind eine ganz beträchtliche Forderung, wenn man an den unendlichen Abstand denkt, der diese beiden Worte trennt, und an die Tiefe, welche diese Worte zudecken: Gewöhnliches Brot — Gottmenschliche Speise. Es leuchtet von selbst ein, daß man das Alter nicht genau bestimmen kann, wo das Kind zu einem solchen Urteil fähig ist. Es wird eintreten je nach den Gaben und Anlagen, je nach dem Himmelsstrich, der Rasse, der Umgebung usw. Jedenfalls muß man einem Kind, selbst wenn es sich dem reiferen Alter nähert, die nötige Unterscheidung absprechen, wenn es einer ernsten Hingabe an irgend eine Sache unfähig ist, wenn es bei allem Wortgedächtnis — Worte sind für das Kind oft nur leerer Schall — nicht den geistigen Sinn durchdringt. Die Fähigkeit der Unterscheidung setzt voraus, daß die Vernunft bereits, wenn auch noch verschwommen, selbsttätig ist und daß man dadurch eines gewissen Ernstes fähig ist. Im besonderen setzt sie voraus, daß das Kind einen gewissen Sinn hat für die Transzendenz Gottes. Schon daraus sieht man klar, daß man bei der Zulassung eines Kindes zur hl. Kommunion nichts übereilen darf. Es ist das eine Sache des gesunden Gefühls. Die Unterscheidungskraft genügt aber noch nicht. Es muß ein Minimum von religiösem Wissen dazu kommen. Das ist ein neuer Grund zur Vorsicht. Wenn es auch wahr ist, daß die menschliche Seele besonders im Frührot des Lebens gewisse Affinitäten mit den religiösen Geheimnissen besitzt, die sie dafür empfänglich machen, so ist es nicht minder wahr, daß in einer halb wachen, halb unter der Hülle der Sinne schlummernden Seele die Erfassung dieser Wahrheiten sich nur langsam vollzieht. Das gilt namentlich für die zahlreichen Kinder, die zu Hause nie ein religiöses Wort vernehmen. Hier kann der gute Wille des Katecheten allein nicht helfen, er muß die Zeit zu Hilfe nehmen. Die Zeit ist überall im Spiele, auch unser Eifer muß mit ihr rechnen. Dazu muß sich endlich noch die Reinheit des Herzens und die Andacht des Gemütes gesellen. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß die Kinder insgesamt die nötige Herzensreinheit immer gleichsam naturnotwendig besitzen. Man lege deshalb den Kindern eine gewisse vorbereitende Disziplin auf, suche ihnen den Gnadenstand zu sichern durch wiederholte Beicht, schärfe ihnen eine, ihrem Alter entsprechende Frömmigkeit ein und wecke in ihnen Liebe zu Jesus und das glühende Verlangen nach ihm. Sehr viel hängt hier von der Mitwirkung der Familie ab. Das war ja gerade eine der Absichten des Papstes, den Eltern das Gewissen zu schärfen, sie zu veranlassen, sich um die religiöse Ausbildung ihrer Kinder mehr zu kümmern und durch ihr Beispiel auf das religiöse Verhalten der Kinder einzuwirken.

Die pädagogisch-psychologische Bedeutung des Kommuniondekretes wird jetzt auch bei uns in Deutschland von Tag zu Tag mehr gewürdigt. Ein Beweis dessen ist unter anderem ein Artikel von Prof. Dr. Martin Faßbender im „Tag" (19. März) über unseren Gegenstand. Interessant ist die dort nach einem persönlichen Gespräch wiedergegebene Ansicht eines hervorragenden protestantischen Pädagogen. Gerade die Zeit zwischen dem siebten und zehnten Lebensjahre halte er zu religiöser Einwirkung für sehr geeignet. Bis zum 7. Jahre lebe das Kind in der Hingabe an die Sinneseindrücke, und um das 10. Jahr setze die körperliche Entwicklung wieder stärker ein; mit der dann sich entwickelnden Eßlust gehe überhaupt eine machtvolle Ausgestaltung des Trieblebens einher. In der Zeit zwischen dem 7. und 10. Lebensjahre sei aber eine Periode des Stillstandes der körperlichen Entwicklung und gleichzeitig eine solche der geistigen Konzentration zu beobachten, welche zu einer religiösen Beeinflussung von Wille und Gemüt gut zu benutzen sich empfehle. So ein protestantischer Pädagoge. Jeder Katechet wird die gleiche Beobachtung machen können. Um das 10. Lebensjahr herum dürfte also im allgemeinen der geeignete Zeitpunkt für die Erstkommunion der Kinder bei uns in Deutschland gefunden werden. Besonders früh sich entwickelnde Kinder, deren es fast in jeder Klasse, besonders in Mädchenklassen, einige gibt, könnten (ja nach dem päpstlichen Dekret müssen sie es) auch schon früher, etwa im 3. Schuljahr zur Privatkommunion zugelassen werden, wofern die Eltern es wünschen und für die geeignete Privatvorbereitung sorgen. Je mehr man sich die Sache überlegt, und die aus der bisherigen tiefeingewurzelten Praxis uns zäh anhaftenden Vorurteile abstreift, je tiefer man die gerade in diesen jugendlichen Jahren oft so herrlich aufblühende Menschenknospe betrachtet, desto mehr wird man von den eingesessenen Anschauungen weg auf den Standpunkt des Dekretes „Quam singulari" geführt.

Freilich gehört ein vorurteilsfreier Geist dazu, um die neue Praxis richtig zu würdigen. Wenn in diesem Geiste die päpstlichen Vorschriften aufgefaßt und durchgeführt werden, können sie einen Segen bringen, den menschliche Weisheit sich niemals hätte träumen lassen. Man wird überhaupt die Politik Pius' X. nie begreifen, wenn man sich nicht ganz und voll auf den übernatürlichen Standpunkt stellt und jede Spur von semipelagianischer Denkrichtung, von der wir oft, ohne es zu wissen, ein wenig infiziert sind, restlos aufgibt. Aber vom rein übernatürlichen Standpunkt aus wird alles klar, schließt sich alles zu einer Kette zusammen in der so verschieden beurteilten Handlungsweise des Papstes.

Ostern.

Vorbei die Nacht. Die Bergesfirnen ragen
In Glut getaucht empor. Die Erde bebt.
Und siegend steigt, da es beginnt zu tagen,
Aus Grabesgruft der Heiland auf — und lebt.

Und Christus schreitet in dem Lichtgewande,
Das Haupt von Glanz umwogt, die Stirne weiss,
Nun lebenspendend durch Judäas Lande;
Anbetend flüstern all die Blüten leis.

Die keuschen Lilien segnend im Gelände,
So wallt er weiter durch die Frühlingsau'n.
Beim Leuchten der durchbohrten Heilandshände
Sich Engel neigen, ihren Gott zu schau'n.

Sie künden den Getreuen, dass erstanden
Der Herr beim Frührotschein aus düstrer Gruft;
Das Alleluja tönt in allen Landen,
Vom Siegesjauchzen zittert rings die Luft.

Jäh schrecken auf die Toten und erbeben;
Der Lebensruf tief in die Grüfte dringt:
„Ich bin die Auferstehung und das Leben,
Der Christus, der Erlösung allen bringt!"

Und wo an Gräbern müd' das Leid gekauert,
Da pflanzt der Herr sein glorreich Banner auf,
Das Wogendrang und Stürme überdauert,
Das leuchtend überragt der Zeiten Lauf.

Von nah und fern herbei auf allen Wegen
Strömt dankend seines Volks erlöste Schar.
Und Christus hebt die Hand zum Ostersegen...
Er segnet, die da glauben immerdar. Fr. Denzer.

Das Christentum eine Religion der — „Müden"?

Von Dr. K. Neundörfer, Mainz.

Von dem „Rätsel des Katholizismus" sprach jüngst Dr. Horneffer auf einer Monistenversammlung in München[1]. Er findet dieses „Rätsel" in der großen Macht, welche der Katholizismus auf „ungezählte Tausende" bis auf den heutigen Tag ausübt. Dr. Horneffer versucht auch die Lösung dieses Rätsels, und er findet sie darin, daß „die große Macht über die Gemüter der katholischen Kirche der Wahnglaube gegeben hat, im Besitze der Wahrheit zu sein". Dieser Glaube, die Wahrheit schon fertig zu besitzen, sie nicht erst erwerben zu müssen, das sei ein Glaube gerade recht für die „Müden", oder — wie man im Sinne Dr. Horneffers dieses Wort wohl auslegen darf — für die intellektuell und moralisch Schwachen und Trägen. Diese „Müdigkeit" habe die Menschen einst in das Christentum hineingetrieben und sie im christlichen Glauben bis heute festgehalten. Dieser Glaube aber sei eine „Fälschung". Erst „der Monismus habe die Menschen aufgerüttelt, daß sie wieder fragten nach dem Sinn und Zweck, nach dem woher? und wohin? des Lebens." „Das Christentum nehme den Menschen nicht heldenmütig, nicht groß genug"; erst der Monismus erwecke wieder das ernste, opferbereite, heroische Wahrheitsstreben, führe die Menschen auf die „grausame Pilgerfahrt der Wahrheit" und lasse sie, fern von allem Verlangen nach einem „kleinlichen, erbärmlichen, würdelosen Glück", der Wahrheit allein in Treue anhangen.

Das ist ein großes Lob, welches Dr. Horneffer hier dem Monismus spendet, und das ist eine große Verachtung, die er gegenüber Christentum und Katholizismus an den Tag legt; das sind Gedanken und Worte, welche gerade die Besten gegen den Katholizismus einnehmen und für den Monismus begeistern müßten, — wenn sie nur wahr wären, wenn nur der Monismus dieses Lob und der Katholizismus diese Verachtung in der Tat auch verdienten. Aber gerade das Gegenteil von dem ist richtig, was Dr. Horneffer behauptet.

Auf eine ausführliche Kritik des Monismus kann natürlich hier nicht eingegangen werden; nur auf einiges sei kurz hingewiesen, was gerade den von Dr. Horneffer gepriesenen sittlichen Heroismus der monistischen Weltanschauung doch in etwas fraglichem Lichte erscheinen läßt. Der Monismus muß, konsequent durchgeführt, den Dualismus zwischen gut und böse und die Freiheit des Willens leugnen. Entzündet sich aber nicht die moralische Tatkraft gerade an diesem Gegensatz zwischen gut und böse, indem das eine überwunden und das andere erstrebt werden soll? Wenn dieser Gegensatz aus dem Bewußtsein schwindet, was soll dann Inhalt des sittlichen Kämpfens und Strebens sein? — Und wenn, wie das der Monismus annehmen muß, alles individuelle Wollen in unwiderstehlicher Weise bestimmt wird von den Kräften des Kosmos, des All-Einen, — ist das nicht die größte Versuchung für die intellektuell und moralisch „Müden" und Trägen, eine Versuchung nämlich, sich lieber willenlos treiben zu lassen von diesen Kräften der Natur und des Alls, anstatt mit Verstand und Wille vorwärts und, wo es nötig ist, auch gegen den Strom zu streben und zu kämpfen? — Und zeigt nicht gerade dieselbe modernste Zeit, welche so sehr im Banne des Monismus steht, tatsächlich auf vielen Gebieten deutliche Anzeichen einer müden, kraftlosen Dekadenz? Sind die modernsten Aesthetizisten und Prediger einer weichen, schwärmerischen Gefühlsreligion und Herolde eines schrankenlosen Geschlechtsgenusses etwa konsequente Christen oder gar katholische Christen? Suchen diese sicher nicht „großen" und „heldenmütigen" Erscheinungen des modernen Lebens nicht vielmehr zum größten Teil gerade in dem Monismus ihre grundsätzliche Rechtfertigung, der nach Dr. Horneffer die Menschen erst aufgerüttelt haben soll zu einem ernsten Forschen nach der Wahrheit und zu einem harten Kampf um die Palme der sittlichen Vollkommenheit?

Daß jenes ethische Pathos, mit dem Dr. Horneffer den Monismus predigt, bei ihm persönlich ehrlich gemeint ist, das soll natürlich nicht in Abrede gestellt werden; ob aber der Monismus als System, als Weltanschauung, geeignet ist, den Menschen zu heroischem Streben anzuregen, — das darf nach dem Gesagten wohl billig bezweifelt werden.

Was aber der Monismus seinem Wesen nach nicht sein kann: ein Antrieb zu tiefem und universalem Denken und zu heldenmütigem Kampfe um das sittliche Ideal, das ist das Christentum, und zwar gerade das katholische Christentum.

Bevor wir nun auf diesen letzten Gedanken etwas eingehen, sei noch kurz ein Einwand zurückgewiesen, der ebenso oberflächlich wie häufig ist. Es wird natürlich auch dem überzeugtesten Katholiken nicht einfallen, zu bestreiten, daß es unter den Angehörigen der katholischen Kirche auch solche „Müde" gibt und immer gegeben hat, von denen Dr. Horneffer spricht, Menschen, die infolge Schwäche oder moralischer Trägheit innerlich stagnieren, und bei denen von Streben nach Erkenntnis und sittlicher Vervollkommnung wenig zu merken ist. — Aber sollte es solche Menschen außerhalb der Kirche nicht mindestens ebensosehr geben, wie innerhalb derselben? Und was kann die Kirche dafür, wenn manche ihrer Mitglieder den sittlich-religiösen Idealen des Christentums nicht nachkommen wollen? Nicht darum kann es sich handeln, wie dieser oder jener Katholik, sondern wie der Katholizismus als solcher zu bewerten ist. Und da ist die Aufstellung von Dr. Horneffer, daß der Katholizismus als solcher gleichsam das System der geistigen Trägheit, der grundsätzliche Prediger eines „kleinlichen, erbärmlichen, würdelosen Glückes" sei, — genau das Gegenteil der Wahrheit, einer Wahrheit, wie sie aus der Geschichte sowohl als von den jedermann zugänglichen offiziellen Dokumenten der kirchlichen Glaubens- und Sittenlehre bezeugt wird.

War ein Apostel Paulus, der rastlos und unter den größten persönlichen Opfern im Dienste des christlichen Evangeliums fast die ganze damals bekannte Welt durchwanderte, ein moralisch „Müder"? — War ein Apostel Johannes, dem die kirchliche Liturgie wegen des erhabenen Schwunges seiner theologischen Gedanken mit Recht den Adler zum Symbol gegeben hat, etwa intellektuell ein „Müder"? — Und doch waren Paulus sowohl als Johannes sicher Christen und sogar katholische Christen; denn daß alle Wesensbestandteile des Katholizismus schon bei Paulus und Johannes gegeben sind, erkennen selbst moderne protestantische Historiker an.

Und solche Männer tiefgründigen und umfassenden Denkens und eines sittlichen Heroismus, der nichts weniger als ein

[1] Vgl. „Augsburger Postzeitung" v. 28. III. 11, Nr. 72, S. 4.

„kleinliches, erbärmliches Glück“ sucht, hat es zu allen Zeiten im Christentum und in der katholischen Kirche gegeben. Männer wie Augustinus und Hieronymus, Benedikt von Nursia und Gregor d. Gr., Thomas und Bernhard, Karl Borromäus und Vinzenz v. Paul und unzählige andere — waren das nicht Menschen, deren Genialität im Denken und organisatorischen Wirken, deren heldenmütige Selbstlosigkeit und Nächstenliebe auch jeder unbefangene Akatholik anerkennen muß? Und doch waren diese Männer voll und ganz Christen und Katholiken dazu! Ja, der christkatholische Glaube war ihnen der Wurzelboden, aus dem sie ihre Kraft sogen, und war ihnen der Himmel, an dem die Sterne ihrer heroischen Ideale leuchteten. Wie will Dr. Horneffer sich psychologisch diese Tatsache erklären, daß Männer solcher intellektueller und moralischer Tatkraft im Katholizismus ihr volles Genügen finden konnten, wenn der Katholizismus nichts anderes wäre als eine Religion für die „Müden“?

Wer gegen den Katholizismus einen solchen Vorwurf erhebt, der muß das System des Katholizismus nur sehr oberflächlich kennen oder mit sehr befangenen Augen betrachten. Die katholische Lehre leistet weder der intellektuellen noch der moralischen Trägheit Vorschub; im Gegenteil gibt sie unserem Denken und sittlichen Wollen die stärksten Antriebe und die höchsten Ziele.

Freilich, insofern glauben wir „im Besitz der Wahrheit“ zu sein, als wir eine sichere und objektiv gültige Antwort auf die großen Grundfragen des Lebens zu besitzen glauben, auf die Fragen: Woher und wohin der Mensch? Ist ein Gott und wer ist Gott? Wie steht Gott zu dem Menschen? — Aber wir glauben nicht, daß uns dieser Wahrheitsbesitz anvertraut sei zum bloßen Aufheben und trägen Genießen. Das Evangelium Christi ist nach dem Wort des hl. Paulus „eine Kraft Gottes zum Heile für jeden, der daran glaubt“; die Offenbarungswahrheit ist nach dem Worte Christi ein Talent, mit dem wir wuchern müssen; der Christ muß sein wie ein Baum, der Frucht bringt, sonst wird er „ausgehauen und ins Feuer geworfen“. — Die Wahrheiten des christlichen Glaubens sind uns daher zwar einerseits Besitz, aber anderseits ebensosehr auch Aufgabe. Wie ein Baumeister einen festen Baugrund und einen klaren Plan haben muß, um einen rechten Bau zustande bringen zu können, so sind uns die Dogmen der Kirche nur das Fundament und die Richtlinien, auf dem und nach denen ein rechter und vollkommener Lebensbau nun erst beginnen soll. Wie der Hausherr in dem Gleichnis Christi, gibt die Kirche in ihren Dogmen ihren Mitgliedern Talente in die Hand, um damit zu arbeiten und zu wuchern. Ist die Kirche verantwortlich, wenn mancher zu „müde“, zu träg ist und sein Talent vergräbt? Die Aufgaben, welche das kirchliche Dogma und die kirchliche Moral an die Verstandes- und Willenskräfte des Menschen stellen, sind wahrhaftig groß genug, um auch dem genialsten und heroischsten Streben Gelegenheit zu geben, sich auszuwirken. Wenn der hl. Paulus die Christen auffordert, „zu wachsen in der Erkenntnis Gottes“, und wenn der hl. Petrus sie mahnt, „jederzeit zur Verantwortung bereit zu sein gegen jeden, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, welche ihr in euch habt“ — so sind damit dem theologischen und philosophischen Denken des Menschen Aufgaben vorgelegt von so umfassender Weite und so unergründlicher Tiefe, daß das ganze Leben der Menschheit kaum genügt, um wie viel weniger das Leben eines einzelnen Menschen, um diesen Aufgaben gerecht zu werden.

Und wenn Jesus uns sagt: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“; wenn er den, welchem die zehn Gebote „nicht heldenmütig genug“ sind, auffordert: „Geh' hin, verkaufe was du hast und gib es den Armen“; wenn er von seinen Jüngern verlangt, um seines Namens willen „Haus und Brüder und Schwestern und Vater und Mutter und Weib und Kinder und Aecker“ zu verlassen, und wenn er jeden vom Himmelreich ausschließt, „der zurückschaut, nachdem er einmal die Hand an den Pflug gelegt hat“ — kann man da noch sagen: „das Christentum nimmt den Menschen nicht heldenmütig, nicht groß genug“?!

Wenn also Dr. Horneffer in seinem Vortrag meinte, den Katholizismus verstanden zu haben, und nun von diesem Verständnis aus auch die Mittel in der Hand zu haben, ihn zu überwinden, so irrt er gewaltig. Nicht die „Müdigkeit“ und Trägheit der Menschen lösen das „Rätsel des Katholizismus“, die ungeheuren Lebenskräfte vielmehr sind es, die Tiefe und Universalität seines Glaubens, die Schönheit seiner Liturgie, der Ernst seiner sittlichen Zielsetzung, welche von jeher Menschen von der einfachsten bis zur höchsten Bildungsstufe zu Christentum und Katholizismus hingezogen und daran festgehalten haben. Diese Lebenskräfte des Christentums, geordnet und zu harmonischer Einheit verbunden durch das kirchliche Lehr- und Hirtenamt, haben auch nach Zeiten schweren Niedergangs des äußeren kirchlichen Lebens den Baum der christlichen Kirche von neuem treiben, blühen und Frucht bringen lassen, sie sind der unversiegbare Quell, der der Menschheit ewiges Leben spenden wird, wenn die Wasser der monistischen Bewegung längst verlaufen sind.

Heilandsruf.

Kommt all' zu mir, die ihr beladen seid!
Des Lebens Mühsal will ich von euch wenden,
Denn das euch quält, das namenlose Leid,
Empfand ich hundertfach an Herz und Händen.

Ihr nennt den König aller Leiden mich.
Doch daß ich siegte, habt ihr's schon vergessen?
Die Osterfahnen flattern feierlich,
Was sucht ihr noch im Dunkel der Zypressen?

Ich bin der König, der beglücken kann,
Ihr seid die Kinder, die durchs Dunkel weinen.
Drum kommt und seht und glaubt, was ich getan.
Die heißen Sonnen meines Sieges scheinen!

Die Liebe, die von Ewigkeit mir war,
Ich trug sie durch Jahrhundert und Jahrtausend
Zu euch herauf, so einfach, groß und klar,
All euer Weh zerstückelnd und verbrausend.

Wie gerne löscht ich eure Leiden aus,
Ihr wollt es nicht, in falschem Stolz gefangen.
Ihr tragt Sophistentrost von Haus zu Haus,
Doch ungestillt bleibt euer Friedverlangen.

Ihr wißt es nicht, weil ihr nicht forschen mögt,
Wie reich mein Herz an Liebe und an Gnaden.
Und wüßtet ihr's, in eurem Stolze trögt
Ihr selber euch, von altem Fluch beladen.

Ihr wähnt euch mächtig und voll Herrlichkeit
Und geht wie Fürsten durch den Staub der Gassen.
Doch in den Nächten, wenn ihr einsam seid,
Da fühlt ihr, was es heißt: von Gott verlassen.

Auf eurer Stirne liegt Bacchantenlaub
In euren Händen klirrt das Glas zu Scherben.
Ihr rafft an euch des Lebens raschen Raub:
Wahrlich, ihr werdet ohne Frieden sterben.

Doch die zu Priestern sich mein Haus bestellt
Und die zu Sängern sich mein Herz erkoren,
Die milden Mahner eurer Taumelwelt —
In Wind und Wüste geht ihr Ruf verloren.

Das tut mir weh, daß ich verkannt noch bin
Zu all dem Leid, das ich für euch getragen.
Das wirft mich wieder unterm Kreuze hin,
Das will mich ständig an das Schmachholz schlagen.

O wüßtet ihr, wie sehr mein Herz verlangt,
Euch hundertfach mit Huld zu überhäufen,
Auf eure Not, vor der ihr ewig bangt,
Des Gottesfriedens heiliges Oel zu träufen.

Ihr müßtet kommen an mein Sonnenherz,
Vor meinen Wonnen müßtet ihr erschauern,
In meinem Licht verlohte euer Schmerz,
In meiner Liebe euer endlos Trauern.

Des Friedens Oelzweig legt' ich euch ums Haupt,
Ein glorreich Ostern sollte euch erstehen.
Denn selig sind nur, die an mich geglaubt —
Seht ihr denn nicht mein Siegesbanner wehen?

So hört die Sänger und die Priester mild,
Die meines Herzens hohe Kunde geben.
Erneuern sollt ihr euch in meinem Bild
Und auferstehen zu einem neuen Leben!

F. Schrönghamer-Heimdal.

Akademische Vinzenzarbeit in den Ferien.

Von cand. cam. Franz Wetzel, Heidelberg.

Die Vinzenzvereine fangen an, sich darauf zu besinnen, daß sie eine Schöpfung der Studentenschaft sind. Die Erinnerung an den jungen Ozanam, der im Jahre 1833 zum ersten Male ein Fähnlein Studenten der Pariser Sorbonne zur Pflege des Vinzenzgedankens um sich scharte, wird wieder wach. Die veränderten Forderungen und Probleme unseres sozialen Zeitalters haben sie zu neuem Leben erweckt. Die Vinzenzvereine fühlen, daß sie auf die Dauer der Studenten nicht entraten dürfen, sollen nicht wichtige private und öffentliche Interessen aufs Spiel gesetzt werden. Im folgenden gestatte ich mir, die Motive und Leitsätze, die für die Vinzenzarbeit der Akademiker vor allem in den Ferien in Betracht kommen, kurz zusammenzustellen.

1. Die Teilnahme der Akademiker an der Vinzenzarbeit ist von der größten Bedeutung für das Gemeindeleben. Gerade weil die Vinzenzvereine auf einem neutralen Arbeitsfelde tätig sind, in ihren Konferenzen Erörterungen über Klassenfragen ausscheiden, ihre Mitglieder aus allen Ständen beiziehen, sind sie in hervorragendem Maße befähigt, die heutigen Klassengegensätze zu mildern. Da versteht es sich von selbst, daß auch der Studierende, der später der Klasse der akademisch Gebildeten angehört, sich der Mithilfe an der Sanierung unserer Gesellschaftsverhältnisse nicht entziehen darf. Der Verkehr des Akademikers mit den handarbeitenden Mitgliedern der Vinzenzvereine und noch mehr die Tätigkeit im Dienste der Vinzenzsache wird über die Kluft, die unser modernes Gesellschaftsleben zerreißt, Brücken schlagen und so dem Gemeindeleben zum besten gereichen.

2. Dann liegt die weitestgehende Beiziehung der Akademiker im Interesse der Vinzenzvereine selbst. Im Tätigkeitsbereich des Vinzenzgedankens gibt es viele Gebiete, auf denen die Mithilfe des Gebildeten erforderlich oder doch wünschenswert ist. Rechtsauskunft, Bildungsbestrebungen, Jugendgerichtsgehilfe, Hauspflege, Fürsorge für die schulentlassene Jugend, Hinweis des Armen oder Kranken auf die soziale Gesetzgebung, Waisenpflege, Gartenstadtfürsorge, Volksbibliothek, Kampf gegen die Unsittlichkeit — das sind alles Fragen, bei denen die Beiziehung von Akademikern den größten Nutzen haben kann. Und noch in anderer Hinsicht kann der akademisch Gebildete der Vinzenzbestrebung förderlich sein. Durch sein Studium und seine Beschäftigung mit wissenschaftlichen Stoffen ist er instand gesetzt, auch den Vinzenzgedanken wissenschaftlich und großzügig zu behandeln; und die Vinzenzarbeit muß von weitschauenden Gesichtspunkten aus geleitet werden, sonst verliert sie sich in zusammenhangloser, unfruchtbarer Kleinarbeit.

3. Für den Akademiker selbst ist die rührige Anteilnahme an den Bestrebungen des Vinzenzvereins von größtem religiös-seelsorgerlichem Wert. Man hört heutzutage landauf, landab so viele Klagen über die zunehmende Glaubensentfremdung der gebildeten Stände. Ihre Wiedergewinnung für Religion und religiöses Leben ist zum Problem geworden. Studium und wissenschaftliche Beschäftigung mit religiösen Fragen, theologischen Disziplinen führt in den allerseltensten Fällen zu wahrer religiöser Ueberzeugung, zu praktischer Glaubensbetätigung. Wie ganz anders wirkt die Berührung des Gebildeten mit dem gläubigen Volk! In den Hütten der Armut, des materiellen Elends findet er den Glauben, der Berge versetzt. Im Hospital, am Krankenbett lernt er die Frau kennen, der jahrelange Krankheit und schmerzvollstes Siechtum die Hoffnung und die felsenfeste Zuversicht auf den gütigen Gott nicht rauben konnte. Er lernt die uneigennützige Liebe und Hingebung bewundern, mit welcher der angesehene Vinzenzbruder sich der Armen und Verlassenen annimmt. Hier tritt ihm die alles besiegende Macht der Religion in lebendigste Nähe. Er sieht die Kultgebräuche, deren Wesen und Zweck ihm fremd zu werden begannen und deren religiösen Wert er nicht mehr zu schätzen vermochte, in anderem Lichte. Er lernt die Bedeutung des Gebetes, des Weihwasserkessels, der Prozessionsfahne, der Wallfahrt, der Bruderschaft und der Aloisiusandacht verstehen und würdigen. Er fühlt in sich selbst die Wahrheit des Wortes Gregors VII.: Man braucht das Christentum nur zu üben, um von seiner Richtigkeit überzeugt zu werden.

4. Der akademisch Gebildete muß während seiner Universitätszeit für den Vinzenzverein gewonnen werden, soll er nicht für immer den Vinzenzbestrebungen verloren gehen. In seinen Studienjahren hat der junge Mann noch für vieles Interesse, was ihn später gleichgültig läßt; sein Geist ist noch empfänglich und bildsam, ist aufnahmefähig für große Gedanken und vermag auch persönliche Opfer leichter zu bringen als später, wenn ihn Berufsgeschäfte oft über Gebühr in Anspruch nehmen. Sind die akademischen Studien beendigt, so verwendet der Gebildete erfahrungsgemäß die ersten vier Jahre auf die Gewinnung und Sicherung seiner Existenz, die folgenden vier Jahre nehmen Gründung und Ausbau des eigenen Hausstandes ein — und nach acht Jahren ist der Philister fertig und für die Vinzenzsache kaum mehr zu gewinnen. Wer sich die Mühe nimmt, die Tatsachen nachzuprüfen, wird die Richtigkeit des Gesagten bestätigen müssen.

5. Angesichts solcher Verhältnisse muß man sich fragen: Was ist denn bis jetzt geschehen, um unsere akademische Jugend für den Vinzenzverein zu interessieren? Wenig, bitterwenig. Wir zählen auf allen deutschen Universitäten ungefähr 15 000 katholische Studenten; von diesen leisten während des Semesters nur rund 120 praktische Vinzenzarbeit! An drei Universitäten: Freiburg i. Schw., Freiburg i. Br. und Bonn, bestehen akademische Vinzenzvereine. In diesen werden die Studierenden von einem erfahrenen Nichtstudenten zur fruchtbringenden Vinzenzarbeit angeleitet und so neben dem akademischen auch das praktische Interesse gewahrt. An einer Reihe anderer Universitäten haben sich Studierende den bestehenden bürgerlichen Vinzenzkonferenzen eingegliedert und bilden darin unter sich wieder einen eigenen Zirkel, um in der rein praktisch arbeitenden Umgebung die akademische Eigenart festzuhalten. Das ist alles, was bisher auf dem Gebiete akademischer Vinzenzarbeit zuwege gebracht wurde. Es muß darin anders werden.

6. Was ist zu tun? Die Studenten müssen sich vor allem in den Ferien mit dem Wesen und Zweck der Vinzenzvereine vertraut machen. Das geschieht auf mehrfache Weise. Der Studierende muß sich im Arbeitsgebiet der heimatlichen Vinzenzkonferenzen umschauen, muß sehen und beobachten lernen, muß sich mit bescheidener Zurückhaltung auf den Vinzenzgängen mitnehmen lassen, den Eindrücken und Erfahrungen, die er dabei empfängt, Eingang gewähren. Er kann sich auch nützlich erweisen, sich auf den Besuchen mit den Armen und Kranken unterhalten, ihnen Lektüre verschaffen, in Armenvierteln kleine Leseabende arrangieren, die Bibliothek besorgen, den Vinzenzbruder auf seinen Gängen vertreten, die Lebensmittel-Gutscheine verteilen, die schriftlichen Arbeiten der Konferenzen erledigen.

Hauptaufgabe muß seine eigene Instruktion bleiben. Die Vinzenzkonferenzen müssen besucht, an ihren Referaten lebhafter Anteil genommen werden. Der Student muß sich informieren über Wohnungswesen, muß sich Einblick verschaffen in Stiftungen, Armenverwaltung, Krankenversicherung, soziale Gesetzgebung, Bildungsbestrebungen und Jugendfürsorge; nebenbei geht die Besichtigung von Altersheimen, Krüppelheimen, Hospitälern nnd Verwaltungsbureaus für Armenwesen. Gelegentlich übernimmt der Studierende in den Vinzenzvereinen auch das Korreferat. Hat auf diese Weise der Student sein Unterscheidungsvermögen in Sachen der werktätigen Nächstenliebe geübt, dann kann er mit begründeter Aussicht auf Erfolg im Sinne des Vinzenzgedankens weiterarbeiten.

7. Es bleibt noch die Frage zu beantworten: Wie sind die Studenten für die Vinzenzvereine zu gewinnen?

Zunächst sind alle katholischen Studenten, Abiturienten und Oberprimaner zu einer gut und mit aller Umsicht vorbereiteten Versammlung der vereinigten Vinzenzvereine einzuladen. Ein Vortrag informiert knapp und klar, mit Herausarbeitung der wichtigsten Motive, über das Wesen und die Bedeutung der Vinzenzbestrebungen. Um den Einladungen bzw. der Agitation größeren Nachdruck zu verleihen, wird ein Mitglied bestimmt, die katholischen Studenten persönlich einzuladen und mit in die Versammlung zu bringen. Außerdem wird aus Vereinsmitgliedern eine Kommission gebildet, die unter den Kommilitonen kräftig Propaganda macht. Wie an Universitätsstädten, so schließen sich die Akademiker auch in den Vinzenzvereinen ihrer engeren Heimat fester zusammen zur Entfaltung einer eigenen Agitation und Wahrung der studentischen Interessen. Sind alle Mitglieder des Vinzenzvereins redlich bemüht, ihr Möglichstes zu tun, dann muß die Bewegung vorwärts gehen.

Daß die Bestrebungen der Vinzenzvereine unter den Akademikern bis heute noch so wenig Anklang gefunden haben, liegt zum größten Teil am mangelnden Verständnis für die tiefe Bedeutung der Vinzenzarbeit im Leben unseres Volksganzen. Die Studenten stehen der Bewegung noch wie einer weltfremden, in das akademische Leben nicht passenden Erscheinung gegenüber, verkennen ganz, ein wie bedeutsames Erfahrungsgebiet für den Studierenden jeder Fakultät sie hier brach liegen lassen. Es fehlte bislang auch noch an der nötigen, ihrer Ziele sich klar bewußten, praktische Wege weisenden Aufklärungsarbeit. Doch der Vinzenzgedanke hat Zukunft. Wie die akademische Jugend immer mehr von der sozialstudentischen Idee erfüllt wird, so wird sie auch die Vinzenzarbeit, diesen intensivsten sozialstudentischen Gedanken, sich zu eigen machen. Vinzenzstudenten vor!

Die neue Zeitschrift für Missionswissenschaft.

Von P. Frz. Albrecht, C. S. Sp.

Wer die Lesehalle einer öffentlichen Bibliothek betritt, ist erstaunt über die Fülle und Mannigfaltigkeit der aufliegenden Zeitschriften. Die verschiedensten Fächer religiösen und profanen Wissens sind durch eine oder mehrere Zeitschriften vertreten. Ein Fach aber war bisher leer geblieben: die katholische Missionswissenschaft. Schon längst hatten uns die Protestanten hierin überholt. Nun ist es anders geworden. Seit dem 1. März besitzen wir deutsche Katholiken eine „Zeitschrift für Missionswissenschaft." Mit berechtigtem Stolz sehen wir unsere jüngste Schwester in vornehmer Ausstattung, feinem Druck und gediegenem Inhalt zu ihren älteren Geschwistern hinzutreten und den ihr gebührenden Platz einnehmen.

Aber nicht nur im allgemeinen Rahmen der Zeitschriftenliteratur, sondern auch im engeren der theologischen Fachblätter füllt die neue Zeitschrift eine schon längst wahrgenommene und schmerzlich empfundene Lücke aus. Die einzelnen theologischen Gebiete wurden bislang mit bewährter Meisterschaft in bestredigierten Zeitschriften behandelt. Im Laufe des verflossenen Jahrhunderts hat die katholische Theologie, namentlich in Deutschland, höchst erfreuliche Fortschritte gemacht. Die theologische Fachliteratur hat die schönsten Blüten gezeitigt: zahlreiche Einzeluntersuchungen, vorzügliche Lehrbücher entstanden neben ausgedehnten Quellenwerken. Manche theologische Fakultät besitzt eine eigene theologische Zeitschrift. Nur eins fehlte noch: eine wissenschaftliche Zeitschrift für dasjenige Gebiet, welches einen der wesentlichen Hauptteile der 19hundertjährigen Tätigkeit unserer hl. Kirche bildet: die Missionen. Heute ist der Mangel beseitigt. Es gereicht den katholischen Theologen Deutschlands zur Ehre, daß sie den Anregungen und Wünschen der Missionare folgend das zeitgemäße Unternehmen begonnen haben.

Es ist ferner höchst erfreulich zu beachten, welch' große Bedeutung für das heimatliche Missionsleben der besagten Neuerscheinung beizumessen ist. Sie erbringt den Beweis, daß das heimatliche Missionsleben zu hoher Blüte herangereift ist; ist außerdem ein wertvolles Werkzeug, wohl geeignet, höchst günstig auf die weitere Gestaltung des Missionslebens einzuwirken, demselben neue Kreise zu öffnen, es zu erweitern, mit immer neuen Lebenskeimen zu befruchten und ihm dauerndes Blühen und Gedeihen in unseren deutschen Landen zu sichern.

Die heimatliche Missionsgeschichte hat in den letzten zwei Dezennien in Deutschland einen solchen Aufschwung genommen, daß man kühn behaupten kann: unsere katholische Missionsbewegung nähert sich immer mehr jener Höhe, die sie erreichen muß, wenn die Katholiken überhaupt ihre heiligsten Pflichten Gott und der Kirche gegenüber gebührend wahrnehmen und erfüllen wollen. Mit dem Erstarken des religiös-kirchlichen Lebens im Volke ist auch der Sinn für die eminent katholischen Arbeiten der Heidenmission wieder erwacht. Die alten Orden und neueren Kongregationen, die nach dem Abflauen des Kulturkampfes nach Deutschland zurückgekehrt und festen Fuß gefaßt, haben auch den christlichen Opfergeist und den Missionsgedanken im katholischen Volke wieder neu aufleben lassen. In den breiten Schichten der katholischen Landesteile ist neue Begeisterung für die Missionen erstanden. Die katholischen Missionsvereine erfreuen sich großer Beliebtheit. In blühenden Missionshäusern bereitet sich eine verhältnismäßig zahlreiche Jugend auf den idealsten aller Berufe vor. Die Katholikentage haben die Missionsreden in ihr Programm aufgenommen. Augsburg hat eine ganze öffentliche Sitzung der katholischen (inneren und äußeren) Mission gewidmet. Hervorragende Laien und Weltgeistliche stehen in einem Missionsausschuß den Missionsgesellschaften helfend und stützend zur Seite. Eine monatliche Missionskorrespondenz bedient die Presse mit Mitteilungen aus dem Missionsleben. An der katholisch-theologischen Fakultät zu Münster ist der erste Lehrstuhl für katholische Missionskunde errichtet worden; und von dem Inhaber dieser Professur, Dr. Schmidlin, erfahren wir, daß „auch in Straßburg, Tübingen und an mehreren anderen katholischen Fakultäten einzelne Dozenten die Abhaltung besonderer Missionsvorlesungen beabsichtigen." (Zeitsch. f. Miss. S. 85). In nächster Zeit werden auch die Katholiken zum ersten Male Vorlesungen halten am Kolonialinstitut in Hamburg. Seit Jahren wurden verschiedene protestantische Gelehrte zugelassen. Dieses Jahr erhielt auch Dr. Schmidlin einen Ruf, einen dreitägigen Missionskurs am Kolonialinstitut zu halten. Akademische Missionsvereine bestehen schon in Münster, Freising und Regensburg. Und heute schließt sich an die Kette dieser allerjüngsten Entwicklung ein neues Glied an: unsere katholische „Zeitschrift für Missionswissenschaft."

Sie fügt sich passend in den Organismus unserer blühenden Missionsliteratur ein. Die zahlreichen größeren und kleineren Missionszeitschriften tragen Missionsinteresse und -begeisterung in die Volksmassen: belehrend und unterhaltend, sind sie das Bindeglied zwischen den Missionaren und den Gläubigen. Ethnographie, Missionsgeographie, Linguistik, Religionswissenschaft und verwandte Missionszweige haben im „Anthropos" ein tadellos funktionierendes Organ gefunden. Sollten die wissenschaftliche Missionstheorie und Missionspraxis, vorzüglich das unübersehbare, noch brachliegende Feld der Missionsgeschichte nicht auch ihr Fachorgan erhalten? Heute ist die Tatsache vollzogen. Für den Klerus und die gebildeten Laien existiert heute eine Zeitschrift, die nach den Gesetzen streng wissenschaftlicher Methode die unzähligen Probleme der weitverzweigten Missionsfrage erörtert. Die neue Zeitschrift ist demnach eine hochbedeutsame Bereicherung unserer gesamten katholisch-wissenschaftlichen Literatur.

Die neue Publikation will aber nicht nur den Männern der Wissenschaft und den Missionaren dienen: sie will sich an weitere Kreise wenden. An erster Stelle wird es sich die Welt- und Seelsorgsgeistlichkeit zur Pflicht machen müssen, auf die neue Zeitschrift zu abonnieren. Dem Klerus wird sie nämlich vorzügliche Dienste leisten. Mehr und mehr hat es sich gezeigt, daß der Klerus heute nicht teilnahmslos der Missionsfrage gegenüberstehen darf. Er hat die Aufgabe, die Gläubigen über die Missionspflicht zu belehren, sie in das Verständnis der Missionsaufgabe einzuführen und ihr Interesse an der Heidenmission wach zu halten und zu fördern. Von Zeit zu Zeit ist eine Predigt über die Missionen recht am Platze. Da nun die theologischen Handbücher nur notdürftige Angaben bezüglich der Missionen und ihrer Geschichte enthalten, so wird die neue Zeitschrift dem Klerus sehr willkommen sein.

Sodann muß auch die Aufmerksamkeit der gebildeten Laien auf die neue Zeitschrift gelenkt werden, die sich in mehrfacher Hinsicht an sie wendet. Die fachtheologischen Fragen der Mission sind ja nicht die einzigen, die in der Zeitschrift in Erörterung gezogen werden. Der Herausgeber betont, daß die Missionsgeschichte im Vordergrund stehen wird. (Zeitschr. f. Miss. S. 7). Vorzugsweise wird also gerade jenes Gebiet behandelt werden, das in der heutigen Zeit, die im Zeichen der Geschichtswissenschaft steht, ein so lebhaftes Interesse findet. Dieses Gebiet ist auch zugleich dasjenige, welches dem Laien die schönsten Seiten in der Vergangenheit und Gegenwart des kirchlichen Lebens erkennen und gleichsam miterleben läßt. Wenn der Blick innerhalb der engen Grenzen der Heimatkirche oft so viel Unerquickliches und Trauriges streift, so wird der weite Blick in die wahrhaft glanzvolle Missionsgeschichte der katholischen Kirche neue Freude am kirchlichen Leben wecken und die Liebe zum Werke Gottes auf Erden steigern. Doch neben der Missionsgeschichte darf der Laie die wissenschaftlichen Abhandlungen, welche die Zeitschrift über die Missionslehre, Missionsgründung, Missionsrecht und Missionsmethodik bringen wird, nicht unbeachtet lassen. Sie werden ihm verhelfen, die katholische Missionsbewegung in ihrem richtigen Begriffe, in ihrer wahren Bedeutung und in ihrem vollen Werte zu erfassen. Dieser Umstand ist nun für die Missionsbewegung selbst von sehr großer Wichtigkeit. Mit Recht beklagt Professor Dr. Schmidlin, daß unter den Gebildeten „einzelne Personen wie ganze Kreise den Missionen völlig gleichgültig und interesselos, wenn nicht gar feindselig und mißtrauisch gegenüberstehen." (Zeitschr. f. Miss. S. 9). Unerfreulich ist die Beobachtung, der man sich nicht entziehen darf, daß sehr wenige aus den besseren katholischen Gesellschaftskreisen sich dem Missionsberufe weihen. Ebenso verschwindend klein ist die Zahl derjenigen, die nach Absolvierung der Gymnasialstudien und Erlangung des Reifezeugnisses in eine Missionsgesellschaft eintreten. Wie weit sind wir von der Zeit entfernt, in der ein ehemaliger römischer Stadtpräfekt, Sprößling eines vornehmen und reichen Geschlechtes, nach Niederlegung seines Amtes ins Kloster trat, und trotz der höchsten Würden, die er selbst als Mönch bekleidete, sich nach dem Land der Angelsachsen begeben und die dortigen Heiden für das Christentum gewinnen wollte! Kein Geringerer als der nachmalige hl. Papst Gregor der Große war es, der diesen hohen Sinn für das wahrhaft Edle und Große bekundete und seiner Erreichung alles zu opfern bereit war. Die Zeitschrift für Missionswissenschaft wird nun zuerst viel dazu beitragen, die Vorurteile zu beseitigen, welche die gebildeten Kreise von der katholischen Missionsbewegung fernhalten.

Mit einem Geleitwort von Sr. Eminenz Kardinal Fischer, Erzbischof von Köln, tritt die neue Zeitschrift ihren Gang in die Welt an. Das Schreiben des hohen Kirchenfürsten ist ein offenkundiger Beweis für den großen Wert und die unleugbare Bedeutung des Organs. Der Herr Kardinal empfiehlt es dringend. „Es erscheint als eine Ehrensache für die Katholiken Deutschlands, nach Kräften mitzuwirken, daß die katholische Zeitschrift den nichtkatholischen ebenbürtig an die Seite zu treten imstande sei. Sie sei, namentlich den gebildeten Kreisen und dem Klerus, aufs wärmste empfohlen."

Karl Schönherrs „Merkbuch".

Von Johannes Eckardt, Salzburg.

Der Dichter von „Glaube und Heimat" hat soeben bei L. Staackmann in Leipzig einen Band von Erzählungen und Skizzen herausgegeben (188 S. M 3), die mir so recht geeignet erscheinen, die Persönlichkeit des viel genannten Tiroler Poeten in ein klares Licht zu rücken. Schon die früheren Büchlein Karl Schönherrs, welche im Wesen sich an diesen Sammelband anschließen, offenbarten eine tief veranlagte, humorvolle Natur, mit einem leisen pessimistischen Einschlage; einen geraden Bergmenschen mit gesunder Natürlichkeit und religiösem Empfinden; man tut dem Dichter von „Glaube und Heimat" sehr unrecht, wenn man ihn als Tendenzschriftsteller hinstellt. Seine „Tragödie eines Volkes" ist ebensowenig ein Tendenzwerk, als der Dichter selbst verhetzende Absichten hatte; ein Teil des Theaterpublikums freilich (und auch ein Teil der Kritik) wollten in „Glaube und Heimat" ein Tendenzstück sehen und verstanden es, das allgemein Menschliche seiner Probleme in den ekelhaften Zank des Tages herabzuzerren. Da ist das „Merkbuch" ganz recht gekommen; welch gesundes religiöses Empfinden quillt aus der köstlichen Skizze „Mein altes Bergpfarrerl"! „Ihr dürft ihn nicht suchen in der Nähe der Städte oder an der großen Heerstraße; scheu wie ein Flüchtling hat er sich zurückgezogen, weit hinauf in das Gebirge; bis an die Region der Gletscher; drunten im ebenen Land ist kein Platz für ihn und kein Gedeihen". Der ganze Schönherr steht mit diesen Worten vor uns; mit seiner Weltverlorenheit und Liebe der heimatlichen Berge; ein Zug freilich, der mir für die Persönlichkeit Karl Schönherrs immer wesentlicher erscheint, fehlt: seine Mutterliebe; ihr hat er noch in allen Schriften ein rührendes Denkmal gesetzt; und in diesem Bande ehrte er sie mit der Erzählung „Als der Vater starb"; ein Studienkollege K. Schönherrs berichtete mir den Ausspruch des Dichters: „Etwas Unkatholisches werde ich nie schreiben; schon um meiner Mutter willen". Wem greift dies Wort nicht ans Herz? — Es sind bedeutungslose Sächelchen in dem „Merkbuche", aber sie sind gering an der Zahl und trotz allem groß in der Gestaltung, die ihre größten Triumphe feiert in der Skizze, in dem Egger-Lienzschen Kolossalbilde „Tiroler Bauern von 1809". Solch eine Gestaltung ist noch wenigen gelungen. Und was bei all diesen 14 Beiträgen, die viele schon aus der „Neuen Freien Presse", der „Oesterreichischen Rundschau", der „Wiener Abendpost" usw. kennen werden, so freudig berührt, ist die Erkenntnis, daß Karl Schönherr fast nie im Stofflichen stecken bleibt, sondern fast immer zu einer Idee, also vom Besonderen ins Allgemeine vordringt. Das bürgt wohl dafür, daß der Künstler nicht nach bekannten Mustern in die Manie der lokalen „Geschichterln"-schreiber hinabsinken wird.

Vom Büchertisch.

Ueber den Wassern. 4. Jahrgang 1911. Halbmonatsschrift für schöne Literatur und ihre Grenzgebiete. Herausgeber Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M. Berlin, Hermann Walter, Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H. Preis 1.50 M pro Vierteljahr. — Die bekannte Literaturzeitschrift ist zu Beginn des Jahres an einen neuen Verlag übergegangen und hat damit zugleich ihren Charakter etwas verändert. Mir persönlich tut letzteres leid, da mir das „spezifische" Literaturblatt auch des ferneren besser zugesagt hätte. Aber ich bin von vornherein überzeugt, mit dieser Ansicht ziemlich allein zu stehen, besonders nach allseitiger gründlicher Einsichtnahme der nun vorliegenden 6 Hefte (mit 248 S.) Der Inhalt ist in der Tat ein überraschend reichhaltiger, voller „superiorer" Anregungen und aufgebaut auf gutgelegtem Grunde. Sehr erfreulich ist die bislang vollkommen gewahrte Abwesenheit jeglicher Kampfstimmung. Das ernstliche Streben nach Sachlichkeit tritt überall hervor, auch dort wo sie — Irren ist menschlich — vielleicht nicht ganz erreicht wurde. Der Herausgeber betont übrigens gleich zu Anfang die Absicht, „unfruchtbarer Polemik" vorzubeugen. Dafür sei ihm noch besonders Dank gesagt. — Die neu hinzugezogene Illustrierung, „in bescheidenen Grenzen zunächst, aber in um so sorgfältigerer Auswahl und Wiedergabe", wird wohl viele Freunde finden. Manche der Bilder sind ablösbar, ein Vorzug für den Sammler. — Und das alles für M 6 im Jahre! Dazu der Hinweis auf fernere Entwicklung. Derartige mutige Anstrebungen sollten auf weitgehendes Entgegenkommen rechnen dürfen.
M. Rast.

Pierre Batiffol: Urkirche und Katholizismus. Uebersetzt und eingeleitet von Dr. theol. Franz Xaver Seppelt. Verlag der J. Köselschen Buchhandlung, Kempten und München. 1910. Preis broschiert M 4.50, gebunden M 5.50. — Von theologischen Autoritäten wird heute anerkannt, daß die französische katholisch-theologische Wissenschaft auf dem Gebiet der Dogmengeschichte die führende Rolle übernommen hat. Und einer der Hauptführer ist Pierre Batiffol, der in seinem Werke: „L'église naissante et le catholicisme" die reife Frucht einer langen Forscherarbeit bietet. Dieses Buch hat in Frankreich eine geradezu glänzende Aufnahme gefunden. Hat es doch in einem Zeitraum von nicht ganz einem Jahre schon drei Auflagen erlebt. Es ist ein großes Verdienst von Dr. Seppelt, daß er dieses hochbedeutsame Werk ins Deutsche übertragen und die noch fehlenden Literaturangaben ergänzt hat, so daß auch seiner Arbeit ein selbständiger Wert zukommt. „Urkirche und Katholizismus" hat für uns Deutsche eine ganz aktuelle Bedeutung. Denn Fragen, welche unsere Zeit so tief bewegen, wie diese: Hat Christus die Kirche gestiftet? Reicht die katholische Kirche unserer Zeit hinauf bis in die Tage der Apostel? Haben die Kirchenväter, z. B. Cyprian, die Lehre von der Kirche und insbesondere vom Primate gekannt? — werden mit einer erstaunlichen Gelehrsamkeit und ruhigen Objektivität beantwortet. Die Frucht der Lektüre dieses Buches soll eine Stärkung der Glaubensüberzeugung, der frohen Zuversicht und der Liebe zur heiligen Kirche sein. Das wäre der schönste Erfolg des großartigen Werkes.
J. Wernado.

Dr. Karl Wilk, „Der moderne Heilige." Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen. kl. 4° 136 S. Preis M 1.50. Der moderne Heilige ist Franziskus von Assisi, nach Henry Thode „der Herold einer neuen Welt", nach vielen der Vorläufer einer modernen freidenkerischen Gefühlsreligion. Die letztere Anschauung ist selbstverständlich irrig, da St. Franziskus sich vor der Autorität der Kirche in vollkommener Ehrfurcht beugte und seine Stellung zur Kirche überhaupt einen „diametralen Gegensatz zur unkirchlichen Gegenwart" bildet. Dennoch verdient dieser unvergleichliche Reformator den Namen eines (im guten Sinne) modernen Heiligen, schon aus dem Grunde, daß seine Zeit, die er kannte und beeinflußte wie kein anderer, der unseren in mannigfacher und ausschlaggebender Weise ähnelte: eine soziale Zeit, der er ihren Heiland wieder „nahe brachte", wie auch heute „die katholische Auffassung wieder modern wird", trotz aller törichten Behauptungen vom Aussterbeprozeß des Christentums. — Die hauptsächlichen Zusammenhänge und Beziehungen zwischen dem damaligen und dem modernen Geistesleben in religiöser und sozialer Hinsicht, mit St. Franziskus im Mittelpunkte, beleuchtet Dr. Wilk vortrefflich durch die vorliegende „volkstümlich-wissenschaftliche Studie über das Kulturproblem der Kirche", volkstümlich in gehobener Bedeutung genommen. St. Franziskus in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft, Erziehung, Seelsorge, Mission und sozialen Frage, St. Franziskus als Heranbildner zu echter Frömmigkeit, Selbstzucht, Liebe, Höflichkeit, Zartheit, Einfachheit, Naturfreudigkeit, Dichtung und Kunst, edler Genußfähigkeit und Lebensbejahung: das sind so die einheitlich erfaßten und ausgestalteten Themen, durchgeführt unter ständigem Herüber- und Hinüberspinnen der das Einst und Jetzt verknüpfenden Fäden. Univ.-Prof. F. W. Foerster wird besonders häufig herangezogen, ohne einseitige Ueber- oder Unterschätzung, stets in dem vornehmen und ehrerbietigen Ton, den diese wahrhaft vornehme Persönlichkeit beanspruchen darf. — Das auch stilistisch hochstehende Buch ist als ein für alle Kreise und öffentliche Bibliotheken geeigneter Schatz von Anregung und Belehrung zu bezeichnen.
E. M. Hamann.

Dr. A. v. Thumel: Der Sonntag. Liturgisch-homiletische Erklärung der Sonntagsevangelien des Kirchenjahres für Priester und gebildete Laien. 1. Band: Die Zeit von Advent bis Ostern. Aschaffenburg 1911. Kommissionsverlag Dr. Götz-Werbrun. Brosch. M 3.—. Einen reichen Schatz der kostbarsten Gedanken enthält die Liturgie, wie sie das katholische Kirchenjahr entfaltet. Diesen Schatz sucht der Verfasser zu heben, indem er das jeweilige Sonntagsevangelium mit dem Geist der kirchlichen Zeit in innigste Verbindung bringt. Und das ist ihm vorzüglich gelungen. Die Sprache ist voll Wärme und Pathos, wie es der großartige, zur Behandlung stehende Stoff verlangt. Möge dem 1. Bande, der die Erklärung der Evangelien vom 1. Adventsonntag bis zum Palmsonntag einschließlich enthält, bald der zweite nachfolgen!
J. Wernado.

Das brave Kind beim heiligen Gastmahl. Vollständiges Gebetbuch mit 25 Kommunionandachten für jüngere und ältere Kommunionkinder, zum gemeinsamen und privaten Gebrauch. Unter Mitwirkung verschiedener Pädagogen und Religionslehrer herausgegeben von M. Müller, Schulvorst. a. D. Mit kirchlicher Approbation. 12° XVI u. 496 S. geb. M 1.20 bis M 3.75. Butzon & Bercker-Kevelaer (Rhld). — Das Büchlein, dem auch der Wortlaut des Erstkommunikantendekrets nebst „Vorbemerkung" und ein Kapitel „Antworten auf die Einwendungen gegen die häufige Kommunion der Kinder" beigegeben ist, empfiehlt sich selbst: in seinem dem kindlichen Geiste und Gemüte sich warm anschmiegenden Inhalte, in seiner trefflichen, ansprechenden Ausstattung, an der ich nicht zuletzt den großen, deutlichen Druck rühmen möchte. — Sehr empfehlenswert ist auch der auf Massenverbreitung zugeschnittene Auszug „Auf zur hl. Kommunion!" brosch. 30 Pf., geb. 50 Pf., bei 50 Stück 25 u. 45 Pf.
M. Rast.

P. Otto Häring O. S. B. Der erste Beicht-, Kommunion- und Firmunterricht. Ein Handbüchlein für Katecheten, Lehrer und Eltern mit besonderer Berücksichtigung

des neuen Erstkommuniondekretes Quam singulari. Verlagsanstalt Benziger, Einsiedeln. Geb. M 2.40. Das Büchlein enthält weit mehr als der Titel besagt. Die beiden ersten Abschnitte bieten Skizzen für die katechetische Behandlung der Lehre von Gott dem Schöpfer und Erlöser. Erst der dritte Abschnitt, in welchem die Lehre von Gott dem Heiliger geboten wird, bringt die Anweisung zur Erteilung des Erstbeicht-, Erstkommunion- und Firmunterrichts. Der 4. Abschnitt behandelt die Gebete für Kinder. Das Werkchen, das die praktische Verwirklichung des Kommuniondekrets anbahnen hilft, ist dankbar zu begrüßen. J. Wernado.

Die Kinderkommunion. Das Dekret Papst Pius' X. „Quam singulari" vom 8. August 1910 erläutert und für den Seelsorgsklerus dargestellt von einem Priester der Diözese Mainz. Laumannsche Buchhandlung, Dülmen, brosch. M 1. Darüber kann kein Zweifel sein, daß das Kinderkommuniondekret dem Seelsorgsgeistlichen neue große Aufgaben stellt. Mancher mag seine Befürchtungen und Bedenken noch nicht ganz zerstreut haben. Das Schriftchen möchte ihm darüber hinweghelfen und Anregungen geben, wie das Dekret in praxi durchgeführt werden kann. J. Wernado.

Adolf, Bischof von Hildesheim: Pädagogische Bedeutung des Dekrets über die Erstkommunion. Nachklänge zum gemeinsamen Hirtenbriefe deutscher Bischöfe 1911. Druck von J. Kornacker, Hildesheim. Einer der Hochwürdigsten Teilnehmer an der Bischofskonferenz in Fulda ergreift hier nochmals das Wort, um seine Diözesanen über die hohe Bedeutung des vielbesprochenen und tiefeinschneidenden Dekretes aufzuklären. Und es sind wahrhaft goldene Worte, die er schreibt über „des Katholiken Stellung zu päpstlichen Erlassen" und über „die Bedeutung des Dekretes für die Erziehung der Jugend." J. Wernado.

Bruno Wick: Drei lyrische Kompositionen für Harmonium. op. 5. Berlin, Karl Simon, Musikverlag. — Wick bietet edle Hausmusik, die sich nicht über die Mittelstufe der Schwierigkeit erhebt, mit guter Themenführung in nie trivialer, immer nobler Harmonik. Ich halte „Nachtgesang" für das wertvollste Stück in musikalisch-thematischer Durchführung. In dem schön klingenden Lied Nr. 2 ist der Schlummerton prächtig getroffen. — Ueber der „Erotik" (Nr. 3) liegt etwas Düsteres, Unbestimmtes, Fragendes; insbesondere der Schluß: Largo mit dem Akkord in der Terzenlage ist von feinem Reiz. L. G. Oberlaender.

Musenalmanach der Bonner Dichtergruppe „Cantania." 1910. Herausgegeben von M. Unterbeck. Verlag von Pet. Weber, Baden-Baden. 8° 91 S. M 1.— Der laufende 25. Jahrgang der „Dichterstimmen der Gegenwart" bietet als Prämie, zu erniedrigtem Preise, diese Veröffentlichung. Das ist eine Empfehlung an sich, da der altbewährte Leiter jenes Organs sich bekanntlich aufs Wägen und Wählen versteht. — Das Vorwort des Büchleins gibt die Genesis der „Cantania", die sich vor zwei Jahren als „zunächst kleinere Gruppe rheinischer Dichter und Dichterinnen in Bonn zur gemeinsamen Pflege ihrer Bestrebungen zusammentat." Letztere zielten auf immer festere Zusammenschließung der „jüngeren produktiven Kräfte Westdeutschlands auf dem Gebiete der christlichen Dichtung unter einer Fahne". Der Cantania-Musenalmanach, der „gewissermaßen als Supplement zu den Dichterstimmen" betrachtet werden möchte, ist ausgesprochenermaßen der Beginn einer zwanglos erscheinenden Heftreihe, die als Organ dieser „heute schon starken" Vereinigung westdeutscher christlicher Poeten steht. Dies erste Heft umfaßt Beiträge vorwiegend gebundener Rede von 17 Mitgliedern: A. Aulke, J. H. Berlenbach, E. Breit, Frau von Brochowska, Fr. Brors, J. Dreesen, Hch. Faßbinder, Jos. Günkel, Kath. Halbe, M. van Hel, Joh. Königshofen, Joseph Reber, Theo Rossel, Herib. Schneider, Max Unterbeck, Maria Weinand, Hch. Zerkaulen. — Die Verheißungen des „Zur Einführung" greifen nach meinem Geschmack zu hoch. Wie dem auch sein möge: solche Vereinigungen sind immer warm zu begrüßen, wenngleich sie zunächst sich selber dienen. Wieviel oder wie wenig sie der breiteren Oeffentlichkeit etwas leisten werden, kann erst die Zukunft lehren; mittelbar muß eine jede derartig bewußt auf den christlichen Boden gestellte Organisation Gutes wirken, und wäre es nur durch den erweiterten persönlichen Verkehr, durch den aufs Idealpraktische gerichteten Austausch. Kein Verständiger wird sofort schwergewichtiges Gleichwertiges von Erzeugnissen wie diesem erwarten. Auch das Auge des pflichternstesten Kritikers wird hier den „gleitenden" Blick zu üben wissen; wo er haften bleibt, geschieht es sicher, fast ausnahmslos, mit relativ erhöhtem Wohlgefallen. Eben hierzu bietet das vorliegende Heft des öfteren Gelegenheit. Gleich das erste Gedichtchen, von A. Aulke, ist eine Perle. Desselben Autors Pentagon „Erinnerung" hat entzückende Teile (II, III, V). Auf Tiefe, wenn auch nicht durchgängige Klarheit, deutet das eng sich anschließende „Zwei Menschen". Die Kunst der Konzentration zeigt Berlenbachs sangbare „Heimkehr" (schade um die abfallende letzte Verszeile); E. Breit, der kraftvoll hochstrebt, wird sich just in jener Kunst üben müssen: dann kann er einer unserer besten Epiker werden. Zum Lyriker geradezu berufen scheint mir Faßbinder („Via crucis", „Der Einsame", „Schwere Nächte", „Wenn die Sonne scheiden will"). Auch Günkel halte ich für vielversprechend, wiewohl auch für reichlich unausgeglichen, zu wenig streng gegen sich selbst. Von den Beiträgen des begabten, bereits charakteristisch ausgeprägten Rossel sagte mir, den an ihn zu knüpfenden Erwartungen gegenüber, nur die „Schwarzwildjagd in der Eifel" zu, diese aber ganz. Sehr gefallen hat mir Herib. Schneiders „Liebe". Hochachtung erzwingt Unterbecks „Kolonialsoldat (Aus dem Hererofeldzug)" in seiner großherzigen Idee und prächtigen Durchführung. Als wirklich schön berührte mich Maria Weinands knappes „Im Totengemach". Unter den Prosastücken steht mir derselben Verfasserin „Eifersucht" an erster, Zerkaulens „Klein Lieschen" an zweiter Stelle. Auf den Gesamtinhalt einzugehen fehlt hier der Raum. Jedenfalls berechtigt er, als Ganzes genommen, zu dem herzlichen Wunsche eines kräftigen Weitergedeihens des „Musenalmanachs Cantania."

E. M. Hamann.

Leben.

Eine Mannesfaust
Ballt sich — hoch fliegt der Hammer,
Und aus dem Stein mit Zischen und Brausen
Funken sausen.

So ist das Leben!
Wenn einer mit geballter Faust — dreinschlägt,
Seinen Willen, den starken Hammer lässt sausen,
Das Werk sich formt unter Flammensausen.

Josef Heinrich Berlenbach.

Auferstehung.

Von Mathilde Panzer.

Auf dem Altar der alten Dorfkirche sind neue, blütenweiße Kerzen aufgesteckt. Zwischen dem Flor von Hyazinthen, Tulpen und Geranium leuchten die Lichter in festlich stillem Glanz.

Die Blumen duften, der Weihrauch schwelt und die Orgel braust und jubiliert: Halleluja! Christ ist erstanden!

Dicht gedrängt stehen und knien sie in der Kirche, ja bis weit hinaus vor das geöffnete Tor. Alle, alle sind sie heute gekommen. Wen hätte es auch heute zu Hause gelitten an diesem Tag, da die Luft überall erfüllt ist von Vogelsang und Sonnenglanz, da die ganze Natur die Auferstehung verkündet! —

Ganz nahe vor dem Altargitter stehen des Försters blondhaarige Kinder, die Trudel aus der zweiten Klasse und der vierjährige Pausback, der kleine Fritz mit den rührend naiven großen, blauen Kinderaugen. Und der hat heuer den Osterkorb tragen dürfen. Wie stolz er ist und auch die Trudel, wenn sie zuweilen verstohlen und schüchtern den Inhalt der anderen Päckchen mustert, die in ihrer Nähe der Osterweihe harren. Vielleicht sind da und dort die Körbe umfangreicher, höher getürmt, aber nirgends leuchten die Eier in einem so schönen roten Kranze ringsherum. Und der Osterkuchen, den die Mutter selber gebacken! Wie der duftet! Und wie köstlich er ausschaut, so dick mit Zucker bestreut, daß man die vielen schwarzen Weinbeeren darin gar nimmer sieht.

Ach, wenn es doch schon Zeit wäre, ihn zu kosten! —

Eine Weile hat die Orgel geschwiegen, da setzt sie wieder ein, leise, träumerisch. Trudel faltet die Hände fester und seufzt, seufzt so tief, daß das Brüderlein erstaunt seine Augen hebt, die unverwandt an der kleinen, sonnenbeschienenen Fahne des weißen Lämmchens gehaftet haben. Auferstehung, Osterhoffen!

• • •

In dem ersten verschlossenen Kirchenstuhle an der linken Seite kniet Marianne, des Oberamtsrichters neunzehnjähriges Töchterlein. Alle im Orte kennen sie und freuen sich über ihre sonnigen, jugendfrohen Augen und das flatternde, nußbraune Gelock um Stirn und Schläfe. Allen im Orte weiß sie ein freundliches Wort zu sagen im Vorübergehen, und wär's auch nur ein herzliches: „Grüß Gott!" Wer sie aber heute sieht, der mag den Blick nicht gleich wieder wegwenden von dem lieblichen Frauenbild, das da übergossen von goldnem Frühlingsglanze betend kniet, die lichten Augen verklärt in Andacht, Liebe und Dank. Ihr hat der Aufetstehungsjubel noch einen andern seligen Klang. Nun ist die lange, bange Wartezeit vorüber, nun wird sie bald dem Manne gehören dürfen, zu dessen Seele sich die ihre gefunden, dem Geliebten an ihrer Seite. Und wie vom Chore herab die Töne fließen und zum Liede werden, da singt sie mit heller Stimme jubelnd mit: „Christus ist auferstanden ... Halleluja!"

• • •

Unter den Betenden in der Kirche ist auch einer mit bleichem, müdem Gesicht. Wer ihn zuerst erblickt, erschrickt beinahe an ihm. Der Schreiner-Gottfried war so lange krank gelegen, daß man ihn sich nirgends anders mehr denkt, als in seiner Stube daheim auf dem ärmlichen Schmerzenslager. Ein wackerer Mann muß er sein, das merkt man an der herzlichen Freundschaft, mit der sie ihn nach dem ersten Erstaunen alle grüßen, an den leise geflüsterten Worten, die aus nächster Nähe an ihn gerichtet werden: „Ihr seid da, Gottfried! Das freut uns, freut uns herzlich, daß ihr auch einmal Auferstehung halten könnt."

Der Angeredete nickt und lächelt zum Danke. Dann kniet er nieder und verhüllt das Gesicht mit den abgemagerten Händen. Er hat so viel zu beten, so viel zu überwinden! Mehr als ein halbes Jahr schwerer Krankheit, bitterster Not liegt hinter ihm. Was hat er mit seiner treuen, tapferen Frau gelitten, entbehrt, gesorgt in dieser Zeit der Arbeitslosigkeit! Die Menschen waren ja gut gewesen, gewiß, hilfreich da und dort, so gut sie konnten.

Aber schließlich hatten sie doch keine Ahnung gehabt, was es heißt, brotlos sein mit fünf hungernden Kindern.

Und jetzt, da er endlich genesen, soweit, daß er daran denken darf, seine Arbeit wieder aufzunehmen, wird er imstande sein die verlorene Zeit zu ersetzen, wird seine erschütterte Gesundheit ihn jemals wieder zu früherer Kraftentfaltung gelangen lassen? Das Gefühl tiefer Ohnmacht lähmt ihm Körper und Seele. Er ist so müde!

„Jubilate! Jubilate Dominum!“ hallt es frohlockend durch den geweihten Raum. Und in den begeisterten Stimmenjubel mischt sich feierlich der Orgelklang.

Der Genesene erwacht aus seinem schweren Träumen. Der Priester opfert Brot und Wein dem Ewigen. Bald bringt der Auferstandene aufs neue sich seinem Vater dar.

Da regt sich's wie das Gefühl der Beschämung in der Brust des Sorgenden. „Kleinmütiger“, spricht eine Stimme zu ihm, „sieh hin, dort oben auf dem Altare steht dein Heiland! Er ist für dich durch Nacht und Tod gegangen, unerschrocken, heldenhaft. Nun hält er die Siegesfahne in Händen. Er ist gestorben, damit du lebest, er hat das Leid getragen, damit du die Freude erntest. Er ist dein Freund, dein Held, dein Helfer, der Todbezwinger!“

Meister Gottfried preßt die Hände ineinander in heißem Gebete. Von all denen da droben auf dem Chore singt keiner mit so überquellendem Dankes- und Liebesgefühl das „Jubilate“, als es ihm im Herzen lebt. Er ist auferstanden aus Krankheit und Not, aus dem Grabe der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung.

* * *

Noch ein anderes armes Menschenkind haben die Festesklänge zur Kirche gezwungen, die Martha, von deren Schönheit man ebenso viel im Dorfe sprach, wie von ihrem schlechten, gottvergessenen Lebenswandel.

Eine Weile hat sie versucht, dem Locken zu widerstehen, und ist vorübergegangen an dem Gotteshause, in dem sie so lange schon ein Fremdling geworden. Aber die Orgeltöne ziehen ihr nach und hängen sich an ihre Fersen, daß sie nicht weiterzugehen vermag. Sie wendet sich um, aber sie ist nicht entschlossen einzutreten.

Da sieht sie, wie die Außenstehenden heimlich lachen und tuscheln und sich anstoßen bei ihrem Anblick, sieht die schlecht verhehlte Verachtung in ihren Mienen. Ein heißer Trotz flammt in ihr auf. Mit bebenden, festgeschlossenen Lippen schreitet sie dem Eingang zu und durch die Menge, deren spöttische Blicke sie fühlt, als wären es glühende Pfeile. Aber sie trägt den Kopf hoch und sieht keinen an.

Und nun ist sie im Gotteshaus. Hinter einem Pfeiler verbirgt sie sich und blickt mit großen, scheuen Augen umher. Wie lange war es, daß sie nicht mehr hier gewesen? So fremd fühlt sie sich in dem heiligen Raum, und doch wieder dünkt er ihr so vertraut. Die Kanzel, auf der der liebe, verstorbene Pfarrherr so oft gestanden, die Statuen der Heiligen, die wie alte Bekannte grüßen, die Inschriften und Verlöbnisse an den Wänden, die sie als Kind immer mit lebhaftem Interesse gelesen.

Und dort auf dem Altare ist der auferstandene Christus. O, sie weiß ihn noch ganz genau: den goldgefaßten Mantel, den strahlenden Glorienschein um das Haupt und die große Fahne aus rotem Samt. Damals, in fernen Tagen, da war sie auch gekommen, wenn die Glocken zur Auferstehung läuteten, so feierlich freudig. Mit ihrer Mutter war sie gekommen.

Ein unnennbares Heimweh schneidet ihr bei dieser Erinnerung durch die Seele. Ihre Mutter! Ja, die war ihre Heimat, ihr Jugendland gewesen. Von dem Tage an, da man der Mutter den schwarzen Katafalk errichtet hat in dieser Kirche, war sie daraus vertrieben worden in eine Wüste voll Sonnenbrand und schwüler Not. Sie war schön, dabei so arm und heimatlos, und die Jugend schrie nach Freude. So war sie dem gleißenden, heuchlerischen Glück gefolgt, und gesunken, bis sie keinen Grund mehr fand unter den Füßen, tiefer, immer tiefer. Nun war sie doppelt elend geworden, denn ihre Seele sehnte sich nach dem verlorenen Jugendland, zu dem sie den Weg nimmer finden konnte.

Ein unsagbarer Ekel vor der schuldbeladenen Gegenwart erfüllt sie. Sie sinkt auf die Knie und verhüllt das Gesicht mit beiden Händen und weint, weint wie ein Kind, fassungslos und leidenschaftlich. Es ist ihr gleichgültig, was die Menschen denken. Sie ist ja so elend! —

Der Höhepunkt der heiligen Handlung ist gekommen. Die Menschen knien vor dem fleischgeword'nen Worte und beten es an. Martha regt sich nicht. Sie fühlt plötzlich in diesem Augenblicke mit erschütternder Gewalt die Glorie der höchsten Majestät; an ihre wunde sündige Seele pocht die allmächtige Liebe. Sie lauscht dem sanften Säuseln des Gotteswaltens in ihrer Brust. Eine unsagbare Seligkeit überkommt sie. Wie Frühlingswehen zieht es über erstarrte, versunkene Gründe, das Eis zerbricht unter dem Strahlenblick einer helleuchtenden Sonne. Die Verlorene ist auferstanden, sie hat das Jugendland wiedergefunden. Und die befreite Seele jubelt mit den Orgelklängen: „Alleluja! Alleluja!“

* * *

Mächtiger braust die Orgel; immer voller, begeisterter bringt der Gesang vom Chore nieder. In schweren, feierlichen Akkorden fließt der Schall durch die hohe Halle zum Altare hin, strömt durch das weit offene Tor hinaus, daß das Jubilieren der tausend Vogelstimmen in ihm untergeht. Es ist, als wollte die Orgel die Ehre des Auferstandenen hineinrufen in die Natur, damit auch sie das Heil erfahre, das der Menschheit geworden an diesem Tage. —

Auch in des armen Herbert Reimer Stübchen, der gegenüber der Kirche wohnt, dringt der Schall. Er hat das kleine Fenster voll geöffnet, damit der Frühling bei ihm Einzug halten könne. Denn er selber ist krank und hinfällig trotz seiner noch jungen Jahre und kommt nicht mehr viel aus dem Lehnstuhl. Er war allezeit schwächlich und zart gewesen, schon als Knabe, da seine Eltern noch lebten; und später, da kam so viel Krankheit und Not, so viel Unglück und Enttäuschung! Da war er immer stiller und müder geworden.

Aber je mehr er sich von den Außendingen abwendete, desto reicher und bewegter ward seine Innenwelt. Seine beste, schönste Kraft hatte er in den Tempel der Kunst getragen, an ihrem Altare niedergelegt, was aus den goldenen Saiten seiner hohen Seele quoll, wundervolle Melodien, denen er bebenden Herzens gelauscht, indes die Hand in fiebernder Eile schrieb.

Und dann war er hingegangen zu den Menschen und hatte ihnen das Kleinod seiner Seele dargeboten mit leuchtenden Augen. Es war ja nicht sein Werk, war die Sprache einer unerklärten göttlichen Macht in ihm; die mußte ja siegen! —

Aber die Menschen standen im Lärm des geschäftigen Alltags und verstanden ihn nicht.

So zog der Begnadete heim mit seinem Reichtum in die Armut. Die Not des Leibes und die Bitternis der Enttäuschung zehrten am Marke seines Lebens.

Unentwegt diente er mit seiner letzten Kraft der heiligen Kunst, — sie war ihm zum Schmerzenskind geworden.

Heute jedoch schien alle Sorge von des Künstlers Seele genommen. Auf seiner hohen, edlen Stirne lag ein Schimmer reiner Freude, und die Augen leuchteten beinahe in Jugendmut, da sie hinausblickten in den blühenden Ostermorgen.

Da dringt plötzlich Orgelton zu ihm herüber. Wunderbar rauscht und braust es, wie der Siegesdonner eines Urgewaltigen, wie das Grollen eines flammenden Richterwortes. Dann wandelt sich die Musik in leise, süße Melodie, die von erbarmender Liebe und Himmelsseligkeit erzählt.

Der Kranke hat sich lauschend aufgerichtet. Seine Blicke verlieren sich in der Ferne, die Augen werden strahlend und weit, und über das bleiche Gesicht fließt ein Schein sieghaften Heldentums. Das ist ja seine Seele, die also singt, von ihrem wehen schmerzlichen Ringen, ihrem abgrundtiefen Leid, von ihrem Sieg und seligen Auferstehen! — — —

Mechanisch greift der Meister nach dem Stift, der vor ihm liegt. Die Hand eilt über das weiße Notenblatt, hastig, unablässig, als fürchte sie Zeit zu verlieren. Die Stirne glüht im Fieber, aus den dunklen Locken hervor perlt der Schweiß. —

Da plötzlich sinkt das Haupt zurück, müde erschöpft. Ueber die erlöschenden Augen fallen schwer die Lider, während die Hand, die noch immer die Feder hält, vom Tische niedergleitet.

So ruht der Künstler — lange — lange —. Er erwacht auch nicht, als später die alte Pflegerin nach ihm sieht. Er hört die angstvollen Rufe nicht mehr, mit denen sie ihn zu erwecken hofft. Auf den edlen Leidenszügen liegt tiefer Friede. Die bedrängte Seele hat sich frei gemacht, ist hinaufgeflogen aus dem dunklen Grabe von Erdenschwere und Daseinsnot in selige, lichte Höhen. Sie hat den König der Auferstehung gefunden.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Daß bei der erhebenden Feier des 90. Geburtstages des Prinzregenten Luitpold die Kunst ihr möglichstes tun würde, um zur Verherrlichung und zum dauernden Gedächtnisse des Tages beizutragen, verstand sich für München an sich schon von selbst, zumal aber darum, weil es in diesem Falle galt, der Dankbarkeit Ausdruck zu geben, die sich der Prinzregent von jeher durch seine tatkräftige Fürsorge für Kunst und Künstler gesichert hat. Die hochherzige Stiftung von 100,000 *M* für Künstlerpensionszwecke hat neuestens davon wiederum glänzendes Zeugnis gegeben. — Zu den großen Ereignissen des Festes gehörte die Enthüllung der Reiterstatue Ottos von Wittelsbach vor dem Armeemuseum. Der Rücksichtnahme auf die genau abgemessene Aufstellung vor der Mittelachse könnte man vom Standpunkte neuester ästhetischer Grundsätze Einwendungen entgegenstellen. In der Auffassung sind Roß und Reiter lebensvoll, gleichzeitig streng. Sehr vornehm wirkt das dunkle Bronzematerial. Dem warmtönigen Steinsockel wäre vielleicht eine weniger elegante, strengere Form zu wünschen gewesen; der Ernst des Denkmals hätte dadurch noch gewonnen. Jedenfalls ist München durch dieses neueste

ausgezeichnete Werk Ferdinands von Miller um ein schönes und bedeutsames Monument reicher geworden. — Gleichfalls zu der Jubelfeier erfolgte die Grundsteinlegung für die St. Magdalenenpfarrkirche, genannt Luitpold-Jubiläumskirche, an der nördlichen Auffahrtsallee zu Nymphenburg. — Die Hof- und Staatsbibliothek veranstaltet eine bis zum Herbst währende „Wittelsbacher-Ausstellung". Sie enthält eine gewaltige Menge von Dokumenten, Drucken, Handschriften der verschiedensten Art, zurückgehend bis in die Zeit Ottos von Wittelsbach, alles von außerordentlichstem historischem und großenteils auch künstlerischem Werte. — Zu dem allen kam noch die herrliche Festausschmückung der Stadt. Die Einmütigkeit der Bevölkerung dabei gab nicht allein Zeugnis von patriotischer Begeisterung, sondern auch davon, daß der Sinn für künstlerische Gediegenheit hier immer noch mehr zum Gemeingut werden könnte, wollte man sich nur stets wie diesmal der edlen Zwecke der Kunst bewußt bleiben. Aber daran fehlt's leider nur zu oft! — Zwei hervorragende Meister feierten im März ihren 70. Geburtstag: am 10. Philipp Röth, der treffliche Landschaftsmaler, am 19. Georg von Hauberrisser, der berühmte Architekt. Röth stammt aus Darmstadt und verdankt wichtigste Anregungen für sein künstlerisches Streben den Schulen von Karlsruhe und München. Seine Stimmungsmalerei, die Harmonie seiner Tonwirkungen geht zum großen Teil auf sein schon in den sechziger Jahren begonnenes Studium des dachauischen Landschaftscharakters zurück. — Hauberrisser, in Graz geboren, ist seit seiner Studienzeit aufs engste mit München verknüpft. Von seinen hiesigen Bauten sind es die St. Paulskirche (1892—1895) und das neue Rathaus (seit 1867), die ihren Standorten das äußerst charakteristische Gepräge verleihen. Von Hauberrissers außerhalb ausgeführten Neubauten sei nur das Rathaus von Wiesbaden, von den durch ihn erneuerten alten Architekturen das Rathaus von Ulm und die Nürnberger St. Sebalduskirche genannt. — Unter den Darbietungen der Kunstsalons vermochte die bei Heinemann auftretende Worpsweder Vereinigung „Biene" mit ihren Graphiken im ganzen weniger Interesse zu erwecken als die von der gleichen Kunststätte herkommenden Vogelerschen, Overbeckschen und Am Endeschen Radierungen in der „Kunsthalle". Um so charakteristischer war bei Heinemann die Ausstellung der in München wohnenden Schweizer. — Thannhauser kam wieder mit französischen Landschaftern von zum Teil bedeutenden, zum Teil (um nichts Schlimmeres zu sagen) völlig fehlenden Qualitäten. Die Werke von Karl Hofer-Paris zeigten, daß auch dieser französische Art angenommen hat. — Die Atelierausstellung „Die Werdenden" verdient um mehrerer sehr guter Leistungen willen eine Erwähnung, mit der im Interesse der Förderung des künstlerischen Nachwuchses eine Empfehlung dieses Unternehmens verbunden sein soll. — Bei Robert Nickel kann man feinste Münchener angewandte Kunst in den Leistungen der Debschitz-Ateliers bewundern. — Bei dieser Gelegenheit sei auch der verdienstlichen und wertvollen Paramenten-Ausstellung rühmend gedacht, die die St. Petrus-Claver-Sodalität für die afrikanischen Missionen vom 18. bis 26. März veranstaltete. — Die wertvolle Ausstellung bei Littauer stand unter dem Zeichen der Regentenfeier. — Dasselbe war vierzehn Tage lang im Kunstverein der Fall. Er zeigte jene Sammlung von mehr denn 600 Gemälden, Zeichnungen und Graphiken, die er einst dem Prinzregenten zu dessen 70. Geburtstage geschenkt hat. Eine große Menge heute bekanntester Meister hat Anteil an jener Sammlung, deren künstlerischer Wert überwiegend groß ist, und mit dem sich je länger je mehr ein sehr bedeutender kunsthistorischer verbindet. Ueber die in den andern Märzwochen veranstalteten Ausstellungen muß ich mich mit Rücksicht auf den Raum kurz fassen. Von Ludwig Bolgianos Zeichnungen ist schon gesondert berichtet worden. Dazu gesellten sich interessante Landschaften und Hafenbilder von Hans von Hayek, Bildnisse von Papperitz, edel und weich gegebene Heiligengestalten von Laupheimer, brillante Münchener Straßenimpressionen von Ch. Vetter, reizende Kindergenres von K. Hartmann, endlich Landschaften von Strützel, R. Curry, Firles Prinzregentenporträt und vieles andere. Die Plastik war durch eine Erinnerungsmedaille mit dem Bildnisse des Prinzregenten in Hochrelief (vom Bildhauer Bernhard Bleeker) gut vertreten. — Das wichtigste Ereignis ist die Frühjahrsausstellung der Münchener Sezession. Sie ist es schon darum, weil bei dieser Gelegenheit einmal die Absicht deutlich hervortritt, jüngere und weniger bekannte Künstler zum Wort kommen zu lassen, womit man sie, wie bekannt, bisher keineswegs verwöhnt hat. Die Darbietung ist infolge dessen sehr umfänglich und dem Werte nach ziemlich ungleich geworden. Künstlerische Selbstständigkeit besitzen nicht alle, vielen merkt man die französische Schule zu sehr an; einige möchten wohl recht Bedeutendes hoffen lassen. Aber wie könnte man heute sagen, wer von ihnen sich auf die Dauer behaupten, oder wer vom Standpunkte späterer Jahrzehnte gesehen, mehr als ein Typ sein wird? Daß neben den Neuen auch die Alten am Platze erschienen sind, ist nicht mehr als billig. Auch daß mancher mit gewaltigen Mengen von Werken kommt, mag hingenommen werden. Möchten sie, die der Sezessionsausstellung den eigentlichen Halt geben, doch auch dafür sorgen, daß nicht einzelne der Jungen sich erlauben dürfen, mit grobanstößigen Akten der Vornehmheit der Ausstellung Schaden zu tun! Daß zwischen den fast 700 Werken sich nur ein einziges der kirchlichen Kunst befindet, sei miterwähnt, ohne damit eine Verwunderung über diese für die Sezession bezeichnende Einzelheit äußern zu wollen. Uhdes Büste mit dem Kranze der Trauer gibt nach jener Richtung wohl mancherlei zu denken und für die Zukunft zu wünschen. Möchten wir auf die Dauer an dieser Stätte nicht nur sein Bild, sondern auch seinen Geist finden!

Albany und mit ihm die gesamte nordamerikanische Union erlitt einen schweren Verlust durch den Brand, der einen großen Teil des dortigen Kapitols schwer beschädigte und die kostbare Bibliothek, sowie eine Fülle der wichtigsten historischen Erinnerungsstücke vernichtete. — In Amsterdam bildete sich ein Verein für den Schutz der landschaftlichen Schönheiten Hollands. — Berlin. Mit der endglütigen Entscheidung, die in der Frage des Tempelhofer Feldes zuungunsten der Stadt gefallen ist, ist leider auch das hoch künstlerische und neuzeitlich gedachte Bebauungsprojekt Hermann Jansens beiseite geschoben worden. — Brieg. Der berühmte Renaissancebau des Piasten-Schlosses bedarf dringend einer besseren Konservierung, als diese bisher gegenüber den Zwecken der Militärverwaltung möglich ist. Verhandlungen darüber sind seitens der Stadt eingeleitet. — Nürnberg. Im Albrecht Dürer-Verein zeigt die Ausstellung der Münchener „Luitpold-Gruppe" vieles Wertvolle, darunter Werke von L. Putz, R. Petuel, Eugenie Pyloty, Joh. Buchner; besonders große Wirkung tun die Landschaften von Hans Heider und Fritz Baer. — Die Münchener Frauenkunst zeigte sich in der Kunsthalle Fehrle & Sippel mit interessanten Leistungen von H. van der Leyen, E. von Hallavanya, T. Elster, P. Rösler, N. von Geiger-Weishaupt und anderen, deren Werke gleich denen der vorigen an dieser Stelle schon wiederholt gewürdigt werden konnten. — Für die Elisabethkirche soll im Auftrage des Staates von dem Münchener Bildhauer Faßnacht ein in großem Umfange gehaltenes Relief der Kreuzigungsgruppe hergestellt werden. — Samos. Nach dem Berichte von Dr. Wiegand haben seine Ausgrabungen des Heraions zur Aufdeckung dieses gewaltigen Tempels geführt, doch bleiben bisher Zweifel über dessen Zugehörigkeit zur dorischen oder jonischen Stilart. — Wiesbaden. Im Rathause findet eine Ausstellung des „Verbandes deutscher Kunstvereine" statt, an der sich ausschließlich Münchener Künstler sämtlicher Gruppen, mit Ausnahme der Scholle, beteiligen. Da fast durchweg die hervorragendsten Meister dabei sind, so findet die Schau erklärlicherweise größten Beifall. — In Würzburg wurde am 90. Geburtstage des Prinzregenten das Luitpoldmuseum (Fränkisches Museum) eingeweiht.

Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

„Brunhild" im K. Residenztheater. Das Theaterpublikum kannte Paul Ernst noch nicht und doch hatte der Dichter schon zahlreiche Stücke geschrieben. Vom naturalistischen hat er sich zum stilisierten Drama entwickelt, über das in literarischen Fachschriften die widersprechendsten Meinungen laut wurden, ein Zeichen immerhin, daß es Erzeugnisse eines nicht alltäglichen Geistes sind. „Canossa" nennt Dr. Sprengler (im Herderschen Jahrbuch der Zeit- und Kulturgeschichte 1909) das fehlgeschlagene Experiment eines Theoretikers, der sich als Dichter bewähren wollte, „Ninon de Lenclos" hat vor einigen Tagen in der Dresdner Hofbühne großen Eindruck gemacht, aber viele durch die starre Formulierung des Schuldbegriffes befremdet. Nun bot uns das K. Residenztheater „Brunhild". Der Eindruck dieser Uraufführung war sehr stark, schon nach dem ersten der drei Akte, die von Morgenröte bis Sonnenuntergang Brunhilds tragische Täuschung, Rache und Tod in monumentaler Knappheit an uns vorüberziehen lassen, konnte der Dichter erscheinen. Rosmers „Achill" hat uns neulich so recht sinnfällig vor Augen geführt, wie ein schönes Talent an dem Versuche, eine Ilias post Homerum zu bieten, scheitert und nun gar den Nibelungenstoff zu wählen, nach Richard Wagner, Hebbel und Ibsen, welch ein Wagnis! Daß P. Ernst trotzdem zu fesseln wußte und sich die anderen Gestalten Brunhilds, Gunthers und Siegfrieds nicht störend in unserer Phantasie neben die seinigen stellten, beweist eine starke, künstlerische Kraft. Seine Sprache, obwohl meist beschwert von philosophischen Gedanken, ist darum doch von einer großen Bildkraft; die dramatischen Entladungen haben eine wuchtige Wirkung. Seine Handlung beschränkt sich auf das Mindestmaß der Personen, alles Rankenwerk, ledig Stimmungsfördernde fehlt. Im Gegensatz zu den mehr malerischen Wirkungen unserer Neuromantiker ist bei Ernst alles strenge, plastische Form. In der Weltanschauung steht er derjenigen der Antike nahe. Was dort Fatum, ist bei ihm Anlage. Für ihn gibt es keine werdenden Charaktere, sondern nur geborene. Brunhilde und Siegfried sind die hehren Lichtgestalten, Gunther und Chriemhild kleine, niedrige Menschenkinder. Ersterer hatte die Sehnsucht nach dem Großen, da er es durch schlechte Mittel erreicht, zerfrißt ihn die feige Furcht. Seine Schwester haßt in Brunhild das Große, dem sie nicht nahekommen kann, darum zerrt sie es herab, indem sie das Geheimnis preisgibt.

Ernsts Menschen charakterisieren sich stets selbst durch ihre Worte, nicht durch ihre Taten. Dies ist dramatisch eine Schwäche, psychologisch erscheint diese Selbstbespiegelung besonders bei Siegfrieds naiver Heldennatur als ein Widerspruch. Die Methode ist wohl eine Frucht der Theorie, nicht das Ergebnis eines dichterischen Unvermögens. Jeden Akt leitet die Wechselrede eines greisen Wächters der Burg und einer Sklavin aus königlichem Geblüt ein. Die Chöre der Antike erscheinen in ihnen auf eine knappe, eindrucksvolle Form reduziert, auf die die kommenden Geschehnisse ihren düsteren Schatten werfen. Auch hier offenbart sich neben hoher poetischer Schönheit das finstere Abhängigkeitsgefühl von unabänderlichen Notwendigkeiten, die Schicksalsidee Paul Ernsts. Die Inszenierung war in ihrer herben Monumentalität dem Stil der Dichtung angepaßt. Graumann (Gunther), Frl. Berndl (Brunhild), Ulmer (Siegfried), Jacobi und Gura boten sehr gutes. Die Damen Neuhoff und Höfer wußten sich sogar über das Niveau dessen zu erheben, was wir bisher von ihnen erwarten konnten. Ueberraschungen im eigenen Ensemble sind immer angenehm. Ich habe mir nun deshalb auch den „Wallenstein" wieder einmal angesehen. Ich finde Frl. Neuhoffs Tekla minder überzeugend, wie ihre Chriemhild. Jacobis reife, eindringliche Leistung als Wallenstein wächst, je mehr unsere Erinnerung an Schneider sich verwischt. Hier stand der Tote dem Lebenden lange hindernd im Wege. Starke künstlerische Gestaltungen sind die Piccolomini Steinrücks und Birrons. Von Neubesetzungen ist mir Alves als erster Jäger aufgefallen; Temperament, flottes, natürliches Spiel und sichere Sprachtechnik lassen den jungen Künstler geeignet und reif erscheinen, um nun auch zu größeren Rollen vorzudringen.

Ein Vortrag der Prinzessin Pilar. Die jugendliche Tochter des Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern ist als Rosenkönigin der Kölner Blumenspiele auch außerhalb ihrer engeren Heimat bekannt geworden. Die beiden Vorträge, welche Prinzessin Maria del Pilar auf Einladung des Katholischen Frauenbundes in München über eine mit ihren hohen Eltern durch Spanien und Südfrankreich unternommene Automobilreise hielt, erfreuten sich so starken Besuches, daß auch der am zweiten Tag gewählte, größere Saal kaum genügte. Die frischen Schilderungen zeigten, daß die Rednerin mit einem scharfen Blick für alles Charakteristische und Schöne begabt ist und über einen höchst anmutigen Erzählerton verfügt, der den schönen, zuweilen auch launigen Erlebnissen ihrer Wanderfahrt einen persönlichen Reiz gab. Vorzügliche Amateurphotographien, die Rechnungsrat Uebelacker als Lichtbilder vorführte, unterstützten die Ausführungen der Prinzessin, die reichen Beifall fanden.

Aus den Konzertsälen. Einen Griegabend veranstaltete jüngst die norwegische Sängerin Valdis Zerener. Sympathische Mittel und packender Vortrag machten auch die Wiedergabe einiger weniger ursprünglich empfundener Lieder fesselnd. Von den Instrumentalwerken war die Violoncello-Sonate op. 36 die wertvollste. Orobio de Castro und der Pianist Ruoff spielten sie vollendet; im übrigen wirkte noch die jüngst anerkennend genannte Geigerin Toni Bloch mit gutem Gelingen. Sehr schöne Stimmen besitzen die Wienerinnen Steffi, Marianne und Henriette Brunner. Auch durch die vorzügliche Abtönung und das künstlerisch gewählte Programm war der Terzettenabend höchst genußreich. — Köstliche Perlen musikalischer Lyrik aus alter Zeit bot wieder die von Jan Ingenhoven geleitete Münchener Madrigalvereinigung. Was in diesen a capella-Gesängen an dynamischer Schattierung und musikalischer Sicherheit geleistet wurde, kann der Laie in der vollen Schwierigkeit kaum ermessen. Vieles wurde stürmisch da capo verlangt, auch manches neuere, so Thuilles versonnene „Traumsommernacht" mit Harfe (Frl. Insprucker) und Geige (Herma Studeny) und Brahms „Mädchen", vierstimmig mit Solo, in dem Marie Möhl-Knabl durch die reinen Glockentöne ihres Soprans entzückte. Noch von zwei Pianisten sei heute gesprochen, Klum, der seine oft gerühmten Vorzüge bewährte, brachte von Neuheiten eine Ballade in Es-moll von Pauline v. Erdmannsdörfer, die in verschiedenen Details fesselte. Adriano Ariani muß uns in der Auffassung Beethovens und Schumanns oft fremd berühren, daß er jedoch viel mehr als lediglich ein brillanter Techniker ist, zeigte er bei Chopin und Liszt.

Verschiedenes aus aller Welt. Pater Hartmann von An der Lan-Hochbrunns Oratorium: „Die sieben Worte Christi am Kreuz" gelangte in der Pfarrkirche zu Neustadt in preuß. Oberschlesien unter der Leitung des Komponisten mit größtem Erfolge zur Wiedergabe. Als Solisten wirkten die Kammersängerin Marie Götze, Eugen Brieger (Berlin) und Wittekopf (Breslau) rühmlich. Pater Hartmann wird in nächster Zeit das nämliche Oratorium in Bozen und „Abendmahl" in Florenz dirigieren. — In Innsbruck hinterließ unter Musikdirektor Pembauers Leitung Felix Nowowiejskis Oratorium: „Quo vadis" starke Eindrücke. — In der Hauptversammlung der „Gesellschaft für Theatergeschichte" in Berlin trat Dr. P. Expeditus Schmidt für die Gründung von Ortsgruppen, etwa in München, Dresden und Wiesbaden, ein, um eine Steigerung der Mitgliederzahl zu erreichen. Der Gesellschaft sind im abgelaufenen Jahre wieder historisch wertvolle Gaben und Vermächtnisse zugefallen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Berliner Börse und das anhaltend äusserst lebhafte Treiben am dortigen Kassa-Industrieaktienmarkt stehen nach wie vor im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Es ist das gleiche charakteristische Bild: ein zähes Festhalten des Publikums an dem zumeist billig erworbenen Aktienbesitz und ein stetig sich erweiternder Kreis von neuen Käufern. Der Gesamtverkehr an den deutschen Börsen wird von dieser Spekulation vollkommen beeinflusst. Fast täglich ist eine andere Spezialität von Aktienwerten in den Vordergrund des Interesses gestellt. Maschinenaktien, Fahrrad-, Waggon-, amerikanische Eisenbahn-, Montan- und elektrische Werte wechseln in der allgemeinen Haussebewegung rasch ab. Warnungen oder ernstliche Gründe sachlicher Art verhallen ungehört. Wiederholt haben die Gesellschaften der gerade en vogue befindlichen Favoritpapiere auf das bestimmteste erklärt, dass diese forzierten Kurssteigerungen nicht auf Gründe einer gebesserten Renteerwartung oder auf vermehrten Geschäftsgewinn zurückzuführen seien, sondern nur eben allein auf die wahllose Spekulation an der Börse. Das Publikum lässt sich aber im Kaufen nicht beeinflussen. Die stürmische Avance der Kanadabahn-Aktien gab neuerdings das Signal zu einer kräftigen Aufwärtsbewegung und zu lebhaftem Geschäfte in Berlin. Die neuerdings günstige Beurteilung der Geldverhältnisse bot dem festen Grund der Börsentendenz eine kräftige Stütze. Der Quartalsschluss mit seinen starken Anforderungen hat die Notenbank-Institute erheblich in Anspruch genommen. Die grossen Entnahmen, beispielsweise bei der Reichsbank, waren umfangreicher als im Vorjahre. Inzwischen haben Rückflüsse, und besonders die fremdländischen Gelder, die Geldmarktverhältnisse wieder gebessert. Die Monate April und Mai bringen ohnehin regelmässig weitere grosse Geldrückflüsse. Eine sichtbare Besserung bei der Reichsbank kann bereits heute konstatiert werden. Von industriellen Gebieten konnte speziell der Montan-Markt, vornehmlich die sogenannten Gemischtwerke, berechtigtes Interesse beanspruchen. Die gemeldete starke Steigerung der Versandziffern des deutschen Stahlwerk-Verbandes gab von der lebhaften Tätigkeit der Eisenfabriken und Produzenten ziffernmässiges Zeugnis. Auch von der Kleineisen-Industrie ist von einem lebhafteren Frühjahrsgeschäft zu berichten, und die eingehenden Aufträge — Export wie Inlandbestellungen — sind zufriedenstellend. Besonders gute Berichte werden vom Fahrrad- und Automobilbau sowie von landwirtschaftlichen Bedarfsartikeln bekannt. Auch vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt lauten die Kabeldepeschen günstig und melden lebhafte Beschäftigung. Der elektrischen Branche scheinen weitere grosse Projekte zugewiesen zu werden. Die in letzter Beratungsinstanz befindliche Elektrisierungsfrage der Berliner Stadtbahn — ein Objekt von angeblich Hunderten von Millionen Mark — wird sich demnächst entscheiden. Diese günstigen Situationsberichte gaben den beteiligten Interessentengruppen genügend Grund zu den bereits geschilderten Kurstreibereien. Die verschiedentlich gelagerten politischen Meldungen aus dem Balkan, die Marokkowirren und die erhöhte Spannung zwischen China und Japan vermochten keinen Einfluss auszuüben, obwohl doch bedeutende Wirtschaftsinteressen deutscher Industrien dabei im Spiele sind. Auch die bekannt gewordenen verschiedenen grossen Zahlungseinstellungen in Norddeutschland blieben eindruckslos. Die Hausse auf dem Kassa-Industriemarkt hält trotzdem unvermindert an. Die Werte unserer Berliner Grossbanken haben jedoch von dem Kursgewinn bisher nur wenig gespürt, trotzdem der grosse Börsenverkehr, das lebhafte Kommissionsgeschäft der Banken und die Gewinne auf Industriewerte den Banken sicherlich erheblichen Verdienst gebracht haben. M. Weber.

Pfälzische Bank. In der Generalversammlung waren 59 Aktionäre anwesend, welche 11'988,600 ℳ Aktienkapital mit 19981 Stimmen vertraten. Die Regularien wurden einstimmig genehmigt. Das turnusgemäss ausscheidende Aufsichtsratsmitglied Herr Justizrat Dr. Karl Stephan, Rechtsanwalt in Worms, wurde wieder und Herr Franz Wagner, Präsident der Handelskammer in Ludwigshafen a. Rh. neu in den Aufsichtsrat gewählt. Herr Konsul Goldschmit in Ludwigshafen a. Rh. ist krankheitshalber aus dem Aufsichtsrate ausgeschieden. Die Dividende kommt mit 5½% sofort zur Auszahlung.

In Rußland 1812. Aus dem Tagebuch des württembergischen Offiziers v. Yelin. (Verlag Otto Gmelin, München.) — Wenn man die Schundliteratur praktisch bekämpfen will, darf man Bücher, die den Tatendrang, Ereignisse und spannende Erlebnisse berichten, nicht beiseite schieben. Kriegsgeschichten sind am besten imstande, die blutrünstigen Schundbücher zu beseitigen. Hier liegt solch eine Geschichte vor, die besonders Volksschülern, Gymnasiasten und Realschülern, die gerade in der Schule vom Feldzug Napoleons gegen Rußland lernen, in die Hände gegeben werden sollte. Reither.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer. Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 16. München, 22. April 1911. VIII. Jahrgang.

Moderne Universität und christkatholischer Glaube.

Von Dr. Joseph Eberle, Friedrichshafen-Ailingen.

Freie Hochschule, ungebundene Wissenschaft ist wieder der Kriegsruf im Blätterwald. Die moderne Akademie wird nach Sein und grundsätzlicher Tendenz als Eldorado höchster Geisteskultur angesungen, das wie ein heiliges Palladium gehütet und heute wieder einmal gegen die schlimmen Ansprüche des Römerglaubens geschützt werden muß.

Eingeweihte lachen über den modischen Glauben an den gegenwärtigen Wissenschaftsbetrieb — zumal soweit die Geisteswissenschaften in Betracht kommen — und über die Verfechter seiner Grundgesinnung. Die Kompetenten sind es, die von einer Dekadence der Universität reden, das Aussterben der Persönlichkeiten beklagen, mit herbem Schmerz auf den verhängnisvollen auf die Dauer ganz und gar destruktiven Wirrwarr in den großen Lebensfragen blicken.

Kennt Ihr das Einschlägige bei Schopenhauer, Nietzsche, v. Hartmann, Carlyle, Lagarde, Dühring, Langbehn, Bodelschwingh, Hilty, Förster? Die sagen, es herrsche heute in der Wissenschaft ein Geschlecht, das alle großen Standpunkte, das Organisch-Teleologische, den makroskopischen Blick eingebüßt habe und an die Stelle einer einheitlichen, tiefsinnigen Ausdeutung der ewig gleichen Probleme ein historisches, ja selbst ein philologisches Abwägen und Fragen an Stelle der Sache und ihrer Philosophie — Registraturen, Lesarten, Konjekturen, Etymologien u. dergl. biete. Die universellen, geiststarken Persönlichkeiten seien dahin; auf ihrem Platz regiere ein Kollegium enger Fachgelehrter, die eo ipso mit Gebildeten gleichzustellen naiv wäre, — Kärrnernaturen, vergleichbar dem Fabrikarbeiter, der sein Leben lang nichts anderes macht als eine bestimmte Schraube oder Handhabe, — und welche die Universitäten zu Fachschulen für Spezialisten und Dressuranstalten für Staatsbeamte degradierten.

Die sagen, natürlich auch diese Fachleute könnten nicht auf eine zusammenhängende Lebensansicht verzichten und machten daher in Philosophie, in Metaphysik wie nur irgend eine Denkerperiode — aber da sie aus isolierter Individualvernunft und ursprünglicher Kleinheit über die großen Weltprobleme sprächen, könnten sie über Absurditäten nicht hinauskommen. Bei ihrer auf hundert Zufälligkeiten des Erfahrens, Studierens und Temperaments aufgebauten Lebensanschauung zeigten sie sich dann begreiflicherweise als unfertig, unerlöst: „Wie will man sonst unseren Gelehrten gerecht werden, wenn sie unverdrossen bei dem Werke der journalistischen Volksverführung zuschauen oder gar mithelfen, wie anders, wenn nicht durch die Annahme, daß ihre Gelehrsamkeit etwas Aehnliches für sie sein möge, was für die heutigen Literaten die Romanschreiberei, nämlich eine Flucht vor sich selbst, eine asketische Ertötung ihres Bildungstriebes, eine desparate Vernichtung des Individuums? Aus unserer entarteten literarischen Kunst ebensowohl als aus der ins Unsinnige anschwellenden Buchmacherei unserer Gelehrten quillt der gleiche Seufzer hervor: Ach, daß wir uns selbst vergessen könnten! Es gelingt nicht: Die Erinnerung, durch ganze Berge darüber geschütteten, gedruckten Papiers nicht erstickt, sagt doch von Zeit zu Zeit wieder: „Ein entarteter Bildungsmensch! Zur Bildung geboren und zur Unbildung erzogen. Hilfloser Barbar, Sklave des Tages, an die Kette des Augenblicks gelegt und hungernd — ewig hungernd.“

So sei die Universität nicht mehr Kopf des Landes, Erzieherin der Nation mit starken sittlichen Wirkungen — kein Institut mehr, das Ziele, Meister, Vorbilder, Genossen gebe und aus deren Innerem der kräftige und erhebende Hauch wahren Geistes ausströme. . . In großer Not lebe heute der tief veranlagte Student: „Der Mangel eines Führers zur Bildung treibt ihn aus einer Daseinsform in die andere: Zweifel, Aufschwung, Lebensnot, Hoffnung, Verzagen, alles wirft ihn hin und her, zum Zeichen, daß alle Sterne über ihm erloschen sind, nach denen er sein Schiff lenken könnte.“

Sind die gegebenen Anklagen nicht richtig? Ich appelliere an die Erfahrung jedes einzelnen, der die alma mater besucht hat: Haben wir — alles zusammengenommen und von Ausnahmen abgesehen — großzügige Lebensweisheit erlöster Persönlichkeiten gefunden? Haben uns z. B. die Philosophen gesagt, welche Gedanken über das Woher, Wohin und Wozu von Welt und Menschendasein schöpferisch, und welche tötend waren? Welche völkerumgestaltend wirkten und welche nur in Bibliotheken ihre Existenz fristeten? Welche als Ewigkeitswerte zu schätzen, welche als tolle Stundeneinfälle zu verachten sind? Haben uns die Philologen plastische Bilder vom Griechen- und Römermenschen, vom Geiste seiner Literatur und dem Werte seiner Sprache gezeichnet? Haben uns die Historiker die Vergangenheit in ihrer wesentlichen Struktur durchsichtig gemacht, uns über die großen Gesetze und mutmaßlichen Ziele im Völkerleben instruiert? Nein! Zuerst meist unendlich viel Detail, Hin- und Herschaufeln von Zahlen, Hypothesen und Lesarten — letzten Kleinkram; Aristophanes würde spotten: Untersuchungen über die Spannweite von Flohschritten und darüber, „ob die Schnacken mit dem Munde geigen oder durch das Hinterteil“ . . . Und wenn Synthese, Philosophie sich zeigte, entweder willkürliche, aus irgend einem Modeprinzip gezogene, von Katheder zu Katheder und beinahe von Jahr zu Jahr wechselnde Pseudometaphysik, die jeder Blick in uns oder um uns als unstichhaltig erwies; oder nur unsichere Andeutungen — vorgetragen mit herbem Lächeln aus dem Geiste des Montaigneschen: „Que sais-je?“

So konnten wir uns, wenn wir uns rein an das von der Akademie nach ihrem Gesamtgeist Gebotene hielten, beim Abschied von ihr mit Carlyle über das herbe Geschick beklagen, „wie man uns nach aller Mühe, die wir uns gegeben, in das Leben hinausschicke — von unsern Bärten abgesehen ohne auch nur eines der Attribute wahrer Mannheit, ohne Grundsätze, nach denen wir zu handeln unterwiesen worden wären, ohne eine Spur von dem, was man hätte Glauben nennen können.“

Und die Studentenerfahrung wird vom Gang des realen Lebens bestätigt. Das hat die Lebensphilosophie der modernen Universität so gut wie ganz als positiven Kulturfaktor ausgeschaltet. Die großen Journale — zumeist verlegt von lediglich finanziell interessierten Kapitalisten und Kommerzienräten, zu drei Vierteln von Semiten nach den Maximen schlimmer Börsenmakler redigiert, mit seichtester, an das griechische Sophistentum und die Enzyklopädisten des 18. Jahrhunderts gemahnender Aufklärungsphilosophie gefüttert, sind weithin tonangebend für die Massen geworden. Die Universitätsweisheit dient meist nur mehr als Fundort für Schlagworte gegen autoritative Institutionen. Ja der Gelehrte, nach Burckardt und Dilthey ehedem eine Weltmacht, ist schon beinahe zur komischen Figur ge-

worden. K. v. Amira klagt gelegentlich: Das Wort Professor wirke heute allzugern Lachreiz; um noch jemanden zu imponieren, müsse der Professor schon einen Titel führen, der womöglich etwas anderes bezeichne, als er wirklich ist.

Der in Geschichte und Philosophie einigermaßen Bewanderte erkennt leicht die Gründe solchen Verfalles des Geisteslebens. In etwa wurden sie schon angedeutet. Sie liegen in der Aufgabe absoluter, allem subjektiven Meinen und Wollen enthobener inspirativer und normativer Werte, in der Mißachtung der Metaphysik, in der Verwerfung des sacrificium intellectus. Noch konkreter: sie liegen in der Loslösung von wahrer, objektiver, in der Ewigkeit fundierter, in jahrtausendelangem Völkerleben bewährter, die Menschen erhebender und in ihren Leitgedanken bestimmender Religion.

Das autonome Individuum ist heute sich selbst Forschungsprinzip und Forschungsgesetz. Aber sagt nicht schon Plato, daß conditio sine qua non für alle echte Geisteskultur das Festhalten an einem System überzeitlicher, jenseits menschlichen Bejahens und Verneinens liegender, in Gott gegründeter Ideen ist? Hat die Empfindung von der Notwendigkeit solcher fester Gesetze nicht immer das tiefere Denken begleitet? Spinoza sucht seine Moral im Interesse ihrer Unantastbarkeit more geometrico zu erweisen. Kant denkt sich seine kritische Philosophie erhaben über alle Wechsel und Nachbesserungen, auf gesicherter Grundlage beruhend, auf immer befestigt. Hegel nennt das vom Denkprozeß des Weltgeistes losgelöste individuelle Selbstdenken Marotte. In unseren Tagen gesteht ein R. Eucken: Mit dem Fallen eines überlegenen Maßes verschwindet aller Wertunterschied — Dummkopf und Genie gelten dann gleich viel — in der Folge kommt die Macht an die Masse — ans Großstadtpublikum.

Und zu allen Zeiten zeigte sich das heute verpönte sacrificium intellectus als das einzige Mittel, über die Engen und Willkürlichkeiten der ursprünglichen Geistesveranlagung hinwegzukommen. Augustinus wurde eben deshalb der Riesendenker, weil er „sich nicht in eigenwilliger Selbstherrlichkeit isolierte, sondern in Selbstverleugnung ein großes Gemeinsames mit warmem Herzen und tiefem Intellekte in sich durch- und auslebte“. Man hat nachgewiesen, daß der Gesichtskreis des modernen Goethe viel enger war als der des christlichen, also durch das sacrificio dell' intelletto bestimmten Shakespeare. Während letzterer in wunderbarer Objektivität hinstelle, was die europäische Menschheit an ausgeprägten Typen umspanne, kehre in der Menschengalerie Goethes allzuoft nur variierter Goethe wieder. So ist es auch mit den Klassikern des modernen und des mittelalterlichen Denkens. Merkwürdig, was, ich sage nicht ein Buch, sondern nur die distinctio eines mittelalterlichen Gelehrtenwerkes an Ueberlegungen enthält. Wie eng sind die Horizonte eines Kant und Hegel, welche sich mit dem Ausspinnen eines zufälligen Prinzips begnügen, verglichen mit denen des Thomas, der in ungeheurer Weite und Energie des Denkens Erde, Hölle und Himmel durchmißt! Tyrrel beobachtete mit Schmerz, wie das in der Subjektivität befangene Denken dem Objektiven nimmer gerecht werde, wie z. B. die modernen liberalen Theologen bei der Betrachtung Jesu nur mehr den Deutschen im Juden, den Moralisten im Visionär, den Professor im Propheten, das 19. Jahrhundert im ersten, das Natürliche im Uebernatürlichen sehen.

Und Metaphysik, heute im Prinzip mißachtet — war auf den Höhen des menschlichen Geisteslebens immer Königin der Wissenschaft. Nicht nur einem Augustinus und Thomas, auch einem Aristoteles und Philo, einem Leibniz und Hegel. Natürlich, weil der gesunde Mensch immer empfand wie Picus von Mirandola: „Nicht das ist Weisheit, daß man in den Schulen Silben sticht und über die Mutter der Andromache oder die Söhne der Niobe streitet, sondern daß man göttliche und menschliche Dinge in ihrer Tiefe recht ergründet.“ Im Wahne einer krankhaften Erkenntnistheorie hat man heute die Metaphysik aus dem Kreise des sogen. Rein-Wissenschaftlichen ausgeschlossen, um freilich nur einer wild und üppig wuchernden, verhängnisvollen Pseudometaphysik Platz zu machen. Schon v. Hartmann spottete: „Hinter der Scheinfassade einer längst überwundenen Metaphysik steckt nur der moderne Naturalismus mit seinem lächerlichen Aberglauben an die Substantialität der Materie.“

Wer den tiefsten Sinn neuerer päpstlicher Dekrete begriffen, weiß, daß hier zunächst die alte große christliche Lebensanschauung sichergestellt werden soll, in und mit diesem Christentum aber auch die Grundlagen alles echten Geisteslebens: Transzendentalismus, der demütig-hingebende Sinn, das einheitlich-monumentale Empfinden. Tölpel sagten: Der Papst wolle dem Forscher Scheuklappen umbinden, Barrieren und Fesseln in die Laboratorien und Experimentierstuben werfen. — Nein — er will nur das Denken, wo es zur Synthese aufsteigt, im Zusammenhang mit der Tradition, dem gesunden Leben, dem normalen Gesamtempfinden halten, die Einzelwahrheiten vor Auswucherung schützen. Eben deshalb immer wieder Rekurs auf den Geist gerade des mittelalterlichen Forschens, und die Mahnung, von ihm zu lernen. Nicht um die Wissenschaft auf Vergangenes zurückzuschrauben — sondern weil die dortige Auffassung von Wissen, Glaube und Freiheit und deren gegenseitigem Verhältnis die höchste Spannweite des Denkens erreicht, und auch den Postulaten des realen Lebens Genüge getan hat.

Für die altchristlich-mittelalterliche Wissenschaft ist ja charakteristisch: Große Rezeptivität, starkes Betonen des im Leben bewährten Traditionellen, Vertrauen zur Kraft der menschlichen Vernunft im Auffassen des Nächstliegenden — aber für alle tiefere Deutung und Wertung von Welt und Leben unbedingte Orientierung an den Dogmen der Offenbarung. Bei aller Liebe für Analyse alten und neuen geradezu mit Hunger aufgegriffenen Wissensstoffes energische Wertung des Synthetischen, Allgemeinen, Metaphysischen. Allüberall die Ueberzeugung: Daß auf der Welt mit subtilen Gedanken isolierter Intellekte, mit schönen Reden unerlöster Skeptiker nichts anzufangen ist. Daß Ideen, Institutionen not tun, die in der Ewigkeit wurzeln und in dieser Zeitlichkeit von den Erlauchtesten unanimi consensu erlebt und fortgebildet werden. Daß Glaube und Gebet not tun. Daß als eigentliche Lehrer wie Priester nur die in Betracht kommen können, welche die Aufgaben des Lebens vorleben, in Opfermut und Demut, als Begnadete, Erlöste, in jenem Consensus der Besten Geeinte.

Ist solche in der Realität bewährte Auffassung von Wissenschaft nicht zu verstehen, zu schätzen? — Manchmal ahnt einer draußen ganz von ferne das Problem, begreift er ein wenig die katholische Stellungnahme. So schreibt Nietzsche einmal in gesunden Tagen — von einer Spezialbetrachtung ausgehend —: „Die Verflachung des europäischen Geistes, namentlich im Norden, seine Vergutmütigung tat mit Luthers Reformation einen tüchtigen Schritt vorwärts und ebenso wuchs durch sie die Beweglichkeit und Unruhe des Geistes, sein Durst nach Unabhängigkeit, sein Glaube an ein Recht auf Freiheit, seine „Natürlichkeit“. Will man ihr in letzter Hinsicht den Wert zugestehen, das vorbereitet und begünstigt zu haben, was wir heute als „moderne Wissenschaft“ verehren, so muß man freilich hinzufügen, daß sie auch an der Entartung des modernen Gelehrten schuldig ist, an seinem Mangel an Ehrfurcht, Scham und Tiefe, an der ganzen naiven Treuherzigkeit und Biedermännerei in Dingen der Erkenntnis, kurz an jenem Plebeismus des Geistes, der den letzten beiden Jahrhunderten eigentümlich ist und von dem uns auch der bisherige Pessimismus noch keineswegs erlöst hat; — auch die „modernen Ideen“ gehören noch zu diesem Bauernaufstand des Nordens gegen den kälteren, zweideutigeren, mißtrauischeren Geist des Südens, der sich in der christlichen Kirche sein größtes Denkmal gebaut hat“.

Die großen Massen inklusive ungezählte Akademiker bleiben natürlich schroff ablehnend. Kann denn aus Rom etwas Gutes kommen? Ist katholische Weisheit etwas anderes als verklungene phantastische Mystik in Weihrauch und Ketten? — Das ist ihr Empfinden. O ja, auch wenn sie Kenntnisse de omnibus et quibusdam aliis haben — bis zum Zeremonial tibetanischer Häuptlinge und bis zu den coiffures baignantes à la frivolité — die größte Institution der Weltgeschichte bleibt grundsätzlich unverstanden, unstudiert, ungewürdigt. — Sollen wir uns wundern? Nein! Golgatha hat uns gelehrt, auch das zu verstehen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Unruhen in Marokko.

Als Mulay Hafid seinen faulen Bruder vom Scherifenthrone drängte, hatte man den Eindruck, daß endlich ein tatkräftiger, zielbewußter Feldherr und Herrscher an die Spitze des zerfahrenen Reiches käme. Aber von den bestehenden Eigenschaften des Prätendenten ist nicht viel übrig geblieben, seitdem Mulay Hafid in den Vollbesitz der Gewalt gelangt war. Es hat nicht lange gedauert, bis Marokko wieder in seine traditionelle Eigentümlichkeit der Empörung eines Stammes nach dem anderen zurückgefallen ist. Die von Mulay Hafid verlassene Hauptstadt Fez ist von den Aufständischen eingeschlossen, und obschon der Sultan seine Mahalla unter französische Kriegskünstler gestellt hat, scheint er nicht imstande zu sein, Fez zu entsetzen. Vor Ostern wurden gleichzeitig amtliche Nachrichten von Paris und offiziöse von Madrid und London verbreitet, wonach sich die Lage zum Bessern gewendet und insbesondere die Gefahr für die Europäer in Fez beseitigt sein sollte. Aber aus den wenigen Depeschen, die in den Ostertagen selbst eingetroffen sind, ergeben sich neue Befürchtungen, da die Belagerung von Fez fortdauert und die Aufständischen Verstärkung erhalten haben sollen.

Man darf sich eigentlich nicht wundern über die periodischen Unruhen in Marokko. Wie sollen diese halbwilden Afrikaner plötzlich Ordnung und Gehorsam lernen, wenn in europäischen Ländern noch Revolten und Bürgerkriege an der Tagesordnung sind? Frankreich, das in Marokko den Erzieher spielt, war gegen Ostern von einer neuen, nördlicheren Auflage der Winzerrevolte von 1907 heimgesucht. In Albanien, das den Kulturgegenden doch bedeutend näher liegt, als Marokko, ist wieder der landesübliche Aufstand ausgebrochen. In Mexiko, das zu den christlichen Reichen gezählt wird, tobt seit Monaten ein schrecklicher Bürgerkrieg, gegen den auch der Aufmarsch der nordamerikanischen Armee an der Grenze nichts auszurichten vermag.

Die neuen Unruhen in Marokko sind für uns unangenehm in wirtschaftlicher Hinsicht, da sie den deutschen Handel und die deutschen Unternehmungen in Marokko stören. Aber in politischer Hinsicht können wir in Gemütsruhe die Dinge an uns herankommen lassen. Durch die Algeciras-Akte hat Deutschland Rechte erlangt, aber keine Verpflichtungen zu irgend einer Einmischung übernommen. Durch das nachträgliche Abkommen mit Frankreich haben wir gegen Zusicherung der wirtschaftlichen Gleichberechtigung dessen höheres politisches Interesse an dem Nachbarstaat von Algerien anerkannt. „Alldeutsche" Eiferer waren der Meinung, daß wir dem französischen Ehrgeiz und Ausdehnungstrieb viel zu große Zugeständnisse gemacht hätten, und sie fragten unwirsch, was die so mühselig errungene Algecirasakte überhaupt für einen Wert habe. Inzwischen zeigt die Erfahrung immer deutlicher, daß die Franzosen in Marokko einen Dornenstrauch ohne Rosen erbeutet haben. Wenn die Republik sich in die Eroberung von Marokko stürzen will, so brauchen wir sie um diese Gelegenheit zur Vergeudung von Geld und Soldaten nicht zu beneiden. Gelingt es ihnen, in dem Scherifenreiche Ordnung zu schaffen, so haben wir das verbriefte Recht, von dem Vorteile dieses Kulturaufschwunges mit zu profitieren. Obendrein muß Frankreich bei jeder Ausdehnung seiner Macht über die ihm zugesprochenen Grenz- und Hafendistrikte um die Zustimmung der Signatarmächte nachsuchen. So ist auch jetzt bereits von Paris aus der Gedanke an eine Revision des Algeciras-Vertrages lanciert worden. Wenn Frankreich um die Erweiterung seines internationalen Mandats nachsuchen muß, so gibt das jedesmal unserer Diplomatie einen gewissen Vorteil im hochpolitischen Schachspiel. Unsere Marokkopolitik, die von der Kaiserfahrt nach Tanger bis zu der heiklen Konferenz in Algeciras und von da bis zu der freundlichen Separatverständigung mit Frankreich gewundene Pfade gehen mußte, ist trotz alledem nicht unnütz gewesen. Ohne das Eingreifen in den englisch-französischen Marokkohandel hätten wir in jener Nordwestecke von Afrika gar nichts zu sagen und nichts zu hoffen; zugleich hätten wir durch die geduldige Fügung in die Eigenmächtigkeiten Delcassés und des Königs Eduard unser Ansehen in der Welt arg geschädigt. Der Respekt vor der deutschen Willenskraft und der deutschen Heeresmacht wurde glücklicherweise noch rechtzeitig sichergestellt, sonst wäre die Belastungsprobe durch die Annexion von Bosnien nicht so glatt verlaufen.

Eine interessante Nebenerscheinung ist das Erwachen der spanischen Energie anläßlich der marokkanischen Unruhen. Das Ministerium Canalejas war wegen seiner mangelhaften Verteidigung der Militärgerichtsbarkeit im Ferrer-Prozeß bei vielen hohen Militärs und deren Freundschaften in Mißkredit gekommen. Durch die Ausschiffung einiger gemäßigter Minister gab Canalejas diesen Unzufriedenen keine Genugtuung, sondern eher neuen Anlaß zum Mißtrauen. Da kamen die kritischen Nachrichten aus Marokko, welche einerseits die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung von der Ferrerdebatte ablenkten und anderseits Herrn Canalejas Gelegenheit gaben, dem militärischen und politischen Selbstbewußtsein der Spanier zu schmeicheln durch die demonstrative Ankündigung einer aktiven marokkanischen Politik im Wettbewerbe mit Frankreich. In Paris ist man durchaus nicht erfreut darüber, daß die Spanier aus ihrem bischen Besitz an der Marokkoküste und aus ihrer Teilhaberschaft an dem europäischen Polizeimandat so großmächtliche Konsequenzen ziehen wollen. Aber uns ist es nicht unangenehm, wenn Spanien sich der französischen Vormundschaft ein wenig zu entziehen sucht.

Die Winzerrevolte in der Champagne.

Unter dem verflossenen Ministerium Briand hatte die französische Republik eine ernste Probe der Haltbarkeit zu bestehen angesichts des großen Eisenbahnerausstandes. Die Sicherung der Ordnung gelang besser, als man bei den zerfahrenen Verhältnissen erwarten durfte. Jetzt ist kurz vor dem Feste in dem Departement Marne, dem Kern der weinbautreibenden Champagne, eine Revolte der unzufriedenen Winzer ausgebrochen, die in Plünderung, Brandstiftung, Barrikadenbau und Straßenkämpfe ausartete und so die Winzerunruhen in der Bordeauxgegend von 1907 an Heftigkeit noch übertraf. Die Sache wurzelt in der Winzernot, die leider auch in deutschen Gegenden in den letzten Jahren sich gezeigt hat. Die Veranlassung zum Ausbruch der Unzufriedenheit war ein Beschluß des französischen Senats, der die vor einigen Jahren errungene Abgrenzung der Weinbezirke mit zugkräftigen Ortsnamen zum Schaden der Winzer im eigentlichen Champagnergebiet wieder aufheben wollte. Die bedrohten Marnewinzer rotteten sich zusammen. Aber sie unternahmen nicht etwa einen Feldzug gegen ihre Fachgenossen im Departement Aube, die von dem Senatsbeschluß zu profitieren hofften, sondern sie richteten ihre Gewalttätigkeit gegen diejenigen Weinfabrikanten ihres eigenen Bezirks, von denen sie annahmen, daß sie Trauben und Weine von auswärts einführten, um daraus „echten Champagner" zu machen. In den Kellereien und Geschäftsräumen dieser Firmen wurde ein fürchterliches Werk der Zerstörung angerichtet. Das neue Ministerium Monis zeigte nicht die prompte Energie, wie s. Z. Briand. In der Kammer bekam das Ministerium nur mit Mühe und Not eine Mehrheit, weil niemand Lust hatte, mitten in dem Aufstand die Erbschaft anzutreten. Endlich kam so viel Militär zur Verwendung, daß man die tobenden Winzer, denen sich berufsmäßige Unruhestifter unter der roten Fahne zugesellt hatten, zurückdrängen konnte. Unmittelbar vor dem Feste flaute die Bewegung ab. Ob sie nach der Feiertagsruhe nicht wieder aufwallt, bleibt abzuwarten. Die Volksvertretung steht vor einer sehr schwierigen Aufgabe. Hält sie die hergebrachten Vorrechte der berühmten Weingegenden aufrecht, so verdirbt sie es mit den Winzern in den aufstrebenden Nachbarbezirken. Gibt sie dem Gebrauch von zugkräftigen Ortsnamen freien Spielraum, so können die pantschenden und fälschenden Fabrikanten die ansässigen Weinbauern vollends ausplündern.

Die Franzosen entwickeln eine große Engerie in der Verfechtung ihrer materiellen Interessen. Da wissen sie auch die Tyrannen der Loge, die in den Ministerien und den Kammern herrschen, zur Rücksichtnahme zu zwingen. Aber die idealen Interessen, die sittlich-religiösen Güter darf das freimaurerisch-sozialistische Regiment brutal vergewaltigen, ohne daß sich die betroffenen Bürger zu entschlossenem Widerstand aufzuraffen vermögen. Vermutlich wird sogar die gegenwärtige oder die künftige Regierung in neuen Kulturkampfmaßregeln die genügende Ableitung suchen.

Kulturbilder aus Oesterreich.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

II.

Am 11. Februar starb in Wien der reichste Mann Oesterreichs: der baronisierte Chef des Welthauses Rothschild, Albert Rothschild. „S. M. Rothschild" lautet die Firma, ausgeschrieben „Samuel Mayer Rothschild"; das Volk in seinem richtigen Instinkt witzelte, das S. M. bedeute „Seine Majestät Rothschild". Und tatsächlich war Albert — er selbst und seine Agnaten geruhten diesen Vornamen französisch auszusprechen — als Chef des Wiener Zweiges dieses Weltwuchergeschäftes ein Potentat, ein König, eine Majestät — — der Börse. Wenn dieser „Haus- und Hofjude Oesterreichs", ohne den der Kaiserstaat kein Geldgeschäft machen, keine Anleihe aufnehmen konnte, ein genialer Kaufmann gewesen wäre, er hätte die Doppelmonarchie wie eine Majestät beherrschen können, denn ihm standen ungeheure Reichtümer zur Verfügung: nicht nur sein Privatvermögen und das seines Hauses, sondern auch das der ihm angegliederten, von ihm abhängigen Groß- und Kleinbanken. Einmal suchte er mit echtem Shylockhaß eine jüdische Großtat zu vollbringen. Dr. Karl Lueger hatte dem Judenliberalismus die Herrschaft über Wien entrissen und war Bürgermeister der Reichshauptstadt geworden. Um die Macht dieses dem wucherischen Börsenjudentum dienstbaren Liberalismus zu brechen, mußte er städtische Gas- und Elektrizitätswerke bauen. Das gesamte von Rothschild geführte Bankentum Oesterreichs verweigerte Dr. Lueger das notwendige Darlehen. Wien, in dessen Mauern die Bankjuden reich geworden, stand nicht etwa nur vor einer politischen, sondern vor einer finanziellen Katastrophe. Da gelang es Dr. Lueger, die notwendigen Millionen in Berlin bei der Deutschen Bank zu erhalten, die Katastrophe war abgewendet, der gehässige Hochmutsplan Rothschilds vereitelt, die Macht des Judenliberalismus gebrochen. Es geht auch ohne die Bankjuden, war die praktische Lehre, die Lueger auch den Staatslenkern erteilte. Die nächste Anleihe (Renten-Emission) machte der Staat ohne die Rothschildgruppe unter Führung der Postsparkasse.

Es ist gewiß eine allen Völkern gemeinsame Eigenschaft: wenn ein sehr reicher Mann stirbt, so ist die erste Frage nach der Höhe des hinterlassenen Vermögens. Und als Albert Rothschild starb, beschäftigten sich die Wiener Blätter wochenlang mit dieser interessant-pikanten Frage, jedes suchte das andere mit „verläßlichen" Enthüllungen zu übertrumpfen. Man wird es verstehen, wenn ich der folgenden Berechnung die Angaben jenes Blattes zugrunde lege, welches stets in den intimsten Beziehungen zum Hause Rothschild gestanden ist, seine Angaben daher gewiß im Interesse dieses Hauses macht und sich sehr wohl hütet, nach oben zu übertreiben, um die Steuerbehörde nicht zu einer von Rothschild junior unangenehm empfundenen Erbschaftssteuer-Vorschreibung zu veranlassen. Man ist also berechtigt anzunehmen, daß die „Neue Freie Presse" mit guter Absicht das Vermögen und das Einkommen ihres großen Gönners weit niedriger angegeben hat, als es in Wirklichkeit ist.

Als im Jahre 1874 Albert seinem Vater in der Regierung des Wiener Zweiges des Hauses Rothschild folgte, zahlte er eine Erbschaftssteuer von 7½ Millionen Gulden, also 15 Millionen Kronen heutiger Währung. Das entsprach dem „amtlich ermittelten" Vermögen von 800 Millionen Kronen. Die sehr börsenfreundliche damalige Regierung hat den Erben sicherlich nicht höher eingeschätzt, als dieser selbst gestattete; man darf also annehmen, daß die Grundlage unserer Berechnung falsch, d. h. zu niedrig ist. Diese 800 Millionen waren aber nur das Vermögen des Chefs des Hauses; jedes einzelne der zahlreichen Familienmitglieder hat sein eigenes Vermögen, alle Vermögen werden aber gemeinsam verwaltet. Ein Großteil des Vermögens besteht in Aktien der Nordbahn, der Südbahn, der Kreditanstalt, der Kohlenbergwerke in Schlesien und Mähren usw., die natürlich leicht heute diesem, morgen jenem Familienmitgliede zugeschrieben werden können. Jedenfalls wird selbst die ehrlichste und pfiffigste Steuerbehörde das wahre Vermögen nicht ermitteln können, zumal die echten Familienbücher des Hauses Rothschild mit hebräischen Lettern geführt werden sollen. Nehmen wir nun an, daß Albert im Jahre 1874 nur 600 Millionen erbte (die restlichen 200 schieben wir den Verwandten zu), so ergibt das, zu nur 4 Prozent gerechnet, eine Jahreseinnahme von 24 Millionen Kronen. Die „Neue Freie Presse" behauptet, es seien nur 20 Millionen gewesen. Gut! Sie behauptet aber auch, daß Albert jährlich „trotz seiner großen Aufwendungen für humanitäre Zwecke" (darüber später) nur zwei Millionen jährlich verbrauchte, also jährlich 18 Millionen zurücklegen konnte. Das macht in den 36 Jahren (1874—1911) seiner Herrschaft allein an Zinsen eine Ersparnis von 648 Millionen aus. Rechnet man nun an Zinseszinsen in den 36 Jahren nur 300 Millionen, so muß Albert bei seinem Tode mindestens 1550 Millionen aus dem ererbten Vatervermögen hinterlassen haben. Dazu kommt aber noch sein Anteil aus dem Frankfurter Hause bei dessen Auflösung, die Erbschaft nach seinem Bruder Nathanael, die Riesengewinne bei den Staatsanleihen, Eisenbahnverstaatlichungen, „schwarzen Freitage", so daß man sicherlich nicht zu niedrig greift, wenn man seine Hinterlassenschaft auf mindestens 2000 Millionen veranschlagt. Wie groß mag das Vermögen, zu dem auch bereits ein kolossaler Großgrundbesitz gehört, in Wirklichkeit wohl sein? Es gibt „Kenner der Verhältnisse" in den Zeitungen, welche es auf zehn Milliarden schätzen.

Die „schwarzen Freitage" charakterisieren das System der geschäftlichen Bereicherung Rothschilds am besten; sie sind räuberische Ueberfälle auf jene Geldbesitzenden, welche „nicht alle werden". Der berühmte Orientalist Professor Wahrmund (der Vater des zu so trauriger Berühmtheit gelangten Innsbrucker Kirchenrechtslehrers) hat diese Börsenüberfälle aus dem Charakter der semitischen Nomadenvölker abgeleitet. Wie die „schwarzen Freitage" gemacht werden und was sie sozial und kulturell bedeuten, zeigt der — hoffentlich! — letzte, den Oesterreich erlebte. (Den Namen haben diese Unglückstage von dem großen Schwindelkrach des Jahres 1873, der an der Börse an einem Freitag so zahlreiche Existenzen vernichtete.)

Es war im Oktober 1895. Kein Krieg, kein Gründerschwindel stand am Finanzhimmel, überall tiefer Friede. Albert Rothschild, den die von den Juden viel umschmeichelte „Ferschtin Paulin", Fürstin Pauline Metternich-Sandor, den „Edelsten" genannt hat, prunkte mit dem Schmerze, den ihm ein Jahr vorher der Tod seiner Frau Bettina, natürlich auch eine Rothschild, bereitet haben soll. Dieser Schmerz kann aber doch wohl nicht Ursache eines Raubzuges sein? Wahrscheinlicher ist, daß die politische Situation Wiens den reichen Semiten zur Betätigung des von Wahrmund gekennzeichneten Charakters der semitischen Nomadenvölker reizte. Dr. Lueger, der gewaltige antisemitische Volksmann, sollte zum erstenmale zum Bürgermeister von Wien gewählt werden. Freilich wußte man, daß es den Juden diesseits und jenseits der Leitha gelungen war, den österreichischen Ministerpräsidenten zu bewegen, dem Kaiser die Sanktion der Wahl nicht zu empfehlen. Nun wollte wohl Rothschild noch einmal seine ganze furchtbare Macht zeigen, um die Regierenden zu warnen und einzuschüchtern, daß sie es sich niemals beifallen lassen sollten, den Antisemitismus durch eine Bürgermeisterschaft Luegers zu fördern. Neben der echt semitischen unersättlichen Geldgier war wohl die Furcht vor dem Anschwellen der christlichsozialen Bewegung die Hauptursache des großartigen Raubzuges.

Damals gab es in Wien etwa 90 Wechselstuben, bei denen Rothschild (ebenso wie bei den großen Banken) seine Depots hatte, um jeden Augenblick auf diese „Börsenkontors" Einfluß nehmen zu können. Unverschämteste Reklame im Inseraten- und im Textteile der „großen" Zeitungen und ein ganzes Heer von Schleppern führte diesen Räuberhöhlen die Besitzer von kleinen und größeren Sparkapitalien zu, um sie zum Börsenspiel zu verleiten. Schon ein Sparkassebuch über 1000 Kronen genügte, um dem Besitzer Kredit bis zu 20000 Kronen zu gewähren, wofür ihm Spielpapiere an der „Börse" gekauft wurden. Und nun begann das gewöhnliche Differenzspiel an der Börse, bei dem der Privatkapitalist immer verliert. Nach einer finanzstatistischen Schätzung hatten die Börsenkontors damals etwa 10000 Kundschaften zum Börsenspiel eingefangen mit einer durchschnittlichen Einlage von 10000 Kronen, es waren also rund 100 Millionen Sparkapital engagiert. (Reichere Leute spielen natürlich in den großen Banken.) Die in der Rothschildgruppe vereinigten Großbanken ließen einige Monate, mit kleinen Schwankungen und Unterbrechungen, die Kurse steigen; die Einleger gewinnen, verleiten ihre Bekannten auch zum Spiel und die Wertpapiere, welche die Spieler meist als Depot geben, wandern allmählich alle in die Kassen der Großbanken. Im Oktober 1905 wußte Rothschild genau, daß rund 100 Millionen auf diese Weise

„deponiert" worden waren. Jetzt gab er den Befehl, die Kurse zu werfen, es entstand ein furchtbarer Krach, die Kurse fielen natürlich immer tiefer und in kurzer Zeit hatten die Sparkapitalisten ihr Geld verloren, die Banken 100 Millionen gewonnen, von denen Albert Rothschild allein 70 Millionen einsackte. Ob er in diesem Raubjahr wohl sein Einkommen um 70 Millionen höher fatiert hat als im Jahre vorher? So weit dürfte er die Steuermoral nicht getrieben haben. Die großen Banken Wiens, welche sich fast alle in Aktiengesellschaften umgewandelt haben, können sich an solchen semitischen Raubzügen nicht mehr beteiligen, die aus vielen Personen bestehenden Direktionen und Aufsichtsräte können, selbst wenn jedes einzelne ihrer Mitglieder das laxeste Gewissen hätte, solche Geschäfte, welche einen plötzlichen Entschluß nötig haben, nicht mitmachen, sie haben sich daher immer mehr der Industrie zugewandt, sich damit unabhängig von dem Einflusse Rothschilds gemacht und dessen Allmacht auf der Börse gebrochen. Daher ist denn auch der schwarze Freitag des Oktobers 1895 bisher ohne Nachfolger geblieben. Dafür aber haben die Banken fast die ganze Industrie sich tributpflichtig gemacht, ja zum großen Teil aufgekauft und wuchern jetzt mit Kartellen die Bevölkerung aus.

Gegenüber den Verhimmelungen, mit welchen die gesamte „große" Liberalismuspresse den Tod Albert Rothschilds begleitete, ist es wohl nicht mehr als gerecht, daß man ein paar Worte auch der privaten Persönlichkeit des großen Börsenkönigs widmet. Bei solch kolossalem Reichtum fragt der Katholik sich zunächst, ob der Krösus auch der einfachsten sozialen Pflicht des Besitzes Genüge geleistet habe: ob er Almosen gespendet, den Armen — wenn auch nur denen seiner Rasse, obwohl er sein Geld hauptsächlich aus Christentaschen genommen — geholfen hat? Die Wiener jüdische Kultusgemeinde behauptet, daß er für jüdische Wohltätigkeitszwecke jährlich höchstens 50000 Kronen im Durchschnitt ausgegeben habe; weder für ein jüdisches Gemeindehaus, noch für einen anständigen Tempelbau war von ihm ein Kreuzer zu erhalten. Für das große jüdische Krankenhaus im Bezirke Währing zahlte er in den 36 Jahren, in welchen er als Chef an der Spitze seines Hauses stand, eine Million, und für den nach seiner Frau benannten Bettina-Pavillon des Wilhelminenspitales etwa 200000 Kronen. Wie er sonst Almosen zu spenden pflegte, zeigt folgende Tatsache: im Sommer öffnet er seine herrlichen Gärten auf der Hohen Warte bei Wien dem allgemeinen Besuche für bestimmte Stunden, jeder Besucher zahlt 1 Krone Eintrittsgeld und die so erzielte Einnahme spendete der Krösus jährlich der freiwilligen Rettungsgesellschaft. Am Tage seines Todes ließen die Erben schleunigst in Wien und Budapest 300000 Kronen an die Armen verteilen, um der Presse den Mund zu stopfen, und nach seinem Testamente dürfen die Erben 2 Millionen seines Nachlasses an Wohltätigkeitsanstalten verteilen. Man vergleiche damit die großzügige Spendenverteilung amerikanischer Millionäre oder — was noch krasser wirken wird — den Opfermut der Arbeiter! Ein jüdisches Blatt („Die Welt", Zentralorgan des Zionismus) hielt ihm folgenden Nachruf: „Als Mensch war er Erbe, als Finanzmann nichts als ein reicher Bankier, als Bürger nichts als ein Steuerträger und als Jude ein Parnes (ein Geizhals). Bei allen Gelegenheiten, wenn man von ihm Spenden für jüdische Zwecke verlangte, pflegte er seine Ablehnung in die Worte zu kleiden: Ich habe doch Kinder."

Zum Schlusse eine Tatsache, welche in der Presse selten zu finden ist, aber doch nicht fehlen darf, wenn man von dem „Edelsten" der Fürstin Pauline Metternich sich einen annähernd richtigen Begriff machen will. Albert Rothschild hatte sein sinnlich begehrliches Auge auf die schöne Schauspielerin des deutschen Volkstheaters Helene Odilon geworfen. „Mein muß sie sein." Sie hatte aber den Fehler, daß sie mit dem Komiker Girardi, dem Lieblinge der Wiener, verheiratet war, und Girardi hatte keineswegs Lust, sich hörnen zu lassen, wenn auch seine Frau dem Golde Rothschilds zum Opfer fiel. Da kam diesem ein genialer Plan: er gewann zwei Aerzte, welche Girardi für irrsinnig erklärten, man brachte ihn in eine Privatirrenanstalt und Rothschild konnte seinen Lüsten fröhnen. Aber nur einige Tage. Die unglaubliche Energie Girardis und das Lärmschlagen der antisemitischen Presse setzten seine Entlassung durch. Rothschild blieb natürlich unbehelligt, die Odilon wurde ungarische Staatsbürgerin und heiratete als solche einen Dritten und Girardi ist heute noch der Liebling der Wiener. Er soll sogar Antisemit geworden sein!! —

Nun mag es vielleicht unter den Lesern dieser Zeilen einige geben, welche meinen, der Verfasser habe gegen den edlen Grundsatz verstoßen: de mortuis nil nisi bene. Verzeihung: bene habe ich geschrieben. Würde der Grundsatz des alten Römers gelautet haben nil nisi bonum, so könnte ihn kein Historiker befolgen. Zu oberst steht die Wahrheit. Die Tatsachen zeigen, daß man von dem verstorbenen Börsenkönig nil nisi bonum, nur Gutes nicht berichten kann. Es ist seine Schuld, wenn dieses Kulturbild aus Oesterreich nicht edlere Züge trägt.

Ostern in Konstantinopel.

Von Dr. Lorenz Krapp.

Ich stand auf Galatas tiefdunklem Turm.
Lenzabend war's. Rings donnerte die Stadt,
Die große Zwingburg einer halben Welt,
Die uraltgreise Kaiserin des Meers.

Vielhundert Schiffe, Mast an Mast gedrängt,
Kanonen, Flaggen, Wimpel bunt an Bord,
Mit Korn beladen, Eisen, edler Fracht
Von Indiens dumpfen Gärten, Syriens Hainen,
Vom Webstuhl Englands und des Rheines Essen,
Sie glänzten auf im Schein des Tags, der starb.

O, schön war diese Nacht! Von Tatly su[1])
Scholl her der Nachtigall geweihter Schlag.
In allen Gärten hauchten heiß die Blüten
Des Maien Weihrauch in die weiche Luft
Und hüllten damit ein das Gold der Sterne.

Da kam urplötzlich auf den Wogen hoch
Ein Riesenbild.
Ein Wehschrei schleifte her
Dicht hinter ihm. Sein Säbel, goldigrot,
Krumm, edelsteinbesäumt, glomm flammend auf
Und zückte herrisch in die Nacht empor.
Ein Reiterheer — gleich Pharaos wildem Zug —
Durchstampfte endlos hinter ihm die Flut
Und schrie: „Akbar Allah!" . . .

Und näher kam's.
Ich sah ein Antlitz; flammenübersprüht
War dieses Aug'. Es flog ein schwarzer Bart
Im Hauch des Winds, der glutend wie der Smum
Das Haupt umstrich . . .
Und eine Stimme sprach:
„Beug' deine Stirn, denn dies ist Mohammed,
Der Herr der tausend Zelte, tausend Heere,
Der Herr der Welt!"

Wie war's? Die Nacht erscholl
Auf einmal von Triumphgeschrei und Kampf,
Das gold'ne Horn erschütterte ein Klang,
Als er's betrat, sein Schlachtheer hinter ihm.

Der Nachtigallen Schlag
Von Tatly su erstarb.

Er aber sah die Pracht nicht rings um ihn,
Sah nicht den Glanz der schimmernden Paläste,
Der tausend Kuppeln, die im Blauen schwebten
Gleich Kaiserkronen ehern, groß und alt.
In wildem Schritt durchmaß er seine Stadt,
Die Atem holte, wie von Traum gefoltert,
Bis er zur Hagia Sophia kam.
Die Bronzetore sprangen vor ihm auf
Und klafften weit, die Rosse einzulassen,
Des Kriegsheers, das den Marmorboden stampfte
Und dumpf und donnernd rief: „Akbar Allah."

---

1) Süßes Wasser. Tal nördlich von Konstantinopel, das einem einzigen blühenden Garten gleicht.

Doch Mohammed stand schweigend, bebend still.
Zur goldumblitzten Kuppel sah er auf.
Dort grüßte ihn ein königliches Bild
Im Narthexbogen: grüßte Jesus Christus.
Aus goldner Steine nachtentflammter Wolke
Sah er hervor, ein Himmel großer Sterne
Umfloß sein Haupt, und seine Linke hielt
Das wunderbare Buch mit Riesenlettern,
Auf denen strahlte:
„Friede sei mit Euch!
Ich bin das Licht der Welt.“ ...

Lang stand er so.
Rings um ihn murrten dumpf die Berberrosse
Und schrie sein Heervolk, das aus Wüsten kam.
Dann sprach er leis:
„So lebst du immer noch?
So strahlst du immer noch im Sternenglanze
Auf diese Welt, den tot so oft ich schlug,
Und dessen Kreuz, zertrümmert auf dem Stein,
Mein Heer zertrat im Siegsschrei einer Welt?
Wie oft hat dich zerschmettert schon mein Schwert,
Wie oft ward übertüncht dein Strahlenbild,
Und immer wieder flammst du lodernd auf,
Und immer wieder strahlt dein Siegerblick
Aus Nacht hervor!
So stirb noch einmal, stirb
Und wach nie wieder auf aus deinem Grab!“

Und seines goldnen Riesenschwertes Knauf
Stieß schütternd er zur Domeswölbung auf,
Daß sie erklang, als ob sie donnernd berste.

Doch ach — vergebens ...
Wunderbar und mild
Sah'n nur noch herrlicher die Königsaugen,
Des großen Christus nieder in die Nacht,
Und immer gold'ner funkelten die Worte:
„Ich bin das Licht der Welt ...“

Da zog ein Schrei — ein Schrei des Todeswehs —
Durch Mohammeds ergreiste Glieder, zog
Durchs Riesenheer, das plötzlich stille ward,
Und selbst die Rosse hörten auf zu schnauben.
Und bebend sprach er: „Weh, er stirbt nicht mehr.
Die Gräber aller Welt, sie halten nicht
Sein bleiches Bild, das tausendmal getötet.
Die Schlachten aller Welt, ihr Blut löscht nicht
Sein Königswort: „Der Friede sei mit Euch!“
Leg' dich zum Sterben, Herr der tausend Zelte,
Dein Schwert ward schwach, dein Atem wurde müd',
Und deine Arme welk ... Grab' dir dein Grab,
Du tötest ihn nicht mehr ...“

Und zitternd, das Gesicht in Nacht verhüllt,
Schritt er hinaus und hinter ihm sein Heer.
Die Nacht verschlang sie stumm, wie sie geboren ...

War's nur ein Traum? — —
Aufjauchzte da die Nacht,
Aufs neu' von Tatly su scholl her der Schlag
Geweihter Nachtigallen, und die Gärten,
Sie strömten aus wie tausend Opferschalen
Des Maien Weihrauch in die gold'ne Luft.
Von Pera aber klang die Glocke her
Und sang ihr Osterlied: „Christ ist erstanden.“

Zur Polenfrage im Ruhrgebiet.

Von Heinrich Imbusch, Redakteur des „Bergknappen“.

In den letzten Jahrzehnten hatte die Großindustrie in Rheinland und Westfalen eine fast beispiellose Entwicklung aufzuweisen. Die Zahl ihrer Arbeiter stieg deshalb gewaltig. Allein im Steinkohlenbergbau des Oberbergamtsbezirks Dortmund stieg die Zahl der Arbeiter von 12741 im Jahre 1850 auf 80152 im Jahre 1880 und 334619 im Jahre 1910. Es ist klar, daß das rheinisch-westfälische Industriegebiet allein den Bedarf an Arbeitern nicht decken konnte. Alle Provinzen des Reiches und auch das Ausland mußten deshalb aushelfen. Einen besonders großen Prozentsatz der Arbeitskräfte stellten die östlichen Provinzen des Reiches: Ost- und Westpreußen, Schlesien und Posen. Der Allgemeine Knappschaftsverein zu Bochum zählte am 1. Januar 1910 auf den ihm angeschlossenen Steinkohlenwerken 329630 Reichsangehörige. Davon entstammten 129008 den genannten vier östlichen Provinzen. Außerdem wurden noch 28134 Ausländer gezählt. Etwa die Hälfte der den östlichen Provinzen entstammenden Arbeiter sind Polen. Dazu kommen noch die in anderen Industrien Beschäftigten, über die eine genauere Statistik fehlt. Nach einer von Bredt (Polenfrage im Ruhrgebiet, Leipzig 1909) gebrachten Zusammenstellung betrug in den Regierungsbezirken Düsseldorf, Arnsberg und Münster die Zahl der Personen mit polnischer, kassubischer und masurischer Muttersprache im Jahre 1890: 33782, 1900: 158744 und 1905: 199455.

Die eingewanderten Polen sind nicht in der einheimischen Bevölkerung aufgegangen. Es war schon der großen Zahl wegen nicht möglich. Dann auch verteilten sie sich nicht gleichmäßig auf das ganze Industriegebiet, sondern strömten meist an einzelnen Orten in größerer Zahl zusammen.

Durch die geschilderte Entwicklung der Verhältnisse wurden unter anderem auch außerordentliche Anforderungen an die Kirche und deren Seelsorger gestellt. Die Seelenzahl stieg in vielen Pfarreien gewaltig, die soziale Entwicklung zwang zu angespanntester Tätigkeit in den deutschen katholischen Vereinen. Trotz des dadurch zeitweilig hervorgerufenen Priestermangels mußte nun auch der Seelsorge für die fremdsprachigen Katholiken, insbesondere die polnischen Aufmerksamkeit geschenkt und mußten die hierfür geeigneten Kräfte gesucht und herangebildet werden. Das war nicht leicht und obschon viele opferfreudige Priester sich in der Seelsorge frühzeitig aufrieben, waren zeit- und stellenweise Mängel in der Seelsorge nicht zu vermeiden. Sie führten nicht selten zu Klagen, bei deren Behandlung manchmal auf beiden Seiten in der Form gefehlt wurde. Vorübergehend herrschte auch nicht allgemein Klarheit über die Frage, ob den Polen im Westen die Seelsorge in polnischer Sprache zugewendet werden müßte, oder ob von ihnen eine entsprechende Kenntnis der deutschen Sprache verlangt werden könne und auch bei ihnen die deutsche Sprache genüge. Jetzt ist die Frage längst praktisch im erstgenannten Sinne entschieden und bemüht man sich allgemein, den Bedürfnissen und Wünschen nach polnisch sprechenden Geistlichen zu entsprechen.

Leider droht nun ein großer Teil des Erfolges der so schwierigen seelsorgerischen Arbeit bei den Polen durch die politische Entwicklung in Frage gestellt zu werden. Die im Osten des Reiches aus bekannten Gründen entstandene nationalpolnische Bewegung griff im letzten Jahrzehnt auch ständig mehr auf die im Westen wohnenden Polen über. Als Reaktion gegen den Hakatismus im Osten. Schon früher hatten die im Ruhrgebiet meist in größerer Zahl zusammenwohnenden Polen Vereine gebildet. Gegen Ende der 1890er Jahre machten sich zuerst in einzelnen dieser Vereine nationalpolnische Bestrebungen bemerkbar. Eine im Januar 1899 zum Schutze aller Arbeiter erlassene und notwendige Bergpolizeiverordnung betreffend die Beschäftigung fremdsprachiger Arbeiter gab der Agitation der Nationalpolen eine gute Nahrung. Man stellte die Verordnung als gegen die Polen gerichtet hin und bekämpfte alle, die anderer Ansicht waren, als Feinde des polnischen Volkes. In den folgenden Jahren machte dann die radikale Polenbewegung bedeutende Fortschritte. Ein „Polenbund“, der sich angeblich die Pflege des religiösen Lebens und der angestammten Muttersprache zum Ziel gesetzt hatte, erließ im März 1902 einen Aufruf, worin er diese aufforderte, sich dem Polenbunde anzuschließen und alle deutschen Vereine, insbesondere den christlichen Gewerkverein, sowie die Kriegervereine, Volksvereine und Knappenvereine zu meiden. Da der Erfolg nicht den Erwartungen entsprach,

gründete man im November 1902 in Bochum die „Polnische Berufsvereinigung“ für Berg- und Hüttenarbeiter. Seit 1904 werden von ihr die Arbeiter aller Berufe aufgenommen. Im Jahre 1908 wurde der „Polnische Berufsverband“ in Posen und im folgenden Jahre der seit 1889 bestehende „Oberschlesische christliche Arbeiterverein gegenseitiger Hilfe“ mit der „Polnischen Berufsvereinigung“ verschmolzen. Deren Mitgliederzahl soll Ende 1907 schon 47926 betragen haben. Augenblicklich soll die Bergarbeiterabteilung allein 42000 Mitglieder zählen.

Die nationalpolnische Bewegung im Ruhrgebiet hat seit ihrer Entstehung der Sozialdemokratie in stets steigendem Maße genützt. Insbesondere die „Polnische Berufsvereinigung“. Nicht nur, weil sie die eigentlich zusammengehörenden christlichen Elemente gespalten und damit deren Stoßkraft gegenüber der politischen und gewerkschaftlichen sozialdemokratischen Bewegung arg geschwächt hat. Sie hat letztere auch durch die Art ihrer Agitation gefördert, ja sie nicht selten sogar direkt unterstützt. Bevor die nationalpolnische Bewegung im rheinisch-westfälischen Industriegebiet aufkam, gingen hier die Polen politisch mit dem Zentrum und, soweit sie sich gewerkschaftlich betätigten, mit den christlichen Gewerkschaften. Wollten die nationalpolnischen Agitatoren ihre Landsleute für ihre Bewegung gewinnen, so mußten diese dem Zentrum und den christlichen Gewerkschaften abspenstig gemacht werden. Das war nur durch eine systematische Verdächtigung möglich. Sie wurde denn auch in rücksichtslosester Weise mit von der Sozialdemokratie entlehnten Waffen betrieben. Die Verdächtigungen der sozialdemokratischen Presse gegen Zentrum und christliche Gewerkschaften wurden meist glatt übernommen. Bei öffentlichen Aktionen stand die „Polnische Berufsvereinigung“ in den letzten Jahren auch stets an der Seite des sozialdemokratischen Verbandes. So im Jahre 1905 in der Frage der Wahl der durch das preußische Berggesetz eingeführten Arbeiterausschüsse, im Jahre 1909 beim Bergarbeiterkongreß zu Berlin und der Beurteilung der Sicherheitsmänner im Bergbau, und in den letzten Monaten bei der Lohnbewegung im Ruhrgebiet. Zur Verteidigung ihrer nur im Interesse der Sozialdemokratie liegenden Haltung bringen die nationalpolnischen Führer immer wieder die gleichen Argumente vor wie die sozialdemokratische Presse und müssen Zentrum und christliche Gewerkschaften stets herhalten. Ganz natürlich, daß die von der nationalpolnischen Agitation erfaßten Polen, die sich in der Regel über die strittigen Fragen selbst kein Urteil bilden können, das Zentrum und die christlichen Gewerkschaften für das größte Uebel ansehen.

Bei Wahlen zeigen sich die Wirkungen. Abgesehen von der letzten Landtagswahl wählte die Mehrzahl der Polen im Westen bei den politischen Wahlen zum Teil schon bei der Hauptwahl, meist aber erst bei der Stichwahl sozialdemokratisch. Bei den sozialen Wahlen machte sich die Unterstützung der Sozialdemokratie noch stärker bemerkbar. Seit Jahren unterstützen z. B. die Radikalpolen bei Wahlen den sozialdemokratischen Bergarbeiterverband. Durchweg ohne jede Gegenleistung. Jedes Kompromiß mit dem christlichen Gewerkverein wird abgelehnt. Und zwar nicht von den einzelnen Ortsgruppen, sondern auf Veranlassung der Führer. Ein Zusammengehen der christlichen Gewerkschaftler mit den außerhalb der christlichen Gewerkschaften stehenden Polen ist nur an den wenigen Orten zu erzielen, an denen die nationalpolnischen Führer keinen Einfluß haben. Der sozialdemokratische Verband verdankt seine Wahlerfolge und seine Mehrheit im Allgemeinen Knappschaftsverein zu Bochum in erster Linie den Nationalpolen. Ja, infolge der Taktik der radikalpolnischen Führer ist es soweit gekommen, daß bei Wahlen viele Anhänger der „Polnischen Berufsvereinigung“ nicht mehr ihren eigenen, sondern den sozialdemokratischen Kandidaten wählen. Stellenweise sind sogar Berufsvereinigungsmitglieder aus Rücksicht auf den sozialdemokratischen Verband gegen die Aufstellung eigener Kandidaten. Selbst radikalpolnische Blätter gaben das schon zu. So „Narodowiec-Herne“ Nr. 113 vom 20. Sept. 1910, „Kuryer Poznański“ Posen, Nr. 217 vom 22. Sept. 1910 und „Kuryer Slaski“ des Abgeordneten Korfanty, Kattowitz, Nr. 220 vom 24. Sept. 1910.

Alles in allem kann man mit Recht sagen: Die nationalpolnischen Führer im Westen könnten der Sozialdemokratie kaum mehr nützen, wenn sie von dieser angestellt wären. Man braucht aber nicht anzunehmen, sie w o l l t e n diesen Erfolg. Sie wollen wohl nur die Polen von den deutschen katholischen Vereinen, den christlichen Gewerkschaften und dem Zentrum fernhalten und glaubten wohl gar, es bestehe nicht die Gefahr, daß die religiös gesinnten Polen der Sozialdemokratie sich anschließen. Heute muß diese Ansicht aber aufgegeben werden, denn das Gegenteil ist nachzuweisen. Auch die Polen sind für die Sozialdemokratie zu gewinnen. Für den Augenblick bleiben allerdings die meisten noch der Berufsvereinigung treu. Aus Opposition gegen die bisherige Polenpolitik. Es ist aber zu befürchten, daß die durch ihre Führer so weit nach links geführten Polenmassen den Weg nach rechts nicht mehr zurückfinden, sondern den Marsch nach links weiter fortsetzen. Die Sozialdemokratie macht aber sogar jetzt, in einer Zeit, in der nationale Gründe das Zusammenhalten der Polen erleichtern, in deren Kreisen zusehends Fortschritte. Mehr in stiller Wühlarbeit als in öffentlicher Agitation sucht sie unter den Polen überall Anhänger zu gewinnen. Und nicht ohne beachtenswerten Erfolg, wenn er auch nicht groß scheint. Sobald die nationale Spannung etwas nachläßt, werden die jetzt von der Sozialdemokratie gewonnenen einzelnen Polen an ihren Orten bedeutenden Anhang gewinnen können. — Auch die Freidenkerbewegung bemüht sich um die Gewinnung der Polen durch Agitation und Verbreitung entsprechender Flugblätter in polnischer Sprache.

Die Situation im rheinisch-westfälischen Industriegebiet ist also recht ernst. Es gilt die schon vorhandenen und noch in Aussicht stehenden Gefahren abzuwenden. (Um Mißdeutungen zu entgehen, sei ausdrücklich bemerkt, daß wir hier nur der Gefahren für Glauben und Sitte gedenken.) Sowohl die deutschen wie die polnischen Katholiken müssen die Bedeutung der Frage für beide Teile und die Notwendigkeit der Aenderung der bestehenden Verhältnisse erkennen. An dieser Erkenntnis fehlt es noch auf beiden Seiten. Die deutschen Katholiken müssen einsehen, daß sie mit den nun einmal bestehenden Verhältnissen rechnen müssen, daß an eine Beseitigung der großen Polenmassen im Westen und an eine Auflösung ihrer gesonderten politischen und gewerkschaftlichen Organisation nicht zu denken ist. Es hat deshalb auch keinen Zweck darüber zu streiten, ob die Sonderorganisation der Polen grundsätzlich berechtigt und praktisch nützlich ist oder nicht. Eine Uebereinstimmung ist hier insbesondere in bezug auf die gewerkschaftliche Organisation doch nicht zu erzielen. Der weitere Streit wäre zwecklos und würde nur den gemeinsamen Gegnern nützen.

Bei den Nationalpolen aber muß die Einsicht Platz greifen, daß auf ihrer Seite eine andere Taktik und eine andere Stellung zu den deutschen Katholiken und den mit diesen in der Gewerkschaftsbewegung zusammengehenden christlichen Elementen notwendig ist, sollen nicht die Polen zum großen Teile ihre höchsten Güter verlieren und der Sozialdemokratie und dem Freidenkertum der Kampf auch gegen die christlich denkenden Kreise deutscher Zunge erleichtert werden. Das bisher vielfach künstlich genährte Mißtrauen zwischen Katholiken deutscher und polnischer Zunge muß schwinden. Beide Teile müssen dann den ehrlichen Willen zeigen, unter praktischer Anerkennung der Stellung und Bedeutung des anderen Teiles mit diesem soweit wie möglich insbesondere gegen die gemeinsamen Gegner zusammenzuarbeiten. Das wird ja besonders schwierig sein in der Gewerkschaftsbewegung. Es ist aber auch hier nicht unmöglich. Bei gutem Willen auf beiden Seiten läßt sich im Westen zwischen den christlichen Gewerkschaften und der „Polnischen Berufsvereinigung“ ein vertrauensvolles Zusammenarbeiten und wohl gar ein Kartellverhältnis gegenüber dem gemeinsamen Gegner ermöglichen. Die christlichen Gewerkschaften haben den guten Willen schon häufig durch die Tat bewiesen. Möge er auch auf der anderen Seite kommen. Die Gott sei Dank ständig besser werdende Lösung des seelsorgerischen Problems wird der Entwicklung im guten Sinne ebenfalls förderlich sein, wenn erst das Eis zwischen den sich leider schon zu lange feindlich gegenüberstehenden Brüdern gebrochen ist.

Kommuniontag.

Schöner Tag! Als Himmelsblume
Duftest du im Lebensstrauss,
Da der Herr zum Heiligtume
Machte meines Herzens Haus.

Friedumrankt und freudumwoben
War mein Weisser Sonntag mir.
Beter, Du im Kirchlein droben,
Abend wird's. — O bleib bei mir!

Eugen Mack.

Bedenkliche Erscheinungen im Wirtschaftsleben.

Von Chefredakteur Max Roeder, Aachen.

Das gewaltige Ringen, das sich in der Metallindustrie vollzog und das zu einem blutigen Kampfe zu werden drohte, weist mit gebieterischer Notwendigkeit hin auf verschiedene Erscheinungen, welche geeignet sind, den wirtschaftlichen Organismus aufs schwerste zu erschüttern, ja ihm eine Krankheit zuzufügen, welche zweifelsohne tödliche Keime in sich trägt. Helfend und vorbeugend einzugreifen, kann hier vieles, kann alles bedeuten. Dabei soll durchaus nicht geleugnet werden, daß es sich um Erscheinungen handelt, die erst herausgewachsen sind aus dem Neuholze unserer wirtschaftlichen Entwicklung. Das läßt anderseits auch einen Schluß auf die Hoffnung zu, daß es möglich ist und möglich sein muß, die bessernde Hand anzulegen. Wenn dann weiter einige nach unseren Darlegungen sich sagen, es handle sich hier um Erscheinungen, welche eine Folge des fortschreitenden Organisationsgedankens sind, so darf daraus nicht gefolgert werden, als bezweckten diese Ausführungen auch nur die geringste Stellungnahme gegen die wirtschaftlichen Organisationsgebilde. Das Gegenteil ist der Fall; doch davon später.

Als der Kampf im Baugewerbe begann, hörte man auf der ganzen Linie nur ein Urteil: es handelt sich um eine Machtprobe des organisierten Unternehmertums. Das nicht allein; ohne Widerspruch konnte behauptet werden, daß die Arbeitgeber im Baugewerbe viel mehr die Geschobenen denn die Schiebenden seien, geschoben vor allem von dem Unternehmertum der schweren Industrie. War es ein anderes bei den Differenzen in der Metallindustrie, die ihren Ausgangspunkt in den Kämpfen auf den deutschen Werften hatten? Bei dieser Gelegenheit wurde es von Unternehmerseite offen ausgesprochen: wir wollen eine Machtprobe, einen erschütternden Sturm auf die Gewerkschaftskassen. Und wiederum ein ähnliches Bild! In der Werftindustrie entstanden, blieb der Kampf nicht auf die Werftindustrie beschränkt. Die gesamte Metallindustrie trat in die Arena. Man war einen Schritt weiter gegangen. Beschränkte man sich im Baugewerbe auf die finanzielle Unterstützung und auf das ermunternde Wort, so ging man diesmal sogar dazu über, auch in der nicht direkt am Kampfe beteiligten Industrie Aussperrungen eintreten zu lassen. Gegen den Solidaritätsgedanken auf seiten der Arbeitgeber soll nun nichts eingewendet werden; die Kassen mögen sich gegenseitig genau so unterstützen wie dies auf seiten der Arbeitnehmer geschieht. Weiter darf die Solidarität nicht gehen. Die sogenannte Machtprobe darf nicht zur Generalaussperrung werden, die wir ebenso verurteilen wie den Generalstreik. Beide führen zum Kampfe aller gegen alle. Es ist also gewiß nicht zu viel gesagt, wenn wir von einer bedenklichen Erscheinung im Wirtschaftsleben sprachen.

Ein zweites! Mit besonderer Deutlichkeit ist gerade bei dem Kampfe in der Werftindustrie auch auf seiten der Arbeitnehmer eine äußerst bedenkliche Erscheinung aufgetreten: der Organisationsterrorismus. Bekanntlich haben es die sozialdemokratischen Gewerkschaften abgelehnt, mit den übrigen Gewerkschaften zusammen zu verhandeln. Wohin das führen kann, hat derselbe Fall gezeigt. Die Verhandlungen wurden verzögert, die Situation bis zur Katastrophe verschärft. Man übersieht dabei — allerdings im unangebrachten Machtdünkel —, daß es im Wirtschaftsleben ebenfalls das Gesetz der Gleichberechtigung gibt. Dabei ist man frivol genug, für ein solches Gebaren des Terrorismus an die gesetzlich garantierte Koalitionsfreiheit zu appellieren. Gewiß — Koalitionsfreiheit hat die soziale Gesetzgebung geschaffen, und jeder soll und muß sie respektieren. Aber es gibt keinen Koalitionszwang. Wie es jedermann unbenommen bleibt, sich zu organisieren, so muß es ihm von Gesetzes wegen ebenso unbenommen bleiben, sich jeder beliebigen Organisation anzuschließen. Anders natürlich ist die Fragestellung, ob die Grundsätze des Christentums und die Grundsätze der Vernunft in dieser Beziehung völlige Freiheit lassen. Wenn dem so ist — und es kann nicht bestritten werden —, dann ist der Gewerkschaftsterrorismus unhaltbar, gefährlich und verderblich, und die Sozialdemokratie hätte dann nicht das mindeste Recht, sich über den „Herrn im Hause-Standpunkt" des Unternehmertums beschwert zu fühlen, da sie ja mit der gleichen Münze zahlt. Das ist die zweite bedenkliche Erscheinung im Wirtschaftsleben. Auf beide ein wachsames Auge zu haben, ist gewiß mehr als eine dringende Notwendigkeit.

Damit kommen wir zum Ausgang zurück. Es wurde da gesagt, daß diese nicht unbedeutsamen Darlegungen und Feststellungen durchaus keine Stellungnahme gegen die wirtschaftlichen Organisationen bedeuten. Das wird nunmehr ohne weiteres klar, da es sich in beiden Fällen um eine Ueberspannung des Organisationsgedanken handelt. Die Organisationsfrage ist keine reine Machtfrage; sie hat auch eine eminent ideale Seite. Die Organisationsfrage ist vor allem keine politische Frage, zu der sie die Sozialdemokratie degradiert. Ein anderes kommt dazu. Wären alle Arbeiter in wirklich wirtschaftlichen Organisationen zusammengeschlossen, in Organisationen, die allein befähigt sind, wirklich sozial zu wirken — und ohne das Fundament des Christentums ist das schlechterdings unmöglich —, dann wäre auch das ein bedeutendes Heilmittel gegen die bedenklichen Erscheinungen, von denen geredet werden mußte.

Episkopat und Bayerischer Lehrerverein.

Von Hans Rosen.

Das Ergebnis der Abstimmung der Mitglieder des Bayerischen Lehrervereins über die Frage, ob der Vorsitzende und der Hauptausschuß mit ihrer Ablehnung der bischöflichen Kundgebung im Sinne der Vereinsmitglieder gehandelt hatten, liegt jetzt vor. Nur 180 von 14 807 ordentlichen Mitgliedern des Bayerischen Lehrervereins haben die Frage verneint. Dabei ist allerdings zu bedenken, daß viele Mitglieder sich der Abstimmung enthalten haben.

Trotzdem ist das Abstimmungsergebnis ein außerordentlich klägliches. Die katholische Gesinnung der konservativen Mitglieder hat versagt.

Vereinsvorstand Schubert und die Redaktion der „Bayerischen Lehrerzeitung" möchten nunmehr rasch die Akten zu dem Fall schließen, doch wird ihnen dies nicht gelingen.

Mit einem außerordentlich reichen Material, das die Zeit von 1893 bis 1910 behandelt, und alle diese Jahrgänge des Zwangsvereinsorgans kritisch unter die Lupe nimmt, treten jetzt die „Pädagogischen Blätter", das Organ des Katholischen Lehrervereins in Bayern hervor, und weisen an zahlreichen, keineswegs aus dem Zusammenhang gerissenen, sondern in breiter Ausführlichkeit, ohne jede Auslassung, wiedergegebenen Zitaten folgendes nach:

1. Die „Bayerische Lehrerzeitung" hat in zahlreichen selbstständigen Artikeln religions-, kirchen- und katholikenfeindliche Ausführungen veröffentlicht, mit Ausnahme eines Falles Richtigstellungen nicht gebracht und auch sonst in positiver Weise religiöse und kirchentreue pädagogische Grundsätze nicht gefördert.

2. Die „B. L. Ztg." hat außerdem den Boden der unparteiischen Standesvertretung vielfach verlassen, eine einseitige Schulpolitik gepflegt und dabei namentlich die öffentliche Vertretung katholischer Ideale aufs schärffste bekämpft.

3. Die literarische Führung und Beratung der Mitglieder durch die „B. L. Ztg." verrät am klarsten den antireligiösen und kirchenfeindlichen Geist, der in ihr herrscht. — Die Beweise für diese Behauptung sind erdrückend. Wenn man bedenkt, wie gerade die literarische Beratung so viele junge Lehrer auf Abwege des religiösen Denkens bringt, so erscheint dieses Kapitel tatsächlich als das wichtigste. Es wird der Nachweis erbracht, daß ganz einseitig monistische naturwissenschaftliche Schriften, dann Bücher von der Art der zersetzenden rationalistischen „protestantischen" Bibelerklärung und -Forschung ohne Bezeichnung ihres Standpunktes empfohlen werden, ebenso ungläubige Philosophen und Pädagogen, während alles Katholische unterdrückt wird. Die mit aller Objektivität berichtete Auslese katholischer Werke, die in 18 Jahrgängen empfohlen gefunden werden kann, ist eine außerordentlich klägliche.

4. Wo die „B. L. Ztg." religiöse Schriften nicht umgehen kann, in der religionsmethodischen Literatur, bevorzugt sie in der einseitigsten Weise die protestantischen Arbeiten. Ihre Rezensionsarbeit kommt einer Unterdrückung der katholischen Literatur gleich.

Zahlen beweisen: In den 18 Jahrgängen sind 220 protestantische Schriften dieser Art und — 23 katholische besprochen.

Unter diesen Umständen müssen die Akten neuerdings geöffnet werden und es sind am Ende doch noch jene auch zum Sprechen zu bringen, die bei der ersten Abstimmung zu Hause blieben.

Geschäftskatholizismus.

Von Dr. Fridolin Geser.

Mit großer Genugtuung und freudiger Zustimmung lese ich in Nr. 1 und Nr. 12 der „Allgem. Rundschau" die Artikel gegen den widerlichen Geschäftskatholizismus. Wer solche Artikel der „Allgem. Rundschau" verübeln kann, scheint keine Ahnung zu haben, wie ein derartiges Geschäftsgebaren unsere gute katholische Sache bei allen ruhig Denkenden — von den Hetzern abgesehen — kompromittiert. Das unbeanstandete Hingehenlassen solchen Unfuges stößt gerade jene Katholiken ab, welche der Erbauung sehr bedürftig wären, und bestärkt unsere Gegner in dem Gedanken, es müsse denn doch um die geistige Höhe unseres katholischen Volkes bedenklich bestellt sein, wenn man es mit solchen Anpreisungen wie „1000 Tage Ablaß" zu einem Handel ködern kann. In religiös gut unterrichteten und erzogenen katholischen Volkskreisen muß sich das katholische Ehrgefühl ganz unwillkürlich gegen solche Zumutungen sträuben. Für die Wahrheit dürfen wir uns mit gutem Gewissen verspotten lassen, nicht aber für die Dummheit, und noch viel weniger, um damit anderen als geduldige Schafe die Wolle zu liefern. Im Jahre 1904 hat der hochangesehene Bischof von St. Gallen, Dr. Augustinus Egger sel. Andenkens, ein in der ganzen Diözese und weit darüber hinaus mit herzlicher Dankbarkeit aufgenommenes Schreiben, betreffend die Veröffentlichung von Gebetserhörungen und den sogen. Geschäftskatholizismus, gerichtet.

Es dürfte von Nutzen sein, besonders beherzigenswerte Stellen daraus anzuführen.

„Wir leben in einer Zeit, in welcher man für die Förderung des Glaubens und des Gebetslebens nicht genug tun kann. Um so bemühender ist es, wenn man genötigt wird, gewissen ungesunden Auswüchsen auf diesem Gebiete entgegenzutreten."

Er bespricht dann den Gegenstand des Bittgebetes und betont, die Gläubigen sollen „die geistigen Güter und Anliegen zum ersten Gegenstande ihres Gebetes machen, daß sie nicht statt im Geiste im Fleische beten und die Religion nur für irdische Wünsche und Zwecke auszubeuten suchen".

Bei der Anrufung und Fürbitte der Heiligen soll „immer das Bewußtsein festgehalten werden, daß kein Heiliger ein Gebet von sich aus erhören kann, daß die größten wie die kleinsten Gnadenerweise nur von Gott ausgehen, daß auch die Kraft der Fürbitte der Heiligen nicht in ihnen selber ihren Grund hat, hat, sondern in ihrer lebendigen Vereinigung mit Christus und seinen Verdiensten". „In der Regel wird diese Auffassung auch den Gläubigen nicht fehlen, aber sie kann getrübt und zurückgedrängt werden durch gewisse Schilderungen ihrer helfenden Fürbitte. Wenn diese Schilderungen sich in Ausdrücken bewegen, welche die richtige Auffassung nicht gerade ausschließen, aber sich doch auf einen griechischen Halbgott anwenden ließen, so wird dadurch das religiöse Bewußtsein mancher einfachen Gläubigen getrübt, so daß sie mehr an den Fürbitter als an den Erhörer denken."

Bezüglich Gebetserhörungen schreibt er unter anderem: „Wie man nicht nachrechnen kann, was der einzelne Tautropfen und Sonnenstrahl zum Gedeihen der Saaten beigetragen hat, so ist es nur in verhältnismäßig seltenen Fällen möglich, eine bestimmte Gunst des Himmels mit einem einzelnen Gebete in direkten Zusammenhang zu bringen. Der einzelne kann das im stillen Kämmerlein ohne Schaden tun, aber mit einer Gebetserhörung vor die Oeffentlichkeit treten soll man nur, wenn sie geeignet ist, zu erbauen. Das kann eine solche nur, wenn sie dem Publikum als übernatürliche Wirkung in glaubwürdiger und überzeugender Weise nachgewiesen werden kann. Solange die Gewährsmänner fehlen, solange die Vermutung gestattet ist, daß die Berichte von leichtgläubigen, überspannten, einbildnerischen Personen stammen, wird der größere Teil des Publikums dieselben in unserer kritisierenden Zeit nicht ernst nehmen. Wenn dann aber erst noch Vorfälle aus den niedersten Regionen des Alltagslebens in einfältiger Darstellung zum besten gegeben werden, und mit dem Höchsten und Heiligsten in eine keineswegs einleuchtende Verbindung gebracht werden, so ist das nicht mehr eine Erbauung, sondern ein Aergernis."

„Es darf hier wohl auch an die Anders- und Ungläubigen erinnert werden. Ihr Abstand von unseren Anschauungen ist so groß, daß sie auch dem völlig korrekten religiösen Leben der Katholiken keinen Geschmack abgewinnen können. Aber doch wird eine mit Gottesfurcht gepaarte, nüchterne und solide Frömmigkeit bei ihnen nicht ohne etwelchen günstigen Eindruck bleiben, während solche fromm sein sollende Extravaganzen sie in ihren Antipathien gegen den Katholizismus bestärken. Sie setzen diese Dinge auf Rechnung der Kirche und befestigen sich in ihren Anschauungen mit dem Gedanken, daß hinter solchem einfältigen Zeug unmöglich die Wahrheit sein könne. Der heilige Paulus empfiehlt den Gläubigen, sich weise zu verhalten gegen die, welche draußen sind. Kol. 4. 5. Soll dieses Wort unter uns zur Geltung gelangen, so muß offenbar auf dem besprochenen Gebiete noch manches verbessert werden."

Bischof Augustinus beruft sich dann ebenfalls, wie Nr. 12 der „Allgem. Rundschau", auf den hochwürdigsten Bischof Dr. Henle von Regensburg (damals Bischof von Passau), der in einem Erlasse gegen solche Auswüchse energisch einschreitet.

In dem Abschnitt „Geschäftskatholizismus" zitiert der hochwürdige Bischof Augustinus folgende Stelle aus dem „Katholik", Mainz, 1904, Februar, S. 61: „Noch wäre ein langes Kapitel einzuschalten über ungesunde Erbauungsliteratur, Gebetszettelunfug, Gebetsheilungen, Antoniusbriefchen, Devotionalienunfug, Bildervertrieb für Kirchenbauten, Hausierhandel und Versandgeschäft mit Haussegen, Devotionalienhandel mit Provision für kirchliche Zwecke, Hydra-, Schneeball- und Lawinensystem, interkonfessionellen Geschäftsbetrieb, jüdische Devotionalienhändler, Mißbrauch päpstlicher Auszeichnungen usw. Seit Jahren bin ich den Schleichwegen der unsauberen Industrie etwas nachgegangen und habe die Kunstgriffe und Geschäftskniffe industriöser Händler registriert. Auf Grund meiner Buchführung bin ich imstande, über das Raffinement gewisser Geschäftsleute etwas Licht zu verbreiten. Der unter dem Volk angerichtete materielle Schaden ist riesig. Die ergatterten Summen sind sehr beträchtlich. Auch die Schädigung auf geistigem Gebiet ist nicht gering anzuschlagen. Die schärfsten Maßnahmen wären am Platz, weil der einzelne der Ueberrumpelung sich kaum erwehren kann."

Ein großer Teil dieses Volksbetruges wird von nicht katholischen Spekulanten verübt. Bischof Augustinus bestimmt dann folgendes: „Alle Seelsorger werden angewiesen, in ihrer Gemeinde auf die angeführten Uebelstände ein wachsames Auge zu haben, namentlich die Bücherkolportage sorgfältig zu überwachen, und nötigenfalls an das Bischöfliche Ordinariat Bericht zu erstatten." Folgt noch eine weitere Verfügung, betreffend Ueberwachung der populären, religiösen Zeitschriften.

Wir haben allen Grund, in unseren Tagen und Zeiten uns der Mißbräuche auf katholischem Gebiet zu erwehren, Schwindler von innen und außen fernzuhalten, dafür aber das Volk durch zeitgemäße religiöse Belehrung und vor allem durch Einführung in das von Christus selbst gewollte sakramentale Leben zu erleuchten und innerlich zu festigen. Der Satz von Tissot: „Das innerliche Leben muß vereinfacht und wieder auf seine Grundlage zurückgeführt werden," ist eindringlicher Beherzigung wert. Non multa, sed multum gilt auch hier. Und dieses multum muß vorzüglich auf die von unserem Heiligen Vater Papst Pius X. so sehr betonte öftere hl. Kommunion seine Anwendung finden; denn Christus der Herr im allerheiligsten Altarssakrament ist das lebendige Gnadenzentrum unseres Glaubenslebens.

Was es braucht.

Und Männer braucht es, die den Schild erheben,
In off'nem Kampfesmut der Pfeile wehren,
Die giftgetränkt gesundes Leben
Und unsres Volkes beste Kraft verzehren.

Und Frauen braucht es, die in Treue hüten
Des deutschen Herdes reine Opferflammen,
Der Hölle Brodem sengend Wüten
Von ihres Hauses Tür und Stätte bannen.

Und Herzen braucht es, die geschlag'nen Wunden
In Samariterlieb' am Weg ersteh'n,
Und Hände, die in stillen Stunden
Dem guten Kampf gerechten Sieg erfleh'n.

M. Holzherr.

Hochamt.

Im Chor harft David seine Königslieder,
Es schallen die Posaunen Jerichos,
Die Cymbeln Judas wogen auf und nieder,
Von Tempelzinnen weckt Trompetenstoss.

Ich fühle Gott, wenn Liturgien fluten
Im hohen Amte brandend wie ein See
Von Psalmensängen, von Prophetengluten,
Von Heilandsliebe und von Heilandsweh.

Wenn die Gerechten zu Bekennern werden,
Und hoch von Golgatha die Schauer weh'n
Der Weltensühne, wenn die Schmach der Erden
Und Trotz und Stolz sich löst in Kinderfleh'n.

Wenn ganz umbraust von des Erlösers Worten
Die Seele aus dem Staub gereinigt schwebt,
Wenn aus der Heimat aufgetanen Pforten
Der goldne Schein der Sabbatlampe bebt.

Die Stimme Gregors ruft aus grauen Zeiten,
Die urgewalt'ge: Ew'ge Melodien
In ew'gen Rhythmen durch die Frömmigkeiten
Des Völkerdomes ihre Furchen zieh'n.

Das sind Jahrhunderte, die dröhnend reden,
Marmorne Worte, die unsterblich sind,
Mit Riesenklängen: Wie ihr starkes Beten
Heilkräftig durch die schwache Seele rinnt!

Nun schwillt zum Himmel feierlich getragen
Des Vaterunsers menschlich Gottgebet.
Ein siebenarmiger Leuchter, der den Tagen
Voran in Staub und Lebenshitze geht.

Und wenn zuletzt im Sturm die Sünderbitte
Nach Herzensfrieden schlägt ans Richterzelt,
Dann scheint es mir, als ob herniederglitte
Von Gott Versöhnung mit der ganzen Welt.

M. Herbert.

Weißer Sonntag.

Von Franz Zeuch, Bad Orb.

Frühlingswarm scheint die Sonne hernieder.

Eine Lerche steigt aus der Ackerfurche empor, schwingt sich in die Lüfte und jubelt ihr Morgenlied.

„Alleluja, alleluja!" klingt's hinein in die schweigende Flur.

Da ertönen vom Kirchturme herab die Glocken. Majestätisch und erhaben wogt und braust ihr Klang über Stadt und Land.

Weißer Sonntag ist heute.

In Festtagskleidern eilen die Leute zur Kirche. Viele stellen sich bei dem alten Sakristeikreuze auf, wo der Flieder knospet, um den Zug der Erstkommunikanten zu sehen.

Da nahen sie.

Voran schreiten zwei Meßdiener mit wehenden Fahnen. Dann folgen die Mädchen in weißen Kleidern, ein grünes Myrtenkränzchen in den gelösten Locken; nach ihnen die Knaben. Die Kerzenträger und -trägerinnen verleihen den Reihen einen eigenartigen Reiz.

In heiliger Sammlung gehen die Kinder dahin; auf ihrem Antlitze ruht ein Schein jenes Glückes, das ihnen bevorsteht.

Und der würdige Pfarrherr schreitet hinterdrein. Silberweiß ist sein Haar. Oft schon hat er Kinder zum ersten Male zum Tische des Herrn geführt, und immer war der Tag ein Freudentag, ein Freudentag auch für ihn.

Der Zug zieht in die festlich geschmückte Kirche ein. Girlanden winden sich, vielfach verschlungen nach vorn zum Chore. In Blumenschmuck und Kerzenglanz strahlt der Altar. Das Bild des göttlichen Hirten breitet segnend seine Hände aus. —

Die Erstkommunikanten haben ihre Plätze eingenommen. Das Hochamt beginnt.

Gemeinschaftlich werden die Vorbereitungsgebete verrichtet. Einer betet vor, und die Kinder antworten.

Ergreifend ist dieses Gebet.

„Wie darf ich mich unterstehen, zu dir zu kommen, — ich ein Mensch — ein Sünder — zu dir, dem Reinsten und Heiligsten, vor dem selbst die Engel zitternd ihr Angesicht verbergen!"

„Herr, ich bin nicht würdig, daß du zu mir kommst."

So manches Kinderherz erbebt bei diesen Worten. Zagend nur stammelt die Lippe das Gebet. Man fühlt es: hier redet nicht der Mund, hier betet das Herz.

„Herr, ich bin nicht würdig."

O fürchtet nichts, ihr unschuldigen Kinder, zu euch kommt der Heiland gern. Unter den Schuldlosen und Reinen zu sein, ist ihm Wonne und Herzenslust. —

„Wie lieblich sind deine Wohnungen,
Du Herr der Heerscharen!
Es sehnt sich, es schmachtet meine Seele
Nach den Vorhöfen des Herrn.
Es jauchzet mein Herz und mein Fleisch
Zu dem lebendigen Gott!"

Die heilige Wandlung ist vorüber. Näher und näher rückt der ersehnte Augenblick.

Flehend weich singt der Chor:

„O stille mein Verlangen,
Du Seelenbräutigam,
Dich wahrhaft zu empfangen,
Du hehres Gotteslamm!"

„Ecce Agnus Dei! Ecce qui tollit peccata mundi!"

„Siehe das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der Welt!"

In erhobener Hand hält der Priester den heiligen Fronleichnam. Alles kniet tiefgebeugt.

„Domine non sum dignus!"

Nur des Ministranten silberhelles Glöcklein dringt durch die Stille.

Dann treten sie hinzu, die Glücklichen. Zum ersten Male schlägt der Himmelskönig in ihren Herzen seinen Thron auf, um dort zu herrschen in Liebe und Güte.

O weißer Sonntag, du Tag des Glückes!

Voll Rührung folgen die Gläubigen der heiligen Handlung und liebliche Erinnerungen steigen auf in ihrer Seele.

Da kniet ein Mann, ein Hüne von Gestalt, ein Steinbrucharbeiter. Sein Herzblatt, sein Liebling, gehört auch zu den Auserwählten da vorn. Eben schreitet sie die Stufen des Altares hinan, zart wie ein Engel. Da rollen dem Manne heiße Tränen, Freudentränen über die Wange. Er, der Wetterharte, der mit festem Blicke dem Tode ins Auge sah damals, als die Steinwand zermalmend in die Tiefe fuhr, wo er mit Gefahr des eigenen Lebens einen Kameraden dem sicheren Verderben entriß, er weint bei diesem Anblicke.

Dort steht eine Jungfrau in der Vollblüte ihrer Jugend. Einst trat auch sie zum Altare und verkostete die Seligkeit der ersten heiligen Kommunion. Ihre Wangen glühten, und in jugendlicher Begeisterung schwur sie ihrem Heilande ewige Treue. Damals war sie unschuldig und rein.

Aber heute?

Sie sinkt in die Knie, schlägt die Hände vor das Gesicht und weint, weint vor Scham und Reue. Und aus der Tiefe ihres Herzens steigt ein Flehen auf zum Himmel, ein Flehen um Gnade und Erbarmen. Und mit dem Flehen ein Entschluß. . . .

Und Trost und Ruhe senken sich nieder in ihre heimgekehrte Seele. —

O weißer Sonntag, du Tag des Friedens!

Das Hochamt geht zu Ende.

In stiller Andacht knien die Kinder, denen heute des Lebens seligster Augenblick beschert wurde. Ganz mit ihrem Glücke sind sie beschäftigt, und süße Zwiesprache pflegen sie mit ihrem hohen Seelengaste. Nur schwer vermögen sie sich loszureißen, als nach einer Weile das Zeichen zum Aufstehen gegeben wird.

Paarweise verlassen sie das Gotteshaus.

Draußen flutet goldiger Sonnenglanz über den Kirchplatz, und auf der Linde da drüben singt eine Schwarzdrossel:

Das Lied des Glückes und des Friedens!

„Der Aar."

Ein Hinweis. Von M. Lund.

Man sollte eine Entwicklung abwarten können. Ich habe mir das wieder gesagt, als ich nun die sechs ersten Hefte der neuen katholischen illustrierten Monatszeitschrift vor mir hatte und im Zusammenhang durchsah. „Der Aar"[1]) nennt sich das widerspiegelnde, auch — so dürfen wir hoffen — weckende und hebende Organ „für das gesamte katholische Geistesleben der Gegenwart". Ein stolzer Name! Aber er hat begonnen, ein verdienter zu sein: dieser Bergkönig breitet bereits die Schwingen zu mächtigem Aufstieg aus. Freilich wird er sie ab und zu noch prüfen müssen. Das ist Bedingung der Sach- und Zeitlage. Die gibt sich heute, nicht zuletzt für

[1]) Regensburg, Friedrich Pustet; Preis vierteljährlich M 4.—. Einzelne Hefte M 1.50.

das gebildete katholische Lesepublikum, zu kompliziert, als daß man sie mit einem Blick, und sei es der eines gewiegtesten Organisators, überschauen oder gar völlig meistern könnte. Aber was die Redaktion des „Aar" bisher leistete, ist gute Arbeit, ist sogar verhältnismäßig beste Arbeit. Und als solche sollte man sie schätzen und fördern.

Ich kann mir gut denken, welche Freude es sein muß, hinter einem derartigen Unternehmen zu stehen. Aber auch welche Verantwortung! Zufällig weiß ich, daß der Wunsch des Mannes, der dem Aar die Flügel löste, auf ein solches Werk ging, lange ehe das „Hochland" vor uns aufragte. Deshalb hat es mir so leid getan, als man gleich zu Anfang die Regensburger Gründung als eine feindliche Konkurrenz gegen die Kempten-Münchener abstempeln wollte. Ein katholischer Wettbewerb gegen Velhagen & Klasings sowie gegen Westermanns Monatshefte, die von tausenden Katholiken neben dem „Hochland" gelesen werden: das ist „Der Aar". Und eben deshalb mußte das, was er gleich zuerst bot, umfassend, kräftig und vor allem auch, im guten Sinne, „modern" anregend sein. Zumal im Belletristischen, sonst würden und werden jene Tausende nicht herüberkommen, die eine solche Zeitschrift zu ihrem Bestehen eben durchaus nötig hat.

So wie ich jetzt die Leistungsfähigkeit des „Aar" übersehe, wird sie wachsend ausreichen, ein derart gewonnenes Lesepublikum zu halten und dem fest ins Auge gefaßten Hochziele auf immer „direkteren" Wegen zuzuführen. Diese müssen selbstverständlich Höhenpfade sein, wie die des „Hochland". Aber beider Wege laufen nebeneinander, nicht gegeneinander. Sie mögen wohl mal hie und da ineinander überzweigen, aber das stört nicht. Im Gegenteil: da laufen sie eben miteinander, um sich gegenseitig zu ergänzen.

Ich meine aber, Anstandspflicht eines jeden gebildeten Katholiken wäre es, die besten der eigenen literarischen Organe mitsamt zu unterstützen. Ihrer sind wahrlich noch nicht allzuviele. Ich selbst zähle nicht zu den Vermögenden, aber es versteht sich mir von selbst, daß ich — neben der so liebgewonnenen „Allgemeinen Rundschau" u. a. — den „Aar" und das „Hochland" halte. Eine schwer wiegende Doppelausgabe! werden manche sagen. Wie man's nimmt. Ein Glas Bier weniger täglich, und die Gesamt-Doppelausgabe ist überreichlich bezahlt. Das mache man sich mal klar — und dann wäge man die zu empfangende Gegengabe! Die vom „Hochland" kennen wir seit länger, die vom „Aar" soll erst mehr und mehr gekannt werden.

Sehr richtig legt diese Zeitschrift auf eine reiche Illustration, als für ihre Zwecke sehr maßgebend, ein Hauptgewicht. Was sie darin bereits übermittelte, ist warmer Anerkennung wert. Freilich konnte sie darin noch nicht „Velhagen & Klasings Monatshefte" erreichen, aber sie darf sich schon tapfer neben sie stellen, und wenn wir am „Aar" unsere Pflicht tun, so wird er auch hier immer sieghafter aufrauschen. Ob wohl die meisten Leser ahnen, was so ein einziges Aarheft, wie es jetzt vorliegt, dem Verlag kostet? 5000 ℳ? 7000 ℳ? Ich achte, ebenso nahe dieser als jener Summe. — Bekanntlich sollten die Inserate einen bedeutenden Teil der Auslagen tragen. Nun vergleiche man z. B. den Annoncenteil des letzten Heftes von „Velhagen & Klasing" und vom „Aar": dort 55, hier 7 Seiten, von denen der Aar-Verlag mehr als die Hälfte füllt. Wie kommt das? Antwort: Der Unterschied der Abonnentenzahl bedingt zugleich den des Inseratenumfanges. Und todsicher schauen die meisten großen Firmen auf einen Abonnentenkreis von noch unter 10 000 oder gar 5000 „vornehm" herab. Die meisten — nicht alle. Dennoch: Je mehr Abonnenten, je mehr Inserenten, eine Doppelquelle, aus der das Unternehmen auch doppelte Mittel für eine immer vollkommenere technische Ausgestaltung schöpft. — Hinsichtlich der intellektuellen Ausgestaltung ist ebenfalls nachdrückliches Lob zu spenden. Erstklassige Beiträge in erstklassiger Einordnung: das ist das ersichtliche Bestreben der Schriftleitung. Und hier muß es heißen: Velhagen & Klasings, sowie Westermanns Monatshefte sollten, bei gerechter Prüfung, für uns Katholiken inhaltlich weit zurücktreten vor dem hier Gebotenen, das eben auf der für uns ausschlaggebenden Grundlage ruht. Daß der Abonnentenkreis „hoch" gedacht ist, versteht sich, aber dies ist bei unserer allgemeinen Vorbildung kein Grund, die einfacheren Leser rundweg auszuschließen; auch sie werden reiche Ernte halten können.

Von den bisher erschienenen zahlreichen Aufsätzen seien einige der umfangreicheren, ohne jegliche Herabsetzung der übrigen, aufgeführt: „Die Katholiken im Wirtschaftsleben" von Dr. Hans Rost, „Der Monismus in seinem Einfluß auf das moderne Geistesleben" von Privatdozent Dr. Joh. Uhde, „Konfessionelle Kirchengeschichte und historische Objektivität" von Dr. Jos. Weingartner, „Bewußtsein und Unterbewußtsein" von P. Jul. Beßmer, S.J., „Das sexuelle Problem und die moderne Ethik" von Dr. med. J. Weigl, „Die Kultur und die Frau" von E. M. Hamann, „Spanische Kathedralen" von Fritz Mielert, „Die klassische Zeit der englischen Bildnismalerei" von Dr. Martin Sartorius, „Ingenieur-‚Kunst' und bildende Künste" von Prof. F. X. Hoermann, „Zur Psychologie des Eiszeitmenschen" von Privatdozent Dr. Hugo Obermaier, „Leo Nikolai Tolstoi" von Heinrich Federer, „Anselm Feuerbach" von Dr. Alois Wurm, „Ludwig Knaus und seine Zeit" von Dr. A. Schacht, „Heinrich von Zügel" von Dr. Alois Wurm, „Die Wahrheit im Galileiprozeß" von Universitätsprofessor Dr. Johann Uhde, „Cervantes' Einfluß auf Deutschland" von Dr. Hubert Rausse, „Ueber den Halley und Mars" von Prof. Dr. Otto Warnatsch, „Ueber Berg und Tal im Herzen Chinas" von Erich Möller, „Sven Hedins Reise in Persien" von Otto von Schaching, „Wanderung durch das Gebiet der Papyrologie" von Dr. H. J. Heyes. Sehr bemerkenswert sind die teilweise illustrierten Rundschau-Beilagen: die literarische, naturwissenschaftliche, technische (hier erhoffe ich noch eine illustrierte über Hausbau, Zimmereinrichtung u. dgl.), die römische, die französische, die englische, die Rundschau in der Kunstwelt, die Zeitschriften-Rundschau, „Strahlen und Funken". Als hochinteressante belletristische Schöpfungen geben sich, ein jeder in seiner Art, die großen (unabgeschlossenen) Romane: „Berge und Menschen" von Heinrich Federer und „Die Schicksalsstadt" von M. Herbert; betont sei, daß beide sich nur für gereifte, hochstehende Leser eignen.

Anstatt zu kritisieren, versuchte ich darzulegen. Ich hoffe den Eindruck erzeugt zu haben, daß dieser „Aar" unsere lebhafte, ermutigende Anteilnahme, daß die von ihm uns bereits zugetragene Ausbeute unseren ausgesprochenen Dank verdient. Genugtuung gewährt denn auch bereits sein erzielter Erfolg, der praktische wie der ideelle. Beide müssen wachsen. Daß sie es können, liegt vor allem in unserer Hand: wir brauchen diese nur mit einer verhältnismäßig geringen Gegenleistung materieller Art auszustrecken, um Reichtum für Geist und Gemüt zu übernehmen.

Vom Büchertisch.

Adam und Eva. Von Universitätsprofessor Goettsberger-München. (Biblische Zeitfragen 3. Folge Nr. 11, Münster.) Adam und Eva! Monistischer Einbildungskraft sind diese Namen ein Märchen, halbgebildetem Urteile Gegenstand des Lächelns. Man weiß es auch: Ueber „das Werden der ersten Menschen" hat der Materialismus heute etwas anderes zu sagen als der „biblische Mythus". Aber wenn der mosaische Bericht der heutigen Naturwissenschaft nicht 3—4000 Jahre vorher schon ihre Resultate vorweggenommen hat, muß er darum nur Dichtung sein? Verständige Physiker und Naturwissenschaftler sind als Gegner des Christentums des Schöpfungsberichtes wegen nie aufgetreten. Von diesen sind gerade die größten fromme Bewunderer der Allmacht und Weisheit des Schöpfers gewesen. Erst der moderne Materialismus hat sich das wahnsinnige Arbeitsprogramm gesetzt, den Gott und den Zweckgedanken zu widerlegen. Wenn nun heute noch die ersten Kapitel der Bücher Mosis für unsere Jugend und uns alle die Grundlage des Schöpfer- und Zweckgedankens bilden, dann hat wahrhaftig nicht bloß der Katechet sich darüber Rechenschaft zu geben, warum die ersten Seiten der Bibel etwas mehr sind als Blätter eines Märchenbuches. — So greife denn ein jeder nach dieser Schrift (ℳ 0.60), die — überreich an aufgeworfenen Problemen — für die Gegenwart überaus wertvoll geworden ist, durch eine bis jetzt in diesem Zusammenhange nie versuchte Stellungnahme zum heutigen (teleol.) Deszendenzgedanken. (2. und 3. Abschnitt.) — „Daß bisher das Suchen nach Zwischengliedern . . . . ergebnislos gewesen ist, verleiht noch keine Sicherheit, daß die Zukunft der Entwicklungstheorie . . . . nicht günstiger sein wird (p. 17). „Exegeten und Theologen haben sich gemehrt, welche eine Deszendenz des Menschenleibes vom tierischen für biblisch einwandfrei halten" (p. 18). Die besonderen Akte für den Menschenleib und die Menschenseele und für die Tiere stehen und fallen miteinander (vgl. p. 20). „In diesen nicht unwichtigen Fragen der Weltanschauung kann und will die biblische Schöpfungsgeschichte dem menschlichen Denken ... die Arbeit der Orientierung nicht nehmen" (p. 21). Trotzdem bleibt „ein großzügiger Lehrinhalt in unserem Stücke". A. Kienningers.

Bernhard Stein, „Literarische Bilder aus neuester Zeit." Ravensburg 1910. Friedrich Alber kl. 4° IV u. 320 S. ℳ 3.—, geb. ℳ 3.80. — Das Buch ist eine Art Weiterführung des günstig aufgenommenen Bandes „Neuere Dichter im Lichte des Christentums" von demselben Verfasser (Ebenda). Was mir an dieser zweiten Sammlung am allerbesten gefallen hat, ist der außerordentlich praktische Serienaufsatz „Das Theater": I. Historischer Rückblick. II. Das Theater der Gegenwart. III. Gegenwärtiger Zustand des Theaters. IV. Die Reform des Theaters (mit dem ermutigend anfeuernden Hinweise auf die bereits geschehene und weiter zu vollziehende Förderung der Volks- und Festbühne). Aber auch die übrigen Beiträge — denen man hie und da ihren feuilletonistischen Ursprung noch etwas anmerkt — verdienen als im ganzen treffsicher orientierende Darstellungen unsere lebhaftere Anteilnahme und Anerkennung: „Friedrich Nietzsche, Gerhard Hauptmann, Hermann Sudermann, Detlev v. Liliencron, Richard Dehmel, Gustav Falke, Gustav Frenssen, Heinrich Steinhausen." B. Stein hat, wohl aus Rücksicht auf die bunte Subjektivität des heutigen Publikums, zahlreiche andere Urteile (unter genauer Quellenangabe) begründend und beleuchtend in seinen Vortrag eingewoben: für meinen Geschmack insofern zu reichlich, als diese Zitatenbelastung den Eindruck der tatsächlich vorhandenen Urteilssicherheit des Autors gewissen Kritikern gegenüber etwas abschwächen dürfte. Daß sich hie und da dem angeregten Leser die eine oder andere Einwandfrage einschiebt, schadet nicht, hebt vielmehr das Interesse. Mir selbst sind auch ein paar gekommen. Z. B. S. 59 hinsichtlich der „Identität" von Rautendeleins Buschgroßmutter-Anschauungen und G. Hauptmanns selbst, dann S. 85: der Held in „Frau Sorge" braucht infolge seines „blöden (schüchternen), schweigsamen, innerlichen" Wesens noch nicht „verzeichnet" zu sein; S. 92: eine wirklich „tief erschütternde" Tragödie muß meiner Ansicht nach eine „moralische Wirkung" ausüben; S. 115: ich halte Liliencron nicht für den „geborenen Erben des Stormschen Geistes"; S. 200: ich bezweifle doch, daß ausschließlich der „sinnlich erotische Beigeschmack" und die „rationalistische Weltanschauung" des „Jörn Uhl" dem „Volke" dies Buch „lieb und wert gemacht" habe; S. 129: leider hat Frenssen durch „Hilligenlei" nicht alle „seine Glaubensgenossen aufs tiefste verletzt". Besonders angesprochen haben mich die Aufsätze über Liliencron, Falke und Steinhausen in ihrer schönen Wärme und zugleich Objektivität. Ueberhaupt befriedigt und erfreut das sich bekundende Streben nach Gerechtigkeit, bei aller Strenge gegen „modernes" Un- und Uebermaß. — Ich kann das Buch als einen guten, gewinnenden Führer herzlich empfehlen. E. M. Hamann.

Gottesminne der Frau. Erscheint als Flugblatt einmal im Jahr. Preis des Einzelheftes 50 Pf., des Jahrgangs 1.80 ℳ. Herausgegeben von **Miriam Eck**. Julius Brumley Verlag, Goslar. Veröffentlicht sind bis jetzt „Herbst", „Weihnacht-Winter 1910", „Frühling 1911". — Zarte, tiefe, auch kraftvolle, zum

guten Teil hochpoetische Dichtungen in Prosa und Poesie, weitaus vorwiegend in dieser. Mitarbeiterinnen bislang: Marie von Ebner-Eschenbach, Miriam Eck, Ilse Franke, Enrika v. Handel-Mazzetti, Agnes Harder, Else Hasse, M. Herbert, A. Holstein, Alwine von Keller, Elinor von Monsterberg, Gertrud Prellwitz, E. Kelly, Ilse von Stach, Dora Stieler. Die Namen allein bedeuten, zusammen und fast ausnahmslos für sich, eine Anziehungskraft. Möge sie wirken, daß dies auch äußerlich vornehm-liebenswürdige Unternehmen zu einer reichen Entfaltung gedeihe!

E. M. Hamann.

Roothan, P. Johannes, General der Gesellschaft Jesu: **Ueber die rechte Art und Weise, die geistliche Betrachtung zu verrichten.** Aus dem Lateinischen. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. 7. u. 8. Aufl. 16°. VIII u. 184 S. Regensburg 1911. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis brosch. ℳ —.50, in eleg. Ganzleinen geb. ℳ —.85. Der durch seine gediegenen geistlichen Schriften bekannte ehemalige Jesuitengeneral Roothan gibt hier eine eingehende Anleitung zur Betrachtung durch Uebung der drei Seelenkräfte nach der bekannten Methode des hl. Ignatius. Dieselbe wird bei der reichen Erfahrung und tiefen Seelenkenntnis des Verfassers treffliche Dienste leisten, um den Anfängern diese notwendige Uebung zu lehren und die Geübteren zu neuem Eifer zu entflammen. Der billige Preis ermöglicht weiteste Verbreitung.

Dr. Weber.

Karl Wendl: Missa academica. Akademische Studentenmesse für vierstimmigen Männerchor mit Orgelbegleitung. Augsburg und Wien, bei Anton Böhm & Sohn. Diese Messe, welche der Komponist sich in „dankbarem Gedenken" seinem verehrten Lehrer Otto Hieber, weiland Kgl. Hofkapellmeister und Professor der Akademie zu München, gewidmet hat, schließt sich in würdigster Weise seinen früheren Werken religiöser Musik an. Die Schönheit der ernsten vornehmen Tonsprache und die unschwere Ausführbarkeit lassen die Messe in gleicher Weise zu weiter Verbreitung hochgeeignet erscheinen. L. G. Oberlaender.

Bühnen- und Musikrundschau.

Richard Wagner- und Mozart-Festspiele München 1911. Die Generalintendanz der Kgl. Hoftheater und der Hofmusik gibt bekannt, daß in den Festspielen München 1911 neben den einheimischen Kräften u. a. als Gäste mitwirken werden: die k. k. Kammersängerin Lucie Weidt (Hofoper Wien), die für zwei Isolden und einen Nibelungenring (Brünhilde) gewonnen wurde, Kammersänger Heinrich Knote (Stolzing) Siegmund, Siegfried), Ernst Kraus-Berlin (Siegmund, Siegfried, Tristan), Dr. von Bary-Dresden (Tristan). Anton van Rooy, der abwechselnd mit Kammersänger Feinhals als Wotan, Sachs, Kurwenal auftreten wird, und Desider Zador, der wiederum als Alberich erscheint. Verhandlungen mit weiteren Gästen sind dem Abschluß nahe.

Buschbeck †. Durch den Tod Professor Herm. Buschbecks, der, erst 55 Jahre alt, an den Folgen einer Operation starb, verlor das Münchener Hoftheater den vielbewährten Leiter des Kostümwesens. Der Maler hatte mehrere Jugendjahre als Schauspieler gewirkt und besaß hierdurch reiche Bühnenerfahrung, die ihn vor einseitigen Theorien bewahrte. Als Kostümkünstler verband er feinsten Farbensinn mit historischer Treue.

Symphoniekonzerte. Es war ein hohes Verdienst von Ferdinand Löwe, daß er uns in dem diesjährigen Zyklus der Abonnementskonzerte des Konzertvereins die Symphonien Bruckners in chronologischer Folge darbot und so das Lebenswerk des großen Meisters in großzügiger Wiedergabe an uns vorüberziehen ließ. Mit der „Neunten", die ohne Finale und darum doch nicht des weihevollen Ausklanges entbehrt, schloß der Zyklus. Diese wie die anderen Symphonien wurde uns in restlos vollkommener Interpretation geboten. Das Publikum war sich bewußt, daß Löwe als Brucknerdirigent unerreicht ist und daß das Schaffen Bruckners in seiner Totalität erst durch diesen kongenialen Interpreten weiteren Kreisen erschlossen wird. Die Beifallsstürme waren diesmal von besonderer Ausdauer und Herzlichkeit. Auch Lorbeerkränze erhielt der verdienstvolle Dirigent zum Abschied für diese Saison. Der „Neunten" war eine prächtige Wiedergabe der Brahmsschen F-Dur-Symphonie vorausgegangen. — Im Volkssymphoniekonzert in der Tonhalle bot Prill Liszts „Festklänge" und Berlioz' „Phantastische Symphonie". Der bewährte Dirigent verdient für seine sorgfältige und liebevoll ausgefeilte Wiedergabe des Berliozschen Werkes herzliche Anerkennung. Wenig bekannt ist die kleine Symphonie für neun Blasinstrumente von Gounod, die hauptsächlich durch die brillante Ausführung durch die Bläser des Orchesters interessierte. — Im Odeon dirigierte Lennox Clayton aus London das Tonkünstlerorchester. Der noch junge Kapellmeister besitzt Umsicht und Energie und neigt zu einer scharfen, wirksamen Herausarbeitung der Kontraste. Noch besonderes Interesse gewann der Abend durch die Mitwirkung von Wilh. Backhaus, der in Beethovens Es-Dur-Klavierkonzert durch seinen eindringlichen, reichnüancierten Vortrag und seine perlende Technik die Hörer zu stürmischem Beifall hinriß. Auch in Robert Volkmanns wenig bedeutendem Konzertstück siegte Backhaus' große Kunst. Der Dirigent bot u. a. Massenets „Phädraouvertüre", Brahms „Zweite Symphonie" und setzte sein Können auch für einen schottischen Komponisten, Mc. Cunn, ein, der neben so großen Namen nicht recht bestehen kann. — Das Konzertvereinsorchester dirigierte Gabrilowitsch, der russische Pianist, welcher sich, wie schon früher erwähnt, nun mit wachsendem Erfolg als Kapellmeister betätigt. In dem G-Dur-Konzert von Beethoven wirkte Lamond, der wieder seine hinreißende pianistische Kunst mit gewaltigem Erfolg einsetzte. Der Dirigent schien mir in Phil. Em. Bachs Symphonie in D das beste zu bieten, während die Faustsymphonie mitunter ein stärkeres Temperament wünschen ließ. Den Schlußchor sangen Mitglieder des Hoftheaterchors mit gutem Gelingen.

Verschiedenes aus aller Welt. Martin Greif hat testamentarisch bestimmt, daß die Tantiemen aus seinen dramatischen Werken der Bühnengenossenschaft zufließen sollen. — In Berlin blieb Theodor Wolffs Schauspiel: „Die Königin" ohne größeren Erfolg. Die Kritik nennt den Verfasser einen Aestheten, der durch hingehauchte Empfindung den großen Sturm entfachen möchte. Das Ganze bleibt in der szenischen Vorhalle des Interessenten, vor der Schwelle, hinter der das dramatisch Ergreifende liegt. — Lebhaften Beifall fand in Kassel die Uraufführung von Reinhold L. Hermans Oper „Sundâri". Es fehlt nicht an dramatisch bewegten Szenen, doch liegt nach Berichten das Talent des Komponisten besonders im Lyrischen. — Eine dramatische Dichtung von Albert Geiger „Finale" mit Musik von Alfred Lorenz übte in Graz nachhaltige Wirkung aus. Im engsten Rahmen stehen grelle Stimmungsgegensätze: Todesschauer und Faschingslärm. Musik und Dichtung werden als talentvoll angesehen. Günstige Beurteilung fand in Heilbronn Gustav Renners Tragödie „Francesca" als neuartige Bearbeitung der Dante-Episode. — „Der Liebespfad", burleske Oper von B. Koppenhagen, Musik von A. Menzel hatte im Gothaer Hoftheater eine beifällige Aufnahme. Die Musik weist stellenweise schöne Partien auf, ohne stärkere Eindrücke zu hinterlassen. — Der Opernsänger Rémond wurde zum Direktor des Stadttheaters in Köln, Chefredakteur Heinrich Teweles zum Leiter des Deutschen Landestheaters in Prag ernannt. — Amélie Nikisch, die Gemahlin des bekannten Dirigenten hat eine Operette komponiert, die in Dresden großen Erfolg hatte. Der Musik von „Meine Tante, deine Tante" wird frische Melodik nachgerühmt. Die Textdichtung ist von der Komponistin und Ilse Friedländer. Die meisten Zeitungen tadeln die Zweideutigkeiten derselben. — Das Leipziger Schauspielhaus veranstaltete Sonderaufführungen von Lessing, Goethe, Schiller, Hebbel und Ibsen mit den namhaftesten Darstellern der Berliner, Wiener, Münchener und Dresdener Bühnen. — Max Reinhardt hatte mit seinen Aufführungen des „König Oedipus" in Zirkusgebäuden nun auch in Petersburg großen Erfolg. — Im Théâtre de la Monnaie in Brüssel wurde das Oratorium von Hektor Berlioz „Des Heilands Kindheit" zum ersten Male mit szenischer Anordnung nach der Art der Schattenspiele vorgeführt. Die Inszenierung zeigte künstlerischen Geschmack, doch war es geschmacklos, das Oratorium mit Richard Strauß' „Feuersnot" zu einem Theaterabend zu vereinigen. — In Norwich wurde eine Dramatisierung des „Buch Hiob" erfolgreich gegeben. Die Verfasserin Sybil Amherst erstrebt durch ihre Darstellungen biblischer Vorgänge eine Hebung des religiösen Gefühls. Die Aufführung wird als würdig und eindrucksvoll bezeichnet.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

An der Berliner Börse ist das Publikum, gestärkt durch die ersichtlichen Kursgewinne am Kassa-Industrieaktienmarkte derart ausschlaggebend, dass die bisherige eminent feste Tendenz sich mühelos behaupten kann. Nur kurze Intervallen einer ruhigeren Börsenpause konnten registriert werden. Es bleibt ein Rätsel, dass diese optimistische Börsenanschauung und derart grosse Kursavancen so lange und fast ununterbrochen bestehen können. Das Interesse für die bisher im Vordergrunde des Verkehrs gestandenen Werte konnte sich gleichfalls behaupten. Die Aktien der elektrischen Branche waren neuerdings beliebt und erzielten wiederum namhafte Kursbesserungen. Die Geschäftsgewinne einzelner dieser Gesellschaften wurden publiziert; sie zeigen bedeutend gebesserte Ergebnisse. Die Bergmann-Gesellschaft hat beispielsweise im neuen Geschäftsjahr einen fast verdoppelten Auftragsbestand. Neue elektrische Grossanlagen, die angekündigte preussische Nebenbahnvorlage, der allgemein gebesserte Konjunkturumschwung bringen gerade dieser Branche ganz erhebliche Vorteile und übergenügende Beschäftigung. Der Abschluss des Deutschen Stahlwerkverbandes, die dabei bekannt gewordenen Ziffern und Umsatzrekorde liessen das Interesse auch am Montanmarkt in gleich grossem Masse aufleben. Meldungen,

dass einzelne Gesellschaften, z. B. Hohenlohe, ihre Bestände ausverkauft haben, ferner private Dividendenschätzungen für Montangesellschaften, die allerdings ohne jede sachliche Berechtigung und verfrüht sind, und andere Motive günstiger Art konnten für Spekulation und Publikum nur den Anlass zu neuen Käufen und neuer Teilnahme an der lebhaften Berliner Börse geben. Andere Aktienkategorien — Waggon — Fahrrad — Brauereien — Linoleum — haben gleichfalls bei grossen Umsätzen erhebliche Kursbesserungen erzielt. Die wiederholten Meldungen über neue Interessen- oder Fusionsbestrebungen im Rheinlande und Westfalen für Eisen- und Kohlenwerke gaben weiterhin Grund für die starke Teilnahme an der Börse. Auch die Erklärungen des Kalisyndikates hinsichtlich Mehrabsatz und Beschäftigung im laufenden Jahre, ferner die günstigen Meldungen über die russische industrielle und wirtschaftliche Entwicklung konnten stimulierend wirken. — Das Kursniveau derjenigen Werte, die bisher im Vordergrunde des Interesses gestanden haben, ist nun ein derartig hohes, dass wohl all diese und noch andere Momente mehr als gebührend zum Ausdruck gebracht worden sind. Vor allem bleibt abzuwarten, ob trotz der tatsächlich gebesserten Wirtschaftslage und der anscheinend vorherrschenden Mehrbeschäftigung in allen Industriezweigen die Gewinnergebnisse gleichfalls derart gesteigert sind, dass das hohe Kursniveau auch eine entsprechend grössere Rendite ergibt. Auf andere gleichwichtige Momente, die eine sachlichere und gemässigtere Tendenz an der Börse rechtfertigen sollten, ist ohnehin wiederholt verwiesen worden. Die Nachricht, dass der amerikanische Stahltrust einen überraschend niedrigen Ordrebestand aufweist, und dass für den April ein noch schlechteres Ergebnis erwartet wird, gibt deutlich Zeugnis für die vorsichtigere Beurteilung der Wirtschaftslage. Jedem Kapitalisten werden diese und ähnliche Momente wohl Anlass geben, vorsichtig und mit Reserve die weiteren Vorgänge der Börse und Wirtschaftslage kritisch zu verfolgen, um nicht schliesslich einer Reaktion und flauen Tendenz plötzlich gegenüberzustehen. — Der Rentenmarkt hat bedauerlicherweise unter dem grossen Geschäfte an dem Aktienmarkte sehr zurückstehen müssen. Der April-Anlagetermin konnte gleichfalls erhebliches Geschäft nicht bringen. Deutsche Anleihen sind daher immer noch im Kurse als zurückgeblieben zu betrachten, um so mehr, als nach der neuerlichen Erklärung im Reichstag neue Anleihen im laufenden Jahre für Reich und Preussen nicht erwartet werden.

M. Weber.

Die Generalversammlung der Bayerischen Versicherungsbank A.-G. vormals Versicherungsanstalten der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank München fand unter dem Vorsitze des Herrn Reichsrates von Auer statt. Geschäftsbericht und Jahresbilanz wurden genehmigt und an Aufsichtsrat und Direktion Entlastung erteilt. Die Verteilung des Gewinnes, wonach die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank als einzige Aktionärin der Gesellschaft ℳ 800,000 — als Dividende erhält, wurde gleichfalls genehmigt und die Herren Reichsrat Hugo von Maffei sowie Staatsminister a. D. Dr. Robert Ritter von Landmann als Aufsichtsräte wiedergewählt.

M. W.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Frauenwirtschaft, Jahrbuch für das hauswirtschaftliche und gewerbliche Frauenwirken. Herausgegeben vom Verband für soziale Kultur und Wohlfahrtspflege. (Arbeiterwohl.) 1. Jahrg. 4°. 268. Geb. ℳ 4.80. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag.)

Was ist uns Christen die Bibel? Ein Wort zur Bibelfrage an die gebildete Laienwelt von P. Dr. Kapistran Romeis, O. F. M. 8°. VIII u. 242 S. ℳ 2.50. (Freiburg, Herder.)

Die Viertelstonstufen im Meßtonale von Montpellier. Von Dr. Joseph Gmelch. ℳ 2.50. (Eichstätt, Ph. Brönner.)

Die Christusmythe. Von Arthur Drews. II. Teil. ℳ 5.—. (Jena, Eugen Diederichs Verlag.)

Bayerisches Schelmenbüchlein. Von F. J. Bronner. Ausgabe A. ℳ 4.—. (Diessen vor München, Jos. C. Huber.)

Hospize und Ledigenheime der kath. Gesellenvereine. Von Msgr. Schweitzer. gr. 8° (116). Mit 55 Abbildungen. ℳ 1.80. (Soziale Tagesfragen, 37. Heft), M. Gladbach, Volksvereinsverlag.

Im eigenen Haus nicht teurer als in einer Mietswohnung. Rentabilität des Eigenhauses von Bauinspektor F. Flur. ℳ 1.—. (Wiesbaden, Westdeutsche Verlagsgesellschaft.)

Der Kranz. Halbmonatsschrift für die katholische Mädchenwelt. 5. Jahrgang 1911. Mit Januar beginnend, vierteljährlich 40 Pf. 1.—4. Jahrgang geb. je ℳ 2.—, postfrei ℳ 2.30. Probenummern gratis. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag.)

Berufswahl und Lehrstellenvermittlung. Von Dr. jur. J. Altenrath. 8°. 46. ℳ 1.—. M.Gladbach, Volksvereins-Verlag, G. m. b. H.)

Geographie des Welthandels und Weltverkehrs. Von Prof. Dr. Ernst Friedrich. ℳ 11.—. (Jena, Gustav Fischer.)

Des Jünglings Weg zum Glück. Von E. Huch. Mit einem Geleitswort von Dr. Joseph Drammer. 12°. VIII u. 120. Brosch. ℳ 1.—; geb. ℳ 1.40. (Freiburg, Herder.)

Wer da! Ein Wort an unsere Soldaten von P. Sebastian von Oer, O. S. B. 12°. VIII u. 100. Brosch. 50 Pf. (Freiburg, Herder.)

Joseph Georg von Ehrler, Bischof von Speyer. Ein Lebensbild von Jakob Baumann. Mit einem Bildnis. 8°. X u. 348. ℳ 3.50; geb. ℳ 4.30. (Freiburg, Herder.)

Die Evangelien und die Evangelienkritik. Von Prof. Dr. Jakob Schäfer. 8°. VIII u. 152. ℳ 1.60; geb. ℳ 2.20. (Freiburg, Herder.)

Das natürliche Sittengesetz nach der Lehre des hl. Thomas von Aquin. Von Dr. Friedrich Wagner. Gr. 8°. VIII u. 120. ℳ 2.50. (Freiburg, Herder.)

Kirchenrechtliches Handbuch für die religiösen Genossenschaften mit einfachen Gelübden. Von Peter Bastien, O. S. B., aus dem Französischen von Konrad Elsner, O. S. B. 8°. XX u. 456. ℳ 4.50, geb. ℳ 5.30. (Freiburg, Herder.)

Lehrbuch der Philosophie. Von Alfons Lehmen, S J. 2. Bd. Kosmologie u. Psychologie. Herausgegeben von Peter Beck, S. J. Gr. 8°. XX u. 594. ℳ 7, geb. ℳ 9.—. (Freiburg, Herder.)

Staatslexikon der Görres-Gesellschaft. 4. Bd.: Patentrecht bis Staatsprüfungen. Fünf Bände geb. à ℳ 18.—. (Freiburg, Herder.)

Der Herr der Welt. Roman von R. H. Benson. Aus dem Englischen von H. M. v. Lama. Mit dem Porträt des Verfassers. 12°. 500 S. Brosch. ℳ 2.50, geb. ℳ 3.50. (Regensburg, Friedrich Pustet.)

Ist die körperliche Züchtigung ein Erziehungsfaktor? Von Th. Wilhelm. Geh. 80 Pf., geb. ℳ 1.25. (Warendorf, J. Schnell.)

Allgemeine Religionsgeschichte. Von Conrad von Orelli. In zwei Bänden. (Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag.)

Das brave Kind beim heiligen Gastmahl. Herausgegeben von M. Müller. 512 S. ℳ 1.20, ℳ 1.65, ℳ 2.25 u. ℳ 3.75. (Kevelaer, Butzon & Bercker.)

Johannes der Täufer und Jesus Christus. Von Dr. A. Pottgießer. Brosch. ℳ 2.40, geb. ℳ 3.—. (Köln, J. P. Bachem.)

Geschichte der Germanen bis zum Tode Cäsars. Von Johann Pesch. ℳ 2.—. (Paderborn, Bonifatius-Druckerei.)

Nur ein Leineweber. Roman von Anton Schott. ℳ 2.—. Band 11 der Jugend- und Volksbücherei. (Köln, Kratz & Cie.)

Das Quellengebiet der Frauenfrage. Von Lucy von Hebentanz-Kaempfer. 80 Pf. (Wien, Verlagshandlung St. Norbertus.)

Die Bibliothek des Priesters. Von Prof. Dr. Max Heimbucher. 8°. VIII, 368 S. brosch. ℳ 3,60, geb. ℳ 4.40. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Die Mitarbeiter des Weltapostels Paulus. Von Hofrat Prof. Dr. Franz Xaver Pölzl. Gr. 8°. VIII, 487 S. Brosch. ℳ 8.—, geb. ℳ 10.50. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Hans Dollinger und Krako. Ein Sang von der Donau von Alfons Steinberger. Mit Buchschmuck von A. Reich. kl. 8. IV, 82 S. Brosch. ℳ 1.—, geb. ℳ 1.60. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Kirchliche Kunstfragen. Drei Vorträge von Dr. J. Weingartner. 70 Pfg. (Innsbruck, Tyrolia.)

Warnung vor der französischen Fremdenlegion. Von Rektor Arnold Hirtz. 20 Pf. (Hamm i. W., Breer & Thiemann.)

Es ist Sonnenlicht! Von Christian Heyden. (Düsseldorf, W. Deiters.)

Aus meinem Merkbuch. Von Karl Schönherr. 188 S. ℳ 3.— (Leipzig, L. Staackmann.)

Einführung in die Kunstgeschichte. Von Franz Naegle. Mit 251 Abbildungen. ℳ 2.80 und ℳ 3.—. (Erlangen, Th. Blaesings Universitätsbuchhandlung.)

Lebenswege. Von Karl Ernst. 1. Teil: Beim Handwerk. 368 S. ℳ 3.50. (Neustadt i. Schwarzwald. Karl Wehrle.)

Der Sonne zu. Ein Wanderjahr in Oden und Liedern. Von Richard Kranz. ℳ 1.—. (Leipzig, C. W. B. Naumburg.)

Bilder des Leidens. Von Klaus Müller. ℳ 2.—. (Straßburg i. E., Joseph Singer.)

Die Kirchen der Gegend bei Rosenheim. Herausgegeben von Dr. Lorenz Huber. (Rosenheim, L. Berchtenbreiter.)

Weiterbildung von Mädchen besserer Stände. In der Gartenstadt München-Harlaching hat Frau Anna **Weigl**, die Gattin des unseren Lesern als Mitarbeiter bekannten Lehrers Franz Weigl, ein Familienheim für junge Damen errichtet, das praktischen wie idealen Bildungsaufgaben in gleicher Weise dient. Ohne jeglichen schulmäßigen Charakter werden in dem Heim, Villa Sieglinde, die jungen Damen mit der einfachen wie feinen Küche und dem Haushalt vertraut gemacht, sie lernen die Grundsätze einer vernünftigen Kindererziehung kennen, sich und andere gesundheitlich bewahren. Außerdem ist der idealen Förderung durch Besuch der Kunststätten verschiedenster Art, Beschäftigung mit deutscher und ausländischer Literatur, mit guter Musik und einfachen wie künstlerischen Handarbeiten, durch Einführung in gesellschaftliche Formen breiter Raum gewährt. Ein ausführlicher Prospekt, der von Frau Weigl erhältlich ist, orientiert des näheren über das empfehlenswerte Haus.

Bayerische Versicherungsbank, Aktiengesellschaft, vormals Versicherungsanstalten der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, München.

Gewinn- und Verlust-Rechnung für das Jahr 1910.

	M.	₰	M.	₰
A. Einnahmen.				
Feuer- und Einbruchdiebstahlversicherung			15'669,183	59
Lebensversicherung			112'604,124	70
Unfallversicherung			2'438,736	88
			130'712,045	17
B. Ausgaben.				
Feuer- und Einbruchdiebstahlversicherung			14'404,813	60
Lebensversicherung			112'302,408	53
Unfallversicherung			2'267,679	96
Gesamt-Ueberschuss und dessen Verwendung:				
1. Dividende	800,000	—		
2. Tantiemen	78,000	—		
3. an die Feuerversicherung:				
a) zur Spezialreserve	50,000	—		
b) zum Fonds für aussergewöhnliche Brandschäden	100,000	—		
c) zur Reserve für Kapitalverluste	10,000	—		
4. an die Einbruchdiebstahlversicherung (zur Spezialreserve)	60,000	—		
5. an die Lebensversicherung:				
a) zur Spezialreserve	100,000	—		
b) zur Reserve für Kapitalverluste	10,000	—		
6. an die Unfallversicherung (zur Spezialreserve)	40,000	—		
7. zum Fonds für Wohlfahrtszwecke	150,000	—		
8. zum Fonds für Pensionen und Unterstützungen	80,000	—		
9. als Reserve zum Neubau	120,000	—		
10. Vortrag auf neue Rechnung	139,143	08	1,737,143	08
			130'712,045	17

Bilanz am 31. Dezember 1910.

	M.	₰	M.	₰
A. Aktiva.				
I. Forderung auf nicht eingezahltes Aktienkapital			7'500,000	—
II. Grundbesitz			1'910,357	59
III. Hypotheken			91'750,335	84
IV. Wertpapiere			7'780,849	27
V. Vorauszahlungen und Darlehen auf Policen			5'459,248	45
VI. Guthaben:				
1. bei Bankhäusern	5'609,950	86		
2. bei anderen Versicherungsunternehmungen	820,787	46	6'430,738	32
VII. Gestundete Prämien			1'638,633	23
VIII. Rückständige Zinsen und Mieten			956,025	17
IX. Ausstände bei Generalagenten bzw. Agenten			1'219,083	64
X. Rückstände der Versicherten			12,382	50
XI. Barer Kassenbestand			51,153	82
XII. Inventar und Drucksachen			1	—
XIII. Kautionsdarlehen an versicherte Beamte			3,280	—
XIV. Sonstige Aktiva (darunter M. 527,786.64 nach § 58 V. A. G. hinterlegte Wertpapiere)			712,373	21
Gesamtbetrag			125'429,462	04
B. Passiva.				
I. Aktienkapital			10'000,000	—
II. Reservefonds (§ 37 V. A. G., § 262 H. G. B.)			1'000,000	—
III. Hypotheken- und Grundschulden auf den Grundstücken Nr. II der Aktiva			1'050,000	—
IV. Prämienreserven für				
1. Lebensversicherungen	90'889,369	52		
2. Unfall- und Haftpflichtversicherungen	73,597	61	90'962,967	13
V. Prämienüberträge für				
1. Feuerversicherungen	3'518,690	25		
2. Einbruchdiebstahlversicherungen	262,868	76		
3. Lebensversicherungen	3'500 524	85		
4. Unfall- und Haftpflichtversicherungen	307,253	72	7'589,337	58
VI. Reserven für schwebende Versicherungsfälle (Schadenreserve):				
1. Feuerversicherung	790.330	—		
2. Einbruchdiebstahlversicherung	38,915	14		
3. Lebensversicherung	160,849	27		
4. Unfallversicherung	244,468	19	1'234,562	60
VII. Gewinnreserve der mit Gewinnanteil Versicherten der Lebensversicherung			5'731,440	51
VIII. Sonstige Reserven, und zwar:				
1. Feuerversicherung:				
a) Spezialreserve	1,150'000			
b) Fonds für aussergewöhnliche Brandschäden	720,000	—		
c) Reserve fur Kapitalverluste	40,000			
2. Einbruchdiebstahlversicherung: Spezialreserve	180,000	—		
3. Lebensversicherung:				
a) Spezialreserve	750,000			
b) Kriegsfonds	685,609	39		
c) Provisions- und Verwaltungskosten-Reserve	105 000	—		
d) Reserve für Kapitalverluste	52,382	85		
e) Uebrige Reserven	129,576	55		
4. Unfall- und Haftpflichtversicherung:				
a) Spezialreserve	500,000	—		
b) Delkredere-Konto	10.000	—		
5. Fonds fur Wohlfahrtszwecke	154,350	—	4'476,918	79
IX. Guthaben anderer Versicherungs-Unternehmungen			651,366	23
X. Barkautionen			55,673	63
XI. Sonstige Passiva, und zwar:				
1. Gebühren-Guthaben des bayer. Staates	30,054	—		
2. Guthaben verschiedener Gläubiger	60.151	81		
3. Rückstellungen für noch unbezahlte Verwaltungskosten	11,018	21		
4. Fonds für Pensionen und Unterstützungen	819,951	19		
5. Vorausbezahlte Prämien und Zinsen	19,237	28	940,052	48
XII. Gewinn			1'737,143	08
Gesamtbetrag			125'429,462	04

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 16), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 17. München, 29. April 1911. VIII. Jahrgang.

Zum Kampf um die Schule im neunzehnten Jahrhundert.

Eine Lehre und Warnung für die Gegenwart.

Von Hans von Limberg.

Wer bekümmert sich heutzutage nicht um die Schule? Vereine aller Art, Landtage, Magistrate, Handelskammern, Gelehrte und Ungelehrte, alle urteilen und sprechen über die Schule. Doch gilt die Diskussion nicht der besseren Erziehung oder einer praktischeren, geistbildenderen Methode, sondern hauptsächlich nur der Besitzfrage. Wer soll die Volksschule haben, leiten, regieren? Die Kirche, der Staat, die Gemeinde oder die Familie? Soll die Schule Staatsanstalt sein oder lediglich von der Kirche abhängen, soll auch in betreff des Unterrichtes etwa volle Gewerbefreiheit herrschen?

Wenn aber dieser Kampf gegenwärtig besonders heftig tobt, so ist dies nicht über Nacht gekommen. Auch die Vergangenheit hat schon ihre heftigen Schulkämpfe gehabt und kann die Gegenwart aufklären und ihr Lehrmeisterin sein. Das ganze neunzehnte Jahrhundert ist ein fortwährender Kampf um diese Besitzfrage, dessen Parole „Trennung von der Kirche“ hieß. Emanzipation! Unabhängigkeit! Das ist seit Hegel das Fundament aller Schuldoktrin gewesen. Unabhängigkeit von Gott, von der Ueberlieferung, von den geheiligten Gesetzen; das ist gelehrt worden unter allen Formen auf den Kathedern der Universitäten, in Büchern, in Blättern, in Volkskalendern. Die Nationalversammlung zu Frankfurt machte sich im Jahre 1848 zum Echo dieser Lehre und zum Standjunker der Neuerer, die unter dem Vorwande, die Schule loszutrennen, kein anderes Ziel hatten, als alle positive Religion zu vernichten. Und diese Lehren wurden in die Praxis umgesetzt durch die zahlreichen Schulen, die nach dem Muster des Pastors Uhlig von 1846—1850 in vielen „freien Gemeinden“, so in Nordhausen, Magdeburg, Halberstadt, Halle, Breslau, Hamburg, Königsberg, Nürnberg und vielen anderen Orten gegründet wurden.

Die Reden der Bekämpfer der Vereinigung von Kirche und Schule im Frankfurter Parlament riefen energische und gesetzliche Widersprüche hervor, namentlich bei den katholischen Mitgliedern dieser Versammlung, insbesondere den Herren von Ketteler, Hoffmann, Kohlert und Knoodt. Auch eine bischöfliche Versammlung in Würzburg gab durch eine Denkschrift vom 14. November 1848 dem Anspruche der Kirche auf Mitaufsicht in der Schule entschiedenen und feierlichen Ausdruck. In Sachsen und Preußen lehnte man durch Gesetze und Verordnungen die Gemeinschaft mit den Neuerern ab und sprach die Ueberzeugung aus, „daß das Gedeihen der Elementarschule von ihrer innigen Verbindung mit der Kirche abhängig ist“. In den übrigen deutschen Staaten waren nach Minister von Raumer fast ohne Ausnahme Verordnungen und Gesetze über diesen Punkt vorhanden und der „Religionsunterricht wird überall als das Fundament der Schule betrachtet“. Es kam der Kampf um die preußischen Schulregulative, in dem Diesterweg seine Attacken ritt, bis ihm, ohne Erfolg errungen zu haben, der Tod die Zügel entriß. In England rief die Einrichtung des Schulunterrichtes ohne religiöses Bekenntnis (1856) eine sehr lebhafte Debatte hervor, welche mit der Beibehaltung der konfessionellen Schule endete. In Irland wurde der Versuch mit den „gemischten Schulen“ von Katholiken und Protestanten gleichmäßig verurteilt; ebenso in Holland. In Belgien, in Frankreich und bei den meisten zivilisierten Völkern war kraft des angenommenen Prinzips der Verbindung der Kirche und Schule der Religionsunterricht in den Gemeindeschulen pflichtmäßig, die Geistlichkeit nahm an der Aufsicht teil und übte ihre Autorität aus über das Schulleben, namentlich auch über die Wahl der Bücher.

Doch die Feinde der Kirche ruhten nicht. Der Liberalismus im Bunde mit der Loge übernahm die Führung, und das Musterländchen Baden eröffnete den Sturm auf die christliche Volksschule. 1864 wurde ein Entwurf vorgelegt, der die Kirche aus der Schule wies, die Aufsicht der Geistlichen beseitigte, der konfessionslosen Schule Tür und Tor öffnete, den Religionsunterricht auf wöchentlich zwei Stunden beschnitt und den kirchlichen Korporationen das Recht zu unterrichten benahm. Das Erzbischöfliche Ordinariat erhob Einspruch, der greise Erzbischof Hermann von Vicari verfaßte eine Denkschrift[1]), die auch als Hirtenbrief am 19. Juli 1864 den Gläubigen unterbreitet wurde. Mit genauer Gesetzeskunde, scharfer Logik, gründlicher Kenntnis der Schulen und Bedürfnisse geschrieben, ist die Denkschrift ein Meisterstück der Verteidigung der kirchlichen Rechte an der Mitleitung der Schule kraft der Geschichte, des positiven Rechtes, der Natur der Sache und zur Sicherung der katholischen Erziehung. Unter dem 7. Oktober desselben Jahres protestierte auch der größte Teil des badischen Klerus gegen den Entwurf. Wenn diese Denkschrift in der logischen Schärfe hinter der des Oberhirten zurücksteht, so atmet sie doch warme Liebe zum Berufe und zur Schule und gibt ein erquickendes Zeugnis von der richtigen Würdigung des Verhältnisses zwischen Kirche und Schule. Allein man ging über die Einsprüche der Kirche zur Tagesordnung über und Baden erhielt ein Gesetz, das die „Kölner Blätter“ ein Unikum nannten, das seinesgleichen in keiner Monarchie und in keiner Republik habe. Das Gesetz besteht heute noch, und seine Folgen liegen für jeden, der sehen will, klar zutage.

Die Erfolge der Kirchenfeinde in Baden waren Wasser auf die Mühlen der Freimaurer und Juden in Oesterreich. Auch hier wurde ein Entwurf vorgelegt, der die Schule von der Kirche trennte, sie konfessionslos machte und den Dienern der Kirche die Schultüre verriegelte. Trotz allen Einspruches, trotz der gemeinschaftlichen Adresse der Bischöfe an den Kaiser wurde auch dieser Entwurf Gesetz. Die Bischöfe aber wandten sich in besonderen Hirtenschreiben an ihre Diözesanen, in welchen sie unumwunden, klar und schlagend das naturgemäße und rechtliche Verhältnis der Kirche zur Schule auseinandersetzten. Diese Hirtenbriefe bieten ein ganzes Arsenal hiebsicherer Waffen gegen die Kirchen- und Schulfeinde, besonders derjenige des Kardinals von Rauscher. Die Folgen eines unchristlichen Gesetzes haben sich wohl nirgends so deutlich und erschreckend gezeigt als gerade in Oesterreich. Doch die Katholiken haben sich immer entschiedener aufgerafft, und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Auch Bayern war mittlerweile von dem Emanzipationsbazillus angesteckt, aber seine Wirkung war nicht so radikal, wie in Baden und in Oesterreich. Sein Schulgesetzentwurf brachte zwar nicht Trennung und Scheidung, aber auch nicht Verbindung und Einigung. Er bedeutete Kettung, Fesselung an den Staat, an die Staatsschule. Der Anteil der Kirche an der Schule blieb noch ein dreifacher: der Geistliche blieb Religionslehrer und als

[1]) Freiburg, bei Jos. Dilger.

solcher mit dem Religionsunterrichte in die Schule aufgenommen und zu einem Teile derselben gemacht. Das war mehr als selbst die Schweiz besaß. Der Geistliche als Ortspfarrer blieb Vorstand der administrativen Ortsschulbehörde; das war mehr als in Baden und Oesterreich. Der Geistliche war fähig, Bezirksschulinspektor zu werden. Dieses Gesetz, gegen dessen einzelne Paragraphen die Bischöfe ebenfalls ihre Stimme erhoben, hatte weniger schlimme Folgen; schlimmere jedoch der konfessionslose bayerische Lehrerverein.

Unser Nachbar im Westen, Holland, hatte auch nicht auf sich warten lassen und ein Gesetz geschaffen, das bestimmte: „Die öffentliche Schule muß in religiöser und politischer Beziehung neutral sein." Der Episkopat Hollands erließ daher 1869 ein gemeinsames Hirtenschreiben, in dem die neutrale und antireligiöse Schule verurteilt und die Erhaltung und Förderung katholischer Schulen aufs nachdrücklichste empfohlen wird. Dieser Ruf verhallte nicht vergebens, so daß heute im Norden und Westen Hollands wohl kaum eine Pfarrei zu finden ist, in der neben der Staatsschule nicht auch eine katholische Schule besteht.

Von Holland ist nicht weit nach Belgien. Hier hatte sich ein Bund der Freidenker und Freimaurer gebildet und die Loge von Antwerpen schrieb: „Die Dazwischenkunft des Geistlichen in den Unterricht unter dem Titel einer Behörde vernichtet mit Gewalt die Tätigkeit des Lehrers, hebt sie auf und beraubt die Kinder alles sittlichen, logischen und rationellen Unterrichtes. Der Unterricht des Katechismus ist das größte Hindernis für die Entfaltung der Anlagen des Kindes. Der menschliche Geist, befreit von dieser Masse von Dingen, die ihn täuschen, würde gerechter, gerader und sittlicher werden." Das war der Schlachtruf und der Kampf um die Schule und ihre Trennung von der Kirche begann, und wie er endete, ist männiglich bekannt.

Mittlerweile hatte der preußische Schulmeister bei Sadowa gesiegt und Hessen-Nassau mit seiner Simultanschule war einverleibt worden. Auch in Preußen ertönte der Ruf nach einem „fortschrittlichen" Unterrichtsgesetze. Aber, was die Liberalen erwarteten, traf nicht ein, und Kultusminister Mühler betonte in seinen Ausführungen zu dem Entwurf (4. 11. 69): „Ein Versuch, die mehr als tausendjährige innere Verbindung zwischen Bildung und Religion, zwischen Schule und Kirche in unserem Volke auflösen zu wollen, ein solcher Versuch wäre eine Unmöglichkeit. Im Jahre 1848 wurde der preußischen Nationalversammlung von 21 Mitgliedern derselben ein Unterrichtsplan vorgelegt, welcher von dem Gedanken einer absoluten Trennung von Schule und Kirche ausging. Aber die Zentralabteilung jener Versammlung verwarf diesen Plan, und zwar, wie es in dem Berichte derselben heißt, weil in den verschiedenen Teilen des Landes sich ein entschiedener Widerspruch gegen dieses Prinzip kundgegeben habe. Das, was damals konstatiert wurde, gilt für die heutigen Tage in noch entschiedenerem Maße. Wir können mit der völligsten Bestimmtheit aussprechen: **unser deutsches Volk will, daß seine Schulen christlich seien und bleiben.** Dasselbe Prinzip verfolgt unsere Verfassungsurkunde." Der Entwurf wurde zwar nicht Gesetz, aber König und Volksvertretung hielten vorläufig an diesen Grundsätzen fest. Als dann aber auch der preußische Schulmeister über die Franzosen gesiegt hatte, kam der Kulturkampf, der auch die Schule in Mitleidenschaft zog. Die konfessionelle Schule blieb noch, aber auch Simultanschulen wurden ins Leben gerufen und begünstigt, an Stelle der geistlichen Bezirksschulinspektoren traten die weltlichen Kreisschulinspektoren, an Stelle der geistlichen Ortsschulinspektoren vielfach Gemeindevorsteher, Bürgermeister, Förster, Fabrikbeamte und andere „Fachleute", der Religionsunterricht wurde beschnitten, um den Realien Platz zu machen. Die harte Zeit ging vorüber und mit der Anbahnung des Friedens zwischen Staat und Kirche wurden nach und nach auch die Ortsschulinspektoren wieder eingesetzt, um aber in neuester Zeit wieder durch das Rektorensystem verdrängt zu werden. **Die konfessionelle Schule aber wurde vor drei Jahren gesetzlich festgelegt.** Ist sie für die Zukunft gesichert? Wachet und haltet fest!

Was nach 1870 bis zur Gegenwart in Frankreich auf dem Gebiete der Schule experimentiert wurde, ist noch in frischer Erinnerung und schreit in seinen Folgen zum Himmel. Württemberg, das sich am längsten gehalten, hat in den letzten Jahren auch einen Schritt getan, der den Anfang vom Ende der geistlichen Schulaufsicht bildet.

Was sollen diese skizzenhaften Ausführungen? Sie sollen zunächst zeigen, daß überall **derselbe unchristliche Geist** die Kirche von der Schule trennen will, anderseits aber auch, daß es eine sehr **verdienstliche Aufgabe** wäre, den Kampf um die Schule bis zur Gegenwart in den genannten Ländern ausführlich darzustellen. Ein solches Buch würde manchem die Augen öffnen, die feindlichen Absichten klar aufdecken und Waffen zur Verteidigung liefern. **Wer tut mit?**

Zum Umschwung der amerikanischen Handelspolitik.

Von Dr. F. Diepenhorst, Köln.

Das vor kurzem zwischen den Regierungen der Vereinigten Staaten von Amerika und Kanada vereinbarte Handelsabkommen hat eine über die Grenzen der vertragschließenden Staaten hinausgehende allgemeine Bedeutung, von der neben Großbritannien in erster Linie die deutsche Volkswirtschaft betroffen wird, und die deshalb die ernsteste Beachtung verdient. Die Vereinigten Staaten wollen in dem neuen Vertrage seit vielen Jahrzehnten zum erstenmal den Grundsatz der do-ut-des-Politik anerkennen, der nach europäischer Auffassung bekanntlich die Voraussetzung aller Handelsabkommen ist, den Amerikanern hingegen bislang immer nur als Vorwand gedient hat, von dem Vertragspartner die möglichst weitgehendsten Zugeständnisse zu erlangen, während sie selbst dessen gleichartigen und von den ihrigen scharf konkurrenzierten Waren durch annähernd prohibitive Zölle den Eingang versperrten. Diese eigenartige Anschauung der Amerikaner erklärt sich einmal aus dem bei ihnen (und bekanntlich auch in Frankreich) bestehenden Doppeltarifsystem, das nach Möglichkeit keine neuen Handelsverträge mehr notwendig machen soll, sondern nur Abkommen über Annahme oder Ablehnung des Minimaltarifs. Nach dem Zollgesetz vom 5. August 1909 ist der Präsident der Union zur Anwendung des Maximaltarifs solchen Staaten gegenüber ermächtigt, die die amerikanischen „unbillig differenzieren" (unduly discrimination) und es ist bekannt, daß Taft erst in zwölfter Stunde den deutschen Waren den Mindesttarif eingeräumt hat, in dem jedoch viele Sätze völlig fehlen. Dann kommt hinzu, daß in den gesetzgebenden Kreisen der Vereinigten Staaten die alte (Blainesche) Auffassung von der Reziprozität noch zahlreiche Anhänger hat. Nicht am Zollgesetz herumflicken, Unterhandeln mit fremden Ländern und ihnen im Wege von Verträgen Zugeständnisse zu machen, ist Widersinn. Die Union bleibt bei ihrem **einen** autonomen Tarif und vertritt somit den Grundsatz des stand pat! Die Reziprozität darf nach ihnen nur in solchen Erzeugnissen zugestanden werden, die **nicht** in Konkurrenz mit den amerikanischen stehen. Würde deshalb Deutschland Rohseide oder Tee und Kaffee bauen und nach der Union schicken, dann würde sich über einen Vertrag auf Gegenseitigkeit reden lassen. Da es jedoch Industrieprodukte nach dort schickt, die mit den einheimischen in Wettbewerb treten, ist der Abschluß eines deutsch-amerikanischen Handelsvertrages geradezu eine Unmöglichkeit geworden. Denn Reziprozität auf dem Gebiete der Industriezölle würde zum Freihandel führen und ist somit verwerflich. Endlich darf nicht übersehen werden, daß die Mehrzahl der amerikanischen Handelspolitiker den Unterschied zwischen Doppeltarif und Handelsvertragssystem überhaupt nicht kennen. Man behauptet, daß sich Deutschland und Frankreich handelspolitisch in derselben Richtung bewegten, weil jedes Land **zwei** „Schedules" aufgestellt habe. Daß jedoch das eine System eine autonome Schöpfung ist (Frankreich) und das andere auf Grund der Mitwirkung des Vertragspartners zustande kommt, ist den Amerikanern keinesfalls geläufig.

Diese Verhältnisse mußten hier erörtert werden, um die Bedeutung des amerikanisch-kanadischen Handelsabkommens zu verstehen, nach dem Baumwollsamenöl, rohes Bauholz, Zinnplatten, Drähte, Marienglas, Gips und Druckpapier fortan **zollfrei** und die Sätze auf Motorfahrzeuge, Messerschmiedewaren, Uhren, Lederwaren, landwirtschaftliche Geräte und Eisenerz beträchtlich herabgesetzt werden sollen. Das Abkommen ist allerdings noch nicht Gesetz und wenn mehrere Stimmen

auch zu melden wußten, daß der amerikanische Kongreß dem Entwurf jedenfalls sein Einverständnis versagen werde, so steht doch fest, daß aller Wahrscheinlichkeit nach vom 1. Nov. 1912 ab eine Mehrheit dafür vorhanden sein wird. Denn es kann nicht geleugnet werden, daß die für einen gemäßigteren Schutzzoll eintretenden Kreise im Kongreß sehr an Boden gewonnen haben, und sich auch dort die Ansicht Geltung verschafft, daß das jetzige Protektionssystem mit Prohibitivzöllen gleichbedeutend ist mit einer Begünstigung der Wohlhabenden gegenüber den Unbemittelten. Taft hat sich in seinem ersten Programm bereits für Zollermäßigungen ausgesprochen, was jedoch nicht verhindern konnte, daß er nur mit der Hälfte der Stimmen über seinen Gegner bei der Präsidentschaftswahl 1908 siegte als sein Vorgänger Roosevelt. Bemerkenswerter ist indes, daß bei den Wahlen zum Repräsentantenhaus und Senat am 1. Nov. 1910 zum ersten Mal die Kandidaten der gemäßigteren Schutzzöllner siegten. Die absolute Mehrheit hat diese Richtung allerdings nicht erreicht und auch nicht erreichen können, da stets nur ein Drittel der Abgeordneten neugewählt wird und ihre Gegner ein Uebergewicht besaßen, das weit über das Drittel der Stimmen hinausging. Die Wahlen am 1. Nov. 1912 werden aller Voraussicht nach jedoch eine endgültige Verschiebung der Parteigruppierungen bringen, so daß ein Umschwung der jetzigen amerikanischen Handelspolitik durchaus nicht außerhalb der Grenze des Möglichen liegt und Deutschland noch nicht alle Hoffnungen, mit den Vereinigten Staaten einen Tarifvertrag auf der Grundlage der Gegenseitigkeit abzuschließen, aufzugeben braucht. Die immer noch ungeklärte Frage, ob in der Union die Geldmacher oder die anständigen, auf die Zukunft sehenden Leute die Oberhand behalten, scheint sich in einem uns günstigen Sinne lösen zu wollen. Denn von ihr wird es abhängen, ob der Schutzzoll wieder auf ein vernünftiges Maß reduziert und einem billigen handelspolitischen Verhältnis zu anderen Staaten geopfert wird. Die Idee einer Welthandelsherrschaft ist die Grundlage, auf der in den Vereinigten Staaten die bis jetzt geübte Handelspolitik gewachsen ist. Wenn die Dinge so weiter gingen, dann würde die Zeit nicht mehr fern sein, da die Weltherrschaftskämpfe im Stillen Ozean, den die Union als ihre Domäne ansieht, zwischen ihr und den übrigen Großmächten entschieden werden müßten. Deutschland würde daran allerdings weniger beteiligt sein als England, Rußland, Japan und China.

Kanada konnte trotz seines völkerrechtlichen Charakters als britische Kolonie und ohne besondere Bevollmächtigung vom Mutterlande dazu erhalten zu haben mit den Vereinigten Staaten einen Handelsvertrag abschließen, da es schon seit etwa dreißig Jahren auch auf diesem Gebiete die volle Selbständigkeit zu erlangen gewußt hat, nachdem es schon vorher die Ermächtigung erhalten hatte, mit den übrigen handelspolitisch selbständigen Kolonien Englands Vereinbarungen über den Handelsverkehr zu treffen. Wie sehr es von diesem Rechte Gebrauch gemacht hat, zeigt die Geschichte seiner Handelspolitik mit aller Deutlichkeit. Auf sein Verlangen hin mußte Großbritannien 1897 den britisch-deutschen Handelsvertrag vom 30. Mai 1865 kündigen, da er bestimmte, daß die Waren Deutschlands in Kanada nicht schlechter behandelt werden dürften als die gleichartigen des Mutterlandes. Als Gegengabe dafür ermäßigte Kanada die Zölle auf die englischen Produkte und auf die der meisten britischen Kolonien differentiell, erst um ein Achtel, dann um ein Viertel und 1900 um ein Drittel. Da die deutsche Regierung hierin eine Verletzung der Meistbegünstigungsklausel sah, wandte sie von 1903 ab ihren Generaltarif auf kanadische Erzeugnisse an, um sich für die Einfuhr der eigenen in Kanada einen Zuschlag um ein volles Drittel zuzuziehen. Dieser unglückliche Zollkrieg wurde erst am 1. März 1910 durch ein Provisorium beendet.

Der amerikanisch-kanadische Handelsvertrag bezweckt die leichtere Versorgung des amerikanischen Marktes mit kanadischen Rohstoffen und des kanadischen mit den Industrieerzeugnissen der Union. Es sollen also die durch die wirtschaftliche Entwicklung in den beiden vertragschließenden Ländern gegebenen Unterschiede nach Möglichkeit beseitigt werden. Das Streben nach einem solchen Ausgleich ist ökonomisch erst berechtigt, wenn sich für jede Nation die Unmöglichkeit herausgestellt hat, sich mit den bislang vom Auslande bezogenen Waren selbst zu versorgen. Daß die Vereinigten Staaten und Kanada zu dieser Erkenntnis gekommen sind, darf mit Bestimmtheit angenommen werden, da sie ihrer Natur nach beide stark autonom und imperialistisch sind. Durch den Abschluß eines Handelsabkommens in dem oben gekennzeichneten Sinne legen beide Vertragschließende ihrer wirtschaftlichen Entwicklung zu selbständigen und von einander unabhängigen Gebieten zweifellos einen Hemmschuh an und geben damit ein Ziel auf, das ihnen jahrzehntelang als das erstrebenswerteste erschien. Als treibende Kraft kommt für die Amerikaner noch hinzu, daß sie in den letzten Jahren jedes Mittel für heilig hielten, das der Ausfuhr förderlich sein kann. Ueberall ist ein Vordringen des amerikanischen Kapitals festzustellen und ein über den ganzen Erdball verzweigtes Spionagesystem zur Auskundschaftung der Produktionskosten und Herstellungsweisen zeigt uns die Absicht der Vereinigten Staaten, ihrer wirtschaftlichen Expansion auf jede nur denkbare Weise zu dienen. Es zeigt den amerikanischen Imperialismus mit aller Deutlichkeit als die Gefahr, auf welche schon Bismarck Bucher gegenüber in den 70er Jahren hinwies und die heute als die „amerikanische" uns entgegentritt.

Anderseits liegen jedoch Umstände vor, welche zu der Annahme drängen, daß die Vereinigten Staaten und auch in gewisser Beziehung Kanada zum Abschluß eines Handelsvertrages auf Grundlage der Gegenseitigkeit gezwungen worden sind. Seit dem Inkrafttreten des bereits vor mehreren Jahren zustande gekommenen, aber nicht ratifizierten französisch-kanadischen Meistbegünstigungsabkommens am 1. Februar 1910 ist die Union nicht mehr allein in ihrer Ausfuhr nach Kanada der englischen gegenüber differenziert, sondern auch französischen, österreichischen, schweizerischen und anderen nicht britischen Waren gegenüber, deren Staaten von Kanada das Meistbegünstigungsrecht genießen. Deutschland gehört bekanntlich nicht zu diesen Ländern und seine Waren werden trotz des Provisoriums nach den Sätzen des Generaltarifs verzollt. Daß die Amerikaner diesen Umstand beseitigen mußten, war um so dringlicher, als sie für ihre Industrieprodukte allmählich einen breiten Markt in Kanada gefunden haben und ihre Ausfuhr nach dort die britische trotz des bekannten Vorzugstarifs weit überholt. Kanada hat ebenso allen Grund, mit den Vereinigten Staaten im wirtschaftlichen Frieden zu leben, da es dort nicht nur den besten Absatz für die meisten seiner Rohstoffe findet, sondern wegen der geringen Entfernung dort vielfach am billigsten kauft. Daß deshalb der Handelsvertrag in England nicht gerade freudig begrüßt wird, ist selbstverständlich, besonders, da der Gedanke eines britischen Reichszollvereins immer mehr an Anhängern gewinnt, der nicht nur einen engeren handelspolitischen Anschluß der Kolonien an das Mutterland bezweckt, sondern auch der Einfuhr fremder Waren, namentlich deutschen und amerikanischen Ursprungs entgegentreten will. Es ist deshalb begreiflich, daß die Nachricht über das Abkommen fast wie eine Sensation in Großbritannien gewirkt hat.

Die Bedeutung des amerikanisch-kanadischen Handelsvertrages für Deutschland läßt sich in zweifacher Richtung präzisieren. Er wird günstige Folgen für uns insofern haben, als die Aussichten auf das Zustandekommen eines deutsch-amerikanischen und deutsch-kanadischen Abkommens berechtigter sind denn je zuvor. Durch den Abschluß des Handelsvertrages mit Kanada verläßt die Union zum erstenmal die Grundlagen ihres Zollgesetzes, um auch die Wünsche der anderen Partei nach Möglichkeit zu erfüllen und dadurch aller Welt einzugestehen, daß sie sich den Wechselwirkungen des internationalen Verkehrs nicht länger entziehen kann. Die so sehr gerühmte amerikanische Emanzipation hat auf wirtschaftlichem Gebiet einen schweren Stoß erlitten, der die Standpatters jedenfalls zur Einsicht bringen und zum Abschluß weiterer Verträge geneigt machen wird.

Ungünstig wirkt das amerikanisch-kanadische Abkommen für uns, weil unsere Waren in Kanada nach der Ratifikation des Vertrages im Verhältnis wieder ebenso nachteilig behandelt werden als zurzeit des Zollkrieges. Denn wenn auch der amerikanische Export nach dort den Mitteltarif genießt, werden alle unsere Wettbewerber auf dem kanadischen Markte so bevorzugt werden, daß Kanada unsere Waren nicht mehr braucht, denn das Deutsche Reich wird der einzige Staat sein, auf dessen Erzeugnisse der Generaltarif Anwendung findet. Diese Tatsache ist um so unerwünschter, als der deutsch-kanadische Handelsverkehr infolge des siebenjährigen Zollkrieges auf ein Minimum zurückgegangen ist und auch unter den günstigsten Verhältnissen Jahre gebraucht, um seine frühere Bedeutung wieder zu erlangen. Wir werden demnach alles aufwenden müssen, um die durch den Handelsvertrag der beiden amerikanischen Staaten geschaffene Benachteiligung unserer wirtschaftlichen Stellung in Kanada wieder wettzumachen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Obstruktionslust der Linken.

Wenn es nach den Drohungen der fortschrittlichen und sozialdemokratischen Blätter geht, so wird das letzte Lebensjahr des Reichstags noch durch große Obstruktionskämpfe interessant werden. Diese Hetzblätter sind ganz außer sich, weil der Reichskanzler und die positiven Parteien die vernünftige Ansicht haben, man solle die Lebenszeit des gegenwärtigen Reichstags in solider Arbeit ausnutzen, um von den Entwürfen, die vorberaten worden sind, noch möglichst viele in die Scheuern zu bringen. So ein Arbeitsprogramm, das im Grunde genommen eine Selbstverständlichkeit für jede gewissenhafte Regierung und jede gutgesinnte Partei ist, wird als ein „Trick" des Herrn v. Bethmann Hollweg ausgerufen und auf die blasse Angst vor dem „Volksgericht" bei den nächsten Wahlen zurückgeführt. Als ob der Reichskanzler und die „schwarzblauen" Parteien Tag und Nacht keinen anderen Gedanken hätten, als wie sie ihre „Hinrichtung" noch um ein paar Wochen oder Tage hinausschieben könnten!

Wenn der gegenwärtige Reichstag mit seinem Pensum bis Pfingsten aufräumen könnte, so würden wir in aller Gemütsruhe befürworten, daß die Neuwahlen schon im Herbst stattfänden. Aber der Reichstag darf vor den Sommerferien nicht geschlossen werden, weil dann ungeheuer wertvolle Vorarbeiten unter den Tisch fallen, eine unverantwortliche Verschwendung von Kraft und Zeit stattfinden würde. Der neue Reichstag müßte überall von vorne wieder anfangen. Ob die elsaß-lothringische Verfassungsreform und die Strafprozeßreform überhaupt zu einem gedeihlichen Abschluß kommen können, mag ja noch zweifelhaft sein; doch versuchen muß man es jedenfalls. Ausschlaggebend ist eine hochwichtige Sache schon für sich allein, nämlich die Reichsversicherungsordnung, das mit viel Fleiß und Schweiß vorbereitete Riesenwerk, das dem arbeitenden Volk außer vielen Verbesserungen und Erweiterungen der bestehenden Versicherungszweige die längst ersehnte Witwen- und Waisen-Versorgung bringen soll. Die Verständigung über die zahllosen Einzelheiten dieser Neuorganisation des ganzen Versicherungswesens ist zwischen der Rechten, dem Zentrum und den Nationalliberalen soweit gediehen, daß man mit großer Zuversicht auf die Vollendung des Werkes in einer Herbsttagung rechnen darf.

Die Fortschrittler und die Sozialdemokraten scheinen aber wirklich dieses Reformwerk vereiteln, die arbeitenden Klassen um diese Wohltat bringen zu wollen. Der Widerstand der sozialdemokratischen Fraktion erklärt sich dadurch, daß das neue Gesetz aufräumen will mit dem bisherigen Mißbrauch der Krankenkassen, deren Einkünfte man zum großen Teil den Kranken und deren Angehörigen entzogen hat, um für sozialdemokratische Agitatoren hochdotierte Verwaltungsposten zu schaffen. Damit die 4000 bis 5000 Agenten der sozialdemokratischen Partei ihr bequemes Leben fortführen können, sollen die Interessen von vielen Millionen von Arbeitern, sowie von deren Hinterbliebenen in die Pfanne gehauen werden!

Da die Versicherungsordnung über 1700 Paragraphen enthält, bieten sich der Obstruktion ebensoviel Anhaltspunkte, wie im Jahre 1902 bei der Beratung des Zolltarifs. Der Vergleich wirkt aber zugleich beruhigend; denn es ist damals der schutzzöllnerischen Mehrheit gelungen, den Tarif trotz aller Singerscher Stacheldrähte durchzubringen. Auch jetzt wird die Mehrheit die Obstruktion bezwingen können, wenn sie nur einig und entschlossen ist und bleibt. Die Waffen der Geschäftsordnung zur Abwehr der Obstruktion mußten damals erst geschmiedet, jetzt brauchen sie nur angewendet zu werden.

Allerdings bedarf es zur Niederkämpfung einer rücksichtslosen Obstruktion einer erheblichen Mehrheit, die von der zufälligen Abwesenheit einzelner Mitglieder nicht abhängig ist. Daher kommt es wesentlich auf die Mithilfe der Nationalliberalen an. Diese Partei hat sich, ähnlich wie bei der Wertzuwachssteuer, auch bei der Versicherungsordnung bisher der positiven Mehrheit angeschlossen. Hoffentlich bleibt es auch bei dieser zweiten löblichen Ausnahme von der sonstigen Bassermannschen Verneinungs- und Verhetzungstaktik. Sollten wider Erwarten sich nationalliberale Abgeordnete zu der obstruierenden Linken schlagen, so würde auf sie die schwere Verantwortung fallen für das Scheitern eines gewaltigen sozialpolitischen Fortschrittes.

Im anderen Falle, wenn die nationalliberale Fraktion in der Mitarbeit an dem großen Werk ausharrt, kann die fruchtbare gemeinsame Arbeit auf die Wahltaktik der beteiligten Parteien gegen einander noch einen vorteilhaften Einfluß ausüben. Die besonnenen Elemente in der nationalliberalen Partei werden diese Aussicht nicht wegwerfend behandeln. Denn wenn auch für die meisten Teile des Reiches ein allgemeines Wahlabkommen zwischen der nationalliberalen und der fortschrittlichen Partei von der Zentrale vereinbart ist, so sind doch, wie auch die Offiziösen richtig hervorheben, zahlreiche und bedeutende „örtliche Widerstände" zutage getreten, so daß von einer durchgehenden liberalen Wahlversicherung auf Gegenseitigkeit längst nicht mehr gesprochen werden kann. Dazu kommen dann noch die vielen Wahlkreise, in denen der nationalliberale Besitzstand gegenüber der Sozialdemokratie nur mit Hilfe von konservativen oder Zentrumsstimmen zu retten ist.

Alles in allem genommen, ist ein Obstruktionsversuch seitens der Linken nicht mit Furcht, sondern mit einer gewissen Freude zu begrüßen. Denn nichts wird besser zur Klärung beitragen, und die liegt gerade in unserem Interesse.

Marokko und Delcassé redivivus.

Während die Unruhen in Mexiko nach den neueren Nachrichten einem friedlichen Ausgang unter dem Rücktritt des 81 jährigen Präsidenten Diaz entgegengehen, scheinen die Wirren im afrikanischen Scherifenreiche Europa mit der Neuaufrollung der „marokkanischen Frage" beglücken zu wollen. Ist das Zufall oder Kausalzusammenhang, daß die Krisis in Marokko mit dem Wiedereintritt des Herrn Delcassé in die französische Regierung zusammentrifft? Tatsache ist, daß sich in Frankreich eine lebhafte und starke Strömung geltend macht für einen Eroberungszug nach Fez, und daß das Ministerium Monis-Delcassé-Cruppi sich anschickt, „aufs ganze zu gehen".

Die deutsche Regierung läßt offiziös bemerken, daß die Lage in Marokko „noch sehr unklar" sei und daß diese Lage in „unerfreulicher" Weise von einem Teil der ausländischen Presse benützt werde, um allerlei aufgeregte und vielfach einander widersprechende Nachrichten in die Welt zu setzen. Noch deutlicher wird der warnende Ton in dem Zusatz: „Bei einigen französischen Blättern spielt dabei der Wunsch mit, die französische Regierung zu einem militärischen Einschreiten zu drängen." Das ist in der Tat der Fall; der sehr beachtenswerte „Temps" hat sogar direkt die Regierung aufgefordert, sofort ein Heer nach Fez marschieren zu lassen, und zwar ohne vorherige Fühlungnahme mit den anderen Mächten, weil die französische Militärmission unbedingt gerettet werden müsse. Ob die Lage dieser Militärmission sowie der Europäer in Fez wirklich so kritisch ist, bleibt vorläufig noch zweifelhaft, da die amtliche Bestätigung der gefährlichen „Nachrichten" aus Fez noch fehlt. Sollte aber Frankreich ein Heer nach Fez werfen wollen, so würde man den Soldaten ein Retourbillett geben müssen, um der Algecirasakte treu zu bleiben. Denn eine dauernde Okkupation der Hauptstadt bedarf von Rechts wegen der Zustimmung der Signatarmächte. Unsere deutschen Offiziösen sprechen sich über diese Eventualität vorläufig noch nicht aus, sondern rechnen zunächst nur mit der Tatsache, daß der Sultan die französische Regierung gebeten hat, ihm die im Schauja-Gebiet vorhandenen Sultanstruppen zu Hilfe zu schicken, und daß die französische Regierung im Begriffe ist, diesem Wunsche zu entsprechen. Freilich schickt die französische Regierung gleichzeitig neue eigene Truppen in das Schaujagebiet, und es wird auch gemeldet, daß im Westdistrikt von Uschda die französische Truppenmacht verstärkt werde. Mit der Möglichkeit eines konzentrischen Vorstoßes gegen die Hauptstadt wird also gerechnet werden müssen. Ob nun unsere Regierung ihre Rechte und Interessen durch eine vorbeugende Aktion geltend machen oder ein fait accompli in Fez abwarten soll, läßt sich nur unter Kenntnis der ganzen diplomatischen Akten entscheiden, ist also den verantwortlichen Ministern vorläufig zu überlassen. Zum Glück haben wir ja jetzt einen Staatssekretär des Auswärtigen und einen Reichskanzler, die bis in die alldeutschen Reihen hinein mehr Vertrauen genießen, als der sanfte Herr v. Schön und der Wortkünstler Bülow. Und dann ist auch die Gesamtlage in Europa derartig, daß wir eine neue Auflage der Marokkoverhandlungen zurzeit mit noch mehr Gemütsruhe an uns herankommen lassen können, wie 1905 die erste Auflage. Wenn auch Delcassé wieder da ist, so fehlt doch König Eduard. Auch in Rußland ist manches anders geworden.

Das Heidegrab.

Und Frühling wird's, selbst auf den stillsten Stätten
Auch auf der Heide liegt ein stilles Grab.
Vom weissen Birkenbaum die Silberketten,
Sie fallen sanft auf seinen Stein herab. —

Das Grab liegt einsam, ohne Schmuck und Zierde,
Im kleinen Friedhof, fern im Heidehag.
Der Stein ist grau und schwer, wie einst die Bürde,
Die auf dem Herz des stillen Toten lag . . .

Ich kenn' kein Herz und keine Hand hienieden
Die Blumen winden seiner letzten Ruh. —
Doch kommt der Frühling mit dem frohen Frieden,
Dann deckt er liebevoll den Hügel zu.

Vom wilden Rosenstrauch die schönsten Zweige,
Legt er versöhnend auf das stille Grab
Und auch die Sonne, eh' sie geht zur Neige
Schickt ihre wärmsten Grüsse ihm herab . . .

Eugenie Taufkirch.

Die Pensionsversicherung der Privatangestellten.

Von Dr. H. Müser, Essen.

Ein hochbedeutsames soziales Problem geht seiner Lösung entgegen: das Problem der Privatangestelltenversicherung. Es ist jetzt ein Jahrzehnt her, seit die Bewegung zugunsten einer staatlichen Angestelltenversicherung in den Reihen der Privatbeamtenschaft eingesetzt hat. In verhältnismäßig kurzer Zeit also hat sie zum Ziele geführt, den erstrebten Erfolg, wenn auch wohl nicht in dem ursprünglich erwarteten Umfang, gezeitigt. Freilich darf nicht außer acht gelassen werden, daß das Bemühen der Privatangestellten um die Sicherung von Pensions- und Hinterbliebenenbezügen von Anfang an in den weitesten Kreisen, namentlich aber bei der Mehrheit des Reichstags und auch bei der Regierung Verständnis und Unterstützung gefunden hat. Dabei bleibt jedoch bestehen, daß es in der Hauptsache dem einigen und energischen Vorgehen der Privatbeamten selbst zuzuschreiben ist, wenn die Einführung der staatlichen Versicherung jetzt in greifbare Nähe gerückt ist. Leider hat die anfänglich vorhandene volle Einigkeit und Geschlossenheit im Laufe der Zeit einen Riß bekommen, der verursacht wurde durch die Frage, ob Sonderkasse oder Ausbau der reichsgesetzlichen Invalidenversicherung. Während die Vertreter der übergroßen Mehrheit der Interessenten sich für die Sonderkasse bzw. für eine Verbindung der Sonderkasse mit der Invalidenversicherung, insofern dieser die Angestellten mit einem Gehalt bis zu 2000 Mk. nach wie vor neben der Privatbeamtenversicherung angehören sollten, eintraten, befürworteten die Vertreter der Minderheit den Ausbau der bestehenden Invalidenversicherung durch die Anfügung höherer Lohnklassen. Infolgedessen war ein weiteres gemeinsames Arbeiten ausgeschlossen. Die Minderheit schuf sich eine Vertretung in der sog. „Freien Vereinigung“, während die Mehrheit die ihrige in dem „Hauptausschuß für die Herbeiführung einer Privatangestelltenversicherung auf reichsgesetzlicher Grundlage“ behielt.

Die Regierung hat sich dem Standpunkte der Mehrheit angeschlossen. Schon in ihrer zweiten Denkschrift hat sie den Ausbau der Invalidenversicherung klipp und klar abgelehnt und als Gründe hierfür angegeben: 1. Die Anfügung neuer Lohnklassen würde zu einem Mißverhältnis zwischen Leistung und Gegenleistung bei den Privatangestellten zu ungunsten der Gesamtheit der Versicherten führen und 2. die Einführung der Berufsinvalidität und der Beginn der Altersrente mit dem 65. Lebensjahre — wie sie von den Privatangestellten gewünscht werden — würde auf dem Wege der Erweiterung der Invalidenversicherung nicht erreicht werden. Als den richtigen Weg zur Herbeiführung einer Privatangestelltenversicherung hat sie in der genannten Denkschrift die Schaffung einer Sonderkasse bzw. die Verbindung einer solchen mit der Invalidenversicherung in dem oben angeführten Sinne bezeichnet.

Die gleiche Auffassung kommt auch zum Ausdruck in dem kürzlich von der Regierung veröffentlichten Entwurf eines Versicherungsgesetzes für Angestellte, der augenblicklich den Bundesrat beschäftigt und demnächst, wahrscheinlich noch im Sommer, dem Reichstag zugehen wird. Es ist deshalb wohl verständlich, wenn der Entwurf von der auf dem Boden des Ausbaues stehenden Minderheit in Grund und Boden kritisiert und als gänzlich unbrauchbar abgelehnt wird, dagegen von der Mehrheit begrüßt und als eine brauchbare Grundlage für das zu schaffende Privatbeamtenversicherungsgesetz bezeichnet wird. Freilich ist der Entwurf nicht in allen Einzelheiten so, wie die Vertretung der Mehrheit — der Hauptausschuß — es sich gedacht hatte. Aber dieser hat sich auf den richtigen Standpunkt gestellt, daß es verkehrt ist, den Bogen zu überspannen, wenn etwas Positives geschaffen werden soll. Im übrigen hat er dem Wunsche der Regierung gemäß Stellung zu dem Entwurf genommen und Abänderungsvorschläge, soweit es ohne Gefährdung des Gesetzes möglich war, gemacht. In der Tat, wer im Augenblick ernstlich die Erreichung der Privatangestelltenversicherung will, der muß dafür sorgen, daß das Gesetz durch „diesen“ Reichstag verabschiedet wird. Das ist aber nur möglich, wenn er sich auf den Boden des Entwurfes stellt, der übrigens die vernichtende Kritik der gegnerischen Seite durchaus nicht verdient.

Wenn wir im folgenden auf den Entwurf selbst kurz eingehen, so können wir selbstverständlich nicht alle Einzelheiten in den Kreis der Erörterung ziehen; wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, die Hauptpunkte kurz zu berühren.

Zunächst taucht wohl die Frage auf: Welche Personen sollen denn dem neuen Versicherungsgesetz unterstellt werden? Nach der dem Entwurf beigefügten Begründung sollen versicherungspflichtig sein „alle männlichen und weiblichen Angestellten, die gegen Entgelt im Jahresbetrag von nicht mehr als 5000 *M* beschäftigt werden, das 16. Lebensjahr vollendet haben und vor vollendetem 60. Lebensjahre in eine versicherungspflichtige Beschäftigung eingetreten sind, soweit sie nicht bereits berufsunfähig im Sinne des Entwurfs oder aus anderen Gründen zu befreien sind“. Den Begriff des Angestellten zu definieren, lehnt der Entwurf ab. In der Begründung heißt es, der Gesetzentwurf grenze den Kreis der Versicherungspflichtigen dadurch ab, daß nach unten hin alle der handarbeitenden Bevölkerung angehörenden Personen, nach oben hin die Selbständigen von der Versicherung ausgeschlossen werden. Man hat darüber gestritten, ob das in der Begründung Gesagte in dem § 1 des Gesetzentwurfs, der 6 Kategorien versicherungspflichtiger Personen aufzählt, zum Ausdruck komme. Von verschiedenen Seiten ist das bestritten und deshalb gefordert worden, daß noch bestimmte Berufsgruppen, die der Versicherungspflicht unterliegen sollen, im § 1 besonders aufgeführt werden. Man wird aber zugeben müssen, daß es bei der heutigen Wirtschaftsentwicklung sehr schwer, wenn nicht unmöglich ist, alle versicherungspflichtigen Berufsgruppen aufzuzählen. Zudem ist der § 1 des Entwurfs dem § 1212 der Reichsversicherungsordnung nachgebildet, bezüglich dessen eine langjährige Rechtsprechung des Reichsversicherungsamtes vorliegt. Diese kommt somit auch bei der Auslegung des § 1 zur Anwendung.

Daß für die Versicherungspflicht eine Gehaltsgrenze von 5000 *M* festgesetzt werden soll, findet in weiten Kreisen der Angestellten keine Zustimmung, weil man hier der Ansicht ist, daß es der Fälle genug in der Praxis gibt, wo ein Angestellter, der heute noch ein Gehalt von 5000 *M* hat, morgen schon mit einem weniger einbringenden Posten sich begnügen muß. Die Gehaltsgrenze von 5000 *M* soll deshalb nur für die Bemessung der Beiträge und dementsprechend der Leistungen gelten. An Gehaltsklassen sieht der Entwurf 9 vor.

Was die zu entrichtenden Beiträge angeht, so sollen die Mittel für die Versicherung von den Arbeitgebern und den Versicherten allein aufgebracht werden. An Monatsbeiträgen, die von den Arbeitgebern und den Versicherten je zur Hälfte zu tragen sind, sollen nach dem Entwurf gezahlt werden: in Gehaltsklasse A *M* 1.60, in B *M* 3.20, in C *M* 4.80, in D *M* 6.80, in E *M* 9.60, in F *M* 13.20, in G *M* 16.60, in H *M* 20.— und in I *M* 26.60. Die Anerkennungsgebühr zur Aufrechterhaltung der Anwartschaft beträgt jährlich *M* 3.—. Die Beiträge sind für die männlichen und weiblichen Versicherten gleich. Eine Abstufung derselben nach dem Alter findet nicht statt, weil sonst die Arbeitsbedingungen für die älteren Angestellten wesentlich erschwert würden.

Die vorgeschlagenen Beiträge entsprechen nicht den vom Hauptausschusse gewünschten und in der zweiten Denkschrift gebilligten. Sie betragen 8% von dem „versicherten Einkommen", während Hauptausschuß und Denkschrift 8% von dem **durchschnittlichen Einkommen** in den einzelnen Gehaltsklassen erhoben haben wollten. Es sind deshalb als Monatsbeiträge in den einzelnen Gehaltsklassen folgende Sätze vorgeschlagen worden: 2, 4, 6, 8, 11, 15, 18, 23 und 30 M. Da nach den Beiträgen sich die Leistungen richten, so werden bei einer Steigerung jener auch diese sich erhöhen. Man wird daher die Erhöhung der Beiträge billigen können und müssen. Denn daß die vorgesehenen Leistungen eine Steigerung wohl brauchen können, kann wohl nicht geleugnet werden.

Welche Leistungen sind denn in Aussicht gestellt? Vorgesehen sind Ruhegeld und Hinterbliebenenrente. Ruhegeld wird gewährt im Falle der Berufsunfähigkeit oder bei Erreichung des 65. Lebensjahres, falls die Wartezeit erfüllt und die Anwartschaft aufrechterhalten ist; Hinterbliebenenrente, die in Witwen- und Waisenrente zerfällt, wenn der Verstorbene zur Zeit seines Todes die Wartezeit für das Ruhegeld erfüllt und die Anwartschaft aufrecht erhalten hat. Als berufsunfähig gilt ein Versicherter dann, wenn seine Arbeitsfähigkeit auf weniger als die Hälfte eines körperlich und geistig gesunden Versicherten von ähnlicher Ausbildung und gleichwertigen Kenntnissen und Fähigkeiten herabgesunken ist. Unter Umständen kann ein Heilverfahren angeordnet werden. Die Wartezeit beträgt beim Ruhegeld für männliche Versicherte 120, für weibliche 60, bei den Hinterbliebenenrenten 120 Beitragsmonate. Das Ruhegeld beläuft sich nach Ablauf von 120 Beitragsmonaten auf ein Viertel des Wertes der in dieser Zeit entrichteten Beiträge, bei weiblichen Versicherten nach Ablauf von 60 und vor Vollendung von 120 Beitragsmonaten auf ein Viertel des Wertes der in den ersten 60 Beitragsmonaten entrichteten Beiträge. Die Witwenrente beträgt zwei Fünftel des Ruhegeldes, das der Ernährer zurzeit seines Todes bezogen hat oder im Falle der Berufsunfähigkeit bezogen hätte, die Waisenrente ein Fünftel bzw. bei einer Doppelwaise ein Drittel der Witwenrente.

Bezüglich der **Verwaltung der Versicherungskasse** ist zu bemerken, daß Träger der Versicherung die zu errichtende Reichsversicherungsanstalt für Angestellte sein wird, deren Organe Direktorium, Verwaltungsrat, Verwaltungsausschuß, die Rentenausschüsse und die Vertrauensmänner sind. Die letzteren, die je zur Hälfte aus den versicherten Angestellten und ihren Arbeitgebern genommen werden, wählen die Beisitzer für die Rentenausschüsse, die vor allem über die Anwendung des Invaliditätsbegriffs zu entscheiden haben, für die Schiedsgerichte und das Oberschiedsgericht, die rechtsprechenden Behörden in höherer Instanz, und für den Verwaltungsrat. Dieser wählt aus seiner Mitte den Verwaltungsausschuß, der die Verwaltung der Reichsversicherungsanstalt zu beaufsichtigen hat. Präsident und Mitglieder des Direktoriums werden auf den Vorschlag des Bundesrats vom Kaiser auf Lebenszeit, die übrigen Beamten werden vom Reichskanzler ernannt. Wenn dem Verwaltungsausschuß ein Mitwirkungsrecht bei der Ernennung der Beamten zugestanden wird, so kann man sich mit Rücksicht darauf, daß das Reich die Verantwortung für die Verwaltung der Versicherungskasse tragen soll, mit der vorgeschlagenen Organisation wohl einverstanden erklären.

Einen Hauptstreitpunkt in der Frage der Privatangestelltenversicherung hat stets die Frage gebildet, wie es mit der **Zulassung von Ersatzkassen** gehalten werden soll. Der Entwurf läßt Ersatzkassen grundsätzlich nicht zu. Fabrik-, Seemanns- und ähnlichen Kasseneinrichtungen gibt er jedoch die Möglichkeit des Weiterbestehens durch die Zulassung einer Art Rückversicherung in Höhe der reichsgesetzlichen Leistungen. Neuerdings verlautet, daß die Regierung sich entschlossen habe, den Abschnitt des Entwurfs, der von den Ersatzkassen handelt, umzuarbeiten und diese unter bestimmten Bedingungen zuzulassen. Jedenfalls müssen aber die hierauf bezüglichen Bestimmungen so gefaßt werden, daß eine Gefährdung der reichsgesetzlichen Versicherung ausgeschlossen ist.

Eine dankbare Aufgabe für die Presse.

Von Diplom-Ingenieur Hugo Althoff.

Unsere Tageszeitungen sind im allgemeinen von einer außerordentlichen Vielseitigkeit. Sie registrieren sorgfältig jeden Unfall, der in oder außerhalb Deutschlands vorkommt, unterrichten über Krankheit, Urlaub und Reisen der kleinsten diplomatischen und sonstigen Größen, bringen Lebensbilder von jedem Manne, der das Glück hat, eine öffentliche hervorragende Stellung zu bekleiden, unbekümmert um Erfolge oder Nichterfolge, die er in dieser Stellung erzielte. Alle irgendwie sensationellen Gerichtsverhandlungen werden wochenlang, spaltenlang breitgetreten. Die neuesten Errungenschaften und Torheiten der Mode — die Rockhosen eingeschlossen — werden gewissenhaft in einem besonderen wöchentlichen Artikel behandelt. Unter Vermischtes werden dem gutgläubigen Leser die haarsträubendsten Geschichten vorgesetzt.

Mit einem Wort: sie passen sich möglichst eng der Lesewut ihrer Abonnenten an.

Das größte leisten darin die sogenannten unabhängigen Zeitungen für jedermann. Bei ihnen kommen noch die aus Italien oder Spanien oder wo möglich noch weiter geholten Schauermären von entlaufenen Nonnen und Mönchen und entarteten katholischen Priestern hinzu, die ziehen immer.

Man kann es den Zeitungen in mancher Beziehung gewiß nicht verdenken, denn der klingende Erfolg ist vielen der schönste, und wie klingend der Erfolg bei den unabhängigen Zeitungen ist, zeigt sich ja in der großen Zahl ihrer Abonnenten.

Es ist hier nicht der Platz, die Frage zu erörtern, wohin es führen muß, wenn die Leiter der öffentlichen Meinung sich einzig nach dem Sensationsbedürfnis ihrer Leser richten, welche Geistesverflachung das im Gefolge haben muß. Auch wollen wir nicht unausgesprochen sein lassen, daß ernste politische Blätter auch höheren Geistesbedürfnissen in ausgedehntem Maße Rechnung tragen.

Abgesehen von der reinen Politik und der politischen Aufklärung und Schulung kommen die weiten Gebiete der sozialen Fürsorge, die schöne Literatur, Handel und Industrie in ausgiebiger Weise zu Worte. Aktuelle kirchliche Fragen finden genügende Bearbeitung. Auch die Rechtskenntnisse des Volkes werden hin und wieder durch populär gehaltene Aufsätze erweitert.

Nur ein Gebiet, ein großes Gebiet, findet man selten oder gar nicht in den Tageszeitungen vertreten, ein Gebiet, dessen Hauptentwicklung in den letzten 50 Jahren liegt, das also gewiß aktuell ist und wohl eines regelmäßigen Platzes in der Presse würdig ist — die Technik, und wenn sie ab und zu vertreten ist, dann ist sie es nicht so, wie es vom Standpunkt des Volkes zu wünschen wäre.

Ein tieferes Verständnis für das Wesen der heutigen hochentwickelten Technik geht dem Volke vollständig ab. Das Sensationelle findet in der Presse immer seinen Platz. Die Erfolge der Luftschiffahrt, jeder neue Rekord ist verzeichnet. Wenige Zeitungen geben sich aber die Mühe, das Grundlegende herauszuheben, die wissenschaftlichen Vorbedingungen in einer Form zu geben, die dem halbgebildeten Laien verständlich ist. Der Leser ist auf das Nachschlagen größerer Werke angewiesen, das ist zeitraubend und oft unmöglich, da die meisten Werke dieser Art für Fachleute und nicht für Laien geschrieben und zu theoretisch gehalten sind, als daß sie ohne Vorstudium mit einigem Nutzen vom Laien gelesen werden könnten. So kommt es, daß die interessantesten Vorträge, sogenannte populärwissenschaftliche, aus den Gebieten der Technik so oft auf langweilige Gesichter stoßen.

Vor einiger Zeit hörte ich einen Vortrag über drahtlose Telephonie; der Saal war gut besetzt, ein Zeichen, daß wohl ein Interesse für solche Fragen vorhanden ist. Sobald es krachte und Funken flogen, allseitig gespannte Gesichter, wenn aber die Rede folgte von Induktion und Wellentheorie verständnisloses Gähnen.

Woher das? Es fehlen dem Volke die Grundlagen, ein halbwegs genügendes Verständnis für die wesentlichen Eigenschaften der Elektrizität. Gewiß man hörte in der Schule davon, aber für vieles bekommt man erst später Verständnis und zwischen Schule und jetzt drängt sich eine Erfindung nach der anderen.

Wie in der Elektrizität, so überall. Man könnte Bücher schreiben über die rührenden Unkenntnisse auch der gebildeten Stände über die aktuellsten Fragen der Technik.

Täglich liest man in den Zeitungen von Bauten, die in Eisenbeton ausgeführt werden. Das Gespräch kam darauf. Von fünf akademisch gebildeten Anwesenden konnte keiner sagen, was Eisenbeton ist. Dieselbe Unkenntnis herrscht auch über das technische Studium. Vor einem Jahr noch konnte mich ein Offizier fragen: „Was ist das: ein Diplom-Ingenieur?" und daß ein Abiturient zur Hochschule kam, um Technik zu studieren, ohne zu wissen, daß es Hoch- und Tiefbau, Maschinenbau, Elektrotechnik usw. und auch in diesen noch Spezialabteilungen gibt, ist noch gar nicht lange her.

Wenn auch die Technik noch jung ist, so muß doch jeder zugeben: „Das darf nicht sein." Hier ist eine Lücke auszufüllen, hier findet vor allem die gelesene Tagespresse eine dankbare Aufgabe. Dankbar ist sie, das weiß ich aus Erfahrungen, aus Vor-

trägen über die einfachsten technischen Fragen, die, in der richtigen Form gebracht, bei Arbeitern und Gesellen ein aufmerksames Ohr und gutes Verständnis fanden.

Mit wieviel größerer Freude muß der Mensch durch die Welt gehen, wenn er sich unter Dingen, die er täglich sieht und hört, etwas denken kann, wenn er die Wunder der Technik, wenn auch nur in den Hauptlinien begreift.

Der Weg liegt offen: „Allgemeinverständliche Aufsätze aus den vielseitigen Gebieten der Technik. Neben den politischen, juristischen usw. Arbeiten auch technische; vielleicht ist dann auch Aussicht vorhanden, daß die oft haarsträubenden Artikel, von ich weiß nicht welchem Mitarbeiter geschrieben, über Bauausführungen und technische Anlagen verschwinden, die in ihrer Unkenntnis die Tatsachen auf den Kopf stellen und einem ehrlichen Techniker das Herz im Leibe umdrehen.

Die Arbeitslosenversicherung der Stadt Freiburg i. Br.

Von Dr. Jos. Ehrler in Freiburg.

Unsere moderne wirtschaftliche Entwicklung drängt immer mehr auf Lösung des Problems der Arbeitslosenfürsorge hin. Eine ganze Reihe öffentlicher Körperschaften haben sich in letzter Zeit mit der Frage beschäftigt und eine gesetzliche Regelung derselben gefordert. Namentlich eine Anzahl Verwaltungen größerer Städte sind es, die zu dem Problem Stellung genommen haben, da gerade für sie die Fürsorge für die Arbeitslosen sich immer mehr zu einer bedeutsamen Angelegenheit auswächst. Nur über das „Wie" der gesetzlichen Regelung gehen die Meinungen noch weit auseinander, was ja bei der Schwierigkeit der Materie auch wohl zu begreifen ist. Die badische Regierung hat über die Frage der Arbeitslosenfürsorge im Jahre 1909 eine ausführliche Denkschrift herausgegeben und darin auch die Forderung der kommunalen Zwangsarbeitslosenversicherung erwogen. Dazu sei aber ein Gesetz nötig, das die Gemeinden befugt, auf Grund eines Ortsstatuts die obligatorische Arbeitslosenversicherung der ortseingesessenen Arbeiter einzuführen und hierzu Beiträge zu erheben. Von den Stadtverwaltungen haben sich in letzter Zeit die Magdeburger und die Düsseldorfer für die kommunale Zwangsarbeitslosenversicherung entschieden. Eine solche bestand eine Zeitlang in der Stadt St. Gallen; sie stellte aber ihre Tätigkeit mit einem ziemlichen Mißerfolg alsbald wieder ein.

Die Gewerkschaften haben sich auf dem Stuttgarter Kongreß für ein reformiertes „Genter System", für Staatszuschüsse an die Arbeiterorganisationen, die Arbeitslosenunterstützung gewähren, ausgesprochen und halten im wesentlichen auch heute noch an diesem Standpunkte fest.

Die deutschen Städte, die bisher auf diesem schwierigen Gebiet praktische Versuche unternommen haben, haben sich für die freiwillige Arbeitslosenversicherung entschieden, da für ein anderes Vorgehen bis jetzt die nötigen gesetzlichen Unterlagen und Erfahrungen fehlen.

In Freiburg i. Br. hat sich der Bürgerausschuß schon bei der Beratung des Voranschlags für das Jahr 1909 eingehend mit der Frage der Arbeitslosenfürsorge und Arbeitslosenversicherung befaßt und folgenden Beschlußantrag angenommen: „Der Stadtrat möge — in Verbindung mit der sozialen Kommission — die Durchführbarkeit einer Arbeitslosenversicherung einer Prüfung unterziehen und, falls sich eine befriedigende Lösung findet, dem Bürgerausschuß (Stadtverordnetenversammlung) eine entsprechende Vorlage unterbreiten."

Nach wiederholten eingehenden Beratungen, die namentlich den aus Handwerker- und Unternehmerkreisen geäußerten grundsätzlichen Bedenken galten, glaubte die soziale Kommission einstimmig dem Stadtrat die versuchsweise Einführung einer freiwilligen Arbeitslosenversicherung nach dem Genter System empfehlen zu sollen.

Die Stadtverwaltung stand zwar wie die übrigen größeren Städte des Landes auf dem Standpunkte, daß eine befriedigende Lösung dieses wichtigen Problems nur durch eine reichsgesetzliche Regelung erreicht werden könne. Einer solchen Regelung stehen aber vorerst noch so ungeheure Schwierigkeiten entgegen, daß in absehbarer Zeit an irgend welche Maßnahmen in dieser Hinsicht nicht zu denken ist. Wenn sie sich dennoch entschlossen hat, einen Versuch mit einer Arbeitslosenversicherung zu machen, so geschieht dies einerseits, um die Armenpflege — und indirekt auch die Krankenkassen — zu entlasten, die infolge der Arbeitslosigkeit stark in Anspruch genommen werden, anderseits um dem Sinken der von diesem Uebel Betroffenen auf ein tieferes sittliches und wirtschaftliches Niveau und damit einer Gefahr für die öffentliche Ordnung und Wohlfahrt nach Kräften vorzubeugen.

Der Grundsatz der Selbsthilfe unter Beistand der Gemeinde, auf dem das Genter System und dessen Abarten aufgebaut sind, rechtfertigt seiner erzieherischen Wirkung und geringen finanziellen Aufwendung wegen wohl den Versuch einer Stadtgemeinde mit dieser Art Arbeitslosenversicherung. Schließlich ist auch noch zu berücksichtigen, daß eine reichsgesetzliche Regelung dieser außerordentlich schwierigen Frage erst dann möglich sein wird, wenn die größeren Städte darin die Vorarbeit leisten und die für den Aufbau und die Ausgestaltung einer derartigen Versicherung nötigen Erfahrungen sammeln.

Die Stadtverwaltung hat sich zwar schon bisher die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit in hohem Grade angelegen sein lassen: einmal und zunächst durch die im Jahre 1892 errichtete Arbeitsnachweisanstalt, das heutige Arbeitsamt, welches sich zu einem bedeutenden Zentralvermittlungsinstitut für Arbeit jeder Art entwickelt hat, dessen Wirksamkeit weit über die Grenzen des Stadtgebiets hinausreicht; sodann durch die seit einer Reihe von Jahren alljährlich im Winter vorgesehenen Notstandsarbeiten und schließlich durch Armenunterstützung. Für Notstandsarbeiten hat die Stadt im Winter 1908/09 44,000 ℳ und 1909/10 50,000 ℳ ausgegeben, während sie diese Arbeiten sonst um die Hälfte dieser Summen hätte ausführen lassen können. Da jedoch durch diese Maßnahmen dem Uebelstand nicht wirksam genug begegnet werden konnte, so wurde als weiteres Glied in der Kette der städtischen Fürsorgeeinrichtungen die Arbeitslosenversicherung eingeführt.

Die Stadtverwaltung stellte hierfür mit Zustimmung des Bürgerausschusses vorerst versuchsweise für das Jahr 1909/10 die Summe von 3000 ℳ in den Voranschlag ein. Zugelassen zur Versicherung werden:

a) Arbeiter, die der Arbeitslosenversicherungskasse eines Berufsvereins von Arbeitern und Angestellten angehören,
b) andere (nichtorganisierte) Arbeiter (in Erweiterung des Straßburger Systems), die unter den vorgeschriebenen Bedingungen an der für Arbeitslose bestimmten Spareinrichtung des städtischen Arbeitsamts teilgenommen haben.

Ausgeschlossen von der Versicherung sind alle beruflich und körperlich zu Notstandsarbeiten geeigneten Arbeiter: Erdarbeiter, Bautaglöhner, Maurer, Steinhauer, Gipser, (Bauarbeiter), ferner Arbeiter, die in den letzten 2 (3) Jahren in land- oder forstwirtschaftlichen Betrieben außerhalb der Stadt beschäftigt waren, mit Ausnahme derjenigen Arbeiter, welche schon in Freiburg beschäftigt waren und sich nur behufs Annahme nachgewiesener auswärtiger Arbeit in land- und forstwirtschaftlichen Betrieben vorübergehend von Freiburg entfernt haben.

Der städtische Zuschuß wird gewährt bei unverschuldeter, unfreiwilliger Arbeitslosigkeit und wenn der Arbeiter seit mindestens einem Jahr in Freiburg wohnhaft ist oder in den letzten drei Jahren mindestens ein Jahr ununterbrochen daselbst gewohnt hat. Bei Streiks und Aussperrungen, sowie bei Krankheit, Unfall oder Invalidität wird ein Zuschuß nicht gewährt.

Der Zuschuß beträgt für Angehörige von Berufsvereinen 50 Prozent von dem Unterstützungssatz, den der Arbeitslose jeweils von seinem Vereine bezieht; für Teilnehmer an der Spareinrichtung 50 Prozent von den Abhebungen vom Sparguthaben während der Dauer der Arbeitslosigkeit. Der Höchstbetrag ist auf 1 ℳ pro Unterstützungstag festgesetzt.

Die Unterstützungsdauer umfaßt 40 Tage innerhalb eines Jahres; für organisierte Arbeiter sind jedoch die bezüglichen Bestimmungen des Berufsvereins maßgebend. Der Zuschuß hört auf, sobald dem Arbeitslosen passende Arbeit im Berufe nachgewiesen wird. Ledige müssen auch auswärts Arbeit annehmen, falls nicht besondere Umstände vorliegen.

Die Versicherten müssen sich im Falle der Arbeitslosigkeit spätestens am ersten Werktag nach Eintritt derselben auf dem städtischen Arbeitsamt in eine Liste eintragen lassen. Der städtische Zuschuß wird erst vom sechsten Tage an nach Eintragung bei

diesem Amte bezahlt; für organisierte Arbeiter gilt die von den Berufsvereinen vorgesehene Frist.

Anspruch auf den städtischen Zuschuß haben diejenigen Berufsvereine von Arbeitern und Angestellten, welche ihren Mitgliedern Arbeitslosenunterstützung gewähren, sofern sie beim Stadtrat einen entsprechenden Antrag stellen und sich den Bestimmungen der Versicherungsordnung unterwerfen.

Arbeitslosen, welche nicht Mitglied eines Berufsvereins mit Arbeitslosenunterstützung sind, wird der städtische Zuschuß gewährt, wenn sie die hierfür eingerichtete Spareinrichtung benützt haben. Diese besteht darin, daß vom städtischen Arbeitsamt Sparhefte ausgegeben werden. Die Spareinlagen werden durch Ankauf und Einkleben von Sparmarken bewirkt. Die Höchstgrenze der Spareinlagen ist auf 40 ℳ festgesetzt. Der städtische Zuschuß wird im Verhältnis zum Sparguthaben gewährt. Der Versicherte erhält im ganzen 50 Prozent städtischen Zuschuß zu dem Betrag, auf den sich sein Guthaben bei Eintritt der Arbeitslosigkeit beläuft.

Dem Versicherten steht das freie Verfügungsrecht über sein Sparguthaben zu. Während der Zeit der Arbeitslosigkeit darf jedoch dasselbe entweder nur in dem festgesetzten Betrag und zu gleicher Zeit mit dem städtischen Zuschuß oder aber nur im Gesamtbetrag erhoben werden; im letzteren Fall erlischt der Anspruch auf städtischen Zuschuß. Der Betrag, der während der Dauer der Arbeitslosigkeit vom Sparguthaben erhoben werden darf, ist vorerst auf 1 ℳ pro Tag festgesetzt worden.

Alle Leistungen der Stadt aus der einzuführenden Arbeitslosenversicherung sind freiwillig; für die Beteiligten entstehen keinerlei Ansprüche. Ueber Streitigkeiten entscheidet ein Schiedsgericht, welches aus dem Vorsitzenden der Aufsichtskommission des Städtischen Arbeitsamts und je einem der vom Stadtrat in diese Kommission gewählten Arbeitgeber und Arbeitnehmer besteht. Der Bürgerausschuß hat in seiner Sitzung vom 31. März 1910 nach heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Vertretern der Arbeitgeber und Arbeitnehmer das Versicherungsstatut genehmigt und die vom Stadtrat für die Durchführung der Versicherung angeforderte Summe von 3000 ℳ bewilligt.

Wie sich die Entwicklung der Dinge gestalten wird, läßt sich vorerst schwer voraussagen. Jedenfalls wird sich in der Praxis noch da und dort das Bedürfnis herausstellen, die Versicherungsordnung zu ergänzen oder abzuändern.

Die Arbeitslosenversicherungsordnung ist am 1. September 1910 in Kraft getreten. Es haben bisher 16 Organisationen der freien Gewerkschaften mit 1766 Mitgliedern und 7 Organisationen der christlichen Gewerkschaften mit 367 Mitgliedern die Zulassung zur städtischen Versicherung nachgesucht. Die Aufnahmebedingungen haben alle Organisationen durch ihre Satzungen erfüllt. An der Spareinrichtung beteiligen sich für ihre Mitglieder die nachstehenden Vereine durch Entgegennahme der Anmeldungen und Verkauf von Sparmarken: Arbeiterbildungsverein, katholischer Gesellenverein, katholischer Arbeiterverein, evangelischer Arbeiterverein, Verband christlicher Schneider und Verband christlicher Maler.

Die Stadtverwaltung Freiburgs hat mit dieser neuesten Fürsorgemaßnahme dem reichen Kranze ihrer Wohlfahrtseinrichtungen einen weiteren wichtigen Zweig eingefügt, der von ihrem fortschrittlichen Geiste auf sozialpolitischem Gebiet und von ihrem großen Wohlwollen für die wirtschaftlich bedrängten Arbeiter zeugt. Im Dezember v. Js. hat auch die Stadtverordnetenversammlung in Schöneberg die Einführung einer Arbeitslosenversicherung unter Zugrundelegung der Freiburger Versicherungsordnung beschlossen. Möge in der nächsten Zeit noch in recht vielen Städten Freiburgs Vorbild Nachahmung finden!

Gnade.

Wenn die Gnade ihre Lenzgedanken
In die sündvereiste Seele legt,
Muss die Liebesreue Himmelsranken
Rosenduftend heben frohbewegt.
Sündendornen fallen vom Geäste,
Rosen blühen schön am Seelenfeste.

Eugen Mack.

Baumgartners Italienische Literaturgeschichte.[1]

Von Dr. Lorenz Krapp.

In einem der Gedichte Michelangelos, der auch in der italienischen Lyrik einen ehrenvollen Rang einnimmt, heißt es:

Nach vielen Jahren und nach vielen Proben
Gelingt's dem weisen Künstler, nah dem Tod,
Nach trefflicher Idee
In hartem Stein lebend'ges Bild zu formen.
Denn hohe, neue Dinge
Erreicht man spät, und wenig Zeit bleibt übrig.

Die Tragödie, daß so vieles Große Bruchstück und Torso bleiben muß, ist auch wahr geworden an Baumgartner. Als er die Hand an sein Riesenwerk einer Geschichte der Weltliteratur legte, wurden viele Stimmen des Zweifels laut, ob diese Aufgabe für die heutige Zeit mit ihrer unermeßlichen Fülle zu berücksichtigender Einzelforschungen nicht zu hoch sei, ob das Werk durch seine Hand seinen Abschluß finden könne. Die Tat zeigt, daß es selbst der genialen Begabung und dem eisernen Fleiße P. Baumgartners nicht gelang, und zwar trotz der großartigen Arbeitsteilung, trotz der Heranziehung des von Amanuensen mit herbeigeschafften Materials, also trotz dieser Umstände, die der Forschung der Mitglieder des Ordens der Gesellschaft Jesu ihren historischen Ruf der Gründlichkeit und Zuverlässigkeit eintrugen. P. Baumgartner hätte sich bescheiden und die Frucht des Arbeitsfleißes anderer weidlicher ausnutzen können; aber damit wäre nur ein zusammengeraafftes Kompendium wie bei ähnlichen Werken von Karpeles oder Storck entstanden, eine Zumutung, die dem wissenschaftlichen Gewissen Baumgartners schroff zuwiderlief. So müssen wir uns denn mit den bisherigen sechs Bänden zufrieden geben, wobei wir allerdings die Hoffnung haben, daß der Riesenarbeitsplan Baumgartners nicht vergebens entworfen wurde, sondern durch seine Ordensgenossen seinen Abschluß finden wird.

Die italienische Literatur war neben der deutschen das Lieblingsgebiet Baumgartners. In keinem der Briefe aus den letzten Jahren, die mir seine Hand — zuletzt vom Krankenbette aus — sandte, vergaß er, von ihr zu sprechen. Er beherrschte souverän die Sprache, er kannte selbst schwierige Dialekte wie etwa das Venezianische. Fast jedes der bedeutsameren Werke hatte er im Original gelesen; von Friedrich II. an — denn es ist eine Merkwürdigkeit dieser königlichen Literatur, daß an ihren Anfängen ein deutscher König und Kaiser steht — bis herab zu Fogazzaro, d'Annunzio, Matilde Serao, Arturo Graf. Dazu kam ein weiteres. Bei keiner Literatur kommt so sehr das Wort Goethes zur Geltung, daß der tiefste und eigentliche Gegenstand der Poesie das Verhältnis Gottes zur Menschheit sei. Von Guido Guinicelli, dem Troubadour der Zeit Thomas von Aquins an, über Dante, Petrarca, Ariost, Torquato Tasso, Manzoni bis herunter zu Fogazzaro geht durch die ganze italienische Dichtung ein religiöser und religionsphilosophischer Zug, und auch bei Alfieri, Leopardi, Carducci findet er sich, nur daß er hier als Antipode des Geistes jener Größeren auftritt und sich im Haß gegen die Kirche äußert. Zur erschöpfenden Darstellung einer solchen Literatur gehörte nicht bloß der Literaturhistoriker, sondern auch der gründliche Kenner der Theologie und Philosophie. Keine Literatur ist aber auch sensibler, einzig ausgenommen die deutsche, und die Literaturen des Ostens. Sie erforderte zu ihrer völligen Durchdringung auch das Gemüt eines Dichters.

Alle diese Eigenschaften aber vereinigten sich in Baumgartner. Kein Wunder, daß dieser sechste Band die Krone des bisherigen Werkes darstellt, an Gründlichkeit und Sicherheit des Urteils den früheren gleichsteht, an plastischer Darstellung und Wärme der Anteilnahme sie aber alle überragt.

Der Stoff ist statt der üblichen bisherigen Sechsteilung von Baumgartner in vier Büchern zusammengefaßt. Das erste behandelt das Mittelalter und die Frührenaissance. Seine Höhepunkte erreicht es in den Kapiteln 6 und 7 über Dante, 9 über Petrarca, 10 über Boccaccio und 13 über Lorenzo de Medici und Poliziano. Bei Dante verzichtet Baumgartner auf jede symbolische Erklärung und faßt das Weltgedicht des Florentiners als das, was es nach dem Geiste seiner Zeit war und sein wollte: als eine Wanderung der Seele durch Hölle, Fegfeuer und Himmel.

[1] Geschichte der Weltliteratur. Von Alexander Baumgartner, S. J. VI. Band: „Die italienische Literatur." 1.—4. Auflage. XXIII u. 943 Seiten. Freiburg i. B., Herder, 1911.

Er sieht in ihm keinerlei Allegorie, sondern nur lebenatmende Gemälde der Schrecken und Wonnen des Jenseits, eine Künstlerpredigt wie sie etwa der unbekannte Meister vom „Triumph des Todes“ im Camposanto von Pisa entwarf; nur daß Dante, der statt des Nebeneinanders der Malerei das Nacheinander der Epik zu wahren hatte, diese Aufgabe in der glücklichen Form einer Wanderung löste. Es tut wohl, gegenüber der Geheimniskrämerei und Zeichendeuterei der meisten Erklärer (die den Genius Dantes im Grunde beleidigen, weil sie ihm ansinnen, er habe seine Ideen und Gesichte nicht klar genug gefaßt, so daß sie des Erklärers bedürften) diese ruhige, klare Auffassung zu finden. Scharf und doch wieder besonnen ist das Urteil über Boccaccio, das diesem laszigen Weltkinde, aber glänzenden Stilisten vollauf gerecht wird.

Das zweite Buch umfaßt die Hoch- und Spätrenaissance mit ihren Gipfeln Ariosto und Torquato Tasso. Vor allem dem Letzteren gilt Baumgartners ganze innere Wärme. Das zehnte Kapitel, das Torquatos tragisches Leben schildert, liest sich wie eine elegische Dichtung. Hier kommt die Glut innerer Anteilnahme, ohne die kein großes Werk entsteht, am herrlichsten zum Ausdruck; das sinnende Auge glaubt im Hintergrunde den Himmel Italiens blauen, die stillen Gassen Ferraras auftauchen, die Gärten der Herren von Este blühen zu sehen. Und doch wie sachlich, wie aller Phrase und alles Feuilletonismus bar ist die Darstellung! Der Stilist in Baumgartner wächst hier zu seiner edelsten Höhe heran; ein heißer Atem des Lebens durchweht diese Zeilen, in denen er dem leidensvollen Dichter des christlichen Rittertums ein Denkmal setzt.

Im dritten Buche, dem der Neuzeit, sind am schärfsten herausgearbeitet Manzoni, Leopardi und Silvio Pellico, im vierten („Das geeinte Neuitalien 1870—1910“) Carducci, d'Annunzio und vor allem Fogazzaro, auf den fast 60 Seiten treffen. Hier durchbrechen auch zahlreiche Proben, vielfach aus der Hand Baumgartnes selbst, den Gang der Erörterungen. Bei aller sachlichen Entschiedenheit ist sein Urteil mild und nachsichtig. Vor allem Fogazzaro, den stillen Einsiedler der Valsolda, hat er mit inniger Liebe behandelt, so ernst er seine Irrtümer auch zurückweist. Er erkennt in ihm den tiefgläubigen Sohn der Kirche, der — wo er irrt — nur aus mißleiteter Liebe und Ueberschätzung der Gefahren unserer Zeit für den ewigen Felsgrund der Kirche irrt. Inzwischen ist Fogazzaro am 7. März Baumgartner, seinem feinfühlenden Kritiker, im Tode nachgefolgt. Hätten sich beide Männer im Leben nahetreten können: gewiß hätte Fogazzaro bei der edlen Männlichkeit, bei dem liebevollen Verständnisse des Jesuiten vieles, wenn nicht alles Irrtümliche in seinem Schaffen erkannt. Denn sie waren zwei kongeniale Naturen, beide von Mutterblut her Söhne der Alpen mit ihrer Geradheit und Treue.

Die Zusammenfassung des Materials in wohlgeordneten Gruppen, die Uebersichtlichkeit, die scharfe Hervorhebung des Bedeutenden in diesem Werke ist wahrhaft staunenswert. Wiese-Percopos italienische Literaturgeschichte ist ausgeschmückt mit Illustrationen; dies Buch ist es nicht, aber dennoch erschafft es in der Seele des Lesenden viel lebensvollere, abgerundete Bilder. Der Stil paßt sich feinsinnig dem Behandelten an: bei Dante ernst und getragen, bei Tasso voll leiser Elegie, bei Manzoni schlicht und innig, und dennoch steht immer die markige Persönlichkeit des Mannes dahinter, der ein Sohn eines der kraftvollsten Kantone der Schweiz, St. Gallens, war. Reiche Literaturangaben weisen dem Leser den Weg zu weiterem Forschen; nur selten vermißte ich hier ein wichtigeres Werk, so etwa die glänzende Uebertragung der Gedichte Michelangelos von Nelson (Jena, Diederichs).

Der Tod hält wahrlich reiche Ernte in der letzten Zeit. Wer wird uns Baumgartner ersetzen? Wer wird diese Vereinigung von eisernem Fleiß und künstlerischem Anschauungsvermögen wieder in sich tragen und sie im Dienste des christlichen Gedankens verwerten? Ich weiß zur Stunde niemand. Wie eine Ruine mutet schon das letzte Buch dieses Werkes an; einige Kapitel sind pietätvoll nur mehr mit den Bruchstücken gefüllt, die Baumgartners Hand hinterließ. Soll auch das ganze großartige Werk ein Torso bleiben? Hoffen wir, daß Gott einen senden wird, der das rechte Herz und die rechte Hand hat, dies Standardwerk literarischer Forschung zu glücklichem Ende zu führen.

Christus medicus.

In heisser Fieberqual lag ich darnieder;
Unruhig pocht mein Herz in wildem Schlag,
Und dunkle Schatten jagten auf und nieder
In wirrem Totentanz, so Nacht wie Tag.

Da kamst du selbst beim ersten Morgengrauen
Und reichtest mir die weisse Heilandshand;
Ich durfte in dein mildes Auge schauen,
Durft sehen dich im hellen Lichtgewand.

Verschwunden war das Heer der düstern Schatten,
Gekühlt des wilden Fiebers heisser Brand,
Und müde, schlummerleere Lider hatten
Sich bald gesenkt im Schlaf — von dir gesandt.

Fr. Denzer.

Städtebaukunst und Stadtentwicklung in Wien.

Von Dr. Eugen Lanske.

Das vergangene Jahrzehnt stand im Zeichen eines heranreifenden Wohnungsbewußtseins. Namentlich in den Großstädten nahm man das Zukunftsbild einer idealen Stadtbesiedelung in sich auf, welches aber zur herrschenden „Wohnsitte“ meist in einem diametralen Gegensatz steht. Der „Zug aufs Land“, der sich in unseren Großstädten immer mehr geltend macht, ist nichts anderes als der auf höhere Gesellschaftsschichten übergeleitete Fluktuationsdruck der zur Stadt strömenden Proletariermassen, so daß das Großstadtleben für viele Familien nur ein sich auf mehrere Generationen erstreckendes Durchzugsstadium bedeutet, soweit sie nicht — die Statistik sagt, im Durchschnitt nach der vierten Großstadtgeneration — aussterben.

Diesem Zustande will nun eine Verjüngung der Großstadt, speziell eine Siedlungsästhetik und Sozialhygiene entgegenwirken. Man erinnerte sich, daß schon das alte Rom bei seinen „Foren“ Städtebaukunst getrieben hatte, daß Napoleon III. bei Anlage der Pariser Boulevards einen für die Entwicklung des Großstadtlebens genialen Vorblick bekundet hatte; man hörte, daß in Amerika, wo das überschüssige Völkerchaos der alten Welt die Industriezentren umbrandet, der Städtebau in mustergiltige Formen geleitet wurde, namentlich in Boston, wo ein ungeheurer Parkbezirk mit einem Riesenaufwand von 150 Millionen Mark geschaffen wurde. Das vergangene Halbjahr brachte endlich auch in den beiden deutschen Metropolen, in Berlin und Wien, bedeutsame kulturpolitische Kundgebungen auf dem Gebiete der Wohnungspflege: die allgemeine Städtebauausstellung in Berlin und den internationalen Wohnungskongreß in Wien.

Die historische Entwicklung Berlins stellt dessen Stadtbaupolitik in einen gewissen Gegensatz zu Wien. Das Großberlin von heute nahm seinen Aufschwung seit dem siebziger Kriege, nach welchem sich eine wahre Völkerflut über die neue Kaiserstadt an der Spree ergoß; in den ersten Jahrzehnten weltstädtischen Daseins mußten naturgemäß die unmittelbar vitalen und praktischen Interessen die ästhetischen und teleologischen zurückdrängen.

Die alte Kaiserstadt an der Donau nahm einen anderen Entwicklungslauf, kontinuierlich, nicht sprunghaft; nicht prinzipiell provisorisch, sondern für relative Dauer berechnend, wozu man sich in Berlin erst heute, dafür um so großzügiger, entschließt. Wie der Stamm Ring an Ring ansetzt, so entwickelte sich Wien historisch von engeren zu immer weiteren Stadtgrenzen. Das Wien der Kongreßzeit, umgeben von Bastei und Glacis, hatte seinen knappen Rahmen 1856 gesprengt, als auf Befehl Franz Josefs I. die Stadtmauer geschleift und an deren Stelle die herrliche Ringstraße gebaut wurde. Wien bildete nun mit den neun Vorstädten eine Kommune, die sich bis zu den sogenannten Linienwällen dehnte, welche man nach den Türkenkriegen zum Schutze gegen die Ueberfälle der räuberischen Kurutzen errichtet hatte. 1891 wurden die Grenzen abermals

zu eng; es wurden die Vororte der Großstadt einverleibt und die neue Stadtgrenze zog vom Leopoldsberge an der Donau über die Kammlinien des Wiener Waldes bis Schwechat, ebenfalls am rechten Donauufer gelegen. 1905 fand die dritte und letzte Stadterweiterung der neueren Zeit statt, indem große Gebiete am linken Donauufer mit Rücksicht auf die dort aufblühende Industrie, sowie auf die daselbst projektierte Einmündung des Donau-Oderkanals der Stadtgrenze eingerückt wurden.

Berücksichtigt man nun unter den programmatischen Gesichtspunkten der Berliner Städtebauausstellung — 1. Verkehrs- und Transportmittel; 2. Waldgürtel, Parkanlagen, Spiel- und Sportplätze, Friedhöfe; 3. Straßen, Plätze, Brücken; 4. Innenstadt, Geschäftsviertel; 5. Erweiterungsanlagen, Zonenbebauung, Vororte, Gartenstädte, Arbeitersiedlungen — das siedlungstechnische Bild des heutigen Wien, so wird man darin die Forderung moderner Städtebauwissenschaft so ziemlich verwirklicht sehen. Diese anachronistische Merkwürdigkeit ist zum Teil auf das historische und dadurch in unbewußter Natürlichkeit vor sich gegangene Wachstum der Stadt, zum Teil aber auch auf die von genialer Intuition durchtränkte Wirksamkeit des verstorbenen Bürgermeisters Dr. Karl Lueger zurückzuführen.

Man faßte es in Wien nur als eine Selbstverständlichkeit auf, daß man die Stätten der einstigen Stadtumgrenzungen nicht verbaute, sondern zu gartengeschmückten Luftreservoiren ausgestaltete. Wo einst Bastei und Glacis das alte Wien umsäumten, ziehen heute der riesige Stadtpark, die Anlagen an der Wienflußüberwölbung und am Karlsplatz, der Kaisergarten und Volksgarten, sowie der Rathauspark ihre rauschenden Baumgruppen und blühenden Blumenteppiche gleich einem grünen Schleierband um die „Innere Stadt". Und wo einst die mauergegürteten Linienwälle ihren Zickzacklauf verfolgten, dort prangt heute das frische Grün der Gürtelanlagen von der alten Nußdorferlinie bis zum Arsenal, vor dem sich der ungeheure Komplex des Maria-Josepha-Parkes dehnt, im bunten Rosenschmuck, voll von munteren Wasserkünsten. Und wo Kahlenberg, Hermannskogel und Leopoldsberg die Alpenwacht an der Donau halten, soll ein breiter Feld-, Wald- und Wiesengürtel in einem ungeheuren Bogen die Zweimillionenstadt umgrünen; so war es wenigstens der Lieblingsplan des toten Lueger. Dieser bewußten Ausstattung Wiens zur Gartenstadt bot die feudale Parkentwicklung vergangener Jahrhunderte einen willkommenen Untergrund. Augarten, Belvedere, Hetzendorf, Schwarzenberg- und Liechtensteinpark, vor allem aber Schönbrunn, bilden Juwelen im Gartendiadem Wiens.

Auch den anderen Programmpunkten der Städtebauwissenschaft kommt Wiens Entwicklung automatisch entgegen; so kann man von einer beginnenden „Polarisation" des Siedlungswesens sprechen. Die „Innere Stadt" entwickelt sich immer stärker zur City. Ihre Einwohnerzahl nimmt rapid ab, während heute schon die Zahl der öffentlichen und kommerziellen Zwecken dienenden Häuser die der Privatwohngebäude übertrifft. Der Zug aufs Land, in die noch zum Wiener Gemeindegebiet gehörigen Hügelgelände machte sich zunächst in den Kreisen der cinquante-mille geltend, die in Hietzing und Währing ausgedehnte Cottageanlagen besitzt, welche aber ihre Perzeptionsfähigkeit nunmehr auch in den Schichten des Mittelstandes hinaberstrecken. In dem letzten Jahrzehnt wurde mehr als die Hälfte der Wiener Kasernen, Invalidenhäuser, Kranken- und Irrenhäuser, Sanatorien usw. an die Peripherie verlegt. Dieser Verteilung der Tagesordnung auf Wohn- und Berufsstätten wurde der epochale Aufschwung des Wiener Verkehrswesens vollauf gerecht. Luegers Aera brachte den Bau der Stadtbahnen, sowie die Vereinheitlichung, Elektrisierung und den Ausbau der Straßenbahnen.

Es wäre verfehlt, wollte man die Wirkungen eines ideal geplanten Städtebaues nur auf das materielle Wohl der Einwohnerschaft, nicht auch auf die Entwicklung der Volkspsychologie radizieren. Das konziliantere Wesen der Wiener Sozialdemokratie ist das beste Gegenargument für die sozialistische Verelendungstheorie; denn hier fühlen sich die Arbeiter nicht als „Anrainer und Zaungäste" der Stadt, sondern als ihre lebensfrohen Bewohner. Ja, das phäakenhafte Element des Wiener Lokalkolorites überhaupt kann seine Unverwüstlichkeit nur aus dem innigen Kontakte mit der freien Gottesnatur schöpfen, den, wie gezeigt, auch die hastige Entwicklung zur Weltstadt nicht zu lockern vermochte.

Mit Frühlingsaugen.

Mit Frühlingsaugen schaust du in die Welt
Und fühlst dich wohl in ihrem Blütenzelt.
Du glaubst der Sonne, die nichts welken lässt,
Und jeder Tag ist dir ein neues Fest.

O, käme nimmer jene dunkle Nacht,
Die deinem Sonnentraum ein Ende macht,
Die einst mit rauher Hand auch mich verstiess
Aus meiner Jugend goldnem Paradies.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Was uns bitter not tut.

Zur Frage der Volksbibliotheken.

Von Religions- und Oberlehrer Eisen, Trier.

Es ist wohl eine unbestrittene Tatsache, daß der moderne Mensch ein ausgesprochen großes Bildungsbedürfnis in sich verspürt. Dasselbe ist heutzutage zu beobachten bei allen Ständen, vom Arbeiter angefangen bis hinauf zu den höchsten Ständen; dasselbe findet sich eingeimpft schon unserer Jugend. Das Aufklärungszeitalter hat Kinderarbeit getan im Vergleich zu der Riesenarbeit, die heute auf der ganzen Linie geleistet wird auf dem Gebiete der Bildungsbestrebungen. Kaum hat der Menschengeist irgendeine Goldader neuen Wissens entdeckt, so regen sich schon tausend Hände, um dieses neue Gold gleich als gangbare Münze den Menschen allgemein zugänglich zu machen. Die Wissenschaft ist nicht mehr Vorrecht und Alleinbesitz einzelner Menschen und Kreise, die Wissenschaft ist populär geworden. Diesen modernen Bildungsbestrebungen und dem Bildungshunger der Massen entspricht auf der anderen Seite das ausgesprochene Bedürfnis nach Lesestoff in jeder Form. Diesem Lesebedürfnis sucht man gerecht zu werden durch Gründung von großen Volksbibliotheken. Wer die Sachlage überschaut, wird ohne Bedenken zugeben, daß augenblicklich in keiner Bewegung so eifrig, so zielbewußt gearbeitet wird, wie gerade auf dem Gebiete der Volksbibliotheken. Man kann sogar behaupten: auf diesem Gebiete treffen sich mehr oder weniger alle modernen Bewegungen insofern, als alle bestrebt sind, die Volksbibliothek in den Dienst ihrer Ideen und Bestrebungen zu stellen. Man hat längst erkannt, die Volksbibliothek ist nicht mehr nur Anstalt für Volksunterhaltung, die Volksbibliothek ist heutzutage, wenn nicht das, so doch mindestens ein Hauptmittel zur Propaganda für Weltanschauung; die Volksbibliothek ist eine Schule geworden, in der so wirksam Weltanschauung gelehrt wird, wie es besser der eifrigste Professor auf dem Katheder, der fanatischste Sozialist in der Volksversammlung nicht tun kann. Wer diese Behauptung bezweifelt, der möge einmal nachlesen, was Andersdenkende als wir Katholiken auf dem Gebiete der Volksbibliotheken theoretisch und praktisch in den letzten Jahrzehnten geleistet haben und noch leisten. Die „Gesellschaft für Volksbildung" hat allein in dem Jahre 1907/08 **409** Bibliotheken gegründet mit **23103** Bänden; **1823** Bibliotheken hat sie mit **24500** Bänden unterstützt; **870** Wanderbibliotheken mit **40485** Bänden eingerichtet; im ganzen in einem Jahre **6635** Bibliotheken gegründet oder unterstützt und mit **129769** Bänden ausgestattet. In den Jahren **1897—1907** hat sie **26377** Bibliotheken gegründet und mit **670342** Bänden ausgestattet. Mit welchen Kapitalien diese Gesellschaft, die über ganz Deutschland hin sogar nach Luxemburg und die Schweiz ihre Apostel und Gründer sendet, arbeitet, mag man aus der einen Tatsache entnehmen, daß sie in dem Jahre 1907/08 allein an Mitgliederbeiträgen **76284,17** ℳ buchen konnte. Das ist nur eine von den vielen Gesellschaften, die in Deutschland auf nicht-katholischer Seite arbeiten. Bekanntlich haben wir in einzelnen Provinzen Preußens schon staatlich-organisierte Volksbibliotheksbestrebungen, so in Schlesien, in Posen; wenn man bedenkt, daß jetzt schon jährlich im preußischen Etat 100000 ℳ zur Unterstützung von Volksbibliotheken eingestellt werden, so wird man

Falkenberg recht geben, der in seiner Schrift „Wir Katholiken und die deutsche Literatur" behauptet, daß wir über kurz oder lang einer zielbewußten, allgemein über Preußen verbreiteten staatlich-organisierten Volksbibliothekbewegung uns gegenübersehen. Bedenkt man dann ferner, daß jetzt schon vielerorts das Großkapital sich dieser Bewegung angeschlossen hat — man denke an die großen Bibliotheken von Krupp in Essen, der Deinhardtschen Bibliothek in Koblenz —, wenn man endlich weiß, wie die Sozialdemokratie in Stadt und Land bestrebt ist, Volksbibliotheken zu gründen, dann wird man zugestehen müssen, daß man akatholischerseits die Volksbibliothek wirklich als das betrachtet, als was wir sie oben hingestellt haben, als die moderne Schule für Weltanschauung.

Und was das bedeuten will im modernen Kampf um die Weltanschauung, das mögen zwei Fragen beantworten:

1. Welche Weltanschauung wird denn durchweg in den Bibliotheken der Akatholiken vertreten?

2. Was haben wir Katholiken dieser akatholischen Volksbibliothekbewegung entgegenzustellen?

Auf die erste Frage darf man ruhig antworten: wenn diese Bibliotheken auch nicht immer eine antichristliche Tendenz vertreten, so doch oft eine ausgesprochene antikatholische. Der Beweis für diese Behauptung dürfte nicht schwer sein. Bei den sozialdemokratischen Bibliotheken liegt der antichristliche Charakter klar zutage; ein Blick in die Kataloge läßt darüber keinen Zweifel aufkommen. Aber die anderen Bibliotheken, die staatlich eingerichteten und die Bibliotheken der „Gesellschaft für Volksbildung" usw.?

Es kann uns nicht einfallen, ohne weiteres dem Staate oder den privaten Gesellschaften für Volksbibliotheken antikatholische oder sogar antichristliche Tendenzen bei ihren Bestrebungen unterschieben zu wollen. Alle verwahren sich dagegen, in ihren Bibliotheken Bücher aufnehmen zu wollen, die einseitig über eine andere Konfession herfallen. „Besonders Romane müssen verbannt werden", so schreibt Dr. Küster[1]), „die durch die ganze Art ihrer Darstellung — meist durch Vorführung typisch gemeinter Personen oder Verhältnisse — eine Partei oder Konfession schlecht machen wollen". So gern wir diesen Standpunkt mit Dr. Küster teilen, bedenklicher ist schon der Satz[2]): „Sowohl dogmatische, wie religionsgeschichtliche Bücher sind demnach auszuschließen". Machen denn diese Bücher schon deshalb, weil sie dogmatisch oder religionsgeschichtlich sind, eine andere Konfession schlecht? Noch bedenklicher wird die Sache — und das trifft vor allem die Privat-Gesellschaften —, wenn man einmal die praktische Anwendung der schönen Theorie näher betrachtet. Was bedeuten denn für die Katholiken die Bücher von P. Heyse, Gottfried Keller, Klara Viebig, Marlitt, Rosegger, welche so ziemlich von allen Gesellschaften sans phrase zur Anschaffung empfohlen werden? Oder sind es nicht auch dogmatische Schriften, freilich dogmatische Schriften des Unglaubens und des Rationalismus, wenn die „Gesellschaft für Volksbildung" in ihre Wanderbibliotheken die Werke von Darwin, Haeckel, D. F. Strauß, Harnak, Fr. Delitzsch, Ellen Key, ferner sämtliche „Religionsgeschichtliche Bücher" und die 105 Bücher der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" eingestellt hat[3]).

Und eine andere Frage? Wie halten die betreffenden Gesellschaften es mit der Einstellung von Büchern mit lüsternem Inhalt? Hier scheidet uns von den Akatholiken zu sehr die ganz verschiedene Auffassung in bezug auf das 6. Gebot. Auch sie wollen in der Theorie keine Bücher lüsternen Inhalts. Aber warum bezeichnet der Dürerbund[4]) es als einen „engherzigen und verfahrenen Standpunkt", wenn Herz in den Borromäus-Blättern fordert: „Daß Schriften eines Anzengruber, eines Berthold Auerbach, eines Rosegger, daß Frenssens Jörn Uhl, daß die Werke der Klara Viebig, Gottfried Kellers u. a. bei unserem katholischen Landvolke Eingang finden, dem muß mit aller Energie entgegengearbeitet werden". Wer die „Bücherwelt" des Borromäus-Vereins und seinen „Musterkatalog" liest, der ist erstaunt, wie man diesem Engherzigkeit vorwerfen kann. Falkenberg meint — und richtig verstanden, geben wir ihm recht — bei der Auswahl von Büchern akatholischer Autoren müsse man „bis an die äußerste Grenze gehen". Aber eine Grenze muß es doch geben und die ist für uns Katholiken gezogen einmal vom katholischen Empfinden: ein Buch, welches mich als Katholiken in meinen heiligsten Gefühlen verletzt, gehört einfach nicht in eine katholische Bibliothek und es ist mehr als naiv vom Dürerbund, uns solche Zumutungen zu machen; dann aber wird die Grenze auch bestimmt vom christlichen Moralgesetz und da fragen wir Katholiken gar nicht lange, ob das Buch von einem katholischen oder akatholischen Autor stammt; die Originalausgabe des katholischen Sienkiewicz „Quo vadis?", wie sie augenblicklich in der Reclambibliothek vorliegt, gehört eben nicht nur nicht in die Hände der Jugend, die bekannten Stellen sind u. E. selbst für viele Erwachsene nicht ohne sittliche Gefahren. Nanny Lambrechts „Armsünderin" kann die Einstellung in der Fassung, wie sie vom „Hochland" geboten wurde, in eine Bibliothek, die noch auf dem Boden der christlichen Moral steht, nicht gewährt werden. Und Klara Viebigs „Weiberdorf" müßte nicht nur von katholischer, sondern von jeder christlichen Bibliothek als völlig unannehmbar bezeichnet werden. Gerade der „Dürerbund" hatte am wenigsten Ursache, katholischen Unternehmungen Engherzigkeit vorzuwerfen. Auf derselben Seite, wo er Herz diese vorwirft, stellt er breitspurig fest: „Wie man in der Pflege des Aesthetischen ohne Einseitigkeit arbeiten soll, das lehren die (protestantischen) Wiesbadener Volksbücher, die neben dem protestantischen Raabe den katholischen Hansjakob verbreiten"; der „Dürerbund" mag sich einmal mit der Laterne des Diogenes bewaffnen und die Kataloge der akatholischen Volksbibliotheken durchleuchten, er wird finden, daß nicht nur unter den 63 Nummern der „Wiesbadener Volksbücher", sondern fast überall dieser Hansjakob neben wenig anderen katholischen Autoren der einzige, diesmal „schwarze" Rabe ist. Eine solche Darstellung der Sachlage ist in ihrer Wirkung nichts anderes als Irreleitung der öffentlichen Meinung.

Diese Tatsachen zeigen, wie wenig Theorie und Praxis hier harmonieren und vergessen wir nicht, diese von akatholischer Seite so geförderten Volksbibliotheken sind auch bestimmt für unser katholisches Volk. Nicht viel besser steht es mit den staatlich-organisierten Bibliotheken, die, wohl bemerkt, sämtlich interkonfessionell, aber trotzdem wie die übrigen auch für die katholische Bevölkerung gegründet sind. Und was das bedeuten will, kann jeder sich selbst sagen; nur wird man nicht behaupten können, daß durch solche Bibliotheken die christ-katholische Weltanschauung, wie wir sie nun einmal vertreten, bei unserem katholischen Volke gefördert werde.

Wenn nichts anderes, diese Tatsachen allein fordern mit unabweisbarer Notwendigkeit: katholische Volksbibliotheken — und damit kommen wir zur Beantwortung der zweiten Frage: Was haben wir Katholiken der Uebermacht akatholischer Volksbibliotheken entgegenzustellen? Falkenbergs Schrift: „Wir Katholiken und die deutsche Literatur" gibt auf diese Frage ein für uns Katholiken geradezu niederschmetternde Antwort. „Katholische Volksbibliotheken sind verlorene Posten", das ist das Resultat seiner Untersuchungen. Wenn dem so wäre, der Schaden für die christ-katholische Weltanschauung wäre unberechenbar. Uns will scheinen, daß Falkenberg denn doch etwas zu schwarz in schwarz malt. Gewiß weiß jeder, der auf dem Gebiete sich etwas umsieht, daß viel faul ist im Staate Dänemark, daß viele katholische Volksbibliotheken diesen Namen gar nicht verdienen. Das Elend der katholischen Volksbibliotheken ist u. E. vor allem begründet in der ungeheuren Zersplitterung der Kräfte, in dem Mangel an durchgreifenden Organisationen. Jeder katholische Verein, jede Kongregation, jeder Zirkel hat seine Bibliothek; aber auf eine kleine Mitgliedschaft angewiesen, fehlen diesen die unbedingt notwendigen Mittel; denn für Volksbibliotheken braucht man Geld, viel Geld, sehr viel Geld. Organisationen müßten hier Abhilfe schaffen. Der Borromäus-Verein in Bonn, der katholische Preßverein in Bayern sind die berufenen Organisationen, die die Kräfte sammeln, die vorhandenen Bibliotheken reformieren und modernen Anforderungen entsprechend gestalten müssen. Und bei allen Mängeln muß selbst der Kritiker Falkenberg zugeben, daß gerade diese beiden Organisationen in dem letzten Jahrzehnt großartig gearbeitet haben. Und wenn dieselben bislang noch nicht größere Erfolge zu verzeichnen hatten, dann liegt das weniger an diesen selbst, sondern vielmehr an

[1]) Küster „Anleitung zur Einrichtung . . ." S. 8, ist Organisator der staatlichen Volksbibliotheken in Oberschlesien.

[2]) Ebenda S. 8.

[3]) Vergl. 37. Jahresbericht für 1907 der Gesellschaft für Volksbildung S. 2.

[4]) Vergl. Dürerbund, 7. Flugschrift: Wie gewöhnt man an guten Lesestoff? S. 41.

dem **Mangel des Verständnisses** der breiten Massen des katholischen Volkes; das katholische Volk hat bislang noch nicht die immense Bedeutung der Volksbibliotheken eingesehen; wenn hier systematisch in Presse und Vereinen, in Kirche und Schulen gearbeitet würde, dann würde bald auch Großes zu erreichen sein, das wir dem der Andersdenkenden ruhig an die Seite stellen könnten. Wo große katholische Bibliotheken entstanden sind, wie z. B. in Bonn, Paderborn, München, Bamberg, Freiburg i. Br., da schwindet von selbst die leider so viel verbreitete Meinung: katholische Bibliotheken seien nur „Altweiber- und Kinderbüchereien".[5]) Man muß unbedingt und unverzüglich **an die Gründung großer moderner katholischer Volksbibliotheken** namentlich in größeren Städten herantreten. Allerdings muß zu diesem Zwecke eines geweckt werden, das ist **der katholische Opfersinn** für diese große Sache. Dem katholischen Volke muß klar gemacht werden, daß es mit einer **Geldspende** für eine katholische Bibliothek **Bausteine liefert für die modernen Tempel der christ-katholischen Weltanschauung.** Nur so werden wir nach und nach uns emporarbeiten, werden beweisen können, daß „katholische Volksbibliotheken keine verlorenen Posten" sind. Der kommende „**Katholikentag**" dürfte die beste Gelegenheit bieten, wo Nord und Süd, der Borromäus-Verein und der Bayer. Preßverein sich vereinen zum gemeinsamen Arbeiten in der Erreichung dieses hohen Zieles.

[5]) In Trier ist durch die vereinten Kräfte von kath. Frauenbund und Borromäusverein im letzten Jahre eine große Volksbibliothek entstanden, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt; gleichzeitig wurde hier eine kath. Jugendbibliothek mit über 1500 Bänden gegründet.

Vom Büchertisch.

P. Sebastian von Oer, O. S. B.: „Wer da? Ein Wort an unsere Soldaten." Freiburg i. Br., **Herdersche** Verlagshandlung. Kl. 8° V u. 100 S. Preis brosch. 50 Pf. Ein nützliches, seelenvolles Büchlein, das voraussichtlich großen Absatz finden wird. Der bekannte Verfasser, der früher dem Offiziersstande angehörte, betätigt hier abermals seine Kunst, dem Leser unmittelbar nahe zu kommen, ihm in leicht verständlicher, gewinnend edler Sprache unvergängliche Wahrheiten zu übermitteln, zu beleuchten. Der Soldat, der diese Kapitel liest, wird sich bald angeregt und gehoben fühlen. Auf den Stand, zu dem er berufen wurde, fällt ein ergründendes und zugleich verklärendes Licht. Deutlich sieht er: „Die Armee ist die Stärke eines Landes, sie sichert ihm seinen Platz an der Weltsonne, seinen Rang in der Reihe der Nationen Unter ihrem Schutz gedeihen Industrie und Handel; ihr Ansehen hilft auch, den friedlichen Streit des Weltmarktes zu entscheiden;" sie ist die Hüterin des äußeren und des innernationalen Friedens; sie ist die Erzieherin der vorgeschritteneren männlichen Jugend zu tüchtigem, tugendstarkem Bürgertum. Ueber das Verhältnis zu Herrscher und Vaterland unterrichtet die prächtig ausgestattete Schrift, über Gehorsam, Pflichttreue, Ehrgefühl, Mäßigkeit, Sittlichkeit, Mut, Freudigkeit, Religiosität, Kameradschaft im Kriegerstande, über Frieden und Krieg. Ein kräftig Wort fällt über den Alkoholismus und über das verhängnisvollste Laster; hinsichtlich des letzteren rate ich für die gewiß bald erfolgende Neuauflage zu noch schärferem Eingehen auf die leiblichen Folgen der verheerendsten Sünde. — Man sollte „Wer da?" den Jünglingen schon **vor** dem Eintritt ins Heer rechtzeitig zukommen lassen. Daß es jedem den Wehrdienst Leistenden sozusagen im Tornister stecke, sei die Sorge derjenigen, die nach dieser Richtung entscheidenden Einfluß üben können. — Mit Freuden liest man die Widmung an den hochwürdigsten Feldpropst der Armee: Bischof Dr. Heinrich Vollmar. E. M. Hamann.

Richard Kranz, „Der Sonne zu. Ein Wanderjahr in Oden und Liedern. Für besinnliche Freunde der Berglandschaft." Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, **C. W. B. Naumburg.** 8°. 47 S. Geb. M 1.—. „Besinnlich": das schlägt den Grundton dieser gebirgsfreudigen Sänge an. Eine Gehaltenheit klingt aus diesen, die auf bereits künstlerisch beherrschte Fülle und Tiefe weist. Und auf Zartheit, „still" bewegte Gemütsinnigkeit. Ein feiner Formsinn prägt sich hie und da zu melodiöser Anregung aus. Mutter Natur aber spricht überall ihr Wort — und das ist das Beste am ganzen. E. M. Hamann.

M. H. van Kel, Schlichte Sterne. Erstlings-Dichtungen. E. **Piersons** Verlag-Dresden. 8°. 43 S. 75 Pf. „Schlicht", „Erstlings-Dichtungen": das stimmt von vornherein unwillkürlich zur Milde, vorausgesetzt, daß der Verfasser mit dem Dingwort des Haupttitels nicht des Lesers, sondern seine eigene Stellung zu dem gefühlswarmen Inhalte hat kennzeichnen wollen. Wenn die Begabung sich weiter bildet, die aus mehreren der Gedichte guckt, aus einzelnen hervorbricht, dann wird der Autor einst nur eben diese in seinen poetischen Dauerschatz herübernehmen, das Büchlein selbst aber als das betrachten, was es ist: eine „Erstlings"-Etappe auf dichterischem Entwicklungswege. E. M. Hamann.

Kirchliche Kunst.

Wiederholt konnten wir an dieser Stelle Leistungen kirchlicher Malerei und Bildnerei würdigen. Auch die angewandte Kunst bot mit vorzüglichen Arbeiten öfter Anlaß dazu. So können wir auch heute einer Anstalt gedenken, die unter den kunstgewerblichen Instituten **Münchens** nun schon seit langen Jahren einen Ehrenplatz behauptet, nicht allein wegen der rühmlichen Gediegenheit ihrer Erzeugnisse, sondern auch wegen deren Vielseitigkeit. Wir hatten in diesen Tagen Gelegenheit, einer Einladung der kunstgewerblichen Firma **Steinicken & Lohr** in der Nymphenburgerstraße folgen zu können. Eine Anzahl für kirchliche Zwecke bestimmter Kunstwerke sind dort auf kurze Zeit ausgestellt gewesen, bevor sie an die Stätten ihrer Bestimmung abgehen. Vor allem war es ein Altaraufsatz, der die Aufmerksamkeit der zahlreich versammelten Besucher erregte. An einem aufragenden Mittelteil schlossen sich zwei Flügel, die je mit den flachen Reliefs zweier Heiligen, die unter romanischen Halbkreisbögen stehen, geschmückt waren. Links sah man die hl. Elisabeth und den hl. Bruno, rechts den hl. Otto und die hl. Helena. Darüber und darunter die Inschriften: Ecce tabernaculum Dei cum hominibus et habitabit cum eis; — Venite, comedite panem meum, bibite vinum quod miscui vobis. Die Zwickel der Bögen erglänzten im Schmucke von Filigran mit Halbedelsteinen. Dazu kamen als Zierde der leuchtenden Metallflächen (vergoldetes Tombak) prächtige emaillierte Ornamente, außerdem Einsätze von Filigran mit Steinen. Der oben in Kleeblattbogenform geschlossene Mittelteil war mit einem herrlichen Kruzifix geschmückt; der Körper des Heilandes daran in Guß hergestellt, während alles übrige getriebene Arbeit war. Das gesamte Werk stammt in seinem Entwurfe von Direktor Brochier, während die vier Heiligenfiguren von Professor Bradl modelliert sind. Das schöne Kunstwerk erhält seine Stelle unter einem Marmorbaldachin in der Sankt Albero-Kirche zu Würzburg. — Außer zwei eben dorthin bestimmten Lampen und sechs wuchtigen bronzenen Standleuchtern in gotischem Stile für die Kirche von Langfuhr sahen wir endlich noch ein großartiges Hauptstück, ein fertig ausgeführtes Glasgemälde für die Alexander-Kirche in Zweibrücken, eine Stiftung Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten. In großer, monumentaler Auffassung hat Professor Lohr dieses neun Meter hohe Werk im Stile der späten Gotik ausgeführt. Außer reichem Maßwerk und Ornament enthält das Fenster oben die Anbetung der Könige, unten neben einander die Figuren von Moses, David, Salomon und St. Johannes des Täufers. Eine Anzahl kleinerer Felder enthält biblische Szenen. Während letztere farbenreich gehalten sind, ist beim übrigen der Grisaille der Vorzug gegeben. Auch mit diesem herrlichen Werke, das künstlerisch und technisch den Regeln alter bester Glasmalerei entspricht, hat die Firma **Steinicken & Lohr**, München, ihrem Können ein wahrhaft glänzendes Zeugnis ausgestellt.

F. X. Stiaßny.

Bühnen- und Musikrundschau.

„Der Stier von Olivera" im Kgl. Residenztheater. Nur einen Darstellungserfolg hatte Hch. **Lilienfeins** effektreiches Schauspiel. Es war durch seine starken Mittel anfänglich von großer Wirkung; allein diese schwächte sich mehr und mehr ab, weil die Theatralik kaum noch Steigerungsmöglichkeiten hatte. So kam das Publikum dazu, die Wahrscheinlichkeit der Vorgänge nachzuprüfen und fand, daß hier einiges unglaubwürdig, dort einiges der psychologischen Vernietung entbehre. Ich halte es jedoch nicht für ausgeschlossen, daß die (im guten Sinne) naiveren Zuschauer späterer Aufführungen günstiger urteilen werden, wie das doch mehr oder minder literarisch abwägende Premierenpublikum. Ein französischer Brigadegeneral deckt ein Komplott auf, das ein spanischer Grande geschmiedet, um einen Teil der napoleonischen Okkupationsarmee zu vernichten. Der Tod ist dem Marquis und seinem Sohne sicher. Da tritt Juana, die Tochter des Granden, dem General entgegen. Er gilt als Weiberfeind, der Schuhflickerssohn, der nichts kennt, wie den Kriegsdienst, der ihn emporgehoben. Die Frauen blieben ihm fremd, darum ist ihm Juana überlegen, als sie ihm entgegenzutreten wagt. Von mächtigem Eindruck ist auf den alternden, einäugigen, häßlichen Mann die stolze, schöne Spanierin. Er stellt ihr die Bedingung, Vater und Bruder zu retten dadurch, daß sie ihm ihre Hand reicht. Juana willigt ein. Immer mehr verstrickt sich der General in seine Leidenschaft, während er erfahren muß, daß Juana ihn verachtet und mit ihrem früheren Verlobten in Verbindung steht. Seine sinnlose Wut wendet sich gegen letzteren. Der Frau gegenüber ist er machtlos. Selbst als Juana ihm höhnend mitteilt, daß Napoleons Leben gefährdet, wenn er den Kaiser nicht warnt, ist er zu schwach, sie zu verlassen. Erst als er den Corsen in Olivera einziehen hört, wird es ihm bewußt, daß er durch Juana zum Verräter geworden, und er erdolcht sie. Die großen psychologischen Aufgaben, die sich Lilienfein gestellt, hat er nur zum Teil gelöst, das meiste ist im Theatralischen stecken geblieben, ja Szenen, wie der Blendungsversuch von Juanas Verlobten sind geradezu brutal. Ein spanisches Stiergefecht erscheint uns barbarisch. Juana faßt sogar ihre Ehe als einen Stierkampf auf, den sie gegen den Feind ihres Vaterlandes ausficht. Es ist nicht möglich, ihr Verhalten als Patriotismus zu empfinden. Juana steht jenseits von gut und böse; das trifft auch bei dramatischen Heldinnen, wie Hebbels „Judith" zu, aber eine gewisse Größe ist

nötig, soll ihr Schicksal uns stärker berühren. Juana aber besitzt diese nur im ersten Akt. Das Stück stellt an die Darsteller große Aufgaben. Fräulein Neuhoff füllte ihre Rolle gut aus, aber sie vermochte nicht mehr zu geben, wie der Dichter. Dies gelang Steinrück, der aus einer wirksam angelegten Theaterfigur eine lebensvolle Gestalt von erschütternder Wirkung formte. Auch sonst wurde gut gespielt; ich nenne besonders Ulmer, Graumann, Jacobi, Birron, von unseren jüngeren Kräften Alves und Alten.

Aus den Konzertsälen. Das 25. Volkssymphoniekonzert in der Tonhalle bot Dvoráks Symphonie E-Moll („Aus der neuen Welt") und Smetanas „Vysehrad", symphonische Dichtung aus dem Zyklus „Mein Vaterland". Rein ästhetisch genommen werten wir ja diese Werke der slavischen Meister nicht allzuhoch, allein ihre temperamentvolle Frische gereicht ihnen zum Vorzug. Prills Leitung entbehrte nicht des schwungvollen Zuges und fand kräftigsten Beifall. Sehr gefeiert wurde der Solist des Abends. Arthur Friedheim spielte das Klavierkonzert A-Dur von Liszt mit blendender Technik und packender Wirkung. Die orchestrale Begleitung war lobenswert. — Der letzte Kammermusikabend des Konzertvereins brachte Werke von Schubert, Beethoven und Mozart in bekannt vorzüglicher Wiedergabe. Den guten Leistungen der Herren Heyde, Braun, Stiglitz und Maas hat es während des ganzen Winterhalbjahres nicht an herzlichem Beifall und anerkennender Kritik gefehlt, der Besuch ließ freilich stets viel zu wünschen übrig. Man darf hoffen, daß die Gelegenheit, gute Musik zu durchaus volkstümlichen Preisen zu hören, fernerhin besser ausgenützt wird. In den Volkssymphoniekonzerten geschieht dies ja in schönster Weise. — Der mehrfach verschobene Sonatenabend des Geigers Friedr. Walter Porges hat nun mit gutem Erfolge stattgefunden. An Stelle des verhinderten Pianisten Friedberg war Lonny Epstein eingesprungen, eine frühere Schülerin desselben, deren reife Kunst uns noch stärkeren Eindruck machte, wie in früheren Jahren. Porges' gute, geschmackvolle Leistungen fanden wie diejenigen der Partnerin herzliche Anerkennung. Neben Brahms und Beethoven hörten wir Regers Fis-Moll Sonate. — Die Lilienfeinpremière hinderte mich, das Konzert Hermann Kellners zu besuchen. Wie mein Vertreter schreibt, war dessen pianistische Kunst in Liszts „Bénédiction de Dieu dans la solitude" von stärkstem Eindruck. Seine Konzertpartnerin Maria Möhl-Knabl sang Lieder von Brahms und Thuille. Ihre schöne Stimme und die restlose Ausschöpfung des musikalischen und poetischen Stimmungsgehaltes übten die gewohnte, tiefgehende Wirkung aus, die dieser Künstlerin immer beifälligste Aufnahme sichert. Kellner begleitete sie und leitete auch die Männerchöre (150 Sänger der Vereine „Typographia" und „Weiß und blau"), deren tüchtige Leistungen den vielseitigen Abend bereicherten.

Verschiedenes aus aller Welt. Ferdinand Bonn hat im Berliner Zirkus Busch Shakespeares Richard III. gespielt. Auch wer das Talent dieses Künstlers hochschätzt, vermag diese Versuche nicht zu billigen. Die Worte der Agierenden zerflatterten in dem ungeheuren Raum. Manche Hoffnung, die man an Reinhardts Münchener Oedipusversuch knüpft, wird durch diese Shakespeareaufführung nicht verstärkt. Man hat sich eben bei diesen Plänen von dem schönen sozialen Gedanken leiten lassen, daß in diesen Riesenräumen hunderte ganz billige Plätze vergeben werden können. Freilich mit einer Veräußerlichung der Kunst wäre dies zu teuer erkauft. Bei der Wiederholung des Dramas kam es zu Unfällen. Zwei Schauspieler fielen vom Pferde und brachen den Fuß. Bonn selbst wurde verletzt. — Einundzwanzig Festtage weiht zurzeit Stratford, die Geburtsstadt Shakespeares, ihrem großen Sohne. Alljährlich bietet das Memorialtheater zyklische Aufführungen. Stilsicherheit und Frohlaune erwärmten nach Berichten die Wiedergabe von „Viel Lärm um nichts." Auf besondere szenische Effekte wurde verzichtet, dagegen viel Sorgfalt auf die Kostüme und glatte Szenenabwicklung verwendet. Zwischendurch werden ältere und neuere Stücke, darunter Sheridans „The critic", und irische Volksstücke eingeschoben. — In Berlin wird die Errichtung eines Meyerbeerdenkmals geplant. — Eine besonders eindrucksvolle Totenfeier veranstaltete der Verein pfälzischer Künstler und Kunstfreunde in Neustadt a. H. zum Gedächtnis Martin Greifs, bei der unter anderem Schriftsteller Sinsheimer und Reichstagsabgeordneter Dr. M. Pfeiffer (Bamberg) den Dichter in liebevollen Ausführungen würdigten. — Eine Neubearbeitung von Webers „Euryanthe" hatte am Hoftheater in Dessau Erfolg. Dr. Hermann Stephani ging in seiner Umgestaltung viel weiter, als dies Gustav Mahler vor einigen Jahren in Wien tat. Er schuf aus der verworrenen Dichtung eine Handlung, die sich dem Wagnerschen Erlösungsdrama nähert. — Das vom rheinischen Sängerbunde erlassene Ausschreiben zur Vertonung eines Geleitspruches blieb ergebnislos. Das Preiskollegium konnte sich nicht entschließen, eine der eingelaufenen 27 Kompositionen zu prämiieren. Professor Zöllner (Leipzig) soll nun mit der Vertonung betraut werden. — Das Drama „Jutta Sanden" der 16jährigen Dichterin Margarete Zöllner hatte in Neuyork bei seiner Aufführung in deutscher Sprache Erfolg.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Wenn die in Berlin so lange vorherrschende Macht der Spekulation etwas nachgelassen hat und sich die allgemeine Ueberzeugung Bahn bricht, dass des Guten zu viel getan worden ist, so wird dies wohl niemand besonders verwundert haben. Es war schon längst als bemerkenswert angesehen worden, dass die Spiel- und Spekulationstreibereien am Berliner Kassaindustriemarkt sich so lange erhalten konnten. Endlich scheint man doch zu der Ansicht gekommen zu sein, dass das jetzige Kursniveau in fast allen Fällen die in Betracht kommenden günstigen Momente in übergrossem Masse eskomptiert, ja bedeutende Ueberwertungen zu verzeichnen hat. Es waren dann zumeist börsentechnische Momente und die Nähe des Monatsultimos, welche die nunmehr eingetretenen Realisationen in den bisher begünstigten Papieren mit sich brachten. Kritische Beobachter werden schon seit langem die Wahrnehmung gemacht haben, dass sich die gesamte Spekulationskampagne in Berlin auf dem Gebiete einzelner Spezialitäten von Aktien abgespielt, und es nur äusserst geschickter Hinweise bedurft hatte, immer wieder solche neue Werte auf diese Weise als Spielobjekte zu bezeichnen. Jedenfalls ist feststehend, dass die Börse wieder einmal die vorhandenen Anzeichen einer gebesserten wirtschaftlichen Konjunktur zu sehr ausgenützt und dem Zug dieser Besserung über Gebühr Rechnung getragen hatte. Unser Wirtschaftsleben ist allerdings seit geraumer Zeit kräftig erholt und bewegt sich in äusserst gesunden Bahnen. In erster Linie zeigt sich dies in der Art, dass grosszügige Projekte der Industrie zugewiesen werden, und von allen Seiten Meldungen bekannt sind, dass man überall mit Vollkraft an eine Entwicklung von Deutschlands Handel und Industrie gehe. Der Geschäftsgang unserer sogenannten schweren Industrie kann als ein sehr zufriedenstellender bezeichnet werden. Fernere Anregungsmomente waren die gleichfalls gebesserte industrielle Lage in Russland, gute Berichte vom Zinkmarkt und die durch den Witterungsumschlag bekannt werdenden günstigen Saatenstandsberichte. Das hohe Kursniveau der Industriewerte konnte jedoch trotz dieser und verschiedener anderer Momente günstiger Art nicht noch weiter gesteigert werden. Mehr und mehr bricht sich überall die Ueberzeugung Bahn, dass Vorsicht und grössere Reserve angebracht sei. Starke Realisationen und Gewinnsicherungen erwirkten schliesslich eine unbedingt notwendige Erleichterung. Am Montanmarkt waren übrigens auch Gründe sachlicher Art vorhanden, die eine grössere Reaktion oder mindestens eine nüchterne Auffassung der Situation rechtfertigen. Man wird bei allem Optimismus nicht vergessen, dass die noch schwebenden Verbandsfragen, speziell die Erneuerung des Kohlensyndikats und des Stahlwerksverbandes der deutschen Wirtschaftslage noch viel Unruhe verursachen werden. Die Preisfrage wird durch diese Unsicherheit gleichfalls eine sehr schwankende und um so gefahrvoller bleiben, als die verschiedenen grossen Werke durch Fusionen usw. genügend Kraft und finanziellen Hinterhalt zu einem etwaigen Kampf besitzen. Im übrigen zeigte sich die Gesamtlage der Hochofen-Industrie in wenig freundlichem Lichte, als die rückläufigen Eisenpreise des amerikanischen Eisenmarktes bekannt wurden. Aehnliche Symptome sind in England und Belgien. Auch am Kohlenmarkt sind Verschlechterungen der Absatzmöglichkeiten gemeldet worden. Eine schlechtere Wendung des Frachtenmarktes hat einen scharfen Rückgang der Reedereiwerte verursacht. Einzelne ungünstige Bilanzergebnisse deutscher Gesellschaften zeigen gleichfalls, dass unbedingter Optimismus, also ohne jede Reserve und Einschränkung, niemals anhaltend wirken kann. Selbst die günstige Tendenz am Elektro-Markte und die öfters bemerkte fieberhafte Tendenz in diesen Werten — Schuckert-Aktien — hat nicht angehalten. Trotz neuer grosser Probleme für diese Industrie — süddeutsche Staatsbestellungen und Bau von bayerischen elektrischen Schnellbahnen — musste auch dieses Gebiet eine unausbleibliche Reaktion erleben. Die neuerdings unsichere Haltung des Neuyorker Effektenmarktes, die anscheinend wenig günstigere Gestaltung am offenen Geldmarkte bewirkten immer wieder jene Abkühlung, die einer weiteren ruhigen Börsen- und Wirtschaftsentwicklung nur dienlich sein kann. Die ernsten Vorgänge an der mexikanischen Grenze, die schwierige Situation in Marokko und die Gefahr etwaiger internationaler Differenzen dieserhalb wurden endlich gebührend beachtet. Die günstigen Zeichen unserer Wirtschaftslage — gebesserte statistische Ziffern unseres Aussenhandels und das gewaltige Plus der Eisenbahneinnahmen im abgelaufenen Monat — konnten daher weniger Einfluss ausüben. M. Weber.

Der bayerischen Hypotheken- und Wechselbank München wurde die Genehmigung erteilt, weitere 25 Millionen Mark 4% unverlosbare Hypotheken-Pfandbriefe in Verkehr zu bringen. M. W.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 18. München, 6. Mai 1911. VIII. Jahrgang.

Das europäische Gleichgewicht während der letzten vier Jahrzehnte.

(Zum 10. Mai 1911.)

Von Dr. Edgar Fleig, Karlsruhe i. B.

Die Frage des europäischen Gleichgewichts ist seit nahezu vier Jahrhunderten die Zentralfrage aller politischen Entwicklungen Europas. Die Geschichte dieses Gleichgewichts ist gleichbedeutend mit der Geschichte Europas. Ursprünglich nur bedingt durch das Stärkeverhältnis zwischen der habsburgischen Monarchie und Frankreich wurde im 17. und 18. Jahrhundert der Kreis der an seiner Erhaltung interessierten Mächte erweitert durch das Emporkommen Schwedens, den Eintritt Rußlands in die Reihe der Großmächte und die Erstarkung Preußens. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts, besonders aber zu Anfang dessen zweiter Hälfte, war es das Frankreich des ersten und dritten Napoleon, welches in Europa eine Vormachtstellung einnahm. Niemand bestritt ihm dieses politische Uebergewicht, weil keine Macht dazu in der Lage war: Oesterreich litt am doppelten Dualismus, gegenüber Ungarn, das stets schwere innere Krisen bereitete, gegenüber Preußen seit dem unglückseligen Wiener Kongresse. Auch Preußen war seinerseits durch diesen unnatürlichen Dualismus mit dem Habsburgerstaate in Anspruch genommen. So waren die beiden mitteleuropäischen Staaten vorläufig an einer auswärtigen Politik verhindert, die einen gewissen Ausgleich zu der intensiven französischen auswärtigen Politik hätte bilden können. Eine Wiederherstellung des Gleichgewichts konnte nur auf kriegerischem Wege erfolgen. Preußens Erfolge über Oesterreich im Jahre 1866 schienen Frankreichs beherrschende Stellung zu bedrohen. Preußen durfte nicht stark werden. Den Krieg von 1870/71 führte das kaiserliche Frankreich nicht zuletzt zur Erhaltung seiner Hegemonie im Rate der europäischen Großstaaten. Die Lage verschob sich alsbald zuungunsten Frankreichs. Die deutschen Siege mußten Bismarck befürchten lassen, die Mächte, von denen keine einzige Deutschland aufrichtig wohlgesinnt war, möchten während der nur langsam fortschreitenden Bezwingung der französischen Hauptstadt durch die Deutschen in Sorge um die Zukunft des europäischen Gleichgewichts zu einer Kollektivintervention sich vereinigen.[1]) Der Kanzler und Roon arbeiteten deshalb auf ein energisches Vorgehen gegen Paris hin.

Der Krieg 1870/71 verschob die Grundlagen der europäischen Politik von Grund aus. Damit erschienen auch die Voraussetzungen des europäischen Gleichgewichts verändert. Der unmittelbare Eindruck der deutschen Erfolge und der Gründung des Reiches war naturgemäß der einer für alle gefahrdrohenden, eroberungssüchtigen deutschen Vormachtstellung. Die politische Lage Europas mußte deshalb in den nächsten Jahren als durchaus unsicher empfunden werden. Mißtrauen und Unruhe stellten sich besonders bei den kleineren Nachbarstaaten des neuen Reiches ein. Die Großmächte mußten sich erst auf die veränderten Grundlagen ihrer auswärtigen Politik einrichten. Allmählich näherten sich die meisten Großstaaten dem Deutschen Reiche. Man erkannte, daß ein Einvernehmen mit demselben durchaus vereinbar sei mit den eigenen politischen und wirtschaftlichen Interessen. Nur England und Frankreich standen abseits, ohne daß sich beide jedoch fanden. Ersteres konnte sich in seiner maritimen Lage und mit seiner die Vorherrschaft zur See absolut sichernden Flotte völlig sicher fühlen. Frankreich zog sich zu einer „Politik der Sammlung" zurück und verfolgte apathisch die politische Entwicklung der kommenden Jahre, immer besorgt nach der Ostgrenze blickend. So konnte es nicht ausbleiben, daß sich Europas politischer Schwerpunkt dem Zentrum bzw. dem Osten dieses Erdteiles näherte. Die damalige internationale Lage fand ihren bezeichnenden Ausdruck in dem kurzlebigen Einvernehmen zwischen den drei Kaisermächten, das man fälschlich mit dem Namen „Dreikaiserbündnis" belegte. Nach wenigen Jahren fiel es den verschieden gearteten Interessen Rußlands und Oesterreichs im näheren Orient zum Opfer und verschwand aus dem Kalkül der Diplomaten bei der orientalischen Krisis der Jahre 1875—78. Die Erfahrungen dieser kritischen Jahre führten die Donaumonarchie enge an Deutschland heran, das schon nach 1871 keine Gelegenheit unbenützt ließ, den aufrichtigen Willen kundzutun, mit dem einstigen Gegner in ein freundschaftliches Verhältnis einzutreten. Letzterem folgte 1879 das Bündnis, das bis zum heutigen Tage der „rocher de bronce" inmitten der politischen Strömungen Europas geblieben ist. 1881 schloß sich Italien diesem Bündnis an, weil es durch die afrikanische Kolonialpolitik Frankreichs, welches aus seiner passiven Rolle herausgetreten war, seine nordafrikanischen Interessen und Pläne gefährdet sah.

In dem Abschluß dieses Bündnisses sah Frankreich eine Bedrohung des europäischen Gleichgewichts und eine Gefährdung seiner Stellung. Es fühlte sich in seiner selbstgewählten Isolierung nicht mehr sicher und suchte sich einen Bundesgenossen. Ein solcher war nicht schwer zu finden. Rußland war durch den Ausgang des Berliner Kongresses in eine sehr gereizte Stimmung gegen Oesterreich und Deutschland versetzt. Man begann mit Frankreich Zeichen von Freundlichkeit zu wechseln. Dem Abschluß eines Bündnisses stand immer noch die völlig verschiedene Art der Verfassung der beiden Staaten entgegen. Da bildete das Geld den Kitt. Der französische Geldmarkt wurde Rußland geöffnet. Im Jahre 1893 vollzog sich die völlige Annäherung zwischen den beiden Mächten. Seit diesem Jahre ist die politische Lage Europas gekennzeichnet durch den Gegensatz zwischen den Mächten des Dreibundes und jenen des Zweibundes. Da keines der beiden Bündnisse offensive Ziele verfolgt, so ist ihre Wirkung dieselbe wie eine allgemeine europäische Entente: Die Sicherung des europäischen Friedens. So schien die 20 Jahre nach dem Frankfurter Frieden eingetretene Konstellation der Mächte eine gewisse Stabilität der politischen Lage des kontinentalen Europa möglich zu machen. Auch England hatte dieser Entwicklung keine Hindernisse in den Weg gestellt. Da wurden besonders in der Mitte der neunziger Jahre die Beziehungen zwischen England und Frankreich infolge der verschieden gerichteten Kolonialpläne der beiden Mächte in Afrika im höchsten Maße gespannt. Der historisch gewordene Gegensatz zwischen Großbritannien und Frankreich brach aufs neue hervor und drohte jeden Augenblick zu einem Zusammenstoß zu führen. Aufs neue war ein Element der Unruhe in der politischen Entwicklung Europas aufgetreten. Niemand wagte an die Möglichkeit des Ausgleichs zwischen den beiden Mächten zu denken. Frankreich stand England ferner, als es Deutschland je fern gestanden hatte. Die Differenzen zwischen London und Paris waren gefährlicher als jene zwischen Paris und Berlin, wenn überhaupt von Differenzen zwischen Frankreich und Deutschland gesprochen werden konnte.

[1]) Bismarcks Gedanken und Erinnerungen II, 98 f.

Da geschah das Unerwartete: England näherte sich mit auffallendem Eifer Frankreich seit dem Regierungsantritt des Königs Eduard. Mit überraschender Schnelligkeit wurden die etwa vorhandenen Reibungsflächen beseitigt, Abkommen nach Abkommen geschlossen. Der Grund für diese plötzliche Wendung der englischen Politik ist in Deutschland zu suchen. Betrachtete England mit Aufmerksamkeit den ungeheueren politischen und wirtschaftlichen Aufschwung des jungen Reiches, die dem letzteren entsprechende Stärkung der deutschen Kriegsflotte, so mußten bange Sorgen um die unbestrittene Stellung als Welthandelsmacht den an keine ernste Konkurrenz gewöhnten Engländer erfüllen. Der geschäftige und kluge Diplomatenkönig schloß mit Frankreich ein sehr enges Verhältnis, um dadurch Deutschland zu Land im Schach zu halten. Auf dem Wege über Paris konnte England mit nicht allzu großer Mühe auch Rußland erreichen. Die nicht unbedenklichen Gegensätze zwischen dem Zarenreiche und dem Inselreiche wurden ebenfalls gemildert, wenn sie auch nie völlig ausgeräumt werden können. Mit Italien knüpfte England ebenfalls freundliche Beziehungen an, nachdem sich zur Freude des letzteren auch Frankreich mit dem Mittelmeerreiche über gewisse Fragen verständigt hatte. Wem anders galt eine solche Kette von Ententen als dem unbequemen Konkurrenten auf dem Festlande, den man zuerst politisch, dann wirtschaftlich unschädlich machen wollte?

Das europäische Gleichgewicht hatte einen recht bedenklichen Stoß erhalten gerade durch jene Mächte, die sonst stets bereit sind, über dessen Störung zu klagen, wenn andere politisch und wirtschaftlich sich frei entwickeln. Den ersten Mißerfolg erlitt der englische König, als er auch Oesterreich von Deutschland abziehen wollte. Die Donaumonarchie hielt treu zu ihrem Bundesgenossen. Sie mußte dafür büßen. Kaum hatte Europa sich von der durch Frankreich und England verschuldeten Marokkokrisis, die in ihrem ganzen Verlaufe so grell die Konstellation der Mächte beleuchtete, einigermaßen erholt, da trat es in eine neue Krisis ein, wie es schwerer kaum je eine im vergangenen Jahrhundert durchgemacht. Wieder war es, wie 30 Jahre zuvor, der nahe Orient, der Europa einem Kriege aller Mächte nahebrachte. Die Annexionskrisis wurde überwunden dank der festen Haltung Oesterreichs, dank der Bündnistreue Deutschlands und der wertvollen Dienste der mäßigenden französischen Diplomatie. An dem unerschütterlichen Zusammenhalten der beiden Zentralmächte scheiterte Englands Versuch, Europa gegen die zwei Kaiserreiche zu hetzen und selbst dann dem Festlande seinen Willen aufzuzwingen. Der orientalischen Krisis folgte eine Periode der gegenseitigen Annäherung. Was im Verlaufe der Krisis uneben geworden war, wurde ausgeglichen.

Standen sich zuvor die Mächtegruppen mehr oder weniger sprungbereit gegenüber, so ist die heutige politische Lage Europas so beruhigend wie kaum in früheren Jahren. Das schließt unangenehme Ueberraschungen keineswegs aus. Das Prinzip des europäischen Gleichgewichts hat sich zur allgemeinen Anerkennung durchgerungen und ist heute mehr als früher die Grundlage des europäischen Friedens, an welcher niemand rütteln wird, weil alle den Frieden wünschen und ihn brauchen. Deutschland hat nach dem Frankfurter Frieden diesem Prinzip seine Anerkennung nicht versagt. Wenn es im Laufe der verflossenen 40 Jahre trotzdem wiederholt den Anschein erwecken konnte, als ob die neue Großmacht eine Vormachtstellung einnehme, so kam es daher, daß die anderen Mächte nicht gleich stark und nicht in einer annähernd so intensiven Vorwärtsbewegung begriffen waren. Jedenfalls hat Deutschland niemals seine anerkannte Machtstellung mißbraucht, sondern immer nur für Erhaltung des Friedens eingesetzt. So ist es gerade der Frankfurter Friede gewesen, der Europa in dem neu geeinten Deutschland nicht ein Element der Unruhe, sondern ein starkes Friedensbollwerk geschenkt hat. Für Erhaltung gleicher Machtverhältnisse in Europa ist aber kein Beginnen gefährlicher, als Deutschland bei der Lösung europäischer Fragen als quantité négligeable ausschalten zu wollen. Die Erfahrungen der vergangenen Jahre lehren diese Tatsache deutlich.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Eroberung von Fez.

Die Hauptstadt von Marokko ist nun entsetzt worden. Es war, wie man deutlich sieht, kein großes Heldenstück für den französischen Truppenführer, in Fez einzudringen. Für die französischen Politiker wird aber jetzt die Frage brennend, wie sie mit guter Manier aus Fez wieder herauskommen. Denn die dauernde Besetzung der Hauptstadt verstößt gegen die Algecirasakte und muß den Einspruch von Deutschland und wahrscheinlich auch von Oesterreich hervorrufen.

Die deutsche Regierung bleibt in der Stellung des kühl abwartenden, aber höflich warnenden Beobachters. In der neuesten Wochen-Rundschau der „Nordd. Allg. Ztg." wird ausgeführt: Eine Gefährdung der europäischen Kolonien in Marokko sei nach den in Berlin eingetroffenen Nachrichten vorläufig nicht zu befürchten. Frankreich, so heißt es weiter, sei es nicht zu verdenken, daß es auf alle Mittel sinne, das Leben seiner Offiziere zu sichern; die Wahl dieser Mittel bleibe Frankreich überlassen, da es auch die Verantwortung für die Folgen der angewandten Mittel trage. Dann wird halbamtlich vor aller Welt festgestellt, welche Erklärungen Frankreich den anderen Regierungen gegeben hat: „Nach bündigen Versicherungen der französischen Regierung hat sie lediglich die Absicht, die zur Sicherung ihrer Staatsangehörigen nötigen Maßregeln zu ergreifen; insbesondere beabsichtigt sie nicht, die Integrität Marokkos und die Souveränität des Sultans anzutasten; auch liegt eine Besetzung von Fez nicht in ihren Absichten." Unsere Offiziösen meinen, es sei zu hoffen, daß die Ereignisse der französischen Regierung die Innehaltung ihres Programms gestatten werden; ein Hinausgehen über dasselbe würde mit der Algeciras-Akte, die einen unabhängigen marokkanischen Herrscher vorsieht, nicht in Einklang stehen. Dann kommt der deutliche Satz: „Ein Durchbrechen wesentlicher Bestimmungen der Algeciras-Akte, selbst wenn es durch zwingende äußere Umstände und gegen den Willen der handelnden Macht herbeigeführt würde, würde sämtlichen Mächten ihre volle Aktionsfreiheit wiedergeben und könnte damit zu Konsequenzen führen, die sich zurzeit nicht übersehen lassen." Genau in demselben Sinne sprechen sich die österreichischen Offiziösen aus. Mehr als eine solche Warnung und Rechtsverwahrung kann man zurzeit, solange Frankreich nur von einer vorübergehenden Entsatzexpedition spricht, nicht verlangen. In welcher Weise unser Reichskanzler und sein Staatssekretär nach offenem Vertragsbruch ihre „Aktionsfreiheit" betätigen werden, wird wohl wesentlich durch die Haltung Englands mit beeinflußt werden. Vorläufig ist aus der Sprache der englischen Presse zu schließen, daß die Londoner Regierung an dem neuen Abenteuer des Herrn Delcassé keinen Gefallen findet.

Eine sozialdemokratische Parteiautorität hat nun kürzlich die deutschen „Genossen" aufgefordert, am Maitage zugunsten des Weltfriedens und der Abrüstung zu demonstrieren. Für solche Resolutionen ergab sich jetzt die richtige Adresse: man hätte sie an die französische Regierung richten müssen, denn deren Eroberungssucht gefährdet jetzt wieder in offensichtlicher Weise den europäischen Frieden.

Die „Reaktion" in der Türkei.

Ein sonderbarer Kontrast: während zahlreiche alte Kulturstaaten (Portugal, Spanien, Italien, Frankreich, England) immer weiter nach links gleiten zum Radikalismus und teilweise zur Sozialdemokratie, macht sich in der jungen Türkei ein Umschwung nach rechts hin, ein Besinnen auf die historischen Grundlagen des Staatswesens, eine Rückkehr zu den konservativen Prinzipien bemerklich. Die Krise ist zum Austrag gekommen in der jungtürkischen Partei selbst, welche die Revolution gemacht und seitdem die Staatsgeschäfte geleitet hatte. Diejenigen Elemente, die sich zu einer Reaktion bekehrt hatten, haben auf dem Parteitag die große Mehrheit erlangt und ein Programm mit zehn tiefgreifenden Grundsätzen zur Annahme gebracht. Zunächst sollen der Korruption und der Pfründenjagd Riegel vorgeschoben werden. Dann werden „die nationalen Gebräuche und die traditionellen Sitten" in den Vordergrund gestellt, so daß die Einführung der europäischen Zivilisation in die zweite Linie rückt. In Artikel 9 wird sogar direkt eine Verstärkung „der geheiligten Rechte des Sultanats und des Khalifats" gefordert; also die Rückkehr zu einer wirklich monarchischen und islamitisch-theokratischen Verfassung. Von besonderem Interesse ist noch Punkt 10, der die Tätigkeit der geheimen

Gesellschaften verhindert wissen will. Also eine förmliche Kriegserklärung gegen die Freimaurerei, die bisher im jungtürkischen Komitee die Fäden in der Hand hatte.

Von den Anhängern des Islam können manche christliche Völker lernen! Möchte doch in allen süd- und westeuropäischen Ländern die christliche Tradition und die christliche Kirche ebenso treue und tatkräftige Beachtung und Pflege finden, wie jetzt die türkische Tradition und das Khalifat bei dem besonnenen Teil der Ottomanen! Warum kann es in Portugal, wo soeben die freimaurerische Regierung im Wege des Diktaturerlasses die Kirchen ihres Vermögens, ihrer Freiheit und Würden beraubt hat, nicht auch zu einer so gesunden Reaktion kommen?

Vom alten und neuen Kulturkampf in Deutschland.

Unsere Regierung ließ halbamtlich verkünden, daß der Testamentsvollstrecker des im Jahre 1902 verstorbenen Kardinals Ledochowsky, des früheren Erzbischofs von Gnesen und Posen, das förmliche Gesuch eingereicht habe, die Leiche des Kirchenfürsten, dessen Herz bereits 1905 in Gnesen bestattet ist, im Dom zu Posen beisetzen zu dürfen. Die Regierung sagte nicht sofort, daß die Genehmigung erteilt werden solle, aber sie ließ die Bereitwilligkeit durchblicken. Im ersten Augenblicke überwog auch dort, wo man sonst kriegslustig ist, das Anstandsgefühl. Aber bald überwanden die Eiferer hier und dort die Scheu vor einem „Kriege gegen einen Toten“, und es kam sowohl bei den Linksliberalen wie bei den Alldeutschen und Ostmärkern eine unschöne Hetze in Gang, die zugleich gegen den Katholizismus und das Polentum sich richtete. Obschon Herr von Bethmann Hollweg soeben noch durch die Einbringung des Leichenverbrennungsgesetzes und durch seine Stellungnahme gegen die geistlichen Oberlehrer usw. den Kulturkämpfern entgegengekommen war, wurde er doch wieder der Schwächlichkeit und der Abhängigkeit vom Zentrum beschuldigt. Der Aerger der Nationalitätenkämpfer über die bisherige Nichtanwendung des Enteignungsgesetzes tobt sich aus in der Behauptung, daß die Regierung jetzt auf Befehl des Kaisers selbst wieder eine „Versöhnungspolitik“ in der Ostmark und zugleich in der Westmark einleiten wolle. Wir würden es natürlich mit großer Freude begrüßen, wenn man von der unglückseligen Gewaltpolitik gegenüber den anderssprachigen Minderheiten abgehen wollte; aber leider sehen wir noch keine überzeugenden Anzeichen für einen derartigen System- oder Methodenwechsel. Die Erlaubnis zur Beisetzung der Leiche ist die einfache Erfüllung der Pflicht der Humanität und zugleich der Beamtenklugheit. Gänzlich verfehlt ist die Berufung der „Unentwegten“ auf den Fürsten Bismarck. Letzterer hat freilich 1875 die schroffsten Kampfgesetze geschaffen; aber er hat auch wenige Jahre später eine „Versöhnungsära“ eingeleitet und durch Wort und Beispiel gelehrt, daß nicht ewig dreingeschlagen, sondern unter Umständen auch die Waffen auf dem Fechtboden zur Ruhe gelegt werden müßten. Der Zwischenfall führt uns neuerdings vor Augen, von welch' zähen und rücksichtslosen Gegnern der innere Friede in Deutschland noch immer bedroht ist. Herr v. Bethmann Hollweg hat freilich vor den Wahlen schon alle Hände voll zu tun mit der Lösung des westmärkischen Verfassungsproblems und der Reichsversicherungsordnung. Wer richtige deutsche Politik treiben will, darf weder zur russischen Knute in den Ostmarken noch zu der französischen Kelle in Religionssachen greifen.

Zwei Ersatzwahlen für den bayerischen Landtag.

Am Sonntag fanden in Bayern zwei Ersatzwahlen statt, die beide mit dem Siege des Zentrums endigten. Im Wahlkreise Rosenheim wurde an Stelle des verstorbenen Zentrumsführers Dr. von Daller der Münchener Bäckermeister Scharnagl, ein gewandter Redner und Agitator, gewählt. Das Zentrum erlitt einen verhältnismäßig geringen Stimmenrückgang, der auf die dem homo novus Scharnagl noch fehlende Popularität eines Daller, aber auch auf die maßlose Steuerhetze der Liberalen, Bauernbündler und Sozialdemokraten zurückzuführen ist. Den Nutzen davon hatten, wie bei allen Ersatzwahlen in der letzten Zeit, die Sozialdemokraten, denn die Liberalen haben trotz leidenschaftlicher Agitation einen relativ weit größeren Stimmenrückgang zu verzeichnen. In Straubing wurde an Stelle des verstorbenen langjährigen Abgeordneten Echinger der politisch völlig ungeschulte Oekonom Rabl gewählt. Der neuerdings unter der Flagge der fortschrittlichen Volkspartei segelnde Liberalismus führte seine Stimmen dem Bauernbund zu, während der von Dr. Gäch geführte radikale Flügel des Bauernbundes offen zur Sozialdemokratie abschwenkte. Auch hier kam die Hetze gegen das Zentrum einzig den Sozialdemokraten zugute.

Zu den Reichstagswahlen in Hessen.

Von Dr. F. Behrend.

Seit Wochen werden im deutschen Blätterwald aller Parteien Betrachtungen über den Ausfall der kommenden Reichstagswahlen angestellt. So auch kürzlich in Nr. 328 der „Kölnischen Volkszeitung“. Der Artikel „Die kommenden Reichstagswahlen in Hessen“ ist nach verschiedener Seite recht beachtenswert in dem, was er sagt, mehr noch in dem, was er nicht sagt.

Der Artikel hebt gleich einleitend hervor, daß „Freiherr von Heyl im Hessenland nach wie vor einen bedeutenden politischen Einfluß besitzt“; er hätte gut sagen können: den bedeutendsten. Denn wer trotz der „aggressiven Kampfesweise der Berliner nationalliberalen Parteileitung“, der „Frankfurter Zeitung“ und verwandter Seelen, z. B. der Herren Bassermann und Stresemann, von der Wahlkreisleitung seiner Partei ein Vertrauensvotum erhält, wer es zu erreichen weiß, daß gewisse Kautelen an das neue direkte Landtagswahlrecht geknüpft werden, wer in der erst jüngst betätigten Gewerbegerichtswahl über 2500 Stimmen seiner Arbeiter in die Wagschale legen kann, der muß einen sehr bedeutenden politischen Einfluß haben. Und wenn man gerecht sein will, muß man anerkennen, daß v. Heyl durch jahrelange angestrengte Arbeit diesen Einfluß sich errungen hat. Man braucht dabei nicht immer an selbstloses Handeln zu denken, wie ja überhaupt in der Politik die Selbstlosigkeit nicht die erste Tugend ist. Aber es läßt sich sehr wohl verstehen, daß ein Mann, der, lange bevor man im Reiche an eine soziale Fürsorge für die arbeitende Klasse dachte, eine Art patriarchalisches Wohltun an seinen Arbeitern übte und heute noch übt, ein autoritatives Ansehen in immer größerem Umfange gewann, das jetzt in dem Kleinstaat Hessen von weittragendster Bedeutung ist.

Vor noch gar nicht allzulanger Zeit — 18. Dezember 1907 — schrieb das Zentrumsorgan, die „Wormser Nachrichten“: „Die Dinge in Worms sind vielfach anders als in der großen Welt. Völlige gesellschaftliche Zerrissenheit und äußerste Verschärfung aller Gegensätze auf konfessionellem und politischem Gebiete sind hervorragende Merkmale der Stadt Worms. Dieser Zustand ist die Frucht nationalliberaler Politik in Reinkultur.“ Und „was die gesamte Bevölkerung interessieren muß, ist die Art, wie die ‚Wormser Zeitung‘ — das nationalliberale Organ — die ganze Politik in den konfessionell-protestantischen Rahmen zu spannen sucht.“ Wer sich der Mühe unterzog, z. B. zur Zeit der letzten Reichstagswahl 1907 die Nummern der „Wormser Zeitung“ zu sammeln, der fand eine Fülle von Belegen für die Signatur der hiesigen Verhältnisse, wie sie durch die oben angeführten Worte des Zentrumsorgans sehr treffend gegeben wurden. Falsch wäre es nun, für das Gebaren und Gehaben der „Wormser Zeitung“ Frhrn. v. Heyl in Bausch und Bogen verantwortlich zu machen. Aber, um e contrario zu schließen, wie kommt es, daß seit Beginn des Zusammenwirkens der rechtsstehenden Parteien in der Reichsfinanzreform und der Sonderstellung des v. Heyl und Genossen in der nationalliberalen Partei meine Sammelmappe keine derartige Nummer der „Wormser Zeitung“ aufweist? Ein Zeichen, daß die „Wormser Zeitung“ auch anders kann. Sollten da wirklich keine Abmachungen zwischen v. Heyl und der „Wormser Zeitung“ bestehen, und bestände die Verbindung zwischen beiden auch nur in telephonischen Anfragen der Redaktion nach den Wünschen des Herrn Barons? Vor einigen Jahren hieß es, v. Heyl sei reichstagsmüde; heute kann davon nicht mehr die Rede sein. Im Gegenteil; einem nie ganz widersprochenen on dit zufolge wünschen die um v. Heyl eine in mäßigen Grenzen sich bewegende Agitation des Zentrums, um nicht mit diesem, wie bisher, sondern mit der Sozialdemokratie in die Stichwahl zu kommen und so der rettenden Hilfe des noch vor kurzem vielgeschmähten Zentrums sicher zu sein. Wenn es wahr wäre, daß man nach dieser Seite höheren Orts im Zentrum sich hätte lahm legen lassen, so wäre das sehr zu beklagen.

Nicht rein aus politischer Gegnerschaft gegen v. Heyl. So weittragend auch heute der Einfluß v. Heyls ist, die Politik des Barons steht und fällt mit seiner Persönlichkeit. Es lassen sich wohl Throne vererben, nicht aber Reichstagswahlsitze. Eingeweihte sprechen überdies dem in Frage kommenden ältesten Sohne sogar alle politischen Allüren ab. Aber selbst wenn letzerer daran dächte, die politische Erbschaft des Vaters anzutreten, wer garantiert ihm den sicheren Besitz dieser Position des Vaters, da im stillen gar mancher aus dem Kreise der dii minores der Nationalliberalen die Anwartschaft darauf glaubt erheben zu dürfen?

Die Bevölkerungsziffer des Wahlkreises Worms-Heppenheim-Wimpfen hat einen starken industriellen Einschlag. Die Sozialdemokratie, die 1907 4600 Stimmen auf ihren Kandidaten vereinigte, wird sicher bei der bevorstehenden Wahl an Stimmen bedeutend zunehmen und so von Wahl zu Wahl. Damit rechnet auch v. Heyl, der in seinem Großbetrieb 5000 Arbeiter beschäftigt. Bisher ist es ihm so ziemlich gelungen, der Sozialdemokratie vor den Toren seiner Fabrik ein energisches Halt zu bieten. Ob ihm und seinen Nachfolgern das auf die Dauer gelingt? Die Tatsache allein, daß bei lässiger Agitation des Zentrums die Sozialdemokratie in die Stichwahl käme, wäre für letztere dauernd ein eminent moralischer Erfolg, wie für das dann ausgeschaltete Zentrum ein ebenso großer Nachteil. Das Zentrum hatte im Jahre 1903 : 5736, 1907 : 7371 Stimmen im ersten Wahlgang und dürfte, unterstützt durch planmäßige Vorarbeit, sicher auch dieses Mal seine Stimmenziffer erhöhen.[1]) Was verschlägt es also, sich mit v. Heyl in ehrlichem Kampfe auch dieses Mal zu messen? Wir treiben doch keine Politik ad hoc. Wir denken an die Zukunft, wo nach dem Weggang v. Heyls das Zentrum das stärkste Bollwerk gegen die Hochflut der Sozialdemokratie auch im Wahlkreis Worms sein wird. Diese längeren Ausführungen zum Wahlkreis Worms waren notwendig, weil in dem fraglichen Artikel „Die kommenden Reichstagswahlen in Hessen" bei der Betrachtung der Parteien von der zweitstärksten Partei des Wahlkreises — dem Zentrum — mit keinem Worte die Rede war.

Das Fazit der übrigen hessischen Wahlkreise, in denen die Nationalliberalen in Betracht kommen, wird aller Voraussicht nach ein klägliches Fiasko für diese Partei werden. Und Bingen-Alzey? Wer sich in diesem Kreise nur etwas auskennt, weiß, daß die Freisinnigen seit Jahr und Tag eifrigste Kleinarbeit taten; wo in aller Welt ist das auch nur annähernd von den Nationalliberalen geschehen, deren Kandidat bei aller persönlichen Tüchtigkeit der Suada „des freisinnigen Reiseapostels Korell" nicht im entferntesten gewachsen ist. Man schaue nur auf die Stimmenziffer zurück, die Pfarrer Korell kürzlich in Gießen-Grünberg erreichte! Wenn es dennoch zum Siege Dr. Beckers kommen sollte, so ist eben das Zentrum der Retter in der Not gewesen. In Bensheim-Erbach kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß das Zentrum den christlichsozialen Kandidaten einem nationalliberalen vorzieht, von dem man nur weiß, daß er bald im Sinne des rechten, bald im Sinne des linken Flügels seiner Partei redet. Also auch hier ist das Zentrum der gebende, unterstützende Teil. Und wo das Zentrum der nehmende Teil sein sollte, in Mainz-Oppenheim, steht es Nationalliberalen gegenüber, die aus ihrer parteipolitischen und kirchenfeindlichen Gesinnung wahrlich kein Hehl machen. Oder erinnert man sich nicht mehr der geradezu kläglichen Unterstützung bei der letzten Stadtratswahl in Mainz? So wird Mainz wie Offenbach Domäne der Sozialdemokratie nach wie vor sein und bleiben. Kämen noch Darmstadt-Groß-Gerau und die drei oberhessischen Wahlkreise in Betracht. In Gießen-Grünberg dürfte sich nach der umfangreichen Arbeit bei der letzten Stichwahl Dr. Werner als christlich-sozialer Kandidat ebenso behaupten wie der Antisemit Bindewald in Alsfeld-Lauterbach. Wenn dem sozialdemokratischen Vertreter des Kreises Friedberg-Büdingen schon bei der Ersatzwahl im Juni vorigen Jahres nur 660 Stimmen am Siege im ersten Wahlgang gegen den im Kreise eingesessenen und sehr angesehenen v. Helmolt (Bund der Landwirte) fehlten, dürfte die Wiederwahl Busolds (Soz.) so gut wie gesichert sein. Und kommt es auch in Darmstadt aller Wahrscheinlichkeit nach zum Siege des Sozialdemokraten, dann ist der Nationalliberalismus Hessens für den Reichstag ausgeschieden mit Ausnahme des — Frhrn. v. Heyl! Und diese Partei, die ohne Unterstützung des Zentrums kein Reichstagsmandat erhalten kann, ist die regierende des Landes!! Und wie ist diese regierende Partei den gerechten Wünschen der Katholiken im engeren Vaterland Hessen, ich sage absichtlich nicht des Zentrums, bisher entgegengekommen? Wann werden wir Katholiken in Hessen aus der Rolle des der nationalliberalen politischen Todesnot stets helfenden Samuel in die Stellung des bei der Besetzung der höheren und höchsten Beamtenstellen gleichberücksichtigten Bürgers aufrücken?

Der Artikel in Nr. 328 der „Kölnischen Volkszeitung" war wohlgetan, noch besser aber ist mehr Selbstbewußtsein in den Reihen des Zentrums. Dann kommt die höhere Bewertung des Zentrums bei den übrigen Parteien von selber!

[1]) An einen Sieg des Zentrums in der Stichwahl über v. Heyl ist nicht zu denken.

Der theologische Nachwuchs in Deutschland.

Von Dr. **Brüning**, Trier.

Auf den preußischen Universitäten studierten nach dem vor mehreren Wochen in den Verkehr gekommenen „Statist. Jahrbuch" für 1910 im Winterhalbjahr 1909/10 neben 1183 evangelischen Theologen 893 katholische. Zu diesen traten nach derselben Quelle noch die Besucher der Priesterseminare Fulda, Paderborn, Pelplin, Posen und Trier mit zusammen 657 Theologen. Diese amtliche Zusammenstellung ist nicht ganz vollständig: es fehlen nämlich noch die Seminare von Limburg, Osnabrück, Hildesheim und Köln mit (1907/08) in Summa 113 Insassen. Für Preußen ergibt sich somit eine Gesamtzahl von 1663 katholischen Theologen, also eine ganz bedeutend größere Ziffer, als die Evangelischen aufzuweisen vermögen.

Ueber die Herkunft der jungen Theologen sind wir für das Jahr 1909/10 noch ohne amtliche Mitteilung; für das Jahr vorher jedoch gibt uns das Heft 223 der Preußischen Statistik (amtliches Quellenwerk) darüber genaue Auskunft. Danach sind Preußen auf den Universitäten 881, den Seminaren 606. Nach der Geburtsprovinz unterschieden stammen im Sommerhalbjahr 1908 von den Studierenden, soweit sie

	1. Hochschulen oder besuchen	2. Seminare	oder 3. nicht ausgewiesen sind
aus Ostpreußen	17	—	—
„ Westpreußen	7	90	—
„ Berlin	5	—	—
„ Brandenburg	4	—	—
„ Pommern	1	—	—
„ Posen	6	90	—
„ Schlesien	264	1	—
„ Sachsen	7	18	—
„ S.-Holstein	1	—	—
„ Hannover	58	3	17
„ Westfalen	155	125	—
„ H.-Nassau	1	91	11
„ Rheinland	349	188	85
„ Hohenzollern	—	—	—
Summe	875	606	113

Zu den 875 treten noch drei in Preußen geborene Nichtpreußen. Daneben gibt es noch an in Sachsen geborenen Studierenden 9 ditto in Hessen geborenen 4, ebenso Oldenburger 15 und Braunschweiger 3. Je noch einen Studierenden stellt als Geburtsland Bayern, Württemberg, Rudolstadt und Elsaß. Die Zahl der 606 Seminaristen wird gehoben durch 8 Weimaraner und je 1 Sachsen, Badener, Oldenburger, Anhaltiner und Elsäßer. Die oben erwähnten 113 in der amtlichen Nachweisung Fehlenden sind bei den Provinzen eingereiht, in welchen das Seminar sich befindet, ein Vorgehen, welches zweifellos durchweg richtig sein wird, da höchstens ein oder der andere Braunschweiger dadurch nicht richtig nachgewiesen wird.

Die bei weitem größte Zahl katholischer Theologen stellt demnach die Rheinprovinz, nämlich über 600; über 200 kommen noch auf Schlesien und Westfalen, über 100 auf Hessen-Nassau, nahe an die letztgenannte Ziffer kommen Posen und Westpreußen heran. Die Ziffern, welche die übrigen Provinzen aufweisen, sind durchgängig sehr geringe, mehr als 10 haben nur noch Ostpreußen und Sachsen, letzteres über 20; erstere stellt das Ermland, letztere das Eichsfeld. Daß Hohenzollern keine Theologen aufweist, liegt an seiner Zugehörigkeit zum Erzbistum Freiburg; die hohenzollernschen Studenten der Theologie sind daher auch in Freiburg immatrikuliert.

Bayern hatte im Wintersemester 1907/08 an seinen Universitäten 266 katholische Theologen, an seinen Lyzeen 732 Besucher, welche, auch soweit sie der philosophischen Sektion angehören, durchweg als zukünftige Geistliche anzusehen sind. Dazu treten noch die wenigen (8) Besucher des Seminars in Speyer. Eine Unterscheidung nach Bayern und Nichtbayern macht innerhalb der einzelnen Fakultäten weder das Bayerische statistische Jahrbuch noch die Zeitschrift des Bayerischen statistischen Landesamtes.

Demgegenüber können wir dem Württembergischen statistischen Jahrbuche entnehmen, daß von den im Wintersemester 1908/09 186 katholischen Theologen Tübingens nur 3 Nichtwürttemberger waren.

Gering ist auch die Zahl der Nichtinländer in Straßburg; von 131 Theologen (Sommersemester 1910) sind nur 10 außerhalb Elsaß-Lothringens beheimatet (5 Preußen, 4 Bayern, 1 Sachse). Daß die Insassen des Priesterseminars in Metz lediglich Lothringer sind (120 in 1908/09), dürfte selbstverständlich sein. Dasselbe gilt — analog — von den im Mainzer Seminar untergebrachten Theologen (Wintersemester 1908/09 : 48).

Nicht so einheitlich ist die Zusammensetzung der Studierenden an der badischen Fakultät in Freiburg; von den Theologen des Wintersemesters 1907/08 (219) waren 53 Nichtbadener, darunter auch, wie angedeutet, die aus Hohenzollern stammenden Studierenden.

Für ganz Deutschland zählen wir somit rund 3350 katholische Theologiestudierende. Woher nehmen diese ihren Nachwuchs?

Preußen zählte 1910 an katholischen Abiturienten 2128 an den Gymnasien, 215 an den Realgymnasien, 112 an den Oberrealschulen, also zusammen 2455; von diesen gingen zum Studium der Theologie über $549 + 3 + 1 = 553$, das sind rund $22^1/_2$%, also präter propter $^1/_4$ aller katholischen Abiturienten, während bei den Evangelischen der Prozentsatz nicht ganz $5^1/_2$ beträgt. Den bei weitem größten Teil angehender Theologen stellt naturgemäß auch hier die Rheinprovinz (inkl. Hohenzollern) mit 208 Studierenden; es folgen Westfalen mit 99, Schlesien mit 80, Hessen-Nassau mit 55, Westpreußen und Posen mit je 33. Zehn Studierende stellt Ostpreußen, 6 Sachsen. Brandenburg und Schleswig-Holstein liefern je einen, Berlin 2.

Bayern gibt keine offizielle Statistik über die Konfessionsverhältnisse der Abiturienten. Eine Zusammenstellung aus den Programmen der einzelnen Anstalten per 1907 ergibt jedoch, daß in dem genannten Jahre von insgesamt 1523 Abiturienten 993 katholisch waren. Von diesen gingen 301 zum Studium der Theologie über, das sind 30.3%. Die Evangelischen stellten demgegenüber nur 47 von 461 das sind 10.2%.

In Württemberg, das ebenfalls eine amtliche Konfessionsstatistik der Abiturienten nicht kennt, geben 1907/08 von 191 Katholischen 64 Theologie als zukünftiges Studium an, das sind 29%; demgegenüber stehen 52 Evangelische von 444, das sind 11.7%.

Baden hatte 1907/08 auf sämtlichen Anstalten 350 katholische Oberprimaner neben 339 Evangelischen. Von den Abiturienten studierten 83 katholische, 20 evangelische Theologie. Setzt man die beiden Ziffern — was wohl zulässig erscheint — in entsprechende Prozente um, so ergeben sich 23.7% bzw. 6%.

Unter den 112 katholischen Abiturienten Hessens (1909/10) zählen wir 16, unter den 331 evangelischen 26 Theologen, das sind 14.3 bezw. 7.8%. Im Jahr vorher waren es 19 unter 106 (17.9%) bezw. 13 unter 312 (4.1%).

Für die anderen deutschen Staaten fehlen Angaben; die Zahl der jährlich zur Theologie übergehenden Studierenden läßt sich nur annähernd aus der Zahl der den betreffenden Ländern entstammenden Theologiestudenten bestimmen.

Charakteristisch bei allen genannten Prozentziffern ist die große Divergenz zwischen den Ziffern für Katholiken und Evangelische. Für erstere finden wir 22.5%, 30.3%, 29.0%, 23.7%, 17.9%, als niedrigste Ziffer — anscheinend eine Ausnahmeziffer — 14.3%. Demgegenüber die Zahlen für die Evangelischen: 5.5%, 10.2%, 11.7%, 6.0%, 7.8% (4.1%). Die höchste Zahl in der letzten Reihe reicht also nicht an die niedrigste Zahl in der ersten Reihe heran. Dem entspricht denn auch die Gesamtzahl der evangelischen Theologen auf den deutschen Universitäten: 2115 im Wintersemester 1908/09. Auf katholischer Seite zählt man demnach mehr als $1^1/_2$ mal so viel Studenten.

Eine interessante Feststellung sei zum Schluß gemacht: im Wintersemester 1908/09 stammten 992 studierende Reichsinländer auf preußischen Universitäten aus Pfarrersfamilien; dabei gab es auf diesen 14055 Reichsinländer evangelischen Bekenntnisses. Danach wird man die Summe der aus solchen Familien stammenden Studenten auf deutschen Universitäten auf 1700—1800 schätzen dürfen. Das evangelische Pfarrhaus stellt also eine ganz bedeutende Zahl Studierender, was auf katholischer Seite wegfällt. Das möge man auch beachten, wenn man von „Inferiorität" redet.

Der Frühling schreitet durch den Wald.

Der Frühling schreitet durch den Wald,
Und unter seinen Schritten hallt
Ein Singen und ein Klingen,
Das will die Luft durchdringen.

Ihr Winterschläfer, wachet auf!
Ihr Quellen rauscht in raschem Lauf
Hernieder in die Tale,
Geküsst vom Sonnenstrahle.

Du lieblichholdes Blumenkind,
So tu die Aeuglein auf, geschwind,
Und schmücke Flur und Aue,
Dass dich der Frühling schaue.

Waldvöglein, singe süssen Sang,
Flieg' eilends übern Bergeshang,
Und wecke, die da träumen;
Und wecke, die da säumen

Zu scheuchen Winterleid und Weh,
Von sich zu schütteln Eis und Schnee.
All' Freude ist erglommen,
Der Frühling ist gekommen!

Antonie Lehmkühler.

Ein Fest christlich-sozialen Geistes in Spanien.

Von Prof. Dr. Eberhard Vogel, Lektor an der Kgl. Techn. Hochschule zu Aachen.

Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu gemeinsamer Ehrung vereinigt sah am Sonntag, den 23. April die Arbeitersiedelung des Großindustriellen Grafen Guëll in der Nähe des Vorortes Sans der gewerbfleißigsten Stadt Spaniens, des von grimmigen Leidenschaften zerrissenen, seit zwei Jahren von den willfährigen Spießgesellen des Abenteurers Lerroux beherrschten Barcelona. Weit in die fruchtbare, volkreiche Ebene des rötlichen Llobregat hinaus trugen am frühen Morgen des sommerlich schönen Tages die Böller die Kunde von dem Beginn des schönsten Festes, das die Kolonie Guëll, die Familie des Unternehmers und die seiner Beamten und Arbeiter, je mit einander gefeiert hatten; prächtige Triumphbögen wölbten sich über der Einfahrt vornehmer Gäste aus der nahen Großstadt, der wahren Hauptstadt Spaniens; mit den flammenden — rotgelben — Fahnen Kataloniens, des ältesten christlichen Reiches auf jener Halbinsel, mit üppigen Laubgewinden und bunten Kränzen waren die Straßen geschmückt, durch welche, mit Jubel begrüßt, die Automobile zu dem edelschlichten Hause rollten, worin Herr Guëll inmitten seiner Arbeiter wohnt; nach dem Festplatz der Kolonie, in dessen Mittelpunkt ein stattlicher Feldaltar errichtet war, drängten sich im Sonntagsgewand in feierlich froher Stimmung ihre Bewohner, die den Grafen wie einen wahren Arbeiterkönig, einen von der Liebe seiner Arbeitsgenossen ebensosehr wie vom Erfolg gekrönten Arbeiter verehren. Wem gilt doch das farbenreiche Gepränge, das verwirrende Gewühl geputzter Männer, Frauen und Kinder? Wozu ist nur der Bischof von Barcelona, Dr. Laguarda-Fenollera, herübergekommen? Wohl hätte der Kundige ohne Mühe aus der Anwesenheit der vornehmsten durch ihre soziale Wirksamkeit ausgezeichneten Männer und Frauen Barcelonas auf die Art der Veranlassung des festlich heiteren Getriebes geschlossen, aber auch der scharfsinnigste unter ihnen hätte nicht ohne weiteres den wirklichen Grund dieser allgemeinen Freude erraten. Mehr als sechs Jahre liegt er ja zurück, und die christliche Bescheidenheit der Beteiligten hätte sicherlich nach so langer Zeit nicht dieses Aufheben davon gemacht, wenn nicht der neuernannte Bischof, der mit einem starken Tropfen sozialen Oeles gesalbt ist, nachträglich davon erfahren und die Sache dem Hl. Vater als ein Zeugnis aus dem Leben seiner Diözese vorgetragen hätte, als einen Beweis, daß heldenhafter Christensinn in Spanien noch nicht erstorben ist, sondern an demselben Orte, wo gelehrige Anarchistenschüler vor zwei Jahren in blindem Wahn zahlreiche Stätten geistiger und leiblicher Wohltätigkeit zerstörten, und in demselben Stande der Handarbeiter ebenso herrlich blüht wie in der Familie des weitschauenden, kapitalstarken Fabrikherrn, dessen Namen jeder

erfährt, der den originellen Bergpark Guëll, ein Geschenk des großmütigen Industriellen an das Volk von Barcelona, besucht.

Es war im Februar 1906, als ein Lehrling in einem der Guëllschen Betriebe an beiden Beinen so schwer verbrüht wurde, daß die Aerzte nur an die Amputation beider Glieder eine schwache Hoffnung, das junge Leben zu erhalten, knüpften. Der Pfarrer der Kolonie, Vilarrubias, wagte die zaghafte Frage, ob die Bekleidung der absterbenden Beine mit gesundem Fleische nicht ein sicherer Weg zu diesem Ziele wäre. Lächelnd rechneten die Aerzte ihm vor, wieviel Personen dazu ein Stück ihrer Haut hergeben müßten, wenn nicht jede einzelne sich selbst in Gefahr bringen wollte. „Wenn Sie mal mit mir anfangen," erwiederte der Geistliche, „werden sich die übrigen schon finden." Und die ersten, die sich bereit fanden, für die Rettung eines armen Jungen ihre Haut hinzugeben, waren die eigenen, noch zarten Söhne des Fabrikherrn, Don Claudio und Don Santiago Guëll, und ihr Beispiel führte im Verlaufe eines Tages dreiundvierzig Arbeiter zu den Aerzten, welche so in der Lage waren, das gesundeste Fleisch auszusuchen, aber nicht vermochten, den Geistlichen und die beiden Knaben Guëll von ihrem Entschluß, sich zuerst ihrem Messer darzubieten, abzubringen. Die Auflegung von Hautstreifen dieser drei und von sieben Arbeitern setzten fürs erste den jungen Joseph Campderrós außer Gefahr; nach drei Monaten streckten sich zehn andere Arbeiter auf den Sektionstisch, und nach abermals zwei Monaten opferte der Pfarrer noch ein Stück Haut, um die letzte Lücke in der ausgedehnten Ueberwachsung auszufüllen.

Heute sitzt das Kind von damals als kräftiger Jüngling in der Festversammlung zwischen den beiden zu jungen Männern herangewachsenen Guëll bei deren Vater und inmitten der siebzehn Arbeiter auf der Ehrentribüne des Festplatzes, um der Dank- und Jubelmesse beizuwohnen, welche der Pfarrer in Gegenwart der gesamten Kolonie und unter Assistenz des Bischofs selber liest. Unbeschreibliches Schauspiel, bei dem der lichte blaue Himmel nur ein Spiegelbild der Heiterkeit so vieler heldenhafter Gemüter zu sein scheint! Der letzte Rest sozialen Neides ist hier vor der ehrfürchtigen Bewunderung einer Tat alles überwindender Nächstenliebe gewichen; und der Geist der christlichen Urgemeinde schwebt segenvoll über der Menge, welche ahnt, daß in unsern Zeiten erbarmungsloser Selbstsucht solche Opfer nur unter dem ermutigenden Zeichen jenes andern Opfers möglich sind, das ein schlichter Arbeiterpriester vor ihnen geheimnisvoll erneuert. Liebliche Kinderchöre leihen der weihevollen Stimmung eine Sprache; wehmütig klingt ihr Flehen zum süßesten Jesu, daß er Spanien nicht wolle verderben lassen.

Nach der heiligen Handlung ergreift der Bischof das Wort, um sich seines Auftrages vom Hl. Vater an die zwanzig Helden zu entledigen. Pius X., der Sohn eines gemeinen Mannes aus dem Volke, hat Tränen der Rührung vergossen, als ihm ihre Geschichte berichtet wurde, und für jeden von ihnen eine Medaille anfertigen lassen, die sie zum erhebenden Gedenken an die edelste Regung ihrer Seele tragen sollen. Die Ansprache des Bischofs erweitert sich von selbst zu einem Lobpreis auf den Geist des Hauses Guëll und auf den unsterblichen Geist der Liebe Christi, die alle Wunden heilt und über alle sozialen Klüfte starke Brücken schlägt. Dann legt er allen, die von ihr beseelt für den Geringsten unter ihnen ihr Blut vergossen, das Zeichen des päpstlichen Wohlgefallens an und spendet der im Innersten bewegten Menge den apostolischen Segen. Der Tag aber blieb bei festlichem Mahl, frohen Spielen und den Vorträgen der eigenen Gesang- und Musikvereine der Kolonie der denkbar reinsten Freude geweiht.

Es ist unzweifelhaft, daß diese bewunderungswerte Offenbarung der Gesinnung der Arbeiterschaft des Grafen Guëll, wie sie sich im Herde des glühendsten Kassenhasses gebildet und erhalten hat, keine Ausnahmeerscheinung in Spanien sein kann. Vieles Aehnliche, wenn auch Unscheinbare, was für die ungebrochene Kraft des katholischen Geistes des spanischen Volkes glänzendes Zeugnis ablegen würde, wird in dem Wust der bedeutungslosen Nachrichten der ganz andern Geistern dienstbaren Telegraphenagenturen verschüttet und begraben. Darum wiederhole ich, und nicht zum letzten Male, was die katholische Presse Deutschlands für Spanien und noch für manches andere katholische Land tun muß: Die liberale Berichterstattung auf ihren Pfifferlingswert herabsetzen, sich endlich regelmäßig und prompt fließende Quellen im Lande selbst eröffnen und statt dem hohlen politischen Getues eines Canalejas und ähnlicher aufgedunsener Helden, das nicht die Druckschwärze verdient, unsere Kenntnis des Kulturlebens Spaniens pflegen, Kataloniens mit Vorzug vor den toten Gefilden Kastiliens, welches hauptsächlich aus der Politik einen Broterwerb gemacht hat. Dann wird sich ja herausstellen, daß Spanien nicht zu den sterbenden, sondern zu den wieder auflebenden Nationen gehört, daß ihm aus Selbsterkenntnis und Selbstzucht eine neue Blüte christlicher Gesittung erwachsen kann.

Einladung zur 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Mainz 1911

vom 6. bis 10. August.

Zum fünften Male wendet sich die Vertretung der katholischen Bürgerschaft von Mainz an die Katholiken Deutschlands und ladet sie zur Generalversammlung ein.

Wir sind überzeugt, daß der Ruf aus der alten Bischofstadt, von der aus der hl. Bonifatius das erste einigende Band um alle deutschen Stämme zu schlingen begonnen hat, der Ruf aus der Vaterstadt unserer Generalversammlungen in den Herzen aller deutschen Katholiken freudigen Widerhall finden wird und daß sie wie in den früheren Jahren aus allen Gauen unseres lieben Vaterlandes zahlreich hierhereilen werden, um mit uns gemeinsam zu beraten und zu arbeiten.

Was der diesjährigen Tagung besondere Weihe und Würde gibt, ist die Feier des Zentenariums der Geburt des großen Bischofs **Wilhelm Emanuel Freiherrn v. Ketteler.** Auf das Wort dieses geistesgewaltigen, unerschrockenen Kämpfers für Gottes Ehre und der Kirche Freiheit, dieses weitblickenden und warmfühlenden Volksfreundes, dieses bahnbrechenden Führers auf dem Gebiete der sozialen Frage horchte man im ganzen katholischen Deutschland, während er in der Mainzer Diözese siebenundzwanzig Jahre hindurch mit unbeugsamer Kraft den Hirtenstab des hl. Bonifatius führte.

Daß der Ernst der Stunde, den kein Einsichtsvoller sich verhehlen kann, den festen Zusammenschluß aller Katholiken, ja aller, die noch christlich denken und empfinden, erheischt, bedarf keiner näheren Begründung. Darum wollen wir uns erneuern in dem Gelöbnis, unseren katholischen Glauben in seiner ganzen Reinheit zu bewahren, zu betätigen und zu verteidigen. Wir wollen uns erneuern in dem Geiste des Gehorsams und der Treue gegen den Apostolischen Stuhl und unsere Oberhirten. Wir wollen auch gemeinsam prüfen und beraten, was uns zu tun obliegt in der mannigfachen Not der gegenwärtigen Zeit zum Wohl der Kirche und zum Heil für unser Vaterland.

Daher laden wir alle Katholiken und alle katholischen Vereine herzlich und dringend ein, in den Tagen vom 6. bis 10. August so zahlreich wie möglich zur 58. Generalversammlung nach Mainz zu kommen, aus heiliger Begeisterung für die große, katholische Sache, aus dankbarer Verehrung für den unvergeßlichen, sozialen Bischof Wilhelm Emanuel, in richtigem Verständnis für den Ernst unserer Lage und die Größe unserer Aufgabe.

Die ganze katholische Bevölkerung von Mainz wird alles aufbieten, um der Generalversammlung eine würdige Aufnahme zu bereiten. Männer aus allen Kreisen der Bürgerschaft sind zusammengetreten, um den Besuchern der Generalversammlung den Aufenthalt in dem goldenen Mainz an den gastlichen Ufern des Rheins so angenehm wie möglich zu machen und in den Tagen ernster angestrengter Arbeit ihnen auch einige genußreiche Stunden der Erholung, der Freude und des Vergnügens zu bereiten. Darum **auf nach Mainz!**

Mainz, Ostern 1911. Das Lokalkomitee.

Meines Liedes Maienblume.

Mein Herz folgt allem Schönen
Mit leisem Harfenklang,
Doch hör' ich immer tönen
Ein Lied, das alle krönen,
Des Herzens Hochgesang:
Maria, du bist schön!

Und deine holde Güte
Schlug neu die Saiten an . . .
Das sprosste und das sprühte —
Aus meines Liedes Blüte
Ein goldner Tropfen rann:
Maria, du bist gut!

P. Timotheus Kranich.

Eine grundsätzliche Entscheidung gegen „Sachverständigen“-Gutachten in Pornographie-Prozessen.

Zugleich rechtskräftige Zurückweisung der Privatklage des Hofbuchhändlers Karl Schüler gegen die „Allgemeine Rundschau“.

Vom Herausgeber.

In dem nunmehr endgültig zurückgewiesenen und zum Abschluß gebrachten Beleidigungsprozeß des königlich bayerischen und großherzoglich luxemburgischen Hofbuchhändlers Karl Schüler (A. Ackermanns Nachfolger) in München gegen die „Allgemeine Rundschau“ (Dr. Armin Kausen) und den „Bayer. Kurier“ (Joseph Osterhuber), beide vertreten durch Rechtsanwalt Aug. Rumpf, hat die II. Strafkammer des Landgerichts München I als Beschwerdeinstanz durch Beschluß vom 6. April 1911 eine Entscheidung getroffen, welche von weittragender grundsätzlicher Bedeutung und dem so oft beklagten „Sachverständigen-Unfug“ in Fragen des § 184 Ziff. 1 des Strafgesetzbuches den Boden zu entziehen geeignet ist. Die Entscheidung ist so wichtig, daß wir sie aus dem Rahmen des Spezialfalles herausheben. Nach der herrschenden Auffassung ist ein Beschluß dieser Art in seiner Bedeutung einem rechtskräftigen Urteil[1]) gleichzuachten, was in dem vorliegenden Falle noch in erhöhtem Maße zutreffen dürfte, weil die Entscheidung sich auf ein umfangreiches Beweisverfahren stützt und die Sache seit Januar 1909 die zuständigen Instanzen bereits viermal (Amtsgericht und Landgericht je zweimal) beschäftigt hat. Der grundsätzliche Teil der Entscheidung der II. Strafkammer des Landgerichts München I lautet wörtlich:

„Der Begriff ‚unzüchtig‘ im Sinne des § 184 Ziff. 1 St.G.B., wie der Vorwurf der Beklagten allein aufgefaßt werden kann, ist ein streng juristischer, zu dessen Beurteilung und Feststellung das Gericht der Beihilfe von Sachverständigen nicht bedarf. Unzüchtig in diesem Sinne ist nach der konstanten Rechtsprechung des Reichsgerichts alles, was geeignet ist, das Scham- und Sittlichkeitsgefühl in geschlechtlicher Hinsicht gröblich zu verletzen. Ob dies im einzelnen Falle zutrifft, kann und wird das Gericht allein prüfen.

„Die Frage, ob das betreffende Werk einen Kunstwert hat, ob es eine geschichtliche, sei es eine kunst- oder kulturhistorische Bedeutung hat, ist dafür ohne jede Bedeutung. Ein Kunstwerk kann ebenso unzüchtig sein, wie ein Pfuschwerk oder eine antiquarische Seltenheit. Ein solcher Kunst- oder geschichtlicher Wert kann vielleicht den einen oder den anderen veranlassen, sich damit zu befassen oder es wissenschaftlich zu bearbeiten. Daran wird ihn niemand hindern. Aber an dem unzüchtigen Charakter des Werkes ändert das nicht das geringste.

„Wenn es sich einmal darum handeln sollte, ob ein derartiges ‚unzüchtiges‘ Werk auch einen kunst- oder historischen Wert hat, wird das Gericht nicht verfehlen, Sachverständige darüber zu vernehmen. Zur Beurteilung der Frage nach der Unzüchtigkeit ist das nicht erforderlich.

„Mit Rücksicht hierauf hat das Beschwerdegericht gar keinen Wert gelegt auf die dreizehn vom Kläger unterm 2. März 1911 vorgelegten Gutachten. Es erübrigt daher auch des näheren auf ihren Inhalt einzugehen.“

Es ist nur zu bekannt, daß das Landgericht München I und auch andere Landgerichte nicht immer nach diesem Grundsatze verfahren sind, obgleich derselbe in der Presse und in Parlamenten so oft als geradezu selbstverständlich und als eine Binsenweisheit betont und gefordert worden ist. Manche Fehlentscheidung und manche daraus resultierende Irreleitung der Interessenten und der öffentlichen Meinung wäre vermieden worden, wenn die Justiz diesen Grundsatz nie verlassen hätte. Wir brauchen nur an den heillosen Unfug der Massenherstellung und Massenverbreitung sogenannter „Aktphotographien“ zu erinnern, bei deren Würdigung nach § 184, Ziff. 1 eine durch „Kunstsachverständige“ hypnotisierte Justiz so lange in die Irre ging. Heute noch prangt die hochtönende Reklame: „Gerichtlich freigegeben auf Grund glänzender Künstlergutachten“ in den Inseratspalten zahlreicher Blätter, welche auf diesem Gebiete dem „non olet“ huldigen. Aber auch manches im „objektiven“ Verfahren freigegebene pornographische Werk hätte vor einer durch den obigen Grundsatz geleiteten richterlichen Kritik unmöglich bestehen können. Daß die langjährige Praxis der Strafkammern auch auf die Schwurgerichte abgefärbt hat, deren skandalöse Freisprechungen auf Grund „künstlerischer“ Gutachten und Gesichtspunkte so viel Staub aufwirbelt, braucht nicht näher dargelegt zu werden. Solange rechtsgelehrte Richter sich durch Kunstsachverständige über die Auslegung des grundlegenden Begriffes im § 184, Ziff. 1 belehren ließen, konnte man es auch den Geschworenen nicht verdenken, abgesehen davon, daß eine grundsätzliche Zurückweisung von Sachverständigen vor den Schwurgerichten prozessuell unzulässig ist.

* * *

Soweit die grundsätzliche Seite der vorliegenden Entscheidung der II. Strafkammer des Landgerichts München I. Da der Prozeß selbst die „Allgemeine Rundschau“ betrifft, dürften die Leser ein Interesse daran haben, die endgültige Entscheidung, welche durch kein Rechtsmittel mehr angefochten werden kann, in ihren wesentlichsten Teilen kennen zu lernen. Allen langjährigen Lesern der „Allgemeinen Rundschau“ wird die merkwürdige Geschichte dieses Vorverfahrens, das von dem Privatkläger und seinem Rechtsbeistand (Justizrat Max Bernstein) mit allen erlaubten Mitteln zwei Jahre und drei Monate in die Länge gezogen werden konnte, noch in Erinnerung sein. In Nr. 3 vom 21. Januar 1911 wurden die Hauptepisoden nochmals ins Gedächtnis gerufen, nachdem das Kgl. Amtsgericht München, Abteilung für Strafsachen, gezeichnet Kgl. Oberlandesgerichtsrat Mayer, die am 2. April 1910 schon einmal zurückgewiesene Privatklage durch Beschluß vom 31. Dezember 1910 abermals zurückgewiesen hatte. Wie gegen den ersten, so hatte der Kläger auch gegen den zweiten Beschluß durch Justizrat Bernstein Beschwerde einlegen lassen. Während aber das Landgericht der ersten Beschwerde insoweit stattgab, als es eine Vervollständigung der Beweise anheimstellte, hat es die zweite Beschwerde als unbegründet kostenfällig verworfen und die Zurückweisung der Privatklage durch den Erstrichter unter Ueberbürdung der Kosten auf den Kläger Karl Schüler endgültig bestätigt. Die beiden Beklagten waren, wie schon erwähnt, durch Rechtsanwalt August Rumpf verbeistandet.

Dieser für den klägerischen Hofbuchhändler und seine Freunde höchst unrühmliche Ausgang eines mit großem Tamtam angekündigten Prozesses kann nicht besser charakterisiert werden, als durch den wörtlichen Abdruck einer Erklärung, welche im Vorabendblatt vom 23. Januar 1909 der „Münchner Neuesten Nachrichten“ (Nr. 35) veröffentlicht war. Dieselbe lautete:

„Die hiesige Wochenschrift „Allgemeine Rundschau“ hat in letzter Zeit mehrere Artikel gegen meine Firma publiziert, die auch vom „Bayer. Kurier“ übernommen wurden. Ich habe sowohl gegen die „Allgemeine Rundschau“ wie gegen den „Bayer. Kurier“ wegen der in den Artikeln enthaltenen vollkommen unwahren Behauptungen Verleumdungsklage eingeleitet. München, 22. Januar 1909. Karl Schüler in Firma A. Ackermanns Nachf.“

Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ beantwortete diese Erklärung noch am gleichen Abend durch nachstehende an die „Münchner Neuesten Nachrichten“ eingesandte Berichtigung:

„Es ist nicht richtig, daß in den Artikeln der „Allgemeinen Rundschau“ vollkommen unwahre Behauptungen gegen die genannte Firma enthalten waren. Ich bin jederzeit in der Lage, für die in der „Allgemeinen Rundschau“ behaupteten Tatsachen den Wahrheitsbeweis zu führen.“

Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ bequemten sich erst nach zwei Tagen (in Nr. 39) zum Abdruck dieser preßgesetzlichen Berichtigung, die sie aber, tendenziös wie immer, mit hämischen Gänsefüßchen versahen und in folgender Form glossierten:

„Die Frage, ob Dr. Armin Kausen in der Lage sein wird, für die in der ‚Allgemeinen Rundschau‘ behaupteten ‚Tatsachen‘ den Wahrheitsbeweis zu führen, wird nunmehr bis zum Austrag der von Herrn Karl Schüler in Firma A. Ackermanns Nachfolger gestellten Verleumdungsklage offen bleiben“.

Schon gleich nach dem Erscheinen des ersten Artikels in Nr. 1 der „Allgemeinen Rundschau“ vom 2. Januar 1909 hatte

[1]) Vgl. Kommentar zur Strafprozeßordnung von Löwe-Hellweg, S. 548: „Der Einstellungsbeschluß wird in der Regel tatsächlich die Bedeutung eines Urteils haben.“ S. 550: „Das Gesetz legt dem Einstellungsbeschlusse, wenn seine Anfechtbarkeit durch . . . die Verwerfung der eingelegten Beschwerde erloschen ist, eine gewisse Rechtskraft bei.“

Karl Schüler der „Allgem. Rundschau" eine (in Nr. 2, S. 23, abgedruckte) großspurige „Berichtigung" gesandt, die mit den Worten begann: „Mein Jahreskatalog 1909 enthält nicht einen Titel eines pornographischen Buches, geschweige denn ‚schamlose Obszönitäten',“ und mit der stolzen Versicherung schloß, „daß meine Firma seit 100 Jahren die Lieferantin vieler großer und erleuchteter Geister ist, den Dunkelmännern dieser Zeit allerdings stets ein Dorn im Auge war".

Auch zahlreiche auswärtige Blätter nahmen sich der verfolgten Unschuld mehr oder minder kräftig an. Das „Wiesbadener Tageblatt" z. B. brachte am 26. Januar 1909 die ihm aus München zugegangene Notiz über die „Verleumdungsklage" Karl Schülers unter der Stichmarke: „Verklagte Sittlichkeitsapostel." Den gleichen hämischen Ton schlug die „Kieler Zeitung" (26. Jan.) an. Aehnliche Notizen brachten, unter offener Parteinahme für den „Inhaber der altangesehenen Hofbuchhandlung", die „Breslauer Zeitung", die „Leipziger Neuesten Nachrichten" und viele andere Blätter liberaler Richtung. Ob alle diese so voreiligen Zeitungen nun auch das Schlußresultat mitteilen werden?

Die beste Antwort auf diese Ableugnungsversuche und auf den gegen die „Allgemeine Rundschau" und den „Bayerischen Kurier" erhobenen Vorwurf der „Verleumdung" gibt der nachstehende Auszug aus der endgültigen Entscheidung der II. Strafkammer des Landgerichts München I (Landgerichtsdirektor Redenbacher, Landgerichtsräte Stadler und Hörmann), wobei ausdrücklich betont sei, daß die Hervorhebungen im Text (Sperrdruck) von der Redaktion herrühren:

„Die Prüfung des vom Kläger herausgegebenen Kataloges für 1909 und der darin angebotenen Bücher hat ergeben, daß er in der Tat unzüchtige Bücher angeboten hat. Es ist dem Gerichte zwar nicht möglich gewesen, alle angebotenen Bücher nach dieser Richtung zu prüfen.

„Es erschien dies aber auch nicht nötig. Denn die Beklagten haben nicht behauptet, daß der Kläger nur obszöne Werke angeboten habe, sondern lediglich, daß er auch solche in seinem Kataloge aufgenommen habe.

„Geprüft wurden nur diejenigen im Kataloge enthaltenen Werke, die der Sachverständige Dr. Fürstenwerth in seinem Gutachten vom 8. Dezember 1910 als unzüchtig bezeichnet hat, soweit sie in z. Zt. hierorts anhängigen Strafsachen beschlagnahmt und daher in den diesgerichtlichen Strafakten enthalten sind, soweit sie durch diesgerichtliche Urteile bereits eingezogen und daher bei der diesgerichtlichen Staatsanwaltschaft verwahrt sind, endlich soweit sie vom Mitbeklagten Kausen am 13./14. März 1911 anher vorgelegt worden sind.

„An dieser Stelle soll bemerkt werden, daß sich das Gericht in dieser Frage selbst nicht auf das Gutachten von Sachverständigen stützt. . . . . (Folgt der eingangs abgedruckte grundsätzliche Passus.)

„Die Anschauung der betreffenden Gutachten mag vielleicht für Laien und Gesinnungsgenossen sehr interessant und wertvoll sein. Die Urteilsfindung des Gerichts vermag aber die private Meinung dieser Herren nicht zu beeinflussen. Nur nebenbei soll bemerkt werden, daß diese Gutachten außer einer Reihe zweifellos richtiger Ausführungen auch eine erhebliche Zahl von Behauptungen enthalten, die nach Anschauung des Gerichts unrichtig und nicht haltbar sind." . . .

„Demnach hat der Kläger tatsächlich in seinem Katalog unzüchtige Bücher angeboten. Daß er diesen Charakter der oben aufgeführten Bücher nicht gekannt habe, ist vollkommen ausgeschlossen. Schon ein flüchtiger Blick läßt bei den meisten ihren unzüchtigen Charakter unschwer erkennen. Das Beschwerdegericht ist aber auch überzeugt, daß der Kläger als alter erfahrener Buchhändler ohnedies gewußt hat, welcher Art der Inhalt der Bücher ist. Denn er hat zweifellos die Eigenart der einzelnen Verfasser ganz genau gekannt. Hat doch im später noch zu besprechenden Strafverfahren gegen den Kläger (diesg. Anz.-Verz. 14/09 XII) der Zeuge Georg Tratzmüller bekundet, der Kläger habe derartige Bücher in seiner Privatwohnung verwahrt.

„In dieser Richtung ist also von den Beklagten der Wahrheitsbeweis erbracht.

„Das ist auch der Fall hinsichtlich der Behauptung, daß diese Bücher an hervorragender Stelle im Katalog angeboten sind. Die sämtlichen Bücher sind enthalten in einer Sonderabteilung des Kataloges mit der Ueberschrift „Neudrucke älterer Literaturwerke und Bücher für Bibliophilen". Diese Abteilung ist an erster Stelle im Katalog eingeheftet und sämtliche darin enthaltenen Bücher sind mit fetten Buchstaben angeführt. Wenn man den Katalog 1909 betrachtet, kann man zu keinem anderen Ergebnis kommen, als daß die darin enthaltenen Bücher (darunter auch die oben angeführten unzüchtigen) besonders hervorgehoben werden wollten.

„Die Richtigkeit der weiteren Behauptung, daß gegen den Kläger von der hiesigen Polizeidirektion und der hiesigen Staatsanwaltschaft ein Strafverfahren wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften eingeleitet worden ist, ergibt sich aus den diesgerichtlichen Strafakten Schüler Karl & Gen. wegen Sittlichkeitsvergehens A. V. Z. 14/09 XII.

„In diesem Verfahren wurden die Geschäftsräume des Klägers durchsucht und verschiedene Bücher beschlagnahmt. Darunter befanden sich mehrere der oben als unzüchtig bezeichneten Werke.

„Daß der Kläger einen schwunghaften Handel mit derartigen Werken betreibe, ist nicht streng bewiesen. Dagegen ist nachgewiesen, daß der Kläger Bestellscheinformulare auf Bücher wie „Die Grenouillière" von Choisi le Conin (Bayros) versandt hat. — Dieses Buch ist nicht im Katalog 1909 enthalten. Der Bestellschein ist aber mit dem Firmenaufdruck der klägerischen Firma versehen, und es kann kein Zweifel sein, daß der Kläger das Buch auf Lager hatte oder doch die Lieferung zu übermitteln bereit war. Dieses Buch „Grenouillière", das dem Gerichte vorgelegen hat, ist ein ebenso unzüchtiges Werk wie die oben aufgeführten. Aus der Ausgabe solcher Bestellscheine kann man schon auf eine besondere Begünstigung dieses speziellen Teiles des Buchhandels schließen.

„Endlich spricht dafür auch eine Annonce des Klägers auf dem Umschlag von Eduard Fuchs: „L'élément érotique dans la caricature", worin der Kläger sein ständiges Lager bibliophiler Seltenheiten hervorhebt. Daß der Ausdruck „Bibliophile Seltenheiten" keineswegs immer im Sinne von unzüchtigen Büchern verstanden werden muß, ist klar. Er kann auch wörtlich gemeint sein. Es wird aber speziell für Liebhaber erotischer Literatur der Name Bibliophile angewendet. In diesem Sinne hat sich auch Professor Wittkowsky in seinem Gutachten ausgesprochen, und in diesem Sinne ist auch der einschlägige Satz im diesgerichtlichen Beschluß vom 20. Juni 1910 aufzufassen. Daß der Ausdruck „Bibliophile" hier im Sinne von erotischer Literatur aufzufassen ist, ergibt der Platz, an dem das Inserat erschienen ist. Auch die übrigen auf dem Umschlag abgedruckten Annoncen betreffen gerichtsbekannte unzüchtige Schriften."

In der Schlußausführung der Strafkammer wird noch ausdrücklich betont: „Die Artikel sind zwar scharf, sie sind aber sachlich gehalten und persönliche Beschimpfungen des Klägers sind vermieden. Soweit er angegriffen ist, geschah es offenbar nur der Sache wegen. Demnach kann eine strafbare Beleidigung nach § 185, 186 oder 187 St. G. B. bei keinem der Beklagten angenommen werden. Beide können sich auf § 193 St. G. B. berufen. Der Erstrichter hat daher mit Recht die Privatklagen zurückgewiesen."

Wir haben uns darauf beschränkt, aus dem nicht mehr anfechtbaren letzten Beschlusse der Strafkammer die wesentlichsten Stellen im Wortlaut mitzuteilen. Ein Zurückgreifen auf die vorausgegangenen Beschlüsse der ersten und zweiten Instanz (der von dem Rechtsbeistand des Klägers mit solchem Mißerfolg in Bewegung gesetzte gerichtliche Apparat erforderte nicht weniger als vier umfangreiche Beschlüsse) verbietet sich durch die Rücksicht auf den verfügbaren Raum der „Allgemeinen Rundschau". Nur aus dem amtsgerichtlichen Einstellungsbeschlusse vom 31. Dez. 1910, der nunmehr zu Recht besteht, sei noch eine charakteristische Stelle mitgeteilt: „Dieser Teil des (Schülerschen) Betriebes grenzte . . . zum mindesten sehr nahe an strafbare Handlungen, war jedenfalls sittlich nicht einwandfrei und einer alten mit einem Hoftitel ausgestatteten, angesehenen Buchhandlung kaum ganz würdig. Daß aber insbesondere ein Katalog mit Anführung derartiger Werke unterschiedslos an die Kunden, also auch an Familien, hinausging, verdient ernste Mißbilligung."

Ruinen.

Da träumen Mauerriesen,
Jäh auf den Grund gestreckt,
Mit weichen, gold'nen Vliessen
Von Sonne überdeckt.

Nun hat der Lenz mit süssen
Maizaubern sie bedacht,
Und aus den Trümmern spriessen
Wildrosen über Nacht.

Wie Glockenlaut zerfliessen
Die Träume grosser Zeit,
Wo dich Ruinen grüssen,
Grüsst dich ein grosses Leid.

So prunken keine Wiesen
Im jungen Frühlingstand,
Aus Kerkern und Verliessen
Jauchzt junger Lenz ins Land.

So wirkt mit sachten, süssen
Wundern die stille Zeit
Und wandelt zu Paradiesen
All' Not und Herzeleid.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Naturwissenschaft und Weltanschauung.

Von Dr. Franz Joseph Völler.

Die gewaltigen Entdeckungen und Errungenschaften der theoretischen und praktischen Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts haben Forscher und Laien bis zum Ende desselben berauscht und geblendet, so daß man alles Heil und alle Lösung der großen Grundfragen der Menschheit nach dem Woher und Warum, dem Leben und der Stellung des Menschen zur Natur, nach Tod und Unsterblichkeit von der Naturwissenschaft erwartete. Aber schließlich mußte es sich zeigen, daß die Naturwissenschaft als solche mit ihren Arbeitsmethoden: Erfahrung und Theorie, Wage und Experiment, zur Beantwortung unzulänglich sei. Man besann sich wieder auf die so souverän verachtete und verspottete Philosophie, die hauptsächlich durch die unfruchtbaren Spekulationen von Oken und Hegel in Mißkredit geraten war.

Erst veröffentlichten einzelne Naturforscher philosophische oder philosophisch sein sollende Betrachtungen, dann immer mehr. Umgekehrt kümmerten sich auch jetzt die Philosophen um die Forschungen der Naturwissenschaftler und begannen sie zu verwerten, nachdem sie dieselben früher nicht minder verachtet hatten als die Naturforscher die Spekulationen der Philosophen. Anfangs schüchtern einsetzend ist jetzt die Bewegung: Verbindung von Naturwissenschaft und Philosophie, zu einem mächtigen Strom angeschwollen. Die Naturphilosophie steht wieder in Ehre und Mode.

Besonders von den Gegnern der christlichen Weltanschauung wurden die Forschungen der Naturwissenschaft aufgegriffen und als Waffen gegen die Religion mißbraucht. Auf Grund der Naturwissenschaften predigte man den Atheismus und suchte die Menge zu überreden, die moderne Naturwissenschaft habe der Religion den Boden unter den Füßen weggezogen, und der Glaube an Gott vertrage sich nicht mit ihren Ergebnissen. Man prägte sogar das frivole Wort, seit Entdeckung des Fernrohrs sei für den Herrgott Wohnungsnot eingetreten.

Diese Irrlehren sind von gläubiger Seite durch die berufensten Federn unzählige Male zurückgewiesen worden. Man behauptete sogar, Naturwissenschaft und Religion, Naturwissenschaft und Weltanschauung hätten überhaupt nichts mit einander zu tun. Dieser Ansicht kann ich nicht beipflichten. Freilich eine „naturwissenschaftliche" Weltanschauung, eine eigene Weltanschauung des Naturforschers gibt es nicht. Die Naturwissenschaften können höchstens ein Weltbild auf Grund der vorliegenden Tatsachen vom Bau der Welt liefern. Dieses ist aber durchaus schwankend und nichts weniger als einheitlich und wechselt dank der unermüdlichen Forschung unablässig.

Zur Bildung einer richtigen Weltanschauung ist darum durchaus keine genaue Kenntnis der Naturwissenschaften nötig, sonst könnte ja der einfache Mann niemals eine Weltanschauung haben. Dieser bildet sich in der Regel seine Weltanschauung nicht selbst, sondern empfängt sie von der Autorität. Der Gebildete aber orientiert seine Weltanschauung an den Resultaten der modernen Forschung oder vergleicht sie doch damit.

Zu den großen oben genannten Grundfragen der Menschheit muß auch der Naturforscher Stellung nehmen. Ist doch der Mensch selbst auch ein Stück der Natur. „Welt" ist das Weitere, Umfassendere und schließt „Natur" in sich. Die Weltanschauung umfaßt das Verhältnis des Menschen zur Religion, zu Sitte und Recht, Natur und Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft, also auch zur Naturwissenschaft, kurz die Gesamtheit des Geistes- und Gemütslebens des Menschen. Bei der Entscheidung für eine Weltanschauung sind es nicht bloß die Verstandeskräfte allein, die in Betracht kommen, sondern dazu kommen auch noch Gefühl und Wille. Treffend charakterisiert Reinke in seinem neuesten Buche „Die Kunst der Weltanschauung" (Heilbronn 1911) das Wesen der Weltanschauung: „Die Weltanschauung ist ein Bündel von Urteilen, zusammengeschnürt mit den Fäden des Temperaments, Gefühls und der sonstigen Eigenschaften des Schauenden; aber immer ein künstlerisch-intuitives."

Weltanschauung ist eine Kunst, meint Reinke. Die Einzelbilder der Natur und des Menschenlebens werden durch eine Art von Abstraktionsverfahren zusammengeschaut, wie unser Auge eine Landschaft aus der Ferne als einheitliches Gebilde erblickt, das sich beim Näherkommen auflöst in Bäume, Kräuter, Steine usw.

Daraus ergibt sich von selbst, daß die Naturerkenntnis allein nicht die Weltanschauung sein kann, wohl aber ein Teil derselben ist. „Wir sollen uns hüten", warnt Reinke, „die Weltanschauung auf Bruchstücke menschlicher Erkenntnis zu gründen, z. B. ausschließlich auf die Ergebnisse der Naturforschung; es wäre besser keine Weltanschauung zu haben, als eine so einseitige." Daß aber Berührungspunkte bestehen, ist auch er der Ansicht:

„Ich bin meinerseits durchaus Anhänger einer reinlichen Scheidung von Theologie und Naturwissenschaft und habe das zu wiederholtem Male ausgesprochen: Das hindert aber nicht, daß auf dem Gebiete der Weltanschauung sich doch feine Fäden herüber- und hinüberspinnen. Die Weltanschauung ist persönliches Eigentum des Menschen, dessen geistiger Besitz schon darum etwas Einheitliches darstellt, weil der Mensch eine einheitliche Persönlichkeit ist. Wohl ist die Natur bis zu einem gewissen Grade erforschlich, Gott unerforschlich, vor Jahrtausenden und jetzt; doch dadurch werden Beziehungen zwischen beiden Ideen nicht ausgeschlossen. Je nach dem Gesichtspunkt, auf den man sich stellt, gehört die menschliche Seele zur Natur oder zur Geisteswelt. Alle seelischen Eigenschaften des Menschen, wie Gutmütigkeit, Bosheit, Gerechtigkeit usw., sind unsichtbar, man schließt auf sie nur aus ihren Wirkungen; sollte der Schluß aus den Wundern der Natur auf eine unsichtbar darin waltende Macht weniger berechtigt sein? Auch nur weniger berechtigt, als der Schluß aus den Wundern der Technik auf einen sie hervorbringenden Menschenverstand, den man doch auch nicht sieht? Sollte die leiblich-geistige Persönlichkeit des Menschen wirklich durch Zufall entstanden sein? Ich glaube, daß die Hypothese von der Wirksamkeit einer Gottheit in der Natur nur als besonderer Fall auf ein allgemeineres Gesetz hinweist, das besagt: Gebilde von der Komplikation eines Linienschiffes oder von einer höheren Komplikation, wohin schon die lebendige Zelle gehört, können nicht ohne Mitwirkung einer Intelligenz entstehen." . . . „Wie die Kausalität die Voraussetzung der Gesetzlichkeit, so ist „Gott" die Voraussetzung der Vernunft in der Natur; und schon die Gesetzmäßigkeit der Natur weist über sich hinaus auf die Gottesidee."

Reinke spricht sich also mit Entschiedenheit dahin aus, daß die Natur im Zusammenhang mit der Gottesidee behandelt werden darf, und daß die Weltanschauung zu der Idee der Natur auch die Gottesidee in sich aufnimmt.

Dasselbe fordert auch die katholische Offenbarungslehre, und auf diesem Gedanken basiert der kosmologische und teleologische Gottesbeweis, die unmittelbar aus dem Dasein und der Zweckmäßigkeit der Natur gefolgert werden müssen. „Gerade in dem durch die ganze Natur verkörperten Prinzipe der Ordnung und Gesetzmäßigkeit", bekennt Reinke, „offenbart sich jene im Hintergrunde der Natur stehende, unsichtbare Macht, die man in der völkerpsychologischen Ueberlieferung gewöhnlich als Gottheit bezeichnet."

Die Einwendung, die Naturgesetze wären ausreichend für die Erklärung alles Geschehens, bezeichnet Reinke als gerade so viel wert, wie wenn man sagen wollte, alle menschlichen Handlungen der Geschichte und Kulturgeschichte sind lediglich aufzufassen als Sinneserregungen und Muskelkontraktionen.

Unsere Naturanschauung kann erst dann Anspruch auf Geschlossenheit erheben, wenn wir aus der Gesamtheit unseres persönlichen äußeren und inneren Erlebens den Schluß ziehen, daß ein göttliches Prinzip die Welt durchwaltet, „daß die Naturwissenschaft gleichsam den Vorhof der Gotteserkenntnis bildet."

Frühlingsabend.

Nun geht der Frühlingstag zur Neige,
Am Himmel flammt das Sonnenrot,
Als läge hinter dunklen Bergen
Ein seel'ges Land — von Glut umloht.

Fernher aus dämmergrauen Gassen
Ein jubelfrohes Lied noch klingt
Gleich Lerchensang, der über Fluren
In sonnig-blaue Luft sich schwingt.

Lenzabend lässt die Schleier fluten,
Bald halten tausend Sterne Wacht,
Dann liegt auf weiten, dunklen Landen
Mondlichtdurchflossne Frühlingsnacht.

Anna Knust.

Zur Lage der katholischen Kirche in Südamerika.

Von einem deutschen Priester in Lageado.

In einem früheren Hefte Ihres geschätzten Blattes (Nr. 30 vom 23. Juli 1910) hat ein Korrespondent (Rechtsrat Jos. Schoener) auf die Bedeutung Südamerikas für den Katholizismus aufmerksam gemacht. Das war ins Schwarze getroffen. In Nordamerika sind die Verluste der katholischen Kirche enorm und werden es auch in Zukunft bleiben. Die Nordamerikaner haben es sogar auf eine religiöse Eroberung Südamerikas abgesehen. Die Sekten dringen überall ein, haben reichlich Geld und bauen schöne Kirchen. Da der Brasilianer aber katholisch ist und bleiben will, erreichen sie mit offenem protestantischem Visier nichts. Daher arbeiten sie unter katholischer Maske. Leider sind die meisten Brasilianer religiös so wenig unterrichtet, daß sie die falschen Apostel nicht erkennen.

Rio-grandenser katholische Kirche nennt sich eine, „Vereinigung christlicher Jünglinge" die andere usw. Sie läuten die Glocken an katholischen Festtagen, sogar beim Tode des Papstes Leo XIII., nehmen Muttergottesverehrung, Bilderverehrung usw. mit in den Kauf, weil der Südländer ohne diese Andachten nicht zu haben ist. Viele schon, die gute Katholiken sein wollen, wollten nicht glauben, daß sie ganz umgarnt seien vom Protestantismus. Auch der deutsche Protestantismus hilft den hiesigen deutschen Protestanten mächtig nach. Die hiesigen deutschen katholischen Schulen (wohl tausende) und Kirchen sind alle von den katholischen Kolonisten selbst bezahlt. Die protestantischen Kirchen und Schulen werden vielfach von Deutschland und auch vom Reich aus unterstützt.

Wenn nun auch die hiesige deutsche katholische Bevölkerung (in ganz Brasilien wohl eine halbe Million) im ganzen wohlhabend ist und daher fremder Hilfe entbehren kann für die gewöhnlichen Bedürfnisse, so müßte doch für außergewöhnliche Ausgaben, wie Fortbildungsschulen, Waisenhäuser, Spitäler, die eine dringende Notwendigkeit sind, Hilfe von außen kommen. So besteht z. B. ein protestantisches Waisenhaus, in welchem die Anzahl der katholischen deutschen Kinder nicht gering ist. Ein katholisches Waisenhaus fehlt. Hier, in der Pfarrei, in der ich wirke, haben wir eine deutsche katholische Fortbildungsschule gegründet und eine Schuld von 50,000 ℳ auf uns geladen. Die Schuld wird aus freiwilligen Beiträgen der deutschen Katholiken der Pfarrei bezahlt werden. Allein eine Hilfe von außen würde es ermöglichen, rascher damit zu Ende zu sein und so für neue Arbeit freie Hand lassen. Es ist bewunderungswürdig, wie die deutschen Katholiken Rio Grandes do Sul, ganz auf sich angewiesen, weit schönere Kirchen und Schulen haben, als die Protestanten trotz reicher Unterstützung von draußen. Es zeigt sich eben auch darin der Opfersinn des Katholizismus. Um so würdiger sind sie, von ihren Glaubensbrüdern unterstützt zu werden in dem, was noch fehlt.

Wir Europäer und zumal wir Deutsche pflegen Südamerika als einen verlorenen Posten der katholischen Kirche anzusehen, weil das praktische Glaubensleben fehlt. Aber das kann ja wieder wachgerufen werden. Nach diesem Maßstab bemessen, wäre zur Zeit der Reformation die ganze Kirche ein verlorener Posten gewesen. Außerdem hat sich im letzten Jahrzehnt vieles geändert. In Rio Grande do Sul gab es außer dem auswärtigen Klerus kaum würdige Priester. Jetzt ist Nachwuchs da aus dem hier ansässigen eingewanderten Element. In der Diözese wirken an die 30 Deutsch-Brasilianer und Italiener, alles würdige Priester. Allenthalben sind Ordensschulen, die das volle Vertrauen der Bevölkerung besitzen. Die Austreibung aus Frankreich war ein Segen für unser Land. Deus fecit nationes sanabiles. Der Brasilianer ist religiös — Atheisten gibt es kaum — und darum ist ausdauernde Arbeit mit Erfolg gekrönt. Die Wiedereroberung der verlorenen Position in Deutschland durch die Gegenreformation war ein viel mehr schwieriges Werk, als die Neubelebung des Glaubens in Südamerika. Schon jetzt ist der kritische Punkt überschritten. Früher war der Geistliche der verachtetste Mensch, den es gab. Jetzt ist er geachtet — ich spreche nicht von den Deutschen, bei denen er stets hoch geachtet war — und geschätzt, dank des Beispiels der hier wirkenden Jesuiten. Angriffe in Zeitungen, früher etwas Alltägliches, sind jetzt selten. Wenn ich die deutschen Zeitungen lese, kommt es mir vor, die Welt habe sich gedreht und der Schmähteufel sei dorthin ausgewandert.

Außerdem wird Brasilien über 100 Jahre ein ganz anderes nationales Gepräge haben. Dasselbe gilt von den anderen südamerikanischen Staaten. Hier in Rio Grande do Sul hat die deutsche Kolonisation, die mit Riesenschritten um sich greift, im Verein mit der italienischen dem Lande ein ganz anderes Gepräge gegeben. Deutsche und Italiener sind wohl die Hälfte der Erwachsenen des Staates. Etwa 150 000 katholische Deutsche, deren Katholizismus im ganzen feuerfest ist, und 300 000 bis 400 000 gut katholische Italiener, mit viel reicherem Kindersegen als die eingesessene Bevölkerung, sind für die Zukunft ein hoffnungsvoller Faktor. Schon jetzt ziehen sie massenhaft von den alten Kolonien nach der Umgegend, und der Tag ist nicht mehr fern, wo das immense Mato Grosso von hier aus kolonisiert wird. Südamerika und vorab der größte aller Staaten, Brasilien, verdient also das Interesse aller Katholiken, der deutschen zumal, da ja hier die größte deutsche Kolonie der ganzen Welt ist. Das Nötigste ist Priesternachwuchs, um den kommenden Anforderungen gewachsen zu sein. Ein Knabenseminar für Deutsche existiert schon, geleitet von deutschen Jesuiten. Kandidaten fehlen auch nicht. Was fehlt, ist das Geld, um talentierte brauchbare Kinder auszubilden. Sofort könnte ich zehn solcher Knaben dorthin senden, wenn die Mittel da wären. Die Seminare, welche gute Priester lieferten, waren das Geheimnis der Gegenreformation, sie sind auch hier das Universalmittel. Schon jetzt stehen alle Pfarreien gut, in denen junge Priester wirken, die aus diesem Seminar hervorgegangen sind. Eine eigene Organisation in Deutschland behufs Unterstützung dieser Seminare wäre eine nationale und auch eine katholische Tat.

Südamerika, dem der Strom der Einwanderer zuzieht, wird über 100 Jahren mehr Einwohner haben als Europa und Amerika zusammen. Wenn wir arbeiten und helfen zur Zeit, werden sie mit verschwindender Ausnahme praktische Katholiken sein. Ein Ziel, der Arbeit der Edelsten wert.

Sittlicher Schutz der weiblichen Jugend.

Von Franz Weigl, München.

Ein Stück praktischer Arbeit in unserem Kampfe gegen die sittlichen Mißstände unserer Zeit ist die Tätigkeit des Mädchenschutzes und vor allem die Behütung vor dem gerissenen Treiben des Mädchenhandels.

„Wir haben jetzt nicht mehr früher, wir haben jetzt!" Dieses Wort, das der Hl. Vater, Papst Pius X., vor zwei Jahren sprach, gilt besonders in dem uns aufgedrängten Kampfe wider die öffentliche Unsittlichkeit.

Es ist wohl manches über die Schäden gesprochen und geschrieben worden, die junge Mädchen bedrohen; aber es ist wohl noch nicht leicht so praktisch zu Müttern, Vätern, Seelsorgern, Erziehern, Dienstherrschaften und reisen Mädchen über diese Dinge gesprochen worden, wie es ein Priester in der soeben bei Auer in Donauwörth erscheinenden Schrift: „Mädchenschutz und Mädchenhandel" tut.

Nicht Theoretisieren über die Landflucht hilft; man muß allen jungen Mädchen an Details vorhalten, was sie in Wohnung, Kleidung, Nahrung, Arbeit und — seelischer Versorgung aufgeben, wenn sie dem Lande den Rücken kehren und was sie eintauschen, wenn sie dem Moloch der Großstadt zustreben. Nicht einige Nachrichten tun es, wie es Mädchen erging, die gemeinen Händlern in die Netze gingen; man muß alle die Mittel einmal zusammenstellen, die gebraucht werden, um den Fang zu bewerkstelligen. Das tut die oben erwähnte Schrift, und deshalb müßte sie durch unsere Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, durch soziale Vereine und besonders durch — die Frauenvereine in weiteste Kreise verbreitet werden. Was die in 100 000 Exemplaren halbmonatlich vom gleichen Verlage hinausgehende Zeitschrift „Notburga" in einzelnen Artikeln leistet, das ist hier systematisch und praktisch wirksam in engem Rahmen zusammengetragen. Deshalb auf zur Arbeit, ihr Freunde der reinen Sitte und Art der Väter!

Vom Büchertisch.

Deutschland als Weltmacht. Vierzig Jahre Deutsches Reich. Unter Mitarbeit einer großen Anzahl berufener deutscher Gelehrter, Offiziere und Fachmänner. Herausgegeben vom „Kaiser-Wilhelm-Dank, Verein der Soldatenfreunde". Gr. 8°, 1050 S. Mit 500 Abbildungen. Berlin W. 35, Kameradschaftliche Wohlfahrtsgesellschaft m. b. H. Ohne sich mit allen in Weltanschauungsfragen und politischen Dingen vertretenen Gedanken zu identifizieren, muß hervorgehoben werden, daß in dem Werke eine außerordentlich reiche Arbeit unserer Fortschritte auf technischem und kulturellem Gebiet gebucht ist. Das Buch, das trotz seines außerordentlich reichen Inhaltes, der guten, illustrativen Ausstattung und der breit angelegten Einblicke, die es in die technischen Fortschritte von heute gewährt, in der Volksausgabe für nur ℳ 4, in der Liebhaberausgabe für ℳ 6 verbreitet wird, stellt ein wertvolles Dokument der Kulturgeschichte der Gegenwart dar. „Volk und Staat", so wird die Ueberschau eingeleitet. In dem Kapitel „Wirtschaftliche Verhältnisse" schreiten wir durch das Gebiet der Land- und Forstwirtschaft, der Fischerei, des Bergbaues, der gesamten Industrie und sehen die Darstellung modernen Städtewesens, von trefflichen Städtebildern begleitet. Soziale Verhältnisse, Wissenschaft, Technik, Kunst, Bildungswesen, Religion, Kirchen, Gesundheitswesen,

Wehrkraft, Politik und Kolonien werden durchschritten und „Das Deutschtum in der weiten Welt" schließt das Ganze ab. Die mit der „Kirche" und der Politik in Zusammenhang stehenden Kapitel zeigen das Streben nach Objektivität. So ist es wohl berechtigt, die Leser dieser Rundschau auf das Werk hinzuweisen.
Reither.

Karl Ernst, „Lebenswege. Auf Grund eigener Erfahrung geschildert. Erster Teil: Beim Handwerk. Lehrzeit, Gesellen- und Wanderjahre." Neustadt im Schwarzwald 1911, Karl Wehrle. 8°. XII u. 368 S. Geb. M 3.50. An diesem Buche kann man seine Freude haben, wenn man Sinn für Volkswesen besitzt. In anspruchsloser, warmherziger Schilderung führt uns der Verfasser (heute, soviel ich weiß, ein Priester der Erzdiözese Freiburg) seine einstige Bäckerlehrlings-, Gesellen- und „Walz"zeit vor, so daß wir fleißig Blicke tun können in Handwerkerstand und Handwerksburschengeschick, während auch sonst Land und Leute, die dieser geweckte, prächtige Beobachter vor reichlich dreißig Jahren kennen lernte, mannigfache, in ihrer Schlichtheit doppelt fesselnde Beleuchtung finden. Er hat als Geselle gearbeitet und gewandert in der badischen Heimat, in der Schweiz und deren Grenzgebieten, in Bayern, Oesterreich, Böhmen, Sachsen, Preußen (Berlin), in dem Norden und Westen Deutschlands (Hamburg, Pfalz). Seine Art, frisch und unbekümmert von der Leber weg zu erzählen, hat etwas ungemein kernig Anmutendes. Nicht zuletzt der Sozialpolitiker wird aus diesem Buche Anregungen schöpfen können. Einen gewissen Optimismus seitens des Verfassers scheint die Erfahrung nur fester gegründet zu haben. Nicht als ob Karl Ernst der Wirklichkeitssinn abgesprochen werden dürfte, — er weiß so viel von Spiegelfechtereien und Gaunereien der Walzbrüder zu berichten, daß man sieht: er hat auch nach dem Dunklen hin seine Augen offen gehabt. Aber das Lichte, Ansprechende wiegt überall vor; man gewinnt die Leute und Leutchen, die er vorführt, zum größten Teil lieb — und für alle Anteil. Hinsichtlich des „Kunden"bettels (Kunde: Handwerksbursche) ist er zu dem Ergebnis und Grundsatz gekommen, daß man, sofern man kann, jedem ohne Ausnahme eine Gabe schenken soll. Dem volkstümlich-interessanten Buche ist dankenswerterweise ein Wörterverzeichnis der gebräuchlichsten Ausdrücke wandernder Handwerker beigefügt. Man darf der Fortführung des eigenartigen Werkes mit Spannung entgegensehen. E. M. Hamann.

Pölzl, Dr. Franz Xaver, Hofrat, Hausprälat Sr. päpstlichen Heiligkeit und Theologieprofessor an der k. k. Universität in Wien. Die Mitarbeiter des Weltapostels Paulus. Mit kirchl. Druckgenehmigung. gr. 8°. VIII u. 487 S. Regensburg 1911. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Brosch. M 8.—, in hocheleg. Originalhalbfrzbd. M 10.50. Das vorliegende Werk bildet eine unentbehrliche vorzügliche Ergänzungsschrift zu dem Buche des als bedeutenden Exegeten hochgeschätzten Verfassers über den Weltapostel Paulus. Auch diese neue Arbeit besitzt alle Vorzüge des ersten Werkes: schöne, lebendige Sprache, bei aller Wissenschaftlichkeit klare und leichtverständliche Darstellung, ruhiges und sachliches Abwägen der Gründe, verbunden mit warmer Begeisterung. Mit treuer Anhänglichkeit an die Tradition weiß Verfasser eine gesunde Kritik zu vereinen. Das treffliche Buch stützt sich in erster Linie auf die eingehend gewürdigte Apostelgeschichte und paulinischen Briefe, die dann den sicheren Maßstab liefern für die Wertung der außerbiblischen Nachrichten in den exegetischen, kirchengeschichtlichen und rituellen Werken. Die Reihenfolge der Monographien berücksichtigt vor allem die chronologische Ordnung, doch so, daß da, wo in einer Stadt mehrere Glaubensboten wirkten, diese unmittelbar aufeinander folgen. Dadurch wurde eine genaue Kenntnis der kirchlichen Verhältnisse der betreffenden Christengemeinden erzielt. Beigegeben ist eine geographische Schilderung des wichtigen Lykustales, während ein Anhang wertvolle Aufschlüsse über andere auf das Wirken Pauli einwirkende Persönlichkeiten bietet. So bilden diese Monographien einen erstklassigen Beitrag zur Geschichte der apostolischen Zeit, besonders der innerkirchlichen Verhältnisse in der durch Paulus gegründeten Gemeinden. Da dieses Thema weder bei Katholiken noch bei Protestanten, weder in Deutschland noch im Ausland so zusammenfassend bearbeitet wurde, füllt das Buch eine empfindliche Lücke in der biblischen Literatur aus. Da das interessante Werk auch für den Hagiographen von großem Wert und dabei buchtechnisch vorzüglich ausgestattet ist, wünschen wir ihm weiteste Verbreitung.
Dr. Weber.

Klaus Möller, „Bilder des Leidens". Straßburg i. E., Joseph Singer, Hofbuchhandlung 1910. 8°. 77 S. M 2.—. Dies Buch bedeutet einen Ansatz und ein sich Einsetzen, einen Beginn und eine Zielanbahnung. Die neun „Bilder" (novellistische Skizzen) samt dem rhythmischen „Eingang" sind alle auf dieselben Farbentöne gestimmt: Grau in mancherlei Schattierung, und Rot: vom flammend grellen bis zum nächtlich glühenden. Es tut so gut, heutzutage unter den „Jungen" einem Versteher des Leidens anderer zu begegnen, einem Begreifer der großen Wahrheit, daß hier unten unserer Weisheit letzter Schluß das Erbarmen ist. Ein Ganzversteher, ein Vollbegreifer ist dieser gewiß jugendliche Verfasser freilich noch nicht. Er berauscht sich noch an seinen eigenen Klängen, zumal an den zerrissenen; er „stöhnt" noch seine Schmerzen, gönnt noch dem „Weh" und „Ha"!" eine zu große Rolle in der Darstellung; er ersinnt noch zum Teil das „Erleben", wie sehr ihm das Ersonnene während der Niederschrift in die unmittelbare Vorstellung überzugehen scheinen mag. Er spannt noch den Bogen zu straff, so daß der Pfeil der Dichtung des öfteren übers Ziel hinausschwirrt. Aber wenn er sich mäßigen, wenn er vor allem den Gefühlsüberschwang eindämmen lernt, dann wird ihm die Ernte mehr halten als die Aussaat versprach. Inzwischen werden manche der Feurigen unter den Jüngeren nicht erst den Gewordenen abwarten, sondern bereits dem Werdenden anteilnehmend lauschen.
E. M. Hamann.

Die Blumenausstellung der Bayerischen Gartenbaugesellschaft.

In den Prinz Ludwig-Hallen auf der Theresienhöhe in München findet zurzeit zu Ehren des Prinzregenten eine Jubiläums-Blumenausstellung statt, die die Räume der mohammedanischen Ausstellung des vorigen Jahres mit reichem und lieblichem Schimmer erfüllt. Die Eintrittshalle mit ihrem Bassin ist in einen Schloßvorgarten verwandelt worden, wo üppiger Efeu an den Wänden rankt, mächtige Föhren aufragen, „im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n" und eine leuchtend rote Linie üppig blühender kleinblumiger Rosen „Madame Levavasseur" um das Wasserbecken sich ziehen. Ganz in Gelb ist der folgende Raum gehalten, der als Huldigungssaal für den Prinzregenten einen Rundtempel (Architekt Danzer) enthält, innerhalb dessen man Ferdinand von Millers Relief des Prinzregenten aufgestellt sieht, das für die Kaunerwand bestimmt ist. Ein reicher Flor gelber Narzissen, Azaleen, Hyazinthen, Mimosen und anderer herrlicher Blumen umgibt im Verein mit Lorbeer den anmutigen Bau. Ein dritter Raum zeigt sich als moderner Gartenhof recht bayerisch mit blauen Hortensien und Rhododendron, dazu mit dem Weiß der Architektur und jenem lustiger Nymphenburger Porzellanfiguren. Stärksten Kontrast hiergegen gibt das ernste malerische Bild eines Klostergartens mit Kreuzgang. Von hoher Poesie ist das goldige Madonnenbild mit seiner Umgebung von weißen Lilien; von ganz feiner Farbenwirkung der Kreuzgang mit seinen aus der Meyerschen Hofkunstanstalt hergegebenen Plastiken und dem duftigen Blumenschmuck von Heliotrop, Goldlack und Reseda. Sehr schön ist auch die mit dunklem Grün feierlich wirkender Palmen, Zypressen und reichlichen anderen Laubes geschmückte Einsegnungshalle. Es ist unmöglich, hier aller einzelnen Räume zu gedenken. Ein jeder legt mit seiner erlesenen Ausstattung für die Leistungsfähigkeit unserer Gartenkunst vorzügliches Zeugnis ab. Nur noch zwei Arrangements aus der Halle III seien hervorgehoben: der marokkanische Gartenhof mit seinem interessanten Marmorplattenboden und mit den von herrlichen Blumen umsäumten Sandflächen, alles belebt und reich unterbrochen durch Fontänen und Skulpturen. Als zweite Merkwürdigkeit fesselt der auf Grund der Angaben von Professor Wolters angelegte römische Hausgarten, die Nachbildung jenes der Domus Vettiorum in Pompeji. So kommt außer der modernen auch die historische Kunst hier zur Geltung, und gleich dem Blumenfreunde findet der Bewunderer alter prächtiger Kultur- und Kunsterzeugnisse sein Genüge. Damit aber auch der Feinschmecker nicht leer ausgehe, so ist für einen ganz prächtig bestellten Markt mit verlockendem Frühlingsgemüse gesorgt. Der mächtige Raum der Halle II bildet einen zusammenhängenden Garten von überaus mannigfaltiger und reicher Anlage, innerhalb deren ein Café und ein Restaurant mit vielem Geschick untergebracht worden sind. Alles in allem eine Veranstaltung, die dem Münchener künstlerischen Geschmack zu größter Ehre gereicht, und die jedem Besucher Freude bereiten wird.
Joseph Albrecht.

Bühnen- und Musikrundschau.

Der Konzertverein München wird, wie in den letzten zwei Sommern, auch heuer an den Abenden, an welchen im Prinzregententheater keine Festspiele stattfinden, Festkonzerte unter der Leitung Ferdinand Löwes veranstalten. Das Gesamtprogramm wird in der Hauptsache die „Symphonie und die symphonische Dichtung" umfassen. Neben Werken von Richard Strauß soll Franz Liszt zur Vorfeier von des Meisters hundertstem Geburtstag besondere Berücksichtigung erfahren. (Der Kartenverkauf wurde dem Amtlichen Reisebureau vorm. Schenker übertragen.)

Münchener Schauspielhaus. Zum ersten Male: „Anatol" von Arthur Schnitzler. Einige dieser kleinen Szenen, mit denen sich der Dichter vor siebzehn Jahren in die Literatur einführte, sind schon gegeben worden. Sie sind auch die wirksamsten geblieben. Was früher dazu diente, abendfüllend zu wirken, vermag nun die geistigen Kosten der ganzen Vorstellung zu bestreiten. Anatol ist der Typus eines vornehmen, eleganten Großstädters, dessen einzige Lebensaufgabe in seinen Liebeleien zu bestehen scheint. Schnitzler hat diesen Menschen satirisch gesehen, allein seine Satire streichelt mehr, als sie züchtigt. Hierdurch bleibt ein nicht abzustreitender frivoler Zug. Künstlerisch anzuerkennen ist die Grazie der Dialogführung, die der Anatoldarsteller Waldau bestechend zur Geltung bringt.

Konzerte und Vorträge. Das letzte Volkssymphoniekonzert in der Tonhalle gestaltete sich zu einer herzlichen Kund-

gebung für Hofkapellmeister **Prill**, welcher seinem getreuen Stammpublikum an den 26 Abenden mit dem prächtigen Orchester des Konzertvereins eine große Fülle des Schönen in trefflicher Interpretation geboten hatte. Der Abend brachte eine fein ausgearbeitete Wiedergabe von Schumanns B-Dur-Symphonie und die Euryantheouvertüre von Weber. Von den fünf Gedichten Rich. Wagners für eine Singstimme mit Begleitung des Orchesters kamen vier durch Gabriele **Rößle** zum Vortrag. Die Sängerin, welche wir bereits auf einem Liederabend des letzten Winters kennen lernten, vermag in dem großen Saale ihre trefflichen Intentionen heute noch nicht restlos zur Geltung zu bringen, doch durfte sie sich sehr herzlichen Beifalls erfreuen. Am gleichen Abend war ein Sonatenkonzert von Fritz **Günther** und W. **Haßler**. Der erstgenannte Geiger besitzt, wie mir von fachmännischer Seite berichtet wird, eine ansehnliche, zu schönen Hoffnungen berechtigende Begabung, der schon bekannte Pianist Walter Haßler bot technisch und musikalisch reife Leistungen. Gleich ihnen fand die Sopranistin Anny **Groth** für ihre ansprechenden Liedervorträge herzliche Anerkennung. — Der Rezitator **Vogelmann-Vollrath** veranstaltete einen Karl **Henckell**-Abend. Der jetzt in München lebende Lyriker gehörte zu jener Literatengruppe, von denen in den achtziger Jahren der bald verebbte „Sturm und Drang" ausging. Die Poesie Henckells ist von stark sozialer Färbung und ganz besonders in seinen Nachdichtungen Drachmanns und Aristide Bruants werden wir in diese Zeit einer ethisch-ästhetischen Revolutionierung zurückversetzt, von der vieles heute als überwunden gelten darf. Von Henckells Dichtungen war mir persönlich am sympathischsten „Rembrandt", eine sprachgewaltige Paraphrase von des großen Malers unvergänglichem Schaffen. Die verständnisvolle Interpretation Vogelmanns fand herzlichen Beifall.

Arminius. Ein Bühnenfestspiel von Max **Leythäuser**. Aus der Tetralogie gelangen in der Münchener **Tonhalle** zur Aufführung: Donnerstag, 4. Mai: „Teutoburgerschlacht", zweiter Aufzug; „Arminius" in vier Aufzügen. — Freitag, 5. Mai: „Götterkampf und Erlösung" in zwei Aufzügen. Das Nähere ist aus dem Inserat in dieser Nummer ersichtlich.

Verschiedenes aus aller Welt. In Weimar hielt auf der Jahresversammlung der Deutschen Shakespearegesellschaft Ernst **von Possart** den Festvortrag. In überaus klarer und anziehender Weise sprach der große Künstler über den „Stil der Darstellung und die Aufgabe der Schauspielkunst". Jedes Drama, führte er u. a. aus, ist der Ausfluß nationalen Empfindens seiner Zeit, darum sei die Modernisierung, wie sie Hofmannsthal bei Sophokles versucht, zu meiden. Wie in München Mozart nur im Residenztheater und Wagner nur im Prinzregententheater zu seinem Recht komme, so habe man auch für Shakespeare eine sich an die Form der Entstehungszeit anlehnende Bühne hergerichtet. Im Zusammenhang polemisierte Possart gegen die dramatischen Aufführungen im Zirkus. Daß die Schauspielkunst nur eine dienende Schwester der Dichtung sein dürfe, betonte der Redner mit besonderem Nachdruck. Die notwendige Reform müßte aber nicht bei Möbeln und Kostümen, sondern bei der Wiederherstellung der Technik der Rede beginnen. Er plädierte deshalb für staatliche Schulen der Schauspielkunst. Possart, der seine geistreichen Ausführungen nach Berichten in hinreißender Weise vortrug, fand jubelnde Anerkennung. — Festspiele Wagnerscher Werke finden zurzeit in Brüssel, Barcelona und Neuyork statt; auch Halle a. S. leistet sich solche. Eine stattliche Zahl erster Gesangsgrößen sind hierdurch wie gewöhnlich nicht „zu Hause". Die Wiener Hofopernleitung unterzieht, wie man hört, die Verträge ihrer Künstler einer Revision, um die übermäßigen Gastspielsurlaube einzuschränken. Es wäre schön, wenn diese nachahmenswerten Bestrebungen praktische Erfolge zeitigen würden. — Im Lichthofe des **Kopenhagener** Rathauses wurde Wagners Parsifal von 600 Mitwirkenden aufgeführt. Die erfolgreiche Wiedergabe hatte die Bildung einer Wagner-Gesellschaft zur Folge. — Die Uraufführung von **Mascagnis** neuer Oper „Isabeau" findet in Buenos-Aires statt. Bevor sich der Komponist und das Ensemble einschiffte, fand im „Teatro Carlo Felice" in **Genua** eine Art Generalprobe statt. Nach einem Berichte enthält das Werk Stellen von ergreifender Wirksamkeit, die zu dem Besten gehören, das **Mascagni** geschrieben hat. Der romantischen Textdichtung hat Luigi Illica die Godivasage zugrunde gelegt. — Sepp **Rosegger**, ein Sohn des Dichters, hatte mit der von ihm komponierten und gedichteten Oper: „Der schwarze Doktor" in **Graz** großen Erfolg. Die Musik wird als durchaus originell beurteilt. Das Volkstümliche in ihr tut der Ursprünglichkeit keinen Eintrag. Die Herausarbeitung gut gebauter Motive zeigt das dramatische Talent des Autors, dessen Libretto poetischen Reiz hat. — Im antiken Theater zu **Fiesole** wurde vor einem internationalen Fremdenpublikum der Oedipus des Sophokles gegeben. Mit einfachsten Mitteln, mit wenig Menschen umfassenden Chören und mit genauer, fast ungekürzter Wiedergabe des griechischen Textes erzielte die Vorstellung tiefe Wirkung. Die Anrufung der Sonne, die Oedipus zum letzten Male sehen will, war bei dem sonnenglänzenden Himmel der antiken Bühne von erschütternder Wirkung.

München. **L. G. Oberlaender.**

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börsen können sich keiner ruhigen Entwicklung mehr erfreuen. Nach dem stürmischen und aufsehenerregenden Haussetaumel beginnt in Berlin die unbedingt erforderliche **Ernüchterung und sachliche Beurteilung der Situation** immer mehr Platz zu greifen. Man pflegt nunmehr die verschiedenen noch zutage tretenden günstigen Momente reiflicher zu überlegen und sucht vor allem auch nach Gegen-Argumenten. Es hat sich sowohl an den Börsen, wie im wirtschaftlichen Verkehr ein grosser Widerspruch von Meinungen und Anschauungen entwickelt. Die **Meldungen und Nachrichten vom Wirtschafts- und Handelsmarkte** sowohl in Deutschland wie im Ausland lauten in der Tat nicht einheitlich. Es ist daher begreiflich, dass einzelne oft bedeutende Merkmale des Wirtschaftslebens fast stets von gleichzeitig auftretenden und minder wichtigen Meldungen in ihrer Wirkung fast ganz kompensiert werden. Zeitweise wurden unsere Börsen von den Vorgängen **am Wiener Platze** beeinflusst. Dortselbst hielt eine **Panik** durch Ueberspekulation in einem böhmischen Montaneffekt die Interessenten in Atem. Anderseits wurde auch die **Entwicklung der Newyorker Effektenbörse** neuerdings genauer verfolgt. Der amerikanische Steeltrust hat für das erste Quartal des laufenden Jahres einen durchaus unbefriedigten Ausweis veröffentlicht. Die gleiche Quartalsdividende des Unternehmens steht daher nicht im Einklang mit dem Reingewinn. Das weitere Nachlassen der amerikanischen Eisenpreise, auch des gesamten Kokskonsums, machte gleichfalls Eindruck. Dazu kommt ein neuerdings **ungünstiger Bericht vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt**. Speziell verstimmt die verringerte Kauflust. Bei uns liegen die Verhältnisse der schlesischen Gesellschaften auch nicht zum besten. — Diese Hinweise trugen naturgemäss zur allgemeinen Tendenz an den Börsen bei, wenn auch von einer ausgesprochen matten oder abflauenden Haltung der Märkte nicht die Rede sein kann. — Anderseits waren der Optimisten aus verschiedenen Gründen noch genügend, um ausgleichend diese ungünstigen Momente abzuschwächen. Der sichtbaren Verschlechterung der amerikanischen Wirtschaftslage konnte vor allem der gebesserte Zink- und Kupfermarkt entgegengestellt werden. **Die Einnahmeziffern des Deutschen Reiches im Etatsjahre 1910** befriedigten im allgemeinen gleichfalls. Der Etatsanschlag an Einnahmen aus Zöllen, Steuern, Gebühren ist um 35,7 Millionen Mark überschritten, wenngleich die Einnahmen aus neueren Steuerquellen enttäuschten. **Die Einbringung eines preussischen Eisenbahnanleihegesetzes**, wobei grosse Summen für Herstellung elektrischer Zugbeförderungen geplant sind, wird der heimischen Industrie bedeutende Aufträge und hoffentlich lohnende Beschäftigung zuführen. Auch vom Ausland — Amerika, Frankreich, Oesterreich — sind Meldungen bekannt, dass für **Eisenbahn, Marine** und **Heer** dieser Länder **enorme Neuaufwendungen** und Anschaffungen gefordert werden. Ob diese Millionenbestellungen zufällig mit der **momentan getrübteren hohen Politik** zusammenhängen, bleibt dahingestellt. Die Börsen verfolgen jedenfalls genau die einzelnen Phasen der **Orient- und Marokkopolitik**. Namentlich aus letzterem Anlass glaubt man in industriellen und Finanzkreisen irgendwelche ernste Verwicklungen, also europäischen Unfrieden entstehen zu sehen. Deutsche Wirtschafts- und Handelskreise sind dort gleichfalls mit im Spiel. **Für den heimischen Fondsmarkt** konnte sich unter Beeinflussung der Gesamttendenz nur wenig Neigung behaupten, und trotz aller sichtlichen Bemühungen der offiziellen Kreise bleibt der Markt der heimischen Renten unverdient und ungerechterweise vernachlässigt.

M. Weber.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 19. München, 13. Mai 1911. VIII. Jahrgang.

Ein italienischer Kliniker gegen die wachsende sittliche Zügellosigkeit.

Von Dr. Jos. Massarette, Rom.

Mit einem Nachwort von Dr. Otto von Erlbach.

Für die demnächst erscheinende erste italienische Uebersetzung des Löwenfeldschen Werkes über die Beziehungen zwischen Nervenkrankheiten und Unsittlichkeit hat der berühmte italienische Kliniker Professor Mingazzini ein bereits jetzt in der Zeitschrift „Policlinico“ veröffentlichtes Vorwort geschrieben. Nicht aus religiös-moralischen Gründen, sondern lediglich vom physiologischen Standpunkt aus, wegen der schrecklichen Verheerungen, welche die wachsende Sittenlosigkeit anrichtet, fordert er ihre rücksichtslose Bekämpfung. Nachdem er den psychischen und physiologischen Mechanismus der Korruption beleuchtet, weist er auf die ihr dienenden mannigfaltigen Mittel hin, wie die zügellosen Moden, Theater und Tänze, Ansichtskarten, kinematographischen Darbietungen, Tingel-Tangel usw., und fährt dann fort: „Das ist das geistige Brot, welches die Gesellschaft zum Hohn auf das ‚magnam puero reverentiam debemus‘ dem unerfahrenen Jüngling um geringen Preis vorsetzt.“ — Das Treiben gewisser Kunstverständiger, welche unsinnige Untersuchungen anstellen zum Schutz dessen, was nicht zu rechtfertigen ist, geißelt Mingazzini nach Gebühr und ruft aus: „Weshalb nicht eher dem Strafrichter die mörderischen Angriffe anzeigen, die täglich in den öffentlichen Schauspielen auf die Kraft der Generationen geschehen?! . . — Von dieser sozialen Plage, um welche sich die Regierungen, einerlei welcher Partei, gar nicht kümmern, sieht man bereits die übrigens vorausgesehenen Wirkungen in der stets wachsenden physischen und moralischen Degeneration der Jugend; die Rekrutenaushebungsämter können Aufschluß geben.“ — Möge auch zu anderen Zeiten die Sittenlosigkeit noch viel größer gewesen sein, z. B. in Babylon und im kaiserlichen Rom, so habe doch niemals die Korruption über solch wirksame Mittel verfügt wie heute. Da aus verschiedenen Ursachen die Nervenkraft der heutigen Menschheit sehr gelitten habe, so seien die Gefahren, welche die Unsittlichkeit mit sich bringe, für sie um so größer. „Wenn also“, schreibt Mingazzini, „die den verschiedenen Konfessionen angehörenden Neuropathologen im Namen der sozialen Hygiene gegen den Rückgang der Sittlichkeit ihre Stimme erheben, wenn man sich in Deutschland fragt, ob der Weg nach Jena oder nach Sedan führt, so ist das, verstehen wir einander wohl, nicht die Frucht eines philosophischen Vorurteils oder eines religiösen Glaubens, sondern das Ergebnis der Lektüre in jenem Buche der Natur, worin nicht alle lesen können, wenn es auch vor allen offen liegt.“ —

Jene „Emanzipierten“, die den traurigen Mut haben, die Bestrebungen zur Bekämpfung der moralischen Verlotterung mit Hohn zu überschütten, könnte denn doch das entschiedene Urteil eines Mannes der Wissenschaft etwas zum Nachdenken anregen. Auch Professor Mingazzini ist der Ansicht, daß es im Kampf gegen den Schmutz in Wort und Bild keine Verschiedenheit der Konfession oder Partei geben sollte, sondern hier alle Leute von Ehre und Anstand vereint marschieren müßten. Was die Regierungen bisher zur Eindämmung der Schmutzflut getan, erscheint ihm nicht der Rede wert. Immerhin ist in Italien bereits ein Anfang gemacht. Die fast vor einem Jahr vom Ministerpräsidenten Luzzatti (bekanntlich Jude), erlassenen (in der „Allgemeinen Rundschau“ mitgeteilten) Verordnungen zur Bekämpfung der Pornographie sind nicht ohne Wirkung geblieben. Vom 16. Juni 1910 bis 16. März lfd. Js. wurden bei den Gerichtsbehörden in 341 Fällen von Uebertretungen Anzeige erstattet. Zum größten Teil handelte es sich um herumziehende Verkäufer, Buch- und Kartenhändler, Photographen, Buchdrucker, welche unzüchtige Ware hergestellt oder verkauft haben. 80 Strafverfolgungen wurden eingeleitet, und anfangs April waren 50 Verurteilungen ausgesprochen. Die Gerichtsbehörde hat außerdem in mehr als 20 Fällen die Beschlagnahme von Büchern und anderen Preßprodukten verfügt. Die meisten Anzeigen erfolgten in Rom, Turin, Genua, Neapel, Venedig, Catania, Brescia. Beschlagnahmt wurden etwa 40000 Ansichtskarten, 20000 Photographien, 3500 photographische Negative, 10000 Broschüren und Bücher, 300 Zeichnungen und viele andere Gegenstände unzüchtiger Art. An Belohnungen wurden 3000 Lire unter Polizeiagenten verteilt.

* * *

Nachwort.

Deutsche Tageszeitungen brachten in der jüngsten Zeit erfreuliche Kunde von wichtigen Maßnahmen, die auf eine internationale Organisation der staatlichen Abwehr und Unterdrückung des Schmutzes in Wort und Bild abzielen. Zwischen der deutschen Regierung und den Regierungen in Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Italien, Spanien, Holland und Belgien schweben Verhandlungen über die Errichtung von Zentralstellen, die in jedem Lande diesen Kampf einheitlich gestalten sollen. Wir begrüßen jeden noch so kleinen Fortschritt auf diesem Gebiete, aber wir warnen vor einer Ueberschätzung dieser „Verhandlungen“, die nicht erst seit gestern schweben, sondern schon vor mehr als Jahresfrist aufgenommen wurden. Eine in der „Täglichen Rundschau“ veröffentlichte Notiz stellt in Aussicht, daß die Verträge nach etwa einem halben Jahre zum Abschluß kommen und nach einem weiteren halben Jahre die Zentralstellen in Wirksamkeit treten werden.

Die Korruption marschiert mit Siebenmeilenstiefeln und läßt keinen Tag verrinnen, die internationale Abwehr kommt nur sachte und vorsichtig im Schneckentempo vom Fleck. Die Maßregeln, welche die einzelnen Staaten aus eigener Kompetenz ergreifen, sind jedenfalls die wichtigeren. Hier steht zum Beispiel Oesterreich-Ungarn selbst hinter Italien noch weit zurück. Ein Blick in gewisse Wiener Witz- und Bilder-Blätter, welche namentlich in ihrem Inseratenteile ungestraft die größtmögliche Eindeutigkeit pflegen dürfen, sagt alles. Daß eine berüchtigte Wiener Schmutzfirma, die neuerdings der geschäftlichen Verbindung mit dem niedrigsten Pornographengesindel in Barcelona überführt erscheint, ihre schamlosen Kataloge bis auf den heutigen Tag auch an deutsche Adressen ungeniert weitervertreibt, ist unter solchen Umständen kaum verwunderlich. Und die unsaubere Ware eines bekannten Budapester Verlages konnte man in der Osterreisezeit, wie ein Reichsdeutscher der Wiener „Reichspost“ aus Südtirol schrieb, ohne Scheu in der öffentlichen Auslage eines von Deutschen stark frequentierten Warenhauses in Riva am Gardasee ausgestellt sehen. Ein waschechter Berliner hält dort Bücher feil, die, wie durch Reklamestreifen verkündet wird,

„in Deutschland verboten“ sind. Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Es steht jedenfalls fest, daß *die zuständigen Behörden in Oesterreich-Ungarn noch längst nicht von dem vollen Ernste der Lage durchdrungen sind.*

Anders im Deutschen Reiche! In unseren maßgebenden amtlichen Kreisen scheint endlich die ganze Tragweite des von den vielverspotteten „Sittlichkeitsaposteln“ Jahre lang mit dem Mute der Verzweiflung geführten Kampfes zum Bewußtsein gekommen zu sein. Das im *Berliner Polizeipräsidium* seit dem 23. Januar eingerichtete *Dezernat zur Bekämpfung des Schmutzes* arbeitet unter der Leitung des Kriminalkommissärs von Behr prompt und energisch und wird von anderen deutschen Polizeibehörden durch Material unterstützt. Unlängst wurde über die bisherigen Erfolge dieser Berliner Zentralstelle Folgendes bekannt gegeben:

Etwa 70 auswärtige Händler sind auf diesem Wege angezeigt worden. Das genannte Dezernat hat seit seinem Bestehen nicht weniger als rund 80 000 Postkarten in Berlin beschlagnahmt, und besonders erfreulich ist es, daß die *Gerichte* hinsichtlich der Bekämpfung des Schmutzes durchaus auf dem Boden der Staatsanwaltschaft stehen. Die zum Teil gegen die Beschlagnahme eingelegten Rechtsmittel hatten ohne Ausnahme keinen Erfolg, sondern es erfolgte Verurteilung. In Anbetracht der Kürze der Zeit, seit der ein schärferes Vorgehen auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen des § 184 Abs. 1 und 3 erfolgt, fallen die Strafen zunächst milde aus. In nächster Zeit beabsichtigt man gegen Blätter vorzugehen, die offensichtlich unzüchtige Bilder oder Anpreisungen von Mitteln zur Verhütung der Empfängnis zulassen. Eine Reihe auswärtiger Witzblätter ist bereits wegen derartiger Anzeigen beschlagnahmt worden. Schriften, in denen solche Mittel angepriesen werden [1]), sind bereits zentnerweise beschlagnahmt worden, ebenso ganze Wagenladungen von Aktbildern und Porzellan.

Die in dieser Notiz enthaltene „erfreuliche“ Feststellung bezüglich der *Gerichte* bezieht sich naturgemäß nur auf diejenigen deutschen Staaten, in welchen die *Strafkammern* für die Verfolgung der *Pornographie* zuständig sind. In Süddeutschland und namentlich in Bayern steht die *laxe Praxis* der Schwurgerichte oder, besser gesagt, der — keineswegs aus dem ganzen Volke, sondern nur aus bestimmten Gruppen und zum Teil Kliquen ausgewählten — *Geschworenen* einem schärferen Vorgehen der Justiz hemmend im Wege. Erst unlängst wurde von der Staatsanwaltschaft in Augsburg ein Strafantrag gegen eine im höchsten Grade schamlose öffentliche Anzeige mit der Motivierung zurückgewiesen, daß der Beschuldigte „mit seinem Verteidigungsvorbringen vor dem Schwurgerichte Gehör finden würde.“

Was helfen die schönsten *Rechtsgrundsätze*, die das Landgericht München I im Einklang mit der ständigen Judikatur des Reichsgerichts in der jüngsten Endentscheidung über den Fall Schüler aufgestellt hat, wenn die im eigentlichen Strafverfahren gegen Pornographie stets zuständigen Geschworenen fast regelmäßig versagen?

Und hier trägt wieder die in München so übermächtige „Kunst“ die Hauptschuld. Die Kunst ist für die meisten ihrer Jünger und ihrer Freunde zu einem Idol geworden, das alle Regungen der besseren Einsicht und des Gewissens hypnotisch einschläfert und zurückdämmt. Tausende denken über gewisse „Kunstwerke“ genau so oder ähnlich, wie wir, wagen es aber nicht offen auszusprechen, weil sie sich vor nichts mehr fürchten, als vor dem auf den leisesten Wink weniger Drahtzieher reagierenden „Forum der öffentlichen Meinung“ als „Banausen“ dazustehen oder gar an den Pranger der „Jugend“ oder des „Simplicissimus“ gestellt zu werden. Welcher anständige Mensch sollte sich nicht — um ein nicht einmal dem schlimmsten Genre dieses Kunstzweiges entnommenes Beispiel herauszugreifen — über ein geradezu anwiderndes, geschmacklos rohes Bild in Nr. 17 der „Jugend“ entrüstet haben, das ein — für sich allein betrachtet — durchaus einwandfreies, ja in seiner Art schönes Gedicht Ostinis illustrieren soll! In der Oeffentlichkeit vernahm man keinen Hauch.

Ein auswärtiger Besucher der Münchener Aufführung des „Rosenkavalier“ versicherte unlängst, daß die erotisch-schwüle Himmelbett-Szene im ersten Akte, wie sie an der Münchener und an der Dresdener Hofbühne dargestellt werde, anderswo bedeutend gemildert sei (Divan statt Bett), also eine Konzession an den verdorbenen Geschmack bedeute. Für die Berliner Erstaufführung (im Herbst) sind Aenderungen angekündigt, die vom „Berliner Tageblatt“ bereits mit zynischem Hohn glossiert werden. In Wien wurde von vorneherein einiges gemildert. Warum also trotz des ohnehin so aufdringlichen erotischen Grundzuges eine bewußte Verstärkung nach der erotisch-sinnlichen Seite hin?! — — Wir erwähnen diesen Fall in diesem Zusammenhange nur, weil der in dem vorstehenden Artikel zitierte namhafte *italienische Kliniker* ausdrücklich auch die *Theater*, die *öffentlichen Schauspiele* der Mitschuld an der Lockerung der Sitten anklagt. Manches *Schauspiel*, manche *Oper* und namentlich auch *Operette* ließe sich durch einige die dramatische Wirkung oder die Musik nicht im mindesten beeinträchtigenden Streichungen oder Säuberungen im Text den Geboten des gewöhnlichsten Anstandes anpassen. Statt dessen werden im „modernen“ Theaterbetrieb alle irgendwie pikanten, anstößigen, zwei- oder eindeutigen Szenen und Stellen noch besonders herausgearbeitet und sozusagen unterstrichen. Namentlich die neuen Mode-Operetten Wiener Herkunft werden nicht nur nicht gemildert, sondern durch die sich immer mehr gehen lassende Darstellung allmählich in einer Weise vergröbert, daß man den Besuch derselben nicht mehr als ein anständiges Vergnügen empfehlen kann.

Unter den mannigfachen Mitteln, welche der sittlichen Korruption dienen, hat der berühmte italienische Kliniker eines nicht genannt. Vielleicht ist es ihm unbekannt oder weniger geläufig, weil es auf eine spezifisch deutsche Eigenschaft, die deutsche „Gründlichkeit“, spekuliert. Es ist jene *pseudowissenschaftliche Literatur*, die unter dem Deckmantel „tiefschürfender“, bis ins innerste Wesen der Dinge eindringender „Wissenschaftlichkeit“ schon durch ihre Verbreitungsweise die Spekulation auf die niedrigsten Triebe verrät. Was unter der offenen Flagge der sexuellen Erotik nicht mehr auf einen Freipaß rechnen darf, segelt heute unter der täuschenden Marke der Sexual-Psychologie, Sexual-Hygiene, der Kunst-, Literatur- oder Kulturgeschichte oder gar der Kriminalwissenschaft. Ein sogenannter „Medizinischer Verlag“ in Berlin, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, hat in jüngster Zeit massenhaft Prospekte versandt, welche ausschließlich Schriften aus dem sexuellen Gebiete anpreisen. Der Verlag hat sein nur zu durchsichtiges Mäntelchen selbst gelüftet, indem er neben wissenschaftlichen und pseudowissenschaftlichen Werken auch „gute Unterhaltungsbücher für Leser moderner Geschmacksrichtung“, darunter eine sogenannte „*Galante Bibliothek*“ von zehn Bänden ausbietet. Den „wissenschaftlichen“ Anknüpfungspunkt mag ihm unbewußt die Tatsache geboten haben, daß man gewisse Krankheiten, mit denen der Verlag sich intensiv beschäftigt, früher euphemistisch als „galante Krankheiten“ zu bezeichnen pflegte. Es geht hier ähnlich wie bei manchen skrupellosen Zeitungen und Zeitschriften, welche systematisch die lüsterne Erotik pflegen. Neben den Mitteln, Krankheiten zu erwerben, führen sie auch gleich die Mittel, um diese Krankheiten zu heilen.

Unter den Werken, welche dieser „Medizinische Verlag“ allen Gebildeten marktschreierisch empfiehlt, befindet sich auch das zunächst als Handbuch für Juristen und Aerzte bezeichnete und auch wohl gedachte Werk des Dresdener Staatsanwalts Dr. Erich Wulffen: „*Der Sexualverbrecher*“. Die Reklame prangt vielsagend unmittelbar neben der „Galanten Bibliothek“. Das Buch selbst und die von dem Verfasser entwickelten Anschauungen haben schon gleich nach dem ersten Erscheinen in weiteren, auch berufenen Kreisen lebhafte Bedenken erregt. So lange es sich um ein nur für engere wissenschaftliche Kreise bestimmtes Werk zu handeln schien, konnte das Buch keinen größeren Schaden anrichten. Aber in wahlloser Zusammenstellung mit Büchern, „die eigentlich jeder Erwachsene gelesen haben sollte“, die als „ein Schmuck für den Salon und insbesondere für jede Herrenbibliothek“ empfohlen werden, mit aufdringlicher Reklame ungezählten deutschen Familien nahegebracht, sind die Wirkungen dieses „Handbuches“ unabsehbare. Man braucht sich nur die Kapitelüberschriften und vor allem den „Auszug aus den Abbildungen“ anzusehen! Auf verdeutlichende Zitate sei an dieser Stelle verzichtet. Die „Allgemeine Rundschau“

[1]) In Süddeutschland — soweit die Zuständigkeit der Schwurgerichte auch für diese Art von Pressedelikten reicht — ist leider von einem schärferen Vorgehen gegen diese immer aufdringlicher sich gebärdende Propaganda nichts zu spüren. Unter der durchsichtigen Maske „*hygienischer Bedarfsartikel*“ empfiehlt namentlich eine oft genannte Münchener Firma, die sich fast ausschließlich auf diese lukrative „Spezialität“ beschränkt, ihre lichtscheue Ware in zahlreichen „freier denkenden“ Blättern und vor allem in sämtlichen täglich erscheinenden Theater-Anzeigern. Durch diese intensive Reklame sichert man sich ein Bombengeschäft. Der von dieser Firma versandte Katalog mit seinen schamlosen Illustrationen und Anpreisungen spottet jeder Beschreibung. Glückliche deutsche Staaten, in denen die Justiz in der Lage ist, dieser versuchten Umgehung des § 184, Abs. 3 das Handwerk zu legen. Selbst wenn ausnahmsweise einmal eine bayerische Strafkammer (statt des Schwurgerichts) zuständig ist, begnügt man sich mit einer Bagatellstrafe von fünf Mark.

wird sich künftig in dieser Beziehung einer etwas größeren Zurückhaltung befleißigen und die tiefer eindringende Kampfesarbeit nötigenfalls den Spezialorganen („Volkswart“, „Hochwacht“) überlassen. Da aber die „Allgemeine Rundschau“ auch fürderhin in diesem Kampfe um Gesittung und wahre Kultur die Fahne mit unentwegtem Eifer voranzutragen gewillt ist, muß der Feind stets beim rechten Namen genannt werden. Heute, wo die Verführung sich immer dreister in die Familien einschmuggelt, kann auch die Warnung und Abwehr vor dem Familientische nicht völlig Halt machen. Aus Pommern, aus Hannover, aus Schlesien gingen der „Allgemeinen Rundschau“ fast gleichzeitig Beschwerden über die Zusendungen dieses Berliner „Medizinischen Verlags, G. m. b. H.“ zu.

Eine sog. „Akademische Buchhandlung“ in Leipzig, welche sich auf einer Bestellkarte selbst rühmt, daß ihre „Registratur gegen 1/4 Millionen Namen umfaßt“, bombardiert zurzeit ungezählte wohlanständige Häuser mit Prospekten der schon früher in der „Allgemeinen Rundschau“ gekennzeichneten „Sexualpsychologischen Bibliothek“ des Dr. Iwan Bloch, dessen Restauflage sie erworben haben will und für den Drittelpreis ausbietet. Schon die Kapitelüberschriften mehrerer Bücher sind eine Beleidigung für jedes gesittete Haus. Die Prospekte sind, wie erinnerlich, auch an sämtliche Studenten aller deutschen Hochschulen verschickt worden. Der neueste Trick dieser „Akademischen Buchhandlung“ ist, daß die Bestellscheine geheimnisvoll nur auf „S. Psychologische Bibliothek“ lauten.

Wenn man sieht, mit welchem Eifer und Freimut ein italienischer Gelehrter den Finger auf die brennenden Wunden einer furchtbaren Zeitkrankheit legt, dann fragt man sich erstaunt, weshalb sich aus den Reihen der sonst so protest- und erklärungslustigen deutschen Hochschul-Professoren nicht häufiger eine Stimme gegen einen Massenunfug erhebt, der den deutschen Namen und vor allem auch den Ruf der deutschen Wissenschaft in ungeheuerer Weise gefährdet. Bei Beginn eines jeden Semesters wird den neu immatrikulierten Studenten je ein Exemplar eines Aufrufes in die Hand gedrückt, in welchem zahlreiche Koryphäen der Wissenschaft vor den Folgen des freien Geschlechtsverkehrs warnen[2]). Aehnliche Warnungen vor einer unter falschen Flaggen segelnden pseudowissenschaftlichen Literatur und Reklame hat man noch nicht vernommen. Es sind immer nur Vereinzelte, welche — wie der allverehrte Münchener Hygieniker Obermedizinalrat Prof. Dr. von Gruber — unerschrocken in dem gleichen Sinne wie der italienische Kliniker ihre warnende Stimme erheben und auf die entsetzlichen Gefahren hinweisen, welche der heute lebenden und der künftigen Generation drohen, wenn dem bisherigen System des Gehen- und Geschehenlassens nicht Einhalt geboten wird. Man lasse sich durch die in der Tagespresse von Zeit zu Zeit geschilderten Maßnahmen der Behörden, namentlich auch der neuen Berliner Zentralstelle, nicht in Sicherheit wiegen! Die international verbrüderte Zunft der Pornographen feineren wie gröberen Kalibers hat die Flinte noch keineswegs ins Korn geworfen, wie die fast Woche für Woche hinausgehenden neuen Prospekte und Ankündigungen sogen. „Privatdrucke“ (für sog. „Bibliophilen“) beweisen. Neuerdings wurde in München ein sog. „Verleger“ entlarvt, der die denkbar schlimmsten Pornoerzeugnisse, welche durch die Justiz unschädlich gemacht zu sein schienen, durch Massenangebote auf offenen Postkarten an den Mann zu bringen suchte. Um sich vor den gesetzlichen Folgen zu schützen, verlangte der „Verleger“ die unterschriftlich bestätigte Zusicherung „ehrenwörtlicher Diskretion“ und der Verwendung nur zu „persönlichen, ernsten Zwecken“. Zu ähnlichen Kniffen greifen jetzt auch einige pseudowissenschaftliche Verlage. Hoffentlich läßt sich die Justiz durch solche Manöver nicht verblüffen.

[2]) Was aber gewisse Organe des bürgerlichen „Fortschritts“ nicht hindert, um die Wette mit sozialdemokratischen Blättern die frivolen und zügellosen Elemente der deutschen Studentenschaft in der Betätigung der Freien Liebe auch noch zu bestärken und diejenige Presse mit cynischem Spott zu verfolgen, welche gegen die immer mehr um sich greifende Einbürgerung der „Sitten“ des Pariser quartier latin protestieren.

Das angebliche Fiasko der Reichsfinanzreform.

Von Matthias Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Der Abschluß für das Rechnungsjahr 1910 liegt noch nicht in allen Teilen vor; man kennt nur die Zoll- und Steuereinnahmen, die einen Ueberschuß von 35,7 Millionen Mark ergaben; auch die Betriebsverwaltungen werden eine Erhöhung der Reineinnahmen bringen, so daß man heute mit einiger Sicherheit den Gesamtüberschuß des Jahres 1910 auf 50 Millionen Mark schätzen kann; diese sind gemäß dem Etatsgesetz zur sofortigen Tilgung der Rückstände aus der Blockära zu verwenden. Dieser Abschluß enthält die Bestätigung des Reichskanzlersatzes, daß gesunde Finanzen die Folge der Reform von 1909 sind. An diesen tatsächlichen Ergebnissen ist auch nicht mehr zu rütteln; man kann jetzt nicht mehr von einem „frisierten Etat“ reden, von „Schönfärberei“ usw., denn dies Geld ist in der Reichshauptkasse. Sieht man von dem Jahre 1905 als dem der Voreinfuhr vor den neuen Handelsverträgen ab, so hat man seit mehr als einem Jahrzehnt wieder einmal einen tatsächlichen, nicht nur etatsmäßigen Ueberschuß. Eine solche Erscheinung sollte für alle Parteien eine erfreuliche Tatsache sein und als solche gewürdigt werden, denn jeder Deutsche hat ein wohlbegründetes Interesse an guten Reichsfinanzen und an Ueberschüssen; unsere Industrie sieht in erster Linie daraus, daß die Zeit der fünfjährigen Beunruhigung vorüber ist, und daß man bei Einhaltung der zugesagten Sparsamkeit mit den vorhandenen Mitteln auskommen kann.

Und doch mischt sich in diesen Abschluß der Ruf linksliberaler und sozialdemokratischer Zeitungen: „völliges Fiasko der Reichsfinanzreform“; man liest da von „frivoler Leichtfertigkeit“, „liederlich“, „Milchmädchenrechnung“, „ganzer Wust ungeschickter und aufreizender Steuerexperimente“ und ähnlichen Schlagwörtern mehr; alle alten Ladenhüter des Jahres 1909 werden hervorgeholt und neu garniert. Man sucht trotz der harten Zahlen der tatsächlichen Einnahmen den Eindruck zu erwecken, als stehe man wirklich vor einem Fiasko. In diesem Bemühen reichen sich rührende Unkenntnis der Steuer- und Etatsverhältnisse und absichtliche Entstellung brüderlich die Hand. Man weist darauf hin, daß nicht jede Steuer genau den Voranschlag erreicht habe, kümmert sich um die Mehreinnahmen aus anderen Steuerquellen wenig und hat dann wie ein Taschenspieler das Zauberstück vollbracht, den Ueberschuß verschwinden zu lassen und an seine Stelle gar ein Defizit von 15 Millionen zu setzen. Ein amüsantes Schauspiel, das nur die große Verlegenheit dieser Parteien bemänteln soll. Nachdem man seit nahezu 24 Monaten von der schlechten Reform gesprochen hat, will man die Leser nicht wissen lassen, daß man sich gründlich verrechnete und hereingefallen ist. Vor den allgemeinen Wahlen ist eine solche Bloßstellung doppelt unangenehm. Daher der Lärm über das „völlige Fiasko“. Die Mehrheit kann sich ein solches gefallen lassen.

Gewiß ist die Tatsache richtig, daß einzelne Steuern weniger, andere aber mehr eingebracht haben, als man in den Etat einsetzte; aber entscheidend ist der Gesamtabschluß mit einem Ueberschuß. Schon bei der Etatsaufstellung von 1910 und noch mehr bei der Beratung desselben in der Budgetkommission ist ausdrücklich gesagt worden, daß man nur die Gesamtsumme der Zölle und Steuern annehme, und daß man sich auf keine einzelne Ziffer festlege. Auch bei der Beratung des Etats für 1911 hat die Budgetkommission einstimmig nur die Schlußziffer genehmigt und wiederum erklärt, daß die Einstellung der einzelnen Steuern für sie nicht maßgebend sei; entscheidend sei die Schlußziffer des gesamten Kapitels. Warum dieses summarische Verfahren, dem kein Vertreter einer linksstehenden Partei widersprach? Weil man einstimmig der Meinung war, daß es gar nicht möglich ist, heute schon die alten Grundsätze der Etatsaufstellung anzuwenden. Eine neue Steuerlast von insgesamt 420 Millionen Mark hat einmal große Einwirkungen auf die schon lange bestehenden Steuern, besonders wenn Verbrauchssteuern in Betracht kommen; kein Mensch kann wissen, in welchem Umfang eine Einschränkung des allgemeinen Konsums eintreten wird. Bei der Branntweinsteuer ist dies offenkundig geworden; der Schnapsboykott der Sozialdemokraten einerseits — die einzige verdienstliche Tat dieser Partei bei der Reichsfinanzreform — und der verdünnte Ausschank des Branntweins anderseits haben zu der Mindereinnahme geführt, welcher der Bundesrat bereits Rechnung getragen hat, indem er das Kontingent um 25 ℳ

herabsetzte. Die anderen schon bestehenden Steuern sind nicht weiter betroffen worden; wenn ein Blatt auf die niedrige Einstellung der Biersteuer hinweist, weiß es nicht, daß die süddeutschen Staaten sehr erhebliche Ausgleichsbeträge für die Biersteuer an das Reich zu zahlen haben; sie belaufen sich 1909 auf: 14,5 Mill., 1910: 29,4 Millionen, 1911: 32,5 Millionen Mark; diese gewichtigen Einnahmeposten findet man in kaum einer jener Zeitungen, die vom Fiasko schreiben.

Daß man vollends bei den neuen Steuern nur auf Schätzungen angewiesen war und heute noch ist, sollte jedes Kind wissen; man hat im Reichsschatzamte seinerzeit wohl Berechnungen aufgestellt, aber überall einen Vorbehalt gemacht. Auch heute kann man keine absolut sicheren Zahlen geben, ganz abgesehen von den stets schwankenden Einnahmen aus Verbrauchsabgaben. Zunächst ist es eine unbestrittene Tatsache, daß jede neue Steuerquelle anfangs nur langsam fließt (jetzt erst z. B. kommt die Reichserbschaftssteuer von 1906 auf angemessene Beträge); dann kommt hinzu, daß die Termine des Inkrafttretens der neuen Steuern eine umfangreiche Vorversorgung gestatten, so daß selbst 1911 noch nicht der Durchschnittsnormalkonsum eingestellt werden kann. Während sonst die Einnahmeposten nach dem dreijährigen Durchschnitt berechnet werden, fehlt dieser Sicherheitsfaktor bei den neuen Steuern noch auf längere Zeit hinaus. Daher ist es ebensowenig überraschend, daß einzelne Steuern erheblich mehr eingebracht haben, wie, daß andere hinter dem Soll zurückgeblieben sind. Für die Reichskasse ist auch nur maßgebend, ob die 144 Millionen Mark aufgekommen sind, und hier steht der Ueberschuß von mehr als 35 Millionen Mark fest. In etwas mehr als einem Jahre wurden über 300 Mill. Mark Schulden getilgt.

Man kann darum auch nicht von einem Fiasko reden oder vollends von der Notwendigkeit einer neuen Reichsfinanzreform. Wenn heute alle Gegner der 1909er Reform die Mehrheit hätten und Steuern ganz nach ihrem Wunsche schaffen könnten, so würden sie sich doch ungemein täuschen, wenn sie annehmen würden, daß dann ein großer Jubel im deutschen Volke ausbrechen würde. Das deutsche Volk erwartet jetzt vielmehr nur eines: Ruhe in Steuerfragen! Hierauf aber gibt der Abschluß von 1910 die beste Aussicht.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das marokkanische Abenteuer.

Die deutsche Regierung läßt mitteilen, daß bei ihr amtliche Nachrichten aus Fez eingegangen sind, die bis zum 1. Mai reichen und nach denen „alle Deutschen in Fez gesund und in völliger Sicherheit sind und von Hungersnot keine Rede ist."

Gleich dahinter stellt unser offiziöses Blatt die ganz entgegengesetzten Meldungen des französischen Konsuls in Fez vom 30. April — also vom Tag vor der deutschen amtlichen Nachricht — der von der vollständigen Einschließung der Stadt, dem Abfall der Stämme am Sebu, der Gefahr eines Aufstandes infolge der Lebensmittelteuerung, dem Zusammenschmelzen der artilleristischen Munition und dem dringenden Verlangen des Sultans nach baldigster Ankunft der französischen Hilfskolonnen zu berichten weiß.

Durch diese Gegenüberstellung wird recht höflich, aber ebenso deutlich den Pariser Politikern zu verstehen gegeben, daß ihre beunruhigenden „Nachrichten" keinen Glauben verdienen. Die Schwarzfärberei seines Konsuls kam dem französischen Ministerrat „wie gerufen", um den Weitermarsch der von Casablanca her anrückenden „Hilfskolonnen" auch nach dem Einzuge der von Brémond geführten Mahalla beschließen zu können. Zur Beruhigung des zuschauenden Europa sagt man, die Eroberungstruppe solle zunächst nur bis zu den Höhenzügen um Fez vordringen, um sich mit Brémond in Verbindung zu setzen, und wenn alles ruhig sei, so solle sie den Rückweg antreten, und zwar durch das Gebiet des Zaerstammes hindurch, um dort die Sühne für die Ermordung zweier Franzosen, die der Sultan versprochen, aber noch nicht durchgeführt habe, sich eigenhändig zu verschaffen. Der vielen Worte kurzer Sinn ist der, daß Herr Delcassé und seine Kollegen trotz aller Warnungen von Berlin, Wien und Madrid noch festhalten an dem Plane, sich unter dem Vorwande des Europäerschutzes im Herzen von Marokko festzusetzen.

Ein Wiener Blatt hatte einen eindrucksvollen Artikel gebracht über die Gegenmaßnahmen, die Deutschland und die anderen benachteiligten Mächte fassen könnten: Nichtverlängerung des Ende 1911 ablaufenden französischen Polizeimandats, Verweigerung neuer internationaler Abmachungen wegen Mangels an französischer Vertragstreue usw. Die deutsche Regierung ließ daraufhin den amtlichen Ursprung dieses Artikels in Abrede stellen mit dem Bemerken, daß bisher noch keine Veranlassung zu solchen hypothetischen Entschließungen vorliege und es bei den Kundgebungen in der „Nordd. Allg. Ztg." (vergl. die vorige Nummer) zunächst sein Bewenden habe. Dadurch sollte offenbar der französischen Regierung der Verzicht auf die volle Durchführung ihres Eroberungsversuches erleichtert werden; doch war zwischen den Zeilen deutlich zu lesen, daß im ungünstigsten Falle die solidarischen Kaisermächte nicht vor entschlossenen Schritten zur Wahrung ihrer Rechte und Interessen zurückschrecken würden.

In Berlin und Wien bleibt man also vorläufig noch in Abwartestellung. Den rechten Augenblick zum Eingreifen wird man vermutlich erst dann für gekommen erachten, wenn die französische Regierung auf dem flagrant délit ertappt ist und sich wirklich herausnimmt, die Hauptstadt des Sultansreiches nicht bloß mit französischen „Instrukteuren" für die Sultanstruppen, sondern geradezu mit einer französischen Besatzung zu beglücken.

Unser offiziöses Blatt nimmt auch auffällig Notiz von den Meldungen aus Spanien über die Unzufriedenheit der dortigen Regierung und der Bevölkerung über das Vorgehen Frankreichs, das die vertragsmäßige Mitberechtigung Spaniens bei Seite schiebe. Natürlich sucht die französische Regierung die entstandene Spannung abzuleugnen und von dem „herzlichsten Charakter" des Gedankenaustausches zwischen Madrid und Paris zu schwärmen. Doch liegt es auf der Hand, daß Spanien ausgeschaltet werden soll und das unangenehm empfinden muß. Wir möchten aber auf die Mitwirkung Spaniens bei einer Abwehraktion trotz alledem keine Hoffnung setzen. Die Spanier sind schon zu sehr an das Pariser Leitseil gewöhnt, und es darf nicht übersehen werden, daß zurzeit in Spanien auch eine freimaurerische Regierung am Ruder ist, die weder den Willen noch die Kraft hat, sich dem Grand Orient zu widersetzen und an die Seite des „reaktionären" Deutschland zu treten.

Erfreulich ist es, daß trotz der Delcassé'schen Machenschaften die öffentliche Meinung in Europa sich im ganzen von Beunruhigung freihält. Mit Recht ist in der Tagespresse darauf hingewiesen worden, daß die zuversichtliche Stimmung in Deutschland eine der guten Folgen des letzten Kanzlerwechsels und also eine Nebenfrucht der Finanzreform ist. Wenn der Schönredner Bülow und der sanfte Herr von Schön noch an der Spitze der Auswärtigen Politik ständen, so würde eine viel größere Besorgnis Platz gegriffen und eine bedenkliche Agitation eingesetzt haben. Zu Herrn von Bethmann Hollweg haben die Deutschen trotz aller Hetzerei und Spötterei doch mehr Vertrauen, als zu dem ehemaligen Blockkanzler, und Staatssekretär v. Kiderlen-Wächter genießt erst recht für sein Fach den Ruf der zielbewußten, ruhigen Festigkeit. Mögen die beiden gegenwärtigen Leiter unserer auswärtigen Politik bei dieser Gelegenheit ein treffliches Meister- oder Gesellenstück ablegen!

Die Frühjahrsarbeit im Reichstag.

Der Anfang war gut. Der Reichstag ist in die zweite Lesung des Riesenentwurfs der Versicherungsordnung ohne Obstruktionskämpfe eingetreten und hat das erste Buch, die allgemeinen Bestimmungen, in zwei Sitzungen erledigt. Der Vertreter der Sozialdemokratie im Seniorenkonvent hatte die Absicht der Obstruktion verneint, und daraufhin war beschlossen worden, von der gleichzeitigen Behandlung ganzer Kapitel oder sonstiger größerer Paragraphengruppen abzusehen und nach gewöhnlichem Brauch die einzelnen Paragraphen zur Debatte zu stellen. In anerkennenswerter Weise befleißigten sich auch die sozialdemokratischen und fortschrittlichen Gegner des Reformgesetzes der Kürze in ihren Reden und der Beschränkung auf sachgemäße Anträge. Als nun aber am Samstag Nachmittag (6. Mai) das Haus den Rest seiner Sitzungszeit noch benutzen wollte, um noch ein erhebliches Stück vom zweiten Buch (Krankenkassen) zu erledigen, da erhob der Führer der Sozialdemokratie den Einwand der Beschlußunfähigkeit. Es hatten in der Tat schon zu viele Abgeordnete sich auf die sonntägige Heimfahrt begeben. Da die Sitzung schon bis 5 Uhr gedauert hatte, ging durch den vorzeitigen Abbruch nicht zu viel Zeit ver-

loren. Aber der Vorgang bildet doch eine ernste Warnung. Trotz aller vorherigen Versicherungen und der ruhigen Abwicklung des ersten Buches kann doch die Obstruktion jeden Augenblick zum Ausbruch kommen, wenn die Geister auf der Linken erhitzt werden. Die aufregendsten Gegensätze kommen jetzt erst zum Aufeinanderklappen, so z. B. bei der Frage der Verwaltung der Krankenkassen, wobei die Sozialdemokratie die größten Anstrengungen machen wird, um die wohlbezahlten Sinekuren für vier- bis fünftausend Parteiagitatoren zu retten.

Discite moniti! Die erste erfolgreiche Ausnützung der Beschlußunfähigkeit hat den Mitgliedern der positiven Parteien gezeigt, daß sie Präsenz leisten müssen, wenn es ihnen auch zeitweilig schwer fällt. Nach der verbesserten Geschäftsordnung von 1902 kann die Mehrheit jede Obstruktion überwinden, wenn sie nur andauernd zur Stelle ist. Sobald aber die Bänke der Arbeitsparteien sich lichten, hat die Opposition das Heft in der Hand und kann die Geschäfte durch die einfache Feststellung der Beschlußunfähigkeit zum Stillstand bringen.

Im Absentismus liegt die größte Gefahr. Sonst sind die Aussichten für einen schönen, fruchtreichen Abschluß der Session und der Legislaturperiode sehr gut. Allerdings ist es immer noch fraglich, ob außer der Versicherungsordnung noch bedeutende Aufgaben sich erledigen lassen; auch die elsaß-lothringische Verfassungsfrage ist noch keineswegs der Lösung sicher. Aber es läßt sich alles ertragen, wenn nur das große Werk der Versicherungsreform noch von dem gegenwärtigen Reichstag dem Volke beschert wird. Ein Reichstag, der diese Riesenaufgabe bewältigt hat, darf sich mit Recht seiner Fruchtbarkeit rühmen, und das Volk wird, soweit es nicht von den roten Hetzern geradezu denkunfähig gemacht ist, die reichen Segnungen der Reform (Erhöhung der Bezüge, Erweiterung des Versichertenkreises, Neueinführung der Hinterbliebenen-Versorgung usw.) zu würdigen wissen.

In England hat soeben die Regierung eine Arbeiterversicherungsvorlage im Unterhause eingebracht, die sich hinsichtlich der Krankheits- und Invaliditätsversicherung an das deutsche Vorbild anlehnt. Ueber den Rahmen der bisherigen deutschen Versorgungsgesetze geht der englische Entwurf hinaus durch den Versuch einer Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, die sich freilich zunächst auf das Bau- und Maschinengewerbe beschränkt. In der linksliberalen Presse Deutschlands wird gemäß der alten schlechten Sitte, das Fremde auf Kosten des Einheimischen zu preisen, die Behauptung aufgestellt, daß England nun schon Deutschland übertrumpfe und die neue deutsche Versicherungsordnung als rückständig erscheine. Das ist tendenziöses Gerede. England hat ungeheuer viel nachzuholen, ehe es in der Sozialpolitik die deutschen Leistungen erreicht. Der Versuch mit einer partiellen Arbeitslosenversicherung ist gewiß sehr interessant, und wir werden uns freuen, wenn wir in dieser Hinsicht von den Engländern etwas lernen können. Aber die Vorbedingung für jeden weiteren Fortschritt in der deutschen Arbeiterversicherung ist die Fertigstellung der jetzt schwebenden Versicherungsordnung. Wenn die Mängel an der alten Organisation beseitigt sind und die Versorgung der Witwen und Waisen in Gang gebracht ist, dann können wir uns der Lösung der weiteren schwebenden Fragen, auch der Arbeitslosen-Versicherung, mit ganzer Kraft widmen. Auch durch diese Betrachtung wird von neuem bestätigt, daß die Linke, welche sich der schwebenden Versicherungsreform widersetzt, dem sozialpolitischen Fortschritt den Weg verlegen will.

Zur Ostmarkenpolitik.

Lakonisch wird soeben in der „Nordd. Allg." Ztg." mitgeteilt, daß der Antrag auf Beisetzung der Leiche des Kardinals Ledochowski im Posener Dom zurückgezogen worden sei. Warum? Das bleibt noch im Dunkeln. Man könnte vermuten, daß die Regierung Bedingungen gestellt hätte, die der Testamentsexekutor nicht erfüllen zu können glaubte. In der vorigen Woche erwähnten Mitteilung war die Klausel angedeutet, daß die Beisetzung „in aller Stille" erfolgen solle. Ist vielleicht der Anspruch auf „Stille" gar zu weit ausgedehnt worden? Daß die Polen die gewünschte Stille brechen wollten, war bisher in keiner Weise angekündigt. Aufgeregt und drohend war nur die Sprache gewisser hakatistischer und kulturkämpferischer Blätter.

Mit den letzteren hat die Regierung es so wie so verdorben. In der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses kam nämlich die Anwendung des Enteignungsgesetzes oder vielmehr die bisherige Nichtanwendung zur Sprache, und der Landwirtschaftsminister Frhr. von Schorlemer sagte den Agitatoren des Ostmarkenvereins recht deutlich seine oder vielmehr des Ministeriums Meinung. Der Ostmarkenverein war bekanntlich vom grollenden Fürsten Bismarck gegründet worden zu dem Zweck, die Regierung in eine Kampfpolitik gegenüber dem polnisch sprechenden Bevölkerungsteil zu drängen. Dieser Mission ist die gegenwärtige Vereinsleitung treu geblieben, als sie durch Reden, Artikel, Flugblätter, Zuschriften an Abgeordnete usw. den Versuch machte, die zurückhaltende Regierung zur Anwendung des Enteignungsgesetzes zu nötigen. Herr von Schorlemer hat sich nun diese Mit- oder Ueberregierung energisch verbeten und die Unterstützung einer Vereinsleitung, die der Regierung ihren Willen aufzwingen wolle, zurückgewiesen. Das wird nun sofort als eine Schwenkung in der Ostmarkenpolitik, als die Rückkehr zu einer Versöhnungsära, als eine Preisgabe der deutschen Ostmark usw. hingestellt. Aber so weit sind wir wirklich noch nicht. Der Minister hat das Enteignungsgesetz keineswegs preisgegeben; er hat sogar die Anwendung dieser ultima ratio für die Zukunft in Aussicht gestellt; nur die sofortige Anwendung hält er und die Regierung nicht für nötig. Damit ist doch wahrlich nichts preisgegeben, sondern nur die übereilte Anwendung einer scharfen Waffe abgelehnt. Wir würden uns ja sehr freuen, wenn der Minister noch weiter gegangen wäre und geradezu erklärt hätte, man werde keinen polnisch sprechenden Mitbürger von seinem wohlerworbenen Grund und Boden vertreiben. Dann könnte man von einer wirklichen Korrektur des verfehlten Kurses der offiziellen Ostmarkenpolitik, wenn auch noch nicht von einer Umkehr sprechen.

Die ostmärkischen Eiferer sollten die „Versöhnungsära" nicht zu oft an die Wand malen. Ihr übereifriges Hetzen und Drängen kann die Wahrheit des Sprüchworts „Allzu scharf macht schartig" schließlich wieder einmal beweisen. Die Enteignung ist wirklich eine ultima ratio, deren Anwendung eine arge Verstimmung und Ernüchterung hervorrufen muß, wenn sie nicht durch flagrante Tatsachen begründet erscheinen kann. An solchen überzeugenden Tatsachen fehlt es aber zurzeit vollkommen. Es ist vielmehr in den weitesten Kreisen, auch dort, wo man früher für den kräftigen Krieg gegen das Polentum schwärmte, eine kühle, kritische, berechnende Stimmung im Werden. Wie auf den alten Bismarckschen Kulturkampf eine „Versöhnungsära" gefolgt ist, so kann sie auch auf den neuen antipolnischen Kulturkampf folgen, ohne daß die Würde der Regierung, das wahre Interesse des Staates und die Wohlfahrt der deutschen Kultur darunter zu leiden brauchen. Nach den Wahlen, die vorläufig alles Interesse vorweg nehmen, wird auch diese Frage in neuen Fluß kommen. Und zwar um so früher und um so kräftiger, je mehr die Polen die Ruhe und Besonnenheit zu wahren wissen. Der Radikalismus beider Nationalitäten arbeitet sich gegenseitig in die Hände.

Der bayerische Liberalismus.

Von Ph. Frick.

Der Bestand der Reichstagsmandate, den der Liberalismus in Bayern hat, ist ein eng begrenzter. Der Liberalismus ist auf Hilfe von allen Seiten angewiesen. Wenn er sie nicht erhält, dann fällt er in sich zusammen.

Der Liberalismus verfährt jedoch ganz einseitig. Er hat die Verbindung nach rechts abgebrochen und sich nach links konzentriert, nach links mit Einschluß der Sozialdemokratie.

Die Abhängigkeit des Liberalismus ist aus der Wahlstatistik klar ersichtlich. Um die Beziehungen desselben festzustellen, seien hier jene Wahlkreise angeführt, in denen die liberalen Parteien in Betracht kommen.

In München I ist ein Nationalliberaler gewählt. Bei den Wahlen von 1909 wurden abgegeben: Erster Wahlgang Liberalismus 10 866, Sozialdemokratie 8723, Zentrum 5919 Stimmen. Stichwahl: Liberalismus 13 578, Sozialdemokratie 12 153 Stimmen.

Ludwigshafen-Speyer: Erster Wahlgang: Sozialdemokratie 18 539, Nationalliberalismus 13 708, Zentrum 8169 Stimmen. Stichwahl: Sozialdemokratie 21 826, Nationalliberalismus 15 794 Stimmen. Gewählt der Sozialdemokrat.

Landau (Pfalz): Erster Wahlgang: Nationalliberalismus 14 613, Zentrum 8767, Sozialdemokratie 6340 Stimmen. Stichwahl: Nationalliberalismus 17 394, Zentrum (infolge Stimm-

enthaltung) 226 Stimmen. Gewählt der Nationalliberale. Infolge Ablebens desselben vor zwei Jahren Ersatzwahl, in welcher der Sozialdemokrat gewählt wurde.

Germersheim: Erster Wahlgang: Nationalliberalismus 9102, Zentrum 8584, Sozialdemokratie 1547 Stimmen. Stichwahl: Zentrum 10 192, Liberalismus 9927 Stimmen. Gewählt der Zentrumskandidat.

Zweibrücken: Erster Wahlgang: Zentrum 12 467, Nationalliberalismus 12 224, Sozialdemokratie 5 720 Stimmen. Stichwahl: Zentrum 16 630, Liberalismus 14 685 Stimmen. Gewählt der Zentrumskandidat.

Kaiserslautern: Erster Wahlgang: Landwirtebund 10 979, Sozialdemokratie 7629, Zentrum 4413, Fortschritt 4345 Stimmen. Stichwahl: Landwirtebund 14 727, Sozialdemokratie 13 689 Stimmen. Gewählt der Bündler.

Hof: Fortschritt 14 983, Sozialdemokrat 11 785. Gewählt der Linksliberale.

Bayreuth: Erster Wahlgang: Sozialdemokratie 8278, Nationalliberalismus 7914, Bund der Landwirte 4581, Zentrum 930 Stimmen. Stichwahl: Nationalliberalismus 12 323, Sozialdemokratie 8913 Stimmen. Gewählt der Nationalliberale.

Forchheim: Erster Wahlgang: Zentrum 10 320, Nationalliberalismus 7002, Wirtschaftliche Vereinigung 4548, Sozialdemokratie 2557 Stimmen. Stichwahl: Nationalliberalismus 12 909, Zentrum 12 400 Stimmen. Gewählt der Nationalliberale.

Erlangen-Fürth: Erster Wahlgang: Sozialdemokratie 14 142, Fortschritt 11 053, Konservative 5197, Zentrum 1513 Stimmen. Stichwahl: Fortschritt 16 310, Sozialdemokratie 16 106 Stimmen. Gewählt der Linksliberale.

Ansbach-Schwabach: Erster Wahlgang: Konservative 7421, Fortschritt 6161, Sozialdemokratie 5100. Stichwahl: Konservative 9736, Fortschritt 8664 Stimmen. Gewählt der Konservative.

Anzuführen ist noch, daß jüngst in Kempten bei der Ersatzwahl im zweiten Wahlgang ein Links-Nationalliberaler durch Hilfe der Sozialdemokratie gewählt wurde.

Das Münchener Mandat der Nationalliberalen geht ohne Hilfe des Zentrums an die Sozialdemokratie über. Ferner kann ohne Mitwirkung des Zentrums der Nationalliberalismus das Mandat von Speyer-Ludwigshafen von der Sozialdemokratie nicht zurückerobern.

Landau (Pfalz) kann der Nationalliberalismus nicht von der Sozialdemokratie, Germersheim und Zweibrücken nicht vom Zentrum zurückgewinnen und Forchheim gegen das Zentrum nicht behaupten ohne Unterstützung der Landwirtebündler, welche er 1907 hatte. Hof, Bayreuth, Erlangen-Fürth gehen an die Sozialdemokratie verloren, wenn die Liberalen nicht den Landwirtebund hinter sich haben. Einzig und allein in Kempten profitiert der Liberalismus von der Sozialdemokratie. In Kaiserslautern und Ansbach-Schwabach sind die Konservativ-Bündler von den Nationalliberalen abhängig.

Bei dieser Sachlage ist es ganz unverständlich, was der Liberalismus, der Rechts- und Linksliberalismus, in Bayern unternimmt. Er riskiert seinen ganzen Besitzstand. Fünf seiner Mandate sind aufs äußerste bedroht von der Sozialdemokratie, mit der er sich verbinden will, und zwei Mandate, die er zurückholen will, sind im Besitz der Sozialdemokratie. Zwei Mandate will er vom Zentrum zurückgewinnen und eines hat er gegen das Zentrum zu verteidigen. Ueberall, mit Ausnahme von Ludwigshafen und München I, wo er mit dem Zentrum zu rechnen hat, ist der Liberalismus auf die Landwirtebündler und Konservativen angewiesen.

Vergebens hat der seitherige Vorsitzende der nationalliberalen Parteileitung, Fabrikdirektor Tafel, diese Sachlage geltend zu machen gesucht. Er war für eine Verbindung des Nationalliberalismus nach links und rechts. Das hat der letzte nationalliberale Parteitag abgelehnt, er wollte keine Transaktion mit den Konservativ-Bündlern. Daraus hat Tafel für sich persönlich die Konsequenzen gezogen und hat nicht nur den Vorsitz der nationalliberalen Parteileitung niedergelegt, sondern ist auch aus der nationalliberalen Partei ausgetreten. **Man hat bei den vielseitigen Erörterungen, die aus Anlaß des Austretens Tafels entstanden sind, erfahren, was man ohnehin schon wußte, daß die meisten Industriellen entschiedene Gegner der Affiliierung des Nationalliberalismus mit dem Linksliberalismus und der Sozialdemokratie sind, und daß bereits Schritte zur Bildung einer liberal-konservativen Mittelpartei unternommen werden.**

Kindesgabe.

Am Morgen kam ich oft zu dir,
Zu deinem Königinnenthrone;
Du neigtest dich herab zu mir
Mit deinem Kind, dem Gottessohne.

Viel taufrisch schöne Maienrosen,
Erblüht im keuschen Morgenlicht,
Ich bracht' sie dir, der Makellosen,
Mairosen und Vergissmeinnicht.

Doch dann, im Mittagssonnenbrand
Ließ ich verschmachten all die Blüten.
Und sollte doch mit treuer Hand
Für dich, o Mutter, sie behüten.

Nun komm' mit welker Blumenspende
Ich wegemüd und staubbedeckt;
In deine Königinnenhände
Leg ich die Blüten fahl — befleckt.

Mit wehem Lächeln schaust du mich
Und meine arme dürft'ge Gabe — — —
Verzeih mir, Mutter! Gib, dass ich
Zur Feierstunde Bess'res habe.

Gib, daß ich schöne Blumen finde,
Wenn Wind und Well' am Abend schweigt,
Daß ich dir duft'ge Kränze winde,
Bis sich mein Haupt im Tode neigt.

Fr. Denzer.

Schülerselbstmorde.

Von Alberta M. Baronin Gamerra, Wien.

In letzter Zeit klingt die beständig wiederkehrende Nachricht von Schülerselbstmorden wie ein schriller Mißton durch die Zeitungen.[1])

Leider sind wir durch die täglichen Sensationsnachrichten über Unglücksfälle und Greueltaten derart abgestumpft gegen fremdes Elend, daß es uns nicht mehr tief erschüttert, außer in ganz besonderen Fällen. Aber die Nachricht eines Schülerselbstmordes ist derart gegen die Natur und gegen die Uebernatur, daß es uns jedesmal bis in die tiefsten Tiefen der Seele erbeben macht.

Bei Jahres- oder Semesterschluß der Schulen lesen wir fast Tag für Tag, daß nach Erhalt eines ungünstigen Zeugnisses, Furcht vor Strafe diesem oder jenem Gymnasial- oder gar Volksschüler das Mordinstrument in die Hand drückt und einem jungen blühenden Leben ein Ende bereitet.

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Gelegentlich der diesjährigen Osterversetzungen wurden auch aus Preußen und Sachsen bewegliche Klagen über die bedenkliche Zunahme der Schülerselbstmorde laut. Kurz nacheinander berichteten die Zeitungen über vier Fälle von Schülern, die sich selbst das Leben nahmen, weil sie nicht versetzt worden waren (je einer in Magdeburg und Ratibor, zwei in Halle). Dabei wurde versichert, daß in den meisten Fällen die Ursache weder in wirklicher, noch eingebildeter scharfer Schulzucht zu suchen sei, sondern in Dingen, die außerhalb der Schule liegen, aber das Fortkommen in der Schule ungünstig beeinflussen. Der Jahresbericht des Königin-Carola-Gymnasiums in Leipzig berichtet über drei Selbstmorde von Oberprimanern im Laufe des letzten Schuljahres. Drei von insgesamt siebzehn Oberprimanern dieses großstädtischen Gymnasiums gingen an Lebensüberdruß zugrunde! Von einem berichtet der Direktor, daß er „durch ungeeignete Lektüre(!) das innere Gleichgewicht verloren zu haben scheine". Die zwei anderen werden ausdrücklich als sehr begabt geschildert; von dem einen heißt es sogar, er sei „einer der begabtesten Schüler" gewesen, „den das Gymnasium bisher gehabt hat". In diesen Fällen ist also eine Wechselbeziehung zwischen Schule und Selbstmord ausgeschlossen. Der Direktor bekundet, von den beiden letzten habe der eine „Kraft und Mut zum Leben verloren", der andere scheine „nach harten inneren Kämpfen den Mut zum Leben verloren zu haben". Woher dieser haltlose Pessimismus bei geistig hochbegabten Jünglingen? Die heutige Mode-Philosophie und Mode-Literatur gibt die beste Antwort darauf. Ein Vergleich mit Rußland, wo infolge destruktiver geistiger und moralischer Strömungen eine förmliche Selbstmordepidemie unter der studierenden Jugend ausgebrochen war, legt sich nahe. In Rußland betrug die Zahl der Schülerselbstmorde während drei Monaten des letzten Jahres 125. In Deutschland zählte man 1908 nicht weniger als 28 Schülerselbstmorde. — Der oben bereits erwähnte Direktor des Königin-Carola-Gymnasiums in Leipzig, Prof. Vogel, hat sich, wie wir der „Köln. Volksztg." (Nr. 389) entnehmen, in einem besonderen Vortrage über die Schülerselbstmorde ausgesprochen. Der Redner

Bald sind es wieder zwei Brüder im Alter von 9 und 12 Jahren, die sich am Dachboden erhängen, wie es sich jüngst in M.-Lotschnau bei Zwittau zugetragen. Sie hatten auf den Namen ihrer Mutter Waren aus einem Geschäft für sich geholt und begingen die Tat aus Furcht vor Strafe.

Aus Kolomea meldet ein Zeitungsbericht: „In einem nahe gelegenen Walde hat sich der Schüler der VII. Gymnasialklasse Wonczynski erschossen. In einem hinterlassenen Briefe bezeichnet der Gymnasiast Lebensüberdruß als Ursache. Innerhalb kurzer Zeit ist dies der zwölfte Fall von Selbstmorden galizischer Gymnasiasten.“

Der 13jährige Volksschüler Otto Dworak trinkt in selbstmörderischer Absicht ein Fläschchen Laugenessenz. Eine 12jährige Bürgerschülerin springt vom 4. Stock herab. In beiden letzten Fällen heißt es: Motiv der Tat unbekannt. Und so geht das in einem fort. Ich verfolge diese traurigste aller Zeitungsrubriken seit einiger Zeit und fand innerhalb ungefähr 14 Tagen täglich einen neuen Fall. Und wie oft kommt die Sache gar nicht in die Oeffentlichkeit!

Würde es sich um einzelne Fälle handeln, so könnte man denken, man habe es mit einem anormalen Kinde zu tun, und zur Tagesordnung übergehen, aber bei solch einer Permanenz der vorkommenden Fälle kann man leider von einer Selbstmordmanie unter Schulkindern sprechen und muß der Sache nähertreten.

Jede Epidemie schreit nach Abhilfe, um wieviel mehr eine solche, der das edelste Kleinod der Familie, des Staates, der Kirche auf die grausamste Weise zum Opfer fällt.

Da wäre wohl von berufener Seite die Einberufung einer Enquete wünschenswert, einer Enquete, bei welcher Eltern, Lehrer und Katecheten sich zu einer Verständigung zusammenfinden, um in das Elend dieser ärmsten kranken Kinderseelen hineinzuleuchten, die Krankheitserreger auszuforschen und möglichst unschädlich zu machen. Bei jeder umsichgreifenden Seuche müssen auch Vorkehrungen getroffen werden, um all das zu entfernen, was dem zur Krankheit neigenden Organismus schädlich sein könnte. Und da möchte ich auf den Verkehr der Kinder hinweisen, und zwar in erster Linie auf den papiernen Verkehr. Ein schlechtes Buch, eine schlechte Zeitung kann einem Kinde oft mehr schaden, als ein schlechter Kamerad. Was ein Kind liest, bleibt tiefer haften, als man meint. Das noch empfindsame Gefühl, die farbenfrische lebhafte Phantasie nimmt voll in sich auf, erlebt in seinem Innern, was es liest. Wie sehr Lektüre Kinder in kürzester Zeit umgestalten kann, hatte ich Gelegenheit an einem zwölfjährigen Knaben zu beobachten.

Es war ein freundliches, munteres Kind, das mir, sobald es mich sah, freudig entgegenlief. Auf dem guten, offenen Gesichte lag immer breites, sonniges Lächeln. Es erzählte mir von seinem Tun und Lassen in und außerhalb der Schule. Wir wurden gute Freunde. Da mit einem Male wurde das lustige Kind still und einsilbig; scheu wich es mir aus und senkte den freien Blick, wenn ich ihm dennoch unversehens begegnete. Ich erkundigte mich bei der Mutter nach der Ursache dieses Benehmens. Sie wußte keinen richtigen Grund anzugeben, meinte nur, daß seit einiger Zeit ein Kolporteur einer liberalen Zeitung im Haus Wohnung genommen hat und dem Knaben Zeitungen schenkt, und daß seitdem das Kind weder Lust zum Lernen, noch zum Spielen hat und seine ganze Zeit mit Lektüre verbringt. Schickt sie den Knaben fort, um etwas zu holen, geht er entweder gar nicht oder unwillig.

Einige Zeit darauf klagte mir die Mutter, daß es mit dem Knaben schlecht stehe; nun hätte er ihr auch schon Geld gestohlen. Da ich mich mit Katechese befasse, möge ich den Knaben vornehmen, es stehe ohnedies vor der ersten hl. Kommunion. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, stellte aber sofort als erste Bedingung, daß das liberale Blatt mit seinen berüchtigten sinnlichen Feuilletons aus dem Haus muß, und wenn der junge Herr nun schon an das Zeitungslesen gewöhnt ist, sei ihm eines von unseren katholischen Blättern zu abonnieren.

So rasch wie die erste Metamorphose vollzog sich die zweite nicht, weil das Gift immer rascher wirkt als das Heilmittel. Nur allmählich konnte ich das Vertrauen des Kindes auf Gott, auf seine Vorgesetzten, auf sich selbst wecken, und auf diesem Fundament die aus dem Katechismus geschöpfte Charakterbildung aufbauen. Aber innerhalb eines halben Jahres hatte ich den alten, lustigen, freundlichen Fritz mit dem offenen Blick vor mir, in verbesserter Auflage.

Dieses Beispiel ist in vieler Beziehung charakteristisch. Wir sehen klar den verderbenden Einfluß der von vielen für ungefährlich geglaubten Zeitungslektüre. Die sinnlichen Feuilletons trüben den reinen Glanz und klaren Widerschein der Seele. Dadurch wird das Kind scheu. Mangel an Aufrichtigkeit paart sich mit Unzufriedenheit, aus letzterer folgt Unfreundlichkeit, Lustlosigkeit zu jeglicher Pflichterfüllung, die sich bald bis zu offener Renitenz steigert. Nun beginnen die Eltern mit oft sinnlosen Strafen, das Kind wird immer verstockter und gleitet nicht selten bis zum Laster herab. Und ist es vom Diebstahl, gepaart mit Mangel an Vertrauen, nicht nur noch ein Schritt bis zum Selbstmord, wie bei den oben erwähnten Brüdern Baxa in M.-Lotschnau?

Entfernung der schlechten Lektüre, die unterminierend wirkt, und Weckung des Vertrauens ist die erste Fundamentalarbeit bei solchen Kindern.

Ganz auffallend oft ist bei Kinderselbstmorden das Motiv der Tat: Furcht vor Strafe. Fehlt es da nicht an der richtigen Erziehung? Ist nicht gerade heutzutage bei den Arbeiterklassen eine gewisse Humanitätsduselei zu beobachten, die das Kind im zartesten Alter überhaupt von jeder Erziehung verschont, und wenn die Fehler und schlechten Eigenschaften mit dem wachsenden Kinde zunehmen, in allzu große Strenge umschnappt? Nun hält aber die Seele des Kindes, die nicht die richtige Disziplin gewöhnt ist, den rauhen Umschwung nicht aus und sinkt in sich zusammen.

Fortiter in re, suaviter in modo sollte das Motto jeder Erziehung sein. Schon von zartester Jugend an sollte das Kind daran gewöhnt werden, nicht nur für die Fehler bestraft zu werden, sondern sich auch hie und da etwas Erlaubtes zu versagen, um durch Selbstüberwindung gestärkt den Versuchungen nicht so leicht zum Opfer zu fallen. Anderseits müssen die Eltern das Vertrauen der Kinder zu gewinnen trachten, daß die Kleinen auch bei größeren Fehltritten den Boden unter sich nicht sinken fühlen, sondern aufrichtig sich anvertrauen. Aufrichtigkeit und Vertrauen einerseits und anerzogene Selbstüberwindung anderseits werden nie zulassen, daß ein Kind zur selbstmörderischen Waffe greift. Vertrauen öffnet das wunde Herz, und Selbstüberwindung gibt die Kraft, der verdienten Strafe mutig die Stirne zu bieten.

Die Rüge soll die Seele des Kindes niemals knicken, sondern aufrichten.

Wieviel man durch Milde, gepaart mit gerechter Strenge, selbst bei den vernachlässigtesten Kindern erreicht, kann man in Ausübung der Laienkatechese beobachten, wo man es im allgemeinen mit dem möglichst verwahrlosten Kindermaterial zu tun hat.

Um der furchtbaren Selbstmordmanie der Kinder entgegenzusteuern, ist natürlich die Festigung der religiösen Prinzipien schon bei dem kleinsten Kinde von erster und allergrößter Wichtigkeit. Ist doch vom religiösen Standpunkt der Selbstmord das größte Vergehen, weil es den Weg der Sühne abschneidet.

Aber auch im positiven Sinne legt das praktische, echte Christentum mit seinem Non plus ultra der täglichen Kommunion in das Kinderherz das festeste Fundament, das einzig den heftigsten Stürmen standhält. Es hält das Herz rein, stärkt den Willen und verleiht Mut in den schwersten Lagen des Lebens.

entwickelte nachstehende Forderungen an Schule und Haus: 1. Es muß schon von kleineren Kindern alles ferngehalten werden, was zu großmannsüchtiger Frühreife führen kann, späterhin insbesondere die Beschäftigung mit Wissensgebieten verhindert werden, denen die jungen Leute noch nicht gewachsen sind, hauptsächlich auch das Studium der neueren Philosophie, das ohne sachkundige Leitung zu Selbstüberhebung, dann aber zu schwerer Depression zu führen pflegt. 2. Die Jugend muß weniger weichlich und rücksichtsvoll, sondern wieder strenger und schonungsloser erzogen werden, damit sie lerne, Mißerfolge und Enttäuschungen zu ertragen, auf Wünsche zu verzichten und bedingungslos ihre Pflicht zu tun. 3. Es muß von der Jugend möglichst alles ferngehalten werden, was ihre Nerven ohne Not schädigt und ihre Widerstandskraft untergräbt: gehäufte Vergnügungen, schlafraubende Geselligkeit, Nikotin- und Alkoholgenuß. 4. Die Erzieher müssen alles tun, um der Jugend Glauben und Religion zu bewahren und 5. um sich das Vertrauen ihrer Pflegebefohlenen zu gewinnen und zu erhalten.

Zum Kampf gegen den Schmutz.

Im Maiheft der Monatshefte von Velhagen & Klasing S. 151 bespricht Karl Busse ein besonders schmieriges Erzeugnis der modernen Erotik, verfaßt „von einem Oberpriester der allerneuesten lyrischen Offenbarung“, und bemerkt am Schluß: „Dies alles wäre zum Lachen, wenn es nicht doch zum Verzweifeln wäre.“ Man kann sich freuen, daß der Widerwille und der offene Kampf gegen eine mehr oder minder pornographische „Kunst“ mehr und mehr auch in solchen ernsten Kreisen Verständnis findet, die gegen den Verdacht der Prüderie und „Schnüffelei“ geschützt sind. An anderer Stelle desselben Aufsatzes wendet sich Busse scharf gegen die „preziös-artistische Stilmanier in unserer Lyrik“, deren „Verkünstelungen und Verirrungen nur in der Treibhaus- und Stickluft ausgesprochener Reaktionsperioden möglich“ seien, und hofft auf den Tag, an dem „ein erlösender Sturm die ganze Atmosphäre reinigt. . . . Es ist nur eine Frage der Zeit, wann neue Winde blasen werden. Dann werden die Halbgötter, denen die heutige lyrische Jugend nachzieht, die Hoffmannsthal und Stefan George, die Mombert, Rilke und Dauthendey so verketzert werden, wie Hoffmannswaldau und seine Schule. Dann, in gereinigten Lüften, werden auch unsere Dichter wieder natürlich und aufrecht in die Höhe wachsen.“ Das hoffen auch wir — es wäre wahrlich an der Zeit, daß diese bessere Zukunft den gegenwärtigen Unfug ablöste. Dr. Hermann Cardauns.

In Blüten.

In Blüten will ich mich verstecken,
Solang der Mai mir blühen mag,
Und keine Stimme soll mich wecken
Und mahnen an den rauhen Tag.

In Blüten will ich untertauchen
Mit meines Herzens Sorgenlast,
Ein Rosentraum wird mich umhauchen,
Und fernste Stille ist mein Gast.

In Blüten will ich mich begraben,
Von aller Welt vergessen sein.
Kein Traum soll mich gefangen haben
Zu neuer Lust und neuer Pein.

In Blüten will ich ganz gesunden
Von allem tiefen Winterleid,
Und alles Weh, das ich gefunden,
Von Blüten sei es zugeschneit.

In Blüten will ich froh erwachen,
Von Sommersonne aufgeküsst,
Und allen Leides will ich lachen:
Du heller Sommer, sei gegrüsst.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Was uns bitter not tut.

Zur Frage der Volksbibliotheken.

Eine Ergänzung. Von Generalsekretär Johannes Braun-Bonn.

Dankbarst ist zu begrüßen, daß die „Allgemeine Rundschau" (Nr. 17 vom 29. April 1911) in dem Artikel unter obiger Ueberschrift den Finger auf eine Wunde gelegt hat, die schon lange und leider vielfach unbeachtet am katholischen Volkskörper wuchert. Die ernsten Worte, die Religions- und Oberlehrer Eisen-Trier gefunden hat, werden hoffentlich ihre Wirkung nicht verfehlen, besonders auf die, in deren Hand die Möglichkeit in erster Linie gelegt ist, abhelfend einzugreifen. Für den Kenner der Verhältnisse ist die Hoffnung allerdings nicht allzugroß. Dafür ist die Gleichgültigkeit gegenüber den Bildungsbestrebungen zu tief eingewurzelt. Ihr gegenüber kommen die von Eisen angeführten Hemmnisse nicht so sehr in Betracht.

Es wäre aber doch verfehlt, an unserer Sache verzweifeln zu wollen. Falkenberg hat eine schwere Verantwortung auf sich geladen, als er von dem „verlornen Posten" sprach und sonstige Behauptungen aufstellte, die er nicht bewiesen hat. Für so manchen Schwankenden waren sie der Anlaß, die Flinte ganz ins Korn zu werfen. Trotz aller Hindernisse geht es voran, sogar tüchtig voran. Und es ist nicht zu bestreiten, daß der Borromäusverein das größte Verdienst sich daran zuschreiben darf. Von Jahr zu Jahr entwickelt er sich machtvoller. Er zählt heute zirka 220 000 Mitglieder in etwa 4000 Vereinen, die alle über Büchereien verfügen, mit einem Bücherbestand von ungefähr zweieinhalb Millionen Bände. Was er durch seine Zeitschrift „Die Bücherwelt", seinen „Musterkatalog und Handbuch für katholische Volksbüchereien", seine Bezirks- und Diözesankonferenzen in zielbewußter und unermüdlicher Arbeit geleistet, beweisen die Berichte aus den einzelnen Vereinen. Nur auf einige größere Städte sei hingewiesen, die zeigen, daß man von „verlornen Posten" nicht reden darf. So entliehen die Büchereien des Borromäusvereines in Aachen 78 365 Bände, in Köln 107 990, in Essen 67 638, in Münster 132 904, in Düsseldorf 79 245, in Crefeld 69 014, in M.-Gladbach 43 051, in Neuß 25 421, in Trier 40 800. Dabei ist in Betracht zu ziehen, daß in fast all diesen Städten große öffentliche Büchereien bestehen. Auch auf dem Lande wird den Büchereien immer größere Aufmerksamkeit geschenkt. Es gibt viele Orte, wo jedes Buch 15—20 mal jährlich ausgeliehen wurde. Aus allem geht hervor, daß die katholische Volksbüchereibewegung voranschreitet. Möge das Interesse an ihr in allen Kreisen immer mehr erstarken, dann wird die Gleichgültigkeit schwinden, und der Opfergeist der deutschen Katholiken, der noch nie versagt hat, wird auch die finanziellen Mittel aufbringen. Also: Arbeiten — nicht verzweifeln.

Ein Buch vom Helden Aloysius.

Von Oberlehrer Kuckhoff, Essen.

Gar vielfach kann man die Beobachtung machen, daß unsere Knaben in kindlicher Freude an allem Glänzenden das Bild des Fürstensohnes von Castiglione liebend betrachten, daß aber unsere Jünglinge sich von ihm abwenden, weil sie keine Berührungspunkte in ihrem und seinem Innenleben finden. Demut und Entsagung scheinen ihnen keine Grundlagen wahrer Mannhaftigkeit zu sein. Wie aber ein großer Dulder ein großer Held ist und sein muß, das ist vielen bei Aloysius nicht zum Bewußtsein gekommen. Darum füllt das bereits in 2. Auflage erschienene Buch des bekannten Jugendschriftstellers Könn: „Auf Höhenpfaden"[1]) eine fühlbare Lücke aus, wenn damit auch nicht gesagt sein soll, daß das Buch sich nur an die Jugend wendet. Im Gegenteil, es wird jedem Gebildeten Stunden religiöser Erbauung und reiner Herzensfreude bereiten. Doch wird es, meine ich, gerade für unsere Jugend auf den oberen Klassen des Gymnasiums und auf der Universität große Bedeutung erlangen. Aloysius tritt uns hier trotz seiner körperlichen Schwächlichkeit als kraftvolle Persönlichkeit entgegen. Ja, je weniger sein Körper den Anstrengungen des Lebens gewachsen ist, um so heller erstrahlt die Kraft seines Geistes und seiner Seele. Der Verfasser gibt nicht eine zusammenhängende Darstellung des Lebens des Heiligen, sondern er greift einzelne markante Züge heraus, in der Form von religiösen Essays rundet er sie ab in prächtigen Bildern und stellt sie in Gegensatz zu den entsprechenden gegenteiligen modernen Ideen, die einen so verderblichen vernichtenden Einfluß auf die Charakterbildung unserer Jugend ausüben. Man merkt, hier schreibt einer, der die Herzen der Jugend durchschaut hat und der weiß, wie man helfen kann. Jeder Erzieher weiß, wie schwer es in unserer Zeit des schrankenlosen Individualismus ist, das Streben unserer werdenden Gebildeten zu einem Wollen zu gestalten, der als Ziel eigene Vollendung und soziale Arbeit im Sinne christlicher Liebe stets im Auge behält. Könn hat in seinen Essays einen Leitfaden für solche Erziehung geschrieben; das Buch ist ein Protest gegen Lebensverneinung und feiges Verzweifeln an eigener Kraft.

[1]) Joseph Könn: „Auf Höhenpfaden", „Asketische Gedanken für die moderne Welt. Verlag Benziger & Co. Preis brosch. M 2.60, geb. M 3.60. (Anmerkung des Herausgebers: Es hätte sich vermeiden lassen, daß für das ausgezeichnete Buch der gleiche Titel gewählt wurde, den die vor mehr als Jahresfrist erschienene Gedichtesammlung der „Allgemeinen Rundschau" trägt.)

Soziale Literatur.

Ein überaus segensreiches Werk vollbringen die katholischen Gesellenvereine durch die Pflege des Herbergswesens, indem sie sowohl den zu- und durchwandernden als auch den ortsansässigen Gesellen gegen ein mäßiges Entgelt eine einwandfreie Unterkunft und Verpflegung gewähren. Was das in gesundheitlicher und vornehmlich auch moralischer Richtung bedeutet, kann der am besten ermessen, der die für die Unterbringung der Ledigen in der Großstadt so ungünstigen und für Leib und Seele gefährlichen Verhältnisse kennt. Nun ist die Errichtung und Unterhaltung der Ledigenheime durchaus nicht eine so einfache Sache. Sie erfreuen sich infolge gewisser natürlicher oder bei ihrer Gründung verschuldeter Mängel vielfach nicht der Beliebtheit, die man hätte erwarten oder ihnen wünschen können. Es kommt vor allem auf ihre praktische Einrichtung an, und wie nach dieser Richtung hin zu verfahren ist, zeigt eine Schrift von berufener Seite, nämlich dem Generalpräses der katholischen Gesellenvereine, Monsignore Schweitzer: „Hospize und Ledigenheime der katholischen Gesellenvereine." (Mit 55 Abbildungen. Soziale Tagesfragen, 37. Heft. M.Gladbach 1911, Volksvereinsverlag. 116 S. M 1.80.) Die Schrift lehrt, in welcher Weise „die älteste soziale deutsche Organisation für die arbeitenden Stände", der katholische Gesellenverein, während der sechs Jahrzehnte seines Bestehens die Wohnungsfrage für die seiner Obhut anvertrauten Handwerksgesellen aufgefaßt und geübt hat, sie bespricht die Grundsätze, welche zurzeit für die Verbandsleitung der Gesellenvereine bei Beurteilung der ihr vorgelegten Hospizprojekte maßgebend sind und gibt endlich an der Hand einer Reihe von Plänen und Abbildungen eine Beschreibung der in den letzten Jahren errichteten neuen Gesellenhospize nebst ihren technischen und hygienischen Einrichtungen. — Dient somit die vorgenannte Schrift durch ihre Fürsorge für die Gesellen in bemerkenswertem Maße auch den Interessen des Handwerks, so ist ein gleiches der Fall bezüglich einer weiteren: „Berufswahl und Lehrstellenvermittlung." Von Dr. J. Altenrath. Kom. Dezernent in der Zentralstelle für Volkswohlfahrt-Berlin (M.Gladbach 1911, Volksvereinsverlag. 46 S. M 1.—.) Die Schrift geht von der Tatsache aus, daß die Berufswahl im Sinne der Wahl eines richtigen Lebensberufes leider heute nicht die Aufmerksamkeit findet, die nicht allein vom menschlichen, sondern auch volkswirtschaftlichen Standpunkt aus zu wünschen wäre. Die Tendenz geht immer mehr dahin, die ungelernten Berufe, d. h. diejenigen, für deren Ausübung keine spezielle Vorbildung notwendig ist, und die dementsprechend jeder sofort ergreifen kann, den sogenannten gelernten Berufen mit einer mehrjährigen Lehr- und Ausbildungszeit vorzuziehen. Das ist aber nicht nur sozial, sondern auch rein volkswirtschaftlich kein Gewinn, da die ungelernte Arbeit volkswirtschaftlich nicht in dem Umfange notwendig ist, wie sie heute tatsächlich besteht. Hier eine Umkehr herbeizuführen, ist unter anderem die Organisation der Lehrstellenvermittlung berufen. Der Verfasser schildert die nach dieser Richtung hin bisher — leider nicht mit dem erwarteten Erfolg —

von verschiedenen Seiten unternommenen Versuche und bezeichnet als den gangbarsten Weg den des öffentlichen Arbeitsnachweises unter Mitwirkung anderer berufener Faktoren, Schule, Arzt, Organe der Jugendfürsorge und Jugendpflege, Vertretungen der Gewerbe. Bezüglich der Organisation der Lehrstellenvermittlung, die den Hauptnachdruck auf den öffentlichen Arbeitsnachweis legt, werden manche Kreise mit dem Verfasser wohl nicht so ganz einverstanden sein; um so mehr wird man ihm danken für den Hinweis auf eine Maßnahme der Jugendfürsorge und der Handwerksförderung, die bisher das Interesse der Oeffentlichkeit noch nicht in der Weise gefunden hat, wie sie es verdiente. Dr. van den Boom.

Vom Büchertisch.

Dr. theol. et phil. Anton Seitz: Cyprian und der römische Primat oder Urchristliche Primatsentwicklung und Hugo Kochs modernistisches Kirchenrecht. Eine dogmengeschichtliche Apologie nach kritischer Methode. Manz, Regensburg 1911, brosch. M 3.—. Hugo Koch schrieb in seiner Broschüre: „Cyprian und der römische Primat" (S. 144): „Der Ausfall Cyprians aus der ‚Tradition' (für das Dogma vom Papsttum) reißt in diese eine Lücke, die gar nicht mehr ausgefüllt werden kann." Seine Worte wären wahr gewesen, wenn Cyprian wirklich aus der „Tradition" ausfallen würde. Daß dem aber nicht so ist, weist in überzeugender sachkundiger Weise die Schrift von Universitätsprofessor Anton Seitz in München nach. Er hat es als erster unternommen, Kochs Schrift eine ebenbürtige Gesamtdarstellung Cyprians an die Seite zu stellen und allen schiefen Deutungen Kochs bis ins einzelnste nachzugehen und sie zu korrigieren. Aber nicht bloß eine eingehende Widerlegung der Kochschen Monographie bietet das Buch von Seitz, es enthält vielmehr auch eine gut fundierte Apologie der traditionellen katholischen Kirchenverfassung und wendet sich so gegen „die Profanierungs- und Säkularisierungsarbeit der antikirchlichen Moderne." J. Wernado.

Georg Wagner: Der Modernismus. Kanzelreden. Augsburg 1911. Lit. Institut von Dr. Max Huttler. 8 Hefte à 10 Pf. Der Augsburger Domprediger bietet hier seine in jüngster Zeit gehaltenen Kanzelreden über das Wesen des Modernismus einer breiteren Oeffentlichkeit an. Das überaus schwierige Thema wird in 8 Vorträgen, von denen bis jetzt 4 im Druck vorliegen, in klarer durchsichtiger, ruhig belehrender Form behandelt. Der Ertrag gehört dem Jugendfürsorgeverein. J. Wernado.

Newman, John Henry, Kardinal, Die heilige Maria. Eine Apologie und historische Begründung des Marienkults. Deutsch von H. Riesch. Mit einer Biographie Newmans und dessen Bildnis. Mit kirchlicher Druckgenehmigung und einem Titelbild samt Faksimile. 8°, 104 S. Regensburg 1911. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis brosch. M 1.60, in hocheleg. Ganzleinen geb. M 2.40. — Da dieses Buch des berühmten englischen Konvertiten von P. Odilo Rottmanner als das beste bisher existierende mariologische Werk bezeichnet wurde, ist die vorliegende zuverlässige deutsche Ausgabe aufs wärmste zu begrüßen. Aus dem spannenden Lebensabriß des Kardinals ersehen wir, daß Newmans „Heilige Maria", durch bestimmte Anklagen anglikanischer Theologen veranlaßt, in erster Linie apologetische Zwecke verfolgt. Herausgeberin hat mit Recht das allzu Persönliche gemildert. Der Verfasser entwickelt an der Hand der Kirchenväter die Glaubenslehre der Kirche über Maria, ihre Würde als Gottesgebärerin, ihre Heiligkeit und Erhabenheit und die Berechtigung ihrer Verehrung, ohne die Augen vor unberechtigten Uebertreibungen zu schließen. Der große Gelehrte gibt uns recht tiefgründende Gedanken und schlagende Beweise. Besonderer Beachtung sei der letzte Abschnitt: „Mißverständnisse und Uebertreibungen" empfohlen. Dr. Weber.

Conrad von Orelli, Allgemeine Religionsgeschichte. (Zwei Bände; Bonn, Markus & Weber.) — Religionsgeschichte ist eine noch sehr junge Wissenschaft, aber eine Wissenschaft von hervorragender Bedeutung, von größter Wichtigkeit auch für die theoretische wie praktische Theologie (Kirchengeschichte, Apologetik, Missionswesen ...). Daher ist es sehr zu bedauern, daß Unglaube und christentumsfeindliche Wissenschaft diese Disziplin vorzüglich als ihre Domäne betrachten und aus ihr Waffen (allerdings oft recht merkwürdige — siehe Drews!) gegen unsere Religion zu schmieden suchen. Es muß darum als ein besonderes Verdienst hervorgehoben werden, daß der bekannte protestantische Theologe C. v. Orelli es unternommen hat, dieses wichtige Gebiet vom Standpunkt des positiven Gottesglaubens, des biblischen Christentums aus zu behandeln. Wer keine Religion hat, der kennt keine. — Das Christentum ist die absolut wahre, die vollkommenste Religion; auch in der alttestamentlichen Religion findet sich eine Höhe der Erkenntnis Gottes, welche man in den übrigen Religionen umsonst sucht; und eine Vergleichung mit letzteren braucht das Christentum wahrlich nicht zu scheuen. Das sind Sätze, die unserem Autor ebenso fest stehen wie uns, ebenso fest wie der antichristlichen Wissenschaft ihre Dogmen. — Die große Fülle des Stoffes, den der Verfasser mit unermüdlichem Fleiße zusammengetragen und verarbeitet hat, und das ruhige besonnene Urteil, das allenthalben sich offenbart, erhöhen den Wert des interessanten, für eingehendere Studien sehr brauchbaren Werkes. J. B. Dorn.

P. Saget, Helia. Eine Dichtung aus dem schottischen Hochlande. Rhenus-Verlag, Bad Honnef a. Rh. 12°. 107 S. Brosch. M 2.—, geb. M 3.—. Hier spricht ein Gereifter und technisch Bewanderter, der Stoff, Empfindung, Gedanken, Natur- und Seelenstimmung mit sicherer Hand in eine entsprechende Form zu schmiegen vermag. Vers und Reim fließen ihm nur so zu; man spürt ordentlich den (an sich unaufdringlichen) Taktschlag, der wie etwas Gegebenes den melodiösen Rhythmus des lyrisch-epischen Vortrages regelt. — Saget, bekannt als Rheinsänger, hat diesmal ein wildromantisches schottisches Hochlandstal zum Hauptschauplatze, einen ausländischen späteren Heiligen: St. Blane (982), zum Helden gewählt. Christentum und keltisches Druidentum treten zueinander in Gegensatz, unter Auswirkung einer dramatisch bewegten Herzensgeschichte mit tragisch-befreiendem Ausgang. — Ich habe das freundlich ausgestattete Büchlein mit jenem Dank aus der Hand gelegt, den wir, meine ich, haben sollten für jeden neuen Beweis, daß das reine, zarte und doch mannhafte Dichtergemüt christlicher Ausprägung noch am Leben und an der Arbeit ist. E. M. Hamann.

Burwinkel Dr. O., Kurarzt in Bad Nauheim. **Die Herzleiden, ihre Ursachen und Bekämpfung.** 8° 58 S. 13.—15. Auflage. München, Verlag der „Aerztlichen Rundschau" (Otto Gmelin). 1.50 M. — Ein anspruchsloses Buch wie dieses, das in kurzer Zeit die 15. Auflage erreicht, muß gut sein. „Lebensfreude für Herzkranke" wird in der Anzeige signalisiert. Bei der großen Zahl jener, die im heutigen Lebenskampf mit geschwächtem Herzen behaftet werden, ist solch ein Signal sehr erfreulich. Besonders wertvoll aber ist, daß Aengstliche, Neurastheniker und alle, bei denen die Herzerkrankung auf das Gemüt lähmend wirkt, bei der Lektüre außerordentlich gebessert werden, weil sie sehen, daß sie nicht zu schwarz schauen müssen. Solch gute Popularisierung ärztlicher Erkenntnis und Erfahrung ist immer gut! Reither.

Marseille—Cannes—Nizza.

Riviera-Fahrten von Dr. H. Sambeth, Ulm.

Noch einmal grüßt die prächtige Wallfahrtskirche Notre Dame de la Garde in Marseille von stolzer Höhe. Dann fliegt der Expreß hinaus im Geleite schimmernder Villen und Städtchen, donnert über felsigen Boden, durch schwarze Tunnels und silbergraue Olivenhaine, rast zwischen dem blinkenden Meer und ragenden Bergen Toulon zu — 67 km von Marseille. Dort nahm ich kurzen Aufenthalt. Toulon ist der zweite Kriegshafen Frankreichs nach Brest, erster am Mittelmeer. Der Platz starrt förmlich in natürlicher und künstlicher Rüstung. Den Rücken Toulons schützt eine gewaltige Gebirgsmauer, bis über 500 m hoch — besetzt von Forts und Batterien. Der weite Umkreis steht im Bereich der drohenden Feuerschlünde. Die nur 400 m breite Einfahrt zur kleinen Rhede ist bewehrt durch die gebirgige, stark befestigte Halbinsel Cepet. Um die inneren abgeschlossenen Hafenbassins legen sich Kasernen, Magazine, Werkstätten; die Anlagen des Kriegshafens beschäftigen 13000 Arbeiter. Kaum gelingt es, durch die Gassen der Altstadt sich zum sogenannten alten Bassin durchzuwinden. Draußen sind ganze Geschwader von Kriegsschiffen verankert, im Vordergrund liegen friedlich Handelsdampfer beisammen. Am Kai schlendern Matrosen, lungern Schiffer; wohl ein Dutzend Angebote wird gemacht, sie wollen den Fremdling zwecks Besichtigung zu einem der Panzer hinüberrudern. Doch es mangelt an Zeit; auch bin ich Deutscher und möchte ich nicht, wie einst in einer Hafenstadt des „verbündeten" Italien, bei einem solchen Versuch zurückgewiesen werden.

Ein Bummelzug löst den Morgenschnellzug ab. Er läßt auf eine Strecke von 90 km das Meer rechts liegen und kriecht landein, freilich durch eine reiche, malerische Gegend. Hügel und Berge zu beiden Seiten, weite, gut bebaute Ebenen mit Oliven- und Maulbeerbäumen, tal- und höhenzierende Städtchen und Schlösser. Der Flecken Le Muy erinnert an Karl V. Der lag 1536 wieder einmal mit seinem alten Gegner Franz I. von Frankreich in Fehde wegen Mailands. Ein Zug in die Provence war mißglückt. Provencalische Bauern wollten nun zu guter Letzt ihr Mütchen an dem verhaßten Eindringling kühlen, schossen auf einen glänzend gewandeten Rittersmann, trafen aber in ihm statt des vermeintlichen Kaisers einen spanischen Dichter, der sich im Gefolge Karls befunden.

Hinter Frejus erreichen wir wieder das Meer. Das Städchen, ein altes Römernest, ist seit dem 4. Jahrhundert Sitz eines Bischofs. Toulon gehört zu seiner Diözese. Ueberbleibsel des Amphitheaters, der alten Wasserleitung und römische Stadtmauern versetzen uns um fast zwei Jahrtausende zurück. Ueber dem nahen Saint-Raphael flammt Sonnenglanz. Der Ort

genießt weithin den Ruf eines starkbesuchten Seebads und einer ausgezeichneten Winterstation. Dunkle Riesenleiber — französische Kriegsfahrzeuge — lagern auf den Wassern. Verbündeten-Besuch ist angesagt, ein russischer Flottenteil soll nächster Tage Saint-Raphael beglücken. Reizende Landhäuser winken aus gut gepflegten Gärten, aus schattigen Parks. Das Gebiet des Esterelgebirges beginnt. Tunnels, Viadukte helfen bei der Durchquerung. Die waldigen Berge, meist Korkeichen, Seefichten, Lärchen, atmen duftenden Hauch, Porphyrrippen leuchten heraus, entzückende Buchten bauen sich in das Land hinein, helle Häuschen oder Hotels halten einzeln das Felsgestade oder die Höhen besetzt.

Noch hält uns das Bergland umfangen, da blitzt plötzlich nach Austritt aus einem Tunnel Cannes auf am andern Ende der Napoule-Bai. Unser Bummler setzt gemütlich über mehrere Flußläufe, umzieht den herrlichen Golf. Cannes in der schützenden Umarmung der östlichen und nördlichen Höhenzüge schält sich immer mehr heraus, sein Stadthügel, der Mont Chevalier, übersät von Häusern, bekrönt von einer Turmmasse und der Kirche Notre Dame du Mont-Espérance blickt herüber, der Leuchtturm an der einen Hafenspitze streckt und dehnt sich, die Lerinischen Inseln draußen vor dem Cap de la Croisette tauchen immer höher empor — ein köstlicher Ausschnitt aus der schönheitsreichen Riviera! Noch sind wir entzückt im Schauen versunken, blicken zurück auf die Waldhänge des Esterelgebirges, da dringen wir schon hinein in die finsteren Eingeweide des Mont Chevalier, noch kurze Fahrt und die Maschine pustet in den Bahnhof von Cannes — 127 km von Toulon.

Cannes — mit 35000 Einwohnern und zirka 15000 Wintergästen — ein Zufluchtsort für arme Reiche, die im linden Süden Gesundheit suchen, zugleich ein Dorado für die französische Aristokratie und die Hochfinance von Paris, für protzige Halbasiaten und englische Hungerleider. Dort steigt und fällt der Grad der Achtung mit der Zahl der Pferdestärken der Kraftwagen, in denen die Fremden ankeuchen. Automobil- und lakaienlose Ankömmlinge werden nicht sonderlich respektiert, besonders wenn man wie unsereiner das ganze Reisegepäck im Ränzchen trägt. Doch auch der schlichte Wanderer genießt in Cannes eine Fülle reiner Freude, falls er sich nichts aus den hochnasigen Blicken und Bemerkungen der Kellner macht. Zum Glück läßt sich auch dort das wundervolle Naturpanorama nicht mit Vorhängen verdecken. Es ist eine Lust, die milde Luft einzuatmen, den ungeahnten Reichtum der Vegetation, das Blau des Himmels, das Leuchten des Meeres, den Zauber des Gebirgs — die ganze gottgesegnete Pracht dieser Zone zu schauen!

Im Hotel des Étrangers, fast unmittelbar gegenüber dem Bahnhof, beziehe ich ein hübsches, nicht allzu teures Zimmer. Die paar Stunden bis zum Einbruch des Abends lassen sich am schönsten am Strand des Kurorts verbringen. Hochelegante Läden, große Kaffeehäuser, weiträumige Gasthöfe! Letztere „zieren" besonders die Landstraße nach Antibes und die Promenade am Boulevard de la Croisette, dort wo das Wispeln hochstämmiger Palmen im Rauschen der anstürzenden Meereswellen verschwimmt. Hier gehts hinaus zur südlich ziehenden, schmalen Halbinsel La Croisette. Westwärts hütet der hübsche, städtische Kursaal den freien Platz vor dem langgestreckten Hafendamm Albert Eduard. Dort ruhte eng aneinandergekauert wie schlapp gewordene riesige Wasservögel eine Flottille Torpedoboote. Die Stadtseite des Hafens umrahmen Alleen von Platanen und Palmen. Die Westgrenze bildet der Kai St. Peter, der zu Füßen des Mont Chevalier hinzieht. Niedliche Motorbote, schwere Fischerkähne, ein kleiner Dampfer und leichte Segler warteten hier angekettet der Befreiung. Der Kai läuft aus in einen flutumspritzten Molo mit Leuchtturm.

Draußen, in einem Abstand von $1^1/_2$ km, träumt das Eiland St.-Marguerite. Ueber seinem nördlichen Uferhang steht ein Fort; dort saß am Ende des 17. Jahrhunderts der rätselhafte „Mann mit der eisernen Maske" lange Zeit gefangen; ein ähnliches Schicksal traf den des Verrats bezichtigten Marschall Bazaine. Ihm gelang es aber schon nach 7 Monaten, mit Hilfe seiner Gattin zu entfliehen. Der unglückliche General starb 14 Jahre darauf in dürftigen Verhältnissen in Madrid. — Hinter Sainte Marguerite versteckt sich die zweitgrößte der Lerinischen Inseln, St.-Honorat, das alte Lerin. Zu Beginn des 5. Jahrhunderts führte hier der hl. Honorat das Mönchtum ein und legte so den Grund zu dem späteren berühmten Benediktinerkloster. Bedeutende Bischöfe und hochgelehrte Männer gingen daraus hervor und trugen von dort aus die Leuchte ihrer Frömmigkeit und Wissenschaft in die gallischen Gaue: Hilarius von Arles, Germanus von Paris, Vinzenz von Lerin usw. Man könnte das kleine Lerin — $1^1/_2$ km lang und $^1/_2$ km breit — mit Fug auch „Inselchen der Heiligen" nennen; es zählt unter seinen ehemaligen Bewohnern nicht weniger als ungefähr 70 heiliggesprochene Personen: eine kleine Kulturstätte, aber zugleich ein Kultur-Brennpunkt allerersten Rangs, dessen Strahlen die ganze christliche Welt erleuchteten und erwärmten. Nach längerer Verwaisung zogen im letzten Jahrhundert Söhne des hl. Bernhard, Zisterzienser, in die alten Klosterhallen. 1904 hob die Republik die „gefährliche" Gemeinschaft auf: zum Hohn auf die ausposaunte Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

So glitten liebe und trübe Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart am Auge vorüber, da schlugen heimatliche Laute ans Ohr. Sie kamen von einem Trupp junger Deutscher — anscheinend Hotelangestellter —, die auf dem Molo einige freie Stunden verschwatzten. Alle möglichen Dialekte klangen ineinander: rasches Norddeutsch, breites Schwäbisch, gemütliches Bayerisch usw. Wie es doch den Deutschen in fremde Lande treibt, um zu sehen, zu lernen und zu verdienen! Auch Angehörige des schwachen Geschlechts ziehen in Scharen hinaus und zwar mit Vorliebe nach dem Westen. Ob du auf dem Hafendamm von Le Havre dich ergehst, im reizenden Park Monceaux in Paris oder im Stadtgarten von Bordeaux mit seinen exotischen Pflanzen — wenn du kein außerordentlicher Pechvogel bist, dann hast du dort an schönen Nachmittagen reichlich Gelegenheit, dich am Geplauder deutscher Kindermädchen zu ergötzen. Doch der Drang in die Fremde führt auch in große Gefahren. Von manch traurigem Fall kann man auf weiten Fahrten hören. —

Ehe der Abend sank, schlenderte ich gen Westen auf dem Boulevard Jean Hibert. Der Himmel hatte inzwischen ein unfreundlich Gesicht aufgesetzt. Ueber den Esterelbergen lag grauschwarzes Gewölk. Es drohte zu regnen. Wird wohl morgen, am Sonntag, die Wanderung nach Nizza genußreich durchzuführen sein?

Nächsten Tages zeigte sich der Wettergott huldvoller als gehofft. In der neuen romanischen Hauptkirche von Cannes, Notre Dame de Bon-Voyage, las ich die hl. Messe. Ein sinnreicher Name: „Unsere Liebe Frau von der guten Reise!" Ja Maria erbitte uns glückliche Fahrt in der Fremde, glückliche Fahrt durch unser ganzes Leben — Maria — Reiseführerin — Meeresstern!

Um 10 Uhr erfolgte der Abmarsch die östlichen Höhen hinan, vorüber an Hotels, schmucken Landhäusern, reichen Schlössern, die in Rosen- und Palmengärten schliefen. Am Wegrand ziehen häufig Kaktus und Aloes. Der Chemin de la Californie schlängelt sich hinauf, Felssteige kürzen durch Fichtenwald, oben dringen wir durch dichtes Gebüsch, um 11 Uhr stehen wir auf dem Observatoire Tour d'Eiffel, einem Eiffelturm en miniature. Hier, 233 m über dem Meere entrollt sich ein Prachtgemälde: im Westen Cannes mit seinen grünen Parks und lichten Bauten, seinem hübschen Hafen und den betürmten Kirchen, der entzückende Golf von Napoule mit dem dunklen Esterelgebirge, im Nordwesten Grasse an den Steilhängen der Berge, im Norden das talgebettete große Dorf Vallauris, berühmt durch seine Tonwaren, im Nordosten und Osten die dicken Schneehauben der himmelragenden Seealpen, dort am Fuße der vorgelagerten Höhen das paradiesische Nizza, im Süden, im Vordergrund der unermeßlichen Meeresfläche, Antibes mit seiner Halbinsel und dem Golf Juan — vier Kolosse der französischen Kriegsmarine pflegten dort gerade der Sonntagsruhe —, die Lerinischen Inseln! Ein scharfer Südost brauste um den Turm, doch vermochte ich mich lange nicht von der wunderbaren Schau zu trennen.

Beim Abstieg zum Golf Juan konnte man mit dem Fernglas die Bezeichnung des vordersten Kriegsschiffs lesen. Es trug den Namen des „großen" Condé, der im 17. Jahrhundert besonders auch am Oberrhein im Kampf gegen Mercy und später gegen Montecuccoli sich Lorbeeren holte. Kurze Zeit nachher erfuhr man aus den Zeitungen, daß der „Condé" bei der Insel Korsika aufgelaufen und erst nach vielen Bemühungen wieder flott geworden sei.

Große Hecken blühender, weißgelber Rosen hängen über die Mauern und Zäune der Villengärten. Das Ufer des Golfes blieb rechts. Dort landete Napoleon I. nach seiner Rückkehr von der Insel Elba am 1. März 1815. Nach links fällt der Blick bald auf eine häuserbestreute Hügelkette. Dann weitet sich das Gebiet zwischen Hügel und Meer zur Ebene. Leider rasselt von Zeit zu Zeit ein Tramwagen vorüber, der bis Antibes verkehrt.

Seesoldaten und Matrosen feierten in Menge ihren Urlaub auf dem Lande. Kurz vor *Antibes* überschreiten wir den Bahnkörper: einen herrlichen Anblick bieten jetzt die beschneiten Seealpen. Eine schöne Platanenallee führt zum Eingang der alten römischen Ansiedelung Antibes, heute mit über 9000 Einwohnern. Dort setze ich den Marsch ostwärts fort, ohne das eigentliche Weichbild der Stadt zu betreten. Zwischen der Häusermenge, die sich auf einer Art Halbinsel erhebt, und dem reizend aufgebauten, hügelkrönenden Fort Carré, das sich in die Fluten hinausschiebt, kommt eine Bucht zum Vorschein. Hier haben sich die Hafenanlagen eingenistet.

Zahlreiche Leute waren gerade — am Sonntag — mit der Fortführung der Straßenbahn von Antibes nach Cagnes beschäftigt. Auch in diesem Teil Frankreichs ist die Sonntagsschändung im Schwung. Hier führt einer Holz, dort handhabt ein anderer auf seinem Felde die Hacke, hier fällt einer einen Baum, dort transportiert ein anderer seinen Hausrat auf einem zweiräderigen Mauleselkarren: auch ein Beitrag zur Kennzeichnung der weitverbreiteten religiösen Kälte in unserem westlichen Nachbarlande! — Unterdessen hatte der Südost immer größere Kraft gewonnen. Rechts donnerte das Meer, links tosten häufig Automobile vorüber. Glücklicherweise wurde wenigstens der aufgewirbelte Staub sofort nach Norden gepeitscht.

Die Partie, die wir gerade unter den Füßen haben, wäre etwas einförmig, wenn sich nicht die Fernsicht auf die schöngeschwungene Bai von Nizza, seine Häusergruppen und rückliegenden Höhen, auf die Halbinsel St. Jean mit dem Leuchtturm am Cap Ferrat, gegen Nordosten auf die weiße Kette der Seealpen darböte. Die Straße führt stets in nordöstlicher Richtung bis nach *Cagnes*. Wie ein italienisches Dorf lacht das Nest mit seinem Schloß keck von einer Hügelkuppe herunter.

Schon fing es an zu dunkeln, als ich die lange Brücke über den Var passierte, nach dem sich das Departement benennt: im Süden das aufgeregte Meer mit seinem grünlich leuchtenden Uferstreifen und seinem schwarzen Wogenfeld dahinter, im Norden ein ziemlich breites Tal mit geröllerfülltem Flußbett und alpinem schneeigen Hintergrund. Je näher die große Stadt rückt, desto mehr heißt es auf die sausenden Velozipede, Trambahnwagen und Automobile achtgeben.

Da strahlte der weite, bogige Strand *Nizzas* auf mit seinen Hunderten von Lichtern; besonders magisch hebt sich das meerumrauschte Kasino heraus, auch die Höhen glitzern in tausend Flämmchen. Der Leuchtturm von Cap Ferrat sendet seinen Feuergruß, seine weitgetragenen Blitze erscheinen und verschwinden, bei ihrem Kusse erzittern die Wasser wie flüssiges Silber, die Fluten schäumen und stürmen gegen den Damm: das war nach achtstündigem Marsch ein packendes Finale auf der berühmten Promenade des Anglais! —

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Wenn auch kein Meister der Kunst, so war es doch ein Meister ihrer Geschichtsschreibung, Professor *Berthold Riehl*, der bekannte Universitätslehrer, den der Tod am 6. April plötzlich dahinraffte. Neben seiner Dozententätigkeit und seiner Produktivität auf schriftstellerischem Gebiet (es seien nur seine „Kunsthistorischen Wanderungen durch Bayern" und seine „Kunst an der Brennerstraße" erwähnt) erwarb er sich bedeutende Verdienste um die Verwaltung des Kupferstichkabinettes und der Gemäldesammlung der Universität. Riehl ist nur 53 Jahre alt geworden. — Die Kirche St. Johannes Baptista in Haidhausen hat durch ein aus der *Kirchmair'schen Kunstanstalt* stammendes Glasgemälde eine neue Zierde gewonnen. Das Bild, dessen Zeichnung von August Pacher stammt, schildert in reicher Ausführung Szenen aus dem Leben der heiligen Büßerinnen Maria Magdalena, Afra und Maria von Cortona. — Die *Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst* veranstaltete einen Ideenwettbewerb für kleinere katholische Kirchen der norddeutschen Diaspora. Von 44 eingereichten Arbeiten wurden 17 prämiiert, was gewiß als ein erfreuliches Ergebnis anzuerkennen ist. — Ein zweiter Wettbewerb, der von einer *Leipziger Fachzeitschrift* erlassen war, brachte eine förmlich erdrückende Fülle von Entwürfen für modernen Schmuck. Die fast 1100 Blatt Zeichnungen (mit über 6400 einzelnen Darstellungen) umfassende Ausstellung wirkte, wie erklärlich, besonders quantitativ, bot aber auch qualitativ vieles Beachtenswerte. — Infolge einer von privater Seite gemachten großen Stiftung soll Professor *Adolf von Hildebrandt* einen großen Monumentalbrunnen für den Hansaplatz in Köln ausführen. — Das *Bayerische Nationalmuseum* ist durch Schenkung des Herrn Oskar Tietz-Berlin in den Besitz einer aus der Sammlung Lanna stammenden Anzahl von venezianischen und deutschen Gläsern des 16. bis 18. Jahrhunderts gelangt. Die gegenwärtig im selben Museum stattfindende Ausstellung der Neuerwerbungen des Jahres 1910 zeigt außer mehreren römischen Stücken eine große Zahl sehr wertvoller mittelalterlicher Plastiken. Darunter befindet sich ein 1510 entstandener, aus dem Schlosse Buchsheim bei Memmingen stammender Grabstein aus rotem Marmor mit den lebensgroßen Reliefsfiguren eines Ehepaares. Der Künstler gehört der Salzburger Schule an. Die Erhaltung des wertvollen Stückes ist geradezu wunderbar. Weiter ist einer Anzahl von alten Münchnerischen Gemälden, sowie sehr zahlreicher Keramiken zu gedenken. — Von den vielen *bedeutenden Neubauten*, die das Straßenbild Münchens sehr erfreulich beeinflussen, soll später einmal hier die Rede sein. Um einen, der noch gar nicht existiert, erhebt sich bereits ein Streit, nämlich um den des *Polizeigebäudes* auf dem Gelände des alten Augustinerstockes. Kaum sind die Abbruchsarbeiten so weit gediehen, daß der Blick auf die Westfront der Frauenkirche halbwegs frei geworden ist, so sind sofort die Leute da, welche verlangen, daß der Platz im Interesse der Freihaltung des jetzt gewonnenen Bildes womöglich überhaupt nicht wieder bebaut werden solle. Es ist die typische Erscheinung, die sich bei ähnlichen Gelegenheiten an vielen Orten gezeigt und deren unangebrachte Beachtung zu verfehlten Unternehmungen geführt hat. Man braucht nur an den Kölner Dom zu denken! Hoffentlich verhindert die Erinnerung an dies und manches ähnliche Beispiel, wo man alten Kirchen einen vom Standpunkte der Denkmalspflege schlechten Dienst erwiesen hat, in unserem Falle die Nachgiebigkeit. — Von den *Kunstsalons* brachte die Galerie *Heinemann* eine wertvolle Ausstellung von Werken des Prof. Heinrich Knirr, die die Möglichkeit gab, sich die Bedeutung dieses koloristisch so hervorragenden Meisters der Porträtkunst einmal recht klar zu machen. Nicht minder interessant waren die Nymphenburger Interieurs von Franz Multerer. In der *Modernen Galerie Thannhauser* gab es Werke des Stuck-Schülers Eugen Spiro, der trotz allen Einflusses von Paris, wo er lebt, doch die deutsche Tüchtigkeit nicht vergessen hat. Ernst Liebermanns figürliche Studien bewiesen die beständig zum Höheren fortschreitende Entwicklung dieses bedeutenden Künstlers, allerdings scheinen Einzelheiten auch darauf hinzudeuten, als stände seine tüchtige deutsche Art (nach der Seite des Gefühls und der reinen Empfindung) nicht mehr ganz so fest denn früher. In der *Modernen Kunsthandlung Brackl* hatte man wieder einmal einen Genuß an den Bergstimmungen Gustav Bechlers. Gleichfalls aus dem Hochland geholt sind die Anregungen zu den Gemälden *Viktor Weicharts*, der freilich mit ganz anderer Frische und Energie an seine Arbeit geht und die mächtigen Eindrücke des Hochgebirges höchst charaktervoll, dabei in bedeutender Farbenauffassung wiederzugeben weiß. Auf dem Gebiete der Plastik zeigte sich die Dänin *Elna Borch* als tüchtige Porträtistin, und mit ihrer schon öfter gesehenen Gruppe „Der Tod und das Mädchen" als poesievolle Bildnerin. Sie gehörte diesmal zu den wenigen nichtdeutschen Erscheinungen. Denn auch der *Kunstverein* brachte in diesem Monat lauter heimatliche Werke. Aus der Fülle des von ihm Ausgestellten greife ich die Kollektion der sehr tüchtigen, vor keiner Schwierigkeit zurückschreckenden Aktzeichnungen von Hans Müller-Dachau heraus, in deren plastischer Art seine römischen Studien recht deutlich sich kundgeben. Die Landschaften der Ammerseegegend von Karl Bössenroth, von Oswald Grill, der die Donaugegenden studiert, von Theodor Esser, der als tüchtiger Kolorist bayerische Motive bearbeitet, von Franz Frankl, dem trefflichen Wintermaler, die Bildnisse Walter Geffckens, die prächtigen Marinen von Leopold Schönchen waren wertvolle Gaben. Daneben erschienen Sonderbarkeiten, wie die dekorativen, z. T. auf das religiöse Gebiet schweifenden Stücke von Karl Strathmann, und die Visionen von Reinhold Nägele. Eine Serie tüchtiger radierter Exlibris von dem Münchener Hubert Wilm bewies u. a. in einem Passionszyklus dessen jugendlich reiche Phantasie und tüchtige von Rembrandtschen Einflüssen zeugende Schwarz-weiß-Technik. Endlich ist die Frühlingsausstellung des Klubs der Amateurphotographen München e. V. als eine vom Geiste der Kunst erfüllte Leistung zu loben.

In *Ambey* (Aegypten) will man ein Bildnis Julius Cäsars entdeckt haben, das sich auf einer großen Metallvase befindet. Hoffentlich handelt sich's nicht um eine Fälschung. — *Berlin.* Am 28. erfolgte die Eröffnung der Großen Kunstausstellung, die ungemein reich beschickt ist. Die Berliner, Düsseldorfer, Elsäßer und Schweizer Leistungen werden mehr gelobt als die Münchener. Mit der Ausstellung moderner Kunst ist auch eine retrospektive verbunden, die die Zeit von 1830—50 umfaßt. — *Köln a. Rh.* Umfangreiche Funde am deutschen Ring brachten den aus römischen Zeiten stammenden Inhalt (Bronzeschüsseln, Keramiken, Schmuckgegenstände) verschiedener Gräber zu Tage. — *Kissingen.* Die im Staatsauftrage unter Leitung von Professor Littmann-München erbaute, in Basilikenform ausgeführte Wandelhalle ist nunmehr vollendet, ebenso ein kleiner Tempel über dem Maxbrunnen, beides Bauten, die dem Bade zu außerordentlicher Zierde gereichen. — *Korfu.* Die Ausgrabungen in Garitza, denen der *Deutsche Kaiser* während seiner Anwesenheit so großes Interesse entgegenbrachte, haben die bedeutenden Reste eines Tempels aus

dem 6. Jahrhundert vor Christus ergeben. Von besonderer Wichtigkeit sind die Skulpturen des Westgiebels (die des östlichen harren noch der Aufdeckung) mit der Mittelfigur einer riesigen fliehenden Gorgo, sowie anderen menschlichen und tierischen Gestalten aus einem Gigantenkampfe. — In Magdeburg tagte der Verband deutscher Kunstgewerbevereine. Zu den Beratungsgegenständen gehörte u. a. die Frage der deutschen Schrift, gegen deren Verdrängung durch die lateinische die Tagung Widerspruch erhob. Auch gegen die Ausgestaltung der neuen Hundertmarkscheine wurden, wie man nicht streiten kann, mit Recht Bedenken erhoben und eine Eingabe an das Reichsschatzamt ihretwegen beschlossen. — Rom. Das Unterrichtsministerium ist im Begriff, eine monumentale Ausgabe der Schriften und Zeichnungen Lionardo da Vincis herauszugeben. — In Sousse fand Abbé Leynaud Mauerreste und Gegenstände, die von einem phönizischen Tempel herrühren. — Suffolk. Infolge einer Sturmflut fand man Ueberreste der im Wasser versunkenen Stadt Dunwich und machte daselbst wertvolle Funde von Münzen der römischen und frühesten mittelalterlichen Zeit. — Tripolis. Die italienischen Ausgrabungen in Cyrenaica mußten wegen mangelnden Entgegenkommens der dortigen Behörden abgebrochen werden.

Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Hauptmanns „Ratten“ im Kgl. Residenztheater. Das Premierenpublikum schloß sich nicht der Berliner Kritik an, welche über Gerhart Hauptmanns neuestes Werk ziemlich ungünstig geurteilt hatte, sondern bereitete der Tragikomödie eine herzliche Aufnahme mit von Akt zu Akt steigender Wärme. M. E. mit vollem Recht. Es kommt weniger darauf an, ob das Stück dem einen oder anderen mehr oder weniger sympathisch ist, und ob es durch breitgeführte und nicht organisch verbundene Nebenhandlungen Schwächen enthält. Den Hauptakzent möchte ich auf die Tatsache legen, daß das Werk Szenen aufweist von solch eindringlicher Kraft, wie sie eben von den heutigen Autoren doch nur Hauptmann zu schreiben vermag.... Der Maurerpalier John und seine Frau sind brave, fleißige Leute, die in herzlichem Einvernehmen miteinander leben und denen es für ihre Bedürfnisse gut geht. Wäre vor Jahren das Söhnchen am Leben geblieben, ihr kleines Glück wäre vollkommen. Vergebens hoffen sie noch auf ein Kind. Da ist ein armes, verführtes Dienstmädchen, das im Begriffe steht, einem Kinde das Leben zu geben. Was für Frau John hohes Glück wäre, bedeutet für jene nur Not und Schande. Da dämmert in Frau John ein Plan auf, der beiden helfen soll. Sie gibt das Kindchen, das in der Rumpelkammer einer Mietskaserne heimlich zur Welt kommt, als das ihrige aus und drängt der ledigen Mutter ihre Ersparnisse als Entschädigung auf. Ihr Mann ist monatelang auf Arbeit von Berlin abwesend und macht so die Täuschung leicht. Das ist Frau Johns tragische Schuld, die von ihr vorerst gar nicht als solche empfunden wird, denn sie macht durch die Täuschung ihren zurückkehrenden Gatten überglücklich und umgibt das Kindchen mit mütterlicher Liebe. Da will Pauline, die richtige Mutter, plötzlich den Handel rückgängig machen und fordert das Kind zurück. Furcht vor ihrem Manne und der Polizei und Liebe zu dem Bübchen verwirren die einfache Frau, verstricken Frau John in Lügen und führen dadurch, daß sie sich in ihrer aller Ueberlegung baren Verzweiflung an ihren Bruder, einen in die Großstadthefe versunkenen Menschen, um Hilfe wendet, den Tod Paulinens herbei. In der lawinenartig anschwellenden Schuld, welche die im Grunde nicht schlechte Frau in den Abgrund reißt, steckt echte Tragik. Schwerer ist es, zur Nebenhandlung ein näheres Verhältnis zu finden. In dem Hause, wo Frau John wohnt und manch' proletarische Existenz haust, befindet sich auch ein Raum, in dem ein verkrachter Theaterdirektor seinen Fundus aufbewahrt. Daß er in diesem von „Ratten“ bevölkerten Ort seine Schauspielerlektionen abhält und auch bei Frau John ein- und ausgeht, ist sehr merkwürdig. Sehen wir aber über diese schwach motivierte Nachbarlichkeit hinweg, so fesselt uns die Fülle plastisch gezeichneter Gestalten; gewiß, es sind schmutzige darunter, die man vermissen könnte. Immerhin zeigt sich auch hier Hauptmann als ernster Künstler, der es verschmäht, dem Schlechten lockende Farben anzuschminken. Der Schauspieldirektor bedeutet ein komisches Widerspiel zur Arbeiterfrau, er hat ein leichtes Blut, das ihn über des Lebens Fährnisse hinwegtänzeln läßt. In ihm hat man, wie schon in vielen Gestalten Hauptmanns, bereits Porträtzüge entdeckt. Daß der Dichter fast immer nach dem Leben arbeitet und oft an kleinen Einzelzügen haftet, gibt seinen Werken den Mangel einer einheitlichen Weltanschauung. Wie so viele seiner Helden erscheint Hauptmann heute noch als „Suchender“. Die feinabgestimmte Aufführung von Clothilde Schwarz' innerlicher Kunst bis zu den gut gezeichneten Episodenrollen von Alves u. a. bot eine Fülle bedeutender Leistungen.

Schauspielhaus. Max Halbes Drama: „Mutter Erde“ ist sieben Jahre alt. Es ist noch heute von guter Wirkung. Echt ist die Heimatspoesie der eigenen Scholle. Eine Frauenrechtlerin, die den jungen Studenten geblendet, aber als Gattin sein Herz unbefriedigt ließ, hat ihn von der Heimat losgerissen und die Jugendgeliebte vergessen lassen. Als reifer Mann erkennt er, daß dies alles ein Fehler gewesen. Dies weiß uns Halbe plastisch vorzuführen. Schwächlich aber ist der Schluß, moralisch und künstlerisch, wiewohl der Dichter versucht, den Doppelselbstmord romantisch zu verbrämen. Die Aufführung war gut, doch würde ich einige Farben weniger grell wählen.

Gärtnerplatztheater. Leo Fall könnte ein Komponist sein, wäre er nicht ein eilfertiger Operettenschreiber; auch die Musik der „Schönen Risette“ enthält Stellen genug, die dies beweisen. Wenn er diesmal nur einen mittleren Erfolg hatte, so liegt dies an seinen Librettisten, denen gar nichts eingefallen war. Diesen Mangel können auch einige recht peinliche Schlüpfrigkeiten nicht ersetzen. Falls Erfindungsgabe reicht auch bei fabrikmäßiger Produktion für ein anspruchsloses Publikum. Die Wiedergabe ließ wenig zu wünschen übrig.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Stockholmer Hofoper hatte zu einer Aufführung von des Russen Modest Petrowitsch Mussorgskis „Boris Godunow“ verschiedene ausländische Kritiker geladen. Der Komponist (1835—1881) war ein Naturalist, der sich in der Ueberspannung der nationalen Forderung gefiel. Er wollte nach seinem eigenen Bekenntnis neuen Ufern zuschreiten, der Wahrheit entgegen, so grausam sie sei. Merkwürdig ist, daß diese Oper Klänge Debussys vorwegnahm. Man beobachtet in ihr schon die harmonische Rücksichtslosigkeit, den Sprechton, die Freude an psalmodierenden Wendungen. Der äußere Erfolg war nach Berichten gut, aber doch nicht stark genug, um andere Bühnen zu einer posthumen Ehrung des Russen zu ermutigen. — Die Frauenfrage in der Bühnenwelt beschäftigte, wie jüngst den Reichstag, auch eine große Versammlung in Frankfurt a. M. Die statistischen Erhebungen über die Not in Schauspielerkreisen weisen ganz erschreckende Zahlen auf. Wegen Ueberfüllung wird vor dem Ergreifen dieses Berufes gewarnt. Nun, die gleiche Warnung ergeht in unseren Tagen aus jedem Stande. Es ist schon viel getan, wenn man den Kunstnovizen ernstlich darlegt, daß die märchenhaften Gagen, über die die Tagesblätter viel zu viel schreiben, unter Tausend vielleicht einem zufallen. — „Der Spielmann“, eine sehr stimmungsvoll dramatisierte Legende von dem Reichstagsabgeordneten Siegfried Heckscher, wurde in Hamburg sehr freundlich aufgenommen. — In Stuttgart wurde eine Theaterausstellung eröffnet, welche ein abgerundetes Bild von der Geschichte der württembergischen Hofbühne gibt. — Herbert Eulenberg hat eine Umarbeitung seines Erstlingsdramas „Anna Walewska“ in Hannover aufführen lassen. Das Werk schildert eine unnatürliche Liebe zwischen Vater und Tochter. Die Kritik bezeichnet die Wahl des Stückes als einen Mißgriff. — In Berlin blieb eine Tragikomödie „Apostel“ von Ad. A. Latzko ohne stärkere Wirkung. Das Stück versucht eine Satire gegen die sich an das Genie herandrängenden Kunstspekulanten. — Die Uraufführung von Hermann Horns Schauspiel: „Das Glück“ hatte in Stuttgart einen Achtungserfolg. Das Begehren nach Glück ist das Hauptmotiv der Handlung. — Lothar Schmidts Komödie „Entgleisung“ fand dank boshafter Ausfälle auf Juristen und Nervenärzte in Wien Beifall. — „Wenn das Ministerium fällt...“, ein Lustspiel von Hansen, interessierte in Kopenhagen.

München. L. G. Oberlaender.

Aus Kurorten und Bädern.

Bad Kissingen. Die prächtige neue Wandelhalle, die grösste unter allen enropäischen Bädern, ist dem Verkehr übergeben worden. Im Stile einer dreischiffigen Basilika gehalten, erhebt sie sich in imposanter Grösse und vereinigt architektonische Schönheit mit Zweckmässigkeit. Das an ihrem Nordende sich anschliessende Querschiff birgt in seinem westlichen Teile die weiträumige, komfortable und in hygienischer Beziehung durchaus einwandfrei ausgestaltete Quellenhalle des Rakoczy und Pandur, während dessen östlicher Teil als offene Halle den Zugang von der Kurhausstrasse vermittelt. Der Innenraum der grossen Wandelhalle, reichlich mit Licht durchflutet und mit gärtnerischem Schmuck sowie springenden Brunnen geziert, macht durchaus den Eindruck einer grossen Gartenhalle, die nicht nur bei schlechtem, sondern auch bei schönem Wetter einen angenehmen, willkommenen Aufenthalt bieten wird. Durch entsprechende Anordnung des Orchesters am Nordende der Halle ist dafür Sorge getragen, dass dasselbe sowohl nach dem Garten zu, als auch bei einer Umdrehung von 180 Grad nach der grossen Halle zu, spielen kann. Auch der Maxbrunnen wurde neu gefasst und hat ein prächtiges Tempelchen in griechischem Stil erhalten, das sich zwischen dem offenen Quellenschachte und der Kurhausstrasse erhebt und zweifellos einen Hauptschmuck des neu umgestalteten Kurgartens bildet.

Der Verband deutscher Nordseebäder, Helgoland, hat in München zwei Hauptauskunfts- und Prospektabgabestellen und zwar bei der Firma H. G. Köhler, Kajütsbureau des Norddeutschen Lloyd, Promenadeplatz 19, und bei der Generalagentur der Hamburg-Amerika-Linie, Theatinerstraße 23, eingerichtet. Dort werden alle Auskünfte bereitwilligst erteilt über die Verbindungen nach den Nordseebädern und über die Verhältnisse in denselben, sowie sämtliche Prospekte und Fahrpläne der Mitglieder des Verbandes deutscher Nordseebäder gratis und die offiziellen Führer durch die deutschen Nordseebäder mit 20 Pf. pro Exemplar und 10 Pf. Porto abgegeben.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der Hausse-Taumel scheint vorüber zu sein. Die Uebermüdung und vor allem die mehr und mehr vorherrschende Meinung, dass die Kurse der bisherigen Favoritaktien weit über Gebühr bezahlt sind, macht sich schärfer bemerkbar. Es ist denn auch nicht zu verwundern, wenn die Spekulation und auch zum Teil endlich das besonders interessierte Privatpublikum die nunmehrige Börsenlage mit den zumeist künstlich hochgeschraubten Kursen durchaus ernüchtert betrachtet. Zu diesen börsentechnischen Momenten gesellten sich auch noch eine Reihe von weiteren Gründen schwerwiegender Natur. Der Präsident der Reichsbank erklärte jüngst, dass die starke Anspannung des Instituts zum vergangenen Quartalswechsel und die stark gesteigerte Inanspruchnahme der Reichsbank nicht von einer etwaigen Hochkonjunktur stammen, sondern zum Teil eben von diesen übergrossen Bedürfnissen für Börse und Spekulation. Diesen grossen Geldentnahmen bei der Reichsbank stehen zwar die neuerdings erheblich zufliessenden Auslandsgeldergegen über. Immerhin hat der Reichsbankausschuss aus diesen Motiven einer vorsichtigen, anerkannt stabilen Diskontpolitik keine Herabsetzung der offiziellen Rate vorgenommen. Die Rückflüsse zur Reichsbank haben seither zwar erheblich zugenommen, und die steuerfreie Notenreserve ist wiederum normal geworden. Auch die Bank von England meldet grössere Goldankäufe, und London signalisiert für nächste Woche sogar eine Diskontermässigung als wahrscheinlich. Die Börsen werden sich jedoch auf diese gebesserten Geldmarktverhältnisse nichts zugute tun können. Besonders bewirken die schon länger vorhandenen ungünstigen Momente grössere Bedenken als seither. Vor allem haben auch die offiziösen halbamtlichen Berliner und Wiener Zeitungsauslassungen hinsichtlich der Marokkopolitik auf die Wirtschaftsmärkte grossen Einfluss ausgeübt. Verstimmung und Geschäftsunlust machte sich hiernach auf der ganzen Linie empfindlich bemerkbar. Neben Industriewerten hatten besonders die Auslandsfonds — Russen, spanische und französische Rentenwerte — zu leiden. Die Börsenkreise sind zum grossen Teile der Ansicht, dass die politische Situation sich durch die Marokkoaffäre leicht und rasch verschärfen könne. Daneben kommen die Nachrichten über Ausbreitung der revolutionären Bewegung in Südmexiko, die Krisis in der Türkei und die Vorgänge im fernen Ostasien mit in Betracht. Ueberall sind deutsche Wirtschaftsinteressen hervorragend beteiligt und in Gefahr.

Viel Beachtung schenkte unsere heimische Handelswelt auch der Entwicklung der amerikanischen Wirtschafts- und Industriesituation. Die Newyorker Börse ist wiederum nervös und vollständig unzuverlässig geworden. Die Verhältnisse in der amerikanischen Union werden als durchaus unsicher geschildert. Wenn trotz alledem unsere Börsen von grösseren Kursstürzen bewahrt worden sind, so ist dies eben dem soliden Grund und den durchaus günstig liegenden Wirtschaftsverhältnissen in Deutschland zuzuschreiben. Der bisherige Uebereifer und die bekannte Ueberspekulation an der Berliner Börse werden keine besonderen unliebsamen Folgen haben. Die Kurse werden sich jedenfalls den Rentabilitäts- und den allgemeinen Konjunkturgründen anpassen müssen. Im grossen und ganzen erstreckt sich ohnehin der gesamte Verkehr in Berlin auf das beschränkte Gebiet weniger Spezialitäten. Hierzu gehören namentlich die Elektrowerte. Die Hinweise auf die Elektrifizierung von Staatsbahnstrecken und andere grosszügige Probleme sind bekannt. Auch andere Werte, Fahrrad-, Maschinen-, Waggons-, Munitionsaktien usw. waren begehrt. Trotzdem konnte sich nur ein geringes Geschäft in diesen Spezialitätswerten bei starken Kursschwankungen entwickeln. Die ungünstigen Meldungen vom Auslandsmontanmarkt und die Unsicherheit in der Politik lassen jedes grössere Interesse erlahmen. Eine besonders unsichere Beurteilung fanden die Schiffahrtswerte, da die ungünstige Lage hinsichtlich der Schiffahrtspoolverhandlungen verstimmte. Auch der Rückgang der Auswandererziffer über Hamburg wirkte hierbei ein. Aus Meldungen des deutschen Kohlensyndikates und den Versandziffern für Koks konnte man auch manche Anzeichen einer zur Reserve mahnenden Tendenz erblicken. Rückläufige Kursbewegung und bemerkenswertes Nachlassen des Interesses für die bisherige Aktienhausse waren überall zu registrieren. M. Weber.

Concordia, Cölnische Lebens-Versicherungs-Gesellschaft. Das verflossene 57. Geschäftsjahr ist in jeder Hinsicht als ein günstiges zu bezeichnen. Der Neuzugang an Versicherungen und der Reingewinn weisen nicht unbeträchtliche Steigerungen gegen die früheren Jahre auf. Es wurden eingereicht 6781 (6028) Anträge über *M* 32,685,933 (31,233,363) Kapital und *M* 81,687.73 (86,271.55) Jahresrente. Abgeschlossen und in Kraft getreten sind 5879 (5207) Versicherungen mit *M* 28,537,333 (26,452,083) Kapital und *M* 71,487.73 (83,571.55) Jahresrente. Der gesamte Bestand der Lebensversicherungen am Schlusse des Jahres 1910 beträgt 74 264 Versicherungen für 65 839 Personen mit *M* 352,738,679 Kapital und *M* 875,032.70 Jahresrente. Er hat sich um *M* 12,979,636 Kapital und *M* 22,582.44 Jahresrente erhöht. An Prämien wurden vereinnahmt *M* 14,122,245.39, an Zinsen *M* 5,344,268.79. Der Bruttogewinn beträgt nach Zuweisung von *M* 45,383.12 an die Kriegs- und Grundstücksreserve *M* 3,704,478.12 (3,482,761.23). Die zur Deckung außerordentlicher Verluste vorhandenen besonderen Sicherheitsfonds der Gesellschaft, denen bestimmte Verpflichtungen gegen andere Personen nicht gegenüberstehen, betragen *M* 34,306,629.90. Die gesamten Sicherheitsfonds der Gesellschaft belaufen sich auf *M* 146,619,080.43, das Gesamtvermögen auf *M* 159,912,435.30.

Gemälderätselspiel. In letzter Zeit hat die Firma Vereinigte Kunstanstalten A.-G., München, durch die Zulegung dieses Artikels eine äußerst sinnreiche Erfindung auf den Markt gebracht. Der Zweck dieser Erfindung ist die Zusammenstellung eines Bildes, dessen Titel wohl, nicht aber die Darstellung, dem Interessenten bekannt ist. Bei Herausgabe dieses Artikels hat der Firma die Absicht vorgeschwebt, bei Erwachsenen das Verständnis für eine selbständige, die Geistesschärfe voll in Anspruch nehmende Tätigkeit in der Darstellung bildlicher Akte zu erwecken; beim Kinde und Schüler aber vor allem die Fundamentalbegriffe für geeignete Formation und richtige Farbenzusammensetzung in der bildlichen Wiedergabe natürlicher oder geschichtlicher Erlebnisse zu legen. Der pädagogische Wert dieser Erfindung entfaltet sich vor allem auch in der Tatsache, daß die einzelnen Bilderserien nicht nur für eine bestimmte Bilderart berechnet sind, sondern in Abwechslung landschaftliche, historische, märchenhafte usw. Momente darstellen. Ein Hauptvorzug der Erfindung ist: es jedermann möglich zu machen, Postkarten nach seinem Geschmacke bildlich zusammenzustellen. Das Gemälderätselspiel reizt den Interessenten, bei Inangriffnahme der Zusammensetzung unbedingt seine Vollendung herbeizuführen und verschafft ihm dadurch für eine halbe bis oft eine Stunde eine anregende und sich schließlich dankbar zeigende Tätigkeit. (Siehe Inserat.)

Unserer heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Allgemeinen Verlagsgesellschaft, München und Berlin, über ein neues Lieferungswerk **„Der Mensch Aller Zeiten"** bei, das wir unseren Lesern um so mehr empfehlen, als hier etwas vollständig Neues geboten wird, und über die darin behandelten Themen noch kein größeres illustriertes Werk von unserer Seite vorliegt. Die berufensten katholischen Fachgelehrten haben die Bearbeitung übernommen, und daß auch die Ausstattung und Illustrierung erstklassig sein werde, dafür bürgt die renommierte Verlagsfirma.

— Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste feste Abonnentenzahl auf. —

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 16), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 20. München, 20. Mai 1911. VIII. Jahrgang.

Unsere Industrie.

Von Chefredakteur Max Roeder, Aachen.

In weiterem Maße als früher hat die Diskussion über unsere Industrie die Oeffentlichkeit beschäftigt. Das ist schon deshalb erfreulich, weil es sich um einen mächtigen Faktor im Wirtschaftsleben handelt. Die Debatte nahm bald eine Vielgestalt an. Auf der einen Seite bewegte sie sich auf rein sozialem Gebiete. Einmal erhoben, will die Klage von der sozialen Ueberlastung der Industrie nicht zur Ruhe kommen. Literarisch hat Steller die Frage in seiner Broschüre „Das Uebermaß der öffentlichen Lasten der Industrie in Deutschland“ behandelt. Die Professoren Bernhard und Ballod — dieser führte die Opposition — beteiligten sich an der Erörterung, welche in der politischen Tagespresse wie in der Fachpresse ein lebhaftes Echo fand. Die Beschwerde wurde, so laut sie geltend gemacht wurde, so laut zurückgewiesen. Man wies mit Recht darauf hin, daß man unter den Lasten verstehe „die Staats- und Gemeindesteuern einschließlich der Talonsteuer, die Knappschaftsgefälle und die Beiträge zur Hüttenkrankenkasse, zu den Unfall-Berufsgenossenschaften und zu der Alters- und Invaliditätsversicherung“ („Köln. Ztg.“ Nr. 358); andere zählten sogar die Armenlasten dazu. Daher auch die Ablehnung vonseiten der christlichen Gewerkschaften („Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften Deutschlands“, Nr. 6). Mit ebenso guten Gründen wurde hervorgehoben, daß sich die Industrie ja freiwillig immer noch solche Lasten in den Werkskassen u. dergl. aufbürde; da verstummten allerdings die Klagen, weil diese Kassen der Industrie ein nicht zu unterschätzendes Machtmittel an die Hand gäben. Neuerdings rennt ein Herr H. Schneider in einer Schrift über die Gefahren der Arbeit in der chemischen Industrie die ganze soziale Belastungstheorie über den Haufen.

Auf demselben Gebiete, nur auf einem anderen Gleise, bewegten sich jene, welche die Sorge der Erhaltung der Exportfähigkeit in den Vordergrund schoben. Ihnen konnte mit dem Hinweis auf das statistisch nachgewiesene Anwachsen von Deutschlands Außenhandel wirksam begegnet werden. Von anderer Seite wurde die Erhöhung der Gestellungskosten durch soziale Belastung und Lohnerhöhung in die Debatte geworfen. Trotzdem das Steigen des Gewinns — hieß es auf der Gegenseite.

Ein weites, viel umstrittenes Gebiet! Wieder andere vermieden das soziale Gebiet — sie bewegten sich in der politischen Arena. Allen voran der Nationalliberalismus, der die Industrie — dank Vorurteil und Tradition — für sich reklamierte. „Die Industrie wird liberal sein, oder sie wird nicht sein“ — so verkündete ohne den Schein eines Beweises Dr. Stresemann. Dieser maßlosen Forderung gegenüber konnte das Zentrum darauf hinweisen, daß es in der Sorge für alle Stände die Industrie nicht vernachlässigt habe, daß *unter der vom Zentrum mitgeschaffenen Zoll- und Wirtschaftspolitik die Industrie einen ungeahnten Aufschwung genommen habe*. Mehr parlamentarische Vertretung der Industrie — hieß die Forderung der einen, mehr politische Betätigung der Industrie — hieß die Antwort der anderen Seite. Aus dem Zentrum heraus fand die erstere Forderung ihre Vertretung in der im J. P. Bachemschen Verlage erschienenen Broschüre des Aachener Industriellen Albert Kern, welche die Sozialdemokratie und — bezeichnender Weise — die „freien“ Gewerkschaften scharf ablehnten. Die enge Verschmelzung der sozialen mit der politischen Fragestellung ist ihr Hauptfehler, der Schlußfolgerung ist, um das vorweg zu nehmen, zuzustimmen.

Die soziale Seite des Problems kann hier ausscheiden. Wenn sie von einer Seite, der man sonst nicht allzu starkes soziales Empfinden nachrühmt, mit geflissentlicher Schärfe immer wieder hervorgekehrt wird, so ist der Zweck zu durchsichtig. Die politische Entwicklung ist Wege gegangen, welche der Industrie, besonders der maßgebenden Industrie des Westens, nicht passen können. Unhaltbare Vorurteile und eine unbegründete Voreingenommenheit ließen auch hier Industrie und Nationalliberalismus als identisch erscheinen; die Tradition verlangte es ebenso wie der gute Ton: der Industrielle ist der geborene Anhänger des Nationalliberalismus. Das Dreiklassenwahlrecht sorgte für die Erhaltung dieses Dogmas. Daß man von Herzen aus nicht nationalliberal war, machte weiter keine Sorge. Der industrielle Konservatismus segelte ruhig unter nationalliberaler Flagge — und die Partei war froh; besaß sie doch in diesen Kreisen die starken Wurzeln ihrer finanziellen Kraft. Die Politik ging Wege, welche den Herren nicht paßte und — man denke an die Großblockbestrebungen! — nicht passen konnte. Wenn man auch in Tillescher Kurzsichtigkeit und Voreingenommenheit nach Kirdorffschen Rezepten lieber mit den „freien“ denn mit den christlichen Gewerkschaften verhandelte, das Schulter an Schulterkämpfen mit der Sozialdemokratie konnte nicht hingenommen werden. Ein peinliches Dilemma! Man mußte die Aufmerksamkeit weg auf das wirtschaftliche Gebiet lenken.

Aus dieser Sonderstellung der Industrie, gerade des Westens, erklärt sich manche Erscheinung der jüngsten Monate in der Politik. Gerade aus diesen Kreisen heraus hat man denn mit besonderer Vorliebe den Vorwurf der Industriefeindlichkeit gegen das Zentrum erhoben. Unhaltbar genug, aber zugkräftig, weil vom Haß propagiert. Bereits vorher wurde er mit Tatsachen zurückgewiesen. Im Zentrum selbst wurde die Frage nach einer stärkeren Heranziehung der Industrie oft genug erörtert: in Besprechungen, in der Presse, auf Parteitagen. Immer fand der berechtigte Wunsch gleiche Zustimmung. Viel zu wenig allerdings wurde hingewiesen auf die Hinderungsgründe: Mangel an geeigneten Persönlichkeiten, Mangel an Bereitwilligkeit, Vorurteile und Voreingenommenheiten, mangelnde politische Betätigung. Ganz mit Recht wird der Industrie eine eigene „Gewissenserforschung“ empfohlen. Ein anderes: Mehr gegenseitiges Verständnis und mehr gegenseitige Verständigung! Erfreulicher Weise bewegt sich der programmatische Vormarsch der christlichen Gewerkschaften auf dieser Linie: Aufklärung und Eingliederung in den Gesellschaftsorganismus. Was soll man aber dazu sagen, wenn noch in diesen Tagen Dr. Tille von dem Reichs- und Landtagsabgeordneten Giesberts als von dem „Klassenkampfsekretär“ sprechen konnte? („Südwestdeutsche Flugschriften“ Heft 13.). Herr Tille mag sich in stillen Stunden einmal die Frage vorlegen, wer den Klassenkampf mehr schürt. Giesberts ist es nicht.

Das Zentrum kann und wird sich den Wunsch der Kernschen Broschüre nach einer stärkeren parlamentarischen Vertretung der Industrie gerne zu eigen machen. Daß es dabei auf die Unterstützung und Mitwirkung vonseiten der Industrie rechnen muß, ist selbstverständlich. Ebenso selbstverständlich müßte sein, daß auch der Hansabund einen industriellen Zentrumskandidaten unterstützt. Daß Kandidatenvorschläge, mögen sie kommen, woher sie wollen, seitens der Partei geprüft werden müssen, bedarf nicht der Erwähnung. Es ist unnötig hervorzuheben, daß die Aufstellung der Kandidaten Sache der örtlichen Parteiinstanzen ist

und sein muß. Weiter kann dem Wunsche der Industrie auch dadurch Rechnung getragen werden, daß in den örtlichen Parteiinstanzen und -Organisationen Industrielle herangezogen und berücksichtigt werden. Auch die Jugend darf hier nicht außer acht gelassen werden; hier gilt es, veraltete Vorurteile bei Zeiten auszuräumen. Kurzum: das Zentrum wird nichts unversucht lassen, um in dem Bestreben nach einer gleichmäßigen Vertretung aller Berufsstände und Bevölkerungsklassen auch die Industrie nicht zu vergessen, getreu dem Zentrumsgrundsatze: suprema lex salus publica.

Episkopat und Bayerischer Lehrerverein.

Von Hans Rosen.

Das Friedensbedürfnis im Bayerischen Lehrerverein konnte nicht befriedigt werden. Es wurde bereits auf die Abrechnung der „Pädagogischen Blätter" hingewiesen, die ein getreues Konterfei des Geistes geben, der in dem Zwangsorgan des liberalen Lehrervereins lebendig ist. Die liberale Tagespresse hat darüber die Sprache verloren und all die Beweise durch 18 Jahrgänge hindurch unerwidert gelassen. Die linksstehende Fachpresse ist über hilfloses Gepolter nicht hinausgekommen.

Nun greifen neuerdings die Erzbischöfe und Bischöfe Bayerns ein, indem sie in den Amtsblättern eine in Freising beschlossene Kundgebung erlassen, die von dem Recht der katholischen Oberhirten ausgeht, ihre Stimme zu erheben, „wenn es gilt, auf die Gefahren der Zeit hinzuweisen". Die Bischöfe würden sich sträflicher Schwäche schuldig fühlen, wenn sie nicht sprächen. Ungemein vornehm wirkt die Zurückweisung derjenigen, die sich ganz zu Unrecht in die Sache mischen, der protestantischen Führer, Preßvertreter und abstimmenden Mitglieder, indem die Bischöfe entscheiden: „Das Wort („nicht der Drohung oder des Befehles, sondern mehr der Bitte und väterlichen Mahnung"!) galt nicht Fremden und Außenstehenden, sondern Söhnen unserer heiligen katholischen Kirche". Diese Mahnung wird doch manchem Lehrer in die Seele schneiden, der sich durch die Verständnislosigkeit anderer Bekenntnisse für diese Frage in die Abwehrstellung drängen ließ.

Daß es den Bischöfen ernst, sehr ernst ist, beweist der Hinweis auf die Berechtigung ihrer Bitte angesichts des V. Artikels, Abs. 4, des Konkordats — und der §§ 38 und 39 der Verfassungsbeilage.

Den Ernst, mit dem die Bischöfe diesmal zugreifen, ersieht man auch in dem einer eindringlichen Mahnung an das vierte Gebot Gottes folgenden Ausdruck der Hoffnung, daß dem Episkopat weitere Schritte erspart bleiben.

Wenn sie nötig würden, sollen sie also wohl getan werden. Angesichts dieser klaren Darlegung ist es lächerlich, wenn die „Augsburger Abendzeitung" in Nr. 131 in einer außergewöhnlich saloppen, oberflächlichen Behandlung der Sache schreibt: „Diese Kundgebung hat wohl keinen anderen Zweck, als das „Gesicht" zu wahren, und dürfte somit wohl das Ende des ganz verunglückten Feldzuges darstellen". Da denkt doch sogar das Schwesterblatt der „Augsburger Abendzeitung" in München logischer. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" befürchten in Nr. 224, daß von den Bischöfen wirklich weitere Maßnahmen ergriffen werden.

Für die fernere Entwicklung ist vor allem eines zu fordern: Ehrlichkeit des Kampfes. Es liegt Material in Hülle zur Erkennung des Geistes der „Bayer. Lehrerzeitung" vor. Es ist deshalb lächerlich, wenn man den einen und anderen Fall immer wieder beschönigen will, statt auf das ganze Material einzugehen.

Das müßte sich vor allem auch Beyhl merken, der in seiner „Fr. Bayer. Schulzeitung" ständig mitkämpft, dessen Kampfesweise aber eine sonderbare Beleuchtung erfährt durch eine Mitteilung, die er in seiner Zeitung und der liberalen Presse hinausgab, die zuständige Schulbehörde habe gegenüber seinem Wort von der „unsittlichen Einrichtung" der geistlichen Schulaufsicht „jedes disziplinäre Einschreiten zurückgewiesen", während gleichzeitig bekannt wird, daß ihm für die Schärfe des Ausdruckes doch die Mißbilligung ausgesprochen wurde.

Wer in solch wichtigen Dingen dem Tatbestand eine täuschende Einkleidung zu geben versteht, muß es sich gefallen lassen, daß auch seine sonstigen Ausführungen, besonders auch seine Angriffe auf episkopale Kundgebungen, sehr vorsichtig aufgenommen werden.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Kampf um die Krankenkassen.

Für wen sind die Krankenkassen da? Der gesunde Menschenverstand sagt: für die Kranken und deren Angehörige. Die Sozialdemokratie aber sagt: für den Vorteil unserer Partei, für die Versorgung unserer Agitatoren, für die Schikanierung der nicht-sozialdemokratischen Arbeiter, für die rote Propaganda!

Seit zwei Jahrzehnten wird die Eroberung und Ausnützung der Krankenkassen von der sozialdemokratischen Partei und deren Gewerkschaften systematisch betrieben. Vor der Oeffentlichkeit schilt und spottet man über „das bischen Versicherung" mit den „Bettelpfennigen", die den Kranken, Verunglückten und Invaliden hingeworfen würden. Im Kreise der Führer und Agitatoren weiß man aber den Milliardensegen, den die Versicherungskassen ausstreuen, sehr wohl zu würdigen und hält bei aller Verneinungs- und Verachtungskomödie den aufgespannten Regenschirm verkehrt auf, um möglichst viel von dem schnöden Mammon aufzufangen. Die Versorgung von „verdienten" Parteigenossen aus den Krankenkassengeldern wurde nach den ersten Erfolgen so rücksichtslos betrieben, daß 1906 ein Musterformular in Gebrauch kam, das die beglückten Parteipfründner mit einer Unabsetzbarkeit versah, wie sie kein Staats-, Gemeinde- oder Kirchenbeamter besitzt. Der persönliche Vorteil dieser Angestellten wurde so weit über das Interesse der Kasse und der Kranken gestellt, daß der Vertrag vom Gericht wegen Verstoßes gegen die guten Sitten für rechtsungültig erklärt wurde. 1908 machte man ein neues Formular, das in der Sache nicht viel besser war. Nach amtlichen Feststellungen sitzen noch über 1000 Angestellte auf diesen gesicherten Pfründen. Die Krankenkassen sind aber nicht nur eine Geld-, sondern auch eine Machtquelle. Die Kassenvorstände haben das Wohl und Wehe vieler Aerzte und Apotheker in der Hand, und bei der Prüfung der Krankheitsfälle und der Entscheidung über die Behandlung der Versicherten kann viel Gunst oder das Gegenteil betätigt werden.

Nun mag man sonst zur Sozialdemokratie oder in der übrigen Parteipolitik stehen, wie man will: als vernünftiger und gerechter Mensch muß man anerkennen, daß die Krankenkassen nur ihrem eigentlichen Zweck dienen und mit keinen Nebenzwecken belastet werden dürfen. Die Vorstände und Angestellten der Krankenkassen müssen, wie der König der erste Diener des Staates ist, die treuen Diener der Versicherten sein und nichts weiter. Die Parteischmarotzer müssen aus der Kassenverwaltung heraus.

Die Regierung glaubte in ihrer Vorlage die Sicherung des Kassenzweckes erreichen zu können durch die tiefgreifende Bestimmung, daß die Arbeitgeber nicht mehr ein Drittel, sondern fortan die Hälfte der Beiträge leisten und demgemäß auch die gleichgewichtige Vertretung in den Vorständen erhalten sollten. In der Kommissionsberatung zeigte sich aber, daß auf dieser Grundlage eine Einigung der positiven Parteien nicht möglich war. Man ließ es also bei der bisherigen Verteilung der Beiträge, die an sich keine Beschwerden erregt hatte, schob aber der beliebten Majorisierung der Arbeitgeber einen Riegel vor durch die Bestimmung, daß bei der Wahl des Kassenvorstandes die Zustimmung sowohl der Mehrheit der Vertreter der Versicherten, als auch der Mehrheit der beitragleistenden Arbeitgeber erforderlich sei. Dadurch wurde den letzteren gegenüber der Berufung von sachlich ungeeigneten, nur wegen ihrer parteipolitischen Tätigkeit vorgeschlagenen Kassenleitern ein Veto eingeräumt. Die Vertreter der Arbeitnehmer sind auf Verständigung über die Kandidaten angewiesen. Gelingt die Verständigung nicht, so greift die Aufsichtsbehörde ein. Letztere Möglichkeit ist eine gewisse Schmälerung des schönen Prinzips der Selbstverwaltung. Aber gegenüber der entrüsteten Deklamation über diese „Entrechtung" muß man festhalten, daß die Ernennung von Aufsichtswegen erst dann eintritt, wenn die berufenen Träger der Selbstverwaltung eine vernünftige Verständigung über einwandfreie Persönlichkeiten ablehnen, und daß überhaupt dieses Aushilfsmittel des behördlichen Eingriffes erst nötig und möglich geworden ist durch den verwerflichen Mißbrauch der Kassenposten zu fremden Zwecken. Der Mißbrauch der Freiheit und der Selbstverwaltung ist es, der die „Reaktion" hervorruft.

Natürlich leistete die sozialdemokratische Fraktion entschiedenen Widerstand, als man die „Eroberung der Krankenkassen" rückgängig machen und sie ihrem eigentlichen Zweck zurückerobern

wollte. Die Reichstagsverhandlungen über diese Frage dauerten zwei volle Tage, und die Regierung sowie die positiven Parteien brachen dabei die „Trappistenschweigsamkeit“, die man ihnen bei der Zurückhaltung in den vorhergehenden Tagen zum Vorwurf gemacht hatte, mit solcher Gründlichkeit, daß den sozialdemokratischen Wortführern die Abwehr verzweifelt schwer gemacht wurde. Es lagen ja die schreienden Tatsachen vor, so daß sich die bereits vorhandenen und die noch drohenden Mißbräuche gar nicht bestreiten ließen. Allerdings fehlte es nicht an einer Hochflut von Phrasen, welche die Aufmerksamkeit von den fatalen Tatsachen ablenken sollten, und nach dem Sprichwort, daß die beste Deckung der Hieb sei, versuchten sogar die sozialdemokratischen Redner den Spieß umzudrehen und den Gegnern die Absicht zuzuschieben, dasselbe tun zu wollen, was die Sozialdemokraten bereits getan haben, nämlich versorgungsbedürftige Parteifreunde an die Buttertöpfe der Kassen zu setzen. Diese Verdächtigung kann aber bei einsichtigen Leuten keinen Eindruck machen, da die Vertreter der Versicherten es immer noch in der Hand haben, durch Verständigung über die Wahl von einwandfreien sachkundigen Verwaltern die Ernennung „von oben“ auszuschließen. Die Notwendigkeit der Beseitigung der Mißbräuche lag so klar zutage, daß sogar die Fortschrittliche Volkspartei, die infolge ihrer eigenen Wahlohnmacht in die Abhängigkeit von der Sozialdemokratie geraten ist, nicht umhin konnte, wenigstens für die geplante verschärfte Dienstordnung zu stimmen, wenn sie auch zu Ehren des mächtigen Nachbarn sich gegen die Abänderung des Wahlverfahrens aussprach.

Die interessanteste Erscheinung in diesem Kampfe war der Verzicht der Sozialdemokratie auf die sonst so beliebte Obstruktion. Wenn die Umsturzpartei wirklich überzeugt gewesen wäre von der Lauterkeit ihrer Sache und von der Zugkraft ihrer „entrüsteten“ Reden, so hätte sie gewiß bei diesem Punkt, der für ihre Parteiinteressen von einschneidender Bedeutung war, einen parlamentarischen Krach und Obstruktionskampf versucht. Aber nein: nach einem zweitägigen Wortgefecht, das für die Roten keine ansehnlichen Lorbeeren brachte, wurde ganz ruhig abgestimmt, und die ganze Neuregelung der Vorstandswahlen und der Dienstordnung für die Kassenangestellten wurde nach den Kommissionsbeschlüssen unverändert angenommen.

Am folgenden Tage schritt die Beratung wieder in schnellerem Tempo fort. Wenn nun auch erst 400 von den 1700 Paragraphen erledigt sind, so darf man doch, nachdem der kritische Punkt erster Ordnung überwunden ist, auf eine weitere Erledigung ohne Anwendung der besonderen Machtmittel der Geschäftsordnung hoffen.

Das Zustandekommen dieses großen, überaus wohltätig wirkenden Gesetzes und das Versagen aller Obstruktionsgelüste ist ein gewaltiger Erfolg des zu Ende gehenden Reichstags, der den vorhergegangenen Erfolg der mehr und mehr sich glänzend bewährenden Finanzreform womöglich noch überragt. Es ist zugleich ein Triumph der fleißigen Arbeit über die Haß- und Hetzpolitik, und wenn man dem Reichskanzler nachsagt, daß die Sammlungspolitik den Kern und die Krone seines Programms bilde, so darf er den Gang der Dinge auch als persönlichen Erfolg buchen. Denn nichts hat den Sammlungsgedanken und insbesondere die Wiederannäherung der nationalliberalen Partei an die positiven Parteien mehr befördert, als diese gemeinsame Arbeit an der Versicherungsreform in der Kommission und im Plenum. Wenn auch die polnische Fraktion wegen ihrer besonderen Interessen und Beschwerden noch mit der sozialdemokratischen Opposition gestürmt hat, und die Fortschrittler sich nur zu einer halben Absage aufschwingen konnten, so ist die Isolierung der Umsturzpartei und die Abwendung von der Großblockidee jetzt in einem Umfang erreicht worden, wie man es seit zwei Jahren nicht zu hoffen wagte. Der bevorstehende Wahlkampf wird noch sehr schwierig sein, aber er wird doch ganz anders sich gestalten, als die Herren Bassermann und Naumann es gedacht und erstrebt hatten. Die Logik der Tatsache ist schließlich stärker als die Logik der Hetzreden.

Die Wahl des Stuttgarter Schultheißen.

Auch dieses kommunalpolitische Ereignis in Süddeutschland hat die gegenwärtige Schwäche der Großblockidee bekundet. In Stuttgart haben die Sozialdemokraten einen Kandidaten für den Bürgermeisterposten aufgestellt, der, abgesehen von seiner Parteizugehörigkeit, gute persönliche Eigenschaften hatte. Da dort die relative Mehrheit der Stimmen genügt, so war der Sieg des Sozialdemokraten Dr. Lindemann nur zu verhindern durch eine Einigung der bürgerlichen Wähler auf einen geeigneten bürgerlichen Kandidaten. Konservative, Nationalliberale und Zentrum einigten sich auch auf die Person des Regierungsrates Lautenschläger; aber die fortschrittliche Volkspartei, zu der jetzt die schwäbischen Demokraten gehören, hielt an einem Sonderkandidaten fest, obschon es mit Händen zu greifen war, daß diese Sonderkandidatur nichts anderes als den Sieg des Sozialdemokraten herbeiführen würde. Da fand sich denn ein vernünftiger Fortschrittler, der seine Parteigenossen aufforderte, für Lautenschläger zu stimmen, um die Residenzstadt nicht der Umsturzpartei verfallen zu lassen. Aber Konrad Haußmann trat ihm im Interesse der Großblockpolitik entschieden entgegen. Doch siehe da: wie in Gießen-Nidda, so versagte auch hier ein Teil der linksliberalen Wähler der Parteiparole zugunsten der Sozialdemokratie die Gefolgschaft. Dem Anschein nach waren es gegen 800 bürgerliche Demokraten, die zu dem rechtsstehenden Kandidaten abschwenkten, und sie gaben den Ausschlag, so daß Lautenschläger an Stelle Lindemanns gewählt wurde. Sogar die Beteiligung des Zentrums an der Kandidatur Lautenschläger hat die besseren Elemente des Fortschritts nicht gehindert, ihre Erkenntnis von der Notwendigkeit der Abwehr der Umsturzpartei zu betätigen. Hoffen wir, daß die Reichstagswahlen den Großblocktaktikern noch mehr solche Ueberraschungen bringen.

Elsaß-Lothringen und Ostmarkenpolitik.

Weniger erfreulich ist der Verlauf der Dinge auf diesen Gebieten. Der Kaiser hat eine Reise durch Elsaß-Lothringen gemacht und ist in der gewohnten Weise von der Bevölkerung begrüßt worden. Auf die Festtage fiel leider ein Schatten, da gerade während der Anwesenheit des Kaisers sich die dortige Regierung veranlaßt sah, den vorzeitigen Schluß des Landesausschusses zu beantragen. Der Regierung kann man das freilich kaum zum Vorwurf machen, da im Landesausschuß an Stelle der soliden Arbeit die polemische und agitatorische Beredtsamkeit zu arg ins Kraut geschossen war. Wenn man alles in allem nimmt, so liefert der Zwischenfall den erneuten Beweis, daß mit den gegenwärtigen Institutionen und Personen im Reichslande keine gedeihliche Geschäftsführung möglich ist, und daß eine Verfassungsreform zu den sogenannten Staatsnotwendigkeiten gehört.

Nun ist aber zur selben Zeit die elsaß-lothringische Verfassungsvorlage nach der vierten Lesung in der Reichstagskommission im ganzen mit 13 gegen 12 Stimmen abgelehnt worden, weil die Nationalliberalen aus Aerger über die Ablehnung des sog. Sprachenparagraphen und wegen sonstiger Kleinigkeiten sich der Abstimmung enthielten. Die Regierung ließ sofort durch ihre Offiziösen erklären, daß sie dieser Abstimmung in der Kommission keine entscheidende Bedeutung beilege, und in der Tat besteht die Möglichkeit, daß man bis zur Abstimmung im Plenum noch zu einer Verständigung gelangt. Die Voraussetzung ist freilich, daß die Nationalliberalen, die bisher durch die Haltung der Berliner und der Straßburger Regierungsmänner so sehr verwöhnt worden sind, etwas mehr Rücksicht auf die Wünsche des Zentrums und die Interessen der ländlichen Bevölkerung des Reichslandes nehmen.

So darf man immer noch hoffen, daß in der Westmark auf Grund einer neuen Verfassung ein besserer politischer Kurs und eine gewisse Befriedigung der Bevölkerung erreicht wird.

Für die Ostmark sind leider die Aussichten noch nicht so gut, obschon sich gewisse Heißsporne alle Mühe geben, einen Rückfall in die „Versöhnungsära“ und in den „Caprivismus“ an die Wand zu malen. Der Landwirtschaftsminister Freiherr von Schorlemer hat seine Kritik des Ostmarkenvereins erfolgreich abzuschwächen gesucht und durch Anerkennung des „nationalen Wirkens“ um gutes Wetter gebeten. Zugleich hat der geschäftsführende Ausschuß dieses Vereins eine ganz rücksichtslose, sogar persönlich zugespitzte Erklärung vom Stapel gelassen, durch die er sein Selbstbewußtsein als Neben- oder gar Ueberregierung im Osten recht deutlich bekundet. Unsere Zweifel an dem Entschluß zu einem neuen Kurse haben also leider ihre Bestätigung gefunden. Die Gefahr eines neuen Ausnahmegesetzes, das die Parzellierung seitens der Polen verhindern soll, ist sogar sehr drohend geworden.

Bienerth und Khuen.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Die österreichisch-ungarische Monarchie hat diesseits und jenseits der Leitha recht krisenhafte Zustände; die beiderseitigen Kabinettschefs stehen vor Entscheidungen, welche das Ende ihrer Herrschaft bedeuten können, wenn auch nicht müssen. Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß Oesterreich, welches in bedeutungsvollen Neuwahlkämpfen sich befindet, seinen Staatsschifflenker behält, während in Ungarn der Ministerpräsident, der eine so starke Regierungsmehrheit im Reichstage hinter sich hat, in der Versenkung wird verschwinden müssen.

Freiherr Richard von Bienerth ist kaiserlich-königlicher Beamter, Graf Khuen-Hedervary ist Führer einer großen parlamentarischen Partei. Der erstere hatte im österreichischen Abgeordnetenhause des Reichsrates nicht eine geschlossene Regierungsmehrheit hinter sich, sondern nur eine aus der Christlichsozialen Vereinigung, dem Deutschfreiheitlichen Nationalverband (bestehend aus vier Parteien!), dem in sich zerklüfteten Polenklub und den Italienern bestehende Arbeitsmehrheit. Schon deshalb konnte er kein Parteimann sein wie Graf Khuen. Er hat aber auch stets Wert darauf gelegt, nichts zu sein als ein getreuer Beamter seines kaiserlichen Herrn, und das Bewußtsein, sich des unbeschränkten Vertrauens des greisen Trägers der Krone zu erfreuen, gab Freiherrn von Bienerth jene leidenschaftslose Ruhe und Beharrlichkeit, mit der er allen Stürmen auf sein System standhielt. Ein schlanker Mann, mit natürlich eleganter Haltung, ist er so recht ein Typ der Altwiener Patrizierfamilien; er verfügt nicht über die bezaubernde und hinreißende Beredsamkeit eines Lueger, aber er versteht seine Gedanken in sehr gefälliger Form auszusprechen, manchmal auch scharf pointiert zu begrenzen und dann wieder mit einem dialektischen Anflug die Gemütlichkeit durchschimmern zu lassen. So zeigt sich uns der Mann des viel umstürmten Systems auf der Regierungsbank des Parlamentes.

Freiherr v. Bienerth hat es sich gefallen lassen müssen, daß seine leidenschaftlichsten Gegner im sozialdemokratischen Lager ihn zum verkappten Christlichsozialen stempelten. Leider mit Unrecht. Aber es muß anerkannt werden, daß er der erste Ministerpräsident Oesterreichs ist, welcher dieser ausgesprochen österreichischen Reichspartei Verständnis und Gerechtigkeit entgegenbringt. Er hält sich grundsätzlich und mit Recht von jeder politischen Partei fern, denn nur so kann er hoffen, auf den böhmischen Gefilden den nationalen Streit, diese Urquelle alles innerpolitischen Unheils, zum Friedensschlusse zu bringen. Und trotzdem der Ministerpräsident tatsächlich über den Parteien steht, ist „Baron Bienerth" die Schlachtparole im Wahlkampfe. Die eine Schlachtreihe will ihn und sein System stürzen, die andere will ihn halten, und er selbst will bleiben, weil er sich die Kraft zutraut, die Hauptaufgabe seines Ministeriums lösen zu können: Böhmens Pazifizierung. Vielleicht würde er die Wahlen leiten können, wie es in anderen Staaten, z. B. in Ungarn, der Kabinettschef tut. Dazu fehlt ihm aber vor allem jenes Etwas, welches die Volkstümlichkeit verbürgt. Und dann würde es ihn aus der festen Stellung drängen, die er sich durch seine strenge Unparteilichkeit und Rechtlichkeit gegenüber allen Parteien errungen hat. Er ist nicht parlamentarischer Minister, aber er sah sich gezwungen, zum Schutze des Parlamentarismus die Wähler zu Richtern darüber aufzurufen, wer parlamentarischer sei und handle: der Chef der Regierung oder jene Parteien, welche jegliche fruchtbare parlamentarische Tätigkeit lahmzulegen zu ihrer eigentlichen Parteiaufgabe gemacht zu haben scheinen. Nimmt man dazu, daß Freiherr v. Bienerth privat und öffentlich ein tadelloser Ehrenmann ist, so wird der österreichtreue Politiker wünschen müssen, daß aus dem Wahlkampf des 13. und 20. Juni Bienerth als Sieger hervorgehen möge.

Nun besteht aber die Wahrscheinlichkeit, daß das neue Abgeordnetenhaus im großen Ganzen dasselbe Gesicht zeigen wird wie sein Vorgänger. Ein antisozialdemokratisches Wahlübereinkommen, welches von den Führern des Deutschfreiheitlichen Nationalverbandes den Christlichsozialen angeboten worden war, scheiterte daran, daß die deutschfreiheitlichen Führer weder ihrer Abgeordneten noch ihrer Presse sicher waren. Da nun noch dazu diese einen rüden Ton im Wahlkampfe gegen die Christlichsozialen anschlägt und es dadurch diesen ungemein erschwert, bei Stichwahlen ihre Wähler für einen Deutschfreiheitlichen zur Urne zu bringen, so dürften den Sozialdemokraten von ihren deutschen Mandaten nur sehr wenige entrissen werden, welchen Verlust sie aber anderswo werden ausgleichen können. Die bürgerlichen tschechischen Parteien haben ein Kompromiß zustande gebracht, welches den Sozialdemokraten 12—15 Mandate abnehmen soll. Man sieht daraus, daß entscheidende, bedeutungsvolle Verschiebungen kaum eintreten können. Die Verstärkung der bürgerlichen slawischen Parteien kann aber zu einer Verschlechterung der Stellung des Deutschtums führen und so das System Bienerth ernstlich gefährden. — Ueber den Wahlkampf werden wir später einmal berichten.

Nun kam aus Ungarn eine Nachricht, welche die Einleitungsmelodie bilden wird zum Grabgesang auf die Ministerherrlichkeit des Grafen Khuen-Hedervary: Die Unabhängigkeitspartei hielt am 24. April unter dem Vorsitze des Herrn v. Justh eine Parteikonferenz ab, in welcher einstimmig folgender Beschluß gefaßt wurde: „Die Partei hält angesichts des Umstandes, daß sich die sozialdemokratische Partei im Kampfe gegen die geplante Wehrreform sowie für das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht mit der Partei auf der gleichen Bahn befindet, eine Waffenbrüderschaft mit derselben für zweckentsprechend." Die Wehrreform — über welche bisher nur Zeitungsmeldungen, nicht aber amtliche Verlautbarungen vorliegen — wird nicht im Sinne der Unabhängigkeitspartei ausfallen, wenn sie auch den Magyaren national-sprachliche Errungenschaften bringen wird, und die Wahlreform wird Graf Khuen nicht so demokratisch machen, wie sie seinerzeit (1906) der Kaiser-König den Völkern Ungarns versprochen hat.

In dieser wichtigen Frage ist Graf Khuens Partei der nationalen Arbeit gespalten. Der eine Teil möchte die verläßlichen Elemente aus der jetzigen Regierungspartei mit der Volkspartei und den Andrassyanern zu einer konservativen Siebenundsechziger-Mehrheit sammeln, beim Sturze Khuens, der nicht ausbleiben kann, die radikalen Mitglieder der Arbeitspartei abstoßen und selbst eine Regierung bilden. Ein anderer Teil der Regierungspartei möchte die Heeresfrage um jeden Preis aus der Welt schaffen, um die Bahn frei zu erhalten für die Wahlreform, ganz entschieden die wichtigste innerpolitische Angelegenheit in Ungarn. In diese hat Graf Khuen, indem er bald mit den Anhängern des allgemeinen gleichen Wahlrechtes, bald mit dessen Gegnern zusammenging, eine solche Wirrnis hineingebracht, daß er selbst eine Lösung herbeizuführen nicht mehr imstande ist. Sein Nachfolger wird sich, wie man allgemein annimmt, eine konservative Mehrheit zu bilden suchen. Die Furcht vor einer solchen hat den sozialdemokratischen Landesparteitag zu Ostern bewogen zu beschließen, eine Wahlreformkoalition zu gründen, welche zu bestehen hat aus den im Reichstage noch gar nicht vertretenen Sozialdemokraten und den radikalen Achtundvierzigern des Herrn v. Justh. Diesem Beschlusse hat sich, wie oben mitgeteilt, die Justhpartei angeschlossen. Vorläufig brauchte Graf Khuen diese Koalition nicht zu fürchten, wenn nicht der radikale Flügel seiner eigenen Partei mit ihr offen sympathisierte, und das ist um so bedenklicher, als die Führer dieses Flügels die Minister Lukacs und Szekely sind. Dadurch ist die Geschlossenheit des Kabinettes in Frage gestellt. Noch bedenklicher für Graf Khuen wird die Sache dadurch, daß sich am 30. April in Bonyhad der deutsch-ungarische Bauernbund und die unabhängige Bauernpartei der Koalition anschlossen, und daß die Seele der ganzen Vereinigung der ehemalige Minister Kristoffy ist, durch dessen Mund die Krone den Völkern das allgemeine gleiche Wahlrecht in Aussicht gestellt hatte.

Diese aus Sozialdemokraten, Freimaurern und Juden bestehende Koalition ist gewiß nicht nach dem Geschmack der Katholiken, welche sich von der Wahlreform die Wiedergeburt Ungarns im Sinne des Christentums erhoffen. Am wenigsten behagt sie dem Grafen Khuen, dessen Stellung trotz der großen parlamentarischen Regierungsmehrheit weit wackeliger ist als die seines Kollegen von Zis, des Freiherrn Richard von Bienerth.

Zum weiteren Ausbau der katholischen Arbeitervereine.

Zugleich eine notwendige Erwiderung.

Von Redakteur Michael Gasteiger-München.

Zum Schlusse meiner Artikel über „Die katholischen Arbeitervereine und ihre Aufgaben in der Gegenwart", die ich in Nr. 1 und 2 des heurigen Jahrgangs der „Allgemeinen Rundschau" veröffentlichen konnte, habe ich den wohlgemeinten Rat gegeben, die Laientätigkeit in unserer katholischen Arbeitervereinsbewegung mehr als bisher *öffentlich* werden zu lassen. Das Wort: Laien vor! maßvoll aber systematisch in die Praxis umgesetzt, ist meines Erachtens ein Hauptmittel, den katholischen Arbeitervereinen einen der Zahl ihrer Mitglieder entsprechenden Einfluß im öffentlichen Leben zu verschaffen.

Diese Ausführungen haben den Beifall einer großen Anzahl von Freunden, auch in hervorragenden Stellungen, ausgelöst; sie sind aber auch nicht ohne Widerspruch geblieben da, wo man in die ausgesprochene Forderung: „Laien vor!" den verschwiegenen Vorbehalt hineinlegte, daß dies gleichzeitig ein: „Geistliche zurück!" bedeuten müßte. Besonders die „*Wahrheit*" hat in Nr. 12 einen halbanonymen Aufsatz veröffentlicht, dessen Verfasser, ein Geistlicher, dem „verdienten Redakteur M. Gasteiger" eine Polemik widmete, die besonders durch ihren gereizten Ton auffällig ist und sachlich weit über das in meinem Aufsatze gesteckte Thema hinauszielt. Es besteht daher für mich keine Veranlassung, in eine Widerlegung aller darin aufgestellten Behauptungen einzutreten, wohl aber die Notwendigkeit, die in meinen Artikeln der „Allgemeinen Rundschau" so nebenher eingeflochtene Forderung des „Laien vor!" näher zu begründen. Daß aber diese Forderung für mich *nicht* gleichbedeutend ist mit: „Geistliche zurück!", habe ich erst jüngst am gleichen Orte zu erkennen gegeben. In dem Artikel: „Mehr Arbeiterinnenorganisation" in Nr. 12 der „A. R." ist die ganz spezielle „Bitte" gestellt, die „dem Klerus gilt: Keine Vereinsmüdigkeit!" Da dieser letztere Aufsatz *vor* Erscheinen des „Wahrheit"-Artikels geschrieben wurde, bin ich berechtigt, auf diese Feststellung Wert zu legen, um damit jener gefährlichen „Konstruktion von Zusammenhängen", vor welcher noch vor kaum einem halben Jahre P. Froberger in der „Kölnischen Volkszeitung" so eindringlich gewarnt hat, entgegenzutreten. Das ist um so notwendiger, wenn die Diskussion zu einem solch ernsten Kapitel, wie das behandelte es ist, nicht auf eine schiefe Bahn gedrängt werden soll, was der Sache selbst zum mindesten gar nichts nützen könnte.

Ich konnte eingangs erwähnen, daß eine ganze Anzahl hervorragender sozialer Praktiker meine Auffassung in bezug auf intensivere Förderung der Laienarbeit im allgemeinen sowohl, wie im speziellen auf die katholischen Arbeitervereine angewandt, vollauf billigen. Es ist eben eine allgemeine, oft gehörte Klage, daß wir Katholiken auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens die gebildete Laienwelt gar so sehr vermissen. Wer im öffentlichen Leben steht, hat es selbst empfinden müssen, wie gering die Zahl der Akademiker und Gebildeten überhaupt ist, die, außer dem geistlichen Stande, praktisch mitarbeiten und zu reger Tätigkeit zu haben sind. Wenn man die Reden, die auf unseren Katholikentagen darüber gehalten werden, mit Aufmerksamkeit verfolgt, so sieht man unschwer, daß sich die gleiche Klage wie ein roter Faden durch sie zieht. Wir haben es also hier zunächst mit einer allgemein zutreffenden Erscheinung zu tun, die nicht ernstlich widerlegt werden kann. Im Gegenteil: Gerade *die* Bestrebungen, die in allerjüngster Zeit vom Sekretariat Sozialer Studentenarbeit in München-Gladbach ausgehen und darauf hinauslaufen, schon dem Studenten den Blick für soziales Sehen zu schärfen, sind eine Bestätigung dessen, daß es bei dem bisherigen Abseitsstehen der gebildeten Laien von der sozialen Arbeit nicht bleiben kann. Deshalb, meine ich, wäre es vorteilhaft, jede nächstbeste Gelegenheit zu benützen, gerade *den* Leuten soziale Arbeit, und seien es zunächst auch nur Vorträge in Arbeitervereinen, *anzutragen*. Damit sähen sie, daß ihre Arbeit gewünscht und dringend notwendig ist und nicht etwa als unbefugtes Eingreifen von Laien in ein geistliches Monopol gewertet wird. Denn so ähnlich, fast als ein unmutiges: „Störe meine Kreise nicht!" klingt der Widerhall, den mein Vorschlag: mehr „Lehrer, Aerzte, Kaufleute, Beamte" für die Arbeitervereinsversammlungen zu gewinnen suchen, in der „*Wahrheit*" fand.

Daß es, besonders an kleineren Orten, schwer ist, diese Kräfte zu gewinnen, sei ohne weiteres zugegeben, aber daraus folgt doch noch lange nicht, daß die Vorschläge überhaupt nicht realisierbar wären. Und wenn man fragt, wo die Leute sind, die *umsonst* diese Vorträge halten, so ist darauf zu erwidern, daß die Arbeiterschaft von heute es dankbar anerkennt, wenn sie um „Gotteslohn" Versammlungsreden gehalten bekommt, daß sie aber in den weitaus meisten Fällen dazu gewillt und auch befähigt ist, im Jahre einige Zehnmarkstücke für Vorträge auszugeben. Das ist eben auch ein Krebsschaden bei uns Katholiken, der sich nicht zuletzt auch in unserer Presse bemerkbar macht, daß man zu viel auf „Gotteslohn" rechnet, statt auf die eigene Energie, Opferfreudigkeit und Opferfähigkeit zu bauen.

Wenn oben von einem geistlichen *Monopol* die Rede war, so steht fest, daß eine solche Stellung des Geistlichen im gesamten katholischen Vereinsleben und insbesondere im katholischen Arbeitervereinswesen in gewissem Sinne berechtigt und sogar notwendig ist. Bei den Arbeitervereinen *berechtigt* im geschichtlichen Sinne; *notwendig* in bezug auf die Anforderungen, die heute an sie gestellt werden.

Geschichtlich haben wir festzuhalten, daß die katholische Kirche und ihre Diener es waren, die den unmittelbaren Anstoß zur Gründung von katholischen Arbeitervereinen gaben, mit welchen, zunächst in bescheidenem Rahmen, auch wirtschaftliche Ziele verquickt werden sollten. Dabei bleibt es ganz belanglos, *wer* schließlich das größere Interesse *an* der Gründung solcher Vereine und den größeren Teil der Verpflichtung *zur* Gründung derselben gehabt hat: die Kirche oder die Arbeiterschaft. Der Streit darüber ist müßig. *Beide* haben ein großes Interesse daran bekundet; die Kirche, indem sie diese Vereine begründete, die Arbeiter, die sich als Mitglieder in dieselben aufnehmen ließen.

Wenn wir von einer notwendigen Monopolstellung des katholischen Geistlichen in unseren Arbeitervereinen von heute reden, so geschieht das aus der *Selbstverständlichkeit* heraus, mit der wir uns den geistlichen Präses an der Spitze eines Vereines denken, dessen vorwiegende Aufgabe auf religiös-sittlichem Gebiete liegt. In der *Zweiteilung* unseres Organisationslebens, hier konfessionelle Vereine, dort christliche Gewerkschaften, liegt die Gewähr, daß trotzdem auch die wirtschaftlichen Interessen der christlichen Arbeiterschaft dabei entsprechend gewahrt bleiben.

Indes: wenn wir diese Zweiteilung als berechtigt anerkennen und den geistlichen Präses im katholischen Arbeiterverein aus geschichtlichen und vereinspraktischen Gründen niemals missen wollen, so dürfen wir dabei doch nicht vergessen, daß der *Aufgabenbereich* der katholischen Arbeitervereine seit der Zeit ihrer Gründung bis heute *ein ungleich weiterer* geworden ist. Die katholischen Arbeitervereine der *ersten Zeit* waren mehr Sammelvereine für alle möglichen „kleinen Leute", soweit sie eben treu kirchliche Gesinnung bekundeten. Daneben war die wirtschaftliche Tendenz dieser Vereine eine fast rein caritative; beide Tendenzen hervorragend befähigt für den engsten Anschluß an die Kirche und an die ausschließliche geistliche Leitung. *Heute* sind unsere katholischen Arbeitervereine soziale *Standes*vereine; *sollen* es wenigstens sein; *müssen* es aber unbedingt werden, wenn sie dem Arbeiter auf die Dauer nützen, sich selbst aber erhalten und befestigen sollen. *Denn in unserem heutigen, materiell gesinnten Zeitalter ist es ganz unmöglich, daß sich die katholischen Arbeitervereine lediglich durch Pflege ihrer idealen Ziele auf die Dauer zu behaupten vermögen.* Dafür ist schon die Konkurrenz im katholischen Vereinswesen und die Neigung zur Zersplitterung im katholischen Lager viel zu groß.

Das Interessenfeld der Vereine ist demzufolge ein weiteres geworden; es kann z. B., was das *politische* Gebiet oder das *Genossenschafts*wesen betrifft, von der geistlichen Leitung allein nicht mit dem notwendigen Nachdruck bearbeitet werden. Der geistliche Präses ist zunächst *Seelsorger* für die ganze Gemeinde; er wird sich, genau wie er das im deutschen Süden und Westen ausdrücklich für die Gewerkschaften abgelehnt hat, deshalb auch auf politischem oder genossenschaftlichem Gebiete usw. nicht so prononciert betätigen können. Das ist eine bekannte Tatsache, die in den letzten päpstlichen Dekreten über die Stellung der Geistlichen bei wirtschaftlichen Unternehmungen noch eine besondere Bestätigung fand. Trotzdem aber hat man auf dem letzten Delegiertentag des Verbandes süddeutscher katholischer Arbeitervereine von geistlicher Seite (*nicht* von der Leitung des Verbandes!) meine Ausführungen bekämpft, die dahin abzielten, unseren Arbeitervereinen zu empfehlen, sich in manchen Dingen nicht *zu* sehr als *nur* kirchliche, sondern auch als *Standes*vereine zu fühlen. Der erfolgte Widerspruch war ja naheliegend, aber der Vereinsarbeit ist damit allein nicht gedient.

Ein *Ausweg* aus diesem Dilemma jedoch ist um so leichter, als nur die Vorstände unserer Arbeitervereine, besonders auch die beamteten Laien, die Arbeitersekretäre und sonstigen Arbeiterbeamten, mit größeren Rechten ausgestattet zu werden brauchen. Das ist keine unbillige Forderung, sondern sogar eine Notwendigkeit in unserer gesamten konfessionellen Arbeitervereinsbewegung; in der katholischen sowohl wie auch in der evangelischen.

Vor einiger Zeit habe ich in einer Wiener Zeitschrift, der von Frhrn. von Vogelsang herausgegebenen „*Freistatt*", einen Artikel veröffentlicht, an dessen Schluß eine „Demokratisierung des katholischen Arbeitervereinswesens" gefordert wurde. Man hat mir das sehr übel genommen; Windolph hat diese Stelle eines „bedenklich stimmenden" Schriftstellers sogar in eine seiner Broschüren gegen die christlichen Gewerkschaften aufgenommen und daran Betrachtungen über die Gefahren des „rein Wirtschaftlichen" geknüpft.

Ich gebe zu, daß die Wendung von der „Demokratisierung des Arbeitervereinswesens", wie sie hier in der Hast journalistischer Tagesarbeit aus der Feder floß, deutungsfähig war, wenn man

sie in allen Konsequenzen überdenkt. Ebenso zutreffend aber ist, und in dem Sinne wollen auch jene Sätze in der „Freistatt“ verstanden sein, daß unser katholisches Arbeitervereinswesen stellenweise mit mehr demokratischem Geiste erfüllt werden muß. Das ist kein „Antiklerikalismus“, als was diese Forderung da und dort schon ausgelegt wurde, sondern ein berechtigtes Verlangen, sich veränderten Zeitverhältnissen klug anzupassen; für das letztere hat ja gerade die katholische Kirche wiederholt Beweise geliefert.

Verändert aber haben sich gegen früher unsere Erwerbsverhältnisse, unsere Vereinsaufgaben und vor allem unsere Arbeiter, deren heutige Generation wenigstens in einer bedeutsamen Oberschicht zu Persönlichkeiten geworden ist. Der Vorstand der badischen Fabrikinspektion, Oberregierungsrat Dr. Bittmann, hat jüngst in einem Artikel des „Tag“ Ausführungen gemacht, die das, was im einzelnen über diese „Wandlung“ im Arbeiterstand zu sagen wäre, am kleinen Ding ungemein fein psychologisch beobachtet wiedergeben:

„Der Hochschule entschlüpft, lernte ich als junger Fabrikvolontär, daß der Gebietende den Arbeiter mit dem traulichen „Du“ anredet; schwachgemute Halbgewaltige halfen sich mit „Man“, „Er“ und „Ihr“ oder mit einem Kompromißgemurmel durch, wieder andere verstanden es, mit kunstreichen Wendungen die direkte Anrede zu vermeiden. Das „Ihr“ hielt sich lange Zeit, bis das „Sie“ verschämt sich auftat, um schließlich siegreich durchzubrechen; ich entsinne mich noch deutlich des Anlasses, da mir das „Sie“ zum erstenmal klar und glatt über die Lippen floß. Und wenn Arbeiter beim Chef im Bureau erscheinen durften oder mußten, blieben sie an der Tür stehen in Wahrung gebührlicher Distanz; späterhin wurde es ihnen erlaubt, näherzutreten, aber eine Sitzgelegenheit fand sich nicht; ja, um höflichen Anwandlungen oder sonstigen Zwischenfällen vorzubeugen, entfernte besondere Feinfühligkeit vor der Audienz alle unbenützten Stühle. Aber auf die Dauer ließ sich die Bereicherung des Mobiliars nicht umgehen; auf die Stühle folgte der Tisch, erst der gesonderte für die Arbeiter, dann der gemeinschaftliche, an dem mit den Arbeitern, umgeben von seinen Obersten, der Chef die Sitzung eröffnet mit den Worten: „Meine Herren!“
In diesen und ähnlichen intimen Momentbildchen haben wir den farbigen Abglanz des Lebens, das draußen an dem sich erbreiternden Strome der Sozialreform aufwachte.“

Nun aber der deutsche Arbeiter von 1910 so grundverschieden von dem des Jahres 1880 geworden ist, müssen wir uns doch fragen: Haben wir auch unsere Vereinsarbeit auf diesen neuen Typ der Arbeiterschaft eingestellt? Da und dort, von unten bis oben, scheint mir, gibts zu bessern, wenn wir erreichen wollen, daß auf die Dauer die Intelligenz in der Arbeiterschaft nicht vor unseren Vereinslokalen Kehrt macht.

Damit sind wir wieder an den Kernpunkt der ganzen Frage geraten, den auch die früheren Artikel bereits andeuteten: Sollen die katholischen Arbeitervereine in der Hauptsache religiöse Vereine bleiben, oder sollen sie daneben auch in sehr starkem Maße Standesvereine werden? Wer auf dem letzteren Standpunkt steht, muß, wenn er nicht umsonst Zeit und Arbeit aufgewendet wissen will, ganz naturgemäß dahin streben, daß die Arbeitervereinsbewegung in ihrer Leitung auf eine breitere Basis gestellt, daß vor allem das Interesse der Arbeiter an dem Vereinsleben noch mehr geweckt wird. Heute ist, wie bei vielen konfessionellen Jugendvereinen, so auch bei den katholischen Arbeitervereinen, meist der Präses der Verein. Dem Präses ist es aber, einmal schon aus den erwähnten seelsorgerlichen Gründen, nicht immer möglich, sich an solchen reinen Standesfragen, die sich immer noch komplizierter gestalten werden, vielseitig und intensiv genug zu beteiligen. Der geistliche Präses kann sich nicht so in die Einzelfragen der Arbeiterstandesbewegung vertiefen, wie das zum Beispiel auf dem Gebiete der Politik und auf dem des Genossenschaftswesens, um nur diese zwei wieder anzuführen, in stetig steigendem Maße notwendig werden wird, wenn wir noch größere Massen von Arbeitern gewinnen und sie uns dauernd erhalten wollen; Massen aus der zweiten Generation der lohnarbeitenden Bevölkerung, welcher „Hebel, Walze, Rad und Hammer“ im Vergleich zu der Begeisterungsfähigkeit ihrer Väter schon manche Einbuße an Idealen brachten.

Das ist eine im gewissen Sinn unerfreuliche Erscheinung, aber kein Grund, verzagt zu sein. Im Gegenteil: Je mehr es uns am Herzen liegt, in unseren Arbeitervereinen die erwähnte Standesarbeit auch wirklich zu pflegen, und nicht nur von ihr zu schreiben, werden wir auch mit der religiösen Arbeit Erfolg haben. Weil wir unsere Arbeitsgebiete auf breitere Grundlagen stellen, geben wir mehr Leuten Gelegenheit, sich uns anzuschließen und an unseren Einrichtungen teilzunehmen. Wir müssen nur eine gewisse Arbeitsteilung, eine Verteilung der Kräfte vornehmen, indem zur praktischen Durchführung der verschiedenen Standesangelegenheiten in Zukunft mehr als bisher der Arbeitersekretär, der Beamte der Arbeitervereine, herangezogen wird. Auch das Interesse der Vorstandsmitglieder an diesen Fragen muß noch in viel stärkerem Maße geweckt werden. Das geht aber natürlich nur dadurch, daß all diesen Leuten aus dem Laienstand eine größere Bewegungsfreiheit, mehr Befugnisse eingeräumt werden; ja, daß in solchen reinen Standesfragen der geistliche Präses sich praktisch mehr als geistlicher Beirat fühle, wie das z. B. bei vielen christlichsozialen Arbeitervereinen Oesterreichs, insbesondere in Wien, der Fall ist.

Wer diese skizzenhaften Ausführungen im Rahmen eines Artikels ruhig und unvoreingenommen überdenkt, wird sich sagen müssen, daß weder „antiklerikale“ Gedankengänge, noch auch ein absichtliches „Geistliche zurück!“ die Triebfeder zu solchen Erörterungen bilden. Der Kernpunkt der ganzen Frage ist einzig und allein: Wie gestalten wir unsere katholischen Arbeitervereine weiter aus, damit sie auch in Zukunft als lebensfähige, in der breitesten Oeffentlichkeit respektierte und von der antireligiösen Sozialdemokratie gefürchtete Organisationen dastehen? Schließen wir deshalb diese Ausführungen, die aus ehrlicher Begeisterung für unsere Sache kommen, mit den Worten, wie sie jüngst ein Geistlicher in einem vielbeachteten Artikel: „Arbeitsgemeinschaft“ im „Bayerischen Vaterland“ schrieb:

„Es ist in neuerer Zeit der Ruf ergangen: „Laien vor!“ Recht und gut, aber besser noch: „Laien und Kleriker vor, alle vor, die auf dem Boden christlicher Weltanschauung stehen!“ Der Gegner sind viele, da müssen unsere Reihen sich enge schließen ... Die Zeit ist gekommen, in der alle sich sammeln müssen zur gemeinsamen Abwehr.“

Dr. F. W. Förster in Budapest.

Von Paul Schrotty, Budapest.

Professor Förster ist ein moderner Mann im besten Sinne des Wortes. Er versteht seine Zeit und sucht mit Wort und Schrift dahin zu wirken, daß die Zeit auch ihn verstehen lerne. Nach Tausenden zählt bereits die Schar seiner Getreuen, die mit Begeisterung seinen Reformideen anhangen und zur Verbreitung derselben nicht wenig beitragen. Dem Rufe des Sozialen Missions-Vereins folgend, hielt er kürzlich auch in Budapest zwei Vorträge, deren erster: „Moderne Erziehung und christliche Erziehung“ für uns besonderes Interesse hat. Eingeleitet wurde der Vortrag von dem rühmlichst bekannten hohepriesterlichen Apologeten Dr. Ottokár Prohászka, Bischof von Stuhlweissenburg.

In knappen Sätzen, voll schneidiger Bestimmtheit charakterisierte er kurz die zwei Reformbestrebungen, die bessere Lebensbedingungen schaffen, den besseren Menschen erziehen wollen. Die eine Richtung erwartet alles Heil vom materiellen Fortschritt, der technischen Entwicklung und wirtschaftlichen Umgestaltung. Die andere hingegen erkennt mit sicherem Blick, daß der Mensch für sich eine selbständige Welt — einen Microcosmos — bildet, dessen Kräfte, nur richtig entwickelt, in den Dienst des Fortschritts und der Kultur gestellt werden müssen. Auf letzterem Standpunkte stehe auch Prof. Förster.

Nun erhob sich Förster und sprach in einem anderthalbstündigen Vortrag über „Moderne und christliche Pädagogik.“

Er wolle keine neuen Wahrheiten verkünden, so führte er aus; nur die alten wolle er in neuem Kleide vor unsere Seele stellen. Jene alten Wahrheiten, welche die Psalmen atmen, welche die gotischen Dome gebaut, die von Millionen Augen die Tränen getrocknet und auf verwundete Herzen den Balsam des Trostes gegossen. Sie haben in den Augen Vieler ihren Glanz und ihren Wert verloren, und die Menschen vergessen sie; aber sie kommen immer wieder zum Vorschein und man erkennt sie um so besser, je tiefer man in sich selber und in das Leben hineinblickt.

Was fehlt der modernen Pädagogik, was gibt sie uns, und was hat sie von den alten Wahrheiten empfangen?

Der modernen Pädagogik fehlt die Ehrfurcht vor der Tradition, der sogar Goethe einen Platz in der Erziehung eingeräumt wissen will. Und diese Ehrfurcht hat nicht nur der Zögling, sondern vor allem der Erzieher nötig. Die Ehrfurcht ist dem modernen Menschen fremd; jeder Einzelne tritt als Führer auf und stellt seine Torheiten als Gesetze hin und nennt Weltanschauung, was in Wahrheit Ichanschauung ist.

Die Flucht vor dem Leiden ist ein Hauptcharakteristikum der modernen Pädagogik. Goethe, der Führer des modernen Menschen, ging dem Leiden aus dem Wege. Von den Nachtseiten des Lebens wollte er nichts wissen. Dante, der Mann des Christentums, der in die Hölle hinunterstieg, hat keine Furcht vor diesem Leben. Der moderne Mensch kennt keinen Gott und keinen Erlöser, dem nackten Leben kann er nicht mit mutiger Entschlossenheit ins Antlitz schauen. Wie könnte er auch seine eigene Schwachheit betrachten, aus der es keinen Ausweg gibt!?

Daraus folgt der Mangel an Realität. Der moderne Mensch kennt sich selber nicht. Vergleichen wir Goethe und Augustin. Hat Goethe mit all seiner Aesthetik auch nur einen Menschen gerettet? Das eben aber ist die Größe des Christentums. In Christus ist die höchste Kultur und zugleich die Macht über Verbrecher und Trunkenbolde. Das ist christliche Pädagogik.

Ein großer Mangel der modernen Pädagogik ist das Fehlen eines einheitlichen erzieherischen Ideals, das, den Trieben entgegenwirkend, alle Kräfte der Seele auslöst.

So gerät die moderne Pädagogik auf Irrwege. Das ist die in England und Amerika entstandene physische Erziehung. Gewiß, sie kann der moralischen Erziehung dienlich sein; aber sie tritt zuviel hervor und erzielt — Muskelkultur. Männlichkeit ersteht nur durch starke Zucht; allerstärkste Zucht aber ist die Errungenschaft eines nach Innen gerichteten, starken Willens. Wir haben viel zu viel absolute Feiglinge, die wirkliche Muskelkulturmenschen sind. Es steht keine universelle Weltanschauung über ihnen.

Commenius, der Vater der Pädagogik, verlangt in seinem „Unum necessarium", daß jeder Pädagoge ein geistiger Organisator sei, der von oben her den Menschen erzieht, bildet. Auch dieses fehlt der modernen Pädagogik, und darum ist es ihr unmöglich, Haupt- und Nebensache im Leben zu unterscheiden: wahre Bildung zu vermitteln.

Wir fragen uns oft, wenn wir vor den mittelalterlichen Gemälden stehen: wie ist es möglich, solche Bilder zu malen? Diese innere Wahrheit und Schönheit und diese Farbenpracht! Der mittelalterliche Maler war ganz versunken in der übernatürlichen Gedankenwelt und studierte jahrelang die Farben. Nicht anders darf es der Pädagoge machen; auch er muß die ewigen Wahrheiten kennen und die menschliche Natur studieren. Er muß Realismus und Idealismus verbinden. Alle großen Führer der Menschheit waren in diesem Sinne Idealisten und Realisten. Erinnert sei an Rafaels „Schule von Athen".

Nur die christliche Pädagogik verbindet Idealismus und Realismus. Der modernen fehlt beides.

Man sucht die menschliche Natur ausschließlich von außen zu erkennen. Schon Schopenhauer hat darüber ein scharfes Wort gesprochen. Sie muß von innen verstanden, bearbeitet werden. Nur der versteht die menschliche Natur, der seine Leidenschaft bekämpft. Was einst Augustin von Gott gesagt, das muß der moderne Mensch von der Wahrheit sagen: „Du warst in mir, ich aber war außer mir." „Die Wahrheit ist in mir, ich aber bin nicht hier, ich bin außen."

Eine wahre Flut von Schriften beschäftigt sich heute mit dem Innenleben. Die Menschen, welche die Religion schreiben, stehen nicht auf festem Boden. Sie sind blind. Keine Sorgen deshalb! Das Vaterwort in Goethes Erlkönig mag uns trösten: „Sei ruhig, bleibe ruhig mein Kind, In dürren Blättern säuselt der Wind."

Mit wenigen Worten weist er auf die Auswüchse der modernen Pädagogik hin. Man betont viel zu viel die Persönlichkeit, das Individuum im Sinne von leben, sichausleben. Echte Persönlichkeit ist Konzentration, Individualismus ist Zerstreuung. Nicht: lebe, lebe, gilt hier, sondern: stirb und werde! Das Samenkorn blüht nicht, es sterbe denn zuvor. Ellen Key nennt unser Jahrhundert das Jahrhundert des Kindes. Auch Förster gibt es zu in dem Sinne, daß es heute viele große Kinder gibt, die keine Lebens- und Menschenkenntnis besitzen. Die nicht wissen, daß sie eben durch überstarke Betonung der freien Entwicklung der Persönlichkeit dieselbe vernichten. Echte Persönlichkeit gedeiht nur unter strenger Zucht, harter Arbeit an sich selber. Das Christentum, nicht der verschwommene Pantheismus und Monismus, ist die Religion der Aktivität. Frei sein von unserer Individualität, darin besteht die wahre Freiheit, freie Pädagogik. Das größte Kreuz des Menschen, seine Individualität, dieses Kreuz müssen wir von unseren Schultern nehmen. Auch das amerikanische Erziehungssystem ist nicht vollkommen. Vor lauter Psychologie vergißt man die Pädagogik. Der Mangel an Realismus macht sich überall geltend. — Was muß man kennen, um John Latein zu lehren? fragte ein Professor. Antwort: Latein. Nein: John. Aber: über das Studieren des John könnte man das Latein vergessen. Das einseitige Erziehungssystem Amerikas, mit den allgemeinen pädagogischen Prinzipien Europas verschmolzen, wäre die beste amerikanisch-europäische Verbindung.

Kurz streift er noch die Frage über sexuelle Aufklärung. Rücksichtslose Aufklärung könnte ähnliche Wirkung erzielen, wie die Strahlen des Radiums, die leuchten und zugleich zerstören.

Nur die Aufklärung des Christentums, die von oben kommende Kräftigung und Stärkung der Seele, führt zum Ziele. Stütze und Kraft dem aufblühenden Menschen! Erziehung des Willens!

Das Kind, welches mit sechs Jahren gelernt hat, sich eine Lieblingsspeise zu versagen, wird mit 25 Jahren in sich die Kraft finden, den Verführungskünsten einer Dirne zu widerstehen, sagt de Maistre.

Selbstverleugnung, Entsagung, mehr Askese! Denn die Kraft des Lebens quillt nicht aus ungebundener Freiheit, aus dem Sichausleben hervor; Selbstverleugnung ist die Quelle, aus der uns reines, kräftiges Leben zufließt.

Die Natur muß durch Uebernatur erzogen, die menschliche Natur muß durch den Gottmenschen über sich hinausgehoben werden. „Einen anderen Grund kann niemand legen als den, welcher gelegt ist, welcher ist Christus Jesus."

Heimat.

Das sind die alten Gassen wieder,
Die jetzt mein Fuß durchwandert sacht,
Noch biegt, wie einst, der blaue Flieder
Sich aus der Gärten junger Pracht.

Ich hab' geschaut die weite Ferne,
Sah Firn und Fels, sah Strom und Meer.
Es flammten grosse, fremde Sterne
Hoch ob des Wand'rers Scheitel her.

Und doch: ein leises Heimverlangen
Ging stets mit mir und klagte mild.
Und oft in Nächten, leidensbangen,
Stiegst auf du, meiner Heimat Bild.

Denn uns'res Herzens tiefster Friede
Und uns'res Glückes stillste Ruh'
Klingt nur aus deinem Mutterliede,
O uns'rer Väter Heimat, du!

Dr. Lorenz Krapp.

Dirnen-Moden.

Professor Mingazzini, der berühmte italienische Kliniker, hat in dem von der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 19 vom 13. Mai, S. 317) erwähnten Mahnwort gegen die wachsende sittliche Korruption nicht mit Unrecht auch die zügellosen Moden als bedenkliche Zeichen und zugleich Hilfsmittel der sittlichen Entartung an den Pranger gestellt und ihre rücksichtslose Bekämpfung gefordert. In diesem Kampfe ist allen denen, die noch auf Sitte und Anstand halten, plötzlich eine Bundesgenossenschaft erstanden, die vielleicht nur von flüchtiger Eintagsdauer sein mag, aber doch in ihrer Art bemerkenswert ist.

In den „Münchner Neuesten Nachrichten", der Halbschwester der Dr. Hirthschen „Jugend", erschien am 10. Mai (Vorabendblatt Nr. 218) ein Feuilleton unter der Ueberschrift „Demimondaine Mode" (von H. Volchert-Lietz). Daß die zum Teil recht derben Offenherzigkeiten dieser Strafepistel just zum 10. Mai erschienen, ist wohl reiner Zufall gewesen. Man hätte sonst in der Wahl des Tages eine überaus scharfe Spitze gegen jenen Bruchteil der Damenwelt finden können, der gerade an diesem Münchener „Margeriten-Tage" mit den extremsten Auswüchsen der in dem Leiborgan der „vornehmen" Welt so erbarmungslos gegeißelten augenblicklichen Mode umherstolzierte. Viele unter diesen Modeäffinnen, welche sich auf die Straßen und Plätze unserer großen Städte wagen, mögen das Wort des Heilandes für sich geltend machen können: „Herr, verzeih' ihnen, sie wissen nicht, was sie tun." Dieser mildernde Umstand stellt zwar ihrem kurzen Verstand kein schmeichelhaftes Zeugnis aus, rettet aber ihre Reputation vor dem Vorwurf bewußter Schändlichkeit. Aber ein nicht geringer Teil derjenigen Damenwelt, welche diese Modeentartungen am eigenen Leibe mitmacht oder bei Angehörigen duldet (hier kommen auch Väter und Ehegatten in Betracht), handelt bewußt frivol und macht sich an einem die weibliche Ehre verletzenden öffentlichen Aergernis mitschuldig. Hören wir nun, was der Feuilletonist der „Münchner Neuesten Nachrichten" über die heutige „Demimondaine Mode" zu sagen weiß. Warum übrigens das Fremdwort? Es beschönigt nichts, und der Titel würde vielleicht manche törichte Damen noch etwas mehr erschrecken, wenn ihnen die Pariser „Halbweltlerinnen" als unerwünschte Vorbilder zum Bewußtsein gebracht worden wären. Wir unserseits verschmähen aber auch den spezifisch französischen Begriff der „Halbwelt" und nennen das Ding bei seinem wahren deutschen Namen: „Dirnen-Mode." Hier nur ein paar Stellen aus der Modepredigt der „Münchner Neuesten Nachrichten":

„... Wir entblößen uns nicht mehr in der Art der schönen Isabeau, der sittenlosesten unter den französischen Königinnen, deren Kleiderschlitze in der Tat „tief blicken ließen", nämlich bis auf die zarte Haut der Trägerin, weshalb sie auch Guckfenster der Hölle genannt wurden. Oder vielleicht doch in unseren enthüllenden Roben, den unterrocklosen, überengen Kleidern, die beim Gehen so fatale Falten ziehen, und die trotz der ent-

gegengesetzten Schwankung der Mode von gewissen Damen weiter getragen werden. Es sind Falten, deren Indiskretion mit ihrer Häßlichkeit um die Palme der Sensation ringt. Auf altägyptischen Reliefs muten uns straff über nackte Glieder gespannte Gewänder schon seltsam an . . . Was hier exotische Eigenart . . . wird an lebenden westeuropäischen Frauenkörpern zum anstößigen Zerrbild. Indiskret bis zur höchsten Vollendung, wenn auch ohne die pikante Ingredienz des Häßlichen, präsentieren sich dagegen Roben, die die Hüften überprall umschließen... Die hüllenlose Dame würde entschieden dezenter wirken . . .

Einen seiner größten Triumphe aber hat das zweifelhafte Element in der Mode wohl mit dem Fesselrock ausgespielt. Als Vorbild diente dabei die reichlich anstößige Direktoiremode. Zwar scheiterten bekanntlich die Versuche, sie in ihrer extremsten Form wiederzugeben, dem engen Gewande mit dem seitlichen Schlitz, der die weißseidenen Combinations darunter sehen ließ, an den Straßenaufläufen, die sie verursachten. Dafür entstand dann der in der Bewegung so einzigartig häßliche Humpelrock. In ihm kristallisiert sich die Möglichkeit, in indezenter Weise aufzufallen, die sogar einen kleinen willkommenen Stich ins Groteske bietet, ohne dem Herkömmlichen ins Gesicht zu schlagen, weil diese Toilette eine Verzerrung des Herkömmlichen ist... Zum Unglück fand die Halbwelt in dieser Neuheit, was sie brauchte, und da sie seit längerer Zeit eine Art Vermittlerin der Mode für die anderen Gesellschaftsklassen abgibt, übernahmen auch andere Kreise dies ungereimte, anstößige Schneiderprodukt. So ward denn der nur für statuenhaftes Stehen berechnete Fesselrock Promenaden-, ja Ballkleid, und der Unsinn siegte, mühelos, ohne Kampf, eigentlich wider Willen. Solche Toiletten passen, streng genommen, wohl in den Rahmen von Mabelle oder Maxime und der Moulin rouge in Paris . . . Diesen karikaturalen Rock ergänzen nach oben ein sehr knappes Mieder mit prallen Halbärmeln und ein Riesenturban mit nickenden, überlangen Federn, nach unten ein Paar hohe Hackenschuhe in brutal-protzig wirkendem Gold- oder Silberstoff. Die Dekolletierung, die sonst nur auf den oberen Teil der Gestalt beschränkt war, hebt nun auch im unteren an . . . Wie ein moderner Alkovenmaler... nur plumpe Lüsternheit in die Wage zu werfen hat, so präsentiert sich uns diese Phase unserer Mode. Noch deutlicher läßt das Demimondaine in der Mode seine Maske in einer anderen Robe fallen . . . Die Wirkung dieser Robe ist eine ähnliche, wie wenn man einer keuschen nackten Marmorstatue ein Mäntelchen umgehängt hätte und dies dann plötzlich fallen ließe.

Und der Hosenrock? Sein Erscheinen sollte unter diesen Umständen bloß ein Spiel des Zufalls sein? Man wende nicht ein, daß es sich bei ihm um die Verkörperung eines zweckmäßigeren Bekleidungsprinzips handle. Diese ist längst an dem „geteilten Rocke" erreicht, der für Sportzwecke kaum mehr Aufsehen erregt...

Uebrigens ist das demimondaine Element ein durchaus logisches Produkt, herausgeboren aus der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung des vergangenen Jahrhunderts. Denn eine eigentliche Demimonde trat erst nach dem Ausgang der großen französischen Revolution, die auch auf ethischem Gebiet den Boden gelockert, unterminiert hatte, in die Erscheinung. Nun ist aber dies gesellschaftliche Zersetzungselement im Anwachsen begriffen. Besonders in Paris tritt sein Einfluß im öffentlichen Leben auffällig zutage. Kein Wunder, wenn die Moden, die uns von dorther kommen, an ihm abfärbten. Sind sie doch bis zu einem gewissen Grade ein sozialer Spiegel, der die jeweiligen Zeitströmungen zurückwirft, wenn freilich meist auch verwischt und verworren. Aber die deutschen Frauen wenigstens sollten sich zu einer Phalanx gegen den demimondainen Zug der heutigen Toilettierung zusammenschließen, der edler Frauenwürde und echter Weiblichkeit übel ansteht."

Wir haben diesen ungeschminkten Ausführungen (einzelne Deutlichkeiten wurden durch Streichungen noch gemildert) nichts Wesentliches hinzuzufügen. Ob sie namentlich im Zusammenhange mit der Klage über die Lockerung des ethischen Bodens und über die wachsende gesellschaftliche Zersetzungsarbeit am rechten Orte erschienen sind, wollen wir heute nicht näher untersuchen. Die Geister, deren Namen stets in Verbindung mit dem zitierten Blatte genannt werden, haben zur Lockerung der ethischen Begriffe und zur Zersetzung des gesellschaftlichen Lebens jedenfalls in vorderster Reihe, ja in führender Rolle beigetragen. Wenn es aber den „Münchner Neuesten Nachrichten" wirklich ernst wird mit den in „Demimondaine Mode" ausgesprochenen Ideen, dann darf man wohl endlich einmal auch einen geharnischten Protest gegen den „demimondainen" Jargon erwarten, mit dem die Halbschwester „Jugend" fort und fort den Verkehrston des Leserkreises und damit auch ungezählter Familien korrumpiert. Vergleiche nur beispielsweise wieder die „Witze aus der Kinderstube" im neuesten „Jugend"-Heft, Nr. 20, S. 522. Vom „Simplicissimus" gar nicht zu reden.

Dr. Otto von Erlbach.

Der dürre Stecken.

Es steht ein dürrer Stecken
Im dürren Heideland,
Kein Frühling kann ihn wecken
Zu hellem Blütenland.

Im Volke geht die Sage:
Wem dieser Stecken blüht,
Dem bleibt für alle Tage
Jungsein und Frohgemüt.

Ich bin dazugekommen
Und sah den dürren Stab,
Hab' mir ein Herz genommen
Und hieb ihn ab.

Ich gab ihn Sonnwendfeuern
Zu kurzer Flammenhaft,
Sein Wesen zu erneuern
In Glutenkraft.

In meinem Garten streute
Ich froh die Asche aus.
Der Frühling kam — und heute
Steht blütenhell mein Haus.

Erfüllt hat sich die Sage,
Das Wunder wurde wahr,
Mit jedem neuen Tage
Werd' ich des neu gewahr.

Man muss ein Herz sich fassen
Zum Frohsein im Gemüt,
In Feuern sprühen lassen,
Was nicht von selber blüht.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Prälat Dr. Franz Hülskamp.

Ein Gedenkblatt von A. Jüngst.

Ein Leben voll Arbeit und Mühe, aber auch voll Frieden und Segen hat am 10. April ds. Js. seinen Abschluß gefunden. Unsere rastlos hetzende und gehetzte Zeit vergißt nur allzu leicht des Lebenden; erst wenn das Grabgeläute tönt, erinnert sie sich, was der Tote ihr gewesen. So mußte auch der päpstliche Geheimkämmerer Prälat Dr. Franz Hülskamp die müden Augen schließen, um noch einmal der Welt sein Leben und Wirken ins Gedächtnis zurückzurufen.

Geboren am 14. März 1833 in dem stillen oldenburgischen Landstädtchen Essen, wuchs Franz Hülskamp in den bescheidenen Verhältnissen eines an zeitlichen Gütern armen, aber an Gottesfurcht, Fleiß und Zufriedenheit um so reicheren Handwerkers auf. Sein Schemel stand neben dem Webstuhl seines Vaters, und schon früh mußte der anstellige Bube mithelfen bei der Arbeit und Spule um Spule kunstgerecht aufwickeln. Keins von beiden ahnte, daß die behenden Finger des Kleinen einmal mitschaffen sollten am Webstuhle der Zeit. Spielend durchlief der talentvolle Knabe die Klassen der Volksschule, der Stolz seines Lehrers, die Freude seines Pfarrers. Aber trotz seiner reichen Anlagen, seiner heißen Lernbegier würde die junge Kraft aus Mangel an Nahrung in den beschränkten Verhältnissen sich erschöpft haben, wenn nicht ein tiefer blickender Kaplan des Vierzehnjährigen sich angenommen und ihm die ersten Stunden zur Vorbereitung aufs Gymnasium gegeben hätte. „Wie ein feuchter Schwamm", pflegte Hülskamp gern in alten Tagen zu erzählen, „sog mein junges Hirn die neue Wissenschaft in sich, Latein, Griechisch, Literatur usw." Der Wissenshungrige konnte sich niemals genugtun, die fünf Deklinationen hatte er in einem einzigen Nachmittag bewältigt. Zwei Jahre Privatunterricht waren hinreichend, ihm 1849 den Eintritt in die Sekunda des Gymnasiums Karolinum zu Osnabrück zu ermöglichen, wo er 1852 das Abiturientenexamen bestand. Eine glückliche Fügung ließ auch die letzte Wolke, die dem aufstrebenden Jünglinge das akademische Studium verwehren zu wollen schien, verschwinden, als Staats- und Ministerialstipendien ihm den Besuch der Universitäten Bonn und München, sowie der Akademie Münster gestatteten. Zu vielem, was später durch Hülskamps Hand der deutschen Jugend aus den Schätzen unserer Literatur vermittelt werden sollte, ward in der kunstsinnigen bayerischen Residenz der erste Anstoß gegeben.

Am 17. Mai 1856 empfing der junge Alumnus des münsterischen Seminars die Priesterweihe und begann dann unter fortgesetzten Studien die Tätigkeit, die den Inhalt seines Lebens bildete. Statt des väterlichen Weberschiffleins führte er länger als ein halbes Jahrhundert die schriftstellerische Feder. Im Verein mit seinem Freunde, dem leider zu früh dahingerafften Dr. Hermann Rump, leitete er die deutsche Bearbeitung der großen Universalgeschichte der katholischen Kirche von Abbé

Rohrbacher, ein Unternehmen, das dem jungen Gelehrten die Doktorwürde der Universität Freiburg eintrug. Im Jahre 1862 legte der vom edelsten Mut Beseelte den Grundstein zu seinem eigentlichen Lebenswerk. Der „Literarische Handweiser", zunächst für alle Katholiken deutscher Zunge bestimmt, füllte damals eine klaffende Lücke aus. Volle vierzig Jahre hat Hülskamp, anfangs mit seinem Freunde Rump, die Redaktionsgeschäfte des bald weithin verbreiteten Blattes geführt und damit auf wissenschaftlichem wie belletristischem Gebiete unendlich viel Gutes gestiftet. Sein Wort hat manchem jungen Talente den Weg gezeigt, hat anregend und fördernd gewirkt zu einer Zeit, wo dem katholischen Streben der geistige Mittelpunkt fehlte. Bei aller Sachlichkeit seines Urteils, seinem streng kirchlichen Standpunkt vergaß er niemals der Liebe und suchte auch da zu mildern, wo er tadeln mußte.

Von 1870—73 redigierte Hülskamp die „Frankfurter Zeitgemäßen Broschüren", und mit der gesteigerten Arbeitslast stieg auch die Arbeitskraft, die Arbeitsfreude. In rascher Folge gab er die ersten Bände der „Meisterwerke unserer Dichter für Volk und Schule" heraus. Seine Hand war es, die den „Deutschen Hausschatz" als Jahrbuch in die Welt einführte, die in einem oftmals aufgelegten Buche das Leben Pius IX. schilderte, die mit kühnen Strichen die Bilder der regierenden Erzbischöfe des Deutschen Reiches zeichnete.

Neben dieser ausgedehnten literarischen Tätigkeit wirkte Hülskamp unermüdlich auf kirchenpolitischem Gebiet. In der Kulturkampfszeit war er der unerschrockenste, begeistertste Kämpe für die Rechte der Kirche und des katholischen Volkes. Er verfaßte das sogenannte Soester Programm, als im Jahre 1870 das Zentrum sich konstituierte; er entwarf mit Mallinckrodt und Schorlemer den ersten Wahlaufruf, dem im Laufe der Zeit noch manche ebenso packende folgten. Hülskamp gehörte fortan zum Vorstand der westfälischen Zentrumspartei und wurde bei der Neuorganisation 1906 zum Ehrenvorsitzenden des Komitees ernannt.

Aber noch weiter hinaus mußte der feurige Geist seine Schwingen breiten. Die Generalversammlungen des katholischen Deutschlands sahen ihn alljährlich auf dem Plan. Seine erste Rede hielt Hülskamp 1862 zu Frankfurt; seit 1884 war er fast regelmäßig der Vorsitzende des Ausschusses für Wissenschaft, Literatur und Presse. Nicht minderes Interesse wandte er den Bestrebungen der Görres-Gesellschaft, des Augustinus- und Albertus-Magnusvereins zu. Ueberall, wo es die Ehre Gottes, die Verherrlichung der Kirche, den Dienst des Wahren und Schönen in Kunst und Leben galt, war Hülskamp der erste, der dem Rufe folgte.

Eine so vielseitige und aufreibende Tätigkeit zu entfalten, wäre dem Priester als eigentlichem Seelsorger unmöglich gewesen. Hülskamp begnügte sich darum mit der bescheidenen, aber freien Stellung als Präses des Familienstiftes Heerde. Von seiner stillen Gelehrtenstube aus spannten sich die Fäden nach den verschiedensten Richtungen hin, über dem großen Allgemeinen nie das kleine Besondere außer acht lassend. Den im Laufe von vierzig Jahren wechselnden Zöglingen des Kollegiums ist er stets, wohin auch ihre Lebenswege sie führen mochten, ein väterlicher Freund geblieben. In der „Unitas", dem von ihm mitgegründeten katholischen Studentenverein, hat er sich durch seine rege Anteilnahme ein dauerndes Denkmal gesetzt und manch aufkeimende Kraft durch Rat und Tat unterstützt. Es war Hülskamp vergönnt, im Jahre 1906 sein goldenes Priesterjubiläum in voller Kraft und Frische zu feiern. Wenn er sich auch der Oeffentlichkeit an diesem Tage entzog, die Ehrungen von Kirche und Staat, die Glückwünsche seiner Freunde und Verehrer wußten ihn dennoch zu finden.

Leider war es Hülskamp nicht mehr beschieden, die Erinnerungen seines Lebens, das ihn in Kriegs- wie Friedenszeiten mit so vielen großen Männern in Berührung gebracht, niederzuschreiben. Der Tod nahm dem bis zu den letzten Tagen seiner Krankheit rastlos Arbeitenden die Feder aus der Hand und führte ihn dort hinauf, wo seine Taten mit goldenem Griffel eingezeichnet sind in das Buch des ewigen Lebens. Have pia anima!

Mutter und Sohn.

Im letzten Häuschen am Bergeshang
Da stand eine Mutter in Bangen.
Drei Burschen zogen den Weg entlang,
Sie waren vergnügt und sangen:

„Der Lenz erblüht, die Welt ist mein,
Frei ziehe ich meine Strassen,
Des Lebens Not, des Alltags Pein,
Die hab' ich zu Hause gelassen."

Im letzten Häuschen am Wegesrand
Da war so gar bitteres Weinen:
„Gott schütze mein Kind im fremden Land
Und wolle uns wieder vereinen."

Halley, Wisconsin. Joh. Zimmermann.

Dantes Gastmahl.[1]

Von Dr. Lorenz Krapp.

Der glänzenden En-regard-Ausgabe Dantes in vier Bänden, die uns der Verlag Herder gegeben hat, folgt nunmehr als weiterer Band die Ausgabe von Dantes „Convivio", — jenem Prosawerke, das die philosophischen Grundlagen der „Göttlichen Komödie" enthält.

Die „Vita nuova" Dantes hatte seinen Liebesfrühling mit Beatrice geschildert. Dieser Liebestraum ging dahin. Das harte Leben riß den Dichter in seine Strudel. Lärmender Politik, einem unerquicklichen Parteiungenstreit, ja selbst sittlichen Verirrungen hat sich der Dichter ergeben. Der wilde Wald, die selva oscura, hat ihn lange umfangen. Er ist unterdessen herangereift zum Mann. Da tritt eine neue Sehnsucht in sein Leben: der Drang nach dem Wissen, die Philosophie. Jener farore dantesco, die danteske Glut, die sein Hauptwerk später unsterblich machen wird, erfüllt ihn jetzt gegenüber der Philosophie. Er will mehr wissen, als was die hohle Faust umspannt. So wandert er, der mehr als dreißigjährige Mann, wie ein wissenshungriger flaumbärtiger Scholar von Universität zu Universität: nach Padua, Bologna, Paris. Er, dessen Seele zerflossen war in der hingegossenen Weichheit der „Vita nuova", lernt nun die Fachausdrücke der Schule, studiert sein collegium philosophicum bei Aristoteles.

Welch seltsame Entwicklung! Welche Begeisterungsglut für die Wissenschaft bei diesem Geiste mit seiner mächtig schweifenden Phantasie! Er vergleicht schon auf den ersten Seiten des Gastmahls die Philosophie mit jenem Brote, das das heiligste Brot der Seele ist, mit dem panis angelorum! Er vergleicht die Philosophie mit einer edlen Frau: „... und ich konnte sie mir in all ihrem Tun und Lassen nur barmherzig denken." Den Dichter, der später die „Divina Commedia" schreiben wird, hat auf einmal Fausts Drang nach dem Ergrübeln der letzten Rätsel ergriffen.

Es ist ein seltsames Buch, das Dante, der etwa Fünfunddreißigjährige, hier geschrieben hat. Oft führt es uns seine Gedanken mit jener halben Unvergorenheit und Aufdringlichkeit vor, wie sie aus den Doktorarbeiten junger angehender Gelehrter redet. In buntem Durcheinander wird hier die philosophische Ideenwelt des Mittelalters nebeneinander gewürfelt; kein strenger, geschlossener Aufbau. Vier Traktate voll aphoristisch hingeworfenen Wissens umfaßt das Buch; drei davon wollen Erläuterungen zu vorangesetzten Kanzonen bilden; das Werk selbst ist unvollendet.

Aber — und das ist das Bedeutsame —: dies Werk ist der Schlüssel, der Kommentar zur Philosophie der „Göttlichen Komödie". Wie scharfe Blitze fällt es von ihm aus auf viele dunkle Stellen. Die Theologie, die Astronomie, das Weltbild der „Göttlichen Komödie" wird von diesem Buche aus erst klar. Viele tiefsinnige Gedanken seines Hauptwerks haben hier ihre erste — oft klarere — Formulierung gefunden. Aus den vielen geistvollen Sentenzen dieses Buches ließe sich mühelos ein „Dante-

[1] Dantes Gastmahl. Uebersetzt und erläutert von Dr. Constantin Sauter. Mit 2 Bildern von Dante Gabriel Rossetti. XII u. 386 S. Freiburg, 1911. M 6.—, gbd. M 7.—.

brevier" zusammentragen. Es ist geschrieben nicht von Dante dem Dichter, sondern Dante dem Denker. Wer die „Göttliche Komödie" wirklich verstehen will, muß sich durch diese Blätter mit ihrem Suchen und Grübeln durchgearbeitet haben.

Die Uebersetzung ist fließend, von einem gründlichen Kenner der Philosophie des Mittelalters und ihrer Fachausdrücke. Die umfangreiche Einleitung ist ein Muster von Sachlichkeit und fein empfindendem Verständnis.

Vom Büchertisch.

Ottokar Prohászka (Bischof von Stuhlweißenburg). **Betrachtungen über das Evangelium.** Dritter Band: Leiden und Verherrlichung unsers Herrn Jesu Christi. Kempten, Kösel, 1911. 342 S., geb. ℳ 3.—. Der Verfasser trifft eine Auswahl aus den vier evangelischen Berichten und gruppiert seine religiösen Gedanken gewöhnlich um drei Sätze eines Textabschnittes. Die Uebersetzung aus der Feder der Baronin Rosa von der Wense ist sehr gewandt, die Ausstattung des Buches vornehm. Die vorliegenden Betrachtungen bieten einen eigenartigen Reiz. Vergleicht man sie etwa mit dem schlichten, innigen und gediegenen Werke von P. Meschler, so springt der Unterschied stark ins Auge. Meschler legt ausführlicher den religiösen Gehalt der Bibelstücke in ansprechender Ruhe und Sachlichkeit zum Betrachten vor. Die knappe geistvolle Meditation des ungarischen Bischofs dagegen trägt eine stark persönliche Note. Seine umfassende Kenntnis des modernen geistigen Lebens findet in diesem überraschende Beziehungen oder starke Antithesen zur Lebensweisheit Jesu. Es zieht ein froher Glaube an Gottes Walten, ein freudiger Optimismus gegenüber dem Guten in Menschenseele und Geisteskultur durch das Buch. Der Mittelpunkt dieser gedankenreichen und starken Frömmigkeit ist naturgemäß Jesus Christus, der Herr. In seiner Weisheit und Tat erscheint er als der Quell siegreichen heiligen Innenlebens. Aus der Berührung mit ihm fließt uns unsterbliches Leben zu. Der unerschöpfliche Gehalt der Evangelien hat hier einen geistvollen, modernen, religiös tief ergriffenen Interpreten gefunden. Wer diese Art liebt, wird sich des Buches herzlich freuen. Dr. theol. Jos. Stoffels.

Prinz Max, Herzog zu Sachsen, Dr. theol. et jur. utr., ordentl. Prof. an der Universität Freiburg (Schweiz). Homilien über das Evangelium des hl. Matthäus vom hl. Johannes Chrysostomus. Mit kirchl. Druckgenehmigung. Zweiter Band. gr. 8°. IV u. 621 S. Regensburg 1911. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Brosch. ℳ 6.—, in eleg. Halbfranzband ℳ 8.—. Dem vor Jahresfrist erschienenen ersten Band folgt hier der zweite abschließende Band in mustergültiger Form und Ausstattung. Die Uebersetzung zeichnet sich aus durch ein tiefes Erfassen des Originals, durch Treue der Sinneswiedergabe und durch feines Sprachgefühl und verrät überall einen gründlichen und begeisterten Chrysostomuskenner. Von besonderem Wert sind die beigefügten Erläuterungen, Schriftnachweise und die getreuen Uebersetzungen der griechischen Evangelientexte. Das Studium dieser Homilien des großen Kirchenvaters, der in seiner Auslegung unübertroffen und in seinen Anwendungen unvergleichbar ist, wird jedem eine reiche Quelle der Belehrung und Erbauung, dem Prediger insbesondere eine unerschöpfliche, eine ganze moderne Predigtbibliothek ersetzende Fundgrube herrlichster Gedanken sein. Dr. Weber.

Männerspiegel von Friedrich Beetz. Geb. ℳ 1.—. Herder, Freiburg i. Br. — In einen Spiegel schaut man, um sich selbst zu sehen. Einen geistigen Spiegel, in dem die Männer sich selbst sehen und beurteilen sollen, hält uns Fr. Beetz vor in den drei Kupferstichbildern von Albrecht Dürer: Ritter, Tod und Teufel — Der hl. Hieronymus in der Zelle — Die Melancholie. Diese drei Bilder hält uns Beetz vor Augen und leitet uns an, in die Bilder hineinzuschauen und sie zu verstehen und dadurch inne zu werden, wie es mit uns selbst steht. „Der Ritter" ist das Sinnbild des christlichen Streiters, dessen Leben ein beständiger Kampf ist gegen niedere Mächte. Der hl. Hieronymus in der Zelle repräsentiert die gläubige Wissenschaft und den Frieden des gläubigen Gemütes. Ihm leuchtet das Sonnenlicht, das da ist Jesus Christus. Hieronymus, der starke Kämpfer (Löwe) hat die Irrlehrer überwunden. Er hat die eigenen Leidenschaften, Zorn und Unlauterkeit (Löwe und Hund) überwunden. Alles in der Zelle wird sinnvoll gedeutet. Die Melancholie ist das Sinnbild der gottentfremdeten, glaubenslosen Wissenschaft, die vor Welträtseln stehen bleiben und sagen muß: Ignoramus et ignorabimus. Im Anschluß an den Hauptgedanken wird alles gedeutet, was auf dem Bilde zu sehen ist, und zwar bei jedem der drei Bilder so anschaulich und unmittelbar, daß es eine Lust ist, mitzuschauen und mitzudenken. Zum Schlusse werden die letzten zwei Bilder einander gegenübergestellt und beleuchten sich selbst gegenseitig sehr wirkungsvoll. Es wird wenige Bücher geben, die so klein sind an Umfang, aber so reich an Gedanken wie dieses. Und was es erreichen will, ist im Titelblattbilde: St. Georg mit dem überwundenen Drachen zum Ausdruck gebracht: Das ist das Bild des fertigen katholischen Mannes, wie wir solche brauchen heutzutage mehr denn je. P. Aidan, O. Min. Cap.

Heimbucher, Dr. Max, ordentl. Hochschulprof. am Kgl. Lyzeum zu Bamberg. Die Bibliothek des Priesters. Mit praktischen Winken für deren Anlage und Erweiterung. Zugleich ein Handbuch der katholisch-theologischen Literatur und ein Führer durch die Literatur über die soziale Frage. Sechste gründlich umgearbeitete Auflage. 8°. VIII u. 368 S. Regensburg 1911. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis brosch. ℳ 3.60, in eleg. Originalleinbd. ℳ 4.40. Diese 6. Auflage des rühmlichst bekannten Handbuches der katholisch-theologischen Literatur ist nach Form und Inhalt gründlich verbessert worden. Mit peinlichster Genauigkeit bringt es die ganze theologische Literatur in systematischer Ordnung bis auf die neuesten Erscheinungen. Besonders sei darauf hingewiesen, daß diese Neuauflage auch mit einem eigenen Abschnitt über die soziale Frage und die Vereinstätigkeit des Priesters bereichert ist. So ist das Buch ein vortreffliches Nachschlagewerk, in dem man das ganze Material über einen bestimmten Stoff zusammenfinden kann. Hervorgehoben sei noch, daß das Buch trotz seiner Neugestaltung und besseren Ausgestaltung bedeutend billiger geworden ist. Dr. Weber.

P. Franz Vanutelli, S. J. Herz Jesu, Ruhestätte der Frommen. Ein Betrachtungs- und Gebetbüchlein für den Monat Juni. Aus dem Italienischen übersetzt von Joseph Mauer. Augsburg 1888. Literarisches Institut von Dr. M. Huttler (Michael Seitz). Preis 1.50 ℳ. — Der 1. und zugleich größere Teil dieses Büchleins bietet ganz brauchbare Betrachtungen über das göttliche Herz Jesu, die auch für das gewöhnliche Volk zugeschnitten sind. Das Volk in das betrachtende Gebet einzuführen, ist keine leichte, aber eine sehr verdienstliche Aufgabe. Recht ansprechend werden die Betrachtungen durch die für jeden Tag angefügten Beispiele aus dem Heiligenleben. Der 2. Teil bringt die gewöhnlichen täglichen Gebete und besondere Uebungen der Herz-Jesu-Verehrung. J. Wernado.

P. Wilhelm Auer: Anbetung Jesu im heiligsten Altarsakramente. Vollständiges Gebetbuch mit den auf das allerheiligste Altarssakrament bezüglichen Ablässen und Ablaßgebeten, sowie mit Andachten für das Fronleichnamsfest und dessen Oktav. 2. Auflage. Augsburg 1904. Literarisches Institut von Dr. M. Huttler (Michael Seitz). Preis 75 Pf. Das Sanktissimum soll im Mittelpunkt des religiösen Lebens eines Katholiken stehen. Kein Wunder, daß die eucharistische Gebetbuchliteratur ins Riesenhafte anwächst. So kann es nicht anders sein, als daß sich unter dem vielen Brauchbaren gar manches Mangelhafte vorfindet. Das vorliegende Büchlein bietet insofern eine gesunde Seelenkost, als die meisten der darin enthaltenen Gebete und Lieder aus dem reichen Gebetsschatz der Kirche und ihrer großen Beter, der Heiligen, entnommen sind. J. Wernado.

„So lasst uns redlich schaffen, alle beid!"

Ich schritt hinaus ins dämmerliche Feld.
In Schmutz und Schweiss, in arbeitsmüdem Schritt
Zog von den Wiesen heim das Bauernvolk.
Das Aveläuten klang vom nahen Dorf.
Aus den Kaminen stieg der blaue Rauch.
Du kamst zuletzt, du warst ein tapfres Weib,
Und sirrend biss sich deine Sense in das Gras.
Du trugst sie auf den Schultern, und ein Schein,
Ein mattes, lichtes Blitzen lag auf ihr.
Dein Tuch war in den Nacken dir gefallen,
Und an dem Goldhaar zupft der Abendwind,
Und dein Gesicht war von der Arbeit rot
Und frisch wie an dem Zweig die Apfelblüt'.
Wir schritten plaudernd heim, und nebenher
Betracht' ich deinen sonnverbrannten Arm. —
So stehst du vor mir, aufrecht, arbeitsfroh,
Wenn ich die Augen schliess', und wenn vorm Haus
Die Kinderschar geendet hat ihr Spiel,
Und kaum vernehmlich tickt die alte Uhr;
Dann hör' ich deinen milden, sanften Laut,
Langsam und singend, wie du immer sprachst:
„So lasst uns redlich schaffen, alle beid!"

J. Schmid.

Zusammenschluß der bürgerlichen Parteien gegen sozialdemokratischen Uebermut.

Eine bedeutsame Kundgebung im Münchener Rathaus.

Von Ernst Köhler.

Merkwürdige Dinge sind anläßlich der letzten sozialdemokratischen Maifeier vom Magistrat der Haupt- und Residenzstadt München berichtet worden. Die rote „Münchener Post“ selbst war es, welche in ihrem Bericht über die Feier mit großer Befriedigung folgendes vermerken zu müssen glaubte: „Der Magistrat der Stadt München hatte es durchaus nicht an Entgegenkommen fehlen lassen. Er hatte die Parsevalhalle für den Fall schlechten Wetters, und den großen, durch Planken eingefriedigten Raum westlich der Halle zur Verfügung gestellt. Für die Sänger hatte er außerdem eine Halle errichtet; ein Gerüst, das unschön gewirkt hätte, hatte er entfernen lassen; für die Radfahrer stand ein Zelt als Einstellhalle bereit, und auch die Rednertribünen waren magistratisches Eigentum. Ebenso die Flaggen; die roten, die die beiden, ursprünglich vorgesehenen Eingangstore flankierten und die hoch oben auf der Parsevalwiese im Winde flatterten, ausgenommen.“ Die liberale „Augsburger Abendzeitung“ griff diese Notiz auf und machte hierzu unter der Stichmarke „Die Maifeier des Münchener Magistrats“ die sehr berechtigte Bemerkung: „Die Befriedigung des sozialdemokratischen Blattes ist voll berechtigt, denn eine Stadtverwaltung, auf den Prinzipien des bürgerlichen Staates aufgebaut, die eine Demonstrationsfeier der Todfeinde dieses Staates gegen dieses System, ja auch gegen ihn selbst, vorbereitet ... höher gehts fast nimmer. Nur so weiter.“

Die dem Zentrum angehörigen Gemeindebevollmächtigten Abel und Rumpf, ferner der Vertreter des Grund- und Hausbesitzervereins Dr. Strauß und das Mitglied der liberalen Fraktion Justizrat Pailler richteten an den Magistrat eine Interpellation, in der betont war, daß der Artikel der „Augsburger Abendzeitung“ in einem großen Teil der Münchener Bürgerschaft berechtigtes Aufsehen erregt habe, es werde deshalb die Anregung an den Magistrat gebracht, derselbe möge zu fraglichem Artikel öffentlich Stellung nehmen und die lebhaften Bedenken der Bürgerschaft zu zerstreuen suchen.

Obwohl über die Interpellation im Gemeindekollegium noch nicht beraten, also dieselbe dem Magistrat offiziell noch gar nicht zugeleitet war, nahm dieser bereits wenige Tage darauf in seiner öffentlichen Plenarsitzung hiezu Stellung und zwar in einer sehr merkwürdigen Weise. Der 2. Bürgermeister Geh. Hofrat Dr. von Brunner (Oberbürgermeister Dr. von Borscht weilte während der kritischen Zeit in Urlaub) meinte, die Sache entbehre nicht eines humoristischen Beigeschmacks; denn auch bereits im vorigen Jahre sei den Sozialdemokraten für ihre Maifeier die in städtischem Eigentum stehende Theresienwiese zur Verfügung gestellt worden, ohne daß sich dagegen ein Widerspruch ergeben hätte. Deshalb hätten die mit der Sache befaßten magistratischen Stellen wohl geglaubt, daß heuer eine besondere Beschlußfassung nicht mehr nötig sei. Das sei zwar formell nicht ganz richtig gewesen, denn die Sache hätte vor das Plenum des Magistrats oder doch des zuständigen magistratischen Senats gebracht werden sollen; allein die Majorität hierselbst hätte wohl auch nicht anders beschlossen, als was Referat und Verwaltungsrat ohne solchen Beschluß verfügt haben. Es sei den Sozialdemokraten eine Rekognitionsgebühr von 20 ℳ auferlegt und von ihnen bezahlt worden. Die Leute seien doch auch steuerzahlende Bürger und so beantrage er Uebergang zur Tagesordnung.

Vergebens wandten sich die anwesenden Zentrumsmitglieder im Magistrat gegen die merkwürdig laxe bürgermeisterliche Auffassung. Nachdem der sozialdemokratische Magistratsrat Schmid mit tönender Rede gegen das Zentrum nach „Schema F“ sich an die Seite des Bürgermeisters gestellt und ein liberaler Magistratsrat seinem gepreßten Herzen den Wunsch abgerungen hatte, man möchte doch nicht zuviel Parteipolitik ins Rathaus hereintragen, beschloß das hohe Kollegium gegen die Stimmen des Zentrums tatsächlich kurzweg Uebergang zur Tagesordnung.

Damit hatten sich die hohen Herren aber arg in die Nesseln gesetzt. In der darauffolgenden Sitzung des Gemeindekollegiums, in welcher die Interpellation zur Beratung kam, faßte man die Sache keineswegs so jovial und humoristisch auf, wie das Stadtoberhaupt Nr. II. Im Gegenteil, man fand den „Humor“ des Herrn K. Geh. Hofrats gegenüber einer Interpellation des Kollegiums der Väter der Stadt in dieser ernsten Sache sehr wenig am Platze, und die Sitzung gestaltete sich zu einem empfindlichen Strafgericht über das jenseitige hohe Kollegium. Referent war der Führer der liberalen Rathausfraktion, Landtagsabgeordneter Kommerzienrat Schön. Schon er fand recht nachdrückliche Worte. Auch ihm ging das Entgegenkommen des Magistrats gegen die sozialdemokratische Maifeier-Veranstaltung, deren Grundgedanke die Umsturzidee sei, viel zu weit. Besonders kreidete er dem Magistrat das dem Artikelschreiber in der „Augsburger Abendzeitung“ noch gar nicht bekannte Faktum an (das man kaum für möglich halten sollte und das selbst von dem Demokraten Dr. Quidde als späterem Diskussionsredner rückhaltlos beanstandet wurde), daß man den städtischen Arbeitern bekanntgab, sie würden zur Maifeier Urlaub — wenn auch ohne Bezahlung — erhalten, wenn sie sich drei Tage vorher meldeten. Er stellte auf Grund Beschlusses des vorberatenden Verwaltungsausschusses den Antrag, die Interpellation dem Magistrat — also trotz dessen bereits erfolgter Stellungnahme — zur Kenntnis hinüberzugeben.

Die Interpellation selbst wurde von dem Zentrumsmitglied Rechtsanwalt Rumpf in eingehender Rede begründet. Derselbe ging mit dem Magistrat und dessen unglaublich laxem, gedankenlosem Vorgehen, im besonderen auch mit der „humoristischen“ Auffassung des II. Bürgermeisters scharf ins Gericht. Diesem gegenüber bemerkte er pointiert, er habe zwar für „Jovialität“, die eine ganz glückliche Gabe sei, sehr viel Verständnis. Allein einer derartigen Situation, in welcher grundlegende Fragen der staatlich monarchischen und der gesellschaftlichen Ordnung hereinspielen, wird man nicht mit bloßer Jovialität gerecht, dazu sei Klarheit des Erkennens der im heutigen Staatsleben treibenden Kräfte erforderlich und die Kraft des Willens, aus dieser Erkenntnis die notwendigen Konsequenzen für ein gedeihliches Handeln zu ziehen. Im Magistrat sei die Fragestellung eine völlig verfehlte gewesen. Nicht darum handle es sich, daß die Sozialdemokraten, die ihre Maifeier begehen, ebenfalls steuerzahlende Bürger seien; die Freiheit der politischen Betätigung wolle er, Redner, den Sozialdemokraten ebensowenig wie einer anderen politischen Partei, benommen wissen. Er hätte auch nichts gegen die bloße Ueberlassung eines gemeindlichen Platzes (wie im Vorjahre) einzuwenden gehabt. Der Magistrat habe jedoch zur Veranstaltung dieser hochpolitischen Feier, die von der sozialdemokratischen Gesamtpartei als nachdrückliche feierliche Demonstration des „klassenbewußten Proletariats“ gegen die bestehende staatliche und gesellschaftliche Ordnung angesehen werde, wobei man nicht selten auch den revolutionären Charakter der Bewegung betont, direkt mitgewirkt durch Bereitstellung von städtischem Inventar, ja sogar zur Verschönerung der Feier beigetragen. Wenn die Stadtverwaltung in einem monarchischen Staat, noch dazu der Magistrat einer k. Haupt- und Residenzstadt, den Sozialdemokraten sogar die Rednertribünen liefere, von denen herab dann die Umsturzideen den Massen gepredigt werden, und durch Ablassung von Flaggen in den Reichs-, Landes- und städtischen Farben (NB. weiß-blau sind auch die Farben des wittelsbachischen Herrscherhauses!) die Veranstaltung zu schmücken mithelfe, dann könne man allerdings mit der „Augsburger Abendzeitung“ sagen: höher geht's fast nimmer. Er richte an die Sozialdemokraten die Frage, was sie im umgekehrten Falle wohl tun würden, angenommen, der sozialdemokratische Staat wäre bereits aufgerichtet, und die Anhänger der früheren Staatsordnung würden nun ihrerseits nach dem einstigen sozialdemokratischen Muster eine derartige Demonstrations-Massenversammlung als „Todfeinde des bestehenden Staates“ aufbieten und in gleicher Weise die Unterstützung städtischer Verwaltungsstellen und die Beurlaubung gemeindlicher Bediensteter hierfür verlangen: wohl mit Hohngelächter würde solches Ansinnen von ihnen zurückgewiesen werden. So naheliegende Erwägungen habe man „jenseits“ merkwürdigerweise nicht angestellt. Er könne deshalb dem Magistrat den Vorwurf nicht ersparen, daß er in der Sache einen höchst peinlichen Fehlgriff gemacht habe, daß er den Aufgaben einer städtischen Verwaltung im monarchischen Bayern in auffälliger Weise zuwidergehandelt und durch sein Verhalten Befremden und Verwirrung in weite Kreise der Bürgerschaft getragen habe. Allerdings pfiffen in München bereits die Spatzen von den Dächern, daß das Stirnrunzeln des einen oderen anderen roten Machthabers im Magistrat schon genüge, um bei manchen magistratischen Stellen bedeutenden Eindruck zu machen. Damit sei man in der Bürgerschaft, deren übergroße Mehrzahl denn doch auf staatserhaltendem Boden stehe, ganz und gar nicht einverstanden. Die Forderung der Interpellanten gehe dahin, daß die Würde der Münchener Stadtverwaltung in künftigen Fällen besser gewahrt werde, daß man klar erkenne, um welche grundlegenden Fragen der Staats- und Gesellschaftsordnung es sich in derartigen Fällen handle. Er, Redner, richte deshalb an alle Mitglieder der staatserhaltenden Parteien im Saale die Bitte, zu einer einmütigen Kundgebung sich zu vereinen und die Interpellation dem Magistrat — trotz dessen bereits erfolgter Stellungnahme — zur Kenntnis hinüberzugeben.

An die mit voller Ruhe und Sachlichkeit, aber mit nachdrücklicher Bestimmtheit gemachten Ausführungen des GB. Rumpf schloß sich eine sehr lebhafte Diskussion an. Den Sozialdemokraten schien die Sache tüchtig auf die Nerven zu gehen; ihre Redner gefielen sich teilweise in leidenschaftlichen Ausfällen, insbesondere auf das Zentrum. In seinem Schlußworte bemerkte GB. Rumpf noch, wenn die „Münchener Post“ nach der Beratung der Angelegenheit im Magistrat von einer „Riesenblamage des Zentrums“ gesprochen habe, so könne er heute sagen: Blamierte gebe es bei dieser Sache wohl, die säßen aber nicht in diesem, sondern im jenseitigen (magistratischen) Saal; und wenn die Herren dort etwa nach „Genossen“ im Leid sich umsehen wollten, so könnten sie sich an die Redaktion der „Münchener Post“ halten, die durch

ihre behagliche Zufriedenheits-Kundgebung gegenüber dem Magistrat gerade das Augenmerk der Oeffentlichkeit auf die ganze Angelegenheit gelenkt habe. Das Ergebnis der interessanten Beratung war seitens der Vertreter der bürgerlichen Parteien die einhellige Annahme des Antrags auf Hinübergabe der Interpellation zur Kenntnisnahme gegen die Stimmen der Sozialdemokraten, welche Uebergang zur Tagesordnung (wie im Magistrat der II. Bürgermeister) beantragt hatten.

Der Vorgang im Münchener Gemeindekollegium ist von nicht zu unterschätzender Bedeutsamkeit. Er zeigt in erfreulicher Weise, daß die bürgerlichen Parteien nur zu wollen brauchen, und sie bleiben dem roten Ansturm gegenüber unbedingt die Herren der Situation. Aber eines ist dazu notwendig, wie Gemeindebevollmächtigter Rumpf richtig ausführte: Klarheit des Erkennens und Kraft des Willens und Handelns, und nicht Laxheit und Verschwommenheit und saftlose Schwäche. Man wird gespannt sein dürfen, was der Stadtmagistrat München, dessen Direktorium — worauf ein Blatt mit Recht hinwies — am k. Hof ein- und ausgeht und bei jeder Gelegenheit der bereitwillige Dolmetsch der Gefühle der Loyalität und unverbrüchlichen Anhänglichkeit der Bürgerschaft ist, jetzt tun wird. Er befindet sich in keiner beneidenswerten Situation. Die staatserhaltenden Parteien im Münchener Gemeindekollegium aber dürfen den Tag sich als einen guten buchen. Inzwischen ist auch aus der württembergischen Haupt- und Residenzstadt Stuttgart die erfreuliche Kunde gekommen, daß auch dort die sozialdemokratischen Bäume nicht in den Himmel i. e. zum Bürgermeisterstuhl herauf gewachsen sind. Durch ein Zusammengehen der bürgerlichen Parteien wurde die von der sozialdemokratischen Presse bereits auf dem Konto der stolzesten Siege gebuchte Wahl eines Sozialdemokraten zum Oberbürgermeister der württembergischen Residenz verhindert. (Vergleiche S. 335 unter Weltrundschau.)

Bühnen- und Musikrundschau.

Ernst von Possart feierte den 70. Geburtstag. Der Künstler ist eben von seiner ruhmvollen Amerikafahrt zurückgekehrt, hat wieder als Rezitator in München und anderen Städten hingerissen durch die geistvolle Interpretation klassischer Dichtung und die eminente, heute beispiellose Kultur seiner Sprache und hat vor einer Woche in Weimar über die zeitgenössische Entwicklung des Schauspielertums Worte gesprochen, die noch lange in den Diskussionen derer nachklingen werden, denen die Schaubühne noch als Kulturfaktor gilt. So steht der Siebzigjährige in voller Wirksamkeit unter uns. Die größten Taten seiner Bühnenleitung, die stilreinen Mozartaufführungen im Kgl. Residenztheater und die Schaffung des Prinzregententheaters, des „zweiten Bayreuth", haben in der pietätvollen Pflege seiner Nachfolger an Anziehungskraft und Vorbildlichkeit nichts eingebüßt. Im Herbste, wenn Possart das halbe Jahrhundert seiner Bühnenlaufbahn vollendet, werden wir den neuen Ehrendoktor der Münchener philosophischen Fakultät wieder einige Male auf den Brettern sehen. Man ergreife die Gelegenheit doch nicht zu selten. Allerdings, es gibt eine Bestimmung, nach der wegen der Geheimratswürde Possart nur bei „festlichen Anlässen" auftreten dürfe. Nun hat schon Amerika diese Bestimmung des grünen Tisches abgeschwächt, und übrigens soll ja jede Vorstellung nach Richard Wagners idealer Forderung ein „Fest" sein.

Zu Martin Greifs Gedächtnis bot das **Hoftheater** des Dichters vaterländisches Schauspiel: „Prinz Eugen". Das Werk, dem wir vor zwei Jahren bei der Neueinstudierung zum siebzigsten Geburtstag Greifs eine ausführlichere Besprechung widmeten, wirkte auch diesmal besonders in den ersten vier Akten stark und die glänzende Besetzung der Titelrolle durch Steinrück, sowie Lützenkirchens Kaiser Karl VI. waren die besten Mithelfer zu dem schönen Erfolge. Voraus ging ein „szenischer Prolog" von Mich. Georg Conrad. Die wortschöne Totenklage, in der Verse Martin Greifs stimmungskräftig verwoben, legt in die Gestalten doch manche Empfindung, die aus Bauernmund nicht recht natürlich klingt. Das müßte bei Conrad, dem einstigen Vorkämpfer des Naturalismus wunder nehmen, wüßte man nicht, daß durch alle Kämpfe dieses streitbaren Mannes ein bei allem Radikalismus der Form romantisches Verehrungsbedürfnis durchklingt, ein Subjektivismus, der oft für „Persönlichkeiten" heterogenster Weltanschauung in die Schranke trat.

In der Tonhalle führte Miß Betteley die Ergebnisse ihrer rhythmischen Turn- und Tanzkurse mit schönem Erfolge einer breiteren Oeffentlichkeit vor. Neben den Mädchen von 4—10 Jahren wirkten einige Knaben mit, die älteren Schülerinnen gehören zumeist den hiesigen Instituten Kerschensteiner, Sickenberger und Savaëte an. Die Uebungen, welche sich von den überspannenden Forderungen der Duncanschule frei halten, dienen in gleicher Weise der Gesundheit und Schönheit und zeigen erfreuliche Resultate.

Verschiedenes aus aller Welt. Der Komponist Gustav Mahler ist an einem inneren Leiden schwer erkrankt von Paris nach einem Wiener Sanatorium überführt worden. Die Nachrichten vom Krankenlager des bedeutenden Mannes lauten wenig hoffnungerweckend. — In Leipzig hatte die Uraufführung von Bogumil Zeplers komischer Oper: „Monsieur Bonaparte" künstlerischen Erfolg. Es sind nach den Berichten Wirkungen intimerer Art, die der Komponist erstrebt und in den meisten Fällen auch erreicht. Die Instrumentation verrät einen stark ausgeprägten Sinn für subtile Nüancen und aparte Koloristik, doch müßten die Farben leuchtender sein. Das 1798 in Aegypten spielende Textbuch von dem inzwischen verstorbenen Hans Hochfeld und H. Brennert wird günstig beurteilt. — Das Ensemble des Düsseldorfer Schauspielhauses veranstaltet Festspiele in Stuttgart. Den Beginn macht die Antigone des Sophokles in einer Dekoration, deren neuartigem Würfelsystem monumentale Wirkung nachgerühmt wird. — In Bozen dirigierte jüngst an drei Tagen mit vollem Erfolge Pater Hartmann von An der Lan-Hochbrunn sein Oratorium: Die sieben Worte Christi. — Das Mozart-Konservatorium in Berlin, das elf Filialen unterhielt, wurde durch die Behörden geschlossen, da dem Direktor die Befähigung mangle. — Die Maifestspiele in Wiesbaden brachten in Anwesenheit des Kaisers glanzvolle Aufführungen der „weißen Dame" und der „Stummen von Portici". — Zum Intendanten der coburg-gothaischen Hofbühnen wurde Oberleutnant von Faßmann-Holtzendorff, ein Schüler des Berliner Generalintendanten, ernannt. — In Bremen wird eine zweite Bühne errichtet, welche die Operette und das leichte Lustspiel pflegen soll. Der Antrag eines Senators, der für dieses Theater niederer Gattung staatliche Subvention verlangt, begegnet heftigem Widerspruch. — In Berlin hatte „Eine Million", Burleske von Berr und Guillemaud, geringen Erfolg. Die Vorstellung zerfiel in einen dramatischen und einen kinematographischen Teil. Die Kritik befürchtet mit Recht eine weitere Verflachung der Bühnenkunst, wenn diese Mischung Schule machen sollte. — Zwei Einakter „Flieder" und „Chrysanthème" von Hans Ludwig Rosegger, dem jüngeren Sohn des Dichters, gefielen in Graz. Das zweite Stück behandelt die letzte Nacht der Marquise d'Arroir mit Danton in der Conciergerie und zeigt durch die packende Malerei der wechselnden Stimmungen ansehnliches Talent. Auch in der französischen Revolution spielt M. Brückens Drama: „Ein Spiel", das an der gleichen Bühne erfolgreich gegeben wurde. — „Maler Rainer", eine am tschechischen Nationaltheater in Prag uraufgeführte Oper von Karl Maschek, erwies sich als ein eklektisches Werk von angenehmem Eindruck. Das nach einem alten Lustspiel gearbeitete Libretto behandelt eine Liebesepisode Rainers, des berühmten Prager Malers aus dem 18. Jahrhundert. — „L'amore dei tre re" von Benelli überragt nach Berichten alle italienischen Werke, die im letzten Jahre in Mailand das Licht der Rampe erblickt haben, um Hauptes länge. Es ist ein Trauerspiel der sündigen Liebe, in welchem der Konflikt zwischen heidnischer und christlicher Weltanschauung als mächtiger Unterton nachhallt.

München. L. G. Oberlaender.

* * *

Zu der äußeren Aufmachung des „Rosenkavalier" wird der „Allgemeinen Rundschau" aus Frankfurt a. M. geschrieben: Die Bemerkungen Otto von Erlbachs in Nr. 19. vom 13. Mai (S. 318) über erotisch-schwüle Inszenierung des ersten Aktes, wie sie am Münchener und auch am Dresdener Hoftheater beliebt wird, haben auch in den Kreisen Frankfurter Kunstfreunde Beachtung gefunden. Hier urteilt man über die mit so großen Kosten und so bombastischer Reklame auf die weltbedeutenden Bretter gestellte jüngste Sensation Richard Straußens weit kühler als vielfach anderwärts. Der „Rosenkavalier" findet nur mehr halbleere Häuser. Das künstlich hinaufgelobte Werk wird hier wenig goutiert. Die erste Szene aber ist an der Frankfurter Oper so arrangiert, daß die Marschallin nicht im Bett die stürmischen Liebkosungen ihres jugendlichen Galans entgegennimmt, wie an den Hofbühnen in München und in Dresden. Das Bett steht seitwärts in einem Alkoven, und die Marschallin sitzt auf einem Sessel, während der Galan auf der Lehne dieses Möbels kauert. Auch da wirkt die Küsserei widerlich, aber es ist doch das Charakteristische des „lever" (nach dem Aufstehen) gewahrt, das auch den folgenden Empfängen den Stempel aufdrückt.

Frankfurt a. M. A. Foller.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Unsicherheit an allen Börsenplätzen ist akut geblieben. An den deutschen Effektenmärkten wird die seit geraumer Zeit vorhandene Uebermüdung der Interessenten auch für die nächste Zeit kaum eine Tendenzänderung hervorrufen. Es hat dabei allen Anschein, dass trotz der seither vorgenommenen grösseren Realisationen am Kassaindustrieaktienmarkt sich noch erhebliche Posten von Effektenengagements in weniger potenten Händen befinden. Bei der zurzeit bei den Berliner Grossbanken bestehenden Realisationslust ist es wahrscheinlich, dass bis zum Monatsultimo manche Effektenposition wider Willen zur Lösung kommen wird. Ausser diesen mehr börsentechnischen Momenten bewirken auch verschiedene Meldungen aus den Industriebezirken des Inlands und besonders auch Amerikas die nunmehr allgemein geübte Reserve. Vom rheinisch-westfälischen Eisenmarkte kamen weniger befriedigende Nachrichten. Vor allem ist die durch das Frühjahrsgeschäft erwartete Besserung in den Verkaufspreisen ausgeblieben. Auch die Höhe des Absatzes hat etwas enttäuscht; man hat sogar bei grösseren Aufträgen zum Teil Preiskonzessionen gemacht.

Der Monatsausweis des amerikanischen Stahltrusts hat stark verstimmt. Es wäre sehr bedauerlich, wenn sich diese Unsicherheit im industriellen Amerika auch bei uns schärfer bemerkbar machen sollte. Immerhin waren diese Vorkommnisse mit Ursache einer langsamen, aber steten Abflauung der deutschen Börsen. Die durchaus gesunde Entwicklung in einzelnen Branchen unserer weitverzweigten Industrie und die machtvolle Entfaltung einzelner deutschen Industriesparten — z. B. der Maschinen- und Transportmittelfabrikation, der chemischen und elektrischen Branche — werden jedoch nach wie vor den Werdegang und die Machtfülle des deutschen Handels nicht beeinträchtigen. Die Meinung aller Interessenten und auch der Fachpresse ist einmütig, dass unsere gesunde deutsche Industrie ruhig den Auslandsreaktionen entgegensehen kann. Die Verhältnisse am internationalen Geldmarkt sind dabei ohnehin gebesserte. Es hat den Anschein, als ob die seit Monatsbeginn beobachtete Erleichterung des offenen Marktes und auch speziell der Reichsbank weiterhin kräftige Fortschritte mache. Der Privatsatz in Berlin ist mit $2^3/_4$ % normal und zeugt von einer genügenden Geldflüssigkeit der Börsen. Nur dass unsere Geldfülle auf die bei uns plazierten grossen Auslandsgelder, neuerdings aus Amerika, zurückzuführen ist, erregt ernstere Bedenken. Bei der bekannten Unsicherheit des Neuyorker Effektenmarktes und der amerikanischen Industrielage darf man auf unliebsame Ueberraschungen gefasst sein. Diese Auslandsgelder werden auch über kurz oder lang den deutschen Finanziers entzogen werden. In London sind die Geldmarktverhältnisse klarer. Die grossen Erwerbungen von Barrengold und der flüssige Geldmarkt berechtigen zu einer baldigen englischen Diskontermässigung.

Die hohe Politik, insbesondere die stets unklare Situation der Marokko-Angelegenheit, dann auch die Ereignisse in Mexiko und die Spannung zwischen China und Russland müssen bei der Geldmarkt-Entwicklung als Hauptmomente geltend bleiben. Besonders die russischen und zum Teil auch österreichische Werte verflauten erheblich. Neben Montanaktien hatten speziell elektrische Werte und auch Bankaktien hierunter gelitten. Auch Anlagewerte tendierten nach unten, dagegen konnten bessere deutsche Kolonialaktien erheblich im Kurse anziehen.

M. Weber.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Lenz. Gedichte von Adolf Trampe. Geb. M 2.50. (Warendorf, J. Schnell.)

Schneeglöckchen. Gedichte von Katharina Halbe. 126 S. 8°. M 2.25. (Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung.)

Die Anmaßungen der Frauenbewegung. Von Karl Ert. M 2.—. (Halle a. S., Karl Marhold.)

König Ludwig und sein Schützling. Von Hedwig Brand. Erinnerungsblätter zur 25jährigen Wiederkehr des Todestages König Ludwigs II. von Bayern. M 1.50. (Dresden, Rich. Herm. Dietrich.)

Kaysers Physik des Meeres. Von Dr. Karl Forch. M 6.40. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.)

210 **Ausflüge von München** auf einen halben Tag bis zu drei Tagen. M 1.—. (München, J. Lindauer.)

Das große Gastmahl. Ein Lehr- und Andachtsbuch von Dr. Ferdinand Rüegg, Bischof von St. Gallen. 560 S. Geb. M 1.80 und höher. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

An heiligen Quellen. Beicht- und Kommunionbuch von Jakob Scherer. 744 S. Geb. M 2.20 und höher. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Bei der Mutter. Lesungen für alle Tage des Monats Mai von Pfarrer Paul Joseph Widmer. 176 S. 8°. Geb. M 2.60. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Mein Morgenlied. Gedichte von Franz Wetzel. M 3.—. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.)

Hehre Frauengestalten aus allen Jahrhunderten der Kirche. Ausgewählt von J. Hellinghaus. (Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung.)

Wandern, Spiel und Sport. Ein praktisches Handbuch für jedermann. Kl. 8°. (290), mit vielen Abbildungen. Geb. 75 Pf. und zu Partiepreisen. (M.Gladbach, Volksvereinsverlag.)

Wer will unter die Soldaten. (Bunte Hefte f. d. männl. Jugend, Nr. 10/11.) 20 Pf. (Kevelaer, Butzon & Bercker.)

Vierzig Jahre Zentrum. Der Reichsausschuß der Zentrumspartei. Das Zentrumsprogramm. Erläutert durch Freiherrn v. Hertling, Dr. Porsch, Dr. v. Orterer, Dr. Schädler, Freiherrn v. Landsberg, Dr. C. Bachem. 40 Pf. und Partiepreise. (Berlin C 2, Germania, A.-G.)

Die religiöse Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen im Königreich Sachsen. Von Dr. Albrecht Grafen v. Montgelas. M 1 50. (Leipzig, Röder & Schunke.)

Die Herstellung von staubfreien Straßen nach dem Kiton-Verfahren. Von Dr. F. Raschig, Ludwigshafen a. Rh.

Kolonialpraxis. Handbuch für Kaufleute, Industrielle, Banken, Behörden und Kapitalisten. Herausgegeben von W. Mertens & Co., G. m. b. H. Geb. M 10.—. (Wilhelm Süßerott, Berlin.)

Das alte und neue Münster in Zwiefalten. Von Pfarrer Bernardus Schurr. M 2.50. (Rottenburg a. N., Wilh. Bader.)

Die moderne Weltanschauung. Von Karl Becker. (Berlin SW. 68, Hugo Steinitz.)

Industrieschlesien, das Land einer Zukunft. Deutsche Kulturworte von Fred Brzoski. M 1.50. (Glogau, Verlag Reilmann.)

Der Mann von Fünfundvierzig. Bekenntnisse an einen Jugendfreund. Von H. O. Mosum. Geh. M 2.—. Geb. M 3.—. (Georg Wigand, Leipzig.)

Unsere Weltinsel. Ihr Werden und Vergehen von Dr. Riem, Astronom. 2. Aufl. M 1.50. (Naturwissenschaftlicher Verlag, Abt. des Keplerbundes, Godesberg-Bonn.)

Die Haupt- und Residenz-Statt München vom XV. bis XX. Jahrhundert. Im Anschluß daran: Münchens Umgebung und das bayerische Hochland. Lagerkatalog VII. (München, J. J. Lentnersche Buchhandlung.)

Bericht über die Tätigkeit des Schweizer. kath. Volksvereins. 3. Jahrbuch. Von Dr. A. Hättenschwiller. M 3.—. (Stans, Matt & Cie.)

Anleitung zur würdigen Feier der sechs Aloysianischen Sonntage. Von Kaplan L. von Schütz. 96 S. 16°. Brosch. 20 Pf.; bei 30 und mehr Exemplaren à 16 Pfg. (Benziger, Köln.)

„**Herders Deutsche Klassiker**“ haben eine sehr glückliche Idee durchgeführt, indem sie einerseits die Werke in gebundener Sprache: Dramen, Epen, Lyrik- von neunzig unserer ersten Dichter und anderseits deren Prosadichtungen in zwei sich gegenseitig ergänzenden und doch selbständigen Sammlungen vorlegen. So entstand eine ungemein handliche und den praktischen Lesebedürfnissen entgegenkommende Doppelbibliothek, worin jeder nach Neigung, Stimmung und Geschmack das Seine finden kann. Wir verweisen für diese bestens zu empfehlenden Herderschen Klassiker auf den dieser Nummer beigegebenen Prospekt.

Bekanntmachung.

Die Aufnahme von Zöglingen in das K. Erziehungsinstitut **Albertinum**, (früher Erziehungsinstitut für Studierende) in München betreffend wird folgendes bekannt gegeben:

Die Jahrespension, welche in drei Raten zu Anfang eines jeden Trimesters **pränumerando** zu entrichten ist, beläuft sich auf 600 M, wozu noch Möbel- und Servicegelder kommen im Betrage von 30 M für neu eintretende und 25 M für die übrigen Zöglinge. Gesuche um Aufnahme gegen Bezahlung der vollen Pension sind bis 1. Juli beim unterfertigten k. Direktorate einzureichen und müssen mit Geburts-, Tauf- und Impfschein, sowie mit Gesundheits-, Schul- oder bezw. allen bisherigen Studienzeugnissen des Bewerbers belegt sein. — Gesuche um eine Freistelle, wobei anzugeben ist, ob ein ganzer oder event. auch teilweiser Freiplatz erbeten wird, sind an Seine Königliche Hoheit den Prinz-Regenten zu stilisieren, ausser den eben erwähnten Attesten noch mit einem legal gefertigten Vermögenzeugnisse zu belegen und ebenfalls bis 1. Juli an das K. Direktorat einzusenden. Auf eine Freistelle können nur solche Schüler reflektieren, welche wenigstens ein Jahr lang eine öffentliche Studienanstalt mit gutem Erfolg besucht haben.

Das Zeugnis für das laufende Schuljahr ist von jedem Bewerber bis längstens 16. Juli nachzuliefern.

Prospekte stehen auf Wunsch jederzeit zur Verfügung.

München, den 13. Mai 1911.

Direktorat des K. Erziehungs-Instituts Albertinum.

Griessmayr.

Concordia Cölnische Lebensversicherungs-Gesellschaft.

Gewinn- und Verlustrechnung für das Geschäftsjahr 1910.

Einnahme.	M	Pf
Prämienreserven und Ueberträge aus dem Vorjahre	106'747,481	30
Schadenreserve aus dem Vorjahre	91,811	49
Gewinnreserven der Versicherten aus dem Vorjahre	9'018,573	18
Besondere Reserven aus dem Vorjahre	5'194,693	88
Prämieneinnahme	14'122,245	39
Einnahme an Zinsen, Mieten und dergl. mehr	5'775,618	38
	140'950,423	62

Ausgabe	M	Pf
Schäden	8'051,646	51
Rückkäufe	713,712	10
Gezahlte Dividenden an die Versicherten	1'786,129	04
Rückversicherungsprämien	301,506	28
Steuern, Verwaltungskosten und Provisionen	2'119,410	64
Prämienreserven und Ueberträge	111,527,082	46
Gewinnreserven der Versicherten	7,490,505	77
Besondere Reserven	5'249,978	47
Sonstige Ausgaben	299,640	79
Gewinn	3'410,811	56
	140'950,423	62

Bilanz für das Geschäftsjahr 1910.

Aktiva.	M	Pf
Einlageverpflichtungen der Aktionäre	24'000,000	—
Grundbesitz	2'302,450	—
Hypotheken und Darlehen an Stadtgemeinden	111'671,284	78
Mündelsichere Wertpapiere	5.161,023	25
Darlehen auf Policen	10'027,895	40
Guthaben bei Bankhäusern, Versicherungsgesellschaften, Generalagenten und Agenten	2'322,044	32
Gestundete Prämienraten	2'878,709	86
Stückzinsen	1'392,890	79
Rückständige Zinsen	6,635	60
Barer Kassenbestand	100,208	83
Sonstige Aktiva	49,292	47
	159,912,435	30

Passiva.	M	Pf
Aktienkapital	30'000,000	—
Prämienreserven und Ueberträge	111'527,082	46
Schadenreserve	221,248	88
Gewinnreserven der Versicherten	7'490,505	77
Besondere Reserven	5'249,978	47
Guthaben der Sparkasse der Gesellschaft	1'651,006	93
Sonstige Passiva	361,801	28
Gewinn	3'410,811	56
	159,912,435	30

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.

Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 21. München, 27. Mai 1911. VIII. Jahrgang.

Die Tragikomödie der „öffentlichen Meinung".

Von Dr. Joseph Eberle, Friedrichshafen-Ailingen.

Das ewige Reden von Fortschritt und Vergeistigung hat einen falschen Wahn in der Neuzeit erzeugt und zur Mißachtung von Tatsachen und Gefahren geführt, die aus Materie und Sinnlichkeit, überhaupt aus irdischer Beschränkung fließen. An Stelle der tragischen Auffassung des Christentums mit seiner Lehre von Erbsünde und Erlösungsnotwendigkeit trat seichter Pelagianismus, welcher von reiner Güte und Stärke träumend wie weiland der Pharisäer sich vorn im Tempel aufstellt, seine Tugenden aufzählt und spricht: Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die andern ... und welcher dabei bereits der Verderbnis verfallen ist. Hunderte von Schlagwörtern des Liberalismus sind von diesem Pelagianismus inspiriert: Autonomie, schlechthin freies Wort, freier Glaube, freie Wissenschaft, freie Lebensgestaltung und dergleichen mehr. Und siehe, während man sich an der eigenen Spiritualität berauscht, stürmt Materialismus und Mammonismus Posten um Posten im privaten wie im öffentlichen Leben. Der Großkaufmann ist Triumphator, der geistig Arbeitende zu seinem Knecht degradiert. Für Helden gelten weniger große Denker, Propheten und Selbstbezwinger, als Börsenmagnaten, interessante Verbrecher, Weltmeister im Rudern, Boxen oder Flugsport.

In dieser ob ihrer Geistigkeit sich rühmenden Zeit ist z. B. das Gesellschaftsleben fast völlig eingestellt auf das Exterieur. Tonangebend wird mehr und mehr jenes Menschentum, das geistig den Horizont von Provinzmädchen höchstens um Raffiniertheiten übertrifft, dafür aber auf Gummirädern fahren, in Theaterlogen sitzen — sich seidene Strümpfe und echte Perlen gestatten kann.... In diesen geistigen Kreisen genügt es Uniform zu tragen, um Objekt des Schwärmens zu werden, und der Freier erringt Siege nicht etwa mit überlegener Intellektualität oder Schlachtenruhm, wie weiland die Freier von Brunhilde und Kriemhilde im Nibelungenlied, sondern mit Mephistowitzen, Don Juan-Allüren und — Banknoten.

Dieses vergeistigte Zeitalter blickt mitleidig zurück auf jene Epochen, da man mit Schwert und Purpur operierte, um Ideen Ohr und Herz der Menschen zu gewinnen, — und steckt selbst so tief in Materie und Sinnlichkeit, daß es weithin nicht fähig ist, rein geistige Werte zu fassen und zu schätzen.

So floß es mir vor Monaten einmal als Resultat einer Reihe von Beobachtungen und Studien in die Feder. Ich erinnere mich in etwa wieder daran, da ich, über den Vorarbeiten zu einem Buch „Kultur und Presse", allerlei interessantes Material durchstöbere, Material, das einem jetzt Tränen in die Augen treibt und dann wieder Flüche auf die Lippen lockt, — auf alle Fälle aber dartut, daß auch die sogenannte „öffentliche Meinung", wie sie von der herrschenden Großpresse Tag für Tag inszeniert wird, nichts ist als eine einzige große Tragikomödie, — brutaler Materialismus in der Maske des idealgesinnten Aufklärers.

Die einschlägige Literatur bezeugt den Charakter der herrschenden Presse — ausgenommen streng christliche und etliche Parteiorgane — als lediglich geschäftlichen, von Geldinteressen bestimmten. So schreibt Dr. H. Diez („Das Zeitungswesen", Leipzig, B. Teubner 1910, S. 101 f.): „Während früher die Zeitung Trägerin bestimmter geistiger Tendenzen, politischer Ideen war, — hat sie sich jetzt im allgemeinen in ein rein geschäftliches Unternehmen, wie während des Anfangsstadiums, zurückverwandelt, und nur die Blätter der politischen Parteien repräsentieren noch die frühere Art, bei der der Inhalt der Zeitung Selbstzweck war."

Theodor Barth meinte einmal (in der „Nation" — zitiert bei Dr. Brunhuber: „Das deutsche Zeitungswesen", 1908, S. Göschen, S. 30 f.): „Für die moderne Presse tritt der Gedanke der geistigen Beeinflussung des Publikums zurück hinter der Frage: „Wie kann aus dem Verkauf von gedrucktem Papier der größtmögliche Gewinn herausgeschlagen werden?" J. J. David hat die Worte („Die Zeitung" [S. „Die Gesellschaft", herausgegeben von Martin Buber] S. 13 f.): „Das Zeitungswesen ist heute ganz unbedingt und für immer in den Händen des Großkapitals. Für immer — denn ich sehe nicht die mindeste Möglichkeit, wie sich das ändern könnte." Und der Nationalökonom Schäffle konstatiert gelegentlich (zitiert bei Brunhuber a. a. O. S. 30 f.): „Eine Hauptursache der Presseverderbnis liegt nicht in politischen, sondern in volkswirtschaftlichen Fehlern der herrschenden sozialen Organisation. Die eigentlich einflußreiche, großstädtische Tagespresse ist größtenteils in die Hände des Spekulations-, sogar des Börsen- und Bankkapitals gelangt und in erster Linie Erwerbsmittel geworden."

Wie das kam? Und wie es gemacht wird?

Der riesenhaft gesteigerte technische Betrieb des modernen, groß und reichhaltig angelegten Journals mit seinen Anforderungen übersteigt zumeist die finanzielle Kraft eines einzelnen, oder setzt sie doch einem allzugroßen Risiko aus. So wird die Zeitung von selbst zum Werk und Instrument von Interessengruppen und Gesellschaften. Die Weiterentwicklung zu Trusts ist dann nur mehr eine Frage der Zeit, übrigens auch in Deutschland bereits eingeleitet. Diese Gesellschaften wollen Vertretung ihrer Interessen, vor allem aber einen dem Wagnis des Unternehmens entsprechenden Gewinn. Aus den Erträgnissen des im Interesse der Verbreitung verhältnismäßig niedrig angesetzten Preises für das Abonnement ist aber der Profit nicht zu erwarten. Im Gegenteil. Dieselben ergeben nach Berechnungen, wie sie etwa von den „Münchner Neuesten Nachrichten" oder der „Neuen Freien Presse" (Wien) gelegentlich angestellt und anderweitig bestätigt wurden, durchschnittlich nur ein Drittel bis vier Fünftel des Gesamtaufwandes für den redaktionellen und technischen Betrieb der Zeitung. Zur Deckung der Unkosten wie zur Herstellung des Gewinns muß vielmehr der Inseratenteil dienen. So gewinnt das Inseratenwesen mehr und mehr an Bedeutung — ja es wird, je mehr in ihm eine Geldgrube entdeckt wird, zur Hauptsache, während der einstige Hauptteil zur Nebensache herabgewürdigt wird. Jetzt hat die Zeitung bald nur mehr ein mittelbares Interesse an der Erweiterung des Leserkreises, „sofern und soweit die gesteigerte Publizität höhere Einnahmen aus dem Inseratenwesen zur Folge haben kann". Der Ausbau des redaktionellen Teils zum bloßen Lockmittel fürs Publikum ist eo ipso nahegelegt, und von der Gewinnsucht, — die ein neues Erwerbsmittel entdeckt, Konkurrenzunternehmungen hervorgerufen hat und von diesen selbst wieder gedrängt wird —, früh vollzogen.

Und was und wie wird nun jenes Lockmittel fürs Publikum sein? Antwort: Es wird sein Allseitigkeit bis zur schlimmsten Charakterlosigkeit, Hofieren aller guten und bösen Masseninstinkte, Kult von Klatsch und Skandal, Kitzeln verwöhnter Nerven mit allen möglichen Reizmitteln. Wie ein Wissender gesagt: „es gilt,

den Geschmack des großen Haufens zu erraten, ihm blind zu dienen, womöglich ihn noch niederzudrücken, weil mengelieren leichter und bequemer als scheiden, verwirren bequemer als aufhellen." „Den Luxus einer wirklichen Ueberzeugung dürfen sich nur sehr reiche und in ihrer Kaste vollkommen fundierte Unternehmungen gestatten. Sonst heißt es lavieren, den Wind spüren, wie er aufspringt und wohin er sich wenden will; den Mitfahrenden ihn mit künstlichen Manövern aus den Segeln nehmen, und zwar so, daß das Ganze anmutig und notwendig erscheint, bis man den ersehnten Strand erreicht hat, da man geborgen ist und nach Wünschen reichlich ernten und einheimsen kann." (J. J. David a. a. O. S. 11 bzw. 52 f.) Die Amerikaner sind mit dieser Praxis vorangegangen, und sie hatten Erfolg. Es folgten die Franzosen, Italiener und Engländer nach — wieder mit Erfolg. Oder ist es nicht höchst bezeichnend, daß zum Beispiel die englischen Sensationsblätter „Daily Mail" (gegründet 1896) und „Daily Expreß" (gegründet 1900) der Zeitungsmagnaten Harmsworth und Pearson je über eine Million Abonnenten haben, während es die hochernsten, technisch und redaktionell erstklassig betriebenen „Times" kaum zu einer Auflage von 50000 Exemplaren bringen können?

Unsere deutsche Groß- und Generalanzeigerpresse ist nun längst schon gelehrige Schülerin. Unendlich variations- und modulationsfähig bezüglich des Charakters, — und fast immer auf Sensation bedacht. Heute bietet sie vielleicht einen frommen Kirchenzettel, die ernste Bußpredigt eines Hofpastors, morgen aber wartet sie mit der dicksten Cochonnerie auf, von einem perversen Zyniker mit raffinierter Lust vorgetragen. Dann folgt wohl die intimste Analyse eines Verbrechens mit ärztlichen Gutachten. So geht es in unendlicher Abwechslung über das Feld des Ernsten und dann gleich wieder des Interessanten und Pikanten, — jetzt zynisch, dann sentimental, morgen wissenschaftlich und aristokratisch, übermorgen wieder dilettantisch und plebejermäßig.

Auf diese Weise wird die moderne Zeitung allen alles, auf daß sie allenthalben etliche Leser und vor allem Inserenten gewinne.

Aber hat diese Großpresse nicht einen Nachrichtenteil von wunderbarer Präzision, Reichhaltigkeit und Schnelligkeit der Mitteilung? Gewiß — hier wird mit Hilfe der modernen Verkehrsmittel Großes geleistet. Aber objektiv ist die Berichterstattung für gewöhnlich doch nur dort, wo es sich um rein Indifferentes handelt. Was immer aber einen Stich ins Politische hat oder mit Fragen der Weltanschauung zusammenhängt, wird gefärbt, gefälscht, verschwiegen oder aufgebauscht, wie es eben das Interesse der die Telegraphenbureaus beeinflussenden Regierungen oder der Wille der hinter den Redaktionen stehenden Preßunternehmer gebietet. Gerade im letzteren Fall bestimmt eben wieder die Rücksicht auf Publikum und Gewinnmöglichkeiten die Wahl, Auslese und den Ton der Mitteilungen. Wie Dr. Dietz von den sog. farblosen Blättern (a. a. O. S. 116) schreibt: „Was die Leser oder mächtige Gönner oder gar Inserenten verstimmen könnte, bleibt prinzipiell ausgeschlossen, und ist doch einmal eine solche Einseitigkeit durchgeschlüpft, so muß sie ganz gewiß in der nächsten Nummer ausgeglichen werden, indem man die „Frage" nun von der anderen Seite beleuchtet oder den Gegner von gestern selbst zum Wort kommen läßt."

In dieser Methode ist es begründet, daß plötzlich irgend ein obskurer Kaplan mit seinem Protest gegen das der Moderne unbequeme Rom zur Wochenberühmtheit wird, während das Standardwerk einer ersten Autorität gegen public opinion unbeachtet bleibt, daß das belanglose Delikt eines Gegners zum Weltskandal erhoben wird, während man den Riesenbankrott von Kameraden vertuscht, daß die anläßlich des Kaiserfestes vollzogene Dekoration eines Wein- oder Warenhauses, das nächstens seine ausgedehnte Inseratenbestellung erneuert, eingehendere Beschreibung findet als das Kaiserfest selber.

Und nun komme ich zu dem, was mich zum Schreiben des Aufsatzes letzlich veranlaßte — zu einigen Fragen, heute aktueller als je: Ist es nicht ein Zeichen krasser Ignoranz und Bildungslosigkeit, die herrschende Großpresse in geistigen Dingen, zumal in Weltanschauungsfragen, auch nur eine Stunde lang ernst zu nehmen? Eine Stunde lang Vertrauen zu schenken dem Organ, das dreimal in der Woche in Cochonnerien wühlt, viermal lügt, und immer nur aufs Gold bedacht ist? Und dann wieder plötzlich ins herbe Prophetengewand sich steckt, mit der Miene höchster Selbstlosigkeit letzte Winkel aufstöbert, um denen, die nach seiner Meinung in Finsternis und Dunkel tappen, das Licht der Wahrheit zu bringen? oder mit der Gebärde reinsten Idealismus ums Wahre, Schöne und Gute betet, und in Berserkerzorn aufwallt, wenn es irgendwo ein Gewissen etwa durch eine autoritative Macht bedroht wähnt? — Die Synthese von Kommerzienrat und Mephisto als Macher der öffentlichen Meinung, als Missionär, auch als Kirchenpolitiker und Kirchenreformer — wer lacht, nein, wer weint, wer flucht da nicht?

Aber es gilt noch mehr aufzuzeigen, noch weitere Tatsachen, Konsequenzen bloßzulegen. In der Zeit der Bekämpfung des Modernisteneides namentlich einen Punkt. Die herrschende Großpresse wurde in den letzten Zeiten des Tobens über das sacrificium intellectus der römischen Priester, ihre Gewissensnot und Seelenvergewaltigung nicht müde. (In Wirklichkeit handelte es sich für den katholischen Klerus darum, unter Verzicht auf Modemeinung und individuelle Willkür aufs neue feierlich den Grundgedanken uralten christlichen Glaubens sich anzugeloben.) — Wie steht es denn eigentlich mit den Priestern auf den Kanzeln der Großpresse, mit den Abgesandten und Sprechern unserer Preßmagnaten? Sind sie schlechthin respektiert, frei, erhaben über Gesetz und Dogma? Die Antwort ist nach obigen Ausführungen eigentlich klar. Aber sie soll doch ausführlicher gegeben werden. Ich begnüge mich für diesmal mit einigen Zitaten aus der Schrift eines Kenners, der die journalistische Karriere durchgemacht und im übrigen einer ziemlich unfrommen Philosophie huldigt. Der Jude J. J. David schreibt in seinem bereits erwähnten Buche folgendes (S. 46 ff, 18, 95):

„Das Geschäftsinteresse der Zeitung erfordert unbedingte Manneszucht der Untergebenen, — man will gar keine hervorstechenden Persönlichkeiten. Die ehedem Mitarbeiter genannt, also in mehrfachem Sinn als gleichberechtigt anerkannt wurden, als mindestens im Ideellen beteiligt am Erfolg des Unternehmers, denen man ein Selbstgefühl auf das gemeinsame Wort tolerierte, denen es anzuerziehen man sich sogar bemühte, wo es nicht von Haus aus vorhanden war, die werden fein sachte niedergedrückt auf die Stufe anderer Angestellter in anderen Betrieben, denen eine Meinung nur innerhalb des unmittelbaren Ressorts zusteht und auch da eben nur soweit, als sie nicht mit der Ansicht des Chefs und mit seinem weiteren Ueberblick über die Gesamtinteressen des Blattes in Widerstreit geraten kann. . . . . . . Der Regenten und Machthabern seine Ratschläge erteilt, der die Sitten bessert und alles Weltregiment, könnt' und dürft' er's nur nach seinem eigenen Kopf, sicher vortrefflich bestellen würde, — der muß sich wiederum über die Grenzen seiner Befugnisse klar genug sein, um den Mannesmut, seinen getreuen und unzertrennlichen Begleiter bis an die Stufen der stolzesten Throne, gelegentlich noch im Vorraum des Chefzimmers oder in der Brusttasche des Arbeitsrocks zu vergessen." —

„Der Zeitungsbetrieb, ehedem ein Organisches — nähert sich dem Mechanismus an. Hatte sich vordem eine bessere Kraft vernutzt, — so erwuchs die nicht immer leichte Frage nach geeignetem Ersatz, die Notwendigkeit ernster Ausschau, sorgfältiger Prüfung unter dem Nachwuchs. Das entfällt heute oder wird immer mehr eingeschränkt. Ein Rad einer Maschine muß eben ausgewechselt werden; die Kosten werden gebucht und die Sache ist erledigt. Das Alteisenkonto einerseits und das Erneuerungskonto anderseits sind um soundso viel gegenüber anderen Jahren gestiegen. Damit aber muß und kann man als ein vernünftiger Unternehmer zu jeder Zeit kalkulieren." — „Der moderne Journalismus züchtet und erzwingt eine große, eine immer aussichtslosere Selbstentäußerung von denen, die sich ihm hingegeben und verschrieben haben. Den größten Teil derer, die ihm dienen, hobelt er glatt und plan, und in der Zukunft wird aller Voraussicht nach ein immer steigender Prozentsatz sich in dieses Los ergeben müssen."

„Wer einmal den Goetheschen Satz: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit" recht begriffen hat, der muß auch verstehen, daß es gar keine größere Versündigung gibt noch geben kann, als die Knechtung und Entmannung von Persönlichkeiten von einer immerhin das Mittelmaß überragenden Begabung, wie sie der moderne Journalismus zur Voraussetzung hat und ständlich und immer wieder aus seinem eigensten Recht vollstreckt. Wie heißt der schöne Rechtssatz: „Dem Fügsamen geschieht kein Unrecht." Wie aber diese Gefügigkeit unter Umständen und immer öfter erzielt wird, dies steht auf einem anderen Blatt, das auch feucht, aber von geheimen Tränen manches Tüchtigen und das Gute Wollenden, und nicht von Druckerschwärze befleckt ist. Es werden da Opfer des

Verstandes gefordert und auch gebracht, wie sie die römische Kurie kaum zu heischen gewagt hat. Es sei nur eines sehr bekannten Zeitungseigentümers in Budapest gedacht, dem sein Unternehmen die höchsten Würden, die der ungarische Staat zu vergeben hat, eingetragen, der grundsätzlich nur verheiratete Männer anstellte. Aber nicht aus Humanität — sie sind gefügiger."

Unter anderm läßt sich also folgendermaßen folgern: Es wird gerade heute wieder mit Lutherzorn gegen das sacrificium intellectus römischer Priester gewettert. Von wem? Von Freien? Nein, zumeist von Dienstbotenseelen, die ganz und gar unter der Knute stehen. Man läßt zur Freude ungezogener Massen fortgesetzt zum Kampf gegen Priestertyrannis alarmieren. Wer? Erlauchte, ideale Geister? Nein, zumeist Geldherren, für die Redakteur und Publikum einfach Schallrohr, Stimmvieh, Beuteobjekt sind, für die das Journal einfach Geldquell sein soll wie irgend eine Kohlengrube oder Seidenspinnerei. Die also, wenn man zu ihnen von Kulturarbeit, Missionswerk spräche, höhnisch lachen müßten und gewisse bekannte Worte von Zolas Bordenave variieren. Dem Variétédirektor wurde von seinem Theater, von göttlichen Stimmen, von großartigen Darstellerinnen gesprochen. Er wehrte ab: Ach was — Weiberzirkus, Krähen, Klötze . . daß sie singen und spielen können, ist auch gar nicht die Hauptsache — sondern ein gewisses anderes, welches bewirkt, daß der ganze Saal lechzend die Zunge zum Halse herausstreckt, — und das mir das Portemonnaie füllt.

Wem geht es angesichts solcher Zustände nicht wie Hamlet, da er über Dänemark und seine Spitzbuben reflektierte?!

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Versicherungsreform und die elsaß-lothringische Verfassungsvorlage im Reichstag.

Nachdem das strittige Kapitel der Krankenkassenverwaltung erledigt war, schritt die zweite Beratung der Versicherungsordnung im flotten Trab und stellenweise im Galopp vor. Bis zum Ende der dritten Maiwoche waren bereits über 1500 von den 1700 Paragraphen erledigt. Die Sozialdemokratie hat andauernd auf Obstruktionsversuche verzichtet. Dieses verständige Verhalten hat es ermöglicht, einen allseitig befriedigenden Arbeitsplan für den Reichstag aufzustellen, so daß für die Erledigung der Versicherungsordnung und der elsaß-lothringischen Verfassungsvorlage die verkürzte Sommersession ausreicht und dann noch eine Herbsttagung von 6 bis 8 Wochen von dem Rest der Vorlagen möglichst viel in die Scheuern bringt. Im Herbst soll sich der Reichstag auch noch an dem Gesetz über die Versicherung der Privatbeamten versuchen, das jetzt im Bundesrat zur Einbringung bereitgestellt ist.

Die Skeptiker sagen, der Reichstag werde doch nicht alles aufarbeiten können, was ihm vorliege; es würden Scherben und Halbfabrikate liegen bleiben. Nun, Politik ist die Kunst des Möglichen; sie kann erfolgreich sein, ohne Vollendetes zu bieten. Es ist schon viel, ungeheuer viel erreicht, wenn derselbe Reichstag, der die große und immer mehr sich bewährende Finanzreform geschaffen hat, auch noch das ebenso große Werk der Versicherungsreform fertigstellt. Sollte daneben noch die schwierige reichsländische Verfassungsfrage eine brauchbare Erledigung finden, so kann „dieser" Reichstag sich ruhig „an seinen Früchten erkennen" lassen. Besonders gefällt uns die Herbsttagung. Es gibt keine bessere Einleitung für das Wahlgeschäft, als die positive Arbeit; die Gedanken der Wähler werden auf das Konkrete, Aktuelle, Praktische gerichtet, die agitatorischen Phrasen klingen hohler, und das Volk empfindet, daß es doch noch höhere und reellere Güter gibt.

Die Sozialdemokratie glaubt freilich noch Agitationsstoff genug zu behalten. Sie läßt schon jetzt in Parade alle die Anträge aufmarschieren, die von ihren Abgeordneten zu der Versicherungsordnung gestellt und von den Kompromißparteien oder von allen bürgerlichen Parteien abgelehnt worden sind. Es ist wirklich kein Kunststück, Amendements einzubringen, bei deren Anblick den Versicherungspflichtigen das Wasser im Munde zusammenläuft. Etwas anderes ist es aber, solche reizende Dinge durchzusetzen. Die bloßen Reichstagsbeschlüsse tun es nicht; die verbündeten Regierungen müssen zustimmen, sonst scheitert an einer übereilten Verbesserung das ganze Werk, und es bleibt beim alten, d. h. die Versicherten und ihre Angehörigen gehen der gesamten großen Wohltaten, die ihnen zugedacht und sicher zu erreichen sind, dann wieder verlustig. Das zeigte sich recht klar bei dem Versuche, die Altersgrenze von 70 auf 65 Jahre herunterzusetzen. Die Regierung sprach wegen der starken Mehrbelastung ein unbedingtes Unannehmbar aus. Wenn nun trotzdem die Reichstagsmehrheit aus gutem Herzen den 65 jährigen Arbeitern die Altersrente hätte schenken wollen, so würde erstens diese Altersgruppe den gewünschten Vorteil nicht erhalten haben, und zweitens hätten all die Millionen der Arbeiter und ihre Witwen und Waisen die Erhöhung ihrer Bezüge oder die neugeschaffene Rente nicht bekommen. Bei allen solchen umfassenden Reformen gilt das Wort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister." Nur auf dem Wege des Kompromisses, nur auf der mittleren Linie können sie zustande kommen. Da die Sozialdemokratie nicht auf Wohlfahrt und Zufriedenheit, sondern auf Unzufriedenheit und Umsturz hinarbeitet, so handelt sie in ihrer Art zielbewußt, wenn sie das Unmögliche fordert, ohne sich um den Verlust der möglichen Vorteile zu kümmern. Die anderen Parteien aber müssen sich an die weniger imposante Methode halten, zu nehmen, was sie kriegen können. Dabei müssen sie die üblichen Vorwürfe von „Feigheit, Umfall, Volksverrat" usw. in den Kauf nehmen. Die stereotype Drohung mit der schrecklichen „Abrechnung" seitens der „verratenen Wähler" hat glücklicherweise an ihrem Eindruck auf die positiven Parteien sehr verloren. Man sagt sich dort: Tue Recht und scheue niemand, am wenigsten die unverständigen Leute, die sich von den Phrasen der roten Agitatoren den Kopf verdrehen lassen. Eine wahre Volksvertretung muß es machen, wie der tüchtige Vater: er arbeitet und sorgt und schafft unterdessen für das Wohl seiner Kinder, aber er tanzt nicht nach der Pfeife der Schreihälse. —

Auch die Verständigung über die elsaß-lothringische Verfassung ist neuerdings wieder wahrscheinlich geworden. Die Freikonservativen und Nationalliberalen haben dem Sprachenparagraphen, der neulich sprengbombenartig wirkte, jetzt eine Fassung gegeben, welche die Erhaltung des status quo auf diesem Gebiete gewährt. Die Alterspluralstimmen, die vielfach als eine unzulässige Entstellung der Wahlrechtsgleichheit empfunden wurden, hat man fallen lassen. Für die Aufenthaltsbestimmungen, von denen die Ausübung des Wahlrechts abhängig ist, wurde eine Formulierung auf der mittleren Linie gefunden. In der wichtigen Frage der Wahlkreiseinteilung war bekanntlich die Regierung dem Zentrum, das den Anschluß an die alten Verwaltungsbezirke forderte, bereits entgegengekommen. So kam in der Kommission ein Kompromißwerk zustande mit einer Mehrheit von der Reichspartei bis zu den Sozialdemokraten einschließlich. Die Zustimmung der letzteren zeigt, daß die rote Fraktion sich auch mit „Halbheiten" abzufinden und Rücksicht auf das Unannehmbar der Regierung zu nehmen weiß, — wenn es ihr gerade in den Kram paßt. — Allerdings haben die Vertreter fast sämtlicher Parteien in der Kommission noch „Vorbehalte" für das Plenum gemacht, aber man zweifelt doch nicht an dem positiven Ausgang der Plenarverhandlungen, — wenn nur nicht vielleicht die Regierung im letzten Moment noch Aenderungen des Kompromisses verlangt. So fehlt z. B. noch die bestimmte Erklärung, daß die Regierung auf die Pluralstimmen verzichte. Doch ist die Zustimmung wahrscheinlich, da die Offiziösen das Kompromiß loben und hervorheben, es seien die besonders wichtigen Fragen (Stellung des Kaisers, Oberhaus, Budgetrecht) nach den Wünschen der Regierung erledigt worden. Das stimmt, und die Regierung wird sich nicht verhehlen, daß sie bei einem zweiten Anlauf in dieser Sache gewiß nicht besser fahren würde. Es wirkt offenbar sowohl bei den Abgeordneten, als auch bei den Ministern die Erkenntnis mit, daß die gegenwärtigen Zustände in Elsaß-Lothringen vollständig unhaltbar sind und also die Reform eine brennende Notwendigkeit ist.

Die Regierung „über den Parteien" und die Frage der Leichenverbrennung.

Nicht übel ist die Bemerkung eines konservativen Blattes: man könne jetzt eher von einem schwarz-rosa-roten Block, als von einem blauschwarzen sprechen. Das zielt auf die wirklich etwas bunte Mehrheit im Reichstag hin, welche für das elsaß-lothringische Kompromiß in Aussicht genommen ist. Dabei schalten sich die Konservativen aus, und die Sozialdemokraten scheinen sich einschalten zu wollen; die Regierung aber nimmt, was und wo sie es kriegen kann.

Will man das Farbenspiel fortsetzen, so kann man im preußischen Abgeordnetenhause zurzeit einen hellblaurosaroten Block entdecken. Das ist nämlich die Mehrheit aus den Liberalen, den Sozialdemokraten und einem Teil der Konservativen, welche die bedauerliche Regierungsvorlage wegen der Leichenverbrennung mit knapper Not durchgedrückt hat. Schade, daß die preußischen Konservativen bei der Abwehr einer neuheidnischen Leichenbehandlung nicht ebenso geschlossen auf dem Posten sind, wie bei der Abwehr eines volkstümlichen Wahlrechts. Das Gesetz, mit dem die Regierung dem schmollenden Liberalismus einen Versöhnungsfinger reicht, erlangte schließlich nur ganze 2 Stimmen Mehrheit. Wäre nur ein Konservativer weniger auf die Seite des Leichenofens gefallen, oder wären nur zwei Zentrumsleute mehr zur Stelle gewesen, so hätte der Verstoß gegen die christliche Sitte und die Gefühle des christlichen Volkes mit einem erbaulichen Fiasko geendet. Ob das Herrenhaus sich noch als Bollwerk des christlichen Friedhofs erweisen wird, ist angesichts des großen Regierungseinflusses zweifelhaft. Jedenfalls ist die Regierung der Sozialdemokratie dankpflichtig geworden; denn nur die begeisterte Unterstützung des Zehngebote-Hoffmann und seiner Halbdutzend-Fraktion hat diese liberalisierende Regierungsvorlage im Abgeordnetenhause durchgebracht. Unsere Freunde von der Zentrumsfraktion machten bei der dritten Lesung noch einen sehr geschickten und nicht erfolglosen Versuch, das Aergernis kommunaler Leichenöfen einzuschränken. Der weitergehende Antrag, die Errichtung von Krematorien überhaupt privaten Vereinigungen oder Individuen zu überlassen, fand freilich keine Mehrheit, weil der Minister behauptete, nur solche Brennereien, die von öffentlichen Korporationen besessen und verwaltet würden, böten die nötige Kontrolle, — als ob man nicht in jedem privaten Krematorium einen bevollmächtigten Polizeikommissär stationieren könnte! Der zweite Antrag aber, die Errichtung von Gemeindeleichenöfen von einer qualifizierten Mehrheit (2/3) der Gemeindevertretung abhängig zu machen, wurde mit Hilfe der „hellblauen" Konservativen angenommen, obschon auch hier der Minister des Innern sich sehr für die liberalen Interessen ins Zeug legte. Von den Gemeinden, die eine katholische Bevölkerungsmehrheit haben, kann nun das Aergernis eines kommunalen Leichenofens wenigstens dann abgewendet werden, wenn die christlichen Interessen und Gefühle noch bei einem Drittel des Stadtrats Verständnis finden. Dort, wo bereits eine liberale Zweidrittelmehrheit besteht und auf Grund des bestehenden Kommunalwahlgesetzes ihre plutokratische Oligarchie befestigt hat, ist das schlimmste zu erwarten. Die Aufsichtsbehörden, auf welche der Minister die christliche Volksmehrheit verweisen wollte, haben erfahrungsgemäß keine Widerstandskraft gegen liberale Beschlüsse und freimaurerische Einflüsse.

Geht das Leichenbrandgesetz durch, so hat das Ministerium Bethmann-Dallwitz einen Sieg errungen über den „schwarz-blauen Block" mit Hilfe der Großblockparteien. — Wir beanspruchen keineswegs, daß die Regierung sich an eine bestimmte Mehrheit bindet; es hat sogar sein gutes, wenn sie über den Parteien steht. Mit der Durchbrechung der alten christlichen und volkstümlichen Begräbnissitte hat sie sich aber leider in den Dienst des „aufgeklärten" Liberalismus gestellt.

Etwas mehr Charakterfestigkeit bekundete die Regierung in einer anderen Zeit- und Streitfrage, die ebenfalls das parteipolitische Kaleidoskop in Bewegung setzte. Ueber die Ostmarkenpolitik, insbesondere über die Fortführung des Ansiedelungswerkes und die Anwendung des Enteignungsgesetzes gab es im Plenum des Abgeordnetenhauses ebenso lange und lebhafte Debatten, wie im Ausschuß. Von den Nationalliberalen und Freikonservativen wurde die Regierung wegen ihrer vorsichtigen Haltung scharf angegriffen, und von dem konservativen Parteiführer wurde in höflicherer Form, aber doch mit Nachdruck eine unentwegte Anwendung der Geld- und Machtmittel im antipolnischen Kulturkampfe verlangt. Der Landwirtschaftsminister Frhr. von Schorlemer mußte allein den hakatistischen Wogenprall aushalten. Er tat es so, als ob er eines festen Rückhalts sicher wäre. Es bleibt freilich der alte Kurs, aber statt des „Volldampf voraus" wird nur halbe Kraft angesetzt. Wir sagten in Nr. 19 an dieser Stelle, es setze eine kühle, kritische, berechnende Stimmung ein. Die Reden des Ministers waren in der Tat von des Gedankens Blässe sehr gebleicht. Er wies auf die Mängel und Schwächen der Ansiedlungspolitik mit überraschender Offenheit hin und trat entschieden der Ansicht entgegen, daß mit dem Auskaufen und Enteignen die ganze polnische Frage zu lösen sei. Was die hakatistischen Fanatiker in Aussicht nähmen, sei überhaupt nur auf dem Wege des bethlehemitischen Kindsmordes zu erreichen. Das eigentliche Hemmnis für die weitere Ansiedelung ist der unnatürlich hohe Bodenpreis, und da zerstörte der Minister den schönen Aberglauben, der noch 1908 im Parlament eine so große Rolle gespielt hat, als ob die Enteignung mit ihrer gerichtlichen Entschädigung einen Preisdruck herbeiführen könnte. In diesem Geständnis ist dem ganzen Enteignungsgesetz das Verdammungsurteil gesprochen.

Zur auswärtigen Lage.

Die französischen Truppen sind noch immer auf dem Marsche nach Fez, während wir dieses schreiben. Die Ankunft soll in den nächsten Tagen erfolgen. Marokko ist nicht so leicht zu erobern und noch schwerer zu behaupten. Auf dem diplomatischen Gebiete haben aber die Franzosen und ihre Helfershelfer gewisse Erfolge errungen. Die russische Regierung ließ eine halbamtliche Kundgebung vom Stapel, die in etwas zudringlicher Weise die deutsche Diplomatie auf den vollen Glauben an die französische Uneigennützigkeit und Vertragstreue festnagelt. Zugleich gelang es den Französlingen, in ein Wiener Wochenblatt, das einen gewissen offiziösen Nimbus hat, einen Artikel hineinzubringen, welcher der deutschen Politik bei weiterem scharfen Vorgehen gegen die französische Aktion die österreichische Unterstützung absprach. Die „Entgleisung" wurde von der Wiener Regierung halbamtlich zurückgewiesen; aber in der Kritik steckte nicht jene Wärme und Entschiedenheit, die eine unbedingte Solidarität der beiden Kaisermächte verbürgen könnte. Es ist wohl kein Zufall, daß die Berliner Offiziösen seit 14 Tagen ihre Warnungen und Mahnungen eingestellt haben. Zurzeit scheint unser auswärtiges Amt den Dingen zunächst freien Lauf lassen zu wollen. Wenn Frankreich in Fez eingezogen ist, wird die Probe auf die Ehrlichkeit seiner Versicherungen einsetzen. Für den Augenblick hält das entsetzliche Flieger-Unglück beim Beginn des Fernfluges Paris—Madrid, bei welchem der französische Kriegsminister getötet und der Ministerpräsident sehr schwer verwundet wurde, die öffentliche Meinung in Atem.

Englands Uebergang zum Zuckerrübenbau.

Von Dr. Diepenhorst, Köln.

Als vor einiger Zeit gemeldet wurde, daß in der englischen Grafschaft Essex eine Rübenzuckerfabrik mit dem für diese Industrie außerordentlich hohen Kapital von 200,000 Lstrl. vorbereitet werde und die Gründer keine Aufwendungen scheuen würden, um das einmal begonnene Werk zu vollenden, hat diese Nachricht in den europäischen Kontinentalstaaten entweder gar keine oder nur geringschätzige Beachtung gefunden. Eine derartige Bewertung dieser Mitteilung erklärt sich zweifellos aus der fast zum Dogma gewordenen Auffassung, daß England für die Zuckerrübe keine geeignete Produktionsstätte sei und an das Gelingen eines solchen Unternehmens nie gedacht werden könne. Und in der Tat, die Zuckerindustrie braucht gar nicht weit in dem Buche ihrer Wirtschaftsgeschichte zurückzublättern, um mehr als einen Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung zu finden. Der überzeugendste Beweis ist wohl der, daß die englische Regierung nach dem Ergebnis der größten Rübenzuckerernte in Europa von 1901/02 wirtschaftspolitische Maßnahmen traf, um dem Kolonialzucker im Mutterlande den Wettbewerb gegen die europäischen Erzeugnisse zu ermöglichen. Allein die Brüsseler Zuckerkonvention, die zu diesem Zwecke auf Betreiben Englands zustande kam, hat in dieser Richtung keinen nennenswerten Erfolg gehabt, da der Rohrzuckerverbrauch in Großbritannien sich seit jener Zeit weder absolut noch relativ gehoben hat. Von den 1909 nach England eingeführten 1,760,158 Tonnen (zu je 1016 kg) waren nur 292,393 Tonnen Rohrzucker. Hätte die britische Regierung den Wunsch gehabt, durch eigene Produktion sich von der großen Abhängigkeit der europäischen Zuckerstaaten zu befreien, dann würde sie zu anderen Mitteln gegriffen haben, als zu der Bevorzugung des Rohrzuckers aus den eigenen Kolonien.

Für das Fehlen einer Rübenzuckerfabrikation im Vereinigten Königreich kommt in Betracht, daß der unproduktive Boden des Landes mit 17,6% sehr beträchtlich ist. Das gesamte Ackerland bildet nur 12,9% der Fläche, weniger als in allen europäischen Staaten mit Ausnahme von Schweden und Norwegen, und nimmt beständig zugunsten der Wiesenkultur ab. Von diesen 12,9% dienen 1/3 dem Getreidebau, wovon wieder die Hälfte auf Hafer entfällt, je ein Viertel kommt auf Weizen und Gerste. Trotzdem müssen 4/5 der Brotfrucht, die das Königreich verbraucht, von auswärts bezogen werden, besonders da 65,8% des Bodens als Wiesen- und Weideland verwendet werden. England hat vor ungefähr 60 Jahren die einheimische Landwirtschaft zugunsten der

Industrieentwicklung geopfert und sich dadurch in dem Bezug der notwendigsten Lebensmittel vom Ausland abhängig gemacht. Auf diese Weise sollen 2 Milliarden Lstrl. landwirtschaftliches Kapital, also ungefähr der dreifache Betrag der englischen Staatsschuld, verloren gegangen sein. Seit dem Jahre 1873, dem Anfangsjahr einer besonderen Statistik, sind allein 3 Mill. Acres (1 Acre = 40,46 Ar) Getreideland in Wiesen umgewandelt worden.

Hat diese für die englische Landwirtschaft ungünstige Wirtschaftsentwicklung es einerseits mit sich gebracht, daß für den Anbau der Zuckerrübe kein Raum mehr übrig blieb, so ist anderseits verschiedentlich von Autoritäten behauptet worden, daß die Zuckerrübe auf englischem Boden überhaupt nicht gedeihe. Nach einer dritten Auffassung soll ein Gedeihen der Frucht nicht ausgeschlossen sein, dagegen an eine Rentabilität nicht gedacht werden können, da sie mit der Futterrübe als Nahrung für die hochentwickelte englische Viehzucht nicht konkurrieren könne. Diese Behauptung ist aufgestellt worden, als die Rübenzuckerstaaten mittels Ausfuhrprämien sich auf dem britischen Markte gegenseitig stark unterboten und sogar unter den Selbstkosten verkauften. Aber seit dem Zustandekommen der Brüsseler Zuckerkonvention mit Wirkung ab 1. Sept. 1903 sind die Preise für europäischen Zucker nicht unbeträchtlich in die Höhe gegangen, so daß die Möglichkeit einer Rentabilität des britischen Zuckerrübenbaues wesentlich näher gerückt ist, trotzdem England nach wie vor das Land des billigen Zuckers ist. Die wenigen angestellten Versuche in dieser Richtung sind allerdings fast alle fehlgeschlagen; an ihnen ist besonders bemerkenswert, daß sie nicht von Einheimischen, sondern von Deutschen und Holländern unternommen wurden. Der Versuch auf einem Gute in der Grafschaft Suffolk aus dem Jahre 1906 ergab jedoch nach einer Berechnung des Sachverständigen Schack-Sommer von der Straßburger Zuckerfabrik einen Reinertrag von 7 Lstrl. 3 Sh. 4 d. vom Acre Zuckerrübenland gegen nur 5 Lstrl. pro Acre derselben Fläche Getreidekultur. Dieses günstige Ergebnis wurde vor kurzem im „Standard" wieder aufgetischt, um die britischen Landwirte zum Anbau der Zuckerrübe zu bestimmen „welche eine der wichtigsten Aufgaben für die kommende und heutige Generation des englischen Volkes sei". Die für die Zuckerrübenkultur geschaffenen Hilfsindustrien würden für die Volkswirtschaft einen unschätzbaren Vorzug haben. Und der bekannte englische Großgrundbesitzer Lord Denbigh schrieb, daß ein Kapital von 6 Mill. Lstrl. nutzbringend angelegt werden könne, wenn England auch nur ein Viertel seines eigenen Zuckerbedarfs selbst erzeuge. Wenn es allen vom Festlande heute eingeführten Zucker selbst produziere, würden ungefähr 300,000 Arbeiter dadurch Beschäftigung finden, denen 10 bis 15 Mill. Lstrl. Jahreslöhne gezahlt werden könnten. Hunderte von jetzt verlassenen oder stillliegenden Fabrikanlagen könnten durch eigene Zuckerfabrikation wieder ausgenutzt und verwendet werden, und namentlich würde der Arbeitslosigkeit im Winter mit Erfolg entgegengetreten werden. Sollte der Anbau der Rübe sich nicht lohnen, dann hätte England allen Grund, wenigstens das Raffinieren selbst zu besorgen „Noch vor 50 Jahren", schreibt Lord Denbigh, „wurde aller in Großbritannien verbrauchter Zucker in eigenen Raffinerien verarbeitet. Heute dagegen werden etwa 2 Mill. Tonnen Raffinade eingeführt. Die ganze Industrie muß aber durchaus landwirtschaftlichen Charakter tragen. Deshalb dürfen die Raffinerien nicht mehr an den Umschlagsplätzen des Seeverkehrs errichtet werden, sondern sie müssen inmitten der Rübenfelder entstehen, welche auch gleichzeitig die Kessel und Siedepfannen mit Rohstoffen versehen. Die Zuckerindustrie würde Leben und Geld und Arbeit in unsere Grafschaften bringen und besonders in der Jahreszeit, wenn der Mangel an Arbeitsgelegenheit sich am stärksten fühlbar macht."

Neben den oben schon angeführten Faktoren, welche dem Aufkommen einer Zuckerindustrie in England ungünstig sind, besteht anderseits eine ganze Zahl günstiger Umstände. Vor allem muß in Betracht gezogen werden, daß Großbritannien, mit Ausnahme von Neuseeland, das Land des größten Zuckerverbrauchs ist. Im letzten Jahre kamen auf den Kopf der englischen Bevölkerung 36,693 kg Zucker, gegen nur 17,6 kg in Deutschland, 14,49 kg in Frankreich und 9,9 kg in Oesterreich-Ungarn. Die britische Zuckerindustrie könnte demnach mit einem kaufstarken Inlandsmarkte rechnen. Auch könnten kriegerische Verwicklungen mit den europäischen Bezugsstaaten nicht die Zuckerzufuhr für den englischen Markt abschneiden, wenn wir auch zurzeit durchweg friedliche Verhältnisse in der europäischen Politik haben.

Aber auch vom landwirtschaftlichen Gesichtspunkte aus betrachtet hat der Zuckerrübenbau für den englischen Landmann manche Reize. Es kann nicht geleugnet werden, daß die deutsche und österreichisch-ungarische Landwirtschaft aus dem Zuckerrübenbau infolge der besseren Bodenausnutzung, sowie aus dem Zuckerausfuhrgeschäft beträchtlichen Gewinn gezogen haben. Der schon erwähnte Schack-Sommer hat bereits 1891 behauptet, daß der Wert des Bodens in der Nähe eines zuckerindustriellen Werkes um ein volles Drittel im Werte steigt, und es ist bekannt, daß der Zuckerrübenbau im Wechsel mit 2 bis 3 anderen Früchten den Boden reinigt und verbessert.

Die Versuche, ob Boden und Klima dem englischen Zuckerrübenbau günstig sind, haben nun im einzelnen folgendes ergeben: In Lincolnshire und Suffolk enthielten die geernteten Rüben 15,75 % Zucker, und ein englisches Acre brachte 19 Tonnen Rüben. Die landwirtschaftliche Versuchsstation in Essex hat sogar 16,7 % Zuckerrüben gezogen und von derselben Bodenfläche 18,3 Tonnen geerntet, während Lord Denbigh es bei seinen Versuchen auf 15 bis 20 Tonnen mit einem Zuckergehalt von 16 bis 18,4 % brachte. Die Ausbeute der Rüben auf dem europäischen Festlande betrug nach den Angaben der „Internationalen Vereinigung für Zuckerstatistik" im Jahre 1909/10 dagegen nur 14,27 % gegen 16,74 % im Vorjahre. Ja, der Prozentsatz stellte sich in Deutschland bei der großen Ernte des Jahres 1901 auf nur 14,33 %. Allein diese Zahlen sagen zum Vergleich nicht viel. Die in England gewonnenen Rüben waren in erster Linie zu Versuchszwecken gebaut und die Ernte einer besonders intensiven Wirtschaftsmethode, die Rüben des Kontinents dagegen sind auf allen möglichen Bodenarten gezogen und aus den verschiedensten Bewirtschaftungsmethoden hervorgegangen. Die englische Wirtschaftsmethode muß schon deshalb intensiver sein als die festländische, da dem Rübenbau nicht so große Flächen zur Verfügung stehen wie hier, und dann auch, weil die Ernten nur dann lohnend sind, wenn sie den Vergleich mit Ernten anderer Fruchtarten in Großbritannien aushalten. Doch liegt gerade in diesem Umstande für die englische Rübenzuckerindustrie der Keim der Konkurrenzunfähigkeit den fremdländischen Industrien gegenüber, weil auch solche Gebiete zur Bedarfsdeckung bebaut werden, welche für die Zuckerrübe sich nicht eignen und dadurch die Produktionskosten unnötigerweise gesteigert werden. Die Besitzer des besseren Bodens genießen unter solchen Umständen sofort eine Grundrente, die beim Besitzwechsel kapitalisiert werden muß. Die Befürworter des englischen Zuckerrübenbaues übersehen indes diese einzelnen Momente und haben nur einige überaus günstige Abschlüsse festländischer Fabriken im Auge, die sie auch der britischen Landwirtschaft zuteil werden lassen möchten. Auch wollen sie die neue Industrie mit allen Kräften unterstützen, da vorläufig auf Jahre hinaus mit dem jetzigen Stand der Zuckerpreise (15 Lstrl. für die Tonne) gerechnet werden kann und auch die Statistik lehrt, daß der Verbrauch schneller anwächst als die Produktion. Im Jahre 1908/09 konnte der Konsum durch die Ernte allein nicht einmal gedeckt werden, da er mit 12,156,403 Tonnen über den erzeugten 11,640,923 stand. Und es ist bezeichnend, daß holländische Zuckerfabriken mit Farmern der östlichen Gebiete Englands Verträge auf Rübenlieferung abgeschlossen haben, ehe man in Großbritannien, außer zu Versuchszwecken, diese Frucht in größeren Mengen anbaut. Zudem kann zugunsten einer englischen Rübenzuckerindustrie angenommen werden, daß Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Deutschland und andere Länder so ziemlich den Höchststand ihrer Zuckerproduktion erreicht haben und wegen der auf den Inlandsmärkten steigenden Nachfrage die Ausfuhrmengen allmählich zurückgehen. Denn es kann nicht geleugnet werden, daß — abgesehen von der diesjährigen, ganz außergewöhnlichen Kampagne — trotz aller Anstrengungen es jenen Staaten bisher nicht möglich gewesen ist, die Höchstmenge des Jahres 1901/02 noch einmal zu erreichen oder gar einen neuen Rekord aufzustellen. Es würden deshalb andere Produktionsstätten zweiffellos auf Absatz rechnen können, vorausgesetzt nur, daß sie ebenso billig arbeiten wie die alten. Vom Standpunkte des Verbrauchers, der den Zucker seit langem nicht mehr als Luxusartikel, sondern als notwendiges Nahrungsmittel betrachtet, würde eine gesteigerte Produktion zu begrüßen sein.

Diese verschiedenen Umstände haben englische Politiker in letzter Zeit wiederholt zu der Frage veranlaßt, was die Regierung zu tun gedenke, um die Anläufe zur Gründung und Belebung einer einheimischen Zuckerindustrie zu unterstützen, und man weist vielfach darauf hin, daß die britische Wirtschaftsgeschichte seit Hunderten von Jahren nur wenige derartige Begebenheiten aufzuweisen hat. Die Zuckerindustrie würde zahlreichen Arbeitslosen eine neue Einkommensquelle erschließen und wirtschaftlich zurückgebliebene Dörfer neu beleben. Nach der Auffassung des Manchestertums sollen auch die im Inlande produzierten Waren mit derselben Abgabe belegt werden, durch welche sie bei der Einfuhr als Zoll getroffen werden. Der heutige Eingangszoll auf Zucker beträgt für 100 englische Pfund 1 Sh. 10 d. Eine Steuer in derselben Höhe müßte demnach auf den selbst hergestellten Zucker Großbritanniens gelegt werden. Da aber eine junge und von der ausländischen Konkurrenz bedrohte Industrie eine Abgabe nicht gut zahlen kann, hat man an die Regierung appelliert, die Zuckerfabrikation von jeder Steuer zu befreien. Wenn die britische Regierung darauf eingehen sollte, würde die europäische Zuckerindustrie zum zweiten Male eine derartige Vergünstigung genießen. Der erste Fall ereignete sich 1831, als Franz I. den in Oesterreich gewonnenen Rübenzucker auf 10 Jahre von allen Abgaben befreite, wodurch die österreichische Zuckerfabrikation in sehr kurzer Zeit zu staunenswerter Blüte emporwuchs. In der Zeit von 1831 bis 1891 hatte sich Oesterreichs Zuckerexport verfünfhundertfacht. Sollte die englische Regierung trotz ihrer Freihandelspolitik die Industrie von der Verbrauchsabgabe befreien, würde ein Verstoß gegen die Brüsseler Konvention nicht vorliegen, da diese nur bestimmt, daß kein höherer Unterschied zwischen inländischer Steuer und Einfuhrzoll besteht als von 2 Sh. 6 d für

100 engl. Pfund. Der jetzt bestehende Zoll von 1 Sh. 10 d könnte demnach im vollen Umfange der britischen Industrie zugute kommen.

Mit dem Uebergang Englands zur Rübenzuckerfabrikation entsteht für die jetzigen europäischen Zuckerstaaten die Frage, ob und in welchem Maße sie davon berührt werden. Solange die großbritannische Zuckerindustrie nicht nennenswerte Mengen erzeugt, wird das Ereignis ohne große Bedeutung für die Festlandsstaaten sein, da die im Vereinigten Königreiche weniger abgesetzten Mengen durch größeren einheimischen Verbrauch ausgeglichen werden. Die Aufhebung der Zuckerprämien hat ohnehin schon gezeigt, daß in allen europäischen Ländern ein Mehrverbrauch an Zucker eingetreten und die Ausfuhrmengen in gleichem Maße zurückgegangen sind. Ohne fremden Rübenzucker wird England auch bei der entwickeltsten einheimischen Industrie niemals auskommen können, da der vorhandene Boden nicht dazu ausreicht und der Kolonialzucker keine wesentliche Verbrauchssteigerung zu erzielen weiß. Trotzdem bleibt die eingangs gemeldete Begebenheit von der größten wirtschaftlichen Bedeutung.

Kulturbilder aus Oesterreich.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Das Schlußbild.

Die in diesen Blättern (Nr. 15 und 16) entworfenen Kulturbilder, welche unseren Brüdern im Deutschen Reiche Material zur gerechten Beurteilung des in allen deutschen Parteien Oesterreichs vorhandenen Antisemitismus bieten sollen, wären nicht vollständig, wenn ihnen nicht noch ein kurzes Schlußbild angehängt würde. In allen deutschen Parteien? Ja! Wenn auch in dieser entschieden programmatischer als in jener. Selbst die Deutschfreiheitlichen, welche einst mit Recht die Judenliberalen genannt wurden, sind dem Einflusse des Antisemitismus so weit zugänglich, daß sie sich weigerten, die drei in Wien 1907 ins Abgeordnetenhaus gewählten Juden Dr. Ofner, Kuranda und Baron Hock in ihren deutschfreiheitlichen Nationalverband aufzunehmen.

Da vor einiger Zeit im Deutschen Reichstage wieder der Kriegsminister v. Heeringen eine Interpellation über das Judentum im Heere bzw. über die Nichtzulassung der Juden ins Offizierskorps beantworten mußte, so sei in den Vordergrund unseres Bildes der Anteil des österreichischen Judentums an unserem Offizierstande gestellt. Als bekannt darf wohl bei allen Lesern vorausgesetzt werden, daß in Oesterreich die Landwehr (in Ungarn die Honved = Vaterlandsverteidigung) eine andere Bedeutung hat als im Deutschen Reiche. Die folgenden Zahlen gelten nur für die K. und K. gemeinsame Armee, sie sind aber nur sehr unwesentlich verschieden von denen der Landwehr und werden von denen der Honved übertroffen.

In der Infanterie sind von den Offizieren des aktiven Dienstes 1.65 Prozent Juden (in den galizischen und ungarischen Regimentern bis zu 6.8 Prozent), der Reserve 20 Prozent; bei der Jägertruppe 1.2 Prozent, bzw. 14 Prozent; bei der technischen Truppe 0.25 bzw. 3.4 Prozent; bei der Artillerie 0.85 bzw. 2.4 Prozent; beim Fuhrwesen (Train) 3 bzw. 36 Prozent; bei der Sanitätstruppe 1.3 bzw. 30 Prozent; beim ärztlichen Offizierskorps 33 bzw. 45 Prozent; bei den Militärbeamten 13.8 bzw. 25 Prozent. In der Kriegsmarine finden sich Juden überhaupt nicht. Von der Generalität, vom Generalstab, vom Auditoriat und von der Intendantur hat man bisher die Juden ferngehalten, im allgemeinen haben aber die Juden sich in Oesterreich nicht zu beklagen, daß sie das Offizierskorps nicht dulde, im Gegenteil: ihre prozentuelle Beteiligung geht weit über ihr Bevölkerungsprozent hinaus. Wie die obigen amtlichen Zahlen beweisen, weichen die Juden jenen Truppengattungen aus, bei denen es schwere körperliche Anstrengung und hervorragende Lebensgefahr im Kriege gibt. Dafür bevorzugen sie das Fuhrwesen, den Aerzte- und den Beamtenstand. Selbst die Einjährigen, welche auf der Hochschule „Satisfaktion gaben" oder gar einer „schlagenden" jüdischen Verbindung angehören, suchen hauptsächlich zur Sanität, zum Train oder zur Verpflegsbranche zu kommen.

Im schärfsten Gegensatz zum Heerwesen steht auch in Oesterreich die Sozialdemokratie. Will man sich wundern, daß deren Generalität und Generalstab fast ausschließlich aus Juden besteht? An der Spitze steht der schwerreiche Dr. Viktor Adler in Wien und Parteikassier ist der Dr. Wilhelm Ellenbogen. Zum Parteivorstand gehören noch Dr. Ingwer, Dr. Braun, Fritz Austerlitz, Max Winter. Die Redakteure des Zentralorganes „Arbeiter-Zeitung" sind fast ausschließlich Juden, die Aerzte der Genossenschaftskrankenkassen sind zu acht Zehntel Juden; Direktor der „Hammerbrotwerke" ist der schwerreiche Jude Dr. Benno Karpeles, Inhaber der sozialdemokratischen Volksbuchhandlung und Herausgeber der „Arbeiterinnen-Zeitung" und des roten Witzblattes „Glühlichter" ist der Jude Ignaz Brand; zu den „Arbeiterheimen" in den Wiener Bezirken Favoriten und Ottakring gab der jüdische Bierfabrikant Kuffner das Geld her. Gewerkschaftsbeamte sind bei den Buchbindern der Jude Grünfeld, bei den Schriftsetzern die Juden Moritz Spielmann, David Faßmann, Julius Robitschek und Moritz Spitzkopf, bei den Metallarbeitern der Jude Beer, bei den Handelsangestellten der Jude Pick usw. usw. In Steiermark ist der Führer der Sozialdemokratie der Jude Dr. Schacherl, in Brünn der Jude Dr. Czech, in Südmähren (Znaim) der Jude Dr. Kohn, in Nordmähren (Schönberg) der Jude Laib Freundlich, in Schlesien (Bielitz) der Jude Moses Hersch Arbeitel Donnerkeil, in Linz für Oberösterreich der Jude Julius Spielmann (übersiedelt als Redakteur des neuen sozialdemokratischen Tagblattes nach Innsbruck). In den anderen Kronländern ist es ähnlich, in Galizien und Bukowina noch schlimmer, in Ungarn nicht besser.

An dieser jüdischen Führung, welche die sozialdemokratische Arbeiterschaft von der übrigen großen Masse des Volkes trennt, wird die Sozialdemokratie als Partei zugrunde gehen; sie ist hauptsächlich daran schuld, daß sich die Tschechen von der „Wiener Führung" losmachen und sich in Steiermark die Sozialdemokratie spaltet. Das wird bald überall der Fall sein.

Gegen den Mißbrauch geistlicher Empfehlungen für den Kolportagevertrieb religiöser Bücher und Bilder

richtet sich ein sehr bemerkenswerter Erlaß des Erzbischöflichen Generalvikariats in Köln. Die Bekanntmachung in Nr. 10 des „Kirchlichen Anzeigers für die Erzdiözese Köln" lautet:

„Da uns mitgeteilt wird, daß Kolporteure von Lieferungswerken religiösen Inhalts auf eine diesseitige Empfehlung sich berufen haben, so ersuchen wir den hochwürdigen Klerus, die Gläubigen in geeigneter Weise dahin zu verständigen, daß es von uns prinzipiell vermieden wird, derartige Empfehlungen auszustellen, und daher jede Berufung auf eine solche von vornherein abzuweisen ist. Es ist ferner mitunter vorgekommen, daß die Herren Pfarrer oder Rektoren den Verkauf von Bildern oder Büchern empfohlen haben, wenn die Verkäufer sich bereit erklärten, einen ratierlichen Teil des Erlöses zur Beschaffung der erforderlichen Mittel für Kirchenbauten oder andere gute Zwecke abzugeben. Mit Rücksicht auf die Erfahrungen, die wir über den Betrieb und Erfolg solcher Geschäfte gemacht haben, sehen wir uns neuerdings veranlaßt, die Herren Pfarrer und Rektoren anzuweisen, derartige Empfehlungen nicht mehr auszustellen und auch den mit solchen Empfehlungen versehenen Verkäufern in keiner Weise Vorschub zu leisten."

Die überaus zeitgemäße Maßregel wendet sich gegen Mißstände, die auch in der „Allgemeinen Rundschau" schon wiederholt ans Licht gestellt und in schärfster Form gerügt werden mußten. Es kann nicht ausbleiben, daß andere oberhirtliche Stellen sich dem Kölner Beispiele anschließen, zumal sich immer deutlicher zeigt, daß skrupellose Händler sich gelegentlichen privaten Abmahnungen zuständiger geistlicher Behörden völlig unzugänglich zeigen und im Vertrauen darauf, daß ihnen auf gesetzlichem Wege nicht beizukommen sei, die ausgiebigen Angelzüge in die Taschen gutgläubiger Seelen systematisch fortsetzen. Der Kölner Erlaß hat ganze Arbeit gemacht, indem er auch den vorgeschützten „guten Zweck" (Zuschuß zu Kirchenbauten u. dergl.) als Deckmantel für geschäftskatholische Unternehmungen unter keinen Umständen gelten läßt. Der solide, seßhafte katholische Buchhandel wird durch solche Unternehmungen in der allerempfindlichsten Weise geschädigt, ja am Lebensnerv getroffen.

Neues Leben.

Habt Dank, ihr Trautgenossen!
Ihr macht das Herz mir warm!
Neuleben fühl' ich sprossen
In eurem jungen Schwarm.

Ich hatte viel zu tragen —
Das Leid sog mir am Mark —
Ich wollte schier verzagen —
Nun bin ich wieder stark!

Ja, alle Schatten weichen,
Wo euer Lachen klingt!
Der Jugend Siegeszeichen
Um euer Haupt sich schlingt.

Welch Knospen und welch Quellen!
Welch Blühen, welcher Duft!
Ja, solche Frohgesellen
Schreckt keine dumpfe Gruft.

Ich seh' die roten Wangen,
Und wie das Auge sprüht —
Wie könnte da mir bangen,
Wo rings nur Leben glüht!

Ich fühle mich umlohen
Des Lebens Flammenwall:
Freund Hein, was soll dein Drohen
Mit Welken und Verfall!

Ich hör' die Hoffnung sagen,
Dass alles Leid verfliegt —
Und dass der Tod geschlagen —
Und dass das Leben siegt.

Ich fühl' ein süsses Stillen
Im heissen Druck und Kuss,
Die mir die Seele füllen
Von eurem Ueberfluss.

So sind wir eins geworden,
Und trotzen Zeit und Tod;
Wir steh'n an grünen Borden
Im ew'gen Morgenrot. —

J. Fritzen.

Zum Kapitel der religiösen Volksschriftstellerei.

Von P. Joh. Chrysostomus Schulte, O. M. Cap., Lektor und Doktor der Theologie, Münster i. W.

Die religiöse Volksliteratur der Vergangenheit kommt in unseren Tagen mehr und mehr zu Ehren. Nicht ohne Grund. Viele Legenden werden als wahre Perlen religiöser Prosapoesie mit Recht geschätzt. Aus literarischen Interessen wenden weitere Germanistenkreise unserer Tage den mittelalterlichen Herzensergüssen mystischer Denkungsart ihr besonderes Augenmerk zu, vertiefen sie sich in die Schriften eines Abraham a Santa Clara, eines Martin von Cochem oder eines Alban Stolz. Wie hat aber auch beispielsweise der eine Martin von Cochem durch seine religiösen Volksschriften auf das Denken und Fühlen des katholischen deutschen Volksteils auf Generationen hindurch eingewirkt! Wie hat er dessen religiös-sittliches Leben innerlich erneuert, beeinflußt, befruchtet!

Wir Katholiken dürfen uns des reichen geistigen Erbteils, das uns auch nach dieser Seite hin von unseren Vorfahren als Mitgift überkommen ist, von Herzen freuen. Was geben sich die Protestanten gerade in den letzten Jahren Mühe, eine religiöse Volksliteratur ins Leben zu rufen. Wir sind weit besser daran als sie. „Wir brauchen", schreibt K. Rieder (Zur innerkirchlichen Krisis des heutigen Protestantismus, Freiburg 1910[1]), S. 210), „nichts Neues zu schaffen wie die Protestanten, wir haben alles, dazu viel mehr; aber noch schlummert vieles und bedarf der Neubelebung, der Wiedererweckung, der Fruchtbarmachung." Es hilft allerdings keine einfache Repristinierung des alten überkommenen Schatzes, es gilt vielmehr, auf dem Ererbten weiter zu bauen, um das Leben unserer Zeit im Lichte des Christentums zu betrachten und es mit Ewigkeitsgedanken zu durchdringen.

Leider liegt vielleicht augenblicklich nichts so sehr danieder wie unsere religiöse Volksliteratur. Gerade in der „Allgemeinen Rundschau" ist das Elend schon wiederholt angedeutet und auch an Einzelfällen beleuchtet worden. Aus eigenster Erfahrung heraus kann ich schreiben, daß in einzelnen religiösen Zeitschriften, Broschürchen und Büchern dem Volke schier Unglaubliches an religiöser Kost geboten wird. Wehe, wenn der Gebildete mit so manchen Zweigen dieser Literaturgattung überhaupt in Berührung kommt! Und doch liegt der Kirche, wie ja auch die eigenen Indexbestimmungen darüber dartun, dieser Literaturzweig ganz besonders am Herzen. Die religiösen Volksschriftsteller scheinen sich ihrer Mehrzahl nach das Schreiben allzu leicht zu machen. In den vor einem halben Jahrhundert erschienenen Sonntagsblättern kann man vielfach genau dieselben Aufsätze und frommen Geschichtchen gedruckt finden, mit denen die Spalten mancher religiöser Unterhaltungs- und Erbauungszeitschriften der Gegenwart fort und fort angefüllt sind. Und doch hat sich während der letzten Menschenalter das Antlitz der Erde geradezu erneuert. Hätte doch mancher religiöse Schriftsteller eine höhere Ansicht von seinem verantwortungsvollen Amte! Wie hat ein P. Martin von Cochem tief gegraben, exzerpiert, gestaltet, verarbeitet! Von ihm könnte mancher in unseren Tagen noch recht viel lernen. Für das Volk ist durchaus nicht gut genug, was man im Drang des hastenden Augenblicks mit der Schere gerade zusammenzustoppeln vermag. Die religiöse Volksschriftstellerei erfordert heute mehr denn je eine ganze Kraft, eine wissenschaftlich gebildete Persönlichkeit, die das Volk durch und durch kennt und liebt.

In neuester Zeit sind, Gott sei Dank, allerlei hoffnungsvolle Anfänge und Bestrebungen zum Besseren zu buchen. Das Erscheinen eines neuen Büchleins bietet Gelegenheit, das Augenmerk auf einen Mann hinzulenken, der in den letzten Jahren mit großem Eifer und Geschick an der Hebung der religiösen Volksliteratur innerhalb seines Wirkungskreises gearbeitet hat.

Wer die in Baden weit verbreitete religiöse Wochenschrift „St. Liobablatt" kennt, weiß, daß ihr Herausgeber, Kurat H. Mohr, von der Wichtigkeit und der Bedeutung seines Berufes, Woche für Woche das Volk mit gediegener geistiger Nahrung zu versorgen, ganz und gar durchdrungen ist. In dem Blatte erschienen seit mehreren Jahren regelmäßig wiederkehrende Sonntagsbetrachtungen des „Bergpfarrers" oder des „alten Landpfarrers", von denen Rieder in seiner oben genannten Schrift urteilt, daß man wünschen möchte, sie würden „in einem Bändchen gesammelt dem Klerus und dem Landvolke vorgelegt; dem Klerus zum Studium und zur Anregung für die volkstümliche Gestaltung seiner Predigt, dem Landvolke zur Sonntagslesung". Rieder urteilt, die Betrachtungen könnten sich auch literarisch mit neueren vielgefeierten und gern gelesenen „Dorfpredigten" moderner protestantischer Autoren durchaus messen. Diese Sonntagsbetrachtungen liegen jetzt, zu einem schmucken Bändchen vereinigt, vor. Der Verfasser hat ihm den Titel gegeben: Das Dorf in der Himmelssonne. Sonntagsbüchlein für schlichte Leute (VII u. 237 S., Freiburg, Herder 1911, geb. M 2.—). „Kennst Du", so leitet Mohr seine Betrachtungen ein, „den stillen Sonntagnachmittag auf dem Lande? Wohnst Du im Dorfe oder Städtlein, so weißt Du sein Glück kaum recht zu schätzen, weil Du es noch besitzest und genießest; bist Du vom Lande fortgezogen, so schmerzt Dich das Heimweh nach seinem Frieden, der in der großen Stadt Dir fehlt. Wie ist es still im Hause am Sonntagnachmittag! Die Kinder sind fort, keine Arbeit ruft, der Woche Mühe und Leid sind vergangen, verweht; die Brust aber ist voll göttlicher Gedanken, die sie heimgetragen hat aus dem Hause des Herrn. Das ist die Zeit, wo die Seele sich selber angehören kann für ein einsames Stündlein. Da greift die Hand nach einem frommen Buch und während draußen die Lerche über den Feldern singt oder der Schnee in der Wintersonne glänzt, holt sich die Seele in andachtsvoller Lesung Licht, Kraft und Mut für den Kampf der kommenden Werktage."

Mohr hat das Talent zu einem Volksschriftsteller. Er hat offensichtlich an Vorbildern und Mustern wie Stolz, Hümmel und andere gelernt, dabei ist er aber durchaus kein Nachahmer. Nicht nur aus literarischen Quellen hat er geschöpft, man merkt es den Betrachtungen Seite für Seite an, daß ihr Urheber in erster Linie beim Volke in die Schule gegangen ist. Die meisten Gedanken sowie auch zahlreiche Wortformen sind erlebt und erlauscht. Mohr kennt die Psyche des Volkes. Dabei hat er mannigfache Studien gemacht auf dem bei uns Katholiken bisher recht vernachlässigten Gebiete der religiösen Volkskunde. Besonderes Gewicht legt er auf die Erhaltung und Förderung der Landessitten und überkommenen Volksgebräuche. Fast in jeder Betrachtung färbt die badische Heimat ab. Der Verfasser ist ein feiner Beobachter. Packende Erzählungen aus dem Leben wechseln ab mit plastisch wirkenden Vergleichen und knappen Reflexionen, die stellenweise trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer Kürze erschüttern und überwältigen. In liebevoller Weise geht der Verfasser dem religiösen

[1]) Ein überaus lehrreiches Buch, das insbesondere jeder im praktischen Leben stehende Seelsorger mit dem größten Nutzen für sein eigenes Wirken lesen wird!

Volksleben nach, sucht es mitzuerleben, zu verstehen, zu beschreiben. Alles wird besprochen, was den Landmenschen einmal drücken oder erfreuen kann; alles wird gemalt auf durchaus biblischen Hintergrund, beleuchtet mit dem übernatürlichen Sonnenlichte der Frohbotschaft des Evangeliums. Mit einer gewissen Vorliebe sind Situationen und Lebenslagen geschildert und gezeichnet, die dem Leser das Erdenleben in seinem ganzen Elend und Jammer vor Augen führen, doch liegt über dem Büchlein kein pessimistisch-düsterer Lebensüberdruß, der Ausklang jeder einzelnen Betrachtung ist vielmehr sonnig und heiter. Die Sprache ist schlicht und einfach, leicht verständlich, ohne Phrasen und Wortschwall, nie unedel, drastisch oder gar banal. Dabei ist die ganze Denk- und Redeweise direkt dem Empfinden des schlichten Landbewohners angepaßt. Allerdings wird der gewöhnliche Leser die einzelnen in den Betrachtungen niedergelegten literarischen Schönheiten nicht immer voll und ganz erfassen. Das ist aber ganz gewiß kein Unglück für das Büchlein, macht es vielmehr auch für Gebildete anziehend. Werden doch gerade aus diesem Grunde die von den Protestanten so sehr gepflegten „Dorfpredigten", die allerdings größtenteils eine direkt literarische Tendenz haben, weit weniger von Landbewohnern als von den Gebildeten in den Städten gelesen.

Die Sonntagsbetrachtungen von Mohr können demnach mit gutem Gewissen weitesten Kreisen empfohlen werden. Dem Referenten ist's häufig bei der Lektüre warm im Herzen drinnen geworden. Damit soll nicht gesagt sein, das denkbar Vollkommenste sei erreicht! Ein Fortschritt ist noch sehr wohl möglich und auch anzustreben. Jedenfalls liegt hier aber ein wirklich bedeutender literarischer Wurf vor, der geeignet ist, das religiöse Volksschriftentum durch Hinzuziehung neuer Gesichtspunkte, besonders durch Verwertung der religiösen Volkskunde und Dienstbarmachung der Volkspsyche, zu befruchten und neu zu fördern. Und dafür darf man dem zielbewußten, nach methodischen Grundsätzen arbeitenden Verfasser dankbar sein.

Kunst und Ethik.

In dem als „Eine Streitschrift gegen Ellen Key" bezeichneten Buche: „Das tausendjährige Reich" von Vitalis Norström, Professor der Philosophie an der Universität Gothenburg (Leipzig, Dietrich), „zugeeignet dem Jenenser Professor R. Eucken" finden sich Seite 75 einige Zeilen, welche für die Leser der „Allgemeinen Rundschau", zumal im Hinblick auf die Ausführungen Otto von Erlbachs über Irrwege der Kunst in Nr. 19 (S. 318), von besonderem Werte sein dürften. Dieselben lauten: „... Auch die Kunst ordnet sich dem ‚blutigen Ernste' des Lebens unter, und der Künstler selbst ist in erster Linie ein sittlich verpflichteter Mensch, der durchaus kein Recht hat, die Nacktheit unter schönen Vorwänden auszubeuten. Es ist die unabweisbare Schuldigkeit des Künstlers, seine Erzeugnisse einer strengen ethischen Prüfung zu unterwerfen. Er hat **kein** Recht, auf die Begierden anderer zu spekulieren und seinem Nächsten den ohnehin schon genügend harten Kampf gegen die Sinnlichkeit nach Belieben zu erschweren. Man darf daher die Forderung eines solchen Verantwortungsgefühls, das dem Künstler verbietet, die erotische Erregbarkeit zum Zielpunkt zu nehmen, durchaus nicht verlachen. Selbst die Kunst darf die Grenze zwischen Gut und Böse nicht überschreiten. Will sie ohne Rücksicht auf diese Grenze für die Lebensfreude tätig sein, so wird sich bald zeigen, daß sie den Schönheitswert selbst verscherzt."

Gedankensplitter.

Verschieden Zeitmaß.

Die Lust zählt nach Sekunden,
Erinnerung nach Stunden,
Nach Tagen Glück und Leid.
Mit Jahren rechnet die Treue,
Mit Menschenleben die Reue,
Unschuld mit der Ewigkeit.

Der Voraussetzungslose.

Voraussetzung kennt einer nicht,
Willkür ist sein Gebot,
Und keinen Ausdruck sein Gesicht
Wann promoviert Herr Tod? —

Joseph Lamby.

Du kannst dem Leben nicht entflieh'n.

Du kannst dem Leben nicht entflieh'n,
Musst mit ihm kreuzen blank die Klingen;
Und willst du deines Weges zieh'n,
Wird es zur harten Fron dich zwingen.

Ob du auch still im Tale baust,
Ein Wetterstrahl durchzuckt die Hallen;
Ob gläubig du dem Glück vertrau'st,
Es wird der Neid dich überfallen.

Auch in Palästen wohnt die Not,
Die schleicht auf schmalen Felsenwegen —
Du siehst nicht, wie das Leben loht,
Und wie's dich führt dem Streit entgegen.

Du kannst dem Leben nicht entflieh'n.
Stellst du dich nicht in off'ner Fehde,
Dann wirft es dir die Losung hin,
Erzwingt Tribut mit blut'ger Rede.

Du kannst dem Leben nicht entflieh'n;
Es wird dir Stahl und Panzer borgen;
Du musst mit ihm die Strassen zieh'n
Und mit ihm teilen Tag und Sorgen.

Dr. Hans Besold.

Der Bonner Vortragsverband zur Veranstaltung populär-wissenschaftlicher Vorträge.

Von Prof. Dr. Cremer.

Berechtigt schon allein das 10jährige Bestehen eines Unternehmens zu einem Rückblick in die Vergangenheit und einem Ausblick in die Zukunft, so wird dieses Recht zur Pflicht, wenn es nach einer solchen Dauer seinem Zwecke und seiner Wirksamkeit nach noch nicht allgemein genug bekannt oder benutzt ist, oder wenn sogar seine Tätigkeit vielfach geflissentlich ignoriert wird. Dieses trifft alles auf den Bonner Vortragsverband zur Veranstaltung populär-wissenschaftlicher Vorträge zu. Darum sollen einige Daten aus seinem Dasein aufklärend und fördernd wirken.

Er wurde am 12. Mai 1901 von Katholiken in der Absicht ins Leben gerufen, die katholischen Mitbürger durch lebendige, anschauliche und ansprechende Vorträge hervorragender Gelehrten zur Betätigung in Kunst und Wissenschaft anzuregen. Er verfolgt also auf besonderem Wege dasselbe Ziel wie die vielen Zeitschriften, welche etwas nach seinem Entstehen in richtiger Würdigung der Zeitforderungen von katholischer Seite gegründet wurden. Wenn auch jener Tag als Gründungstag gilt, so liegt, im Grunde genommen, der Ursprung weiter zurück. Er reicht nämlich fast an jenen Zeitabschnitt heran, der im Laufe der letzten hundert Jahre gleichsam als erster Markstein im wissenschaftlichen Leben der deutschen Katholiken aufragt, ich meine die Gründungszeit der Görresgesellschaft und des Borromäusvereins.

Wir müssen nämlich den Ursprung des Bonner Vortragsverbandes in Aachen suchen, wo im Jahre 1873 nach mehrjährigen Versuchen vom Fabrikanten Herrn Albert Kern ein Vortragsunternehmen gegründet wurde, das von ihm bis auf den heutigen Tag geleitet wird und bis zum Jahre 1901 durch alljährliche Vortragszyklen, den ersten meines Wissens, in der Rheinprovinz segensreich wirkte, ehe es weiteren Kreisen bekannt wurde und die langersehnte und schon einmal vergebens erstrebte Erweiterung erfuhr. Mit welchem Geschick man sich in Aachen trotz aller Schwierigkeiten, die jeder Gründung anhaften, zugkräftige und gehaltvolle Vorträge zu verschaffen verstand, dafür mögen die Namen einiger Redner bürgen. Dr. August Reichensperger, der vielseitige und hochgebildete Kunstkenner und begeisterte Verfechter wahrer Bildung, eröffnete in Aachen den Reigen der Vorträge. Er sprach über Renaissance, sein Lieblingsthema, „wo er so recht von Herzen seinen germanischen Ingrimm über die Verwelschung deutscher Kunst loslassen konnte". Andere Redner waren: Aldenhoven, Baumstark, Bone, Cardauns, Ehrhard, Finke, Haffner, Hardy, Hergenröther, Hettinger, Holzwarth, Hüffer, Johannes Janssen, Leopold Kaufmann, Kaulen, Keppler,

Pastor, Pohle, Schaefer aus Darmstadt, de Waal, Zimmermann und viele andere. Ja sogar das Ausland lieferte mehrfach Redner, z. B. Baba Ben Ischaja aus Tabris, der über Armenien, Land und Leute sprach. Meist wurden im Winter sechs, mehrfach, besonders in den ersten Jahren, auch sieben Vorträge gehalten. Nur dreimal mußten sie aus verschiedenen Gründen ausfallen, zuletzt im Jahre 1891/92.

Zwar reizte, wie schon oben angedeutet, das Aachener Unternehmen kurz nach seinem Entstehen zur Nacheiferung, so in Bonn, Köln, Krefeld und Düsseldorf; aber durch die Schuld Kölns kam es damals nicht zur Bildung eines Verbandes, der den getrennten Unternehmungen einen festen Halt geboten hätte. Die Vertreter der reichen Handelsstadt Köln wollten in ihrem Edelmute den Rednern ein doppelt so hohes Honorar zubilligen wie die anderen Städte, trotzdem es auch dort nicht karg bemessen war, und zugleich, wie es schien, die Leitung des Verbandes übernehmen. Hauptsächlich aus ersterem Grunde scheiterte der Versuch, und bald kam es, wie es kommen mußte: Aachen stand mit seinen regelmäßigen Vortragszyklen wieder allein da. Um so mehr Ehre den wackeren Aachener Männern, welche in richtiger Würdigung der Zeitverhältnisse die vielversprechende Saat treulich hegten und pflegten und schließlich ihr fröhliches Gedeihen erlebten.

Dieses Aachener Vortragsunternehmen lernte im Jahre 1901 der Bonner Theologieprofessor Dr. G. Esser gelegentlich eines religionswissenschaftlichen Vortrags kennen und brachte die Kunde davon dem im Anschluß an die vorjährige Bonner Katholikenversammlung gegründeten Zentralkomitee der Katholiken Bonns. Seine Anregung, für die Universitätsstadt wieder etwas Aehnliches zu gründen, ja auch anderen Städten der Rheinprovinz dieselbe Wohltat zu erweisen, fiel auf fruchtbaren Boden. Dank der umsichtigen Vorbereitung bzw. geschickten Leitung seitens des inzwischen verstorbenen Herrn Geh. Sanitätsrat Dr. Ruegenberg, des Herrn Justizrat Klein und der wertvollen Erfahrungen und Ratschläge des Herrn Kern wurde der Gedanke auf einer Tagung in Köln von Vertretern der 11 Städte Aachen, Bonn, Koblenz, Köln, Düren, Düsseldorf, Elberfeld, Essen, München-Gladbach, Neuß und Trier in die Tat umgesetzt. Bonn wurde Sitz des Verbandes, der jetzige Oberrealschuldirektor Herr L. Buchkremer in Neuß Vorsitzender eines 9gliedrigen Arbeitskomitees und der Bankprokurist Herr Fritz Müller Geschäftsführer. Ihnen und der gesunden Grundlage, auf die der Verband aufgebaut wurde, ist in erster Linie die Blüte des Unternehmens zu verdanken.

Wie die Aachener Veranstaltung fast 30 Jahre ohne jeden politischen Einschlag ausschließlich der Pflege von Wissenschaft und Kunst gedient hatte, so wurde auch seine Weiterführung als Bonner Vortragsverband von vornherein geplant und beständig hochgehalten. „Vorträge, die mit der christlichen Weltanschauung in Widerspruch stehen oder parteipolitische Fragen behandeln", so lautet einer seiner wichtigsten Grundsätze, „sind ausgeschlossen." In den Vortragszyklen Notwendiges und Nützliches, Gutes und Schönes, Ernstes und Heiteres in Wort, Bild oder Ton in harmonischer Mischung zu harmonischer Weiterbildung zu bringen, sollte ein anderer Hauptvorzug der ganzen Veranstaltung sein. Auf Grund dieser Richtlinien fand das Unternehmen bald über die Grenzen der Rheinprovinz bei Katholiken und Nichtkatholiken als Redner und Zuhörer Anklang. Westfalen schloß sich an, ja Mittel-, Ost- und Süddeutschland blieben nicht ganz zurück, wenn auch offen gesagt werden muß, daß leider noch viele Mittel- und Großstädte, selbst die Rheinprovinz und besonders Süddeutschlands, ihren Anschluß an den Verband nicht gefunden oder nach wenigen Versuchen verloren haben. Sollte es ihnen nicht möglich sein, was sogar ganz kleine Städte wie Zülpich und St. Vith mit kaum 2000 Einwohnern vermögen, in denen sich tatkräftige, zielbewußte Leute und wißbegierige Zuhörer zu gemeinsamem Streben zusammenfanden?

Um die ersten Unkosten des Verbandes zu decken, brachten die Komitees von Aachen, Bonn und Köln die nötigen Summen aus eigenen Mitteln auf, und Herr Kern erwarb sich die größten Verdienste um die Aufstellung der ersten Rednerliste. Außer den Angeboten einiger Vortragsagenturen zählte sie 123 Vorträge, von denen 71 an die Ortskomitees von 20 Städten vermittelt wurden, während die letztjährige deren mehr als 1000 aufwies, von denen 263 in 65 Städten gehalten wurden. Im Verlaufe des ersten Jahrzehnts bezogen 103 Städte im ganzen 2107 Vorträge vom Verbande, für welche von ihnen nahezu 500,000 Mark zur Bestreitung der Honorare und aller Unkosten aufgebracht wurden.

Die oben angegebenen Zahlen lassen nicht ohne weiteres einen Rückschluß auf die Zahl der Vorträge in den einzelnen Städten zu. Einige derselben bezogen nur den einen oder anderen Vortrag vom Verbande und sorgten für die übrigen selbst. Im allgemeinen wurden von den ganz angeschlossenen Städten im Winter 6 Vorträge abgehalten, nur Bonn selbst veranstaltete deren vom 3. Jahre ab mehr, meist 8 oder 10, in den beiden letzten Jahren sogar je 11 mit durchaus gutem Erfolge.

Diese 2107 Vorträge verteilen sich folgendermaßen auf die einzelnen Wissenschaften: Aus dem Gebiete der Theologie, Philosophie, Psychologie und Pädagogik wurden im ganzen 314 Vorträge gehalten. Die Probleme der religionswissenschaftlichen Forschung, der vergleichenden Religionswissenschaft, die Grundwahrheiten des Christentums sowie dessen Grundtatsachen, Offenbarung, Christus, Kirche, die aktuellen Probleme, welche von naturwissenschaftlicher, bibelkritischer oder kulturgeschichtlicher Seite aufgeworfen wurden, fanden bei der Auswahl der Vorträge in erster Linie Berücksichtigung. Die philosophischen Vorträge behandelten vielfach die Lehren von Nietzsche und Häckel, psychologische und pädagogische waren ziemlich selten.

328 Vorträge über Kunst sprechen laut für den regen Kunstsinn und seine Pflege innerhalb des Verbandes. In jene Zahl sind auch mehr als 50 Vorträge aus dem Gebiete der Musik eingeschlossen, die allerdings erst in den letzten Jahren mehr und mehr Anklang fanden. Das deutsche Lied, Wesen und Entwicklung der Instrumentalmusik, Bau und Geschichte der Symphonie, der Entwicklungsgang oder die Werke hervorragender Komponisten, oder das Musikleben bestimmter Zeiten wurden von verschiedenen Künstlern besprochen, wobei hin und wieder ein größerer Gesangchor oder sogar ein vollbesetztes Orchester die Interpretation der Rede übernahm.

Eingehend gewürdigt wurden die Kunstströmungen der neuen und neuesten Zeit, die Kunst im Hause, im Verkehr, im alltäglichen Leben, Kunstzweige, wie die Glasmalerei in ihrer Entwicklung und Technik, künstlerische Naturbetrachtung, Kunst und Künstler der verschiedenen Länder und Epochen, der ersten christlichen, der arabischen, mykenischen, ägyptischen und assyrisch-babylonischen Zeit, ja sogar die überraschend schönen Kunstwerke des Eiszeitmenschen wurden im vergangenen Jahre vom damaligen Privatdozenten Dr. Obermaier gezeigt und erläutert. Der Gelehrte hat im März ds. Js. einem ehrenvollen Rufe als Professor an das vom Fürsten von Monaco in Paris gegründete Institut de paléontologie humaine Folge geleistet. Wir hoffen jedoch, ihn noch oft bei uns als Redner zu hören.

Poesie und Literatur fanden im Verbande eine größere Beachtung als die anderen Kunstgattungen, gehören sie doch auch schon mehr zum täglichen Hausbedarf. Der steigenden Nachfrage entsprechend wurden nach und nach erste Kräfte (auch Damen) gewonnen, die durchweg mit gutem Erfolge in nicht weniger als 410 Vorträgen ihr Bestes hergaben, Herz und Geist ihrer Zuhörer zu erfreuen, zu erheben und zu bilden. Der Humor und die Dialektsprache kamen ebenfalls zu ihrem Rechte. Naturgemäß wurde die deutsche Poesie weitaus in erster Linie berücksichtigt, aber auch die Dichter Italiens, Spaniens, Frankreichs, Englands und Skandinaviens wurden nicht vergessen.

Schnell zunehmende Naturerkenntnis bei den Gelehrten, scheinbare oder tatsächliche Widersprüche in ihren Forschungsergebnissen selbst oder mit religiösen Wahrheiten und die Fortschritte der Technik, der astronomischen, Tiefsee-, Radium- und Bakterienforschung, der Photographie und Lichtbildkunst, der Gesprächsübertragung usw. wurden in 298 Vorträgen gemeinverständlich behandelt. Auch wichtige Gebiete der Hygiene fanden verständnisvolle Berücksichtigung.

Ohne die Vergangenheit zu vernachlässigen, war das Interesse stark auf die Begebenheiten, Zustände, Wirtschaftsformen und -Mittel der Gegenwart des In- und Auslandes gerichtet, wie dies 402 Vorträge aus der Geschichte und Kulturgeschichte, 231 aus der Erdkunde und 125 über soziale, Handels- und Verkehrs-Fragen beweisen.

Es würde zu weit führen, wollte ich eingehender über die Vortragsstoffe referieren, aber das kann noch von ihnen gesagt werden: es ist in allen diesen Vorträgen nur gesunde und bekömmliche Geisteskost geboten worden; hypermodernes wurde neidlos andern Veranstaltungen als willkommenes Neuland überlassen und auch darauf streng Bedacht genommen, daß noch jugendliche Gemüter vor allzu freien Aeußerungen geschützt blieben.

Dank der richtigen Prinzipien, auf denen der Bonner Vortragsverband aufgebaut ist, war das Resultat in den 65 Städten

meistens zufriedenstellend, vielfach sogar gut; nur selten brauchte das Zentralkomitee helfend einzugreifen.

Ein nicht unbeträchtlicher Teil des Erfolges gebührt auch den hervorragenden Gelehrten und Rednern, die dem Verbande zur Verfügung standen bzw. stehen. Es sind Professoren und Privatdozenten der verschiedenen Hochschulen, Direktoren öffentlicher Kunstanstalten, Mitglieder verschiedener geistlicher Orden, Künstler, Dichter, Schriftsteller, Literarhistoriker, Rezitatoren, Historiker, Geographen, Forschungsreisende, Missionäre, Sozialpolitiker, Mediziner und Männer des praktischen Lebens. Es seien nur die Verstorbenen dankbar erwähnt: Hofrat Aldenhoven, Postrat Bruns, der unersetzliche Münchener Archäologe Prof. Dr. Furtwängler, Prof. Dr. Führer, Redakteur Dr. Huppert, der gedankentiefe Prof. Dr. Schell, Dompropst Prof. Dr. Scheuffgen, sodann die beiden Theologieprofessoren, welche den akademischen Lehrstuhl mit einem höheren Amte vertauschten: die hochwürdigen Herren Bischöfe Dr. Bludau und Dr. Faulhaber.

Nun erhebt sich die Frage, woher es denn kommt, daß 38 angeschlossene Städte keine Vorträge abhielten. Waren da nur lokale Verhältnisse die Schuld? War das Komitee richtig zusammengesetzt? Hat man alle Vorbereitungen zu den einzelnen Vorträgen peinlichst genau getroffen, lokale Bedürfnisse studiert, berechtigte Wünsche berücksichtigt, unablässig geworben und aufgeklärt, erläuternde Vorbemerkungen zu den einzelnen Vorträgen durch reichliche Zirkulare und Voranzeigen im lokalen Teil der Ortszeitungen gebracht? Wo dies nicht geschah, mußte der Erfolg ausbleiben. Und dann noch eins. Die Entnahme eines guten Redners mit gutem Vortrage aus der alljährlich versandten Rednerliste nebst gewissenhafter Vorbereitung verbürgt noch nicht immer den gewünschten Erfolg. Manchmal ist der ausgewählte Vortrag gleichsam nur als Stoff zu betrachten, aus dem das Ortskomitee selbst durch eigenes Arrangement ein Vollendetes schaffen muß. Einige wenige praktisch erprobte Beispiele mögen klärend wirken. Es gibt z. B. gewisse Gedenktage, an denen kein richtig geleitetes Ortskomitee vorübergehen darf. So war z. B. im November 1907 der 50jährige Todestag v. Eichendorffs. Im Rednerverzeichnis waren mehrere Vorträge über den Dichter angegeben. War's damit genug, einen Vortrag halten zu lassen? Nein, da wurden am selben Abend die besten Gedichte Eichendorffs rezitiert, und ein Gesangchor trug im Wechsel mit der Rezitation die herrlichen Vertonungen Eichendorffscher Gedichte vor. Das Programm zog, wirkte und hatte einen ebenso guten künstlerischen wie finanziellen Erfolg. Aehnlich ward's mit der Gedenkfeier des Andreas Hofer gemacht (1909). Zuerst ein Lichtbildervortrag über Land und Leute und 14 Tage später ein Vortrag über Andreas Hofer und die Tiroler Freiheitskämpfe. In diesem Jahre gilt's, die Gedenktage H. v. Kleist (November) von Liszt (Oktober) zu begehen; im nächsten Jahre kommt Wagner an die Reihe usw. Genügt z. B. bei Liszt und Wagner ein Vortrag, um volles Verständnis für diese Künstler zu erwecken? Oder gehört zur Festrede nicht auch ein musikalischer Vortrag, für den bei Liszt schon ein Klavier ausreicht, ein Orchester noch besser wirkt, das bei Wagner nicht entbehrt werden kann. Wäre vorher nicht in einem besonderen Vortrage mit musikalischer oder gesanglicher Interpretation eine Uebersicht über die Entwicklung der Oper seit Gluck zu bringen, um durch diesen Gegensatz das Kunstwerk Wagners besser herauszuarbeiten? Ein anderer Fall. Im Frühjahre 1910 erschienen mehrere Kometen. So weit ich sehen kann, benutzte nur ein Ortskomitee die Gelegenheit, einen Lichtbildervortrag über diese Weltenbummler einzuschieben. Der Vortrag wie der finanzielle Erfolg waren gleich gut. Hätte man nicht auch an anderen Orten ebenso verfahren müssen? In mehreren Städten hat man (was in anderen Vortragsverbänden öfter geschieht), über ein wichtiges Thema eine Vortragsserie halten lassen. Für den kommenden Winter ist dies in geeigneter Weise schon von zwei Ortskomitees geplant und in die Wege geleitet. Bei richtiger Leitung heißt es eben auch schon für das übernächste Jahr Vorsorge treffen, abändern läßt sich dann immer noch zeitig genug.

Zur Anregung und zum Austausch solcher Gedanken dient die jährlich am Sonntage vor Peter und Paul stattfindende Generalversammlung, die meist in Bonn, aber auch schon zahlreicheren Besuches wegen in Köln, Krefeld, Düsseldorf und Essen stattfand; für die Zukunft wird man nur noch Bonn dazu nehmen. Dort soll sie auch in diesem Jahre am 25. Juni vormittags tagen (der Nachmittag ist einem gemeinschaftlichen Ausfluge vorbehalten). Leider ist diese Gelegenheit in den vergangenen Jahren lange nicht genug benutzt worden, und doch sollte jeder Ortsausschuß mindestens einen Vertreter hinsenden, der Vorteil wird nicht ausbleiben. Es wird überhaupt viel zu wenig bedacht, daß der Vortragsverband ein Organismus ist, in dem das Leben zwar von einem Zentralorgane, dem Zentralkomitee, ausgeht, in dem aber jedes einzelne Organ nicht bloß für seine eigene Kräftigung, sondern auch für die des Zentralorgans zu sorgen hat. Es muß ein wechselseitiges Nehmen und Geben sein. So manches Ortskomitee wäre in der Lage, zu Nutz und Frommen der anderen geeignete Redner und Vorträge nach Bonn zu melden, besonders die der größeren Städte. Geschieht dies aber in ausreichendem Maße? Die wenigen Stunden der Generalversammlung reichen dazu nicht aus, der Arbeit ist da zu viel. Und nun auch noch ein Wort an die Gelehrten und Redner selbst. Hält von ihnen sich nicht der eine oder andere zurück, weil er vielleicht den Vortragsverband unterschätzte, oder weil er eine allzu große Ablenkung durch Reisen und Reden befürchtete? Den ersten Irrtum werden wohl schon die mitgeteilten Zahlen allein widerlegen; das letzte Bedenken läßt sich leicht heben. Es brauchen ja im Jahre bloß wenige Vorträge übernommen zu werden, wie dies einige Redner seit jeher verlangen. Wenn alle Faktoren, jeder in seiner Art, gewissenhaft auf das eine Ziel hinarbeiten, die Stellung der deutschen Katholiken in Wissenschaft und Kunst auf die richtige Höhe zu bringen, dann wird das zweite Jahrzehnt des Bestehens des Bonner Vortragsverbandes die Mehrzahl der jetzt noch nicht angeschlossenen Städte ebenfalls als seine Mitglieder sehen, so daß der Verband dann ein neues starkes Glied in der Reihe der kulturellen Bestrebungen der deutschen Katholiken bildet.

Der kleine Giuseppe.

Von Ernst Alves, München.

Der kleine Giuseppe war ein blonder Knabe von zehn Jahren, seine Mutter wohnte in einer engen Straße beim Kirchlein San Pietro in Vincoli in Rom. Sie kränkelte und konnte nichts erwerben, um des Knaben Hunger zu stillen und ihn zu kleiden. So kam es, daß der kleine Giuseppe schon vom siebenten Jahre an sein Geld selbst verdienen mußte; er bot Fremden zur Frühlingszeit duftende Rosen an, und im Winter röstete er Kastanien, um aus ihnen seinen kärglichen Verdienst zu schlagen. Ich traf ihn eines Sonntags morgens, es war ein heiterer Maientag, da stand er an das Holzgerüst gegenüber dem Kolosseum gelehnt, und seine hellen Aeuglein blickten träumerisch auf die Zypressen des Palatins und das ernste Travertingestein der stolzen Trümmer römischer Größe. Als er mich kommen sah, lief er schnell auf mich zu. Barfüßig ging er, trug ein kleines Körbchen am Arme, das bis an den Rand mit Blumensträußchen gefüllt war, und steckte mir eine rote Rose ins Knopfloch. „Heute ist Sonntag, Signore, und da drüben liegt das Kolosseum." Ich lächelte dem kleinen Cicerone freundlich zu, gab ihm einen Soldo, und ging weiter. In der Nähe des Titusbogens setze ich mich auf einen der umherliegenden Steinblöcke, um das mächtige Amphitheater, im Sonnenglanz gebadet, zu betrachten, und will gerade meinen Reiseführer hervorziehen, als der kleine Blumenverkäufer schon neben mir steht und sagt: „Das große Tor ist der Konstantinsbogen, und Konstantin war ein guter, alter Kaiser." Mit diesen Worten setzte er sein Körbchen zur Erde und machte sich's neben mir bequem, um von dem guten Kaiser Konstantin zu erzählen. Sein kleines blasses Mündchen plauderte wie ein Wasserfall, die Aeuglein leuchteten, da ich ihm so eifrig zuhörte, und als ich gehen wollte, bat er flehentlich: „Darf ich mitgehen, Signore?" „Wohin denn, mein Junge?" „Ich will Signore das schöne Rom zeigen. Signore ist fremd und ich heiße Giuseppe!" Ich konnte die Führerdienste des kleinen Quälgeistes nicht annehmen, da es Zeit wurde, zum Pranzo die Kleidung zu wechseln. Einen Soldo warf ich ihm zu und bestieg den Omnibus.

Um 4 Uhr schlenderte ich mit meinem Freund, einem Maler, der in Rom studierte, die Straße entlang, um in den Garten der Villa Borghese zu kommen. Als wir auf der Terrasse der Spanischen Treppe standen und uns in das Zauberbild der ewigen Stadt, die zu unseren Füßen ausgebreitet lag, versenkten,

zupfte mich jemand am Rocke mit der Begrüßung: „Buon giorno, signore!“ Verdutzt über diese Vertraulichkeit drehte ich mich um, und Giuseppe stand neben mir. „Signore, eine Rose, und für den anderen Signore auch eine Rose, heute ist Sonntag!“ Ich mußte unwillkürlich lachen. „Was machst du hier, Giuseppe?“ „Rosen verkaufen, Mutter ist immer krank und hat kein Geld!“ „Das alte Mittel, um Fremde zu ködern,“ sagt mein Freund und will gehen. Aber diesmal läßt sich mein Bub nicht so leichten Kaufes abweisen. Er hängte sich an mich, und da er sein schmutziges Gewand mit einem sauberen vertauscht hatte, ja sogar Stiefel trug, machte ich gute Miene zum bösen Spiel und ließ ihn neben mir herlaufen. Der Junge machte uns viel Freude, durch seine Munterkeit half er uns über die Langweile eines römischen Sonntags hinweg, und als wir gegen Sonnenuntergang zum Monte Pincio hinaufgingen, faßte mein Freund den Gedanken, den kleinen Kerl zu malen, und beschied ihn für den folgenden Morgen in sein Atelier.

Giuseppe war eine Stunde vor der festgesetzten Zeit im Hause angelangt, wir waren noch bei der Toilette und hörten, wie der kleine Strolch nebenan sich mit der großen Katze herumbalgte und einen Höllenspektakel aufführte. Als wir ins Zimmer traten, kam er uns gleich wieder mit der offiziellen Rose entgegen, aber diesmal ohne das „Signore, un soldo!“, heute geschah es aus Galanterie, in der Hoffnung, für sein Modellsitzen extra gut bezahlt zu werden. Mein Freund gab dem Jungen gern einige Centesimi mehr, denn er war ein reizendes Modell, geduldig, freudig und stets zufrieden. Nicht ein einziges Mal war Giuseppe ungezogen, nein, er blieb ein braver, wohlgesitteter Römerbub. Eines Tages kam er nicht, auch den zweiten und dritten Tag warteten wir vergebens auf ihn, erst gegen Abend klopfte es schüchtern an die Türe, und herein trat langsam unser kleiner Gefährte. Er war blaß und müde, seine Aeuglein blickten traurig, und als wir nach dem Grunde seines Ausbleibens fragten, antwortete er: „Mamina ist krank, Mamina muß sterben!“ Wir beschlossen, nach der Mutter zu sehen, Giuseppe führte uns in das kleine Häuschen, und wir betraten die dumpfige Krankenstube. Mit glühenden Wangen lag die arme Frau in ihrem Bette, sie nahm ihr Kind, streichelte und küßte es, und als Giuseppe sagte: „Mamina, das sind meine Freunde,“ warf sie uns einen dankbaren Blick zu, vermochte aber ihren entkräfteten Körper nicht aufzurichten. „Jeden Tag geh' ich zum Bambino und bete für Mamina, aber Bambino macht Mamina nicht gesund.“ Giuseppe meinte das wundertätige Holzbildnis des Jesuskindes, das den Kranken hilft und in weiße Seide gehüllt in der Sakristei der Santa Maria Aracoeli steht. Es läutete Ave Maria, und Giuseppe stürzte davon, um nochmals am Altar des Bambino zu knien und für seine Mutter ein Gebet zu stammeln. Wir holten sofort den nächsten Arzt, der ein schweres Fieber feststellte, aber uns Hoffnung machte, die Kranke vom Tode zu retten. Als Giuseppe zurückkam, schickten wir ihn mit dem Rezept, das der Doktor verschrieben hatte, zur Apotheke und kamen jeden Tag, um uns nach dem Zustand der Mutter zu erkundigen. Giuseppe ging nach wie vor beim Abendläuten zum Christuskinde, und als nach einigen Wochen Mamina gesund vom Krankenlager sich erhob, rief unser kleiner Freund jubelnd: „Bambino hat Mamina gesund gemacht.“ Sein Vertrauen zu dem weißgekleideten Jesuskinde war stark und echt, die schönsten Rosen aus seinem Körbchen nahm er eilends und lief zur Aracoeli-Kirche. Lange hat er dort gebetet, und als er am andern Morgen wieder ins Atelier kam, brachte er keine Rosen für uns mit, die bekam von jetzt ab der kleine Jesusknabe, denn: „Santo Bambino hat Mamina gesund gemacht.“

Ricordo.

Ich kam den alten Weg heul' wieder,
Auf dem wir gingen einst im Mai.
Den Klang verträumter Lerchenlieder
Trug noch der weiche Wind herbei.

Die grüne Isar scholl noch leise
Im tiefen Grund beim Mühlenwehr.
Auf ihrer abendgoldnen Reise
Sah'n Wind und Wolken segnend her.

Noch ganz wie einst ... Durch die Syringen
Strich noch der Wind, von Düften schwer,
Und um mich war ein Blüh'n und Klingen ...
Nur du nicht mehr ... Nur du nicht mehr ...

Drei weisse Rosen blüh'n verlassen
Ums Kreuz auf deinem Hügel fern,
Und über meines Lebens Gassen
Verlosch sein heil'ger Abendstern.

Dr. Lorenz Krapp.

Zwei Natur-(Freilicht-)Bühnen am und im Siebengebirge.

Von P. Saget, Honnef a. Rh.

Ein wunderbarer Frühlingstag umkleidet Rheinlands Paradies mit goldig-glänzendem Schmuck, und wie flüssiges Silber erscheinen die Fluten des Rheines, durch die ein stolzer Dampfer seine Furchen zieht. Das Schiff landet an der Insel Grafenwerth, jener unvergleichlich schönen, 17 ha großen königlichen Domäne, die in Gemeinschaft mit ihrem sagenumwobenen Schwestereiland, Insel Nonnenwerth, die herrlichste Zierde der einzigartigen Landschaft bildet. Grafenwerth, lange Zeit hindurch dem größeren Publikum kaum dem Namen nach bekannt, ist seit dem 24. Mai 1908 die Dampfschiffstation der Kur- und Badestadt Honnef, die sich in ihrer stetigen Entwicklung gar prächtig präsentiert, und gehört heute zu den beliebtesten Ausflugsorten am ganzen Rhein. Auf dieser Insel, die einst den Herren von Löwenburg gehörte und damals oft der Schauplatz von Ritterspielen und Volksbelustigungen war, ist jetzt mit Genehmigung der Kgl. Regierung zu Köln und Unterstützung der Kurverwaltung der Stadt Honnef eine Natur-(Freilicht-)Bühne errichtet worden. Dieselbe befindet sich inmitten eines Walddomes, aus dem man freie Ausblicke auf Drachenfels und Wolkenburg, Insel Nonnenwerth, Rolandsbogen und Rodderberg, sowie auf die Wolkenburg und die übrigen malerischen Höhen des Siebengebirges hat, und der Zuschauerraum unter schattenspendenden Bäumen weist zirka 1000 Sitzplätze auf. Dort wird nun dem Publikum durch ein großes Künstlerensemble unter vorzüglicher Leitung des Guten und Schönen viel geboten werden. Für die Spielzeit, die am 4. Juni (Pfingstsonntag) mit einer Matinee im städtischen Kursaale zu Honnef eröffnet wird, sind klassische Meisterwerke, rheinische Volksschauspiele und vaterländische Festspiele vorgesehen, die bei allen, die die Aufführungen besuchen werden, das größte Interesse erregen dürften. Vereinigt mit dieser ersten Naturbühne am Mittelrhein ist eine zweite, die der derzeitige Besitzer der weltbekannten Drachenburg, Rittmeister a. D. v. Simon, auf einer Bergwiese im Angesichte des Drachenfelsen hat einrichten lassen. Auf beiden Bühnen werden abwechselnd Vorstellungen gegeben, und zwar an drei Tagen in der Woche auf Grafenwerth, an zwei auf der Bergwiese bei Schloß Drachenburg, sowie an den Sonntagen nachmittags von 5½—8½ Uhr. Es ist keine Frage, daß es nichts Schöneres gibt, als diese Aufführungen inmitten einer an Naturreizen überreichen Landschaft, und wird daher ein sehr starker Besuch derselben zu erwarten sein. Bei ungünstiger Witterung finden die einzelnen Vorstellungen im großen Kursaale zu Honnef statt. Den Rheinreisenden, Kurgästen und Sommerfrischlern steht ein ganz eigenartiger Genuß in Aussicht, wie er ihnen bis dahin am Rheine noch nicht geboten worden ist, und das wird manche veranlassen, schöne Tage am und im Siebengebirge zu verleben.

Sursum.

Ist ein Klingen in den Lüften,
Ist ein Zittern über Grüften;
Viel geheimnisvolle Saiten
Gold'ne Töne aufwärtsleiten.
Sehnsucht singt und Hoffnung schwebt
Dorthin, wo Erfüllung lebt.

Eugen Mack.

Vom Büchertisch.

Ein Buch vom Helden Aloysius. Der warmen Empfehlung des Könnschen Buches „Auf Höhenpfaden" (Verlag von Benziger & Co.) in Nr. 19 der „Allgemeinen Rundschau" (S. 324) war eine Fußnote angefügt, welche Klage darüber führt, daß für das ausgezeichnete Buch der gleiche Titel gewählt wurde, den die im gleichen Jahre erschienene Gedichtesammlung der „Allgemeinen Rundschau" trägt. Der Herausgeber der „Allgem. Rundschau" hat sich inzwischen in freundschaftlichem Meinungsaustausch mit Herrn Kaplan Joseph Könn davon überzeugt, daß hier tatsächlich eine jener Zufälligkeiten vorliegt, die man oft für unglaublich hält. Es unterliegt nicht mehr dem mindesten Zweifel, daß die Herausgeber der beiden Bücher ganz unabhängig von einander den Titel gewählt haben. Der eine hatte keine Ahnung von den Plänen des andern. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" macht seinerseits gar kein Hehl daraus, daß er durch Heemstedes prächtigen Gedichtband „Höhenluft" zu dem Titel „Auf Höhenpfaden" angeregt worden ist.

E. Buch: Des Jünglings Weg zum Glück. Mit einem Geleitswort von Dr. Joseph Drammer, Generalpräses der katholischen Jünglingsvereine Deutschlands. Freiburg i. B. 1911. Herdersche Verlagsbuchhandlung 1 M. Jugendfürsorge! Wie oft wird das Thema in unseren Tagen in der Presse wie in Versammlungen und in Parlamenten behandelt! Das solide Fundament, auf dem sich ein dauernder Erfolg in diesen allseitigen Bestrebungen allein aufbauen kann, ist die christliche Religion und Sitte. Darum bietet der Verfasser, der das jugendliche Herz durch und durch kennt, zuerst eine kurze apologetische Skizze der Fundamentalwahrheiten unserer Religion. Er nennt diese Abhandlung: „Lebensernst." Im 2. Teil, „Lebensglück" betitelt, zeigt er dem Jüngling den einzig richtigen Weg, um das innere, äußere und ewige Glück zu finden, warnt ihn vor den vielen Gefahren und gibt die Mittel an die Hand, ihnen zu entgehen. Wer mit der schulentlassenen Jugend zu tun hat, der lerne aus diesem Büchlein den richtigen Ton treffen, und spiele das Schriftchen recht vielen Jünglingen in die Hand. Jeder, der es mit Ernst und Aufmerksamkeit liest, wird den größten Nutzen für sein Leben daraus ziehen können. J. Wernado.

Methodus excipiendi confessiones ordinarias variis in linguis: Auctore J. C. Van Der Loos. Editio tertia. Internationale Verlagsbuchhandlung: „Messis". Amsterdam, Nassaukade 122. In unserer Zeit des ausgedehnten Fremdenverkehrs könnte jeder Priester einmal in die Lage kommen, einem Pönitenten mit fremder Sprache die Beichte abnehmen zu müssen. Namentlich werden die Seelsorger in den großen Verkehrszentren und in ausgedehnten Spitälern öfters dieses Liebeswerk zu leisten haben. Das oben zitierte Büchlein möchte dabei ein Führer und Wegweiser sein. 1900 erschien dasselbe zum erstenmal und heuer in dritter Auflage. Es ist nunmehr in den Verlag der „Internationalen Verlagsbuchhandlung „Messis" in Amsterdam" übergegangen. Die Neuauflage ist um drei Sprachen vermehrt, so daß sie jetzt in elf verschiedenen Sprachen eine Anleitung zum Beichthören gibt, und zwar in Englisch, Französisch, Deutsch, Niederländisch, Italienisch, Spanisch, Dänisch, Polnisch, Böhmisch, Slawonisch und Esperanto. Der Beichtspiegel, dem die „offene Schuld" vorausgeschickt ist und das Reuegebet nebst Vaterunser und Kredo folgt, kann auf relative Vollständigkeit Anspruch machen. Dagegen wird man bezüglich der Anordnung und Aufeinanderfolge der Fragen geteilter Ansicht sein können. Die Fragen, die das sechste und neunte Gebot betreffen, folgen sofort auf die notwendigen Vorfragen, und daran reihen sich dann die übrigen Gebote vom zweiten bis zehnten. Wäre es nicht angezeigter, wenigstens bei manchen Pönitenten, die Gebote Gottes einfach in der gewöhnlichen Reihenfolge durchzunehmen? Zur praktischen Handhabung ist dem fremdsprachigen Texte jedesmal der entsprechende lateinische Text gegenübergestellt.

J. Wernado.

Alfons Maria von Liguori, hl. Bischof und Kirchenlehrer: **Der Priester in der Einsamkeit.** In neuer Bearbeitung von P. S. Aigner, C. Ss. R. 4. Aufl. Mit kirchl. Druckgenehmigung. 8°. XII u. 567 S. Regensburg 1911. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis brosch. M 3.60, in eleg. Halbleder geb. M 5.20. Das vorliegende Werk des hl. Alfons führt den Untertitel: Materialiensammlung für Betrachtungen und Belehrungen bei Priesterexerzitien, auch als geistliche Lesung zur eigenen Erbauung zu gebrauchen. Diesem Zweck entsprechend gibt die erste Abteilung Betrachtungen, die zweite Belehrungen über die wichtigsten Fehler und Tugenden. Daß das Werk schon in 4. Auflage erscheint, beweist seine Beliebtheit und Gediegenheit, die durch eine kritische Nachprüfung der Zitate und Legenden seitens des Herausgebers nur gewonnen hat. Mit Recht weist Herausgeber aber auch auf manches unseren heutigen Zeit- und Lebensverhältnissen nicht mehr recht Entsprechende hin. Ich möchte besonders auf die vielen legendarischen Histörchen und auf manche Schroffheiten, besonders zum Beispiel erste Abteilung, sechstes Kapitel, hinweisen. Sätze, wie der S. 108 dem hl. Remigius zugesprochene, lassen sich theologisch und erfahrungsgemäß nicht halten, und die Ausführungen S. 120 Nr. 10 sind eher zur Entmutigung als zur Besserung dienlich. Davon abgesehen wird ein verständiger Leser eine Menge erhebender und erschütternder Wahrheiten und praktischer Lebensweisheit in dem Buche finden, das weiteste Verbreitung verdient. Dr. Weber.

Der 2. Allgemeine österreichische Terziarentag, 8.—10. September 1910 in Innsbruck. Ausführlicher Bericht. Herausgegeben von der Zentralstelle des III. Ordens in Oesterreich. Im Verlage des Franziskanerklosters in Innsbruck. Kr. 1.—. In der gebildeten Welt ist es heutzutage geradezu Mode geworden, dem hl. Franziskus und seiner Arbeit und seinem Werke eindringliches Studium zu widmen. Ich meine, es sollte Mode werden, dem III. Orden des hl. Franziskus wieder ganz besonderes Interesse entgegenzubringen. Nicht bloß eine internationale Gesellschaft von Gelehrten für Franziskusforschung soll es geben; ich glaube, eine internationale Bewegung im Sinne des III. Ordens, die alle Gesellschaftskreise erfassen würde, wäre viel notwendiger. Die Franziskusgedanken, in unseren Tagen wieder „populär" im III. Orden, würden einen ungemein segensreichen Einfluß auf viele unsere Zeit bewegende, ja zu tiefst aufwühlende Fragen nehmen. Vorbedingung hierzu ist freilich, daß ein Leiter des III. Ordens diesen richtig kennt und sich über seine Aufgaben klar ist, und daß der III. Orden gut organisiert ist. Ueber all das bietet der Bericht über den Innsbrucker Terziarentag vorzügliche Referate, die auch über Oesterreichs Grenzen hinaus Beachtung verdienen. Mancher Drittordensdirektor im Ordensgewande und mancher Seelsorger. der in seinem Seelsorgsbezirk den III. Orden eingeführt hat, wird in diesen Referaten dankenswerte Anregungen finden für bessere Organisation des III. Ordens, für sozial-caritative Tätigkeit der Terziaren, und nicht zuletzt neue Freude und neuen Mut zu rastloser Arbeit. P. Aidan, O. Min. Cap,

Bühnen- und Musikrundschau.

„Zlatorog" im Hoftheater. Diese Oper von Viktor Gluth ist eine Neubearbeitung seines „Trentajägers", der 1885 unter Hermann Levi an gleicher Stelle seine Uraufführung erlebt hatte. In „Horand und Hilde", einem dem Münchener Publikum 1899 gebotenen Musikdrama, stand der hochbegabte Musiker ganz im Banne Tristans. Nur selten wirkt das Pathos Rich. Wagners in der neuen Fassung des „Zlatorog" nach. Liebliche Melodik, die auch die Kraft besitzt, zu tragischen Tönen anzuwachsen, herrscht vor. Volksweisen aus seiner böhmischen Heimat hat Gluth in sein klangschönes Tongewebe verflochten, Empfindungstiefe und sonnige Wärme leuchten aus seiner Musik, lyrische Gesänge von sattem Farbenschmelz, glutvolle Tanzweisen und feierliche Chöre zeigen die schöne Eigenart von Gluths hoher Begabung in schönstem Lichte. Die Textdichtung fußt auf Rudolf Baumbachs bekannter Alpensage von dem frommen Trentajäger, dem Schützling der Feen, der Zlatorogs verbotenes Reich meidet, bis Liebesgebot ihn eindringen heißt und ihm dadurch Verderben bringt. Wolf gab den Jäger mit hervorragendem Stimmglanz. Zdenka Faßbender lieh der Spela starkes, dramatisches Leben. Sie wie Frau Tordek boten auch in reinsanglicher Beziehung schönes. Die Gesamtwiedergabe stand unter Mottls Führung sehr hoch. Auch die Inszene war stimmungskräftig und schön. Vielleicht würde der sagenhafte Charakter der Szene schärfer betont, wenn der goldgehörnte Gamsbock, Zlatorog, mehr andeutungsweise, statt in materieller Plastik in die Erscheinung treten könnte. — Viktor Gluth wurde unzählige Male gerufen und mit Lorbeer bedacht. Einen der Kränze warf er dankbar in den mystischen Abgrund des Orchesters. Ein Vierteljahrhundert ist es, daß erstmalig die Weisen des Trentajägers erklangen, ein Vierteljahrhundert ist es, daß Gluth an der kgl. Akademie der Tonkunst Münchens wirkt. Der Künstler und sein Kunstwerk haben erwiesen, daß ihre Verdienste von Dauer sind.

Gustav Mahler †. Ein tückisches Leiden hat nach langem Todeskampfe den Tondichter am 18. Mai in Wien dahingerafft. Bewunderer und Widersacher haben Gustav Mahlers Kunst nie gefehlt und die hundert Federn, die sein früher Tod in Bewegung setzt, werden sich wieder in schroffe Parteien scheiden; was den einen als zielbewußte Fahrt zu neuen Ufern gilt, nennen die anderen ein Zerbrechen der Formen. Mahler stand so völlig in unserer modernen Zeit scharfer Kontraste und geistiger Unruhe, daß es verfrüht erscheinen muß, zu weissagen, welchen größeren oder geringeren Grad von Unsterblichkeit die Nachwelt ihm zubilligen wird. Wir stehen noch unter dem Eindruck der

Uraufführung seiner „achten Symphonie“ am 12. September 1910 in der gigantischen Festhalle zu München. Es war das letzte große „musikalische Ereignis“ in Mahlers Leben. Leider eilte (wie bei Rich. Strauß) seit Jahren mit oder ohne seinen Willen eine fieberhafte Sensation den Schritten dieses Mannes voraus. So konnte mancher Hörer unsicher sein, ob er nicht einer Massensuggestion erlegen sei. Es war mir aber vergönnt, das Werk an drei Tagen hintereinander zu hören und der gewaltige Eindruck hat sich nicht vermindert. Die Frage kann offen bleiben, ob die in der Symphonie umschlossene Gefühlswelt diesen gewaltigen technischen Apparat mit unabwendbarer Notwendigkeit bedürfe, der alle früheren Forderungen weit, weit hinter sich läßt. Wer aber den Künstler diese gewaltigen Tonfluten meistern sah, dem drängte sich die Einheit auf zwischen dem Komponisten und seinem Werk. Hiermit kommen wir zu dem Teile Mahlerschen Wirkens, dem die willige Anerkennung aller zuteil wurde, seine gewaltigen Fähigkeiten als Dirigent. Er war als Kapellmeister nicht nur der berufenste Interpret seiner eigenen Werke. Das Jahrzehnt seiner Leitung der Wiener Hofoper ist ein sehr ruhmreiches gewesen. Seine „Neunte“, die demnächst erscheinen wird, verzichtet im Gegensatz zur „Achten“ ganz auf die Mitwirkung der menschlichen Stimme, diese und ein „Lied von der Erde“ werden andere uns erklingen lassen, nachdem der Taktstock dem Meister aus der Hand gesunken. Mahler war Bruckners Schüler. Die oft versuchten Vergleiche führen zu nichts. Lediglich der volkstümliche Einschlag ist ihnen gemeinsam. Seine Lieder sind für die volkstümlichen Verse, die er bevorzugte, meist nicht schlicht genug. Verdienstvoll war seine Bearbeitung des Weberschen Opernfragmentes: „Die drei Pintos.“ — Mahler wurde am 7. Juli 1860 in Kalischt, einem kleinen böhmischen Orte, geboren, studierte in Wien, war seit 1879 an kleineren Bühnen als Kapellmeister tätig. Kassel (1885), Prag, Budapest, Hamburg und Wien sind die Orte seiner führenden Dirigententätigkeit. Seit 1908 hat er, von kurzer amerikanischer Wirksamkeit abgesehen, seinem eigenen Schaffen gelebt.

Verschiedenes aus aller Welt. Tilla Durieux, die bekannte Schauspielerin, welche man in München besonders als Jolaste im Sophokleischen „Oedipus“ schätzen lernte, tritt aus dem Ensemble Max Reinhardts aus. Die Künstlerin will sich nur noch, vom Münchener Konzertbureau Gutmann arrangierten, Gastspielfahrten widmen. Leider gewinnt die Tendenz, sich auf Spezialfächer festzulegen, hierdurch weiteren Vorschub. Ihre Katharina I. in Dauthendeys „Spielereien einer Kaiserin“ ist rein artistisch genommen eine bravouröse Leistung; nur vermag die Gestaltung solch barbarischer Ueberweiber die Kulturziele der Bühne nicht zu fördern. — Die 41. ordentliche Mitgliederversammlung des Deutschen Bühnenvereins fand in Gera statt. Die Tagung zählte über 100 Teilnehmer, darunter die Generalintendanten Graf Hülsen (Berlin), v. Speidel (München), v. Putlitz (Stuttgart), Ernst v. Possart, Claar (Frankfurt). Gegen die die Bühnen schädigenden kommunalen Lustbarkeitssteuern wurde eine Resolution angenommen. Von den weiteren Verhandlungen ist die Einsetzung einer Kommission erwähnenswert, welche für Vereinheitlichung der ausländischen Operntexte sorgen soll. Auch die Regelung der Agentenprovisionen wurde gestreift. In einer Rede des Erbprinzregenten, welcher die Kongreßteilnehmer zu Tafel geladen hatte, gedachte derselbe auch der Verdienste der Presse um die Kunst in schwungvollen Worten. Das Geraer Hoftheater bot als Festvorstellung die freundlich aufgenommene Urpremière von Leo Lenz’ heiterem Spiel „Ritter Träum-ins-Blau“. — Auf der Tagung österreichischer Frauenvereine wurde festgestellt, daß es in Oesterreich allein 1700 Schauspielerinnen gibt. Mehr als die Hälfte der Künstlerinnen hat weniger als 130 Kronen Monatseinnahme. Nur das Burgtheater, die Hofoper und das Wiener Deutsche Volkstheater engagieren ihre Kräfte für das ganze Jahr. Alle anderen Bühnen entlassen ihre Künstler zu Ostern, die dann genötigt sind, an Sommerbühnen Unterschlupf zu suchen. Viele ohne Erfolg; zurzeit sind neunhundert Schauspielerinnen ohne Engagement. — Der literarische Nachlaß Greifs wird von dem Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Kosch (Czernowitz) gesichtet. Derselbe ersucht alle diejenigen, die mit Martin Greif in Beziehung standen, um Adressenangabe. — „Die Schauburg“, eine neue Bühne in Hannover, wurde mit Goethes „Faust“ eröffnet. Der 1100 Sitzplätze fassende Zuschauerraum ist dem antiken Theater nachgebildet und streng amphitheatralisch angeordnet. Die Akustik wird als vortrefflich bezeichnet. Das Theater soll neben dem Schauspiel auch die Operette pflegen. Als erste dieser Gattung wurde Hermann Ritzaus „Liebesjagd“ gegeben, deren Uraufführung dank einiger wirksamer musikalischer Nummern freundlichen Erfolg hatte. — Gerühmt wird die Architektur des neuen, von Oskar Kaufmann (Berlin) erbauten Stadttheaters von Bremerhaven, dessen Eröffnung am 1. September stattfindet. — Die Festspiele in Wiesbaden brachten in Anwesenheit des Kaisers noch Lauffs Hohenzollerndrama: „Eisenzahn“ und den „Oberon“. Die Galavorstellung im Drury-Lane-Theater in London bot „Money“ von Lytton Bulwer, dem Verfasser der „Letzten Tage von Pompeji“. Die erstklassige Besetzung vereinigte die Bühnensterne der Londoner Bühnen. Ein neugemalter Zwischenaktsvorhang zeigt den Deutschen Kaiser und den englischen König zu Pferde. Ein Genius hält in beiden Händen einen Lorbeerkranz über die Häupter der Monarchen. — Aus den Maifestspielen der Frankfurter Oper wird eine gute Wiedergabe von „Rigoletto“ hervorgehoben, bei der nicht nur Signore Rossi von der Mailänder Skala, sondern auch die heimischen Solisten und der Chor italienisch sangen. — In Stuttgart hatte Max Schillings „Pfeifertag“ unter der Leitung des Komponisten Erfolg. Die von Schillings an dem vor zwölf Jahren erstmalig gegebenen Werke vorgenommenen Aenderungen werden als glücklich bezeichnet. Trotzdem bleibt von der Handlung vieles dem Zuhörer schwer verständlich. — „Das Leben des Menschen“, ein Spiel des Russen Leonid Andrejew wurde in Leipzig abgelehnt. Das Werk enthält laut Berichten neben wirklich guten Stellen überwiegend viel Reden voll trivialer Wahrheiten. — „Der Königstrust“, eine Operette ohne Musik von Lud. Bauer, interessierte in Breslau. Die satirische Komödie wird von einigen Seiten außerordentlich günstig beurteilt. — Die Comédie Française hat „Le roi s’amuse“ von Viktor Hugo mit ersten Kräften und glänzend ausgestattet, neueinstudiert. Dennoch war der Erfolg gering. Die Kritik glaubt, daß das Werk nur noch in Verdis „Rigoletto“ fortzuleben vermag.

München. L. G. Oberlaender.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Religiöse Erneuerung durch die Uebung der sechs Aloysianischen Sonntage. Von Th. Temming. 64 S., brosch. 15 Pf., bei 30 Stück 13 Pfg. (Kevelaer, Butzon & Bercker.)

Mein Hausfreund und täglicher Begleiter. Ein Büchlein für jedermann von P. Saget. (Honnef, Rhenus-Verlag.)

Frauengestalten des Evangeliums in moderner Beleuchtung dargestellt für die christl. Frauenwelt von Robert Kutsche. Brosch. ℳ 1.—, geb. ℳ 1.50. (Breslau, Franz Goerlich.)

Religiös-wissenschaftliche Vorträge für katholische Akademiker von Prof. Dr. Wilhelm Koch. Vierte Reihe: Der Glaube an Gott den Schöpfer und Vater. 8°. IV und 49 S., kart. 80 Pfg. (Rottenburg a. N., Wilhelm Bader.)

Deutscher Fleiß. Wanderungen durch die Fabriken, Werkstätten und Handelshäuser Westdeutschlands. Von Karl Kollbach. 1. Bd. ℳ 3.50. (Köln, Bachem.)

Der Freund der Nervösen und Skrupulanten. Von P. Fr. V. Raymond. Ein Ratgeber für Leidende und Gesunde. XVI u. 312 S. 8°. Geh. ℳ 2.75, geb. ℳ 3.50. (Hermann Rauch, Wiesbaden.)

Die Wahrheit des Christentums. Von Dr. Franz Sawicki. ℳ 5.—. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.)

Der Modernisteneid. Von Reichstagsabgeordneten M. Erzberger. 80 Pf. (Berlin C. 2, Germania, A.-G.)

Das goldene Büchlein des hl. Augustinus von der Geduld. Von Felix Schwarz. 166 S. Geb. ℳ 1.—. (Paderborn, Junfermann.)

An Mutterhand zur Freude! Von P. Paulus Sondergeld. Geb. 50 Pf. (Dülmen i. W., Laumann.)

Stehe fest im katholischen Glauben! Mitgabe für die aus der Schule entlassene Jugend. Von Georg Bleibetreu. 72 S. 20 Pf., 25 Exempl. ℳ 4.—, 50 Exempl. ℳ 8.—, 100 Exempl. ℳ 15.—. (Dülmen i. W., Laumann.)

Marientag. Bilder aus dem Leben der Mutter Gottes. Von Schwester Maria Regina. 128 S. 8°. Geb. 90 Pf. (Dülmen i. W., Laumann.)

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der Verkehr an der Neuyorker Effektenbörse war bisher von der grossen Unsicherheit beeinflusst, die durch die staatliche Intervention bezüglich des Trustwesens entstanden war. Einzelne dieser gigantischen Unternehmen, welche die Gesamtproduktion und die Absatzgebiete von Fabrikaten und Produkten — Stahl, Eisen, Zucker, Petroleum, Kupfer usw. — beherrschen, sind in gerichtlichen Differenzen mit der Staatsregierung, welche diesem Monopolwesen und dem gesamten Vertrustungssystem scharf entgegengetreten ist. Das seit Wochen mit Spannung erwartete und wiederholt vertagte Urteil des obersten amerikanischen Gerichtshofes gegen eines dieser Riesenunternehmen — des Standard Oil Trusts — ist nun gefällt, und zwar zuungunsten dieser Gesellschaft. Trotzdem und weil die Regierung anscheinend nicht die energischen Massregeln im Urteil vorsieht, hat sich der Neuyorker Börse eine fieberhafte Tendenz bemächtigt. Alle Effektenmärkte sind hiervon beeinflusst. Die Bewegungen an der Neuyorker Börse beherrschten alle anderen Gebiete und bilden das alleinige ausschlaggebende Moment. Die deutschen Börsen im besonderen haben jedoch dem neuen Haussetaumel in Neuyork wenig Vertrauen entgegengebracht und lassen sich nicht aus der bisher geübten skeptischen Meinung gegenüber der amerikanischen Wirtschaftslage bringen. Inzwischen ist denn auch bereits bekannt geworden, dass der amerikanische Bundessenat neue Gesetzesvorlagen einbringt, die eine Verschärfung der Antitrustbewegung bezwecken. Allen Effektenbesitzern, welche sich trotz der bisherigen Hinweise für die Neuyorker Werte interessiert haben, kann nicht oft genug die Gefahr und das grosse Risiko hierin vorgeführt werden. Es bleibt abzuwarten, ob die amerikanische Wirtschaftslage, wie vielfach angenommen wird, gleichfalls von der nunmehrigen Befreiung einer allgemeinen Unsicherheit und Unklarheit endlich profitieren wird. Die Missstimmung an den deutschen Börsen gegen diese unklaren ameri-

kanischen Verhältnisse ist auch seither nicht geschwunden. Für die deutsche Wirtschaftsentwicklung ist es naturgemäss von grösster Bedeutung, wie die Situation in Amerika sich weiterhin gestalten wird. Speziell unser Geldmarkt wird von diesen Vorgängen erheblich berührt. Die jüngst eingetretene leichtere Versteifung des Privatdiskontsatzes ist wohl gleichfalls darauf zurückzuführen. Der hohe Stand der auswärtigen Guthaben in Deutschland ist zum Teil auch auf das Konto von Amerika zu setzen. Der zuletzt publizierte Reichsbankausweis mit seiner erhöhten steuerfreien Notenreserve zeigt besonders das neuerliche Anwachsen dieser fremden Gelder. Die Bank hat allerdings durch Zunahme des Metallbestandes und anderer liquiden Aktiven in vorsichtiger Weise mit diesem Umstand gerechnet. Es ist bekannt, wie unzuverlässig die Belassung gerade der amerikanischen Gelder bisher war. Dieser Eventualität gegenüber ist man denn auch in Berlin bereits gerüstet, und es wird daher einflusslos bleiben, wenn eine Abnahme dieser amerikanischen Guthaben eintreten sollte. Trotz der Besserung im Reichsbankstatus ist eine baldige Diskontermässigung bei uns wohl ausgeschlossen. Die augenblickliche Situation am Geldmarkt ist hierzu nur wenig geeignet, und die vorsichtige Diskontpolitik der Reichsbankleitung leicht erklärlich. — Aus der heimischen Industrie liegen nur wenig Meldungen wichtiger Art vor. Die Kurse auf den einzelnen Gebieten zeigen nur geringe Veränderungen. Nur chemische Werte, und hiervon die ohnehin hochnotierten Aktien — Gold- und Silberscheideanstalt, Höchster, Albert, Badische Anilin usw. — haben grosse Kursavancen erzielt. Auch das Gebiet der Elektrowerte stand nach wie vor im Mittelpunkte des allgemeinen Interesses. Günstige Berichte über Beschäftigung und die Mitteilung von geplanten Preiserhöhungen in dieser Branche, ferner die in absehbarer Zeit erfolgende Elektrisierung der Berliner Stadtbahn lassen für die Aktien günstige Auspizien zu. Trotzdem erscheint das Kursniveau auch dieser Werte verhältnismässig für zu hoch bezahlt. M. Weber.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 22. München, 3./4. Juni 1911. VIII. Jahrgang.

Bayerische Regierungspolitik und liberaler Bureaukratismus.

Von J. M. Dreiling.

Durch das neue Landtagswahlgesetz in Bayern, welches die alte wahlkreisgeometrische Begünstigung des Liberalismus beseitigte, die Parteien auf die eigene Kraft stellt und so die natürlichen Verhältnisse sich auswirken läßt, ist die Vorbedingung für eine *konservative Politik in Bayern* geschaffen worden. Wer jedoch aufmerksam und vorurteilslos die Entwicklung verfolgt, wird nicht verkennen, daß die konservative Umgestaltung völlig stockt, und daß die *Regierungspolitik Bayerns* in einer gewissen *Stagnation* sich befindet.

Die Rückbildung aus der Politik liberaler Parteiministerien und liberaler Verwaltungspolitik in das Bett liberaler Geschäftsministerien erfolgte in langem Prozeß. Seit 1903 haben wir ein Beamtenministerium, das als konservativ angesprochen wird. Es ist nicht zu verkennen, daß sich manches zum besseren gewendet hat, allein von einer aktiven konservativen Regierungspolitik sind wir weit entfernt.

Was dem Lande nötig ist, das hat die jüngste Landtagsersatzwahl in Frankenthal bewiesen, wo alle bürgerlichen Parteien zusammengeholfen haben, um den Nationalliberalismus vor der Sozialdemokratie zu erretten. Und es hat nicht viel gefehlt, so wäre die Rettungsaktion mißlungen. Es ist eine *vollständige Radikalisierung des politischen Parteilebens* eingetreten. Der mittelparteiliche Nationalliberalismus wird einer vernichtenden Niederlage entgegengehen, da er den demokratisch-republikanischen Linksliberalismus, der sich in der Fortschrittlichen Volkspartei gesammelt hat, nicht mehr los wird. Mit ihm ist der Nationalliberalismus zusammengekoppelt und muß nun den Weg nach links zur Sozialdemokratie mitmachen oder untergehen, wenn ihm nicht wider Erwarten die Emanzipation vom Linksliberalismus in letzter Stunde gelingt. Daß diese Separation jetzt noch einen wesentlichen Erfolg im Sinne der Neuerstarkung des Nationalliberalismus zu einer kräftigen Mittelpartei haben könnte, wird nirgends Glauben finden.

An dieser Radikalisierung des öffentlichen Lebens ist die bayerische Regierung mitschuldig. Sie hat 1906 die Auflösung des Reichstags gutgeheißen, sie hat dann die Blockpolitik Bülows, die eine Stärkung des Liberalismus auf Kosten des konservativen Gedankens bezielte, mitbetrieben, und sie hat die ganze Reichsfinanzreform-Aktion im Sinne dieser Blockpolitik mitgemacht. Die Erbschaftssteuer, welche durch die Steuerhinterziehungs-Affäre, in welche der Nachlaß des verstorbenen Reichsrats Dr. v. Clemm[1]) verwickelt ist, grell charakterisiert wird als eine Bedrückung des Haus- und Grundbesitzes und als Freibrief für das mobile Kapital, braucht hier nicht weiter erörtert zu werden. Die bayerische Regierung hat die Erbschaftssteuer vertreten, wie wenn sie ihre eigene Erfindung wäre, hat sie vertreten, obwohl diese Steuer *bei den heutigen Hilfsmitteln der Steuererhebung* aufs schärfste mit den Interessen Bayerns kollidiert. Das war gegen den Konservatismus gerichtete liberale Blockpolitik. Der grimmigen Verhetzung, welche die radikalen Parteien mit der Reichsfinanzreform schufen und weiter verschärfen, sieht die bayerische Regierung mit stoischer Gelassenheit zu. Und doch hätte, allein schon materiell genommen, die bayerische Regierung alle Ursache, des geschaffenen Werkes froh zu sein, denn wenn die Reichsfinanzreform im Sommer 1909 nicht coûte qui coûte zustande gekommen wäre, würde Bayern, das aus den Jahren 1908 und 1909 ein Bombendefizit von 17 Millionen zu decken hat, für 1910 und 1911 eine Steuererhöhung von 22 Prozent vornehmen und dauernd eine Landessteuerreform mit dem Ziele einer bedeutenden Mehrung der Staatseinnahmen unternehmen mußte, finanziell erdrosselt worden sein. Die bayerische Regierung hätte aber auch aus Gründen der *Staatsräson*, zur Fernhaltung einer Störung *konservativer* Fortbildung, diesem unter dem Prätext der Reichsfinanzreform wütenden Kampf des Radikalismus entgegentreten sollen.

Die bayerische Regierung hatte nicht die Kraft zu einer konservativen Politik der Tat. Das ergibt sich aus ihrer *Zusammensetzung*. Von sechs Zivilstaatsministern sind zwei konservativ und vier liberal. Wenn man mit jedem einzelnen der Herren spricht, ist jeder konservativ. Das gehört heute und seit langem zur staatsmännisch-konventionellen Fasson. Man gehe aber nur einmal die *Ministerien* durch: wo sind denn die *konservativen Referenten?* Sie sind ganz seltene Erscheinungen. Und Ministerialdirektoren? Höchstens einer ist da, den eine dunkle Sage als konservativ erscheinen läßt. Und doch kommt es auf die *Berater der Minister* in allererster Linie an. Namentlich Justizministerium, Verkehrsministerium, Ministerium des Innern sind vollgepfropft bis an die Decke mit liberalen Referenten. Die Minister erklären stereotyp, daß sie die *politische Gesinnung ihrer Ministerialbeamten gar nicht kännten.* Papperlapapp! Im übrigen hätten sie sich eben um diese Gesinnung zu kümmern und bei der *Auswahl* ihrer Berater darauf zu achten, daß sie auch *konservative Katholiken und Protestanten* in die Ministerien hineinbekommen. *Eine konservative Regierung braucht konservative Beamte in den Ministerien. Absicht und Wille* der Regierung muß sich bei der Berufung von Ministerialbeamten im konservativen Sinne betätigen, sonst kommt man aus der Stagnation nicht heraus, in welche man geraten ist, indem man versucht, *durch liberale Minister konservative Politik* zu treiben.

Soeben scheidet der hochverdiente Ministerialdirektor v. Geith aus dem Verkehrsministerium. Aus Anlaß seines Rücktritts von der Leitung der bayerischen Postverwaltung sind ihm interne Kundgebungen geworden, die ihm zum höchsten Lobe gereichen und seine Wirksamkeit in dem seiner Leitung anvertrauten großen Betrieb als eine geradezu vorbildliche nach jeder Richtung hin qualifizieren. Und doch ist er erst 1904 Ministerialrat und 1907 Ministerialdirektor geworden! Ministerialdirektor v. Geith ist der vielen beispiellos gehässigen Angriffe müde geworden, und man könnte den Eindruck gewinnen, daß er sich nicht genügend geschützt sah von der Seite, die dazu berufen wäre.

Ministerialdirektor v. Geith ist Katholik konservativ-politischer Gesinnung und hat daraus nie ein Hehl gemacht. *Die Vorherrschaft des Liberalismus in den Ministerien wird für so selbstverständlich gehalten,* daß selbst die kleinste offensichtliche Aenderung zu abfälliger Kritik in der liberalen Parteipresse führt. Und hier war gar ein bekenntnistreuer Katholik an die Spitze eines Ressorts gestellt worden. Die Angriffe auf Geith haben nie aufgehört. Und doch hätte die liberale Presse bei aller Selbstüberhebung sich sagen müssen, daß — eine Schwalbe keinen Sommer

[1]) Meminisse juvat: Herr v. Clemm war liberaler Kammerpräsident in der kurzen Periode der liberal-bauernbündlerisch-sozialdemokratischen Landtagsmehrheit.

macht. Aber selbst die eine Abweichung von der Regel war dem Personalienliberalismus ein stechender Dorn im Auge.

Ersetzt wird Herr von Geith durch Ministerialdirektor v. Bredauer, einen Techniker. An seiner Person, die ob ihrer Eigenschaften sich der Beliebtheit erfreut, Kritik zu üben, liege fern. Aber sein Vorrücken ist ein Ausfluß des herrschenden Systems. Man war nahe daran, einen ausgesprochen liberalen Beamten an die Spitze der Postverwaltung zu rufen. Das ist unterlassen worden, nachdem dräuende Wolken aufgestiegen waren. So wurde der dienstälteste Ministerialrat der Postabteilung in Herrn v. Bredauer vorgerückt an die leitende Stelle. Am 26. Jan. 1910, bei Beratung des Etats des Verkehrsministeriums, bemerkte auf eine Anfrage des Abg. Ankenbrand Minister v. Frauendorfer, daß den Technikern der Zugang zur Oberpostdirektorenlaufbahn nicht verschlossen werde; aber es sei hier auch eine gewisse Verwaltungspraxis nötig. Der Minister führte in sehr bestimmter Weise aus, daß zu Oberpostdirektoren bloß Beamte berufen werden können, welche den ganzen Verwaltungsdienst kennen und in demselben praktisch ausgebildet sind. Ein Techniker könne nicht ersprießlich wirken, wenn er nicht eine ganz eingehende, auf den Beginn seiner dienstlichen Laufbahn zurückreichende Schulung in den Verwaltungsgeschäften durchgemacht habe. (Siehe Referat Dr. Pichler, Sitzung der Abgeordnetenkammer vom 9. April 1910.) Ministerialdirektor v. Bredauer rückt über den Oberpostdirektor hinaus, ohne diese Verwaltungspraxis zu besitzen. Unter diesem Gesichtswinkel erscheint die Ernennung Bredauers an sich schon auffallend. Sie ist in staatspolitischer Hinsicht noch bemerkenswerter, weil sie — Ministerialdirektor v. Bredauer ist gemäßigt-liberaler Richtung, ohne parteipolitisch engagiert zu sein — eben nicht in eine konservative Regierungspolitik hineingefügt werden kann. Man darf diese Ausführungen nicht dahin verstehen, daß der Ausschließung der liberalen Beamten von den obersten Stellen das Wort geredet werden soll. Das liegt ganz fern, es wäre eine sinnlose Gewaltpolitik und angesichts des status quo auch auf mindestens 20 Jahre hinaus unmöglich. Die Forderung geht dahin, daß das erdrückende Uebergewicht des Liberalismus in den leitenden Verwaltungsposten beseitigt und ein rechtes Verhältnis zwischen konservativen und liberalen Beamten hergestellt wird, unter Vorantritt des konservativen Elements. Unter dem Gesichtswinkel konservativer Staatspolitik ist die Aenderung in der Leitung der bayerischen Postverwaltung ein Rückschritt.

Die Ernennung und Entlassung der Minister ist Sache der Krone. An dem Recht der Krone, souverän ihre Entschlüsse in Bezug auf die Auswahl ihrer Minister zu fassen, macht der Streit monarchisch gesinnter Parteien halt. Allein es ist doch ebenso natürlich, daß die Konstellation im Lande dabei mitwirkt. Wenn im Laufe der nächsten Landtagssession sich herausstellen sollte, daß zwei Minister die Mehrheit in beiden Kammern gegen sich hätten, weil sie nicht den nötigen Rückhalt für eine Sammlung der bürgerlichen Parteien gegen den Umsturz bieten, so müßte man die Krone bitten, bei Prüfung einer solchen Lage auch Umschau nach der Gruppierung der Arbeitskräfte in den Ministerien zu halten und zu entscheiden, ob dieses Verhältnis noch länger haltbar ist.

Eine besondere Schwierigkeit der Verhältnisse ist darin gegeben, daß Bayern keinen Ministerpräsidenten, sondern nur einen Vorsitzenden des Ministerrats besitzt. Der „Ministerrat" ist ein beratender, gutachtender Faktor, aber keine kollegiale Behörde mit obrigkeitlichen Befugnissen; der Ministerratsvorsitzende seinerseits ist gleich den anderen Ministern, hat nach der Ministerialformation nicht mehr Recht als seine Ministerkollegen und ist durch die staatsrechtliche Ordnung leider nicht in die Lage versetzt, die notwendige Einheit in der Politik der Ministerien herbeizuführen. Die Ressortpolitik, welche in Bayern herrscht, ist zurzeit die Ertötung des konservativen Gedankens im Gesamtstaatsministerium.

Die neue Aera im Reichslande.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Per tot discrimina rerum ist die elsaß-lothringische Verfassungsreform zustande gekommen. Im Reichstage gab es schließlich 211 Ja, 93 Nein, 7 Stimmenthaltungen. Die Zweidrittelmehrheit ist nach all den vorangegangenen Irrungen und Wirrungen angenehm überraschend. Einen gewissen Beruhigungswert hat auch der arithmetische Beweis, daß die Sozialdemokraten nicht den Ausschlag zugunsten des Gesetzes gegeben haben. Auch wenn alle sozialdemokratischen Abgeordneten anwesend gewesen wären und mit Nein gestimmt hätten, würden die 146 Ablehnenden in der Minderheit geblieben sein.

Die Bedeutung dieses gesetzgeberischen Werkes ist außerordentlich groß; aber noch außerordentlicher sind die Schicksale, welche diese Vorlage durchzumachen gehabt. Die Haltung der „verbündeten Regierungen", die vom kräftigen Unannehmbar bis zur geschmeidigsten Nachgiebigkeit wechselte, das Ringen der verschiedenen Parteien um ihre Amendements mit allen Künsten des Schmeichelns, Schmollens und Drohens, die Ausspinnung der Kommissionsberatungen über fünf Lesungen mit ebensovielen Knotungen des abgerissenen Fadens, die scharfe Opposition der sonst zur ersten Regierungsstütze berufenen konservativen Partei und die eifrige Hilfsbereitschaft der sonst alles negierenden Sozialdemokratie, der unversöhnliche Widerstand der meisten Reichstagsabgeordneten aus dem Lande, dem die Wohltat zugedacht war, — alles war so ungewöhnlich, daß auch die ältesten Sachverständigen hier noch Gelegenheit fanden, die am gesetzgeberischen Webstuhl gesammelte Erfahrungsweisheit zu bereichern.

Auch Siebenmonatskinder können große Leute werden; sogar dann, wenn sie außer der angeborenen Schwäche noch eine ganze Reihe Kinderkrankheiten durchzumachen haben. Herr von Bethmann Hollweg hat sein schwergeprüftes Siebenmonatskind glücklich durchgebracht; aber man muß ihm gestehen, daß er in zäher Sorgfalt, unermüdlicher Hilfsbereitschaft, erfinderischer Heil- und Pflegekunst das Menschenmögliche geleistet hat.

Die Reform des preußischen Wahlrechts wäre eine verhältnismäßig leichtere Aufgabe, als die Reform der gesamten Verfassung des Reichslandes. Die Wahlrechtsaktion in Preußen wurde noch dadurch besonders erleichtert, daß sich alsbald zwei große positive Parteien mit sicherer Mehrheit auf ein brauchbares Kompromiß vereinigten, während bei der Verfassungsaktion im Reichstag die Zerfahrenheit sich in Permanenz erklären wollte. Und doch scheiterte die Wahlrechtsvorlage im preußischen Landtag bei ruhiger See, und die Verfassungsreform lief in den Hafen trotz Wind und Wogen und Klippen. Man kann sich diese Schicksalsdivergenz kaum anders erklären, als durch die Tatsache, daß der leitende Staatsmann in dem ersten Falle keinen ernsten Willen zum Erfolge hatte, im zweiten Falle aber seine ganze Kunst und Kraft daransetzte, um zu einem positiven Abschluß zu gelangen. Den Stein des Anstoßes, über den die Wahlrechtsvorlage purzelte, hatte Herr von Bethmann selbst hinlegen lassen; es war das Amendement Schorlemer, das der nationalliberalen Partei einen ungebührlichen plutokratischen Vorteil verschaffen sollte und damit dem Zentrum die weitere Mitwirkung ganz unmöglich machte. In der elsaß-lothringischen Frage dagegen war derselbe Staatsmann unermüdlich in der Beseitigung von Steinen des Anstoßes, in der Sammlung und Pflege der unterstützenden Kräfte, sogar der sozialdemokratischen Reserve. Dort paßte ihm die Vertagung; hier aber rang er um eine positive Lösung, als ob es gelte, eine unentbehrliche Grundlage seiner weiteren Gesamtpolitik zu schaffen.

Daher hat sich der Reichskanzler auch überraschende Zugeständnisse abnötigen lassen. Der Verzicht auf die Alterspluralstimmen hat freilich nach unserer Ansicht keine große praktische Bedeutung. Aber der Verzicht bedeutet die Anerkennung des glatten und nackten „gleichen, allgemeinen, direkten und geheimen" Wahlrechts. Und das will viel sagen in dem „preußischen Milieu", wo gegen das „demokratische" Wahlrecht so starke Instinkte herrschen. Gewichtig war ferner der Verzicht auf die Mandelsche Wahlkreisgeometrie, die mit der ganzen Autorität der Regierung an das Tageslicht getreten war und alsbald dem entrüsteten Protest des Zentrums geopfert werden mußte. Am schwersten wog das Zugeständnis der drei Bundesratsstimmen. Herr von Bethmann mußte damit nicht bloß das eigene Unannehmbar verleugnen, sondern auch ein verfassungsrechtliches Kunststück leisten, das ebenso kompliziert, wie

gefährlich war. Um keine Eifersucht bei den Mittelstaaten wegen der Vermehrung des preußischen Einflusses im Bundesrat aufkommen zu lassen, verfiel er auf den pfiffigen Ausweg, die drei neuen Statthalter-Stimmen nur gegen, aber nicht für Preußen ausschlaggebend zu machen. Die praktisch freilich ungefährliche, aber theoretisch nicht zu bestreitende „Selbstverleugnung Preußens" mußte dem findigen Staatsmanne den Widerspruch der preußischen Konservativen zuziehen, und da die konservative Partei mächtiger ist, als sie nach der Parlaments-Arithmetik sein sollte, namentlich bei einem Appell an das borussische Selbstbewußtsein, so gehörte viel Mut und ein fester Fußboden zu dem Entschlusse des Reichskanzlers. Er hat es gewagt, die einschneidende Verfassungsfrage nicht bloß ohne, sondern geradezu gegen die Konservativen zu lösen, und das kühne Unternehmen ist ihm geglückt. Ob später sich noch Nachwehen einstellen, bleibt abzuwarten.

Da der Reichskanzler nicht umsonst Philosoph tituliert wird, ist er jedenfalls von vornherein sich darüber klar gewesen, daß eine Verfassung, die für ein süddeutsches, an Wahlrechtsgleichheit gewöhntes Staatswesen passen soll, den Beifall der Konservativen nicht finden kann, weil letztere alle Schuhe über den ostelbischen Leisten schlagen wollen und namentlich gegenüber dem Reichstagswahlrechte eine Idiosynkrasie haben. Vermutlich war es auch an sich dem Reichskanzler gar nicht unerwünscht, bei dieser Gelegenheit seine Unabhängigkeit von den staatsrechtlichen Leitsätzen der konservativen Partei zu bekunden und zugleich den sog. schwarzblauen Block sich spalten zu sehen. Natürlich mußte er bei einem solchen sammlungspolitischen Wagnis sich vor jedem Zugeständnis nach links hin genau vergewissern, daß er den kaiserlichen Willen hinter sich habe und Gegenwirkungen aus höfischen oder militärischen Kreisen nicht zu fürchten brauche. Dabei kam ihm zu Hilfe, daß auch beim Kaiser die Erkenntnis der Unhaltbarkeit der gegenwärtigen reichsländischen Verhältnisse und der schreienden Notwendigkeit der Fortentwicklung wirksam durchgedrungen war. Anderseits hielt der Reichskanzler in seinen nachträglichen Zugeständnissen eine klug abgesteckte Grenze inne, und er ließ über Bundesratsstimmen, Wahlrechtsgleichheit und Wahlkreiseinteilung usw. mit sich reden, aber nicht über irgend eine Schmälerung der kaiserlichen Gewalt. Er hielt steif und starr fest an dem ad nutum amovibeln Statthalter des Kaisers und an der Ernennung der halben Ersten Kammer durch den Kaiser.

Die Opposition der „kleinen, aber mächtigen" konservativen Partei hat, wenn man die Sache vom psychologischen Standpunkt betrachtet, dem Gelingen des Werkes Vorschub geleistet. Die entscheidende Frage für die anderen Abgeordneten war nämlich die: Ist in absehbarer Zeit eine bessere Verfassungsreform für Elsaß-Lothringen zu erhoffen, oder muß man faute de mieux mit diesem unvollkommenen Kompromißwerk vorlieb nehmen? Die Antwort ergab sich aus dem zähen Widerstand der Vertreter des altpreußischen Absolutismus und der scharfen Machtpolitik in den Ost- und Westmarken. Was diesen hochmögenden Einflüssen jetzt abgerungen worden ist, stellt wirklich das Maximum des Erreichbaren dar. Jede weitere Ueberspannung des Bogens hätte zum Bruche und zur Reaktion geführt.

Die meisten Reichstagsabgeordneten aus Elsaß-Lothringen hatten vergessen, daß die Reform ihrer Verfassung nicht in Straßburg oder Mülhausen, sondern in Berlin gemacht werden mußte. Sie kennen natürlich das Berliner Milieu nicht so gut wie die ergrauten Praktiker der altdeutschen Parteien. Sie hatten sich gegenseitig in die frische, flotte, fröhliche „Alles oder nichts"-Politik hineingeredet; sie glaubten mit ihrem Kopf die Mauern einrennen zu können. Die Zentrumsführer aber wußten in ihrer Kenntnis der persönlichen und sachlichen Verhältnisse an der Zentralstelle, daß die dicke Granitmauer nicht einzurennen ist, daß man also die von Herrn von Bethmann Hollweg gebrochene Durchgangspforte benutzen muß, auch wenn sie nicht so breit und schön ist, wie man sie gern haben möchte.

Unser Ideal mußte natürlich eine Verfassung sein, die von den Führern und dem ganzen Volke in Elsaß-Lothringen mit voller Befriedigung und lautem Jubel aufgenommen worden wäre. Leider wollten aber die meisten Abgeordneten im Landesausschusse und im Reichstag sich nicht zur praktischen Politik als der Kunst des Möglichen bekennen. Nur der Abg. Vonderscheer blieb der alten ruhmreichen Zentrumspolitik auch in dieser Sturm- und Drangzeit treu. Nun stand die Zentrumsfraktion vor der schwierigen Frage: Sollen wir die Verantwortlichkeit für das Kompromißwerk übernehmen, auch wenn die gegenwärtigen Wortführer der reichsländischen Bevölkerung zumeist protestieren und mit einer Agitation drohen, welche die Befriedigung des Landes gefährdet und nebenbei dem Zentrum seine Entwicklung im Reichslande vorläufig unterbinden will?

Unsere Freunde haben sich für die verantwortliche Mitwirkung entschieden, indem sie die Reichs- und Landesinteressen über das nächstliegende Parteiinteresse setzten. Trotz aller vorhandenen Mängel und trotz der zeitweiligen Agitation der Eiferer erhoffen sie von der neuen Ordnung der Dinge ein gedeihliches Aneinanderwachsen des Reichslandes an die Reichsgesamtheit sowie eine Aera der soliden ruhigen Arbeit im Reichslande selbst.

Was jetzt Elsaß-Lothringen geboten wird, geht weit hinaus über das, was die demonstrierenden Wortführer früher gefordert haben, und es ist hauptsächlich das Verdienst der Zentrumsfraktion, wenn das beschlossene Gesetz so wesentliche Verbesserungen gegenüber der ersten Vorlage aufweist. Dafür wird dem besonnenen Teil der dortigen Bevölkerung allmählich das Verständnis aufgehen, und dann werden alle Teile mit dem Abschluß dieser gesetzgeberischen Odyssee zufrieden sein — soweit man in der Politik überhaupt von Befriedigung sprechen darf.

Der Reichstag und die verbündeten Regierungen haben Elsaß-Lothringen in den Sattel geholfen. Schon mancher hat trefflich reiten gelernt, obschon ihm beim Aufsteigen der Sattel nicht so recht gefallen wollte.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die „Kette von Kompromissen" im Reichstag.

Staatssekretär Delbrück sprach mit einem heiteren und einem nassen Auge von der „Kette von Kompromissen", aus dem in konstitutionellen Staaten die politische Arbeit bestehe. Er wies auf die Mängel der im Kompromißwege umgearbeiteten Gesetzentwürfe und auf die „unerfreuliche" Mühsal der Verständigungsarbeit hin. Wenn er trotzdem mit der heurigen Ernte auf dem Kompromißfelde zufrieden ist, so lügt er sich gewiß nicht in die eigene Tasche. Das schwierige Verfassungsgesetz für Elsaß-Lothringen ist bereits endgültig fertig, verabschiedet vom Reichstag und sofort genehmigt vom Bundesrat. (Vgl. den vorstehenden Sonderartikel.) Die große Versicherungsreform schwebt freilich augenblicklich noch in der dritten Lesung; aber wenn dieses Blatt bis zum Leser gekommen ist, besteht auch dieses Werk schon zu Recht. Die letzten Verhandlungen mit ihrer Abrechnung über die Vorteile und die Mängel des Gesetzes waren kurz und kräftig. Die Rede des Zentrumsführers Trimborn gibt in gedrängter Uebersicht der kritischen Einzelheiten eine durchschlagende Rechtfertigung der Haltung des Zentrums, das die Masse der erreichbaren sozialpolitischen Fortschritte und Wohltaten sofort in Sicherheit brachte, um von dem so errungenen Boden aus die weitere Vervollkommnung in Einzelarbeit zu erstreben. Der Abg. Becker (Arnsberg) fand noch Gelegenheit, gegen die sozialdemokratischen Agitatoren eine kräftige Attacke zu reiten; besonders wertvoll für die Parteipolemik ist der Nachweis, daß der rote Führer Molkenbuhr noch vor wenigen Jahren selbst ernste Bedenken hatte gegen die Herabsetzung des Altersrentenalters auf 65 Jahre, während jetzt die sozialdemokratische Fraktion gerade an dieser unerreichbaren Forderung das ganze große Reformwerk scheitern lassen wollte.

Der Reichstag geht jetzt in die wohlverdienten Sommerferien, um im Oktober und November die Arbeit mittels der „Kette von Kompromissen" fortzusetzen. Wenn wir die ganze Entwicklung in den letzten Jahrzehnten überblicken, so ist alles Gute und Heilsame durch Kompromisse erzielt worden, während dann, wenn eine geschlossene Mehrheit starr und rücksichtslos ihren Willen durchsetzen wollte, es zu Konflikten und Fehlschlägen kam. Vgl. den Bismarck-Falk'schen Kulturkampf, der durch Kompromisse saniert werden mußte. Möchte man auch in der Ostmarkenpolitik endlich auf den Weg des Ausgleichs und der Verständigung hinlenken! Leider hat aber soeben der Ostmarkenverein, und zwar unter Beteiligung des Beamten-Elementes, in der schroffsten Weise Stellung genommen gegen die kleine, vorläufige Milderung der Kampfmethode, welche der Landwirtschaftsminister Freiherr v. Schorlemer für geboten erklärte.

Man sollte im Osten dieselbe Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse und Stimmungen der Bevölkerung nehmen, wie es im Westen gegenüber Elsaß-Lothringen in weitgehender Weise geschehen ist. Zu einer gedeihlichen Kompromißpolitik gehört die Berücksichtigung der Eigenart, sowohl der Stände und Klassen, als auch der Stämme und Landesteile. Zu unserer Freude hat soeben der Kaiser bei seiner Rückkehr von England angesichts der herrlichen Feste, die ihm in der Metropole des Rheinlandes bereitet wurden, das schöne Wort gesprochen: er habe in seiner Jugend das Glück gehabt, unter der kerndeutschen rheinischen Bevölkerung zu leben, deren Eigenart verstehen und würdigen zu lernen. Er lobte dann insbesondere die hohe Intelligenz, die kaufmännische Begabung und die zähe Arbeitsamkeit der Kölner Bürgerschaft. Nach diesen Kaiserworten darf man wohl hoffen, daß die Zeiten endgültig vorbei sind, wo man die rheinische Bevölkerung durch ostelbische Ober- und Regierungspräsidenten im Zaume zu halten oder durch eine Spionage des Sybel'schen Deutschen Vereines unter Polizeiaufsicht stellen zu müssen glaubte.

Freilich kann auch die „Eigenart" unberechtigte Auswüchse treiben. So z. B. die badische Eigenart der Großblockpolitik, die neuerdings sich weiter entwickelt hat in der Ergänzung des Ministeriums durch den jungliberalen Großblockschwärmer Dr. Böhm. Jetzt machen die badischen Liberalen, die den Staat à la merci der Sozialdemokratie stellen, den Versuch, ihre Blößen zu verschleiern mit der Berufung auf die Beteiligung der Sozialdemokratie im Reichstag an der elsaß-lothringischen Verfassungsreform. Es ist aber doch etwas anderes, ob man die Sozialdemokratie zur Arbeit heranzieht oder zur Herrschaft. In Berlin werden die sozialdemokratischen Abgeordneten erzogen, in Baden verzogen.

Die Lage im Ausland.

An demselben Tage, als durch den Flugunfall der französische Kriegsminister getötet und der Ministerpräsident verletzt wurde, erreichten die französischen Truppen die marokkanische Hauptstadt Fez. Unsere Offiziösen verzeichnen das mit der Bemerkung, die Truppen hätten bisher nicht die Stadt selbst besetzt, vielmehr ein Lager außerhalb der Mauern bezogen. Inzwischen werden die Franzosen vom abhängigen Sultan als Retter gefeiert, und sie schicken sich an, noch weiter mit bewaffneter Hand „Ordnung" zu schaffen. Zunächst ist Mekinez in Aussicht genommen. Die europäischen Regierungen warten mit äußerlicher Ruhe ab, wie Frankreich seine „loyalen" Versprechungen halten oder nicht halten wird. Eine Ministerkrisis ist in Frankreich nicht ausgebrochen; an Stelle des verunglückten Wechselagenten Berteaux hat der General Goiran das Kriegsportefeuille erhalten.

Die öffentliche Aufmerksamkeit ist von Marokko und Paris abgelenkt worden durch eine wunderliche Aktion der russischen Regierung in Konstantinopel. In ungewohnten Formen und mit jener Grobheit, die neulich gegen China angewendet wurde, machte die russische Regierung der türkischen Vorhaltungen über eine angebliche Bedrohung Montenegros, während tatsächlich Montenegro durch Unterstützung des Aufstandes in Albanien der Türkei lästig geworden war. Die türkische Regierung und ihr Parlament haben gegen diesen Uebergriff Rußlands kräftig sich verwahrt. Sogar England und Italien haben den Anschluß an die russische Demarche abgelehnt. Frankreich hat bisher nicht Ja und nicht Nein gesagt. Für uns ist der Fehlgriff der zarischen Diplomatie nicht unangenehm. Er sah friedensfeindlich aus, wird aber in Folge der kräftigen Reaktion die friedliche Entwicklung fördern. Nebenbei sehen wir, daß auf Petersburg kein Verlaß ist, weder vor noch nach Potsdam. Hoffen wir, daß der Besuch unseres Kaiserpaares in London der Friedenssache förderlich sich erweist.

In Mexiko soll nun endlich durch den Rücktritt des alten Präsidenten Diaz das Ende des Bürgerkrieges erreicht sein. Wenn nur nicht neue Zwiste ausbrechen!

Sehr unsicher ist die Lage in Portugal. Gerade zum Wahltag (28. Mai) war eine royalistische Gegenrevolution mit Bestimmtheit angekündigt. Ueber den Ausgang läßt sich nichts prophezeien, denn in Portugal und Spanien geht es „spanisch" zu. Ganz anders wie in andern Ländern ist dort die Logik der Worte und der Tatsachen.

Was ist es?

Was ist es doch, dass uns die Wasser locken,
Mit tausend Stimmen auf den dunklen Grund?
Dass aus dem Klange der metall'nen Glocken
Uns wird ein Ruf in blaue Höhe kund?

Was zieht uns hin zu einem Menschenwesen,
Das doch uns bleibt ein Siebensiegelbuch?
Was drängt es uns, dass wir darinnen lesen,
Und hätten in uns, ach, der Schrift genug?

Und wenn im tiefsten Schlafe du gelegen,
Was schreckst du auf, als ob ein Wesen rief?
In tiefster Stille wuchs dir ein Erregen,
Da noch soeben alles in dir schlief?

O du Geheimnis, das uns bringt ins Leben,
Und das uns hin zum Ungewissen zieht,
Bis wir dem fremden Land zurückgegeben,
Wo uns der Rätsel Schleier ewig flieht.

Paul Körber.

Das direkte Landtagswahlrecht in Hessen.

Von Professor Hattemer, Worms.

In diesen Tagen hat man in Hessen einem veralteten Gesetz ins Grab geläutet. Nach langem Hin und Her zwischen den beiden Häusern des Landtags ist die Wahlrechtsvorlage, welche das direkte Wahlrecht enthält, auch von der Ersten Kammer am 23. Mai angenommen worden. Die Vorlage harrt jetzt nur noch der Bestätigung des Großherzogs, um Gesetzeskraft zu erhalten.

Die wesentlichsten Neuerungen sind folgende: 1. Die Zahl der bisherigen Mitglieder der Ersten Kammer wird vermehrt um ein Mitglied des großen Senates der Technischen Hochschule in Darmstadt, das der Großherzog auf Vorschlag des großen Senates für die Dauer des Landtages beruft, um je einen Vertreter des Handels und der Industrie, je einen Vertreter der Landwirtschaft und des Handwerks, die der Großherzog auf Vorschlag der gesetzlich eingerichteten Berufskörperschaften auf die Dauer des Landtages beruft.

Das bisher wohl tatsächlich ausgeübte Recht der Ersten Kammer zu Rekommunikationen (betr. höherer finanzieller Ausgaben) ist nun gesetzlich festgelegt.

2. Die Zweite Kammer, die bisher 50 Abgeordnete hatte, setzt sich in Zukunft zusammen: aus 15 Abgeordneten der Städte (Darmstadt 3, Mainz 3, Gießen 2, Offenbach 2, Worms 2, Friedberg 1, Alsfeld 1, Bingen 1) statt früher 10; aus 43 statt bisher 40 der ländlichen Wahlkreise; zusammen also 58 Abgeordnete.

Für die ländlichen Wahlkreise wurde eine ganz neue Wahlkreiseinteilung geschaffen.

Die neu hinzutretenden Abgeordneten der Städte Darmstadt, Mainz, Gießen, Offenbach und Worms werden bei der im Jahre 1911 stattfindenden ordentlichen Erneuerung der Zweiten Kammer auf die Dauer von drei Jahren gewählt, und zwar von allen Stimmberechtigten. Im Jahre 1914 werden diese Städte in 3 bzw. 2 Wahlbezirke eingeteilt.

3. Für die aktive Wahlberechtigung wird verlangt:

a) männliches Geschlecht; der Antrag des Hessischen Vereins für Frauenstimmrecht wurde abgelehnt mit der Motivierung, daß die Ansichten über die Teilnahme der Frauen am politischen Leben noch so lebhaft umstritten seien, daß zurzeit nicht daran gedacht werden könne, im Widerspruch mit großen Teilen unseres Volkes eine solche tiefgreifende Abänderung mit den neuen Gesetzen zu verbinden;

b) vollendetes 25. Lebensjahr;

c) hessische Staatsangehörigkeit seit einem Jahr;

d) dreijähriges Wohnen in Hessen;

e) die Tatsache der Heranziehung zu einer direkten Staats- oder Gemeindesteuer seit Anfang des Rechnungsjahres, in dem die Wahl vorgenommen wird. Auch die sog. Haussöhne, wenn auch nicht zur besonderen Steuer herangezogen, haben aktives Wahlrecht. Jeder Stimmberechtigte hat vom 50. Lebensjahr ab zwei Stimmen (Pluralwahlrecht).

4. Für das Wahlverfahren selbst gelten im wesentlichen die Bestimmungen des Reichstagswahlrechts.

5. Das passive Wahlrecht ist insofern beschränkt, als Mitglieder der Ministerien sowie der Oberrechnungskammer, überhaupt die Beamten der Verwaltung, der Justiz, der Finanzen und des Forstamts nicht in dem zu ihrem Dienstbezirk gehörigen Wahlkreis gewählt werden können.

Das Pluralwahlrecht war das Schiboleth des Bauernbundes. Er glaubt durch die Einführung desselben der eingesessenen Bevölkerung das Uebergewicht gegen die fluktuierende, industrielle — Sozialdemokratie zu verschaffen. Die Zukunft muß lehren, ob der Bauernbund hier recht gerechnet hat. Das Zentrum hat durch seine Wortführer von vornherein erklärt, es halte das Pluralwahlrecht für einen „Schönheitsfehler", werde aber der Einführung dieser Beschränkung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes nicht entgegen sein, um das lang ersehnte direkte Wahlrecht nicht wieder unmöglich zu machen. Klug war es von seiten der Ersten Kammer, nun nicht auch — konsequenterweise — eine Mehrheit von Stimmen, ebenso wie dies z. B. im Königreich Sachsen geschehen ist, nach Verhältnis von Bildung und Besitz zu gewähren. Bei dem freiheitlich gesinnten hessischen Völkchen wäre dieses Verlangen auf den heftigsten Widerspruch gestoßen und der — Sozialdemokratie für alle Zeiten der beste Agitationsstoff geschaffen worden.

In gegnerischen Blättern konnte man öfters lesen, die neue Wahlkreiseinteilung der Landbezirke sei dem Zentrum auf den Leib geschnitten. Andere sagten wieder anders. Sei dem, wie ihm wolle. Sicher wird auch in den neuen Landtag das Zentrum nicht zu Haufen einziehen. Das ist auch schon um deswillen ausgeschlossen, weil nur die Hälfte der Abgeordneten neugewählt wird. Es dürfte demnach das Stärkeverhältnis der einzelnen Parteien auch im neuen Landtag Herbst 1911 von dem gegenwärtigen nicht gerade wesentlich verschieden sein. Ueberraschungen sind trotzdem freilich nicht ausgeschlossen. Bei den direkten Wahlen muß es sich ja zeigen, welche Parteien die regste Fühlung mit dem Volke haben. Wenn das Zentrum nach der neuen Wahlkreiseinteilung in allen Bezirken Rheinhessens, etwa in der Hälfte der Provinz Starkenburg und in einigen von Oberhessen eigene Kandidaten aufstellt, dann dürfte wohl bald eine Umschau nach den Männern am Platze sein. Augenblicklich sind von acht Zentrumslandtagsabgeordneten vier von Beruf Rechtsanwälte. Man braucht nun nicht der Ansicht des Abgeordneten Hauß zu folgen, der kürzlich im Reichstag unter großer Heiterkeit verkündete: „Ich bin nicht Jurist, und ich bin froh, daß ich es nicht bin," aber es dürfte doch an der Zeit sein — es liegt mir jede Animosität gegen die Juristen fern —, bei der Auswahl neuer Kandidaten auch auf Leute anderer Berufe zu sehen. Was macht denn die Stärke des Zentrums im Reichstag und in manchem deutschen Landtag aus? Neben den altbewährten Grundsätzen doch wohl die Zusammensetzung der Partei aus Mitgliedern der verschiedensten Berufe. Je breiter auch hierin die Basis in Hessen gelegt wird, um so größer wird die Anhängerschaft der Partei sein in Stadt und Land. Wer es aufrichtig mit der Partei meint, muß wünschen und es bei gegebener Gelegenheit durchsetzen, daß der Klerus, das Beamtentum, daß der Bauern-, Handwerker- und Arbeiterstand je eher um so besser vertreten sind. Pflicht gar mancher dieser genannten Berufskreise ist es aber auch, aus der Untätigkeit herauszutreten und sich am politischen Leben zu beteiligen. Wäre es denkbar und möglich, daß z. B. Beamte, wenn sie bei ihrem politischen Auftreten Maß und Takt zu wahren verstehen und im übrigen ihren Dienstpflichten gewissenhaft nachkommen, dieserhalb und derowegen von ihrer Behörde schief angesehen würden? Der Gefahr der Zurücksetzung begegnet man nicht dadurch, daß man sich ängstlich von jeder politischen Tätigkeit fern hält, im Gegenteil, man kann sie nur vermindern, wenn die Beamten von der durch die Verfassung gewährleisteten politischen Freiheit eifrigst Gebrauch machen und zahlreich an dem inneren und äußeren Parteileben sich beteiligen.

Wenn also für die Zukunft der Beamtenstand, überhaupt die Gebildeten lebhafteres Interesse am politischen Leben zeigen wollten, wenn alle, die es angeht, Kleinarbeit leisten, und wenn die politische Organisation beizeiten durch Versammlungen usw. in alle Schichten der Bevölkerung getragen wird, dann kann das Zentrum durch die Neuwahlen zum Landtag 1911 die Zahl seiner Sitze nicht nur behaupten, sondern neue gewinnen und so seinem altbewährten Wahlspruche: „Für Wahrheit, Freiheit und Recht" stärkere Resonanz verschaffen.

Kreuz in der grossen Stadt.

Mitten in ragender Großstadt dumpfem Gebraus
Breitet ein Kreuzbild die steinernen Arme aus,
Breitet die Arme, wie stöhnend in bitterer Klage.
Unter ihm flutet vorüber der Wechsel der Tage.

Ach, auf den mächtigen Strassen welch Hasten und Zieh'n!
Keiner von allen dort unten schaut hin auf ihn.
Keiner von allen — den Lärm und die Unrast im Herzen —
Sieht an dem Kreuze den heiligen König der Schmerzen.

Einsam wohl warst du, o Kreuz auf Kalvarias Höh'.
Einsam wohl seid ihr, o Kreuze im Wald und am See.
Aber so einsam war keines und keins so verlassen
Wie dieses Kreuzbild an donnernden Großstadtgassen.

Dr. Lorenz Krapp.

Konservative versuchen die christlichsoziale Partei in Oesterreich zu sprengen.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Die österreichischen Reichsratswahlen des Jahres 1907 haben die in der „Katholischen Volkspartei" zusammengefaßten Konservativen aus dem Abgeordnetenhause verschwinden machen, indem die wiedergewählten Mitglieder der „Katholischen Volkspartei" aus Oberösterreich, Steiermark und Salzburg in die Christlichsoziale Vereinigung eintraten und Tirol nur mehr Christlichsoziale wählte. Die deutsche katholische Wählerschaft begrüßte diese Verschmelzung der beiden Bruderparteien überall auf das herzlichste, und wenn jetzt z. B. in Steiermark Zerwürfnisse innerhalb der Partei zutage treten, so beruhen sie — wie in Wien — einesteils auf persönlichen, andernteils auf Standesgegensätzen, deren Ausgleich aber zweifelsohne gelingen wird. Nur in Tirol blieb ein Teil der Wählerschaft konservativ. Der unheilvolle Bruderkrieg in diesem Lande ist zu sehr bekannt, als daß hier noch ein Wort dazu gesagt werden müßte. Es soll auch hier gleich festgestellt werden, daß der hier besprochene, von gewissen Konservativen gemachte Versuch, die christlichsoziale Partei zu sprengen, nicht von Tirol ausgegangen ist, wenigstens soweit ich in Erfahrung bringen konnte. Woher der Wind weht, wird zur Genüge aus den folgenden Darlegungen hervorgehen.

Am 30. März wurde bekanntlich der Reichsrat aufgelöst, Neuwahlen wurden ausgeschrieben. Schon am 4. April erschien im Wiener „Vaterland" ein Leitaufsatz „Die Konservativen und die Wahlen", in welchem die Gründung einer „starken konservativen Partei" verlangt wurde, weil die christlichsoziale Partei „zu starkes Gewicht auf die äußeren Merkmale einer Volkspartei legte, welche den sogenannten kleinen Mann zum Leiter des öffentlichen Lebens machen sollte". Am nächsten Tage erging eine Einladung an eine größere Anzahl von hervorragenden Persönlichkeiten, welche man für diese Zwecke glaubte gewinnen zu können, auch an Abgeordnete der Christlichsozialen Vereinigung des Reichsrates. Aus der Fassung der Einladung kann man ersehen, wie eilig es die Herren hatten, sie wollten ja schon in den Wahlkampf eingreifen. Sie beginnt: „Im Auftrage des umstehend genannten Komitees beehre ich mich, Ihnen ergebenst mitzuteilen, daß Freitag, den 7. April, abends 9 Uhr in den Sälen des „Vaterland" die Konstituierung der neuen großösterreichisch-konservativen Vereinigung stattfinden wird." Der Adressat wird dann aufgefordert, telegraphisch (!) seinen Beitritt anzumelden. Unterzeichnet ist die Einladung von „Ludwig Schwennhagen, Redakteur". Als vorbereitendes Komitee hatten gezeichnet: Alfons Graf Mensdorff-Pouilly, Mitglied des Herrenhauses; Dr. Karl Ritter v. Jäger, k. k. Landespräsident i. P.; Dr. Karl Scheimpflug, k. k. Sektionsrat i. P.; Heinrich Graf Degenfeld-Schönburg; Rudolf Eichmann, Fabrikbesitzer; Paul Siebertz, Herausgeber und Chefredakteur des „Vaterland"; Karl Freiherr v. Teuffenstein, k. u. k. Generalkonsul; Joseph Vogl, kaiserlicher Rat (Druckereidirektor des „Vaterland"); Friedrich Freiherr v. Vogel-

sang, Herausgeber der „Freistatt". Zustimmungskundgebungen sollten an Chefredakteur Siebertz gerichtet werden.

Dieser Einladung war nicht nur der obenerwähnte Aufsatz des „Vaterland" beigefügt, sondern auch noch ein Aufruf: „Können wir die politische Versumpfung überwinden?" Und darauf wird folgende Antwort gegeben: „Sollen die bevorstehenden Neuwahlen eine Besserung bringen, so muß die Sammlung derjenigen Männer im ganzen Vaterlande vorangehen, welche die großen Interessen des Reiches, die staatliche, wirtschaftliche und militärische Einheit der Monarchie als die oberste (!) Richtschnur ihres Handelns anerkennen." Diese Forderungen werden weiter ausgeführt und dann mit folgenden Sätzen gekrönt: „Wir fordern deshalb alle, die nicht unter den Trümmern des Habsburgerreiches begraben werden wollen, auf, mit uns zusammenzutreten zu einer Vereinigung, welche bei den bevorstehenden Neuwahlen dafür sorgen soll, daß Abgeordnete gewählt werden, welche das Verständnis, den Mut und den festen Willen haben, den vorbezeichneten Grundforderungen einer wahren Reichspolitik Geltung zu verschaffen." Das Auffallendste an diesem Aufrufe ist einerseits der Umstand, daß die Gründer einer neuen konservativen Partei mit den „Trümmern des Habsburgerreiches" drohen und sich damit als die Retter vor der Zertrümmerung dieses Reiches anpreisen, anderseits, daß in dem ganzen Schriftstück von der katholischen Religion, welche bisher neben dem Herrscherhause das eherne Band des Zusammenhaltes wenigstens des diesseitigen Reichsteiles gewesen ist, auch nicht ein einzigesmal die Rede ist. Man stellt staatsrechtliche Anschauungen als „die oberste Richtschnur des Handelns" hin, nicht die religiöse gläubige Ueberzeugung, welche doch sonst die oberste Richtschnur der Katholiken ist. Oder will die neue konservative Partei der Unterzeichner des Aufrufes im Gegensatz zur katholisch-konservativen Tirols nicht eine katholische, sondern eine interkonfessionelle, eine konfessionslose Partei sein?

Was sie will, werden wir später sehen, hier sei vorerst das vorläufig letzte Ereignis ihres geschichtlichen Werdeganges mitgeteilt. Am 6. Mai erschien in der Wochenschrift „Freistatt" ein diese Parteigründung klarlegender Aufsatz, welcher in der gesamten österreichischen Publizistik berechtigtes Aufsehen erregte und auf den ich noch zu sprechen kommen werde. Dieser Artikel hat dann die Parteigründer veranlaßt, in der Wiener „Residenz-Korrespondenz", welche sich schon mehrfach zu Kundgebungen gegen die christlichsoziale Partei hat benützen lassen, über jene „Konstituierung in den Sälen des ‚Vaterland' am 7. April" der Oeffentlichkeit einiges mitzuteilen. Zu der Parteigründung hatten sich außer den Unterzeichnern des Aufrufes eingefunden: Prinz Zdenko Lobkowitz, Graf Latour (der Obmann des konservativen Klubs im Herrenhause), Graf Franz Harrach, Graf Ressequier, Graf Joseph Gudenus, Freiherr v. Moy de Sons, Kanzleidirektor des Abgeordnetenhauses Bauer v. Bargher, in Vertretung des Erzbischof-Koadjutors Dr. Nagl Domherr Schöpfleuthner (christlichsozialer Gemeinderat von Wien), Redakteur des „Katholischen Sonntagsblatt" Mauß, und von den eingeladenen Abgeordneten nur der Christlichsoziale Ritter v. Troll, ein Parteiveteran, und der slowenische Christlichsoziale Dr. Krek. Also zum weitaus überwiegenden Teile Aristokraten. Graf Crenneville, welcher öfter vorzügliche Aufsätze in der „Reichspost" veröffentlicht, und Graf Franz Walterskirchen, der hochverdiente Präsident des Piusvereines, hielten sich fern, hatten aber in Zuschriften bekannt gegeben, daß sie von einer neuen Parteigründung abraten müßten.

Wer sogenannte „Communiqués" zu lesen und zu deuten versteht, wird mit besonderem Interesse den ersten und den letzten Satz in der hier folgenden Kundgebung des Gründungskomitees, wie sie in der „Residenz-Korrespondenz" erlassen wurde, lesen:

„Im Mittelpunkt der überaus regen Debatten stand wohl die christlichsoziale Partei, doch wurde der Plan der Bildung einer neuen konservativen österreichischen Partei verworfen. Im Hinblicke auf die Gefahren der Spaltung im katholischen Lager wurde die Parteibildungsidee insbesondere vom Sektionsrat Dr. Scheimpflug und Kanonikus Schöpfleuthner bekämpft. Auch der Plan besonderer Kandidatennominierungen wurde verworfen und in Anbetracht der Kürze der Wahlzeit eine besondere Wahlaktivität der Vereinigung als unratsam gefunden. Vielmehr wurde unter Zustimmung des Vorsitzenden Grafen Mensdorff das Resultat der Beratungen dahin zusammengefaßt, daß dafür in entsprechender Form Sorge getragen werden möge, daß die in sämtlichen politischen, beziehungsweise parlamentarischen Parteien zersprengten katholisch-konservativen Elemente ihren Einfluß dahin geltend machen sollen, daß eine weitere Trennung zwischen Cis- und Transleithanien verhindert und eine Reichseinheit angestrebt werde. Die Delegationen sollen ausgestaltet und in ein Reichsparlament mit Majoritätsprinzip umgestaltet werden. Bindende Beschlüsse wurden keine gefaßt, jedoch zu deren Vorbereitung ein Subkomitee eingesetzt und damit die Konferenz geschlossen."

Das heißt: es handelte sich um und gegen die christlichsoziale Partei, und es wird sich noch weiter um und gegen diese Partei handeln. Belege für die Richtigkeit dieser Anschauung bietet der schon erwähnte Aufsatz in der Baron Vogelsangschen „Freistatt" vom 6. Mai.

Zunächst beachte man wohl, daß am 7. April die Bildung der neuen Partei verworfen wurde, und daß der Artikel in der „Freistatt" einen ganzen Monat später erschien, in dem Blatte eines Mannes, welcher der Konstituierung in den Sälen des „Vaterland" beigewohnt hatte, also auch über jene Beschlüsse wohl unterrichtet ist, welche durch die „Residenz-Korrespondenz" der Oeffentlichkeit nicht übergeben wurden. Und dann beachte man den Ton in den folgenden Sätzen, welche wörtlich der „Freistatt" vom 26. Mai entnommen sind; die eingeklammerten Sätze sind von mir beigefügt:

„Die christlichsoziale Partei hat den Erwartungen, die in sie von konservativer Seite gesetzt wurden, nicht in vollem Maße entsprochen ... Die habsburgische Monarchie kann ihrer geschichtlichen Entwicklung, sowie ihrer sozialen und nationalen Zusammensetzung nach niemals ein demokratisches Staatswesen oder ein parlamentarisch regiertes Reich werden ... Jeder ländliche Bürgermeister (in Oesterreich) kann selbständig Gesetze machen (Welche Uebertreibung!) und Einrichtungen in seiner Gemeinde schaffen, welche mit den Staatsgrundgesetzen im Widerspruch stehen. (Beweise werden leider nicht angegeben.) ... So kommt es, daß sich heute bereits jeder bäuerliche Bürgermeister berufen und befähigt fühlt, Abgeordneter, d. h. Gesetzgeber für das ganze Reich zu werden. Ebenso erhebt in den Städten jeder Genossenschaftsvorsteher den gleichen Anspruch. (Welche Mißachtung unseres Bauern- und Gewerbestandes, für welche der Vater Karl v. Vogelsang so oft seine ritterliche Lanze eingelegt!) Da auf der anderen Seite die sozialdemokratische Partei die Arbeiter mit einem an Größenwahn grenzenden Machtdünkel erfüllt, so stehen wir (!) heute in Oesterreich einer Bevölkerung in Stadt und Land gegenüber, welche in politischer und sozialer Beziehung überhaupt keine Autorität mehr über sich anerkennt. (Wie man sich nur trauen kann, eine solche unbeweisbare Verdächtigung der österreichischen Völker auszusprechen! Daß die Autorität des Adels, bzw. der Respekt vor dem Adel vielfach verschwunden ist, steht auf einem anderen Blatt und ist keineswegs dem Volke anzukreiden.) Diese Bewegung, welche die christlichsoziale Partei, und besonders auch ihr großer Führer und Volksmann Lueger mit großziehen geholfen hat, machte notgedrungen die Mittelmäßigkeit zur Leiterin unserer österreichischen Angelegenheiten."

So wär's nun endlich heraus: Die christlichsoziale Partei ist mitschuldig und besonders ihr großer Führer Dr. Lueger, der gelehrigste und tatkräftigste Schüler des großen Karl v. Vogelsang, dieses weitschauenden, hochsinnigen und zielbewußten Begründers der christlichen Demokratie in Oesterreich! Hat man den ersten Schuldspruch glücklich über die Lippen gebracht, so kann man ja erleichtert fortfahren: „Man sagt zwar (Wer, bitte, sagt das?), daß die jetzigen Führer der christlichsozialen Partei absichtlich den Eintritt neuer Männer der Intelligenz in leitende Stellen der Partei nicht wünschen. Aber anderseits haben wir in den letzten Wochen erlebt (Wer, bitte, hat das erlebt?), daß es gerade den geistigen Führern, dem Prinzen Alois Liechtenstein, Dr. Pattai, Prälat Scheicher und Baron Morsey schwer wird, sich weiterhin um Abgeordnetenmandate zu bewerben. Keiner der vielen unbedeutenden Kandidaten wollte (?) zurücktreten, um ihre Wahlkreise Männern zu überlassen, die seit einem Vierteljahrhundert und länger im öffentlichen Leben und im politischen Kampfe gestanden haben."

Prinz Liechtenstein hat erklärt, er bewerbe sich nur um sein bisheriges Mandat und hat sichere Mandate abgelehnt; Dr. Pattai ebenfalls; Dr. Scheicher wollte als 70jähriger nicht mehr kandidieren, tut es jetzt auf Bitten seines alten Bezirkes aber doch. Und Baron Morsey? Nun, er hat kaum zu den Führern gehört und sein Nachfolger im Bezirk Freiherr v. Seckendorf wird ihn schon zu ersetzen imstande sein. Mit

welch liebevollen Gefühlen die neuen Konservativen der christlichsozialen Partei gegenüberstehen, geht aus der „Freistatt“ wohl zur Genüge hervor.

Es muß aber noch auf eine andere Seite dieses neuesten Sprengungsversuches eingegangen werden. Die „Freistatt“-Konservativen machen der christlichsozialen Partei den Vorwurf, daß sie als Reichspartei ihre Aufgabe, die Reichseinheit zu schützen, nicht erfüllt habe. In dem sattsam bekannten Hochmutston wird erklärt: „Gewiß werden uns die Herren Dr. Geßmann, Dr. Pattai und Dr. Weiskirchner versichern, daß sie überzeugte Vertreter der Einheit der Monarchie seien. Es muß deshalb eine moralische Autorität geschaffen werden, welche die genannten Herren zwingt, ihrer Ueberzeugung nach nicht nur zu sprechen, sondern auch zu handeln.“ Nun müßten aber die hier in Betracht kommenden Herren Konservativen wohl zuerst einmal den Beweis erbringen, daß sie auch über jene Persönlichkeiten in ihren Kreisen verfügen, welche sich für eine solche „zwingende moralische Autorität“ eignen. Ihr eigenes Urteil ist allein natürlich nicht maßgebend.

Blicken wir mit der „Freistatt“ zurück in die jüngste Vergangenheit: 1907 haben Dr. Geßmann und Dr. Ebenhoch als Minister den Ausgleich mit Ungarn unterschrieben und dadurch „die Monarchie in zwei Staaten zerrissen“; Minister Dr. Weiskirchner hat dem neuen Wehrgesetze einschließlich der Reform des militärischen Strafprozesses zugestimmt und dadurch die Armee „in zwei Rechtsgebiete“ zerrissen. Also: Die christlichsoziale Partei schützt nicht die Reichseinheit. Her mit der „moralischen Autorität“ der Konservativen, die sie dazu zwingen wird! Nun hatten wir aber im Jahre 1907 im Herrenhause sogar eine konservative Mehrheit (Mittelpartei und Rechte), in welcher „die angesehensten Adelsgeschlechter“ die Führung haben. Sie hatten also **die Macht**, den Ausgleich zu Fall zu bringen, welcher die Monarchie zerrissen haben soll, die Christlichsozialen bildeten im Abgeordnetenhause nicht einmal ein Fünftel der Gesamtheit. Warum machten die Herren im Herrenhause dann nicht „zum Schutze der Reichseinheit“ von ihrer Macht Gebrauch? Warum stimmten sie für den Ausgleich, welchen die Minister Dr. Ebenhoch und Dr. Geßmann unterschrieben hatten? Sie sind also viel mehr Schuld an dem Verbrechen, welches die „moralischen Autoritätler“ den Christlichsozialen zum Vorwurf zu machen sich anmaßen. Es befinden sich sogar unter dem Aufruf zur Neubildung einer konservativen Partei Aristokraten, welche für den Ausgleich mit Ungarn 1907 gestimmt haben!

Wir machen noch einen Schritt in die Vergangenheit. Vor Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts gab es ja im Abgeordnetenhause eine konservative Partei, Grafen und Barone waren ihre Führer. Wann und wo hat diese damals sehr mächtige Partei bewiesen, daß sie gegen Forderungen der Regierung widerstandsfähig gewesen sei? Etwa widerstandsfähiger als die christlichsoziale Partei? Diese hat sich stets mit aller Macht gegen die staatszerreißenden Pläne der Magyaren eingesetzt; mit welchem Erfolg, das sagt uns die an Pöbelhaftigkeit nicht zu überbietende Gehässigkeit der Budapester Presse gegen Dr. Lueger und seine Partei. Die Konservativen sind solchen Anflegelungen nie ausgesetzt gewesen. Und außerdem: was soll eine staatserhaltende kaisertreue Partei tun, wenn sich über bestimmte Fragen der Armee der Kaiser, die österreichische, die ungarische Regierung und der Reichskriegsminister geeinigt haben und dann mit allem Nachdruck an den Patriotismus der Abgeordneten appellieren? Sollen die Christlichsozialen kaiserlicher sein als der Kaiser selbst?

Und noch eins: Warum rückt die „Freistatt“ mit ihrem Artikel nach vier Wochen mitten im Wahlkampfe heraus? Man braucht ja nur die Presse des verjudeten Freimaurertums in die Hand zu nehmen, um zu sehen, auf wessen Mühlen auch diese Konservativen das Wasser treiben. Es heißt dort zwar, man wolle diesmal die Christlichsozialen noch einmal ihre Wahlarbeit ungestört verrichten lassen. Warum stört man sie denn dann mit solchen gehässigen Aufsätzen, welche gierig von der gesamten Presse aufgeschnappt und gegen die Christlichsozialen verwendet werden? „Noch einmal“ will man die Christlichsozialen mit den Feinden der katholischen Weltanschauung den Kampf auf Leben und Tod führen lassen. Und dann? **Dann wird man die neue Partei doch zu gründen suchen.** Mit Wählern aus den „angesehensten Adelsgeschlechtern“ allein wird es aber nicht gehen, man wird mit dem Volke zu rechnen anfangen müssen. Dazu ist allerdings der erfolgreichste Weg, nach Ansicht der „Freistatt“, den Gemeinden die Freiheiten zu beschneiden, den bäuerlichen Gemeindevorstehern und den bürgerlichen Genossenschaftsvorstehern die Fähigkeit und die Berechtigung für ein parlamentarisches Mandat abzusprechen und schließlich den Arbeitern „einen an Größenwahn grenzenden Machtdünkel“ vorzuwerfen. Ob diese drei Stände nicht den Spieß umkehren werden? Ob sie nicht lieber wie bisher die treuesten Stützen der demokratischen Christlichsozialen werden bleiben wollen?

Aber man darf sich auf seiten der christlichsozialen Parteiführerschaft durch das Scheitern der Parteigründung am 7. April nicht täuschen lassen. Nach vier Wochen reiflicher Ueberlegung wird am 6. Mai in der „Freistatt“ Baron Vogelsangs aufs bestimmteste erklärt: „Die Bildung einer neuen konservativen Partei, welche jedenfalls im Laufe des Sommers vorbereitet und zu Beginn des Herbstes **öffentlich vollzogen werden wird**, ist somit auch notwendig zur Rettung der christlichsozialen Partei. (Die sich schon selber „retten“ wird und auf die Rettung durch die „moralische Autorität“ gerne verzichten kann.) In ihrer heutigen Verfassung wird diese nicht mehr lange bestehen können. Ihre demokratisierten und lediglich auf das Begehrlichkeitsprinzip dressierten Anhänger (Welch eine nach der Korrektur durch eine moralische Autorität förmlich schreiende Beleidigung einer aus 750 000 katholischen deutschen Wählern bestehenden Partei!) werden sich allmählich doch nur den radikalen Parteien des Liberalismus und des Sozialismus anschließen.“

Die Leser dieser Blätter werden zugeben, daß die für den 7. April in den Sälen des „Vaterland“ geplant gewesene und für den Herbst in sichere Aussicht gestellte Gründung einer neuen konservativen Partei, welche auch mit redaktionellen Veränderungen beim „Vaterland“ zusammenfallen dürfte, sich direkt gegen die christlichsoziale Partei richtet, welche in fünfundzwanzigjährigem Kämpfen mit dem Freimaurer-Liberalismus die deutschen Katholiken (mit Ausnahme einiger kleiner Teile Tirols) geeinigt hat und unlängst von dem Bischof Dr. Hittmayr von Linz das schönste Ehrenzeugnis ausgestellt erhalten hat. Sie wird daher auch den Sprengungsversuch der „Freistatt“-Konservativen überwinden, wird sich aber auch dem Wunsche anschließen, welchen das treffliche „Grazer Volksblatt“ ausspricht und mit dem auch diese Ausführungen geschlossen werden sollen:

„Wir Oesterreicher brauchen einen Vogelsangbund, um unseren Adel und unsere Intelligenz mit der christlichen Demokratie zu versöhnen. Dieser Bund müßte auch unseren Intellektuellen sagen, daß nicht bloß Theater und Konzerte, Romane und Gemälde zum geistigen Leben gehören, sondern auch die Anteilnahme an der Parteipolitik, und daß ein Fabrikarbeiter, der nach harter Tagesarbeit seine politischen Versammlungen besucht, an sozialem Bildungswert höher steht, als ein Akademiker, der als Aesthetiker jede politische Betätigung wie einen Aussätzigen flieht, da in der Politik das Leben unseres Volkes in seinem tiefsten Innern zu verspüren ist. Eine „Zentrale“ für all diese Bestrebungen zu schaffen, das wäre ein dringendes Bedürfnis gewesen und das hätte in all unseren Reihen eine begeisterte Aufnahme gefunden. Wer aber Wasser auf die Mühlen unserer erbitterten Gegner treibt — und das haben die Männer der neuen Partei getan, sie brauchen nur die gegnerische Presse der letzten Tage zur Hand zu nehmen —, der erweist dem Reformprogramm eines Vogelsang einen schlechten Dienst. Die Furcht und Angst vor der Demokratie ist aber ein schlechtes Material, um damit ein neues Parteigebilde zu schaffen. Sollen die Vogelsangschen Ideen in unserem Vaterland in die Tiefe und in die Breite wirken, dann muß unsere Intelligenz und unser Adel sich nicht isolieren, sondern die Führung der gesunden Demokratie übernehmen.“

Pfingstgedanken.

Von J. Wernado.

Pfingsten, das Hochfest der Natur! In ihrem schönsten Brautschmuck zeigt sie sich all den Tausenden, die in diesen Tagen hinauseilen aus der dumpfen Schwüle und drückenden Atmosphäre unserer Fabrik- und Großstädte, die hinaufsteigen auf die Berge, wo frischer Odem in die enge Brust weht, die herabblicken auf all die wundervolle Herrlichkeit, die sich vor ihnen auftut. Da draußen in der frühlingsfrohen Natur, da droben auf den freien Bergen wird Pfingsten gehalten. Hinaus in die Natur, hinein ins Gebirge, hinauf auf die Berge! Für wieviele ist das der einzige Pfingstgedanke und Pfingstwunsch!

Und der christliche Pfingstgedanke! Hat er der modernen Welt gar nichts mehr zu sagen? Hat er jede Bedeutung, jeden Wert für sie verloren? Unsere heutige Kultur ist krank, recht krank geworden. Was tut uns denn gar so bitter not? Wohin wir blicken, überall Entzweiung, Zersplitterung, Befehdung, maßloser Wissensdünkel, Haß, jämmerliche Verleumdungssucht! Selbst im eigenen Lager soviel kleinliche Nörgelei, Eifersüchtelei, soviel lieblose Entstellung und falsche Beurteilung! Hier kann nur einer helfen: jener Geist der Einheit und Liebe, um den der scheidende Gottessohn so flehentlich zum Vater gebetet. (Joh. Kap. 17).

Also ist Christi Gebet unerhört geblieben, wenn die Signatur der modernen Welt Zwietracht und Haß ist? Nein! Gekommen ist der Geist der Eintracht und Liebe. Und er hat seine Wohnstätte gesucht und gefunden. Aber soviele „nahmen ihn nicht auf" (Joh. 1, 11). Es sind jene, die das Wort wahr machen: „Es müssen Spaltungen kommen" (1 Kor. 11, 19).

Aber heißt es nicht auch: „Es wird Ein Schafstall und Ein Hirte sein?" (Joh. 10, 16). Wird es aber je einmal möglich sein, den Widerspruch der Geister zu heben, all die Getrennten zu einigen?

„Der Geist weht, wo und wie er will" (Joh. 3, 8). Auch die Wege des verlorenen Sohnes führen noch ins Vaterhaus zurück. Die Kulturmenschheit ist auf dem besten Wege hinab zum geistigen und sittlichen Bankerott. Aber auch in den tiefsten Abgrund findet ein Sonnenstrahl den Weg, wenn eine kleine Ritze ihn durchläßt. Ist die Menschheit einmal auf dem tiefsten Niveau des sittlichen Elends angelangt, so wird der Geist des Lichtes und der Einheit sie immer noch finden und heraufführen können zu den lichten Höhen Gottes.

Kraftvolle Einzelpersönlichkeiten stellen den Typus ihrer Zeit dar. Hat sich nicht in manchen die Erkenntnis schon Bahn gebrochen, daß es jetzt nur noch heißen darf: Zurück zu Gott, zurück zum Glauben! Haben wir es nicht schon erlebt, daß der Geist der Einheit sie auch den letzten konsequenten Schritt tun ließ, daß sie wahrhaft „Converti" geworden sind?

Aber jene Armen, die nicht zur Kulturmenschheit zählen, die wir Heiden nennen! Ist für sie der Geist des Lichtes und der Einheit nicht gekommen? Gottlob! Wie das Sturmesbrausen am ersten Pfingstfest weht es heute durch die christlichen Länder hin: Hinaus in die Missionen! Herbei zur Arbeit für die Missionen! Den Missionen gehört die Zukunft! Pfingsten soll es werden in jenen Herzen, die noch vom dunklen Wahn des Heidentums befangen sind. Pfingsten hat einst der Kirche ihre Erstlinge aus jener internationalen Versammlung zu Jerusalem gebracht. Es soll heute noch das große Missionsfest der Kirche sein.

Pfingsten wäre so recht ein Fest für die moderne Menschheit. Es könnte ihr so vieles sagen. Wollten wir nur seiner Sprache und seinen Tönen lauschen. Es möchte uns das hohe Lied der Liebe und Einheit ins Herz singen.

Im Leben.

Hallo! Fest zugepackt!
Trotz allem Widerstreit —
Die Dornen achte nicht,
Ein Held flicht auch aus Dornen Siegerkränze —
Die wiegen Rosenkränze zehnmal auf.
Hallo! Fest zugepackt!
Trotz allem Widerstreit.

Josef Heinrich Berlenbach.

Auf der Pfingststraße.

Eine Skizze von Eugen Mack.

Da lag er in den weichen, weißen Kissen, Fritz Fred, der junge Künstler. Auf der hohen Stirn, auf den feinen Zügen lag Schweiß, das dunkle über die Schläfen hereinhängende Haar war feucht. Und doch! Ihn fror...

Der Arme. Nach der Akademie hatte er wieder gehen wollen. Nun war es so. Er sah sie nicht einmal. Der Weg des Blickes ging gerade noch bis zum Fenster. Dort blühten Geranien, dort stand ein Strauß Maiglöckchen, dort sah er Syringen, dort hauchten erste Rosen ihren süßen Duft aus: O, er hatte doch eine liebe, wenn auch kleine Gemeinde, die ihm bis ins Krankenzimmer hinein treu blieb. Vor dem Fenster — vor dem geschlossenen Fenster, lispelte der Wind im Birkenlaub.

Wenige Blumen, wenig Laub, weiße Rinde und doch für Fritz Fred ein ganzer Frühling.

„Ein ganzer Frühling, ein ganzer Früh.... ling."

„Herr Fred."

„Mich friert, Schwester... und doch... die Blumen... Ist's Frühling?"

„Frühling ja, Herr Fred. Und morgen ist Pfingsten."

In seinem Auge glänzte es wie eine Träne. Auf seinen Wangen furchten sich zwei scharfe Linien... Schmerz.

An den Syringen summte ein Bienchen.

Ein bittender Blick zur Schwester, nur ein Blick. Die liebe, selbstlose Seele verstand ihn. Etwas nach sieben Uhr. Das war die Zeit der Morgenpost. Sie ging... zum Schalter.

Und Fritz Fred lag allein, neben ihm Stift und Karten. Nach den Blumen am Fenster ging sein Blick, nach dem Bienchen. Und er träumte sein Mütterchen hin mit dem grauer und weißer werdenden Haar, mit dem schönen Auge, mit der silbernen Brille. So sah er sie, wie sie ihm, dem Buben, im Stricken — das gab ihr Verdienst, die arme Frau! — eine Schlause abnehmend und plötzlich innehaltend, mit der mageren niedlichen Hand ein Fingerchen machte: „Merk dir's recht! Auf der Pfingststraße!"

„Ja, Mutter", hatte er oft gesagt: „Bitte noch einmal, damit ich's gut merken kann!"

„Du lieber Bub. So ist's recht, so lieb schaust mir in's Aug'. Also, wenn so du zeichnest und malst, dann vergiß den Gottesgeist nicht! O weißt, der ist so schön, so schön. Kein Maler kann ihn malen, aber bei jedem Blümlein kannst an ihn denken. Wir alle, Kind, sind wie Blüten und Blumen. Zu uns allen kommt der Gottesgeist wie ein Bienlein und bringt uns schöne Gaben. Weißt, wo er sie holt? .... Ja, hast recht. Denk oft dran, wenn du vor der Herrgottsecke betest. O Kind, du brauchst den Geist, du hast so tiefe, tiefe, feurige Augen. Oft ist mir Angst um dich..."

„Aber Mutter."

„Ja weißt, Fritz, du hast etwas in dir, das kann mächtig werden, wenn du schwach bist. Du mußt dich wehren wie eine Birke im Wind, schütteln und rütteln mußt dich lassen, darfst aber nicht fallen. Drum habe ich dir alles zusammengestellt in einem Bild, wie wir auf der Pfingststraße sind."

„Und stark bleiben müssen wie der Pfingstbaum."

„Ja."

„Und schön bleiben müssen wie Blumen und Blüten."

„Ja. Und?"

„Gehen müssen, immer weiter."

„Ja, Fritz, ja, ja."

„Und auf den Gottesgeist horchen müssen, auch wenn er leiser redet, als ein Bienlein summt."

„O ja, mein Fritz, du weißt es so gut, du mein Herzkind."

„Mutter, das will ich bleiben, immer."

„Ja, von der Pfingststraße mußt nie abirren."

„Mutter, ganz gewiß, nie, nie." — —

Er hatte es gehalten. Rein hatte er seiner Kunst gedient, in einer Zeit, die wenig reine Kunst begehrte. Ihm war sie Geist, nicht Fleisch, Frühling .... Frühling. — —

Die Schwester kam lange nicht. Die Morgenpost war wohl ausgeblieben. Der Pfingstgruß der Mutter war noch nicht da. Er wollte ihr einen senden.

Schwer ging's. Linie um Linie, Strich um Strich. Der Schmerz zeichnete mit, aber die Liebe verklärte auch ihn und gab allem viel Licht. Vom Fenster nahm Fritz das Bild und von dem, was die Mutter immer gesagt hatte, und zuletzt war's fertig... Einfach schön. Auf der Pfingststraße. Diesmal schrieb

er seinen Namen nicht in die rechte Ecke, sondern unten: Auf der Pfingststraße ... „Ich bin auf ihr geblieben. Schöne Pfingsten, Mutter! Fritz."

Langsam, Wort für Wort las er alles durch. Er mußte den Buchstaben etwas von seiner starken Seele einhauchen, da seine Hand so zitterig und schwach war. Es war ja ein Pfingstgruß an die Mutter.

Leise ging die Türe auf, Fred schaute nach ihr.

„Also heute noch?" Der Sanitätsrat war's. Im weißen Operationsmantel kam er aus dem Operationssaal so früh in dies Krankenzimmer.

„Herr Fred, morgen ist Pfingsten. Ich will verreisen."

„So ..." Es geht müde heraus. Also deswegen so bald.

Der Sanitätsrat fühlt den Puls.

„Wann genau sagten Sie?"

Und der Sanitätsrat blickt die Schwester an.

„Zehn Minuten vor zwölf."

Er schüttelt die Achsel.

„Hm. Aber der Wagen soll an den Bahnhof. Vielleicht noch."

Und zuletzt der gute Herr: „Also, behüt' Sie Gott! Und Blumen haben Sie ja auch ... und ein Bild: Auf der Pfingststraße."

„Meiner Mutter."

Der Arzt ging.

Die Schwester: „Sie warten auf die Post? Es ist telephoniert worden. Die Mutter kommt."

„Sie kommt?"

„Heute auf Pfingsten."

„Bitte stellen Sie das Bild hierher und die Blumen rings herum, daß sie's gleich sieht, wenn ich nicht soviel sagen kann; ich bin ... sehr ... müde ...

Die Schwester tat's. Und er verfolgte alles mit seinem Blick, als wollte er stille sprechen mit den Geranien, den Maiglöckchen, Syringen, Rosen. Oft blickte er nach der Türe, ob die Mutter käme. Mit diesem Blick schlief er ein ....

— — — — — — — — — — — — — — — —

Auf der Pfingststraße. Sein Pfingstbild lag in Blumen. Das Fenster war offen. Am hellgrünen Birkenlaub vorüber floß das sanfte Sonnenlicht. Ihn fror nimmer .... Sein Mütterlein weinte sich aus an der Leiche. Friedlich lag er da, wie einer, der ausruht auf der Pfingststraße. Als ein heiliges Vermächtnis nahm sie sein Bild mit sich, und sie las: „Schöne Pfingsten, Mutter!"

Sozialpolitische Gedanken zu den modernen Blumentagen.

Von Chefredakteur Max Roeder, Aachen.

Das stille Wirken der hilfsbereiten Wohltätigkeit tritt auf die Straße des Alltags; allenthalben finden Blumentage statt, mehr als einer in einer Stadt. Die Komitees setzen sich zusammen: alles Namen von bekanntem Ruf und gutem Klang; das letztere namentlich in finanzieller Hinsicht. Konzerte, Korsos, Bälle, Tees — ein Volksfest. Doch nicht ganz; die sich amüsieren, sind in erster Linie die Bevorzugten des Glücks. Aber die große Menge tut mit. Die Festesstimmung erfaßt sie mehr oder weniger, und so opfern sie ihr Scherflein. Das Bild aus der Bibel: auch Christus lobte das Scherflein der Witwe. Soweit ist die Sache nicht überraschend neu. Wohltun ist eine edle Sache; wenn dabei für den Spender noch ein Vergnügen vorhanden ist, so ändert das letzten Endes an der Wohltat nichts, wenn auch die im Stillen gebende Hand vorzuziehen ist.

Indes — der Rubel rollt im guten Sinne des Wortes. Die Geschäftsleute verdienen, die Wirte verdienen, die Zeitungen verdienen — nur nicht die Redaktion, welche die Arbeit hat —, für den edlen Zweck selbst bleibt auch noch eine beträchtliche Summe. Inwieweit die Beteiligung an dem Feste bei der Ausfüllung gähnender Knopflöcher mitwirkt, läßt sich schwerer übersehen. Noch andere Vorteile! Die Blumentage können den Gedanken an die Volkseinheit vertiefen; sie können auch, wenn sie richtig durchgeführt werden, die Volksmassen einander näher bringen — genug des Verdienstes angesichts der wachsenden Entfremdung. Noch eins! Ein Stück Erziehungsarbeit kann geleistet werden: Erziehung zur Wohltätigkeit, zur Hilfsbereitschaft. Auch die Bedenken dürfen nicht zurückgestellt werden, die in der Profanierung des Wohltuns ihren tiefsten Grund haben. „Künstlich" sind die Blumentage. Zu viel Künstliches und Erkünsteltes liegt in den Veranstaltungen. Auch an Gefahren fehlt es nicht. Koketterie, Putz- und Gefallsucht werden gezüchtet, der Umgangston auf der Straße wird leicht ein allzu freier. Andere Bedenken kann man ruhig zurückstellen; zu Mißtrauen besteht kein Anlaß. Wenn vereinzelt unehrliche Menschen trotz gewissenhaftester Kontrolle solche Veranstaltungen für sich mißbrauchen würden, so läßt sich das schlechterdings nicht verhindern. Kurzum — es ist nicht schwer, im Abwägen des Für und Wider sich ein belegbares Urteil zu bilden. Es kommt auch sehr darauf an, ob das finanzielle Resultat soweit überwiegt, daß sonstige Bedenken zurücktreten müßten.

Andere Gedanken legen die Blumentage nahe. Es gibt Lasten, die im Interesse des Volksganzen und der Volkswohlfahrt getragen werden müssen. Allerdings keine freiwilligen Lasten; aber nicht so hoch wie diese. Wenn wir von Staatswegen, und auch von Rechtswegen, eine ausreichende Fürsorge für die bedürftigen Volksgenossen verlangen, wenn wir fordern, daß unser gesamtes Staatsleben sich in geordneten Bahnen weiterbewege, dann müssen eben die Bürger dieses Staates auch aufbringen, was notwendig ist. So stehen wir, wie so oft, vor einem der Widersprüche des Alltags: die am meisten freiwillige Leistungen auf sich nehmen — inwieweit der Wunsch bestimmend ist, vor der Oeffentlichkeit zu glänzen, soll nicht untersucht werden —, sind oft genug die lautesten Rufer im Streite gegen eine sie vermeintlich oder angeblich beschwerende Finanzreform, gegen eine sogenannte soziale Ueberlastung. Eine andere Nutzanwendung! Wenn die Blumentage zur Opferwilligkeit und Opferfreudigkeit erziehen, so bleibt hoffentlich die Nutzanwendung nicht aus. Wir brauchen — vor allem im parteipolitischen Leben — noch viel mehr opferbereite Mitarbeit. Wenn die Partei an das „rosige" Gemüt appelliert, so darf man auch da nicht zurückbleiben.

Eine andere Erscheinung! Rote Nelkentage! Der Sozialdemokratie blieb es vorbehalten, die Blumentage zur politischen Agitation auszubeuten, ein Zeichen dafür, daß die Partei der Freiheit derart abhängig ist von Vorurteilen und Parteidogmen, daß sie zu einem objektiven Urteil gar nicht fähig ist. Alles ist Agitation, um das Fremdwort dem kürzeren, aber viel bezeichnenderen deutschen Worte vorzuziehen. Und dann die rote Konsequenz! Derweil man sich entsetzt über die verlotterte menschliche Gesellschaft — in der man sich übrigens wohler fühlt als im Zukunftsstaat — und diese neue verabscheuungswürdige Einrichtung, veranstaltet man selbst Blumentage, wollte sagen rote Nelkentage!

Wie weit Duldung und Toleranz bei uns gediehen, hat sich übrigens auch bei den Blumentagen gezeigt. Jena — nicht rühmlich bekannt auf diesem Gebiete — tat wieder sein Bestes, um die Einrichtungen der katholischen Kirche bei diesem Anlasse zu verhöhnen. Leider wurde nicht berichtet, daß die Sammler Geld von Katholiken zurückgewiesen hätten. Ueberhaupt scheint man auf unserer Seite recht ängstlich zu sein, auf daß ja kein Anlaß zur Klage entstünde. Nur interkonfessionelle Vereine sollen profitieren. Als ob wir — auf katholischer wie evangelischer Seite — nicht konfessionelle Vereine hätten, deren Wirken die Unterstützung verdient! So braucht man sich nicht zu wundern, daß in unserem Lager sich Stimmen erhoben, welche eine ähnliche Einrichtung für unsere Zwecke, z. B. für die Missionen, empfehlen. Ich fürchte nur: viele würden zurückbleiben, weil die Oeffentlichkeit vielleicht nicht in dem Maße darauf achten würde. Versuchen wir es einmal, nur mit Marken für unsere Missionen — ich bange für den Erfolg. Und doch handelt es sich hier um eine hochbedeutsame Sache.

Gedanken am Wege waren es, die auszusprechen vielleicht nicht ohne Bedeutung ist. Ein sozialer Vorteil — und das ist für mich der größte — scheint darin zu liegen, daß die armen Heimarbeiter, welche künstliche Blumen fabrizieren, nun ein auskömmliches Verdienst haben. Diese Hoffnung wird durch einen gesunden Pessimismus allerdings sehr abgeschwächt. Ob die Unternehmer nicht besser abschneiden als die Aermsten der Armen? Dann noch eins! Es wird so gerne protestiert gegen die Feiertage. Gestalten sich die Blumentage zu einer ständigen Einrichtung — wir sind auf dem besten Wege dazu —, dann haben wir jährlich einen oder zwei Feiertage mehr. Ob all das ein Gewinn ist?

Die Seelsorge auf dem Meere.

Von Msgr. Graf Vay de Vaya und zu Luskod, Erzabt von St. Martin.

I. Erste Mission an Bord.

Die Notwendigkeit der Seelsorge auf dem Meere — diese ebenso wichtige wie unbedingt nötige Pastoration — war eine der brennendsten Fragen, die auf dem letzten in Montreal stattgefundenen Eucharistischen Kongresse erörtert wurden.

In der Tat unter so vielen wichtigen Fragen, welche während jener unvergeßlichen Woche des denkwürdigen Kongresses besprochen wurden, war keine bedeutender als die der moralischen und geistigen Fürsorge während der langwierigen und manchem Wechsel und Gefahren ausgesetzten Seereisen.

Die erschütternden Szenen, die sich auf solchen langen traurigen Reisen ereignen, kann man unmöglich beschreiben. Man muß sie persönlich erlebt haben, um ihre Bedeutung zu verstehen. Häufig kommen Krankheit, oft Unfälle und viele Todesfälle vor. In diesen Momenten von entschiedener Wichtigkeit sind die Leute doch ohne irgend einen Trost.

Für das körperliche Wohl befindet sich natürlich ein Arzt an Bord. Die Gesellschaften sind aus Gründen der Erhaltung dazu gezwungen, alles zu liefern, was die Hygiene unserer Tage erfordert. Der Körper soll alle Sorgfalt haben, aber für die Seelsorge scheint nicht die geringste Sympathie vorhanden zu sein.

Seltsame Sache, daß eine Epoche, wie die unsere, die so stolz auf ihre Kultur und ihre Einrichtungen für das allgemeine Wohl ist, noch bis jetzt nicht daran gedacht hat, den Leiden von Hunderttausenden von Seelen zu Hilfe zu kommen. Die Ursache dieser Gleichgültigkeit ist die Neuheit der Lage.

Das Wanderleben der Arbeiter auf dem Meere ist eine der eigentümlichsten sozialen Erscheinungen der Gegenwart von zweifellos größter Tragweite. In Anbetracht dessen, daß aus manchen Ländern allein die Zahl jener, die aufbrechen, um in neuen Weltteilen ihr Brot zu verdienen, jährlich eine halbe Million übersteigt, können wir uns leicht einen Begriff von den riesenhaften Dimensionen machen. Abgesehen von allem anderen, verließen doch im vorigen Jahre über dreihunderttausend Menschen aus dem Gebiete der österreichisch-ungarischen Monarchie die Heimat, und die Zahl der Italiener kam in demselben Jahre sechshunderttausend nahe.

Im Gebiete der Vereinigten Staaten — von Mittel- und Südamerika gar nicht zu reden — beträgt die Zahl der Ankömmlinge jährlich mehr als eine Million. Und vergessen wir nicht, daß die Einwanderer berufen sind, diese kolossale Bodenfläche zu kolonisieren und den ganzen Kontinent zu bevölkern. Ein großer Teil dieser Menschen ist katholisch, und ihnen erwächst daher die erhabene Mission, im neuen Weltteil das Evangelium zu verkünden. Keine edlere Aufgabe kann der Menschheit zu teil werden, als in bisher sozusagen unbekannten und öden Gegenden oder unter Heiden und wilden Stämmen mit dem heiligen Zeichen des Kreuzes in der Hand vorwärts zu dringen und den christlichen Glauben und christliche Tugenden zu verbreiten.

Leider müssen wir oft gerade das Gegenteil davon erfahren. Viele, die sich Christen nennen, leben, sobald sie in der neuen Welt angekommen sind, wie die Heiden, und sogar solche, die in der Heimat eine musterhafte Lebensweise führten, werden, von der Scholle losgerissen, zum Opfer der Sünde und der Verdammnis. Erschreckend groß ist die Zahl jener Gläubigen, die jährlich in der neuen Welt abwendig werden. Ein Teil der achtzig Millionen Einwohner der Vereinigten Staaten bekennt sich offiziell als konfessionslos. Andere, die noch dem Namen nach einer oder der anderen Konfession angehören, sind in Wirklichkeit vollständig indifferent.

Wenn wir berücksichtigen, daß von den nahezu hundert Millionen Einwohnern Nordamerikas im ganzen kaum siebzehn Millionen Katholiken sind, so ist das Verhältnis ein ziemlich bescheidenes. Noch größer ist das Mißverhältnis, wenn wir in Betracht ziehen, daß die neuen Kolonisten größtenteils aus katholischen Ländern stammen, und daß ein hoher Prozentsatz der Einwanderer bisher tatsächlich katholisch ist.

Daß die Zahl der Katholiken trotzdem verhältnismäßig so klein ist, muß dahin erklärt werden, daß die Abkömmlinge sich von der Kirche losgelöst haben.

Viele kamen durch Mischehen oder sonstige traurige Umstände in den Verband anderer Konfessionen, andere wieder wurden vollständig glaubenslos.

Unter den zahlreichen Gefahren des Wanderlebens fällt zweifelsohne am schwersten ins Gewicht, daß sie das Seelenleben großer und stets zunehmender Massen gefährdet. Die an einfache Lebensweise gewohnten Leute geraten fern von der Heimat und dem Kreise ihrer Familien, sich selbst überlassen und unzähligen unbekannten Gefahren schutzlos ausgesetzt, in Zwiespalt mit sich selbst und oft mit der menschlichen Gesellschaft.

Meine wiederholten Missionsreisen gaben mir reichlich Gelegenheit, das Leben der Wanderer in allen seinen Phasen zu beobachten. Die Zustände sind oft herzzerreißend, und es ist fast unglaublich, daß ein Mensch so viele Prüfungen zu überstehen vermag. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß auch der Aermste in seiner Heimat zumindest ein bescheidenes Heim, eine Familie, Freunde und Bekannte hatte und sich schließlich als Mitglied einer Gesellschaft fühlen konnte. Er hatte freundschaftliche Bande, Wünsche, Hoffnungen, die allesamt dazu beitrugen, ihm die Bürden des Alltags bis zu einem gewissen Grade erträglicher zu gestalten. In der Fremde angelangt hört das alles auf. Er ist verwaist im wahrsten Sinne des Wortes.

Die Zustände sind wahrhaft erschütternd. Und niederschlagender ist noch, daß sich die Behörden um die ungesunden Verhältnisse wenig kümmern oder aber unfähig sind, ihnen abzuhelfen. Eben deswegen wäre es notwendig, jene Vereine zu fördern, die sich dies zum Ziele setzten, und sowohl der Staat wie die Gesellschaft müßte die in verschiedenen Richtungen entfesselte Tätigkeit der Kirche auf das wirksamste unterstützen.

II. Die sozialen Gefahren.

Inmitten der heutigen, stets wachsenden, sozialen Gefahren vermag allein die Kirche die Menschheit auf dem Wege der Tugend zu bewahren. Und die Wogen der Gesellschaft schlagen nirgend höher, und dessen Abgründe sind nirgend klaffender als gerade auf dem Boden der in stetiger Umwandlung befindlichen neuen Länder. Ein Vulkan ist er im strengsten Sinne des Wortes, und die Menschheit läßt ungestörten freien Lauf seinen dämonischen Passionen.

Bücher wie „Jungle" und „Metropolis", die solch ein Aufsehen erregten, beschreiben mit realistischen Farben das Leben der aus fremden Ländern eingewanderten Arbeiter in den Vereinigten Staaten, und doch schildern sie nur einzelne betrübende Erscheinungen ihres Lebens und erschließen durchaus nicht die Lage in ihrer ganzen schauerlichen Wahrheit. Gewiß, die Zahl derjenigen, welche Mittel- und Südamerika bevölkern, um nicht von Australien und dem Rest der Welt zu sprechen, ist nicht weniger beträchtlich. Diese ganze Masse verbringt Wochen und oft Monate auf dem Meere. Sie kommen und gehen. Die Ozeane zu durchqueren ist ein normaler Zustand. Zahlreich sind die Bewohner der überseeischen Länder, welche alle Jahre die Reise unternehmen.

Dieses Leben auf dem Wasser ist ein natürlicher Zustand geworden wie das Leben auf dem Lande. Und wenn die Seele Sorgfalt und Trost auf dem Lande nötig hat, wie viel mehr auf dem Wasser.

Und trotz dieser wichtigen Mission ist es erstaunlich, zu sehen, daß man bis auf unsere Tage so wenig — um nicht zu sagen: nichts — in dieser Beziehung getan hat.

Bin ich gut unterrichtet, ließ die göttliche Vorsehung meiner Wenigkeit jene unendliche Gnade zu teil werden, zum ersten Male die Seelsorge auf Auswandererschiffen zu beantragen und diese auch auszuüben. Seit meiner ersten Mission vor fünf Jahren, als ich an Bord des Dampfers „Panonnia" drei Wochen auf den Wogen des Adriatischen Meeres und des Atlantischen Ozeans zubrachte, bis die Vereinigten Staaten erreicht waren, habe ich mich mehr als fünfundzwanzig Mal eingeschifft. Ich habe es versucht, die Zustände aller Jahreszeiten kennen zu lernen, und mich an Bord aller Dampfschiffe unserer Linie begeben. Mehrere Reisen habe ich nach fremden Häfen gemacht, und dank meinen persönlichen Erfahrungen wagte ich es, meine ersten Vorschläge den verschiedenen Vereinigungen des Kongresses zu unterbreiten.

Daß der Gedanke der Pastoration auf dem Meere zuerst ein wenig seltsam erschien, ist begreiflich. Die Sache an und für sich dünkte dem einen zu kompliziert, und für die anderen stellte sie unübersteigbare Hindernisse dar. Man hat anfangs

nur diese Schwierigkeiten gesehen, ohne wirklich die große und beständige Notwendigkeit des Werkes vor Augen zu haben.

Das ist das Schicksal übrigens jeder neuen Einrichtung, und ich wage es auszusprechen, jeder neuen Situation.

Die wichtigsten Ereignisse rollen sich vor uns ab, ohne daß wir die wirkliche Tragweite erfassen. Ueberbürdet von den täglichen Beschäftigungen des Daseins und vollständig in Anspruch genommen durch die vielfachen Bedürfnisse des Lebens, lassen wir die ernstesten Ereignisse unbemerkt. Der schrecklichste Umsturz wird von der Menschheit durchkreuzt, wie die Erderschütterungen durch die Ameisen. Nein, nur die spätere Generation kann klar darüber urteilen, in Summe ist es nur die Geschichte, welche den Ereignissen den richtigen Wert geben wird.

Das Wanderleben der Menschheit ist eine der wichtigsten Kundgebungen unserer Zeit. Vom soziologischen Gesichtspunkt ist nichts damit zu vergleichen. So ergreifend die Völkerwanderung des Mittelalters war, so wurde sie doch unendlich in jeder Beziehung überboten durch die Uebersiedlung der Menschen jenseits der Ozeane. Unbedingt ist die Bildung eines ungeheuren Staates wie Nordamerika mit seinen hundert Millionen Einwohnern eine außerordentliche Tatsache in der Weltgeschichte.

Für das moralische Wohl und die geistige Fürsorge dieser Wandermillionen ist die Organisation und die Ausübung der Fürsorge von eminenter Wichtigkeit.

III. Die segensreichen Folgen der Seelsorge auf dem Meere.

Ich bin doppelt befriedigt, daß die Frage auf dem Kongresse zu Montreal erörtert wurde. Ueberdies mußte das allgemeine Interesse für eine Offenbarung erweckt werden, ebenso wichtig, wie es die internationale Versammlung in Kanada war. Hernach ist es von ernster Tragweite gewesen, daß die Notwendigkeit einer Einrichtung der Seelsorge von den überseeischen Katholiken dringend gefordert wurde.

Die Einwohner der neuen Welten wie Amerika und Australien sind gerade am direktesten dabei interessiert. Es ist fast unverständlich, daß bis dahin nichts geschehen ist, wenn man bedenkt, daß seit der Kolonisation der überseeischen Länder Millionen und abermals Millionen von Katholiken die Ueberfahrt gemacht haben, ohne daß die mindeste Einrichtung für die Seelsorge getroffen worden ist.

Hoffen wir, daß der auf dem letzten Eucharistischen Kongresse ausgesprochene Ruf ein Echo in der ganzen katholischen Welt finden möchte!

Die Protestanten haben ausnahmslos ihren Sonntagsgottesdienst. Und auch wenn sich kein Pastor unter den Passagieren des Schiffes befindet, so hält der Kapitän oder der erste Offizier den Gottesdienst ab, und die Hymnen werden von der Versammlung mitgesungen.

Für die Katholiken ist aber bisher kaum etwas geschehen. Auch wenn sich Geistliche auf dem Verdeck befinden, so können sie selten zelebrieren. In den meisten Fällen haben sie keinen Reisealtar mit, bald erhalten sie keinen geeigneten Raum, oder es hindert sie ein anderer Grund an der Erfüllung ihrer Pflicht, so daß auch die Eifrigsten die auf dem Schiffe verlebten langen Tage untätig verbringen.

Ist es da ein Wunder, wenn sich die Auswanderer wie sonstige Passagiere häufig beklagen, wie schwer es ihnen fällt, daß es nicht einmal an Sonn- und Feiertagen einen Gottesdienst gibt! Wie oft sagten gerade die Reisenden der ersten Klasse, daß eigentlich sie am meisten vernachlässigt werden. Wie oft hörte ich in den Marmorpalästen der Millionäre Amerikas solche Klagen wie: „Unsere Gesellschaft ist am verwildertsten", „wir sind den meisten Gefahren und Versuchungen ausgesetzt", „zu unseren Kreisen hat der Seelsorger am schwersten Zutritt".

Und diese Ausrufe sind wahr, sie sind in erster Reihe wahr in betreff der Katholiken. Der Glaube der Millionäre nimmt in den meisten Fällen in dem Verhältnisse ab, wie sich ihr Vermögen vermehrt, wie ich es an einer andern Stelle erörtert habe.

Ich kannte so manche Krösusse und Dollarkönige, deren Eltern als fromme katholische Arbeiter herüberkamen, aber die zweite reiche Generation hatte keinen Glauben mehr. Es gibt indessen auch welche, die sich zwar Katholiken nennen, die vielleicht auch in die Kirche gehen, deren Leben und Glauben aber in Wahrheit aufgehört haben, christlich und katholisch zu sein.

Diese Tatsache unterliegt keinem Zweifel, die Erfahrung lehrt, wie häufig mit der Zunahme des Vermögens der Glaube abnimmt. Und das ist ja bis zu einem gewissen Grade erklärlich. Die einfachen Auswanderer, auch die Väter der Reichsten, gingen nach Amerika, hauptsächlich um Vermögen zu gewinnen. Der Gelderwerb war die größte Triebkraft ihres Lebens, und das Geld wurde mit der Zeit auch ihr Endziel.

Zur Erkenntnis ihrer Täuschungen und eitlen Wünsche gelangen sie aber erst am Ende ihres Erdendaseins. So manchen von der Außenwelt beneideten Milliardär hörte ich bitterlich klagen, wie sehr er mit der Welt und sich selbst entzweit sei, und wie wenig das Geld, für das er doch alles, die Jugend, das Leben, sein Herz und seine Seele geopfert hat, imstande sei, ihm eine zufriedene Stunde, eine wirklich glückliche Minute zu bereiten. . . . .

Auf dem Meere hat jedermann Gelegenheit, ruhig nachzudenken; während der langen Tage, die man auf dem Verdeck verbringt, findet auch der Arbeitsamste Zeit, in sich zu kehren. Viele sind vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben in sich gegangen. Im Schoße der Natur, auf der endlosen Meeresfläche, unter dem gestirnten Himmel erwachte in ihrem trostlosen Gemüt endlich der Begriff der Ewigkeit und des Allmächtigen. Fern von dem Kampfplatze des Lebens, den Sorgen des täglichen Daseins entrückt, abseits von jedem äußeren Einflusse, bietet eine solche Seereise den Menschen die beste Gelegenheit, über das Leben und über ihre eigene Bestimmung klarere und reinere Begriffe zu gewinnen.

Wie viele beginnen erst da einzusehen, welche Irrwege sie bisher gingen, und kommen zur Erkenntnis der Albernheit, der Leere und der Oede ihrer Vergangenheit.

Der Priester kann unter solchen Verhältnissen vielem Uebel abhelfen. Einige Sympathie, ein paar gute Worte, etliche praktische Ratschläge geben schon vielen Leuten für die Zukunft Richtung und befreiten schon manche von den Fesseln ihrer materiellen Leidenschaften. Viele Seelen wurden auf diese Weise für die Ewigkeit gerettet.

Pius X. über das Verhältnis der schöngeistigen Literatur zur Religion.

In einem an Franz Eichert, den Herausgeber des „Gral", und an die Mitglieder des „Gralbundes" gerichteten Breve vom 16. Februar 1911 hat Papst Pius X. sich über die Beziehungen der schöngeistigen Literatur zur Religion in bemerkenswerter Weise ausgesprochen. Der grundsätzliche Teil der Ausführungen des Heiligen Vaters lautet in genauer deutscher Uebertragung aus dem lateinischen Original:

„Wir haben mit Freude anerkannt, daß es unter den Unsrigen Männer gibt, reich an Geist und in der Kunst hochgebildet, die nicht in der Weise die Literatur und besonders die Dichtkunst pflegen, daß sie aus übermäßiger Nachgiebigkeit gegen die Zeitströmung sich zu wenig auf ihr Eigenstes zu besinnen scheinen, sondern die sich wie im Leben, so auch im Schreiben offen und unverhohlen als Katholiken erweisen. Denn mit Recht leugnet Ihr, daß die Religion, die doch unsere ganze feinere Bildung hervorgebracht hat und, weil sie den ganzen Menschen umfaßt, auch das ganze Leben des Menschen beherrschen muß, mit den Musen in keiner Wechselbeziehung stehe; oder daß durch den belebenden Hauch der Religion, die uns doch das vollkommene, von keiner Schranke umschriebene Ideal der Schönheit darbietet, der Dichtergeist in seiner freien Bewegung gelähmt werde, während er vielmehr dadurch genährt und befeuert wird. Wie aber in Gott das Schöne eins und dasselbe mit dem Wahren und dem Guten ist, gerade so besteht Ihr ganz richtig auf der Behauptung, daß in der christlichen Poesie die Schönheit der Kunst sich dem Glanz der Wahrheit und der Sittlichkeit zu verbinden, ja vielmehr ihm zu dienen habe; daß folglich aus den literarischen Leistungen nicht eine bloße kurzweilige Ergötzung des Gemütes, sondern eine bleibende Frucht allgemeinen Nutzens erstrebt werden müsse. Deswegen verdient Ihr Lob dafür, daß Ihr das ruhmvolle, von den Vorfahren überlieferte Erbe nicht nur mit Sorgfalt hütet, sondern auch mit schöpferischer Kunst vermehrt. Denn kein billiger Richter der Dinge wird leugnen, daß katholische Männer auf diesem Gebiet, wie überhaupt in allen wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen, so sehr hervorgeleuchtet haben, daß sie mit den hervorragenden Geistern der Vergangenheit ruhig verglichen werden können".

Waldeszauber.

Ein goldig Funkeln spielt um deine Wipfel
Als wie von tausend reichen Fürstenkronen.
Mir deucht, des Meeres Perlenschätze thronen
Auf jeden Baumes stolzgeschwung'nem Gipfel.

Zartblauer Duft umwebt dein ernstes Sinnen
Und deines süssen Zaubers Wunderträume.
In Harmonie getaucht sind deine Räume,
Denn eine reiche Seele wohnet drinnen.

In stillem Jubel schlägt ihr froh entgegen
Mein ganzes Herz, — und sinnend sie zu suchen
Auf sonnbemaltem Pfad, bei Birken, Buchen
Steh' ich und lausch' der Blätter leisem Regen.

Da breite ich die Arme glückestrunken:
... Ich fühle deiner Seele reiches Geben, —
In meinem Herzen singt dein Wunderweben
Ein stilles Lied von tausend Sonnenfunken.

Antonie Trapp.

F. Hugin.

Skizze von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

I.

Es ist an einem einsamen, halbstürmischen Sonntagnachmittag gewesen. Die Sonne blitzte, wie in Laune, hie und da durch das Fenster, vor dem das Futterhängegerät für die eben mühsam ab und zu fliegenden Meisen schaukelte und zauste. Da bin ich am Schreibtisch vor einem neuen Buche gesessen, und was ich las hat mir das alte Herz jung gemacht vor Miterleben und — ja, vor Heimweh. Die Wasserkante entlang der meerumschlungenen Doppellande ist vor mir aufgestanden, das stolze, einfache Volk mit dem hellen Haar und den scharfblickenden Blauaugen, das dort dem Sturm und der See seinen kärglichen Unterhalt schweigsam abtrotzt.

Und immer mächtiger hat mich die Erinnerung gepackt, bis das Jetzt völlig verschwand vor dem Einst, da ich selber noch sehnsüchtig in das Pfeifen und Heulen der Böe hinaushorchte, große Dinge träumend angesichts des steigenden Wogenschwalls. Das Buch aber, das den Zauber wirkte, war geschrieben von der Tochter des Mannes, den jung und alt einmal, da ich Kind war, „unsern Herzog" nannte.

Ein Tag war vorhergegangen, da hatte ich aus derselben Hand eine Gabe entgegengenommen, die, obgleich keine aus der engeren Heimat, mich packte wie jene zweite. Da wie hier war ein Staunen in mir laut geworden: über die Wunder des Kongenialen, das Brücken schlägt zwischen gesellschaftlich scheinbar abgrundtief Geschiedenem. Denn die das ersann, vielmehr die es mitten aus dem Erlebten heraushob und künstlerisch formte, war ein Fürstenkind nahe dem Kaiserhofe, und was sie bot, erzählte vom Brotarbeiter — eine Verbindung, in die sie als Mensch und Dichter untertauchte, ihr eigenes Wesen vergessend, wenn auch markierend. Und dann lernte ich auch ihr Erstes und Letztes, dieses als ihr Eigenstes kennen, und mein Staunen wuchs. Von dem allen will ich jetzt ein Weniges sagen.

Wer F. Hugin ist? Sie war, denn sie starb am 21. Juni 1910 im noch nicht vollendeten 36. Lebensjahre, das jüngste Kind des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, dessen älteste Tochter die deutsche Kaiserkrone trägt. Sie selbst, geboren am 3. Juli 1874 auf Schloß Primkenau in Schlesien, erhielt in der Taufe den Namen Feodora. Auch nach dem Tode des Vaters, dem sie der Sonnenschein seiner letzten Jahre gewesen war, verbrachte sie die erste Jugend auf dem ihr besonders teuren alten Schlosse. Erst nach Verheiratung der älteren Schwestern siedelte sie mit der Mutter nach Dresden über, das die beiden innig Verbundenen von da ab nur hie und da gegen kürzeren anderweitigen Aufenthalt vertauschten: in Italien, der schleswig-holsteinischen Heimat, Potsdam usw. Bald zerschnitt der Tod auch diese schöne Gemeinschaft: 1900 starb die Herzogin, und die Doppeltverwaiste war, wie alle ihresgleichen, „auf den rauhen Erdboden versetzt" (Auerbach). Sie kehrte nach Primkenau zurück, in das ihr vom Herzog eingeräumte „Neue Palais", verlebte den Sommer vorwiegend auf Reisen: auf dem herzoglichen Schlosse Glücksburg bei ihrer Schwester, auf Schloß Gravenstein beim Bruder, auch wohl in Oldenburg bei der ihr eng befreundeten Großherzogin, im Schwarzwald, in der Schweiz usw. Die baltische See liebte sie, die Buchenwälder an der Küste, den Wald überhaupt, von dem sie sagte, wenn er ihr fehle, fehle ihr ein Teil ihrer selbst. Die ihre nachgelassenen Gedichte einleitende Biographie berichtet, daß sie selbst sie „an der Flensburger Förde, bei den Fischern unter strohbedecktem Dach wohnend, gesehen habe, ganz den großen Eindrücken der Natur lebend, die sie hier oben im Norden so über alles liebte." In der letzten Zeit hatte sie dauernden Wohnsitz auf dem ihr vom Kaiser zugewiesenen Krongute Bornstedt bei Potsdam. Seit 1906, da sie ein Typhus befiel, kränkelte sie viel. Aber sie verschied dennoch plötzlich, auf der Heimreise von Oberitalien, das sie mit dem ihr nahestehenden jugendlichen Koburger Herzogspaare besucht hatte, bei lieben Freunden zu Ober-Sasbach in Baden.

Ihr Tod riß eine größere Lücke als der uneingeweihte Leser bei Verbreitung der derzeitigen Nachricht ahnen konnte. Denn Prinzeß Feodora zählte zu den seltenen edlen Persönlichkeiten, die überall den Menschen im Menschen suchen — und finden. Der Adel echten Menschentums galt ihr als der höchste; wenn er sich ihr in der Heimat auftat, einerlei wo und wie, beseligte er sie. Wie sehr, spiegelt die Antwort an einen Verleger wieder, der ihre Objektivität hinsichtlich der Gegenstände ihrer Dichtung angezweifelt hatte: „O, man sollte einmal dies mein Leben unter meinen Fischersleuten sehen. Zwar die ‚objektive Entferntheit' fehlt mir diesem Land und diesen Leuten gegenüber vollständig. Mein ganzes Wesen geht fast restlos in dieser Heimatwelt auf."[1] Aber auch sonst war sie danach angetan, allen alles zu sein. Sie verkörperte geradezu die Güte der Treue, und der Segen hingegebenen Verstehens strömte von ihr aus: auf die Ihren, nicht zuletzt auf die ihr stets mit besonderer Liebe und Verehrung anhangende Jugend dieses Kreises; auf alle ihr Nahestehenden, Nahekommenden, ob groß ob klein, ob arm ob reich, ob Glück- oder Kreuzträger. Aber freilich boten sich Hemmnisse. —

Das dem Gedichtbande voranstehende Porträt übt einen eigenartig fesselnden Reiz durch seine tiefe Vergeistigung. Eine Vergeistigung verschwiegenen Leids: das ist der erste, auch der letzte Eindruck. Das Leben hat ihr ja auch seine Kämpfe nicht erspart, und zwar gewiß weit weniger, als wir es ihren nicht allzu reichlichen sichtbaren Schicksalskonturen entnehmen können. Sie war immer ein aufs Ganze angelegter Charakter gewesen, hatte nie eine nach dieser Richtung sich eröffnende Gelegenheit versäumt. Doch mehr als einmal schloß sich ihr das Tor der Hoffnung auf jeweilige endgültige Vervollkommnung. Schon in Dresden, als junges Mädchen, hatte sie ihre Ausbildung auf feste Ziele hin betrieben. Ihre „schöne, tiefdunkle Altstimme" kam unter ernste fachliche Leitung, aber unumgänglicher Zeitmangel gebot mehr und mehr Halt. Ihr von „ausgesprochen feinem Farbensinn" und „großer Naturliebe" unterstütztes bildnerisches Talent verankerte sich, nach verschiedenem Hin- und Hertasten, in der Worpsweder Schule, aber ihrem sich heiß und liebend mühenden Fleiße setzte ein zunehmendes Fußleiden immer zwingendere Schranken. So kam sie, unerkannt hierin so lange sie lebte, in der aufgezwungenen Muße vom künstlerischen, inneren und äußeren Hören, Schauen und Schaffen zur Dichtung. Früher schon hatte sie geäußert: „Was mein jetziges Leben anbelangt, so habe ich, glaube ich, meinen Beruf verfehlt; ich hätte Schriftsteller sein sollen — denn ich glaube, es gibt wenige Menschen, vor denen sich so vielerlei Lebenssphären und Kreise öffnen wie zufällig vor mir. Von meinen guten Freunden, den Schleswiger Fischern und den schlesischen Waldarbeitern, bis zum Kaiserhof — mir schwindelt manchmal über all den Ansichten, die man vor mir ausschüttet. Aber es macht das Leben reich, und man gewinnt den ‚Menschen', wo er nun auch steht, lieb, und darum habe ich keinen Grund, mich über mein Leben zu beklagen."[2]

Nirgends finden wir denn auch bei ihr haltloses Klagen. Immer bleibt sie sich selbst getreu und damit zugleich dem Höchsten, dem Ewigen. An Ihn glaubte sie, Ihn liebte sie, auch in Seinem Sohne, dem „wahrhaftigen Gott", wie sie einem sonst von ihr hochgehaltenen Dichter, dessen Name nahe liegt, auf sein den Gottmenschen leugnendes Buch hin mit kraftvoller gegnerischer Ueberzeugtheit erklärte. Und eben darum mußten ihr im letzten Grunde alle Dinge zum Besten dienen, zum auch nach außen hin wirkenden Frieden, so daß ihr Eigenheim „allmählich ein Ruhepunkt in manchem durch Tagesarbeit und Zerstreuung ruhelos dahinstürmenden Leben wurde", ein Erquickungsort, in dem der Einkehrende „einen Pack von Sorgen" gegen „ein gut Teil Trost und lebensverständigen Rat" austauschen konnte.[3]

Aehnlich in ihrer Kunst. Denn so töricht man ihr erstes Hauptwerk als naturalistisch angehaucht hat abstempeln wollen: hier und überall bekundet sie den „rechten Künstler", der — nach ihren eigenen Worten — „schafft, wie er muß", und dem „das große Gesetz" der Einigkeit mit sich selbst gilt.

Man beargwöhne mich nicht reaktionärer Verhimmelung. Wer mich kennt, weiß von meiner ausgesprochenen Zurückhaltung

[1] S. das Lebensbild zu Anfang der „Gedichte".
[2] S. a. a. O.
[3] S. a. a. O.

unter just diesem Gesichtspunkte. So konnte Adolf Bartels' begeisterter, auch räumlich eindrucksvoller F. Hugin-Aufsatz im Februarheft des „Eckart" mich zunächst nur stutzig machen, mich unter pessimistischer Anwandlung nach dem von ihm am lebhaftesten gepriesenen Buche greifen lassen. Dann freilich war ich bald gewonnen, am Schlusse durchaus besiegt, und ich ruhte nicht, bis die erschienenen sämtlichen Schöpfungen dieses eigenartigen Talents in meinen geistigen Besitz, wie in meine Bibliothek, übergegangen waren.

„Wald" nennt sich bezeichnender Weise das erste Werk F. Hugins.[4]) Es erscheint, den folgenden gegenüber, fast nur wie ein ausgestreckter Fühler in eine neu sich auftuende Welt. Vom Aeußeren zum Inneren, von den Offenbarungen der Natur zu den Geheimnissen der Seele: das war der Weg. Vier Erzählungen: „Tannenwald", Buchenwald", „Bergwald", „Kiefernwald"; darunter zwei märchenhafte, zwei aus dem wirklichen (schleswig-holsteinischen und schlesischen Volks-) Leben, eine des Heim-, eine des Menschenwehs, alle voll der sehnsüchtigen Liebe zu und des tief poetischen Einsempfindens mit dem Ewigen in Natur und Menschenbrust, voll starken Vertrauens auch auf den göttlichen Lenker, — alle zugleich durchwoben, oder doch überhaucht, vom trauernden Wissen des Häßlichen, des Grausamen, dem dennoch das Gute, das unvergängliche Schöne obsiegen muß. — Von den beiden Märchen ist das erste nicht am wenigsten interessant durch die (später in die Sammlung aufgenommenen) Gedichte: eine Verheißung, die sich wahrscheinlich noch reicher erfüllte als wir bislang übersehen. An sich höher steht das zweite: ein echt beseeltes und beseelendes Naturmärchen, wie Bartels treffend hervorhebt. Ein idealer, aber klar schauender Optimismus, der jedoch noch nicht alle Zusammenhänge zum plastischen Ausdruck zu bringen vermag, beherrscht die ganze Darstellung, der ein originell stimmungweckender, organisch dem Inhalte sich anschmiegender reicher Buchschmuck von der Verfasserin selbst beigegeben wurde.

Hatte dieses Werk alle Ansätze der künftigen Entwicklung aufgezeigt: auf den großen, bis ins Feinste zielsicher ausgestalteten Wurf, den das drittnächste Jahr brachte, konnte es doch nicht vorbereiten.

Vom Büchertisch.

Johannes Eckardt, „Karl Schönherrs Glaube und Heimat." München 1911. Max Engl (Foth Nachf.). 8°. 109 S. M 1.20. — Ich will gleich meine paar Ausstellungen an dieser bemerkenswert fleißigen, gründlichen und nach voller Objektivität strebenden Arbeit sagen: ich sähe gern verschiedene sinnstörende Druckfehlerteufeleien beseitigt, den eingestreuten Fettdruck des öfteren durch Sperrdruck ersetzt und die im vorliegenden Falle sehr willkommenen zahlreichen und ausführlichen Zitate als solche noch mehr durch häufigere Gänsefüßchen markiert — zur Wirrniserspárung für den nicht eben seltenen „flüchtigen" Leser; ich möchte auch die gleich zu Beginn gebrauchte, leicht mißverständliche rhetorische Wendung vom „größten" Interesse eingeschränkt und am Schlusse den scheinbaren Widerspruch vom „schweren" Gestalter Schönherr, der bekanntlich (J. Eckardt selbst teilt es mit) sein vielumstrittenes letztes Stück „in wenigen Tagen" hinschrieb, aufgelöst wissen. — Sonst aber: Respekt! Ich würde es garnicht sonderlich bedauern, hätte ich das in seinen vielen Unwahrscheinlichkeiten und als absichtlich wirkenden Schlaglichtern mich von Anfang bis Ende äußerst kühl lassende „Glaube und Heimat" nicht gelesen (auf der Bühne sah ich's nicht). Aber die Kenntnisnahme dieser Broschüre möchte ich nicht missen. Sie klärt die leidige Situation in so kluger wie vornehmer Weise, läßt dem Dichter völlige, ja großherzige Gerechtigkeit widerfahren und deckt zugleich alle von ihm just als Künstler begangenen schweren Fehler überzeugend auf. Vor allem haben mir die ehrlich-feinen Schachzüge gefallen, mit denen der Verfasser die religiöse Unklarheit des Helden und dessen geschichtlich wie seelisch unglaubwürdige, vielmehr unmögliche jähe Sinneswandlung in der Schlußszene, desgleichen die gesamte psychologische und historische Verfehlung, ja Vergewaltigung seitens des Dichters, zumal die aller Lebenswahrheit bare Karikatur-Aufmachung des kaiserlichen Reiters mattsetzt. Klipp und klar wird die Abhängigkeit Schönherrs von E. v. Handel-Mazzetti, der letzteren Ueberlegenheit ihm gegenüber dargetan, die (mit nicht just geringen Ausnahmen) bodenlose Parteilichkeit der akatholischen Presse niedriger gehängt. Besonderen Dank verdient die Herausholung des den Nagel auf den Kopf treffenden Urteils Alfred Kerrs in der „Berliner Neuen Rundschau": „. . . Dritte Wirkung: Protestantenverein. Gegen die Katholiken." (Doch!) Probe: Man kehre die Handlung um, lasse die sterbende Nachbarin statt einer Bibel eine Monstranz festhalten — so gibt es neun Aufführungen in der Provinz." (!!) — Seltsamerweise hat von all den mir zu Gesicht gekommenen Pro- und Kontra-Besprechungen keine einzige die merkwürdige Stelle unterstrichen, in der Schönherr den abschwörenden Eigenheimfanatiker als den Größten von allen proklamieren läßt. — Doch das nur nebenbei. Ich schließe mit der kräftigen Aufforderung zum Studium der oben angezeigten Broschüre, die Licht nach allen Seiten wirft — und just das brauchen wir in dieser so viele trübe Leidenschaften aufwirbelnden „Glaube- und Heimat"-Angelegenheit.

E. M. Hamann.

Br. A. M. Gamerra: Kleiner Herz Jesu-Monat. St. Pölten 1910. Ein kleines Heftchen von 42 Seiten, aber ein köstlicher Inhalt! Für jeden Tag wird ein passender, ansprechender Gedanke über die Herrlichkeiten des göttlichen Herzens in ganz kurzer, manchmal klassisch schöner Form geboten. Der Schlußsatz gibt jedesmal die Anleitung zu einem praktischen Tagesvorsatz. Das Büchlein ist ein ausgezeichneter Wegweiser, den Herz Jesu-Monat würdig zu begehen.

J. Wernado.

Selbstbefreiung aus nervösem Leiden. Unter diesem Titel hat kürzlich der bekannte Nervenarzt Dr. Bergmann aus Kleve für den gebildeten Laien ein wertvolles, feinsinniges Werkchen herausgegeben (Herders Verlag, brosch. M 3.30). Es soll durchaus nicht den Arzt überflüssig machen, vielmehr den Nervenkranken über das eigentliche Wesen seines ihm selbst meistens ganz unklaren Krankheitszustandes aufklären und ihn so befähigen, den Arzt — was ja unbedingt notwendig ist — bei der schweren Aufgabe der Wiederherstellung des Nervengleichgewichts durch das eigene seelische Mitarbeiten des Patienten zu unterstützen. Der erfahrene Verfasser gibt zunächst eine allgemein verständliche, gründliche Schilderung der einzelnen Haupttypen der Nervenleiden, so der Neurasthenie, der Reizbarkeit, der Gemütsstörungen, der Zwangs- und Angstzustände usw. Sodann befaßt sich der zweite (praktische) Teil mit all den vielen Hilfskräften, die der Kranke — ihm selbst meist unbewußt — in seiner eigenen Seele schlummern hat, und er lehrt ihn, sich dieses seines mächtigen Bundesgenossen, nämlich des eigenen Willens im Kampfe gegen die Krankheit zu bedienen. Was die meisten Nervenleidenden an eigentlich seelischen Leiden, an Mutlosigkeit, ja Verzweiflung zu erdulden haben, wissen ja zumeist nur die armen Patienten selbst, und es ist schon viel gewonnen, wenn sie endlich erkennen, daß alle diese Seelenleiden auf reinkörperlichen Nervenstörungen beruhen, daß es also der kranke Körper ist, der die an sich gesunde Seele mit krank macht. Und hier setzt der seelenkundige Verfasser ein. Er führt dem Kranken seine Willensschwäche vor Augen, er lehrt ihn, gegen diese einmal zunächst mit aller Kraft anzugehen und dann mit Hilfe dieses wieder erstarkten Wollens (d. h. dieses Willens zur Gesundung) alle jene nervös bedingten Gefühle und seelischen Mißzustände nach und nach zu überwinden. Auf diese Weise bringt er den leider oft an sich und seinem Arzte verzweifelnden Kranken dazu, wieder an sich selbst und die Kraft seines menschlichen Willens zu glauben, er ruft ihn zu Mut, Geduld, Zuversicht auf und erweckt in ihm wieder den Willen zur Freude, zum Lebensgenuß und damit zur Gesundung. Das Buch setzt, wie gesagt, freilich einen gebildeten Leser voraus, wird diesem aber, wie ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann, ein zuverlässiger, des Weges kundiger Führer aus dem Labyrinthe nervöser Leiden sein können.

K. Roubi.

Schlösser A., Bildungs- und Berufswege für katholische Schülerinnen höherer Mädchenschulen, Düsseldorf. Gesellschaft für Buchdruckerei und Verlag 1911. Ein erfahrener Erzieher nimmt hier das Wort, um zu den Eltern der Mädchen besserer Stände zu sprechen. Durch die Reform von 1908 in Preußen und die neuestens in Bayern erfolgte Reform des höheren Mädchenschulwesens sind die Fragen, die der Verfasser hier behandelt, von allgemeinem Interesse. Im ersten Teil bespricht er alle die mannigfachen Bildungsmöglichkeiten, die heutzutage den Mädchen, welche eine höhere Bildung sich aneignen wollen, zugänglich sind, er wertet diese Bildungswege mit Geschick und schließt dann im 2. Teil eine eingehende Darstellung der Berufsmöglichkeiten an, wie sie sich auf der Grundlage der zuerst geschilderten Bildung ergeben. Das Büchlein kann zur Orientierung über die gegenwärtig geltenden Bestimmungen und namentlich Eltern zur Einführung in die Bildungsmöglichkeiten ihrer Töchter sehr empfohlen werden.

Weigl.

Bühnen- und Musikrundschau.

„Egmont" im Münchener Hoftheater. In einer sehr sorgfältigen Einstudierung durch Dr. Kilian erschien wieder einmal Goethes Trauerspiel „Egmont". Egmont ist ein Held, aber kein aktiver. Man hat dies früher stärker empfunden, als in unseren Tagen, in denen die Dichter nur allzuviel vor einer dramatischen Handlung mit kraftvollen Widerständen zurückscheuen. Schiller tadelt in seiner bekannten Rezension des Goetheschen Werkes die unhistorische Klärchen-Episode, durch welche ein Hauptmotiv zu Egmonts Verbleiben in Brüssel unbrauchbar geworden sei. Allein ein Egmont, der lediglich nicht flieht, weil er Frau und Kinder nicht um die guten Einkünfte bringen wollte, wäre ein braver Hausvater, der in einem bürgerlichen, aber nicht in seinem historischen Trauerspiel unser Interesse dauernd fesseln könnte. Egmont geht an den Schwächen zugrunde, die die Folge seiner Vorzüge sind. Er ist ein Mann von glänzenden Eigenschaften des Körpers und des Geistes, dem die Liebe der Großen und Niederen zufällt, ohne daß er „darnach jagt". Gewohnt, auf seinen Stern vertrauen zu können, ist die Sorglichkeit ein „fremder Tropfen in seinem Blute". Der Darsteller eines Egmont bedarf durchaus glänzender äußerer Repräsentation und einer gewissen weltmännischen Grazie. Lützenkirchen fügte diese äußeren Bedingungen zu den inneren, einer wahrhaft künstlerischen Charakter-

[4]) Berlin, 1909, Martin Warneck.

darstellung. Man durfte sich dieser Leistung umsomehr freuen, als der Künstler verhältnismäßig wenig auftritt und einen Hauptteil seiner Arbeitskraft der Regietätigkeit zuwendet. Birron, dessen künstlerisches Wesen so viel mit Lützenkirchen gemein hat, spielte dessen frühere Partie (Brackenburg) mit starker Empfindung. Dem Klärchen Frl. Neuhoffs gelang die Liebesidylle besser als das Pathos der Verzweiflung. Steinrück bot als Alba eine scharfumrissene Charakterzeichnung, Jakobis Oranien überzeugte nicht minder. Alves hatte die Rolle von Albas Sohn klug angelegt und unter den Volkstypen ragten Wohlmuth und Höfer ganz besonders hervor. Die Beethovensche Musik meisterte Franz Fischer.

Prinzregententheater. In den heurigen Festspielen, welche den „Ring", „Tristan" und die „Meistersinger" bieten, werden die Hauptrollen wie folgt besetzt sein. Knote singt den Stolzing (dreimal), Siegfried (zweimal) und einmal den Siegmund. Wie leider seit manchem Jahr verzichtet er auf die Tristanpartie, welche A. v. Bary (dreimal) und Ernst Kraus (zweimal) singen. Zdenka Faßbender wird man als Brünhilde und Isolde je zweimal hören; in den übrigen Vorstellungen hat Lucie Weidt von der Wiener Hofoper beide Partien inne. Als Hans Sachs und Wotan alternieren Feinhals und van Rooy, Ernst Kraus singt den Siegmund (zweimal). (Nähere Mitteilungen und Billettverkauf beim Amtlichen Reisebureau vorm. Schenker.)

Münchener Künstler-Theater. Die diesjährige Saison beginnt am 30. Juni mit Offenbachs „Schöner Helena", ausgestattet vom Maler Ernst Stern. Uraufführungen finden am 14. Juli und 28. Juli statt. Die erste derselben ist „Thermidore" (Musik von Digby La Touche) in Ausstattung Oscar Grafs; die andere „Cherchez la femme" von Ralph Benatzky, ausgestattet von Gulbransson.

Schauspielhaus. Die Komödie „Mieze und Maria" von Georg Hirschfeld verdiente eine Neueinstudierung. Sie ist nicht nur ein amüsantes Werk, sondern auch nicht ohne literarischen Wert. Ein lebensfremder Schönheitskultus, wie er in den begüterten Aesthetenkreisen unserer Tage nicht selten ist, erfährt in dem Stücke eine humorvolle Verspottung. Mieze, das arme Proletarierkind, wird in dem reichen Hause aus lauter Wohlwollen so gequält, daß sie verzweifelt aus der Bildungsdressur in das Elend zurückflieht. Das sehr hübsch gespielte Lustspiel wurde sehr freundlich aufgenommen.

Verschiedenes aus aller Welt. Das 18. Anhaltische Musikfest wurde in Bernburg abgehalten. Die Darbietungen unter der Leitung des Hofkapellmeisters Mikorey standen auf sehr hoher Stufe; vornehmlich Werke von Beethoven, Liszt, Wagner und Strauß gelangten unter Mitwirkung erster Solisten zur Aufführung. — Den Höhepunkt des zweiten Leipziger Bachfestes bot die Wiedergabe der „Johannespassion". Die von Karl Straube geleiteten Chöre werden besonders gerühmt. — Ferdinand Löwe dirigierte in Halle a. S. die „Missa solemnis". Um die weiteren Darbietungen des „Beethovenfestes" machte sich Kapellmeister Eduard Mörike, ein Enkel des Dichters, verdient. Im Anschluß an dieses Fest stifteten für den Bau einer Musikhalle zwei Bürger aus Halle namhafte Kapitalien. — In Duisburg, das noch keine eigene Bühne besitzt, wird der Grundstein eines Theaters gelegt, das Professor Dülfer-Dresden erbauen wird. Die Gesamtkosten belaufen sich auf 2 Millionen. — In Leipzig-Lindenau wird eine Volksbühne nach Muster des Berliner Schillertheaters mit amphitheatralischem Zuschauerraum errichtet. Auch Offenbach a. M. plant einen Theaterbau mit namhaften Mitteln. — Der in Paris uraufgeführte „Heilige Sebastian" von d'Annunzio wird vorwiegend ungünstig beurteilt. „Etwas Geschmackloseres und für Gläubige Anstößigeres", so schreibt ein liberales Blatt, „kann man sich schwer vorstellen". Debussys Musik ist wieder äolsharfenartige Stimmungsmalerei, an sich angenehm und gefällig, aber ohne auch nur den Versuch zur Themenbildung. — Das Deutsche Theater in Berlin brachte als Novität das Drama „Banus Bánk" von Jos. Katona (1792—1830). Der historische Stoff ist von Hans Sachs bis zu Grillparzers „treuem Diener seines Herrn" vielfach behandelt. Das ungarische Drama brachte es nur zu einem äußeren Erfolg. — In Berlin starb, 78 Jahre alt, die Schauspielerin Marie Seebach. Als Künstlerin vom Ruhme ihrer Schwester Wilhelmine überstrahlt, hat sie sich um den Ausbau der großzügigen Stiftungen der letzteren bis zum Tode verdient gemacht. — Das Metropolitan-Opernhaus hatte vor drei Jahren einen Preis von 10,000 Dollars für eine typisch-amerikanische Oper ausgeschrieben. Dieser wurde nun dem Komponisten Horatio Parker, Professor der Musik an der Yale-Universität, zuerkannt. Seine Oper „Mona" spielt im alten Britannien zur Zeit der Römerherrschaft. — Das Moskauer Künstlerische Theater brachte Dostojewskis „Brüder Karamasow" auf die Bühne in Auszügen, aber genau in der Fassung des Dichters. Das Theater sah sich genötigt, die Bühnenbilder mit Einleitungen und Ergänzungen zu versehen, die einfach vorgelesen werden mußten. Trotzdem zeitigte das Experiment nach Berichten einige große dramatische Momente durch die volle Hingabe und das tiefe Verständnis der Schauspieler.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die längst erwartete Ernüchterung an der Berliner Börse ist nunmehr eingetreten, und empfindliche Kursrückgänge sind fast auf der ganzen Linie zu registrieren. Allerdings wirkten verschiedentliche Umstände mit, diesen Tendenzumschwung gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Die Vorgänge an den Neuyorker Börsen- und Handels-Zentralen sind in der Hauptsache mit Schuld an dieser abflauenden Börsenstimmung. Das zu ungunsten des Oeltrusts gefällte Urteil wird seitens der amerikanischen Bundesregierung nunmehr auch analog bei anderen dieser Riesentrusts angewandt. Die Trusts für Bauholz, Kupfer, Stahl, Tabak, Fleisch usw. befürchten bereits ähnliche Staatsmassregeln. Man kennt zur Genüge, dass die ganze amerikanische Wirtschaftslage mit der unsicheren und durchaus unkontrollierbaren Situation dieser Trusts und Finanzgesellschaften steht und fällt. Es ist daher natürlich, dass die Verhältnisse der Union zu grossen Bedenken Anlass geben, und sollten vor allem die deutschen Kapitalistenkreise bei der Wahl der amerikanischen Effekten sehr vorsichtig zu Werke gehen. Bei den vielfachen und zum Teil beträchtlichen Beziehungen unseres heimischen Wirtschaftsmarktes zu den amerikanischen Faktoren ist die weitere finanzwirtschaftliche Entwicklung der amerikanischen Union von höchster, ausschlaggebender Bedeutung. Unsere Handels- und Industriekreise sehen sich daher veranlasst, entsprechende Massregeln bei Zeiten zu ergreifen. Die Börsen bleiben schon aus diesem Grunde sehr zurückhaltend. Weder die temporäre fieberhafte Effektenhausse in Neuyork, noch der offensichtlich inszenierte Taumel in Kolonialwerten der Berliner Interessenten konnte die deutschen Börsen stark beeinflussen. Diese ruhige Besonnenheit des Publikums ist schon deshalb begründet, weil auch aus der Industrie höchst unangenehme Meldungen bekannt sind. Die andauernde Herabsetzung der Eisenpreise und die zu erwartende weitere Ermässigung der Stabeisen- und Stahlpreise, ferner das Faktum der geringeren Auftragseingänge und die sichtliche Ueberproduktion an Material sowohl bei Eisen wie Kohle lassen am Montanmarkt sehr ungünstige Schlüsse zu. Dazu kommt noch die stete Ungewissheit hinsichtlich der demnächst akut werdenden Syndikatsfragen und die dabei in Aussicht stehenden starken Differenzen und Reibereien zwischen den Grossen und Gewaltigen dieser Branche. Die bisherigen Plusziffern in den Ausweisen und die Ueberschüsse der Quartalsziffern einzelner führender Montangesellschaften dürfen dabei naturgemäss für die nächste Zeit nicht mehr erwartet werden. Unter diesen Eindrücken konnte die Berliner Börse nur geringe Tätigkeit entfalten. Allgemein herrscht Stagnation vor, welche abbröckelnde Kurse mit sich bringt. Verstärkt wird diese Börsensituation im besonderen durch die publik gewordenen scharfen Massregeln der Reichsbankleitung gegenüber den Lombarddarlehensnehmern an Quartalstagen. Das Reichsbankdirektorium bezweckt dadurch eine allgemeine Entlastung des Geldmarktes und im speziellen eine Herabminderung der von allen Seiten an die Reichsbank herandrängenden Geldentnahmen zu den Quartalsterminen. Die Spekulationskreise, gegen welche diese Massnahmen zunächst gerichtet sind, haben in wohlverstandener Weise bereits vielfach Lösungen der stark vorhandenen Engagements vorgenommen. Aus börsentechnischen Gründen ist daher diese Massnahme der Reichsbank nur zu begrüssen. — Die bekanntgewordene neuerliche Bank-Interessengemeinschaft (Pfälzische Bank — Rheinische Kreditbank unter Fusion der Süddeutschen Bank), wodurch die ohnehin gewaltige Vorherrschaft der Deutschen Bank neuerdings erhebliche Erweiterung erfährt, hat im Hinblick auf die zum Teil Sensation erregenden Details das Interesse der Finanzwelt sehr beherrscht. Es handelt sich hier um 150 Millionen Aktienkapital, also um eine grosszügige Zusammenfassung von Kapitalien. Bankaktien konnten jedoch unter Einwirkung der allgemeinen Depression der Börsen hiervon nicht profitieren. Die Ultimo-Vorbereitungen der Börse, sowie das Herannahen der allgemeinen Reise- und Ferienzeit lassen auch auf den übrigen Marktgebieten kaum eine lebhaftere Tendenz für längere Zeit aufleben.

Der Deutsche Handelstag — die Vereinigung der deutschen Handelskammern — feierte in diesen Tagen in Heidelberg das 50jährige Jubiläum seines Bestehens unter Beteiligung von 150 deutschen und 11 ausländischen Handelskammern. In interessanten Reden von ersten Autoritäten des Handels, der Industrie und offiziellen Vertretern konnte der gewaltige Aufschwung von Deutschlands Handel und Industrie gezeigt werden. Der deutsche Reichskanzler hat gleich den Vertretern einzelner Bundesstaaten auch in längerer Rede die Bedeutung dieser Feier hervorgehoben und anerkannt.

M. Weber.

Aus Bädern und Kurorten.

„Sylt, die Königin der Nordsee". Ein Führer durch die Nordseebäder Westerland und Wenningstedt auf der Insel Sylt. Soeben ist dieses von der städtischen Badeverwaltung in Westerland in farbenprächtiger geschmackvoller Ausstattung herausgegebene Büchlein erschienen, das in seiner Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit sowie reicher Illustration einem jeden Besucher der herrlichen grössten deutschen Nordseeinsel ein wirklicher Führer und Ratgeber sein und gute Dienste leisten wird. Aber auch jedem anderen gibt die Broschüre ein interessantes Bild vom Badeleben an der Nordsee und allen den vielen, die früher schon einmal diese nordische Perle besucht haben, wird es eine angenehme Erinnerung an schöne Tage sein. Der Führer wird kostenlos von der Badeverwaltung an Interessenten abgegeben.

Moorbad Aibling. Bei dem heurigen günstigen Frühjahrswetter eröffnet das Kurhaus „Wittelsbach" (Leiterin Frau Kommissionsrat Knobloch) früher als sonst seine Pforten. Die rührige Leitung hat es wieder an nichts fehlen

lassen, zur Bequemlichkeit der Gäste alle Einrichtungen zu treffen, die man heute selbst im Bade nicht missen will, wenn man in Behaglichkeit seine Ferien verbringen oder seiner Gesundheit und Erholung leben will. Dies Bemühen findet seine Anerkennung in der stets steigenden Frequenz und der Empfehlung des Hauses durch hervorragende Aerzte an diejenigen Gäste, welche „Wittelsbach“ wegen seiner vorzüglichen Moorbäder aufsuchen. Für Frühjahrskuren sind alle Räume gut durchwärmt. Die vorzügliche Lage Aiblings mit seinem voralpinen Klima und seiner reichlichen Besonnung bringt Temperaturen, die eine Kur im Süden entbehrlich machen und den Kuraufenthalt auch wesentlich billiger gestalten. Für gesellige Unterhaltung ist durch die zu einer ständigen Einrichtung erhobenen wöchentlichen jours fixes hinreichend gesorgt.

Der Prismen-Feldstecher, dessen Leistungsfähigkeit in ungeahnter Weise vervollkommnet wurde, ist heutzutage ein unentbehrlicher Begleiter eines modernen Menschen auf der Reise, auf der Jagd, auf Touren usw. geworden. Gerade wenn auf beträchtliche Entfernungen möglichst genaue Beobachtungen angestellt werden sollen, tritt der Vorzug dieser Prismengläser hervor, die je nach der vergrößernden Wirkung ein außerordentlich plastisches Bild vor das Auge zaubern. Daß ein derartiges Instrument nur in einem renommierten Spezialgeschäft, das außer der entsprechenden Auswahl auch mit fachmännischem Rat an die Hand gehen und eventuelle Störungen der Sehkraft beheben kann, gekauft werden sollte, versteht sich von selbst. Unter den in Frage kommenden Firmen dürften wohl die altbekannten optisch-oculistischen Anstalten von Jos. Rodenstock, München, Bayerstraße 3, die erste Stelle einnehmen, die in ihrem riesigen Lager, das das ganze Gebiet der Optik und Physik umfaßt, auch den anspruchsvollsten Interessenten zu befriedigen vermögen. Wir machen darauf aufmerksam, daß gen. Firma, die wir bestens empfehlen können, unseren Lesern ein Angebot zu Vorzugspreisen unterbreitet, das allgemeine Beachtung verdient. Näheres im Inserat.

Warnung vor der französischen Fremdenlegion. Von Arnold Hirtz, Rektor in Köln a. Rh. 24 Seiten Oktav. Preis 20 Pfg. 25 Exemplare ℳ 4.50. 50 Exemplare ℳ 8.50. 100 Exemplare ℳ 16.—. Verlag von Breer & Thiemann, Hamm (Westfalen). — Die unliebsame Erscheinung, daß manche Jünglinge ihr Auge nach der französischen Fremdenlegion richten und dort ihr Heil suchen, ist den deutschen Behörden schon lange bekannt; es hat auch an Mahnungen und Warnungen nicht gefehlt, die Sache ist aber eher schlimmer als besser geworden. Noch vor einigen Wochen durfte sich der französische Kriegsminister rühmen, daß unter den Leuten, die im Jahre 1910 auf dem Rekrutierungsbureau in Mezières sich für die Fremdenlegion gemeldet hätten, 212 Deutsche und nur 11 Franzosen gewesen seien. Das erregt doch allgemeines Aufsehen. Im Sinne aller Behörden der deutschen Bundesstaaten wendet sich deshalb der Herausgeber mit dieser kleinen Schrift an die Jünglinge Deutschlands und ihre Eltern, sowie an die Herren Geistlichen und Lehrer, doch endlich dieser wichtigen Angelegenheit mehr als bisher ihr Interesse zuwenden zu wollen, damit dieser Schmach ein Ende gemacht werde.

Im Zeitalter der Ueberraschungen lebt unsere heutige Welt. Einer Kette von Triumphen gleicht auch die Entwickelung der deutschen photographischen Industrie. Nicht nur die rapiden Fortschritte in der Fabrikation äußerst lichtempfindlicher Trockenplatten, vor allem auch die steten Verbesserungen der Kamera-Modelle sind als erstaunliche Glanzleistungen deutscher Arbeit und deutschen Erfindungsgeistes zu bewundern. Nur wer schon ein Jahrzehnt hindurch photographiert, weiß dies vollauf zu würdigen. Ein Spiegelbild der erzielten blendenden Erfolge bietet der neue, sorgfältigst redigierte Katalog des altbekannten Kamera-Großvertriebes Stöckig & Co., Hoflieferanten, Dresden-A 92. Interessenten der photographischen Kunst möchten wir noch auf den wirtschaftlichen Vorteil, daß diese Firma gegen langfristige Amortisation versendet, besonders hinweisen.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 23. München, 10. Juni 1911. VIII. Jahrgang.

Episkopat und Bayerischer Lehrerverein.

Eine imposante Kundgebung der Münchener Katholiken.

Von Hans Rosen.

Die unerhörte Behandlung, die die liberale bayerische Lehrerschaft dem höflichen, warmen, hirtenmäßigen Ersuchen der Bischöfe um Aenderung des kirchenfeindlichen Charakters der „Bayer. Lehrerzeitung“ zu teil werden ließ, ist symptomatisch für die Stellung der ganzen „freien“ deutschen Lehrerschaft zur kirchlichen Autorität. Dadurch hat der Streit weit über Bayern hinaus aktuelles Interesse. Das geht vor allem aus der Haltung der Führer des Deutschen Lehrervereins hervor. Der in der liberalen Lehrerschaft außerordentlich gefeierte und viel genannte Generalsekretär der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, Tews, schreibt in der „Umschau“, die er regelmäßig für „Die deutsche Schule“, „Herausgegeben im Auftrage des Deutschen Lehrervereins“, (Nr. 5 vom 1. Mai) liefert, folgendes: „Wie viel gebundene Kraft ruht noch in der Volksschule und dem Lehrerstande! Wie viel Kraft zu wirken und zu schaffen, wieviel Frühlingsdrang und Werdelust! Und wieviel von dieser Kraft geht im Verteidigungskampfe heute verloren. Man sehe sich in Preußen um, gehe nach Sachsen und vor allem nach Bayern, wo soeben von den 14 807 ordentlichen Mitgliedern alle mit Ausnahme von 180, die sich auf 72 Vereine verteilen, ihre Uebereinstimmung mit der vom Hauptausschusse des Bayerischen Lehrervereins veröffentlichten Kundgebung erklärt und damit den Vorstoß der Bischöfe mit einer von gegnerischer Seite kaum erwarteten Einmütigkeit zurückgewiesen haben. Aber wie viel stille, hingebende Arbeit wird durch diese Kämpfe gestört! Was könnte die Schule leisten, wenn man ihren Arbeitern den Frieden frei schaffender Männer gönnte. Hier muß jede rechte Jugendfürsorge und Jugendpflege einsetzen.“

So wird die Sache des Bayerischen Lehrervereins zu einer solchen des ganzen Deutschen Lehrervereins gemacht und in einseitigem Standesbewußtsein die Lehrerschaft aufgehetzt.

Daß das katholische Volk nicht gewillt ist, diese Gedankengänge mitzumachen, daß es nicht ohne weiteres die „freie“ Lehrerschaft über die Schule herrschen lassen will, sondern sein vornehmstes Recht auf die Erziehung seiner Kinder und damit das Recht der Bischöfe, mahnend und warnend einzugreifen, aufrecht erhalten wissen will, das hat die Versammlung bewiesen, die am 1. Juni dem Rufe des „Katholischen Aktionskomitees“ zur Behandlung des Verhaltens der katholischen liberalen Lehrerschaft zu den bischöflichen Kundgebungen gefolgt war.

Der größte Saal Münchens, der etwa 6000 Personen faßt, war bis auf das letzte Plätzchen gefüllt. Das katholische Volk hat bewiesen, daß es den Fragen mit Interesse gegenübersteht. Die führenden Männer des katholischen Lebens, Männer und Frauen aller Stände waren erschienen und — trotzdem die Vorstandschaft des liberalen Bezirkslehrervereins eine äußerst ungeschickte Erklärung in die Presse gegeben hatte, in der sie ihre Mitglieder rechtfertigen wollte und diese aufforderte, der Versammlung fernzubleiben — sehr viele Lehrer.

Dr. Lochbrunner eröffnete den Abend und betonte ausdrücklich den rein religiösen Charakter des Aktionskomitees und der Versammlung, die sich von jeder politischen Färbung freihalten werde. Der Zweck der Versammlung sei auch nicht Protest, sondern der, Aufklärung zu verbreiten.

Diese Absicht unterstrich auch der Referent, Rechtsanwalt Rumpf, gleich zu Anfang seiner nach Form und Inhalt geradezu meisterhaften, die Masse fesselnden, in aller Ruhe überzeugenden Rede.[1]) „Meine Worte werden des politischen Inhalts und einer politischen Tendenz vollständig entbehren. Wenn katholische Bischöfe als solche kraft ihres Lehr- und Hirtenamtes zu ihren Gläubigen sprechen, so ist das keine politische, sondern eine religiöse Angelegenheit; und um eine rein religiöse Sache handelt es sich auch hier für die bayerischen Bischöfe. Die politische oder gar parteipolitische Würdigung einer Frage oder eines Vorgangs zählt nicht zu den Aufgaben des kathol. Aktionskomitees; dieses wendet sich als vollständig unpolitisches Organ nicht an eine politische Partei, sondern an die Gesamtheit der Katholiken“. Dies betonte der Redner gegenüber Aeußerungen der liberalen Presse, die auch getan hatte, als wäre das Aktionskomitee erst für diese Sache geschaffen worden und nicht schon längst für rein religiöse Fragen in Tätigkeit. Sehr vornehm wirkte der Ausdruck der Hochschätzung, die der Redner dem Lehrerstande als solchem unter dem Beifall der Versammlung entgegenbrachte. Er betonte: „Meine Ausführungen werden frei sein von irgendwelcher Aversion gegen den von uns allen als solchen hochgeachteten, schon weil für Staat und Kultur so unendlich wichtigen Stand der Volksschullehrer. (Beifall.) Ich erkenne, einhellig mit Ihnen, auch nicht bloß die große Wichtigkeit und Bedeutung des Lehrerstandes an, wir alle wissen auch, daß er eine große Zahl von außerordentlich tüchtigen, um die Unterrichtung und sittliche Bildung unserer heranwachsenden Jugend hochverdienten Männern in sich schließt.“

Der Redner betonte ferner, daß seine Rede dem Frieden dienen wolle und nur der bestimmten Meinung und dem festen Willen der bewußtkatholischen Bevölkerung und insbesondere der katholischen Väter und Mütter Ausdruck gebe. In wohltuender Objektivität führte der Redner dann die Entwicklung der ganzen den Lesern der „Allgemeinen Rundschau“ in ihren einzelnen Stadien bereits bekanntgegebenen Sache vor und zeigte, namentlich an der Hand einiger Belegstellen, die tatsächliche Kirchenfeindlichkeit der „Bayerischen Lehrerzeitung“. Dabei mußte er konstatieren, daß trotz des Versprechens der Besserung auch neuerdings die „Bayerische Lehrerzeitung“ in grober Weise die Gefühle der Katholiken verletzt. In der jüngsten Nummer vom 26. Mai schrieb sie zu der in einer Kommission des preußischen Landtages beschlossenen obligatorischen Einführung des Religionsunterrichtes in den Fortbildungsschulen:

„Die Reaktion kann wieder einen Erfolg buchen, die Orthodoxie kann stolz des errungenen Sieges ihr Haupt erheben; denn der unduldsame Buchstabenglaube des Mittelalters marschiert!“

Angesichts solcher Tatsachen ist es frevelhaft, wenn die „Bayerische Lehrerzeitung“ den Wunsch der Bischöfe als „unbegründet“ ablehnen will. Sie darf aber auch nicht sagen, das Vorgehen der Bischöfe sei „unberechtigt“ gewesen. Unter Hinweis auf die Staatsverfassung, die zu den wesentlichen Obliegenheiten des bischöflichen Amtes die Pflicht rechnet, „über die Glaubens- und Sittenlehre zu wachen“, und auf § 39 der zweiten Verfassungsbeilage zeigte der Redner, wie die Bischöfe völlig korrekt nach bayerischem Staatsrecht gehandelt hätten.

In ergreifender Weise nahm er schließlich Bezug auf das von den Bischöfen in der letzten Kundgebung zitierte Paulus-

[1]) Die Rede ist im Selbstverlag des Katholischen Aktionskomitees, München, Maria-Einsiedelstraße 12, erschienen und gegen Einsendung von 10 Pf. nebst 3 Pf. für Porto zu beziehen.

wort: „Ich beschwöre dich vor Gott und Jesus Christus, der Lebendige und Tote richten wird, bei seiner Ankunft und bei seinem Reiche: Verkündige das Wort, bestehe darauf, es sei gelegen oder ungelegen, weise zurecht, ermahne, rüge in aller Langmut und Belehrung." Und daran fügen sie den aus der Tiefe des Gewissens kommenden Ausruf: Wehe, wenn einen von uns der furchtbar ernste Vorwurf träfe: „Was schwach war, habt ihr nicht gestärkt, und was krank war, nicht geheilt, und was wund war, nicht verbunden, und was verscheucht war, nicht zurückgeführt, und was verloren war, habt ihr nicht gesucht."

Wo ist — fügte der Redner mit Recht an — der katholische Lehrer, der solch ergreifenden, aus bitterer Herzenssorge entsprungenen und wieder ans Herz gehenden Worten gegenüber noch wagen würde, den religiösen Charakter der bischöflichen Kundgebung zu bestreiten?

Nachdem sich der außerordentlich reiche Beifall für die herrlichen Worte gelegt hatte, nahm die Versammlung noch — nur gegen die Stimmen der anwesenden liberalen Lehrer — auf Vorschlag von Dr. Lochbrunner folgende Resolution an:

„Das katholische Volk bringt dem Episkopat den Dank dafür zum Ausdruck, daß er den Versuchen, unter der katholischen Lehrerschaft glaubens- und kirchenfeindlichen Geist zu verbreiten, entgegentritt. Ohne Zweifel würde die Ausbreitung eines solchen Geistes eine unüberbrückbare Kluft reißen zwischen dem katholischen Volk, in erster Linie den katholischen Eltern, und jenen Männern, denen sie ihre Kinder, auf die sie das erste Anrecht haben, zum Unterricht und zur Erziehung anvertrauen müssen.

Die Versammelten bekräftigen feierlich, daß sie sich der Verpflichtung jedes Katholiken bewußt sind, die Bischöfe als einzig berufene Instanz in Sachen des Glaubens und der Sitte anzuerkennen. Die Versammelten geben sich der Hoffnung hin, daß jene katholischen Lehrer, an die sich die Bischöfe neuerdings in väterlicher Milde gewendet haben, ihre Verpflichtung als Söhne ihrer heiligen Kirche nicht verkennen und sich in ihrem Verhalten in dieser wichtigen Angelegenheit allein von ihrem katholischen Gewissen leiten lassen werden."

Wenn in so würdiger Weise durchs ganze Land hindurch die Frage behandelt wird und die Eltern aufgeklärt werden, so kann die Vorstandschaft des Bayerischen Lehrervereins nicht von politischer Hetze sprechen; daß ihre Sache überall behandelt werden muß, hat sie selbst verschuldet durch die einseitige Stellungnahme, zu der sie die katholischen Lehrer drängte. Dies muß besonders hervorgehoben werden gegenüber der tendenziösen Berichterstattung der liberalen Presse. Daß die sozialdemokratische Presse gar von einer „mißglückten" Veranstaltung zu schreiben wagt, ist angesichts der flammenden Begeisterung, welche die Versammlung beherrschte, eine direkte Farce. Die winzige Minderheit, die gegen die Resolution stimmte, setzte sich ausschließlich aus den anwesenden liberalen Lehrern zusammen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Dank des Kaisers.

Der konstitutionellen Theorie entspricht es nicht, aber es ist Berliner Praxis, daß nach einer Parlamentstagung mit ungewöhnlichem Erfolge der Kaiser dem leitenden Staatsmann einen wörtlichen oder tatsächlichen Huld- und Dankbeweis zukommen läßt. So hat auch jetzt Herr v. Bethmann Hollweg am Schlusse dieser fruchtreichen Reichstagssession ein Dankschreiben und ein Kaiserbildnis erhalten. Derartige Handschreiben des Kaisers und Königs entbehren der Gegenzeichnung: sie gelten als persönliche Kundgebung, nicht als Regierungsakt. Trotzdem trägt die Verantwortung der Minister, der das Schreiben entgegennimmt und zur Veröffentlichung bringt. Im vorliegenden Falle fällt ein Doppeltes angenehm auf. Erstens: daß von der sonst üblichen Standeserhöhung abgesehen worden ist und die „Dotation" nur in der Zueignung des Bildnisses besteht. Zweitens: daß der Kaiserbrief in einem sehr warmen und herzlichen Tone gehalten ist, der den Eindruck eines unmittelbaren Echos der königlichen Stimmung macht.

Der letztere Umstand erhöht die realpolitische Bedeutung des Schriftstückes. Denn die Dank- und Lobsprüche des Monarchen beziehen sich nicht bloß auf die Versicherungsreform, die durch eine Sammlung der bürgerlichen Parteien zustande gekommen ist, sondern auch auf die elsaß-lothringischen Verfassungsgesetze, gegen die von den Konservativen Widerstand geleistet war bis zu Ende. Es hatte sich die Frage aufgedrängt, ob der Widerspruch der konservativen Partei gegen das „demokratische" Wahlrecht und namentlich gegen die „Demütigung Preußens" durch die Ordnung für die drei Bundesratsstimmen auf den Monarchen irgendwie zuungunsten des Kanzlers eingewirkt habe. Man sieht jetzt, daß das nicht der Fall gewesen. Kinderkrankheiten sind natürlich nicht ausgeschlossen. Eine Zuschrift aus Süddeutschland, welche die offiziöse „Nordd. Allg. Ztg." veröffentlicht, hält es auch für wohl möglich, daß nicht alles im Anfang nach Wunsch geht. Wir für unseren Teil würden durch Uebergangs- und Erziehungsschwierigkeiten nicht wankend werden in unserer Ansicht, daß die beschlossene Verfassung trotz aller Mängel einen wertvollen Fortschritt bedeutet und zur Erlösung des Reichslandes aus der gegenwärtigen Stagnation angenommen werden mußte. Aber vorläufige Fehlschläge werden doch an anderen Stellen leicht eine Aenderung der Stimmung herbeiführen können. Die künftige Haltung der kleinen, aber mächtigen Partei des Herrn von Heydebrand zu Herrn von Bethmann wird weniger durch Rückblicke auf die Vergangenheit bestimmt werden, als durch die Politik, die Herr v. Bethmann nach den Wahlen einschlagen zu müssen glaubt. Die bisherige Konnivenz gegen den Liberalismus, die sich u. a. auch in der Leichenverbrennungsvorlage äußerte, wird mit dem Interesse der Sammlungspolitik entschuldigt werden; aber in Zukunft würde sich jede Verschiebung des politischen Schwerpunktes nach links hin durch eine oppositionelle Reaktion von rechts rächen.

Diese curae posteriores sind vorläufig Nebensache. Herr v. Bethmann tritt in den Wahlkampf mit gestärkter Autorität. Wenn der Kaiser das erfreuliche Doppelergebnis der letzten Tagung auf das persönliche Eingreifen, die staatsmännische Kunst und die zielbewußte Arbeit des leitenden Staatsmannes zurückführt, so wird ein sehr großer Teil der Wähler, auch der bisher verhetzten liberalen Wähler, diese Ansicht teilen. Die Freunde des Herrn Bassermann scheinen inzwischen auch schon zu erkennen, daß ihre Trutztaktik, die über die Bethmannsche Leiche hinweg den Liberalismus die Macht erobern lassen wollte, weniger Aussicht hat, als der Versuch, an den Rockschößen des Herrn v. Bethmann sich in die Höhe ziehen zu lassen.

Der Abschluß der Reichsversicherungsreform.

Die Versicherungsordnung selbst wurde in der Schlußabstimmung mit der überraschend großen Mehrheit von 232 gegen 58 Stimmen angenommen. Nur die Sozialdemokratie und eine Minderheit der Fortschrittspartei wagte die Verneinung. Die polnische Fraktion, die leider während der Einzelberatung von ihren radikalen Elementen sehr weit nach links gedrängt war, hatte in der Stimmenthaltung einen versöhnlichen Mittelweg wiedergefunden. Die Sozialdemokratie war also in ihrem Widerspruch gegen diesen gewaltigen sozialpolitischen Fortschritt schließlich ziemlich isoliert. Das erleichtert die Abwehr der Agitation, die an die wirklichen oder vermeintlichen Mängel des Riesenwerkes anknüpfen will.

Eine empfindliche Niederlage erlitt die Sozialdemokratie außerdem noch bei der Verabschiedung des Einführungsgesetzes, das den Termin und gewisse Modalitäten des Ueberganges von der alten zur neuen Versicherungsordnung regelt. Da gewann es plötzlich den Anschein, als ob in elfter Stunde noch eine Obstruktion einsetzen wollte. Es sollten nämlich in das Einführungsgesetz noch einige Bestimmungen eingefügt werden, die man als Notparagraphen bezeichnen kann. Die Regierung hatte erfahren, daß von den sozialdemokratischen Kassenvorständen neue Verträge mit den Angestellten vorbereitet würden, die jene Vorschriften der Versicherungsordnung zur Abwehr des Mißbrauchs der Kassenämter nach Möglichkeit wirkungslos machen sollte. Gegen die geplante Umgehung des luftreinigenden Paragraphen wollten nun die Regierung und die positiven Arbeiter schnell noch einen Riegel vorschieben. Die sozialdemokratische Fraktion aber rief Halt und drohte mit geschäftsordnungsmäßigen Hindernissen. Kluger Weise beschloß die Mehrheit trotz allem Feriendrange Kommissionsberatung, und in der Kommission legte dann die Regierung das ihr zugegangene Material über die skandalösen Machenschaften der roten Krankenkassenausbeuter vor. Das Material war so kompromittierend, daß Herr Bebel zur Vermeidung weiterer schlimmer Enthüllungen den Rückzug antrat und unter schwächlichen Ausreden den Weg für das Einführungsgesetz freigab.

Dieser Zwischenfall liefert nachträglich noch etwas Aufklärung über die auffallende Abneigung der Sozialdemokraten gegen Obstruktionskämpfe. Die roten Herren fühlten von vornherein, daß in der Kassenverwaltung seitens ihrer übereifrigen Genossen arge Mißbräuche getrieben worden waren, die sich nicht verteidigen ließen und die selbst bei den sozialdemokratischen Versicherten viel Aerger und Kopfschütteln erregt hatten. In diesem Falle hielt man die Vorsicht für der Tapferkeit besten Teil. — Um so mehr Grund für uns, die Wiederherstellung der parteipolitischen Neutralität der Verwaltung der Krankenkassen als einen großen Segen der beschlossenen Reform zu begrüßen. Wie arg der Despotismus dort ins Kraut geschossen war, beleuchtet scharf der Umstand, daß die Regierung es nicht riskierte, die Herkunft des ihr zugegangenen Materials bekannt zu geben, weil sie befürchtete, daß an den „Verrätern“ Rache genommen werden könnte.

Wir haben schon gebührend hervorgehoben, daß die nationalliberale Partei in der Gesamtabstimmung sich positiv beteiligt hat an dem großen Versicherungswerk, ebenso wie an der Lösung der reichsländischen Verfassungsfrage. Um einer optimistischen Anschauung vorzubeugen, muß aber darauf hingewiesen werden, daß bei der kritischen Einzelabstimmung über die Herabsetzung der Altersgrenze auf 65 Jahre die Hälfte der nationalliberalen Fraktion unter Führung von Bassermann und Stresemann mit der Linken für das 65. Jahr stimmte, obschon sie und alle Welt ganz bestimmt wußten, daß bei Annahme des 65. Jahres das ganze Gesetz scheitern würde. Dieses Hantieren mit einer Dynamitbombe darf nicht vergessen werden, wenn auch die Bombe zufällig nicht krepiert ist. An die gute Absicht zu glauben, wird um so schwerer, weil die nationalliberale Fraktion nach ihrer Geschichte und nach ihrer Zusammensetzung dem industriellen Unternehmertum nahe steht, das zurzeit von der starken Vermehrung der Altersrentner nichts wissen will. — Den neubekehrten Proselyten der Arbeitspolitik soll man freundlich, aber doch mit Vorsicht gegenübertreten.

Die Entwicklung in Elsaß-Lothringen.

Der Most gärt noch. Auch aus wildem Most kann ein gutes Weinchen werden. Ein Delegiertentag der elsaß-lothringischen Zentrumspartei hat am Sonntag vor Pfingsten in Straßburg stattgefunden, und es sollte dort auch Beschluß gefaßt werden über die künftige Stellung der reichsländischen Abgeordneten zu der deutschen Zentrumsfraktion. Von den vier Abgeordneten, die dem Reichstagszentrum beigetreten waren, wollten zwei (Vonderscheer und Hoen) in der Fraktion verbleiben, während die zwei anderen zum Austritt neigten. Der Delegiertentag beschloß eine Resolution zuungunsten der neuen Verfassung, wie das nach den bisherigen Stimmungskundgebungen vorläufig nicht anders zu erwarten war; aber er schüttete doch nicht das Kind mit dem Bade aus, sondern ließ die Frage der Sezession vom Reichtagszentrum in der Schwebe. Bis ein neuer Parteitag entscheidet, wird sich die Stimmung wohl etwas geklärt und beruhigt haben. Angesichts der vollendeten Tatsache werden sich die verständigen Politiker in Elsaß-Lothringen doch sagen müssen, daß der Wunsch nach weiterer Vervollkommnung der Verfassung nicht durch Frondieren und Separieren zur Erfüllung gebracht werden kann, sondern eher durch ein zielbewußtes Zusammenarbeiten mit der großen deutschen Zentrumspartei; denn letzterer ist doch, wie alle ehrlichen Kritiker anerkennen müssen, die Erringung der Bundesratsstimmen und die Aufrechterhaltung des gleichen Wahlrechts zu verdanken. Wenn die Elsaß-Lothringer sich zu einer Trutz- und Schmollwinkel-Politik verleiten lassen, so nützen sie weder sich noch dem Reiche, sondern nur ihren Gegnern, die bereits jetzt behaupten, daß das Reichsland noch zu keiner vernünftigen Autonomie reif sei, sondern der strammen Vormundschaft bedürfe. Eine weitere Reform ist nur durch Anschluß zu erreichen; der Abschluß führt zur Gefahr eines Rückschlags im Sinne der altpreußischen Konservativen und der kampflustigen Alldeutschen.

Die Verbeugung vor dem Ostmarkenverein.

Gern und laut haben wir hervorgehoben, was die Regierung des Herrn v. Bethmann an Ehre und Ansehen profitiert hat. Aber ein Fleck ist auf dem Bilde: die Liebedienerei vor den Hakatisten. Auf dem „Deutschen Tag“ in Posen hatte der Ostmarkenverein den Kampf gegen den Landwirtschaftsminister mit ganzer Rücksichtslosigkeit aufgenommen, und sogar die Beamten hatten durch einen Redner aus ihrer Mitte der zarten Warnung des Ministers Trotz geboten. Aber die Leiter des Vereins waren zugleich klug genug, das hergebrachte Telegramm an den Reichskanzler auch diesesmal abgehen zu lassen, wobei sie offenbar von der Taktik geleitet wurden, ihr loyales Air zu wahren und den leitenden Staatsmann möglichst auf ihre Ziele festzunageln. Das gelang über Erwarten. Herr v. Bethmann dankte mit der Versicherung, daß die Regierung an der „bewährten“ Ostmarkenpolitik festhalte, und fügte sogar in lateinischem Aufschwung hinzu: Nunquam retrorsum! In dem offiziösen Blatte wurde dieser Huldigung der etwas naive Kommentar beigegeben, daß der Verein durch das Telegramm an den Reichskanzler die gegen die Rede des Landwirtschaftsministers erhobenen Vorwürfe habe fallen lassen. In Wirklichkeit waren diese Vorwürfe in krasser Form aufrechterhalten und sogar für den Artikel in der „Ostmark“, den Minister von Schorlemer als verleumderisch bezeichnet hatte, jede Genugtuung verweigert worden. Herr von Bethmann hat eine Art von Kanossagang vollzogen, und Herr von Schorlemer trägt die Kosten des Versöhnungsversuches. Kein Wunder, daß alsbald das Gerücht vom Rücktritt Schorlemers auftrat. Es wurde energisch dementiert. Wir zählen Herrn v. Schorlemer nicht zu unseren Parteigenossen; sonst würden wir ihm sagen, daß die Selbstverleugnung in der Politik ihre Grenzen haben muß. Hier kommt noch besonders in Betracht, daß die Beamtendisziplin in Mitleidenschaft gezogen war. Herr v. Bethmann hätte in seinem Antworttelegramm wenigstens ein Wort finden müssen, um die Beamten vor der Teilnahme an einer gehässigen Agitation gegen die vorgesetzte Staatsregierung väterlich zu warnen. Daß es nicht geschehen, zeugt für den übergroßen Versöhnungseifer des leitenden Staatsmannes. Er scheint die Hakatisten mehr zu fürchten, als alle anderen politischen Organisationen. Auf die Dauer wird ihm sein ergebenes Telegramm auch nicht helfen; die Hakatisten wollen Butter bei den Fischen sehen, sie verlangen die Verjagung eines oder mehrerer Polen von ihrem Grundbesitz. Läßt sich die Regierung dazu drängen, so wird aus der Sache eine ernste Krisis.

Nachgiebigkeit ist gut gegenüber verständigen und wohlmeinenden Leuten, aber nicht gegenüber solchen Kampfhähnen, die den Kampf gegen eine anderssprachige Minderheit als Sport betreiben und in ihrer Maßlosigkeit die Regierung zu Gewalttaten verführen wollen, die ein gewissenhafter Staatsminister nicht verantworten kann. In den letzten Ministerreden hat die Regierung die gewichtigsten Gründe für ein langsameres, gemäßigtes Vorgehen angegeben. Wenn sie sich doch weiterdrängen läßt, ist ihr Ansehen dahin.

Eine Diagnose.

Von Dr. Franz Heiner, Rom, Auditor der Römischen Rota.

„Lebens- und Gewissensfragen der Gegenwart“ betitelt P. Albert M. Weiß sein neuestes Werk[1]), in dem er die bedeutsamsten jener Aufsätze sammelt, die er im Verlauf von 20 Jahren in der Linzer theologisch-praktischen Quartalschrift veröffentlichte. Die teilweise umgeänderten resp. neubearbeiteten sechzig Aufsätze bilden eine genaue Diagnose des Zustandes der katholischen Oeffentlichkeit und vor allem des Klerus. Sie soll dazu dienen, „die Wege zu beobachten, auf denen sich unsere Zeit mehr und mehr von der christlichen Heilsordnung entfernt hat“, und nimmt „von diesen Beobachtungen Anlaß, um uns selber mit Rücksicht auf die Gefahren der Zeitlage mit der möglichsten Klarheit zu sagen, auf welchen Wegen wir das gefährdete Geschlecht, in dessen Mitte wir leben und wirken, zur verlassenen Heilsordnung wieder zurückführen müssen“ (X). So richtet sich das Werk an alle jene, die ein Verständnis haben für die geistigen Gefahren der Gegenwart und den ernsten Willen, an der Besserung der Verhältnisse mitzuarbeiten.

An solchen Versuchen leidet zwar unsere Zeit keinen Mangel. Im Gegenteil, gerade die vorgeschlagenen und zum Teil versuchten Arzneien drohen das kranke Geschlecht erst recht zu ruinieren; darum geht Weiß wie ein erfahrener Arzt vorerst auf die eigentlichen Bedingungen resp. Gefahren für das Christentum ein — erster Band: Lebensfragen —, dann prüft er die vorgeschlagenen und bereits angewandten Gegenmittel, um dabei das richtige Heilmittel für die Schwächen unserer Zeit zu bestimmen — zweiter Band: Gewissensfragen.

[1]) 1. Band, XVI und 600 S., 2. Band, 530 S. Klein 8°. Freiburg, Herder 1911. Beide Bände zusammen M 8.—, geb. M 10.—.

Weiß stellt sich dabei auf den für einen Katholiken selbstverständlichen Standpunkt, daß man bei der Beantwortung all dieser Fragen von den unveränderlichen göttlichen Gesetzen der Heilsordnung ausgehen müsse. Wir sagten „selbstverständlich", — wie ja auch ein Arzt vernünftigerweise von den Gesetzen des menschlichen Organismus ausgehen muß und nur so Aussicht auf Erfolg hat —, bezeichnenderweise fühlt sich aber Weiß veranlaßt, in einem „Anhange" zum zweiten Bande diesen seinen Standpunkt zu rechtfertigen. Der Grund lag in Verfolgungen, denen das Werk schon vor seinem effektiven Erscheinen ausgesetzt war. „Die allgemeinen Grundsätze, nicht bloß des Rechtes und der Sitte, sondern vor allem die des Glaubens und der Religion sind auch für das bürgerliche und für das staatliche Leben maßgebend" (II, 490). Es bedarf keiner langen Beweise, „daß man die theologischen Grundsätze nicht ungestraft aus dem öffentlichen Leben ausschließt" (II, 492). Tatsächliche, konsequente Durchführung der Gesetze der göttlichen Heilsökonomie ist somit die Forderung, die Weiß aufstellt.

Eben diese christliche Heilsordnung steht aber in Gefahr, immer mehr in Theorie und Praxis verleugnet zu werden. Der skeptische Geist des Zeitalters untergräbt ihre Grundlagen (I, 15 ff.), die Politik sucht sie zu verdrängen (31 ff.), die Glaubenszuversicht schwindet und damit die lebendige Kraft der ewigen Wahrheiten (I, 50 ff.). An die Stelle des wirklichen historischen Christentums will der moderne Protestantismus sowie eine irregeleitete Richtung im Katholizismus eine allgemeine farb- und kraftlose „christliche Basis" setzen (I, 66—153). Daneben bedrohen der heidnische Säkularismus und ein verschwommener, duselhafter Mystizismus die Anerkennung der christlichen Heilsordnung (I, 154—191). Das alles sind drohende Anzeichen, die auch bereits zur religiösen Gefahr geführt haben (I, 192—282). Diese besteht in der im Namen und im angeblichen Interesse der Religion gestellten Forderung, die Kirche müsse sich dem Kulturzustande der Gegenwart anpassen, das Christentum sich mit der modernen Weltanschauung versöhnen, in der Forderung nach Bildung einer „homogenen" modernen Weltanschauung. Diese Forderung wird bekanntlich im Schlußsatz des Antimodernisteneides verurteilt, welcher verlangt, „daß nicht das festgehalten werde, was der Kultur des jeweiligen Zeitalters mehr und besser zu entsprechen scheint, sondern, daß die von den Aposteln gepredigte absolute und unveränderliche Wahrheit niemals in einem anderen Sinne geglaubt und aufgefaßt werde". (Vgl. dazu R. Schultes, Was beschwören wir im Antimodernisteneid? Mainz, Kirchheim 1911, S. 72 ff.).

Als Ursachen für die Verbreitung des religiösen Uebels unter den Katholiken werden angeführt (I, 283—445): Verweltlichung, Täuschung über den Geist der modernen Kultur, der Hunger nach Liberalismus, Laisierung der Religion und Laienregiment in kirchlichen Dingen, die alles benörgelnde Richtung vieler „katholischer" Schriftsteller. Dazu kommen „verderbliche" Einflüsse wissenschaftlicher Grundsätze (I, 446—520): Dilettantismus, Uebertreibung des rein Verstandesmäßigen, die Abneigung gegen alles Uebernatürliche, die falsche Beurteilung des Mittelalters, die Verirrungen der historisch-kritischen Methode, der moderne religiöse Psychologismus. Den Höhepunkt bildet hier der Modernismus (I, 521—600), d. h. die Leugnung einer innerlichen geistigen Gebundenheit an eine dogmatische Lehre (I, 535). Er ist die Frucht des Ausgleichs mit der modernen Weltanschauung (I, 600). Damit schließt der erste Band, die Diagnose der Krankheitserscheinungen ist allerdings reichlich ausgefallen.

Auf dieser breiten nnd sicheren Basis stehend, geht nun Weiß im zweiten Band vorerst mit den Kurpfuschern zu Gericht (Reformbestrebungen, II, 1—125). Bei aller Anerkennung der Berechtigung von Reformbestrebungen betont Weiß energisch, daß der Glaube und die Grundlagen des christlichen Lebens keiner Reform zugänglich sind (II, 48 ff.); er tadelt und charakterisiert den falschen und mißleiteten Reformeifer, weist auf die tatsächlichen Hindernisse und beschränkten Mittel einer wahren Reform hin. Auf das hin stellt Weiß die Forderungen der Zeit auf, mit einer fortlaufenden Gewissenserforschung, wie wir denselben entsprechen. Es gibt „vergessene und verkannte Dogmen" (II, 146—233), idem Dominus omnium — gleiches Gesetz, gleicher Weg zum Heile für alle —, das Dogma von der hierarchischen Einrichtung der Kirche mit all seinen Konsequenzen, das lebendige Lehramt der Kirche als Glaubensregel, das Dogma von der Tradition — „das modernste aller Dogmen" —, „die große Lücke". Der katholische Lehrer und Schriftsteller sei einzig durch die Entscheidungen der Kirche gebunden, endlich das „vergessenste aller Dogmen" — das von der Sünde.

Die „Aufgaben der Zeit" charakterisiert Weiß folgendermaßen: Hebung des priesterlichen Geistes, des inneren Lebens, der Standestugenden (II, 244 ff.), Eifer und Bereitwilligkeit im Dienste für den Nächsten (II, 257 ff.), Eintreten für Wahrheit und Gerechtigkeit ohne Rücksicht auf Dank oder Anerkennung (II, 278), Bevorzugung der seelsorglichen Arbeiten, Uebereinstimmung von Lehre und Leben, Reorganisation der christlichen Armee (II, 279 bis 294) — ein sehr beachtenswertes, lehrreiches Kapitel —, Erneuerung des evangelischen und apostolischen Geistes (II, 234 ff.), das Beispiel eines wahrhaft übernatürlichen Lebens als „unsere Aufgabe in der modernen Welt". Das einzige Heilmittel für alte Uebel ist aber die Rückkehr zu Christus, dem Wege, der Wahrheit und dem Leben, dem Erlöser — in nomine Domini (II, 342—484) — ein prächtiger Abriß eines Kommentars zu: Omnia instaurare in Christo. Im bereits genannten Anhange deckt Weiß nochmal, und zwar schonungslos, die Gefahren und den eigentlichen Kern des sogenannten Laizismus oder Laienregiment resp. der Entklerikalisierung auf — dort liegt eben die neueste bedenkliche Gefahr.

Bei dem großen Umfange des Werkes und dem reichen Material konnten wir den Inhalt nur skizzieren respektive andeuten. Die Darstellungsgabe von Weiß ist zu bekannt, als daß wir darauf einzugehen brauchten. Ist aber seine Diagnose zutreffend, verdient das von ihm vorgeschriebene Rezept Vertrauen? Auch die Beantwortung dieser Frage ist von selbst gegeben. Die Tatsache der angeführten Erscheinungen ist unbestritten; daß es Krankheitserscheinungen sind, kann nur der bestreiten, der die positiven Grundsätze der Heilsökonomie nicht kennt oder deren Bedeutung nicht versteht. Das trifft aber leider nur allzusehr von jenen Kreisen zu, welche Weiß im Auge hat und von denen er wiederum geradezu leidenschaftlich bekämpft wird. Daß die Aufzählung der Heilmittel komplett sei, wird auch Weiß nicht behaupten wollen; dafür ist um so sicherer, daß eine Anwendung und Durchführung derselben sowohl dem einzelnen als der Gesamtheit nur zum Nutzen gereichen wird, und das ist schließlich die Hauptsache!

Trotzdem wird voraussichtlich Weiß mit seinem neuesten Werke wiederum auf starken Widerspruch stoßen; er spricht diese seine Erwartung selbst aus: „nach menschlichen Ermessen ist der Augenblick, in dem das Buch erscheint, nicht gerade geeignet, ihm eine recht freundliche Aufnahme zu sichern" (XIII). Wir glauben demgegenüber die Versicherung geben zu dürfen, daß Weiß alle jene sich zum Dank verpflichtet hat, denen das Christentum nicht nur eine abstrakte Lebensanschauung, sondern Lebensüberzeugung und Lebenskraft ist. Mir ist das Buch aus der Seele geschrieben; das werden mit mir alle sagen, welche das herrliche Werk nicht bloß durchblättern, sondern wirklich lesen und seinen Inhalt objektiv beurteilen.

Der Heimat zu.

Die weisse Strasse tut den Augen weh;
Ich muss sie mit den heissen Händen schatten.
Die Seele träumt von kühlen Waldesmatten
Und einem tiefen, märchenblauen See.

Die Füsse sind vom weiten Wandern wund.
Kein Herbergshaus will sich dem Müden zeigen.
Nur Sonnengluten und der Heide Schweigen.
Die Grillen schreien wie behext im Bund.

Ich schleppe mich den letzten Berg hinan,
Schon will der Stab der matten Hand entsinken.
Ich raste nicht. Bald muss die Heimat winken,
Bald kühlt die Quelle mich im dunklen Tann.

Die Heimat! Wie dies Wort die Seele rührt.
Und plötzlich hör' ich starke Bronnen tosen,
Die Linden rauschen, kühle Winde kosen
Um meinen Pfad, der mich zu Tale führt.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Die Justiz im Kampfe gegen den Schmutz in Wort und Bild.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Die Rechtsverschiedenheit zwischen Nord- und Süddeutschland, welche für Preßvergehen auch gegen die Sittlichkeit dort die Strafkammern, hier die Schwurgerichte zuständig sein läßt, wurde in neuerer Zeit durch verschiedene Fälle kraß illustriert. Im vorigen Sommer hat die Freisprechung des eines schweren Vergehens gegen § 184, 1 überführten Verlegers Sutter durch das Münchener Schwurgericht in weiten Kreisen eine tiefgehende und nachhaltige Verstimmung ausgelöst. Die Entrüstung über diesen flagranten Rechtsbruch fand erst durch die Verurteilung des berüchtigten Ramlo, des Schwagers und Komplizen des nicht minder berüchtigten Estinger, eine gewisse Ablenkung.

Die wachsende Bewegung zur Unterdrückung des schändlichsten Schmutzes, die bereits internationale Abmachungen und Vorkehrungen zu zeitigen beginnt, scheint auch der Münchener Staatsanwaltschaft, allen üblen Erfahrungen zum Trotz, den Mut neu gestählt zu haben. Die Münchener Staatsanwaltschaft hat in der Tat einen schweren Stand. Ausführungen von der Art, wie sie vor wenigen Tagen der Verteidiger des Pornographen Bayros vor dem Münchener Schwurgericht gegen den Staatsanwalt Dr. Haß versuchte, würden vor den meisten mitteldeutschen und norddeutschen Gerichten schon deshalb kaum möglich sein, weil sie sich mit dem ganzen dortigen Milieu nicht vertragen. In München hat man sich an den Zusammenhang des Reformjudentums mit den allerextremsten Richtungen in Literatur und Kunst schon so sehr gewöhnt, daß auch der Gegner die advokatische Argumentierung eines Strauß III als etwas Selbstverständliches hinnimmt. Wir kommen unten noch darauf zurück.

Vor norddeutschen Strafkammern macht man in Fällen, deretwegen in München vor dem Schwurgericht ein gewaltiger Apparat von Sachverständigen usw. in Szene gesetzt wird, sehr kurzen Prozeß. So wurde am 18. Mai vor der Strafkammer in Koblenz ein Reisender Karl Josef Schäfer, der an junge Leute schamlose Photographien und Ansichtskarten verkauft hatte, zu sechs Monaten Gefängnis und 100 M Geldstrafe verurteilt und sofort verhaftet. Das Gericht ging über den Antrag des Staatsanwalts, der nur vier Monate Gefängnis usw. beantragt hatte, noch hinaus. Am 19. Mai verurteilte die Strafkammer in Kleve am Niederrhein ein Händlerpaar in Homberg a. Rh., welches an drei Handwerksmeister in M.-Gladbach und vier in Krefeld gedruckte Prospekte über sog. hygienische Artikel versandt hatte, wegen Beleidigung zu je 100 M Geldstrafe ev. entsprechender Gefängnisstrafe. Auf Grund der erstatteten Anzeige hatte die Staatsanwaltschaft im öffentlichen Interesse die Verfolgung übernommen, so daß die Sache vor der Strafkammer verhandelt wurde (eine Privatklage hätte vor das Schöffengericht gehört) und die sieben Handwerksmeister als Belastungszeugen auftreten konnten. In Süddeutschland wären für derartige Offizialklagen die Schwurgerichte zuständig. Es ist aber öffentliches Geheimnis, daß z. B. die Münchener Staatsanwaltschaft ein Einschreiten gegen schamlose Prospekte über sog. „hygienische Artikel" überhaupt nicht mehr versucht, weil das Gros der Geschworenen in diesen Dingen regelmäßig versagt. Infolgedessen ist der Vertrieb von schamlos illustrierten Prospekten über sog. „hygienische Artikel" mit Hilfe einer durchsichtig verschleierten Reklame in skrupellosen Zeitungen, illustrierten Blättern und Theateranzeigern nirgendwo in solchem Maße im Schwung wie in München.

Wie wenig die Justiz sich im Kampfe gegen den Schmutz in Wort und Bild auf die verständnisvolle Unterstützung einer gewissen Presse verlassen kann, zeigt sich leider fast bei jeder neuen Gelegenheit. Daß ein sozialdemokratisches Blatt in den jüngsten Tagen das gerichtliche Vorgehen gegen notorische Pornographen à la Bayros und Semerau durch zynische Verhöhnung zu brüskieren versuchte und die entsetzlichen Cochonnerien eines Bayros, ohne sie zu kennen, unter den Schutz der „freien Kunst" stellte, sei nur nebenbei erwähnt. Aber mit allem Nachdruck muß die charakteristische Tatsache festgenagelt werden, daß — soweit wir die betreffende Presse verfolgen konnten — kein liberales Blatt in Deutschland die endgültige Zurückweisung der im Januar 1909 mit so gewaltigem Tamtam in die Welt posaunten „Verleumdungsklage" des Münchner Hofbuchhändlers Karl Schüler (A. Ackermanns Nachfolger) zur Kenntnis seiner Leser gebracht hat. Einzig und allein der in Nürnberg erscheinende freisinnige „Fränkische Kurier" machte insoferne eine Ausnahme, als er am 4. Mai in einem Sensationsartikel, der in seiner totalen Unkenntnis der Rechtslage und des tatsächlichen Hintergrundes einen direkt komischen Eindruck machte, gegen die grundsätzlichen Darlegungen des Landgerichts München I loswetterte und mit einem grimmigen Seitenblick auf „Moralitätsschnüffler à la Dr. Kausen" den unterlegenen Kläger animierte, „den Prozeß bis zur höchsten Instanz zu treiben". Ein höchst unsachverständiger Rat, denn das Landgericht war in diesem Falle, da es sich erst um das Vorverfahren handelte, höchste Instanz, und eine „Freisprechung" und eine vom Landgericht verworfene „Berufung" — wovon der „Fränkische Kurier" sprach — stand überhaupt nicht in Frage.

Unseres Wissens hat kein anderes liberales Blatt auch nur die kleinste Notiz über den Abschluß des Prozesses gebracht. Auch die in Nr. 18 der „Allgemeinen Rundschau" (vom 6. Mai) beispielsweise namhaft gemachten Zeitungen („Münchener Neueste Nachrichten", „Wiesbadener Tageblatt", „Kieler Zeitung", „Breslauer Zeitung", „Leipziger Neueste Nachrichten") haben sich der publizistischen Pflicht des Widerrufs entzogen. Die „Münchener Neuesten Nachrichten" wurden sogar von dem mitbeteiligten „Bayerischen Kurier" an ihr am 25. Januar 1909 (Nr. 39) gegebenes Versprechen (den Austrag der Verleumdungsklage abwarten zu wollen) eigens erinnert, blieben aber stumm wie das Grab, trotzdem sie über die durch Beschwerde angefochtene Vorentscheidung berichtet hatten! Notabene ist der oberste Leiter dieses liberalen Allerweltsblattes zugleich erster Vorsitzender des sogenannten Landesverbandes der bayerischen Presse, von dem sich die in der Landesgruppe Bayern des Augustinusvereins organisierte Zentrumspresse in ihrer jüngsten Regensburger Tagung ausdrücklich losgesagt hat. Aus guten Gründen. Die auffällige Nachsicht, die man dem rechtskräftig gebrandmarkten Hofbuchhändler zum Nachteil zweier mit Unrecht verdächtigter „schwarzer" Kollegen zuteil werden ließ, findet vielleicht die einfachste Erklärung in der schon vor mehr als zwei Jahren an dieser Stelle erwähnten Tatsache, daß der so empfindlich bloßgestellte königlich bayerische und großherzoglich luxemburgische Hofbuchhändler Mitglied der Münchener Loge „Zur Kette" ist. Wer sich für ähnliche Ausstrahlungen der Freimaurerloge interessiert, sollte sich den sehr bemerkenswerten Artikel „Das Geheimnis der Loge" in Nr. 447 der „Kölnischen Volkszeitung" vom 25. Mai 1911 nicht entgehen lassen.

In einem gewissen Zusammenhange mit dem für die „Allgemeine Rundschau" und den „Bayerischen Kurier" erfolgreich abgeschlossenen Prozeß Schüler steht übrigens auch das Münchener Schwurgerichtsverfahren gegen Marquis Bayros, das am 29. Mai einen unerwarteten Ausgang nahm, indem der Angeklagte, der sich schon vor einiger Zeit nach Gardone in Sicherheit gebracht hatte, in letzter Stunde durch Expreßbrief sein Nichterscheinen anzeigte und so die auf drei Tage angesetzte Verhandlung vereitelte. Das von einem Arzte in Innsbruck in gutem Glauben ausgestellte Zeugnis über den Nervenzustand des Bayros wurde mit Rücksicht auf dessen bisheriges Verhalten vom Gerichtshof als nicht beweiskräftig erachtet und deshalb Haftbefehl erlassen und Beschlagnahme des (übrigens kaum vorhandenen) Vermögens verfügt.

Gegen Marquis Bayros schwebte schon vor zwei Jahren die Voruntersuchung. Er wurde aber damals gemeinschaftlich mit dem Hofbuchhändler Karl Schüler und dessen Geschäftsführer Hans Goltz zunächst außer Verfolgung gesetzt. Wer die jüngste Entscheidung des Landgerichts in Sachen Schüler gelesen hat, weiß, wie die damalige Einstellung des Verfahrens zu bewerten ist. Die Beweise für ein subjektives Schuldbewußtsein schienen für eine erfolgreiche Durchführung des Verfahrens vor dem Schwurgericht nicht ausreichend. Vor dem Münchener Schwurgericht ist gegen Pornographen nur dann ein Erfolg möglich, wenn die Beweise dem menschlichen Empfinden direkt ins Gesicht schlagen. Der Staatsanwaltschaft ist es endlich gelungen, gegen Bayros derartiges Material beizuschaffen. Es könnte auffallend erscheinen, daß nur drei Werke des berüchtigten Pornographen dem jetzigen Verfahren zugrunde gelegt wurden, denn schon aus zahlreichen Katalogen und Prospekten über sogen. „Privatdrucke" ist Bayros als Spezialist auf diesem unsauberen Gebiete seit vielen Jahren bekannt. In Prospektankündigungen, die auf Grund von Inseraten in der „Jugend" und anderen Blättern jedermann zugänglich waren, wird Bayros ganz offen

als bekannter „Meister“ in der Darstellung erotisch-obszöner Bilder gefeiert. Allen, die sich auch nur einigermaßen mit der sog. bibliophilen Afterliteratur befaßt haben, ist der Name Bayros und sein öffentlich nicht wiederzugebendes Pseudonym ganz geläufig. Mehr als ein Dutzend Werke, die von einer offenherzigen Reklame unzweideutig gekennzeichnet sind, rühmen sich seiner Urheberschaft oder Mitarbeit. Die Beschränkung der Anklage auf drei der schlimmsten Werke geschah jedenfalls aus prozeßtaktischen Gründen, um die Verhandlung nicht unnötig in die Länge zu ziehen. Als wuchtiges Beweismaterial bleiben die übrigen Schändlichkeiten immer noch im Hintergrunde. Es war deshalb ein geradezu lächerliches Beginnen, wenn Rechtsanwalt Strauß III den „Beweis“ dafür anbot, daß die Unflätereien seines Klienten Bayros nur für „höchstens 100 persönliche Bekannte“, also nicht für einen größeren Kreis von Personen, bestimmt gewesen seien. Gewiß ist es die Pflicht des Verteidigers, für seinen Klienten alle nur möglichen Entlastungsmomente geltend zu machen. Aber er darf doch nicht Tatsachen wegdisputieren wollen, welche durch buchhändlerische Dokumente so schlagend wie nur möglich widerlegt werden. Oder ist dem Anwalt des Bayros von dem schwungvollen „Geschäft“, das mit dem Namen dieses als Künstler mit virtuoser Technik in der Tat hochstehenden, aber als sittlicher Charakter um so niedriger zu bewertenden Mannes auf dem „Bibliophilen“-Markte gemacht wird, gar nichts bekannt geworden?

Die „Allgemeine Rundschau“ muß es sich — einem unlängst näher begründeten Vorsatze folgend — versagen, auf den Inhalt der dem Schwurgerichtsverfahren zugrunde liegenden Schandwerke auch nur andeutungsweise einzugehen. Ein von dem Angeklagten herrührendes Mappenwerk ist schon durch die jüngste Entscheidung des Landgerichts München I in der Privatklagesache Schüler vernichtend gebrandmarkt worden. Zwei andere Werke, die jetzt auch zur Verhandlung standen, sind von dem gleichen unsagbar schmutzigen Kaliber.

Lediglich zur Kennzeichnung dessen, was unter dem Deckmantel der „Kunst“ und der „Bibliophilie“ in einem gewissen skrupellosen Buchhandel feilgehalten wird, seien aus der Rede des Staatsanwaltes Dr. Haß wenigstens einige allgemeine Gesichtspunkte herausgehoben:

„Ich habe bewiesen, daß sämtliche Zeichnungen einheitlichen Charakter haben. Der Gesamtcharakter ist der: Der Angeklagte stellt geschlechtliche Perversitäten von einer Kraßheit, wie sie nur die verworfenste Phantasie eines dekadenten Menschen erfinden kann, in aufdringlichster Weise dar .... Einzelne Bilder glorifizieren Sittlichkeitsverbrechen schwerster Art, die mit Zuchthausstrafe belegt sind. Bayros ist Pornograph in des Wortes eigenster Bedeutung..... Seine Bilder sind nur gemeine Darstellungen des Gemeinen, sie können nicht den Schutz der Freiheit der Kunst in Anspruch nehmen. Wir alle schätzen Kunstwerke als unvergängliches geistiges Eigentum aller Gebildeten aller Kulturnationen. Neben der Wissenschaft steht die Kunst als außerordentlich hoher Kulturwert. Es ist unsere Pflicht zu achten, daß die Kunst bewahrt werde vor engherzigen Angriffen auf ihre Freiheit. Das gilt auch von der Darstellung des Nackten in der Kunst.“ (Der Staatsanwalt führt des weiteren die Berechtigung der Darstellung des Nackten in der Kunst an der Hand der Rechtslehre (Binding) und der Rechtsprechung des Reichsgerichts näher aus.) „Die Künstler können sich ihre künstlerischen Gesetze selber geben, aber es existiert ein ungeschriebenes, ewiges Gesetz der göttlichen Kunst .... Der Angeklagte hat sich gegen die Würde der Menschheit verfehlt. Er hat nicht das Beste geschaffen, sondern das Schlechteste. Er ist hinübergetreten in das erbärmliche Gebiet des Schmutzes, das vom Gebiet der Kunst durch einen scharfen Strich getrennt ist. Ein großer Teil der Münchener Künstler ist empört über den Mißbrauch, den der Angeklagte mit der Kunst getrieben hat. Ich hebe nur hervor, daß das Urteil des großen Meisters Stuck geradezu vernichtend ist.“

Da zu dieser Schwurgerichtsverhandlung wieder ein großer Apparat von Sachverständigen aufgeboten war, und zwar diesmal auch von seiten der Staatsanwaltschaft, hielt Staatsanwalt Dr. Haß es für seine Pflicht, diese Ladung von Sachverständigen gegen jede Mißdeutung sicherzustellen.

Er führte hierüber aus:

„Daß ich nicht im entferntesten beabsichtigt hatte, Sachverständige zu laden, ist wohl ohne weiteres klar. Was eine Verletzung des sittlichen Volksempfindens enthält, dazu braucht man keine Sachverständigen. In wohlmeinendster Absicht habe ich schon vor sechs Wochen dem Herrn Verteidiger hiervon abgeraten. Ich wollte dem Angeklagten die Brandmarkung durch eine große Schwurgerichtsverhandlung ersparen... Er hat es anders gewollt; er benannte einige Sachverständige für ihre subjektiven, dem sittlichen Empfinden weitester Kreise widersprechenden Ansichten. Das deutsche Volk aber, das die Geschworenen vertreten, läßt sich nicht einreden, es habe zu wenig künstlerische Kultur, um den Wert derartiger Werke erkennen zu können. Aus allen Kreisen der Gesellschaft ... haben sich mir Herren zur Verfügung gestellt, die auf Grund ihrer kulturell feinsinnigen Anschauungen, weit entfernt von Rigorosität, sich bereit erklärten, ohne Rücksicht auf gehässige Angriffe ein vernichtendes Urteil abzugeben. Es ist Pflicht gegenüber dem Vaterland, einmütig Front zu machen gegenüber Unmoral und Verfall von Zucht und Sitte, die die Zeichnungen des Angeklagten verherrlichen. Der Angeklagte hat vorausgesehen, was ihm bevorsteht. Noch ehe ich das Wort ergriffen, wäre er durch das Urteil der Gesamtheit eines glänzenden, illustren Sachverständigenkollegiums moralisch gerichtet gewesen. Er hat sich diesem Schauspiel durch die Flucht entzogen.“

Im Interesse der Sache ist es auf das lebhafteste zu bedauern, daß die Schwurgerichtsverhandlung gegen Bayros nicht durchgeführt werden konnte. Angesichts des geradezu erdrückenden Belastungsmaterials wäre es dem Staatsanwalt ein Leichtes gewesen, die großspurigen Versicherungen des Rechtsanwaltes Strauß III, der sich auf seine langjährige Bekanntschaft mit dem Angeklagten berief und glauben machen wollte, Bayros habe seine entsetzlichen Bilder nur aus „künstlerischer Laune“ ohne Erwerbszweck hergestellt, so gründlich wie möglich ad absurdum zu führen. Die lediglich zur Abwehr geladenen Sachverständigen der Staatsanwaltschaft, unter denen sich die angesehensten Männer der verschiedensten Stände, Konfessionen, Parteien und Richtungen befanden, würden ein Verdikt gefällt haben, das nicht nur für den Angeklagten und sein schändliches Metier, sondern auch für seine seltsamen Protektoren geradezu vernichtend gewesen wäre.

Daß Bayros sich nunmehr, nachdem der Haftbefehl erlassen ist, freiwillig in München stelle, darf als ausgeschlossen gelten, und eine Auslieferung durch die österreichischen Behörden ist ebenfalls ausgeschlossen, weil Bayros österreichischer Staatsbürger ist. Es wäre ja denkbar, daß die österreichische Justiz die Anklage aufgriffe, aber den Erfolg kann man sich schon im voraus ungefähr ausmalen, wenn man weiß, wie glimpflich der Wiener Jude Stern, einer der berüchtigsten Pornographie-Grossisten, bisher durchgekommen ist. Nachdem die „öffentliche Meinung“ durch die Sensationsnachricht von der Konfiskation von 15 Wagenladungen unzüchtiger Bücher befriedigt war, setzten die Freunde Sterns alle Hebel in Bewegung, um für den größten Teil der gemeingefährlichen Pornographien die Freigabe zu erwirken. Die kostbare Person Sterns aber ist unseres Wissens bisher völlig unbehelligt geblieben.[1]) Man darf es uns daher nicht verdenken, wenn wir — trotz gelegentlicher Nachrichten von neuen Beschlagnahmen und Verhaftungen in Wien — auf den schließlichen Ausgang dieser Attacken keine allzu großen Hoffnungen setzen. Die Wiener „Gemütlichkeit“ regt sich über solche Fehlschläge nicht sonderlich auf, und schließlich bleibt alles so ziemlich beim Alten. Die Pornographen wechseln die Firma oder die Deckadresse, und wenn sie erwischt werden, geschieht ihnen auch nicht allzuviel zu leide. Wenn heute an einem Schmutzhändler niedrigster Sorte ein Exempel statuiert wird, erlebt morgen der „feine“, aber weit nichtswürdigere Pornograph, sobald er sich unter den Deckmantel der „Kunst“, der „Literatur“ und gar der „Wissenschaft“ flüchtet, einen billigen Triumph. In dieser Beziehung liegen die Dinge in Oesterreich-Ungarn immer noch weit schlimmer als in Deutschland, wo das öffentliche Gewissen durch eine unermüd-

---

[1]) Ein bezeichnendes Schlaglicht auf gewisse Zusammenhänge in Wien wirft die uns von absolut zuverlässiger Seite verbürgte Nachricht, daß kurze Zeit nach der Massenkonfiskation Stern'scher Cochonnerien ein nicht unerheblicher Teil des am Wiener Landesgericht aufgestapelten Lagers spurlos verschwunden gewesen sei. Nicht als ob etwa ein diebischer Anschlag von außen her erfolgt wäre. Ein — euphemistisch gesagt — unbezähmbarer Wissensdrang hatte sich der Bücher bemächtigt und von dem — sittlichen Ernst nur zu vieler unfreiwilliges Zeugnis abgelegt. Ob irgend eine zuständige Stelle im Stande sein wird, diese verbürgte Nachricht zu widerlegen? Wir möchten es ehrlich wünschen, zweifeln aber sehr daran. Hier sei gleich eine allgemeine Bemerkung auch für deutsche Gerichte angeknüpft. Es ist im höchsten Grade ungehörig und sollte mit allen Mitteln verhütet werden, daß beschlagnahmte Unzuchtswerke an den betreffenden Gerichtsstellen sozusagen in den freien Verkehr gelangen und auch solchen Personen zugänglich gemacht werden, die kein dienstliches oder sonstiges ernsthaftes Interesse daran haben, sondern nur aus frivoler Neugier sich hinzudrängen und oft schon durch ihre leichtfertige Glossierung verraten, wie sehr sie den Zweck der Beschlagnahme verkannt haben. Durch verschärfte Obhut (unter Verschluß des zuständigen Richters oder Vorsitzenden) könnte jedem Mißbrauch vorgebeugt werden.

liche Aufklärungsarbeit allmählich wachgepeitscht ist. Dieser wenig befriedigende Seitenblick auf Oesterreich war notwendig, weil Marquis Bayros jetzt in Wien ein Asyl gefunden hat, dessen er sich wohl noch lange erfreuen wird.

Weniger glimpflich dürfte es seinem Komplizen Dr. Semerau ergehen, der in der Juli-Session des Münchener Schwurgerichts zur Aburteilung gelangen wird. Semerau hat es seinem Freunde Bayros und dessen Advokaten Strauß III zu verdanken, daß die Justiz endlich seiner habhaft wird. Dr. Semerau war nämlich als — Entlastungszeuge für Bayros vorgeschlagen, obgleich er sein Mitschuldiger ist. Es scheint dem Verteidiger des Bayros nicht bekannt gewesen zu sein, daß die Staatsanwaltschaft schon seit reichlich drei Jahren vergeblich nach Dr. Semerau fahndet, der längst als berüchtigter Pornograph entlarvt war. Nachdem ihm der Münchener Boden zu heiß geworden war, siedelte er nach dem oberbayerischen Provinzstädtchen Traunstein über, wo seinerzeit eine halbe Waggonladung Semerau'scher Cochonnerien beschlagnahmt werden konnte. Der unsaubere Vogel selbst war ausgeflogen. Durch die Unvorsichtigkeit seines Mitschuldigen Bayros und des Advokaten Strauß III erfuhr jetzt die Staatsanwaltschaft den Aufenthaltsort des so lange Gesuchten, so daß er auf telegraphische Requisition alsbald in Arco verhaftet werden konnte. Da Semerau deutscher Staatsangehöriger ist, wird er von Oesterreich ausgeliefert. Nachdem mit größter Promptheit bereits am 27. Mai das Hauptvorverfahren gegen Semerau eröffnet war, bestand die Absicht, ihn gewissermaßen als Remplaçant für den flüchtigen Bayros noch an den beiden letzten Tagen vor Pfingsten zur Aburteilung zu bringen. Die verzögerte Auslieferung hat diese Absicht vereitelt. Wessen Geistes Kind dieser Dr. Semerau ist, davon hat Staatsanwalt Dr. Haß schon in der Verhandlung gegen Bayros einige drastische Proben gegeben, welche den vom Rechtsanwalt Strauß III präsentierten Leumundszeugen für Bayros als einen wahren Ausbund verbrecherischer, ja direkt teuflischer Perversität im „literarischen" Gewande qualifizieren.

Der Verteidiger dieses auf der niedrigsten Stufe des Möglichen angelangten Pornographen wird nicht zu beneiden sein. Unseres Wissens sind gegen anderthalb Dutzend Pornowerke Semeraus bekannt, mit deren Prospektankündigungen der Buchhandel jahrelang belästigt wurde. Wer ernsthaft glauben machen wollte, Semerau und Bayros hätten nur für ihren engeren Freundeskreis die Schmutzfeder und den Schmutzstift geführt, erbrächte damit nur den Beweis, daß er in diesen Dingen überhaupt nicht mitsprechen dürfte, weil er nichts davon verstünde. Mit Dr. Semerau ist ein Pornograph schlimmster Sorte dingfest gemacht, der dem berüchtigten Willy Schindler (früher in Berlin-Wilmersdorf, zuletzt in Preßburg) gar nichts nachgibt.

Stadt am Meer.

Terrassenförmig steigt die Stadt empor;
Am Felsenhange träumt die blaue Flut,
Und farbenprächtig in des Südens Glut
Rankt der Geranien dunkler Purpurflor.

Die weißen Villen ruhn im Abendschein,
Berauschend quillt der Düfte süßer Strom,
Tiefernst und dunkel hebt zum Himmelsdom
Die schlanken Wipfel der Cypressenhain.

Und eine goldumsäumte Wolkenwand
Enthüllt des Aetnas schneegekrönte Höh'n,
Ein Kranz von Gärten, paradiesisch schön,
Blüht rings verstreut am hohen Küstenrand.

Jch grüsse dich, du weisse Stadt am Meer,
Du märchenschöne, stolze Felsenbraut,
Wer deinen zauberhaften Reiz geschaut,
O Königin, dem wird das Scheiden schwer!

Josefine Moos.

Das Sanitätswesen in der Großeisenindustrie.

Von Dr. F. Diepenhorst, Köln.

In den soeben erschienenen Jahresberichten der Preußischen Regierungs- und Gewerberäte für 1910 sind mit besonderer Aufmerksamkeit die in der Großeisenindustrie bestehenden Vorrichtungen zum Schutz der Arbeiter vor Gefahren und der ersten Hilfeleistung behandelt worden, so daß es sich empfehlen dürfte, auch an dieser Stelle diesen wichtigen Gegenständen unsere Beachtung zu schenken. Das Rettungswesen in den Werken der schweren Eisen- und chemischen Industrie wird in mehreren Berichten von der Aufsichtsbehörde als mustergültig anerkannt. Namentlich wird auf die Unfallstation der Rheinischen Stahlwerke in Meiderich verwiesen, die mit Röntgen-Zimmer, Operationssaal und Heilbädern der verschiedensten Art ausgestattet ist. Außerdem sind noch zehn Verbandstellen auf dem Werke verteilt. Abgesehen von den regelmäßigen Sprechstunden, die ein Arzt auf der Hütte abhält, sind zwei Heildiener beständig anwesend, welche die Mitglieder eines aus Arbeitern des Werkes bestehenden Sanitätsvereins jederzeit zur Hilfeleistung heranziehen können. In dem Hüttenwerk der Gewerkschaft Deutscher Kaiser in Bruckhausen liegt die Leitung der Unfallstation in der Hand zweier Aerzte, die sich gegenseitig vertreten. Zur Unterstützung im Heildienst stehen ihnen ein Heildiener, sechs Pförtner und eine große Anzahl Meister und Vorarbeiter, die von ihnen Anleitung zur ersten Hilfeleistung erhalten haben, zur Verfügung. Neben dieser für vielseitige Behandlung eingerichteten Station sind noch zwei Verbandstellen für leichtere Verletzungen vorhanden. Die dem Rettungswesen dienende Ausstattung besteht aus einem Krankentransportautomobil, sechs Krankenwagen, 30 Tragbahren, 70 Verbandkästen, 15 Sauerstoffatmungsapparaten, Rettungsringen für den Hafenbetrieb und sonstigen Rettungsapparaten in großer Zahl. In den Kruppschen Werken in Essen wird die erste Hilfeleistung von 13 Heilgehilfen ausgeübt, denen 8 Verbandstellen mit je einem Wartezimmer und einem Verbandzimmer zur Verfügung stehen. Jede ist ausgerüstet mit Ruhebetten, den verschiedensten Hilfsmitteln für die Behandlung von Verletzungen, Sauerstoffapparaten und den erforderlichen Medikamenten. Alle Verbandstationen sind an das Fernsprechnetz des Werkes angeschlossen. Zur Behandlung Verletzter an der Unfallstelle liegen Ledertaschen mit den erforderlichen Verbandmitteln bereit. Selbstverständlich fehlen auch die zur Beförderung Verunglückter erforderlichen Transporteinrichtungen nicht. Aehnliche Einrichtungen finden sich auch auf der Kruppschen Friedrich-Alfred-Hütte in Rheinhausen. Um den Transport Verletzter nach den Verbandstuben möglichst zu beschleunigen, sind dort etwa 30 zusammenlegbare Tragbahren auf das ganze Werk verteilt und so untergebracht, daß sie im Bedarfsfalle sofort gebraucht werden können. Auf der Gutehoffnungshütte in Oberhausen und dem Werk der Firma Thyssen & Co. in Mülheim a. d. Ruhr sind Verbandstationen eingerichtet, deren Ausstattung selbst die Vornahme von Notoperationen ermöglicht. Die vor wenigen Jahren eingerichtete Verbandstation des letztgenannten Werkes besteht aus Arzt-, Heilgehilfen-, Warte-, Operations- und Badezimmer, an das sich noch ein besonderer Raum für orthopädische Heilbehandlung anschließt. Auf beiden Werken sind ferner allen Meistern die zur Wundbehandlung erforderlichen Verbandstoffe und antiseptisch wirkenden Flüssigkeiten überwiesen. Für Beförderung Schwerverletzter sind Handkrankenwagen und Tragbahren vorhanden, die in bespannte Krankenwagen eingeschoben werden können. Die erste Hilfe wird von ständig anwesenden Heildienern geleitet, die im Notfall zu ihrer Unterstützung Arbeiter heranziehen können, die durch Aerzteunterweisung in der Behandlung Verunglückter erfahren haben. Die nicht ständig auf den Werken anwesenden Hüttenärzte sind durch Fernsprecher schnell zu erreichen.

Ueber die Maßnahmen der anderen Werke zur ersten Hilfeleistung bei Unglücksfällen, auf die an dieser Stelle nicht einzeln eingegangen werden kann, möge nur zusammenfassend berichtet werden. Alle größeren Werke haben einen eigenen Fabrikarzt angestellt, dessen Wohnung in der Regel mit dem Lazarett und den einzelnen Betriebsabteilungen durch Fernsprecher verbunden ist. Betriebe mittlerer Größe begnügen sich häufig mit der Anstellung eines geprüften Heilgehilfen. Auch findet man die vertragliche Verpflichtung eines Arztes, täglich einige Stunden in der Fabrik die Behandlung der Arbeiter und ihrer

Familienmitglieder vorzunehmen. In der Regel sind die Bademeister in der Anlegung eines Notverbandes geschult. Hin und wieder trifft man auch einzelne Arbeiter, die einen Samariterkursus besucht haben oder ihre Kenntnisse im Behandeln Unfallverletzter in den Sanitätsabteilungen der Kriegervereine erworben haben. In kleinen Betrieben geschieht die Anlegung von Notverbänden durch die Meister, Werkführer oder die Gewerbetreibenden selbst.

Die Mehrzahl der größeren Werke verfügt über gut eingerichtete Verbandsstationen mit festangestelltem Sanitätspersonal, wo auch schwierige operative Eingriffe ausgeführt werden können. Im allgemeinen sind die Werke jedoch bestrebt, die Unfallverletzten schnell transportfähig zu machen und mit Tragbahren oder Krankenwagen sofort dem nächsten Krankenhause zuzuführen. Der Oppelner Bericht hebt hervor, daß die großen Werke Kurpfuscherei nicht dulden und durch eine baldige Behandlung der Verunglückten durch approbierte Aerzte Sorge tragen. Nach und nach geht man auch dazu über, Tragbahren in den einzelnen Betriebsabteilungen gebrauchsfertig aufzustellen. Die Krankenwagen sind gewöhnlich in sehr praktischer Weise mit einer Tragbahre und einem Verbandkasten ausgerüstet. Bei der Regelung des Fuhrwerksbetriebes wird darauf Rücksicht genommen, daß jederzeit Pferde zum Bespannen des Krankenwagens vorhanden sind. Werke, die eine ständige Berufsfeuerwehr haben, sind meist auch im Besitze von Rauchhelmen und Sauerstoffapparaten. In Betrieben, in denen Gasvergiftungen auftreten können, wird für die Verunglückten eine wässerige Lösung von Chloroform oder Sauerstoff bereit gehalten.

Sehr wertvoll zur Hilfeleistung haben sich die Mitglieder der Sanitätskolonnen vom Roten Kreuz erwiesen, die schon an mehreren Orten bestehen und unter ärztlicher Leitung regelmäßige Uebungen abhalten. In manchen Werken hängen Verzeichnisse aus, auf denen die Namen der in der Nähe beschäftigten Kolonnenmitglieder, ihre Wohnung, Arbeitsstätte und auch die Telephonnummer, unter der sie erreicht werden können, angegeben sind. Zahlreiche Arbeitgeber legen Wert darauf, Mitglieder dieser Kolonnen unter ihren Arbeitern zu beschäftigen. Viele Kolonnenmitglieder führen ständig Verbandsäckchen oder auch kleine Verbandkästchen bei sich, um sofort das Notwendigste zur Hand zu haben. Einzelne größere Werke haben unter ihren Arbeitern besondere Sanitätskolonnen gebildet. Denn unter den großen Arbeitermassen sind stets einige Leute, die zum Heildienst eine besondere Neigung und Geschicklichkeit haben oder die beim Militär dafür ausgebildet sind.

Ein freimaurerischer Jesusroman.

Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz, München.

Wichtige historische Enthüllungen über die wirkliche Todesart „Jesu — nach einem alten, zu Alexandrien gefundenen Manuskripte von einem Zeitgenossen Jesu aus dem heiligen Orden der Essäer" betitelt sich ein freimaurerisches Machwerk in 7. Auflage, über dessen Tendenz die „Schlußbemerkungen des Uebersetzers" auch dem Naivsten die Augen öffnen müssen, zum Beispiel: „Der Gebildete, der ... das Vorurteil der Tradition überwunden hat, wird ein wahrhafter echter Vertreter des christlichen Geistes sein können, wenn er auch an allem zweifelt, was in dem evangelischen Berichte über die Lebensereignisse Jesu unerklärlich und mythisch erscheint (57). Denn so lange die Welt steht, ist Gott niemals mit sich selbst in Widerspruch geraten und hat ewige Naturgesetze aufgehoben. Würde ein einziges Naturgesetz auch nur momentan aufgehoben, so fiele die ganze unendliche Gliederung von Ursache und Wirkung — augenblicklich in ein Chaos zusammen (70)[1]. Die essäischen Brüder ... unterschieden sich von dem allgemeinen Volksglauben der Zeit durch größere Einsicht in die Naturkräfte (62)."

Nach diesen leitenden Gesichtspunkten wird Jesus zum Kind eines Essäers gestempelt, welcher die „höchst leidenschaftliche und schwärmerische Jungfrau" Maria während einer Verzückung zu Falle gebracht und seine Tat durch Einzeichnung des Kindes in den Orden gesühnt habe. Von diesem in die Geheimwissenschaft des Bundes, namentlich die Kenntnis verborgener Naturkräfte eingeweiht, habe Jesus seinen Lehr- und Heilberuf in der Welt erfüllt, insgeheim fortgesetzt, unterstützt von den Brüdern, die ihn jedoch vor der Rache seiner Feinde nicht hätten retten können, weil ihr Gesetz ihnen verboten habe, sich in öffentliche Angelegenheiten einzumischen. Doch habe Nikodemus, ein Weiser der höheren Ordensgrade, den Gekreuzigten als scheintot erkannt, mit seiner Heilkunst ins Leben zurückgerufen und noch sechs Monate am Leben erhalten. Novizen in weißer Ordenstracht, welche zur Bewachung des Grabes auf einem Geheimpfad ausgesandt worden, seien als Engel angesehen worden. Die Sehnsucht nach den Seinigen habe Jesus getrieben, diesen sein Leben selbst zu verkünden, und die Sorge um die Vollendung seines Werkes habe ihn bewogen, in Galiläa, wohin er sich in langsamen und mühsamen Wanderungen der größeren Sicherheit halber begeben habe, seine Jünger zu organisieren, wobei er ihnen viele Bundesbräuche und Heilkünste aus den Ordensgeheimnissen mitgeteilt, nach einer letzten Erscheinung auf dem Oelberg aber, durch den Nebel gedeckt, mit den essäischen Aeltesten sich zurückgezogen habe, um einsam zu sterben und am Toten Meere nach der Ordensregel sich begraben zu lassen.

Leider hat der anonyme Verfasser das „Ordensgeheimnis" so streng gewahrt, daß er kein einziges natürliches Mittel verraten hat, durch welches die Wunder Jesu ihres übernatürlichen Charakters entkleidet würden, obwohl es ihm um Aufklärung so sehr zu tun ist; mit einem Wunderbalsam des Nikodemus ist doch der Wissenschaft nichts gedient! Nur um die eine folgenschwere Entdeckung hat er die Naturwissenschaft bereichert, daß durch die Entladung der ungewöhnlich hochgespannten Elektrizität während des Erdbebens nach der Kreuzigung Christi „auf die Nerven eine gewisse magnetisch-elektrische Erregung und Belebung ausgeübt werden mußte, da ja, nach den Erfahrungen aller Forscher, die Nervenkraft sich wenig oder gar nicht vom Galvanismus unterscheidet" (71/72)[2]. Im übrigen hat er die von der modernen, wissenschaftlichen Kritik längst überwundene Scheintodhypothese wieder ausgegraben und die alte Behauptung des Heidelberger Rationalisten Dr. Paulus wieder aufgewärmt, daß die Füße des Gekreuzigten nicht durchbohrt worden seien, — damit demselben zur Erweckung vom Scheintod auch noch die Wanderung nach Emaus und Galiläa und zurück nach Jerusalem angedichtet werden konnte! Die Verwechslung essäischer Ordensmitglieder im weißen Habit mit Engeln ist gleichfalls ein alter Ladenhüter rationalistischer Wunderkritik. Der Versuch überhaupt, die Entstehung des Christentums auf rein natürlichem Wege zu erklären durch Zurückführung auf die geheimen Lehren, Gebräuche, Einrichtungen und Naturheilkünste der Essäer geht bis auf den Anfang des Freidenkertums im englischen Deismus und französischen Naturalismus (im 18. Jahrhundert) zurück, dessen rituelle Organisation in der Freimaurerei sich besonders zu dem verwandten Geheimbund der Antike hingezogen fühlte. Gegen die Geistesverwandtschaft Christi mit dem Essäertum sprechen schon innere Gründe: Die Essäer überboten einesteils noch die Pharisäer an formelhaftem Ritualismus, z. B. an rigoristischer Sabbatheiligung und pedantischer Beobachtung äußerlicher Waschungen, andernteils waren sie Spiritualisten, welche das auf die Bücher Mosis beschränkte Alte Testament allegorisch verflüchtigten und dessen Kultordnung nicht einmal für die Dauer des Alten Bundes anerkannten, sondern durch pythagoreische Vorschriften ersetzten und auch sonst vielfach heidnischen, insbesondere parsischen Einflüssen unterlagen[3].

Vorliegende „Enthüllungen" enthüllen in Wirklichkeit nur die raffinierte Kunst eines freimaurerischen Romanschreibers, seine rationalistische Aufklärungstendenz mit historischen Detailzügen der Evangelien möglichst innig zu verweben und durch lauter unbewiesene Behauptungen eine natürliche Erklärung des Christentums vorzutäuschen, die jedoch an den Glauben weit höhere Anforderungen stellt als der stärkste, wenigstens mit historischen Tatsachen belegte Wunderglaube. Für den „historischen" Wert der Enthüllungen ist charakteristisch genug, daß der Verfasser es nicht gewagt hat, auch nur einen greifbaren Anhaltspunkt zur Nachprüfung der Echtheit seines angeblich aus dem 7. Jahre nach Jesu Tod stammenden Dokumentes darzubieten, nicht einmal den Namen des Entdeckers und die Zeit seiner Wiederauffindung. Dafür erregt er um so mehr Sensation durch die Schaudermäre von den fanatischen Bemühungen der Missionäre, namentlich der Jesuiten, sowie katholischer Beamter um Zerstörung der unbequemen Urkunde. Nichts diskreditiert schließlich den Herausgeber mehr als seine eigene Rechtfertigung (78): „Für einen denkenden, freien Christen hat die ängstliche Frage der Orthodoxen nach Echtheit weniger Wert, als die Frage nach Wahrscheinlichkeit. — Abgesehen von der Echtheit oder Unechtheit eines alten Dokumentes wird jeder aufgeklärte Christ ganz unbedingt jeder solchen Urkunde freiwilligen Glauben schenken, welche eine Wundergeschichte, über die er längst mit seinem Bewußtsein hinaus ist, ganz und gar so darstellt, wie es im Bedürfnisse der freieren Anschauung liegt, und wie ein Aufgeklärter es sich selbst gewünscht hat, daß es so und nicht anders gewesen sein möchte." — Sapienti sat!

[1] Vgl. „Naturgesetzlichkeit und Wundermöglichkeit" in „Magazin für volkstümliche Apologetik", Jahrg. 10 (20. Mai 1911), S. 53 ff.

[2] Hier begegnet uns der nämliche Fehler oberflächlicher logischer Verallgemeinerung, wie in der mechanisch-monistischen Energetik Ostwalds, welche anorganische und organische Energie bis zur höchsten geistigen Lebensstufe von vornherein wesentlich in eins setzt.

[3] Näheres bei Alb. Schweitzer, Von Reimarus zu Wrede. Eine Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, Tübingen 1906.

Der Sagenbrunnen.

Es liegt ein Brunnen zwischen Moos und Farn,
Vom Alter eingesponnen, dicht im Tann.
Das tiefe Schweigen ruht in seinem Bann
Und Spinnen weben drum ihr weiches Garn . . .
Wildrosen wuchern rankend ums Gestein,
Der Efeu kriecht um graue Mauerkronen;
Kaum fängt der Farn des Lichtes hellen Schein —
Und in der Tiefe muss das Dunkel wohnen . . .

Oft rauscht's und rollt's wie dumpfer Waffengang,
Wenn sich ein Stein zerbricht im Mauerschacht —
Wie wenn es heiser in der Tiefe lacht,
Unheimlich wie von Morden, kalt und bang — —
Und Nachts, wenn Vollmondschein durchs Dunkel rinnt,
Dann rauscht's wie Mädchensang um die Zisterne,
Es sitzt die Märchenfrau im Farn und sinnt —
Und wie von eil'gen Schritten hallt's von ferne . . .

Dr. Hans Besold.

F. Hugin.

Skizze von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

II.

Schon in „Wald" liest man das für einen noch jungen Menschen wunderbar erfahrene Wort über die Güte, die als „tiefe Menschenliebe über das Leid lächeln kann, weil sie es besiegt." Wohl nicht zuletzt in diesem Sinne hatte die Verfasserin ihre erste Hauptdichtung „Leid" benennen wollen; doch zog sie dann den festeren Griff auch für den Titel vor und überschrieb: „Hahn Berta. Erzählung."[1]) Es ist die Geschichte einer niederschlesischen Waldhäuslerstochter, Kind eines trotzig auf sich selbst gestellten, nicht gefühlsbaren Mannes aus wild zügellosem, jedoch ein Stück urkräftiger Natur bewahrendem Bauernstamme und einer durch seinen Gewaltsinn eingeschüchterten Frau aus biederem Handwerkergeschlechte, mit dessen stillem, redlichem Sinn und, bei aller Gedrücktheit, ausgeprägter Eigenart. Die Tochter dankt ihr, der demütig Opferwilligen, die Veranlagung zur rechtlichen Pflichttreue, zum heroischen Sich-Einsetzen, zur (verborgenen) Gemütstiefe. Der Vater jedoch vererbte ihr die drängende Lebenskraft, die zähe, bis zur starren Härte unerschütterliche Ausdauer und den halb unbewußten leidenschaftlichen Vereinigungstrieb zur Natur, der unmittelbar ihr ganzes Wesen, bis zu selig versunkenem Träumen und Warten, auszulösen vermag, während er jenen der Wilderei und, in dieser, dem Mordversuch zustößt.

Die eine wie der andere aber gelten dem niederschlesischen Volke als gemeines Verbrechen. So lehnt sich auch das Mädchen gegen den ehedem fast ausschließlich geliebten Vater bis zur völligen Scheidung auf. „Du sullst ni", wehrt sie der Mutter, die sich dem Gefesselten nähert und ihn in rührender Scheu zu liebkosen sucht, „Du sullst ni — Du hast doch kein Anteil an dem Mord — Du bist ane ehrliche Frau — Du sullst en lassen." Da kommt es wie ein Erwachen über den bisher Regungslosen. Langsam dreht er sich nach der Stimme herum. Ein unbeschreibliches Staunen tritt in seine kalkig und fahl werdenden Züge. Die Augen der beiden begegnen sich — und ein Blitz trifft den Hahnhäusler tief innen, wie es die Leute nennen, ins Herz. Dann nimmt er stumm Abschied von Weib und Sohn und läßt sich, ohne ein Wort, einen Blick an die Tochter, abführen in den Kerker, wo er unversöhnt hinsiecht und stirbt.

Hahn Berta aber, eben noch blühend jung, ist jäh zum herben Weibe gereift. Sie trägt die Achtung der Menschen halb achtlos, halb in Hohn. Sie weiß nicht, was in ihr vorgeht; sie weiß nur, daß die Kraft dessen, der ihr der Stärkste und Beste unter allen war, sich in Schwäche verwandelt und daß er ihr dadurch sich selbst, ihre Stütze, ihre Welt, in der sie atmete, geraubt hat. — Ein Hungern steht in ihr auf nach einem Halt, an dem sie Ruhe fände vor dem wilden Gebrause ihrer Seele.

So kommt sie zum Heiland. Ihrer frommen Mutter muß sie häufig aus der Bibel vorlesen, und bald — öfter und öfter — hält sie das heilige Buch einsam in ihrer Kammer bei Kerzenlicht auf den Knien. Und da findet sie den Krankenfreund, den Schmachbefreier, den Erlöser — Gottvaters eigenen Sohn, den ihr Vater geleugnet. Von da ab fühlt sie, wenn sie zur Ruhe geht, wie Er mit den „stillen Augen" neben ihr steht, mitleiderfüllt ihr bessere Tage verheißend.

Wirklich scheinen nun diese Tage zu kommen. In den schweren Arbeiten um das karge Brot, um das kleine heimatliche Gut trifft sie auf den Menschen, der so sonnig ist wie sie düster und der ihrer dennoch für sich begehrt. Sie liebt ihn und wird sein Weib, trägt beglückt das Gattinnen- und Mutterlos, aber hinter all dem Lichten seiner Aeußerungsart steht das Dunkel eines schwachen, schwankenden Charakters. Sein Herz hängt an ihr, doch sein Lebensdurst, seine Eitelkeit, seine Sehnsucht nach heller Freude und Liebe führt ihn allmählich von ihr ab, der in strenger Redlichkeit und Frone unermüdlich, unerbittlich Arbeitenden, Sklavenden. So wird er ein Wirtshaussitzer, ein ihren geringen Besitz Vergeudender, — ein wenigstens zeitweilig Ungetreuer. Letzteres ahnt sie nur, will es nicht glauben. Als sie es sicher weiß, lebt nur noch die Mutter ihrer Kinder in ihr. Da faßt es ihn wie Verzweiflung, und sein rascher Tod durch Unglücksfall erscheint als ein ob nicht gesuchter, so doch nicht vermiedener.

An seiner Leiche überkommt es sie wie eine Erleuchtung. Sie sieht, daß sie wohl Liebe gab, aber nicht Liebe genug, daß vier Augen, die des Mannes wie des Vaters, sie mit stummem Vorwurf anschauen: „Du bist schuld." Und die schweren, würgenden Schmerzen wollen sie erdrosseln. „Gott — Gott nimm's furt, nimm's furt!" Wirr und ängstlich schaut sie sich um — scheu dem Toten ins Antlitz. Da gewahrt sie auf diesem den Ausdruck des Friedens, des Vertrauens. Hatte er Einen gefunden, der das Schwache trug und die Schuld abnahm? Plötzlich spürt auch sie die Macht Seiner „stillen Augen". Und sie hört das eine Wort: „Erbarmen".

Ein aufwärts führendes Leben liegt nun vor ihr. Sie nimmt es, durch die Liebe der Kinder „wieder zum Menschentum erwärmt", mit starkem Mut auf sich, bereit zu schwerer, entbehrender Arbeit, bereit auch zu linder, reicher Segenswirkung. Sie bleibt nicht nur die hingegebene Mutter der jetzt vaterlosen Waisen, sie wird auch die Mutter aller ihr begegnenden Armen und Hilfsbedürftigen. Und der jede Schwäche verachtende, stolz-rechtliche Mensch in ihr lernt ein Neues: das Schwache lieben. Von da ab ist sie nicht einsam trotz aller Not: aus Dunkelheit und Leid tasten sich immer mehr Hände ihr entgegen und klammern sich an sie. Nein, sie wurde nicht zerbrochen. Etwas ist in ihr, das sie trägt. So nehmen wir Abschied von ihr, wie sie, nach heißem Tagesmühen, am Bette eines fremden kranken Kindes liebend wacht. „Das Mondlicht lag auf ihrem Gesicht. Da waren jetzt manche harte Falten. Und der Gram hatte auch scharfe Linien hineingezogen. Aber auf der Stirn und in den Augen saß noch ein anderes Licht als der Schein des Mondes."

Das sind nur ein paar Umrisse der Darstellung. Doch wie überzeugend, wie lebensvoll ist diese selbst! In an sich ganz einfachen, straffen Entwicklungslinien; die aber umschließen sprühende, wogende, brausende Wirklichkeit. Dazwischen, und zuletzt, die Stille vor, die süße Ruhe nach den Stürmen. Und überall die ethische und künstlerische Motivierung, überall die Hand, der Geist, die Seele des Meisters, des Vollmenschen. F. Hugin mag, wie es behauptet wird, für die Schale ihrer Dichtung von Wilhelm v. Polenz, Karl Hauptmann, Frenssen, vielleicht gar Kretzer gelernt haben: Der Kern eignet ihr allein. Und ihre ganze Persönlichkeit steht hinter dem allen, prägt sich auch teilweise aus in der einen oder anderen Gestalt, jedoch unter gewissenhafter Selbstzucht und vollkommener Wahrung der Objektivität, mit einem Untertauchen in die Tiefe, mit einem Aufsteigen zur Höhe, die wir, alles in allem, nur bewundern können. Prachtvoll ist die Zeichnung der Hauptcharaktere, aber auch die der Nebenpersonen ertragen das scharfe Licht der Kritik; so der fromme, brave, strebsame Bruder Bertas, so ihre leichtsinnige Jugendgefährtin, so der rohe und doch nicht ganz verderbte Schmarlenz usw. Ergreifend vollzieht sich vor uns die Seelenwandlung der Heldin: vom herrisch-egoistischen Selbstgefühl zur selbstlosen Mütterlichkeit, die bereits in jener erschütternden Szene einsetzt, da sie, innerlich vereinsamt und äußerlich gänzlich verarmt, als freilich ungeübte und des ferneren noch strauchelnde Jüngerin des Heilands dem reuigen Manne vergebend naht.

Meisterhaft ist auch die Art, wie F. Hugin in uns noch für die Sünder das Mitgefühl erweckt und erhält, nachdem sie deren Sünde in voller Häßlichkeit vor uns hingestellt hat. Denn hierin kennt sie, bei aller Innehaltung der künstlerischen Grenze, keine Beschönigung, keine Konzession. Der Weisheit letzter Schluß jedoch bleibt ihr, und durch sie uns, das tiefe Erbarmen. Nie aber findet sich bei ihr auch nur die leiseste Schwüle; sie ist vollendet keusch, und wo sie über den Sumpf hinschreiten muß, weiß sie die leuchtende Reine ihres Gewandsaumes zu wahren. Mit besonderem Geschick bringt sie die leicht etwas kraus mystische Religiosität der nichtkatholischen Schlesier zum Ausdruck, immer aber in schönem Ernst, auch in heiliger Ergriffenheit, die beide — man fühlt das — bei ihr in eigener überzeugter Klarheit wurzeln. Mehr als erstaunlich ist überhaupt ihr sicheres, bis in die letzten Gründe nachgehendes Eindringen in den Volkscharakter: das auf dem Boden edler Menschen- und Gottesliebe gereifte Ergebnis einer Beobachtungstätigkeit und Wesensvereinigung, die eng mit ihrem metaphysischen Drange und ihrem genialen Natursinne zusammenhängen.

[1]) Berlin 1907, G. Grote.

Das Buch steckt voll von künstlerisch getreuen Milieu- und Freilichtbildern. Sie liefern aber nur den so kraftvoll wie fein abgetönten Hintergrund für die handelnden oder leidenden Träger der Geschehnisse, die auch in ihrer Rede (Dialekt) organisch aus der Wirklichkeit herauswachsen, nie eine bloße Staffage bilden sogar für die gewaltigsten Naturszenen, wie sie gerade diese Dichterin zu schaffen versteht. Nichts Großartigeres in seiner Art z. B. als der Heldin Gang durch den vom Feuer getöteten Wald. Die Sprache ist voll reinen Adels, zumeist von knapper Wucht. Die Reflexion stellt sich fast ausnahmslos an den Personen dar; nur ein paarmal schleicht sie sich schüchtern anders ein, aber an den wenigst ungeeigneten Stellen.

Alles das geht, unter Gesamt- und Einzelanpassung, auf das zweite große Hauptwerk. mit dem ich mich daher kurz befassen kann: „Durch den Nebel.“[2]) Es ist der einzige Roman der Prinzessin, und ich glaube, sie wäre später zu der Novellenform zurückgekehrt, die ihrer aufs Straffe zielenden technischen Veranlagung mehr entsprach. Dennoch finden wir auch in diesem Buche die Richtlinien großen Fortschrittes, zumal in bezug auf den ausgedehnteren Gesichtskreis, die mannigfacheren Eindrücke im Leben der Menschen und Natur und die noch reichere Uebermittlung aus der Autorin poetischer Anschauung und — last not least — eigenstem Ich. Daß sich Frenssen-Anklänge entdecken lassen, gebe ich dem rastlosen Frenssen-Gegner Bartels von vornherein zu: nicht weil ich seinem fast ans Schwächliche grenzenden Aufspürsystem unbedingt beistimme, sondern vor allem weil ich weiß, daß der schleswig-holsteinische Pastor neben allerlei selbsterfonnenen doch auch viele echte Spracheigentümlichkeiten brachte, die ebenfalls einer so feinhörigen Beobachterin nicht hatten zur Verwertung entgehen können. Darin aber hat Bartels recht, daß „Licht, Luft, Meer, Land“ und, darf ich hinzufügen, Mensch „in ihrem intimsten Verhältnis zu einander“ wohl kaum „jemals vorher so ausgiebig und prägnant dargestellt worden sind“ wie in dieser Entwicklungsgeschichte eines schleswigschen Bauernsohnes und Fischerenkels, der mit der Heimatsehnsucht der Scholle und des Herzens trotz vielversprechender anderer Anläufe ein armer Fischer werden und bleiben muß. Die Nebel des Unglücks, des eigenen und fremden Irrens, des Verkennens und Mißverstehens, der äußeren und inneren Vereinsamung bis zur Verbitterung steigen um ihn auf, aber Gottes Licht bricht hindurch, als er gelernt hat, sich selbst und Ihm treu zu bleiben, fest in schwerer Versuchung, da er dann auch den Menschen, an dem er und der an ihm hätte fallen können, unerschütterlich und sonnenklarer als er selbst, am Rechten festhalten sieht. Sein Aufstieg hebt sich deutlich ab, wenn auch gedämpfteren Lichts, wie derjenige der Heldin im vorhergehenden Werke. Die Unterschiedlichkeit der beiden Volksstämme tritt plastisch hervor, erkennbar bis ins Feinste, nicht zuletzt hinsichtlich des Religiösen, das bei den verschlossenen Nordländern sich oft nur wie in zager Verstohlenheit heraus wagt.

Selbständige Kraft und zutiefst gründende Innigkeit geben auch der Sammlung „Gedichte“ ihre Prägung.[3]) Nicht alles ist gleich unmittelbar, gleich schön, besonders formal nicht immer mangellos, doch missen möchte ich nichts, denn jedes einzelne ist vollberechtigt, weil in sich ethisch und künstlerisch wahr. Hier — das spüren wir alsbald — gibt sich uns das Eigenste eines Selbsteigenen, eines zu weitblickender Freiheit sich emporringenden Reinen, Vergeistigten, eines Seelenkünders und Leiderfahrenen, eines Kämpfers und Siegers, — und echte Weiblichkeit ist Mittel und Krone. Ich müßte zitieren und aber zitieren, um zu beweisen. Dazu fehlt hier der Raum. So kann ich nur auffordern: Lernt das Dargebotene kennen. Nicht alle Saiten auf der Harfe dieses edlen Frauengemütes sind angeschlagen. Das Erotische z. B. fehlt ganz. Dies mag von ihr selbst gewollt sein, und wenn es so wäre, es würde mir dadurch kein neues Licht aufgesetzt werden für die Erkenntnis eines Charakters, der in keuscher Gehaltenheit der Welt verhüllen durfte, was der Welt nicht mehr war. Aber auch sonst glaube ich Lücken zu sehen, die „gelassen“ worden sind. Wenn ja, so werden Gründe und Rechte dafür gesprochen haben. Wir aber hoffen, daß die Zukunft diese Lücken bald schließe. Was vorliegt, zeigt uns die Dichterin vor allem in unmittelbar einender Anschauung der Natur, die in ihr das Persönlichste, das aufwärts Drängendste auslöst: tiefe, mächtige Sehnsucht, geduldige, tapfere Ergebung, Schmerz, Freude, Güte, Erbarmung, lauteren Genuß, verlorenes, nie gewonnenes Glück — und, wenn man das Ganze übersieht, Sieg: Sieg zu Gott, auf allen Linien. Einzelnes, manches kann man nicht lesen, ohne daß einem das Herz zittert, die Träne ins Auge steigt. Mir wenigstens ging es so. Und einzelnes kann man überhaupt nicht mehr vergessen, wie diese ganze Kunst beseelter Natur und Natürlichkeit selbst. Bartels zieht zur Vergleichung Annette Droste, Goethe, Hölderlin, Mörike, Hebbel, Spitteler, Walt Whitmann, sogar Nietzsche heran. Man kann das ja alles. Ich selbst mag, will es nicht. Ich sehe sie einsam, aber ragend, in Gottes himmlischem Licht. Sie atmet darin, — ich aber, . . . ich kann mir nicht helfen: ich traure, weil sie von uns ging, ehe wir sie erkannten.

[2]) Berlin 1908. G. Grote.

[3]) „Gedichte“ von Feodora Prinzessin zu Schleswig-Holstein (F. Hugin). Aus dem Nachlaß herausgegeben. Berlin 1910. G. Grote.

Mutter.

Ich sass in einem Kreis von jungen Frauen
Und hatte Musse, still sie anzuschauen:
Auf jedem Frauenantlitz war geschrieben
Mit gleicher Schrift ein Wort von Leid und Lieben.

Und als die Schatten durch die Zimmer flogen,
Als tiefer sich die feinen Linien zogen,
Da sah ich „Mutter“ rings auf allen Zügen
Als jenes Wort von Leid und Lieben liegen.

Fine Vissing.

Was christlichen Familien und deutschen Frauen zugemutet wird.

Von Franz Albert.

Die „unabhängige koloniale Wochenschrift «Kolonie und Heimat», Organ des Frauenbundes der deutschen Kolonialgesellschaft“ (Herausgeber Dr. Eduard Buchmann, Verlag kolonialpolitischer Zeitschriften Berlin W. 66, Wilhelmstr. 45) nimmt Anzeigen-Beilagen auf, die allem Anstand Hohn sprechen. Ich schicke die Bemerkung voraus, daß man die katholischen Missionsgesellschaften um Unterstützung der Wochenschrift gebeten, und daß ein katholischer Missionsbischof eine Anzahl Photographien an den Verlag verkauft hat.

Vor ganz kurzer Zeit enthielt „Kolonie und Heimat“ folgende Anzeige-Beilage: Verlags-Verzeichnis der Schriften von Richard Ungewitter über Nacktkultur, Körperkultur, natürliche Moral, sexuelle Fragen, Rassenhygiene und Gesundheitspflege. Die angepriesenen Bücher sind ja sattsam bekannt. Die Art der Anpreisung ist aber höchst anstößig. Schon die bildliche Wiedergabe der Einbanddecken enthält sehr heikle Nacktheiten. Auch Bilder aus den Büchern, wie „Waldnixen“, „Kindliche Anmut“, „In Erwartung“, wirken in ihrer Art anstößig.

Darf sich denn die Wochenschrift erlauben, solche Beilagen in christliche deutsche Familien zu senden, wo sie doch gewiß ohne Unterschied auch in die Hände der Kinder fallen kann? Darf sich die Wochenschrift erlauben, solches dem Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft darzubieten? Sind die Kreise des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft schon auf dem Standpunkte der „freien Moral“ angelangt? Ja, dann könnte man es auch den Katholiken nicht so sehr verargen, wenn sie da nicht mitmachen. Jedenfalls müßten wir die katholischen Missionen vor der Beteiligung an solchem Unternehmen warnen. Eine polemische Auseinandersetzung mit Richard Ungewitter lehnen wir unbedingt ab. Was an seinen hygienischen Zielen berechtigt ist, läßt sich erreichen, ohne daß die christlichen Grundbegriffe der Scham und Sittlichkeit radikal über den Haufen geworfen werden.

Vom Büchertisch.

Enrica von Handel-Mazzetti: „Imperatori. Fünf Kaiserlieder“. Mit fünf Bildnissen in Kunstdruck. Kempten, J. Kösel. Gr. 8°, 33 S. M 1.—, geb. M 1.80. Prachtvolle Ausstattung, prachtvoller Inhalt. Dem Jubiläum des greisen österreichischen Kaisers gegenüber, unter Rückblick auf eine der schwerst heimgesuchten und an Edelgut reichsten Lebensausgestaltungen begreifen und übernehmen wir die hinreißend innige Begeisterung, welche die große österreichische Epikerin in diesen romanzen- und balladenartigen Dichtungen ausströmt. Zwei davon: „Das Herz des Kaisers“ und „Der Tod der Kaiserin Elisabeth“, stehen schon im „Deutschen Recht“; wir begegnen ihnen hier von neuem mit herzlichem Willkomm. Von dem letzten, einem eigentlichen Sangesliede, hat Marie von Ebner-Eschenbach gesagt: „Wenn es von mir abhinge, ich ließe die Volkshymne („Gott erhalte“) nur mehr mit diesem Text singen. E. M. Hamann.

Franz Jos. Zlatnik, „Weihestunden. Ausgewählte Gedichte.“ Baden-Baden, Pet. Weber. 12°. 64 S. M 1.—. Die von geburtsadeliger Frauenhand zum Geleite beigegebene, reichlich beleuchtend ausgefallene „literarische Silhouette“ des Autors bedeutet für das sinnige Büchlein fast eine Gefahr. Ich sage das absichtlich, um den etwaigen Schreckbaren Mut zum Weiterlesen zu machen. Der Dichter selbst kennzeichnet die Sammlung als „an-

spruchslose Liederblüten", die er vor allem den bei der Mutter verlebten „Weihestunden" verdankt. Der Mutter daher des Bändchens Widmung, die danach angetan ist, unsere freundliche Anteilnahme für das Folgende zu wecken. Dieses hat gerade in seiner vorwiegenden innigen Schlichtheit, die bisweilen freilich vom künstlerischen Niveau abrückt, mancherlei Ansprechendes und einiges Bedeutenderes, das auf eine erfreuliche Entwicklung weist. Gemütsweiche und schon darum nicht allzu kritikfrohe Menschen, vor allem wohl Frauen, dürften an dem Bändchen, dem verschiedene ähnliche vorausgingen, die meiste Freude haben. Sie begehen damit keine Gefühlsverschwendung, denn hinter dem Ganzen steht ein reiner, edler Mensch. E. M. Hamann.

P. Saget, „Mein Hausfreund und täglicher Begleiter. Ein Büchlein für jedermann." Bad Honnef a. Rhein, Rhenus-Verlag. Kl. 8°. 111 S. ℳ 1.—. Schon das Titelblatt zeigt, praktischerweise, auf den nicht nur idealen, sondern auch praktischen Inhalt: „Gedichte für das Leben, zu Festen und Gedenktagen des Jahres, Sprüche für das Album usw., Gelegenheitsgedichte zu Familien- und Vereinsfesten, Jubiläen usw., Postkartengrüße". Wer die frische, gesunde Art des Verfassers vom neulich besprochenen kleinen Epos „Helja" kennt, wird gerne zugreifen und es nicht zu bereuen haben, schon aus der von Goethe festgestellten Tatsächlichkeit heraus: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen". — Von demselben Autor ist auch in Sonderdruck ein interessanter Aufsatz aus der „Westd. Verkehrspost" erschienen: „An der Heerstraße deutscher Geschichte. Zur Erinnerung an sonnige Tage am Rhein", dem ein ansprechendes Gedicht: „Honnef am Rhein", aus P. Saget's „Am Rheine: Neue Rheinlieder usw." (ebenda, 15 Pfg.) beigegeben ist. Die Broschüre erwähnt auch der Insel Grafenwert, über deren geplantes Freilichttheater die „Allgem. Rundschau" an anderer Stelle berichten wird. E. M. Hamann.

Eduard Eggert, „Der letzte Prophet, Dichtung". Zweite Auflage. Ravensburg. F. Alber 1911 Gr. 8° 139 S. Brosch. ℳ 3.60, geb. ℳ 4.80. — Diese Neuauflage hätte gerechterweise früher nötig sein sollen, denn volle fünfzehn Jahre liegen zwischen dem ersten und dem zweiten Erscheinen des sehr bemerkenswerten Werkes. Ein echter Poet läßt hier das Schicksal Johannes des Täufers vor uns erstehen, läßt uns hineinschauen in das äußere und innere Leben dieses Gewaltigen, der sich, wo immer wir ihm begegnen, in einheitlicher Größe vor uns aufreckt. Trotz des altbekannten Stoffes stehen wir von Anfang bis Ende im Banne der künstlerisch geweckten und aufrechterhaltenen Spannung. Orientalische Farbenglut dient zur Belebung der schon durch die Bibel in wunderbare Beleuchtung gerückten Begebnisse, aber die ethische Tiefe der Auffassung, desgleichen die zwingende Logik der Motivierung und Personenzeichnung hält stand, so daß das mehr Zufällige kaum je vor dem Wesentlichen zurücktritt. Für die Jugend ist das Buch nicht; bereits Vorgeschrittene und in sich Gefestigte werden, eine entsprechende Empfänglichkeit vorausgesetzt, den Zauber des sich hier kundtuenden starken Talents nachhaltig empfinden. E. M. Hamann.

Dr. J. L. Schlich: „Der gläubige Mann in der modernen Welt". Saarlouis 1911. Verlag von Franz Stein Nachfolger Hausen & Co. Ein „Belehrungs- und Gebetbuch für christliche Männer und Jünglinge" zu schreiben, das den modernen Anforderungen entspricht, ist keine leichte Sache. Der Verfasser, Dr. J. L. Schlich, Religions- und Oberlehrer am Gymnasium in Saarlouis, zugleich Diözesanpräses der katholischen Gesellenvereine, ein Mann, der mit der jungen Männerwelt in engster Fühlung steht, war die geeignete Persönlichkeit dazu. Und das, was er bietet, muß einen Mann, der überhaupt noch ein Gebetbuch zur Hand nimmt, befriedigen. Der belehrende Teil des Büchleins umfaßt vier Kapitel: „Der Mensch und die Religion"; „Der Christ und das Christentum"; „Der Katholik und seine Kirche"; „Der Katholik im Leben". Die Darstellung ist kurz und bündig, klar und überzeugend. Der zweite Teil enthält die gewöhnlichen Gebete und Andachtsübungen. Meist sind alte, kernige Gebete ausgesucht, die dem Charakter eines Mannes am besten entsprechen. J. Wernado.

Johann Schwab: Ausgeführte Katechesen für den Religionsunterricht der Fortbildungsschule und die Christenlehre. 1. Bändchen. Glaubenslehre. Gott, Christus, die Kirche. Donauwörth 1911, Auer. Preis geb. 2 50 ℳ. — Man ist gern geneigt, die Bedeutung des Religionsunterrichts in der Fortbildungsschule zu unterschätzen. „Es kommt doch nichts dabei heraus!" Das mag manchmal wahr sein. Aber wenn die Katechesen gegeben werden, wie der Verfasser vorliegenden Büchleins sie gegeben, dann kann ein Erfolg nicht ausbleiben. Die Katechesen sind alle praktisch vom Verfasser erprobt. In freiem Anschluß an die „Münchener Methode" ausgearbeitet, behandeln sie in apologetischer Weise die grundlegenden Wahrheiten von der Existenz Gottes und der ewigen Vergeltung, von der Gottheit Jesu und von der Stiftung und Berechtigung der Kirche. Sehr instruktiv ist auch das, was der Verfasser „Grundsätzliches" für die Katechese in der Fortbildungsschule zu sagen weiß. Das Buch bedeutet einen vielversprechenden Anfang auf einem Gebiet, auf dem die einschlägige Literatur noch sehr dürftig ist. J. Wernado.

Napoleon als Bühnengestalt.

Trotz einer von Jahr zu Jahr wachsenden Napoleonliteratur gibt es wenige Napoleonstücke von literarischem Werte. Grabbes Versuch strebt zwar den großzügigen Stil an, allein es ist nicht ganz unverzeihlich, wenn sich für dieses Werk die Privatdozenten lebhafter interessieren, als die Bühnenleiter. Die Theaterleute finden Gefallen an Sardous amüsanter „Madame sans Gêne" oder im geringerem Maße an Shaws Heroenverhöhnung. Nicht ein Napoleon-Stück kenne ich aber, sagt Friedrich Koch-Breuberg mit Recht in der Vorrede seiner „Dramatischen Bilder aus dem Leben Napoleons", „in dem Napoleon — Napoleon wäre. Meist erscheint er zuerst als Satan, um dann einem frei erfundenen Helden Schutzengel zu werden." Koch-Breuberg hat nicht versucht, die fehlende Napoleontragödie großen Stils zu schreiben, die einem dramatischen Genie von Shakespearescher Kraft überlassen bleiben muß. Sein Werk „Im Auf- und Niedergang" begnügt sich, „in einigen Bildern den großen Mann in seinem gewaltigen Menschentum und nicht verzerrten Schwächen auf die Bühne zu bringen." Es ist dem auch als Romanzier rühmlichst bekannten Verfasser[1]) gelungen, in höchst fesselnder Weise seine Aufgabe zu lösen. Die dramatischen Bilder sind eine sehr lehrreiche und ästhetisch erfreuende Lektüre. Ich bin überzeugt, daß dieselben auf der Bühne von lebhafter Wirkung sein werden, da sie begabten Künstlern schauspielerisch sehr reizvolle Aufgaben bieten. Mit künstlerischer Einsicht hat Koch-Breuberg keine Haupt- und Staatsaktionen aus dem Leben des Korsen gewählt, denn bei der vorgeschrittenen historischen Bildung unseres heutigen Publikums bieten sie der dichterischen Phantasie keinen Spielraum mehr. „Es mußte sein", betitelt sich der erste Einakter. Hier tritt Napoleon nicht auf, und doch steht er im Mittelpunkt des Interesses. „Man darf", so schreibt der Autor in seiner Vorrede, „behaupten, daß der Korse ohne Josephine kaum Kaiser geworden wäre. In der Revolutionszeit gab es viele Genies, die einfach verkamen. Die Vicomtesse de Beauharnais schuf Bonaparte eine Stellung in der wiederauflebenden Gesellschaft. Das waren die ersten Stufen der Leiter." Josephine, die eine Idealisierung zur Heldin schwer vertrüge, ist mit historischer Treue gezeichnet. Auch Carnot, Barras und Eugène, der Sohn Josephinens, sind lebensvoll gestaltet. In den ungezwungen geführten Dialogen spiegelt sich Bonapartes Persönlichkeit in fesselndster Weise. Das zweite Bild, welches Koch-Breuberg ein zaghaftes Lustspiel nennt, malt das Kolorit der Zeit nach dem italienischen Feldzuge. Die unzeitgemäße Laune der Generalin Junot nach einer „Ananas", die in Paris niemand zu befriedigen vermag, als die findige Polizei des „ersten Konsuls", gibt den äußeren Rahmen zu psychologisch feinen und überlegenen Charakterzeichnungen Lätitias, Josephinens und Madame de Staëls. Napoleon in seinem Auftreten erscheint bedeutend, ohne daß der Verfasser ihn in das bengalische Licht einer retrospektiven Geschichtsbetrachtung stellt. Auch in dem 1809 in Schönbrunn bei Wien spielenden Einakter fallen durch die Einführung der Gestalt von Napoleons Schwager Murat scharfe Schlaglichter auf die kaiserliche Familie. Von der hier auftretenden Unbekannten sprach Napoleon noch auf St. Helena. Auf das Erscheinen derselben, die den Kaiser vor der russischen Uebermacht warnt, weiß der Verfasser mit Spannung vorzubereiten und über die Szene, deren Verlauf der Titel: „Ein schwacher Sieger" andeutet, Poesie und Empfindung auszugießen.

„Philoktet auf St. Helena" bringt durch Steigerung der poetischen Kraft die Krönung des Werkes. Neben Bertrand und dem französischen Bevollmächtigten Montchenu steht die Gestalt eines schwärmischen englischen Leutnants, der Napoleon befreien möchte, doch abgewiesen wird. Folgendes Zitat möge zum Schluß des Autors Sprache und seine Auffassung des Imperators illustrieren: „Man nannte mich Tyrann — tyrannisch brachte ich den Völkern Luft und Licht. Die heilige Allianz hält sie danieder, damit die dummen Fürsten ruhig jagen können. Doch in der Völker Herzen ruht der Same, den ich gestreut. Trotz dieser heiligen Allianz keimt fort das Korn der Freiheit — Sie können die Frucht erleben, die ich gesät. Ach, stände so — mein Sohn vor mir! Ich würde sagen: Werde mir ein Kaiser, der seinem Volke Freiheit gibt. Sei Kaiser und der erste Bürger deines Staats...."

L. G. Oberlaender.

[1]) Im „Deutschen Hausschatz" erscheint soeben aus seiner Feder ein Roman aus dem Leben Napoleons. Bei dieser Gelegenheit verdient auch die Tatsache Erwähnung, daß Major a. D. Koch-Breuberg, der sich durch die Gnade des Herzogs von Anhalt um die katholische Kirche in Dessau verdient machen konnte, in den jüngsten Tagen vom Heiligen Vater durch Verleihung der Militärklasse der Komthure des Gregoriusordens ausgezeichnet wurde.

Dom zu Speyer.

Portale und Säulengänge
Steh'n träumend im Abendschein,
Tief unten durch stille Hänge
Rauscht müde der grüne Rhein.

Vor den Mauern blühende Reiser —
Doch drinnen alles so stumm.
Es wandeln die toten Kaiser
Durchs schlafende Heiligtum.

Dr. Lorenz Krapp.

Bühnen- und Musikrundschau.

Theatermuseum der Klara Zieglerstiftung. Dem von der großen Tragödin in ihrem Heim an der Königinstraße in München gestifteten Theatermuseum haben wir schon eine kurze Besprechung gewidmet, als es nach dem Tode Klara Zieglers der Oeffentlichkeit übergeben wurde. War das Haus damals ausschließlich dem Gedächtnis der großen Künstlerin gewidmet, so tritt durch namhafte Zuwendungen, die dem Direktorium in der Zwischenzeit geworden sind, der Charakter eines allgemeinen Theatermuseums nunmehr stärker hervor. Zwei große Räume des Hauses bleiben jedoch für immer dem ausschließlichen Gedächtnisse Klara Zieglers reserviert. Die Bibliothek ist bereits auf tausend Bände gewachsen. Neben theatergeschichtlichen Werken und vielen dramatischer Literatur sehen wir u. a. sämmtliche Zettel der Münchener Hofbühnen von 1874—1896. Gerade auf dem Gebiete des Theaters ist bis vor kurzem so wenig gesammelt worden, ja vieles verloren gegangen, was heute schon von historischem Werte ist. Hier kann das Museum, welches das erste auf diesem Kunstzweige in Deutschland ist, der Zukunft viel wertvolles Material sichern. Schon mancher Sammler hat dem Institute in nachahmenswerter Weise seine Schätze überwiesen, die nur an einer Zentralstelle für den Theaterhistoriker von Wert sein können. Eine Gemäldesammlung von dreihundert Werken hat der Münchener Hofschauspieler Wohlmuth dem Museum überwiesen. Allerdings stehen diese Bilder zum Teil nicht im Zusammenhang mit der Bühne. Doch repräsentieren auch diese eine reiche Epoche Münchener Malerei von Wilhelm Kaulbach, Habenschaden, Schwind, Schleich, Menzel, Leibl, Lenbach, Zügel, bis zu den Herren der „Scholle". Reizvoll ist „Wohlmuth als Malvolio" von Fritz von Uhde. Littmanns „Künstlertheater" ist in einem sehr instruktiven Querschnittmodell vorhanden. Auch die „neue Shakespearebühne" mit der Kirchhofsszene aus Hamlet ist in einem Modell zu sehen. Die Kostüm- und Dekorationsentwürfe Münchener Maler zu der ersten Spielzeit des Künstlertheaters sind besonders interessant im Vergleich mit den Kostümentwürfen eines Berlin-London-Neuyorker Hauses, welches die Ausstattung jedes Repertoirestückes in kürzester Zeit zu liefern vermag. Auch R. Fischers Dekorationen zu den „Meistersingern" im Prinzregententheater sind zu erwähnen. Im Treppenhaus sind eine Menge Bildnisse großer Künstler aus alter und neuer Zeit. Zuweilen sagt ein alter, bescheidener Stahlstich, ja selbst eine Silhouette uns mehr, als die „künstlerischste" moderne Photographie. Vergessen sei auch nicht die Totenmaske von Joseph Kainz. Die Züge des großen Schauspielers tragen nicht in dem Maße die Merkmale des Leidens, wie man bei seinem qualvollen Tode befürchten mußte. Auf die Klara Ziegler gewidmeten Zimmer sei heute nicht eingegangen, da von ihnen in unserem ersten Berichte die Rede gewesen. Das Museum bietet schon heute viel des Interessanten, das den Besuch lohnt. Es wird ihm auch reicher Zuspruch zuteil, allerdings, wie wir hören, mehr von Fremden, als von der einheimischen Bevölkerung. In nicht zu ferner Zeit werden die Räume des Hauses gefüllt sein. Nun, die Stifterin hatte auch schon hieran gedacht und für einen (nach der Gartenseite) zu errichtenden Anbau die Wege geebnet.

Verschiedenes aus aller Welt. Das 12. Schweizerische Tonkünstlerkonzert fand in Vevey statt. Für die Symphoniekonzerte war das Orchester des Konzertvereins München berufen worden, das unter der Leitung von Gustave Doret und Charles Troyon hervorragendes leistete. Gerühmt wird auch der Chorverein von Vevey. Von den aufgeführten Symphonien werden diejenigen von Brun, David, Lauber, Paderewski und Schoeck hervorgehoben. Paul Brenner wird besonders als Kirchenmusiker, Doret, von dessen Legende „Loys" ein Akt aufgeführt wurde, als Dramatiker gerühmt. Mit Kammermusikwerken trat neben Friedrich Klose (München) Hans Heuber (Basel) hervor. Karmin, Mich und L. v. Senger werden als Liederkomponisten gelobt. — Die seit drei Jahren in Brüssel bestehende Bachgesellschaft hatte es heuer zum ersten Male unternommen, ein zweitägiges Bachfest zu veranstalten. Es wurden unter Albert Zimmers Leitung die Johannespassion und die hohe Messe in H-Moll gegeben. Besuch und Aufnahme entsprachen den schönsten Erwartungen. — In Florenz dirigierte P. Hartmann von An der Lan-Hochbrunn mit bedeutendem Erfolge sein Oratorium „Abendmahl". — Ein Max Reger-Musikfest wurde in Darmstadt abgehalten. — In Bonn wurde ein Beethovenfest veranstaltet, das in seinem Besuch einen internationalen Charakter aufwies. Das Pariser „Capet"-, das böhmische „Sevcik"-, das Wiener „Rosé"- und das Berliner „Klingler"-Quartett wirkten neben erstrangigen Solisten. — Im Lauchstedter Goethetheater fand eine reizvolle Festvorstellung von Goethes „Mitschuldigen" statt. Die italienische Tragödin Eleonore Duse beabsichtigt die Aufführung antiker Komödien in den Ruinen des Palatins. Derartige Versuche von Freilichtbühnen werden in diesem Sommer in sehr großer Anzahl unternommen. Gerühmt werden die von Rudolf Lorenz gedichteten und inszenierten „Hussitenspiele in Bernau". Das mittelalterliche Bild vor dem alten Stadttor ist von ungewöhnlicher Schönheit. Achtzig Meter lang und vierzig Meter tief gibt der Platz Raum zur Entfaltung großer Volksaufzüge und wilder Kriegsszenen. Neben Schauspielern wirken 500 Bürger der märkischen Stadt mit. Das Spiel wird gerühmt, ebenso die Aussprache, weniger entsprechen die Kostüme. — Ungünstiger wird über die Freilichtbühne zu Dilsberg bei Neckargemünd, auf welcher ein altgermanisches Maienspiel „Das Frühlingsopfer" von Berufskünstlern und Amateuren gegeben wird, geurteilt, doch ist auch hier die Naturbühne an sich äußerst reizvoll. — In Paris interessierte Pierre de Sanchs Versschauspiel: „Paysans et soldats" mit hübscher Musik von N. Gallon nur aus chauvinistischen Gründen wegen einer rührsamen Prophezeiung der Befreiung des Elsaß. — Der Pariser Arbeiterführer Patand hat ein Streikdrama „Demain" geschrieben, das bei der Aufführung keine künstlerischen Qualitäten zeigte. — Kritiker der englischen Bühnen klagen über brutalen Naturalismus. Im „Sommernachtstraum" fliegen die Elfen wirklich an Drahtseilen und fette lebendige Kaninchen tummeln sich auf der gemalten Waldwiese auf Londons vornehmster Schauspielbühne. — Im „Zirkus Busch" in Berlin wurde auf Anregung des Universitätsprofessors v. Wilamowitz-Moellendorff, des bekannten Uebersetzers der antiken Tragödien, „Agamemnon" aus der Orestie des Aeschylos mit ansehnlichen Schauspielern gegeben. Die Wirkung blieb weit hinter dem von Max Reinhardt inszenierten „Oedipus" zurück, welche Einwände man auch gegen die Auffassung des Sophokles durch den letzteren zu erheben vermag. — Der Komponist Humperdinck wurde zum Vorstand der Kompositionsabteilung an der akademischen Hochschule in Charlottenburg ernannt. — Der Theaterverlag Karl Fischer in Berlin-Friedenau hatte im vorigen Jahre für dramatische Werke fünf Preise zu je 400 Mark ausgeschrieben. Von diesen erhielten je zwei Dr. Gg. Strähler (für die Tragödie „Der Altenteiler") und Rich. May (für die Komödie „Prometheus Erlösung"), einen die Schriftstellerin E. v. Weitra (für die Tragödie „Der Bärengraf").

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Tendenzen an allen Börsen sind derzeit höchst unbefriedigend. Mit Ausnahme weniger Spezialgebiete ist überall der charakteristische Ton von Uebermüdung und Sättigung zu verspüren. Die kommende Saison morte macht sich diesmal früher als sonst fühlbar. Es fehlt an neueren, wichtigen Anregungen, und die Tagesereignisse genügen nicht, den Börsen ihre bisherige Widerstandskraft zu erhalten. Einer kräftigeren Belebung unseres Wirtschaftslebens steht vor allem die Entwicklung der Verhältnisse in der Union gegenüber. Die bekannten, tief in das Industrie- und Handelsleben Amerikas einschneidenden ungünstigen Urteile gegen das Trust- und Finanzwesen lassen keinerlei Entwicklung aufkommen. Auch die Eisen- und Stahlindustrie in Amerika liegt brach und hat mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die dortigen Preisreduktionen in dieser Branche machen sich auch bei uns stärker wahrnehmbar. Am Verkaufsmarkte dieser Branche ist es daher sehr ungünstig bestellt. Auch die Syndikatsfragen wirken nach wie vor lähmend für Eisen und Kohle. Diese Nachrichten geben natürlich auch an den Börsen weiterhin Grund zur Lethargie. Man erinnert sich eben zu gut, dass die grossen deutschen Montangesellschaften durch die forcierten und gewaltigen Vergrösserungen und die fortwährenden Erweiterungen der einzelnen Interessensphären dadurch auch einer erhöhten Arbeitstätigkeit bedürfen, um genügend beschäftigt zu bleiben. Die früheren Ermahnungen anlässlich dieser unbegrenzten Erweiterungen und Kapitalinvestationen in der Montanbranche machen sich eben bei jeder Konjunktur-Abflauung besonders unangenehm bemerkbar. Der nervöse Verlauf der Neuyorker Effektenbörse lässt gleichfalls eine ruhige Entwicklung unserer Effektenmärkte nicht zu. — Dabei kann man nur von gesunden Verhältnissen in unserer heimischen Industrie sprechen. Die Fehler von teilweiser Ueberproduktion einzelner

Sparten werden durch den Konsum und den vermehrten Bedarf des heimischen Marktes sowie des Exportes einigermassen kompensiert, auch bestehen bis jetzt **gute Aussichten auf eine bessere Welternte**, welches Moment zutreffenden Falles von höchster Wichtigkeit für das Wirtschaftsleben, besonders auch für **die Geldmarktverhältnisse** werden könnte. Dieselben sind derzeit unverändert leicht. Bei der aufmerksamen Kontrolle der Reichsbankleitung und den steten, wenn auch scharfen und einschneidenden Vorsichtsmassregeln des Zentralnoteninstitutes ist auch für das kommende Semesterende kaum eine Wendung zum schlechteren zu erhoffen. Die allgemein herbeigesehnte, auf Grund der flüssigen Aktiven der Reichsbank auch anscheinend begründete Diskontermässigung ist seither unterblieben. **Diese vorsichtige Diskontpolitik der Reichsbank** hängt mit dem bekannten Umstand zusammen, dass derzeit **grosse Posten fremden Geldes bei uns untergebracht** sind, und mit dem Abruf dieser Gelder eine merkliche Versteifung des Geldmarktes eintreten müsste. **Die publizierten Zweimonatsbilanzen der Berliner Grossbanken** per 30. April zeigen gleichfalls ein Anwachsen der Verbindlichkeiten der acht Berliner Grossbanken und eine beträchtliche Zunahme der Kreditanspannung. Erheblich geringer ist dagegen die Mehrung der liquiden und leicht flüssigeren Mittel dieser Grossbankgruppe. — **An der deutschen Börse** war zuletzt ein lebhafteres Geschäft in den verschiedenen Kolonialwerten und Elektrizitätsaktien. Erstere profitierten auf Meldungen von neuen Diamant- und Goldfunden in den Kolonien. Die Projekte von Berliner Schnellbahnen und anderen grossen Finanzproblemen in dieser Industrie liessen das Interesse für Elektrowerte nicht erlahmen. Immerhin bewirken die Verstimmung am Montanmarkt und in Neuyork, ferner unklare politische Meldungen aus dem Orient und Balkan eine reservierte Gesamttendenz in Berlin, wie auch an den anderen Effektenmärkten.

M. Weber.

Die Zweimonatsbilanzen der Münchener Hypotheken-Institute per 30. April zeigen wiederum die ruhige und starke Entwicklung dieser Hypothekenbanken (Bayerische Handelsbank, Vereinsbank, Hypotheken- und Wechselbank und Süddeutsche Bodenkreditbank). Der Hypothekenbestand dieser vier Münchener Institute ist zusammen um 24¾ Millionen und der Gesamtpfandbrief-Umlauf um ca. 20 Millionen grösser gegen die letzten 2 Monate. Auch das laufende Geschäft — Bankabteilungen — hat sich vergrössert.

M. W.

E. Koenigs vollständiges Handbuch der deutschen Wörter. Es handelt sich um ein Nachschlagebuch, in dem die deutschen Wörter und sämtliche gebräuchlichen Fremdwörter mit ihrer Verdeutschung enthalten sind, ferner Erklärungen von Fachausdrücken aller Gebiete des wirtschaftlichen Lebens usw. Es sind hierbei die amtlichen Rechtschreibungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz berücksichtigt und von Theodor Voigt und Richard Zoozmann bearbeitet. An der Zusammenstellung des Werkes waren bedeutende Philologen, Germanisten, Schulmänner, Kaufleute, Gewerbetreibende und andere Praktiker beteiligt. Es ist dadurch ein wirklich volkstümliches Werk entstanden, das sicherlich Anhänger in allen Volksschichten finden wird. In dem Werke sind nicht nur die Stammwörter aufgeführt, es haben auch möglichst viel zusammengesetzte Wörter und allgemein gebräuchliche Spezialbezeichnungen Aufnahme gefunden. Die Herausgeber haben hier nicht nur ein Material zusammengetragen, das in seiner Reichhaltigkeit den deutschen Sprachschatz und die Fremdwörter nach Möglichkeit erschöpft, sondern sie haben noch als besonders praktische Neuerung die gebräuchlichsten Konjugationsformen der Zeitwörter an Ort und Stelle im Text angegeben, so daß sich das umständliche Nachschlagen in der Grammatik erübrigt. Das dem Buche beigegebene Verzeichnis der Vornamen in alphabetischer Ordnung wird besonders den Eltern sehr willkommen sein, da es neben der amtlichen Rechtschreibung auch ihre Erklärungen und die Namenstage angibt. So bietet das Werk also für jeden etwas, sei es Beamter, Wissenschaftler, Arbeiter sei es Lehrender oder Lernender, sei es Vater, Mutter oder Kind. Es ist das praktischste und unentbehrlichste Nachschlagebuch für jedermann. Die beispiellose Reichhaltigkeit des Gebotenen steht somit in gar keinem Verhältnisse zu dem billigen Preise von ℳ 3.—. Das Werk ist zu beziehen durch: **Willibald Wendes Verlag, Berlin W. Lützowstraße 31.** Siehe Inserat.

Johannes Eckardt: Karl Schönherrs „Glaube und Heimat“. (Verlag Max Engl, W. Foth Nachf., München.) Auf das Inserat in dieser Nummer sei hiermit aufmerksam gemacht.

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.40 (2 Mon. ℳ 1.60, 1 Mon. ℳ 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 24. München, 17. Juni 1911. VIII. Jahrgang.

25 Jahre Regentschaft in Bayern.

Von J. M. Dreiling.

Von einer Landesfeier des 25. Jahrestages der Regentschaft des Prinzen Luitpold hat man füglich abgesehen. Der Regent hält den Beginn seiner Regierung, der mit dem tragischen Tode des Königs Ludwig II. zusammenfällt, nicht für geeignet, Festesfreude ertönen zu lassen. Lediglich ein Handschreiben, in welchem der Regent dem Vorsitzenden des Ministerrats, Grafen v. Podewils, auf die Gratulation des Gesamtstaatsministeriums erwidert, wird dauernd als Staatsakt das Jubiläum der Regentschaft festhalten. Von sich selbst spricht Prinzregent Luitpold in dem Schreiben kein Wort; sein Mund öffnet sich nur zu Segenswünschen für Bayern.

Der Regent ist keine Herrschernatur, die mit bahnbrechendem Drängen kraft- und rücksichtslos den Dingen Gestaltung gibt, sondern ein treuer Führer der Söhne des Landes, deren Kräfte er zu vereinigen sucht für das Staatsganze. Er ist ein Meister der Beharrlichkeit, der den Weg langsamer, unmerklicher Umbildung und Entwicklung stürmischem Drängen vorzieht. Wenn man den Anfang seiner Regierung mit dem jetzigen Stande der Verhältnisse vergleicht, so muß der Umwandlungsprozeß als ein geradezu riesiger betrachtet werden.

Die Regentschaft ist als eine liberale Aktion ins Leben getreten.

Am 28. Mai 1886, noch ehe die Regentschaft erklärt worden war, brachte die „Neue Freie Presse“ in Wien eine vom 27. Mai datierte Korrespondenz aus München: „Nicht der klerikale Ludwig, sondern dessen liberaler, preußenfreundlicher Vater wird die Regentschaft erhalten. Das Ministerium Franckenstein bleibt bis auf weiteres ein Traum, und das Ministerium Lutz bleibt am Ruder, wofür deutlich der Umstand spricht, daß die Neugestaltung der Dinge mit den maßgebenden Gewalten im Reiche überlegt worden ist.“

Das Verhalten des Prinzen Luitpold hatte zu solcher Interpretation gar keinen Anlaß gegeben. Prinz Luitpold hatte 1868 im Reichsrat gegen den liberalen Gresserschen Schulgesetzentwurf und am 28. Januar 1870 für die Adresse der Reichsratskammer gestimmt, welche die Niederlage der Liberalen bei den Landtagswahlen vom 25. November 1869 froh begrüßte und ein Mißtrauensvotum gegen das liberal-preußische Ministerium Hohenlohe aussprach. In seinem Tagebuche schreibt Fürst Hohenlohe unterm 26. Juli 1870, er habe mit dem Grafen Berchem über seine politische Haltung im Hauptquartier zu Versailles, wo Prinz Luitpold weilte, gesprochen. Hohenlohe sagt: „ich riet ihm, sich ganz auf den weißblauen Standpunkt zu halten, seine fortschrittlichen Sympathien zu unterdrücken, schon wegen der Stellung zum Prinzen Luitpold“. Trotzdem wurde der Name des Prinzen Luitpold 1886 von den Liberalen zum Kampfeszeichen gegen die bayerisch-patriotische Partei gemacht.

Es galt eben der Hinüberrettung des Liberalismus in die neue Zeit, der unter der unumschränkten Ministerrepublik während der Regierungszeit des irrsinnigen Königs Ludwig II. ein sicheres Dasein in der gesamten Verwaltung hatte, obwohl er parlamentarisch entwaffnet war. Der Liberalismus heftete sich dem Prinzen Luitpold an die Ferse, um ihn festzuhalten in einer Ordnung nach liberalem Sinn.

Der König war irrsinnig fast seit seiner Thronbesteigung. Der Sektionsbefund geht auf erbliche Belastung, und alle Gutachten der Psychiater stimmen darin überein, daß die Krankheit des Königs auf Jahrzehnte zurückzuführen sei.

Fürst Hohenlohe teilt in seinen Memoiren folgende Wahrnehmung mit unterm 16. Juni 1866: „Der König sieht jetzt niemand. Er wohnt mit Taxis (Ordonnanzoffizier Prinz Paul Taxis) auf der Roseninsel und läßt Feuerwerke abbrennen.“ Ist denn das nicht schon blanker Irrsinn? Bei der schweren Heimsuchung des Landes durch Krieg kann ein Monarch mit gesunden Sinnen sich nicht so kindisch benehmen. Im Sitzungsbericht der Abgeordnetenkammer (26. Juni 1886, Seite 755) ist verzeichnet: Stallmeister Hornung, welcher seit 1867 in der Nähe und Umgebung des Königs sich befand, bekundete, daß der König Waldfeste mit jüngeren Stallknechten veranstaltete, bei denen Spiele wie Ringverstecken, Schneider leih mir deine Scheere usw. gespielt wurden. Auf dem Schachen tranken Stalleute, in orientalischer Weise mit dem König in einem nach türkischem Stile eingerichteten Zimmer sitzend, Sorbet und rauchten aus türkischen Pfeifen. Im Hundinghaus am Linderhofe zechte das Personal mit dem König auf Fellen ruhend und trank aus großen Trinkhörnern nach Sitte der alten Deutschen Met. Das sind Gewohnheiten, die schon in den ersten Regierungsjahren des Königs aufgetreten sind.

Diese traurigen Vorkommnisse steigerten sich ins Ungemessene. Schon allein das, was im Landtage mitgeteilt worden, ist über die Maßen traurig: Der König führte das Leben eines Narren und blieb — unbehelligt.

Unterm 16. Juni 1866 schreibt Hohenlohe: „Die eigentlichen Münchener raisonnieren wieder recht. Andere Leute kümmern sich nicht um die Kindereien des Königs, da er ja die Minister mit den Kammern ganz ungestört regieren läßt“. Fürst Hohenlohe erhebt die furchtbare Anklage: „Mein Gefühl hat mich nicht getäuscht; es ist wahr, daß Pfistermeister (Chef des Geheimkabinetts) und Dr. Lutz (Kabinettssekretär und späterer Minister) den König absichtlich isoliert haben, um ungestört ihr Protektionswesen zu treiben in Gemeinschaft mit Pfordten (1864—1866 Ministerpräsident) und Bomhard (Justizminister 1864—1867).“

Während seiner 22jährigen Regierungszeit hat König Ludwig nicht die leiseste persönliche Beziehung zum Volke gehabt und Land und Leute nicht gesehen. Scheu hatte er sich ins Gebirge zurückgezogen, blieb ohne Kenntnis der Staatsgeschäfte und kümmerte sich um sie in keiner Weise. Der König hatte keinen persönlichen Verkehr mit den Ministern, sondern erteilte seine Zustimmung durch den Kabinettssekretär. Schließlich verkehrte der König auch mit dem Kabinettssekretär nicht mehr, sondern durch Lakaien und Reitknechte. Staatsangelegenheiten bezeichnete der König als „Staatsfadesen“, und Kabinettssekretär von Ziegler, der 9. Januar 1883 austrat, bekundete, daß die Minister schon zu seiner Zeit vom König nur mit den verächtlichsten Worten erwähnt wurden. Die Minister galten als Pack, Gesindel, Geschmeiß. Die Staatsakten lagen offen umher, und mit den Stallknechten und Dienern erledigte sie der König, der auf jeden Verkehr mit Gebildeten verzichtet hatte.

Von all dem will die Staatsregierung nichts gewußt haben? Minister Frhr. v. Lutz versicherte es am 26. Juni 1886 in der Abgeordnetenkammer und erklärte, es sei „königstreuer, opfermutiger Patriotismus“ gewesen, der ihn zu seiner Haltung bestimmt habe.

Wohin Minister Frhr. v. Lutz damit zielen wollte, weiß man nicht; vielleicht hatte er Dinge außerhalb Bayerns im Auge. Gegen das Ministerium Lutz muß, allen Entschuldigungen zum Trotz, die Anklage gerichtet werden, daß es in diesen traurigen Zeiten der neuen bayerischen Geschichte seine Pflicht gegen König und Land schwer verletzt hat. Man hat den König sich selbst überlassen und niemals, auch nicht 1884, als das Ministerium vergeblich Vorstellungen wegen der Verschwendung des Königs und der Schulden der Kabinettskasse erhoben hatte, hat das Ministerium sich dem Könige gegenüber Geltung zu verschaffen gesucht durch Einreichung der Demission! Auch 1886 wäre der König nach eigener Erklärung des Ministers v. Lutz im parlamentarischen Ausschuß nicht entmündigt worden, wenn der Landtag die erforderlichen 13½ Millionen Mark zur Deckung der Schulden der Kabinettskasse bewilligt hätte, zahlbar in Jahresraten mit Amortisation zu 877,500 Mk. in 22½ Jahren. Nur die alleräußerste Not, der nicht mehr zu entrinnen war, hat das Ministerium zur Entmündigung des Königs und Herbeiführung der Regentschaft getrieben.

Am 5. Oktober 1869 hatte die „Neue Freie Presse" in Wien geschrieben: „Es kann nicht geleugnet werden, daß die ultramontane Partei in Bayern an Boden zu gewinnen droht. Als Symptome dieser akuten Krankheit des Landes bezeichnen wir nicht nur den unerhörten Uebermut, mit welchem die Partei ihre Interessen vertritt und ihre Feinde angreift, sondern die auch von ihr ausgehende Wiederbelebung von Gerüchten, denen zufolge eine hohe Person an partiellem Wahnsinn leiden soll." Und nach allem und allem will man in der Staatsregierung nichts von dem Gesundheitszustande gewußt haben. Mit solchen Phrasen wollte man die verspätete Einführung der Regentschaft begründen.

Diese politische Gesamtlage charakterisierte Jörg in den „Historisch-politischen Blättern" (Band 98, Heft 1, S. 89) mit folgenden scharfen Worten:

„Es hat die bittere Erfahrung langer Jahre dazu gehört, bis die bayerisch-patriotische Partei endlich an den „undiskutierbaren Punkt" glauben lernte und aufhörte, Adressen gegen den Herrn von Lutz zur Beantwortung durch den Herrn von Lutz zu beschließen. Der König hatte faktisch bereits aufgehört zu regieren; über Bayern herrschte eine „Ministerrepublik" oder besser auf deutsch gesagt: Dienstboten-Herrschaft, die vor jeder Störung sicher war, wenn sie nur den Privatliebhabereien des Königs sich unbedingt anbequemte."

Man fürchtete, die liberale Herrschaft gehe zu Ende, die ungestört von allen Wechselfällen der Politik sich behauptet hatte. Wegen der inneren Lage Bayerns und seiner Stellung zum Reiche wollte man das Zentrum fernhalten, so lange es ging. Dazu waren schließlich Mittel des Welfenfonds ja auch nach Bayern geflossen, nicht in die Ministerien, sondern anderswohin, was hinzugefügt sei, um niemanden zu kränken.

Und als die Regentschaft ins Leben trat, da suchte man den schroffen Gegensatz zwischen Liberalismus und Zentrum auf diese zu übertragen und die Person des Regenten von der übergroßen Mehrheit der Katholiken zu trennen. Nichts anderes bedeutete das Unternehmen des Ministeriums Lutz, sich Deckung zu geben, indem es nach all den kirchenpolitischen Kämpfen, die zwischen ihm und dem Zentrum geführt worden waren, sich mit einer angeblichen, aber nicht vorhandenen vollkommenen päpstlichen Befriedigung über die Lage der Kirche in Bayern hervortat. Als der Widerspruch dagegen einsetzte, erklärte man diesen ganz unkonstitutionell als eine Beleidigung des Prinzregenten Luitpold.

Nach dem Vorgehen des Papstes und dem Münchener Katholikentag sowie der Immediateingabe der Bischöfe, die Minister Lutz schroff beantwortete, um noch einmal mit ganzer Wucht die Trennung zu markieren, ist diese ganze Politik zusammengebrochen. Sie war zu Ende nicht erst mit dem Tode des Ministers Lutz 1890, sondern schon zur Zeit seiner Aktivität. Er selbst noch hat die Rückkehr der Redemptoristen vorbereitet, den Weg zur Lösung der Altkatholikenfrage geöffnet und die Aushöhlung des kirchenfeindlichen Charakters des Plazets begonnen.

Bayern hatte wieder einen Herrscher. Eine Geschichte der Regentschaft zu schreiben, möge anderen vorbehalten bleiben. Hier nur soviel: Die Stabilisierung der liberalen Herrschaft unter den neuen Verhältnissen ist mißlungen, und entsetzt schreibt die liberale „Augsburger Abendzeitung" Nr. 151 vom 1. Juni 1911): „Man beachte die Entwicklung Lutz-Crailsheim-Podewils und die ungeheuere Umwälzung, die sich, wenn auch ganz allmählig, so doch unaufhaltsam, in der Regierung ein und desselben Herrschers innerhalb eines Zeitraumes von 20 Jahren in Bayern vollzogen hat". Zweifellos ist die Umänderung eine sinnfällige, eine ganz weitgehende. Daß sie noch nicht weit genug gediehen ist im Sinne konservativer Politik, beweist gerade die Bildung einer konservativen Vereinigung aus bayerischen Liberalen, welche aus der Haltung ihrer Partei Anlaß nehmen, eine Notstation auf liberalen Gefilden für konservative Politik zu errichten."

Der neuerwählte Bischof von Münster.

Von P. Joh. Chrysostomus Schulte, O. M. Cap., Lektor und Doktor der Theologie, Münster i. W.

Eine rauschende Bewegung, dem brausenden Tosen der branbenden Meereswogen vergleichbar, ging am Pfingstdienstag, den 6. Juni, durch die weiten Reihen der dichtbesetzten Münsterschen Kathedrale, als der harrenden Menschenmenge die erfolgte Wahl des Kapitularvikars und Domdechanten Dr. jur. Felix v. Hartmann verkündet wurde. Der Ausgang der Wahl bot keine Ueberraschung mehr; er wurde, nachdem die preußische Regierung durch einen in liberalen Blättern geführten, ebenso durchsichtigen wie peinlich wirkenden Zeitungsbluff nicht zur Streichung des Genannten von der eingereichten Kandidatenliste hatte veranlaßt werden können, allgemein erwartet und ist in der ganzen weiten Diözese mit besonderer Genugtuung aufgenommen worden.

Der Gewählte, der augenblicklich im 60. Lebensjahre steht, entstammt einer alten preußischen Beamtenfamilie und wurde am 15. Dezember 1851 in Münster geboren. Nach der am 19. Dezember 1874 empfangenen Priesterweihe verbrachte er die nächsten drei Lustren teils in der ewigen Stadt zwecks weiterer wissenschaftlicher Ausbildung, besonders im kanonischen Rechte, teils als Kaplan in der Seelsorge. Der verstorbene Bischof Dr. H. Dingelstad, dessen Nachfolger er geworden ist, zog ihn von Anfang an an seine Seite: Sofort nach seiner Konsekration ernannte er ihn zu seinem bischöflichen Kaplan und Geheimsekretär (1890), vier Jahre darauf zum Geistlichen Rat und im Jahre 1905 zum Generalvikar, nachdem ihn die Regierung bereits zwei Jahre vorher zum Domkapitular befördert hatte. Im Jahre 1908 von Pius X. zur Würde eines Apostolischen Protonotars erhoben, konnte er im letzten Jahre noch durch das Wohlwollen seines verstorbenen Vorgängers zum zweiten Dignitär des Kathedralkapitels, zum Domdechanten, aufrücken.

Bischof Dr. Felix v. Hartmann tritt demnach kein ihm neues, unbekanntes Arbeitsfeld an. Fast während eines Menschenalters hindurch war er in mehr oder minder leitender Stellung an der umfangreichen Diözesanverwaltung beteiligt, und er genoß während dieser Zeit das größte Vertrauen seines Oberhirten. Und dieses Vertrauen war auf keinen Unwürdigen gefallen! Sein echt kirchlicher Sinn und wahrhaft priesterlicher Eifer hat ihn weder ängstlich nach rechts noch nach links schauen, sondern allezeit nach bestem Wissen den Weg der erkannten Pflicht wandeln lassen. In opferfreudiger Bereitwilligkeit hat er seine Person wie sein Vermögen stets, wo es not tat, der kirchlichen Sache zur Verfügung gestellt. Als Verwaltungsbeamter wird ihm allgemein neben ausgedehnten kanonistischen Kenntnissen eine ganz außerordentliche Vornehmheit und Noblesse im persönlichen wie im schriftlichen Geschäfts- und Dienstverkehr nachgerühmt. Gerade sie hat dem Erwählten die Sympathien des gesamten Klerus der Diözese, man darf sagen ohne Ausnahme, zugeführt. Wohl noch niemals ist einem Bischofskandidaten das unbedingte Vertrauensvotum der Geistlichkeit in solch kraftvoller und nachdrücklicher Weise zu Füßen gelegt worden, wie es v. Hartmann gegenüber vor der diesjährigen Bischofswahl geschehen ist.

Nach menschlichem Ermessen dürfen wir uns der Münsterschen Bischofswahl aufrichtig freuen. Möge sie trotz des schon verhältnismäßig vorgerückten Alters des Erwählten auf viele, viele Jahre hinaus zum reichen Segen werden für Vaterland und Kirche, besonders aber für die ausgedehnte, augenblicklich in so großer wirtschaftlicher Umwälzung und Entwicklung begriffene Diözese Münster.

Die Krisis in Belgien.

Von Fritz Nienkemper, Berlin, und Peter Wirtz, Brüssel.

Vor 27 Jahren ging die katholische Mehrheit aus dem Kampfe für die christliche Schule hervor; seitdem behauptete sich in Belgien eine christlich-konservative Regierung, die alle Rekords der Dauer einer Parteiherrschaft schlug. Nun soll, so hofft die Opposition, die Schulfrage den Nagel zum Sarge dieses zählebigen Regiments liefern. Das Ministerium Schollaert wollte durch ein organisches Schulgesetz noch vor den kritischen Neuwahlen von 1912 auf diesem Gebiet endgültig Ordnung schaffen, um einerseits die religiöse Erziehung in den freien Schulen möglichst sicher zu stellen, anderseits den wünschenswerten Antrieb für den Schulbesuch ohne direkten Schulzwang herbeizuführen. Gegen den Gesetzentwurf erhob die Sozialdemokratie nebst ihrem Anhängsel, dem Reste des ehemals so mächtigen Liberalismus, eine leidenschaftliche Obstruktion in der Kammer und eine wilde Agitation im Lande. Die Bezwingung der parlamentarischen Obstruktion war um so schwieriger, als die dortige Geschäftsordnung der widersetzlichen Minderheit große Vorteile bietet, und die christliche Mehrheit bei den letzten Wahlen bis auf sechs über die Hälfte der Kammer herabgesunken war. König Albert, der leider von gewissen hervorragenden Liberalen stark beeinflußt wird, lehnte die nach den konstitutionellen Regeln gebotene Klärung der Lage durch Auflösung und sofortige Neuwahl ab; die liberal-sozialdemokratische Opposition forderte durchaus die Verschiebung der Wahlen, damit erst die Ergebnisse der letzten Volkszählung behufs Vermehrung der Mandatzahl zur Anwendung kämen. Die antiministerielle Haltung der Krone fand nun schließlich eine überraschende Unterstützung und einen Schein von Rechtfertigung durch das sonderbare Auftreten des alten unbelehrbaren und unversöhnlichen Eigenbrödlers Woeste, der schon öfter durch seine eigensinnige und rücksichtslose „Prinzipienreiterei“ die Partei in arge Schwierigkeiten gebracht hat. Man hatte gehofft, daß der allzeit extreme Woeste in diesem kritischen Augenblick, als es sich um Sein oder Nichtsein des christlich-konservativen Regiments und um die Abwehr eines Vorstoßes des antichristlichen Blocks von unerhörter Gefährlichkeit handelte, wenigstens eine kluge Zurückhaltung beobachten werde, wenn er auch gegen die ministerielle Schulordnung gewisse Bedenken haben mochte. Aber nein! Herr Woeste ließ seinem Eigensinn oder (wie einige meinen) seinem gekränkten Ehrgeiz die Zügel schießen und hielt zur Freude des Großblocks eine Rede gegen wesentliche Grundlagen des christlich-konservativen Schulgesetzes. Bei der überaus knappen Mehrheit war der Abfall Woestes von entscheidender Bedeutung, auch wenn die Gefolgschaft dieses doktrinärsten Politikers noch so klein sein mochte. Die Durchsetzung des Schulgesetzes vor den nächstjährigen Wahlen und der Bestand des Ministeriums Schollaert waren durch diesen Rückenstoß von „Freundeshand“ vollends unmöglich gemacht. Der König, der bereits vorher sowohl mit liberalen Abgeordneten als auch mit dem Sozialistenführer Vandervelde und mit Herrn Woeste sich besprochen hatte, nahm das Entlassungsgesuch des Ministeriums Schollaert an.

Was nun? Entweder hätte Herr Woeste, als Totengräber des verflossenen Ministeriums, oder ein Führer des Großblocks, als lachender Erbe, zur Bildung des nachfolgenden Kabinetts berufen werden müssen. Aber das ging nicht an, da die Rechte trotz alledem noch die parlamentarische Mehrheit hatte und der sofortige Appell an die Wähler aus dem oben erwähnten Grunde nicht beliebt wurde. Also mußte der König bei der Bildung des neuen Kabinetts auf die Männer der Rechten, die er soeben zurückgesetzt hatte, notgedrungen zurückgreifen. Der Kammerpräsident Cooreman lehnte den Auftrag der Kabinettsbildung ab; ebenso der bisherige Finanzminister Liebaert. Der bisherige Eisenbahnminister v. Brocqueville glaubte den Versuch machen zu müssen, um noch zu retten, was zu retten war. Der ausdrückliche Wunsch des Königs, daß neben anderen bisherigen Ministern auch Helleputte, der Schwager Schollaerts, im Amte bleibe, ist das bitterste, was der Opposition widerfahren konnte. Schrieb doch der liberale „Matin“ in Antwerpen soeben erst, Helleputte, der geistige Vater der Schulvorlage, sei der eigentliche Unterlegene und werde nicht wieder aufstehen.

Es steht jedenfalls fest, daß die christlich-konservative Mehrheit die Geschäfte des Landes weiterführen wird, aber anderseits auch, daß das Schulgesetz vor den Neuwahlen im Mai 1912 nicht durchzusetzen ist. In der Verschiebung dieser Frage sowie in dem persönlichen Rücktritt des tüchtigen und bisher so erfolgreichen Ministerpräsidenten Schollaert liegt der bedeutende Erfolg des antichristlichen Großblocks. Zunächst versetzte dieser Erfolg die verbündeten Sozialdemokraten und Liberalen in einen Taumel von Freude und Hoffnung. Die Kammermehrheit hat aber (mit alleiniger Ausnahme von Woeste) dem scheidenden Ministerium eine gewaltige Ovation gebracht, die doch zu bekunden scheint, daß der Einheitsdrang und die Kampflust auf der katholischen Seite neu entfacht sind. Bei den nächsten Wahlen wird freilich die Schulfrage die erste Rolle spielen; aber wenn die Freimaurer und die Sozialdemokraten sich begeistern für die religionslose Staatsschule, warum soll dann nicht der christliche Volksteil sich ebenso begeistern für die christliche Schule, — umso mehr, als auch dem einfachsten Wähler handgreiflich klar wird, daß bei einem Wahlsiege des Großblocks das schärfste Gegenteil von dem eintreten wird, was Herr Woeste als sein Prinzip verficht, nämlich der schärfste Schulzwang, und zwar nicht bloß im Sinne des Unterrichtszwanges, sondern in dem französisch-kulturkämpferischen Sinne, daß die Kinder in die religionslosen Schulen hineingezwungen und mit einem durchaus widerchristlichen und weltlichen Moralunterricht vergiftet werden.

Die Wahlen im nächsten Mai erhalten so eine ganz außerordentliche Bedeutung. Man kann sagen: eine europäische Bedeutung; denn in Belgien wird der Versuch gemacht, durch einen Großblock die letzte ausgesprochen katholische Regierung und Parlamentsmehrheit aus der Welt zu schaffen.

Der katholische Volksteil in Deutschland ist und bleibt eine „geborene Minderheit“. Auch die Zentrumspartei in Deutschland hat, wenn die Verhältnisse sich nicht überraschend ändern sollten, keine Aussicht auf die regierende Stellung. Das ist einerseits ein Nachteil gegenüber den belgischen Glaubens- und Gesinnungsgenossen, die ihre Regierungsfähigkeit seit 27 Jahren in einer Weise erwiesen haben, daß auch der jüngste Echec ihren Ruhm nicht vernichten kann. Anderseits haben wir in Deutschland den Vorteil, daß uns nicht die gesamten Verantwortlichkeiten und Gefahren der Führung der inneren und äußeren Geschäfte auf den Hals fallen. Wir spüren ja schon gelegentlich, daß auch die bloße Mitarbeit in Reih und Glied der positiven Parteien bereits viel Schwierigkeiten im Kampf gegen Mißverständnisse und Mißdeutigkeiten herbeiführt. Für unsere Mitarbeiterstellung war es ein schwerer Schlag, als Fürst Bülow 1907 seine Blockmehrheit mit der Tendenz der Ausschaltung des Zentrums zustande brachte. Die Zentrumspartei schien damals zu einer ähnlichen Ohnmacht verurteilt zu sein, wie die belgische Rechte angesichts eines Wahlsieges des Großblocks. Die Zentrumspartei hat aber unverzagt in geschlossener Kraft den Kampf gegen ihre Ausschalter aufgenommen und sich bald die frühere Position wiedererobert. Wird die katholisch-konservative Partei in Belgien durch Schaden klüger werden?

* * *

Ueber die heutige Schule in Belgien schreibt Peter Wirtz (Brüssel) der „Allgemeinen Rundschau“: Obwohl die Katholiken bereits seit mehr als einem Vierteljahrhundert die Mehrheit haben, ist es bislang stets bei der konfessionslosen, neutralen, d. i. besser gesagt katholikenfeindlichen öffentlichen Elementarschule geblieben. Das öffentliche Volksschulunterrichtswesen liegt in den Händen der Gemeindeverwaltung, der für ihre Schulen staatliche Zuschüsse gewährt werden. Diesen Umstand benützten die liberalen und sozialistischen Gemeindeverwaltungen hauptsächlich dazu, antikatholisch zugespitzte Schulen zu gründen, um so auf Kosten sämtlicher Steuerzahler ihre späteren Parteifreunde unentgeltlich ausbilden zu lassen. Die Katholiken konnten leider so wenig Garantien bietenden Schulen ihre Kinder nicht anvertrauen und gründeten deshalb freie katholische Schulen. Das jetzige Schulgesetz gestattet allerdings, auch diesen Schulen, wenn sie sich der staatlichen Aufsicht unterstellen, Zuschüsse zu gewähren. Allein diese Zuschüsse sind bei weitem nicht gleichbedeutend mit denen, die den öffentlichen Schulen zugebilligt werden; die Katholiken müssen also einerseits für den Unterhalt sämtlicher Schulen Steuern zahlen und anderseits ihre eigenen Schulen unterhalten, was auf den ersten Blick als ungerecht erachtet werden muß. Dieser Ungerechtigkeit sollte das neue Schulgesetz ein Ende machen, indem es die staatlichen Zuschüsse gleichmäßig verteilte und allen Kindern kostenlosen Unterricht zusicherte; zu gleicher Zeit würde auch dem auf dem Verwaltungswege seitens der Gemeinden ausgeübten Drucke ein Ende gemacht.

Unnötige Aufregung über das „sexuelle Elend des katholischen Klerus".

Von **L. A. Ritter, Türkheim i. E.**

In dem süß-widerlichen Tone, in welchem in der liberalen Presse Dinge wie der Zölibat gewöhnlich behandelt werden, bespricht in Heft 18 (2. Mai 1911) des jungliberalen, von dem „Simplicissimus"-Thoma herausgegebenen „März" Karl Trautmann zwei von „katholischen Pfarrern" verfaßte Schriften, „die über das sexuelle Elend im Klerus ein ergreifendes Klagelied singen". Beide Schriften sind selbstverständlich „überaus beachtenswert" und „von tiefem sittlichen Ernst getragen" — denn sie verlangen die Aufhebung des Zölibatgesetzes. Ich zweifle sehr daran, daß der „März" den zwei Schriften seine Beachtung geschenkt hätte, wenn sie **für** den Zölibat eingetreten wären.

Mit ganz verräterischem Geschick wird die „Härte" des Zölibats herausgestellt, und dabei werden die Verhältnisse so geschildert, als ob der Geistliche im großen und ganzen überhaupt nichts zu tun hätte, als sich mit sexuellen Fragen abzugeben und solche Versuchungen abzuwehren. Man höre: „Junge Leute, zumeist vom Lande oder aus kleinen Städten, Söhne von Bauern, Handwerkern, Lehrern oder Subalternbeamten" — es fehlt nur noch: meist beschränkte Köpfe —, „werden von Anstalt zu Anstalt durchgepäppelt, in einem Alter, wo die etwas langsam und in Internaten doppelt langsam verlaufende Entwicklung eines deutschen Jünglings noch gar nicht abgeschlossen ist, mit den Weihen versehen und so in die Welt hinausgestellt." Man hört ordentlich das Bedauern heraus, daß die Entwicklung der jungen Priesterkandidaten nicht mit der nötigen Schnelligkeit vor sich geht, etwa im Stil derjenigen, die laut Dr. Georg Hirth „mit 25 Jahren schon 50 Weiber" gehabt haben. Hat der Verfasser nicht daran gedacht, daß gerade deshalb sich die aufblühenden Mädchen, die Ehefrauen und Jungfrauen gerne vom katholischen Priester unterrichten, pastorieren und beichthören lassen, weil sie das feste Vertrauen auf seine Reinheit in diesen Dingen haben? Und heute besonders, wo zu einem großen Teile gerade dank der Minierarbeit tonangebender liberaler Blätter die Gemüter in sexuellen Dingen in Verwirrung geraten sind, ist so manche irre und schwankende Seele dem Priester so dankbar, der in diesen Dingen sich selbst bezwingend auch anderen zu raten das Recht und zu helfen die Macht hat.

Und dann: „schauen sie (die jungen Geistlichen) in der Erde Gartenglück hinein und hören andere dort flüstern und kosen, während ihnen selbst ein Cherub mit flammendem Schwerte die Pforte verschließt." Wirklich rührend! Der Mann scheint eine riesig tiefe Ahnung von dem zu haben, was die pastorale Erfahrung dem jungen Priester bietet. „Das Gartenglück der Erde" — mein Gott, wir würden gerne und neidlos in dieses Gartenglück hineinsehen, wir würden es gerne der armen Menschheit gönnen — zeigte uns die Pastoral nur viel davon! Aber leider, leider sind wir in unserer seelsorgerischen Tätigkeit meist Zeugen anderer Bilder, die mit Gartenglück nicht mehr viel gemein haben.

Nun wird „mit dem sittlichen Ernst" eine ganze Reihe von „Folgen" dieses harten Zölibatgesetzes aufgezählt, die den Anschein erwecken müssen, als ob so ungefähr die große Mehrzahl der Geistlichen, mit Ausnahme einiger Heroen, sich auf irgend einem Wege Ersatz verschaffe. Das geschieht an Hand der beiden Schriften, von denen die „eine" mit Leichtigkeit noch zwanzig Seiten lang Beispiele bringen könnte. **Natürlich ohne einen Namen zu nennen!** Das ist ja die richtige Manier: man gibt sich den Anschein, als ob man die zerbrochene Ehre einiger Schädlinge schonen müsse, um dann mit unkontrollierbarem Schmutz die wirkliche Ehre eines ganzen Standes beschmieren zu können.

Selbstverständlich ist dieser ganze Zölibatszwang nur das Werk päpstlicher Tyrannei, gegen welche die Bischöfe, „die selbst darunter leiden", ohnmächtig sind. Aber die Schuld des Episkopats liegt darin, daß er sich in dieser heiklen Frage „in Rom die Finger nicht verbrennen will". Das ist allerdings der tiefe sittliche Ernst, mit dem der Liberalismus an solche Fragen herangeht: Schema F: in Rom sitzt ein unmenschlicher Tyrann, seine Helfershelfer sind heillos ängstliche und mutlose Bischöfe, und unter dem ganzen Regiment seufzt ein armer, unterdrückter Klerus. Daß das der einzige Gesichtswinkel ist, unter dem der Liberalismus und seine Presse die Einrichtungen der Kirche würdigen können, wird für alle Zeiten das Kennzeichen seiner „Tiefe" und auch seiner Bosheit sein.

Und nun in cauda venenum: „Die Priester können sich nicht helfen" (o Armut!), „die Bischöfe wagen nicht zu helfen" (o Schwäche!), „der Papst will nicht helfen" (o Bosheit!). „So bleibt nur eine Hilfe: katholische Eltern sollten so lange keine Söhne mehr zum geistlichen Stande hergeben, als der Zwangszölibat bestehen bleibt". Es ist eigentümlich, daß gerade anfangs Mai, als dieser Artikel erschien, an die Eltern katholischer Gymnasiasten (in ähnlicher Weise wie schon früher) Aufrufe verschickt wurden, die von den Eltern genau dasselbe verlangten: sie möchten ihre Söhne doch nicht dieser Tyrannei ausliefern. Es scheinen gewisse Kreise wieder die alte Kampagne eröffnen zu wollen, um der Kirche den Zuwachs an Priestern abzuschneiden. Ob die Herren, die solches betreiben, der vollen Tragweite ihres Handelns sich bewußt sind — ich weiß es nicht, aber eines weiß ich und kann es ihnen ruhig verraten: **ihre Aufregung ist durchaus unnötig.** Der „arme" katholische Klerus wird sich schon selber helfen, dadurch, daß er **am Zölibat festhält** und sich auch durch einige wirklich arme Fahnenflüchtige nicht irre machen läßt. Und der „Millionenfond", nach dem Trautmann ruft, — die Kirche braucht ihn nicht zu fürchten. Er wird wirklich ihre Seminarien nicht leeren und die Klöster auch nicht. Nur möchte ich den Herren, die das verfügbare Geld haben, einen anderen Vorschlag machen: wenn wirklich ihr Mitleiden mit dem „armen" katholischen Klerus so groß ist, daß es sie zu einem Oeffnen ihres Portemonnaies und zum Sammeln eines Millionenfonds zwecks Abhilfe bewegen kann, so möchten sie doch diese Gelder verwenden zur Heilung eines anderen sexuellen Elends auf der Gasse der großen und kleinen Städte; sie würden damit dem katholischen Klerus mehr Freude machen, als wenn sie dem einen oder dem anderen in die Irre Geratenen zur Gründung eines Hausstandes verhelfen würden. Aber es scheint mir, als ob der Millionenfond noch in weiter Ferne sei, und ich glaube, die katholische Kirche würde sich seinetwegen einstweilen unnötig aufregen, wovor sie aber glücklicherweise durch ihr Alter und ihre Erfahrung geschützt ist.

Es spricht der Tod.

Ich bin kein schneller Reiter mehr
Mit scharf geschliffner Hippe,
Ich bin kein kühner Schiffer mehr,
Kein klapperndes Gerippe.

Ich bin kein schwarzer Knappe mehr,
Der schürft im tiefen Schachte,
Ich bin kein tapfrer Krieger mehr —
Dies alles wenig brachte.

Ich komm' nicht aus der Tiefe mehr,
Aus grabesdumpfen Klüften,
Ich komm' nun von der Höhe her,
Aus blauen Himmelslüften.

Schaut her, wie stolz ich fliegen kann!
Toll wirbelt der Propeller —
Ich passe mich dem Fortschritt an —
Im Fluge geht es schneller.

Ein wilder Vogel bin ich jetzt
Mit fauchenden Gesängen,
Ein Vogel, von der Wut gehetzt,
Mit messerscharfen Fängen.

Hei! das ist Lust, dem Habicht gleich
In's Hühnervolk zu fahren,
Die reife Frucht mit einem Streich
In Massen aufzubahren.

Hei! das ist Lust, die Menschenbrut
Als Unkraut auszurotten,
Zu baden die im eig'nen Blut,
Die meiner frevelnd spotten. —

J. Fritzen.

Programm der 58. General-Versammlung der Katholiken Deutschlands zu Mainz.

Samstag, den 5. August 1911: Abends 7—8 Uhr: Feierliches Glockengeläute von allen katholischen Kirchen der Stadt. Abends 8.30 Uhr: Treffpunkt der bereits in Mainz anwesenden Mitglieder und Gäste im großen Saale des Kasinos im Frankfurter Hof, Augustinerstraße 55 (Elektrische Wagen, weiße Schilder).

Sonntag, den 6. August 1911: Vormittags 10 Uhr: Pontifikalamt im hohen Dom zur Anrufung des heiligen Geistes. Von 6—7.30 Uhr, 11 und 12 Uhr: Heilige Messen; um 8 Uhr Pfarramt mit Predigt im hohen Dom. Außerdem um 11 Uhr: Heilige Messen in St. Bonifaz (Hauptbahnhof), St. Ignaz (Südbahnhof) und St. Joseph — um 11.30 Uhr in St. Quintin — um 12 Uhr in St. Bonifaz (Hauptbahnhof), St. Emmeran und in Mainz-Kastel (rechtsrheinisch). Nachmittags 2 Uhr: Festzug der kathol. Vereine. Im Anschluß daran Festversammlungen der Vereine in verschiedenen Sälen. Abends 8 Uhr: Begrüßungsfeier in der großen Festhalle (Stadthalle), Rheinstraße, Haltestelle der elektrischen Wagen (blaue Schilder).

Montag, den 7. August 1911: Vormittags 9 Uhr: Pontifikalamt zu Ehren der allerseligsten Jungfrau, der Patronin der Generalversammlung, im hohen Dom. Vormittags 10.30 Uhr: Erste geschlossene Versammlung in der großen Festhalle (Stadthalle). Nachmittags 2.30 Uhr: Sitzungen der Ausschüsse im Holztorschulhaus. Nachmittags 5 Uhr: Erste öffentliche Versammlung in der großen Festhalle (Stadthalle).

Dienstag, den 8. August 1911: Vormittags 8 Uhr Requiem für die verstorbenen Mitglieder der früheren General-Versammlungen im hohen Dom. Vormittags 11 Uhr: Zweite geschlossene Versammlung im großen Saal des Frankfurter Hofes. Nachmittags 2.30 Uhr: Sitzungen der Ausschüsse im Holztorschulhaus. Nachmittags 5 Uhr: Zweite öffentliche Versammlung in der großen Festhalle (Stadthalle).

Mittwoch, den 9. August 1911: Vormittags 8 Uhr: Heilige Messe im hohen Dom nach der Intention des Bonifatiusvereins. Vormittags 9 Uhr: Dritte geschlossene Versammlung im großen Saale des Frankfurter Hofes. Nachmittags 2.30 Uhr: Sitzungen der Ausschüsse im Holztorschulhaus. Nachmittags 5 Uhr: Dritte öffentliche Versammlung in der großen Festhalle (Stadthalle). Abends 8.30 Uhr: Gartenfest im Stadthallegarten.

Donnerstag, den 10. August 1911: Vormittags 7 Uhr: Heilige Messen in allen Kirchen der Stadt. Vormittags 8 Uhr: Vierte geschlossene Versammlung im großen Saal des Frankfurter Hofes. Vormittags 10 Uhr: Vierte öffentliche Versammlung in der großen Festhalle (Stadthalle). Nachmittags 2.30 Uhr: Festmahl im großen Saal des Frankfurter Hofes. Abends 6.30 Uhr: Festfahrt auf dem Rhein mit Extraboot der Köln-Düsseldorfer Gesellschaft.

Spaniens Elend und Spaniens Wiedergeburt.

Von Prof. Dr. Eberhard Vogel, Lektor an der Kgl. Techn. Hochschule zu Aachen.

Was Deutschland Spanien auf der Brüsseler Ausstellung zu schmerzlichem, aber lehrreichem Bewußtsein brachte, haben unsere Leser durch die Vermittlung eines scharfsinnigen Beobachters und Vergleichers, Ramon Rucabado's, in Nr. 45 des vorigen Jahrganges ersehen können. Nun kehrt ein mit offenen Sinnen begabter, für Wahrheit, Güte und Schönheit jugendlich begeisterter spanischer Lehrer nach dreijährigem Studium aus Nordamerika in seine Heimat zurück, begierig, was er gelernt und erfahren, seinen Landsleuten nutzbar zu machen.

In den Briefen, welche Eladio Homs aus der Fremde nach Barcelona sandte, beschränkte er sich mit wohltuender Sachlichkeit auf den gewissenhaften Bericht über amerikanische Art und Lebensführung. Scharf erfaßt, das Wesentliche zusammendrängend, wohl gegliedert, waren es Bilder, die ich stets gern und mit Dank für vielseitige und nützliche Belehrung las. Mit begreiflicher Spannung vertiefte ich mich daher in den Aufsatz, den Homs in der unserer „Allgemeinen Rundschau“ an Reichhaltigkeit und Gesinnung ähnlichen Wochenschrift „Cataluña“ am 27. Mai unter der Ueberschrift „La gloriosa España latente“ gewissermaßen als Programm für die Verwertung seiner amerikanischen Studien in seiner zukünftigen Lehrtätigkeit veröffentlicht hat.

Zu dem Standpunkt des mutvollen Optimismus, den schon die Ueberschrift bekennt, ist der Verfasser erst nach längerem Schwanken gelangt, einmal geneigt, Spanien als ein Land des Jammers anzusehen, das andere Mal als den Ort der Welt, wo einem das Leben am süßesten eingeht. In der rosigeren Auffassung bestärkten ihn schmeichelhaft günstige Urteile amerikanischer Gelehrten, des Chikagoer Professors der Gesellschaftskunde Charles R. Henderson und der Professorin an derselben Hochschule Elizabeth Wallace, welche in den zwei letzten Jahren Spanien bereist haben und ihm beide aus der angestammten Tüchtigkeit der Rasse eine glänzende Zukunft versprechen. Gleichwohl erfaßte ihn im Anfang eine Art Heimweh aus der sozialen Beschränktheit Spaniens nach den weiten Horizonten, die sich seinem jugendlichen Enthusiasmus in dem fröhlich wuchernden Leben Nordamerikas aufgetan hatten. Aber aus dieser, der Wissenschaft und des sozialen Empfindens nahezu baren Gesellschaft brauchte Homs sich nur in die engeren Bezirke der Familie und der Freundschaft, in die Arme der Natur und in die Hütten des harmlosen Bauers zu flüchten, um sich zu überzeugen, daß das spanische Volk an Reichtum der gemütlichen Werte den Amerikanern unendlich überlegen ist. Wieder aber, als verantwortliches Glied eines Gesellschaftskörpers betrachtet, mußte der einzelne Spanier ihm als ein klägliches Wesen erscheinen.

Und er ging von neuem die Reihe der Ursachen durch, welche für die gesellschaftliche Rückständigkeit Spaniens angeklagt werden: den Klerikalismus, die Bourgeoisie, die Monarchie, den Zentralismus, und konnte in keiner weder die einzige noch auch die wesentliche Krankheit des Volksleibes erkennen. Um seine Entscheidung durch lebendige Eindrücke, durch unverschleierte Einblicke in das Leben und die Seele des Volkes zu erleichtern begab sich Homs auf eine zweite längere Studienreise innerhalb Spaniens selbst, nach den beiden Kastilien und Andalusien, wohin nur ganz schwach ein verirrter Hauch der keuchenden Atmung der übrigen europäischen Menschheit gelangt. Und von Tag zu Tag entzückt ihn mehr der Verkehr mit dem spanischen Analphabeten, welchem Adel der Gesinnung, scharfer und behender Witz und gesunder Menschenverstand den Mangel toter Buchweisheit reichlich ersetzen. In dieser großen Masse spanischer Analphabeten, die, um alles in einem zu sagen, den Kinematographen noch nicht kennen, schläft ein bis in die Wurzeln gesundes Volk dem Tag entgegen, wo es, durch seinen unverwüstlichen religiösen Geist vor den Irrwegen gleißender Scheinkulturen bewahrt, der Welt noch einmal Wunder wahrer christlicher Gesittung zeigen wird. Einen Maßstab und eine Bürgschaft für die mögliche Größe Spaniens findet der Forscher an dem schönen Typus des gründlich gebildeten und wohlerzogenen Spaniers, der mit den Vorzügen einer alten, ausgeruhten Rasse die Vortrefflichkeiten und Zierden höchster Gesittung verknüpft.

Zwischen diese erlesenen Muster spanischer Vornehmheit und das schlummernde Heer der Analphabeten, deren sittliche Tüchtigkeit die Kirche wie einen anvertrauten Schatz sorgsam für die Zukunft hegt und hütet, drängt sich anspruchsvoll lärmend das leichtfertige, schwatzhafte Volk der Halbgebildeten, der Arbeiter, die nachträglich in irgend einem Klub eine Zeitung buchstabieren lernten, der Handwerker, die um jeden Preis ihre Söhne studieren lassen, und selbst der reichen Kaufleute und Industriellen, welche für die einfältige Güte des Analphabeten eine bequeme Sittlichkeit eingetauscht haben, der alles als erlaubt gilt, was kein Gesetz verbietet.

Nicht viel besser dünkt dem Betrachter die Schicht der sich so nennenden „guten Katholiken“, deren selbstsüchtige Tugend nur auf die Rettung ihrer Seele bedacht ist, „möge auch die übrige Welt darüber zu Grunde gehen.“ Gerade in dieser Schicht ist am häufigsten die Gestalt des jungen Don Tenorio anzutreffen, dem inmitten ritterlicher Ausschweifungen um das Heil seiner Seele nicht bange ist, so lange er die Kirche im Rücken behält.

Aberglauben, Halbbildung und Heuchelei sind also die Grundübel, an denen das spanische Volk krankt. Ihre Heilung ist daher nur von der vereinten Wirksamkeit der Religion, der Wissenschaft und der Erziehung zu erwarten.

Für sich bewertet steht kein Spanier einem Amerikaner, Engländer, Deutschen an menschlicher Vortrefflichkeit nach, aber es fehlt ihm (was auch Rucabado in die erste Linie stellt) an dem Gemeinsinn des Wollens und Handelns, der die Stärke der großen Völker ausmacht. Daher liegt die Wissenschaft, die heutzutage nur von vielen im Bunde fruchtbar zu betreiben ist, in Spanien so fast ganz darnieder, während die Kunst, bei der alles auf die Stärke des individuellen Vermögens ankommt, immer wieder erstaunliche Werke hervorbringt. Diesen Fehler zu heilen ist an erster Stelle die Religion Christi berufen, die

sozialste, die je auf dem Weltrund gepredigt wurde. Wenn unter ihrer Herrschaft in Spanien die Selbstsucht den wahren Sinn der christlichen Religion in weiten Volksschichten hat ersticken können, so gilt es, heute mehr als je, im Wohl des Nächsten das eigene Heil zu suchen. Das Beispiel hierzu sollten die adeligen großen Grundbesitzer geben, die ganze Provinzen, welche bei rationeller Bebauung Millionen ein sicheres Brot bieten könnten, schimpflich brach liegen lassen.

Zu diesem Zweck müßten sie, um nicht durch den Wettbewerb Rußlands und Amerikas auf dem Markt der Nahrungsmittel matt gesetzt zu werden, zur Wissenschaft ihre Zuflucht nehmen, zur Wissenschaft nicht als Enzyklopädie, wie sie durchweg auf spanischen Schulen grassiert, sondern zur Wissenschaft als Methode, die vor allem durch das Ziel bestimmt wird. Vielleicht steht der Durchschnitt geistiger Begabung des Spaniers über dem anderer Völker, aber die Selbstsucht, die in dem Betrieb der Wissenschaft nur die Befriedigung des Ehrgeizes und der Eitelkeit sieht, macht in Spanien selbst heroische Geistesanstrengungen zu einem für das Gemeinwohl völlig unfruchtbaren Tun, wo ihr doch in den ungehobenen oder auf Raub abgebauten Reichtümern des Landes ein weites Feld segensvoller Betätigung offensteht. Wie die Wissenschaft nur durch religiöse Beweggründe ihrer Selbstsucht entkleidet werden kann, so müssen beide einen Bund zur Erziehung eines neuen Geschlechtes schließen, zur Bildung des Charakters, des Denkens, der Gesinnung und des Lebens des spanischen Volkes nicht durch äußerliche Gesetze, in denen allein der Liberalismus das Heil erblickt, sondern durch die Stärkung des guten Willens in jeder einzelnen Seele, die Gewöhnung an Selbsttätigkeit und Selbstverantwortlichkeit im Dienste der jeden Einzelnen überlebenden Volksgemeinschaft.

Hier nun setzt Homs' Optimismus ein: „Als Individuen, sagt er, besitzen wir vor anderen Völkern das bessere Herz, das innigere und zartere Empfinden voraus. Was uns fehlt, ist die Bildung des Kopfes, in der uns die andern Völker so sehr überlegen sind. Diese aber ist das Leichtere. Wir, in deren Adern das Blut der Mittelmeerrasse fließt, sind von Natur besser gerüstet, das Ideal des Vollmenschen zu verwirklichen, indem wir unsern Kopf bilden und unsern Willen erziehen, was die leicht zu lösende Aufgabe einer guten Volksschule darstellt, als die andern Völker, indem sie ihr Herz bilden, eine weit schwierigere Aufgabe, bei deren Lösung Rasse, Temperament und Ueberlieferung sich schier unüberwindlich in den Weg stellen können".

* * *

Diese hoffnungsvolle Stimme kommt, wie fast selbstverständlich ist, aus Katalonien. Einer der gewichtigsten Gründe, weshalb ich den katalonischen Stamm als die Hefe in dem zähen Teige des spanischen Volkes ansehe, ist die Bereitwilligkeit der Katalonier, sich auf lange Zeit ins Ausland zu begeben, um mit einem oft nur durch harte Arbeit — z. B. durch die Bewältigung eines schwierigen fremden Idioms — errungenen Maßstab die heimischen Dinge zu messen. Im einzelnen kann ich besonders die Meinung des Verfassers von der hohen durchschnittlichen Begabung des Spaniers wie auch von seinem tiefen, fälschlich als nur oberflächlich leidenschaftlich verschrienen Empfinden aus eigener Erfahrung durchaus bestätigen. Die Rückständigkeit Spaniens auf gewissen Gebieten der Zivilisation leite ich daher, abgesehen von der Verseuchung durch den Bazillus der Geschäftspolitik, aus einem Zusammentreffen vieler natürlicher Umstände ab, welche Homs in seinem Idealismus ebenso übersieht wie die ausländischen Verächter Spaniens in ihrem durch Unwissenheit und Haß gemästeten Hochmut.

Talisman.

Und Menschen gibt es, deren Worte
Wie Tropfen fallen, klar und licht,
Und milde Kraft entströmt dem Geiste
In wunderbarem Gleichgewicht.

Im Auge Bronnen tiefer Tage
Und heller Nächte, glanzgeweiht,
Aus ihren warmen Herzen dringen
Die Quellen der Unendlichkeit.

Elli Pfaff-Joerissen.

Im Lande des „falschen" Champagners.

Zugleich Streiflichter zur religiös-kirchlichen Lage in Frankreich.

Von Dr. H. Sambeth (Ulm).

Reizend eingebettet zwischen sanftsteigenden Höhen im Norden und dem steileren, stolzeren Hügel St. Germaine im Süden, nach Nordwesten und Südosten mit freierem Blick ins Talgelände ruht Bar-sur-Aube. Das bescheidene Landstädtchen mit etwa 4600 Einwohnern ist Hauptort des Arrondissements Aube (Dep. Aube). Als einer der Mittelpunkte des Gebietes des „falschen" Champagners macht es bekanntlich bei der jetzigen Winzerbewegung in Frankreich viel von sich reden. Schon früher trat der alte Platz, wenn auch in anderer Beziehung, einige Male in der Geschichte hervor. Bis gegen Ende des 11. Jahrhunderts Sitz einer eigenen Grafschaft fiel es an die Champagne und etwa 240 Jahre später an die Krone Frankreichs. Dort wurde zur Einschüchterung der zuchtlosen Söldnerbanden, die besonders auch unter Karl VII. das Land brandschatzten, der Bastard von Bourbon von der Aube-Brücke aus in einem Sack ertränkt (1441). Eine kleine Kapelle bezeichnet noch heute die Richtstätte. Vor den Toren Bars fanden anfangs des Jahres 1814 scharfe Kämpfe zwischen den Truppen Napoleons I. und der Verbündetenarmee unter dem Fürsten Schwarzenberg statt. In dem erfolgreichen Ringen vom 27. Februar desselben Jahres holte sich der nachmalige Kaiser Wilhelm I. das Eiserne Kreuz.

Auch in baulicher Hinsicht birgt Bar-sur-Aube einige Sonderheiten: mehrere hochbejahrte Häuser und die beiden Pfarrkirchen. St. Pierre aus dem 12. Jahrhundert weist romanische und frühgotische Formen auf. An die Front- und die rechte Seite des Schiffes lehnt sich als Umgang eine Holzgalerie aus dem 16. Jahrhundert an. Auf dem wuchtigen Turm am südlichen Querschiffe sitzt ein hoher kuppelförmiger Aufsatz aus dem 18. Jahrhundert. Der Marmorhochaltar stand ehemals in der späteren Klosterkirche des nahen Clairvaux. An der Stelle der anderen Kirche St.-Maclou — zum Teil dem 12., zum Teil dem 14. Jahrhundert entstammend — erhob sich ursprünglich die Schloßkapelle der Grafen von Bar. Noch jetzt bemerkt man in der alten Vorhalle unter dem quadratischen Nordturm Spuren der befestigten Anlage. Eigentümlich stimmt zum Ganzen die sonst würdige klassizistische Fassade, die im 18. Jahrhundert angegliedert wurde.

Neben dem Natur-, Geschichts- und Kunstfreund kommt auch der „gewöhnliche" Feinschmecker in Bar auf seine Rechnung. Wenigstens war ein weitgereister Tafelgenosse im „Grand Hotel St. André" des Lobes voll über Küche und Keller des gutgeleiteten Gasthofes. Das altrenommierte Haus steckt verborgen in einem Seitengäßchen der Hauptstraße. Der Besitzer ist zugleich Eigentümer eines guten Teils des waldgekrönten Rebenbergs St. Germaine, Weinhändler und als solcher „Fournisseur du Ministère de la Guerre". „St. Germaine" gilt als ausgezeichnete „Champagner"-Marke. Die Engrospreise stellen sich dort flaschenweise: Carte Blanche 2.50, Carte Or 3, Carte Noire 3.50, Cuvée Réservée 5, Carte Rose (Vin rosé) 3.50 Fr. Ob dieser Champagner zum „falschen" gehört, wie ihn seine Gegner verschreien oder zum „ächten" wie ihn die Aube rühmt, darüber mögen sich andere Instanzen ereifern. Die Titelwahl der Studie soll keineswegs eine Parteinahme für die erste Richtung bedeuten. Gewiß ist, daß die dort kredenzten Tischweine „Vins du pays" ganz vorzüglich mundeten.

In der Frühe eines Septembertages 1910 pilgerte ich über die lindenumsäumte Aube auf teilweise holperigem, scharfgeführtem Pfad zum Gipfel von St. Germaine — etwa 140 m über der Flußfurche. Die Weinberge sahen traurig drein, fast nirgends konnte man eine Traube entdecken. Von droben tauchte der entzückte Blick in die weite Niederung, traf mehrmals auf die Silberschlange der Aube, auf das schmucke Städtchen, auf zahme Höhenzüge und helleuchtende Dörfer und schweifte hinaus zu den duftverschleierten Bergen am fernen nordöstlichen Horizont. In der Nähe lagert ein behäbiger Bauernhof. An die Mauerrückseite schmiegt sich ein köstliches, baumumschattetes Kapellchen an; es ist der barenstsprossenen heiligen Jungfrau Germana geweiht, die im 5. Jahrhundert unter den Händen der Vandalen oder Hunnen ihr Leben ließ. Das Kirchlein steht zu Beginn eines einsamen Hochplateaus. Nur wenige Landleute arbeiteten dort gerade auf den Feldern, Grillen zirpten in den stillen Morgen hinein. Nach einiger Zeit

leitet ein rebenumstandener Schluchtweg hinab auf die Straße nach dem Weiler Val Perdu. Wirklich ein verlorenes Tal! Man meint, dort hätte die Welt ein Ende. Wir wenden uns talaus. An den nördlichen Höhen klettern Weinberge hinan, die südlichen flacheren Gründe sind von Ackerschollen und Wiesengrün überzogen. Hütkinder und ihre Schutzbefohlenen lugten erstaunt dem Fremdling nach. Dem Filial folgen die weinlaubumrankten Häuschen des Pfarrdorfs Couvignon. Die beiden Orte mögen zusammen 300 Einwohner zählen; harmlose, aber in der weitüberwiegenden Mehrheit religiös-gleichgültige Menschen. Etwa 15 Personen werden die Sonntagsmesse besuchen, 25 die Osterkommunion empfangen.

Bald ist das größere Tal des Landion erreicht und Meurville, das von Bergères aus, im oberen Seitentälchen der Gironde, pastoriert wird. Zwischen kleineren Gehöften und stattlichen Wohngebäuden nimmt sich die geschlossene Kirche, ein ruinöses Gebäu, recht armselig aus. Der dortige Maire krankt nicht an übertriebener Religionsfreundlichkeit. Im Gegenteil! — Rüstig ging's von jetzt an auf der nordwärts ziehenden Straße fort. Obwohl schon gegen 11 Uhr war bei düstergrauem Himmel und schneidiger Luft von Mittagswärme wenig zu verspüren. An den beiderseitigen Hängen laufen Reben hinauf, die Kämme decken vielfach Waldbestände. Aus der Niederung drängen sich aber immer mehr Wiesen, Hafer- und Kartoffelfelder in das Weingebiet ein; darin hat in den letzten Jahren die Peronospora bös gehaust — auch eine Ursache der gegenwärtigen Reizbarkeit der dortigen Bevölkerung! Mancher Winzer ist auf dem besten Weg, Ackerbauer zu werden. Am Fuß der linken Höhenkette taucht Spoy auf, das bedeutendste Dorf der Talschaft, mit etwa 430 Seelen. Ueber Spoy führte die alte Straße von Troyes nach Bar-sur-Aube. Kein Turm signalisierte das Dasein einer Kirche. Er ist vor längerer Frist eingestürzt; die Glocken baumeln an niederem Gebälk neben dem Gotteshaus. Anheimelnd flackerte das Kaminfeuer im Arbeitsgemach des Pfarrherrn. Trotz Widerstrebens mußte ich der dringenden Einladung zum Mittagessen entsprechen. Mit den betagten Eltern des Herrn setzten wir uns in die trauliche Küche. Belustigt blinzelte die Mutter immer wieder auf des Sohnes eigenartigen Konfrater, der in der Lodenjoppe so ganz anders aussah als ein französischer Abbé. Noch höher stieg ihr Erstaunen, wenn ich einige Sätze der nie gehörten deutschen Sprache auf Wunsch vorsagte. — Es gab — an einem Freitag — weiche Eier, Sardinen, Brot, Wein, Kaffee und eine Menge Haselnüsse. Letztere liefert der Pfarrgarten. Wegen dessen Größe und der Geräumigkeit des Hauses muß der Geistliche 100 Fr. Miete an die Gemeinde bezahlen, andere Geistliche jener Gegend meist nur 60 oder 70 Frs. Beiläufig 40—50 Personen wohnen der Sonntagsmesse an, ungefähr 30 machen Ostern, darunter nur ein Mann: der Vater des Pfarrers! Die Zahl geht immer mehr zurück. Vor 9 Jahren erschienen noch etwa 54 Gemeindegenossen am Tische des Herrn. Die Trauungen, Beerdigungen usw. dagegen sind alle kirchlich, solange dies noch „Mode" bleibt, wie mir an vielen Orten Frankreichs versichert wurde. Auch in Spoy herrscht demnach in religiös-kirchlicher Hinsicht große Indifferenz, keine ausgesprochene Feindseligkeit. Von allen Seiten wurde uns der Gruß geboten, als wir zusammen das Dorf verließen. Monsieur le Curé schob sein Fahrrad nebenher. Kein Auto störte die Wanderung und die ländliche Stille in diesem weltverlorenen Winkel. Im Presbytère von Arganςon fragten wir nach dem dortigen Seelsorger. Er wurde für selben Abend von einer längeren Reserveübung aus dem Manöverfeld der Picardie zurückerwartet. Die Kirche zeigt würdige aber dürftige Ausstattung wie die in Spoy; auch die Anlage ist ähnlich. Die älteren Teile stammen aus dem 13. Jahrhundert; der reichere und höhere Chor wurde in jenen Gauen gewöhnlich von einem verschwundenen Kloster oder einer Schloßherrschaft gebaut, das nüchterne Schiff von den Bauern.

Bei Dolancourt stoßen wir wieder auf das Haupttal der Aube. Von dort hielten wir ostwärts auf das spitztürmige Jaucourt zu. Der dortige Pfarrer verfügt trotz seines leidenden Zustandes über einen ausgezeichneten Humor, außerdem über ein beneidenswertes Sprachentalent. Englisch, Deutsch, Italienisch sind ihm ziemlich geläufig, weniger Dänisch und Russisch. Nebenbei entpuppte er sich als begeisterten Anhänger des Esperanto, der mit Esperantisten aller möglichen Länder in Verbindung steht. Noch weit mehr interessierten mich wiederum die religiös-kirchlichen Verhältnisse seiner Gemeinde. Er beklagte sich lebhaft darüber. Bei einer Seelenzahl von ca. 220 zeigen sich höchstens 30 Personen im Sonntagsgottesdienst, fast durchweg alte Frauen. Die Jungwelt, auch die verheiratete weibliche, glänzt durch Abwesenheit. Ebenso machen es natürlich die Männer, die inzwischen das Café frequentieren. Der Herr schätzte die Zahl der Familien, die in seiner Gemeinde den Freitag halten, auf vier! Die Ostersakramente empfangen 15—20 Personen, nicht ein einziger Mann. In einer Nachbarpfarrei mit etwa 300 Seelen seien es im ganzen bloß zwei Personen — ein kranker junger Mann und dessen Mutter. Die Leute legen allen Wert auf Kleidung und gutes Essen. In fruchtbaren Jahren verwendet man alles darauf, um in schlechten fast am Hungertuch zu nagen. Er selbst müsse sich kümmerlich durchs Leben bringen; er empfinde dies um so bitterer, da seine alten Eltern in der Heimat noch jetzt durch harte Arbeit sich den Unterhalt verdienen müssen. Von dem Gehalt von 900 Frs., zu dem spärliche Stolgebühren kommen, sind für die Benützung von Haus und Garten 110 Frs. an die Gemeinde zu entrichten. Zum Glück stehen viele Lebensmittel verhältnismäßig nieder im Preis. Beim einfachen Abendessen tranken wir eine gute Flasche Rotwein, die trotz der letzten Mißernten nur — 30 Centimes gekostet hatte. — Die Wißbegierde um französische bzw. deutsche Zustände hielt uns lange beisammen. Ein Bummelzug brachte mich durch die stockdunkle Nacht die wenigen Kilometer nach Bar-sur-Aube zurück.

Wie gewöhnlich vertrat auch am Samstag in St. Pierre der noch jugendliche Archiprêtre, dem eine Anzahl Dekanate der Diözese Troyes untersteht, die Stelle des Mesners. Bei der heutigen Armut der Kirche in Frankreich kann man sich an Werktagen nicht häufig den Luxus einer eigenen Bedienung erlauben. Bar-sur-Aube besitzt zwei Pfarreien mit zusammen vier Priestern; der ältere Vicaire mit eigener Wohnung hat daneben den kleinen Vorort Proverville (mit Kirche) zu versehen. Der jüngere Vikar, dessen Vater ein Elsässer, trägt den urdeutschen Namen „Krummeich", hat aber sonst fast keine Ahnung von unserer Sprache. Gütigst gaben die hochwürdigen Herren Aufschluß über einige einschlägige Verhältnisse des Städtchens. Man rechnet für gewöhnlich 300—400 sonntägliche Messebesucher, 500—600 Osterlinge, darunter allerdings nur 30—40 Männer. Eine katholische Mädchenschule ist vorhanden, sie findet aber bei weitem nicht den starken Zuspruch wie die staatliche. Eine katholische Knabenschule gibt es bis jetzt überhaupt nicht. Einige Male in der Woche wird von 11—12 Uhr für die Laienschulkinder Katechese abgehalten, die sich fleißigen Besuchs erfreut. Seit drei Jahren blüht eine Knabenpatronage mit Turnabteilung, Trommlern und Trompetern. Für die Männer soll im Laufe dieses Halbjahres eine Organisation in Angriff genommen werden.

Ungefähr 13 km südöstlich von Bar-sur-Aube, etwa 2 km abseits von der Bahnlinie Troyes—Langres liegt in einem Nebentälchen der Aube das waldumhüllte Clairvaux des hl. Bernhard: einst ein weltberühmtes Kloster, seit der französischen Revolution eine große Strafanstalt. Die ursprüngliche Stiftung des Grafen Hugo von Troyes aus dem Jahre 1115, zu deren erstem Abt Bernhard berufen ward, soll etwas weiter talauf gestanden sein. Wenn auch heutzutage keine besondere Sehenswürdigkeit dorthin lockt, ich wollte wenigstens die Gegend etwas kennen lernen, von der aus im 12. Jahrhundert das ganze Abendland eine einzigartige tiefgreifende Einwirkung erfahren. Zudem hoffte ich, unterwegs Bayel besuchen zu können, dessen große Glashütte mir zur Besichtigung empfohlen war. An der einsamen Station Clairvaux verließ auch eine Abteilung Soldaten unter einem Offizier den Zug. Der Schienenstrang folgt weiterhin zunächst dem Aujontal. Die Mannschaft war wahrscheinlich als Wachablösung für das Zuchthaus bestimmt. Die Leute warfen einen Teil ihres Gepäcks auf den klepperbespannten Wagen des „Hotels" St. Bernard; der Gasthof leistet mit wenigen anderen Gebäuden der Strafanstalt Gesellschaft. An der guterhaltenen Straße dorthin bemerkt man einige Kalk- und Gipswerke und eine Metallwarenfabrik. Bald ist die gewaltige Gefängnismauer erreicht, die das Innere der Neugierde entzieht. Von einem Vorsprung des nahen Hangs schaut die in französischem Geschmack ausgeführte Riesenstatue des hl. Bernhard in den Gebäudekomplex hinein. Rührend und erschütternd zugleich! Dort gewinnt man einen Ueberblick über das Ganze, das 1500 bis 2000 Häftlinge beherbergt. In langgestreckter Front, aus verschiedenen Gärten, Zwischenmauern, Baulichkeiten — im Hintergrund eine Kapelle — bestehend, dehnt sich die Anstalt zu unseren Füßen. Ein düsterer Eindruck! An der früheren Arbeits- und Gebetsstätte von Mönchen lärmen jetzt die Gewerbebetriebe eines Zentralgefängnisses. Und wie mag erst die seelische Verfassung der heutigen Insassen von der der damaligen differieren! . . . Soeben schreien die Sirenen. In braunen Sträflingskleidern

treten einzelne Inhaftierte zur Pause unter offene Hallen. Echte neblige Herbststimmung lastet auf den forst- und höhenumschlossenen Wiesentälern und hilft dazu, das trübe Bild zu vervollständigen. Ist das noch die Clara Vallis des hl. Bernhard?...

Für Bayels Glashütte kam ich zu spät. Da Samstag, war schon um 5 Uhr Feierabend. Der Pfarrherr, dem ich auf dem Gange zu einem Schwerkranken begegnete, gab gerne Auskunft auf einige Fragen. Von der 1500köpfigen Einwohnerschaft ist etwa die Hälfte, Männer, Frauen und Kinder in der Hütte beschäftigt. Von einer eigentlichen Organisation der Arbeiter — Arbeiterverein, Gewerkschaft u. ä. — ist keine Rede. Außer einer freiwilligen Krankenkasse (Mutualité) existiert nur noch eine Patronage, der etwa 40 Mädchen angehören. Stark fehlt es auch an der religiösen Betätigung: ungefähr 150 Personen hören die sonntägliche hl. Messe, 100 Erwachsene erfüllen ihre Osterpflicht, darunter nur 3 oder 4 Männer. Mit strahlendem Gesicht dagegen berichtete der Geistliche von der Bevölkerungsbewegung in seiner Gemeinde: begreiflich beim Hinblick auf die entsprechende anderwärtige Entwicklung in Frankreich! In den letztvergangenen 6 Jahren hat Bayel um 250 Seelen zugenommen; im verflossenen Jahr wurden 21 Trauungen und 43 Taufen vollzogen.

Der Sonntag ermöglichte noch einige persönliche Einblicke in das kirchlich-religiöse Leben von Bar-sur-Aube. In der Grande Messe in St. Maclou zählte ich 130—150 Personen, vielleicht 15 Männer. In St. Pierre mögen im selben Gottesdienst 250—280 Leute gewesen sein, 10 % Männer (die jüngeren und älteren Mitglieder der Patronage nicht eingerechnet!). Die kurze Predigt hielt der ältere Vikar und zwar nach dem Evangelium. Zur Kanzel hin schritt ihm der Kirchenschweizer in reicher Tracht voraus: Halbschuhe mit silbernen Schnallen, weiße Strümpfe, kurze rote Hosen, über dem langen Rock eine breite Schärpe und in der Rechten einen Stock. Der Gesang wurde mit Orgel- und zum Teil auch mit Bombardonbegleitung durchgeführt. Der alte Bläser gilt als ein Original im Städtchen. Bei und nach der Opferung teilten zwei Ministranten die Pains bénits aus Körben aus. Jeder der Anwesenden verzehrte nach der Selbstbekreuzung sein Stückchen. Den Ministranten folgte unter Vorantritt des Schweizers ein aufgetakeltes Mädchen von 10 bis 12 Jahren mit kurzem weißem Röckchen und langen weißen Handschuhen, um Beiträge für die Kultkostendeckung einzusammeln. Fast unmittelbar nach dem Kind kam eine Frau, die für den Muttergottes-Altar Almosen erbat. Nach Schluß des Hochamts promenierte ich mit einem der Geistlichen durch die Hauptstraße nach der Aube hin. Am Flußufer befleißigten sich verschiedene Frauenspersonen der an anderen Tagen löblichen Wäscherei. Vor einzelnen Häusern wurde Holz gespalten und getragen. Mehrere Leute, die in Werktagskleidern von Feld- und Waldarbeiten heimkehrten, grüßten uns ganz unbefangen, wie wenn ihr Tun und Treiben vollständig ordnungsgemäß gewesen wäre.

Am Nachmittag brachte die 1½ stündige Schnellzugsfahrt nach Langres noch zwei Ueberraschungen. Ein paar rohe Gesellen, augenscheinlich Eisenbahnarbeiter, saßen mit mir im gleichen Abteil; sie schrien lange Zeit wie die Wilden, ohne auf das Räuspern und die tadelnden Blicke des fremden Fahrgastes zu achten. Endlich riß mir die Geduld; auf gut Glück rief ich dem Hauptkrakehler zu: „Vous criez comme une bête!" Das wirkte! Von jetzt an herrschte wohltuende Ruhe. Ueber Erwarten entzückend dagegen in landschaftlicher Hinsicht war die Strecke, die der Expreß bei herrlichem Wetter durchsauste: an Clairvaux vorbei durch träumendes Waldgebiet, dann über den großen Viadukt von Chaumont nach der Departementshauptstadt gleichen Namens (Dep. Haute-Marne); von da im prächtigen sonnendurchfluteten Tal der Marne aufwärts — drunten und drüben weißschimmernde Dörfer — an den Fuß der hochgelegenen Bergfeste und Bischofsresidenz Langres!

Römische Ausstellungen.

Von Dr. O. Doering-Dachau.

Im Leben von Menschen, die auf eine lange Zeit der Tätigkeit und der Erfolge zurückblicken können, kommt eine Epoche, wo das Bild ihres bisherigen Daseins als etwas Abgeschlossenes vor ihren Augen steht. Dieser bedeutsame Moment kennzeichnet sich dadurch, daß die Betreffenden mit ihren Gedanken bei den Ereignissen ihres Mannesalters, noch mehr ihrer Jugend weilen, und andere mit Behagen davon unterhalten, wenn sie nicht gar anfangen Memoiren zu schreiben. Zur selben Zeit ihres Lebens zeigen jene Personen auch die typische Erscheinung, daß sie immer noch imstande zu sein glauben, das Gleiche, ja mehr zu leisten als in den Zeiten, die hinter ihnen liegen. Alles in allem kennzeichnen die beschriebenen Erscheinungen einen Zustand, bei dem der Betreffende das Gegenteil von Jugend und Lebenswirksamkeit aufzuweisen hat, und wo er in die Selbstbespiegelung des Alters übergegangen ist. Nun mag alles gut sein, wenn er zum Gegenstande seiner eigenen Bewunderung Ereignisse seines Lebens erwählt, bei denen auch jeder andere aufrichtigen und lebhaften Beifall spenden kann.

Ich überlasse die weitere Verfolgung der soeben hingeworfenen Gedanken meinen verehrten Lesern, sonst komme ich wohl gar in Gefahr, auf was weiß ich für Gebiete zu geraten, und ich soll doch hier nichts weiter tun, als von einigen Ausstellungen berichten, die heuer in Rom stattfinden. Zur Feier der Tatsache, daß der italienische Staat nunmehr schon seit 50 Jahren eine Einheit bildet, und zur Erinnerung an jene Dinge, die damit zusammenhängen, veranstaltet Italien glanzvolle Feste, und vorweg die drei Hauptstädte, nämlich Turin und Florenz, die einstigen von Savoyen und vom Königreiche, Rom die heutige des gesamten Staates, wetteifern in der Verherrlichung der Ereignisse, mit denen der jetzige italienische Staat in die Erscheinung getreten ist. Von der Turiner Weltausstellung und ihrer Bedeutung speziell für Italien soll später an dieser Stelle noch die Rede sein. Denn leider hat man sie als geradezu fabulos unfertiges Erzeugnis eröffnet, weil — ja weil man bei aller Anstrengung und trotz genügend verfügbarer Zeit doch die Arbeit nicht rechtzeitig zu Ende zu bringen imstande war.

Florenz und Rom haben für sich die Schaustellung von Kunst, Geschichte und Kultur erwählt, was nach der Eigenart beider Orte auch ganz richtig gedacht ist. Florenz bietet Porträte vom Jahre 1861 bis um 1550. Von jenen Menschen, die seit der stolzen, mannhaften Zeit der Renaissance für Italien gewirkt und Erfolge errungen haben, und deren Erdendasein oft genug für die gesamte Kulturwelt entscheidend war, finden wir in Florenz eine Fülle der Bildnisse. Noch viel weiter reichen die Erinnerungen in Rom. Sie zünden ein helles Feuer an, an dem das italienische Herz sich trefflich wärmt. Bis in die graue Vergangenheit leuchtet es zurück.

Ja, das waren Zeiten, als die Vorfahren unseres Volkes, das man noch heute in öffentlichen donnernden Reden und Maueranschlägen als „Romani!" anspricht, und dem bei der Anrede „Cittadini!" immer noch das Gefühl des „Civis Romanus sum" durch die Glieder geht — als unsere Vorfahren, geführt von ewig ruhmwürdigen Feldherren, dröhnenden Schrittes in den Kampf mit Barbaren aller Himmelsrichtungen zogen, das Reich bis zu den Grenzen der Skythen und bis zur Ultima Thule ausdehnten und Denkmäler ihrer jugendlichen Siegermacht allenthalben hinterließen! Und als in Rom die ungeheuren Bauwerke erwuchsen, und unsere Kaiser Caracalla und Diokletian ihre Thermen errichteten! Freilich, einige Erinnerungen knüpfen sich gerade an diese beiden Herrscher, betreffend ihr radikales Benehmen gegenüber der christlichen Kirche. Dergleichen liegt uns modernen Römern natürlich fern, wir sind bei unserem Verhältnis zu derselben lediglich neuzeitlich und stolze Söhne eines freien Landes! Eritrea heißt unsere Kolonie ... Auch im Bauen leisten wir noch ganz das Gleiche wie in unseren fernen Zeiten. Man schaue nur, wie sich Viktor Emanuels Denkmal riesenmäßig erhebt. Den ganzen Corso entlang sieht man es schon, und auch von Aussichtspunkten außerhalb der Stadt...

Innerhalb der Diokletiansthermen ist die Ausstellung altrömischer Denkmäler untergebracht. Ich gedenke zuerst ihrer, bevor ich von den drei anderen Teilen, der kulturgeschichtlichen, der internationalen Kunstausstellung und der ethnographischen Schau spreche. Der Ueberblick, den die Ausstellung in den Diokletiansthermen über die in den verschiedensten Gegenden verstreuten Denkmäler altrömischer Kolonialtätigkeit bietet, ist sicher in hohem Grade lehrreich und fesselnd. Die Beurteilung dieser Dinge an sich soll hier nicht durch Nebengedanken getrübt werden. In den riesigen Ruinen ist eine große Anzahl von Räumen vorzugsweise mit Nachbildungen derartiger Monumente erfüllt. Handelt sichs doch meist um Dinge, die überhaupt nicht transportiert werden können, teils ihrer Größe und Ortsfestigkeit, teils der Gefahr des Transportes halber. Eine bedeutende

Zahl von Gebäuden sehen wir in photographischen Abbildungen, auch in weitläufigen Modellen, die zum Teil, wie etwa der Diokletianspalast von Spalato, Rekonstruktionen vorstellen. Ja, im Garten hat man gar jenen Augustustempel in Originalgröße täuschend nachgebildet, den jener Kaiser in dem kleinasiatischen Ancyra errichtet hat, und an dessen Wänden in langen Inschriften des Herrschers Bericht über seine Regierungstätigkeit geschrieben steht. Von höchstem Interesse ist die reichhaltige ungarische Ausstellung. Da finden wir Inschriften zum Teil auf Stelen und Meilensteinen, Reliefs, Votivaltäre, und als besonders prachtvolles Schaustück die in vergoldetem Metall ausgeführte Nachbildung des aus 23 Stücken bestehenden Goldschatzes von Nagy-Szent-Miklós. Einzelne Säle enthalten Denkmäler aus Germanien, dabei u. a. das Trierer Moselschiff, die Wölfin aus Aachen, die Säule, die an der Grenze aufgestellt war, bis wohin die römische Herrschaft sich erstreckte. Aus gallischem Gebiete sind prachtvolle Theatermodelle ausgestellt, auch eine Sammlung rekonstruierter römischer Belagerungsmaschinen. Nicht minder wichtig sind die aus Belgien, England, Dänemark gelieferten Gruppen. Griechenland stiftete Nachbildungen von Schmucksachen und Gefäßen, von Mosaikfußböden und zahlreichen Skulpturen. Vieles andere muß hier übergangen werden, nur einige italienische Denkmäler seien noch erwähnt. So die Ara Pacis des Augustus, der Mänadenaltar aus der Via Pränestina, das Siegesdenkmal des L. Aemilius Paullus. Das sind wenige herausgegriffene Beispiele, die beweisen werden, welches bedeutende Interesse diese Ausstellung besonders von dem Historiker und Philologen beansprucht.

Nachdem wir so an das römische Leben und Wirken des Altertums erinnert worden sind, bringt man uns eine kulturgeschichtliche Ausstellung des Mittelalters und der neueren Zeit in der Engelsburg vor Augen. Eine sehr große Anzahl von Räumen des weitläufigen, mächtigen Gebäudes dient dem gegenwärtigen Zwecke. Eigentlich bilden jene ja schon selbst eine unvergleichliche kunst- und kulturgeschichtliche Ausstellung, von den Prachtsälen der Päpste an bis zu den riesigen Vorratsgewölben. Jetzt hat sich das meiste davon mit massenhaften, überwiegend originalen Resten der Vergangenheit gefüllt, und die Sache hat so großes Interesse, daß man das viele Treppensteigen darüber nicht beachtet. Uebersichtlich ist das ganze nicht, aber das bildet einen Teil des Reizes. Gewissermaßen in Anknüpfung an die zuvor beschriebene Ausstellung beginnt auch diese zeitlich im Altertum. Ein kleines Museum der römischen Antike ist vorhanden; sein Hauptstück ist die Rekonstruktion der Engelsburg als Moles Hadriani, mit der droben befindlichen Baumpflanzung und dem mächtigen Mittelbau. Aus späterer Zeit sehen wir Skulpturen, Kosmetenarbeiten, Mosaiken und Malereien des Mittelalters. Bastionen sind mit echten alten Wurf- und Pulvergeschützen besetzt, wie zu Zeiten Nikolaus V. oder Alexanders VI. Eine große Waffensammlung kommt ergänzend hinzu. Weiter sieht man Bürger- und Edelmannswohnungen des 16. Jahrhunderts; findet man eine alte Barbierstube und Apotheke, eine medizinische Ausstellung, eine solche von musikalischen Instrumenten, von Keramiken und Textilien, Möbeln, Kleinskulpturen. Einer der Prachtsäle bietet Erinnerungen an Michelangelo. Seine Epoche bezeichnet aber keineswegs die zeitliche Grenze dieser Ausstellung. Vielmehr geht sie mit vielen ihrer Teile, wie zum Beispiel mittelst ihrer Sammlung der Trachten bis an die Grenze der Gegenwart. Ganz besonders tut dies jene hochbedeutende Abteilung, die der Erinnerung an den Aufenthalt wichtigster Persönlichkeiten des Auslandes in Rom und den allumfassenden Einfluß der ewigen Stadt auf die Gemüter jener schildert, denen die Führung der Völker und Geister anvertraut war. Uns Deutsche werden am meisten jene Gegenstände (Schriften, Gemälde, Zeichnungen usw.) fesseln, die von der Anwesenheit Goethes, Ludwigs I. von Bayern und der Nazarener zeugen.

Unsere eigene Zeit kommt mit ihrer Kultur und Kunst in den beiden noch übrigen Ausstellungen zur Schau. Wie in der Turiner, so ist auch bei der römischen Ausstellung moderner Kunst dafür gesorgt worden, durch Herbeiziehung aller erreichbaren auswärtigen Kräfte Italien als einen der Zentralpunkte von derlei Bestrebungen darzustellen. Daß hierin eine besondere Beweiskraft läge, kann man kaum zugestehen, da heutigentags die Konstruktion solcher Zentralpunkte beliebt und unschwer auszuführen ist. Davon abgesehen, darf man der römischen Kunstausstellung die Anerkennung nicht versagen, daß sie eine hervorragend interessante und vielseitige Darbietung ist. An der Kunstausstellung beteiligt sind die meisten europäischen Staaten, sowie Japan. Um mit letzterem zu beginnen, so erwähne ich, daß seine Sammlung aus zwei Teilen besteht, einem retrospektiven und einem modernen. Der erstere bietet Werke vom 19. bis zurück ins 12. Jahrhundert, Malereien und Holzschnitte, die, wie bekannt, je älter je wertvoller sind. Die moderne Abteilung zeigt die japanische Kunst in einem zwiefachen Zustande, nämlich dem der Nachahmung des altjapanischen und demjenigen des neueuropäischen Malstils, beides durchaus unbedeutend, ja bezüglich der Versuche, sich europäisch zeigen zu wollen, unbedingt verfehlt und wegen der Aufopferung der alten wertvollen Eigenart beklagenswert. Die Ausstellungen Deutschlands, Oesterreichs, Ungarns, Frankreichs, Serbiens, Italiens und anderer Länder zeigen meistens eine gewisse mittlere Qualität. Ueber sie erhebt man sich nur vereinzelt. So in der kleinen rückblickenden Abteilung, die Deutschland zeigt. Sie führt uns bis zum Jahr 1850. Da sind freilich ausgezeichnete Stücke zu sehen. So sind die Düsseldorfer durch Andreas und Oswald v. Achenbach, durch E. v. Gebhard, P. Janssen, W. Sohn, B. Vautier vertreten; die Berliner u. a. durch Begas, L. Knaus, M. Liebermann, A. v. Menzel; München u. a. durch Defregger, W. v. Diez, A. v. Keller, Langhammer, Leibl, Lenbach, Löfftz, Schwind, Uhde, Zügel. Die neuere deutsche Ausstellung zeigt Gliederung nach Kunstschulen. Die drei schon genannten Stätten nehmen auch hierbei breiten Raum ein. Dazu kommen Stuttgart, Dresden, Karlsruhe, Weimar und eine Reihe anderer Orte. Die Qualität ist durchwegs anerkennenswert. Daß das christliche Element schlecht weggekommen ist, wird kaum verwundern. Werke von dem Königsberger L. Dettmann, den Berlinern Pfannschmidt und Scheurenberg, dem Düsseldorfer M. Stern, dem Kasseler C. Wünnenberg verdienen daher um so lieber Hervorhebung. Den meisten übrigen Gruppen der römischen Ausstellung muß man nachsagen, daß das religiöse Element bei ihnen erträglich berücksichtigt ist. So bildet sich ein kräftiges Gegengewicht gegen gelegentlich vorkommende Werke, wo der Akt in allzu fühlbarer kunstfremder Absicht gegeben ist. Doch hält sich zum Glück auch dies in Grenzen. Immerhin wäre eine noch strengere Auswahl entschieden zu empfehlen gewesen. Innerhalb einer Ausstellung wie diese sollten Bilder fehlen, wie Noci's „In der Kabine", Lotz's „Ballerina", Skulpturen wie Róna's „Susanna" oder Marceau's „Frau mit Schleier". — Ueberaus Vorzügliches bieten die Engländer. Sie sind mit einer ganz gewaltigen Zahl von Werken der Malerei, Plastik, Graphik und Architektur gekommen und haben dabei neben sehr vielen weniger bekannten Künstlern ihre allerersten älteren und neueren Meister ins Feld geführt. Ich greife nur einzelne heraus wie Burne-Jones, Constable, Gainsborough, Lawrence, Raeburn, Reynolds, Turner; Alma Tadema, Herkomer, Lavery, Sargent, Crane. Weniger hervorragend ist die französische Abteilung, bei der besonders die retrospektive Seite recht mangelhaft fortgekommen ist. Sehr tüchtig zeigen sich die Belgier, unter denen Leempoels, Khnopff, Courtens, Baertsoen und andere bekannte Meister die Führung haben. Oesterreich besitzt in einem reizenden Biedermeierzimmer eine wertvolle ältere Abteilung. Von den neueren Werken können einzelne hier kaum genannt werden. Daß Klimt mit einem ganzen Saal bedacht ist, wird man bei der merkwürdigen, zur Mode gewordenen Vorliebe für diesen Dekorationsphantasten erklärlich finden. Ungarn tritt mit Werken von Benczur, Ferenczy, Koszta, László, Munkáczy, Szinyei (von dem eine größere Kollektion ausgestellt ist) und sehr vielen anderen Malern, sowie mit Graphikern, Plastikern, Architekten stattlich genug auf. Die Serben bekunden auf kleinem Raume Hang und Begabung für großmonumentale Kunst. Die Italiener endlich dürften zwar gut durchschnittsmäßig, aber in keiner Weise bedeutend gefunden werden. Ihre Kunst vermag hier weder mit der besten modernen, noch gar mit ihrer eigenen aus großen alten Zeiten in Vergleich gestellt zu werden. Ihre Künstler teilen sich mit auserlesenen Vertretern der anderen Nationen, sowie mit denen jener Staaten, die sich keine besonderen Pavillons eingerichtet haben (wie die Schweiz, Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland und andere) in den größten der Kunstpavillons. Von diesen zeichnen sich nur einige wie der ungarische, serbische, japanische, deutsche durch wirklich gediegene und charaktervolle Architektur aus, während den übrigen eine äußerliche und leere Pracht eigen ist.

Die gleiche Erscheinung empfängt uns, wenn wir, von der Kunstausstellung kommend, über die neue Tiberbrücke zu der ethnographischen Schau hinübergehen. Hier zeigt man uns in ungeheuer pompösem Rahmen Bilder aus dem modernen italienischen Land und Volksleben. Musterproben von volksmäßigen Bauten, Wohn- und Arbeitsstätten sind in bunter Menge vorhanden. Ich bin für dergleichen keineswegs eingenommen. Solche Nachahmungen leiden stets unter dem Fehlen ihres wirklichen Milieus, wie unter den unzutreffenden Maßstäben. Sie erregen Neugier, vermögen aber eigentliche Belehrung weniger zu spenden. Trotz ihrer Ausdehnung und Mannigfaltigkeit und trotz des gewaltigen Wertes, den die Veranstalter darauf legen, halte ich diesen Teil der römischen Ausstellungen für den unbedeutendsten. Daran ändert auch die Pracht nichts, in der diese Abteilung sich präsentiert. Was hat man nicht ins Werk gesetzt von überreichen Eingängen, Festpalästen und anderen Dingen, blendenden Phrasen der eigenen Bewunderung! Einige Monate und sie sind wieder dahin, gekommen und geschwunden gleich den wechselnden Gedanken des flüchtigen Lebens. So mußte ich denken, als ich von der Brücke beim Scheiden mich noch einmal umwandte. Zur Linken von ferne blickte St. Peters mächtige Kuppel herüber, mahnend an das, was fest steht inmitten alles vergänglichen Treibens.

Bayerische Gedächtnistage und Erinnerungsmarken.

Von W. Thamerus.

Es war der Wunsch des Prinzregenten Luitpold, daß sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum ohne festliches Gepränge begangen werde. Nicht lediglich aus dem Grunde, weil diese Feier so schnell auf seinen 90. Geburtstag folgt, sondern weil der 10. Juni 1886, an dem Prinz Luitpold die Regentschaft übernehmen mußte, für Bayern und sein Königshaus ein Tag schmerzlichster Trauer gewesen ist. Er war der vorletzte Akt in der Königstragödie, deren erschütternde Katastrophe drei Tage später am Starnberger See erfolgte, wo der im Schloß Berg festgehaltene entmündigte König den Tod in den Wellen fand. Wie sonnig und heiter hatte der Lebensweg der Söhne Maximilians II. begonnen, die beide, ausgezeichnet durch ungewöhnliche Vorzüge der äußeren Erscheinung und des Geistes, früh die innige Zuneigung des Volkes gewonnen. Jung an Jahren bestieg Ludwig II. den Thron. Sein patriotischer Entschluß, Wilhelm I. die deutsche Kaiserkrone anzubieten, und sein Wirken für die Kunst aus einem Kulturbedürfnis heraus, das den Zeitströmungen vorauseilte, sind die hervorstechendsten Glanzpunkte seiner Regierungszeit. Und nun das Ende. Schon anderthalb Jahrzehnte vorher hatte des Königs Bruder geisteskrank erklärt werden müssen. Er, der seit dem 13. Juni 1886, nun ein Vierteljahrhundert, Bayerns König heißt und in dessen Namen Recht gesprochen wird, hat niemals die Möglichkeit besessen, seine Herrscherpflichten zu übernehmen. In der Einsamkeit des Schlosses Fürstenried lebt König Otto, körperlich nicht krank, eingesponnen in Träume, ohne teilnehmen zu können an dem Leben und Weben der Zeiten. Und so will uns im Vergleiche das Geschick Ludwigs II. noch freundlicher erscheinen, als dasjenige Ottos, weil es ihm dieses freudlose Altern ohne Hoffnung ersparte ... Unsere Zeit geht traurigen Erinnerungen gern aus dem Wege, und so spricht auch der größte Teil der Tagespresse nur ungern von den Ereignissen, welche mit dem Regierungsjubiläum unseres Prinzregenten so innig verknüpft sind. Dies zu umgehen, erschiene uns pietätlos in den Tagen, da der Regent ein Vierteljahrhundert segensreicher Regierung vollendet.

Als zu dessen 90. Geburtstag die neuen bayerischen Briefmarken mit dem Bildnis des Prinzregenten erschienen, da tauchte in weiten Kreisen der Wunsch nach besonderen Jubiläumsmarken auf, die neben ihrem postalischen Zweck auch zur Erinnerung an diesen historisch bedeutsamen Zeitpunkt verwahrt werden könnten. Das bayerische Verkehrsministerium ist dieser Anregung nachgekommen und hat Briefmarken zu 5 und 10 Pfennige herstellen lassen, welche nun bis Ende dieses Monats gültig bleiben. Nach dem Auslande (außer Oesterreich) können die Marken nicht verwendet werden. Die Auflage ist so hoch bemessen, daß sich jedermann in Besitz der Marken setzen kann, und sie nicht, wie die offiziellen Jubiläumspostkarten vom 12. März, zu Objekten privater Preistreibereien werden können. Wieder hat Fritz Aug. v. Kaulbach die Marken entworfen. Wenn der eine oder der andere die Ansicht hegen kann, daß bei den regulären neuen bayerischen Marken leuchtendere Farben angewendet werden könnten, so ist es doch unbestreitbar, daß Bayern jetzt künstlerisch wertvolle Postwertzeichen besitzt. Die Erinnerungsmarken haben die gleichen Vorzüge, wenn sie auch in technischer Beziehung hinter jenen zurückstehen.[1])

Die Marken sind erheblich größer als die anderen, sie sind in der Form eines liegenden Rechteckes. Das Hauptgewicht ist auf das plastisch fein hervortretende Bildnis des Prinzregenten gelegt. Der von Putten getragene Kranz ist dekoratives Beiwerk. Die auf den ersten Blick eigenartig wirkende Farbenabtönung (ziegelrot bzw. grün mit gelben Bandschleifen auf schwarzem Untergrund) ist künstlerisch ausgeglichen. Die Wirkung hängt natürlich nicht unwesentlich von der Farbe des Briefumschlages ab. Weißer Hintergrund hebt die Wirkung, während manches farbige Kuvert mit der Farbentönung der Marken schlecht harmoniert. Als Aufschriften tragen die Marken die Jahreszahlen 1886—1911, „Bayern" und die Wertbezeichnung. — So gelangt in jedes Haus, in jede Hütte ein künstlerisch vollgültiges Bildnis von Bayerns geliebtem Regenten!

---

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Es ist vorauszusehen, daß die Jubiläumsmarken von Kritik ebensowenig verschont bleiben werden, wie anfänglich die regulären neuen Bayernmarken, an die man sich, wie an alles Neue, erst gewöhnen mußte. Heute ist man im Inland und Ausland so ziemlich einig darüber, daß das neue bayerische Markenbild den Vergleich mit den schönsten Postwertzeichen der Welt nicht zu scheuen braucht und jedenfalls die Reichspostmarke mit dem Bilde der Germania an künstlerischem Wert weit übertrifft. Nur der dunkle Farbenton, der sich durch die Abstempelung in der Regel noch vertieft, findet andauernd wenig Freunde. Ueber die zum 90. Geburtsfeste des Regenten ausgegebenen Postkarten sind die Meinungen auch heute noch sehr geteilt. Viele hätten bei solchem Anlaß von der Münchener Kunst etwas Gediegeneres erwartet, denn die naive Farbenfreude kann Mängel im Gegenständlichen nicht verdecken.

Junimittag.

Es geht ein Summen um in blauer Luft,
Die Bienen zieh'n in Scharen heut' zu Gaste,
Berauschend quillt der Linde süsser Duft,
Und Blütenwürze tropft von jedem Aste.

In vollen Gluten steht der Flammenmohn,
Leis wogt der Wind auf schwanken Blütenstengeln,
Nur dann und wann vom Dorf ein Glockenton
Und tief im Tal ein helles Sensendengeln.

Josefine Moos.

Vom Büchertisch.

Hermann Löns, „Da draußen vor dem Tore. Heimatliche Naturbilder". Warendorf 1911, Verlag der J. Schnellschen Buchhandlung (C. Leopold). Kl. 4°. 197 S. Kart. ℳ 3.50, geb. ℳ 4.50. — Löns ist als packend realistischer Erzähler und als schier unvergleichlicher Heidelandschilderer bekannt. Als ich den Untertitel dieses neuen „Buches der Freude" las, dämmerte schon ein Morgenlicht kommender Freude vor mir auf. Es hat mich nicht enttäuscht, und wird auch viele andere Liebhaber dichterisch schöner Naturstimmung nicht enttäuschen. Diesmal hält Löns sich nicht an einen bestimmten Schauplatz, sondern läßt uns durch seine Erinnerung zu Heide, Berg, Moor, Marsch, Deich, Düne, Strand führen. Ihn selber geleitete „Frau Einsamkeit", aber nicht die „schmerzliche, traurige, verlassene", sondern die „stille, gute, kluge, liebe", die ihm „zuredet mit leisen Worten", die ihm „ihre stillen Lieder singt" und die dann schweigsam mit ihm „durch die braune Heide, durch große, ruhige Weiten" geht, die „feste, angebräunte schöne Hand" in der seinen, um das Haupt den zarten grauen Schleier, um die starken Glieder das „braune, gelb geflammte, rosig überhauchte, grün besetzte vornehme Kleid, das langhin schleppt" auf dem königlichen Teppich, den sie hat breiten lassen von blühender Erika, schneeweißem Sande, blauem Büschelgras, gestickt mit goldgelbem Habichtskraut. Wo sich ein verborgenes Wunder vollzieht, da hält sie den erkorenen Begleiter mit leisem Druck auf dem Arme an. Und so schaut er Köstlichkeiten, wo andere so ungefähr nichts sehen. Der verachtete Löwenzahn (den auch unsere M. Herbert besang) wird ihm zur „schönsten" Blume, die Libelle, der Eisvogel, der Waldgraben, der Teich (von dem schon die große Annette Großes zu sagen wußte!) haben ihm Herrlichkeiten zu künden. Die Pflanzen- und Tierwelt öffnet ihm ihre kleinen Gucklöcher, ihre majestätischen Tore; Kulturbilder der Vergangenheit stehen vor ihm auf, und angesichts der bedrohten Wallhecke überschauert ihn die Möglichkeit einer traurigen Zukunft, die vielleicht die jetzt noch das Land durchklingenden Sagen und Märchen, die schönen alten Lieder, die herkömmlichen Bräuche und die tiefgründige Frömmigkeit des Volkes verschlingt. — Man sollte das Buch in einem Zuge lesen, um alle hier wirksam werdenden feinen Zusammenhänge ganz zu verstehen. Aber ein Kapitel an diesem, ein anderes an jenem Tage werden auch erquicken, wie eine trauliche Feiertagsrast mit einer Fülle poetisch belebender Anregungen. — Ich empfehle dieses Werk für Frühling, Sommer und Herbst in Familie, Schule und öffentliche Bibliothek, — und möge man es, wenn Weihnacht naht, nicht vergessen! E. M. Hamann.

Die vierte Reihe der religiös-wissenschaftlichen Vorträge für katholische Akademiker, herausgegeben von dem Tübinger Theologie-Professor Dr. Wilh. Koch, führt den Titel **„Der Glaube an Gott den Schöpfer und Vater"** und umfaßt fünf Vorträge (IV u. 49 S., ℳ —.80, Bader, Rottenburg, Württemberg). Drei weitere Vorträge hielt der frühere Mitarbeiter des Herausgebers Dr. O. Weder (vgl. „Allgem. Rundschau" 1910, Nr. 25 u. 45), der Tübingen nunmehr verlassen hat. Diese sind leider nicht gedruckt worden, obwohl sie, wie aus den bekanntgegebenen Ueberschriften ersichtlich ist, sicherlich mit größtem Interesse begrüßt worden wären. Man vermißt sie auch wohl im Zusammenhang der gedruckten Vorträge, jedoch nicht so, daß letztere nicht ihren eigenen hohen Wert behielten. — „Mit dieser vierten Reihe beginnt die Darlegung des katholisch-christlichen Glaubens und Lebens im einzelnen." Es überwiegt das religiöse Moment, aber die Vorträge haben auch große apologetische Bedeutung. In derselben anschaulichen, zu Herzen gehenden Sprache, die die früheren Vorträge auszeichnet, hören wir hier von dem Schöpfer- und Vater-Gott, dem Gott von allgewaltiger Majestät, der gerade in unserer fortschrittstolzen Zeit gar sehr zur Demut und Ehrfurcht mahnt, dem Gott von unermeßlicher Güte, dem kindlich-vertrauende Liebe gebührt, der zu gnädiger Zwiesprache im Gebete einlädt. Der Glaube an diesen Gott, den uns die (sehr häufig zitierten) biblischen Bücher, den uns Jesus in schlicht-erhabenem Wort vor Augen führt, entspricht ganz unserem Denken, Wollen und Fühlen, hat individuellen und sozialen Wert. — Einer besonderen Empfehlung bedürfen die Vorträge nicht mehr. F. Mittrop.

P. Saget, „Der Mönch von Heisterbach. Dramatische Dichtung in acht Bildern nebst einem Vorspiel“. Herausgegeben und verlegt vom Verein für Festspiele vom Siebengebirge zu Königswinter a. Rhein. Bonn, Carl Georgi. Gr. 8°. 99 S. Brosch. M 2.—, geb. M 3.—. Am 15. Juni d. J. (Fronleichnamstag) findet die Aufführung dieses Stückes auf der von dessen Verfasser geschaffenen Naturbühne der rheinischen Insel Grafenwerth bei Honnef a. Rh. statt. Voraussichtlich wird die entsprechende, würdige Dichtung eine schöne Anziehungskraft üben. Der aus dem rheinischen Sagenschatze geschöpfte Inhalt behandelt das Schicksal des bekannten Mönches, der im Walde einschlummerte, um erst nach 300 Jahren zu erwachen. Vier der diesen Stoff dichterisch abspiegelnden „Bilder“ spielen im Jahre 1199, drei im Jahre 1499; eines, das fünfte, ist in das Jahr 1227 gelegt. Interessante kulturhistorische Züge weben sich ein. Das Ganze ist auf christliche Vertiefung gestimmt. Der in 13 Vierzeiler gefaßte Prolog stammt von Fritz Klein. Das Vorspiel mit symbolischen Charakteren: „Der Vater Rhein, Die Geschichte, Die Sage, Nixen und Elfen“, sowie der außer vom Mönche Thomas und einem „Bürgersmann“ durch „drei Genien“ belebte erste Auftritt des sechsten Bildes ist in melodische Verse gekleidet. Die übrige Sprache gibt sich als gehobene, sehr oft rhythmisch gesteigerte Prosa, was nur bei einer Rolle: der einer armen Frau aus dem Volke, als unorganisch auffällt. — Hingewiesen sei noch auf die illustrierte, trefflich ausgestattete Broschüre „Rheinische Festspiele usw.“ Bad Honnef a. Rh. Rhenus-Verlag, 25 Pf. Sie enthält u. a. P. Sagets einaktiges Festspiel „In der Heimat“ (Personen: Al. v. Humboldt, Karl Simrock, Wolfgang Müller von Königswinter usw.), das gelegentlich der die Festspiele eröffnenden Matinee zur Darstellung kam. — Derartige Bestrebungen verdienen ein allgemeineres reges Interesse. Ebendeshalb redet die „Allgemeine Rundschau“ der hier erwähnten wiederholt das Wort. E. M. Hamann.

Die Elektrische Ausstellung in München.

Von Alfred Isberner.

Die vor kurzem auf der Theresienhöhe eröffnete Ausstellung hat ihr Programm darauf beschränkt, die Anwendung der Elektrizität in den Betrieben der Hauswirtschaft, des Kleingewerbes und der Landwirtschaft zu erläutern. Sie sieht fast ganz davon ab, die umfangreichen Maschinen der großen Industrien vorzuführen, und wendet sich somit an einen engeren, im kleinen um so vielseitiger interessierten Kreis. Ungemein überraschend ist es, zu sehen, was innerhalb der drei Stoffbezirke des Programms geleistet wird. Nach allen Richtungen ist erdenklichste Vereinfachung, Zeitersparnis, Menschenersparnis erreicht. Selbst in Regionen dringt die Elektrizität ein, die früher in ihrem Konservatismus für Neuerungen kaum zu haben waren. Als Beispiel zeigt man uns einen altertümlich aussehenden und dabei mit allem modernsten Raffinement ausgestatteten Bauernhof. Das Butterfaß, die Zentrifuge, die Futterschneidmaschine, die Schrotmühle und was sonst alles wird mit einem einzigen fünfpferdigen Motor in Trab gesetzt. Die Jauche wird elektrisch gepumpt, ja der Gutsinhaber braucht nicht mehr zu zagen, wenn er zu wenig Leute mehr bekommt, denn ein einziger Mann genügt, um mittelst elektrischen Saugapparates die Kühe zu melken. Dazu bedarf ein solcher Apparat nur 1/16 Pferdekraft. Damit die Elektrizität dem Landwirt aber auch überall dienstbar sein kann, sind die Motore in verschiedenster Weise transportabel gemacht worden. Von großen Landwirtschaftsmaschinen sehen wir solche von Heinrich Lanz, Mannheim-Regensburg und der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft ausgestellt. Hierbei ist der mit 75 bis 90 PS. betriebene elektrische Pflug besonders bemerkenswert, der sich zumal im Interesse der Ersparung des Zugtiermaterials empfiehlt. Hervorragend wertvoll ist er für Moorkulturen und hat sich bisher in dieser Hinsicht in Friesland gut eingeführt. Die Stromkosten stellen sich im Jahr bei 120 Arbeitstagen und 1200 Tagwerk auf rund 3000 M. Der Apparat ist freilich sehr teuer; er kostet 35,000 M.

Für das Kleingewerbe sorgt die Elektrizität nach den verschiedensten Seiten. In einer ausgestellten Werkstatt sehen wir Maschinen zum Polieren, zu wahrhaft überraschend schnellem und dauerhaftem Schweißen, zum Bohren, zum Sägen, ein Schmiedeherd ist ausgestellt. Dazu kommen die Beleuchtungsanlagen, die Uhren (so von Siemens & Halske, A.-G., Werner-Werk, Berlin-Nonnendamm), die Ventilatoren (z. B. der Isaria-Zählerwerke, A.-G., München), Signalapparate, Schalttafeln, Fernsprechapparate und vieles andere. Weiter sehen wir die Apparate für Wäschereien, für die Betriebe von Bäckern, Konditoren, Metzgern, Charkutiers und anderen.

Im Hause wird man, wenn es nach dieser Ausstellung geht, bald nichts mehr nach alter Art zu tun brauchen. Kein Besen ist mehr nötig, weil der Staubsauger Teppiche und Fußböden reinigt, welche letzteren danach elektrisch gebohnt werden, kein Feuerungsmaterial und darum keine Asche läßt sich im Zimmer mehr sehen, weil der elektrische Ofen eine reinliche Glut verbreitet, keine Petroleumlampe raucht oder erlischt heimtückisch, weil die elektrische Lampe sie ersetzt. Unter der Kaffeemaschine und dem Theekessel braucht kein Spiritus mehr zu brennen, kein Zündholz ist nötig fürs Anbrennen der Zigarre, nachdem die elektrischen Zünder erfunden sind. Die Speisen werden auf Wärmplatten in Temperatur gehalten, das Bier wird durch den elektrischen Wärmer bekömmlicher gemacht, der Säugling lutscht elektrisch gewärmte Milch. Im Zimmer des Arztes spielt die neue Technik große Rollen, im Kontor ersetzen die neuen Apparate zum Siegeln und andern Dingen alles, was früher unbequem und unsauber war. Frostige Leute dürfen bei ihrer Arbeit oder dem Gegenteil die Füße auf wärmende Bänkchen setzen. Was möchten unsere Urgroßmütter dazu gesagt haben, die auf ihre schön geputzten Kohlenbecken stolz waren? Und in welches Staunen würden sie geraten, wenn sie in das Toilettezimmer blickten, wo die elektrischen Haarkräuseleisen liegen, wo man sich elektrisch massiert, und bei Rheumatismus Umschläge mit einem elektrischen Wärmekissen macht. Oder beim Anblicke des elektrischen Bades, das uns heute nur noch dadurch imponiert, daß es schier unerschwingliche Kosten macht. Und nun gar, wenn sie in die Küche kämen! Da steht der elektrische Herd, auf dem kein Feuer mehr brennt und doch alles aufs beste gelingt. Auf dem elektrischen Grill schmoren duftig die Würste und Beefsteaks, an den Spießen drehen sich angenehm bräunlich die Hühner und Gänse, im Backofen gedeiht der Kuchen, in einer Maschine dreht sich das Eis seiner künftigen Bestimmung entgegen. Dazu ist für alles andere gesorgt, zumal für Maschinen, die alles mögliche zerkleinern, also für die Vorbereitung der Speisen von Nutzen sind. Wieder andere Apparate helfen Messer putzen, Geschirr spülen. Daß die Wäsche elektrisch gereinigt wird, bedarf kaum der Erwähnung. Das elektrische Bügeleisen verhilft zu Glätte und Glanz. Kurzum es wird sich schwer etwas erdenken lassen, was nicht mittelst der Elektrizität gemacht werden könnte.

Nur einen Apparat „vermiß ich, den Bringer der Lust“, nämlich einen, der unser Portemonnaie elektrisch mit Geld füllt, um all die guten Sachen zu zahlen und namentlich auch auszunutzen. Denn hier sitzt die Schwierigkeit. Speziell für uns Münchner wird allzumeist der hohe Tarif die praktische Verwendbarkeit der trefflich erdachten Gegenstände verhindern.[1] Erwägungen solcher Art mögen wohl auch daran schuld sein, daß die Ausstellung verhältnismäßig viel zu wenig besucht wird. Es ist schade, denn sie verdient einen Besuch und ist wahrlich interessant und bedeutend genug.

[1] Das „Neue Münch. Tagbl.“ (Nr. 183 vom 2. Juni) veröffentlicht unter der Ueberschrift: „Die Elektrizität im Hause“ nachstehende Zuschrift, welche auch der Vorstandschaft des die Ausstellung veranstaltenden Elektrotechnikervereins zur Kenntnis gebracht wurde, aber bisher in allen übrigen, sonst stets so redseligen Organen der öffentlichen Meinung auffallender Weise vollständig totgeschwiegen wurde. Oder sollte vielleicht die Stadtverwaltung sich ernstlich mit der Absicht tragen, durch Verbilligung der Stromkosten (namentlich auch für Kraft) die Zwecke, denen die Ausstellung dient, künftig energisch zu fördern? Heute kostet der elektrische Strom in München für Licht 60 Pf. pro Kilowattstunde, für Kraft außerhalb der abendlichen Sperrzeit 15 Pf., innerhalb der Sperrzeit 30 Pf. pro Kilowattstunde. Der Artikel im „Neuen Münch. Tagbl.“ besagt: „Alle Münchener Blätter sind voll des Lobes über die Elektrizitätsausstellung, welche uns Münchner für die Anwendung der Elektrizität im Hause, zum Heizen, zum Kochen usw. begeistern soll. Aber die Sache hat einen gewaltigen Haken, von dem ich noch in keinem Blatte etwas gelesen habe: Solange die Stromabgabe für Kraftleitungen in München den bisherigen enormen hohen Preis behält, können die schönsten Ausstellungen keinen Münchner, der nicht zu den oberen Zehntausend gehört, zur praktischen Nutzbarmachung des Ausgestellten veranlassen. Schreiber dieses hat die bereits eingerichtete elektrische Heizvorrichtung nach einem halben Jahre wieder abschaffen müssen, weil die monatlichen Rechnungen für Stromverbrauch ganz unerschwinglich waren. Meine Frau aber läßt das elektrische Bügeleisen und den elektrischen Lockenbrennapparat aus demselben Grunde seit fast einem Jahre unbenützt in der Ecke stehen. Die elektrische Heizung stellt sich fünfmal (vielleicht doch zu hoch gegriffen! Red. der „Allgemeinen Rundschau“) höher im Preise als die Gasheizung. Es ist m. E. Pflicht der Presse, diesen grundlegenden Punkt nicht zu verschweigen. Denn wenn hier keine Abhilfe geschaffen wird, sind die schönsten Ausstellungen für die Katz.“

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Neueinstudiert erschien „Wie es euch gefällt“. Ohne die „neue Shakespearebühne“, deren Anwendung heute in manchem ästhetischen Lager obligatorisch gilt, rann die liebenswürdige Komödie in leichtem Flusse dahin. Dr. Kilians Bearbeitung macht aus den fünf Akten drei, ohne wichtiges auszumerzen. Diese Maßnahme erweist sich in einem Werke doppelt vorteilhaft, das mehr mit Geist unterhalten will, als zu spannen. Als Kontrast zu dem verdorbenen, treulosen Hofleben wird das ländliche Dasein mit desto leuchtenderen Farben geschildert. Ein Pastorale, das den Ardennenwald, in dem ein verbannter Herzog haust, zur märchenhaften Idylle modelt. Dieser Charakter der Komödie wird unterstrichen durch Musik. Den neuen Weisen liegen altenglische Motive zugrunde. Man beschränkte die Untermalung durch die Tonwelt auf die von dem Dichter vorgesehenen Stellen.

Auf der modernen, englischen Bühne überwuchert die melodramatische Verbrämung heute mehr und mehr das gesprochene Wort; auch in Deutschland sind wenigstens Ansätze zu einer ähnlichen Shakespearebehandlung nicht selten. Es verdient somit meines Erachtens Dr. Kilian für die Wahrung der Stilreinheit Anerkennung. Die Vorstellung stand auf bedeutender Höhe, feinabgetönt, graziös, liebenswürdig, geistreich ließ sie auch die Poesie der Waldidylle voll erklingen. Gewiß man kann viel mehr Wirkungen für das Publikum „herausholen", ja sogar mit viel weniger Mühe. Um so rühmenswerter ist diese Zurückhaltung, welche sich auf eine restlose Verlebendigung der dichterischen Absichten beschränkt. Von den Darstellern möchte ich Schwanecke (Narr), Frau v. Hagen (Rosalinde) und Wohlmuth (Jacque) hervorheben. Unser Ensemble ist gerade für Shakespearesche Komödien wieder so reich an Vorzügen, für die unser Publikum schon etwas temperamentvolleren Beifall übrig haben dürfte.

Gärtnerplatztheater. „Das Glücksmädel", von Bodanzky und Thelen. Musik von R. Stolz. Die Operette ist bereits wieder vom Spielplan verschwunden. Es gab solche mit ähnlichem „Mädeltitel", die mehr Glück hatten und nicht viel besser waren, aber am Ende muß sich eben das fabrikmäßige Produzieren einmal rächen. Ein bekannter Operettenkomponist, der nun schon zwei Jahre tot ist, schrieb mir einmal, daß er bis 1913 vertraglich gebunden sei, soundso viele vorliegende Libretti zu vertonen. Auch die Methode, ein Zugstück tagtäglich zu geben, hat Schaden gebracht. Wer kann täglich singen? In der Tat hört man in der Operette immer weniger wirklichen Gesang. Man will heuer im Künstlertheater unter Mitwirkung bedeutender dekorativer Raumkünstler die Operette künstlerisch heben, das kann mancherlei gute Früchte zeitigen, besonders wenn es gelingt, die musikalische Seite der Aufgabe nicht minder sorgsam zu pflegen.

Verschiedenes aus aller Welt. Auf dem diesjährigen Goethetag in Weimar sprach Geh. Rat Dr. Marcks über „Goethe und Bismarck". Sind sie auch Repräsentanten zweier Zeitalter, deren Verschiedenheit niemand verwischen darf, so wußte der Festredner doch mancherlei Berührungspunkte festzulegen. Seine Folgerungen münden in den Satz: „Beide müssen als Bildner ihres Volkes, als Verkörperungen der besten, größten Ausgestaltungen des deutschen Wesens der letzten Jahrhunderte zusammenwirken in Gegenwart und Zukunft. Wir können keinen von ihnen entbehren und beide zusammen machen das Deutschtum aus. — Die Mitgliederzahl der Goethegesellschaft ist wieder erheblich gestiegen, sie beträgt nun 3600. Als Festvorstellung bot das Hoftheater Goethes „natürliche Tochter", die starken Eindruck machte. In den meisten Tageszeitungen liest man, daß außer in Weimar das Werk seit Jahrzehnten nicht gespielt worden sei. Das ist nicht ganz richtig. Die Münchener Hofbühne feierte vor zwei Jahren durch seine Aufführung Goethes Geburtstag, sie hat sehr viel für die Verlebendigung dieses schwierig darstellbaren Stückes, von dem man eine Wirkung auf breitere Publikumsschichten nicht erwarten darf, getan. — „Es soll ein Zusammenschluß deren erfolgen, denen das Schaffen Frank Wedekinds wert erscheint, vor einer systematischen Verdrängung aus der Oeffentlichkeit durch die Polizei bewahrt zu werden". Neben anderen Theaterleuten hat auch Max Reinhardt unterschrieben, der schon lange keine Neigung mehr hat, Wedekind aufzuführen, ferner die bekanntesten Musiker, sehr wenig Bühnendichter und einige Leute, die immer „dabei sein müssen". Namen wie Herm. Bahr, M. G. Conrad, Georg Hirth, Arthur Schnitzler, Max Halbe sagen genug. (Die meisten Unterzeichneten sind schon aus Pornographieprozessen als „Sachverständige" bekannt.) Daß in „manchen" Arbeiten Wedekinds ein tieferer sittlicher Gehalt zu finden sei, als es bei oberflächlicher Lektüre oder bei Wiedergabe der tragenden Rollen durch beliebige Berufsschauspieler den Anschein hat", soll Wedekind durch sein Auftreten auf der Bühne bewiesen haben. Dagegen ist entschieden Protest zu erheben. Das Interesse des Publikums hat übrigens auch für diejenigen seiner Werke, die die Zensur unbehelligt ließ, so nachgelassen, daß es schwer fallen wird, es durch solch künstliche Mittel einer Unterschriftensammlung wieder zu entfachen. — „Araspas", ein Trauerspiel von B. Moriton v. Mellenthin, fand bei der Uraufführung in Kassel freundliche Aufnahme. Den Stoff lieferte eine Episode aus der Kyropädie des Xenophon, die in der deutschen Literatur ein einziges Mal von Wieland behandelt worden war. Das Stück, reich an Schönheiten der Sprache und der Gedanken, ist jedoch nach Berichten nur der äußeren Form nach ein Drama. — In Düsseldorf fand die Aufführung einer Bearbeitung von Ibsens „Kaiser und Galiläer" von Roman Woerner nur geteilte Aufnahme. — Bei den Prager Festspielen hat heuer im Gegensatz zu früheren Jahren das Schauspiel gegenüber der Oper den Sieg davongetragen. Max Reinhardt bot mit seinem Ensemble den Oedipus, das Berliner Lessingtheater gastierte mit Hauptmanns „Einsamen Menschen"; die heimische Bühne hatte mit Artur Schnitzlers dramatischer Historie „Der junge Medardus" Erfolg. Wegen der schwierigen Aufgaben, die dieses Stück stellt, hatte sich nach dem Wiener Burgtheater noch keine andere Bühne an das Werk gemacht. — Eberhard Königs Festspiel „Albrecht der Bär" gefiel auf der Naturbühne in Pichelswerder an der Havel trotz aller Einfachheit der Handlung, die durch die Naturreize des Schauplatzes einen kräftigen Resonanzboden findet. — In der Nähe Kopenhagens wurde unter freiem Himmel die „Antigone" in hervorragender Besetzung gegeben. Aus klassischen Opferschalen loderten im Vordergrund der Bühne die Flammen empor; allmählig senkte sich das Halbdunkel der nordischen Sommernacht über Schauplatz und Zuschauer und die Chöre traten mit Fackeln auf. Wie am Schlusse der Trauerzug mit Haemons Leiche hinter den mächtigen, jahrhundertalten Buchen des Hintergrundes unter den Tönen der Mendelssohnschen Musik verschwand, soll von packendster Wirkung gewesen sein. In den Schloßruinen von Koldinghus unweit der dänisch-preußischen Grenze wird Holger Drachmanns Melodrama: „Der Sang auf Koldinghus" durch Kopenhagener Hofschauspieler gegeben. Diese Freilichtbühnen haben eben den Vorzug, daß ihr Publikum durch die Reise aus dem Alltagsgetriebe losgerissen und somit empfänglicher ist, wie die Besucher der Großstadttheater.

München. **L. G. Oberlaender.**

Finanz- und Handels-Rundschau.

Nachdem in Neuyork bessere Effektenmärkte zu verzeichnen sind und die wirtschaftliche Situation der Union sich überraschend erholt hat, kam auch bei uns ein gebesserter Zug in den Börsen zum Vorschein. Bei dem Abhängigkeitsverhältnis unserer Geldmarkt- und Wirtschaftsentwicklung von den einzelnen Phasen der amerikanischen Union ist es fraglich, ob die Erholung von längerer Zeitdauer sein wird. Es ist sogar als sehr wahrscheinlich anzunehmen, dass diese gebesserte Situation in Berlin über die innere Lage unserer Börsen hinwegtäuscht. Zu der guten Tendenz der Neuyorker Börse waren noch weitere günstige Momente zu zählen. Der deutsche Stahlwerksverband publizierte höhere Versandziffern einzelner Absatzprodukte, und auch von den Kohlenzechen wurden gute Resultate bekannt. Die bisher matt liegenden Börsen in Wien und Petersburg brachten gleichfalls gebesserte Tendenzen. Die beunruhigenden Meldungen der Choleraverschleppung in Italien und die damit in Verzug stehende starke Schädigung des Handels und des wirtschaftlichen Interesses dortselbst verloren an Bedeutung. Da auch die Ernteaussichten in allen Ländern andauernd die günstigsten sind und alle Hoffnung gerechtfertigt erscheint, dass in Getreide, Mais und Baumwolle gute Resultate erzielt werden, konnte sich die gebesserte Stimmung wiederum behaupten. Auf allen Effektenmärkten fanden denn auch Deckungs- und Meinungskäufe statt. Besonders die zeitweise stark vernachlässigten Montanwerte — Eisen und Kohle — profitierten erheblich; doch auch die übrigen Sparten blieben beliebt. Die rückläufigen Preise am internationalen Roheisenmarkt veranlassten am Eisen- und Stahlmarkt die Käufer zu lebhafterem Eindecken der Ware. Dass Gewinn und Umsatz nicht mehr im bisherigen guten Einklang stehen, kam nicht sonderlich mehr zur Geltung. Besonders fest lag der Aktienmarkt der Berliner Grossbanken auf die Nachricht, dass die Institute verschiedene grosse Finanzierungsobjekte demnächst bekannt geben. Die Frage der Erneuerung der demnächst ablaufenden grossen Verbände geriet ins Hintertreffen. Es hat den Anschein, dass der Selbsterhaltungstrieb auch hier manche der vielen Schärfen abglätten wird. Mehr Aufmerksamkeit schenkt man überall der Entwicklung der allgemeinen Geldmarktlage. Es ist deutlich wahrnehmbar, dass dieselbe nicht ganz einwandfrei beurteilt wird. Nur das Vorhandensein der gewaltigen Auslandsgelder bei uns lässt die anscheinende Flüssigkeit am offenen Markt erklären. Der Ausweis der Reichsbank zeigt wiederholt, dass die Geldansprüche von überall her bedeutende sind. Nach Lage der Verhältnisse dürfte es eine Frage der Zeit sein, ob diese Auslandsgelder, besonders solche amerikanischer Provenienz, nicht bald abgerufen werden. Man wird daher gut tun, dem kommenden Semesterschluss auch weiterhin die grösste Beachtung nach dieser Richtung hin zu schenken. Ueberraschungen sind hier möglich und mit einem plötzlichen scharfen Anziehen der Geldsätze muss gerechnet werden. Jedenfalls ist feststehend und durch die reservierte Haltung der Leitung der Reichsbank der Hinweis berechtigt, dass man auf sehr lange Zeit mit einer Diskontermässigung der Bank bei uns nicht mehr rechnen kann. Auf beunruhigende Artikel über die politischen Verhältnisse in der Türkei stellte sich neuerdings eine rückläufige Bewegung ein. — Die Gerüchte vom Ankauf der Harpener Bergbaugesellschaft durch den Bayerischen Staat und Fusionsmeldungen aus der Montanbranche konnten daher nicht einflussreich bleiben. Immerhin blieb der Kassa-Industrie Aktienmarkt in verschiedenen Sparten fest und widerstandsfähig gestimmt. Brauereiaktien, Maschinen-, Spritfabrik- und andere Werte standen wiederholt im Vordergrund des Interesses und des Verkehrs. Das konstante Anziehen des Privatsatzes der Berliner Börse erregte anderseits berechtigtes Aufsehen, und veranlasste denn auch am Rentenmarkte naturgemäss ein stärkeres Abflauen der Kurse unserer Fonds. **M. Weber.**

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Jesus im Kinderherzen. Ein Gebet- und Kommunionbuch für Kinder. Von P. Adolf Chwala. 60 Pf. (Dülmen i. W., Laumann.)

Der gläubige Mann in der modernen Welt. Belehrungs- und Gebetbuch für christliche Männer und Jünglinge. Von Dr. J. L. Schlich. M 1.50 bis M 6.—. (Saarlouis, Hausen & Co.)

Die Gnadensonne des zwanzigsten Jahrhunderts. Geistliche Erwägungen zur Förderung der Herz-Jesu-Andacht von Martin Hagen S. J. 12°. X u. 176. M 1.50; geb. M 2.—. (Freiburg, Herder.)

Der Rompilger. Von Anton de Waal. Mit 123 Bildern, 6 Plänen, einer Eisenbahnkarte von Italien und einem großen Plane von Rom. 12°. XVI u. 432. Geb. M 6.—. (Freiburg, Herder.)

Gedanken und Ratschläge gebildeten Jünglingen zur Beherzigung. Von P. Adolf von Doß. 12°. XX u 560. M 2.60, geb. M 3.20 bis M 6 20. (Freiburg, Herder.)

Das Bürgerliche Gesetzbuch des Deutschen Reiches nebst Einführungsgesetz. Von Augustin Lehmkuhl S. J. 8°. XX u. 748. M 6.50; geb. M 7.50. (Freiburg, Herder.)

Selbstbefreiung aus nervösen Leiden. Von Dr. med. Wilhelm Bergmann. 8°. XII u. 296 S. M 3.30; geb. M 4.—. (Freiburg, Herder.)

Kurze Geschichte der Pädagogik zum Gebrauche an Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten, sowie für Selbstunterricht und Fortbildung. Von Dr Friedrich Bartholome. Gr. 8°. XVI u. 368. M 4.40; geb. M 5.—. (Freiburg, Herder.)

Aus allen Zonen. Bilder aus den Missionen der Franziskaner in Vergangenheit und Gegenwart. 1. Bändchen: Quer durch Afrika. 2. Bändchen: Mongolenfahrten der Franziskaner im 13. Jahrhundert. (Trier, Paulinusdruckerei.)

Die soziale Bedeutung der Taubstummenbildung. Von Jak. Huschens, Direktor der Prov.-Taubstummen-Anstalt in Trier. Gr. 8°. 120 S. M 2.—; geb. M 2.80. (Trier, Paulinusdruckerei.)

Monsalvat. Lyrische Blütenlese herausgegeben von Wilhelm Oehl. (Gralbücherei Bd. 18–19.) M 6.40. (Ravensburg, F. Alber.)

Witterungen der Seele. Geistliche Gedichte von Ernst Thrasolt. M 3.—. (Ravensburg, F. Alber.)

Homeros. Ein Beitrag zur Geschichte und Theorie des Epos. M 5.50. (Ravensburg, F. Alber.)

Durch die Technik zur Schulreform. Zwei modern-technische Lehrmethoden und Veranschaulichungsmittel in der Schule der Zukunft. Von Rektor Hermann Lemke. 60 Pf. Archiv für aktuelle Reform-Bewegung, Heft V. (Leipzig, Hof-Verlag Edmund Demme.)

An die Gewehre! Ein Wort zur Aufklärung. 20 Pf. (Neustadt, Schwarzwald, Preßverein.)

Der Bauernprofessor. Roman aus dem heutigen Tirol von Hans Schrott-Fiechtl. Geh. M 4.—, geb. M 5.—. (Köln, Bachem.)

Kunst und Volkserziehung. Betrachtungen über Kulturfragen der Gegenwart von Johannes Volkelt. M 2.80. (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.)

Allgemeine Religionsgeschichte von Conrad von Orelli. M 2.—. (Bonn, A. Marcus & E. Webers Verlag.)

Der Untergang des Ordensstaates Preußen und die Entstehung der preußischen Königswürde. Aus den Quellen dargestellt von Dr. J. Bota. Gr. 8°. (XXIV u. 608 Seiten.) Geh. M 10.—, geb. M 12.50. (Mainz, Kirchheim & Co.)

Eichendorffs Lyrik. Eine Studie zur Analyse ihrer Stoff- und Motivkreise. Von Franz Faßbinder. M 1.80. (Köln, Bachem.)

Biblische Zeitfragen. Broschürenzyklus, herausgeg. von Prof. Dr. J. Nikel-Breslau und Prof. Dr. J. Rohr-Straßburg. Heft 3/4: P. Theophilus Witzel, O. F. M., Die Ausgrabungen und Entdeckungen im Zweiströmeland. M 1.—. Subskriptionspreis für die vierte Folge (12 Hefte) M 5.40 (pro Heft 45 Pf.). (Münster i. W., Aschendorff.)

Kommet, lasset uns anbeten! Lehr-, Betrachtungs- und Andachtsbuch. Von P. Theodosius Florentini. 3. Ausgabe, besorgt durch P. Philibert. 824 S. X. 82×141 mm. Geb. M 2.40. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Aloysius-Büchlein. Von P. Bonifacius Gatterdam, O. S. B. 144 S. V. 64×107 mm. Geb. 60 Pf. und höher. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Anleitung zur würdigen Feier der sechs aloysianischen Sonntage. Von Leopold von Schütz. 96 S. 78×116 mm. Brosch. 20 Pf. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Kern aller Gebete. Eine Auswahl katholischer Andachten. Von Kaplan Roelen. Mit zwei Stahlstichen und mehreren Kopfleisten. 558 S. VII. 75×120 mm. M 1.30 und höher. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Krönungsfeierlichkeiten in England. An der unweit von Southampton stattfindenden Flottenschau bei Spithead wird sich der herrliche Salondampfer „George Washington", 27 000 t, vom Norddeutschen Lloyd in Bremen auf seiner Reise nach Neuyork beteiligen. Dieser Dampfer verläßt Bremen am 23. Juni morgens. Von München ist die letzte Möglichkeit, diesen Dampfer zu erreichen, der am Donnerstag, den 22. ds. Mts., 4.25 Uhr nachmittags, abgehende Schnellzug mit direkten Wagen I., II. und III. Klasse. Der einfache Fahrpreis von Bremen nach Southampton oder Cherbourg über Spithead beträgt I. Klasse M 100.—, Retourbillett M 150.—. In diesen Preis ist volle Verköstigung eingeschlossen. Auskünfte und Fahrkarten erhältlich bei H. G. Köhler, Kajütsbureau, München, Promenadeplatz 19 (Hotel Bayerischer Hof), Telephon 4766.

Kunstblätter. Unter besonderem Hinweis auf die Ankündigung im Inseratenteile möchten wir darauf aufmerksam machen, daß die Firma Vereinigte Kunstanstalten A.-G. München ein äußerst reichhaltiges Lager von Kunstblättern und sonstigen in das Kunstfach einschlagenden Spezialitäten unterhält. In vornehm-künstlerischer Ausführung begegnet man hier Reproduktionen von den erstklassigsten Meistern alter und neuer Zeit. Alle Charaktere, die uns bisher von Künstlerhand in bildlicher Darstellung geschaffen wurden, sind daselbst vertreten. Auch auf religiösem Gebiete steht eine reichhaltige Auswahl zur Verfügung. Wir möchten hier nur speziell hervorheben: „Das heilige Abendmahl" von Fugel, „Eine Christusstudie" von Professor von Marr, „Jesus die Kindlein segnend" von Fugel, „Herr, sei Du meine Stütze" von Rührenschopf usw. Die sorgfältige Darstellung und Ausführung der einzelnen Reproduktionen läßt unzweideutig darauf schließen, daß die genannte Firma sich bei Herstellung der Drucke von einem wahrhaft-künstlerischen Empfinden leiten läßt. Nur aus diesem Grunde läßt sich die Tatsache erklären, daß die Reproduktionen dieser Firma jetzt schon in tausenden von Häusern einen sinnigen Wandschmuck bilden. Dabei hat die Firma für ihre Produkte so konziliante Preise festgesetzt, daß die Anschaffung auch dem Minderbemittelten möglich gemacht wird.

Von dem als sehr leistungsfähig bekannten großen **Zigarren-Import- und Versand-Haus Max Zechbauer, Hoflieferant, München,** liegt der heutigen Nummer ein Prospekt bei, den wir besonderer Beachtung empfehlen. Bei der Auswahl, wie sie die Firma Max Zechbauer bietet, kann selbst der verwöhnteste Raucher so bedient werden, daß es in der betreffenden Preislage zwar noch Abwechslung genug, aber keine Qualitäts-Steigerung mehr gibt. Es liegt im Interesse unserer verehrlichen Leser, diese Vorteile wahrzunehmen.

Der Gesamtauflage liegt ferner ein Prospekt der Firma **S. Roeder,** Stahlfeder- und Federhalterfabrik, **Berlin S 42,** Ritterstraße 123, bei, auf den wir ebenfalls empfehlend hinweisen möchten.

Bitte zu verlangen: Katalog über **echt amerikanische u. deutsche**

Harmonium, sowie Klavier- und Pedal-Harmonium

für Kirche, Schule und Zimmer.

Nur preiswürdige, ganz vorzügliche Instrumente, wofür vollste Garantie geleistet wird.

Bei Barzahlung Vorzugspreise, doch sind auch monatliche Ratenzahlungen gestattet ohne Katalogpreiserhöhung. Freundlichen Aufträgen sieht hochachtungsvoll entgegen

Administration der Kirchenmusikschule Regensburg C 8 12.

Die Ostertag-Werke

Aalen (Württemberg)

liefern als Spezialität in hervorragender Ausführung

einbruchsichere Tabernakelschränke
Paramentenschränke :: Opferstöcke

mit ges. gesch. Sicherung gegen Beraubung durch Leimruten. — Ueber 26000 „Original Ostertag"-Kassenschränke bei 40jähriger praktischer Erfahrung geliefert!

Spezialprospekte stehen gerne zur Verfügung! Tüchtige Vertreter resp. Wiederverkäufer unter vorteilhaftesten Bedingungen gesucht.

Berufsorganisation
für selbständige Kaufleute und Handlungsgehilfen

27 500 Mitglieder
275 Ortsvereine

Verband kath. kaufm. Vereinigungen Deutschlands

Stellenvermittlung!
Stellenlosenversicherung!
Unterstützungskasse!
Krankenkasse! Sterbekasse!
Rechtsschutz! Geschäftsauskünfte!
Vergünstigungs-Verträge für Versicherungen!
Wöchentlich erscheinende Verbandszeitung!

Aufnahme erfolgt durch die **Ortsvereine**; wo solche noch nicht bestehen, direkt durch die **Verwaltung Essen-Ruhr**, Steelerstrasse 19.
Einzelmitglieder: Jahresbeitrag M. 6.—.

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6

übernimmt die Herstellung von Werken jed. Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen. ::::

F. K. Kaltenthaler
Worms a. Rh.
Fernspr. 521. Gegr. 1870.

Erstklassig. Haus zum Bezuge **feiner Genfer und Glashütter Präzisions-Uhren.**

Spezial-Kataloge umsonst. Prima Referenzen.
Auf gefl. Wunsch stehen den Hochw. Herren Geistlichen Auswahlsendungen gerne zur Verfügung.

Alle einschlägigen Reparaturen finden in meinen bestseingerichteten Werkstätten gewissenhafte u. prompte Erledigung.

Städtische Sparkasse Brühl
bei Cöln
mündelsicher.

4%

Auf Wunsch mehrjährige Zinsfuss-Garantie, bei jährlicher, 3 3/4 % bei halbjähriger, 3 1/2 % bei täglicher Kündigung.

Tages-Verzinsung.
Reichsbank-Girokonto.
Postscheckkonto Köln 8159.

Patent-Bureau

Ingenieur Carl Stupp
Minoritenstr. 17 CÖLN Fernspr. 5718

Anmeldung u. Verwertung von Patenten im In- u. Auslande.

Anmeldung von Warenzeichen

Musterschutz-Anmeldungen. Recherchen. Einsprüche. Nichtigkeitsklagen. Prozesse. Ausarbeitung von Erfindungen. Anfertigung von Zeichnungen und Modellen.

I. Referenzen — Mässige Preise

Kindergarten-Materialien, Fröbelspiele, Fröbelsche Lehrmittel, Beschäftigungsspiele, Gesellschaftsspiele fabriziert und liefert billigst

Spielefabrik M. Welden, Köln, Richmodstrasse 85.

Kataloge gratis.

Gebr. Windhoff
Motoren- u. Fahrzeugfabrik, Rheine i. W.

Automobil-Fachschule

Gründliche Ausbild. zum Automobilführ. Reichhaltiges Lehrmaterial. Modernes Uebungs-Automobil. Kostenf. Stellenvermittl. Brosch. grt u. frk.

Obstverwertungsgenossenschaft Obernburg a. Main
offeriert
reinsten Export-Gesundheits-Apfelwein

hochfeine Apfelwein- und Johannisbeerwein-Sekte, Obstweinessig, Apfelwein-Kognac, Zwetschenbranntwein, Marmeladen und Gelees in reinster Qualität. Man verlange Preislisten gratis und franko.

Atelier für kirchliche Goldschmiedekunst
von
H. Cassau Wwe. Paderborn i. W.

Nur freie Handarbeit in allen :: Stilarten und Metallen. ::

Renovierung alter Arbeiten — dauerhafte Versilberung und Vergoldung.

Zeichnungen und Photographien zur gefl. Ansicht. — Grosse Auswahl in mustergültigen Entwürfen von Metallwaren als Kronleuchter, Leuchter usw. nach Katalog.

Jos. Pet. Bockhorni :: MÜNCHEN :: Theresienstr. 14.
Inh. Hans Bockhorni Tel. 4000. Gegr. 1864.

Hofglasmaler Weiland Sr. K. u. K. Hoheit Erzherzog Josef v. Oesterreich. Hoflieferant und Hofglasmaler Sr. K. u. K. Hoheit Erzherzog Josef von Oesterreich.

Spezialität: **Kirchen-Fenster** aller Art.

Kostenanschlag, illustrierte Preisliste gratis.

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.

Gegründet von Paul Haffner, Johannes Janssen u. a.

Bisher erschienen: 29 Bände à 12 Hefte.

Preis des Bandes von 12 Heften 4 Mk. Jedes Heft 50 Pfg. — Band 1—20 sind herabgesetzt. — Verzeichnisse gratis.

Verlag von Breer & Thiemann in Hamm i. W.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste feste Abonnentenzahl auf.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 25. München, 24. Juni 1911. VIII. Jahrgang.

Der Hansabund — eine liberale Wahlfiliale.

Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Wer es noch nicht wußte, daß der Hansabund nichts anderes ist als eine Wahlfiliale für Nationalliberale und Freisinnige, dem hat es der „erste deutsche Hansatag“ so deutlich wie nur möglich gezeigt. Die ganze Veranstaltung war von Anfang an liberale Wahlagitation, bei der nur das volle Leitmotiv von Dr. Müller-Meiningen fehlte.: „Gen Junker und gen Pfaffen!“ Erstere hat man tüchtig mitgenommen, letztere nicht genannt und doch zu treffen gesucht. Der Hansabund hat jetzt das letzte Schammäntelchen fallen gelassen und sich offen als liberale Hilfstruppe gezeigt.

Man sah dies schon aus der Zahl der erschienenen Abgeordneten: nur Freisinnige und Nationalliberale waren anwesend; es ist uns auch nicht bekannt geworden, ob Konservative und Freikonservative eingeladen worden sind. Man ging sonst mit Ehrenkarten recht verschwenderisch um; aber wir wissen bestimmt, daß Zentrumsabgeordnete keine Einladung erhalten haben. Man wollte also von Anfang an ganz unter sich sein, wogegen wir gar nichts einzuwenden haben, was wir nur konstatieren. Herr Riesser meinte gar stolz:

„Den Kampf um die Verwirklichung unseres Programms werden wir nicht führen als politische Partei, die wir gar nicht sein können. Wir unterstützen bei den Wahlen, deren Durchführung den politischen Parteien obliegt, die bürgerlichen politischen Parteien bei Aufstellung und Durchsetzung derjenigen Kandidaten, welche die Gewähr dafür bieten, daß sie im Parlament unser Gleichberechtigungsprogramm in ihren Parteien zur Geltung bringen werden.“ Das ist eine leere Phrase, mit der die Taten in Widerspruch stehen. Wo war der Hansabund bei der Ersatzwahl in Mülheim-Wipperfürth, wo das Zentrum mit den Sozialdemokraten um das Mandat rang? Der Zentrumskandidat Marx ist gewiß kein einseitiger Agrarier, er hat durch seine Arbeit im preußischen Abgeordnetenhause sich schon einen Namen gemacht, im Reichstage trat er sofort für die Industrie seines Kreises in verschiedenen Angelegenheiten ein (Zuwachssteuer, Nitritzoll, Pflastersteine). Dennoch hat der Hansabund den bürgerlichen Kandidaten nicht unterstützt. Wie wird es bei der Ersatzwahl in Düsseldorf gehen? Der liberale Kandidat kann nicht in die Stichwahl kommen, und wenn der Hansabund 2 Millionen Mark Agitationskosten bezahlte. Zentrum und Sozialdemokratie haben um das Mandat zu kämpfen. Wen unterstützt da der Hansabund? Es handelt sich um einen industriellen Wahlkreis, wie nur wenige in Deutschland vorhanden sind. Wir wissen ja heute schon, wie der Hansabund sich stellen wird; aber wir werden doch seine Kundgebungen scharf im Auge behalten. Wo ein Liberaler aufgestellt wird und Aussicht auf Erfolg hat, öffnen sich die Kassen des Hansabundes; diese Feststellung genügt.

Nun hat aber der Hansatag eine weitere Klärung gebracht; der ehemals konservative Mittelstandsmann Rahardt, der sich dem Hansabund mit Haut und Haaren verschrieben hat, führte in der Versammlung aus:

„Das Verhalten der Mehrheitsparteien bei der Reichsfinanzreform war alles andere als eine Förderung des Mittelstandes. (Lebhafte Zustimmung.) Deshalb haben auch weiteste Kreise des Mittelstandes ihre Haltung revidieren müssen. Die von gewisser Seite betriebene Verhetzung zwischen Mittelstand und Industrie, zwischen Klein und Groß, zwischen Angestellten und Prinzipalen, zwischen ländlichem und städtischem Mittelstand dient nur immer wieder zum Schaden des Mittelstandes. Wem noch nicht die Augen geöffnet sind, wohin der Weg der Mehrheitsparteien führt, den verweise ich auf die letzten Vorgänge, insbesondere auf die Einführung des Religionsunterrichts in den Fortbildungsschulen. (Stürmischer Beifall.) Meinen Standesgenossen kann ich nur zurufen: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“. (Stürmischer Beifall.)

Da kam also der liberale Fuchsschwanz sehr deutlich zum Vorschein: der Hansabund nimmt gleich dem Liberalismus den Kampf gegen den Religionsunterricht in den Fortbildungsschulen auf; das ist eine für alle deutschen Katholiken sehr beachtenswerte Kundgebung. Ein konsequenter Katholik kann einem solchen Bunde nicht angehören; denn er muß die religiöse Einwirkung auf die Jugend fordern und kann hiervon nicht ablassen. Also auch in kulturellen und religiösen Fragen arbeitet der Hansabund für den Liberalismus; wir sind für diese Demaskierung sehr dankbar.

Das Zentrum sieht daraus immer deutlicher, daß der Hansabund gegen seine Interessen arbeitet, und daß es denselben als einen Gegner zu betrachten hat; darum keine Schonung demselben und Austritt aller Zentrumsanhänger und Katholiken aus einem Bunde, der in politischer und religiöser Beziehung dem Zentrum feindlich gesinnt ist. Die beste Gegenwehr aber bildet der Hinweis auf die Arbeit und Zusammensetzung des Zentrums. Man nenne uns eine einzige Materie, wo das Zentrum das Interesse von Industrie und Handel vernachlässigt hätte. Man komme aber nicht mit der Phrase von der Reichsfinanzreform, bei welcher die weitere Entwicklung die Hetzer von 1909 der Unwahrheit geziehen hat. Wer 400 Millionen indirekter Steuern — auch der Industrie — auflegen will, ist doch kein wärmerer Freund derselben, als wer 310 Millionen Mark genehmigt hat. Um die Industriefreundlichkeit der fortschrittlichen Volkspartei zu kennzeichnen, genügt nur ein Hinweis auf die Novelle zum Zündwarensteuergesetz. Die ganze Industrie bat um eine Verlängerung des Kontingents, zum Schutze der kleinen Fabrikanten mußten Teilkontingente geschaffen werden. Gegen diesen Wunsch der Gesamtindustrie aber nahmen die Freisinnigen Stellung, ja sie stimmten gar gegen das ganze Gesetz. Durch das Zentrum aber wurde das Zustandekommen des Gesetzes ganz erheblich gefördert. Trotz dieser neuesten Tatsachen hat aber der Abg. Kämpf namens der Industrie das große Wort geführt. So sind Worte — anders die Taten! Und was die Zusammensetzung der Zentrumspartei betrifft, so hat keine Fraktion so viele Gewerbetreibende in ihren Reihen wie das Zentrum, und zwar eine ganze Anzahl von Handwerkern und Kaufleuten, die mitten in den Sorgen um das tägliche Brot stehen. Auch Industrielle gehören ihm an; wir benützen aber diese Gelegenheit, um dem Wunsche nach mehr Abgeordneten aus Industriekreisen Ausdruck zu geben; es darf dies namentlich für das Rheinland gesagt werden, wo die Industrie so hochentwickelt ist, aber immer mehr Beamtenkandidaturen auftauchen. Man hat nun doch nachgerade genug Beamte im Reichstag, auch im Zentrum ist kein Mangel an solchen. Es ist gewiß bekannt, daß es schwer hält, Industrielle von Name und Ruf für das Parlament zu gewinnen. Aber wenn man tüchtig um sich schaut, findet man doch geeignete Bewerber. Hier liegt eine große Aufgabe der Kreiskomitees, zumal die Zahl der Doppelmandatare zurückgehen muß, und entweder 1912 oder 1913 eine ganze Anzahl neuer Kandidaten zu suchen sind. Das ist dann die beste Antwort auf den Hansatag in Berlin.

Im Interesse des ununterbrochenen Bezuges ersuchen wir um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements. Der Postbestellzettel liegt der ganzen heutigen Postauflage bei. Wir wiederholen bei dieser Gelegenheit die innige Bitte an unsere Freunde, durch Mitteilung von geeigneten Adressen, an welche Gratis-Probehefte versandt werden können, die immer weitere Verbreitung der „Allgemeinen Rundschau" nach Kräften zu fördern. Für das bevorstehende Sommerquartal sind bereits zahlreiche hochinteressante Beiträge aus namhaften Federn vorbereitet.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Neuwahlen in Oesterreich.

Das österreichische Abgeordnetenhaus, das der Auflösung verfiel, war noch vier Monate jünger, als der gegenwärtige Deutsche Reichstag. Das Ministerium Bienerth mußte zur Auflösung schreiten, weil das Haus arbeitsunfähig geworden war. Der Deutsche Reichstag hat in den 4½ Jahren seines Bestehens manche Wandlung in den Partei- und Regierungsverhältnissen durchmachen müssen, aber erfreulicher Weise ist seine Arbeitsfähigkeit nicht gesunken, sondern gestiegen. Außer der hochbedeutsamen Finanzreform von 1909, die unter schwerem Unwetter zur Reife und Einscheuerung gelangte, wurden in der letzten Tagung die bekannten großen Gesetze über die Versicherungsreform und Elsaß-Lothringens Verfassung erledigt. Die Obstruktion wurde nicht einmal versucht. Wegen unseres reichstägigen Johannistriebes brauchen wir uns freilich gegenüber unserem Nachbar nicht zu überheben. Das österreichische Parlament hat einerseits eine viel schlechtere Geschäftsordnung, als unser Reichstag seit dem Zollkampf von 1902, und anderseits leidet es unter der nationalen Zerklüftung, die wir kaum spüren. Die Arbeitsunfähigkeit in Wien rührt her von der Zerfahrenheit in der starken polnischen Fraktion, von der Obstruktion der Tschechen und ihrer slavischen Anhängsel, sowie von dem verwirrenden und hemmenden Einfluß der 87 vereinigten sozialdemokratischen Stimmen. Als die Regierung Neuwahlen zur Erlangung einer arbeitswilligen Mehrheit ausschrieb, konnte sie auf eine erhebliche Verminderung der tschechischen Opposition kaum rechnen. Neben der Reorganisation des Polenklubs mußte sie die Schwächung der Sozialdemokratie ins Auge fassen. Am ersten Wahltag (13. Juni) schien nun das letztere Ziel angebahnt zu sein. Die Sozialdemokratie war in zahlreichen Kreisen zurückgedrängt worden. Das erste Wahlergebnis hatte große Aehnlichkeit mit der sozialdemokratischen Niederlage bei den Hauptwahlen in Deutschland im Januar 1907. Leider hat sich die Aehnlichkeit auch bei den Verhandlungen über die zahlreichen Stichwahlen gezeigt. In Deutschland scheiterte damals bekanntlich das Zusammengehen der bürgerlichen Parteien bei den Stichwahlen an der Feindseligkeit der Jung- und Linksliberalen gegen das Zentrum, die in Köln in der häßlichsten Reinkultur zur Erscheinung kam, als die dortigen Jungliberalen das angebotene Kompromiß für Rheinland und Westfalen vereitelten, weil sie durchaus den „schwarzen" Vertreter von Köln, den Abgeordneten Trimborn, durch den roten Stichwahlgegner verdrängen wollten. Diese Parole „Lieber rot, als schwarz" hat damals in Köln selbst kein Unheil angerichtet, weil vernünftigere Liberale eingriffen, aber in manch anderen Wahlkreisen führte sie unmittelbar oder mittelbar zu einem Erfolge der Sozialdemokratie. In Oesterreich scheint jetzt diese Parole noch verhängnisvoller wirken zu sollen. Dort geht das Unheil von der Reichshauptstadt Wien aus.

In Wien hat nämlich die christlich-soziale Partei, die seinerzeit unter Luegers Führung die Donaustadt in kommunaler und politischer Hinsicht wunderbar schnell erobert hatte, jetzt beträchtliche Schlappen erlitten. Daraufhin hatte die ganze liberale Presse die Meldung von einer vernichtenden Niederlage, einer furchtbaren Katastrophe der Christlich-Sozialen verbreitet. Das war eine Tendenzlüge; denn in den Kronländern hatte sich die Partei trotz allen inneren und äußeren Schwierigkeiten trefflich behauptet und hatte im ersten Wahlgang von ihren 96 Mandaten bereits 68 in Sicherheit gebracht, was sogar die ersten Siege der vereinigten liberalen Parteien relativ und absolut übertraf. Der Fortbestand der christlich-sozialen Partei als stärkste oder doch wenigstens zweitstärkste Partei des Hauses ist auf jeden Fall gesichert. Aber natürlich legt die Partei den höchsten Wert darauf, in Wien bei den Stichwahlen möglichst viele Mandate zu retten. Zugleich hatte das Ministerium den dringendsten Wunsch, die begonnene Schwächung der Sozialdemokratie bei den Stichwahlen möglichst fortgeführt zu sehen. Daher die Bestrebungen des Ministerpräsidenten, ein Stichwahlbündnis zwischen den Christlich-Sozialen und dem „Deutschen Nationalverband" (den liberalen deutschen Parteien) herbeizuführen. Die christlich-soziale Parteileitung war bereit zur gegenseitigen Stichwahlhilfe, obschon davon die Liberalen numerisch mehr profitiert hätten als die Christlichen. Aber die Vereinbarung scheiterte, weil die Liberalen in Wien bei den Stichwahlen für die Roten eintreten wollen, um so ihrem kulturkämpferischen Haß und ihrer kommunalpolitischen Rachsucht eine Genugtuung zu verschaffen. Jetzt ist die Frage der Stichwahltaktik den einzelnen Landesorganisationen überlassen, und dabei wird für die bürgerlichen Interessen nicht viel herauskommen, weil die christlich gesinnten Wähler über das Verhalten der Wiener Liberalen mit Recht erbittert sind und der Liberalismus in den Kronländern auch sehr stark mit dem wildesten Kulturkampfgeist durchsetzt ist.

Die Parole „Lieber rot, als schwarz" droht also in Oesterreich das Zustandekommen eines arbeitsfähigen Parlaments zu vereiteln und die ganze politische Entwicklung in neue schlimme Wirren zu stürzen.

Was nun die Niederlage der Christlich-Sozialen in Wien angeht, so erklärt sie sich zum Teil durch örtliche und persönliche Verhältnisse, die auf eine force majeure zurückzuführen sind, wie z. B. den Tod des hinreißenden Führers Lueger und die Charakterschwäche eines Teiles der beweglichen Wiener Bevölkerung. Es liegen aber auch Ursachen des Rückganges vor, die hätten vermieden werden sollen und müssen. Die christlich-soziale Partei in Wien leidet einerseits unter dem Mangel einer genügend starken Presse, die den jüdisch-liberalen Blättern das Gleichgewicht halten könnte, anderseits unter dem Mangel an jener Eintracht und zielbewußten Disziplin, die dem deutschen Zentrum so glücklich über die Schwierigkeiten nach Windthorsts Tode hinweghalfen. Insbesondere hat es sich als verhängnisvoll erwiesen, daß unter Führung des Schriftstellers Vergani sich ein Teil der Wiener Wähler von dem christlichen Ideal und dem alle Stände und Stämme umfassenden Parteigedanken abspenstig machen ließ. Auch Eifersüchteleien und persönliche Meinungsverschiedenheiten unter den Führern scheinen lähmend gewirkt zu haben. Wir Reichsdeutsche wollen deshalb über unsere Freunde in Oesterreich nicht zu Gericht sitzen; aber wir wollen uns angesichts der gleichen Gefahren und der gleichen Feindschaft, die uns bedrohen, das alte Mahnwort täglich wiederholen: Seid einig, einig, einig! Wir würden uns in die eigene Tasche lügen, wenn wir behaupten wollten, daß bei uns die Eintracht und die Geschlossenheit in der Zentrumspartei noch so lückenlos und tadellos sei, wie in den früheren Jahrzehnten. Es waren leider schon zu viele Reibungen und häusliche Polemiken zu beklagen. Angesichts des großen Wahlkampfes, der uns bevorsteht, müssen wir die elfte Stunde benützen, um die störenden Einwirkungen des Eigensinnes, des persönlichen Ehrgeizes, der territorialen oder ständischen Selbstsucht usw. auszuräumen, ehe es zu ähnlichen Schicksalsschlägen kommt, wie in Wien oder in Brüssel.

Das Ergebnis der österreichischen Wahlen im ganzen wird sich erst nach den sehr zahlreichen Stichwahlen und nach dem späten Wahlakt in Galizien würdigen lassen. Vorläufig hoffen wir, daß die Christlich-Sozialen aus eigener Kraft sich die maßgebende Stellung im Parlament auch für die nächste Periode zu retten und zugleich den höheren Aufschwung in der Zukunft vorzubereiten vermögen.

Der Hansabund und die Sozialdemokratie.

Der erste deutsche Hansatag hat auch in Deutschland die Frage wieder in den Vordergrund gerückt: Sollen die bürgerlichen Parteien zur gemeinsamen Abwehr der Sozialdemokratie kommen, oder soll die Großblockstimmung der Umsturzpartei Vorschub leisten?

Diese erste Hauptversammlung des Hansabundes stand in bedauerlicher Weise unter der Parole: Lieber rot, als schwarz oder blau! Alle Redner proklamierten den grimmigsten Kampf gegen das „agrarische Demagogentum" oder die sog. Ueberagrarier, und was unter diesen Ausdrücken zu verstehen war, zeigt nur allzu deutlich der Triumph über die Ergebnisse der

jüngsten Nachwahlen, die bekanntlich den Sozialdemokraten eine ganze Reihe von Mandaten verschafft haben auf Kosten der Konservativen oder gemäßigten Liberalen und zum kleinen Teil auch des Zentrums. Die Leitung des Hansabundes stellte sich vollständig auf den jung- und linksliberalen Standpunkt und schloß sich der Bassermannschen Taktik in ihrer schärfsten Zuspitzung an. Schanden halber hatte der Vorstand beschlossen, sich für unzuständig zur Ausgabe einer Stichwahlparole zu erklären; die Schlußrede des Präsidenten Riesser ließ aber gar keinen Zweifel darüber, daß der Hansabund die Einigung der bürgerlichen Parteien gegen die sozialdemokratischen Stichwahlkandidaten nicht wünscht, sondern lieber Rote als Konservative, Zentrumsleute oder regierungsfreundliche Liberale gewählt sehen möchte.

Unsere Regierung hatte sich bekanntlich bisher gegenüber dem Hansabund sehr freundlich gestellt und den Wunsch der Konservativen, daß man die Handelskammern vom Anschluß abhalten möchte, zurückgewiesen. Die jetzige Entfaltung des Großblockbanners scheint die Regierung nun doch etwas stutzig gemacht zu haben. Offiziös wird bedauert, daß auf dem Hansatag ein Kampf des „mobilen Kapitals“ gegen die „bodenständigen und rückständigen“ Elemente proklamiert worden ist, und warnend wird hervorgehoben, daß die Agitation (auch gegen den Willen der Führer) auf den „Kampf von Stadt gegen Land“ hinauslaufe. Die Offiziösen hätten noch hinzusetzen können, daß das Vorgehen des Hansabundes die Fortführung der Zollpolitik aufs höchste zu gefährden droht. In der Großblockfrage drücken sich die Offiziösen noch sehr zurückhaltend aus, indem sie bemerken: „die vielfach beklagte Unklarheit der Stellung des Hansabunds gegenüber der Sozialdemokratie, namentlich im Hinblick auf die bevorstehenden Wahlen, sind durch die Verhandlungen des Hansatags nicht beseitigt worden“. Uns scheint eine starke Klärung nach der ungünstigen Seite erfolgt zu sein. Die Regierung hofft vielleicht noch, durch die großindustriellen und die sonstigen rechts-nationalliberalen Elemente des Hansabundes eine Remedur der Riesserschen Wahlparole herbeiführen zu können. Es muß in dieser Hinsicht auch wohl schon etwas geschehen sein, da die Presse der Bundesleitung sich bemüht, den Sinn der Riesserschen Rede durch Berufung auf ältere Erklärungen gegen die Sozialdemokratie abzuschwächen. Wer klug ist, der richtet sich trotz aller solchen beschwichtigenden Redensarten darauf ein, daß das viele Geld und die sonstigen Kräfte des Hansabundes der Sozialdemokratie bei den Wahlen Vorschub leisten werden.

Der elsaß-lothringische Zentrumsparteitag.

Der zweite Delegiertentag hat denjenigen Abgeordneten, die gegen die Verfassungsreform gestimmt haben, ein Vertrauensvotum erteilt, aber er hat nicht den Anschluß an die neue Nationalistenpartei der Herren Blumenthal und Wetterlé beschlossen und hat den Kreisorganisationen freigestellt, ob sie ihre Abgeordneten in die deutsche Zentrumsfraktion eintreten lassen wollen oder nicht. Also Fortdauer der Schmollpolitik, aber keine Ehescheidung. Die elsaß-lothringische Zentrumspartei besteht als unabhängige Landesorganisation fort, und die einzelnen Abgeordneten haben die Möglichkeit, sich an die Gesamtpartei auch formell anzuschließen. Da bleibt die Hoffnung, daß der Riß allmählich wieder zuwächst, und das genügt uns vorläufig. Mit der Zeit wird derjenige Teil der elsaß-lothringischen Bevölkerung, der grundsätzlich mit uns auf demselben Boden steht, für den vollen Anschluß an das große Zentrum schon reif werden. Solche Bäume lassen sich nicht zimmern, sie müssen langsam wachsen.

Die auswärtige Lage.

Eine erfreuliche Entspannung ist im Südosten eingetreten; die Unruhen in Albanien scheinen vorläufig beendet zu sein, da die Türkei nach einigen militärischen Erfolgen auf österreichischen Ratschlag den Weg der versöhnlichen Milde betreten hat. Man verhandelt mit den Führern der Unzufriedenen und läßt Amnestie eintreten. Die erzieherische Einwirkung Oesterreichs zeichnete sich vor dem neulichen verunglückten russischen Versuche durch eine schonende Form und durch die Vermeidung jeder Patronage Montenegros aus. Die österreichische Diplomatie machte zunächst durch einen halbamtlichen Artikel, dann durch freundschaftliche mündliche Besprechungen den jungtürkischen Machthabern klar, daß das augenblickliche Niederkämpfen der aufständischen Albanesen keine dauernde Beruhigung herbeiführen, sondern schließlich sogar Komplikationen veranlassen könnte, die für den Bestand des türkischen Staates verhängnisvoll wären. An Stelle des gewaltsamen Zentralismus würde eine weise Schonung der territorialen, nationalen und religiösen Eigenart der Bestandteile des Reiches empfohlen. Wenn die Machthaber in Saloniki und Konstantinopel auf diesen Boden treten, so hat Oesterreich einen großen Erfolg errungen, nicht bloß für Albanien, sondern für alle Widersacher im türkischen Reich und für die Kultur und den Frieden überhaupt.

Es war ferner erfreulich, daß der italienische Minister des Auswärtigen über das Verhältnis zwischen Italien und Oesterreich im allgemeinen und insbesondere über ihren Einklang in der Balkanpolitik eine sehr schöne, fast optimistische Rede hielt. Hoffentlich bleibt das bewegliche Italien eine längere Weile an dieser guten Stange.

Weniger hoffnungsvoll sieht sich die Frage in Marokko an. Si duo faciunt idem, non est idem. Die Franzosen glaubten zur Hauptstadt von Marokko vorstoßen und von dort die penétration militaire radikal betreiben zu dürfen. Als aber die Spanier unter Berufung auf die Ermordung von drei Schutzbefohlenen in Larrasch Truppen landeten und nach Elksar vorgehen ließen, da erhob sich in Frankreich und in der franzosenfreundlichen Weltpresse ein Sturm der Entrüstung über diesen Frevel gegen die Unabhängigkeit Marokkos und gegen den Vertrag von Algeciras. Der große Dieb will den kleinen Dieb hängen! Vielleicht denkt die französische Regierung im Stillen darüber nach, ob nicht der spanische Vorstoß sich verwerten lasse zugunsten weiterer französischer Vorstöße. — Deutschland hält sich immer noch vollständig zurück, sowohl gegenüber dem französischen als dem spanischen Vorstoß. Die Offiziösen sind nur gegen die Behauptung des französischen Ministers aufgetreten, daß der deutsche Konsul in Fez die Herkunft der Franzosen gewünscht habe. — Möge die Erinnerung an den Einzug der siegreichen Truppen in Berlin vor 40 Jahren den Epigonen der Helden von 1870/71 auch den mittlerweile stark verblaßten patriotischen Enthusiasmus jener großen Zeit recht lebhaft vor Augen führen!

Der Prozeß Verdesi.

Von Dr. Jos. Massarette, Rom.

Als im April der römische Exgeistliche Verdesi urbi et orbi verkündete, daß die Verletzung des Beichtgeheimnisses und die Vergewaltigung seines Gewissens durch P. Bricarelli S. J. ihn aus der katholischen Kirche zu den Methodisten getrieben habe, da jubelte allerorts die antiklerikale Presse. Ein saftiger Beichtstuhlskandal schien manchen Leuten die rechte Würze der am 20. September vorigen Jahres von Ernesto Nathan so geschmackvoll eingeleiteten Jubelfestlichkeiten des geeinten Italien. Die Freude sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein. P. Bricarelli zog seinen Ankläger vor Gericht. Die in mancher Beziehung hochinteressanten Verhandlungen endeten nach zwei Wochen mit der Verurteilung Verdesis zu zehn Monaten Gefängnis, einer Geldstrafe von 833 Lire und Zahlung der Gerichtskosten.

Es verlohnt sich, einige Hauptmomente des Prozesses Verdesi herauszugreifen. Während der Karwoche veröffentlichten zwei vielgelesene, scharf religionsfeindliche Blätter, der Mailänder „Secolo“ und der römische „Messaggero“ die ihnen von einem soeben apostasierten jungen Geistlichen Roms, namens Gustavo Verdesi, mitgeteilten Anklagen gegen den Jesuiten Bricarelli, seit 12 Jahren Mitarbeiter der „Civilta Cattolica“, welcher zum Schaden Verdesis das Beichtsiegel verletzt und ihn moralisch vergewaltigt haben sollte. P. Bricarelli protestierte sofort aufs entschiedenste gegen diese Anklagen, die er als Verleumdungen bezeichnete. Daraufhin richtete Verdesi an den „Messaggero“ ein auch anderen römischen Blättern zugestelltes Schreiben, worin er seine Behauptungen aufrecht hielt. „Während die Verfolgung der Modernisten am grausamsten gewütet habe“, habe er, Verdesi, sich in der Beicht bei P. Bricarelli angeklagt, mit modernistischen Geistlichen Umgang gepflogen zu haben. „P. Bricarelli“, so schrieb Verdesi, „fragte mich nach dem Namen jener Geistlichen und machte mich aufmerksam auf die nach der kirchlichen Moral mir obliegende Pflicht, sie anzuzeigen.... Mir graute davor.... Ich verlangte Zeit zum Nachdenken.... Als ich zu P. Bricarelli zurückkehrte, fand ich, daß er selbst ohne meine Erlaubnis sich zum Papste begeben, ihm alles erzählt und vom Papst Befehl erhalten habe, ich möchte alles, was ich betreffs der genannten Geistlichen wisse, niederschreiben. Nachdem ich

einen anderen würdigen Geistlichen um Rat gefragt und von demselben gehört hatte, daß es meine Pflicht sei, zu gehorchen, gehorchte ich, wobei ich nur erlangte, daß P. Bricarelli meine Zeilen selbst abschrieb. Ich gehorchte, weil ich mich in den ersten Ungewißheiten meiner inneren Umwandlung befand. Auch nur zwei Monate später hätte ich bereits alle Kraft gehabt, um zu erwidern, daß die Furcht vor einer Todsünde mich nicht dazu verleiten könnte, Freunde anzuzeigen. Ich freue mich jetzt, das ihnen zugefügte Böse wieder gutzumachen, indem ich alle schändlichen Mittel, mit denen die Kirche mich treffen wollte, offenbare. P. Bricarelli hat mein Gewissen verletzt, denn kein Beichtvater hat das Recht, die Geheimnisse seines Beichtkindes ohne dessen Erlaubnis irgendwem, selbst wenn es der Papst ist, mitzuteilen. Ich bin bereit, jede Klage anzunehmen."

Sein Wunsch (?) sollte erfüllt werden. P. Bricarelli verklagte den Apostaten Verdesi wegen Diffamation. Der Kläger forderte, daß die Gerichtsverhandlungen sich auf die Wahrheit oder Falschheit der von Verdesi gegen ihn erhobenen Beschuldigung erstreckten. Der Angeklagte sollte also in vollem Maße zum Beweise zugelassen werden.

Wie die antiklerikale Presse dem gerade zur österlichen Zeit unternommenen Angriff auf eine Fundamentaleinrichtung der katholischen Kirche zujubelte, so sollte auch Verdesi vor Gericht an tüchtigen Verteidigern keinen Mangel haben. Nicht weniger als neun Advokaten übernahmen seine Verteidigung, sämtlich bekannte Antiklerikale, worunter die Abgeordneten Comandini und Barzilai, letzterer ein glänzender Redner und Leader der republikanischen Partei. Doch schien die Verteidigung ohne große Hoffnung auf den Sieg, denn sie verlegte sich darauf, die Arbeit des Gerichtes durch Hervorrufung lästiger Zwischenfälle zu stören oder unmöglich zu machen. Gleich zu Beginn beantragte die beklagte Partei Vertagung, da mehrere Verteidiger nicht anwesend sein könnten. Das Gericht (6. Strafkammer, bestehend aus dem Präsidenten Galloni und den Richtern Splendore und Negro) lehnte jedoch diesen Antrag ab. In gleicher Weise wurde die Verteidigung abgewiesen, als sie die Gültigkeit des Zitationsaktes anfocht und beantragte, das Gericht möchte sich inkompetent erklären, da wegen der Veröffentlichung der Anklagen im „Secolo" die Verhandlungen in Mailand stattfinden müßten. Nunmehr erhielt Verdesi das Wort. Während er in der Presse klar und entschieden behauptet hatte, P. Bricarelli habe das in der Beicht Gehörte dem Papste ohne weiteres mitgeteilt, erklärte Verdesi jetzt, er habe bei dem Jesuiten gebeichtet und sich auch des Umgangs mit modernistischen Geistlichen angeklagt, habe jedoch nach Empfang der Lossprechung hierüber weiter gesprochen und in der Privatunterhaltung die Namen der fünf „Modernisten" (Buonacuti, Turchi, Rossi, Piastrelli und Coppa) genannt. Uebrigens hatte Verdesi einer Reihe von Freunden und Bekannten dieselben „vertraulichen" Mitteilungen gemacht, mit dem Unterschied allerdings, daß er außerdem dem P. Bricarelli eine schriftliche Denunziation übergab.

Unter diesen von Verdesi zugegebenen Umständen konnte nicht mehr von Verletzung des Beichtsiegels geredet werden. Die Strafsache hätte damit beendet werden können, und sicher wäre P. Bricarelli zur Zurückziehung der Klage bereit gewesen, wenn Verdesi in loyaler Weise die Anklagen zurückgezogen hätte. Aber was wäre alsdann aus dem „politischen Prozeß", den gewisse antiklerikale Hetzer um jeden Preis wollten, geworden?

Klar und bündig waren die von P. Bricarelli mit voller Ruhe abgegebenen Erklärungen, die allseitig den besten Eindruck machten. Seit einer Reihe von Jahren kannte er Verdesi, der manchmal bei ihm gebeichtet hatte, aber seit 1908 nicht mehr. Bezüglich der ihm angeblich im Sommer letztgenannten Jahres von Verdesi gemachten Mitteilungen sagte P. Bricarelli folgendes aus: Im Juli 1908 besuchte ihn Verdesi, und während beide sich in freundschaftlicher Unterhaltung miteinander befanden, sagte Verdesi, es mache ihm Sorge, daß er an Versammlungen modernistischer Geistlichen in der Wohnung Buonacutis teilgenommen habe, und nannte einige Teilnehmer. Er wüßte nicht, was anfangen. Er zeigte Reue und verhehlte sich nicht seine Pflicht, die Schuldigen anzuzeigen. Die Mitteilung kam dem Ordensmann nicht überraschend, da er wußte, daß Verdesi schon während seiner Studienzeit Sympathien für den Modernismus bekundet hatte. P. Bricarelli bestärkte ihn in seinem Pflichtbewußtsein, die Betreffenden zur Anzeige zu bringen; über das Wie werde man noch reden. Zwei Wochen später, am 10. August 1908, benutzte alsdann P. Bricarelli eine ihm von Amts wegen gewährte Privataudienz beim Hl. Vater, um den Papst um Rat zu fragen betreffs eines ihm außerhalb der Beicht von einem Geistlichen, dessen Namen er nicht nannte, vorgelegten Gewissensfalles. Pius X. beauftragte den Pater, in seinem Namen jenem Geistlichen zu befehlen, das Mitgeteilte niederzuschreiben, ohne jedoch seinen Namen darunterzusetzen; das Schriftstück sollte direkt an den Papst geschickt werden.... Seiner Pflicht bewußt schrieb alsdann Verdesi im Oktober, ohne zu zögern, die Anzeige nieder und brachte sie P. Bricarelli, der sich erbot, das Schreiben selbst zu kopieren, damit niemand Verdesis Schriftzüge erkennen könnte. Verdesi erbot sich sogar freiwillig, betreffs seiner modernistischen Freunde weitere Nachfolgungen anzustellen, doch riet P. Bricarelli davon ab. Dieser bewahrte das Schreiben Verdesis im Original auf für den Fall, wenn behauptet werden sollte, er (Bricarelli) habe die fünf Geistlichen denunziert. — In der Folge zeigte sich Verdesi gegenüber P. Bricarelli stets sehr freundlich, sprach sich auch öfters mit Verehrung über ihn aus, bis es galt, die eigene Apostasie zu rechtfertigen, und der Jesuit als Sündenbock benutzt wurde.

P. Bricarellis kategorische Erklärungen und die bestimmten Aussagen verschiedener Zeugen konnten die Verteidigung nicht mehr in Zweifel über das ihres Klienten harrende Schicksal lassen. Die Taktik odiöser Obstruktion wurde also fortgesetzt. Die beklagte Partei wollte die geistlichen Zeugen zwingen lassen, ihre Aussagen auf das in der Beicht Gehörte zu erstrecken, nachdem das Beichtkind (Verdesi) sie vom Stillschweigen entbunden. Das Gericht entschied jedoch auf Grund der bestehenden Gesetzgebung, daß das Beichtgeheimnis als Amtsgeheimnis zu gelten hat, und demnach ein Geistlicher als Zeuge nicht zur Aussage über etwas darunter Fallendes gezwungen werden kann. Zweck des Amtsgeheimnisses sei eben nicht nur der Schutz des einzelnen, sondern auch der Familie und der ganzen Gesellschaft, wie auch der Würde des Amtes.

Nachdem so das Gericht dieses Spiel vereitelt hatte, sann die Verteidigung Verdesis auf andere Zwischenfälle. Sie bestand hartnäckig darauf, daß P. Bricarelli seine Oberen, die ihm die Ermächtigung zum Prozeßführen gegeben, nenne. Die Gesellschaft Jesu wollten so die Herren Antiklerikalen vors Gericht schleppen, um Verdesi als Opfer jesuitischer Verfolgungssucht erscheinen zu lassen. Der Staatsanwalt erklärte jedoch kategorisch: „Diese Frage gehört nicht zur Sache. Vor uns tritt ein Bürger des Königreichs und verlangt Sühne für seine verletzte Ehre. Was geht das uns an, ob und bei wem er um Ermächtigung dazu eingekommen ist? Deshalb verlange ich, daß die Frage abgelehnt werde." P. Bricarellis trefflicher Rechtsbeistand, Advokat Di Benedetto, brandmarkte die Taktik der Gegner, welche diese Strafsache ihren politischen Zwecken dienstbar machen und daher Dinge, die gar nicht dazu gehören, hineinzerren wollten. Das Gericht lehnte denn auch die Frage ab. Für die Verteidigung war dies eine überaus schmerzliche Niederlage, denn die Aussichten auf einen politischen Prozeß waren damit geschwunden. Es handelte sich nur mehr darum, wer unterliegen sollte, Verdesi oder Bricarelli, und der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein. Deshalb neue Treibereien seitens der beklagten Partei. Sie inszenierte einen Streit um die Stellung der Kardinäle im italienischen Staat. Das seit 40 Jahren den Kardinälen stets zuerkannte Vorrecht, ihre Zeugenaussagen in der eigenen Wohnung machen zu können, wollten Verdesis Verteidiger den Kardinälen Respighi und Martinelli streitig machen. Selbstverständlich ohne Erfolg.

Sehr verstimmt hatte die Herrschaften das im Namen und Auftrag des Hl. Vaters vom römischen Kardinalvikar Respighi an P. Bricarelli gerichtete Schreiben, worin betont wird, daß letzterer dem Papst gegenüber nie einen Namen nannte, wohl aber ausdrücklich erklärte, das Treiben modernistischer Geistlichen außerhalb der Beicht in einer einfachen Unterhaltung mit einem befreundeten Priester erfahren zu haben. — Die Verteidigung jammerte, daß der Papst persönlich und ungerufen in die Debatten eingegriffen und bereits vor dem Urteilsspruch des Gerichtes sein Urteil gefällt habe und beantragte demnach, daß dieses Schreiben nicht verlesen werde. Während die antiklerikale Presse in diesem Schreiben eine Vergewaltigung des Gerichtes und der Zeugen sehen wollte, bemerkte die liberale, dem Vatikan im allgemeinen recht feindlich gesinnte „Italie" richtiger: „Dieses Schreiben bildet ein für den weiteren Verlauf der Verhandlung hochwichtiges Dokument. Es ist eine wirkliche, indirekte Aussage des übrigens von Verdesi selbst hineingezogenen Papstes; es handelte sich in der Tat darum, zu erfahren, ob P. Bricarelli in seiner Unterhaltung mit dem Papst das Beichtgeheimnis verletzt habe, und

diese Anklage ist so ungeheuerlich, daß sie die klare und bestimmte Erklärung des Papstes herausgefordert hat.... Die Tatsache (des Eingreifens des Papstes) ist anderseits berechtigt, da behauptet wurde, das Oberhaupt der katholischen Kirche habe einen Beichtvater ermächtigt, das Beichtsiegel zu verletzen." Uebrigens hätte nicht der Papst selbst mit dem Schreiben Respighis indirekt seine Aussagen gemacht, so würden die Antiklerikalen geschrien haben: Ihr laßt uns zum Beweis zu, aber der einzig notwendige Beweis, jener nämlich, den der Papst liefern müßte, der allein wissen kann, ob das Beichtsiegel verletzt wurde oder nicht, kann nicht beigebracht werden.

Noch andere Versuche machte die beklagte Partei, um diese Straffache zu verwirren und das Werk der Justiz zu hemmen. Alles umsonst, denn die Verleumdung lag klar zutage. Vernichtend für Verdesi war die Anklagerede des Staatsanwalts Mancinelli. Er wies unwiderleglich nach, daß man dem Verdesi, der sich in schreiende Widersprüche verwickelt hatte, keinen Glauben schenken kann. Verdesi selbst hatte bis im März dieses Jahres bewiesen, daß er P. Bricarelli nicht für schuldig hielt, sein Gewissen vergewaltigt, das Beichtgeheimnis verletzt zu haben, wohl aber als Ehrenmann ansah. Auf der Suche nach einer Begründung seiner Apostasie kam dieser Judas (wie ihn der Staatsanwalt brandmarkte) schließlich auf die Beschuldigung der Verletzung des Beichtsiegels. Zum Schluß rief der Staatsanwalt aus: „Was ist von dem Beweis, den Verdesi erbringen sollte, geblieben? Seine Behauptung, und diese genügt nicht. Sie, Verdesi, hätten Mut zeigen sollen. Wenn Sie keinen Glauben mehr hatten, so mußten Sie die Kirche verlassen, ohne zu einer niedrigen Verleumdung zu greifen, Ihren Schritt zu beschönigen. Wollten Sie zu den Methodisten, so durften Sie es nicht in so schmachvoller Weise tun. Wer so handelt, verdient Verachtung, welcher Partei er sich auch anschließen mag. Wenn man einen Konfessionswechsel vornehmen will, so erkläre man es offen, ohne andere zu verleumden. Meine Herren vom Gericht! Ihr Urteil wird vor allem zum Ausdruck bringen müssen, daß alle Bürger gleich sind vor dem Gesetz und demnach auch die Jesuiten, wenn sie sich an italienische Richter wenden, das Recht auf Schutz ihrer Ehre und auf Gerechtigkeit haben."

Verdesi wurde wegen Diffamation durch die Presse verurteilt. Auf der Anklagebank saß aber auch die antiklerikale Presse, die an der Glaubwürdigkeit dieses Apostaten keinen Augenblick gezweifelt, sondern ihn als Helden gefeiert hatte. Am Pranger stehen neben dem gewissenlosen Verleumder die Blätter, welche den Lügen die weiteste Verbreitung verschafften, in der Hoffnung, der Kirche einen tödlichen Schlag zu versetzen. Nach dem Prozeß Verdesi mahnten die „Münchner Neuesten Nachrichten" die „politischen Gegner des Klerikalismus", die Aufbauschung von Einzelfällen und die Identifizierung mit sensationslüsternen Expriestern, namentlich Italienern, aus dem Kampfe auszuschalten. Es führe entweder zu nichts oder allenfalls zu Enttäuschungen wie im Prozeß Verdesi.

Trotz dieser Mahnung und der bitteren Erfahrung dieses Prozesses wird auch weiterhin ein großer Teil der liberalen Presse solche „Fälle" ohne weiters gegen die katholische Kirche ausschlachten. (Im Bunde mit der „Täglichen Rundschau" haben die „Münchner Neuesten Nachrichten" schon wieder einen „vatikanischen Skandal" entdeckt, der gleichfalls erfunden ist.)

Glocken im Wald.

Durch die kühle Einsamkeit
Hörst Du ferne Glocken schlagen,
Glocken, über Wipfeln weit,
Traumhaft wie in alten Tagen.

Glocken, deren dunkler Sang
Weckt in Deines Herzens Tiefen
Längst verscholl'ner Stunden Klang,
Träume, die versunken schliefen.

Und du schweigst, du harrst, du bebst
Vor dem Klingen unermessen.
Dass du atmest, dass du lebst,
Hast du selber fast vergessen.

Dr. Lorenz Krapp.

Zu den Strömungen in der Sozialdemokratie.

Einige Tatsachen und Mahnungen.

Von Redakteur Michael Gasteiger-München.

Der jüngste Anlauf der Sozialdemokraten, im Deutschen Reichstage praktische Arbeit zu leisten, indem sie für das elsaß-lothringische Verfassungsgesetz stimmten, hat in einem großen Teil der bürgerlichen Presse freudige Gefühle erregt. Sogar vom Regierungstisch aus ward den Sozialdemokraten eine nicht alltägliche Belobigung zuteil. Staatssekretär Delbrück kam, in der Genugtuung über das endlich gelungene schwierige Kompromißwerk der Reichsversicherungsordnung, zu der Auffassung, daß die Sozialdemokraten sich „ritterlicher Kampfesweise" befleißigt hätten. Die Arbeitsparteien und im besonderen die Vertreter der christlichen Arbeiterschaft im Deutschen Reichstag haben nun allerdings von dieser „Ritterlichkeit" ganz eigenartige Kostproben serviert erhalten. Nebenbei wollen wir noch feststellen, daß die Sozialdemokraten zu dieser „Ritterlichkeit" durch die mißlichen Verhältnisse geradezu gezwungen waren, welche sie allerdings selbst geschaffen hatten, mit ihrem mächtigen Geschrei über die „Entrechtung der Arbeiter". Gerade die Beamtenfrage in den Krankenkassen und die berühmten Anstellungsverträge, die die Ursache des anfänglichen roten Feldgeschreies bildeten, und worüber die Regierung ein bedeutsames Tatsachenmaterial besaß, waren zum Schluß für die Vertreter der Sozialdemokratie der Grund, sich auf das Altenteil der „Ritterlichkeit" zurückzuziehen, — um nicht noch tiefer in den Sumpf zu geraten.

Jedenfalls ist gewiß, daß die Haltung der Sozialdemokraten im Reichstag und ihrer Presse zur Reichsversicherungsordnung auch von weiten Kreisen jener sozialdemokratischen Arbeiter nicht verstanden wurde, die durch die gewerkschaftliche Arbeit dazu erzogen wurden, das jeweils Erreichbare zu nehmen. Die Reichstagsberichte in den sozialdemokratischen Zeitungen mit den dutzenden fetten Zeilen: „Von den Mehrheitsparteien abgelehnt!" (wo es sich um sozialdemokratische Agitationsanträge handelte), haben bei weitem nicht den erträumten Erfolg gezeitigt. Das beweisen schon die zum Teil ganz ungenügend besuchten sozialdemokratischen „Protest"-Versammlungen gegen die Reichsversicherungsordnung. Darum war es schon nicht viel mehr als ein Gebot taktischer Klugheit, aus agitatorischen Gründen für die elsaß-lothringische Verfassungsvorlage zu stimmen, um in der Wahlpropaganda wenigstens mit einem Akt „positiver Mitarbeit" paradieren zu können. Und das allgemeine Wahlrecht, das für Elsaß-Lothringen winkte, erleichterte den Sozialdemokraten insoferne die Zustimmung, als mit demselben sich immerhin leichter agitatorische Erfolge erzielen lassen, als bei einem anderen Zustande.

So zeigt sich bei ruhigem Betrachten die Haltung der Sozialdemokratie in der elsaß-lothringischen Frage vom reinen Nützlichkeitsstandpunkt diktiert. Das besondere Hervorheben der sozialdemokratischen Arbeitsfreudigkeit, wie es in manchen Blättern gleichsam als der Flügelschlag einer neuen Zeit begrüßt ward, ist daher eine grundsätzliche Verkennung der Sachlage. Denn wenn auch in der Zukunft politische oder taktische Notwendigkeiten die Sozialdemokratie da und dort zu Zugeständnissen in bezug auf parlamentarische Arbeit zwingen, im Grunde wird und muß die Sozialdemokratie stets eine Partei der Negation und des Umsturzes bleiben. „Wir vergessen nie", schreibt Kautsky in seiner soeben erschienenen Broschüre »Die taktischen Strömungen der deutschen Sozialdemokratie«, „daß alle politische Interessengemeinschaft zwischen einer bürgerlichen und einer proletarischen Partei nur eine gelegentliche, nur eine vorübergehende und nur eine beschränkte sein kann. Wir können daher nie ein dauerndes Bündnis mit einer bürgerlichen Partei, einen Block eingehen; wir können gelegentlich z. B. bei Stichwahlen oder im Parlament für eine von ihnen stimmen, müssen aber unsere Propaganda gegen sie alle richten, jede von ihnen kritisieren, bei jeder zeigen, daß sie den Interessen des Proletariats nicht genügt und nicht genügen kann, weil dieses Interesse nur durch eine soziale Revolution zu seinem Rechte kommen kann, die einzig die Sozialdemokratie anstrebt."

Der Satz, den der in Aegypten verstorbene Dr. Boruttau bereits im Jahre 1871 im „Volksstaat" aufstellte: „Wir erstreben auf staatlichem Gebiete den Republikanismus, auf wirtschaftlich-sozialem den Kommunismus und auf religiösem den Atheismus," ist auch heute noch das Kredo der

Partei. In diesem „Endziel" sind sich alle Sozialdemokraten, ob sie nun zu den strengen „Marxisten" oder zu einer der verschiedenen Gruppen von „Revisionisten" zählen, einig; mögen auch sonst die Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Richtungen um die Taktik, zu diesem Ziele zu gelangen, noch so weit auseinander gehen. Darin liegt auch ein Grund, warum es seit 1895, von welchem Jahre ab dieses „Literatengezänk" zwischen den Rechtgläubigen und den Reformern nicht mehr zur Ruhe gekommen ist, doch noch zu keiner organisatorischen Spaltung in der Partei kam. Und ein weiterer Grund fußt in der Tatsache, daß das Marxsche Programm so vieldeutig ist, daß es jedem etwas bringt, dem Reichen wie dem Armen im Geiste; dem strenggläubigen Marxisten, wie dem kritischen Revisionisten. Heute liegen die Dinge so, daß weder der eingefleischteste Marxist den ganzen Marx verteidigen, noch der konzessionsfreundlichste Revisionist den ganzen Marx ablehnen kann.

Dessenungeachtet haben diese beständigen Zänkereien in der sozialdemokratischen Partei ihrem Innenleben schwer geschadet. Aeußere Erfolge, wie sie infolge einer besonderen politischen Konstellation und einschneidender gesetzgeberischer Maßnahmen auf steuerlichem Gebiete einige Ersatzwahlen brachten, brauchen nicht überschätzt zu werden. Man wird sie allerdings auch nicht unterschätzen dürfen.

Gerade von diesem Gesichtspunkte aus ist der Streit zwischen Marxismus und Revisionismus ein wertvolles Agitationsmittel gegen die Sozialdemokratie, weil er so recht die Schwächen des sozialdemokratischen Programmes aufzeigt, das sich als strenger Marxismus längst überlebt, weil als undurchführbar erwiesen hat. Recht eigentlich genommen ist die Sozialdemokratie von heute nur eine Zufluchtstätte für Unzufriedene aus allen Kreisen. Die Endziele der Sozialdemokratie sind, seit die tatsächliche Entwicklung einen großen Teilder marxistischen Lehrsätze erschüttert hat, in nebelhaftere Fernen denn je gerückt. Die Vertreter des strengen Marxismus können keinerlei Antwort auf die Frage geben, wohin die Reise geht; sie wollen, da schon Bebels Prophezeiungen alle sehr daneben gingen, nun die „Entwicklung abwarten". Auch die Revisionisten sind in wohlberechneter Absichtlichkeit grundsätzlichen Erörterungen über ihre Stellung zum sozialdemokratischen Programm in der Hauptsache aus dem Wege gegangen und haben den Schein der Einigkeit in der Partei mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten gesucht.

Das ist ihnen gelungen, bis zu dem denkwürdigen Parteitag von Magdeburg, wo die Radikalisten ihre Zeit für gekommen hielt und die Frage der Budgetbewilligung zum Anlaß nahmen, den gesamten Revisionismus zu züchtigen. Heute ist der Radikalismus Herrscher in der offiziellen Partei, und mit wenigen Ausnahmen beherrscht er auch die gesamte Parteipresse, die er durch sein Pressebureau speist.

Diese einfache Tatsache, die Kautsky in seiner erwähnten Broschüre aufs neue unterstrichen hat, könnte schon manchen der Großblockideologen zu denken geben, die durch den Revisionismus, der augenblicklich „ein Heer von Generälen ohne Soldaten" ist, eine grundsätzliche Schwenkung der Partei zur positiven Arbeit erwarten. Gar nicht weiter anzuführen die beständigen Zurechtweisungen von seiten der radikalen Richtung, wenn man im revisionistischen Lager nur einen Schritt ins Positive macht. Dafür zeugt der Antrag auf Einschränkung der Rüstungen, den die Sozialdemokratie im heurigen Frühjahr im Reichstag stellte, und um deswillen die radikale „Leipziger Volkszeitung" mächtig Lärm geschlagen hat. Genosse Ledebour, selbst von der strammeren Richtung, gab dann die tröstliche Versicherung, daß es sich bei dem Antrag nur um die „agitatorische Wirkung" drehte. Damit war einstweilen wieder Friede. In dem Streit um den Stuttgarter Oberbürgermeisterposten aber prasseln jetzt noch die Flammen lustig weiter, in die Rosa Luxemburg eifrig Scheitlein um Scheitlein wirft, um das Feuer bis zum nächsten Parteitag in Jena zu erhalten.

Wer aber durch die Zustimmung der Genossen in der elsässischen Frage immer noch von deren positivem Arbeitseifer überzeugt sein sollte, dem mag der Hinweis genügen, daß noch vor wenigen Wochen Ledebour namens seiner Partei im Reichstag erklärte, sie sei „grundsätzlich gegen jede Kolonialpolitik". Nun ist aber gerade das eine Frage, der eine Partei, die es mit der Arbeitervertretung ernst nimmt, im Zeitalter der Weltwirtschaft, schon im Interesse von Industrie und Arbeitern, nicht ablehnend gegenüberstehen darf. In der Zoll- und Handelspolitik herrscht zurzeit in der Sozialdemokratie völlige Anarchie, und in Steuerfragen bahnen sich interessante Entwicklungen an, die eigenartige Widersprüche zwischen der theoretisch festgehaltenen Verneinung der „Steuerpolitik des Klassenstaates" und dem tatsächlichen Verhalten bloßlegen.

So ist eben die ganze Politik der Sozialdemokratie im letzten Grunde immer abhängig von dem starren Dogma des Marxismus, das da sagt: Wir können nicht! und — wollen nicht. Wo man aber aus taktischen Rücksichten einmal von dieser Schablone abzuweichen gezwungen wird, gibt es ein Gebilde aus Möchtegern und Darfdochnicht zu Reklamezwecken, das sicherlich nicht wert ist, als Ereignis auf dem Gebiete positiver Arbeit gefeiert zu werden.

Damit sind wir wieder an dem, was am Eingang gesagt wurde: Die Anerkennung, die man der Sozialdemokratie gerade wegen ihres Eintretens für die elsaß-lothringische Verfassungsvorlage in der Presse vielfach gezollt hat, beweist, daß wir es im grundsätzlichen Denken über die Sozialdemokratie noch nicht weit gebracht haben. — Hier gilt es daher zunächst nachzuholen, wenn wir aus den Strömungen in der Sozialdemokratie der Gegenwart politischen Nutzen für uns ziehen wollen. Wir müssen dazu vor allem grundsätzlich denken und grundsätzlich kämpfen lernen! Man muß dem Herausgeber des „Türmer" recht geben, wenn er in seinem geistvollen Buche „Aus deutscher Dämmerung" schreibt: „Viel zu wenig ist den bürgerlichen Kreisen das Rüstzeug der Sozialdemokratie bekannt. Was man ihnen in den landläufigen Reden und Schriften zum soundsoviel tausendsten Male aufmutzt, ist zum guten Teil freie Phantasie, olle Kamellen, die längst nicht wahr sind und den „Genossen" nur ein mitleidiges Lächeln entlocken... Gewiß ist die Sozialdemokratie angreifbar, aber an ganz anderen Stellen und mit ganz anderen Waffen."

Gerade in Bayern hat manche für den Augenblick vielleicht notwendige Kompromißpolitik und anderes den Weg zu dieser grundsätzlichen Arbeit versperrt. Da gilt es vor allem zu bessern. Die Hauptaufgabe hat die Presse; die Zentrumspresse im besonderen. Der systematische, grundsätzliche Kampf gegen die Sozialdemokratie soll nicht durch unfruchtbare Tagespolemik überwuchert werden. Ohne die notwendige Polemik beschneiden zu wollen, muß dennoch gesagt werden, daß die grundsätzliche Bekämpfung weit vordringlicher und in der Abwehr wirksamer ist. Schon im Interesse der christlichen Arbeiterbewegung, die aus Solidaritätsgründen bislang davon abgesehen hat, außer ihren Vereinsorganen sich eine eigene Presse zu schaffen. Es ist eben nicht zu bestreiten, daß gerade die christliche Arbeiterbewegung in ihren verschiedenen Organisationsformen so recht eigentlich der Träger des Kampfes gegen die Sozialdemokratie ist. Sie wird von dieser auch am meisten bekämpft, während man mit den anderen Ständen den offenen Kampf mehr vermeidet, ja, manchmal für sie sogar eine kleine Schmeichelei im Setzkasten hat.

Eine weitere Aufgabe trifft die Vereinsarbeit. Es ist nach unserem Dafürhalten kein Zufall, daß man da und dort, in Bayern wie auch in Oesterreich, darangeht, „konservative Studienvereinigungen" zu gründen. Mögen dabei immerhin manche politischen Sonderwünsche mit unterlaufen, der eine leitende Gedanke tritt hier wie dort hervor: Wir haben uns mit der grundsätzlichen Tendenz unserer Gegner zu wenig beschäftigt. Bei uns trifft das sicher in bezug auf die Sozialdemokratie zu. Wir müssen daher weit mehr als bisher an vertiefter staatsbürgerlicher Schulung leisten: die gesamte katholisch-soziale Vereinsorganisation und eine volkstümliche literarische Propaganda muß hier reformierend eingreifen. Im engeren Sinne werden es neben den allgemeinen Zentrumsvereinen die Windthorstbunde und die Arbeiterwahlvereine sein müssen, die das Banner zu einer streng sachlichen, aber grundsätzlich scharfen Bekämpfung der Sozialdemokratie, unseres gefährlichsten Feindes, voranzutragen haben.

In ihrem Programm hat die Sozialdemokratie ihre Achillesferse. Darum muß dessen Verständnis und Kritik den oft recht persönlich geführten Kampf ablösen. Dann kann die „Krisis in der Sozialdemokratie", der Joos ein recht brauchbares Büchlein[1]) gewidmet hat, uns nur Vorteile bringen. Die kommende Reichstagswahlperiode mit dem Losungswort durch ganz Deutschland: Unter allen Umständen gegen die Sozialdemokratie! gibt den besten Resonanzboden, unsere Anregungen durchzuführen.

[1]) Krisis in der Sozialdemokratie von J. Joos, Redakteur der Westdeutschen Arbeiterzeitung, 121 Seiten, Preis ℳ 1.—. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag.

Es war einmal . . .

Es war einmal . . . O Märchenwort!
Die Sonne sank — doch immerfort
Singt mir ins Herz die Nachtigall
Mit süssem Schall
Von gold'nen Tagen
Die Wundersagen.

Es war einmal . . . O Heimatklang!
Vom Liede, das die Mutter sang,
Ein morgenfrischer Frühlingshauch . . .
Nun schlummert auch
Ihr bangen Klagen —
Bald wird es tagen!

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Transparentpolitik.

Von Chefredakteur Max Roeder, Aachen.

Keine andere politische Partei hat die Frage der „Mitläufer" in solchem Maße beschäftigt wie die Sozialdemokratie — der beste Beweis dafür, daß nicht tief greifende Grundsätze aus der Partei ausstrahlen, sondern daß die leicht verwehende Agitation Augenblicks- und Massenerfolge zeitigt. Daher auch in keiner Partei der tiefklaffende Gegensatz wie bei der Sozialdemokratie! Keine Partei bleibt — ganz naturgemäß — verschont von der scheidenden Bewegung; wie durch das große Ganze, so zieht auch durch die einzelnen Teile das Streben einer Scheidung nach rechts und links. Der demokratische und der konservative Gedanke, der in seinem Widerstreite die Weltgeschichte bewegt, durchsetzt heute mehr als ehedem die einzelnen Gebilde; mit meßbarer Genauigkeit reagiert jedes zu viel auf der einen sofort auf der anderen Seite. Ist es anders, wenn von Rechts- und Linksliberalismus, von Revisionismus und Radikalismus die Rede ist? Haben wir nicht auch im Zentrum ähnliche Kontroversen zu bestehen gehabt? So sicher es ist, daß in diesem Zündstoff Sprengpulver enthalten ist, ebenso sicher ist es, daß nur jenes Gebilde tragkräftig genug ist, das hinreichend gemeinsames Fundament besitzt, auf dem die Werkleute von rechts und links den Felsenturm der Prinzipienfestigkeit errichten können. Bisheran ist das nur dem Zentrum gelungen, und es gehört keine Sehergabe zu der Behauptung: auch in Zukunft wird allein das Zentrum dazu imstande sein, wenn nur diejenigen, die ihm dienen, über den Sonderinteressen nicht das einigende, unabänderliche Prinzip aus dem Auge verlieren. Daher tut sich im Zentrum zwischen den einzelnen nie die klaffende Kluft auf, wie in anderen Parteien. Wir mögen uns streiten — vielleicht ganz kräftig — über die Sondermeinungen in der einen oder anderen Frage: in dubiis libertas. Die unitas in necessariis verbürgt den einigenden Frieden. Anders bei der Sozialdemokratie! Welch gewaltiger Unterschied ist da zwischen dem Parteidogmatiker erster Garnitur herab über die Agitatoren der Landstraße bis zum protestierenden Mitläufer, der sozialdemokratisch wählt, weil die Eisenbahn nicht vor seinem Häuschen hält! Dazwischen ist aber eine große Kategorie von Parteigängern, die ein Spezifikum der sozialdemokratischen Partei ausmachen, und die besondere Beachtung verdienen: die durch die sozialdemokratische Transparentpolitik Eingefangenen.

Die Sozialdemokratie hat sich von jeher als Meisterin der Taktik, Organisation und Agitation erwiesen. Die Wahl der Mittel hat ihr dabei allerdings wenig Kopfzerbrechen gemacht. So konnte sie es erreichen, daß sie, unter falscher Flagge segelnd, zu Tausenden die nach Neuland sich Sehnenden auf ihr Fahrzeug täuschte. „Freiheit" war ihr Zauberwort, nicht die aus der ewigen Wahrheit geborene Freiheit, die „der Zweck des Zwanges ist, wie man eine Rebe bindet, daß sie, statt im Staub zu kriechen, froh sich in die Lüfte windet" — die zügel- und schrankenlose Freiheit mit ihrem immer lockenden, auch nicht durch Blutvergießen zu erreichenden Ziele. „Frei" nannte die Sozialdemokratie ihre Arbeiterorganisationen, in denen sie die Freien zu Sklaven ihrer Dienste machte. „Frei" nennt sie ihre Jugendorganisationen, in denen sie den freigeborenen Gottesgeist in die Banden des atheistischen Materialismus schmiedet. „Frei" nennt sie die dem Vergnügen und dem Sport dienenden Vereinigungen, in denen sie selbst in freien Stunden Leibesübung, Erholung und Kunst in den engen Bannkreis ihrer Ideen zwingt. „Frei" sollten auch die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften sein, mit denen sie alle Interessen ihrem Ziele beugen wollte. Und der Erfolg! Ein bedenklich großer! Zum Schlagwort kam die achtunggebietende Menge an Menschen und Geldmitteln — hinreichend, um selbst einsichtige Männer über die tatsächliche Einflußlosigkeit hinwegzutäuschen. Wo sind die Erfolge der Millionen-Gewerkschaften? Man verfolge doch die Wogenbewegung am Wirtschaftsspegel! Wo sind die Erfolge dieser Millionen auf politischem Gebiete? Nicht einer einzigen Schöpfung vermochten sie Geist von ihrem Geiste einzuhauchen. Ein Koloß auf tönernen Füßen! Noch bedauerlicher ist die durch die sozialdemokratische Taktik erzeugte Massentäuschung. Sind vielleicht jene Männer eine Seltenheit, welche, einer „freien" Gewerkschaft angehörend, sich mit Entrüstung dagegen verwahren, Sozialdemokraten zu sein oder den Zielen dieser Partei zu dienen? Halten wir einmal Umfrage! In der rauhen Wirklichkeit wird der Fundamentalsatz „Partei und Gewerkschaft sind eins" von ihnen ferngehalten; dafür bringt sie die Presse um so sicherer ins sozialdemokratische Gleise. Ist es anders bei den Sport- und Vergnügungsvereinen, bei den Konsumvereinen?

Alles Vorgänge, die ernsteste Beachtung verdienen — auch für die Zukunft der Entwicklung. Die „freien" Gewerkschaften hat die jahrzehntelange Gewöhnung offenbar willenlos in die Arme der Sozialdemokratie gelegt. Denselben Entwicklungsgang werden auch andere gehen. Neuerdings wird entschieden der sozialdemokratische Charakter der Konsumgenossenschaften betont. In einem langen Artikel stellt Pastor Göhre den Fundamentalsatz an die Spitze („Vorwärts" Nr. 129):

„Auf dem internationalen Parteitag in Kopenhagen und dem Parteitag in Magdeburg hat die Sozialdemokratie ihr Verhältnis zur Konsumgenossenschaftsbewegung auf längere Zeit hinaus geregelt. Die Zeiten der Unklarheit und des Experimentierens sind damit auch auf diesem wichtigen Gebiete endgültig vorüber; die Organisation der Konsumgenossenschaften ist eingestellt in den großen Rahmen der internationalen proletarischen Bewegung; jeder Parteigenosse, der dazu imstande ist, ist verpflichtet, wie einer Gewerkschaft, so auch einem Konsumverein als laufendes Mitglied anzugehören. Die Grundgedanken der beiden Genossenschaftsresolutionen von Kopenhagen und Magdeburg decken sich durchaus miteinander."

Göhre wendet sich dann gegen die diese Frage behandelnden Broschüren von Fleißner und Kaufmann, die er als „überneutral" abtut, um dann zu schließen:

„Anstatt der Partei freundnachbarlich die Hand zu bieten, wie es längst in Oesterreich geschehen ist, droht der Herr der Partei mit Krieg und Entzweiung. Es wird demnach höchste Zeit, daß sowohl die Partei als Ganzes als erst recht auch die Parteigenossen, die Mitglieder der Konsumvereine sind, sich ernstlich damit beschäftigen, was dagegen zu tun ist. Da die Verfassung der Konsumvereine eine rein demokratische ist, so haben die Mitglieder es schließlich allein in der Hand, die Leiter ihres Zentralverbandes zu zwingen, das anzuerkennen und zu befolgen, was die maßvollen Kopenhagener und Magdeburger Resolutionen festgelegt haben, und was, noch einmal sei es gesagt, in Oesterreich längst bewährte Praxis ist."

Herr Kaufmann wird nun schleunigst die Segel streichen und seine „Ueberneutralität" aufgeben, die übrigens nichts anderes als ebenfalls „Transparentpolitik" ist. Dem sozialdemokratischen Verbande gehören gerade im Rheinland große und blühende Konsumgenossenschaften an, welche bei weniger „Ueberneutralität" kopfscheu würden.

Noch ist das letzte Ende dieser Entwicklung nicht abzusehen. Werden sich insbesondere die wirtschaftlichen Organisationen ermannen, werden sie vor allem noch Kraft genug besitzen, um sich aus der Gewalt der Sozialdemokratie zu befreien? Wir können es hoffen, wenn auch ohne allzugroßen Optimismus. Mehr als bisher müssen wir uns aber mit dieser Frage beschäftigen; es muß gelingen, die befreiende Aufklärung auch in diese Kreise zu bringen; es muß gelingen, den vermeintlich Freien mehr Freiheit zu bringen. Dazu ist vor allem notwendig, daß wir wachsam und an der Arbeit sind, daß wir insbesondere die Jugend und die Frauen gewinnen. Jugendfrage und Frauenfrage sind die Grundprobleme der Zukunft — wir müssen sie lösen, wir können sie lösen, weil wahre Freiheit und freies Recht unsere Bundesgenossen sind.

Episkopat und Bayerischer Lehrerverein.

Von Hans Rosen.

Das vorbildliche Auftreten des Münchener Aktionskomitees findet überall im Lande Nachahmung. In Augsburg fand eine machtvolle Kundgebung statt, in welcher Chefredakteur Menth von der „Augsbürger Postzeitung" das Referat erstattete. Die Einengung der Themas auf die religiöse Seite der Frage brachte der Redner ausdrücklich und in beachtenswerter Form zum Ausdruck, indem er ausführte: „Wir hatten schwere Bedenken (die Versammlung zu veranstalten. D. V.), denn, wie Sie wissen, legt man jede Gegenwehr unserseits als Angriff aus. Wir dürfen bei irgendeiner Gelegenheit nur das Schwert der Notwehr ergreifen, und sofort müssen wir uns sagen lassen, wir wollten hetzen, wir betrieben eine politische Mache .... Wir lassen uns aber auch nicht abschrecken, mit Maßhaltung zwar, aber auch mit Energie, unsere heiligsten Interessen zu vertreten und gerade in Augsburg zu beweisen, daß das katholische Volk in solchen Fragen geschlossen und bis auf den letzten Mann hinter seinen Kirchenfürsten und seinen Bischöfen steht. (Stürmischer Beifall.) ... Wir haben zu sprechen über die Frage: Soll das kirchliche Lehr- und Hirtenamt berechtigt sein, auf Grund seiner Mission diese seine Weltmission auf die Erziehung der heranwachsenden Geschlechter und die Erteilung des Unterrichts auszudehnen, und speziell: Steht auch das katholische Volk, stehen auch namentlich die katholischen Eltern auf dem Standpunkt, daß die Hochwürdigsten Herren Bischöfe recht getan haben!" Sehr wirkungsvoll war auch der Hinweis auf den Kulturkampf, in welchem auch viele katholische Lehrer ohne Menschenfurcht das Bekenntnis zur Kirche trotz schwerster Schädigungen nicht verleugneten. Der Versammlungsleiter, Abg. Mayr, wies darauf hin, daß die Versammlungen der Katholiken nur die Antwort darauf seien, daß der Hauptausschuß des Bayerischen Lehrervereins eine Flugschrift, die falsche Aufklärung verbreitet, in einer Massenauflage erscheinen ließ. Auch der Referent bei einer stark besuchten Versammlung in Eichstätt, Amtsrichter Emminger, ging von dieser Tatsache aus, damit beweisend, daß das katholische Volk in Notwehr handelt. Reichstagsabgeordneter Domkapitular Kohl zeigte in der gleichen Versammlung, wie das Vorgehen des Bayerischen Lehrervereins der Verneinung der bischöflichen Autorität in religiös-kirchlichen Dingen gleichkomme. Auch in Regensburg wurde der reinreligiöse Charakter der Kundgebung von Rechtsanwalt Laturner hervorgehoben und der rechtliche Standpunkt nicht parteipolitisch sondern nach der Grundlage der einschlägigen Allerhöchsten Königlichen Verordnungen dargelegt. Machtvolle Kundgebungen schlossen sich an in Würzburg, wo die katholischen Arbeitervereine von ganz Unterfranken sich an der Veranstaltung beteiligten, und in Passau, wo Reichsrat Dr. Freiherr von Aretin in sehr wirkungsvoller Weise die Lage beleuchtete.

Angesichts dieser Tatsachen ist es eine Schmach für die liberale Presse, mit welch verwerflichen Mitteln ihre Berichterstattung in der ganzen Sache arbeitet. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" brachten nur einen entstellenden Auszug aus der Rede des Rechtsanwalts Rumpf, die inzwischen allerdings im Wortlaut erschienen ist und von jedermann, auch von liberalen Berichterstattern, nachgelesen werden kann[1]), und die „Augsburger Abendzeitung", die in einem ebenfalls vollständig entstellenden Bericht, der natürlich in die „Bayerische Lehrerzeitung" übernommen wurde, den Vogel abschoß, schreibt neuerdings (No. 161) von einem „Haberfeldtreiben, das mit hoher kirchlicher Approbation im ganzen Lande eröffnet wird".

Die Unwahrhaftigkeit solcher Berichterstattung verfehlt denn auch nicht ihre Wirkung. Einem Publikum gegenüber, das durch solche Artikel unterrichtet ist, konnte natürlich in einer nationalliberalen Versammlung im Münchener Kindlkeller Kommerzienrat Schön leicht die soeben gehörte Rede des Reichstagsabgeordneten Dr. Stresemann als Muster von Sachlichkeit der Rede Rumpfs gegenüberstellen. In Wirklichkeit kann Stresemann von Rumpf lernen, wie man objektiv und ohne jede Verletzung Andersgläubiger spricht. Die Rede kann ja, wie erwähnt, im Wortlaut nachgelesen werden.

Wer dies tut, wird auch einsehen, daß der Hochwürdigste Abt von St. Bonifaz mit gutem Recht an der Versammlung teilnehmen konnte, und daß die aus dem angeblich reformkatholischen, in Wirklichkeit antikatholischen „Neuen Jahrhundert" übernommenen fanatischen Ausfälle der „Münchner Neuesten Nachrichten" (271) auf den Schützen zurückprallen![2]) Die religiöse Erziehung der Jugend steht auf dem Spiele; da haben Bischöfe das Recht, zu warnen, Aebte das Recht, diese zu unterstützen, und das katholische Volk das Recht, mitzureden.

[1]) Gegen Einsendung von 10 Pf. zu beziehen von dem katholischen Aktionskomitee, Dr. Lochbrunner, München-Thalkirchen.

Die katholischen Lehrer der Pfalz und der Episkopat.

Von Louis Klinkenbach.

In der Pfingstwoche tagte in Kaiserslautern die 10. Hauptversammlung des Katholischen Lehrervereins der Pfalz. Derselbe zählt über 500 Mitglieder und vereinigt so die größte Hälfte der katholischen pfälzischen Lehrer. An der öffentlichen Versammlung nahmen auch viele Lehrer teil, die noch abseits des Katholischen Lehrervereins stehen. Es war ganz natürlich, daß die Tagung nicht stillschweigend über die letzten episkopalen Kundgebungen hinwegging, sondern öffentlich der Stellung des Vereins zum Episkopate Ausdruck gab, zumal der neue Bischof von Speyer, Dr. Michael Faulhaber, der Versammlung die Ehre seines Besuches schenkte.

Schon am Begrüßungsabend erneuerte Lehrer Hofmann aus Ludwigshafen unter dem Beifall der vielen Hundert Lehrer das Gelöbnis der Treue, das er in die Worte kleidete: „Wir geben Gott, was Gottes, dem Kaiser, was des Kaisers, und den Bischöfen, was den Bischöfen ist." Stürmisch war die Begrüßung des Bischofs beim Betreten des Festsaales. Der Vorsitzende des Vereins, Lehrer Husse aus Speyer, hieß den Kirchenfürsten herzlich willkommen. In den Bischöfen, so führte er aus, erblicken wir die Nachfolger der Apostel, und wir betrachten es als Gewissenspflicht, deren Anordnungen zu folgen, wenn es gilt, das kostbare Gut unseres Glaubens zu erhalten. Wir kommen ihnen mit Liebe und Vertrauen entgegen. Der langandauernde Beifall, welchen diese Worte bei den über 600 anwesenden Lehrern weckten, steigerte sich noch, als der Hochwürdigste Herr das Rednerpult betrat. Dieser gab seiner Freude Ausdruck, daß es ihm möglich sei, den 500 Männern Aug' in Aug' gegenüberzustehen, die den Bekennermut hätten, sich in die schwarze Liste des Katholischen Lehrervereins einzuschreiben. Die große Zahl im pfälzischen Vereine mache ihn zum reichsten der bayerischen Bischöfe. Der Lehrer komme dort, wo sich ihm die Aufgaben seines Berufes eröffnen, von selbst auf das Kampfesgebiet der Weltanschauungen. Daher sei der Zusammenschluß im konfessionellen Lehrerverein ganz natürlich. Wenn der Kathol. Lehrerverein nicht schon bestünde, müßte er 1911 gegründet werden. Glaube und Dogma machten nicht fanatisch und seien auch kein Hemmschuh der Wissenschaft und der Forschung, das zeige das rege Bildungsstreben im Katholischen Lehrerverein. Den jungen Lehrern gab er den Rat, vom Seminar in den katholischen Standesverein einzutreten. Sie hätten nicht die Ausrede wie die Alten vor 20 Jahren. Heute sei die Marschroute gegeben, und die Scheidung der Geister müsse sich rascher vollziehen als früher. Der Lehrer des Evangeliums habe gesagt, daß man den Baum nicht nach dem Fallobst, sondern nach den Früchten beurteilen soll, und da gehe es dem Lehrer wie dem Priester. Zum Schlusse ermahnte er Klerus und Lehrer zum Zusammenarbeiten nach dem Grundsatze „Treue um Treue!" In diesem Sinne entbot er den Lehrern den bischöflichen Handschlag.

Die brausende Zustimmung aller anwesenden Lehrer berechtigt zu der Hoffnung, daß die Wirkung der bischöflichen Worte eine fruchtbringende sein wird.

[2]) Die bodenlos gehässige Kampfesweise dieses liberalen Hauptorgans, dessen tonangebende Stellung ein Schandfleck für die Residenzstadt des Königreichs Bayern und eine ständige Anklage gegen die Lammsgeduld und Indolenz der Münchener Katholiken ist, hat soeben in einer wahren Hetzjagd gegen den Kammerpräsidenten Dr. von Orterer in seiner Eigenschaft als Rektor des Luitpoldgymnasiums den Höhepunkt erreicht. Angesichts dieser ins „Ungeheuerliche" gehenden Angriffe ist selbst der „Augsburger Abendzeitung" die Geduld gerissen. Das liberale Blatt weist im Interesse der Wahrheit seine Münchener Gesinnungsgenossin sehr energisch in ihre Schranken zurück und betont, daß, so sehr ihm der Parteimann Orterer unsympathisch sei, der Schulmann volle Anerkennung verdiene und „ein sehr gerechter, wohlwollender und nachsichtiger Vorgesetzter" sei.

Abend in Rom.

Gärten blüh'n auf den Hügeln,
Rauschend und abendklar.
Mächtig mit ehernen Flügeln
Wiegt sich in Lüften ein Aar.

Tief in endloser Ferne
Dehnt sich der Häuser Meer.
Glocken verklingen, und Sterne
Wandeln vom Meere her.

Nach dem glühenden Tage
Schlummert das Leben so matt,
Legt sich's wie Atem der Sage
Ueber die heilige Stadt.

O diese Stille! Es flimmert
Golden St. Peters Dom.
Geisterleuchten schimmert
Ueber dem ewigen Rom.

Dr. Lorenz Krapp.

Die Rückbewegung zur katholischen Kirche in England.

Von Dr. H. Traugott Schorn, London.

Das neue Aufleben des Katholizismus in England wurde vorbereitet und begünstigt durch die Beseitigung der drakonischen Unterdrückungs- und Verfolgungsgesetze, die wie sengende Präriefeuer über die blühende katholische Kultur Altenglands gebraust waren und nur kleine und schwache Pflänzlein, die abseits blühten, verschont hatten. Die Emanzipation der englischen Katholiken datiert von der Zeit der französischen Revolution und läßt sich einmal auf den Rückschlag dieser auf England und sodann auch auf die Anwendung der in mehreren Revolutionen erkämpften bürgerlichen und politischen Freiheiten auf die einzelnen religiösen Bekenntnisse zurückführen. Auch aus dem Verlust der amerikanischen Kolonien, der das Ergebnis der Unterdrückung berechtigter Freiheitsbestrebungen war, mag das stets praktische und belehrbare England die heilsame Lehre gezogen haben, daß auf der Freiheit der Kirche und Gesellschaft das Fundament eines geordneten und gesunden Staates ruht.

Der Erste, der dem neu geformten Komitee englischer Katholiken entgegenkam, war der im Jahre 1783 ernannte Schatzkanzler William Pitt der Jüngere, der das Komitee seinerseits bat, ihm die Lehre der führenden katholischen Universitäten bezüglich des päpstlichen Absetzungsrechtes mitteilen zu wollen. Man kam der Aufforderung nach und erlangte von der Sorbonne sowie den katholischen Hochschulen zu Louvain und Salamanca eine Erklärung, die sich gegen das Absetzungsrecht aussprach und die nunmehr von den englischen apostolischen Vikaren und fast dem gesamten katholischen Klerus unterzeichnet wurde. Dies führte im Jahre 1791 zur Annahme einer parlamentarischen Bill, nach der Katholiken zum Rechtsstudium zugelassen und einige der schlimmsten Verfolgungsstatuten beseitigt wurden. Die apostolischen Vikare waren mit diesem ersten Erfolge zufrieden und teilten ihren Gemeinden mit, daß man mit gutem Gewissen den vorgeschriebenen Eid nunmehr leisten könne. Auch der englische Staatsmann Burke unterstützte die Emanzipation der Katholiken und wies in einer Rede in bezug auf die französische Revolution darauf hin, daß alle christlichen Sekten zugrunde gehen müssen, sobald die katholische Kirche von Ungläubigen vernichtet ist. Pitt war den Katholiken wohl gesinnt, und sein festes, männliches Eintreten für die Wiedererlangung ihrer Freiheit führte im Jahre 1831 seinen Sturz durch den König Georg III. herbei, der es für unpolitisch hielt, seinen katholischen Untertanen weitere Zugeständnisse zu machen. Die Zahl der englischen Katholiken schwoll nunmehr stetig an. Während es nach Angabe von Bischof Milner im mittleren England im Jahre 1780 nur 8460 Katholiken gab, betrug ihre Zahl im Jahre 1816 15000 und zehn Jahre später sogar 100000. Im Westen zeigte sich ebenfalls eine Steigerung der Mitgliederziffer der katholischen Gemeinden und in London stieg ihre Zahl von 49800 im Jahre 1814 auf 146000 im Jahre 1826. Aber erst im Jahre 1829 wurde den Katholiken in dem Roman Catholic Emancipation Act bürgerliche und religiöse Freiheit garantiert, der freilich alle gegen die Autorität des römischen Stuhles gerichteten Statuten intakt ließ und somit praktisch für das katholische Leben von keiner besonderen Bedeutung war. Erst im Jahre 1854 wurden die religiösen Testeide in den Universitäten abgeschafft und erst in den Jahren 1866 und 1871 den Katholiken weitere Rechte bezüglich der katholischen Kindererziehung sowie der wissenschaftlichen Berufe gewährt. Nichtsdestoweniger wurde der Ausblick in die Zukunft von Jahr zu Jahr erfreulicher und wenn wir die heutige Lage der katholischen Kirche mit ihrer Stellung vor etwa 70 Jahren vergleichen, werden uns ihre ungeahnten Erfolge besonders klar. Während es im Jahre 1837 in England nur 426 Kirchen, 487 Geistliche, 6 Ordensklöster für Männer und 16 für Frauen gab, zählte man im Jahre 1901 1466 Kirchen, 2742 Geistliche, 227 Ordensklöster für Männer und 524 für Frauen. Im Jahre 1849 hatte man im ganzen Königreiche nur 89 katholische Schulen mit 8445 Schülern, während im Jahre 1899 die Statistik 1764 katholische Schulen mit 311621 Schülern aufwies, denen Subsidien im Umfange von 370756 Pfund gewährt wurden. Einen Siegeszug ohnegleichen hat in der Tat die katholische Bewegung in England zu verzeichnen, als deren Marksteine die Neuerrichtung der katholischen Hierarchie unter einem Metropolitan- und 12 Suffraganbischöfen im Jahre 1850, die Wiederherstellung der Hierarchie in Schottland unter zwei Erzbischöfen und vier Suffraganbischöfen im Jahre 1878, die Seligsprechung von 54 englischen Märtyrern aus der Zeit Heinrich VIII. und Elisabeth im Jahre 1886, sowie die feierliche Einweihung der Westminsterkathedrale im letzten Jahre zu betrachten sind.

Ein für einen Katholiken erhabener Moment war es, als der letzte Lord-Mayor Londons, ein Katholik, am ersten Sonntage im letzten November in Begleitung der Lady Mayoreß dem Hochamte in der katholischen St. Etheldredaskirche in Ely Place im vollen Amtsornate beiwohnte, bei welcher Gelegenheit Father Ernest King in seiner Predigt treffend bemerkte: „Viele ergreifende Zeremonien haben an dieser altehrwürdigen Stätte in vergangenen katholischen Zeiten stattgefunden, viele in der dunklen Zeit der Katholikenverfolgung, als unter dem Schutze des spanischen Gesandten das heilige Meßopfer dargebracht wurde. Aber bei keiner Gelegenheit hatte man mehr Ursache zu frohlocken als heute, wo Londons höchster städtischer Beamter zu uns kam, um demütig hier Gott zu danken für alle Taten, die er in seiner erhabenen Stellung im letzten Jahre vollbringen konnte."

Ein letztes Denkmal der englischen Katholikenverfolgung, worin die ganze Bewegung zum Ausdruck kam, gereichte aber noch bis zum heutigen Tage Großbritannien zur Schande und Schmach, nämlich der englische Krönungseid, dessen Aenderung jedoch die Regierung vor kurzem durchsetzte. Der erwähnte Verfassungseid verpflichtete den König zu verkünden, daß im heiligen Altarsakramente keinerlei Verwandlung von Brot und Wein in Fleisch und Blut unseres Heilandes stattfindet und die Anrufung und Verehrung der Mutter Gottes und anderer Heiligen sowie die Darbringung des heiligen Meßopfers abergläubige und götzendienerische Gebräuche sind. Erwähnter Eid hat seinen Ursprung in dem im Jahre 1673 vom Parlamente erlassenen Testakte, demgemäß alle öffentlichen Beamten eine gegen die katholische Lehre der Transsubstantiation gerichtete Erklärung unterzeichnen, das Altarsakrament nach der Lehre der anglikanischen Kirche empfangen und den Suprematseid leisten mußten. Die gleichen Verpflichtungen wurden im Jahre 1678 in dem Catholic Disability Act den Parlamentsmitgliedern und sodann dem Träger der Krone laut Parlamentsbeschluß vorgeschrieben. Königin Anna war die Erste, die im Jahre 1702 am Tage des heiligen Georg in der Westminsterabtei bei ihrer Krönung die schmachvollen Worte in den Mund nahm, die seitdem von allen englischen Herrschern bei ihrer Thronbesteigung, von einigen allerdings mit Widerwillen gesprochen wurden.

Drei Faktoren brachen der Neuerrichtung des Katholizismus in England siegreich Bahn, einmal die katholische Richtung in der anglikanischen Kirche, dann die alte vorhandene katholische Vertretung, sowie die römische Missionsarbeit, die sich an die Namen Newman und Manning, Wiseman und Vaughan, sowie Gentili und Rinolfi knüpfen. Auf politischem Felde aber war es ein feuriger Irländer, Daniel O'Connell, der im englischen Parlamente mit seltenem Erfolge für die katholische Sache Englands eintrat und wesentlich zur Beseitigung der noch bestehenden Verfolgungsgesetze beitrug. Das Werk des irischen Befreiers lebte fort. Charles Parnell nahm sich der Sache Irlands mit neuem Eifer an und gründete in der Folge die Home Rulepartei sowohl als die Nationalliga. Der jetzige Führer der Nationalisten ist John Redmond, der zur Zeit des Scheiterns der Vetokonferenz im November 1910, wodurch die Iren die Herren der Situation wurden, in den kanadischen Staaten von einer irischen Diaspora zur andern eilte, um das heilige Vestafeuer der Heimatliebe unter den fernen Landesbrüdern lebendig zu halten und tatkräftige Beihilfe für die bevorstehende Entscheidung zu finden. Wie ein un-

gekrönter König wurde er bei seiner Rückkehr in Irland empfangen, und der herzinnige Willkommgruß Cead Mille Failte verriet, was die Herzen der treuen Iren bewegte.

Eine gewissenhafte geschichtlich-theologische Untersuchung zeigt uns, daß eine stetige Vorwärtsbewegung zur katholischen Kirche im englischen Volksleben stattfindet, deren treibende Faktoren theologischer, moralischer und politischer Art sind. Es ist natürlich schwer, die Zukunft zu prophezeien, und gerade die ersten katholischen Führer haben wiederholt vor allzugroßen optimistischen Hoffnungen gewarnt. Das Ewiggestrige, die konventionellen englischen Lebensformen, das hohe Staatseinkommen der Bischöfe, das die Meisten um keinen Preis verlieren wollen, eine gewisse Oberflächlichkeit im religiösen Empfinden und ein mangelndes Bedürfnis, die Wahrheit zu suchen und zu finden, stehen einer allgemeinen Rückkehr zur katholischen Religion vielfach im Wege. Allüberall kehren jedoch Anglikaner zur Mutterkirche zurück, deren Zahl bei einer in diesem Jahre in Liverpool gehaltenen Mission zu Ehren des Heiligen Franz Xaver 54 betrug, die jedoch nur ein Beispiel von dem allgemeinen Erfolg der stattfindenden Missionen darstellt.

In einer seiner letzten Predigten konnte ferner der Bischof Dr. Amigo von Southwark in der St. Georgkathedrale auf die große Zahl englischer Konvertiten in den Grafschaften Surrey, Sussex und Kent, die zur Diözese Southwark gehören, hinweisen, denen kürzlich in Brighton fünf anglikanische Geistliche und zweihundert Mitglieder ihrer Gemeinden ein so rühmliches Beispiel gegeben. Ein in den Annalen der englischen Konversionen seltener Fall ereignete sich zudem in der katholischen Kirche des Heiligen Namens zu Manchester, wo der Jesuitenpater Richard Ratcliffe den Mr. Rupert J. Large, der in der englischen Freimaurerloge die Aemter eines „Master Mason, Mark Master Mason, Excellent Master" und „Royal Arch Companion" bekleidete, in den Schoß der römischen Kirche aufnahm. Aus Edinburgh wurde weiterhin von der Bekehrung eines Geistlichen der United Free Church, des Rev. A. J. Grant berichtet, der als erster Geistlicher erwähnter Kirche sich zu diesem Schritte entschloß, während jedoch zwei Prediger der Established Church of Scotland bereits vor einigen Jahren zur römischen Kirche übertraten, in der sie jetzt als katholische Priester tätig sind. 60 Jahre waren am 2. April verflossen, seit in der St. Annakirche zu Leeds sieben anglikanische Geistliche, nämlich Thomas Minster, Georg Lloyd Crawley, Seton Rooke, Henry Combs, Richard Ward, W. H. Lewthwaite und William Payne Neville, zur katholischen Kirche zurückkehrten. Dr. Newman war zur Feier von Birmingham gekommen, den innige Freundschaft mit dem vor 6 Jahren verstorbenen Rev. W. H. Lewthwaite verband, den er auf dem Sterbebette noch mit schwacher Stimme beim Namen rief. Niemals waren anglikanische Geistliche in größerer Zahl zu gleicher Zeit zur Mutterkirche übergetreten, und das gegebene Beispiel machte auf die Kirchenbewegung im Norden Englands einen tiefen Eindruck. So schafft und wirkt denn der Geist der Heiligen Augustinus und Thomas Becket noch heute im Volksleben Englands, und Gottes Hand, die heute segnend auf der katholischen Kirche in England ruht, wird auch das gesamte englische Volk einmal wieder zur Kirche Roms zurückführen, auf daß das Schisma endet und wieder ein Hirt und eine Herde ist.

Frauenbriefe.

Aus deinen Briefen spricht es lieb und lind
Wie frommes Klingen ferner Heimatglocken,
Verirrte Klänge trägt der Sommerwind
Dem Wand'rer zu, und der lauscht froh erschrocken.

Und hastig schreitet er dem Klange nach,
Er will ihn hören voll und breitergossen.
Doch in den Höhen weht es nur mehr schwach,
Und endlich ist der letzte Ton verflossen.

Und wieder steht er einsam in der Nacht,
Ihm ist so bange um ein liebes Leben,
Das ihm das Herz voll Heimweh hat gemacht
Nach jener Heimat, die ihm du gegeben.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Der neueste Band des Staatslexikons der Görresgesellschaft.

Von Amtsrichter W. Eggler, Walldürn.

Wieder ist das große Unternehmen der Görresgesellschaft, das Staatslexikon, einen bedeutsamen Schritt vorwärts gegangen. Der vierte Band der vierten Auflage ist erschienen. (Verlag von Herder in Freiburg. 5 Bände geb. à M 18.—.) Was die früheren Bände versprochen, der vierte hat's gehalten. In vornehm sachlicher Art, überall unter Betonung seiner positiv katholischen Weltanschauung, erörtert der neue Band in über 120 Abhandlungen eine Reihe Kardinalfragen des öffentlichen Lebens. Man greife beispielsweise nur einen und den anderen Artikel, so die „Polenfrage" von Oberlandesgerichtsrat Marx heraus. Scharf hat Marx die Ursachen dieser seit Jahren nimmer ruhenden, die Parlamente und Presse beschäftigenden Frage klargelegt. Hier das den Polen fortgesetzt gezeigte Schwanken der preußischen Regierung, deren oft beklagtes geringes Vermögen und Verständnis, der Gefühlsrichtung weiter Volkskreise gebührend Rechnung zu tragen, dort der leicht erregbare Volkscharakter der polnischen Bevölkerung, der demagogischen Verführungen nicht die nötige Ruhe entgegenzustellen weiß. Mit guten Gründen greift der Verfasser Bismarcks verfehlte Politik: Das Polentum auf dem Boden des Religionsunterrichts, der Schule und dem wirtschaftlichen Gebiet zu bekämpfen, an. Er bringt den schlagenden Beweis der so in Abrede gestellten Parole der preußischen Ansiedlungspolitik: Germanisierung ist Protestantisierung. Mit pessimistischer Stimmung sieht Marx der auch in letzter Zeit wieder aufgetauchten Behauptung einer Umkehr des eingeschlagenen Kurses beim Gedanken entgegen, daß der preußische Etat für 1910 über 36 Millionen in antipolnischen Fonds vorgesehen hatte.

Eines anderen Artikels müssen wir hier seines allgemeinen Interesses halber erwähnen: Die „staatsbürgerliche Erziehung" von Roloff. Die Schule ist heute mehr denn je im politischen Kampf in das Vordertreffen gerückt. Jeder Tag bringt neue Forderungen oder mindestens eine negative Kritik, so daß die hier gebotenen positiven Reformvorschläge: Unterricht über Wesen, Zweck und Lebensbedingungen des Staates und dessen praktische Gestaltung in der Schule dankbar zu begrüßen sind. Zwei allgemeine Voraussetzungen fordert der Verfasser: Der Erziehungsstoff hat eine religiöse Durchdringung zu erfahren und in politischen Fragen ist unbedingte Neutralität zu beobachten, Bedingungen, die die Gegner teils heftig bekämpfen, teils im Parteiinteresse auszubeuten versuchen werden.

Noch manch anderes Thema des Staatslexikons wäre hier zu erwähnen. Wer interessierte sich nicht für Artikel wie Adolf Webers Ausführungen über „Privatbeamte", v. Hertlings „Politik" oder des nämlichen Verfassers philosophische Abhandlung über den „Staat", dessen Begriff, Ursprung und Zweck, dessen Aufgabe als Rechts- und Wohlfahrtsstaates, welchen Theologen und auch Laien nicht Ad. Otts grundsätzliche Auseinandersetzung über „Staatskirchentum", Pohles „Religion" oder die umfassende Abhandlung über die „Religionsgesellschaften". Ist der erste Teil dieses Artikels den christlichen Konfessionen, den Juden und dem Islam gerecht geworden, so hat anderseits wohl einer der hervorragendsten Kenner dieses Gebietes, P. Dahlmann in Tokio, eine vorzügliche Würdigung der ostasiatischen Religionsgesellschaften in ihrer politischen, kulturellen und religiösen Bedeutung und ihrem Verhältnis zwischen Religionsgemeinschaft und Staat gegeben.

Es sei auch gestattet, kurz auf einige der interessantesten Monographien wie „Reichensperger" (Görres), „Roscher" (Ilgner), „Proudhon" (Ott), „Rousseau" und „Spinoza" (Baeumker), sowie auf die volkswirtschaftlichen Artikel: „Recht auf Arbeit" (Coloni), „Reichsbank" und „Reichsfinanzwesen" (Müller-Fulda), „Sozialdemokratie" (Meffert) und „Sozialismus" (Pesch bzw. Cathrein) hinzuweisen. Nicht zu vergessen sind hier die geographischen Artikel wie „Rumänien", „Rußland" (Knupfer und Lins), „Schweiz" (Univ.-Prof. Lampert) u. a. m.

Aus der Fülle des Materials haben wir nur weniges gestreift. Manche Arbeit hervorragender Fachmänner — wir nennen nur Namen wie Sägmüller, v. Hertling, Beyerle, Spahn, Gröber, Cathrein u. a. — verdiente eingehendere Besprechung, doch ginge dies über den Rahmen eines Referats hinaus.

Die Görresgesellschaft führt eine erstklassige, von keiner Partei auch nur in Angriff genommene Arbeit der Vollendung entgegen. Der nicht gehoffte Erfolg hat die Erwartungen übertroffen. Der Verlag mußte heute schon zu einem Neudruck der ersten Bände schreiten.

Das Werk hat manchem Gegner die Achtung und öffentliche Anerkennung abgerungen. Möge es um so mehr im katholischen Lager den ihm in weitem Maß gebührenden Anklang finden. Es hat den Boden geebnet, auf dem in vielen Fragen des öffentlichen Lebens eine Verständigung mit Andersdenkenden angebahnt werden kann. Das ist mit einer seiner größten Verdienste.

Was ich mir wünsche . . .

Was ich mir wünsche? — Ein Haus, ganz klein.
Ganz hoch am Berge, im Sonnenschein.
Mit grünen Läden an weisser Wand
Und blühenden Blumen im Sonnenbrand.
Und vor dem Hause ein Lindenbaum,
Und um den Garten ein Rosensaum,
Von wilden Rosen ganz dicht umsäumt,
Darin meine Jugend Märchen träumt.

Und drinn im Hause ein still Gemach.
Eine Uhr, ganz alt, mit leisem Schlag,
Ein Tisch, gedeckt mit Linnen fein,
Und du und ich dort im Dämmerschein . .
Nur du und ich. — Nach des Wanderns Hast
Vereint am Ziele, zur süssen Rast, —
Vereint am Ziele, zur letzten Ruh —
Nur du und ich und nur ich und du . . .

Eugenie Taufkirch.

Enrica von Handel-Mazzetti und Karl Schönherr.

Eine neue Stimme aus der Schweiz.

Von M. Lund.

Aus dem freiheitliebenden Helvetien schallt mancher Wächterruf, wenn auch nicht immer sicherer Gewähr. Diesmal ist es eine neue Stimme, die hell auf- und herwärts tönt. Sie mag einem noch jugendlichen Menschen gehören, aber gereift ist er jedenfalls, ein scharfäugig Weitblickender, der große wie kleine Zusammenhänge kennt und auszuwerten versteht. Er hat, wie viele andere, Anstoß genommen an dem „Glaube und Heimat"-Getöse und legt nun seine eigene Meinung in einem Buche nieder, das über das ursprüngliche Thema hinausgreift (s. u. a. gleich das 1. Kapitel: „Schaffende und nachschaffende Kunst, Beeinflussung oder Kopie?") und starke wie zarte Lichter streut auf hervorspringende Fragen der Kunst und des allgemeinen Menschlichen. Das Buch heißt: „Enrica von Handel-Mazzetti und Karl Schönherr. Gedanken zum neuesten Literaturstreit von M. Anklin."[1]) Es hat das Bild des sterbenden Löwen von Luzern als Schlußstück und verweist in seinen Schlußsätzen auf die einst und jetzt einer „Oesterreicherin" geleistete helvetische Treue. Durch das Ganze aber geht noch ein anderer Zug weit älterer, weil „uralter" Treue: gegen die „katholische Lehre und Gnadenoffenbarung Gottes", die als Erhebung und Vollendung des ewig Menschlichen, der „tiefsten Natur des Menschen", gekennzeichnet wird. Hochinteressant gibt sich in dieser Hinsicht das 4. Kapitel: „Das Kleid, nicht die Seele. Tendenzkunst und religiöse Hochkunst." Hier, wie im nachfolgenden der sechs Kapitel, braucht man besonders gern den Notierstift. Er sei mir auch hier gestattet:

„Es liegt im Wesen der positiven, vollen und ungebrochenen Glaubensüberzeugung, daß sie die Kunst auf erstaunliche Höhen führt, wenn der Träger des Glaubens ein echter Künstler ist". „Historische Dichtung ist nicht datenmäßige Geschichte mit ein paar Phantasiezügen belebt, sie ist ein Stück Leben, eingebaut in eine wahr und objektiv gesehene historische Szenerie". „Nicht daß das dichterische Erlebnis die Wirklichkeit nicht umgestalten dürfte, denn das ist ja gerade das künstlerisch Große: Situationen, Dinge und Gestalten mächtig zu steigern durch die Leidenschaft und Anteilnahme des Herzens; aber dieses Umgestalten und Steigern aus innerem Gestaltungsdrang hebt die Kunst, während die Tendenz, eine berechnende kleinliche Rechenkunst, die in ihr Schema das lebendige Geschehen gewaltsam hineinpreßt, die Kunst mindert und unter Umständen tötet. Die historische Roman- und Dramenkunst ist in ihrer Vollentfaltung niemals tendenziös im oben erwähnten Sinn, sonst ist sie eben nicht hohe Kunst. Shakespeare, dessen Ethos mächtig entwickelt war, wie sein positiver Glaube, war nie tendenziös in der Gestaltung seiner Gestalten, die wie Kolosse aus Urgestein über Jahrhunderte hinwegschauen. Die Väter des Romans, Cervantes und Lesage, waren ethisch hochgerichtet, aber nicht tendenziös. Die Tendenz kam in Roman und Drama erst mit dem Parteihader, der in das soziale und religiöse Völkerleben eindrang, zum Durchbruch". — „Der echte Dichter ist nie bewußt und abstrakt. Er zeichnet das Leben, und das Leben ist keine Abstraktion". „Das theoretische Verhalten des Geistes, der Erkenntnis anstrebt, das Denken in abstrakten Begriffen, in metaphysischem Erfassen der Wahrheit, ist eine andere Tätigkeit des Geistes als das künstlerische Schaffen, das ein Handeln ist, dessen Wert in der sittlichen Vollkommenheit liegt. Die dichterische Produktion ist äußeres und inneres Leben, sie nimmt das Weltbild in sich auf und gibt es in individueller Farbe und Gestalt wieder. Die seelische Erregung, der die künstlerische Darstellung entspringt, ist das Tiefste, Wesentlichste aller Kunst. Ethische Kunst gibt das ethische Große nicht als Doktrin, nicht als Philosophie, sondern als Geschehen, als Tat. Der wahre Dichter theorisiert niemals, trägt keine dürren Wahrheiten vor, noch analysiert er Systeme, auch doziert er nicht, das religiöse Problem entwickelnd, Scholastik, Dogmatik, sondern er gibt ästhetischen Genuß. Er zeigt die sittliche Vollkommenheit in Schönheit verklärt, am vollkommensten und schönsten als vollkommene Liebe". „Der Glaube und die Weltanschauung des Dichters und seine ganze Seelenverfassung gibt die religiöse und ethische Färbung seiner Kunst". „Der Katholizismus in seiner reinsten und edelsten Gestalt ist der objektiven Geschichtsbeurteilung im Prinzip durchaus günstig, günstiger als jegliche liberalisierende Weltanschauung. Die Intoleranz liegt dem Wesen nach viel mehr in den zerstörenden, sichtenden Systemen als in dem, das geschlossen und unverrückbar auf seinen Normen besteht".

Das zweite Kapitel hatte Enrica von Handel-Mazzetti's Stil, „des Dichters geistiges Inkarnat", ihre sprachliche und kompositionelle Eigenart: den „tief psychologischen, genetischen Aufbau allen Geschehens", beleuchtet. Es hatte gezeigt, daß Schönherr „die Meisterin an künstlerischer Wahrheit vielfach nicht erreichte, wenn er auch im Formellen nahe an sie herankam"; daß die katholische Handel-Mazzetti, an katholischer Caritas geschult, aus vollem und gerechtem Herzen eine echt künstlerische Objektivität schöpfte, während der ungerecht liberalisierende Schönherr einen „billigen Theatersieg" errang. „Religiöses Empfinden ist der Grund nicht, wenn er hinreißend wirkt". (Die Liebe zur Scholle ist der Grund.) „Die Negation hat ihm die poetische Fruchtbarkeit der Gefühlswirkung verdorrt . . . Was er auch äußerlich an Ideen, Situationen und Gestalten von Handel-Mazzetti herübernahm, ihre Seele kennt er nicht, noch hat er den Stoff mit der eigenen mächtig durchtränkt. Seine Seele ist unfruchtbar und kümmerlich gegenüber dem blühenden Reichtum Handel-Mazzettis, und außer der Heimatliebe wohnt keine Liebe in seiner Seele. Die Liebe aber ist es, die — auch in der Kunst — lebendig macht."

Die Seele, die Schönherr fehlt, und die Enrica von Handel-Mazzetti eignet als „Lebendigmacher" ihrer Kunst, als „wunderbar fein reagierende Wage" ihrer künstlerischen Gerechtigkeit, als „Gut von Böse scheidendes Schwert ihrer historischen Wahrheit": diese Seele ist „letzten Endes der positive Glaube, das Fundament aller tragischen Kunst". Spannend geht das vierte Kapitel darauf näher ein. Geist und Gemüt, Intellekt und Seele, ästhetisches und ethisches Bewußtsein, Geschichts- und Sittenkunde kommen zu beredtem, überzeugungskräftigem Wort. Dabei fällt, wie in der ganzen Darstellung, manches zielsichere Seitenlicht, so auf K. F. Meyer, der die Reformationszeit „mit Glut und Kälte im Angesicht" schilderte — „die Kälte aber schauert über katholische Gestalten"; so auf den „unendlich gesprächigen" Fogazzaro, der uns in keinem Punkte überzeugt, daß sein Neukatholizismus besser ist als der kirchlich vollsaftige Katholizismus; aber Handels Meinrad, ihre Maria, ihr Zettl beweisen uns in der Tat die Größe, Kraft und Unüberwindlichkeit des alten, des römischen Katholtzismus." — Handel-Mazzetti's „katholische Kunst", die eben dies vor allem durch ihr Wurzeln im „Boden katholischer Ethik" ist, zeigt sich „echt und unverfälscht auch unter dem Gesichtspunkt der historischen Objektivität."

Nachdem so die geniale Oesterreicherin in ihrer Bedeutung als katholische Ideenkünstlerin und vollwertige Vertreterin der objektiven historischen Dichtkunst aufgezeigt wurde, erfährt Schönherr im fünften Kapitel strenge, aber gerechte, immer interessante Kritik. „Handel-Mazzettis Kunst kam aus geheiligter Erde zu uns, ihr Antlitz ist nach oben gewandt; Schönherrs Inspiration ist seinem harten Heimatboden abgerungen und seine Kunst ist von dieser Welt." Dem Wollen nach gehört er dem Freisinn an, dem „die wunderbarste Quelle der Dichtkunst: der lebendige Kirchenglaube, fremd ist." Fraglos stecken noch „Reste katholischen Bauernglaubens in ihm", aber „kein mächtiger innerer Strom der Ueberzeugung quillt aus seinem Herzen in sein Schaffen über . . . Nicht einmal evangelische Gläubigkeit lodert uns aus Schönherrs Drama in die Seele." Und „erschreckend

[1]) Berlin 1911, Konrad W. Mecklenburg, vormals Richterscher Verlag. Gr. 8°. 81 S. ℳ 1.—.

oberflächlich ist die **katholische** Gläubigkeit" bei ihm dargestellt. Ihm fehlt „jener wundervolle Hauch religiös-mystischer Romantik, der Handels Dichtungen verklärt und ohne den religiöse Dichtung konventionell, unecht und gläsern ist. Goethe, der Pantheist, hat diesen Hauch sich aus der Fülle seines Genies anempfinden können: „‚Ach neige, du Schmerzensreiche . . .'" Ein Schönherr „konnte das nicht".

Ihm fehlt aber auch der historische Wahrheitssinn. „Auf hohlen Füßen steht das Erzbild, das der tirolische Dramatiker formt; auf Unwahrheiten beruhen die tragischen Wirkungen seiner Tragödie . . . Wie ein elementarer Sturm braust die Tragik in ‚Jesse und Maria', in der ‚Armen Margaret' heran, von der inneren Wahrheit der Menschen und Dinge getragen und entfacht; Jesse ist die Tragödie des evangelischen Adels von Oesterreich, Margaret die des evangelischen Kleinbürgertums, Tragödie eines Volkes" (mit welchem stolzen Untertitel Schönherr sein Stück belehnte) „ist keine von beiden, denn die Tragödie eines evangelischen Volkes hat Oesterreich nie gesehen, da es nie ein wurzelecht evangelisches Volk besaß." Und die „historische Unwahrhaftigkeit ist es, die Schönherrs Tragödie ohne den Willen des Autors zum Tendenzstück machte und ihr die Wirkung der Tendenzpoesie gab". Der Autor fügt hinzu: „Ich kenne Volkstragödien, unter deren Wucht noch heute der Boden zittert, auf dem die Kämpfer um ihr Volksrecht gestanden haben und gefallen sind". Und er weist hin auf Calvins „Regiment" von „Blut und Brand", auf das England Heinrichs VIII. und Elisabeths: „Die Szenen dieser Tragödie sind schauerlicher als alles, was die Staatsomnipotenz Spaniens, Frankreichs und Oesterreichs gegen die Fehlgläubigen verschuldete"; auf den „brutalen Gewissenszwang" der Gesetzgebung unter Wilhelm von Oranien, Georg I. und Georg II. „Erst 1778 erschienen die ersten Akte mit mildernden Bestimmungen, und das Toleranzgesetz von 1791 galt nur für England. Irland lag zertreten unter dem eisernen Fuß des protestantischen Bruderstaats, duldete Güterkonfiskation, unblutige und blutige Martyrien für seinen alten Glauben". Mit Recht fragt M. Anklin: „Wer schreibt **diese** Tragödie eines Volkes? Sie wird die Bühnenlampen kaum je erblicken; catholica in scena non recitantur".

Doch geben wir die Hoffnung nicht auf, daß es doch einmal „anders" werde. **Daß** es anders werde: dazu können Bücher wie das vorliegende kräftigst beitragen. — Noch eine Bemerkung zu diesem: M. Anklin läßt Raum zur Diskussionsanregung hier und dort (ich denke z. B. an die Hinweise auf Tilly und G. Hauptmanns „Florian Geyer"); das ist an sich das Gegenteil von einem Fehler. Aber vor einem bestimmten Verdachte, der sich durch einen arg schlimmen Druckfehler nahe bringt, glaube ich den Verfasser schützen zu müssen: Auf Seite 47, 7. Zeile von unten, wird von den herrlichen Gesetzen der „Ethik" Lessings gesprochen. Selbstverständlich soll es „Aesthetik" heißen, was sich dem aufmerksamen Leser von selbst, aus dem Zusammenhange, ergibt. Auch sonst ist hie und da ein Druckfehler stehen geblieben, auch wohl mal eine etwas schwebende Wendung (die von der „Beleuchtung aus gerechtem Munde" hätte ich persönlich mir „geschenkt"). Aber was will das bedeuten gegenüber dem Reichtum an Geist, Gemüt, Wissen, Kunsturteil, seelischer Tiefe, katholisch-religiöser Ueberzeugung, der sich hier bietet! —

Vom Büchertisch.

Monographien zur Geschichte der christlichen Kunst. Herausgegeben von Beda Kleinschmidt. I. Band: Franz Ittenbach, Des Meisters Leben und Kunst von P. J. Kreuzberg. 128 Seiten mit 8 Textabbildungen, 50 Lichtdrucktafeln und einem Farbenkunstblatt. M.-Gladbach. B. Kühlens Kunstverlag. Geb. ℳ 5.—. Als erster Band der oben angezeigten Monographien erscheint eine Studie über den 1879 gestorbenen Düsseldorfer Franz Ittenbach. In der beigelegten Ankündigung wird ausdrücklich betont, daß in der Heraushebung dieses einzelnen Malers kein Programm gegeben sein soll. Der allgemeine Teil der Serie deutet ja auch bereits an, daß ein weiter gefaßter Plan zugrunde liegt. In der Form allgemein verständlicher, dabei wissenschaftlich durchaus selbständiger Studien sollen vielmehr die erdenklichsten Seiten der mittelalterlichen und neuzeitlichen christlichen Kunst beleuchtet werden. Daß dieser Gedanke seine Berechtigung hat, wird niemand bestreiten; daß sehr viele Teile des überhaupt unerschöpflichen Gebietes noch der wissenschaftlichen Durchdringung und der daraus hervorgehenden Bearbeitung im Sinne christlicher Auffassung harren, ist jedem bekannt, der mit diesen Dingen und in ihnen zu leben und zu arbeiten hat, und dem der Mangel an einschlägiger Literatur gar oft hinderlich ist. — Die Wahl Franz Ittenbachs für die Eröffnung der ganzen Reihe deutet schon an, daß Herausgeber und Verlag auf einen Leserkreis rechnen, der mit besonderem Feingefühl und mit dem Verlangen erfüllt ist, sich mit Erscheinungen vertraut zu machen, deren Bahn nicht die große Heerstraße gewesen ist. Man bringt uns die Feinheiten einer Kunst entgegen, in der sich persönliche tiefe Frömmigkeit, echt deutsche Eigenart des formalen und geistigen Empfindens vereinigen, abgeklärt durch die Erkenntnis reinster Schönheit, wie sie die Werke der Vorgänger Rafaels verklärt; eines Nazareners, der bei aller Uebereinstimmung mit den Genossen seines künstlerischen Strebens doch kein Typus geworden ist, sondern eine scharf abgegrenzte Eigenerscheinung. Wer solcher Künstlerart geneigt ist, wird mit eigenem bereitwilligen Nachempfinden die Werke besonnen, ruhig und klar auf sich wirken lassen und dann immer neue Schönheiten in ihnen finden. Ein großzügig geschriebener Text leitet in das Verständnis dieses Künstlerschaffens ein, die vielen bildlichen Beilagen — in Lichtdruck durchaus vollendet ausgeführt — vervollständigen, beleben, erläutern das Wesen des Mannes und seines Werkes. Mit Spannung erwarten wir weitere Bände, und hoffen, daß sie sich mit der Zeit zu einer dem Laien wie dem Kunstforscher unentbehrlichen Bibliothek zusammenfügen werden. Dr. O. Doering-Dachau.

Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen. Herausgegeben von Professor **Dr. Otto Hellinghaus**, Gymnasialdirektor. Freiburg i. Br. Herder. Jeder der geschmackvoll-gediegen ausgestatteten Leinwandbände (8°, 300 S.) kostet ℳ 2.50. — Diese außerordentlich empfehlenswerte Sammlung ist um vier neue Bände (IX—XII) bereichert worden, in denen Goethe, Tieck, Mörike, Marie von Nathusius, E. Th. A. Hoffmann, Stifter, Eichendorff, G. Kinkel, Melchior Meyr, Karl Stöber, unter vorzüglicher Auswahl, das Wort führen. Die beigefügten „Einleitungen" und „Anmerkungen" des Herausgebers orientieren knapp und kernig. Wir bauen auf die weitere gleich kräftige Entwicklung des schönen Unternehmens. E. M. Hamann.

Bericht über die erste Hundertjahrfeier des Kgl. Lyzeum Albertinum Regensburg am 1.—3. August 1910, erstattet von Prälat Dr. Wilhelm Schenz, kgl. Lyzealrektor. Regensburg, Pustet, 1911. 80 S. ℳ 1.—. Das Kgl. Lyzeum Regensburg feierte am 1.—3. August vor. Jahres die Vollendung des ersten Jahrhunderts nicht seines Bestehens, denn es ist älter, sondern seiner Zugehörigkeit zur Krone Bayern, an die es 1810 zugleich mit der Stadt Regensburg übergegangen war. Den Mittelpunkt der glanzvollen Feier bildete, wie billig, eine Ehrung des Lyzeumspatrones Alberts des Großen durch die Enthüllung seines Denkmales vor der Dominikanerkirche. Den ganzen Verlauf der Festlichkeiten, angefangen von den ersten Vorbereitungen bis zum letzten Ausklingen schildert die vorliegende, gut ausgestattete Schrift. Sie ist in erster Linie den Festteilnehmern und den ehemaligen Kandidaten des Lyzeums eine Erinnerungsgabe, wird aber darüber hinaus bei allen Freunden unserer Lyzeen Interesse finden. Prof. Dr. Scharnagl.

Die Wahrheit des Glaubens durch gründliche Beweise ins Licht gestellt von Dr. Eugen Rolfes. 1. Bd. Die natürliche Religion. Brühl 1911, Martini. 324 S., Preis 5 ℳ. Der Verfasser, als Aristoteles- und Thomasforscher vorteilhaft bekannt, hat sich entschlossen, seine Fachstudien zu unterbrechen, um eine Apologie des Christentums zu schreiben. Zwar besitzen wir schon eine Reihe trefflicher deutscher Apologien, aber der Verfasser hat geglaubt, daß sein Buch wegen seiner Eigenartigkeit doch Anspruch auf Beachtung habe. In der Tat ist es in manchen Teilen originell, und man merkt, daß der Verfasser selbständig gearbeitet hat. Bis jetzt liegt der 1. Band vor, der die natürliche Religion behandelt. In sechs Abschnitten wird gehandelt von dem Dasein Gottes, von der Schöpfung, von der göttlichen Vorsehung, vom Sittengesetz und der Vergeltung, von der Willensfreiheit und von der Unsterblichkeit der Seele. Das sind Gegenstände, die jeden Denkenden aufs tiefste interessieren. Der Verfasser schließt sich mit Absicht an die großen Denker der Vorzeit, Aristoteles, Plato, Augustinus und Thomas, an. Als Hauptgegner bekämpft er Kant und von Hartmann. Das Buch ist für weitere Kreise bestimmt, darum bringt der Verfasser fremdsprachliche Zitate immer in Uebersetzung. Ich fürchte, daß die Schwierigkeit des 1. Abschnittes, der die Gottesbeweise mit besonderer Berücksichtigung Kants darstellt, manchen abschrecken wird. Wer sich aber hier durchgearbeitet hat, wird mit den späteren Abschnitten leicht zurecht kommen. Der Verfasser verfügt über einen klaren Stil und eine gründliche philosophische Bildung. Beides macht sein Buch empfehlenswert. Dr. H. Weertz.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Gestorben ist, 64 Jahre alt, der Diez-Schüler Professor Joseph Weiser, der sich als Genremaler bekanntgemacht hat. — Ferner verschied der 1856 geborene Historien- und Porträtmaler Gustav Goldberg, einer der bevorzugtesten Künstler Ludwigs II. — Im Deutschen Museum ist die Abteilung der Reproduktionstechnik durch die Stiftung wichtiger lithographischer Inkunabeln bereichert worden, die zum Teil noch von den Gebr. Senefelder selbst angefertigt sind. Stifter ist Herr D. Wassermann in München. Sehr interessanten Zuwachs haben auch die Abteilungen des Brücken- und Straßenbaus, sowie des Wohnbaus erhalten. Letztere u. a. durch Modelle von Häusern aus Pompeji, Griechenland, dem antiken Orient und der Ruinen des Kaiserpalastes in Trier. — Die Alte Pinakothek hat fünf bisher unbekannte Gemälde von Goya gekauft. — Die Neuerwerbungen von Medaillen und Plaketten im K. Münzkabinett zeigen an Arbeiten u. a. von Schwegerle, Lommel, Götz, Homburg den Hochstand dieses Kunstzweiges in München. — Das Ethnographische Museum hat durch Erwerbung von altjapanischen Skulpturen, Stichblättern, Lackarbeiten und dergleichen eine prächtige Bereicherung erhalten. — Die Ausstellung der Sezession bietet ein recht vielseitiges, im ganzen auch bedeutendes Ansehen, ohne daß diejenigen Künstler, an deren Erfolge man gewöhnt ist, über die ihnen eigen gewordene Art wesentlich hinausgingen. Vereinzelt zeigen sich neue Gestalten in diesem Künstlerkreise, vielleicht als Erfolg der den Werdenden gewidmeten Frühlingsausstellung. Das meiste ist deutsche, weit überwiegend Münchener Arbeit; eine französische Abteilung kommt dazu. Wie stets handelt es sich bei den meisten Werken um Lösung koloristischer und technischer Probleme, der Gegenstand tritt zumeist zurück. Doch gibt es zum Glück auch solche Stücke, bei denen beide Elemente sich das Gleichgewicht halten. Die Landschaft überwiegt wie immer, daneben hält sich die figürliche Studie, das Porträt, das Tierbild, das Interieur, einzelne Gruppen sind absichtlich dekorativ. So zwei sehr helle Stücke von Julius Diez, ein gobelinartig gehaltenes von K. X. Roussel-Paris, die volltönigen „Fahnenschwinger“ von H. B. Wieland, die romantischen Wickingerbilder von Röhrich-St. Petersburg. Von Landschaftern entfalten Becker, Crodel, Dill, Kaiser, Lamm, Lehmann, Meyer-Basel, Stadler und einige Dachauer ihre bekannten Vorzüge. Die Leistungen von Pietzsch sind recht ungleich. Bildnisse von Wert zeigen u. a. Jank, Habermann, Bühler-Rom, Rhein-Berlin. Von bekannter Vornehmheit sind die Damenporträts von A. v. Keller, großartig und eindrucksvoll jene von Samberger, wogegen ein Damenbildnis von Stuck in der farbigen Durchführung entschieden enttäuscht. Das ist auch bei zwei anderen Werken desselben Meisters der Fall, von denen das eine „Prestissimo“ ein Weib zeigt, das einen Kentauren zu rasendem Laufe zwingt, während das andere „Schwüle Nacht“ schon unmittelbar an der Grenze steht, wo der Äkt aufhört, seine rein künstlerischen Aufgaben zu erfüllen. Ein Meister wie Stuck sollte auch den Schein vermeiden, als wenn seine Arbeiten zu ihrer Wirkung gröbliche Mittel nötig hätten. Was man bei ihm aber immer noch hinnimmt, weil es sich als große Kunst charakterisiert, ist bei anderen unerträglich. Die Sezession verliert durch Ausstellung derartiger Stücke unbedingt an jener Vornehmheit, die man bei ihr als selbstverständlich voraussetzen muß. Dafür gibt es freilich zum Glück mehreres ganz Hervorragende, wovon als Höhepunkt hier ein Gartenbild von 1903 und eine Flucht nach Aegypten, beides von Uhde, genannt sei. Letztere dient auch gleichzeitig zur Vertretung des religiösen Elementes innerhalb der Gemäldeabteilung. Auch in der Gruppe der Plastik findet sich ein solches Werk, das immerhin tüchtige marmorne Hochrelief der Grablegung von Th. Georgii-München, während ein zinnerner Engel von Th. Th. Heine als Karrikatur bezeichnet werden muß, und leider wohl auch so gemeint ist. Im übrigen sei nur kurz auf die bedeutenden Darbietungen hingewiesen, die Behn, Bermann, Elkan, Floßmann, Schreyögg, der Plakettenkünstler Schwegerle uns zeigen. Die Graphik ist durch eine Sammlung großzügiger Lithographien (Pferdestudien von Böhle-Frankfurt a. M.), sowie durch Werke von C. Graf, W. Klemm, R. Riemerschmid und andere ansehnlich vertreten. — Da neben der Sezession auch der Glaspalast und die „Juryfreie“ bevorstehen, so kommt der Kunstverein zurzeit etwas knapp weg, d. h. keineswegs quantitativ, denn an einer Masse von Einzelwerken fehlt es nicht. Es ist nicht leicht, einzelnes davon hervorzuheben, etwa H. v. Riedelsteins koloristisch und dekorativ wirksame Studien, Richard Kaisers bedeutend empfundene Landschaften, an die sich jene von E. Pach anschließen. Auch die tiroler Burgenstudien von B. P. Müller verdienen Erwähnung, nicht minder einige gemalte Landschaften von Meyer-Basel. Dazu kommen Ausstellungen künstlerisch empfundener Photographien. Endlich erwähne ich die Anzahl der dem Prinzregenten zu seinem 90. Geburtstage gestifteten Gaben, unter denen manche tüchtige kunstgewerbliche Leistung sich befindet. — Von den Kunstsalons brachte Heinemann einen Eklektizisten, G. v. Hoeßlin, feine Kleinskulpturen von F. Liebermann, sowie eine recht bedeutende Ausstellung von Plastiken der Selbschen Porzellanfabrik Rosenthal & Co. — Die „Werdenden“ interessierten auch neuerdings. — Bei Zimmermann erfreute eine Kollektion von Gebirgsstudien, die Reiser in seiner ihm eigentümlichen Art ausgeführt hat. Noch mehr sprachen die an altmeisterliche Art und Empfindung gemahnenden Landschaften von Steppes an. — Bei Schmidt-Bertsch gab es außer Graphiken (u. a. von der Vereinigung „Die Gilde“) eine noch in den Juni hinein dauernde wertvolle Ausstellung der Vereinigung Münchener Privatarchitekten. — Thannhauser machte uns mit den Produkten eines Wiener Malers Max Oppenheimer bekannt. Was dieser uns gegenständlich zeigt, sind Porträts, Historien, Landschaften und Stilleben. Wie er diese Dinge zeigt, weicht von der Art anderer Leute gänzlich ab. Ich glaube in diesem Falle nicht reinweg subjektiv zu sprechen, wenn ich behaupte, daß diese Werke mit einigen Ausnahmen ein offenbares Talent verraten, welches aber bereits seine ersten Schritte in der Oeffentlichkeit dazu benutzt, dem Abgrunde entgegen zu steuern. Die Bildnisse sind trotz ihrer zum Teil feinen Farben überwiegend Karrikaturen. Den Händen ist dabei eine besonders große Rolle zuerteilt; sie sind abschreckend, knochig, schmutzig, blutig, verwest. Wenn in ihnen der Charakter sich spiegeln soll, so müßte man vor den meisten dieser Leute davonlaufen. Die Landschaften zeigen ein ohnmächtiges Bemühen, schwieriger Licht- und Luftprobleme Herr zu werden, dem Stilleben fehlt alle Komposition. Das Aeußerste leisten die beiden großen historischen Szenen „Simson“ und „Kreuzabnahme“. Die erstere Darstellung ein Gewühl von nackten Leibern auf einem Hintergrunde, der fast wie ein großes Gekröse aussieht. Die letztere eine Nebeneinanderstellung abschreckender Personen, in der Mitte ein Christus, den als solchen anzuerkennen ernstliche Ueberwindung kostet. Dazu krasseste Darstellung der Wunden, besonders der in der Seite. Diese spielt auch bei jenem Akte eine entscheidende Rolle, der allen Ernstes für das Plakat beabsichtigt war. Zum Glück für den guten Geschmack und auch für die Schonung nervöser Personen hat die Polizei das Ding verboten. Oppenheimers Leistungen sehe ich lediglich als die eines entweder auf Irrwegen gehenden oder um jeden Preis sensationsbedürftigen Mannes an. Ich würde nicht soviel Worte um ihn machen, wenn sich nicht bereits jemand gefunden hätte, der in den „M. N. N.“ seine Erscheinung als die eines neuen Kunstgenius mit fast komischer Begeisterung begrüßt. Damit nicht genug, zeigte uns Thannhauser zwei ultramoderne Maler, Marc-München und Girieud-Paris, denen natürlich ebenfalls ein Publikum sicher ist, gerade wegen der Bizarrerien des einen und der Primitivität des anderen, der seine Zeichenstudien im zartesten Blütenalter abgebrochen zu haben scheint. — Von hier aus ist nur noch ein Schritt bis zur Ausstellung wirklicher Kinderleistungen. Ihn gewagt und dergleichen uns als Kunst angeboten zu haben, blieb der Modernen Kunsthandlung Brakl vorbehalten. Vielleicht bringt uns nächstens jemand einige Leistungen von dem erst drei Monate alten Expressionisten Hänschen Windelgelb!

Berlin. Die Sezession veranstaltet eine beträchtlich gelobte Ausstellung. Besonders hervorstechend sind die Sondergruppen von M. Liebermann, Slevogt und Corinth. Unter den übrigen Leistungen ist für uns M. Brandenburgs stark bewegte Kreuzigung am wichtigsten. Gelobt wird auch M. Beckmanns Kreuztragung. Außer den Berlinern sind die Münchener (besonders mit einer Uhde-Kollektion), die Karlsruher und andere Gruppen vertreten, die Schweizer durch Hodler, die Holländer durch Israels. Die neuesten Franzosen werden sehr verschieden beurteilt, meistens abfällig. — In Darmstadt wurde die Kunstausstellung eröffnet, bei der eine Gruppe englischer Aquarellkunst vor allem wichtig ist. — Dresden. Die große Aquarellausstellung des sächsischen Kunstvereins bietet in vornehmem Gewande, außer den überwiegend Dresdener Leistungen, solche von den übrigen deutschen und österreichischen Kunststätten, auch einige französische, niederländische und schottische. — Im Kunstpalaste zu Düsseldorf fand die Eröffnung der dortigen großen Ausstellung statt. Eine Gruppe ist allgemein deutsch, eine zeigt Sonderkollektionen u. a. von M. Liebermann, Schönleber, A. Kampf, A. Achenbach, ein internationaler dritter Teil bringt Aquarelle. — Florenz beteiligt sich an den heurigen politischen Festlichkeiten mittelst einer im Palazzo Vecchio veranstalteten Bildnisausstellung. Sie umfaßt 300 Jahre von der Mitte des 19. Jahrhunderts an zurückgerechnet und dient wesentlich historischen Zwecken. Nachdem die eigentlich große Zeit der italienischen Porträtkunst auf diese Art außer acht geblieben, ist ein beträchtlicher Bestandteil der Bilder künstlerisch

nur mittleren Wertes, doch wird dieser freilich durch zahlreiche von großen Meistern auch bedeutend überschritten. Die Auswahl der Künstler hat sich übrigens nicht ausschließlich auf Italien beschränkt. Wir finden auch Rubens, van Dyck, Susterman, Rigand, Angelika Kauffmann, Knoller, Mengs und andere Nichtitaliener. — Jerusalem. Die Ausgrabungen der englischen Expedition, die manches unliebsame Aufsehen erregten, sind nach dem Berichte des Leiters Montagu Parker von überraschenden Erfolgen begleitet gewesen. Er behauptet nichts Geringeres festgestellt zu haben, als daß keineswegs der Berg Zion, sondern der Berg Orphel der Platz der alten Stadt Davids gewesen sei. — Auf Korfu fanden sich weitere Tempelreste samt dem mit Skulpturen geschmückten großen Altar. — Die Jahresausstellung in Leipzig ist außer von dort von Berlin beschickt (Corinth, Slevogt u. a. m.), ferner ganz besonders von München. Große Aufmerksamkeit erregen zwei Bildnisse und ein schöner, doch inhaltlich nicht recht verständlicher Akt von Max Klinger. — Bei Lünen an der Lippe wurde ein römisches Lager aufgefunden. — Bei Ausgrabungen in Nantes fanden sich die Ueberbleibsel eines aus dem 6. Jahrhundert stammenden Baptisteriums. — Nürnberg. In der Kunsthalle Fehrle und Sippel gibt es eine Ausstellung von Bildern von Eugen Spiro, im Künstlerhause eine recht wertvolle von Arbeiten Nürnberger Künstler, wobei die Gruppen der Plastik und Baukunst sich besonders auszeichnen, während die Malerei auf nicht durchweg günstige Kritik trifft. Eine Ausstellung von Wettbewerbentwürfen für die Gartenstadt Nürnberg brachte zum Glück statt der beliebten Villen Wohnstätten für unbemittelte Leute. Erwerber des ersten Preises war der Architekt H. Lehr, Nürnberg. — Rom. Im Sabinergebirge wird zurzeit die Villa des Horaz ausgegraben.

Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Lothar Schmidts „Entgleisung" im Münchner Residenztheater. Der Titel Komödie klingt ein wenig zu anspruchsvoll für das Lustspiel mit seinem behaglich-harmlosen Humor. Einem Simulanten wird seine Krankheit nicht geglaubt bis zu dem Momente, da er das größte Interesse daran hat, als gesund zu gelten. In einem frischen Dialog, der zuweilen bejahrten Witzen nicht aus dem Wege geht, aber fast immer lebendig wirkt, fließt die Handlung dahin. In der Szene, in der ein Nervenspezialist den Patienten untersucht, läßt der Autor seinem satirischen Uebermut in heiterer Unbedenklichkeit den Lauf. Sich eine Unfallrente erschwindeln zu wollen, ist keine Sympathie weckende Tat, das hat auch Schmidt gefühlt, darum hat er in sehr ausgedehnter Exposition uns geschildert, wie sehr vom Pech der tüchtige Herr Ingenieur verfolgt war, bis er dazu kam, das Schicksal zu korrigieren. Trotz des guten Ausganges entläßt der Verfasser den Simulanten nicht ohne eine kleine Strafe. So hat er nichts unversucht gelassen, um ohne Attentat auf den guten Geschmack sich mit traumatischer Neurose lustspielmäßig auseinandersetzen zu können. Das amüsanteste bietet der Autor in humoristisch gesehenen Kinder-, Schwiegermütter- und Dienstbotenszenen. Der Frankfurter Finanzmann ist eine philosemitisch gezeichnete Episodenrolle, die schauspielerisch dankbare Aufgaben stellt. Die Aufführung war frisch und munter und der Autor durfte hervortreten.

Im Hoftheater spielte Ulmer erstmalig den „Egmont". Der junge Künstler stellte eine kernige, ritterliche Gestalt auf die Bühne, die die Fortentwicklung seines schönen Talentes bewies. Mit Engagementsaussichten gastierte Traute Carlsen (Frankfurt) als Klärchen. Sie zeigte Natürlichkeit, starkes Empfinden und ein biegsames, technisch sehr gut ausgebildetes Organ, Vorzüge, welche für ihre weiteren Gastspielgaben Interesse erwecken. Wie man hört, soll die Künstlerin Frl. Neuhoff ersetzen. — Daß die letzte „Ring"-aufführung vor den Ferien nicht in der Hofbühne, sondern im Prinzregententheater stattfindet, ist eine löbliche Neuerung. Dieser Zyklus ist die Vorbereitung zu den Festspielen, und schon die Zweckmäßigkeit erfordert es, daß diese öffentliche Probe an Ort und Stelle selbst abgehalten wird. Felix Mottl hat eine für diesen Monat geplante Pariser Gastdirigentenfahrt abgesagt, eine Nachricht, welche man mit Genugtuung las. Wir vermögen in der wichtigen Vorbereitungszeit den obersten Opernleiter nicht zu vermissen. Liegt doch in der nur durch intensives Proben zu erzielenden Gesamtwirkung das Vorbildliche der Darbietungen unseres Festspielhauses, denn die heimischen und fremden Solisten an sich sind bei ihrer Reisefreudigkeit an vielen Orten zu sehen. Zu den früher genannten Mitwirkenden gesellen sich, wie uns mitgeteilt wird, noch die Damen Morena und Schumann-Heink, welche sich in letzter Zeit in „Europa" immer seltener machen. Neu für unser Ensemble ist der Kölner Kurwenaldarsteller Liszewsky.

Adolf Wilbrandt †. In Rostock verstarb im Alter von 74 Jahren der mit dem Schiller- und Grillparzerpreis ausgezeichnete, erfolgreiche Dramatiker und frühere Leiter des Wiener Hofburgtheaters Ad. Wilbrandt. Seine einst vielgegebenen Lustspiele sind von der Bühne fast ganz verschwunden. Auch die Tragödien großen Stils, die in den siebziger und achtziger Jahren gewaltiges Aufsehen machten, hat der Sturm und Drang des Naturalismus beiseite gerückt. Heute, da wieder ähnliche Stoffe von unseren Dichtern gewählt werden, könnte auch Wilbrandts Kunst wieder stärkeres Interesse gewinnen. Der Vergleich zwischen dem alten Meister und den neueren wäre vielleicht in mancher Hinsicht heilsam. Das Burgtheater wird im Herbste die Uraufführung seines „Siegfried, der Cherusker" bringen. Bis in die letzte Zeit hat Wilbrandts emsige Feder nicht geruht und in zahlreichen Romanen sich mit den geistigen Zeitströmungen dichterisch auseinander gesetzt.

Verschiedenes aus aller Welt. Das Verzeichnis der Mitwirkenden in den Bayreuther Wagnerfestspielen weist neben allbekannten Namen auch sehr viel neue auf, die erstmalig im Festspielrahmen erscheinen. Als Dirigenten sind tätig Dr. Hans Richter, Dr. K. Muck, Balling und Siegfried Wagner. Letzterer hat auch die Oberleitung der Regie und Inszenierung inne. Die neuen Dekorationen zu „Parsifal" sind nach Entwürfen von P. v. Pourkowsky von Brückner-Coburg ausgeführt; diejenigen zu den „Meistersingern" und dem „Ring" sind entworfen und ausgeführt von Prof. Brückner. Die Kostüme entwarfen Pourkowsky (Parsival), Prof. Flüggen-München (Meistersinger), Hans Thoma-Karlsruhe und Arpad Schmidhammer-München (Ring). — In Düsseldorf fand unter großer Teilnahme das 87. niederrheinische Musikfest statt. Haendels „Messias", Regers 100. Psalm und Beethovens „Neunte" waren die Glanzpunkte des von Panzner großzügig geleiteten Festes, das auch Mozart und R. Strauß nicht unberücksichtigt ließ. — Auf dem 4. internationalen Musikkongreß in London ließ sich die englische Regierung zum ersten Male bei einem musikalischen Feste offiziell vertreten. Nicht weniger wie achtzig Vorträge wurden gehalten, besonderes Interesse fand das britische Musikfest, welches zeigen sollte, daß auch England heute talentvolle Komponisten besitzt. Neben dem auch auf dem Kontinent bekannten Edward Elgar bewiesen auch andere ansehnliches Können. Eindrucksvoll waren auch die Proben altenglischer Kirchenmusik, welche den Kongreßteilnehmern im St. Paulsdom und der Westminster-Kathedrale geboten wurden. — Ein Wagnerzyklus mit hervorragenden Gästen fand in Köln begeisterte Aufnahme. Die neue, originelle Tristanausstattung von Wildermann erfährt verschiedene Beurteilungen. — José Lassalle, der erste Dirigent des Münchener Tonkünstlerorchesters, wurde von der Kaiserlich Russischen Musikgesellschaft in Kiew zur Leitung ihrer Abonnementskonzerte berufen. Er wird Gustav Mahlers erste Symphonie erstmalig in Rußland zu Gehör bringen. — Eine Tageszeitung hat ausgerechnet, daß in der Saison 1910—1911 in München an 199 Abenden 374 seriöse Künstlerkonzerte stattfanden, Wien hatte in der gleichen Zeit 439, Berlin sogar 1096 in 213 Tagen. Ein gangbarer Weg, wie diesem Uebermaß zu steuern sei, ist noch nicht gefunden worden, ja man darf mit einer weiteren Steigerung rechnen. — Die letzte Neuheit der Comédie Française, „Cher maître" von F. Vanderem, wird als ein belangloses Ehebruchsstück geschildert, das nicht auf die erste Bühne des Landes gehört. — Eine Ausstellung von Strindbergs Büchern, Manuskripten und selbstgemalten Bildern wurde in Stockholm eröffnet.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Vorbereitungen der Geldnehmer und der Finanzquellen machen sich zum diesmonatlichen Semesterende an den Börsen besonders stark und frühzeitig bemerkbar. Das konstante Anziehen der offenen Geldsätze, insbesondere des Berliner Privatdiskontsatzes, beweist dies am besten. Die Auszahlung der Coupons der Pfandbriefe und der sonstigen verzinslichen Werte erfordert bei den Banken und Zahlstellen grosse Summen, welche nach kurzer Zeit wieder in Umlauf kommen. Auch Börse und Spekulation benötigen trotz aller Einschränkung grosse Summen, die jedoch bereitwillig in den Dienst gestellt werden. Nach den bekannt gewordenen Daten sind auch von deutschen Kommunen und Auslandsstaaten neue Anleihen zu erwarten. Berlin beabsichtigt — wenn auch nicht in einem Posten — die sukzessive Ausgabe von 320 Millionen Mark Stadtanleihe. Andere Kommunen Norddeutschlands appellieren gleichfalls mit erheblichen Bedürfnissen an den Geldmarkt. Ferner ist eine grössere chinesische Eisenbahnanleihe in Deutschland aufgelegt. Derartige Geldentziehungen werden natürlich am offenen Geldmarkt verspürt. Auch die vorsichtige Haltung der Reichsbank und deren neueste Lombard-Bestimmung wirken einschränkend, und das mit gutem Recht. Wenn also der Geldmarkt aus diesen und sonstigen Gründen von allen Seiten geschärfte Beobachtung findet, glaubt man doch der weiteren Entwicklung desselben ruhig entgegensehen zu können. Es ist bekannt, dass stets unmittelbar nach dem Semesterschluss die Rückflüsse der bis dorthin festgelegten

Gelder derart gross sind, dass die Geldknappheit bald normaleren Verhältnissen Platz macht.

Die politischen Erörterungen wegen Marokko und der Balkanfrage sind zurzeit ins Hintertreffen geraten, was für die Entwicklung der Geldlage von besonders grosser Bedeutung ist. Auch die Situation in Amerika ist befriedigender, und besonders die Neuyorker Effektenbörse hat von der Schärfe ihrer nervösen Tendenz viel verloren. Man wird jedoch gut tun, dieser momentanen Ruhe keine ernste Bedeutung beizulegen.

Die Verhältnisse unserer heimischen Industrie geben zu besonderer Erwägung zurzeit wenig Anlass. Die chemische und elektrische Branche, ferner die Maschinenfabrikation einzelner Spezialartikel sind zu lohnenden Preisen überaus flott beschäftigt. Die Montanindustrie — Kohle und Eisen — krankt wie seit langem an der steten Ungewissheit der zu erneuernden Syndikate. Durch forzierte Arbeitstätigkeit, grosse Produktionsziffern und Vorratsansammlung sucht jedes Werk möglichst günstige Quoten an den zu bildenden Verbänden zu erreichen. Die Preisbildung und das ungesunde Moment der Ueberproduktion geraten natürlich stark in Kollision. Auch am belgischen Eisenmarkt ist eine Abschwächung bemerkbar geworden, und der Preisrückgang von Walzdrahtfabrikaten und Bandeisen ist gleichfalls eine Folge der Syndikatsfragen. Dass auch im österreichischen Eisenkartell schwere Differenzen schweben, wirkte für diese Branche ebenfalls ungünstig. Immerhin ist auch in dieser Sparte von direkter Abflauung oder pessimistischer Stimmung keineswegs zu sprechen. Die wirtschaftliche Entwicklung von Handel und Industrie bei uns macht überall befriedigende Fortschritte. Die statistischen Ziffern über Deutschlands Aussenhandel im Jahre 1910 beweisen gleichfalls ein stetes Anwachsen von Deutschlands mächtiger Wirtschaftsposition. Besondere Anregung erhielt der Bahnenmarkt durch die Sanierungspläne hinsichtlich der Oesterr. Südbahn, dieses bekannten Schmerzenspapieres unserer Börsen, und durch die günstigen Meldungen über eine Einigung der Gotthardbahn-Aktionäre. Der Markt unserer heimischen Fonds hat durch den erweiterten Kreis der Käufe für die bayerischen Sparkassen auf Grund der neuen Regierungsvorschriften erheblichen Vorteil erzielt.

M. Weber.

Aus Bädern und Kurorten.

Nordseebad Borkum. Das hiesige Kinderheim, das von barmherzigen Schwestern geleitet wird, erfreut sich von Jahr zu Jahr grösserer Beliebtheit. Das Heim verpflegt erholungsbedürftige und schwächliche Kinder. Der Aufenthalt in der Anstalt soll wenigstens vier Wochen betragen; viele Kinder verbleiben jedoch länger, sogar über ein Jahr in derselben. Schulpflichtige Kinder werden der Anstaltsschule überwiesen. Die Heilerfolge sind sehr erfreuliche und manches schwächliche junge Wesen verlässt nach längerem Aufenthalte das Kinderheim frisch und munter und hinreichend gekräftigt, die Anstrengungen der Schule aushalten zu können. Der Festländer hat oft die irrige Ansicht, dass das weithinausliegende Borkum im Winter eine unwirtliche und öde Insel sei. Nach Ausweis der Seewarte ist es hier im Winter durchschnittlich 10 Grad wärmer als in München und 5 Grad wärmer als in Berlin. Näheres ist zu erfahren durch die Oberin des Kinderheims.

Der diesjährige 3. Pfälzer-Lourdes-Pilgerzug in der Zeit vom 10. bis 21. August unter Leitung von Pfarrer Dr. Foohs-Landau, Pfalz, verdient eine ganz besondere Beachtung. Er hat mit dem System der ermüdenden und beschwerlichen Nachtfahrten gebrochen und als obersten Grundsatz aufgestellt: keine Nachtfahrt. Auf diese Weise bleiben die Pilger frisch und gesund und Persönlichkeiten, die sich den Strapazen einer Tag- und Nachttour nicht auszusetzen vermögen, wie beruflich Ueberangestrengte oder im Alter Vorgerückte können diesen Pilgerzug getrost mitmachen. Freudigst begrüßt wird es auch werden, daß der von der letztjährigen Pilgerfahrt bei allen Teilnehmern in bester Erinnerung stehende Hochw. Herr P. Wahl, Superior der deutschen Mission in Paris, wiederum mit seinem Rat und seiner Hilfe dem Pilgerzug zur Seite stehen wird.

Die West- und Nordküste Spitzbergens, das Ziel der Studienfahrt der Arktischen Luftschiff-Expedition im Sommer 1910, wird durch die diesjährige grosse Polarfahrt, die der Norddeutsche Lloyd in Bremen mit seinem Doppelschrauben-Salondampfer „Grosser Kurfürst" vom 18. Juli bis 16. August veranstaltet, auch den Touristen zugängig gemacht. — Dort enthüllt der Norden all seine eigenartige Schönheit. Bis ins Meer hinab langen die gewaltigen Gletscher, krachend bersten mächtige Eisblöcke und stürzen ins Meer hinab, Millionen von arktischen Vögeln bedecken die schroff aufragenden Felsen, silberweiss schimmert in der Ferne das mit ewigem Eis bedeckte Meer. — Bei einem mehrtägigen Aufenthalt auf Spitzbergen werden die interessantesten Punkte der Küste besucht. Für die Ausflüge zu den vergletscherten Meeresbuchten wird eigens ein grosser, mit heizbaren Räumen und geschütztem Promenadendeck versehener Tender mitgeführt. — Sämtliche Ausflüge und der Aufenthalt an Land sind im Fahrpreis eingeschlossen.

Teer und Haar.

In medizinischen Büchern findet man bei Besprechung der Haarpflege nicht selten die Bemerkung, daß der Teer, der infolge seines merkwürdigen Einflusses auf den Haarwuchs das beste Mittel wäre, leider nicht angewendet werden kann wegen seines intensiven Geruches und seiner klebrigen Eigenschaft. Das hat eine ganze Anzahl Forscher schon seit Jahren veranlaßt, darüber Versuche anzustellen, dem Teer diese üblen Nebeneigenschaften zu nehmen, und so dieses unvergleichliche Haarwuchs-Mittel der Haarpflege dienstbar zu machen. In England und Amerika, wo die Haarpflege schon seit undenklichen Zeiten einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hat — der allgemein bekannte wundervolle Haarwuchs der Engländer ist eine Folge davon — hat man nach Durchprobierung aller möglichen Mittel trotz jener Eigenschaften doch auf den Teer zurückgegriffen und nimmt sie eben mit in den Kauf. In den übrigen Ländern ist es jedoch nicht möglich gewesen, diesen Widerwillen gegen den Teer zu überwinden. Insofern ist es zu begrüßen, daß nun endlich ein chemisches Verfahren entdeckt worden ist, um dem Teer den Geruch und seine klebrige Eigenschaft zu nehmen und somit dieses uralte Produkt, das seit undenklichen Zeiten als geradezu souveränes Mittel für die Haarpflege bekannt war, auch unseren modernen empfindlichen Ansprüchen anzupassen.

Es gelang durch ein chemisches Veredelungsverfahren, den Teer vollständig geruch- und reizlos herzustellen und so in Pixavon ein fast geruchloses Teerpräparat zu schaffen, das auch keine unangenehmen Nebenwirkungen mehr hat. Das Pixavon wird heute schon von Tausenden von Menschen gebraucht, und man rühmt allgemein seinen außerordentlichen günstigen Einfluß auf den Haarwuchs, der ja auch schon nach den Erfahrungen zu erwarten war.

Das Pixavon löst mit Leichtigkeit Schuppen und Schmutz von der Kopfhaut, gibt einen prachtvollen Schaum und läßt sich sehr leicht von den Haaren herunterspülen. Es hat einen sehr sympathischen Geruch, und infolge seines Teergehaltes wirkt es parasitärem Haarausfall entgegen.

Besonders hervorzuheben ist, daß wir es in Pixavon endlich einmal mit einem Präparat zu tun haben, daß trotz seiner Ueberlegenheit zu einem sehr mäßigen Preise abgegeben wird. Eine Flasche für zwei Mark, die überall erhältlich ist, reicht bei wöchentlichem Gebrauche monatelang aus. Diese außerordentliche Billigkeit gestattet es also auch dem weniger Bemittelten, diese vernünftige und naturgemäße Haar-Kultur durchzuführen. Schon nach wenigen Pixavon-Waschungen wird jeder die wohltätige Wirkung verspüren, und man kann daher wohl die Pixavon-Haarpflege als die tatsächlich beste Methode zur Stärkung der Kopfhaut und Kräftigung der Haare ansprechen.

Es wäre zu wünschen, daß diejenigen, bei denen das Haar anfängt, sich zu lichten, rechtzeitig mit regelmäßigen Pixavon-Waschungen beginnen und nicht erst alle möglichen und unmöglichen Haarkuren anfangen, die dem Haarwuchs oft mehr schaden als nützen.

Pixavon wird hell (farblos) und dunkel hergestellt. Neuerdings wird besonders Pixavon „hell" (farblos) vorgezogen, bei dem durch ein besonderes Verfahren dem Teer auch der dunkle Farbstoff entzogen ist. Die spezifische Teerwirkung ist bei beiden Präparaten, hell sowohl wie dunkel, die gleiche.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 26. München, 30. Juni 1911. VIII. Jahrgang.

Die Reichsratswahlen in Oesterreich.

Von Chefredakteur **Franz Eckardt** in Salzburg.

Das im Mai 1907 zum ersten Male nach dem allgemeinen gleichen Wahlrechte gewählte Abgeordnetenhaus litt an demselben Krebsübel, an welchem das alte Kurienparlament zugrunde gegangen war: an einer Geschäftsordnung, welche es einer kleinen Minderheit ermöglichte, die gesamte parlamentarische Maschinerie zum Stillstand zu zwingen. Man hat das mit dem Neuwort „Obstruktion“ bezeichnet. Bei Beratung der Wahlreform hatte im Namen der damals nur 25 Mann zählenden christlichsozialen Partei der Abg. Dr. **Geßmann** aufs dringendste verlangt, es solle mit der Wahlreform eine Geschäftsordnungsreform verbunden werden, jene nicht ohne diese der Sanktion des Kaisers unterbreitet werden. Der kluge, weitblickende Politiker sah voraus, daß ohne ein solches „Junktim“ die Wahlreform allein nicht viel nützen werde. Die anderen Parteien, **besonders die Deutschfreisinnigen** — das behalte man wohl im Auge! —, welche sich die Möglichkeit der Obstruktion auch für die Zukunft sichern wollten, vereitelten dieses Junktim und zwangen so **das erste Volkshaus**, mit der als unbrauchbar erwiesenen Geschäftsordnung zu arbeiten. Was Dr. Geßmann vorausgesagt, trat ein: die Slawen, offen und geheim von den Sozialdemokraten unterstützt, obstruierten das neue Parlament. Im dritten Jahre seines Bestandes raffte sich dieses endlich zu einer provisorischen Reform der Geschäftsordnung auf, welche die Obstruktion im **Plenum** verhinderte. Die Slawen verlegten sie darauf in die Ausschüsse und besonders in den Budgetausschuß, und da ihnen der Ministerpräsident Freiherr v. **Bienerth** getreu seinem Programm die Obstruktion mit nationalen Zugeständnissen auf Kosten der Deutschen nicht abkaufte, so erhielt er Ende 1910 nicht rechtzeitig den Staatsvoranschlag bewilligt: er mußte ein Budgetprovisorium begehren. Und zwar verlangte er ein solches für sechs Monate, bis zum 1. Juli 1911. Von den Parteien der Arbeitsmehrheit waren die Christlichsozialen, der Polenklub und die Italiener bereit, das berechtigte Verlangen der Regierung zu erfüllen, die **Deutschfreisinnigen** jedoch, welche durch den Unterrichtsminister Grafen Stürgkh und den Justizminister Dr. v. Hochenburger in der Regierung vertreten sind, ließen sich von ihrem Eigenbrödler Dr. Steinwender beschwatzen, nur für ein dreimonatiges Provisorium zu stimmen. Daß es den Obstruktionisten ein Leichtes war, in den drei ersten Monaten des Jahres 1911 das ordentliche Budget im Ausschusse zu obstruieren, liegt auf der Hand, und so kam es, daß Ministerpräsident Freiherr v. Bienerth am 31. März weder ein Budget noch ein Provisorium bewilligt erhalten hatte. Er stand vor einer Lage, welche man in Ungarn Ex lex nennt.

Was nun tun? Die Regierung hatte zwei Wege: sie konnte das Haus **vertagen**, mit dem § 14 der Verfassung Ordnung schaffen und dann zurücktreten, oder sie konnte das Haus **auflösen** und dann an die Wähler appellieren. **Sie wählte den zweiten, den falschen Weg**, weil ihr der Mut zum ersten fehlte, und schrieb Neuwahlen aus. Am 31. März Schluß des Reichsrates, am 8. April Ausschreibung der Neuwahlen, am 13. Juni Neuwahl. Die Parteien hatten, wenn man zwei Wochen für die notwendigsten Vorberatungen in Abrechnung bringt, knapp sechs Wochen für den Wahlkampf zur Verfügung. Der Regierung wurde wohl schnell klar, daß sie den falschen Weg erwählt: sie wollte eine stärkere, verläßlichere Mehrheit erhalten, und das wäre nur möglich gewesen, wenn die staatserhaltenden Parteien, **besonders die deutschen**, den Sozialdemokraten viele Mandate abgenommen hätten. Leider hatten die Sozialdemokraten in den von den Christlichsozialen und den Deutschfreisinnigen bewilligten Rüstungskrediten und in der bevorstehenden Steuerreform, die ja stets eine Steuererhöhung ist, treffliche Agitationsmittel, und zu Hilfe kam ihnen, daß das von der Regierung angebahnte Wahlübereinkommen zwischen dem Deutschfreiheitlichen Nationalverbande und den Christlichsozialen durch die Schuld des ersteren nicht zustande kam. In christlichsozialen Kreisen — besonders außerhalb Wiens — war man über das Nichtzustandekommen des Kompromisses keineswegs betrübt, denn auf Grund vielfacher Erfahrungen wußte man, daß die in vier Gruppen gespaltenen Deutschliberalen **gar nicht vertragsfähig sind**: sie haben weder eine kompetente und autoritative Parteileitung, noch eine Presse, auf die sie sich verlassen können. Wie der Verlauf des ganzen Wahlkampfes ja zur Genüge wieder bewiesen hat. Jedenfalls hat die Freisinnspresse in Wien und in den Kronländern den Kampf gegen die mit den Deutschfreiheitlichen in der „Deutschen Gemeinbürgschaft“ stehenden Christlichsozialen mit dem fanatischesten Christenhasse geführt, welcher das hervorstechendste Merkmal unserer Preßhebräer ist.

So kam der Hauptwahltag, der 13. Juni, heran. Es sollten 439 Abgeordnete gewählt werden von 516. (Galizien hat natürlich auch auf diesem Gebiete wieder seine „Extrawurst“). Es darf wohl vorausgesetzt werden, daß den Lesern dieser Zeitschrift der Ausgang des Wahltages im allgemeinen bekannt ist: scheinbarer Aufschwung des Liberalismus, starkes Anschwellen der Sozialdemokratie in Wien, Stillstand und Rückgang der Sozialdemokratie in den Kronländern, wackeres Standhalten der Christlichsozialen gegen den gemeinsamen Ansturm aller anderen Parteien in den Kronländern und eine **über Erwarten schwere Schlappe der Christlichsozialen in Wien**. Diese letztere ist das Hauptergebnis, was man ja schon aus dem maßlosen Jubel der gesamten Judenpresse der Welt erkennt. Ihr muß daher auch eine etwas eingehendere Betrachtung gewidmet werden.

Alle Welt wußte, daß Dr. Lueger seine Partei in einer Umwandlungskrise hatte verlassen müssen. Wie in jede schnell groß werdende Partei, hatten sich auch in die christlichsoziale unzuverlässige Elemente eingeschlichen, welche etwas zu „werden“ hofften. Nach den Wahlen von 1907, welche die Partei zur größten des Parlaments gemacht hatte, ging man daran, Musterung zu halten; es sollten vor allem auf einem allgemeinen Reichsparteitag eine politische Reichsorganisation und ein Rahmenparteiprogramm geschaffen werden. Unbedingte Notwendigkeiten, die allerdings große Schwierigkeiten besonders bei jenen Mandataren und Wortführern fanden, welche man am besten als „unsichere Kantonisten“ bezeichnet. Aber die Sache wäre geglückt, wenn nicht gerade zur allerungünstigsten Zeit der große Volksmann Lueger vom Herrgott abberufen worden wäre. Es ist den Lesern der „Allgemeinen Rundschau“ ja aus früheren Aufsätzen meiner Feder bekannt, welche Zwistigkeiten nun in der Partei ausbrachen. Alle diese hätten sich vermeiden oder doch gewaltig mildern lassen, wenn Dr. **Weiskirchner** sofort sein Handelsministerium verlassen und nach Luegers Testament den Bürgermeisterstuhl Wiens bestiegen hätte. Trotzdem ihn alle Bezirksvorsteher dazu aufforderten und die ganze christlichsoziale Partei es wünschte, blieb er im Ministerium und veranlaßte Dr. Geßmann, eine Kandidatur für den Bürgermeisterposten anzunehmen. Dr. Geßmann wußte selbst sehr gut, daß er auf anderen Posten der Partei weitaus wichtigere Dienste

leisten könne, gab jedoch dem Drängen Weiskirchners nach; sowie er jedoch sah, daß der erste Vizebürgermeister Dr. Neumayer die Bürgermeisterwürde annehmen wolle, trat er zurück. Trotzdem begann nun gegen Dr. Geßmann von Parteiverrätern und von der Judenpresse ein Kesseltreiben, welches an nichtswürdiger Gemeinheit nicht seinesgleichen haben dürfte. Man hätte mit dem Reichsparteitag dem wüsten Treiben ein Ende machen können, aber da brachen in Steiermark Parteizwistigkeiten aus, die man erst beigelegt sehen wollte, bevor man den Parteitag einberief.

Baron Bienerths verläßlichste Arbeits- und Hilfspartei waren stets die patriotischen Christlichsozialen gewesen; er wußte, in welch gefährlicher Krise sich die Partei in Wien befand; wenn er also seine Arbeitsmehrheit stärken wollte, so durfte er in diesem Zeitpunkte nicht Neuwahlen ausschreiben. Mit Ende 1911 wäre die Krisis in der Partei überwunden gewesen. Auch das wußte Bienerth. Er trägt daher den Großteil der Schuld an der Schlappe der Christlichsozialen in Wien. (Bienerth ist inzwischen von der Regierung zurückgetreten und durch Baron Gautsch ersetzt.) Freilich ist die Partei selbst auch nicht ohne Schuld. Die Partei ist als demokratische Volkspartei groß geworden. Mit solchem Parteicharakter verträgt es sich in den Augen des Volkes nicht, daß Volksvertreter ins Ministerium eintreten; das beeinträchtigt die Volkstümlichkeit der Partei. Zumal in Oesterreich, wo Beamtenregierungen das Natürlichste sind. Die Partei war durch ihre Minister zur Regierungspolitik gezwungen; das kann man vertreten beim Volke, wenn die Partei die Mehrheit in der Regierung hat. Was können aber zwei oder gar nur ein Minister christlichsozialer Richtung im Kabinett richtunggebend ausrichten? Die Gegner aber machen natürlich die Partei verantwortlich für alle wirklichen und scheinbaren Mißgriffe der Regierung. Dazu kam eine tief durch das ganze Volk gehende Unzufriedenheit infolge der Lebensmittelteuerung — Weiskirchner war Handels-Minister! — und eine in der unehrlichsten Tendenz agitatorische Ausnützung der Erhöhung der Rüstungskredite.

Die schwerste Schuld allerdings lud die Partei auf sich, indem sie nicht für eine genügende Presse in Wien sorgte. Das einzige einigermaßen auf der Höhe der Zeit stehende Blatt ist die „Reichspost". Das „Vaterland" mit seiner aristokratisch-konservativen Richtung hat gar keine agitatorische Bedeutung, das „Weltblatt" und die „Neue Zeitung" sind mehr Tratschblätter mit gräßlichen Illustrationen, wie sie zur Bekämpfung gewisser Judenblätter leider nötig sind und auch gute Dienste leisten, aber zu parteipolitischen Großzielen sich nicht eignen, zumal sie auch gerne ihre eigenen Wege gehen. Zum Ankauf des „Deutschen Volksblatt" Verganis, der für sein passives Unternehmen zwei Millionen begehrte, hatte Dr. Geßmann nicht genügend Geld, so daß tatsächlich der „Reichspost" allein der Kampf gegen die furchtbare Uebermacht der freimaurerischen Judenpresse überlassen blieb. In allen deutschen Kronländern hat man sich feste Organisationen und tüchtige Zeitungen geschaffen, welche den liberalen Blättern mindestens gewachsen sind — und überall dort hat sich die christlichsoziale Partei siegreich behauptet. Die allgemeine Wahlmüdigkeit und Unzufriedenheit hat zwar auch dort (mit Ausnahme von Salzburg) einen Stimmenrückgang bewirkt, aber nicht etwa nur bei den Christlichsozialen.

Aus diesen Ursachen heraus ist hauptsächlich die Wiener Schlappe zu erklären. Daß der von der Freimaurerei geleitete Sturm der Judenliberalen und der Sozialdemokraten, bei dem der schamloseste Schwindel mit ungeheuren Geldmitteln amtlich aufgedeckt wurde, bei einer derart verursachten Krise Erfolg haben mußte, war vorauszusehen. Allerdings hatte niemand geahnt, daß er so groß sein werde: Prinz Liechtenstein, Dr. Geßmann, Dr. Weiskirchner, Dr. Pattai, Steiner, Kunschak, die hochverdienten Führer in die Stichwahl gedrängt! Sie, die im ersten Wahlgang zu siegen gewohnt waren! 68 Mandate brachten die Christlichsozialen aus dem Kampfe des 13. Juni heim, immer noch mehr als irgend eine andere Partei, 27 mehr als die Deutschfreisinnigen, die bisher allein einen Gewinn zu verzeichnen haben; aber unter den 68 Christlichsozialen befinden sich nur 2 Wiener!

Die Regierung beschlich natürlich ein Grauen, als sie den Erfolg ihrer Taktik erkannte. Also versuchte sie noch einmal, ein Kompromiß für die Stichwahlen zwischen deutschfreisinnigem Nationalverband und Christlichsozialen zustande zu bringen. Aber die jüdische Freimaurerpresse hatte sich schon in eine solch fanatische Hassesfreude hineingeschrieben, daß sie trotz aller klingenden „Verlockung" nicht mehr zurückgepfiffen werden konnte. Auch das zweite Bienerth-Kompromiß zerschlug sich. Nicht weniger als 1200 Unternehmerverbände mit 230000 Arbeitgebern forderten zum Zusammenhalten aller Bürgerlichen gegen die Sozialdemokraten auf. Nein, sagt die „Neue Freie Presse", die Wahl internationaler und jüdischer Sozialdemokraten ist ihr ein Sieg des Deutschtums!! Die Juden träumen eben von der Wiedereroberung Wiens für den Judenliberalismus durch die jetzigen Wahlen. Sie übersehen zweierlei: Erstens treiben sie Wien in die Hände der Sozialdemokratie. Ist der freimaurerische Börsenliberalismus gleichbedeutend mit Sozialdemokratie? Zweitens: Die Christlichsozialen beherrschen Wien nicht durch den Reichsrat, sondern durch den Gemeinderat und den Landtag. Und bis in diesen Korporationen sie in die Minderheit gedrängt werden könnten, ist die Reformierung der Partei in Wien längst vollzogen. Preßisrael träumt und bemogelt sich selbst. Womit die Schwere der Schlappe des 13. Juni natürlich nicht im geringsten abgeschwächt werden soll.

Und was der 13. Juni an Unheil noch ungetan gelassen hatte, holte der 20. mit den Stichwahlen nach: in Wien konnten nur zwei Mandate mehr gerettet werden, alle Führer der Christlichsozialen Wiens sind vom Abgeordnetenhause ausgeschaltet worden. Es ist hier nicht der Platz, die Formen zu schildern, in denen sich der Kampf abspielte. Geld und unerhörte Roheit ermöglichten den Sieg der Freimaurertruppen. Daß auch die Deutschnationalen zum großen Teile für die Sozialdemokraten stimmten, gehört zu den vielen Schandmälern dieser Partei. Den Wiener Verlusten gegenüber fallen die vier in Oberösterreich, Steiermark, Böhmen und Bukowina gewonnenen Mandate nicht ins Gewicht. Die Christlichsozialen kehren 76 Mann stark (statt 96) ins Parlament zurück. Da der deutschfreiheitliche Nationalverband mit 104 Mitgliedern aus vier Gruppen besteht, bleiben die Christlichsozialen die stärkste einheitliche Partei und werden als solche schon ihren Einfluß geltend machen. Ob sie aber in der Regierungskoalition bleiben, das ist sehr die Frage. Wenn sie schnell und gründlich sich neu formieren wollen, müssen sie sich vor allem von den ministeriellen Banden frei machen. Die Wahlen haben in allen Nationalitäten einen starken Zug nach links gezeigt — vielleicht bildet sich eine deutsch-tschechisch-sozialdemokratische Linkskoalition, was gar nicht zu bedauern wäre. Eine starke Freimaurerfuchtel würde die Katholiken schnell zur Einigkeit zwingen.

Eine kurze Statistik der Wahlen soll an dieser Stelle folgen, wenn alle Wahlen, auch die in Galizien und Dalmatien vollzogen sind; dann kann man auch die Parteien des neuen Volkshauses in Gruppen einordnen. Hier soll nur festgestellt werden, daß die Konservativen Tirols trotz der Bitte Kardinal Katschthalers nicht den Christlichsozialen das nordtiroler Städtemandat für den Universitätsprofessor Dr. Mayr gerettet, sondern es einem judenliberalen Kulturkämpfer in die Hände gespielt haben.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die liberalen Neigungen der Berliner Regierung.

Im preußischen Landtag errangen die Liberalen zwei Triumphe an einem Tage, und zwar nur durch die preußische Regierung, die bisher vor aller Welt als konservativ oder gar als blauschwarz galt. Im Herrenhause drückte die Regierung mit 6 Stimmen Mehrheit das Leichenverbrennungsgesetz durch, und in der Kommission des Abgeordnetenhauses trat der Handelsminister Sydow so entschieden gegen jeden obligatorischen Religionsunterricht in der Fortbildungsschule auf, daß die Konservativen von dem bezüglichen Beschlusse der ersten Lesung, der in Vereinbarung mit dem Zentrum gefaßt war, zurücktraten. Als an diesem dies nefastus auch noch der Draht aus Wien meldete, daß die christlich-soziale Partei 20 Mandate verloren habe, da wußte sich die liberale Presse nicht zu fassen vor Freude über den „Untergang des Klerikalismus". Der sog. Klerikalismus hat schon schlimmere Stürme als diese mit Glück überstanden.

Es ist zwar sehr bedauerlich, daß die fakultative Leichenverbrennung für Preußen durchgegangen ist. Die Mehrheit, welche die Regierung in den beiden Häusern aufgetrieben hat, ist freilich beschämend klein; aber die vollendete Tatsache läßt sich kaum jemals wieder umstoßen. Die größeren Städte, die unter liberaler Verwaltung stehen, eröffnen jetzt schon einen Wettlauf in der Errichtung von Krematorien. Wenn die kostspieligen An-

lagen erst dastehen, wird auch ein konservatives Ministerium und ein blauschwarzes Parlament der Zukunft die Brennfreiheit nicht wieder abschaffen mögen. Ueberdies bilden die kostspieligen Anlagen der Gemeinden einen steten Antrieb zur Propaganda für die Leichenverbrennung. Das bedeutet einen traurigen Erfolg der antichristlichen Tendenzen; aber wenn man unter „Klerikalismus" die vom Zentrum vertretenen Interessen versteht, so können wir den jubelnden Liberalen die Versicherung geben, daß die Agitatoren der „Flamme" in den evangelischen Kreisen mehr Schaden anrichten werden, als in den katholischen.

Was das Gesetz über die Fortbildungsschulen angeht, so scheint es trotz der weitgehenden Nachgiebigkeit der Konservativen in der Kommission noch nicht gesichert zu sein. Der liberale Handelsminister macht noch weitere Einwendungen, u. A. gegen den Beschluß, auch den Minister für Kultus und Unterricht bei diesem Unterrichtszweig mitsprechen zu lassen. Kommt das Gesetz in dieser Tagung nicht zu stande, so wird nach den Reichstagswahlen die Frage des Religionsunterrichts von neuem behandelt, und vielleicht gibt es dann eine andere Regierung oder eine andere Stimmung in der Regierung. Dann braucht die Regierung nicht mehr so eifrig den nationalliberalen Wählern nachzulaufen.

Die Krisis im Hansabunde.

Der jüngste Hansatag, den der erste Präsident des Hansabundes Dr. Riesser zur Proklamierung der Großblocktaktik benützte, hat zu dem Austritt des zweiten Präsidenten, des Landrats a. D. Rötger, geführt, und zwar hat Herr Rötger die Scheidung gemäß einem ausdrücklichen Beschluß des von ihm vertretenen Zentralverbandes deutscher Industrieller vollzogen. Also die organisierte Schwerindustrie, die sich vor zwei Jahren der proklamierten Sammlung der gesamten gewerblichen Kreise angeschlossen hatte, trennt sich jetzt von dem Hansabunde, weil sie letzteren nicht mehr als wirtschaftspolitischen Sammelpunkt, sondern als eine parteipolitische Kampforganisation des Linksliberalismus betrachtet. Der Briefwechsel zwischen Rötger und Riesser läßt keinen Zweifel darüber, daß die Stellung zur Sozialdemokratie den Scheidungsgrund bildet. Rötger und seine großindustriellen Vereinsgenossen wollten wohl ein Gegengewicht gegen die sog. Ueberagrarier schaffen helfen, aber sie wollten den Kampf nicht ausschließlich gegen rechts, sondern zugleich gegen die Sozialdemokratie geführt wissen. Herr Riesser aber hat ganz im Sinne von Bassermann und der anderen Großblockpolitiker die Sache so gedreht, daß der Hansabund bei Stichwahlen zwischen rechtsstehenden Kandidaten und Sozialdemokraten die letzteren durchkommen lassen soll, nach dem Vorbild von Usedom-Wollin. Der Zentralverband denkt mit Recht an die Erhaltung einer schutzzöllnerischen Mehrheit; Herr Riesser und seine näheren Freunde aus den Bank- und Handelskreisen legen auf den Schutzzoll keinen Wert, sondern würden es gerne sehen, wenn mit Hilfe der Sozialdemokraten eine Ueberleitung zum Freihandel in Gang käme.

Der Austritt Rötgers bildet eine Ergänzung zu dem Austritt des Frhrn. v. Pechmann in Bayern. Hinter Herrn Rötger steht freilich die ganze Macht der nordwestdeutschen Schwerindustrie. Für die Wahlen in Rheinland und Westfalen hat die „reinliche Scheidung" eine gewisse Bedeutung. Für die übrigen Landesteile darf man freilich die Tragweite dieser Krisis nicht überschätzen. Wenn auch eine gewisse Anzahl von Mitgliedern austreten, so hat Herr Riesser doch die ganze wohlgefüllte Kasse, für deren weitere Versorgung die Banken und die Freihändler nun erst recht eintreten werden und er hat ferner die gesamten besoldeten Agitatoren des Hansabundes sowie die weitverbreitete linksliberale Presse zu seiner Verfügung.

Die Wahlen in Oesterreich.

Die Stichwahlen haben unter dem Zeichen des Großblocks wieder verdorben, was bei den Hauptwahlen sich angebahnt hatte, nämlich die empfindliche Schwächung der Sozialdemokratie. Dank der liberalen Hilfe ist die Umsturzpartei mit dem Verlust weniger Mandate davongekommen, hat sogar in Wien einen reichen Ersatz für die Verluste in den Kronländern gefunden. Die christlich-soziale Partei hat in der Hauptsache den Schaden zu tragen, da sie durch das Zusammengehen der Liberalen und Sozialdemokraten in Wien von 20 Mandaten 16 verlor und außerdem in den Kronländern noch 4 Mandate einbüßte. Der Verband der vier liberalen Parteien ist mit etwas über 100 Mandaten die stärkste Gruppe des Hauses geworden; die christlich-soziale Partei verfügt jedoch noch über 76 Mandate und ist zur Herstellung einer Arbeitsmehrheit unentbehrlich. Da die hervorragendsten Führer der Christlich-Sozialen auf dem Schlachtfeld geblieben sind, und der Rest vorläufig Zeit zur Sammlung und Ueberlegung haben will, also sich zunächst „freie Hand" vorbehält, so bleibt einstweilen alles in der Schwebe. Frhr. v. Bienerth hat bereits die Konsequenzen gezogen und dem neuen Ministerpräsidenten Frhrn. v. Gautsch das Feld geräumt, dem die fast unmögliche Aufgabe zufällt, das neue Parlament arbeitsfähig zu machen. Die übrigen Minister bleiben einstweilen mit Ausnahme des Christlich-Sozialen Weiskirchner (Handelsminister) und des Polen Glombinski (Eisenbahnminister), die durch Beamte ersetzt sind.

Die liberalen „Deutschen" haben durch ihre Großblocktaktik viel Verwirrung angerichtet, aber den nationalen Interessen, als deren wahre Vorkämpfer sie sich so gerne aufspielen, haben sie einen Bärendienst erwiesen, und dem Reichsinteresse erst recht.

Vom Auslande.

Die Beruhigung in Albanien will nicht so recht vorwärtskommen. Hauptsächlich scheinen die montenegrinischen Quertreibereien die Beruhigungsaktion zu stören.

In Frankreich ist wieder einmal eine Ministerkrisis ausgebrochen. Das Ministerium Monis litt schon vor dem Unglückstage von Issy an chronischer Unfähigkeit. Der neue Kriegsminister General Goiron hat durch seine undiplomatische Offenherzigkeit in der Frage des „Generalissimus" das volle Glas zum Ueberlaufen gebracht. Mit den Gegnern des von ihm empfohlenen „Obersten Kriegsrats" vereinigten sich alle die, welche von der Proportionalwahl, die das Ministerium plante, nichts wissen wollten. Die Ministerkrisis wird für uns Deutsche erst dann ein höheres Interesse gewinnen, wenn etwa Herr Delcassé an die Spitze kommen sollte.

In Portugal hat die sogenannte Konstituante die Republik programmäßig proklamiert. Die Wahlen waren ein abscheuliches Gaukelspiel, wie selbst liberale Blätter zugeben. Wer den Machthabern mißfiel, kam weder in die Wählerliste noch auf die Kandidatenliste. Die angekündigte Gegenrevolution wurde nirgends versucht, sogar die grobe Vergewaltigung des Wahlrechts widerstandslos ertragen. Rekord der Volksgeduld!

Lustig ist gegenwärtig nur England, wo König Georg gekrönt wurde mit einem Pomp, der zur realen Kronmacht in wunderlichem Mißverhältnis steht. Das Krämervolk liebt feierlichen Formelkram.

Kardinal Fischer über das preußische Feuerbestattungsgesetz.

Den Empfindungen der deutschen Katholiken und wohl auch der gläubigen Protestanten angesichts der gesetzlichen Einführung der fakultativen Feuerbestattung in Preußen hat der Kardinal-Erzbischof von Köln im preußischen Herrenhause einen sehr wirkungsvollen Ausdruck gegeben. Die denkwürdige Rede des Kardinals, welche neben dem mit soldatischer Kürze vorgetragenen Appell des greisen Feldmarschalls Grafen Häseler jedenfalls den nachhaltigsten Eindruck hinterließ, verdient als zeitgeschichtliches Dokument auch an dieser Stelle in ausführlicher Fassung festgehalten zu werden:

... Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß diese Vorlage eine Konzession ist, ich möchte geradezu sagen, eine schwächliche Konzession gegenüber der Zeitrichtung, die sonst in diesem Hause kein Echo findet. (Sehr richtig!) Es ist erwähnt worden — und das ist richtig — es sei kein Dogma im Sinne der evangelischen und auch nicht der katholischen Kirche, kein Dogma, das allen Christen gemeinsam ist, wie die Auferstehung der Toten, das durch die Vorlage tangiert werde. Aber wenn die Feuerbestattung auch kein christliches Dogma berührt, so greift sie doch tief ein in die christliche Sitte, und zwar im Namen des christlichen Staates. Das Gesetz greift ein in eine christliche Sitte, die Jahrhunderte alt ist, ich darf sagen, so alt wie die christliche Kirche, eine Sitte, die unserm Volk teuer ist, und die tief eingewurzelt ist im Volksleben unseres deutschen Vaterlandes. Die Feuerbestattung ist geeignet, die Volksseele bis in ihre tiefsten Tiefen zu erregen, christliches Denken und Fühlen zu verletzen und zu schädigen. Es ist eben erwähnt worden, es herrsche zugunsten der Feuerbestattung eine starke Strömung im Volke. Ich muß bekennen, daß ich von dieser Strömung nichts bemerkt habe. (Sehr richtig!) Wohl aber habe ich bemerkt, wie durch unser christliches Volk eine große Erregung geht. (Sehr richtig!)

Ich sage ausdrücklich, es geht eine große Erregung durch unser christliches Volk. Damit meine ich auch unsere

evangelische Bevölkerung. (Lebhaftes Sehr richtig!) Soviel ich habe beobachten können, ist die Erregung in dem gläubigen Teile des evangelischen Volkes sehr tief. Sehr tief aber auch in den Gegenden, wo die Katholiken wohnen, in deren Namen ich ja offen und frei reden darf. Unsere katholische Bevölkerung, die, wenn auch nicht die Mehrheit, so doch eine recht erhebliche Minderheit darstellt, ist tief ergriffen von dieser Vorlage, ist tief bestürzt darüber und hat große Befürchtungen für die Zukunft. (Sehr richtig!)

Sie kennen die Stellung der katholischen Kirche. Sie ist heute erwähnt worden, wenn auch nicht genau. Die katholische Kirche lehnt die Feuerbestattung ab und hat die Bestimmung getroffen, die überall sehr scharf durchgeführt wird, daß jeder katholische Christ, der vor seinem Tode die Bestimmung getroffen hat, daß er nach seinem Tode der Feuerbestattung unterworfen werden soll, das kirchliche Begräbnis verwirkt. Für denjenigen, der diese Bestimmung nicht getroffen hat, im Gegenteil den Wunsch gehabt hat, nach Art der christlichen Sitte begraben zu werden, findet, wenn seine Verwandten gegen den Willen des Toten dennoch die Feuerbestattung anordnen, freilich die Feier in der Kirche, die Liturgie statt, wie für die anderen Verstorbenen, aber die Geistlichen begleiten nicht die Leiche und verrichten an dem Orte, wo die Bestattung stattfindet, nicht die liturgischen Gebete.

Meine Ueberzeugung ist es, daß die Folgen der Annahme dieses Gesetzentwurfs sich unliebsam bemerkbar machen werden durch das Anschwellen derjenigen Parteirichtung, die an den Fundamenten des Staates, der Gesellschaft, der Regierung rüttelt. (Oho!-Rufe und Sehr richtig!) Diese Leute, die ich hier meine, haben alle der Feuerbestattung sehr freudig zugestimmt. Sie haben das ja längst verlangt und machen keinen Hehl daraus, daß sie es tun aus Haß gegen das Christentum. (Sehr richtig!) Ich habe den Eindruck, daß man sich an vielen Orten nicht klar ist über die Gefahren, die unserm Volke drohen. Die Partei, die ich im Auge habe, ist darauf aus, in jeder Weise unser Volk zu entchristlichen. Ich brauche hier in Berlin nicht darauf hinzuweisen, wieweit ihr das schon gelungen ist, wie viele und breite Volksmassen dem Christentum verfeindet sind. Ich glaube, ich täusche mich nicht, wenn ich sage, gerade diese Partei wird Nutzen aus der Vorlage ziehen. (Lebhaftes Sehr richtig!) Ihr Erfolg wird dahin wirken, daß diese Partei desto intensiver und wirksamer arbeiten wird an der Entchristlichung des Volkes. Mein Wunsch geht dahin, daß dieses hohe Haus, der Träger der alten, gediegenen, bewährten Tradition sich auch jetzt als solcher bewähren möge. Der Gesetzentwurf ist im Abgeordnetenhause mit einer verschwindenden Mehrheit angenommen worden. Ich hoffe, daß dieses hohe Haus den Gesetzentwurf nicht annimmt, sondern ihn zu Grabe trägt. (Lebhafter Beifall.)

Diese Hoffnung des Kardinals ist leider durch die schwächliche Zurückhaltung und Absentierung mehrerer Herrenhausmitglieder, welche notorisch prinzipielle Gegner der Feuerbestattung sind, vereitelt worden. Die Freunde der Vorlage waren natürlich bis auf den letzten Mann zur Stelle. Obgleich selbst die linksliberale Presse offen zugeben muß, daß der „Zufallsmehrheit“ im Abgeordnetenhause eine nur auf Charakterschwäche gegründete winzige Mehrheit im Herrenhause gegenübersteht, zweifelt doch niemand daran, daß das Gesetz die königliche Sanktion finden wird. Wäre ein von der Linken bekämpftes christliches Gesetz mit einer ähnlichen „Zufallsmehrheit“ durchgedrückt werden, dann würde mit dem üblichen Entrüstungsrummel ein gewaltiger Sturmlauf bis an die Stufen des Thrones erfolgen, um die Sanktion zu verhindern.

In einsamen Stunden.

In einsamen Stunden trägt mir der Wind
Vom See herüber ein Locken,
Das mir phantastische Träume spinnt
Wie ein Klang von versunkenen Glocken.

Die Lüfte halten den Atem an,
Die einsamen Wogen rauschen,
Einhält mit Wiegen und Spielen der Kahn,
Dem seltsamen Klingen zu lauschen.

Die Schwäne segeln schweigend und sacht
Zu des Schlosses marmornen Stufen.
Ich höre weit in verschwebender Pracht
Die Märchen der Kindheit rufen.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Der 12. Vertretertag der Windthorstbunde, der Parteischule.

Von Generalsekretär Dr. Scharmitzel, Köln.

Immer entschiedener verlangt man eine Vertiefung der staatsbürgerlichen Bildung unseres Volkes, nicht nur in der Schule, sondern auch später. Die Kenntnisse vom Staate und seinen Aufgaben, sowie von den Pflichten und Rechten der Staatsbürger soll mit allen Mitteln verbreitet werden. Dabei muß es das Hauptziel der staatsbürgerlichen Erziehung sein, daß jeder Bürger das Wohl des Vaterlandes als den Hauptzweck aller öffentlichen Tätigkeit erkennt und den festen Willen in sich weckt, unter allen Umständen an dieser Aufgabe mitzuwirken. Es gilt die Vaterlandsliebe, das Pflichtgefühl gegen die Allgemeinheit zu wecken und zu stärken.

Soweit eine solche staatsbürgerliche Erziehung in der Schule oder bei der gerade der Schule entlassenen Jugend platzgreifen soll, müssen natürlich die politischen Tagesfragen, welche in den Wirkungskreis der politischen Parteien fallen, von der staatsbürgerlichen Erziehung ausgeschlossen bleiben.

Der Ruf nach solcher Erziehung ist immer lauter ergangen, seitdem man die Ueberzeugung gewonnen hat, daß man der Zunahme der sozialdemokratischen Stimmen nur dann ein Paroli zu bieten vermag, wenn die Partei der Nichtwähler aus ihrer Lethargie emporgerissen wird. Daß diese Partei so groß ist, beschämend groß für ein Reich, in welchem das höchste Recht des Staatsbürgers in das allgemeine, geheime, gleiche, direkte Wahlrecht gekleidet ist, wird zurückgeführt auf den Umstand, daß man es versäumt hat, die heranwachsende Jugend für den Staat, seine Verfassung und Aufgaben usw. zu interessieren. Die Nichtwähler befinden sich ja mehr oder weniger immer in einem ihnen selbst vielleicht unbewußten Zustande der Opposition gegen alles das, was Staat heißt und was vom Staate verfügt wird. —

Die politischen Parteien haben die Notwendigkeit der Schulung der Jugend längst erkannt. Wenn auch zunächst weniger unter dem Gesichtspunkte staatsbürgerlicher Erziehung, als vielmehr unter demjenigen der Stärkung ihrer Reihen in den Wahlschlachten. Daß einer Sozialdemokratie ausschließlich die Schürung des Klassenhasses für das Bemühen um die Jugendgewinnung dienen muß, ist selbstverständlich. Soweit sie nebenher die für ihre Sache fanatisierten Mitglieder mit den Einrichtungen des Staates vertraut macht, geschieht es nur, sofern diese Einrichtungen ein Mittel werden können, die Macht der roten Partei zu stärken.

Verfolgt man die Bestrebungen auf jungliberaler Seite, die doch ursprünglich auch als Gewinnung der Jugend gedacht waren, dann findet man sowohl in deren Presse, als auch in ihren Versammlungen wenig Anhaltspunkte dafür, daß neben der parteipolitischen Schulung auch die staatsbürgerliche Erziehung einen bescheidenen Platz gefunden hätte.

In der Schulungsorganisation, die sich die Zentrumspartei in ihren Windthorstbunden geschaffen hat, sieht es anders aus. Hier kommt zunächst in Betracht, daß die meisten Bundesmitglieder auch Mitglieder des Volksvereins für das katholische Deutschland sind und von dort schon staatsbürgerliche Schulung mitbringen. Weiter aber weist der Arbeitsplan der Windthorstbunde auch nach, daß hier die Erkenntnis vorherrscht: erst grundlegendes Wissen in der Verfassungspolitik, in der staatlichen Gesetzgebungs- und Verwaltungspolitik, und dann Einführung in die Parteipolitik. Der Arbeitsplan sagt darüber: Wenn die Politik die Kunst des Staates zur Erreichung der Staatszwecke ist, dann muß sich der Politiker befassen zunächst mit dem Staate, der Staatsverfassung und den Staatsorganen; er muß die Beziehungen des Staates zu dem einzelnen wie zur Gesamtheit, zu den rechtlichen Genossenschaften und Körperschaften kennen lernen. Ist so das Verständnis für den Grund und das Wesen des Staates, für seine Verfassung und für seine Einrichtungen geschaffen, dann kann man übergehen zur praktischen Politik, die entweder Verwaltungs- oder Gesetzgebungspolitik ist.

Diese Einrichtung der Windthorstbunde, welche in der Einteilung in Unterrichts- und Vortragsabende ihren Ausdruck findet, hat sich als außerordentlich wertvoll für eine gesunde politische Schulung der jüngeren Zentrumsanhängerschaft erwiesen. Seit 1906 etwa ist diese planmäßige Arbeitsweise in den Windthorstbunden vorherrschend. In stiller zäher Arbeit hat man in den Vereinsabenden das Ziel verfolgt und erreicht, aus begeisterten aber ungeschulten Anhängern der Partei Verteidiger ihrer Prinzipien zu formen, die mit geschultem Geiste und weitem Blicke an die Beurteilung der politischen Fragen herantreten. Was so in gründlicher Schulungsarbeit den Bundesmitgliedern eingepflanzt ist, wird an die Oberfläche getrieben gelegentlich der Gautage in den einzelnen Bezirken und gelegentlich des alljährlich stattfindenden Vertretertages. Geeignete Referate bilden auf diesen Tagungen die Grundlage für ersprießliche Aussprache der Teilnehmer. Und in dem Maße, in welchem die systematische, Schritt um Schritt vorwärts gehende Schulung in den einzelnen Bunden sich durch-

setzte, hob sich denn auch zusehends das Niveau aller dieser Diskussionen. Ein derartig wesentlich gehobenes Niveau war die Voraussetzung für die Gestaltung der Vertretertage der Windthorstbunde in den letzten drei Jahren. Man drängte ohne Beeinträchtigung der notwendigen Aussprache über Organisationsfragen und geschäftliche Dinge diese in Vorberatungen und Abendsitzungen zurück, um die Vollsitzungen am Tage frei zu machen für Vorträge großzügiger Natur. So war es in Bonn und Bochum, so hat es sich als vortrefflich erwiesen in Koblenz, wo sich diesmal die Delegierten der Windthorstbunde vom 9.–11. Juni im Görresbau eingefunden hatten. Naturgemäß stand die dortige Tagung unter dem Zeichen der herannahenden Reichstagswahlen. Es galt nachzuprüfen, inwieweit die Bunde sich stramm organisiert zeigten für die Hilfeleistungen, welche die Partei von ihnen erwarten darf und nicht vergeblich erwarten soll. Man bemühte sich, darüber Klarheit zu gewinnen, was an gutem Willen seitens der Windthorstbunde dort noch aufgeboten werden könne, wo das Verhältnis zwischen der örtlichen Parteileitung und dem Bunde nicht das erforderlich innige ist. Große finanzielle Opfer im Interesse der Partei nahmen die Bunde dadurch auf sich, daß sie mit erdrückender Mehrheit den schwerwiegenden Beschluß faßten, die politische Wochenzeitung „Das Zentrum" zum obligatorischen Verbandsorgan zu machen. Damit bewiesen die Delegierten ihre Einsicht von dem Werte einer Verbandszeitung, deren Inhalt über die mehr verbandstechnischen Angelegenheiten weit hinausragt.

Der lebendige Wunsch und Wille der Windthorstbunde, eine ununterbrochene segensreiche Aufklärungsarbeit auch über ihre eigenen Reihen hinaus zu schaffen, hat seinerzeit zur Begründung der politischen Wochenzeitung geführt. Diese Zeitung nunmehr zum Verbandsorgane zu machen, war ein Beschluß, der lediglich diktiert wurde von dem ausdrücklich ausgesprochenen Bestreben, die eigene Schulung und Durchbildung auf den Höhepunkt zu führen und damit der Gesamtpartei eine unbestreitbar notwendige Hilfe angedeihen zu lassen. Es wäre für den Verband vom Standpunkte der Anforderungen an die Opferwilligkeit seiner Mitglieder viel leichter gewesen, bei seinem alten Verbandsorgane zu bleiben. Daß man dennoch anders sich entschied, gehört auch zu den äußeren Zeichen des gehobenen politischen Bildungsniveaus. Kleinliche Erwägungen sind heute nicht mehr imstande, die Entwicklung der Windthorstbunde zu einer in sich gefestigten und in jeder Richtung vollendeten Schulungsorganisation aufzuhalten.

An den vorjährigen Vertretertag der Windthorstbunde hatte sich an dieser Stelle eine Aussprache über die politische Betätigung der katholischen Akademiker angeknüpft. Ob es eine Folge dieser Aussprache ist, oder ob die Bewertung der Windthorstbunde auf Grund der von ihnen herausgegebenen politischen Wochenzeitung „Das Zentrum" eine bessere geworden ist, läßt sich nicht feststellen, aber jedenfalls war in Koblenz in hocherfreulicher Weise eine verstärkte Teilnahme von Akademikern an den Beratungen und den Diskussionen zu verzeichnen. Man ist geneigt, der Hoffnung Ausdruck zu geben, der Anfang für die Behebung der Schwierigkeiten, welche die Windthorstbunde in dieser Richtung seit Jahren zu beklagen hatten, sei gemacht. Läßt man bei dieser Feststellung weiter noch den Gedanken auf sich wirken, daß Politik und Weltanschauung untrennbar miteinander verbunden sind, und daß unerschrockene Betätigung auf politischem Gebiete mutstärkend auch auf religiösem Gebiete wirken kann, dann sind die Windthorstbunde vielleicht in etwa mitberufen, auch der Gleichgültigkeit Abbruch zu tun, die in den Reihen der Gebildeten gegenüber einem frohen freien Bekenntnisse zum Christentum und seinen äußeren Erscheinungsformen besteht.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, und jeder akademisch gebildete Teilnehmer des Vertretertages in Koblenz würde es bestätigen, daß die dort gebotenen Vorträge der Mitarbeit gebildeter Kreise an den Bestrebungen des Windthorstbundes durchaus gerecht zu werden geeignet waren. Herr Reichs- und Landtagsabgeordneter Generaldirektor Dr. Pieper sprach über „40 Jahre deutsche Reichspolitik und Zentrumsarbeit", Herr Reichs- und Landtagsabgeordneter Giesberts behandelte das Thema: „Das Zentrum und die nächsten Reichstagswahlen". Zu den allgemein angenehm empfundenen Gepflogenheiten der auf den Vertretertagen der Windthorstbunde auftretenden Referenten gehört es, sogenannte Leitsätze für ihre Referate gedruckt den Teilnehmern vorzulegen. Damit wird der bleibende Wert der Vorträge wesentlich erhöht oder bei demjenigen, welchem es nicht gegeben ist, mit seinen Aufzeichnungen dem Redner zu folgen, eigentlich erst geschaffen. Man könnte diese Einrichtung als nebensächlich bezeichnen, wenn sie nicht eben bewiese, daß man in den Windthorstbunden mit allen Mitteln bestrebt ist, Schulungs- und Studienmaterial zu schaffen.

Das Referat des Herrn Dr. Pieper war in fünf Abschnitte eingeteilt, welche die politische Machtstellung des Reiches nach außen, die deutsche Wirtschaftspolitik und die deutsche Sozialpolitik, die Pflege der bürgerlichen Freiheit und Rechte und endlich die Frage behandelten, worin Stärke und Einfluß der Zentrumspartei liegen. Die politische Wochenzeitung „Das Zentrum" wird diese Leitsätze in einer ihrer nächsten Nummern zum Abdruck bringen.

Herr Giesberts kennzeichnete in seinem Referate zunächst die einzelnen Parteien des Reichstages. Er widmete der voraussichtlichen Situation des Zentrums bei den kommenden Wahlen nach allen Richtungen ableuchtende Erwägungen und stellte dann all diejenigen Fragen, jede einzelne in ihren wichtigsten Momenten, in den Vordergrund, welche bei den kommenden Wahlen zum Gegenstande der Debatte in den Wählerversammlungen und in der Presse werden dürften. Wenn er dabei besonders die vergangenen Ereignisse bis zur Finanzreform, einschließlich dieser, berührte, so konnte er zum Schlusse selbstverständlich nicht über die Fragen hinweggehen, welche jedenfalls erst im eigentlichen Wahlkampfe selbst in ihrer ganzen Tragweite aufgeworfen werden dürften, die Fragen nach der zukünftigen Gestaltung unserer Wirtschaftspolitik, unter besonderer Berücksichtigung des Zollschutzes der nationalen Arbeit.

Durch die Wiedergabe des Inhaltes der Referate in Gestalt der Leitsätze hofft der Verband, den Schulungswert seiner Vertretertage allen seinen Mitgliedern und darüber hinaus den zahlreichen sonstigen Lesern des Verbandsorgans zugute kommen zu lassen. Die eminente Wichtigkeit solcher zielbewußten Aufklärungsarbeit durch die Presse dürfte angesichts der Ereignisse in Wien jetzt auch demjenigen stark zum Bewußtsein kommen, der bisher vielleicht diese Auffassung nicht teilte und durch den Grad seiner Sympathien für die Windthorstbunde bestimmen ließ. Die ganze Gestaltung der politischen Wochenzeitung „Das Zentrum" ist jedenfalls auf solche Aufklärungsarbeit zugeschnitten, und damit ist das Blatt für den Einsichtigen dauernd dem Vorwurfe entrückt, ein überflüssiges Konkurrenzunternehmen für die Tagespresse darzustellen. Die ganze selbstlose Arbeit der Windthorstbunde, die einzig und allein getragen ist von dem Bestreben, der Partei zu nützen und sie zu stärken in der Zahl ihrer unerschütterlichen Anhänger, kann ganz selbstverständlich eines entsprechend redigierten Organes nicht entraten, und man würde wohl kaum eine Zeitung finden, die geneigt wäre, beispielsweise dem Abdrucke der so überaus wertvollen Leitsätze der beiden oben genannten Referenten den erforderlichen breiten Raum zu gewähren. — Die „Kölnische Volkszeitung" schrieb in einem Rückblicke auf die Tagung in Koblenz: „Eine solche Schar begeisterter Träger des Zentrumsgedankens, wie sie in Koblenz in ihren Vertretern sich zeigte, ignorieren zu wollen, wäre geradezu töricht. Wer an ihrem Werte als Schulungsorganisation zweifelt, verkennt die Tatsachen. Man steht in den Windthorstbunden einer Stütze der Partei gegenüber, um die manche andere Partei die Zentrumspartei beneiden kann und wird."

Wenn diese Auffassung des führenden Organs Allgemeingut der Zentrumsanhänger wird, dann ist es um die Ausbreitung der Windthorstbunde gut bestellt, und der Gegner wird in den Wahlschlachten an der Wucht und Treffsicherheit des Gegenschlages auf seine Angriffe empfinden, daß das Zentrum über eine Garde verfügt, von der man nicht einen einzigen Mann mit verhetzender Phrase und leeren Schlagwörtern über den Haufen rennt.

Altes Bild.

Vom Fenster weht der Duft der Wiesen, feucht
Zieh'n Abendnebel, die vom Flusse kamen.
Da strahlst du auf in zagendem Geleucht,
Du altes Bild im schweren goldnen Rahmen.

Seit Väterzeiten hängst du schon im Raum.
Wer hob dich einst empor zu diesen Wänden?
Ein Frauenantlitz — Augen wie im Traum —,
Ein matter Ring an schmalen, weissen Händen.

Wo gingst du einst? Umblühten Veilchen blau
Wohl deinen Fuss in grünen Maientalen?
Warst du, o bleiche, rätselvolle Frau,
Ein Künstlertraum, ein Traum voll Lust und Qualen?

In stillen Wäldern rauschen Quellen alt,
Umringt vom Kranze stummer Märchenfrauen.
Stiegst du empor, du rührende Gestalt,
Aus Bronnen, die durch Zauberhaine schauen?

Du schweigst, du träumst mit Augen groß und tief,
Aus ferner Welt blickst du ins kühle Leben.
Und das Geheimnis, das mit dir entschlief,
Wird keines Grübelns tiefste Müh' mehr heben.

Dr. Lorenz Krapp.

Ein Reichsdeutscher Mittelstandsverband.

Von Chefredakteur **Max Roeder**, Aachen.

Die Frage der Sorge für den Mittelstand wie der Organisation hat bereits manche Erörterung gefunden; sie trat auch heraus aus dem Nebel grauer Theorien und professoraler Weisheit. Und in der Praxis? Leider muß zugegeben werden, daß die Mittelstandsfrage nach wie vor ein Sorgenkind der Volkswirtschaftler wie der Politiker ist. Nicht als ob es an ehrlichem Bemühen, in der Wirklichkeit etwas zu schaffen, gefehlt hätte! Wie überhaupt in der sozialen Frage, so kann auch hier der Katholizismus für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, führend gewirkt zu haben. Ein Beispiel nur sei herausgegriffen! Ein fundamentales Mittelstandsprogramm wurde auf der 55. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands niedergelegt. Dort wurde folgende Entschließung gefaßt: „Die 55. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands sieht die Erhaltung und Kräftigung des gewerblichen Mittelstandes, sowohl des Kaufmanns- wie des Handwerkerstandes, im Interesse der Gesundheit des Volksganzen für eine unabweisbare Notwendigkeit an. Diese Kräftigung des Mittelstandes ist vornehmlich zu erstreben: 1. durch Erziehung der Mitglieder des Mittelstandes zu dem Grundsatz von Treu und Glauben, strenger Zuverlässigkeit und Reellität und der Betätigung vornehmer Gesinnung im geschäftlichen Verkehr, zur Erhaltung und Vertiefung des Bewußtseins der Ehre des Kaufmanns- und des Handwerkerstandes; 2. durch Belehrung der Mitglieder, insbesondere in bezug auf Anpassung des Geschäftsbetriebes an die veränderten Zeitverhältnisse, auf kaufmännische Warenkunde und auf die Nutzbarmachung der modernen Errungenschaften auf dem Gebiete der Technik und der Erfindungen, damit sie in die Lage versetzt werden, durch erhöhte Leistungsfähigkeit dem Großkapital besser Widerstand zu leisten. Die Generalversammlung ist des weiteren der Ansicht, daß auch die kleineren und mittleren Kaufleute und Handwerker über kaufmännische Buchführung, Scheck- und Wechselkunde, Bankwesen und alle anderen Zweige kaufmännischen Wissens, nicht minder aber auch über die Grundbegriffe des geltenden Rechtes belehrt werden müssen. Besonderes Gewicht ist auch zu legen auf die Heranbildung eines tüchtigen, gewerblichen Nachwuchses, auf die Fürsorge für die Unterrichtung der Lehrlinge und Gehilfen; 3. durch energische Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs wie aller Auswüchse auf dem Gebiete des gewerblichen Verkehrs. Dieses dreifache Ziel ist vor allem im Wege der Selbsthilfe von den Mitgliedern des gewerblichen Mittelstandes anzustreben. Die Generalversammlung empfiehlt daher dringend den Zusammenschluß des gewerblichen Mittelstandes in wirtschaftlichen Verbänden zum Zwecke der Erziehung, der Belehrung und des Schutzes der Mitglieder. Sie hält dabei insbesondere das einheitliche Zusammengehen des Kaufmannsstandes und des Handwerkerstandes für zweckmäßig, nicht nur weil die Gemeinsamkeit des Zusammengehens an sich die größere Gewähr des Erfolges bietet, sondern namentlich auch, weil die Interessen des Kaufmannsstandes und des Handwerkerstandes vielfach miteinander eng verbunden sind. Die 55. Generalversammlung ist aber des weiteren der Meinung, daß Staat und Gemeinden die Bestrebungen des gewerblichen Mittelstandes energisch unterstützen müssen durch Schaffung neuer und Vervollkommnung der vorhandenen Gelegenheiten zur Ausbildung der Mitglieder des Mittelstandes und deren leichte Zugänglichmachung, durch wirksame Bekämpfung aller Auswüchse des gewerblichen Lebens und überhaupt durch eine zielbewußte Fürsorge für den Mittelstand." Das ist ein Mittelstandsprogramm, wie es umfassender, erschöpfender und zielbewußter kaum gedacht werden kann. Und wer die Frage aufwirft: wer treibt die praktischste Mittelstandsfürsorge?, der kann die wohl begründete Antwort erwarten: der Volksverein für das katholische Deutschland. Es gibt gegenwärtig keine zweite Organisation, welche in so erfolgreicher Weise für den Mittelstand sorgt wie das viel verkannte München-Gladbach. Wie der Katholizismus, so hat auch das Zentrum stets und überall die Interessen des Mittelstandes vertreten. Einzelheiten erweitern den Rahmen; hier spricht die Macht der Tatsachen, niedergelegt in den Rechenschaftsberichten der Partei. Man könnte als Zeugen auch die Geschichte aufrufen und die Frage nach der Blüte des Handwerks aufwerfen. Wieder wäre es der Katholizismus, der mit Ehren bestehen könnte.

Wenn nun trotz dieser Fürsorge der Mittelstand zurückgeblieben ist, so müssen andere Gründe in Betracht kommen. Zugegeben, daß die Unterstützung von allen Seiten nachhaltiger und intensiver sein muß, daß insbesondere dem Mittelstand bei mancher politischen Partei mehr Erfolg zu wünschen wäre — das allein ist's nicht, woran der Mittelstand krankt. Weiter muß ohne weiteres eingeräumt werden, daß das rauhe Wirtschaftsleben den Mittelstand in eine gefährliche Position gestellt hat. Er wird zerrieben und muß dem Ansturm von zwei Seiten erliegen, wenn er selbst nicht hinreichend stark ist, und wenn es ihm vor allem nicht gelingt, Anschluß zu finden, den Kontakt herzustellen. Dann die fortwährende Gefahr im eigenen Organismus! Diese Vielgestalt der Interessen in einem Stande — so wenig Einheitlichkeit! Das erschwert den Organisationsgedanken, ja macht ihn unmöglich, wenn noch die Gesichtspunkte der Konkurrenz sich dazugesellen. Ist es, so drängt sich jetzt die Frage auf, dem Mittelstand allerwege gelungen, das einigende Große, große Gedanken in den Vordergrund zu schieben und sie mit der Kraft belebenden Geistes zu erfüllen? Kein Kenner wird diese Frage ohne Einschränkung bejahen können. Oder hat der Mittelstand jede Gelegenheit zur Schulung, Fortbildung und Weiterentwicklung benutzt? Auch das ist nicht der Fall. Fast scheint es, als ob bei diesen Mängeln der Reiz der Neuheit nicht ungefährlich besonders beim Mittelstand wirkt. Sonst wäre es unverständlich, daß sich Mittelstandsführer und Mittelständler dem Hansabund anschließen konnten. Der Organisationsgedanke vegetiert; er will nicht mit Kraft emporschießen, obwohl kein den Organismus treibender Gedanke so viel Wärme und Energie in sich schließt wie gerade dieser. Gewiß — manche Organisationen sind vorhanden; einzelne mögen blühen; viele sind leblose Gebilde; manche sind veraltet und ängstlich besorgt, jeden Lufthauch modernen Geistes fernzuhalten. Das Bild ist nicht zu schwarz oder zu pessimistisch.

Kein Wunder, daß es nicht an Versuchen fehlt, heilende, wenn man will: belebende Hilfe zu bringen. Der neueste Versuch bezweckt die Schaffung eines Reichsdeutschen Mittelstandsverbandes, der bisher in der Oeffentlichkeit eine teilweise skeptische Aufnahme fand. Der Verband betrachtet — übrigens mit Recht — die Mittelstandsfrage „nicht als die besondere Angelegenheit eines Standes, sondern als eine Frage des Gesamtwohls"; er geht „von der Ueberzeugung aus, daß eine Volksgemeinschaft, die ihre Lebenskraft erhalten und fördern will, unmöglich von dem Egoismus der einzelnen oder eines einzelnen Standes ausgehen kann. Der allein gegebene Ausgangspunkt all dieser Erwägungen muß in dem Gemeinschaftsbewußtsein aller Volksglieder gesucht und gefunden werden". Deshalb verurteilt der Verband „aufs schärfste jeden Klassenkampf, der nicht in das Gemeinschaftsbewußtsein übergeleitet wird". Ohne Kommentar kann dieser Satz nicht gebilligt werden; er mag interpretiert werden mit den Worten des „Aufrufs", daß „die Organisationsbestrebungen des selbständigen Mittelstandes auf der sicheren Grundlage ausgleichender Gerechtigkeit beruhen". Der Verband erkennt die Tätigkeit von Reich, Staat, Gemeinde und bürgerlichen Parteien" objektiv an. „Der gute Wille ist zweifellos da; nur der Weg zur Hilfe ist unklar durch den Wirrwarr und die Vielköpfigkeit der Wünsche, die von den 1000 mittelständischen Gruppen und Grüppchen in entsprechender Richtung geäußert werden." Deshalb stellt der Verband an die Spitze: „Einigkeit und Klarheit der Ziele." Parteipolitik und konfessionelle Dinge scheidet die Neugründung aus; sie wird bei Wahlen keine eigene Kandidaten aufstellen und „gegenüber allen politischen Parteien Neutralität wahren." Auch gegenüber der mittelstandsfeindlichen Sozialdemokratie? Späterhin ist im Aufruf allerdings von „bürgerlichen Parteien" die Rede; in dem Prinzipsatze nicht.

Wenn man's so hört, dann möcht' es leidlich scheinen! Doch gar so einfach ist die Sache nicht. Ob der Verband besonders Glück hat, wenn er „der Frage der Preisbildung eine ganz besondere Aufmerksamkeit zuwendet? Notwendig ist es ja; aber ebenso groß ist die Gefahr, daß hier die Geister bis zur Entfremdung auseinander platzen. Der Aufruf selbst ist sehr umfangreich, groß genug, um alle Forderungen ziemlich erschöpfend zu formulieren. Das ist indes nicht die Hauptsache. Ein festumrissenes Programm wäre zweifellos wünschenswerter gewesen. Der Gedanke der Zentralisation ist gewiß sehr gut; aber die Zentralisation ist kein Allheilmittel. Sie ist nur dann wirksam, wenn die einzelnen Organisationen selbst lebensfähig und kräftig genug sind oder mit anderen Worten: wenn die Organisationen zur Zentralisation reif sind. Die Frage aufwerfen, heißt sie durchaus noch nicht bejahen. Schon vorher wurde auf die Mängel in der Organisation hingewiesen; Gesagtes braucht nicht wiederholt zu werden, um zu sagen, daß eine Zentrale ohne den notwendigen Unterbau bedeutend an Wert verliert.

Uns scheint das Programm des Katholikentags prägnanter, erfassender und wirksamer. Möge der Verband die in diesem gezeichneten Wege nicht übersehen! Ein zweites! Kritisierende Nörgelei hat auch im Wirtschaftsleben keinen Wert. Aufbauende Arbeit ist es, die allen und überall not tut. So sehr man jede Hilfe zur Hebung des Mittelstandes begrüßen mag — ein gesunder Skeptizismus ist nicht unangebracht. Es gebricht uns nicht an Organisationen für den Mittelstand; sorgen wir für diese! Vielfach fehlt es sicher noch an Verständnis für das Streben des Mittelstandes. Einleitend wurden andere Sorgen erörtert. Erst gilt's im kleinen sorgen und schaffen — das ist die beste Mittelstandsarbeit jetzt und in der Zukunft.

Zur religiös-politischen Lage in Frankreich.

Von E. Blatter.

Frage französische Katholiken: „Was denkt ihr von eurer religiös-politischen Lage?" und du wirst die verschiedensten Antworten erhalten:

„Ich, ich denke gar nicht daran" —

„Ich glaube, daß Frankreich dem Untergang geweiht ist, daß das Ende der Welt nahe ist und daß man überhaupt nichts tun kann." —

„Und ich bin der Ansicht, daß vieles zu tun ist, daß die Schwierigkeiten groß sind, daß aber auch die Lage heutzutage besser ist als je zuvor." —

Wenn du weiter drängst und fragst: „Ja, warum schließt ihr euch dann nicht zusammen, wie man's in Deutschland und Belgien tut?" dann kannst du hören:

„Ja, was weiß ich davon?"

„Hélas!" — —

Oder mit einem Lächeln auf den Lippen: „Mein Herr, Frankreich ist nicht Deutschland und auch nicht Belgien." —

In der Tat, Frankreich ist nicht Deutschland und ist nicht Belgien. Frankreich ist nicht mehr eine katholische Nation; es ist ein Land, in dem es Katholiken gibt. Und diese Katholiken (ich meine die überzeugten und praktischen) bilden eine Minorität in einem Lande, wo die Masse des Volkes zwar getauft, aber oft indifferent und antiklerikal ist und von einer tätigen Minorität von Ungläubigen geleitet wird. Dieser Zustand ist nicht über Nacht gekommen. Wollte man seine Ursachen aufklären, so müßte man weit zurückgreifen in der Geschichte Frankreichs. Soviel indessen beweist jene Tatsache, daß es höchst töricht ist, an Frankreich ein Beispiel dafür sehen zu wollen, wie eine katholische Nation von einer Hand voll Kirchenfeinden vergewaltigt wird.

Frankreich hat im letzten Jahrhundert mehr als ein halbes Dutzend Revolutionen durchgemacht. Die Folge davon war eine Spaltung der Katholiken in Royalisten, Imperialisten, Republikaner, Demokraten, christlich Soziale usw. Alle diese Katholiken werden sich ohne Schwierigkeit vereinigen zur Verteidigung ihrer Religion; sie werden aber niemals eine starke, festgeschlossene politische Partei bilden. Dies ist der Grund, warum die französischen Katholiken nur mit einem betrübten Lächeln antworten, wenn wir sie einladen, das Zentrum in Deutschland nachzuahmen. Wenn aber die wahren Katholiken in Frankreich nichts anderes bedeuten, als eine in sich zerrissene Minderheit, dann ist es um den Katholizismus in jenem Lande geschehen.

Die Lage ist in der Tat eine ernste. Außer den gewöhnlichen Hindernissen, mit denen die Katholiken zu kämpfen haben, stößt der Katholizismus in Frankreich noch auf ganz besondere Schwierigkeiten:

1. Die Regierung hat einer jahrhundertelangen Bewegung die Krone aufgesetzt, indem sie sich vollständig laizisiert hat. Die Könige von Frankreich haben durch ihre Bündnisse mit den Türken und Protestanten gegen das katholische Oesterreich und Spanien in ihrer äußeren Politik darauf hingearbeitet, und die dritte Republik hat den Gedanken in Bezug auf die innere Politik durchgeführt. Der Staat ignoriert Gott. In der Theorie ist er neutral, was die verschiedenen religiösen und philosophischen Systeme angeht; in der Wirklichkeit aber ist er ein ausgesprochener Feind der Kirche.

2. Der öffentliche Unterricht, besonders in den Elementarschulen, ist zwar theoretisch neutral, praktisch aber durchaus antikatholisch. Dies ist er nicht bloß vermöge seiner Neutralität, sondern auch infolge der feindseligen Gesinnung der vielfach atheistischen Lehrer. Hier erhalten Millionen von Kinderseelen eine Bildung, die von Gott nichts weiß. — Es ist auf dem Gebiete der Schule, wo sich in Zukunft die großen Entscheidungsschlachten abspielen werden.

3. Ein gewisser Mangel an Adaptationsfähigkeit an die herrschenden Zustände ist ein anderer Uebelstand. Wenn man einige Zeit in Frankreich gelebt hat, so wird einem bald die Isolierung der Katholiken inmitten ihrer Mitbürger und selbst des Klerus unter den Katholiken auffallen. Der Grund dafür ist nicht in einer gewissen Rückständigkeit der französischen Katholiken hinter denen anderer Länder zu suchen, sondern in der Tatsache, daß sich Frankreich mit überraschender Schnelligkeit entwickelt hat. Während sich die Masse des Volkes an großen Schlagwörtern wie Revolution, Demokratie, Fortschritt, Wissenschaft, Freiheit und Sozialismus begeisterte, erschien ihr der Katholizismus wie eine Macht des Absolutismus, der Reaktion, der Finsternis und des Zwanges. Zwei Frankreiche schienen nebeneinander zu leben: das Laien-Frankreich, die Tochter der Revolution und des Fortschritts — und das katholische Frankreich, die Tochter einer mittelalterlichen und rückständigen Kirche, beide einander fremd und feindlich gesinnt. Man kann sich bisweilen des Eindrucks nicht verwehren, daß die Katholiken Fremdlinge sind im eigenen Vaterland. Dies bedeutet ohne Zweifel eine ganz besondere Schwierigkeit zu einer Zeit, wo die Katholiken durch den Bruch des Konkordates auf ihre eigenen Mittel und Initiative angewiesen sind.

Wird die Kirche in Frankreich diesen Schwierigkeiten unterliegen? Keineswegs; denn sie hat auf ihrer Seite:

1. Die Armut. Auf ein Wort des Papstes hin hat sie die 500 Millionen zurückgewiesen, welche ihr der Staat angeboten für den Fall, daß sie Kultusgenossenschaften bilden würde; die Bischöfe haben ihre Paläste verlassen; Priester haben Hunger gelitten. — Diese edle Haltung hat auch den Gleichgültigsten Bewunderung abgerungen; sie hat die Kirche dem Volke näher gebracht und das Volk hat aufgehört, in ihr eine Geldmacht zu erblicken. Der Klerus kann jetzt nicht mehr auf das Kultusbudget rechnen, sondern muß auf die eigene Kraft und die Mitarbeit der Gläubigen vertrauen. Man sagt mit Recht, daß das Zentrum der Ruhm der deutschen Katholiken ist; die Pfarrei ist der Ruhm der französischen Katholiken. Trotz ihrer Armut unterhält und behauptet die Kirche in Frankreich ihre Universitäten, Seminarien, Kollegien und Schulen und hat nicht aufgehört, ihre Missionäre in fremde Erdteile zu entsenden.

2. Für ein Aufblühen der Kirche spricht sodann ihre Disziplin. Daß ein echt katholischer Geist die französischen Katholiken beherrscht, konnte man bei den verschiedensten Gelegenheiten beobachten. Die Weisungen des Papstes bei Gelegenheit des Bruches des Konkordates entsprachen keineswegs den innersten Gefühlen von zahlreichen Katholiken; aber nichtsdestoweniger wurden sie einstimmig angenommen. Als neulich der Heilige Stuhl den alten Gebrauch der ersten hl. Kommunion, so populär in Frankreich, abschaffte, da hat sich auch keine einzige Stimme dagegen erhoben. Und als die tätigen und eifrigen Sillonisten von Rom verurteilt wurden, da gaben sie das Beispiel einer vollständigen Unterwerfung.

3. Die Kirche von Frankreich hat für sich die Freiheit. Es mag dies sonderbar klingen; aber doch bleibt es wahr, daß vielleicht die Kirche in Frankreich größere Freiheit genießt als in irgend einem anderen Staate von Europa. Sie wird verwaltet ohne Einmischung der Regierung; die Bischöfe hängen nur vom Papste ab und die Pfarrer nur von den Bischöfen. Trotz mancher Einschränkungen erfreut sie sich einer ausgedehnten Unterrichtsfreiheit. Sie kann nach Belieben Diözesen und Pfarreien[1]) umändern oder neue errichten.

4. Endlich wird für die Kirche in Frankreich eine rege Tätigkeit entfaltet. Wenn man von einem Teil des älteren Klerus absieht, der bei den zahlreichen Umwälzungen vielfach den Mut verloren hat, so kann man nur staunen über die fruchtbare Tätigkeit, welche die Katholiken in den letzten zehn bis zwanzig Jahren entwickelt haben. Auf allen Gebieten behaupten sie ihre Vitalität; ihre Feinde wundern sich über die Stellung, welche sich die Katholiken auf dem Felde der Wissenschaften erringen; auf sozialem Gebiete sind sie seit längerer Zeit eine Macht, welche die Macht der Zukunft sein wird. Die jüngere Generation ist sich ihrer Pflichten wohl bewußt und fest entschlossen, zu handeln; kurz, der Katholizismus in Frankreich ist

[1]) Seit 1904 sind in Paris über 30 neue Pfarrkirchen errichtet worden und Mgr. Amette hofft die bestehenden um 50 neue zu vermehren.

gegenwärtig nicht eine zurückweichende, sondern eine erobernde Macht.[2]) M. Aulard, Professor der Geschichte an der Sorbonne und von durchaus antiklerikaler Gesinnung, schrieb noch kürzlich: „Es ist mir unmöglich, einzusehen, auf welchem Gebiete die römische Kirche in Frankreich unterlegen ist. Seit der Trennung hat sich das Band ihrer Einheit gekräftigt, und es ist offenbar, daß die Kirche kühner kämpft als zuvor. Der Papst ist jetzt mächtiger in Frankreich als unter dem Konkordat. Tatsache ist, daß wir uns mitten in der Schlacht befinden und daß es für einstweilen weder Sieger noch Besiegte gibt."[3])

„Gegen den Simplicissimus."

I.

Ein in London lebender deutscher Kaufmann übersendet der „Allgemeinen Rundschau" die Nummer 38 des in Valdivia (Chile, Südamerika) erscheinenden Organs „Valdivias Deutsche Zeitung", in welcher ein überaus scharfer Artikel gegen den „Simplicissimus" enthalten ist, und schreibt dazu:

„Ich erlaube mir Ihnen einliegend eine Nummer der in Valdivia (Chile) erscheinenden „Deutschen Zeitung" einzusenden. Der Artikel „Gegen den Simplicissimus" dürfte Ihnen neue Gesichtspunkte wohl nicht bringen. Dennoch möchte ich Sie bitten, bei Gelegenheit das Verhalten der reisenden Deutschen im Ausland in bezug auf das Verlangen des „Simplicissimus" in den internationalen Hotels, besonders aber den deutschen Restaurants im Ausland. in Ihrer geschätzten Zeitung zu besprechen. Ich glaube, man würde dem Ansehen des Deutschtums im Ausland einen wahren Dienst erweisen, wenn man diese Unsitte einmal gründlich kritisierte. Niemand kann darüber im Zweifel sein, daß diese Unsitte und Gedankenlosigkeit unserer nationalen Würde großen Schaden zufügt. Recht eigenartig erscheint allerdings neben erwähntem Artikel das Inserat einer Wiener Schmutzfirma über „Bibliophilenbücher, Privatdrucke, Sexualleben, Flagellantismus, Masochismus usw. in deutscher, englischer und französischer Sprache (ausführlicher Katalog vom Verleger gratis und franko)", das in derselben Nummer 38 der „Valdivias Deutschen Zeitung" zu lesen ist. Soll das auch Hebung des Deutschtums sein?"

Hier der wörtliche Abdruck des Artikels aus Nr. 38 der „Valdivias Deutschen Zeitung", XXV. Jahrg., Nr. 38, vom 19. Mai 1911. (Ein komischer Zufall fügte es, daß unmittelbar unter dieser scharfen Anklage wider den „Simplicissimus" ein sentimentales Feuilleton, betitelt „Der Lämmergeier" von Ludwig Thoma, dem heutigen „Simplicissimus"-Thoma, zu lesen ist):

„Gegen den Simplicissimus."

Im Lesezimmer des Deutschen Vereins von Valdivia liegt neben anderen Zeitschriften auch der „Simplicissimus" aus. Dagegen ist schon von verschiedenen Mitgliedern opponiert worden. Wir halten die Gründe, die gegen das Ausliegen dieser satirischen Zeitschrift in den Räumen eines deutschen Vereins, der sich die Erhaltung und Pflege des Deutschtums zur Aufgabe gemacht hat, für durchaus stichhaltig. Der „Simplicissimus" zeigt unser ganzes Volkstum in einem widrigen Zerrbilde, er richtet fortgesetzt seine giftigen Pfeile gegen die Grundlagen unseres Staatswesens und wühlt mit wahrem Wohlbehagen in dem Schlamm und Schmutz, der irgendwo im Heimatlande zutage tritt. Unser Volkstum ist nun zwar immer noch stark genug, daß es eine solch beißende Kritik und derartig grelle Schlaglichter vertragen kann. Ein politisch ausgereifter Deutscher, der sich aus eigener gründlicher Anschauung eine Vorstellung über unsere Staatseinrichtungen und -institutionen gebildet hat, mag den „Simplicissimus" lesen und an seiner unbarmherzigen Kritik sein Urteil einer Revision unterziehen, wann und wo er es für notwendig hält. Er darf aber nicht verlangen, daß diese Zeitschrift auf Vereinskosten bezogen wird und öffentlich im Lesesaal ausliegt, in dem sich auch Leser einfinden, für die obige Voraussetzungen nicht zutreffen. Liegt nicht die Gefahr sehr nahe, daß der „Simplicissimus" mit seinen zersetzenden Tendenzen gerade der hiesigen Jugend, die unser Vaterland nur vom Hörensagen kennt, ein ganz verschrobenes Bild unserer deutschen Verhältnisse aufzwingt und sie verleitet, mit wenig Achtung und geringer Ehrfurcht von unserem Volkstume zu reden? Weil diese Gefahr wirklich besteht, hat vor Jahren ein deutscher Verein, dem der Schreiber dieser Zeilen angehörte, den Bezug des „Simplicissimus" eingestellt. Wir möchten zu derselben Maßnahme auch in unserem Vereine die Anregung geben und wiederholen deshalb an dieser Stelle, was den „Alldeutschen Blättern" von einem Schweizer über den „Simplicissimus" geschrieben wurde:

„Zu meinem Erstaunen sehe ich jahraus jahrein, daß Reisende aus dem Deutschen Reiche in den Wirtschaften und Kaffeehäusern des Auslandes in erster Linie immer den „Simplicissimus" verlangen. Es scheint diesen harmlosen Gemütern nicht bekannt zu sein, daß es auf der ganzen Erde kaum eine Zeitung oder Zeitschrift gibt, die dem Ansehen des Deutschtums mehr Abbruch tut, als gerade der „Simplicissimus". Ich selbst habe jedenfalls häufig genug bemerkt, und es ist mir von Reisenden aus aller Herren Länder bestätigt worden, daß Ausländer, die kaum jemals eine deutsche Zeitung oder Zeitschrift in die Hand nehmen, sich jede Nummer des „Simplicissimus" mit Behagen ansehen und sich danach ein Urteil über deutsche Zustände bilden. Wie dieses Urteil ausfällt, kann sich jeder selbst ausmalen, wenn er sich nur die ganz unwiderlegliche Tatsache vor Augen hält, daß der „Simplicissimus" bewußt und mit voller Absicht die giftigsten seiner Pfeile gerade gegen die sichersten Grundlagen des deutschen Volkstums, z. B. das deutsche Familienleben, gegen den stärksten Schutz des Deutschen Reiches, z. B. das Heer und die Flotte, richtet. Die wenigen Ausländer, die sich wirklich ernsthaft um ein richtiges Urteil über das deutsche Volk bemühen, kommen daneben kaum in Betracht.

Die große Mehrheit der Reichsdeutschen scheint nationales Ehrgefühl für etwas höchst Ueberflüssiges, ja wohl gar Tadelnswertes zu halten. Bei uns in der Schweiz ist es anders. Vor mehreren Jahren versuchte der „Simplicissimus" es ein einziges Mal, seinen etwas anrüchigen Witz an den Zuständen unseres Milizheeres auszulassen; die Antwort, die ihm darauf aus Schweizer Kreisen entgegenschallte, war derart, daß die Herren Herausgeber und Mitarbeiter für ihr Teuerstes, fürs Geschäft, fürchten mußten und mäuschenstill wurden. Die guten Reichsdeutschen lassen ihr Heer und ihre Flotte, auf denen doch die ganze Sicherheit des Reiches beruht, fast in jeder Nummer mit dem widerwärtigsten Schmutz bewerfen, niemand rührt eine Hand, um diesen berufsmäßigen Schädigern des deutschen Ansehens das Handwerk zu legen.

Es ist einfach eine nationale Pflicht des Alldeutschen Verbandes und aller großen nationalen Vereine, ihre Mitglieder über die wahre Gesinnung und die verderbliche Wirkung des „Simplicissimus" aufzuklären und ihnen immer wieder zuzurufen: Der „Simplicissimus" ist bewußt und mit voller Absicht ein fanatisch deutschfeindliches Hetz- und Schmutzblatt, weiter nichts, aber auch gar nichts."

II.

In zweiter Auflage erschien im Kaufungen-Verlag zu Rostock i. M. (Augustenstraße 7) eine insbesondere gegen den „Simplicissimus" gerichtete Schrift unter der Ueberschrift „Die deutsche Pest", Skizzen und Satiren von Ernst Püschel (brosch. ℳ 1.—, geb. ℳ 1.80). Die Schrift hat bisher namentlich in Süddeutschland zu wenig Beachtung gefunden. Eine liberale Allerweltspresse hütete sich natürlich sehr, dem „Simplicissimus" und seinem Herausgeber und Verleger, der zugleich in seinem „März" und in anderen Blättern (vgl. z. B. den unqualifizierbaren Artikel gegen den bayerischen Kammerpräsidenten und Oberstudienrat Dr. von Orterer in der „Frankfurter Zeitung") des Privilegiums frönt, alles ungestraft sagen zu dürfen, — irgendwie zu nahe zu treten. Ernst Püschel schlägt eine bestimmte Sorte von Simplicissimusleuten mit ihren eigenen Waffen, indem er ihrer „Moral" einen erbarmungslosen Spiegel vorhält. Ein namhafter evangelischer Geistlicher schrieb dem Verfasser: „Das Buch ist eine Mannestat, die hohes Lob verdient!" Bischof Dr. v. Keppler urteilte: „. . . . eine überaus verdienstliche Schrift. Es ist doch ein günstiges Zeichen der Zeit, daß es nicht an Männern fehlt, welche den Mut haben, gegen diese scheußlichen Auswüchse moderner Kultur den Kampf aufzunehmen."

Der Einleitung seien die nachstehenden, zwar derben, aber wohl kaum übertriebenen Sätze entnommen:

„Was nur an Bosheit, Lüsternheit und frivoler Gesinnung erdacht werden kann, in diesem Blatte findet es sich „lieblich" vereint. Der „Simplicissimus" ist ein Schmutzfleck an dem Ehrenschilde Germanias, eine verheerende Pest ohnegleichen. Es ist unbegreiflich, daß sich Künstler von hervorragender Begabung bis zur Mitarbeiterschaft an diesem Schandblatte erniedrigen können. Von hoher Stelle aus sind einmal die Sozial-

[2]) Man läßt sich oft irre führen durch den pessimistischen Ton, der in zahlreichen katholischen Zeitungen Frankreichs herrscht. Wenn man gewisse Artikel des „Croix" oder besonders des „Univers" liest, so könnte man versucht sein zu glauben, daß Frankreich mit Apachen bevölkert ist. Vergessen wir dabei nicht, daß der Franzose sehr dazu neigt, sich selber anzuschwärzen, obgleich er im Grunde des Herzens von seiner Superiorität vor anderen Nationen überzeugt ist.

[3]) La Dépèche de Toulouse. 6. Okt. 1910.

demokraten „vaterlandslose Gesellen“ genannt worden, nun, wenn ein fanatischer, aber ehrlich überzeugter Sozialdemokrat ein „vaterlandsloser Geselle“ ist, dann ist es jeder Mitarbeiter des „Simplicissimus“ erst recht. Der Künstler, der ein Mitarbeiter an einem Blatte ist, in dem sein deutsches Vaterland, die deutsche Treue, der deutsche Glaube, das deutsche Heer, die evangelische und katholische Kirche mit ihren Dienern, der Richterstand, ja die heiligsten Gefühle eines jeden anständigen Menschen mit Kot beworfen werden, hat auch auf den Ehrentitel „deutsch“ kein Anrecht mehr; für solche Buben ist nur noch die Knute da! Jedem ehrlichen Deutschen muß es die Schamröte ins Gesicht treiben, daß diese Schmach, dieses Schandblatt, noch nicht vom Erdboden vertilgt ist . . . . .

Leider erstehen dem „Simplicissimus“ zahlreiche Verteidiger. „Das Blatt ist gemein aber doch famos“, „seine Satire ist treffend“, „seine Bilder sind echt künstlerisch“, diese und ähnliche Aeußerungen habe ich wiederholt zu hören bekommen. Bemitleidenswerte Verteidiger des Schundes! Sie sind so abgestumpft, so sittlich verroht, daß sie in der Zote einen geistreichen Witz, in den lüsternen Bildern Kunstwerke erblicken. Nur wessen sittlich-religiöses Empfinden zusammengeschrumpft oder gar erstorben ist, hat Geschmack am „Simplicissimus“.

Von Tag zu Tag wächst die Zahl derer, denen Religion und Sittlichkeit gleichgültig werden. Das ist neben dem Arbeitserfolge einer gottentfremdeten Wissenschaft das Arbeitsergebnis der Schund- und Schandliteratur, das Arbeitsergebnis der frivolen Witzblätter mit dem „Simplicissimus“ an der Spitze.

Wann wird der Staat mit größter Energie den Kampf gegen die Schund- und Schandliteratur aufnehmen? Es ist ein Kampf um seine Selbsterhaltung? Es ist ein Kampf für die Erhaltung des Christentums! Die Schund- und Schandliteratur arbeitet emsig an der Vernichtung des religiösen und sittlichen Empfindens unseres Volkes; mit dem Schwinden dieser beiden staatserhaltenden Faktoren beginnt der Untergang eines Volkes. Soll dieses Schicksal unserem geliebten, herrlichen Vaterlande zuteil werden?“

Der gute Ton in der Presse.

Aus liberalen Hochschulkreisen wird der „Allgemeinen Rundschau“ geschrieben: „Auf politischem und auch auf religiösem Gebiete ein entschiedener Gegner der von der „Allgemeinen Rundschau“ vertretenen Richtung, befinde ich mich gleichwohl in einzelnen Fragen der nationalen Kultur und der Volksgesundheit mit Ihnen auf dem gleichen Wege. Vor allem schätze ich an der „Allgemeinen Rundschau“ die charaktervolle ehrliche Ueberzeugung und eine vornehme Sachlichkeit, die auch dem Gegner gerecht zu werden sucht. Vorgänge der letzten Tage veranlassen mich, für die nachstehenden Zeilen um gastliche Aufnahme in der „Allgemeinen Rundschau“ anzuvochen.

Zunächst der sog. „Fall Orterer“. Daß ich ein scharfer politischer Gegner des derzeitigen Kammerpräsidenten bin, brauche ich nicht zu bemerken. Auch mit dem Schulmanne, dem Altphilologen und selbst mit dem Pädagogen Orterer gehe ich nicht in allen Punkten unbedingt einig. Dennoch erkläre ich mit aller Bestimmtheit — und ich befinde mich hierbei in Uebereinstimmung mit nicht wenigen meiner Kollegen, wie meiner politischen Gesinnungsgenossen —: Die Kampfesweise, welche die „Münchner Neuesten Nachrichten“ eine volle Woche hindurch — trotz der sehr verständlichen und verständigen Abmahnungen der „Augsburger Abendzeitung“ — bis zur „Ungeheuerlichkeit“ (ein Ausdruck der „Augsburger Abendzeitung“) gegen den Rektor des Luitpoldgymnasiums beliebten, kann nur nackt und frakt als unanständig bezeichnet werden. Hier lag ein wirklicher Schulfall von jenem „Terrorismus“ und jenem „Mißbrauch der Freiheit der Presse“ vor, den die „Münchner Neuesten Nachrichten“ bei politischen Gegnern so gerne entdecken.

Der zweite Vorgang, den ich im Auge habe, betrifft die Umgangsformen Münchener Blätter im gegenseitigen öffentlichen Verkehr. Daß in keiner deutschen Großstadt Beleidigungsprozesse zwischen Redakteuren eine so alltägliche Erscheinung sind wie in München, sei nur im Vorübergehen erwähnt.

Man hätte erwarten können, daß der nicht ohne Sensationsmache in die Welt gesetzte „Landesverband der bayerischen Presse“ insbesondere nach dieser Richtung hin erzieherisch wirken würde.

In Parenthese bemerkt trägt dieser Verband seinen Namen mit Unrecht, seitdem offiziell bekannt ist, daß die gesamte sogen. Zentrumspresse in Bayern sich separiert hat. Mag mir die Zentrumspresse so unsympathisch wie möglich sein, so muß ich doch zugeben, daß schon die einfachste Selbstachtung es ihr verbot, sich unter einem Liberalen als erstem, unter einem Sozialdemokraten als zweitem Vorsitzenden an vierter oder fünfter Stelle einreihen zu lassen. Die sacharinsüßen Wendungen, mit denen der erste Vorsitzende laut „Münchner Neuesten Nachrichten“ in Berlin den Zwischenfall zu verschleiern versuchte, ändern nichts an dem Faktum, daß die sehr zahlreichen Zentrumsblätter in Bayern 45 Prozent der bayerischen Wähler hinter sich haben.

Was hat aber diese Abschweifung mit der Sache — d. h. mit dem guten Ton in der Presse — zu tun? Immerhin Einiges! Da die Zentrumspresse außerhalb des Landesverbandes der bayerischen Presse steht, ist also, von kleinen Schattierungen abgesehen, die liberale und die sozialdemokratische Presse in diesem Großblock der bayerischen Presse ganz unter sich. Die liberale und die sozialdemokratische Presse hätte es demnach in der Hand, wenigstens im eigenen Bereiche die vornehmste Pflicht einer Standesvertretung zu erfüllen. Daß die Organe der beiden Vorsitzenden geradezu vorbildlich voranleuchten sollten, versteht sich von selbst. In Wirklichkeit liegen aber die Dinge ganz anders, wie sich aus nachstehendem Exempel dartut. Im Donnerstag-Morgenblatt vom 22. Juni berichten die „Münchner Neuesten Nachrichten“ unter der Ueberschrift „Eine schwere Erkrankung Mottls“ wörtlich:

„Von anderer Seite erfahren wir, daß Mottl, der in den letzten Tagen ohnehin schwere Aufregungen durchgemacht hatte, knapp vor der Vorstellung in besonderem Maße durch einen geschmacklosen, seine Verheiratung betreffenden Artikel erregt worden war, der in einer hiesigen Tageszeitung gegen ihn erschienen war.“

Hier macht das Organ, dessen Chefredakteur der erste Vorsitzende des Landesverbandes der bayerischen Presse ist, dem Blatte, dessen Chefredakteur das Amt des zweiten Vorsitzenden in diesem Verbande bekleidet, den schwersten Vorwurf, den eine Zeitung gegen die andere erheben kann. Diesmal ist es gerade der von den Kunstenthusiasten schier vergötterte Felix Mottl, der sich über die grausame Persiflierung einer standesamtlichen Bekanntmachung so erregte, daß er ins Krankenhaus geschafft werden mußte, wo wegen der Schwere des Falles sogar eine standesamtliche Nottrauung für nötig erachtet wurde. Unzählige andere Male haben andere Leute sich in bevorzugten Organen des Großblocks der bayerischen Presse grausam bis aufs Blut verhohnackeln lassen müssen, ohne daß hinterher rächende Sensationen an die Oeffentlichkeit gelangt wären. Das Organ des zweiten Landesverbandspräsidenten setzte sich natürlich sofort zur Wehr und spendete dem Organ des ersten Präsidenten das schmeichelhafte Prädikat des „Stumpfsinns“, noch hinzufügend: „Wir möchten bei dieser Gelegenheit den dringenden Wunsch aussprechen, daß unsere journalistischen Organisationen ein gewißes Maß von Intelligenz immerhin unter die Standesforderungen und Standespflichten aufnehmen möchten.“ Nun, ein Paragraph über den guten Ton läge vielleicht noch näher! Indessen ist der „Münchener Post“ das Zugeständnis zu machen, daß die mit stacheligen, satirischen Wortspielen über Felix Mottl und seine künftige Gattin, die berühmte Hofopernsängerin Faßbender, so überreich gespickte Persiflage nicht so persönlich boshaft gemeint war, wie sie auf jeden ununterrichteten Leser wirken mußte. Es kommt aber einzig und allein auf die Wirkung an. Wenn in diesem Falle die ausgesucht höhnenden Worte keinen zwischen den Zeilen liegenden tieferen Sinn hatten oder haben sollten, so liegt jedenfalls eine seltene Ausnahme von einer journalistischen Gepflogenheit vor, unter der fast jede Person zu leiden hat, die sich in irgend einer Weise das Mißfallen des in Rede stehenden Blattes zugezogen hat. Im übrigen kann man fast Wort für Wort unterschreiben, was die „Augsburger Abendzeitung“ in Nr. 172 (von Freitag, den 23. Juni) zur Sache geschrieben hat:

„Verschiedene Blätter wollen wissen, daß die Herzaffektion, von welcher Mottl befallen wurde, durch einen Artikel der sozialdemokratischen „Münchener Post“ veranlaßt worden sei, in welchem Mottls Verlobung in höhnischer Weise besprochen wurde. Wir glauben nicht, daß Mottl sich über diese Leistung des sozialdemokratischen Blattes, wenn er sie überhaupt zu Gesicht bekam, sonderlich aufgeregt hat. Der Artikel enthält gar nichts, was Mottl irgendwie zur Unehre gereichen könnte, er stellt lediglich den kindlichen Versuch einer Plauderei dar, in welchem Geist- und Geschmacklosigkeit mit absolutem Mangel an Witz um die Palme ringen. Man sollte zwar meinen, daß ein Mann wie Mottl, der weder eine politische noch eine soziale Richtung repräsentiert, der nichts ist als ein großer Künstler und ein genialer Mensch, in einem ernsthaften Blatte, wie es die „Münchener Post“ doch zweifellos ist, vor derartigen Stilübungen geschützt sein sollte. Das sind aber veraltete Anschauungen, die heutzutage keine Gültigkeit mehr haben; wer über das Niveau der Mittelmäßigkeit hervorragt, ist vogelfrei und muß sich gefallen lassen, die Zielscheibe von Kotwürfen zu sein; wer das nicht will, der tauche eben im Meer der allgemeinen Gleichheit unter. Mottl steht aber schon zu lange im Bereiche der Kotwürfe, um Herzkrämpfe zu bekommen, wenn irgend ein strebsamer Jüngling das Bedürfnis fühlt, auf seine Weise zur Hebung des Ansehens der deutschen Presse beizutragen.“

Uebrigens gehört auch die „Augsburger Abendzeitung“ zum „Landesverband der bayerischen Presse“.

Das alte Haus.

Du altes Gebäu unter Lindenzweigen,
Aus Eichengebälk und weissem Gefach!
Dir ist mein schönstes Erinnern zu eigen:
Meine Jugend schläft unter deinem Dach.

Voll Sonne warst du! . . . Auf heimlichen Treppen
Ging leise das Märchen, ganz leis wie ein Traum,
An unseren Kinderhimmel zu steppen
Manch lichtes Sternlein, tiefgüldenen Saum.

Du liebe Schwelle! wie oft hab' getragen
Meinen Kinderjubel, mein Glück, mein Leid
Ich in blauen, sonnvollen Jugendtagen
Ueber dein zerschrunden, vertret'nes Gebreit.

Du kühner Giebel! wie oft hast gesehen
Du unser frohes, verwegenes Spiel . . .
Wir standen emporgereckt auf den Zehen:
Den Ball hoch! die Dachfirst war unser Ziel . . .

Vorbei sind die glücklichen, goldigen Zeiten,
Das Märchen ist tot, die Spiele sind aus;
Verrollt, vertollt, wie die Wellen vergleiten . . .
Es rauscht nur die Linde am alten Haus.

M. Homscheid.

Vom Büchertisch.

Künstle, Dr. Karl, Professor an der Albert-Ludwigsuniversität in Freiburg i. Br. Vita sanctae Genovefae (Bibliotheca scriptorum graecorum et romanorum teubneriana), Leipzig, Teubner 1910. In 12, XLVIII u. 20 p. — Es sind die Schicksale eines Heiligenlebens, die der gelehrte Verfasser uns vorführt. Der Patronin der französischen Hauptstadt Lebensbeschreibung war lange Zeit und besonders seit 1881 der Gegenstand eines heftigen Gelehrtenstreites, der zu einer gewissen literarischen Berühmtheit gelangte. Ist sie echt, diese Heiligenüberlieferung, oder gehört sie der Schwindelliteratur an? Französische und deutsche Gelehrte erschienen auf dem Plane. Beide Teile maßen bewußt oder unbewußt durch die umfangreiche Behandlung des Stoffes der Frage grundsätzliche Bedeutung bei, beide gaben die hervorragende Stellung dieser allezeit hochverehrten Patronin des großen Kulturzentrums der Welt zu. Die Franzosen hielten, auch aus nationalen Gründen, an der Echtheit der vita fest, der einen oder der anderen Version den Vorzug einräumend, dem Original näher zu stehen. Der deutsche Gelehrte Krusch lehnte scharf sämtliche Versionen ab. Die Kontroversen führten zu keinem endgültigen Ergebnis. Da griff Künstle, der berufene Kritiker, ein. Er rollt die ganze Frage nochmals auf, gibt die bisher geäußerten Ansichten kurz wieder. Dann baut er klar und leidenschaftslos auf dem Fundamente einer umfassenden Sachkenntnis und mit Hilfe einer wahrhaft wissenschaftlichen Methode sein logisches Gefüge auf. Künstle hatte das Glück, eine bis dahin nicht gewürdigte Version der vita Genovefae in ihrer Bedeutung zu erkennen. Der Freiburger Gelehrte macht dem Streit ein Ende: Die erhaltenen Versionen sind alle echt, die zuletzt gewürdigte die älteste. Die vita Genovefae ist ein „bedeutsames literarisches Dokument des 6. Jahrhunderts". Die Heilige „ist in der Tat die tapfere Jungfrau in der Zeit des Hunneneinfalls; sie ist die soziale Helferin und Trösterin ihrer Landsleute in der Zeit der Not; sie ist die Vermittlerin zwischen Romanen und Germanen bei Childerich und Chlodovech" und damit eine Gestalt von historischer Bedeutung. Das Büchlein in seiner anspruchslosen Form enthält eine klassische Leistung exakter Wissenschaft, ein Kabinettstück moderner Quellenkritik, ein glänzendes Beispiel literarischer Sachwalterschaft, dem auch jener sein Interesse zuwendet, der sich nicht speziell mit solchen Fragen beschäftigt. Dr. Fleig.

„Enrica von Handel-Mazzetti's geistige Werdejahre. Dramen, Schwänke und religiöse Spiele aus ihrer literarischen Entwicklungszeit. Mit einer Einleitung von **Johannes Eckardt."** Erstes bis drittes Tausend. Ravensburg 1911. Friedrich Alber. Gr. 8°. XVI und 376 S. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.—. Hier liegt der mit drei Porträts (denen der Dichterin und deren Eltern) geschmückte erste Band von zweien vor. Für den Handel-Mazzetti-Kenner hat er Gewicht. Selbstverständlich darf man an die gebrachten acht Stücke keinen regelrechten künstlerisch-kritischen Maßstab legen. Aber man darf nach einer Hauptlinie ausschauen, — sie ist da: die „Tendenz" der Güte; man darf auch nach Spuren künftiger Größe suchen, — sie finden sich, und zwar in nicht geringer Anzahl. Die bisher erschienenen großen Romane der Dichterin zeigen sämtlich deren stark aufs Dramatische zielende Veranlagung. Nun sehen wir in diesen Jugendarbeiten, wie tief das entsprechende Talent gründet. — Die Reihe der ursprünglich für Erziehungsschulbühnen geschriebenen Dramolets ist nicht chronologisch, sondern wesensinhaltlich geordnet. Das erste: „Pegasus im Joche", weist den breitesten, gesprächigsten Humor auf; der Sammelband bringt als „Anhang" die ursprüngliche englische Fassung dieses Schwankes: in geschlossenerer Kürze und etwas anderer Personenzeichnung. Das vielleicht früheste Stück: „In terra pax", ist eines der schönsten. Zu diesen zählen „Der Brief an Nepotian" mit der prächtigen poetischen Umschreibung der St. Hieronymus-Epistel, der historische „Frauenspiegel", die symbolische „Wiedereröffnete Himmelstür". In all' diesem staunt man über die sich offenbarende Gemütstiefe, über den sich kundtuenden Hochflug des Geistes, nicht zuletzt der dichterischen Begabung. Nach eben dieser Richtung hin gibt Johannes Eckardt's feinsinnige „Einleitung" mit der aus bester Quelle geschöpften biographischen Skizze bemerkenswerte Aufschlüsse. — Wir schulden dem Herausgeber aufrichtigen Dank; möge er die zweite Hälfte der interessanten Veröffentlichung, die auch kleinere Beiträge aus jüngster Zeit bringen soll, bald folgen lassen. E. M. Hamann.

„Die Kindheit unseres Kaisers. Briefe der Baronin **Louise von Sturmfeder,** Aja Seiner Majestät aus den Jahren 1830 bis 1840. Bearbeitet von Anton Weimar." Wien, Gerlach u. Wiedling. 4°, 175 S. — Dies ist, in erster Linie für Frauen, ein köstliches Buch. Ein Jungbrunnen frischer, gesunder, selbstständiger, christlich tapferer Lebensauffassung inmitten eng gezogener äußerer Schranken. „Aja" heißt in diesem Falle Oberst-hofmeisterin, und zwar des derzeitigen österreichischen Baby-Thronfolgers. Der vorangestellte dankenswerte „Lebenslauf" der Journalschreiberin — denn die Briefe sind nichts anderes als Blätter eines für die allernächsten Verwandten bestimmten Tagebuches — bereitet uns schon auf die zu genießende herzhafte Freude vor, die aber dann doch das Erwartete erheblich übersteigt. Wenn es wahr ist, und ein großes Stück Wahrheit steckt jedenfalls in der Behauptung, daß das Hauptergebnis der Erziehung in den ersten Jahren grundgelegt wird, dann schuldet der jetzige allverehrte österreichische Kaiser der Leiterin seiner frühesten Kindheit außerordentlich viel. Und zwar umsomehr, als ihr fest auf ein bestimmtes Endziel gerichteter Wille viele für jene Zeit allerdings schier unumgängliche, für unsere Tage fast unglaubliche Hindernisse schwierigster Art fand, trotz der edlen Willfährigkeit der Eltern und Großeltern des Knaben, in dem sie stets den künftigen Monarchen sah und den sie, unter Hintansetzung jedes anderweitig persönlichen Interesses und in Aufwendung aller ihrer durch Natur und Charakter gewonnenen Fähigkeiten, mit stählerner Konsequenz echter Güte, d. i. tief einsichtiger Weisheit der Liebe, einen tüchtigen Menschen und damit den Kern zum segenverbreitenden Herrschertum heranbilden wollte. Nochmals: es ist ein köstliches Buch, in aller seiner individuellen Kleinmalerei, in allen seinen kulturhistorischen Einzelzügen. Eine Welt, von der wir gewöhnlichen Sterblichen an wirklichem blitzwenig zu wissen pflegen, tut sich da unmittelbar vor uns auf. Es menschelt ja überall, also auch hier. Aber das Edelmenschliche tritt gleichfalls, und zwar leuchtend, hervor, bisweilen just dort, wo man es eben nicht erwartete. Und das bedeutet dann verdoppelte Freude, zugleich Klärung unseres psychologischen und sozialen Blickes, Abklärung eines Wesensteiles unseres Selbst. Ich habe nicht oft Blätter schließlich so liebevoll in den Händen gehalten wie diese „Briefe", die mir eine jener hochwichtigen Offenbarungen übermittelten, welche die Menschen gemeinhin nicht lieben: die des Großen im Kleinen. E. M. Hamann.

Die Volksschulpflicht nach deutschem Volksschulrecht von Dr. Franz Lößl. Berlin und München, Oldenbourg 1911. Gr. 8°, 84 S., ℳ 1.50. Die vorliegende Schrift enthält eine bei aller Kürze im wesentlichen erschöpfende Darstellung sämtlicher Bestimmungen, welche sich auf die Volksschulpflicht beziehen und behandelt demgemäß Rechtsnatur und Umfang der Schulpflicht, Ort und Art ihrer Erfüllung und die Art der Erzwingung. Besondere Abschnitte sind noch dem Privatunterricht, der Sonntags- und Fortbildungsschule und dem 8. Schuljahr gewidmet. Durchweg sind die bayerischen Bestimmungen in erster Linie und ausführlich dargestellt, die der anderen Bundesstaaten meist nur zum Vergleich herangezogen. Die Einleitung, die die „Geschichte des Schulwesens" nur als einen Kampf der Schule um ihre Befreiung „von den Fesseln der Kirche" darstellt, beeinträchtigt den Wert der im übrigen tüchtigen Schrift. Prof. Dr. Scharnagl.

Einige Gedanken über das Freilichttheater.

Von Rektor C. Ommerborn.

In unserer an einer gewissen Uebersättigung, an Ueberkultur leidenden Zeit wird nicht selten der Ruf ausgelöst: „Zurück zur Natur!" Wie oft dieses Schlagwort sich auch als mißbräuchliche Ausbeutung der berüchtigten Rousseauschen Ideen in seinem „Emile ou sur l'éducation" entpuppt haben mag, in dem Freilichttheater zeigt es einmal die bessere Kehrseite.

Erscheint es nicht als ein Paradoxon, daß der moderne Theaterbesucher, dem sonst kein Luxus zu verfeinert, dem kein Musentempel zu kostbar, ja mit einem Raffinement, der nicht selten Millionen verschlingt, ausgestattet sein kann, auf einmal wieder Gefallen findet an jenen Aufführungen in Gottes freier Natur? An den Freilicht- oder Naturtheatern! bei denen an Stelle der komplizierten maschinellen Bühneneinrichtung der grüne Rasen tritt, wo anstatt der künstlichen Kulisse und des bemalten Hintergrundes der Waldeszauber die Sinne in seinen Bann zieht und wo über dem Ganzen statt des goldstrotzenden Theaterplafonds mit seinem elektrischen Lichtmeer der azurblaue Himmel sich wölbt, von dem die goldene Sonne in den Frieden der Schöpfung herniederlächelt. Fürwahr, eine seltsame Erscheinung unserer Tage.

Und doch ist sie nichts Neues unter dem Mond! Die Mysterien des Mittelalters wanderten ja auch vom Gotteshaus hinaus auf den grünen Anger. Die ursprüngliche Form der Passionsspiele, sowie Darstellungen aus dem Leben der Heiligen fanden unter freiem Himmel statt. Als sich die Schauspielkunst immer mehr profanisierte, hat sie doch niemals ganz darauf verzichtet, sich im Freien zu entfalten. Es sei nur an den Altmeister Goethe erinnert, der im Schloßparke zu Weimar ein Naturtheater geschaffen, von anderen Höfen — zu Versailles usw. — ganz zu schweigen, bei denen man auf grünen Matten das idyllische Schäferspiel bevorzugte. Doch dem Volke war diese Mimik mit der Zeit fast ganz entfremdet, um nun mit einem Schlage in allen deutschen Gauen aufs neue zu erwachen. Auch im Auslande bleibt die Naturbühne nicht zurück; so ward uns begeisterte Kunde von Kopenhagen über die klassische Aufführung der „Antigone" von Sophokles im Schatten uralter Buchen und vom Melodrama des Holger Drachmann in den Schloßruinen von Koldinghus.

Nicht die äußere Verfassung allein ist es, die das Naturtheater mit seinem Waldesrauschen, seinem Blumenduft und Vogelsang so anziehend für das Gemüt macht, es bedarf hierzu für den Geist vor allem noch eines würdigen, gehaltvollen Stoffes, der die Volksseele an der richtigen Stelle zu packen versteht und sich nach Zeit und Ort so recht zur Wiedergabe im Freien eignet. So sind es mit Vorliebe sagenumwobene Plätzchen Erde und historische Orte, wo das Freilichttheater seine Auferstehung feiert. Wer gedächte da nicht der Spiele auf dem Hexentanzplatze im Harz, derjenigen in der Heimat Tells am Vierwaldstättersee, der Brixener Aufführungen im Lande Andreas Hofers, der Naturschauspiele im Böhmer Wald, wo seit Jahren wieder im hellen Sonnenschein gespielt wird? Hierzu gesellen sich neuerdings die „Deutschen Heimatspiele" zur Belebung und Vertiefung des Interesses für die Kriegsnot und Kämpfe unserer Altvordern; von ihnen sei aus neuester Zeit nur hingewiesen auf das Naturtheater auf dem Brauhausberg bei Potsdam, wo das Heimatspiel „Der eiserne Heiland"[1]) aus den Tagen von Kunersdorf 1759 zur Erinnerung an den 200. Geburtstag des alten Fritz an jedem regenfreien Nachmittag vor jung und alt von Berufsschauspielern dargestellt wird. Ferner seien noch Eberhard Königs Festspiel „Albrecht der Bär" auf Pichelswerder an der Havel, sowie die „Hussitenspiele" bei Bernau in der Mark Brandenburg aufgezählt.

Auf die rheinischen Spiele, in der Nähe des geschichtlich so denkwürdigen castrum Bonnense, wurde bereits in Nr. 21 dieser Blätter hingewiesen. Läßt sich hier über die Wahl von Wildenbruchs „Die Rabensteinerin", Hauptmanns „Die versunkene Glocke" und Grillparzers „Medea" ein Pro und Kontra sagen, so ist die Darbietung der dramatischen Sagetschen Dichtung „Der Mönch von Heisterbach" hinsichtlich des Stoffes unzweifelhaft als ein glücklicher Griff zu bezeichnen. Denn, was fügte sich in den Rahmen des Siebengebirges besser ein als diese Legende mit ihrem hervorragend lokalen Interesse, von jeher von Meistern mit gutem Klang besungen! Da werden vor unseren Augen lebendig jene edlen Pioniere deutscher Kultur, wie sie uns in den Mönchsgestalten aus dem ehemaligen Zisterzienser-Kloster Petersthal, dem späteren Heisterbach, vor Augen treten. Wir können uns im Geiste um Jahrhunderte zurückversetzen, in eine längst entschwundene Zeit, so reich an kindlichem Glauben und wahrer Poesie, in der die blaue Blume der Romantik noch ihre zarten Blüten trieb. Da nehmen sie Fleisch und Bein an, die edlen Grafen von Sayn und vom Drachenfels, an welche uns heute nur noch die Ruinen ihrer Burgen erinnern und es wird vor uns lebendig, was dereinst Cäsarius von Heisterbach seiner längst vergilbten Chronik anvertraut. Wir schauen die nach dem Wahlspruche „ora et labora" handelnden Mönche, edle Ritter und fahrende Sänger, Bauersmann und Bürger von echtem Schrot und Korn. Die Kraft des Glaubens triumphiert über jegliche Qual des Zweifels, welcher der Menschenseele die Freude am Dasein zu vergällen sucht. Und das alles schaut man inmitten der Reben, auf grüner Bergeswiese (am Drachenbronnen) oder beim Rauschen des Rheinstromes (auf der Insel Grafenwerth), während die Vögel im Gezweige zwitschern wie ehedem und die Laubhölzer und die Tannen sich wiegen unter dem Säuseln des Windes. — Heilige Stille tritt ein unter der buntbewegten Zuschauermenge, wenn der Gong erschallt; und alles blickt gespannt zu dem sich zur Seite bewegenden Vorhang, der die Naturszene verhüllt. Nun hängen sie an den Lippen jener asketischen Erscheinnng im Ordenshabit, folgen dem Grübler und Zweifler, wie er über die Worte des hl. Petrus sinnt:

„Dem Herrn sind tausend Jahre wie ein Tag
und ein Tag wie tausend Jahre!"

Nicht eher will er sich mit seiner Logik dem unlösbaren Rätsel der Ewigkeit unterwerfen, bis ihm ein Wunder das Geheimnis ergründet. Und siehe, das Wunder tut sich auf in einem 300 Jahre währenden Schlafe, in welchem der Erscheinungen Flucht wie im Traume an ihm vorüberziehen: bis schließlich wilde Mordgesellen den heiligen Frieden des Klosters brechen und keinen Stein auf dem anderen lassen. Nur auf eine Stunde, bis zur Vesper, hat er sich anno Domini 1196 hinlegen wollen, und als er beim Vesperläuten erwachte — da schreibt man im Jahre des Heils 1496. — —

Entspricht das schauspielerische Können dem hohen Ernst der gestellten Aufgabe — und das war bei der Erstaufführung am 16. Juni 1911 der Fall! —, dann erzeugt sich in der Seele jene Illusion, die einen nachhaltigen wohltätigen Einfluß auf die Handlungen der Menschen auszuüben vermag. Denn die Schaubühne bleibt so lange eine wirkliche Bildungsstätte, als sie das Triviale meidet und das Volk von den Kämpfen und Sorgen des Alltagslebens hinweg zu den lichten Himmelshöhen des Erhabenen emporzuheben weiß.

In diesem Sinne wird auch das einfachste Freilichttheater in der an Idealen so armen Gegenwart berufen sein, zu der sittlich-religiösen Hebung des Volkes ein Scherflein beizusteuern!

[1]) Eine Schmiede.

Münchener Juryfreie Kunstausstellung.

Von Dr. O. Doering-Dachau.

Aus der Schrannenhalle hat die heuer zum zweiten Male veranstaltete Münchener „Juryfreie Kunstausstellung" nach den stattlichen Gebäuden der Theresienhöhe übersiedeln dürfen und ist daselbst in der Halle III mit solchen Massen von Gemälden, Zeichnungen, Graphiken und Skulpturen eingezogen, daß gut und gern noch eine andere Halle dazu hätte genommen werden können. Es wäre dann erst möglich gewesen, die Aufhängung so einzurichten, daß ein jeder Künstler und auch das Publikum hätte zufrieden sein können. Freilich gibt es Leute bösartigen Charakters, die da behaupten, es sei ganz nützlich, daß man vieles undeutlich oder gar nicht sieht. Aber im Grunde genommen ist es doch besser, wenn ein jedes Werk seine Eigenschaften klar ad oculos bringen kann, und dazu ist ja die „Juryfreie" auch in erster Linie da. Daß der Gedanke, der ihr zugrunde liegt, richtig ist, darüber herrscht ja längst kein Streit mehr. Es ist zweifellos, daß eine Gelegenheit gegeben werden muß, um berechtigten und unberechtigten Klagen über Vernachlässigung den Boden zu entziehen und damit die Vermutungen über deren etwaige Gründe endlich einmal zum Schweigen zu bringen. Und wenn zwischen all dem gemalten, gestochenen und bildgehauenen Elend, und zwischen all dem, was weder gehauen noch gestochen ist, sich hin und wieder Werke besserer Art feststellen lassen, denen auf diese Art der Weg in die Oeffentlichkeit gebahnt wird, ja wenn gar die „Juryfreie" es möglich macht, verschüchterte oder zurückgedrängte wirkliche, starke Talente ans Licht zu ziehen, so wollen wir ihr von Herzen dankbar sein und alles übrige gern in den Kauf nehmen. Freilich, was muß man nicht alles über sich ergehen lassen! Es fehlt in dieser Ausstellung nicht viel an 1400 Nummern, die zwischen 40 bis 50 Säle und Zimmer erfüllen. Gemeiniglich ist der erste Eindruck beim Betreten eines solchen Raumes entschieden ungünstig. Sonst finde ich immer, daß wirklich bedeutende Werke, die zwischen anderen hängen, den Blick vor allem auf sich selbst ziehen, aber hier ist es umgekehrt, das Bessere versteckt sich zwischen dem Wust. Letzterer besteht aus unbeholfenen Arbeiten talentloser Schüler, die vielleicht gern etwas lernen möchten, und solcher, die da glauben, es nicht nötig zu haben; aus Werken voll blöder Nachahmerei, unberechtigter Willkür und Verschrobenheit aller Art. Den Lohn für die Geduld, mit der wir sie hinnehmen, finden wir in den wenig zahlreichen Arbeiten, die von gewissenhaftem Streben,

echter Selbständigkeit und Talent zeugen. Und daran fehlt es gottlob nicht, mögen sie auch vielleicht noch nicht zehn vom Hundert betragen.

In der Gesamtheit ist München sehr stark vertreten, das übrige Deutschland kommt knapp weg, ein Weniges bietet auch das Ausland. Die französische Schule überwiegt, und dabei ist doch bemerkenswert, wie gering gerade die Qualität fast aller französischen Werke ist — eine Beobachtung, die sich heuer im großen in der Römischen Kunstausstellung wiederholt. Techniken finden sich alle, die es gibt, und noch einige. Zwischen ihnen und dem Gegenstande ein Gleichgewicht zu schaffen, haben nur wenige Künstler versucht und sich damit auf beachtenswerte Höhe gestellt. Somit dürfte man eigentlich eine Einteilung nach Gegenständen bei der Besprechung kaum wagen. Dennoch mag sie der Uebersichtlichkeit wegen erlaubt sein.

Landschaften sind natürlich in überwiegender Zahl; so von den Münchnern W. Bornemann, F. Reder-Broili, Maria Schmidt-Franken, ferner von W. Bröker-Kösen, Felgentreu-Locarno, Elsa Frankl-Herzberg-Gauting (die auch als Porträtistin Gutes leistet), M. E. Giese-Pasing, H. Heijligers-Elspeet (Holland), W. Kopp-Gautzsch, L. v. Senger-Fürstenfeldbruck, A. Streubel-Chemnitz, M. Watermeyer-Naumburg, H. J. Wrage-Gremsmühlen. Bildnisse und figürliche Studien interessieren von J. Greve (mit einem gut charakterisierten Christuskopf), Martha Wiebahn, Adele Siegmund, F. Mische (mit Bildnis Papst Pius X.) R. Junghaus, Julie Graeff, E. Blume usw. alle aus München, H. Schadow-Berlin, A. Rettelbusch-Magdeburg. Von Stilleben-, Blumen- und Tiermalern erwähne ich Isidore Rosenstock-Paris, Adeline Koerner-Chemnitz, F. Hövemeyer-München, C. v. Dombrowski-Wien. Endlich die Historien, die Allegorien, die religiösen Bilder. Ihre Zahl ist groß, weil Anfänger ihre Kräfte leicht überschätzen. Speziell unter den religiösen Bildern sind Stücke — ich gedenke eines Abendmahls- und eines Pfingstbildes, der Name des Malers sei lieber nicht genannt —, von denen man hoffen muß, daß die Leistung vergeben wird, weil der Betreffende nicht wußte, was er tat. Nur einige bessere seien hervorgehoben. Etwa die koloristisch interessanten Stücke von J. Eberz-Stuttgart; Kain und Abel von F. Garz-München; tiefer empfundene religiöse Motive von C. Schweitzer-München. Hierher dürfen auch die recht tüchtigen Radierungen von K. Lürtzing-Erfurt gerechnet werden. Wegen ihrer Verwandtschaft mit der Malerei seien außerdem einige interessante Emaillen von E. F. Berner-München, sowie Glasmalereien von A. Staudinger genannt, letztere überwiegend mit Heiligenfiguren. Von Plastiken gehören zur kirchlichen Kunst diejenigen von Mania Kacer-München an, die eine herbe und monumentale bedeutende Art zeigen, ferner die Arbeiten von M. Preisinger-München, von denen ein schlichtes Relief, Adam und Eva, zu loben ist. Weiter erwähne ich die Tiere von H. Gsell-München und Helene Keyserlingk-Sindelsdorf, Porträts von Valerie Scholl, Kleinskulpturen von G. Köhler, beide in München. Ein feines figürliches Relief ist von Th. Charlemont-Wien. — Beim obigen wird aufgefallen sein, daß verhältnismäßig viele Leistungen von Künstlerinnen Hervorhebung verdienen. Unerwähnt blieben geflissentlich die Werke von längst hinlänglich bekannten Künstlern, deren Plätze, dem Zwecke der Ausstellung angemessen, besser durch Talentproben von Unbekannten ausgefüllt worden wären.

Christliche Kunst.

Ein Kunstwerk, das sich getrost neben die Leistungen alter Zeiten stellen darf, ist ein geschnitzter und gemalter Altaraufsatz, der in den letzten Tagen im Münchener Studiengebäude des Bayerischen Nationalmuseums ausgestellt war, bevor er an seinen Bestimmungsort, die St. Johanniskirche zu Freising, übersiedelte. Die herrliche Arbeit stammt nach dem Entwurfe des kgl. Konservators Angermair von den Münchener Künstlern Bildhauer Buscher und Maler M. Schiestl. Die Polychromierung wurde nach Angaben des kgl. Konservators Professor Haggenmiller ausgeführt. Im Stile folgt der neue Altar dem der bekannten spätgotischen Schnitzaltäre und ist demgemäß mit zwei Flügeln versehen. Im Mittelschrein bewundern wir die geschnitzten, reich bemalten und vergoldeten Figuren der Madonna Immaculata, des hl. Sigismund und Korbinian. Letztere beide sind sehr schöne alte Originalfiguren, jetzt nur aufgefrischt. Die Flügel sind von beiden Seiten bemalt, innen mit der Szene des Sündenfalls, der Verkündigung, der Verehrung des Kindes durch das hl. Paar, endlich der Himmelfahrt Mariä. Diese Bilder sind bereits bekannt und im Kunsthandel veröffentlicht. Die Außenseiten der Flügel zeigen die Begegnung Mariä mit St. Elisabeth sowie die Taufe Christi, halten also die Beziehung zum Kirchenpatronat klar. In der Predella sehen wir St. Johannes den Evangelisten auf Patmos. Reiches Ast- und Laubwerk bildet die Umrahmung und die Bekrönung des Altars, der seiner künftigen Stätte zu wahrhafter Zierde gereichen wird.

Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Felix Mottls Erkrankung. Im ersten Akte des „Tristans“ wurde Hofoperndirektor Mottl von einem Herzkrampfe befallen. Es war ihm noch möglich, den Dirigentenstab dem Konzertmeister Ahner zu übergeben, so daß die Vorstellung keine Unterbrechung erlitt. Draußen wurde Mottls Zustand sehr besorgniserregend und die Aerzte bemühten sich stundenlang um ihn, der erst im späteren Verlaufe des Abends in seine Wohnung gebracht werden konnte. Mittlerweile hatte Hofkapellmeister Cortolezis den Konzertmeister (unbemerkt vom Publikum) abgelöst. Die weiteren Akte dirigierte Franz Fischer. Zdenka Faßbender sang die Isolde. Trotz der seelischen Erschütterung vermochte Mottls Braut die Rolle tapfer zu Ende zu führen. Die Nachrichten über das Befinden des großen Künstlers lauteten anderen Tags anfänglich recht günstig, im Widerspruch hierzu stand freilich seine Ueberführung ins Krankenhaus. Daselbst wurde die Eheschließung, die erst in den Ferien hätte stattfinden sollen, zwischen Mottl und Zdenka Faßbender vollzogen, so daß die Kammersängerin die Pflege übernehmen konnte. Mittlerweile hat sich der Zustand des Patienten gebessert, soll aber noch sehr ernst sein, so daß für die Leitung der Festspielaufführungen bereits Ersatzkräfte gesucht werden. Der unziemliche und unsachliche Artikel eines sozialistischen Blattes, der am Tage der Tristanaufführung erschien, soll der äußere Anlaß zu Mottls folgenreicher Erregung gewesen sein. Sicherlich hätte er das Elaborat achselzuckend beiseite gelegt, wenn die Ueberanstrengung der letzten Wochen seine bewunderungswürdige Elastizität nicht bereits herabgemindert gehabt hätte. Die Personalunion der Leitung der Hofoper und der Akademie der Tonkunst bringt in diesem Monat der Festspielvorbereitungen und Prüfungen eine Ueberfülle von Arbeit, und es liegt in der Natur einer so kraftvollen und willensstarken Persönlichkeit, wie diejenige Mottls ist, daß sie sich erst schont, wenn die harte Notwendigkeit sie zwingt. Die Teilnahme an dem Mißgeschick des großen Künstlers ist allgemein, sie beschränkt sich nicht auf Münchens kunstliebende Bevölkerung. Aus aller Welt kommen die besorgten Anfragen und die innigen Wünsche für Felix Mottls Genesung.

Gäste im Hoftheater. Traute Carlsen setzte als Shaws Kleopatra und Hebbels Klara in „Maria Magdalena“ das im „Egmont“ begonnene Gastspiel fort. Sie gefiel in beiden, auf die letztere Rolle darf man wohl das größere Gewicht legen. Das bürgerliche Trauerspiel verliert im großen Hause an intimer Wirkung, der Gast gehörte jedoch zu den wenigen der Darsteller, die man in der zweiten Hälfte des Parketts noch Wort für Wort verstand. Meine guten Eindrücke von neulich wurden neuerdings bestätigt und ich sehe keinen Grund, von dem Engagement abzuraten, wie dies von einigen Seiten geschieht. Man sagt, Fräulein Lossen bliebe immer noch unersetzt, nun, gerade diese Künstlerin brauchte geraume Zeit, um durchzudringen. — In der Oper gastierte Georg Harrison als Tonio im „Bajazzo“. Der Engländer, welcher bisher italienischen Bühnen angehört hat, stellte die wirksame Rolle mit rassigem Temperament dar. Die Vorzüge der Stimme liegen vorwiegend in der Höhenlage. Man wird wohl Gelegenheit haben, den beifällig aufgenommenen Gast noch in anderen Partien zu sehen.

Zwei Tänzerinnen stellten sich dem Münchener Publikum vor. Luise Stolze und Lucie King zeigen die Entwicklung ihrer Kunst von den Anfängen bis zum Walzer. Sie wollen nicht „rekonstruieren“, sondern „nachempfinden“. Dies gelingt ihnen bei alten und neuen Tänzen gut; besonders reizvoll waren „Tanagra“, „Bauerntanz“, „Menuett“ und „Walzer“. Aber auch in den egyptischen, hebräischen, etruskischen und griechischen Tänzen zeigten die Damen viel Stilgefühl. Ihr technisches Können ist stattlich. Sehr geschmackvolle und farbenprächtige, von Künstlerhand entworfene Gewandungen unterstützten die gute Wirkung der fesselnden und durchaus dezenten Darbietungen.

Verschiedenes aus aller Welt. Verschiedene Freilichtbühnen wurden heuer am Rhein begründet. Die Aufführungen in der Nähe des Siebengebirges sind an anderer Stelle dieses Heftes (wiederholt) gewürdigt. Die Sophokleische „Antigone“ wurde im Park des Lustschlößchens Benrath durch das Ensemble des Düsseldorfer Schauspielhauses gegeben. Die erste Aufführung wurde durch ein Gewitter gestört. — Die Stadt Düsseldorf beschloß, das von Luise Dumont geleitete Schauspielhaus zu subventionieren. — Unter der Leitung des Komponisten wurde kürzlich Rich. Straußens „Rosenkavalier“ in Köln erstmalig gegeben. Die Aufnahme war sehr beifällig, doch fühlte das Publikum die großen Längen. — Das Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft verzeichnet 1220 Shakespeareaufführungen im Jahre 1910. Die größte Anzahl ist in Berlin zu verzeichnen, dann folgen München, Wien, Leipzig, Dresden, Köln usf. — Das 17. Schlesische Musikfest in Görlitz führte in großen Zügen von Haendel und Bach zu Richard Wagner. Generalmusikdirektor Dr. Muck leitet die Konzerte seit 17 Jahren. Die Berliner Königliche Kapelle und ein aus allen Teilen Schlesiens zusammengestellter Massenchor boten unter seiner Direktion rühmliches; ganz besonders glänzend fiel die Aufführung der „Missa solemnis“

aus. — Auf dem Beethovenfest in Eisenach wurden sämtliche Streichquartette des Meisters durch das Frankfurter Rebnerquartett geboten. — Die schon im Vorjahre erprobten Opernaufführungen im Freien in Zoppot wurden wieder aufgenommen. Das sich für diese Naturbühne passend erwiesene „Nachtlager von Granada“ soll nun auch auf einer Waldwiese bei Hirschberg in Schlesien gespielt werden. — Auch Nürnberg bereitet ein Freilichttheater vor. Im Tal des Schmausenbuck, eines bewaldeten Hügels im Stadtgebiet, soll das geschichtliche Schauspiel: „Der Losunger von Nürnberg“ von Franz Dittmar zur Aufführung kommen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Trotz der sommerlich stillen Saison und der sich mehr und mehr bemerkbar machenden Ferienzeit gönnen sich die Börsen keine Ruhe. Berlin konnte sich sogar eine veritable Hausse erlauben, wenn auch in Spekulationswerten reinster Güte. Das vielfach künstlich gepflegte Interesse für die Kolonialwerte ist zeitweise in eine als durchaus ungesund zu bezeichnende Haussebewegung ausgeartet. Das grosse Publikum wird nur gut tun, sich dieser Kategorie von Spielobjekten gegenüber strikte ablehnend zu verhalten. Es ist ja zur Genüge bekannt und kann nicht deutlich genug wiederholt werden, dass alle Hinweise auf Rentabilität und Entwicklung derartiger Gesellschaften ohne grossen Wert oder wenigstens stark übertrieben sind. Desgleichen sind die wilden Kurstreibereien in den zeitweise haussierenden Warschau-Wiener Eisenbahnaktien unbegründet, und alle Meldungen bezüglich Verstaatlichung dieser Bahn seitens der beiden Staaten Russland und Oesterreich sind reinste Börsenmanöver. Die Kurzlebigkeit dieser und ähnlicher Spezialhaussen charakterisiert dies auch am besten. Bedauerlich ist nur, dass die Berliner Börse durch derartige, glücklicherweise aussergewöhnliche Vorgänge an ihrer sonstigen anerkannt ruhigen und sachgemässen Beurteilung Einbusse erleiden kann. Daher ist ein eingehender Hinweis auf diese zur 'offenen Kritik herausfordernden Vorgänge wiederholt schon von nöten gewesen.

Börsentechnische Momente würden zurzeit eher eine schärfer rückläufige Bewegung begründen. Die grossen mannigfaltigen Vorbereitungen zur diesmonatlichen Liquidation beherrschen ohnehin alle Interessen mehr als in früheren Monaten. Auch bleibt abzuwarten, ob die allgemein vorherrschende Ansicht zutrifft, dass infolge dieser frühzeitigen und seriösen Vorbereitungen der Geldbeschaffung zum bevorstehenden Semesterschluss bei Beginn des neuen Monats eine allgemeine Gelderleichterung eintreten wird.

Aus der Industriewelt ist zurzeit auch nur wenig Günstiges zu melden. Die vorstehende Preisermässigung der Eisenhalbfabrikate beim Deutschen Stahlwerksverband und schlechtere Berichte vom Kohlenmarkt, die Auflösung der deutschen Drahtkonventionen und sonstige Meldungen aus den Eisen- und Kohlenrevieren lassen diese Branchen neuerdings ungünstig erscheinen. Dann die allgemeine Müdigkeit und Unschlüssigkeit wegen Verlängerung der verschiedenen Syndikate und Verbände geben weiterhin andauernden Anlass zur Sorge für die Aktienbesitzer. Die verschiedenen Glattstellungen und die zum Teil anscheinend zwangsweise vorgenommene Effektenrealisation verflauten auch andere Effektenmärkte. Sogar die Favoritwerte der Elektrobranche mussten mitunter erhebliche Kursverluste erleiden. Immerhin bleiben die allgemeinen Aussichten für die heimische Industrie die gleich guten. Nach unausbleiblichen, mehr oder minder lange andauernden Reaktionen wird die gesunde Weiterentwicklung unserer deutschen Industrie fortdauern. Börsenschwankungen und Industrieentwicklung sind denn auch getrennt zu behandelnde Momente. Bei einigermassen günstigen Ernteerträgnissen werden wir für das laufende Jahr auch weiterhin für Handel und Industrie bei uns gebesserte Zeiten sehen. Die hohe Auslandspolitik wird schon in Anbetracht der Sommerzeit, angesichts der englischen Krönungsfeierlichkeiten und der bei dieser Gelegenheit von selbst gegebenen Rendezvous aller Dynastien und Völker bis auf weiteres in den Hintergrund treten. Die Börse in London feiert einige Tage, und da auch Neuyork stille Börsen und geringfügiges Geschäft meldet, wird sich auch der Verkehr bei anderen heimischen Börsen abflachen und beruhigen. Die Ziffern des Jahresabschlusses der Reichshauptkasse per 1910 mit einem Ueberschuss von 117 Millionen Mark lassen für die Weiterentwicklung unseres Reichshaushaltsetats die besten Hoffnungen. Mehreinnahmen durch Post, Eisenbahnen und Minderausgaben für Heer, Marine usw. ermöglichen dieses günstige Resultat, das im allgemeinen Interesse erfreulich zu nennen ist. M. Weber.

Die Süddeutsche Bodenkreditbank München wird auf Grund ihres Prospektes 15 Millionen Mark ihrer 4%igen Pfandbriefserie 68 zur Notiz an der Frankfurter Börse — in Augsburg und München sind dieselben bereits notiert — gelangen lassen.

Pfälzische Bank. Die bekannte Interessengemeinschaft mit der Rheinischen Creditbank Mannheim (Konzern Deutsche Bank), sowie der Direktorenaustausch zwischen beiden Banken wurde in den Generalversammlungen einstimmig genehmigt. M. W.

Wir weisen auf den dieser Nummer beiliegenden Prospekt hin, welcher unsere Leser über das neuerschienene, prächtige Reisewerk „Ungarn“, Verlag der **Chr. Belserschen Verlagsbuchhandlung, Stuttgart,** orientiert: Dasselbe bezweckt die ungarische Nation mit ihren nationalen Eigentümlichkeiten, ihrer historischen Entwicklung und ihren Naturschönheiten aller Welt bekannt zu machen. Allein der künstlerische Bildschmuck des Werkes bereitet der Ahnungslosigkeit westeuropäischer Betrachter eine unerhörte Ueberraschung. Der Preis Mk. 25.— ist äußerst mäßig und nur ermöglicht worden durch eine Subvention der Kgl. Ungarischen Staatsbahnen.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ◦ Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 27. München, 8. Juli 1911. VIII. Jahrgang.

Der Fall Jatho.

Von einem Protestanten.

Richard Rothe, der scharf- und feinsinnige Ethiker, behauptete: „Der Protestantismus ist ein Prinzip, der Katholizismus ist eine Kirche.“ Mit dem ersten Teil dieses Satzes dürften nur die allerwenigsten Protestanten positiver Richtung zufrieden sein; denn nach ihrer Ueberzeugung ist der Protestantismus zugleich eine Gemeinschaft von Gläubigen und daher notwendig kirchenbildend. Die Beurteilung des Falles Jatho bestimmt sich nach der Antwort auf die Frage: Ist der Protestantismus lediglich ein Prinzip oder gibt es eine protestantische Kirche?

Fassen wir zunächst die Vergangenheit Jathos ins Auge! Er ist 1851 in Kassel geboren, 1891 von der evangelischen Gemeinde in Köln zu ihrem Pfarrer gewählt worden. Die Kirchenbehörde vernahm bis zum Jahre 1905 über ihn nur Günstiges; es wurde gerühmt, daß er auf die der Kirche Fernstehenden eine großartige Anziehungskraft ausübe. Erst von dem genannten Jahre wurde von der „neuen Religion“ geschrieben, die Jatho in einer Sammlung gedruckter Predigten verkündige. Beschwerden, die von einzelnen Gemeindegliedern und von der Vereinigung der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses einliefen, veranlaßten das Kirchenregiment zu Ermahnungen Jathos, die jedoch von diesem wenig beachtet wurden; vielmehr erregte ein Vortrag desselben über das heilige Abendmahl neues Aergernis, so daß drei Gemeindeglieder in einer Eingabe klagten, er trage unter Verwerfung des Gedankens der Erlösung durch Jesus Christus, den er nur als Menschen ansehe, mit sinnberauschender Beredsamkeit Zwiespalt und Wirrwarr in die Gemeinden. Darauf erfolgte eine ernste Erinnerung und Verwarnung. Durch die „Vossische Zeitung“ wurde nun aber im Frühjahr 1909 bekannt, daß Jatho bei der Konfirmation ein vom Apostolikum stark abweichendes, von ihm selbst verfaßtes Bekenntnis ablegen lasse. In erstaunlicher Nachsicht beschränkte sich das Konsistorium wiederum auf eine Warnung vor weiterem Verstoß gegen die kirchliche Ordnung. Die Vorträge, welche Jatho in Köln und anderwärts hielt, gaben neuerdings Anstoß, zumeist der von ihm trotz der Abmahnung der Kreissynode Barmen erstattete Ostervortrag. Nicht minder anstößig war Jathos Wirken in den sogenannten „Grünen Blättern“ usw. Mit dem am 16. März vorigen Jahres von König Wilhelm II. unterzeichneten Irrlehregesetz war nun dem preußischen Oberkirchenrat ohne disziplinares Einschreiten die Möglichkeit zum Vorgehen gegen Jatho gegeben. Am 18. November 1910 erklärte das Konsistorium zu Koblenz, daß in der Angelegenheit Jatho der Fall des erwähnten Gesetzes zutreffe. Der erste Paragraph desselben nimmt die Möglichkeit in Aussicht, „daß ein Geistlicher in seiner amtlichen oder außeramtlichen Lehrtätigkeit mit dem Bekenntnis der Kirche dergestalt in Widerspruch geraten ist, daß seine fernere Wirksamkeit innerhalb der Landeskirche mit der für die Lehrverkündigung allein maßgebenden Bedeutung des in der Heiligen Schrift verfaßten und in den Bekenntnissen bezeugten Wortes Gottes unvereinbar ist.“

Das Bekenntnis, welches Jatho seine Konfirmanden jahrzehntelang hatte ablegen lassen, lehnt sich einigermaßen an das Apostolikum und Aussagen der Hl. Schrift an und entbehrt weder sittlichen Ernstes noch wohltuender Wärme, aber von Jesu Christi Empfängnis vom hl. Geist, der Jungfrauengeburt, Höllenfahrt, Auferstehung, Himmelfahrt, Sitzen zur Rechten Gottes, Wiederkunft zum Gericht, Ausgießung des hl. Geistes, Auferstehung des Fleisches und ewigem Leben weiß es nichts zu sagen. Die geschichtlichen Heilstatsachen sind somit für die durch Jatho konfirmierten Kinder nicht vorhanden. Was hatten die Erwachsenen an ihm?

Als das Verfahren gegen Jatho eröffnet wurde, gingen seine Anhänger an die Sammlung von Erklärungen zu seinen Gunsten. Im Verlauf von drei Monaten brachten sie 44 000 Unterschriften zusammen. Die kirchlich-liberalen Protestanten von Köln, dem Rheinland und Westfalen, Hannover, Schleswig-Holstein, Berlin, Schlesien, Kassel, Nassau, Hessen und Baden traten für Jatho als „religiöse Persönlichkeit“ ein oder protestierten gegen den Versuch eines unevangelischen Eingriffes in die Rechte der Einzelgemeinde; wertvoller als deren Redensarten ist die Versicherung von Frauen der evangelischen Gemeinde zu Köln, daß Jatho viele ihrer Männer wieder zum Kirchenbesuch bewogen und so das Familienleben christlicher gestaltet, daß er im Asylverein die Aermsten des weiblichen Geschlechts sittlich gehoben habe. Auch sein Wirken im Kindergottesdienst wird gerühmt, und die Konfirmanden und Religionsschüler der letzten Jahre danken ihm dafür, daß er ihnen „den Sinn erschlossen hätte für die Herrlichkeit der göttlichen Offenbarung in ihnen und um sie her.“ Höchst bedenklich ist die Erklärung von drei Universitätsprofessoren, unter denen sich der positiv gesinnte Kirchenrechtslehrer Sohm befindet; als Laien wollen sie zunächst über die Theologie Jathos kein Urteil abgeben, aber auch wenn die Lehre des Pfarrers Jatho angesichts des geltenden kirchlichen Bekenntnisses durchaus unhaltbar sei, so erachten sie doch das Einschreiten des Kirchenregiments gegen den Willen der Gemeinde für eine Vergewaltigung nicht so sehr des Geistlichen als vielmehr der Gemeinde. Wenn Jatho, dessen Persönlichkeit auch von seinen Gegnern geschätzt wird, es vorzüglich verstand, in den Erwachsenen wie in der Jugend religiöse Gefühle zu wecken, so war doch sein Wirken, vom kirchlichen Standpunkt aus betrachtet, ein die Kirche zerstörendes; an kein Dogma sich bindend, huldigte er einem schier schrankenlosen Subjektivismus; würde seine Art allgemein, so müßte die protestantische Kirche in Atome sich auflösen, im günstigeren Falle käme es zum Independentismus, zur Bildung einzelner, von dem religiösen Standpunkt ihres Geistlichen abhängiger Gemeinden.

Dies zu verhüten griff der Evangelische Oberkirchenrat ein, indem er die Angelegenheit vor das nach dem Gesetz vom 16. März 1910 gebildete Spruchkollegium brachte. Es gehören diesem an vier Mitglieder der genannten höchsten Kirchenstellen, zwei Universitätsprofessoren, drei Mitglieder der Generalsynode, der Stellvertreter der Generalsuperintendenten der Rheinprovinz und drei Mitglieder der rheinischen Provinzialsynode. Von diesen 13 Angehörigen des aus 8 Geistlichen und 5 Laien bestehenden Kollegiums müssen mindestens 9 sich für den Antrag des Oberkirchenrates aussprechen, wenn die Entfernung eines Geistlichen aus seinem Amte möglich sein soll. In diesem Falle verliert derselbe die Rechte des geistlichen Standes, erhält jedoch das gesetzliche Ruhegehalt als Jahrgeld.

Ehe es zur abschließenden Verhandlung kam, fand in Berlin eine sehr stürmisch verlaufene Demonstrationsversammlung zugunsten Jathos statt, in welcher dem einzigen Vertreter des christlichen Glaubens gegenüber höchst betrübende Aeußerungen fielen, und an der sich trotz des Verbotes des Konsistoriums auch drei liberale Geistliche beteiligt hatten. Anderwärts suchte man durch Drohungen mit Massenaustritt aus der Kirche oder mit Masseneingaben gegen das Apostolikum einschüchternd auf den Oberkirchenrat zu wirken. Dagegen erklärte das Haupt-

organ der Sozialdemokratie, Jatho gehöre nicht in die Kirche, und das der preußischen Modernen, die „Preußische Kirchenzeitung“, versicherte: „Gerade weil wir die Landeskirche auch noch für eine ‚Gesamtgemeinde‘ halten, darum können und wollen wir sie nicht in ein Konglomerat von Einzelgemeinden, die lediglich in sich selbst die Entscheidung darüber haben, was sie für christliches Leben halten, auflösen lassen.“

In der Verhandlung des Spruchkollegiums, welche am 23. und 24. Juni stattfand, stellte sich nun heraus, daß Jatho sich in Wirklichkeit noch weit mehr von den Grundwahrheiten des christlichen Glaubens entfernt hat, als man nach seinem für die Konfirmanden verfaßten Bekenntnis vermuten durfte. Einen Gott außerhalb der Welt, einen Weltschöpfer vermöge er nicht anzuerkennen, er gestehe nur einen Gott zu, den jeder in seinem Herzen erkenne, nur auf das subjektive Moment komme alles an. Er könne auch ohne Jesus auskommen, den Namen Christus gebrauche er gar nicht, doch sei ihm dieser immerhin die Idee der Menschheit. Bei diesem offenen Eingeständnis seines völligen Unglaubens kämpften Jathos Verteidiger für eine verlorene Sache. Der eine, Professor Baumgarten, gab ihn als Theologen preis, da er schon im Gottesbegriff von den Grundlagen des Evangeliums abweiche, aber er führe doch in den Vorhof des Christentums, und seine Praxis sei, wie viele in den wärmsten Ausdrücken gehaltene Briefe aus allen Bevölkerungsschichten bewiesen, besser als seine Theologie; er löse nicht nur Stimmungen, sondern auch sittliche Kräfte aus. Der zweite Verteidiger, Liz. Traub aus Dortmund, wies darauf hin, daß Jatho 30 Jahre lang unbeanstandet gewirkt habe; er stellte die kühne Behauptung auf, die evangelische Kirche habe kein festes Bekenntnis, sie sei tatsächlich heute schon ein Sprechsaal, eine katholische Bindung auf das Ordinationsgelübde lasse die fortschreitende Erkenntnis nicht gelten.

Das Spruchkollegium war entgegengesetzter Ueberzeugung. Es erklärte sich für die Entfernung Jathos aus dem geistlichen Amte. Wie zu erwarten war, wird seine Entscheidung von allen, denen der negative Protestantismus höher steht als das Christentum, mit leidenschaftlicher Entrüstung zurückgewiesen.[1]) Indem Jatho seinen Freunden vom Austritt aus der Kirche abriet, zeigte er sich in kirchenpolitischer Beziehung nicht als so kindlich, wie Baumgarten ihn darstellte; die Mehrheit soll, das ist seine Meinung, das bisher geltende Bekenntnis der evangelischen Kirche beseitigen. Können Protestanten, denen die segensreiche Einwirkung des Christenglaubens auf unser Volk am Herzen liegt, nicht wünschen, daß innerhalb der römisch-katholischen Kirche ein auflösender Modernismus die Oberhand gewinne, so werden umgekehrt Katholiken, welche in der Politik die Dinge nehmen, wie sie sind, die zunächst der protestantischen Landeskirche Preußens drohenden Kämpfe ebenfalls mit ihren Wünschen für diese verfolgen; vom Sieg des Unglaubens hätten der Jungliberalismus und zumal die Sozialdemokratie den Hauptgewinn, das gemeinsame Vaterland trüge unheilbaren Schaden davon.

---

[1]) Von anderen Erörterungen in liberalen Blättern sticht wohltuend ab, wie der durch seine Artikel zur Förderung des konfessionellen Friedens auch weiteren Kreisen bekannt gewordene Nürnberger protestantische Stadtpfarrer Julius Schiller in der liberalen „Augsburger Abendzeitung“ (Nr. 177 vom 28. Juni 1911) „Zum Fall Jatho“ sich vernehmen läßt. Schiller schreibt u. a.: „Die Entscheidung, welche das Spruchkollegium gefällt hat, ist darum so bedeutsam, weil nunmehr festgestellt ist, daß nicht jeder evangelische Geistliche in Preußen auf der Kanzel jedes lehren darf. Und es ist gut, daß dieses ausgesprochen worden ist. Sonst würde der immer weiter um sich greifende Subjektivismus den Bestand der preußischen Landeskirche ernstlich gefährdet haben .... Jatho hat mit einer Offenheit und Ehrlichkeit, die ihresgleichen sucht, allüberall, auch vor seinem Kirchenregiment, seine religiösen Grundanschauungen kundgegeben, und man braucht kein Fachtheologe zu sein, um bei einer Prüfung derselben sich zu sagen: Mit dem Christentum hat diese Religion so gut wie nichts gemeinsam. Jatho sagt klipp und klar: Es gibt keinen außerweltlichen Gott, so wenig wie einen zeitlich bestimmten Schöpfungsakt. Das Christentum ist weder die allein wahre, noch die allein berechtigte Religion. Das persönliche Fortleben nach dem Tod lasse ich dahingestellt. .... Niemand wird bestreiten wollen, daß Jatho in einem vollständigen und grundsätzlichen Gegensatz zu den Lehren der Kirche sich bewegt. Der Fall Jatho hat mit der Forschungsfreiheit nichts zu tun. Was wäre dies auch für eine merkwürdige Kirchenverfassung, welche eine schrankenlose, unbedingte Lehrfreiheit gewähren wollte! .... Wo kommen wir hin, wenn unseren Predigern eine absolute Redefreiheit gestattet würde! Wäre das nicht der Anfang vom Ende und gleichbedeutend mit der Selbstauflösung?“

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der deutsche Löffel im marokkanischen Brei.

Gegenüber dem Trauerspiel, das die Franzosen in Marokko aufführen, und dem Satyrspiel der Spanier hatte die deutsche Regierung bisher den geduldigen Zuschauer abgegeben. Auch den stillen Zuschauer, nachdem die zarten Warnungen unserer Offiziösen im Anfang der französischen Aktion wirkungslos geblieben waren. Jetzt aber ist die deutsche Politik plötzlich aus der passiven Haltung herausgetreten. Die Regierung hat das Kanonenboot „Panther“ nach Agadir geschickt, um den dortigen Deutschen, die wegen des drohenden Uebergreifens der Unruhen auf den Süden Marokkos vorstellig geworden waren, den Schutz des Mutterlandes zu gewähren. Eine solche Entsendung eines Schutzschiffes an eine fremde Küste ist nichts Ungewöhnliches; sogar die Amerikaner mit ihrer hochgespannten Monroe-Doktrin haben derartige Unternehmungen gegen Haiti oder Venezuela tolerieren müssen. Das gegenwärtige Vorgehen gegen einen marokkanischen Landesteil würde auch als eine einfache Maßregel zum Schutze deutscher Bürger und ihrer Interessen von der öffentlichen Meinung mit Gleichmut hingenommen werden, wenn Marokko noch wäre, was es sein sollte: ein selbständiges Reich unter einem unabhängigen Sultan. Aber da Frankreich und seine Freunde trotz Algeciras an der Ansicht festhalten, Marokko gehöre (etwa abgesehen von dem kleinen spanischen Stück) der französischen Republik, so betrachtet man das völkerrechtlich einwandfreie Vorgehen Deutschlands als einen Eingriff in die französische Sphäre. Nach Ansicht dieser Leute hätten die deutschen Unternehmer in Agadir und dessen Hinterlande sich an Frankreich um Hilfe wenden müssen. Das selbständige Vorgehen Deutschlands ist eine höfliche, aber bestimmte Bekundung, daß Deutschland die Oberherrschaft Frankreichs über Marokko nicht anerkennt und nicht durchgehen lassen will, wenigstens nicht durchgehen lassen will für diesen südwestlichen Zipfel Marokkos, in dem gerade die Deutschen als Kolonisten erfolgreich tätig sind. Es ist, wie die halbamtliche Notiz sagt, „zunächst“ das Kanonenboot „Panther“ hingeschickt worden, weil dieses gerade in der Nähe war; damit ist deutlich genug gesagt, daß mehr und stärkere Schiffe folgen werden, wenn es der Schutz der deutschen Interessen verlangt. Deutschland hat seine Flagge vor Agadir entfaltet, ehe die Unruhen bereits ausgebrochen sind. Ein gewisses periculum in mora konnte man befürchten, nachdem die Franzosen bereits im vorigen Winter dem Hafen von Agadir einen Besuch abgestattet hatten, ohne daß dort französische Interessen zu schützen waren. Damals hat unsere Regierung mit großer Ruhe, aber mit ebenso großer Entschiedenheit dem Verbleiben der Franzosen oder der Wiederholung derartiger Besuche vorgebeugt. Wahrscheinlich hat sich schon damals in Berlin der Entschluß durchgesetzt, dieses Stück von Marokko auf jeden Fall vor der französischen Invasion zu bewahren.

Alldeutsche und sonstige heißblütige Politiker sehen in den vollzogenen Maßnahmen bereits die Einleitung zu jener Aufteilung Marokkos, die sie als beste Lösung der marokkanischen Frage schon längst in Vorschlag gebracht hatten. Wir glauben auch heute noch nicht, daß Deutschland auf ein Teilungsgeschäft hinarbeitet und überhaupt zur kostspieligen Besetzung einer größeren Kolonie in Marokko Lust verspürt. Aber wenn Frankreich fortfährt, die Autorität des Sultans und die Ordnung im Scherifenreich zu untergraben, dann kann es freilich schließlich dahin kommen, daß der Spruch „Schiedlich — friedlich“ auch auf die marokkanischen Werte angewendet wird und Deutschland sich gezwungen sieht, ein Stück für sich in Beschlag zu nehmen, um es der französischen Habgier zu entziehen. Das Hinterland von Agadir und sein südliches Zubehör ist nach allen Schilderungen ein sehr wertvolles Gebiet, reich an Landfrucht und an Mineralien. Ebensowenig wie die Franzosen würden die Engländer es uns gönnen. Nun, wenn die englische Regierung einen solchen Ausgang der Sache verhindern will, so mag sie ihren Einfluß auf Frankreich dahin geltend machen, daß dieses endlich wieder für die Erhaltung des marokkanischen Reiches sorgt, statt dessen Auflösung hinterlistig zu fördern.

Vorderhand hat Deutschland nur seine Visitenkarte abgegeben. Der jetzige Schritt der deutschen Politik ist mit mehr Ruhe und Einfachheit eingeleitet worden, als seinerzeit die sensationelle Kaiserfahrt nach Tanger. Hoffentlich entspricht der größeren Bedächtigkeit auch die größere Zähigkeit.

Der Schluß des preußischen Landtages.

Im Gegensatz zum Reichstag, der zum Schluß ein gesegnetes Erntefest in Ruhe beging, hat das preußische Abgeordnetenhaus seine Tagung mit einem Krach beschließen müssen. Den Anfang der unerquicklichen Szenen bildete die Verhandlung über eine freisinnige Resolution, welche die Einführung des Reichstagswahlrechtes und zugleich die Neuverteilung der Mandate nach der gegenwärtigen Einwohnerzahl forderte. Nachdem soeben noch die Wahlrechtsvorlage der preußischen Regierung gescheitert war, war natürlich vorauszusehen, daß im Abgeordnetenhause sich keine positive Mehrheit in dieser Frage bilden könne. Das Zentrum ist freilich mit der Linken für die Einführung des Reichstagswahlrechts, aber nicht für die Entrechtung der ländlichen Wahlkreise. Die Nationalliberalen wollen wohl das allgemeine, direkte und geheime Wahlrecht, aber nicht das gleiche Wahlrecht bewilligen; d. h. sie wollen auf ihre Vorteile aus der plutokratischen Klassenwahl nicht verzichten. Und die Konservativen wollen überhaupt keine Wahlreform. Nun dachten die Herren auf der Linken, sie würden für ihre Resolution noch eine Mehrheit finden, wenn zu Ehren der Nationalliberalen das Wörtchen „gleiche" aus dem Antrage gestrichen würde. Die konservative Partei war aber schlau genug, diese Taktik zu vereiteln, indem sie für die Beibehaltung des Wortes „gleiche" stimmte. Darauf fiel der Antrag durch. Nun war die Linke in heller Wut gegen die „hinterlistigen" Konservativen. Die Nationalliberalen kamen auch in Rage, weil das Zentrum, dessen Anträge systematisch abgelehnt waren, keine Lust verspürte, zu der Erledigung der rein nach nationalliberalen Interessen gemodelten rheinischen Landgemeindeordnung mitzuwirken. Die Beschlußunfähigkeit des Hauses bei der Schlußabstimmung über das letztere Gesetz machte die Anberaumung von sofortigen neuen Sitzungen durch den Präsidenten nötig. Als nun der Präsident von der Tagesordnung der neuen Sitzung die unmöglich gewordene Landgemeindeordnung ausschaltete, beschuldigte ihn der nationalliberale Wortführer, in unzulässigster Weise eine „neue" Tagesordnung ohne Benachrichtigung der Abwesenden dem Hause aufgezwungen zu haben. Die Linke griff das auf, und die schönste Obstruktion war im Gange, — bis Herr v. Bethmann Hollweg durch beschleunigte Verkündigung der königlichen Schlußordre dem Hexensabbath ein Ende machte. Die Vorwürfe gegen den Präsidenten sind durchaus unbegründet. Ganz unsinnig ist die Behauptung der Liberalen und Sozialdemokraten, daß der „schwarzblaue Block" an der Verwirrung Schuld trage. Im Gegenteil: die Sache wäre viel glatter und fruchtbarer verlaufen, wenn die Konservativen überall mit dem Zentrum zusammengearbeitet hätten, namentlich auch in Sachen der rheinischen Landgemeinden. Die Regierung hat sich den Schaden und das Aergernis nicht etwa durch ihre Nachgiebigkeit gegen den „schwarzblauen Block" zugezogen, sondern vielmehr durch ihre Liebedienerei gegen den Liberalismus. — Zu Ehren des Liberalismus hat sie ja auch das bischen Religionsunterricht in den Fortbildungsschulen abgelehnt, und darin liegt die Ursache für das Scheitern der Vorlage über die Pflichtfortbildungsschulen. Als die nationalliberale Partei Obstruktion trieb, war sie undankbar gegen die Regierung, die ihr u. a. das Leichenverbrennungsgesetz verschafft hat.

Die verschärfte Spannung zwischen Konservativen und Nationalliberalen wird vielleicht auf die Reichstagswahlen einigen Einfluß haben. Aber viel wichtiger in dieser Beziehung ist die Spaltung im Hansabunde, von dem jetzt unter Führung des Herrn v. Kirdorf die niederrheinisch-westfälische Gruppe sich abgesondert und also der Großblockführung des Herrn Riesser entzogen hat.

Der Eucharistische Weltkongreß in Madrid.

Seiner Natur nach eine religiöse und kirchliche Veranstaltung, hat der Kongreß in diesem Jahre eine erhöhte Bedeutung auch für das politische Gebiet erlangt, da er in Madrid stattfand, dort trotz aller freimaurerischen und sozialdemokratischen Gegenbestrebungen überaus glänzend und großartig verlief und sogar den Hof und das Ministerium zur Teilnahme an der Prozession und an einzelnen Sitzungen zu veranlassen vermochte. Das ist überaus erfreulich, aber aus dem Verhalten des Ministeriums Canalejas wagen wir doch nicht die Hoffnung herzuleiten, daß Spanien nun vom Kulturkampf verschont bleiben werde. In den romanischen Ländern muß man erst recht mit der Gefahr rechnen, daß kirchen- und religionsfeindliche Maßnahmen in einer Form und mit einer Begründung auftreten, die das Gewissen der katholischen Bevölkerung einschläfern.

117 Millionen Ueberschuß im Reichshaushalt.

Von

Oberregierungsrat **Karl Speck**, Mitglied des Reichstags.

Der jetzt bekannt gewordene Abschluß der Reichshauptkasse für das Rechnungsjahr 1910 hat auch die kühnsten Erwartungen übertroffen. Endlich sind die Reichsfinanzen wieder unter einem guten Stern angelangt, nach einer langen Reihe dürrer Jahre liest man wieder von Ueberschüssen im Reichshaushalt, und zwar von Ueberschüssen, die durch ihre Höhe alle Welt überraschen mußten. Nicht weniger als 117,7 Millionen Mark betrug die Summe, um welche der Reichshaushalt für 1910 gegenüber dem Voranschlag günstiger abschließt. Diese überaus erfreuliche Entwicklung der Reichsfinanzen ist in der Hauptsache einer erheblichen Steigerung der Einnahmen aus Zöllen und Steuern zu verdanken, die den Etatsvoranschlag um 57,5 Millionen überstiegen. Einen nicht unerheblichen Anteil an dieser Entwicklung tragen aber auch die Erwerbseinkünfte des Reichs aus Post und Eisenbahnen, die der Reichskasse um 19,7 bzw. um 11,8 Millionen mehr einbrachten, dazu noch eine Mehreinnahme aus dem Bankwesen von 3,6 Millionen. Auf der anderen Seite stehen aber diesen Mehreinnahmen auch Minderausgaben gegenüber, die sich bei der Reichsschuld auf 9,9 Millionen, bei der Heeresverwaltung auf 4,7 Millionen und bei der Marineverwaltung auf 1,6 Millionen belaufen.

Schon bei der Veröffentlichung dieser amtlichen Ziffern machten verschiedene liberale Blätter die verzweifeltsten Versuche, den sehr naheliegenden Gedanken zu bekämpfen, daß diese günstige Entwicklung der Reichsfinanzen auch nur zu einem Teil der Reichsfinanzreform des Jahres 1909 zu verdanken sei. „Das günstige Ergebnis ist allein der Besserung der wirtschaftlichen Lage zu danken, nicht der schwarz-blauen Finanzpolitik," war da in einem Blatte zu lesen. Nun wäre es ja allerdings unberechtigt, das Verdienst an dieser Entwicklung oder auch nur die Steigerung der Einnahmen an Zöllen und Steuern einzig und allein für die Finanzreform in Anspruch nehmen zu wollen. Die Mehreinnahmen aus Post und Eisenbahnen sowie aus dem Bankwesen stehen außerhalb jeder Beziehung zu dieser Reform und auch ein gut Teil der Mehreinnahmen aus Zöllen und Steuern ist zweifellos auf die günstige Entwicklung unseres gesamten Wirtschaftslebens im abgelaufenen Jahre zurückzuführen.

Aber ebenso verkehrt wäre es, wollte man in das andere Extrem verfallen und jede günstige Rückwirkung der Finanzreform auf diese Verhältnisse in Abrede stellen. Wenn z. B. die Börsensteuer einschließlich der Talonsteuer für 1910 gegenüber dem Voranschlag von 52,5 Millionen einen Ertrag von 81,2 Millionen, also ein Plus von 28,7 Millionen oder von 55 Prozent des Solls gebracht hat, so ist dieses Ergebnis allerdings der Niederschlag eines stärkeren Verkehrs an der Börse, gleichzeitig aber auch eine Folge der im Jahre 1909 beschlossenen stärkeren Belastung der Börse. Es ist aber auch der deutlichste Beweis dafür, daß diese Belastung leistungsfähige Schultern getroffen hat und auch so beschaffen war, daß sie den Börsenverkehr in keiner Weise ungünstig beeinflußte. Dieses Erträgnis der Börsensteuern bildet also die beste Widerlegung aller Befürchtungen, die man namentlich von liberaler Seite an deren Erhöhung geknüpft hatte. Von dem bevorstehenden „Ruin des Börsengeschäfts" wagt angesichts dieser Ziffern jetzt niemand mehr zu sprechen. Und wie sollte anderseits der Minderaufwand zur Verzinsung der Reichsschuld im Betrage von 9,9 Millionen lediglich mit dem wirtschaftlichen Fortschritt erklärt werden können? Dieser Minderbedarf ist ausschließlich auf die durch die Finanzreform ermöglichte Abbürdung der Anleihe und geringere Inanspruchnahme des Schatzanweisungskredits zurückzuführen. Die höchste Belastung dieses Kredits betrug im Jahre 1909 noch 639 Millionen, 1910 ist diese Belastung auf 100 Millionen zurückgegangen, und zwar als direkte Folge der Finanzreform, weil durch diese die Mittel flüssig gemacht wurden zur Deckung der fortdauernden Ausgaben, die unter der Finanzpolitik des Blockreichstags in einem von Jahr zu Jahr sich steigernden Maße durch Inanspruchnahme des Schatzanweisungskredits erfolgten.

Es wird sich also für die liberalen Kritiker der Finanzreform empfehlen, in dieser ihrer Kritik etwas mehr Maß zu halten, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, durch den einfachen Hinweis auf die Tatsachen widerlegt zu werden. Mit dieser nörgelnden Kritik, deren Beweggrund und Absicht nur allzu

leicht ersichtlich ist, hat man ja bis jetzt wenig Glück gehabt. Als in den ersten Monaten nach dem Inkrafttreten der neuen Steuergesetze bei der einen oder anderen Steuer sich Mindererträgnisse zeigten, war man sogleich bei der Hand, ein vollständiges Fiasko der Finanzreform anzukündigen; der Wunsch war wohl auch hier der Vater des Gedankens. Nun haben aber die neuen Steuern in ihrer Gesamtheit tatsächlich im Jahre 1910 das von ihnen erwartete Erträgnis gebracht und damit die Hoffnungen, die man auf sie setzte, vollständig erfüllt. Daß die sämtlichen Steuern bereits im ersten Jahre ihres Bestehens das Höchsterträgnis erreichen würden, hat niemand erwartet, war auch nach der aufgestellten Bedarfsberechnung gar nicht notwendig. Wie langsam sich oft das Erträgnis solcher Steuern entwickelt, dessen sollte man sich doch gerade im liberalen Lager bewußt sein. Denn die Personenfahrkartensteuer verdankt doch in ihrer jetzigen Form dem Antrag eines nationalliberalen Abgeordneten ihre Entstehung, sie wird also als ein Produkt liberaler Finanzkunst angesehen werden müssen. Ihr Erträgnis wurde 1906 auf 45—50 Millionen geschätzt, im Jahre 1910 hat sie es aber glücklich auf 20 Millionen gebracht. Ganz ähnlich liegt es bei der Reichserbschaftssteuer des Jahres 1906, deren Ausdehnung auf Kinder und Ehegatten als eine ideale Besitzbesteuerung von liberaler Seite so sehr gepriesen wurde. Sie sollte 70 Millionen erbringen, weist aber für 1910 erst eine Gesamteinnahme (Reich und Bundesstaaten) von 55 Mill. auf. Im Vergleich mit diesen Steuern muß also das Gesamterträgnis der Finanzreform als ein geradezu überraschend günstiges bezeichnet werden.

Die Ueberschüsse des Jahres 1910, so erfreulich sie sind als ein Gradmesser für die Gesundung unserer Reichsfinanzen, bringen aber auch eine nicht zu unterschätzende Gefahr mit sich. Die „Begehrlichkeit der Ressorts", die in den letzten Jahren durch den starken Arm des Reichsschatzsekretärs Warmuth und durch den unerbittlichen Zwang des Mangels an Mitteln etwas zurückgedrängt wurde, droht jetzt mit erneuter Stärke sich wieder geltend zu machen. Der Flottenverein hat bereits seine Tätigkeit als Schrittmacher wieder aufgenommen und binnen kurzem wird eine neue „nationale" Forderung auf den Schild erhoben sein, wenn es dem Schatzsekretär und den Bundesstaaten nicht gelingt, in gleicher Weise wie für die Jahre 1910 und 1911 ihre kostbaren Ueberschüsse im Reichshaushalt auch für die kommenden Jahre in Sicherheit zu bringen. Für diese Jahre wurde nämlich der Gedanke der Franckensteinschen Klausel in einer neuen Form durch die Bestimmung zum Ausdruck gebracht, daß alle Ueberschüsse im eigenen Haushalt des Reichs und bei den Ueberweisungssteuern nicht auf künftige Etatsjahre übergehen bzw. den Einzelstaaten zugute kommen sollen, sondern zur Schuldentilgung verwendet werden müssen. Dank dieser Bestimmung ist es gelungen, jetzt schon den Fehlbetrag des Jahres 1909 fast vollständig zu tilgen und auch die darüber noch hinausgehenden Ueberschüsse des Jahres 1911 für die Abbürdung der Anleihe sicherzustellen. Gelingt es, diesen Gedanken auch in den Etats der nächsten Jahre zur Geltung zu bringen, so wäre dadurch eine erfreuliche Perspektive für die Zukunft eröffnet, denn die Schuldentilgung im Reiche, die durch die sogenannte lex Lieber angebahnt und in den Blockjahren 1906—1908 vergeblich versucht wurde, würde dann endlich in die richtigen Bahnen geleitet sein — dank der Finanzreform des Jahres 1909. Ein solcher Erfolg wäre schon allein der großen Opfer wert gewesen, die von den positiven Parteien des Reichstags gebracht wurden, als es galt, das nationale Werk dieser Reform zu schaffen.

Sommerabend.

Leuchtend steht das Himmelszelt,
Jedes Wölkchen ist verflogen;
Blitzend kommt ein Stern gezogen,
Schaut herab auf uns're Welt.

Wie ein träumend Menschenkind
Liegt die Welt in sel'gem Schweigen,
Nur in blütenschweren Zweigen
Flüstert noch der Abendwind;

Und ein Vögelein singt müd'
Traumverloren eine Weise,
Und aus einem Hause leise
Schallt ein frommes Abendlied.

Fritz Flinterhoff.

Das Ende des britischen Imperialismus.

Von Dr. Fritz Diepenhorst, Köln.

Das englische Krönungsfest mit all seinem mittelalterlichen Aufwand hat die allgemeine Aufmerksamkeit fast vergessen lassen, daß seit Wochen auch in London die sechste Kolonialkonferenz ihre Sitzungen abhielt, um Beschlüsse über das fernere Geschick des großen Weltreiches zu fassen. Die von den Ministern aller britischen Besitzungen in Uebersee mit selbständiger Regierung beschickte Konferenz, also der Vertreter von Canada, Südafrika, Australien und Neu-Seeland, hat am 17. Juni den ungeheuer wichtigen Antrag des Canadiers Laurier angenommen, England möge seine alten Handelsverträge abändern, soweit sie sich auf die Kolonien miterstrecken. Dieser noch vor einigen Jahren geradezu unmöglich gewesene Antrag scheint der Zentralregierung jedoch keineswegs überraschend gekommen und unangenehm gewesen zu sein. Denn der Minister des Auswärtigen, Herr Grey, hat sofort seine volle Zustimmung und Bereitwilligkeit ausgesprochen, die Handelsverträge in dem gewünschten Sinne neu zu ordnen.

Wenn dieser Antrag und noch mehr dessen einstimmige und fast debattelose Annahme in der englischen Oeffentlichkeit viel Aufsehens gemacht hat, dann ist das nicht zu verwundern. Denn er bedeutet in seiner praktischen Ausführung nichts weniger als das endgültige Aufgeben aller der Bestrebungen, welche wir unter dem Namen des „britischen Imperialismus" seit Jahren kennen und die im Mittelpunkt der englischen Wirtschaftspolitik gestanden haben. Bei den drei letzten Wahlen zum Unterhaus handelte es sich nicht zuletzt um eine Entscheidung der Frage, ob die seit Jahrzehnten bestehende Freihandelspolitik durch das System des Schutzzolls abgelöst werden sollte oder nicht. Denn alle imperialistischen Strömungen, ganz einerlei ob in ihrer ausgeprägtesten oder milderen Form, hatten den Uebergang Englands zur Schutzzollpolitik notwendigerweise zur Voraussetzung. Wenn auch die eifrigsten Anhänger der jetzt auf lange hinaus besiegelten Wirtschaftspolitik sich durch den eingangs erwähnten Beschluß nicht beirren lassen werden, so ist der Imperialismus für die Regierung jedoch vorerst erledigt. Sollte das liberale und freihändlerische Kabinett über kurz oder lang durch ein schutzzöllnerisches Ministerium abgelöst werden, so wird die Wirkung der jetzigen Beschlußfassung dadurch nicht aufgehoben werden können, da nicht daran zu denken ist, daß die stark schutzzöllnerisch gesinnten Kolonien mit verantwortlicher Regierung sich damit einverstanden erklären. Eine Außerkraftsetzung der jetzt gefaßten Entschließung wird nach Jahren auch schon deshalb unmöglich sein, weil die Kolonien die auf der neuen Grundlage abgeschlossenen Handelsverträge gar nicht so ohne weiteres wieder lösen können, wenn sie sich nicht des offenen Bruches völkerrechtlicher Vereinbarungen schuldig machen wollen.

Die Folgen des Beschlusses der Kolonialkonferenz werden sich in dreifacher Richtung geltend machen. Für England ist durch die Entschließung das Freihandelssystem auf lange Zeit hinaus sichergestellt. Denn wenn die Gegner dieses Systems keine Möglichkeit sehen, mit den Kolonien einen Reichszollverein zu bilden, dürfte ihre Kraft erlahmen und die Bewegung zum Stillstand kommen. Hätten die Vertreter dieser letzten Wirtschaftspolitik die Schutzzölle lediglich im Auge, um mittels deren Grundsätzen allein das Erwerbsleben des Mutterlandes zu beleben, dann würde der Beschluß der Kolonialkonferenz von viel geringerer Tragweite sein, da er nicht zuletzt gefaßt worden ist, um jedem Wirtschaftsgebiete die Politik zu gestatten, die es für die beste hält. Der Imperialismus ist trotz seiner in den letzten Jahren unter Josef Chamberlain erfolgten Neuordnung und im Gegensatz zum Manchestertum in erster Linie ein politisches Programm. Der nationalen Organisation zu Liebe will er die wirtschaftlichen Verhältnisse gestalten, und seine ältesten Anhänger haben ausdrücklich erklärt, daß er keine bloße „Messer- und Gabelfrage" sei. Der Imperialismus hat die europäerfähigen Siedlungskolonien von Anfang an als einen wertvollen und nutzbaren Besitz betrachtet und namentlich Kanada, Südafrika und Australien als Glieder des nationalen Ganzen angesehen, welches durch gemeinsame Sprache und Abstammung, durch gemeinsame Geschichte, Religion, Literatur und politische Einrichtungen zusammengehalten wird. Diese zum großen Teil als Gefühlssache zu bezeichnende Auffassung hat auch durch den Mißerfolg der Kolonialkonferenz von 1902 keine

Einbuße erlitten, obwohl damals Kanada und Australien sehr deutlich zu verstehen gaben, daß sie Länder mit neuen, eigenartigen Nationen seien.

Die Tragweite des jetzt gefaßten Beschlusses wird sich für das Mutterland aber noch nach einer anderen Richtung hin zeigen. Trotzdem Großbritannien in der Gestaltung seiner handelspolitischen Beziehungen zu allen anderen Staaten des Erdballes völlig souverän ist, hat es dabei seit Jahrzehnten doch die weitestgehende Rücksicht auf seine selbständigen Kolonien genommen. Mit Deutschland lebt es seit 1898 wohl nur Canada zu Liebe ohne definitiven Vertrag. Wenn für das Mutterland die Meistbegünstigungsklausel auch nur für dessen Ausfuhrwaren Bedeutung hat, und es deshalb dem Abschluß von Handelsverträgen ohne weiteres zustimmen kann, so mußte England doch dabei stets auf die Wünsche der Kolonien Rücksicht nehmen. Kanada würde gegen jeden Meistbegünstigungsvertrag Einspruch erhoben haben, der es in seinen eigensten Interessen berührt. Da Großbritannien noch mit zwölf Staaten — darunter Oesterreich-Ungarn, Spanien, Rußland und die Schweiz — aus der Zeit vor einer eigenen Wirtschaftspolitik der Kolonien Verträge hat, wird es diese bald in dem Sinne des Konferenzbeschlusses abändern müssen. Unter der Wirkung dieser Verträge müßte beispielsweise Oesterreich-Ungarn das miterhalten, was Kanada den Vereinigten Staaten von Amerika in dem jetzt als gesichert geltenden Abkommen einräumt. Großbritannien wird demnach in nächster Zeit eine Reihe wichtiger handelspolitischer Beziehungen zu ordnen haben.

Zu diesen beiden Folgen des Beschlusses, die sich nur für das Mutterland geltend machen, kommen noch die für die an der Konferenz beteiligten Kolonien. In England wird man sich nicht der Tatsache verschließen können, daß der einstimmig angenommene Antrag des kanadischen Ministerpräsidenten den Kolonien zur handelspolitischen Selbständigkeit auch denjenigen Staaten gegenüber verhilft, mit denen die überseeischen Besitzungen bislang durch das Mutterland Verträge abgeschlossen hatten. Trotzdem Kanada schon 1840, Australien 1842 und Südafrika 1870 eigene parlamentarische Regierungen erhalten haben, konnten sie es doch nicht durchsetzen, mit jedem beliebigen Staate einen auf ihre besondere Verhältnisse abgestimmten Handelsvertrag zu schließen. Solange der Imperialismus im britischen Ministerium einflußreiche Vertreter hatte, würde die Regierung durch ein Nachgeben gegenüber diesem Aufbegehren sich nur ihre eigenen Kreise gestört haben. Deshalb konnten erst unter einer freihändlerischen Zentralregierung die überseeischen Besitzungen auf Erfüllung dieses so lange gehegten Wunsches hoffen. Als Kanada im Jahre 1867 zum erstenmal mit einer anderen englischen Kolonie (Australien) selbständig einen Handelsvertrag abschloß, erblickte man in London darin eine unbedeutende Ausnahmeerscheinung. In den sechziger Jahren war der Abschluß von Handelsverträgen gang und gäbe, und England wollte auch Kanada einmal das Vergnügen lassen, sich selbständig handelspolitisch zu betätigen. Außerdem handelte es sich nur um ein Handelsabkommen zwischen zwei Kolonien. Doch 1883 schloß Kanada auf ziemlich eigene Faust einen Handelsvertrag mit Rumänien, kurz darauf erhöhte es zum drittenmal seinen Zolltarif, um dann 1897 England zur Kündigung der Verträge mit Deutschland und Belgien zu bestimmen und hinterher sogar einen siebenjährigen Zollkonflikt mit uns durchzufechten. Britisch-Nordamerika hat sich selbst das Recht angemaßt, das in dem Plan, mit der Union einen Reziprozitätsvertrag abzuschließen, seine höchste Blüte und Macht zeigt. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ist deshalb Kanada gegenüber der oben erwähnte Beschluß der Kolonialkonferenz nur eine legitime Zustimmung zur bisherigen kanadischen Praxis auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik. Da England der Annahme des Antrages nicht widerstrebte, der auch den anderen selbständigen Kolonien dasselbe Recht einräumt, wird seine Regierung die dafür vorliegende Notwendigkeit eingesehen haben. Vielleicht hat das jetzige Kabinett den Antrag sogar selbst gern gesehen und seine Einbringung befürwortet, um endlich die Streitfrage über das Kommen oder Scheitern eines Reichszollvereins in einem genehmen Sinne zu lösen. Denn der Premierminister gab der Auffassung der Regierung bei der Beratung eines anderen Antrages dahin Ausdruck, daß in politischen Dingen England und die in Betracht kommenden Kolonien Herren im eigenen Hause seien, und jeder sich selbst regierende Staat die Wirtschaftspolitik treiben müsse, die nach der Meinung der Majorität seiner Bürger zu den Bedürfnissen ihres eigenen Landes am besten passe. Chamberlain, der genialste Vertreter des britischen Imperialismus, hatte die erst in den letzten zwanzig Jahren üblich gewordenen Kolonialkonferenzen gepflegt, um mit ihrer Hilfe eine neue Wirtschaftspolitik einzuleiten. Schon unter der nächsten Regierung sind sie nun zur Zerstörerin des imperialistischen Gebäudes geworden. Fortan dürften deshalb auf diesen Tagungen ausschließlich innere Angelegenheiten zur Beratung stehen.

Die Deutschen Oesterreichs und die Reichsratswahlen.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Den am 13. und 20. Juni durchgeführten Neuwahlen zum Reichsrat gab die Schlappe der christlichsozialen Partei in Wien die Signatur; man mag eine Zeitung welches Landes und welcher Partei immer zur Hand nehmen, man wird diese Schlappe im Mittelpunkt der Erwägungen finden. Und mit Recht. Denn die christlichsoziale Reichsparteikonferenz hat am 22. Juni klipp und klar die Konsequenz aus der ihr von einer christentumsfeindlichen Koalition beigebrachten Niederlage gezogen, indem sie die Politik der freien Hand sowohl gegenüber der Regierung wie auch gegenüber allen Parteien proklamierte. Dieser Beschluß, welcher die deutschfreisinnig-sozialdemokratische Koalition zwingen soll, nun auch die Folgen ihrer Koalierung zu tragen, hat die gesamte deutschfreisinnige Presse in Aufruhr versetzt; die Christlichsozialen, welche man im Wahlkampfe als die Ursache alles Uebels in Oesterreich bekämpft hatte, wurden jetzt angefleht, doch ja nicht das Bienerth-Lager zu verlassen, denn ohne sie könne das bisherige deutschfreundliche System Bienerth nicht gehalten werden. Die ganze Erbärmlichkeit des Logenliberalismus tritt darin deutlich zutage, es graut ihm vor der Aufgabe, welche bisher den Christlichsozialen zugewiesen war: die Arbeitsparteien zu führen; er verrät seine ganze Hilflosigkeit, wenn die so verräterisch bekämpften Christlichsozialen sich jetzt in die Position der „freien Hand" zurückziehen, welche sie nie hätten verlassen sollen. Ministerpräsident Bienerth ist denn auch bereits zurückgetreten, um dem ganz besonderen Vertrauensmann des Kaisers, Freiherrn Gautsch von Frankenthurn Platz zu machen, aber das System Bienerth kann nicht geändert werden. Sollte Baron Gautsch später den Versuch machen wollen, Parlamentarier in sein Ministerium zu berufen, so wird er bald genug zur Einsicht gebracht werden, daß nur ein parteiloses Beamtenministerium in Oesterreich möglich ist, solange nicht die nationale Streitfrage in den Sudetenländern bereinigt ist. Der Ausgang der Wahlen, welche die Krisis beseitigen sollten, hat also zur Parlamentskrise eine sehr tiefgehende Regierungskrise gebracht, deren ganzen Umfang man erst später wird ermessen können.

Wenn man nun auch hauptsächlich das Wahlschicksal der deutschen Christlichsozialen in den Vordergrund stellt und damit die hohe staatspolitische Bedeutung dieser Partei anerkennt, so darf man doch nicht übersehen, daß den katholischen Tschechen von einer antiklerikalen Koalition ein noch weit ärgeres Schicksal bereitet wurde: sie schrumpften von 17 auf 7 Mandate zusammen. Von den positiv christlichen Parteien hatten nur die Slowenische Volkspartei und die Italienische Volkspartei eine kleine Stärkung zu verzeichnen, sonst zeigte sich überall ein antiklerikaler Zug nach links, den man aber weder in seinen Ursachen noch in seinen Folgen überschätzen darf.

Was nun besonders die Deutschen Oesterreichs anbelangt, so muß vor allem festgestellt werden, daß eine allgemeine Wahlmüdigkeit in Verbindung mit der Hoffnungslosigkeit, daß aus dem Parlamentarismus heraus eine Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse kommen könne, einen allgemeinen Rückgang der Stimmenzahl veranlaßt hat. Wenn die liberalen Zeitungen von einem Rückgang der Christlichsozialen um 100 000 Stimmen gegen 1907 jubeln, so übersehen sie absichtlich, daß die in dem deutschfreisinnigen Nationalverband vereinigten vier Parteien einen ebenso großen Rückgang aufzuweisen haben (Christlichsoziale 614 000 gegen 722 000, Deutschfreisinnige 467 000 gegen 575 000), wobei aber zu beachten ist, daß die Christlichsozialen gegen 1907 ein Siebtel ihrer Stimmen verloren haben, die Deutschfreisinnigen aber ein Fünftel. Die Sozialdemokraten hatten einen kleinen Zuwachs (von 502 000 auf 529 000), der hauptsächlich auf Wien fällt, wo ihre Stimmenzahl infolge der

wüsten gemeinsamen Agitation von 125 000 auf 146 000 stieg. Dieser Zuwachs würde den Christlichsozialen aber die Mandate Wiens ebensowenig geraubt haben, wie das Anwachsen der Judenliberalen Wiens von 33 000 auf 41 000. Hier gaben den Ausschlag die 15 000 leeren Stimmzettel und jene 69 000 Wähler, welche trotz gesetzlicher Wahlpflicht nicht zur Wahl gegangen sind. Das heißt mit anderen Worten: nicht nur den antiklerikalen Feinden haben die Wiener Christen ihre Schlappe zuzuschreiben, sondern auch sich selbst, ihrer Uneinigkeit, ihrer Wahlaulfheit.

Aus diesen Zahlen ergibt sich, daß die Christlichsozialen auch 1911 mit ihren 614 000 Wählern **die größte deutsche Partei** sind, sie überragen die Deutschfreisinnigen um 147 000 Wähler, die Sozialdemokraten um 85 000 Wähler, wobei die 12 500 katholisch-konservativen Stimmen Tirols ganz außer Betracht bleiben. Rechnen wir diese abermit, so wurden im ganzen rund 630 000 christliche deutsche Stimmen abgegeben. Von diesen entfielen 220 000 auf Städte und Märkte, 410 000 auf Landgemeinden; es ist also ganz ungerecht, die Christlichsozialen eine Bauernpartei zu nennen, mehr als ein Drittel ihrer Wähler ist nicht agrarisch. Ein solcher „Vorwurf" nimmt sich in den Blättern des Freisinns um so sonderbarer aus, als von den 467 000 Wählern des Nationalverbandes 229 000 auf Städte und 238 000 auf Landgemeinden entfallen; die Zahl der städtischen Wähler hält sich bei beiden Parteien also so ziemlich die Wage. Selbst unter den 529 000 sozialdemokratischen Wählern sind 192 000 aus Landgemeinden in der Nähe von Fabriksorten. Die Christlichsozialen haben als Vorzug gegen die anderen Parteien nicht nur die Majorität der Wählerzahl voraus, sondern auch die Geschlossenheit. Der Nationalverband besteht aus vier Gruppen, von denen die Deutschradikalen in den Sudetenländern am meisten Zuwachs zu verzeichnen haben, sie werden auch den Ton im Nationalverband angeben. Die Sozialdemokraten haben nicht nur mit acht Nationalitäten, sondern auch mit dem Streit der Autonomisten und Zentralisten zu rechnen, so daß tatsächlich die Christlichsozialen auch im neuen Volkshause die stoßkräftigste Partei sein werden.

Wenn nun nach diesen Wählerzahlen die christlichsoziale Partei die größte, die sozialdemokratische die zweitgrößte und der freisinnige Nationalverband die schwächste ist, so sollte man meinen, daß ähnlich die Zahl der Mandate verteilt sein müßte. Aber das gerade Gegenteil ist der Fall. Die Deutschfreisinnigen erhielten die meisten Mandate (96 ohne die 8 Wiener), die Christlichsozialen mit 147 000 Wählern mehr nur 76, die Sozialdemokraten mit 62 000 Wählern mehr nur 44 Mandate. Das ist hauptsächlich eine Folge der Stichwahlen, welche man entweder durch Einführung des Proporzes oder durch Annahme des bayerischen **Landtagswahlgesetzes beseitigen sollte**. Am auffallendsten ist das Mißverhältnis in Wien. Dort brachten die Christlichsozialen 39 % der abgegebenen Stimmen auf, erhielten 4 Mandate von 33, es hätten nach der Wählerzahl mindestens 11 gebührt; die Sozialdemokraten erhielten bei 41 % der Stimmen 19 Mandate, es hätten ihnen nur 13 gebührt; die 8 % deutschfreisinnigen Stimmen erhielten 9 Mandate und die 3 % deutschnationalen Stimmen 1 Mandat. Aehnlich ist es den Christlichsozialen fast in allen Städtewahlkreisen aller Kronländer gegangen. In **Salzburg** z. B. erhielten die Deutschfreisinnigen in den Städten und Märkten 6700 Stimmen, die Christlichsozialen 3300, die Sozialdemokraten 5800, trotzdem fielen den Deutschfreisinnigen alle drei städtischen Mandate zu, ihre Gegner erhielten bei 9100 Stimmen nicht ein einziges Mandat.

Alle diese Zahlen beweisen, daß die Christlichsozialen bei weitem nicht jene Mandatszahl erhalten haben, welche ihrer Wählerzahl entspricht; so war es ja auch 1907 schon, wo sie ebenfalls in den Stichwahlen einer blau-roten Koalition gegenüberstanden. Wenn diese ihnen nun 1911 auch 20 Mandate abgejagt hat, so ist sie darum doch **die stärkste deutsche Partei geblieben**, und da sie sofort nach den Wahlen ihre Reorganisation in die Hand genommen hat, wird sie auch siegreich eine Koalition überstehen, welche Baron Gautsch aus Deutschfreisinnigen, Tschechen und Polen zu bilden die Absicht haben soll. Es wird aber wohl Spätherbst werden, bis man sehen kann, ob ihm diese sonderbare Nationalitäten-Koalition gelingt. Man wird sich erinnern, daß im Wahlkampfe von den Deutschfreisinnigen den Christlichsozialen vorgeworfen wurde, daß sie mit Tschechen und Polen den „Eisernen Ring" wieder herbeiführen wollten. Und nun stellt der tschechenfreundliche Gautsch ihnen einen Freisinnsring mit denselben Slawen in Aussicht. Welch bittere Ironie des Siegerschicksals!

Die neue Republik Portugal in liberaler Beleuchtung.

Die Revolution in Portugal und das ganze bisherige Gebaren der neuen Machthaber ist von der **erdrückenden Mehrheit der liberalen deutschen Presse** fast bedingungslos gutgeheißen, ja bejubelt worden. Der „**antiklerikale**" Geist, der diese Revolution, wie die meisten ihrer Vorgängerinnen beherrschte, hat in unseren deutschen „Vernunftmonarchisten" jede andere Empfindung zurückgedrängt. Aber nicht alle Organe des deutschen Liberalismus sind diesen fanatischen Instinkten und den Einflüssen der internationalen Freimaurerei völlig unterlegen. In einigen liberalen deutschen Blättern sind überaus scharfe Anklagen gegen die Mißwirtschaft und den tyrannischen Meinungsterrorismus der portugiesischen „Volksbefreier" laut geworden. Zwei charakteristische Stimmen seien aus der **liberalen** „Augsburger Abendzeitung" wiedergegeben, die auch bei dieser Gelegenheit aus ihrer unüberwindlichen Abneigung gegen den „Klerikalismus" und namentlich gegen die Jesuiten kein Hehl macht. Ueber die jüngste offizielle Proklamierung der Republik durch die konstituierende Nationalversammlung schreibt das liberale Blatt (Nr. 170 vom 21. Juni 1911) u. a.:

„Demokraten waren es, die die portugiesische Monarchie gestürzt haben; sie haben aber leider ihrem Ehrentitel entsagt und nach dem System gearbeitet, das ihnen von Herrn Franco überkommen war. Die gegenwärtigen Deputierten sind nicht die Leute, die sich mit gutem Gewissen als die Erwählten des Volkes bezeichnen dürfen, **denn das Volk hat nicht in voller Freiheit entschieden, sondern unter dem Druck einer widerlichen republikanischen Clique**, die gegen alle Gesetze der Logik sich durch kleinliche Mittel am Ruder zu erhalten sucht. Für Portugal beginnt am 19. Juni 1911 eine neue Aera, aber es ist höchst fraglich, ob sie dem Lande die längst ersehnte Befreiung bringen kann. Die Ereignisse der letzten Wochen verhindern jede optimistische Stimmung .... Die Jesuiten sind zwar vertrieben, aber die ehrlichen Demokraten sind geblieben, die sich sagen, **daß eine Diktatur in einer republikanischen Staatsform mindestens ebenso verwerflich ist als eine Diktatur unter der Monarchie.** Portugal hat vorerst keine Aussicht, unter den Palmen des Friedens seiner notwendigen inneren Entwicklung nachzugehen. Daran sind die acht Philosophen schuld, die sich die Gewalt angeeignet haben."

Schon nach den sogenannten „Wahlen" hatte dasselbe liberale Blatt („Augsburger Abendzeitung" Nr. 155) u. a. geschrieben: „Republikanische Blätter jubeln über das Resultat und die vorteilhafte Wirkung, welche die Wahl ausschließlich republikanischer Abgeordneter im Auslande hervorbringen muß, ohne dabei näher zu bedenken, daß gerade dieser merkwürdige Umstand jeden Denkenden stutzig machen und ihn vermuten lassen muß, daß hier die Sache nicht mit rechten Dingen zugegangen ist; denn daß ein vorwiegend monarchisches Land durch die einfache Proklamierung der Republik in acht Monaten ausschließlich republikanisch wird, ist ein Unding in der Weltgeschichte. Tatsache ist, daß die Republik, während sie sich stets über die Tyrannei der früheren Regierung beklagt, ein neues Wahlgesetz schuf, das vor dem alten an Liberalismus nichts voraus hat; und selbst wenn es auf dem Papier das liberalste Gesetz wäre, wozu hilft das, **wenn die Regierung die Wählerlisten nach Belieben zurechtstutzt und die Namen der Nichtgewünschten einfach streicht?** Wenn schon in kleineren Wahldistrikten Hunderte dies Schicksal traf, darf man wohl im ganzen Lande viele Tausende solcher Unschädlichgemachter annehmen. Aber im Grunde war diese Arbeit überflüssig, denn durch eine **Bedingung des Gesetzes, daß alle Abgeordneten der Regierung erst vorgeschlagen und von dieser gebilligt werden mußten**, hatte sich diese eine einfache Waffe vorbehalten, um keinen Monarchisten hereinkommen zu lassen. Und sie hat diese Waffe gut gebraucht, so gut, daß es den Monarchisten nicht möglich war, auch nur einen einzigen Kandidaten auf die Liste zu bringen, weshalb auch diese Partei sich im ganzen Lande des Stimmrechts enthalten hat. Trotzdem gibt es Leute, die von freien Wahlen zu sprechen wagen, und einige Blätter triumphieren über den Sieg, wo doch von einem Kampf gar keine Rede sein kann."

Sommerfahrt.

Am Wegrain zirpen die Grillen,
Wir gehen das Feld entlang.
Ferne, schimmernde Villen
Winken am Bergeshang.

Mohnblüten gleiten bebend,
Kornblumen nicken sacht,
Ueber den Aehren schwebend
Der Sommerwind ist erwacht.

Wir wandern über die Wiesen,
Wir streifen durch die Saat.
Es hat mit gold'nen Vließen
Frau Sonne gedeckt den Pfad.

Wir gehen vorbei an Gärten,
Wo Bilder dämmern bleich,
Wir gehen glückverklärten
Kindern im Märchen gleich.

Wo enden wir die Reise?
Weit, weit im Dämmerblau.
Ich fasse dein Händchen leise,
Du vielgeliebte Frau!

Es liegt in unsern Blicken
Ein längst verschollener Hort.
Wir bauen luftige Brücken
Und wandeln darauf fort.

Dann küssen wir uns leise
Und wandern zu und zu,
Bis wir am Ziel der Reise,
Das Glück und ich und du.

Dann rasten wir am Raine
Glücktrunken, Hand in Hand,
Weit hinter uns rauschen die Haine
Im Erdenheimatland.

F. Schrönghamer-Heimdal.

„Deutschland in der Welt voran."

Eine dänische Stimme über den deutschen Export in Schund und Schmutz.

(Mit deutschen Anmerkungen.)

Aus Kopenhagen wird der „Allgemeinen Rundschau" geschrieben: Vielleicht sind Ihnen die beigelegten Blätter nicht unwillkommen als ein kleiner Beitrag zu Ihrem mannhaften Kampfe gegen die unsittliche Literatur. Sie enthalten einen Auszug aus einem Artikel, den ein gewisser Dr. Gudmund Schütte in einem der vornehmsten Blätter Kopenhagens, der Berlingske politiske og Avertissementstidende vom 14. Juni 1911, Abendblatt, veröffentlicht hat. Was den Inhalt dieses Artikels angeht, der jedem Deutschen die brennende Schamröte ins Gesicht treiben muß,[1]) so ist er leider nur zu wahr. Man braucht nur einmal durch die Straßen Kopenhagens zu gehen, um das Gesagte bestätigt zu finden. Auch hier in Dänemark ist, wie Sie wohl schon wissen, der Kampf gegen die unsittliche Literatur aufgenommen worden. Anlaß waren das Buch von Karin Michaëlis und einige andere wohl noch gröberen Kalibers, die bei dem angesehensten Verlage Dänemarks, dem Gyldendahlschen, erschienen. Diese Bücher riefen eine Reihe recht kräftiger Proteste in Versammlungen und Tageszeitungen hervor, die hoffentlich das arg schläfrige öffentliche Gewissen etwas wecken. Ich hoffe durch meine Uebersetzung der Sache Ihrer vortrefflichen „Rundschau" — die, nebenbei bemerkt, in der königlichen Bibliothek von Kopenhagen aufliegt — einen kleinen Dienst leisten zu können. Hier die deutsche Uebersetzung des dänischen Originals:

„Deutschland in der Welt voran!

Wohl keine einzige der europäischen „kulturtragenden" Nationen ist in puncto Sittlichkeit so rein und unschuldig, daß sie billigerweise über ihren Nachbarn zu Gericht sitzen dürfte.

Sehen wir indes auf die gewerbsmäßige Ausnützung der Schundliteratur, so zeigt sich zwischen den Nationen ein großer Unterschied — da hält Deutschland in den letzten Jahren mehr und mehr die Führung. Deutschlands mächtiger wirtschaftlicher Aufschwung verleugnet sich auch hier nicht. Teilte doch ein deutscher Reichstagsabgeordneter schon vor einigen Jahren mit, daß nicht weniger als 60 deutsche Geschäfte ausschließlich von der Herstellung „pikanter" Ansichtskarten usw. leben. Frankreich, das früher unseren (d. h. dänischen) Bedarf deckte, hat seit langem unseren Markt verloren. Wer fragt heute in Dänemark nach „Le Rire" oder pikanten französischen Reiseheften oder Postkarten? Heute sieht man nur noch ihre deutschen Nachtreter, wie „Das kleine Witzblatt" und seine dänischen Ableger. Und kaum, daß noch die allerfeinsten Buchläden als Inseln aus der Sündflut der pikanten deutschen Ansichtskarten aufragen. „Pikant" ist übrigens zuviel gesagt. Die germanischen Abkömmlinge des französischen Genre zeichnen sich in der Regel nur durch „nilpferdmäßige Obszönität" aus.

Eigentümlicherweise sieht man diese deutschen Waren in Dänemark noch häufiger als in Deutschland selbst, wo die Polizei weniger „freien Geistes" ist und sich auf ein scharfes Gesetz, die — Lex Heinze — stützen kann. Ein seltsames Zeichen für das Fortbestehen unserer geistigen Verbindung mit Deutschland. Goethe und Schiller haben wir längst aus unseren Schul- und Familienbüchern als veraltet ausgemerzt. Aber die literarische Prostitution, in Witzblättern und Ansichtskarten, die führen wir ein in ganzen Wagenladungen, die füllt aber auch Produzenten und Händlern ihre Kassen besser. Deutschland (?) hat allen Grund, mit unserem deutschen Freihandel zufrieden zu sein. . . .

Mit der Salonabteilung der „Geschlechtsliteratur" geht es nun genau so wie mit der populären. Ueberall die engste Wechselbeziehung zwischen Dänemark und Deutschland. Nur mit dem Unterschied, daß Dänemark in der Salonabteilung nicht bloß der genießende, sondern auch der beisteuernde Part ist.

Von einer ganzen Reihe unserer schriftstellernden Männer, und noch mehr Frauen gilt buchstäblich, daß sie von Deutschland leben. Es ist ja wahr, auch pornographische Makulatur findet ihren Weg in die Lesemappen, wenn sie mit „feinem Verlagsstempel" auftritt. Aber der heimische Markt erklärt das Wachstum der Produktion nicht genügend. Der Hauptkunde ist das Ausland, vor allem Deutschland.

Ein dem Verfasser neulich zugegangener amerikanischer Zeitungsausschnitt „Free Press Manitoba" widmet den deutschen Triumphen der Frau Michaëlis einen langen Artikel. „Deutschlands Frauen" (Anmerkung des Uebersetzers: Diese groteske Uebertreibung beweist nur, wie man heute auch jenseits des Ozeans die deutschen Frauen[2]) nach einer gewissen deutschen „Literatur" einschätzt), heißt es dort, „sind tief ergriffen vom Buche der Saison „Das gefährliche Alter".

---

[1]) Die naturnotwendigen Folgen dieser nur zu lange geduldeten Schandwirtschaft, die Richard Nordhausen am 3. Januar 1910 im „Tag" als „Bordellisierung unseres gesamten öffentlichen Lebens" gebrandmarkt hat, zeigen sich immer krasser auch in der Lockerung der Sitten und Lebensgewohnheiten der neuen Generation. Am ungeniertesten treibt es ein großer Teil der Jungdeutschen in den Tropen und in den Kolonien. Ueber dieses Kapitel erhielt die „Allgemeine Rundschau" soeben aus **Singapore** (5. Juni 1911) eine drastische Schilderung, aus der nur folgende Sätze wiedergegeben seien: „Eine unsittliche Lebensführung ist unter den jungen Europäern, besonders unter den Deutschen, so selbstverständlich und allgemein geworden, daß ein junger Mann, der sich auf sittlicher Höhe hält und sein Geld für bessere Zwecke verwendet oder zurücklegt, als minderwertig belächelt wird. Dagegen gelten die als die Träger der Zivilisation, denen man schon nach kurzer Zeit die Spuren des unsittlichen Lebens ansieht und die dann bald mit halbsiechem Körper schleunigst in die Heimat expediert werden müssen. Ich übertreibe nicht, denn ich könnte mit zahlreichen Beispielen dienen, die mein Beruf mir mühelos in die Hand gibt.

[2]) Ueber die von liberalen und freisinnigen deutschen Großstadtblättern fast durch die Bank entweder offen verteidigte und bejubelte oder wenigstens beschönigte und indirekt geförderte systematische Entsittlichung der deutschen Frau las man unlängst an einer Stelle, wo man es kaum erwarten sollte, ein überaus scharfes Wort, allerdings mit einem bequemen Vorbehalt für — Reservatfälle. Die „Münch. Neuesten Nachrichten" schrieben nämlich nach dem 7. Bayerischen Frauentag in Würzburg in Nr. 254 (Seite 2) vom 1. Juni 1911 u. a. wörtlich: „Von den vielen schweren Fragen des Frauenlebens unserer Zeit sei noch zum Schlusse wenigstens flüchtig auf eine hingewiesen, die aus dem Zeitgeiste erwachsen ist und von der deutschen Bürgerin ganz besonders nachdrücklich bekämpft werden sollte. Das ist die Hyperkultur und Ueberschätzung der Bedeutung sexuellen Trieblebens. Ueber die Verwendung der ausschließlichen Akzentuierung der Geschlechtsinstinkte ist erst gar kein Wort zu verlieren. Aber auch gegen die theoretisierende Empfehlung der freien Liebe und gegen die abgebrauchtesten Schlagwörter der Bohême kann der Nachwuchs nicht früh genug abgehärtet werden. Der größte Schatz, den das Weib zu vergeben hat, wird lachend verschenkt und bedeutet kaum noch einen ethischen Marktwert. Die Welt besteht nicht allein aus Geschlechtstrieb, und vor den Geschlechtstrieb hat die moderne Kultur, richtig erfaßt, Arbeit und Pflichterfüllung gesetzt. Die deutsche Bürgerin hat alle Veranlassung, dieser verderblichen Beugung der Kulturstellung des Weibes ihre besondere Fürsorge und Aufmerksamkeit zuzuwenden. Denn würde diese mißverstandene Freiheit der modernen Frau statt der nur unter ganz besonderen Ausnahmen zu rechtfertigenden Fälle (Aha! Also doch!) zur Regel, so sinkt für unsere in der Entwicklung der Generationen festgelegten europäischen Begriffe der Wert des Weibes in verhängnisvoller Weise. Und damit würde die große und schöne Frauenbewegung verflachen und scheitern..." Dem liberal-libertinistischen Blatte, das im Bunde mit der Nachbarin „Jugend" selbst sehr viel dazu beigetragen hat, das „moderne Weib" zu laxeren sittlichen Anschauungen zu erziehen, und das auch jetzt noch für „besondere Fälle" diese „Freiheit" reserviert lassen will, scheint es vor den letzten Konsequenzen dieser „modernen" Entwicklung zuweilen zu grauen. Aber nur zuweilen! Denn sonst wären gewisse Feuilletons, über welche immer und immer wieder anständige deutsche Frauen sich förmlich entsetzen, einfach unmöglich.

Nun sind gewiß nicht alle Deutschen so begeistert für Frau Michaëlis, wie der Mitarbeiter des amerikanischen Blattes. Als besagte Frau in Danzig einen Vortrag halten sollte, erhoben sechs Frauenvereine und ein Verband gegen die Schmutzliteratur Protest. Durch die öffentlichen Blätter richtete man einen Appell an die Frauen und Mädchen, die auf weibliche Würde halten, der sie zum demonstrativen Wegbleiben von dem Vortrag aufforderte. Aber ganz eigentümlich ist die Haltung der deutschen Behörden gegenüber der Vortragswirksamkeit dänischer Frauen auf deutschem Boden. Der Vortrag der Frau Dr. Ottosen über Hygiene wird als gefährlich verboten, Frau Michaëlis Vortrag über das gefährliche Alter usw. als ungefährlich zugelassen. Was denken die deutschen Behörden wohl über geistige Hygiene? Aber sei's d'rum! Festgenagelt sei nur, daß Frau Michaëlis als Produzent in der „Geschlechts"branche den Ruhm der „deutschen" Literatur über das Weltmeer trägt, und des Protestes von sieben Vereinen der guten Stadt Danzig gewürdigt wird — — —.

So die „Berlingske politiske og Avertissementstidende" in Kopenhagen."

Die Krönungsausstellung der White City.

Von Dr. Hans Crg. Schorn-London.

Ein glanzvolles Kulturdenkmal des großbritannischen Weltreiches bildet die Krönungsausstellung der White City, in der gleichsam alle Nationen des Britenreiches dem Gebieter dieses majestätischen Staatenbundes zur selben Zeit ihre Huldigung darbringen, wo derselbe in der ehrwürdigen Westminsterabtei gekrönt wird. Die Worte des römischen Dichters

„Caelo tonantem credidimus Jovem
Regnare; praesens divus habebitur
Augustus adiectis Britannis
Imperio gravibusque Persis"

kommen uns in den Sinn, während wir die prächtigen Ausstellungspaläste durchschreiten, in denen die englische Kultur des Erdballs ihren lebendigen Ausdruck gefunden. Tausende von Eingeborenen bevölkern die Ausstellungsabteilungen der einzelnen hellgestrichenen Kolonialbauten, die sich zu einer sonnenlichten Feenstadt vereinen, durch die eine eigens angelegte Straßenbahn führt. Boyscouts und Matrosen, einfache Bürgerfrauen und Damen der ersten Aristokratie, behäbige Bürger und schmucke Kavaliers machen die stundenlange Runde durch den stadtartigen Ausstellungspark, der als ein Mikrokosmos der englischen Welt im Krönungsjahre die britische Kolonialkultur wiederspiegelt. Der Ausstellungsbezirk zerfällt in zwei Teile, die durch den Woodlaneviadukt in Verbindung stehen, nämlich die Shepherdsbushhallen, die wie die Glieder eines zusammenklappbaren Metermaßes sich aneinanderschließen und dem eigentlichen Ausstellungskomplex, der mit seinem chinesischen Pavillon, dem Stadium, der Kongreßhalle, dem schwimmenden Inselgarten, den orientalischen Kiosken und den getürmten Ausstellungspalästen von der Vogelschau aus sich wie ein kunstvoller Riesenschild mit meisterhafter Reliefarbeit ausnimmt.

Betreten wir den turmflankierten Shepherdsbusheingang der Ausstellungsgründe, so führt uns der Weg zunächst durch naturwahre Landschaftsnachbildungen des Mutterlandes, die unter gelatineartigen Himmelsflächen als Decke sich breiten. Devonshire, der „Garten Englands" mit seinen Triften und Buchten taucht vor uns auf, woran sich Stratford-am-Avon mit seiner Trinitykirche anschließt. Der Quaderbau von Schloß Windsor erscheint alsdann mit seinen majestätischen Formen, dem sich das stolze Arundelschloß, der Sitz der Herzöge von Norfolk, zugesellt. Durch eine alte Torwegnachahmung gelangen wir alsdann zur Darstellung von Richmond in Yorkshire, wo wir das türmige Schloß der Bretongrafen emporklastern sehen, in dem der Sage nach König Artur mit seinen Rittern wie Kaiser Rotbart im Kyffhäuser schlafend ruht. Darstellungen des romantischen wildzerklüfteten Wales schließen sich an, von denen das schlachtenumtobte Pembrokeschloß, das einst Cromwell stürmte, die bizarre Harlechburg sowie das wallisische Paradies, das Fairy Glen of Bettws-y-Coed zu erwähnen sind. Unser Rundgang führt uns sodann durch einen Mikrokosmus der irischen Welt, deren romantische Landschaftsbilder in wirkungsvollen Darstellungen des sonnenlichtüberfluteten Giant's Causeway, des seevögelumhuschten zerklüfteten Island of Achill, der Ruinen des Blarneyschlosses sowie der Höhen der Macgillicuddy Reeks festgehalten sind. Schottische Szenenbilder folgen, in denen das nordische Athen Edinburgh mit seiner Holyrood-Abtei und dem Königspalaste, wo Darnley Rizzio ermordete, der schlachtendüstre Killie Crankiepaß, das abendsonnenschöne Gestade des Loch Lomond, das felsentrotzige Stirlingschloß, der hexenspukbelebte Birnamwald, wo Macbeth die Schicksalsschwestern traf, sowie das königliche Balmoralschloß präsentiert sind.

Durch verschiedene wissenschaftliche Ausstellungssäle hindurch gelangen wir alsdann über den Woodlaneviadukt in den Bezirk der herrlichen Kolonialpaläste, von denen die zur Linken befindliche indische Sektion den Anfang macht. Ein gutes Bild von Bombay, dem Eingangstor zur indischen Welt, taucht vor unserem Blicke auf, dem sich Darstellungen der Höhlentempel des Elephanta-Eilands, von Udaipur, der „Stadt des Sonnenaufgangs", sowie von Ceylon mit dem heiligen Tempel von Buddhas Zahn anschließen. Wie von einer Fata Morgana hergezaubert erscheint alsdann Benares, die heilige Stadt der Hindu, vor unserem Blick, in der der goldene Tempel Siwas mit dem berühmten Weisheitsbrunnen majestätisch sich zeigt. Kalkutta, das „London der Tropenwelt", liegt alsdann im Mondscheine vor uns, woran sich eine Bilddarstellung der „Schwarzen Höhle" anschließt, von der ein englischer Schriftsteller äußert, daß gerade ihr Schicksal zur Errichtung des britischen Reiches in Indien führte. Die Leiden der in der Black Hole eingekerkerten englischen Schar rächte Lord Clive, dessen Sieg bei Plassey die Eroberung Indiens zur Folge hatte. Gwalior, das indische Gibraltar reckt sich alsdann auf mächtigen Felsenquadern empor, denkwürdig als natürliches Bollwerk sowohl als die Erinnerungsstätte des Todes der indischen Jungfrau von Orleans Rani of Ihansi, die hier im heldenmütigen Kampfe gegen die heranrückenden Engländer fiel. Der Zauber des Fürstentums Rajputana umfängt uns und wie ein vergessenes Bild aus einem poetischen Märchenzeitalter zeigt sich Jaipur, die liebliche Rosenstadt und das Ruinenfeld von Amber, in dessen Hintergrund die Sonne untergeht. Unser architektonisches Panorama zeigt uns ferner Amritsar, die heilige Stadt der Sikhs mit dem goldenen Tempel inmitten des Unsterblichkeitssees, das schlachtendüstre Delhi mit dem als achten Weltwunder bekannten Pfauenthron und dem zerklüfteten Kaschmirtor und die Palaststadt Agra mit ihren blendenden Marmormalen. Ein Nachtbild von Singapore düstert sodann empor und nachdem wir flüchtig die Szenenbilder von Hongkong, Birma und Borneo in Augenschein genommen, betreten wir den nächstliegenden australischen Kolonialpalast, der uns auf unserer Ausstellungsweltfahrt neue anregende Szenen vorführt. Während die indischen Landschaftsbilder einen mystisch-religiösen Charakter durchweg zur Schau tragen, lagert über der repräsentierten australischen Welt eine stille landwirtschaftliche Schäferromantik, deren Mittelpunkt die goldene Ceres und Pan, der friedliche Herdenbehüter zu sein scheint. Auf unserer Weltfahrt gelangen wir als unermüdliche Globetrotter sodann nach dem typischen Viktoria mit seinen idyllischen Bergen, Wäldern und Flüssen, seinen Schafherden und Minen, über die hinweg wir schneller als auf einer Fahrt in einem Zeppelinschen Luftschiff die Apfelbaumpflanzungen von Queensland, den mastenreichen Hafen von Sydney sowie den Goldminenbezirk von Westaustralien und die Weinberge Tasmaniens vor uns liegen sehen. In Gedanken versunken setzen wir unseren Weg fort, der uns zu der westlich gelegenen südafrikanischen Ausstellungshalle nunmehr führt, wo ein neues Weltbild vor unserem Blicke sich breitet. Schnell wie Faust auf seinem Flügelrosse zu den Pharsalischen Feldern gelangen wir von Australiens Hirtenhalden zur südafrikanischen Welt, wo wir über Kapstadt und die Tafelberge hinweg das diamantreiche Kimberley vor uns sehen, wo die Bergwerke der De Beers-Gesellschaft allwärts empordüstern. Groote Schuur, das Heim des großen Staatengründers Cecil Rhodes, liegt greifbar vor uns, so daß wir den stillen, einsamen Mann, der jetzt im Felsengrabe der Matoppohügel zum ewigen Schlafe gebettet ruht, auf der breiten Veranda seines holländischen Hauses zu sehen wähnen, wie er sinnend den in die Tafelberge sich senkenden Sonnenball betrachtet. Wie die Schattenbilder einer Laterna magica folgen weiter im neuen Wechsel gute Naturdarstellungen von Durban, der Hauptstadt Natals, dem schlichten Krügerhause sowie den Kaskaden der Viktoriafälle des Sambesi, und ehe wir uns versehen, hat uns eine geheimnisvolle Fee Paribanu entrückt zu dem neuen nordwestlich gelegenen Kolonialpalast, der uns in kaleidoskopartiger Folge Szenendarstellungen der Nord-, West- und Ostküste Afrikas vorführt. Aus hohen Felsenscharten dräut die Kanonenwacht

der meerbeherrschenden Naturveste Gibraltar, die die britische Wasserstraße nach Aegypten und Indien schützt, von einer Darstellung der befestigten Maltainsel gefolgt, über die sich ein herrlicher Mittelmeerhimmel wölbt. Der Teppichhandel von Cypern sowie die Palmöldampfer von Adda folgen bildfarbig mit kinematographischer Schnelle, um alsdann farbenprächtigen Darstellungen der afrikanischen Ostküste Platz zu machen, wo einst die deutsche Flagge gehißt war und die durch den verhängnisvollen Sansibarvertrag an England kam. Wir sehen weite afrikanische Steppen vor uns, wo das Laub der Sykomore über dem in der Lagune ruhenden Löwen rauscht und der Kabaka mit seinen Negervasallen im schattigen Bananenhaine zu Rate sitzt. Im Gezwitscher buntfarbiger Vögel glauben wir das Alla Huh Akbar betender Moslemiten zu hören, die weite Handelsstraßen durch die Tropenpracht Ostafrikas führen, in der namentlich hochgewachsene Lobeliapflanzen unsere Bewunderung erregen. Vor uns breitet sich dann das bildwahre Schlachtfeld von Omdurman, wo Lord Kitchener im September 1898 endgültig die Macht des Mahdi brach und 10800 tote Derwische die Ebene bedeckten. Da, wo der Weiße Nil in den Blauen einmündet, liegt im Ausstellungsrundgang weiterhin Khartum mit seinem prächtigen Sirdarpalaste, der sich an der Stelle erhebt, wo den unglücklichen General Gordon ein Schwarm feindlicher Speere niederstreckte. Das kulturalte Kairo schließt sich an mit seinem intensiven Straßenleben, worin stabtragende Sais mit weißen Hosen und Zuavenjacken, die vor Sänften und Wagen wegräumend einhereilen, das eigenartige Lokalbild vervollständigen. Zwischen den im Sonnenlicht gebadeten Kuppen und Minaretts ragt das formenschöne moscheenartige Universitätsgebäude El Azhar durch besondere Stilvollendung hervor, worin 12000 Studierende der gesamten moslemitischen Welt sich zusammenfinden. Im gleichen Ausstellungspalaste befindet sich auch die westindische Sektion, in der die St. Annabucht an der Nordküste von Jamaika, sowie Zuckerrohr- und Bananenpflanzungen naturgetreu dargestellt sind. Unsere „Weltreise" führt uns alsdann nach Kanada und Neuseeland, deren Kolonialbilder in den zu beiden Seiten der Nordecke des Court of Arts gelegenen Palasthallen entfaltet sind. Die Poesiegestalten von Longfellows Hiawatha umgaukeln uns, während wir an den Szenennischen vorbeischreiten, in deren Vordergrunde mokassinbekleidete Indianer mit Federbüschel im Schwarzhaar Bogen und Pfeile schnitzen, während die Rückwand uns bald den amerikanischen Urwald, bald Felsschluchten, Kaskaden oder schneegekrönte Berge vorführt. Am St. Lawrencestrom breitet sich Quebec, während mehr abseits Ottawa an den malerischen Ottawa- und Mideauflüssen sich erhebt. Von einziger Schönheit ist die Niagaradarstellung, die zu den schönsten Partien der gesamten Ausstellung gehört. In der Neuseelandsektion erblicken wir Darstellungen von heißen Quellen, Geysern, vulkanischen Bergen und herdenbevölkerten Höhenrücken, in die wohlhabende kleine Städte, wie das schottische Dunedin, eine Ansiedlung von Free Church-Schotten, das schafreiche Christchurch, eine Gründung von modernen Canterbury-Weltpilgern der Canterbury Association, das betriebreiche Auckland mit seinem Inselhafen, sowie das offizielle Wellington mit seinen Regierungsgebäuden eingebaut sind. Die sinkende Abendsonne hat den dargestellten Mount Egmont vergoldet, der mit dem japanischen Fujiyamaberge große Aehnlichkeit hat, während in der letzten Szene die rieselnde Silberflut des Mondes sich über die idyllischen Wairuawasserfälle ergießt.

Von den übrigen Sehenswürdigkeiten sei noch das große Dschungel, sowie das indianische Lager zu erwähnen, die das wildromantische Leben des englischen Weltreichs, wo die Sonne nicht untergeht, in realistischer Weise zum Ausdruck bringen. Was das erstere anbelangt, so wird es von Löwen, Tigern, Elefanten, Kamelen und anderen Tieren bevölkert, die hier von bewährten Bändigern dem Publikum täglich in einer Reihe von Vorstellungen vorgeführt werden. Im indianischen Lager ist ferner eine Schar von Irokesen unter ihrem alten Häuptling Scar Face einquartiert, die zu den sechs Stämmen gehört, die vor nunmehr drei Jahren den jetzigen König Georg auf seiner kanadischen Reise in Brantford in Ontario zu ihrem Ehrenkriegsherrn erwählten. Beachtung verdient auch das unter den Auspizien der „African World" ausgeführte afrikanische Eisenbahndiorama der projektierten Kapstadt-Kairolinie, die vom Kap dereinst über Kimberley, Mafeking, Buluwayo, Elizabethville, Mahaji, Goz-abu-Goma in das Nildelta über eine Strecke von 7000 Meilen führen wird.

Wir haben die Ausstellung verlassen und befinden uns am späten Abend auf der Londonbrücke. Ein gepunktes Lichtnetz breitet sich über das dunkelnde Stadtbild, dessen Formen verschwommen in den Abendhimmel empordüstern. Unter uns gurgeln lichtüberblitzte Wasser, aus denen empor stille Lieder wehen und wie Geisterraunen umfährt uns ein von Westminster kommender Wind. Noch einmal gedenken wir der geschauten Weltmacht Großbritanniens und während wir sinnen und träumen, drängen sich andere Bilder vor unser Auge. Hier, an der Londonbrücke, hielt einst die icenische Fürstin Boadicea, die britische Kriegerkönigin, mit ihrer Schlachtquadriga, als es galt, gegen die Römer zu Felde zu ziehen; hier kreuzte der römische Statthalter die Themse auf seiner Fahrt nach Verulamium; hier erscholl Sturmbardiet und Schildgeklirr der Germanen, wenn die Seherin das Opfer gedeutet und der König den Heerbann herbeigeboten; hier zogen Dänen und Normannen nach Westminster; hier läßt Macaulay den Neuseeländer das Prophetenwort künden, wonach London einst wie Troja und Karthago in Schutt und Staub zerfällt, wenn der Tag kommt, wo „die heilige Ilion hinsinkt vor der Danaer dräuenden Schar". Wie man annimmt, unterliegt jeder Staatskörper wie das Individuum der vis improvisa leti, dem physischen Tode. Aegypter, Griechen, Römer und Goten schwanden dahin und neue Völker kamen empor, an deren Weltherrschaft dereinst niemand geglaubt. Hat England seine Altersgrenze erreicht? Wird es sein Ende finden wie Griechenland bei der Zerstörung Korinths und Ostrom beim Fall Konstantinopels? Seiner Eigenart entsprechend zu leben ist das erste moralische Recht im Leben der Völker. Hoffen wir darum, daß es England noch lange beschieden sei, seine geistigen und seelischen Triebe und Anlagen zur höchsten Blüte zu bringen in Frieden und Freundschaft mit Deutschland und zum Segen der gesamten Kultur.

Praktische Arbeit für christliche Pädagogik.

Von Franz Weigl.

Auer hat einmal das schöne Wort geprägt, es sei unsere Aufgabe, „alle berechtigten Forderungen der modernen Pädagogik anzuerkennen und den Gegnern keinen anderen Angriffspunkt übrig zu lassen, als — die christliche Wahrheit."

Diese Parole hat sich besonders auch der Verein für christliche Erziehungswissenschaft gewählt, der durch Kurse und literarische Arbeiten moderne Aufgaben mit den Zielen der auf der alten ewigen Wahrheit fußenden christlichen Pädagogik in Einklang bringt.

Zu Ostern hat die norddeutsche Gruppe der alle deutschsprachigen Gebiete umfassenden Vereinigung in Breslau einen Kurs abgehalten, der über 1000 Teilnehmer anlockte, so daß das Auditorium maximum der dortigen Universität nicht mehr ausreichte. Vom 17.—21. Juli findet nun in München in den Räumen des Luitpoldgymnasiums ein Kurs statt, der die Volksschulpraxis besonders in den Mittelpunkt stellt und 12 Dozenten aus der täglichen Schulpraxis wie vom Hochschulkatheder (darunter Professor Förster-Zürich, Göttler-München, Giese-Wien) beizieht. Der Besuch der Kurse ist im Kultusministerialblatt Nr. 7, in der Zeitschrift der geistlichen Schulinspektoren „Christliche Schule" (Nr. 6), in dem Organ des Katholischen Lehrervereins „Pädagogische Blätter" (Nr. 17), im „Pharus" von Donauwörth und sonst empfohlen worden und darf deshalb auch an dieser Stelle in Erinnerung gebracht werden.

Gleichzeitig wird ein Fortbildungskurs für den Zeichenunterricht und vom 7.—19. August ein Kurs für die Praxis der „Arbeitsschule" von dem Verfasser dieser Zeilen mit Unterstützung des Münchener Oberklassenlehrers Falk für nur zirka 20 Teilnehmer veranstaltet. Ohne Handwerkerei und Spielerei wird in dem letzteren Kurs den guten neuen Gedanken Rechnung getragen, wie aus dem die Detailprogramme mit Leitsätzen enthaltenden Hefte „Die Münchener pädagogischen Kurse" ersehen werden kann, das gratis von der Geschäftsstelle des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft in München-Harlaching zu bekommen ist. Was an Modellieren, Papierformen, Sandkastenarbeit, Herstellung von Modellen, Reliefs, Apparaten der vertieften didaktischen Arbeit dient, wird in vierzehntägiger praktischer Arbeit vermittelt.

In Donauwörth findet vom 22.—25. August der zweite anstaltspädagogische Kurs statt, der im vorigen Jahre sehr große Erfolge errang (Anmeldungen bei der Redaktion des „Pharus" in Donauwörth), und der Münchener Katechetenverein veranstaltet vom 27. August bis 1. September seinen vierten Kurs mit dem Hauptthema: „Die religiöse Entwicklung als Grundlage der religiösen Erziehung."

Mögen die Veranstaltungen gleich dem Breslauer Kurse guten Besuch finden und wieder zeigen, daß wir christliche Pädagogen im Bildungsstreben nicht zurückstehen!

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 27. München, 8. Juli 1911. VIII. Jahrgang.

Der Fall Jatho.

Von einem Protestanten.

Richard Rothe, der scharf- und feinsinnige Ethiker, behauptete: „Der Protestantismus ist ein Prinzip, der Katholizismus ist eine Kirche.“ Mit dem ersten Teil dieses Satzes dürften nur die allerwenigsten Protestanten positiver Richtung zufrieden sein; denn nach ihrer Ueberzeugung ist der Protestantismus zugleich eine Gemeinschaft von Gläubigen und daher notwendig kirchenbildend. Die Beurteilung des Falles Jatho bestimmt sich nach der Antwort auf die Frage: Ist der Protestantismus lediglich ein Prinzip oder gibt es eine protestantische Kirche?

Fassen wir zunächst die Vergangenheit Jathos ins Auge! Er ist 1851 in Kassel geboren, 1891 von der evangelischen Gemeinde in Köln zu ihrem Pfarrer gewählt worden. Die Kirchenbehörde vernahm bis zum Jahre 1905 über ihn nur Günstiges; es wurde gerühmt, daß er auf die der Kirche Fernstehenden eine großartige Anziehungskraft ausübe. Erst von dem genannten Jahre wurde von der „neuen Religion“ geschrieben, die Jatho in einer Sammlung gedruckter Predigten verkündige. Beschwerden, die von einzelnen Gemeindegliedern und von der Vereinigung der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses einliefen, veranlaßten das Kirchenregiment zu Ermahnungen Jathos, die jedoch von diesem wenig beachtet wurden; vielmehr erregte ein Vortrag desselben über das heilige Abendmahl neues Aergernis, so daß drei Gemeindeglieder in einer Eingabe klagten, er trage unter Verwerfung des Gedankens der Erlösung durch Jesus Christus, den er nur als Menschen ansehe, mit sinnberauschender Beredsamkeit Zwiespalt und Wirrwarr in die Gemeinden. Darauf erfolgte eine ernste Erinnerung und Verwarnung. Durch die „Vossische Zeitung“ wurde nun aber im Frühjahr 1909 bekannt, daß Jatho bei der Konfirmation ein vom Apostolikum stark abweichendes, von ihm selbst verfaßtes Bekenntnis ablegen lasse. In erstaunlicher Nachsicht beschränkte sich das Konsistorium wiederum auf eine Warnung vor weiterem Verstoß gegen die kirchliche Ordnung. Die Vorträge, welche Jatho in Köln und anderwärts hielt, gaben neuerdings Anstoß, zumeist der von ihm trotz der Abmahnung der Kreissynode Barmen erstattete Ostervortrag. Nicht minder anstößig war Jathos Wirken in den sogenannten „Grünen Blättern“ usw. Mit dem am 16. März vorigen Jahres von König Wilhelm II. unterzeichneten Irrlehregesetz war nun dem preußischen Oberkirchenrat ohne disziplinares Einschreiten die Möglichkeit zum Vorgehen gegen Jatho gegeben. Am 18. November 1910 erklärte das Konsistorium zu Koblenz, daß in der Angelegenheit Jatho der Fall des erwähnten Gesetzes zutreffe. Der erste Paragraph desselben nimmt die Möglichkeit in Aussicht, „daß ein Geistlicher in seiner amtlichen oder außeramtlichen Lehrtätigkeit mit dem Bekenntnis der Kirche dergestalt in Widerspruch geraten ist, daß seine fernere Wirksamkeit innerhalb der Landeskirche mit der für die Lehrverkündigung allein maßgebenden Bedeutung des in der Heiligen Schrift verfaßten und in den Bekenntnissen bezeugten Wortes Gottes unvereinbar ist.“

Das Bekenntnis, welches Jatho seine Konfirmanden jahrzehntelang hatte ablegen lassen, lehnt sich einigermaßen an das Apostolikum und Aussagen der Hl. Schrift an und entbehrt weder sittlichen Ernstes noch wohltuender Wärme, aber von Jesu Christi Empfängnis vom hl. Geist, der Jungfrauengeburt, Höllenfahrt, Auferstehung, Himmelfahrt, Sitzen zur Rechten Gottes, Wiederkunft zum Gericht, Ausgießung des hl. Geistes, Auferstehung des Fleisches und ewigem Leben weiß es nichts zu sagen. Die geschichtlichen Heilstatsachen sind somit für die durch Jatho konfirmierten Kinder nicht vorhanden. Was hatten die Erwachsenen an ihm?

Als das Verfahren gegen Jatho eröffnet wurde, gingen seine Anhänger an die Sammlung von Erklärungen zu seinen Gunsten. Im Verlauf von drei Monaten brachten sie 44 000 Unterschriften zusammen. Die kirchlich-liberalen Protestanten von Köln, dem Rheinland und Westfalen, Hannover, Schleswig-Holstein, Berlin, Schlesien, Kassel, Nassau, Hessen und Baden traten für Jatho als „religiöse Persönlichkeit“ ein oder protestierten gegen den Versuch eines unevangelischen Eingriffes in die Rechte der Einzelgemeinde; wertvoller als deren Redensarten ist die Versicherung von Frauen der evangelischen Gemeinde zu Köln, daß Jatho viele ihrer Männer wieder zum Kirchenbesuch bewogen und so das Familienleben christlicher gestaltet, daß er im Asylverein die Aermsten des weiblichen Geschlechts sittlich gehoben habe. Auch sein Wirken im Kindergottesdienst wird gerühmt, und die Konfirmanden und Religionsschüler der letzten Jahre danken ihm dafür, daß er ihnen „den Sinn erschlossen hätte für die Herrlichkeit der göttlichen Offenbarung in ihnen und um sie her.“ Höchst bedenklich ist die Erklärung von drei Universitätsprofessoren, unter denen sich der positiv gesinnte Kirchenrechtslehrer Sohm befindet; als Laien wollen sie zunächst über die Theologie Jathos kein Urteil abgeben, aber auch wenn die Lehre des Pfarrers Jatho angesichts des geltenden kirchlichen Bekenntnisses durchaus unhaltbar sei, so erachten sie doch das Einschreiten des Kirchenregiments gegen den Willen der Gemeinde für eine Vergewaltigung nicht so sehr des Geistlichen als vielmehr der Gemeinde. Wenn Jatho, dessen Persönlichkeit auch von seinen Gegnern geschätzt wird, es vorzüglich verstand, in den Erwachsenen wie in der Jugend religiöse Gefühle zu wecken, so war doch sein Wirken, vom kirchlichen Standpunkt aus betrachtet, ein die Kirche zerstörendes; an kein Dogma sich bindend, huldigte er einem schier schrankenlosen Subjektivismus; würde seine Art allgemein, so müßte die protestantische Kirche in Atome sich auflösen, im günstigeren Falle käme es zum Independentismus, zur Bildung einzelner, von dem religiösen Standpunkt ihres Geistlichen abhängiger Gemeinden.

Dies zu verhüten griff der Evangelische Oberkirchenrat ein, indem er die Angelegenheit vor das nach dem Gesetz vom 16. März 1910 gebildete Spruchkollegium brachte. Es gehören diesem an vier Mitglieder der genannten höchsten Kirchenstellen, zwei Universitätsprofessoren, drei Mitglieder der Generalsynode, der Stellvertreter des Generalsuperintendenten der Rheinprovinz und drei Mitglieder der rheinischen Provinzialsynode. Von diesen 13 Angehörigen des aus 8 Geistlichen und 5 Laien bestehenden Kollegiums müssen mindestens 9 sich für den Antrag des Oberkirchenrates aussprechen, wenn die Entfernung eines Geistlichen aus seinem Amte möglich sein soll. In diesem Falle verliert derselbe die Rechte des geistlichen Standes, erhält jedoch das gesetzliche Ruhegehalt als Jahrgeld.

Ehe es zur abschließenden Verhandlung kam, fand in Berlin eine sehr stürmisch verlaufene Demonstrationsversammlung zugunsten Jathos statt, in welcher dem einzigen Vertreter des christlichen Glaubens gegenüber höchst betrübende Aeußerungen fielen, und an der sich trotz des Verbotes des Konsistoriums auch drei liberale Geistliche beteiligt hatten. Anderwärts suchte man durch Drohungen mit Massenaustritt aus der Kirche oder mit Masseneingaben gegen das Apostolikum einschüchternd auf den Oberkirchenrat zu wirken. Dagegen erklärte das Haupt.

organ der Sozialdemokratie, Jatho gehöre nicht in die Kirche, und das der preußischen Modernen, die „Preußische Kirchenzeitung“, versicherte: „Gerade weil wir die Landeskirche auch noch für eine ‚Gesamtgemeinde‘ halten, darum können und wollen wir sie nicht in ein Konglomerat von Einzelgemeinden, die lediglich in sich selbst die Entscheidung darüber haben, was sie für christliches Leben halten, auflösen lassen.“

In der Verhandlung des Spruchkollegiums, welche am 23. und 24. Juni stattfand, stellte sich nun heraus, daß Jatho sich in Wirklichkeit noch weit mehr von den Grundwahrheiten des christlichen Glaubens entfernt hat, als man nach seinem für die Konfirmanden verfaßten Bekenntnis vermuten durfte. Einen Gott außerhalb der Welt, einen Weltschöpfer vermöge er nicht anzuerkennen, er gestehe nur einen Gott zu, den jeder in seinem Herzen erkenne, nur auf das subjektive Moment komme alles an. Er könne auch ohne Jesus auskommen, den Namen Christus gebrauche er gar nicht, doch sei ihm dieser immerhin die Idee der Menschheit. Bei diesem offenen Eingeständnis seines völligen Unglaubens kämpften Jathos Verteidiger für eine verlorene Sache. Der eine, Professor Baumgarten, gab ihn als Theologen preis, da er schon im Gottesbegriff von den Grundlagen des Evangeliums abweiche, aber er führe doch in den Vorhof des Christentums, und seine Praxis sei, wie viele in den wärmsten Ausdrücken gehaltene Briefe aus allen Bevölkerungsschichten bewiesen, besser als seine Theologie; er löse nicht nur Stimmungen, sondern auch sittliche Kräfte aus. Der zweite Verteidiger, Liz. Traub aus Dortmund, wies darauf hin, daß Jatho 30 Jahre lang unbeanstandet gewirkt habe; er stellte die kühne Behauptung auf, die evangelische Kirche habe kein festes Bekenntnis, sie sei tatsächlich heute schon ein Sprechsaal, eine katholische Bindung auf das Ordinationsgelübde lasse die fortschreitende Erkenntnis nicht gelten.

Das Spruchkollegium war entgegengesetzter Ueberzeugung. Es erklärte sich für die Entfernung Jathos aus dem geistlichen Amte. Wie zu erwarten war, wird seine Entscheidung von allen, denen der negative Protestantismus höher steht als das Christentum, mit leidenschaftlicher Entrüstung zurückgewiesen.[1] Indem Jatho seinen Freunden vom Austritt aus der Kirche abriet, zeigte er sich in kirchenpolitischer Beziehung nicht als so kindlich, wie Baumgarten ihn darstellte; die Mehrheit soll, das ist seine Meinung, das bisher geltende Bekenntnis der evangelischen Kirche beseitigen. Können Protestanten, denen die segensreiche Einwirkung des Christenglaubens auf unser Volk am Herzen liegt, nicht wünschen, daß innerhalb der römisch-katholischen Kirche ein auflösender Modernismus die Oberhand gewinne, so werden umgekehrt Katholiken, welche in der Politik die Dinge nehmen, wie sie sind, die zunächst der protestantischen Landeskirche Preußens drohenden Kämpfe ebenfalls mit ihren Wünschen für diese verfolgen; vom Sieg des Unglaubens hätten der Jungliberalismus und zumal die Sozialdemokratie den Hauptgewinn, das gemeinsame Vaterland trüge unheilbaren Schaden davon.

---

[1]) Von anderen Erörterungen in liberalen Blättern sticht wohltuend ab, wie der durch seine Artikel zur Förderung des konfessionellen Friedens auch weiteren Kreisen bekannt gewordene Nürnberger protestantische Stadtpfarrer Julius Schiller in der liberalen „Augsburger Abendzeitung“ (Nr. 177 vom 28. Juni 1911) „Zum Fall Jatho“ sich vernehmen läßt. Schiller schreibt u. a.: „Die Entscheidung, welche das Spruchkollegium gefällt hat, ist darum so bedeutsam, weil nunmehr festgestellt ist, daß nicht jeder evangelische Geistliche in Preußen auf der Kanzel jedes lehren darf. Und es ist gut, daß dieses ausgesprochen worden ist. Sonst würde der immer weiter um sich greifende Subjektivismus den Bestand der preußischen Landeskirche ernstlich gefährdet haben .... Jatho hat mit einer Offenheit und Ehrlichkeit, die ihresgleichen sucht, allüberall, auch vor seinem Kirchenregiment, seine religiösen Grundanschauungen kundgegeben, und man braucht kein Fachtheologe zu sein, um bei einer Prüfung derselben sich zu sagen: Mit dem Christentum hat diese Religion so gut wie nichts gemeinsam. Jatho sagt klipp und klar: Es gibt keinen außerweltlichen Gott, so wenig wie einen zeitlich bestimmten Schöpfungsakt. Das Christentum ist weder die allein wahre, noch die allein berechtigte Religion. Das persönliche Fortleben nach dem Tod lasse ich dahingestellt. .... Niemand wird bestreiten wollen, daß Jatho in einem vollständigen und grundsätzlichen Gegensatz zu den Lehren der Kirche sich bewegt. Der Fall Jatho hat mit der Forschungsfreiheit nichts zu tun. Was wäre dies auch für eine merkwürdige Kirchenverfassung, welche eine schrankenlose, unbedingte Lehrfreiheit gewähren wollte! .... Wo kommen wir hin, wenn unseren Predigern eine absolute Redefreiheit gestattet würde! Wäre das nicht der Anfang vom Ende und gleichbedeutend mit der Selbstauflösung?“

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der deutsche Löffel im marokkanischen Brei.

Gegenüber dem Trauerspiel, das die Franzosen in Marokko aufführen, und dem Satyrspiel der Spanier hatte die deutsche Regierung bisher den geduldigen Zuschauer abgegeben. Auch den stillen Zuschauer, nachdem die zarten Warnungen unserer Offiziösen im Anfang der französischen Aktion wirkungslos geblieben waren. Jetzt aber ist die deutsche Politik plötzlich aus der passiven Haltung herausgetreten. Die Regierung hat das Kanonenboot „Panther“ nach Agadir geschickt, um den dortigen Deutschen, die wegen des drohenden Uebergreifens der Unruhen auf den Süden Marokkos vorstellig geworden waren, den Schutz des Mutterlandes zu gewähren. Eine solche Entsendung eines Schutzschiffes an eine fremde Küste ist nichts Ungewöhnliches; sogar die Amerikaner mit ihrer hochgespannten Monroe-Doktrin haben derartige Unternehmungen gegen Haiti oder Venezuela tolerieren müssen. Das gegenwärtige Vorgehen gegen einen marokkanischen Landesteil würde auch als eine einfache Maßregel zum Schutze deutscher Bürger und ihrer Interessen von der öffentlichen Meinung mit Gleichmut hingenommen werden, wenn Marokko noch wäre, was es sein sollte: ein selbständiges Reich unter einem unabhängigen Sultan. Aber da Frankreich und seine Freunde trotz Algeciras an der Ansicht festhalten, Marokko gehöre (etwa abgesehen von dem kleinen spanischen Stück) der französischen Republik, so betrachtet man das völkerrechtlich einwandfreie Vorgehen Deutschlands als einen Eingriff in die französische Sphäre. Nach Ansicht dieser Leute hätten die deutschen Unternehmer in Agadir und dessen Hinterlande sich an Frankreich um Hilfe wenden müssen. Das selbständige Vorgehen Deutschlands ist eine höfliche, aber bestimmte Bekundung, daß Deutschland die Oberherrschaft Frankreichs über Marokko nicht anerkennt und nicht durchgehen lassen will, wenigstens nicht durchgehen lassen will für diesen südwestlichen Zipfel Marokkos, in dem gerade die Deutschen als Kolonisten erfolgreich tätig sind. Es ist, wie die halbamtliche Notiz sagt, „zunächst“ das Kanonenboot „Panther“ hingeschickt worden, weil dieses gerade in der Nähe war; damit ist deutlich genug gesagt, daß mehr und stärkere Schiffe folgen werden, wenn es der Schutz der deutschen Interessen verlangt. Deutschland hat seine Flagge vor Agadir entfaltet, ehe die Unruhen bereits ausgebrochen sind. Ein gewisses periculum in mora konnte man befürchten, nachdem die Franzosen bereits im vorigen Winter dem Hafen von Agadir einen Besuch abgestattet hatten, ohne daß dort französische Interessen zu schützen waren. Damals hat unsere Regierung mit großer Ruhe, aber mit ebenso großer Entschiedenheit dem Verbleiben der Franzosen oder der Wiederholung derartiger Besuche vorgebeugt. Wahrscheinlich hat sich schon damals in Berlin der Entschluß durchgesetzt, dieses Stück von Marokko auf jeden Fall vor der französischen Invasion zu bewahren.

Alldeutsche und sonstige heißblütige Politiker sehen in den vollzogenen Maßnahmen bereits die Einleitung zu jener Aufteilung Marokkos, die sie als beste Lösung der marokkanischen Frage schon längst in Vorschlag gebracht hatten. Wir glauben auch heute noch nicht, daß Deutschland auf ein Teilungsgeschäft hinarbeitet und überhaupt zur kostspieligen Besetzung einer größeren Kolonie in Marokko Lust verspürt. Aber wenn Frankreich fortfährt, die Autorität des Sultans und die Ordnung im Scherifenreich zu untergraben, dann kann es freilich schließlich dahin kommen, daß der Spruch „Schiedlich — friedlich“ auch auf die marokkanischen Werte angewendet wird und Deutschland sich gezwungen sieht, ein Stück für sich in Beschlag zu nehmen, um es der französischen Habgier zu entziehen. Das Hinterland von Agadir und sein südliches Zubehör ist nach allen Schilderungen ein sehr wertvolles Gebiet, reich an Landfrucht und an Mineralien. Ebensowenig wie die Franzosen würden die Engländer es uns gönnen. Nun, wenn die englische Regierung einen solchen Ausgang der Sache verhindern will, so mag sie ihren Einfluß auf Frankreich dahin geltend machen, daß dieses endlich wieder für die Erhaltung des marokkanischen Reiches sorgt, statt dessen Auflösung hinterlistig zu fördern.

Vorderhand hat Deutschland nur seine Visitenkarte abgegeben. Der jetzige Schritt der deutschen Politik ist mit mehr Ruhe und Einfachheit eingeleitet worden, als seinerzeit die sensationelle Kaiserfahrt nach Tanger. Hoffentlich entspricht der größeren Bedächtigkeit auch die größere Zähigkeit.

Der Schluß des preußischen Landtages.

Im Gegensatz zum Reichstag, der zum Schluß ein gesegnetes Erntefest in Ruhe beging, hat das preußische Abgeordnetenhaus seine Tagung mit einem Krach beschließen müssen. Den Anfang der unerquicklichen Szenen bildete die Verhandlung über eine freisinnige Resolution, welche die Einführung des Reichstagswahlrechtes und zugleich die Neuverteilung der Mandate nach der gegenwärtigen Einwohnerzahl forderte. Nachdem soeben noch die Wahlrechtsvorlage der preußischen Regierung gescheitert war, war natürlich vorauszusehen, daß im Abgeordnetenhause sich keine positive Mehrheit in dieser Frage bilden könne. Das Zentrum ist freilich mit der Linken für die Einführung des Reichstagswahlrechts, aber nicht für die Entrechtung der ländlichen Wahlkreise. Die Nationalliberalen wollen wohl das allgemeine, direkte und geheime Wahlrecht, aber nicht das gleiche Wahlrecht bewilligen; d. h. sie wollen auf ihre Vorteile aus der plutokratischen Klassenwahl nicht verzichten. Und die Konservativen wollen überhaupt keine Wahlreform. Nun dachten die Herren auf der Linken, sie würden für ihre Resolution noch eine Mehrheit finden, wenn zu Ehren der Nationalliberalen das Wörtchen „gleiche" aus dem Antrage gestrichen würde. Die konservative Partei war aber schlau genug, diese Taktik zu vereiteln, indem sie für die Beibehaltung des Wortes „gleiche" stimmte. Darauf fiel der Antrag durch. Nun war die Linke in heller Wut gegen die „hinterlistigen" Konservativen. Die Nationalliberalen kamen auch in Rage, weil das Zentrum, dessen Anträge systematisch abgelehnt waren, keine Lust verspürte, zu der Erledigung der rein nach nationalliberalen Interessen gemodelten rheinischen Landgemeindeordnung mitzuwirken. Die Beschlußunfähigkeit des Hauses bei der Schlußabstimmung über das letztere Gesetz machte die Anberaumung von sofortigen neuen Sitzungen durch den Präsidenten nötig. Als nun der Präsident von der Tagesordnung der neuen Sitzung die unmöglich gewordene Landgemeindeordnung ausschaltete, beschuldigte ihn der nationalliberale Wortführer, in unzulässigster Weise eine „neue" Tagesordnung ohne Benachrichtigung der Abwesenden dem Hause aufgezwungen zu haben. Die Linke griff das auf, und die schönste Obstruktion war im Gange, — bis Herr v. Bethmann Hollweg durch beschleunigte Verkündigung der königlichen Schlußordre dem Hexensabbath ein Ende machte. Die Vorwürfe gegen den Präsidenten sind durchaus unbegründet. Ganz unsinnig ist die Behauptung der Liberalen und Sozialdemokraten, daß der „schwarzblaue Block" an der Verwirrung Schuld trage. Im Gegenteil: die Sache wäre viel glatter und fruchtbarer verlaufen, wenn die Konservativen überall mit dem Zentrum zusammengearbeitet hätten, namentlich auch in Sachen der rheinischen Landgemeinden. Die Regierung hat sich den Schaden und das Aergernis nicht etwa durch ihre Nachgiebigkeit gegen den „schwarzblauen Block" zugezogen, sondern vielmehr durch ihre Liebedienerei gegen den Liberalismus. — Zu Ehren des Liberalismus hat sie ja auch das bischen Religionsunterricht in den Fortbildungsschulen abgelehnt, und darin liegt die Ursache für das Scheitern der Vorlage über die Pflichtfortbildungsschulen. Als die nationalliberale Partei Obstruktion trieb, war sie undankbar gegen die Regierung, die ihr u. a. das Leichenverbrennungsgesetz verschafft hat.

Die verschärfte Spannung zwischen Konservativen und Nationalliberalen wird vielleicht auf die Reichstagswahlen einigen Einfluß haben. Aber viel wichtiger in dieser Beziehung ist die Spaltung im Hansabunde, von dem jetzt unter Führung des Herrn v. Kirdorf die niederrheinisch-westfälische Gruppe sich abgesondert und also der Großblockführung des Herrn Riesser entzogen hat.

Der Eucharistische Weltkongreß in Madrid.

Seiner Natur nach eine religiöse und kirchliche Veranstaltung, hat der Kongreß in diesem Jahre eine erhöhte Bedeutung auch für das politische Gebiet erlangt, da er in Madrid stattfand, dort trotz aller freimaurerischen und sozialdemokratischen Gegenbestrebungen überaus glänzend und großartig verlief und sogar den Hof und das Ministerium zur Teilnahme an der Prozession und an einzelnen Sitzungen zu veranlassen vermochte. Das ist überaus erfreulich, aber aus dem Verhalten des Ministeriums Canalejas wagen wir doch nicht die Hoffnung herzuleiten, daß Spanien nun vom Kulturkampf verschont bleiben werde. In den romanischen Ländern muß man erst recht mit der Gefahr rechnen, daß kirchen- und religionsfeindliche Maßnahmen in einer Form und mit einer Begründung auftreten, die das Gewissen der katholischen Bevölkerung einschläfern.

117 Millionen Ueberschuß im Reichshaushalt.

Von

Oberregierungsrat Karl Speck, Mitglied des Reichstags.

Der jetzt bekannt gewordene Abschluß der Reichshauptkasse für das Rechnungsjahr 1910 hat auch die kühnsten Erwartungen übertroffen. Endlich sind die Reichsfinanzen wieder unter einem guten Stern angelangt, nach einer langen Reihe dürrer Jahre liest man wieder von Ueberschüssen im Reichshaushalt, und zwar von Ueberschüssen, die durch ihre Höhe alle Welt überraschen mußten. Nicht weniger als 117,7 Millionen Mark betrug die Summe, um welche der Reichshaushalt für 1910 gegenüber dem Voranschlag günstiger abschließt. Diese überaus erfreuliche Entwicklung der Reichsfinanzen ist in der Hauptsache einer erheblichen Steigerung der Einnahmen aus Zöllen und Steuern zu verdanken, die den Etatsvoranschlag um 57,5 Millionen überstiegen. Einen nicht unerheblichen Anteil an dieser Entwicklung tragen aber auch die Erwerbseinkünfte des Reichs aus Post und Eisenbahnen, die der Reichskasse um 19,7 bzw. um 11,8 Millionen mehr einbrachten, dazu noch eine Mehreinnahme aus dem Bankwesen von 3,6 Millionen. Auf der anderen Seite stehen aber diesen Mehreinnahmen auch Minderausgaben gegenüber, die sich bei der Reichsschuld auf 9,9 Millionen, bei der Heeresverwaltung auf 4,7 Millionen und bei der Marineverwaltung auf 1,6 Millionen belaufen.

Schon bei der Veröffentlichung dieser amtlichen Ziffern machten verschiedene liberale Blätter die verzweifeltsten Versuche, den sehr naheliegenden Gedanken zu bekämpfen, daß diese günstige Entwicklung der Reichsfinanzen auch nur zu einem Teil der Reichsfinanzreform des Jahres 1909 zu verdanken sei. „Das günstige Ergebnis ist allein der Besserung der wirtschaftlichen Lage zu danken, nicht der schwarz-blauen Finanzpolitik," war da in einem Blatte zu lesen. Nun wäre es ja allerdings unberechtigt, das Verdienst an dieser Entwicklung oder auch nur die Steigerung der Einnahmen an Zöllen und Steuern einzig und allein für die Finanzreform in Anspruch nehmen zu wollen. Die Mehreinnahmen aus Post und Eisenbahnen sowie aus dem Bankwesen stehen außerhalb jeder Beziehung zu dieser Reform und auch ein gut Teil der Mehreinnahmen aus Zöllen und Steuern ist zweifellos auf die günstige Entwicklung unseres gesamten Wirtschaftslebens im abgelaufenen Jahre zurückzuführen.

Aber ebenso verkehrt wäre es, wollte man in das andere Extrem verfallen und jede günstige Rückwirkung der Finanzreform auf diese Verhältnisse in Abrede stellen. Wenn z. B. die Börsensteuer einschließlich der Talonsteuer für 1910 gegenüber dem Voranschlag von 52,5 Millionen einen Ertrag von 81,2 Millionen, also ein Plus von 28,7 Millionen oder von 55 Prozent des Solls gebracht hat, so ist dieses Ergebnis allerdings der Niederschlag eines stärkeren Verkehrs an der Börse, gleichzeitig aber auch eine Folge der im Jahre 1909 beschlossenen stärkeren Belastung der Börse. Es ist aber auch der deutlichste Beweis dafür, daß diese Belastung leistungsfähige Schultern getroffen hat und auch so beschaffen war, daß sie den Börsenverkehr in keiner Weise ungünstig beeinflußte. Dieses Erträgnis der Börsensteuern bildet also die beste Widerlegung aller Befürchtungen, die man namentlich von liberaler Seite an deren Erhöhung geknüpft hatte. Von dem bevorstehenden „Ruin des Börsengeschäfts" wagt angesichts dieser Ziffern jetzt niemand mehr zu sprechen. Und wie sollte anderseits der Minderaufwand zur Verzinsung der Reichsschuld im Betrage von 9,9 Millionen lediglich mit dem wirtschaftlichen Fortschritt erklärt werden können? Dieser Minderbedarf ist ausschließlich auf die durch die Finanzreform ermöglichte Abbürdung der Anleihe und geringere Inanspruchnahme des Schatzanweisungskredits zurückzuführen. Die höchste Belastung dieses Kredits betrug im Jahre 1909 noch 639 Millionen, 1910 ist diese Belastung auf 100 Millionen zurückgegangen, und zwar als direkte Folge der Finanzreform, weil durch diese die Mittel flüssig gemacht wurden zur Deckung der fortdauernden Ausgaben, die unter der Finanzpolitik des Blockreichstags in einem von Jahr zu Jahr sich steigernden Maße durch Inanspruchnahme des Schatzanweisungskredits erfolgten.

Es wird sich also für die liberalen Kritiker der Finanzreform empfehlen, in dieser ihrer Kritik etwas mehr Maß zu halten, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, durch den einfachen Hinweis auf die Tatsachen widerlegt zu werden. Mit dieser nörgelnden Kritik, deren Beweggrund und Absicht nur allzu

leicht ersichtlich ist, hat man ja bis jetzt wenig Glück gehabt. Als in den ersten Monaten nach dem Inkrafttreten der neuen Steuergesetze bei der einen oder anderen Steuer sich Mindererträgnisse zeigten, war man sogleich bei der Hand, ein vollständiges Fiasko der Finanzreform anzukündigen; der Wunsch war wohl auch hier der Vater des Gedankens. Nun haben aber die neuen Steuern in ihrer Gesamtheit tatsächlich im Jahre 1910 das von ihnen erwartete Erträgnis gebracht und damit die Hoffnungen, die man auf sie setzte, vollständig erfüllt. Daß die sämtlichen Steuern bereits im ersten Jahre ihres Bestehens das Höchsterträgnis erreichen würden, hat niemand erwartet, war auch nach der aufgestellten Bedarfsberechnung gar nicht notwendig. Wie langsam sich oft das Erträgnis solcher Steuern entwickelt, dessen sollte man sich doch gerade im liberalen Lager bewußt sein. Denn die Personenfahrkartensteuer verdankt doch in ihrer jetzigen Form dem Antrag eines nationalliberalen Abgeordneten ihre Entstehung, sie wird also als ein Produkt liberaler Finanzkunst angesehen werden müssen. Ihr Erträgnis wurde 1906 auf 45—50 Millionen geschätzt, im Jahre 1910 hat sie es aber glücklich auf 20 Millionen gebracht. Ganz ähnlich liegt es bei der Reichserbschaftssteuer des Jahres 1906, deren Ausdehnung auf Kinder und Ehegatten als eine ideale Besitzbesteuerung von liberaler Seite so sehr gepriesen wurde. Sie sollte 70 Millionen erbringen, weist aber für 1910 erst eine Gesamteinnahme (Reich und Bundesstaaten) von 55 Mill. auf. Im Vergleich mit diesen Steuern muß also das Gesamterträgnis der Finanzreform als ein geradezu überraschend günstiges bezeichnet werden.

Die Ueberschüsse des Jahres 1910, so erfreulich sie sind als ein Gradmesser für die Gesundung unserer Reichsfinanzen, bringen aber auch eine nicht zu unterschätzende Gefahr mit sich. Die „Begehrlichkeit der Ressorts", die in den letzten Jahren durch den starken Arm des Reichsschatzsekretärs Warmuth und durch den unerbittlichen Zwang des Mangels an Mitteln etwas zurückgedrängt wurde, droht jetzt mit erneuter Stärke sich wieder geltend zu machen. Der Flottenverein hat bereits seine Tätigkeit als Schrittmacher wieder aufgenommen und binnen kurzem wird eine neue „nationale" Forderung auf den Schild erhoben sein, wenn es dem Schatzsekretär und den Bundesstaaten nicht gelingt, in gleicher Weise wie für die Jahre 1910 und 1911 ihre kostbaren Ueberschüsse im Reichshaushalt auch für die kommenden Jahre in Sicherheit zu bringen. Für diese Jahre wurde nämlich der Gedanke der Franckensteinschen Klausel in einer neuen Form durch die Bestimmung zum Ausdruck gebracht, daß alle Ueberschüsse im eigenen Haushalt des Reichs und bei den Ueberweisungssteuern nicht auf künftige Etatsjahre übergehen bzw. den Einzelstaaten zugute kommen sollen, sondern zur Schuldentilgung verwendet werden müssen. Dank dieser Bestimmung ist es gelungen, jetzt schon den Fehlbetrag des Jahres 1909 fast vollständig zu tilgen und auch die darüber noch hinausgehenden Ueberschüsse des Jahres 1911 für die Abbürdung der Anleihe sicherzustellen. Gelingt es, diesen Gedanken auch in den Etats der nächsten Jahre zur Geltung zu bringen, so wäre dadurch eine erfreuliche Perspektive für die Zukunft eröffnet, denn die Schuldentilgung im Reiche, die durch die sogenannte lex Lieber angebahnt und in den Blockjahren 1906—1908 vergeblich versucht wurde, würde dann endlich in die richtigen Bahnen geleitet sein — dank der Finanzreform des Jahres 1909. Ein solcher Erfolg wäre schon allein der großen Opfer wert gewesen, die von den positiven Parteien des Reichstags gebracht wurden, als es galt, das nationale Werk dieser Reform zu schaffen.

Sommerabend.

Leuchtend steht das Himmelszelt,
Jedes Wölkchen ist verflogen;
Blitzend kommt ein Stern gezogen,
Schaut herab auf uns're Welt.

Wie ein träumend Menschenkind
Liegt die Welt in sel'gem Schweigen,
Nur in blütenschweren Zweigen
Flüstert noch der Abendwind;

Und ein Vögelein singt müd'
Traumverloren eine Weise,
Und aus einem Hause leise
Schallt ein frommes Abendlied.

Fritz Flinterhoff.

Das Ende des britischen Imperialismus.

Von Dr. Fritz Diepenhorst, Köln.

Das englische Krönungsfest mit all seinem mittelalterlichen Aufwand hat die allgemeine Aufmerksamkeit fast vergessen lassen, daß seit Wochen auch in London die sechste Kolonialkonferenz ihre Sitzungen abhielt, um Beschlüsse über das fernere Geschick des großen Weltreiches zu fassen. Die von den Ministern aller britischen Besitzungen in Uebersee mit selbständiger Regierung beschickte Konferenz, also der Vertreter von Canada, Südafrika, Australien und Neu-Seeland, hat am 17. Juni den ungeheuer wichtigen Antrag des Canadiers Laurier angenommen, England möge seine alten Handelsverträge abändern, soweit sie sich auf die Kolonien miterstrecken. Dieser noch vor einigen Jahren geradezu unmöglich gewesene Antrag scheint der Zentralregierung jedoch keineswegs überraschend gekommen und unangenehm gewesen zu sein. Denn der Minister des Auswärtigen, Herr Grey, hat sofort seine volle Zustimmung und Bereitwilligkeit ausgesprochen, die Handelsverträge in dem gewünschten Sinne neu zu ordnen.

Wenn dieser Antrag und noch mehr dessen einstimmige und fast debattelose Annahme in der englischen Oeffentlichkeit viel Aufsehens gemacht hat, dann ist das nicht zu verwundern. Denn er bedeutet in seiner praktischen Ausführung nichts weniger als das endgültige Aufgeben aller der Bestrebungen, welche wir unter dem Namen des „britischen Imperialismus" seit Jahren kennen und die im Mittelpunkt der englischen Wirtschaftspolitik gestanden haben. Bei den drei letzten Wahlen zum Unterhaus handelte es sich nicht zuletzt um eine Entscheidung der Frage, ob die seit Jahrzehnten bestehende Freihandelspolitik durch das System des Schutzzolls abgelöst werden sollte oder nicht. Denn alle imperialistischen Strömungen, ganz einerlei ob in ihrer ausgeprägtesten oder milderen Form, hatten den Uebergang Englands zur Schutzzollpolitik notwendigerweise zur Voraussetzung. Wenn auch die eifrigsten Anhänger der jetzt auf lange hinaus besiegelten Wirtschaftspolitik sich durch den eingangs erwähnten Beschluß nicht beirren lassen werden, so ist der Imperialismus für die Regierung jedoch vorerst erledigt. Sollte das liberale und freihändlerische Kabinett über kurz oder lang durch ein schutzzöllnerisches Ministerium abgelöst werden, so wird die Wirkung der jetzigen Beschlußfassung dadurch nicht aufgehoben werden können, da nicht daran zu denken ist, daß die stark schutzzöllnerisch gesinnten Kolonien mit verantwortlicher Regierung sich damit einverstanden erklären. Eine Außerkraftsetzung der jetzt gefaßten Entschließung wird nach Jahren auch schon deshalb unmöglich sein, weil die Kolonien die auf der neuen Grundlage abgeschlossenen Handelsverträge gar nicht so ohne weiteres wieder lösen können, wenn sie sich nicht des offenen Bruches völkerrechtlicher Vereinbarungen schuldig machen wollen.

Die Folgen des Beschlusses der Kolonialkonferenz werden sich in dreifacher Richtung geltend machen. Für England ist durch die Entschließung das Freihandelssystem auf lange Zeit hinaus sichergestellt. Denn wenn die Gegner dieses Systems keine Möglichkeit sehen, mit den Kolonien einen Reichszollverein zu bilden, dürfte ihre Kraft erlahmen und die Bewegung zum Stillstand kommen. Hätten die Vertreter dieser letzten Wirtschaftspolitik die Schutzzölle lediglich im Auge, um mittels deren Grundsätzen allein das Erwerbsleben des Mutterlandes zu beleben, dann würde der Beschluß der Kolonialkonferenz von viel geringerer Tragweite sein, da er nicht zuletzt gefaßt worden ist, um jedem Wirtschaftsgebiete die Politik zu gestatten, die es für die beste hält. Der Imperialismus ist trotz seiner in den letzten Jahren unter Josef Chamberlain erfolgten Neuordnung und im Gegensatz zum Manchestertum in erster Linie ein politisches Programm. Der nationalen Organisation zu Liebe will er die wirtschaftlichen Verhältnisse gestalten, und seine ältesten Anhänger haben ausdrücklich erklärt, daß er keine bloße „Messer- und Gabelfrage" sei. Der Imperialismus hat die europäerfähigen Siedlungskolonien von Anfang an als einen wertvollen und nutzbaren Besitz betrachtet und namentlich Kanada, Südafrika und Australien als Glieder des nationalen Ganzen angesehen, welches durch gemeinsame Sprache und Abstammung, durch gemeinsame Geschichte, Religion, Literatur und politische Einrichtungen zusammengehalten wird. Diese zum großen Teil als Gefühlssache zu bezeichnende Auffassung hat auch durch den Mißerfolg der Kolonialkonferenz von 1902 keine

Einbuße erlitten, obwohl damals Kanada und Australien sehr deutlich zu verstehen gaben, daß sie Länder mit neuen, eigenartigen Nationen seien.

Die Tragweite des jetzt gefaßten Beschlusses wird sich für das Mutterland aber noch nach einer anderen Richtung hin zeigen. Trotzdem Großbritannien in der Gestaltung seiner handelspolitischen Beziehungen zu allen anderen Staaten des Erdballes völlig souverän ist, hat es dabei seit Jahrzehnten doch die weitestgehende Rücksicht auf seine selbständigen Kolonien genommen. Mit Deutschland lebt es seit 1898 wohl nur Canada zu Liebe ohne definitiven Vertrag. Wenn für das Mutterland die Meistbegünstigungsklausel auch nur für dessen Ausfuhrwaren Bedeutung hat, und es deshalb dem Abschluß von Handelsverträgen ohne weiteres zustimmen kann, so mußte England doch dabei stets auf die Wünsche der Kolonien Rücksicht nehmen. Kanada würde gegen jeden Meistbegünstigungsvertrag Einspruch erhoben haben, der es in seinen eigensten Interessen berührt. Da Großbritannien noch mit zwölf Staaten — darunter Oesterreich-Ungarn, Spanien, Rußland und die Schweiz — aus der Zeit vor einer eigenen Wirtschaftspolitik der Kolonien Verträge hat, wird es diese bald in dem Sinne des Konferenzbeschlusses abändern müssen. Unter der Wirkung dieser Verträge müßte beispielsweise Oesterreich-Ungarn das miterhalten, was Kanada den Vereinigten Staaten von Amerika in dem jetzt als gesichert geltenden Abkommen einräumt. Großbritannien wird demnach in nächster Zeit eine Reihe wichtiger handelspolitischer Beziehungen zu ordnen haben.

Zu diesen beiden Folgen des Beschlusses, die sich nur für das Mutterland geltend machen, kommen noch die für die an der Konferenz beteiligten Kolonien. In England wird man sich nicht der Tatsache verschließen können, daß der einstimmig angenommene Antrag des kanadischen Ministerpräsidenten den Kolonien zur handelspolitischen Selbständigkeit auch denjenigen Staaten gegenüber verhilft, mit denen die überseeischen Besitzungen bislang durch das Mutterland Verträge abgeschlossen hatten. Trotzdem Kanada schon 1840, Australien 1842 und Südafrika 1870 eigene parlamentarische Regierungen erhalten haben, konnten sie es doch nicht durchsetzen, mit jedem beliebigen Staate einen auf ihre besondere Verhältnisse abgestimmten Handelsvertrag zu schließen. Solange der Imperialismus im britischen Ministerium einflußreiche Vertreter hatte, würde die Regierung durch ein Nachgeben gegenüber diesem Aufbegehren sich nur ihre eigenen Kreise gestört haben. Deshalb konnten erst unter einer freihändlerischen Zentralregierung die überseeischen Besitzungen auf Erfüllung dieses so lange gehegten Wunsches hoffen. Als Kanada im Jahre 1867 zum erstenmal mit einer anderen englischen Kolonie (Australien) selbständig einen Handelsvertrag abschloß, erblickte man in London darin eine unbedeutende Ausnahmeerscheinung. In den sechziger Jahren war der Abschluß von Handelsverträgen gang und gäbe, und England wollte auch Kanada einmal das Vergnügen lassen, sich selbstständig handelspolitisch zu betätigen. Außerdem handelte es sich nur um ein Handelsabkommen zwischen zwei Kolonien. Doch 1883 schloß Kanada auf ziemlich eigene Faust einen Handelsvertrag mit Rumänien, kurz darauf erhöhte es zum drittenmal seinen Zolltarif, um dann 1897 England zur Kündigung der Verträge mit Deutschland und Belgien zu bestimmen und hinterher sogar einen siebenjährigen Zollkonflikt mit uns durchzufechten. Britisch-Nordamerika hat sich selbst das Recht angemaßt, das in dem Plan, mit der Union einen Reziprozitätsvertrag abzuschließen, seine höchste Blüte und Macht zeigt. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ist deshalb Kanada gegenüber der oben erwähnte Beschluß der Kolonialkonferenz nur eine legitime Zustimmung zur bisherigen kanadischen Praxis auf dem Gebiete der Wirtschaftspolitik. Da England der Annahme des Antrages nicht widerstrebte, der auch den anderen selbständigen Kolonien dasselbe Recht einräumt, wird seine Regierung die dafür vorliegende Notwendigkeit eingesehen haben. Vielleicht hat das jetzige Kabinett den Antrag sogar selbst gern gesehen und seine Einbringung befürwortet, um endlich die Streitfrage über das Kommen oder Scheitern eines Reichszollvereins in einem genehmen Sinne zu lösen. Denn der Premierminister gab der Auffassung der Regierung bei der Beratung eines anderen Antrages dahin Ausdruck, daß in politischen Dingen England und die in Betracht kommenden Kolonien Herren im eigenen Hause seien, und jeder sich selbst regierende Staat die Wirtschaftspolitik treiben müsse, die nach der Meinung der Majorität seiner Bürger zu den Bedürfnissen ihres eigenen Landes am besten passe. Chamberlain, der genialste Vertreter des britischen Imperialismus, hatte die erst in den letzten zwanzig Jahren üblich gewordenen Kolonialkonferenzen gepflegt, um mit ihrer Hilfe eine neue Wirtschaftspolitik einzuleiten. Schon unter der nächsten Regierung sind sie nun zur Zerstörerin des imperialistischen Gebäudes geworden. Fortan dürften deshalb auf diesen Tagungen ausschließlich innere Angelegenheiten zur Beratung stehen.

Die Deutschen Oesterreichs und die Reichsratswahlen.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Den am 13. und 20. Juni durchgeführten Neuwahlen zum Reichsrat gab die Schlappe der christlichsozialen Partei in Wien die Signatur; man mag eine Zeitung welches Landes und welcher Partei immer zur Hand nehmen, man wird diese Schlappe im Mittelpunkt der Erwägungen finden. Und mit Recht. Denn die christlichsoziale Reichsparteikonferenz hat am 22. Juni klipp und klar die Konsequenz aus der ihr von einer christentumsfeindlichen Koalition beigebrachten Niederlage gezogen, indem sie die Politik der freien Hand sowohl gegenüber der Regierung wie auch gegenüber allen Parteien proklamierte. Dieser Beschluß, welcher die deutschfreisinnig-sozialdemokratische Koalition zwingen soll, nun auch die Folgen ihrer Koalierung zu tragen, hat die gesamte deutschfreisinnige Presse in Aufruhr versetzt; die Christlichsozialen, welche man im Wahlkampfe als die Ursache alles Uebels in Oesterreich bekämpft hatte, wurden jetzt angefleht, doch ja nicht das Bienerth-Lager zu verlassen, denn ohne sie könne das bisherige deutschfreundliche System Bienerth nicht gehalten werden. Die ganze Erbärmlichkeit des Logenliberalismus tritt darin deutlich zutage, es graut ihm vor der Aufgabe, welche bisher den Christlichsozialen zugewiesen war: die Arbeitsparteien zu führen; er verrät seine ganze Hilflosigkeit, wenn die so verräterisch bekämpften Christlichsozialen sich jetzt in die Position der „freien Hand“ zurückziehen, welche sie nie hätten verlassen sollen. Ministerpräsident Bienerth ist denn auch bereits zurückgetreten, um dem ganz besonderen Vertrauensmann des Kaisers, Freiherrn Gautsch von Frankenthurn Platz zu machen, aber das System Bienerth kann nicht geändert werden. Sollte Baron Gautsch später den Versuch machen wollen, Parlamentarier in sein Ministerium zu berufen, so wird er bald genug zur Einsicht gebracht werden, daß nur ein parteiloses Beamtenministerium in Oesterreich möglich ist, solange nicht die nationale Streitfrage in den Sudetenländern bereinigt ist. Der Ausgang der Wahlen, welche die Krisis beseitigen sollten, hat also zur Parlamentskrise eine sehr tiefgehende Regierungskrise gebracht, deren ganzen Umfang man erst später wird ermessen können.

Wenn man nun auch hauptsächlich das Wahlschicksal der deutschen Christlichsozialen in den Vordergrund stellt und damit die hohe staatspolitische Bedeutung dieser Partei anerkennt, so darf man doch nicht übersehen, daß den katholischen Tschechen von einer antiklerikalen Koalition ein noch weit ärgeres Schicksal bereitet wurde: sie schrumpften von 17 auf 7 Mandate zusammen. Von den positiv christlichen Parteien hatten nur die Slowenische Volkspartei und die Italienische Volkspartei eine kleine Stärkung zu verzeichnen, sonst zeigte sich überall ein antiklerikaler Zug nach links, den man aber weder in seinen Ursachen noch in seinen Folgen überschätzen darf.

Was nun besonders die Deutschen Oesterreichs anbelangt, so muß vor allem festgestellt werden, daß eine allgemeine Wahlmüdigkeit in Verbindung mit der Hoffnungslosigkeit, daß aus dem Parlamentarismus heraus eine Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse kommen könne, einen allgemeinen Rückgang der Stimmenzahl veranlaßt hat. Wenn die liberalen Zeitungen von einem Rückgang der Christlichsozialen um 100 000 Stimmen gegen 1907 jubeln, so übersehen sie absichtlich, daß die in dem deutschfreisinnigen Nationalverband vereinigten vier Parteien einen ebenso großen Rückgang aufzuweisen haben (Christlichsoziale 614 000 gegen 722 000, Deutschfreisinnige 467 000 gegen 575 000), wobei aber zu beachten ist, daß die Christlichsozialen gegen 1907 ein Siebtel ihrer Stimmen verloren haben, die Deutschfreisinnigen aber ein Fünftel. Die Sozialdemokraten hatten einen kleinen Zuwachs (von 502 000 auf 529 000), der hauptsächlich auf Wien fällt, wo ihre Stimmenzahl infolge der

wüsten gemeinsamen Agitation von 125000 auf 146000 stieg. Dieser Zuwachs würde den Christlichsozialen aber die Mandate Wiens ebensowenig geraubt haben, wie das Anwachsen der Judenliberalen Wiens von 33000 auf 41000. Hier gaben den Ausschlag die 15000 leeren Stimmzettel und jene 69000 Wähler, welche trotz gesetzlicher Wahlpflicht nicht zur Wahl gegangen sind. Das heißt mit anderen Worten: nicht nur den antiklerikalen Feinden haben die Wiener Christen ihre Schlappe zuzuschreiben, sondern auch sich selbst, ihrer Uneinigkeit, ihrer Wahlaulfheit.

Aus diesen Zahlen ergibt sich, daß die Christlichsozialen auch 1911 mit ihren 614000 Wählern die größte deutsche Partei sind, sie überragen die Deutschfreisinnigen um 147000 Wähler, die Sozialdemokraten um 85000 Wähler, wobei die 12500 katholisch-konservativen Stimmen Tirols ganz außer Betracht bleiben. Rechnen wir diese aber mit, so wurden im ganzen rund 630000 christliche deutsche Stimmen abgegeben. Von diesen entfielen 220000 auf Städte und Märkte, 410000 auf Landgemeinden; es ist also ganz ungerecht, die Christlichsozialen eine Bauernpartei zu nennen, mehr als ein Drittel ihrer Wähler ist nicht agrarisch. Ein solcher „Vorwurf" nimmt sich in den Blättern des Freisinns um so sonderbarer aus, als von den 467000 Wählern des Nationalverbandes 229000 auf Städte und 238000 auf Landgemeinden entfallen; die Zahl der städtischen Wähler hält sich bei beiden Parteien also so ziemlich die Wage. Selbst unter den 529000 sozialdemokratischen Wählern sind 192000 aus Landgemeinden in der Nähe von Fabriksorten. Die Christlichsozialen haben als Vorzug gegen die anderen Parteien nicht nur die Majorität der Wählerzahl voraus, sondern auch die Geschlossenheit. Der Nationalverband besteht aus vier Gruppen, von denen die Deutschradikalen in den Sudetenländern am meisten Zuwachs zu verzeichnen haben, sie werden auch den Ton im Nationalverband angeben. Die Sozialdemokraten haben nicht nur mit acht Nationalitäten, sondern auch mit dem Streit der Autonomisten und Zentralisten zu rechnen, so daß tatsächlich die Christlichsozialen auch im neuen Volkshause die stoßkräftigste Partei sein werden.

Wenn nun nach diesen Wählerzahlen die christlichsoziale Partei die größte, die sozialdemokratische die zweitgrößte und der freisinnige Nationalverband die schwächste ist, so sollte man meinen, daß ähnlich die Zahl der Mandate verteilt sein müßte. Aber das gerade Gegenteil ist der Fall. Die Deutschfreisinnigen erhielten die meisten Mandate (96 ohne die 8 Wiener), die Christlichsozialen mit 147000 Wählern mehr nur 76, die Sozialdemokraten mit 62000 Wählern mehr nur 44 Mandate. Das ist hauptsächlich eine Folge der Stichwahlen, welche man entweder durch Einführung des Proporzes oder durch Annahme des bayerischen Landtagswahlgesetzes beseitigen sollte. Am auffallendsten ist das Mißverhältnis in Wien. Dort brachten die Christlichsozialen 39% der abgegebenen Stimmen auf, erhielten 4 Mandate von 33, es hätten nach der Wählerzahl mindestens 11 gebührt; die Sozialdemokraten erhielten bei 41% der Stimmen 19 Mandate, es hätten ihnen nur 13 gebührt; die 8% deutschfreisinnigen Stimmen erhielten 9 Mandate und die 3% deutschnationalen Stimmen 1 Mandat. Aehnlich ist es den Christlichsozialen fast in allen Städtewahlkreisen aller Kronländer gegangen. In Salzburg z. B. erhielten die Deutschfreisinnigen in den Städten und Märkten 6700 Stimmen, die Christlichsozialen 3300, die Sozialdemokraten 5800, trotzdem fielen den Deutschfreisinnigen alle drei städtischen Mandate zu, ihre Gegner erhielten bei 9100 Stimmen nicht ein einziges Mandat.

Alle diese Zahlen beweisen, daß die Christlichsozialen bei weitem nicht jene Mandatszahl erhalten haben, welche ihrer Wählerzahl entspricht; so war es ja auch 1907 schon, wo sie ebenfalls in den Stichwahlen einer blau-roten Koalition gegenüberstanden. Wenn diese ihnen nun 1911 auch 20 Mandate abgejagt hat, so ist sie darum doch die stärkste deutsche Partei geblieben, und da sie sofort nach den Wahlen ihre Reorganisation in die Hand genommen hat, wird sie auch siegreich eine Koalition überstehen, welche Baron Gautsch aus Deutschfreisinnigen, Tschechen und Polen zu bilden die Absicht haben soll. Es wird aber wohl Spätherbst werden, bis man sehen kann, ob ihm diese sonderbare Nationalitäten-Koalition gelingt. Man wird sich erinnern, daß im Wahlkampfe von den Deutschfreisinnigen den Christlichsozialen vorgeworfen wurde, daß sie mit Tschechen und Polen den „Eisernen Ring" wieder herbeiführen wollten. Und nun stellt der tschechenfreundliche Gautsch ihnen einen Freisinnsring mit denselben Slawen in Aussicht. Welch bittere Ironie des Siegerschicksals!

Die neue Republik Portugal in liberaler Beleuchtung.

Die Revolution in Portugal und das ganze bisherige Gebaren der neuen Machthaber ist von der erdrückenden Mehrheit der liberalen deutschen Presse fast bedingungslos gutgeheißen, ja bejubelt worden. Der „antiklerikale" Geist, der diese Revolution, wie die meisten ihrer Vorgängerinnen beherrschte, hat in unseren deutschen „Vernunftmonarchisten" jede andere Empfindung zurückgedrängt. Aber nicht alle Organe des deutschen Liberalismus sind diesen fanatischen Instinkten und den Einflüssen der internationalen Freimaurerei völlig unterlegen. In einigen liberalen deutschen Blättern sind überaus scharfe Anklagen gegen die Mißwirtschaft und den tyrannischen Meinungsterrorismus der portugiesischen „Volksbefreier" laut geworden. Zwei charakteristische Stimmen seien aus der liberalen „Augsburger Abendzeitung" wiedergegeben, die auch bei dieser Gelegenheit aus ihrer unüberwindlichen Abneigung gegen den „Klerikalismus" und namentlich gegen die Jesuiten kein Hehl macht. Ueber die jüngste offizielle Proklamierung der Republik durch die konstituierende Nationalversammlung schreibt das liberale Blatt (Nr. 170 vom 21. Juni 1911) u. a.:

„Demokraten waren es, die die portugiesische Monarchie gestürzt haben; sie haben aber leider ihrem Ehrentitel entsagt und nach dem System gearbeitet, das ihnen von Herrn Franco überkommen war. Die gegenwärtigen Deputierten sind nicht die Leute, die sich mit gutem Gewissen als die Erwählten des Volkes bezeichnen dürfen, denn das Volk hat nicht in voller Freiheit entschieden, sondern unter dem Druck einer widerlichen republikanischen Clique, die gegen alle Gesetze der Logik sich durch kleinliche Mittel am Ruder zu erhalten sucht. Für Portugal beginnt am 19. Juni 1911 eine neue Aera, aber es ist höchst fraglich, ob sie dem Lande die längst ersehnte Befreiung bringen kann. Die Ereignisse der letzten Wochen verhindern jede optimistische Stimmung .... Die Jesuiten sind zwar vertrieben, aber die ehrlichen Demokraten sind geblieben, die sich sagen, daß eine Diktatur in einer republikanischen Staatsform mindestens ebenso verwerflich ist als eine Diktatur unter der Monarchie. Portugal hat vorerst keine Aussicht, unter den Palmen des Friedens seiner notwendigen inneren Entwicklung nachzugehen. Daran sind die acht Philosophen schuld, die sich die Gewalt angeeignet haben."

Schon nach den sogenannten „Wahlen" hatte dasselbe liberale Blatt („Augsburger Abendzeitung" Nr. 155) u. a. geschrieben: „Republikanische Blätter jubeln über das Resultat und die vorteilhafte Wirkung, welche die Wahl ausschließlich republikanischer Abgeordneter im Auslande hervorbringen muß, ohne dabei näher zu bedenken, daß gerade dieser merkwürdige Umstand jeden Denkenden stutzig machen und ihn vermuten lassen muß, daß hier die Sache nicht mit rechten Dingen zugegangen ist; denn daß ein vorwiegend monarchisches Land durch die einfache Proklamierung der Republik in acht Monaten ausschließlich republikanisch wird, ist ein Unding in der Weltgeschichte. Tatsache ist, daß die Republik, während sie sich stets über die Tyrannei der früheren Regierung beklagt, ein neues Wahlgesetz schuf, das vor dem alten an Liberalismus nichts voraus hat; und selbst wenn es auf dem Papier das liberalste Gesetz wäre, wozu hilft das, wenn die Regierung die Wählerlisten nach Belieben zurechtstutzt und die Namen der Nichtgewünschten einfach streicht? Wenn schon in kleineren Wahldistrikten Hunderte dies Schicksal traf, darf man wohl im ganzen Lande viele Tausende solcher Unschädlichgemachter annehmen. Aber im Grunde war diese Arbeit überflüssig, denn durch eine Bedingung des Gesetzes, daß alle Abgeordneten der Regierung erst vorgeschlagen und von dieser gebilligt werden mußten, hatte sich diese eine einfache Waffe vorbehalten, um keinen Monarchisten hereinkommen zu lassen. Und sie hat diese Waffe gut gebraucht, so gut, daß es den Monarchisten nicht möglich war, auch nur einen einzigen Kandidaten auf die Liste zu bringen, weshalb auch diese Partei sich im ganzen Lande des Stimmrechts enthalten hat. Trotzdem gibt es Leute, die von freien Wahlen zu sprechen wagen, und einige Blätter triumphieren über den Sieg, wo doch von einem Kampf gar keine Rede sein kann."

Sommerfahrt.

Am Wegrain zirpen die Grillen,
Wir gehen das Feld entlang.
Ferne, schimmernde Villen
Winken am Bergeshang.

Mohnblüten gleiten bebend,
Kornblumen nicken sacht,
Ueber den Aehren schwebend
Der Sommerwind ist erwacht.

Wir wandern über die Wiesen,
Wir streifen durch die Saat.
Es hat mit gold'nen Vließen
Frau Sonne gedeckt den Pfad.

Wir gehen vorbei an Gärten,
Wo Bilder dämmern bleich,
Wir gehen glückverklärten
Kindern im Märchen gleich.

Wo enden wir die Reise?
Weit, weit im Dämmerblau.
Ich fasse dein Händchen leise,
Du vielgeliebte Frau!

Es liegt in unsern Blicken
Ein längst verschollener Hort.
Wir bauen luftige Brücken
Und wandeln darauf fort.

Dann küssen wir uns leise
Und wandern zu und zu,
Bis wir am Ziel der Reise,
Das Glück und ich und du.

Dann rasten wir am Raine
Glücktrunken, Hand in Hand,
Weit hinter uns rauschen die Haine
Im Erdenheimatland.

F. Schrönghamer-Heimdal.

„Deutschland in der Welt voran."

Eine dänische Stimme über den deutschen Export in Schund und Schmutz.

(Mit deutschen Anmerkungen.)

Aus Kopenhagen wird der „Allgemeinen Rundschau" geschrieben: Vielleicht sind Ihnen die beigelegten Blätter nicht unwillkommen als ein kleiner Beitrag zu Ihrem mannhaften Kampfe gegen die unsittliche Literatur. Sie enthalten einen Auszug aus einem Artikel, den ein gewisser Dr. Gudmund Schütte in einem der vornehmsten Blätter Kopenhagens, der Berlingske politiske og Avertissementstidende vom 14. Juni 1911, Abendblatt, veröffentlicht hat. Was den Inhalt dieses Artikels angeht, der jedem Deutschen die brennende Schamröte ins Gesicht treiben muß,[1] so ist er leider nur zu wahr. Man braucht nur einmal durch die Straßen Kopenhagens zu gehen, um das Gesagte bestätigt zu finden. Auch hier in Dänemark ist, wie Sie wohl schon wissen, der Kampf gegen die unsittliche Literatur aufgenommen worden. Anlaß waren das Buch von Karin Michaëlis und einige andere wohl noch gröberen Kalibers, die bei dem angesehensten Verlage Dänemarks, dem Gyldendahlschen, erschienen. Diese Bücher riefen eine Reihe recht kräftiger Proteste in Versammlungen und Tageszeitungen hervor, die hoffentlich das arg schläfrige öffentliche Gewissen etwas wecken. Ich hoffe, durch meine Uebersetzung der Sache Ihrer vortrefflichen „Rundschau" — die, nebenbei bemerkt, in der königlichen Bibliothek von Kopenhagen aufliegt — einen kleinen Dienst leisten zu können. Hier die deutsche Uebersetzung des dänischen Originals:

„Deutschland in der Welt voran!

Wohl keine einzige der europäischen „kulturtragenden" Nationen ist in puncto Sittlichkeit so rein und unschuldig, daß sie billigerweise über ihren Nachbarn zu Gericht sitzen dürfte.

Sehen wir indes auf die gewerbsmäßige Ausnützung der Schundliteratur, so zeigt sich zwischen den Nationen ein großer Unterschied — da hält Deutschland in den letzten Jahren mehr und mehr die Führung. Deutschlands mächtiger wirtschaftlicher Aufschwung verleugnet sich auch hier nicht. Teilte doch ein deutscher Reichstagsabgeordneter schon vor einigen Jahren mit, daß nicht weniger als 60 deutsche Geschäfte ausschließlich von der Herstellung „pikanter" Ansichtskarten usw. leben. Frankreich, das früher unseren (d. h. dänischen) Bedarf deckte, hat seit langem unseren Markt verloren. Wer fragt heute in Dänemark nach „Le Rire" oder pikanten französischen Reiseheften oder Postkarten? Heute sieht man nur noch ihre deutschen Nachtreter, wie „Das kleine Witzblatt" und seine dänischen Ableger. Und kaum, daß noch die allerfeinsten Buchläden als Inseln aus der Sündflut der pikanten deutschen Ansichtskarten aufragen. „Pikant" ist übrigens zuviel gesagt. Die germanischen Abkömmlinge des französischen Genre zeichnen sich in der Regel nur durch „nilpferdmäßige Obszönität" aus.

Eigentümlicherweise sieht man diese deutschen Waren in Dänemark noch häufiger als in Deutschland selbst, wo die Polizei weniger „freien Geistes" ist und sich auf ein scharfes Gesetz, die — Lex Heinze — stützen kann. Ein seltsames Zeichen für das Fortbestehen unserer geistigen Verbindung mit Deutschland. Goethe und Schiller haben wir längst aus unseren Schul- und Familienbüchern als veraltet ausgemerzt. Aber die literarische Prostitution, in Witzblättern und Ansichtskarten, die führen wir ein in ganzen Wagenladungen, die füllt aber auch Produzenten und Händlern ihre Kassen besser. Deutschland (?) hat allen Grund, mit unserem deutschen Freihandel zufrieden zu sein. . . .

Mit der Salonabteilung der „Geschlechtsliteratur" geht es nun genau so wie mit der populären. Ueberall die engste Wechselbeziehung zwischen Dänemark und Deutschland. Nur mit dem Unterschied, daß Dänemark in der Salonabteilung nicht bloß der genießende, sondern auch der beisteuernde Part ist.

Von einer ganzen Reihe unserer schriftstellernden Männer, und noch mehr Frauen gilt buchstäblich, daß sie von Deutschland leben. Es ist ja wahr, auch pornogrophische Makulatur findet ihren Weg in die Lesemappen, wenn sie mit „feinem Verlagsstempel" auftritt. Aber der heimische Markt erklärt das Wachstum der Produktion nicht genügend. Der Hauptkunde ist das Ausland, vor allem Deutschland.

Ein dem Verfasser neulich zugegangener amerikanischer Zeitungsausschnitt „Free Press Manitoba" widmet den deutschen Triumphen der Frau Michaëlis einen langen Artikel. „Deutschlands Frauen" (Anmerkung des Uebersetzers: Diese groteske Uebertreibung beweist nur, wie man heute auch jenseits des Ozeans die deutschen Frauen[2]) nach einer gewissen deutschen „Literatur" einschätzt), heißt es dort, „sind tief ergriffen vom Buche der Saison „Das gefährliche Alter".

---

[1]) Die naturnotwendigen Folgen dieser nur zu lange geduldeten Schandwirtschaft, die Richard Nordhausen am 3. Januar 1910 im „Tag" als „Bordellisierung unseres gesamten öffentlichen Lebens" gebrandmarkt hat, zeigen sich immer krasser auch in der Lockerung der Sitten und Lebensgewohnheiten der neuen Generation. Am ungeniertesten treibt es ein großer Teil der Jungdeutschen in den Tropen und in den Kolonien. Ueber dieses Kapitel erhielt die „Allgemeine Rundschau" soeben aus **Singapore** (5. Juni 1911) eine drastische Schilderung, aus der nur folgende Sätze wiedergegeben seien: „Eine unsittliche Lebensführung ist unter den jungen Europäern, besonders unter den Deutschen, so selbstverständlich und allgemein geworden, daß ein junger Mann, der sich auf sittlicher Höhe hält und sein Geld für bessere Zwecke verwendet oder zurücklegt, als minderwertig belächelt wird. Dagegen gelten die als die Träger der Zivilisation, denen man schon nach kurzer Zeit die Spuren des unsittlichen Lebens ansieht und die dann bald mit halbsiechem Körper schleunigst in die Heimat expediert werden müssen. Ich übertreibe nicht, denn ich könnte mit zahlreichen Beispielen dienen, die mein Beruf mir mühelos in die Hand gibt.

[2]) Ueber die von liberalen und freisinnigen deutschen Großstadtblättern fast durch die Bank entweder offen verteidigte und bejubelte oder wenigstens beschönigte und indirekt geförderte systematische Entsittlichung der deutschen Frau las man unlängst an einer Stelle, wo man es kaum erwarten sollte, ein überaus scharfes Wort, allerdings mit einem bequemen Vorbehalt für — Reservatfälle. Die „Münch. Neuesten Nachrichten" schrieben nämlich nach dem 7. Bayerischen Frauentag in Würzburg in Nr. 254 (Seite 2) vom 1. Juni 1911 u. a. wörtlich: „Von den vielen schweren Fragen des Frauenlebens unserer Zeit sei noch zum Schlusse wenigstens flüchtig auf eine hingewiesen, die aus dem Zeitgeiste erwachsen ist und von der deutschen Bürgerin ganz besonders nachdrücklich bekämpft werden sollte. Das ist die Hyperkultur und Ueberschätzung der Bedeutung sexuellen Trieblebens. Ueber die Verwendung der ausschließlichen Akzentuierung der Geschlechtsinstinkte ist erst gar kein Wort zu verlieren. Aber auch gegen die theoretisierende Empfehlung der freien Liebe und gegen die abgebrauchtesten Schlagwörter der Bohème kann der Nachwuchs nicht früh genug abgehärtet werden. Der größte Schatz, den das Weib zu vergeben hat, wird lachend verschenkt und bedeutet kaum noch einen ethischen Marktwert. Die Welt besteht nicht allein aus Geschlechtstrieb, und vor den Geschlechtstrieb hat die moderne Kultur, richtig erfaßt, Arbeit und Pflichterfüllung gesetzt. Die deutsche Bürgerin hat alle Veranlassung, dieser verderblichen Beugung der Kulturstellung des Weibes ihre besondere Fürsorge und Aufmerksamkeit zuzuwenden. Denn würde diese mißverstandene Freiheit der modernen Frau statt der nur unter ganz besonderen Ausnahmen zu rechtfertigenden Fälle (Aha! Also doch!) zur Regel, so sinkt für unsere in der Entwicklung der Generationen festgelegten europäischen Begriffe der Wert des Weibes in verhängnisvoller Weise. Und damit würde die große und schöne Frauenbewegung verflachen und scheitern..." Dem liberal-libertinistischen Blatte, das im Bunde mit der Nachbarin „Jugend" selbst sehr viel dazu beigetragen hat, das „moderne Weib" zu laxeren sittlichen Anschauungen zu erziehen, und das auch jetzt noch für „besondere Fälle" diese „Freiheit" reserviert lassen will, scheint es vor den letzten Konsequenzen dieser „modernen" Entwicklung zuweilen zu grauen. Aber nur zuweilen! Denn sonst wären gewisse Feuilletons, über welche immer und immer wieder anständige deutsche Frauen sich förmlich entsetzen, einfach unmöglich.

Nun sind gewiß nicht alle Deutschen so begeistert für Frau Michaëlis, wie der Mitarbeiter des amerikanischen Blattes. Als besagte Frau in Danzig einen Vortrag halten sollte, erhoben sechs Frauenvereine und ein Verband gegen die Schmutzliteratur Protest. Durch die öffentlichen Blätter richtete man einen Appell an die Frauen und Mädchen, die auf weibliche Würde halten, der sie zum demonstrativen Wegbleiben von dem Vortrag aufforderte. Aber ganz eigentümlich ist die Haltung der deutschen Behörden gegenüber der Vortragswirksamkeit dänischer Frauen auf deutschem Boden. Der Vortrag der Frau Dr. Ottosen über Hygiene wird als gefährlich verboten, Frau Michaëlis Vortrag über das gefährliche Alter usw. als ungefährlich zugelassen. Was denken die deutschen Behörden wohl über geistige Hygiene? Aber sei's d'rum! Festgenagelt sei nur, daß Frau Michaëlis als Produzent in der „Geschlechts“branche den Ruhm der „deutschen“ Literatur über das Weltmeer trägt, und des Protestes von sieben Vereinen der guten Stadt Danzig gewürdigt wird — — —.

So die „Berlingske politiske og Avertissementstidende“ in Kopenhagen.“

Die Krönungsausstellung der White City.

Von Dr. Hans Trg. Schorn-London.

Ein glanzvolles Kulturdenkmal des großbritannischen Weltreiches bildet die Krönungsausstellung der White City, in der gleichsam alle Nationen des Britenreiches dem Gebieter dieses majestätischen Staatenbundes zur selben Zeit ihre Huldigung darbringen, wo derselbe in der ehrwürdigen Westminsterabtei gekrönt wird. Die Worte des römischen Dichters

„Caelo tonantem credidimus Jovem
Regnare; praesens divus habebitur
Augustus adiectis Britannis
Imperio gravibusque Persis“

kommen uns in den Sinn, während wir die prächtigen Ausstellungspaläste durchschreiten, in denen die englische Kultur des Erdballs ihren lebendigen Ausdruck gefunden. Tausende von Eingeborenen bevölkern die Ausstellungsabteilungen der einzelnen hellgestrichenen Kolonialbauten, die sich zu einer sonnenlichten Feenstadt vereinen, durch die eine eigens angelegte Straßenbahn führt. Boyscouts und Matrosen, einfache Bürgerfrauen und Damen der ersten Aristokratie, behäbige Bürger und schmucke Kavaliers machen die stundenlange Runde durch den stadtartigen Ausstellungspark, der als ein Mikrokosmos der englischen Welt im Krönungsjahre die britische Kolonialkultur wiederspiegelt. Der Ausstellungsbezirk zerfällt in zwei Teile, die durch den Woodlaneviadukt in Verbindung stehen, nämlich die Shepherdsbushhallen, die wie die Glieder eines zusammenklappbaren Metermaßes sich aneinanderschließen und dem eigentlichen Ausstellungskomplex, der mit seinem chinesischen Pavillon, dem Stadium, der Kongreßhalle, dem schwimmenden Inselgarten, den orientalischen Kiosken und den getürmten Ausstellungspalästen von der Vogelschau aus sich wie ein kunstvoller Riesenschild mit meisterhafter Reliefarbeit ausnimmt.

Betreten wir den turmflankierten Shepherdsbusheingang der Ausstellungsgründe, so führt uns der Weg zunächst durch naturwahre Landschaftsnachbildungen des Mutterlandes, die unter gelatineartigen Himmelsflächen als Decke sich breiten. Devonshire, der „Garten Englands“ mit seinen Triften und Buchten taucht vor uns auf, woran sich Stratford-am-Avon mit seiner Trinitykirche anschließt. Der Quaderbau von Schloß Windsor erscheint alsdann mit seinen majestätischen Formen, dem sich das stolze Arundelschloß, der Sitz der Herzöge von Norfolk, zugesellt. Durch eine alte Torwegnachahmung gelangen wir alsdann zur Darstellung von Richmond in Yorkshire, wo wir das türmige Schloß der Bretongrafen emporklaftern sehen, in dem der Sage nach König Artur mit seinen Rittern wie Kaiser Rotbart im Kyffhäuser schlafend ruht. Darstellungen des romantischen wildzerklüfteten Wales schließen sich an, von denen das schlachtenumtobte Pembrokeschloß, das einst Cromwell stürmte, die bizarre Harlechburg sowie das wallisische Paradies, das Fairy Glen of Bettws-y-Coed zu erwähnen sind. Unser Rundgang führt uns sodann durch einen Mikrokosmus der irischen Welt, deren romantische Landschaftsbilder in wirkungsvollen Darstellungen des sonnenlichtüberfluteten Giant's Causeway, des seevögelumhuschten zerklüfteten Island of Achill, der Ruinen des Blarneyschlosses sowie der Höhen der Macgillicuddy Reeks festgehalten sind. Schottische Szenenbilder folgen, in denen das nordische Athen Edinburgh mit seiner Holyrood-Abtei und dem Königspalaste, wo Darnley Rizzio ermordete, der schlachtendüstre Killie Crankiepaß, das abendsonnenschöne Gestade des Loch Lomond, das felsentrotzige Stirlingschloß, der hexenspukbelebte Birnamwald, wo Macbeth die Schicksalsschwestern traf, sowie das königliche Balmoralschloß präsentiert sind.

Durch verschiedene wissenschaftliche Ausstellungssäle hindurch gelangen wir alsdann über den Woodlaneviadukt in den Bezirk der herrlichen Kolonialpaläste, von denen die zur Linken befindliche indische Sektion den Anfang macht. Ein gutes Bild von Bombay, dem Eingangstor zur indischen Welt, taucht vor unserem Blicke auf, dem sich Darstellungen der Höhlentempel des Elephanta-Eilands, von Udaipur, der „Stadt des Sonnenaufgangs“, sowie von Ceylon mit dem heiligen Tempel von Buddhas Zahn anschließen. Wie von einer Fata Morgana hergezaubert erscheint alsdann Benares, die heilige Stadt der Hindu, vor unserem Blick, in der der goldene Tempel Siwas mit dem berühmten Weisheitsbrunnen majestätisch sich zeigt. Kalkutta, das „London der Tropenwelt“, liegt alsdann im Mondscheine vor uns, woran sich eine Bilddarstellung der „Schwarzen Höhle“ anschließt, von der ein englischer Schriftsteller äußert, daß gerade ihr Schicksal zur Errichtung des britischen Reiches in Indien führte. Die Leiden der in der Black Hole eingekerkerten englischen Schar rächte Lord Clive, dessen Sieg bei Plassey die Eroberung Indiens zur Folge hatte. Gwalior, das indische Gibraltar reckt sich alsdann auf mächtigen Felsenquadern empor, denkwürdig als natürliches Bollwerk sowohl als Erinnerungsstätte des Todes der indischen Jungfrau von Orleans Rani of Ihansi, die hier im heldenmütigen Kampfe gegen die heranrückenden Engländer fiel. Der Zauber des Fürstentums Rajputana umfängt uns und wie ein vergessenes Bild aus einem poetischen Märchenzeitalter zeigt sich Jaipur, die liebliche Rosenstadt und das Ruinenfeld von Amber, in dessen Hintergrund die Sonne untergeht. Unser architektonisches Panorama zeigt uns ferner Amritsar, die heilige Stadt der Sikhs mit dem goldenen Tempel inmitten des Unsterblichkeitssees, das schlachtendüstre Delhi mit dem als achten Weltwunder bekannten Pfauenthron und dem zerklüfteten Kaschmirtor und die Palaststadt Agra mit ihren blendenden Marmormalen. Ein Nachtbild von Singapore düstert sodann empor und nachdem wir flüchtig die Szenenbilder von Hongkong, Birma und Borneo in Augenschein genommen, betreten wir den nächstliegenden australischen Kolonialpalast, der uns auf unserer Ausstellungsweltfahrt neue anregende Szenen vorführt. Während die indischen Landschaftsbilder einen mystisch-religiösen Charakter durchweg zur Schau tragen, lagert über der repräsentierten australischen Welt eine stille landwirtschaftliche Schäferromantik, deren Mittelpunkt die goldene Ceres und Pan, der friedliche Herdenbehüter zu sein scheint. Auf unserer Weltfahrt gelangen wir als unermüdliche Globetrotter sodann nach dem typischen Viktoria mit seinen idyllischen Bergen, Wäldern und Flüssen, seinen Schafherden und Minen, über die hinweg wir schneller als auf einer Fahrt in einem Zeppelinschen Luftschiff die Apfelbaumpflanzungen von Queensland, den mastenreichen Hafen von Sydney sowie den Goldminenbezirk von Westaustralien und die Weinberge Tasmaniens vor uns liegen sehen. In Gedanken versunken setzen wir unseren Weg fort, der uns zu der westlich gelegenen südafrikanischen Ausstellungshalle nunmehr führt, wo ein neues Weltbild vor unserem Blicke sich breitet. Schnell wie Faust auf seinem Flügelrosse zu den Pharsalischen Feldern gelangen wir von Australiens Hirtenhalden zur südafrikanischen Welt, wo wir über Kapstadt und die Tafelberge hinweg das diamantreiche Kimberley vor uns sehen, wo die Bergwerke der De Beers-Gesellschaft allwärts empordüstern. Groote Schuur, das Heim des großen Staatengründers Cecil Rhodes, liegt greifbar vor uns, so daß wir den stillen, einsamen Mann, der jetzt im Felsengrabe der Matoppohügel zum ewigen Schlafe gebettet ruht, auf der breiten Veranda seines holländischen Hauses zu sehen wähnen, wie er sinnend den in die Tafelberge sich senkenden Sonnenball betrachtet. Wie die Schattenbilder einer Laterna magica folgen weiter im neuen Wechsel gute Naturdarstellungen von Durban, der Hauptstadt Natals, dem schlichten Krügerhause sowie den Kaskaden der Viktoriafälle des Sambesi, und ehe wir uns versehen, hat uns eine geheimnisvolle Fee Paribanu entrückt zu dem neuen nordwestlich gelegenen Kolonialpalast, der uns in kaleidoskopartiger Folge Szenendarstellungen der Nord-, West- und Ostküste Afrikas vorführt. Aus hohen Felsenscharten dräut die Kanonenwacht

der meerbeherrschenden Naturveste Gibraltar, die die britische Wasserstraße nach Aegypten und Indien schützt, von einer Darstellung der befestigten Maltainsel gefolgt, über die sich ein herrlicher Mittelmeerhimmel wölbt. Der Teppichhandel von Cypern sowie die Palmöldampfer von Adda folgen bildfarbig mit kinematographischer Schnelle, um alsdann farbenprächtigen Darstellungen der afrikanischen Ostküste Platz zu machen, wo einst die deutsche Flagge gehißt war und die durch den verhängnisvollen Sansibarvertrag an England kam. Wir sehen weite afrikanische Steppen vor uns, wo das Laub der Sykomore über dem in der Lagune ruhenden Löwen rauscht und der Kabaka mit seinen Negervasallen im schattigen Bananenhaine zu Rate sitzt. Im Gezwitscher buntfarbiger Vögel glauben wir das Alla Huh Akbar betender Moslemiten zu hören, die weite Handelsstraßen durch die Tropenpracht Ostafrikas führen, in der namentlich hochgewachsene Lobeliapflanzen unsere Bewunderung erregen. Vor uns breitet sich dann das bildwahre Schlachtfeld von Omdurman, wo Lord Kitchener im September 1898 endgültig die Macht des Mahdi brach und 10800 tote Derwische die Ebene bedeckten. Da, wo der Weiße Nil in den Blauen einmündet, liegt im Ausstellungsrundgang weiterhin Khartum mit seinem prächtigen Sirdarpalaste, der sich an der Stelle erhebt, wo den unglücklichen General Gordon ein Schwarm feindlicher Speere niederstreckte. Das kulturalte Kairo schließt sich an mit seinem intensiven Straßenleben, worin stabtragende Sais mit weißen Hosen und Zuavenjacken, die vor Sänften und Wagen wegräumend einhereilen, das eigenartige Lokalbild vervollständigen. Zwischen den im Sonnenlicht gebadeten Kuppen und Minaretts ragt das formenschöne moscheenartige Universitätsgebäude El Azhar durch besondere Stilvollendung hervor, worin 12000 Studierende der gesamten moslemitischen Welt sich zusammenfinden. Im gleichen Ausstellungspalaste befindet sich auch die westindische Sektion, in der die St. Annabucht an der Nordküste von Jamaika, sowie Zuckerrohr- und Bananenpflanzungen naturgetreu dargestellt sind. Unsere „Weltreise“ führt uns alsdann nach Kanada und Neuseeland, deren Kolonialbilder in den zu beiden Seiten der Nordecke des Court of Arts gelegenen Palasthallen entfaltet sind. Die Poesiegestalten von Longfellows Hiawatha umgaukeln uns, während wir an den Szenennischen vorbeischreiten, in deren Vordergrunde mokassinbekleidete Indianer mit Federbüschel im Schwarzhaar Bogen und Pfeile schnitzen, während die Rückwand uns bald den amerikanischen Urwald, bald Felsschluchten, Kaskaden oder schneegekrönte Berge vorführt. Am St. Lawrencestrom breitet sich Quebec, während mehr abseits Ottawa an den malerischen Ottawa- und Rideauflüssen sich erhebt. Von einziger Schönheit ist die Niagaradarstellung, die zu den schönsten Partien der gesamten Ausstellung gehört. In der Neuseelandsektion erblicken wir Darstellungen von heißen Quellen, Geysern, vulkanischen Bergen und herdenbevölkerten Höhenrücken, in die wohlhabende kleine Städte, wie das schottische Dunedin, eine Ansiedlung von Free Church-Schotten, das schafreiche Christchurch, eine Gründung von modernen Canterbury-Weltpilgern der Canterbury Association, das betriebreiche Auckland mit seinem Inselhafen, sowie das offizielle Wellington mit seinen Regierungsgebäuden eingebaut sind. Die sinkende Abendsonne hat den dargestellten Mount Egmont vergoldet, der mit dem japanischen Fujiyamaberge große Aehnlichkeit hat, während in der letzten Szene die rieselnde Silberflut des Mondes sich über die idyllischen Wairuawasserfälle ergießt.

Von den übrigen Sehenswürdigkeiten sei noch das große Dschungel, sowie das indianische Lager zu erwähnen, die das wildromantische Leben des englischen Weltreichs, wo die Sonne nicht untergeht, in realistischer Weise zum Ausdruck bringen. Was das erstere anbelangt, so wird es von Löwen, Tigern, Elefanten, Kamelen und anderen Tieren bevölkert, die hier von bewährten Bändigern dem Publikum täglich in einer Reihe von Vorstellungen vorgeführt werden. Im indianischen Lager ist ferner eine Schar von Irokesen unter ihrem alten Häuptling Scar Face einquartiert, die zu den sechs Stämmen gehört, die vor nunmehr drei Jahren den jetzigen König Georg auf seiner kanadischen Reise in Brantford in Ontario zu ihrem Ehrenkriegsherrn erwählten. Beachtung verdient auch das unter den Auspizien der „African World“ ausgeführte afrikanische Eisenbahndiorama der projektierten Kapstadt-Kairolinie, die vom Kap dereinst über Kimberley, Mafeking, Buluwayo, Elizabethville, Mahaji, Goz-abu-Goma in das Nildelta über eine Strecke von 7000 Meilen führen wird.

Wir haben die Ausstellung verlassen und befinden uns am späten Abend auf der Londonbrücke. Ein gepunktes Lichtnetz breitet sich über das dunkelnde Stadtbild, dessen Formen verschwommen in den Abendhimmel empordüstern. Unter uns gurgeln lichtüberblitzte Wasser, aus denen empor stille Lieder wehen und wie Geisterraunen umfährt uns ein von Westminster kommender Wind. Noch einmal gedenken wir der geschauten Weltmacht Großbritanniens und während wir sinnen und träumen, drängen sich andere Bilder vor unser Auge. Hier, an der Londonbrücke, hielt einst die icenische Fürstin Boadicea, die britische Kriegerkönigin, mit ihrer Schlachtquadriga, als es galt, gegen die Römer zu Felde zu ziehen; hier kreuzte der römische Statthalter die Themse auf seiner Fahrt nach Verulamium; hier erscholl Sturmbardiet und Schildgeklirr der Germanen, wenn die Seherin das Opfer gedeutet und der König den Heerbann herbeigeboten; hier zogen Dänen und Normannen nach Westminster; hier läßt Macaulay den Neuseeländer das Prophetenwort künden, wonach London einst wie Troja und Karthago in Schutt und Staub zerfällt, wenn der Tag kommt, wo „die heilige Ilion hinsinkt vor der Danaer dräuenden Schar“. Wie man annimmt, unterliegt jeder Staatskörper wie das Individuum der vis improvisa leti, dem physischen Tode. Aegypter, Griechen, Römer und Goten schwanden dahin und neue Völker kamen empor, an deren Weltherrschaft dereinst niemand geglaubt. Hat England seine Altersgrenze erreicht? Wird es sein Ende finden wie Griechenland bei der Zerstörung Korinths und Ostrom beim Fall Konstantinopels? Seiner Eigenart entsprechend zu leben ist das erste moralische Recht im Leben der Völker. Hoffen wir darum, daß es England noch lange beschieden sei, seine geistigen und seelischen Triebe und Anlagen zur höchsten Blüte zu bringen in Frieden und Freundschaft mit Deutschland und zum Segen der gesamten Kultur.

Praktische Arbeit für christliche Pädagogik.

Von Franz Weigl.

Auer hat einmal das schöne Wort geprägt, es sei unsere Aufgabe, „alle berechtigten Forderungen der modernen Pädagogik anzuerkennen und den Gegnern keinen anderen Angriffspunkt übrig zu lassen, als — die christliche Wahrheit.“

Diese Parole hat sich besonders auch der Verein für christliche Erziehungswissenschaft gewählt, der durch Kurse und literarische Arbeiten moderne Aufgaben mit den Zielen der auf der alten ewigen Wahrheit fußenden christlichen Pädagogik in Einklang bringt.

Zu Ostern hat die norddeutsche Gruppe der alle deutschsprachigen Gebiete umfassenden Vereinigung in Breslau einen Kurs abgehalten, der über 1000 Teilnehmer anlockte, so daß das Auditorium maximum der dortigen Universität nicht mehr ausreichte. Vom 17.—21. Juli findet nun in München in den Räumen des Luitpoldgymnasiums ein Kurs statt, der die Volksschulpraxis besonders in den Mittelpunkt stellt und 12 Dozenten aus der täglichen Schulpraxis wie vom Hochschulkatheder (darunter Professor Förster-Zürich, Göttler-München, Giese-Wien) beizieht. Der Besuch der Kurse ist im Kultusministerialblatt Nr. 7, in der Zeitschrift der geistlichen Schulinspektoren „Christliche Schule“ (Nr. 6), in dem Organ des Katholischen Lehrervereins „Pädagogische Blätter“ (Nr. 17), im „Pharus“ von Donauwörth und sonst empfohlen worden und darf deshalb auch an dieser Stelle in Erinnerung gebracht werden.

Gleichzeitig wird ein Fortbildungskurs für den Zeichenunterricht und vom 7.—19. August ein Kurs für die Praxis der „Arbeitsschule“ von dem Verfasser dieser Zeilen mit Unterstützung des Münchener Oberklassenlehrers Falk für nur zirka 20 Teilnehmer veranstaltet. Ohne Handwerkerei und Spielerei wird in dem letzteren Kurs den guten neuen Gedanken Rechnung getragen, wie aus dem die Detailprogramme mit Leitsätzen enthaltenden Hefte „Die Münchener pädagogischen Kurse“ ersehen werden kann, das gratis von der Geschäftsstelle des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft in München-Harlaching zu bekommen ist. Was an Modellieren, Papierformen, Sandkastenarbeit, Herstellung von Modellen, Reliefs, Apparaten der vertieften didaktischen Arbeit dient, wird in vierzehntägiger praktischer Arbeit vermittelt.

In Donauwörth findet vom 22.—25. August der zweite anstaltspädagogische Kurs statt, der im vorigen Jahre sehr große Erfolge errang (Anmeldungen bei der Redaktion des „Pharus“ in Donauwörth), und der Münchener Katechetenverein veranstaltet vom 27. August bis 1. September seinen vierten Kurs mit dem Hauptthema: „Die religiöse Entwicklung als Grundlage der religiösen Erziehung.“

Mögen die Veranstaltungen gleich dem Breslauer Kurse guten Besuch finden und wieder zeigen, daß wir christliche Pädagogen im Bildungsstreben nicht zurückstehen!

Gaoh upt Land!

In westfälischer Mundart.

Wenn 't di to eng wät in de Stadt,
Häs Leed van allerhand,
Of büs dat dulle Läwen satt:
Dann gaoh herrut upt Land.

Dao is de Luft so friß un süt
De Sünne schient so klaor;
Dao wät dat Hiätt so warm un wiet,
Äs wenn 't vull Sünnschien waor.

De Blumen stäckt de Köppkes fien,
So niepen ut de Grund,
Un lacht met in den Sünnenschien,
Un lacht sick giäl un bunt.

Un ut den Busk un van den Wall,
Dao klink't un flöit 't so helln:
Dat is, äs wulln de Vüögel all
Wat Leiwes di vertelln.

Vertellen di, wü schön ät is,
Wenn 't alle grönt un blöiht.
Un dat ät is en Narr gewiss,
De daobi sick nich fröit.

Drüm büs du möh, of büs du krank,
Un wenn dat Hiätt di früß:
De Sünnenschien, de Vüögelsank,
O, de kurreert di wiß.

Fine Vissing.

Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft.

Von Dr. Emil van den Boom.

Wer im öffentlichen Leben berufen ist, an der Gestaltung unserer wirtschaftlichen wie politischen Verhältnisse irgendwie mitzuarbeiten, für den ist es die erste Bedingung, daß er über die Gesetze der wirtschaftlichen Entwicklung genau unterrichtet ist. Diese hat nun vornehmlich in den letzten beiden Jahrzehnten den Weg genommen, daß sie neben unserer auch heute noch überaus bedeutungsvollen Landwirtschaft in ungeahnter Weise die Industrie hat erstehen, den Handel hat emporblühen lassen. Deutschland ist ja aus einem überwiegenden Agrarstaat ein Industrie- und Agrarstaat geworden, ja, nach mancher Richtung hin hat die Industrie schon das Uebergewicht bekommen. Diese Entwicklung hat natürlich auch in der beruflichen und der sozialen Struktur unserer deutschen Bevölkerung nachhaltige Umgestaltungen herbeigeführt Letztere im Verein mit den oben angedeuteten Wandlungen festzustellen, ist Aufgabe unserer amtlichen Statistik, in der wieder die alle zwölf Jahre stattfindenden Berufs- und Betriebszählungen die bedeutungsvollste Stellung einnehmen. Aus dem durch dieselben gewonnenen, Bände füllenden Material ein Extrakt zu gewinnen, die wichtigsten Resultate in einer kürzeren gemeinverständlichen Form zusammenzufassen und zu veröffentlichen, um sie so der Allgemeinheit in weiterem Umfange nutzbar zu machen, als dies bei den umfangreichen Publikationen der amtlichen Statistik möglich ist, ist eine besonders dringende und dankbare Aufgabe. Dieser hat sich im Frühjahr 1909 für die damals bereits vorliegenden Zählungen der damalige Direktor des Kaiserlichen Statistischen Amtes, von Scheel, in der „Deutschen Volkswirtschaft am Schlusse des 19. Jahrhunderts" unterzogen, in der er die wichtigsten Ergebnisse der Berufs- und Betriebszählung von 1895 wiedergab und auch noch die Resultate anderer Erhebungen heranzog. Hinsichtlich der neuesten Zählung bietet uns eine derartige zahlen- und textbeschreibende Zusammenfassung das eben im Volksvereinsverlag in M.-Gladbach erscheinende Werk: „Die deutsche Volkswirtschaft und ihre Wandlungen im letzten Vierteljahrhundert" auf Grund der Ergebnisse der Berufs- und Betriebszählungen von 1882, 1895 und 1907, bearbeitet von Dr. Georg Neuhaus, Direktor des Statistischen Amtes zu Königsberg i. Pr., I. Bd.: Die berufliche und soziale Gliederung des deutschen Volkes. gr. 8° (XVI u. 280) ℳ 4 50. In vorliegender umfangreicher Schrift ist nicht nur der Stand der deutschen Volkswirtschaft von 1907, sondern auch ihre Entwicklung seit 1882 dargestellt. Dabei ist die Darstellung nicht auf das Reich als Ganzes beschränkt worden, sondern es haben auch die Bundesstaaten eingehendere Berücksichtigung gefunden. Darüber hinaus sind weiter die Verhältnisse in den Großstädten eingehender als es sonst zu geschehen pflegt, behandelt worden. Denn die meisten unserer Großstädte sind nicht allein das Produkt unserer glänzenden wirtschaftlichen Entwicklung, sondern diese ist durch die großstädtischen Gemeindeverwaltungen in nicht geringem Maße gefördert worden. Das Gesamtwerk zerfällt in zwei Teile; im ersten vorliegenden Bande wird die berufliche und soziale Gliederung des deutschen Volkes dargestellt, im zweiten, der binnen wenigen Monaten erscheinen wird, die Landwirtschaft, die Industrie, der Handel und Verkehr. Wo man heute mit Recht auf die staatsbürgerliche Aufklärung der breiten Kreise unserer Bevölkerung so hohen Wert legt, ist es von großer Bedeutung, diesen gegenüber tendenziösen Darstellungen auch die Kenntnisse des wirklichen Standes unserer Volkswirtschaft und deren Entwicklungstendenzen nahe zu bringen. In der hier angezeigten Schrift bietet sich zu diesem Zweck ein vorzügliches Hilfsmittel. Das Aeußere des Werkes entspricht den sonstigen Erzeugnissen des bewährten Verlags.

Vom Büchertisch.

„Robert Hugh Benson: Der Herr der Welt. Roman." Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von H. M. von Lama. Mit dem Porträt des Autors und einer Einleitung. Regensburg 1911. Friedrich Pustet, 8°. VIII. u. 522 S., brosch. ℳ 2,50, geb. ℳ 3.50. Als Erstes empfehle ich die Lektüre der Otto von Schaching'schen interessanten Einführung („Einleitung"), auch wenn der außerordentlich begabte englische Verfasser (berühmter Konvertit) schon durch verschiedene seiner Werke, deren zwei ich demnächst an anderer Stelle dieser Zeitschrift erörtern werde, bekannt sein sollte. Das vorliegende Buch erregte sofort bei seinem Erscheinen großes Aufsehen. Der „Deutsche Hausschatz" hatte das Verdienst der ersten Uebermittlung in unserer Sprache. Robert Hugh Benson selbst stempelte diese seine Schöpfung als „sensationell" ab: dem Stoffe nach. Hinsichtlich der Ausführung möchte ich persönlich es noch mehr als genialisch denn als genial bezeichnen, ohne seine ersichtliche religiös-seelische und künstlerische Vertiefung, ja jeweilige Großartigkeit herabmindern zu wollen. Die kühn, zugleich logisch-konsequent ausgedachte Handlung stellt die dem Weltuntergange unmittelbar vorhergehenden Begebnisse dar: die scheinbare Herrschaftserringung des humanitären Unglaubens gegenüber dem Glauben, des modernen Heidentums gegenüber dem Christentum, des „Vernunft"-tempels gegenüber der katholischen Kirche. Der Antichrist gibt sich zunächst als ein Apostel allgemeiner Menschen-, Bruder-, Friedensliebe, um alsbald sein Evangelium in Blut und Feuer aufflammen zu lassen. Ich möchte für die noch „Nichtwissenden" unter den Lesern den Reiz der Neuheit keineswegs vorwegnehmen, da er hier besonders fesselt und zu fesseln hat. Daher begnüge ich mich mit dem Hinweise, daß der Autor, als Dichter in seiner Art ein Seher, für die Umrahmung seines durchgeistigten Kolossalgemäldes auch die natürlichen Wunder der vom Heute ins Einst weiter entwickelnden Technik, Industrie, Gesamtkultur mit glänzendem Geschick herzuzieht. Daß die Vortragsweise durchaus keusch ist, brauche ich kaum zu sagen; ob sie sich in ihrer wirksamen Anschaulichkeit für einen in der Phantasie leicht erregbaren jugendlichen Leser eignet oder nicht, muß von Fall zu Fall entschieden werden. E. M. Hamann.

„Oesterreichische Frauenzeitung. Monatschrift für die gebildete Frau. Herausgegeben von der Kath. Reichs-Frauenorganisation Oesterreichs. Redigiert von Hanny Brentano". Abonnementspreis samt Post für Oesterreich-Ungarn Kr. 5.—, für das Deutsche Reich ℳ 5.—. 1. Jahrgang 1911. Verlag der Buchhandlung der Verlagsanstalt Tyrolia, Brixen a. E. — Die „Kath. Reichs-Frauenorganisation Oesterreichs" ist vor reichlich einem Jahre auf dem wahrhaft glänzenden ersten Allgemeinen österreichischen Frauentage in Wien sozusagen gestiefelt und gespornt, d. i. vortrefflich ausgerüstet, in die katholische Frauenbewegung eingesprungen, unter kräftig gewechseltem Händedruck mit der ihr freundschaftlich verbundenen katholischen deutschen Frauenbewegung, die jener — das dürfen wir ruhig sagen — in mehr als einer Hinsicht Vorbild gewesen ist. Nun erscheint auch seit Januar 1911 in ähnlich gleichem Format und Umfang wie die „Christliche Frau" die oben angezeigte Zeitschrift, von der jetzt das fünfte Heft vorliegt. Kein Zweifel: der neue Segler ist glatt vom Stapel gelaufen und steht unter zielsicherer Führung. Hanny Brentano, Verfasserin des bei Herder erschienenen Lebensbildes der Fürstin Gallitzin, bewährt bei Lenkung des Steuers ihren früher schon des öfteren gezeigten Scharfblick, so daß bereits zu dieser Stunde dem eingeschlagenen Kurs ein erfreulicher, gewiß sich stetig entwickelnder Erfolg vorhergesagt werden kann. — Die Zeitschrift hält helle, tapfere Umschau vom sozialen wie ethischen Standpunkte aus, orientiert, regt an, verweist auf alterprobte wie neue, Gutes verheißende Mittel und Pfade, stärkt Mut und Gemüt,

erquickt, rüttelt auf usw. Ich lege absichtlich keine kritische Sonde an Einzelnes; ein derartiges Unternehmen braucht vor allem Unterstützung aufs Ganze hin, und ich freue mich, sagen zu dürfen, daß der Ausblick auf eben dieses viel Raum zu schönen Hoffnungen gibt: auf Grund des bislang Gebotenen. Diesen Wunsch aber will ich aussprechen: daß die in der katholischen Frauenbewegung durch idealpraktische Anteilnahme stehenden deutschen und österreichischen Frauen ihre literarischen Hauptorgane zu fleißiger Lektüre und — Abonnierung rege austauschen mögen. E. M. Hamann.

„Goldene Klassikerbibliothek“. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Berlin-Leipzig-Wien-Stuttgart. A. **„Goethes Werke.** Vollständige Ausgabe in 40 Teilen“. 20 Bände brosch. à *M* 1.50, geb. in Bibliotheksband à *M* 2.—, in Halbfranzband à *M* 3.—, 24 Bände gebunden in Liebhaber-Halbfranzband à *M* 4.—. Jährlich erscheinen 3—6 Bände. — Von den bislang erschienenen wurden hier die drei ersten angezeigt. Sechs weitere liegen mir vor: 11—13: Singspiele; Festspiele und Theaterreden; Unvollendete Dramen, Bruchstücke und Entwürfe. 23—24: Dichtung und Wahrheit. Erstes bis zehntes, elftes bis zwanzigstes Buch. 25—26.: Italienische Reise; Kampagne in Frankreich; Belagerung von Mainz; 32: Schriften über Literatur und Theater I; 33.—35. ditto II; Aus dem Französischen; Reden. Mit einem Anhang: Goethe als Rechtsanwalt. 36—38: Zur Morphologie. Mit einer Einleitung über Goethe und die Naturwissenschaft; Zur Mineralogie und Geologie; Zur Meteorologie; Zur Naturwissenschaft überhaupt. Naturwissenschaftliche Einzelheiten. — Das Gesamtwerk wird auf Grund der Hempel'schen Ausgabe neu herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen sowie einem Gesamtregister versehen von Prof. Dr. **Karl Alt** in Verbindung mit Prof. Dr. Em. Ermatinger, Prof. Dr. S. Kalischer, Dr. W. Niemeyer, Dr. Rud. Pechel, Dr. Rob. Riemann, Prof. Dr. Ed. Scheidemantel und Dr. Christian Waas sowie einem Stabe von gegen 60 mehr oder minder bekannten bezw. berühmten Mitarbeitern. Auf die vornehme Ausstattung, auf die imponierende Wissenschaftlichkeit und Vollständigkeit sei nochmals aufmerksam gemacht. Letztere berücksichtigt freilich einen viel weiteren Leserkreis als den bloß fachgelehrten; sie umschließt aber „im engeren Sinne alles was Goethe in der Ausgabe letzter Hand veröffentlicht oder zur Veröffentlichung bestimmt hat“ sowie jedes selbständig Bedeutende des Nachlasses; vom Naturwissenschaftlichen gibt sie eine reichlich orientierende Auswahl. — Der Verlag verweist mit Recht auf das mannigfache Bilder- und Beilagenmaterial, auf die in zwei gesonderten Bänden zusammengefaßten „Anmerkungen“ und, als einen Hauptvorzug, das einen ganzen Band füllende Gesamtregister. Dem Gebotenen gegenüber muß die Preislage als eine außerordentlich niedrige anerkannt werden. Auch das in den Einleitungen hervortretende Streben nach strenger Sachlichkeit verdient warmes Lob. Allerdings — dies sei hier betont — für uns kein unbedingtes. Vollkommene Objektivität gibt es nun einmal nicht, und gewissen Themen gegenüber (ich erinnere nur an den „Naturforscher“ Goethe) kann sich die Weltanschauung des jeweiligen „Herausgebres“ unmöglich immer verhüllen. Der Leser muß also reif genug zur selbständigen Unterscheidung sein oder unter autoritativer Führung stehen — diese Forderung hat **uns** zu gelten. — B. **„Gutzkows Werke.** Herausgegeben, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen von **Reinhold Gensel**“. 12 Teile in 4 Leinwandbänden *M* 8.—, in 4 Halbfranzbänden 12 *M*; Prachtausgaben zu 12 und 16 *M*. — Band 1—3: Nero, Richard Savage; Werner, Zopf und Schwert, Das Urbild des Tartüffe; Uriel Acosta, Der Königsleutnant, Ella Rose. Band 4—6: Der Sadduzäer von Amsterdam, Vergangene Tage (Wally, die Zweiflerin); Die Selbsttaufe. Der Emporblick; Der Werwolf; Lucindens Jugendgeschichte, (Der Zauberer von Rom. Erstes Buch). Band 7—9: Aus der Knabenzeit; Kleinere biographische Dokumente; Rückblicke auf mein Leben. Band 10—12: Aufsätze zur Literaturgeschichte; Aufsätze zur Kultur- und Zeitgeschichte; Reiseeindrücke; Vom Baum der Erkenntnis (Denksprüche), Anmerkungen. Der große Roman „Die Ritter vom Geiste“ soll sich in drei Erweiterungsbänden angliedern. — Der 100. Geburtstag Gutzkows: 17. März d. J., hat diese mit beachtenswerter Diskretion zusammengestellte und an sich sehr ernst zu nehmende Ausgabe gezeitigt. Schade, daß die Diskretion nicht wenigstens bis zur gänzlichen Ausscheidung von „Wally, die Zweiflerin“ reichte; vom „Zauberer von Rom“ wurde nur das erste Buch zugelassen, von „Hohenschwangau“ garnichts. Alles was heute noch von Gutzkows Schaffen lebt, soll sich ausgesprochenermaßen in der Gesamtveröffentlichung vereinigen. Diese Behauptung greift meines Erachtens zu hoch. Lebendig oder vielmehr auf länger hinaus noch lebensfähig sind doch nur die Bühnenstücke: das rationalistische Trauerspiel „Uriel Acosta“, das musterhafte historische Lustspiel „Zopf und Schwert“, die scharfsinnige Komödie „Das Urbild des Tartüffe“ und höchstens noch „Der Königsleutnant“. Vom positiv christlichen Standpunkte aus muß man diesen Neubelebungsversuch eines der radikalsten und verhängnisvollsten „Wortführer Deutschlands“ für die F a m i l i e — denn darauf zielt doch das Unternehmen mit in erster Linie — bedauern, muß ihn auch in dieser vorwiegend sachlichen Form ablehnen. Die christliche Familie und die wirklich hochstehende Bühne kann sich mit den oben genannten Dramen, unter Ausscheidung des erstaufgeführten, vollauf begnügen. Anders steht es um den Literaturkenner und -Forscher. Er hat für die Mühe um das hier in tatsächlicher Einheitlichkeit übermittelte Gesamtbild zu danken. Anerkannt sei noch besonders das Verdienst der ersichtlich nach gerechter Abwägung, Objektivität strebenden Abfassung des beigegebenen „Lebenbildes“. E. M. Hamann.

Exerzitien.

Eine Studie für Väter und Lehrer.

Von Rektor Hammelrath, Düsseldorf.

Im Herbst des verflossenen Jahres ward in unmittelbarer Nähe der deutschen Grenze ein neues Exerzitienhaus der Gesellschaft Jesu eingeweiht: St. Bonifaz bei Emmerich.

Es ist ein gar stattlicher Bau, der sich da jenseits der Nederhetterschen Landewehr, dem kleinen Grenzbache, erhebt. Klöster verlangen heutzutage einen gewissen Komfort. Und so finden wir denn im Bonifatiushause an die hundert wohnlich eingerichtete Gastzimmer, fußwarmen Korkestrich mit Linoleumbelag, Warmwasserheizung und elektrische Beleuchtung.

Von besonderer Schönheit versprechen nach Vollendung der inneren Ausstattung die drei Kapellen zu werden. Dient die eine Hälfte des Hauses als Noviziat, so die andere den zahlreich abzuhaltenden Exerzitien.

Man hat über Exerzitien, ihr Wesen, ihren Wert und ihre Berechtigung oft und viel gestritten, im Grunde genommen seit jenem Tage, da der große Einsiedler von Manresa, kurz nachdem er dem Soldatenleben entsagt hatte, mit seinem Exerzitienbuche hervortrat, jenem kunstlosen in formeller Hinsicht gänzlich reizlosen Büchlein, das „ein lebendiger Bronnen der asketischen Wissenschaft“ genannt zu werden verdient, das „die in der Welt lebenden Laien und Priester ein Leben der Vollkommenheit führen lehrte, Klöster und Konvente bevölkerte, in religiöse Orden neues Leben brachte, aus kirchlichen Instituten den Geist der Welt verbannte, die Missionare mit dem Geiste der Apostel, die tätigen Orden mit der Liebe Christi, die beschaulichen mit der Liebe zur Einsamkeit erfüllte.“

Am Ende einer seltsamen Beschreibung, die einer Karikatur gleicht, kommt der Calvinist Lermäus zu dem Schlusse, daß die Exerzitien „aus Weichlingen Abgehärtete, aus Starrköpfigen Fügsame, aus Trägen Tätige, aus Wankelmütigen feste und charaktervolle Menschen machen“ (Bolland. Julii VII 786).

Aus neuerer Zeit ist das vorurteilsfreie, im ganzen auch nicht unrichtige Urteil des protestantischen Professors der Kirchengeschichte Dr. K. Holl in Tübingen bemerkenswert, das 1905 in einer „Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiete der Theologie und Religionsgeschichte“ erschien. Dr. Holl faßte das Ergebnis seiner Studie in folgende Worte zusammen: „Der Protestant lebt in dem Vorurteil, als ob die durch die Exerzitia Hindurchgegangenen unter dem Eindruck stehen müßten, als hätten sie eine Minderung ihrer Persönlichkeit erfahren. In Wirklichkeit haben sie das entgegengesetzte Gefühl: sie dünken sich freier und kräftiger als zuvor. Sie sind so geschickt geleitet worden, daß alles aus ihrem Innern zu kommen schien, und sie finden schließlich eine Glut der Empfindung und eine Kraft der Selbstbeherrschung in sich vor, daß sie sich auf eine höhere Stufe hinaufgehoben scheinen. E i n B e w e i s , d a ß h i e r d a s G r ö ß t e g e l e i s t e t w u r d e , w a s v o n e i n e r k l u g e n P ä d a g o g i k v e r l a n g t w e r d e n k a n n, den Heranzuschulenden so zu dirigieren, daß er den strengsten Zwang doch nicht als solchen empfindet“.

Aus dem letzten Zeugnis insbesondere erhellt, welcher Wert den Exerzitien für Lehrer und Erzieher innewohnt.

Nichts kann wertvoller für den sein, der andere zur Selbstbeherrschung führen soll, als eigene Kraft und Willensstärke.

Vergessen wir nicht Goethes schöne Worte: „Wer sich nicht selbst befiehlt, bleibt immer ein Knecht“ und „Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet“.

Diese schöne Frucht der Exerzitien bildet kein Wunder für den, der ihre Wirkungen an sich erprobt hat. Schon die „Einsamkeit ist Seelennahrung“, sagt der Dreizehnlinden-Dichter, und Macke in seinem Wüstensang:

„In des Lebens wirrem Treiben
Gilt als groß schon Kleingestalt'ges;
Doch die Oede nährt das Große
Und die Einsamkeit Gewalt'ges.“

— — — — — — — — — — — —

„Auf dem Markte sind nur Krämer,
In der Stille wächst der Meister.“

Aus den vier Vorträgen, die an drei aufeinander folgender Tagen täglich von einem erfahrenen Exerzitienmeister nicht selten mit überwältigender Beredsamkeit, immer aber mit unerbittlichen Logik und hinreißender Wärme der Ueberzeugung gehalten werden, fließt jene echte Glaubenskraft hervor, die das Fundament eines Christenlebens bildet.

Gegenstand der Vorträge und Betrachtungen sind jene tiefernsten Wahrheiten unserer heiligen Religion, die den Menschen in seinem irdischen Dasein am meisten beeinflussen, die sein Tun und Lassen nach den ewigen unabänderlichen Gesetzen des dereinstigen Richters regeln.

Unerbittlich führen Vorträge und Betrachtungen zur Erkenntnis des eigenen Selbst und damit zur Selbstbesserung.

Gestärkt durch Gebet, das Atemholen der Seele, „recht von Herzen fromm und frei", geläutert im „Bade der Wiedergeburt", gekräftigt durch „das Brot des Lebens" — wer wollte die schönen Entschließungen zählen, die in diesen heiligen Tagen reifen! „Hier, wo das Feuer der göttlichen Liebe so mächtig lodert", sagt Hettinger, „fallen die Funken hinein in die kalten Herzen..., an diesem Quell wachsen die Lilien der Jungfräulichkeit, hier empfangen die armen Herzen Mut..., hier lernen sie die Brüder lieben, hier heilen alle Wunden, hier reifen alle großen Entschlüsse"

In der Selbstverleugnung der Exerzitientage übt der Exerzitant, was Fr. W. Foerster kürzlich in einem Vortrage zu Budapest verlangte: „Entsagung, mehr Askese! Denn die Kraft des Lebens quillt nicht aus ungebundener Freiheit, aus dem Sichausleben hervor: Selbstverleugnung ist die Quelle, aus der uns reines, kräftiges Leben zufließt".

Daher sind Exerzitien in gewissem Maße eine Notwendigkeit für den, an dessen geistiger Kraft sich zarte Pflänzchen emporranken sollen.

Wenn es wahr ist, daß die Sonne, unfähig ihre Strahlen zu verbergen, Leben weckend und erhaltend alles in ihrem Reiche erleuchtet und erwärmt, wenn wir uns mit unwiderstehlicher Kraft gedrängt fühlen, unsere Anschauungen und Ideen anderen mitzuteilen, anderen unser eigenes Ich aufzuprägen, so reicht der Segen der Exerzitien vom stillen Kloster hinüber ins Kinderzimmer unserer Bürgerfamilien wie ins Klassenzimmer der höheren Schulen und in das epheuumrankte Schulhaus in ländlicher Stille.

„Und es ging auf und brachte hundertfältige Frucht."
„Wer Ohren hat zu hören, der höre."

Die alten Mönche schrieben wohl über die Klosterpforte:
„Porta patet, sed cor magis."

Das Wort gilt auch heute noch: „Das Tor steht offen, aber noch weiter das Herz."

Wer Seele und Leib dort rasten läßt, kehrt neugestärkt im Glauben und in der Liebe zu seinem Berufe zurück, ein begeisterter Streiter für die Sache Christi in „unserer zerrissenen, disputiersüchtigen, aber an wahrem Glaubensleben so armen Zeit".

* * *

Im Bonifatiushause bei Emmerich finden Exerzitien für Lehrer vom 22. bis 26. August statt, sowie vom 13. bis 17. September; für Herren aus gebildeten Ständen vom Abend des 26. Juni, 17. Juli, 18. August und 23. Oktober bis jedesmal zum Morgen des vierten Tages; für Akademiker vom Abend des 10. August bzw. 16. Oktober bis zum Morgen des vierten Tages.

Bühnen- und Musikrundschau.

Felix Mottl †. So ist nun doch eingetreten, was man seit einer Woche befürchtete, so oft auch Nachrichten von einer augenblicklichen Besserung im Befinden des großen Künstlers die Hoffnung wieder aufleben ließen. Felix Mottl ist einem neuen Anfall seines Herzleidens erlegen. Die Münchener Hofoper betrauert in ihm ihren hervorragenden Leiter, die ganze musikalische Welt den genialen Dirigenten von faszinierender Kraft, der Orchester und Sänger zu höchster, künstlerischer Einheit zu verschmelzen und ihnen den Stempel seiner hohen künstlerischen Einsicht aufzuprägen wußte. In Mottl ist wieder einer dahingegangen von Richard Wagners berufensten Vorkämpfern, aber seine vielseitige Künstlernatur vermochte nicht minder vorbildlich die Tonwelt Mozarts nachschöpfend erklingen zu lassen. Hinter seiner selbstlosen Interpretation hoher Werke ließ Mottl mehr und mehr seine eigene, tondichterische Produktion zurücktreten, in der er sich auch als berufener Mehrer der Schönheit erwiesen.

Die Hofbühnen sind nun in den Ferienmonat getreten. Die besorgniserregende Erkrankung des obersten Leiters unserer Oper legte sich drückend auf die arbeitsreiche letzte Woche und die Sorge um den nun notwendig gewordenen Ersatz Felix Mottls dürfte die Urlaubsmuße der Intendanz heuer recht schmälern. Für die Leitung der Mozartfestaufführungen wurde der anfänglich zögernde Rich. Strauß gewonnen, welcher auch im Prinzregententheater die eine oder die andere Vorstellung dirigieren wird. Weitere Verhandlungen mit anderen erstrangigen Kapellmeistern schweben. Die letzte Theaterwoche brachte den „Ring" im Prinzregententheater erstmalig unter Röhrs Direktion, der sich wieder als umsichtiger und sehr gewandter Orchesterleiter erwies. Auf Einzelheiten der Besetzung sei heute nicht eingegangen, hierzu wird bei den Festspielen selbst noch genügend Zeit sein. Daß die (relativ) billigen Preise ausverkaufte Häuser zeitigten, bedarf kaum einer Erwähnung.

— Im Kgl. Residenztheater wurde als Sondervorstellung noch ein Premierenabend geboten. „Das große Glück", ein dreiaktiges Drama von Stanislaus Przybyszewski behandelt die Tragödie des Gewissens. Ibsen hat solche Probleme viel künstlerischer gestaltet, dramatisch ist das Hin- und Herschwanken eines uns gleichgültig bleibenden Neurasthenikers zwischen zwei unsympathischen Maitressen ganz unergiebig. Dieses Stück und die vorausgehende „Florentinische Tragödie" Oskar Wildes fordern Kräfte allerersten Ranges. Ich habe mich lange besonnen, ob ich über diese Vorstellung nicht mit Stillschweigen hinweggehen könnte, da ich Anfängern sehr ungern ein unfreundliches Wort sage und die Veranstalter nicht die Intendanz, sondern „Kunstfreunde" waren. Da es aber keine Vorstellung vor Geladenen war und sich jedermann einen Platz kaufen konnte, erachte ich es für meine Pflicht zu sagen, daß ich für solche Uebungen eine Hofbühne nicht für den geeigneten Platz halte, selbst wenn die schauspielerischen Leistungen um sehr erhebliches besser gewesen wären.

Konzertverein und Tonkünstlerorchester haben Frieden geschlossen und vereinigen sich zu einem Instrumentalkörper. In die Freude über das Ende eines jahrelangen Kampfes, der keines der Unternehmungen zu günstigen finanziellen Ergebnissen kommen ließ, mischt sich das Bedauern, daß einem Teil der Konzertvereinsmusiker gekündigt worden ist, bzw. gekündigt werden mußte. Die verstorbene Mäzenatin des Konzertvereins hatte durch Anlage des Pensionsfonds gezeigt, daß sie die Künstler dauernd hatte sicherstellen wollen, was heute nicht durchführbar erscheint. Man kann somit nur hoffen, daß die ausscheidenden Musiker bald wieder Stellungen finden, die ihrem großen Können und ihren Verdiensten entsprechen.

Künstlertheater. Die heurige Saison gehört der Operette. Man kann sagen, für eine Reformbühne schicke sich die Lösung höherer Aufgaben, andere nennen die Reform der Operette eine „Kulturtat". Ich schlage einen mittleren Weg ein; die leichte Musik entspricht einem Massenbedürfnis, das in unserer Zeit auch mit dem abgeschmacktesten, unkünstlerischsten befriedigt wird. Gelingt es nun, die Operette zu veredeln, so verdirbt sie wenigstens nicht den Geschmack für höhere, künstlerische Genüsse. Man begann mit Offenbachs „schöner Helena". Eine Musteraufführung mußte die Pfade zeigen, welche von dieser erfolgreichen Buffo-Oper zu „Hoffmanns Erzählungen" führen, mit denen sich der Komponist nach einer Epoche skrupelloser Ausnützung der Konjunktur (hundert heute verschollener Operetten!) noch einen unbestrittenen Ehrenplatz in der Opernliteratur zu erringen wußte. Die zahlreichen Feinheiten der Helenapartitur kamen unter A. v. Zemlinskys musikalischer Direktion auf das reizvollste zur Geltung. Gar mancher, der nur die derbe Wiedergabe kennt, die an unseren Normaloperettenbühnen gang und gäbe, wird über die Reize erstaunt gewesen sein, die sich hier bei sanglich bedeutender Wiedergabe erschließen. Die Darstellerin der Titelrolle kommt von der Oper her. Man merkt dies am kunstvollen Gesang und an einer gewissen Zurückhaltung, die einige als „nicht frivol genug" tadeln, während ich hierin Vorzüge erblicke. Ich habe manche Helena gesehen, deren Kostüm gewiß ungriechischer war und dennoch viel weniger dezent wirkte. Wenn ich hiermit zugebe, daß es sehr ins Gewicht fällt, wie ein Gewand getragen wird, so muß ich andererseits sagen, daß die von Stern entworfenen Kostüme an künstlerischer Schönheit da und dort durch größere Stofffülle nicht im geringsten verloren hätten. Die leicht stilisierten, farbenprunkenden Dekorationen mit ihren feinparodistischen Details boten entzückende Anblicke. Max Reinhardts rhythmisch belebte und alle grotesken Wirkungen ausschöpfende Regie überbot sich an Einfällen, die zumeist sehr gut waren. Man sah, wie es diesem Künstler Freude machte, seine Phantasie einmal nicht aus Respekt vor der Dichtung hemmen zu müssen, denn der Text ist reichlich vergilbt. Menelaus, das Urbild von unzähligen Serenissimustrotteln, ist eine so reichlich abgenutzte Figur, daß es auch ein starkkomisches Talent nicht leicht hat, ihm sonderlich Geltung zu verschaffen. Mancher „Kalauer" wirkte durch die pretentiöse Inszene doppelt ärmlich. Die Reinhardtschen Dramaturgen hätten ruhig mehr attisches Salz in das Sparta des Menelaos einführen können; hier sind einige Kürzungen sehr zu empfehlen. Der Erfolg war dank der musikalisch-szenischen Qualitäten bei dem ausverkauften, vom Kgl. Hofe und den ersten Kreisen der Stadt stark besuchten Hause ein bedeutender. Ist durch diese Aufführung nach der Seite des Geschmackes einer Veredelung der Operette der Weg gebahnt, so müssen sich andererseits auch wieder Librettisten finden, welche Heiterkeit zu erwecken vermögen ohne die Frivolitäten des zweiten französischen Kaiserreiches.

Verschiedenes aus aller Welt. Die alljährlichen Rheinischen Goethe-Festspiele in Düsseldorf wurden mit Richard III. und „Viel Lärm um Nichts" sehr erfolgreich begonnen. Unter der Leitung Hofrat Grubes wirken zahlreiche vortreffliche Künstler. — „Gisela Brömser von Rüdesheim", ein geschichtliches Drama von Dr. Spielmann, wurde im Burggarten der Brömserburg mit starkem Erfolg aufgeführt. Chöre und Lieder hat Aug. Bungert in Musik gesetzt. Die Aufführung war vom Wetter sehr begünstigt, dagegen litt die erste Vorstellung der Nürnberger Freilichtbühne unter Regen. — Eine Aufführung von Wildes „Salome" fand in Hamburg unter freiem Himmel statt. — In Halle wurde von Studenten eine Aufführung von „Julius von Tarent" aufgeführt. Die Inszenierung erfolgte nach

den Reliefprinzipien des Münchener Künstlertheaters. — Der bekannte deutsche Schwankdichter Kurt Kraatz erhielt die Palmen der französischen Akademie. — In Breslau wurde ein Denkmal Eichendorffs enthüllt, welches den Dichter als Wanderer darstellt. — In dem kleinen Theater zu Lauchstedt, in dem einst Goethe seine Weimarer Schauspieler auftreten ließ, leitet Paul Schlenther, der ehemalige Direktor des Wiener Burgtheaters, Festspiele. Kleists „Zerbrochener Krug" und des Dänen Holbergs satirische Komödie „Erasmus Montanus" gelangten mit ersten Kräften besetzt zur eindrucksvollen Wiedergabe.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Effektenmärkte aller Börsen zeigen nun schon seit langem das unverändert gleiche Gepräge. Die Umsätze sind nicht bedeutend und auch die Kursveränderungen sind im allgemeinen nicht belangreich. Nur einzelne Werte erwecken spezielles Interesse, und dies auch nur, weil besondere Ereignisse für das betreffende Papier hervorragend interessiert haben. So hatte zum Exempel Frankfurt seine Sensation in Peters Gummifabrik-Aktien. Vorgänge innerhalb des Aufsichtsrates und der überraschend ungünstige Geschäftsgang der Gesellschaft bewirkten einen nervösen Kursrückgang dieser Aktien. Die Wahrnehmung, dass sich die Berliner Ultimo-Regulierung, wenn auch zu verhältnismässig hohen Sätzen, leichter abgewickelt hat, als man allgemein erwartet hatte, liess auch den Börsenverkehr an den deutschen Effektenmärkten neuerdings beleben. Bankwerte und Montanaktien konnten sich im Kursstand, wenn auch mühsam, behaupten. Immerhin nahmen die Börsentage zum Beginn des Semesterwechsels einen anregenden und fest tendierenden Verlauf. Es ist nicht zu verkennen, dass die allgemeinen Massnahmen der tonangebenden Berliner Börsenkreise wegen einer erheblichen Verringerung der bisherigen Engagements durchgreifend und erfolgreich waren. Diesem Umstande ist auch die relativ günstige Position des heimischen Geldmarktes zuzuschreiben. Dabei waren die Anforderungen an die verschiedenen Geldquellen ausserordentlich grosse. Reichsbank, Grossbankwelt, Börse wurden mit kolossalen Summen in Anspruch genommen. Der Berliner Privatdiskont war schon seit Wochen stetig fest und zeitweise mit $3^3/_4$ % verhältnismässig hoch. Die bekannten Massnahmen der Reichsbank haben jedenfalls zweckentsprechend zur Herabminderung der Geldansprüche mitgewirkt. Die grossen Zahlungen für Zinsen, Mieten, Pensionen, Steuern — alles zum Semesterende — erschöpften ausserdem die zu solchen Terminen ohnehin schon angestrengten Geldquellen. Eine sachgemässe Terminverlegung dieser Zahlungsverpflichtungen wäre aus diesem Grunde nur zu begrüssen. Einen breiten Raum in der Erörterung der industriellen Lage Deutschlands nehmen neuerdings die sogenannten schweren Industriezweige — Kohle und Eisen — ein. Die Situation des Ruhrkohlenmarktes ist zwar nicht gebessert, doch dessen Versand den letzten Berichten nach zufriedenstellend. Die Syndikatsfragen sind leider noch nicht weiter gediehen, und man ist immer noch mit der Prüfung einer Reihe von diesbezüglichen Vorschlägen beschäftigt. In einem Exposé vom rheinisch-westfälischen Eisen- und Stahlmarkte wird von einer guten Beschäftigung berichtet. Erfreulicherweise ist auch vom amerikanischen Stahlgeschäft eine erhebliche Besserung bekannt geworden. Der Verlauf der Neuyorker Effektenmärkte war dagegen kein einheitlicher und mitunter wiederum abflauend. In Berlin und an den deutschen Provinzbörsen konnte sich in einzelnen Spezialwerten zeitweise weiterhin ein erhebliches Geschäft bei bedeutenden Kursavancen entwickeln. Werte der Zelluloidfabrikationen, Brauereiaktien, Chemische und Maschinen-Aktien waren beliebt. Die Beteiligung der deutschen Bankwelt an einer Brüsseler Bankgründung blieb dagegen eindruckslos. Grösseres Interesse zeigte sich vornehmlich für die schon bisher beliebten Elektrowerte, speziell auf die günstige Entwickelung der Elektrisierungsfrage der Berliner Stadtbahn. Auch in Schifffahrtsaktien fanden nach dem Ultimo grössere Rückkäufe statt. Die für den Julimonat allgemein erwartete Gelderleichterung lenkt die Aufmerksamkeit des Publikums auf den heimischen Fondsmarkt. Besonders 3 %ige Reichsanleihe wurden in grossen Posten aus dem Markt genommen.

M. Weber.

— Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste feste Abonnentenzahl auf. —

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. ◦ Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 28. München, 15. Juli 1911. VIII. Jahrgang.

„L'affaire Duez".

Von A. v. Walden.

Der Prozeß des Liquidators der französischen Klostergüter, Duez, hat am 21. Juni geendet. Der Vorhang ist über ein Bild sittlicher Verlotterung gefallen, wie es auch im neuen Paris bisher selten war. Duez ist zu zwölf Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden, von den Schadensersatzansprüchen abgesehen, die noch gegen ihn erhoben werden.

Die Strafe und ihre Höhe ist hier nebensächlich. Geringer war sie wohl nicht gut zu greifen. Denn die Summe von über sechs Millionen, die Duez unterschlagen hatte, würde hinreichen, in einem deutschen kleineren Staatsgebilde auf ein und zwei Jahre die Budgetvoranschläge zu decken. Zudem zogen die Unterschlagungen sich hin durch sieben Jahre. Wichtiger ist der Abgrund sittlicher und politischer Korruption, der sich hier auftat.

Lassen wir die nackten Tatsachen reden!

* * *

Edmond Duez zählt 52 Jahre. Zuerst bescheidener Angestellter, Buchhalter, ohne jede Vorbildung, wird er bald Kassier bei Herrn Imbert, einem gerichtlichen Liquidator. Große Summen gehen ihm hier durch die Hände. Er gewinnt das Vertrauen seines Chefs, der ihm sein Bureau abtritt. Duez hatte ihm inzwischen — er gesteht es selbst — bereits eine halbe Million unterschlagen.

In dieser Zeit kamen die Gesetze gegen die Kongregationen von 1901 und 1904. Sie brachten die Konfiskation der Güter einer Reihe von Orden und Kongregationen.

Und nun begann für Duez eine Pfründe ohnegleichen. Mächtig empfohlen, wurde er zum Liquidator folgender und einiger anderer Kongregationen ernannt: Oblaten, Redemptoristen, Marianisten, Franziskaner, Dominikaner.

Von jetzt an führt er das Leben des Grandseigneurs. Aus seinem Bureau nimmt er ordnungsgemäß jährlich 30,000 Francs ein. Er heiratet; er mietet in der Rue Bonaparte eine Wohnung zu 5000 Francs, kauft für 65,000 Francs Möbel und wendet jährlich 56,000 Francs für seinen Haushalt auf. Er kauft Wagen und Automobile, reist, geht in die Bäder, verliert stark in den Kasinos. Er unterhält Liaisons, und zwar teuere; denn eine einzige seiner Maitressen kostet ihn jährlich 100,000 Francs. Eine von diesen Dirnen richtet er ein in einer alten Kapelle.

Dieser Wahnsinn der Verschwendung dauert sieben Jahre. Dauert sieben Jahre unter den Augen des Publikums, der Polizei, der Regierung. Bis zum 8. März 1910. Da führt man ihn, Schellen an den Handknöcheln, in das Untersuchungsgefängnis de la Santé.

Entdeckt waren die Unterschleife ja schon früher, schon im Sommer 1908. Duez hatte sogar den größten Teil seiner Unterschlagungen schon damals gestanden. Was geschah? Wir müssen der „Frankfurter Zeitung" vom 14. Juni die Verantwortung zuschieben, wenn es wahr ist, daß der Justizminister den Generalstaatsanwalt an der Anklage hinderte, und der Generalstaatsanwalt dem Justizminister Aufschub über Aufschub vorschlug. Es gehörte der ganze Zynismus eines Duez dazu, nicht zu fliehen, trotzdem man ihm dies zwei Jahre hindurch von diesen zwei maßgebendsten Stellen durch die stete Verzögerung der Anklage nahelegte. Sein Genosse Martin Gauthier war klüger; er verscholl eines Tages, und als der Prozeß begann und der Schwurgerichtspräsident „Martin Gauthier" aufrief, brach der Saal in Gelächter aus und rief: „Demandez au ministère", „demandez au parquet!" — „Fragen Sie das Ministerium!" — „Fragen Sie die Staatsanwaltschaft!" Duez floh nicht. Er hielt seine Gönner wohl für zu mächtig.

Zuletzt mußten aber auch sie ihn fallen lassen. Und was ihm nun zur Last gelegt wird, sind drei Gruppen von Unterschlagungen:

1. 500,000 Francs zu Lasten seines ehemaligen Chefs Imbert,
2. 1'400,000 Francs zu Lasten seiner Klientel, teilweise armer Witwen, Waisen, kleiner Rentner, deren Vormundschafts- und Erbschaftsauseinandersetzungen er zu regeln hatte,
3. ungefähr 4'400,000 Francs Unterschlagungen aus der Zwangsversteigerung der Kongregationsgüter.

All diese Summen hat Duez schon dem Untersuchungsrichter gestanden. 630,000 Francs hat er noch unterschlagen, nachdem er schon entlarvt war, die Regierung ihm aber noch Frist zur Flucht gab! Eine solche Schamlosigkeit mußte der Schwurgerichtspräsident in der Sitzung vom Montag, dem 12. Juni, konstatieren.

Duez versuchte kaum zu leugnen. Er schob einiges auf den entflohenen Gauthier; die Hauptsache aber gab er zu. Nur die Fälschung der Bücher schob er von sich ab. Hierzu sei er teilweise durch die Regierung ermächtigt gewesen, die ihn angewiesen hatte, die Kosten der kleineren Liquidationen zu verschleiern, damit man nicht ersehen könne, was sie verschlangen. 150,000 bis 200,000 Francs hatte Duez an Zeitungen und Telegraphenbureaus gezahlt, um sie zu hindern, eine Campagne gegen ihn zu inszenieren.

Und dann ziehen seine Opfer vorbei. 186 Zeugen, deren Sparpfennig er unterschlug! Da ist eine alte Frau Chartes. Sie hatte eine Tochter, die angestellt war bei dem Kunstgärtner M. Augustin. Augustin ist 1905 gestorben und hat einen Teil seines Vermögens seinem Personal vermacht. Duez, beauftragt vom Gericht, die Erbschaft zu liquidieren, hat sie liquidiert — aber wie! Kein Heller ist übrig, und das arme Blumenmädchen bekommt nichts.

Die Mehrzahl dieser Veruntreuungen gegenüber ganz kleinen Leuten hat er begangen 1908, nachdem man ihm die Liquidation der Klöster schon abgenommen hatte wegen seiner Veruntreuungen! Man gab ihm Aufschub — er benützte ihn zum Raubzug in die Taschen der Aermsten.

Nur die Richter des Schwurgerichtshofs der Seine, vor dem die Verhandlung sich abspielte, bilden einen Lichtpunkt in diesem Chaos der Rechtlosigkeit, Gesetzlosigkeit, Gewissenlosigkeit. Mit energischer Hand, in feierlichem Ernste leitete der Präsident die Verhandlung. Und als der Prozeß vorbei war, setzten sich die Richter zornbebend hin und richteten eine Adresse an die Regierung, in der sie einen Gesetzentwurf verlangten, der künftig eine gesetzliche Kontrolle über die liquidateurs judiciaires einführt. Denn bisher bestand eine solche nicht!!!

Das ist die Justiz der neuen Republik!

* * *

An Pfingsten war ich einige Tage in Paris. Da geriet ich in eine Versammlung der Action française. Ihr Redner war Jules Lemaitre, einer der feinsten französischen Literaten, ehemals feuriger Republikaner, jetzt angewidert bis zum Ekel. Er hieß die Republik „tyrannie d'un parti, guerre civile, désordre, destruction". Und eine mehr als tausendköpfige Menge rief Beifall.

Ich glaubte nicht recht an eine solche Wandlung im Herzen von Paris selbst. Aber zahlreiche Stimmen, am schärfsten erst jüngst im „Tag" (10. Juni) Dr. Käthe Schirmacher, reden in gleicher Weise von einer Wandlung in der Anschauung der Franzosen. Die Action française hat schon heute die gesamte gebildete Jugend erobert, der die große Revolution „odieuse", „stupide" erscheint, die im Royalismus etwas Vornehmes, Elegantes und in der Republik nur Entartung und Verpöbelung sieht.

Der Prozeß Duez wird diesem Feuer nur neue Nahrung geben. Er hat insbesondere auch das Märchen von der Klostermilliarde gründlich zerstört. Es hat sich herausgestellt, daß von den bisher abgeschlossenen Liquidationen ganze — 5 Millionen Francs erzielt wurden. Das ist also so viel, wie Duez unterschlug... Von den noch nicht abgeschlossenen Liquidationen erwartet man (erwartet!) noch 30 Millionen („Patriote", Brüssel, 13. Juni 1911). Um dieser 35 Millionen willen hat man Tausende Wehrloser entrechtet, ihre Schulen geschlossen, ihre Häuser — das ultimum refugium der Armut — veröden lassen, sich eines flagranten Bruchs des Eigentumsrechts schuldig gemacht und begonnen, alle rechtliche Ordnung ins Wanken zu bringen.

C'est l'affaire Daez...

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die neuen Verhandlungen über Marokko.

Die Entsendung des deutschen Kriegsschiffs nach Agadir hat den nächsten Zweck erreicht. Die französische Regierung will verhandeln. Das ist schon ein wesentlicher Fortschritt; denn bisher betrieb Frankreich die militärische Pénétration, ohne sich um Deutschlands Rechte, Interessen oder Gefühle irgendwie zu bekümmern. Die „diplomatische Diskussion", wie der englische Premier sich ausdrückte, ist eröffnet.

Allem Anschein nach hat man anfangs in gewissen französischen Kreisen den kühnen Gedanken gehegt, dem deutschen Schiff vor Agadir ein englisches und ein französisches Kriegsschiff zur Seite zu legen. Natürlich wäre die Entsendung von solchen Konkurrenz- oder Kontrollschiffen ein „unfreundlicher Akt" gewesen. Glücklicherweise hat man davon Abstand genommen. Einige meinen, die englische Regierung habe durch Ablehnung der eigenen Teilnahme und durch Abmahnung in Paris diese Zuspitzung der Lage verhindert. Andere wollen auch unter den französischen Staatsmännern Bremser entdeckt haben und weisen darauf hin, daß unsere deutschen Offiziösen neuerdings im Einklang mit dem französischen Abgeordneten Jaurès das Lob des Herrn Delcassé gesungen haben, als ob dieser Stürmer von 1905 jetzt ein Gegner der vorschnellen Eroberungspolitik geworden sei. Herr Delcassé ist zweifellos eine „Persönlichkeit", was man von den anderen französischen Ministern, die seit Briands Rücktritt abwechselten, nicht sagen kann. So lange aber diese „Persönlichkeit" nicht ins Rampenlicht tritt, wird man wohl den Schlüssel zur Pariser Politik in London suchen müssen.

Es steht fest, daß die französische Regierung auf die Kunde von den deutschen Maßnahmen die eigene Beschlußfassung hinausgeschoben und sich um Rat und Hilfe nach England gewandt hat. Es stand gerade ein Besuch des Präsidenten Fallières in Holland auf der Tagesordnung. Indem der Präsident den neuen Minister des Auswärtigen, Herrn de Selves, auf diese politisch minderwertige Tour mitnahm, hatte man Zeit gewonnen. Infolge dessen sind denn auch die Verhandlungen mit Deutschland während der ersten Woche nach dem Zwischenfall noch nicht in Gang gekommen, sondern nur angekündigt worden. Der französische Botschafter in Berlin, Jules Cambon, hat seine Rückreise aus Paris verschieben können bis zur Heimkehr des Präsidenten und des Ministers des Auswärtigen. Während der Abwesenheit des letzteren hat Herr Caillaux, der als Nachfolger Monis' dem neuen Ministerium präsidiert, die Geschäfte des Auswärtigen Amtes geführt, und zwar mit schätzbarer Vorsicht, wie die Tatsachen zeigen.

Kaiser Wilhelm hat bekanntlich die Ordre zur Entsendung des Kriegsschiffes (an Stelle des „Panther" trat alsbald der etwas größere „Berlin") in Kiel unterzeichnet, wo er sich zum Antritt seiner üblichen Nordlandsreise anschickte. Die Abfahrt verzögerte sich aus technischen Gründen um einen Tag, worauf von den Schwarzsehern das Gerücht verbreitet wurde, der Kaiser werde wegen der politischen Spannung nicht abreisen. Als am nächsten Tage die Abfahrt doch erfolgte, wurde sie in der ganzen Welt als beruhigendes Zeichen begrüßt.

Unsere Sozialdemokratie, die aus jeder Blüte nicht Honig, sondern agitatorische Galle zu saugen sucht, hat gegen die Maßregel zum Schutze der deutschen Interessen in Marokko sofort Widerspruch erhoben, ohne zu bedenken, daß durch solche Quertreiberei auch die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands, also auch die Wohlfahrt der Arbeiterklassen, gefährdet werden. Da der württembergische Landtag zufällig noch versammelt war, stellten dort die Sozialdemokraten eine Interpellation zu dieser Angelegenheit; die württembergische Regierung lehnte aber die Beantwortung bis auf weiteres ab, und das mit Recht, da die vorzeitige Besprechung den Erfolg der eingeleiteten Verhandlungen leicht schädigen konnte. Der Gipfel der Torheit war die Forderung der sozialdemokratischen Presse, daß der deutsche Reichstag sofort einberufen werde. Eine solche Maßnahme würde geradezu als Vorbereitung zum Kriege gedeutet worden sein und also in Handel und Wandel eine höchst schädliche Störung herbeigeführt haben.

Eine kurze Aussprache über die hochpolitische Lage fand in den Parlamenten von Budapest, von Rom und von London statt. Im englischen Unterhause gab der Premier selbst eine Erklärung ab, die umsomehr Beachtung verdient, als die Londoner Regierung zurzeit die Vormundschaft über die französische ausübt. Als die eigentliche Diplomatensprache gilt bekanntlich das Französische; aber von den Londoner Ministern haben wir schon manche virtuosenhaft stilisierte Sätze mit wohlklingenden Unklarheiten und fein versteckten Klauseln gehört, die eine ungeheure diplomatische Geschmeidigkeit der englischen Sprache bekunden. Die kurze Erklärung Asquiths vom 6. Juli war auch solch ein Meisterstück. Er begann mit der Erklärung, daß durch die jüngsten Ereignisse in Marokko (darunter kann man außer den deutschen Maßnahmen auch noch die französischen oder spanischen verstehen, wenn man will) eine neue Situation entstanden sei, in der es möglich sei, daß künftige Entwicklungen die britischen Interessen unmittelbarer berühren, als es bisher der Fall sei. Damit kann gesagt sein, daß England eine Landung deutscher Truppen oder gar eine Besitzergreifung im südwestlichen Marokko nicht dulden werde; es braucht aber nicht als Drohung gegen Deutschland verstanden zu werden. Der Ministerpräsident bemerkte schließlich, seine Regierung werde in dem Anteil, den sie an der diplomatischen Diskussion nehme, gebührende Rücksicht nehmen auf jene Interessen und auf die Erfüllung der bekannten Vertragsverpflichtungen Englands gegenüber Frankreich. Neben dem englisch-französischen Vertrag von 1904, der das Feuer anzündete, hätte Herr Asquith von Rechtswegen auch noch den Algecirasvertrag erwähnen müssen; aber der scheint sowohl in London als auch in Paris zur Rumpelkammer verwiesen zu sein.

Aus der kurzen Erklärung Asquith's haben die Chauvinisten in Frankreich neuen Mut geschöpft. Wir haben unserseits nichts anderes voraussetzen dürfen, als daß England die französische Diplomatie nach Kräften unterstützen werde (die Hilfe des geschwächten Rußland ist ja zurzeit mehr platonisch). Glücklicherweise hat es aber den Anschein, als ob England seinen Einfluß in Paris durchaus im Sinne der Mäßigung und Vorsicht geltend mache. Die „Westminster Gazette", die der Regierung nahe steht, befürwortet eine friedliche Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich auf dem Boden des do ut des und setzt hinzu: „In diesem Falle darf als sicher gelten, daß England nicht französischer sein wird als Frankreich und nicht einen Ausgleich hindern will, der den berechtigten Ehrgeiz Deutschlands befriedigt. Es würde unserem eigenen und dem Weltfrieden dienen, daß Deutschland eine angemessene Befriedigung seiner kolonialen Wünsche erhielte und die Idee los würde, daß England ihm im Wege stehe".

Das sind vernünftige Ansichten, auf Grund deren sich wohl eine Verständigung erreichen ließe. Die deutsche Politik hat ja in keiner Weise bisher die Absicht verraten, in Agadir oder sonstwo im atlantischen Ozean eine „Flottenbasis" zu gründen, die der englischen Seeherrschaft lästig fallen könnte. Unsere Flotte reicht ja kaum zum Schutze unserer Nord- und Ostsee aus. Politische Aspirationen in Marokko haben wir wiederholt abgeschworen. Um so entschiedener haben wir unsere wirtschaftlichen Interessen in jenem Reiche vertreten, und aller Wahrscheinlichkeit nach wäre auch trotz des französischen Spazierganges nach Fez noch kein deutsches Kriegsschiff vor Agadir erschienen, wenn nicht die Franzosen in immer steigendem Maße ihr politisches und militärisches Uebergewicht im Scheri-

fate dazu benutzt hätten, um die deutschen Unternehmungen zu hemmen, den deutschen Handel zu schikanieren. Wenn man nun dem deutschen Reiche irgendwelchen Verzicht auf seine natürlichen Rechte oder die in Algeciras stipulierten Rechte zumuten will, so muß man ihm Zugeständnisse machen, die wirtschaftspolitisch mindestens gleichwertig sind.

Die diplomatische Diskussion wird weit und tief greifen. Sie wird viel Zeit erfordern und wird von manchen Preßtreibereien begleitet sein. Es kommt nun darauf an, daß sich daß deutsche Volk nicht aufregen und beunruhigen läßt. Die Lage ist für unsere Staatskunst jetzt viel günstiger, als im Jahre 1905 bei Eröffnung der Marokkodebatte. Jetzt stehen weder Italien noch Spanien so unbedingt auf der französischen Seite, wie damals, und die Unternehmungslust der Engländer ist viel geringer, als zur Zeit des Königs Eduard. Also „bange machen gilt nicht". Der Anfang der neuen Diskussion lehrt uns schon, daß man sich der Rücksichtnahme auf Deutschland nicht entschlagen kann. Algeciras mag für uns eine halbe Niederlage gewesen sein; zur anderen Hälfte war es ein Erfolg, der uns eine feste Grundlage für die gegenwärtigen Ansprüche gab.

Der Fall Jatho oder der Protestantismus auf dem Wege nach Rom.

Von Otto Cohausz, S. J.

Das Unwetter, das Monde bereits über dem Haupte des vielbesprochenen Kölner Predigers sich zusammenballte, ist endlich zur Entladung gelangt. Der Bannstrahl des Spruchkollegiums zuckte und getroffen liegt die Säule der Kölnischen freichristlichen Gemeinde am Boden. Ist es wirklich so? Wer die jüngst in Köln sich abspielenden Ereignisse verfolgte: den stürmischen Empfang Jathos nach seiner Rückkehr auf dem Bahnsteig, die Huldigung der Menge vor dem Bahnhof, die Ovationen vor der Privatwohnung des Gefeierten, die Jathoversammlungen in der Lese, im Viktoria- und Kolonialsaal, wer dazu die Artikel des „Stadtanzeigers" und der sich jetzt offen als Anwalt des radikalen Protestantismus aufwerfenden „Kölnischen Zeitung" aufmerksam studiert und die bei den Versammlungen gefaßten Resolutionen sich vor Augen hält, der wird sich bald das Urteil bilden, daß der Sieg des Spruchkollegiums einen Pyrrhussieg bedeutete; daß sein Anathem, weit entfernt, die von Jatho angebahnte Richtung zu ersticken, eher geeignet war, ihr das Rückgrat zu stärken und sie mit neuem Kampfesmut und echt germanischem Trotz gegenüber jeder Orthodoxie zu erfüllen. „Gewiß", schreibt ja die „Kölnische Zeitung" (Nr. 712), „bleibt Jatho seiner Gemeinde erhalten. Wie zuvor, wird sie sich auch in Zukunft an seinen Predigten erbauen, wird sich in den tausend Nöten des Lebens seinen seelsorgerischen Rat, Zuspruch und Trost holen. Aber sie wird dabei keine Gemeinde der Landeskirche mehr sein... Die Kirche hat eben das Band zwischen sich und Jatho zerschnitten."

Fernstehende würden diese Vorgänge im Protestantismus Deutschlands an sich nicht berühren, wenn sie nicht ein Schlaglicht würfen auf das Christentum überhaupt; aber die ganze Entwicklung, die der Fall genommen, ist von so schwerwiegender und prinzipieller Bedeutung für die Sondierung des wahren Christentums vom falschen, daß niemand, der nach der wahren Lehre und Kirche Christi sucht, kalt und gedankenlos an ihr vorübergehen kann.

Jathos Lehre und Christentum wurden ja von der Landeskirche als nicht christlich, als häretisch gebrandmarkt; das Spruchkollegium setzt also voraus, daß sein Bekenntnis das einzig wahrhaft christliche ist. Jathos Jüngerschaft dagegen nimmt für ihren Meister das echte Christentum in Anspruch.

Wird ja die „Kölnische Zeitung" (Nr. 712) nicht müde, zu schildern, wie der beliebte Prediger mit seinem Christentum „Tausende getröstet", wie er mit ihm „Tausende der Kirche erhalten hat", wie gerade die Gemeinschaft der „Tiefreligiösen" sich um ihn scharte, wie er „lebendige Frömmigkeit weckte und die Kölner Gemeinde zu „neuem Blühen" brachte und so der Kirche und dem Christentum am „besten diente"... wie er „unermüdlich von dem reichen Schatz schenkte, der an frommem Glauben, an sittlicher Ueberzeugung und an seliger Lebensfreude in seinem Herzen wohnte", wie unter seiner Führung Menschen „gemeinsam den Idealen Treue hielten, die einst Jesus von Nazareth verkündet hat." (v. m. gesp.) usw. Jathos Anhang möchte also am liebsten das Christentum des Spruchkollegiums und der Landeskirche als unchristlich verwerfen, während jene die Lehre Jathos verketzern. Diese Meinungsverschiedenheit nun drängt uns die Frage auf die Lippen: Wer hat denn recht? Jatho oder die Landeskirche? oder wer? Prüfen wir.

1. Jatho.

Jatho soll also das Verdienst besitzen, neues Leben in die Kölner protestantische Gemeinde und das christliche Leben Kölns zu „neuer Blüte" gebracht zu haben. Es mag sein, daß Jathos Persönlichkeit manche fesselte, es ist wohl unbestritten, daß seine Reden viele zum Gotteshaus führten, die sonst in Jahren keine Kirche sahen, es mag ferner zugegeben werden, daß Jatho manche in der protestantischen Kirche hielt, die vielleicht ohne ihn längst vom Verbande sich losgesagt haben würden, aber geht daraus schon hervor, daß Jatho sich wirklich Verdienste um das Christentum erwarb? Ist denn dieser äußere Predigterfolg ein durchschlagender Beweis für die echt christliche Tätigkeit Jathos? Wie, wenn nur durch eine Fälschung der Begriffe dieser Aufschwung erzielt, wenn den Zuhörern anstatt des Brotes nur Surrogat gereicht würde? Auch die Pharisäer durchquerten Meere und Länder, um die Heiden dem Judentum zuzuführen, auch sie mehrten die Zahl der Anhänger des Alten Bundes, aber gewannen sie die Proselyten auch wirklich dem wahren Glauben, brachten sie die Neuankömmlinge näher zu Gott? Retteten sie ihre Seelen, oder aber führten sie dieselben durch den Schein größerer Frömmigkeit gerade ins Verderben? Christus selbst blickt sehr kühl auf diese äußeren Erfolge; mit Wehmut ruft er es den Pharisäern zu: „Wehe euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, Heuchler! weil ihr das Meer und das Festland durcheilt, um einen einzigen Bekehrten zu machen, und wenn er es geworden ist, dann macht ihr aus ihm einen Sohn der Hölle." (Matth. 23—15.)

Nicht der also fördert schon das Christentum, der vielleicht mit seinen süßen Reden das christliche Gotteshaus füllt — er könnte den Zuhörern ja gerade anstatt der wahren christlichen Lehre ein Scheinchristentum bieten — nicht der, der in christlichem Gewand, in christlichen Formeln ein Antichristentum predigt, sondern der den Gläubigen das Brot des wahren, des von Christus gepredigten Evangeliums darbietet. Der nach außen hin glänzende Erfolg könnte also ebensogut eine Niederlage, ja einen Tod des Christentums bedeuten. Untersucht muß werden, ob Jatho die von Christus gestiftete Religion verbreitet oder nicht.

Nun soll ja nach der „Kölnischen Zeitung" Jathos Gemeinde „den Idealen Treue halten, die einst Jesus von Nazareth verkündet hat". Tut sie es? Sehen wir zu. Was predigte denn Christus, und was Jatho? Ueber seine Ansichten ließ uns nun der Prediger nicht im Zweifel. In einer zugunsten des Predigtamtskandidaten Römer in Köln vor Jahren abgehaltenen Versammlung bekannte Jatho sich offen als Leugner der Gottheit Christi; in seinen bei Römke in Köln erschienenen Predigten weht ganz und gar rationalistische Luft; Lic. Traub bekannte in seiner Verteidigungsrede vor dem Spruchkollegium offen, daß ohne Frage Jathos Lehre pantheistisch sei („Trierische Landeszeitung" Nr. 145); das beste Spiegelbild Jathoscher Denkungsart gibt aber das Glaubensbekenntnis, das in Nr. 163 der „Köln. Zeitung" veröffentlicht wurde.

Nach diesem Glaubensbekenntnis muß Jatho zunächst „die Vorstellung eines überweltlichen Gottes zurückweisen", er glaubt an die „Immänenz Gottes in der Welt", die Schöpfung der Welt ist ihm unbegreiflich; nach der Hl. Schrift aber, die auch Christus anerkennt, schuf ein überweltlicher und außerweltlicher Gott Himmel und Erde. Nach der Schrift schuf Gott als erstes Menschenpaar Adam und Eva; Jatho aber fragt: „Wer aber hält denn unter den Theologen... heute noch an der Geschichtlichkeit des ersten Menschenpaares Adam und Eva fest?" Nach der Schrift und der Lehre Christi zog durch den ersten Menschen die Erbsünde in die gesamte Menschheit und Christus kam, um uns aus der Erbsünde zu erlösen; nach Jatho stützt sich die Lehre von der Erbsünde auf der stillschweigenden Voraussetzung, „daß die Biblische Geschichte vom Paradies und Sündenfall wirkliche (!) Geschichte ist", was er natürlich leugnet.

Nach der Lehre Christi gibt es in der Gottheit drei göttliche Personen, denn Christus spricht ausdrücklich von dem Vater, von dem Sohne und dem Hl. Geiste; nach Jathos Theorie aber

von der Immanenz Gottes in der Welt ist eine Dreifaltigkeit gar nicht möglich. Bekannt ist, wie Christus stets auf die Vorsehung des Vaters hinweist, wie er stets daran erinnert, daß der Vater die Lilien kleidet, daß er die Bitten erhört, daß er ins Verborgene sieht und auch die geheimsten Werke lohnt. Jatho aber sagt: „Was der Katechismus „Erhaltung der Welt" nennt, erkläre ich mir als das Gesetz der Notwendigkeit des Lebens" . . . „Gottinnigkeit", bemerkt Jatho, „ist mir wichtiger, als Gotteserkenntnis". Christus dagegen meint: „Das ist das ewige Leben, daß sie dich erkennen, den einen wahren Gott und den du gesandt hast, deinen Sohn." Christus beruft sich stets auf die Schrift und schreibt ihr, als dem Gotteswort, Unfehlbarkeit zu. Jatho aber meint, „daß das biblische Weltbild zerstört ist und nie mehr zurückgewonnen werden kann." Christus beruft sich auf seine Wunder: „Wenn ich nicht die Werke meines Vaters tue, dann glaubet ihr mir nicht; wenn ich sie aber tue und ihr mir nicht glauben wollt, dann glaubet den Werken" (Jo. 10, 37). „Die Werke, die mir der Vater gab, daß ich sie vollführe, diese Werke geben Zeugnis . . , daß der Vater mich gesandt hat" (Jo. 5, 36); Jatho aber nennt den Wunderglauben „naiv". Christus sagt ausdrücklich, daß, wer seine Religion nicht annimmt, verloren geht: „Wer nicht glaubt, der wird verdammt werden, wer die Kirche nicht hört, sei dir wie ein Heide und öffentlicher Sünder." Jatho aber beteuert: „Ich halte das Christentum für diejenige Religion, welche . . bis jetzt im großen und ganzen die übrigen historischen Religionen an religiöser, sittlicher und kultureller Lebenskraft übertroffen hat. Das schließt aber nicht ein, daß es die allein wahre und allein berechtigte Religion sei (!). Mögen alle Religionen der Erde in friedlichem Wetteifer an dem Fortschritt der Menschheit . . arbeiten, dann wird das Christentum die reichste und vielseitigste Gelegenheit zur Entfaltung seiner eigenartigen Kräfte finden." Christus sagt den Jüngern voraus, daß er zwar von den Feinden getötet werden wird, aber daß auf den Tod die Auferstehung und die Glanzzeit seines Reiches folgt, „er wird auferstehen am dritten Tage", und dann wird „er alles an sich ziehen" und „sein Evangelium wird verkündet werden in der ganzen Welt", „und die Pforten der Hölle werden die Kirche nicht überwältigen." Siegesjubel erfüllt ihn trotz des dräuenden Todes und aller Verfolgung: Jatho aber behauptet, „daß Christus an seiner Sache verzweifelnd gestorben sei". Christus spricht sodann zu Nikodemus: „Wer nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste, der kann in das Reich Gottes nicht eingehen" (Jo. 3—5); er sagt: „Gehet hin und taufet"; „Tuet Buße, das Himmelreich ist nahe"; „Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht esset und sein Blut nicht trinket, so werdet ihr das Leben nicht in euch haben"; Jatho aber behauptet, daß Christi Aeußerungen „weder die Annahme vorhergegangener Wiedergeburt, noch die der Mitteilung des Heiles durch den Empfang eines Sakramentes fordern". Christus steht ganz auf dem Boden des Jenseits- und Unsterblichkeitsgedankens. Eines seiner ernstesten Worte lautet: „Sammelt euch Schätze, die Rost und Motten nicht verzehren." Er sagt: „Selig die Armen, denn ihrer ist das Himmelreich. Selig seid ihr, wenn ihr Verfolgung leidet, denn euer Lohn wird groß sein im Himmel." „Noch heute wirst du mit mir im Paradiese sein." Und dann: „Wenn dich dein Auge ärgert, reiße es aus, damit du nicht ins höllische Feuer geworfen werdest." Er schildert, wie er selbst auf den Wolken des Himmels kommt, wie er nach dem Weltbrand alle Toten zum Gerichte ruft, wie er sie trennt, gleich wie der Hirt die Schafe von den Böcken, und wie er zu den Guten spricht: „Kommet, Gesegnete meines Vaters, besitzet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn"; zu den Bösen aber: „Hinweg von mir, Verfluchte, ins ewige Feuer". Er redet also doch klar und deutlich von einem persönlichen Fortleben nach dem Tode, und Jatho meint, daß die „Bibel ihm über die Frage der persönlichen Fortdauer keine Sicherheit geben könne". Christus schließlich bekennt sich als Gott, wahren Gott vom wahren Gott, und als Gott bekennt ihn ein Johannes, ein Matthäus, ein Petrus, ein Paulus. Jatho aber leugnet rundweg das Hauptdogma des Christentums, die Gottheit des Herrn.

So finden wir also überall die klaffendsten Widersprüche zwischen Christus und Jatho: Widersprüche betreffs des Wesens Gottes; Widersprüche betreffs der Person Christi. Widersprüche betreffs der Heiligung der Menschheit; Widersprüche betreffs der Unsterblichkeit; Widersprüche betreffs der Gnadenlehre; und noch sprach ich nicht von Christi Wort: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen; was Du binden wirst, das soll auch im Himmel gebunden und was Du lösen wirst, das soll auch im Himmel gelöset sein"; noch nicht von dem Wort: „Denen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen"; nicht von dem „Tut dies zu meinem Andenken" — alles Aussprüche Christi, die Jatho in ihrer ersten Bedeutung verwirft. Und nun frage ich, wo bleibt denn die vielgerühmte Treue der Kölner Gemeinde zu den Idealen, die Jesus von Nazareth gepredigt hat? Wenn ich die einzigen geschichtlichen Urkunden des Lebens Jesu: Evangelien, Apostelbriefe und die Schriften der ersten Apologeten durchstudiere, so finde ich, daß die Kölner Gemeinde ein Ideal Christi nach dem anderen verwirft, daß sie eine Lehre Christi nach der anderen leugnet, daß sie ein Sakrament Christi nach dem anderen beiseite schiebt, daß sie mit einem Wort fast in allen Punkten das gerade Gegenteil von dem lehrt und glaubt, was Christus verkündet hat. Und das heißt man „treu zu den Idealen Christi stehen"! Ja, ich sehe, daß sie Christus mit Schmach überhäuft, indem sie seine Gottheit in den Staub zieht. Eine schöne Heeresfolge, die den König gefangen setzt, ihm Zepter und Krone entwindet, ihm seine Familie raubt, mit einem Wort, ihn absetzt und nun sich rühmt, treu zum König zu stehen.

Wohl behauptet Jatho: „Ich predige Christus als Idee." Aber als welche Idee? Als göttliche? Keineswegs; Christus als Mensch. Gewiß wird Christus sich für eine solche Degradation bedanken. Zudem: predigte sich Christus auch nur als Idee? Christus bekannte sich als Gott, ließ sich als Gott anbeten, stiftete eine Kirche, verlangte Eintritt in diese Kirche, gab neue Lehren und befahl seinen Aposteln: „Lehret sie alles halten, was ich euch gesagt habe". Also die Apostel sollen nicht eigene Erfindungen vortragen, nicht das, wie sie Gott erleben, sondern das, was Christus in Palästina gesagt hat, und zwar alles. Christus gab also etwas anderes als eine Idee, er gab eingreifbares Kredo, eine sichtbare Kirche, und von der Annahme dieser Kirche und dieses Dogmas macht er seine Jüngerschaft abhängig. Wer die Kirche nicht hört, der mag Ideen von Christus sich entwickeln — Christ im Sinne Christi ist er nicht, denn der Gottessohn selbst sagt: „Wer die Kirche nicht hört, der sei dir wie ein Heide."

Nach Christi Aussprüchen selbst bedeutet Jathos Religion also nicht ein Christentum, sondern ein Heidentum.

Oder will man sich etwa hinter die Ausrede verschanzen: Wir nehmen die vorhin erwähnten geschichtlichen Dokumente für Christi Leben nicht an? Ja, was wißt ihr dann überhaupt noch von Christus und seiner Religion? Das Christentum ist doch die Religion, die Christus gestiftet, die er vor 1900 Jahren in Palästina verkündet, diese Religion ist allein in den oben erwähnten Quellen hinterlegt; wenn ihr also diese verwerft, dann könnt ihr über Christus gar nicht mitreden, dann habt ihr erst recht gar keinen Titel, eure Erfindungen dem vor 1900 Jahren lebenden Gottessohn zu unterschieben.

Auf jeden Fall hat Jatho von Christus sich losgesagt. Er mag seine Religion Jathoismus nennen oder Harnackianismus oder Ritschlianismus — Christentum sie zu nennen, ist ihm, wenn er ehrlich sein will, verwehrt, denn Christentum ist die Religion, die Christus in Palästina verkündet, nicht ihr Gegenteil.

Will man nicht mehr Christi Worten folgen, dann aber sei man doch ehrlich, dann werfe man die Maske ab, dann sage man es doch offen heraus; aber das ist das Verwerfliche an dieser Richtung, daß sie im christlichen Gewande und auf christlicher Kanzel den schnödesten Unglauben verbreitet, daß man in Schafskleider sich hüllt, wo man doch an Christi Herde zu Wölfen wird. Und mag die „Köln. Ztg." Jathos Verdienste für das Christentum noch so sehr hervorheben, wir können in seiner Tätigkeit keinen Segen, sondern nur ein Attentat auf Christus erblicken. Das heißt nicht Christus verkündigen, das heißt Christus vertreiben. Jathos Verdienste um Christus gleichen den Verdiensten, die die Girondisten sich um Ludwig XVI. erwarben. Sie ernannten ihn zum Bürger und gaben ihm die Rechte des Bürgers, vergaßen aber, daß sie ihm damit das rechtmäßige Königtum nahmen. So rühmt Jatho den „Menschen" Christus, vergißt aber, daß er ihn damit entthront und zum Tode verurteilt.

Sachgemäßer als die „Kölnische Zeitung" redet da doch ein Eduard von Hartmann, wenn er sagt, daß der liberale Protestantismus zum „Totengräber des Christentums" geworden sei. Wenn allerdings im Grabschaufeln ein Verdienst liegt, dann wollen wir es dem freien Christentum zuerkennen.

Jatho ist nicht mehr Christ. Den Beweis haben wir erbracht. Aber ist er noch Protestant? das ist die weitere Frage. Wenn der Protestantismus sich, wie ja die freiere Richtung

behauptet, auf dem Prinzip der sogenannten freien Forschung aufbaut, wenn er jedem das Recht gibt, seinen Glauben sich selbst zu konstruieren — dann allerdings ist Jatho Protestant; dann ja ist er konsequenter Protestant, dann hat er Luthers Gedanken ganz zu Ende gedacht. Er hat das Prinzip der sogenannten freien Forschung ganz ausgenützt bis in seine letzten Konsequenzen. Und wo ist er angelangt? Beim krassesten Unglauben. Dahin führt also das Prinzip der „freien" Forschung. Kann nun Christus auf diesem Prinzip seine Kirche, die unverändert bis zum Ende der Welt bleiben soll, aufgebaut haben? Die Verständigeren im Protestantismus sehen es ein, daß die völlige Forscherfreiheit zum Ruin des Christentums führen muß, daher fühlen sie sich veranlaßt, nach einer Bindung zu rufen.

„Soll jeder," sagt der Leipziger Theologieprofessor Luthardt, „in der Kirche lehren und predigen dürfen, was er will.. Soll die Gemeinde der Willkür der einzelnen Prediger preisgegeben sein und heute dies und morgen jenes als Wahrheit verkündet hören? Das wäre der schlechteste Individualismus.." „Wenn unsere Kirche gewiß ist, daß sie in ihrem Bekenntnis die seligmachende Wahrheit besitzt . . so wäre es ja ein Widerspruch zu dieser ihrer Gewißheit und eine schwere Versäumnis, wenn sie ihre Diener nicht verpflichtet, dieser kirchlichen Regel zu folgen."

Und weiter: „Noch heute versteht man vielfach unter Protestantismus diese unbedingte Freiheit des einzelnen, sich seinen Glauben.. selbst zusammenzusuchen...; es versteht sich von selbst, daß dabei keine Kirche bestehen kann." (Die modernen Weltanschauungen.. S. 29 ff.) Und selbst die „Tägliche Rundschau" sieht sich (Nr. 293) zu dem Geständnis gezwungen, daß der „Individualismus" doch ein „Element der Zersetzung" in sich schließt, und daß ein Gemeinwesen doch „neben der Freiheit irgend eines Maßes von Autorität bedarf, das sie zusammenhält".

Man sieht es, der schrankenlose Individualismus ruiniert die christliche Lehre. Daher der Ruf nach einer entscheidenden Norm, daher die Einsetzung des Spruchkollegiums. So weist denn der liberale Protestantismus mit seinen Erfahrungen selbst wieder den Weg zurück zu einer Autorität in Glaubenssachen. Ist diese nun aber beim Spruchkollegium und seinem Anhang, dem orthodoxen Protestantismus zu finden? Prüfen wir weiter.

2. Das Spruchkollegium.

Wohl jeder wird es begrüßen, daß gläubige Männer, Männer, die noch wirklich an Christi Gottheit festhalten, Männer, die noch wirklich für die Rettung der Seelen eifern, sich zusammenschließen, um die letzten Getreuen vor dem Verderben des Unglaubens zu schützen. Zu loben ist der gute Wille, aber besitzt die Orthodoxie auch die nötige Ausrüstung zu diesem Rettungsamt? Besaß das Spruchkollegium das Recht, dem Kölner Prediger den Bannstrahl entgegenzuschleudern?

In gewisser Beziehung ja; denn das Spruchkollegium vertritt die Landeskirche. Jatho hat sich auf die Landeskirche verpflichtet, und wenn er den Geboten der Landeskirche widerspricht, hat diese, juridisch betrachtet, Anlaß genug, ihn aus ihrer Mitte zu entfernen.

Aber wie stellt sich die Theologie, zumal die protestantische Auffassung zu der Maßregelung? Ist sie mit dem Protestantismus vereinbar? Das eben leugnet Jatho und mit ihm Unzählige. Sie bleiben in der Landeskirche und beanspruchen Heimatrecht in der protestantischen Landeskirche. Sie behaupten, daß die Maßregelung einen Rückfall in den Romanismus bedeute. Haben sie ganz unrecht?

Das Spruchkollegium setzt also fest, was christlich und was unchristlich ist — darum handelt es sich, allen Abschwächungsversuchen zum Trotz, im Grunde doch. Wo finden nun die Glaubensrichter die wahre christliche Lehre? Entweder forscht jeder einzelne von ihnen selbst, und, was die Stimmenmehrheit entscheidet, das gibt man als christlich aus — oder man bindet sich an die vorhandenen Bekenntnisse der einzelnen Kirchen.

Forscht jeder frei und entscheidet die Stimmenmehrheit, so werden die freien Geister dem Spruchkollegium mit Recht antworten: Wenn Ihr frei forschet, warum nicht wir? Und wenn Ihr mit Eurem freien Forschen die Wahrheit findet, warum nicht wir? Wir freieren Prediger sind zahlreicher als Ihr. Wenn also Stimmenmehrheit über christlich und unchristlich entscheidet, dann ist unser Christentum das wahre.

Oder aber das Spruchkollegium macht die vorhandenen Bekenntnisse, die Augsburger Konfession usw. zur Grundlage ihrer Untersuchungen; es bezeichnet also das als christlich, was die ersten Väter der Reformation als christlich festlegten. Dann können die Liberalen wieder antworten: Wenn die ersten Protestanten das Recht der freien Forschung für sich in Anspruch nahmen, warum verweigert man es uns? Und wenn sie mit ihrem freien Forschen die Wahrheit fanden und wenn sie das als echt christlich bezeichnen durften, was ihnen gut schien, mit welchem Recht verwehrt man uns ein gleiches Vorgehen? Waren Luther, Melanchthon u. a. denn mehr als Menschen? Gebt Ihr sie denn als unfehlbar aus? Dann habt Ihr ja wieder das unfehlbare Lehramt, und darum seid Ihr ja gerade nicht römisch-katholisch, weil Ihr das unfehlbare Lehramt, Papst und Konzilien nicht wollt. Oder Ihr gebt zu, daß Luther und die Verfasser der Bekenntnisse überhaupt auch Irrtümern unterworfen waren, dann haben wir das Recht, an ihren Beschlüssen ebenso gut Kritik zu üben, wie jene an Papst und Konzilien.

So lange man also das Prinzip der „freien Forschung" als echt protestantisch gelten läßt und — es ist es, denn Luther stellte sich dadurch gerade in prinzipiellen Gegensatz zu Rom — und so lange man sich nicht zu einem unfehlbaren Lehramt bekennt, gerät man in Widerspruch mit sich selbst, wenn man ein Gemeindeglied wegen seines Glaubens verurteilt. Recht hat Paulsen, wenn er sagt: „Will man die Theologie ... unter kirchliche Kontrolle stellen, ... dann muß man weiter gehen ... und auch ein unfehlbares Lehramt einrichten d. h. katholisch werden. Will man oder vielmehr kann man das nicht, kann die protestantische Kirche kein unfehlbares Lehramt haben, dann kann sie auch keine absolute Wahrheit in der Lehre haben." (Die deutschen Universitäten, S. 176.)

Offensichtlich gerät das Spruchkollegium also mit dem protestantischen Prinzip in Widerspruch. Daraus folgt aber, daß der Protestantismus überhaupt unhaltbar ist. Denn, läßt er seinem Prinzip der „freien Forschung" ungestörten Lauf, büßt er das Christentum ein; beschränkt er es durch Machtsprüche, dann gibt er sein Ureigenstes preis, dann kann man mit Recht fragen: Wozu haben denn die ersten Reformatoren gegen das kirchliche Lehramt protestiert, wenn ein Lehramt nun doch wieder eingeführt werden soll? Der liberale Protestantismus hat den echten Protestantismus — damit aber kein Christentum mehr; der orthodoxe Protestantismus bewahrt noch christliche Elemente, hat aber keinen echten Protestantismus mehr.

Verständige Protestanten aber werden mit Baumstark, dem früheren protestantischen Prediger, sich sagen, daß, wenn die Erhaltung der Lehre Christi nur durch eine Autorität erzielt werden kann, es doch vernünftiger ist, dem einen katholischen Papst sich zu unterwerfen, als den unzähligen anderen Päpstlein. (Unsere Wege zur katholischen Kirche, S. 167.)

Und in der Tat wird dieser Gedanke schon durch einen Vergleich der Papstkirche mit den anderen kleineren nahegelegt. Ausschlaggebend ist hier aber ein anderer Gedanke: Eine Bindung muß sein; mit welchem Recht aber spricht die protestantische Kirchenbehörde sich diese Bindung zu? Ueber Christi Lehre entscheiden, Christi Untertanen verpflichten kann nur der, der von Christus hierzu die Vollmacht und den Auftrag erhalten hat. Kann denn jeder beliebige Privatmann den Deutschen Gesetze geben? Wem gab nun Christus diese Vollmacht? Nur den Aposteln und ihren rechtmäßigen Nachfolgern: dem Papst und den Bischöfen. Von dieser Reihenfolge sagten sich aber die Reformatoren los. Woher nahmen sie denn die Vollmacht? „Wie können sie predigen", fragt schon der Völkerapostel, „wenn sie nicht gesandt werden?"

Man mag also den Protestantismus nehmen, wie man will, er ist und bleibt eine Apologie Roms. Denn die liberale Richtung im Protestantismus beweist seine Nichtigkeit, weil sie das Christentum zerstört — sie beweist die Notwendigkeit eines Lehramtes im Christentum —, die orthodoxe aber, weil sie zu einer rechtmäßigen Glaubensbindung ohne Rom nicht gelangen kann und so in stete Widersprüche sich verwickelt, sie beweist die Notwendigkeit eines von Christus eingesetzten unfehlbaren Lehramtes — dieses Lehramt aber fand und findet sich nur in Rom. So sind die neuesten Vorgänge im Protestantismus ein Beleg für das Wort, das der Hofprediger Stöcker am Schluß seines Lebens gesprochen haben soll: „Wenn die neue Entwicklung im protestantischen Lager die konsequente Durchführung der Reformation ist, dann war die ganze Reformation eine große Verirrung."

Beachtung verdient noch die Haltung der Presse im vorliegenden Streit. Die „Kölnische Zeitung" sowohl wie der

Kölner „Stadtanzeiger" werfen sich offen zu Anwälten des Christentums eines Jatho auf. Damit haben sie endlich sich als das bekannt, was sie sind, nicht Verteidiger des Christentums, sondern des krassesten Unglaubens. Diese Tatsache muß den katholischen Lesern dieser Blätter nunmehr die Augen öffnen. Kann und darf ein Katholik nunmehr noch solche Blätter unterstützen? „Wenn ein Blinder einen anderen führt, fallen beide in die Grube." Der jetzige Kampf ist entscheidend, es handelt sich um Christentum oder Unglaube. Hier stehen die höchsten Güter auf dem Spiel. Hier hat alle Sentimentalität und Nachbeterei zu weichen. Hier kann es nicht heißen: Zu Christus durch Jatho, sondern nur entweder Christus oder Jatho.

Jatho ist nicht Christ, nein er ist Heide, ja er steht tiefer als die Heiden Aristoteles und Plato, denn jene Männer glaubten doch noch an einen überweltlichen Gott und eine persönliche Unsterblichkeit. Jatho dagegen glaubt nicht mehr an den einen überweltlichen, persönlichen Gott, nicht mehr an die Dreifaltigkeit, nicht mehr an die persönliche Unsterblichkeit, nicht mehr an die Gottheit Jesu Christi, nicht mehr an seine wunderbare Geburt, nicht mehr an seine Erlösungstat, nicht mehr an seine Auferstehung und Himmelfahrt — kurzum, er hat vom ganzen christlichen Kredo nichts behalten als den Namen. Das aber heißt nicht Christ, das heißt Heide sein. Hier gibt es keine Kompromisse. „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut." Hier gibts nur ein entweder — oder! Christus oder Unglaube! Denn welche Gemeinschaft hat Christus mit Belial? Lange genug hat die künstlich herbeigeführte Dämmerung gedauert, diese Dämmerung, in der die scharfen Umrisse der Gegensätze verschwanden. — Zeit ist es, daß dieser Dämmerungszustand schwindet, daß Licht von der Finsternis klar sich absondere, daß dieses Mischmaschchristentum sich aufteile, entweder zur Nacht der Finsternis oder zur Sonne des wahren Christenglaubens. Diese Entscheidung werden wohl die künftigen Jahrzehnte bringen.

Die Pollard-Methode.

Von Dr. Heinrich Weertz, Köln.

Mit unserer Strafmethode haben wir Fiasko gemacht, meinte der Bonner Rechtsgelehrte Professor Baron. Warum? Weil ein Hauptzweck der gerichtlichen Strafe, die Besserung des Delinquenten, gewöhnlich nicht erreicht wird. In der Tat, eine gründliche Umwandlung des Verbrechers wird im Gefängnisse oder im Zuchthaus selten erzielt. Und wenn selbst der Verbrecher das Gefängnis verläßt mit dem ernsten Vorsatz, ein anderer Mensch zu werden, so treiben ihn die Verhältnisse oft genug wieder zu einer neuen Straftat. Richter und Seelsorger und die Polizei wissen, wie traurig meist die Lage der Strafentlassenen ist. Von der Gesellschaft werden sie gemieden, eine entsprechende Beschäftigung finden sie nur sehr schwer. Was Wunder, wenn der arme Mensch von neuem sinkt und wieder in das Gefängnis wandert. Diesem Uebelstande abzuhelfen, sind die Gefängnisvereine bestrebt, aber ihre Erfolge sind nicht groß.

Da hat man denn überlegt, ob man nicht andere Wege einschlagen muß, um die Verbrechen zu mindern und die Verbrecher zu bessern. Ist es nicht möglich, den Delinquenten, der zum ersten Male vor dem Strafrichter erscheint, vor der Bekanntschaft mit dem Gefängnis zu bewahren, ohne damit die Autorität des Gesetzes zu schwächen? Wie, wenn man bei dem ersten Straffall die Ausführung der Strafe aussetzte unter der Bedingung, daß der Delinquent sich bessert! Nach langen Kämpfen hat sich der Gedanke der bedingten Strafaussetzung in Deutschland durchgesetzt. Sie ist im Vorentwurf eines neuen Strafgesetzbuches vorgesehen (§§ 38—41).

Man kann sich herzlich freuen über diese Neuerung, die geeignet ist, nicht bloß Menschen, die vielleicht in jugendlichem Leichtsinn, vielleicht unter Einwirkung des Alkohols, eine strafbare Handlung begangen haben, vor der Verbrecherlaufbahn zu bewahren, sondern auch Frauen und Kinder vor Schande und Elend zu schützen.

Sollen jedoch die genannten Paragraphen des Vorentwurfs recht wirksam werden, so müssen sie eine Ergänzung erhalten. Nach Krohne werden etwa 70% aller Straftaten mehr oder weniger infolge überreichen Alkoholgenusses begangen. In der Trunkenheit wird meistens die erste Straftat begangen. Und wenn nicht die Neigung zum Trinken überwunden wird, dann werden mit Sicherheit weitere Straftaten folgen. Wie wäre es nun, wenn man die Strafaussetzung an die Bedingung knüpfte, daß der Täter sich verpflichte, sich für eine bestimmte Zeit, etwa ein Jahr lang, aller geistiger Getränke zu enthalten? Wenn der Mann das Versprechen leistete (und um der Strafe zu entgehen, wird er es leisten), und wenn er es hielte (und das Damoklesschwert der drohenden Strafe treibt ihn schon an, es zu halten), welch ein Erfolg!

Man wird mit allerlei Bedenken kommen. Aber die Bedenken werden schwinden vor der Tatsache, daß das System bereits mit gutem Erfolg in Großbritannien, dem Staate Vermont, in den Vereinigten Staaten und im Staate Victoria (Australien) angewandt wird.

Der erste, der die neue Methode anwendete, war der amerikanische Polizeirichter William Jefferson Pollard. Auf dem internationalen Kongreß zur Bekämpfung des Alkoholismus in London 1909 wurden zum ersten Male weitere Kreise Europas mit der Pollardschen Methode bekannt gemacht. Pollard selbst war dort erschienen, um für seine Ideen Propaganda zu machen. In seiner Ansprache führte er u. a. aus:

Am Polizeigerichte der Stadt St. Louis in Missouri begann ich vor mehreren Jahren planmäßig diejenigen Personen freizulassen, die überführt waren, im Zustande der Trunkenheit sich vergangen zu haben oder die geringere Vergehen, die aus ihrer Trunksucht erwachsen waren, sich zuschulden hatten kommen lassen, wenn sie vor offenem Gerichtshofe die ehrenwörtliche Verpflichtung abgaben, vollständig enthaltsam leben zu wollen; ich verlangte, daß sie dieses Versprechen hielten oder die Strafe erlitten. Diese Methode gab dem Verurteilten eine Gelegenheit, an seiner eigenen Rettung zu arbeiten, gab dem Staate einen nüchternen und besseren Bürger und schützte eine unschuldige Familie. Ich forderte den Beklagten auf, nach seiner Arbeitszeit in meiner Wohnung vorzusprechen, um mir über sich zu berichten, und war so mein eigener Fürsorgebeamter.

Ich wurde durch diese Methode in den Stand gesetzt, 95% derjenigen vor Rückfall zu bewahren, die die ehrenwörtliche Verpflichtung übernommen hatten. Die Unterzeichnung der Abstinenzverpflichtung durch einen Angeklagten ist ein sichtbares Zeichen seines Versprechens, ein nüchterner und besserer Bürger werden zu wollen, und sie wirkt wie ein moralischer Anreiz und eine durchaus gesetzliche Hinderung, weil eben die Strafe folgen wird, wenn die Verpflichtung gebrochen würde.

Das Abstinenzversprechen, das Pollard abnimmt, hat folgenden Wortlaut:

Polizeigericht des 2. Distrikts.
Stadt St. Louis, Mo.
Wm. Jeff. Pollard, Richter.

Strafe . . . .

Als Zeugnis dafür, daß ich die Gelegenheit zu würdigen weiß, die mir von dem Richter des obengenannten Gerichtshofes geboten wird, ein nüchterner und besserer Bürger dadurch zu werden, daß die über mich verhängte Strafe ausgesetzt wird, übernehme ich hierdurch unabhängig und freiwillig die Unterzeichnung der nachstehenden

Verpflichtung.

Ich verspreche, mich des Gebrauches aller alkoholischen Getränke in irgend einer Form für den Zeitraum von . . . . . , also vom heutigen Tage bis zum . . . . . . gänzlich zu enthalten . . . .

Auf dem Londoner Kongreß fanden die Ideen Pollards großen Anklang. Sofort bildete sich ein „Ausschuß für die Einführung der Pollard-Methode", der u. a. zwei Flugblätter aus der Feder des Schriftstellers Franziskus Hähnel verbreitete. Im vorigen Herbst stand die Pollard-Methode auf der Tagesordnung des Abstinententages in Augsburg. Das Referat hielt in Gegenwart Pollards der Münchener Amtsrichter Dr. iur. Bauer. Der Vortrag ist inzwischen im Druck erschienen (Mimir-Verlag, Reutlingen). Auch auf der diesjährigen Generalversammlung des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke in Düsseldorf wurde die Pollard-Methode behandelt. Und auf dem bald folgenden Internationalen Kongreß im Haag (11.—16. Sept.) wird sie wieder behandelt werden. Dr. Bauer, der, anfangs ein Gegner, jetzt der eifrigste Verfechter der Methode in Deutschland ist, schlägt vor, dem § 39 des Vorentwurfs einen § 39a beizufügen etwa folgenden Inhaltes:

„Ist eine strafbare Handlung auf Trunkenheit zurückzuführen, so ist die Strafaussetzung an die Bedingung zu knüpfen, daß der Verurteilte sich dem Gerichte gegenüber zur Enthaltung von geistigen Getränken auf die Dauer der Frist verpflichtet. Wird das Versprechen gebrochen, so ordnet das Gericht die Voll-

streckung der Strafe an. Wird während der Strafaussetzung Trunksucht festgestellt, so sind die Vorschriften des § 43 über Unterbringung in eine Trinkerheilanstalt noch nachträglich anwendbar."

Rechtslehrer, Richter und Parlamentarier seien auf die Pollard-Methode besonders aufmerksam gemacht. Wir würden es bedauern, wenn sie in das neue Strafgesetzbuch nicht aufgenommen würde. Aber wir zweifeln auch nicht daran, daß es geschehen wird. Denn: So wie es jetzt ist, kann es nicht weitergehen.

Vom Eucharistischen Kongreß in Madrid.

Von Pfarrer J. Odenthal, Düren.

Wohl keine europäische Haupt- und Residenzstadt liegt in einer so reizlosen Gegend wie die Hauptstadt Spaniens, Madrid, eine Schöpfung des fürstlichen Absolutismus, die eigentlich einem augenblicklichen Aerger des Königs Philipp II. ihre Macht und Größe verdankt. Toledo, die unendlich malerische Stadt, die wie ein mächtiger Adler auf der Höhe eines Granitfelsens horstet, ist eigentlich der gegebene Königssitz Spaniens und ist es auch Jahrhunderte lang gewesen, der politische und namentlich der kirchliche Mittelpunkt des Reiches. Ein Streit mit dem Kirchenfürsten dieser Felsenstadt war die Ursache, daß König Philipp II. 1559 seine Residenz nach dem kleinen Madrid verlegte, damals eine Stadt von kaum 30000 Einwohnern, ohne jegliche historische, kirchliche, romantische Eigenart. Noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts galt es als die unreinlichste Stadt Europas, und ein Schriftsteller verglich es damals mit einem Dorfe Innerafrikas. Als Wohnsitz der Regierung wurde es naturgemäß politisches Zentrum des Landes. Allmählich wuchs der kleine Ort zu einer mächtigen modernen Großstadt, und begeisterte Madrilenen von heute behaupten, daß Gott ein besonderes Guckloch, ventanillo, im Himmel habe, para ver á Madrid, um auf Madrid herabzuschauen. Das alte romantische Toledo ist weit, weit überflügelt, wenn es auch bis heute noch der kirchliche Mittelpunkt Spaniens geblieben ist.

Vom 23. Juni aber bis zum 2. Juli a. c. ist Madrid auch der kirchliche Mittelpunkt Spaniens gewesen durch den XXII. Eucharistischen Kongreß, der in seinen Mauern tagte. Alle Adern kirchlichen und religiösen Lebens führten in diesen Tagen von den einzelnen Provinzen Spaniens nach Madrid und gingen wieder von ihm aus. Was sie hinführten, war das Herzblut katholischen Lebens und Empfindens, und was sie wieder herausführten, war die Glut herzerwärmender Begeisterung und Liebe und Treue zum heiligsten Sakramente.

Spanien nennt sich mit Vorliebe das Land des heiligsten Sakramentes, nicht bloß wegen des großen wissenschaftlichen Einflusses, den die Dogmatiker Spaniens auf die Entfaltung der Glaubenslehre ausgeübt haben, sondern vor allem wegen der in allen Jahrhunderten so außerordentlich gepflegten Andacht zum heiligsten Sakramente. Mehr als sonst in der katholischen Welt ist diese Andacht die Lieblingsandacht des spanischen Volkes und wird immerfort in unzähligen Ausstrahlungen offenbar. Daher stand wohl zu erwarten, daß der Eucharistische Kongreß auf spanischem Boden die denkbar günstigste Aufnahme finden würde. Der Verlauf des Kongresses aber hat alle Erwartungen weit, weit übertroffen. Die aufsteigende Linie dieser internationalen Feier des Zentralgeheimnisses unseres heiligen Glaubens, die mit der Feier in Metz 1907 einsetzte, in London 1908 fortgeführt wurde, 1909 in Köln zu einem Höhepunkte kam, wie es in deutschen Landen bei einer religiösen Feier noch nicht der Fall gewesen war, 1910 in der neuen Welt in Montreal ungezählte Herzen an sich zog, ist in Madrid innegehalten und in einer Weise fortgeführt worden, daß sie wohl kaum in den nächsten Jahren höher geführt werden kann. In Madrid vereinigte sich alles zur glanzvollsten Gestaltung der Feier. Kräfte, die in anderen Ländern mit ihrer konfessionellen Zerrissenheit beiseite stehen oder gar sich ablehnend und feindlich stellen, standen in Madrid, da die katholische Religion Staatsreligion ist, zur Verfügung. Wohlwollende Förderung und tatkräftige Unterstützung fand der Kongreß bis in die höchsten Spitzen der Regierung hinein, selbst jetzt, wo ein Canalejas als Ministerpräsident das Staatsruder in Händen hat und sich bemüht, an dem religiösen Fundament, auf dem der spanische Staat ruht, zu rütteln, und sich dabei nach den Konzepten der französischen und portugiesischen Freimaurer zu richten scheint. —

Voll Staunen über die Lügen, die über dieses katholische Land und Volk durch die Welt verbreitet werden, über die Regsamkeit und den Fleiß der Bewohner, die bei uns von konfessionell voreingenommenen Schreiberseelen als das Prototyp der Faulenzerei und der Verwahrlosung herumgereicht werden, voll Staunen über die wunderbare Welt höchster Kunstentfaltung, in die wir in den Städten des spanischen Südens hineingeschaut hatten, betraten wir Madrid, das in großartigstem Festschmucke prangte. Die langen, breiten Straßenzüge sind zu Triumphwegen umgestaltet. Unabsehbare Mastenreihen, geschmückt mit Fahnen und religiösen Abzeichen, fassen sie ein. Mächtige Tribünen sind errichtet, und von allen Fenstern und Balkonen hängen prächtige Teppiche und Gobelins. Von Stockwerk zu Stockwerk ziehen sich rot-gelb-rote Tuchbahnen, und überall glitzern die Beleuchtungskörper, die für die Festabende in Dienst treten sollen.

Ist schon zu gewöhnlichen Zeiten der Verkehr auf der Puerta del Sol und den von ihr ausgehenden Straßenzügen lebensgefährlich, so wächst er in diesen Tagen geradezu ins Ungeheuerliche. Das läßt sich schon nicht mehr nach Zehntausenden zählen, das geht schon in die Hunderttausende.

Wohl wegen der kirchenpolitischen Spannung, die sich zwischen Spanien und Rom durch das Draufgängertum des Ministerpräsidenten entwickelt hat, schickte der Hl. Vater nicht einen römischen Kurienkardinal als seinen Legaten zum Kongreß, sondern beauftragte den spanischen Primas, den Kardinal und Erzbischof Aguirra von Toledo, mit seiner Vertretung, und Regierung und Herrscherhaus haben ihm alle fürstlichen Ehren erwiesen, die ihm als Vertreter des Papstes zustanden. Er nahm Wohnung im königlichen Palaste, feierlich eingeholt mit allem Prunk, den Hof und Volk nur entfalten konnten. Dort hielt er auch am Sonntag, 25. Juni, feierlichen Empfang, und was Madrid nur an Hochadel und an Spitzen der Behörden aufzuweisen hatte, ferner die Abordnungen der auswärtigen Nationen und alle Bischöfe und Prälaten hatten sich zu diesem Empfange eingefunden — ein grandioses Bild königlicher Pracht.

Zur Eröffnung des Kongresses erschien unter militärischem Ehrengeleite als Vertreter des Königs der Infant Don Carlos und hielt eine von warmer Begeisterung des Glaubens durchwehte Ansprache. Leider war die große Kirche Franzesco el Grande viel zu klein, um die Zuströmenden zu fassen. Tausende wogten in den glänzenden Räumen und noch viel mehr Tausende drängten sich auf dem weiten Platze und suchten vergeblich Einlaß zu finden. Es war überhaupt ein Fehler, daß man keine Parallelversammlungen in den Kongreßtagen eingerichtet hat, wie das in Köln geschehen ist. Aber wer hätte auch einen solchen Andrang des Volkes voraussehen können!

Der Kongreß war außerordentlich sorgfältig organisiert, so daß er vorzüglich seine Arbeiten leisten konnte. Im Vordergrunde aller Reden und Referate standen die Kommuniondekrete des Heiligen Vaters, die in allen Punkten besprochen, von den verschiedensten Seiten beleuchtet und in ihrer Tragweite für das religiöse Leben des einzelnen wie der Gesamtheit der Kirche dargestellt wurden. Es war ein Hochgenuß, die Vorträge zu hören, die Summe der Geistesarbeit zu schauen, die in diesen oft mit glänzendster Beredsamkeit vorgetragenen Reden zutage trat. Neben den öffentlichen Versammlungen in der Kirche San Francesco gab es eine Unzahl von Besprechungen in den einzelnen Sektionen. Wir Deutsche hielten unsere Versammlung in dem Refugio genannten gewaltigen Gebäude, das als Eigentum einer vornehmen Bruderschaft caritativen Zwecken dient. Dort waren wir mit der ganzen Liebenswürdigkeit und herzlichen Höflichkeit, die dem Spanier von Natur aus gegeben sind, aufgenommen. Dort hielten wir auch unsern gemeinsamen Gottesdienst, bei dem der vertriebene Bischof von Beja in Portugal unsern Laien die heilige Kommunion reichte. (Führer der Deutschen war Monsignore Richen, der verdiente Generalsekretär des Vereins vom heiligen Lande.)

Auf die einzelnen Reden kann ich in diesem Zusammenhange nicht näher eingehen, will aber hervorheben, daß unser Reisegefährte, Religionslehrer Dr. Weber von Kassel, als Redner in einer der öffentlichen Versammlungen einen durchschlagenden Erfolg hatte, sowohl durch das reine, schöne Spanisch, das er sprach, wie durch die Tiefe der Gedanken und die hinreißende Kraft seines Vortrages. Wir sind nicht wenig stolz auf ihn gewesen.

Wichtiger wohl als alle die glänzenden Versammlungen und Vorträge waren die gemeinsamen hl. Kommunionen, die in allen Kirchen in den Tagen des Kongresses stattfanden und von allen Ständen, den höchsten wie den niedersten, gefeiert wurden. Es war wirklich ein ergreifender Anblick, zu sehen, wie hoch- und

höchstgestellte Männer in großer Anzahl mit den Angehörigen der gesellschaftlich unter ihnen stehenden Stände gemeinsam zum Tische des Herrn traten. Unter der Männerwelt trat ein bekenntnisfreudiger Katholizismus zutage, der uns in Erstaunen setzte. — Eine Feier voll reinster Poesie war die Kommunion von 20000 Kindern unter freiem Himmel im Parke El Retiro. Auf einer großen runden Lichtung dieses herrlichen Parkes waren 3 Altäre aufgeschlagen, an denen die hl. Messe gefeiert wurde. Von dieser Lichtung gehen vier breite Alleen nach den Himmelsrichtungen aus. In ihnen waren die Kinder nach einzelnen Pfarreien und Anstalten aufgestellt unter Führung der geistlichen und weltlichen Lehrpersonen. Alles vorzüglich organisiert und die Haltung der Kinder ganz ausgezeichnet. Der Park war wie die große Mezquita von Cordova mit ihren tausend Säulen geworden. In diesem Wunderwerke maurischer Baukunst sind die Säulenreihen von Marmor und tragen die herrlichen Hufeisenbögen, ähnlich ineinandersprudelnden Strahlen unzähliger Springbrunnen. Hier sind die Säulen die schlanken Bäume, deren Zweige sich ineinander verschlingen zu einem wunderbaren Gewölbe, durch das die Sonne hereinschaut auf das herrliche Schauspiel dieser Huldigung der Kinderscharen vor dem eucharistischen Heilande. Leis rauschen die Zweige, die Wasserkünste sprudeln ihre Silberstrahlen empor, die Lieder der Kinder tönen, die Gebete erklingen, und alles fügt sich zu einem ergreifenden Hymnus zu Ehren des heiligsten Sakramentes, angestimmt von diesen tausenden unschuldigen Kinderherzen.

Den Höhepunkt der Tage bildete die große Sakramentsprozession am Nachmittage des Festes Peter und Paul. Da ist ganz Madrid zu einer ungeheuren Kathedrale geworden. Was an Glanz und Herrlichkeit aufgeboten werden konnte, ist da geschehen. Die Teilnehmer zählten gegen 60000 Männer, um etwa dreitausend Banner geschart. Die Zahl der Zuschauer zu bestimmen, unterlasse ich. Jedenfalls ist sie nur nach Hunderttausenden zu messen. Der ganze Prozessionsweg, von der Kirche San Jernimo aus bis zum königlichen Palaste, war von der Madrider Garnison eingefaßt, die im vollen Waffenschmucke angetreten war. Soldaten aller Waffengattungen, die Artillerie sogar mit ihren Geschützen und Munitionswagen. In all dem farbenfrohen Schmucke der ganzen Szenerie bildete das Militär in seiner vorzüglichen Haltung etwas ganz besonders Schönes.

Das Sanktissimum wurde auf einer riesengroßen, silbernen Custodia, die von acht prachtvoll kostümierten Herren geleitet wurde, aufgestellt. Diese Custodia ist ein Meisterwerk der Silberschmiedekunst allerersten Ranges, dessen Wert wohl in die Hunderttausende geht. Das Ehrengeleite des Sanktissimums bildeten hunderte von Bischöfen und Prälaten und die Elite der Behörden und des Adels von Madrid, alle mit brennenden Kerzen. Den Schluß der Prozession machte eine brillant gekleidete Schwadron strammer Kürassiere auf Schimmeln.

Die Haltung der zuschauenden Volksmenge war tadellos, wenn auch bisweilen die südländische Begeisterungsfähigkeit Formen annahm, die uns kälteren Nordländern weniger nach dem Geschmacke ist. Aber „omnis spiritus laudet Dominum“, und das „Germania docet“ soll keine Geltung haben, um heißblütigen Spaniern die Formen ihrer Frömmigkeit vorzuschreiben.

Man hat große Befürchtungen gehabt wegen Störung der Prozession durch anarchistische und radikale Elemente aus der Schule Ferrers. Die entsprechenden Zeitungen führten allerdings eine unerhört freche Sprache. Aber die Befürchtungen sind nicht eingetroffen. Als wir von dem Platze Puerta del Sol in die Calle Mayor eingebogen waren, platzte einige Schritte vor mir mit einem dumpfen Knall eine „Bombe“. Es gab eine augenblickliche Verwirrung, die sich aber sofort legte, und ruhig zog die Prozession weiter. Ich halte die Sache für einen Dumme-Jungenstreich und bin geneigt, die „Bombe“ für einen harmlosen Feuerwerkskörper zu halten, wenn auch am andern Tage in den Zeitungen von einer Höllenmaschine dabei geredet wurde. Für den Augenblick allerdings regte sich die Erinnerung an das fürchterliche Attentat, das in dieser selben Straße am 31. Mai 1906 verübt wurde, als eine in den Hochzeitszug des Königs geschleuderte Bombe 28 Menschen zerriß. Heute ist die Stelle noch gekennzeichnet durch ein herrliches Mariendenkmal, auf dessen Sockel die Namen der unglücklichen Opfer verzeichnet sind.

Die Prozession schloß in dem weiten Platze des königlichen Palastes, wo von dem Balkon aus der sakramentale Segen gegeben wurde — ein unvergeßliches Schauspiel! Alle Bewohner des Schlosses, König und Königin an der Spitze, alle mit brennenden Kerzen, begleiteten das Sanktissimum vom Vestibül aus durch die Räume des Schlosses zum Balkon und zur Schloßkapelle, wo das Sanktissimum reponiert wurde.

Mächtig schlug zum Himmel empor der Gesang der Tausende von Männern, die den weiten Platz füllten. P. Restitutus del Valle hatte aus Anlaß des Kongresses einen Hymnus verfaßt und der Organist von San Francisco el Grande denselben in außerordentlich sangbare Melodie gesetzt. Während der vierstündigen Dauer der Prozession klang er ununterbrochen. Wie ein brausender Choral zog er durch die menschengefüllten Straßen, rollte über die Riesenplätze, klang in den Donner der Kanonen und in das Geläute der Glocken hinein und fügte sich mit allem, was Glaubenskraft und Liebe zum heiligsten Sakramente geschaffen, zu einem himmelstürmenden „Pange lingua gloriosi corporis mysterium.“

Gloria á Christo Jesús!
Cielos y tierra.
Bendecid al Señor.
Honor y gloria á Ti,
Rey de la Gloria.
Amor por siempre á Ti,
Dios del amor!

Eine bemerkenswerte Stimme gegen die Steuerhetzer.

In einem liberalen Blatte, das sich selbst rühmt, das verbreitetste politische Organ Süddeutschlands zu sein, das aber auch in der Aufwühlung der Volksleidenschaften gegen die Reichsfinanzreform und den „schwarz-blauen Steuerblock“ das Menschenmögliche geleistet hat, las man am 5. Juli 1911 wörtlich folgendes:

„... es fällt ihnen gar nicht ein, sich durch Bestätigung von Steuern bei den Wählern noch unbeliebter zu machen. Und die Opposition gegen Steuern ist ja so unendlich einfach: man sieht zwar ein, daß der Staat Geld braucht, aber gerade die vorgeschlagenen Steuern werden nicht beliebt, weil sie unsozial oder ungerecht oder mit irgend einem anderen Mangel behaftet sind; man schlägt also eine Steuer vor, von der man bestimmt weiß, daß die Regierung sie nicht annehmen kann oder daß sie im Parlament keine Mehrheit findet ...“

Das liberale Organ, das sich in dieser Weise ins eigene Gesicht schlägt, sind die „Münchner Neuesten Nachrichten“ (Nr. 309 vom 5. Juli 1911). Die zitierten Sätze sind enthalten in einem Wiener Artikel, überschrieben „Ein Rechenkunststück“, der die Bemühungen des neuen Ministerpräsidenten Baron Gautsch, eine Arbeitsmehrheit zusammenzubringen, entsprechend beleuchtet. Der zitierte Absatz beginnt mit den Worten: „Nun haben die Christlichsozialen schon einmal erklärt, sie behalten sich eine Politik der freien Hand vor, das heißt“ (folgt das obige Zitat). Es sind also nicht etwa reichsdeutsche Parteien, sondern die österreichischen Christlichsozialen, von welchen in dem Zitat die Rede ist. Aber die allgemein gültigen Sätze sind an keinerlei Voraussetzung gebunden. Die Steuerhetze der liberal-freisinnigen Opposition im Deutschen Reichstag hätte nicht trefflicher persifliert werden können.

Sommernacht.

Von fernen Türmen ein tiefer Ton,
Verhallenes Wehen im Walde,
Verhauchende Düfte von Flieder und Mohn
Und der Mahd auf mondlichter Halde.

Im Hofe ein scharrender Rossehuf,
In den Hürden ein wieherndes Fohlen,
Vom Birnbaum eines Vögleins Ruf
Verschlafen und verstohlen.

Ich träume zu der Nacht empor
Von hoher Wonne trunken,
Als wär' der ganze Sternenchor
Mir in die Brust gesunken.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Mittagsrast im Sommerwald.

Hoch über den Wipfeln liegt Mittagsglut,
Im Walddom rastet das Schweigen.
Vom Tannengrunde quillt kühlende Flut,
Und leise die Blumen sich neigen.

Im Kornfeld wiegen sich windgebauscht
Der Träume Silberkähne;
Hoch über der Waldeslichtung rauscht
Ein Häuflein wilder Schwäne . . .

Sonst schwebt der Psalm der Ewigkeit
In flüsternden Orgelakkorden
Durch alle Halden, andachtweit,
Drin Wunder wahr geworden . . .

Dr. Hans Besold.

Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst.

Von Ministerialrat Franz Matt.

Die „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst" war in den jüngsten Jahren wiederholt Gegenstand lebhafter Erörterungen, nicht bloß unter ihren Mitgliedern, sondern auch in der Oeffentlichkeit. Nicht immer erfreulicher Art. Besonders in den jüngsten Monaten war die Zahl und Form der Kundgebungen, welche als „Memoranden", „Richtigstellungen", „Informationen", „zur Kenntnisnahme" dargeboten wurden, geeignet, in den Reihen der Mitglieder und aller jener, denen die Förderung der christlichen Kunst eine Herzensangelegenheit ist, gerechte Bedenken wachzurufen, ob denn auf dem eingeschlagenen Wege noch etwas Ersprießliches für die christliche Kunst zutage gefördert werden könne. Abgesehen von dem engen Kreise jener, die Gelegenheit hatten, in München selbst die Entwicklung der Dinge zu beobachten, werden wohl wenige aus den neuesten Kundgebungen Klarheit darüber gewonnen haben, was denn eigentlich den Gegenstand der Verhandlungen bildete, und weshalb die Gemüter sich erhitzten.

Ich halte mich in meiner Eigenschaft als Vorsitzender der sogenannten „Ausgleichskommission" für berufen, ja bei der gegenwärtigen Sachlage sogar für verpflichtet, jenen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst, denen ein näherer Einblick in die Verhältnisse versagt war, und der Oeffentlichkeit, soweit sie an der Sache interessiert ist, im folgenden in Kürze einen Einblick in die Vorgänge der jüngsten Jahre und — was wichtiger — in die Entwicklung der Dinge zu geben.

Die „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst" ist aus der Erkenntnis, daß „auf dem Gebiete der christlichen Kunst unverkennbar Uebelstände zu beklagen" seien und daß „zwischen dem bestellenden Kunstfreunde und dem ausübenden Künstler eine gewisse Entfremdung" bestehe, die das Schaffen der letzteren beeinträchtigt, von einer Anzahl begeisterter Künstler und Kunstfreunde 1893 ins Leben gerufen worden, um „einen Mittelpunkt zu bilden für alle diejenigen Künstler und Kunstfreunde, welche gewillt sind, die selbständig schaffende Kunst im christlichen Sinne zu pflegen und in weitere Kreise Interesse und Verständnis für dieselbe zu tragen".

Diese bei der Gründung vorangestellte Idee fand lebhafte Zustimmung in weiten, auch außerkatholischen christlichen Kreisen, und Förderer bis in die höchsten Schichten der gebildeten deutschen christlich denkenden Gesellschaft. „In allen deutschen Gauen und weit über die deutschen Grenzen hinaus, in souveränen fürstlichen Häusern und in dem Hochwürdigsten Episkopate kann sich die Gesellschaft ihrer Gönner rühmen", so konnte noch ein Aufruf der Vorstandschaft 1906 stolz verkünden.

Unleugbar das größte Verdienst an dem Aufblühen des Vereins hatte von Anfang an und im ersten Dezennium seines Bestehens Professor Bildhauer Georg Busch in München, der als zweiter Vorsitzender der eigentliche Leiter der Geschäfte war. Neben ihm der hochverdiente Reichsrat Universitätsprofessor Dr. Frhr. v. Hertling, der lange Zeit als erster Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft sein Ansehen lieh, und Universitätsprofessor Geistlicher Rat Dr. Knöpfler als fleißiger und umsichtiger Kassier.

Die Entwicklung der Deutschen Gesellschaft bewegte sich in aufsteigender Linie, solange als sie selbständig und unabhängig ausschließlich sich ihrer ursprünglich gestellten Aufgabe, der Förderung der selbständig schaffenden Kunst widmete. Insbesondere sind aus der ersten Zeit, trotz beschränkter Mittel, verhältnismäßig viele Aufwendungen zur Beschaffung von Originalkunstwerken für Kirchen, zur Durchführung von Konkurrenzen u. dgl. zu verzeichnen, die der Gesellschaft zahlreiche neue Freunde zuführten.

Der Keim zu Störungen in dem ruhigen und sicheren Entwicklungsgang der Deutschen Gesellschaft wurde gelegt durch die im Jahre 1900 vollzogene Gründung der „Gesellschaft für christliche Kunst, Ausstellung und Verkaufsstelle, Gesellschaft mit beschränkter Haftung". Der Vater dieser Gründung war der zweite Vorsitzende der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst", Professor Busch. Als Zweck der Gründung ist angegeben:

„1. dem Publikum die Werke der christlichen Kunst der Gegenwart wie der Vergangenheit durch produzierende und reproduzierende Kunst bekannt zu machen und Gelegenheit zum Kaufe derselben zu bieten;

2. zwischen Publikum und christlichen Künstlern Verbindung zu schaffen, insbesondere Aufträge zu vermitteln."

Im ersten Punkte dieses Programms stellt sich demnach der Zweck der neuen Gesellschaft als ein auf das Gebiet der christlichen Kunst sich beschränkendes kaufmännisches Unternehmen, eine christliche Kunsthandlung dar; im zweiten Teile aber eignet sich die neue Gründung jene Aufgabe zu, welche die „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst" als ihren Hauptzweck bestimmt hatte, und die noch in einem Aufrufe der letzteren aus dem Jahre 1906 ganz besonders für diese in Anspruch genommen wird: „Durch Pflege des direkten Verkehrs zwischen Künstler und Kunstfreund anregend und fördernd nach beiden Seiten hin zu wirken." Eine Aufgabe, die auch sicherlich durch eine nur idealen Interessen dienende Vereinigung vollkommener und besser erfüllt werden kann als durch ein auf materiellen Gewinn angewiesenes geschäftliches Unternehmen.

Es muß Befremden erregen, daß ein solches Unternehmen gerade durch solche Leute begründet und gefördert wurde, denen die Wahrung der idealen Interessen der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst in erster Linie anvertraut war. Der zweite Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst ist seit Gründung der Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H., deren faktischer, wenn auch nicht nomineller Leiter.

Schon die Wahl des Namens der neuen kaufmännischen Gründung — „Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H." — war in hohem Maße geeignet, die irrige Meinung aufkommen zu lassen, daß es sich um ein Unternehmen der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" handle. Viele Mitglieder der letzteren werden heute noch dieser Meinung sein. Im geschäftlichen Verkehr der beiden Gesellschaften sind tatsächlich häufig Verwechslungen vorgekommen.

Noch bedenklicher gestalteten sich mit der Zeit die gegenseitigen Beziehungen der beiden „Gesellschaften". Ursprünglich bestanden diese nur darin, daß die „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst" der „Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H." durch Vertrag vom Februar 1901 die Besorgung einiger rein geschäftlicher Verrichtungen — Einkassierung von Mitgliederbeiträgen, Versendung von Berichten u. dgl. — gegen eine bestimmte Entlohnung (jährlich 50 Pf. pro Mitglied) übertrug. Allmählich aber nahmen die finanziellen Leistungen der „Deutschen Gesellschaft" an die „G. m. b. H." einen immer weiteren Umfang an, so daß die G. m. b. H. bald nicht mehr als „Geschäftsstelle" der Deutschen Gesellschaft, sondern diese als Finanzquelle der G. m. b. H. erscheint.

Es wird nichts dagegen einzuwenden sein, daß bei der Gründung der G. m. b. H. die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst zur Aufbringung des Gründungskapitals von 25,000 M einen Betrag von 8000 M zuschoß, namentlich dann nicht, wenn hierin nur eine Kapitalsanlage aus den Reservemitteln der Deutschen Gesellschaft zu erblicken ist, wie der damalige Kassier der Deutschen Gesellschaft behauptet. Auffallend ist nur, daß für dieses Kapital niemals die 4%igen Zinsen entrichtet wurden, die an die übrigen Teilhaber der G. m. b. H. statutenmäßig jederzeit hinausbezahlt wurden.

1902 wurden von der Deutschen Gesellschaft weitere 4000 M der G. m. b. H. als „Zuschuß zu einem Garantiefonds" geleistet, von welchem Betrag gleichfalls keine Zinsen geleistet worden zu

sein scheinen. 1903 wurden weitere 6000 M als unverzinsliches Darlehen aus Mitteln der Deutschen Gesellschaft der G. m. b. H. hingegeben. Wenn auch angenommen werden will, daß die „Deutsche Gesellschaft" wieder in den Besitz dieser Kapitalien gelangen werde, so bedeuten diese Leistungen doch für die erstere seither ein Opfer von ca. 6000 M an Rente.

Seit 1905 leistet die Deutsche Gesellschaft jährlich 2000 M an die G. m. b. H. für Ueberlassung eines Teiles ihres Geschäftslokales in München, Karlstraße 6, zum Zwecke der Ausstellung von Werken ihrer Mitglieder. Auffallenderweise entscheidet über die Aufnahme dieser Werke in dem der Deutschen Gesellschaft überlassenen Ausstellungsraum nicht die Jury der Deutschen Gesellschaft, sondern die Jury der Kunsthandlung G. m. b. H. Die Künstler der Deutschen Gesellschaft müssen überdies beim Verkauf von Werken, die in dem von ihrem Verein gemieteten Raume ausgestellt sind, Provisionen an die G. m. b. H. entrichten, selbst dann, wenn der Verkauf an die Deutsche Gesellschaft für Zwecke ihrer eigenen Verlosung geschieht.

Die Herstellung der „Mappe" mit Kunstblättern, welche die Deutsche Gesellschaft ihren Mitgliedern alljährlich widmet, war seit Gründung der G. m. b. H. dieser übertragen. Die Einsparungen, die durch diese Vermittlung erzielt wurden, hätten rechtlich dem Auftraggeber, der Deutschen Gesellschaft, zugute zu kommen. Sie wurden aber von der G. m. b. H. nicht nur in ihrem tatsächlichen Betrage in Anspruch genommen, sondern in einem Umfange, der in einzelnen Jahren bis zu 25 Prozent der Herstellungskosten sich steigerte und Beträge von ca. 3000 M ausmachte.

Die Zeitschrift „Die christliche Kunst", deren Herausgeber, wie auch nicht allen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft bekannt sein wird, die G. m. b. H. ist, bestreitet ihre Existenz im wesentlichen durch die Subvention der Deutschen Gesellschaft von jährlich 2 M pro Mitglied und durch das Abonnement von 1500 Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft. (Näheres siehe Nachschrift.)

Aus diesen Tatsachen — es ließen sich noch andere anführen — dürfte sich zur Evidenz ergeben, daß die gegenseitigen Beziehungen zwischen der Deutschen Gesellschaft und der G. m. b. H., welche anfangs der letzteren eine mehr dienende Stellung gegenüber der ersteren zuwiesen, mit der Zeit eine starke Verschiebung zugunsten der G. m. b. H. erfahren haben, und daß die Leitung der letzteren systematisch darauf ausging, die finanziellen Mittel der Deutschen Gesellschaft in weitgehendem Maße für die G. m. b. H. nutzbar zu machen.

Die finanziellen Opfer, welche die Deutsche Gesellschaft der G. m. b. H. brachte, wären aus der Erwägung, daß auch diese teilweise im Sinne der Deutschen Gesellschaft der christlichen Kunst dienen wollte, vielleicht zu rechtfertigen gewesen. Aber pari passu mit dieser Begünstigung der G. m. b. H. traten die ursprünglichen Bestrebungen der Deutschen Gesellschaft, „die Originalproduktion der auf dem Gebiete der christlichen Kunst schaffenden Künstler zu fördern", immer mehr in den Hintergrund. Die Vermittlung von Kunstwerken, wenigstens künstlerisch bedeutsameren, ging zurück. Zur alljährlich stattfindenden Verlosung der Deutschen Gesellschaft wurden zwar noch einige Originalwerke von Künstlermitgliedern der Deutschen Gesellschaft angekauft. Doch waren diese verschwindend gegenüber den massenhaft zur Verlosung gebrachten Reproduktionen, die dem Verlag der G. m. b. H. entnommen wurden. Die Zuwendungen an Kirchen usw. zur Beschaffung von Originalkunstwerken hörten ganz auf. Dagegen wurden namhafte Mittel der Deutschen Gesellschaft (bis jetzt über 60,000 M) admassiert — für vorerst unbestimmte Zwecke.

Danach ist es durchaus erklärlich, daß gegen die Leitung der Deutschen Gesellschaft, welche entgegen ihrer nächstliegenden Aufgabe die Einmengung des kaufmännischen Unternehmens der G.m.b.H. in die ideale Interessensphäre der Deutschen Gesellschaft so augenfällig begünstigte, sich allmählich eine Opposition erhob, die hauptsächlich in den Kreisen der durch den Umschwung der Dinge großenteils persönlich berührten Künstler Anhänger fand, und die vor allem sich gegen die in der faktischen Leitung der Deutschen Gesellschaft wie der G. m. b. H. bestehende Personalunion richtete. Diese Opposition fand ihren Ausdruck in dem zur Generalversammlung der Deutschen Gesellschaft vom 4. November 1909 eingebrachten Antrag, der eine vollständige Trennung der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" von der „Gesellschaft für christliche Kunst G. m. b. H." bezielte, so, „daß kein Vorstandsmitglied der einen Gesellschaft dem Vorstand der anderen angehören dürfe".

Die Verhandlungen über diesen Antrag, von deren Veröffentlichung der Vorstand der Deutschen Gesellschaft „wegen des Wortlautes und wegen der längeren und zum Teil sehr lebhaften Debatten abzusehen sich verpflichtet hielt", endete mit der Einsetzung einer Kommission zur Prüfung der Angelegenheit. Das Ergebnis der Kommissionsberatungen sollte einer eigens hierfür einzuberufenden Generalversammlung „zur Beratung und Beschlußfassung" unterbreitet werden.

Diese Verhandlungen verliefen in der außerordentlichen Generalversammlung vom 27. April 1910 in München gänzlich ergebnislos und führten zur Einsetzung einer neuen Kommission, welcher der Auftrag erteilt wurde: „die Verhandlungen zum Ausgleich mit der G. m. b. H. fortzusetzen und neue formulierte und motivierte Anträge einer späteren Generalversammlung zu unterbreiten." Als Vorsitzender dieser Kommission wurde der Verfasser dieser Zeilen bestimmt.

Schon die Aufklärung der bisher geschilderten Verhältnisse ließ die Aufgabe der „Ausgleichskommission" als keine leichte und angenehme erscheinen. Inzwischen war aber ein neues Moment zutage getreten, das die Stellung der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst noch prekärer gestaltete und ihren Fortbestand direkt in Frage stellte.

Der 2. Vorsitzende der „Deutschen Gesellschaft" war anscheinend zur Ueberzeugung gekommen, daß die christliche Kunst sich nicht in richtigen Bahnen bewege. Man glaubte, der Wirkungskreis, den sich die bestehenden Vereinigungen zur Pflege der christlichen Kunst vorgesetzt hätten, sei zu eng begrenzt. Insbesondere sei eine „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst" mit ihrem in dem Namen liegenden Begrenzung auf die christlichen Teile der deutschen Kulturgebiete in ihrer Wirksamkeit gehemmt. Der christlichen Künstlerschaft müsse ein internationales Absatzgebiet, besonders in Oesterreich-Ungarn und jenseits des Ozeans gewonnen werden. Sodann müsse „eine Verbindung mit dem Volke und den bestehenden Vereinsorganisationen geschaffen werden, denen dadurch die Möglichkeit verschafft werde, unter ihren Mitgliedern die Kunst zu pflegen". Wanderausstellungen seien nur von vorübergehender Wirkung auf das Volk. Es sei eine dauernde Fühlung mit dem Volk herzustellen durch Publikationen, welche die Kunst vom christlichen Standpunkte aus behandeln. Deshalb sei eine „Allgemeine Vereinigung für christliche Kunst" notwendig als der Anfang einer großen Organisation, die sich unter kirchlicher Leitung zu konstituieren habe, als Volksabteilung sich dem großen Unternehmen anzufügen, jedoch ihre Aufgabe selbständig zu erfüllen habe."

So zu lesen in Nr. 16 des „Wochenblattes für die katholischen Pfarrgemeinden Münchens" vom 17. April 1909, in welchem auf eine unter dem Titel „Die Kunst dem Volke" erschienene und von der „Gesellschaft für christliche Kunst G. m. b. H." kommissionsweise verlegte und zu beziehende Monographie über Albrecht Dürer sowie auf weiter folgende ähnliche Publikationen empfehlend hingewiesen wurde.

In dem auf dem Umschlage der Monographie über Albrecht Dürer abgedruckten „Geleitwort" und einem „Neues Leben in der christlichen Kunst" überschriebenen „Appell an das christliche Volk" ist darauf hingewiesen, daß die katholischen Vereine für die Pflege der christlichen Kunst gewonnen werden müßten und daß, „um für die weitesten Kreise des Volkes die möglichst umfassende Vorbereitung einer den besten Grundsätzen entsprechenden Kunst zu organisieren," sich am 24. Mai 1909 in München die „Allgemeine Vereinigung für christliche Kunst" gebildet habe, und daß die vorliegende Publikation der erste Schritt derselben in die Oeffentlichkeit sei. In einer Anmerkung zu den „Bezugsbestimmungen" ist angekündigt, daß sich demnächst eine große Organisation unter dem Namen „Allgemeine Vereinigung für christliche Kunst" bilden werde, und daß diese „unter kirchlicher Leitung" ins Leben treten und ihre große Mission erfüllen werde, einen wichtigen Teil derselben aber die Volksabteilung bilde.

Wenn es bei der geplanten neuen Gründung auf die Weckung des Interesses für christliche Kunst im Volke allein abgesehen gewesen wäre, so wäre gegen ein solches Unternehmen an sich gewiß nichts einzuwenden gewesen, am wenigsten eingewendet worden seitens der auf diesem Gebiete sich betätigenden Künstler. Die Frage ist nur die, ob die als Novum propagierte, übrigens alte Idee sich nicht im Rahmen der Deutschen Gesellschaft verwirklichen ließe, oder ob hierzu die Zerstörung einer seit nahezu zwei Jahrzehnten segens-

reich wirkenden, weit verbreiteten und gut fundierten, von den höchsten Spitzen der christlichen Gesellschaft protegierten Organisation notwendig wäre. Und hierauf war es gerade abgesehen.

Die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst würden sicherlich in ihrer überwiegenden Mehrheit einer entsprechenden Ausdehnung des Wirkungskreises ihrer Vereinigung im Sinne der Schaffung von Einrichtungen zur Weckung des Interesses für christliche Kunst in den breiteren Volksschichten nicht entgegengetreten sein.

Der 2. Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst glaubte aber, seine Ideen nur durch eine Umwandlung der Deutschen Gesellschaft in ein neues Gebilde ins Werk setzen zu können.

In größter Heimlichkeit wurden die Vorarbeiten betrieben. Im Laufe des Jahres 1909 hatte sich Professor Busch mit dem deutschen Episkopate ins Benehmen gesetzt und sich dessen Interesse und Mitwirkung zu sichern gewußt. Im Oktober 1909 fand in München eine Versammlung statt, an welcher Vertreter des Hochwürdigsten Deutschen Episkopates teilnahmen, und in welcher die Statuten der neu zu gründenden „Allgemeinen Vereinigung für christliche Kunst" beraten und festgestellt wurden. Als Zweck der neuen Vereinigung gibt der Statutenentwurf an: „Pflege des gesamten christlichen Kunstgebietes auf der Grundlage des christlichen Glaubens. Unter Berücksichtigung der für die christliche Kunst unentbehrlichen Tradition strebt die Allgemeine Vereinigung beste künstlerische Kraftentfaltung an, ohne jenen Strömungen Raum zu geben, welche mit den Aufgaben der religiösen und kirchlichen Kunst nicht vereinbar sind."

Im einzelnen stellte sich die Allgemeine Vereinigung für christliche Kunst folgende Aufgaben:

1. Veranstaltung von Lehrkursen für christliche Künstler über den Geist und das Ziel der christlichen Kunst, die hl. Schrift, Glaubenslehre, Liturgik, Symbolik, Ikonographie und das Heiligenleben. Diese Lehrkurse sollen nach und nach an geeigneten Orten ständige Einrichtungen werden.

2. Schaffung einer christlichen Kunstliteratur, Herstellung guter, religiöser Bilder für das Volk, Abhaltung von Vorträgen und Lichtbilderabenden und Veranstaltung von Wanderausstellungen künstlerischen Wandschmucks.

3. Gründung einer Zentrale der Vereinigung mit Fachbibliothek, Auskunftstelle, ständiger Ausstellung von Originalkunstwerken und sich daran anschließenden Wanderausstellungen.

Die „Allgemeine Vereinigung" sollte bestehen aus: kirchlichen Korporationen (Domkapitel und Orden), christlichen Kunstkorporationen und anderen Vereinen, Mitgliedern und Ehrenmitgliedern, und Protektoren.

Den Ehrenvorstand sollten die beteiligten Bischöfe bilden. Ihrer Genehmigung sollten die wichtigeren Beschlüsse sowie die populären Kunstschriften und Bilder für das Volk unterliegen" (also einer Art kirchlicher Approbation).

Die Wahl des Vorstandes sollte durch Vermittlung eines Ausschusses geschehen, bestehend aus gewählten Künstlern und anderen Mitgliedern der Vereinigung sowie aus Vertretern der Domkapitel, der Ordensprovinzen und Kongregationen.

Der zweite Vorsitzende sollte aus der Künstlerschaft entnommen werden.

Aenderungen der Satzungen und Auflösung der Vereinigung bedürfen der Zustimmung des Ehrenvorstandes (Anm. d. Verf.: das sind die Vertreter der beteiligten Bischöfe). Der Ehrenvorstand bestimmt auch bei Auflösung der Vereinigung, wem das Vermögen der letzteren zufallen solle.

Abgesehen davon, daß eine derart komplizierte und schwerfällige Organisation von Anfang an sich als funktionsunfähig erweisen mußte, mochte das geplante neue Unternehmen vielleicht eine gewisse Berechtigung neben der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst haben. Ein großer Teil der Aufgaben, die sich dieselbe setzte, könnte sicherlich auch im Rahmen der Deutschen Gesellschaft erfüllt werden. Vergebens wird man aber in dem Statutenentwurf den guten Willen zu einer Förderung jener Bestrebungen suchen, welche gerade die „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst" sich als Aufgabe vorgesetzt hatte. Es wird nicht zu viel gesagt sein, wenn dem Statutenentwurf für die „Allgemeine Vereinigung für christliche Kunst" die Absicht unterlegt wird, die Betätigung der auf dem Gebiete der christlichen Kunst schaffenden Künstler in die engen Schranken einer bestimmten Kunstrichtung einzuzwängen und die freie Betätigung künstlerischer Individualitäten niederzuhalten. Jedenfalls aber hätte die Verwirklichung der in dem Statutenentwurf niedergelegten Ideen eine entschiedene Zurückdrängung der künstlerischen Originalproduktion zugunsten der für das „Volk" bestimmten Reproduktionen zur notwendigen Folge gehabt.

Mit dem Statutenentwurf der „Allgemeinen Vereinigung für christliche Kunst" war der vormals so stolz verkündete Leitgedanke der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" aufgegeben.

Hier drängt sich die Frage auf, wie der deutsche Episkopat, der doch bekanntermaßen eine große Zahl kunstverständiger wie kunstbegeisterter Mitglieder aufweist, die Hand zur Verwirklichung solcher Ideen bieten konnte. Diese auffallende Tatsache ist nur daraus zu erklären, daß die Hochwürdigsten Herren bei den die Aktion vorbereitenden Verhandlungen über die eigentliche Tendenz der „Allgemeinen Vereinigung" im unklaren gelassen, daß ihnen die Meinung beigebracht worden war, die auf dem Gebiete der christlichen Kunst tätige Künstlerschaft sei mit der Gründung der „Allgemeinen Vereinigung" einverstanden und begrüße dieselbe als eine ihren Interessen förderliche Einrichtung.

Tatsächlich war aber mit der Künstlerschaft gar nicht in Fühlung getreten worden.

Unter der harmlosen Ankündigung der Tagesordnung der Generalversammlung vom 4. November 1909 „Vortrag über die Allgemeine Vereinigung für christliche Kunst" war eine Ueberrumpelung geplant, indem man als selbstverständlich annahm, daß die Generalversammlung der Umwandlung der „Deutschen Gesellschaft" in die „Allgemeine Vereinigung" auf der Grundlage des vorzulegenden Statutenentwurfs blindlings zustimmen werde. Eine solche Zumutung enthielt aber, gelinde gesagt, eine merkwürdige Geringschätzung der Gesamtheit der Mitglieder und eine unerhörte Rücksichtslosigkeit gegenüber jenen, die zur Generalversammlung nicht erscheinen konnten. Das Ziel war natürlich die Ueberführung der Mitglieder und des Vermögens der „Deutschen Gesellschaft" in die neue „Allgemeine Vereinigung", welch letzteres zur Deckung der Kosten der von der „Allgemeinen Vereinigung" bereits unternommenen und eingeleiteten Publikationen wohl sehr willkommen gewesen wäre. Man zweifelte so wenig an dem Erfolg dieses Ueberrumpelungsversuchs, daß unter dem Namen der „Allgemeinen Vereinigung für christliche Kunst" bereits eine Künstlermonographie über Albrecht Dürer in 70000 Exemplaren hergestellt worden war (40000 derselben liegen noch auf Lager), daß man bereits Mitglieder für die „Allgemeine Vereinigung" geworben und ihre Beiträge für diese in Empfang genommen hatte, daß sogar eine der „Deutschen Gesellschaft" im Mai 1909 seitens des bayerischen Ministerpräsidenten gemachte Zuwendung von 1000 M nicht für die „Deutsche Gesellschaft" gebucht, sondern für die „Allgemeine Vereinigung" beiseite gelegt war.

Erst unmittelbar vor der Generalversammlung vom 4. November 1909 fand man es für angemessen, wenigstens die Münchener Künstler auf den Putsch vorzubereiten. Diese wandten sich aber großenteils mit Entschiedenheit gegen das neue Unternehmen. Vom Vorstand der „Deutschen Gesellschaft" hatten nicht alle Mitglieder Kenntnis von dem beabsichtigten Vorgehen. Als man ihn in letzter Stunde notgedrungen in die Pläne des zweiten Vorsitzenden einweihen mußte, fand der Vorstand die Sache den Interessen der christlichen Kunst nicht angemessen und entschied sich für Absetzung des Gegenstandes von der Tagesordnung der Generalversammlung.

Beachtenswert ist, daß die für die Vorbereitung der Ueberführung der „Deutschen Gesellschaft" in die „Allgemeine Vereinigung" für christliche Kunst aufgewendeten nicht unbeträchtlichen Kosten der „Deutschen Gesellschaft", welche diesen Bestrebungen zum Opfer fallen sollte, aufgerechnet wurden.

Es wird nun von der Vorstandschaft der „Deutschen Gesellschaft" behauptet, daß seit der Generalversammlung vom 4. Nov. 1909 die Absicht der Umwandlung der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" in die „Allgemeine Vereinigung" aufgegeben und für die Mitglieder der ersteren kein Grund zur Beunruhigung gegeben sei. Dies mag vielleicht für die Vorstandschaft der „Deutschen Gesellschaft" als solche richtig sein, es trifft aber nicht zu hinsichtlich bestimmter Mitglieder derselben, insbesondere hinsichtlich des zweiten Vorsitzenden der „Deutschen Gesellschaft". Vielmehr wurde gerade von diesem auch nach jenem Zeitpunkt nachdrücklich auf die Verwirklichung der Idee der „Allgemeinen Vereinigung" weiter hingearbeitet.

In München war auf Betreiben desselben bereits im Mai 1909 eine Anzahl von Herren unter dem gleichen Namen, unter dem die neue Gründung vollzogen werden sollte, zusammengetreten, die sich als „Vorstand der Allgemeinen Vereinigung für christliche Kunst“ bezeichneten, aber weder eine bestimmte Organisation, noch einen finanziellen Rückhalt aufzuweisen hatten. Dieser Vorstand blieb auch nach der Generalversammlung vom 4. Nov. 1909, nachdem die Umwandlung der Deutschen Gesellschaft in die Allgemeine Vereinigung offiziell aufgegeben war, bestehen, als lose Personenvereinigung, aber mit dem bestimmten Ziele, allmählich den Boden für die „Allgemeine Vereinigung“ zu bereiten und, sobald dies mit besserer Aussicht auf Erfolg als bei dem ersten Versuch geschehen könne, von neuem die Umwandlung der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst“ in die geplante „Allgemeine Vereinigung“ in die Wege zu leiten. Diese Tendenz ist von einem Mitgliede der sog. „Allgemeinen Vereinigung“ in der Generalversammlung der Deutschen Gesellschaft am 12. Juni 1911 rückhaltlos zugegeben worden.

Die sonst heimlich sich vollziehende Tätigkeit der sog. „Allgemeinen Vereinigung“ trat öffentlich in die Erscheinung durch die Publikation zweier weiterer Künstlermonographien, sowie eines „Weihnachtsheftes“ nach Art der ersten Publikation über Albrecht Dürer. Es ist bekannt geworden, daß die Herausgabe dieser Hefte, welche der Verbreitung des Interesses für christliche Kunst in weiteren Volksschichten im Sinne der seinerzeit vorbereiteten Statuten dienen sollten, unter dem Namen der „Allgemeinen Vereinigung“ von dem diese bildenden Personenkreise — schon wegen des damit verbundenen finanziellen Risikos — ausdrücklich mißbilligt, aber von Professor Busch, der auch bei dem angeblichen Vorstande der „Allgemeinen Vereinigug“ als „zweiter Vorsitzender“ fungierte, trotzdem vollzogen wurde.

Ferner steht fest, daß Professor Busch noch im Dezember 1910 an die höchste kirchliche Stelle der Erzdiözese München-Freising das Ansuchen gestellt hat, es möge ein kunstverständiger und redegewandter Geistlicher als Landessekretär für die „Allgemeine Vereinigung“ auf deren Kosten aufgestellt werden, dessen Aufgabe angeblich sein sollte, für die Verbreitung der Publikationen der „Allgemeinen Vereinigung“ durch Vorträge im Lande zu wirken. Daß nicht diese, sondern die Propagierung der Ideen der „Allgemeinen Vereinigung“ die Hauptaufgabe des betreffenden Herrn sein sollte, liegt auf der Hand. Erfreulicherweise wurde diesem Ansinnen von der angegangenen kirchlichen Stelle nicht stattgegeben.

Bei der 1910 in Fulda stattgehabten Konferenz der Bischöfe Preußens, Württembergs und Badens bildete die „Allgemeine Vereinigung für christliche Kunst“ einen Beratungsgegenstand. Die Hochwürdigsten Herren kamen jedoch zur Erkenntnis, daß ihnen bei den Vorverhandlungen über die Gründung der „Allgemeinen Vereinigung“ nicht mit der pflichtmäßig gebotenen Offenheit Einblick in die Ziele dieser Gründung gewährt worden war, und daß durch eine weitere Beteiligung an der Sache ihre Autorität Schaden leiden müsse. Deshalb versagten sie der Sache ihre weitere Unterstützung.

Unter diesen Umständen wird es begreiflich erscheinen, daß die „Ausgleichskommission“, welche von der Generalversammlung der Deutschen Gesellschaft vom 27. April 1910 den Auftrag erhalten hatte, „neue formulierte und motivierte Anträge einer späteren Generalversammlung zu unterbreiten“, an die Spitze ihrer Anträge diesen stellte: „Die Generalversammlung solle vor allem zu der Frage Stellung nehmen, ob die Deutsche Gesellschaft in ihrer bisherigen Gestalt — mit den gebotenen Verbesserungen ihrer Organisation — fortbestehen oder in eine „Allgemeine Vereinigung“ übergehen solle,“ und daß sie die Entscheidung dieser Frage als präjudiziell für die Behandlung aller weiteren Anträge und Anregungen der Kommission erachtete. Die Kommission ging hierbei von der Ueberzeugung aus, daß, solange das Gespenst der „Allgemeinen Vereinigung“ umgehe, und nicht wenigstens die offiziellen Organe der Deutschen Gesellschaft durch Beschluß der Generalversammlung gehindert würden, auf die Auflösung der Deutschen Gesellschaft hinzuarbeiten, eine gedeihliche Wirksamkeit der letzteren im Sinne ihrer Statuten fernerhin ausgeschlossen sein müsse.

Die weiteren Anträge und Anregungen der Kommission, die anfänglich vom Vorstande der Deutschen Gesellschaft den nicht zur Generalversammlung erscheinenden Mitgliedern vorenthalten werden wollten und erst auf Drängen der Kommission mit der Einladung zur Generalversammlung den Mitgliedern zur Kenntnis gebracht wurden, bezielten lediglich eine angemessene Regelung der Beziehungen der Deutschen Gesellschaft zur „G. m. b. H.“ unter besserer Wahrung der Interessen der ersteren, sowie namentlich eine Verbesserung der Statuten der Deutschen Gesellschaft zu dem Zweck, um der seither zutage getretenen Eigenmächtigkeit des zweiten Vorsitzenden gewisse Schranken zu setzen und den übrigen Organen einen wirksameren Einfluß gegenüber der Neuerungssucht der führenden Persönlichkeit zu sichern. Die Entfernung des seitherigen zweiten Vorsitzenden aus der Vorstandschaft der Deutschen Gesellschaft lag der Kommission ferne und eine diesbezügliche Absicht wird auch in ihren Berichten nirgends zu finden sein. Ein solches Bestreben wäre nach meiner Auffassung ebensosehr ein Akt der Undankbarkeit wie der Unklugheit gewesen.

Dagegen bestand bei der Kommission der sehnlichste Wunsch, durch Erhaltung der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst“ in ihrer gegenwärtigen Organisation und mit ihrem statutenmäßigen Zwecke den auf dem Gebiete der christlichen Kunst tätigen Künstlern die nötige Freiheit für ihr Schaffen zu wahren und die in ihrem nahezu zwanzigjährigen Bestande errungenen Erfolge der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst“ nicht einem unsicheren und auf einer der christlichen Kunst gefährlichen Grundlage aufgebauten Unternehmen preiszugeben.

Unter einer besser orientierten und weniger befangenen Leitung wäre die dringend gebotene Aufklärung durch die Behandlung der Anträge der Kommission in der Generalversammlung vom 12. Juni 1911 in kurzer Zeit herbeigeführt worden. Diese Aufklärung wurde durch eine — in einer zwei Tage vorher abgehaltenen Sonderversammlung — einseitig festgelegte und persönlich eingenommene Mehrheit, die großenteils aus noch studierenden Kunstakademikern bestand, verhindert, indem diese Mehrheit der Kommission eine sachliche Würdigung ihrer Anträge, auf welche dieselbe nach ihrem Mandate ein Recht hatte, verweigerte und diese Anträge und Anregungen der neu zu wählenden Vorstandschaft als Material überwies.

Mit dieser Behandlung, die überdies nach der vielen Arbeit, die die Kommission zur Aufklärung der Verhältnisse aufgewendet hatte, für diese eine unverdiente Kränkung enthielt, ist aber der Sache nicht gedient. Es wäre nützlicher gewesen, wenn die Generalversammlung selber ihren Willen kundgegeben hätte, wie sie die nun einmal verworrenen Verhältnisse geordnet haben wollte, statt daß sie die Anträge der Kommission der Willkür der Vorstandschaft überantwortete, von deren Zusammensetzung eine Abkehr von dem seither eingeschlagenen Wege nicht wohl zu erwarten ist.

So mußte die erforderliche Aufklärung den Mitgliedern nunmehr auf andere Weise geboten werden. Möchten die vorstehenden Ausführungen diesen Zweck erreichen und die Mitglieder der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst“ veranlassen, das der Förderung und der Freiheit der christlichen Kunst wirklich Dienliche vorzukehren.

Sine ira et studio, soli veritati.

Nachschrift des Verfassers:

Nach Abschluß der vorstehenden Darlegungen hat die Vorstandschaft der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst“ den Mitgliedern der letzteren „Berichte für das XVII. und XVIII. Vereinsjahr 1909 und 1910“ sowie eine „Mitteilung zur außerordentlichen Generalversammlung am Montag, 12. Juni 1911“ zugehen lassen.

Ich stelle fest, daß diese Kundgebungen keinen Anlaß bieten, den obigen Bericht in irgend einem Punkte zu berichtigen, vielmehr ihn noch in folgender Hinsicht ergänzen:

1. Die Herausgabe der Zeitschrift „Die christliche Kunst“ im Verlage der G. m. b. H. wird nicht nur durch das Abonnement von 1500 Mitgliedern der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst“, sondern auch durch einen Zuschuß à 2 M für jedes Mitglied der Deutschen Gesellschaft, gleichviel ob dasselbe Abonnent der Zeitschrift ist oder nicht, sichergestellt. Zuschuß 1909: 10,784 M, 1910: 9624 M.

2. Die Mitgliederzahl der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst ist von 5377 im Jahre 1909 auf 4812 im Jahre 1910 zurückgegangen.

Die Richtigstellung und Beleuchtung einiger in den genannten Publikationen enthaltenen „zur Verschleierung der Tatsachen und Irreführung der Mitglieder der Deutschen Gesellschaft“ geeigneten Aufstellungen wird nötigenfalls vorbehalten.

Felix Mottl.

Von L. G. Oberlaender.

Unsere Zeit besitzt eine nicht kleine Anzahl begabter Dirigenten, Musiker, die das Technische der Kunst bravourös beherrschen, die auch fraglos keine alltägliche Einsicht in das Wesen ihrer Kunst besitzen, oft ein eminent feines Gehör, ein untrügliches Gedächtnis ihr Eigen nennen. Und dennoch vermögen sie nie die Wirkung auszulösen, wie jene wenigen wahrhaft genialen Orchesterleiter, von denen in diesen Tagen wieder einer von uns ging. Was war das Geheimnis von Felix Mottls Kunst? Ich glaube: die Stärke und Kraft der Empfindung. Nicht als ob bei den guten Dirigenten des Durchschnitts die Kunst bei allen reine Verstandessache wäre; auch unter ihnen gibt es manche, die das Kunstwerk nachschaffen mit tiefem Gefühl und idealistischer Hingabe. Aber erst die große Persönlichkeit vermag dem komplizierten Tonkörper des Orchesters und der Bühnenkünstler ihren Kunstwillen so aufzuzwingen, daß der ganze gewaltige Apparat gleichsam zu einem Instrument zusammenschmilzt in der Hand ihres Führers. Solch einen genialen Dirigenten hat die musikalische Welt in Felix Mottl verloren.

In Unter-St. Veit bei Wien war Mottl am 24. August 1856 geboren. Einer schönen Stimme verdankte er die Aufnahme in das Löwenburgsche Konvikt; später studierte er mit glänzendem Erfolge im Wiener Konservatorium. Als Zwanzigjähriger kam er nach Bayreuth in die „Nibelungenkanzlei", wie Wagner sie nannte, dort helfend das erste Festspieljahr vorzubereiten. Schon vorher in Wien war es dem blutjungen Künstler vergönnt gewesen, als Leiter des Akademischen Wagnervereins für den Genius Richard Wagners in die Schranken zu treten. Wurde so Mottl frühzeitig ein begeisterter Verkünder der neuen Kunst, so hielt er sich doch stets von der Einseitigkeit der „Wagnerianer" fern. Dies zeigte sich, als er 1881 nach Karlsruhe als Nachfolger des Hofkapellmeisters Dessoff berufen wurde. Neben dem Musikdrama des Bayreuther Meisters, das er zu seinem endgültigen Siege führte, hat er Gluck und Mozart nicht minder verständnisvoll gepflegt. Er trat für den damals noch viel verkannten Cornelius ein und bereitete der Kunst Hector Berlioz' die erste künstlerische Pflegstätte in Deutschland. Die deutsche Uraufführung der „Trojaner" an zwei Abenden brachte die Oper erstmalig in der Form, wie sie der Komponist zu seinen Lebzeiten in seinem Vaterlande auf der Bühne zu sehen nicht erreicht hatte. Auch Berlioz' „Beatrice und Benedict" führte Mottl auf den deutschen Brettern ein. 1886 wurde er erstmalig als Dirigent nach Bayreuth gerufen. „Parsival" und „Tristan" begründeten den internationalen Ruf des Künstlers. Fast in jedem Festspieljahr kehrte er wieder, die „Meistersinger", der „Ring", „Tannhäuser", die erste Lohengrinaufführung in Bayreuth lagen in seiner Hand. Später kam er seltener, seit 1907 ist er überhaupt nicht zurückgekehrt. Manches mochte sich in der Wagnerstadt im Laufe der Jahre geändert haben, auch war er ja inzwischen längst Leiter des Prinzregententheaters, des „zweiten Bayreuth" geworden. Ein Vierteljahrhundert fast hatte Mottl in Karlsruhe gewirkt und der Hofbühne eine Blütezeit geschaffen, da starb in München 1903 Hermann Zumpe, und Herrn von Possart gelang es, Mottl, der sich gerade auf einer amerikanischen Gastspielfahrt befand, als dessen Nachfolger zu gewinnen. Der neue Generalmusikdirektor führte die Festspiele im kgl. Residenztheater und Prinzregententheater (Mozart und Wagner) auf noch höhere Stufe der Vollendung und sicherte ihnen ihren Weltruf; aber auch im regulären Theaterbetriebe bot er Erlesenes. Gluck, Berlioz, Cornelius, wie auch Donizetti und Rossini bot er mit feinstem Stilgefühl. „Norma" hat er feinsinnig bearbeitet. Die Neuheiten kamen in größerer Zahl als früher, auch Komponisten, die, wie Puccini, seinem künstlerischen Empfinden nicht entsprachen, schloß er darum nicht engherzig aus.

1907 war er nämlich Hofoperndirektor geworden. Es war eine Entschädigung dafür, daß man ihn nicht nach Wien ziehen ließ. Mottls Herz hing daran, die Leitung der Wiener Hofoper übernehmen zu können; aber die Münchener Intendanz trat nicht vom Vertrage zurück. Mottl wurde nun in München gerade so unabhängig, wie er es in Wien geworden wäre. Nominell nicht ganz, aber doch de facto, denn Exz. Baron Speidel lag nichts ferner, als kleinlich den Vorgesetzten herauszukehren. Die Arbeit häufte sich durch diese neue Stellung. Es bleibt fraglich, ob es ein Glück für einen Dirigenten ist, noch Verwaltungsgeschäfte zu übernehmen und selbst gegen die immer wachsende Urlaubssucht der Sänger anzukämpfen, die heute an allen großen Bühnen zu einem Hemmschuh vieler Intentionen geworden ist. Auch die Direktion der Akademie der Tonkunst lag in Mottls Händen, Felix v. Kraus', Kloses Berufung sind ihm zu danken; aber an positiver Arbeit hat er auch hier eine erstaunliche Arbeitsfülle bewältigt. Wohl hätte sein Leiden nicht so schnelle Fortschritte gemacht, wenn er sich mindere Bürden auferlegte. Noch erwähnt seien seine Konzertleitung der Musikalischen Akademie, seine Gastdirigentenfahrten. Mottl hat drei Opern geschrieben, ferner das liebenswürdige Tanzpoem „Pan im Busch". Ungemein zahlreich sind seine Bearbeitungen und Neuinstrumentierungen. Wie manch verborgenem Schatz hat er so neuen Glanz gegeben. — —

Eine imposante Trauerfeier rüstete München dem großen Toten. Wagnerklänge boten ihm den letzten Gruß ... Die Leiche wurde zur Feuerbestattung nach Ulm überführt. (Anmerkung des Herausgebers: In den zum Teil mehr als überschwänglichen Nekrologen der Tagespresse — gewisse liberale Macher der sog. öffentlichen Meinung leisteten wieder einmal das Unglaublichste an Menschenvergötterung — sucht man vergeblich nach einer Andeutung über Mottls religiöse Richtung. Deshalb sei hier kurz festgestellt: Katholisch getauft und in der katholischen Religion erzogen, wandte Mottl schon in jungen Jahren der Kirche den Rücken. Mottl blieb christlichen Ideen entfremdet bis an sein Ende.)

Das Freilichttheater in Rüdesheim im Rheingau.

Von Severin Wagner.

Nun ist auch der Gedanke, in unserem rebenumgrenzten und sagenumwobenen Rheingau ein Freilichttheater zu errichten, in die Tat umgesetzt worden. Am 29. Juni ging auf der Brömserburg in Rüdesheim die Uraufführung von „Gisela Brömser von Rüdesheim", ein rheinisches Sagenspiel in drei Vorgängen von Dr. Christian Spielmann, in Szene.

Es war ein prächtiger, sonnbeglänzter Tag. In dem Garten der Brömserburg hatten sich etwa 800 Zuschauer eingefunden, größtenteils Leute der besseren Stände aus den nahen Großstädten Mainz, Wiesbaden und Frankfurt.

Die führenden Rollen waren durch erste Kräfte der Theater in Wiesbaden und Mainz besetzt. Zur Einleitung brachte der Dramaturg des Festspieles, Wilhelm Globes-Wiesbaden, den selbstgedichteten Prolog vom hohen Baltone der Brömserburg herab als Herold in sehr wirkungsvoller Tracht zu Gehör. Dieser versetzte die Anwesenden in die rechte romantische Stimmung.

Spielmann bearbeitete eine rheinische Sage speziell für die Brömserburg. Sie führt uns zurück in die Zeit der Kreuzzüge, an denen auch der edle Ritter Hans Brömser von Rüdesheim teilnahm. In der Mordschlacht bei Nikopolis gegen die Türken geriet er in die Gefangenschaft. In seiner größten Not gelobte er Gott, wenn er glücklich in die Heimat komme, wolle er ein Kloster bauen, und die erste Jungfrau, die ihn auf seiner Burg begrüße, solle in dieses Kloster eintreten. Hans Brömser wurde aus der Gefangenschaft befreit und kam aus dem Türkenkrieg auch wieder nach Rüdesheim. Auf der Heimkehr lernte Brömser seine zweite Gemahlin, Maria, kennen und vermählte sich mit ihr. Während der Abwesenheit des Vaters verliebte sich seine Tochter aus der ersten Ehe, Gisela, in den Ritter Otto von Windeck auf dem nahen Schlosse Rheinstein. Der Zufall will es, daß bei seiner Heimkehr Gisela ihn zuerst begrüßt. Durch das unerwartete Erscheinen Giselas wird der tragische Konflikt herbeigeführt. Marzelinus, der Beichtvater Brömsers, bestärkt ihn noch, daß er sein Gelübde wörtlich halten müsse. In größter Verzweiflung springt nun Gisela in den Rhein, wird aber von den nahen Fischern wieder gerettet und in die kurfürstliche Burg nach Elfeld gebracht. Der Kurfürst von Mainz, Johannes II. von Nassau, als geistlicher Oberhirt und weltlicher Herr im Rheingau, führt die Lösung herbei, indem er den Ritter Hans von Brömser von dem zweiten Teile seines Gelübdes entbindet und eine Freigelassene an Giselas Stelle in das neuerbaute Kloster eintritt.

Eine überaus anziehende Gestalt in dem Festspiel ist der fahrende Spielmann. Viele Länder hatte er schon gesehen, aber keines hat ihm so gut gefallen, wie das Rheingau. Das „Rheingau, das herrliche Zauberland" besingt er vor Hans Brömser und seiner zweiten Gemahlin:

„So pflanz' ich den Stab in den Boden hinein,
Häng die Leier stumm an die Wand;
Ich bin und bleibe am fröhlichen Rhein,
Im wonnigen Zauberland.
Kein Land im Reich, das ich wandernd durchzog,
Fand ich so schön, drum hier leg' ich den Keim
An dem treulieben Herzen, das niemals trog,
Im Rheingau, da gründ' ich mein Heim."

Spielmann hat es verstanden, Geschichte und Sage romantisch zu verbinden. Wiederholt bietet sich Gelegenheit zu glänzenden Aufzügen und feierlichen kirchlichen Zeremonien. Den Glanzpunkt bildete unstreitig die Huldigung der Rüdesheimer Bürger und Ritterschaft und des Rheingauer Adels bei der Heimkehr Hans Brömsers aus dem Türkenkriege. Die Volksmassen, in deren Mittelpunkt der wackere Niklas stand, waren von volkstümlichem, derbem Humor erfüllt.

Das von einer warmen Liebe zur Heimat beseelte Festspiel ist besonders zur Erschließung der Naturbühne geeignet. Gerade hier konnte man die Wahrheit des Schlußsatzes in dem Artikel von Ommerborn („Allgemeine Rundschau" Nr. 26, 30. Juni 1911) bestätigt sehen, daß das Freilichttheater berufen ist, in der an Idealen so armen Gegenwart an der sittlich-religiösen Hebung des Volkes mitzuarbeiten.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Festspiele. Richard Strauß leitet, wie uns mitgeteilt wird, „Figaros Hochzeit" (10. August und 8. September), „Cosi fan tutte" (16. Aug.), „Entführung aus dem Serail" (29. Aug.) und am 9. und 30. August „Tristan und Isolde". Die Direktion des ersten und zweiten Ringzyklus wird voraussichtlich Kapellmeister Otto Lohse (Köln) übernehmen.

Lustspielhaus. Die kleine Bühne des Nordens, welche schon oft die dort zu Worte kommende Kunstgattung wechselte, bringt

nach den neuen baulichen Umänderungen nunmehr abendfüllende Stücke. Die Shawsche Komödie „Der Liebhaber“ fand eine recht freundliche Aufnahme. Der Autor geißelt in den vier Akten die Verwirrung, welche der unverstandene Ibsen unter jungen Leuten anrichtete, als dessen Werke anfingen in England populär zu werden. Mancher satirische Pfeil, den Shaw abschießt, mag für ein britisches Publikum eine Treffsicherheit besitzen, die der deutsche Hörer nur ahnen kann. Immerhin enthält das harmlose Stück amüsante Szenen. Das wohlabgerundete Ensemble birgt manch ansprechende Begabung.

Das Schauspielhaus bringt seit Jahren im Juli einen Wedekindzyklus, vermutlich weil in der Reisezeit sich Leute finden, denen diese Stücke noch neu sind. „So ist das Leben“ wurde bei seiner Uraufführung ausgezischt; heute ist der Beifall stark, denn angeblich „die Zeit ist nun vorbei, die sich diesem Dichter und seinem neuen Geist verschloß“, so behauptet ein dem Theaterzettel beiliegendes Reklameheftchen, in dem unter anderem Wedekind mit abstruser Dialektik den Nachweis zu erbringen sucht, daß er ein „Moralist“ sei. Dem Stücke „So ist das Leben“ gereicht zum Vorteil, daß dem Autor einmal etwas anderes, als ein sexuelles Problem eingefallen ist. Verschroben und unnatürlich bleibt, so oft man sie sieht, die Geschichte von dem König, der entthront und von einem Schlächtermeister ersetzt wird. Wie Wedekind, der Schauspieler, niemals uns die Illusion bietet, einen König vor uns zu haben, so fehlt es seiner dichterischen Phantasie an jeder formbildenden Kraft. Sollten die „Freunde Wedekindscher Kunst“ hierfür wirklich blind sein?

Gärtnerplatztheater. „Die keusche Susanne“ von Georg Okonkowsky, Musik von Jean Gilbert, hat hier gemäßigteren Beifall gefunden als anderwärts. Die Fabel ist frivol und töricht. Es hat keinen Zweck, oft Gesagtes, oft Getadeltes zu wiederholen. Die Musik klingt gut. (Aber die beste Musik wirkt schlecht, wenn sie plattesten Dirnengeist in weite Volkskreise trägt.)

Verschiedenes aus aller Welt. Die Rheinischen Festspiele in Düsseldorf boten als dritte Vorstellung „König Lear“. Die Wiedergabe überragte diejenigen von „Richard III“ und „Viel Lärm um Nichts“ um bedeutendes. Der Träger der Titelrolle, ein noch unbekannter Berliner Schauspieler Gg. v. Ledebur, gilt als werdende Größe. — Das Berliner Lessingtheater wird voraussichtlich 1913 eingehen. Direktor Brahms, der Vorkämpfer Ibsens und Hauptmanns, fühlt sich arbeitsmüde und der Theaterbau soll dem Expansionsbedürfnis einer benachbarten Elektrizitätsgesellschaft zum Opfer fallen. — In Danzig wurde eine Waldbühne mit Shakespeares „Sommernachtstraum“ eröffnet. Das Tal, in dem das Freilichttheater liegt, ist ringsum von Höhen geschützt, auf der Bühne vereinigen sich die Ausläufer dreier Abhänge, so daß man z. B. die Elfen bis weit oben im Walde tanzen sieht. — In Oetigheim, einem kleinen Dorfe der Rheinebene, spielen die Bewohner seit einem Jahre mit wachsendem Erfolg Schillers „Wilhelm Tell“. Auch der Leiter des Ganzen ist kein zünftiger Theatermann, sondern der katholische Ortspfarrer Saier, der sich besonders in den Volksszenen als ausgezeichneter Regisseur erweist. Zwischen busch- und baumbestandenen Fels- und Hügelpartien erblickt man die Ausläufer eines künstlich angelegten „Vierwaldstättersees“. Mit der Natur verschwistert sich in geschickter Weise die Kunst des Panoramamalers. Das Theater bietet 4000 Sitzplätze, die bei schönem Wetter ausverkauft sind. — Im Lauchstädter Goethetheater wurde ein neuer Schauspielzyklus mit Goethes „Mitschuldigen“ mit großem Erfolge eröffnet. — Verdis hundertster Geburtstag soll 1913 in Mailand durch eine Feier größeren Stils begangen werden, u. a. ist ein Zyklus Verdischer Opern von dem Scalatheater geplant. — In München starb, 77 Jahre alt, der Bühnenschriftsteller August Fresenius. Seine eigenen und seine nach dem Französischen bearbeiteten Komödien, die heute vergessen sind, haben in den siebziger und achtziger Jahren an vielen Bühnen zahlreiche Aufführungen erlebt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der gesamte internationale Börsenverkehr steht seit längerer Zeit unter dem Einfluss der hohen Politik. Besonders das konstante Vorgehen Frankreichs und dessen verschiedentliche Aktionen in der Marokko-Affaire halten ganz Europa in Schach. Die Massnahmen des deutschen auswärtigen Amtes nach dieser Richtung hin, speziell die Stationierung eines deutschen Kriegsschiffes in Agadir zum Schutze der dortigen deutschen Interessensphäre, haben Anlass zur allgemeinen Ueberraschung und begreiflichen Beunruhigung der Auslandsmächte gegeben. Es lässt sich im Moment noch nicht absehen, ob das strittige Marokko irgend welchen Grund zu ernsteren Verwicklungen der dabei interessierten Grossmächte bilden kann. Immerhin wird in finanziellen und Börsen-Kreisen die momentane Situation als sehr ernst angesehen. Man rechnet mit Ueberraschungen, und wird jedenfalls nicht unklug tun, bei neuen und bisherigen Kapitals- und Effektenanlagen dieses Kalkül in erster Linie mit in Betracht zu ziehen. Die Politik mit all ihren weitverzweigten Gebieten liebt diese Ueberraschungen, und bleibt gerade deshalb für Börse, Kapital und Industrie ein unzuverlässiger, unberechenbarer Faktor. Die erste Wirkung der Alarmmeldungen wegen Marokko war natürlich eine äusserst deprimierende, panikartige Abflauung aller Effektenmärkte. Speziell Paris und London zeigten nervöse Börsenderouten, während die deutschen Plätze sich erfreulicherweise einer sachlichen Ruhe befleissigten. Immerhin bildete das Eingreifen Deutschlands in die Marokkofrage wochenlang das ausschlaggebende Tagesgespräch, und mit den einzelnen Phasen der bekanntwerdenden Nachrichten stieg oder fiel auch das Börsenbarometer. Die sich sodann herausbildende, abwartende Ruhe der offiziellen Berliner Diplomaten machten sich auch die Börsen zu eigen. Man sieht inzwischen den Ereignissen ruhiger und gelassen entgegen, und vertraut der deutschen Diplomatie eine friedliche Lösung der immerhin wichtigen Frage. Die Börsen, besonders Berlin, konnten dieses Moment benützen, den bisher zeitweise stark angewachsenen Effekten-Engagements etwas abzuhelfen. In Montan-, Elektrizitäts-, Verkehrs-, Banken- und fremden Werten hatten verschiedentliche Positionslösungen stattgefunden. Diese börsentechnischen Gründe veranlassten dann auch bei Wiederkehr von ruhigeren Tagen eine rasche und gründliche Kurserhebung gerade in diesen bezeichneten Effektenkategorien. Die Nachricht, dass der Kaiser trotz der hochpolitischen Ereignisse seine alljährliche Nordlandsreise angetreten, verfehlte nicht, einen günstigen Eindruck zu machen; die Situation wurde allmählich zuversichtlicher. Die namhaften Rückkäufe am Montanmarkt, in elektrischen Kolonialwerten und erfreulicherweise am Markte der heimischen Renten stützten neuerdings die Börsen. Dieses Moment blieb auch bestehen, als neben der Marokkoaffaire auch vom Balkan Alarmmeldungen eintrafen. Trotz des grossen Zündstoffes und

der vielfach kriegerischen Stimmung hatten sich Börse, Handel und Industrie bei uns per Saldo nur vorübergehend aus ihrer bisherigen guten Entwicklung bringen lassen. Recht günstige Nachrichten vom Stabeisenmarkt, ferner die Preiserhöhung von Gusswaren und der verhältnismässig gute Situationsbericht vom amerikanischen Montanmarkte wirkten stimulierend, und liessen alle politischen Sorgen vergessen. Diese Wendung am Eisenmarkt ist vielfach als überraschend bezeichnet. Besonders ist ein flottes Exportgeschäft zu registrieren. Es wird dabei zu erwarten sein, dass bei Eintritt von normalen politischen Zeiten das diesjährige Herbstgeschäft eine flotte Belebung und Geschäftstätigkeit ergeben wird. Hoffentlich wirken die Syndikatssorgen nicht mehr länger belastend. Die Vorgänge innerhalb der Schwerindustrie, speziell die fortwährende Neubildung der sogenannten Gemischtwerke — also Kohlen, Eisen und Eisenfabrikation in einem Betrieb — lassen jedoch harte Kämpfe hinsichtlich der Hauptfrage der Quotenzuteilung bei den neuen Syndikaten leider erwarten. Die Ernteschäden in Amerika und die andern Folgen der dort herrschenden kolossalen abnormen Hitzwelle blieben ziemlich einflusslos auf die Situation der Börsen.

M. Weber.

Die Bayerische Landwirtschaftsbank München hat per 30. Juni 1911 einen Stand der Hypothekendarlehen von 128,19 Millionen Mark, somit seit 30. Juni 1910 eine Zunahme von 5,56 Millionen Mark erfahren. Der Pfandbriefumlauf ist in der gleichen Zeit um 6,99 auf 122,78 Millionen Mark gestiegen. M. W.

— Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste feste Abonnentenzahl auf. —

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 29. München, 22. Juli 1911. VIII. Jahrgang.

Eine „religiöse Gefahr“ für die deutschen Katholiken?

Von Joseph Mauch.

Albert Maria Weiß hat in der katholischen Publizistik keinen unbekannten Namen mehr. Seine Schriften finden immer eine Gemeinde. Fließender Stil, eine geradezu unheimliche Belesenheit und Vertrautheit mit der zu behandelnden Materie, die Gabe, zu fesseln und mit scharfen Strichen ein deutliches Bild vor dem Auge des Lesers entstehen zu lassen, da und dort eine wohltuende Wärme der Sprache, ein tiefer sittlicher Ernst, der durch alle seine Darlegungen weht, das unleugbare Bestreben, nur der guten Sache zu dienen: das ist es, was an den Werken dieses Mannes nicht unsympathisch berührt. Gewisse Vorzüge dürften auch seinen „Lebens- und Gewissensfragen der Gegenwart“ (Herder, Freiburg i. B. 1911) nicht abgesprochen werden können; wie dieselben auch schon in dieser Zeitschrift lobend erwähnt wurden („A. R.“ 1911, Nr. 23, S. 387 u. 388). Es ist kein Zweifel: A. M. Weiß bietet auch in diesen beiden Bänden viel des Belehrenden und Beherzigenswerten, er orientiert trefflich über das Tohuwabohu der modernen akatholischen Jesusforschungen und über deren erschreckend negative Resultate und Konsequenzen für die Moral des religiösen und bürgerlichen Lebens.

Dennoch können wir die beiden Bände nicht mit einem Gefühle der Befriedigung aus der Hand legen. Die Lektüre derselben ist zum geringsten Teil nur dazu angetan, zu ermutigen und zu erbauen, ein Gefühl des Mißbehagens und der Verstimmung möchte einen beschleichen, man wird zum Widerspruch geradezu herausgefordert und läuft Gefahr, vom Pessimismus des Verfassers infiziert und verbittert zu werden.

Pessimismus! Mit Absicht soll dieses Wort gebraucht sein, selbst auf die Gefahr hin, daß man uns zu den Widerpropheten (I S. 264 u. 265) rechnet, oder daß wir den Vorwurf einstecken müssen, dem Ernst aus dem Weg gehen zu wollen (II 342) und Gründe zu haben, die zum voraus schon uns bestimmen, unseren Standpunkt festzulegen, und zwar in einem Weiß widersprechenden Sinn (I 423). Vom lesenden Publikum hat Weiß nämlich eine sehr schlechte Meinung (I 194).

Das Bild, welches Weiß von den deutschen Katholiken und ihren Verhältnissen entwirft, ist geradezu erschreckend. Wenn man Weiß Glauben schenken wollte, müßte man annehmen, daß auch der deutsche Katholizismus — übrigens ein Wort, das Weiß ebenso scharf perhorresziert, wie „Weltanschauung“, „Laienapostolat“, „christliche Grundlage“ — seiner Auflösung durch den modernistischen Protestantismus und Monismus entgegengeht. Gründe dafür sollen darin liegen, daß zuviel politisiert wird. Unser Zeitalter müsse geradezu das politische genannt werden (I 39). Unter Politisieren versteht man aber meist Halbheit, Mangel an festen Grundsätzen, man sei stets bereit, die eine Hälfte der Wahrheit preiszugeben (I 39—40); daher komme es, daß man soziale Fragen viel weniger nach deren ökonomischen, gesellschaftlichen und sittlichen Bedeutung wäge, als nach ihrer parteipolitischen Verwendbarkeit (I 41—42). Weiß scheut vor dem ebenso scharfen wie unberechtigten Vorwurf nicht zurück: „Nicht selten ist es dahin gekommen, daß wir die Grundsätze des christlichen Lebens, ja die katholischen Glaubenslehren nach den Bedürfnissen der Politik auslegen, gleichsam, als sei die politische Wirksamkeit und das nationale Leben der Maßstab, nach dem entschieden werden müßte, was vom Christentum in der Oeffentlichkeit noch Geltung und Anwendung finden solle und nicht“ (I 49). Von der heutigen Sozialpolitik glaubt Weiß sagen zu müssen: „daß die soziale Frage in ihrem Kern eine sittliche Frage ist, daß sie ebendeshalb eine religiöse ist, und daß für uns Katholiken dabei Religion in keinem anderen Sinn denkbar ist, als in der Gestalt der katholischen Religion und der Kirche; diese Ueberzeugung war uns bisher selbstverständlich. Aber nun haben wir uns von der modernen Wirtschaftslehre Grundsätze aufdrängen lassen, die wir einst bekämpften. Wir unterscheiden zwischen wirtschaftlichen Interessen und sittlichen Grundsätzen. Nun verbitten wir uns feierlich, daß sich Bischöfe und Theologen viel mit uns zu schaffen machen. Nun haben wir uns auf ein interkonfessionelles Christentum zurückgezogen. Nun befehden die Christlichen die wenigen, die sich noch katholisch nennen, und erklären, es wäre mit ihnen keine Einigung möglich, außer sie legten den Namen katholisch ab (I 288).“ Schon I 7 wird das Gespenst des Interkonfessionalismus an die Wand gemalt, S. 39 möchte Weiß das Zentrum gern zu einer religiösen Partei stempeln, und S. 44 wird die Trias: Modernismus, Politisieren, Utilitarismus aufgestellt.

Weil man in der protestantischen Theologie soweit geht, Evangelien und alles in der Kirche geschichtlich Gewordene abzustreifen und die rein christliche Basis — Gott unser Vater, der Nebenmensch unser Bruder — herzustellen und auf derselben ein autonomes Christentum ohne Hierarchie und Dogmatik aufzubauen, darum sei auch der deutsche Katholizismus von diesen Bestrebungen und Einflüssen nicht bloß bedroht, sondern sogar angesteckt. Wenn Weiß (I 378) schon die Atmosphäre des katholischen Deutschlands seit Jahrhunderten mit Keimen des Protestantismus, Rationalismus und Liberalismus erfüllt bezeichnet, so brauchen wir uns nicht zu verwundern, wenn wir im Ausland so manches mal als ganze oder halbe Protestanten angesehen werden. Der Glaube sei schon schwach, sehr schwach (I 8, II 352), das Vertrauen zur Kirche wankend geworden (I 8); das ist auch nicht verwunderlich bei dem schlechten Betrieb des Theologiestudiums (I 38), und wenn katholische Theologen bei Harnack und Delitzsch in die Schule gehen (I 77); den Theologen wird ferner der Vorwurf gemacht, sie schöpften ihr Wissen zu sehr aus der protestantischen Literatur, sie verachteten die Scholastik und hätten so die Fähigkeit verloren, die Irrtümer des Gegners zu entdecken und auf sie gebührend zu antworten (I 286). Das Studium der Theologie bevorzugt die praktischen Fächer auf Kosten der theoretischen (I 286).

Dementsprechend kann auch der Zustand bei den Laien wohl kaum ein besserer sein. In der Tat kommen diese bei Weiß auch sehr schlecht weg. Sie wollten Deutschland entklerikalisieren (II 489), es wird ihnen (I 407) die Tendenz unterschoben, sich vollständig loszusagen von der Teilnahme an den kirchlichen Fragen im öffentlichen Leben; Welt, Welt und immer wieder Welt sei ihr Losungswort (I 388); es sei ihr Bestreben, die Geistlichen von der Erziehung, Presse, Literatur, ja von der Wissenschaft überhaupt auszuschließen (I 407). Es werde den Laien viel zu viel Weihrauch gestreut und zu wenig die gesunde Wahrheit gesagt (I 402). Wie gering Weiß von der Arbeit der Laien im Dienst des Katholizismus denkt, ergibt sich z. B. aus seinem Urteil über die Presse (II 92) und die Journalisten (I 131).

Nach solchen Aufstellungen ist es für den Leser nicht mehr so frappant, wenn Weiß zu dem Urteil kommt: „Die Richtschnur für unser Denken wurde statt der alten Glaubensregel die Rücksicht darauf, was sich mit dem modernen Geist verträgt. —

Empfehlenswerte Hotels in Bädern und Sommerfrischen.

Bad Aibling (Oberbayern), **Kurhaus Wittelsbach.** Reform-Hotel und Pension ohne Trinkzwang. Best. empf. Haus. Moor- u. alle medizin. Bäder im Hause. Hydriatische Kuren Wiener Küche. Auch Kurdiät. Mässige Preise. Prosp. frei

Peterstbal (Bad. Schwarzwald). **Stahlbad u. Gasthof z. Hirschen. Pension.** Gut bürgerliches Haus mit Dependance Villa Viktoria. Mineralquellen und Bäder im Hause. Ausführl. Prospekt gratis. Telephon Nr. 7. Alb. Hoferer, Besitzer.

Zeltingen a. d Mosel, **Hotel Nicolay „Zur Post“**, 5 Min v. Bahnh. Altrenom. Haus. Empfehlensw. Sommeraufenth Pension von 4 M. an. Grosser schattig. Garten u. Terrasse mit Aussicht auf die Mosel. Elektr. Licht, Wagen im Hause, Auto-Garage. **Weinversand eigener Kelterung.** Inhaber: Geschw. Nicolay

Luftkurort Hornberg i. Schwarzwald, Hotel zur Post. Geschützte Lage, schöne Spaziergänge, elektr Lohtanninbad für Rheumatismus, Herz- und Nervenleiden Vom 1. Septbr. bis 1. Juli Pension von ℳ 4.50 an. Prospekte.

Feldafing, Hotel Kaiserin Elisabeth, am Starnbergersee. In der Vor- und Nachsaison billigere Pensionspreise. Grosse schattige Terrasse. Herrliche Aussicht auf See und Gebirge. Balkons. Remise.

„Dreizehnlinden“, Schloss Corvey, **Höxter,** Wesergebirge. Sommerfrische. Touristen-Hotel Fernsprecher 77. Prospekte gratis. Pension ℳ 4 bis ℳ 4.50

Empfehlenswerte Sanatorien.

Dr. Lochbrunners Sanatorium. Herz- und Nervenleiden, Verdauungsstörungen, Erholungsbedürftige. **München - Thalkirchen.** — Prospekt frei.

Bad Lippspringe
Teutoburger Wald.
Arminiusquelle

Altbewährt. Kurort b. Erkrankung d. Lunge u. d. Atmungsorgane. ::: Frequenz 1910: 9000 Kurgäste ohne Passanten. Reizmilderndes Klima. Wasserleitung. Elektr. Licht. Dampfheiz. Modernst. Badekomfort. Inhalationen neuest. Systeme. Luft- u. Sonnenbäd. Liegehallen. Elektr. u. Dampfbäd., Massagen, Packungen. Wasserversand während des ganzen Jahres. **Pensions-Hotel Kurhaus.** Vorzügl. Verpflegung. :::: Elektrisches Licht. Liegehalle. ::::

Dr. Wiggers
Kurheim (Sanatorium)
Partenkirchen
(Oberbayern)
für Innere-Nervenkranke und Erholungsbedürftige. Geschützte Südlage, modernste Einrichtung, jeglich. Komfort. Lift. Grosser Park. Zimmerkühlung. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte.
3 Aerzte.

Kettelerheim
Bad Nauheim ::
(Unter Leitung barmherziger Schwestern)
Zentralheizung, elektr. Licht, Personenaufzug. In nächster Nähe der staatlichen Bäder und Parkes gelegen. Grosser Garten. Hauskapelle. Prospekte durch die Schwester Oberin.

Idealer Sommer-Aufenthalt.
Feldafing
— die Perle des Starnbergersees —
:: **Hotel** ::
„Kaiserin Elisabeth“
Vornehmes Familienhotel I. Rgs. n. Schweizer Stil. Idyllisch schön und windgeschützt gelegen inmitten Parks u. Wälder. — **40 Min. Bahnfahrt von München.** — In der Vorsaison billige Pensionspreise.

Maschinenschriftliche Arbeiten und Vervielfältigungen jeder Art übernehme zu billigsten :: Sätzen ::
W. Eckmann, Kehl, **(Baden).**

Erholungsheim für Geistliche.
Lugano :: Villa :: S. Raffaele
Pension Edelweiss
4 Min. v. d. Bahn. Ruhige staubfreie Lage. Elektr. Licht. Bad. Deutsche Küche. Prosp. kostenfrei.

In schönster Lage
— **Merans** —
zu verkaufen ein
Kloster,
neu, mit Garten, passend für Sanatorium, Pension usw. Anfragen an P. Josef Meran - Obermais (Tirol Lazag 193.

Gardinenfabrik
Johannes Neumann, Plauen i.V. 16
Praktische Neuheit D. R. G. M.
:: Vitragen ::
Doppelkanten
Keine Vitr.-Stangen mehr sichtbar. Bequeme, praktische lambrequinartige Wirkung. (1
= Nur von mir zu beziehen. =

Exerzitien für Herren
aus
gebildeten Ständen
in der
Erzabtei Beuron
(Hohenzoll.)
vom 24.—28. Juli.
Anmeldungen sind an die Exerzitienleit. zu richten.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn
erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

Wir liefern **alle Bücher**, besonders grössere Werke ohne Anzahlung u. ohne Preiserhöhung gegen Monatsraten von 3—5 M. auf laufendes Konto. **Referenz:** 25000 ständ. Abnehmer, sowie Verbands- und Vereinsverträge. **Friedr. Kratz & Cie.,** Versandbuchhandlung, Cöln, Stolkg. 49.

Rhöndorf,
···(RHEIN):··· Siebengebirge.
Dr. Euteneuer's Kuranstalt. Aufnahme von Kranken u. Erholungsbedürftigen jederzeit. Klimatisch bevorzugte Lage. Dr. Kemper, Spezialarzt für innere Krankheiten.

Westerland auf Sylt
26000 Besucher — Familien-Bäder
Modernes Warmbadehaus mit grossem Inhalatorium. Luft- und Sonnenbad. Beliebtes Nordseebad mit stärkstem Wellenschlag. Meilenlanger sammetweicher, staubfreier Strand. Prospekte kostenlos durch die Badedirektion

BERLIN — Kathol. Vereinshaus — Hotel Stewen
Niederwallstr. 11 .·. Nahe der St. Hedwigskirche ·.· Nahe Unter den Linden
Vorzügl. Verpflegung. Bäder im Hause. **Zimmer M. 1.75 bis M. 10.** Zentralheizung. Elektrisches Licht.

Hotel Union
Elegante Klubräume zur Abhaltung für Diners, Soupers und Familienfestlichkeiten.
Kath. Kasino München A. V.
München, Barerstr. 7
Anerkannt vorzügliche Küche.

Luftkurort Hornberg im Schwarzwald
geschützte Lage, schöne Spaziergänge, elektr. Lohtanninbad für Rheumatismus, Herz- und Nervenleiden. Vom 1. September bis 1. Juli Pension von M. 4.50 an im
Hotel „zur Post“.
Gut empfohlenes Haus ersten Ranges. .·. .·. .·. .·. Prospekte.

London via Ostende-Dover
3mal täglich
3 Stund. Seefahrt
drahtlose Telegraphie
= Kürzeste und interessanteste Route zwischen =
Süddeutschland und England.
Direkte Fahrkarten auf allen Hauptstationen, sowie auch in den meisten Reisebureaus, woselbst Prospekte und Auskünfte unentgeltlich.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 26 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 29. München, 22. Juli 1911. VIII. Jahrgang.

Eine „religiöse Gefahr“ für die deutschen Katholiken?

Von Joseph Mauch.

Albert Maria Weiß hat in der katholischen Publizistik keinen unbekannten Namen mehr. Seine Schriften finden immer eine Gemeinde. Fließender Stil, eine geradezu unheimliche Belesenheit und Vertrautheit mit der zu behandelnden Materie, die Gabe, zu fesseln und mit scharfen Strichen ein deutliches Bild vor dem Auge des Lesers entstehen zu lassen, da und dort eine wohltuende Wärme der Sprache, ein tiefer sittlicher Ernst, der durch alle seine Darlegungen weht, das unleugbare Bestreben, nur der guten Sache zu dienen: das ist es, was an den Werken dieses Mannes nicht unsympathisch berührt. Gewisse Vorzüge dürften auch seinen „*Lebens- und Gewissensfragen der Gegenwart*“ (Herder, Freiburg i. B. 1911) nicht abgesprochen werden können; wie dieselben auch schon in dieser Zeitschrift lobend erwähnt wurden („A. R.“ 1911, Nr. 23, S. 387 u. 388). Es ist kein Zweifel: A. M. Weiß bietet auch in diesen beiden Bänden viel des Belehrenden und Beherzigenswerten, er orientiert trefflich über das Tohuwabohu der modernen akatholischen Jesusforschungen und über deren erschreckend negative Resultate und Konsequenzen für die Moral des religiösen und bürgerlichen Lebens.

Dennoch können wir die beiden Bände nicht mit einem Gefühle der Befriedigung aus der Hand legen. Die Lektüre derselben ist zum geringsten Teil nur dazu angetan, zu ermutigen und zu erbauen, *ein Gefühl des Mißbehagens und der Verstimmung* möchte einen beschleichen, man wird zum *Widerspruch geradezu herausgefordert* und läuft Gefahr, vom Pessimismus des Verfassers infiziert und verbittert zu werden.

Pessimismus! Mit Absicht soll dieses Wort gebraucht sein, selbst auf die Gefahr hin, daß man uns zu den Widerpropheten (I S. 264 u. 265) rechnet, oder daß wir den Vorwurf einstecken müssen, dem Ernst aus dem Weg gehen zu wollen (II 342) und Gründe zu haben, die zum voraus schon uns bestimmen, unseren Standpunkt festzulegen, und zwar in einem Weiß widersprechenden Sinn (I 423). Vom lesenden Publikum hat Weiß nämlich eine sehr schlechte Meinung (I 194).

Das Bild, welches Weiß von den deutschen Katholiken und ihren Verhältnissen entwirft, ist geradezu erschreckend. Wenn man Weiß Glauben schenken wollte, müßte man annehmen, daß auch der deutsche Katholizismus — übrigens ein Wort, das Weiß ebenso scharf perhorresziert, wie „Weltanschauung“, „Laienapostolat“, „christliche Grundlage“ — seiner Auflösung durch den modernistischen Protestantismus und Monismus entgegengeht. Gründe dafür sollen darin liegen, daß zuviel politisiert wird. Unser Zeitalter müsse geradezu das politische genannt werden (I 39). Unter Politisieren versteht man aber meist Halbheit, Mangel an festen Grundsätzen, man sei stets bereit, die eine Hälfte der Wahrheit preiszugeben (I 39—40); daher komme es, daß man soziale Fragen viel weniger nach deren ökonomischen, gesellschaftlichen und sittlichen Bedeutung wäge, als nach ihrer parteipolitischen Verwendbarkeit (I 41—42). Weiß scheut vor dem ebenso scharfen wie unberechtigten Vorwurf nicht zurück: „Nicht selten ist es dahin gekommen, daß wir die Grundsätze des christlichen Lebens, ja die katholischen Glaubenslehren nach den Bedürfnissen der Politik auslegen, gleichsam, als sei die politische Wirksamkeit und das nationale Leben der Maßstab, nach dem entschieden werden müßte, was vom Christentum in der Oeffentlichkeit noch Geltung und Anwendung finden solle und nicht“ (I 49). Von der heutigen Sozialpolitik glaubt Weiß sagen zu müssen: „daß die soziale Frage in ihrem Kern eine sittliche Frage ist, daß sie ebendeshalb eine religiöse ist, und daß für uns Katholiken dabei Religion in keinem anderen Sinn denkbar ist, als in der Gestalt der katholischen Religion und der Kirche; diese Ueberzeugung war uns bisher selbstverständlich. Aber nun haben wir uns von der modernen Wirtschaftslehre Grundsätze aufdrängen lassen, die wir einst bekämpften. Wir unterscheiden zwischen wirtschaftlichen Interessen und sittlichen Grundsätzen. Nun verbitten wir uns feierlich, daß sich Bischöfe und Theologen viel mit uns zu schaffen machen. Nun haben wir uns auf ein interkonfessionelles Christentum zurückgezogen. Nun befehden die Christlichen die wenigen, die sich noch katholisch nennen, und erklären, es wäre mit ihnen keine Einigung möglich, außer sie legten den Namen katholisch ab (I 288).“ Schon I 7 wird das Gespenst des Interkonfessionalismus an die Wand gemalt, S. 39 möchte Weiß das Zentrum gern zu einer religiösen Partei stempeln, und S. 44 wird die Trias: Modernismus, Politisieren, Utilitarismus aufgestellt.

Weil man in der protestantischen Theologie soweit geht, Evangelien und alles in der Kirche geschichtlich Gewordene abzustreifen und die rein christliche Basis — Gott unser Vater, der Nebenmensch unser Bruder — herzustellen und auf derselben ein autonomes Christentum ohne Hierarchie und Dogmatik aufzubauen, darum sei auch der deutsche Katholizismus von diesen Bestrebungen und Einflüssen nicht bloß bedroht, sondern sogar angesteckt. Wenn Weiß (I 378) schon die Atmosphäre des katholischen Deutschlands seit Jahrhunderten mit Keimen des Protestantismus, Rationalismus und Liberalismus erfüllt bezeichnet, so brauchen wir uns nicht zu verwundern, wenn wir im Ausland so manches mal als ganze oder halbe Protestanten angesehen werden. Der Glaube sei schon schwach, sehr schwach (I 8, II 352), das Vertrauen zur Kirche wankend geworden (I 8); das ist auch nicht verwunderlich bei dem schlechten Betrieb des Theologiestudiums (I 38), und wenn katholische Theologen bei Harnack und Delitzsch in die Schule gehen (I 77); den Theologen wird ferner der Vorwurf gemacht, sie schöpften ihr Wissen zu sehr aus der protestantischen Literatur, sie verachteten die Scholastik und hätten so die Fähigkeit verloren, die Irrtümer des Gegners zu entdecken und auf sie gebührend zu antworten (I 286). Das Studium der Theologie bevorzugt die praktischen Fächer auf Kosten der theoretischen (I 286).

Dementsprechend kann auch der Zustand bei den Laien wohl kaum ein besserer sein. In der Tat kommen diese bei Weiß auch sehr schlecht weg. Sie wollten Deutschland entklerikalisieren (II 489), es wird ihnen (I 407) die Tendenz unterschoben, sich vollständig loszusagen von der Teilnahme an den kirchlichen Fragen im öffentlichen Leben; Welt, Welt und immer wieder Welt sei ihr Losungswort (I 388); es sei ihr Bestreben, die Geistlichen von der Erziehung, Presse, Literatur, ja von der Wissenschaft überhaupt auszuschließen (I 407). Es werde den Laien viel zu viel Weihrauch gestreut und zu wenig die gesunde Wahrheit gesagt (I 402). Wie gering Weiß von der Arbeit der Laien im Dienst des Katholizismus denkt, ergibt sich z. B. aus seinem Urteil über die Presse (II 92) und die Journalisten (I 131).

Nach solchen Aufstellungen ist es für den Leser nicht mehr so frappant, wenn Weiß zu dem Urteil kommt: „Die Richtschnur für unser Denken wurde statt der alten Glaubensregel die Rücksicht darauf, was sich mit dem modernen Geist verträgt. —

Damit haben wir, ohne uns dessen bewußt zu werden, die entscheidenden Grundlagen des Christentums preisgegeben, und das, was wir noch unter dem Namen des Christentums beibehalten haben, derart entleert, daß es den wahren Sinn des Christentums preisgegeben hat. Seitdem kämpfen wir vielfach für ein Christentum, in dem der Stifter seine erste Stiftung nicht mehr anerkennen kann (I 273)."

Für jeden, der mit den Verhältnissen und Fragen des Katholizismus in Deutschland einigermaßen vertraut ist, genügt es, solche unerhörte und maßlose Anschuldigungen einfach niedriger zu hängen, um sie in ihrer Haltlosigkeit und Einseitigkeit zu durchschauen. Aber das Gefühl ehrlicher Entrüstung und schmerzlicher Enttäuschung darüber läßt sich nicht unterdrücken, daß ein Mann vom Namen und Einfluß eines A. M. Weiß unsere deutschen Katholiken, Theologen und Laien, mit derartigen Anwürfen und Verdächtigungen bedenken mag, für die er auch nur die Spur eines Beweises schuldig geblieben ist.

Die Methode, die Weiß anwendet, fordert nämlich einen noch schärferen Protest heraus als der Inhalt seiner Schrift. Die protestantischen Verhältnisse auf dem Gebiete der Theologie und kirchlichen Praxis werden möglichst breit und düster behandelt, um dann einen entsprechenden Hintergrund für das katholische Bild abzugeben. Für die Charakterisierung einer bestimmten Richtung kommt meistens deren radikalster und extremster Vertreter oder irgend ein Einspänner und Eigenbrödler zum Wort; so z. B. (I 231 ff., 266 ff., 391 ff.), sogar die polemische Broschüre des Grafen Oppersdorf wird benützt (II 488). Manche Kapitel sind eben eine Sammlung von aus dem Zusammenhang gerissenen, für die Zwecke des Verfassers aneinander gruppierten Zitaten, mit denen sich alles und nichts beweisen läßt. Die Quellenangabe ist mehr als mangelhaft, meistens wird ganze Seiten lang mit unbekannten und ungreifbaren „wir" und „man" operiert, auf dem Weg von Klatsch und Denunziation bekannt gewordene Privatgespräche, ein faux pas oder ein schiefes Wort eines einzelnen müssen als Typen und klassische Beispiele herhalten. Ein locus classicus ist (I 410), wo ein Journalist, der die Pfingstmesse verschläft, als Repräsentant des Geistes im ganzen Stand hingestellt zu werden scheint. Derartige, manchmal geradezu ungeheuerliche Verallgemeinerungen und Verdächtigungen haben wir an mehr als 30 Stellen gefunden; wo vom Gegner die Rede ist, wird der Stil manchmal geradezu banal (z. B. I 306, 412, 460, 506; II 392 Anm.; 408). Wie Weiß in seinem Pessimismus nur das Negative sieht, dafür ein Beispiel (I 447): Katholischen Theologen, die in der Kritik der Heiligenleben zu energisch vorgehen sollen, wären doch auch Männer wie P. Hildebrand, Viehlmayer, Jörgensen, Innerkofler, oder die Sammlung illustrierter Heiligenleben entgegenzustellen gewesen. Nach dem, was ein Roeren oder die „Allgemeine Rundschau" und andere schon getan und erreicht haben, sollte Weiß (II 428) doch etwas zurückhaltender sein im Vorwurf, die deutschen Katholiken seien in der Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit noch rückständig. (Auch dem vor kurzem verstorbenen unermüdlichen und unerschrockenen Jos. Pappers, dem geistigen Leiter des Kölner „Volkswart", sei hier ein ehrendes Andenken geweiht.)

Doch genug! Alles in allem ist der Eindruck dieses neuesten Werkes des P. Weiß ein sehr unbefriedigender, die Schattenseiten überwiegen zu sehr die Lichtseiten. Darum dürfte es nur sehr wenigen „aus dem Herzen geschrieben" sein, wie auch schon die „Köln. Volkszeitung" in wiederholten Artikeln es glatt abgelehnt hat. Wenn wir diese Stellung gegen das Werk einnahmen, so soll es geschehen mit voller Hochachtung des gelehrten und bejahrten Autors, dem Ernst und Liebe zur guten Sache, Gefühl für Gerechtigkeit und Wahrheit gewiß nicht abgesprochen werden können und sollen. Wir haben vielmehr zur Feder gegriffen, nur aus Furcht, es möchte auch dieses Werk von jenen sattsam bekannten Nörglern im In- und Ausland als eine Fundgrube für neue Angriffe und Intriguen gegen uns deutsche Katholiken benützt werden. — Auch eine „religiöse Gefahr".

* * *

Die schon mehr als einmal unliebsam bekannt gewordene „Correspondance de Rome" hat den durch die Uebertreibungen und Schwarzmalereien des P. Weiß gemachten Fehler noch bedeutend verschärft und der liberalen Presse Handhaben zu den unsinnigsten Pauschalanklagen nicht nur gegen das deutsche Zentrum, sondern auch gegen die Bischöfe, in erster Linie gegen den für die sog. „Kölner Richtung" verantwortlich gemachten Kardinal-Erzbischof von Köln geboten. Daß die in allererster Linie Angegriffenen, voran die „Kölnische Volkszeitung", sich energisch zur Wehr setzten, war um so natürlicher, als an mehr als einer Stelle geflissentlich die Version kolportiert wurde, der Papst in eigener Person habe den gelehrten Dominikaner zur Veröffentlichung seiner Anklage gegen die deutschen Katholiken ermutigt und autorisiert. Das von der „Correspondance de Rome" so unsinnig mißdeutete „Geheimzirkular" war nichts anderes als eine Zurückweisung der unberechtigten Angriffe und eine Instruktion über die begleitenden näheren Umstände. Das Zirkular ist wohl allen im Vordergrunde der katholischen Bewegung in Deutschland stehenden Persönlichkeiten zugegangen. Auch der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" hat es erhalten, aber keineswegs als „Geheimschrift".

Im rechten Augenblick haben jetzt Stellen eingegriffen, deren autoritatives Gewicht uns jeder weiteren Erörterung über den bedauerlichen Zwischenfall überhebt. Seine Exzellenz der Apostolische Nuntius in München, Msgr. Andreas Frühwirth, hat den „Bayerischen Kurier", der bei dem Vertreter des Heiligen Stuhles Erkundigungen einzog, zur Veröffentlichung der nachstehenden Auskunft ermächtigt, die gleichzeitig auch dem Münchener Vertreter der „Kölnischen Volkszeitung" zuteil wurde:

„Sie können in der entschiedensten Weise erklären, daß die „Correspondance de Rome" in keiner Weise offiziös oder inspiriert ist, daß die zuständige höhere Behörde in keiner Weise von den Publikationen in jener Korrespondenz vor deren Veröffentlichung Kenntnis hat und mithin in keiner Weise eine Verantwortug hierfür übernimmt. Auch ich bedauere den Ton, in welchem der Artikel der „Correspondance de Rome" abgefaßt ist, und ich bedauere ihn nicht bloß, sondern ich mißbillige ihn.

„Was dann die Mitteilung über das Geheimzirkular anlangt, so entbehrt dieser Vorwurf vollständig der tatsächlichen Unterlage, denn ich selbst erhielt schon am 22. Juni eine Kopie dieses Zirkulars; ich erhielt es also 10 Tage früher, bevor die „Correspondance de Rome" sich darüber verlauten ließ, und es kann in keiner Weise die Rede sein von einem Geheimzirkular, wenn dasselbe zur Kenntnis der zuständigen kirchlichen Behörde gebracht worden ist.

„Ich protestiere auf das entschiedenste gegen den Inhalt der vom „Corriere della Sera" und anderen liberalen ausländischen Zeitungen veröffentlichten Artikel, in denen so schwere Anklagen gegen die Katholiken Deutschlands und gegen das Zentrum erhoben wurden, und in denen man sogar einen Schatten werfen möchte auf die unantastbare Person Sr. Eminenz des durch seinen Hirteneifer rühmlichst bekannten Erzbischofs von Köln.

„Doch muß ich, soweit meine Kenntnis reicht und mir von zuständigster Seite versichert wird, sagen, daß die vom „Corriere della Sera" und anderen liberalen Zeitungen ausgestreuten Mitteilungen nicht von den Kreisen der „Correspondance de Rome" herrühren, und daß an der Veröffentlichung dieser Artikel weder Msgr. Benigni noch ein anderer Prälat direkt oder indirekt Anteil hat."

Diese Kundgebung des Münchener Vertreters des Apostolischen Stuhles richtet sich indirekt auch gegen Verlautbarungen der sog. „Zentralauskunftsstelle der katholischen Presse", herausgegeben von Dr. Karl Kaufmann, der von Köln nach Frankfurt a. M. übergesiedelt ist. Diese Zentralauskunftsstelle hatte erst unmittelbar vor der Erklärung des Nuntius in einer längeren Verteidigung der „Correspondance de Rome" diese ausdrücklich als ein „offiziöses Blatt des Vatikans" bezeichnet. Die „Schlesische Volkszeitung", welche in einer Zuschrift „von maßgebendster parlamentarischer Seite" (augenscheinlich aus der Feder des Geheimen Justizrates und fürstbischöflichen Konsistorialrates Dr. Porsch) den abermaligen Versuchen Dr. Kaufmanns, einen Keil in die Einigkeit der deutschen Katholiken und des Zentrums zu treiben, energisch entgegentritt, hat durch die Kundgebung des Apostolischen Nuntius einen bedeutungsvollen Sukkurs erhalten.

Wie der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 604) aus Rom mitgeteilt wird, hat nunmehr auch Seine Eminenz der Kardinalstaatssekretär Merry del Val Veranlassung genommen, am 15. Juli den Prälaten Dr. Ehses, den Direktor des römischen Instituts der Görresgesellschaft, in einer Privat-

audienz zu der kategorischen Erklärung zu ermächtigen: „daß die „Correspondance de Rome“ jedes offiziellen wie offiziösen Charakters entbehre und lediglich ein privates Publikations-Unternehmen mit vollständig eigener Verantwortlichkeit sei. Der Vatikan fasse seine Entschlüsse, ohne sich durch die Aufregung in der Presse beeinflussen zu lassen, in steter Fühlung mit den Bischöfen und auf Grund authentischer Informationen, unbekümmert um die Uebertreibungen und Verallgemeinerungen hüben und drüben. Namentlich Stimmen aus Frankreich seien mehr vom Revanchestandpunkt aufzufassen und nicht tragisch zu nehmen. Das Vertrauen des Vatikans auf die deutschen Bischöfe und die deutschen Katholiken insgesamt sei durch nichts erschüttert. Auch bezüglich der christlichen Gewerkschaften liege nicht der geringste Grund zu einem neuen Feldzug gegen dieselben vor, da nichts geschehen sei, was den Papst zu einer Aenderung der dem Kardinal und Erzbischof Fischer von Köln bei wiederholten Anlässen, namentlich bei seiner letzten Romreise erteilten Antworten veranlassen könnte.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Marokkoverhandlungen.

Bisher ist die verkündete Amtsverschwiegenheit auf beiden Seiten gewahrt worden. Das betrachten wir als ein günstiges Zeichen. Die Quertreiber und Ränkeschmiede sind vorläufig ausgeschaltet. Tadellos war auch die Erklärung, die der französische Minister des Aeußern, Herr de Selves, in der Deputiertenkammer abgab. Er verlangt die Verschiebung der öffentlichen Besprechung und versichert, die diplomatischen Verhandlungen mit Deutschland würden mit der beharrlichen und unerschütterlichen Sorge für das geführt, was die Interessen und die Würde des Landes erfordern, und auch mit der Sorge dafür, die Beziehungen guten Einvernehmens und vollkommener Loyalität zu der Macht, mit der Frankreich unterhandle, aufrecht zu erhalten. Unsere Offiziösen sind mit diesen Worten sehr zufrieden; sie hätten in Frankreich und auch bei uns günstig gewirkt; für den Fortgang der Verhandlungen behalte die wechselseitige Bekundung einer achtungsvollen und freundlichen Stimmung ihren Wert; auch in der Presse beider Länder sei, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, die Erörterung mehr und mehr auf den ruhigen Ton gestimmt worden, der für aufrichtige Freunde einer Verständigung der richtige sei. — Das klingt gewiß wunderschön, und es ist auch nichts dagegen einzuwenden, wenn die Börse sich der politischen Sorgen entschlägt und die Rentenkurse hoch hält. Aber man darf sich durch all das Beruhigungspulver nicht zu überschwenglichen Hoffnungen hinreißen lassen. Vor allem nicht zu dem Glauben, daß der Ausgleich schon in kurzer Frist fix und fertig sein werde. Denn die Diplomatie befindet sich noch im Stadium der ersten Anfühlung, der unverbindlichen Präambeln. Wenn erst konkrete Forderungen und Gegenvorschläge abzuwägen sind, wird es an Hemmnissen und Schwierigkeiten nicht fehlen. Wahrscheinlich werden dann auch die beteiligten Spekulanten und Chauvinisten wieder Gelegenheit zur Einmischung suchen und finden. Schließlich ist nicht zu vergessen, daß England, wenn es sich auch augenblicklich zurückhält, doch das letzte Wort zu den deutsch-französischen Abmachungen sich vorbehalten hat. Also werden wir Geduld haben müssen. Darauf hinzuweisen, ist von großem praktischen Wert. Denn bei Ueberspannung der Erwartungen kann zu leicht durch eine Verzögerung oder eine sichtbare Schwierigkeit eine Beunruhigung der öffentlichen Meinung eintreten, die für das Erwerbsleben schädlich wäre und auch die diplomatische Position beeinträchtigen könnte. Gerade die deutsche Diplomatie wird bei diesem „Geschäft“ die kaltblütige Ausdauer nötig haben. Jede Ueberstürzung würde wieder zu solchen Halbheiten und Unklarheiten führen, wie wir sie am Algecirasvertrag und an dem Bülowschen Sonderabkommen zu beklagen hatten.

Die sonstige auswärtige Lage.

Während die marokkanische Angelegenheit auf den stillen Seitenstrang geschoben worden ist, will die albanische Quelle der Beunruhigung sich immer noch nicht verstopfen lassen. Die Pforte hat den Aufständischen weitgehende Friedensangebote gemacht und hat den Termin zur Annahme mit großer Geduld immer wieder verlängert. Aber die Albanesen und Malissoren bleiben mißtrauisch und hartnäckig. Offenbar glauben sie, an Montenegro und dessen vermutlichem Hintermann Rußland eine Stütze zu haben. Der montenegrinische Gerngroßkönig drohte sogar eines schönen Tages mit der Mobilisierung seiner Armee, die trotz der geringen Quantität doch den Frieden auf dem Balkan ernstlich bedroht hätte. Er hat auf das Experiment vorläufig verzichtet, und daraus folgert man, daß Rußland ihm abgeraten hätte. Mag sein, daß Rußland gegen das sofortige Losschlagen ist; aber leider scheint die russische Politik gegen die Offenhaltung dieser Wunde nichts einzuwenden zu haben. Neuerdings trifft die Pforte wieder neue Vorsichtsmaßregeln, um der drohenden stärkeren Aufstandsbewegung in Mazedonien und Albanien gewachsen zu sein.

Schließlich wird Oesterreich wohl noch energischer als bisher seinen Einfluß geltend machen müssen, um endlich Ruhe an seinen Grenzen und Sicherheit für Europa zu erlangen. Aber die österreichischen Staatsmänner haben zurzeit schon im eigenen Lande Sorgen genug. Im ungarischen Königreich hat die Landtagsopposition gegenüber der Wehrreform zu dem alten Mittel der Obstruktion gegriffen, wodurch die Zuversicht auf den Fortbestand des Ministeriums Khun-Hedervary hier und da erschüttert wird, wenn auch vorläufig die Kraft- und Geduldsprobe für die Regierung nicht schlecht steht. In Zisleithanien ist die Zukunft noch ein verschleiertes Bild von Sais. Freiherr v. Gautsch verhandelt und verhandelt wegen Schaffung einer Arbeitsmehrheit im neuen Reichsrat. Von dem Gelingen hängt auch das Schicksal der Wehrreform ab. Bisher ist noch kein Erfolg der Verhandlungen zu sehen. Auch die Flottmachung des böhmischen Landtags, die als Voraussetzung für die allgemeine parlamentarische Gesundung gilt, ist noch nicht vorgeschritten. Glücklicherweise hat inzwischen die christlich-soziale Partei einen kräftigen Anlauf zur Auffrischung in capite et membris genommen. Sollte der schlechte Wahlausfall zu einem neuen Appell an das Volk führen, so darf man wohl auf ein etwas besseres Ergebnis hoffen.

In Frankreich hat das neue Ministerium Caillaux mit Energie und Geschick sich bis zum Nationalfesttag und den parlamentarischen Ferien durchgeschlagen, trotz der sozialistischen Obstruktionsversuche, die namentlich an die heikle Frage der Wiederanstellung der entlassenen Eisenbahner anknüpfte.

In England hat die Verfassungsfrage sich wieder zugespitzt, da das Oberhaus zu der Vetobill Aenderungen beschlossen hat, die gerade für die wichtigsten Punkte, namentlich für ein irisches Homerulegesetz, die Zustimmung des Oberhauses unbedingt erforderlich halten wollen. Die Regierungspartei läßt sich freilich dadurch nicht bange machen, da sie glaubt, die Drohung mit einem Peersschub oder im äußersten Falle die Durchführung eines solchen werde die Vetobill glatt durchbringen. In der auswärtigen Politik hat die englische Regierung soeben ein Kunststück fertig gebracht, das sich sehen lassen kann. Der bisherige englisch-japanische Vertrag setzt England der Gefahr aus, bei einem Konflikt zwischen Japan und den Vereinigten Staaten gegen letztere auftreten zu müssen. Von dieser Hilfsverpflichtung wollte England gerne entbunden sein, ohne es mit Japan zu verderben. Da hat man nun die neue Mode der Schiedsgerichtsverträge auszunutzen gewußt, indem man bei der Revision des Vertrages mit Japan eine Klausel durchsetzte, wonach die Unterstützung im Kriegsfalle gegen eine durch Schiedsvertrag verbundene Macht nicht gefordert werden kann. Als die Japaner darauf eingingen, werden sie wohl durch geheime Zugeständnisse „überzeugt“ worden sein. Auf jeden Fall ist die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenstoßes zwischen Japan und den Vereinigten Staaten nicht mehr so hoch zu schätzen, wie bisher.

Die Nachrichten von einer Gegenrevolution in Portugal sind wieder im Sande verlaufen. Spanien befindet sich in einer gewissen Aufregung wegen der Zuspitzung der Gegensätze zwischen seinen Truppen und den französisch-marokkanischen Militärkräften bei Elksar. Es sieht so aus, als ob dort jeden Tag ein spanisch-französischer Krieg entbrennen könnte. Aber beide Regierungen werden ihre Streithähne wohl so lange zügeln, bis die Verhandlungen zwischen Frankreich und Deutschland entweder zum Abschluß oder zum Krach geführt haben.

Zur inneren Lage.

Der Hansabund sorgt für Stoff während der sommerlichen Ruhepause. Die Abfallbewegung hat sich vom rheinisch-westfälischen Industriegebiet nach dem Saarbrückener ausgebreitet, und auch in Oberschlesien sind Austritte erfolgt. Die linksliberale

Presse, die sich als die berufene Vertreterin des Hansabundes ausspielt, hat ihren Jubel über die reinliche Scheidung und kräftigende Klärung allmählich aufgegeben, und auch der Vorstand des Hansabundes hat den Ernst der Lage anerkennen müssen. Herr Rießer, der Diktator, reiste höchstselbst in das Ruhrrevier, um zu retten, was zu retten war. Den triumphierenden Berichten über den Erfolg seiner rabulistischen Beredsamkeit scheinen die leitenden Herren selbst nicht recht zu trauen; denn soeben hat das Direktorium des Hansabundes in Berlin eine förmliche Kundgebung losgelassen, die den Vorwurf der linksliberalen Parteistellung und der Unterstützung der Sozialdemokratie abwehren soll. Die wohlgesetzten Worte tun es aber nicht; auch die Erinnerung an einen früheren (unter dem Einfluß Rötgens) gefaßten Beschluß wegen Bekämpfung der Sozialdemokratie zieht nicht mehr. Wollten die Herren ehrlich sein, so müßten sie klipp und klar sagen, ob im Falle einer Stichwahl zwischen einem Sozialdemokraten und einem rechtsstehenden oder Zentrums-Kandidaten die Hansabündler für oder gegen den Umsturz stimmen sollen. Davon hüten sie sich aber, weil sie die Begünstigung der Sozialdemokratie nicht **öffentlich** betreiben mögen, desto wirksamer aber im stillen.

Eine Rede des Reichstagspräsidenten.

Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Eine Rede des konservativen Reichstagspräsidenten Grafen Schwerin hat in der politischen Saurengurkenzeit viel Aufsehen erregt; sie sollte ein „Stoß in das Herz der schwarz-blauen Verbrüderung" darstellen. Solche Redewendungen sind nur auf die Denkfaulheit des politischen Spießbürgertums berechnet. Nach der Verabschiedung der reichsländischen Verfassung und nach der Annahme des Leichenverbrennungsgesetzes sollte auch der stupideste politische Hinterwäldler wissen, daß eine solche Verbrüderung einfach nicht besteht und auch nicht bestanden hat. Das Zentrum hat gar keine Lust, seine Selbständigkeit und Aktionsfreiheit einer anderen Partei zuliebe zu opfern und bei den Konservativen ist es nicht anders. Eine parlamentarische Arbeitsmehrheit steht auch nicht im Verhältnis eines politischen Ehepaares. Der mißlungene Versuch im Block könnte ernüchternd gewirkt haben.

Es ist allerdings eine auffallende Erscheinung, wenn der von dieser Arbeitsmehrheit gewählte Präsident sich gegenüber einem Teile derselben in Ausdrücken ergeht, die begründeten Unwillen hervorrufen müssen; dies hat Reichstagspräsident Graf Schwerin getan. Er hält das Bestehen der Zentrumspartei nicht für erfreulich. Nach der ersten Lesart sollte das Zentrum eine „unerfreuliche Erscheinung" sein. Es wird eine Seltenheit sein, daß ein Reichstagspräsident so sich ausläßt über eine Partei, deren Stimmen er im Reichstage absolut nötig hat, um seinen Sitz einnehmen zu können. Bisher haben sich Reichstagspräsidenten nicht derart in den Parteikampf geworfen; weder Herr von Levetzow noch Graf von Ballestrem drückten sich gegen andere Parteien dergestalt aus. In den Reihen des Zentrums mußte daher der scharfe Ausfall doppelt befremden, wenn man auch wußte, daß Graf Schwerin kein Freund des Zentrums ist. Man warf in manchen Kreisen die Frage auf, ob diese Rede die Ankündigung einer veränderten Haltung der Konservativen sei, die bisher gegenüber dem Zentrum keine Politik der Ausschließung getrieben haben. Die „Konservative Korrespondenz" kam aber sofort mit der Feststellung:

„... daß es sich hier um eine von dem Herrn Redner selbst zu verantwortende persönliche Meinungsäußerung handelte; aus diesem Grunde ist auch davon Abstand genommen worden, an dieser Stelle zu der Rede Stellung zu nehmen. Immerhin soll nicht verschwiegen werden, daß weite Kreise der konservativen Partei der Gesamtauffassung des Herrn Grafen v. Schwerin-Löwitz nicht beizutreten vermögen."

Damit ist der ganzen Auslassung die Bedeutung eines politischen Ereignisses genommen; es handelt sich nur noch um eine persönliche Angelegenheit, die aber bei der Stellung des Redners nicht untergeordneter Natur ist.

Der Reichstagspräsident selbst hat nun auch eine in vielfachen Richtungen sehr interessante Erklärung abgegeben, die in einigen Punkten mildernd wirkt, in anderen verschärfend. Graf Schwerin sieht es vom „**evangelischen Standpunkt** aus als ganz selbstverständlich" an, daß er die Existenz des Zentrums nicht für erfreulich halten kann. Er bemißt also den Wert einer Partei strenge nach seinem religiösen Standpunkt, ja ausschließlich nach demselben. Wenn dies mit solchem Nachdruck ein parlamentarischer Angehöriger der konfessionellen Mehrheit unseres Volkes tut, dann ist es doch kein politisches Verbrechen und kein Hochverrat, wenn man im katholischen Volksteil auch auf den religiösen Standpunkt im politischen Leben ein Augenmerk hat; die konfessionelle Minderheit eines Landes muß dies schon unter dem Gesichtspunkt der Notwehr tun. Wer seine protestantische Ueberzeugung in der Parteipolitik so stark betont, daß er die Existenzberechtigung anderer Parteien nur unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, der darf es Katholiken nicht verübeln, wenn sie sich auch im politischen Leben zur Geltung zu bringen suchen; was dem einen Teil recht ist, ist dem anderen billig. Es ist aber nur schade, daß der Reichstagspräsident keine weiteren Gründe angegeben hat, warum er vom evangelischen Standpunkt aus „ganz selbstverständlich" so urteilt. Die ganze Geschichte des Zentrums beweist doch das eine klar, daß diese Partei nie so töricht war, gegen den Protestantismus irgend eine staatliche Maßnahme zu fordern oder eine Bevorzugung der katholischen Kirche zu beantragen; aus der Existenz des Zentrums hat aber der gläubige Protestantismus auch seine Vorteile gezogen. Es sei nur an die Schulfrage erinnert. Auf der anderen Seite kann man doch nicht annehmen, daß Graf Schwerin es dem evangelischen Standpunkt als schädlich bezeichnet, wenn eine Partei für die volle staatliche Gleichberechtigkeit der Katholiken eintritt; der Reichstagspräsident kann doch nicht der Ansicht sein, daß die deutschen Katholiken minderes Recht erhalten sollen als andere Staatsbürger. Wenn Herr Metger („Tag" Nr. 157 v. 6. Juli 1911) das Vorgehen des Papstes gegen den Modernismus als Grund zu einer besonders unfreundlichen Stellung gegen das Zentrum bezeichnet, so liegt hier eine Vermengung von politischen und religiösen Fragen vor, die sonst gerade von liberaler Seite scharf bekämpft wird. Man sollte in den Tagen der Jathoschen Protestbewegung sich auch nicht so viel über den Modernisteneid auslassen, sondern einmal diesen gründlich studieren, zumal er kein gerade leichtfaßliches Aktenstück ist. Der Katholizismus ist eben so, wie ihn die Kirche und der Papst zu glauben vorstellt, und damit muß man sich in allen Kreisen abfinden — außer man wünscht einen Kulturkampf. Inhalt und Kern des Katholizismus richtet sich nicht nach den Wünschen liberaler oder konservativer Politiker, sondern allein nach dem geoffenbarten Glaubensschatz; das gehört zum Wesen des Katholizismus. Wer dies nicht beachtet und nach seiner Lieblingsidee sich die katholische Kirche denkt oder danach behandelt, der begeht in der Politik immer einen großen Fehler. Je schärfer Graf Schwerin seinen konfessionellen Standpunkt in der Politik betont — es hat ihm dies noch niemand zum Vorwurf gemacht —, um so lebhafter wird auch das Echo in katholischen Kreisen sein; man wird es dem Reichstagspräsidenten nicht verübeln, daß er diese Saite anschlug; man wird nur von den katholischen Parlamentariern ganz dasselbe Auftreten in ihrer Richtung fordern.

Der Reichstagspräsident hat dann in Abrede gestellt, daß er das Zentrum als antinationale Partei bezeichnet habe. Er denke gar nicht daran, „dem Zentrum zu bestreiten, daß es zu den nationalen Parteien zu rechnen sei. Ich weiß auch sehr wohl, daß das Zentrum sich schon vor der Finanzreform manches Verdienst um die Reichsinteressen erworben hat. Nur gerade in den Finanzfragen — namentlich in der Bewilligung der für das Reich unentbehrlichen Verbrauchssteuern — ich erinnere an die Ablehnung des Bismarckschen Tabakmonopols, die Franckensteinsche Klausel, den § 6 des Flottengesetzes u. a. — entsprach nach meiner Auffassung die Zentrumspolitik nicht immer in der gleichen Weise wie bei der letzten Finanzreform den Interessen des Reiches". Es wäre freilich auch zu urkomisch gewesen, wenn der derzeitige Vorsitzende der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft — das ist Graf Schwerin — dem Zentrum die nationalen Verdienste für unser Wirtschaftsleben bestreiten wollte. Was da als Einzelfragen genannt sind, ist nicht dergestalt, daß eine Entscheidung für oder gegen den nationalen Charakter aufheben könnte. Das Zentrum führt ebensoviele gut nationale Gründe für seine Stellungnahme ins Feld, wie vielleicht der Reichstagspräsident für seine eigene Auffassung. Graf Schwerin wollte der „Verständigung der bürgerlichen Parteien" das Wort reden; aber das ist ihm herzlich schlecht gelungen. Wenn seine Rede auch keine politische Tat bedeutet, ein Warnungssignal für das Zentrum und die deutschen Katholiken bleibt sie doch!

Die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst.

Der Geschäftsführer der Gesellschaft für christliche Kunst mit beschränkter Haftung, Herr Robert Goll, ersucht die „Allgemeine Rundschau" um Richtigstellung einer Anzahl irrtümlicher Angaben in dem Artikel des Ministerialrates Franz Matt unter obiger Ueberschrift im letzten Hefte (Nr. 28, S. 477 ff.):

1. Es ist unrichtig, daß die Gesellschaft für christliche Kunst, G. m. b. H., materielle Gewinne verteilt, sondern sie hat ihre Ueberschüsse nach einer 4%igen Verzinsung des Anlagekapitals stets wieder zu Zwecken der christlichen Kunst angewendet.

2. Es ist unrichtig, daß die G. m. b. H. die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst als Finanzquelle ansieht. Vor Tische las man übrigens anders: „Nach einer von Professor Busch der Kommission vorgelegten Aufstellung deckt sich der von der G. m. b. H. für Erfüllungen der Verpflichtungen der Geschäftsstelle 1910 gemachte Aufwand annähernd mit dem von der D. G. erhaltenen Geldbetrag. Die Nachprüfung der Aufstellung entzieht sich der Kompetenz der Kommission. Sie ist aber auch belanglos." (Kommissionsbericht vom 4. April 1911.)

3. Bezüglich der Jahresmappen der Deutschen Gesellschaft habe ich die Rechnungen seit 1906 eingesehen und gefunden, daß nicht in einem Falle 25% der Herstellungskosten und nicht in einem Falle ein Aufschlag von M 3000.— berechnet wurde. In den beiden letzten Jahren betrug der Aufschlag 14,4%, im Durchschnitt der letzten fünf Jahre 18,3%.

4. Es ist unrichtig, daß „Die christliche Kunst" ihre Existenz durch eine „Subvention" der Deutschen Gesellschaft bestreitet, sondern es ist vertragsmäßig ausgemacht worden, daß die verehrlichen Mitglieder der Deutschen Gesellschaft die Zeitschrift statt für M 12.— zu M 4.80 (wozu noch M 1.20 für Porto kommen) beziehen können, wogegen pro Mitglied ein Aversum von M 2.— gezahlt wird.

5. Es ist unrichtig, daß von dieser Vergünstigung 1500 Mitglieder Gebrauch machen, sondern es ist allein die dreifache Anzahl von Mitglieder-Abonnenten vorhanden, und es hat sich gezeigt, daß die Zeitschrift diesen Mitgliedern fast genau zu Selbstkosten (einschließlich des Aversums der Deutschen Gesellschaft, das im Jahre 1910 M 9624.— betrug) abgegeben wird. Von einer „Finanzquelle" kann auch hier gar nicht die Rede sein.

6. Es ist unrichtig, daß die Leitung der G. m. b. H. systematisch darauf ausgeht, die Mittel der D. G. in weitgehendem Maße für die G. m. b. H. nutzbar zu machen.

7. Es ist unrichtig, daß die Mitgliederzahl der Deutschen Gesellschaft im Jahre 1910 auf 4812 zurückgegangen wäre; in dem Abschluß der Deutschen Gesellschaft für 1910 erscheint für die Berechnung des Aversums der Zeitschrift nur die Zahl der Mitglieder, die bis Ende des Jahres den Beitrag entrichtet hatten; mehrere hundert Beiträge gingen erst im Januar 1911 bei Versendung der Jahresmappen ein. Dem Herrn Ministerialrat wurde im Frühjahr 1911 die Mitgliederziffer mit etwa 5700 angegeben.

8. Es ist unrichtig, daß der Herr II. Vorsitzende der D. G. der faktische Leiter der G. m. b. H. ist, vielmehr ist dies der unterzeichnete Geschäftsführer.

* * *

Herr Ministerialrat Matt ersucht uns angesichts dieser Berichtigung um Abdruck nachstehender Erklärung:

Wenn meine Darlegungen in Nr. 28 der „Allgemeinen Rundschau" jemanden Anlaß zur Entgegnung geben konnten, so war dies der Herr zweite Vorsitzende der D. G. Es wiederholt sich das bekannte Spiel: dieser schweigt; statt seiner „berichtigt" ein Dritter, an den ich bei Abfassung meines Artikels gar nicht gedacht habe.

Ich bestreite, daß auf seiten der G. m. b. H., soweit deren Beziehungen zur D. G. in Frage sind, der Geschäftsführer der maßgebende Faktor ist oder je war.

Was Herr Goll im vorstehenden berichtigt, sind Interna der Geschäftsbücher der G. m. b. H. und der Geschäftsstelle der D. G., die sich meiner Kontrolle entziehen. Die von Herrn Goll bestrittenen Zahlenangaben sind in meinen Ausführungen nicht von wesentlichem Belang. Der Kernpunkt der letzteren liegt vielmehr in dem Nachweise, daß die Finanzmittel der D. G. zugunsten der G. m. b. H. unter Benachteiligung der statutenmäßigen Aufgaben der D. G. ungebührlich in Anspruch genommen worden sind. Diese Aufstellung ist durch die vorstehende Berichtigung nicht widerlegt.

Der Mainzer Katholikentag.

Von Dompfarrer August Fecher, Mainz.

Ossa ejus visitata sunt et post mortem prophetaverunt! Kein schöneres, noch weihevolleres Wort ließe sich als Motto für den heurigen Katholikentag erdenken, als dieses in der Heiligen Schrift gegebene. Zu dem Grabe des in seiner Art unstreitig Größten, den es in letzter Zeit besessen, wird sich das katholische Deutschland in den Tagen vom 6. bis 10. August drängen, und der tote Ketteler wird wieder zu den Seinen reden. „Für Kirche und Volk" wird er durch den beredten Mund ausgezeichneter Wortführer der Sache Gottes sprechen. Seine Gedanken werden es sein, im Grund und Kern die nämlichen, wie Er sie gedacht, der Begeisterung für die Kirche und der Liebe zum katholischen, ja zum gesamten deutschen Volke, die umgeprägt aufs neue ausgegeben werden: jeder Gedanke eine Parole, jedes Wort eine Losung, Wort und Gedanke Feuerflammen, die zünden und Brand nachhaltig entfachen in Tausenden und Abertausenden von Herzen.

Die Redner — und sie sind alle klangvollen Namens, soweit sie festgelegt sind — werden von ihrer Pflicht durchdrungen sein, ganz im Geiste Kettelers, einzig zur Förderung des katholischen Glaubensbewußtseins und Glaubenslebens, ihre Stimme mächtig zu erheben, wie eindringlich zur Einigung und Sammlung in Liebe für soziale und caritative Arbeit aufzurufen. Des sind wir gewiß. Wie wir auch sicher sind, daß Mainz, das katholische Mainz vorab, nicht versagt. Es steht schon heute gerüstet. Die Heerschau kann jeden Tag anheben. Sie sollen nur kommen, unsere lieben Glaubensbrüder von Süd und Nord, vom Osten und Westen! Nicht wird es sie weiter Reise und vieler Strapazen gereuen. Auch die guten Wiener ihres Extrazuges von der Donau zum Rheine nicht. Wir wollen ja nur die Hände ineinanderschlagen und vereint zu kämpfen und zu arbeiten geloben, auch einander zu lieben und nicht mehr zu hadern inskünftig! Das augustinische Wort von der Einigkeit im Notwendigen, Freiheit im Zweifelhaften und Liebe in allem soll zur vollendeten Wahrheit werden — das schwören wir den Manen Kettelers. So wird das goldene Wappen von Mainz in neuem Glanz über dem katholischen Deutschland erstrahlen.

Kann aber Mainz die Völker fassen, die zum Grabe Kettelers wallen? Das war im vorhinein die bange Frage, die man sich stellte, lange bevor der würdige Nachfolger Kettelers, Bischof Dr. Georg Heinrich Kirstein, durch den nunmehrigen Lokalpräsidenten, Landtagsabgeordneten Justizrat Dr. Schmitt, unseres Wissens zum ersten Male bei dem Katholikentag zu Straßburg nach Mainz einlud. So übermäßig groß und weitschichtig gebaut erscheint die alte ehemalige Bundesfeste eben nicht, um eine Generalversammlung der deutschen Katholiken nach neuerem Stil mir nichts dir nichts aufnehmen und beherbergen zu können. Die Frage ist gelöst. Man ängstigt sich hier nicht mehr im mindesten. Im Gegenteil, es liegt unverkennbar eine gewisse Spannung über Stadt und Bürgerschaft, doch keine ungeraste und unruhige, sondern eine friedliche und zuversichtliche, der es nur noch zu lange dauert, bis sie sich im herzlichen Willkomm auslöst.

Traun wie der Hannoveraner-Mainzer Domkapitular Thoms selig einstens von der Stadt sang:

Ragt da stolz mit seinen Zinnen
Hoch das goldne Mainz empor,
Und aus trauten Häusern drinnen
Tritt der Freude Bild hervor!

Am Rhein ist man Besuch gewöhnt, reichlichen, ungezählten — unvermuteten. Zumal die Mainzer — wer die in Verlegenheit brächte! Zu den Hotels, die in anerkennenswerter Noblesse fast ausnahmlos zu zivilen Preisen akkordiert haben, kommen ausreichend viele private Unterstandsmöglichkeiten. Die Wohnungskommission hat Glück.

Erleichtert, wesentlich, wurden die Vorbereitungen durch den Umstand, daß keine eigene Festhalle errichtet zu werden brauchte. Die Stadthalle öffnet ihre Pforten und breitet ihre recht ansehnlichen Räume vor den Tausenden der Besucher und Hörer aus. In tadellosem Neu, reizvoll feinsinnig aufgeputzt und stimmungsvoll intim hergerichtet, bietet sich das Heim der 58. Generalversammlung dar. Zweifelsohne werden die Teilnehmer aufs angenehmste überrascht sein. Erfreut auch durch die Sicherheit, daß die Reden leicht bis in den letzten Winkel verständlich sein werden. In der Beschränkung immerhin des

Raumes dergestalt, daß auch schon eine mäßig starke Stimme sich durchzusetzen vermag, ist die Erfüllung des heißesten, berechtigtesten Wunsches der Hörer gewährleistet. Zudem herrlich gelegen, nur durch einen schmalen Ufersaum vom Rheinstrom getrennt, mit einer prachtvollen Terrasse nach dem Gestade ausladend, wird die Mainzer Stadthalle wohl dem verwöhntesten Geschmacke des anspruchsvollsten Katholikentagbesuchers gerecht.

Wir wissen dafür der städtischen Verwaltung und ihrem kunstsinnigen Oberhaupt und der Hallekommission aufrichtig Dank.

Nach der neuesten Aufstellung wird der Festzug beiläufig 40000 Teilnehmer zählen. Im Ausschusse dringt man auf präzisen Beginn und flotten Verlauf dieses gewaltigen Männerdefilees, das sich die hochwürdigsten Bischöfe, die hohe Geistlichkeit und das Präsidium am Gutenbergplatz (zugleich Theateresplanade) von einer Tribüne aus anschauen. Nach Beendigung des Festzuges öffnet sich der Dom für bestimmte Gruppen zu einer dem sakralen Charakter des Gebäudes entsprechenden angemessenen Huldigung am Grabe des hochseligen Bischofs Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler: ein bischöfliches Kanzelwort und eine kurze Andacht, geschlossen mit dem sakramentalen Segen. Außerdem soll die Festhalle ein gutes Teil der Zugteilnehmer aufnehmen und in mehreren geräumigen Sälen — Jünglingsvereine und Gesellenvereine apart — wie in der Festhalle von hervorragenden Rednern zu den Männern gesprochen werden. Die Erfahrungen der letzten Katholikentage hinsichtlich der Zumutungen, die nach dem Festzuge an dem voraussichtlich sonnigen August-Nachmittage noch an die Massen gestellt werden dürfen, sind im Schoße der Festzugskommission ausgiebig gewürdigt worden. Man wird eine ungebührliche Geduldsprobe den Wackeren ersparen.

Ueber die Rednerliste und die Namen des in Aussicht zu nehmenden Präsidiums schweigt des Berichterstatters vereidigter Mund. Es dürfte naheliegen, aus den Beziehungen des heurigen Katholikentages zu dem Gedenken an Ketteler einen zielsicheren Schluß zu ziehen wohl auf die Richtung, nach welcher die Wahl des ersten Vorsitzenden getätigt werden könnte. Allerdings nur die Richtung; denn der goldenen Fäden, welche die Erinnerung um Kettelers Angedenken spinnt, sind viele und verzweigte. Lassen wir den Vermutungen einstweilen freien Raum nach Herzenslust! Die Rednerkommission hat es mit ihren Bürgschaften für strenge Verschweigung ihrer Ratschlüsse leichter als der Preßausschuß. In diesem ist die Weise der Berichterstattung an die katholische Presse, die Verausgabung des Festblattes, die Fassung des Katholikentagsberichtes (der diesmal nicht so spät erscheinen soll!) endgültig festgelegt. Es hat sich allmählich eine feste, engumschriebene, praktische Methode aus den Erlebnissen und Erfahrungen von früher herauskristallisiert. Damit wird man heuer besser denn je zuvor fahren.

Vorzüglich, ganz vorzüglich ausgefallen ist der „Führer durch Mainz“, zugleich Festschrift, gewidmet von dem vorbereitenden Lokalkomitee, mit Ansichten von Mainz und einem Stadtplan. Professor Dr. Ledroit, Vorsitzender des Festzugausschusses und Mitglied der Pressekommission, der Rührigsten einer, hat sich damit den Dank nicht bloß der auswärtigen Besucher verdient. Vortreffliche geschichtliche und künstlerisch-ästhetische Orientierung verbindet der Führer mit ungemein praktischer, sicherer Wegeleitung. Fürsorglich, bis ins Detail gearbeitet, präsentiert sich auch die Anweisung für die hochwürdigen Geistlichen in bezug auf die Darbringung des hl. Meßopfers.

Es sei noch erwähnt, daß für die verehrlichen Teilnehmerinnen am Katholikentage die Galerien der Stadthalle vorgesehen und zu einem großen Teile bereits die Sitze vergeben sind.

Weitestes Entgegenkommen bewährt die preußisch-hessische Eisenbahnverwaltung, die für den Massenandrang 78 Extrazüge einzustellen willens ist. Das Eintreffen des letzten Transportes von Festzugsteilnehmern am Sonntag ist auf 12¾ Uhr festgesetzt, und zwei außerordentliche Bahnsteige entlasten den Hauptbahnhof, dessen Inanspruchnahme auch durch die Bahnhöfe Mainz-Süd und Mainz-Kastel (jenseits des Rheins) gemindert wird.

Soviel zur einstweiligen Aufhellung. Geographische Lage und geschichtliche Bedeutung lassen Mainz, ohnehin die Wiege der Generalversammlung und dreimal bereits ihre Heimstatt, als bevorzugte Kraftzentrale zur Ausströmung katholischen Lebens über alle Lande erscheinen. Heuer hebt Kettelers Name sie noch höher empor und stellt die alte Bischofsstadt wie ein Licht auf den Leuchter, dahin die Augen der ganzen katholischen Welt sich richten. Aber auch ihr Frohgemüt hat seine anziehende leuchtende Seite. Und der selige Moufang meinte nicht zu Unrecht mit köstlichstem Humor anno 1871 auf der 21. Katholikenversammlung: „Ernst mit Fröhlichkeit verbunden“ — diese Ansicht von Mainz ist eine ganz allgemeine, nicht bloß bei solchen, die sich als Katholiken fühlen, sondern auch bei solchen, die sich in der Welt nur Pläsier machen. (Heiterkeit — nach dem Protokoll.) Vielleicht hat das zur Folge, daß manche, die es mehr mit der Welt als mit Gott halten, unsere Beschlüsse darum akzeptabler halten werden, wenn wir ihnen sagen können, sie wären auf Mainzer Boden gewachsen. (Lebhaftes Bravo!)

Wohlan, auf nach Mainz!

Abend am Maar.

Das ist der Abendstunde Segen,
Der um die Kraterwände träumt:
So heimlich-still ist's allerwegen,
Im Röhricht mag kein Hauch sich regen,
Kein Wellchen, das am Strand verschäumt.

Ein Lied erwacht fern im Gelände
Und wandert wohl den Sternen zu. —
Mich dünkt: der Herr hebt seine Hände,
Und Heimatfrieden ohne Ende
Senkt sich aufs Land zur Ruh — zur Ruh . . .

August Détrée.

Der Prozeß Semerau.

Pessimistische Randglossen.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Es ist genau ein Jahr verflossen, seitdem das Münchener Schwurgericht (am 14. Juli 1910) auf Grund des auf „Nichtschuldig“ lautenden Spruches der Geschworenen den 24jährigen Verleger Bertold Sutter freisprechen mußte, obwohl er überwiesen und geständig war, in gewinnsüchtiger Absicht die Herausgabe einer vervielfältigten Sammlung („Phönix“) der schamlosesten Bilder Münchener und auswärtiger Künstler veranstaltet zu haben. Während der Verhandlung bemerkte der Schwurgerichtspräsident: „Die Darstellungen seien so schamloser Natur, daß es einem beim Besehen die Schamröte ins Gesicht treiben muß.“ Sieben Münchener und fünf auswärtige Künstler waren an diesem Schandalbum beteiligt, darunter mehrere Mitarbeiter der „Jugend“ und des „Simplicissimus“, allen voran Albert Weisgerber und G. Jagerspacher. Nachdem der Verleger freigesprochen war, blieben die Künstler für ihre Person unbehelligt, aber die sämtlichen Schandblätter wurden von der Strafkammer im objektiven Verfahren als unzüchtig eingezogen. Wenige Tage darauf fällte das Reichsgericht das schärfste Verdikt über ein unzüchtiges Werk Willi Geigers, der auch an besagtem „Phönix“ beteiligt war. Auch Schnackenberger, der dem flüchtig gewordenen „Verleger“ Teply grobunzüchtige Originalzeichnungen verkaufte, war ein Münchener, und „Marquis de Bayros“, von dem plötzlich auch solche scheu abrücken, die sich vorher seine Freunde nannten, ist lange Jahre mit Stolz zu den „Münchener Künstlern“ gerechnet worden. Diese Feststellung ist notwendig, weil jetzt der sehr durchsichtige Versuch gemacht werden will, jede Beziehung tonangebender Münchener Künstler, deren Wiege übrigens nur in seltenen Fällen in München stand, zu gerichtlich überführten Pornographen in Abrede zu stellen. Tatsachen lassen sich nicht aus der Welt disputieren. Daß der Freispruch der Geschworenen in Sachen Sutter eine Rechtsbeugung war, hat selbst der freisinnige Abg. Dr. Müller-Meiningen im Reichstag zugeben müssen. Der Zentrumsabgeordnete Dr. Mayer-Kaufbeuren hat damals (Reichstagssitzung vom 10. Februar 1911) das drastische Wort geprägt, das Münchener Schwurgericht sei zu einem „Asyl für Pornographen“ geworden. (Vergl. Nr. 8 der „Allgemeinen Rundschau“ vom 28. Februar.) Eine ganze Reihe der auf-

fallendsten Freisprechungen im Laufe der letzten Jahre gab ihm ein Recht dazu. Selbst der inzwischen so gründlich demaskierte Pornograph Estinger (Recknagel), der jahrelang in der „Jugend" und in anderen Blättern seine unsaubere Ware anpries, war am 11. Januar 1906 vom Münchener Schwurgericht freigesprochen worden. Aber die Sühne blieb nicht aus. Zwar nicht der ins Ausland geflüchtete Estinger, wohl aber sein Schwager und Komplize Ramlo wurde am 17. Februar 1911 vom Münchener Schwurgericht zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt. Dasselbe Schwurgericht hatte wenige Tage vorher zwei verdorbene junge Burschen, welche in Wirtschaften die schmutzigsten Federzeichnungen verkauft hatten, freigesprochen. Freilich bringt die Verfassung der Schwurgerichte es mit sich, daß man niemals offiziellen Aufschluß über die *Beweggründe* erfährt, aus denen der Spruch der Geschworenen hervorgeht. In dem letzterwähnten Falle hatten zweifellos die Tränen der Angeklagten den Freispruch erwirkt. Das ändert aber leider nichts an dem schweren Aergernis, das in der breiten Oeffentlichkeit hervorgerufen wird. So ist auch in dem so überaus skandalösen Falle Sutter erst lange hinterher, gelegentlich des objektiven Verfahrens, festgestellt worden, daß Sutter durch sein de- und wehmütiges Krebsen auf das Gemüt der Geschworenen wirkte. Nach den damals in den meisten Blättern erschienenen Berichten erschien die Freisprechung Sutters als ein Triumph der moralisch mitangeklagten Künstler und als ein neuer Freibrief für die pornographische Betätigung der Kunst.

Diese kurze Gedächtnisauffrischung schien notwendig, um die *sensationelle zweitägige Schwurgerichtsverhandlung gegen den Pornographen Dr. Semerau*, welche am 9. Juli 1911 mit der Verurteilung Semeraus zu *acht Monaten Gefängnis* endigte, von vornherein in die richtige Beleuchtung zu rücken. Weil es sich in diesem Falle um einen *modernen Schriftsteller* und um einen *modernen Künstler* (Marquis de Bayros) handelte, brachte die Tagespresse, und zwar in vorderster Reihe die liberale, der Verhandlung ein ganz außerordentliches Interesse entgegen. Einzelne große Blätter haben dem Prozeßbericht rund ein Dutzend enggedruckte Zeitungsspalten gewidmet. Staatsanwalt Dr. Haß führte in seinem Plädoyer nicht mit Unrecht Klage darüber, daß Berliner Blätter schon vorher gegen den Prozeß Stimmung gemacht und die Staatsanwaltschaft eines Attentates gegen die Freiheit der Kunst und Literatur angeklagt hätten. Nun, der Kommentar, der als Vorbericht in der Münchener liberalen Presse erschien, war zwar etwas vorsichtiger gefaßt, ließ aber doch deutlich genug jenes mißtrauische Vorurteil durchblicken, das der als Sachverständige vernommene Chefredakteur der „Münchner Neuesten Nachrichten" freimütig mit den Worten kundgab: „Als ich vor Gericht kam, — ich habe die inkriminierten Elaborate erst hier kennen gelernt — dachte ich, ich würde vor der schweren Aufgabe stehen, die feine Grenze, wo die Freiheit der Kunst aufhört, zu wahren gegenüber Exzessen der Sittlichkeitsreinigungs-Interessenten und darauf zu achten, daß die Kunst und die Künstler nicht zu schaden kommen." Es ist Sache des Geschmackes, ob der Seitenhieb gegen die „Sittlichkeitsreinigungs-Interessenten" im Munde eines „unparteiischen" Sachverständigen gerade in einem Prozesse angebracht war, der die Berechtigung des viel angefochtenen Kampfes gegen die moderne Unzuchtspest ebenso schlagend dargetan hatte, wie die mangelnde Sachkenntnis solcher Kreise, welche schon wiederholt blindlings Dinge in Schutz nahmen, die sie nicht gesehen hatten. Auch der Verteidiger Dr. Max Halbe, mehr bekannt als Dramatiker denn als Rechtsanwalt, glaubte die von ihm vertretene schlechte Sache nicht besser fördern zu können, als durch Seitenhiebe gegen die „Sittlichkeitsschnüffler" im allgemeinen und gegen den Herausgeber dieser Wochenschrift im besonderen, indem er die Vorstellung zu erwecken suchte, als seien diese neben den wissenschaftlichen Sammlern die Hauptkäufer solcher Cochonnerien. Notabene befindet sich unter den für die Kampfeszwecke des Verbandes der Männervereine notgedrungen beschafften pornographischen Werken neben mehreren Scheußlichkeiten des Mitangeklagten Bayros auch nicht ein einziges, das von dem Angeklagten Dr. Semerau herrührt; um so größer ist die Zahl der pornographischen Semerau-Prospekte, welche aus entrüsteten Buchhändlerkreisen zur Verfügung gestellt wurden. Gleich seinem Freunde Bayros war auch Semerau auf diesem schmutzigen Gebiete äußerst produktiv. Nicht weniger als zwölf verschiedene pornographische Werke Semeraus waren beschlagnahmt und wurden auch nach Beendigung des subjektiven Verfahrens vom Gerichtshof als unzüchtig eingezogen. Daß die Anklage sich auf drei Werke, darunter ein von Bayros und Semerau gemeinsam herausgegebenes, beschränkte, geschah nur zur Vereinfachung und Abkürzung des Verfahrens. Nahm ja ohnehin die Verlesung des schmutzigen Zeugs einen halben Tag in Anspruch. *Die Geschworenen waren durch die ihnen dargebotenen Proben so angeekelt, daß sie* — was wohl noch nicht dagewesen sein dürfte — *durch ihren Obmann erklären ließen, sie verzichteten auf eine weitere Verlesung*, da sie sich ihr Urteil schon gebildet hätten. *Die mit dem Schuldspruch endende Beratung der Geschworenen hat denn auch bezeichnenderweise nicht länger als — — fünf Minuten gedauert!* Noch ein anderer Zwischenfall verdient besonders unterstrichen zu werden. Ein Geschworener ließ schon nach dem Verhör des Angeklagten dem Staatsanwalt einen Zettel überreichen, der pflichtschuldig zu Protokoll genommen wurde. Auf dem Zettel war zu lesen:

„Wir haben strenge Maßregeln gegen die Verbreitung von Viehseuchen. Dürfen wir zusehen, daß wir gegenüber der moralischen und körperlichen Verseuchung des Volkes ein so durchlöchertes Gesetz haben? Es werden viel weniger gemeingefährliche Verbrecher unschädlich gemacht."

Jedenfalls ein weiteres Symptom für die unter den Geschworenen herrschende Stimmung. Es darf allerdings auch nicht unerwähnt bleiben, daß dieser Prozeß außerordentlich sorgfältig vorbereitet worden war, und daß der Staatsanwalt sich sozusagen bis an die Zähne gewappnet hatte. Die Erfahrungen aus dem Prozeß Sutter, der mit einer Niederlage der Staatsanwaltschaft endigte, obschon die Schuld so sonnenklar schien, daß von vornherein auf jeden größeren Beweisapparat verzichtet worden war, hatten zur größten Vorsicht gemahnt.

Nun darf aber bei der Würdigung des Prozeßausganges eines nicht außer acht gelassen werden, das die allzu optimistischen Hoffnungen, welche die aus allen Lagern sich rekrutierende Reinlichkeitspartei aus diesem Urteil ziehen könnte, erheblich abkühlen muß. Darüber dürfen uns auch die selbst in Organen von der freien Denkungsart der „Frankfurter Zeitung" erschienenen, voll zustimmenden Kommentare nicht täuschen. Dies muß offen ausgesprochen werden, selbst auf die Gefahr hin, daß die „Allgemeine Rundschau" wieder einmal eines übertriebenen Pessimismus geziehen würde. Pessimismus ist in diesen Dingen immer noch ersprießlicher als ein *falscher Optimismus*, der die Kämpfer für deutsche Volksgesundheit und Volksmoral einschläfern und den nie rastenden Gegnern zu früh das Feld räumen könnte.

Nach meiner tiefinnersten Ueberzeugung bietet das neueste Schwurgerichtsurteil für künftige ähnliche Fälle kaum irgendwelche Garantie. Gewiß ist *der moralische Eindruck* sowohl der zum Teil sehr gewichtigen Sachverständigengutachten, als des Wahrspruchs der Geschworenen, als auch der vom Gerichtshofe verhängten hohen Strafe von acht Monaten Gefängnis (der Staatsanwalt hatte 6 Monate und 1000 M Geldstrafe, eventuell umzuwandeln in weitere 100 Tage Gefängnis, beantragt) nicht zu unterschätzen. Auf Grund eines solchen Sensationsprozesses bildet sich in weiteren Kreisen eine geklärte öffentliche Meinung, Vorurteile werden abgestoßen, falsche Auffassungen korrigiert. *Aber zwei wesentliche Gesichtspunkte mahnen zur Vorsicht und zum Ausharren in einem Kampfe, der erst begonnen hat und jeden Fußbreit verlorenen Terrains mühsam zurückerobern muß.* Wäre das Niveau der einst so gerühmten deutschen Sittlichkeit nicht schon erschreckend tief gesunken, dann hätte es nicht ungestraft zu Zuständen kommen können, wie sie von notorisch liberal gesinnten Männern von der Art eines Obermedizinalrates Dr. von Gruber und Oberstudienrates Dr. Kerschensteiner im Gerichtssaal geschildert wurden.

Nichts bürgt uns dafür, daß nicht eine anders zusammengesetzte Münchener Geschworenenbank in einem ähnlich gelagerten Falle wieder den Suggestionen „sachverständiger" Künstler oder Kulturhistoriker oder den Lamentationen eines geriebenen Advokaten unterliegen wird. Nicht umsonst hat Staatsanwalt Dr. Haß in seinem Plädoyer ausdrücklich betont (wir zitieren nach der „Augsburger Abendzeitung", Nr. 189, S. 9):

„Er freue sich, eine *Bauerngeschworenenbank* erhalten zu haben, die sich ihrer Verantwortlichkeit gegenüber dem Vaterlande, dem aus der Verkommenheit breiter Volksmassen nur der Untergang drohe, bewußt, und von deren gesunder Vernunft zu erwarten sei, daß sie ein Schuldig spreche."

Es ist leider in Münchener Tageszeitungen nicht Sitte, daß in jedem Schwurgerichtsbericht auch die Namen der Geschworenen kurz festgestellt werden. Sonst hätte auch die breitere Oeffentlichkeit schon oft aus der zufälligen Zusammensetzung der Geschworenenbank gerade in sogenannten „Kunst"- und Preß-

Sittlichkeitsprozessen manches lernen können. Es ist in solchen Fällen ein gewaltiger Unterschied, ob die Geschworenenbank großenteils aus Kommerzienräten, Hoflieferanten, Fabrikanten, Druckereibesitzern, Künstlern besteht, welche bei den gemeinsamen Beratungen die geistige Führung übernehmen, oder ob Männer aus breitesten Volksschichten, Gewerbtreibende, Kleinbürger, Handwerker, Landwirte, Arbeiter vorwiegen. Die liberale „Augsburger Abendzeitung" hat uns ihrer Uebung gemäß auch die Namen der diesmal fungierenden Geschworenen mitgeteilt:

„Als Geschworene fungieren: der Oekonom Joseph Spett aus Bad Reichenhall, der Bauer Johann Riesch aus Wegscheid, der Bauer Christian Unterstöger aus Strohhof, der Gutsbesitzer Martin Höher aus Jlching, der Ziegeleibesitzer Simon Voiger aus Mittbach, der Gütler Martin Ebner aus Kranzberg, der Mühlbesitzer Martin Aigner aus Althan, der Bauer Andreas Kainzmeier aus Maisenberg, der Mühlenbesitzer Johann Seidl aus Ismaning, der Bauer Sebastian Seidinger aus Hof bei Haag, der Privatier Franz Ettner aus Milbertshofen, der Privatier Georg Wolf aus Eschenlohe und der Kaufmann Karl Stemplinger aus Rosenheim."

Die Liste bedarf keines Kommentars. Auf diese Geschworenen konnte es natürlich keinen oder höchstens einen abstoßenden oder erbitternden Eindruck machen, wenn der Verteidiger Dr. Max Halbe (laut „Augsburger Abendzeitung", Nr. 189) mit folgenden lächerlichen Uebertreibungen ihre Urteilskraft zu beleidigen wagte:

„Eine Verurteilung des Angeklagten wäre für die Kunststadt München von den traurigsten Folgen begleitet; es würden im Laufe der nächsten Zeit etwa 50 ähnliche Fälle zur Aburteilung kommen, und nach einem Jahre wäre die Kunst aus München ausgezogen."

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 317) berichten über diese komödienhafte Entgleisung wörtlich:

„Vor der Person des Künstlers muß der Staat Halt machen. Bis jetzt hat sich noch kein Münchener Schwurgericht gefunden, das einen deutschen Künstler verurteilt hätte. Würden die Geschworenen das tun, dann wäre der Denunziation Tür und Tor geöffnet und bald würde es heißen: „München war einmal eine deutsche Kunststadt."

Mit anderen Worten: Wenn in München alle Stricke reißen, dann wird der abgenützte Kunstschimmel vorgeritten, und alle Welt beugt sich dieser, jede irdische und überirdische Macht überragenden Majestät. Diesmal ist es allerdings anders gekommen.

* * *

Unsere zweite Befürchtung stützt sich zum Teil auf die Aussagen der von der Verteidigung geladenen sachverständigen Kunsthistoriker. Es ist nicht richtig, wenn in einigen Tagesblättern die Sache so dargestellt wird, als seien alle Sachverständigen in der Verurteilung der eigenartigen literarischen Betätigung Semeraus einmütig gewesen. Einstimmig waren die Sachverständigen nur in der absoluten Verurteilung der schweinischen Zeichnungen des Marquis Bayros, denen übrigens die Zeichnungen eines Weisgerber und Jagerspacher im „Phönix" nichts nachgeben. Vier Sachverständige waren ausdrücklich als Kulturhistoriker geladen, Prof. Graf Du Moulin, Dr. Hermann Popp, Dr. Hans Floerke und Dr. Max Kemmerich. (Letzterer ist den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" als Herausgeber der „Kulturkuriosa" und des Buches „Dinge, die man nicht sagt" bereits bekannt.) Von diesen vier Sachverständigen hatte ein jeder irgend etwas zur Entschuldigung des „Kulturhistorikers" Semerau vorzubringen, der eine mehr, der andere weniger. Am weitesten ging zweifellos der auch in früheren Prozessen schon als Sachverständiger vernommene Dr. Hermann Popp, der auch hinterher das Bedürfnis gefühlt hat, die Wiedergabe seines Gutachtens in der Presse durch eine eigene Darstellung in Nr. 318 der „Münchner Neuesten Nachrichten" zu ergänzen. Wer sich für diese Fragen näher interessiert, sei auf die Berichte in der Tagespresse verwiesen. Uns berührt nur, daß Dr. Hermann Popp die französischen Originale der von Semerau herausgegebenen Werke als „Kulturdokumente" des ancien régime vor der französischen Revolution reklamiert und behauptet, diese und andere grauenhafte Obszönitäten seien ein getreues Spiegelbild der wirklichen Volkszustände im 18. Jahrhundert, keine Produkte einer überhitzten Phantasie. Angesichts der Tendenz dieser maßlosen Uebertreibungen sei denn doch kurz notiert, daß der Sachverständige Graf Du Moulin („Münchner Neuesten Nachrichten", Nr. 316) erklärte: „Gewiß war die Zeit vor Ausbruch der großen französischen Revolution eine sehr laszive, aber man beurteilt diese Zeit doch falsch, wenn man nur die eine Seite in Betracht zieht." Was Dr. Hermann Popp in stärkstem Maße zu tun beliebte. Graf Du Moulin bestritt entschieden, daß Perversitäten eine Spezialität des 18. Jahrhunderts gewesen seien, ein Teil des Publikums habe denn auch damals die Bücher abgelehnt. **Nebenbei bemerkt, braucht man kein Kulturhistoriker von Fach zu sein, um zu wissen, daß aus dem Kreise der Enzyklopädisten, der sog. „Philosophen", vor der großen Revolution nach eigenem Geständnis planmäßig obszöne Bücher unter das Volk gebracht wurden, um es zu entsittlichen. Statt das 18. Jahrhundert in Bausch und Bogen anzuklagen, sollte ein moderner Kulturhistoriker lieber in allem Ernst die Frage prüfen, ob parallele Erscheinungen in der heutigen Zeit nicht auch als Vorboten einer gewaltsamen Umwälzung zu deuten seien. Oder will Dr. Hermann Popp die scheußlichen Perversitäten, denen oftgenannte Münchener Künstler ihren Stift liehen, nicht auch als „Kulturdokumente" eines gewissen Milieus gelten lassen? Eine in einem Wiener Schmutzverlag erschienene Zusammenstellung deutscher Pornographika zählt nicht weniger als vierhundert Nummern! Sehr bedenklich ist auch, daß Dr. Hermann Popp diese Gelegenheit benützte, um für die sogen.** sexual-psychologische Bibliothek **Dr. Iwan Blochs Stimmung zu machen, von dem er fälschlich behauptete, seine Arbeiten seien „wissenschaftlich einstimmig anerkannt". Popp gewährt daher den von Iwan Bloch unter wissenschaftlichem Mantel popularisierten Obszönitäten von vornherein einen Freipaß. Schade, daß andere Sachverständige, wie Obermedizinalrat Dr. v. Gruber und Oberstudienrat Dr. Kerschensteiner, keine Gelegenheit erhielten, über diese Reklame (vgl. darüber den Artikel „Vergiftung der deutschen Volksseele" in Nr. 12 der „A. R." vom 25. März 1911) für Iwan Blochs „Sexualpsychologie" ungeschminkt ihre Meinung zu sagen. Es soll natürlich auch nicht verschwiegen werden, daß Dr. Hermann Popp schließlich doch zu dem Schlusse kam, der von Semerau herausgegebene deutsche Auszug habe keinen kulturhistorischen Wert. Ob alle Geschworenen diese und andere gelehrte Distinktionen verstanden haben, ist eine Frage für sich. Sie haben jedenfalls herausgehört, daß nach der Ansicht solcher Kulturhistoriker die heutige Herausgabe alter Unzuchtswerke nicht unter allen Umständen verwerflich sei. Da loben wir uns doch mit gewissen Einschränkungen den nüchternen Standpunkt des Grafen Du Moulin, der u. a. auf die naive Frage des aus Berlin herbeigeholten Verteidigers Alsberg, ob Kulturhistoriker und Bibliophilen nicht das „Recht" hätten, solche Bücher zu sammeln und zu lesen, mit einem gewissen Humor die klassische Antwort erteilte:**

„Es kommt nur auch darauf an, ob die Verbreitung solcher Bücher nicht strafbar ist. Es kann der Fall sein, daß man die Ueberzeugung hat, man müsse ein Buch publizieren, auch wenn es strafbar ist, dann muß man aber auch bereit sein, die Strafe auf sich zu nehmen" („M. N. N.", Nr. 316).

Diese Belehrung sollten alle jene Kunst- und Literatur-Sachverständigen sich merken, welche — die Existenz des § 184 des Strafgesetzbuches vornehm ignorierend — einen ungeschriebenen Kodex für sog. Kulturmenschen konstruieren und den Geschworenen den Glauben an die Rechtskraft dieses Produktes ihrer Wünsche suggerieren möchten.

Der Vorsitzende, Oberlandesgerichtsrat **Beyerlein, stellte** an den Sachverständigen Grafen du Moulin die Frage, ob er die auffallende Häufung solcher **Publikationen in der Jetztzeit** für ein Zeichen **sexueller Dekadenz halte. Der Sachverständige** konnte es nicht ohne weiteres behaupten, mußte aber zugeben, daß zweifellos gewisse Krankheitszeichen vorhanden seien, daß auch ein teilweiser Zusammenhang zwischen der Neigung zur Perversität und solchen Publikationen bestehen könne. **Mit größerer** Deutlichkeit haben Professor Dr. von Gruber und Dr. **Kerschensteiner** (siehe unten) sich darüber ausgesprochen.

Wenig Freude erlebte die Verteidigung an dem von ihr geladenen Sachverständigen Dr. Floerke, der die inkriminierten Werke als Pornographika der stärksten Art, geeignet, das moralische Gleichgewicht der Leser zu stören, entschieden verwarf. Auch der bereits erwähnte Dr. Max Kemmerich hat die Erwartungen der Verteidigung schwer getäuscht. Zwar half auch er dem Angeklagten insofern, als er das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit nicht unbedingt als gegeben erachtete, auch eine Volksvergiftung durch solche wenig verbreitete Bücher anzweifelte, aber durch die Fragestellung des Staatsanwalts genötigt, mußte er zugeben, daß er ein viel energischeres Vorgehen gegen pornographische Elaborate auch vor Gericht an und für sich für geboten erachte. Wörtlich fährt er (nach seiner eigenen Darstellung in den „M. N. N.") fort:

„Denn wenn auch Kunst und Wissenschaft sehr hohe Kulturgüter seien, so seien es nicht die einzigen, höher stünde die Wohlfahrt der gesamten menschlichen Gesellschaft. Deshalb sei die Freiheit der Historiker und Künstler zwar außerordentlich groß, aber nicht absolut."

Der Angeklagte selbst, der übrigens kein geborener Bayer, sondern in Bromberg gebürtig und beheimatet ist (der flüchtige Marquis Bayros ist Ungar), hatte in einem Kreuzverhör über die Schranken künstlerischen Schaffens geradezu tolle Ansichten zutage gefördert. Er erkennt für den Künstler keine Grenzen an, die Sitte, Anstand und Moral ziehen; nur sein eigenes Innere ist für den Künstler maßgebend. Eine unzüchtige Kunst gebe es nicht. Aehnliche Anschauungen sind — trotz Hans von Thomas autoritativem Ausspruch — in gewissen Künstlerkreisen weit verbreitet. Sehr charakteristisch war die Feststellung, daß Semerau seine „Privatdrucke" unter falscher Flagge segeln ließ, Korinth und London als Druckorte und sogar einen Londoner Bibliophilenbund als Herausgeber benannte. Wie viele Gerichte haben sich durch ähnlichen Schwindel schon täuschen lassen? Die Druckaufträge und die Rechnungen für die Bucheinbände ist der Pornograph zum großen Teil schuldig geblieben, wie der Vorsitzende feststellte. Bei dieser Gelegenheit sei angemerkt, daß die „Allgemeine Rundschau" schon vor fast vier Jahren auf das schmutzige Treiben des Dr. Semerau aufmerksam wurde (vgl. auch die Mitteilungen in Nr. 23 vom 10. Juni 1911, S. 391) und gegen die von ihm versandten Prospekte vorging. Im Januar 1909 nagelten wir an dieser Stelle den von Semerau betriebenen Handel mit pornographischen Privatdrucken wiederholt fest und bezeichneten ihn als einen der fünf Münchener Verleger, denen ein solcher Schmutzhandel nachgewiesen sei. Damals war Dr. Semerau von München nach Traunstein übergesiedelt, wo eine halbe Waggonladung seiner Cochonnerien beschlagnahmt wurde. Nun ging er ins Ausland flüchtig und blieb verschollen, bis er als Entlastungszeuge seines Freundes Bayros in Arco aufgespürt und verhaftet werden konnte.

Beschönigungsversuche kunsthistorischer Sachverständiger haben bei der diesmaligen Zusammensetzung der Geschworenenbank nicht verfangen. Ob in anderen Fällen ein Gleiches der Fall wäre? Männer, die sich berufsmäßig mit den schlimmsten Nachtseiten der menschlichen Kultur befassen müssen, verlieren schließlich das Unterscheidungsvermögen für die Wirkung, welche eine gewisse Lektüre auf sie selbst und auf andere hervorbringt. Es ist einfach lächerlich, wenn in dieser Hinsicht zwischen den „Gebildeten" und dem „Volk" unterschieden und behauptet wird, auf Gebildete könnten auch die ärgsten Pornographien nicht schädlich wirken. Diesen Sachverständigen scheint es daher einfach selbstverständlich, wenn Werke wie die Memoiren Casanovas und viele andere, trotz der gehäuften unzüchtigen Szenen, die sie enthalten, ohne Einschränkung im Buchhandel verbreitet werden. Es wurde in der Verhandlung ausdrücklich Bezug genommen auf den Unterschied zwischen diesen stellenweise unzüchtigen erotischen Neuausgaben und den inkriminierten Nur-Pornographien. Der Unterschied ist unter dem Gesichtswinkel des Strafgesetzes doch nur ein gradueller. Wenn es ohne Widerspruch hingenommen wird, daß ganze Serien alter Erotika, die doch nur ihres pornographischen Inhaltes wegen einen Massenabsatz versprechen, durch den vielfach durchlöcherten § 184 hindurchschlüpfen, dann werden schließlich — trotz der gelegentlichen Verurteilung eines allzu kühnen Sünders — die letzten Dinge schlimmer sein als die ersten.

In dieser pessimistischen Auffassung wurden wir erst unlängst wieder bestärkt durch einen unter dem 24. Mai 1911 ergangenen Beschluß der 4. Strafkammer des Landgerichts München I, welcher das Verfahren gegen den Verleger Georg Müller und seinen Geschäftsführer Ludwig Oesterreich, beide in München, wegen Vergehens gegen § 184 einstellt. (Die zugrunde liegenden Klagen von Familien, die sich durch die Zusendung unzweideutiger Prospekte beschwert fühlten, sind in Nr. 11 der „Allgemeinen Rundschau" vom 18. März 1911 eingehend behandelt worden.) Die 4. Strafkammer erkennt als Beschwerdeinstanz endgültig,

„daß die vorliegende Ausgabe der Abenteuer des Chevalier Faublas mit Rücksicht auf den kulturhistorischen Wert des Werkes nicht als ein pornographischer Roman zu erachten ist, der nur auf Sinnenkitzel ausgeht. Die Strafkammer erachtet demnach das Werk nicht für unzüchtig im Sinne des § 184 St.G.B. Die gleichen Erwägungen werden auch für die vorliegende Ausgabe von „Cassanovas Erinnerungen" als zutreffend erachtet. Eine Verurteilung der beiden Beschuldigten aus § 184 St.G.B. wäre, so heißt es weiter, um so weniger zu erwarten, als ihnen das Bewußtsein des unzüchtigen Charakters der beiden Werke nicht nachgewiesen werden könnte. Des weiteren könne aber auch nicht nachgewiesen werden, daß die Prospekte mit Wissen und Willen der beiden Beschuldigten an Personen unter 16 Jahren verschickt wurden."

Die Beschwerdeführer, von denen einer sich darüber entrüstet hatte, daß die gedachten Werke seiner 18jährigen Tochter angeboten worden waren, mögen aus der mitgeteilten Tatsache ersehen, daß es noch längst nicht an der Zeit ist, die Hände in den Schoß zu legen und die Sorge um die Sittlichkeit der heranwachsenden Generation vertrauensvoll den Organen der Justiz zu überlassen. Man könnte an unserer Rechtspflege verzweifeln, wenn man mit der obigen Entscheidung der 4. Strafkammer die Gründe vergleicht, mit denen das Amtsgericht München I, Abteilung für Strafsachen, am 19. Juli 1910 die Beschlagnahme rechtfertigte. Dort hieß es u. a.:

„Die Abenteuer des Chevalier Faublas sind sowohl nach ihrem textlichen Inhalte als nach den beigefügten Bildbeigaben als unzüchtig zu erachten. Die Häufigkeit der unzüchtigen Stellen und insbesondere die Art und Weise der Schilderung des Geschlechtsverkehrs verletzen erheblich das normale Scham- und Sittlichkeitsgefühl."

Was aber die Freigabe des Casanova anbetrifft, so handelt es sich hier nicht um eine, wie es ursprünglich hieß, „nur für einen kleinen Kreis Gebildeter und ihr ernstliches Interesse" bestimmte Ausgabe, sondern um eine billige Volksausgabe, dazu bestimmt, Casanovas Erinnerungen zu „popularisieren". Die vierte Strafkammer hat jetzt diese Volksausgabe endgültig freigegeben, trotzdem selbst die Münchener „Propyläen" zugeben mußten, das Werk sei „nach der gewöhnlichen Auffassung nur voll der unzüchtigsten Bilder", man solle es nur in die Hände ganz reifer Menschen legen, für den Unreifen sei es gefährlich. Die Zahl der auf diese Weise für die breiten Massen freigegebenen sittenlosen „Kulturdokumente" wird aber allmählich Legion und bedroht ernstlich die sittliche Volksgesundheit, wovon die nüchterne Akten- und Paragraphenjustiz natürlich nichts zu wissen braucht. Sehr deutlich haben sich mehrere im Prozeß Semerau vernommene Sachverständige auch über dieses Kapitel ausgesprochen.

* * *

Unser gesunder Pessimismus gegenüber dieser einmaligen Verurteilung eines bekannten Schriftstellers und indirekt (implicite) eines bekannten Künstlers durch eine Münchener Geschworenenbank gründet sich vor allem auch auf die Wahrnehmung, daß die sogenannten „tonangebenden" Kreise der Münchener Kunst, Literatur und Bühnenwelt sich trotzdem und alledem um Leute von der Art des Semerau-Verteidigers Dr. Max Halbe, des ominösen Muster-Sachverständigen in Pornographieprozessen Dr. Georg Hirth („Jugend"), des am 13. Januar 1906 vom Münchener Schwurgericht freigesprochenen Dr. Ludwig Thoma („Simplicissimus"), eines Dr. Michael Georg Conrad, eines Dr. Ludwig Ganghofer usw. gruppieren. Hätten diese zu entscheiden gehabt, so wäre auch Dr. Alfred Semerau vom Schwurgericht zweifellos freigesprochen worden. Welch gewaltigen Einfluß dieser ganze Kreis ausübt, hat sich gerade in den letzten Tagen wieder anläßlich der Feier des 70. Geburtstages Dr. Georg Hirths gezeigt, der sich auch eines „überaus schmeichelhaften" Glückwunschschreibens aus der Geheimkanzlei Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten rühmen konnte, nachdem in einer Weise, wie man sonst nur mit dem Scheunentor winkt, wenige Tage vorher von Dr. Georg Hirth selbst zum ersten Male öffentlich festgestellt worden war, welch großen Dienst Dr. Georg Hirth als Verleger der „Münchner Neuesten Nachrichten" 1886 (in der Nacht nach dem Tode König Ludwigs II. in den Wellen des Starnbergersees) der Regentschaft in bedrohlichster Situation geleistet habe (durch beschleunigten Druck der Proklamation), und wie der Regent dem von dem Generaladjutanten Freiherrn Freyschlag zu Freyenstein ins Luitpoldpalais berufenen Dr. Georg Hirth zum Danke beide Hände gedrückt und mit Tränen benetzt habe. So zu lesen in der „Münchener Illustrierten Zeitung" und in den „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 314 vom 8. Juli 1911) unter dem Titel „Eine Erinnerung". Ja, man versteht sich in diesen Kreisen meisterhaft auf die Regie[1]) und auf die Inszenierung der öffentlichen Meinung.

[1]) Aus Offizierskreisen wird die „Allgemeine Rundschau" auch noch auf den „merkwürdigen Zufall" aufmerksam gemacht, daß tags zuvor, am 7. Juli, in den „Münch. Neuesten Nachrichten" (Nr. 313) ein als „Kriegsskizzen" betiteltes Feuilleton erschien, das ein direkter Hymnus auf den derzeitigen Chef der Geheimkanzlei sei. Hat es denn wirklich solcher Kraftmittel bedurft?

„Jugend“ und „Simplicissimus“ erschienen auch bei dieser Gelegenheit in unzertrennlichem Verein. Hatte doch laut „M. N. N.“ (Nr. 318) der Herausgeber des „Simplicissimus“, Ludwig Thoma, am 9. Juli zur Vorfeier des 70. Geburtstages dem Herausgeber der „Jugend“ in Tegernsee ein besonderes Festschießen veranstaltet. Gleichzeitig wurde ein angeblich ohne Vorwissen Dr. Hirths veranstaltetes Festheft der „Jugend“ (Nr. 28) in die Welt gesetzt, zu dessen Bildschmuck auch ein ganzseitiges buntes Blatt von Heinrich Kley gehört, das in direkt schamloser Darstellung Georg Hirths geflügeltes Wort vor dem Münchener Schwurgericht vom **„Recht auf Erotik“** verherrlicht. Eine kurze Beschreibung des Bildes läßt sich schon zur Kennzeichnung der wirklichen Lage der Dinge in gewissen Münchener Künstlerkreisen nicht umgehen. Die durch ein rosenbekränztes nacktes Weib personifizierte Erotik fällt der blinden Justitia (mit der Augenbinde) in die Arme, um Schwert und Wage niederzuhalten. Auf der linken Seite erblickt man laszive Szenen in äußerst veristischer Darstellung, auf der rechten Seite karikierte Typen der Polizei und der katholischen und protestantischen „Mucker“[2]), durch geistliches Gewand und Talar gekennzeichnet. So feiert die „Jugend“ zu Ehren Dr. Georg Hirths das **„Recht auf Erotik“** und verbreitet dieses Blatt in aller Welt. Es fehlte nur, daß auch noch Dr. Hirths oft erwähntes „ideales Recht“ auf Polyandrie und Polygamie (mit beiderseitiger „vornehmer“ Duldung der unter gemeinsamem „Refugium“ friedlich zusammenhausenden „Ehegatten“ laut „Zukunft“, Heft Nr. 15, 1908) durch den Stift eines Weisgeber, Jagerspacher oder Willi Geiger veranschaulicht worden wäre.

Was wohl Dr. Kerschensteiner, der damalige Mitsachverständige Hirths, der in den „Süddeutschen Monatsheften“ den Ausspruch vom „Recht auf Erotik“ so scharf verurteilt hat, über diese ebenso frivole wie geschmacklose Verherrlichung gedacht haben mag! Aber die selbstherrliche Nebenregierung an der Sendlingerstraße fragt den Kuckuck nach solchen Kleinigkeiten. Mit berechtigtem Stolz blickt Dr. Georg Hirth mit seiner Gemeinde auf die großen Erfolge zurück, die er in planmäßigem Kampfe gegen die „alte Moral“ bisher erringen konnte, von der er am 13. Januar 1906 im Schwurgerichtssaale sagte, daß „wir“ mit ihren Anschauungen „früher oder später fertig werden müssen.“[3]) Den zielbewußten Vertretern der alten Moral verkündigte er aber damals ganz offen nicht nur seine „Verachtung“, sondern geradezu seinen — Haß. Meminisse juvat. Wir vergelten nicht Gleiches mit Gleichem. Indem wir dies alles notgedrungen feststellen, wollen wir die von einem energischen Zielbewußtsein und einer großen Begeisterung für wirkliche oder vermeintliche, wahre oder falsche Ideale getragene Persönlichkeit des Siebzigjährigen nicht antasten, wollen auch große Verdienste, die Dr. Hirth um Kunst und Künstler wie um die Berufsinteressen der Presse sich erworben hat, nicht schmälern, wünschen vielmehr aufrichtig, daß im Gegenlager, das nicht auf unsere engeren Gesinnungsgenossen beschränkt ist, Männer von ähnlicher Tatkraft und Willensstärke in immer größerer Zahl aufstehen mögen, um eine Richtung zu bekämpfen, in der wir das größte Unheil für die Zukunft der deutschen Nation erblicken müssen.

* * *

Als Lichtblick nach diesen düsteren Betrachtungen seien die wichtigsten Gutachten aus dem Semerau-Prozeß in möglichst ausführlicher Fassung festgehalten. Der besseren Beweiskraft wegen stützen wir uns dabei, soweit Sachverständige von ausgesprochen liberaler Richtung in Frage kommen, nicht auf die uns zur Verfügung stehenden Niederschriften eines Originalberichterstatters, sondern auf die Berichte liberaler Tageszeitungen.

Stadtschulrat und Oberstudienrat Dr. Kerschensteiner führte laut „Münchner Neuesten Nachrichten“ (Nr. 317) folgendes aus:

Von seinem politischen und von seinem Weltanschauungsstandpunkt aus ist Redner für Freiheit der Kunst, der Religion, der Wissenschaft und für politische Freiheit. Als Mensch und Leiter eines großen Schulwesens erklärt er aber auch die Pflicht zu haben, die Frage zu erwägen, ob diese Freiheit nicht eine Grenze habe. Diese Grenze liegt in der Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft. Diese Wohlfahrt wird aber von verschiedenen Leuten verschieden aufgefaßt. Was die einen für höchst schädlich halten, wird von anderen wieder als minder schädlich erachtet, darum wird man den Satz nicht allgemein benützen können. Es gibt Grenzfälle, deren Beurteilung sehr schwierig ist. In solchen Fällen erfolgt häufig kein verurteilendes Erkenntnis, weil die freidenkenden Menschen sich hüten, durch allzustrenge Anwendung des Satzes von der Rücksicht auf die Wohlfahrt der Gesellschaft die Kunst selbst zu unterdrücken. In den vorliegenden Fällen handelt es sich aber um keinen Grenzfall mehr, sondern um ein ausgesprochenes Ueberschreiten aller Grenzen. Darin werden sich Leute aller Parteirichtungen einig sein. Die Berge von Prospekte zeugen dafür, daß nicht alle Vorsicht aufgeboten wurde, um die Bücher nicht an die Oeffentlichkeit kommen zu lassen. Aber selbst wenn nur Kulturhistorikern, Bibliophilen und Lebemännern der Bezug dieser Schriften ermöglicht worden wäre, selbst dann ist zu fragen, ob nicht doch bei der Massenhaftigkeit der Produktion solcher Dinge eine Vergiftung des Volkes gegeben ist. **Denn es ist nicht bloß Dr. Semerau, der solche Publikationen veröffentlicht, sondern vielleicht noch 50 bis 60 andere.** Außerdem kommt nicht bloß ein Verkäufer, sondern eine ganze Anzahl für den Vertrieb solcher Werke in Betracht. Wir müssen uns auf das Entschiedenste wehren, daß solche Giftstoffe unter die Massen geworfen werden. Ich will nicht die Philosophen von Plato bis Kant anführen, wie sie über solche Kunst dachten. Ich will bloß den Anarchisten Proudhon und unseren Nitzsche zitieren. Der erstere sagt in seinen Prinzipien der Kunst: „Der Idealismus der Form an Stelle des Idealismus der Idee gesetzt, liefert die Kunst schließlich der Prostitution aus und macht aus den Künstlern Bordellagenten.“ Und Nietzsche, der für absolute Freiheit der Kunst schwärmte, sagte 1888 in seiner Götzendämmerung: l'art pour l'art, d. h. absolute Freiheit der Kunst, heißt: der Teufel hole die Moral. Die vorliegenden Werke bestätigen vollständig diese beiden Sätze. **Wenn wir nicht alles aufwenden, daß solche Dinge unmöglich werden, tragen auch wir die Hälfte der Schuld an dem Untergang unseres Volkes.“**

Nach derselben liberalen Quelle machte Obermedizinalrat Professor Dr. von Gruber u. a. die nachstehenden außerordentlich beachtenswerten Ausführungen:

Es sei Unsinn, verlangen zu wollen, daß der Künstler alles Mögliche treiben dürfe, daß jeder, der ein kulturhistorisches Interesse zu haben vorgibt, die Wurzeln der Volksgesundheit angreifen darf. Gewiß gehören die Wissenschaft und Kunst zu den höchsten Lebensgütern, aber unbedingte Freiheit können wir beiden absolut nicht zugestehen. Es muß eine Grenze für beide gegeben werden, **auch hinsichtlich der Popularisierung der Wissenschaft,** die in zum Teil übertriebener Weise betrieben wird. Die Grenzen liegen, wie schon betont wurde, in der allgemeinen Volkswohlfahrt. Gewiß ist es richtig, daß die Frage, was Volkswohlfahrt ist, verschieden beurteilt wird. In gewisser Richtung kann man aber schon genau definieren, was unter Volkswohlfahrt zu verstehen ist. Das ist vor allem die Sorge für die Volksgesundheit und das dauernde Fortleben des Volkes. **Eine furchtbare Gefahr liegt in dem Umsichgreifen der pornographischen Literatur.**[4]) Die hier beanstandeten Bücher sind im höchsten Grad gefährlich. Man kann nicht zustimmen, daß diese Bücher für reife Leute nicht schädlich sein sollen; man soll nicht pharisäisch sein. In jedem Menschen liegen schlechte Anlagen, die geweckt werden können. Es gibt keine scharfe Grenze zwischen reifen und unreifen, zwischen tugendhaften und nicht tugendhaften Menschen. Solche Bücher müssen auch im höchsten Grade erregend und schädlich auf die Jugend wirken. Gewiß hat es zu allen Zeiten sexuelle Zügellosigkeit gegeben, aber die Zeiten sind nicht immer gleich gewesen. Es ist von allergrößter Bedeutung für die Existenz der Völker, daß die tüchtige, selbstbeherrschende und charaktervolle Richtung über jene, die nur die niederen Instinkte pflegt, die Oberhand hat. Die heutigen Zustände brauchen wir nur zu studieren, um zu erkennen, welche Gefahren uns

---

[2]) Es war jedenfalls eine Takt- und Geschmacklosigkeit sondergleichen, wenn der Münchener Journalisten- und Schriftstellerverein, der auch „Ultramontane“ zu seinen Mitgliedern und Vorstandsmitgliedern zählt, bei dieser Gelegenheit seinem Präsidenten einen Maibaum überreichen ließ, dessen Querstangen u. a. die Eule der Wissenschaft zeigt und — wir zitieren wörtlich aus den „Münchner Neuesten Nachrichten“ (Nr. 322 vom 15. Juli 1911): „Daneben ein **schwarzer Vogel,** der den Geist des **Muckertums** in scherzhafter(?) Weise versinnbildet, dann einige Werke Hirths und seine „Jugend“.“ Weiter kann die Rücksichtslosigkeit gegenüber den „schwarzen“ Vereinsgenossen nicht getrieben werden.

[3]) Dr. Georg Hirth laut „Münchner Neuesten Nachrichten“, Nr. 22 vom 15. Januar 1906 im Prozeß Thoma: „Hier handelt es sich nicht um das (als unzüchtig verfolgte) Flugblatt, sondern um große Kulturfragen. Mit diesen Dingen müssen wir früher oder später fertig werden, und ich glaube, daß sich auch unsere Nachkommen nicht auf den Standpunkt längst überholter und vermorschter Moraltheologie stellen werden.“

[4]) In welchem Maße die Pornographie bereits um sich greift, bewies wieder eine Verhandlung, welche am 10. Juli 1911 vor der Strafkammer des Landgerichts Berlin I stattfand. Der „Pan“, eine Zeitschrift für sog. vornehme Kreise, die aber auch in öffentlichen Cafés usw. aufliegt, hat unzüchtige Tagebuchblätter des französischen Romanciers Flaubert veröffentlicht. Verleger Cassierer und Redakteur Herzog kamen mit 50 Mark Geldstrafe davon.

tatsächlich drohen. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Franzosen — gewiß eines der leistungsfähigsten Völker in der Kulturgeschichte — zweifellos in einem unaufhaltsamen Niedergange begriffen sind. Bei uns droht dieselbe Gefahr. Wir haben allerdings in unserem nationalen Leben noch eine Reihe von Erscheinungen, die uns mit Mut und Hoffnung auf die Zukunft erfüllen und uns stolz machen können auf das, was wir leisten; aber daneben laufen bedenkliche Erscheinungen einher. Die Art und Weise, wie ein Volk die sexuale Ordnung aufrecht zu erhalten vermag, darin liegt die Kernfrage. Wohin auch bei uns die Reise geht, sieht man an dem Ueberhandnehmen des Luxus, an dem Rückgang der Geburtenziffer usw. Daß eine solche Art von Literatur, über die hier verhandelt wird, mit zur sexuell sittlichen Depravation beiträgt, steht außer allem Zweifel. Gewiß sind solche Erscheinungen wiederholt ihrem Schicksal entronnen. **Man kann nur hoffen, daß, wenn endlich einmal der Bann gebrochen ist, die Säuberung auch vollendet wird, die unbedingt stattfinden muß.** Redner möchte alle ehrlichen Menschen beschwören, daß sie ohne Unterschied der Parteirichtung und Weltanschauung in dieser Beziehung zusammenwirken. An diesem Umschwung haben alle ein Interesse.

Sehr bemerkenswert waren auch die Ausführungen des Chefredakteurs Osterhuber vom „Bayerischen Kurier", der in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der bayerischen Landesgruppe des Augustinusvereins neben dem Vorsitzenden des sogenannten Landesverbandes der bayerischen Presse, Dr. Mohr, als Sachverständiger geladen war. Joseph Osterhuber führte nach dem Berichte des „Bayerischen Kurier" (Nr. 192) u. a. folgendes aus:

„Zur Entscheidung der Frage, ob ein Werk unzüchtig sei oder nicht, bedürfe es eigentlich keines Kulturhistorikers und überhaupt keines Sachverständigen. Der Begriff des Unzüchtigen sei keine Geheimwissenschaft. Nach den Erfahrungen des täglichen Lebens sei es schon verdächtig, wenn man einem Werke so demonstrativ ein wissenschaftliches Mäntelchen umhängt. Die Wissenschaft schleiche nicht im geheimen umher und die Kunst habe es nicht notwendig, sich in den Winkeln zu verkriechen. Wenn Bücher ohne Angabe des Druckers und Druckortes herausgegeben werden, so genüge das, um die Floskel vom kulturhistorischen Interesse und wissenschaftlichen Werte zu zerstören. Solche Manipulationen seien ein Zeichen des bösen Gewissens. Der Schriftsteller stelle doch sonst, um sich einen Namen zu schaffen und zu begründen, sein Licht auf den Leuchter, wie Dr. Semerau ja auch in seinen einwandfreien Schriften stolz mit dem Namen hervorgetreten sei. Die Bücher seien weiterverbreitet worden, selbst nachdem das Verfahren schon eröffnet und dem Herausgeber also bekannt sein mußte, daß ihm Gefängnis drohe; sogar mit falschem Namen wurden die Bücher von dem Herausgeber weiterverbreitet..." Die Bücher seien ein Teil jener Schmutzflut, die Deutschland in neuerer Zeit in besonders starkem Maße überschwemmt und deren Quelle nicht zum wenigsten München ist, wo man in dieser Richtung in manchen Fällen viel nachsichtiger war als anderswo, so daß sich bei manchem und vielleicht auch bei Dr. Semerau die Meinung festsetzte, in München könne man sich ziemlich ungefährdet dem Vertrieb solcher „Literatur" hingeben. Wenn geleugnet werde, daß der Schmutz in Bild und Wort heute größer sei als früher, so verweise er nur darauf, daß neuerdings Angehörige aller Konfessionen und Weltanschauungen und Parteien, die sich sonst auf Tod und Leben bekämpfen, immer mehr sich zusammenscharen zu einer „Reinlichkeitspartei"; das sei in der heutigen Zeit der Zerrissenheit eine so markante und fast einzigartige Erscheinung, daß sie allein schon Beweis ist, daß es wirklich gilt, vermehrte Gefahren abzuwehren. Es wird behauptet, daß diese Bücher dem gereiften und gefestigten Mann nichts schaden. Es mag in manchen Fällen sein, obgleich nach seiner Meinung auch der gefestigte und gereifteste Mann durch deren Lektüre sicher nicht besser wird, aber wie besteht Sicherheit, daß sie nur diesem zukommen? Die Dinge gehen von Hand zu Hand, bilden wieder die Unterlage für andere billigere Pornographien, werden ausund abgeschrieben usw. und schließlich auch vom „Bibliophilen" weiterverkauft. Erst vor Jahresfrist war in einem Münchener Blatte öfters die Anzeige zu lesen: Erotische Bibliothek zu verkaufen. Es sei sicher mehr im Interesse der Kultur gelegen, dem Worte Goethes wieder Geltung zu verschaffen: „Erlaubt ist, was sich schickt", als derlei Bücher herauszugeben, deren Obszönität zu beweisen jedes Wort Verschwendung ist."

Landgerichtsarzt Dr. Hermann äußerte sich vom medizinischen Standpunkte aus u. a. also:

„Solche Bücher können auch auf ganz normale Menschen im allgemeinen auf das Geschlechtsleben reizend wirken. Vom medizinischen Standpunkt aus sind sie als verwerflich, ja als direkt schädlich zu bezeichnen; sie führen zur Gesetzesverletzung, zur Schädigung der körperlichen und geistigen Gesundheit."

In zum Teil sehr drastischen Wendungen lehnte auch der bereits erwähnte Chefredakteur der „Münchner Neuesten Nachrichten" die inkriminierten Werke unter allen Umständen ab. Wir möchten nicht alle Ausführungen Dr. Mohrs unterschreiben, insbesondere nicht seinen Versuch, dem Künstler in bezug auf die Behandlung sexueller Probleme dasselbe Recht zuzubilligen wie dem Arzte im Ordinationszimmer. Die Parallele ist in mehrfacher Hinsicht schief. Der Künstler hat auf sexuellem Gebiete keine größeren Rechte als jeder Privatmann — in den Grenzen der bestehenden Gesetze. Die übrigen Ausführungen des Sachverständigen sind um so erfreulicher, als sie beweisen, daß die von demselben bisher abgelehnte Kenntnis von Schmutzereien à la Bayros und Semerau eine heilsame Entrüstung auszulösen imstande ist. Nach dem Berichte der „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 188) **führte Dr. Martin Mohr u. a. aus**[5]**:**

„Hier handle es sich aber um die Betätigung künstlerischen Könnens, die sich der Vervielfältigung bediene, um in weitere Kreise, in die Oeffentlichkeit zu dringen. In diesem Falle sei ein anderer Maßstab anzulegen. Er könne nicht zugeben, daß das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit verloren gehen dürfe durch die dauernde Beschäftigung mit dem Schmutz. Ohne Zweifel besitzen die Bilder des Mappenwerkes künstlerisches Beiwerk; diese diene aber nur dazu, um den in den Bildern enthaltenen Schmutz für gewisse Kategorien von Abnehmern genießbar zu machen. Uebrigens sei ihm gesagt worden, daß die Zeichnungen auch künstlerisch zu wünschen übrig lassen. Die Bücher seien nicht zu betrachten als reine kulturhistorische Dokumente, sondern auch in ihrer Wirkung auf die Gegenwart. Sie seien durchaus keine Einführung in eine frühere Kulturepoche, nicht einmal in das sexuelle Gebiet jener Zeit. Aus den Prospekten gehe hervor, daß sie eingeführt wurden nur des Sinnenkitzels wegen. Das einzige, was zur Verteidigung gesagt werden könne, sei das, **daß noch andere solche Sachen straflos herumvagabundieren.** Was man hier aus dem 18. Jahrhundert vorgebracht sehe, sei damals schon als Fäulnisprodukt von den Besten der damaligen Zeit mißbilligt worden. Mit der Begründung, Kulturdokumente zu publizieren, könnte man allen Unrat vergangener Zeiten wiederbringen. Er habe mit Berufsgenossen gesprochen, die gestern die Verlesung der Bücher mit anhörten; sie waren einstimmig der Meinung, daß namentlich im „Liebesfrühling" das Niederste, Häßlichste, Gemeinste und Scheußlichste enthalten ist, was ihnen jemals zur Kenntnis kam. Dr. Semerau sei es gar nicht möglich, die Bücher nur auf die ersten Abnehmer zu beschränken. München sei eine Kunststadt, frei von Prüderie. Hier habe der Künstler für sein Schaffen freien Boden wie sonst nirgends in Deutschland. Die Künstler und Publizisten, die er kenne, lehnen es ab, daß solche Werke wie Bayros-Mappe oder die beiden Uebersetzungen mit ihrem Schaffen verwechselt werden, daß der Unrat aus den Abortgruben der Schwabinger Bohème in die Münchener Wasserleitung komme; sie verwahren sich dagegen, daß die frische Münchener Luft dazu dienen soll, solche Giftpflanzen ins Kraut schießen zu lassen. Dr. Mohr schloß sein Gutachten mit dem Hinweise auf die Schäden, welche die von solchen Werken ausgehende geistige Syphilis unter der halbwüchsigen Jugend anrichten kann."

Das war eine Tonart, wie man sie vor Jahren zuweilen in den Spalten der damals von Dr. Mohr geleiteten „Allgemeinen Zeitung" vernahm. Manchen Künstlern vom Schlage der unflätigen „Phönix"-Mappe haben gewiß die Ohren geklungen. Daß der Hauptverteidiger Semeraus, Dr. Max Halbe, besonderes Vergnügen daran gefunden hätte, möchten wir sehr bezweifeln. Noch weniger mögen sie dem Berliner Advokaten Alsberg gefallen haben, der allen Sachverständigen zum Trotz, laut „Augsb. Abendztg.", den unglaublichen Ausspruch riskierte:

„Die Leute, die mit unreinen Gedanken an die Lektüre der beschlagnahmten Werke herangingen, seien strafwürdig, nicht der Herausgeber, ein anerkannter und geachteter Kulturhistoriker."

---

[5] Zur Ergänzung des Berichtes der „Augsburger Abendzeitung" seien noch nachstehende Mitteilungen der „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 317) zitiert: „Auf eine Anfrage des Vorsitzenden erklärt der Sachverständige (Dr. Martin Mohr), daß **ein Teil des Buchhandels, der nicht zu dem besseren gerechnet werden darf, mit Vorliebe Erotika unter dem Signum der kulturhistorischen Förderung herausgibt. In dieser Richtung ist eine entschiedene Verschlechterung des Zeitgeschmackes zu konstatieren.** — Verteidiger Alsberg: Nach Ihrer Ansicht ist Dr. Semerau ein Mann, der infolge seines körperlichen Gebrechens den Freuden des Lebens stark entsagen muß. Denkt nicht ein solcher Mensch anders als andere, die im Lebensgenusse stehen, über Selbstzügelung? — Dr. Mohr erklärt, daß er sich wohl vorstellen könnte, daß ein Mann von den körperlichen Hemmungen eines Dr. Semerau in eine Lebensführung hineingeraten könne, die sich, namentlich bei der Beschäftigung mit Eroticis, in einer Ueberhitzung der Phantasie äußert. — Der Vorsitzende konstatiert hierauf, daß der Angeklagte verheiratet ist und Kinder besitzt. — Dr. Mohr erklärt hierauf, er müsse dann allerdings die im Hinblick auf den körperlichen Zustand zugunsten des Angeklagten gemachten Schlußfolgerungen zurückziehen."

Schließlich noch einige Gedanken aus dem Plaidoyer des Staatsanwalts Dr. Haß, der mit außerordentlicher Umsicht, Gewandtheit und Sachkenntnis den Prozeß vorbereitet hatte:

Wie berechtigt die Staatsanwaltschaft vorgegangen ist, beweist der Fall Bayros, indem der Angeklagte seine Möbel fortschaffen ließ, ebenso seine Bankdepots, und daß er dann die Hauptverhandlung in Wien abwartete, wo sich's auch gut leben läßt. Es ist darum sehr begreiflich, daß man Dr. Semerau in Arco verhaftet hat. Kunst und Literatur sind gewiß große Kulturgüter. Gerade die Schriftsteller sind berufen, die Führer und Gestalter der Kultur zu sein, sie beeinflussen das geistige Leben der Gegenwart. Der Stand sollte daher in seinem eigenen und im Interesse des Volkes solche krasse Auswüchse beseitigen. Wenn die Geschworenen den Angeklagten freisprechen, dann müßte man an der Wirksamkeit der Schwurgerichte verzweifeln. Ein Freispruch ist aber wohl ganz ausgeschlossen. Die „Condottieri" von Dr. Semerau sind zweifellos ein kulturhistorisch interessantes Werk, aber die Bücher, die heute zur Beurteilung stehen, enthalten so unglaublichen Schmutz, daß die Anklage in moralischer Beziehung dahin lauten sollte: der Kulturhistoriker Dr. Semerau ist dringend verdächtig eines Verbrechens nicht bloß gegen die Sittlichkeit, sondern gegen die Kultur. In seinen weiteren Ausführungen bezeichnet der Staatsanwalt den Marquis de Bayros[6]) als **Repräsentanten einer dekadenten Künstlergesellschaft,** als einen Pornographen, der wohl nicht so schnell wieder nach München kommen werde, weil er verhaftet werden würde. Er greift dann die stärksten Stellen und Zeichnungen aus den beanstandeten Werken heraus, um unter Berufung auf die Ausführungen der Sachverständigen die Anklage in kräftigen Strichen und mit starkem Appell an die Geschworenenbank zu begründen, und betont, daß die Geschworenen auch im Falle Semerau einen Schuldspruch fällen müßten, wie es vor mehreren Monaten im Fall Ramlo geschehen sei. Sonst könnte von einer Klassenjustiz gesprochen werden.

* * *

Die „Frankfurter Zeitung" widmet dem Prozeß Semerau einen an solcher Stelle doppelt beachtenswerten Artikel, den wir bei passender Gelegenheit vielleicht diesem und jenem in Erinnerung bringen werden. Der Zweck des Ergusses wird erst in den Schlußsätzen offenbar: eine Verwahrung der liberalen Kunststadt München gegen die Identifizierung mit dem „liberalen" Geist der Semerau und Genossen. Als es sich um die Weißgerber, Jagerspacher, Willi Geiger, Heinrich Kley und Genossen von der „Phönix"-Kumpanei handelte, hat man von solcher Verwahrung nichts gelesen. Aber sei es drum. Diesmal schreibt die „Frankfurter Zeitung" mit erquickender Deutlichkeit:

„Die Verbreitung unzüchtiger Schriften stellt das Gesetz unter Strafe. Herr Semerau wußte das und tat dennoch in seinem dunkeln Drange, der blinden Welt wenigstens in einigen gutsituierten Leuten zur höheren pornographischen Erkenntnis zu verhelfen, sein Möglichstes. Nicht etwa, um der Unzucht Vorschub zu leisten, bewahre nein: um sie durch Erkenntnis sittlich zu bekämpfen, von Fall zu Fall um zwanzig Mark. Für diese Kulturarbeit schickt das Schwurgericht nun den wahrheitsdürstenden Wissenschaftler auf acht Monate ins Gefängnis. Und ein ehrlich entrüsteter Geschworener schrieb dem Staatsanwalt einen Zettel, auf dem er aus seinen ländlich gefärbten Begriffen heraus von der Notwendigkeit des „Viehseuchenschutzes" auch für dieses Gebiet mehr menschlich-geistiger Ansteckung sprach. Was der Landwirt in seiner durch keinerlei kulturgeschichtliche Hemmungen beeinflußten Entrüstung wünschte, das wünschen seit geraumer Zeit alle anständigen Menschen. **Der Geheimkult von derlei Kammerlektüre ist größer als man im allgemeinen annimmt,** und Kerschensteiner übertrieb wohl nicht, wenn er von annähernd 50 bis 60 ähnlichen Existenzen sprach, die den deutschen Büchermarkt mit solchen Produkten unterirdisch berieseln. Es dürfte kaum möglich sein, diese Kanalisation je ganz zu unterbinden, wenigstens mit gesetzlichen Mitteln nicht. Denn so wenig wie es Schmutz in naturwissenschaftlichem Sinne gibt, so wenig gibt es ihn von einer gewissen Stufe rein geistiger Betrachtung aus. Und hinter dieses Fundament flüchten sie alle, die pornographischen Kulturarbeiter für hoch und niedrig, für geistig und sittlich hochstehende, wie die fürs gemeine Publikum."

Und noch in einem anderen Artikel schreibt dasselbe demokratische Blatt:

„Wenn man bedenkt, einen wie ungeheuren Umfang die ausgesprochenste Schmutzliteratur in Deutschland gewonnen hat, so kann man die Sorge um die Verheerungen, die hier angerichtet werden können, nicht mit einer leichten Handbewegung abtun. Eine Gefahr liegt hier zweifellos vor, und wenn ein Gericht in einem klaren und krassen Fall dagegen vorgeht, so ist keinerlei künstlerisches oder wissenschaftliches Interesse bedroht."

Andere Leute haben das alles weit früher gewußt und unerschrocken zum Ausdruck gebracht, mußten sich aber dafür von jedem Hansdampf, oft von den überwiesenen Schmutzianen selbst, in Zeitungen und illustrierten Witzblättern begeifern und anspeien lassen.

Die liberale Münchener „Allgemeine Zeitung", der wir im Laufe der Jahre manches kernige Wort gegen die zunehmende sittliche Verwilderung entnehmen konnten, hat auch diesmal mit erfreulicher Deutlichkeit ihre ungeschminkte Meinung gesagt. In einem längeren Artikel „Staat und Moral" von Dr. Paul Busching liest man u. a.:

„Dies Urteil ist ganz gewiß streng, und es fällt um so mehr auf, als in anderen, aber nicht wesentlich anders gelagerten Fällen die Verüber und Verbreiter literarischer und künstlerischer Schweinereien mit Hilfe einiger bekannter „Sachverständiger" freigesprochen worden sind. Diesmal ließen die Gutachten der sämtlichen Sachverständigen (auch der von der Verteidigung geladenen!) von vornherein keinen Zweifel aufkommen, daß die Geschworenen ihr „Schuldig" aussprechen würden, und damit war auch die Basis für das Urteil selbst gegeben . . .

Wenn die Gewißheit der Bestrafung als solcher nicht genügt, um abzuschrecken, so kann wohl durch ein unerwartet strenges Urteil der ethische Zweck des Strafgesetzes erreicht werden; ob er aber so auf Kosten des einzelnen Angeklagten erreicht werden darf, bleibt fraglich. Tatsache ist, daß die Schwurgerichte in München gegenüber unbestreitbar pornographischen Produkten früher viel zu milde waren, und daß diese Milde sehr üble Früchte gezeitigt hat. Eines der übelsten Früchtchen war nun der smarte Verleger, der acht Monate Gefängnis abzubüßen haben wird; er leidet für diejenigen, welche ihn auf den Pfad der Schlüpfrigkeit gebracht haben, und die Spuren, die er hinterläßt, werden gleichgesinnte „Kulturhistoriker" gewiß schrecken. Und weil das für die Sittlichkeit des Volkes von höchster Wichtigkeit ist, muß auch das Strafmaß hingenommen werden. Zudem dürfen wir wohl darauf hinweisen, daß es einem sehr gesunden Volksempfinden entspricht, wenn bei Delikten von hervorragender Roheit und Gemeinheit die öffentliche Meinung eine „exemplarische Bestrafung" verlangt. Hier handelt es sich einmal nicht um Kindsmißhandlung oder ein Sittlichkeitsverbrechen gegen eine einzelne Person, sondern um Brunnenvergiftung im großen Stil; daher kann es nicht schaden, wenn der normale Instinkt des Publikums auf das Urteil der Richter (denen man sonst so oft „Weltfremdheit" vorwirft) sichtlich abfärbte. . . .

Man braucht durchaus kein „Mucker" zu sein, um zu wünschen, daß die Jugend aller Kreise vor der Kenntnis der wüstesten Exzesse bewahrt bleibe, die in der Literatur aufgezeichnet sind, und man wird ebensowenig begreifen können, daß eine sehr dünne Schicht besonders begüterter Herren und Damen das Vorrecht haben soll, sich an der Lektüre der französischen Pornographie aufzuregen. Für die Kultur unserer Zeit bedeuten solche Werke garnichts; sie sind weder wissenschaftlich, noch künstlerisch von bleibendem Wert; sie erschließen ferner dem Psychopathologen kein neues Gebiet der Forschung, wie sie dem Literaturfreund auf keinen Fall mehr geben werden, als die ernste Literatur jener Periode. Daher ist es heuchlerischer Unsinn, wenn die Verbreiter der pornographischen Romane behaupten, sie handelten im berechtigten Interesse einer Anzahl ausnehmend fein kultivierter Herrschaften, denen so etwas nicht schade, weil sie eine rein ästhetische Freude an den Dingen zu empfinden vermögen. Es ist ganz gut, wenn einmal vor Gericht ausgesprochen wird, daß bei der Ausgrabung pornographischer Schriften nicht dieses Interesse, sondern einzig und allein die Spekulation auf eine ausschweifende Sexualität maßgebend ist, daß die betreffenden Verleger und Bearbeiter sich niemals um ein anständiges und ernsthaftes Produkt der schönen Literatur bemühen würden, deshalb, weil damit eben — kein Geschäft zu machen wäre. Um das Geschäft dreht es sich, nicht um die Bedürfnisse solcher (mir persönlich manchmal etwas suspekten) „Bücherfreunde", deren Bibliophilie sich auf das Studium just der Pornographien beschränkt. Schwindel ist es auch, wenn die Angeklagten in jedem derartigen Falle behaupten, sie wendeten sich deshalb nicht an das große Publikum, weil dieses nicht reif sei für so „feine" Literatur und Kunst. Volksausgaben der gemeinsten Machwerke täte das Gesindel veranstalten, wenn es nicht den Staatsanwalt und die Konfiskation fürchten müßte! . . .

Das Münchener Gericht hat nicht die Kunst verurteilt, sondern ordinäre Spekulanten, die unter der Firma „Kunst" ihre unsaubere Ware abzusetzen bemüht waren. Hoffentlich wirkt das Urteil nun auch auf die bisher unvorbestraften Gesinnungsgenossen des in München verurteilten

[6]) Der Pornograph Bayros beschäftigte schon vor mehr als zwei Jahren gemeinsam mit dem Hofbuchhändler Karl Schüler und dem Buchhändler Hans Goltz den Untersuchungsrichter am Landgericht München I. Das Verfahren wurde jedoch eingestellt, weil die damals vorliegenden Beweise nicht hinreichten, um eine Verurteilung herbeizuführen.

kulturhistorischen Verlegers deprimierend. Hoffentlich schärft es aber auch den Blick der Behörden für andere schlimme Symptome moralischer Entartung."

Die „Allgemeine Zeitung" wendet sich im weiteren vorzugsweise gegen die überhandnehmende Frechheit der Münchener Straßenprostitution, gegen welche übrigens der Interkonfessionelle Münchener Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit erst unlängst eine geharnischte Vorstellung an die Polizeidirektion gerichtet hat. Der spöttische Hinweis auf die begeisterten Wortführer der Münchener Fremdenverkehrspolitik, welche die Straßenprostitution als ein „anziehendes" notwendiges Bedürfnis befürworten, deckt sich voll und ganz mit den Anschauungen, welche bei der Beratung der erwähnten Protestvorstellung des Männervereins in schärfster Form zum Ausdruck kamen. Dies nebenbei.

Berliner libertinistische Blätter, die schon vor der Verhandlung die Staatsanwaltschaft in gehässiger Form angerempelt hatten, ergreifen auch nach dem Urteilsspruch die Partei der Pornographen Bayros und Semerau. So schreibt das „Berliner Tageblatt" (Nr. 343):

„Eine Erklärung für den merkwürdig strengen Spruch mag man in der gesellschaftlichen Zusammenstellung der bayerischen Hauptstadt suchen. In dieser Stadt wohnen verwegenes Künstlertum und schwer behäbige Spießerei nebeneinander wie zwei verschiedene Rassen, die sich nicht verstehen können. Und Herr Semerau ist nicht **von seiner eigenen Rasse** gerichtet worden, er stand, wie wir meldeten, vor einem Geschworenenkolleg, das sich aus Bauern, Brauern und Oekonomen zusammensetzte, vor Fremden aber, die den Schwabinger Leuten nie recht grün gewesen sind."

Diese frechen Bemerkungen des Berliner Judenblattes könnten fast den Eindruck erwecken, als ob Dr. Semerau Jude bzw. Reformjude sei. In den Prozeßberichten war davon nichts zu sehen. Die Rasse des „Berliner Tageblatt" war unseres Wissens nur in der Verteidigung vertreten.

In dem Chorus der über die Verurteilung des Bayros-Genossen Semerau empörten Verteidiger einer bedingungslosen Freiheit „geistigen Schaffens" darf natürlich auch die sozialdemokratische „Münchener Post" (Nr. 159) nicht fehlen, welche alle Bestrebungen im ehrlichen Kampfe gegen sittliche Volksverseuchung noch stets mit ätzender Lauge oder mit Galle und Geifer überschüttet hat. Das Blatt betont, daß es „die verpönten Werke nicht kennt und auch nicht beabsichtigt, sie kennen zu lernen"; es urteile daher auch weder juristisch noch künstlerisch, sondern nur rechtsgrundsätzlich. Was man damit meint, erhellt aus dem Satze:

„Es gibt kein objektives Kennzeichen des unzüchtigen Charakters, sondern nur willkürliche Meinungen, und aus diesem Grunde galt es bisher als liberaler Grundsatz: daß die Kriminaljustiz aus dem ganzen Bereich geistigen Schaffens auszuscheiden habe."

Vielleicht würde auch die „Münchener Post" etwas anders urteilen, wenn sie sich über den wahren Charakter dieser stinkenden Jauche, die unter der falschen Flagge von Literatur, Kunst und Wissenschaft segelt, genauer unterrichtete, auch das entsetzliche Unheil bedächte, das einesteils unter ungezählten mit der technischen Herstellung dieser Schweinereien unfreiwillig beschäftigten Lohnarbeitern, andernteils unter abhängigem weiblichem Dienstpersonal angerichtet wird, das nur zu oft der Verführung durch solchen Anschauungsunterricht unterliegt und dann in Grund und Boden verdorben wird. Mit schier sengendem Hohn, dessen Spitze einzig gegen die Inkonsequenz liberaler „Jugend"- und „Simplicissimus"-Schwärmer verstanden werden kann, läßt sich der sozialistische à tout prix-Spötter u. a. folgendermaßen vernehmen:

„Es gab unmäßig viel entrüstete Sittlichkeit ... bis zu den klerikalen, liberalen, radikalen Sachverständigen war alles einer Meinung, und war alles empört! **Die taktischen Erwägungen der Leute, die mit der Jugend und dem Simplicissimus sympathisieren,** verstehen wir; sie fühlen sich ständig bedrängt durch die Heintze-Männer. Handelten sie also aus wohlüberdachten Ueberzeugungen, so war der Zentrumssachverständige, nach den Preßberichten, seiner Aufgabe offenbar nicht gewachsen; sonst hätte er sich nämlich von den Liberalen und Radikalen absondern müssen und erklären: Diese an ein paar wohlhabende Leute „verbreitete" Produktion ist zwar hundsgemein, aber gerade weil sie so hundsgemein ist und zugleich sich auf ein winziges Publikum beschränkt, das entweder nicht verdorben werden kann oder an dem nichts zu verderben ist, kann ich eine Gefahr darin nicht erkennen; **dagegen die verfeinerte, verhüllte Lüsternheit, wie sie Tag für Tag von der Jugend, dem Simplicissimus und ähnlichen Organen unter das ganze deutsche Volk getragen wird, hier liegt die ungeheuere Gefahr;** und da man diese nicht verfolgt, hätte ich kein Interesse an der Verurteilung dieses Angeklagten. So sprach der klerikale Sachverständige nicht; er verpaßte von seinem Standpunkt aus eine herrliche Gelegenheit".

Für die in die raffiniertesten Bosheiten eingewickelten grausamen Wahrheiten kann man dem sozialdemokratischen Blatte nur dankbar sein.

Versunkene Stadt.

Im Nordlandsmeer, in windumrauschter Bai.
In Lüften scholl der Wildgans heis're Schrei.
Da sah ich sie — wie zitternd ging mein Boot —
Vineta, die versunkne Stadt vom Tod.
Aus blauer Meereswogen kühlem Glast
Sah sie empor. Palast schlief an Palast.
Durch hohe Strassen wand sich Kranz an Kranz,
Als ob der Tod sie traf, geschmückt zum Tanz.
Das Rolandsbild vorm Rathaus hochgereckt
Stand starr wie einst noch, da 's die Flut bedeckt.
Die Türme funkelten von Burg und Dom,
Doch durchs Portal drang nicht mehr Menschenstrom.
Kein lebend Wort klang aus der Totenruh,
Nur grosse Glocken schwangen immerzu.
Und nur in Lüften, gnadenvoll und ferne,
Sah'n auf die toten Trümmer Gottes Sterne . . .

Vineta du! . . Ach, deine Todesflut
Braust immer noch, verschüttend heil'ges Gut.
Im Lebensmeer, in langer Tage Lauf
Wie manch Vineta stieg schon vor mir auf!
Wie manche Sehnsucht, bräutlich licht geschmückt,
Ward von der Schmerzenswogen Schwall erdrückt!
Ach — Jubelglocken läuteten so tief, —
Die Liebe sang, die kühne Hoffnung rief, —
Glück, gib mir Glück: so klang der Seele Schrei . . .
Und dann ein Wirbel, und es war vorbei . . .
Du bist kein Traum, versunk'ne Stadt im Meer . .
In wunder Brust trägt jeder dich umher.

Geb uns nur Gott auf toter Hoffnung Trümmer
Gleich dir auch eines Gnadensternes Schimmer!

Dr. Lorenz Krapp.

Schattenseiten moderner Blumentage.

Von Joh. Hammer.

Schon in Nr. 22 der „Allgemeinen Rundschau" wurden zu den modernen Blumentagen einige kritische Anmerkungen gemacht und manche Bedenken dagegen leise angedeutet. Im großen und ganzen aber sprach sich der Verfasser des Artikels „Sozialpolitische Gedanken zu den modernen Blumentagen" nicht gerade gegen diese Veranstaltungen aus, sondern gab sogar Anregungen, wie man die hier treibenden Kräfte auch auf anderen Gebieten wirksam sich erzeigen lassen könnte. Freilich verhehlt er dabei keineswegs, daß ihm soziales und wohltätiges Wirken dieser Art nicht das Ideal zu sein scheint.

Demgegenüber wird es nun nicht uninteressant sein, in der „Allgemeinen Rundschau" auf eine andere Kundgebung aufmerksam zu machen, die mit den Blumentagen und ihren Erfolgen etwas schärfer ins Gericht geht. Es ist dies eine Erklärung gegen die Blumentage, die ausgeht von Berlin und scheinbar in einer Berliner Zeitung veröffentlicht wurde. Leider konnte

Schließlich noch einige Gedanken aus dem Plaidoyer des Staatsanwalts Dr. Haß, der mit außerordentlicher Umsicht, Gewandtheit und Sachkenntnis den Prozeß vorbereitet hatte:

Wie berechtigt die Staatsanwaltschaft vorgegangen ist, beweist der Fall Bayros, indem der Angeklagte seine Möbel fortschaffen ließ, ebenso seine Bankdepots, und daß er dann die Hauptverhandlung in Wien abwartete, wo sich's auch gut leben läßt. Es ist darum sehr begreiflich, daß man Dr. Semerau in Arco verhaftet hat. Kunst und Literatur sind gewiß große Kulturgüter. Gerade die Schriftsteller sind berufen, die Führer und Gestalter der Kultur zu sein, sie beeinflussen das geistige Leben der Gegenwart. Der Stand sollte daher in seinem eigenen und im Interesse des Volkes solche krasse Auswüchse beseitigen. Wenn die Geschworenen den Angeklagten freisprechen, dann müßte man an der Wirksamkeit der Schwurgerichte verzweifeln. Ein Freispruch ist aber wohl ganz ausgeschlossen. Die „Condottieri" von Dr. Semerau sind zweifellos ein kulturhistorisch interessantes Werk, aber die Bücher, die heute zur Beurteilung stehen, enthalten so unglaublichen Schmutz, daß die Anklage in moralischer Beziehung dahin lauten sollte: der Kulturhistoriker Dr. Semerau ist dringend verdächtig eines Verbrechens nicht bloß gegen die Sittlichkeit, sondern gegen die Kultur. In seinen weiteren Ausführungen bezeichnet der Staatsanwalt den Marquis de Bayros[6]) als **Repräsentanten einer dekadenten Künstlergesellschaft,** als einen Pornographen, der wohl nicht so schnell wieder nach München kommen werde, weil er verhaftet werden würde. Er greift dann die stärksten Stellen und Zeichnungen aus den beanstandeten Werken heraus, um unter Berufung auf die Ausführungen der Sachverständigen die Anklage in kräftigen Strichen und mit starkem Appell an die Geschworenenbank zu begründen, und betont, daß die Geschworenen auch im Falle Semerau einen Schuldspruch fällen müßten, wie es vor mehreren Monaten im Fall Ramlo geschehen sei. Sonst könnte von einer Klassenjustiz gesprochen werden.

* * *

Die „Frankfurter Zeitung" widmet dem Prozeß Semerau einen an solcher Stelle doppelt beachtenswerten Artikel, den wir bei passender Gelegenheit vielleicht diesem und jenem in Erinnerung bringen werden. Der Zweck des Ergusses wird erst in den Schlußsätzen offenbar: eine Verwahrung der liberalen Kunststadt München gegen die Identifizierung mit dem „liberalen" Geist der Semerau und Genossen. Als es sich um die Weißgerber, Jagerspacher, Willi Geiger, Heinrich Kley und Genossen von der „Phönix"-Kumpanei handelte, hat man von solcher Verwahrung nichts gelesen. Aber sei es drum. Diesmal schreibt die „Frankfurter Zeitung" mit erquickender Deutlichkeit:

„Die Verbreitung unzüchtiger Schriften stellt das Gesetz unter Strafe. Herr Semerau wußte das und tat dennoch in seinem dunkeln Drange, der blinden Welt wenigstens in einigen gutsituierten Leuten zur höheren pornographischen Erkenntnis zu verhelfen, sein Möglichstes. Nicht etwa, um der Unzucht Vorschub zu leisten, bewahre nein: um sie durch Erkenntnis sittlich zu bekämpfen, von Fall zu Fall um zwanzig Mark. Für diese Kulturarbeit schickt das Schwurgericht nun den wahrheitsdürstenden Wissenschaftler auf acht Monate ins Gefängnis. Und ein ehrlich entrüsteter Geschworener schrieb dem Staatsanwalt einen Zettel, auf dem er aus seinen ländlich gefärbten Begriffen heraus von der Notwendigkeit des „Viehseuchenschutzes" auch für dieses Gebiet mehr menschlich-geistiger Ansteckung sprach. Was der Landwirt in seiner durch keinerlei kulturgeschichtliche Hemmungen beeinflußten Entrüstung wünschte, das wünschen seit geraumer Zeit alle anständigen Menschen. **Der Geheimkult von derlei Kammerlektüre ist größer als man im allgemeinen annimmt,** und Kerschensteiner übertrieb wohl nicht, wenn er von annähernd 50 bis 60 ähnlichen Existenzen sprach, die den deutschen Büchermarkt mit solchen Produkten unterirdisch berieseln. Es dürfte kaum möglich sein, diese Kanalisation je ganz zu unterbinden, wenigstens mit gesetzlichen Mitteln nicht. Denn so wenig wie es Schmutz in naturwissenschaftlichem Sinne gibt, so wenig gibt es ihn von einer gewissen Stufe rein geistiger Betrachtung aus. Und hinter dieses Fundament flüchten sie alle, die pornographischen Kulturarbeiter für hoch und niedrig, für geistig und sittlich hochstehende, wie die fürs gemeine Publikum."

Und noch in einem anderen Artikel schreibt dasselbe demokratische Blatt:

„Wenn man bedenkt, einen wie ungeheuren Umfang die ausgesprochenste Schmutzliteratur in Deutschland gewonnen hat, so kann man die Sorge um die Verheerungen, die hier angerichtet werden können, nicht mit einer leichten Handbewegung abtun. Eine Gefahr liegt hier zweifellos vor, und wenn ein Gericht in einem klaren und krassen Fall dagegen vorgeht, so ist keinerlei künstlerisches oder wissenschaftliches Interesse bedroht."

Andere Leute haben das alles weit früher gewußt und unerschrocken zum Ausdruck gebracht, mußten sich aber dafür von jedem Hansdampf, oft von den überwiesenen Schmutzianen selbst, in Zeitungen und illustrierten Witzblättern begeifern und anspeien lassen.

Die liberale Münchener „Allgemeine Zeitung", der wir im Laufe der Jahre manches kernige Wort gegen die zunehmende sittliche Verwilderung entnehmen konnten, hat auch diesmal mit erfreulicher Deutlichkeit ihre ungeschminkte Meinung gesagt. In einem längeren Artikel „Staat und Moral" von Dr. Paul Busching liest man u. a.:

„Dies Urteil ist ganz gewiß streng, und es fällt um so mehr auf, als in anderen, aber nicht wesentlich anders gelagerten Fällen die Verüber und Verbreiter literarischer und künstlerischer Schweinereien mit Hilfe einiger bekannter „Sachverständiger" freigesprochen worden sind. Diesmal ließen die Gutachten der sämtlichen Sachverständigen (auch der von der Verteidigung geladenen!) von vornherein keinen Zweifel aufkommen, daß die Geschworenen ihr „Schuldig" aussprechen würden, und damit war auch die Basis für das Urteil selbst gegeben . . .

Wenn die Gewißheit der Bestrafung als solcher nicht genügt, um abzuschrecken, so kann wohl durch ein unerwartet strenges Urteil der ethische Zweck des Strafgesetzes erreicht werden; ob er aber so auf Kosten des einzelnen Angeklagten erreicht werden darf, bleibt fraglich. Tatsache ist, daß die Schwurgerichte in München gegenüber unbestreitbar pornographischen Produkten früher viel zu milde waren, und daß diese Milde sehr üble Früchte gezeitigt hat. Eines der übelsten Früchtchen war nun der smarte Verleger, der acht Monate Gefängnis abzubüßen haben wird; er leidet für diejenigen, welche ihn auf den Pfad der Schlüpfrigkeit gebracht haben, und die Spuren, die er hinterläßt, werden gleichgesinnte „Kulturhistoriker" gewiß schrecken. Und weil das für die Sittlichkeit des Volkes von höchster Wichtigkeit ist, muß auch das Strafmaß hingenommen werden. Zudem dürfen wir wohl darauf hinweisen, daß es einem sehr gesunden Volksempfinden entspricht, wenn bei Delikten von hervorragender Roheit und Gemeinheit die öffentliche Meinung eine „exemplarische Bestrafung" verlangt. Hier handelt es sich einmal nicht um Kindsmißhandlung oder ein Sittlichkeitsverbrechen gegen eine einzelne Person, sondern um Brunnenvergiftung im großen Stil; daher kann es nicht schaden, wenn der normale Instinkt des Publikums auf das Urteil der Richter (denen man sonst so oft „Weltfremdheit" vorwirft) sichtlich abfärbte. . . .

Man braucht durchaus kein „Mucker" zu sein, um zu wünschen, daß die Jugend aller Kreise vor der Kenntnis der wüstesten Exzesse bewahrt bleibe, die in der Literatur aufgezeichnet sind, und man wird ebensowenig begreifen können, daß eine sehr dünne Schicht besonders begüterter Herren und Damen das Vorrecht haben soll, sich an der Lektüre der französischen Pornographie aufzuregen. Für die Kultur unserer Zeit bedeuten solche Werke garnichts; sie sind weder wissenschaftlich, noch künstlerisch von bleibendem Wert; sie erschließen ferner dem Psychopathologen kein neues Gebiet der Forschung, wie sie dem Literaturfreund auf keinen Fall mehr geben werden, als die ernste Literatur jener Periode. Daher ist es heuchlerischer Unsinn, wenn die Verbreiter der pornographischen Romane behaupten, sie handelten im berechtigten Interesse einer Anzahl ausnehmend fein kultivierter Herrschaften, denen so etwas nicht schade, weil sie eine rein ästhetische Freude an den Dingen zu empfinden vermögen. Es ist ganz gut, wenn einmal vor Gericht ausgesprochen wird, daß bei der Ausgrabung pornographischer Schriften nicht dieses Interesse, sondern einzig und allein die Spekulation auf eine ausschweifende Sexualität maßgebend ist, daß die betreffenden Verleger und Bearbeiter sich niemals um ein anständiges und ernsthaftes Produkt der schönen Literatur bemühen würden, deshalb, weil damit eben — kein Geschäft zu machen wäre. Um das Geschäft dreht es sich, nicht um die Bedürfnisse solcher (mir persönlich manchmal etwas suspekten) „Bücherfreunde", deren Bibliophilie sich auf das Studium just der Pornographien beschränkt. Schwindel ist es auch, wenn die Angeklagten in jedem derartigen Falle behaupten, sie wendeten sich deshalb nicht an das große Publikum, weil dieses nicht reif sei für so „feine" Literatur und Kunst. Volksausgaben der gemeinsten Machwerke täte das Gesindel veranstalten, wenn es nicht den Staatsanwalt und die Konfiskation fürchten müßte! . . .

Das Münchener Gericht hat nicht die Kunst verurteilt, sondern ordinäre Spekulanten, die unter der Firma „Kunst" ihre unsaubere Ware abzusetzen bemüht waren. Hoffentlich wirkt das Urteil nun auch auf die bisher unvorbestraften Gesinnungsgenossen des in München verurteilten

---

[6]) Der Pornograph Bayros beschäftigte schon vor mehr als zwei Jahren gemeinsam mit dem Hofbuchhändler Karl Schüler und dem Buchhändler Hans Goltz den Untersuchungsrichter am Landgericht München I. Das Verfahren wurde jedoch eingestellt, weil die damals vorliegenden Beweise nicht hinreichten, um eine Verurteilung herbeizuführen.

kulturhistorischen Verlegers deprimierend. Hoffentlich schärft es aber auch den Blick der Behörden für andere schlimme Symptome moralischer Entartung."

Die „Allgemeine Zeitung" wendet sich im weiteren vorzugsweise gegen die **überhandnehmende Frechheit der Münchener Straßenprostitution**, gegen welche übrigens der Interkonfessionelle Münchener Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit erst unlängst eine geharnischte Vorstellung an die Polizeidirektion gerichtet hat. Der spöttische Hinweis auf die begeisterten Wortführer der Münchener Fremdenverkehrspolitik, welche die Straßenprostitution als ein „anziehendes" notwendiges Bedürfnis befürworten, deckt sich voll und ganz mit den Anschauungen, welche bei der Beratung der erwähnten Protestvorstellung des Männervereins in schärfster Form zum Ausdruck kamen. Dies nebenbei.

Berliner libertinistische Blätter, die schon vor der Verhandlung die Staatsanwaltschaft in gehässiger Form angerempelt hatten, ergreifen auch nach dem Urteilsspruch die Partei der Pornographen Bayros und Semerau. So schreibt das „**Berliner Tageblatt**" (Nr. 343):

„Eine Erklärung für den merkwürdig strengen Spruch mag man in der gesellschaftlichen Zusammenstellung der bayerischen Hauptstadt suchen. In dieser Stadt wohnen verwegenes Künstlertum und schwerbehäbige Spießerei nebeneinander wie zwei verschiedene Rassen, die sich nicht verstehen können. Und Herr Semerau ist nicht **von seiner eigenen Rasse** gerichtet worden, er stand, wie wir meldeten, vor einem Geschworenenkolleg, das sich aus Bauern, Brauern und Oekonomen zusammensetzte, vor Fremden aber, die den Schwabinger Leuten nie recht grün gewesen sind."

Diese frechen Bemerkungen des **Berliner Judenblattes** könnten fast den Eindruck erwecken, als ob Dr. Semerau Jude bzw. Reformjude sei. In den Prozeßberichten war davon nichts zu sehen. Die Rasse des „Berliner Tageblatt" war unseres Wissens nur in der **Verteidigung** vertreten.

In dem Chorus der über die Verurteilung des Bayros-Genossen Semerau empörten Verteidiger einer **bedingungslosen Freiheit** „geistigen Schaffens" darf natürlich auch die **sozialdemokratische** „**Münchener Post**" (Nr. 159) nicht fehlen, welche alle Bestrebungen im ehrlichen Kampfe gegen sittliche Volksverseuchung noch stets mit ätzender Lauge oder mit Galle und Geifer überschüttet hat. Das Blatt betont, daß es „die verpönten Werke nicht kennt und auch nicht beabsichtigt, sie kennen zu lernen"; es urteile daher auch weder juristisch noch künstlerisch, sondern nur **rechtsgrundsätzlich**. Was man damit meint, erhellt aus dem Satze:

„Es gibt kein objektives Kennzeichen des unzüchtigen Charakters, sondern nur willkürliche Meinungen, und aus diesem Grunde galt es bisher als **liberaler** Grundsatz: daß die Kriminaljustiz aus dem ganzen Bereich geistigen Schaffens auszuscheiden habe."

Vielleicht würde auch die „Münchener Post" etwas anders urteilen, wenn sie sich über den wahren Charakter dieser stinkenden Jauche, die unter der falschen Flagge von Literatur, Kunst und Wissenschaft segelt, genauer unterrichtete, auch das entsetzliche Unheil bedächte, das einesteils unter ungezählten mit der **technischen Herstellung** dieser Schweinereien **unfreiwillig** beschäftigten **Lohnarbeitern**, anderenteils unter abhängigem weiblichem Dienstpersonal angerichtet wird, das nur zu oft der Verführung durch solchen Anschauungsunterricht unterliegt und dann in Grund und Boden verdorben wird. Mit schier **sengendem Hohn**, dessen Spitze einzig gegen die **Inkonsequenz liberaler „Jugend"- und „Simplicissimus"-Schwärmer** verstanden werden kann, läßt sich der sozialistische à tout prix-Spötter u. a. folgendermaßen vernehmen:

„Es gab unmäßig viel entrüstete Sittlichkeit ... bis zu den klerikalen, liberalen, radikalen Sachverständigen war alles **einer** Meinung, und war alles **empört**! **Die taktischen Erwägungen der Leute, die mit der Jugend und dem Simplicissimus sympathisieren**, verstehen wir; sie fühlen sich ständig bedrängt durch die Heintze-Männer. Handelten sie also aus wohlüberdachten Ueberzeugungen, so war der Zentrumssachverständige, nach den Preßberichten, seiner Aufgabe offenbar nicht gewachsen; sonst hätte er sich nämlich von den Liberalen und Radikalen absondern müssen und erklären: Diese an ein paar wohlhabende Leute „verbreitete" Produktion ist zwar hundsgemein, aber gerade weil sie so hundsgemein ist und zugleich sich auf ein winziges Publikum beschränkt, das entweder nicht verdorben werden kann oder an dem nichts zu verderben ist, kann ich eine Gefahr darin nicht erkennen; **dagegen die verfeinerte, verhüllte Lüsternheit, wie sie Tag für Tag von der Jugend, dem Simplicissimus und ähnlichen Organen unter das ganze deutsche Volk getragen wird, hier liegt die ungeheuere Gefahr**; und da man diese nicht verfolgt, hätte ich kein Interesse an der Verurteilung dieses Angeklagten. So sprach der klerikale Sachverständige nicht; er verpaßte von seinem Standpunkt aus eine herrliche Gelegenheit".

Für die in die raffiniertesten Bosheiten eingewickelten **grausamen Wahrheiten** kann man dem sozialdemokratischen Blatte nur dankbar sein.

Versunkene Stadt.

Im Nordlandsmeer, in windumrauschter Bai.
In Lüften scholl der Wildgans heis'rer Schrei.
Da sah ich sie — wie zitternd ging mein Boot —
Vineta, die versunkne Stadt vom Tod.
Aus blauer Meereswogen kühlem Glast
Sah sie empor. Palast schlief an Palast.
Durch hohe Strassen wand sich Kranz an Kranz,
Als ob der Tod sie traf, geschmückt zum Tanz.
Das Rolandsbild vorm Rathaus hochgereckt
Stand starr wie einst noch, da 's die Flut bedeckt.
Die Türme funkelten von Burg und Dom,
Doch durchs Portal drang nicht mehr Menschenstrom.
Kein lebend Wort klang aus der Totenruh,
Nur grosse Glocken schwangen immerzu.
Und nur in Lüften, gnadenvoll und ferne,
Sah'n auf die toten Trümmer Gottes Sterne ...

Vineta du! .. Ach, deine Todesflut
Braust immer noch, verschüttend heil'ges Gut.
Im Lebensmeer, in langer Tage Lauf
Wie manch Vineta stieg schon vor mir auf!
Wie manche Sehnsucht, bräutlich licht geschmückt,
Ward von der Schmerzenswogen Schwall erdrückt!
Ach — Jubelglocken läuteten so tief, —
Die Liebe sang, die kühne Hoffnung rief, —
Glück, gib mir Glück: so klang der Seele Schrei ...
Und dann ein Wirbel, und es war vorbei ...
Du bist kein Traum, versunk'ne Stadt im Meer ..
In wunder Brust trägt jeder dich umher.

Geb uns nur Gott auf toter Hoffnung Trümmer
Gleich dir auch eines Gnadensternes Schimmer!

Dr. Lorenz Krapp.

Schattenseiten moderner Blumentage.

Von Joh. Hammer.

Schon in Nr. 22 der „Allgemeinen Rundschau" wurden zu den modernen Blumentagen einige kritische Anmerkungen gemacht und manche Bedenken dagegen leise angedeutet. Im großen und ganzen aber sprach sich der Verfasser des Artikels „Sozialpolitische Gedanken zu den modernen Blumentagen" nicht gerade **gegen** diese Veranstaltungen aus, sondern gab sogar Anregungen, wie man die hier treibenden Kräfte auch auf anderen Gebieten wirksam sich erzeigen lassen könnte. Freilich verhehlt er dabei keineswegs, daß ihm soziales und wohltätiges Wirken **dieser** Art nicht das Ideal zu sein scheint.

Demgegenüber wird es nun nicht uninteressant sein, in der „Allgemeinen Rundschau" auf eine andere Kundgebung aufmerksam zu machen, die mit den Blumentagen und ihren Erfolgen etwas schärfer ins Gericht geht. Es ist dies eine Erklärung **gegen** die Blumentage, die ausgeht von Berlin und scheinbar in einer Berliner Zeitung veröffentlicht wurde. Leider konnte

ich den Namen der Zeitung nicht feststellen, da mir die Erklärung als Ausschnitt von bekannter Seite ohne Angabe des Fundorts zugestellt wurde. Diese Erklärung ist unterzeichnet von Männern und Frauen aller Gesellschaftsklassen, aller Konfessionen und Parteien. Es finden sich darunter Namen, die in den sozial tätigen Kreisen einen guten Klang haben. So u. a. Prof. Dr. E. Francke, Herausgeber der „Sozialen Praxis“ und Chef des Bureaus für Sozialpolitik, und Dr. v. Strauß und Tourney, Senatspräsident und Vorsitzender des Komitees des Kinder-Rettungs-Vereins. Kurz, es sind Männer und Frauen, die entweder selbst an der Spitze sozialer Organisationen stehen oder wenigstens arbeitende Glieder derselben sind, denen also wohl niemand den Vorwurf machen kann, sie seien sich ihrer sozialen Pflichten nicht bewußt.

Die Erklärung lautet wörtlich:

„Dürfen wir den Kinderhilfstag unterstützen?

Weite Kreise in Groß-Berlin rüsten sich zu einem Hilfstag (Blumentag) für Mutter und Kind. Es ist kein Zweifel daran, daß viel guter Wille bei den Vorbereitungen zum Ausdruck kommt; aber trotzdem drängen sich schwere Bedenken gegen diesen immer häufiger eingeschlagenen Weg der Geldbeschaffung für Wohlfahrtszwecke auf.

Solche Veranstaltungen bringen, wie groß auch ihre finanziellen Erfolge sein mögen, doch mehr schädliche als heilsame Wirkungen hervor, denn sie schwächen den Sinn für absichtsvolle und wohlüberlegte Wohlfahrtsarbeit und erschweren die Erziehung der besitzenden und hilfsfähigen Volksklassen zu tieferem Verständnis und ernsterer Auffassung unserer sozialen Verhältnisse.

Die Wohlfahrtsorganisationen, denen vor allen anderen die Pflicht obliegt, das Gewissen aller Stände gegenüber dem von ihnen erkannten Elend zu wecken und zu schärfen, stellen diese Pflicht zurück, indem sie äußere Anreizungen benützen, um eine Gebelaune anzuregen, die nichts weiß von der Arbeit am Elend selbst; sie helfen dazu, das soziale Verantwortlichkeitsgefühl zu verflachen, anstatt es zu vertiefen.

Für die jungen Helferinnen bedeutet der Blumentag, der ohne Festlichkeiten irgendwelcher Art keinen materiellen Erfolg haben kann, eine Verwirrung der sittlichen und sozialen Auffassung. Soziale Verpflichtung soll ihnen zu einem ernsten Begriff werden, der die innere Hingabe der Persönlichkeit erfordert, nicht zu einem Fest, bei dem äußere Anreize und Vergnügungen nicht entbehrt werden können. Man arbeitet daran, daß die Jugend des Volkes den Gefahren des Straßengetriebes entzogen werde; können wir es da verantworten, daß im Dienste sozialer Zwecke junge Mädchen, vielleicht sogar Schulmädchen, diesen Gefahren, zumal in der Großstadt, ausgesetzt werden?

Die der Hilfe Bedürftigen werden durch diese Art der Sammlung verletzt. Wir sollen ihrer Not mit heiligem Ernst begegnen und die Hilfe, die wir ihnen bringen wollen, nicht von öffentlichen Veranstaltungen abhängig machen, die nicht von solchem Ernst getragen sind.

Auch der Geber wird in gewissem Sinne irregeleitet. Er soll geben aus ehrlichem Mitgefühl und Verständnis für soziale Fürsorge heraus, nicht im Festgetriebe dem Impuls eines Augenblicks folgend.

In unserer sozial gerichteten Zeit muß vermieden werden, bei Beschaffung der notwendigen Mittel zu Wohlfahrtszwecken Vergnügungssucht, Eitelkeit und Ehrgeiz zu wecken oder zu nähren. Es müssen vielmehr Wege gesucht und es können erfahrungsgemäß auch Wege gefunden werden, auf denen ernster Wille geweckt, gestärkt und zu segensreichen sozialen Taten geführt wird.

Es ist uns Gewissenssache, all diese Bedenken auszusprechen, niemandem zu Leide, auch nicht um gemeinnütziges Wirken anderer zu stören, einzig und allein aus Sorge um die Erhaltung und Vertiefung sozialer Verantwortlichkeit.“

Kann man der Erklärung in einem Punkte Unrecht geben oder sie der Uebertreibung zeihen? Wer die Volksseele kennt und wem auch das Drum und Dran der modernen Blumentage nicht unbekannt ist, wird wohl kaum es wagen. Das aber glaube ich, daß Tausende von ernstgesinnten, tieferdenkenden Männern und Frauen in allen großen und kleineren Städten Deutschlands im Herzen dieser Erklärung zustimmen werden. Das werden selbst solche tun, die unter dem Zwange äußerer Rücksichten, gesellschaftlicher Stellung usw. sich an derartigen Veranstaltungen beteiligt haben. Der Schreiber dieser Zeilen hat selbst aus diesen Kreisen zahlreiche Stimmen vernommen, die ganz im Sinne der Erklärung lauteten. Sie alle wußten wohl die materiellen Erfolge der Blumentage zu schätzen, aber sie glaubten nicht, daß der dabei zutage tretende ideelle Verlust dadurch aufgewogen würde. Sie hielten die Blumentage für Scheinerfolge. Aber leider kommt ja heute alles nur auf den Schein an

Die blühende Linde.

Die Linde hängt ihre Zweige
Mir grad zum Fenster herein,
Sobald ich das Haupt nur neige,
Umduften die Blüten mich fein.

Ich sehe die Immlein irren
Nach Hause vom Honigfest,
Und bunte Flügel schwirren
Im Grün ums niedliche Nest.

Nun rauscht's in der goldenen Krone,
Als spräche der blühende Baum:
Entfliehe des Alltags Frone
Im fröhlichen Sommertraum.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Vom Büchertisch.

Johannes Mundwiler, S. J.: Bischof v. Ketteler als Vorkämpfer der christlichen Sozialreform. Seine soziale Tätigkeit und sein soziales Programm. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Preis M 1.50. München 1911, Buchhandlung des Verbandes süddeutscher katholischer Arbeitervereine. — Mundwiler hat sich schon durch seine Biographie des Grafen Zeil vorzüglich eingeführt. Nun schenkt er uns „zur Jahrhundertfeier der Geburt“ Kettelers ein 140 Seiten starkes Werkchen, das so knapp und gut wie kaum ein zweites uns das soziale Programm und Wirken des Mainzer Bischofes vor Augen führt. Sechs vorzüglich durchgearbeitete Kapitel behandeln in einfach-schöner, anschaulicher Sprache Ketteler als „Junker“, „Pfaff“ und „Bischof“, als Arbeiterfreund und christlichen Kommunist. Dabei sind viele und gerade die wertvollsten Stellen aus seinen Schriften — treffliche Wegweiser auch für unsere moderne soziale Arbeit — in längeren Abhandlungen wörtlich angeführt. — Ketteler ist unzweifelhaft eine der gewaltigsten Erscheinungen unter den deutschen Bischöfen des verflossenen Jahrhunderts. Ihn zu kennen, ist nicht bloß Sache des Arbeiters, sondern des gesamten katholischen Volkes, soll doch auch der nächste Katholikentag in Mainz seinem Andenken gewidmet sein. Deshalb sei dem Verfasser des vorliegenden trefflichen Buches und zugleich dem aufstrebenden Verlag der süddeutschen kath. Arbeitervereine für die Herausgabe des ebenso schönen als billigen Werkes, das wohl bald in keiner unserer Volksbibliotheken fehlen wird, Dank und Anerkennung ausgesprochen. Generalsekretär Dr. Müller.

Vaughan Mfgr. John S., Weihbischof von Salford, **Gefahren der Zeit.** Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Hertha A. Schultz. Kirchheim, Mainz 1911. 8°, VIII u. 188 S. M 1.80, geb. M 2.50. — Nicht eine Verteidigung christlicher Glaubens- und Lebensideale gegenüber modernen Geistesrichtungen und Zeitströmungen will uns der als Volksschriftsteller in den englisch redenden Ländern wohlbekannte Verfasser in diesem Büchlein bieten; jede apologetische Tendenz liegt ihm fern. In Form religiöser Plaudereien will er positiv gläubige Katholiken auf einige Klippen hinweisen, die ihrem praktischen Glaubensleben drohen. Diesen Zweck erfüllt das Büchlein auch; wir werden auf Gefahren aufmerksam gemacht, auf die wir oft wegen ihrer Alltäglichkeit gar nicht mehr achten: vgl. „Unsere Umgebung“, „Eingriffe der Welt“. Selbst wenn der Verfasser bekannte Wahrheiten vor uns entrollt, weiß er zu fesseln durch seine lebendige Darstellung. Man merkt aus dem ganzen Buche, daß ein kundiger Seelenführer zu uns spricht. Vaughan hatte englische Verhältnisse bei Abfassung seines Werkes vor Augen. Im allgemeinen treffen die Ausführungen aber auch für Deutschland zu, wenn man auch mit Rücksicht auf deutsche Verhältnisse eine andere Fassung mancher Abschnitte wünschte, z. B. von Kapitel IV: „Die übermäßige Liebe zum Gelde“, worin amerikanische Verhältnisse und Zustände vorausgesetzt sind, die trotz der Kürzungen des Uebersetzers noch hervortreten. Andere Ausführungen dürften hingegen für Deutschland mindestens so gut passen als für die Heimat des Verfassers, bes. die Bemerkungen über das Kritisieren kirchlicher Erlasse oder gar Dogmen (S. 7—20; 131—138) und über „Wahlloses Lesen“ (S. 90—114). Viel an Wert würde das Büchlein gewinnen, wenn V. sich nicht begnügte mit Aufdeckung der Gefahren, sondern auch zeigte, wie man denselben entgehen oder sie doch unwirksam machen könnte. Denn wenn irgendwo, dann trifft die S. 92 f. gerügte Denkfaulheit unserer Tage in besonderer Weise auf aszetischem Gebiete zu. Da das Büchlein vieles enthält, was für den gebildeten Katholiken der Gegenwart von Interesse und praktischem Nutzen sein kann, so sei die Schrift solchen, die gern der positiven Behandlung eines religiösen Problems ihre Aufmerksamkeit zuwenden, zur Lektüre empfohlen. Dr. F. Schulte-Eickhoff.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. An der nördlichen Chorwand der alten Augustinerkirche fanden sich Wandmalereien der gotischen und der Renaissancezeit, darunter ein Bild mit einer von vielen Personen verehrten thronenden Madonna. Zu den bei solcher Gelegenheit nahe liegenden Fragen gehört sehr oft die, ob die Erhaltung im Originalzustande empfehlenswert oder überhaupt möglich ist. Wo dies aus irgendwelchen Gründen nicht der Fall ist, wird man die Pflicht haben, die alten Malereien vor ihrer Aenderung oder Beseitigung zum dauernden Gedächtnisse kopieren zu lassen. Eine recht umfassende und im Interesse der Denkmalpflege sehr wichtige Ausstellung solcher Kopien fand in der zweiten Hälfte des Juni in der städtischen Gewerbeschule an der Westenriederstraße statt. — Der katholische Zentralgesellenverein veranstaltete eine kurze Ausstellung von recht tüchtigen handwerklichen und kunstgewerblichen Erzeugnissen seiner Mitglieder. — Die Maillingersammlung zeigt mit ihrer 34. Serienausstellung Künstlerarbeiten aus der Zeit König Ludwigs I. von Bayern, eine Zusammenstellung, die in interessantester Weise das Wirken der großen Maler und Bildhauer jener Zeit verdeutlicht und gar manches wenig Bekannte darbietet. — In der Alten Pinakothek kam ein für ein halbes Jahr hierher geliehener Teil der kostbaren Gemäldesammlung des ungarischen k. Rates M. v. Nemes zur Ausstellung. Die Bilder (von El Greco, Tintoretto, Tizian, Rubens, Cuyp, Hobbema, Goya, Corot, Manet, Monet und anderen mehr) sind nach dem Gesichtspunkte ausgewählt, die Vorgeschichte des Impressionismus, der ja doch keineswegs eine moderne Erfindung ist, in Musterbeispielen vor Augen zu führen.

Von den **Kunstsalons** sind diesmal besonders die von der Modernen Galerie Thannhauser zu erwähnen. Hodler gehört zu den Künstlern, deren Bedeutung man dort am besten würdigen, und über die man sein Urteil am hinlänglichsten sich bilden kann. Ihm schadet weniger sein eigener Stil, bei dem man die geniale Dekorationskunst hinter den Aeußerlichkeiten und trotz derselben erkennen muß, als die Art von vielen seiner Nachfolger, bei denen jener rechtfertigende Umstand nicht vorliegt. Von besonders interessanten Hodlerschen Werken dieser Ausstellung erwähne ich einige Landschaften, sowie aus seiner früheren Zeit eine Studie zu einem hl. Sebastian. Auch dem Ungarn Rippl-Ronai kann man Interesse entgegenbringen, allerdings weniger wegen der Gegenstände seiner Malereien, die uns die hinlänglich bekannten volksmäßigen Motive zeigten, für welche die Künstler der östlichen Gegenden ein so ausgesprochenes typisches Interesse haben, als wegen der Art des Vortrages, der unbekümmert um die höchst energische und derbe Farbengebung doch reinweg zeichnerisch und absichtlich dekorativ ist. Die Schule des Cézanne und Van Gogh ist unverkennbar. Viel größeres Interesse beansprucht eine Sammlung Uhdescher Gemälde und Entwürfe, darunter aus der letzten Zeit seines Lebens eine ausgezeichnet gemalte Atelierstudie „Trauernder Engel". Gleichfalls die Erinnerung an Uhde erweckte in der Brakl'schen Kunsthandlung ein virtuos gemaltes Bild von Angelo Jank, darstellend die durch Schwere Reiter vollzogene Einschiebung des Sarges Uhdes in den Leichenwagen. — Bei Schmidt-Bertsch gab es außer den kunstgewerblichen Leistungen (Stickereientwürfe) von Otto Lietz eine überaus fesselnde Ausstellung der Vereinigung Münchener Privatarchitekten. Die Entwürfe und Modelle von Miets- und Geschäftshäusern, Villen, Denkmälern zeigten, welch eine Summe von baukünstlerischen Talenten in unseren Mauern zu finden. — Der **Kunstverein** beeiferte sich um die Ausstellung interessanter und tüchtiger Leistungen. Schon das muß man ihm zum Verdienst anrechnen, daß er sich der neuen Künstlergruppe „**Die Autonomen**" angenommen hat. Unter ihren Mitgliedern, die zum Teil pointillistisch arbeiten, gibt es ein paar sehr respektable Talente. So August Fricke mit seinen prächtig dekorativen Arbeiten, Hermine Klemm-Jäger mit ihren stimmungsvollen, aufs feinste empfundenen, nur noch etwas zu sehr ins Kleinliche gehenden Gebirgsstudien. Ganz besonders endlich Siegfried von Leth, ein wahrhaft innerlich poetischer, voll, zart und echt empfindender Maler von Landschaften und Menschen. Man denkt bei ihm an Haider oder Thoma, aber nur so, wie man es tut, wenn man Wesensverwandtes miteinander vergleicht. Beachtenswert war auch eine Gruppe von **englischer Kunst**. Je seltener man Arbeiten von dort zu sehen bekommt, um so eindrucksvoller ist jedesmal die Feinheit dieser Leistungen, ihre seelische Vertiefung, ihre natürliche Vornehmheit, die Gediegenheit der Technik. Die englischen Malereien zeigten auch diesmal die gleichen Eigenschaften. So die Landschaften von A. East, ein Mädchenbildnis von Y. Hunter, die impressionistischen Stücke von Austen Brown. Von den bemerkenswerten Einzelleistungen deutscher Künstler erwähne ich die fein stimmungsvollen und großzügigen Landschaftsstudien des Dachauers Felix Bürgers, die lebensvollen Tierstücke von A. Weinberger, die eleganten Arbeiten von Viktor Thomas, die Orientstudien von Th. Ethofer. Auch die Nachlaßausstellungen von Heinrich Stelzner und Alois Penz gehörten zu den wertvolleren Darbietungen des Kunstvereins. Schließlich seien die feinen, noch auf alter tüchtiger Tradition beruhenden Landschaften von Hallberg-Krauß nicht vergessen.

In **Berlin** starb der als Erbauer zahlreicher Kirchen bekannte Professor Joh. Otzen im 71. Lebensjahre. — **Dresden.** Nachfolger Paul Wallots an der Akademie wurde Prof. G. Bestelmeyer. — In **Hannover** tagte der „Verband deutscher Kunstvereine". Von den Verhandlungen seien hervorgehoben die über die Neubegründung einer Anzahl von Wanderausstellungen; ferner die über einen Vorschlag des Münchener Kunstvereins betreffend eine künftige Konzessionspflicht des Kunsthändlergewerbes; sowie jene über die Bekämpfung des fliegenden Kunsthandels. Den Bemühungen in den letzteren beiden Richtungen kann man im Interesse der künstlerischen Erziehung des Volkes und auch vom Standpunkt der Hebung der Sittlichkeit nur besten Erfolg wünschen. — Bei den Ausgrabungen in **Paestum** fand sich eine der frühen Kaiserzeit angehörige überlebensgroße männliche Porträtstatue. Aehnliche Funde von großem Werte wurden auch in **Sorrent** gemacht. — **Rom.** Die Enthüllung des Victor Emanuel-Denkmals am Kapitol fand unter großen Feierlichkeiten statt. Für uns hat das Ereignis vorwiegend die Bedeutung einer politischen Demonstration; der Kunstwert des Bauwerkes wird schon durch seine Größenverhältnisse beeinträchtigt; der dem Stadtbilde von Rom durch diesen Bau zugefügte Schaden ist längst so bekannt, daß seiner nicht nochmals ausführlich gedacht zu werden braucht. — **Wiesbaden.** Für das Bismarck-Denkmal auf der Elisenhöhe bei Bingerbrück soll nunmehr unter den zwanzig bisherigen Preisträgern ein engerer Wettbewerb stattfinden; die Projekte sollen mehr Rücksicht auf die Darstellung der Figur des Fürsten selbst nehmen.

Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

„Die schöne Helena" im Künstlertheater. Von einer den ersten Kreisen der Münchener Gesellschaft zuzuzählenden Persönlichkeit, deren Weltläufigkeit und abgeklärte Erfahrung jedes vorschnelle Urteil ausschließt, wird der „Allgemeinen Rundschau" geschrieben: „In Nr. 27 Ihres Blattes ist in dem Berichte über die Erstaufführung der von Prof. Reinhardt neu inszenierten alten Offenbachschen Operette: „Die schöne Helena" die euphemistische Wendung gebraucht, „daß die von Stern entworfenen Kostüme an künstlerischer Schönheit da und dort durch größere Stoffülle nicht im geringsten verloren hätten"; dies scheint mir denn doch etwas zu zart ausgedrückt. Wie man glauben kann, „daß durch die Aufführung nach der Seite des Geschmackes einer Veredelung der Operette der Weg geebnet ist", kann ich nicht begreifen. Wenn dann der Hoffnung Ausdruck gegeben wird, „es möchten sich anderseits Librettisten finden, welche Heiterkeit erwecken werden ohne die Frivolität des zweiten Kaiserreiches", so kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß damals die „schöne Helena" zur Zeit ihres Entstehens ganz anders aufgefaßt wurde. Ich habe diese Operette damals in Paris, vom Komponisten selbst dirigiert, gesehen, kann aber versichern, daß bei aller dort entwickelten Frivolität nicht annähernd eine so unglaubliche Laszivität, ein solcher Zynismus zur Schau gestellt wurde, wie hier. In dieser Hinsicht hat München Paris und das zweite französische Kaiserreich weit übertroffen. (Daß die „Helena" in München „auf den Ton blasierter Laszivität" und „latenter Frivolität" gestimmt sei, bekundet u. a. die sozialistische „Münch. Post", Nr. 161, gewiß eine einwandfreie Zeugin). Würde die Vorstellung vor einem Kreise von erwachsenen Leuten, die an solchen Dingen Geschmack haben, stattfinden, könnte man ja vielleicht darüber hinwegsehen. Da dieselbe aber öffentlich ist und tatsächlich ein großer Teil der Zuschauer aus halbgewachsenen Jungen besteht, kann man nur mit Entsetzen an den unheilvollen Einfluß denken, den eine solche Entfaltung von Nuditäten auf die heranwachsende Jugend ausüben muß. (Unser Gewährsmann hat nicht der Elitevorstellung vor geladenem Publikum, sondern einer derjenigen Aufführungen beigewohnt, in denen das durchreisende Fremdenpublikum der Sommerfrische schon stark vorwog.) Wenn man ferner sieht, daß die unglücklichen Geschöpfe, welche allabendlich in so indezentem Kostüm sich dem Publikum zeigen müssen, meist junge Mädchen von 16 bis 18 Jahren sind, ergreift einen ein unsagbares Weh. Welcher Summe von Elend, welcher unglaublichen Korruption wird hier der Weg geebnet! Man muß staunen, wie die angeblich sonst so strenge polizeiliche Zensur in diesem Falle so gänzlich versagt hat. Herr Professor Reinhardt, der „Regisseur Europas", wie er sich in der Reklame für sein Theater nennen läßt, kündigt für den Schluß eine Monumentalaufführung von Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt" in der mehr als 3000 Zuschauer fassenden Festhalle des Ausstellungsparkes an. Man kann sich darauf gefaßt machen, daß Herr Ernst Stern auch dort für „eigenartige" Kostüme sorgen wird. Was sich aber nicht berechnen läßt, das ist der unheilvolle Einfluß, den diese noch erweiterte Schaustellung auf die Moralität der jungen Generation ausüben wird."

(Anmerkung des Herausgebers: Professor Reinhardt pflegt bei Erstaufführungen, zu denen die übrige Presse eingeladen ist, die „Allgemeine Rundschau" zu übergehen. Der Herausgeber war

daher auf das erprobte Urteil des ständigen Bühnenreferenten angewiesen, der ja auch verständlich angedeutet hat, wie der Hase lief. Die Teilnahme der sogenannten offiziellen Welt, auch des Hofes, mag den Referenten zu der Erwartung veranlaßt haben, daß nach dieser ersten öffentlichen Schaustellung für die Folge das Nötige vorgekehrt werden würde. Das ist aber augenscheinlich nicht geschehen, wie inzwischen eingelaufene zahlreiche und zum Teil sehr entrüstete Reklamationen aus den besten Kreisen Münchens beweisen. Es scheint auch in den späteren Aufführungen eine gewisse Vergröberung Platz gegriffen zu haben, während in der ersten Paradevorstellung immerhin noch Zurückhaltung beobachtet wurde. Um die Kulturhöhe Münchens zu zeigen, führte man „Die schöne Helena" auch der türkischen Studienkommission vor.)

Uniontheater. Im Festsaale des Katholischen Kasinos hat wiederum eine Sommerbühne ihren Einzug gehalten. Heuer kommt Konrad Dreher erst im Herbste, einstweilen spielt das Ensemble des Deutschen Theaters aus Köln. Als erste Vorstellung war „Kasernenluft", ein Volksstück von H. M. Stein und E. Söhngen, gewählt worden. Da das Schauspiel sich sehr zugkräftig erwies, wird es einstweilen tagtäglich gespielt. In Berlin und Köln haben die rheinischen Künstler dasselbe bereits nahezu tausendmal aufgeführt. Ich habe solch Riesenerfolge bei wertlosen Stücken schon so oft erlebt, daß ich meine Erwartungen nicht allzuhoch schraubte, um so angenehmer wurden sie übertroffen. Die Konflikte dieses militärischen Volksstückes haben nichts von der oft beliebten tendenziösen Zuspitzung und eine gute Dosis Humor wirft Sonnenstrahlen in das Alltagsgrau des mit sachkundigem Naturalismus geschilderten Lebens in der Kaserne. Wie der böse Unteroffizier aus Eifersucht den armen, von der braven Feldwebelsnichte bevorzugten Musketier schikaniert und verleumdet, bis dieser desertiert und wie die tragische Entwicklung doch noch einem guten Ende zusteuert, das ist alles technisch primitiv, aber echt volkstümlich gestaltet. Das Soldaten „Lever" ist für meinen Geschmack von zu derber Komik, aber die meisten Episoden sind sehr frisch und unterhaltend gezeichnet. Der Verfasser Söhngen ist im Literaturkalender als Bandwirker bezeichnet, man merkt es dem ganzen Stück an, daß es abseits aller Literaturcafés geschrieben wurde von einem Manne, bei dem die Lust am Gestalten nicht von artistischen Erwägungen angekränkelt ist. An der Spitze des Ensembles steht Weigert, der lange unserem Schauspielhaus und kürzere Zeit unserem Hoftheater angehörte. Neben ihm wirken noch verschiedene gute Kräfte. Auch die kleinen Chargen sind durchaus lobenswert besetzt und von einer strammen Regie zusammengehalten. Die Kölner Gäste finden den verdienten starken Beifall und Besuch.

Verschiedenes aus aller Welt. In Sterzing starb, 76 Jahre alt, der Dramatiker Otto Girndt. Außer seinem 1882 von der Münchener Hofbühne preisgekrönten Trauerspiele: „Dankelmann" hat der Dichter eine stattliche Anzahl von Dramen, Komödien, Volksstücken, Possen und Novellen geschrieben, die trotz schöner Erfolge heute der jüngeren Generation kaum dem Namen nach bekannt sind. — Das Kultusministerium in Wien hat dem Schriftsteller Gustav Streicher den Staatspreis für Literatur zuerkannt. Sein Volksstück „Am Nikolotag", das Trauerspiel „Stephan Fadinger", „Das Liebesopfer" und die Versdichtung: „Die Macht der Toten" hatten teils in Wien, teils in Graz erfolgreiche Aufführungen. — Die englische Goethe-Gesellschaft in London feierte ihr 25jähriges Jubiläum. Es wurde ein Goethe-Stipendium zur Entsendung englischer Studenten nach Deutschland gestiftet. — Ein romantisches Spiel „Till Eulenspiegel" von H. Michaelis gefiel in Königsberg i. Pr. Die Kritik hebt eindrucksvolle lyrische Momente lobend hervor. — Anläßlich der Enthüllung eines geschmackvollen „Hermann- und Dorotheabrunnens" in Bad Elster wurde ein wirksames Festspiel geboten, in welchem geschildert wird, wie Goethe auf der Reise nach Karlsbad in Elster die lokalen Eindrücke für die Dichtung gewonnen habe. Ein amerikanischer Literaturprofessor hat zwar jüngst den Nachweis versucht, daß „Hermann und Dorothea" in Pößneck spiele. Früher hat man die Stadt am Rhein gesucht. „Als ob es nicht besser wäre", sagte der greise Dichter zu seinem Eckermann, „sich jede beliebige zu denken. Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poesie." — Alexander Kielland soll in der norwegischen Stadt Stavanger, woselbst er geboren wurde und als Dichter und Bürgermeister lebte, ein Denkmal erhalten, doch protestieren die Abstinenten gegen die Ehrung des weinfrohen Poeten. — In Fritz Reuters Geburtsstadt Stavenhagen wurde ein Denkmal des Dichters enthüllt. Eine Reuterprofessur zur wissenschaftlichen Pflege der plattdeutschen Sprache wird an der Rostocker Universität errichtet.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die allgemeine politische Situation gibt im Moment zu irgend welchen ernsteren Bedenken keinen Anlass. Die lang vorherrschende Unsicherheit über eine friedliche und baldige Klärung zwischen den Marokkobeteiligten hat einer abwartenden Stimmung Platz gemacht. Börse und Wirtschaftsleben befassen sich bereits wiederum mit dem Alltagsgeschäft. Immerhin ist man sich in diesen Kreisen der grossen Gefahren nach wie vor bewusst, welche die derzeitigen politischen Wirren — in Marokko, wie am Balkan — leicht und unerwartet bringen können. Vorsicht und Kalkulation bleiben daher bei all den finanziellen Transaktionen als Grundlage bestehen. Mit der wachsenden Zuversicht in Punkto Politik nahm auch die Unternehmungslust der Kapitalisten und die bisherige Widerstandsfähigkeit der Börsenmärkte erfolgreich zu. Die Tendenzen aller Effektengebiete wurden befestigter, und die Umsätze in einzelnen Papieren haben bei mitunter erheblichen Kursavancen bedeutende Ziffern angenommen. Besonders die feste Grundstimmung der Westbörsen wurde an den deutschen Plätzen begrüsst. Die sachliche Ruhe und Widerstandsfähigkeit Berlins haben denn auch rasche Erfolge gezeitigt. Bessere Situationsberichte vom Industriegebiete, besonders die bemerkenswerte Ausdehnung und Entwicklung am Eisen- und Stahlmarkte gaben den Börsen den besten Stimulus: Die günstige Beurteilung der Lage am deutschen Stahleisenmarkt; Berichte über einen normalen Stand. Die Verhandlungen hinsichtlich der Syndikatsfragen und speziell die Mitteilungen bei den Aufsichtsratssitzungen von Phoenix und Laura — gebesserte Quartalsausweise und günstige Geschäftslage dieser Gesellschaften — lenkten naturgemäss das besondere Interesse auf Montanwerte. Bekannt werdende widersprechende Meldungen hinsichtlich des industriellen Montanmarktes blieben weniger beachtet. Fusionsgerüchte zwischen einzelnen Montanes, und vor allem die wiederum

günstigen Kabeldepeschen über den Eisen- und Stahlmarkt in Amerika blieben auf die Gestaltung unserer Börsen ausschlaggebend. Bessere Erntenachrichten, vor allem aus Amerika, günstigere Witterungsberichte von dort und das Nachgeben von Baumwoll- und Getreidepreisen, ferner eine befriedigende Kupferstatistik und grössere Auftragsziffern des amerikanischen Stahltrusts liessen die Situation des amerikanischen Wirtschaftslebens gleichfalls sehr optimistisch erscheinen. An der Berliner Börse entwickelte sich denn auch zeitweise reger Verkehr und lebhaftes Geschäft trotz Ferienzeit und Sommersaison. — Grössere Umsätze fanden neben Montan- und Elektrizitätswerten noch in amerikanischen Eisenbahn- und Transportaktien statt. Auch der Markt der heimischen Renten war stark erholt und lebhaft. Trotz neuer Kommunalanleihen und der Emission von neuen russischen Eisenbahnprioritäten konnte sich das erfreuliche Interesse für unsere Renten- und Pfandbriefwerte weiter erhalten. Die ausserordentliche Flüssigkeit am offenen Geldmarkte und die beruhigtere Auffassung der politischen Verhältnisse lenkten von neuem das Interesse auf den allgemein stark zurückgebliebenen Markt unserer festverzinslichen Werte. Am Geldmarkte hat denn auch mit dem Semesterbeginn ein enormes Angebot von freiem Gelde und ein starker Rückfluss an die Reichsbank stattgefunden. Die beim Quartalsschluss aus Gründen der Vorsicht und der gewohnten Ansammlung gebunden gewesenen kolossalen Geldsummen sind disponibel und frei geworden. Die vielfachen Anregungen aus Börsen- und Finanzkreisen an die Reichsbank zur Diskontermässigung dürften jedoch trotzdem nicht erfüllt werden. Die bisher vorsichtige Diskont- und Geldpolitik des Reichsbankdirektoriums wird, und mit Recht, dieserhalb die weitere Gestaltung des Geldmarktes und der politischen Situation abwarten. Ueberraschungen sind auf beiden Gebieten denn auch zu erwarten und nicht unmöglich.

M. Weber.

Seit dem Jahre 1727 gehört der natürliche Brunnen zu **Niederselters** („Königl. Selters") bereits dem Heilschatze der Kulturwelt an.

Exerzitien in der Benediktinerabtei Maria-Laach für das Jahr 1911. Für Akademiker und Abiturienten: 7.—11. August; 12.—16. Oktober. Für Abiturienten und Primaner: 16.—20. August; 28. August bis 1. September; 4.—8. September. Für Lehrer: 22.—26. August; 25.—29. September; 2.—6 Oktober.

Varel, Oldenburg. Einer ständigen Entwicklung erfreut sich die Großherzogliche Baugewerk- und Maschinenbauschule (Technikum) Varel. Wurde doch die Schülerzahl innerhalb 4 Jahren verdreifacht. Der Unterricht wird so elementar und anschaulich gehalten, daß jeder normal begabte Schüler folgen und das Ziel der Lehranstalt erreichen kann, wenn er es nicht am rechten Fleiß fehlen läßt. Es entfallen durchschnittlich auf einen Lehrer zirka 15 Schüler. Die Lehranstalt vermittelt die theoretischen Kenntnisse, die von dem Maschinentechniker (Ingenieur), Fabrikant, Bautechniker, Maurer-, Zimmermeister usw. verlangt werden. Der Reifeprüfung können sich Techniker nach viersemestrigem Studium und Werkmeister nach zwei Semestern unterziehen. Auskunft wird bereitwilligst und kostenlos durch die Direktion erteilt und das Programm gratis versandt.

Wir bitten die Leser, bei allen Anfragen und Bestellungen sich stets auf die „Allgemeine Rundschau" zu beziehen.

— Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau“ die höchste feste Abonnentenzahl auf. —

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 30. München, 29. Juli 1911. VIII. Jahrgang.

Am Ende der Geduld.

Zu den jüngsten Verdächtigungen der deutschen Katholiken.

Von Joseph Mauch, Igersheim, O.-A. Mergentheim.

Als in den Hetztagen gegen den Antimodernisteneid usw. der kirchen- und glaubensfeindliche Liberalismus in Parlament und Presse wahre Orgien im Scharfmachen gegen die deutschen Katholiken aufführte, sprach Graf Praschma das warnende Wort: „Unsere Geduld ist zu Ende.“ Seither ist es auf jener Seite etwas ruhiger geworden. Der Fall Jatho wird manchem auch zu denken geben. Allein wir deutsche Katholiken müssen doch unsere Prügel und Püffe erhalten. Zur Ruhe kommen und in stiller Arbeit auf uns selbst uns besinnen lassen sie uns nicht, Feinde extra und Nörgler intra muros. Es sind zwar nicht die schlechtesten Früchte, an denen die Wespen nagen, aber was nützt dieser Trost der Frucht, wenn das nagende Insekt ihren Lebenssaft aus tiefer Todeswunde zieht? Darum können wir auch nicht immer schweigen zu allem, was vom katholischen Ausland gegen uns gesagt und geschrieben wird, und unsere Gegner müssen es sich schon gefallen lassen, daß auf einen Stoß wir mit einem Gegenstoß quittieren. Besonders, wenn es sich um ein System der Verdächtigungen und Verleumdungen handelt, maßlos kühn im Urteil, hartnäckig unbelehrbar, international organisiert.

Oder ist das etwa zu viel gesagt, angesichts dessen, wessen wir uns in den allerletzten Jahren zu erwehren hatten? Aus Frankreich, Italien, Oesterreich, der Schweiz, selbst von Amerika herüber flogen die vergifteten Pfeile. Eigenbrödler, verärgerte Streber, die sich durch Extratouren Geltung verschaffen möchten, Utopisten gaben im Inland selber den Ton an für diese Auslandsstimmen. Seit man das Wort Modernismus hat und man die Schärfe dieses Schwertes kennt, ist der Betrieb jener nachgerade zu einer unerträglichen Kette von Prinzipienreiterei und Gesinnungsschnüffelei geworden. Flugs hat man neben dem theologisch-philosophischen, dem einzigen und eigentlichen, von der Kirche verurteilten Modernismus einen literarischen, politischen und sozialen erfunden. Wenn es nicht so bitter ernst wäre, könnte man es naiv und kindisch finden, was man nicht alles gegen die deutschen Katholiken vorgebracht hat.

Allein die Sache hat ihre sehr fühlbaren Konsequenzen. Wir kommen in Mißkredit, das Germania docet wird zuschanden gemacht, durch diesen Kampf nach zwei Fronten werden die besten Kräfte bei uns abgenützt, verstimmt, lahmgelegt, das Volk verwirrt und unser jetziger Besitzstand aufs äußerste gefährdet. Die christlich-soziale Wahlniederlage in Wien ist ein warnendes Flammenzeichen dafür, daß Stänkereien intra muros nie ohne Erschütterungen des Ganzen vor sich gehen.

Was aber in den jüngsten Tagen an Angriffen über die Alpen und Vogesen herüberkam, ist der Gipfel der Absurdität und Frivolität. Die Promptheit, mit der Italiener und Franzosen einander in die Hände arbeiten, berechtigt viel eher zu der Vermutung, daß es sich dort um eine „Organisation“ handelt, als es glaubhaft gemacht werden kann, daß bei uns eine „politisch-modernistische Organisation“ bestehe. Und man braucht die Zusammenhänge wohl nicht erst zu konstruieren, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß wir es mit einem verbündeten Gegner zu tun haben, wenn man liest, wie in derselben Zeit in Oesterreich und der Schweiz die Gegner auf dem Weg sind, um die höchste Stelle für ihre Politik zu bearbeiten. Ist es da etwa zu weit gegangen, wenn eine maßvolle, korrekte Denkschrift dem zuvorkommen will? Wir werden doch auch noch das Recht haben, uns zu wehren, alle Verdächtigungen zu entlarven und Truggewebe zu zerreißen?

Es ist erfreulich, zu sehen, mit welcher Einmütigkeit und kraftvollen Entschiedenheit die deutschsprechende katholische Presse gegen dieses Sykophantentum sich erhoben hat. Es war auch die höchste Zeit! Wenn einmal unsere deutschen Bischöfe nicht mehr sicher sind vor den frivolsten Verdächtigungen, dann nützt Mundspitzen nichts mehr, dann muß gepfiffen werden. Professor Meyenberg hat sich den Dank aller verdient, wenn er das mannhafte Wort geschrieben: „Es scheint fast, es gebe Kreise, die um jeden Preis den Ruin des echten, vollen, römisch-katholischen Lebens in deutschsprechenden Gegenden gerne sehen möchten.“ Vielleicht genügen diese Worte, um den Herren von der welschen Sprache einmal die Folgen ihres unverantwortlichen Treibens zu zeigen.

Viel besser wäre es, man würde in manchen Redaktions- und Studierstuben jenseits von Alpen, Jura und Rhein das eigene, statt ein fremdes Gewissen erforschen, man würde einmal nach der Bilanz der eigenen bisherigen Politik fragen, anstatt eine altbewährte Politik, geführt von den besten und glaubenstreuesten Männern, geführt mit Hintansetzung aller persönlichen Vorteile und Rücksichten, nur im uneigennützigen Dienst der guten Sache, mit dem Brandmal des Modernismus zu versehen. Ob es „Modernismus“ ist, gegenüber dem gewalttätigen Uebermenschentum der heutigen Zeit, das nur nach Besitz und Macht trachtet, für Wahrheit, Recht und Freiheit zu kämpfen, wie unser Zentrum; gegenüber der Entrechtung und Ausbeutung des kleinen Arbeiters durch die Großindustrie und gegen seine Verhetzung durch das rote Scharfmachertum eine gesunde, auf dem Boden des Christentums fußende und erfolgreiche Sozialpolitik zu treiben, wie die christlichen Gewerkschaften; gegenüber dem Unglauben, der religiös-sittlichen Emanzipation und falschen Aufklärung, der das christliche Volk durch die liberale Presse ausgesetzt ist, im echten Sinne religiös aufzuklären, apologetisch zu schulen und katholisch denken, reden und handeln zu lehren, wie der Volksverein; Tag für Tag gegen akatholische Vorurteile, gegen Materialismus und Radikalismus, gegen staatliche Uebergriffe in kirchliche Dinge, gegen den ganzen Wissensdünkel und Bildungsschwindel der heutigen monistischen Weltanschauung kämpfen zu müssen und tatsächlich und erfolgreich und rühmlich zu kämpfen, wie unsere katholische Presse; ob das „Modernismus“ ist, das zu entscheiden, möge man gefälligst unseren Bischöfen und ihrem gemeinsamen Oberhaupt und der Geschichte überlassen. Wir verbitten uns aber hierin eine Kritik und ein Urteil von Leuten, deren geographischer und kultureller Horizont kaum bis an den Po und die Vogesen reicht.

Erst probiere man dort das, was sich bei uns längst bewährt hat, man raffe sich auch außerhalb Deutschlands endlich auf zu einer einheitlichen und großzügigen, programmäßigen Aktion in Politik und Presse, man lasse endlich alle Kirchtumspolitik und utopistischen Parteiphantasien, man stelle sich endlich einmal auf den Boden der geschichtlich gewordenen und verfassungsgemäß festgelegten Tatsachen und einer festgefügten christlichen Weltanschauung und versuche von dieser Operationsbasis aus aufzuräumen mit allem Unrecht und gegen die Uebergriffe einer kulturkämpferischen Politik eine neue Aera positiver, christlicher, staatserhaltender Politik einzuleiten — dann wollen wir weiter reden und gemeinsam miteinander besprechen, was noch fehlt und nottut. Kritisieren war noch immer leichter, als praktische Arbeit. Nichts weniger aber als praktische Arbeit ist es, abseits sich im Schmollwinkel zu halten

— Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste feste Abonnentenzahl auf. —

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 26 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 30. München, 29. Juli 1911. VIII. Jahrgang.

Am Ende der Geduld.

Zu den jüngsten Verdächtigungen der deutschen Katholiken.

Von Joseph Mauch, Igersheim, O.-A. Mergentheim.

Als in den Hetztagen gegen den Antimodernisteneid usw. der kirchen- und glaubensfeindliche Liberalismus in Parlament und Presse wahre Orgien im Scharfmachen gegen die deutschen Katholiken aufführte, sprach Graf Praschma das warnende Wort: „Unsere Geduld ist zu Ende.“ Seither ist es auf jener Seite etwas ruhiger geworden. Der Fall Jatho wird manchem auch zu denken geben. Allein wir deutsche Katholiken müssen doch unsere Prügel und Püffe erhalten. Zur Ruhe kommen und in stiller Arbeit auf uns selbst uns besinnen lassen sie uns nicht, Feinde extra und Nörgler intra muros. Es sind zwar nicht die schlechtesten Früchte, an denen die Wespen nagen, aber was nützt dieser Trost der Frucht, wenn das nagende Insekt ihren Lebenssaft aus tiefer Todeswunde zieht? Darum können wir auch nicht immer schweigen zu allem, was vom katholischen Ausland gegen uns gesagt und geschrieben wird, und unsere Gegner müssen es sich schon gefallen lassen, daß auf einen Stoß wir mit einem Gegenstoß quittieren. Besonders, wenn es sich um ein System der Verdächtigungen und Verleumdungen handelt, maßlos kühn im Urteil, hartnäckig unbelehrbar, international organisiert.

Oder ist das etwa zu viel gesagt, angesichts dessen, wessen wir uns in den allerletzten Jahren zu erwehren hatten? Aus Frankreich, Italien, Oesterreich, der Schweiz, selbst von Amerika herüber flogen die vergifteten Pfeile. Eigenbrödler, verärgerte Streber, die sich durch Extratouren Geltung verschaffen möchten, Utopisten gaben im Inland selber den Ton an für diese Auslandsstimmen. Seit man das Wort Modernismus hat und man die Schärfe dieses Schwertes kennt, ist der Betrieb jener nachgerade zu einer unerträglichen Kette von Prinzipienreiterei und Gesinnungsschnüffelei geworden. Flugs hat man neben dem theologisch-philosophischen, dem einzigen und eigentlichen, von der Kirche verurteilten Modernismus einen literarischen, politischen und sozialen erfunden. Wenn es nicht so bitter ernst wäre, könnte man es naiv und kindisch finden, was man nicht alles gegen die deutschen Katholiken vorgebracht hat.

Allein die Sache hat ihre sehr fühlbaren Konsequenzen. Wir kommen in Mißkredit, das Germania docet wird zuschanden gemacht, durch diesen Kampf nach zwei Fronten werden die besten Kräfte bei uns abgenützt, verstimmt, lahmgelegt, das Volk verwirrt und unser jetziger Besitzstand aufs äußerste gefährdet. Die christlich-soziale Wahlniederlage in Wien ist ein warnendes Flammenzeichen dafür, daß Stänkereien intra muros nie ohne Erschütterungen des Ganzen vor sich gehen.

Was aber in den jüngsten Tagen an Angriffen über die Alpen und Vogesen herüberkam, ist der Gipfel der Absurdität und Frivolität. Die Promptheit, mit der Italiener und Franzosen einander in die Hände arbeiten, berechtigt viel eher zu der Vermutung, daß es sich dort um eine „Organisation“ handelt, als es glaubhaft gemacht werden kann, daß bei uns eine „politisch-modernistische Organisation“ bestehe. Und man braucht die Zusammenhänge wohl nicht erst zu konstruieren, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß wir es mit einem verbündeten Gegner zu tun haben, wenn man liest, wie in derselben Zeit in Oesterreich und der Schweiz die Gegner auf dem Weg sind, um die höchste Stelle für ihre Politik zu bearbeiten. Ist es da etwa zu weit gegangen, wenn eine maßvolle, korrekte Denkschrift dem zuvorkommen will? Wir werden doch auch noch das Recht haben, uns zu wehren, alte Verdächtigungen zu entlarven und Truggewebe zu zerreißen?

Es ist erfreulich, zu sehen, mit welcher Einmütigkeit und kraftvollen Entschiedenheit die deutschsprechende katholische Presse gegen dieses Sykophantentum sich erhoben hat. Es war auch die höchste Zeit! Wenn einmal unsere deutschen Bischöfe nicht mehr sicher sind vor den frivolsten Verdächtigungen, dann nützt Mundspitzen nichts mehr, dann muß gepfiffen werden. Professor Meyenberg hat sich den Dank aller verdient, wenn er das mannhafte Wort geschrieben: „Es scheint fast, es gebe Kreise, die um jeden Preis den Ruin des echten, vollen, römisch-katholischen Lebens in deutschsprechenden Gegenden gerne sehen möchten.“ Vielleicht genügen diese Worte, um den Herren von der welschen Sprache einmal die Folgen ihres unverantwortlichen Treibens zu zeigen.

Viel besser wäre es, man würde in manchen Redaktions- und Studierstuben jenseits von Alpen, Jura und Rhein das eigene, statt ein fremdes Gewissen erforschen, man würde einmal nach der Bilanz der eigenen bisherigen Politik fragen, anstatt eine altbewährte Politik, geführt von den besten und glaubenstreuesten Männern, geführt mit Hintansetzung aller persönlichen Vorteile und Rücksichten, nur im uneigennützigen Dienst der guten Sache, mit dem Brandmal des Modernismus zu versehen. Ob es „Modernismus“ ist, gegenüber dem gewalttätigen Uebermenschentum der heutigen Zeit, das nur nach Besitz und Macht trachtet, für Wahrheit, Recht und Freiheit zu kämpfen, wie unser Zentrum; gegenüber der Entrechtung und Ausbeutung des kleinen Arbeiters durch die Großindustrie und gegen seine Verhetzung durch das rote Scharfmachertum eine gesunde, auf dem Boden des Christentums fußende und erfolgreiche Sozialpolitik zu treiben, wie die christlichen Gewerkschaften; gegenüber dem Unglauben, der religiös-sittlichen Emanzipation und falschen Aufklärung, der das christliche Volk durch die liberale Presse ausgesetzt ist, im echten Sinne religiös aufzuklären, apologetisch zu schulen und katholisch denken, reden und handeln zu lehren, wie der Volksverein; Tag für Tag gegen akatholische Vorurteile, gegen Materialismus und Radikalismus, gegen staatliche Uebergriffe in kirchliche Dinge, gegen den ganzen Wissensdünkel und Bildungsschwindel der heutigen monistischen Weltanschauung kämpfen zu müssen und tatsächlich und erfolgreich und rühmlich zu kämpfen, wie unsere katholische Presse; ob das „Modernismus“ ist, das zu entscheiden, möge man gefälligst unseren Bischöfen und ihrem gemeinsamen Oberhaupt und der Geschichte überlassen. Wir verbitten uns aber hierin eine Kritik und ein Urteil von Leuten, deren geographischer und kultureller Horizont kaum bis an den Po und die Vogesen reicht.

Erst probiere man dort das, was sich bei uns längst bewährt hat, man raffe sich auch außerhalb Deutschlands endlich auf zu einer einheitlichen und großzügigen, programmäßigen Aktion in Politik und Presse, man lasse endlich alle Kirchtumspolitik und utopistischen Parteiphantasien, man stelle sich endlich einmal auf den Boden der geschichtlich gewordenen und verfassungsgemäß festgelegten Tatsachen und einer festgefügten christlichen Weltanschauung und versuche von dieser Operationsbasis aus aufzuräumen mit allem Unrecht und gegen die Uebergriffe einer kulturkämpferischen Politik eine neue Aera positiver, christlicher, staatserhaltender Politik einzuleiten — dann wollen wir weiter reden und gemeinsam miteinander besprechen, was noch fehlt und nottut. Kritisieren war noch immer leichter, als praktische Arbeit. Nichts weniger aber als praktische Arbeit ist es, abseits sich im Schmollwinkel zu halten

und über die schlechte Welt zu seufzen; in einer Zeit, wo die Loge ihr Szepter schwingt und ihren Geist den Gesetzen des Staates und dem Betrieb der Schule einhaucht, Gewehr bei Fuß zu stehen, durch Passivität und kleinliches Parteigezänk dem Radikalismus das Feld zu überlassen, heute noch nicht verstehen, was eine weitverbreitete, gut orientierte und stramm bediente Presse, was eine festgefügte, wohldisziplinierte Partei zu leisten vermag. Die Katholiken in Deutschland sind nur ein Drittel der Gesamtbevölkerung; aber durch stete und rührige Arbeit in Parlament und Presse, in Partei und Verein haben wir erreicht, daß man sich bewußt ist, daß wir auch noch da sind; vieles ist freilich noch zu tun, vieles aber auch erreicht, so manches verhütet. Mit den billigen Kindereien der Camelots du roi oder mit einer Unione populare, die aus den Programmen und Kinderkrankheiten kaum herauskommt, ist dem Katholizismus wenig gedient. Das katholische Volksdrittel in Deutschland hat es verstanden, sich eine allen Aufgaben gewachsene und staatserhaltende Politik treibende Vertretung im Parlament zu schaffen und zu erhalten, ganz katholische Länder lassen sich von der Loge und dem Radikalismus regieren. Reformation, 30jähriger Krieg, Aufklärung, Säkularisation, Kulturkampf haben die Katholiken deutscher Zunge, schon weil numerisch und wirtschaftlich schwächer, härter mitgenommen und ihre Kräfte ungleich stärker angespannt und erprobt, als in irgend einem anderen Lande, und doch ist hier immer noch frisches Leben und tatenfrohes Schaffen, kein steriles Hinbrüten und schlaffes Absterben wie leider anderswo.

Wozu wir all das so ausführlich behandeln? Nicht um in den Fehler der Gegner zu fallen und durch die Kritik über das Ausland uns über die eigenen Pflichten, Aufgaben, Mängel und Schwächen hinwegzutäuschen, sondern um ihnen das Sprichwort zuzurufen: jeder kehre vor seiner eigenen Türe, je notwendiger, desto gründlicher und bescheidener. Jedenfalls lassen wir uns nicht weiter derart systematisch und maßlos verdächtigen wie bisher. Mag man noch soviel „Modernismus" bei uns suchen, noch so viele „Richtungen" entdecken, an der Einmütigkeit der deutschen Katholiken, an dem geschlossenen, scharfen Protest gegen jedes Sykophantentum und Maulwurfstreiben, an der unentwegten einigen Zusammenarbeit auf dem alten, ruhmbedeckten Weg, in den alten, bewährten Organisationen, mit den alten, erprobten Waffen, an diesem rocher de bronze sollen alle Nörgler, Verdächtiger und Schürer auf Granit und Stahl beißen. Wir fürchten einen ehrlichen Kampf und Wettstreit nicht, und, haben wir wirklich gefehlt, nehmen wir gerne eine brüderliche Zurechtweisung an; aber, wenn man uns zwingt, auch des weiteren noch einen derartigen Defensivkrieg zu führen gegen versteckte Feinde und vergiftete Waffen, an den wir weder Lust und Zeit noch übrige Kräfte zu verschwenden haben, so möge man wissen, daß unsere Geduld bald zu Ende ist.

Und wenn es sich herausstellen sollte, daß es sogar in erster Linie eigene Landsleute sind, die, von der deutschen katholischen Presse durchschaut und abgeschüttelt, nun ihre Kuckuckseier in die ausländische Presse legen und diese zu ihren Manövern mißbrauchen, so wäre das ein um so schlagenderer Beweis für die Nichtswürdigkeit eines solchen Treibens, für die Kurzsichtigkeit und Urteilslosigkeit jener Presse und für unsere Berechtigung, solcher Angriffe uns so energisch wie möglich zu erwehren.

Hoffentlich wird auch der bevorstehende Katholikentag in dieser Sache ein kräftiges Wort finden; sicher werden die ausländischen Besucher, deren wir uns recht viele wünschen, ein anderes Bild in Mainz erleben, als die „Correspondance de Rome" und ein „Univers" es karikieren. Angesichts der Einmütigkeit in der Weltanschauung und dem gemeinsamen Ernst und Fleiß der Arbeit, an unbedingter Unterordnung unter die hohen und höchsten kirchlichen Obern und an dem lauten Bekenntnis des Glaubens werden alle Gerüchte von Spaltungen und Modernismen als Phantasieprodukte und Hirngespinste sich auflösen. Vielleicht findet man in Mainz auch Mittel und Wege, mehr Fühlung mit und Einfluß auf die ausländische katholische Presse in Sachen Deutschlands zu bekommen.

Darum „das Pulver trocken, das Ziel erkannt, die Schwarzseher verbannt!"

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Quertreibereien in der Marokkofrage.

Vor acht Tagen wurde an dieser Stelle die Befürchtung ausgesprochen, daß die beteiligten Spekulanten und die Chauvinisten wieder Gelegenheit zur Einmischung in die schwebenden Verhandlungen suchen und finden könnten, sodaß auch England aus der bisherigen Zurückhaltung heraustreten würde. Das hat sich überraschend schnell bestätigt. Eine große Preßkampagne ist in Gang gekommen. Der englische Minister Lloyd George hat eine sensationelle Rede über die Interessen seines Weltreichs gehalten, die man allgemein dahin deutet, daß er der französischen Diplomatie den Rücken stärken möchte durch den verblümten Hinweis auf einen eventuellen Einspruch Englands gegen eine beträchtliche Entschädigung Deutschlands. Lloyd George geht in seinen rhetorischen Leistungen gern ins Extreme; seine volltönenden Sätze braucht man nicht immer als das letzte Wort der britischen Regierung zu betrachten. Aber man darf sie auch nicht unbeachtet lassen, namentlich wenn die psychologischen Wirkungen sich fühlbar machen können, wie es bei den gegenwärtigen Verhandlungen der Fall ist. In derselben Richtung wollen die Alarmartikel der Pariser Presse und der am gleichen Strang ziehenden Londoner „Times" wirken. Man stellt da die angeblichen Kompensationen, die Deutschland für die Preisgabe Marokkos verlange, als eine ganz ungeheuerliche Ausplünderung des französischen Kolonialbesitzes hin. Die Herren wollen höchstens über ein Stück vom Tschadsee-Ufer oder sonst ein wertloses Hinterland mit sich reden lassen. Demgegenüber verbeißen sich alldeutsche oder sonstige übereifrige deutsche Blätter auf das unbedingte Festhalten an unseren marokkanischen Rechten und Interessen und erblicken den Gipfel der zulässigen Nachgiebigkeit schon in der Annektierung des südwestlichen Zipfels mit Agadir und dem Suslande.

Inzwischen erklären nun unsere Offiziösen, es könnten keine amtlichen oder halbamtlichen Mitteilungen über den gegenwärtigen Stand der Verhandlungen gemacht werden, und das gelte erst recht von dem weiteren Verlauf und dem möglichen Ergebnisse der Verhandlungen. Man möge sich hüten, alle Artikel, die sich selbst als inspiriert bezeichnen, für inspiriert zu halten. Das ist ja sehr schön gesagt; aber unsere Regierung selbst hat, wenn nicht alles täuscht, es schon für nötig erachtet, die Hetzartikel in der französischen und englischen Presse durch ihre Offiziösen als eine Störung und Gefährdung der Verhandlungen bezeichnen zu lassen. Sie muß doch wohl argwöhnen, daß das Amtsgeheimnis auf der französischen Seite nicht so ganz streng gewahrt wird. Ueberraschend ist das für erfahrene Politiker nicht; beunruhigend ist es auch nicht, so lange wir nur die Ueberzeugung haben dürfen, daß die deutsche Diplomatie sich weder verblüffen noch ermüden läßt.

Ohne in die diplomatischen Geheimnisse eingeweiht zu sein, kann man sich doch leicht klar machen, daß die Verhandlungen sich tatsächlich um die Frage drehen, ob und inwieweit Deutschland durch Kompensationen außerhalb Marokkos sich zur Verzichtleistung auf Rechte und Interessen innerhalb Marokko bewegen lassen könnte. Der grundsätzliche Einspruch der Alldeutschen gegen den Rückzug Deutschlands aus Marokko entspricht gewiß dem nationalen Gefühl aller Deutschen. Aber ehe man öffentlich und feierlich für ein unbedingtes Festhalten sich ins Zeug legt, muß man doch wissen, ob es ohne unverhältnismäßig große Gefahren und Opfer möglich ist, den wirtschaftlichen und politischen Besitzstand in Marokko zu behaupten oder einen territorialen Besitzstand zu erlangen. Auf der anderen Seite ist der Gedanke einer Kompensation nicht von vornherein und unbedingt abzuweisen, da es sich nicht um eine Ehrensache, sondern um einen Ausgleich von materiellen Interessen handelt, also um eine Zweckmäßigkeits- oder Geschäftssache. Natürlich müßte die Kompensation durchaus vollwertig sein, auch bei Aufmachung einer Zukunftsrechnung. Die deutsche Diplomatie braucht sich durch den Pariser und Londoner Preßlärm nicht irre machen zu lassen, da sie es schließlich ganz gut auf ein Scheitern der Verhandlungen ankommen lassen kann.

Ein französisches Blatt glaubte einen großen Trumpf auszuspielen mit der Bemerkung, wenn alle anderen Signatarmächte so große Kompensationen verlangten wie Deutschland, so würde der ganze französische Kolonialbesitz zur Befriedigung nicht ausreichen. Ja, was geht das uns an? Ob die anderen Mächte in Marokko ebenso große Interessen haben wie das Deutsche Reich,

wissen wir nicht. Wir haben bedeutende Interessen und wollen sie gewahrt wissen oder dafür reell entschädigt werden. Wenn der französische Kolonialbesitz nicht ausreichen sollte, um Marokko für die Franzosen einzuhandeln, so kann Frankreich das Geschäft ja schießen lassen. Es mag seine wohlerworbenen Kolonien behalten und auf die Eroberung Marokkos verzichten. Deutschland hat die Verhandlungen nicht angefangen, sondern es hat Frankreich an sich herankommen lassen, nachdem letzteres durch die Entsendung des deutschen Schiffes nach Agadir darauf aufmerksam gemacht war, daß das Deutsche Reich auch noch ein Wort mitzureden habe.

Wie ein Satyrspiel neben dem ernsten Drama nimmt sich nach wie vor die französisch-spanische Reiberei aus. In Elksar hat es bereits drei „Zwischenfälle" gegeben, die als eine Einleitung zum Kriege dienen könnten, wenn Frankreich das Losschlagen wagte. Die Spanier haben Elksar besetzt und fordern die Waffenlosigkeit aller Einwohner und Besucher. Französische Agenten oder Offiziere wollen die Waffen nicht abgeben und werden dann sistiert. Erst Herr Boisset, für dessen Arretierung die spanische Diplomatie um Entschuldigung gebeten hat. Dann der Leutnant Thiriet, der es bei seiner Hartnäckigkeit bereits zu einer zweimaligen Verhaftung gebracht hat. Spanien wird sich wohl wieder entschuldigen, aber seinen Obersten Sylvester trotz der Forderung der Pariser Presse nicht abberufen, sondern gelegentlich weitere Sistierungen vornehmen lassen. Die Reibung muß natürlich weitergehen, wenn nicht die Franzosen endlich darauf verzichten, in das von Spanien besetzte Gebiet sich einzudrängen. Die Zuversicht der Spanier scheint wesentlich gestützt zu werden durch den vielbesprochenen Geheimvertrag zwischen Frankreich und Spanien, dessen Bekanntwerden die Pariser Regierung offenbar scheut.

In Bezug auf die englische Einmischung in den Marokkohandel ist zu beachten, daß die Londoner Regierung zwar durch den neuen Vertrag mit Japan einer Sorge enthoben ist, aber dagegen in Persien von einer neuen Schwierigkeit bedroht wird. Der abgesetzte Schah Mohammed Ali ist wieder nach Persien zurückgekehrt und trifft Vorbereitungen für einen Zug nach der Hauptstadt, um von seinem Thron wieder Besitz zu ergreifen. Er scheint leidliche Aussichten zu haben, da das parlamentarische Regiment in Persien vollständig abgewirtschaftet hat und das Land sich in einer heillosen Anarchie befindet, die den Exschah als Retter erscheinen läßt. Die Wiederherstellung der Ordnung und Autorität gefährdet aber die Interessen der Engländer, die sich in Südpersien schon so breit machten, als ob das Land erobert sei. Noch unangenehmer wird der Zwischenfall dadurch, daß Mohammed Ali über russisches Gebiet und allem Anschein nach mit russischer Begünstigung nach Persien gekommen ist. Die Engländer zweifeln also an der Bundestreue Rußlands, mit dem sie sich bekanntlich in den persischen Raub vertragsmäßig geteilt hatten.

Die russische Politik ist augenblicklich überhaupt undurchsichtig. Auch über das voraussichtliche Verhalten Rußlands gegenüber der marokkanischen Angelegenheit weiß man nichts Bestimmtes und Sicheres. Vielfach nimmt man an, daß Rußland zwar sein Freundschaftsverhältnis zu Frankreich formell auf das schönste wahren, aber doch nicht wegen Marokkos, wo es selbst gar keine Interessen hat, sich irgendwie in die Bresche stürzen werde.

Alles in allem genommen hat die deutsche Diplomatie ja einen viel besseren Stand, als vor sechs Jahren, wo Frankreich alle Algecirasmächte bis auf Deutschland und Oesterreich allein für sich festgelegt hatte. Freilich haben wir zum Uebermut auch jetzt noch keine Veranlassung; doch können wir immerhin unser Aktionsprogramm etwas weiter ausdehnen, indem wir uns nicht mit Halbheiten und Unklarheiten à la Algecirasakte oder Sonderabkommen von 1909 abspeisen lassen, sondern eine vollständige, gründliche, gerechte und dauernde Lösung verlangen oder — gar keine!

Wollen Frankreich und seine englischen Hintermänner nicht nachgeben, so können wir ja allenfalls die Fortdauer des bisherigen Zustandes aushalten. Dann bleibt unser Kriegsschiff vor Agadir liegen, bis die Franzosen erkannt haben, daß die selbstherrliche Verspeisung von Marokko doch nicht so geht, wie sie es sich gedacht hatten. Diese Artischocke hat sonderbarerweise Dornen in sich.

Wieso es kam?

Zur Krisis im Hansabund.

Von Chefredakteur Max Roeder, Aachen.

Das Wort von der verspäteten Einsicht gilt auch in der Politik. Wenn es eines Beweises bedarf, so genügt der Hinweis auf die Entwicklung des Hansabundes, die nur den überraschen kann, der sich über die Geburtsstunde und die Elternschaft dieses Gebildes nicht klar geworden ist. Aus der Unwahrheit kann nie eine befreiende Tat werden, und von einer solchen redeten doch die Gründer des Hansabundes. Ebenso wie jede wirtschaftliche Organisation, die entstanden ist aus der flüchtigen Erregung einer verblendeten Agitation, den Keim der Fruchtbarkeit in sich nicht tragen kann. Beides trifft beim Hansabunde zu. Unwahr war die Begründung seiner vermeintlichen Existenznotwendigkeit. Wer behauptet, daß Handel und Industrie daniederliegen, der verrät soviel Unkenntnis, daß er nicht qualifiziert erscheint, als wirtschaftlicher Reformer aufzutreten. Wohl steigt und fällt die Quecksilbersäule der Konjunktur; für deren Regelung gibt es aber kein Allheilmittel, weil das so sensible Nervensystem der wirtschaftlichen Zusammenhänge ein viel zu verzweigtes ist. Wer weiter redet von der notwendigen Gesundung des Mittelstandes und diese erreichen will, indem er diesen ankettet an Industrie und Handel, der zeigt, daß er dem Mittelstande kein erfolgreicher Retter sein kann. Entzieht er doch diesem das breite, sichere Fundament und die Sorge für's eigene Haus. Unwahr war der Hinweis auf die schädigenden Folgen der Reichsfinanzreform. Die Entwicklung hat gezeigt, daß von einem solchen gefährdenden Einflusse nicht die Rede sein kann. Man studiere doch die Kurszettel und verfolge die Dividendenausschüttungen! Man sehe zu, wie die Exportziffern erfreulicherweise gestiegen sind! Unwahr war der Hinweis auf die wirtschaftliche Flaue im allgemeinen. Unwahr endlich war die Behauptung von der parteipolitischen Neutralität. Bei Nachwahlen wurde der fadenscheinige Grundsatz durchbrochen; der Briefwechsel Rießer-v. Pechmann ist ebenso typisch wie die jüngste Korrespondenz Rießer-Rötger. Bekanntes soll nicht wiederholt werden. Wenn eine Schutztruppe des Linksliberalismus und damit der Großblockidee parteipolitisch neutral ist, dann hat der Hansabund recht.

Zu dieser inneren Unwahrheit kommt die Art der Gründung. In der Tagesflut der Agitation entstand der Hansabund als der Sammelboden für den durch die eigene Unfähigkeit geschlagenen Liberalismus. Die falsche Firma konnte über die Inhaber nicht täuschen. Zur Sanierung galt es von den Massen die Stimmen, von der Großindustrie das Kapital zu gewinnen. Daher Wortflut und Täuschung. Als ob es eine wirtschaftliche Organisation gäbe, die auf so flüchtigem Grunde bestehen könnte! Oder eine politische! Hier nur entscheidet der Wert und die Arbeit. Die flüchtige Begeisterung und die Verhetzung der Massen konnten auch Augenblickserfolge erzielen; das kann nicht wunder nehmen in der Zeit der Telegramme und der Tagespresse. Aber Bestand konnte der Hansabund nicht haben. Der innere Widerspruch trug den Keim des Verfalls in sich. Und dann die Unwahrheit der Agitation. Die Privatbeamtenschaft tat mit, weil ein Zirkular der Firma und die Aussicht auf Zahlung der Beiträge wirkte. Mittelstandsvereinigungen schlossen sich an, weil sie zu schlecht beraten waren, um das Täuscherspiel und die wirtschaftliche Unfruchtbarkeit zu durchschauen. Handelskammern erklärten ihren Beitritt, weil der überwiegende Einfluß des liberalen Elements hier die Gelegenheit zu parteipolitischen Geschäften sah. Auch die Großindustrie stellte sich in den Dienst des Hansabundes. So wollte es der gute Ton und die ehrliche Absicht, nur für die eigenen Interessen zu sorgen. In der Gluthitze des Wirtschaftskampfes hatte man ohnehin schon das klare Ziel aus dem Auge verloren. Mit der in den „freien" Gewerkschaften organisierten Sozialdemokratie verhandelte man ja schon längst lieber als mit der christlich-nationalen Arbeiterschaft, was natürlich nicht hinderte, nationale Gesinnung als Erstlingsrecht in Anspruch zu nehmen. Auch dem Nationalliberalismus wollte man helfen; man sah seine Nöten und wollte retten. Allerdings nicht auf dem Wege, der ins rote Meer führt.

Wie sollte aus diesem Wirrsal der Unwahrheit und der blendenden Agitation etwas Gedeihliches entstehen? Eine so unwahre Konstruktion muß auch unhaltbar sein. Sie konnte bestehen, so lange der äußere Lack die rosarote Farbe nicht durchscheinen ließ. Daher die vielen Reden — daher die Richtlinien — daher das Programm, dessen wichtigste Forderungen das Zentrum

schon längst zu den seinen gemacht und vertreten hatte. Daher auch das Umgehen einer klaren Antwort auf die Frage: Was dünkt euch um die Sozialdemokratie? Die sichere Hoffnung auf einen sicheren Bestand ließ allmählich die besorgte Aengstlichkeit des unsicheren Erstlingsjahres fallen; die rauhe Zeit nahm auch die Deckfarbe weg. Der Zerfall war unvermeidlich. Was sollen wir im Hansabund? — so fragten sich jetzt die getäuschten Privatbeamten. Wie kann uns diese Verbindung nützen? — so erscholl es aus dem irregeführten Mittelstand. Wie können wir da noch länger bleiben? — so erklärten die Handelskammern. Wir sind doch keine Filiale der Sozialdemokratie? — so mußte sich die Großindustrie sagen. An der inneren Unwahrheit mußte der Hansabund zerfallen. Derselbe Zentralverband deutscher Industrieller, der ehedem mit klingendem und moralischem Einfluß den Hansabund gefördert, derselbe Zentralverband erklärt heute, daß „für alle gewerblichen Kreise, die auf dem Boden der heutigen Wirtschafts- und Zollpolitik stehen, ein Verbleiben im Hansabunde nicht mehr sein kann“. Und weiter heißt es in einer Verlautbarung des Zentralverbandes („Rhein. Westf. Ztg.“ Nr. 766):

„Die gleiche Gegnerschaft gegen die jetzige Wirtschaftspolitik finden wir auch auf einer anderen Seite, in der „Export-Revue“, von der die Bestrebungen des Hansabundes bisher in jeder Weise unterstützt worden sind. So findet sich in der Nummer vom 7. Juli 1911 im Anschluß an den Brief des Geheimrats Rießer an Geheimrat Kirdorf die wörtliche Bemerkung:

„Wer für unsere jetzige Wirtschafts-, Zoll- und Finanzpolitik ist, ist wider den Export, und die Verneiner des Exports müssen bekämpft werden, und zwar aufs heftigste. Mögen sie selbst der Industrie angehören, denn es ist ein Kampf ums Dasein.“

Hält man diese Kundgebungen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen, zusammen, so ergibt sich, daß trotz aller gegenseitigen Reden der heutige Hansabund als eine Hilfstruppe der linksliberalen Partei die alte bewährte Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck bekämpfen will, die von ihm unter dem zähen Widerstande eben dieser Partei durchgesetzt wurde und der die deutsche Industrie ihr ungeahntes Aufblühen verdankt.

Damit hat der Hansabund diejenige Linie als die seine anerkannt, deren Verfolgung der alleinige Grund für den Austritt der Industrie aus dem Bunde war. Er hat mit der Bekanntgabe dieser von Geheimrat Rießer verfolgten Ziele die unbedingte Rechtfertigung für die Loslösung aller gewerblichen Kreise vom Hansabund selbst geliefert. Wer jetzt diese Ziele nicht erkennen will, denen der Hansabund zusteuert, dem ist eben nicht zu helfen.“

Die kurzbeinige Unwahrheit mußte auch dem Hansabund bald Atemnot verursachen. Wäre der Hansabund wahrhaftig gewesen, dann durfte er — bei seinen Tendenzen — die Vertreter der Großindustrie nicht aufnehmen. Er konnte es auch nicht, wollte er nicht in das unlösbare Dilemma des Nationalliberalismus sich stürzen. Aber: auri sacra fames — hier lag die Kraft für die finanzielle Aktion. Geblendet durch die Unwahrheit und den Schleier der Agitation sah man nicht, daß der Opfermut der Massen mehr bedeutet als die Schecks weniger Beglückter, welche die wirtschaftlich organisierte Sozialdemokratie wohl ertrugen, die aber als hochgemute Nationale die Liaison mit der politischen Sozialdemokratie weit von sich weisen. Die Aktion des Zentralverbandes ist nichts anderes als die Reaktion der Wahrheit und der konsequenten Ueberlegung, die Aktion für Rießer die Beharrung in der Unwahrheit und in der inkonsequenten Augenblicks-Agitation. Dort zwingende Argumente — hier unverbindliche Stimmungsmache. „Das ist das Schicksal aller Sammelparolen“, sagt mit einem nassen und mit einem trockenen Auge die „Frankfurter Zeitung“ (Nr. 191.). In demselben Augenblicke ruft sie: „Bürger heraus!“ So etwas wie Variété-Politik. Manche verlachen eben den deutschen Michel, weil sie ihn unter der eigenen Zipfelmütze noch gar nicht gesehen haben.

So ist die Entwicklung des Hansabundes der Krebsgang der unhaltbaren Unwahrhaftigkeit und der blinden Agitation. Ein deutlicher Fingerzeig für jene, welche sehen wollen. Wär's das Ende der Schlagwort-Politik — es wäre ein Glück für das Volk wie für das Reich. Ein anderer Geist war es, als die wirkliche Hansa blühte: der Geist des tatenfrohen, tugendreinen, christlichen Bürgertums. Nur aus ihm und in ihm als echtem deutschen Wesen kann die Welt genesen. Alles andere ist Täuschung, und deshalb kann der Hansabund nicht die Sammelstelle des deutschen Bürgertums sein, sondern lediglich eine Großblockstation, in der der Linksliberalismus Wärterdienste tut, um die Züge in das rote Tochterland zu leiten. Deshalb ist der Hansabund auch nichts anderes als ein Mißbrauch mit Worten.

* * *

Erst als diese Abhandlung geschrieben war, erschien die für die Entwicklung äußerst charakteristische Erklärung des Hansabundes, in der die Gründe der Sezedenten als nicht stichhaltig abgelehnt werden — das Gebaren des Alltags-Agitators. Aus der inneren Unwahrheit heraus folgert die Erklärung:

1. Der Hansabund denkt nicht daran und hat niemals daran gedacht, sich in das Schlepptau einer einzelnen politischen Partei zu begeben; vielmehr finden die Angehörigen aller politischen Parteien in ihm Platz und bei ihm Unterstützung, soweit sie die Gewähr dafür bieten, daß sie auf dem Boden der bei der Begründung des Hansabundes vereinbarten Richtlinien stehen und somit für die Gleichberechtigung des Gewerbes, des Handels und der Industrie im Staats- und Wirtschaftsleben eintreten.

2. Eine irgendwie geartete Unterstützung oder Förderung der Sozialdemokratie kann für den Hansabund niemals in Frage kommen, insbesondere auch nicht bei den Wahlen einschließlich der Stichwahlen; der Hansabund beharrt vielmehr bei dem im Präsidialbeschluß vom 24. November 1910 festgestellten und auf dem Hansatag vom 12. Juni 1911 wiederholten Grundsatz, daß er die Sozialdemokratie, da sie sich außerhalb der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung stellt und den einseitigen Klassenkampf predigt, ebenso zu bekämpfen hat, wie das seitens der in ihm vertretenen bürgerlichen politischen Parteien geschieht.

3. Der Hansabund enthält sich in denjenigen Fragen der Zollpolitik, in welchen die Interessen der einzelnen in ihm vertretenen Erwerbszweige auseinandergehen, in Gemäßheit seiner Richtlinien jeder Parteinahme, sucht vielmehr nach Möglichkeit auf eine Ausgleichung der bestehenden Gegensätze hinzuwirken.

Auf der anderen Seite lehnt es das Direktorium ab, sich durch irgendwelche Rücksichten von dem Kampf gegen die Agrardemagogie abdrängen zu lassen, deren die gemeinsamen Interessen von Gewerbe, Handel und Industrie schwer schädigende Uebergriffe den unmittelbaren Anstoß zur Begründung des Hansabundes gegeben haben. Das Direktorium bekundet seinen festen Willen, durch das bedauerliche Abschwenken einer Anzahl von Mitgliedern sich weder zu schwächlichen Konzessionen nach rechts, noch zu einer Verschiebung seines Schwerpunktes nach links verleiten zu lassen. Das Direktorium ist vielmehr entschlossen, den durch den Hansabund aufgenommenen Kampf für die Gleichberechtigung des erwerbstätigen Bürgertums unter der Leitung seines verdienten Präsidenten unbeirrt auf dem durch die gemeinsamen Interessen von Gewerbe, Handel und Industrie vorgezeichneten Wege fortzusetzen.

Der circulus vitiosus der Unwahrheit in aller Form; im zweiten Satz wird die Behauptung des vorhergehenden eingeschränkt oder widerrufen: erst nicht politisch, dann gegen die Sozialdemokratie, endlich gegen die Agrar-Demagogie, welche den Anlaß zur Gründung des Hansabundes gegeben — also gegen Zentrum und Konservative. Wenn heute in der Entwicklung des Hansabundes mit dieser Erklärung ein gewisser Abschluß eingetreten ist, so zeigt der Rückblick dem tiefer Schauenden, daß es nicht anders kommen konnte. Wie sich diese Gründung bei den Reichstagswahlen bewähren wird, kann danach nicht mehr zweifelhaft sein.

Zu viel nervöse Kritik und zu wenig Ruhe und Stetigkeit.

Eine Zeitbetrachtung von Rechtsanwalt Aug. Nuß in Seligenstadt (Hessen).

Die Neurasthenie, die Hypochondrie und die Hysterie sind die modernen Zeitkrankheiten. Es gehört fast zur Mode, zum guten Ton, „nervös“ zu sein. Ganz sicher steckt nun hinter dem Wort von „unserem nervösen Zeitalter“ in medizinischer Beziehung sehr viel Wahrheit. Die fast bis an die äußersten Grenzen menschlicher Kraft gesteigerten Lebens- und Berufsaufgaben, deren Ausführung nur unter den aufreibenden, aufregenden Lebensbedingungen des hastenden Tages möglich ist, müssen ja die Nerven des Menschen angreifen. Nimmt man aber noch das ganze Elend der leider sehr weit verbreiteten sexuellen und alkoholischen Ausschreitungen hinzu, die in unseren Tagen ja so „modern“ geworden sind, so begreift man die ganze Gewalt der elektrischen Ladung und Spannung, wie sie in der unruhigen Menschheit lastet. Unsere Zeit ist überreizt.

In sich selber findet der moderne Mensch keinen ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht. Denn er steht bereits jenseits von gut und böse. Der Subjektivismus, Kritizismus und Skeptizismus lassen sein Inneres nicht ins Gleichgewicht kommen. Und außer ihm, in seiner Umgebung findet der moderne Mensch auch nicht den nötigen Halt. Ueberall ein Hasten und Jagen nach dem Materiellen, ein Sich-Ueberbieten und Sich-Uebervorteilen, vielfach Neid, Eifersucht, Mißgunst und maßlose Eitelkeit. Mißtrauen lähmt weite Kreise in ihrer positiven Schaffenskraft. An die Stelle der Standes- und Klassenunterschiede sind Standes- und Klassengegensätze, sind Standesdünkel und Klassenhaß ge-

treten. Die Kritik, die an sich berechtigt ist und zum Guten führen kann, hat vielfach die Bahnen der Sachlichkeit verlassen und zahlt der hyperkritischen, überreizten Zeitstimmung dadurch ihren Tribut, daß sie mit persönlichen Spitzen und unsachlichen Unterstellungen arbeitet. Nicht nur in der politischen oder „unpolitischen" Tagespresse, sondern manchmal auch in ernsten beruflichen Fachblättern. Der gutmütige Humor der „Fliegenden Blätter" mit seinem köstlichen Optimismus gilt in den modernen Gesellschaftsschichten bereits als veraltet. Er wird abgelöst durch den bitteren, saueren Sarkasmus und beißenden Spott des „Simplicissimus" und der „Jugend". Man macht in Aesthetizismus und — Sensation. „Früher, in der sogenannten guten alten Zeit", so äußerte mir neulich ein erfahrener Weltmann, „gab es auch Schlechtigkeiten und Verbrechen. Die Mitwelt erfuhr nur nicht so viel davon wie heutzutage, wo alle Zeitungen davon voll sind, wo der Telegraph und das Telephon dieselbe Sensationskunde gleich auf einmal in alle Weltteile trägt, wo in den Kinematographentheatern, Tonbildtheatern usw. unserer Städte die Hauptereignisse der Woche mit verblüffender Naturtreue am Auge der staunenden Zuschauer vorüberziehen." Kunst und Literatur, die moderne natürlich, wetteifern im Gekünstelten, Auffallenden, Aufsehenerregenden. Es ist auch kein Zufall, daß die Modeverirrung des Hosenrocks in den Beginn des 20. Jahrhunderts fällt. Es sollte mich wundern, wenn nicht bald auch der Sport, insbesondere der Flugsport, vor dem die Kulturwelt unserer Tage mit vollem Rechte Achtung bekundet, in modernen Künsteleien machen wird.

Und erhebt man in aller Bescheidenheit gegen so manche Abarten und Auswüchse der an sich zu begrüßenden Entwicklung, Einwendungen und Bedenken, so wird man von den Modernen mit einem ganzen Hagel von — Phrasen überschüttet. Auch ein Zeichen der Zeit! „Freiheit von Wissenschaft, Kunst und Literatur, Fortschritt, Kultur und Menschheitsentwicklung" auf der einen Seite, „Knebelung aller Freiheitstendenzen, Rückschritt, Kulturfeindlichkeit und dunkle Reaktion" auf der anderen Seite: mit solchen Schlagwörtern wird der unmoderne Dunkelmann totgeschlagen. War es auch ein Dunkelmann, der über unser liebes Vaterland das harte Wort schrieb: „Deutschland ist das Land, in welchem die Phrase um der Phrase willen gesagt wird, in welchem die eine Hälfte der öffentlichen Stimmen die andere ermüdet durch ewig neues Suchen nach Worten, die zu vieles bedeuten, um etwas zu gelten; das Land, in dem man viel redet, weil man wenig zu sagen hat"? Ich will dieses Wort Lorenz von Steins nicht in seiner ganzen Schwere auf die gegenwärtigen deutschen Verhältnisse anwenden; aber es liegt ein gutes Körnchen Wahrheit darin.

Man zeihe mich nicht eines verbitterten Pessimismus. Ich bin so glücklich, einen frischen Optimismus mein eigen zu nennen. Nicht zuletzt dank meiner Weltanschauung! Und darin liegt eben meines Erachtens der Schlüssel zu der Frage: Wie kann der nervösen Kritik und dem unsteten Hasten der neuen Zeit begegnet und mehr Ruhe und Stetigkeit in die Psyche der heutigen Menschheit getragen werden? Man kehre zurück zum Christentum! Der alte, durch die Erfahrung bestätigte Satz: Mens sana in corpore sano dürfte auch in der Umstellung seine volle Gültigkeit behalten, daß ein gesunder Geist, eine gesunde Seele die Vorbedingung für einen gesunden Körper ist. Mehr Seelenruhe, mehr seelisches Gleichgewicht! Die traurige, erschütternde Statistik der Selbstmorde, insbesondere der Schülerselbstmorde unserer Zeit bestätigt leider die oben gemachten Darlegungen über unser nervöses Zeitalter, preßt aber auch aus jedem fühlenden Menschenherzen das sehnende Verlangen nach jenem Etwas, das vor allem unseren Geist, unsere seelische Verfassung beruhigen kann. Und das ist und bleibt trotz des Wandels fliehender Zeiten die positiv christliche Weltanschauung. Betrachtet die Gott sei Dank noch zahlreichen Anhänger der christlichen Lehre, die ihre Lebensweise mit ihrem Glauben in Einklang bringen, und ich frage: Wo ist da jenes aufregende und aufreibende Hasten und Jagen nach dem rein Materiellen und nur nach dem Materiellen, wo ist jener lieblose Haß und jene den Nebenmenschen niedertretende Großmannssucht, die so viele verbittert? Was könnten es doch manche Menschen so gut haben, wenn sie sich nicht selber das Leben verbittern wollten! Es gibt aber leider viele Naturen, die, wie man zu sagen pflegt, sich selbst nicht gut sind; wie können sie da anderen gut sein?

Das Bild unserer Tage hat Licht und Schatten. Sorgen wir dafür, daß das Dunkel nicht das Licht verdrängt. Das Dunkel ist der moderne Zeitgeist, das Licht ist das Christentum. Möge dieses herrliche Licht leuchten bis ans Ende der Zeiten!

Erntezeit.

Es wogt und wallt gleich gold'nem Meere
Die Ernte, die den Schnitter lohnt.
Auf tiefgebeugte, körnerschwere,
Windstille Halme glänzt der Mond.

Oh — diese Ruh' in allen Fernen!...
Und übers reife Saalenland
Streckt gütig-lächelnd von den Sternen
Gott Vater seine Segenshand.

Dr. Lorenz Krapp.

Hugo Kochs neueste Phase.

Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz, München.

Die „kirchen- und dogmengeschichtliche Studie" des früheren Braunsberger Hochschullehrers und gegenwärtigen Redakteurs der modernistischen Zeitschrift: „Das Neue Jahrhundert", Dr. Hugo Koch, über „Cyprian und der römische Primat" (Hinrichsche Buchhandlung 1910) habe ich in einer den Rahmen sachlicher Polemik nirgends überschreitenden, wenn auch die sophistische Dialektik des Gegners schonungslos entlarvenden und seinen haltlosen Aufstellungen bis ins einzelnste nachgehenden Widerlegungsschrift unter dem gleichen Titel (bei Manz 1911) richtigzustellen gesucht. Kochs Monographie habe ich als ein typisches Schulbeispiel bezeichnet für die im Antimodernisteneid verpönte rein philologische Methode, welche einen Kirchenvater ebenso wie jeden profanen Autor behandelt oder vielmehr mißhandelt, losgelöst vom theologischen Milieu nicht bloß seiner Persönlichkeit, sondern der gesamten Vorzeit, auf deren Schultern er steht. Dagegen hat Koch unter dem Untertitel „Eine Probe katholischer Universitätstheologie nach dem Modernisteneid" und dem Haupttitel „Die ‚kritische Methode' des Münchener Apologeten Anton Seitz" im nämlichen „Neuen Frankfurter Verlag", in welchem „Das freie Wort" erscheint, soeben eine vier Druckbogen starke Erwiderung veröffentlicht, worin er in einem förmlichen Tobsuchtsanfall den wissenschaftlichen Gegner persönlich brandmarkt als Ausbund aller Borniertheit und Arroganz, als einen den Jesuiten nachtrottelnden Analphabeten, zumal in der „kritischen Methode", die natürlich der Modernismus in Erbpacht genommen hat, als bodenlos auf allen Gebieten: „als Polemiker, Grammatiker und Stilist, Logiker und Sophist, Methodiker, Kirchen- und Dogmenhistoriker, Dogmatiker und Kanonist — ein Typus ultramontaner Wissenschaft im Sinne des Moderneneides. — Noch vor ein paar Dezennien war die katholische Wissenschaft froh, wenn man sie duldete ... und heute spielt sie sich als Herrin auf, als alleinige Inhaberin aller Vernunft und Logik, als alleinige Kennerin der Natur und Geschichte" (2, 63/4).

Während Koch sich nicht genugtun kann in maßloser Schmähsucht und ungezügelter Leidenschaftlichkeit, vor der jeder Gebildete mit Ekel sich abwendet, richtet er eben dadurch sich selbst, so daß auf ihn zurückfällt, was er dem Gegner nachredet: „Der Kraft seiner ‚wissenschaftlichen' Gründe scheint er selber nicht zu trauen. Darum sucht er sie durch persönliche Beleidigung der Gegner zu ersetzen" (3). — Ich habe mir durch solche Schreckschüsse auch nicht eine Stunde ruhigen Schlafes rauben lassen. Ich würde das Pamphlet vollständig ignorieren, wenn nicht die damit verquickten wissenschaftlichen Scheinargumente eine sachliche Widerlegung erforderten. Diese soll Koch in erschöpfender Weise zuteil werden, jedoch rein sachlich und streng wissenschaftlich, voraussichtlich zunächst in der über theologische Neuerscheinungen allgemein orientierenden, von der Paderborner theologischen Fakultät herausgegebenen Zeitschrift „Theologie und Glaube", später eventuell in einem Separatabdruck.

In überwallendem Zorne deckt der Mensch oft bisher klug verborgene Herzensfalten auf. So demaskiert sich auch Koch in der Einleitung (4, 5), worin er seinem modernistischen Aerger Ausdruck verleiht: „Katholische Zeitungen und Zeitschriften haben von ‚meinem Abfall von der Kirche' gesprochen. ‚Abgefallen' bin ich nicht von der Kirche, sondern nur von ihren Dogmen, oder vielmehr ihre Dogmen sind von mir abgefallen wie Schuppen. — Meine Zweifel an der Herkunft der katholischen

Kirchenverfassung und Glaubenslehre von Jesus Christus und den Aposteln sind nicht erst dem Studium Cyprians entsprungen. Vielmehr habe ich mich aus den altchristlichen Quellen überhaupt, in erster Linie aber aus den neutestamentlichen Schriften davon überzeugt, daß sich das katholische Christusbild mit dem historischen Jesusbild nicht deckt, und daß die kirchliche Entwicklung wesentlich anders verlaufen ist, als das Dogma zu glauben vorstellt. Eingehende Beschäftigung mit der Bußfrage hat mir das Ergebnis gebracht, daß Jesus ein ‚Bußsakrament' ebensowenig ‚eingesetzt' hat als irgend ein anderes ‚Sakrament'. Und was den Primat Petri und seine ‚Nachfolger' betrifft, so stand es mir schon länger außer Zweifel, daß die Worte Matt. 16, 18 f. in dieser Fassung nicht authentische Herrnworte sind." So ist denn Koch auch dafür ein typisches Schulbeispiel geworden, wie die Modernisten nach außenhin immer noch mit einem katholischen Nimbus sich umgeben, auch nachdem sie innerlich längst gebrochen haben mit den fundamentalsten Dogmen der katholischen Kirche.

Sommersegen.

Ein Zittern geht durch die sonnige Luft,
Wie wenn sie vor Wonne und würzigem Duft
Und eigenem Glanz erbebte.

Ein Klang erwacht im Aehrenfeld
Und fliegt so frisch durch die Sommerwelt
Und ruft von Reife und Segen.

Da greifen die Schnitter mit brauner Hand
Zur Sichel, die singend im Sonnenbrand
Goldkörnige Halme schneidet.

Die weißen Tücher winken im Wind,
Wie sie alle so heiter und hurtig sind:
Der Segen — er ist ohne Ende.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Die Pornographie ein Schandfleck für den deutschen Namen.

Weitere Stimmen zum Prozeß Semerau.

Die Frankfurter Presse hat diesmal mit auffallender Schneidigkeit ihren Mann gestellt. Die scharfen Verdikte der demokratischen „Frankfurter Zeitung" über das schamlose Treiben der Semerau und Genossen wurden in Nr. 29 bereits mitgeteilt. Die liberalen „Frankfurter Nachrichten und Intelligenz-Blatt" (Nr. 194 vom 15. Juli 1911) veröffentlichten in der Rubrik „Kunst und Wissenschaft" unter dem Titel „Aerzte vor!" die Zuschrift eines Frankfurter Arztes (Dr. C.) „Zu Dr. Semeraus Verurteilung": Dort wird nach einer Einleitung folgendes ausgeführt:

„In den Prozessen wegen unzüchtiger literarischer und künstlerischer Erzeugnisse krankt die ganze Fragestellung an einer bedauerlichen Unklarheit. Bei Laien wie bei Juristen herrscht die irrige Ansicht, es handle sich dabei um ästhetische Fragen. Was soll hier die Aesthetik? Die Aesthetik hat es mit den Gesetzen des künstlerischen Schaffens und des künstlerischen Genießens zu tun; die Rechtsprechung aber, um die es sich hier handelt, hat es allein mit den Gesetzen zu tun, die der Gesamtheit Schutz gegen die Uebergriffe des einzelnen geben sollen, die also gültig sind, wenn das Kunstwerk auf den Markt gebracht wird. Diese Gesetze verbieten denn auch ganz folgerichtig nicht das Schaffen erotischer und pornographischer Werke im stillen Kämmerlein, sondern allein ihre Herstellung für den Markt, ihre Ausstellung, ihre Verbreitung.

Daß die Aesthetik in einer Sache, die die ganze Oeffentlichkeit angeht, nicht allein das Wort haben kann, daß also das ästhetische Urteil „künstlerisch wertlos oder künstlerisch wertvoll" nicht zusammenfallen kann mit dem richterlichen Urteil „strafbar oder erlaubt", darüber sollte in einem kräftigen, ernsten Volke, das auf der Welt noch weit mehr zu tun hat, als ästhetische Werte zu schaffen, kein Zweifel sein. Deshalb eben hat man bei gesunden Völkern die Entscheidung darüber, was auf den Markt gebracht werden darf, nicht dem Aesthetiker anheimgestellt, sondern dem Gesetzgeber, das heißt einer Instanz, die das Gesamtwohl des Volkes im Auge hat.

Immer mehr bricht sich zudem in der modernen Rechtspflege die Ueberzeugung Bahn, daß der Inhalt der Gesetze unter Hinzuziehung von Sachverständigen aller Lebensgebiete festzustellen sei: Nationalökonomen, Sozialpolitikern, Aerzten usw., daß dem Juristen nur die Aufgabe der formalen Ausarbeitung der Gesetze und ihrer Anwendung auf den Einzelfall anzuvertrauen sei, auch hier wieder unter Hinzuziehung Sachverständiger aus allen Gebieten.

Unter diesen Sachverständigen wird besonders dem Arzte in vielen Fällen eine entscheidende Stimme zu geben sein. Für die Rechtsprechung ist dies bereits geschehen; ja, der Arzt ist hier in letzter Zeit sogar oft, weil zu einseitig, als Pathologe befragt, zum Unheil der Gesamtheit tätig gewesen, indem sein Gutachten da Freisprechung veranlaßte, wo das Volksbewußtsein mit Recht Strafe verlangte. Wo aber der Arzt als Sachverständiger leider noch viel zu wenig gehört worden ist, das ist in der Gesetzgebung, wo er nicht in seiner Eigenschaft als Pathologe, sondern vor allem als Hygieniker zu Worte kommen sollte. Unsere Gesetzgebung belegt die mit harter Strafe, die gesundheitsschädliche Lebensmittel verkaufen; es fehlt dagegen an einer ähnlichen zielbewußten, von Aerzten ausgearbeiteten Gesetzgebung gegen die Vergiftung der Seelen, deren Erkrankung die Krankheit des Körpers nach sich zieht. Es ließe sich ohne Schwierigkeit durch Meßinstrumente feststellen, wieviel an Nervenkraft bei Betrachtung pornographischer Bilder verbraucht wird, welchen Verlust an Energie besonders die unausgesetzte sexuelle Reizung bedeutet, der das Volk wehrlos ausgesetzt ist durch die Schaustellung der erotischen Erzeugnisse moderner Kunst und Vervielfältigungsindustrie an allen Straßenecken.

Was soll hier der Aesthetiker? Hier tut der Ruf not: „Aerzte vor!", denn es handelt sich hier nicht um eine ästhetische, sondern um die volkshygienische Frage: Darf dieses oder jenes Kunstwerk oder Industrieerzeugnis auf den Markt gebracht werden ohne Schädigung der Volksgesundheit? Was Nervenärzte und Psychiater über die Wirkung der Erotik und Pornographie auf die Gesundheit denken, darüber lese man Männer wie Forel nach, und was die Gesamtwirkung auf den Volksorganismus ist, das mache man sich an dem Geburtenrückgang in Frankreich klar.

Es muß allgemein Erkenntnis werden, daß die Frage der Erotik und Pornographie keine ästhetische Frage, sondern eine Frage der Volkshygiene ist. Ist erst die erotisch-künstlerische Frage in diesem Sinne für die Oeffentlichkeit gelöst, dann wird auch die Frage des Postkartenunfugs gelöst sein, jener schamlosen Ausbeutung des sexuellen Triebes auf Kosten der Volksgesundheit (ich erinnere an die Serien der Küssenden, deren frechste das Unglaublichste leisten!), einer Ausbeutung, der man heute mit unfaßbarer Verblendung ruhig zusieht, wie sie auf offenem Markte betrieben wird, während man der künstlerischen Erotik doch bereits mit Gerichtsverhandlungen zu Leibe geht. Aerzte vor!"

Der „Frankfurter General-Anzeiger", der sich auf jedem Exemplar seiner 135,000 Abonnenten rühmt und nach Generalanzeiger-Art auf allen Gebieten eine sehr freie, sog. „liberale" Richtung vertritt, bringt in seiner Nr. 161 vom 12. Juli 1911 gleich zwei Artikel, die hier einschlägig sind. Einem aus Berlin datierten Feuilleton über „Kunstschmutz" entnehmen wir nur die folgenden zum Teil überaus drastischen, ja derben Ausführungen der Einleitung und des Schlusses:

„In Paris hält Déroulèdes Freund, der Stadtverordnete Marcel Habert, im Gemeinderat eine Rede über den moralischen Schmutz von Paris und beschuldigt die Deutschen, daß sie die unsittlichen Bilder, Postkarten, Scherzartikel usw. herstellen, die versteckt und offen in der Lichtstadt feilgeboten werden, das lüsterne Alter reizen und die Jugend verführen sollen.

Wenn die Interpellation des Herrn Habert nicht so blitzdumm in der wütenden Behauptung gipfelte, daß hinter dieser systematischen Jugendvergiftung der — preußische Generalstab stecke, der auch ein heißes Interesse daran nehme, malthusianistische Schriften in das verhaßte kinderarme gallische Volk zu werfen, so könnte man über seine Rede vielleicht diskutieren. Es ist ja möglich, daß ein (?) Fabrikant schweinischer Ansichtskarten und pöbelhafter Bilder aus irgend einem Hinterhaus eines friedlichen deutschen Kleinstädtchens (?) gefahrlos und unentdeckt sein schwunghaftes Geschäft mit Obszönitäten nach Frankreich betreibt. Ferkel gibts überall, auch im deutschen Geschäftsleben; und eben erst haben wir den Fall erlebt, daß auf einer Berliner Bank das stattliche Depot eines deutschen Landsmanns beschlagnahmt worden ist, weil der Biedermann ohne jede Sehnsucht nach der Heimat, taub für alle Aufforderungen des Gerichts, das ihn gern mal sprechen möchte, in einer spanischen Stadt sitzt und von dort erwiesenermaßen mit pornographischen Bildern und Schriften einen schwunghaften Handel betreibt. Also die Möglichkeit, daß ekelhafte Wutzereien, die Herr Habert in Paris auf ihren Ursprung prüfte, aus Deutschland kommen, ist nicht von der Hand zu weisen.

. . . Wenn die Volksvertreter erst mal aufgehört haben, die Minister, Behörden, Institute der Nachbarländer mit Dreck zu bewerfen, dann könnten

sich die Völker in Revision ihrer Abmachungen und Verträge wohl einmal einigen, daß sie sich diese Schmutziane, die in einem Land ihr Geld auf unsauberste Weise verdienen, um es in anderen üppig und sorglos in ihren Villen am Meer zu genießen, zur Bestrafung ausliefern. Wenn so ein Viechskerl sich aber heute erdreistete, um eine Sammlung schmutziger Bilder persönlich einen ebenso schmutzigen Text zu dichten, so würde darin — nicht ganz mit Unrecht, denn er mußte doch seine Abnehmer haben — in hundert Jahren ein „Dokument der Verwilderung der Sitten unserer Epoche" gesehen, und einem gewandten Verteidiger fiele es kaum schwer, Sachverständige von ehrlich erworbenem Ruf herbeizubringen; die zwar die Gefährlichkeit solcher Reizungen des perversen Sexuallebens für die Masse zugeben müßten, die aber erklärten, daß die Forschung nicht unwichtige Quellenwerte für das Kulturniveau einer verflossenen Zeit in diesen Dokumenten erblicken müsse. Auf diese Weise käme auch die plumpste Spekulation auf die Lüsternheit einer Epoche in einer folgenden noch zu gewissen „literarischen" Ehren und zu einem Schutz von seiten anständiger, ehrlicher und geistig hochstehender Gelehrten.

Nicht auf seiten derer, die eine stetige Erneuerung alten Stanks und alten Drecks nicht wollen, ist die vielgescholtene „Heuchelei". Und gerade weil die Geschworenen in diesem Prozeß als Richter über Kunstdinge kaum zu gelten haben, sollten Künstler und Kunstfreunde keinen Zweifel darüber lassen, daß auch ein für diesen Fall zuständigeres Gericht keinen Freispruch hätte fällen können. Es muß endlich gesagt werden, daß ein Volk, in dessen Sprache Goethe, Kleist, Schiller, Gottfried Keller, Wilhelm Raabe gedacht und geschrieben haben, genug hat von den ewigen „Sonderdrucken" übersetzter alter Schweinereien, die der atmenden Kulturwelt keinen Lebenswert geben und für wirkliche Forscher und Begründer der Vergangenheit ebenso mühelos zu finden sind wie für den forschenden Kunsthistoriker die obszönen Bilder und Plastiken Pompejis, die nur ein profitgieriger Schmutzfink heute noch in Nachbildungen in den Handel bringen wird."

Während der Berliner Autor des zitierten Feuilletons den verzweifelten Versuch unternimmt, den Anteil deutscher „Fabrikanten" am internationalen Schmutzmarkte wenigstens quantitativ in etwas milderes Licht zu setzen, kommt ein anderer Berliner Mitarbeiter desselben „Frankfurter Generalanzeiger" in der gleichen Nummer an der Hand der bekannten ziffernmäßigen Untersuchungen Dr. Ludwig Kemmers zu einem wesentlich anderen Resultat. Dr. Ludwig Kemmer fand schon vor mehreren Jahren in dem Material der Münchener Polizeidirektion unter 613 sittlich anstößigen Karten 354 von deutscher Herkunft neben 233 französischen, 14 holländischen, 3 italienischen, 3 ungarischen. „Ein Unterschied fiel sofort auf: Die deutschen Postkarten bieten illustrierte Zoten, die französischen pikante Situationen ohne Text."

Der „Frankfurter Generalanzeiger" gibt daher zu, daß die in Paris verbreiteten Karten „zwar nicht samt und sonders, aber zum größten Teil von einer gewissen deutschen Industrie hergestellt" seien, hofft aber, daß derselben bald das Handwerk vollständig gelegt sein werde. Wenn die Pariser Gemeindeverwaltung dem Beispiel der deutschen Polizei folge, welche in allen großen Städten die unsauberen Ansichtskarten zu Tausenden beschlagnahme, so werde gewiß kein Gutgesinnter in Deutschland etwas gegen diese Einschränkung der „offenen Türe" einzuwenden haben.

Fast könnte man ausrufen: Es geschehen Zeichen und Wunder! Heute treten für die so lange verachteten und verspotteten Bestrebungen der „Sittlichkeitsschnüffler" Schutzzeugen auf, die bisher ihre Aufgabe darin erblickten, uns Steine über Steine in den Weg zu wälzen. Als die „Allgemeine Rundschau" vor etlichen Jahren ihren „Brettl-Prozeß" in zwei Instanzen gegen Cochonnerien des „Intimen Theaters" und ähnlicher Bühnen durchzufechten hatte, fanden die Laszivitäten des Brettls in dem Stuttgarter „Neuen Tagblatt" einen eifrigen Verteidiger. Heute stimmt das „Neue Tagblatt" (General-Anzeiger) in Stuttgart (Nr. 160 vom 12. Juli 1911) in einem Feuilleton mit dem Titel „Kampf gegen literarischen Schmutz in Frankreich" Urbain Gohier zu, der vor einigen Wochen im Pariser „Matin" u. a. geschrieben habe:

„. . . Haben nicht die Dramatiker jederzeit die menschlichen Leidenschaften und Laster dargestellt, Verbrecher, Mörder, Lügner, Ausschweifende, Heuchler, Ehebrecher vorgeführt? Was gibt es denn Skandalöseres in den Werken unserer Tage?

Das Schlimme ist die Nachsicht, die Zustimmung, die offene Sympathie, welche der Autor dem Laster angedeihen läßt. Das alte Theater predigt, oder besser: läßt fühlen, daß jede schlechte Leidenschaft, jede Kapitulation des Gewissens, jeder seelische Zerfall in sich schon den Keim seiner Strafe trägt. Das heutige Theater suggeriert oder erklärt ausdrücklich, daß die Leidenschaft nie schuldig ist, daß das Laster immer entschuldbar ist, daß die angeblich ehrbaren Leute Frömmler oder Schwachköpfe, daß die ehemals verachteten Schurken Normalmenschen sind, intelligenter, vernünftiger, näher bei der Wahrheit als die von ihnen Angeführten.

Also warum der Versuchung widerstehen? Warum sollen der Mann und die Frau, der junge Mann und das junge Mädchen zögern, ihre Begierden zu befriedigen, so niedrig und pervers sie sein mögen, wenn nur Annehmlichkeiten, Lob und Ehre und keine Leiden daraus entstehen?

Man bringt ihnen diesen Glauben bei, aber man täuscht sie: sie werden dem Leiden nicht entgehen. **Die alte Moral hat recht und die neue lügt.** Kehren wir zur Wahrheit zurück."

Urbain Gohier richtet im weiteren ernste Mahnworte an das gesamte Publikum und vor allem an die Mütter:

„. . . Die Mütter haben eine schwere Verantwortung. Sie verschmähen die Strenge der guten alten Zeit, sie glauben aufrichtig, gute Mütter zu sein, indem sie die tollen Streiche ihrer Söhne erlauben oder begünstigen. In ehrbaren Familien läßt man heutzutage Bücher und Zeitschriften herumliegen, in welchen jede Seite Titel und Wendungen zeigt, die einen Affen erröten lassen. Unter den Augen ihrer Eltern lesen die Kinder Skandalberichte, lesen von Taten der Satyre, von dem frechen Prunken der Prostitution, Ehebruchdramen, Scheidungsprozesse, Erotisches. Das Gift tröpfelt unaufhaltsam in die junge Fantasie und sein Zerstörungswerk ist schrecklich.

. . . Die Mütter, welche ihre Töchter ausrüsten wollen für die gefährliche Existenz in der Gesellschaft von morgen, müssen ihnen vor allem einpflanzen die Achtung vor sich selbst, das stolze Schamgefühl. Weil die Frauen weniger Schutz von außen finden werden, werden sie ihre Schutzwache in sich selbst haben müssen, und ihre Schutzwache ist der Stolz ihres Geschlechtes, das stets wahre Bewußtsein ihrer Würde. Jedes Weib muß in sich selbst das Weib ehren.

Kennet ihr die Strafe der Mütter, die allzu schwach sind gegenüber den Ausschweifungen ihrer Söhne oder sie gar begünstigen? Sie besteht im Unglück ihrer Töchter. Sie haben Schwiegersöhne wie ihre Söhne sind. Sie sollten sich ihre Söhne so aufziehen, wie sie sich ihre Schwiegersöhne wünschten. Ihre Söhne müssen so leben, wie sie wünschten, daß einmal ihre Schwiegersöhne gelebt haben, bevor sie ihre Töchter heiraten.

Seien wir streng gegen uns selbst. Seien wir strenger in der Erziehung der Kinder. So bilden und erhalten sich die schönen Menschenrassen, die starken Nationen."

Soweit Urbain Gohier im Pariser „Matin". Und das Stuttgarter „Neue Tagblatt" bemerkt dazu:

„Wir werden diesem edlen Patrioten, der das schreibt, unsere Achtung nicht versagen können und wir können einen großen Teil davon für uns und unsere Verhältnisse verwerten. Das wäre gescheidter, als wenn wir meinen, alle zweifelhaften Theaterstücke und Bücher, die Frankreich produziert, müssen wir möglichst bald bei uns einführen, je französischer, desto besser."

* * *

Der freundliche Leser wird geneigt sein, einen großen Teil des in diesen Blättern zusammengetragenen Materials als einen Beweis wider den Pessimismus Otto von Erlbachs und seiner „Pessimistischen Randglossen" zum Prozeß Semerau zu betrachten. Uns könnte kein größeres Glück widerfahren, als wenn dieser Pessimismus Lügen gestraft würde. Vorläufig aber vermögen wir namentlich in den so gesinnungstüchtigen Stimmen sonst sehr frei denkender und zum Teil sogar libertinistischer Blätter nur Eintagserscheinungen zu erblicken. Morgen vielleicht schon fährt man gedanken- oder charakterlos fort, alles das zu bejubeln oder wenigstens zu tolerieren, was man heute als Symptome des Niederganges, ja als Vorboten des Unterganges einer Nation bejammerte.

Daß wir mit diesem Pessimismus keineswegs alleinstehen, beweist u. a. ein längerer Aufsatz in Nr. 612 der „Kölnischen Volkszeitung" vom 19. Juli 1911, der sich unter dem Titel „Ein Schmutzprozeß" eingehend mit den Lehren des Prozesses Semerau beschäftigt. Wir entnehmen diesem sehr bemerkenswerten Artikel nur die folgenden Ausführungen:

„Gegenüber einer Bemerkung in der „Germania" wundert sich die „Frankfurter Zeitung" darüber, daß erstere „erst heute merkt, daß der Liberalismus die Pornographie ebenso entschieden verurteilt wie jede andere politische Partei". Allerdings erst heute! Denn was hat denn der Liberalismus auf diesem Gebiete bis heute geleistet? Viele Spalten dieser Zeitung könnten wir anfüllen, wenn wir einen kleinen Bruchteil zusammenstellen wollten, was an Verherrlichung der gewagtesten und bedenklichsten Leistungen in Literatur und bildender Kunst der Liberalismus und zwar besonders derjenige demokratischer Nuance sich in den letzten Jahrzehnten geleistet hat und vielfach heute noch leistet: alles im Namen der Freiheit

von Kunst und Wissenschaft. Dafür hat er es als eine seiner Hauptaufgaben gehalten, den Bestrebungen jener Männer, die sich der undankbaren und unerquicklichen Aufgabe unterzogen, rückhaltlos die Pornographie zu bekämpfen, Steine in den Weg zu legen, sie dem Gelächter und dem Gespött preiszugeben und sie als Idioten und Heuchler hinzustellen. Dr. Armin Kausen, der tapfere Vorkämpfer gegen den Schmutz in Wort und Bild, um nur einen zu nennen, kann ein Lied davon singen, wie sich der offizielle Liberalismus in diesem Kampf bewährt hat. Die ewige und unendlich lächerliche Angst vor einer angeblichen Bedrohung der Freiheit von Kunst und Wissenschaft ließ den Liberalismus kaum einmal ein offenes Wort sprechen und auch dann nur mit tausend Verklausulierungen. Und doch, jeder unbefangene Beobachter der Verhältnisse frage sich einmal, welche ernsthaften Leistungen und Fortschritte auf wissenschaftlichem, literarischem und künstlerischem Gebiete sind denn in Wirklichkeit durch Kausen und Roeren verhindert worden? oder, um die Frage noch verfänglicher zu stellen, welche wären verhindert worden, wenn sie auch beim Liberalismus volles Verständnis gefunden hätten?

Freilich, für den Liberalismus kommt zu der Scheu vor der Gesinnungsverwandtschaft mit „ultramontanen Sittlichkeitsaposteln" noch eine Schwierigkeit grundsätzlicher Natur hinzu, die allen entschiedenen Kampf gegen den Schmutz von Anbeginn lähmt. In dem oben zitierten Artikel der „Frankfurter Zeitung" heißt es dann unmittelbar weiter: „Eine Gefahr liegt hier zweifellos vor, und wenn ein Gericht in einem klaren und krassen Fall dagegen vorgeht, so ist keinerlei künstlerisches oder wissenschaftliches Interesse bedroht." Hier haben wir die letzte Wurzel der Lendenlahmheit im liberalen Kampf gegen die Pornographie. Wäre also einmal ein wissenschaftliches oder künstlerisches Interesse bedroht, so wäre damit auch der ekelhafteste Schmutz, die empörendste Laszivität gerechtfertigt. Die „Gefahr" wäre mit einem Male verschwunden und die „Verheerungen", die unserem Volke drohen, wären plötzlich verschwunden oder verdienten wenigstens nicht mehr in Betracht gezogen zu werden. Stammte also das Werk, das Dr. Semerau aus dem literarischen Kehrichtfaß des 18. Jahrhunderts herausgestöbert hat, von einem berühmten Schriftsteller, hätten die Zeichnungen des Marquis de Bayros künstlerischen Wert gehabt, so hätten gegenüber den wissenschaftlichen oder künstlerischen Qualitäten des Buches alle moralischen Bedenken schweigen müssen! Denn welcher echte Liberale will es wagen, „wissenschaftliche oder künstlerische Interessen zu bedrohen"? Und wenn unser Volkstum vergiftet wird, die Rasse zugrunde geht, wenn nur die Freiheit von Wissenschaft[1]) und Kunst gewahrt bleibt: fiat libertas, pereat mundus! Merkwürdig: an der viel verherrlichten unantastbaren schrankenlosen „Freiheit" sind Nationen und Kulturen zugrunde gegangen, an der „Prüderie" noch nie....

Solange das Uebel nicht an der Wurzel angefaßt wird, solange die zahllosen Vorurteile der modernen Bildungsphilister und doktrinären Pseudoästhetiker Geltung haben, ist an eine Besserung der Zustände auf diesem Gebiete nicht zu denken. Einer der tiefsten und feinsinnigsten Aesthetiker der Gegenwart, der Leipziger Philosophieprofessor Johannes Volkelt, hat vor kurzem ein Buch über Kunst und Volkserziehung veröffentlicht, in dem er die sexuelle Hypertrophie unserer modernen Bildung schonungslos geißelt und unsere modernen Sexualapostel mit wünschenswerter Deutlichkeit und Schärfe brandmarkt — im Namen der Aesthetik und der Kunst. Kein „ultramontaner Sittlichkeitsschnüffler" könnte „reaktionärer" Kritik üben an dem Geist der gegenwärtigen Zeit wie dieser jenseits von allem Kirchentum und Christentum stehende Pantheist. Allein, es ist kaum wahrscheinlich, daß dieser Prediger in der Wüste viel mehr Gehör finden wird, als seine christlichen Gesinnungsgenossen. Solche tapferen und mutigen Bücher stehen weit abseits von der breiten Heerstraße, auf welcher der heutige Geist der Zeit geräuschvoll und anmaßend einherschreitet: solche tapferen und mutigen Bücher werden rettungslos totgeschwiegen."

---

[1]) Mit Bezug auf die Bemerkung in Nr. 29, S. 492, über die „Pornographie unter dem Deckmantel der Wissenschaft" erhielt die „Allgemeine Rundschau" inzwischen von der zuständigsten Seite die Mitteilung, daß Obermedizinalrat Professor Dr. v. Gruber als Sachverständiger im Prozeß Semerau wörtlich folgendes ausgeführt hat: „Man braucht durchaus nicht nach der alten primitiven Methode des Schweins im Dreck zu wühlen, man kann dies auch mit wissenschaftlicher Exaktheit tun, und ist dann zu gleicher Zeit angesehener Gelehrter und Schweinehund, der nach der Maxime des Non olet das Geld einstreicht. Hier muß die öffentliche Meinung der Fachgenossen Wandel schaffen: dergleichen Leute dürfen nicht mehr als zimmerrein angesehen und behandelt werden."

Die beiden Aufsätze in Nr. 29 und 30 der „Allgemeinen Rundschau" sind soeben als **Broschüre** erschienen unter dem Titel: **Dr. Otto von Erlbach: Der Prozess Semerau** und Verwandtes. München. Verlag von Dr. Armin Kausen. Preis 30 Pf. (Gegen Einsendung von 35 Pf. in Marken erfolgt Franko-Postzustellung.) Bei Mindestbezug von 100 Exemplaren erhalten Männervereine die Broschüre zum halben Preise (15 Pf.).

Sommerglut.

Vor den grünen Fensterläden
Schafft und drängt die Sommerglut
Tausend Rosen aus den Knospen,
Wie ein Vogel seine Brut.

Tausend Lilien aus den Stengeln
Zwingt ihr feurig Machtgebot,
Tausend Aehren aus den Halmen —
Menschenkraft und Menschenbrot.

Treibt die Nelken aus den Stielen,
Astern, Malven rot und satt.
Und sie reift am Strauch die Beere
Und sie dörrt am Baum das Blatt.

Tausend gold'ne Lichter spielen,
Tausend heisse Winde weh'n,
Tausend heisse Herzen pochen,
Tausend Farben glüh'n und geh'n.

Hinter grünen Fensterläden
Sitzt ein alter Mann und sinnt.
Hinter grünen Fensterläden
Küsst ein junger Fant sein Kind.

Und die dunklen Bäume wachsen
In das Himmelblau hinein,
Bergen tief im breiten Stamme
Wiegenbett und Totenschrein.

M. Herbert.

Literarische Streiflichter.

Von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

I.

Zunächst ein Urteil über drei Bücher, die vorübergehend Staub aufgewirbelt haben — unnötigerweise. Das erste ist ein pseudonymer Konversionsroman aus Oberschlesien: „Erkämpftl", von H. Kraft. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 8°. 329 S. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.20. Die Handlung spielt großenteils in bekannten vornehmen Kreisen. Verschiedene der Persönlichkeiten sind zum Greifen „treu" porträtiert, und just dieser an sich unkünstlerische Umstand hat dem Buche seinen (flüchtigen) sensationellen Reiz gegeben. Die Darstellung selbst verrät den unverkennbar jugendlichen Neuling mit einer nicht selten „ungeheuerlichen" Naivität hinsichtlich aller Hauptregeln der Technik. Spuren von Begabung und ein gewisser ansprechender Erstlingseifer finden sich ja. Möchten psychologischer Feinsinn und ästhetisches Edelmaß sich zu wahrhaft dichterischer Anstrebung beigesellen! — Das zweite ist „Das Lächeln Mariae. Eine stille Geschichte vom Sommer", von Hermann Wagner. Berlin-Charlottenburg, Axel Juncker. 8°. 303 S. ℳ 4.—. Hier ist fraglos künstlerischer Schliff, zumal der Stimmung, vorhanden; was er jedoch ziert, gehört nicht zum Edelgestein. Man ist ja nachgerade blasiert gegen tolle Anpreisungen auf Waschzetteln und Buchstreifen. Aber die hier sich im Vergleichziehen mit „Tristan" und „Faust" breit machenden gehen schon über die Hutschnur. Ziemlich unbegreiflich bleibt mir die gelegentliche warme Zustimmung auf katholischer Seite, um so mehr, als das Ganze der gefühlsseligen Darstellung doch schließlich auf ein an sich recht unsauberes Ergebnis hinausläuft. Sollte es das Motiv von der äußerst unwirklichen „katholisierenden" Episode des lächelnden Marienbildes gewesen sein...? — Das dritte ist Friedrich Werner van Oestérens „Buch, aus dem zwanzigsten Jahrhundert Maria mit Musik". Berlin Egon Fleischel & Co. 8°. 222 S. ℳ 3.—. Schauplatz: das österreichische Polen. Thema: blöder Aberglaube der katholischen Volkskreise. Mittel: schneidige Technik und Unver...zagtheit. Der Verfasser, dem die Welt bereits einen Jesuiten- und einen Wallfahrtsroman „dankt", versichert uns auf der Rückseite des Titelblattes seiner vollkommenen Ehrlichkeit; von jeder Uebertreibung habe er sich frei gehalten. Das nimmt sich ungefähr so aus, als ob ein Maler eine Karikatur lieferte mit der Unterschrift: „Naturgetreueste Wiedergabe."

Auf die Gefahr des Gesteinigtwerdens hin: Als Karikaturist bekundet sich auch Gerhard Hauptmann in seinem berühmt-berüchtigten, eine ganze Sandwüste aufpeitschenden Roman „Der

Narr in Christo Emanuel Quint". Berlin S., Fischer. 8°. 540 S. M. 6.—, geb. M 7.50, in Leder M 9.—. Denn was anders ist dieser „Held" als ein Zerrbild des Höchsten und Heiligsten, den wir kennen? Ich verstehe ja, daß auch ein christusgläubiger Literaturliebhaber sich zunächst durch diese Lektüre blenden lassen kann. Dann aber, wenn die Unklarheit und die Abgeschmacktheit sich häuft; wenn die Breite, die Langatmigkeit bis zur Unerträglichkeit zunimmt; wenn ein Wall von Dazwischenfahrereien und Reflexionen seitens des Autors sich auftürmt; wenn man von einer Unbestimmtheit, Dunkelheit und Untiefe zur anderen gequält wird; wenn man nicht mehr ein noch aus weiß vor Fragen; „Ja, zum Kuckuck, was will er (der Verfasser) denn eigentlich?", und wenn einem schließlich als Krönung all der bittersüßsauren Würgerei eine kindische Resultatfrage zugeschoben wird: ja, dann kann man doch nicht mehr die Existenzberechtigung eines solchen Werkes anerkennen! Ein Christ, ein Katholik kann's nicht, auch als Aesthet kann er's nicht. Andere freilich ... doch auch da Widerspruch auf Widerspruch. Dem einen gilt es z. B. als todsicher, daß „für Gerhard Hauptmann Em. Quint wirklich ein geborener Heiland ist", dem anderen, daß der Verfasser in seinem Helden tatsächlich den Narren sieht, einem dritten, daß Hauptmann planlos von der einen zur anderen Ueberzeugung liefe, bald in Quint den Heiland, bald in ihm den wahnsinnigen Schwärmer erkenne. Diesen letzten der drei Eindrücke habe auch ich erhalten. — Brauche ich heute noch zu sagen, wer Em. Quint ist? Das Sündenkind eines Priesters und eines Landmädchens, der Stiefsohn eines trunksüchtigen Tischlers. Als einer der vielen schlesischen Sektierer sucht er zuerst dem Erlöser nachzuahmen, um sich dann bald als Christus selbst zu fühlen. Er findet Anhänger, Verräter, Verfolger und stirbt schließlich den Gefriertod in der Schweiz. — Das Buch ist eine Art Wandlungsfortsetzung von „Hanneles Himmelfahrt" und der „Versunkenen Glocke", aber auf der Linie des Niederganges. Völlig verleugnet sich freilich der Künstler auch hier nicht, vor allem nicht in der Charakteristik der zahlreichen Nebenpersonen.

Hauptmann beschimpft in „Quint", bezeichnenderweise, die Offenbarung des hl. Johannes: Friedrich Lienhard ehrt und feiert sie in seinem rasch verbreiteten „Oberlin. Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß". Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 8°. 480 S. brosch. M 4.—, geb. M 5 50. Carl Busse hat das Buch auf seine gefährlich-geistvolle Weise „schlecht gemacht", hat es mit Lachen wegen seiner altväterischen Biederkeit überschüttet, — wer tiefer spürte, mochte so etwas wie den Unmut der Sehnsucht nach dem höheren Wesensgehalt des verspotteten „Objektes" heraushören. Leugnen will ich's nicht: auch mir ist bei der Lektüre ein Zug großpapalich-dozierender Würdigkeit aufgefallen, aber er verlor sich, dem Ganzen gegenüber, immer wieder aus dem Gedächtnis. Bald zu Anfang wird Lienhard ja auch schon „wild", d. h. sein Held wird's. Doch man glaubt's weder dem einen noch dem anderen so recht, und schon deshalb (selbstverständlich in erster Linie auch aus anderen, ethischeren Gründen!) hätte ich mir die betreffende Episode mit dem Stich ins nicht bloß „stofflich" Unmoralische gern anders gewünscht. Nachher aber gerät der Fluß der Erzählung in sittlich durchaus unschwüle Regionen. — Kurz und gut: Das Buch ist ein Prachtbuch, und der, welcher hinter ihm steht, ist ein Prachtmensch. Er soll diesem seinem „ersten" Roman nur noch mehr gleicher und wachsender Güte folgen lassen; wir können sie in unseren oft so unidealen Tagen brauchen. Denn die Idealität führt im „Oberlin" das erste Wort, trotz der dargebotenen vielen und mannigfachen sehr realen Lebensausschnitte und -abspiegelungen aus jener sturmbewegten Zeit. Auch ein ätherischer, sogar geisterhafter Hauch mischt sich ein: Oberlin war ja Swedenborgs Jünger. Uebrigens ist nicht der unvergeßliche Elsässer Pfarrer der Hauptträger der Handlung; er schafft nur das zentrale Licht, in dem jener sich aufwärts, zu und in seiner Nachfolge, entwickelt. Viel Zartheit liegt in der Darstellung, hie und da fast etwas zu viel für die Anschaulichkeit der Personenzeichnung. Religiöse und philosophische Duldsamkeit, nicht zuletzt den positiven Katholiken gegenüber, ist ein Hauptmerkmal, aber auch sie gerät hie und da ins Verdämmernde. Lienhard beleuchtete in einer Selbstanzeige („Das liter. Echo", 5. Heft, 13. Jahrg.) den Aufbau seines ungemein reichen Werkes, das er als aus der „Denk- und Gemütsart seiner ‚Wege nach Weimar' hervorgegangen bezeichnet. Die drei Hauptteile („Bücher"), sagt er, entsprächen „drei seelischen Stufen und Lebensbestimmungen", die sich in den markanten elsässischen Namen Pfeffel, Dietrich und Oberlin ausdrückten. Daß auch hier das Ganze auf eine Erneuerung des Idealismus zielt, deutet er an.

Ein ähnliches Ziel, nur von einem bestimmteren, scharf ausgeprägten Gesichtspunkte aus, erstrebt Hermann Popert's vielgelesene und -besprochene „Geschichte aus unserer Zeit: Helmut Harringa", vom Dürerbunde „fürs deutsche Volk" herausgegeben. Dresden, Alex. Köhler. 8°. III u. 282 S. geb. M 1.80. Dieses literarische Schiff segelt frank und frei, und zwar eindrucksvoll, unter der Tendenzflagge der Abstinenz. Gerechterweise wird man nicht strenge Forderungen der Kritik anlegen dürfen. Immerhin überragt das Gebotene weit das Mittelmaß der Romantechnik. Absichtlich blieb die Darstellung nicht immer innerhalb der ästhetischen Grenzen; auch das Häßlichste mußte aufgedeckt werden, um drohendes Verhängnis abwenden zu helfen. Man sollte daher vorsichtig sein bei der Verbreitung unter noch jugendlicheren Lesern. An ihrem Platze jedoch kann die tragkräftige Lektüre segensreichst wirken. Nicht zuletzt sei sie den Eltern heranwachsender Söhne empfohlen. Bedauerlicherweise hat sich der Protestant Popert zu konfessioneller Geschmacklosigkeit hinreißen lassen. Man begreift kaum eine derartige „Taktik" des sonst so klugen, edelsinnigen Mannes, der doch von vornherein auch auf andersgläubige Leser rechnen mußte. Möchten sie ihm, trotz solcher Entgleisung, auch unter uns zahlreich erstehen.

Religiöse Idealität spricht aus den Werken des berühmten englischen Konvertiten und Priesters Robert Hugh Benson. 1908 erschien bei Benziger-Einsiedeln die von E. und R. Ettlinger besorgte Verdeutschung seines 1904 entstandenen historischen Romans „Des Königs Werk" (8°. 512 S. M 6.—, geb. M 7.—) mit dem furchtbaren Gewaltmenschen Heinrich VIII., nebst berüchtigten sklavischen Günstlingen und berühmten Opfern seiner Glaubensverfolgung, im Vordergrunde. Der Eindruck war, trotz kompositioneller Ungewohntheiten und wohl auch Fehler, ein machtvoller, so daß nicht mit Unrecht auf eine jeweilige Wirkung wie die shakespearischer Dramen hingewiesen werden konnte. Nun ist diesem ersten Stücke einer Trilogie deren zweites in gleichem Verlage und, wie mir scheint, noch zielsicherer durchgeführter Uebertragung (von R. Ettlinger) erschienen: „Die Tragödie der Königin. Historischer Roman aus der Zeit Marias der Katholischen." Mit einem Titelbild und sieben Einschaltbildern. Ebenda. 8°. 434 S. M 6.—, geb. M 7.—. Auch diese Schöpfung ruht, bis in die feinsten Teile ausgebaut und — als Ganzes — gesichert, auf glänzend beherrschter geschichtlicher Grundlage, und ein echter Dichter und glühend überzeugter Sohn unserer hl. Kirche ist es wiederum, der uns das Vergangene deutet. Freilich bot ihm die Zeichnung der Hauptgestalt: der im Geschichtsurteil begreiflicherweise schwankenden unglücklichen „blutigen Maria" viel mehr Schwierigkeit als die des Erztyrannen, den die historische Gerechtigkeit für immer richtete. Ich verstehe auch, wenn Männer sich von dem hier übermittelten Bilde weiblicher Unerfahrenheit, Schwäche, Hin- und Hergezerrtheit, Zerrissenheit und tiefster innerer Verlassenheit als unsympathisch berührt, abwenden; Frauen werden eher ein durch hingegebenes Erbarmen ausgeglichenes und ausgleichendes Verständnis herzubringen. Sämtliche Leser aber müssen, insofern sie kritisch abzuwägen vermögen, die großartige Verlebendigungskunst bewundern, die uns einen merkwürdigen und zumeist grausam entstellten Ausschnitt aus der englischen Geschichte wachruft. Ergreifenderes liest sich selten als das Dahinschwinden und Verlöschen dieses scheinbar glanzumstrahlten, in Wirklichkeit von Schmerz und Sehnsucht untergrabenen, armen Lebens. — Ob nicht bei der Charakteristik des spanischen Philipp patriotische Abneigung dem Verfasser zu sehr die Feder geführt habe, bleibe dahingestellt.

Eine hervorragende kulturhistorisch-dichterische Leistung danken wir dem vorzüglichen Heideschilderer Hermann Löns: „Der Wehrwolf. Eine Bauernchronik." Jena. Eugen Diederichs 8° 244 S. M 3.—, geb. M 4.—. Es ist eines jener Bücher, die man in den Traum hinübernimmt. Ein „furchtbares" Buch, insofern es die Schrecken des 30jährigen Krieges im Moorlande Hannovers mit aller Rückhaltlosigkeit des Chronisten darstellt. Aber ein ganz eigenartig künstlerisches Buch, insofern diese Rückhaltlosigkeit eingetaucht ist in poetische Unmittelbarkeit einer prachtvoll urwüchsigen Sprache und eines epischen Vortrages von hinreißender Wucht und Schöpferkraft. Der „Wehrwolf" ist ein Zusammenschluß von Bauern zu einer immer grausigeren Abwehr des Feindes: der Kaiserlichen, Schweden, „Tatern", Bettler, der zur Verzweiflung getriebenen Beraubten und Entblößten. Der Wulfbauer Harm ist der Held, der Führer. Der „Bruch" (Moor) ist der Grund, in den alle Wehr- und Rachetat sich versenkt. In etwa deutet der Inhalt auf Michael Kohlhaas: wie die Not das Entsetzliche zeugt, bis die Menschen „über die Enkel (Knöchel), bis an die Kniee, bis an den Hals im Blut waten." Aber auch das Gemüt kommt zu seinem Recht, zumal durch die Frauen; doch selbst in den mörderischen Bauern, Kern- und Trutzgestalten alldieweil zeigen sich immer wieder weiche wie echt heroische Züge. Der Feind ist durchweg abstoßend geschildert, wie das Volk ihn damals sah: einerlei welchen Herkommens und welchen Glaubens.

Von herzfrischer Anmut, auch Größe, geben sich M. Buols „Erzählungen und Sagen aus Tirol" Ravensburg Friedrich Alber 8° 131 S. M 2.50, geb. M 3.60. Künstlerische Präzision, goldener Humor, klares, weiches, tiefes Gemüt, eine gesunde herrliche Liebe zur Heimat, zu den Armen, Kleinen, Einfachen, Entbehrenden spricht aus diesem echten Volksbuch. Und weil es das ist, beschönigt es gar nichts. M. Buol kann auch Hart- und Querköpfe zeichnen, in Abgründe hineinleuchten. Man sieht, sie kennt das Leben, kennt vor allem die von ihr aus der Wirklichkeit herausgehobenen Gestalten. Die Wahrheit der Liebe jedoch redet das erste und das letzte Wort. Ausgeschieden sehen wünschte ich, des Themas halber, die vierte Geschichte: „Eine seltsame Wallfahrt."

In das Volksleben führen zwei früher hier bereits empfohlene Bücher, auf die auch ich, erinnernd, hinweisen möchte: 1. des Kölner Dompropsten Dr. F. E. Berlage's treffliche „Erzählungen

aus alter und neuer Zeit" von schlicht anheimelnder, volkstümlicher Auffassung und Darstellung; sie bilden das 13. Bändchen (à geb. ℳ 1.—) der „Unterhaltungsbibliothek für Jung und Alt" aus dem Verlage von Fredebeul & Koenen, Essen-Ruhr; 2. „Die Eichhöfer. Dorfgeschichte aus dem Münsterlande" von Antonie Jüngst. Kevelaer (Rhld.) Jos. Thum (Bücherhalle) 8° 315 S. ℳ 2.50, geb. ℳ 3.60. Kräftiges Leben durchströmt die gut erfundene, ergreifende Handlung sowie die in der Heimscholle wurzelnde Charakteristik des letztgenannten Buches; psychologischer Scharf- und Feinsinn führt das Steuer, echte Güte schwellt die Segel der Fahrt. Die Mundart ist ausgeschaltet, die edle Sprache der Situation angemessen, blühend in der Naturschilderung. An Wert zurück tritt im Vergleich, die angefügte liebenswürdige Novelle derselben Verfasserin: „Pate Ulrike". — An dieser Stelle seien die schon zuvor in der „Allgemeinen Rundschau" angezeigten und, als Ganzes, warm anerkannten zwei Novellenbände Jassy Torrund's nochmals genannt: „Die Krone der Königin und andere Erzählungen" (Essen-Ruhr. Fredebeul & Koenen. 8° 279 S. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—) und „Ein Kuß aus Versehen und andere Novellen" (Ebda 8° 280 S. ℳ 2.70, geb. ℳ 3.60). Die beiden Titelnovellen zählen nicht zu den gewichtigsten, zumal nicht die erstgenannte. Man sieht bald, daß man es mit Erzeugnissen verschiedener und gewiß zum Teil weit auseinanderliegender Zeitlagen und Werte zu tun hat. Aber es finden sich nicht nur „reizende" (gesund und rein sind sie alle), sondern auch wirklich kostbare Stücke darunter von künstlerischer Durchführung und wahrem Dauergehalt, von echt weiblicher Verinnerlichung und einer Kraft, die nicht aufs Geschlecht deutet. Ich habe inzwischen noch ein paar Kleinode dieser Art aus der gleichen Autorin Hand kennen gelernt und hoffe, daß sie bald einer dritten Erzählreihe einverleibt werden. Die jetzt vorliegenden zwei Bände können auch der vorgeschritteneren weiblichen Jugend anvertraut werden. — Auf ein Werk gleichen Verlages, das die vertieftere Gesamtjugend wie die Volkskreise der gereiften Erwachsenen eindringlich anzusprechen und günstig zu beeinflussen geeignet ist, machen wir wiederholt aufmerksam: „Die Erstlinge der Wüste. Erzählung aus der Zeit Christi" von Fr. Donatus Pfannmüller O. F. M. 8° 307 S. Geb. ℳ 5.—.

Zum Schluß ein Blick auf zwei von der freigeistigen Kritik hoch und höchst gepriesene Veröffentlichungen. Die eine stammt vom Verfasser der vielberedeten Jettchen-Bücher: Georg Hermann, und heißt: „Kulinke. Roman." Berlin. Egon Fleischel & Co. 8° 356 S. ℳ 4.—. Der „Held" ist ein sehr junger, schüchterner, lebenssehnsüchtiger Barbier- und Friseurgehilfe, der seinem großen Freude-Heimweh die betrügerischen Attacken dreier Dienstmädchen auf seine „Ehre" verdankt und infolgedessen hingeht und sich aus Verzweiflung am Dachsparren aufhängt. Die Verlagsanzeige meint, Emil Kulinke werde bald schon den im Leben glücklicheren Besitzer von drei Bräuten, den Inspektor Bräsig, nicht mehr um seine Volkstümlichkeit und Unsterblichkeit zu beneiden brauchen. Carl Busse „fürchtet" (Velh. & Klasings Monatsheft XXV. Jahrg. Heft 4), vor allem „unsere Damen" würden „das Buch vom kleinen Kulinke frech und frivol finden." Ich persönlich sage: Auf die meisten reinlichkeitsliebenden Leser wird und muß es so wirken, ohne daß ihm fesche Technik und amüsierend scharfe Beobachtung bestimmter Lebensverhältnisse, noch dem Autor ein hier bekundeter Zug zu einer gewissen, nur halbfrivolen Menschenfreundlichkeit abgesprochen werden kann. Die oben angeführte Waschzettelprophezeiung wird sich jedoch nie erfüllen.

Hermanns Buch überragt sinnfällig der neueste C. Viebig-Roman: „Die vor den Toren". Berlin. Ebda. 8° 438 S. ℳ 6.—. Er steht mit der Verfasserin „Wacht am Rhein" auf gleicher Linie, und das ist Lob an sich. Auch in den gleichen Zeitabschnitt greift er zurück und führt uns zu den Tagen des aus Frankreich heimkehrenden Siegesheeres auf das Tempelhofer Feld, vor die Tore der Reichshauptstadt, wo ein knorriger Bauernstamm allmählich der Lockung der Hab- und Genußsucht unterliegt und das ererbte Gut dem Moloch der Gründergier in die feurigen Arme legt. Eine Schar genial und auch liebevoll, hie und da sogar mit überfließender Anteilnahme gesehener Gestalten, Menschen von Fleisch und Blut, mit fiebernden Sinnen, mit warm oder heiß schlagenden Herzen in der Brust! Und alles klipp und klar auf den Boden der Tatsächlichkeit gestellt, mit verschwimmender Hintergrundbeleuchtung einer rein irdischen Idealität (da es nun einmal so etwas geben soll). Ja, und ein kräftiger Odem, herüberstreichend von der nahen gebrochenen Scholle, — und dazwischen wiederum der Gossengeruch. Clara Viebig kann's halt nicht lassen, just das nicht — noch immer nicht. Vielleicht, daß sie es doch noch einmal lernt, die Augen der Seele zur höheren Region der Seele aufzuschlagen. Dann wird sich in ihr erst jene wahre Größe erschließen, die ihr vorbestimmt war, und die sie bislang, in der Nachgiebigkeit gegen „klammernde Organe", nicht zu verwirklichen vermochte.

Die Münchener Jubiläumsausstellung.

Von Dr. O. Doering-Dachau.

Der schöne Gedanke, die heurige Münchener Jahresausstellung zu einer Huldigung für den um Kunst und Künstler so hochverdienten Prinzregenten Luitpold zu machen, hat uns zu einer erfreulichen Sondergruppe verholfen. Ich meine die in dem großen Saale 50, der sich wegen seiner schönen Architektur am besten dazu eignet: zusammengestellte Kollektion von Bildern des Prinzregenten aus allen seinen Lebensepochen, sowie von Porträts anderer Mitglieder des Wittelsbachischen Hauses. Erste Meisterwerke sind darunter, selbstverständlich fehlen solche von Lenbach nicht, von dem u. a. das bekannte große Familienbild ausgestellt ist. Daneben Bilder von Kaulbach, Holmberg, aus älterer Zeit u. a. von Adam, dazu eine Menge von Lithographien und anderen Drucken, auch historische Szenen und Stadtansichten dabei. Ueberhaupt bildet die Person des Prinzregenten gewissermaßen das Leitmotiv der Ausstellung, da wir seinen Porträts, von Malern wie von Bildhauern ausgeführt, an den verschiedensten Stellen begegnen.

Die Glaspalastausstellung zeigt im übrigen ihr gewohntes Gepräge. Die Gruppe der Münchener Künstlergenossenschaft überwiegt bei weitem. So ist's kein Wunder, daß in ihren breiten Darbietungen auch am meisten Mittelware zu finden ist, und die wirklich bedeutenden Stücke ihren Gesamteindruck nicht sonderlich beeinflussen. Um diese besser zur Geltung zu bringen, hat man sie in den ersten Sälen möglichst konzentriert. Begrüßt werden wir durch treffliche Werke von Defregger, M. Schmid, H. Petersen, H. Best. L. Bolgiano, Zeno Diemer, Schönchen, Gietl, Röth, Strützel interessieren durch ihre Landschaftsstudien, H. von der Leyen durch das Porträt eines Knaben in Blau von fast englisch-klassischer Feinheit des Kolorits. Das religiöse Bild finden wir hier durch eine Anbetung der Hirten von Firle vertreten, der das Motiv ins Interieur verlegt und nach Uhdescher Auffassung gestaltet. Ueberhaupt ist an Werken der christlichen Kunst kein solcher Mangel wie sonst oft. Um gleich hier einige — ohne Rücksicht auf die Gruppenzugehörigkeit der Künstler — herauszugreifen, so erwähne ich das große Triptychon der Pietà von Exter: an den Seiten Engel, in der Mitte der auf dem Sarkophag ausgestreckte Leichnam, den die trauernden Frauen und Scharen von Geistern beklagen; in der Predella die Reliefs des verlorenen Sohnes, des Fischzuges Petri, des Ecce homo, letzterer mit einer sonderbaren, sehr großen Menge von Menschen in symbolistischer Nacktheit. Geradezu hervorragend ist eine Kreuzigung von E. Hildebrand. Besonders schön charakterisiert ist die Gruppe klagender Personen am Fuße des Kreuzes. Die unten befindliche Schar der Juden bietet kräftige und doch in keinem Zuge künstlerisch unedle Köpfe. Die Stimmung wird erhöht durch den bedeckten stürmischen Himmel, zwischen dessen Wolken ein Sonnenstrahl auf das Haupt Christi fällt. Eine Kreuzesabnahme ist von G. Papperitz, eine Madonna in der Laube mit verehrenden Kindern, ein sehr anmutiges Bild, von P. Plontke. Schleibner hat seine schöne, schon bekannte, pleinairistische Verkündigung ausgestellt. Ein sehr eindrucksvolles dekoratives Werk in heller flächiger Behandlung mit einem hervorstechenden Blau ist die hl. Cäcilie von F. Kunz. E. Pfannschmidt versucht mit einer Darstellung im Tempel an Gebhardt zu erinnern. Von letzterem finden wir eine Austreibung der Händler aus dem Tempel. Auf der hohen, etwas gewundenen Treppe, die zum Eingange hinaufleitet, steht der Heiland. Unten sehen wir ein Gewühl von Volksfiguren, deren Kontrast gegen die Hauptgestalt starke Wirkung tut; das Ganze zeichnerisch, koloristisch, gegenständlich von größter Bedeutung. Ein Christus am Oelberge ist von R. Schaupp, eine einfache, sehr eindrucksvolle Pietà von F. Bezin. Graphische Blätter, eins mit St. Georg, eins mit der Madonna sind von Thoma. Es würde zu weit führen, alle Malereien christlichen Inhaltes einzeln zu erwähnen. Einiger Skulpturen gedenke ich noch, bei denen unter anderem W. Jank eine in Holz geschnitzte Madonna von schöner einfacher Linie bringt; Waderé zeigt ein Grabmal nach Art antiker Stelen, G. Busch sein Reliefbildnis des verstorbenen Erzbischofs von Stein, R. Aigner das des Erzbischofs Dr. von Bettinger. Ein lebensgroßer St. Johannes der Täufer, in Holz geschnitzt, stehend, ist von O. Zehentbauer, eine in großmonumentalem Zuge entworfene steinerne Pietà von W. Averkamp.

Ich kehre zu der Betrachtung der einzelnen Künstlergruppen zurück, um bei der Münchener Künstlergenossenschaft der Sonderausstellungen zu gedenken, die eine Zierde dieser Ausstellung sind. Eine bietet eine große Menge von Landschaften, sowie von zeichnerischen Studien dazu, vom verstorbenen L. Willroider, diesem ausgezeichneten Vertreter der alten Münchnerischen Landschafterschule. Eine zweite Gruppe zeigt Meisterwerke von Erdtelt, überwiegend Bildnisse von größter Schönheit der Farbe und Stärke der Auffassung. Die dritte gilt dem Andenken der vornehmen Bildniskunst Vernats. — Die noch nicht erwähnten Münchnerischen Vereinigungen lassen an Qualität ihrer Werke die der „Genossenschaft" hinter sich. Zunächst die „Luitpold-Gruppe" mit ihren

Landschaftern wie Elster, Horadam, Völcker, Petuel, vor allem Baer; mit exzellenten Porträtisten wie Rüger, Schnackenberg; mit Tiermalern wie Purtscher. — Die innerhalb dieser Gruppe entstandene „Sezession“ hat zur Gründung des sogenannten „Bundes“ geführt, in den wenigstens einige der bedeutenderen Künstler mitübergegangen sind. So K. H. Müller, der alte Städtebilder so fein zu zeichnen und diskret zu färben weiß; Küstner mit seiner etwas schwerblütigen, Melchior Kern mit seiner temperamentvollen Landschaftsmalerei; Walter Thor, der feine Porträtist, der uns diesmal das Bild eines Mädchens in Weiß mit grünem Schal auf grauem Fond zeigt. — Zum „Bunde Bayern“ zählen sich bekannte Künstler wie Ernst Liebermann, der nur mit einem seiner Bilder (Nymphenburger Park im Mondschein) die Erinnerung an jene ihm so eigene poetische Art erweckt, die wir seit längerer Zeit nicht mehr bei ihm fanden. Auch H. Urban gehört dazu, dessen romantische Landschaften einen frischeren Zug zu zeigen beginnen; R. Schuster-Woldan, von dem ein Damenporträt in Blau, Schwarz und Grau an die Eleganz des 18. Jahrhunderts mahnt. Palmié zeigt sehr zarte pointillistische Landschaften, eine in Blau, eine in Gelb; H. v. Bartels ein ausgezeichnetes Damenbrustbild, sowie eine Fischerfrau mit Kindern. Auch Fritz Kunz gehört hierher. — Endlich die „Scholle“, die im vergangenen Jahre ausblieb und die Zeit zu sichtlich gedeihlicher Weiterentwicklung benutzt hat. Letztere zeigt sich in einer, trotz aller subjektiven Eigentümlichkeiten der Einzelpersonen, immer klarer hervortretenden inneren Uebereinstimmung, die gleichzeitig so stark und eigentümlich ist, daß die Ausstellung der Scholle aus dem Rahmen dieser großen Ganzen herausfällt. Die Fortschritte gegen früher scheinen mir in einer, wenigstens bei mehreren erfolgten, größeren Abklärung der Technik zu liegen, sowie in einer fast durchgehends fühlbaren psychologischen Verfeinerung, die zumal den Porträts zustatten kommt. Die meisten bringen solche. So Höfer ein Herrenbildnis in Braun vor zartem Grün, seitwärts durch starke Farben belebt, F. Erler ein Herren- und ein Damenbild, beide sehr intim erfaßt, mit der ihm eigenen merkwürdigen Behandlung des Hintergrundes, der eigentlich weiter nichts ist als eine Sammlung farbiger Flecken, und doch zumal bei dem Herrenbild mit seinem perlmutterartigen Geflimmer einen, wenn schon innerlich indifferenten, so doch für das Auge angenehmen Eindruck macht. Putz zeigt u. a. Damenbilder und löst dabei in der Nebeneinanderstellung von Weiß und Weiß oder von Grau und Grau interessante koloristische Probleme. Charaktervolle Landschaftsstudien bringen außer Putz E. Erler, Bechler, Eichler; Püttner gibt seiner Neigung für kräftige Farbenzusammenstellungen mit Stilleben, Porträts und Genres Ausdruck, ebenso F. Erler mit zwei stark dekorativen Bildern aus Ariost, in denen ein leuchtendes Gelb dominiert. — Die Münchener Graphik ist sehr reich bestellt. Von den vielen tüchtigen Leistungen greife ich die von B. Wenig, Oberländer, A. Liebmann, Felber, C. Graf-Pfaff, H. Lange heraus. Nicht etwa bei diesen, wohl aber bei einigen anderen Graphikern und auch bei verschiedenen Malern tritt diesmal leider die Absicht stark hervor, grob sinnliche Wirkungen zu erzielen. Ich habe nicht die Absicht, auf die einzelnen Namenaufmerksam zu machen, möchte aber für sehr wünschenswert halten, daß die Jury ihr Augenmerk auf die Fernhaltung solcher Stücke richtete. — Von der Skulptur habe ich oben schon etliche tüchtige Werke genannt. Im ganzen ist diese Gruppe nicht so zahlreich wie sonst. Ich nenne noch ein paar ernste formvollendete Halbakte in Ton von W. Meier, einen ausruhenden nackten Jüngling von Waderé, eine Büste des Dichters Maximilian Schmidt (Waldschmidt) von H. Leipold. — Die Münchener Architekturgruppe zeigt Bauentwürfe von Heilmann & Littmann, F. X. Huf, J. H. Rosental, F. Bell, Gräßl u. a. m. Einige Modelle für recht volkstümlich gehaltene Kirchen wirken besonders erfreulich.

Von den auswärtigen Gruppen sei zunächst der „Verein Berliner Künstler“ genannt. Diese werden den dortigen Traditionen gemäß wohl noch lange in starker Hervorhebung des Gegenständlichen befangen bleiben. Immerhin gibt es einzelne, die hiermit eine glänzende Beherrschung der malerischen Mittel verbinden, und dann freilich ausgezeichnete Werke zuwege bringen. So O. Seeck mit einer kräftig komponierten Glashütte, L. Sandrock und F. Kallmorgen mit Hafenbildern. Recht vornehm ist von Müller-Kassel eine Dame am Klavier in schwarzen, grauen, sowie zarten grünen und roten Tönen. Vom alten Stamme sind Paul Meyerheim mit seinen Tierbildern, Eckenbrecher mit seiner felsigen Küste, über der die Sonne durch die Wolken schimmert, Douzette mit einem Mondeffekt auf der See. E. Hildebrands Kreuzigung ist schon erwähnt. — Ebenso bei den Karlsruhern die Werke von Thoma. Zu ihnen kommen hier prächtige Leistungen von Schönleber, Fehr, Schrödter, Stromeyer (violette Astern), Trübner mit einigen stark grünen Landschaften. Im ganzen imponieren die Badenser heuer in Rom mehr als hier. — Aus Düsseldorf sind Bezin und E. von Gebhardt schon genannt. Sie geben der ganzen Gruppe den Rückhalt. Andere Künstler schließen sich würdig an, so von den Landschaftern Hambüchen, Liesegang, Wansleben. — Von den Schleswig-Holsteinern seien Burmester und Illies als Vertreter des dort hervorstechenden starken Impressionismus genannt. — Aus Frankfurt ist ein Steinhausen'sches Kabinettsstück feinster Landschafts- und Menschenmalerei, „Bruder und Schwester“. Mommsen lieferte ein Stilleben roter Pfirsiche auf roter Decke vor rotem Hintergrunde, eine glänzende kupferne Kanne daneben, koloristisch geradezu eine Meisterleistung. — Die Weimarer bieten einen guten Durchschnitt, vermögen aber mit verschiedenen Werken auch tieferes Interesse zu erwecken. So mit zwei Gemälden des ehemaligen Worpswebers Mackensen, sowie mit sehr feinen Landschaften der beiden Dessauer Brüder Rieß. — Als einzige nichtdeutsche Gruppe erscheinen die Schotten, bei deren großer Delikatesse man die beträchtliche Zahl ihrer Bilder um so angenehmer empfindet. Welche Meisterschaft liegt nicht in diesen Hafenbildern von A. Macdonald oder James Kay, in Marinen, wie denen von Patrick Downie, in Landschaften wie jenen von J. Lochhead oder Morris Hinderson. Und das ist der Ausstellung gutes Ende.

Verwachsener Waldweg.

Ein Grasweg leitet in Waldes Mitten,
Seit wieviel Jahren von niemand beschritten?
Fusshoch schwanken die Rispen und Dolden
Von Glockenblumen und Gelbklee golden.
Spitzwegerich wuchert in Rädersspuren,
Wer waren die letzten, die hier fuhren?
Königskerzen und Kamillen
Halten Wegewacht im stillen.
Zwischen Buchenkronen fällt goldenbreit
Ein Sonnenstrom in die Einsamkeit.
Von fernher kommt es wie Wandern und Beten
Von allen, die einstmals den Weg betreten.
Ich sehe den Bauer, der vor Jahren
Mit schwerer Kornfracht zur Mühle gefahren,
Kindlein seh' ich, rot und gesund,
Jauchzend im Ringelreihenrund.
Ein Dirnlein kommt des Wegs daher,
Die Aeuglein verweint, das Herz so schwer,
So unerfahren, so unberaten:
Weit fort ist einer bei Tillys Soldaten:
Wer weiss, welche Strasse der Arme zieht?
Verschollenen Lebens Leid und Lied,
Das sich im wachsenden Wald verlor,
Tönt fernher an mein lauschend Ohr.
Das Reisig knackt, das Herbstlaub flüstert,
Uralte Föhren, mit Tannen verschwistert,
Die raunen von einem Hofgehege,
Das hier gestanden, am Ende vom Wege.
Im Schwedenkriege in einer Nacht
Da ward in den Scheuern der Brand entfacht.
Die Flammen frassen Giebel und Grund,
Und was den Flammentod bestund,
Beschritt der Wald mit Brombeerranken
Mit Heiderosen und Lenzgedanken.
Zur Aesung kam das Rotwild scheu,
In Lüften klang des Habichts Schrei,
Heut' recken sich — die Jahre rannen —
Zweihundertjährige Riesentannen
Aus Brandschutt und vergärtem Dung —
Aber die Welt ward wieder jung:
Ich höre hellen Axtschlag klingen,
Buchenklötze stöhnen und springen.
Wer reutet da? Ein Kämpe blond
In Sturm gestählt, Gefahr gewohnt.
„Von wannen kommst du?“ — „Aus Südwest!“
Den Tropenhut aufs Ohr gepresst,
Durch den die Witboikugel pfiff,
Schwingt er die Axt mit festem Griff.
Ein Mädchen kommt in raschem Lauf
Zu ihm glückleuchtend den Weg herauf.
Wie bald — und beim Blockhaus im Hintergrund
Jauchzen Kinder im Ringelreihenrund.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Das nächste Heft [Nr. 31] erscheint als Spezial-Nummer zum Mainzer Katholikentage. [Erstes Katholikentagheft.]

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Festspiele. In den Festaufführungen, für welche, wie man uns mitteilt, der Vorverkauf sehr rege ist, wird Frau Schuhmann-Heink in sämtlichen Zyklen die Partien der „Erda", „Waltraute" und „ersten Norne", sowie in einer Meistersingeraufführung die „Magdalene" singen. Als Sextus in Mozarts „Titus" wird Madame Charles Cahier von der Wiener Hofoper im Festspielensemble erscheinen.

Künstlertheater. Zur Uraufführung gelangte „Themidore", ein Liebesspiel von H. Steffan, Musik von Digby La Touche. Ging der Ehrgeiz der Veranstalter danach, ihrem Publikum einen amüsanten Abend zu verschaffen, so haben sie ihr Ziel erreicht. Allein die künstlerischen Absichten waren doch wohl, auch in der Stückewahl sich vorbildlich zu zeigen. Eine Urpremiere im „Künstlertheater" hätte gar keines durchschlagenden Erfolges bedurft, genug, wenn sie uns ein junges Talent gezeigt hätte, das die Trivialitäten der Tantiemenschreiber verachtend, eigene Wege zu gehen versucht. Die Musik aber, welche der in München lebende Tondichter englisch-französischer Abstammung schrieb, wird auch vom Dutzendpublikum der Operettenbühnen verstanden werden. Gewiß erweist er sich zumeist geschmackvoller, wie mancher andere, allein er weiß genau, was den Leuten gefällt und auf ein wundersam reizvolles Menuett einen temperamentvollen modernen Redoutentanz folgen zu lassen, macht ihm nicht im geringsten Pein. Ich würde über derlei kein Wort verlieren, wenn es sich um eine Gärtnerplatzteaterpremiere handelte und die Bühne nicht den pretentiösen Namen „Künstlertheater" führte; denn es läßt sich über die Musik Digby La Touches auch mancherlei gutes sagen, sie klingt immer angenehm und reizvoll, seine Lieder sind einschmeichelnd und graziös. Puccini ist ihm in vielem ein eifrig studiertes Vorbild gewesen. Der Schluß des zweiten Aktes entbehrt nicht dramatischer Kraft. Die Eigenart ist freilich nirgends sonderlich stark. Als Textdichter zeichnet F. Steffan; ursprünglich war Roda Roda als Dichterkompagnon genannt. Später wurden die Herren uneins, der Roda Rodasche Dichteranteil wurde herausgestrichen. Dieser will künstlerisch nichts mehr mit „Thermidore" zu tun haben, er ließ in seinem Aerger die Oeffentlichkeit einige interessante Blicke hinter die Kulissen werfen und kritisierte seinen ehemaligen Mitautor rücksichtsloser, als der schärfste Kritiker. Gerichtliche Auseinandersetzungen werden folgen. Tant de bruit pour Themidore! . . . Das Libretto, wie es vorliegt, ist in manchen Einzelheiten geschickt gemacht, aber handlungsarm. Die Fabel ist nicht neu: guter Durchschnitt. In der Milieuzeichnung des 18. Jahrhunderts hat sich der Autor nicht sonderlich angestrengt, im letzten Akte geht ihm ganz die Erfindung aus. Meister Reinhardt schickt ihm einen Clown zu Hilfe, der ergötzlich zu einem hohen Fenster hinaufklettert, und Kadetten, die über Wirtsbänke und Tische dahinstürmen. Das Publikum erweist sich dankbar. Themidore und Rosette sind ein harmloses Liebespaar, die schwarzen Anschläge der kupplerischen Maitresse des Prinzen Condé scheitern an Rosettens Tugend, aber freilich, die musikalisch und dichterisch am reichsten ausgestattete Figur ist jene Favoritin, die einige flüchtige Aehnlichkeiten mit Massenets „Manon" aufweist. Ich habe die Mutmaßung, daß das Libretto nach Abtrennung der Witzgarnitur des Dichters aus der Puszta Zdenci in der Pikanterie verhülltere Formen angenommen hat, der Schlußrefrain zum Preise des „Luderlebens" ist freilich ein ganz merkwürdiges — Kulturprodukt. Ich komme nun auf diejenigen Faktoren, welche der Operette den Anstrich des außerordentlichen beim Publikum gaben: Die exquisite Darstellung und die vollendeten Gesangsleistungen, ganz besonders ist Frl. Massarys Denise zu nennen, obwohl mir persönlich diese auf die Spitze getriebene Koketterie nicht sympathisch ist. Reinhardts Inszene war wieder frisch und lebendig: wo der Dichter versagt, flugs ist der Regisseur mit einem „Clou" bei der Hand. Das Menuett der britischen Sängerinnen war von größter Anmut. Oskar Graf hatte die Szene und Kostüme entworfen, köstliche Bilder von koloristischer Feinheit!

Verschiedenes aus aller Welt. Mit den „Lustigen Weibern von Windsor" und „Othello" fanden die „Rheinischen Festspiele" in Düsseldorf ihr Ende. Die Besprechungen sind durchwegs günstig. — Die Uraufführung von Karl Friedrich Wiegands Volksdrama „Marignano", Musik von Hans Jelmoli, hatte auf dem Nationalspielplatz Morschach bei Brunnen am Vierwaldstättersee starken Erfolg. — Das „Théâtre français", das keine Sommerferien kennt, brachte die Uraufführung von „le jour de fête", einem Rührstück von Gabriel Faure, das gute Aufnahme fand. — In Paris hat sich eine große Anzahl angesehener Vereine verschiedener Richtung mit einer sich gegen sittenlose Theaterstücke wendenden Eingabe an die Behörden gewandt. Derartige Werke würden bei noch längerer Duldung die Sitten tief verändern. Durch diese Stücke erleide Frankreich in den Augen der Ausländer eine grausame und jammervolle Herabsetzung.

München. L. G. Oberlaender.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Das Luft-, Licht- (Sonnen-) Bad für Gesunde und Kranke nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft sowie nach eigenen reichen Erfahrungen dargestellt von Dr. med. A. Kühner, Herzogl. Kreisphysikus z. D. 30 Pf. 2. Aufl. (Hof-Verlag von Edmund Demme, Leipzig.)

Die heilige Elisabeth. Ein Buch für Christen. Von Alban Stolz. M 2.—. (Freiburg, Herder.)

Klarheit und Wahrheit. Eine Erklärung des Antimodernisteneides. Von P. Benedikt Baur O. S. B. 8°. XVI u. 162 S. M 1.80, geb. M 2.40. (Freiburg, Herder.)

Abende am Genfer See. Grundzüge einer einheitlichen Weltanschauung. Von Professor P. Marian Morawski S. J. Aus dem Polnischen von Jakob Overmans S. J. 8°. XVIII u. 258 S. M 2.20, geb. M 3.—. (Freiburg, Herder.)

Der göttliche Heiland. Ein Lebensbild, der studierenden Jugend gewidmet. Von Moritz Meschler S. J. Mit einer Karte von Palästina zur Zeit Jesu. 8°. XX u. 684 S. M 5.—, geb. M 6.20. (Freiburg, Herder.)

Frohe Botschaft in der Dorfkirche. Homilien für Sonn- und Feiertage. Von Dr. Karl Rieder. 8°. XIV u. 278 S. M 3.—, geb. 4.—. (Freiburg, Herder.)

Die Lektüre. Von Bernard Arens S. J. 8°. VIII u. 138 S. M 1.50, geb. M 2.—. (Freiburg, Herder.)

Die Dauer der Lehrtätigkeit Jesu nach dem Evangelium des hl. Johannes. Untersucht von Johannes Maria Pfättisch O. S. B. (Biblische Studien, XVI. Bd., 3. u. 4. Heft. gr. 8°. VIII u. 184 S. M 5.—. (Freiburg, Herder.)

Drei Jahre in der Libyschen Wüste. Von J. C. E. Falls. Reisen, Entdeckungen und Ausgrabungen der Frankfurter Menasexpedition. Geleitswort von Msgr. Dr. Carl Maria Kaufmann und 192 Abbildungen sowie zwei Karten. gr. 8°. XVIII u. 344 S. M 8.50, geb. M 10.—. (Freiburg, Herder.)

Einleitung in die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testamentes. Von Franz Kaulen. Erster Teil. Von Prof. Dr. G. Hoberg. Mit sieben Schriftproben im Text und einer Tafel. Theologische Bibliothek. gr. 8°. XII u. 266 S. M 4.—, geb. M 5.20. (Freiburg, Herder.)

Das Missale als Betrachtungsbuch. Vorträge über die Meßformularien. Von Dr. Franz Xaver Reck. gr. 8°. Bd. II: Vom Pfingstsonntag bis zum vierundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten. VIII u. 406 S. M 4.80, geb. M 6.—. (Freiburg, Herder.)

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1910—1911. 26. Jahrg. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Joseph Plaßmann. Geb. M 7.50. (Freiburg, Herder.)

Das Zeitalter der Entdeckungen. Von P. Gabriel Meier O. S. B. Mit 13 Illustr. 39. Bändchen der „Geschichtlichen Jugend- und Volksbibliothek". Brosch. M 1.20, geb. M 1.70. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Die deutsche Hansa. Von H. Krautwig, Kgl. Seminarlehrer. Mit 18 Illustr. 40. Bändchen der „Geschichtlichen Jugend- und Volksbibliothek". Brosch. M 1.20, geb. M 1.70. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Die Urgeschichte des Menschen. Von Prof. Dr. Seb. Killermann. Mit 65 Abbild. 57./58. Bändchen der Naturwissenschaftlichen Jugend- und Volksbibliothek. Brosch. M 2.40, geb. M 3.40. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Cyprian und der römische Primat oder Urchristliche Primatsentwicklung und Hugo Kochs modernistisches Kirchenrecht. Eine dogmengeschichtliche Apologie nach kritischer Methode von Prof. Dr. theol. et phil. Anton Seitz. 8°. VIII u. 148 S. M 3.—. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

In excelsis. Von Johannes Jörgensen. Autorisierte Uebersetzung von Joh. Mayrhofer. 8°. VIII u. 316 S. Geh. M 3.—, geb. M 4.—. (Kösel, Kempten u. München.)

Bischof v. Ketteler als Vorkämpfer der christlichen Sozialreform. Von Johannes Mundwiler, S. J. Seine soziale Tätigkeit und sein soziales Programm. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. M 1.50. (München, Buchhandlung des Verbandes süddeutscher katholischer Arbeitervereine.)

Oesterreichisches Klosterbuch. Statistisches Handbuch der Orden und Kongregationen Oesterreichs. Von Alfons Zák. M 8.—. (Wien I, Heinrich Kirsch.)

Pädagogische Grundfragen. Von Dr. Franz Krus, S. J. M 4.76. (Innsbruck, Felician Rauch.)

Wo die blaue Blume blüht. Ein Reimbuch deutscher Art von F. Schrönghamer-Heimdal. Brosch. M 3.80, geb. M 4.50. (Ravensburg, Friedrich Alber.)

Briefe an einen jungen Mann. Eine Wegleitung für junge Leute in der kritischen Periode ihrer Entwicklung von Dr. H. Zbinden. Uebersetzt aus dem Französischen von Prof. Friedrich Maibach. 128 S. 8°. Brosch. M. 2.—, geb. M. 2.60. (Zürich, Art. Institut Orell Füßli.)

Die Schulten vom Brink. Ein Roman aus dem Münsterland von Emil Frank. Brosch. M. 3.80, geb. M. 4.80. (Köln, Bachem.)

Die deutsche Volkswirtschaft und ihre Wandlungen im letzten Vierteljahrhundert. Auf Grund der Ergebnisse der Berufs- und Betriebszählungen von 1882, 1895 und 1907 bearbeitet von Dr. Georg Neuhaus. I. Band: Die berufliche und soziale Gliederung des deutschen Volkes. Gr. 8°. XVI u. 280 S. Mit 106 Tabellen. Geb. M. 4.50. (M.Gladbach, Volksvereinsverlag.)

Der Eid wider den Modernismus und die Geschichtsforschung. Von Dr. J. Marx. Gr. 8°. 95 S. Brosch. M. 1.50. (Trier, Paulinus-Druckerei.)

Festtagsklänge. Deklamationsbuch zum Gebrauch in Vereinen, Pensionaten, Fortbildungsschulen, Lesekränzchen und im Familienkreise mit einer Stoffanordnung für Vereins-, Eltern-, Mütter- und Dichterinnenabende von Franziska Wiersch. 860 S. 8°. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—. (Trier, Paulinus-Druckerei.)

Die Brotbitte des Vaterunsers. Ein Beitrag zum Verständnis dieses Universalgebetes und einschlägiger patristisch-liturgischer Fragen. Von Prof. P. Joh. Bock S. J. Brosch. M. 5.—. (Paderborn, Bonifazius-Druckerei.)

Finanz- und Handels-Rundschau.

Aus allen Gebieten der weitverzweigten Handels- und Industriebranchen ist neuerdings eine Reihe von günstigen Momenten bekannt geworden. Besonders der Montanmarkt kann eine bedeutsame Besserung seiner Lage aufweisen. In England und Belgien ist für Exportware eine namhafte Preiserhöhung bekannt geworden. Auch bei uns in Oberschlesien und im Rheinland haben nennenswerte Preissteigerungen für die verschiedenen Eisen- und Stahlsorten stattgefunden und trotz diesen wiederholt vorgenommenen Preiskonzessionen haben sich die Käufer von grösseren Abschlüssen nicht abhalten lassen. — Massgebend für diese Preisbewegung und Industriebesserung bei uns waren in erster Linie die kräftig anhaltende günstige Entwicklung der Eisen- und Stahlindustrie in Amerika, sowie andere Symptome einer neuerdings einsetzenden Wirtschaftsbesserung dortselbst. Diese günstige Beurteilung und Entwicklung der deutschen Montanindustrie wurde gefördert durch die nach Ueberwindung grösserer Schwierigkeiten erfolgte Einigung des deutschen Roheisensyndikates mit der bisher strittigen „Gutehoffnungshütte" in punkto der schwebenden Verbandserneuerung. Mit der Lösung dieser schwierigen Differenz ist die Sicherung der bisher zweifelhaften Verlängerung der verschiedensten Verbände und last not least des allgemeinen deutschen Stahlwerksverbandes erheblich gefördert. Wenn auch noch andere, gleich wichtige Schwierigkeiten nach dieser Richtung hin zu beseitigen sind, so darf doch, speziell durch die oben erwähnte, stark eingesetzte Besserung der gesamten Industrie, nunmehr eher auf eine glückliche Lösung der brennenden Fragen — Erneuerung und Konsolidierung aller Syndikate — zu rechnen sein. Die Bedeutung all dieser Syndikatsfragen trat daher in den Hintergrund des allgemeinen Interesses. — Die Festigkeit am deutschen Montan-Aktienmarkt beherrschte die gesamte Börsenlage und prägte der Berliner Börsentendenz wiederum jene charakteristisch-lebhafte Tätigkeit auf, welche wir nun bereits seit fast Jahresfrist beobachten können. Alle führenden Werte: Phönix, Deutsch-Luxemburgische Bergwerks-Aktien, einige schlesische Werte und andere konnten erhebliche Kursavancen erzielen und so ziemlich behaupten. Elektrizitätswerte teilten sich in diese Börsenhausse, und das lang bekannte Projekt der nunmehr verwirklichten Elektrifizierung der Wiener Stadtbahn wirkte auf diesem Gebiete ausserdem stimulierend. — Die Monate August und September bringen bekanntlich die Bilanz- und Dividenden-Resultate der Montan-, Elektro- und anderer Industrie-Aktien. Die daran von Spekulation und Sparpublikum geknüpften Erwartungen sind im allgemeinen hochgeschraubt. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, dass bei dieser oder jener Gesellschaft hinsichtlich Gewinn- und Dividendenergebnisse niedrigere Ziffern und daher des öfteren Enttäuschungen registriert werden dürften. — Als weiteres Moment der herrschenden günstigen Börsenkonstellation war der ruhige und anscheinend zu einer baldigen Klärung berechtigte Verlauf der Marrokoverhandlungen Deutschlands mit Frankreich zu nennen. Vor allem aber bleibt die enorme Geldflüssigkeit am offenen Markte das Hauptmoment für die deutschen Börsen und deren Ausgestaltung. Es ist als sicher anzunehmen, dass dieser herrschende Geldüberfluss den diesmonatlichen Ultimo glatt bestehen wird. Das Ausland hat — im Interesse einer ruhigen und normalen Weiterentwicklung des heimischen Geldmarktes ist dies nicht unerfreulich — einen grossen Teil seiner bisherigen bedeutenden Geldpensionen anderweitig dirigiert. Trotzdem hat die Reichsbank neben einer erheblichen Erleichterung ihres Wechsel-Portefeuilles eine weitere Kräftigung des Metallbestandes verzeichnen können. Die Emission einer neuen russischen staatsgarantierten Eisenbahnanleihe von ca. 60 Millionen Mark und deren Plazierung hauptsächlich in Deutschland lässt den Geldmarkt einflusslos. — Nachrichten über eine vorzügliche Ernte in Amerika, rückgängige Preise für Getreide, Baumwolle und die Bewegung am Zuckermarkt liessen auch an der Produktenbörse die Aussichten auf eine allgemeine gute Welternte als sicherer erscheinen. Die Wichtigkeit von guten Ernteresultaten für alle Faktoren des Finanz- und Handelsgebietes ist nur zu bekannt. Bereits beginnt man Massnahmen zu treffen zur Beschaffung der für eine solch günstige Ernte erforderlichen grossen Zahl von Arbeitskräften. Die bekannt gewordenen grossen Einnahmeziffern der deutschen Eisenbahnen, besonders aus dem Gütertransportverkehr, würden bei einer derart günstigen Ernte natürlich in erster Linie erheblich profitieren. — Die herrschende Ferien- und Sommersaison verhindert erfreulicherweise jede ungesunde Ausschreitung an den deutschen Börsen, welche dadurch in ihrer Entwicklung weiterhin gute Fortschritte und solide Kursgestaltung aufweisen konnten. M. Weber.

Wollen Sie stark u. gesund werden?
Ueben Sie täglich 10 Min. lang nach der neuen Muskel- und Körperbildungsmethode (Heilgymnastik), welche den ganzen Körper ausbildet, stärkt u. widerstandsfähig gegen Krankheiten macht u. viele derselben heilen kann; besonders: Nerven-, Nieren- u. Magenleiden, Blutarmut, Appetit- u. Schlaflosigkeit, Gicht, Verstopfung, Fettleibigkeit usw. — 32 Seiten starke illustr. Broschüre, die jedermann lesen sollte, gratis u. franko. Briefe i. Ausland 25 Cts., Karten 10 Cts.
Prof. E. Wehrheim, Cannes, Frankreich.

De Crignis'sche Kellerei
Mann & Lingg, k. b. Hoflieferanten
Kaufbeuren.
Kirchlich vereidigte Messweinlieferanten.
Preislisten u. Proben gratis und franko zu Diensten.

Atelier für kirchliche Kunst
H. Volkhausen jun., Kirchenmaler
Paderborn i. W.
Ausmalen von Kirchen u. Kapellen in jeder Stilart.

Goffines Handpostille
in durchaus neuer Bearbeitung
modern u. praktisch
fein illustriert, geb. 10 Mk.
Ausführlicher Prospekt erhältlich. (6
Verlag A. Laumann, Dülmen.

Die „Bibliothek der Kirchenväter"
in deutscher Uebersetzung, von Dr. Valentin Thalhofer usw., 80 Bände mit Registerband umfassend, gebunden in Bibliothek-Band, gut erhalt., wie neu, hat im Auftrage
zu verkaufen
zum Preis von 100 Mark. Wer, sagt die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau", München.

Cistercienser-Kloster del Val San José (Spanien)
empfiehlt **weissen, süssen Messwein** p Flasche M. 1.20 (exkl. Glas).
Klosterwein (naturrein), milder, angenehm. **Kranken- und Morgenwein**, per Flasche M. 1.30 (exkl. Glas).
Alleinverkauf für ganz Deutschland:
A. Webering, Albert Sträter Nachf. Rheine i. W.
Wilh. Hungelmann (Inh. F. Webering), Lingen (Ems).
Vereidigt. Messwein-Lieferant.

Kath. Bürger-Verein
in **Trier a. Mosel**
gegründet 1864
langjähriger Lieferant vieler Offizierkasinos
empfiehlt seine anerkannt preiswerten und bestgepflegten
Saar- und Moselweine
in den verschiedensten Preislagen.

Primaner
(hum. Gymn.), kathol., sucht
Stellung
an einer **Bank** oder bankähnlichem Institut gegen sofortige, wenn auch anfangs kleine Vergütung, **oder** in einem **Lehrinstitut**, wo er an jüngere Schüler Unterricht erteilen und sich weiter ausbilden könnte. Angebote erbeten unter **H. W. 10768** an die „Allgemeine Rundschau", München.

Vorzüglich bewährte Neuheit!
Doppelseitige Windmaschine zur Windbeschaffung für Orgelwerke
sämtlicher, selbst d. ältesten Systeme. Geräuschlos. Gang. Grösste Sparsamkeit im Stromverbrauch, da selbsttätig reguliert; unerreicht in Funktion und Betriebssicherheit. Zum Aufstellen geringer Raum erforderlich. Bequeme Einschaltung vom Organistensitz aus. Kein Kalkant mehr nötig. Komplette Anlagen mit Montage von **400.— Mk.**, ohne Montage von **320.— Mk** an. Bei Anfrag. Rückp. erbeten. Prospekte u. weit. Angab. gratis.
Koch & Höhmann, Spezial-Fabrikation elektrischer Windmaschinen **Ronsdorf (Rhld.)**

Kein Vater, dem die Zukunft seines Sohnes am Herzen liegt, **versäume es**, sich unter Berufung auf diese Zeitung die Broschüre
„Die Aussichten des technischen Berufes"
von Dipl.-Ing. Stiel gratis u. franko zusenden zu lassen vom
Bund der technisch-industriellen Beamten, Berlin NW. 52, Werftstr. 45.

Palästina Weine
v. Trappisten-Patres de Notre Dame des Sept Douleurs
Nr. 2 Weisswein Fl. 1.20
Nr. 3 Rotwein Fl. 1.25
Nr. 4 Muskateller Fl. 1.60
Nr. 5 „ rot Fl. 1.50
Garant. Messweine, vorzl. von Geschmack. 12 Fl. sortiert zur Probe Mk. 17.50 unter Nachnahme liefert
Domkellerei Paderborn
Franz Goertz
vereid. Messwein-Liefer.

2 Mark ist der Preis
für die neue, wohlfeile Ausgabe des Werkes Augustin Wibbelt, Das Buch von den vier Quellen
J. Schnell'sche Verlags-Buchhandlung. C. Leopold Warendorf i/W.

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.
Gegründet von Paul Haffner, Johannes Janssen u. a.
Bisher erschienen: 29 Bände à 12 Hefte.
Preis des Bandes von 12 Heften 4 Mk. Jedes Heft 50 Pfg. — Band 1—20 sind herabgesetzt. — Verzeichnisse gratis.
Verlag von Breer & Thiemann in Hamm i. W.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Prächtiger Geschenkband für alle Zeiten des Jahres!
Auf Höhenpfaden
Gedichte
Aus Originalbeiträgen der „Allgem. Rundschau".
Herausgegeben von Dr. Armin Kausen.
Feinster Salonband. Deckenpressung in Farbe und Gold
Jahreszeiten. Festzeiten. Stimmungen und Erinnerungen. Balladen.
Der 320 Seiten starke Oktavband umfasst 394 Gedichte aus der Feder von rund 80 Autoren.
Ausnahmspreis für Abonnenten der „Allgemeinen Rundschau" Mk. 2.—.
Ladenpreis für Nichtabonnenten Mk. 3.—.
Die Versendung erfolgt mit Nachnahme oder gegen vorherige Einsendung des Betrages nebst 20 Pfg. für Porto.
Geschäftsstelle der „Allgem. Rundschau" München, Galeriestr. 35 a, Gartenhaus.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 45 Oer. Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 31. München, 5. August 1911. VIII. Jahrgang.

Willkommen in Mainz!

Zur 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands.

Von Dompfarrer August Fecher, Mainz.

So wäre der Tag für die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands herangerückt. Zum achtundfünfzigsten Male bewährt sich angesichts des gewaltigen Aufgebots glaubensstarker und bekenntnisfreudiger Männer aus allen deutschen Gauen das Wort vom Schauspiel für Welt, Engel und Menschen. Und es ist ausgerechnet das fünfte Mal, daß der Heerbann der Katholiken Deutschlands nach dem goldenen Mainz aufbricht (1848, 1851, 1871, 1892). Damit allein schon hielte die herrliche Stadt des hl. Bonifatius den Rekord. Aber wie man ihr den Ruhm nicht streitig machen kann, die Wiege der Katholikenversammlungen gewesen zu sein, so nimmt ihr niemand den Glorienschein, der sie im Glanze der Namen eines Ketteler, Lennig, Heinrich, Moufang, Haffner umstrahlt. Dürften wir, so würden wir vom 109. Psalm die Worte hersetzen: tecum principium in die virtutis tuae in splendoribus sanctorum. Heinrich, Moufang, Haffner — „dieses unvergleichliche Triumvirat von Meistern, Männern der Schule und des Lebens, der Frömmigkeit und Fröhlichkeit“[1]) —: waren Jahrzehnte hindurch die Katholikentagsredner. Unsagbar, was ihnen die Tagungen an idealem Gehalt und faktischem Nutzen danken! Kein Wunder, wenn der tüchtige Geschichtschreiber der Generalversammlungen in seinem prächtigen Buche mit seiner Feder innehält und mit der Genugtuung eines Mainzer Diözesanen registriert, was Rühmens dieser Drei aus hervorragender fremder Feder anläßlich der Würzburger Katholikenversammlung anno 1864 quoll: Die Mainzer haben den Sieg davongetragen, Heinrich mit seiner schneidigen Schärfe, Moufang durch seine überwältigende Kraft, Haffner mit seiner echt wissenschaftlichen, ästhetisch-tadellosen Diktion, seinen reizenden historischen Parallelen, reichen Perspektiven und seinem köstlichen — Humor.

Und Ketteler! Wie stünde ohne den „streitbaren“ Mainzer Oberhirten das katholische deutsche Volk heute im Felde? Wo wären die Siegeszeichen des Zentrums ohne diesen Bahnbrecher zumal auf sozialem Gebiete? Wenn „Germania docet“ mit Bezug auf das kirchlich-religiöse Leben und die Schulung der Katholiken, wenn „Deutschland voran“ für die Arbeiterversicherung gilt, ist's wahrlich nicht zu einem kleinen Teil das Verdienst des großen Bischofs, der vorbildlich und wegezeigend gewirkt hat, und der auf Jahre hinaus und nach dem Tode noch zu seinem Volke redet. Gaben seine Reden und Schriften jeweils die erste sichere Orientierung zur Vorarbeit auf den noch lange dunkeln Pfaden christlich-sozialer Arbeiterfürsorge, so haben wir auch durch seine dankenswerte Anregung das helle Licht, das von den Fuldaer Bischofskonferenzen ausgehend, die Lösung der schwierigen Aufgaben der Zeit stets in fortwährendem innigem Kontakt mit der Kirche ermöglichte.

Wer wallfahrete also heuer nicht gern nach Mainz? Der Mainzer Katholikentag 1911 trägt an der Stirne das Stigma einer großartigen Huldigung am Grabe Kettelers. Zu Weihnachten dieses Jahres wäre der hundertste Geburtstag des Mannes, den Johannes Janssen bekanntlich als Millenarmenschen charakterisiert hat. Mainz hatte ein historisches Recht, die deutschen Katholiken in diesem Jahre in seine Mauern zu bitten, eine Ehrenschuld an Ketteler abzutragen. Der Katholikentag mit seinen Früchten, seinem Verlauf, seinen Verhandlungen und Beschlüssen sei wie ein Markstein auf dem Wege des katholischen Prinzips zum Ziel und Siege solch ein Gedenkstein, Ketteler zu Ehren gesetzt, schön wie die von der Katholikenversammlung gestifteten Glasgemälde der Kettelerkapelle im hohen Dom, wuchtig wie der mächtige Baldachinaltar im Ostchor — die Widmung der Mainzer Bistumsangehörigen für den Hochseligen, unvergänglich wie die immergrüne Pflanzenzier am Grabe Kettelers — die pietätvolle Stiftung edler Mainzer Frauen. Seinerzeit, als das „heilige Köln“ die fünfzigste Generalversammlung für sich beschlagnahmte, trat Mainz bescheiden seine berechtigten Ansprüche an die reichere Schwesterstadt an der Pfaffengasse des Rheinstromes ab und wich zurück, um sich jetzt desto ehrenreicher hervortun zu können. Kettelers Gedenken ist auch ein anziehenderer, sinnreicherer Goldgrund als die Ueberschau über halbhundert Tagungen.

Und tiefernst bei allem gesunden Optimismus deucht uns die Stimmung. Ein heißes Sehnen und heißes Wünschen nach innigerem Zusammenschluß der kulturellen, sozialen, caritativen, religiösen Bestrebungen brennt dem katholischen Volke auf die Seele. Es treten heute der zentrifugalen Richtungen zu viele in die Erscheinung. Das beunruhigt, bekümmert unser treues katholisches Volk. Es war nicht immer so. Darum können wir auf die Dauer einer vollen Klärung gewisser gegensätzlichen Anschauungen im eigenen Lager nicht entraten. Klar zum Gefechte gegen die Legionen Widersacher brauchen wir. Klarheit und Offenheit, wie sie die Wahrheit fordert! Das stellt Ketteler als Leitmotiv an die Spitze seiner epochemachendsten Ansprache. Möge der Katholikentag in der Kettelerstadt im Zeichen dieses Kettelerwortes stehen und friedlich in Versöhnung ausklingen! Wo könnte ein kompetenterer Areopag zusammentreten als auf der Generalversammlung der Katholiken und an Kettelers Grab?

„Für Kirche und Volk!“ steht auf der Mitgliederkarte der 58. Generalversammlung. Wohl! „Unser Lebensdienst und unsere Liebe der Autorität, die erkennen läßt, daß sie von Gott stammt, die in den Wirren der Gegenwart steht und den dräuenden Stürmen der Zukunft entgegengeht, ein Kreuz in der Hand.“ Aber auch „der Welt gezeigt, daß man katholisch sein kann, ohne rückständig zu sein, und daß man der Kirche dienen kann mit der stolzen Demut aufrechter, grundsatzvoller freier Männer“, die nicht nötig haben, das Montalembertsche Catholique avant tout! ostentativ immer im Mund und in der Feder zu führen. Wer aus der steten Betonung des Wortes von katholischer Glaubens- und Prinzipientreue den „unbefangenen Metallklang der Wahrheit“ — le métal naïf de la vérité — heraushören will, mag es so annehmen, nur mit dem Zugeständnis, daß dieser Grundton im Denken und Handeln nicht allerwegs die ausschließliche Dominante sein müsse. Wenn dann aus unserem Raten und Taten unverträglicher Zelotismus und innere Veruneinigung ausgeschaltet werden, ist ein grobes Aergernis entfernt, ist der Kirche gedient, ist ein schwerer Albdruck dem katholischen Volke vom Herzen genommen, ist der konzentriertesten und fruchtreichsten Tätigkeit der Katholiken auf allen Gebieten freie Bahn gegeben, ist den vielfältigen Resolutionen des Katholikentags die herrlichste allseitige Auswirkung gesichert. Fiat!

Also Klarheit!

Und Entschiedenheit! In der entschlossenen Abwehr aller und jeglicher unberufenen Einmischung, was die inneren religiösen Angelegenheiten des katholischen Volksteils in Deutschland

[1]) May, Geschichte der Generalversammlungen der katholischen Deutschlands, Seite 159 und passim.

Wollen Sie stark u. gesund werden?
Ueben Sie täglich 10 Min. lang nach der neuen Muskel- und Körperbildungsmethode (Heilgymnastik), welche den ganzen Körper ausbildet, stärkt u. widerstandsfähig gegen Krankheiten macht u. viele derselben heilen kann; besonders: Nerven-, Nieren- u. Magenleiden, Blutarmut, Appetit- u. Schlaflosigkeit, Gicht, Verstopfung, Fettleibigkeit usw. — 32 Seiten starke illustr. Broschure, die jedermann lesen sollte, gratis u. franko. Briefe i. Ausland 25 Cts., Karten 10 Cts.
Prof. E. Wehrheim. Cannes, Frankreich.

De Crignis'sche Kellerei
Mann & Lingg, k. b. Hoflieferanten
Kaufbeuren.
Kirchlich vereidigte Messweinlieferanten.
Preislisten u. Proben gratis und franko zu Diensten.

Atelier für kirchliche Kunst
H. Volkhausen jun., Kirchenmaler
Paderborn i. W.
Ausmalen von Kirchen u. Kapellen in jeder Stilart.

Goffines Handpostille
in durchaus neuer Bearbeitung modern u. praktisch
fein illustriert, geb. 10 Mk.
Ausführlicher Prospekt erhältlich. (6
Verlag A. Laumann, Dülmen.

Die „Bibliothek der Kirchenväter"
in deutscher Uebersetzung, von Dr. Valentin Thalhofer usw., 80 Bände mit Registerband umfassend, gebunden in Bibliothek-Band, gut erhalt., wie neu, hat im Auftrage
zu verkaufen
zum Preis von 100 Mark. Wer, sagt die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau", München.

Cistercienser-Kloster del Val San José (Spanien)
empfiehlt **weissen, süssen Messwein** p Flasche M. 1.20 (exkl. Glas).
Klosterwein (naturrein), milder, angenehm. **Kranken- und Morgenwein**, per Flasche M. 1.30 (exkl. Glas).
Alleinverkauf für ganz Deutschland:
A. Webering, Albert Sträter Nachf. Rheine i. W.
Wilh. Hungelmann (Inh. F. Webering), Lingen (Ems).
Vereidigt. Messwein-Lieferant.

Kath. Bürger-Verein in Trier a. Mosel
gegründet 1864
langjähriger Lieferant vieler Offizierkasinos
empfiehlt seine anerkannt preiswerten und bestgepflegten
Saar- und Moselweine
in den verschiedensten :: Preislagen. ::

Primaner
(hum. Gymn.), kathol., sucht
Stellung
an einer **Bank** oder bankähnlichem Institut gegen sofortige, wenn auch anfangs kleine Vergütung, **oder** in einem **Lehrinstitut**, wo er an jüngere Schüler Unterricht erteilen und sich weiter ausbilden könnte. Angebote erbeten unter **S. W. 10768** an die „Allgemeine Rundschau", München.

Vorzüglich bewährte Neuheit!
Doppelseitige Windmaschine zur Windbeschaffung für Orgelwerke
sämtlicher, selbst d. ältesten Systeme. Geräuschlos. Gang. Grösste Sparsamkeit im Stromverbrauch, da selbsttätig reguliert; unerreicht in Funktion und Betriebssicherheit. Zum Aufstellen geringer Raum erforderlich. Bequeme Einschaltung vom Organistensitz aus. Kein Kalkant mehr nötig. Komplette Anlagen mit Montage von **400.**— Mk., ohne Montage von **320.**— Mk an. Bei Anfrag. Rückp. erbeten. Prospekte u. weit. Angab. gratis.
Koch & Höbmann, Spezial-Fabrikation elektrischer Windmaschinen **Ronsdorf (Rhld.)**

Kein Vater, dem die Zukunft seines Sohnes am Herzen liegt, **versäume es,** sich unter Berufung auf diese Zeitung die Broschüre
„Die Aussichten des technischen Berufes"
von Dipl.-Ing. Stiel gratis u. franko zusenden zu lassen vom
Bund der technisch-industriellen Beamten, Berlin NW. 52, Werftstr. 45.

Palästina Weine
v. Trappisten-Patres de Notre Dame des Sept Douleurs
Nr. 2 Weisswein Fl. 1.20
Nr. 3 Rotwein Fl. 1.25
Nr. 4 Muskateller Fl. 1.60
Nr. 5 „ rot Fl. 1.50
Garant. Messweine, vorzl. von Geschmack. 12 Fl. sortiert zur Probe Mk. 17.50 unter Nachnahme liefert
Domkellerei Paderborn
Franz Goertz
vereid. Messwein-Liefer.

2 Mark ist der Preis
für die neue, wohlfeile Ausgabe des Werkes Augustin Wibbelt, Das Buch von den vier Quellen.
J. Schnell'sche Verlags-Buchhandlung.
C. Leopold
Warendorf i/W.

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.
Gegründet von Paul Haffner, Johannes Janssen u. a.
Bisher erschienen: 29 Bände à 12 Hefte.
Preis des Bandes von 12 Heften 4 Mk. Jedes Heft 50 Pfg. — Band 1—20 sind herabgesetzt. — Verzeichnisse gratis.
Verlag von Breer & Thiemann in Hamm i. W.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Prächtiger Geschenkband für alle Zeiten des Jahres!
Auf Höhenpfaden
Gedichte
Aus Originalbeiträgen der „Allgem. Rundschau".
Herausgegeben von Dr. Armin Kausen.
Feinster Salonband. Deckenpressung in Farbe und Gold
Jahreszeiten. Festzeiten. Stimmungen und Erinnerungen. Balladen.
Der 320 Seiten starke Oktavband umfasst 394 Gedichte aus der Feder von rund 80 Autoren.
Ausnahmspreis für Abonnenten der „Allgemeinen Rundschau" Mk. 2.—.
Ladenpreis für Nichtabonnenten Mk. 3.—.
Die Versendung erfolgt mit Nachnahme oder gegen vorherige Einsendung des Betrages nebst 20 Pfg. für Porto.
Geschäftsstelle der „Allgem. Rundschau" München, Galeriestr. 35a, Gartenhaus.

— Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste feste Abonnentenzahl auf. —

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer. Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 31. München, 5. August 1911. VIII. Jahrgang.

Willkommen in Mainz!

Zur 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands.

Von Dompfarrer August Fecher, Mainz.

So wäre der Tag für die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands herangerückt. Zum achtundfünfzigsten Male bewährt sich angesichts des gewaltigen Aufgebots glaubensstarker und bekenntnisfreudiger Männer aus allen deutschen Gauen das Wort vom Schauspiel für Welt, Engel und Menschen. Und es ist ausgerechnet das fünfte Mal, daß der Heerbann der Katholiken Deutschlands nach dem goldenen Mainz aufbricht (1848, 1851, 1871, 1892). Damit allein schon hielte die herrliche Stadt des hl. Bonifatius den Rekord. Aber wie man ihr den Ruhm nicht streitig machen kann, die Wiege der Katholikenversammlungen gewesen zu sein, so nimmt ihr niemand den Glorienschein, der sie im Glanze der Namen eines Ketteler, Lennig, Heinrich, Moufang, Haffner umstrahlt. Dürften wir, so würden wir vom 109. Psalm die Worte hersetzen: tecum principium in die virtutis tuae in splendoribus sanctorum. Heinrich, Moufang, Haffner — „dieses unvergleichliche Triumvirat von Meistern, Männern der Schule und des Lebens, der Frömmigkeit und Fröhlichkeit"[1]) —: waren Jahrzehnte hindurch die Katholikentagsredner. Unsagbar, was ihnen die Tagungen an idealem Gehalt und faktischem Nutzen danken! Kein Wunder, wenn der tüchtige Geschichtschreiber der Generalversammlungen in seinem prächtigen Buche mit seiner Feder innehält und mit der Genugtuung eines Mainzer Diözesanen registriert, was Rühmens dieser Drei aus hervorragender fremder Feder anläßlich der Würzburger Katholikenversammlung anno 1864 quoll: Die Mainzer haben den Sieg davongetragen, Heinrich mit seiner schneidigen Schärfe, Moufang durch seine überwältigende Kraft, Haffner mit seiner echt wissenschaftlichen, ästhetisch-tadellosen Diktion, seinen reizenden historischen Parallelen, reichen Perspektiven und seinem köstlichen — Humor.

Und Ketteler! Wie stünde ohne den „streitbaren" Mainzer Oberhirten das katholische deutsche Volk heute im Felde? Wo wären die Siegeszeichen des Zentrums ohne diesen Bahnbrecher zumal auf sozialem Gebiete? Wenn „Germania docet" mit Bezug auf das kirchlich-religiöse Leben und die Schulung der Katholiken, wenn „Deutschland voran" für die Arbeiterversicherung gilt, ist's wahrlich nicht zu einem kleinen Teil das Verdienst des großen Bischofs, der vorbildlich und wegezeigend gewirkt hat, und der auf Jahre hinaus und nach dem Tode noch zu seinem Volke redet. Gaben seine Reden und Schriften jeweils die erste sichere Orientierung zur Vorarbeit auf den noch lange dunkeln Pfaden christlich-sozialer Arbeiterfürsorge, so haben wir auch durch seine dankenswerte Anregung das helle Licht, das von den Fuldaer Bischofskonferenzen ausgehend, die Lösung der schwierigen Aufgaben der Zeit stets in fortwährendem innigem Kontakt mit der Kirche ermöglichte.

Wer wallfahrete also heuer nicht gern nach Mainz? Der Mainzer Katholikentag 1911 trägt an der Stirne das Stigma einer großartigen Huldigung am Grabe Kettelers. Zu Weihnachten dieses Jahres wäre der hundertste Geburtstag des Mannes, den Johannes Janssen bekanntlich als Millenarmenschen charakterisiert hat. Mainz hatte ein historisches Recht, die deutschen Katholiken in diesem Jahre in seine Mauern zu bitten, eine Ehrenschuld an Ketteler abzutragen. Der Katholikentag mit seinen Früchten, seinem Verlauf, seinen Verhandlungen und Beschlüssen sei wie ein Markstein auf dem Wege des katholischen Prinzips zum Ziel und Siege solch ein Gedenkstein, Ketteler zu Ehren gesetzt, schön wie die von der Katholikenversammlung gestifteten Glasgemälde der Kettelerkapelle im hohen Dom, wuchtig wie der mächtige Baldachinaltar im Ostchor — die Widmung der Mainzer Bistumsangehörigen für den Hochseligen, unvergänglich wie die immergrüne Pflanzenzier am Grabe Kettelers — die pietätvolle Stiftung edler Mainzer Frauen. Seinerzeit, als das „heilige Köln" die fünfzigste Generalversammlung für sich beschlagnahmte, trat Mainz bescheiden seine berechtigten Ansprüche an die reichere Schwesterstadt an der Pfaffengasse des Rheinstromes ab und wich zurück, um sich jetzt desto ehrenreicher hervortun zu können. Kettelers Gedenken ist auch ein anziehenderer, sinnreicherer Goldgrund als die Ueberschau über halbhundert Tagungen.

Und tiefernst bei allem gesunden Optimismus deucht uns die Stimmung. Ein heißes Sehnen und heißes Wünschen nach innigerem Zusammenschluß der kulturellen, sozialen, caritativen, religiösen Bestrebungen brennt dem katholischen Volke auf die Seele. Es treten heute der zentrifugalen Richtungen zu viele in die Erscheinung. Das beunruhigt, bekümmert unser treues katholisches Volk. Es war nicht immer so. Darum können wir auf die Dauer einer vollen Klärung gewisser gegensätzlichen Anschauungen im eigenen Lager nicht entraten. Klar zum Gefechte gegen die Legionen Widersacher brauchen wir. Klarheit und Offenheit, wie sie die Wahrheit fordert! Das stellt Ketteler als Leitmotiv an die Spitze seiner epochemachendsten Ansprache. Möge der Katholikentag in der Kettelerstadt im Zeichen dieses Kettelerwortes stehen und friedlich in Versöhnung ausklingen! Wo könnte ein kompetenterer Areopag zusammentreten als auf der Generalversammlung der Katholiken und an Kettelers Grab?

„Für Kirche und Volk!" steht auf der Mitgliederkarte der 58. Generalversammlung. Wohl! „Unser Lehensdienst und unsere Liebe der Autorität, die erkennen läßt, daß sie von Gott stammt, die in den Wirren der Gegenwart steht und den dräuenden Stürmen der Zukunft entgegengeht, ein Kreuz in der Hand." Aber auch „der Welt gezeigt, daß man katholisch sein kann, ohne rückständig zu sein, und daß man der Kirche dienen kann mit der stolzen Demut aufrechter, grundsatzvoller freier Männer", die nicht nötig haben, das Montalembertsche Catholique avant tout! ostentativ immer im Mund und in der Feder zu führen. Wer aus der steten Betonung des Wortes von katholischer Glaubens- und Prinzipientreue den „unbefangenen Metallklang der Wahrheit" — le métal naïf de la vérité — heraushören will, mag es so annehmen, nur mit dem Zugeständnis, daß dieser Grundton im Denken und Handeln nicht allerwegs die ausschließliche Dominante sein müsse. Wenn dann aus unserem Raten und Taten unverträglicher Zelotismus und innere Veruneinigung ausgeschaltet werden, ist ein grobes Aergernis entfernt, ist der Kirche gedient, ist ein schwerer Alpdruck dem katholischen Volke vom Herzen genommen, ist der konzentriertesten und fruchtreichsten Tätigkeit der Katholiken auf allen Gebieten freie Bahn gegeben, ist den vielfältigen Resolutionen des Katholikentags die herrlichste allseitige Auswirkung gesichert. Fiat!

Also Klarheit!

Und Entschiedenheit! In der entschlossenen Abwehr aller und jeglicher unberufenen Einmischung, was die inneren religiösen Angelegenheiten des katholischen Volksteils in Deutschland

---

[1]) May, Geschichte der Generalversammlungen des katholischen Deutschlands, Seite 159 und passim.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer. Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 31. München, 5. August 1911. VIII. Jahrgang.

Willkommen in Mainz!

Zur 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands.

Von Dompfarrer August Fecher, Mainz.

So wäre der Tag für die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands herangerückt. Zum achtundfünfzigsten Male bewährt sich angesichts des gewaltigen Aufgebots glaubensstarker und bekenntnisfreudiger Männer aus allen deutschen Gauen das Wort vom Schauspiel für Welt, Engel und Menschen. Und es ist ausgerechnet das fünfte Mal, daß der Heerbann der Katholiken Deutschlands nach dem goldenen Mainz aufbricht (1848, 1851, 1871, 1892). Damit allein schon hielte die herrliche Stadt des hl. Bonifatius den Rekord. Aber wie man ihr den Ruhm nicht streitig machen kann, die Wiege der Katholikenversammlungen gewesen zu sein, so nimmt ihr niemand den Glorienschein, der sie im Glanze der Namen eines Ketteler, Lennig, Heinrich, Moufang, Haffner umstrahlt. Dürften wir, so würden wir vom 109. Psalm die Worte hersetzen: tecum principium in die virtutis tuae in splendoribus sanctorum. Heinrich, Moufang, Haffner — „dieses unvergleichliche Triumvirat von Meistern, Männern der Schule und des Lebens, der Frömmigkeit und Fröhlichkeit"[1] —: waren Jahrzehnte hindurch die Katholikentagsredner. Unsagbar, was ihnen die Tagungen an idealem Gehalt und faktischem Nutzen danken! Kein Wunder, wenn der tüchtige Geschichtschreiber der Generalversammlungen in seinem prächtigen Buche mit seiner Feder innehält und mit der Genugtuung eines Mainzer Diözesanen registriert, was Rühmens dieser Drei aus hervorragender fremder Feder anläßlich der Würzburger Katholikenversammlung anno 1864 quoll: Die Mainzer haben den Sieg davongetragen, Heinrich mit seiner schneidigen Schärfe, Moufang durch seine überwältigende Kraft, Haffner mit seiner echt wissenschaftlichen, ästhetisch-tadellosen Diktion, seinen reizenden historischen Parallelen, reichen Perspektiven und seinem köstlichen — Humor.

Und Ketteler! Wie stünde ohne den „streitbaren" Mainzer Oberhirten das katholische deutsche Volk heute im Felde? Wo wären die Siegeszeichen des Zentrums ohne diesen Bahnbrecher zumal auf sozialem Gebiete? Wenn „Germania docet" mit Bezug auf das kirchlich-religiöse Leben und die Schulung der Katholiken, wenn „Deutschland voran" für die Arbeiterversicherung gilt, ist's wahrlich nicht zu einem kleinen Teil das Verdienst des großen Bischofs, der vorbildlich und wegezeigend gewirkt hat, und der auf Jahre hinaus und nach dem Tode noch zu seinem Volke redet. Gaben seine Reden und Schriften jeweils die erste sichere Orientierung zur Vorarbeit auf den noch lange dunkeln Pfaden christlich-sozialer Arbeiterfürsorge, so haben wir auch durch seine dankenswerte Anregung das helle Licht, das von den Fuldaer Bischofskonferenzen ausgehend, die Lösung der schwierigen Aufgaben der Zeit stets in fortwährendem innigem Kontakt mit der Kirche ermöglichte.

Wer wallfahrete also heuer nicht gern nach Mainz? Der Mainzer Katholikentag 1911 trägt an der Stirne das Stigma einer großartigen Huldigung am Grabe Kettelers. Zu Weihnachten dieses Jahres wäre der hundertste Geburtstag des Mannes, den Johannes Janssen bekanntlich als Millenarmenschen charakterisiert hat. Mainz hatte ein historisches Recht, die deutschen Katholiken in diesem Jahre in seine Mauern zu bitten, eine Ehrenschuld an Ketteler abzutragen. Der Katholikentag mit seinen Früchten, seinen Verlauf, seinen Verhandlungen und Beschlüssen sei wie ein Markstein auf dem Wege des katholischen Prinzips zum Ziel und Siege solch ein Gedenkstein, Ketteler zu Ehren gesetzt, schön wie die von der Katholikenversammlung gestifteten Glasgemälde der Kettelerkapelle im hohen Dom, wuchtig wie der mächtige Baldachinaltar im Ostchor — die Widmung der Mainzer Bistumsangehörigen für den Hochseligen, unvergänglich wie die immergrüne Pflanzenzier am Grabe Kettelers — die pietätvolle Stiftung edler Mainzer Frauen. Seinerzeit, als das „heilige Köln" die fünfzigste Generalversammlung für sich beschlagnahmte, trat Mainz bescheiden seine berechtigten Ansprüche an die reichere Schwesterstadt an der Pfaffengasse des Rheinstromes ab und wich zurück, um sich jetzt desto ehrenreicher hervortun zu können. Kettelers Gedenken ist auch ein anziehenderer, sinnreicherer Goldgrund als die Ueberschau über halbhundert Tagungen.

Und tiefernst bei allem gesunden Optimismus deucht uns die Stimmung. Ein heißes Sehnen und heißes Wünschen nach innigerem Zusammenschluß der kulturellen, sozialen, caritativen, religiösen Bestrebungen brennt dem katholischen Volke auf die Seele. Es treten heute der zentrifugalen Richtungen zu viele in die Erscheinung. Das beunruhigt, bekümmert unser treues katholisches Volk. Es war nicht immer so. Darum können wir auf die Dauer einer vollen Klärung gewisser gegensätzlichen Anschauungen im eigenen Lager nicht entraten. Klar zum Gefechte gegen die Legionen Widersacher brauchen wir. Klarheit und Offenheit, wie sie die Wahrheit fordert! Das stellt Ketteler als Leitmotiv an die Spitze seiner epochemachendsten Ansprache. Möge der Katholikentag in der Kettelerstadt im Zeichen dieses Kettelerwortes stehen und friedlich in Versöhnung ausklingen! Wo könnte ein kompetenterer Areopag zusammentreten als auf der Generalversammlung der Katholiken und an Kettelers Grab?

„Für Kirche und Volk!" steht auf der Mitgliederkarte der 58. Generalversammlung. Wohl! „Unser Lebensdienst und unsere Liebe der Autorität, die erkennen läßt, daß sie von Gott stammt, die in den Wirren der Gegenwart steht und den dräuenden Stürmen der Zukunft entgegengeht, ein Kreuz in der Hand." Aber auch „der Welt gezeigt, daß man katholisch sein kann, ohne rückständig zu sein, und daß man der Kirche dienen kann mit der stolzen Demut aufrechter, grundsatzvoller freier Männer", die nicht nötig haben, das Montalembertsche Catholique avant tout! ostentativ immer im Mund und in der Feder zu führen. Wer aus der steten Betonung des Wortes von katholischer Glaubens- und Prinzipientreue den „unbefangenen Metallklang der Wahrheit" — le métal naïf de la vérité — heraushören will, mag es so annehmen, nur mit dem Zugeständnis, daß dieser Grundton im Denken und Handeln nicht allerwegs die ausschließliche Dominante sein müsse. Wenn dann aus unserem Raten und Taten unverträglicher Zelotismus und innere Veruneinigung ausgeschaltet werden, ist ein grobes Aergernis entfernt, ist der Kirche gedient, ist ein schwerer Albdruck dem katholischen Volke vom Herzen genommen, ist der konzentriertesten und fruchtreichsten Tätigkeit der Katholiken auf allen Gebieten freie Bahn gegeben, ist den vielfältigen Resolutionen des Katholikentags die herrlichste allseitige Auswirkung gesichert. Fiat!

Also Klarheit!

Und Entschiedenheit! In der entschlossenen Abwehr aller und jeglicher unberufenen Einmischung, was die inneren religiösen Angelegenheiten des katholischen Volksteils in Deutschland

[1] May, Geschichte der Generalversammlungen des katholischen Deutschlands, Seite 159 und passim.

Wollen Sie stark u. gesund werden?
Ueben Sie täglich 10 Min. lang nach der neuen Muskel- und Körperbildungsmethode (Heilgymnastik), welche den ganzen Körper ausbildet, stärkt u. widerstandsfähig gegen Krankheiten macht u. viele derselben heilen kann; besonders: Nerven-, Nieren- u. Magenleiden, Blutarmut, Appetit- u. Schlaflosigkeit, Gicht, Verstopfung, Fettleibigkeit usw. — 32 Seiten starke illustr. Broschure, die jedermann lesen sollte, gratis u. franko. Briefe i. Ausland 25 Cts., Karten 10 Cts.
Prof. E. Wehrheim. Cannes, Frankreich.

De Crignis'sche Kellerei
Mann & Lingg, k. b. Hoflieferanten
Kaufbeuren.
Kirchlich vereidigte Messweinlieferanten.
Preislisten u. Proben gratis und franko zu Diensten.

Atelier für kirchliche Kunst
H. Volkhausen jun., Kirchenmaler
Paderborn i. W.
Ausmalen von Kirchen u. Kapellen in jeder Stilart.

Goffines Handpostille
in durchaus neuer Bearbeitung
modern u. praktisch
fein illustriert, geb. 10 Mk.
Ausführlicher Prospekt erhältlich. (6
Verlag A. Laumann, Dülmen.

Die „Bibliothek der Kirchenväter"
in deutscher Uebersetzung, von Dr. Valentin Thalhofer usw., 80 Bände mit Registerband umfassend, gebunden in Bibliothek-Band, gut erhalt., wie neu, hat im Auftrage
zu verkaufen
zum Preis von 100 Mark. Wer, sagt die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau", München.

Cistercienser-Kloster del Val San José (Spanien)
empfiehlt **weissen, süssen Messwein** p Flasche M. 1.20 (exkl. Glas).
Klosterwein (naturrein), milder, angenehm. **Kranken- und Morgenwein**, per Flasche M. 1.30 (exkl. Glas).
Alleinverkauf für ganz Deutschland:
A. Webering, Albert Sträter Nachf. Rheine i. W.
Wilh. Hungelmann (Inh. F. Webering), Lingen (Ems).
Vereidigt. Messwein-Lieferant.

Kath. Bürger-Verein
in Trier a. Mosel
gegründet 1864
langjähriger Lieferant vieler Offizierkasinos
empfiehlt seine anerkannt preiswerten und bestgepflegten
Saar- und Moselweine
in den verschiedensten :: Preislagen. ::

Primaner
(hum. Gymn.), kathol., sucht
Stellung
an einer **Bank** oder bankähnlichem Institut gegen sofortige, wenn auch anfangs kleine Vergütung, **oder** in einem **Lehrinstitut**, wo er an jüngere Schüler Unterricht erteilen und sich weiter ausbilden könnte. Angebote erbeten unter **H. W. 10768** an die „Allgemeine Rundschau", München.

Vorzüglich bewährte Neuheit!
Doppelseitige Windmaschine zur Windbeschaffung für Orgelwerke
sämtlicher, selbst d. ältesten Systeme. Geräuschlos. Gang. Grösste Sparsamkeit im Stromverbrauch, da selbsttätig reguliert; unerreicht in Funktion und Betriebssicherheit. Zum Aufstellen geringer Raum erforderlich. Bequeme Einschaltung vom Organistensitz aus. Kein Kalkant mehr nötig. Komplette Anlagen mit Montage von **400.—** Mk., ohne Montage von **320.—** Mk an. Bei Anfrag. Rückp. erbeten. Prospekte u. weit. Angab. gratis.
Koch & Höhmann, Spezial-Fabrikation elektrischer Windmaschinen **Ronsdorf (Rhld.)**

Kein Vater, dem die Zukunft seines Sohnes am Herzen liegt, **versäume es**, sich unter Berufung auf diese Zeitung die Broschüre
„Die Aussichten des technischen Berufes"
von Dipl.-Ing. Stiel gratis u. franko zusenden zu lassen vom
Bund der technisch-industriellen Beamten, Berlin NW. 52, Werftstr. 45.

Palästina Weine
v. Trappisten-Patres de Notre Dame des Sept Douleurs
Nr. 2 Weisswein Fl. 1.20
Nr. 3 Rotwein Fl. 1.25
Nr. 4 Muskateller Fl. 1.60
Nr. 5 „ rot Fl. 1.50
Garant. Messweine, vorzl. von Geschmack. 12 Fl. sortiert zur Probe Mk. 17.50 unter Nachnahme liefert
Domkellerei Paderborn
Franz Goertz
vereid. Messwein-Liefer.

2 Mark ist der Preis
für die neue, wohlfeile Ausgabe des Werkes Augustin Wibbelt, Das Buch von den vier Quellen
J. Schnell'sche Verlags-Buchhandlung. C. Leopold Warendorf i. W.

Frankfurter Zeitgemässe Broschüren.
Gegründet von Paul Haffner, Johannes Janssen u. a.
Bisher erschienen: 29 Bände à 12 Hefte.
Preis des Bandes von 12 Heften 4 Mk. Jedes Heft 50 Pfg. — Band 1—20 sind herabgesetzt. — Verzeichnisse gratis.
Verlag von Breer & Thiemann in Hamm i. W.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Prächtiger Geschenkband für alle Zeiten des Jahres!
Auf Höhenpfaden
Gedichte
Aus Originalbeiträgen der „Allgem. Rundschau".
Herausgegeben von Dr. Armin Kausen.
Feinster Salonband. Deckenpressung in Farbe und Gold
Jahreszeiten. Festzeiten. Stimmungen und Erinnerungen. Balladen.
Der 320 Seiten starke Oktavband umfasst 394 Gedichte aus der Feder von rund 80 Autoren.
Ausnahmspreis für Abonnenten der „Allgemeinen Rundschau" Mk. 2.—.
Ladenpreis für Nichtabonnenten Mk. 3.—.
Die Versendung erfolgt mit Nachnahme oder gegen vorherige Einsendung des Betrages nebst 20 Pfg. für Porto.
Geschäftsstelle der „Allgem. Rundschau" München, Galeriestr. 35 a, Gartenhaus.

— Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste feste Abonnentenzahl auf. —

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer. Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 31. München, 5. August 1911. VIII. Jahrgang.

Willkommen in Mainz!

Zur 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands.

Von Dompfarrer August Fecher, Mainz.

So wäre der Tag für die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands herangerückt. Zum achtundfünfzigsten Male bewährt sich angesichts des gewaltigen Aufgebots glaubensstarker und bekenntnisfreudiger Männer aus allen deutschen Gauen das Wort vom Schauspiel für Welt, Engel und Menschen. Und es ist ausgerechnet das fünfte Mal, daß der Heerbann der Katholiken Deutschlands nach dem goldenen Mainz aufbricht (1848, 1851, 1871, 1892). Damit allein schon hielte die herrliche Stadt des hl. Bonifatius den Rekord. Aber wie man ihr den Ruhm nicht streitig machen kann, die Wiege der Katholikenversammlungen gewesen zu sein, so nimmt ihr niemand den Glorienschein, der sie im Glanze der Namen eines Ketteler, Lennig, Heinrich, Moufang, Haffner umstrahlt. Dürften wir, so würden wir vom 109. Psalm die Worte hersetzen: tecum principium in die virtutis tuae in splendoribus sanctorum. Heinrich, Moufang, Haffner — „dieses unvergleichliche Triumvirat von Meistern, Männern der Schule und des Lebens, der Frömmigkeit und Fröhlichkeit“[1]) —: waren Jahrzehnte hindurch die Katholikentagsredner. Unsagbar, was ihnen die Tagungen an idealem Gehalt und faktischem Nutzen danken! Kein Wunder, wenn der tüchtige Geschichtschreiber der Generalversammlungen in seinem prächtigen Buche mit seiner Feder innehält und mit der Genugtuung eines Mainzer Diözesanen registriert, was Rühmens dieser Drei aus hervorragender fremder Feder anläßlich der Würzburger Katholikenversammlung anno 1864 quoll: Die Mainzer haben den Sieg davongetragen, Heinrich mit seiner schneidigen Schärfe, Moufang durch seine überwältigende Kraft, Haffner mit seiner echt wissenschaftlichen, ästhetisch-tadellosen Diktion, seinen reizenden historischen Parallelen, reichen Perspektiven und seinem köstlichen — Humor.

Und Ketteler! Wie stünde ohne den „streitbaren“ Mainzer Oberhirten das katholische deutsche Volk heute im Felde? Wo wären die Siegeszeichen des Zentrums ohne diesen Bahnbrecher zumal auf sozialem Gebiete? Wenn „Germania docet“ mit Bezug auf das kirchlich-religiöse Leben und die Schulung der Katholiken, wenn „Deutschland voran“ für die Arbeiterversicherung gilt, ist's wahrlich nicht zu einem kleinen Teil das Verdienst des großen Bischofs, der vorbildlich und wegezeigend gewirkt hat, und der auf Jahre hinaus und nach dem Tode noch zu seinem Volke redet. Gaben seine Reden und Schriften jeweils die erste sichere Orientierung zur Vorarbeit auf den noch lange dunkeln Pfaden christlich-sozialer Arbeiterfürsorge, so haben wir auch durch seine dankenswerte Anregung das helle Licht, das von den Fuldaer Bischofskonferenzen ausgehend, die Lösung der schwierigen Aufgaben der Zeit stets in fortwährendem innigem Kontakt mit der Kirche ermöglichte.

Wer wallfahrete also heuer nicht gern nach Mainz? Der Mainzer Katholikentag 1911 trägt an der Stirne das Stigma einer großartigen Huldigung am Grabe Kettelers. Zu Weihnachten dieses Jahres wäre der hundertste Geburtstag des Mannes, den Johannes Janssen bekanntlich als Millenarmenschen charakterisiert hat. Mainz hatte ein historisches Recht, die deutschen Katholiken in diesem Jahre in seine Mauern zu bitten, eine Ehrenschuld an Ketteler abzutragen. Der Katholikentag mit seinen Früchten, seinem Verlauf, seinen Verhandlungen und Beschlüssen sei wie ein Markstein auf dem Wege des katholischen Prinzips zum Ziel und Siege solch ein Gedenkstein, Ketteler zu Ehren gesetzt, schön wie die von der Katholikenversammlung gestifteten Glasgemälde der Kettelerkapelle im hohen Dom, wuchtig wie der mächtige Baldachinaltar im Ostchor — die Widmung der Mainzer Bistumsangehörigen für den Hochseligen, unvergänglich wie die immergrüne Pflanzenzier am Grabe Kettelers — die pietätvolle Stiftung edler Mainzer Frauen. Seinerzeit, als das „heilige Köln“ die fünfzigste Generalversammlung für sich beschlagnahmte, trat Mainz bescheiden seine berechtigten Ansprüche an die reichere Schwesterstadt an der Pfaffengasse des Rheinstromes ab und wich zurück, um sich jetzt desto ehrenreicher hervortun zu können. Kettelers Gedenken ist auch ein anziehenderer, sinnreicherer Goldgrund als die Ueberschau über halbhundert Tagungen.

Und tiefernst bei allem gesunden Optimismus deucht uns die Stimmung. Ein heißes Sehnen und heißes Wünschen nach innigerem Zusammenschluß der kulturellen, sozialen, caritativen, religiösen Bestrebungen brennt dem katholischen Volke auf die Seele. Es treten heute der zentrifugalen Richtungen zu viele in die Erscheinung. Das beunruhigt, bekümmert unser treues katholisches Volk. Es war nicht immer so. Darum können wir auf die Dauer einer vollen Klärung gewisser gegensätzlichen Anschauungen im eigenen Lager nicht entraten. Klar zum Gefechte gegen die Legionen Widersacher brauchen wir. Klarheit und Offenheit, wie sie die Wahrheit fordert! Das stellt Ketteler als Leitmotiv an die Spitze seiner epochemachendsten Ansprache. Möge der Katholikentag in der Kettelerstadt im Zeichen dieses Kettelerwortes stehen und friedlich in Versöhnung ausklingen! Wo könnte ein kompetenterer Areopag zusammentreten als auf der Generalversammlung der Katholiken und an Kettelers Grab?

„Für Kirche und Volk!“ steht auf der Mitgliederkarte der 58. Generalversammlung. Wohl! „Unser Lehensdienst und unsere Liebe der Autorität, die erkennen läßt, daß sie von Gott stammt, die in den Wirren der Gegenwart steht und den dräuenden Stürmen der Zukunft entgegengeht, ein Kreuz in der Hand.“ Aber auch „der Welt gezeigt, daß man katholisch sein kann, ohne rückständig zu sein, und daß man der Kirche dienen kann mit der stolzen Demut aufrechter, grundsatzvoller freier Männer“, die nicht nötig haben, das Montalembertsche Catholique avant tout! ostentativ immer im Mund und in der Feder zu führen. Wer aus der steten Betonung des Wortes von katholischer Glaubens- und Prinzipientreue den „unbefangenen Metallklang der Wahrheit“ — le métal naïf de la vérité — heraushören will, mag es so annehmen, nur mit dem Zugeständnis, daß dieser Grundton im Denken und Handeln nicht allerwegs die ausschließliche Dominante sein müsse. Wenn dann aus unserem Raten und Taten unverträglicher Zelotismus und innere Veruneinigung ausgeschaltet werden, ist ein grobes Aergernis entfernt, ist der Kirche gedient, ist ein schwerer Albdruck dem katholischen Volke vom Herzen genommen, ist der konzentriertesten und fruchtreichsten Tätigkeit der Katholiken auf allen Gebieten freie Bahn gegeben, ist den vielfältigen Resolutionen des Katholikentags die herrlichste allseitige Auswirkung gesichert. Fiat!

Also Klarheit!

Und Entschiedenheit! In der entschlossenen Abwehr aller und jeglicher unberufenen Einmischung, was die inneren religiösen Angelegenheiten des katholischen Volksteils in Deutschland

---

[1]) May, Geschichte der Generalversammlungen des katholischen Deutschlands, Seite 159 und passim.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 45 Oer. Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 31. München, 5. August 1911. VIII. Jahrgang.

Willkommen in Mainz!

Zur 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands.

Von Dompfarrer August Fecher, Mainz.

So wäre der Tag für die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands herangerückt. Zum achtundfünfzigsten Male bewährt sich angesichts des gewaltigen Aufgebots glaubensstarker und bekenntnisfreudiger Männer aus allen deutschen Gauen das Wort vom Schauspiel für Welt, Engel und Menschen. Und es ist ausgerechnet das fünfte Mal, daß der Heerbann der Katholiken Deutschlands nach dem goldenen Mainz aufbricht (1848, 1851, 1871, 1892). Damit allein schon hielte die herrliche Stadt des hl. Bonifatius den Rekord. Aber wie man ihr den Ruhm nicht streitig machen kann, die Wiege der Katholikenversammlungen gewesen zu sein, so nimmt ihr niemand den Glorienschein, der sie im Glanze der Namen eines Ketteler, Lennig, Heinrich, Moufang, Haffner umstrahlt. Dürften wir, so würden wir vom 109. Psalm die Worte hersetzen: tecum principium in die virtutis tuae in splendoribus sanctorum. Heinrich, Moufang, Haffner — „dieses unvergleichliche Triumvirat von Meistern, Männern der Schule und des Lebens, der Frömmigkeit und Fröhlichkeit“[1]) —: waren Jahrzehnte hindurch die Katholikentagsredner. Unsagbar, was ihnen die Tagungen an idealem Gehalt und faktischem Nutzen danken! Kein Wunder, wenn der tüchtige Geschichtschreiber der Generalversammlungen in seinem prächtigen Buche mit seiner Feder innehält und mit der Genugtuung eines Mainzer Diözesanen registriert, was Rühmens dieser Drei aus hervorragender fremder Feder anläßlich der Würzburger Katholikenversammlung anno 1864 quoll: Die Mainzer haben den Sieg davongetragen, Heinrich mit seiner schneidigen Schärfe, Moufang durch seine überwältigende Kraft, Haffner mit seiner echt wissenschaftlichen, ästhetisch-tadellosen Diktion, seinen reizenden historischen Parallelen, reichen Perspektiven und seinem köstlichen — Humor.

Und Ketteler! Wie stünde ohne den „streitbaren“ Mainzer Oberhirten das katholische deutsche Volk heute im Felde? Wo wären die Siegeszeichen des Zentrums ohne diesen Bahnbrecher zumal auf sozialem Gebiete? Wenn „Germania docet“ mit Bezug auf das kirchlich-religiöse Leben und die Schulung der Katholiken, wenn „Deutschland voran“ für die Arbeiterversicherung gilt, ist's wahrlich nicht zu einem kleinen Teil das Verdienst des großen Bischofs, der vorbildlich und wegezeigend gewirkt hat, und der auf Jahre hinaus und nach dem Tode noch zu seinem Volke redet. Gaben seine Reden und Schriften jeweils die erste sichere Orientierung zur Vorarbeit auf den noch lange dunkeln Pfaden christlich-sozialer Arbeiterfürsorge, so haben wir auch durch seine dankenswerte Anregung das helle Licht, das von den Fuldaer Bischofskonferenzen ausgehend, die Lösung der schwierigen Aufgaben der Zeit stets in fortwährendem innigem Kontakt mit der Kirche ermöglichte.

Wer wallfahrete also heuer nicht gern nach Mainz? Der Mainzer Katholikentag 1911 trägt an der Stirne das Stigma einer großartigen Huldigung am Grabe Kettelers. Zu Weihnachten dieses Jahres wäre der hundertste Geburtstag des Mannes, den Johannes Janssen bekanntlich als Millenarmenschen charakterisiert hat. Mainz hatte ein historisches Recht, die deutschen Katholiken in diesem Jahre in seine Mauern zu bitten, eine Ehrenschuld an Ketteler abzutragen. Der Katholikentag mit seinen Früchten, seinem Verlauf, seinen Verhandlungen und Beschlüssen sei wie ein Markstein auf dem Wege des katholischen Prinzips zum Ziel und Siege solch ein Gedenkstein, Ketteler zu Ehren gesetzt, schön wie die von der Katholikenversammlung gestifteten Glasgemälde der Kettelerkapelle im hohen Dom, wuchtig wie der mächtige Baldachinaltar im Ostchor — die Widmung der Mainzer Bistumsangehörigen für den Hochseligen, unvergänglich wie die immergrüne Pflanzenzier am Grabe Kettelers — die pietätvolle Stiftung edler Mainzer Frauen. Seinerzeit, als das „heilige Köln“ die fünfzigste Generalversammlung für sich beschlagnahmte, trat Mainz bescheiden seine berechtigten Ansprüche an die reichere Schwesterstadt an der Pfaffengasse des Rheinstromes ab und wich zurück, um sich jetzt desto ehrenreicher hervortun zu können. Kettelers Gedenken ist auch ein anziehenderer, sinnreicherer Goldgrund als die Ueberschau über halbhundert Tagungen.

Und tiefernst bei allem gesunden Optimismus deucht uns die Stimmung. Ein heißes Sehnen und heißes Wünschen nach innigerem Zusammenschluß der kulturellen, sozialen, caritativen, religiösen Bestrebungen brennt dem katholischen Volke auf die Seele. Es treten heute der zentrifugalen Richtungen zu viele in die Erscheinung. Das beunruhigt, bekümmert unser treues katholisches Volk. Es war nicht immer so. Darum können wir auf die Dauer einer vollen Klärung gewisser gegensätzlichen Anschauungen im eigenen Lager nicht entraten. Klar zum Gefechte gegen die Legionen Widersacher brauchen wir. Klarheit und Offenheit, wie sie die Wahrheit fordert! Das stellt Ketteler als Leitmotiv an die Spitze seiner epochemachendsten Ansprache. Möge der Katholikentag in der Kettelerstadt im Zeichen dieses Kettelerwortes stehen und friedlich in Versöhnung ausklingen! Wo könnte ein kompetenterer Areopag zusammentreten als auf der Generalversammlung der Katholiken und an Kettelers Grab?

„Für Kirche und Volk!“ steht auf der Mitgliederkarte der 58. Generalversammlung. Wohl! „Unser Lebensdienst und unsere Liebe der Autorität, die erkennen läßt, daß sie von Gott stammt, die in den Wirren der Gegenwart steht und den dräuenden Stürmen der Zukunft entgegengeht, ein Kreuz in der Hand.“ Aber auch „der Welt gezeigt, daß man katholisch sein kann, ohne rückständig zu sein, und daß man der Kirche dienen kann mit der stolzen Demut aufrechter, grundsatzvoller freier Männer“, die nicht nötig haben, das Montalembertsche Catholique avant tout! ostentativ immer im Mund und in der Feder zu führen. Wer aus der steten Betonung des Wortes von katholischer Glaubens- und Prinzipientreue den „unbefangenen Metallklang der Wahrheit“ — le métal naïf de la vérité — heraushören will, mag es so annehmen, nur mit dem Zugeständnis, daß dieser Grundton im Denken und Handeln nicht allerwegs die ausschließliche Dominante sein müsse. Wenn dann aus unserem Raten und Taten unverträglicher Zelotismus und innere Veruneinigung ausgeschaltet werden, ist ein grobes Aergernis entfernt, ist der Kirche gedient, ist ein schwerer Albdruck dem katholischen Volke vom Herzen genommen, ist der konzentriertesten und fruchtreichsten Tätigkeit der Katholiken auf allen Gebieten freie Bahn gegeben, ist den vielfältigen Resolutionen des Katholikentags die herrlichste allseitige Auswirkung gesichert. Fiat!

Also Klarheit!

Und Entschiedenheit! In der entschlossenen Abwehr aller und jeglicher unberufenen Einmischung, was die inneren religiösen Angelegenheiten des katholischen Volksteils in Deutschland

[1]) May, Geschichte der Generalversammlungen des katholischen Deutschlands, Seite 159 und passim.

angeht. Peinlichst enthalten sich unsere Generalversammlungen jedes Uebergreifens und Hinüberspielens auf nichtkatholische Gebiete. Das ist eine unanfechtbare, ruhmvolle Tatsache, die von erbitterten Gegnern unumwunden zugestanden wird. Es wird in Mainz erst recht nicht anders sein. Unwillkürlich aber drängt sich aus allem, was wir seit Jahr und Tag besonders vom Erscheinen der Borromäus-Enzyklika an erleben mußten, die schmerzliche Erkenntnis auf, daß von anderer Seite *dieselbe Zurückhaltung und der gleiche Takt nicht* zu gewärtigen ist. Bei diesem Vergleich, wenn man ihn ernsthaft anstellen wollte, ergäbe sich sonnenklar eine hundertfach *noblere* Art katholischer Anfassung der Gravamina corporis evangelici als umgekehrt. Indes, wir verspüren keine Lust, „nobel zugrunde zu gehen“, unser wohlerworbenes, *katholisch-kirchliches Renommee* einfältig in den Grund bohren zu lassen. Es soll *nach außen* nicht der Eindruck erweckt oder verstärkt werden, als ob das katholische Deutschland sein kirchliches Denken und Gehorchen von anderer Seite schulmeistern oder gar schuhriegeln ließe. Es ist wahrlich genug und übergenug der Anmaßung, wie von drüben und draußen über die *innerkirchlichen Angelegenheiten* stets und ständig abgesprochen, über die Kundgebungen des Hl. Vaters räsoniert, über katholischen Glaubensgehorsam geistige Sperre verhängt wird. Insofern gibt es auch im katholischen Deutschland eine *römische Frage in eigenartiger Beleuchtung* durch die Scheinwerfer einer respektlosen Presse, die in öffentlicher Meinung macht und sich aufs Einschüchtern versteht. *Der* Wiesengrund ist schon so bunt und wird noch täglich bunter. Hier dürfte wohl die Demarkationslinie schärfer gezogen werden, und zwar vom Katholikentag selber am Grabe Kettelers, der allzeit nach dem Rechten scharf geschaut und furchtbar wie Gideon für die Sache der Kirche, wie für die Rechte des Apostolischen Stuhles sein gutes Schwert gezogen hat. Wo immer sie bedroht waren oder Irreführung des katholischen Volkes zu befürchten stand! Die Stunde ist da. Für eine schneidige Verwahrung im Namen und aus dem Herzen der deutschen Katholiken, die mit ganzer Seele die Kirche lieben, die im besten Sinne des Wortes Klerikale und Ultramontane zu sein willens sind. — —

So hebe denn an, du großer Tag, Tag der Ehre, Tag der Ernte für das katholische Deutschland! „Des Zeitengeists gewaltig freches Toben“ fordert uns auf die Schanzen. Adsumus — wir sind da, die Gerufenen: Arbeiter, Bauern, Gelehrte, Handwerker, Kaufherren, Studenten, Techniker, Laien und Geistliche, Adel und Volk. Schön mit der Feier des Gedächtnisses der Verklärung Christi setzt die Heerschau der deutschen Katholiken ein, selbst eine Verherrlichung des verklärten Gottmenschen. Da wir eine solche Wolke von Zeugen — eine so große Menge von Zeugnissen für die Kraft und Macht unseres Glaubens — haben, lasset uns unerschrocken den Kampf aufnehmen, im Aufblick zum Urheber und Vollender unseres Glaubens, der zur Rechten Gottes sitzt! Du aber, guter Ketteler, so steig' aus deinem Grabe — du Heldenführer hervor: „Vater, der Wagen Israels und sein Fuhrmann, laß deinen Geist doppelt über uns sein und lege deine Hände auf der Deinen Hand, in der Bogen und Pfeile: Der Pfeil des Heiles des Herrn und der Pfeil des Heiles wider Syrien.“ (4. Kö. 2.)

Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Ein voller Erntetag dem Volke Gottes komme!

Möge die 58. Generalversammlung im goldenen Mainz unter der geistigen Aegide des verklärten Ketteler halten, was sie verspricht an Arbeitsleistung in Hülle und Fülle!

Willkommen! Willkommen!

Weltrundschau.

Von *Fritz Nienkemper*, Berlin.

England als dirigierende Weltmacht.

Der *deutsche Kaiser* ist von seiner vierwöchigen Erholungsfahrt an den nordischen Küsten heimgekehrt. Ohne jede Ueberhastung; Herr von Bethmann Hollweg und Herr von Kiderlen-Wächter sind zum Vortrag nach Swinemünde gereist, auch ohne Ueberhastung, erst am nächsten Tage. Der Besuch des Nachmittagthees einer würdigen Konsulsgattin in Heringsdorf wurde durch die marokkanische Frage nicht beeinträchtigt. Es ist vielleicht ganz gut, wenn auch weiterhin die sog. hohe Politik mit sichtlicher Gelassenheit betrieben wird. Unsere Gegner und Neider müssen erkennen, daß Deutschland es ganz gut aushalten kann: wenn uns die gebotenen Entschädigungen nicht voll befriedigen, so lassen wir es einfach beim alten, d. h. wir verlangen die Durchführung der Algecirasakte, den Rückzug des französischen Militärs aus Marokko und die wirtschaftliche Parität im unabhängigen Scherifenreich.

Das erste, was dem Kaiser bei seiner Rückkehr aufgefallen sein wird, ist die überaus selbstbewußte Haltung Englands, das in die schwebenden Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich, welche die Nächstbeteiligten geheim halten wollten, vor aller Oeffentlichkeit sich wiederholt eingemischt hat, als ob es die Generalvormundschaft für den ganzen Erdkreis innehätte.

Die hochtönenden Reden des Schatzkanzlers Lloyd George im Mansion House, die wir in der vorigen Nummer dieses Blattes schon erwähnten, erzeugten eine kritische Stimmung. In der Rede selbst war Deutschland nicht genannt worden, aber die Presse stellte es als zweifellos hin, daß ihr Sinn dahin gehe: England könne und werde nicht dulden, daß Deutschland in Afrika einen erheblichen Gebietszuwachs erlange. Infolgedessen sank bei den Franzosen und deren Freunden die Neigung zu „Kompensationen“ nahezu auf den Nullpunkt; vielfach befürchtete man das Scheitern der Verhandlungen. Ob von Berlin aus eine Anfrage wegen dieses Zwischenfalles nach London ergangen war, oder ob die englische Regierung selbst der *übermäßigen Wirkung* der Drohrede eine Schranke ziehen zu müssen glaubte: genug, der Premier *Asquith* nahm die weitere Aktion selbst in die Hand. Bei der nächsten besten parlamentarischen Gelegenheit verlas er eine wohlabgewogene Rede, die in der Form viel diplomatischer war als die des Schatzkanzlers, in der Sache jedoch das Veto Englands gegen Kompensationen *innerhalb* Marokkos entschieden aufrecht erhielt. „Aber“, so fügte Herr Asquith großmütig hinzu, „*außerhalb* Marokkos, in anderen Teilen von *Westafrika*, denken wir nicht daran, eine Einmischung in territoriale Abmachungen zu versuchen, die von den näher Interessierten für zweckmäßig erachtet werden.“

Man muß anerkennen, daß die Sache geschickt gemacht war. Auf dem dunkeln Hintergrunde der allgemeinen Drohrede des Ministers Lloyd George erscheint das Zugeständnis von Kompensationen an der südlichen Westküste Afrikas als ein Gnaden- und Friedensakt, so daß die meisten Leute vergessen zu fragen, ob denn England irgend ein Recht habe, Zugeständnisse Frankreichs an Deutschland von seiner Genehmigung abhängig zu machen. Jedenfalls ist das „Opfer“, das Herr Asquith vor dem Altar des Friedens so feierlich darbringt, sehr billig. Die französische Regierung ist ja von der englischen so sehr abhängig, daß sie vor jedem Angebot an Deutschland erst in London anfragen wird, ob der Herr Vormund nichts einzuwenden habe. Das ist gerade das Bezeichnende, daß die englische Regierung sich mit der stillen, indirekten Einwirkung über Paris nicht begnügt hat, sondern *direkt* und *öffentlich* ihr Veto geltend machte, und zwar durchaus zuungunsten Deutschlands.

Herr *Asquith* versucht seine Einmischung zu rechtfertigen mit der Bemerkung: es würde ein schwerer Fehler sein und gewesen sein, einer solchen Situation ihren Lauf zu lassen, bis die Geltendmachung des englischen Interesses an ihr infolge des vorausgegangenen Stillschweigens Ueberraschung und Erbitterung hervorgerufen hätte in dem Augenblick, wenn diese Geltendmachung zu einer gebieterischen Notwendigkeit geworden wäre. — Das stimmt nicht. Herr Asquith hatte Mittel und Wege genug, um in Paris und auch in Berlin das englische Interesse in einer rücksichtsvollen Form geltend zu machen. Er wählte die Form eines öffentlichen Machtgebotes, obschon er sich sagen mußte

daß gerade dadurch Ueberraschung und Erbitterung hervorgerufen werden konnte.

Die deutschen Offiziösen nehmen das Vorgehen Asquiths mit großer Ruhe auf und suchen es so gut wie möglich zu deuten. Zu der Erklärung wegen der Kompensationen außerhalb Marokkos bemerken sie: „Diese bestimmte Absage an deutschfeindliche Drohnoten in der Presse haben wir erwartet.“ In etwas orakelhaftem Stile fügen sie dann hinzu, „daß daneben Herr Asquith den bereits in seiner früheren Erklärung über Marokko enthaltenen Hinweis auf die Wahrung der eigenen Interessen Englands in Nordafrika unterstrichen hat, kann um so weniger befremden, als gerade die Lage, welche im Scherifischen Reiche durch Handlungen außerhalb der Akte von Algeciras entstanden ist, auch den Anlaß zu der jüngsten Aktion gebildet und zu den Verhandlungen mit Frankreich geführt hat.“ Das deutsche Volk wird diesen kunstvollen Satzbau schwerlich verstehen. Aber um so deutlicher wird ihm zum Bewußtsein kommen, daß England auch hier wieder einmal im Wege steht. Wer hat die ganzen Marokko-Schwierigkeiten angestiftet? England, indem es das Scherifenreich, das ihm gar nicht gehörte, an Frankreich verschenkte, ohne sich um das in Marokko stark interessierte Deutsche Reich im mindesten zu kümmern! Wer erschwert jetzt den endgültigen Ausgleich? Wiederum England, indem es gegen die naturgemäßeste Lösung durch Kompensationen innerhalb Marokkos sein unbedingtes Veto einlegt und auf die Kompensationen an anderer Stelle durch den Vorbehalt der Nachprüfung drückt! Wenn die Offiziösen auch vorläufig mit diplomatischem Stillschweigen darüber hinweggehen, so läßt die öffentliche Meinung sich doch nicht die Tatsachen entgehen, daß Herr Asquith die Drohrede seines Schatzkanzlers nicht getadelt, sondern vielmehr wohlwollend zitiert hat, und daß auch der Premier in seiner sog. Friedensrede die Klausel aufrecht erhalten hat, daß die britische Regierung von den Vereinbarungen (außerhalb Marokkos) „aufrichtig werde sagen können, daß sie die britischen Interessen in keiner Weise präjudizieren.“

Die deutsche Diplomatie will offenbar weiter arbeiten an dem Verständigungswerk. Wir wollen festhalten an der Hoffnung, daß es ihr trotz alledem gelingen werde, einen annehmbaren Ausgleich zu finden. Aber wenn es gelingt, so wird doch in den deutschen Gemütern eine Stachel zurückbleiben: das Gefühl der schlechten Behandlung von seiten Englands.

Der Aerger über die anmaßende und unfreundliche Haltung richtet sich nicht gegen einzelne Persönlichkeiten oder einzelne Parteien Englands, sondern wir spüren nur zu deutlich, daß die Gesamtheit der politisch tätigen Engländer sich an allen Ecken und Enden der Welt von der Mißgunst gegen Deutschland leiten läßt. Herr Asquith hat seine letzte Rede dazu benutzt, um im Londoner Parlament recht effektvoll sowohl von der konservativen Opposition als auch von der Arbeiterpartei die Solidarität mit der auswärtigen Politik der Regierung öffentlich erklären zu lassen. Damit sollte der Ansicht vorgebeugt werden, als ob die innerpolitischen Schwierigkeiten, namentlich die Verfassungsfrage, die hochpolitische Aktionslust und Aktionskraft der britischen Weltmacht irgendwie lähmen könnten. In der Tat ist das nicht der Fall. Was den Verfassungsstreit angeht, so darf Herr Asquith auf den baldigen Triumph seiner Vetobill rechnen. Die unionistische Opposition ist bereits gespalten. Die Mehrzahl der konservativen Lords ist entschlossen, es nicht zu dem angedrohten Peersschub kommen zu lassen. Sie wollen die liberale Vetobill durchgehen lassen, um das größere Uebel eines liberalen Oberhauses zu vermeiden und wenigstens eine Mehrheit mit dem aufschiebenden Veto sich für die Zukunft zu retten. Aber wie auch die Machtverhältnisse zwischen den beiden großen Parteigruppen sich für die nächsten Jahre gestalten mögen, in der auswärtigen Politik wird England nach wie vor von seinem urkräftigen Egoismus und seinem überaus hochgespannten Machtbewußtsein sich rücksichtslos leiten lassen. Die liberale Regierung muß in diesem Punkte, ebenso wie im Flottenbau, schon der Selbsterhaltung wegen mindestens ebenso forsch auftreten, wie es die konservative Regierung zu Eduards Zeiten tat. Offenbar fühlen sich die Engländer als die stärkste Macht der Welt. Dieses Gefühl verleitet sie zu einem diktatorischen Auftreten, und es fragt sich, wie lange die kontinentalen Mächte, namentlich Deutschland, es ertragen werden, daß England als „Weltherr“ sich in alle möglichen Dinge kommandierend einmischt. Die Friedensgefahr steckt nicht in Paris oder in Petersburg, wo man seine Schwäche erkennt, und nicht in Berlin, wo man seine Stärke von jedem Mißbrauch fern hält, sondern in London, wo man seine Stärke überschätzt.

Bischof Wilhelm Emanuel v. Kettelers Persönlichkeit und kirchliches Wirken.

Von P. Joh. Chrysostomus Schulte, O. M. Cap., Lektor und Doktor der Theologie, Münster i. W.

Nicht zu jenen Persönlichkeiten gehört Bischof Wilhelm Emanuel v. Ketteler, auf die sich eine dankbare und einsichtige Nachwelt erst forschend besinnen muß. Schon die Mitwelt hat ihn erkannt und ist nicht achtlos und gleichgültig an ihm vorübergegangen. Die Gegner der damals so schwer bedrängten katholischen Kirche Deutschlands sahen im „streitbaren“ Bischof von Mainz den ebenso mutigen und schlagfertigen, wie Achtung gebietenden und ernst zu nehmenden Partner, ja das eigentliche Haupt einer Geistesrichtung, deren systematische Bekämpfung sie sich zur Lebensaufgabe gemacht zu haben schienen und deren völlige Vernichtung sie mit Hilfe staatlicher Machtmittel in energischer, skrupelloser, schließlich brutaler Weise betrieben. Die Katholiken hinwiederum betrachteten den westfälischen Edelmann auf dem altehrwürdigen Bischofsstuhle des hl. Bonifatius in schwer bedrängter Zeit als den besonderen Mann der Vorsehung, dessen „einzige Erscheinung“ sie bewunderten, dessen mannhaftes Eingreifen und opfermutiges Arbeiten auch dem Fernerstehenden zur Ermutigung und Stärkung im aufgenötigten Kampf gereichte. Indem Bischof v. Ketteler die Gärungen, Strömungen und Entwicklungen seinerzeit — weniger bewußterweise als instinktiv — erkannte, überschaute und beherrschte, wurde er für seine Mitwelt hinwiederum der Melder, Verkünder, Deuter eben dieser Zeit. Jahrzehntelang war er des katholischen Deutschlands Mahner, Warner, Wächter. Und man horchte gern auf ihn. Freudig und gehobenen Herzens vertraute man sich seiner Führung und Leitung an. Gelegentlicher Widerspruch und Meinungsverschiedenheiten bei Erörterung konkreter Einzelfragen konnten seine Führerstellung nicht erschüttern. An der Totenklage um ihn beteiligte sich die ganze katholische Welt. Widerspruchslos wurde er schon damals bezeichnet als einer der größten Bischöfe, die je die Kirche Gottes regiert haben.

Was hat Bischof v. Ketteler so groß gemacht? War ihm doch nur eine der kleinsten Diözesen Deutschlands als Wirkungsfeld beschieden. Zudem hatte er in seinen zeitgenössischen deutschen Mitbischöfen keineswegs unbedeutende Männer neben sich, im Gegenteil, manche der großen Bekennerbischöfe der Kulturkampfszeit mögen ihn in dieser oder jener Beziehung an Geistesgröße sogar überragt haben. Was hat ihn trotzdem zum ausgesprochenen Führer der deutschen Kirche jener Zeit werden lassen?

In erster Linie ist es die Macht seiner ungewöhnlichen Persönlichkeit, die Bischof v. Ketteler von selbst als geborenen Führer erscheinen ließ. Schon die äußere Gestalt zeigte etwas Außergewöhnliches, Markantes, Scharfgeschnittenes. Jeder Zoll verriet den Mann, den Edelgeborenen. Dabei war sein Leben voll unmittelbarer Natürlichkeit, Lebendigkeit und Anteilnahme. Alles, was er tat und unternahm, diente nur dem Leben. Ein Mensch von unverwüstlicher Arbeitskraft und schier fieberhaftem Schaffensdrang, war er überall dabei, wo seine Interessensphären in Frage kamen. „Wohl nur alle hundert Jahre“, meint ein Pfarrer, der ihm näher gestanden, „werde ein Bischof kommen, der über einen solchen Vorrat von körperlichen und geistigen Kräften verfügt und eine solche ungeschwächte Arbeitslust besitzt.“ Bischof v. Ketteler war eine wahre Kraftnatur, voll übermenschlicher Energie, aber auch voll elementarer Ursprünglichkeit und Heftigkeit. Auftreten, Blick und Rede vermochten förmlich niederzuschmettern. Seine Feder konnte scharfe, schneidende Sätze niederschreiben. Indem er ganz von dem durchdrungen war, was er als richtig und erstrebenswert erkannt hatte, konnte er voll starrer Energie und voll überschäumendem Mut- und Kraftgefühl gegen eintretende Hindernisse und störende Hemmungen angehen. Doch war er ein hochgesinnter, stets ideal und edel denkender, gegen Ende seines Lebens auch milder und abgeklärter Charakter. Durch energischen jahrelangen Kampf gegen die Ursprünglichkeit seines gewaltigen Temperaments und durch fortwährende Selbstkontrolle arbeitete sich seine unglaubliche Energie und Willensstärke zur völligen Selbstbeherrschung bis zur Liebenswürdigkeit durch. „Sein ganzes Wesen war Wahrhaftigkeit.“ Vorkommende kleinere Unvorsichtigkeiten und persönliche Mißstimmungen entsprangen fast allein dem offenen und geraden Wahrheitssinn. Und doch wollte er mit Wissen und Willen niemandem wehe

angeht. Peinlichst enthalten sich unsere Generalversammlungen jedes Uebergreifens und Hinüberspielens auf nichtkatholische Gebiete. Das ist eine unanfechtbare, ruhmvolle Tatsache, die von erbitterten Gegnern unumwunden zugestanden wird. Es wird in Mainz erst recht nicht anders sein. Unwillkürlich aber drängt sich aus allem, was wir seit Jahr und Tag besonders vom Erscheinen der Borromäus-Enzyklika an erleben mußten, die schmerzliche Erkenntnis auf, daß von anderer Seite dieselbe Zurückhaltung und der gleiche Takt nicht zu gewärtigen ist. Bei diesem Vergleich, wenn man ihn ernsthaft anstellen wollte, ergäbe sich sonnenklar eine hundertfach noblere Art katholischer Anfassung der Gravamina corporis evangelici als umgekehrt. Indes, wir verspüren keine Lust, „nobel zugrunde zu gehen", unser wohlerworbenes, katholisch-kirchliches Renommee einfältig in den Grund bohren zu lassen. Es soll nach außen nicht der Eindruck erweckt oder verstärkt werden, als ob das katholische Deutschland sein kirchliches Denken und Gehorchen von anderer Seite schulmeistern oder gar schuhriegeln ließe. Es ist wahrlich genug und übergenug der Anmaßung, wie von drüben und draußen über die innerkirchlichen Angelegenheiten stets und ständig abgesprochen, über die Kundgebungen des Hl. Vaters räsoniert, über katholischen Glaubensgehorsam geistige Sperre verhängt wird. Insofern gibt es auch im katholischen Deutschland eine römische Frage in eigenartiger Beleuchtung durch die Scheinwerfer einer respektlosen Presse, die in öffentlicher Meinung macht und sich aufs Einschüchtern versteht. Der Wiesengrund ist schon so bunt und wird noch täglich bunter. Hier dürfte wohl die Demarkationslinie schärfer gezogen werden, und zwar vom Katholikentag selber am Grabe Kettelers, der allzeit nach dem Rechten scharf geschaut und furchtbar wie Gideon für die Sache der Kirche, wie für die Rechte des Apostolischen Stuhles sein gutes Schwert gezogen hat. Wo immer sie bedroht waren oder Irreführung des katholischen Volkes zu befürchten stand! Die Stunde ist da. Für eine schneidige Verwahrung im Namen und aus dem Herzen der deutschen Katholiken, die mit ganzer Seele die Kirche lieben, die im besten Sinne des Wortes Klerikale und Ultramontane zu sein willens sind. — —

So hebe denn an, du großer Tag, Tag der Ehre, Tag der Ernte für das katholische Deutschland! „Des Zeitengeists gewaltig freches Toben" fordert uns auf die Schanzen. Adsumus — wir sind da, die Gerufenen: Arbeiter, Bauern, Gelehrte, Handwerker, Kaufherren, Studenten, Techniker, Laien und Geistliche, Adel und Volk. Schön mit der Feier des Gedächtnisses der Verklärung Christi setzt die Heerschau der deutschen Katholiken ein, selbst eine Verherrlichung des verklärten Gottmenschen. Da wir eine solche Wolke von Zeugen — eine so große Menge von Zeugnissen für die Kraft und Macht unseres Glaubens — haben, lasset uns unerschrocken den Kampf aufnehmen, im Aufblick zum Urheber und Vollender unseres Glaubens, der zur Rechten Gottes sitzt! Du aber, guter Ketteler, so steig' aus deinem Grabe — du Heldenführer hervor: „Vater, der Wagen Israels und sein Fuhrmann, laß deinen Geist doppelt über uns sein und lege deine Hände auf der Deinen Hand, in der Bogen und Pfeile: Der Pfeil des Heiles des Herrn und der Pfeil des Heiles wider Syrien." (4. Kö. 2.)

Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Ein voller Erntetag dem Volke Gottes komme!

Möge die 58. Generalversammlung im goldenen Mainz unter der geistigen Aegide des verklärten Ketteler halten, was sie verspricht an Arbeitsleistung in Hülle und Fülle!

Willkommen! Willkommen!

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

England als dirigierende Weltmacht.

Der deutsche Kaiser ist von seiner vierwöchigen Erholungsfahrt an den nordischen Küsten heimgekehrt. Ohne jede Ueberhastung; Herr von Bethmann Hollweg und Herr von Kiderlen-Wächter sind zum Vortrag nach Swinemünde gereist, auch ohne Ueberhastung, erst am nächsten Tage. Der Besuch des Nachmittagthees einer würdigen Konsulsgattin in Heringsdorf wurde durch die marokkanische Frage nicht beeinträchtigt. Es ist vielleicht ganz gut, wenn auch weiterhin die sog. hohe Politik mit sichtlicher Gelassenheit betrieben wird. Unsere Gegner und Neider müssen erkennen, daß Deutschland es ganz gut aushalten kann: wenn uns die gebotenen Entschädigungen nicht voll befriedigen, so lassen wir es einfach beim alten, d. h. wir verlangen die Durchführung der Algecirasakte, den Rückzug des französischen Militärs aus Marokko und die wirtschaftliche Parität im unabhängigen Scherifenreich.

Das erste, was dem Kaiser bei seiner Rückkehr aufgefallen sein wird, ist die überaus selbstbewußte Haltung Englands, das in die schwebenden Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich, welche die Nächstbeteiligten geheim halten wollten, vor aller Oeffentlichkeit sich wiederholt eingemischt hat, als ob es die Generalvormundschaft für den ganzen Erdkreis innehätte.

Die hochtönenden Reden des Schatzkanzlers Lloyd George im Mansion House, die wir in der vorigen Nummer dieses Blattes schon erwähnten, erzeugten eine kritische Stimmung. In der Rede selbst war Deutschland nicht genannt worden, aber die Presse stellte es als zweifellos hin, daß ihr Sinn dahin gehe: England könne und werde nicht dulden, daß Deutschland in Afrika einen erheblichen Gebietszuwachs erlange. Infolgedessen sank bei den Franzosen und deren Freunden die Neigung zu „Kompensationen" nahezu auf den Nullpunkt; vielfach befürchtete man das Scheitern der Verhandlungen. Ob von Berlin aus eine Anfrage wegen dieses Zwischenfalles nach London ergangen war, oder ob die englische Regierung selbst der übermäßigen Wirkung der Drohrede eine Schranke ziehen zu müssen glaubte: genug, der Premier Asquith nahm die weitere Aktion selbst in die Hand. Bei der nächsten besten parlamentarischen Gelegenheit verlas er eine wohlabgewogene Rede, die in der Form viel diplomatischer war als die des Schatzkanzlers, in der Sache jedoch das Veto Englands gegen Kompensationen innerhalb Marokkos entschieden aufrecht erhielt. „Aber", so fügte Herr Asquith großmütig hinzu, „außerhalb Marokkos, in anderen Teilen von Westafrika, denken wir nicht daran, eine Einmischung in territoriale Abmachungen zu versuchen, die von den näher Interessierten für zweckmäßig erachtet werden."

Man muß anerkennen, daß die Sache geschickt gemacht war. Auf dem dunkeln Hintergrunde der allgemeinen Drohrede des Ministers Lloyd George erscheint das Zugeständnis von Kompensationen an der südlichen Westküste Afrikas als ein Gnaden- und Friedensakt, so daß die meisten Leute vergessen zu fragen, ob denn England irgend ein Recht habe, Zugeständnisse Frankreichs an Deutschland von seiner Genehmigung abhängig zu machen. Jedenfalls ist das „Opfer", das Herr Asquith vor dem Altar des Friedens so feierlich darbringt, sehr billig. Die französische Regierung ist ja von der englischen so sehr abhängig, daß sie vor jedem Angebot an Deutschland erst in London anfragen wird, ob der Herr Vormund nichts einzuwenden habe. Das ist gerade das Bezeichnende, daß die englische Regierung sich mit der stillen, indirekten Einwirkung über Paris nicht begnügt hat, sondern direkt und öffentlich ihr Veto geltend machte, und zwar durchaus zuungunsten Deutschlands.

Herr Asquith versucht seine Einmischung zu rechtfertigen mit der Bemerkung: es würde ein schwerer Fehler sein und gewesen sein, einer solchen Situation ihren Lauf zu lassen, bis die Geltendmachung des englischen Interesses an ihr infolge des vorausgegangenen Stillschweigens Ueberraschung und Erbitterung hervorgerufen hätte in dem Augenblick, wenn diese Geltendmachung zu einer gebieterischen Notwendigkeit geworden wäre. — Das stimmt nicht. Herr Asquith hatte Mittel und Wege genug, um in Paris und auch in Berlin das englische Interesse in einer rücksichtsvollen Form geltend zu machen. Er wählte die Form eines öffentlichen Machtgebotes, obschon er sich sagen mußte

daß gerade dadurch Ueberraschung und Erbitterung hervorgerufen werden konnte.

Die deutschen Offiziösen nehmen das Vorgehen Asquiths mit großer Ruhe auf und suchen es so gut wie möglich zu deuten. Zu der Erklärung wegen der Kompensationen außerhalb Marokkos bemerken sie: „Diese bestimmte Absage an deutschfeindliche Drohnoten in der Presse haben wir erwartet.“ In etwas orakelhaftem Stile fügen sie dann hinzu, „daß daneben Herr Asquith den bereits in seiner früheren Erklärung über Marokko enthaltenen Hinweis auf die Wahrung der eigenen Interessen Englands in Nordafrika unterstrichen hat, kann um so weniger befremden, als gerade die Lage, welche im Scherifischen Reiche durch Handlungen außerhalb der Akte von Algeciras entstanden ist, auch den Anlaß zu der jüngsten Aktion gebildet und zu den Verhandlungen mit Frankreich geführt hat.“ Das deutsche Volk wird diesen kunstvollen Satzbau schwerlich verstehen. Aber um so deutlicher wird ihm zum Bewußtsein kommen, daß England auch hier wieder einmal im Wege steht. Wer hat die ganzen Marokko-Schwierigkeiten angestiftet? England, indem es das Scherifenreich, das ihm gar nicht gehörte, an Frankreich verschenkte, ohne sich um das in Marokko stark interessierte Deutsche Reich im mindesten zu kümmern! Wer erschwert jetzt den endgültigen Ausgleich? Wiederum England, indem es gegen die naturgemäßeste Lösung durch Kompensationen innerhalb Marokkos sein unbedingtes Veto einlegt und auf die Kompensationen an anderer Stelle durch den Vorbehalt der Nachprüfung drückt! Wenn die Offiziösen auch vorläufig mit diplomatischem Stillschweigen darüber hinweggehen, so läßt die öffentliche Meinung sich doch nicht die Tatsachen entgehen, daß Herr Asquith die Drohrede seines Schatzkanzlers nicht getadelt, sondern vielmehr wohlwollend zitiert hat, und daß auch der Premier in seiner sog. Friedensrede die Klausel aufrecht erhalten hat, daß die britische Regierung von den Vereinbarungen (außerhalb Marokkos) „aufrichtig werde sagen können, daß sie die britischen Interessen in keiner Weise präjudizieren.“

Die deutsche Diplomatie will offenbar weiter arbeiten an dem Verständigungswerk. Wir wollen festhalten an der Hoffnung, daß es ihr trotz alledem gelingen werde, einen annehmbaren Ausgleich zu finden. Aber wenn es gelingt, so wird doch in den deutschen Gemütern eine Stachel zurückbleiben: das Gefühl der schlechten Behandlung von seiten Englands.

Der Aerger über die anmaßende und unfreundliche Haltung richtet sich nicht gegen einzelne Persönlichkeiten oder einzelne Parteien Englands, sondern wir spüren nur zu deutlich, daß die Gesamtheit der politisch tätigen Engländer sich an allen Ecken und Enden der Welt von der Mißgunst gegen Deutschland leiten läßt. Herr Asquith hat seine letzte Rede dazu benutzt, um im Londoner Parlament recht effektvoll sowohl von der konservativen Opposition als auch von der Arbeiterpartei die Solidarität mit der auswärtigen Politik der Regierung öffentlich erklären zu lassen. Damit sollte der Ansicht vorgebeugt werden, als ob die innerpolitischen Schwierigkeiten, namentlich die Verfassungsfrage, die hochpolitische Aktionslust und Aktionskraft der britischen Weltmacht irgendwie lähmen könnten. In der Tat ist das nicht der Fall. Was den Verfassungsstreit angeht, so darf Herr Asquith auf den baldigen Triumph seiner Vetobill rechnen. Die unionistische Opposition ist bereits gespalten. Die Mehrzahl der konservativen Lords ist entschlossen, es nicht zu dem angedrohten Peersschub kommen zu lassen. Sie wollen die liberale Vetobill durchgehen lassen, um das größere Uebel eines liberalen Oberhauses zu vermeiden und wenigstens eine Mehrheit mit dem aufschiebenden Veto sich für die Zukunft zu retten. Aber wie auch die Machtverhältnisse zwischen den beiden großen Parteigruppen sich für die nächsten Jahre gestalten mögen, in der auswärtigen Politik wird England nach wie vor von seinem urkräftigen Egoismus und seinem überaus hochgespannten Machtbewußtsein sich rücksichtslos leiten lassen. Die liberale Regierung muß in diesem Punkte, ebenso wie im Flottenbau, schon der Selbsterhaltung wegen mindestens ebenso forsch auftreten, wie es die konservative Regierung zu Eduards Zeiten tat. Offenbar fühlen sich die Engländer als die stärkste Macht der Welt. Dieses Gefühl verleitet sie zu einem diktatorischen Auftreten, und es fragt sich, wie lange die kontinentalen Mächte, namentlich Deutschland, es ertragen werden, daß England als „Weltherr“ sich in alle möglichen Dinge kommandierend einmischt. Die Friedensgefahr steckt nicht in Paris oder in Petersburg, wo man seine Schwäche erkennt, und nicht in Berlin, wo man seine Stärke von jedem Mißbrauch fern hält, sondern in London, wo man seine Stärke überschätzt.

Bischof Wilhelm Emanuel v. Kettelers Persönlichkeit und kirchliches Wirken.

Von P. Joh. Chrysostomus Schulte, O. M. Cap., Lektor und Doktor der Theologie, Münster i. W.

Nicht zu jenen Persönlichkeiten gehört Bischof Wilhelm Emanuel v. Ketteler, auf die sich eine dankbare und einsichtige Nachwelt erst forschend besinnen muß. Schon die Mitwelt hat ihn erkannt und ist nicht achtlos und gleichgültig an ihm vorübergegangen. Die Gegner der damals so schwer bedrängten katholischen Kirche Deutschlands sahen im „streitbaren“ Bischof von Mainz den ebenso mutigen und schlagfertigen, wie Achtung gebietenden und ernst zu nehmenden Partner, ja das eigentliche Haupt einer Geistesrichtung, deren systematische Bekämpfung sie sich zur Lebensaufgabe gemacht zu haben schienen und deren völlige Vernichtung sie mit Hilfe staatlicher Machtmittel in energischer, skrupelloser, schließlich brutaler Weise betrieben. Die Katholiken hinwiederum betrachteten den westfälischen Edelmann auf dem altehrwürdigen Bischofsstuhle des hl. Bonifatius in schwer bedrängter Zeit als den besonderen Mann der Vorsehung, dessen „einzige Erscheinung“ sie bewunderten, dessen mannhaftes Eingreifen und opfermutiges Arbeiten auch dem Fernerstehenden zur Ermutigung und Stärkung im aufgenötigten Kampf gereichte. Indem Bischof v. Ketteler die Gärungen, Strömungen und Entwicklungen seinerzeit — weniger bewußterweise als instinktiv — erkannte, überschaute und beherrschte, wurde er für seine Mitwelt hinwiederum der Melder, Verkünder, Deuter eben dieser Zeit. Jahrzehntelang war er des katholischen Deutschlands Mahner, Warner, Wächter. Und man horchte gern auf ihn. Freudig und gehobenen Herzens vertraute man sich seiner Führung und Leitung an. Gelegentlicher Widerspruch und Meinungsverschiedenheiten bei Erörterung konkreter Einzelfragen konnten seine Führerstellung nicht erschüttern. An der Totenklage um ihn beteiligte sich die ganze katholische Welt. Widerspruchslos wurde er schon damals bezeichnet als einer der größten Bischöfe, die je die Kirche Gottes regiert haben.

Was hat Bischof v. Ketteler so groß gemacht? War ihm doch nur eine der kleinsten Diözesen Deutschlands als Wirkungsfeld beschieden. Zudem hatte er in seinen zeitgenössischen deutschen Mitbischöfen keineswegs unbedeutende Männer neben sich, im Gegenteil, manche der großen Bekennerbischöfe der Kulturkampfszeit mögen ihn in dieser oder jener Beziehung an Geistesgröße sogar überragt haben. Was hat ihn trotzdem zum ausgesprochenen Führer der deutschen Kirche jener Zeit werden lassen?

In erster Linie ist es die Macht seiner ungewöhnlichen Persönlichkeit, die Bischof v. Ketteler von selbst als geborenen Führer erscheinen ließ. Schon die äußere Gestalt zeigte etwas Außergewöhnliches, Markantes, Scharfgeschnittenes. Jeder Zoll verriet den Mann, den Edelgeborenen. Dabei war sein Leben voll unmittelbarer Natürlichkeit, Lebendigkeit und Anteilnahme. Alles, was er tat und unternahm, diente nur dem Leben. Ein Mensch von unverwüstlicher Arbeitskraft und schier fieberhaftem Schaffensdrang, war er überall dabei, wo seine Interessensphären in Frage kamen. „Wohl nur alle hundert Jahre“, meint ein Pfarrer, der ihm näher gestanden, „werde ein Bischof kommen, der über einen solchen Vorrat von körperlichen und geistigen Kräften verfügt und eine solche ungeschwächte Arbeitslust besitzt.“ Bischof v. Ketteler war eine wahre Kraftnatur, voll übermenschlicher Energie, aber auch voll elementarer Ursprünglichkeit und Heftigkeit. Auftreten, Blick und Rede vermochten förmlich niederzuschmettern. Seine Feder konnte scharfe, schneidende Sätze niederschreiben. Indem er ganz von dem durchdrungen war, was er als richtig und erstrebenswert erkannt hatte, konnte er voll starrer Energie und voll überschäumendem Mut- und Kraftgefühl gegen eintretende Hindernisse und störende Hemmungen angehen. Doch war er ein hochgesinnter, stets ideal und edel denkender, gegen Ende seines Lebens auch milder und abgeklärter Charakter. Durch energischen jahrelangen Kampf gegen die Ursprünglichkeit seines gewaltigen Temperaments und durch fortwährende Selbstkontrolle arbeitete sich seine unglaubliche Energie und Willensstärke zur völligen Selbstbeherrschung bis zur Liebenswürdigkeit durch. „Sein ganzes Wesen war Wahrhaftigkeit.“ Vorkommende kleinere Unvorsichtigkeiten und persönliche Mißstimmungen entsprangen fast allein dem offenen und geraden Wahrheitssinn. Und doch wollte er mit Wissen und Willen niemandem wehe

tun! Voll tief fühlender Weichherzigkeit und seelischer Güte, war er gleichsam die verkörperte Humanität und Menschenfreundlichkeit. Redlich hat er, ohne je persönliche Mühen und Opfer zu scheuen, das Seinige getan, die Erde im Himmelssonnenschein der christlichen Caritas erleuchten, erstrahlen, verklären zu helfen. Dazu führte ihn ein tiefes religiöses Innenleben. Die Pflege der verschiedenen Frömmigkeitsübungen war ihm innerstes Bedürfnis. Er lebte buchstäblich aus dem Glauben heraus. Seine religiösen Ueberzeugungen regelten und normierten ganz und gar seine persönliche Lebensführung wie sein öffentliches und amtliches Wirken. Andere Interessen als religiöse kannte er nicht. Sie allein ließen ihn tätigen Anteil nehmen an den verschiedensten Zeitfragen.

Dieser streng religiösen Lebensrichtung huldigte Frhr. v. Ketteler im Grunde schon von Haus aus. Dank der Tätigkeit eines Overberg, Franz v. Fürstenberg und anderer Mitglieder des sog. Gallitzinschen Kreises war das Münsterland von den rationalisierenden Tendenzen der Aufklärungszeit im allgemeinen freigeblieben. Besonders der westfälische Adel, der dem 19. Jahrhundert eine große Anzahl ganz hervorragender Männer geben sollte, zeichnete sich durch eifrige praktische Glaubensbetätigung aus. In reinster religiöser Atmosphäre wuchs der am Weihnachtstage 1811 geborene spätere Bischof von Mainz heran, zuerst im elterlichen Hause, später in der Erziehungsanstalt der Jesuiten zu Brig in der Schweiz. Das Universitätsleben konnte ihn in seinen Ueberzeugungen nicht wankend machen. Vom Rationalismus wie überhaupt von den Nachwehen der Aufklärung ist er innerlich völlig unberührt geblieben. Das „Kölner Ereignis“ (1837) gab seinem ferneren Leben wohl eine andere Wendung, keine eigentliche neue Richtung. Wie so mancher andere, wurde auch er, damals ein recht lebenslustiger Referendar, von der Begeisterung der neuanbrechenden Zeit erfaßt. Grundsätze und Ideen, für die der seiner Familie so nahe stehende Kölner Erzbischof aus dem Geschlechte der Droste-Vischering leiden und streiten mußte, die dafür ein Josef v. Görres um so machtvoller und eindringlicher als Lebensmaximen der Kirche proklamierte, machte er sich in freudigem Enthusiasmus völlig zu eigen. Frucht seiner ganzen Geistes- und Lebensentwicklung war der Austritt aus dem preußischen Staatsdienst, der Eintritt in den geistlichen Stand. Wir dürfen uns nicht darüber wundern, wenn wir den spät ins Heiligtum Eingetretenen schon wenige Jahre nach Empfang der hl. Priesterweihe in leitender kirchlicher Stellung antreffen: ohne es zu wollen, mußte er schon bald die Augen aller auf sich lenken.

Die Berufung auf den bischöflichen Stuhl von Mainz (1850) gab ihm das rechte Wirkungsfeld. 27 Jahre lang durfte er es bebauen. Hier hatte er Gelegenheit, einen in trauriger Verwahrlosung daniederliegenden Kirchensprengel religiös-sittlich zu erneuern und umzugestalten. Von Mainz aus konnte er aber auch mit leichtem und sicheren Blick die überall neu einsetzende kirchliche Bewegung in Nord- und Süddeutschland verfolgen und überschauen. In Mainz, der bedeutendsten katholischen Stadt im Herzen Deutschlands, liefen hinwiederum die verschiedenen Lebensadern des Organismus der deutschen Kirche wie von selbst als in ihrer natürlichen Zentrale zusammen. Kein Wunder, wenn gerade jetzt, wo die Notwendigkeit einheitlichen Vorgehens und geschlossenen Handelns den deutschen Katholiken so recht zum Bewußtsein gekommen war, die altehrwürdige Metropole wieder wie ehedem im alten Deutschen Reiche zu einem geistigen Mittelpunkte der katholischen Kirche Deutschlands wurde, da ein tatkräftiger Bischof wie v. Ketteler auf die geistige Zirkulation des überall neu pulsierenden kirchlichen Lebens in überaus machtvoller Weise einwirken konnte.

Man kann demnach nicht sagen, daß Bischof v. Ketteler die neue Bewegung erst hervorgerufen hat. Nicht einmal für seine eigene Diözese. In Mainz hatten die traurigsten Vorkommnisse die segensreichen Spuren eines Colmar, Liebermann u. a. nicht völlig verwischen können; außerdem hatten edle Priesterpersönlichkeiten, wie Adam Lennig, den Boden bereitet. Im weiteren Deutschland hatte die kräftige Erneuerung des kirchlichen Denkens und Lebens auf den verschiedensten Gebieten bereits noch stärker eingesetzt. Die geistige Bewegung der Aufklärung war im großen und ganzen überwunden; der Polizei- und Diplomatenstaat mit seinem kirchenpolitischen Absolutismus war gestürzt. Kein Zeitpunkt erschien günstiger, die Lage der katholischen Kirche zu verbessern. Nirgends fehlte es an gutem Willen. Es bedurfte nur der Persönlichkeiten, um durch positive Restaurationsarbeit die Keime zur Entwicklung zu bringen.

Und positive Arbeit hat Bischof v. Ketteler geleistet. Er war keine Kampfesnatur. Sein Streben war auf inneren Aufbau der Kirche gerichtet. Gewiß erblicken wir ihn auch gelegentlich als Vorkämpfer bei Abwehrbestrebungen. Aber nie hat er den Streit um des Kampfes willen vom Zaune gebrochen. Kämpfend finden wir ihn stets in der Defensive. Mutig und offen trat er jederzeit für die Freiheit und innere Selbständigkeit der Kirche in die Schranken. Aber nicht, um sich als Politiker zu betätigen, sondern als treuer Sohn und Wächter der Kirche verfocht er die kirchenpolitischen Kämpfe der Zeit. Um die religiös-kirchlichen Interessen wahrnehmen zu können, ließ er sich 1848 als Pfarrer von Hopsten i. W. ins Frankfurter Parlament wählen, versuchte er kurze Zeit selbst als Bischof ein Reichstagsmandat auszuüben. Im Kulturkampf nahm er zu der ungerechten kirchenpolitischen Gesetzgebung wiederholt schriftstellerisch energisch Stellung. Mißerfolge schreckten ihn nicht ab. Auch nicht maßlose persönliche Anfeindungen seitens der Gegner oder gelegentliche Unstimmigkeiten aus dem eigenen Lager heraus. Nie zog er sich aus Verzagtheit oder in verärgerter Stimmung in den Schmollwinkel der Schweigsamkeit und Untätigkeit zurück. Bei Verteidigung und Wiedereroberung alter kirchlicher Rechte ging er nicht weiter, als unbedingt notwendig war. Ehrlich suchte er mit der weltlichen Macht auszukommen; unnötige Konflikte und Kollisionen mit der Staatsregierung suchte er zu vermeiden. Dank der wohlwollenden Gesinnung seines gerecht denkenden Landesherrn Ludwig III. und dessen verständigen Ministers v. Dalwigk gestaltete sich sein Verhältnis zur großherzoglich-hessischen Regierung im allgemeinen erträglich. Selbst die kirchenpolitischen Gesetze, die der Kulturkampf auch in Hessen zeitigte, brachten darin keine wesentliche Veränderung.

Die eigentlichen Wurzeln seiner Kraft liegen bei Bischof v. Ketteler auf dem Gebiete der praktischen kirchlichen und religiösen Lebenserneuerung. Auch hier hatte sein Wirken nichts Absonderliches an sich. Nicht neue Bahnen wollte er wandeln. Er hatte vielmehr zunächst nur das eine Bestreben, die ihm anvertraute Herde in Lehre und Sitte, in Disziplin und Gottesdienst zu innigster Glaubens- und Lebensgemeinschaft mit der Gesamtkirche zu verbinden. Stets handelte er nach echt kirchlichen Grundsätzen. Seine innige Anhänglichkeit an Rom und das Papsttum bekundete er durch wiederholte Pilgerfahrten zur ewigen Stadt. Mit Vorliebe leistete er den Einladungen Pius' IX. zur Teilnahme an besonderen Feierlichkeiten Folge. Eine rührende Zuneigung, die sich besonders in den verschiedenen Bedrängnissen der Kurie offenbarte, verband ihn mit dem großen Dulderpapste, der selber hinwiederum den Bischof sehr hoch schätzte. Seine bekannte Haltung auf dem Vatikanischen Konzil in der Frage der Dogmatisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit entsprang nicht Bedenken dogmatischer Natur, auch nicht irgendwelcher Abneigung gegen Rom und den Primat, sondern einzig der Befürchtung, daß die Definition manchem zum Anlaß des Anstoßes oder gar des Abfalles von der Kirche werden könnte. Nie aber hat ihn diese seine Ansicht zu irgend einem unkorrekten, unkirchlichen Schritte gedrängt. Aus Ueberzeugung hatte er auf dem Konzil gekämpft, aus Ueberzeugung erfolgte aber auch seine sofortige unbedingte Unterwerfung, nachdem die Entscheidung gefallen war.

Dem Zuge der Zeit folgend, die sich aus romantischen Bestrebungen heraus und als Reaktion gegen die rationalisierende Aufklärungsepoche in pietätvoller Weise wieder dem Erbe der Vergangenheit zugewandt hatte, suchte Bischof v. Ketteler, ohne die Bedürfnisse seiner Zeit aus dem Auge zu verlieren, in erster Linie die überkommenen bewährten Pastorationsmittel wieder wirksam und fruchtbar zu machen. Die Heranbildung und religiöse Erneuerung des Klerus bildete jahrelang seine Hauptsorge. Neben der Gründung zweier Gymnasialkonvikte errichtete er unter großen Schwierigkeiten das später durch seine hervorragenden Professoren so bedeutungsvoll gewordene Mainzer Priesterseminar, da die theologische Fakultät an der Universität Gießen ihrer Bestimmung leider nicht entsprochen hatte. Die zahlreichen Visitationen und Pastoralanweisungen waren ihm keine leere Formsache. Durch Anordnung der Kuraexamina und Einführung wissenschaftlicher Dekanatskränzchen, sowie durch Abhaltung von Diözesankonferenzen suchte er die wissenschaftliche und religiöse Fortbildung seines Klerus zu befördern. Als besonderes Heiligungsmittel schrieb er die regelmäßige Teilnahme an Priesterexerzitien vor. Zur Unterstützung des Weltpriesterstandes rief er die Kapuziner und die Jesuiten in seinen Sprengel.

Bischof v. Ketteler war nicht der Mann, der nur durch den Klerus mit seiner Herde in Berührung treten wollte. Von grenzenloser Liebe zum Volke beseelt, lebte er ganz für dasselbe

Besonders zog es ihn hin zu den Kindern, den Kranken, den Schwachen und Gedrückten. Seiner großen Liebe zum Volke, um dessen zeitliches und ewiges Wohl zu fördern, entsprang die intensive Beschäftigung mit sozialen Problemen. Doch mochte er auch, um materielle Not zu lindern, kein Opfer scheuen, und mochten darum ungezählte Summen für Werke christlicher Caritas durch seine Hände gehen, stets fühlte er sich in erster Linie als erster Seelsorger der Diözese. In zahlreichen Hirtenschreiben hat er sich während der 27 Jahre seines bischöflichen Amtes direkt an seine Diözesanen gewandt. Häufig hatten sie Gelegenheit, aus seinem Munde das Wort Gottes zu vernehmen. In Mainz wie auf seinen vielen Firmungsreisen, die ihn alle drei Jahre durch das ganze Bistum führten, pflegte er eifrig den Beichtstuhl. Die Firmungsreisen gestalteten sich zu apostolischen Missionsfahrten. Ein besonderes Augenmerk legte der Bischof auf die Katechese der Kinder, auf häufigen Sakramentenempfang und Pflege des Gottesdienstes. Er führte den Deharbeschen Katechismus ein, ließ ein neues Gesang- und Gebetbuch ausarbeiten, sorgte für Kirchenrestaurationen u. dgl. Gern benutzte er Wallfahrten, Bruderschaften und außerordentliche kirchliche Festlichkeiten zur religiös-sittlichen Lebenserneuerung der Gläubigen. Aus solchen Anlässen ließ er sich sogar häufig aus seiner Diözese entführen, um anderswo irgend ein bedeutsames Fest durch seine Teilnahme, besonders auch durch seine Predigten, zu verherrlichen. Groß war nämlich sein Ruf als Kanzelredner. Ein ganz besonderes Mittel der Pastoration erblickte er in der Abhaltung von Volksmissionen, die er durch Ordensleute abhalten ließ. Gern pflegte er sich an denen der Kapuziner persönlich zu beteiligen durch Uebernahme von Predigten und eifrige Mitarbeit im Beichtstuhl.

Für das weitere katholische Deutschland ist Bischof v. Ketteler von großer Bedeutung geworden durch seinen Einfluß auf die Mitbischöfe, namentlich auf die der oberrheinischen Kirchenprovinz, durch seinen ausgedehnten Freundes- und Bekanntenkreis, durch seine mannigfachen hohen Konnexionen, ferner durch einen ausgedehnten brieflichen Verkehr mit hervorragenden und hochgesinnten Männern, die ihn vielfach um Rat und Beistand angingen, durch seine Predigten und Reden bei besonderen Anlässen innerhalb und außerhalb der Diözese, durch seine parlamentarische Tätigkeit. Besonders aber waren es seine zahlreichen Schriften, die seinen Namen weit über die Grenzen seiner Diözese hinaus bekannt, geachtet, ja populär machten. Die schriftstellerische Tätigkeit betrachtete der rastlos tätige Bischof als ein seiner Zeit besonders entsprechendes Mittel der Seelsorge.

Von der Bedeutung des geschriebenen Wortes durchdrungen, wollte er öffentlich Stellung nehmen zu so vielen brennenden Fragen. Geschickt und gewandt wußte er die Feder zu handhaben. Schon zu Lebzeiten hat man ihn bezeichnet als einen „geborenen Journalisten“.

Bei weitem die meisten der Kettelerschen Broschüren repräsentieren sich als Gelegenheitsschriften; sie sind zumeist aus dem Augenblick herausgeboren. Seine Werke enthalten durchweg programmatische Darlegungen und Erwägungen. Sie durften bei ihrem Erscheinen der Beachtung bei Freund und Feind sicher sein.

Und der Ertrag des rastlosen Arbeitslebens? Die Verwirklichung des äußeren kirchlichen Freiheitsideals, das ihm seit den Tagen der Gefangenschaft eines Klemens August vorschwebte, hat er nicht erreichen können. Vielmehr hat er noch erleben müssen, wie der Kulturkampf in seiner ganzen Schärfe über die Kirche hereinbrach. Dagegen sah er seine religiös-sittlichen Ideale zum guten Teil verwirklicht. Sein eigener Kirchensprengel war reformiert und von Grund aus umgestaltet. Und wenn das weitere katholische Deutschland innerlich so geeint und gefestigt war, daß es den aufgezwungenen äußeren Kampf aufnehmen konnte, so war das nicht zum geringen Teil Bischof Wilhelm Emanuel v. Kettelers Werk.

Bonifatius und Rom.

Von Prof. Dr. A. Scharnagl, Freising.

Wenn die Katholiken Deutschlands in diesem Jahre in dem altehrwürdigen Mainz sich versammeln, wird der dortige Dom in ihnen die Erinnerung wecken an die lange und glänzende Reihe der Bischöfe dieser Stadt. In erster Linie werden dann ihre Gedanken verweilen bei Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler. Einmal aus dem äußeren Grunde, daß wir heuer seinen hundertsten Geburtstag feiern, in viel höherem Grade aber deshalb, weil er, obwohl seit mehr als einem Menschenalter von uns genommen, heute noch ein Führer der deutschen Katholiken ist: die Ideen, denen er mit wunderbarem Weitblick und unübertroffener Klarheit in Wort und Schrift Ausdruck verliehen hat, sind auch in unseren Tagen die Leitsätze für die öffentliche Betätigung der deutschen Katholiken, und an dem Feuereifer, mit dem er die katholische Bewegung belebt hat, erwärmen sich alle, die ihr heute ihre Dienste widmen.

Ueber dem großen Bischof von Mainz werden aber die deutschen Katholiken den größten nicht vergessen, den heiligen Bonifatius. Wohl liegt sein Wirken mehr als elfhundert Jahre zurück, aber sein Werk, die katholische Kirche Deutschlands, steht lebensfroh und lebenskräftig mitten unter uns. Winfrid-Bonifatius war nicht der erste Glaubensbote in deutschen Gauen. Gallus, Eustasius, Rupert, Emmeram und Korbinian wirkten vor ihm. Aber jeder von ihnen war nur in einem verhältnismäßig kleinen Kreise tätig, in den ihn der Ruf eines Stammesherzogs oder eigene Wahl geführt hatte. Sie konnten deshalb auch nur einzelne Bausteine für die katholische Kirche in Deutschland liefern. Den einheitlichen, wohldurchdachten Bau hat erst Bonifatius aufgeführt. Dabei hat auch er begonnen wie die anderen, mit einem Missionsplan für einen einzelnen Stamm. Aber er hat, im Unterschied zu seinen Vorgängern, seine Missionstätigkeit von Anfang an unter die Autorität der Päpste gestellt und wurde durch sie den weiteren Zielen zugeführt. So ist die dauernde, enge Verbindung mit Rom das charakteristische Zeichen seiner Arbeit und die Ursache seines Erfolges.

Als er nach dem ersten erfolglosen Versuche in Ostfriesland im Jahre 718 zum zweiten Male von England auszog, ging er direkt nach Rom. Wie einst der hl. Augustin von Gregor dem Großen als Missionär nach England geschickt worden war, so wollte er sich jetzt dem Papste zur Verfügung stellen, um als Glaubensprediger dorthin zu gehen, wohin der oberste Hirte ihn senden wollte. Gregor II. sandte ihn, nachdem er ihn geprüft und ihm statt des „barbarischen“ Namens Winfrid den Namen des römischen Martyrers Bonifatius (14. Mai) gegeben hatte, als Missionär zu den unter fränkischer Herrschaft stehenden Heiden, in erster Linie zu den Thüringern und Hessen. Seine zweite Romreise im Jahre 722 brachte ihm nicht nur eine Bestätigung und Erneuerung seines Missionsauftrages, sondern auch zur Anerkennung seiner Erfolge und Befestigung seiner Stellung die bischöfliche Weihe. Der Treueid, den er dabei dem Papste leistete und in dem er versprach, die Einheit der Kirche zu bewahren und den Papst stets zu unterstützen, entsprach ganz und gar den Ideen, die ihn von Anfang an in seiner Missionstätigkeit leiteten. Anderseits zeigen die Empfehlungsbriefe, die der Papst dem neugeweihten Missionsbischofe an Karl Martell, an alle geistlichen und weltlichen Würdenträger sowie an die Priester und alle Christen des ihm zugewiesenen Missionsgebietes ausstellte, daß Gregor II. mit seiner ganzen Autorität für Bonifatius und sein Werk eintrat. Darum gelang es diesem jetzt auch, die Schwierigkeiten zu überwinden, die er vorher namentlich in Thüringen nicht hatte beseitigen können. Daneben widmete er seine Tätigkeit auch wieder den Hessen, um durch immer weiter nach Norden vorgeschobene Missionsposten seinen Herzenswunsch, die Christianisierung der stammverwandten Sachsen, der Erfüllung näher zu bringen. Weitergreifende Pläne als diese Missionsabsichten hatte Bonifatius nicht. Da griff wiederum Rom ein: er sollte nach dem Willen des Papstes nicht nur Missionär für die Heiden, sondern auch ein Organisator für die ganze deutsche Kirche sein. Gelegentlich seines dritten Aufenthaltes in Rom 737/38 erhielt er von Papst Gregor II. als päpstlicher Legat für das rechtsrheinische Frankenreich diesen Auftrag, der die zweite Periode seiner Tätigkeit einleitet. Nun folgen Schlag auf Schlag seine organisatorischen Maßregeln: 739 die kirchliche Organisation Bayerns, 741 die Organisation Thüringens, 742 die Errichtung eines Metropolitenverbandes für das Ostfrankenreich mit Bonifatius als Erzbischof an der Spitze, 744 die Einleitung

der Reform der fränkischen Kirche durch die Synode von Soissons, 745 das erste und 747 das zweite Generalkonzil sämtlicher Bischöfe des ganzen Frankenreiches. Indem die letztgenannte Synode feierlich ihre Einheit mit der römischen Kirche und ihre Unterwerfung unter den heiligen Petrus und seinen Stellvertreter aussprach, bedeutet sie den Höhepunkt der organisatorischen Tätigkeit des hl. Bonifatius und den Abschluß des Verfassungsbaues der deutschen Kirche: sie war jetzt fest dem Weltbau der katholischen Kirche eingefügt.

Nicht nur in den großen Fragen der Organisation hat Bonifatius unverbrüchlich an der Einheit mit Rom festgehalten. Seine Briefsammlung zeigt, wie er auch in den kleineren Angelegenheiten der Seelsorge sich in Rom Rat erholte. Fiel dann einmal eine Entscheidung gegen seine Anordnungen aus, so tat das seiner Ergebenheit gegen den Apostolischen Stuhl und dessen Inhaber keinen Eintrag. Anderseits scheute er sich aber nicht, mit edlem Freimut auf Mißstände hinzuweisen, die etwa in der Stadt der Päpste bestanden und bei seinen Neubekehrten Aergernis erregten. Die Päpste haben ihm auch ein offenes Wort nicht übel genommen und ihrerseits den besonderen Verhältnissen in Deutschland soweit als möglich Rechnung getragen. Das innige Verhältnis, das auf diese Weise zwischen dem heiligen Bonifatius und dem Apostolischen Stuhle bestand, hat einen letzten, rührenden Ausdruck gefunden in dem Schreiben, das er gegen das Ende seines Lebens an Papst Stephan III. richtete. Er bat darin den neuen Papst um die Ehre, ihm weiter treu und ergeben dienen zu dürfen, wie er unter dessen Vorgängern dem Heiligen Stuhl gedient habe. Daran fügt er die demütige Versicherung: „Wenn ich an der Sendung, die ich von Rom empfing, etwas Nützliches für die Kirche getan habe, so will ich es noch vollenden und vermehren. Wenn man aber findet, daß ich unerfahren gehandelt oder etwas Unrechtes gesagt oder getan habe, so gelobe ich, nach dem Urteil der römischen Kirche mich willig und demütig bessern zu wollen." (Ep. 108).

Mit dem Martertod, den der Heilige bald darauf erlitt, ist dieses Bekenntnis ein würdiger Ausklang seines tatenreichen Lebens, ein Ausdruck seiner Treue bis zum Tode. Ganz mit Recht hat der neueste Biograph des Heiligen, G. Schnürer, darauf hingewiesen, daß gerade diese anhängliche Unterordnung unter die kirchliche Autorität der deutschen Art in Bonifatius entspricht: es ist die deutsche Treue, die seine ganze Tätigkeit beherrschte. Daß diese deutsche Treue zur Kirche auch in den deutschen Katholiken der Gegenwart noch fortlebt, werden die Tage von Mainz aufs neue beweisen.

Wilhelm Emanuel von Ketteler als Bahnbrecher unserer heutigen Sozialpolitik.

Von Dr. Emil van den Boom, M.-Gladbach.

Was bedeutet Wilhelm Emanuel von Ketteler für unsere Sozialpolitik? Diese Frage dürfen wir in diesen Tagen um so eher stellen, als es Kettelers Einfluß besonders zu verdanken ist, wenn im Laufe der Jahrzehnte die soziale Frage in ihren verschiedenen Verzweigungen auf den Katholikenversammlungen in bedeutsamen Kundgebungen behandelt worden ist, und sie sich hier bis zur Stunde Heimatberechtigung erworben hat. Und die Antwort kann nur lauten: „In Wilhelm Emanuel von Ketteler erblicken wir Katholiken Deutschlands den Mann, der mit nachhaltigstem Erfolge unter ihnen soziales Fühlen und Empfinden geweckt, der mit nachdrucksvoller Kraft dem Gedanken der Sozialreform eine Gasse gebahnt und in fast prophetischem Vorgefühl dieser die Ziele vorgedeutet hat, zu der die namhaften Vertreter der christlichen Sozialreform sich auch heute noch bekennen."

Wenn wir ermessen wollen, was die Entzündung des sozialen Gedankens durch Ketteler bedeutete, dann müssen wir uns kurz die Zeitläufe vor Augen führen, in welche er diesen hineinwarf. Auf wirtschaftlichem Gebiete herrschte uneingeschränkt der Liberalismus, jene ökonomische Richtung, die von der Entfesselung der freien Kräfte des einzelnen und einem durch keine staatliche Regel gehemmten Auswirken derselben zugleich die beste Gestaltung der Gesamtkräfte und des Gesamtwohls versprach. Auf der anderen Seite sehen wir den aufkeimenden Sozialismus, nicht einen solchen, wie wir ihn jetzt haben, mit gewissen mehr oder weniger umgrenzten Zielen, sondern den Sozialismus der Utopien, der zugleich in den Zeiten politischer Unklarheit und politischen Schwärmens den richtigen Untergrund für seine revolutionären Tiraden und seine volksbeglückenden Versprechungen fand. Währenddem begann schon der Uebergang von der alten Ordnung zur neuen anzuheben. Das Aufkommen der Maschine und die durch sie erst ermöglichte Industrie mit ihrer veränderten Arbeitsweise rüttelte an den bisher üblichen gewerblichen Produktionsweisen und führte Hand in Hand mit einer Umgestaltung in den Gewohnheiten des Handels und Verkehrs zu einer neuen Zeit- und Wirtschaftsepoche, die in bezug auf die Stellung der einzelnen Stände im Gesellschaftsleben auch heute noch nicht zu einer durchgreifenden Klärung gelangt ist.

In einer solchen Zeit der Gärung war es Bischof von Ketteler, der im Gefühl der Bedrängnisse der damaligen und kommenden Jahre mit frischem Mut die Fahne der Sozialreform aufgriff und zum sozialpolitischen Kreuzzug aufforderte. Niemand hat die Bedeutung dieses Schrittes treffender gekennzeichnet als ein anderer Großer im Reiche der deutschen Katholiken, Ludwig Windthorst, der in einem Schreiben (1890) an den Verleger von Kettelers: „Die Arbeiterfrage und das Christentum" sich vernehmen läßt: „Es ist und bleibt unser Ruhm, daß ein katholischer Kirchenfürst es war, welcher zuerst den Mut hatte, zu einer Zeit (1864), wo das Manchestertum die ganze öffentliche Meinung beherrschte, unter gerechter Würdigung der Wahrheit, welche in der Kritik eines Lassalle den bestehenden Zuständen und Anschauungen gegenüber sich fand, aber auch unter Klarstellung ihrer Irrtümer und Schwächen, die Fahne einer christlichen Sozialreform aufzupflanzen. Mußte doch der hochwürdigste Verfasser 1871 noch im deutschen Reichstag von seiten eines hervorragenden liberalen Wortführers den Vorwurf sozialdemokratischer Tendenz sich gefallen lassen." Und an dieser Schrift selbst, die mit ihrem Freimut der Anerkennung der Berechtigung der Arbeiterfrage und der Mahnung an Staat und Arbeitgeber, sich ihrer Dringlichkeit nicht zu verschließen, für die damaligen Verhältnisse wirklich eine Tat war, lobt der gleiche parlamentarische Führer der deutschen Katholiken „den praktischen Inhalt, die einfache, klare Darlegung christlicher Weltanschauung, den sittlichen Ernst, mit welchem die weltbewegenden Fragen des vierten Standes behandelt sind." „Einen wirksameren Appell, sich der Lebensfragen der christlichen Gesellschaftsordnung, der Interessen der Armen und Schwachen anzunehmen", so gesteht er weiter, „eine klarere Darstellung der Einseitigkeit und Mängel der naturalistischen — sei es liberaler, sei es sozialdemokratischer — Lösungsversuche kenne ich nicht."

Und wo immer nur von Ketteler mit seinen Gedanken und Vorschlägen, mit seinen feurigen Aufrufen zu sozialem Empfinden und sozialen Taten auftrat — erstmalig auf der Tagung der deutschen Katholiken in Frankfurt, dann in seinen sozialen Predigten im Mainzer Dom, als Bischof und Abgeordneter —, sie alle durchweht die gleiche warme Liebe zum Arbeiterstand und der ernsteste Wille, demselben zu helfen. Einen großen Fortschritt im Sinne seiner Bestrebungen bedeutet ein auf dem Katholikentag vom Jahre 1863, der in Frankfurt stattfand, von Domkapitular Heinrich von Mainz eingebrachter Antrag: „Die Generalversammlung wolle in Betracht ziehen, was katholischerseits geschehen könne und solle, um die soziale Stellung des Handwerker- und Arbeiterstandes zu bessern und die Angehörigen desselben vor Teilnahme an Bestrebungen zu bewahren, die in Wirklichkeit nicht auf Hebung ihrer geistigen und materiellen Wohlfahrt hinauslaufen." Dieser Antrag fand dann in Frankfurt mit folgendem Beschluß seine Erledigung: „Die Generalversammlung empfiehlt den Katholiken dringend, sich mit dem Studium der großen sozialen Zeitfrage zu beschäftigen, welche sicherlich nur im Licht und durch den Geist des Christentums einer entsprechenden Lösung entgegengeführt werden kann." Damit war die soziale Frage auf den Katholikenversammlungen „offiziell" geworden.

Was Ketteler bisher in seinen Kundgebungen gelehrt und aufgestellt hatte, das brachte er — nachdem er noch 1870 kurze Zeit dem Reichstag als Abgeordneter angehört hatte — 1873 in seiner Schrift: „Die Katholiken im Deutschen Reich. Entwurf zu einem politischen Programm" in klaren Forderungen zum Ausdruck. Für den Arbeiter- und Handwerkerstand verlangt er hier: „Korporative Reorganisation des Arbeiterstandes und des Handwerkerstandes (die wieder zu lebenskräftigen Organisationen kommen müßten); gesetzlicher Schutz der Arbeiterkinder

und **Arbeiterfrauen** gegen die Ausbeutung der Geldmacht; Schutz der **Arbeitskraft** durch Gesetze über **Arbeitszeit** und **Sonntagsruhe**; gesetzlicher Schutz der **Gesundheit** und **Sittlichkeit** der Arbeiter bezüglich der **Arbeitslokale**; Aufstellung von **Inspektoren** zur Kontrolle der zum Schutze des Arbeiterstandes erlassenen Gesetze." Als Höchstarbeitszeit forderte er (1873) den **Zehnstundentag**, zum allerwenigsten den **Elfstundentag**. Diesen Forderungen **entsprach** vier Jahre später im Reichstag der berühmt gewordene **Antrag Galen**, der den Anstoß zu einer umfassenden sozialen Gesetzgebung in Deutschland gab.

Was Ketteler in seinem sozialen Programm forderte, heute ist es im großen und ganzen **verwirklicht**. Hinsichtlich des Schutzes von Leben, Gesundheit und Sittlichkeit der Arbeiter, insbesondere der weiblichen und jugendlichen, hat die Gesetzgebung genaue Bestimmungen über die innere Einrichtung der **Arbeitslokale** erlassen. **Arbeitszeit** und **Sonntagsruhe** sind eingehend geregelt. Die Dauer der Beschäftigung der jugendlichen und weiblichen Arbeiter ist fest umgrenzt. Für letztere besteht der gesetzliche **Zehnstunden-**, an den Vorabenden der Sonn- und Feiertage der Achtstundentag. Hinsichtlich der Beschäftigung der **Kinder** hat sich die Gesetzgebung nicht auf die Fabriken und diesen gleich gestellten gewerblichen Betriebe beschränkt, sondern 1903 ist der Gesetzgeber über die Schwelle des Hauses geschritten, um auch bezüglich der hier leider noch in viel zu großem Umfang üblichen Kinderarbeit regulierend einzugreifen. Und was die Gesetzgebung auf dem Gebiete des **Arbeiterschutzes** nicht vollbringen konnte, das durchzusetzen haben die **Berufsorganisationen** übernommen, die in stattlicher Größe die Arbeiter sich geschaffen haben. Sind diese aus der Initiative der Arbeiter selbst hervorgegangen, so bot für eine „Reorganisation" des Handwerks die Grundlage das **Handwerkerschutzgesetz** vom Jahre 1897, unter dem das erstere sich wieder konsolidiert hat und zu neuem Leben erwacht ist. Speziell der Arbeitskraft der Jugendlichen im Handwerk hat der Gesetzgeber seine ganz besondere liebevolle Aufmerksamkeit zugewandt und das **Lehrlingswesen** auf eine ganz neue Basis gestellt. Zur Durchführung und Ueberwachung der Schutzgesetzgebung dient ein wohlgegliederter Stab von **Fabrikinspektoren**, hinsichtlich deren Zahl sowohl wie Ausbildung Deutschland an der Spitze der Kulturvölker steht. **So ist ein herrliches Werk emporgediehen, was v. Ketteler in vorderster Reihe mit hat aussäen helfen.** Und wir, die wir an diesem Werk weiter fortarbeiten, **wir stehen dabei auf den Schultern des Sozialpolitikers v. Ketteler.**

An erster Stelle von Kettelers Programm steht die **Organisation des Arbeiterstandes**. Und wie aus Kettelers **nachgelassenen Papieren** hervorgeht, betrachtete er als Grundlage dieser Organisation die **Gewerkschaft**, die alle Standesgenossen umfassen müsse. „Ueber diese Gewerkschaften an Ort und Stelle müßten dann nach demselben Vorbild Kreisgewerkschaften gestellt werden. In den Einzelverbänden stehen die Gewerbe allein, in den Kreisverbänden alle Gewerbe zusammen." In diesen Kreisverbänden, die wir wohl als gewerkschaftliche Bezirksverbände nach Art der englischen lokalen Gewerkvereinsverbände, trade councils, zu denken haben, wollte Ketteler ein Gegengewicht gegen revolutionäre Strömungen in den Gewerkschaften erblicken. Er schreibt: „Eine Gefahr ist hierbei nur die, daß diese großen Verbände Werkzeuge revolutionärer Bewegungen werden könnten. Wenn aber ihre Leiter auf den Kreis beschränkt werden, und jede Politik verboten wäre, so würde dies nicht eintreten." In den Gewerkschaften sieht er im Gegensatz zu der Produktivgenossenschaft, seiner einstigen Lieblingsidee, das wesentlichste Mittel zur allgemeinen Hebung des Arbeiterstandes. „In den Gewerkschaften", so führt er aus, „liegt dagegen wirklich ein Kern, der wenigstens den Weg zeigt, auf dem eine allgemeine Organisation erstrebt werden könnte. Ob es möglich ist, sie in wahre Wirtschaftsgenossenschaften zu verwandeln und sie ihres politisch-revolutionären (nicht ganz leserlich im Manuskript D. V.) Charakters zu entledigen, steht dahin. Eine bleibende, in ihnen liegende Wahrheit ist es aber, daß eine Organisation des Arbeiterstandes sich anschließen muß an die Verschiedenheit ihrer Beschäftigungen. Im gegebenen Fall, daß die alten Grenzen gefallen, und jetzt dafür neue (sich gebildet hätten), so würde genügen, wenn jeder Arbeiter verpflichtet wäre, sich einem Gewerbe anzuschließen, das in seine Arbeit eingreift." Die Gewerkschaften müssen nach Ketteler Verbindungen zu wirtschaftlichen Zwecken sein; „sie müssen wieder einen **sittlichen Boden** mit dem **Bewußtsein der Standesehre, Standespflicht, Standessitte** haben." Diese Stellungnahme des Freiherrn v. Ketteler zu den Berufsorganisationen der Arbeiter ist von hohem Interesse; sie bildet gewissermaßen den **Schlußstein** zu seinen sozialpolitischen Anschauungen.

Da Ketteler die letzteren entwickelt zu einer Zeit, in die zugleich das Aufkeimen der sozialdemokratischen Bewegung in Deutschland fällt, dürften noch einige Worte über das Verhältnis Kettelers zur **Sozialdemokratie** gestattet sein. Dem anfänglichen Auftreten Lassalles stand Ketteler nicht unbedingt ablehnend gegenüber, weil er den berechtigten Kern der Arbeiterbewegung nicht verkannte. Mit dem Fortschritt der sozialdemokratischen Bewegung überzeugte er sich jedoch immer mehr von deren Gefahr, namentlich seitdem die Marxsche Richtung die Lassallesche vollständig verdrängt hatte. In dieser Beziehung ist es von hohem Interesse, zu wissen, daß Ketteler noch kurz vor seinem Tode damit beschäftigt war, in einer eigenen Schrift die Frage zu beantworten: „Kann ein katholischer Arbeiter Mitglied der sozialistischen Arbeiterpartei sein?" Hierüber heißt es in dem Fragment seines Nachlasses: „Ich fühle mich um so mehr zu ihrer Besprechung aufgefordert und fast verpflichtet, weil seit meiner ersten verwandten Schrift „Die Arbeiterfrage und das Christentum" (Mainz, Kirchheim 1863) die Arbeiterfrage eine vielfach andere geworden ist. Durch die Verschmelzung der beiden damals bestehenden Parteien der deutschen Arbeiter in Gotha am 25. Mai 1875, unter dem Namen der „Sozialistischen Arbeiterpartei" und auf Grund eines einheitlichen Programms, haben die früheren Verbindungen nicht nur an innerer Kraft und Einheit zugenommen, sondern auch ihren Charakter vielfach wesentlich verändert. Aus einer Bewegung, welche vorwiegend Deutschland im Auge hatte und national war, ist eine entstanden, welche sich auf die Arbeiter aller Länder erstreckt und international ist; aus einer Bewegung, welche hauptsächlich eine Reihe praktischer Forderungen für die Verbesserung des Arbeiterstandes im Auge hatte, ist eine entstanden, welche als Hauptziel eine Umgestaltung aller gesellschaftlichen Verhältnisse bezüglich des Erwerbes und der Verteilung der Güter dieser Welt, die sogenannte „sozialistische Gesellschaft", anstrebt, während die praktischen Ziele fast ganz in den Hintergrund treten. Was ich daher in jener Schrift sagte, reicht zur Beurteilung der jetzigen Zustände nicht aus, und es wäre sogar falsch, wenn man alles damals Gesagte ohne weiteres auf diese anwenden wollte." Aus diesem Fragment allein kann man wohl ohne Zweifel entnehmen, daß Ketteler, hätte er, wie er wollte, dasselbe zu einer Schrift ausarbeiten können, in dieser die obige Frage durchaus **verneinend** beantwortet haben würde. Nach dieser Richtung hin ist auch lehrreich sein Urteil über den sozialdemokratischen Zukunftsstaat, das in nachstehender drastischer Weise das Fragment beschließt: „Wenn nun aber auch alle Phantasien Wahrheit wären und alles fett gefüttert würde in dem allgemeinen Arbeiterstaat, so möchte ich doch lieber in Frieden die Kartoffeln essen, die ich baue, und mit dem Pelz der Tiere mich kleiden, die ich pflege, und dabei Freiheit haben — als in der Sklaverei des Arbeiterstaates leben und fett gefüttert werden."

So steht vor uns das Bild des **großen Sozialpolitikers**. Wir aber wollen versprechen, in einer **neuen Zeit im alten** Kettelerschen Geiste weiter zu arbeiten an den sozialen Aufgaben, die uns deutschen Katholiken noch beschieden sind. Zu diesem Gelöbnis möge uns in diesen Tagen Kraft verleihen das **Gedächtnis an Wilhelm Emanuel von Ketteler.**

Aus dem Inhalt des II. Katholikentagheftes (Nr. 32).

(Verschiebungen vorbehalten.)

Die Katholikentage Schrittmacher sozialer Arbeit. Von Redakteur Michael Gasteiger.
Katholische höhere Mädchenschulen in Deutschland. Von Dr. Brüning.
Aus den Tagen des badischen Kulturkampfes. Von Dr Karl Rieder.
Die künstlerische Ueberlegenheit der katholischen Weltanschauung. Von J. Overmans S. J.
Laienapostolat. Von Rechtsanwalt August Nuss.
Spanien im Lichte des Eucharistischen Kongresses. Von Prof. Dr. Eberhard Vogel.
Student und soziales Erlebnis. Von Dr. Joseph Eberle.
Studenten in die Jugendvereine! Von stud. rer. merc. Alois Zenner.
Statistisches und verwandte Dinge über die katholische Vereinstätigkeit in Hessen. Von Professor Hattemer.
Zur Münchener Rektoratswahl. Von einem unverantwortlichen Spektator in den akademischen Lehrkörper hinein.
Deutsche Albertus-Magnus- und verwandte Studienunterstützungs-Vereine. Von Domvikar P. Weber, Trier.
Eine „unverdächtige" Stimme über die katholische Moraltheologie. Aus Universitätskreisen.
„Das Recht auf Erotik." Ein Warnungsruf und ein erneuter Protest. Von Dr. Otto von Erlbach.

Ver sacrum.

Ich möchte ein Krieger und König sein
Und mutige Mannen haben,
Die schickte ich ins Land hinein:
„Nun lasst von den Bergen den Feuerschein
Der Oriflammen waben!"

„Wir künden Krieg dem faulen Geschlecht,
Das sich dehnt auf weichlichem Pfühle,
Und Fehde der Lüge! Recht sei Recht!
Was an Freveln geschehen, wird heilig gerächt,
Wir stürzen des Truges Stühle!"

Dann ziehen wir in die Welt hinaus
Und jagen nach allen Winden,
Wir schleudern die Fackel ins Lotterhaus,
Wir stören der Schlemmer lachenden Schmaus,
Wir brechen die Burgen der Sünden.

Und ist die Welt in Flammen rein,
Dann kommt wohl ein Sturm gefahren,
Der fegt von der Scholle Schutt und Gebein.
Und Friede soll wieder und Freude sein
Wie einst in besseren Jahren.

Dann greifen wir wieder fröhlich zum Pflug
Und furchen die frische Erde.
Und was uns der Herbst an Früchten trug,
Das weihen wir dem, der mit uns schlug,
Am alten heiligen Herde.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Die deutschen Katholiken und der christliche Optimismus.

Von Dr. E. Fleig.

Manchem möchten vorstehende Worte als weltferne Klänge eines bedauernswerten Idealisten erscheinen. Mit barmherzigem Lächeln wird man sich abwenden von seinen Gedanken und als Besserer sich in der Rolle eines strengen Richters der Gegenwart und des unheilverkündenden Sehers der Zukunft fühlen. Nachstehende Sätze richten sich an alle jene im katholischen Deutschland, die keineswegs ihre Augen verschließen vor den Gefahren der Zeit und dem Verbesserungsfähigen im eigenen Lager, sondern freudig und fest entschlossen sind, an den großen Aufgaben mitzuarbeiten, die noch zu lösen sind.

Die letzten Jahre haben dem deutschen Katholizismus unruhige Tage gebracht. In den eigenen Reihen wurden Erörterungen gepflogen über die Lage und die Stimmung der Katholiken, die auf einen pessimistischen Grundton gestimmt waren. Gut- und bösmeinende Unglückspropheten kamen in reichem Wechsel zum Worte. Bald wurde die politische Vertretung katholischer Interessen heftig angegriffen und verdächtigt, bald wandte man sich nicht minder scharf gegen die sozialen, wissenschaftlichen und kirchlichen Organisationen. Zuletzt entwirft nahezu völlig verzagender, aber doch wohl gutmeinender Pessimismus vom gesamten deutschen Katholizismus ein solch düsteres, verzerrtes Bild, daß alle mit Schrecken erfüllt werden und unwillkürlich glauben müssen, Deutschlands Katholiken stünden am Vorabend einer schweren inneren Katastrophe.

Solche Stimmen, solche Bilder sind nur zu sehr geeignet, in weiten Kreisen Arbeitsmüdigkeit und eine Stimmung lähmender Gleichgültigkeit zu zeitigen. Sie scheinen jenen recht zu geben, die immer untätig und ängstlich beiseite gestanden. Sehr schlimm ist es auch, daß dadurch den ohnehin verkehrten Ansichten des Auslandes über das katholische Deutschland willkommener Vorschub geleistet wird. Mit größtem Eifer trägt man dort, zumal in Frankreich, alles zusammen, was irgend Ungünstiges über den deutschen Katholizismus aufgetrieben werden kann, um dadurch die eigene traurige, vielfach selbstverschuldete Lage zu vergessen. Man versteht dort vorzüglich, aus solchen Bildern und Betrachtungen über die katholische Kirche in Deutschland an maßgebenden Stellen Vorteil zu ziehen.

Haben sie nun aber recht, diese Unzufriedenen, diese Unruhigen? Verdienen ihre Vorwürfe, ihre Befürchtungen bedingungslosen Glauben, entspricht alles, was sie sagen, den Tatsachen? Wäre es denkbar, sind nicht anders zu deutende Erscheinungen in den letzten Jahren hervorgetreten, die befürchten lassen, daß die deutschen Katholiken mit vollem Bewußtsein sich anschicken, ihre eben und unter so schweren Kämpfen vollzogene Sammlung wieder lösen wollten?

Ein Blick auf die Geschichte der Kirche und den Werdegang der katholischen Bewegung in Deutschland bis zur Stunde erscheint in hervorragender Weise geeignet, Beruhigung und feste Zuversicht zu bieten für die Zukunft. Gewiß, die Kirchengeschichte ist die Geschichte eines nie endenden, harten Kampfes gegen innere und äußere Feinde. Aber hingebende und vertrauende Arbeits- und Opferfreude, entstammend einer tiefgewurzelten Liebe zur katholischen Wahrheit, haben stets den Sieg gewonnen. Ohne Felsenglauben, der zu zähem, nie verzagendem Schaffen treibt, wären die zweitausendjährigen Wandlungen der Kirche ein ewig unlösbares Rätsel. Derselbe Geist, dieselbe Hoffnung und dieselbe Liebe, welche zu jeder Zeit die Glaubensboten hinaustreibt in die Welt, er hat auch alle die edlen Gestalten aus der erhebenden Zeit der Kämpfe und der Siege der Katholiken beseelt und geleitet. Er ist nicht minder wirksam in unseren Tagen des mehr denn je einmütigen Schaffens der Geistlichen und der Laien auf dem weiten Gebiete katholischer Glaubens- und Lebensbetätigung. Man betrachte doch das großartige Gesamtbild des Strebens und Wirkens, man schaue hinein in die mühselige, unverzagte, stille Kleinarbeit, die in Stadt und Land geleistet wird. Alles verfolgt das eine große Ziel der Verherrlichung und Erhöhung der Kirche, das irdische und ewige Wohl der Beteiligten. Die geheimnisvolle Triebkraft, die sich da unablässig äußert, ist freilich nicht auf Erden zu suchen, sie ist übernatürlich. Irdische Motive und Erwägungen könnten nimmermehr die Quelle eines solchen arbeitsfrohen Optimismus sein. Es ist völlig unerklärlich und ein Widersinn, jetzt von einer Lockerung, Verwässerung des katholischen Glaubensbestandes, von einer Sucht der Anbequemung reden zu wollen. Nur auf dem Felsenboden unwandelbaren Glaubens kann jene Arbeit geleistet werden und Früchte tragen. Kann man im Ernste glauben, daß jemand jene Grundlage lockere und verschiebe, die allein seinem Schaffen sicheren Erfolg verbürgt? Die ferne Vergangenheit lehrt wahrhaft eindringlich, daß die Katholiken nur in festem, einigem Zusammenschluß auf dem unverrückbaren Boden katholischer Weltanschauung ihrer Kirche und sich selbst eine Achtung gebietende Stellung und Geltung erringen können. Die Gegenwart zeigt ebenso deutlich, daß die heutigen Führer diese Erfahrung in allen ihren Konsequenzen sich zu eigen gemacht haben, daß diese Erkenntnis wertvolles Gemeingut aller Katholiken geworden ist, an dem keiner ungestraft rütteln darf. Traut man den heutigen Katholiken und ihren bewährten Führern so wenig Einsicht zu, daß man auf Grund vereinzelter Aeußerungen glaubt annehmen zu müssen, sie alle wollten sich von dem erprobten Wege entfernen und die bitteren Erfahrungen vergangener Tage von neuem durchkosten? Eben das Bewußtsein, im Besitze reicher historischer Erfahrungen zu sein, verleiht auch vorsichtigen, mutigen Optimismus, und sie verbürgen ihn auch für die Zukunft. Gerade sie sind ein kostbares Regulativ für gefährliches, einschläferndes Hellsehen. Sie ermöglichen das Erkennen auftauchender Gefahren und schädlicher Nebenerscheinungen und bieten schützende Gegenmittel, zu denen dann wachsamer, tätiger Optimismus rasch und erfolgreich greifen wird, während der verzweifelnde Pessimismus untätig zumeist zusieht.

Der Arbeitseifer, das rastlose Schaffen der deutschen Katholiken ist aber auch ohne Zweifel eine herrliche Frucht wahrhaft christlichen Geistes. Er baut zuversichtlich auf die Hilfe des Himmels und ist überzeugt, daß im Schutze des göttlichen Segens der Erfolg nicht ausbleibt. Diese Gesinnung weiß auch menschliche Schwächen, die nie fehlen werden, auf ihre tatsächliche Bedeutung einzuschätzen. Sie wird nie einseitig und kleinlich zweifellos vorhandene Auswüchse betonen und darüber das hohe Gesamtziel, den Zentralgedanken aus den Augen verlieren. Pessimistische, kleingläubige Auffassung hat ihre Heimstätte nur auf Erden und entspricht nicht der gottgewollten Arbeitsfreudigkeit des Christen. Sie leugnet unbewußt die

übernatürliche, nie versagende Kraftquelle des vertrauenden, mutigen Streiters und nähert sich so bedenklich einer materialistischen Lebensanschauung. Jener christliche Geist kennt aber auch das Gebot gegenseitiger Wertschätzung und Liebe, die die Schwächen des Nebenmenschen geduldig trägt und mit Klugheit und Kraft nur da eingreift, wo die Sache zu leiden droht. Vergangenheit und Gegenwart erwerben den deutschen Katholiken den Anspruch auf das Zeugnis, daß in ihnen edler christlicher Sinn und Liebe wohnten, mit denen sie ihrer treuen, schweren Arbeit obliegen. Sie sind auch starke Bürgschaft dafür, daß sie die Zukunft, was sie auch bringen mag, ehrlich bestehen werden. Die bewährten Führer der Katholiken werden sich und ihre Scharen vor gefährlicher Selbsttäuschung zu schützen wissen. Es wäre ernstlich wünschenswert, daß wohlmeinende Mahner und griesgrämige Pessimisten in Zukunft nicht mehr an die breite Oeffentlichkeit sich wendeten, sondern auf anderen, taktvolleren und wirksameren Wegen ihre Sorgen anbrächten und dann auch tätig an der Abstellung der Uebel mitarbeiteten, die sie glauben beobachtet zu haben. Sie werden stets dankbarem Verständnis begegnen und ihr Gewissen nicht mehr mit dem schweren Vorwurfe belasten, die im tosenden Sturm der Zeit stehenden Katholiken entmutigt zu haben. Jeder Aufsatz, jedes Buch dieser ungeschickten Warner schafft den lauernden Gegnern ein unerschöpfliches Arsenal giftiger Waffen, gegen welche die Katholiken sich gar nicht wehren können. Noch ernster aber ist zu wünschen, daß man nicht mehr den schmerzlichen, äußerst ungerechten Vorwurf der Kompromißsucht gegen zahllose kirchentreue Katholiken erhebe.

Das katholische Deutschland rüstet sich zu seinem alljährlichen Katholikentage. Gäbe es kein anderes für die im ganzen und einzelnen kerngesunde Verfassung des deutschen Katholizismus zeugendes Beweismoment, es würde vollauf genügen. Derartig majestätische, auch von den Feinden des In- und Auslandes bewunderte Versammlungen können nur hervorgehen aus einer großartigen, von Anfang an nach einem festen, hohen Ziele gerichteten Tradition und aus einem felsenfest vertrauenden, schaffensfrohen Optimismus. In diesen Tagungen treffen sich, wie in einem Brennpunkte, alle die zahllosen Organisationen. Durch den lebhaften Gedankenaustausch und die reichen Anregungen, die alljährlich hier gegeben werden, wird eine lebenspendende, gesunde Atmosphäre geschaffen, in welcher frische Arbeit und frohe Zuversicht wohl geborgen sind, die auch jede Stagnation zurückhält und tatenlose Selbstzufriedenheit nicht aufkommen läßt. Das reiche Kapital an mächtiger Begeisterung, das allsommerlich auf Zinsen gelegt wird, ist ein weiterer, wertvoller Ansporn zum Wirken für die katholische Sache. Der jeweilige harmonische Verlauf der Generalversammlung ist ein zuverlässiger Gradmesser für die Disposition im katholischen Lager. So sind die deutschen Katholikentage ein lautes Zeugnis und ein fester Hort des christlichen Optimismus, sie sind Belohnung und Aufmunterung zugleich.

Wichtige Aufgaben der katholischen Frauenbewegung.

Von **Ellen Ammann**, Vorsitzende des Kath. Frauenbundes.

Die Zunahme der Frauenarbeit, welche sich in der Berufszählung von 1907 ergab, beweist so klar das Dasein der Frauenfrage, daß es wohl keinem Einsichtigen mehr einfallen kann, ihre Existenz zu bezweifeln und noch mit dem stereotypen Worte allein: „Die Frau gehört ins Haus" die Lösung versuchen zu wollen. Vielmehr ist eine zielbewußte Arbeit nötig, um das Haus der Frau zu retten und die Mutter den Kindern zu erhalten.

Daß aber die Frauenfrage ohne die Frauen nicht gelöst werden kann, ist ebenso selbstverständlich, wie erwiesen ist, daß die Arbeiter an der Lösung der Arbeiterfrage und der Mittelstand an derjenigen der Mittelstandsfrage mitarbeiten müssen. Heutzutage kann man über das Wohl und Wehe einer Klasse, eines Standes nicht bestimmen, ohne daß die Mitglieder befragt werden, und je intensiver diese selbst für ihre Rechte eintreten, ihre Interessen zu wahren suchen, je besser, den natürlichen Verhältnissen entsprechend, wird denselben Rechnung getragen werden können.

Es ist eine notwendige Forderung für jeden wahren Kulturfortschritt, daß er das für seine Zeit höchstmöglichste Niveau erreicht, sonst wird die Entwicklung der Gesamtkultur zurückgehalten. Eine solche Höhe kann im sozialen Leben nur dann errungen werden, wenn die wirklichen Bedürfnisse, die nicht nur in den äußeren Umständen, sondern auch in der psychischen Veranlagung und Entwicklungsfähigkeit eines Standes begründet sind, in ihrem Verhältnis zu den anderen Ständen, berücksichtigt werden.

Eine Frauenbewegung war unter den obwaltenden Zeitverhältnissen etwas Naturnotwendiges. Ohne die Frau ist die Frauenfrage nicht zu lösen, und ihre Mitwirkung wird unfehlbar zu einem großen Kulturfortschritt führen.

Bis jetzt waren Männeransichten allein vorherrschend. Bei der Riesenhaftigkeit des Sprunges, den die Welt durch die Entwicklung der Industrie vorwärts machte, und den daraus entstandenen Härten, trat der eingetretene Schaden alsbald augenscheinlich hervor. Da besann man sich auf den Wert der Mütterlichkeit, der ersten prädominanten Fraueneigenschaft, in welcher man heutzutage alle anderen natürlichen Tugenden der Frau personifiziert. Ihr räumte man mit Freuden einen wichtigen Platz ein, damit sie die Wunden heilen helfe, welche die rasche Entwicklung teils geschlagen, teils nur bloßgelegt hat. Man bedarf ihrer jetzt in der Armen- und Waisenpflege, Jugendfürsorge, Gewerbeinspektion, im Schulwesen usw.

Unbewußt besinnt man sich darauf, daß das Weib zur Gehilfin des Mannes geschaffen war, ohne welche es ihm nicht gut ist zu sein, auch nicht in der Familie der Oeffentlichkeit.

Zwar wurde ein Teil dieser Mitarbeit der Frau erst auf ihr eigenes Verlangen eingeräumt, aber das ist etwas psychologisch Erklärliches. Die Mütterlichkeit des Weibes erspähte die Wunden, in ihr regte sich der Wunsch der Abhilfe mit unwiderstehlicher Naturgewalt. Der Mann sah allmählich die Richtigkeit der Forderung und ihre Vorteile ein und, abgesehen von einzelnen Rückfällen, bricht sich die Idee der Notwendigkeit der Mitarbeit der Frau in einzelnen öffentlichen Angelegenheiten siegreich ihre Bahn zum Wohle der Völker.

Der zähe Widerstand einzelner Kreise darf uns nicht entmutigen. Man will eben nicht glauben, man will erst sehen; nur wählt man einen unpraktischen und langsamen Weg, um den Beweis zu erhalten.

Ob die Tausende, die ohne entsprechende Hilfe in der Zwischenzeit untergehen, in der Weltgeschichte aufgewogen werden durch die Tatsache, daß die Frauenwelt Zeit gewinnt, sich für diese naturgemäße Erweiterung ihres Pflichtenkreises vorzubereiten, ist fraglich.

Jedenfalls ist es eine Aufgabe der Frauenbewegung, durch intensives Studium der Zeitfragen, durch Arbeit an sich selbst und für die Mitmenschen nicht nur jene Scharen aufzurufen, welche in die soziale Tätigkeit eintreten müssen, sondern auch das Verständnis für soziale Pflichten in der Frauenwelt zu wecken.

Die Führerinnen der Frauenbewegung sollen Wächter auf dem Turm sein, die das ganze Land überblicken, welche die besten Gelegenheiten erspähen, um Hilfe zu bringen, auf Gefahren aufmerksam machen, damit sie nach Möglichkeit verhindert werden. Sie sollen ihren Mahnruf immer wieder erheben, selbst wenn es manchem lästig erscheint, und alle zur Wachsamkeit und Mitarbeit aufrufen.

Wer einmal verstanden, um wie viel es sich wirklich handelt, der tritt auch in irgend einer Form für die Sache ein. Aufklärung tut also not! In den meisten Fällen erfolgt eine solche leichter an Einzelbeispielen als an der Hand von theoretischen Darlegungen, über welche man sich kaum einigen würde, ehe die Zeit weitergeschritten und selbst eine demonstratio ad oculos gebracht, mit der man sich abzufinden hat.

Die Fragen sind auch zu weitumfassend, als daß man sie in kurzer Zeit abmachen könnte. Ich will darum heute die Aufmerksamkeit nur auf einige Einzelpunkte lenken und darzulegen suchen, welches vitale Interesse gerade wir Katholiken, wir katholische Frauen daran haben. —

Zwei Erscheinungen traten bei der Bearbeitung des statistischen Materials der Volkszählung 1907 deutlich zutage. Die eine ist die Vermehrung der weiblichen Arbeitskräfte in den ungelernten Berufen, die andere die Zunahme der jugendlichen Arbeiterinnen.

Hiermit stehen wir mitten in der Frauenfrage. Hier handelt es sich um den Hauptpunkt. Sollen die Frauen zu den nebensächlichsten Handlangerarbeiten verurteilt sein, welche infolge ihrer anscheinenden Unbedeutlichkeit stets am schlechtesten entlohnt sind? — Dieselbe Erscheinung, welche bei Einführung der Maschine die Kinder- und Frauenarbeit zeitigte, drängt heute noch die Frau in die ungelernten Berufe. Dort verdient sie sofort etwas, ohne vorher Zeit und Geld aufs Lernen „verschwendet zu haben".

Denn, so natürlich die meisten Eltern es finden, den Sohn in eine Lehre zu tun und Lehrgeld für ihn zu bezahlen, ebenso selbstverständlich huldigen sie der verhängnisvollen Ansicht, daß das Mädchen gleich verdienen solle.

Warum? Wohl ist ursprünglich die Annahme maßgebend gewesen, daß es doch einmal heiraten würde, und dann wäre das Geld nutzlos ausgegeben gewesen. — Die Mehrzahl der Frauen zwar heiratet noch, aber erst spät, nach 30 Jahren — und dann müssen doch noch viele ums Brot wieder arbeiten. Ohne ordent-

liche Lehrzeit sind viele arbeitende Frauen Schmutzkonkurrentinnen für den Arbeiter und für einander.

Darum ist „der kleine Befähigungsnachweis" als ein Wendepunkt im Leben der Frau anzusehen; nach meiner Ansicht kommt ihm dieselbe epochemachende Bedeutung zu, wie seinerzeit dem neuen Vereinsrecht.

Im Handwerk muß jetzt nach dem neuen Gesetze das Mädchen genau wie der junge Mann eine Lehrzeit durchmachen und muß eventuell Gesellen- und Meisterinnenprüfung ablegen. In erster Linie handelt es sich für uns außer dem Handelsgewerbe, für welches dieselben Forderungen aufgestellt werden, um den Beruf als Näherin, Schneiderin und Modistin, wohl auch um Uhrmacherei und einige andere Fächer, für welche die Frau sich eignet.

Sache der Frauenbewegung ist es nun, dafür zu sorgen, daß die jetzt arbeitenden Frauen sich die *Vergünstigungen der Uebergangszeit* zunutzen machen, so daß nicht im Jahre 1913, wenn das Gesetz vollinhaltlich in Kraft tritt, viele in ihrem Erwerb schweren Schaden erleiden. Ungeheuer wichtig ist es, daß die Frauenvereine bei den Handwerkskammern wiederholt vorstellig werden und die Abhaltung von Meisterinnenkursen, Gesellen- und Meisterinnenprüfungen veranlassen, dafür sorgen, daß Frauen in die Prüfungskommissionen kommen usw.

Bekanntlich treten verschiedene Handwerkskammern mehr als zögernd an die Ausführung des Gesetzes heran. Hier gilt es nicht nachzulassen, sondern immer wieder seine Stimme zu erheben. In Süddeutschland scheint mir übrigens ein größeres Entgegenkommen vorhanden zu sein, als in nächster Nähe der Reichshauptstadt!!

Die so wichtige Innungsfrage ist brennend. Heute können Frauen nicht im Vorstand einer Innung sein, da sie die Voraussetzung der Wählbarkeit als Schöffe nicht besitzen. Eine reiche Literatur orientiert über diese so wichtigen Angelegenheiten, ebenso die Zentralen der verschiedenen Frauenorganisationen.

Hand in Hand hiermit ist die Frage der *jugendlichen Arbeiterin* zu lösen.

Hier gilt es nun erstens eine gesundheitliche Fürsorge zu treffen, damit die Zukunft der Generationen nicht bedroht sei. Dann muß die wichtige Frage des Fortbildungswesens studiert und behandelt und der hauswirtschaftlichen Ausbildung des jungen Mädchens der richtige Platz eingeräumt werden. Die Hausfrauentätigkeit ist ein nicht zu unterschätzender Faktor im Volkswohl.

Nicht nur erwerben heißt den Reichtum des Volkes erhöhen, sondern auch das Geld richtig verwerten. Vielleicht sieht man jetzt ein, was die Frau für die Volkswirtschaft, für die Nation bedeutet, wie sie durch ihre Tätigkeit im Hause dem erwerbenden Manne vollwertig zur Seite steht, — jetzt da die Gefahr droht, daß die Frau des Volkes nicht mehr Zeit findet, Hausfrau und Mutter zu sein, oder ihre Ausbildung dazu ernstlich bedroht ist. Möglicherweise liegt darin eine besondere Fügung Gottes.

Das Fortbildungswesen bringe dem jungen Mädchen nicht nur, wie ein Teil der Frauenbewegung es will, dieselbe Ausbildung wie dem Lehrjungen ihres Faches; nein, sie bringe ihr neben derselben auch hauswirtschaftliche Bildung, wenn nicht anderweitig dafür gesorgt ist. Möge sie in diesem Fall für die jungen Mädchen etwas länger dauern, das schadet nicht, wenn sie wenigstens für gewisse Kreise *obligatorisch* ist.

„Hier gilt es, in der Schulbildung des Mädchens, *ohne das Niveau der Allgemein- und Fachbildung herabzudrücken*, der Hauswirtschaft den ihr zukommenden Platz einzuräumen.

Alle diese Bestrebungen müssen Hand in Hand gehen mit einer vorsorgenden Tätigkeit. Nur wenn wir uns planmäßig um die Schulentlassenen annehmen, wird jener erschreckenden Tatsache, daß der größte Prozentsatz der Verbrechen von Jugendlichen im Alter von 14—16 Jahren begangen wird, Einhalt getan.

Grundbedingung bei der Vorsorge ist, daß die Frau den Hauptfaktor darin bilde und eine dementsprechende Stellung in den Vereinen habe. Hier kommt der Satz zur vollsten Geltung, der besagt, daß *die Frau die Frau am besten verstehe*. Ohne sich dem Vorwurf der Aengstlichkeit auszusetzen, darf man wohl alle männlichen Vereinsvorstände bitten, sich aufs tiefste von dieser Wahrheit durchdringen zu lassen. Besonders hervorzuheben ist, daß durch vertrauensvolle Aussprache mit einer Geschlechtsgenossin oft unberechenbarer Schaden und große Gefahren verhindert werden können.

Stellenvermittlung für Lehrmädchen, Einführung in die Jugendvereine, Einrichtung von Fortbildungsschulen, Beibehaltung und glückliche Ausgestaltung des Religionsunterrichtes in denselben sind vitale Fragen für uns. Die Lehrzeit bringt gewöhnlich die Entscheidung: „Hie Christus, hie Welt und ihre Torheit." — Darum wollen wir Christen suchen, die Jugend vollwertig auszurüsten für den Brotkampf, sonst müssen sie zu Nichtgläubigen gehen, deren Ansichten sie dann selbstverständlich annehmen.

Katholische Frauen, jene Frage der Mädchenbildung, welche die glückliche Verteilung von beruflicher und hauswirtschaftlicher Bildung umfaßt, harrt unserer Mitarbeit.

Darum soll der Katholische Frauenbund, sollen die Frauen in den Berufsvereinen die Fragen *studieren*, sollen *Spezialistinnen ausbilden*, welche theoretisch und praktisch gebildet imstande sind, auf den Kongressen die katholischen Frauen würdig zu *repräsentieren*.

Es soll keine wichtige Beratung geben, an der wir katholische Frauen nicht teilnehmen, in welcher wir nicht in der Lage wären, unsere Stimme sachkundig zu erheben. Es gibt keinen Teil der sozialen Frage, bei der wir nicht mitreden dürften, denn uns trifft sie fast am stärksten.

Lassen wir die Welt weder glauben, daß die deutsche Frau für die Leiden ihrer Mitschwestern, ihres Volkes taub ist, noch, daß sie sich von extremen Richtungen regieren lassen will. Studieren wir die Fragen, arbeiten wir hochherzig mit, caritativ oder sozial, unsere Ansichten werden siegen, wenn ihre Wurzeln auf jene göttliche Vernunft zurückgehen, nach der die Weltgesetze entstanden.

Von unserer Seite müssen wir Fabrikinspektorinnen, Polizeiassistentinnen, Jugendfürsorgerinnen, Waisenpflegerinnen, Armenrätinnen, Vormünderinnen, Kindergärtnerinnen, Hortleiterinnen usw. stellen. In diesen Berufen muß eine „heilige Schar" von gläubigen Frauen und Jungfrauen tätig sein, *welche nicht nur die natürlichen Kräfte der Mütterlichkeit, sondern auch die der übernatürlichen christlichen Tugend in den Dienst der Menschheit stellen.*

Hier winken herrliche Berufe, die das Herz befriedigen können, obgleich sie nicht ohne Dornen sind! Hier winkt wahre Nachfolge Christi.

Katholische Mütter, diese Berufe werden unsere Töchter glücklich machen, die sich heute vielleicht fragen, welchen Nutzen sie auf Erden bringen. Und wenn sie einst heiraten, haben sie gelernt, was das Leben ist, und ihr eigenes Glück wird gesicherter sein, als wenn sie, den Kopf voll von romanenhaften Illusionen, in die Ehe treten.

Der Prozentsatz, den wir Katholiken auf diesen Gebieten stellen, ist, wie unter den höheren Lehrerinnen, viel zu gering.

Zwar wurde der größte Teil dieser modernen Vor- und Fürsorgetätigkeit seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten *in den Klöstern* ausgeübt, *auch von den Töchtern der höheren Stände*. Nichts ist so verkehrt wie die Behauptung einiger liberalen Frauenrechtlerinnen, daß die Klöster den Töchtern besserer Stände zu starke Konkurrenz machen. Im Gegenteil! Gerade für diese war die Lösung der Frauenfrage und ist sie heute noch vielfach im hehren Beruf einer Klosterfrau zu finden.

Wie wenig „weltentfremdet" diese sind, zeigt die Tatsache, daß von 67 höheren Mädchenschulen unter klösterlicher Leitung in Preußen 65 die Bedingungen der Reform erfüllen konnten, eine Tatsache, die jeden nicht blind sein wollenden zum Nachdenken bringen sollte.

Unsere Klosterfrauen passen sich immer mehr den modernen Verhältnissen an. Die Klöster arbeiten intensiv, um der gerechten Forderung des sie stützenden katholischen Volkes zu entsprechen, nicht nur auf dem Gebiet der Pädagogik und Charakterbildung führend zu sein, sondern auch in bezug auf Qualität der Technik usw. Man sieht ja Klosterfrauen nicht nur an der Universität, auch auf wichtigen Tagungen grüßt uns Vertreterinnen der katholischen Frauenbewegung öfters das Gewand einer Klosterfrau glückverheißend für die Zukunft und unsere Herzen mit Stolz über die Vergangenheit erfüllend. Mögen sie immer zahlreicher die Kongresse besuchen, um die großen Zusammenhänge kennen zu lernen und stets Fühlung zu haben mit den Ereignissen.

Aber das alles genügt noch nicht! Die katholischen Mädchen und Frauen müssen lernen, sich zahlreich *um die öffentlichen Stellen zu bewerben*. Die Inhaber dieser Stellen werden mit der Zeit die ausschlaggebenden sein — und dann helfen uns unsere herrlichsten, durch private Aufopferung erbauten Anstalten nicht genug. Amtliche Gelder und amtlicher Einfluß werden über uns hinweggehen. — Das ist die Hauptgefahr, die uns von der nicht auf konfessionellem Boden stehenden Frauenbewegung droht, daß sie im stillen so gut mit den amtlichen Behörden steht, und daß man *für sogenannte interkonfessionelle Schöpfungen stets Geld erhalten kann, während uns die öffentlichen Mittel verweigert werden!*

Um genügende Arbeitskräfte für all diese neuen amtlichen und halbamtlichen Berufe herbeizurufen — vorhanden sind sie ja —, muß die Masse der Frauen über die Zeitverhältnisse aufgeklärt werden. So sehr zu begrüßen ist, daß der Katholische Frauenbund[1] heute über 30000 Mitglieder zählt, so sehr hervorzuheben ist, daß kaum eine Organisation sich in 7 Jahren unter solchen Schwierigkeiten so rasch entwickelt hat, so stark in die Wagschale fällt, daß die Zweigvereine so viele Einzelaufgaben zu bewältigen hatten — ebenso stark muß betont werden, daß jetzt die Zeit gekommen ist, in denen *die Massen für die Aufgaben des Frauenbundes gewonnen werden müssen.* —

Trotz der mir nur allzugut bekannten Schwierigkeiten der vielen Vereine behaupte ich: „Zuerst muß ein Katholischer Frauenbund überall eingeführt werden." Er wird jede andere Tätigkeit fördern und anbahnen, denn er wird das Verständnis für die Zeitfragen wecken, das Solidaritätsgefühl stärken und dadurch

[1] Zentrale, Köln, Roonstraße 9.

Einzelarbeiten vorbereiten, ja manchmal übernehmen in Orten, in denen es besser ist, daß ein einziger allumfassender Verein tätig ist. Wie oft begegnen wir aber dem Einwand, daß schon so viele Vereine da sind.

Gewiß, aber keiner, in welchem die Frauen gesammelt werden und über die Zeitfragen aufgeklärt werden können. Das geschieht eben im Katholischen Frauenbund und seinen Zweigvereinen.

Und das ist es, was heutzutage nottut. Möge man sich bewußt werden, daß die Frau, welche die kommende Generation erziehen soll, ihre Zeit kennen und verstehen muß. In jenen Zeiten, in denen große äußere Gefahren das Land bedrohten, da waren die Frauen informiert wie die Männer. Die jungen Helden der Befreiungskriege verdankten die herrliche Begeisterung ebensoviel Mutter und Braut als Vater und Freund. — Auch jetzt gilt es herrliche Güter, und das Frauengeschlecht ist ebenso tief ja intensiver noch getroffen.

Darum müssen alle Frauen des katholischen Volkes, Frauen aller Kreise im Frauenbund vereinigt werden, um dort zu lernen und dann ihre Kraft in den Dienst der hehren Sache zu stellen. Wer nicht mitarbeiten kann, möge durch seinen Namen die Bewegung unterstützen, stets und überall für die katholische Frauensache eintreten.

Nur wenn mit allen Kreisen die Fühlung hergestellt ist, werden den obengenannten Berufen genügend christliche Elemente zugeführt werden können, nur dann werden wir uns nicht selbst ausschalten im Kulturleben der Nation.

Jede, der die Aufforderung zugeht, in den Katholischen Frauenbund einzutreten, jeder, der gebeten wird, die Gründung eines Zweigvereins zu fördern und der gesonnen wäre, eine abwehrende Antwort zu geben, möge sich erst die Frage vorlegen, ob bei dieser Verneinung nicht Sonderinteressen über die großen allgemeinen gesiegt haben, und ob die Folgen solch kurzsichtiger Handlungsweise nicht sogar in allernächster Zeit rückwirkend verhängnisvoll sein würden.

Ehe ich schließe, möchte ich noch die Aufmerksamkeit der Frauenwelt auf eine wichtige Sache lenken.

Es handelt sich um die uns drohende Gefährdung der Sittlichkeitsbegriffe.

Die letzten Berichte über die Verbreitung der Schund- und Schmutzliteratur, die letzten Verurteilungen „künstlerischer" und angeblich „wissenschaftlicher" Pornographie zeigen, daß wir an den Rand eines Abgrundes gelangt sind. Jedoch ist die Schar derjenigen, welche die Gefahr erkennen, noch zu klein. Die beanstandeten Sachen sind ja solcher Natur, daß man ihre Kenntnis dem Publikum entziehen muß. Darum schwieg die öffentliche Meinung, die ja in dieser Sache ausschlaggebend ist, so lange und richtete sich lieber nach den bequemen „Weitherzigen", welche die Sache als übertrieben darstellten.

Gott sei Dank, ein Umschwung ist eingetreten, aber nicht auf der ganzen Linie. Die Theater bringen Tag für Tag stärkere Sachen, und unsere Frauen gehen hin und fördern so die Erniedrigung ihres Geschlechtes. Das neue Heidentum vergiftet mit seiner Sittlichkeitsauffassung die gebildeten Kreise immer mehr. „Die Kinder", „Rosenkavalier", „Salome", „Die schöne Helena" in modernster, gewagtester Ausstattung usw. füllen die Theatersalons mit einem aufmerksamen, oft nur allzu unreifem Publikum, und wenn dann die Söhne besserer Familien im Leben Rollen in Ehetragödien spielen, fragt man sich noch erstaunt, wie so was kommen konnte.

Christliche Frauen, werden wir nicht den Mut finden zu erklären, daß wir nichts mit dem gemeinsam haben?

Verzichten wir auf ein solches Theater und halten wir unsere Söhne und Töchter fern von derartigen Stücken. Beweisen wir den Theaterdirektoren, daß wir nicht mehr gedenken, ihre Taschen zu füllen, wenn sie nicht Frauenehre und Frauengefühl achten und ehren. Der Besuch eines zweifelhaften Theaterstückes, die Duldung eines laszıven Gespräches im Salon sind Sünden, oft ebenso verhängnisvoll wie Sünden gegen den Glauben.

Wo ist jene deutsche Frau geblieben, welche als „Hüterin der Sitten" gepriesen wurde? Sie schweigt und läßt zu, daß ihr Volk vergiftet wird. In Uruguay haben die Frauen sich gegen die schlechten Theaterstücke erhoben und große Erfolge errungen. In England und Amerika verbietet man teilweise, auf Verlangen der Frauen hin, Stücke, welche hier auf den angesehensten Bühnen gegeben werden. Auch hier tut Aufklärung und Solidarität not!

Und da ich doch schon so viel gesagt, will ich noch ein Wort über die heutige Mode hinzufügen. Verzweifeln könnte man an der Frauenwelt, wenn man diese Figuren auf der Straße sieht! Einen besseren Weg, die Frau nur zum Geschlechtswesen herabzuwürdigen, gibt es nicht. Wo ist Schönheitsgefühl vorhanden bei diesen „Linien", die die weibliche Form hervorheben sollen? Wo ist noch Anstand bei dieser Durchsichtigkeit der Kleidung? Müssen wir den Franzosen alle ihre zweifelhaften Geschmacklosigkeiten, die ihr Unglaube ihnen erlaubt, nachmachen? Diese Mode hat eine traurigere Wirkung, als jene der paar Pioniere der Frauenbewegung, welche der „Kinderkrankheit" der kurzen Haare huldigten; denn ihr liegt ein noch gefährlicherer Gedanke zugrunde.

Diese Worte über Mode versöhnen vielleicht manchen Herren mit meinen Ausführungen. So viel Interesse für die alten Forderungen der Weiblichkeit bleibt also auch der katholischen Vertreterin der Frauenbewegung. Ja! Was wir wollen, ist eben wahre Weiblichkeit, welche sich ihrer Verantwortung bewußt ist.

Die Frau des 20. Jahrhunderts muß verstehen, daß, wenn auf irgend einem wichtigen Gebiet die nichtchristliche Auffassung über die Würde und die sittliche Stellung der Frau siegt, das Frauengeschlecht herabsinkt von jener Höhe, auf welche das Christentum sie erhoben, und damit verschwindet der veredelnde Einfluß auf das Menschengeschlecht, zu dessen Ausübung Gott sie schuf. Die Menschheit büßt dann unersetzliche Güter ein, und die einzelne Frau fällt dem inneren Elend anheim — ein Elend um so entsetzlicher, als der dumpfe Stumpfsinn heidnischer und mohammedanischer Frauen nicht in uns entstehen kann, deren Voreltern so viel Besseres erlebt.

Auf allen Gebieten tut ein Erwachen der Frau not; dazu ist in erster Linie Zusammenschluß der Einzelbestrebungen und Sammlung der Frauen not. Zeigen wir der Welt, daß wir katholische Frauen ein Faktor sind, mit dem man rechnen muß. Arbeiten wir an uns selbst, um unseren hohen Aufgaben gerecht werden zu können, um unserem Volke mit vollen Händen jene Schätze des Edelmutes, der Reinheit, Güte, Milde, Aufopferungsfähigkeit und Mütterlichkeit, welche der Allmächtige zum Besten der Welt in unsere Herzen legte, spenden zu können.

Mainz in Wendepunkten deutscher Geschichte.

Von Universitätsprofessor Dr. Sägmüller, Tübingen.

In Nr. 39 vom 24. September 1910 der „Allgemeinen Rundschau" habe ich, belehrt durch auf der letzten Katholikenversammlung zu Augsburg gemachte Beobachtungen, dafür plädiert, daß auf jeder Katholikenversammlung ein spezifisch geschichtlicher Vortrag über die katholische Vergangenheit des Festortes oder wenigstens über eine bedeutende Episode aus der Geschichte desselben gehalten werden sollte. Schon an sich gelte: Variatio delectat. Auch stehe solches Vorgehen mit den Zwecken der Katholikentage in bestem Einklang. Es sei doch erhebend, ermutigend und stärkend, daß wir Katholiken nach einem bekannten Worte von Görres überall nur den Boden der Gegenwart etwas anzuschürfen brauchten, um alsbald denselben mit dem Schweiß, den Tränen und dem Herzblut unserer Bekennerahnen getränkt zu sehen.

Nun bietet wohl fast keine deutsche Stadt mehr und erhebendere geschichtliche Reminiszenzen als die heurige Feststadt, das „goldene Mainz". Darum seien uns hier einige historische Gedanken über die Stellung und Bedeutung von Mainz in Wendepunkten deutscher Geschichte gestattet.

Wohl war durch Chlodovechs Taufe 496 das römisch-katholische Christentum bei dem edelsten und mächtigsten deutschen Stamme, dem der salischen und ripuarischen Franken, zur Herrschaft gelangt. Aber es schien erliegen zu sollen an der mühevollen Umarbeitung dieser ungeschlachten Deutschen mit ihren riesenhaften Körperkräften, ihren dämonischen Leidenschaften. Es fehlte der fränkischen Landeskirche ein Rückhalt an einem Mittelpunkt, der Zug zum Ganzen. Da hat der hl. Bonifatius, der Apostel Deutschlands und seit 747 Erzbischof in der altrömischen Moguntia, die deutsche Kirche mit Hilfe von Rom hierarchisch organisiert und mit dem Herzen der katholischen Kirche, dem Papsttum, verbunden, damit von diesem göttlich aufgegrabenen Quellpunkt des Katholizismus immer neues Herzblut in die deutsche Kirche einfließe. Diese riesige Erzdiözese Mainz war dann nach Roms Kirche der größte kirchliche Verwaltungskörper des Abendlandes bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Man will freilich Bonifatius wegen dieser Verkettung der deutschen Kirche mit Rom protestantischerseits manchmal tadeln. Aber der beste protestantische Kenner der mittelalterlichen Kirchengeschichte Deutschlands, Professor A. Hauck in Leipzig, schreibt am Schlusse des ersten Bandes seiner Kirchengeschichte Deutschlands, der fast zur Hälfte dem hl. Bonifatius gewidmet ist: „Es ist nicht zu verkennen, daß die Einheit der Kirche die Einheitlichkeit der abendländischen Kultur möglich gemacht hat. Was ist aber die abendländische Kultur anderes als die Weltkultur? Wer sie in

ihrem Wert zu schätzen weiß, wird schwerlich geneigt sein, den Erfolg zu beklagen, welchen die Tätigkeit des größten angelsächsischen Missionars in Deutschland, Bonifatius, gehabt hat."

Daß Bonifatius auch Pippin den Kleinen zum König gekrönt und damit die Stellung des Erzbischofs von Mainz in Wahl und Krönung des deutschen Königs mit ihrem wechselnden Verlauf begründet hat, sei nur nebenbei bemerkt.

Wie den Völkern selbst, so hat Gott auch der Aufeinanderfolge der Kulturstufen bei denselben Lauf und Grenzen vorgezeichnet. Die mittelalterliche Kultur, sagen wir die Bonifatianische Klosterkultur, mit ihrer die heimische Scholle bearbeitenden Landwirtschaft, ihren sehr gelehrte scholastische Bücher schreibenden, mit Rom eng verbundenen Mönchen, neigte nach mehr als einem halben Jahrtausend allmählich dem Ende zu. Die Renaissance, der städtische Industrialismus und Handelsgeist, die ihre Geistesware ebenso leicht verfrachtende Buchdruckerkunst, der Gedanke einer romfreien deutschen Nationalkirche standen an der Pforte und begehrten trotzig Einlaß. In alledem spielte Mainz seine Rolle. Mainz, Worms und Oppenheim stifteten 1254 den Rheinischen Städtebund zum Schutze des Landfriedens, zum Kampfe gegen das Pfahlbürgertum und ungerechte Zölle, einen Bund, dem nach und nach ganz Deutschland beitrat. Und ist der Bund auch bald zerfallen, die Stadt hatte sich gegen das bisher herrschende Land in ihm zum Worte gemeldet, und dem Stadtbürger gehörte es bis zum Ende des Mittelalters. Daß dann Mainz unter seinen Bürgern den Erfinder der Buchdruckerkunst mit ihren kolossalen Umwandlungen auf dem Gebiete des ganzen Geisteslebens, Gutenberg, hervorgebracht hat, wer weiß das nicht? Der Gedanke endlich einer romfreien deutschen Nationalkirche bzw. einer Kirchenreform, der am Ende des Mittelalters auf den Synoden zu Konstanz und Basel und auch sonst so scharf hervorbrach, hat an den Mainzer Erzbischöfen Dieter von Isenburg († 1482) und Bertold von Henneberg († 1504), dem Reformer auch an der Reichsverfassung, hitzige Verfechter gefunden. Redigierte doch der letztere die „Gravamina nationis Germanicae" gegen Rom mit. Tatsächlich wollte dann aber, als Luther auftrat, der erste deutsche Kirchenfürst, der Erzbischof von Mainz, doch nie etwas von der Trennung von Rom wissen im Gegensatz zu Köln. So bildete das „goldene Mainz" die zähe Klammer mit Rom und die gewaltige Grenzfeste für den Katholizismus gegen den Protestantismus, eine Rolle ähnlich jener der altrömischen Moguntia in der Völkerwanderung, nur glücklicher.

Und wieder nach einigen hundert Jahren, nachdem die Hochfluten des fürstlichen Absolutismus, der in der Reformation und im Dreißigjährigen Krieg so unsäglich viel religiöses und soziales Elend über Deutschland heraufbeschworen hat, verlaufen waren, stieg eine neue Zeit herauf: Die französische, die soziale Revolution. Es ist vor allem Mainz gewesen, welches, obgleich deutsche Stadt, die herüberbrechenden Jakobiner und Sansculotten nach einem zuletzt zu guten Stücken verliederlichten, aufklärerisch verseuchten Kirchenregiment mit Freuden im Jahre 1792 aufnahm. Niemand hat diese Zeit der republikanischen Freiheitsbäume, mit allem was drum und dran hing, klassischer geschildert als der nimmer zu vergessende große Historiker Johannes Janssen in seinen Zeit- und Lebensbildern, in dem köstlichen Essay: Eine Kulturdame (Karoline Michaelis) und ihre Freunde. Aber diese Illuminaten, Aufklärer und Revolutionäre lösten die heraufgetauchte soziale Frage nicht. Sie hatten mit dem Glauben auch die echte, entsagungsfrohe Nächstenliebe und damit den Schlüssel zu der Lösung dieser Frage verloren. Diesen Schlüssel in der gewaltig steigenden sozialen Not unserer Tage wieder hervorgeholt und dessen allseitigen Gebrauch gezeigt zu haben, nämlich den felsenfesten Glauben und die opferfrohe Liebe, das ist das unsterbliche Verdienst des gottgesandten Mainzer Bischofs Emanuel Freiherrn von Ketteler. Sein Stern ging auf 1848, als der erste Katholikentag zu Mainz die wieder aufgekommene Freiheit der deutschen Katholiken nach dem Elend der Aufklärungszeit inaugurierte. Doch wird Kettelers Lob in diesen schönen, gottgesegneten Tagen so laut gesungen werden, daß wir ruhig hier die Feder niederlegen dürfen.

Abend am Rhein.

Es schaut aus blauen Nebeln
Die Drachenburg ins Land,
Und bunte Träume steigen
Von ihr herab zum Strand,

Wo eine frohe Menge
So sorglos scherzt und lacht
Und sich erzählt von Freuden,
Die ihr der Tag gebracht. —

Wo von den Schiffen funkeln
Die Lichter übern Rhein,
Und auf den Fluten wandelt
Geheimnisvoll ihr Schein;

Ich wandere am Ufer
Und lausch dem Wogenlied
Und schau, wie Well' auf Welle
Rastlos vorüberzieht.

Fritz Flinterhoff.

Das religiöse Interesse im Studententum.

Von Dr. Max Metzger, Freiburg i. Br.

Vom religiösen Interesse unseres katholischen Studententums hängt zu einem guten Teil die Zukunft der katholischen Sache in Deutschland ab. Aus dem katholischen Studententum kommen die katholischen Gebildeten. Und sie bilden einen wichtigen Bruchteil der Katholiken, sie sind geborene Vertreter der Kirche im öffentlichen Leben, führende Arbeiter in allen sozialcaritativen Aufgaben. Von höchster Bedeutung ist daher das Verhältnis des katholischen Studententums zur Religion, zu religiösen Fragen und Aufgaben.

Pessimisten und Optimisten kommen in der Beurteilung unserer Studenten zu geradezu diametral entgegengesetzten, aber beidemal gleich unrichtigen Anschauungen. Es gibt namhafte Männer, die tatsächlich an unserem Studententum verzweifeln, andere, die alles in bester Ordnung glauben oder wenigstens praktisch verfahren, als wäre es so. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Ueber jeden Zweifel sicher ist, daß unser Studententum dem Ansturm der widerchristlichen Gewalten innerlich nicht gewachsen, darauf in keiner Weise hinreichend gerüstet und geschult ist. Vielleicht ist nur die heute so große Menge der Vergnügungen schuld, daß unsere Studenten die Zeit und die Lust nicht finden, sich mit den tieferen Fragen des Lebens und der Religion näher einzulassen, daß sie deshalb auch vor vielen Gefahren bewahrt bleiben. Ein allgemein beklagter Mißstand hätte also in dieser Hinsicht eine gewisse gute Nebenfolge. Natürlich werden wir gleichwohl nicht für Beibehaltung solcher Sitten plädieren, die auf der anderen Seite eben auch eine tiefere Religiosität, positives Eindringen in religiöse Fragen und Mitarbeit an den religiösen Aufgaben unmöglich machen.

Unserem Studententum mangelt die religiöse Belehrung, die das religiöse Wissen mindestens auf das Niveau der übrigen Allgemeinbildung erheben müßte. Aber es ist doch auch durch vielfache Tatsachen und Erfahrungeu bewiesen, daß ein nicht zu unterschätzendes religiöses Interesse und Bedürfnis im Studententum schlummert, das in dem Augenblick erwacht und zum Vorschein kommt, wo man ihm eine assimilationsfähige Nahrung bietet: die Religion in der Form, wie sie der Gebildete aufnehmen kann und will. Erfreulicherweise wächst das Verständnis dafür, daß der Gebildete einer seinem Geisteszustand entsprechenden religiösen Unterweisung bedarf, und es mehren sich die Bestrebungen, hier einem tiefen Bedürfnis entgegenzukommen.

Die Akademischen Bonifatiusvereine vor allem haben seit Jahren durch Erweiterung und Entfaltung ihres Programms diese Aufgabe zu einem großen Teil in ihre Hand zu nehmen versucht. Sie gingen dabei von der richtigen Annahme aus, daß die rein kirchliche Belehrung allein nicht hinreiche, daß anderseits ein Erfolg nur durch Zusammenarbeiten aller Gruppen der Studentenschaft erreicht werden könne. Begreiflicherweise sind die Schwierigkeiten zu Anfang größer als je. Und doch ist schon, zumal durch die vorzüglich sich entwickelnde Akademische Bonifatius-Korrespondenz, viel Gutes geleistet worden. Die naturgemäße Entwicklung der Vereine führte dazu, in Breslau vor zwei Jahren und letztes Jahr in Augsburg dieses Programm mit Begeisterung zu proklamieren. Auf der Liste der Aufgaben stand: Einrichtung von entsprechenden Vorträgen und Diskussionen in den einzelnen Vereinen, Ausnützung der Ferien zu religiöser Schulung der Studenten in „Bonifatius-Ferienzirkeln", Inangriffnahme eines religiösen Hochschulkurses für Studenten und gebildete Laien, eines Akademikertages zur Beratung aktueller Fragen des

katholischen Studententums, Veranstaltung großer Studentenversammlungen auf den Katholikentagen, Schaffung akademischer Gottesdienste u. a. m. Ein großer Teil dieses reichen Programms ist schon teilweise zur Durchführung gekommen oder wird in kurzem der Realisierung entgegengehen. Die diesjährige Generalversammlung in Mainz wird vor die endgültige Entscheidung gestellt sein, ob sie dieses Programm als die eigentliche Hauptaufgabe der ABV. mit aller Kraft in die Hand nehmen will. Die Vorarbeiten, die Tagesordnung, sowie die allgemeine Stimmung in den Vereinen lassen keinen Zweifel daran, daß die Entscheidung in bejahendem Sinn ausfallen wird.

Nur ein praktisches Bedenken hat noch im Weg stehen können, ob sich nämlich dieses Zusammenarbeiten aller Gruppen der Studentenschaft werde durchführen lassen. Darauf hat der Akademische Bonifatiusverein Freiburg i. Br. nun die denkbar überzeugendste Antwort durch die Tat gegeben. Er griff den Gedanken eines religiösen Hochschulkurses für Studenten und gebildete Laien auf, verwirklichte ihn aber mit Rücksicht auf augenblickliche besondere Umstände in Form eines Zyklus von alle 14 Tage stattfindenden großen „Religiös-wissenschaftlichen Abendvorträgen“ über die „Grundwahrheiten des Christentums im Gegensatz zu ihrer modernen Bestreitung“. Der geradezu glänzende Erfolg des Unternehmens hat den Unglückspropheten das Spiel gründlich verdorben. Die Vorträge waren trotz vieler hinderlicher Umstände durchschnittlich von 400—500 Zuhörern, meist Studenten, besucht. Alle Referate wurden von Autoritäten gegeben. Es sprachen: Prälat Universitätsprofessor Braig über „Der Realismus unserer Erkenntnis und Kant“, sowie „Unsere Gotteserkenntnis“, Prof. Dr. theol. et rer. nat. Schmitt-Offenburg über „Naturwissenschaft und Gottesglaube“, Universitätsprofessor Weber über „Die Gottheit Christi“, Universitätsprofessor Pfeilschifter über „Die katholische Kirche eine Stiftung Christi“, Universitätsprofessor Heer über „Kirche und Papsttum“. Die Aufnahme war eine begeisterte.

Der Akademische Bonifatiusverein Freiburg hat mit dieser mühevollen Arbeit nicht bloß der katholischen Studentenschaft in Freiburg einen großen Dienst erwiesen, sondern auch dem ganzen katholischen Studententum gezeigt, daß durch einmütiges Zusammenarbeiten aller Faktoren in den Akademischen Bonifatiusvereinen ein großes Werk zustande kommen kann.

Ein Wort zum Zusammenschluß der katholischen Studentenschaft.

Von Th. Wilms.

In der „Unitas“, dem Organ des Unitasverbandes, ist in letzter Zeit der „Konzentrationsgedanke“ wieder angeregt und eifrig erörtert worden. Die Akademischen Monatsblätter bringen in ihrer Nummer 9 dieses Jahrganges zu dieser Frage eine sehr klare und durchsichtige Abhandlung von Landesrat Dr. Schmittmann, Düsseldorf, in der das Fazit gezogen ist aus der Diskussion über den Zusammenschluß der katholischen Studentenschaft. Danach handelt es sich um zwei verschiedene Fragen:

1. um die Schaffung einer Zentrale für die katholischen Korporationen; 2. um einen Zusammenschluß der gesamten katholischen Studentenschaft.

Die einzelnen Korporationen wie auch die Korporationsverbände bedürfen einer engeren Fühlungnahme untereinander

a) zur Anregung des inneren Lebens;
b) zur einflußreichen Vertretung der Interessen der inkorporierten Studentenschaft nach außen hin.

Wegen der Beschränktheit des in der „Allgemeinen Rundschau“ verfügbaren Raumes möge die Begründung übergangen und der andere Hauptpunkt näher ins Auge gefaßt werden.

„Die zweite Frage ist die nach einer Zusammenfassung unserer gesamten katholischen Studentenschaft. Eine solche ist notwendig aus den gleichen Gründen wie eine Zentrale für die Korporationen. Sie ist nur in noch weit höherem Maße notwendig, weil es hier auch all die isoliert stehenden Katholiken zu erfassen gibt, die entweder überhaupt keinem Verbande sich angeschlossen oder der Freistudentenschaft sich zugewendet haben.“

Es wird dann weiter ausgeführt wie die letztgenannten in der freien Studentenschaft zwar als Mensch Anschluß und Rückhalt gefunden hätten, aber für ihre religiösen Interessen ganz auf sich selbst angewiesen seien. Für diese wäre ein Zusammenschluß von größtem Werte, zunächst „für die geistige, insbesondere apologetische Anregung des einzelnen“, sodann zur Vertretung der äußeren Interessen der gesamten katholischen Studentenschaft.

Wie aber soll man sich eine solche Zentrale organisiert denken? Die Organisation müßte eine „großzügig einfache“ sein, bei der der einzelne nicht zu sehr durch viele Verpflichtungen eingeengt wäre.

„Nichts Geringeres als ein katholischer Studentenvolksverein müßte das Ziel sein.“

Es drängt sich nun die Frage auf: „Wer soll diese Zusammenfassung organisieren, von wem soll sie ausgehen?“

Dr. Schmittmann schlägt dafür die Akademische Bonifatiuseinigung vor. Man hätte dann von vornherein einen festen Kern, der sich schon in positiv aufbauender Arbeit bewährt hätte. Damit aber die Akademische Bonifatiuseinigung eine solche Aufgabe erfüllen könnte, wird von ihr eine Um- und Ausgestaltung ihrer Statuten und ihrer Vereinszeitschrift verlangt.

Hieran anknüpfend möchte Verfasser dieser Zeilen die Frage aufwerfen: Kann die Akademische Bonifatiuseinigung sich hierzu bereit erklären? Ist es zweckmäßig für sie zu sagen: Ich will jetzt die Zentrale für die katholische Studentenschaft sein? Könnte eine solche Anmaßung nicht verhängnisvoll für sie werden? Vestigia terrent! Es ist nicht das erstemal, daß der Versuch eines Zusammenschlusses gemacht ist.

Allerdings vertritt J. Mumbauer, Redakteur der „Akademischen Bonifatius-Korrespondenz“, in dem Leitartikel der Julinummer die Ansicht, daß die Akademischen Bonifatiusvereine auf ihrer Generalversammlung in Mainz die Akademische Bonifatiuseinigung zur „religiösen Aktionszentrale“ proklamieren sollten. Nach meiner Ansicht ist die Angelegenheit noch nicht spruchreif. Die Wege sind noch zu wenig gebahnt. Die Akademische Bonifatiuseinigung genießt noch nicht das Vertrauen und das Verständnis bei der katholischen Studentenschaft, das sie benötigte, um eine Aktionszentrale bilden zu können. Abgesehen von der großen Masse der Freistudenten steht eine große Anzahl der katholischen Korporationen der Akademischen Bonifatiuseinigung noch fern.

Anderseits aber ist, wie mir scheint, die Akademische Bonifatiuseinigung auf dem besten Wege, den Gedanken des Zusammenschlusses der katholischen Studenten zu realisieren. Nach dem Grundsatze: „Probieren geht über studieren“, zeigt sie in zielbewußtem Streben durch die Tat, daß sie gesonnen ist, alle katholischen Akademiker für die Mitwirkung zur Förderung unserer heiligen Religion zu gewinnen. Gerade seit einigen Jahren geht ein neuer, lebensfrischer Hauch durch diese Organisation, seitdem sie sich nicht mehr lediglich auf materielle Unterstützung der Diaspora beschränkt, sondern, ihre Ziele weitersteckend, durch geeignete Veranstaltungen zur Förderung der katholischen — sit venia verbo — Weltanschauung an die Studenten herantritt. Freilich hat man den Akademischen Bonifatiusvereinen deswegen den Vorwurf gemacht, daß sie dadurch den Namen Bonifatiusvereine verwirkt hätten. Jedoch, wie mir scheint, mit Unrecht. Denn auch der Allgemeine Bonifatiusverein beschränkt sich nicht lediglich auf die Unterstützung von Kirchenbauten. Sorgt er nicht auch für die sogenannte geistige Diaspora durch Errichtung katholischer Schulen, Anstellung und Besoldung von Lehrern und Seelsorgern, durch religiöse Unterweisung der in der Diaspora lebenden Kommunionkinder? Sollte es da dem Akademischen Bonifatiusverein verwehrt sein, in analoger Weise für die geistige Diaspora unter den Akademikern Sorge zu tragen? Vor mir liegt gerade die letzte Nummer der „Akademischen Bonifatius-Korrespondenz“, sie bietet ein treffliches Spiegelbild von der Tätigkeit der Akademischen Bonifatiuseinigung.

Die stummen Zahlen der Statistik führen eine sehr beredte Sprache. In dem von einem jugendlichen Optimismus getragenen Vorortsbericht über das Wintersemester 1910/11 tritt besonders hervor der Bericht über die Wirksamkeit des Akademischen Bonifatiusvereins Halle. Ist er nicht allein schon Beweis dafür, daß auch das neue Programm vollauf berechtigt ist? Hier arbeiten die Mitglieder der verschiedenen Korporationen und die Freistudenten Hand in Hand mit den Alten Herren für das gemeinsame katholische Ideal, und damit dem Verein auch die materielle Basis nicht fehlt, gewährt ihm der über reiche Geldmittel verfügende Akademische Bonifatiusverein Trier finanzielle Unterstützung. Anerkennung gebührt dem rührigen Vorort dafür, daß er durch die Veröffentlichung der Exerzitientermine den katholischen Akademiker darauf hingewiesen hat, wann und wo er Gelegenheit hat zu diesem wahrhaft „religiösen Erlebnis“. In dem Aufsatz über die Ferienorganisationen sind praktische Winke gegeben für die religiöse Anregung des Studenten in den Ferien. Die im Anschluß hieran aufgestellte Rednerliste bietet eine treffliche Ergänzung dazu. — Sind hier nicht in der Tat die meisten Anforderungen erfüllt, die Dr. Schmittmann an die Aktionszentrale stellt, wenigstens was die Vertiefung des religiösen Lebens betrifft? Wie ist es aber mit der zweiten Forderung: Vertretung nach außen? Wenn man darunter eine öffentliche gemeinsame Kundgebung der kath. Studentenschaft versteht — nur das wird vorläufig erreichbar sein —, so ist auch an die Lösung dieses Problems die Akademische Bonifatiuseinigung praktisch herangetreten. Es war

ein glücklicher Griff des Vororts, bei Gelegenheit der Katholikentage in Augsburg durch die Akademische Bonifatiuseinigung eine öffentliche allgemeine Studentenversammlung einzuberufen. Wie aus dem Protokoll zu ersehen ist, war sie von ungeahntem Erfolg gekrönt. Es wurden eben nicht die Interessen eines Sonderverbandes vertreten, sondern die der gesamten katholischen Studentenschaft. Wie aus der Einladung auf der ersten Seite der „Akademischen Bonifatius-Korrespondenz" hervorgeht, ist auch dieses Jahr in Mainz wieder eine solche Versammlung geplant. Liegt hier nicht vielleicht der Keim, der sich später auswachsen wird zu einer Kundgebung der katholischen Studenten, die ein Gegenstück wäre zum großen Arbeiterfestzuge?

Aus den Darlegungen ersieht man, daß die Akademische Bonifatiuseinigung sich wohl zu dem entwickeln könnte, was gewünscht wird. Zwar ist eine solche Aktionszentrale vorläufig noch ein fernes Land, unnahbar unseren Blicken, aber eine Utopie ist sie nicht. Der Boden ist geebnet, die Fundamente sind gelegt, aber es fehlen das Material und die Kräfte zur weiteren Ausführung des großen Baues. Hier gilt es nun, die Hebel in Bewegung zu setzen. Darum katholische Akademiker, Theologen und Laien, inkorporierte und nichtinkorporierte Studenten, Aktive und Alte Herren, helfen wir zu diesem großen Werke! Regen wir unsere Kräfte in munterem Bunde, stellen wir uns nicht abseits, indem wir in unfruchtbarem Philosophieren und Kritisieren den Anstrengungen der anderen müßig zusehen, sondern legen wir selbst mit Hand ans Werk! Seb. Münster sagt an einer Stelle von dem Turm des Freiburger Domes: „desgleichen man in Teutschen Landen nicht findet nach dem Turm zu Strassburg. Die Heyden hetten jhn vor zeiten under die Sieben Wunderwerk gezehlt, wo sie ein sollich Werk gefunden hetten." Die Worte auf unser Werk anwendend möchte ich sagen: „Wahrlich es wäre ein Werk, desgleichen man in deutschen Landen nicht findet nach dem katholischen Volksverein, fürwahr ein Schauspiel für unsere akademisch gebildeten modernen Heiden." Opus grande facimus! Poscimur!

Der Kampf um die Weltanschauung innerhalb der deutschen Lehrerschaft.

Von Jos. Schorn, Vorsitzender des „Katholischen Lehrervereins" im Großherzogtum Hessen.

Der gewaltige Kampf zwischen Glauben und Unglauben, der in unseren Tagen die Welt durchtobt, hat besonders auch die Lehrerschaft ergriffen und wird innerhalb derselben mit großer Heftigkeit geführt. Alle Stände und Kreise unseres Volkes schauen diesem Kampfe mit stets wachsendem Interesse zu; denn von seinem Ausgang hängt viel, sehr viel ab. Es handelt sich hier um einen Stand, dem das kostbarste Gut der Nation, die Jugend, übergeben und anvertraut wird. Die Ueberzeugung und Gesinnung des Lehrers ist aber von weittragendem Einfluß auf das Kind, wichtiger als alles andere, als alle noch so vorzüglichen Schuleinrichtungen, Schulgesetze und Verordnungen. Darum sagt Hirscher mit vollem Recht: „Nehmt uns alles und gebt uns nur das eine: Erleuchtete, tief fromme, um die ihnen anvertraute Jugend glühend eifernde, an dieselbe wie heute so morgen mit unermüdbarer Liebe andringende Lehrer und Hirten der Jugend, und wir haben genug. Gebt uns dagegen alles, aber versagt uns dieses eine — und wir haben nichts."

Der gegenwärtig so heftig entbrannte Kampf um die Weltanschauung innerhalb der deutschen Lehrerschaft ist also von großer Bedeutung. Geführt wird dieser Kampf aber vorzugsweise von den bestehenden Lehrerorganisationen und den diesen zur Verfügung stehenden pädagogischen Organen. Nun gibt es, wie bekannt, in Deutschland zwei große Lehrerorganisationen, den „Deutschen Lehrerverein" und den „Katholischen Lehrerverband des Deutschen Reiches". Ersterer zählt 118000, letzterer einschließlich der drei noch nicht angeschlossenen Landesvereine 22000 Mitglieder. Zwar bestehen auch noch einige andere Lehrerorganisationen, wie der vor zwei Jahren ins Leben gerufene „Neue preußische Lehrerverein" und ein auf positivem Boden stehender „Evangelischer Lehrerverein". Diese können jedoch hierbei nicht wesentlich in Betracht kommen, da ihre Mitgliederzahl nur eine verhältnismäßig geringe ist. Dem „Deutschen Lehrerverein" gehören also fast sämtliche evangelische Lehrer Deutschlands an, sowie auch etwa 20000 katholische Lehrer, von denen das größte Kontingent Bayern stellt.

Nun kann ernstlich nicht in Abrede gestellt werden, daß der „Deutsche Lehrerverein" in religiös-kirchlicher Beziehung links steht und auch seine Mitglieder immer mehr nach Links zu führen sucht. Zwar sucht man das, wie besonders die letzten Vorgänge in Bayern wieder dargetan haben, geflissentlich abzuleugnen. Aber alle diese Ableugnungsversuche können die Tatsache nicht aus der Welt schaffen; denn die Sprache, die in den Versammlungen und in den Organen genannten Vereins geführt wird, ist zu klar und unzweideutig. Auch können wir hierfür einen gewiß unverdächtigen Gewährsmann und Kronzeugen anführen. Der Herausgeber der „Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung", Ernst Linde, gibt in dem Artikel „Die Konfessionellen und der deutsche Lehrerverein" (Nummer vom 10. Februar dieses Jahres) unumwunden zu:

„Die Mehrheit des Deutschen Lehrervereins und alle die Persönlichkeiten, die eine führende Stellung darin einnehmen oder jemals darin eingenommen haben, gehören dem religiös-kirchlichen Liberalismus an: Von Diesterweg und Dittes bis zu Richard Lange und Scherer und Tews und Schubert. So sehr sie sich auch hinsichtlich ihrer religiösen Richtung von einander abschattieren mögen, links stehen sie alle. Und wie die Führer, so die Massen. Dafür bürgen, ein sicheres Kennzeichen, unsere Fachzeitungen, welche mit verschwindenden Ausnahmen auf einem freieren Standpunkte stehen."

Ja, „links stehen sie alle. Und wie die Führer, so die Massen. Dafür bürgen, ein sicheres Kennzeichen, unsere Fachzeitungen" — auch Schubert und die — „Bayerische Lehrerzeitung"! Wenn man diesem offenen Geständnis Ernst Lindes gegenüber das doch endlich auch eingestehen und alle Ausflüchte und Ableugnungen beiseite lassen wollte. Der Kampf um die Weltanschauung innerhalb der deutschen Lehrerschaft wird tatsächlich in den Lehrervereinen und ihren Organen geführt und ausgekämpft. Daraus ergibt sich für die katholische Lehrerschaft, soweit sie noch auf kirchlich-gläubigem Boden steht, die unabweisbare Pflicht, in die Reihen der katholischen Lehrervereine einzutreten und dort den Kampf ausfechten zu helfen. Wie die Verhältnisse heute liegen, und wie die Strömungen nun einmal gehen, kann es keine gemeinsame, alle umfassende Organisation der deutschen Lehrerschaft geben. Die Geister scheiden sich, und ein Zusammenstehen und Zusammengehen ist auf die Dauer unmöglich. Das beweisen unter anderem auch die neuerlichen Vorgänge im „Frankfurter Lehrerverein". Dort haben etwa 80 katholische Lehrer, die seither treue Mitglieder des dem „Deutschen Lehrerverein" angeschlossenen „Frankfurter Lehrervereins" waren, ihren Austritt aus demselben erklärt. Veranlassung zu diesem Schritte gab die Haltung der „Frankfurter Lehrerzeitung" (in bezug auf das Vorgehen des bayerischen Episkopats), durch die sich die katholischen Lehrer in ihren religiösen Anschauungen und Gefühlen verletzt fühlen mußten. Da ihre dringende Bitte, solche Artikel aus dem Vereinsorgan fernzuhalten, schroff abgewiesen wurde, so blieb ihnen als Männern nichts anderes übrig, als ihren Austritt aus dem Verein zu erklären. So haben nunmehr auch die katholischen Lehrer Frankfurts die Erfahrung machen müssen, daß man in den sogenannten „paritätischen" Lehrervereinen nicht gewillt ist, auf die katholische Ueberzeugung und das katholische Empfinden irgendwelche Rücksicht zu nehmen. Und dieselbe Erfahrung wird man auch noch anderwärts machen, und die Scheidung der Geister innerhalb der deutschen Lehrerschaft wird sich immer mehr vollziehen. Wie sagte doch der Hochwürdigste Bischof Dr. Faulhaber von Speyer in der diesjährigen Versammlung des katholischen Lehrervereins der Pfalz? „Meine Herren", — so sprach er dort — „gerade in der modernen Weltanschauungsdebatte ist der religiöse Gedanke nicht mehr auszuschalten. Man kann gegen den Sauerwurm Kommissionen bilden und Obstbaumgenossenschaften gründen ohne religiösen Zweck; aber wo immer Lehrer mit Lehrern sich zusammenschließen, um nicht bloß über Schulbankfragen und Gehaltsforderungen zu beraten, da führt notwendig auch die Aussprache der Lehrer von selbst auf das Gebiet der Weltanschauung zur Debatte und damit hinein in das religiöse Fragegebiet". Ja, so ist es, in Lehrervereinen lassen sich religiöse und Weltanschauungsfragen nicht umgehen, und darum müssen die Geister aufeinanderstoßen und zur Scheidung drängen. Vergessen wir es nicht, es handelt sich in diesem Kampfe — um zum Schlusse noch ein Wort Goethes anzuführen — „um das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Weltgeschichte, dem alle anderen sich unterordnen: das ist der Konflikt des Glaubens und des Unglaubens".

Sexuallektüre und Pornographie.

Zugleich ein Nachwort zum Prozeß Semerau.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Einen sachlichen Irrtum oder eine tatsächliche Unrichtigkeit einzugestehen und nach Möglichkeit sofort zu korrigieren, ist der „Allgemeinen Rundschau“ noch niemals schwer geworden. Die „Pessimistischen Randglossen“ über den Prozeß Semerau in Nr. 29 (S. 49 ff.) haben in zwei Punkten eine Beanstandung erfahren. Mit Vergnügen sei zunächst festgestellt, daß uns bezüglich der Person des Semerau-Verteidigers Dr. Halbe eine verzeihliche Verwechslung begegnet ist. Rechtsanwalt Dr. Halbe ist nicht identisch mit dem bekannten Schriftsteller Dr. Max Halbe. Der Irrtum, den die unrichtige Angabe des Vornamens durch einen Berichterstatter erweckt hatte, war um so verzeihlicher, als erstens in München die Personalunion von Schriftsteller und Rechtsanwalt gar nicht zu den Ungewöhnlichkeiten gehört, zweitens Dr. Max Halbe kürzlich erst in der endgültig zu unseren Gunsten entschiedenen Beleidigungsklage Schüler ein Gutachten erstattet hatte, das sich in ähnlichen Ideengängen bewegte wie die Semerau-Verteidigung.[1])

Wie wir einer Zuschrift des Kulturhistorikers Dr. Hermann Popp (in Herrsching) entnehmen, fühlt dieser sich durch die in Nr. 29 an seinem Gutachten geübte Kritik beschwert. Dr. Hermann Popp schreibt an den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ u. a.:

„Auf meiner Vorladung war vermerkt „behufs Aussage über den kulturhistorischen Wert der inkriminierten Bücher.“ Meine Aufgabe war also klar vorgezeichnet, und sie bestand darin, die fraglichen Bücher aus ihrer Entstehungszeit heraus zu erklären. Gleich zu Anfang aber sagte ich, die Bücher seien „ohne jede Frage schamlos, unzüchtig und säuisch; es sei in ihnen die Kunst des Wortes zum Werkzeug brutalster Sinnlichkeit entwürdigt.“ Dann erst ging ich zur kulturgeschichtlichen Seite über, indem ich ein kurzes Bild der Zeit gab und nachwies, daß die Schriften des Nerciat auf allen großen Bibliotheken zu finden sind, daß sie von Männern der Wissenschaft benutzt und zitiert worden sind. Konnte ich denn, nachdem diese Aufschlüsse ausdrücklich von mir verlangt wurden, diese Tatsachen verschweigen, und ist es etwa unmoralisch, daß ich sie aussprach? Wenn ein anderer Sachverständiger eine abweichende Meinung über das sittliche Gebaren des 18. Jahrhunderts hatte, so war der Gerichtssaal nicht der Ort, um darüber zu streiten, und darauf kam es mir auch gar nicht an ich hatte nur die Pflicht, das zu sagen, was ich wußte, nicht aber kam es mir in den Sinn, eine von meinen Ausführungen abweichende Meinung zu wiederlegen und so den Verteidiger des mir völlig gleichgültigen Herrn Semerau zu spielen. Sie dürfen überzeugt sein, daß es mich keine Mühe gekostet hätte, die Richtigkeit meiner Anschauung über das 18. Jahrhundert zu beweisen; wer anderer Ansicht ist und behaupten will, die Perversität sei keine Spezialität des 18. Jahrhunderts gewesen, dem muß ich eben erklären, daß er von jener Epoche keine genügenden Kenntnisse besitzt; wer solche wissenschaftlich unhaltbare Behauptungen aufstellt, der sollte erst einmal die Fachliteratur durcharbeiten.“

Bekanntlich ist es der gleichfalls als Kulturhistoriker geladene Sachverständige Prof. Graf Du Moulin gewesen, der entschieden bestritt, daß Perversitäten eine Spezialität des 18. Jahrhunderts gewesen seien. Ohne uns in diesen Streit der Fachgelehrten weiter einzumischen, möchten wir nochmals die Gegenfrage unterstreichen, ob Dr. Hermann Popp Perversitäten als eine Spezialität unseres heutigen Zeitalters gelten lassen will, weil nachweislich die heute so massenhaft produzierte pornographische „Literatur“ und „Kunst“ in der Schilderung von Perversitäten sich nicht genug tun kann. Wir sind der beinahe völlig umgekehrten Meinung: daß nämlich eine in den ärgsten Schamlosigkeiten und Perversitäten schwelgende „Literatur“ die Kenntnis und damit die Ausübung der unnennbarsten Laster erst popularisiert und künstlich zu einer „Spezialität“ gestaltet, an der aber gottlob immer nur ein Bruchteil der Zeitgenossen Anteil hat.

Daß durch die ungeahnte Erleichterung und Vervollkommnung der technischen Reproduktion und durch eine kaum noch zu steigernde Verbreitung des gedruckten Wortes jede nicht auf die medizinische oder kriminalistische Fachliteratur beschränkte Schilderung unsittlicher Exzesse und Perversitäten weit verheerendere Wirkungen haben muß als zu jeder früheren Zeit, sollte nicht erst dargelegt zu werden brauchen. Ein oft genanntes Münchener Blatt hat soeben aus einer kriminalpsychologischen Großstadtstudie des Münchener Jugendstaatsanwalts Rupprecht (Sonderabdruck aus der „Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform“, VIII. Jahrgang, S. 221 ff.) einen Auszug veröffentlicht, der sich mehr oder minder auf das Gegenständliche des höchst bedenklichen Kapitels beschränkt, aber gerade diejenigen Gesichtspunkte ausschaltet, die für Presse und Literatur von so verhängnisvoller Bedeutung sind. Wir erwähnen die Sache in diesem Zusammenhange, weil sie für die unbeabsichtigte Wirkung von Preß- und Literaturerzeugnissen ein geradezu klassisches Beispiel darstellt. Der Münchener Jugendstaatsanwalt Rupprecht behandelt (wir zitieren wörtlich) „den Kampf gegen die männliche Prostitution (§ 175 R.-Str.-G.-B.), die sich insbesondere in gebildeten Kreisen (!) hiesiger Stadt immer mehr breit macht und eine trübe Folgeerscheinung des zunehmenden Fremdenverkehrs bildet“. Rupprecht schildert die Zunahme von Perversitäten „in neuerer Zeit, nicht zuletzt auch, seitdem die Schmutzwellen widerlicher Strafprozesse sich verheerend über das ganze Deutsche Reich ergossen hatten“. Und nun folgt (an einer späteren Stelle) das, worauf wir in diesem Zusammenhange das entscheidende Gewicht legen: eine schwere Anklage gegen die Presse und damit indirekt gegen die Literatur, soweit sie durch allzu deutliche Schilderungen Schamlosigkeiten und Perversitäten, anstatt davon abzuschrecken, erst recht erzeugt, zu ihrer weiteren Verbreitung beiträgt und sich damit, wenn auch unbewußt und ungewollt, zum Mitschuldigen macht.

Jugendstaatsanwalt Rupprecht schreibt wörtlich: „Bezeichnend, aber auch tief betrübend für jeden, dem ein sittlich kraftvolles Wachstum des Volkes und besonders unserer Jugend am Herzen liegt, ist die Bestätigung, die auf die Frage nach der Kenntnis von der Strafbarkeit dieses Vergehens fast stets aus Knabenmund erfolgt: **Aus der Zeitung wissen wir es, die Berichte über den Eulenburgprozeß haben wir gelesen.**“ Auf die seit einigen Jahren gleich giftigen Pilzen massenhaft aus dem Boden geschossene sog. Sexualliteratur nebst Zubehör angewandt, die teils unter dem Vorwande medizinischer Volksaufklärung, teils unter dem weiten Mantel „wissenschaftlicher“ oder „künstlerischer“ Zwecke den Büchermarkt in geradezu grauenhafter Weise überflutet, ergibt sich die Schlußfolgerung ganz von selbst. Durch Einzelfälle, wie den Berliner Schmutzprozeß Sternberg, den Eulenburg-Prozeß usw., mögen unheilvolle Nachwirkungen in Presse und Literatur getragen werden. Aber in der Regel ist es heutzutage, in der Zeit der allgemeinen Lesewut, umgekehrt. Unendlich verheerender sind die Nachwirkungen des gedruckten Wortes, wenn es die Phantasie weiter Kreise, auch sog. gebildeter, mit allen möglichen Schamlosigkeiten erfüllt und so unter Umständen Dinge, die man früher kaum den Namen nach gekannt hat, in den Geruch von „Spezialitäten“ eines Zeitalters bringt.

Zahlreiche sachverständige Gutachten von Kulturhistorikern, die uns in der letzten Zeit zu Gesicht kamen (auch im Prozeß Schüler), kranken an dem gemeinsamen Fehler, daß sie die Dinge nicht nach den Ergebnissen der nüchternen Praxis, sondern lediglich unter dem Gesichtswinkel ihrer wissenschaftlichen Arbeitsweise und theoretisierender Begriffe beurteilen. Man schenkt der selbstverständlichen Versicherung des Verlagsunternehmers oder Buchhändlers, daß er bei der Herausgabe oder beim Vertrieb an und für sich höchst bedenklicher Werke „nur rein wissenschaftliche Zwecke“ verfolge und nur an wirkliche Fachinteressenten herangehe, blindlings Glauben und verschließt vor der erdrückenden Wucht von Gegenbeweisen, die den skrupellosesten Geschäftsstandpunkt

---

[1]) Dr. Albert Halbe hätte sich übrigens gar nicht zu beklagen, wenn wir, seine persönliche Anrempelung in Nr. 345 der „M. N. N.“ entsprechend erwidernd, den von ihm ausstrahlenden „eigentümlichen Duft“ einer näheren Analyse unterzögen. Wir verschmähen eine solche Kampfesweise. Die kurze Abfertigung in Nr. 29 parierte ja auch lediglich den durch nichts veranlaßten, rein vom Zaun gebrochenen Seitenhieb des Semerau-Verteidigers, der sich laut „M. N. N.“, Nr. 317, in seinem Plaidoyer vor dem Schwurgericht zu bemerken erkühnte: „Sonst bestellen sich die Bücher nur noch jene, die angebliche Unsittlichkeiten denunzieren. Ein Herr, der in München die Sittlichkeit fördert, hat z. B. in einem Jahre um 700 M solcher Sachen erworben.“ Was in dieser Form eine glatte Unwahrheit ist. Gerne entsprechen wir übrigens dem Wunsche Dr. Halbes, öffentlich festgestellt zu sehen, daß weder er noch sein Berliner Kollege Alsberg sich mit den im Prozeß Semerau inkriminierten Sachen „identifiziert„ hätten. Was auch kein Mensch behauptet hat. Nicht einmal der Angeklagte Dr. Semerau selbst hat sich mit den von ihm als „Kulturdokumente“, herausgegebenen Cochonnerien persönlich „identifiziert“.

und die offensichtliche Spekulation auf klingenden Erfolg mittels systematischer Reklame dartun, beide Augen.

In unserem Kampfe gegen eine verderbliche Sexualliteratur unterscheiden wir scharf zwischen solchen Werken, deren Herausgeber wir unter allen Umständen und bedingungslos verdammen, und solchen, die in den Händen beruflich interessierter, ernster und gereifter Männer, aber auch nur dann, trotz mancher prinzipiell verwerflicher Grundsätze keinen sittlichen Schaden anrichten und unter Umständen auch als wissenschaftliche Arbeit anerkannt werden können. Wir stellen dies ausdrücklich fest, weil die kurze, summarische Form, in der wir in Nummer 29, Seite 492, Iwan Blochs Arbeiten streiften, mißverstanden werden könnte. Wogegen wir aber mit allem Nachdruck und mit ehrlicher Entrüstung von jeher protestiert haben, das ist der buchhändlerische Massenvertrieb und die ganze abstoßende Art der Massenreklame, die unter Berufung auf die immer höher anschwillende Auflageziffer beispielsweise alle Studierenden deutscher Hochschulen und selbst die Zöglinge theologischer Anstalten in die Geheimnisse moderner Sexualforschung einzuweihen bestrebt ist. Inwieweit der jeweilige Autor für diese schamlose buchhändlerische Ausbeutung mitverantwortlich gemacht werden kann, kommt auf die Umstände an.[2]) Derartige Werke eignen sich ebensowenig zur Massenverbreitung, wie etwa die in lateinischer Sprache geschriebene Kasuistik katholischer Moraltheologen über das sechste und neunte Gebot.

Schließlich noch ein Wort zum Kapitel Bibliotheken. Wer als wissenschaftlicher Forscher in gedruckte Obszönitäten früherer Zeiten Einsicht nehmen will, findet dieselben, und zwar in der Originalsprache, bei gehöriger Legitimation in Geheimabteilungen großer wissenschaftlicher Bibliotheken. Damit ist einem etwaigen wissenschaftlichen Bedürfnis vollständig genügt. Es war ein durchsichtiger Trugschluß, wenn in der Schwurgerichtsverhandlung sowohl der Angeklagte als auch seine Verteidiger aus der Tatsache, daß Semerau das Original einer inkriminierten Schrift in einer „öffentlichen Bibliothek" gefunden habe, eine Art Entschuldigung herleiten wollten. Zwar hat auch Dr. Hermann Popp sich ausdrücklich darauf bezogen, daß gewisse Werke „auf allen großen Bibliotheken" zu finden seien. Indem Semerau und seine Verteidiger das Wort „öffentliche" Bibliotheken betonten, wollten sie bei den Geschworenen wohl den Eindruck erwecken, als ob diese Obszönitäten der Allgemeinheit zugänglich seien. Das ist aber ein gewaltiger Irrtum, den wir nicht besser widerlegen können, als durch die wörtliche Wiedergabe der Bemerkungen des Sachverständigen Prof. Grafen Du Moulin laut „Münchner Neuesten Nachrichten", Nr. 316:

„Auf eine Frage des Verteidigers Dr. Halbe bemerkt der Sachverständige weiter, daß es in jeder größeren Hof- und Staatsbibliothek sogen. **Giftschränke** gebe, in denen solche Werke mit krassen Schilderungen kulturgeschichtlich-sexuellen Inhaltes enthalten sind. Es ist klar, daß diese Werke nicht an die Oeffentlichkeit gelangen können."

Wenn also ein wirklicher Kulturhistoriker das Bedürfnis hat, an der Quelle zu forschen, so stehen ihm diese „Giftschränke" zur Verfügung. Wer aber den Inhalt von „Giftschränken" an eine breitere Oeffentlichkeit vermittelt, begeht ein Verbrechen an seinen Zeitgenossen und an der Nachwelt. Und was den so viel mißbrauchten Hinweis auf die angebliche Immunität der sog. „Gebildeten" anbelangt, so genügt die oben zitierte nüchterne Feststellung des Jugendstaatsanwalts Rupprecht, um diese Ausnahmestellung der „Gebildeten" in Sachen der sexuellen Anfechtbarkeit so gründlich als möglich zu demaskieren.

[2]) Bei dieser Gelegenheit sei nachgetragen, daß die überaus scharfen Worte, mit denen Obermedizinalrat Professor Dr. von Gruber im Schwurgerichtssaale eine gewisse Sorte von „wissenschaftlicher" Pornographie geißelte, ganz allgemein gehalten, auf keine bestimmte wissenschaftliche Sparte und auf keinen bestimmten Autor zugespitzt waren.

Des Lebens Erntelied.

Ich kann es nicht verstehen,
Daß alles sterben soll;
Die Stunden kommen und gehen,
Und jede ist lebensvoll.

Man sagt wohl, jede wetzte
Die Sense sichelfein —
Ich glaube, auch die letzte
Holt mich zum Leben ein.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Festspiele. Für die soeben beginnenden Mozart- und Richard Wagner-Festspiele wurden, wie man uns mitteilt, noch die Kammersängerinnen Edyth Walker und Lucy Weidt verpflichtet. Beide werden die „Isolde" singen. Frl. Walker wird auch die Partie der Brunnhilde in den ersten zwei Ringzyklen innehaben.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Festspiele in Bayreuth haben sich auch heuer die Anziehungskraft auf ein aus aller Welt zusammengeströmtes Publikum bewahrt. Die „Meistersinger" und der „Zaubergarten" im „Parsifal" sind dekorativ neu ausgestattet worden. Auch Beleuchtungsnüancen von feinster, der Handlung sich anschmiegender Abtönung werden lobend hervorgehoben. Siegfried Wagners Meistersingerregie findet viel Anerkennung; auch diejenigen, welche die eine oder andere Neuerung mißbilligen, erkennen den ernsten Kunstwillen an, eine Erstarrung der Tradition zu verhüten. Hans Richter leitete das Orchester so frisch und rüstig, wie vor 35 Jahren als erster Bayreuther Dirigent. Als besonders hervorhebungswerte Leistungen werden genannt der Sachs des Herrn Weil (Stuttgart), die Kundry der Frau Bahr-Mildenburg, der Parsifal van Dycks. Frau Cosima Wagner fühlt sich heuer nicht wohl genug, um den von ihr so lange Jahre geleiteten Festspielen beizuwohnen. — Die Nationalfestspiele im Hoftheater zu Weimar nehmen einen die jugendlichen Teilnehmer hochbefriedigenden Verlauf. — Eine gute Freilichtaufführung der Goetheschen „Iphigenie" fand in einem Buchenwalde bei Bad Kösen statt. — Auf der Rudelsburg wird mit ansehnlichen schauspielerischen Kräften ein historisches Schauspiel von Karl Grunert gegeben, welches die Erstürmung dieser Burg durch Naumburger Bürger im 14. Jahrhundert schildert. — Als ein feinkomisches, echt deutsches Stück wird das Lustspiel: „Bad Elster" von Rudolf Fastenrath bezeichnet, das in Ilmenau seine erfolgreiche Urpremière erlebte. — Die im Vorjahre in Zürich aufgefundene erste Fassung von Goethes „Wilhelm Meister", welche von der bekannten Form des Romanes wesentlich abweicht, wird unter dem Titel: „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" nach Ueberwindung von mancherlei Schwierigkeiten nunmehr bei Cotta erscheinen. — Die unter dem Protektorate des Herzogs von Sachsen-Meiningen stehende Deutsche Brahmsgesellschaft veranstaltet das zweite Deutsche Brahmsfest vom 29. Mai bis 3. Juni 1912 in Wiesbaden. Wie bei dem ersten in München abgehaltenen Fest liegt die Leitung in den Händen des Generalmusikdirektors Fritz Steinbach. — Bei dem „jungdeutschen Opernpreisausschreiben" des Verlegers Fliegel in Berlin haben die Preisrichter Rich. Strauß, E. v. Schuch, Leo Blech und Gustav Brecher keinem der eingereichten Werke einen Preis zuerkannt, doch wurden die Opern der Komponisten Schattmann, Krumbiegel und Sormann vom Verlage erworben. — Die Skizzen zu Gustav Mahlers zehnter Symphonie wurden seiner testamentarischen Bestimmung gemäß vernichtet. Die nachgelassene „neunte" und die symphonische Dichtung „Das Lied der Erde" werden demnächst veröffentlicht werden. — Das Komödienhaus in Frankfurt a. M., dessen Leistungen sehr günstig besprochen wurden, sah sich genötigt, den Konkurs erklären zu lassen. — Shakespeares „König Heinrich VIII." ist in England während der letzten Bühnensaison 280 mal gespielt worden, eine seither unerreichte Aufführungsziffer. — In Wien starb der Schriftsteller Otto Leitenberger im Alter von 64 Jahren. Nach manchen schönen dramatischen Erfolgen in seiner Jugendzeit hatte er sich später ausschließlich dem politischen Journalismus zugewendet. — In Berlin hat sich eine Versuchsbühne für unaufgeführte Autoren konstituiert. Die „Berliner freie Bühne" fordert alle zurückgewiesenen Dramatiker zur Einsendung ihrer Werke auf. Für die kommende Spielzeit sind ungefähr zwanzig Aufführungen vorgesehen, die teils in Berlin, teils in Wien und München stattfinden. Die Eintrittskarten sollen unentgeltlich abgegeben werden. Es dürfte freilich nicht ganz leicht fallen, das Unternehmen dauernd zu finanzieren. — In Boulogne sur mer fand die Enthüllung eines Denkmals für Constant und Ernest Coquelin statt. Die Brüder, beide hervorragende Schauspieler, waren daselbst geboren. — In Paris wird Pfingsten nächsten Jahres ein internationalen Charakter tragendes Musikfest abgehalten werden. Ungefähr 25 000 Einladungen werden an europäische und amerikanische Musikgesellschaften und Gesangsvereine durch die Munizipalbehörde versandt. Die bekanntesten Vertreter der französischen Musikwelt, wie Saint-Saëns, Massenet, Fauré und Widor werden teilnehmen. Die Summe der ausgesetzten Preise beträgt 200,000 Franken. — Das Mailänder Scalatheater schloß kürzlich seine Pforten, um sie erst gegen Weihnachten wieder zu öffnen. Nach vielen Jahren schließt die Spielzeit wieder einmal ohne Defizit ab. Die größten Erfolge hatten heuer Strauß' „Rosenkavalier" und Cimarosas mehr als hundert Jahre alte opera buffa: „Die heimliche Ehe." — Im Geburtshause Goldonis in Venedig wird ein Museum angelegt von Gegenständen, die sich auf den Dichter und das Theaterwesen seiner Zeit beziehen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz= und Handels=Rundschau.

Die andauernden Erörterungen über die akute Marokkoangelegenheit beherrschen alle Börsen. Diese nervöse Haltung der Börsen wurde verschärft durch die englischerseits unternommenen Einmengungsversuche und die dadurch hervorgerufene verschärfte Gefahr von Differenzmöglichkeiten zwischen den beteiligten Grossmächten. Der ungeklärten Lage in den aktuellen Fragen der auswärtigen Politik vermochten sich natürlich die Börsen nicht zu entziehen. Besonders Paris und London standen unter dem Drucke dieser politischen Konstellationen. An beiden Börsen war grosses Abgabebedürfnis der immer noch stark engagierten Spekulationskreise wahrzunehmen, und scharf nachgebende Kurse waren dortselbst zu registrieren. Sowohl englische Konsols wie französische Rente hatten speziell scharfe Kursverluste aufzuweisen. Dies ist beachtenswert. In der Regel pflegen solche Staatsrenten-Kursrückgänge das Börsenbarometer für die politische und allgemeine Stimmung in jenen Ländern anzuzeigen. Die Verhandlungen der Marokkoaffäre werden hoffentlich die deutschen Ansprüche im Sinne einer friedlichen Klärung zur Lösung bringen. — Im Hinblick auf die nervöse und unzuverlässige Situation der westlichen Auslandsbörsen ist die Widerstandsfähigkeit und starke Elastizität, welche die Berliner Börsentage charakterisiert haben, besonders erwähnenswert. Wenn sich auch die deutschen Börsenplätze naturgemäss nicht gänzlich von dem Einfluss der politischen Lage befreien konnten, so waren doch nur verschwindend geringe Kursverschiebungen und nervöse Börsenstimmungen zu bemerken. Dass diese starke Widerstandskraft in Berlin trotz der sommerlichen Ferientage und der alles lähmenden abnormen Tropenhitze in ganz Deutschland sich behaupten konnte, zeigt von gesundem, ruhigem Aufwärtsstreben unserer Handels- und Finanzentwicklung. Auch die deutsche Grossbankwelt lässt sich in ihren markanten Finanz- und Emissionsprojekten durch keinerlei Aussenwirkungen stören. Die vorherrschende unveränderte enorme Geldflüssigkeit mit all ihren angenehmen Begleiterscheinungen lässt die Regulierung zum Monatsultimo und sogar die kommenden und sicherlich starken Geldansprüche für die Herbsternte bereits jetzt glatt und mühelos erscheinen. Trotz der durch die derzeitige Hitze und allgemeinen Bodentrockenheit verschiedentlich wahrgenommenen Ernteausfälle glaubt man doch mit einer günstigen Welternte rechnen zu können. Dabei kursiert unser heimischer Wirtschaftsmarkt in ruhigen und durchaus gesunden Bahnen einer sicheren Aufwärtsbewegung. Die statistischen Ziffern des deutschen Aussenhandels — Import und besonders Export — beweisen dies. Dabei sind von fast allen Sparten unserer beherrschenden Industrie günstige Meldungen einer

vermehrten Tätigkeit und guten Beschäftigung bei steigenden Verkaufspreisen bekannt. Diese fortschreitende Besserung der industriellen Lage bei uns kennzeichnet sich neuerdings am Eisen- und Stahlmarkt. Die im Ausland vorgenommenen Preiserhöhungen für verschiedene Eisen- und Stahlsorten zeigen von einer starken Nachfrage bei geringeren Vorratsmengen. Auch bereits jetzt vereinzelt bekannt werdende Bilanzziffern und Dividendentaxen befriedigen zumeist. Die allseits mit grosser Spannung verfolgten Verhandlungen der Syndikats- und Verbandserneuerungen sind nunmehr gleichfalls vielversprechendere. Vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt sind neuerdings gleich günstige Kabelmeldungen eingetroffen. Auch der veröffentlichte Quartalsabschluss des Stahltrusts zeigt von einer, wenn auch nur leichten Besserung der Marktlage der Union. — Andere Industriezweige bei uns berichten ebenfalls von einer gebesserten industriellen Lage Deutschlands. Besonders in der Automobil- und Maschinenfabrikation werden günstige Meldungen bekannt. Die Börse favorisierte auch diese Werte. Brauereiaktien, angeregt durch den starken Konsum während des diesjährigen Tropensommers, und Elektrowerte, durch die Mitteilung eines grossen deutsch-englisch-skandinavischen Finanzgeschäftes in dieser Branche im Norden Europas bleiben bevorzugt. Deutsche Kolonialwerte hatten unter der Einwirkung der bekanntgewordenen Details des letzten Aufstandes in Südwestafrika zu leiden. Im allgemeinen konnten sich die starke Widerstandskraft und die gesunde Weiterentwicklung von Börsen, Handel und Industrie bei uns, trotz den vielfachen Gefahren der Politik und deren Konsequenzen, behaupten, sogar vielfach erheblich erweitern. M. Weber.

Die Heilmannsche Immobiliengesellschaft, Akt.-Ges. München, bezeichnet den Geschäftsgang des Unternehmens im ersten Semester als befriedigend. Die Höhe des Umsatzes ist etwas hinter der in der gleichen Periode des Vorjahres zurückgeblieben, doch hatte sich das Ergebnis günstiger gestaltet. M. W.

Prof. Dr. Hugo Koch ersucht die „Allgemeine Rundschau" gegenüber dem Artikel „Hugo Kochs neueste Phase" (Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz) in Nr. 30, S. 509 f., um die Berichtigung, daß er 1. noch immer o. ö. Professor an der Braunsberger Hochschule, 2. nicht Redakteur des „Neuen Jahrhundert" ist. — Das sind Wortklaubereien. Ob „Redakteur" oder ständiger Mitarbeiter, kommt auf dasselbe hinaus. Und in Braunsberg hat Hugo Koch jedenfalls seine Lehrtätigkeit eingestellt.

Exerzitien finden statt: In **Emmerich a. Rh.**, Bonifaziushaus. Für Akademiker vom Abend des 10. Aug.—14. Aug. und vom Abend des 16. Okt.—20. Okt. Für Herren aus gebildeten Ständen vom Abend des 18. August—22. August und vom Abend des 23. Oktober—27. Oktober. Für Lehrer vom Abend des 22. August—26. August und vom Abend des 13. September—17. September. Für die oberen Klassen der höheren Lehranstalten vom 14. August—18. August, vom 4. September—8. September und vom 8. September—12. September. Für Einjährig-Freiwillige vor Antritt des Dienstjahres vom 18. September—22. September. Adresse: Bonifaziushaus in Emmerich a. Rh.

In **Feldkirch** (Vorarlberg). Für gebildete Herren vom 12. August—16. August und vom 30. Oktober—3. November. Für Lehrer vom 25. September—29. September und vom 16. Oktober—20. Oktober. Für Akademiker und Studenten der obersten Klasse vom Abend des 1. August—5. August und vom 5. September—9. September. Für die Studenten der 5 obersten Klassen vom Abend des 17. August—21. August. Adresse: Exerzitienhaus in Feldkirch (Vorarlberg). Diese Exerzitien in Feldkirch und Emmerich werden von deutschen Jesuitenpatres geleitet.

Der Königliche Mineralbrunnen zu **Niederselters** hat eine große Bedeutung wegen seiner mannigfachen Anwendung im täglichen Leben.

Wir wollen nicht unterlassen, auf die im Inseratenteil angezeigten Erziehungsinstitute im **Cassianeum zu Donauwörth** hinzuweisen. Das **Internat für Studierende des kgl. Progymnasiums Donauwörth** verfolgt den Zweck, seinen Zöglingen während der vom Unterricht nicht beanspruchten Zeit in jeder Weise das Elternhaus zu ersetzen durch erzieherische Einwirkung in religiöser Hinsicht, durch Anleitung der Zöglinge zu richtiger Ausnützung der Zeit für die Zwecke des Unterrichts und zu sonstiger Ausbildung und endlich durch beste ausgiebige körperliche Verpflegung. Das **Knabeninstitut Heilig-Kreuz** ist eine vierklassige **Bürgerschule** und bereitet auf gewerbliche, kaufmännische und landwirtschaftliche Berufe vor. Einrichtung und Leitung der Institute entsprechen allen pädagogischen Anforderungen. Man verlange Prospekte, welche kostenlos geliefert werden.

Kirchliche Kunst. Auf das Inserat der Firma Krieg & Schwarzer, Mainz, auf Seite 521 sei besonders hingewiesen. Ein Besuch der Ausstellung, welche in diesen Kunstwerkstätten während des Katholikentages stattfindet, kann allen Freunden der kirchlichen Kunst und ganz besonders dem Klerus nur bestens empfohlen werden. Man bekommt dort eine reichhaltige Zusammenstellung von hervorragenden Kunstwerken zu sehen.

Besondere Beachtung bitten wir alle Abonnenten den Extra-Beilagen-Postkarten der weltbekannten Firma Gustav Westphal, Altona, zu schenken. Der Gesamtauflage dieser Nummer liegt ein Exemplar dieser günstigen Postkartenofferte bei, und sollte ein Leser durch ein Versehen kein Exemplar erhalten haben, so wolle er solches direkt bei der Firma Gustav Westphal, Altona, abfordern. Dies Welthaus ist als streng reell und leistungsfähig bekannt und können wir solches daher mit Vergnügen empfehlen.

Die von uns an dieser Stelle bereits erfolgte Empfehlung von **„Aha's Excelsior"** möchten wir noch dahin ergänzen, daß dieses edle Magen-Kräuter-Elixier sich namentlich auch bei heißer Jahreszeit sehr empfiehlt in kleiner Zugabe zu Mineral- resp. Kohlensäurewasser, selbst auch in Milch zu genießen. Diese Kräuter-Limonade bietet einen erfrischenden, durstlöschenden und gesunden Trunk. (Siehe Inserat.)

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 32. München, 12. August 1911. VIII. Jahrgang.

Die Entscheidungsstunde der Weltmission und wir.

Von Universitätsprofessor Dr. **Schmidlin** in Münster i. W.

Angeregt durch die imposante protestantische Weltmissionskonferenz in Edinburg, unter dem frischen Eindruck der durch sie hervorgerufenen Begeisterung, faßt ihr Leiter und Einberufer Dr. John Mott in einer kürzlich erschienenen Broschüre unter obigem Titel die Gründe zusammen, welche die Christen im allgemeinen zu regerer Teilnahme am Werke der Heidenmission aufrütteln sollen, nicht in Form weitschweifiger und gelehrter Auseinandersetzungen, wie sie die Vorarbeiten und Verhandlungen des Edinburger Kongresses gezeitigt haben (vgl. die neun Bände „Reports“), sondern in großen packenden Zügen aus der Fülle reicher Erfahrung schöpfend, wie man es bei diesem anerkanntermaßen hervorragenden Missionsstrategen gewohnt ist. Auch wir Katholiken können von diesen Essays manches lernen: denn erstens gilt das, was die Protestanten angeht, bezüglich der Heidenmission auch und in höherem Grade noch für uns; und zweitens kommt als spezielles Missionsmotiv für uns Katholiken eben die Weckung und Hebung des protestantischen Missionssinnes hinzu, wie sie Motts Büchlein kennzeichnet und anstrebt. Am Vorabend des Mainzer Katholikentages, der wie seine unmittelbaren Vorgänger dem Missionswesen ein besonderes Augenmerk zuwenden wird, im Augenblick, wo die deutschen Katholiken im Begriffe stehen, in allen für sie brennenden Problemen und Bedürfnissen, darum auch auf dem Gebiete der Missionsfrage Umschau zu halten, dürfte es angebracht sein, uns kurz die dabei in Betracht kommenden Hauptmomente zu vergegenwärtigen.

„Die nichtchristlichen Völker: wie sie sind und wie sie werden.“ Dieses erste Kapitel schildert uns das Erwachen der Heidenwelt aus langem Schlafe zu neuem Leben, die kulturelle Metamorphose, die sich ihrer fast auf der ganzen Linie bemächtigt hat und sie in steigendem Maße den europäischen Anschauungen zugänglich macht. Japan, das diese Bewegung anführt, Korea, vor kurzem noch „das Land der Morgenstille“, das bisher so verschlossene China, Hinter- und Vorderindien, Persien und Türkei, Nord-, Süd- und Zentralafrika, sie alle zeigen sich vom gleichen fieberhaften Verwandlungsprozeß ergriffen, der sich in nationalen Bewegungen wie der äthiopischen in Afrika und dem Swadeshi in Indien immer mehr der eigenen Kraft bewußt wird und instinktiv gegen die fremden Einflüsse verselbständigt. In diesem kritischen, psychologischen Augenblick, der bald vorübergeht, ist die Verantwortung der Christenheit die denkbar größte; denn wenn sie das eindringlich predigende Heute überhört, wenn sie diese einzigartige Konstellation nicht „auskauft“, wenn jene Völker ihre religiöse Stellung einmal gefunden haben ohne das Christentum, dann ist ihre Zukunft hierin auf viele Generationen hinaus besiegelt. Welch dringende Aufforderung für jeden denkenden Katholiken, der christlichen Mission, die allein den heidnischen Rassen und Nationen das Christentum nahebringen kann, schleunigst und kräftigst zu Hilfe zu eilen!

Dahin drängen auch „die kritischen Richtungen und Strömungen in der nichtchristlichen Welt“, die dem Siegeszuge des Christentums über diese Erde feindlich in den Weg treten und ganze Nationen für immer dem segenbringenden Einfluß desselben zu entziehen drohen. Mehr als in früheren Zeiten überflutet der dem Glauben an Christus entfremdete Westen die ganze Heidenwelt mit dem Danaergeschenk seiner modernen Kultur und Zivilisation, mit dem verderblichen Gifte des Alkohollasters, mit den totbringenden Reizen raffinierter Unsittlichkeit, mit einer wahren Hochflut seiner rationalistischen, materialistischen, glaubensfeindlichen Literatur, während die mit europäisch-amerikanischer Bildung heimkehrenden japanischen und chinesischen jungen Gelehrten vielfach Apostel des Unglaubens für ihr eigenes Volk und Vaterland werden. — Anderseits raffen sich, wenigstens in den Kulturstaaten des Ostens, Hinduismus und Buddhismus energisch empor zum Kampfe gegen das verhaßte Christentum und zu eigener umfangreicher Missionstätigkeit. Geradezu erschreckend ist aber die Islamisierung der Heidenwelt auf beinahe dem ganzen Gebiete. Für weite Länderstrecken Indiens, der ostasiatischen Inselflur und besonders für Afrika lautet die schnell zu ihrer Lösung hindrängende Alternative: „Islam oder Christentum.“ — Für uns Katholiken kommt hier noch die mit enormen Mitteln und darum auch vielfach großen Erfolgen arbeitende protestantische Mission in Betracht, die wie ein Schatten hart an der Seite der katholischen Mission geht und ihr den Boden streitig zu machen sucht.

Mehr aber als diese kritische Lage des gegenwärtigen Missionsfeldes fordert „die steigende Flut des religiösen Lebens in der nichtchristlichen Welt“ die gesamte katholische Christenheit zu vermehrter und verstärkter Mitarbeit am Missionswerke auf. Die Berührung der christlichen mit der heidnischen Welt hat überall eine religiöse Gärung in den Geistern hervorgerufen, die nur im Christentum ihren befriedigenden Abschluß finden kann. In Japan, wo vor 40 Jahren noch öffentliche Verfolgungsedikte gegen die Christen an der Tagesordnung waren, gilt heute der Schintoismus nicht mehr, weder als Staatskult noch überhaupt als Religion; über den Götzendienst des Buddhismus lächelt der gebildete Japaner, und angesehene Führer der „modernen Nation“ sprechen es offen aus, daß nur „auf der Grundlage des Christentums“ der zukünftige Staat beruhen könne. Namentlich seitdem die katholische Mission durch Berufung verschiedener Missionsgesellschaften eine breitere Operationsbasis erhalten hat, sind für sie die Aussichten sehr gestiegen. Auch für China, das am Vorabend großer innerer politischer Umwälzungen steht, für Indien und die östliche Inselwelt ist die Lage für die Mission erheblich besser geworden. Bezeichnend ist die Auslassung eines hinduistischen Flugblattes: „Wißt ihr nicht, daß die Zahl der Christen täglich zunimmt und die Bekenner des Hinduismus abnimmt?“ — Ebenso ist Afrika der Mission erschlossen wie nie zuvor, dank vor allem der auf dem Wege der Kolonialpolitik und Kolonialbewegung einströmenden Zivilisation und Assimilation.

Alle diese hemmend und fördernd einwirkenden Zeichen unserer Zeit, dann die Tatsache allein schon, daß es noch viele hundert Sprachen und Dialekte gibt, in denen die Frohbotschaft des Heiles noch nicht geschrieben und verkündigt worden, und daß weite Länderstrecken von der ungefähren Größe unseres Erdteils und mit Millionen von Bewohnern noch ganz oder fast ganz ohne Missionäre sind, bilden den lauten Weck- und Werberuf der heutigen protestantischen Mission zu gesteigerter Mitarbeit an einer alle Völker und Schichten und Klassen umspannenden Weltmissionstätigkeit. Sollte das nicht auch in der katholischen Heimatkirche und gerade hier eine noch viel allgemeinere und tatkräftigere Mitwirkung an dem wahrhaft göttlichen und echt katholischen Werke der Glaubensverbreitung hervorrufen? Eine Mitwirkung, die sich hier wie dort an erster Stelle in der Weckung und Heranziehung einer größeren Zahl von Missionsberufen zeigen muß, denn von allen Enden des Missionsfeldes

erklingt der Schnitterruf der Weltmission: „Die Saat ist reif zur Ernte, aber der Arbeiter sind immer noch so wenige." Aber auch die finanzielle Unterstützung der Mission muß entsprechend den stets wachsenden Bedürfnissen beträchtlich vermehrt werden und kann es auch; denn es ist eine schon öfter ausgesprochene, betrübende Tatsache, daß die größere Summe der Missionsgelder nicht vom Ueberfluß der Reichen, sondern aus dem Tagelohn der arbeitenden Klasse, und nicht von der großen Masse des Volkes, sondern von einem geringen Prozentsatz der Bevölkerung aufgebracht wird. Wenn daher die Berufe und Finanzen, mit denen die Mission steht und fällt, wachsen sollen, dann muß vor allem praktischer Missionssinn in die breitesten Schichten des katholischen Volkes getragen werden, besonders in die besser situierte und gebildete Welt. Und das kann wieder nur geschehen, wenn Geistliche und Laien Kanzel, Katheder und Rednerpult in den Dienst der Mission stellen, wenn die Missionsvereine und Missionsschriften die weiteste Verbreitung finden, und nicht an letzter Stelle, wenn wieder, wie in den ersten Zeiten der Kirche, das allgemeine Gebet der Gläubigen den Segen des Himmels auf die Arbeit der Pioniere unseres heiligen katholischen Glaubens herabruft.

Die gegenwärtige Lage der Mission im großen Rahmen der Weltpolitik ist gewiß bedeutungsvoll. Die Bewohner aller Reiche sind ihr zugänglich. Bis ins Innerste Afrikas, Asiens usw. führen den Missionar die modernen Verkehrsmittel, und schon ist nach allen vier Winden der Ruf des Christentums seinen Boten vorausgegangen, die Wege bahnend und die Herzen vorbereitend. Dazu kommt als vorzügliches Reizmittel der große Erfolg der Heidenmissionen in den letzten Jahrzehnten, der auch noch für die nächste Zukunft die besten Garantien bietet. Mit einem Worte: „es liegt die Möglichkeit vor, jetzt das Evangelium in die ganze Welt hinauszutragen," und unserem Missionseifer ist es ziemlich anheimgegeben, ob daraus ein glorreicher Sieg unserer heiligen katholischen Kirche erwächst, oder eine „schmachvolle Versäumung der wunderbaren Gelegenheit", und was dasselbe ist, eine neue Blüte des katholischen Christentums in unseren heimatlichen Landen oder ein allmähliches Versinken in der materialistischen, rationalistischen, glaubenslosen Geistesrichtung unserer Zeit. Nur eine unbegreifliche Kurzsichtigkeit und Blindheit gegenüber den drohenden Gefahren der Kirche und den wahren Quellen ungetrübten, starken Glaubenslebens kann vor der hochidealen Missionsaufgabe Herz und Sinn verschließen und die rückwirkende Kraft der Heidenmission auf das sie ausübende und stützende Mutterland verkennen. Die Entscheidungsstunde der Weltmission ist da; Glaube und Unglaube, Wahrheit und Irrtum ringen um den Besitz der Welt. Wie schnell wird diese wichtige Stunde vorüber sein, die vielleicht Jahrhunderte und Ewigkeiten nicht wieder einbringen werden!

Aus den Tagen des badischen Kulturkampfes.

Zugleich eine Erinnerung an Bischof Freiherrn von Ketteler.

Von Dr. Karl Rieder.

Wer die kirchenpolitischen Probleme, Erfolg oder Mißerfolg im Kampfe zwischen Kirche und Staat studieren will, braucht nur die Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts in Baden etwas näher zu verfolgen. Schon der französische Minister hat ja im Auftrage Napoleons unter Großherzog Karl Friedrich von Baden, dessen Jubiläum man kürzlich begangen hat, der badischen Regierung ins Gedächtnis rufen müssen, daß es nicht angängig sei, im neuen Großherzogtum ein System einzuführen, „das darauf abzielt, die Katholiken und die Einwohner der neu erworbenen Gebiete von jeder Teilnahme an den öffentlichen Aemtern und Funktionen auszuschließen", und im Zusammenhang damit energisch dagegen Verwahrung eingelegt, daß man die katholischen Leute als „Heloten" behandelt.

Aber auch in der Folgezeit zeichnete sich die badische Regierung darin aus, daß sie die geringfügigsten Dinge zu einer Kraftprobe zwischen Kirche und Staat zu gestalten verstand, aus der dieser schließlich immer wieder mit einer ganzen oder teilweisen Niederlage hervorging. Es ist bezeichnend genug, daß selbst unsere Gegner zu Schlußurteilen gelangen, die für die Kirchenpolitik Badens geradezu vernichtend sind. Man braucht unter diesem Gesichtspunkte nur die lehrreiche Studie des bekannten Bonner Kirchenrechtslehrers Ulrich Stutz durchzugehen, die er kürzlich über die „Einführung des allgemeinen Pfarrkonkurses" in Baden veröffentlicht hat. Bei der ganzen Frage stunden große sachliche Interessen nicht auf dem Spiele. Aber es handelte sich um eine Kraftprobe zwischen Kirche und Staat. „Der letztere ist in ihr unterlegen. Und er mußte unterliegen, weil er dabei um eine Position kämpfte, die keinerlei staatliche Lebensinteressen deckte." Vor solch einem „Mißerfolg" ist Preußen, weil seither viel weitblickender in kirchenpolitischen Fragen, „glücklich bewahrt" worden. Es wird wohl nicht möglich sein, sich ungünstiger über die damalige Regierung auszusprechen, als es hier ein gerecht denkender Protestant tut, um daraus den Schluß zu ziehen: „So lehrt uns dieser Streit, daß der Staat nur da, wo es not tut, der Kirche entgegentreten soll, wo es sich nämlich um ihn selbst, um sein Wesen und seinen Daseinszweck handelt, indes Uebergriffe in das kirchliche Gebiet, auch wenn sie hergebracht sind, für ihn weder einen Kampf rechtfertigen noch Sieg verheißen."

Ein treffliches Beispiel hierfür ist auch der „Streit um die gemischte Ehe in Baden", bei dem das Urteil des genannten Rechtslehrers dahin geht, daß die badische Regierung bei ihrer Forderung der aktiven Assistenz „zwar das Herkommen aus der Zeit der Laxheit der kirchlichen Praxis für sich hatte, nicht aber eine innere Berechtigung bzw. die Vernunft". „Und so ist denn auch, nachdem die badische Regierung noch wenige Monate vorher die gegenteilige Anordnung des Erzbischofs Hermann von Vikari für nichtig erklärt und sich mehr als je darauf versteift hatte, daß sie ‚dem im Großherzogtum herrschenden Geiste der Duldsamkeit widersprechende und einen rechtswidrigen moralischen Zwang gegen den katholischen Teil der Brautleute enthalte' ... noch vor dem Ausbruch des Kirchenstreites ... dieser überspannte Anspruch des Staates ohne Sang und Klang zu Grabe getragen worden."

Was hier ein Rechtshistoriker offenen und geraden Sinnes ausgesprochen, das können wir auch an einem soeben ausgegebenen Büchlein verfolgen, das den unermüdlich tätigen Landtagsabgeordneten Dr. Schofer zum Verfasser hat und das Leben und Leiden des unvergeßlichen Bischofs Lothar von Kübel behandelt. (Bischof Lothar von Kübel. Sein Leben und Leiden, dargestellt von Dr. Joseph Schofer. Freiburg, Herder 1911.) „Leben und Leiden" betitelt es sich. Das Leben Lothars von Kübel ist bald erzählt. Wir können dabei ein Kind verfolgen, das aus einer bürgerlichen, gottesfürchtigen Familie des badischen Mittellandes heranwächst, durch Anregung des Ortsgeistlichen zum Studium kommt, durch Talent und Fleiß sich zum ersten Schüler des Rastatter Gymnasiums aufschwingt, daneben lebensfroh und heiter ist. Als Lothar in das theologische Konvikt in Freiburg eintrat, trug dieses den Namen „Staatskonvikt", eine so absonderliche, von der Uebermacht der Staatsgewalt diktierte Einrichtung, daß sie würdig war, ein baldiges ruhmloses Ende zu finden. Auch die theologische Fakultät zu Freiburg war erst im Begriffe sich zu verjüngen und besseren Tagen entgegenzustreben. Unstreitig hat auf den jungen Mann sein Studienaufenthalt in München, der Verkehr mit Döllinger und Görres vorteilhaft eingewirkt. Nach seiner Priesterweihe und Verwendung in der Seelsorge als Vikar zu Bonndorf, Donaueschingen und St. Martin zu Freiburg finden wir ihn in der Stellung als Repetitor des Konvikts, daneben als Assessor im Erzbischöflichen Ordinariate als Vertrauter des Erzbischofs Hermann von Vikari und dann als erzbischöflicher Konviktsdirektor, um im echt priesterlichen Geiste einen ebenso wissenschaftlich wie moralisch hochstehenden Klerus für Baden heranzuziehen. Er ahnte nicht, daß er seine eigenen Offiziere und seine treue Mannschaft zum Kampfe gegen die Uebergriffe der Staatsgewalt heranziehen sollte.

Der Schilderung dieses Kampfes ist der größte Teil des Büchleins gewidmet. Mit unvergleichlichem Freimut und scharfer Beobachtungsgabe hat Bischof Wilh. Emanuel von Ketteler in jener berühmten Denkschrift vom 28. August 1867 die Lage der Erzdiözese Freiburg und die damalige Regierung geschildert, wenn er von letzterer sagt, daß nicht leicht „eine andere Regierung gefunden werden kann, welche der Kirche so feindselig gegenübersteht; in Deutschland wenigstens ist dieselbe durch ihre Feindseligkeit und ihre bösen Anschläge allen übrigen weit voran. Der Großherzog persönlich vermag gar nichts mehr; alle Gewalt beruht bei jener liberalen Freimaurerpartei, die mit Aufgebot aller Kräfte vor allem dahinzielt, durch Mißbrauch der politischen

Macht die Kirche ihrer freien Religionsübung zu berauben und dadurch völlig niederzuwerfen." Das war die Lage des Bistums, als Lothar Kübel Domdekan und Weihbischof des hochbetagten Bekennerbischofs Hermann von Vikari wurde, der kurz darauf seine Augen im Tode schloß (14. April 1868). Für Bischof Lothar selbst bedeutete dieser Tag der Anfang eines dornenreichen Kreuzweges, der erst mit seinem Tode ein Ende finden sollte. Es ist hier nicht der Raum, dies einzeln anzuführen. Es besagt genug, wenn man darauf hinweist, daß die Rechte des Domkapitels für die Wahl des Erzbischofs nicht geachtet, und die Pfeiler der Religion und Sittlichkeit untergraben werden: Die Zivilehe wird eingeführt, die Lehrinstitute werden unterdrückt, die Mischschulen obligatorisch. Der Bischof in Anklage versetzt, seine Möbel versteigert, die Besetzung der Pfarreien gesperrt, die Priester im Gefängnis. Pfarreien und Pfründen von den Altkatholiken mit Beschlag belegt — man wird begreifen, daß keine Feder imstande ist, die Unsumme schwerer Kränkungen und bitteren Leides zu schildern, die dem Oberhirten der Erzdiözese Freiburg dabei beschieden war. Und all dies ist einem Manne und mit ihm dem Seelsorgsklerus und treuen katholischen Volke zugefügt worden, obwohl nach dessem Tode selbst die „Badische Landeszeitung" bekennen mußte, daß seine Freunde an dem Verstorbenen „einen überzeugungstreuen, von tiefer Frömmigkeit durchdrungenen, opferungsfähigen und selbstlosen Vorkämpfer ihrer Sache verloren haben".

Um so mehr wird man anerkennen müssen, daß Dr. Schofer sich bestrebte, in seinem Büchlein die Tatsachen selber sprechen zu lassen, wenn auch noch manches der Klärung bedarf, und im allgemeinen mit großer Zurückhaltung und wohltuendem Takte Personen in den Hintergrund treten ließ, die vor dem Urteil eines späteren Geschichtsforschers schwerlich in so günstigem Lichte erscheinen werden.

Ein warmer inniger Ton, der Ton der Liebe zur heiligen katholischen Kirche, durchzieht das ganze Büchlein, so recht geeignet, im Klerus die treue Anhänglichkeit an die Kirche zu wecken und zu fördern. Wie herrlich stehen in dem Urteil der Weltgeschichte Männer wie Lothar Kübel, Strehle und Braun und die große Zahl der Priester da, welche ins Gefängnis wanderten, neben einigen wenigen schwächlichen Gestalten, die, ihren Beruf vergessend, sich (vielleicht vielfach ohne es zu wissen) zu Werkzeugen einer Regierung mißbrauchen ließen, deren Verfügungen uns im Lichte einer objektiven Betrachtung der Weltgeschichte so kleinlich, so wenig staatsmännisch weitblickend vorkommen, daß diese Staatsmänner auf ewige Zeiten auf den Titel „groß" werden verzichten müssen.

Das Büchlein ist aber auch so recht geeignet für jeden katholischen Mann, für das Volk wie für den Politiker. Denn die Zeit Lothars kann gerade für unsere Zeit wieder zur Lehrmeisterin werden. „Es waren schwere Zeiten für Bischof und Volk. Es war aber auch die Zeit goldener Treue, heldenhaften Opfermutes, die Zeit großer Männer."

Es führt uns in die Tage zurück, wo ein inniges Freundschaftsband die beiden Diözesen Freiburg und Mainz verband, wo die Zeiten der Not den weltbekannten Bischof von Mainz, Wilh. Emanuel von Ketteler, so oft in das badische Land gerufen, um als Tröster und Berater der verwaisten Erzdiözese und dem Kapitelsvikar zur Seite zu stehen.

Es waren die Tage großer katholischer Männer, die nicht sich selbst suchten oder ihre Ehre darein setzten, Aemter und Würden zu erhalten, aber um so treuer zu Papst, Bischof und Kirche hielten, auch wenn ein gerütteltes Maß von Leiden, Opfern und Entbehrungen ihr Anteil war. Man denke nur an den so opferwilligen und selbstlosen Ludwig Marbe.

Darum möchte dieses Büchlein den Teilnehmern des Katholikentages einen Gruß entbieten, da sie aus ihm lernen können, daß große Kämpfe nur siegreich bestanden werden, wenn ein einheitliches Band Bischöfe und Laien verbindet, wenn Charakterfestigkeit und Prinzipientreue alle Sonderinteressen in den Hintergrund treten lassen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Ein Antrag auf Schluß der Marokko-Debatte.

Sicherlich unterstützen viele Millionen einen solchen Schlußantrag. Es wird Zeit, daß dem Hangen und Bangen in schwebender Pein ein Ende gemacht wird; denn immer größere Aergernisse knüpfen sich an den schleichenden Gang der Verhandlungen. Aergernisse der bedenklichsten Art. Die Person des Kaisers wird jetzt in der rücksichtslosesten Weise in den Streit gezogen, und zwar nicht etwa nur von den Ränkeschmieden im Auslande, sondern auch von unseren einheimischen Alldeutschen. Soeben finde ich in Berliner Blättern Angriffe auf den Kaiser, die vor der Blockära gut und gern einige Jahre Gefängnis wegen Majestätsbeleidigung hätten abwerfen können. Dabei scheut man sich auch nicht, Minister gegen den Monarchen auszuspielen und während derselben Zeit, wo die deutsche Politik mühsam um ihr Ansehen und ihre Gleichberechtigung in der Welt ringen muß, den Neidern und Gegnern eine Regierungskrisis in Berlin zu servieren.

Das Amtsgeheimnis, unter dem die diplomatischen Verhandlungen sich verschleierten, war gewiß gut gemeint, und vielleicht war es auch durch die Natur der Dinge geboten. Aber es zeigte mehr und mehr auch seine Schattenseiten. Den skrupellosen Intriganten bietet die Heimlichkeit viel Vorteil gegenüber dem soliden Bürgersmann. Die englische und französische Presse verstand in diesem amtlichen Dunkel besser zu munkeln, als die deutsche Presse. Neuerdings freilich müssen wir zugestehen, daß ein Teil der deutschen Presse, die sogenannte alldeutsche Richtung, in dem ärgerlichen Treiben erfolgreich den Wettstreit mit den ausländischen Preßtreibereien aufgenommen hat.

Von der Rückkehr des Kaisers aus dem Norden datiert die Zuspitzung. Die Franzosen und Engländer nehmen wie auf Verabredung die Person des Kaisers für ihre Sache in Beschlag. Wilhelm II. wurde als unbedingter Friedensfreund hingestellt und ihm eine „großzügige" Gleichgültigkeit gegen die ganze Marokkofrage und das Feilschen um Kompensationen angedichtet. Zur Dämpfung dieser grotesken, aber wohlberechneten Phantasienachrichten wurde die französische Regierung veranlaßt, halbamtlich eine angebliche Berufung ihres Botschafters auf ein angebliches Kaiserwort von Kiel („mit oder ohne Kompensationen, Marokko ist uns gleichgültig") in aller Form zu dementieren. Das half aber nicht. Systematisch wurde weiter die Mär verbreitet, daß der Kaiser eine friedliche Verständigung um jeden Preis wolle und unbedingt gegen eine kriegerische Kraftprobe sei. Das war nun allenfalls noch erträglich, so lange nur die ausländische Presse den Charakter des Monarchen mißdeutete. Aber nun setzten unsere Alldeutschen mit derselben Hetze im eigenen Lande ein, und zwar in der rücksichtslosesten Feindseligkeit gegen ihren Kaiser und König. Auch Maximilian Harden, der vom Fürsten Bismarck nichts anderes als die zähe Gehässigkeit geerbt hatte, war mit seinem Köcher voll indianischer Giftpfeile zur Stelle. Nach der Schilderung dieser Leute sollte die deutsche Politik nach dem Willen des Kaisers ungefähr alles schon preisgegeben haben, nicht allein Marokko selbst, sondern auch jede ernsthafte Kompensation an anderer Stelle; die Diplomatie sollte sich auf dem vollen Rückzug befinden, ein Olmütz in verschlimmerter Auflage bevorstehen, der Staatssekretär von Kiderlen-Wächter bereits zum Rücktritt entschlossen sein, der Reichskanzler auf der Kippe stehen usw. (Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hat die schmählichen Unterstellungen der Berliner „Post" gegen die Person des Kaisers alsbald mit großer Schärfe als „Nichtswürdigkeiten" und „Ausgeburten eines überreizten Gehirns" zurückgewiesen.) Während so „deutsche" Blätter die Position ihres Vaterlandes als schwach und verloren hinstellten, traten unsere Gegner in der ausländischen Presse immer kecker auf. Man drohte uns mit der neuen Algeciras-Konferenz und fügte hinzu, daß Deutschland davor zittere. Unter Berufung auf London wurden die deutschen Ansprüche auch sogar in einem halbamtlichen französischen Organ als „noch immer übermäßig" bezeichnet. In England verbreitete man die Ansicht, daß Deutschland mit etwas Hinterland zu Kamerun sich abfinden lassen werde.

Gegenüber diesem tollen Wirrwarr ließ nun endlich, am Nachmittag des 4. August, die deutsche Regierung einen Wasserstrahl ergehen, aber nicht einen kalten, sondern einen lauwarmen, und nicht aus der Feuerspritze, sondern aus einem Salongießkännchen. Das „Wolffsche Telegraphische Bureau" verbreitete, zum ersten Male das Schweigen brechend, folgenden Orakelspruch:

„In den Unterredungen zwischen dem französischen Botschafter **Cambon** und dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes **von Kiderlen-Wächter** hat eine **Annäherung über den prinzipiellen Standpunkt stattgefunden.** Die Ausarbeitung im einzelnen erfordert jedoch eine eingehende Prüfung, mit der zurzeit die zuständigen Reichsressorts befaßt sind. Das Ergebnis wird dann durch den **Reichskanzler** dem **Kaiser** zu unterbreiten sein."

Es fehlt nicht viel in diesen Sätzen, aber es läßt sich einiges **zwischen** den Zeilen lesen. Erstens, daß keine Ministerkrisis besteht, sondern Herr v. Kiderlen-Wächter in der bisherigen Weise die Geschäfte weiter führt, und zwar unter voller Uebernahme der Verantwortlichkeit auf **seine** Person, da mit einer gewissen Absicht betont wird, daß der Reichskanzler und der Kaiser erst nach der schwebenden Detailprüfung ihr Wort sprechen werden. Zweitens, daß die Verhandlungen nicht gescheitert sind, sondern sich in momentanem, wenn auch langsamem Fortgange befinden. Drittens darf man wohl schließen, daß die Aussichten auf eine Verständigung nicht schlecht seien; denn sonst würde die Phrase von der „Annäherung über den prinzipiellen Standpunkt" nicht eingefügt worden sein. Sollte es in der letzten Zeit wieder einen kritischen Punkt gegeben haben, so darf man ihn wohl als überwunden, wenigstens als vorläufig überwunden betrachten. Sonst ist freilich aus der Annäherungsphrase nichts konkreter herauszudestillieren. In der Betonung der schwebenden Prüfung der Einzelheiten in den zuständigen Ressorts könnte man vielleicht eine Bestätigung finden für jene Meldungen, die von einer **neuen** Basis sprachen. Ob das eine ganz neue Art der Entschädigung Deutschlands oder bloß einen Wechsel in der kolonialen Kompensationsstärke bedeuten soll, muß freilich dahingestellt bleiben.

Die halbamtliche Kundgebung wird hoffentlich die eingerissene Nervosität etwas beschwichtigen. Die Spannung kann sie leider nicht beseitigen, und die Pflicht des geduldigen Abwartens legt sie uns aufs neue auf. Daß die französische Regierung unmittelbar darauf eine ähnlich lautende offiziöse Note veröffentlichen ließ, zeigt deutlich, wie sehr man auch in Paris einer Verständigung zuneigt.

Mußte dieses ärgerliche Zwischenspiel kommen? Die Alldeutschen wollen die Annektierung Südwestmarokkos, die England verbietet. Auf die Aufteilung Marokkos hatte die Regierung schon anfangs verzichtet, nicht erst nach der Rücksprache in Swinemünde. Warum hat man nicht rechtzeitig offenbart, daß man auf die Basis von Kompensationen außerhalb Marokkos getreten? Dann war der Monarch persönlich weniger den Scharfmachern ausgesetzt. Ferner wäre ein kräftigeres Wort gegen die englische Diktatur gut gewesen. Jetzt kann nur noch ein rasches, robustes Handeln das Agitationsfeuer löschen, das wertvolle ideale Güter bedroht. Schneller Abschluß der Verhandlungen, entweder mit Ergebnissen, die auch den Reichstag und das Volksgefühl befriedigen, oder mit rücksichtsloser Revidikation auf Grund des bestehenden Rechts von Algeciras und 1909. Jede Verzögerung nützt den Gegnern, schädigt die Autorität, das Vertrauen und den Respekt nach innen und außen. Wir dürfen die Schnelligkeit erzwingen, denn das Scheitern der Verhandlungen wäre für uns ungefährlich, und die Drohung mit einer neuen Konferenz ist eine Albernheit. Keine Mehrheit kann Deutschland die Algecirasrechte nehmen gegen seinen Willen. Deutschland will nicht erobern, sondern nur sein verbrieftes Recht wahren. Muß es dieses erkämpfen, so fällt der Friedensbruch schreiend auf die Gegenseite. Warum sich länger hinziehen lassen und publizistische Spießruten laufen? Der Worte sind genug gewechselt! Schleier hoch! Debattenschluß! Die Ressortprüfer mögen sich beeilen. Haarspalten ist unzeitgemäß. Die Regierung möge alsbald offen sagen, was ist und was nicht ist. Mit dunkeln Orakelsprüchen läßt sich die Verwirrung und Vergiftung der Volksseele nicht mehr beschwören.

Zur Münchener Rektoratswahl.

Von einem unverantwortlichen Spektator in den akademischen Lehrkörper hinein.

Eine unblutige Julirevolution hat der Liberalismus auf dem akademischen Boden in der Hauptstadt des Bayernlandes in Szene gesetzt, — den blutigsten Hohn auf die Freiheit des Gewissens, die Gleichheit des Anspruchs auf die akademischen Ehrenrechte und die Brüderlichkeit unter den „Kollegen". Die „freie" **Gewerkschaft des liberalen Professorentums** scheint den Terrorismus sozialdemokratischer „freier Gewerkschaften" überbieten zu wollen. Letztere verdecken ihre Gewalttätigkeiten wenigstens noch mit dem Feigenblatt: Religion ist Privatsache, und Politik bleibt ausgeschlossen. Die liberale Professorengewerkschaft hat schon längst notorisch konservative Theologen, auch wenn sie, wie sämtliche Mitglieder der theologischen Fakultät München, in der Parteipolitik der verhaßten „Ultramontanen" gar nicht weiter aktiv hervorgetreten sind, bei der Senats- und Rektoratswahl systematisch ausgeschlossen und nunmehr ungescheut die Parole ausgegeben: Ein Theologe, der freiwillig den Modernisteneid geleistet hat, mag er dies aus noch so freier Gewissensüberzeugung getan haben, wird zum Heloten in der civitas academica degradiert, der nicht einmal das akademische Vertrauensamt eines Senators, geschweige denn des Rektors zu bekleiden fähig ist. Noch mehr! Vor dem Machtspruch der jungliberalen Gewerkschaft muß sogar die durch Jahrhunderte geheiligte Tradition des Turnus der Fakultäten in der Betrauung mit dem höchsten akademischen Ehrenamt, die bisher nur ein einziges Mal — unter dem Regime Lutz — durch den Fanatismus des den Altkatholizismus begünstigenden Parteiliberalismus durchbrochen worden ist, in den Staub sinken. Nicht einmal ein den liberalen Wünschen bis zur äußersten Grenze entgegenkommendes Mitglied der theologischen Fakultät, dessen politisches Gewissen von keinem Modernisteneid beschwert und befleckt ist, erscheint in den Augen jener „vierzig Unsterblichen" würdig, eine Hochschule nach modernem Schnitt als Haupt zu repräsentieren. Es rast der See und will sein Opfer haben: Völlige Hinausdrängung der theologischen Fakultät, vorerst aus der leitenden Stellung, später aus dem Universitätsorganismus überhaupt als „Fremdkörper".

Auf der Gegenseite durchschaut man viel zu wenig den **Ernst der Situation.** Man gibt sich der optimistischen Erwartung hin, die momentane Siedehitze angesichts des Modernisteneides und sonstiger päpstlicher Kundgebungen zur inneren Reform des öffentlichen katholischen Lebens werde allmählich sich abkühlen und in den Sand verlaufen bis dahin, wann die theologische Fakultät wieder an die Reihe kommt bei der Rektoratswahl. Man hält es für das klügste, die radikale Opposition sich vom Halse zu schaffen durch Konzentration möglichst vieler Stimmen auf einen theologischen Kompromißkandidaten, der bisher auch auf liberaler Seite einiges Ansehen genossen hat und daher bereits zum zweiten Male mit der goldenen Kette geschmückt werden soll. Man bestürmt von dieser Seite auch die Theologen, nicht mit dem Kopf durch die Wand zu rennen und den ordnungsgemäß an die Reihe kommenden Theologieprofessor als aussichtslos fallen zu lassen. Wirklich erhält letzterer bloß ein paar „unentwegte" Stimmen. Die Mehrheit seiner eigenen Kollegen wählt, soweit diese nicht ohnehin persönlich dem Kompromißkandidaten nahestehen, schließlich das „kleinere Uebel", um nicht direkt mitzuwirken an der nach ihrer Ueberzeugung unmoralischen, völligen Unterdrückung der theologischen Fakultät. So springt als Resultat heraus: Der Theologieprofessor und geistliche Rat Dr. Knöpfler wird mit 47 Stimmen Magnifizenz, sein Gegenkandidat Professor Dr. Gareis aus der juristischen Fakultät bleibt um nicht mehr als sieben Stimmen hinter ihm zurück, so daß es nur des Uebertrittes von vier Anhängern der Partei Knöpfler bedurft hätte, um der radikalen Strömung zum Triumph zu verhelfen; drei Stimmen fallen auf den nicht genehmen Theologieprofessor der Dogmatik und geistlichen Rat Dr. Atzberger, zwei zersplittern sich, und endlich ist auch eine Stimmenthaltung — vermutlich von seiten des ordnungsmäßigen Kandidaten der theologischen Fakultät selbst — zu verzeichnen. Nachdem liberale Blätter mit der Veröffentlichung näherer Angaben aus der Vor- und Hauptwahl vorangegangen sind, ohne der Indiskretion bezichtigt zu werden, halten auch wir uns für berechtigt, den Sachverhalt wahrheitsgemäß der Oeffentlichkeit zu unterbreiten und auch eine gesprächsweise vernommene, höchst charakteristische Aeußerung liberaler Taktik bekannt zu geben, welche die Stimmabgabe für Knöpfler

motiviert durch den Wahlspruch: „Auch ich bin zwar der Schwarzen Hasser, doch hass' ich mehr 'nen Schlag ins Wasser." Wem da noch nicht die Augen aufgehen über das mächtige Emporschwellen liberaler, nur durch die Furcht vor der Majorität im Bayerischen Landtag noch im Schach gehaltener Begehrlichkeit, den hat die Natur mit einer überreichen Dosis von Naivität ausgestattet.

So gewiß die Wahl eines den Liberalen genehmeren Theologen zum Universitätsrektor das kleinere Uebel ist im Vergleich zum völligen Ausschluß der theologischen Fakultät, so gewiß ist letzterer damit bloß auf günstigere Zeitverhältnisse aufgeschoben, nicht aufgehoben. Die radikale Zeitströmung ist allem Anschein nach eher im Fortschreiten als im Rückgang begriffen. Zur Bekämpfung dieser wie jeder anderen Gefahr dient nicht deren kurzsichtige oder mattherzige Vertuschung, sondern ihre klare Erkenntnis. Freiheit und Recht — wenn auch nicht erzwingbares, sondern bloß herkömmliches und dem natürlichen Rechtlichkeitssinn entsprechendes Recht — nicht nur der theologischen, sondern jeder Fakultät werden aufs äußerste bedroht durch eine mit dem falschen Namen des Liberalismus und der Freiheit der Wissenschaft prunkende Professorenclique, die berühmte „Gewerkschaft", die sich von einigen wenigen zielbewußten Parteifanatikern völlig ins Schlepptau nehmen läßt und allen Fakultäten ohne Ausnahme eine Vertretung in ihrem Sinne bei der Rektorats- und Senatorenwahl aufnötigt. Und doch verlangte das elementarste Empfinden für das Selbstverwaltungsrecht und die Würde akademischer Körperschaften, daß jede Fakultät ihr eigenes Selbstbestimmungsrecht hat in bezug auf diejenigen Mitglieder, welche sie in der höheren administrativen Instanz des Senates vertreten sollen, oder — negativ ausgedrückt — daß keine Fakultät vergewaltigt wird durch Aufnötigung ihrer Senatsvertreter seitens einer von politischen Parteiinstinkten geleiteten Majorität, welche gebildet ist aus den der Fakultät selbst zum weitaus überwiegenden Teil gänzlich fernstehenden Gliedern des gesamten Professorenkollegiums. Der Fakultät gegenüber ist der außer ihr stehende Teil der Gesamtheit des Professorenkollegiums in der Tat ein „Fremdkörper".

Aber auch ganz abgesehen von der völligen Untergrabung der vielgerühmten „Autonomie" bei den einzelnen Fakultäten, von deren brutaler Majorisierung durch liberale Parteipolitik im Namen akademischer Freiheit, ist nicht einmal in der Gesamtheit der Professorenschaft selbst der Hauch wahrer „Autonomie" zu verspüren. Der Modus der Rektorats- und Senatswahl ist, soweit wir einen Einblick gewonnen haben, die reinste Ironie auf die Ausübung des individuellen Selbstbestimmungsrechts. Eine Vorversammlung, die sonst bloß von ein paar Dutzend Professoren besucht gewesen sein soll und erst bei der letzten, kritischen Wahl durch besonderes Aufgebot auf eine Teilnehmerzahl (61) von etwas über die Hälfte der Wahlberechtigten hinaufgeschraubt worden ist, macht Stimmung für die Hauptwahl, wobei die Gewerkschaft durch zahlreiches Erscheinen ein gutes Omen für die letztere zu sichern sich bemüht. Bei der entscheidenden Wahl wird nämlich das Resultat der Vorwahl als förmliche Vorentscheidung ausgegeben. Dadurch läßt sich das Gros der persönlich Indifferenten einfangen, ohne weiter nach Gründen zu fragen; findet doch nicht einmal in der Vorversammlung eine Diskussion statt, sondern einfache Stimmabgabe. Von der letzten, durch die allgemeine Beachtung in der Oeffentlichkeit die Aufmerksamkeit in außerordentlichem Maße auf sich lenkenden Rektoratswahl abgesehen, kümmert sich der Durchschnittsgelehrte in der Regel gar nicht darum, weshalb die auf Parteiagitation und mehr oder minder auf Zufälligkeit beruhende „Vorentscheidung" gerade so und nicht anders ausgefallen ist, sondern bloß darum, wer in jener Vorversammlung definitiv die Majorität erlangt hat, um dann in vollster Vertrauensseligkeit die betreffenden Namen auf den eigenen Stimmzettel zu schreiben. — Erinnert das nicht mehr an Nietzsches niederdrückenden Spruch vom „Herdenmenschen", als an Kants stolzes Wort von der Autonomie des sittlichen Bewußtseins? Wer weckt das Dornröschen wahrer, freier und rechtlicher akademischer Selbstbestimmung aus seinem durch bösen Zauber verschuldeten Schlaf?

Die Blume des Glücks.

Indische Legende.

Es blüht eine Blume im Bergesschnee,
Hoch über der Täler dampfendem See;
Und wer sie findet und wer sie bricht,
Dem folgt die Freude wie Morgenlicht.

Da kam ein König im Purpurkleid,
Sein Ruhm durchflog die Berge weit;
Doch als er die Blume sich pflücken wollt',
Die goldne Krone vom Haupt ihm rollt.

Drauf stieg ein Krieger zum Bergesgrat,
Ein Mann von Eisen, ein Mann der Tat;
Er sah die Blume — und brach sie nicht,
Ihm zittert die Hand vom Blutgericht.

Und endlich ging zum Hochlandsfirn
Mit Adlergedanken und stolzer Stirn
Ein Greis, dem die Weisheit sich vermählt;
Er sah nicht die Blume — die Einfalt fehlt.

Schon stöhnt die Menschheit in dumpfer Qual:
Die Blume des Glücks kommt nimmer zu Tal . . .
Da naht ein Weib und weint und spricht:
Mein Kind, ich find es seit Tagen nicht!

Und kaum noch ist das Wort verhallt,
Ein Jubelschrei vom Berge schallt,
Das Kindlein kommt herbeigerannt —
Es trägt die Blume in seiner Hand.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Laienapostolat.

Von Rechtsanwalt August Nuß, Seligenstadt (Hessen).

Die zeitgemäße Uebersetzung christkatholischen Glaubens, christlicher Hoffnung und christlicher Liebe ins wirkliche Leben, ins praktische Handeln, ist für uns Laienapostolat. Wenn ich hier über dieses aktuelle Thema schreibe, so wächst vor meinen geistigen Augen riesengroß und mächtig ein Geist empor, der einst im vorigen Jahrhundert das gesamte katholische Deutschland in seinen Bannkreis zog. Es ersteht gerade in diesem Jahre, in welchem wir deutschen Katholiken mit freudigem Stolz die hundertste Wiederkehr seines Geburtstags feiern, ehrfurchtgebietend das Bild jenes großen sozialen Bischofs, der den Epigonen seiner Zeit auf Jahrzehnte hinaus Programm und Wegweiser gewesen ist: Des Mainzer Bischofs Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler!

Gerade dieser soziale und volkstümliche Bischof hat immer und immer wieder die katholische Welt aufgerufen, „Apostel der guten katholischen Sache zu werden und zu bleiben.

Deshalb mag es auch eine Art Huldigung vor dem unsterblichen Geiste des großen Mainzer Bischofs sein, der wiederholt in beredten Worten die Pflichten des Apostolates gepredigt hat, wenn an dieser Stelle einige Gedanken über Laienapostolat ausgesprochen werden.

Wie sollen wir das Laienapostolat auffassen? Ich sage: in treu kirchlichem Sinn, aber maßvoll und ohne Fanatismus! Wir wollen keine sogenannten Patentkatholiken sein, die sich auf jeden Marktplatz stellen und in herausfordernder Ueberhebung auf ihr „katholisches Bewußtsein" pochen, die nach der Art des Pharisäers im Evangelium vor lauter Selbstlob die innere Rechtfertigung vergessen und die glauben, allein schon durch die zur äußerlichen Gewohnheit gewordene Teilnahme an den äußeren Kultushandlungen ihrer Kirche ihres ewigen Heiles versichert zu sein. Wir wollen aber auch keine sogenannten Taufscheinkatholiken sein, welche den geistigen Anschluß an ihre Glaubensgemeinschaft verloren und nur noch durch die in ihren Personalien gewahrte Bezeichnung „katholisch" nach außen hin und dem Scheine nach ihre Zugehörigkeit zur Kirche aufrechterhalten haben.

Nein, wir wollen und müssen echte deutsche Katholiken sein, Katholiken von echtem Schrot und Korn, ohne Furcht und Tadel, welche mit einem überzeugten Glauben an die ewigen Heilswahrheiten die feste Hoffnung auf deren Heilskraft und eine warme Liebe zu der Quelle alles Heiles verbinden; die aber auch bei aller Zuverlässigkeit in Sachen des Glaubens und der Sitten weitherzig und weitblickend genug sind, neben ihren Glaubensbrüdern auch derjenigen nicht zu vergessen, die außerhalb ihrer Glaubensgemeinschaft leben, ringen, kämpfen und schaffen. Bei aller unbedingten „Intoleranz" in dogmatischer Beziehung, die schon durch das einfache Gebot der Selbsterhaltung für unsere Kirche gegeben ist, dürfen und müssen wir doch unsere Vervollkommnung auch darin suchen, daß wir die bürgerliche, die gesellschaftliche Toleranz gegen die Andersgläubigen in weitgehendstem Maße zu üben bestrebt sind. Die Erzählung des göttlichen Meisters vom Barmherzigen Samariter sollte uns zu denken geben!

Laienapostolat. Ein inhaltreiches Wort! — „Apostolat": Die Apostel des Herrn gaben diesem hehren Amte Namen und Bedeutung. Als einst Christus das Wort zu Petrus, dem Ersten unter den Zwölfen, sprach, daß dieser von nun an „Menschen fangen" werde, da gab er jener großen Tat den Anstoß, welche von nun an alle Geschlechter und Jahrhunderte im Innersten aufwühlen und erfassen sollte! Diese Tat, die an das andere Heilandswort erinnert, das Christus einst zu Martha sprach: „Eines nur ist notwendig!", diese Tat trägt das Motto: „Rette deine Seele und suche auch andere für die Ewigkeit zu gewinnen!" Das Heilsgeschäft der Seelenrettung für die Ewigkeit also ist Inhalt und Zweck des Apostelberufs, des „Apostolates".

Und wer war und ist in erster Linie berufen, dieses apostolische Amt auszuüben? Die Apostel und Jünger des Herrn und ihre Nachfolger: der Papst und die mit ihm vereinigten Bischöfe und Priester! Unser Klerus also ist der von Anfang an und naturgemäß auserkorene Träger des Apostolates. So war es, so ist es und so soll es auch bleiben!

Und doch! Der katholische Klerus allein könnte die tausendfachen Aufgaben unserer modernen Zeit mit ihrer vielverzweigten Entwicklung nicht vollständig erfüllen, wenn ihm nicht eine arbeitsbereite und machtvolle Hilfstruppe zur Seite stünde! Und wer ist diese Hilfstruppe? Das sind wir Laien! Wir, die wir zwar nicht zur Gemeinschaft der durch den Bischof gesalbten Priester gehören und doch Streiter Christi sind; wir, die wir zwar nicht in die Tiefen der Religionswissenschaft, der Theologie hinabgedrungen sind und nicht auf den reinen Höhen asketischer Weltabgeschlossenheit wandeln und doch uns des Grundsatzes bewußt werden, daß wir zwar in der Welt, aber nicht im irdischen Geiste der Welt leben und streben sollen! Auch wir katholischen Laien nehmen teil an den Aufgaben und Pflichten des apostolischen Amtes der Seelenrettung und Seelengewinnung. Daraus aber leiten wir die Berechtigung ab, nicht nur von einem Apostolat des katholischen Klerus, sondern auch von einem Apostolat der katholischen Laienwelt, von „Laien-Apostolat" zu sprechen. Und vielleicht war dieses Laienapostolat zu keiner Zeit notwendiger als in unseren Tagen, vielleicht sind die Wirksamkeit und die praktischen Erfolge dieses Apostolats niemals deutlicher in die Erscheinung getreten als zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts! Denn heutzutage, wo der Sturm gegen die römisch-katholische Kirche mit ihrem sichtbaren Oberhaupte in Rom aus allen Ecken und Winkeln losgebrochen ist, wo Feinde ringsum in konzentrischem Angriff gegen den Felsen Petri andrängen, wo nicht nur extra muros, sondern auch intra muros, in der eigenen Herde schwankende, von Menschenfurcht geplagte Naturen oder in offenem Ungehorsam sich auflehnende Söhne die Grundfesten der Kirche zu unterhöhlen suchen, da heißt es für uns: Alle Mann an Bord! Jeder rüste sich zur Verteidigung und alle eilen auf die Schanzen! Nicht bloß Papst, Bischöfe und Priester, sondern auch ihr katholischen Laien, ihr katholischen Männer und Frauen! Außergewöhnliche Aufgaben erheischen auch außergewöhnliche Mittel und Kräfte. Und wenn man in früheren Zeiten die Ausübung des christlichen Apostolates fast ausschließlich dem in erster Linie dazu berufenen Klerus überließ, so beweist das bei den wesentlich veränderten Zeitverhältnissen nichts gegen den Satz, daß in den letzten Jahrzehnten, namentlich aber zu Beginn unseres Jahrhunderts ein Laienapostolat höchst wünschenswert, ja notwendig geworden ist.

Welches sind nun die Voraussetzungen, unter denen ein katholisches Laienapostolat möglich und erfolgverheißend ist? Ich kenne nur drei: Einmal: Unsere Laienwelt muß, soweit sie Mitarbeiterin an den Apostolatsaufgaben sein will, vor allem zuverlässig und intakt sein in dogmatischer und moralischer Beziehung! Dann aber: Unsere Laien müssen mit dem erforderlichen Geschick zu Werke gehen! Und schließlich: Priester und Laien müssen gemeinschaftlich Hand in Hand arbeiten und müssen beiderseits unter maßvoller Rücksichtnahme auf die berechtigte Eigenart der beiden Stände mit umsichtiger Tatkraft stets das gemeinsame Ziel vor Augen behalten!

Mit welchen Mitteln und auf welchen Gebieten sollen wir nun nach der Erfüllung der bereits dargelegten Apostolatsaufgaben streben? Nun: Jeder Laie soll zunächst sein eigener Apostel sein! Dann soll er in der Familie und schließlich in der großen menschlichen Gesellschaft das hohe Amt des Laienapostolates üben!

Es ist wohl einer der größten Fehler der Menschennatur, daß der Mensch beim Kritisieren nur höchst selten bei sich selber anfängt, vielmehr meistens mehr nach dem Splitter im Auge seines Nächsten als nach dem Balken im eigenen Auge sieht. Es wäre darum verkehrt und gefährlich, wenn wir mit dem Laienapostolat bei unserem lieben Nächsten anfangen und dann ganz am Schlusse an unser eigenes liebes Ich denken wollten.

Nein, jeder von uns kehre zunächst vor seiner eigenen Türe! Welches sind nun die Hilfskräfte oder besser gesagt die Gesetze und Normen für unsere eigene Vervollkommnung? Es sind die auf Sinai der Menschheit gegebenen zehn Gottesgebote und die Vorschriften, welche die Kirche in ihren fünf Geboten niedergelegt. Hierzu kommen noch die Lebensregeln, welche Christus bei seinem Erdenwallen durch Wort und Beispiel gepredigt, und die Sakramente, die er uns als Born der Gnaden hinterlassen hat.

In der Familie vertreten Vater und Mutter Gottes Stelle. Sie sind den Kindern gegenüber neben den Seelsorgern und Lehrern die berufensten Träger des Apostelamts. Es sei hier bezüglich der hehren Aufgabe einer christlichen Mutter nur an das klassische Wort erinnert, das einst Windthorst in schwerer Kulturkampfszeit im Hinblick auf die Absetzung der geistlichen Schulinspektoren durch den Staat aussprach: „Unsere Mütter sind die unabsetzbaren Schulinspektoren."

In der menschlichen Gesellschaft endlich bedarf namentlich die jetzige Zeit charaktervoller Persönlichkeiten. Es ist ja ein bekanntes Schlagwort dieser Tage: Die Persönlichkeitskultur! Leider wird die Pflege der Persönlichkeit nur zu oft zu einem Persönlichkeitskultus. Im recht verstandenen Sinne aber sind wir nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, eine Persönlichkeitskultur zu treiben, eine Persönlichkeitskultur, die zugleich auch Gesellschaftskultur bedeutet. Und gerade die Apostel mit ihrem Apostolate sind uns Muster und Beispiel, wie wir Persönlichkeiten, Charaktere werden und sein können. Namentlich im öffentlichen Leben! Auf religiösem, kulturellem, wissenschaftlichem, sozialem und wirtschaftlichem Gebiete, überall können wir Laienapostel sein. Nicht nur in der Studierstube der Gelehrte, der mit den Mitteln einer exakten Wissenschaft z. B. für das Dasein und die Wesenheit Gottes streitet, oder in den Parlamenten der Volksvertreter, der dort z. B. in kirchenpolitischen oder in Schul-Fragen für die positive christliche Weltanschauung eine Lanze bricht, sondern auch in der ärmlichen Werkstatt der gramgebeugte Arbeiter, der mit schlichtem Wort oder kernigem Beispiel sich zur Kreuzesfahne bekennt: Sie alle sind Brüder Christi, sie alle üben hier das Amt des Laienapostels aus. An die Männer richte ich die Losung: Seid Charaktere daheim und draußen in der Oeffentlichkeit, und da erst recht! Geht hinein in die Vereine und Organisationen, welche die Pflege gläubig-sittlicher Ideen mit der Beachtung der finanziellen und materiellen Einzel- und Berufsinteressen verbinden. Unterstützet gerne und opferwillig eure Presse, die Fleisch von eurem Fleisch und Geist von eurem Geiste ist. An die Frauen wende ich mich mit der Bitte: Seid starke, heldenmütige Frauen, die mit einem frommen Gemüt einen weitherzigen Blick für die im guten Sinne des Wortes modernen Bedürfnisse des Tages vereinen! Dann seid ihr alle, Männer wie Frauen, Laienapostel im privaten und öffentlichen Leben.

Begegnung.

Ich möchte dir begegnen,
O Herr, im Wald einmal,
Wo Quellen niederregnen
Ins tiefe Leidental.

Mein Auge taucht in deines,
So schaut die Nacht ins Licht,
Mein sündiges in dein reines
Leuchtendes Angesicht.

Da wär' es still und dunkel,
Weltfern und feierlich.
O kämst im Lichtgefunkel
Du her und sähest mich!

Und deine heiligen Hände
Reichst du mir niederwärts,
Auf daß ich Frieden fände
Und Ruhe für mein Herz.

Ich will mich selig tasten
Zu dir, vom Lichte blind,
O Herr, nun laß mich rasten,
Dein wegverfahren Kind!

F. Schrönghamer-Heimdal.

Ritter von Buß, Präsident der I. Katholikenversammlung 1848,

hat bekanntlich anläßlich der Jubelversammlung in Köln 1903 eine eherne Gedenktafel erhalten, welche in der neu erbauten Friedhofskapelle zu Freiburg i. B. angebracht wurde, mit dem Bußschen Wappen samt der Devise: Cruce mutuoque Sacrificio reconciliandae und der Widmung:

Zum frommen Andenken an Ritter Josef von Buß, geb. 23. März 1803, gest. 31. Jan. 1878, Professor der Rechte zu Freiburg in Baden: dem Präsidenten der ersten deutschen Katholikenversammlung zu Mainz i. J. 1848, dem großen Sohn und Verteidiger der heiligen Kirche zu seinem 100. Geburtstage die 50. Jubelversammlung zu Köln.

In diesen Tagen wurde diesem genialen Mann ein literarisches Denkmal gesetzt in Form einer Biographie (Franz Josef Ritter von Buß, in seinem Leben und Wirken geschildert von Franz Dor, mit einem Geleitswort von Landgerichtspräsident Dr. Zehnter. Freiburg, Herder). Buß gehörte zur Zeit der 1. Katholikenversammlung zu den Angesehensten im katholischen Deutschland. Der dreifache Doktor war eine von Natur aus mit großer Anlage begabte Persönlichkeit. Ein Hauch von Genialität hatte ihn angeweht. Viel Herbes wurde ihm zuteil, nicht nur von seinen Gegnern, denen er in der II. badischen Kammer meist ganz allein gegenüberstand, sondern ab und zu auch von denen, für deren Interessen er kämpfte. Neben Ketteler bleibt es sein Verdienst, daß er bereits 1837 in einer groß angelegten Rede im Ständehaus der badischen Residenz seine Zeitgenossen auf die sozialen Aufgaben hinwies. Er stellte schon damals in eingehender Weise das auf, was wir heute ein „Mittelstands- und Arbeiterschutzprogramm" nennen. Auf den ersten Katholikenversammlungen der 50er Jahre (z. B. Breslau, Münster, Wien) zählte v. Buß immer zu den gefeiertsten Rednern. Zum letzten Male erschien er bei der Heerschau der deutschen Katholiken in Freiburg i. B., wo er gleichsam Abschied nahm von den Bannerträgern der Katholiken Deutschlands. Der Verfasser dieser Biographie hat das Buch, welches uns das tatenreiche Leben dieses Mannes recht anschaulich schildert, der 58. Katholikenversammlung gewidmet.

Mit Recht konnte 1903 in Köln Präsident Dr. v. Orterer diesen Buß und seinen Landsmann, Freiherr v. Andlaw, „Pfadfinder" für die deutschen Katholikenversammlungen nennen. Wenn daher bei der diesjährigen Katholikenversammlung der große Bischof von Ketteler im Vordergrund steht, wird neben seinem Namen auch der des ihm ebenbürtigen Mitkämpfers Ritter v. Buß genannt werden müssen, da beide verdient haben, genannt zu werden: Die genialen Erwecker des katholischen Lebens in Deutschland. Weitzel-Oppenau.

Die Katholikentage Schrittmacher sozialer Arbeit.

Von Redakteur Michael Gasteiger-München.

Die deutschen Katholikentage haben sich schon von jeher als Förderer der sozialen Arbeit gezeigt. Der Name des hochseligen Bischofs von Ketteler ist enge mit dieser sozialen Tätigkeit verknüpft. Seinen Reden und seiner literarischen Propaganda ist es zu verdanken, daß das Interesse für soziale Dinge auch in katholischen Kreisen geweckt wurde. Und seit der Generalversammlung zu Düsseldorf, 1869, bis zur jetzigen 58. Generalversammlung in Mainz zeigt die Erfahrung, daß die Katholikentage als bedeutsame Schrittmacher der sozialen Arbeit berufen sind.

Vermögen die Katholikentage auch naturgemäß keine bindenden Gesetze für die Ausübung sozialer Tätigkeit zu geben, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß das in den sozialen Ausschüssen Geleistete schätzbare Vorhofsarbeit für die Weckung des sozialen Verständnisses im allgemeinen und die Entwicklung der einzelnen Organisationen bedeutet. Die Katholikentage bilden im gewissen Sinne eine Repräsentanz des gesamten katholischen Vereinswesens, indem sie an die Förderung aller Organisationen denken: an Arbeiter- und Arbeiterinnenvereine, an Jugendvereine für männliche und (seit dem letzten Katholikentag) weibliche Jugendliche, an Männer-, Mütter- und Dienstmädchenvereine. Ihr Streben geht dahin, so, wie die katholische Familie aus verschiedenen Gliedern besteht, die ein einheitliches Ganzes bilden, auch die katholischen Vereine, besonders des werktätigen Volkes, zu einer großen Vereinsfamilie zusammenzuschließen. Der jährliche Katholikentag aber ist jeweils eine Art Generalappell für das Vereinsleben: Aufgaben werden gegeben und Mahnungen und Ratschläge für die Zukunft.

Nach dieser Richtung hin haben die Katholikentage zur äußeren Belebung der Vereinstätigkeit zweifelsohne manches erreicht. Sie erwerben sich aber ein um so größeres Verdienst, wenn sie nun sich noch bemühen, die Vertiefung unserer Arbeit, die von den einzelnen Organisationen jetzt mehr und mehr angeregt wird, anzustreben. Insoferne, als man darauf hinarbeitet, daß bis ins letzte Dörflein sich die Ueberzeugung Bahn bricht, daß soziale Arbeit um ihrer selbst willen geleistet werden muß. Also nicht etwa nur deswegen, oder erst dann, wenn da und dort die Partei des Umsturzes Erfolge errungen hat. Wir müssen unablässig trachten, zu sozialem Denken zu erziehen; und gerade die Katholikentage können wesentlich beitragen, das Dickicht der Vorurteile, das vielfach noch den Weg versperrt, roden zu helfen. Denn sie ist so bequem, diese Weisheit der Satten oder Denkfaulen, die noch nie darüber nachgedacht haben, welcher große Vorteil für unser ganzes Staats- und Gesellschaftsleben in dem Bestehen einer starken christlichen Arbeiterbewegung liegt. Die weiter noch niemals nachdachten, warum auch diese christliche Arbeiterbewegung eine selbständige sein muß. „Sie streiken beide! Die Roten und die Christlichen!" Das ist vielfach der Weisheit letzter Schluß bei diesen Kritikern. Ihnen ist fremd, daß dem Arbeiter von heute, natürlich auch dem christlichen Arbeiter, als letztes Mittel, seine Rechte zu wahren, kein anderes zur Verfügung steht, als eben die Arbeitseinstellung. An solchen harten Tatsachen aber scheitern die schönsten theoretischen Erörterungen gegen den Streik.

Das haben auch die Katholikentage längst eingesehen; sie haben die katholischen Arbeitervereine und die christlichen Gewerkschaften, diese beiden Arme der christlich-nationalen Arbeiterbewegung, wiederholt den katholischen Arbeitern zum Eintritt empfohlen. Nun werden sie aber noch ein Stück weitergehen und, in ihrer Art, dafür eintreten müssen, daß die katholische Arbeiterschaft und ihre Organisationen auch von den übrigen Gesellschaftsschichten entsprechend beachtet und als gleichberechtigt anerkannt werden. Der Dank der christlichen Arbeiterschaft, die sich, wie jeder neu aufstrebende Stand, jede Handbreit Anerkennung erst erkämpfen muß, ist den Katholikentagen für solche Arbeit sicher.

Dieser Verinnerlichung und Vereinheitlichung des Vereinswesens können wir in der Praxis näher kommen, wenn wir dem Zentralisationsgedanken mehr Aufmerksamkeit schenken. Auch hierin vermögen die Katholikentage manche Anregung zu geben, ohne daß sie den Schein eines „Hineindirigierens" haben wird. Unser katholisches Vereinswesen leidet daran, daß es zu sehr zersplittert ist, daß eine ganze Anzahl von Organisationen mit nicht selten konkurrierenden Zwecken bestehen. Das hat zu einem guten Teil geschichtliche Gründe; liegt aber auch in einer

gewissen Sucht, immer neue Organisationen zu schaffen. Dadurch wird die Opferwilligkeit des einzelnen aufs höchste angespannt, die Leistungsfähigkeit dem gemeinsamen Gegner gegenüber aber bedeutsam herabgedrückt. Der Sozialdemokrat zahlt in zwei Kassen: zur Partei und Gewerkschaft; wir zersplittern die gleichen Beiträge, ja oft noch höhere, als sie an sich die Gegner leisten, in eine Reihe von Bruchteilen. Dabei ist freilich festzuhalten, daß es für die Katholiken in Deutschland gar nicht möglich ist, sich so einfach zu betätigen wie die Sozialdemokratie, die sich besonders um den Schutz ideeller Güter wenig Sorge macht. Volksverein, Arbeiterverein, Gewerkschaft, politische Partei, und da und dort auch noch besondere Pfarrvereine: an dieser Fünfteilung läßt sich für Deutschland wenig ändern. Aber was heute noch fehlt, und was gefördert werden kann, das ist ein engerer Zusammenschluß einer Reihe dieser Gruppen untereinander.

Darum müssen unseren Freunden die Segnungen der Zentralisation, unter Hintanhaltung jeden Partikularismus, gezeigt werden. Am notwendigsten ist diese Zentralisation in der christlichen Arbeiterbewegung, weil dieselbe in der Sozialdemokratie einem Gegner mit straffster zentralistischer Verwaltung gegenübersteht. Die christlichen Gewerkschaften haben ihre Zentralisation durchgeführt; es ging nicht mühelos, aber es ist gegangen. Die katholischen Arbeitervereine müssen eine ähnliche Zentralisation anstreben, wenn sie nicht nutzlos ihre Kräfte vergeuden und zersplittern wollen. Und bei der Jugendbewegung ist es ganz dasselbe, wenn wir je zu einer einheitlichen christlichen Arbeiterbewegung kommen sollen. Aber auch von den katholischen Männervereinen könnten sich eine ganze Anzahl einfach dem Volksverein für das katholische Deutschland anschließen, in dem sie viel mehr bedeuten würden. Und dieses um so mehr, als ohnehin der allergrößte Teil ihrer Aufgaben sich ebensogut, wenn nicht nachdrucksamer, durch den großen Volksverein für das katholische Deutschland erfüllen ließe. Soferne sie aber rein politische Tendenzen verfolgen, ist eine Zentralisierung, ein einheitlicher Arbeitsplan, ebenfalls notwendig, wie da und dort die Kartelle katholisch-bürgerlicher Vereine es tun. Aber diese letzteren sind fast allenthalben erst schüchterne Versuche geblieben. Es fehlt scheinbar an einem aufmunternden Beweggrund, der hier eine geschlossene Phalanx herbeiführen könnte. Man wartet stellenweise untätig auf einen neuen Kulturkampf und merkt nicht, daß man, wenn auch mit anderer äußerer Tendenz, schon mitten in einem solchen steht. Oder ist der Sturm der „roten Flut“ denn kein Kampf gegen die Kultur? Ist der Schrei des Umsturzes nicht mächtig genug, auch jenen Aug' und Ohr zu öffnen, die die Mitgliedschaft bei einem katholischen Verein nur zu oft lediglich als ein Recht auf den Hausschlüssel betrachten?

Mahnen uns denn nicht gerade die alljährlichen Beschlüsse der Katholikentage, ganze Männer zu sein, die den neuen Anforderungen, welche ein grundsätzlicher Kampf erfordert, auch volles Verständnis entgegenbringen? Diese Mahnung möchten wir heute insbesondere an die gebildeten Kreise unter den deutschen Katholiken richten, die, außer dem Klerus, sich noch immer recht wenig an dem sozialpolitischen Leben beteiligen. Das ist freilich schon eine alte Klage, und wir haben hier nicht die Gründe dafür zu untersuchen. Aber angesichts des Katholikentages in der Stadt des sozialen Bischofs Freiherrn von Ketteler möchten wir diese Mahnung und Bitte an die vielen noch Fernstehenden wiederholen: Alle, alle müssen sich in den Dienst der sozialen Arbeit stellen, wenn es gelingen soll, die katholisch-soziale Bewegung innerlich noch mehr zu kräftigen und zu stärken.

Auch die Presse, unsere katholische Presse! Wir wollen nicht verletzen, wenn wir sagen, daß sich noch manche unserer katholischen Zeitungen ihrer Pflichten gegen die christliche Arbeiterbewegung und all das, was mit der Propaganda für soziale Kultur überhaupt zusammenhängt, recht gezwungen erinnern. Sehr zu Unrecht! Denn im letzten Grunde sind die katholischen Arbeiter es, welche den Ansturm der Sozialdemokraten in den Werkstätten in leidender Form auszuhalten haben. Gerade darum wird eine weitsichtige katholische Presse es als eine besondere Pflicht betrachten, den übrigen Ständen mit allem Nachdruck die Gleichberechtigung des Arbeiterstandes zu predigen und die Notwendigkeit und den Wert einer starken christlichen Arbeiterbewegung auch für alle übrigen Stände aufs ernsteste zu betonen.

Wo aber eine großzügig gedachte Vereinstätigkeit, im erwähnten Sinne wachsendes Verständnis der bürgerlichen Kreise, Mitarbeit der Gebildeten und der Presse zusammenarbeiten, muß auch unsere soziale Arbeit, die heute mehr denn je notwendig ist, sich schließlich durchsetzen und zu den bestehenden Erfolgen neue erringen. Was der inzwischen heimgegangene Dr. Lieber in seinem Referat über die Arbeiterfrage auf dem ersten sozialen Katholikentag zu Düsseldorf 1869 sagte, das wird, so hoffen wir, auch im Jubeljahr Kettelers für Mainz zutreffen: „Die Welt soll nicht im Zweifel sein, daß diese Generalversammlung von ihren Spitzen bis zu ihren letzten Ausläufern fühlt und weiß, was es um die Arbeiterfrage ist; daß sie weiß und fühlt: wenn jemand, so müssen in dieser Frage die Katholiken Deutschlands handeln.“

In diesem Sinne gilt unser besonderer Wunsch zur 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands der Erstarkung der christlichen Arbeiterbewegung, der Kräftigung des sozialen Gedankens und der Vertiefung des katholisch-sozialen Vereinswesens, unter vielseitiger und weitsichtiger Mitarbeit der Gebildeten und der katholischen Presse. Eines aber wollen wir ganz besonders nicht aus dem Auge verlieren: Wir stehen vor einem Entscheidungskampfe innerhalb der Arbeiterwelt. Die christliche und die materialistische Weltanschauung ringen miteinander. Helfen wir in unseren katholischen Vereinen, gestärkt durch das Wort der Katholikenversammlungen, der christlichen Weltanschauung zum Siege! Es wird das der Weg zur Gleichberechtigung des Arbeiterstandes und der Weg zum wohlverstandenen und wahren sozialen Frieden sein.

Deutsche Albertus-Magnus- und verwandte Studienunterstützungsvereine.

Von Domvikar P. Weber, Trier.

Aus kleinen Anfängen ist innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit in unserem deutschen Vaterland ein neues Vereinsgebilde emporgewachsen, das nicht unbeachtet bleiben kann, wenn man der Hilfsaktionen gedenkt, die sich auf caritativ-sozialem Gebiet regen und die eingreifen, wenn es gilt, Schäden und Nöten zu beseitigen, die sich da oder dort einstellen. Es sind die unter dem Sammelnamen des großen Kölner Gelehrten St. Albertus des Großen in Nord und Süd seit zwei Jahrzehnten gegründeten Vereine, die katholischen deutschen Studierenden auf den Hochschulen in mannigfacher Weise zu Hilfe kommen. Hier geben sie zinsfreie, nach Möglichkeit zurückzuerstattende Beihilfen in Form von Darlehen, da freie Stipendien, wie in Süddeutschland, oder gründen Studienheime und nehmen sich der studierenden Jugend leiblich und geistig an, um dadurch auf eine bessere Beteiligung unseres Nachwuchses an dem heißen Ringen nach wissenschaftlichem Aufstreben hinzuarbeiten. Das ist, wenigstens im allgemeinen, das Ziel, das diesen Vereinen vorschwebt.

Hierher gehören an erster Stelle die elf zu einem Verband organisierten preußischen Diözesanvereine mit der Zentrale in Trier, die in rascher Folge seit 1898 entstanden sind: 1898 Trier; 1899 Köln, Breslau, Münster, Limburg; 1901 Paderborn, Osnabrück, Hildesheim; 1905 Culm (Danzig) und Fulda; 909 Posen. Ferner wurden, einstweilen ohne Zusammenhang mit diesen, gegründet A.-M.-V. in Ermland, in den reichsländischen Bistümern Metz und Straßburg; 1910 in Tübingen für Württemberg. Es besteht ein katholischer Studienverein gleicher Tendenz für Hessen mit dem Sitz in Mainz und für Baden in Freiburg. Im Königreich Bayern bestehen (von 1901 ab gegründet) A.-M.-V. in Augsburg, Bamberg, Dillingen, Eichstätt, München, Passau, Regensburg, Speyer und Würzburg.

Alles in allem sind es also über ein Viertelhundert auf dasselbe Ziel gerichtete Vereine, die die Fürsorge für bedürftige katholische Studierende an den Hochschulen unter ihre Obhut genommen haben und sich nach Kräften bemühen, den Bann zu brechen, der im allgemeinen durch eine Verkettung mißlicher Umstände dem katholischen Volksteil das Emporkommen zu einflußreicheren Stellen im Staatsdienst, in den Gelehrtenlaufbahnen und in den ein besonderes Maß von Durchbildung erfordernden Laienberufen erschwert.

Wir Katholiken sind ja in den meisten Bundesstaaten nicht nur numerisch in der Minderheit, sondern durchwegs auch nicht die materiell Bemittelteren und schon darum vielfach nicht in der Lage, dem Nachwuchs die Bahnen so zu ebnen, die zur Höhe

führen, wie das andere können, denen staatliche und private Förderung in weit höherem Maße zur Seite steht.

Diese mißliche Lage des katholischen Volksteils ins Auge fassend, hat einer, der zu den Wissenden gehören wollte, schon im Jahre 1897 die folgende Rechnung aufgemacht: „Die Katholiken Deutschlands (so las man in den „Münchner Neuesten Nachrichten") werden mit mathematischer Sicherheit allmählich aus den bedeutenderen und einflußreicheren Stellungen im Geistesleben der Nation verdrängt werden. Das bereits bestehende Mißverhältnis wird sich noch mehr steigern, und schließlich wird kein Mahnruf mehr helfen, da die Mittel fehlen, ihm Folge zu leisten." Das war die Rechnung der Gegner von vor 15 Jahren. Mittlerweile hat der „Mahnruf" des A.-M.-V. gewirkt und die Gegenaktion auf den Plan gerufen. Man sagte sich: Was einer und einige nicht vermögen, das kann ein Verein, besonders wenn er stark und groß wird, wenn er viele zusammenfaßt, die zusammentragen und -wirken, wenn er die vorhandenen Kräfte zweckmäßig aufbietet. Was nützt es zu klagen und sich zu beschweren; wir müssen uns zu helfen suchen, so gut es geht."

Die opferfreudige Tätigkeit, die dann einsetzte, ist einer der schönsten Beweise von der Kraft, die die Eintracht verleiht, und zugleich von dem sozialen Verständnis aller Schichten unseres deutschen Volkes, insbesondere des katholischen Teiles desselben. Nach einer oberflächlichen Rechnung werden im preußischen A.-M.-V. jährlich durchschnittlich 100,000 ℳ eingenommen, die fast gänzlich auf Studienbeihilfen verwendet werden. In den übrigen Studienunterstützungsvereinen wird annähernd dasselbe geleistet. Alles in allem ist nahezu eine Million im Rahmen der A.-M.-V. in Nord und Süd bereits geflossen, und diese sind im Begriff sich noch mehr auszuwachsen und Größeres zu leisten. Es will ein Baum werden, was führende und umsichtige Männer um die Zeit der Jahrhundertwende pflanzten, als man besonders viel klagen und sagen hörte von „Rückstand" und „Tiefstand" der Katholiken.

Im Kloster zu Köln am Rhein, wo der große Predigermönch St. Albertus gewirkt hat, zeigte man noch zu Ende des Mittelalters gewaltige Baumriesen, die er mit seiner Hand gepflanzt und gepflegt hatte, und den Klostergarten, in dem der Wundermann königliche Gäste zur Winterszeit im Schatten blühender und fruchtbeladener Zweige bewirtet haben soll.

Solch fruchtreicher, geistiger Baumsegen möge sich in dem nach St. Albertus-Magnus benannten Vereinswesen wieder zeigen und dem aufstrebenden Geschlecht zu gute kommen. Die A.-M.-V. halten gelegentlich der Katholikenversammlung zu Mainz in Gemeinschaft mit dem hessischen Studienverein eine Versammlung, in welcher ihre Ziele dargelegt und das Interesse für sie wachgerufen werde, und die preußischen Diözesanverbände haben ihre Generalversammlung dorthin verlegt.

Sie sind, wie im vorigen Jahre in **Augsburg**, so jetzt in **Mainz** vertreten, um bei der allgemeinen Heerschau der Truppen, die für unsere Ideale kämpfen, dabei zu sein.

Wohlgemeinte und wohlverdiente Anerkennung und Empfehlung sind zu wiederholten Malen ihnen vom Katholikentag mitgegeben worden. Eine Resolution in diesem Sinne ist auch der diesjährigen Versammlung unterbreitet. Sie wird, wenn sie hinausgeht in die deutschen Lande, der Sache der A.-M.-V. und aller verwandten Studienunterstützungsvereine von größtem Nutzen sein.

Erntetag.

Vom hohen Bühle schweift mein Blick hinaus,
Doch lockt mich nicht der Ferne Dämmerduft.
Mein Wanderheimweh löscht das Klingen aus,
Das heiß und herb aus allen Gründen ruft.

Von Sonne singt und Segen jeder Halm
Und reif und golden schmiegt sich Schaft an Schaft;
Drein rauscht der Hochwald seinen Feierpsalm,
Die Melodie der Schönheit und der Kraft.

Und wie mich diese Melodie umbraust,
Singt schon ins Feld die erste Schnitterschar;
Bald blinkt die Sichel auch in meiner Faust
Und meine Augen leuchten froh und klar.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Studenten in die Jugendvereine!

Von stud. rer. merc. **Alois Zenner**, Metz.

Großbetrieb und merkantile Machtentfaltung sollen mehr denn jede dagewesene Form im Wirtschaftsleben der Völker den Fortschritt darstellen, die Errungenschaften des Menschengeistes ins rechte Licht setzen. Die Menschenseele scheidet dabei aus, das Gefühlsleben der Nationen tritt in den Hintergrund, die Masse des hastig zur Händearbeit getriebenen Proletariats und der geistige Aufgaben lösende Gebildete kommen in einen schier unüberbrückbaren Gegensatz, dessen Fortdauer für die Zukunft fast eine beklemmende Angst auslöst, denn wie wird der Streit enden? Im Kampfe um die Erhaltung der selbstbewußten Persönlichkeit hat die Zeit gewaltige Organisationen geschaffen, im Vertrauen auf immer höhere Bildung der Massen, und die Maßregel findet auch Wiederklang in den Jugendvereinen.

Hier ist das geeignetste Feld geboten zur Annäherung des Gebildeten und des Arbeiters. Denn die Jugend läßt noch gerne, vom Eindruck des Augenblicks beherrscht, Herz zu Herzen sprechen, wo das gefestigte, sturmbewährte Mannesalter, tief eingewurzelten Ueberzeugungen treu, den kalten, nüchternen, meist voreingenommenen Verstand zum Urteil heranzieht. Der Akademiker, frei vom Zwang der Schule und noch nicht durch Berufsarbeit in Anspruch genommen, steht im richtigen Alter, die beiderseitigen Werte gegeneinander abzuwägen, der junge Arbeiter läßt sich seinerseits noch leicht zu Aenderungen seiner Ansicht bewegen. Für beide Teile wird ein näheres Kennenlernen zur unschätzbaren Quelle richtiger Erkenntnis.

Fangen wir mit dem Jugendverein an. Nur allzuoft geht vom Vater zum Sohn im werktätigen Berufe die Verachtung des Wissenschaftlers über: Der Rechtgelehrte sucht nur Möglichkeiten, die Leute zu quälen, ohne selbst etwas zu tun, der Forscher huldigt seiner Liebhaberei; es geht noch weiter, sogar der Arbeitersekretär möchte sich gern als „Bummler und Faulenzer um jede Arbeit drücken". Wird der junge Mensch, dem solche Ansichten gang und gäbe sind, mit dem Studenten, seinem Wirken, seinem Tun bekannt, so steigt allmählich der Stand in seinen Augen um vieles höher, weil er die Wichtigkeit und das Unentbehrliche der schöpferisch und anleitend wirkenden Geistesarbeit einsieht. Dadurch schon wird seine Bildung um ein gutes Stück weitergebracht, und die Aussprache von Mund zu Mund ist an sich durch unmittelbaren Gedankenaustausch viel überzeugender, als das beste Buch. Das Ergebnis, das Gelernte haftet, in solcher Weise angeeignet, viel eher dem Geiste an, es verschwindet auch die beim Lesen oft nicht bemerkte, aber stets vorhandene Gewohnheit, das Geschriebene nur unter ganz persönlichem Gesichtswinkel zu sehen. Die Unmittelbarkeit hat also sehr großen Wert. Die bessere Ausbildung in den höheren Schulen, eine Fülle von vielleicht geringem, unmerklichem Wissen, das aber im Leben oft eine große Rolle spielt, weil es tagtäglich nötig ist, kommt dem Angehörigen des Jugendvereins zugute, seine Auffassungskraft nimmt dergleichen an, ohne daß das Bewußtsein darüber Rechenschaft gibt; und auf diese Weise fällt manches vom Schliff und der Lebensart des in guten Kreisen erzogenen Studenten ab und teilt sich seinem Freunde aus dem Volke mit.

Einseitigkeit wird stets als Mangel empfunden, darum soll auch der Student Vorteil von dieser Tätigkeit haben. Als größte und wichtigste Errungenschaft trägt er für sein späteres Wirken die Kenntnis der Psychologie des arbeitenden Standes mit fort, und darin liegt ein unermeßlicher Gewinn für den Arzt, den Pädagogen, den Juristen. Immer mehr bricht sich der Gedanke Bahn, daß nur dann die für alle zu sorgen beauftragte Wissenschaft ihren Aufgaben gerecht werden kann, wenn ihr Verständnis für das Seelenleben aller Klassen zugrunde liegt. Und weiter lernt der Universitätsstudent in solchem Kreise die Ansichten und Urteile der Vereinsangehörigen so gründlich kennen, daß er ihre Stellung im Leben erfaßt; da wird denn mancher sich wundern, welcher Festigkeit in Gesinnungen und welchem Selbstbewußtsein er begegnet. Der große Lebenskampf weist dem Arbeiter sehr früh seinen Wirkungskreis an und erzieht ihn zur Persönlichkeit, wenn sein vom Schicksal begünstigter Altersgenosse sich noch von den Wogen der sorglos dahineilenden Tage tragen läßt.

Eine scheinbare Schwierigkeit bietet die Frage, wie man die jungen Leute bekannt machen soll; im sofortigen Zusammenwirken liegt die Gefahr schroffer Hervorkehrung der Eigenart, und so der Unerreichbarkeit des gesteckten Zieles. Da

wird der gebildete junge Mann zuerst aufmerksam zu machen sein auf die Bestrebungen, den Zweck, die Zusammensetzung der Jünglingsvereine, vielleicht auch wird er zu einer Besprechung des Vorstandes eingeladen, um so mit dem Geiste der Einrichtung bekannt zu werden. Ist dies geschehen, schreitet man zur Verwendung in Vereinsarbeiten. Die Bibliothek bietet für den Anfang einen ausgezeichneten Betätigungsplan, gerade hier, durch Aufmerksamkeit auf die Wahl der Bücher, läßt sich mancher Charakterzug entdecken, die Auskunft über gewünschte Werke, der Wink, die eine oder andere Wahl zu treffen, ist gegenseitigem Kennenlernen sehr förderlich. Zudem ist diese Arbeit so leicht, daß auch schon Gymnasiasten herangezogen werden können. Der Akademiker mit reicherer Erfahrung ist imstande, bei der Vervollständigung der Bibliothek auf noch nicht vorhandene brauchbare Werke aufmerksam zu machen, Neuanschaffungen vorzuschlagen, Enqueten und Statistiken zu machen.

Von hier zum Theaterwesen ist der Schritt nicht weit, im Aeußeren. Aber ein Stück moderner Kulturarbeit ist hineingewebt. Wie läßt sich der derzeitige Tiefstand der Volksbühne anders erklären, als damit, daß die literarische Welt, der Theaterdichter besonders, mit den unteren Volksschichten zu wenig Zusammenhang mehr hat, ihrer Lebensführung zu fremd gegenübersteht. So ist dem Studenten Gelegenheit gegeben zu beobachten, welche Dichtungsart und Richtung am meisten Anklang findet, und wenn er auch nicht selbst sich getrieben fühlt, der wartenden Welt das langentbehrte Volksstück zu bescheren, immerhin kann er seinen Einfluß auf das Verständnis für solche Werke geltend machen, sei es durch Hilfe bei der Ausarbeitung oder durch Bekanntmachen mit Neuem. Leicht und von sicherer Wirkung sind kleinere Veranstaltungen, Lesezirkel, in denen fünf oder sechs junge Menschen durch wechselseitige Aussprache, Lesen, Hervorhebung schöner Stellen mit der Literatur sich befassen, und zweifellos wird der Arbeiter, wenn es ihm einmal die Zeit erlaubt, zu dem Buche greifen, das ihm gut gefallen hat, und der vaterländischen Schriftstellerei wird ein Dienst erwiesen, dessen Bedeutung durch die Hebung des Verständnisses und des Geschmacks für sie nur gewinnt.

Das Zeitalter der Technik ist zugleich auch das des Sports, und der Jugendverein, der nicht seinen Fußball- oder Leichtathletikklub besitzt, hat wenigstens eine Turnabteilung. Es ging ein demokratischer Zug schon durch Vater Jahns Bestrebungen, als er seine jungen Germanen durch Stählung des Körpers und Entfaltung der Kraft zu fähigen Vaterlandsverteidigern heranzog, denn ohne jeden Unterschied des Ranges oder Standes sollten sie in einmütiger Begeisterung dem edeln Zweck ihre Jugend leihen. Warum sollten nicht auch heute die Söhne des einen Volkes im Wettstreit miteinander sich tummeln? Daß dadurch ein enger Zusammenhang sich herausbildet, ist ohne weiteres klar, aber noch engere Banden zu schlingen vermag das gemeinsame Wandern. Wenn draußen in Gottes freier Natur bei frohem Gesang die Herzen höher schlagen im Jubel über die Schönheit der Welt, stehen sich auch die Seelen näher, und die Herzlichkeit kommt von selbst. Daß dann manche Freundschaft sich knüpft, inniges Verstehen leichtfällt, liegt im Wesen der Dinge. In der Umgebung jeden Ortes liegt der eine oder andere Fleck von geologischer oder historischer Bedeutung, der zum Zielpunkte dienen kann; aber das ist nicht einmal nötig: die Wanderung über Berg und Tal oder durch die ährenbeladenen Fluren, in den grünen Wald oder den Fluß entlang, sind nicht minder anziehend.

Hat sich nun das Verhältnis so gebildet, ist auch die Zeit für einen größeren Vortrag im geschlossenen Verein oder eine weitere Veranstaltung da. Eine Notwendigkeit liegt nicht vor, im Gegenteil; die Rede, durch ihren öffentlichen, unpersönlichen Anstrich, ist an sich nicht geeignet, einander näher zu bringen, denn vom Zuhörer zum Redner gehen keine Fäden von der Person zur anderen, die ganze Aufmerksamkeit vereinigt sich auf den Inhalt, auf die Gedanken des Gebotenen. Zur Erziehung und Belehrung jedoch haben sie einen nicht zu leugnenden Wert.

Der Verkehr junger Gebildeter in Jugendvereinen ist nicht neu. Alte Beispiele lassen sich in Frankreich nachweisen, wo die Jugendverbände der „Jeunesse catholique“ und des „Sillon“ von Marc Sangnier alle jungen Leute aufnahmen. In ähnlicher Weise wurde vor einigen Jahren in Wien eine „Kommission für christliche Jugendbildung“ ins Leben gerufen, teils aus Studenten, teils aus Angehörigen der verschiedenen Arbeiterklassen gebildet. Sie vermittelt jede mögliche Hilfe für die Vereine, stellt Redner und Führer und hat in verhältnismäßig kurzer Zeit überraschende Erfolge gezeitigt. Im Elsaß werden schon seit Jahren Jugendvereine durch Akademiker zu der größten Zufriedenheit aller geleitet. Im vorigen Jahre hat sich an der Universität Bonn eine „Kommission für Mitarbeit in Vereinen der gewerblichen Jugend“ gebildet mit dem Ziele, besonders im nahen Köln die Vereine der dortigen Arbeiter zu besuchen.

Eine Bedeutung von ganz außerordentlicher Tragweite muß diesen Bestrebungen zugesprochen werden. Sie sind der Anfang zur Ueberbrückung der Klassengegensätze, die Möglichkeit, der Herabdrückung des gewerblichen Standes durch die Herabminderung der Arbeit zur Ware endlich die Anerkennung des sittlichen Empfindens entgegenzustellen, auf dem der Verkehr unter Menschen beruht und beruhen muß, wenn uns der Nächste nicht zum Gebrauchsgegenstand werden soll. Darum ist es höchste Pflicht und Aufgabe der Leiter solcher Vereine einerseits, der akademischen Jugend anderseits, diese Bewegung zu unterstützen und, wo sie noch nicht besteht, sie ins Leben zu rufen, und der Weg wird frei werden zu dem Ideale, das der Volksdichter Schiller gezeigt: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern.“ Der Mensch wird wieder den Menschen finden, der Gegensatz der Stellungen geringer werden.

Die künstlerische Ueberlegenheit der katholischen Weltanschauung.

Von Prof. J. Overmans, S. J.

Die Geschichte der Aesthetik beweist, daß alle namhaften Vertreter der Philosophie des Schönen in den Werken der Kunst den Ausdruck irgend einer Ethik oder Metaphysik gefunden haben. Nicht bloß wo der Künstler zu religiösen Zwecken schafft, sondern wo immer er sich einem bedeutenden Gegenstand zuwendet, wird die Idee seiner Schöpfung bald offen, bald ihm selbst kaum bewußt, durch eine Religion oder doch eine Lebens- und Weltanschauung um so nachdrücklicher bestimmt, je tiefer er in seinen Gegenstand eindringt. Wenn wechselnde Philosophien so unheimlich oft wie in den letzten zwei Jahrhunderten, neue Scharen von Anhängern werben, dann ändert sich ebenso oft das Antlitz der Kunst. Für sehr weite Kreise sind Kunstwerke, vor allem Romane und Theatervorstellungen, zu modernen Armenbibeln geworden, die tausendmal angenehmer als ein philosophisches oder gar religiöses Handbuch den vermeintlichen Sinn des Lebens offenbaren.

Nun ist es klar, daß die inneren, mit der Natur der Dinge gegebenen Gesetze der Welt von dem Wirrwarr der Meinungen nicht abhangen. Der Mensch an sich ist nicht, je nachdem ein Monist oder ein Katholik ihn betrachtet, entweder ein Teil der Entwicklung des unendlichen Alls oder ein Geschöpf des persönlichen Gottes, sondern an sich ist er nur das, was er wirklich ist und nichts anderes. Also kann nur die Weltanschauung wahr sein, die der treue Ausdruck der tatsächlich gegebenen Stellung des Menschen im Weltganzen ist. Nur diese Weltanschauung ist auch künstlerisch brauchbar. Denn soweit die neuere Aesthetik durch die Einführung der gestaltenden Phantasie über die platonische Auffassung der Kunst als einer Nachahmung der Natur hinweggeschritten sein mag, die Elemente, aus denen der Künstler sein Bild gestaltet, sind immer der Natur entlehnt. Der künstlerisch dargestellte Mensch erscheint als ein Wesen mit denselben körperlichen und geistigen Kräften und Bedürfnissen wie die Menschen, die leibhaftig auf Erden wandeln. Gerade heute wird lauter als in manchem früheren Jahrhundert die Forderung erhoben, daß die Kunst uns eine wirkliche Welt und kein Wolkenkuckucksheim schildern soll. Daher wäre ein Kunstwerk, das nicht auf der den wirklichen Verhältnissen entsprechenden Weltanschauung ruhte, innerlich unwahr, seine künstlerische Einheit wäre zerstört. Es hätte nach dieser Seite hin nicht mehr ästhetischen Wert als ein psychologisch unmöglicher Charakter.

Wir Katholiken haben die wahre Weltanschauung. Große Teile unserer Glaubens- und Sittenlehre, z. B. die Abhängigkeit alles Lebens und Geschehens von einem persönlichen Gott und der wesentliche Inhalt der Zehn Gebote, ergeben sich mit Notwendigkeit aus unserer Natur. Das andere, die höchsten Geheimnisse und die außerordentlichsten Gnaden nicht ausgenommen,

ist eine von Gott selber, also vom besten Kenner der Menschennatur, geleitete Entfaltung und Erhöhung unserer edelsten Anlagen. Nichts findet sich in der katholischen Religion, was der harmonischen Entwicklung von Mensch und Welt widerstrebte. Und diese ganze Weltanschauung entspringt aus vernünftiger Erkenntnis und wird durch den Glauben zu höchster Gewißheit gesteigert.

Danach kann es gar nicht anders sein, als daß unter sonst gleichen Voraussetzungen ein Kunstwerk auch rein ästhetisch genommen dann am vollkommensten ist, wenn es auf den Höhen des katholischen Glaubens steht, und daß es gegen die Forderungen der Kunst verstößt, sobald es antikatholischen Geist atmet. Es mag dann immer noch eine wundervolle Technik und hundert andere Vorzüge aufweisen, die ihm einen Platz im großen Reich der Kunst sichern, aber seine Seele ist krank: die Einheit fehlt. Es ist nie und nimmer ein vollendetes Kunstwerk, und am allerwenigsten genügt es dem modernen Realismus, denn ist es innerlich unwahr. Unsere katholischen Aesthetiker, z. B. Stöckl, Jungmann, Gietmann, Künzle, und unsere Kunsthistoriker, z. B. Fäh und Kuhn, bieten zu dieser Auffassung, die mit der katholischen Kirchenlehre unlösbar verbunden ist, zahlreiche Belege, und auch die verschiedenen Richtungen unserer literarischen Kritik sind hier einig. Wie der Gral (I, 6 [1906]) schon in seinem Programm versicherte, er sei „fest überzeugt", daß gerade die katholische Weltanschauung „der Kunst das blühendste Leben, die unergründlichste Tiefe verleiht", so erklärte auch Muth noch in seiner letzten Schrift (S. 4): „In demselben Maße nämlich, als die katholische Lehre und Auffassung von dem moralischen Wert und Sein des Menschen psychologisch tiefer begründet ist als die der anderen Konfessionen, so zwar, daß sie aus dem natürlichen Bewußtsein des Menschen erwachsen scheint, ist ein Urteil über menschliche Lebensanschauungen von diesem Standpunkt aus auch poetisch wahrer und künstlerisch brauchbarer; ich will sagen, wird sich das Urteil des echten Künstlers als des rein menschlichen Typus viel mehr dieser Auffassung nähern als einer anderen, die nicht so rein dem allgemeinen Menschheitsbewußtsein und der Offenbarung entstammt."

Wer nicht auf katholischem Standpunkt steht, wird entweder den seinigen für allein richtig halten, oder er wird sich der weit verbreiteten Meinung anschließen, in Fragen der Weltanschauung sei überhaupt keine volle Gewißheit zu erreichen, und deshalb sei, wie Volkelt sagt (System der Aesthetik I, 484), jede Weltanschauung ästhetisch berechtigt, sie müßte denn so verworren, so querköpfig oder so leichtfertig sein, daß sich auf ihrem Boden „die Erhebung des ästhetischen Inhalts zur Höhe des Bedeutungsvollen als unmöglich oder als nur in sehr unvollkommenem Grade möglich" erwiese. Allein es ist nicht „Anmaßung und Tyrannei", wenn der Katholizismus auch in der Aesthetik jeder anderen Weltanschauung die objektive Berechtigung abspricht. Nichtkatholiken mögen die Beweise der katholischen Theologen für die alleinige Wahrheit unseres Glaubens nicht kennen oder nicht anerkennen. Sie müssen aber zugeben, daß die katholische Kirche trotz beispielloser Bedrückung von außen und der schwersten Krisen im Innern 19 Jahrhunderte lang so gewaltig gewachsen ist und so viele Männer und Frauen von heroischer Heiligkeit hervorgebracht hat, daß daneben alle anderen Religionsgemeinschaften tief im Schatten stehen. Weltanschauungen, die dem Ansturm der Zeiten nicht standhalten, die verdorren oder zersplittern, beweisen eben dadurch, daß sie der wirklichen Natur des Menschen nicht angepaßt sind, und bezeugen durch ihren Fall das Recht der einen, die sich in unverwüstlicher Kraft zur wundervollsten Erscheinung der Weltgeschichte entwickelt hat. Und da auch die Kunst, wie wir gesehen haben, den Widerspruch zwischen Wirklichkeit und Weltanschauung nicht erträgt, so trifft auch hier die Geschichte, allerdings um soviel lässiger, als die Kunst dem rauhen Ernst des Lebens weiter entrückt ist, die Auswahl des Echten. Eine Geschichte der Weltanschauung in der neueren Kunst, vor allem in der neueren Literatur, würde zeigen, wieviel Unkatholisches von der Folgezeit als unkünstlerisch verurteilt worden ist, und wieviel Bewundertes gerade in seinen besten Teilen mit der katholischen Auffassung im Einklang steht.

Leider besitzen wir nicht einmal für das 19. Jahrhundert eine brauchbare katholische oder nichtkatholische Untersuchung dieser Art. Der einzige, mit ungenügenden Mitteln unternommene und längst veraltete Versuch stammt von H. Gelzer, Professor in Basel und Berlin. Sein zweibändiges Werk „Die neuere deutsche Nationalliteratur nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten", das 1847 in zweiter Auflage erschien, schließt mit der Klassikerzeit. Seitdem sind zwar Arbeiten über die Weltanschauung einzelner Dichter und besonderer Gruppen hervorgetreten, und gerade in den letzten Jahrzehnten mehren sie sich erfreulich, aber als Vorstufen zu einer von der Wissenschaft längst vermißten Gesamtdarstellung reichen sie bei weitem nicht aus.

Da eröffnet sich ein herrliches Feld für katholische Kräfte. Da ist der Boden, auf dem wir in der Literatur, dank unserer alles überragenden Weltanschauung, unüberwindlich sind. Da wird die Literaturgeschichte, indem sie unparteiisch und kritisch die Kurve der bleibenden literarischen Werte zieht, ganz von selbst zu einer Apologie unseres Glaubens, der in vollkommenerem Sinne als Eduard von Hartmann (Grundriß der Aesthetik, 149) es von der Kunst der Zukunft erwartet, „in der ganzen Natur und Geschichte, im Wahren, Guten und Schönen nur eine einzige große Theophanie" erblickt.

Plagiat!

Aphoristische zeitgemäße Betrachtung.

Von E. M. Hamann in Scheinfeld-Mittelfranken.

„Plagiat!" Ein Schreckensruf „Plagiator!". Eine Brandmarkung. — Seit einer Reihe von Jahren ist die literarische Welt nervös geworden auf diesem Gebiete. Mitschuld daran trägt: Un- oder Halbkenntnis, Leichtsinn und Ungerechtigkeit, falscher Ehrbegriff.

Gelegentlich des letzten Literaturstreitgewoges konnte man bemerken, wie wenig sichere Kenntnis über die Bedeutung des Plagiatorentums herrscht. Und man brauchte doch nur die schier allgemein zugängliche Wissenszisterne anzuschöpfen: das Konversationslexikon. Dieses belehrt uns fein säuberlich: das Wort Plagiat stammt vom lateinischen plagium = Menschenverkauf. Die heutige Auslegung faßt den Begriff als künstlerischen, zumal schriftstellerischen Diebstahl. — „Plagiator" oder „Plagiarius" heißt eigentlich Menschenräuber, Seelenverkäufer. Die jetzige technische Definition gestaltet sich dahin: Bewußter Entlehner fremder Gedanken, die er als seine eigenen veröffentlicht. — Schon der Ursprung dieser vorwiegend literarischen Bezeichnungen weist auf die Schwere der darin beschlossenen Vorwürfe. Man denke: Menschenraub, Seelenverkauf, Spitzbüberei, Betrug. — Frage: Uebertreibung? Antwort: Kaum. — Begründung: Der echte Künstler strömt einen Teil oder gar das Ganze seiner Seele in sein Werk, also vom Eigentlichsten, Besten, Höchsten, oder sogar das Eigentlichste, Beste, Höchste seiner selbst. Daher: ein Raub an dieser Offenbarung des Persönlichsten innerhalb der Persönlichkeit = Menschenraub, Seelenverkauf. — Und nun der Leichtsinn, die Ungerechtigkeit, mit denen die an sich furchtbare Anklage heutzutage nicht selten gegen nur scheinbar Schuldige geschleudert wird!

Ich beschränke mich in dieser „Betrachtung" auf das literarische Plagiat. Und ich sage: Ein Dieb ist nur derjenige, der weiß, daß er stiehlt; einen Raub und Betrug begeht nur derjenige, der mit seinem Willen hinter der entsprechenden Tat steht. Gewiß, die Gerechtigkeit fordert Bestrafung des Sünders. Aber schon im Katechismus lernten wir, daß ein unbewußtes Fehlgreifen im Bereiche der Sittlichkeit keine Sünde bedeutet. — Gewiß: eine Anklage aus der Ueberzeugung bestehender Schuld heraus ist berechtigt, ist unter Umständen erforderlich. Aber für diese Ueberzeugung müssen wirklich stichhaltige Gründe vorliegen, oder die Erhebung der Anklage ergibt sich als leichtsinnige, ungerechte Maßnahme. Geradezu frivol erscheint eine solche, wenn — wie das bei der Plagiatzeihung nachgerade in hervorragender Weise der Fall geworden ist — die Anklage an sich schon als vollzogene Brandmarkung wirkt.

Und doch trügt kaum irgendwo der Schein leichter als eben hier. Denn nirgend wohl hat die Allgemeingültigkeit der Wort- und Formenprägung rascher, ausgedehnter und gleichmäßiger Wurzel gefaßt als in dem jetzigen deutschen Schriftwesen. Noch Jahrzehnte nach Goethes Tode stand die Behauptung als Tatsache fest: Ueber das Sprachniveau des Altmeisters wird kein nachfolgendes hinausragen. Das ist anders geworden. Goethes Diktionshöhe wurde überschritten, und was das Bemerkenswerte ist: die Sprachmittel auch der breiteren und breitesten Kreise nehmen sinnfällig zu; die schriftliche Ausdrucks-

fähigkeit aller Klassen steigert sich in erstaunlicher Stärke. Die Diktion hebt sich überall, aber der Stil: die besondere Darstellungsart des einzelnen, tritt stetig zurück. Denn, wie früher nur Wenige, so beherrschen jetzt Ungezählte alle Ganz-, Halb-, Viertelstöne bis zu den feinsten Abschattierungen der Formen- und Formelskala unseres Wörterschatzes. Nicht nur die Fülle und Mannigfaltigkeit der Begriffe, auch die der Begriffsausprägungen nahm und nimmt zu, wurde und wird immer mehr Gemeingut. Früher als Eigenartiges, Geistvolles, als Gedankenblitz Bewundertes ist heute bloßes Schlagwort, Ueberliefertes, Alltägliches. Und oft und öfter drängt sich hier der Argwohn auf: „Habe ich das nicht schon irgendwo gelesen?", dort die zage Frage: „Sagte nicht jemand vor mir dasselbe?"

Denn gleiche oder ähnliche Gedanken kleiden sich mittels der jetzigen allgemeinen Formbeherrschung auch bei verschiedenen und verschiedensten Menschen leicht mal in dieselbe Sprachgewandung, ohne daß jene voneinander wissen. — Auch das Gedächtnis wird gern zum Verräter. Wer liest nicht heute, wer nicht viel und vielerlei? Das Verständnis erfaßt und durchdringt das mannigfach Dargebotene; das Erinnerungsvermögen kapselt einzelnes, ohne bewußtes Zutun des Trägers, ein. Gelegentlich eines bestimmten Anlasses springt dann die Kapsel auf, und bei dem Ueberreichtum wie der Uebermannigfaltigkeit des täglich, ja stündlich in sich Herübergehobenen mag wohl hie und da die Unterscheidungskraft zwischen Eigenem und nur Uebernommenem versagen. Und zwar um so eher, als das Uebernommene durch rückhaltlos zustimmende Verarbeitung tatsächlich zum geistigen Besitz, zum „Eigenen" geworden ist.

Je elastischer das Gedächtnis, je größer solche Gefahr. Es ist vorgekommen, daß wirkliche Talente ein fremdes Gedicht, das sie vor Jahren gelesen und darauf scheinbar völlig vergessen hatten, als ihr eigenes, mit kaum nennenswerter Aenderung, niederschreiben konnten. Ich selbst habe das an einem genial veranlagten Menschenkinde erlebt. Als es des Geschehenen inne wurde, erschrak es so heftig, daß es lange keinen der in ihm aufquellenden Rhythmen mehr verzeichnen wollte. Hätte man es derzeit öffentlich als Plagiator gebrandmarkt, so wäre die Welt um eine Ungerechtigkeit reicher und um einen werdenden Künstler ärmer.

Zu allen Zeiten aber hat es Denker gegeben, die in völliger Unabhängigkeit voneinander einen und denselben Gedanken, eine und dieselbe Idee in sich erweckten und ausbildeten, um das so Gewonnene dann auch noch in der ganz gleichen äußeren Gestalt zu verwirklichen, bei Ausschluß jeder Plagiatverdächtigung. — Will man durchaus eine Begründung suchen, so findet man eine solche bereits beim biblischen Prediger: „Was ist das, so gewesen ist? Eben das, was wieder sein wird. Was ist das, so geschehen ist? Eben das, was wieder geschehen wird. Es ist nichts Neues unter der Sonne, und niemand kann sagen: ‚Siehe, das ist neu!' Denn es ist schon dagewesen in den Jahrhunderten, die vor uns waren."[1]

Just diese Erkenntnis aber sollte jener friedenstörenden Reizbarkeit einzelner Urheber vorbeugen, die in falschem Ehrbegriff jede Hindeutung auf eine gewisse Abhängigkeit ihrer jeweiligen Leistung schon als Plagiatbeschuldigung schroff, sogar brutal abweisen. Auch ein solches Vorgehen bekundet Unklarheit, Ungerechtigkeit, Maßlosigkeit, vor allem Mangel an dem Allesverstehen jener Demut, die Weisheit an sich ist. Das große Lehramt des Lebens schöpft sich nie aus, und auf Autorität und Vorbild, Dagewesenem und Uebernommenem, Erfahrenem und Erfaßtem baut sich der Gesamtwerdeprozeß unserer Kultur auf. „Erwirb es", das Gegebene, „um es zu besitzen!" Das ist das Geheimnis der Lebens- und sonstigen Künstlerschaft. Auch dem Großen bieten sich Anregungen dar, die von außen, von „Seinesgleichen" an ihn kommen, und gerade die Größten pflegen die dafür Dankbarsten zu sein. Denn echte Dankbarkeit, die allemal auf echter Demut fußt, ist das Vorrecht der Edlen; ohne sie kein echter Künstler, keine echte Kunst. Hochmut, verbissener zumal, ist das untrügliche Kennzeichen eines wenigstens teilweisen eitlen Dilettantismus. Er untergräbt den Wurzelboden wahren, sieghaften Könnens; er zählt unter die Hauptförderer jenes verhängnisvollsten Plagiatorenunwesens, das in schwächlich selbstgefälliger Entstellungsabschrift unbegriffenen Kunstwerkes und Künstlertums, in der äffischen Nachahmung eines durchaus Berufenen, eines Gottbegnadeten besteht.

Wann wird es anders werden bei uns?

[1] Eccles. S. 9 u. 10.

Im Sommer.

Im Sommer wars, ein heisser Tag,
Da standen wir zusammen;
Vor uns ein reifes Kornfeld lag,
Besprüht von Sonnenflammen.

Es senkte sich die goldne Pracht
Schwer in der Früchte Segen:
Da hab ich unseres Glücks gedacht,
Du lachtest mir entgegen.

Wir gingen still das Feld entlang,
Das Herz in Zukunftsräumen.
Ein Duft von reifen Aehren drang
Hinein in unser Träumen.

Und wieder mich der Sommer rief.
Ich steh am Kornfeld wieder;
Es senken sich die Aehren tief,
Die früchteschwangern, nieder.

Wie damals: Reife, Sonnenschein
Und Duft auf allen Wegen —
Und ich steh, arm und müd, allein
In all dem Sommersegen.

Fine Vissing.

Statistisches und verwandte Dinge über die katholische Vereinstätigkeit in Hessen.

Von Professor Hattemer in Worms.

Von Vaters Zeiten her bewahrte ich bis vor kurzem das rot-weiße Band mit dem Wappen der Stadt Mainz für die Teilnehmer des Katholikentages im Jahre 1848 auf. Das längst verschlissene Band war mir stets eine wertvolle Erinnerung an die erste und grundlegende Versammlung der Katholiken Deutschlands, die jenes bewegte Jahr der religiösen und politischen Freiheit gezeitigt hatte. Aus den Kundgebungen der deutschen Katholiken sind mit der Zeit Massenversammlungen geworden, deren Aufnahme heute selbst für die größeren Städte nicht ohne Schwierigkeit ist. Zum fünften Male rüstet sich Moguntia aurea die Gäste aus allen Gauen Deutschlands in den Tagen vom 6.—10. August würdig zu empfangen. Da der diesjährige Katholikentag unter dem Zeichen der hundertjährigen Geburtsfeier des großen Bischofs Wilhelm Emanuel Freiherrn von Ketteler, des bahnbrechenden Führers auf dem weiten Gebiete der sozialen Frage, steht, so dürfte eine kurze Skizze über die katholische Vereinstätigkeit — die rein weiblichen Vereine habe ich nicht behandelt — Hessens für die Eingesessenen des Landes wie für die auswärtigen Besucher der Katholikenversammlung von einigem Interesse sein.

Die Grenzen Hessens, das neben nicht ganz 400 000 Katholiken nahezu 850 000 Andersgläubige aufweist, decken sich geographisch mit denen der Diözese Mainz. Sind schon dadurch die Katholiken ziffermäßig in der Minderheit, so hat die Pastoration durch die neuzeitlichen Errungenschaften der Industrie, die im ganzen Lande stark verbreitet ist, eine merkliche Verschiebung und Steigerung erfahren. Gibt es doch heute wohl nur noch eine verschwindend kleine Zahl von rein katholischen Pfarreien in der Diözese, und mußten umgekehrt in den letzten 20 Jahren nahezu 25 bis 30 neue Seelsorgsstellen meist in der Diaspora geschaffen werden. Die Pastoration wird ferner erschwert durch den Umstand, daß Hessen die höchste allgemeine Mischehenziffer in Deutschland hat. So galt das wenigstens für das Jahr 1907, wo von den 10 000 Eheschließungen 83,61 Prozent konfessionell einheitliche, 16,39 Prozent gemischte waren. Die besondere katholische Mischehenziffer ist aber noch viel größer. Die Mischehen betrugen nämlich im Jahre 1907 beinahe zwei Drittel der rein katholischen Ehen. Das gleiche Verhältnis herrschte in der Provinz Starkenburg; in Rheinhessen machten die gemischten Ehen drei Fünftel der rein katholischen aus und in Oberhessen mehr als 100 Prozent. In Wirklichkeit ist das Verhältnis noch etwas ungünstiger, da in der amtlichen Veröffentlichung die Mischehen zwischen anderen als evangelischen und katholischen Personen nicht näher spezialisiert sind und deshalb bei der Berechnung nicht in Anschlag gebracht werden können (nach Krose, kirchliches Handbuch, Bd. 2).

Diese Tatsachen, der lang andauernde Priestermangel und manche Unterlassungssünden in den entscheidenden 80er und 90er Jahren haben mit dazu beigetragen, daß, um nur ein Beispiel anzuführen, viele Katholiken der überwiegend katholischen Kreise Mainz und Offenbach dem religiösen Leben sich entfremdeten und gleichzeitig politisch in andere Lager besonders der Sozialdemokratie übertraten und in absehbarer Zeit nicht mehr zurückgewonnen werden können.

In Erwägung dieser Umstände ist die Gesamtziffer der katholischen Jugendvereinigungen (30 Sodalitäten, 45 Vereine) von 5595 ordentlichen Mitgliedern in 8 Bezirken, zu denen noch 496 Aspiranten kommen, eine recht beachtenswerte. Die im verflossenen Jahre herausgegebene Uebersicht gibt in anschaulicher Weise Auskunft über die Frequenz der einzelnen Vereine und zeigt in der Aufstellung über die Zahl der Versammlungen und die verschiedenen Arten der Wohlfahrtseinrichtungen ein klares Bild von der vielseitigen und mühevollen Arbeit der jeweiligen Vorsteher. Für Mainz besteht seit zwei Jahrzehnten das große, mustergültig geführte Lehrlingshaus. Leider fehlt in der Uebersicht die Zahl der im Lehrlingshaus vereinigten Mainzer Jugend. Auch wäre es dringend zu wünschen, daß nach dem Vorgang von Offenbach auch in anderen Städten die Jugendvereinigungen nach Pfarrbezirken geteilt würden. Die Vorsteherschaft selbst wird meist von den Kaplänen ausgeübt. Und das ist gut so, denn der Jugend gehört ein Leiter, der noch ein frisches und frohes Herz für die Jugend und ihre Eigenart hat und besonders die heute in den Vordergrund gerückten sportlichen Uebungen im Interesse unserer religiösen Jugendvereinigungen auszunützen versteht. Voraussetzung ist eine gediegene Einführung in die Leitung von Jugendvereinen; diese ist heute mindestens ebenso wichtig als jene in Katechese und Predigt. Und dann sollte man, um nicht nach der Seite halb oder ganz verpfuschte Existenzen zu schaffen, besonders den Hilfsgeistlichen, denen jedes Feld geistlicher Wirksamkeit neu ist, eine weitere Vereinstätigkeit nicht aufbürden. Da endlich die Persönlichkeit des Leiters dem Vereine die Signatur aufdrückt und nicht jeder sich zur Vereinstätigkeit eignet, sollte eine möglichst große Stabilität jener Hilfsgeistlichen gesichert sein. Die Zeiten, in denen man die Vereine als notwendige Uebel bezeichnete, sind endgültig vorüber, denn gerade der segensreichen Arbeit des Klerus in den Vereinen haben nachgewiesenermaßen die Katholiken Deutschlands zumeist ihre soziale und politische Stellung zu verdanken. Ueberdies, wer wüßte nicht, daß die Tätigkeit in den Vereinen in der Regel mehr Opfer an Zeit, an Gesundheit und auch an Studium erfordert als die in den gewöhnlichen Geleisen sich bewegende Seelsorge? Es steht zu hoffen, daß unter der rührigen und umsichtigen Leitung des neuen Diözesanpräses die katholischen Jugendvereinigungen nach innen und außen mehr und mehr erstarken und ein mächtiges Bollwerk bilden für die besonders von der Sozialdemokratie so sehr bedrohte, schulentlassene Jugend und so ein würdiges Glied in der Kette der katholischen Jugendvereinigungen Deutschlands sei.

Nach den durch das Generalsekretariat der katholischen Gesellenvereine mir freundlichst überlassenen statistischen Bogen betrug im Jahre 1910 die Zahl der katholischen Gesellenvereine in Hessen 9, der aktiven Mitglieder 567; drei Vereine besitzen eigene Hospize, und 3204 freie Nachtquartiere wurden an durchreisende Mitglieder gewährt. Hessen steht mit diesen Ziffern an zweitunterster Stelle in Deutschland, selbst hinter Sachsen, das doch in der Gesamtzahl der Katholiken von Hessen weit übertroffen wird. Diese bedauerliche Tatsache hat zum Teil darin ihren Grund, daß wohl die Mehrheit der katholischen Gesellenvereine in Hessen nur Durchgangsstationen für die von Norden nach Süden und umgekehrt wandernden Gesellen ist. Weiß ich doch, daß z. B. die beiden Vereine in Bensheim und Worms oft Quartier für eine Nacht und Abendbrot bis zu 12 und mehr wandernden Gesellen gibt, die nach den Industrieplätzen Mannheim-Ludwigshafen oder Frankfurt-Offenbach pilgern. Anderseits wäre aber auch die Erhöhung der Zahl der Vereine in Hessen sowie deren Mitglieder wohl möglich und dringend notwendig, aber es fehlt eben dem Gesellenverein für die Sicherung des Nachwuchses an einem geeigneten Unterbau. Wie anderwärts, so ist auch hier die Klage berechtigt, daß die bestehenden Jugendvereine noch zu wenig ihre Mitglieder, soweit sie natürlich in Betracht kommen, rechtzeitig in den Gesellenverein überführen. Ueberhaupt ist die Pflege besserer Beziehungen und engerer Fühlung der einzelnen katholischen Vereine zueinander für einen jeden derselben Lebensaufgabe.

Der hochverdiente Prälat Forschner gründete im Jahre 1885 in Mainz den ersten katholischen Männer- und Arbeiterverein. Nach einer am 4. September 1910 herausgegebenen Uebersicht umfaßt der Verband der katholischen Männer- und Arbeitervereine in der Diözese Mainz 13 048 Mitglieder in 90 Vereinen. Zur Zeit der Gründung der allermeisten dieser Vereine waren diese selbst die gegebene Sammelstätte aller „kleinen Leute", in denen — man lebte noch zu sehr unter den Nachwehen des Kulturkampfes — die Erörterung der religiösen Fragen naturgemäß im Vordergrund standen. Bis auf den heutigen Tag bildet besonders auf dem Lande die überwiegende Mehrheit dieser Vereine auch gleichzeitig die politische Organisation. Ob das allezeit und allerorts von Vorteil war und sich auf die Dauer halten läßt? Ich meine gelesen zu haben, daß ein führendes Organ der Zentrumspartei schon vor Jahren auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht hat, denen man sich aussetze, wenn man unter der Devise „Katholischer Männer- und Arbeiterverein" allgemeine oder kommunale Politik treibe. Schon die Tatsache, daß heute nahezu die Hälfte der Mitglieder des Verbandes, 4835, gewerbliche Arbeiter sind und daß das Verbandsorgan den Titel „Der Arbeiterfreund" führt, könnte auch auf dem Lande wenigstens in den größeren Gemeinden zu einer reinlichen Scheidung in Bauern- und Arbeitervereinen führen. In den Städten und nach der Statistik in nahezu 50 Vereinen des Verbandes bilden die Arbeiter den größten Prozentsatz der Mitglieder. Die Städte Mainz mit 960, Offenbach mit 366, Darmstadt mit 197, Worms mit 164 Mitgliedern geben nicht nur z. B. mit Lampertheim: 325 verglichen, sondern auch absolut genommen ein wenig befriedigendes Bild. Würde nicht auch hier die Teilung nach Pfarrbezirken und die allgemeine Einführung des Vertrauensmännersystems größere Erfolge erzielen?" Und wie schwach sind die christlichen Gewerkschaften unter den 4835 Arbeitern vertreten! Im ganzen 664; dabei sind noch 116 Mitglieder in den „freien Gewerkschaften". Die zwei dem Verbande angehörenden Arbeitersekretariate in Mainz und Offenbach erhalten meines Wissens geldliche Unterstützung vom Volksverein.

Der Volksverein. Nach den neuesten Angaben der Zentrale zählt der Volksverein in Hessen für das Jahr 1911 13 950 Mitglieder. Hierbei sind jene Ortsgruppen nicht hinzugezählt, die für das Jahr 1910 noch nicht abgerechnet haben. Die Gesamtziffer dürfte sich also im Laufe des Jahres auf über 14 000 erhöhen; mithin ist jetzt der Volksverein die größte katholische Organisation in Hessen. An der Spitze marschiert der Kreis Worms mit 3574, dann folgen die Kreise Offenbach mit 2718, Bensheim mit 1524, Mainz mit 999 Mitgliedern. Wenn man bedenkt, daß der zu zwei Drittel mit Andersgläubigen durchsetzte Kreis Worms die größte Ziffer aufweist, dagegen der Kreis Mainz, der zu zwei Drittel katholisch ist, nur 999, so ist diese Zahl für letzteren beschämend. Diese geringe Ziffer wird auch nicht wett gemacht durch die Gesamtzahl der Männer- und Arbeitervereine des Kreises Mainz; diese beträgt wohl 3953 gegen 3574 Mitglieder des Volksvereins im Kreise Worms, aber der Kreis Mainz zählt wohl an 80 000 Katholiken, der Kreis Worms dagegen höchstens etwas über 30 000, ein Beweis, daß der Volksverein selbst auf dem religiös und politisch schwierigen Gebiete wie der Kreis Worms durch eine planmäßige und ausdauernde Arbeit zur relativ stärksten katholischen Organisation eines Kreises in Hessen sich entwickelt hat. Man vergleiche ferner folgende Zahlen: Die Stadt Worms hat bei 15 000 Katholiken 950 Mitglieder des Volksvereins, die an Katholiken gewiß vierfach größere Stadt Mainz 960 Mitglieder des Männer- und Arbeitervereins und 571 Mitglieder des Volksvereins. Was sind diese Zahlen gegen die Tausende von katholischen Männern in Mainz, die beiden Organisationen fern stehen! Dabei böte der Volksverein gerade für die Katholiken Hessens, die wie kaum in einem anderen Bundesstaate mit Andersgläubigen vermischt sind, die denkbar beste Organisation. Man wird doch im Ernste nicht sagen wollen, daß der Volksverein literarisch und rednerisch nicht auf der Höhe stehe? Oder ist man im geistigen Banne jener kurzsichtigen Eiferer, denen der Volksverein nicht katholisch genug ist, und die stets stark in der Kritik, aber schwach, sehr schwach in positiven Leistungen waren? Oder will man in verdrossener Eigenbrödelei eine Organisation in seiner Gemeinde, in seinem Bezirk nicht fördern helfen, weil man aus wirklich törichtem Eigennutz einer außer Landes liegenden Zentrale den Beitrag nicht gönnt? Das wäre ja eines „blinden" Hessen würdig, aber rückständiger gehandelt als das sonst so partikularistisch verschriene Bayern, das jüngst in hellen Haufen zum Volksverein stieß. Wollte Gott, die Einsicht käme recht bald, damit endlich der Zufluß der Katholiken zu den Staat und Kirche gleich negierenden Parteien aufhöre!

Die katholischen kaufmännischen Vereine umfassen 542 ordentliche Mitglieder in 7 Ortsvereinen. Dazu kommt die katholische kaufmännische Kongregation von Mainz mit 48 Mitgliedern. Nur die Vereine von Mainz, Bingen und Lampertheim haben auch Lehrlingsabteilungen.

Die Gründung des katholischen Lehrervereins fällt in das Jahr 1892. Die Zahl der Mitglieder beträgt heute 1268, d. i. die überwiegende Mehrheit der katholischen Lehrer des Landes. Die Fürsorgekasse hat einen Bestand von 70,000 M. Obwohl nun der katholische Lehrerverein und sein Organ seine Grundsätze in außerordentlich ruhiger und objektiver Weise verficht, so ist schon die Tatsache allein, daß ein Teil der Lehrer — meines Wissens hauptsächlich ältere, die schon vor der Gründung des katholischen dem liberalen Verein angehörten und des durch ihre jahrelang geleisteten Beiträge erworbenen Anrechtes auf eventuelle Unterstützung nicht verlustig gehen wollen — gleichzeitig dem katholischen wie dem liberalen hessischen Landeslehrerverein angehört, vielen Mitgliedern des letzteren ein Dorn im Auge. Ausgerechnet der Bezirk Offenbach, wo die rote Internationale herrscht, stellte den Antrag, alle jene seiner Mitglieder, die einem Vereine angehören, der dem deutschen Lehrerverein nicht entsprechende Zwecke verfolgt, auszuschließen. Der Antrag wurde kürzlich auf der Delegiertenversammlung angenommen, und dabei

hatte man die Stirne zu behaupten, der Landeslehrerverein sei in seinen Grundsätzen wahrhaft religiös. Derselbe Delegiertentag des liberalen Vereins hat mit großer Mehrheit die Resolution angenommen, die Verstaatlichung des Volksschulwesens in die Wege zu leiten. Ich stelle es dahin, ob man mit dieser Resolution mehr den Gedanken verfolgt, die letzten Fäden, welche den Lehrer noch mit seiner Kirche verbinden, zu zerreißen als die pekuniäre Gleichstellung der Land- und Stadtlehrer. Um so reichlichere Gelegenheit zur gediegenen auf der Höhe der Zeit stehenden katechetischen Weiterbildung müßte den katholisch überzeugten Lehrern gegeben werden.

Mit außerordentlich großen, schier unüberwindlichen Schwierigkeiten war die Gründung der katholischen Studentenkorporationen der „Verbindungen" und der „Vereine" auf der Universität Gießen verknüpft. Man muß in den Jahren der Gründung dort gewesen sein, um sich das ganze Maß von Opfern vorzustellen, welches die einzelnen Mitglieder dieser Verbände auf sich nahmen. Und dazu in gar manchen katholischen Kreisen nicht nur kein Verständnis, sondern pharisäischer Argwohn und offener oder versteckter Widerstand lange, lange Zeit, fast bin ich versucht zu sagen, bis auf den heutigen Tag. Um dieser Feinde Herr zu werden, gehörte die ganze Kraft unerschütterlicher jugendlicher Begeisterung. Die Verbindung Hasso-Rhenania wurde am 18. Januar 1883 gegründet. Im Wintersemester 1910/11 betrug die Zahl der Aktiven 14, die der Inaktiven einschließlich der Verkehrsinaktiven 34. Die Verbindung Nassovia an der Technischen Hochschule zu Darmstadt wurde am 28. Oktober 1896 gegründet. Sie zählte im Wintersemester 1910/11 17 Aktive und 18 Inaktive. Die Zahl der in Hessen wohnenden Philister des Kartellverbandes der Verbindungen beträgt 127. Der Katholische Studentenverein Nassovia in Gießen wurde am 11. Januar 1895 gegründet; am 5. Juni 1901 der Verein Mönania an der Technischen Hochschule in Darmstadt. Nach dem Jahrbuch 1911 zählte der Verband der Studentenvereine 85 in Hessen wohnende Philister und 50 Studierende. Beide Verbände haben also ihre Position gefestigt, aber noch stehen viele katholische Studenten ihnen fern. Es ist Erfahrungstatsache, die jeden Tag von neuem sich bestätigt, daß jene Studenten, welche auf der Hochschule den katholischen Korporationen fern bleiben, sehr oft ihrem Glauben entfremdet werden und im späteren Leben nur in Ausnahmefällen wieder den Weg zu ihren religiösen Pflichten zurückfinden. Nach meiner Schätzung hat Hessen jährlich rund 80 auch mehr katholische Abiturienten. Rechnet man jene, welche kein akademisches Studium ergreifen und die Theologen, welche ausschließlich ihr Studium im Priesterseminar zu Mainz erledigen auf 35—40, so bleiben immer noch 40 zurück. Von diesen werden für die katholischen Korporationen noch nicht 50 Prozent gewonnen. Es bleibt mithin in der Zukunft beiden Verbänden noch viel zu tun übrig.

Nach dem Vorgang anderer deutschen Diözesen wurde auch für die Diözese Mainz der katholische Studienverein gegründet zur Unterstützung würdiger und bedürftiger Studenten aus dem Laienstande; der Verein steht augenblicklich im zehnten Vereinsjahre. Bisher wurden rund 36,000 M. Stipendien an insgesamt 360 Studierende gewährt, gewiß ein höchst erfreulicher Beweis der Mildtätigkeit und des Verständnisses für einen so zeitgemäßen Verein! Die bedauerliche Tatsache, daß noch viele Katholiken die Interessen des Studienvereins verkennen, wird wohl am besten dadurch ausgeräumt, daß die Generalversammlung stets am wechselnden Ort abgehalten wird und so die weitesten Kreise den idealen Zwecken des Studienvereins nahe gebracht werden. Und noch eine Tatsache sei im Anschlusse daran festgestellt. Unter den Unterstützten befinden sich nur 18, welche humane Medizin studieren. Da es an katholischen Aerzten in Hessen immer noch fehlt, bewirken vielleicht diese Zeilen, daß die Katholiken mehr wie bisher diesem Studium sich widmen.

Am schlechtesten steht es wohl in der Diözese Mainz um drei Vereine: Deutscher Verein vom Heiligen Lande, der in den letzten Jahren durch die Neuerwerbungen in Palästina und die damit verbundenen Pilgerfahrten einen so großen Aufschwung genommen hat. Es war mir unmöglich, die Zahl der Mitglieder in der Diözese zu erfahren. In den Kinderschuhen steckt ferner der Borromäusverein. In den drei Gruppen der 46 Hilfsvereine bleibt die Mitgliederziffer für die betreffenden Pfarreien unter 50 (vgl. Nachrichten für den Verein vom heiligen Karl Borromäus. Nr. 7. September 1909). Bei der Flut der gegnerischen Schriften und der oft recht minderwertigen und besonders auf dem Lande zudringlichen Kolportage muß noch viel Arbeit geleistet und noch viel Neuland erobert werden, um einigermaßen der glaubens- und sittengefährlichen Lektüre Einhalt zu tun. Endlich die Görresgesellschaft. Sie hat in der Diözese 76 Mitglieder, darunter 33 Geistliche; 13 Teilnehmer, darunter 3 Geistliche. Wenn unter gut 300 Geistlichen nur 36 der Görresgesellschaft angehören, könnte man leicht versucht sein, einen Rückschluß auf die geistige Weiterbildung des Klerus zu machen. Aber wie überall im Vereinsleben, so bedarf es auch hier der fortgesetzten Anregung und werbenden Tätigkeit. Wie leicht wäre es im Anschlusse an die vor einigen Jahren in Mainz abgehaltene Jahresversammlung gewesen, im Lande Hessen selbst Stimmung unter Klerus und Laien für die Görresgesellschaft zu machen! Sollte es nicht auch möglich sein, z. B. in Worms die Jahresversammlung zu halten? Stadt und Umgebung böten wahrhaftig der bedeutsamen Eindrücke genug.[1])

Ich bin am Schlusse meiner Ausführungen; sie bieten Licht- und Schattenseiten. Wenn ich auf manche Mängel und Wunden den Finger legte, so geschah das im Sinne der Wahrheit und Gerechtigkeit. Persönlich jemand dabei zu verletzen, lag mir gänzlich fern. Der Katholikentag in Mainz wird zeigen, daß draußen in der Diözese sicher ebenso viele, wenn nicht mehr Werte an Treue und Liebe zur katholischen Kirche liegen wie in der Stadt selbst. Möge man das allüberall nicht vergessen, möge man bedenken, daß es nicht angeht, dort allein den Schwerpunkt des katholischen Lebens zu suchen, wo seit Jahrzehnten im Verein mit dem gehässigsten Liberalismus des Landes der Sozialismus nicht nur die Politik beherrscht, sondern auch das praktische Christentum aus weiten Kreisen verdrängt hat.

Anregend, ermunternd, aufbauend, vor allem aber einigend sollen die Tage der Katholikenversammlung wirken, dann wird das so bitter notwendige katholische Vereinsleben in Stadt und Land der Diözese Mainz den größten Nutzen aus der Generalversammlung der Katholiken Deutschlands ziehen.

Vom Büchertisch.

Oswald Frank: Deutschland und die Modernismusbewegung. Verlag von H. Rauch, Wiesbaden 1911. 64 S., brosch. 75 Pf. Was die Broschüre will, sagt der bezeichnende Untertitel: „Ein Jahr neudeutsche Kirchengeschichte; eine Revue über Kämpfer und Kampfplätze, Recht und Unrecht in einem Bruderkrieg". Bei der Unmasse von Zeitungsartikeln und größeren und kleineren wissenschaftlichen Abhandlungen über Modernismus und Moderniſteneid, die sich vielfach nur mit Einzelfragen beschäftigen, bleibt es selbst für den Gebildeten schwierig, den Gesamtüberblick über die Bewegung nicht zu verlieren. Oswald Frank orientiert in populärer, klarer Darstellung über das ganze weitverzweigte Gebiet der Bewegung in Deutschland. Er schildert die Ursachen der deutschen Ueberempfindsamkeit für katholisches Leben, beschreibt die Stellung des Modernismus zu Glaube und Wissenschaft, die Abwehrmaßregeln des kirchlichen Lehramts und die Beurteilung des Modernismus in der öffentlichen Meinung. Ein überaus reichliches Material wird hier in frischer, prägnanter Fassung, nach klaren Gesichtspunkten geordnet, dargeboten. J. Wernado.

Max Steigenberger, b. g. Rat. Einige Gedanken und Vorschläge zur Unterstützung der katholischen inneren und äußeren Mission. Für die katholische Laienwelt dargelegt. Buchhandlung Michael Seitz, Augsburg. Ein achtseitiges Flugblatt, das in höchst praktischer Weise die ganze Frage nach dem „Warum" und „Wie" der Unterstützung der kath. Mission von seiten der Laienwelt behandelt! So muß gesprochen werden in Predigten und Vorträgen für Männer-, Mütter-, Jünglings- und Jungfrauenvereinen. Diese Zeilen sollten recht vielen Laien in die Hände gespielt werden. — Katholikenversammlung die beste Gelegenheit dazu! — Dann kann für die innere und äußere Mission etwas Ansehnliches erzielt werden. J. Wernado.

Dr. Ludwig Ebert: Der kirchenrechtliche Territorialismus in Bayern im Zeitalter der Säkularisation. Ein Beitrag zur Geschichte des Verhältnisses von Staat und Kirche in Bayern. Verlag von F. Schöningh in Paderborn. 4 M. Mit gesteigertem Interesse blicken wir in unsern Tagen zurück auf die Zeit der sog. Säkularisation, nicht deshalb bloß, weil nunmehr das erste Säkulum seit jener tiefeinschneidenden Umgestaltung dahingegangen, sondern namentlich auch deshalb, weil man neuerdings daran geht, staatlicherseits (z. B. in Württemberg) den Wert des damals eingezogenen Kirchengutes zwecks Ausscheidung feststellen zu lassen. Die vorliegende Arbeit stellt das 9. Heft der Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft in der Görresgesellschaft dar. Es lag nicht in der Absicht des Verfassers, eine abgeschlossene Darstellung der Geschichte der Säkularisationszeit in Bayern zu geben, nur einen Beitrag hierzu möchte er liefern. Die eigenartigen Beziehungen zwischen Staat und Kirche in jener bewegten Zeit zeigt er auf an dem Verhältnis zwischen zwei Vertretern dieser beiden Gewalten, nämlich der bayerischen Regierung und dem Ordinariat Freising. Da die Arbeit in erster Linie auf archivalischem Material aus dem Kgl. Oberbayerischen Kreisarchiv und aus dem Erzbischöfl. Ordinariatsarchiv und an zweiter Stelle auf literarischem Material aus der Zeit der Säkularisation aufgebaut ist, so gibt sie ein getreues, unverfälschtes Bild jener Periode und bedeutet einen wirklich erfreulichen Fortschritt in der Kenntnis der Geschichte des Verhältnisses von Staat und Kirche in Bayern. J. Wernado.

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Und wo bleibt der in anderen Staaten und Diözesen so segensreich wirkende Katholische Frauenbund? Daß es zum Beispiel in der großen Stadt Mainz überhaupt keinen Katholischen Frauenbund gibt, habe ich, als es mir versichert wurde, anfangs gar nicht glauben wollen.

„Du mußt an deinen Posten!"

Alexander Baumgartner. Ein Gedenkblatt.

Von M. Forster.

„Welches nun auch deine künftige Vokation sein wird, so wirst du ohne schweren Kampf nicht durchs Leben kommen; es hat sich alles gegen die katholische Kirche, ihre Bekenner und Verteidiger wie verschworen. Rüste dich auf diesen Kampf mit einem tüchtigen Vorrat von geistiger Munition, Waffen und jeglicher Art von Kriegsbedarf, dabei mit einem unerschütterlichen Mut."

Als der berühmte Landammann von St. Gallen, Gallus Jakob Baumgartner, seinem Sohne Alexander solchen Rat in die Mannesjahre mitgab, bewies er zugleich, daß er des Achtzehnjährigen Veranlagung mit seltenem Scharfblick erkannt hatte. Er mochte seine Art im Sohne gespürt haben. Er selbst war durch ein Leben voller Kampf und durch das Beifallsgeschrei der Radikalen hindurchgegangen, um im Höhepunkt seines Lebens, trotz Hohn und Anfeindung seiner ehemaligen politischen Diener, die unveräußerlichen Rechte seiner Mutterkirche „mit einem unerschütterlichen Mut" zu verteidigen.

Und doch konnte Gallus Baumgartner damals kaum ahnen, in welch vollkommener Weise sein junger daseinsfroher Sohn diesem großen Rate folgen werde. Gallus Baumgartners Name wurde je nach der politischen Gesinnung mit Liebe oder Haß, aber immer an erster Stelle im Schweizerland der dreißiger bis sechziger Jahre genannt. Sein Sohn sollte diesen Namen über die Grenzen der Heimat hinaus überall bekannt machen, wo man literarisches Interesse pflegte. Der scharfäugige Vater, der als Staatsmann und Publizist die wirren Verhältnisse der damaligen Schweiz bis ins einzelne erfaßte, bekam einen Nachfolger, dessen weltweiter Blick die Kunst aller Völker bis in unsere vielsprachige Kultur als einen gewaltigen einheitlichen Prozeß darstellte. Vom Tage, da Alexander Baumgartner — unter einem Sturm der jesuitenfeindlichen St. Galler gegen seinen Vater — als Neunzehnjähriger in den Orden der Gesellschaft Jesu trat, bis zur Nachtstunde des 5. September 1910, da er, ein nahezu Siebzigjähriger, in der Bellevue zu Luxemburg die Augen schloß, war der „vaterlandslose" Jesuit ein Mann und Arbeiter im Sinne des väterlichen Rates gewesen: ein Verteidiger der religiösen Sache mit einem Arsenal von geistigem Rüstzeug, das heutzutage nur Vereinzelte haben können.

Die Familie seiner Mutter gab dem jungen Gelehrten die literarische Begabung mit. Doch konnte nur ein unbeugsamer Wille und beständige Selbstverleugnung bis zu solchem Grad von Universalwissen vordringen, welcher die Geschichte der Weltliteratur kennzeichnet. Man fühlt, unter welchem Druck die Anerkennung liberaler Kreise diesem Gigantenwerk gegenüber ausgesprochen wurde, vertrat dieses doch mannhaft und unzweideutig eine grundsätzlich andere Kunstauffassung als jene, die von freisinnigen Literaten und Zeitungen so gerne „als trojanisches Pferd" gegen die Kirche benützt wird. Nach Baumgartner kann Kunst nicht um ihrer selbst willen bestehen, sondern ist unwandelbar denselben Gesetzen der Religion unterworfen wie jede andere Lebensäußerung des Menschen auch. Ein Gott, eine Religion, ein Maßstab für alle Dinge! Diese grandiose Ueberzeugung lebt und wirkt in seinem Lebenswerk, gibt ihm Geschlossenheit, wie ihm, dem sprachkundigen Gelehrten, die erstaunliche Belesenheit eine über unsere spezialistische Zeit hoch hinausragende Allgemeinbedeutung verleiht. In seiner „Weltliteratur" finden wir den ganzen Baumgartner, den Stilisten, Ueberſetzer und Kritiker, der Muster genialer Einfühlung in jede einzelne der fremden Kulturen und Literaturen aufweist und dennoch den Grundzug klar herausarbeitet, der durch alle Literatur, alle Kunst hindurchgehen muß: das Verantwortlichkeitsgefühl des schaffenden Künstlers dem Schöpfer alles Lebenden gegenüber. Wer auch immer im einzelnen abweichende Auffassungen Baumgartners Werk gegenüberstellen kann, im ganzen wird er nicht anders können, als anzuerkennen: hier spricht ein selten berufener Geist, der die Kunst nicht bloß als Spiel ästhetischer Köpfe und Sinne, sondern als lebendige Menschheitsaufgabe auffaßt und machtvoll darzustellen weiß.

Der alte Gallus Baumgartner hat den kraftvollen Stamm aus seiner eigenen Wesensart früh und freudig erkannt. Als ihn im Sommer 1869 eine Krankheit aufs letzte Lager warf, kam der landesverwiesene Jesuit Alexander nochmals in seine Heimat. Die Ordenspflicht rief ihn aber wenige Tage vor des Vaters Tod hinweg. Mit Selbstverständlichkeit nahmen beide dieses Opfer auf sich. Das männlich-große Abschiedswort des sterbenden Kämpfers für die katholische Sache war: „Du mußt an deinen Posten."

Wie hat sich das Wort erfüllt! Auf seinem Posten blieb der Sohn, zeitlebens eine Feuerseele, ein Kämpfer, seines Vaters und der Sache würdig, die dieser erst nach langem irrvollen Ringen, er selbst aber von Anfang an als die wahre, unverlierbare erkannt hatte. In nie rastender Arbeit entstanden die vielgenannten Werke über Longfellow, van der Vondel, Calderon, Lessing, Goethe, die prächtigen nordischen Reiseschilderungen, die politisch-historischen Schriften über seinen Vater und Bischof Greith, Ueberſetzungen, Untersuchungen und Studien in und außerhalb der „Stimmen aus Maria-Laach", bis, wie eine Vereinigung seines Wissens und Könnens, die Geschichte der Weltliteratur in inhaltsschweren Bänden zu erscheinen begann.

Das gigantische Werk blieb unvollendet. Der Band über die italienische Literatur war kaum zu Ende geführt, als Baumgartner auf seinem Posten starb. Und doch zeigt gerade wieder dieser sechste Band der Weltliteratur aufs eindringlichste, wieviel wir mit seinem Verfasser verloren. — Wenige folgten am Nachmittag des 8. Septembers v. Js. dem Sarge Alexander Baumgartners auf den Limpertsberg zu Luxemburg. Man begrub den verbannten schweizerischen Jesuiten; seinem Geist jedoch haben keine Landesgrenzen den Eintritt verwehren können, und gerade in der Zeit der Katholikentage werden Andenken und Werk dieses bedeutenden Mannes leben und lehren: unbeugsam als Arbeiter, unerschütterlich als Kämpfer für die katholische Sache zu sein.

(Aus einer Anzeige des Verlages — sämtliche Werke sind bei Herder in Freiburg erschienen — ersehen wir, daß ein Ergänzungsband zu Baumgartners Geschichte der Weltliteratur sich unter der Presse befindet, der gesammelte Aufsätze über die in den ersten Bänden nicht behandelten Literaturen enthalten soll. Eine neue Auflage von Baumgartners Goethewerk ist ebenfalls im Druck. Die Redaktion.)

Eine „unverdächtige" Stimme über die katholische Moraltheologie.

Aus Münchener Hochschulkreisen wird der „Allgemeinen Rundschau" geschrieben: In dem soeben erschienenen Buche von Julius Preuß, Biblisch-talmudische Medizin, Berlin 1911, Karger, findet sich Seite 520 das Folgende:

„Einen relativ großen Raum nimmt in diesen Büchern (nämlich der katholischen Moraltheologien) die Behandlung sexueller Fragen ein, und man hat darum gemeint, sie kurzerhand den pornographischen Schriften zurechnen zu müssen. . . . Man konnte zu diesem zweifellos falschen Urteil nur dadurch kommen, daß man das Milieu übersah, aus dem die Schriften stammen. Obszön kann man doch nur Bücher nennen, die nach Form oder Inhalt darauf abzielen, dem Leserkreis, für den sie berechnet sind, laszive Gedanken zu erregen. Ohne diese Einschränkung würde ja auch jedes ärztliche Buch, das sexuelle oder gynäkologische Fragen behandelt, auf den pornographischen Index gesetzt werden müssen. Obszöne Bücher im gewöhnlichen Sinne des Wortes würde schon die Kirchenzensur gewiß nicht haben passieren lassen. Die Sache liegt aber wesentlich anders. Daß die Vita sexualis im Leben des einzelnen eine außerordentlich große Rolle spielt, wird nur der Unerfahrene oder der Heuchler leugnen dürfen. So sehr nun der Arzt auch wünschen würde, daß man alle darauf bezüglichen Fragen nur an ihn richte, so sehr muß man doch mit der Tatsache rechnen, daß das Publikum gewöhnt ist, nur bei Dingen, die es selbst als mit der Gesundheit zusammenhängend ansieht, den Arzt aufzusuchen, Fragen der Moral und Sittlichkeit aber vor ein anderes Forum zu bringen. Moral und Sittlichkeit sind aber einem großen Teil der Menschheit mit Religion identisch, und so wird es selbstverständlich, weshalb auch der Theologe, besonders wo man ihn, wie im Beichtstuhl, ohne gêne befragen kann oder von ihm befragt wird, so oft in die Lage kommt, auf diesem Gebiete Rat zu erteilen. Auch wo ärztliche und religiöse Vorschriften wirklich oder scheinbar kollidieren, wird der Geistliche um die Entscheidung angegangen, wo eine Verfehlung bereits begangen, sie ihm gebeichtet, um Verzeihung zu erhalten. So erlangt der Beichtvater eine reifere Kenntnis von sexuellen Perversitäten als mancher Arzt. Diese ihre Erfahrungen haben viele (? Der Einsender) gesammelt und mit eigenen Reflexionen, mit Erläuterungen aus den Büchern anderer, die die Entscheidungen des Autors rechtfertigen sollen, versehen und sie so zum Gebrauch für weniger erfahrene Amtsbrüder, aber nicht für Laien, geeignet gemacht. Obszön wird man daher diese Schriften, die noch dazu meist in einem dem Laien unverständlichen scholastischen Latein geschrieben sind, gewiß nicht nennen dürfen."

Julius Preuß ist Arzt in Berlin, Jude und verrät an vielen Stellen seines Buches seinen „freigeistigen" Standpunkt. Sein gerechtes Urteil über die katholische Kirche ist also um so wertvoller. Die Leser dieser Zeitschrift erinnern sich dagegen wohl noch an die schamlose und unehrliche Liguori-Hetze, die von dem liberalen Preſſeklüngel seinerzeit inszeniert worden ist, wo man den heiligen Alfons von Liguori,

den armen Kasuisten seiner Tage und fast krankhaften Skrupulanten, zum gemeinen Pornographen zu stempeln sich nicht entblödet hat. Welche Arbeit hat es dagegen gekostet, bis endlich gegen den Widerstand eines großen Teils derselben Preßorgane gegen die wirkliche Pornographie etwas geschehen ist und der Staatsanwalt den Schmutzfinken das Leben etwas saurer machte! Gegen die wissenschaftliche Pornographie, die man doch am besten mit der juristisch-moraltheologischen vergleichen könnte, wenn eben die letztere Pornographie wäre, ist dagegen noch gar nichts geschehen. Und doch passen die Worte von Preuß, daß obszön nur Bücher sind, wenn sie in dem dafür bestimmten Leserkreis laszive Gedanken erregen sollen, ganz vortrefflich auf so viele moderne „wissenschaftliche" Pornographien. Ein im Schmutz wühlendes Buch, dessen Autor mit einem Pseudonym zeichnet, die Herausgabe in einem Verlag, der vor allem „Erotika" bringt und diese dem breiten Publikum anbietet, die dickbändigen Abhandlungen über das Sexualleben einer Zeitperiode oder eines Volkes mit den Riesenauflagen, die in Zeitungen annoncierten und auf zugesendeten Prospekten (natürlich mit weitschweifiger Inhaltsangabe) empfohlenen Sexualwerke sind mit seltenen Ausnahmen Pornographien eines wissenschaftlichen Arbeiters. Die lateinische Uebersetzung der „saftigsten" Stellen und etwaige Verwahrungen des Autors gegen die Lektüre des Buches durch Unberufene sind da nicht ernst zu nehmende Mätzchen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Festspiele. Das Prinzregententheater begann heuer mit „Tristan und Isolde", dem Werke, in dem Felix Mottl vor kaum zwei Monaten den Taktstock aus der Hand geben mußte, wie damals noch niemand ahnte, für immer! Gewiß wird man jetzt bei den ihres genialen Leiters beraubten Festspielen oft seiner mit wehmütigen Empfindungen gedenken, allein zu zahlreiche sentimentale Betrachtungen darüber, daß mit Mottl einer der letzten Wahrer der Tradition, der persönliche Schüler des Bayreuther Meisters, dahingegangen, sind unfruchtbar. Hätte sich unsere Intendanz wie so mancher Kritiker in der Rolle trauernden Verzagens gefallen, es wäre ihr nicht gelungen, in so kurzer Zeit alle die Maßnahmen zu treffen, die den Festspielen, von denen eben die erste Woche hinter uns liegt, einen so verheißungsvollen Anfang zu sichern. Mottls Nachfolger ist noch nicht ernannt, wir haben uns nicht bei der vagen Rätselraterei beteiligt, bei der in den Zeitungen so ziemlich jeder bekannte Dirigent genannt wurde. Die Intendanz verhält sich abwartend, übereiltes Zugreifen wäre auch zwecklos. Eine leichte Stellung wird Mottls Nachfolger nicht haben. Die Kritik wird ihm jedes Tempo als Fehler anrechnen, das Mottl „anders genommen", obwohl diese Beckmessereien weder Mottls noch Wagners Sinn entsprechen. Wir wollen gewiß unsere Ansprüche nicht herunterschrauben, der bessere Dirigent wird immer dem guten vorzuziehen sein, aber jede Leistung an dem unwiederbringlich Verlorenen zu messen, das wird eher den Schaffensmut lähmen, als ihn anspornen. Als erster der berufenen Gastdirigenten erschien Otto Lohse (Köln). Im „Tristan" und in dem jetzt bis zum „Siegfried" gediehenen „Ring" rechtfertigte er den ihm vorausgehenden Ruf als ein schlagfertiger Orchesterleiter von ungewöhnlichem Können, besonders die plastische Gestaltung der Walkürenpartitur war von wahrer Größe. Ueber Einzelheiten der Auffassung sich heute zu unterhalten, hat wenig Wert. Lohse und das Orchester scheinen mit jedem Abend sich besser ineinander einzufühlen. Die unleidliche Hitze der letzten Zeit, von der wir oben im kühlen Amphitheater nicht belästigt werden, die aber unten im „mystischen Abgrund" des Orchesters kaum erträglich sein muß, hat sich hier in den Leistungen noch mit keiner Spur geltend gemacht, dagegen wird über die Beeinflussung durch die ungewöhnliche Hitze von Bayreuth berichtet. Die Bühnenkünstler boten Gutes, viele sogar ungewöhnlich Glänzendes. Edyth Walker gab Isolde und Brünnhilde faszinierend im Spiel. Hin und wieder weicht ihre realistische Gestaltung von der Tradition ab, aber dies geschieht immer aus einer Fülle der Empfindung. Bewunderungswürdig ist der Schmelz und die Bildung ihres Organes. Bertha Morenas Sieglinde, Ernst Kraus' Siegmund standen auf alter Höhe. Der vorbildliche Wotan unseres Feinhals, Benders Fasolt, Hunding und König Marke, Frau Schumann-Heink, die klassische Erda und Waltraute und der Alberich Zadors, das sind Wagnerinterpreten, die ein paar Rivalen haben, aber niemanden, der sie heute übertreffen könnte. Urlus ist ein Tristan von guten sanglichen Qualitäten, Fräulein Clairmont zeigte als Brangäne und Frida wachsende Kunst. Die Inszenierung bot wieder hervorragend Schönes. Die Mozartspiele im Kgl. Residenztheater begannen mit „Don Giovanni" erstmalig unter Cortolezis sorgfältiger und gewandter Führung.

Bei den Festkonzerten in der Tonhalle gelangen unter Ferdinand Löwes Leitung neben der zyklischen Aufführung der Symphonien Beethovens noch folgende Werke klassischer und moderner Meister zum Vortrag. Haydn (Symphonie D-Dur). Mozart (Symphonien G-Moll und C-Dur). Schubert (Unvollendete Symphonie (H-Moll). Weber (Oberon-Ouvertüre). Mendelssohn (Hebriden-Ouvertüre). Schumann (Manfred-Ouvertüre). Berlioz (Phantastische Symphonie). Liszt (Orpheus- und Dante-Symphonie). Tschaikowsky (Pathetische Symphonie). Brahms (Erste Symphonie und Haydn-Variationen). Bruckner (Dritte und Siebte Symphonie). Wagner (Faust-Ouvertüre). R. Strauß (Till Eulenspiegel und Sinfonia domestica).

Verschiedenes aus aller Welt. Bei den Bayreuther Festspielen dirigierte Siegfried Wagner den „Ring". Der Gesamteindruck der Wiedergabe wird als ein außerordentlicher bezeichnet. In Berlin hat sich ein Komitee gebildet, das den Gedanken, Meyerbeer in seiner Vaterstadt ein Denkmal zu errichten, in die Tat umsetzen will. — Das Sommerensemble des Neuen kgl. Operntheaters in Berlin brachte als Premiere Bittners „Musikanten". Die Aufnahme war viel weniger günstig wie in Wien und München. Die Aufführung war nach Berichten nicht gut, hieran mag es gelegen haben, daß auch die Kritik zu dieser schlicht-innigen Tonwelt nicht das richtige Verhältnis gefunden hat. — Auf der Freilichtbühne in Zoppot hatte Thuilles „Lobetanz" bei guter Wiedergabe einen großen Erfolg. Der Waldschauplatz erwies sich für diese Oper besonders geeignet. — In der zweiten Woche der Weimarer Nationalfestspiele hatten „Othello" und „Weh dem, der lügt" die stärksten Erfolge. Unter den Teilnehmern waren zwei Schüler des Auslandes — Antwerpen und Olmütz — und besonders viele Schüler des deutschen Ostens vertreten. Der Kaiser stiftete 5000 M., wodurch die Gefahr eines Defizits beseitigt ist. — Fritz Lienhards Drama „Odysseus" erlebte im Harzer Bergtheater seine erfolgreiche Uraufführung. Nur die Heimkehr des Odysseus und sein Kampf mit den Freiern Penelopes bilden den Inhalt des Dramas, und doch gelang es nach Berichten dem Verfasser, das ganze Schicksal seines Helden dem Zuschauer vorzuführen. — Das Schillerhaus in Leipzig-Gohlis, in dem der Dichter an „Don Carlos" und dem „Lied an die Freude" arbeitete, wird eine innere Ausstattung erhalten, die mit historischer Treue derjenigen von 1785 entsprechen soll. — In Braunschweig verstarb der Komponist Heinrich Schrader, der durch Männerchöre und Orgelstücke sich seinen Namen gemacht hat.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Es ist begreiflich, dass nunmehr auch die deutschen Börsen im Hinblick auf die Verhandlungen der deutschen und französischen Politiker wegen der Marokkoaffäre viel von ihrer bisherigen Widerstandskraft verlieren. Man kennt aus der Praxis die Gewohnheiten der Börsen und ist orientiert, dass Ungewissheit und Unsicherheit auf irgend einem wichtigen Gebiete für unsere Börsenfaktoren von schlimmstem Einfluss sind. Das Ausbleiben jeder offiziellen und richtigen Information über den Stand der Verhandlungen und den Charakter der Kompensationspunkte nimmt den Börsen auch jedwedes Moment von Ueberlegung und ruhiger, abwartender Tendenz. Auch unsere Börsen sind mürbe geworden und beginnen nervös zu werden. Einzelne Zeitungspolemiken auf beiden Seiten verschärfen übrigens die ohnehin unsichere Situation noch unnützerweise. Paris, London und auch Neuyork haben aus gleichen Ursachen schon längst durchwegs abflauende Börsentendenzen. Speziell die Rentenwerte an jenen Auslandsbörsen werden von der Spekulation als Symptom der Unlust und schwankenden Stimmung attackiert und im Kurse erheblich zurückgedrängt. Man ist in deutschen Börsen- und Finanzkreisen anscheinend über das langsame Tempo der Berliner Verhandlungen sehr verstimmt, da noch immer Einmengungen dritter Mächte, in erster Linie Englands, stark befürchtet werden. Die Grossbanken

haben diese Tendenz auch teilweise in ihren letzten Börsenwochenberichten charakterisiert. Spekulation und Privatpublikum zeigten wiederholt grosse Neigung, sich des Besitzes an im Kurs relativ noch hochstehenden Industriewerten bestmöglichst zu entledigen. Infolgedessen blieben die deutschen Börsen in ihrer abgeflauten Tendenz Auch das Fehlen neuer Käuferschichten, namentlich am Montanaktienmarkt, gab den deutschen Börsen eine schwankende Stimmung. Eine starke Enttäuschung bildete der unbefriedigende Abschluss und die niedrigere Dividende des Bochumer Gussstahlwerkes. Auch für die übrigen Montan-Juliwerte werden geringere Dividendenergebnisse erwartet. — Ueber die Entwicklung unseres Wirtschaftslebens liegen jedoch keine ungünstigen Meldungen vor. Das Zustandekommen des Essener Roheisenverbandes lässt auch für die Erledigung der verschiedenen anderen Verbandsfragen und speziell hinsichtlich des Stahlwerkverbandes günstige Auspizien zu. Die Zuversicht der industriellen Kreise ist auch die gleiche geblieben. Nach Meldungen aus der Industrie sind die Werke gut beschäftigt, und das Exportgeschäft entwickelt sich immer mehr bei zufriedenstellenden Preisen. Neuerdings zeigt sich diese Tendenz vor allem in der schlesischen Eisenbranche, woselbst besonders grosse russische Auftragsbestellungen spezifiziert worden sind. Auch von der amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie werden günstige Kabelmeldungen von erhöhter Produktion und grossen Absatzmöglichkeiten bekannt. In Düsseldorf sind die Eisenpreise gestiegen, und speziell in Zink sind bei beschränktem Vorrat grosse Preissteigerungen zu notieren. Auch das grosse bayerische Eisenwerk Maximilianshütte kann bei einer Dividende von 23⅓ Prozent (im Vorjahre 21 Prozent) zufriedenstellende Aussichten für das neue Betriebsjahr bekanntgeben. — Unter dem Einfluss der politischen Verhältnisse, besonders der Marokkoverhandlungen, blieben diese günstigen Momente naturgemäss fast ganz ohne Eindruck. Auch die Ziffern der Zweimonatsbilanzen der Grossbankwelt, wobei allgemein eine bedeutende Erweiterung der laufenden Geschäfte klar ersichtlich war, konnten keinerlei Wirkung erzielen. Der Kassa-Industrie-Aktienmarkt liess von seiner bisherigen Lebhaftigkeit nicht viel nach. Elektrowerte, Brauereiaktien und teilweise auch Chemische und Transportwerte blieben gefragt. Der Geldmarkt blieb flüssig, wenn auch das konstante Anziehen des Privat-Diskontsatzes in Berlin aufmerksam verfolgt wird. Dabei sind die Rückflüsse bei der Reichsbank normale und die Geldanforderungen an dieses Institut relativ nicht bedeutende. Der nunmehrige Friede im Kalisyndikat, die ernsten Meldungen über Streiknachrichten der englischen Dockarbeiter und die neuerliche Bankkrisis aus Düsseldorf blieben vollkommen unbeachtet.

M. Weber.

Literarisches.

Heinrich Glaß: West-Marokko deutsch! J. F. Lehmanns Verlag, München 1911. 36 Seiten Text. Mit einer farbigen Karte von Marokko. Broschiert 50 Pf. Diese fesselnd geschriebene Broschüre verdient wegen der noch schwebenden Marokko-Verhandlungen zurzeit doppeltes Interesse. Jeder Deutsche sollte sie lesen. Wie viele sich gerne mit den gewiß beachtenswerten Ausführungen des Verfassers vertraut machen möchten, beweist der bis jetzt erzielte Riesenabsatz; innerhalb acht Tagen waren 40,000 Exemplare vergriffen. Man beachte auch das Inserat auf Seite 558.

Große Ausstellung für kirchliche Kunst. Wir verfehlen nicht, alle Teilnehmer des Katholikentages nochmals auf die hervorragende Ausstellung von Paramenten, Fahnen, kirchlichen Geräten und Gefäßen der Kunstwerkstätten Krieg & Schwarzer, Mainz, aufmerksam zu machen und den Besuch angelegentlichst zu empfehlen. Die Ausstellungslokalitäten befinden sich Schillerplatz 3.

Nervöse zweifeln oft an der Heilbarkeit ihres Leidens. Die medizinische Wissenschaft hat aber die Nervosität als heilbar festgestellt. Die Heilung liegt indes der Hauptsache nach in der Hand des Kranken selbst. Den Weg der Heilung zeigt belehrend und ermutigend Dr. med. Bergmann in seinem neuen Buch „Selbstbefreiung aus nervösen Leiden" (Verlag von Herder in Freiburg i. B.; Preis ℳ 4.—). Nach wenigen Wochen konnte das 3.—5. Tausend des Buches zur Ausgabe gelangen. Wir verweisen unsere Leser auf den unserer heutigen Nummer beiliegenden Prospekt.

Besondere Beachtung bitten wir alle Abonnenten den Extra-Beilagen-Postkarten der weltbekannten Firma Gustav Westphal, Altona, zu schenken. Der Gesamtauflage dieser Nummer liegt ein Exemplar dieser günstigen Postkartenofferte bei, und sollte ein Leser durch ein Versehen kein Exemplar erhalten haben, so wolle er solches direkt bei der Firma Gustav Westphal, Altona, abfordern. Dies Welthaus ist als streng reell und leistungsfähig bekannt und können wir solches daher mit Vergnügen empfehlen.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 33. München, 19. August 1911. VIII. Jahrgang.

Der Mainzer Katholikentag.

Von Chefredakteur Max Roeder, Aachen.

Das war Geist vom Geiste Kettelers: groß und erhaben, streng und ernst, kraftvoll und mächtig. So bleiben die Tage der 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in der Erinnerung aller Zeiten gekennzeichnet durch Kettelerkraft und Bonifatiusgeist, unveränderlich wie der Grund, über dem sich das Gebäude der Katholikentage wölbt. Das Programm ist das gleiche wie vor Dezennien, aber die Veranstaltungen selbst und ihr Aeußeres sind weit hinausgewachsen über enge Rahmen. Wir sind gewachsen — das war der Jubelruf, der uns zeigte, daß wir uns auf dem rechten Wege befinden, der den Gegner lehrt, daß seine Hoffnungen auf einen Mißerfolg oder gar auf den Zusammenbruch des Katholizismus eitle Berechnungen sind. Mit allen ihren Vorgängerinnen hatte auch die Tagung am Rhein das eigen, was der Präsident des Lokalkomitees, Justizrat Schmitt, als oberste Norm proklamierte: „Das, was die christlichen Konfessionen trennt, wird uns auf beiden Seiten selbstverständlich stets bewußt bleiben, wir wollen aber das, was uns einigt, nie aus dem Auge verlieren. Auf dem Boden der Achtung vor der religiösen Ueberzeugung unserer Mitbürger wollen wir in dem friedlichen Nebeneinanderwirken der Konfessionen und dem gemeinsamen Kampfe gegen den gemeinsamen Feind die sichere Bürgschaft des Friedens erblicken ... Wir beschäftigen uns aus Prinzip in unseren Beratungen ausschließlich mit unseren eigenen Angelegenheiten; Politik und jegliche konfessionelle Polemik ist ausgeschlossen ... Wir achten die Ueberzeugung jedes Andersdenkenden, wir wünschen nur, daß man auch unsere Ueberzeugung gerade so achte und anerkenne.“ So war es von jeher Brauch, und auch die Mainzer Tagung ist in all ihrem Glanze und ihrer freudigen Begeisterung von dieser Richtlinie nicht abgewichen. Mit guten Gründen konnte der Oberbürgermeister der gastlichen Stadt denn auch hinweisen auf den im Programm des Katholikentages schlummernden Erfolg.

Katholisch in des Wortes bester und ganzer Bedeutung war die Mainzer Tagung. Der Katholizismus ist frei von den engen Grenzen enger Länder. Ueber die Weltenmeere hat er seine Bahn geschlagen. So zeigt dieses Spiegelbild auch die Tagung der Katholiken. Einmal der Festzug. Aus ganz Deutschland waren die fast unzählbaren Männer erschienen; aber auch die Schweiz, Belgien, Oesterreich hatten aus weiter Ferne ihre Scharen entsandt. Dann dasselbe Bild beim Begrüßungsabend! Allüberall, aus der ganzen Welt, wie mit einem treffenden Scherzwort der Präsident des Lokalkomitees meinte, waren sie herbeigeeilt, um den deutschen Katholiken die Bruderhand zu reichen. Noch eines! Aus dem Westfalenlande stammte der Präsident, Graf Galen; wetterfest wie die Eichen der Heimat, ein Edelmann wie der Großonkel, Wilhelm Emanuel. Aus Bayerns freundlicher Metropole war der zweite Präsident, der schneidige, schlagfertige Rechtsanwalt Rumpf, gekommen. Dem Hessenlande gehörte der dritte Präsident, der parlamentarisch geschulte Rechtsanwalt von Brentano, an. Das einige Bild vervollständigen die Schriftführer aus der Rheinprovinz und aus der sonnigen Pfalz. Hier sind sie Brüder eines großen Reiches, des katholischen Glaubens.

Für Kirche und Vaterland! Dieser Wahlspruch des großen Mainzer Bischofs drückte den Verhandlungen das Stigma des Kettelergeistes auf. Den Sturmzeichen der Zeit haben wir kühn ins Auge gesehen, um danach unsere Stellung einzurichten. Die Sturmzeichen der Zeit leuchteten auf; Parität ist vielfach nur der Ruf, um von entschiedenem Tun zurückzuhalten. Daher nach wie vor die begründete Klage über die Zurücksetzung des katholischen Volksteiles, namentlich der katholischen Orden. Die viel umstrittenen und viel verlästerten päpstlichen Erlasse charakterisierte in scharfer Linienziehung ein fürstlicher Redner. — Auch der Modernisteneid fand aus berufenem Munde seine Beleuchtung. Mit vollem Rechte wurde die unkluge Rede des Reichstagspräsidenten auch bei dieser Gelegenheit mit würdigem Ernste zurückgewiesen. Kurzum — keine aktuelle Tagesfrage, die nicht wenigstens kurze Erörterung gefunden hätte.

Für die Kirche!

So manches gewaltige Wort wurde schon verkündet von dem Lehrstuhle aus, zu dem die deutschen Katholikenversammlungen geworden sind, doch keines so gewaltig, wie die Meisterrede des Speyerer Bischofs, Dr. Faulhaber. Da war jeder Satz ein Goldjuwel, gefaßt im brillierenden Glanze einer spiegelhellen Doktrin. Wie unter der Wucht des Hammers sprühten die Funken der zündenden Gedanken, als der bischöfliche Redner über das sprach, was uns am tiefsten bewegt: Priester und Volk. Nie wurde würdiger und schöner das hohe Lied auf den Priesterstand aus berufenem Munde und aus überquellendem Herzen gesungen; nie hat eine andere Meisterhand das Idealbild des katholischen Priesters als eines Gottesmannes von paulinischer Kraft und als des modernen Seelsorgers mit sozialem Einschlag mit solcher Farbenfrische gezeichnet. Alle die großen, weltbewegenden Fragen wirft er mit zaglosem Freimut auf: die Daseinsberechtigung eines besonderen Priesterstandes, der durch die Weihe mit dem Volke verbunden ist; Laienapostolat an der Seite der Kirchenregenten; das Zölibat, der Ritterschlag der Todesbereitschaft, der Bildungsgang der theologischen Jugend, der Theologen wagen muß, um Priester zu gewinnen — denn lieber ungesalbte Apostel als gesalbte Apostaten. Soziale Vertonung der Seelsorge; die Rückeroberung der Arbeiterwelt als das dornenvollste Problem der Seelsorge und die Rückeroberung der gebildeten Stände als das Königsproblem der Seelsorge. Das war eine Programmrede, vom Geiste des Apostels der Deutschen in der Stadt des Bischofs der Deutschen.

Die kirchlichen und religiösen Fragen standen dann, nach Devise und Tradition, im Vordergrund der Erörterungen in ihrer buntwechselnden, aber doch erhabenen Vielgestalt! Den erste Blick nach Rom. Unnötig zu sagen, daß der Ausdruck unverbrüchlicher Treue alle Reden durchzog. Die Papstrede des Fürsten Löwenstein war eine tiefgreifende Kundgebung für das sturmreiche, achtjährige Pontifikat des großen Papstes, der mit sicherer Hand, festem Griff und scharfem Blick alles daransetzt, um mit providentieller Kraft seinem Programme, „alles in Christo zu erneuern“, zum Siege zu verhelfen. Ist's ein Wunder, wenn Unverstand, Mißverstand oder Bosheit vor keinem Versuche zurückschrecken. Da mögen dem Heiligen Vater die treue Ergebenheit und das Opfer des Gebetes, das Deutschlands Katholiken in Mainz ihm versprochen, zum Troste gereichen. Daher auch die Forderung der vollen und wirklichen Freiheit und Unabhängigkeit in Ausübung des obersten Hirtenamtes, welche die unerläßliche Vorbedingung für die Freiheit und Unabhängigkeit der katholischen Kirche ist, und die dringende Empfehlung, die finanzielle Selbstständigkeit des Papstes nach Kräften zu sichern.

Der Sorge für unsere Orden wurde bereits gedacht; mit Recht wurde gerade dieses Kapitel eine Herzenssache der Katholiken genannt. Aber nichts geschieht, um diesem unseren Herzenswunsche wenigstens in etwa Sorge zutragen. Im Gegenteil; noch am Schlusse der Versammlung konnte der Präsident unter den berechtigten Entrüstungsrufen der Versammlung feststellen, daß

in diesen Tagen seitens der Regierung die Niederlassung barmherziger Brüder zur Krankenpflege in Bad Ems (!) abgelehnt wurde.

In den jüngsten Jahren bilden die Missionen den Gegenstand besonderer Erörterung auf den Katholikentagen. In der öffentlichen Versammlung trat der Oblatenprovinzial P. Max Kassiepe als der beredte Anwalt der Heidenmissionen auf. Dazu gehört die Gewinnung berufener Arbeiter in dem schwierigen Missionswerk, die Ausgestaltung der Missionshäuser, dann reiche Opfer an Gebet und Geld. Besondere Beachtung und Befürwortung fand die Interessierung der Gebildeten für das Missionswerk durch Vorlesungen an den Hochschulen und durch akademische Missionsvereinigungen. Die dahinzielenden Anträge fanden die allseitige und lebhafte Unterstützung; die jubelnde Begeisterung in den Nebenversammlungen der einzelnen Missionsvereinigungen zeigte, daß der Funke gezündet hat. Die Fortschritte auf dem Gebiete der Missionen konnte denn auch der Bericht des Grafen Droste zu Vischering Erbdroste, des Präsidenten des Zentralkomitees, rühmen. Damit über der Heidenmission das bedeutsame Werk der inneren Mission, die Sorge für die Not der Diaspora nicht vergessen werde, wies der Generalsekretär des Zentralkomitees, Dr. Donders, in fesselnder Rede hin auf den Bonifatiusverein; der diesen Verein besonders empfehlende Antrag fand begeisterte Fürsprecher, insbesondere in der Person des Bischofs von Leitmeritz.

Auch der Bedeutung der katholischen Presse verschloß sich die Generalversammlung nicht. Der Förderung dieses als Kulturfaktor wie politisches Machtmittel gleich bedeutsamen Werkes soll die Gründung von Preßvereinen dienen. Mit Recht wurde als oberstes Gesetz aufgestellt, daß es Pflicht des Katholiken sei, die katholische Presse nach besten Kräften zu fördern und für ihre Verbreitung einzutreten, dagegen die „farblose“ und katholikenfeindliche Presse weder durch Bezug noch durch Anzeigen oder Mitarbeit zu unterstützen. Alles, was uns Katholiken bewegt, fand seine Erörterung: die Sorge für das katholische Deutschtum im Ausland und für die ausländischen Arbeiter in Deutschland — einer der Ehrenpräsidenten, Kommerzienrat Cahensly, ist schon seit Jahren der mutige und unentwegte Verfechter dieser Ideen — die Organisation der Jugendfürsorge durch die katholisch-caritativen Vereine, die Organisation der Vinzenzvereine durch Gründung eines Zentralausschusses, die Frage der Krankenpflege und der Mäßigkeitsbewegung, kurzum die Caritas, diese edelste Blüte der christlichen, der katholischen Nächstenliebe, die in todesmutiger und opferbereiter Selbstverleugnung jedem Elend und jeder Not helfend, lindernd und rettend zur Seite steht. In ihrer Vielgestalt schilderte sie Sanitätsrat Dr. Schmittmann, der die Parole ausgab: soziale Caritas — individualisierende Wohlfahrtspflege auf dem Boden umfassendster Organisation; soziale Caritas auch für die Jugend, insbesondere für die Studenten. Wie in früheren Jahren, gedachte man auch der nicht unwichtigen Frage der Militär- und Rekrutenfürsorge, die in Oberstleutnant a. D. Hasse einen unermüdlichen Vorkämpfer gefunden.

Der Alltagsphrase von der Unverträglichkeit wahrer Wissenschaft mit Kirchlichkeit rückte der Schweizer Prälat Gisler mit der Ruhe des gefestigten Kenners zu Leibe. Beide sind nicht nur vereinbar, sie sind untrennbar. Die Kirche kann, die Kirche will auf den Bund mit Vernunft und Wissenschaft nie verzichten. Die Rede klang aus in eine stichgeseite Rechtfertigung des Modernisteneides, der kein Eingriff in die Freiheit der Wissenschaft ist. Einen von hohem Schwunge getragenen Psalm auf die christliche Kunst sang ein Mainzer Kind, Abt Alban Schachleiter. Von den großen Erfolgen der christlichen Kunst in der Praxis zeugten übrigens die verschiedenen Ausstellungen, welche bestätigten, was der Redner ausführte, daß die Größe wahrer Kunst aus den Tiefen des katholischen Glaubens sich erhebt. Kunst und Bildung! Da ist der Borromäusverein, die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst, der Albrecht-Dürer-Verein, der Albertus-Magnus-Verein, da ist last, not least der Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit, welche das stolze Gebäude des Reiches zu erschüttern, ja zu stürzen droht. Oberlandesgerichtsrat Marx fand zündende Worte, die den Vorkämpfern auf diesem Gebiete, vor allem auch der „Allgemeinen Rundschau“ und ihrem Herausgeber, Anerkennung zollten.

Wer so tagt, wie Deutschlands Katholiken, kann mit Recht sich Kettelers Wahlspruch: „Für Kirche und Vaterland“ zu eigen machen. Für beide kämpfen wir, wenn wir eintreten für die christliche Schule. Gerade auf diesem Gebiete bedeutet die Mainzer Katholikenversammlung eine Tat: Wieder war es Oberlandesgerichtsrat Marx, der mit dem Feuer heiliger Begeisterung aufrief zu dem Kreuzzuge für die konfessionelle Schule. Seine Rede war ein festgefügter Bau, in dem sich Stein an Stein schließt. Leider, der Gesamteindruck ist kein erfreulicher. Daher der Grundsatz: in die gesetzgebenden Körperschaften gehört niemand hinein, der nicht für die Aufrechterhaltung der konfessionellen Volksschule, für die Wahrung der Rechte der katholischen Kirche auf Durchdringung des ganzen Unterrichts mit sittlich-religiösem Geiste stets mit ganzer Kraft einzutreten gewillt ist. Daher der Ruf an die Lehrer: heraus aus dem liberalen Lehrerverein, hinein in die katholische Organisation! Kein Wunder, daß der Präsident in seinem Schlußwort die Frauen ganz besonders für den Schulkampf aufrief. Keine Versammlung darf vergehen, in der nicht der Schulfrage gedacht wird, und stürmische Zustimmung bekräftigte den Fundamentalsatz: verloren ist Deutschland, wenn die konfessionelle Schule verloren ist.

Der bedeutsamste Beschluß war denn auch die Gründung einer

Organisation zur Verteidigung der christlichen Schule und Erziehung.

Ihre Aufgabe ist in erster Linie die Aufrechterhaltung des christlichen Charakters der Volksschule; dabei sollen auch andere Fragen des Unterrichts und der Erziehung behandelt werden. Mittel zur Erreichung des Zweckes sind insbesondere: Interessierung des katholischen Volksteils für die Gestaltung des Schulwesens, Auskünfte über einschlägige Rechtsfragen, welche sich namentlich bei der Durchführung der das Schulgebiet betreffenden Gesetze und Verordnungen ergeben, Sammlung, Bereitstellung und Veröffentlichung von Material über die Gestaltung des Schulwesens, insbesondere Aufstellung von Statistiken, Anregungen an Behörden, gesetzgebende Körperschaften, Organisationen, Verbreitung von Literatur, Preßnachrichten, gegebenenfalls Herausgabe einer periodischen Zeitschrift oder Zeitungskorrespondenz. Für jeden Bundesstaat soll in der Regel ein „Landesausschuß für christliche Schule und Erziehung“ gebildet werden. Dieser setzt sich zusammen aus Vertrauensmännern in den einzelnen Bezirken, aus Vertretern der angeschlossenen Vereine, aus zugewählten Mitgliedern. Die Vertrauensmänner ernennt das Zentralkomitee der Katholikenversammlungen. In jedem Bezirk ist ein Bezirksausschuß zu bilden; in jeder Gemeinde soll möglichst ein Ortsausschuß eingerichtet werden. Durch diese Organisation in Landesausschüsse ist die staatliche Einheit gewahrt. Die Zentralisation geschieht durch den geschäftsführenden Ausschuß. Die Landesausschüsse wählen aus ihrer Mitte die Mitglieder des Zentralausschusses, und zwar wählen Preußen 6, Bayern 3, Baden und Elsaß-Lothringen je 2, die übrigen Bundesstaaten je 1 Mitglied. Der Zentralausschuß wählt aus seiner Mitte den Vorsitzenden und diejenigen, welche mit dem Vorsitzenden den geschäftsführenden Ausschuß bilden.

Die Vorzüge dieser Organisation liegen auf der Hand. Nur zwei Bemerkungen in diesem Zusammenhang. Wenn seither in der Presse, im Parlament über die Schule diskutiert wurde, so war der Anlaß irgend eine Unbequemlichkeit, eine Bedrückung, eine Rechtsbeugung. Dadurch erhielt die Behandlung der Schulfrage zweifelsohne einen etwas abstoßenden Charakter, und sie behielt immer nur lokale Bedeutung. Auch hier soll die neue Organisation eingreifen. Sie soll nicht nur kritisieren, sie soll positives Gesamtmaterial zusammentragen, wobei persönliche und lokale Fragen in den Hintergrund treten. Es gilt die Vertretung des kirchlichen Rechtes, der Elternwünsche und des Verlangens der einzelnen Stände. Die Organisation schafft so Schulwissenschaft, nicht Schulzwang. Dann ein zweites! Die Regierungen bezeichneten die Lehreraktionen stets als Finanzaktionen. Dadurch wurde die Schulfrage dem Volke fremd gehalten. Es muß aber das Wesen der Frage erfaßt werden, und dazu ist die Stütze des Volkes notwendig. So ist die Gründung dieser Organisation eine Großtat des Katholizismus im Dienste des Vaterlandes.

Dann das soziale Gebiet! Es ist ja der Mutterboden des Katholizismus und mußte bei einer Gedächtnisfeier Kettelers besonders im Vordergrund stehen. Schon in seinem ersten Handschreiben an das Lokalkomitee konnte der Papst den sozialen Bischof rühmen, und der Festzug der 50000 Männer war ein lebendiges Zeugnis für die Kraft des sozialen Gedankens im Katholizismus. Der Führer auf sozialpolitischem Gebiet, Justizrat Trimborn, entwarf in großen Zügen ein Bild unserer Sozialpolitik, fein nuanciert von der Meisterhand des sachverständigen Kenners. Die deutsche Sozialpolitik ist das Standard Work des Katholizis-

mus! Ein Wort genügt: Der Volksverein für das katholische Deutschland, dessen Generalversammlung wie früher eine Hauptanziehungskraft ausübte, dessen Mitgliederzahl über 700,000 hinaus gewachsen ist. Besonders erwähnt sei die Studentenorganisation Dr. Sonnenscheins, deren Versammlung ebenso wie die Versammlung katholischer Techniker besondere Beachtung und Anerkennung verdient. Ein herzliches „Vorwärts" dem entschlossenen Führer! Dann die unendliche Kleinarbeit auf sozialem Gebiete: die fördernde Empfehlung der christlichen Arbeiterbewegung, die Fürsorge für die schulentlassene Jugend, die Einführung des obligatorischen konfessionellen Religionsunterrichts in der Fortbildungsschule, die Sorge für den Mittelstand, die Empfehlung des Katholischen Frauenbundes, der Schutz der jugendlichen Industriearbeiterin — ein echtes, rechtes Kettelerprogramm, dessen Geist über der Versammlung waltete. Keine Rede ohne das Gedenken an den Großen. Diese Reckengestalt stellte denn auch der Führer der deutschen Katholiken, den die Unzahl der Verdienste zum Ehrenpräsidenten berief, Dr. Freiherr von Hertling, an die Spitze der Versammlungen in einer mit reichlichem Material ausgestatteten Meisterrede über den großen Toten, den übrigens eine Kettelerstiftung im katholisch-kaufmännischen Verein und eine Ketteler-Gedächtniskirche, deren Grundstein während der Tagung gelegt wurde, besonders ehren für alle Zeiten. Seinen Namen lebendig zu erhalten, galt auch die Bestallung Wilderichs von Ketteler als dritten Ehrenpräsidenten.

Unter solcher Aegide konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Die geistliche wie die weltliche Macht — Papst, Kaiser und Großherzog — ehrten den Katholikentag in herzlichen Begrüßungstelegrammen, die von echter Liebe getragene Jubelstürme auslösten. Und erst der Beifall der Massen! Wie ein Gewitter dröhnte er durch die Halle, ein Zeichen, daß Wort für Wort sich tief in die Herzen senkte und von da aus emporbrauste zu dankbarer Begeisterung. Germania docet — so klang es durch am Begrüßungsabend, im Volksverein, in Gislers Rede. So möge es bleiben!

Und das charakteristischeste Zeichen der 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands! Sie war ein lautes Bekenntnis der Treue zum Felsen Petri und zur Kirche; sie war eine glänzende Kundgebung des treuen Zusammenwirkens zwischen Episkopat und Volk; sie war das bleibende Zeugnis für die Einigkeit der Katholiken Deutschlands. Ungerufene Mahner wurden dabei ernst und würdig zurückgewiesen; überall der starke Wille zur Einigkeit. „Wir deutsche Katholiken stehen einig zusammen mit unseren Priestern, unter der Leitung unserer Bischöfe, in innigster Verbindung und absoluter Treue zu unserem Hl. Vater, dem Papst." So war es von jeher katholische Lehre, und so wird es, so Gott will, in Deutschlands Gauen bleiben immerdar. Wir lassen uns nicht kopfscheu machen von unberufenen Kritikern, deren Lehren regelmäßig zu Niederlagen und zum Niedergang, noch niemals zum Siege und zum Aufschwung geführt haben — so tönt es aus dem Begrüßungsabend. Dieser Wille zur Einigkeit spricht aus dem Einladungsschreiben an den Papst und an den Episkopat. Diese Einigkeit predigt der Diözesanbischof Dr. Kirstein, der Nachfolger Wilhelm Emanuels. Diese Einigkeit verkündet der bischöfliche Redner aus Speyer wie der Kölner Sozialpolitiker. Dieser Einigkeit huldigt der Volksverein für das katholische Deutschland wie der Augustinusverein. Diese Entschlossenheit spricht aus der Schlußrede des Präsidenten, die ein Kampfruf ist gegen den Pessimismus, der, wie der Bischof von Leitmeritz sagte, jederzeit der Tod einer jeden Mannestat war: „Auf unsere Führer lassen wir uns keine Angriffe gefallen. Wären wir in die Irre gegangen, dann hätten Papst und Bischöfe uns längst zurückgerufen." Daher die Tatsache, die Graf Galen als das Schlußergebnis unter lautem Beifall feststellen konnte: „Kommt der Sturm, dann sind wir einig! Wir sind einig!" Das Bild der Einigkeit auch nach außen. Zehn Bischöfe und zwei Aebte wohnten der Versammlung bei; in großer Zahl waren die Parlamentarier und der katholische Adel vertreten — ein Bild der Einheit und Einheitlichkeit in allen Teilen. Wie die rauschenden Akkorde des Schluß-Tedeums klang dann unter tosender Zustimmung das Gelöbnis des Präsidenten hinaus in die Laute: Wir sind katholisch und bleiben katholisch! Wir deutschen Katholiken lassen uns durch nichts von dem Papste abwendig machen.

Das war der Treuschwur von Mainz am Grabe Kettelers. Noch einmal ziehe ich hin zum Muttergottesaltar; an seinen Stufen ruht der große Kämpe aus. Noch ziert frische Blumenpracht die Gruft. An vielen Lorbeerkränzen welkt schon das Blattgrün. Ein Kranz gefällt mir vor allem; aus Bingen hat ihn die treue Verehrung gesandt; die Schleife trägt die sinnige Aufschrift: „Ut omnes sint unum!" So mag der große Bischof am Throne Gottes in diesen Tagen gefleht haben; sein Gebet wurde erhört. Kettelers starker Geist hat die Massen durchdrungen. Die Arbeit hat Deutschlands Katholiken geeint. Das Ketteler-Jahr und die Mainzer Generalversammlung wurden zur Wiedergeburt der Einigkeit und zum Saatfeld für eine reiche Ernte im Dienste der Kirche und des Vaterlandes. Auf Wiedersehen 1912 in Aachen!

Spanien im Lichte des Eucharistischen Kongresses.

Von Prof. Dr. Eberhard Vogel, Lektor an der Kgl. Techn. Hochschule zu Aachen.

Um die Bedeutung des Madrider Eucharistischen Kongresses für den gegenwärtigen Zustand und die weitere Entwicklung der religiösen Seele des spanischen Volkes zu würdigen, fehlt uns wiederum einmal das in modernen Zeiten unentbehrlichste Element: die Statistik. So ist es möglich gewesen, daß Madrider Berichterstatter deutscher Blätter, ohne schlagende Widerlegungen befürchten zu müssen, die Prozession am Peter- und Paultage, abgesehen von der stärkeren Vertretung des höheren und niederen Klerus, als wenig glänzender denn die gewöhnliche Fronleichnamsprozession darstellen und die Beteiligung des Auslandes als weit hinter den Hoffnungen zurückgeblieben bezeichnen konnten. Da ich dem Fronleichnamsumzug in Madrid dreimal beigewohnt habe, darf ich vielleicht sagen, daß zugunsten der Kongreßprozession weniger etwa eine erheblich größere Anzahl das Sakrament begleitender Gläubiger als der reichere Schmuck der Straßen und die Beteiligung des Hofes und der hohen Gesellschaft in die Wagschale fällt. Bei der trostlosen Armut der Natur beider Kastilien und im besonderen der Umgebung der Hauptstadt machen pomphafte öffentliche Festlichkeiten auf das nach Leben und Farben dürstende Auge einen Eindruck, den gerade der zugereiste Nordländer zu überschätzen Gefahr läuft. Wir hätten also auch bei diesem Anlaß einen ortsansässigen, gegen solche Täuschungen gefeiten Berichterstatter haben müssen. Daß der Madrider Kongreß an äußerem Glanz den Kölner überstrahlt haben sollte, kann ich nach spanischen Berichten nicht wohl glauben. Dagegen ist übersehen worden, daß gleichzeitig mit dem Madrider Fest in ganz Spanien der eucharistische Gott besonders feierlich und begeistert verehrt worden ist.

Außerhalb Madrids, vor dessen künstlichem Leben und Wesen man nicht genug auf seiner Hut sein kann, braucht man auch nicht von diesen Kundgebungen in Abstrich zu bringen, was religiöse, aber nüchtern wahrhafte spanische Beobachter von dem Saldo des hauptstädtischen Festes abziehen zu müssen glauben: „den gleißenden Firnis des amtlichen und höfischen Katholizismus, den Einfluß gesellschaftlicher und politischer Rücksichten, das Entgegenkommen spanischer Ritterlichkeit, aristokratische Ueberlieferungen des guten Tones (wie wir sie aus Colomas „Bagatellen" kennen), einen vielleicht beträchtlichen Anteil weiblicher Eitelkeit und männlicher Heuchelei".

Unbeachtet scheint auch geblieben zu sein, daß Canalejas, noch bevor die Teilnahme des Hofes an dem Empfang der Prozession in San Francisco zur Tatsache wurde, den täglich von ihm empfangenen Vertretern der Presse umständlich und eindringlich darlegte, daß dieselbe mit nichten beabsichtigt gewesen, sondern nur durch die aus einem ganz anderen Grunde erforderliche Anwesenheit des Königspaares in Madrid unvermeidlich geworden sei. Noch in den letzten Tagen hat Canalejas auf den ihm ausgesprochenen Dank des vorbereitenden Ausschusses nicht etwa mit einem warmen Bekenntnis zu dem Sakrament des Altars, sondern mit einem eiskalten Hinweis auf die Toleranz der Madrider Bevölkerung geantwortet, welche unerwarteterweise nicht mit Knüppeln, Brownings und Bomben die hehre Gottestracht (das Tragen Gottes ist der gute deutsche Ausdruck für einen Umzug mit dem Sakrament) gestört hatte.

Von den fremdländischen Berichterstattern in so wichtigen Punkten im Stiche gelassen, vernehmen wir, wie sich ein so besonnener Beobachter wie der unseren Lesern schon bekannte

Rucabado in Nr. 196 der „Catalunya" über die Hoffnungen ausspricht, welche man, was immerhin die Hauptsache ist, an die zugestanden auch nach der Entfernung des wertlosen Firnisses überwältigenden spanischen Feierlichkeiten für die Entwicklung Spaniens knüpfen kann.

Sie hat, sagt er, über die religiöse Verfassung der spanischen Volksseele helles Licht ausgegossen. Innige Bekenner zum Allerheiligsten und grimmige Hasser haben sich in feindliche Heerscharen geschieden, und nur die gewaltige Zahl der Kalten, die noch schärferer Stachel bedürfen, um für oder wider die Sache des Erlösers Partei zu ergreifen, hat es verhindert, daß, wie so oft bis in die letzten Tage hinein, seine Freunde und Feinde wider einander zu den Waffen griffen.

Daß vorderhand von einer so gewaltigen Erregung des religiösen Gefühls nichts Besseres als eine Verschärfung der äußersten Gegensätze zu erwarten ist, findet Rucabado in dem mystischen, bis zur Selbstsucht individualistischen Charakter der spanischen Katholizität begründet. Der Spanier, der überhaupt ein religiöses Bewußtsein hat, denkt nur an sein eigenes ewiges Heil, aber so weit das der anderen in Betracht kommt, denkt er nur an grobe Zwangsmittel, und so erklärt sich, daß in einem Lande, das so viele Heilige hervorbrachte, wo Gott glanzvoller als irgendwo verehrt wird, jede Meinungsverschiedenheit, die politische wie die religiöse, zum Haß und zur Verfolgungs- und Vernichtungssucht wird. Er leugnet nicht, daß die Kirche in Spanien den Eckstein des sozialen Gebäudes, die Familie, gegen alle Erschütterungen erfolgreicher als anderswo verteidigt hat; in den weiteren Kreisen aber, die sich um die Familie ziehen, in der Gemeinde, im Staate, hat sie sich gegenüber dem Wechsel der Zeit dermassen passiv verhalten, daß es ihr gleichgültig zu sein schien, ob an ihrem Gnadentische Unwissende oder Gelehrte, Schwache oder Starke, Wilde oder Gesittete, Geistesarme oder tiefe Denker, Unwissende oder Gebildete, Bettler oder Reiche, Gesunde oder Kranke Platz nahmen.

So war es möglich, daß von dem Augenblicke, wo selbst in Spanien die Pflege eines bescheidenen Familienglückes gegenüber den von allen Seiten zudringenden Lebens- und Wirkensmöglichkeiten nicht mehr eine erschöpfende Lösung aller Fragen bot, der Katholizismus und die Kirche als unfruchtbar und unsozial gescholten und gehaßt wurden. Gegenüber diesen Anklagen hätten die spanischen Katholiken unbeschadet der Sorge für ihr persönliches Seelenheil mit allen ihren Geistes- und Gemütskräften auf den Plan treten und in der Gegenwart Gottes auf dem Altare außer dem persönlichen Trost eine Aufforderung erblicken müssen mit dem Aufwand ihres ganzen großen geistigen Vermögens aus der Schöpfung und dem Leben und der Wissenschaft, aus der Tiefe des Unbekannten und Unerforschten, Ruhm für die unter uns wohnende Gottheit und Fortschritt und Gewinn für einander zu suchen und auf das soziale Gebiet die privaten Tugenden der Liebe, der Demut, der Selbstbeherrschung und der Beharrlichkeit zu übertragen. Anstatt dessen hat man sich damit begnügt, von dem modernen Menschen, der von allen seinen Gaben nichts höher schätzt als seinen Verstand, immer nur Glauben und wiederum Glauben zu verlangen und dem Ungläubigen nicht so sehr die Vernünftigkeit und Schönheit des Glaubens, als die Unsittlichkeit und Ruchlosigkeit des Unglaubens zu zeigen. Kein Wunder, daß die Ungläubigen nicht etwa wie in Frankreich im 18. Jahrhundert Geist und Witz sprühen zu lassen brauchen, um dem Glauben Abbruch zu tun, sondern mit den groben Mitteln der Lüge, der Verleumdung und wenn nötig der Faust und des Knüppels ausreichen. Während die Intelligenz der landläufigen Apologetik beinahe verdächtig ist, gewinnen Unglauben, Glaubenshaß und Anarchismus mit einem lächerlich geringen Aufwand an Intelligenz die Herrschaft über die Köpfe der breiten Volksmasse und der Jugend.

Eine trostlos klägliche Feststellung in den Augen des deutschen Katholiken, der die gewaltige Summe geistiger Anstrengungen zu überschlagen vermag, welche uns im Laufe des 19. Jahrhunderts die Achtung unserer Gegner zu erringen gekostet hat. Gleichwohl wäre es verfehlt, dieses Debet der Kirche als solcher ins Buch zu schreiben. Die Kirche ist überall dieselbe in ihrer Glaubens- und Sittenlehre und in ihren Gnadenmitteln. Tragen diese nicht überall dieselbe Frucht, so liegt dies ohne Zweifel an der Eigenart des vielleicht nur scheinbar im Manko verbleibenden Volkes. Daß Rucabado dies selbst nicht unumwunden ausspricht, sondern eher der Kirche die Schuld zu geben scheint, beweist, wie schwer es ist, aus seiner nationalen Haut zu fahren.

So muß er an die Erneuerung der Kirchlichkeit selbst vor allem seine Zukunftshoffnungen knüpfen:

Sacris solemniis
juncta sint gaudia
et ex precordiis
sonent praeconia;
recedant vetera
nova sint omnia
corda, voces et opera.

„Das Alte ist die Sünde, was uns an die Natur schmiedet, das Fehlerhafte, die unbeherrschten Triebe, die Selbstsucht, der Hochmut, die Zuchtlosigkeit, der Fanatismus; das Neue ist das Reine, die Tugend, die Demut, die Beharrlichkeit, die Verantwortlichkeit für den Nächsten, der Gehorsam, die Selbstzucht, die Güte. Diese Erneuerung der Herzen, der Worte und Werke des Individuums und der Gesellschaft müßte der Gewinn sein, den die spanischen Katholiken aus ihrer eucharistischen Feier zögen."

Die deutsche Gewerkschaftsbewegung im Jahre 1911.

Von J. Veen, Mesum (Westfalen).

Allmählich klärt sich das deutsche gewerkschaftliche Arbeits- und Kampffeld des Jahres 1910. Ueberschaut man die Jahresberichte sowohl der Orts- wie Verbandsorganisationen, so muß man anerkennen, daß im vergangenen Jahre die deutsche Gewerkschaftsbewegung aller Richtungen einen großen Aufschwung nahm. Zahlreiche Neugründungen von seiten anderer Wirtschaftsfaktoren (vgl. Hansabund, Bauernbund, Wahlfonds wirtschaftlicher Organisationen) ließen auch die in den bestehenden Gewerkschaften gesammelten Arbeiterheere eine verstärkte Werbearbeit entfalten. Dieser Propaganda kam zu Hilfe eine günstige politische — ich erinnere nur an die Reichsfinanzreform und ihre Wirkungen und Kritiken — und wirtschaftliche Situation. Aus hin- und herschwankenden „Massen"gebilden mit noch nicht allseitig geklärten Prinzipien und Zielen entwickeln sich die Gewerkschaften durchweg immer mehr zu großen, ruhig wirkenden Zweckverbänden, die klar und fest ihr Ziel im Auge behalten und mit dem Wachsen ihrer Aufgaben und Mitglieder innerlich sowohl als äußerlich erstarken.

Werfen wir nun zunächst einen flüchtigen Blick auf das Kampffeld der deutschen Gewerkschaften im Jahre 1910: auf die Streik- und Aussperrungsbewegung.

Jahr	Zahl der Streiks	Zahl der betroffenen Betriebe	Zahl der beteiligten Arbeiter	Erfolg voll	Erfolg teilweise	erfolglos
1909	1537	4811	258 831	283 = 17,5 %	520 = 33,5 %	734 = 49,0 %
1910	2113	8269	374 038	419 = 19,8 %	908 43,0 %	786 = 37,2 %

Wir entnehmen aus dieser Zusammenstellung, daß die Zahl der Streiks gegenüber dem Vorjahre um 37,4 % zunahm. Das ist ein deutlicher Beweis einerseits für den wirtschaftlichen Aufschwung und anderseits für die Zunahme der Kampfeslust der Arbeiter. Die Zahl der betroffenen Betriebe verdoppelte sich beinahe.

Viel Interesse erregt die Frage nach dem Erfolge der Streiks. Hier bemerken wir ein langsames Steigen der Arbeitskämpfe mit vollem Erfolge der Arbeiter, nämlich um 2,3 %; dagegen nahmen die Streiks mit teilweisem Erfolge bedeutend stärker zu, und zwar um 9,5 % und dem entspricht natürlich ein Sinken der gänzlich ohne Erfolg verlaufenen Streiks um 11,8 %. Trotzdem die Arbeiterschaft mit ihren Arbeitskämpfen mehr und mehr Glück hatte, blieb doch noch mehr als ein Drittel derselben ohne allen Erfolg. Nimmt man ein durchschnittliches Tagesverdienst von 3 M an, so brachten die rund vier Millionen durch Streiks verursachte Tage der Arbeitslosigkeit einen Lohnausfall von 12 Millionen Mark.

In noch höherem Grade als die Streiks nahmen im Jahre 1910 die Aussperrungen zu, wie folgende Uebersicht zeigt:

Jahr	Zahl der Aussperrungen	Zahl der Betriebe	Zahl der beteiligten Arbeiter	resultatlos	Erfolg teilweise	Erfolg voll
1909	115	1749	36 870	9 = 7,8%	59 = 51,3%	47 = 40,9%
1910	1121	10 834	314 988	24 = 2,1%	1015 = 90,5%	82 = 7,4%

Die fast verzehnfachte Zahl der Aussperrungen ist dem Baugewerbe mit seinen 1016 Aussperrungen und 173 405 Ausgesperrten zuzuschreiben.

Auffallend ist die riesige Abnahme der mit vollem Erfolge durchgeführten Aussperrungen. Dieser Rückgang wird allerdings ausgeglichen durch das Steigen der Aussperrungen mit teilweisem Erfolge. Während die Arbeiter bei 37,2% ihrer Streiks gar keines Erfolges sich erfreuen konnten, blieb dies den Arbeitgebern nur bei 2,1% ihrer Aussperrungen versagt.

Allem Anscheine nach ist die Organisation der Arbeitgeber schon so weit vorgeschritten, daß sie einen großen Teil der Streiks mit Aussperrungen beantworten können. Allgemein läßt sich bei den großen wirtschaftlichen Organisationen auf beiden Seiten das Bestreben beobachten, immer größere Verbände zu schaffen und immer mehr auch andere Organisationen heranzuziehen als Hilfstruppen beim großen Entscheidungskampfe zwischen Kapital und Arbeit. Die absolute Zunahme der Arbeiterverbände scheint allerdings nur ein relatives Wachsen der Macht im Gefolge zu haben, da ja gerade dadurch viele Arbeitgeber veranlaßt werden, sich dem Arbeitgeberverbande anzuschließen. (Vgl. „Archiv f. Sozialwissenschaft und Sozialpolitik." März 1911. S. 614.)

Wenden wir uns nun den einzelnen größeren gewerkschaftlichen Organisationen zu.

I. Die christlichen Gewerkschaften.

Die christlichen Gewerkschaften entwickeln sich immer mehr zu reinen Interessenorganisationen. Das beweist ihre Haltung zu den „Gelben" und Berliner Fachabteilungen sowohl als auch das entschiedene Vorgehen gegen den einseitigen Arbeitsnachweis des Zechenverbandes im Ruhrrevier, die verschiedenen Lohnbewegungen und dergleichen mehr. Scharf betonen sie die trennenden Momente gegen die „freien" sozialdemokratischen Gewerkschaften, denen ihr Hauptkampf gilt. Obwohl sie verschiedentlich bei Lohnkämpfen und Tarifbewegungen mit den „freien" Gewerkschaften zusammengingen, kann man ihnen doch keine innere Annäherung und Gefolgschaft derselben vorwerfen; wie denn auch die sozialdemokratischen Organisationen in den christlichen Gewerkschaften ihre schlimmsten Gegner sehen.

Mit den Fachabteilungen (Sitz Berlin) kam noch kein endgültiger Friede zustande, wohl aber wurde ein Waffenstillstand vereinbart.

Allen kirchlichen Verdächtigungen, Prophezeiungen über Eingreifen Roms und dergleichen mehr trat entgegen der Hirtenbrief des Kardinals Fischer vom 15. Dezember 1910, welcher nicht unwesentlich zur Verstärkung der Position der christlichen Gewerkschaften beitrug.

Den statistischen Angaben zufolge sind die christlichen Gewerkschaften in erfreulicher Vorwärtsentwicklung.

Jahr	Zahl der Mitglieder	Einnahmen	Ausgaben	Kassenbestand	Unterstützungen bei Streiks u. dgl.	Unterstützungen andere
1909	280 061	4 612 920	3 843 504	5 365 338	489 023	1 214 451
1910	316 115	5 490 994	4 916 270	6 113 710	1 239 500	1 154 275
					2 393 775	

Die christlichen Gewerkschaften steigerten also ihre Mitgliederzahl um 36 054, d. i. 12,8 Prozent. Die „freien" Gewerkschaften hatten nur eine Zunahme von 9,5 Prozent, damit allerdings immer noch das Siebenfache der Zunahme der christlichen.

Das riesige Emporschnellen der Ausgaben für Streik- und Gemaßregeltenunterstützung findet seine Erklärung im Bau- und Metallarbeiterstreik bzw. Aussperrung.

Im ganzen waren die christlichen Gewerkschaften an 951 Lohnbewegungen beteiligt mit 73 112 Mitgliedern.

Selbständig führten sie 254 Lohnbewegungen, im Verein mit anderen Organisationen 697.

Tarifverträge wurden 453 abgeschlossen. An 937 weiteren Tarifverträgen anderer Organisationen ist der christliche Verband beteiligt.

Veranlaßt durch die überaus rührige Agitation der „freien" Gewerkschaften unter den Jugendlichen, deren sie heute bereits 100 000 in ihren Reihen zählen, während 70 000 Leser des sozialdemokratischen Jugendorgans „Arbeiterjugend" sind, sahen sich die christlichen Gewerkschaften genötigt, gerade der Jugendfrage erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden und ein Zusammenarbeiten mit den konfessionellen Jugendvereinen herbeizuführen zwecks gegenseitiger Förderung.

II. Die „Fachabteilungen" (Sitz Berlin).

Die katholischen Fachabteilungen haben an dem allgemeinen Vormarsch der gewerkschaftlichen Organisationen im vergangenen Jahre nicht teilgenommen. Es hält sehr schwer, genaue Mitgliederziffern zu erhalten; schon seit mehreren Jahren sind solche nicht mehr veröffentlicht worden.

In einem Artikel der „Kölnischen Volkszeitung" Nr. 578 kommt J. Becker betreff der Fachabteilungen zu folgenden Zahlenangaben:

Jahr	Zahl der Mitglieder	Einnahmen	Ausgaben	Vermögen	Tarifverträge zirka
1909	18 530	244 670	260 070	106 887	17
1910	17 180	226 829	227 026	106 689	20

Wenn die Berliner Fachabteilungen es trotz einer riesigen zehnjährigen Agitation zu nicht mehr als 17 000 Mitgliedern brachten, so muß man doch wohl annehmen, daß ihre Zugkraft eine minimale ist. Auch von der Zwangsmaßregel, „daß örtliche Vereine beschließen können, daß Mitglieder, die zu einem von der Fachabteilung des Vereins vereinbarten Tariflohn arbeiten, oder alle neueintretenden organisationsfähigen oder überhaupt alle organisationsfähigen den Fachabteilungen beitreten müssen", wird keine Zunahme, sondern eher das Gegenteil zu erwarten sein.

Die Streiktheorie der „Berliner" wurde in mehreren Abhandlungen von P. Biederlack S. J. entschieden verworfen und zurückgewiesen als im Widerspruch stehend mit der übereinstimmenden Lehre fast sämtlicher Moralisten.

III. Die „freien" sozialdemokratischen Gewerkschaften.

Das Wachstum der „freien" Gewerkschaften ist ein außerordentlich rasches. Während sie 1904 1 Million, 1909 1 892 568 Mitglieder zählten, hatten sie Ende 1910 deren 2 128 021. Das ist in dem einen Jahre eine Zunahme von 235 453 = 9,5 Prozent.

Den schnellsten und größten Zuwachs haben die großen Gewerkschaften zu verzeichnen, während die kleineren langsamer zunehmen und dahin streben, sich zu größeren Verbänden zusammenzuschließen, z. B. Bauhilfsarbeiter, Maurer = „Bauarbeiterverband"; Hafnerarbeiter, Seeleute, Transportarbeiter = „Transportarbeiterverband". Dabei wächst die Werbekraft der einzelnen Verbände proportional mit ihrer Größe.

Der Terrorismus und die Tarif-Monopolsucht der „freien" Gewerkschaften machten weitere beklagenswerte Fortschritte; es wuchs aber auch ihre innere Verschmelzung mit der sozialdemokratischen Partei und Abhängigkeit davon. Die Statistik bietet folgendes Bild:

Jahr	Mitglieder	Einnahmen	Ausgaben	Vermögen
1909	1 892 568	50 529 114	rund 46 1/4 Mill.	43 480 932
1910	2 128 021	64 372 176	48 „	52 575 505
	Wachstum = 9,5%	= + 27,4%		= + 20,9%

Unter den Ausgaben blieben sich in den Jahren 1909 und 1910 gleich die Kranken-, Reise- und Arbeitslosenunterstützung. Die Streikunterstützung dagegen schnellte von 4,8 auf 6,9 Millionen Mark in die Höhe, während die Gemaßregelten-Unterstützung von 1,44 auf 1,07 Millionen Mark zurückging.

Nach einer Mitteilung des „Korrespondenzblattes der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands" (Nr. v. 30. Juli 1910) wollen die „freien" Gewerkschaften allmählich allgemein die Staffelung der Beiträge einführen. Damit und mit den für Lohnbewegungen aufgehäuften Fonds wächst das Vermögen. Jedoch bedeutet die Steigerung der Finanzkraft noch keine absolute Förderung der

gewerkschaftlichen Macht. Je größer nämlich der „Kriegsschatz“ der Gewerkschaften ist, desto mehr wächst die Neigung der Arbeitgeberverbände, diesen „Juliusturm“ zu sprengen, besonders durch Aussperrungen.

Der sozialdemokratische Metallarbeiterverband allein schloß 554 Tarifverträge für 11 872 Betriebe und 103 967 Beteiligte. Durchaus zu verwerfen und aufs schärfste zu mißbilligen ist die Sucht, die Tarifverträge für die „freien“ Arbeiter zu monopolisieren, um so die noch gar nicht oder anderweitig organisierten Arbeiter zum Eintritt in die „freien“ Gewerkschaften zu zwingen.

IV. Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine.

Im vergangenen Jahre erhielten die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine durch den Anschluß des Verbandes der württembergischen Eisenbahn- und Dampfschiffahrtsunterbeamten sowie der Arbeiter in Staatsbetrieben einen Zuwachs von zirka 8000 Mitgliedern. Ferner schlossen sich ihnen die Lippeschen Ziegler an und wurden mit dem Braugesellenbunde Aufnahmeverhandlungen angeknüpft. Dagegen trat der Gesamtverband in immer treuere Gefolgschaft der „freien“ Gewerkschaften und der Sozialdemokratie. Der Zug nach links bei ihnen ist unaufhaltsam.

Jahr	Ortsvereine	Mitglieder	Einnahme	Ausgaben	Vermögen	Ausgaben für Lohnkämpfe
1909	21 02	108 028	2 806 220	2 594 202	4 372 495	148 228
1910	22 63	122 571	2 926 693	2 816 731	4 677 190	339 927

Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine haben demnach im Jahre 1910 um 14 543 Mitglieder oder 13,4% zugenommen.

V. Die gelben und vaterländischen Organisationen.

Dieselben bilden die „Unternehmergarde“ und hindern die gesunde gewerkschaftliche Fortentwicklung. Sie stellen „der Idee nach eines der wirksamsten Mittel der Unternehmer dar gegenüber den Bestrebungen der Arbeiterschaft auf Erhöhung ihres Anteils aus der Produktion“. („Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“. März 1911.)

In den „gelben“ Arbeitern fühlen die anders organisierten instinktiv die „Verräter“ an ihrer Sache heraus.

Die gelben Organisationen breiten sich vor allem aus in den großen und größten Betrieben und erschweren die hier ohnehin nicht leichte Position der Arbeiter.

Der „Bund vaterländischer Arbeitervereine“ zählte schon 1909 125 Vereine mit 25 000 Mitgliedern.[1]) Herbst 1910 wurde auf Veranlassung der drei größten gelben Verbände (Unterstützungsverein der Siemens-Schuckertwerke, der nationale Arbeiterverein Krupp und der Burbacher Hüttenverein) in Magdeburg „der Bund der deutschen Gewerkvereine“ gegründet. Die anwesenden Delegierten, welche 60 000 Arbeiter vertraten, waren in ihren Ansichten über den Streik durchaus geteilt. Besonders die Werkvereine der schweren Industrie lehnten den Streik prinzipiell und nahezu bedingungslos ab. Dem neuen Bunde traten Vereine mit 20 000 Mitgliedern sofort bei, während Vertreter von 28 000 Arbeitern die Zustimmung ihrer Vereine zum Vorbehalt machten und weitere Vereine mit 10 000 Mitgliedern ihren baldigen Eintritt in Aussicht stellen.

Wünschen wir zum Schlusse besonders den christlichen Organisationen weiteres Wachsen und Blühen, damit sie ihrer hohen Aufgabe: zum sozialen Frieden und zur Erhaltung der bestehenden Gesellschaftsordnung und christlichen Weltanschauung beizutragen, um so besser und erfolgreicher gerecht werden können.

[1]) „Soziale Praxis“ 29. IX. 1910.

Fernste Stille.

Der Tag ist klar, wie gläsern.
Die Sonne lastet heiss
Auf ausgedorrten Gräsern,
Auf Strassen schmerzlich-weiss.

Am Raine zirpt die Grille
Eintönigen Gesang,
Der weht durch Sterbensstille
Das Feld entlang.

Gelbreif steht schon der Roggen,
Blutblühend träumt der Mohn.
Von fernen Mittagsglocken
Erschwingt sich kaum ein Ton.

Weht in den hohen, blauen
Duftkreis am Horizont,
Wo über Sommerauen
Königin Schweigen thront.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Oesterreichs neues Parlament.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

I.

Das am 13. und 20. Juni gewählte zweite Volkshaus Oesterreichs trat am 17. Juli zu einer kurzen Sommertagung zusammen. Die „große“ Logenpresse begrüßte es als eine freisinnige Volksvertretung, welche endlich einmal im katholischen Oesterreich dem „Klerikalismus“ den Garaus machen werde. In der Tat hat der Freisinn, nachdem er in den Wahlen des Jahres 1879 die Alleinherrschaft im österreichischen Reichsrate verloren hatte, nur noch Niederlagen zu verzeichnen gehabt, bis es ihm heuer gelang, endlich einmal wieder einen Sieg zu erringen, allerdings mit Mitteln, welche weder Ehren noch Dauer verbürgen. Und schon der Beginn der Reichsratstätigkeit hat eine glänzende Rechtfertigung für die im Wahlkampfe in Wien unterlegenen Christlichsozialen gebracht.

Schon die Thronrede, mit welcher der an den Folgen seiner Erkrankung noch leidende greise Kaiser am 18. Juli in der Hofburg die neue Legislaturperiode feierlich einleitete, bot den Christlichsozialen, welche im ersten Volkshause die führende Arbeitspartei gewesen waren, eine gewisse Genugtuung. Das vom Kaiser verlesene Schriftstück war natürlich vom Ministerpräsidenten Baron Gautsch verfaßt und enthält dessen Regierungsprogramm, welches man kurz charakterisieren kann mit den Worten „Ausführung des Programm Bienerth“, denn Neues ist in der gesamten Thronrede nicht zu finden. Die Arbeit soll dort fortgesetzt werden, wo das erste Volkshaus steckengeblieben ist. Was dieses geleistet, sagt der Kaiser, ist anerkennenswert — eine erfreuliche Zurückweisung der tendenziösen Angriffe auf die frühere, von den Christlichsozialen geführte Arbeitsmehrheit. Nicht minder bedeutsam ist, daß die Thronrede mit entschiedenen Worten die sittlich-religiöse Grundlage der Volksschule hervorhebt, womit erklärt werden soll, daß auch das Ministerium Gautsch nicht für den von den Wiener Judenliberalen und den Sozialdemokraten angekündigten Kulturkampf zu haben ist. Das neue Haus soll vollenden, was das alte unter Freiherrn v. Bienerths Regierungsführung begonnen hatte. Die wichtigsten Aufgaben, welche die Thronrede dem Reichsrate zuweist, sind Wehrreform, Steuer- bzw. Finanzreform, nationaler Ausgleich in Böhmen. Dieser letztere ist und bleibt die Hauptsorge aller Ministerpräsidenten; erst wenn dieser gelungen ist, kann eine parlamentarische Regierungsmehrheit mit parlamentarischen Ministern geschaffen werden.

Der Kaiser schloß die Botschaft an seine Völker mit der Versicherung, daß ein inniges, unverändert herzliches Verhältnis der Monarchie zu den Verbündeten bestehe, und daß die Monarchie mit allen übrigen Staaten freundschaftliche Beziehungen unterhalte. In einen rührenden Dank an die Völker für ihre Liebe und Treue, die ihm während seiner langen Regierung in schweren Stunden Trost und Stütze waren, ließ der Kaiser die Thronrede ausklingen. Man will daraus den Schluß ziehen, daß der Kaiser der Ueberzeugung sei, er habe zum letztenmal einen Reichsrat eröffnet.

Der Deutschfreisinnige Nationalverband hat nach langem Schwanken und Zaudern sich doch endlich entschließen müssen, die ihm als an Kopfzahl stärkste Partei zukommende Führung des Volkshauses zu übernehmen. Dieses Schwanken und Zaudern war ja auch in den letzten Jahren schon ein charakteristisches Kennzeichen des Verbandes, und als die Christlichsozialen beschlossen, gegenüber der Regierung und allen Parteien die Politik der freien Hand zu befolgen, hatte der Nationalverband nicht übel Lust, dieselbe Taktik zu wählen. In ihm sind die Agrarier und die Radikalen die stärksten der vier Parteigruppen, und mit diesen eine anti-christlichsoziale Konsumentenpolitik zu machen, wie man es im Wahlkampfe versprochen hat, ist um so weniger durchführbar, als der einzige Politiker mit Führertalent, über welchen der deutsche Freisinn verfügt, Baron Chiari, auf eine Wiederwahl verzichtet hat. Im ganzen Freisinn, innerhalb und außerhalb des Reichsrates, gibt es auch nicht einen einzigen Politiker von Autorität, lauter Leutnants, aber keinen Oberst. Zum Präsidenten des Parlaments wurde aus dem Nationalverband der in Wien geborene Salzburger Advokat Dr. Julius Sylvester gewählt, nachdem als Alterspräsident der in Wien geborene Salzburger

Abgeordnete Dr. Viktor Freiherr v. Fuchs (christlichsozial) fungiert hatte. Im Nationalverband sieht man ein, daß man, wenn das Haus zur Arbeit gebracht werden soll, die stärkste deutsche Partei, die Christlichsozialen, sich nicht noch mehr zum Feind machen darf. Darum hat der Verband sowohl den Wiener Judenliberalen wie dem Logenhäuptling Zenker die Aufnahme in den Verband verweigert, obwohl er dadurch seine Mitgliederzahl von 104 auf 96 vermindert hat. Die Preßhebräer in Wien und Frankfurt toben zwar darüber, aber sie ändern damit nichts. Die Kulturkampfgelüste müssen die Wortführer der Loge einstweilen noch zurückstellen.

Der nationale Ausgleich in Böhmen soll insgeheim Fortschritte gemacht haben, weshalb ja auch der jetzige Statthalter Graf Franz Thun in den Fürstenstand erhoben wurde. Aber die radikalen Elemente beider Nationalitäten sind höchst unzufrieden. Die Folge davon ist zunächst, daß sich im Deutschfreisinnigen Nationalverband neben den schon bestehenden vier Parteigruppen noch zwei andere gebildet haben: Die Alpenländler und die Sudetenländler, womit die ohnehin mangelhafte Einigkeit im Verbande nur noch mehr gelockert wird. Das stärkt natürlich den Tschechischen Verband, dem nun auch die liberalen Slowenen beigetreten sind, und in dem das radikale Element die Oberhand hat. Der schärfste, unversöhnlichste und konsequenteste Feind der Deutschen, Abg. Dr. Kramar, hat wieder die Führung erhalten, und schon die erste Lesung der Bankvorlage ließ erkennen, daß die Tschechen mit Kramar dem Ministerium Gautsch auch in der böhmischen Ausgleichsfrage böse Schwierigkeiten bereiten werden. Sie verlangen heute bereits den Kopf des deutschnationalen Justizministers Dr. v. Hochenburger, und die deutschböhmischen Abgeordneten erklären, daß der Rücktritt dieses Ministers für sie die Kriegserklärung gegen Baron Gautsch bedeute. Die Wiener Judenpresse betreibt mit auffälligem Eifer den bisher stets von ihr gehemmten nationalen Ausgleich: sie kann eben nicht erwarten, daß eine deutschfreisinnig-tschechischfreisinnig-polnische Parlamentsmehrheit zustande kommt, welche mit Hilfe der Sozialdemokraten den Kulturkampf entfesseln soll.

Die Sozialdemokraten haben allerdings schon mehrfache Anträge zu Kulturkampfzwecken eingebracht und angekündigt, sie müssen mit Klerikalismusgeschrei ihre Wähler über die geradezu trostlose Lage hinwegtäuschen, in der sie sich im Abgeordnetenhause befinden. Wohin ist die stolze Partei der roten Internationale gekommen, welche soviel Siegesgeschrei über ihre jüngsten Wahlerfolge in Wien erhoben hat! Zerspalten in drei Gruppen: deutsch, tschechisch und polnisch-italienisch. Nicht einmal einen Verband bilden diese Gruppen. Jede ist selbständig, und die deutschen „Genossen" unter des Juden Adler Führung unterschreiben nicht einmal die Anträge der tschechischen „Genossen" unter Nemec' Führung. Wie hätte diese staatszerstörende Partei aufgerieben werden können, wenn der deutsche Freisinn der Politik Bienerths gefolgt und mit den Christlichsozialen ein Stichwahlbündnis abgeschlossen hätte! Die vom tschechischen Genossen Vanek bei der Bankdebatte gehaltene Rede zeigt, daß diese Internationalen ganz ins radikalnationale Lager abgeschwenkt sind und die Aktionen der Kramar und Klofac unterstützen werden. So haben also, wie die Christlichsozialen stets vorausgesagt haben, die deutschnationalen Freisinnigen mit ihrem Freisinnsdünkel zwar den Christlichsozialen Mandate abgejagt, dafür aber die parlamentarische Stellung des Deutschtums ebenso schwer geschädigt, wie die des Tschechentums gefördert. Und das nennt dann die Presse des Nationalverbandes Deutschtums-Rettung!

Heidesommer.

Durch Buchenzweige rinnt ein gold'nes Licht,
Im Heidekraut sich leicht die Dolden wiegen.
Vom Waldrain her ein Vogelecho klingt,
Wo kurze Schatten sich um Ginster biegen.
Des Mittags sommerweites Sonnenland
Dehnt sich im Frieden hin durch grosses Schweigen —
Die Heide träumt von alter, alter Zeit,
Will mir vergang'ner Tage Schönheit zeigen . . .

Dr. Hans Besold.

Vom Kampf gegen den Schmutz.

Unter dieser Ueberschrift begegnen wir einem bemerkenswerten Artikel in Nr. 655 der „Kölnischen Volkszeitung":

„Der Prozeß Semerau, in dem ein Pornograph vom Münchener Schwurgericht endlich einmal derb angefaßt und zu neun Monaten Gefängnis verurteilt wurde, wird noch immer in der Presse weiter verhandelt, besonders in der Münchener „Allgemeinen Rundschau", die ja seit Jahren den Kampf gegen die Volksverpestung in Wort und Bild zu ihrer Spezialität gemacht hat (vgl. Nr. 29 und 30 vom 22 und 29. Juli). Man kann es verstehen, wenn hier einer der unermüdlichsten Vorkämpfer auf diesem Gebiet, Otto von Erlbach, vor einer Ueberschätzung des Münchener Urteils warnt.

Daß eine anders zusammengesetzte Jury wieder einmal als „Asyl für Pornographen" unter „Rechtsbeugung" (Wendungen von Dr. Mayer-Kaufbeuren und Müller-Meiningen) selbst einen Dr. Semerau freisprechen könnte, ist nicht ausgeschlossen; man hat das Gift schon zu lange wirken lassen, und an begeisterten Anhängern des „Rechts auf Erotik" ist auch unter Schwurgerichtsmitgliedern kein Mangel. Aber der ganze Verlauf dieses Falles zeigt doch deutlich, daß wir — bis auf weiteres! — über das Schlimmste hinaus sind. So leicht wird es nicht mehr vorkommen, daß (wie ein Jahr vorher zu München geschehen) die Geschworenen die furchtbarsten Schamlosigkeiten straflos lassen und das Gericht sich damit begnügen muß, die betreffenden „Kunstblätter" im objektiven Verfahren einzuziehen; es wird auch in Zukunft nicht an „Sachverständigen" fehlen, welche mit Künstlern, die das nötig haben, durch dick und dünn gehen, aber Sachverständigenskandale im früheren Stil dürften doch in nächster Zeit vermieden werden.[1])

Ganz unverkennbar ist der Umschwung in der Presse. Blätter, die zur Zeit des Lex Heinze-Rummels in der vordersten Reihe der Entrüsteten marschierten, bringen jetzt donnernde Artikel, die ebensogut in einem „schwarzen" oder „Mucker"-Blatt stehen könnten. Besondere Erwähnung verdient der Umstand, daß ein Frankfurter Arzt den Ruf „Aerzte vor!" erhebt, weil es sich hier nicht um ästhetische, sondern um eine Frage der Volkshygiene handelte; der Herr begreift nicht, wie man der „schamlosen Ausbeutung des sexuellen Triebes" durch den „Postkartenunfug" „mit unfaßbarer Verblendung ruhig zusehen" könne.

Auch die Revue-Literatur macht mobil. Kürzlich hat Karl Busse in der Mai-Nummer von Velhagen & Klasings Monatsheften sich mit erfrischender Deutlichkeit vernehmen lassen, und im Augustheft des „Türmer" (S. 718) wird die „Schundliteratur in Frack und Seidenrobe" schonungslos vorgenommen. Da ist die Rede von „Durchseuchung unserer alltäglichen Unterhaltungs-Literatur mit einer widerlichen Erotik und einer schamlosen Freigeisterei, die sich als kühne Wahrhaftigkeit aufspielt". Aus der „gewiß nicht prüden Schaubühne" zitiert der „Türmer" folgende Sätze über eine Schwankaufführung in Berlin: „Man sollte vor dieses Stück Unrat und unter sein Publikum einen Gorilla setzen und ihn befragen, ob er es bei dem Gewieher seiner Brüder als gerecht empfindet, daß sie zum Teil menschenähnliche Gesichter bekommen haben. Wo war die Zensur?" In den schärfsten Wendungen wird dann der siegreiche Wettbewerb weiblicher Schmutzfinken besprochen, deren „Emanzipation von guter Sitte und Schamhaftigkeit einem Fuhrknecht die Röte ins Gesicht treiben könnte — daß die betreffenden „Damen" sich auf eine Art theoretischer Schmutzerei berufen, sind wir ja nachgerade gewohnt. Es sollten sich aber gerade die namhaften Vorkämpferinnen der Frauen angelegen sein lassen, diese wilden Weiber gründlich abzuschütteln." Als Beispiel wird eine von einer „Dame" angelegte „Mistpfütze" erwähnt und beigefügt: „Im ersten Fall wurde nach der Zensur gerufen; hier möchte man fragen: Wo bleibt der Bund für Mutterschutz?" Die furchtlosen Männer, die vor Jahren zuerst ihre warnende Stimme erhoben, hat man mit Spott und Hohn übergossen; jetzt bekommen sie Hilfe aus den Reihen ihrer ehemaligen bitteren Gegner."

[1]) Anmerkung des Herausgebers der „Allgemeinen Rundschau": Unser Pessimismus gründet sich u. a. auch auf die erst in diesem Jahre erstatteten dreizehn Gutachten namhafter Münchener Künstler, Kunsthistoriker, Literaturhistoriker und Schriftsteller in der in allen Instanzen abgewiesenen Klagesache Karl Schüler contra „Allgemeine Rundschau" und „Bayerischer Kurier". Der unterlegene Hofbuchhändler hat diese dreizehn Gutachten als Broschüre drucken und an Interessenten und Kunden verschicken lassen. Die „Allgemeine Rundschau" wird zu gelegener Zeit mehrere dieser Gutachten, welche in der sozialdemokratischen „Münchener Post" im Feuilleton der Nr. 168 mit Wonne ausgeschlachtet wurden, noch etwas näher unter die kritische Lupe nehmen müssen. Für heute nur die Bemerkung, daß sämtliche dreizehn Sachverständige insofern „den Fleck neben das Loch gesetzt" haben, als sie immer nur von dem Schülerschen Jahreskatalog reden. In dem Schüler-Prozeß hat es sich, wie die amtsgerichtlichen und landgerichtlichen Beschlüsse ergeben, noch um ganz andere Dinge gehandelt, als um den Jahreskatalog. Daß der den Beschluß bildende dreizehnte Sachverständige sich in der Pose des gereizten Puterhahns in einen geifernden Zorn gegen „Herrn Kausen" hineinredet, kann letzterem nur ein mitleidiges Lächeln entlocken. Ja, das „Recht auf Erotik"!

Die Dorfmühle.

Die Mühle rauscht, die Mühle singt
Durchs feuchte Radwerk Erntelieder —
Die Zeit war kurz, war flugs vorbei;
Nun mahlt der Stein die Körner wieder.

War's nicht erst gestern, als das Korn
Des Sämanns schwiel'ge Hand gesät?
Und gestern schon in Sonnenglut
Hat er der Aehren Schar gemäht. —

Die Mühle rauscht, die Mühle singt
Vom Zeitenwandel, vom Vergehen:
Die Zeit ist kurz, das Heute flieht,
Bald wird das Radwerk stille stehen.

Dr. Hans Besold.

Senior D. Behrmann (†) und seine Stellung zur katholischen Kirche.

Von C. Schmitt, Rektor am Marienhospital, Osnabrück.

Am 10. Juli dieses Jahres starb zu Lokstedt in der Sommerfrische unweit Hamburg-Altona der bedeutendste Würdenträger der protestantischen Hamburger Landeskirche, Senior Behrmann, Hauptpastor an der „großen" Michaelskirche in Hamburg, dem malerischen Barockbau, der nunmehr aus den Flammen des 3. Juli 1906 wieder ähnlich dem ehemaligen Bau erstanden ist. Konrad Christian Georg Behrmann war eine Persönlichkeit, die auch außerhalb protestantischer Kreise ehrenvolle Beachtung verdient. Als geborener Hamburger hatte ich während meiner Schuljahre oft Gelegenheit, Behrmann sowie Mitglieder seiner Familie zu sehen, da das ehemalige Hauptpastorat meiner elterlichen Wohnung gegenüber lag. Aber vor etwa 25 Jahren und auch später noch ahnte ich nicht, daß Senior Behrmann im September 1902 der einmütig erwählte Präsident des VIII. Internationalen Orientalistenkongresses sein werde, der so glanzvoll in Hamburg getagt hat, daß die Kongresse in Rom, Paris, Genf ihn kaum in Schatten stellen. Mancher feine Zug, den seine 1904 bei Martin Warneck veröffentlichten „Erinnerungen" der Oeffentlichkeit zugänglich machten, war mir noch unbekannt. Nur verlautete wohl mal von seiner katholikenfreundlichen Gesinnung. Zeuge dafür sind seine „Erinnerungen", die für einen Psychologen, Kulturhistoriker und Apologeten eine Fundgrube von Aufschlüssen und Anregungen abgeben.

In unseren Tagen, wo der Fall Jatho die Gemüter erhitzt, wo die Bibelforschung auf akatholischer Seite das Buch der Bücher in den Bannkreis kühnster Hypothesen zieht, da berührt es wohltuend zu erfahren, daß die Hamburger protestantische Landeskirche an ihrer Spitze einen Mann sah, der bei aller Gelehrsamkeit auf alttestamentlichem Gebiete doch nicht die Bahnen eines Kalthoff und Steudel in Bremen wandelte. Für ihn galt das Schriftwort von den Pforten der Hölle, wie noch kürzlich sein Amtskollege Pastor Reimers im „Hamburger Kirchenblatt" andeutete, als glaubwürdig, wenn er es auch nicht im katholischen Sinne auslegte. In seiner letzten hebräischen Vorlesung, die er vor etwa 12 Kandidaten der protestantischen Theologie hielt, hat er die zehn Gebote nach dem Texte des Deuteronomion (6 11 ff.) behandelt und die Einwände gegen das hohe in die Zeit des Moses reichende Alter zurückgewiesen. Sein „reiches Wissen", so schreibt Pastor Siebel im genannten „Hamburger Kirchenblatt" anläßlich dieser Vorlesung, „das jedem akademischen Lehrstuhl zur Zierde gereicht hätte, machte seine Vorlesungen zu einem großen Genuß." — Seine Kollegen schätzten ihn, und mancher vielleicht von der Universität her stark liberal gesinnte Theologe mag durch Behrmanns imponierenden Einfluß in gläubigere Bahnen gewiesen worden sein.

Senior Behrmann bemühte sich, der katholischen Kirche gerecht zu werden, wie überhaupt Aufrichtigkeit neben anderen Vorzügen ihn auszeichnete. Dafür zeugen seine „Erinnerungen". In den Tagen der Jugend fällt dem leselustigen Knaben Stolbergs Geschichte der Religion Jesu Christi in die Hand. Er weiß, daß Stolberg dies Werk als Katholik geschrieben. „Es fesselte mich", schreibt er (Erinnerungen, Seite 22) deshalb nicht weniger. Ich lernte hier als Kind den Katholizismus von seiner anziehenden Seite kennen und leite es von daher, daß ich lebenslang **nicht ein solcher Katholikenfresser** geworden bin, wie es die Toleranz unseres Zeitalters verlangt."

Seinen freundschaftlichen Verkehr mit einem katholischen Geistlichen in Tübingen, der durch Diskussionen (z. B. über Cyprian) nicht getrübt wurde, seine armenischen Studien bei dem „trefflichen katholischen Dozenten" Himpel, die wertvolle kunstgeschichtliche Belehrung durch Hefele, den nachmaligen Bischof von Rottenburg, dessen kirchengeschichtliche Vorlesungen ihn freilich nicht ganz befriedigten, hebt Behrmann ferner hervor.

In Kiel muß er es während der Kulturkampfjahre erleben, daß man ihm auf der Straße nachruft: „Das ist auch so ein Majunke." Als er Kiel verläßt und Hauptpastor von St. Michaelis in Hamburg wird, muß er bei einer Anordnung von einem Mitgliede des Kirchenvorstandes den Seufzer hören: „Jetzt sehe ich es kommen, daß in unserer Kirche auch das Meßglöckchen klingt und das Weihrauchgefäß geschwungen wird."

Ein stilistisches Meisterstück ist sein Kapitel „Ein italienisches Heiligenfest". Wie Senior Behrmann nebst Frau den 4. Oktober 1890 in Assissi verlebt haben, den Todestag des Franziskus, seinen „Geburtstag für die obere Welt und darum seinen Gedächtnistag seit siebentehalb Jahrhunderten", ist so plastisch wiedergegeben und mit so ergreifenden Worten — einige protestantische Gedanken stören nur leicht — daß sie manchen lauen Katholiken tief beschämen müssen. Man möchte fast das ganze Kapitel ausschreiben, das neben Schnürer und Sabatier, neben Thode, Federer und Hesse Beachtung verdient. „Zu gewissen Zeiten" schreibt Behrmann, „meinte man mit dem Katholizismus am leichtesten fertig zu werden, wenn man auch seine bedeutendsten Erscheinungen lächerlich machte oder verleumdete; es gibt auch jetzt noch viele, die keine Lust verspüren, irgendwie mit ihrem Verständnis in sein eigenartiges Leben einzudringen. Sie bleiben zurück hinter dem Sultan Malik el Kamil, der von der Ueberzeugung und Hingebung des Franziskus einen derartigen Eindruck empfing, daß er ihn frei predigen ließ und ihm den Märtyrertod nicht gewährte". Als Tugend der katholischen Kirche hebt er hervor, „daß sie der großen Ahnen nicht vergißt". Die lateinische Sprache wird als würdevolle in ihrer liturgischen Verwendung gerühmt. Die italienische Regierung erhält Unrecht wegen ihres Verhaltens gegen Mönche und Kirche. Die Bedeutung der Franziskaner als Beichtväter wird voll gewertet. Offen spricht Behrmann aus, wie er einst in unprotestantischer Weise von einem Almosen des Himmels Segen erwartet hat, obschon er sich vorher den protestantischen Gedanken von der Nichtverdienstlichkeit vorgehalten, und wie er dem Bettler dann vor seiner Brautwerbung den Taler gab.

So lassen sich noch andere katholikenfreundliche Züge aus Behrmanns Erinnerungen hervorheben. Möchten diese Aeußerungen doch für manche edeldenkende Nichtkatholiken Gegenstand reiflicher Erwägung werden, wie sie geeignet sind, den Katholiken freudig zu stimmen und manchen Lauen sogar zu beschämen.

Sommerfrieden.

Ich lieg' im weichen Moose
Am Waldrand selig-frei.
Am Strauche zittert lose
Noch eine Heckenrose,
Ein Käfer summt vorbei.

Der Himmel sieht im Weiher
Sein Bild und lächelt still.
O tiefe Mittagsfeier,
Da selbst die Riesenleier
Des Walds nicht rauschen will.

Nur manchmal zieht verschwommen
Ein Glockenton herauf,
Als wie vom Weg gekommen,
Kaum, daß ich ihn vernommen,
Beschliesst er seinen Lauf.

So mag es auch hienieden
Mit mir einmal gescheh'n,
Mag so im Sommerfrieden
Die Seele, leidgeschieden,
Dem Himmel zu verweh'n.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Denkmalpflegekurs für Geistliche und Verwaltungsbeamte.

Von Domkapitular Dr. Senger-Bamberg.

Als ich im letzten Dezember in der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 51) über den in München und Freising abgehaltenen ersten Kurs für kirchliche Denkmalpflege berichtete, konnte ich beifügen, daß dieser erste Kurs „nur den Anfang einer neuen Epoche der Denkmalpflege darstelle", da das K. Generalkonservatorium auch draußen in der Provinz derlei Kurse wiederholen wolle.

Der zweite Denkmalpflegekurs fand am 4. und 5. Juli im Frankenlande statt. Der erste Kurs in München war so stark besucht, daß er in zwei Parallelabteilungen mit je 200 Teilnehmern stattfinden mußte. Es war daher ein Risiko, nach der Landeshauptstadt, die so viele Anziehungspunkte jeglicher Art darbietet, eine Provinzialstadt zu wählen, die freilich reiche kirchliche Denkmale aufzählt, aber dennoch für den Hauptteil Bayerns etwas exzentrisch liegt. Allein die Teilnahme am Kurs hat alle Erwartungen weit übertroffen: sind ja doch fast 400 Teilnehmerkarten ausgegeben worden. Sicherlich ein Beweis dafür, daß Generalkonservator Dr. Hager, auf dessen Initiative diese Kurse zurückzuführen sind, einen ausgezeichneten Griff gemacht hat, als er diesen seinen Lieblingsgedanken verwirklichte. Sehr zu begrüßen ist es, daß diesmal neben der zahlreich erschienenen katholischen Geistlichkeit auch etwa 40 evangelische Geistliche erschienen waren.

Gleich von vornherein sei bemerkt, daß der Bamberger Kurs an die Lehrer wie Hörer weit größere Anforderungen stellte, als der Münchner. Dort waren es zwei kurze Novembertage, hier zwei lange Hochsommertage, die noch dazu vollauf in Anspruch genommen wurden.

Am Dienstag, den 4. Juli, eröffnete Generalkonservator Dr. Hager in den Luitpoldsälen punkt 1/4 9 Uhr den Denkmalpflegekurs mit einem einstündigen Vortrag „Bedeutung und Wert der heimischen Kunstdenkmale". Es war eine köstliche Stunde, reich an Anregung der mannigfaltigsten Art! Der stimmungsvolle, fein ziselierte Vortrag behandelte hauptsächlich die Bedeutung des „Alterswertes" und war reich an eindrucksvollen und scharf geprägten Merksätzen. „Es kommt nicht darauf an, daß wir beim Betrachten eines Denkmals das Richtige erkennen, sondern darauf, daß das Denkmal überhaupt etwas uns sagt." — „Mit Unwillen wenden wir uns von so vielen neuen Dorfkirchen ab, die als gequälte Produkte der Phantasielosigkeit emporragen." — „Man hat förmlich Angst vor Restaurationen. Die beste Denkmalpflege besteht eigentlich darin, die Denkmale in Ruhe zu lassen." — „Es darf nichts Neues an die Stelle des guten Alten gesetzt werden." — „Wie traut ist es in einem alten, ausgebeteten Gotteshaus! Man sollte daher nicht ohne triftigen Grund ein so altes Gotteshaus beseitigen." — „Wir müssen uns bewußt sein, daß wir gar nicht berechtigt sind, auf Grund einseitiger Geschmacksrichtung ein Denkmal zu zerstören."

Reichster, wohlverdienter Beifall lohnte die herrlichen Darbietungen, die mit gespanntester Aufmerksamkeit entgegengenommen worden waren.

Daran schloß sich unmittelbar an das umfangreiche Referat des Kustos Dr. Richard Hoffmann über „Unterhaltung der Kirchen und die bei Restaurationen und Erweiterungen zu beachtenden Grundsätze". Nur durch eine Frühstückspause unterbrochen, behandelte der zweistündige Vortrag eine schier endlose Reihe von theoretischen und praktischen Darlegungen, die ebensowohl von dem feinen Beobachtungssinn, wie von der Vielseitigkeit des Vortragenden beredtes Zeugnis ablegten. Zahlreiche Beispiele illustrierten den Text. Den Eindruck gab am besten das Wort eines Pfarrers wieder, der vor kurzem seine Kirche restauriert hatte und zu mir sagte: „Wenn ich den Vortrag nur früher gehört hätte!" Gerade in den zahlreichen praktischen Hinweisen lag das Verdienstliche des Vortrags, dem sichtlich reges Interesse entgegengebracht wurde.

Der Nachmittag wurde durch eine nahezu fünfstündige Kirchenwanderung in Anspruch genommen. Es wurden besichtigt St. Gangolf, St. Martin, Kirche der Englischen Fräulein, St. Stephan (protestantische Pfarrkirche), Obere Pfarre (nur Außenbesichtigung), Karmelitenkirche, Dom, St. Jakob und St. Michael. In jeder Kirche entwarf Generalkonservator Dr. Hager ein Stimmungsbild. Er betonte, daß er keine kunstgeschichtlichen Erörterungen geben, sondern nur rein subjektive Eindrücke schildern wolle. Um so anziehender wurden aber diese Darbietungen. Am weihevollsten war die Stunde, die dem altehrwürdigen Kaiserdom gewidmet war. Domorganist Höller bot sein Bestes auf, um die Kursgenossen gleich beim Betreten der weiten Hallen in die richtige Stimmung zu versetzen; dann folgte der Vortrag, eine wahre Kunstleistung feinen Geschmackes und tiefreligiöser Empfindung! Festgebannt lauschten die Hunderte, damit keine Silbe ihnen entgehe. — Auch der Domschatz, der an mittelalterlichen Textilien unvergleichlich reich ist, wurde kurz besichtigt. — In allen Kirchen gab Professor Hans Haggenmiller in prägnanten Sätzen das Urteil über den dermaligen Zustand wie über die bei einer Restauration zu beachtenden Richtpunkte klar und allgemein verständlich ab.

Am Abend fand sich eine größere Zahl von Teilnehmern zu gemütlichem Beisammensein auf dem Polarbärkeller ein. Oberbürgermeister Latz entbot in launigen Worten den Gruß der Stadt, den Generalkonservator Dr. Hager erwiderte. Namens der Kursgenossen sprach Dekan Künzel-Berneck Dank und Anerkennung aus. Musik verschönte die Pausen. Daß gar mancher Kursgenosse zu etwas allzulangem unprogrammgemäßem Aufenthalt verleitet wurde, brachte niemand Schaden.

Am Morgen des 5. Juli fuhren 215 Kursteilnehmer mit der Bahn nach Lichtenfels. Die dortige Stadtpfarrkirche war unter Leitung des Generalkonservatoriums einer durchgreifenden Restauration unterzogen worden, die nun durch Dr. Hoffmann sachkundige Erläuterung fand. Wer früher das düstere Gotteshaus besucht hatte und nunmehr den hellen, glanzvollen Raum betrat, der erkannte ihn kaum wieder.

Dann ging es im langen Zuge die Höhe hinauf zur Basilika Vierzehnheiligen, der berühmtesten Wallfahrtskirche des Frankenlandes. Hier gab zunächst Dr. Hoffmann in zweistündigem Vortrag weitere Darlegungen über Erhaltung und Restaurierung der kirchlichen Einrichtungsgegenstände, Paramente und Geräte. Einen großen Teil der anregenden Darbietungen nahm das Tabernakelproblem ein, bekanntlich eine der schwierigsten Fragen bei einer Kirchenrestaurierung. Der Vortragende wußte auch diesmal sein Auditorium zu fesseln. Der Vortrag hatte ursprünglich im großen Refektorium des Franziskanerklosters, das der Pater Guardian in entgegenkommendster Weise angeboten hatte, abgehalten werden sollen, allein die unerwartet große Zahl der Teilnehmer zwang dazu, die Kirche selber als Hörsaal zu wählen.

Nach der knappen Mittagspause hielt der unermüdliche Dr. Hoffmann in der Wallfahrtskirche einen eingehenden kunsthistorischen Vortrag über die Basilika, bekanntlich ein Meisterwerk Balthasars Neumann, des genialen Erbauers der Würzburger Residenz. Die Außenrestauration ist bis auf das Pflaster vollendet, dagegen harrt das Innere einer Erneuerung, worüber Professor Haggenmiller Ausführungen machte.

Es war nun des Guten gewiß genug geboten worden, zumal der Himmel den „allersonnigsten Sonnenschein" uns kosten ließ. Allein weit über 100 Kursteilnehmer erboten sich noch zur Wanderung durch „die breite stromdurchglänzte Au" hinauf zur alten Benediktinerabtei Banz. „Ich wollt', mir wüchsen Flügel", seufzte gar mancher während des zirka 1½ Stunden beanspruchenden Weges, doch oben kamen alle reichlich auf ihre Rechnung. Dr. Hoffmann erläuterte die ehemalige Abteikirche, die um deswillen so interessant ist, weil sie noch ohne Restauration geblieben ist und daher genau noch die Bemalung und Farbengebung ihrer Bauperiode (1719) aufweist. Regierungsrat Pfülf-Bayreuth, der dem Kurs vollständig angewohnt hatte, sprach in beredter Weise über die gewonnenen Eindrücke, die gewiß weit über die Grenzen des Regierungsbezirks Oberfranken hinaus fruchtbar sich gestalten werden.

Der Denkmalpflegekurs war zu Ende. — Von der Terrasse des Schlosses schweifte das Auge hinüber zur Gnadenstätte von Vierzehnheiligen und zur Felskrone des Staffelbergs, um sich an dem herrlichen Landschaftsbild zu weiden. Vor dem Geiste zog die Fülle des Geschauten und Gehörten in buntem Wechsel vorüber und überzeugte uns nochmals, wie ausgiebig der Kurs ausgenützt worden war. Möge er nachhaltig fortwirken!

Das K. Generalkonservatorium mag seinen Lohn in der Ueberzeugung gewinnen, daß derlei Denkmalpflegekurse manche Vorurteile zerstreuen, einer bureaukratischen Denkmalaufsicht entgegenwirken und, was vielleicht eine Hauptsache ist, die mit der Denkmalpflege interessierten Kreise in wechselseitigen Verkehr miteinander bringen.

Ein Besuch bei dem Pascha von Tanger.

Momentbilder aus Marokko.

Von A. Veldenz.

Es war am zweiten Weihnachtstage. Die Elfuhrmesse in der kleinen Kapelle der spanischen Franziskaner ging gerade zu Ende. — Sie ist an Sonn- und Feiertagen ein Sammelpunkt derjenigen aus der vornehmen Welt Tangers, die dem katholischen Bekenntnisse angehören.

Erstaunlich ist's, wie in Tanger in engster Enge aufeinandergedrängt die Anhänger der verschiedenen Religionsbekenntnisse, die sich, was die Lehre betrifft, oft in fanatischem Haß gegenüberstehen, in der Praxis doch ganz leidlich miteinander auskommen. In erster Linie stehen hier natürlich die Mohammedaner. Sie sind es, die dem ganzen Orte das Gepräge geben. Direkt nach ihnen kommen die spanischen Juden. Diesen langen hageren Gestalten in schwarzen oder dunkelblauen Kaftanen mit dem abgehärmten Antlitz begegnet man auf Schritt und Tritt. Durch die Nähe Spaniens sind auch die Katholiken ziemlich zahlreich vertreten. Dann sind noch die Engländer und Amerikaner zu nennen, die ihren Gottesdienst für sich haben, und endlich die deutschen Protestanten, die eine eigene Kirche nicht besitzen.

Nach Mohammedanern, Juden und Christen teilen sich auch die Metzger in drei Gruppen, deren jede auf ihre Art schlachtet. — Doch zurück zur Kirche der Franziskaner, wo die Damen in hellem Sonnenschein vor dem Portal auf der Treppe stehen und belustigt das Gewühl von Pferden, Maultieren und Eseln überschauen, die rechts und links die enge Straße füllen, während die Herren mit Hilfe von Dienern und Führern bemüht sind, jeder Dame zu ihrem Reittier zu verhelfen.

Wie ich nun ebenfalls dastand, das meinige „mit der Seele suchend", traten meine Freunde, der damalige österreichische Ministerresident in Marokko, Graf K. und seine Gemahlin zu mir mit der Nachricht, wir seien für heute bei dem Pascha angemeldet und würden um zwölf erwartet.

Nachdem meine Freundin und ich glücklich in ihrem Sattel saßen, Graf K. seinen Schimmel bestiegen und mir seinen ebenfalls berittenen Dragoman, einen feinen, dunkeläugigen spanischen Juden, vorgestellt hatte, ritten wir hinauf zur Kasba, der Residenz des Paschas, die wie eine Akropolis die die Stadt überthront. Der weiße Mantel Achmeds, des Vorreiters, wehte uns voran. Schön sieht solch ein Vorreiter aus, ohne den kein Gesandter in Marokko sein Haus verlassen darf. Unter dem weißen Mantel trägt er ein langes, meist blaues Gewand, auf dem Haupte den Turban, im Gürtel den kurzen Krummsäbel, die Füße in feines Leinen gewickelt, mit Lederriemen bis hoch hinauf umschnürt, so sitzt er im Sattel kühn und stolz, als sei er mit seinem Pferde verwachsen. — Durch enge, schmutzige, unglaublich winkelige Gassen ging unser Weg. Es war das sogenannte arabische Viertel, das durch seine hohen, fensterlosen Häuser einen geradezu schauerlichen Eindruck macht. Da und dort kauerten verschleierte Weiber mit ihren Kindern vor den Türen. Sonst war hier alles totenstill.

Auf der Höhe angelangt durchritten wir das düstere Festungstor und befanden uns im Burghof der Kasba.

Während der Dragoman uns anmeldete, hatten wir Zeit die entzückende Aussicht von hier oben zu genießen.

Ueber die im Glanze der Mittagssonne hellschimmernde Stadt mit ihren halbmondgekrönten Kuppeln und Minaretts, je da und dort von einsamen Palmen umschattet, senkte sich der Blick zum tiefblauen Meer, glitt darüber hin bis zu Cap Ceuta und dem in Ferndust sich verlierenden Bergriesen Dschebel Musa. Zu rasch kehrte uns der Dragoman zurück mit der Nachricht, der Pascha lasse bitten. Im Vorbeigehen machte er uns noch auf die Gerichtshalle aufmerksam, einen ziemlich kleinen, nach vorn offenen Raum zu ebener Erde, wo die Richter mit gekreuzten Beinen auf dem Boden sitzen und ihre Urteile fällen. Heute gab es nichts zu tun. Nur ein langbärtiger Vertreter des Jus saß da mit einem Folianten auf den Knien.

Als wir nun gerade den Fuß über die Schwelle des Palastes setzen wollten, schreckten wir zurück vor wirren, klagenden Tönen. „Was war das?" fragten meine Freundin und ich unisono.

„Die Gefangenen", erklärte der Dragoman und deutete auf eine schmale Türe neben dem Hauptportal. In dieser Türe war ein rundes Loch, groß genug, um ein Gesicht zu umrahmen. Und einer nach dem anderen der Gefangenen kam und steckte den Kopf in dieses Loch, um ein bißchen Luft zu schöpfen und die Glücklichen zu sehen, die in Licht und Luft gebadet im Freien standen. Wir traten näher, und ein herzbrechendes Jammern, Schreien und Stöhnen drang uns aus diesem lichtlosen, dumpfen Kerker entgegen. Erhalten werden diese armen Menschen nur durch milde Gaben, die Verwandte oder Freunde ihnen bringen. Hat aber so ein armer Schelm niemand, der sich seiner erinnert, dann ist er nur auf die spärlichen Brocken seiner Mitgefangenen angewiesen.

Und solche Greuel sind noch möglich in einem Lande, dessen Wohlfahrt die „christlichen Mächte" so sehr zu fördern suchen! Feuchten Auges wandten wir uns ab, wir mußten ja zum Pascha.

Im Vestibül des Palastes wurden wir von Soldaten, die in Reih und Glied standen, empfangen und dann durch buntfarbige Gänge und Räume mit gedämpftem Licht zu dem mit prachtvollen Marmorsäulen umstandenen Patio geführt. Der Patio ist ein eleganter Hof, eigentlich eine Säulenhalle, ohne Dach, in deren Mitte sich in vornehmen Häusern immer ein Springbrunnen befindet. Er ist zugleich auch die Lichtquelle des orientalischen Hauses, da es verboten ist, Fenster nach der Straße zu haben.

Am Eingange des Patio stand der Pascha, eine imposante Erscheinung, gekleidet in schwere hellgrüne Seide, darüber klare gold- und silbergestickte Ueberwürfe fielen. In gespreizten Schritten, bald den einen, bald den anderen Fuß hinter sich herziehend, ging er uns voran zum Audienzsaal.

Diese eigentümliche Gangart ist bei den Orientalen der Ausdruck von Macht und Würde.

Durch ein hohes, breites, türloses Portal betraten wir den Audienzsaal. Hier war alles in maurischem Stil, Wände und Decken in feinstem Stuck ganz bunt gehalten, übersät mit Sprüchen aus dem Koran. Niedrige Divans, belegt mit eleganten Kissen, liefen ringsum.

Lustig zwitschernde Kanarienvögel, diese Lieblinge des Marokkaners, waren in kleinen Käfigen hoch oben an den Wänden verteilt. In der Mitte des Saales standen zwei rote, hochlehnige Sessel für die Damen und Stühle für die Herren, alle in gerader Reihe aufgestellt. Der Pascha nahm uns gegenüber Platz.

Zuerst führte Graf K. die Konversation mit Hilfe der Dragomans, der alles ins Arabische und wieder zurück ins Englische übersetzte. Es wurde über lokale Verhältnisse, über Politik, den Sultan Abdul Aziz und die nahebevorstehende Algeciraskonferenz gesprochen. Dann flüsterte Graf K. uns zu, wir müßten nun unbedingt auch mal etwas sagen. So drechselten wir einige liebenswürdige Redensarten, die der Pascha mit huldvollem Lächeln entgegennahm.

Als die Audienz vorüber, geleitete der Pascha uns wieder in den Patio. Hier bewunderten wir seine Goldfische, die munter im Bassin des Springbrunnens schwammen, und lobten den Gesang seiner Kanarienvögel, die auch hier im Freien in kleinen Käfigen überall zwischen den Säulen angebracht waren.

Mit wichtiger Miene seitens des Paschas und allem orientalischen Zeremoniell vollzog sich dann der Abschied. Er berührte Mund und Brust mit den Fingerspitzen — es soll bedeuten, daß, was der Mund spricht, aus dem Herzen kommt — und verbeugte sich wiederholt fast bis zur Erde.

Wir gaben uns die größte Mühe, alles mit dem nötigen Ernst hinzunehmen. Kaum aber hatten wir die Kasba im Rücken, da waren wir uns einig, daß, ohne lächerlich zu erscheinen, nicht einmal der mächtigste der christlichen Potentaten ein solches Wesen aus sich machen dürfte, wie dieser Pascha von Tanger.

E. M. Hamanns Abriß der Geschichte der deutschen Literatur.

„Ueberblicken wir das stolze Gesamtbild deutscher Dichtung, so tritt aus ihm, bei manchen schwereren oder leichteren Schatten, der lichte Zug der Lebens- und Entwicklungsfähigkeit stark und verheißungsvoll hervor." So schließt E. M. Hamann ihren Abriß der Geschichte der deutschen Literatur. Ein bemerkenswerter Schluß, der für die warme Anteilnahme und den gesunden Geist des Buches spricht. Zum Gebrauche an höheren Lehranstalten und zum Selbststudium ist es bestimmt — da mag in der Tat dieser Glaube an die stete Entwicklungsmöglichkeit der Kunst doppelt viel Gutes und Förderndes bewirken und Freude verbreiten. Dieser wohltuende Grundzug des Abrisses, der meines Erachtens nicht hoch genug gewertet werden kann, mußte notwendigerweise nicht nur in der allgemeinen Linienführung durch die in acht Abschnitte geteilte Literaturentwicklung zutage treten, sondern auch in der Darstellung jedes einzelnen dichterischen Lebenswerkes fühlbar werden. Eine liebevolle Beleuchtung wahrhaft dichterischer Schöpfungen ist überall wirksam: darin liegt das fein Erzieherische der Darstellung, daß sie durch Hervorhebung des Guten und Schönen und nicht durch Polemik gegen das Minderwertigere zum Ziele zu kommen trachtet. Die klaren, zuweilen im Hinblick auf den Zweck des Buches kurzen und allgemeinen, stets aber das Wesentliche herausarbeitenden Ueberfichten zu den einzelnen Abschnitten und die Einleitungen zu den einzelnen Gruppen der Literaturentwicklung zeigen die schöne Dispositionsgabe und gründliche Belesenheit der Verfasserin. Sie wagt es auch, und darin liegt ein weiterer Vorzug des Abrisses, bis in die neueste Zeit vorzudringen. Wenn es auch naturgemäß noch nicht möglich ist, unter den Dichtern der unmittelbaren Gegenwart feststehende ästhetische Werturteile abzugeben und die einzelnen Werke ihrer Bedeutung nach einzustellen, so ergeben sich doch in Hinsicht auf die zu tieferem Literaturgenuß vordringende Jugend Hinweise genug, die von eminent praktischer Bedeutung sein können. Die zu hellem selbständigen Urteil gereifte Verfasserin erweist sich hier als eine taktvolle Führerin durch eben jene Literatur, die von der heutigen Jugend überall auf den Bibliothekgeschäften angetroffen wird. Fernab jeglicher Polemik bekommen wir bei einzelnen wichtigeren Namen immer den ganzen Dichter zu sehen, dies auch dann, wenn die katholische Verfasserin die im Dichter wirkende Lebensanschauung nicht zu teilen vermag. Ihre Beurteilung J. V. Widmanns, Ferdinand von Saars, Marie von Ebner-Eschenbachs, Anzengrubers usw. sind nur wenige Beispiele dieser vorbildlichen Darstellungsart. Und doch spricht sie stets die sie vom Dichter unterscheidende religiöse und ethische Anschauung aus: dies ist sie dem Zweck dieses Abrisses, der Jugend ein Führer zu sein, schuldig. Einen begrüßenswerten Akt der Gerechtigkeit vollzog der Abriß auch durch die Würdigung jener katholischgesinnten Dichter neuester Zeit, welche von akatholischen Darstellungen „übersehen" zu werden pflegen: Emilie Ringseis, Eduard Hlatky, Joseph Seeber, M. Herbert, Ernst Thrasolt, Franz Eichert, Adam Trabert, Richard von Kralik, Karl Domanig, Otto von Schaching sind darunter. Es ist sehr zu begrüßen, daß dieses vorzügliche Werk, das nun mit dem 21. bis 26. Tausend seine Verbreitung vermehrt, schon mancherorts als bewährtes Schulbuch eingeführt ist. Die Schule, namentlich die höhere, ist in der Tat ein hervorragender Bestimmungsort dieses sehr empfehlenswerten Werkes. Daneben gehört es in die private Bücherei des Hauses, der Familie, sowie im besonderen in die unserer literaturfreundlichen Jugend und wird auch da als verständnisvoller Berater großen Nutzen stiften. Ernst Reuter.

Anmerkung des Herausgebers. Um so auffälliger ist es, daß E. M. Hamanns vorzüglicher „Abriß" in Bayern bisher als Schulbuch nicht freigegeben ist. Daß dieses meisterhafte Buch, das in Preußen an Seminarien, Gymnasien, Erziehungsanstalten benützt werden darf, dem man allenthalben die vornehme Duldsamkeit und strenge Gerechtigkeit und Objektivität des Urteils neben einer großen Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung nachrühmt, in Bayern, der Adoptivheimat der Verfasserin, bisher von der „Schulliste" ausgeschlossen blieb, ist einfach ein Skandal. Der stockprotestantische und in der neueren Literatur oft nichts weniger als zuverlässige Kluge darf anstandslos an bayerischen Schulen benützt werden. Ja, Bauer, das ist ganz was anders!

[1] Zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung bearbeitet von E. M. Hamann. Sechste, vollständig neu bearbeitete Auflage (21.–26. Tausend). 8°. (X u. 324 S.) Freiburg i. Br. 1911. Herder. ℳ 3.—, geb. 3.60.

Wir bringen wiederholt in Erinnerung, daß sich das **Nachdruckverbot** (ohne Genehmigung des Herausgebers) auf alle in der „Allgemeinen Rundschau" erscheinenden **Originalbeiträge, auch auf Gedichte,** erstreckt.

Vom Büchertisch.

Abende am Genfer See. Grundzüge einer einheitlichen Weltanschauung. Von Professor P. Marian Morawski S.J. Aus dem Polnischen von Jakob Overmans S.J. (Freiburg, Herder) 2.20 (3.—) ℳ. Die „Abende am Genfer See" sind das rechte Buch für den im Lebenstrubel stehenden Katholiken. Dieser, einem schwerfällig-wissenschaftlichen Vortrage meist abhold, findet hier in dem Gewande einer ungezwungenen Unterhaltung eine prächtige Apologie des Christentums, im speziellen der katholischen Kirche. P. Morawskis Belesenheit auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst und Literatur macht in Verbindung mit einer, wenigstens in der Uebersetzung lebendigen Ausdrucksweise die Lektüre des Buches zu einem wirklichen Genuß, den sich niemand entgehen lassen soll. Wer einmal den Zauber auf sich wirken gefühlt hat, den ein solch friedlicher Abend an den Ufern des schönen Genfer Sees bereitet, der wird doppelt gern nach diesem Buche greifen, denn auch von ihm geht eine solch feierlich-weihevolle Stimmung aus. Und diese tut uns modernen, gehetzten Menschen so not.

Fritz Decker.

Dr. theol. et phil. J. Marx. Der Eid wider den Modernismus und die Geschichtsforschung. Paulinusdruckerei. Trier 1911. ℳ 1.50. Die Wellen, welche der Antimodernisteneid in katholischen und akatholischen Kreisen aufgeworfen, haben sich immer noch nicht ganz geglättet, vielmehr werden sie immer wieder aufgewühlt, wie erst kürzlich in einer Versammlung in Tübingen, wo der frühere Kaplan, jetzige Rechtsanwalt K. Wieland, der den Eid bekanntlich verweigerte, als Redner auftrat. — Inhalt und Bedeutung des Eides im allgemeinen sind bisher von beiden Seiten, von katholischen wie akatholischen Autoren, in bald mehr, bald weniger objektiver Weise in Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren gewürdigt worden. In der oben angezeigten Broschüre bietet nun der Professor der Kirchengeschichte am Priesterseminar zu Trier, J. Marx, eine Spezialstudie über das Verhältnis des Eides zur Geschichtsforschung. Der Verfasser, der als Historiker einen klangvollen Namen hat, versteht es, den oft erhobenen Vorwurf, als ob der Eid die wahre Geschichtsforschung unmöglich mache, zu entkräften. Er liefert den Nachweis, daß die Eidesformel nicht etwas völlig Neues enthält, und daß der Katholik, was objektive Geschichtsforschung anlangt, einen ebenso günstigen, ja sogar noch günstigeren Standpunkt einnimmt als die Vertreter der atheistischen Weltanschauung.

J. Wernado.

Bühnen- und Musikrundschau.

Prinzregententheater. Die grandiosen Gestaltungen Knotes und Edyth Walkers als Siegfried und Brünnhilde sicherten den beiden letzten Teilen des Nibelungenringes die tiefsten Eindrücke. Die Stimme des großen Sängers entfaltete die ganze blendende Fülle ihrer strahlenden Schönheit und auch dramatisch und darstellerisch entbehrte nicht die kleinste Geste starker Innerlichkeit. Fräulein Walker, deren Brünnhilde wir schon in der „Walküre" auf das rühmendste hervorheben mußten, hat auch in den letzten Abenden des „Ringes" Vollkommenes geboten. Ihr prächtiges Organ ward bis zuletzt ohne das leiseste Zeichen einer Ermüdung der gewaltigen Aufgabe gerecht und darstellerisch gibt sie nicht minder Vollendetes. Die Brünnhilde Edyth Walkers gehört zu jenen wahrhaft großen Verkörperungen der gigantischen Partie, welche zum künstlerischen Erlebnis werden. Feinhals führte als Wanderer die Wotanpartie auf das ergreifendste zu Ende. Auch Frau Schumann-Heink (Erda, Waltraute) gehört zu diesen wenigen, bei denen die Kritik längst überflüssig geworden ist und das oft gesagte Lob nun wiederholen kann. Kuhn zählt die geistreich ausgearbeitete Gestaltung des Mime zu seinen besten Rollen, Zadors scharf charakterisierter Alberich ist von großer Eindruckskraft, mit blendendem Stimmglanz sang Frau Bosetti die Lieder des Waldvögleins. Gillmann bot als Fafner, sowie als dämonisch kraftvoller Hagen Bedeutendes. Brodersen sang den Gunther stimmschön und gab der undankbaren Rolle Farbe. Frl. Fays Gutrune war stimmlich reizvoll, doch die Aussprache des Deutschen ist ihr bisweilen schon besser gelungen, wie diesmal. Nornen und Rheintöchter sowohl, wie die diffizilen Chöre der Mannen waren von großer Tonschönheit und Reine. Kapellmeister Lohse erwies sich, wie an den vorausgehenden Abenden als ein geistvoller und gewandter Orchesterleiter, dessen Interpretation auch da fesselt, wo seine zu schleppendem Tempi neigende Auffassung uns ungewohnt dünkt. Zweifellos haben Orchester und Dirigent im Verlaufe des Zyklus sich zu noch innigerem künstlerischen Kontakt zusammengefunden. Die Regie von Professor Fuchs bot wieder sehr Schönes, im Verein mit Direktor Klein, dem Leiter des Maschinerie- und Beleuchtungswesens, hat er manch glückliche Neuanordnung getroffen. Seit wenigen Jahren bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß manches naturalistisch niemals so dargestellt werden kann, daß es uns völlig befriedigt, während eine mehr andeutende, von Dämpfen verschleierte Wiedergabe

die Phantasie mehr anregt. Brünnhilde sprengt auch nicht mehr persönlich mit dem Pferde in den Scheiterhaufen. Man schien sich einer Art Lichtbild zu bedienen, das allerdings noch verbessert werden könnte. Sehr glücklich waren die Lichtstimmungen und ihre Uebergänge getroffen. Die Tatsache, daß es das Publikum kaum lernen wird, seine Begeisterungsausbrüche zu zügeln, bis am Ende von „Siegfried" und „Götterdämmerung" der letzte Ton verklungen ist, läßt es rätlich erscheinen, das Fallen des Vorhanges noch um eine kleine Zeitspanne zu verzögern. Das Publikum ehrte die Darsteller und den Dirigenten am Schlusse des Zyklus durch stürmischen Beifall. Nach guter Festspielsitte konnten sie jedoch nicht dankend erscheinen. Die musikalische Leitung der zweiten Tristanaufführung lag in den Händen von Richard Strauß. Der gefeierte Künstler hinterließ durch seine rassige Interpretation sehr starke Eindrücke, obwohl auch seine Auffassung von derjenigen Felix Mottls bedeutend abweicht. Den Helden ohnegleichen sang diesmal der hier bestakkreditierte von Bary, im Vergleich zur ersten Isolde Edyth Walkers hatte die ansehnliche Leistung der Frau Rüsche-Endorf nicht den leichtesten Stand.

Der Konzertverein München veranstaltet, wie seit drei Jahren, während der Prinzregententheatersaison an den spielfreien Tagen einen Zyklus von Festkonzerten. Heuer hat man diese Veranstaltung aus der großen Ausstellungshalle in die Tonhalle zurückverlegt. Mit vollem Rechte, denn wenn nur mit Hunderten statt mit Tausenden von Besuchern zu rechnen ist, wirkt der Riesenraum nüchtern und stimmungslos. Ferdinand Löwe dirigiert in diesen Konzerten sämtliche Symphonien Beethovens. An den zwei ersten Abenden hörte man die beiden ersten, sowie die „unvollendete" von Schubert, die „erste" von Brahms und die „siebte" von Bruckner. Der Dirigent bot wieder durch seine kraftvolle Gestaltung, seine reiche Nuancierung und sein hohes Stilgefühl Außerordentliches. Das Orchester folgte seinen Intentionen aufs glücklichste und erfreute durch Klangschönheit und Fülle. Ihm und seinem genialen Führer spendete das Publikum stürmischen Beifall. Leider vermochte der Besuch den berechtigten Erwartungen noch nicht völlig zu entsprechen. Insbesondere das Fremdenpublikum, auf das diese sommerliche Veranstaltung von hohem künstlerischen Rang in erster Linie zählt, hält sich noch ziemlich zurück. (Anmerkung des Herausgebers: Natürlich! „Die schöne Helena" im Künstlertheater, die schon die 30. Aufführung erlebte und stets volle Häuser findet, schmeichelt mehr dem sinnlich-lüsternen Zeitgeschmack.)

Verschiedenes aus aller Welt. Ob in Bayreuth im nächsten oder erst übernächsten Jahre Festspiele stattfinden, ist noch nicht endgültig entschieden. Nach Berichten sind heuer in Bayreuth die Ausländer gegenüber den Deutschen in der Minderheit, bei den Münchener Festaufführungen überwiegen die amerikanischen, englischen und französischen Besucher. — Von den drei Novitäten, welche die jetzt zu Ende gegangenen Londoner Covent Garden Opernsaison brachte, hatte nur Wolf-Ferraris „Susannens Geheimnis" einen vollen Erfolg. Das sonst so beliebte Puccinis „Mädchen aus dem Westen" hat kühlere Aufnahme gefunden und Massenets „Thais" ist beinahe abgelehnt worden. — Glucks „Orpheus" wurde in Mézières, einem Schweizer Dorfe, glänzend aufgeführt. Die Chöre und ein Teil des Orchesters kamen von Lausanne, die Solisten aus Paris. Sehr gerühmt wird Gustave Doret, der Dirigent und Morax, der Begründer der Spiele, als Regisseur. Die Volksszenen und die Schönheit der Bewegungen bei den opfernden Frauen werden besonders gepriesen. — In Kassel starb im Alter von 86 Jahren der Pianist Frederice Tivendell, ein geborener Engländer. Er war ein Konzertpartner von Klara Schumann, Gounod, Stockhausen, Joachim, Spohr und Jenny Lind. Von seinen Kompositionen werden seine „Etuden" sehr geschätzt.

München. L. G. Oberlaender.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

„Das Deutsche Justiz-Sekretariat." Anleitung für Staatsdienst-Aspiranten im Deutschen Justiz-Sekretariatsdienste. Von Hans Raith. ℳ 1.60. (Buchloe, J. Raith.)
Was macht die Frömmigkeit liebenswürdig und fruchtbar? Erwägungen von P. M. von Bremscheid. ℳ 1.20. (Mainz, Kirchheim & Co.)
Grundriß der Geschichte der Philosophie. Von Dr. Albert Stöckl. Herausgegeben von Prof. Dr. Anton Kirstein. ℳ 4.80. (Mainz, Kirchheim & Co.)
Was beschwören wir im Antimodernisteneid? Von Prof. P. Reginald M. Schultes. ℳ 1.50. (Mainz, Kirchheim & Co.)
Gefahren der Zeit. Von Bischof Msgr. John S. Vaughan. Aus dem Englischen von Hertha A. Schultz. ℳ 1.80. (Mainz, Kirchheim & Co.)
Das Unterbewußtsein. Untersuchung über die Verwendbarkeit dieses Begriffes in der Religionspsychologie von D. Dr. Georg Weingartner. ℳ 2.50. (Mainz, Kirchheim & Co.)
Die Liebe des Gekreuzigten. Von P. K. Clemens. ℳ 6.—. (Mainz, Kirchheim & Co.)
Die Erstkommunion der Kinder. Von Michael Gatterer, S. J. 80 Pf. (Brixen, Verlagsanstalt Tyrolia.)
Eucharistisches Liebesopfer. Gebet- und Erbauungsbuch von P. J. Töder. 576 S. ℳ 1.80—5.65. (Kevelaer, Butzon & Bercker.)
Aufgepaßt, Jungens! Der Wolf kommt! Von W. Weidener. Bunte Hefte für die männliche Jugend. Nr. 12. (Kevelaer, Butzon & Bercker.)
Der Name Jesus, seine Bedeutung, Heiligkeit und Gnadenfülle. Von P. P. B. Gimet und P. A. Götzelmann. 75 Pfg. (Dülmen i. W., A. Laumann.)
Der Priester und der heiligste Name Jesus. Von P. P. B. Gimet und P. A. Götzelmann. 75 Pfg. und ℳ 1.—. (Dülmen i. W., A. Laumann.)
Die öftere hl. Kommunion. 6 Predigten von P. Adolf Chwala. ℳ 1.—. (Dülmen i. W., A. Laumann.)
Der Fall Soxhlet. Eine Antwort von Geh. Hofrat Prof. Dr. Paul Wagner. (Darmstadt, Johs. Waitz.)
Berühmte Kathedralen des Mittelalters. Von Dr. Oskar Doering-Dachau. Mit 61 Abbildungen. Die Kunst dem Volke. Nr. 5. (München, Allg. Vereinigung für christliche Kunst.)
Die Bestimmung des Menschen. Studien und Erörterungen. Von Jos. Stopper. 8°. VII u. 287 S. Brosch. ℳ 2.—. (Freiburg i. Br., Caritasverband.)
Die Sage von Jesus dem Sonnengott. Von Paul Koch. ℳ 2.—. (Berlin, Eberhard Frohwein.)
Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung. Herausgegeben von Dr. Heinrich Braun. 1. Heft. Pro Band (6 Hefte) ℳ 18.—. (Berlin, Julius Springer.)
Höflings Vereins- und Dilettantentheater. Sammlung leicht aufführbarer Theaterstücke f. d. Volksbühne. Nr. 10: „Erprobt und belohnt." Nr. 11: „In zwölfter Stunde." Nr. 12: „Jung Siegfried." Nr. 13: „Schwer geprüft." Nr. 14: „Der Assistenzarzt." 75 Pf. bis ℳ 1.25. (München, Val. Höfling.)
Christian Joseph Matzerath. Sein Leben und seine Werke. Von Leo Sels. 35 Pf. (Baden-Baden, Peter Weber.)
Auswahl aus Abraham a S. Clara. Herausgegeben von Prof. Dr. Karl Bertsche. ℳ 1.—. (Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag.)
Woerls Reisehandbücher. Leipzig und Umgebung. 29. Auflage. 50 Pf. (Leipzig, Woerls Reisebücherverlag.)
Le Faust de Goethe, essai de critique impersonnelle, par Ernest Lichtenberger, professur honoraire à la Sorbonne. 1 vol. in-16 de la Bibliothèque de Philosophie contemporaine. Frcs. 2.50. (Paris, Librairie Félix Alcan.)
Bad Reichenhall als klimatischer Kurort. Von Dr. med. Br. Alexander und Dr. ing. E. Alt. ℳ 1.50. (München, Verlag der „Aerztlichen Rundschau".)
Elsässische Verfassungs- und Verwaltungswünsche im 18. Jahrhundert. Nach einer unveröffentlichten politischen Denkschrift. Von Ernst Hauviller. (Metz, G. Scriba.)
Archiv für aktuelle Reformbewegung auf jeglichem Gebiet des praktischen Lebens. Heft IV: Pädagogische Götzendämmerung. Von Jos. Stibitz. 75 Pf. (Leipzig, Edmund Demme.)
Kompottbüchlein. Anhang: Das Einmachen. 40 Pf. **Brat-Büchlein.** 200 Bratspeisen, Suppen und Tunken ohne Fleisch. Von Frau Luise Rehse. 80 Pf. (Hannover, Verlag von Adolf Rehse.)
Der kirchenrechtliche Territorialismus in Bayern im Zeitalter der Säkularisation. Von Dr. Ludwig Ebert. ℳ 4.—. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.)
Die heilige Hildegard von Bingen. Von Johannes May. XII u. 564 S. Geh. ℳ 5.20, geb. ℳ 6.20. (Kösel, Kempten und München.)
Papstgeschichte von der französischen Revolution bis zur Gegenwart. Von Dr. Klemens Löffler. Kleinoktav. VIII u. 200 S. ℳ 1.—. (Kempten und München, Kösel.)
Geschichte der englischen Literatur. Von Dr. Anton Lohr. Kleinoktav. XII u. 344 S. ℳ 2.—. (Kempten und München, Kösel.)
Die christlichen Kirchen des Orients. Von Dr. Konrad Lübeck. Kleinoktav. XII u. 208 S. ℳ 1.—. (Kempten und München, Kösel.)
Heiligenlegenden. Von Joseph Minichthaler. 1. Heft. 8°. VIII u. 70 S. Geh. 80 Pf. (Kempten und München, Kösel.)
Kirchliches Handbuch für das katholische Deutschland. Herausgegeben von H. A. Krose S. J. Dritter Band 1910—1911. gr. 8°. XX u. 442 S. Geb. ℳ 6.—. (Freiburg, Herder.)
Glauben und Wissen. Eine Orientierung in den religiösen Grundproblemen der Gegenwart. Von Viktor Cathrein S. J. 8°. X u. 306 S. ℳ 3.—, geb. ℳ 3.60. (Freiburg, Herder.)
Bischof Lothar von Kübel. Sein Leben und Leiden dargestellt von Dr. Joseph Schofer. 8°. VIII u. 280 S. ℳ 2.80, geb. ℳ 3.50. (Freiburg, Herder.)

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börsen haben die gebesserten Aussichten der Marokkoverhandlungen naturgemäss mit einem sofortigen Tendenzumschwung begrüsst. Immerhin glaubt man nach dieser Richtung hin sich noch einer starken Reserve und Zurückhaltung auferlegen zu müssen. Auch die neuerdings vollkommen demoralisierte Tendenz der Neuyorker Effektenbörsen verstimmte, und die heftigen akuten Kursstürze der leitenden Werte wurden allgemein beachtet. Verschiedene Regierungsmassnahmen gegen das amerikanische Trustwesen, grössere Streikbewegungen gaben die direkten Ursachen dieser verflauten Neuyorker Börsen. Die immer schärfer auftretenden Berichte über wenig befriedigende Ernteaussichten, besonders der Futterpflanzungen, Hopfen, Rüben usw., und die dadurch bereits fühlbar gewordene Verteuerung von Milch, Zucker und anderer Artikel lassen im kommenden Jahr für das konsumierende Publikum und dadurch indirekt für Handel und Industrie ungünstigere Betrachtungen zu. Die frühzeitige, wenn auch nicht befriedigte Ernte für Getreide, Hopfen usw. haben den allgemeinen Geldmarkt erheblich beeinflusst. Von der bisherigen Geldabundanz ist nichts mehr zu verspüren. Der offene Markt und die Privatdiskontsätze an den Börsen haben scharf angezogen. Dabei hat auch das Ausland grosse Mengen Geldguthaben aus Deutschland zurückgezogen; wohl vermutlich im Hinblick auf die bisher sehr verworrene politische Situation. Man wird gut tun, wenn auch für die Folge den Vorgängen am Geldmarkt eine besondere Beachtung geschenkt wird. Der letzte Reichsbankausweis kann unter diesen Umständen daher als sehr befriedigend bezeichnet werden. — Die Berichte aus dem allgemeinen Wirtschaftsleben, besonders der deutschen Industrie, lauten unverändert günstig. Speziell vom Metallmarkte sind die besten Meldungen bekannt. Für Eisen, Zink und Kupfer werden wiederholt höhere Preise bewilligt. Das Herbstgeschäft erscheint in diesen Branchen ebenfalls flott und ausgedehnt zu werden. Auch vom Ausland, so vom amerikanischen Stahlmarkt sind unverändert gute Meldungen vorherrschend. Die Klärung in den Verhandlungen der Syndikats- und Verbandsfragen lassen diese hoffnungsvollere Stimmung am Montanmarkt berechtigt erscheinen. Die jetzt allmählich publik werdenden Bilanzergebnisse einzelner grosser Montan-

Zu den merkwürdigsten Heilstoffen, die uns von altersher überliefert worden sind, gehört der Teer. Seit tausenden von Jahren wird der Teer in der Schulmedizin sowohl, wie vom Volke zu Heilzwecken verwendet. Es ist einer von den ganz wenigen Stoffen, die trotz aller Errungenschaften der modernen Chemie und Medizin nicht verdrängt und in vielen Fällen auch gar nicht ersetzt worden sind. In zahlreichen Fällen ist er eben direkt durch kein Mittel zu ersetzen. Die Spuren der Teerverwendung reichen bis in die ältesten Zeiten zurück. Schon Plinius berichtet ganz ausführlich über die Herstellung und Verwendung des Teers, und die von ihm gewählte Bezeichnung Pix liquida ist noch heute die allgemein gültige. Das große Ansehen, das der „Köhler" in früheren Zeiten als Heilbringer im unteren Volke genoß, scheint auf die Teerverwendung zu Heilzwecken hinzuweisen. Die Köhler gewannen bei der Verkohlung des Holzes in den Meilern den Teer und verwendeten ihn gegen alle möglichen Leiden, und nach dem, was wir heute von der Teerwirkung wissen, erscheint es sicher, daß durch diese primitive Teerbehandlung in der Tat viele verblüffende Heilwirkungen — namentlich bei den früher besonders verbreiteten Hautleiden — erzielt wurden. Ganz unvergleichlich wirkt der Teer auf die Haut und besonders auf die Kopfhaut, und die bedeutendsten Dermatologen modernster Schule empfehlen zur Stärkung des Haarwuchses Kopfwaschungen mit Teer. Sicher wäre der Teer heute als Haarpflegemittel ebenso verbreitet, wie die Seife für das Waschen des Gesichtes, wenn nicht der Teer in der Beschaffenheit, wie er bisher verarbeitet wurde, Nebeneigenschaften hätte, die für unsere moderne Empfindlichkeit unerträglich wären. Das ist der intensive Geruch und auch die klebrige Eigenschaft, die dem unbearbeiteten Naturprodukt anhaften, ganz abgesehen von den Reizwirkungen, die die Beimengungen, die das Urprodukt immer mit sich führt, hin und wieder hervorrufen. Deshalb gehört es schon seit vielen Jahren zu den Problemen der Chemie, dem Teer durch geeignete chemische Umarbeitung den penetranten Geruch zu entziehen und so dieses in seiner Art einzige Mittel für den allgemeinen Gebrauch geeignet zu machen. Es ist schließlich gelungen, in Pixavon ein fast geruchloses Teerpräparat herzustellen, das auch keine unerwünschten Nebenwirkungen mehr hat, und so endlich das längst gesuchte Teerpräparat für Kopfwaschungen zu schaffen.

Das Pixavon löst mit Leichtigkeit Schuppen und Schmutz von der Kopfhaut, gibt einen prachtvollen Schaum und läßt sich sehr leicht von den Haaren herunterspülen. Es hat einen sehr sympathischen Geruch, und infolge seines Teergehaltes wirkt es parasitärem Haarausfall entgegen. Besonders hervorzuheben ist, daß wir es in Pixavon endlich einmal mit einem Präparat zu tun haben, das trotz seiner Ueberlegenheit zu einem sehr mäßigen Preise abgegeben wird. Eine Flasche für zwei Mark, die überall erhältlich ist, reicht bei wöchentlichem Gebrauche monatelang aus. Diese außerordentliche Billigkeit gestattet es also auch dem weniger Bemittelten, diese vernünftige und naturgemäße Haar-Kultur durchzuführen. Schon nach wenigen Pixavon-Waschungen wird jeder die wohltätige Wirkung verspüren, und man kann daher wohl die Pixavon-Haarpflege als die tatsächlich beste Methode zur Stärkung der Kopfhaut und Kräftigung der Haare ansprechen.

Pixavon wird hell (farblos) und dunkel hergestellt. Neuerdings wird besonders Pixavon „hell" (farblos) vorgezogen, bei dem durch ein besonderes Verfahren dem Teer auch der dunkle Farbstoff entzogen ist. Die spezifische Teerwirkung ist bei beiden Präparaten, hell sowohl wie dunkel, die gleiche.

---

gesellschaften sind ebenfalls überwiegend befriedigend. Die Hösch-Eisengesellschaft erhöht ihre Dividende von 18 auf 20 %, und auch andere Werke können bei erheblichen Reserven und Rückstellungen sehr gute Bilanzergebnisse veröffentlichen. Die deutschen Börsen blieben unter der Einwirkung der guten Wirtschaftstendenz und der gebesserten politischen Lage äusserst befestigt. Vielfach waren sogar auf einzelnen Gebieten grössere Kursavancen ersichtlich. Neben den Montanwerten — wobei in erster Linie die Zinkaktien profitierten — waren die bisherigen Favoritpapiere: Elektrische, Chemische, Metallfabrikations- und Brauerei-Aktien weiterhin beliebt. Die neuerlichen Choleramеldungen aus der Adria und die wenig zusagenden Auswandererziffern liessen Schiffahrtswerte etwas verstimmen. Von allgemeiner Bedeutung für die Börsen und Grossfinanz war die veröffentlichte Semestralbilanz der österreichischen Kreditanstalt. Für die Beurteilung der Verhältnisse von Deutschlands Bankwelt kommen die gleichen Faktoren in Betracht. Besonders beachtet wurden die Gewinnsteigerungen an Effekten, Konsortialgesellschaften, an Zinsen und Provisionen. Das reguläre Geschäft wird also den Banken für das Jahr 1911 wohl sicherlich günstige Gewinnziffern erbringen und zufriedenstellende Renten ergeben. M. Weber.

Die **Bayerische Handelsbank München** verzeichnet per 30. Juni einen Gesamtumlauf an Hypotheken-Pfandbriefen von ca. 352 Millionen, also gegen Ende 1910 ein Plus von ca. 14 Millionen Mark. Der Gesamtbestand der registrierten Hypotheken betrug am 30. Juni 1911 ca. 355 Millionen, das ist gegen Ende 1911 eine Zunahme von 11 Millionen Mark. M. W.

Die **Pfälzische Hypothekenbank Ludwigshafen** hat die Regierungsgenehmigung erhalten, weitere 10 Millionen Mark vierprozentige vor 1920 nicht rückzahlbare Pfandbriefe in den Verkehr zu bringen. M. W.

Die bayerischen Hypothekeninstitute veröffentlichen ihren Stand an Hypotheken und Umlauf der Pfandbrief-Emission per 30. Juni 1911. Sämtliche dieser soliden und anerkannt erstklassigen Institute können mehr Belastungen der neu gewährten Darlehen und zufriedenstellende Absatzziffern ihrer Pfandbriefe konstatieren. Auch das laufende Bankgeschäft zeigt in den bekanntgegebenen Zweimonatsbilanzen eine erfreuliche grosszügige Entwicklung und Erweiterung dieser Banken. M. W.

Pferdebilder. Ein Kapitel für den Pferdefreund von H. Elsner. 28 Seiten mit 8 Vollbildern nach Amateuraufnahmen. Verlag der Ica, Aktiengesellschaft, Dresden. — Eine Seltenheit auf dem Gebiete literarischer Neuheiten ist die Behandlung des obigen Themas, die den Leser durch die geschickte Leitung eines Sachverständigen in die Kunst des Photographierens von Pferden einführt. Bildet die Amateurphotographie schon an sich einen äußerst anregenden Zeitvertreib, so ist ihr auch ein hoher Grad von Nützlichkeit für jedes wissenschaftliche Gebiet und für Privatstudien nicht abzusprechen. Es muß daher mit Interesse begrüßt werden, daß einmal ein Spezialgebiet, wie die Herstellung photographischer Pferdeaufnahmen, so eingehend behandelt wird. Gerade in unserem Leserkreise dürfte der Inhalt besonders viel Aufmerksamkeit finden. Das Thema wird so erschöpfend behandelt, daß selbst ein Anfänger der Lichtbildkunst nach aufmerksamem Studium der zahlreich gegebenen Anweisungen im stande ist, technisch einwandfreie Pferdebilder photographisch herzustellen. Die Arbeit wird noch wesentlich durch die dem Text beigegebenen Illustrationen erleichtert, die einerseits eine erschöpfende Erläuterung der gegebenen Anleitungen bilden und anderseits den Beweis erbringen für praktische Ausführbarkeit der gestellten Aufgaben. Man merkt es dem Verfasser an, daß er nicht nur auf allen Gebieten der Photographie zu Hause, sondern auch Pferdefreund und Pferdekenner ist; denn nur das Zusammenwirken beider Faktoren setzt ihn in die Lage, so wertvolle Winke zu geben. Das Heft ist jedermann ohne weiteres zugänglich, es wird auf Wunsch vom Verlage völlig kostenfrei zugesandt. Diese splendide Verteilung eines an Inhalt und Ausstattung beachtenswerten Druckwerkes wird ganz entschieden dazu beitragen, daß in unserer auf allen anderen Gebieten so vorgeschrittenen Zeit der Photographie immer mehr die ihr gebührende Verbreitung verschafft wird. Unseren Lesern, ob sie bereits der Ausübung der Photographie geneigt oder nicht geneigt seien, kann nicht genug empfohlen werden, sich die Gratisbroschüre sogleich vom obengenannten Verlag kommen zu lassen.

Das **Kirchliche Handbuch** wurde schon bei seinem ersten Erscheinen allgemein freudig begrüßt. Der soeben erschienene dritte Band 1910—1911 (Freiburg, Herder, geb. M 6.—), bringt wiederum im Rahmen des bewährten Programmes: quellenmäßige Uebersichten über die kirchliche Organisation überhaupt, die des Deutschen Reiches insbesondere, sachkundige Zusammenstellung aus der kirchenrechtlichen Gesetzgebung und Rechtsprechung, kirchlich-statistische Untersuchungen, Berichte über die reiche Entwicklung der caritativ-sozialen Tätigkeit im katholischen Deutschland und zusammenfassende Darstellungen über die katholische Heidenmission. Die einzelnen Abteilungen sind zugleich ebensoviele Belege für den inneren Wert des Ganzen als unentbehrlicher kirchlicher Zeitspiegel und Handweiser. Wir verweisen unsere Leser auf den unserer heutigen Nummer beiliegenden Prospekt.

76

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 34. München, 26. August 1911. VIII. Jahrgang.

Ein Lufthieb bayerischer Regierungsweisheit.

Von J. M. Dreiling.

Der bayerische Verkehrsminister von Frauendorfer hat einen Erlaß an die Eisenbahnpräsidenten[1]) hinausgegeben, der Stellung gegen den sozialdemokratischen Verband des Süddeutschen Eisenbahn- und Postpersonals nimmt.

An dem Erlaß fällt eines am allermeisten auf: daß der Ministerrat, also die Gesamtstaatsregierung, ein solches Dokument politischer und staatlicher Insuffizienz, ja Hilflosigkeit gutheißen und in das Land hinausgehen lassen konnte. Der politischen Köpfe, welche mit kundigem Blick in die Entwicklung sehen, gibt es neben den Fachministern, die naturgemäß mehr im Rahmen ihres Ressorts festgehalten sind, in der Staatsregierung zwei, welche voraussehen mußten, daß die Staatsregierung mit einen solchen Erlaß sich zwischen zwei Stühle setzt und die staatlichen Zwecke direkt zu schädigen Gefahr läuft. Sind diese beiden Minister zusammen mit dem wegen der Landesverteidigung an der Sache am fühlbarsten beteiligten Kriegsminister von den anderen Ministern majorisiert worden, oder haben sich jene drei gestreckt in der Erwartung, daß nach dieser verfehlten Aktion bald Reue und Einkehr kommen werde? Oder war der Ministerrat einig, ohne Widerspruch in seinem Schoße gehabt zu haben?

Daß in dem fraglichen Verband des Süddeutschen Eisenbahn- und Postpersonals die sozialdemokratischen Tendenzen ein gutes Heim haben, ist notorisch. „Zweifellos sozialdemokratisch" nennt die liberale „Augsb. Abendztg." nach Erscheinen des ihr „nicht gerade imponierenden Erlasses" den Süddeutschen Verband („Abendzeitung", Nr. 226). Minister von Frauendorfer sagte am 17. Juni 1910 im Finanzausschuß der Reichsratskammer, es „stehe außer Zweifel, daß der Süddeutsche Eisenbahnerverband unter sozialdemokratischem Einflusse stehe. Ebenso gewiß sei es, daß die überwiegende Zahl der Verbandsmitglieder der sozialdemokratischen Richtung angehöre". Der Vorstand des Verbandes, Hans Hermann in Nürnberg, ist Sozialdemokrat. Das Verbandsorgan, die Süddeutsche Eisenbahner- und Postpersonalzeitung, wird in der sozialdemokratischen Buchdruckerei zu Nürnberg gedruckt, und Redakteur derselben ist der sozialdemokratische Landtagsabgeordnete Roßhaupter. Das Blatt schafft allein schon durch den betriebsamen Kampf gegen Vorgesetzte eine wachsende Gefährdung der Disziplin. Das Verbandsorgan wird dazu von Roßhaupter ganz in sozialdemokratischem Sinne redigiert. Beispielsweise vertritt das Organ in Nr. 20 des Jahrgangs 1911 den Eisenbahnerstreik und erklärt: „Die Eisenbahner müssen sich einer Organisation anschließen, die auf dem Boden der modernen Arbeiterbewegung steht, wo Eisenbahner und Privatarbeiter zusammenhalten." Also das Koalitionsrecht und der Streik werden in Anspruch genommen, was der bayerische Verkehrsminister striktissime ablehnt. In gleicher Weise wird das Streikrecht der Eisenbahner auch in Nr. 33 des Verbandsorgans vom 17. August 1911 vertreten. Der Abgeordnete Bebel hat darum 1910 auf dem Magdeburger Parteitag das Organ des Süddeutschen Verbandes zu den sozialdemokratischen Zeitschriften gezählt. Der Süddeutsche Verband gehört korporativ zu den freien, das ist sozialdemokratischen Gewerkschaften, er zahlt Beiträge an die sozialdemokratische Parteikasse. Daß die „freien Gewerkschaften" sozialdemokratische Organisationen sind, ist feststehende Tatsache. Die enge Verbindung zwischen Sozialdemokratie und Gewerkschaften ist neuerdings durch eine geheime, aber zufällig enthüllte kombinierte Aktion der sozialdemokratischen Parteivorstandschaft mit der Generalkommission der Gewerkschaften gegen sozialdemokratische Blätter in die Erscheinung getreten. Der „Vorwärts" (Nr. 191 vom 17. August) schreibt: „Es gehört seit jeher zu den Axiomen der modernen deutschen Arbeiterbewegung, daß (sozialdemokratische) Partei und Gewerkschaften im Gefühle völligster Solidarität den gemeinsamen Kampf gegen die herrschenden Klassen zu führen haben." Nur in einträchtigem Zusammenarbeiten von Gewerkschaften und Sozialdemokratie sei ein wirklicher Fortschritt des proletarischen Emanzipationskampfes möglich. Sozialdemokratische Partei und Gewerkschaften „führen kein getrenntes Sonderleben", sagt der „Vorwärts" und erklärt schließlich: „Die von verschiedenen Parteitagen gefaßten Beschlüsse des einmütigen Zusammenarbeitens, der ideellen Verschmelzung von Partei und Gewerkschaft, fanden in der Praxis ihren Ausdruck".

Nach den schlimmen Erfahrungen, die Frankreich mit dem Eisenbahnerstreik gemacht hat, und bei den schweren Besorgnissen, mit welchen England in die Tage des am 17. August proklamierten Generalstreiks der Eisenbahner eintrat, sollte auch eine mitteleuropäische Staatsleitung wissen, was sie zu tun hat.

In Bayern stehen die Sozialdemokraten schon in der Beamtenschaft der Verkehrsanstalten. Sie sind als Arbeiter und Mitglieder des „Süddeutschen Verbandes" in die unteren Beamtenstellen als Heizer, Lokomotivführer, Wagenbeamte, Aufsichtsbeamte gekommen. Und bei allen diesen Erfahrungen und dem vollen klaren Bilde, das vor dem Politiker steht, zögert die bayerische Staatsregierung, die Konsequenzen aus der gegebenen Lage zu ziehen und

---

[1]) „München, 15. August.

Die von den Herren Eisenbahnpräsidenten über den Verband des Süddeutschen Eisenbahn- und Postpersonales erstatteten Berichte geben mir Anlaß zu folgenden Bemerkungen: Nach seinem Statut schließt der Verband alle parteipolitischen Bestrebungen ausdrücklich aus. Auch in Versammlungen und Resolutionen hat der Verband wiederholt betont, daß er nur die wirtschaftlichen Interessen seiner Mitglieder vertrete. Hiermit steht das tatsächliche Verhalten des Verbandes nicht im Einklang. Denn ohne Zweifel sind im Verbande Kräfte tätig, die, anstatt die statutenmäßig vorgeschriebene politische Neutralität zu wahren, ihre Aufgabe in der Förderung sozialdemokratischer Bestrebungen erblicken. Daß der Staatsbeamte sich nicht zu einer Partei bekennen darf, die grundsätzlich die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung bekämpft, folgt ohne weiteres aus seiner Stellung im monarchischen Staate. Ebensowenig kann der Staatsbeamte einem Verein angehören, der sozialdemokratische Bestrebungen fördert. Wäre der volle Beweis erbracht, daß der Verband des Süddeutschen Eisenbahn- und Postpersonales eine Organisation ist, deren Zwecke oder Bestrebungen den staatlichen oder dienstlichen Interessen zuwiderlaufen, so ergäbe sich die Folgerung für die dem Verbande angehörenden Beamten ganz von selbst. Dieser nach jeder Seite hin ausreichende Beweis scheint mir aber, wenigstens nach den bisherigen Wahrnehmungen, nicht erbracht zu sein. Immerhin sind verschiedene Tatsachen festgestellt worden, die der Verwaltung die Verpflichtung auferlegen, das Verhalten des Verbandes mit besonderer Aufmerksamkeit zu verfolgen. Euer Hochwohlgeboren werden daher beauftragt, das Verhalten des Verbandes und seiner Ortsgruppen auch ferner sorgfältigst zu beobachten und über jeden Vorgang, der für eine enge Zusammengehörigkeit zwischen Verband und Sozialdemokratie sprechen könnte, sofort zu berichten. Außerdem werden Euer Hochwohlgeboren veranlaßt, den in Betracht kommenden Beamten und Beamtenanwärtern in wohlmeinender Absicht vorstellen zu lassen, daß im Verbande eine Richtung vertreten wird, der ein Staatsbeamter nicht folgen darf, ohne sich mit seiner Amtspflicht in stärksten Widerspruch zu setzen. Ich glaube übrigens annehmen zu dürfen, daß die Zahl der Beamten und Beamtenanwärter, die dem Verbande als Mitglieder angehören, verhältnismäßig gering ist.

v. Frauendorfer."

ein für allemal den sozialdemokratischen Süddeutschen Eisenbahnerverband aus den bayerischen Verkehrsanstalten zu eliminieren.

Es bleibt bei einer Warnung an die Beamten, sich von sozialdemokratischen Bestrebungen frei zu halten. Dazu wird den Eisenbahnpräsidenten aufgetragen, den Verband zu überwachen und zu vermelden, was auf eine Verbindung desselben mit der Sozialdemokratie hinweist. Mit den Worten des fortschrittlichen „Fränkischen Kurier" (Nr. 418) seien die Folgen dieser Anordnung charakterisiert. Das Blatt schreibt höhnisch, man merke auf den ersten Blick, wie Verkehrsminister v. Frauendorfer „sich eifrig bemüht, der Sozialdemokratie kräftig den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen." Kann es eine schärfere Verurteilung des Vorgehens der Verkehrsverwaltung geben? Hier wird ja die Absicht des Ministers, etwas Zweckentsprechendes zu tun, angezweifelt. „Herr v. Frauendorfer will offenbar die Tätigkeit des Verbandes mit äußerster Milde beurteilen, er sucht sich gegen die Ermittelungen der Präsidenten beinahe zu wehren", fügt das Freisinnsblatt noch hinzu, das mit dem Erlaß darum auch ganz einverstanden ist.

Unter diesem Gesichtspunkte gewinnt der Erlaß eine geradezu verhängnisvolle Bedeutung. Verkehrsminister v. Frauendorfer will der Sozialdemokratie ernstlich nicht entgegentreten. Der Erlaß verurteilt die Sozialdemokratie theoretisch, er erklärt sie vom Standpunkte des monarchischen Staates für unvereinbar mit den Pflichten eines Beamten, aber er tut praktisch nichts dagegen, daß Sozialdemokraten Beamte werden! Die angeordnete Ueberwachung des Süddeutschen Verbandes heißt natürlich gar nichts. Man wird doch nicht etwa glauben, daß bei überzeugten Sozialdemokraten die Abschreckung etwas ausrichte. Die Sozialdemokratie, sagt der „Fränkische Kurier", könne ziemlich unbesorgt ihre Geschäfte in dem Verbande weiter betreiben, wenn sie nicht allzu unvorsichtig ist. Das innere Leben eines so weit verzweigten Verbandes (von 10 000 Mitgliedern) könne von wenigen Zentralstellen aus nicht überwacht werden. Ganz richtig! Man wird, ohne Widerspruch zu erfahren, sagen können, daß durch diesen Erlaß die sozialistische Propaganda in das Innere getrieben wird, daß sie vorsichtiger und darum, weil unbemerkt und unfaßbar, weit gefährlicher wird. Das müßte sich auch der Verkehrsminister, der helle Augen hat, sagen.

Man operiert nun schon seit zwei Jahren mit Beamtengesetz und Disziplinargericht. Es sei fraglich, ob, wenn ein Beamter, weil er dem Süddeutschen Verband angehöre, von dem Disziplinargericht verurteilt würde, ob das Gericht den Verband als sozialdemokratischen deklariere. Das Beamtengesetz ist allerdings so beschaffen, daß es in Disziplinarfällen meistens versagt. Allein wenn man einer so tief ernsten Frage gegenübersteht, dann wäre eher heute als morgen der große Fehler gut zu machen, der mit der Abschaffung der Pragmatik geschah. Doch das ist hier nicht zu entscheiden. Diese Angstmacherei vor dem Disziplinargericht, dessen Entscheidung man abwarten sollte, ist durchaus suspekt. In der Zentrumspresse ist bereits darauf hingewiesen worden, daß man diese Frage beiseite stellen könne. Dagegen müsse gefordert werden, daß die Verwaltung den Süddeutschen Arbeiterverband als einen sozialdemokratischen erklärt, und daß sie künftig Arbeiter aus diesem Verband nicht mehr in den Beamtenstand aufnimmt.

Eingewendet werden wird gegen diese durchaus sachgemäße Forderung, daß, wenn die Disziplinargerichte versagen, eine differentielle Behandlung entstehe. Arbeitern oder widerruflichen Beamten könne unter Androhung der Entlassung allgemein verboten werden, einem Vereine anzugehören, während der Teilnahme eines unwiderruflichen Beamten nichts im Wege stünde. Dieser vorauszusehende Einwand hat keine Kraft. Angesichts der drohenden Gefahr, daß die sozialdemokratischen Arbeiter aus diesem Verband in immer stärkerer Zahl in den Beamtenstand eindringen, muß ihnen so rasch wie möglich das Tor zur Beamtenkarriere verrammelt werden. Ob dann diese Inkonvenienz der differentiellen Behandlung mit in den Kauf genommen werden muß, ist von untergeordneter Bedeutung.

Mit dieser Aktion der bayerischen Staatsregierung wird also nichts ausgerichtet, ja man muß eher befürchten, daß die Gefahr größer wird, weil die geschickt operierende Sozialdemokratie der Aufsicht der Eisenbahnpräsidenten über den Verband sich zu entziehen weiß und Anhänger um so mehr anziehen wird, da diese in jeder Weise unbehelligt sind.

Von der „Augsburger Abendzeitung" wird die Erwartung ausgesprochen, „daß man sich entschlossen zeigt, zu schärferen Abwehrmitteln zu greifen, wenn der Erlaß als wirkungslos sich zeigt." Wie soll sich denn die Wirkungslosigkeit des Erlasses offenbaren, wenn die Sozialdemokratie sich vorsichtig benimmt? Und das wird sie. Die sozialdemokratische Gefahr wird künftig unerkannt weiterwuchern im Verkehrspersonal, sie wird extensiv und intensiv bedenklicher werden, ohne daß man ihr beikommen kann. Man hat mit dem Erlaß des jetzigen Verkehrsministers Maßnahmen eines künftigen Verkehrsministers, welcher der Zeitlage Rechnung tragen möchte und muß, erschwert, man gibt außerdem der Sozialdemokratie durch diesen Erlaß mit seiner fast sinnlos zu nennenden Ueberwachungsanordnung einen willkommenen Agitationsstoff, obwohl der Erlaß in den Reihen des Eisenbahnerverbandes ihr nicht nur nicht schadet, sondern das Geschäft der Verhetzung für sie geradezu gewährleistet.

Es handelt sich hier um keine Parteifrage, sondern um eine Frage des Staatswohls, der Monarchie und Staatssicherheit. Die nationalliberale „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 226) beleuchtet die Situation sehr scharf, wenn sie sagt, daß viele rechtsliberale und konservativ gerichtete Elemente mit dem Zentrum die Unterdrückung des Süddeutschen Eisenbahner-Verbandes (soll wohl genauer heißen Verbot der Zugehörigkeit bayerischer Eisenbahner zu dem Verbande) verlangen.

Vergeblich sucht man nach einer Erklärung, wie sieben Minister einen so haltlosen Erlaß, der die Gefahr nicht bannt, sondern eher verschärft, gutheißen konnten. Daß der Verkehrsminister mit seinen nationalsozialen Ideen und Räten so milde Saiten gegenüber der Sozialdemokratie aufzieht, wundert nachgerade nicht. Allein, daß ein ganzer Ministerrat sich mit dem Verkehrsminister auf die schiefe Ebene gesetzt hat, ist auch unter dem jetzigen Regime des laissez faire, laissez aller ein absolut unverständliches Ereignis, zumal man doch hätte unschwer voraussehen können, daß mit dieser Spielerei gegenüber dem Landtag die größten Schwierigkeiten provoziert werden. Der Verkehrsminister hat eine schon jetzt nahezu unhaltbare Stellung in der Reichsratskammer, in der über seine Art der Sozialistenbehandlung gerade von liberalen Reichsräten sehr abfällig geurteilt wird. Und nun noch diese neue Enttäuschung. Die Gesamtstaatsregierung muß das wissen, und darum hätte sie vom rein persönlichen Standpunkt, um dem greisen Inhaber der Krone Mißhelligkeiten fernzuhalten, und um sich die Mitarbeit des als Fachminister ausgezeichneten Herrn v. Frauendorfer auch weiterhin zu sichern, diesen Erlaß in die tiefste Stelle ihres — Papierkorbs befördern müssen. Alle Mühe und Zeit, die seit einem Jahr auf diesen Erlaß im Verkehrsministerium aufgewendet wurden, sind verloren. Die theoretischen Reden gegen die Sozialdemokratie sind nutzlos, wenn der Wille zur Tat fehlt.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Noch kein marokkanisches, aber ein nordpersisches Abkommen.

Die Verhandlungen zwischen Herrn v. Kiderlen-Wächter und dem Botschafter Cambon sind trotz aller Anfeuerungen aus der Zuschauerschaft im Schneckentempo verblieben. Zu Anfang August wurde uns die glückliche Geburt einer Grundlage verkündigt, und nach fast drei Wochen haben wir statt des Abschlusses eine neue Beratungspause. Der Kaiser, der damals in Swinemünde mündlich informiert worden war, hat sich jetzt in Wilhelmshöhe über den gegenwärtigen Stand der Dinge Vortrag halten lassen, und während Herr Cambon in Paris seinen Ministern Bericht erstattet, schnappt Herr v. Kiderlen in Süddeutschland etwas frische Luft. Inzwischen planen die Alldeutschen, die trotz der offiziösen Abkanzelung noch nicht verzagen, eine Ausnützung des Sedantages zu weiteren chauvinistischen Agitationen. Hoffentlich werden die Staatsbürger, die noch nicht ganz verblendet sind, mittlerweile wenigstens erkannt haben, daß der Kaiser persönlich an der Verzögerung der Sache und an der Hartnäckigkeit der Gegenseite wirklich keine Schuld trägt. Aber wenn auch die monarchische Autorität aus dem Spiele bleibt, so wäre es doch im Interesse der Regierung und unserer inneren Politik dringend zu wünschen, daß spätestens bis zum Sedantag

ein Abschluß oder wenigstens die substantiierte Ankündigung eines Abschlusses erfolge.

Inzwischen ist uns das angekündigte Abkommen mit Rußland wegen Nordpersien beschert worden. Auch die Fertigstellung dieses Aktenstückes hat lange gedauert; neun Monate sind seit der grundlegenden Begegnung von Potsdam verstrichen. Aber das war eine wohlerträgliche Geduldsprobe, da sich an die persische Frage nicht die Spur von Kriegsbesorgnissen knüpfte. Die Lösung ist trotzdem erfreulich, da sie zeigt, daß die russische Politik noch in dem Potsdamer Gleise verharrt. In dieser Hinsicht ist der Zeitpunkt des Abschlusses von besonderer Bedeutung. Die Pariser Presse hatte gefordert, daß Rußland die Unterzeichnung des Abkommens mit Deutschland abhängig mache von der vorherigen Erledigung der französisch-deutschen Meinungsverschiedenheiten. Natürlich würde eine solche Haltung Rußlands keineswegs unsere Diplomatie eingeschüchtert haben; aber es ist erfreulich, daß die russische Regierung diesen Pressionsversuch mit untauglichen Mitteln überhaupt nicht unternommen hat.

Das deutsch-russische Abkommen vom 19. August ds. Js. befaßt sich ausschließlich mit den persischen Angelegenheiten. Im Dezember v. Js. hatte Herr v. Bethmann Hollweg im Reichstag erklärt, daß bei der Begegnung in Potsdam auch eine allgemeine politische Richtlinie für beide Mächte festgestellt worden sei, nämlich die, daß die beiden Regierungen sich in keine Kombination einlassen, die eine aggressive Spitze gegen den andern Teil haben könnte. Ob diese Feststellung in irgend einem Geheimvertrag oder sonst in einem Aktenaustausch schriftlich fixiert ist, wissen wir nicht. In dem vorliegenden Abkommen steht nichts davon. Das braucht uns aber nicht stutzig zu machen. Bei einer derartigen allgemeinen Formel spielen „Brief und Siegel" keine wesentliche Rolle. Ein klagbares Recht würde sich auch aus dem schönsten Pergament nicht ergeben. Es kommt nur darauf an, daß die beiden Monarchen und ihre Minister sich ehrlich zu dem fraglichen modus vivendi entschlossen haben. Man kann auch nicht behaupten, daß Rußland seit dem Potsdamer Tage sich in eine feindselige Kombination eingelassen habe. Unsere Offiziösen erklären: „Die Unterzeichnung der Noten im gegenwärtigen Zeitpunkt beweist, daß unsere Beziehungen zu Rußland durch die marokkanischen Schwierigkeiten nicht berührt worden sind." Das genügt, — so lange nicht in St. Petersburg wieder Herr Iswolsky oder sein Geist ans Ruder kommen.

Der Text des Abkommens entspricht den vorhergegangenen Ankündigungen. Deutschland gibt dem politischen Einfluß Rußlands in Nordpersien freie Bahn und überläßt dort auch die Konzessionen für Eisenbahnen, Straßenbauten, Posten und Telegraphen den Russen. Dagegen verpflichtet sich Rußland, einerseits die offene Tür für den deutschen Handel aufrecht zu erhalten und anderseits für die Verbindung der Bagdadbahn mit Teheran und dem geplanten nordpersischen Eisenbahnnetz zu sorgen. Zu dem letzten Punkt ist noch eine Klausel vereinbart, die bisher nicht angekündigt war. Wenn die Bagdadbahn ihre Zweiglinie bis Chamkin fertig hat, so muß Rußland in zwei Jahren die Linie Chamkin—Teheran in Angriff nehmen; sonst steht Deutschland das Recht zu, sich um die Konzession für diese Linie zu bewerben und dieselbe zu bauen. Durch diese Klausel ist fahrlässiger oder hinterlistiger Verschleppung ein Riegel vorgeschoben.

Offenbar hat das gegenwärtige deutsch-russische Abkommen über Persien eine bedeutende Aehnlichkeit mit dem deutsch-französischen Abkommen vom Jahre 1909 über Marokko. In beiden Fällen bekundete Deutschland ein politisches Desinteressement, während es für seine wirtschaftlichen Interessen sich Gleichberechtigung bei offener Tür ausbedang. Frankreich hat nicht loyal gehalten, was es damals Deutschland versprach. Der deutsche Handel und die deutschen Unternehmungen wurden durch allerhand schikanöse Maßnahmen nach Möglichkeit beeinträchtigt, so daß zu befürchten war, bei weiterer Ausdehnung der französischen Penetration werde der deutsche Unternehmungsgeist ganz aus Marokko herausgebissen. Das war der Hauptgrund, weshalb Deutschland gegen die französische Marokkopolitik den Arm aufhob, und offenbar liegt die Hauptschwierigkeit bei den schwebenden Verhandlungen darin, daß man wirksame Garantien gegen die schikanöse Behandlung der Deutschen in Marokko finden muß. Zu dem Zwecke war ja auch zu Anfang dieses Monats der Konsul Vassel von Tanger als bester Sachverständiger auf dem Gebiete der französischen Kniffe und Pfiffe nach Berlin berufen worden. Nun überlassen wir den deutschen Handel in Nordpersien wiederum der allgemeinen Erklärung einer fremden Regierung, daß Gleichberechtigung und offene Tür herrschen solle. Haben wir nun vielleicht zu befürchten, daß die Russen in Nordpersien unsere Unternehmungen ebenso schikanieren, wie die Franzosen in Marokko? Die Gefahr ist wohl nicht gleich groß, da Rußland weder kapitalistisch noch technisch auf derselben Höhe der Konkurrenzfähigkeit steht, wie Frankreich. Das hauptsächlichste wirtschaftliche Interesse Deutschlands, die Bagdadbahn, ist ja überdies durch besondere Bestimmungen des Abkommens wirksam geschützt.

Also kann man mit dem Erreichten zufrieden sein, sowohl nach der wirtschaftspolitischen als nach der hochpolitischen Seite hin. Möge nun das deutsch-französische Abkommen ebenso befriedigend ausfallen und recht bald sich dem kleinen Vorgänger anschließen.

Großblockparade und Generalstreik.

Die erstere fand am 15. August in Belgien statt. Der Generalstreik der Eisenbahner brach nach manchen fatalen Vorspielen am Schluß jener Woche in England aus.

Der große Straßenaufzug in Brüssel zeigt recht handgreiflich, wohin der Liberalismus kommt, wenn er mit der Sozialdemokratie ein Bündnis eingeht. Er wird nicht Mitregent, nicht Kompagnon, sondern Hausknecht und Schleppenträger des übermächtigen Bundesgenossen. — Die liberale Presse macht viel Aufhebens davon, daß angeblich 200 000 Menschen in Brüssel gegen die Regierung und den Katholizismus demonstriert haben. Erstens wird es kaum die Hälfte gewesen sein, und zweitens entscheiden in geordneten Verfassungsstaaten nicht die Ziffern der Straßenzügler, sondern der Stimmzettel bei den Wahlen. Was da in Brüssel geprasselt und geleuchtet hat, sieht dem losen Pulver sehr ähnlich, mit dem die Kinder nur zu gern spielen.

Die Parade in Brüssel ist ruhig verlaufen, weil die arg herausgeforderten und grob beschimpften Katholiken eine würdige Zurückhaltung bewahrten. Im allgemeinen ist aber die Verlegung der politischen Parteikämpfe auf die Gasse ein sehr gefährliches Unternehmen. Ehe man es sich versieht, kann ein Straßenkampf im Gange sein.

Auch in England hat die Streikbewegung, sobald sie zu Straßendemonstrationen führte, Kämpfe mit der Polizei, Zerstörungen und Blutvergießen veranlaßt. Als in Moabit bei Berlin ähnliche Tumulte ausbrachen, sollte nach der liberalen Presse die schreckliche preußische Polizei daran schuld sein. Die englische Polizei, die in aller Welt als mustergültig und volkstümlich gepriesen wird, hatte in Liverpool und anderen Orten auch alsbald die schärfsten Kämpfe zu bestehen, nachdem die Leidenschaften der Menge zum Ueberschäumen gekommen waren. Die furchtbaren Gefahren wirtschaftlicher Massenkämpfe sind international. Glücklicherweise wird soeben gemeldet, daß der Friede zwischen den Eisenbahnern und deren Arbeitgebern durch das Eingreifen der Regierung zustande gekommen ist. Das bedeutet eine wahre Erlösung für England, das von Hungersnot und Bürgerkrieg bedroht war.

Die „hungernden" Sozialdemokraten.

Von Franz Gumpenbühl.

Trotz meiner andersgerichteten politischen Gesinnung bin ich ein eifriger Leser der „Allgemeinen Rundschau", und ich freute mich aufrichtig, dieselbe auch im Lesezimmer des Hotels in . . . . . zu finden. Nun weiß ich ja, daß Ihr Blatt sich mit sogenanntem politischen Kleinkram nicht abgeben kann und alle Fragen mehr oder minder von höheren und größeren Gesichtspunkten aus behandelt. Wenn ich Sie dennoch bitte, einmal eine Ausnahme zu machen, so geschieht es wegen der Besonderheit des Falles, der auch einem Halbblinden zeigen könnte, wohin wir allmählich gelangen, wenn der wachsenden Anmaßung der sozialdemokratischen Presse und ihrer Hetze um jeden Preis und bis aufs Blut nicht von allen staatserhaltenden Elementen ohne Ansehen der Partei und Konfession energisch Einhalt geboten wird. Erst vor wenigen Tagen konnte man ja in der sozialdemokratischen Presse lesen, mit welchen Riesenschritten die skrupellose Propaganda dieser Partei in den gesetzgebenden Körperschaften und in den kommunalen Vertretungen vorwärts dringt. Ich wäre der letzte, der nicht auch einer zielbewußten Sozialdemokratie eine angemessene Vertretung im Reichstag, Landtag und Gemeinde zubilligte. Aber die Erfolge, auf welche die rote Partei heute so sehr pocht, verdankt sie mit nichten einem zielbewußten, auf dem Boden eines scharfumrissenen Programms

stehenden Anhängertum, sondern der stets vorhandenen Masse sozial und wirtschaftlich Unzufriedener und Mißvergnügter, die sich durch Hetzphrasen und Hetzlügen in einen sinnlosen Taumel und in eine förmliche Berserkerwut gegen die ganze übrige Welt hineinpeitschen lassen. Ich kann aber meine eigene, die liberale Partei nicht von der schweren Schuld freisprechen, durch ihre maßlose und in mehrfacher Beziehung innerlich unwahre Hetze gegen die jüngste Finanzreform, der wir doch ein gefestetes Rückgrat unserer ganzen Reichsgebarung verdanken, den Uebermut und die Anmaßung der „roten Partei" bis zur Siedehitze gesteigert zu haben. Doch kommen wir zur eigentlichen Sache, die nur ein illustrierendes Genrebildchen zu den obigen grundsätzlichen Ausführungen sein soll. — — —

Am Dienstag, den 15. August, dem Mariä Himmelfahrtstage, der in Bayern als gesetzlicher Feiertag gilt, kam ich vormittags gegen 10 Uhr in ein höher gelegenes Gasthaus unweit eines vielgenannten Gebirgsortes an der Tiroler Grenze. Vier wohlgenährte, von Gesundheit strotzende Touristen in sogen. kurzer Wichs, die sich in der sehr laut geführten Unterhaltung als Münchener Sozialdemokraten entpuppten, saßen hinter ebensovielen Maßkrügen und ließen sich ihr Leibgericht, Schweinswürstl mit Kraut, gut schmecken. Die noch verbliebene Lücke des Magens wurde von zweien noch mit „Regensburgern", von zweien mit Käse und entsprechendem Brot ausgefüllt. Inzwischen waren die vier Maßkrüge zum zweiten Male gefüllt worden. Ein weniger behäbig gekleideter Gebirgler, anscheinend Holzarbeiter, der sich hinzugesellt hatte, wurde mit einer Maß und zwei „Regensburgern" freigehalten, trotzdem er, seinen schmalen Beutel ziehend, sehr lebhaft gegen die aufgedrungene Gastfreundschaft protestierte und erklärte, daß er seine „erste Maß" schon vorher „binnen" gehabt habe. Somit war ja alles schön und recht. Nun aber der mit steigender Hitzigkeit geführte „Diskurs". Unverdaute Brocken über Marokko und den von den „preußischen Junkern" und den „Pfaffen" gewollten „Krieg" flogen hinüber und herüber. Nur der biedere Gebirgler schien von alledem nichts zu begreifen und begnügte sich damit, mit seinem trockenen „Laßt's mi aus" immer wieder abzuwehren. Schließlich fiel wiederholt das Schlagwort von den „hungernden Arbeitern", was — ich kann mir nicht helfen, denn ich bin ein aufrichtiger Freund der Arbeiter und empfinde vor jeder schwieligen Hand eine gewisse Ehrfurcht — einen überwältigend komischen Eindruck machte.

Etwa drei Stunden nach dieser Szene — ich hatte mittlerweile einen Aufstieg zu dem nahen Aussichtspunkte gemacht und das Intermezzo bereits längst aus dem Bereiche meiner Gedanken verbannt — führte mich der Abstieg abermals an jenem gutbesuchten Gasthause vorüber. Und was sehe ich? Die „hungernden Arbeiter" saßen immer noch an dem gleichen Tisch, mit hochgeröteten Köpfen, vor sich die Reste eines, wie der Augenschein lehrte, reichlich bemessenen Mittagsmahles, das gerade eben mit „noch einer" frischen Maß — der wievielten, weiß ich natürlich nicht — begossen wurde. Die Unterhaltung war jetzt völlig ins Stocken gekommen, obgleich aus den ursprünglichen vier Tischgenossen jetzt sechs geworden waren. Zwei blutjunge Bauernburschen waren neu erschienen, der von mir als Holzarbeiter eingeschätzte Freigast hatte sich augenscheinlich längst entfernt. Auf dem rohgezimmerten Tische aber prangte jetzt in zwei reichlich mit Bier begossenen und mit Speckflecken durchtränkten Exemplaren die „Münchener Post". Die Tischrunde mit ihren Nebenumständen hatte nach diesem unverhofften Wiedersehen meine Aufmerksamkeit derart erregt, daß ich meine Absicht, nach Genuß eines kohlensauren „Springerls" zu Tale zu eilen, aufgab und mir an Ort und Stelle ein Mittagessen auftragen ließ.

Diesem Entschlusse verdanke ich den rechtmäßigen Besitz eines der beiden bierbegossenen, fettbefleckten Exemplare des sozialdemokratischen Blattes, aus welchem die vier „hungrigen Arbeiter" ihre diplomatische Weisheit und ihre entrüstete Proteststimmung (notabene: ein Sozialdemokrat ist immer „entrüstet" und lebt niemals ohne „Protestversammlung") geschöpft hatten. Der um Ordnung und Sauberkeit der Tische besorgte Wirt hatte das eine, die Kellnerin das zweite Exemplar an sich genommen, das ich gegen Erlegung von zehn Reichspfennigen in meinen Besitz übergehen ließ. Da las ich denn im Schatten dichter Bäume, während ich mir den Schweiß des sonnenumglühten Höhen-Auf- und -Abstieges von Stirn und Nacken rieb, einen ganzen Platzregen der landläufigen roten Phrasen vom „ausgebeuteten Volk", dem die Kriegshetzer im Notjahr 1911/12 „auch das noch vernichten" wollen, „was trotz Dürre und Seuche dem Volke zur Fristung des nackten Lebens übrig geblieben ist". An der Spitze des Blattes (es ist Nr. 188 vom Dienstag den 15. und Mittwoch den 16. August 1911, denn auch der zielbewußte Sozialdemokrat profitiert von „Mariä Himmelfahrt", wenn er auch im übrigen über das „fromme Märchen" spottet), liest man eine faustgroße Einladung zur „Protestversammlung". Leider fehlt jede Andeutung über die Zahl der dem „hungernden" und dürstenden Volke gegen Barzahlung bereitgestellten Hektoliter und mundgerecht hergerichteten Ochsen, Kälber und Schweine nebst Knödeln, Kraut und Broten. Doch reden wir im Ernste. Der auf der gleichen ersten Seite prangende Artikel mit der Ueberschrift „Magere Zeiten für das Volk" schließt mit folgenden Sätzen (die ausgelassenen, durch Punkte markierten Stellen machen für alle Not auf Erden die — „Großgrundbesitzer" verantwortlich):

„Es ist selbstverständlich, daß auch der Landarbeiter und der hart fronende Kleinbauer ein Recht auf eine menschenwürdige Existenz haben . . . . Es ist aber ebenso selbstverständlich, daß **die arbeitende Bevölkerung der Stadt nicht noch mehr hungern will . . . .**"

Die fettgedruckten Worte sind auch in dem sozialdemokratischen Blatte fettgedruckt. Ein Zeichen, daß hier des Pudels Kern liegt. Also die sozialdemokratischen Arbeiter der Großstadt haben bisher gehungert, und durch „Protestversammlungen" will man es erreichen, daß sie künftig „nicht noch mehr hungern". Welch himmelschreiender Hohn auf die wirklichen Tatsachen! Es traf sich gerade, daß ich eine Woche vor diesem tragikomischen Erlebnis in glühendem Sonnenbrand durch die mir wohlbekannten Straßen Münchens geschritten war, die Kreuz und die Quer, wobei ich nach alter Gewohnheit die eigentlichen Volksviertel bevorzugte, aber auch die neuen Villenviertel besuchte. Ich hätte es Hunderten von „Kleinbauern" und „Landarbeitern" gegönnt, daß sie sich mit mir die „hungernde arbeitende Bevölkerung" bei ihren unterschiedlichen „Brotzeiten" mit eigenen Augen hätten anschauen können. Vom unbedingten Glauben an die Hetzphrasen einer gewissen Presse wären sie dann mit einem Schlage bekehrt worden. Es gibt Kleinbauern genug, die in einem halben Monat nicht so viel Fleisch auf dem Tische sehen, wie ein „hungernder Arbeiter" von der roten Farbe an einem einzigen Wochentage. Kein Mißverständnis! Es sei ihm von Herzen gegönnt — dem „Kleinbauer" allerdings ein gleiches. Einem wirklich sozial denkenden Menschenfreunde muß ja das Herz im Leibe lachen, wenn er sieht, wie sehr sich die Lebenshaltung der Durchschnittsarbeiter im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte gehoben hat. Aber um so energischer sind auch die verbrecherischen Hetzphrasen vom „hungernden Arbeiter" der Großstadt zurückzuweisen. Gewiß, es gibt noch Elend und Not genug in der Großstadt, aber am allerwenigsten unter den organisierten sozialdemokratischen Arbeitern, die durch die Bank schon in jungen Jahren ein Arbeitseinkommen haben, an das ein Jurist oder Beamter im gleichen Alter noch längst nicht denken darf. Ob allerdings von dem gut bemessenen Wochenlohne in allen Fällen genug übrig bleibt, um auch Weib und Kinder vor dem Hunger zu schützen, ist eine weitere Frage. Ueber den in vielen, nicht in allen, deutschen Arbeiterkreisen vermißten Mangel an haushälterischem Sparsinn habe ich mir oft meine eigenen Gedanken gemacht. Daß in sozialistischen Kreisen der Sparsinn relativ weit geringer ist als in christlichen Arbeiterfamilien, liegt wohl vor allem an der materialistischen Diesseitsrichtung, welche das „Genieße den Tag" zum Hauptprinzip erhebt. Meine Nachdenklichkeit hat in den jüngsten Wochen neue Nahrung erhalten, nachdem ich zweimal am Schlusse der Woche Zeuge gewesen bin, wie ausländische Arbeiter (Italiener und Slowaken), denen die sozialdemokratische Presse nachsagt, daß sie durch Hinnahme geringeren Entgelts die Löhne drücken, in hellen Scharen sich zum Postschalter drängten, um einen Teil ihres sauren Lohnes in die Heimat, an Frau und Kinder oder an Eltern und Geschwister zu senden.

Ich sehe voraus, daß die sozialdemokratische Presse über die „Allgemeine Rundschau" herfallen wird, falls sie diesen Brief der Veröffentlichung für wert halten sollte. Ich bemerke aber ausdrücklich, daß ich nötigenfalls für das Mitgeteilte voll und ganz eintrete. Ich gehöre keineswegs zu den „Bangbüchsen", wie jener graubärtige Professor aus Leipzig, der an dem besagten 15. August zufällig mit mir in dem gleichen Gebirgsgasthause eingekehrt war, in den denkbar stärksten Ausdrücken seiner Entrüstung über die Hetzerei und Anmaßlichkeit der „Roten" Luft machte, aber schließlich kleinlaut meinte: Reden wir etwas leiser, wir könnten sonst verstanden werden.

Oesterreichs neues Parlament.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

II.

Die christlichsoziale Partei, welche im ersten Volkshause ihrer Wählerzahl entsprechend auch die an Mandaten stärkste Partei war, ist bei den Juni-Wahlen auf 76 Mann zurückgegangen, obwohl sie auch jetzt noch die meisten Wählerstimmen von allen Parteien auf ihre Wahlwerber vereinigt hatte. Von diesen 76 sind vorläufig 74 zur „Christlichsozialen Vereinigung deutscher Abgeordneter" zusammengeschlossen, 2 sind einstweilen „Wilde", von denen aber voraussichtlich Hruschka aus Bukowina der Vereinigung noch beitreten wird. Dr. Heilinger-Wien, der gar zu sehr mit dem Bergani-Renegatentum verbandelt ist, kann auf Aufnahme in die Partei nicht hoffen. Die Klubführung besteht aus 7 Abgeordneten, je einem aus Wien, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Tirol, Vorarlberg und Steiermark, welche Exzellenz Dr. Ebenhoch zum geschäftsführenden Vorsitzenden bestimmten. Als Parteiführer wurde auch von dieser parlamentarischen Vereinigung Prinz Alois Liechtenstein anerkannt. Es wurde, um eine fruchtbare und schnelle Klubberatung zu erzielen, vereinbart, daß alle wichtigen Angelegenheiten zuerst kronlandsweise von den betreffenden Abgeordneten vorberaten werden sollen; der Klub tritt im Parlament als geschlossene Einheit auf und berücksichtigt als Vertretung einer wahren Volkspartei die berechtigten Interessen aller arbeitenden Stände des Volkes. Die Christlichsozialen haben in der kurzen zweiwöchigen Sommertagung schon den Beweis erbracht, daß sie, wenn auch die große Mehrheit ihrer Abgeordneten Vertreter ländlicher Bezirke ist, keineswegs eine „Bauernpartei" sind, wie sie von der Börseanerpresse jetzt gerne genannt werden.

Angesichts der vielfachen Anfeindungen, welchen die christlichsoziale Partei nach dem für sie ungünstigen Ausfall der Wahlen in Wien nicht nur von seiten der Freimaurerparteien, sondern auch von den spärlichen Resten der Konservativen ausgesetzt war, hatte die parlamentarische Vereinigung es für zweckmäßig und notwendig erachtet, ihre Parteistellung programmatisch festzulegen. Wenige Tage nach der Reichsratseröffnung (am 20. Juli) veröffentlichte sie folgende Erklärung:

1. Die Christlichsoziale Vereinigung deutscher Abgeordneter hält nach wie vor fest an den Grundsätzen der christlichen Weltanschauung, in welcher sie die unerläßliche Voraussetzung für ein glückliches Gedeihen der menschlichen Gesellschaft erblickt.

2. Gegenüber bereits angekündigten Kulturkampfbestrebungen erklärt die Vereinigung, daß sie den konfessionellen Frieden zwischen den staatlich anerkannten Bekenntnissen nicht antasten, daß sie aber auch die Rechte und Freiheiten der katholischen Kirche gegenüber allen Angriffen verteidigen wird. Sie wird ebenso die Einheit der Familie gegen alle Trennungs- und Auflösungsabsichten und die religiös-sittliche Erziehung der Jugend gegen etwaige Angriffe energisch zu schützen wissen. Sie weist solche, den konfessionellen Frieden störende Bestrebungen auch aus dem Grunde zurück, weil diese mehr als alles andere geeignet sind, die vom Volke geforderte parlamentarische Arbeit und insbesondere die so dringend notwendige soziale Gesetzgebung zu hintertreiben.

3. Die Vereinigung wird für die ehrliche Arbeit mit aller Kraft eintreten und den gerade gegenwärtig in seiner Existenz gefährdeten Mittelstand zu schützen suchen; sie wird daher allen Produktionszweigen — Ackerbau, Gewerbe, Industrie und Handel, den Fixangestellten und den Lohnarbeitern, den Produzenten und Konsumenten — die gleiche Aufmerksamkeit zuwenden und allen, ob selbständig oder unselbständig tätigen Personen die volle Fürsorge der Gesetzgebung, soweit es in ihrer Macht liegt, angedeihen lassen.

4. Die Vereinigung wird kein Mittel unversucht lassen, um die volksschädigende Macht des Kapitalismus zu brechen und durch einen gesunden und wohlbegründeten Antisemitismus die geistigen und wirtschaftlichen Güter des christlichen Volkes gegen den überwuchernden Einfluß des Judentums zu schützen.

5. Die Vereinigung wird darauf drängen, daß die Wichtigkeit und Bedeutung des christlichen deutschen Volkes in Oesterreich in Gesetzgebung und Verwaltung anerkannt und berücksichtigt werde, und danach streben, daß die durch das Haus Habsburg vereinigten Völker Oesterreichs einer glücklichen Zukunft entgegengehen.

6. Zur Erreichung aller dieser Ziele wird die Christlichsoziale Vereinigung deutscher Abgeordneter alle ihr notwendig erscheinenden parlamentarischen Aktionen einleiten, die Vorlagen der Regierung und die Anträge und Maßnahmen anderer Parteien in Betätigung des Grundsatzes der „Politik der freien Hand" sachlich und gewissenhaft prüfen und bei Beurteilung derselben und bei Beschlußfassung über dieselben sich von nichts anderem leiten lassen, als von den ihr anvertrauten Interessen des christlichen Volkes und dem Heile des geliebten Vaterlandes.

Die verdächtigenden Angriffe, denen die Christlichsozialen ausgesetzt waren (man benützt dazu auch das jüngste Werk des Dominikanerpaters Albert Maria Weiß), haben zu einer hocherfreulichen Kundgebung des Vatikans geführt. Der Vertreter des jüdischen „Berliner Tageblatt", Dr. Barth, hatte eine seiner beliebten Sensationsenten auffliegen lassen, welche in der gesamten Judenpresse Oesterreichs freundliche Aufnahme fand. Auf eine Anfrage an zuständigster Stelle in Rom kam dann an die christlichsoziale Presse und an das konservative „Vaterland" folgende Erklärung: „Die in letzter Zeit mannigfach aufgetauchten Gerüchte, der Papst solle zu der von den Christlichsozialen in Oesterreich erlittenen Schlappe Stellung nehmen, sei es, daß er zum Frieden zwischen den Tiroler politischen Parteien mahne, sei es, daß er an den Wiener Erzbischof einen Brief mit Rügen über das Verhalten der Christlichsozialen richten werde, werden an hiesiger kirchlicher Stelle auf das Bestreben einiger Leute zurückgeführt, den Papst als einen politischen Inspirator hinzustellen und die kirchenfreundlichen Parteien in ihrem eigenen Lande selbst zu schädigen, indem man sie als von Rom dirigiert bezeichnet. Der Heilige Stuhl hat natürlich ein Interesse an der Haltung jener Parteien mit religionsfreundlichen, christlichen und sozialen Tendenzen, er kann aber nie direkt oder indirekt für die Politik einer solchen Partei Richtlinien aufstellen. Aktionen gegen die Interessen der Kirche wird der Heilige Stuhl immer rügen, ohne sich zu kümmern, von wem diese Aktionen ausgehen. Dazu (zu einer Rüge) ist aber bei den Christlichsozialen Oesterreichs ein Anlaß nicht vorhanden." — Dieses schöne und autoritative Zeugnis möge man sich in den gewissen Redaktionen, Konventikeln und Professorenstuben Wiens, Tirols, Freiburgs nur stets vor Augen halten, wenn man wieder einmal die Lust verspürt, den Frieden unter den deutschen Katholiken Oesterreichs zu stören.

Die kurze Sommertagung des Parlamentes — am 29. Juli wurden die Abgeordneten mit Fortbezug ihrer Tagegelder bis zum Herbst in die Ferien entlassen — hat gezeigt, daß die Christlichsozialen mit ihrer Politik der freien Hand die beste, erfolgreichste Taktik eingeschlagen haben. In einem Schlußaufsatz soll das noch dargelegt werden. Man hat sich schon Mühe gegeben, sie wieder vor den Regierungswagen zu spannen. Bisher vergebens. Die gesamte christlichsoziale Presse steht auf der Wacht und warnt vor dem Liebeswerben des deutschfreisinnigen Nationalverbandes und der Regierung. Darin bestärkt sie auch das Verhalten der Deutschradikalen, der einflußreichsten Gruppe des Nationalverbandes, deren Organ „Ostdeutsche Rundschau" sich bissig gegen die in der Thronrede geforderte sittlich-religiöse Erziehung der Schuljugend wendet. „Auch in dieser Frage", behauptet das Blatt, „kann versichert werden, daß die Mehrheit des Abgeordnetenhauses anderer Gesinnung ist und es nicht als ihre Aufgabe hält, die Fürsorge für die Volksschulen in erster Linie dort zu suchen, wo sie die Thronrede zu finden meint." Einer solchen Mehrheit kann sich eben die christlichsoziale Partei nicht anschließen; ihr Programm und ihre ganze Geschichte hindert sie daran ebenso wie die Ueberzeugung ihrer Abgeordneten und ihrer Wähler.[1])

[1]) Obige Zeilen waren der „A. R." schon vor Wochen zugekommen; der große Stoffandrang zu den beiden Katholikentag-Nummern machten es der Redaktion unmöglich, sie früher zu veröffentlichen.

Traumland.

Ich kenn ein liebes, stilles Land,
Wo keine Träne jemals ward geweint.
In Frieden ruht's am Meeressand,
Wo eine Wundersonne ewig scheint.

Das ist mein holdes Traumesland.
Ist hart in Müh'n der Tag vollbracht,
Fahr' ich im Schlummerkahn der Nacht
Zu seinem sonnengoldnen Strand.

Halley, Wisconsin. Joh. Zimmermann.

Zur Schulfrage in Belgien.

Ein Rückblick.

Von Dr. J. van Berg.

Die erste Phase des Schulkampfes in Belgien hat leider mit einer Schlappe für die Katholiken geendet. Mögen die Gegner diesen Mißerfolg der katholischen Regierung als einen Erfolg buchen, ein Recht, ihn als einen Triumph aus eigener Kraft hinzustellen, haben sie nicht. Die eigentliche Ursache des unerwarteten Abbruches der Beratungen des Gesetzes war das plötzliche Eingreifen des Königs infolge konstitutioneller Bedenken, in zweiter Linie die Rede des bekannten Eigenbrödlers Woeste.

Vor den letztjährigen Kammerwahlen glaubte die Opposition, Liberale und Sozialisten, den Augenblick gekommen, während einer Interpellation über die Regierungspolitik besonders die Schule in den Vordergrund der Debatte zu ziehen. Sie warf der Regierung Mangel an Interesse für den Volksunterricht vor, klagte sie einer übermäßigen Bevorzugung der freien vor den offiziellen Schulen an und verlangte den Unterrichtszwang. Dieser Vorstoß der Linken erwies sich aber bald als ein großer politischer Fehler.

Die Militärfrage hatte eine bedauerliche Spaltung in den Reihen der Rechten veranlaßt. Das Aufwerfen der Schulfrage, und zwar im antichristlichen Sinne, schloß die Reihen der Katholiken sofort wieder fest zusammen, mehr noch, bewog die Regierung, die Schulfrage für die bevorstehenden Kammerwahlen auf ihr Programm zu setzen. Sie verpflichtete sich bei einem günstigen Ausgange der Wahlen zur Einbringung eines Schulgesetzes, welches dem christlichen Teile des belgischen Volkes endlich jene Garantien bieten sollte, welche die Gesetze von 1884 und 1895 nicht zur Genüge gegeben hatten. Damit erklärte die Regierung zugleich, daß sie der Resolution des Mechelner Katholikentages vom September 1909 Folge geben wolle.

Die Kammerwahlen 1910 brachten der Rechten den Verlust eines Mandates, waren also nicht besonders glänzend, gaben aber keinen Grund zur Besorgnis. Denn dieser Erfolg der Linken hatte keinerlei politische Bedeutung, war nur die Frucht von Bestechungen, großartigen Versprechen und dgl. eines eben erst naturalisierten Juden.

Die Thronrede bei Eröffnung der Kammer kündigte eine Schulvorlage an, welche das bestehende System des Elementarunterrichts verbessern und die Freiheit der Familienväter betreffs der Schulen mehr als bisher wahren sollte. Im März dieses Jahres legte dann der Ministerpräsident Schollaert dem Hause den angekündigten Gesetzentwurf vor. Er war vom Könige und sämtlichen Ministern unterzeichnet.

Im ersten Augenblicke war Rechte wie Linke erstaunt über die so weit ausschauenden und einschneidenden Bestimmungen der Vorlage. Schon gleich der erste Artikel brachte eine tiefgreifende Maßregel: das Verbot, Kinder unter 14 Jahren in irgend einer Erwerbstätigkeit zu beschäftigen. Die folgenden Artikel bestimmten, daß eine neue vierte Stufe des Elementarunterrichtes die Unterrichtszeit um zwei Jahre verlängern, jedoch zugleich den Fachunterricht vorbereiten, und daß der Unterricht selbst unentgeltlich, aber vom sechsten bis vierzehnten Lebensjahr obligatorisch sein solle. Der Schluß der Vorlage stellte allen Schulen, die eine übrigens mild zu handhabende Staatsaufsicht anerkennen würden, eine Unterstützung in Form eines sogenannten „Schulbons" in Aussicht. Nach diesem System hätte jeder Familienvater so viel Bons erhalten, als er schulpflichtige Kinder besaß. Je nach der Größe der Gemeinde hätte der Wert eines Bons zwischen 30 und 36 Fr. geschwankt. Nach der Zahl der Bons, die zu bestimmten Zeiten bei der Verwaltung der von den Kindern besuchten Schule eingeliefert worden wären, hätte sich die Unterstützung der Gemeinde, der Provinz und des Staates bemessen.

Diese Vorlage kam wirklich den vernünftigen Ansprüchen aller Parteien entgegen: den Liberalen wie den Sozialisten brachte sie den begehrten Unterrichtszwang, und die Unterstützungen regelte sie nach Plänen, welche früher von Liberalen, die noch heute Kammermitglieder sind, als durchaus billig bezeichnet wurden. Dagegen konnten die Katholiken noch immer darüber klagen, daß auch durch diese Vorlage noch keine Mittel zum Bau und Unterhalt ihrer Schulgebäude bereitgestellt wurden. Aber auch für sie war die Vorlage ein kräftiger Schritt vorwärts.

Nach zweitägigen Fraktionsberatungen kündigte die vereinigte Linke den unversöhnlichen Kampf gegen diese Vorlage an; sie erklärte kein Mittel unversucht lassen zu wollen, um Durchberatung und Annahme des Entwurfes zu verhindern, und spielte sogar mit Drohungen eines Aufstandes. Der Kriegserklärung folgte sofort der bittere Kampf.

Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge wurde die Vorlage den Sektionen überwiesen. Die Mitglieder der belgischen Kammer scheiden sich nämlich allmonatlich durch das Los in sechs Sektionen. Diese ernennen nach kurzer Beratung des vorliegenden Gegenstandes je einen Berichterstatter. Aus der von den sechs Berichterstattern gebildeten Zentralsektion wird nach nochmaliger Prüfung der Vorlage wieder ein Berichterstatter gewählt. Dieser hat einen Bericht auszuarbeiten, welcher gedruckt den einzelnen Kammermitgliedern für die Debatte zugestellt wird. Jetzt folgt in der Kammer die Generaldebatte, der sich die Beratung der einzelnen Artikel mit Abstimmung über jeden einzelnen anschließt. Zum Schluß erfolgt die Abstimmung über das ganze Gesetz.

Bei der geringen Mehrheit der Rechten kann diese nicht stets die Mehrheit in den einzelnen Sektionen haben. In unserem Falle waren bei Beginn der Beratungen drei Sektionen in ihrer Mehrheit regierungsfeindlich. Da aber zur Bildung der Zentralsektion mindestens vier Berichterstatter nötig sind, war der Obstruktionsplan der Opposition von selbst gegeben. Die drei regierungsfeindlichen Sektionen beschlossen einfach, ihre Arbeit auf unbestimmte Zeit auszudehnen in der Weise, daß sie zwei- bis dreimal zusammentraten und sich dann stets auf weitere zwei Wochen vertagten. So konnten sie es erreichen, daß die Vorlage überhaupt nicht in die Kammer gelangte. Die Regierung war dem Spott des Landes preisgegeben.

Die Rechte suchte nun durch einen Schachzug ihrerseits diese Art der Opposition zu brechen. Am 12. Mai brachte Graf Limburg-Styrum einen Gesetzantrag ein, der, abgesehen von einigen kleineren Modifikationen, die Regierungsvorlage enthielt. Darüber natürlich Ausbrüche von Wut auf seiten des liberal-sozialistischen Kartells. Die Initiativanträge der Abgeordneten gelangen erst auf Umwegen zur eigentlichen Beratung. Im Unterschied von den Regierungsvorlagen wird für sie eine Vorberatung über die „prise en considération" gefordert. Mit dieser Vorberatung begann man am 24. Mai. Die vereinigten Liberalen und Sozialisten erklärten jetzt die offene Obstruktion in der Kammer und drohten mit dem Aufruhr auf der Straße. Die Rechte beschloß die Sitzungen solange auszudehnen, bis die Vorlage Gesetz geworden wäre; im übrigen wollte sie der Obstruktion gegenüber volle Ruhe bewahren. Die eigentlichen Debatten zu unterdrücken oder das Gesetz durchzupeitschen, hatte die Regierung keineswegs die Absicht; den Gegnern sollte reichlich Zeit gegönnt werden, ihre Gründe vorzubringen. So, meinte man, würde die Obstruktion sich selbst erschöpfen.

Auch im Lande gingen die Wogen der Erregung hoch. Auch hier wurde der Schulkampf unter Anspannung aller Kräfte und mit allen Mitteln geführt: Anschläge, Flugblätter, Broschüren, Versammlungen, demonstrative Aufzüge, Petitionen folgten sich beiderseits ohne Unterbrechung. Durch Lügen und Verleumdungen suchten die Liberalen und Sozialisten die Schwäche ihrer Argumente zu ersetzen: immer und immer wiederholten sie, das Gesetz beabsichtige eine unerhörte Bereicherung der Klöster.

Schon über eine Woche wütete der Kampf in der Kammer, ohne daß die wilde Obstruktion gestattet hätte, einen Schritt nur voranzukommen. Weil die Geschäftsordnung den Gegnern ihr Treiben zu sehr erleichterte, kam die Regierung zur Ueberzeugung, daß in absehbarer Zeit nicht auf eine Erledigung der Vorlage gerechnet werden könne. Da entschloß sie sich zu einem Ausweg, der von der gewöhnlichen Behandlung der Vorlage in den Sektionen zwar bedeutend abwich, aber doch nicht eigentlich gegen die Geschäftsordnung verstieß. Der Gesetzentwurf sollte einer besonders für diesen Zweck gewählten Kommission vorgelegt werden. Als Schollaert im Verlaufe einer Fraktionssitzung erklärte, die Regierung würde, um dieses Gesetz durchzubringen, bis zu den Grenzen des Rechtes gehen, da auch die Gegner sich aller Mittel bedienten, fand er die volle Zustimmung der Rechten.

In diesem Augenblick griff plötzlich der König ein. Schon eingeschüchtert durch übertriebene Berichte über die Erregung im Lande, welche die zum Teil freimaurerische Umgebung, darunter besonders der Großindustrielle Solvay, ihm beibrachten, bekam er Bedenken, ob der Beschluß der Rechten die Schranken der Verfassung nicht überschreite. Er berief deshalb die führenden Männer der katholischen Partei, neben ihnen aber auch den liberalen Senator Dupont. Dieser sowie Woeste erklärten dem König kategorisch, daß die Maßregel der Regierung verfassungswidrig sei. Woeste tat noch ein übriges. Ohne irgendwie Rück-

sprache mit seinen Kollegen genommen zu haben, forderte er in der Sitzung vom 7. Juni die Beratung in den Sektionen, fiel also der Regierung in den Rücken. Der König verlangte nun gleichzeitig den gewöhnlichen Weg der Gesetzgebung. Dadurch wurde die Stellung Schollaerts, der sich bereits auf den neuen Weg festgelegt hatte, unmöglich, zumal er nicht wissen konnte, wieweit infolge des durch Woeste unternommenen Vorstoßes der Riß in der eigenen Partei klaffen würde. Die Demission Schollaerts, eigentlich vom König halb erzwungen, wurde angenommen, aber der von der Linken erwartete Zusammenbruch der Rechten blieb aus. Als Donnerstag den 8. Juni Schollaert den Rücktritt des Gesamtministeriums zur Kenntnis brachte, und dann die Rechte unter demonstrativen Rufen „Vive Schollaert!" den Sitzungssaal verließ, blieb nur Woeste zurück, wofür ihm die Sozialisten eine ungewünschte Demonstration darbrachten. Schollaert und Helleputte wurden zu Führern der Partei erklärt.

Die Schwierigkeiten bei Bildung des neuen Kabinetts Brocqueville sind aus der Tagespresse zur Genüge bekannt. Das Schulgesetz selbst ist nicht zurückgezogen, sondern nur für ein Jahr von der Beratung abgesetzt. Die nächstjährigen Wahlen werden über dasselbe, aber auch zugleich über die Zukunft der katholischen Partei, und damit Belgiens entscheiden. Hoffentlich gelingt es der katholischen Partei, durch unermüdlich aufklärende Arbeit das katholische belgische Volk zu überzeugen, daß eine liberal-sozialistische Regierung ihm nur französische Zustände bescheren würde; diese sind ja das eingestandene Ideal der Gegner der jetzigen katholischen Regierung.

* * *

Inzwischen arbeitet der von der Sozialdemokratie völlig ins Schlepptau genommene belgische Logenliberalismus mit den frivolsten Mitteln des öffentlichen Skandals, um die Volksmehrheit und namentlich den König einzuschüchtern. Der für den Mariä-Himmelfahrtstag (15. August) im größten Stile vorbereitete Massenumzug durch die Straßen Brüssels wird den gewünschten Eindruck kaum ganz verfehlt haben, obwohl keine Stimme im Lande für den „Antiklerikalismus" neu gewonnen wurde. Eher das Gegenteil, wie sich vielleicht bald zeigen wird. Aber der Liberalismus offenbart den Willen, die Wege der Sozialdemokratie zu gehen und mit dem Königtum aufzuräumen, wenn es länger widerstrebt. Das allgemeine Wahlrecht ist dem Liberalismus nur Vorwand. Die ganze Straßendemonstration, deren Teilnehmerzahl von der liberalen Presse um die Hälfte übertrieben wird, stand unter der aus hunderttausend Kehlen gebrüllten Devise: Nieder mit den Pfaffen! Nieder mit den Klöstern!

Stunden am Meer.

Ich starrte stundenlang aufs off'ne Meer —
Und las darin, als wär's ein Buch gewesen,
Von Leidenschaften, wild durchglüht und schwer,
Von Seelenwunden, die im Sturm genesen.

Da ward mir manches Rätsel offenbar,
Das tausendfältig durch die Menschheit schreitet,
Und manches dunkle Wort mir wurde klar,
Warum die Sehnsucht ihre Arme breitet,

Warum die Seele über Meere ruft
Und über Sturmeswellen Herzen fliegen;
Warum so manche Hast sich sehnt zur Gruft,
Warum auf Wogen heisse Träume liegen;

Warum nicht murrt begrabener Verzicht,
Und Wünsche lohen noch im Sterbgewande;
Warum der Sturm die stärksten Masten bricht,
Manch einer einsam sinnt am Meeresstrande . .

Ich sah dem flücht'gen Wellenspiele zu
Und las darin Geschicke, Sternenwahrheit — —
Und jene Stunden hüllten um mich Ruh',
Sie brachten meiner Sehnsucht tiefste Klarheit.

Dr. Hans Besold.

Der Bayerische Lehrerverein und seine Jubelversammlung in Regensburg.

Von H. Rosen.

In den Tagen vom 7. bis 10. August waren an der Geburtsstätte des Bayerischen Lehrervereins in Regensburg die Mitglieder dieser machtvollen Organisation versammelt, um in mehr festesmäßiger Aufmachung als in dem sonst gewohnten Rahmen praktischer Arbeit ihre 18. Hauptversammlung als 50jähriges Jubelfest zu begehen.

Der Verein umspannt von den etwa 13150 aktiven Lehrern Bayerns 12888 in seinen Reihen, dazu kommen 2069 pensionierte Lehrer und Schulpraktikanten, so daß also 14957 Lehrer im liberalen Verein organisiert sind. Etwa 10000 katholische Lehrer, vielfach den letzten Zielen des Vereins ferne stehend, sind in dieser Zahl vertreten; nur etwas über 900 katholische Lehrer sind in den konfessionellen Lehrervereinen des rechtsrheinischen Bayern und der Pfalz gesammelt.

Es hat keinen Wert, an diesen Zahlen möglichst vorüberzugehen und sich scheu von denselben fernzuhalten. Wir stellen sie hier auch katholischen Kreisen in heller Beleuchtung vor Augen, auf daß man erkenne, welch missionare Aufgabe insbesondere in den Kreisen des Lehrerstandes der katholischen Sache in Bayern zukommt.

Die Zahlen müssen insbesondere immer wieder auch den sogen. „gutgesinnten" Mitgliedern des Bayerischen Lehrervereins vor Augen gehalten werden, damit nicht jeder mit der Ausrede seine Teilnahme beschönigen kann, auf ihn komme es nicht an. Und dann muß auch diesen Lehrern das beschämende Beispiel ihrer Kollegen in den weit mehr konfessionell gemischten Bundesstaaten, ja in vorwiegend protestantischen deutschen Ländern vor Augen gehalten werden. In Württemberg, Baden, Elsaß-Lothringen, in Hessen, im Rheinlande, in Westfalen und Schlesien, ja sogar in Braunschweig, Brandenburg, Pommern und Oldenburg, in Sachsen und in den Freien Städten gehören die katholischen Lehrer fast ausnahmslos den katholischen Lehrervereinen an, so daß der katholische Lehrerverband des Deutschen Reichs im Jahre 1911 18885 Mitglieder zählt und in den vier nicht angeschlossenen katholischen Organisationen (Katholischer Lehrerverband Sachsen, Lehrersektion des katholischen Schulvereins in Württemberg, Katholischer Lehrerverein Hessen und Katholischer Lehrerverein Württemberg) ebenfalls 2500 Mitglieder vereinigt sind.

Wenn der in religiöser wie politischer Beziehung dem linksstehenden Liberalismus huldigende Deutsche Lehrerverein auch katholische Lehrer in seinen Reihen verzeichnen kann, so verdankt er das fast einzig dem Beitritt des Bayerischen Lehrervereins, der ihm die große Zahl von katholischen Mitgliedern zuführt, während alle übrigen Staaten fast ausnahmslos nur protestantische Mitglieder zu ihm stellen.

Indem wir diese Kennzeichnung der Lage in Bayern und im Reiche voraussstellen, verkennen wir nicht, was der Bayerische Lehrerverein in 50jähriger Arbeit an Kraft und Opfermut für Schule und Lehrerschaft entbunden und was er an Anregung zu geistigem Streben, zu gesundem Fortschritt hinausgegeben hat. Objektiv ist auch anzuerkennen, daß nach dieser Richtung dem Bayerischen Lehrerverein immer Führer gegeben waren, die mit Geschick und machtvollem Willen das Steuer führten. Wir nehmen bei dieser Konstatierung keinen der bisherigen Vorstände aus, weder Heiß noch Koppenstätter, noch Schubert, wenn wir auch wünschen müssen, daß sich ihre Führung der katholischen Lehrerschaft Bayerns in anderer Richtung bewegt hätte.

Ja, wäre es bei den Tendenzen geblieben, die bei der Gründung in Regensburg von Heiß mit voller Wärme und Begeisterung proklamiert wurden! „Auf denn, teure Amtsbrüder in allen Gauen unseres Vaterlandes! Zeigt Euch als Männer, die für ihr Amt begeistert sind. Gründet einen „Bayerischen Lehrerverein", der frei von jeder politischen Tendenz nur das Wohl der Schule und der vaterländischen Jugend im Auge behält. Seid gewiß, daß Euer edles Streben vom herrlichsten Erfolg gekrönt sein wird, und daß Regierung und Volk mit Vertrauen auf Euch schauen werden, die Ihr es durch die Tat beweiset, daß Euch heilig Euer Beruf, und daß Ihr mit ganzer Kraft einsteht für Volk, Thron und Altar!"

So hatte Heiß damals verkündet, und es wurde darauf hingewiesen, daß auch Geistliche gerne in den Verein aufgenommen würden. Wie ist das heute anders geworden! Die Regensburger Tagung selbst hat dafür den Beweis geliefert.

Beyhl hat mit seinem Ruf nach der „roten Freiheit" bei der Begrüßungsversammlung deutlicher als je das Ziel markiert, und als ein anderer Redner darauf hinwies, wie um die Leitung des Vereins immer noch „krächzend die Raben" flögen, da wurde er nicht etwa abgelehnt, sondern mit Beifall bedankt.

Und welche Stellungnahme fand Schubert zur bischöflichen Kundgebung? Als er den Ausbau der „Lehrerzeitung" ankündigte, führte er nach Nr. 219 der „Augsburger Abendztg." aus: „Herzlicher Dank gebühre dem Manne, der in schwerer Zeit die ‚Lehrerzeitung' mit Klugheit, Besinnung und Vorsicht geleitet habe. Unser Mayerhöfer ist ein ganzer Mann! (Donnerndes Bravo.) Er bleibe ein Mann! (Bravo.) Unser Organ muß bleiben ein Organ des Fortschrittes, der Erziehung, der Schule und der Bestrebungen des deutschen Lehrerstandes. Mayerhöfer möge wie bisher die ‚Lehrerzeitung' mit Umsicht, Tatkraft, Vorsicht und Klugheit in dem von uns gemeinten Sinne weiterführen." Die „Abendzeitung" fügt an: „Als Schubert geschlossen hatte, winkten ihm Tausende von Händen Beifall zu, wehende Tücher und jauchzender Zuruf bekundeten dem tapferen, umsichtigen und unerschrockenen Führer und damit den Mitgliedern des Hauptausschusses, daß sie ganz im Sinne der Vertreterversammlung und damit der gesamten bayerischen Lehrerschaft gehandelt hatten".

Wo blieben da die „gutgesinnten katholischen Lehrer"? Und als anderen Tags in großer öffentlicher Versammlung sich diese Stellungnahme wiederholte, wo blieben sie?

Es ist nicht schwer, aus der Regensburger Tagung allein den Nachweis zu führen, daß der Bayerische Lehrerverein eben nicht der reine Standesverein blieb, als der er ursprünglich gedacht war, sondern schulpolitisch tendenziös geführt wurde. Man denke nur noch an die einseitige Stellungnahme zur Simultanschulfrage, die trotz scheinbarer Objektivität vorgenommen wurde.

Schubert führte aus: „Die Simultanität der Volksschule stellen wir im Bayerischen Lehrerverein nicht als grundsätzliche Forderung auf, wir wissen, daß ein Teil unserer Mitglieder für die konfessionelle Schule ist. Ich gehe der Frage nicht aus dem Wege und bekenne für mich und sehr viele Lehrer, daß wir für das Simultanitätsprinzip sind. Für alle aber darf ich sagen, daß da, wo die Verhältnisse simultane Schuleinrichtung im Interesse des Unterrichtes und der Erziehung erheischen, sie auch durchgeführt werden soll. Die Fluktuation der Bevölkerung schwemmt die mit der Seßhaftigkeit verknüpften engen Gesichtskreise doch noch hinweg."

Fühlen die für die Konfessionsschule eintretenden Mitglieder nicht, wie ihre Ueberzeugung hier unterdrückt wird? Die zitierten Ausführungen Schuberts sind geradezu ein Beispiel dafür, wie man einerseits sich als objektiv geriert, anderseits aber doch eine schulpolitische Parteistellung einnimmt.

Wie der Bayerische Lehrerverein mit seiner großen Mitgliederzahl auch in Fragen, die mit dem prinzipiellen religiösen Standpunkt nichts zu tun haben, sehr schwer zu einmütigem Entscheid kommt, hat auch die Stellungnahme zur „Arbeitsschule" in Regensburg bewiesen. Es ist geradezu kläglich, daß eine so große Vereinigung von Pädagogen durchaus keinen Weg finden konnte, wie sie sich zu der Frage stellen soll. Die gefaßte Resolution spiegelt die ganze Unentschiedenheit wieder, die eine nur äußerlich geschlossene Vereinigung charakterisiert.

Es wurde erwähnt, daß manche Leistungen des Vereins auch sehr anerkennenswert sind. Wir rechnen dazu besonders die Wohlfahrtseinrichtungen; z. B. wurden aus dem Lehrerwaisenstift in einem Jahr 74,494 M, aus der Wilhelmstiftung des Vereins 22,988 M, aus der allgemeinen Unterstützungskasse 60,190 M ausbezahlt. Dazu kommen Haftpflicht und Rechtsschutz. Auch für die Fortbildung seiner Mitglieder hat der Verein in den pädagogischen Sektionen, in Universitätskursen und neuestens mit dem pädagogisch-psychologischen Institut in München außerordentlich viel getan. Wenn man das objektiv anerkennt und sehr hoch wertet, so wird man doch nicht vergessen, daß der Bayerische Lehrerverein mit seinen parteipolitischen Tendenzen auch vielfach den Fortschritt von Schule und Wohl des Lehrerstandes gehemmt hat. Es sei daran erinnert, wie Schuberts Haltung in den neunziger Jahren eine Lehreraufbesserung zu Fall brachte, und es sei auch hervorgehoben, wie gerade die Maßlosigkeit der Forderung hinsichtlich der Fachaufsicht und der Geist des großen Teiles der Lehrerschaft den gesunden Fortschritt einer rechten Schulleitung aufhielt. Kann man sich wundern, wenn Staat und Kirche nachdenklich werden und Leuten die Selbstverwaltung verweigern, die offen den Kampf um die „rote Freiheit" proklamieren?

Diese Gesichtspunkte müßten von den ruhiger denkenden Elementen der Lehrerschaft immer wieder erwogen werden, sie würden dann sicher den rechten Entscheid in der Frage finden, ob sie einem sogenannten paritätischen, in Wirklichkeit linksliberal gerichteten Verein angehören können.

Von denen, die heute die 12000 des Lehrervereins ausmachen, ist allerdings nicht mehr viel zu hoffen. Gewohnheit und Gleichgültigkeit sind zu große Feinde entschlossener Umkehr. Aber die Jugend muß aufgeklärt werden über die Ziele und Tendenzen der Lehrervereine; sich daran möglichst zu beteiligen, muß Aufgabe eines jeden gebildeten katholischen Mannes sein.

Warum muß in der Fortbildungs- und Fachschule Religionsunterricht erteilt werden?

Von Gymnasialprofessor Dr. Hoffmann-München.

Diejenigen, die bei jeder Gelegenheit rufen: Zuviel Religion! drängen auf Ausschaltung des Religionsunterrichts an den Fortbildungs- und Fachschulen; in Preußen haben sie denn auch bereits einen großen Triumph errungen. Demgegenüber wurde von positiv christlicher Seite — auch auf dem heurigen Katholikentage wurde die Angelegenheit berührt — vieles geltend gemacht, was die Notwendigkeit der religiösen Belehrung auch in jenen Schulgattungen dartut. Wir möchten in folgendem nur auf einen Punkt hinweisen: die Vorgänge, die in der Seele der fortbildungsschulpflichtigen Jugend naturgemäß auftreten, fordern einen Unterricht in der Religion als eine psychologische Notwendigkeit.

Die Vertreter der Pädagogik betonen sehr, und zwar mit vollem Rechte, daß Unterricht und Erziehung sich an die Entwicklung der jugendlichen Seele enge anschließen. Mit der Kindheit und Jugend kommen wir nur dann zurecht, wenn wir jenen eigentümlichen Fäden, die das Gewebe der jugendlichen Reifung bilden, langsam nachgehen, wenn wir selber uns ihnen von Stufe zu Stufe anpassen. Nun aber ist es eine Tatsache, daß die körperliche und geistige Reife, die Pubertät, in die fortschreitende Entwicklung des Menschen einen tiefen Einschnitt macht: das Kind stirbt und unter Wehen wird der Mann geboren. Körperliche, intellektuelle und moralische Eigenschaften des Kindes schwinden und an ihre Stelle treten die Fähigkeiten des Erwachsenen. Dieses gilt nicht am wenigsten vom religiösen Leben, das von jenen Veränderungen nicht unberührt bleiben kann. Es bildet sich vielmehr die religiöse Persönlichkeit, meistens für immer. In diese Zeit der körperlichen und geistigen Umgestaltung fallen aber die Jahre der Fortbildungs- und Fachschule.

Dem Kinde wurden entsprechend seiner Natur die ewigen Wahrheiten des Christentums in einer faßlichen Weise gleichsam als Milch geboten; sie wurden mit dem kindlichen Vorstellungs- und Gedankenkreise in Einklang gebracht. Gott erschien als ein mächtiger, gütiger Vater, der indes auch das Böse unerbittlich straft, der Himmel zeigte sich als ein Haus voller Freuden, wie sie der kindlichen Vorstellung faßbar sind. Ueberhaupt trug die Religion des Kindes einen stark anthropomorphistischen Zug. Dieses Verfahren des Religionsunterrichtes ist theologisch wohl erlaubt; es liegt in demselben keine Unwahrhaftigkeit; das Mitgeteilte bietet vielmehr ein Abbild, wenn auch ein schwaches, von der Wirklichkeit; pädagogisch ist diese Anpassung geradezu gefordert; aller Unterricht muß ja den geistigen Stand des Zöglings berücksichtigen, an seinen Vorstellungskreis anknüpfen und so diesen allmählich erweitern und in höhere Sphären führen.

Zur Zeit der Pubertät ändern sich die Voraussetzungen. Der Geist des jungen Menschen macht einen Ruck vorwärts, und zwar ziemlich rasch. Es entwickeln sich die Fähigkeiten und Kräfte zu wesentlich höheren Funktionen. Seine geistige Tätigkeit geht nun über das Sinnenbild hinaus, der Geist wird reif zur Abstraktion und Reflexion und vermag den inneren Zusammenhang der Dinge zu fassen. Neigung und Befähigung entstehen, mit metaphysischen Fragen sich zu beschäftigen. Der Mensch, der vor kurzem noch in den Kinderschuhen steckte, wird zum kleinen Philosophen. Seine Tätigkeit erstreckt sich allerdings mehr darauf, daß er alles kritisiert und in Zweifel zieht, über alles aburteilt und räsoniert. Keine Frage auf den verschiedensten Gebieten dünkt ihm zu schwierig, als daß er sich nicht an dieselbe heranzumachen

getraute. Diese Aenderung in der geistigen Veranlagung des Menschen zur Zeit der Pubertät betrifft seine ganze bisherige Anschauungswelt; sie berührt aber ganz vorzüglich seine religiöse. Die Vorstellung des Kindes von Gott und vielen Wahrheiten des Christentums kann vor dem erwachten Denken nicht mehr standhalten. Der religiöse Glaube erleidet in dieser Zeit einer blinden Kritik bei vielen Heranwachsenden einen völligen Umsturz. Nun tut es unbedingt not, denselben neu aufzubauen und fortzubilden unter Berücksichtigung des eingetretenen geistigen Fortschrittes und mit getreuer Benützung der gebliebenen Reste der kindlichen Anschauungen. Der Unterricht in der Glaubenslehre wird sich jetzt mehr an Vernunft und logisches Denken anlehnen, wird mehr — stets den Fassungskreis des Zöglings beachtend — zu metaphysischen Vorstellungen führen. Damit wird der junge Mensch zu einem Glauben an Gott und die übrigen Wahrheiten der Religion geführt, der näher an die Wirklichkeit herankommt und zugleich dem geistigen Stande des heranreifenden Menschen entspricht. So hat der Religionsunterricht in diesen Jahren eine außerordentlich wichtige Aufgabe zu erfüllen. Hat der Religionslehrer in der Kinderschule vielfach Hilfe am frommen Elternhause, so findet seine Tätigkeit in den Schulen der heranwachsenden Jugend von außen fast nirgends Unterstützung. Auch das Elternhaus kann solche nur in den seltensten Fällen leisten.

Dagegen weist die Jugendzeit selbst eigentümliche, der Religionslehre recht günstige Momente auf. Da ist es zunächst der metaphysische Zug dieser Altersstufe, sodann die Hinneigung und Begeisterung zum Erhabenen. Diese Momente kann der Religionslehrer benützen, um die Jugend für die großen übersinnlichen Geheimnisse des Christentums zu gewinnen und diese in den Mittelpunkt ihres geistigen Lebens zu rücken. Die Begeisterung, die in dieser Zeit entsteht, wird nicht eine vorübergehende sein, sondern sie wird meistens für alle folgenden Tage anhalten. Diese gehobene Stimmung für die hohen Geheimnisse des Christentums aber wird die kalte und herzlose Zweifel- und Kritisiersucht, die wir bereits als eine andere Eigentümlichkeit der Pubertätszeit bezeichnet haben, überwinden. Mit der Liebe zu den hohen Idealen der Religion wächst zugleich die Kraft und der Opfermut zu hohen Taten. So gewinnen auch die übrigen Sphären des Lebens. Denn die erhabenen Lehren des Christentums, in richtiger Weise geboten, bereiten den jugendlichen Geist vor zum erhabensten Fluge im Denken auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft.

Werden dagegen die Wahrheiten der Religion nicht organisch in das Wesen des heranwachsenden Menschen eingegliedert, bleibt er vielmehr bei den religiösen Kenntnissen und Vorstellungen der Kindheit, dann erscheint ihm die Religion eben als etwas Kindliches, wenn nicht gar Kindisches, das man übte, solange man ein Kind war, und das man ablegt, wenn man ein Mann wird. Andere Anschauungen, die mehr dem reifen Alter zu entsprechen scheinen, werden dieselbe dann ersetzen. Diese Wandlung dürfte wohl zu keiner anderen Zeit mit solch unfehlbarer Sicherheit sich eingestellt haben, als dieses in der unserigen geschieht. In zahlreichen Zeitungen, Zeitschriften und Vorträgen wird ja auch der heranwachsenden Jugend ein anderes Evangelium gepredigt, als das von Christus verkündigte ist, werden die Wahrheiten des Christentums, besonders von Gott, Entstehung der Welt, Erschaffung des Menschen, von Himmel und Hölle als Kindermärchen hingestellt, die religionsgeschichtlich längst als solche dargetan seien, und welche nur von geistig Rückständigen noch angenommen würden. Wie notwendig ist es deshalb, daß die reifere Jugend in den Lehren der Religion in einer dem erstarkten Geiste entsprechenden Weise unterrichtet wird.

Nicht minder wie auf rationalem Gebiete bringen die Entwicklungsjahre eine tiefgehende Aenderung auf dem des Gemüts und Willens. Auch hier stirbt das Kind und wird der Mann geboren. Die Richtung aber, welche Gemüt und Wille jetzt annehmen, ändert das folgende Leben kaum mehr. Dieses gilt namentlich nach der Seite der religiösen Haltung. Darum ist es ungemein wichtig, religiöses Empfinden und Wollen jener Lebensperiode mit dem ihr eigenen Charakter in Harmonie zu setzen. Dieses vermag nur ein planvoller Unterricht zu tun; er allein kann die entsprechenden Motive, fördernde und hemmende, dem jungen Menschen in richtiger Weise nahebringen. Die religiösen Gefühle der Kindheit bestanden vorzüglich in Dankbarkeit, Hingebung an Gott und im Gehorsam. Diese hatten ihren Ursprung in der jenem Alter eigenen Unterordnung und Nachahmung. Dieses Fundament aber bricht mit dem Beginne der Reife zusammen. Gerade das Gegenteil bezeichnet den Grundton in der Gesinnung des Jünglings, nämlich das Bestreben, als eine eigene, von der Umgebung losgelöste Persönlichkeit aufzutreten, die sich ihre Wege selbst sucht. Damit kommt das religiöse Leben in große Gefahr, und tatsächlich gibt es kein Alter, das so wenig natürliche Neigung für religiöse Betätigung besitzt, wie gerade die Pubertätszeit. Es ist deshalb dringend notwendig, daß nun ein anderes Fundament gelegt wird. Dieses aber muß verankert werden in den Eigenschaften des inneren Lebens, das sich zu bilden nun im Begriffe steht. Der heranwachsende Mensch ist zur freien, bewußten Anerkennung der Oberhoheit Gottes zu führen; hierin müssen jetzt die Motive zum ethischen Handeln und zur Erfüllung der gottesdienstlichen Pflichten wurzeln. Wie wäre aber eine solche Hinüberführung des Kindes in das religiöse Leben des Mündigen möglich ohne planmäßige, dem Geistesstande des Zöglings angepaßte religiöse Belehrung? Diese muß in einem geordneten Unterrichte in der Schule im Rahmen der übrigen Bildungsarbeit gegeben werden. Nur diese religiöse Unterweisung kann den jugendlichen Geist genügend aufklären über die Vortrefflichkeit des göttlichen Gesetzes, über die Pflicht des Geschöpfes, den Willen des Schöpfers in freudiger Unterwerfung zu erfüllen; nur ein geordneter Religionsunterricht wird die sittliche Größe und Stärke einer solchen Unterordnung zeigen und dartun, wie gerade diese des Mannes würdig ist; nur er kann auf die Gefühle des jugendlichen Herzens einwirken und sie zu mächtigen Helfern zur Gewinnung des Willens machen.

Noch ein weiteres Moment sei erwähnt, weshalb gerade diese Hinüberführung des Kindes zum sittlichen Leben des Erwachsenen so schwierig ist und der Leitung durch einen eigenen Unterricht bedarf. In der Pubertätszeit steigen mächtige Leidenschaften aus der Tiefe der Seele auf, es sei nur erinnert an die geschlechtlichen Triebe, an die Selbstsucht mit ihren verschiedenen Erscheinungsformen. Wenn sich nun das Gewissen einzig auf die religiöse Erkenntnis und Kraft der Kindheit stützt, dann wird dieses leicht überwunden werden. Den Leidenschaften der Entwicklungsjahre gegenüber vermag nur die Macht des mit der Vernunft des Erwachsenen erkannten höchsten Herrn und seines Willens genügenden Einfluß auszuüben. Nur ein Religionsunterricht, der sich auf diesen Boden stellen kann, wird die Leidenschaften zähmen und sie veredelt auf ein höheres Gebiet hinüberleiten.

Damit wird eine allgemeine Willensbildung geschaffen. Hier sei nochmals daran erinnert, daß die Richtung des Willens, die in den Jahren der Pubertät eingeschlagen wird, durchs Leben standhalten wird. Es gibt jedoch keine Macht, die zur Willensbildung derart geeignet ist wie die christliche Religion. Sie wird aber diese Wirkung nur dann haben, wenn sie in der Zeit, in welcher der Wille sich entscheidet, planmäßig dem geistigen Stande des werdenden Mannes sich anpaßt. Dieses kann ohne eigenen Unterricht nicht geschehen. Diejenigen, welche sich gegen die Beibehaltung des Religionsunterrichtes an den über die Volksschule hinausgehenden Bildungsanstalten der Jugend erklären, möchten doch einmal Einsicht nehmen in das, was der Freidenker Payot in seinem Werke „Die Erziehung des Willens", das innerhalb einer kurzen Zeit eine große Anzahl von Auflagen erlebt hat und auch ins Deutsche übersetzt ist (Völkel, Leipzig 1901), über den unvergleichlichen Einfluß der Religion auf die Willensbildung ausführt.

Gewohnheiten, die zur Zeit der Reife angenommen werden, dauern meist das ganze Leben hindurch fort. Der Religionsunterricht, der in der Entwicklungsperiode die Jugend zur Erfüllung der religiösen Uebungen, zum Besuch des Gottesdienstes und zum Empfang der heiligen Sakramente anleitet, wird auch hierin eine heilsame Gewöhnung schaffen. Dadurch aber wird dem religiösen Leben Kraft und Weihe verliehen.

Diese kurze Ausführung dürfte zur Genüge zeigen, daß zu keiner Zeit des Lebens der Religionsunterricht notwendiger ist als in der Entwicklungsperiode. Es handelt sich unstreitig um eine Lebensfrage für die religiöse Gesinnung und Betätigung des einzelnen. Darum auch der Kampf des Unglaubens gegen diesen Unterricht; darum ist es anderseits notwendig, daß alle christlich gesinnten Elemente der Bevölkerung mit jeglicher Macht dafür eintreten, daß nicht bloß die Studierenden, sondern auch diejenigen jungen Leute, die Fortbildungs- und Fachschule besuchen, einen eigenen Religionsunterricht erhalten.

Glaube und Moral müssen mit der fortschreitenden geistigen Entwicklung des jungen Menschen in Einklang gehalten werden, in den religiösen Uebungen aber muß in der Zeit, wo die Entscheidung für das ganze Leben fällt, eine feste Gewohnheit geschaffen werden.

Die „Modernisten"-Suche,

die gewisse Leute des In- und Auslandes seit Jahren ganz systematisch wie einen Sport oder ein Gewerbe betreiben, wird trotz aller üblen Erfahrungen fortgesetzt. Heft 1467 der „Civiltà Cattolica" vom 5. August bespricht in einem Aufsatz ‚Laris italienische Uebersetzung von K. Decurtins' „Drei Briefen an einen jungen Freund" (Rom 1911). Man liest dort (S. 341): „Professor Decurtins bemerkt, nachdem die Enzyklika (Pascendi) denjenigen einen Zügel angelegt, welche von den theologischen und philosophischen Lehrstühlen die modernistischen Lehren verkündeten, »habe man sich um so eifriger und ungescheuter auf die Vertretung derselben in der Literatur geworfen, indem man sie mit größter Sympathie in dieser oder jener fingierten Persönlichkeit verherrlichte, dagegen die Vertreter der kirchlichen Autorität abstoßende und ganz gehässige Rollen spielen ließ.« Zum Beleg untersucht Decurtins zwei deutsche Romane, Jesse und Maria von Handel-Mazzetti, und Die Senlinghe (lies Sendlinge) von Voghera von Ilse von Stach, erschienen im ‚Hochland', einer Zeitschrift, die sich zur Bannerträgerin des Modernismus in Deutschland gemacht hat." Bekanntlich ist der Roman Handel-Mazzettis vor der Enzyklika Pascendi erschienen. Weiter werden aus Laris „schöner Vorrede" die Sätze zitiert: „Diejenigen Leser, die mit der modernistischen Literatur vertraut sind, werden bei jedem lichtvollen Satze des Herrn Decurtins sich sofort an eine wohlbekannte Persönlichkeit oder ein schon gelesenes Buch erinnert fühlen, und auch die große Aehnlichkeit bemerken, die in gewisser Hinsicht zwischen Jesse und Maria und (Fogazzaros) Leila besteht: mögen sie nach den Umständen die Nutzanwendung ziehen. Diejenigen aber, die noch im Dunklen wandeln, mögen dem Herrn danken und aus den „Drei Briefen an einen jungen Freund" sich von der Notwendigkeit überzeugen, sich fern zu halten von der listigen Schlange." Der Aufsatz der „Civiltà" begleitet diese Floskeln mit einem Bravo. Von einem Beweis für die Pauschalverdächtigung des „Hochland" als „Bannerträgerin des Modernismus" (!) keine Spur, für die Anklage gegen E. v. Handel-Mazzetti und Ilse v. Stach ebenso wenig. Es ist jetzt schon 20 Monate her, seit Decurtins (Dezemberheft 1909 seiner Monatsschrift für christliche Sozialreform) seinen Feldzug gegen die österreichische Dichterin eröffnete; im April 1910 stieß das Spezialorgan für Modernistenzüchtung, die „Correspondance de Rome", in dasselbe Horn, und im Augustheft 1910 seiner Monatsschrift veröffentlichte er den „dritten Brief an einen jungen Freund"; daß sich die Gesinnungsgenossen in der Schweiz, Italien, Frankreich und Oesterreich — im Deutschen Reich nur ganz vereinzelt — an der Hetze beteiligten, versteht sich von selbst. Dann kam das dicke Ende: Im Herbst rechnete die „Allgemeine Rundschau" (Nr. 44 vom 29. Oktober 1910) mit ihm und seinen Genossen in einer Spezialuntersuchung ab, auf die er nur mit einigen Redensarten antwortete. Seitdem hat die arme Dame ziemlich Ruhe gehabt. Jetzt greifen Herr Lari und die „Civiltà" die alte Geschichte wieder auf, ohne daß uns die römische Zeitschrift auch nur ein Wörtchen von dem fatalen Verlauf verrät, den das Abenteuer genommen hat! Keine Silbe von den chronologischen Ungeheuerlichkeiten der „Correspondance", keine Silbe von den Herrn Decurtins nachgewiesenen Zitatenkunststücken, keine Silbe von der Kühnheit, mit welcher er sogar einen Roman (Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr) verdächtigte, der im vorigen Jahrhundert unter den Auspizien des doch gewiß nicht modernistisch angehauchten Gralredakteurs Eichert erschienen war! Wir geben dem römischen Organ, das doch einen Ruf zu verlieren hat, in aller Ruhe und Höflichkeit zu bedenken, ob sich die Fortsetzung dieser Art von Bekämpfung des Modernismus empfiehlt. Will die Redaktion sich nicht einmal bei urteilsfähigen deutschen Ordensgenossen erkundigen, wie man anderswo über diese Kampagne des Herrn Decurtins und verwandte Dinge denkt? Auch die Lektüre der Verhandlungen der Mainzer Katholikenversammlung wäre nützlich. Der demonstrative Beifallssturm, der so manche Anspielung auf unberufene Kritiker deutscher Verhältnisse im Auslande begleitete, hat ja mit erfreulicher Deutlichkeit gezeigt: die deutschen Katholiken sind es gründlich müde, ihre Leistungen auf dem Gebiete der Politik, Sozialpolitik, Wissenschaft und auch der Literatur fortgesetzt von Leuten nicht nur kritisieren, sondern auch verdächtigen zu lassen, welchen die Vorbedingungen der Kritik fehlen.

Bonn. Dr. Hermann Cardauns.

Der Mainzer Katholikentag und der Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit.

In der III. geschlossenen Generalversammlung des Mainzer Katholikentages wurde einstimmig der nachstehende Antrag angenommen:

„Die 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands ruft mit Nachdruck die Katholiken Deutschlands zur energischen Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit auf, wie sie sich insbesondere in der Ausstellung und dem Vertrieb unsittlicher Bilder und Drucksachen zeigt. Sie lenkt die Aufmerksamkeit der Katholiken auf die Bestrebungen und erfolgreiche Tätigkeit des Verbandes der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit und befürwortet wärmstens für alle, namentlich für alle größeren Städte die Gründung solcher Vereine und deren Anschluß an den Verband. Sie empfiehlt zugleich, daß Vereine mit anderen Zielen zum Beitritt eingeladen werden. Insbesondere weist sie auf die überhandnehmenden Darstellungen hin, welche eine überaus große Gefährdung von Sitte und Tugend des ganzen Volkes, namentlich der Jugend, in sich schließen und gegen welche nur ein energischer Zusammenschluß aller Gutgesinnten schützen kann. Sie empfiehlt die Unterstützung und Verbreitung der von dem genannten Verbande gegründeten Monatsschrift „Volkswart", die als Verbandsorgan sich hauptsächlich die Gründung weiterer Männervereine und die Förderung der Vereinsbestrebungen zur Aufgabe gesetzt hat."

Ueber die Beratung, welche für die ständigen Leser der „Allgemeinen Rundschau" nicht ohne Interesse ist, berichtet das „Festblatt" der 58. Generalversammlung in seiner Nr. 8 (Abendausgabe, Mainz, Mittwoch, den 9. August 1911) folgendes:

„Oberlandesgerichtsrat Marx (Düsseldorf) begründet den Antrag. Er hebt zunächst die großen Verdienste des Abg. Geh. Rats Roeren um die Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild hervor. Er sei der erste gewesen, der den Mut gehabt habe, den Kampf gegen den Schmutz aufzunehmen. (Lebhafter Beifall.) Wer mit den Verhältnissen nicht näher vertraut sei, der mache sich gar keine Vorstellungen davon, mit welcher Flut schmählichsten Unrats das Volk überschwemmt werde. Anfangs hätten die Vorkämpfer nur Spott und Hohn mit ihren Bestrebungen und Anregungen geerntet. Zum anderen Teile habe man ihnen verständnislos gegenübergestanden, aber mit der Zeit seien auch den früheren Gegnern und den Unbefangenen die Augen übergegangen, so daß jetzt der Kampf gegen den Schmutz auf der ganzen Linie aufgenommen sei. Heute hat sich die von uns von allem Anfang an vertretene Auffassung durchgesetzt, daß hier mit eisernem Besen gekehrt werden muß. Wir sind überzeugt, daß wir die ganze Nation hinter uns haben, wenn wir fordern, daß der Schmutzflut Einhalt geboten werden muß. (Lebhafter Beifall.) Nun gebührt es sich aber auch, daß wir derjenigen Männer gedenken, die den Kampf gegen den Schmutz in Wort und Bild mutig aufgenommen haben, trotz aller Schwierigkeiten, trotz allen Hohnes, mit denen man ihnen begegnete. Hier ist es vor allem Armin Kausen (München), der sich die größten Verdienste auf diesem Gebiete erworben hat. (Lebhafter Beifall.) Hier in unserem verehrten Präsidenten, Rechtsanwalt Rumpf, haben wir einen Mann vor uns, der Armin Kausen in seinen schweren Kämpfen treu zur Seite gestanden hat und ihn in allen seinen Bestrebungen auf das eifrigste unterstützt hat. Wir müssen diesen beiden Männern unseren Dank vor aller Oeffentlichkeit aussprechen, unseren Dank für all das Große, was sie geleistet haben. (Lebhafter Beifall.) Neben diesen beiden Männern muß ich noch eines dritten gedenken, des verdienstvollen, langjährigen Leiters des Männervereins, Herrn Pappers-Köln (Lebh. Beifall), der vor einigen Monaten gestorben ist, tief betrauert von den Angehörigen beider Konfessionen. Alle diese Männer, wie auch der Geh. Rat Roeren, haben Anspruch auf unseren unvergänglichen Dank. (Beifall.) Möge Gott uns unseren Armin Kausen und seine „Allgemeine Rundschau" erhalten. (Lebhafter Beifall.)

Hierauf wird der Antrag ohne weitere Debatte angenommen."

Dem Berichte in Nr. 678 der „Kölnischen Volkszeitung" (Mittwoch, 9. August 1911) entnehmen wir noch:

„Vizepräsident Rumpf begrüßt die Annahme des Antrags, denn gerade seine Berufstätigkeit habe ihm Gelegenheit gegeben, die Notwendigkeit des Kampfes gegen die öffentliche Unsittlichkeit kennen zu lernen. Zum Glück beginne auch die Justiz sich eines besseren zu besinnen und den „Sachverständigenunfug" einzuschränken. Es sei ein Verdienst Armin Kausens, wenn mit dem Unfug der Sachverständigen-Gutachten, der jahrelang einen breiten Raum in der Rechtsprechung eingenommen habe, endlich einmal ein Ende gemacht werde. Weiter sei es ein Verdienst Kausens, wenn das konfessionelle Moment nicht in den Kampf gegen den Schmutz hineingetragen worden sei. Hier müsse der Kampf interkonfessionell geführt werden von allen, denen die Reinheit der Familie und der Jugend, die Gesundheit des deutschen Volkes am Herzen liege."

Alte Briefe.

In meinen alten Briefen sucht' ich heut'.
Da fiel ein Blatt heraus aus früher Zeit,
Vergilbt und grau, voll halbvergessner Namen,
Mit Worten, die von meiner Mutter kamen.
O, wie ein Glockenton aus Fernen weit
Stieg da vor mir empor die Kinderzeit,
Die kleinen Wonnen und die kleinen Sorgen,
Die einst erfüllten unser Heut' und Morgen:
„Dass schon der Kirschbaum stand in Blütenzier,
Und dass die Schwalbe über Nachbars Tür
Auch heuer wieder kam, und wie nun ganz,
Ganz nah schon Ostern und mit ihm Vakanz,
Vakanz mit ihren goldnen Maientagen,
Mit ihrem Jubel rings in Wald und Hagen" . .

O meine ganze kleine, kleine Welt
Stieg vor mir auf, von Abendgold erhellt . . .

Was blieb von ihr? . . . Ach Gott, im Lebenstosen
Wie wurden weit wir all umhergestossen!
Vom Blütenbaum der Hoffnung, sonnumstreift,
Wie wenig, ach wie wenig ist gereift!
Und mancher Jugendfreund, der einst die Flügel
Zum Lebensflug erhob, schläft schon im Hügel.
Durch jedes Traumschloss, das wir einst getürmt,
Ist längst das Leben bitterrauh gestürmt,
An harten Amboss hat es uns gestellt
Zu Schweiss und Pflicht, zum Werk für Gott und Welt.

Und doch: Du Sang der Jugendseligkeit,
Klingst noch wie Hifthornklang aus Tälern weit,
Wie Abendläuten überm stillen Wald,
Tönst du noch durch die Tage herb und kalt,
Du streust den Balsam auf die offnen Wunden,
Du segnest unsres Lebens tiefste Stunden,
Und vor dem Klange deiner Märchenlieder
Wird unser hartes Herz zum Kinde wieder.

Dr. Lorenz Krapp.

Der Atheist und Sozialist Maurenbrecher über den Mainzer Katholikentag.

Dr. Max Maurenbrecher, der sich selbst gern als „Prediger einer freireligiösen Gemeinde" bezeichnet, von der sozialdemokratischen Presse stets hochgefeiert wird und schon in mancher Versammlung Schulter an Schulter mit dem bekannten Monisten Dr. Horneffer gegen das Christentum scharfe Attacken ritt, schildert in den „Frankfurter Nachrichten" (Nr. 220) seine Eindrücke vom Mainzer Katholikentag. Die sozialdemokratische Presse, welche sich in Spott und Hohn über die Mainzer Generalversammlung der Katholiken Deutschlands nicht genug tun konnte, hat allen Grund, ihren Lesern das Urteil Maurenbrechers vorzuenthalten. Derselbe schreibt:

„Wir haben in der ersten öffentlichen Versammlung am Montag nachmittag vier gute Redner gehört, darunter zwei Bischöfe. Ja, man muß sogar sagen, daß der Bischof von Mainz und der Bischof von Speyer sich als die besten unter diesen vier Rednern erwiesen. Sie hatten beide einen Anflug von Humor, beide einen tüchtigen Ernst und beide prachtvoll klingende Stimmen. Namentlich Dr. Faulhaber, der Bischof von Speyer, riß durch die fein geschliffene Kürze seiner schlagenden Sätze und die Innerlichkeit seiner Religion die nun doch schon drei Stunden zusammengedrängte Menge zu stürmischen Ovationen hin.... Ich hatte bisher Katholikentage noch nicht selbst gesehen, soviel ich natürlich gleich anderen von ihnen gelesen hatte. Eben darum war ich nach Mainz gefahren, um auch hier einmal mit eigenen Ohren zu hören. Ich kam nicht mit sonderlicher Sympathie: schon meine Stellung als Prediger einer freireligiösen Gemeinde zeigt, daß meine eigene Stimmung in ganz anderer Richtung geht. Und dann hatte ich so eine Art Erinnerung an Zirkus-Busch-Versammlungen des Bundes der Landwirte, deren ich mehrere mitgemacht habe: jeder, der nicht von vornherein enthusiasmiert hinkam, war auf das peinlichste berührt von der völligen Abwesenheit von Gedanken und von der plumpen Aufdringlichkeit, mit der die Drähte von den Auguren gezogen wurden. So etwas Aehnliches — offen gestanden — hatte ich auch vom Katholikentag erwartet. Aber was dieser erste Tag gebracht hat — ich darf nur die öffentlichen Versammlungen besuchen — war Ernst und Ueberzeugung und Wärme und nicht überlegene Drahtzieherei. Und darum hat auch der Andersfühlende vom Zuhören einen Gewinn.... Es ist überhaupt nicht in erster Linie die Politik, sondern doch die viel stärkere Sorge um die Sicherheit der katholischen Religion, die diesem ersten Tage sein Gepräge gab. Eben darum verlief er so ernst und würdig, daß auch ein Andersgestimmter notwendig davon ergriffen werden mußte. Es bahnt sich wohl wirklich etwas wie ein Entscheidungskampf zwischen zwei Kulturzeitaltern an. Und der Katholizismus hat den Ernst der Lage verstanden. Das ist für die Verhandlungen zum mindesten ästhetisch und sittlich kein Nachteil gewesen."

Der Wildseekurat.

Von Professor Hattemer, Worms.

Hoch oben im Pustertal, fernab vom Getöse der Welt, in Gottes freier und großer Natur liegt der Wildsee. Wie oft habe ich ihn gesehen im blendenden Sonnenschein, wenn er einem herrlich geschliffenen Kristall glich, grün umsäumt von mächtigen Tannen und feingeästeten Zirbelkiefern, bewacht von den vielgestaltigen Dolomitbergen, die mit ihren Zacken, Türmen und Bastionen wie treue Hüter ihn umstehen! Wie hat sich Sinn und Herz in mir gefreut, wenn pfeilschnelle Fischlein im blauschimmernden Spiegel des Sees Wellen gruben, wenn von den duftenden Matten her melodisches Geläute allerhand schleppfüßigen Viehes zu mir drang, wenn von weitausschauendem Gipfel herab frohe Jauchzer den glücklichen Anstieg eines Bergkraxlers meldeten! Wie habe ich dann den Frieden der Schöpfung in vollen Zügen genossen! Aber auch der Winter kann in diesen Höhen nicht ohne Poesie sein. Dann schweigt der See und bildet mit Eis und Schnee eine weite, weiße Totenbahn; auf dem Gezweig des Nadelwaldes lasten schwer die Schneeballen und bilden eine wunderschöne Pelzverbrämung für das gleichfarbige Kleid des Sees; in eisiger Kälte knarren und krachen die hohen Baumstämme; von den schwindelnden Höhen, wohin ihnen im Sommer der sichere Schütze folgt, sind die Grattiere herabgestiegen und suchen mit sonst scheuem, gefiedertem Volk Deckung und Nahrung an gesicherter Bahn, die ihnen der Bergführer Toni und die Wirtschafterin, 's Reserl, die zwei einzigen menschlichen Wesen hierorts zur Winterszeit, liebevoll bieten.

Vor Zeiten war der Wildsee und seine nähere und weitere Umgebung geistliches Besitztum. Und wenn die Geschichte uns das nicht mit unfehlbarer Sicherheit sagte, dann kündeten es die zwölf Apostelberge, das Kreuzjoch, das Abteital. Das Abteital, das südliche Seitental zum Pustertal, gehörte vordem dem hochberühmten Zisterzienserinnenstift Sonnenburg bei Bruneck; dieses Frauenkloster fiel der Säkularisation Josefs II. von Oesterreich zum Opfer. Der Wildsee selbst war Eigentum der Fürstbischöfe von Brixen. Von einem derselben erwarben die Großeltern des jetzigen Besitzers den See und einen Teil der angrenzenden Berge. Jenseits der Berge, ja im Abteital selbst, wohnten vor alters und wohnen noch heute die Ladiner, ein rhätoromanisches Volk von rätselhaftem Ursprung mit eigener Sprache, die noch heute in Uebung ist. Die geistlichen Herren und Damen haben hier eine edle und wichtige Mission erfüllt; sie standen an der Grenze deutscher Sprache und deutscher Art. Die haben sie gehütet und dem weiteren Vordringen der Fremden gewehrt.

Es sind nun 12 Jahre her, daß der jetzige Besitzer des Sees in der weltabgeschiedenen Gegend eine behagliche Stätte eingerichtet hat. Ich bin nicht der Meinung jener Naturfreunde sans phrase, die von dort, wo die Natur in verschwenderischer Fülle ihre Schönheiten und Reize ausgegossen, jedes wohnliche, den modernen Bedürfnissen entsprechende Gasthaus zum — Kuckuck wünschen. Den modernen Bedürfnissen entsprechendes Gasthaus sage ich, denn wir in unserem nervös überreizten Dasein können auch dort, wo wir Erholung suchen, nicht eines gewissen Apparates unserer gewohnten Lebensgepflogenheiten entbehren, ohne gesundheitlich Schaden zu nehmen. Damit will ich aber durchaus nicht jenen das Wort reden, die selbst in den entlegensten Gebirgsgegenden der verfeinertsten Genüsse und duftender Roben nicht entraten können. Solche Zustände werden aber leider immer mehr geschaffen durch eine gewisse, übermächtige Plutokratie, die

anderen Sterblichen an solchen Plätzen den Aufenthalt verekelt. Gott sei dank, am Wildsee ist man so weit noch nicht; jeder kann nach seinem Behagen leben und sich erholen. So ruht und sinnt sich's wahrhaft lieblich an dem sonnigen Fleck. Aber am meisten Dank weiß ich dem Besitzer der großen Fremdenherberge, daß er unsern eine Kapelle, deren steinerner Fuß nahezu von den Wassern des Sees bespült wird, erbaute. So hat er sich selbst, seinem braven Dienstvolk und denen von seinen Gästen, die neben der leiblichen auch geistige Erquickung suchen, die größte Wohltat erwiesen. Und wie der See mitten in der grandiosen Gebirgsformation durch sein leicht hüpfendes Wellenspiel das Auge beruhigt, so versöhnt die Kapelle und der heilige Dienst in ihr das verwundete Menschenherz und vereint um denselben Altar die mit Glücksgütern der Erde reichgesegneten Hotelgäste und das ihnen dienende Tiroler Volk. So ist die Kapelle der Juwel im Kranze der herrlichen Naturgebilde ringsum, und wäre sie noch nicht da, sie müßte unbedingt geschaffen werden.

Dort habe ich seit etlichen Jahren in den Juliferien die kirchlichen Funktionen. Im Sommer 1910 suchte Erzherzogin Marie Valerie mit einem Teil ihrer Kinder in der stärkenden Bergluft Kräftigung ihrer Gesundheit. Man sah es den Eingesessenen an, wie stolz sie waren, die hochverehrte Kaiserstochter bei sich zu beherbergen. Eitel Freude aber herrschte in Inner- und Außerprags, als am 12. Juli 1911 Erzherzogthronfolger Franz Ferdinand mit seiner ganzen Familie am Pragserwildsee zu längerem Aufenthalt eintraf. Allüberall im Tale feierliches Glockengeläute, Böllerkrachen, daß es vielfach in den Bergen widerhallte, wehende Wimpel, herzlichster Willkommgruß von blumengeschmückten Kindern! War das eine vornehme Leutseligkeit und ungekünstelte Liebenswürdigkeit des Erzherzogs und seiner Familie! Da sah man keine polizeiliche oder gar militärische Absperrung, nur hie und da verschwand im Dickicht des Waldes die Helmspitze eines patrouillierenden Gendarms. Und wie oft hat der Erzherzog uns Reichsdeutsche in der ungezwungensten Weise angesprochen und es ruhig geschehen lassen, daß Amateure ihn photographierten! Kein Wunder, daß die Hoheiten rasch die weiteste Hochschätzung und Verehrung bei Einheimischen und Fremden gewannen, wenn auch nur der kreuzbrave Sohn der Berge, der urwüchsige Nikl, es wagen mochte, die Hoheit mit dem vertraulichen Du anzureden und gelegentlich dem Erzherzog zu dessen besonderer Freude im ernsten Tone sagte: „Du, Erzherzog, die Edelweiß derfst fein net mit der Wurzel klaub'n, sonst wirst eing'sperrt." Und wie hat es uns Katholiken tief erbaut, daß kein Tag verging, an dem nicht die hohen Herrschaften in der schlichten Seekapelle dem heiligen Meßopfer beiwohnten.

Schon war einige Zeit des Aufenthaltes verstrichen, da trat ein Ereignis ein, das einen unauslöschlichen Eindruck in mir zurückließ. Es war der vorletzte Sonntag im Juli, auf welchen der Geburtstag der einzigen Tochter des Erzherzogs, der jugendlichen Prinzessin Sophie, fiel. Gleichzeitig sollten an diesem Tage die Geistlichkeit, der Gemeindeausschuß des Pragsertales, die Vertreter des Ortes Niederdorf und die Verwaltungs- und Gerichtsbeamten des Bezirkes empfangen werden. Ohne Wissen der Hoheit hatte der Besitzer des Hotels die Bauernkapelle von Abfaltersbach im Pustertal für diesen Tag bestellt. In der Frühe des Sonntags war sie in aller Stille gekommen und hatte sich in der Nähe des Hotels versammelt. Plötzlich ein kräftiger Stoß der Musik — und in raschem Schritt defilierte die Kapelle vor den Fenstern der freudigst überraschten Hoheiten. Sie nahmen sich aber auch wirklich schmuck aus, — die Bauern in der kurzen Lederhose, den weißen Strümpfen, der braunen, offen getragenen Joppe, aus der die grünen Hosenträger, die rote Weste und die Leibbinde hervorschauten; keck saß auf dem Kopfe der schwarze, kegelförmige Hut mit der langen, weißen Feder. Die Glocken läuteten den Beginn des Hochamtes ein. Draußen vor dem Kirchlein hatte die Musik sich aufgestellt und begleitete in festlichen Klängen den Gesang des amtierenden Priesters. Drinnen aber in der weißgetünchten Kapelle mit der naturfarbenen Holzdecke schmiegte sich dicht an den Erzherzog und seine Familie die große Schar der Beter. Alles, was irgend wie konnte, Männervolk und Weiberleut, hatte sich heute den Kirchgang bis zum Hochamt in der Seekapelle aufgespart; selbst die nüchternste Stadtseele überkam Andacht und Frömmigkeit. Und als in der heiligen Wandlung der Priester die Knie beugte vor dem in Brotsgestalt gegenwärtigen Heiland, da trug die helle Sonnenbahn, die warm die Kapelle durchflutete, das flehentliche Gebet der Gläubigen zum Himmelvater empor, er möge um des Blutes seines Sohnes Jesu Christi willen Gnade und Friede, Glück und Segen heute und immerdar dem Erzherzogthronfolger, seiner Familie und dem ganzen kaiserlichen Hause in reichster Fülle verleihen. Mächtig erklangen am Schlusse die altbekannten Weisen des „Gott erhalte Franz den Kaiser" und geleiteten den hohen Gast zum Hotel zurück. Es begannen die Audienzen. Langsam kamen die unter der Wucht ihres mühseligen Lebens gebückten Bauern herangestelzt. Sie haben zwar ihre Tracht abgelegt, aber auch aus dem neumodischen Gewandl schauten die braungebrannten, eckigen Gesichter heraus. Jetzt kurz vor der Begegnung mit dem Erzherzogthronfolger lag etwas wie feierliche Beklommenheit auf den wetterfesten Zügen. Ich war nicht Zeuge der Audienz, aber ich sah und sprach das gute Volk nach dem feierlichen Akt. Aus seinen Augen leuchteten die Liebe und die Treue, die es dem Nachfolger des allverehrten Kaisers Franz Josef I. ausgesprochen, und die wehrhafte Bereitwilligkeit, wenn es sein müsse, wie die Altvordern vor 100 Jahren, Gut und Blut dem angestammten Kaiserhaus zu geben. An langen Tafeln nahmen alle, alle, die zur Audienz befohlen waren, das von dem Erzherzogthronfolger gespendete reichliche Mahl ein; manch fröhliches Wort würzte das Mahl. Die Bauernkapelle aber tat ihr bestes durch ein vorzügliches Vokal- und Instrumentalkonzert. Und wenn die schmelzend süßen Formen eines Walzers gar zu verlockend ertönten, dann drehten sich verstohlen drüben unter den dichten Bäumen über den wellig grünen Boden liebende Pärlein zum Tanze, bis Sonnenuntergang und Aveläuten der Freude und Fröhlichkeit ein Ende bereitete. — —

Als ich im ersten Jahre die kirchlichen Funktionen am Wildsee übernommen hatte, glaubte ich in einem beglückenden Tuskulum zu sein, wo nur Friede und Freude zu herrschen schien. Wo dachte ich daran, daß meiner auch eine schwere Pflicht harren könnte, just so wie sie das moderne Leben der Bergfahrer erheischt. Wohl kannte ich aus eigener Anschauung das entbehrungsreiche Leben der Gebirgsfahrer und habe aus ihrem Munde und aus der Lektüre Kenntnis von den zahlreichen Mühen und Opfern, mit denen sie ihren Leuten dienen.

Ich hatte als Tischnachbar einen distinguierten Herrn aus Wien, dessen Gesichtszüge Ernst und Pflichttreue verrieten. Er war ein geübter Bergsteiger. Schon verabredete ich mit ihm eine Tour auf den Seekofel; da verließ er in der Frühe des 10. Juli das Hotel, um, wie er sagte, den Herrstein zu besteigen. Der Weg führt hart an den Bergwänden zunächst auf einen der „Apostel", steigt aber dann in den Sattel zwischen dem Herrstein und den Gamezköpfen. Ob der Tourist bis auf den Herrsteinkopf gekommen, ist zweifelhaft. Sicher versah er sich in der Zeit und versuchte, auf einem kürzeren Weg, da er seiner Frau die Wiederkunft im Hotel auf halb 12 Uhr versprochen hatte, hinabzusteigen. Er benützte dazu die sehr steile, weglose Einsattelung zwischen dem Herrstein und dem nördlichsten Apostel. Aber dabei mußte er über schwierige Partien und kam — er allein weiß es wie — zum tödlichen Falle.

Als ich zur Mittagszeit von meinem Gang aufs Kreuzjoch zurückkam, klagte mir die Frau des Verunglückten, ihr Mann sei noch nicht da. Ich suchte sie zu beruhigen, glaubte aber selber wenig an meine Worte und ahnte schlimmes. Rasch wurde nach den im naheliegenden St. Veit wohnenden Führern geschickt, den Vermißten zu suchen. Mit größter Bereitwilligkeit und seltener Bravour gingen sie; bis tief in die Nacht hinein waren manche an schier unzugänglichen Stellen und kamen in später Stunde die steilen, direkt zum See abfallenden Schuttrinnen herab. Auch ich begab mich mit einem Herrn aus Berlin auf die Suche. Aber erst auf dem Rückweg, als ich eben vor eine Felsenkante getreten war, da lag — ein kalter Schauer überfiel mich — der Wiener Tourist als Leiche vor mir mitten zwischen zwei Steinen, wohin der letzte wuchtige Fall ihn geworfen hatte. Die gebrochenen Augen kündeten mir nur zu klar die letzten furchtbaren Seelenvorgänge, die linke Hand war krampfhaft geschlossen, und über alle Glieder die wächserne Farbe des Todes ausgegossen. Ein unvergeßlicher Anblick! Ich eilte zu meinem Gefährten zurück und meldete ihm den traurigen Fund. Wie war auch er, der sonst einem reckenhaften Siegfried glich, schwach und zitternd geworden über den grausen Anblick des jähen Opfers der Berge. Des Opfers der Berge? Aber wer will die Natur und ihre offensichtlichen und verborgenen Kräfte anklagen? Und wer den Toten? Gewiß hat er unvorsichtig gehandelt, allein zu gehen. Aber er war doch berggewandt und hatte oft die Raxalpe bei Wien auf den verschiedensten Wegen bestiegen. Warum sollte er dieses Mal, auch auf einem Abkürzungsweg, nicht ebenso sicheren Trittes sein? Bezichten wir eher unser modernstes Leben der Schuld, jenes exaltierte Sportwesen, das, ähnlich wie Alkohol und Morphium, auf Bergkraxler, die schon was geleistet haben, geradezu faszinierend wirkt.

Noch hatte ich die schwerste Pflicht vor mir. Ich sollte der unglücklichen Frau Meldung von dem schweren Geschick bringen, das sie, uns alle, so plötzlich getroffen. Wir ließen den Toten zurück und stiegen in Trauer hinab zum See. Auf den plätschernden Wellen lag der Scheidegruß der Abendsonne. Als ich dieses Bild sah, dachte ich an die poetischen Worte eines meiner Freunde:

„Und wie sich Well' auf Welle dränget,
Und sterbend mit der nächsten sich vermenget,
Um neugeboren wieder zu erstehen:
So ringen in der raschen Flut des Lebens
Die Menschen einen Augenblick. Vergebens!
Sie tauchen auf, versinken und vergehen."

Lange, lange saß ich bei der trostlosen Frau und der unglücklichen Mutter eines noch nicht schulpflichtigen Knaben; als Priester und Mensch teilte ich mit ihr die schwere Heimsuchung Gottes, dessen weise Vorsehung mich ihr zugeführt hatte. Ich diente ihr,

bis sie müde geworden in ihrem bitteren Kummer und ihrer öden Verlassenheit, und bis die Erhaltung der leiblichen Kräfte gebieterisch ihr Recht forderte. Noch einmal stieg ich an jenem Tag hinauf zum Toten. Es dunkelte bereits. Nun nicht allein, sondern mit einer Schar Knechte, welche den Entseelten hinunter über den See zur kurzen Rast in die Kapelle bringen sollten. Schweigend und wund an der Seele kamen wir droben an. Wir beugten unsere Knie vor dem Entschlafenen, falteten die Hände und sprachen zum allmächtigen Lenker aller Geschicke für die dahingeschiedene Seele fürbittende Gebete. Dann Totenstille. An den Hängen der Berge ballten sich die Nebel und hüllten wie Trauerflor sie ein vom Kopf bis zu den Füßen. Blind, verschlafen schien der Spiegel des Sees geworden, die Boote lagen in träger Ruhe; nur eines, das den Toten trug, glitt geräuschlos durch die Fluten hinüber zur Kapelle, deren Glöcklein mit zitternder Stimme jenen empfing, den es vor zwei Tagen erst mit freudigem Jubel zur Messe gerufen hatte.

Als ich am anderen Morgen erwachte, war das Gebirge bis tief herab mit Neuschnee bedeckt. So hatte der Tote, mein kurzer Lebensgefährte, durch die gütige Gotteshand das rechte Leichentuch erhalten. Ich selbst aber war reicher an Arbeit geworden und hatte die Probe als Wildseekurat bestanden.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Am 15. Juli starb der bekannte Landschaftsmaler Charles J. Palmié. Er stammte aus Aschersleben, wo er 1863 geboren war, und vertrat unter der Münchener Künstlerschaft den französischen Impressionismus. Mehrere tüchtige Arbeiten von ihm zieren gegenwärtig die Ausstellung des Münchener Glaspalastes. Werke von ihm befinden sich in einer ganzen Anzahl von öffentlichen Sammlungen. — Der Münchener Architekten- und Ingenieurverein veranstaltete einen Wettbewerb für Entwürfe zu der Bamberger St. Ottokirche. Den ersten Preis erhielt O. O. Kurz, den zweiten Buchert und Neu, den dritten Lömpel und Biedermann. Verschiedene Entwürfe von anderen wurden zum Ankauf empfohlen und erhielten Belobungen. — Wieder einmal ist im Interesse des Denkmalschutzes an die Kirchenverwaltungen die amtliche Mitteilung ergangen, daß für die Veräußerung aller künstlerisch oder geschichtlich wertvollen Gegenstände die Genehmigung der Aufsichtsbehörde erforderlich ist, die sie dem Kgl. Generalkonservatorium zur Aeußerung unterbreiten wird. Mit besonderem Nachdrucke wird auf die Notwendigkeit des Schutzes geschnitzter Holzfiguren hingewiesen. Durch unbefugte Veräußerung angerichteter Schaden fällt den Verwaltungsorganen des Kirchenvermögens anheim. — Das Straßenbild am Josephsplatze hat eine Bereicherung erhalten, nach Münchener Art natürlich wieder durch einen Brunnen. Das Werk, dessen Kosten von der Joh. Sedlmayr-Stiftung bestritten werden, ist von Prof. Hubert Netzer und stellt den Propheten Jonas vor, wie er dem Rachen des Walfisches entsteigt. Der Brunnen übt mit seinem schönen Material, dem trefflichen Aufbau, der aus Untersberger Marmor bestehenden Gruppe, der geschickten Führung des fallenden Wassers und dem lebensvollen Baumhintergrunde eine kräftige und schöne Wirkung. — Die Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie usw. veranstaltete eine beachtenswerte Ausstellung von Schularbeiten. — Die neue Serienausstellung der Maillinger-Sammlung zeigt Künstlerarbeiten aus der Zeit Ludwigs I., und bringt dabei in dankenswerter Weise, entsprechend dem Charakter dieser Sammlung, eine Fülle von weniger bekannten Einzelheiten, die zur Vervollständigung des Bildes, das man von jener hochwichtigen Epoche bereits besitzt, in vielseitiger Art beitragen. — In der Neuen Pinakothek haben beträchtliche Aenderungen stattgefunden, die sich besonders gleich beim Eintritt dadurch bemerkbar machen, daß man die Stifterbilder ins Stiegenhaus überführt und den ersten bisher leerstehenden Saal mit alten deutschen (besonders tirolischen und bayerischen) Gemälden erfüllt sieht. Wieder hat auf diese Art v. Tschudi von seiner hervorragenden Begabung einen vorzüglichen Beweis geliefert, und mit um so wärmerer Empfindung muß man dem verdienten Manne baldige völlige Herstellung von seiner Krankheit wünschen. — Von den Kunstsalons bot Thannhausers Moderne Galerie ungemein Bedeutendes, wovon hier nur auf Werke von Thoma, Uhde, Trübner, Leibl, Feuerbach, Israels hingewiesen sei, vor allem aber auf die Landschaften und Stilleben des ausgezeichneten, stark unter dem Einflusse Courbets stehenden und dabei doch völlig selbständigen Wieners Charles Schuch († 1903). — Bei Schmidt-Bertsch zeigte die neugebildete Künstlervereinigung „Sima" Modelle und Zeichnungen zu einem modernen Theater von Dr. Rohe und Architekt Zeh, eine Verbindung des Rangtheaters mit dem modernen Amphitheater, umfassend gegen 5000 Plätze, die für das Hören und Sehen durchweg völlig gleichwertig sind, während das Bühnenbild bei aller Reichhaltigkeit doch gerade auf größte Vereinfachung berechnet ist. — Im Kunstverein gab der Wiener Albrecht Dürer-Verein ein Gastspiel, bei dem zwar keine Dürers auftraten, aber doch eine Anzahl erfreulicher Künstler, wie der Tiermaler A. Wesemann, der Porträtist A. Rottmanner, auch verschiedene gute Landschaftsmaler. München lieferte dazu tüchtige Bildnisse, Landschaften und Stilleben von Milly Marbe-Fries, Landschaften von B. Thomas, Drolerien von † Karl Heilig. Neben diesen Stücken seien noch die interessanten Landschaften von L. A. Affelen van Saemsfoort zu erwähnen, nicht minder jene von K. Hundsbalg. Diese Proben mögen genügen, um den Beweis zu liefern, daß der Kunstverein bis zum letzten Augenblicke vor seiner Sommerpause die Frische seiner Leistungsfähigkeit bewahrt hat.

Bei Altjoch am Kochelsee ergaben die vom Bayerischen Generalkonservatorium veranlaßten Untersuchungen die Reste einer von einem stark befestigten Ringwalle geschützten Dorfanlage der frühen Hallstattzeit (Ende des 2. Jahrtausend vor Christus). — Die Kunstausstellung zu Barcelona hat einer großen Anzahl deutscher Künstler, darunter zahlreichen Münchnern zu bedeutenden Anerkennungen verholfen. — Berlin. Reinhold Begas feierte am 15. Juli seinen 80. Geburtstag, wobei ihm eine Fülle größter Auszeichnungen zuteil wurde. — In Boston hat sich die Hundstagstemperatur der Auffindung eines „echten" Murillo förderlich erwiesen. Entdeckungen entsprechenden Wertes gab es in Frankfurt a. M., wo ein angebliches Selbstporträt Albrecht Dürers auftauchte, sowie in Sta. Croce zu Florenz, wo sich ein „Triumph des Todes" fand, den man alsbald auf Rechnung des Orcagna setzen zu müssen glaubte. Besser steht es mit einem Familienbilde Chodowieckis, das aus dem Besitze von Nachkommen des Meisters aus Valparaiso zur Restaurierung nach Deutschland gebracht wurde. Mehr von dergleichen kann man in einem Monat wirklich nicht verlangen. — In Budapest starb der als Maler von Historien und religiösen Bildern verdienstvolle Professor Ladislaus Hegedüs, 42 Jahre alt. — Conversano. Ein Brand vernichtete die Kathedrale samt dem Kloster; erstere war ein Werk des 13. Jahrhunderts, letzteres ein normannischer Bau des elften. — Dresden. Zu Ehren des 70. Geburtstages des Architekten Wallot wurde eine Ausstellung von Entwürfen des Meisters und von sehr vielen seiner Schüler veranstaltet. — Eger. Auf der Kaiserburg finden z. Zt. Ausgrabungen zum Zwecke der Feststellung ehemaliger Bauzustände statt. — In Fourrière (Süd-Frankreich) fand sich ein sehr umfangreiches und schönes altrömisches Mosaikgemälde mit einem Bacchuszuge aus der Zeit des Antonius Pius. — Konstantinopel. Die Einsturzgefahr der Kuppel der Hagia Sophia nimmt neuerdings in bedrohlicher Weise zu. Da bloße Kommissionsberatungen nichts zu nützen pflegen, wenn sie zu keinen Taten führen, so darf die Lage wohl recht trübe beurteilt werden. — Kopenhagen gewann durch die Einrichtung des „Hirschsprung-Museums" eine Zentralstelle für die Werke der dänischen Malerei des 19. Jahrhunderts. — Im Bezirke von Landshut wurde ein aus über hundert Stücken bestehender Schatz von Bronzen der Hallstattzeit gefunden. — Mainz. In der profanierten Karmeliterkirche wurden treffliche Wandmalereien des 14. und 15. Jahrhunderts freigelegt. Sie zeigen besonders Szenen aus dem Leben der hl. Katharina. — Nordhausen. Auf dem Gelände des ehemaligen Augustinerklosters Himmelgarten wurde eine Anzahl von kostbaren alten Kelchen, Patenen und dergleichen ausgegraben. — Nürnberg. Die St. Moritzkapelle bei der Sebalduskirche wird jetzt wieder hergestellt. — Rom. Die Ausgrabung des Forum Trajani wird geplant. Die Kosten der großen Ausstellung stehen, wie sich immer mehr zeigt, im umgekehrten Verhältnis zum Erfolge des Unternehmens. Man spricht von vorzeitigem Schluß. — Rüdesheim. Für das Nationaldenkmal auf dem Niederwald ist eine umfangreiche Erweiterung in Aussicht genommen, für die der Architekt A. Hartmann-Grunewald den Plan entworfen hat. — Wien. Die kostbare napoleonische Sammlung des Grafen Esterhazy wurde durch Feuer fast ganz vernichtet.

Dr. O. Doering-Dachau.

Auf der Höhe.

Der Weg war rauh und steil und weit:
Der hohe Gipfel ist erreicht!
Ein Atmen tief die Brust befreit —
Die Welt ruht still und lauscht und schweigt.

Den Fuss umspielt der Wolkenflaum —
Das Auge trinkt Unendlichkeit —
Die Hand greift in des Himmels Raum —
Im Herzen klopft die Ewigkeit.

J. Fritzen.

Vom Büchertisch.

Die Lektüre. Von **Bernard Arens**. S. J. 8° (VIII und 138 Seiten (Freiburg 1911. **Herdersche Verlagshandlung**. ℳ 1.50, geb. in Leinwand ℳ 2.—. Es ist eine sehr gründliche, von großer Bildung und Belesenheit zeugende Arbeit, die da vorliegt. Der Verfasser gehört zu der wachsenden Anzahl derer, die gegen den Strom schwimmen. Er steht auf ganz modernem Standpunkt, was den springenden Punkt, die Auswahl der Lektüre betrifft; denn das Modernste ist doch, daß alle irgendwie gebildeten und sittlichen Elemente darin übereingekommen sind, die Schmutz- und Schundliteratur, das ekele Gefolge des übertriebenen Realismus und Materialismus, erbarmungslos vor die Türe zu setzen. Also eine dringend nötige Kulturarbeit. Das Buch beweist mit großer Beredsamkeit und unter Herbeiziehung älterer und neuerer Autoren (J. J. Rousseau, Daudet, Zola, Förster, Keiter, Kralik u. a. m.) die grenzenlose Wichtigkeit, welche die Auswahl der Lektüre nicht bloß für die Jugend, sondern für den Menschen überhaupt hat. Er erzählt, daß schon die alten Aegypter über ihre Büchereien schrieben: „Heilmittel der Seelen" — damit andeutend, daß sie von der Lektüre sittliche Hebung ihres Volkes erwarteten. Der Verfasser zitiert auch das schöne und erschöpfende Wort Hiltys: „Die Kunst ist gerade soviel wert, als sie die Menschen über sich selbst erhebt, reiner, kräftiger, größer macht. Wenn sie das nicht tut, so ist sie im besten Falle eine Spielerei, meistens aber ein Seelenverderb, indem sie die Sinnlichkeit im Menschen weckt und befördert." Das Buch verbreitet sich dann über alles, was mit der Lektüre zusammenhängt, besonders auch redet der gebildete und pädagogisch kluge Autor viel von dem Lesen mit der Feder in der Hand, zu dem Keiter in seiner „Kunst Bücher zu lesen" so treffliche Anleitung gibt, denn nichts verflacht so sehr wie das sinnlose und unbesinnliche Hinabschlingen verschiedenster Geistesnahrung. Für Jugendbildner, für Eltern und jeden selbständigen Denkenden muß das Buch von hohem Werte sein, da es sich ruhig und sachlich an die gesunde Vernunft wendet. Wenn es auch keine absolut neuen Gesichtspunkte berührt, faßt es doch das Bekannte sicher und mit Prägnanz zusammen. M. Herbert.

Franz Wetzel: Mein Morgenlied. Ein Gedichtbuch (Paderborn, **Ferdinand Schöningh**) 3 Mark. „Schlichte, kleine Lieder" nennt im Eingangsgedicht Wetzel selbst den Inhalt des Buches, und er trifft damit das Rechte. Die meisten Gedichte geben sich ohne pretenziöse Allüren, sie singen und klingen in einer prächtigen Effekt-Unbekümmertheit, sodaß sie heute, zurzeit der beliebten Wortkünstelei, doppelt angenehm berühren. Sie geben die Stimmungen und Gefühle des Dichters wieder so ohne jegliche Salonaufmachung. Wetzel spielt sich nicht als komplizierte Seele auf, sondern bleibt einfach, natürlich, schlicht. Und dann: er ist so garnicht weltschmerzlich oder übermenschlich oder lüstedurchpeitscht, in den Augen Gewisser also nicht interessant. Vielen aber dürften seine sangesfrohen Lieder gerade dieserhalb ein erfreuliches Geschenk bedeuten, da sie nicht schwülduftenden, abendwelken Orchideen ähneln, sondern würzigen, morgenfrischen Wald- und Wiesenblumen. Fritz Decker.

„Frauenwirtschaft". Für Güte und Gediegenheit einer Zeitschrift spricht es jedenfalls, wenn es der in Verbindung mit einer größeren Vereinigung hauswirtschaftlicher und gewerblicher Lehrerinnen und einer Reihe von einschlägigen Seminarien vom Verbande „Arbeiterwohl" seit April 1910 herausgegebenen Monatsschrift „Frauenwirtschaft", Zeitschrift für das hauswirtschaftliche und gewerbliche Frauenwirken (M. Gladbach, Volksvereinsverlag), gelungen ist, nach kurzer Zeit des Bestehens zum Organ des führenden „Verbandes zur Hebung hauswirtschaftlicher Frauenbildung" zu werden, der sich über das ganze Deutsche Reich erstreckt. Die im ersten Jahre des Bestehens erschienenen Hefte der Zeitschrift hat der Verlag zu einem Jahrbuch zusammengefaßt, das in dieser Form erst recht einen Ueberblick über die Reichhaltigkeit und den Wert des in den einzelnen Monatsheften Gebotenen ermöglicht. Das in einem hübschen Band sich präsentierende Jahrbuch (geb. ℳ 4.80) enthält 43 größere Abhandlungen über die verschiedensten in weibliche Fortbildung und technische Fachbildung einschlägigen aktuellen Fragen. Besonders wertvoll wird der Band durch 18 Nummern „Dokumente", d. h. im Wortlaut abgedruckte Bestimmungen von Regierungen, Satzungen von Seminarien, Lehrplänen usw. Die Rundschau orientiert unter den Rubriken „Bildungswesen", „Berufswesen", „Hauswesen" kurz und übersichtlich über interessante Einrichtungen und Fortschritte des Inlands. Mit gleichem Interesse werden die zusammenfassenden „Auslandsberichte" begrüßt werden. „Vereinsnachrichten" und „Literarischer Wegweiser" vervollständigen glücklich dieses neue Handbuch, das als einzig wissenschaftliche und vornehme Erscheinung dieser Art auf dem Büchermarkte dasteht. Als Zeitschrift wendet sich die „Frauenwirtschaft" an die Hauswirtschafts- und Handarbeitslehrerinnen, die Gewerbe- und Handelsschullehrerinnen, die gleichnamigen Bildungsanstalten und Seminare, die Schulbehörden, die Stadt- und Landgemeindeverwaltungen, wie auch an die im Sinne hauswirtschaftlicher und gewerblicher Ausbildung nebenberuflich tätigen Geistlichen und Laien und führend mitarbeitenden Frauen und verfolgt vor allem auch den Zweck, die Lücke mitausfüllen zu helfen, die auf unserer Seite hinsichtlich der Beteiligung an den technischen Lehrfächern für die Hauswirtschafts- und die weiblichen Erwerbsberufe besteht. Gerade dieser Umstand auch macht uns die Zeitschrift besonders teuer und wertvoll.

Dr. van den Boom.

Der Reinhardtsche Schauspielstil.

Von **Ernst Alves**, Mitglied des Hofschauspiels in München.

Mit den Meiningern setzte in den achtziger Jahren eine Gärung ein, die das Theater reformieren wollte, und bis zu einem gewissen Grade gingen die Intentionen des Herzogs Georg auch auf die übrigen Bühnen über. Die steife Leblosigkeit der Massen schwand, die Schlachten und Volksakte wirkten natürlicher, und eine Forum-Szene in „Julius Cäsar" brachte es zustande, mit Hilfe der geschulten Komparsen den Abend zu krönen. Aber das Pathos blieb, und erst dem letzten Jahrzehnt war es vorbehalten, auch hier neue Wege zu betreten. Als eigentlicher Reformator trat Max Reinhardt auf, er lebt heute in aller Mund, und seine Jünger scharen sich begeistert um den „Napoleon der deutschen Bühne". Sie lachen über die alten Schauspieler mit dem wohlerwogenen Redefluß und der abgerundeten Gebärde, sie fragen nicht nach Figur und Organ, sie wollen ihre Rollen nicht spielen, sondern erleben, und es bilden sich Spezialitäten, die ihre Aufgaben mit so viel Klügeleien und Geistreicheleien ausstaffieren, daß das liebe Publikum etwas Neues, Ungeahntes zu sehen glaubt.

So sehr jeder Verständige das Ringen und Suchen nach einem neuen Stile in unserer Kunst auch begrüßt und den Vorstellungen des Deutschen Theaters bis zu einem gewissen Grade Beifall zollt, Vorsicht beim Genießen der Darbietungen ist geboten; vieles der Reinhardtschen Kunst täuscht wie Rotfeuer, und glänzende Tricks erkünsteln im Auditorium einen Schönheitstaumel, der bei ruhiger Zergliederung der Einzelheiten zerrinnt. Es bleibt Reinhardts Verdienst, die Klassiker ihres Kothurns zu entkleiden und an Stelle der falschen Hohlheit das natürliche Empfinden zu stellen. Ich muß gestehen, daß noch keine Aufführung des „Kaufmann von Venedig" mich so gepackt hat wie die Reinhardtsche mit Schildkraut und der Sorma. Dieser Bühnenleiter hat das Glück, Künstler ersten Ranges zu seinen Getreuen zu zählen, andere hat er aus der Verborgenheit geholt und zu guten Schauspielern gemacht; es war und blieb sein Wollen, der Kunst einen frischen Rosengarten zu pflanzen. Aber die Auswüchse kamen, die „Oedipus"-Aufführung im Zirkus war schon ein Wagnis, er fand Nachahmer, und Bonns „Richard III." ist eine Groteske, die beim friedlichst gesinnten Kritiker Bedenklichkeiten hervorrief. Wo bleibt im Sande der Manege die Illusion, die Farbenwirkung?

„Oedipus" will ich noch gelten lassen, bei dieser Tragödie läßt sich das alte griechische Theater in der Arena noch andeuten, und Einzelheiten der Münchener Aufführung erzielten starke Wirkung. Aber „Richard III." schlägt doch jeder feineren Empfindung ins Gesicht, und nur der Reiz der Neugierde treibt die Leute. Es war ein Mißgriff Bonns, der unentschuldbar bleibt. Schließlich will doch die Bühne, insbesondere die große Bühne mit ihren klassischen Darbietungen, eine Weihestätte sein, die kulturfördernd ist, Zirkusbretter und elektrische Bogenlampen können unserem Volke keine Unterstützung in ihrem Empfinden für die Dichtkunst bringen, und es wäre ungeheuerlich, wenn Reinhardts und Bonns Experimente noch andere Nachahmer fänden.

Ein Genie wie Reinhardt wagt in seinem Triumphatorgefühl alles, er weiß von vornherein, daß seine Schlachten gewonnen sind, und an Pyrrhussiege glaubt er nicht. „Don Carlos" wäre beinahe einer geworden, „Faust" ließ kühl trotz des Aufwandes, Schiller verlangt eben den „alten Stil", und Fausts Weisheiten lassen sich auch nicht berlinerisch sprechen. Ich will beileibe keine Unnatürlichkeit und finde unsere pathetischen Schönredner entsetzlich, die mit innerer Empfindung möglichst sparen und ihren Dialog nur auf rhetorische Wirkungen abstimmen. Doch Schwung verlangt Schiller, idealen Schwung, der helle Begeisterung auslöst, für „Carlos" und „Posa" müssen unsere Darsteller Poesie mitbringen, und „Max Piccolomini" erheischt strahlendes Organ und Promotheusaugen. Nicht mit Unrecht wird Schiller oft als verderblich hingestellt, seine Figuren atmen wenig Leben, und „Tell" und „Wallenstein" sind schattenhaft gezeichnet. Hier will die moderne Richtung den Dichter korrigieren und vergißt ganz, daß Verse eben Verse bleiben müssen, falls sie nicht banal wirken sollen.

Die Vertreter des neuen Stils werden teils angestaunt, teils angefeindet, die alten, in Ehren ergrauten Mimen wollen ihre gewohnte Art, Komödie zu spielen, nicht ändern, und die Novizen tappen im Dunkeln, denn ohne weiteres läßt sich Reinhardts Art nicht nachahmen, und gesuchte Natürlichkeit wirkt

lächerlich. So streiten zwei Parteien um die Siegespalme, zwei Darstellungsstile sind im gleichen Stücke vertreten, und die Einheit — das Sehnsuchtsziel des Herrn Regisseurs! — kommt nicht zustande. Es ist für Theater mit großen räumlichen Verhältnissen schon technisch schwierig, so Theater zu spielen, wie die Neuen es wollen, oder das Publikum muß auf die Hälfte des Textes verzichten und genießt dafür den zweifelhaften Vorzug, pathologische Studien vorgeführt zu sehen und heisere Gurgellaute zu vernehmen.

In Reinhardtscher Manier zu jüdeln, wird oft schon als Offenbarung angesehen, und die widerlichen Mätzchen, die in einer „Hamlet"-Aufführung im Künstlertheater sich breit machten, trieben aus dem Zuschauerraum. Einzelleistungen kommen hierbei gar nicht in Betracht. Wie schon gesagt, Reinhardt hat erste Schauspieler, und seine Jünger verkünden das Evangelium der Schumannstraße auf den deutschen Bühnen. Mit Recht kämpfen sie gegen Pathos und Stelzenkomödie, doch dürfte der goldene Mittelweg der beste sein. Auch die Natürlichkeit hat ihre Grenzen, und der Dichter soll respektiert werden. Diesen Respekt vor dem Dichter vermisse ich eben so oft bei den Neuen, sie brechen mit der Tradition, ganz gleich, ob sie Absurdes zutage fördern, wenn es nur neu ist, und sie kennen genau die Harmlosigkeit des großen Publikums. Das sitzt mit offenem Munde und läßt sich ins Ohr sagen, da oben auf den Brettern ständen Leute, die die früher anerkannten Lieblinge durch ihre größere, reifere Kunst verdrängen. Es ist aber Täuschung, ihre Kunst ist nicht größer, sie ist nur anders — variatio delectat, denkt der Mob und ruft begeistert: Hosiannah! Wann wird er „Kreuzige!" schreien?

Die Launen des Auditoriums waren stets unberechenbar, oft ist durch seine Gunst die Mittelmäßigkeit zu Ehren gelangt, und das ernste Streben eines starken Talentes scheiterte. Die Kunst der Kulissenwelt wird von Zufällen getragen, das Ellbogensystem herrscht auf der ganzen Linie, und Hydraköpfe mit sieben Gesichtern und Zungen stäupen die Ehrlichkeit. Die „neue Richtung" kämpft und ringt, ob mit nachhaltigem Erfolge, muß die Zukunft lehren, der Mut Reinhardtscher Jünger imponiert, und das ist im Rampenbetriebe schon ein wichtiger Faktor. Aber die ideale Forderung der Vertreter des „alten Stiles" geht dahin, den Dichter und das Wort zu ehren und nicht auf Abwege der Darstellungskunst zu geraten, die das Empfinden des großen Publikums schädigen. Mit diesem großen Publikum — insonderheit mit der Jugend — müssen wir rechnen. Die literarische Crême mag sich in intimem Kreise an Absurditäten ergötzen, die Aufgabe der deutschen Schaubühne aber bleibt, zu erziehen und zu erheben!

Bühnen- und Musikrundschau.

Der Festzyklus des Konzertvereins erfreute sich am dritten Abend einer Mehrung des Besuches dank der gewaltigen Anziehungskraft von Beethovens „Eroica". Ferdinand Löwes großzügige, dabei jede Einzelheit in feinster farbiger Nuancierung abstufende Interpretation brachte die Beethovensche „Dritte" wieder zu eindrucksvollster Wiedergabe. Voraus gingen die zweite Symphonie in D von Haydn und Mozarts G-moll Symphonie, die in den graziösen, wie in den ernsten Teilen ein gleich vortreffliche, überzeugende, ja geradezu zwingende Interpretation fanden. Das leichte Versehen eines Hornbläsers bildete den letzten Erdenrest an diesem künstlerisch hochstehenden Abend. Der Beifall war wiederum ein begeisterter.

Festspiele. Gustav Brecher, der junge Hamburger Kapellmeister, der als Dirigent sich als Schüler Richard Straußens bekennt und auch literarisch für diesen Meister vielfach in die Schranken getreten ist, gilt bei manchen als der kommende Mann der Münchener Hofoper. Dem Vernehmen nach protegiert Strauß seine Bewerbung zur Nachfolge Felix Mottls. Es darf freilich als so gut wie sicher gelten, daß die Generalintendanz keinen Leiter der Hofoper sucht, ob man ihn nun Generalmusikdirektor oder Operndirektor nenne, sondern eine Persönlichkeit, deren Befugnisse diejenigen eines ersten Kapellmeisters nicht überschreiten. Gustav Brecher hat sich als Tristan-Dirigent vorgestellt und hier weder bei Publikum, noch Presse ungeteilten Beifall gefunden. Stark begabte jüngere Künstler wird man sonst überall gerne begrüßen, auch wenn sie noch nicht alle Versprechungen einlösen, aber für führende Stellungen wäre dies doch eine Gefahr. Die erste Meistersingeraufführung hatte man dem einheimischen Hofkapellmeister Hugo Röhr überlassen. Die Vorstellung bot mit Feinhals, Knote, Bender, Geis und Frau Bosetti dem Münchener nichts Neues, sie war jedoch durch ihren einheitlichen Zug der größte Erfolg der heurigen Festspielzeit. Der Beifall war bei dem fremden wie bei dem einheimischen Publikum ein begeisterter. Bei den letzteren schien sich sogar eine Art von ostensibler Parteinahme für den hiesigen Orchesterleiter in den Applaus zu mischen. Es ist in diesem Falle gegen den Lokalpatriotismus künstlerisch nichts einzuwenden. Auch als Mozartinterpret in „Bastien und Bastienne" und „Titus" hatte Hugo Röhr sehr gute Erfolge. „Figaros Hochzeit" und „Cosi fan tutte" dirigierte Richard Strauß und hatte mit seiner von jeder Tradition weit abweichenden, durch die Stärke seiner künstlerischen Persönlichkeit fesselnden Auffassung die glänzendste Aufnahme. Die Besetzungen mit den Damen Bosetti, Fay, Tordek, v. Fladung, der Herren Brodersen, Bauberger, Schreiner, Sieglitz, Walter u. a. sind längst bewährt. Neu war nur Madame Cahier als Sextus (in „Titus"). Es sind Bemühungen im Gang, die berühmte Altistin der Wiener Hofoper für die unsrige zu gewinnen.

Lustspielhaus. „Fiat justitia", eine „Kriminalgroteske in drei Instanzen" von Lothar Schmidt und Hch. Ilgenstein, hat der Polizeipräsident von Berlin-Schöneberg nicht zur Aufführung zugelassen. Weniger wohl wegen der mir herzlich unsympathischen demimondänen Episodenrolle, sondern wegen des zweierlei Maßes, mit welchem — angeblich in Serbien — der adelige Großgrundbesitzer und der arme Teufel vom Gerichte gemessen werden. Die Münchener Zensur betrachtete das Stück harmloser und ermöglichte ihm einen durchschlagenden Lacherfolg. Man wird der Ansicht der hiesigen Behörde die Berechtigung nicht aberkennen, zumal, da der groteske Dreiakter die Vortäuschung der Wirklichkeit verschmäht. In ihren spöttischen Auslassungen gegen den Bureaukratismus sind die Verfasser unerschöpflich, sie haben immer noch Pfeile in ihrem Köcher, um eine Abnahme des Interesses zu verhindern. Die Wiedergabe zeigte, daß die kleine Bühne sich nun auch an ernsthafte, künstlerische Aufgaben wagen kann.

Verschiedenes aus aller Welt. Eine Possartausstellung wird das Münchener Theatermuseum der Klara Zieglerstiftung anläßlich des fünfzigjährigen Schauspielerjubiläums des großen Künstlers veranstalten. — Für ein Reichstheatergesetz werden im Reichsamt des Innern seit längerer Zeit Vorbereitungen getroffen. Dem Vernehmen nach sind die eingeforderten gutachtlichen Aeußerungen nunmehr eingelaufen. — In Berlin wird ein Ensemble von stellenlosen Schauspielern gebildet, das an verschiedenen Berliner Bühnen von Fall zu Fall Vorstellungen geben will. Durch die finanziellen Mißerfolge des Hebbeltheaters und des Frankfurter Komödienhauses, sowie durch die Umwandlung des Berliner „Neuen Theaters" in eine Operettenbühne ist der Ueberschuß von tüchtigen Kräften, die kein Engagement haben, heuer besonders groß. — Das „Theater an der Wien", das „Raimundtheater" und das „Johann Straußtheater" in Wien werden fusioniert, so daß der Verlag des Direktors Karczags nahezu den ganzen Operettenmarkt beherrschen wird. Handelt es sich hier auch nur um Operetten, so ähnelt dies in betrüblicher Weise amerikanischen Verhältnissen, bei denen ein nicht von gewissen Verlegern akzeptiertes Bühnenwerk überall verschlossene Türen findet. — Die Dresdener Hofoper hatte wegen der großen Hitze die nach den Ferien wieder aufgenommenen Vorstellungen einige Tage lang nochmals unterbrochen. — In der Moritzburgruine bei Halle a. S. fand bei Mondschein die Uraufführung von Gustav Streichers Vorspiel: „Hofnarr und Fürst" statt. Dem Stücke, das sich durch packende Sprache auszeichnet, liegt der Gedanke zugrunde, daß die Macht der Toten größer sei, als diejenigen der Lebenden. Die Aufführung durch Hallenser Studenten unter der Leitung eines Berufsregisseurs wird gelobt. — In Bern starb der nahezu 70 Jahre alte Komponist und Kapellmeister Karl Munzinger, der sich um das musikalische Leben der Schweiz große Verdienste erworben hat. Seine Kantate für Männerchor mit Orchesterbegleitung: „Murtenschlacht" wurde preisgekrönt. — Der Bildhauer Sandor Jaray hat das Gipsmodell zu einem Kainzdenkmal fertiggestellt. Es stellt den großen Schauspieler in seiner Lieblingsrolle als Hamlet etwas über Lebensgröße in jenem Augenblicke dar, in dem der Dänenprinz den Totenschädel in der Hand, nachdenklich über die Vergänglichkeit alles Menschlichen brütet. — Das Theater in Cetinje, das zu den Krönungsfeierlichkeiten eröffnet wurde, mußte geschlossen werden. Fünf Direktoren haben in der kurzen Zeit vergebens in ihm ihr Glück versucht.

München. L. G. Oberlaender.

Der Münchener Zoologische Garten.

Zur Widerlegung aller, die an das Zustandekommen unseres Zoo überhaupt nicht glauben wollten, zur Freude eines jeden, der für die Natur und ihre Geschöpfe ein Herz besitzt, zur Genugtuung für die Stadt München, die nach langem Harren und unter beträchtlichen Opfern eine Kulturtat vollbracht und sich damit nicht nur einen neuen Ruhmestitel, sondern auch eine neue Sehenswürdigkeit geschaffen hat, ist am 1. August unterhalb der Gartenstadt Harlaching auf dem Gelände zwischen der Thalkirchener Brücke und der Marienklause der Zoologische Garten, oder wie man ihn heißt, der Tierpark Hellabrunn eröffnet worden. Es war eine erlesene Versammlung, die an dem feierlichen Akte teilnahm. Als Vertreter des Prinzregenten, der des Unternehmens Protektor ist und bei der Eröffnung eine Spende von 25,000 Mark bewilligt hat, war Prinz Franz erschienen, ferner Prinz Ludwig Ferdinand mit seiner Gemahlin, die Prinzessin Pilar und der Infant von Spanien; außerdem erblickte man den Minister von Brettreich, den Regierungsdirektor von Rasp und zahlreiche andere Persönlichkeiten, unter denen der künstlerische Urheber des Tierparks, Emanuel von Seidl, ganz besondere Aufmerksamkeit erregte. Sicher ist man dem verdienten Architekten zu großem Danke verpflichtet. Hat er doch ein Werk geschaffen, durch das Münchens Zoologischer Garten den Vorrang vor den meisten, wenn nicht allen anderen existierenden ähnlichen Instituten haben wird; eine Arbeit geleistet, mittelst derer die neuesten Forschungen und Erfahrungen auf diesem Gebiete erst wirklich zur Geltung kommen; vor allen Dingen eine Leistung vollbracht, die aufs genaueste aus Münchener Sinn heraus erdacht, spezifisch Münchenerischen Zwecken angepaßt ist. Darin liegt schon ausgesprochen, daß über dem Ganzen der Geist der Kunst waltet, und daß neben den sonstigen Zielen eines derartigen Unternehmens gerade auch solche von künstlerischer Art erreicht werden sollen. — Wer jetzt den Tierpark besucht, darf sich nicht dadurch beirren lassen, daß noch vieles unvollendet ist, und daß man einstweilen noch sehr viele Tiere „sieht, die nicht da sind". Sondern er nehme mit den auf alle Fälle sehr schönen Einzelheiten vorlieb, die vorhanden sind, und bedenke, daß bei so großer Sache nicht alles gleich auf einmal fertig sein kann, daß aber doch das Schwierigste, nämlich der Anfang, geliefert ist, und das übrige nun hoffentlich so schnell als möglich nachfolgt.

Die zu solchen Erwägungen nötige Stimmung stellt sich ein, sobald man die schönen Parkanlagen betritt, deren gleichen man anderswo lange suchen kann; wenn man bei der Gedächtnissäule eine nicht eben undeutliche Belehrung darüber bekommen hat, was „wohlwollende Freunde" alles tun; wenn man danach über die hübschen Brücken schreitet, um sich an der Grazie des Axishirsches und den Kletterkünsten der Malayenbären, an der Dickköpfigkeit der Bisonfamilie und dem Beutelidyll der Känguruhs nutzreich zu erheitern. Und wenn man die schönen malerischen Grotten und seltsamen Architekturen bewundert, innerhalb deren sich die verschiedenen genera und species bestiarum ungefährlich teils schon tummeln, teils noch nicht. Wie prächtig und zweckmäßig ist dies System der offenen Schaustellung, wo jedes Geschöpf sich in der Eigenart seiner Bewegungen wenigstens relativ zwanglos zeigen kann, wie ganz hervorragend günstig vor allem auch für den Künstler, dem hier die Möglichkeit gegeben ist, die Tiere zum mindesten annähernd so beobachten zu können, wie sie sich in der Freiheit benehmen. Großartig ist diese Idee, aber ihre Durchführung ist freilich noch sehr, sehr schwierig. Auf Platz darf es auch fernerhin nicht ankommen, der jetzige kann bei weitem nicht ausreichen, wenn der Tierpark quantitativ das gleiche bieten soll wie seine großen Kollegen. Alfred Isberner.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Die Unveränderlichkeit des natürlichen Sittengesetzes in der scholastischen Ethik. Eine ethisch-geschichtliche Untersuchung von Dr. theol. Wilhelm Stockums. Freiburger theologische Studien 4. Heft. Gr. 8°. XII u. 166 S. ℳ 3.—. (Freiburg, Herder.)

Geschichte der Deutschen Literatur. Von Gustav Brugier. Wesentlich umgearbeitet und ergänzt von E. M. Hamann. Gr. 8°. ℳ 7.50, geb. ℳ 9.—. (Freiburg, Herder.)

Götterdämmerung. Von Robert Walter. Eine Geschichte vom Untergang Wuotans. Mit Bildern von Franz Staffen. Mainzer Volks- und Jugendbücher, Band XIV. 192 S. Geb. ℳ 3.—. (Mainz, Jos. Scholz.)

Die Doktorskinder. Von Trude Bruns. Mainzer Volks- und Jugendbücher, Band XV. Mit Bildern von Arpad Schmidhammer. Geb. ℳ 3.—. (Mainz, Jos. Scholz.)

Der heilige Vinzenz von Paul. Ein populäres Lebensbild von Joseph Maria Angeli. Uebersetzt von J. A. Scharpf. Vorwort von Dr. Friedrich J. Knecht, Weihbischof. 36 Illustr. 344 S. 8°. Geb. ℳ 4.—. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Wildrosenzeit. Bücherei für erwachsene Töchter. Sechster Band: Lehrmeisterin Leben. Erzählung von Annie Hruschka, 248 S. 8°. ℳ 3.—. (Einsiedeln, Waldshut, Köln, Verlagsanstalt Benziger.)

Lustige Bücher. Erster Band: Exzellenz auf Reisen und andere Humoresken von Adolf Thiele. Geb. 80 Pf., geb. ℳ 1.—. Illustriert. (Regensburg, J. Habbel.)

Ein Ritt durch Marokko. Reiseroman von Otto Cesar Artbauer. ℳ 3.—. (Regensburg, J. Habbel.)

Rüstzeug der Gegenwart. Hausbücher für die christl. Familie. Die Weltanschauung des Katholiken. Von Th. Mönnichs S. J. ℳ 1.80. (Köln, Bachem.)

Die goldenen Augen der Welderslob. Roman von Margarete von Oertzen-Fünfgeld. ℳ 2.50. (Köln, Bachem.)

Der Zentrumswähler. Politischer Kalender für das Jahr 1912. (Köln a. Rh., Kommissionsverlag des Verbandes der Windthorstbunde Deutschlands.)

Christentum und Naturwissenschaft. Vorlesungen von Prof. Dr. Albert Lang. ℳ 3.—. (Straßburg i. E., Le Roux & Co.)

Das Recht des Bürgertums. Von T. (Neuwied und Leipzig, L. Heuser Wwe. & Co.)

Kompendien-Katalog I. Bibliotheca theologica-philosophica-catholica. Gratis von Heinrich Schöningh, Münster i. W.)

Handbuch der Friedensbewegung. Bd. 1: Grundlagen, Inhalt und Ziele der Friedensbewegung. Von Alfred H. Fried. (Leipzig, Reichenbachsche Verlagsbuchhandlung.)

Des Königs Sturz. Aus Münsters trübster Zeit. Schauspiel in 5 Aufzügen von P. Hippolytus Böhlen. ℳ 1.25. 12 Exemplare ℳ 12.—. (Warendorf i. W., Franz Wulf.)

Die Religion der Naturvölker. Von Msgr. A. Le Roy, Bischof von Alinda. Von der französischen Akademie preisgekröntes Werk. (Rixheim i. Els., Sutter & Co.)

Griechentum und Christentum. Von Prof. Alois Kahr. ℳ 1.—. (Graz, Verlagsbuchhandlung Styria.)

Wie kann die Anstaltserziehung zur Sittenreinheit heranbilden? Von Dr. Franz Krus S. J. 25 Pf. (Innsbruck, Fel. Rauch.)

Die Entwicklung der politischen Parteien in Deutschland von 1848 bis zum Abgange Bismarcks. (Mit Ausnahme der sozialdemokratischen Partei.) Von Karl Renkel. 60 Pfg. (Paderborn, Junfermann.)

Biblische Zeitfragen. Ein Broschürenzyklus, herausgegeben von Prof. Dr. J. Nikel-Breslau und Prof. Dr. J. Rohr-Straßburg. 4. Folge. Heft 5: Dr. Ignaz Rohr, Die Geheime Offenbarung und die Zukunftserwartungen des Urchristentums. 60 Pfg. Heft 6/7: Dr. Johannes Döller, Die Messiaserwartung im Alten Testament. ℳ 1.—. Subskriptionspreis für die vierte Folge (12 Hefte) ℳ 5.40 (pro Heft 45 Pfg.). (Münster i. W., Aschendorff.)

Die Landwirtschaft. Gesammelte Vorträge. 1. Heft: Geschichte und Organisation. gr. 8° (118). 2. Heft: Betriebsfragen. gr. 8° (110) à ℳ 1.—, postfrei ℳ 1.10. (Volksvereinsverlag, G. m. b. H., M.-Gladbach.)

Staatsbürgerbibliothek. Heft 13: Allgemeine Steuerlehre. Von Dr. Paul Beusch. 8° (44); Heft 14: Steuerarten und Steuersysteme. Von Dr. Paul Beusch. 8° (111); Heft 15: Anleitung zum Betrieb einer Rekrutenvorschule. Von Oberleutnant H. Meller. 8° (51); Heft 17: Das Polizeiwesen in Preußen. 8° (48). Pro Heft 40 Pf. (M.-Gladbach, Volksvereinsverlag, G. m. b. H.)

Fürsorge für die Abwanderer vom Lande. (Soziale Tagesfragen, 31. Heft.) 8° (48). 60 Pf. (M.-Gladbach, Volksvereinsverlag, G. m. b. H.)

Die Reichsversicherungsordnung und ihr parlamentarischer Werdegang. Von einem Mitgliede der Zentrumspartei. gr. 8° (107). (M.-Gladbach, Volksvereinsverlag, G. m. b. H.) 60 Pf., 10 Exemplare zusammen ℳ 5.—.

Alte und Neue Zeit. Dichtungen von Clemens Wagener (Ausgewählt zum Vortrag in Vereinen.) Der Sammlung „Wort und Bild" Nr. 7/8. kl. 8° (86). Geb. 80 Pf. (M.-Gladbach, Volksvereinsverlag, G. m. b. H.).

Index Romanus. Verzeichnis sämtlicher auf dem römischen Index stehenden deutschen Bücher und aller wichtigen fremdsprachlichen Bücher seit 1750. Von Dr. Albert Sleumer. ℳ 1.50. (Osnabrück, G. Pillmeyer.)

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die diesjährige Sommersaison zeigt scharf ausgeprägte Tendenzen. Im Moment bildet immer noch die Marokkofrage den ausschlaggebenden Barometer. Es ist unausbleiblich, dass unter dem Eindruck der langatmigen Verhandlungen auch die deutschen Börsen von der allgemein herrschenden Unlust und dem grossen Realisationsbedürfnis an den Auslandsmärkten sehr stark beeinflusst worden sind. Besonderes Unbehagen verursacht die ausgesprochene Deroute und der panikartige Verlauf der Neuyorker Effektenbörse schon deswillen, weil über die wahre Ursache der neuerdings herrschenden enormen Kursrückgänge in Neuyork keinerlei authentische Gründe vorliegen. Das regierungsfeindliche Vorgehen in der bekannten Trustfrage gegen die Eisenbahnen usw. kann einen derart flauen Börsencharakter allein nicht verursachen. Der Londoner Platz hatte unter dem Einfluss d. Neuyorker Börse den stärksten Ansturm der Effektenverkäufe auszuhalten. Die bedrohlichen Alarmnachrichten von dem nunmehr tatsächlich erfolgten Generalstreik der englischen Eisenbahnarbeiter, die dabei regierungsseits erfolgten starken militärischen Massnahmen, die zu befürchtenden blutigen Unruhen und endlich die auch für Deutschland so wichtige Frage eines Ueberhandgreifens etwaiger internationaler Streiks verstimmten auch schliess-

Die regelmäßige und richtige Reinigung der Kopfhaut ist, darüber besteht wohl kein Zweifel mehr, die beste, naturgemäßeste Methode, sein Haar gesund und kräftig zu erhalten. Nimmt man zu diesen Kopfreinigungen das Teerpräparat „Pixavon", so fügt man der reinigenden Wirkung noch den anregenden Einfluß auf den Haarboden und den Haarwuchs hinzu, der dem Teer, wie seit alters her bekannt, innewohnt. Sicher würden sich diese Teer-Haarwaschungen in Deutschland schon längst eingebürgert haben, wenn der gewöhnliche Teer, wie er bis jetzt in Form von festen und flüssigen Teerseifen benutzt wurde, nicht zwei unangenehme Nebeneigenschaften hätte. Das ist erstens die irritierende Wirkung und der vielen unerträgliche penetrante Geruch. Beide Eigenschaften sind in gewissen Bestandteilen des gewöhnlichen Rohteers enthalten, die man beim Pixavon durch ein patentiertes Veredelungs-Verfahren beseitigt hat, so daß wir es in Pixavon mit der konzentrierten, reinen Teerwirkung zu tun haben, wodurch denn auch die direkt überraschenden Erfolge zu erklären sind. Besonders hervorzuheben ist, daß wir es in Pixavon mit einem Präparat zu tun haben, das trotz seiner Ueberlegenheit zu einem sehr mäßigen Preise abgegeben wird. Eine Flasche für zwei Mark, die überall erhältlich ist, reicht bei wöchentlichem Gebrauche monatelang aus. Diese außerordentliche Billigkeit gestattet es also auch dem weniger Bemittelten, diese vernünftige und naturgemäße Haarkultur durchzuführen. Schon nach wenigen Pixavonwaschungen wird jeder die wohltätige Wirkung verspüren, und man kann daher wohl die Pixavon-Haarpflege als die tatsächlich beste Methode zur Stärkung der Kopfhaut und Kräftigung der Haare ansprechen. Es sei ausdrücklich betont, daß Pixavon das einzige geruch- bzw. farblose Teerpräparat zur Pflege des Haares ist, das aus dem offizinellen Nadelholzteer hergestellt wird, also demjenigen Teer, der nach dem Deutschen Arzneibuch in der Medizin allein anerkannt ist. Die zahllosen Angebote von farblosen und geruchlosen Teerseifen zur Pflege des Haares, die infolge des großen Erfolges des Pixavon allerorten hervortreten, erfordern diese Feststellung.

---

lich bei uns ganz empfindlich. Die deutsche Spekulation hat bereits seit langem eine starke Einschränkung der Börsenengagements vorgenommen. Trotzdem dürften die finanziellen Verluste von deutschem Kapital bei den letzten Börsenabflauungen, besonders am amerikanischen Eisenbahnaktienmarkt, sehr bedeutende sein. Auch die Geldsorgen und der grosse finanzielle Bedarf des flüssigen, bisher der Börse mühelos dienenden Geldes am offenen Markte wirkten an der allgemein geübten Reserve erheblich mit. — Dabei ist klar und nachweisbar, dass die Verhältnisse unseres deutschen Wirtschaftslebens und die Entwicklung unseres heimischen Handels und der deutschen Industrie auf gesündester Basis stehen. Auch die Berichte vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt sind, trotz der dortigen Börsenfläue, zufriedenstellend. Der Rückgang der Getreidepreise, gebesserte Aussichten am deutschen Montanmarkt und auch der günstig zu bezeichnende letzte Wochenausweis der Deutschen Reichsbank blieben auf den Börsenverlauf ohne jede sichtbare Einwirkung. Die allgemein vorherrschende verdrossene Stimmung macht sich besonders unter dem Einfluss der grossen Kursverluste in Neuyork überall fühlbar. Immerhin kann an den deutschen Börsen — mit Ausnahme des ohnehin undurchsichtigen Marktes der Kolonialwerte — von einer gesunden Widerstandsfähigkeit der Effektenpositionen gesprochen werden. Die Hoffnungen, dass die bisherige Hitze und Bodendürre nicht von allzu ungünstiger Nachwirkung für die Futter-, Rüben- und Kartoffelernte sein werden, sind gebessert. Für den Herbst wird ausserdem lebhafte Tätigkeit in der Montanbranche erwartet; grosse Geschäfte in der Elektroindustrie sind bekannt, und die bisherige Steigerung für Stahlsorten und Zink zeugen gleichfalls von guten industriellen Zeiten. Die Berliner Börse war zeitweise sogar sehr fest für Kali- und chemische Werte. Statistische Ziffern von Deutschlands Aussenhandel im Juli 1911 geben Zeugnis von dem steten Anwachsen unserer kommerziellen Beziehungen und der mächtigen Entwicklung des deutschen Handels im gesamten Weltverkehr. Die ferner publik gewordenen Einnahmeziffern des Deutschen Reichs an Zöllen, Steuern und Gebühren für die Zeit vom 1. April bis 31. Juli 1911 zeigen eine erfreuliche Steigerung, und zwar in stärkstem Masse gegenüber dem parallelen Zeitraum des Vorjahres. Dieses Plus an Reichseinnahmen ist ein bedeutsames Zeichen für die Gesundung unserer Reichsfinanzen, und berechtigt zu günstigen Hoffnungen. Für die heimischen Staatsrenten und die Konsolidierung unserer Anleihepolitik ist dieses Moment von nicht hoch genug einzuschätzender Bedeutung. Der deutsche Geldmarkt kann daraus gleichfalls Nutzen ziehen, denn es ist zu erwarten, dass neue Staatsanleihen in absehbarer Zeit unsere Geldmarktlage nicht stören werden. Dieser Hinweis ist wichtig, denn eine starke Anspannung zum Quartalsschluss und sehr teure Geldsätze im kommenden Monat sind bestimmt zu erwarten. Vorsichtsmassregeln nach dieser Richtung sind bereits vielfach getroffen worden.

M. Weber.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 35. München, 2. September 1911. VIII. Jahrgang.

Der päpstliche Erlaß über die Verminderung der Feiertage unter spezieller Berücksichtigung der bayerischen Verhältnisse.

Von Domkapitular Dr. Adam Senger-Bamberg.

Das Motuproprio Pius' X. vom 2. Juli 1910 hat, ehe nur noch der authentische Wortlaut vorlag, allgemein große Ueberraschung, in weiten Kreisen aber auch Beunruhigung hervorgerufen. Vielfach hat auch eine Kritik und Agitation eingesetzt, die von ganz anderen Beweggründen, als von der angeblichen Fürsorge für Erhaltung des religiösen Sinnes im Volke, verursacht und jedenfalls von Sachkenntnis nicht beeinflußt war. Eine rein objektive Darstellung des Sachverhaltes dürfte daher nicht überflüssig erscheinen.

Das neue Dekret ist keineswegs etwa auf eine rein persönliche Laune eines weltfremden Greises zurückzuführen, es stellt vielmehr einen Bestandteil des künftigen, für die gesamte katholische Kirche verpflichtenden Gesetzbuches dar. Unterm 19. März 1904 hat Pius X. eine Kommission für die Kodifikation des kanonischen Rechts eingesetzt.[1]) Ausdrücklich war hervorgehoben, daß der aus Kardinälen bestehenden Kommission eine Reihe von Konsultoren zur Seite stehen und daß der gesamte Episkopat zur Mitarbeit beigezogen werden solle.[2]) Letzteres geschah bereits durch ein Schreiben des Staatssekretärs vom 25. gleichen Monats, worin die Erzbischöfe aufgefordert wurden, sich mit ihren Suffraganen über allenfallsige Abänderungen der derzeitigen kirchenrechtlichen Bestimmungen zu beraten und sodann dem Apostolischen Stuhl Vorschläge zu unterbreiten. Außerdem sollten die Metropoliten unter den Konsultoren einen Vertrauensmann designieren.

Diese Kommission hat seitdem bereits eine sehr mannigfaltige Tätigkeit entwickelt. Zunächst wurde in der schwierigen und verworrenen Materie des kirchlichen Eherechts eine grundlegende Neuregelung hinsichtlich der Verlöbnisse wie des gültigen und erlaubten Abschlusses der Ehe getroffen.[3]) Nicht minder wichtig war das Dekret, das die kanonischen Vorschriften hinsichtlich der Absetzbarkeit der Pfarrer klarer faßte und den Prozeß dabei vereinfachte.[4])

Das neue Dekret über die Verringerung der Feiertage ist daher als Fortsetzung der Tätigkeit jener Kommission zu betrachten. Es handelt sich hier nicht um eine dogmatische Frage. Daher fordert der Papst die Bischöfe ausdrücklich auf, ihm etwaige Vorschläge über Beibehaltung des einen oder anderen Festes zu machen,[5]) wie auch anderseits einzelne bereits abgeschaffte Feiertage nicht ohne Zustimmung des Apostolischen Stuhles wieder eingeführt werden sollen.

Für Bayern hat nun der neue päpstliche Erlaß ganz besonders tiefeinschneidende Wirkung. Bayern erfreut sich nämlich zurzeit von allen europäischen Ländern (abgesehen von den Gebieten des russisch-griechischen Ritus) der meisten Festtage. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß für Bayern immer noch die Uebereinkunft fortbesteht, die durch das Breve Klemens' XIV. vom 16. Mai 1772 mit dem Kurfürsten Maximilian Joseph festgesetzt wurde. Damals wurden: „um den wahrgenommenen Mißbräuchen und großen Ungebührlichkeiten, welche die Menge der Feiertage veranlasset und nach sich gezogen hat, ernstlich vorzubiegen“,[6]) nur noch 19 Festtage belassen, die für Bayern, das damals fast ausschließlich ein Ackerbau treibendes Land darstellte, als genügend und förderlich betrachtet wurden. (Siehe unter Tabelle A.) Inzwischen ist aber wohl in allen anderen Reichen eine teilweise sehr ausgiebige Verminderung der Festtage eingetreten. In Oesterreich sind wenigstens zwei Feiertage (Joseph und Johannes) bereits 1771 aufgehoben worden. Für Frankreich bestehen nach dem Indult von 1802 gar nur vier Feiertage (Christi Himmelfahrt, Mariä Himmelfahrt, Allerheiligen und Weihnachten). In der Rheinpfalz wurden seit der bayerischen Herrschaft noch fünf dazu gefügt (Neujahr, Oster- und Pfingstmontag, Fronleichnam, Stephanus), so daß dort neun Feiertage gelten. In Preußen (speziell in der Kirchenprovinz Köln) erging unterm 3. Januar 1854 eine Neuregelung, wonach sieben Festtage beizubehalten sind (Neujahr, Ostermontag, Christi Himmelfahrt, Pfingstmontag, Fronleichnam, Weihnachten und Stephanus). Für Spanien wurden 1867 durch Pius IX. fünf Feiertage (die sog. zweiten Feiertage, Johannes und Mariä Geburt) aufgehoben. In Italien werden gleichfalls die zweiten Feiertage kirchlich nicht gehalten. Für Nordamerika endlich hat der Heilige Stuhl nur sechs Feiertage vorgeschrieben (Neujahr, Christi Himmelfahrt, Mariä Himmelfahrt, Allerheiligen, Unbefleckte Empfängnis und Weihnachten), wie das III. Plenarkonzil von Baltimore (1884) vorgeschlagen hatte.

Diese Ungleichheit machte sich für Bayern immer mehr bemerkbar, als die Industrie daselbst sich verbreitete. Bereits unterm 14. Januar 1858 wendete sich darum das Kultusministerium (von Zwehl) an die oberhirtlichen Stellen mit einer eingehend motivierten Vorstellung um Reduktion der Feiertage, die „in Hinblick auf die industriellen Zustände und die Erwerbsverhältnisse der katholischen Fabrikarbeiter so unabwendbar notwendig ist, daß sich die Staatsregierung der schleunigen Vorkehr einer Abhilfe nicht mehr entziehen kann“. Abermals erhob das Kultusministerium unterm 30. Juli 1867 (von Gresser) an die Bischöfe Vorstellungen im gleichen Sinne und begutachtete: „Eine Reduktion der Anzahl der katholischen Feiertage auf das Maß der für die Diözese Speyer längst zugestandenen Festordnung für das ganze Königreich wird wohl auch von kirchlicher Seite als zweckmäßig und der Billigkeit entsprechend erscheinen.“ Der Episkopat verhielt sich indessen beidemale ablehnend.

Brennend wurde die Frage nach der Neuregelung der Festtage mit dem Inkrafttreten der „Gewerbeordnung für das Deutsche Reich“. Der hier einschlägige § 105a (nach der Fassung der Novelle vom 1. Juni 1891) besagt, daß die Gewerbetreibenden ihre Arbeiter zum arbeiten an Sonn- und Festtagen nicht verpflichten können; dann heißt es: „Welche Tage als Festtage gelten, bestimmen unter Berücksichtigung der örtlichen und konfessionellen Verhältnisse die Landesregierungen.“ Doch ordnet schon die Gewerbeordnung selber an (§ 105b), daß „die den Arbeitern zu gewährende Ruhe ... für das Weihnachts-, Oster- und Pfingstfest achtundvierzig Stunden

[1]) Motu Proprio De ecclesiae legibus in unum redigendis „Arduum sane“.

[2]) „Volumus autem universum episcopatum ... in gravissimum hoc opus conspirare atque concurrere.“ (l. c.)

[3]) Decretum de Sponsalibus et Matrimonio „Ne temere“ vom 2. August 1907.

[4]) Decretum de Amotione administrativa ab officio et beneficio curato „Maxima cura“ vom 20. August 1910.

[5]) „Si qua vero in natione vel regione aliquod ex abrogatis festis Episcopi conservandum censuerint, Sanctae Sedi rem deferant.“

[6]) Weber, Neue Gesetz- u. Verordnungen-Sammlung. I. S. 18.

zu dauern hat". Damit sind also die sogenannten zweiten Feiertage für den Umfang des Deutschen Reiches gesetzlich geschützt.

Es erging hierauf für Bayern die tiefeinschneidende Ministerialbekanntmachung vom 30. April 1895,[7]) den Vollzug des § 105 a Absatz 2 der Gewerbeordnung betr. (v. Feilitzsch.) Danach wurden zwar nur zehn Feiertage „als Festtage im Sinne der Gewerbeordnung" erklärt (siehe unter Tabelle B), dazu aber bemerkt, daß „im übrigen die landesrechtlichen Bestimmungen über die Feier der Sonn- und Festtage für alle Sonn- und Festtage, und zwar sowohl für die zehn aufgeführten als auch für die sonst in Bayern bestehenden Festtage, an deren Bestand nichts geändert wird, in Geltung bleiben".

Diese Ministerialentschließung, die ohne vorherige Einvernahme der oberhirtlichen Stellen in recht einseitiger Weise getroffen wurde, war eine Halbheit und eine Neuerung. Sie wollte zwar den Bestand der Feiertage nicht alterieren, brachte aber die nach dem Kirchenrechte ganz ungerechtfertigte Scheidung von Festtagen erster und zweiter Ordnung, wie man sich seitdem vulgär auszudrücken pflegte. Minderwertige Festtage sind ja doch ein innerlicher Widerspruch! Das scheint man auch bald genug gefühlt zu haben, und so erging die Königliche Allerhöchste Verordnung vom 21. Mai 1897, die Feier der Sonn- und Festtage betreffend (gez. Luitpold, von Feilitzsch und Dr. von Landmann).[8]) Diese untersagte „alle öffentlich vorgenommenen, oder öffentliches Aergernis erregenden, oder geräuschvollen Arbeiten des Gewerbe-, Handels- und Fabrikbetriebes . . . an Sonn- und Feiertagen ohne Unterschied, ob letztere als Festtage im Sinne der Gewerbeordnung bestimmt sind oder nicht".

In der Praxis bildete sich aber die Uebung heraus, daß auch in katholischen Städten an den sogenannten Feiertagen zweiter Ordnung (den nicht durch die Gewerbeordnung geschützten 8 Festtagen) die Fabriken in Betrieb gesetzt wurden. Die Magistrate verhielten sich völlig konnivent. Tatsächlich liefen ja auch die katholischen Städte Gefahr, daß die Industrie sich dort weniger ansiedelte, ja sogar abwanderte, wenn die Feiertage samt und sonders streng gefeiert würden.

Es begann daher ein wahrer Petitionssturm um Abschaffung von Feiertagen einzusetzen. Eine ausführliche Kundgebung des Kultusministeriums vom 22. April 1905 (Dr. von Wehner) legte dem bayerischen Episkopat die für eine Verringerung der Festtage sprechenden Gründe dar und sprach die Anschauung aus, daß „die Einleitung von Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhl in Erwägung zu ziehen" wären. Hatte sich doch der Bayerische Landwirtschaftsrat wenigstens für die Verlegung der Feste Johannes, Peter und Paul und der in die Monate Juni mit August fallenden Patrozinien ausgesprochen. Der Bayerische Industriellenverband dagegen hatte gemeinsam mit sechs Handels- und Gewerbekammern sowie im Einverständnis mit einer namhaften Anzahl größerer industrieller und gewerblicher Verbände und Vereine kurzweg die Durchführung der für die Rheinpfalz gültigen Festtagsordnung (neun Feiertage) beantragt. Die oberhirtlichen Stellen sprachen sich zwar nochmals für die Beibehaltung der Feiertage aus, allein darüber konnte man sich nicht unklar bleiben, daß Bayern allein auf die Dauer nicht werde Widerstand leisten können. Es bröckelte bereits mancher Feiertag ab: 1909 wurde das Fest des heiligen Benno für die Erzdiözese München, 1911 das Fest der heiligen Kunigund für Bamberg verlegt.

Da kam nun der päpstliche Erlaß, der eine ziemlich radikale Lösung brachte und jedenfalls für lange Zeit hinaus einen Grenzstein in der Entwicklung der kirchlichen Festtagsordnung darstellen wird (siehe Tabelle C). Er kennt nur noch acht Feiertage.

Zur leichteren Orientierung seien einige Tabellen angeführt.

Tabelle A führt die 19 Festtage auf, wie sie für Bayern durch das Breve Klemens XIV. 1722 vorgeschrieben wurden.

Tabelle B enthält die zehn Feiertage, die nach der Ministerialbekanntmachung 1895 im Sinne der Gewerbeordnung für die katholischen Ortschaften in Bayern gelten.

Tabelle C zählt die acht Feste auf, die durch das Motu proprio Pius' X. 1911 für die Gesamtkirche verpflichtend sein sollen.

Tabelle D endlich stellt das Kompromiß dar, das bereits von oberhirtlichen Stellen als erstrebenswerte künftige Norm für Bayern bezeichnet wurde.

	A	B	C	D
1	Neujahr	Neujahr	Neujahr	Neujahr
2	Dreikönig	Dreikönig	Dreikönig	Dreikönig
3	Mariä Lichtmeß	Ostermontag	Christi Himmelf.	Ostermontag
4	Joseph	Christi Himmelf.	Peter und Paul	Christi Himmelf.
5	M. Verkündig.	Pfingstmontag	M. Himmelfahrt	Pfingstmontag
6	Ostermontag	Fronleichnam	Allerheiligen	Fronleichnam
7	Christi Himmelf.	M. Himmelfahrt	M. Empfängnis	Peter und Paul
8	Pfingstmontag	Allerheiligen	Weihnachten	M. Himmelfahrt
9	Fronleichnam	Weihnachten		Allerheiligen
10	Johannes	Stephanus		M. Empfängnis
11	Peter und Paul			Weihnachten
12	M. Himmelfahrt			Stephanus
13	Mariä Geburt			
14	Allerheiligen			
15	M. Empfängnis			
16	Weihnachten			
17	Stephanus			
18	Diözesanpatron			
19	Pfarrpatron			

Hierzu noch einige Bemerkungen:

1. Die Aufhebung der drei sogenannten zweiten Feiertage (Oster- und Pfingstmontag, sowie Stephanus) würde die Wirkung haben, daß sie als durch die Gewerbeordnung geschützte sozialpolitische Ruhetage fortbestehen würden. Auch die Protestanten würden gewiß nicht auf sie verzichten. Würden nun diese Tage des kirchlichen Festcharakters für die Katholiken entkleidet, so ließe sich unschwer vorhersagen, daß an ihnen der uneingeschränkten Genußsucht keinerlei religiöses Gegengewicht entgegengesetzt werden könnte. Das kann nicht in der Absicht des kirchlichen Gesetzgebers liegen.

2. Die Aufhebung des Fronleichnamsfestes erscheint für Bayern nicht einmal diskutabel. Selbst für unsere Diasporastationen stellt dieses Hochfest ein offenes Glaubensbekenntnis dar, auf das sogar laue Katholiken nicht verzichten wollen.

3. Da nun zu den durch die Gewerbeordnung bisher ausdrücklich geschützten zehn Feiertagen noch zwei Feste hinzukommen (Peter und Paul und Mariä Empfängnis), so dürften wir also künftighin wohl mit zwölf Festtagen zu rechnen haben. Sollte dieses Kompromiß Annahme finden, so wäre aber sicher wünschenswert, ja notwendig, daß der Unterschied zwischen Feiertagen erster und zweiter Ordnung gänzlich aufgehoben wird und eben alle zwölf Feiertage den vollen gesetzlichen Schutz finden.

Das entspricht auch der ausdrücklichen Willensmeinung des Papstes![9])

7) Weber, Sammlung XXIII. S. 197 ff.
8) Weber a. a. O., XXIV. S. 567 ff.

9) „Spem Nos certam fovemus, fideles universos ... ceterisque diebus festis, qui in Ecclesia servandi supersunt, diligentiore quam antehac studio observandum praeceptum fore curaturos."

Oesterreichs neues Parlament.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

III.

In der zweiwöchigen Sommertagung sollte sich das neue Volkshaus hauptsächlich mit zwei Angelegenheiten beschäftigen: mit der Lebensmittelteuerung und mit der Bankvorlage der Regierung. Da die Reichsratswahlen in Wien im Zeichen der Teuerung und besonders der Fleischeinfuhr stattgefunden hatten; da die gesamte Freisinnspresse die Christlichsozialen und insbesondere den Handelsminister Dr. Weiskirchner für die Teuerung verantwortlich gemacht hatten; da die verbündeten Liberalen und Sozialdemokraten den Wählern im Falle ihrer Wahl die Beseitigung der Teuerung versprochen hatten, so war es ebenso selbstverständlich wie taktisch klug, daß die Christlichsozialen verlangten, es sollte zunächst die Teuerung verhandelt werden, zu

der ja mehrere Dringlichkeitsanträge vorlagen. Aber die fanatischen Teuerungsfeinde scheuten sich Farbe zu bekennen und beschlossen, zunächst die Bankvorlage zu beraten. In dieser wichtigen, die Gemeinsamkeit und besonders die Interessen Oesterreichs tief berührenden Angelegenheit waren die Freisinnigen bereit, das Selbstbestimmungsrecht des österreichischen Parlamentes den Ungarn zuliebe preiszugeben. Die Christlichsozialen ließen durch den Abgeordneten Schraffl erklären, daß sie nur dann für die Bankvorlage stimmen würden, wenn die Regierung sich dafür verbürge, daß ohne einen zustimmenden Beschluß des österreichischen Reichsrates die Barzahlungen nicht aufgenommen werden könnten. Da die Regierung durch eine offene Erklärung diese Bürgschaft übernahm, konnten die Christlichsozialen für die Bankvorlage stimmen, zumal die Erreichung der Regierungsbürgschaft ein großer Erfolg der christlichsozialen Partei ist.

Weit interessanter gestaltete sich die Verhandlung über die Fleischteuerung, die allerdings in Wien und in den Städten eine unerträgliche Höhe erreicht hat; sie wird im Herbste noch höher steigen, weil die langandauernde Hitze den Bauern die Grummeternte versengt hat und daher einen Zurückgang der Viehproduktion bedingt. Die Deutschfreisinnigen und die Sozialdemokraten behaupteten nun, die Fleischnot in Wien könne am ehesten beseitigt werden durch die weitere und regelmäßige Einfuhr argentinischen Fleisches, welches die Austro-Amerikana in gefrorenem Zustande nach Triest bringt. Die Ungarn erheben Einsprache gegen diese Fleischeinfuhr, wozu sie berechtigt sind, möchten aber wohl ihre Zustimmung dazu geben, wenn sie handelspolitische Zugeständnisse dafür einhandeln könnten. Die Freisinnskoalition erhob nun im Wahlkampfe immer das Geschrei: Der christlichsoziale Handelsminister Dr. Weiskirchner habe mittels Geheimvertrag mit Ungarn diesen das Einspruchsrecht zugestanden und dadurch die städtischen Konsumenten an die magyarischen Großagrarier verraten. Und das bildete die Hauptwaffe im Wahlkampfe gegen die Christlichsozialen in Wien. Dr. Weiskirchner mochte die Sache noch so oft richtigstellen: man brachte die Lüge immer und immer wieder in die Versammlungen und in die Presse.

Der deutschfreisinnige Abgeordnete Dr. Stölzel-Salzburg richtete gleich beim Beginn der Tagung eine Interpellation wegen der Einfuhr des Argentinischen an die Regierung, auf welche am 25. Juli Ministerpräsident Baron Gautsch antwortete. Dieser stellte fest: 1. nicht die Agrarier sind an der Fleischteuerung schuld, sondern hauptsächlich der (meist jüdische) Zwischenhandel; 2. der Vertrag, welcher Ungarn ein Veto einräumt in der Fleisch- und Vieheinfuhr, datiert vom 8. Oktober 1907, als weder Weiskirchner, noch Geßmann, noch Ebenhoch Minister waren. In dem damaligen Kabinett Beck saßen die Deutschfreiheitlichen Marchet, Prade und Derschatta. 3. Der vom Handelsminister Dr. Weiskirchner unterzeichnete Vertrag ist vom gesamten Ministerrat, also auch von den deutschfreisinnigen Ministern Stürgkh und Hochenburger gebilligt worden und hat mit der Einfuhr von argentinischem Fleisch nichts zu tun. 4. Die Wiener, auch die ärmeren, wollen das Argentinische nicht essen, es liegen noch 327000 Kilogramm unverbraucht in den Wiener Kühlräumen, 232000 Kilogramm wurden nach Triest zurückbefördert, 54000 Kilogramm an die Schweiz abgegeben. Kurz: das Argentinische ist nicht geeignet, die Fleischnot in Wien zu mindern, und an dem Geschrei: „Der Weiskirchner und die Christlichsozialen sind an der Teuerung schuld“, ist kein wahres Wort. Das war die erste Blamage der freisinnigen Sieger von Wien! Schnell sollte die zweite kommen.

Von den Deutschfreisinnigen und den Sozialdemokraten waren mehrere Dringlichkeitsanträge eingebracht, mit welchen die Regierung aufgefordert wurde, die Teuerung zu beseitigen. Man redete darüber im Plenum und die Freisinnigen beabsichtigten, nach einer allgemeinen Debatte die Anträge dem Teuerungsausschusse zuzuweisen, welcher dann im Herbste Anträge stellen solle. Diesem Auskneifen vor einer zu solcher Wichtigkeit hinaufgeschraubten Angelegenheit wollten die Christlichsozialen nicht zustimmen. Ihre Gegner hatten im ganzen Wahlkampfe soviel damit geflunkert, daß sie das Allheilmittel besäßen, wenn sie nur erst gewählt seien, daß man sie zwingen mußte, endlich Farbe zu bekennen. Die Christlichsozialen stellten daher den Antrag, der Teuerungsausschuß solle sofort zusammentreten und innerhalb 24 Stunden dem Hause Anträge stellen. Der Antrag wurde mit Zweidrittelmehrheit angenommen. Nach langem Hin- und Herreden kam der Teuerungsausschuß zur Annahme des sozialdemokratischen Antrages Reumann: Die Regierung solle ohne Rücksicht auf Ungarn Fleisch aus Argentinien und Lebendvieh vom Balkan einführen. Am nächsten Tage vertrat der deutschfreisinnige Abgeordnete Erb diesen Antrag im Plenum. Der Ministerpräsident wies einen solchen, den geschlossenen Staatsverträgen ins Gesicht schlagenden Antrag mit größter Entschiedenheit zurück und das Haus lehnte ihn selbstverständlich ab. Selbst 38 Mitglieder des Deutschfreisinnigen Nationalverbandes stimmten dagegen. Die Freisinnskoalition hatte natürlich im voraus gewußt, daß das in seiner Mehrheit agrarische Parlament einen solchen Antrag nicht annehmen würde und daß die Regierung ihn ja auch gar nicht ausführen könnte. Die Teuerungsdemagogen waren entlarvt: sie hatten unfreiwillig eingestehen müssen, daß sie selbst kein brauchbares Mittel zur Milderung der Fleischnot haben. Die zweite Blamage des Freisinns und der zweite taktische Erfolg der Christlichsozialen.

Diese Angelegenheit bietet eine ausgezeichnete Handhabe zur Charakteristik jenes österreichischen Blattes, welches im Auslande — auch besonders in den Kaffeehäusern Münchens — das einzige Blatt Wiens und Oesterreichs zu sein scheint, welches man dort kennt: die „Neue Freie Presse“. Sie behauptet, oder besser gesagt: sie flunkert, daß der Beschluß des Teuerungsausschusses (Annahme des Antrages Reumann) „unter dem Antrieb der Christlichsozialen“ gefaßt worden sei. Ein Sozialdemokrat stellt den Antrag, die Freisinnskoalition nimmt ihn an, ein Freisinniger wird zum Berichterstatter im Plenum gewählt, und wenn dabei ein Unsinn herauskommt, lügt man die ganze Geschichte den Christlichsozialen in die Schuhe hinein. Und wie kennzeichnet dasselbe Freisinnsblatt den Antrag Reumann? „Wenn die Regierung den Beschluß des Teuerungsausschusses ausführen wollte, so würde das nichts Geringeres bedeuten, als daß alle Maschen des verwickelten österreichisch-ungarischen Ausgleiches aufgerissen werden sollen . . Der Beschluß ist undurchführbar, daher ein Blendwerk. Mit dem Antrag des Teuerungsausschusses ist gar nichts anzufangen. Er ist offene Demagogie, da er nicht ein Kilo Fleisch über die Grenze hereinbringt. Solche Winkelzüge einer geschlagenen Partei (die Christlichsozialen sind damit natürlich gemeint), die von den Führern gelenkt wird, denen die Wähler kein Mandat gegeben haben, sollten die anderen Parteien, die vom Vertrauen der Bevölkerung getragen werden, von sich weisen.“ Sollte es möglich sein, daß ein ernstes Freisinnsblatt in Deutschland, sagen wir: die „Frankfurter Zeitung“, einen gegen das Zentrum gefaßten Beschluß umlügt in einem Winkelzug des Zentrums? Hier hat's die „Neue Freie Presse“, das große „Wiener Weltblatt“, getan.

Die Sozialdemokraten sind bald zur Einsicht gekommen, daß die Wähler sich durch solche Preßkniffe auf die Dauer nicht werden täuschen lassen; sie wissen auch, daß sie mit diesem Parlament, in welchem die Kapitalismusvertreter so starke Uebermacht erhalten haben, eine gerechte Steuerreform, eine volksfreundliche Sozialversicherung, einen praktischen Arbeiterschutz — lauter Wahlversprechungen — nicht werden machen können. Darum müssen sie nach einem Mittel suchen, welches nicht nur den Wählern Sand in die Augen streut, sondern auch den nationalen Zerfall der Internationale aufhalten könnte. Ein solches Mittel haben sie (natürlich!) im Kulturkampf, in der Pfaffenhatz gefunden. Die rote „Arbeiterzeitung“ verkündete am 9. August: „Dem Pfaffentum wurde vor dem Parlament die Tür gewiesen . . . Ein Parlament mit starker antiklerikaler Mehrheit (?) wurde gewählt, welches berufen ist, das klerikale Unkraut zu jäten. Mit rücksichtsloser Energie muß das Parlament an die Arbeit gehen, um den klerikalen Schutt vergangener Jahrhunderte aus unserer Gesetzgebung hinwegzuräumen. Die natur- und kulturwidrigen klerikalen Bestimmungen unseres Eherechtes, die unklaren Bestimmungen unserer Schul- und interkonfessionellen Gesetze, die jetzt zum schamlosesten Gewissenszwang mißbraucht werden, sie müssen weg. Krieg dem Pfaffenregiment! Diese Aufgabe hat das jetzige Volksparlament erhalten, und es darf nicht mehr geruht werden, bis nicht auch in diesem Staate dieses so unheilvolle Pfaffenregiment vom souveränen Volksregiment vollständig abgelöst ist.“ Statt Verbilligung der Lebensmittel Pfaffenhetze, statt Sozialversicherung Ehereform, statt Arbeiterschutz Abschaffung der sittlich-religiösen Erziehung des Volkes in der Schule! Arme Arbeiter!

Die Katholiken aber haben die Pflicht, angesichts dieser Kriegserklärung erst recht alle Bruderzwistigkeiten zu beseitigen und sich in der christlichsozialen Partei zum entschiedensten Abwehrkampf gegen die freimaurerischen Kirchenstürmer zu rüsten.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Vor dem letzten Akt.

Daß nach dieser Zwischenaktspause der Vorhang zum letzten Male aufgehe, müssen wir hoffen. In den letzten Tagen lauten die Nachrichten und die Stimmungsausbrüche in der Tagespresse wieder günstiger, nachdem in der vorhergehenden Woche zeitweilig die Kriegsfurcht sogar die Berliner Börse ergriffen hatte. Es scheint doch die schöne Szene, „wo sie sich kriegen", bevorzustehen.

Der französische Ministerrat hat sich am Donnerstag mit den vorbereiteten „Grundlagen" beschäftigt. Wie allseitig behauptet wird, hat er seine Zustimmung gegeben zu einer Vereinbarung, die auf Annahme von deutscher Seite rechnen dürfte. Ueber die Einzelheiten soll vom 3. September ab, also ausgerechnet gleich nach dem Sedangedenktage, in Berlin weiter verhandelt werden. Was die Blätter über das bisherige Ergebnis mitteilen, ist noch nicht zuverlässig und auch nicht erschöpfend. Zunächst kehren die alten bekannten Punkte wieder: Kompensation für Deutschland am Kongo, dagegen politische freie Hand für Frankreich in Marokko. Zur Kongofrage wird neuerdings versichert, daß Deutschland doch die sehr wünschenswerte, aber bisher versagte Verbindung mit dem belgischen Kongostaat erhalten solle gegen Gewährung freier Passage für die Franzosen nach dem Tschadsee. Unklar ist noch die höchst wichtige Frage der wirtschaftspolitischen Garantien in Marokko. Es wird da geredet von einem Schiedsgericht, das über etwaige Behinderung des freien Wettbewerbs entscheiden soll, sowie von einer Reservierung des südlichen Marokko für deutsche Unternehmungen, endlich auch von besonderen Rechten Deutschlands zur Ausbeutung der marokkanischen Erzlager und sonstiger Bergschätze. Es lohnt sich nicht, all diese Punkte näher zu erörtern, bis man weiß, was unsere Regierung mit ihren Sachverständigen erreicht oder nicht erreicht hat.

Die Begleiterscheinungen sind inzwischen zu betrachten.

Erstens der Versuch einiger französischer Blätter, mit vehementer Ankündigung der Kampfbereitschaft ihrer Armee und ihrer Flotte Deutschland zu bluffen und die Franzosen aufzureizen. Der Ausdruck „erzbereit" und seine Synonyme machen auf uns gar keinen Eindruck mehr, seit sie zur Einleitung des „kleinen Krieges" von 1870 gebraucht worden sind. Die Franzosen halten sich, soweit sie nicht hinter den Kulissen Bescheid wissen, für „bereit", und Deutschland ist bereit, ohne daß es davon zu reden braucht. Im übrigen kommt auf die Willensmeinung der Franzosen selbst verzweifelt wenig an. Ihre Staatsmänner riskieren höchstens dann den Krieg, wenn der Vormund England es fordert. Ohne Englands Willen gibt es keinen Konflikt.

Die zweite Begleiterscheinung bestätigt das. In der „Neuen Freien Presse" zu Wien erschien eine Diplomaten-Auslassung von ungeheurer Parteilichkeit und Grobheit gegenüber Deutschland, die sogar einem französischen Urheber nicht hätte verziehen werden können. Nun wird aber allgemein behauptet und ist bisher nicht bestritten worden, daß diese antideutsche Gehässigkeit von dem aktiven britischen Botschafter in Wien, Herrn Cartwright, herrühre. Die deutsche Regierung scheint dem Ursprung des boshaften Artikels nachzugehen, und die österreichisch-ungarische Regierung ist offenbar auch ungehalten über diesen Mißbrauch der dortigen Presse seitens eines bei ihr akkreditierten Botschafters. Wenn Herr Cartwright sich nicht reinigen kann, wird ihm wohl eine Luftveränderung beschieden sein. Es ist aber bezeichnend, daß dieser Geschäftsträger Englands die Hetzerei gegen Deutschland in der Marokkofrage leidenschaftlicher betreibt als die Franzosen selbst. Und ferner darf nicht unbeachtet bleiben, daß die „Neue Freie Presse", die doch so viel Gutes von der österreichischen Regierung und gelegentlich auch von der deutschen erfahren hat, sich zur Verbreitung eines so schmählichen Elaborats hergibt. Es zeigt sich da der internationale Zusammenhang der freimaurerisch-jüdischen Elemente. Nebenbei wird unsere Regierung abermals daran erinnert, daß sie in der Benutzung der sogenannten Weltpresse weithin zurücksteht hinter den Gegnern Deutschlands. Wir haben schon oft darauf hingewiesen, daß wir der publizistischen Verschwörung, die gegen uns unaufhörlich Ränke schmiedet und Stimmung macht, mit publizistischen Abwehrmitteln entgegentreten müssen; es fehlt bei der Regierung an publizistischer Sachkenntnis.

Die dritte Begleiterscheinung geht uns selbst an. Unsere Sozialdemokraten sind an die agitatorische Behandlung der auswärtigen Politik, namentlich der Marokkofrage, herangegangen und haben nicht bloß die Bestrebungen unserer Diplomatie als kapitalistische Interessenjägerei in Bausch und Bogen verdammt, sondern sogar für den Fall eines Kriegsausbruches zum Widerstand aufgefordert. Letzterer soll erfolgen durch einen Massenstreik und durch passiven Widerstand der einzelnen Wehrpflichtigen gegenüber der Mobilmachungsordre. Diese Agitation ist nicht bloß antimilitaristisch, sondern geradezu landesverräterisch. Es ist begreiflich, daß sofort die Nachricht auftauchte, die Regierung bereite ein Gesetz vor, das solche gefährliche Treibereien verhindern soll. Hoffentlich werden die Leute, die von den Agitatoren in die Bresche gestellt werden sollen, auch ohne neue Gesetzparagraphen das Verwerfliche und Unsinnige solcher Vorschläge einsehen. Im Falle der Mobilmachung wird nicht gefackelt und nicht gespaßt; jeder Widerstand des einzelnen Pflichtigen und jede Behinderung der Wehrfähigkeit des Landes durch Streiks oder dergleichen würde alsbald mit der schärfsten Waffe, unter Umständen standrechtlich, niedergeschlagen werden. Davon sind auch unsere ausländischen Gegner so gut unterrichtet, daß sie eine Behinderung der deutschen Heeresentwicklung gar nicht in ihre Berechnungen zu ziehen wagen. Das vaterlandsfeindliche Treiben der Sozialdemokratie muß aber allen denen vor Augen gehalten und unter die Nase gerieben werden, die irgendwelche Lust zur Großblockpolitik haben. Es ist natürlich unwahr, daß die deutsche Regierung bei ihrer aktiven auswärtigen Politik sich von Wahlspekulationen leiten lasse. Aber die Sozialdemokratie selbst sorgt dafür, daß die Marokkopolitik auf das deutsche Wahlgetriebe einwirkt. Allzu scharf macht schartig, und, auch bei den Linksliberalen gibt es doch noch ein Gefühl für Deutschlands Ehre und Deutschlands Weltinteressen, das man nicht ungestraft verhöhnen kann.

Der Massenstreik in England.

Während die deutschen Sozialdemokraten mit dem Gedanken eines Massenstreiks als Anti-Mobilmachung spielen, ist der große Streik in England im Sande verlaufen. Der von der Regierung vermittelte Waffenstillstand, von dem wir schon im vorigen Hefte sprachen, ist zur Durchführung gelangt, obschon in Liverpool und auch in Manchester und Wales Hitzköpfe und Quertreiber die Fortsetzung des Kampfes versuchten. England ist diesmal mit einem blauen Auge davongekommen. Der Verlauf erinnert an den französischen Eisenbahnerstreik, der zum Ende der Briandschen Regierung ausbrach. Erst ein erschreckliches Aufflackern der Leidenschaften, dann ein schnelles Aprisement gegenüber einer festen Haltung der Regierung und wohlwollender Versprechungen. Auch von den Massenstreiks gilt das Wort, daß heißer gekocht als gegessen wird. Der englischen Regierung darf man die Anerkennung nicht versagen, daß sie in der kritischen Zeit geschickt operiert hat. Obschon das liberale Ministerium auf die parlamentarische Unterstützung der Arbeitervertreter angewiesen ist, ließ es an der Entfaltung der Polizei- und Militärkräfte zur Wahrung der Ordnung nichts fehlen und blieb auch gegenüber den Angriffen im Parlament bei der vernünftigen Ansicht, daß die Wohlfahrt des Volkes das oberste Gesetz sei. Zugleich wußte die Regierung Verhandlungen zur Beruhigung einzuleiten und brachte dieselben auch geschickt über die kritische Frage hinweg, ob denn die Arbeitgebervertreter überhaupt direkt mit den Gewerkschaftsführern verhandeln dürften, statt auf dem gesetzlichen Umwege über die Einigungsämter. — Die Beobachtung der französischen und englischen Streikgeschichte berechtigt uns zu der Hoffnung, daß auch bei einem Versuch des Massenstreiks in Deutschland die Bäume der Ruhestörer nicht bis in den Himmel (oder vielmehr nicht bis in die Hölle) wachsen würden.

Von besonderem Interesse für uns ist auch die Wahrnehmung, daß die gespannte hochpolitische Lage bei den Ausgleichsverhandlungen in England eine hervorragende, vielleicht entscheidende Rolle gespielt hat. Die angebliche Gefahr eines Krieges mit Deutschland macht die Leute nachgiebig. Ein Beweis von Staatstreue und Patriotismus, der die roten Agitatoren in Deutschland beschämen muß.

Die Präsidentenwahl in Portugal.

Der Vollständigkeit halber muß es verzeichnet werden, daß die sog. Volksvertretung in Lissabon den Herrn Arriaga zum Präsidenten der sog. Republik gewählt hat, und zwar mit 121 Stimmen, während 86 auf Herrn Machado fielen. „Jacke wie Hose." Wenn man sagt, daß Arriaga gemäßigter sei als Machado, so wollen wir die Tatsachen abwarten, namentlich auf kirchenpolitischem Gebiete.

Die Juden und das Wirtschaftsleben.

Von Dr. Hans Rost, Augsburg.

Wenn es als eine auffallende Tatsache bezeichnet werden muß, daß dem jüdischen Problem in der Oeffentlichkeit, namentlich in der Tagespresse, eine geringfügige Aufmerksamkeit zuteil wird, so muß es auch als sonderbar erscheinen, daß über die augenfälligste Erscheinung des Judentums im Leben seiner Wirtsvölker, über den Anteil der Juden am Wirtschaftsleben, über ihren Reichtum zwar viel disputiert wird, daß aber klare, grundlegende Nachweisungen darüber in der Literatur nicht vorhanden sind. Diese Erkenntnis hat den Geschichtsschreiber des modernen Kapitalismus, Werner Sombart, in die Notwendigkeit versetzt, sich in das „judaistische Problem einzuspinnen" und das „sonderbare Buch" zu schreiben: Die Juden und das Wirtschaftsleben. (Leipzig, Duncker & Humblot 1911. XXVI u. 476 S., ℳ 9—.) Bei der heutigen Bedeutung der Juden im Wirtschaftsleben, im Handel, Verkehr und Geldwesen dürfte eine objektive Würdigung dieser Sachlage sehr angebracht sein. Kommt doch ein so guter Kenner der Verhältnisse wie Werner Sombart zu der Ueberzeugung, „daß am Aufbau der modernen Volkswirtschaft der Anteil der Juden weit größer sei, als man bisher geahnt hatte".

Was hat die Juden zu dieser überragenden Rolle befähigt? Auf diese Frage gibt Sombarts Buch Antwort. An die Spitze seiner Ausführungen stellt Sombart den Satz, daß ohne die Versprengung der Juden über die nördlichen Länder des Erdballs es niemals zu dem Knalleffekt der menschlichen Kultur: dem modernen Kapitalismus gekommen wäre. Bis in die Gegenwart ist das Wirtschaftsleben jüdischem Einflusse in wachsendem Maße unterworfen, der sich allerdings in der neuesten Zeit merklich zu verringern beginnt, da einerseits die Nichtjuden sich den Anforderungen des kapitalistischen Wirtschaftssystems mehr angepaßt, anderseits die Juden infolge kultureller Veränderungen die ihnen früher eigene Befähigung zum Kapitalismus zum kleinen Teile eingebüßt haben, wobei noch hinzukommt, daß die kapitalistischen Unternehmungen sich mehr und mehr in bureaukratische Verwaltungen umwandeln, die nicht mehr in gleichem Maße wie früher spezifische Händlereigenschaften heischen. In strenger Wissenschaftlichkeit nun will das vorliegende Buch die Bedeutung der Juden für das moderne Wirtschaftsleben aufdecken.

Der erste Abschnitt behandelt den Anteil der Juden am Aufbau der modernen Volkswirtschaft. Sombart geht aus von der entscheidenden Entwicklung der Weltwirtschaft, welche dieselbe durch die Verlegung des weltwirtschaftlichen Schwergewichts vom Süden in nordische Länder erfuhr, woran die Entdeckung Amerikas und des ostindischen Seewegs und einige andere Ursachen nach bisheriger Annahme schuld sein sollen. Sombart zieht diese Ursachen sehr stark in Zweifel und stellt die bisher kaum vernommene Behauptung auf, daß diese Verschiebung des weltwirtschaftlichen Schwerpunkts in Zusammenhang mit den Wanderungen der Juden zu bringen sei. Und in der Tat, die Belege, welche Sombart für seine Behauptung erbringt, sind verblüffend für die „Parallelität zwischen den örtlichen Bewegungen des jüdischen Volkes und den ökonomischen Schicksalen der verschiedenen Völker und Städte". Die Vertreibung der Juden aus Spanien und Portugal fällt in die Jahre (1492) der Abfahrt des Kolumbus nach Amerika und der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien durch Vasco de Gama. Im 15. Jahrhundert wurden die Juden ferner aus den wichtigsten deutschen Handelsstädten, aus Köln (1424), Augsburg (1439), Straßburg (1438), Nürnberg (1498), Ulm (1499), Regensburg (1519) vertrieben. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts ereilt sie das gleiche Schicksal in einer Anzahl italienischer Städte. Mit dem Eintreffen dieser Judenflüchtlinge ist überall ein wirtschaftlicher Aufschwung verbunden. In Deutschland haben Frankfurt a. M. und Hamburg zahlreiche Juden während des 16. und 17. Jahrhunderts aufgenommen, während die übrigen ehemaligen Handelsstädte in Verfall gerieten. Insbesondere aber in Holland, Frankreich und später auch in England steht der Zustrom jüdischer Elemente mit der wirtschaftlichen Blüte in enger Verbindung. Sombart verstärkt die Glaubwürdigkeit seiner Darlegungen mit Urteilen von Zeitgenossen, aus denen hervorgeht, daß die christlichen Kaufleute von dem Handel mit den Juden geradezu lebten, in ihrer Existenz also mit der Abwanderung der Juden stark bedroht waren.

Diesen mehr äußerlichen Tatsachen, denen immerhin bereits eine hohe Beweiskraft innewohnt, fügt nun Sombart die inneren Gründe hinzu, welche dartun sollen, welchen Anteil die Juden „wirklich und wahrhaftig an dem Aufbau unserer modernen Volkswirtschaft, an der Entfaltung des modernen kapitalistischen Wirtschaftssystems gehabt haben". Diese Nachweisungen gipfeln darin, daß die Juden das heutige Gepräge der internationalen Wirtschaftsbeziehungen schufen, und daß sie das kapitalistische System am vollsten zur Ausbildung brachten. Zunächst haben die Juden den internationalen Warenhandel belebt. In England soll bereits im 17. Jahrhundert der Handel der Juden sich auf ein Zwölftel des gesamten englischen Handels belaufen haben. Unter den Meßfieranten der Leipziger Messe betrug am Ausgang des 18. Jahrhunderts die Zahl der Juden fast ein Viertel aller übrigen Kaufleute. Der Handel Hamburgs mit Spanien und Portugal und mit Holland lag während des 17. Jahrhunderts fast ausschließlich in den Händen der Juden. Der Levantehandel der Franzosen im 18. Jahrhundert war ganz und gar von den Juden beherrscht. Das Netz des Welthandels, sagt Sombart, wurde größer und engmaschiger, genau in dem Maße, wie die Juden ihre Kontore an entferntere und in näher beieinander liegende Orte verlegten. Der Handel mit Luxuswaren war in ihren Händen Monopol. Der Vertrieb von Massenprodukten, Getreide, Wolle, Zucker, Tabak, Baumwolle, lag fest in ihren Händen. Außerdem zeichnete sich der Judenhandel durch Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit der Waren aus. Ferner beherrschten die Juden fast ausschließlich gerade diejenigen Handelsgebiete, aus denen große Mengen Bargeld zu holen waren, also die neuerschlossenen Silber- und Goldländer in Mittel- und Südamerika.

In Anbetracht des internationalen Charakters und der Händlerfähigkeiten des Judentums konnte es nicht ausbleiben, daß die Juden bei der Begründung und Entwicklung der modernen Kolonialwirtschaft eine hervorragende und sogar entscheidende Rolle spielten. Sombart beweist dies mit einer Fülle von Beispielen. So hieß der Generalgouverneur der holländisch-ostindischen Kompagnie, der am meisten zur Befestigung der niederländischen Macht auf Java beigetragen hat, Cohn. Und noch viele andere Gouverneure, Beamten, Direktoren sind Juden gewesen. In Südafrika, namentlich in der Kapkolonie und in Australien, ist so gut wie alle wirtschaftliche Entwicklung den Juden zuzuschreiben. Was Amerika anlangt, so sagt Sombart, es sei in allen seinen Teilen Judenland, und er weist des längeren nach, wie die Juden bereits bei der Entdeckung Amerikas beteiligt gewesen seien — sei doch selbst Kolumbus mütterlicherseits von jüdischer Abstammung gewesen. Bereits im Jahre 1492 begründeten die Juden in S. Thoma eine blühende Zuckerindustrie, welche sie dann auch nach Brasilien und Jamaika verpflanzten. Auch in den englischen, holländischen, französischen Kolonien ist die Zuckerindustrie die Quelle des „Wohlstandes und auch hier sind die Juden die Beherrscher dieser Industrie und des Zuckerhandels". Die Zuckergewinnung bildete das Rückgrat der damaligen kolonialen Volkswirtschaft. Auch am Werdegang der Vereinigten Staaten von Amerika haben die Juden einen bedeutsamen Anteil. Sombart geht sogar so weit, zu behaupten, daß bei der heutigen Weiterentwicklung der amerikanischen Verhältnisse die Vereinigten Staaten nach 50 oder 100 Jahren nur noch von Slawen, Negern und Juden bewohnt sein werden, wobei die Juden natürlich die wirtschaftliche Hegemonie an sich gerissen haben. Eine ganze Reihe wichtiger Handelszweige beherrschen die Juden bis zur Monopolstellung, z. B. den Getreide-, Tabak- und Baumwollhandel. Dank dem jüdischen Einschlag sind die Vereinigten Staaten heute das, was sie sind. „Denn das, was wir Amerikanismus nennen", sagt Sombart, „ist ja zu einem sehr großen Teile nichts anderes als geronnener Judengeist."

Sombart kommt dann auf die Frage zu sprechen, welchen Anteil im Zusammenhang mit der modernen Kolonialwirtschaft die Juden bei der Begründung des modernen Staates gehabt haben. Wie Faust nicht ohne Mephistopheles, so kann der moderne Fürst des 16., 17., 18. Jahrhunderts nicht ohne Juden gedacht werden. Der Fürst schützt die gehetzten Juden gegen Stände und Zünfte, der Jude stellt dem werdenden Staate die materiellen Mittel zur Verfügung. Er ist Armee- und Geldlieferant im Krieg und im Frieden. Darin besteht die große indirekte Mitwirkung an der Staatsentwicklung der letzten Jahrhunderte. Das „Hofjudentum" an den fürstlichen Höfen in Oesterreich und Deutschland spielte eine große Rolle. Mehr als ein Jahrhundert hindurch waren die Hofbankiers am Wiener Hof nur Juden.

Daß das Wirtschaftsleben der Gegenwart in seinen heutigen Formen zum großen Teil eine Schöpfung der Juden ist, ist bekannt. Sombart weist nach, wie die Juden an der Entstehung des öffentlichen Kreditsystems, an der Ausgestaltung der Wertpapiere, der Wechsel, Aktien, Banknoten, Partialobligationen, an dem Handel mit Wertpapieren, an der Ausbildung des Verkehrsrechts, vor allem an dem Ausbau der Börse, am Schuldenwesen einen einschneidenden schöpferischen Anteil haben. Man braucht nur den Namen Rothschild zu nennen, der dem Kreditverkehr das internationale Gepräge aufdrückte. Hervorragend ist sodann der Anteil der Juden an den Gründungs- und Pfandbriefgeschäften. Als die Eisenbahnen aufkamen, da waren die Rothschilds die ersten „Eisenbahnkönige“, indem das Haus Rothschild in der Eisenbahngründung tonangebend wurde. Ganz besonders aber ist das Gründungsgeschäft recht eigentlich eine Spezialität jüdischer Geschäftsmänner geworden und geblieben. An den spekulativen Unternehmungen der Gründungsjahre 1871 bis 1873 war nach Sombart eine erstaunlich große Menge von Juden beteiligt gewesen, wobei in sehr vielen Fällen die „Juden die Schieber, die anderen die Geschobenen und Strohmänner“ waren. Auch unter den Gründern zahlreicher Spekulationsbanken finden wir zahlreiche Juden. Bei den Gründern der Deutschen Bank 1870 überwiegen die jüdischen Elemente. Zur Kommerzialisierung des Wirtschaftslebens, wonach alle wirtschaftlichen Vorgänge im Handelsgeschäfte aufgelöst und umgemodelt werden, wobei die Börse den Mittelpunkt bildet, haben die Juden fast allein den Löwenanteil beigetragen. Die Börsendisponenten der Banken, so faßt Sombart diesen Entwicklungsprozeß zusammen, werden heute immer mehr die Beherrscher des Wirtschaftslebens. Damit haben die Juden den ausschlaggebenden Einfluß auf unser ganzes heutiges Wirtschaftsleben in die Hand bekommen. Auch in der Industrie, z. B. der Elektrizitätsindustrie, bricht sich diese Kommerzialisierung Bahn, indem man die Werbung neuer Kunden, die Schaffung eines neuen Absatzgebietes durch eigene Vertreter der Gesellschaft vornehmen läßt. Siemens & Halske in Berlin haben sich lange Zeit für „zu vornehm“ gehalten, „den Kunden nachzulaufen“; jetzt ist mit diesem Prinzip gebrochen. Mit der „Kommerzialisierung der Industrie“, sagt Sombart, „ist die Stunde erfüllt, da die Juden in das weite Gebiet der Güterproduktion und des Gütertransportes ebenso eindringen, wie sie in das Gebiet des börsenmäßigen Handels und des Geld- und Kreditwesens schon früher eingedrungen sind“. Aber auch früher schon haben die Juden in der Industrie eine bedeutende Rolle gespielt. In Mecklenburg und Oesterreich haben sie die Tabakindustrie, in Polen und Böhmen die Schnapsbrennerei, in Frankreich die Lederindustrie, in Preußen, Italien und Oesterreich die Seidenfabrikation, in Hamburg die Fabrikation der Strümpfe, in Fürth die des Spiegelglases, in Mähren des Baumwollzeuges in Händen gehabt. Fast überall sind die Juden die Begründer der Konfektionsindustrie. Der Altkleiderhandel ist ohnedies eine jüdische Spezialität gewesen und wird es bleiben in den Anfangsstadien des jüdischen Erwerbslebens.

In welchem Umfange sich heute die Juden an der Industrie beteiligen, geht einigermaßen aus folgenden Zahlenangaben hervor. Bei der Elektrizitätsindustrie sind alle Gesellschaften mit 6, bei Montan-, Kali-, chemischer Industrie solche mit 5, bei Maschinen- und Textilindustrie die mit 4, bei den übrigen die mit 3 Millionen Mark Kapital und mehr berücksichtigt. Wenn man die Zahl der jüdischen Direktoren betrachtet, so gibt es in der Leder- und Kautschukindustrie 31.5 Prozent, in der Metallindustrie 25.0, in der elektrischen Industrie 23.1, in Brauereien 15.7, in der Textilindustrie 13.5, in der chemischen Industrie 13.0, in der Montanindustrie 12.8, in der Maschinenindustrie 12.2, in Kaliwerken 11.1, in der Zement-, Holz-, Glas-, Porzellanindustrie 7 Prozent Juden. Unter den Aufsichtsräten verschiedener Branchen befinden sich in Brauereien 31.5 Prozent Juden, in der Metallindustrie 30.7, in der Zement-, Holz-, Glas-, Porzellanindustrie 29.9, in Kaliwerken 29.4, in der Lederindustrie 28.6, in der elektrischen Industrie 26.8, in der Montanindustrie 23.9, in der chemischen Industrie 22.8, in der Maschinenindustrie 21.4, in der Textilindustrie 13.5 Prozent Juden. Sombart bezeichnet diese Anteile als enorm und gibt zu bedenken, daß die Juden, die fast ein Siebentel aller Direktorposten und fast ein Viertel aller Aufsichtsratsposten besetzt halten, in der Gesamteinwohnerzahl des Deutschen Reiches genau ein Hundertstel ausmachen.

Nach Erörterung dieser Verhältnisse geht Sombart dazu über, zu erklären, was denn eigentlich die Juden befähigt hat, einen so entscheidenden Einfluß auf den Gang des Wirtschaftslebens auszuüben, der Wirtschaftsgestaltung neue Formen einzuhauchen, die moderne kapitalistische Wirtschaftsgesinnung, das Prinzip der freien Konkurrenz, die Reklame und sonstige Momente eines ökonomischen Rationalismus großzuziehen. Die Frage der Befähigung der Juden „Wozu?“ hat ihre Lösung in den bisherigen Ausführungen gefunden. Die Juden sind „Begründer und Förderer des modernen Welthandels, der modernen Finanzwirtschaft, der Börse wie überhaupt aller Kommerzialisierung des Wirtschaftslebens; die Väter des Freihandels und der freien Konkurrenz, die Verbreiter des modernen Geistes im Wirtschaftsleben“. Man muß zugeben, daß Sombart seine Beweisführung für diese Befähigungsmomente in bestrickender und überzeugender Weise dargelegt hat, wobei sich freilich der Nachteil ergibt, daß das Fehlen einer gleichzeitigen, mit der jüdischen parallel laufenden Schilderung der Bedeutung der Christen im Wirtschaftsleben das Uebergewicht der Juden denn doch etwas zu stark betont und einseitig hervorhebt. Aber das geht klar aus Sombarts Darlegungen hervor, daß der Einfluß der Juden im Wirtschaftsleben erstaunlich, verblüffend groß ist.

Sombart untersucht nun, wodurch die Juden sich vorzüglich zu wirtschaftenden Subjekten eignen. Er schildert zunächst die erforderlichen Funktionen der kapitalistischen Wirtschaftssubjekte, die Planmäßigkeit, Zweckmäßigkeit, Rechnungsmäßigkeit der Wirtschaftsführung, sowie die typischen Eigenschaften des Unternehmers und Händlers. Die geheimnisvolle Formel des modernen Wirtschaftens heißt: billig einkaufen und teuer verkaufen — was immer es auch sei und dadurch lukrative Geschäfte zu machen. Dieses System ist den Juden am vertrautesten. „Hier gilt es kreditbedürftige Kavaliere, kriegslüsterne Staaten auszukundschaften und ihnen im rechten Augenblick ein Darlehen anzubieten; dort eine Arbeiterkategorie zu erspähen, die um ein paar Pfennige billiger arbeitet. Hier gilt es die Chance richtig zu ermessen, die ein neueinzuführender Artikel beim Publikum hat; dort den Einfluß richtig einzuschätzen, den ein politisches Ereignis auf die Stimmung des Effektenmarktes ausüben wird usw.“ Diese subjektive Befähigung ist ohne Zweifel dem Juden in hohem Grade eigen. Dazu kommt nun noch die objektive Eignung der Juden zum Kapitalismus. Sehr bedeutungsvoll ist in dieser Hinsicht ihre räumliche Verbreitung geworden. Die Zerstreuung über alle Länder hatte zur Folge, daß Teile einer und derselben Familie an den verschiedensten Zentren des Wirtschaftslebens sich ansiedelten und große Welthäuser mit zahlreichen Filialen bildeten. Man braucht da nur den Namen Rothschild nennen. Der Vorteil dieses internationalen Austausches liegt auf der Hand. Auf diesen raschen und zuverlässigen Beziehungen beruht nicht in letzter Linie die Vorherrschaft der Juden an der Börse. Ferner waren die Juden während der letzten Jahrhunderte fast überall Fremdlinge, die sich ihre wirtschaftliche Existenz erst erringen mußten. Das ist ein Ansporn zu erhöhter wirtschaftlicher Arbeit. Außerdem haben gewerberechtliche oder gewerbepolizeiliche Bestimmungen sowie ihre Zurücksetzung im öffentlichen Leben die Juden teilweise auf das Wirtschaftsleben hingedrängt. Eine weitere Eigenart der ökonomischen Mission der Juden in den letzten drei oder vier Jahrhunderten ist ihr in der Regel enormer Reichtum. In Holland waren die Juden durch ihren Reichtum, ihre Prachtentfaltung, ihren Wohnluxus berühmt. Auch in den übrigen Ländern. In Hamburg besaßen 31 Juden (1725) ein Vermögen von mehr als 6 Millionen Mark. Noch glänzender ist die Lage der Frankfurter Juden. „Und selbst die Berliner Juden des frühen 18. Jahrhunderts sind keine armen Schnorrer mehr.“ Heute ist die jüdische Bevölkerung über die nichtjüdische im Vermögensstande ungeheuer überlegen. Sombart hätte indirekt den Nachweis hierfür erbringen können durch die Ziffern der Berufszählung von 1907, welche in den lukrativen Berufsarten den Juden einen gewaltigen Vorsprung einräumt.

Noch wertvoller aber sind seine direkten Zahlenangaben über den jüdischen Reichtum. Derselbe ist nach der Höhe der Steuerbeträge gemessen worden. Im folgenden ist der Anteil der Juden an der Gesamteinwohnerzahl und der Anteil der von den Juden aufgebrachten Steuern am Gesamtsteuerertrag in Prozenten einander gegenübergestellt. Diese Ziffern lauten für Aachen 1.16 bezw. 7.79 Prozent, Barmen 0.37 bezw 1.75, Berlin 5.06 bezw. 30.77 (also bezahlen die Juden in Berlin fast ein Drittel aller Steuern, obwohl sie nur ein Zwanzigstel der Bevölkerung ausmachen), Beuthen 4.04 bezw. 26.90, Bielefeld 1.16 bezw. 7.20, Bochum 0.88 bezw. 5.26, Bonn 1.47 bezw. 3.76, Bran-

denburg 0.53 bezw. 2.30, Bromberg 2.79 bezw. 13.73, Krefeld 1.66 bezw. 6.57, Dortmund 1.20 bezw. 5.22, Düsseldorf 1.14 bezw 3.55, Duisburg 0.54 bezw. 2.07, Elberfeld 1.08 bezw. 3.80, Essen 1.04 bezw. 4.66, Frankfurt a. O. 1.17 bezw. 6.86, Gelsenkirchen 0,80 bezw. 2.99, Gleiwitz 3.20 bezw. 23.90 (nahezu das Achtfache), Kiel 0.29 bezw. 0.79, Koblenz 1.18 bezw. 0.43, Königshütte 1.50 bezw. 14.52 (fast das Zehnfache), Magdeburg 0.80 bezw. 3.58, Mülheim a. Rh. 0.53 bezw. 2.20, Mülheim a. d. R. 0.80 bezw. 2.70, M.-Gladbach 1.29 bezw. 6.90, Münster 0.63 bezw. 2.63, Oberhausen 0.63 bezw. 1.56, Osnabrück 0.80 bezw. 2.72, Posen 4.21 bezw. 24.02 (das Sechsfache), Wiesbaden 2.63 bezw. 8.20 Prozent. In Breslau beträgt der Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung 4.3 Prozent, der Anteil ihres Einkommens am Gesamteinkommen 20.3 Prozent; für Frankfurt a. M. lauten diese Ziffern 7.0 bezw. 20.8 Prozent. Im Großherzogtum Baden ist der Reichtum der Juden für die Amtsbezirke mit über 30 000 Einwohnern nachgewiesen. Hier werden dem Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung ihre Anteile an der Gesamtvermögenssteuer und Gesamteinkommensteuer in Prozenten gegenübergestellt. Die betreffenden Zahlen lauten im Amtsbezirk Konstanz 1.97 bezw. 9.41 u. 8.32, in Villingen 0.30 bezw. 0.56 u. 0.88, in Emmendingen 1.23 bezw. 3.26 u. 3.83, in Freiburg 1.07 bezw. 5.24 u. 4.88, in Lörrach 0.62 bezw. 1.33 u. 1.52, in Lahr 0.86 bezw. 1.67 u. 2.14, in Offenburg 0.73 bezw. 2.29 u. 3.17, in Rastatt 0.62 bezw. 3.13 u. 3.23, in Bruchsal 1.60 bezw. 17.56 u. 17.14, in Durlach 1.09 bezw. 5.77 u. 3.77, in Karlsruhe 1.91 bezw. 11.67 u. 11.07, in Pforzheim 0.71 bezw. 5.23 u. 5.55, in Mannheim 3.21 bezw. 28.66 u. 22.37, in Schwetzingen 0.65 bezw. 6.96 u. 2.73, in Baden 0.68 bezw. 3.40 u. 3.85, in Bühl 0.66 bezw. 4.01 u. 5.42, im Großherzogtum Baden 1.29 bezw. 8.42 u. 9.06 Prozent. Für das ökonomische Schicksal der Juden ist dieser hervorragende Geldbesitz von einschneidendster Bedeutung. Jede Wanderung reicher Juden hat eine Verschiebung des Edelmetallvorrats zur Folge. Diesen Wirkungen waren Holland und England nach der Judeneinwanderung aus Spanien und Portugal unterworfen. Dieser Reichtum setzte die Juden überall in den Stand, aus der Geldleihe sich Mehrung ihres Kapitals zu verschaffen, ohne eigenen Schweiß durch eine wirtschaftliche Handlung Geld zu verdienen. Der Reichtum der Juden war eine Hauptursache, warum es ihnen gelang, das moderne Wirtschaftsleben im kapitalistischen Systeme zu organisieren.

Der Verfasser führt nun in weiteren Kapiteln den Nachweis, daß die Religion der Juden für das Wirtschaftsleben bei der Herausbildung des Kapitalismus „eine überragend große Bedeutung" gehabt hat. Die Religion, ihre Gebote und Vorschriften durchdrangen nicht nur den Sabbat, sondern das Alltagsleben bis in die kleinsten Verrichtungen hinein. Zwischen diesen jüdischen Lehren, wie sie aus Thora und Talmud mechanisch-kunstvoll und zweckbedacht sich ergeben, und dem Kapitalismus bestanden enge Zusammenhänge. Die jüdische Religion — nicht zu verwechseln mit der Religion Israels — ist dem Kapitalismus verwandt durch die vertragsmäßige Regelung aller Beziehungen zu Gott. Die Gemeinschaft zwischen Gott und den Menschen vollzieht sich immer in der Form, „daß der Mensch etwas der Thora Gemäßes leiste und von Gott dafür etwas Entsprechendes empfange". Gute und böse Taten werden nach dem Vorteil wie nach dem Nachteil, den sie bringen können, rechenmäßig abgewogen. Diese jüdische Theologie kennt gleichsam ein Kontokorrent mit Gott. Auch die Erwerbsidee, die Grundlage des Kapitalismus, kommt in den Lehren der jüdischen Theologie zum Vorschein, indem gute und böse Handlungen wie Aktiv- und Passivposten betrachtet werden und Geld und Güter als „Mittel zur Erfüllung von Gott ausgesprochener Pflichten" bezeichnet werden. Das Erwerbsprinzip verleugnet sich nicht selbst in der Synagoge, indem die Thoraämter an den Meistbietenden versteigert wurden. Heute, sagt Sombart, ist die Auktion vielfach aus dem jüdischen Gottesdienst gestrichen. Man kann sie aber im Berliner Ghetto noch in voller Blüte sehen. Ferner enthält der Talmud viele Erörterungen über die schwierigsten ökonomischen Probleme und modernen Erwerbsprinzipien. Aus zahlreichen Stellen in Bibel und Talmud weist Sombart nach, welch große Rolle in der „Güterlehre" der jüdischen Religion die Betonung des Reichtums spielt. Sombart kommt hierbei zu der Schlußbemerkung: „Je frömmer ein Jude war, je besser er in seinen Religionsschriften Bescheid wußte, desto mehr Antrieb zum Erwerben mußte er aus den Lehren seines Glaubens schöpfen." Die ganze Lebens- und Wirtschaftsführung der Juden ist durch die heiligen Schriften, insbesondere aber durch die talmudisch-rabbinischen Bücher mit ihrer rationalistischen Lebensphilosophie beeinflußt und in die Bahnen wirtschaftlicher Tugenden gelenkt, als da sind Arbeitsamkeit, Ordnungsliebe, Nüchternheit, Mäßigkeit, Frömmigkeit. Auch das Geschlechtsleben und das eheliche Leben ist nach sehr vernünftigen Gesichtspunkten geordnet. Diese Rationalisierung des Lebens konnte naturgemäß nicht ohne tiefgreifenden Einfluß auf das Wirtschaftsleben bleiben.

Ein weiteres schon berührtes Moment für die Eignung der Juden zu hoher Wirtschaftlichkeit und zum Kapitalismus beruht in ihrer gewollten Abgeschlossenheit. Zum Zwecke der strengen Beobachtung ihrer Gesetze mußten die Juden im Ghetto wohnen, durften sie sich nicht mit ihren Wirtsvölkern vermischen. Trotz ihrer Zerstreutheit in alle Teile der Erde fühlten sie sich bis auf den heutigen Tag zusammengehörig, pflegten ihre Sprache, ihr Schrifttum und ihre Gesetzesvorschriften und unterstützten einander wirtschaftlich auf jede Weise. Hand in Hand mit dieser Fremdheit und als Ausfluß zahlreicher Stellen der heiligen Schrift ergab sich für die Juden die Erlaubtheit, ja selbst Wohlgefälligkeit des Zinsnehmens, was das ganze Mittelalter hindurch den Christen verboten war. Dem Fremden gegenüber galt auch in der Geschäftspraxis ein ganz anderes, laxeres Recht, als dem Stammesgenossen gegenüber. Freie Konkurrenz, Gewerbefreiheit sind Prinzipien des im Talmud festgelegten jüdischen Rechtes. Der Freihandel erscheint sonach als göttliches Gebot, oder wie Sombart sich ausdrückt: Gott will den Freihandel! Dieses judaistische System der Regelung des Wirtschaftsgebarens im engen Zusammenhang mit der Religion veranlaßt Sombart, unmittelbar den Puritanismus mit dem Judaismus auf gleiche Stufe zu stellen.

Sombart fügt sodann seinem hochinteressanten Werke noch psychologische Betrachtungen an, die zum Ziele haben, die Eigenart der Juden klar herauszuschälen. Es konnte gar nicht ausbleiben, daß ein Volk, das Jahrtausende hindurch solch strenge Gesetze beachtet, und dessen Lebensschicksal so hart und darum so widerstandsfähig gewesen ist, besondere völkerpsychologische Eigenarten herausgebildet hat. Als solche bezeichnet er ihre überragende Geistigkeit — der Weise geht vor dem König her, heißt es im Talmud — ihr rechnerisches Talent, der Mangel an einem mystischen Empfindungsleben, die Zweckbedachtheit ihres Wesens, die Ausprägung eines starken Ichgefühls, die Beweglichkeit, Rastlosigkeit und Anpassungsfähigkeit ihres Wesens. Diese Eigenschaften befähigten sie vor allem zu Mathematikern, Statistikern, Aerzten, Journalisten, Advokaten und nicht zuletzt zu Finanzmännern und Börsenleuten. Im Dienste des Kapitalismus haben diese Eigenschaften den Juden naturgemäß zur höchsten Meisterschaft verholfen.

Sombart stellt nun noch anthropologische und rassenbiologische Untersuchungen an und betont vor allem die überraschende Konstanz, mit welcher das Judentum in seiner Eigenart seinen Gang durch die Weltgeschichte genommen hat. Mangel an Bodenständigkeit, ein nomadisierendes Dasein unter ihren jeweiligen Wirtsvölkern, das Jahrtausende alte Ghettoleben, die zähe Konstanz des jüdischen Wesens, ihre mit dem Wirtschaftsgebaren eng verquickte Religion, die Inzucht als Ausfluß des mosaischen Gedankens vom auserwählten ewigen Volke, Speise- und Ehegesetze zur Erhaltung der Rasse; all das sind Momente, welche die Eigenart des jüdischen Volkes ausmachen und ihm seine Stellung in der Weltgeschichte angewiesen haben. Sombart hat diese Gedankengänge und Probleme in gewohnt geistreicher Weise dargestellt. Die Lektüre seines Buches ist ein hoher Genuß. Seinen Thesen fügt er sofort die erforderlichen Nachweisungen in Form zahlreicher konkreter Beispiele an. Die Sprache ist glänzend, die Belesenheit und zweckersprießliche Auswahl der Zitate erstaunlich. Manche Aufstellungen sind ganz neu und verblüffend, und gierig stürzt der Leser auf die Beweise. Das jüdische Problem, an welchem Historiker, Soziologen, Theologen, Völkerpsychologen in gleichem Maße interessiert sind, hat hier unter dem eigentlich nächstliegenden Gesichtspunkte der Bedeutung für das Wirtschaftsleben der Menschheit die erstmalige großzügige wissenschaftlich und geistreich durchgeführte Darstellung erfahren. Bei Juden und Nichtjuden wird das Buch ein berechtigtes Aufsehen erregen.

Erntezeit.

Voll reifer Schönheit war der Sommertag,
Von tiefem Goldglanz schimmernd überflogen,
Im Windhauch schwankten leis die Aehrenwogen,
Und Rosenatem in den Lüften lag.

Im Garten flammten Nelkensaat und Mohn,
Die Zweige neigten sich, die früchteschweren,
Und tiefe Glut stieg in die Purpurbeeren,
Vom Wiesenrain klang heller Sichelton.

Mit voller Schale schreitet nun die Nacht,
Das durst'ge Land mit kühlem Tau zu feuchten,
Von ihrer Stirn flammt helles Wetterleuchten
Und klar und prächtig glüht der Sterne Pracht.

Am fernen Hang ein Wanderlied verklingt,
Die Ernte träumt von reichem Erntesegen
Und schlummert einem neuen Tag entgegen,
Der ihr die Reife der Erfüllung bringt.

Josefine Moos.

Die Hilfstruppen der politischen Parteien.

Von Chefredakteur Max Roeder, Aachen.

Die Organisation auf politischem Gebiete hat besonders in der jüngsten Zeit ungeahnte Fortschritte gemacht. Aus anfänglich mehr oder minder losen Zusammenhängen sind feste Gebilde mit statutarischen Einrichtungen und bestimmten Geldbeiträgen entstanden. Es haben sich Zentren gebildet, und ein Stab von angestellten Parteibeamten ist über das ganze Land zerstreut. Das führte naturnotwendigerweise zu einer engeren Verbindung der Wählermassen untereinander und dieser selbst mit den Abgeordneten der Partei. Und gerade auf diesem Gebiete durchzieht der demokratische Gedanke in weiterem oder beschränkterem Umfange alle Parteien. Trotz alledem zeigt ein Vergleich zwischen den Wählerstimmen und der Zahl der Mitglieder der Organisationen einen so erheblichen Unterschied, daß, ohne weiteren Beweises zu bedürfen, sich die Tatsache ergibt: Die numerische Macht der Parteien liegt nicht allein bei der politischen Organisation. Ja sie liegt nur zum geringsten Teile bei dieser. Die numerische Macht! Die Elitetruppe, die geistige Macht stellt die Organisation dar, die um so erfolgreicher aktionsfähig ist, je mehr sie Mitglieder selbst umfaßt. Mitläufer werden in keiner Partei fehlen. Einerseits überzeugte Mitläufer, denen die Grundsätze nicht unbekannt sind; sie mögen sogar durchdrungen sein von den Grundsätzen — aber die Grundsätze haben kein Leben gefunden. Sie halten zur Partei, stimmen mit der Partei, das Parteileben selbst aber ist ihnen fremd und lästig, weil sie in der Hauptsache von Disziplin und Subordination nichts wissen wollen. Anderseits blinde Mitläufer, deren größte Zahl sich bei der Sozialdemokratie findet in der Rolle sinnloser Protestler. Die Fernstehenden und Schwankenden, die Masse der Nichtorganisierten, zu gewinnen, ist also auch im politischen Leben die Hauptsache. Diese Versuche haben denn auch zu Erscheinungen geführt, welche nicht gerade erfreulich genannt werden können.

Am vielseitigsten hat hier der Liberalismus seine Tätigkeit entfaltet, die darauf hinzielt, unter falscher Flagge Hilfstruppen zu sammeln. Zunächst die Spekulation auf die wirtschaftliche Interessensphäre: Da ist es der Hansabund, der Deutsche Bauernbund und der Bund der Festbesoldeten — alle dazu bestimmt, um in schlauer Rücksichtnahme auf die „Magenfrage" die Hasen in die liberale Küche zu treiben. Das Spiegelbild findet sich in der Kommune in der Gestalt der liberalen Tendenzen dienenden unabhängigen Bürgervereine, der Haus- und Grundbesitzervereine u. a. Dann die nationale Phrase, welche, wenn nicht ständig, so doch bei bestimmten Anlässen im Dienste des Liberalismus mißbraucht wird: Flottenvereine, Kriegervereine. Endlich die Aufwiegelung der konfessionellen Instinkte, wie sie der Evangelische Bund in politischen Diensten betreibt. Auf die Arbeitermassen sind die nationalen Arbeitervereine (gelbe Werkvereine) berechnet; demselben Zwecke sind die freisinnigen Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine bestimmt. Ein Heer von Hilfstruppen der Vielgestalt nach — wegen der Vielgestalt aber schwach, wie der Liberalismus selbst. Der Vollständigkeit halber seien die liberalen Organisationen der Lehrerschaft erwähnt, die sich deshalb besonders wohlwollender Fürsorge und Pflege erfreuen, weil auf diesem Wege der Liberalismus die Verwirklichung seines Schulprogramms zu beschleunigen hofft.

Weniger umfangreich sind die konservativen Versuche, außerhalb der Partei sich Gefolgschaft zu verschaffen. Der Konservativismus ist eben hinsichtlich der wirtschaftlichen und religiösen Gliederung schon viel einheitlicher. So bleiben hier die Organisationen auf die Landwirtschaft beschränkt. Neuerdings werden solche Ansätze beim Mittelstand bemerkt.

Als Meisterin, unter unpolitischer Flagge sich ein politisches Massenheer zu schaffen, hat sich die Sozialdemokratie erwiesen. In ihrem Dienste steht die gesamte „freie" Gewerkschaftsbewegung, in ihrem Dienste steht die genossenschaftliche Bewegung, in ihrem Dienste steht die Jugendbewegung, in ihrem Dienste stehen die Arbeiter-Gesang- und Sportvereine. So hat die Sozialdemokratie das ganze wirtschaftliche und gesellige Leben mit der ihr eigenen Organisations- und Täuschungsvirtuosität durchsetzt.

Nun fehlt es ja nicht an Stimmen, welche auch das Zentrum bezichtigen, es mißbrauche den Deckmantel der Neutralität zu politischen Zwecken. Ohne Gründe und zu Unrecht weist man hin auf rein religiöse Vereine, auf die katholischen Arbeitervereine, auf den Volksverein, auf die christlichen Gewerkschaften. Nicht beschwert von den Gesetzen logischen Denkens wird allein schon aus dem Namen auf die Sache geschlossen, von einer Aeußerlichkeit auf das innere Wesen. Das ist ein Unding an sich. Dieser Schluß ist aber auch nicht deshalb berechtigt, weil etwa die Mehrzahl der in den genannten Vereinen Zusammengeschlossenen für das Zentrum stimmen und ihm zugehören. Diese Erscheinung beweist nur, daß die wirtschaftlichen und ideellen Grundsätze, auf denen diese Organisationen aufgebaut sind, im Zentrum wirksame und tatkräftige Vertretung finden. Zudem bedarf das Zentrum nicht solcher Hilfstruppen, weil eben die Grundsätze seiner Weltanschauung ebenso einheitlich und geschlossen sind, wie sein wirtschaftliches Programm; beide vertragen keine unbestimmte Neutralität.

So zeigt der erste Blick, daß die ganze gegnerische Agitation auf das Materielle in erster Linie und überwiegend gerichtet ist. Um so mehr müssen wir das Ideelle betonen. Ein Volk ohne Ideale versumpft — daher ist es eine nationale Pflicht so zu handeln. Die Versuche konfessioneller Verhetzung weisen wir zurück. Wir brauchen keine deckenden Vorhänge: Die Wirtschaftspolitik des Zentrums kann vor aller Welt in Ehren bestehen. Aber ein anderes ist es, was gefährlich ist. Die Unwahrheit von der politischen Neutralität droht nicht bloß unser ganzes öffentliches Leben zu vergiften, sie droht auch unser wirtschaftliches Leben aufs schwerste zu schädigen. Die Belastung wirtschaftlicher Organisationen mit der scharfen Polemik der Politik muß zudem lähmend wirken. Aus dieser Taktik der Lüge wurde das Mißtrauen geboren, das als epidemische Krankheit zu herrschen scheint. Hier muß der helfende Arzt eingreifen. Für das Zentrum gilt es auf der Hut sein. Die dunklen und unklaren Zusammenhänge müssen durchleuchtet werden. Dann heißt es aber auch, entschieden und entschlossen die Konsequenzen ziehen. Wir vertrauen auf unsere gute Arbeit, wir vertrauen auf die Unüberwindlichkeit unserer Grundsätze, wir vertrauen auf den endlichen Sieg der Wahrheit, den wir erstreiten mit den Waffen der Freiheit und des Rechts.

Kindesträume.

Kommt ein fahler, blasser Sonnenstrahl
Zögernd über grünes Weingelände,
Huscht durchs Fenster, streichelt sanft und lind
Rosigfarb'ne zarte Kinderhände.

Legt aufs liebe blonde Lockenhaupt
Einen Kranz von feuerfarb'nen Rosen,
Küsst den Mund, der süss im Traume lacht,
Zart, wie stillverhall'nes Liebeskosen.

Durch das Zimmer schwebt ein lichter Traum,
Und aus jungen morgenschönen Weiten
Sieht die Kinderseele ahnend geh'n
Eine Fülle ferner Seligkeiten ...

M. Schifferings.

Literarische Streiflichter.

Von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

II.

Wenn eine Dichtungsart, so schreitet die Lyrik heutzutage den aufwärtsführenden Entwicklungspfad. Die tiefste, unmittelbarste: die religiöse, hat — leichtverständlicherweise — auf katholischer Seite unter den neueren die zahlreichsten und bedeutendsten Vertreter gefunden. Unter ihnen ragt mit in erster Linie Ernst Thrasolt hervor. Gleich M. Herbert, deren Kunst er höchste Verehrung zollt, ist er nicht ausschließlich religiöser Lyriker. Sein zweiter Gedichtband: „Stillen Menschen", schöpft aus dem Leben der Natur sowie aus der allseitigen Menschheits- und Menschenerfahrung. Aber mächtiger wirkt seine vielbesprochene erste Sammlung geistlicher Gedichte: „De profundis", der nun eine zweite, noch wuchtigere folgte: „Witterungen der Seele." Ravensburg, F. Alber, 8°, 126 S., geb. ℳ 3.—. Das zweite Titelblatt trägt die bezeichnende Inschrift: „Den Büßern." Wen dieses aufreißende Erschütterungsmotiv anfremdet, der wird wahrscheinlich die Hand von dem Inhalte lassen. Zu wünschen wäre ihm freilich das Gegenteil. Denn — o mein Gott, ja: wir Modernen haben's so bitter not, durch Feuer und Wasser zu gehen auf dem Wege der Buße. Immer mehr dringt diese Erkenntnis ja auch durch. Zeitweise sogar ist es, als wolle die Bewegung des mittelalterlichen Flagellantentums unter vergeistigender Wiedererweckung von neuem sich regen. Auch bei Thrasolt lehnt die Geißel dicht bei der Harfe, und bisweilen fällt in die dunkelsten Akkorde scharf und markdurchdringend, wie Glut- und Eiseshauch zugleich, ihr unheimliches Sausen. Hie und da scheint dann die Grenze der Ästhetik kaum gewahrt, und nur die erwähnte Widmung zu Anfang erklärt noch die Rückhaltlosigkeit der Hingabe, geheimste Seelenvorgänge wie diese ins Tageslicht zu stellen. Die letzten Schleier hebt auch wohl mal die gottminnende Mystik des Buches, so daß das Inbrünstige fast die Berechtigung des durch die erste Silbe geprägten Begriffes zu verlieren droht. Aber im letzten Grunde hat hierzu jeder einzelne aus seiner verborgensten Wesensanlage heraus Stellung zu nehmen, und fraglos ist festzustellen, daß dieses priesterlichen Sängers Absicht dem reinsten Born entquillt. — Was er uns hier im ganzen bietet, gehört unbedingt zum Wertvollsten, das wir der Art besitzen, trotz verschiedener unleugbarer formaler Härten, Willkürlichkeiten, Unebenheiten (selbst Füllwörter fehlen nicht) und einzelner gequälter Wendungen. Der Reichtum, die Größe eigenartiger Schöpfergewalt in Durchdringung und Vollzug wiegt vor und auf; der Gesamteindruck bleibt ein überwältigender. Um die Aufschrift des Bandes gleich zu verstehen, möge man als Erstes die dreiteilige Gedichtreihe Seite 89/91 lesen. Der Gesamtinhalt gliedert sich, nach Voransendung dreier Gedichte: „Einsam im Land", „Nur Worte" und „Imitatio Francisci et fratrum", in fünf Hauptkapitel: „Das alte Lied", „Barmherzigkeiten", „Im hl. Geist", „De sorte Domini", „Witterungen der Seele". Sie alle weisen auf eine außerordentlich verheißungsvolle Zukunft: die des erst 33jährigen Autors, und sämtlich sind sie schon reiche Erfüllung an sich, die wiederum Samen streut in nahe und ferne Seelenlande.

Weit mehr noch Versprechen als Ergebnis sind die „Gedichte" von E. Wald, Kempten, Kösel Kl. 8° VI und 121 S. Geb. ℳ 2.50. Nicht als ob das hier Gewordene den Stempel des Unfertigten trüge. Das Formale zeigt im Gegenteil bereits den Könner, und auch das Inhaltliche umschließt eine zum Teil schon zielbewußt abgeglühte Erfassungs- und Gestaltungskraft. Aber allzu Jugendliches schlägt hie und da grell hervor, und vor der unüberwundenen Leidenschaft der Sehnsucht, der erotischen zumal, tritt das ethische Wollen bisweilen peinlich zurück. Der Atemzug der Schwüle, der Gluthauch der Schuld schleicht sich ein; dann wieder streift uns erquickend in still-liedhaften Versen „das linde Säuseln" verhaltenen reinen Gefühls. Schön und unmittelbar wirkt das den Naturstimmungen Abgelauschte, und wo die Knappheit der Selbstkonzentration, die Fähigkeit des Selbstvergessens in die lyrische und epische („balladeske") Erscheinung tritt, da spüren wir, trotz einzelner Anklänge und Herkömmlichkeiten, den Geist eines Eigenen, der ein Ganzer werden kann und soll. — Einen ähnlichen Eindruck übermittelt Joseph Faßbinders schon früher in der „Allgemeinen Rundschau" kurz angezeigter Gedichtband „Die Blumen der Frühe" (Essen, Fredebeul & Koenen, 8°, 156 S. ℳ 2.—), nur daß die Empfindungsgewalt nicht so stark, die Abgeklärtheit nach der Richtung der Selbstbestimmung, der echten Selbstauswertung hin schon abgeschlossener erscheint. Das Sinnige tritt im Leidbewußtsein, in Lebenssehnsucht, Glücksahnung und Naturfreude vor; das Leidenschaftliche kommt kaum zum Ausdruck. Sangbares findet sich auch bei ihm und edel-ungezwungene Sprachgewandung; nur manchmal ein Stelzenschritt, ein Klirren der Schablonenkette. Wie ernst, ja heilig er das Leben nimmt, zeigt das Kapitel „Soziales", und ein gut Teil seiner lyrisch-epischen Entwicklungsmöglichkeiten deutet der Abschnitt „Schicksale" an.

Lyrische Epik ist, meiner Ansicht nach, das Beste in F. Schrönghammer-Heimdals auch sonst genußreicher Sammlung: „Wo die blaue Blume blüht. Ein Reimbuch deutscher Art." Ravensburg, F. Alber, Kl. 4°, 240 S. ℳ 3 80, geb. ℳ 4.50. Anmutig gibt sich die Kapiteleinteilung des Ganzen: „Was ich aus einer Chronika, noch unbeschrieben, las und sah;" „Was ich auf Höhenfahrten fand im unvergeßnen Heimatland"; „Was mir der Tag im Drange bringt, was durch die Menschheit klagt und klingt"; „Was mir auf Erdenwanderschaft von hohen Herzensdingen ward"; „Was in der Stille ich erlauscht, was mir ein Herbststurm zugerauscht"; „Was der Spervogel greift, was das Spötterlein pfeift". Echt deutsch, da und dort historischen Einschlags, muten die zwanzig Gedichte des ersten Hauptabschnittes an. Der Singe- und Sagezauber spinnt seinen Reiz, Erdgeruch entströmt der Scholle, und goldene Fäden urtrauter Stimmung weben darüber hin. Auch sonst klingt und lacht, schelmt und jauchzt es oft aus dem Buche, wie aus den Liedern eines fahrenden Gesellen, der blitzblanke Augen und ein lauteres, warmes Herz hat für das Gute dieser Welt, desgleichen ein fromm Gemüt für ihr Bestes und für das Ewige über ihr. Viel Gutes und manches wirklich Schöne steht denn auch auf diesen Blättern, die im Sangesgolde des nicht nach Geld und Gut, nicht nach irdischer Rücksicht Fragenden erglänzen. Nur mitunter leistet sich der Autor gar zu viel der (technischen) Freiheit, gibt sich burschikos nach, läßt sich auch schlaff gehen, ohne Gegengewichtsanwendung einer doch vorhandenen künstlerischen Rückgratfestigkeit. — Lauteres Herz, fromm Gemüt und eine in ihrer Tiefe bereits dem kommenden Dauernden sich weit auftuende junge Seele bekundet sich in Franz Wetzels Gedichtbuch „Mein Morgenlied" (Paderborn, Ferdinand Schöningh, 8° VI und 144 S., geb. ℳ 3.—). Allzu Jugendliches treffen wir auch hier sowohl im Formalen wie im Inhaltlichen; einzelne sprachliche und gedankliche Geschmacklosigkeiten kommen vor, und die nicht so sehr empfundene als erfühlte „Melancholey" macht sich neben gesundem, nicht selten überraschendem Ernst und allerlei Schelmerei viel zu breit. Aber hinter dem Ganzen steht fraglos ein Talent, das schon die Kunst der Selbstbescheidung und der nach der Tiefe und Höhe zu strebenden Knappheit kennt, sie auch dort und hier zu üben weiß. Einige besonders der Gedichtchen deuten auf wahrhaft lyrische Sangesgabe, und Strophen wie die auf Seite 107, 124/25 enthalten unverkennbar „eigene Töne". Weniger wäre freilich, wie so oft, auch hier mehr gewesen. Daß aber der Verfasser nicht an überstiegenem Selbstbewußtsein leidet, sondern erfreulicherweise sich noch als Werdenden fühlt, zeigt der „Ausklang". So dürfte die Zeit kommen, da wir dem jungen Barden wieder grüßend begegnen.

Ein Reiser grüßt uns aus epischem Sange „von der Donau": Alfons Steinberger, der bewährte Jugend- und Volkserzähler, in seinem „Hans Dollinger und Krako". Mit Buchschmuck von A. Reich, Regensburg. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, 8° IV und 820 S., ℳ 1.—, geb. ℳ 1.60. Im Mittelpunkte der Handlung steht jener Regensburger Held, der, aus unverdienter Kerkerhaft zum Zweikampfe gegen einen ungarischen Riesen und Zauberer entlassen, die Ehre der deutschen Ritterschaft rettet. Der Verlag teilt das Urteil eines „mit der Literatur der Dollingersage wohlvertrauten Literaturhistorikers" mit: es erklärt „die vorliegende Dichtung als die am besten gelungene von all den poetischen Schöpfungen, die sich mit jener interessanten, geschichtlich jedenfalls irgendwie begründeten Sage aus dem 10. Jahrhundert befaßt haben". Ich selbst habe das Buch als ein vortreffliches empfunden, als echt deutsch, christlich und poetisch, von spannendem Reiz, von vertiefender Wirkung, ein bleibend wertvolles Geschenk für alle Kreise. — Ein solches bietet Dr. Wilhelm Oehl in der Fortführung seiner „lyrischen Blütenlese Monsalvat. Neue Folge".

Ravensburg, Friedrich Alber, 8°, X und 534 S., geb. M 6.40.—. 1908 erschien die erste Folge, die reichliche Proben aus den Gedichtbüchern von 30 positiv katholischen deutschen Lyrikern unserer Zeit enthielt. Das Buch, das bereits 1910 eine zweite, „verbesserte und erweiterte" Auflage erlebte, umschließt die chronologisch geordneten Kapitel: Trabert, Hlatky, Greif, Stock, Heemstede, Jüngst, Rafael, Eckernstein, Kernstock, A. Esser, Domanig, Kralik, Schneider, Seeber, Commer, Greiffenstein, Eichert, Herbert, Staub, Buol, Kiesgen, Koch, Eschelbach, Müller, Kranich, J. Grüninger, Handel-Mazzetti Dransfeld, Wieser, Krapp. Die vorliegende zweite Folge ordnet ihre 36 Dichter, unter denen drei gestorben, zwei nichtkatholisch sind, alphabetisch ein: Albing, Baumgartner, Bergmann, Drerup, G.M.Dreves, E.Eggert, F.Esser, Flaskamp, Franke, H.M.Grüninger, Hofer, Herold, Hopfner, Jünger, Kaiser, Kranz, Lehner, Lemmermayer, Lieber, Litzberg, Mayrhofer, Mertens, Miller, Most, Nütten, Opitz, Cord. Peregrina. Rothensteiner, Schaukal, Schuler, Schupp, Sternberg, Stibitz, Thrasolt, Weingartner, Walter. Zur Verwirklichung des beabsichtigten Planes: die (künstlerische) Gesamtheit zur Geltung zu bringen, werden wir freilich eine baldige erweiterte Neuauflage erhoffen müssen; immerhin aber kommt das in den beiden Bänden Dargebotene dem ins Auge gefaßten Ziele sehr nahe. Lob gebührt der den Einzelkapiteln voranstehenden Lebens- und Künstlerbildreihe, die neben autobiographischen Aeußerungen und fremden Kritiken das liebenswürdig, aber charakteristisch vereinheitlichende Urteil des feinsinnigen Herausgebers trägt. Dessen Verdienst ist groß. Mag man die Ratsamkeit oder gar Zuverlässigkeit der einen oder anderen Gedichtaufnahme bestreiten können: der Gesamtgabe, die er uns reicht, schulden wir warme Anerkennung und Dankbarkeit, da sie unsere katholischen Lyriker in geschlossener, wohlgerüsteter Kolonne dem alten Feinde akatholischer Nichtachtung und Verachtung entgegentreten läßt, dem katholischen deutschen Volke aber in zusammengefaßter schöner Einheit einen großen Teil seiner Dichter vor Augen stellt. Möge denn dem kulturellen Unternehmen unserseits eine entsprechende Förderung zuteil werden!

Lebhafte Förderung sollte auch die der vorgeschritteneren Jugend gewidmete Serienveröffentlichung „Aehrenlese" genießen, die Helene Pagés und Elisabeth Nieland zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen haben. Der erste Band: „Balladen", fand hier schon seine Würdigung. Der zweite: „Legenden", enthält eine Auswahl dieser und verwandter Dichtungen. (Düsseldorf, L. Schwann, kl. 4°, X und 175 S., M 1.50, geb. M 2.) Eine stimmungsvoll gehaltene Einführung orientiert den jungen Leser über Wesen, Ursprung und Ziel der Legende, aus deren Fülle dann unter sieben Kapiteln alte, ältere und neuzeitliche Kostbarkeiten herausgehoben werden. Ueber die Einreihung einzelner Herübernahmen ungebundener Rede ließe sich ja disputieren; immerhin wirkt das so Erkorene dichterisch, künstlerisch. Der Volks- und Familienbibliothek gereichen die beiden Bände ebenfalls zur Zierde. — Aehnlichen Zweck verfolgt die von der Literaturkommission des katholischen deutschen Lehrerinnenvereins begründete „Sammlung billiger Bücher, genannt „Deutsches Gut" (Redaktion H. Pagés, Boppard a. Rh., Verlag Fredebeul & Koenen, Essen-Ruhr, jedes der geschmackvoll ausgestatteten, stark kartonierten Bändchen nur 25 Pf.!). Das zuerst vorliegende Büchlein ist „Nr. 4". Es birgt „Die Heide" und den „Bergkristall" von Adalbert Stifter, über den es zu Anfang ein dem jugendlichen bzw. kindlichen Verständnisse angepaßtes biographisches „Geleitwort" bringt. Folgen sollen demnächst: Grimms Märchen, Alte Legenden, Mörike, Eichendorff-Auswahl, Kügelchen: Aus den Jugenderinnerungen eines alten Mannes, Deutsche Briefe, aus Alban Stolz' Schriften, Aus J. P. Hebels Schatzkästlein, Deutsche Sagen. Hier ist Unterstützung seitens jedes Volks- und Jugendfreundes einfach Pflicht. — Bei dieser Gelegenheit sei nochmals die gleichfalls von dem Verein katholischer deutscher Lehrerinnen herausgegebene Sammlung für schulentlassene junge Mädchen nachdrücklich empfohlen: „Ins Leben!" (Kevelaer, Butzon & Bercker). Bis jetzt erschienen 4 Nummern à 10 Pf., darunter als letzte: „Lesekost. Etwas über gute und schlechte Lektüre." — Warme Empfehlung verdienen desgleichen die vom Verbande der katholischen Jünglingsvereine Deutschlands herausgegebenen „Bunten Hefte für die männliche Jugend à 10 Pf., ebda.), deren letztveröffentlichtes als Nr. 9 die Aufschrift „Der deutsche Reichsbürger, eine Einführung in die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches" trägt. — Für unsere jugendlichen Darsteller verweise ich hier auf ein allerliebstes einaktiges Weihnachtsspiel in Versen: „Stille Nacht, heilige Nacht" von Maria Schlager. Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen, 8°, 20 S., 50 Pf. (Das Aufführungsrecht wird durch Ankauf von 5 Exemplaren zu M 2 erworben.)

Zugunsten der Jugend hat Th. Wilhelm, Verfasserin von dem rasch verbreiteten vorzüglichen „Das Eheleben", ein anregendes Büchlein geschrieben: „Ist die körperliche Züchtigung ein Erziehungsfaktor?" (Warendorf, J. Schnellsche Buchhandlung, 12° 74 S., geb. 80 Pf.). Die Hauptfrage erzielt in der maßvollen, durchaus objektiven Darstellung eine Hauptbejahung, und zwar auf Grund der Ergebnisse eines echt humanen, christlich vertieften Systems. Möchte das Büchlein recht viele Leser zumal in Eltern- und Erzieherkreisen finden, nicht zuletzt unter denen, die eine körperliche Züchtigung des Kindes von vornherein als an sich „unsittlich" verwerfen. Treffend heißt es am Schlusse: „Wird jedoch die Zucht der Jugend durch übel angebrachte Hervorkehrung der Rechte auf individuelle Freiheit unmöglich gemacht, so wird ein so erzogener Mensch die Freiheit anderer beeinträchtigen, er selbst aber der Sklave aller seiner Triebe sein." — Allgemeine Pädagogik treibt das Bändchen „Was wir lassen sollen! Ein Wegweiser auf dem Lebenspfade" von Paula Baronin Bülow-Wendhausen (Wien und Leipzig, Heinrich Kirsch, 12°, 74 S.). Anspruchslos, frisch, liebenswürdig geschrieben, mit einigen kräftig aufblitzenden Gedankengängen, kann es wirklich ein „Führer" werden, nicht zuletzt für die vorgeschrittenere Jugend.

Aufs Erziehliche geht auch der dritte Band der Kulturaufgaben der Frau: „Die Frau und die Kultur des Körpers" von Elise Wirminghausen. (Leipzig, C. F. Amelang, 8°, VIII und 325 S., geb. 5 M.) In unserer Zeit, besagen die „Einführung" und das erste Kapitel, habe das Streben nach körperlicher Vervollkommnung des weiblichen Geschlechtes als etwas Neues zu gelten; erst seit kurzem sei den Frauen die Verpflichtung zum Bewußtsein gekommen, sich für ihre besonderen weiblichen Aufgaben im Menschheitsleben tüchtig zu machen. Nun, die letztere ist eine starke Behauptung, die nur einigermaßen entschuldbar wird, wenn man, wie die Verfasserin, die weibliche Kultur überhaupt von der Körperkultur ausgehen läßt. In unserer vielfach allzu materiellen Zeit dürfen wir einfach nicht die große Wahrheit vergessen, daß es dennoch der Geist ist, der sich den Körper baut, nicht umgekehrt. Freilich sollen wir auch gewissenhaft alle Möglichkeiten zur physischen Gesundung der Gesamtheit durch rationelle Gesundheitspflege des Einzelnen anbahnen und benutzen: von dem Gesichtspunkte aus, daß eine gesunde Seele am leichtesten, am ungehemmtesten in einem gesunden Körper wohnt. . . . Das trotz der verfehlten Grundanschauung in sich auch ethisch reiche Buch verdient zahlreiche Leserinnen, nur sorge man, daß es bereits unterscheidungsreife seien. — Der zweite Band derselben Sammlung überschreibt sich: „Die Frau und die Kultur des öffentlichen Lebens" von Ika Freudenberg. (Ebda. 8°, 331 S., geb. 5 M.) Auch dies Buch gehört nur in die Hände urteilsklarer Menschen, da die Logik der Verfasserin nicht selten mehr blendet als erhellt. Im ganzen aber bleibt sie hier unter dem Zügel des Maßes, der Führung eines unverkennbaren Strebens nach Objektivität. Daß die Gerechtigkeit trotzdem, besonders hinsichtlich der positiv katholischen Weltanschauung und vor allem der gläubigen Katholikinnen, wiederholt recht schlecht fährt, nimmt jene, welche die Art der Autorin kennen, nicht weiter wunder. Es erübrigt nichts anderes als lächelnde Ablehnung, will man nicht auf das Ganze verzichten. Das jedoch wäre schade, denn ein kluger, geschulter Kopf spricht da zu uns, und das Weltbild, das er uns aufzeigt, bietet viel Interessantes und, bei aller jeweiligen Trübung und tatsächlichen Entstellung aus dem Vorrate der „ollen Kamellen", wirklich Wissenswertes, ja Unentbehrliches.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!" mußte ich denken, als ich von dem obigen Buche zu dem nächstfolgenden überging: „Droben! Briefe der Gräfin de Saint Martial (Schwester Blanche vom hl. Vinzenz von Paul"). Mit einer Lebensskizze und zwei Bildern. Zusammengestellt von Leopold von Fischer (dem Bruder der Heldin). Aus dem Französischen nach der 30. Auflage. Einsiedeln. Benziger & Co. 8°, XII und 404 S., 3.60 M, geb. 4.60 M. Nicht aber der „Geist der Erde" ist es, der einem hier näher kommt, sondern der des Ueberirdischen, des Unvergänglichen, fortschreitend Beseligenden. Weitaus am anregendsten sind die Briefe selbst, die einen fest auf dem Erdboden fußenden Menschen der Tat widerspiegeln, dessen Intellekt, Gemüt und Geist für das zeitliche wie ewige Wohl der Brüder hier unten hingegeben sorgt, dessen Seele aber immer heimischer wird in den ewigen Gefilden. Der uns Deutsche leicht abschreckende französisierende Zug fehlt ganz in den Aeußerungen und dem Charakterbilde dieser geistvoll kernigen Schweizerin, (geb. 1856, gest. 1899), die den Weg von einem Glauben zum anderen von einem „Stande" zum anderen nicht gar so leicht findet, die aber dann ihrer selbst und Gottes unwandelbar gewiß ist. Soviel herzerquickende Natürlichkeit spricht aus der Lektüre, so viel scharfe feine, eindringende Beobachtung, soviel Sinn für landschaftliche Schönheit wie überhaupt für alles wahrhaft Schöne, Gute, Große, so viel goldener Humor bei einer wundervollen Seelentiefe, so viel Weiblichkeit und Mütterlichkeit im höchsten Sinne, daß wir nur raten können: Lest! Lest! um Unschätzbares zu gewinnen. Ich möchte das kostbare Buch in allen deutschen Heimstätten heimisch sehen. Ein Segen wird es begleiten, wohin es gehe.

Der stille See am Arber.

Ein stiller See, geheimnistief
Jn Waldesnacht verloren.
Was war's, das dich zum Leben rief,
Das dich zum Tag geboren?

Du schweigst und hüllst dich tiefer ein
Jn Farn und Brombeerranken.
Was mag in deiner Tiefe sein
An Wundern und Gedanken?

Ein Urwaldriese, dein Gespiel
Wohl aus den Märchentagen,
Hat eine Brücke, als er fiel,
Weit über dich geschlagen.

Nun träumst du in den gold'nen Tag
Und regst die Wimper leise,
Wenn wo ein Wind sich rühren mag
Jn seiner Flüsterweise.

Und über deiner dunklen Flut
Ein Aar ist aufgestiegen:
Der Hort, der dir im Herzen ruht,
Bleibt ungehoben liegen.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Die „Gottesminne",

Monatschrift für religiöse Dichtkunst, die nach fünf Jahrgängen ihr Erscheinen eingestellt hatte, ist bekanntlich wieder auferstanden, und vom 6. Jahrgang liegt das erste (September-) Heft bereits vor. Sie erscheint unter der früheren Leitung (P. Ansgar Pöllmann in München), mit dem alten Programm und in der alten Ausstattung, aber im neuen Verlag (Breer & Thiemann, Hamm i. W.) und erheblich erweitert (monatlich mindestens 80 statt 64 S., Jahrespreis ℳ 6.—). Das 82 Seiten starke erste Heft läßt die Hoffnung des Herausgebers, daß der frühere Mitarbeiterstab sich vollzählig wieder einfinden werde, als berechtigt erscheinen. Neben kleineren Dichtungen von F. Schrönghamer-Heimdal, P. Timoth. Kranich, P. Gaud. Koch, L. Rafael, Laur. Kiesgen, Eng. Drerup, A. Jüngst, M. Herbert erhalten wir eine größere Umdichtung von Victor Hugos Napoleon der Zweite durch E. von Handel-Mazzetti und eine Reihe prosaischer Beiträge: Froberger, die Literatur auf dem eucharistischen Kongreß in Madrid; A. Baumstark, der „Cherubhymnus" und seine Parallelen, eine Gattung frühchristlicher Meßgesänge des Morgenlandes; H. H. Borcherdt, der Bethlehemitische Kindermord und die Rachelklage in der Literatur; Prof. Jocza Savits, die Deutung der Prologe in Shakespeare's König Heinrich V.; N. Welter, Orange (zum 81. Geburtstag Mistral's). Die Notizen und kleinen Aufsätze unter den stehenden Rubriken: Dem christlichen Volke eine christliche Bühne, Bücherschrank, Umschau und Bildergalerie sind vom Herausgeber gespendet; die „Feierklänge aus alter Zeit" eröffnen Auszüge aus der 1618 gedruckten „geistlichen Comedia" des Pfarrers Balthasar Voigt vom ägyptischen Joseph, eingeleitet von P. Exp. Schmidt. Wie man sieht, beschränkt sich die Gottesminne nicht streng auf „religiöse Dichtkunst"; das ist auch nicht nötig, solange im wesentlichen der programmatische Grundzug gewahrt wird, und gern begegnen wir in diesem Probeheft neben der religiösen Poesie einer Reihe gründlicher literaturgeschichtlicher Beiträge. Als Titelbild ist ein Porträt Franz Hülskamps beigegeben; wer den trefflichen Mann nur im Alter gekannt hat, wird ihn kaum wiedererkennen, aber vor fast einem halben Jahrhundert (1863) mag der Dreißigjährige schon so ausgesehen haben.

Dr. Hermann Cardauns, Bonn.

Vom Büchertisch.

Raymond, P. Fr. V., der Freund der Nervösen und Skrupulanten, mit einem Vorwort von Dr. med. Bonnaymé und einem Empfehlungsschreiben von Professor Dubois. 1911. Wiesbaden. Hermann Rauch. Der Verfasser ist Dominikanermönch, der Schauplatz seines Wirkens ist Wörishofen, und sein Buch bestrebt sich zu zeigen, wie wahre Frömmigkeit, tiefer Glaube, Gottergebung, Gebet, Beichte, geistliche Führung, die Gnadenmittel der Kirche den Nervenleidenden Linderung und Heilung bringen können. Damit sind auch schon die Grenzen des Wirkungskreises und der Wirkungsmöglichkeit des Buches gezogen. Wo nichts ist, hat nun einmal der Kaiser das Recht verloren. Den vielen, die wohl die Botschaft hören, aber den Glauben an diese nicht fassen können, werden die Auseinandersetzungen Pater Raymonds nichts helfen können. Auch in medizinisch-wissenschaftlicher Hinsicht gäbe es manches zu ergänzen und zu ändern. Aber das Buch ist nicht für Fachkreise, sondern für Kranke, ihre Pfleger und geistlichen Berater geschrieben. Für diese aber dürfte es zweifellos durchaus geeignet sein. Als Nichttheologe ist Referent nicht im stande, die theologischen und religiösen Ausführungen des gelehrten Verfassers zu kritisieren. Als Mediziner aber steht er auf dem Standpunkt, daß das Wohl des Kranken des Arztes erstes Gesetz sein muß. Wie der berühmte Neuropathologe Charcot, obwohl selbst der schärfste wissenschaftliche Gegner aller Wunderheilungen, manche seiner Kranken nach Lourdes schickte, damit sie dort geheilt würden, so darf kein Arzt, er mag religiöse Anschauungen haben, welche er wolle, bei der Behandlung derjenigen Patienten, die religiösen Vorstellungen zugänglich sind, solche prinzipiell ausscheiden. Gerade bei den seelischen Leiden wird er dankbar die Hilfe, die ihm aus Seelsorgerhänden geboten werden kann, annehmen müssen. Solch geistlichen Zuspruch vermittelt nun auch das vorliegende Buch, und, wie dem Referenten scheint, in sehr gediegener und wirkungsvoller Weise. Aber auch der Arzt kann manches aus dem Büchlein lernen. Der Beichtiger erfährt noch mehr als der Arzt vom Patienten und er hat Heilmittel, die dem Mediziner versagt bleiben. Die moderne Psychoanalyse des Ordinationszimmers ist eine alte Uebung der Pönitentiare. Ihre Resultate sind jedenfalls weniger angreifbar als die der Freudschen Theorie. Referent wünscht dem Büchlein herzlich die verdiente Verbreitung in den hierfür geeigneten Kreisen. Prof. Dr. v. Notthafft.

Westermayer, Anton, ehemaliger Domprediger von Regensburg und späterer Landpfarrer: Bauernpredigten auf alle Sonntage des Kirchenjahres nebst einer Allerseelen- und Primizpredigt. Vierte verbesserte Auflage. Herausgegeben von H. Böhm, Pfarrer. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. gr. 8° XII und 523 Seiten. Regensburg 1911. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis broschiert ℳ 6.—. Jn unserer katholischen Landbevölkerung steckt noch meistens eine kernhafte katholische Ueberzeugung und Gesinnung. Es ist daher eine heilige und ernste Pflicht der Landpfarrer, diese gute Gesinnung gegen die immer mächtiger andringenden Gefahren zu stärken. Das Hauptmittel dazu ist eine originelle, individuell gehaltene Predigt, denn auch der Bauer versteht hier recht wohl gut und schlecht zu unterscheiden. Eine vortreffliche Anregung zu solchen ländlichen Predigten bietet die neubearbeitete Sammlung „Bauernpredigten" von Anton Westermayer, der einst aus Liebe zum Landvolk die Regensburger Domkanzel mit der Dorfkanzel von Laaberberg vertauschte. Das Buch gibt für jeden Sonntag eine gute, schlichte und verhältnismäßig kurze Predigt in leichtfaßlicher Sprache über Themate, die für das Land besonders wichtig sind. Für ihre Brauchbarkeit zeugt außer den Namen des berühmten Verfassers das Erscheinen in vierter Auflage. Möge das hübsch ausgestattete Buch mit seinem deutlichen Druck viele Freunde und Benützer finden.

Boppard. Dr. Weber.

Ein Buch gegen volksvergiftende Kunst.

Von Fritz Decker, Düsseldorf.

In dem neuen Buche[1]) des bekannten Leipziger Aesthetikers Johannes Volkelt setzt sich derselbe energisch mit der Kunst und ihrem volkserzieherischen Werte auseinander. Volkelt anerkennt für den Künstler keine „besondere" Moral. Er ist also anderer Ansicht als z. B. Gerhart Hauptmann, der noch jüngst im „Pan" (15. Juli) zu der Veröffentlichung aus Flauberts Tagebuch schrieb: „Der große Arzt, der große Künstler kann ebenso wenig wie der große Politiker bestehen, wenn man ihn

[1]) Kunst und Volkserziehung." Betrachtungen über Kulturfragen der Gegenwart von Johannes Volkelt, Professor der Philosophie an der Universität Leipzig. (München 1911, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung) geb. 2 80 ℳ.

den kleinbürgerlichen Moralbegriffen ausliefert". Volkelt fordert als Triebkraft für künstlerisches Schaffen das Sittliche. Des weiteren verlangt er von der Kunst, sie müsse ein lebendiges Glied der Kulturentwicklung sein, sie dürfe sich von den sittlichen Kämpfen und Wirnissen, den sittlichen Zerrüttungen und Neugeburten ihrer Zeit nicht fernhalten. Die Kunst dürfe eben nicht auf eine einzige sittliche Grundanschauung festgelegt werden.

Ich möchte dieses Postulat vom katholischen Standpunkte aus nicht unterschreiben. Für den Katholiken gibt es nur eine Sittlichkeit, die ihm durch die Lehren seiner Kirche bekannt und scharf umrissen ist. Wenn Volkelt mehrere sittliche Standpunkte anerkennt, so, finde ich, hebt er seine erste Forderung wieder teilweise auf, die nämlich, daß das Sittliche als Motor künstlerischen Schaffens zu gelten habe. Denn auch ein Wedekind z. B. (dessen „Büchse der Pandora" Volkelt als vergiftend verwirft) wird für seine Arbeit ebenfalls das Prädikat „sittlich" verlangen; dank der Wertumwertung, die unsere Zeit verseucht. Mag auch Volkelt Ibsens „Baumeister Solneß" oder Hauptmanns „Versunkene Glocke" trotz ihres Nietzscheschen Geistes, dem er nicht hold ist, in Schutz nehmen, weil manch einer vielleicht durch die Kraft und Wucht und die Fülle von Geist, die sich in ihnen offenbaren mögen, mit fortgerissen fühlt: der Katholik kann trotz der streckenweisen Schönheit dieser Werke sich nicht einen reinen Kunstgenuß von ihnen herleiten, da sein sittliches Empfinden verletzt wird. Wohin übrigens Volkelt mit seiner toleranten Sittlichkeitsanschauung gelangt, zeigt der Satz: „Man muß so weitherzig sein, die sittliche Welt Uhlands wie die d'Annunzios in der Kunst gelten zu lassen." (S. 28). Nein, d'Annunzios Sittlichkeit gleicht einem verwesenden Leichnam in brokatenem Gewande und kostbarem Schmuckwerk!

Ich bitte nun wegen des oben Gesagten den Wert des Volkeltschen Buches durchaus nicht verkennen zu wollen. Was Volkelt über die Vertreter der „freien" Sittlichkeit sagt, wie er das Zunehmen der Erotik in der Kunst verurteilt, wie er die Kritiklosigkeit des Publikums darlegt, überhaupt wie er die Schäden, die eine zügelfreie, entsittlichte Kunst auf die Menschheit ausübt, aufdeckt, das alles ist wert nachgelesen zu werden. Ein feinsinniger Aesthetiker redet aus dem Buche zu uns, ein Mann, dem das Volkswohl am Herzen liegt. Wie Volkelt sich nach einer Fußnote mit manchen Stücken in Fr. W. Försters „Sexualethik und Sexualpädagogik" auf gleichem Boden befindet, aber durch den katholisierenden Zug, der durch seine Auseinandersetzungen gehe, getrennt wird, so geht es auch den Katholiken mit diesem neuen Buche Volkelts: Wir freuen uns und schätzen es, daß er wider so manchen Kunst-Tagesgötzen Sturm läuft, daß er aus ernster Sittlichkeit die Kunstwerke will erwachsen sehen; was uns trennt, ist eben sein akatholischer Standpunkt. Doch nicht damit will ich schließen, daß ich das Trennende hervorhebe, sondern das Gemeinsame: den Kampf wider jenen schmachvollen Schund, der heuchlerisch unter dem erborgten Namen der „Kunst" unsere Gegenwart vergiftet; die Kunst mithin statt zu einem Volkserzieher zu einem Volksvernichter macht.

Kirchliche Kunstausstellung in Stuttgart.

Von Dr. O. Doering-Dachau.

Vor kurzem wurde in Stuttgart eine Ausstellung kirchlicher Kunst eröffnet, die von seiten der Leitung des Kgl. Landesgewerbe-Museums ins Leben gerufen ist. Sie besteht aus drei Abteilungen, nämlich einer für kirchliche Baukunst, einer rückblickenden und einer modernen für angewandte Kunst. Werke der Plastik finden sich in allen drei Abteilungen zwischendurch, und sind in dem Sinne mitaufgenommen worden, ihre Bedeutung als dekorative Elemente der kirchlichen Raumkunst zu beweisen, oder auch als Bestandteile von Arbeiten, die im übrigen dem Kunstgewerbe angehören. Darum fehlt auch die Malerei so gut wie ganz, nur ein einziges farbiges Fenster ist mitaufgenommen, und muß seine gesamte Gattung vertreten, die ja aus Transportrücksichten bei solcher Gelegenheit überhaupt kaum in Frage kommt. Zeigt somit das Stuttgarter Landesgewerbemuseum, wie sich von seinem Standpunkte aus ja auch von selbst versteht, eine Ausstellung ganz vorwiegend der technischen Künste, so darf man ihm dafür um so dankbarer sein, als gerade infolge dieser Einschränkung eine um so energischere Wirkung erreicht, und der eingeschränkte Stoff um so eingehender ausgearbeitet ist. Gerade das Gebiet des alten und neuen Kunstgewerbes pflegt bei solchen Gelegenheiten weniger zu seinem Recht zu kommen. Ganz hervorragend ist auch die Architekturabteilung, die außer in Düsseldorf 1909 noch kaum irgendwo so reichhaltig gewesen ist. Das Interesse des Publikums, das, moderner Art gemäß, vorwiegend für technische Dinge lebendig ist, während es mit Malerei und Skulptur weniger anzufangen weiß, zeigt sich erfreulicherweise in starkem Besuch, und die Ausstellungsleitung tut klüglich das Ihre zur Förderung solcher Teilnahme, indem sie für die retrospektive Abteilung gar kein Eintrittsgeld, für die zwei anderen, die im neuen Ausstellungsgebäude dem Museum gegenüber untergebracht sind, zusammen nur ein ganz winziges erhebt. So richtig wie dies ist auch der, bekanntlich z. B. auch in Düsseldorf befolgte Gedanke, in der Ausstellung nicht lediglich eine Konfession, sondern katholische und protestantische zu berücksichtigen, ja, man ist in Stuttgart einen Schritt weiter gegangen, und hat auch Kunstwerke herangezogen, die beim Gottesdienst der Israeliten benutzt werden. Da nun eine Hauptabsicht des Unternehmens dahingeht, die Teilnahme für die immer noch nur allzu sehr im Argen liegende Pflege der Kunstdenkmäler zu fördern, so ist es unzweifelhaft zweckmäßig, alle kirchlich interessierten Kreise, ohne Rücksicht auf das Bekenntnis, zu bedenken. In der Natur der Sache lag es ja, daß von selbst die Kunst der katholischen Kirche weitaus überwiegen mußte. Darum kann diese Ausstellung auch gerade den Katholiken nur lebhaft empfohlen werden. Sie werden in der rückblickenden Abteilung eine gewaltige Fülle herrlichster Kunstgewerbeerzeugnisse finden, deren Entstehungszeit vom Ende des 18. Jahrhunderts über die Renaissance hinaus, durch alle Epochen der Gotik bis zur frühromanischen Zeit sich erstreckt, und die Kunde geben, wie auch im Schwabenlande die katholische Kirche zu allen Zeiten für die Entwicklung wahrer Kunst maßgeblich gewesen ist. Wie wundervoll sind die gestickten Paramente der Barockzeit, wie edel von Form die Altargeräte derselben Zeit, mit deren Verfertigung stuttgartische und andere schwäbische, ganz besonders augsburgische Meister noch die Anerkennung spätester Nachkommen sich gesichert haben. Meßkännchen, Taufschüsseln, Monstranzen und sehr vieles andere bewundern wir hier, vor allem aber eine Sammlung von Kelchen von bisher nicht beisammen gesehener Menge und Kostbarkeit. Die Renaissance, obgleich in ihren Kunstbestrebungen durch die Reformation eingeengt, bietet gleichfalls ausgezeichnete Goldschmiedewerke, Stickereien und dergleichen. In hohem Grade fesselnd ist die Abteilung der Gotik, zu welcher auch die meisten der zuvor erwähnten Plastiken gehören. Vom Kunstgewerbe finden sich vereinzelte Textilien, vor allem aber Goldschmiedewerke, also herrliche Kruzifixe, Reliquiarien, Monstranzen, Ostensorien, Ziborien, Kelche. Der frühesten Gotik entstammt das vorzüglich erhaltene, aus vergoldetem Kupfer gearbeitete Kopfreliquiar des hl. Wunibald, aus Scheer. Von romanischen Werken interessieren verschiedene Kreuze, Leuchter, vor allem aber als Unica die hölzerne Kirchenbank aus Alpirsbach, sowie das völlig unschätzbare bronzene Antependium (um 1100) aus Groß-Comburg.

Die moderne kunstgewerbliche Abteilung ist neben der der Architektur bestimmt, den Beweis zu führen, daß man heute nicht mehr äußerlich an historischen Formen zu hängen braucht, um auch für das kirchliche Leben passende, künstlerisch befriedigende Ergebnisse zu erzielen. Das haben ja auch die Beuroner schon längst gezeigt. Am Alten zu hängen, ohne es zu kopieren, den Geist alter Kunst in die Neuzeit zu übertragen, mit ihm die Werke zu erfüllen und zu adeln, die der Neuzeit und ihrem Empfinden zu dienen haben, das führt auf sicherer Bahn zu großer Kunst. In solcher Weise tätig finden wir eine nicht geringe Zahl moderner Künstler, und haben zu wünschen, daß ihr Einfluß weitere erziehliche Wirkungen üben möge. Die Architekturabteilung schließt sich der des Kunstgewerbes dabei würdig an, ja übertrifft sie in sehr vielen Fällen. Wenn vom Kirchengebäude verlangt werden muß, daß es schon durch seine äußere Erscheinung gewissermaßen den Höhepunkt seiner Umgebung bildet, daß sein bloßer Anblick von außen und innen schon Gedanken der Weihe und Andacht wachruft, so können wir nicht anders, als sehr viele der neu geschaffenen Kirchbauten freudig begrüßen, und mit ihnen die Künstler, die diese Werke geschaffen haben. Namen wie Dolmetsch und Schuster, Hugo Schlösser, Jassoy, M. Elsässer, Theodor Fischer mögen als Beispiele statt zahlreicher dienen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Festkonzerte des Konzertvereins, deren erste Hälfte nun vorüber ist, erfreuen sich steigenden Besuches und gleichbleibender begeisterter Aufnahme. Beethovens „vierte" und „fünfte" Symphonie brachte Ferdinand Löwes eindringliche Kunst wieder zu machtvollster Wirkung. In der schönen Wiedergabe von Mozarts C-Dur-Symphonie (mit der Fuge) möchte ich mir einige der sehr breit genommenen Tempi beflügelter wünschen, bewunderungswürdig war Löwes Interpretation in den Brahmschen Haydn-Variationen und Berlioz' „phantastische Symphonie", für welche es im breiteren Publikum immer noch zu werben gilt. Dagegen ist Mendelssohns „Hebriden-Ouvertüre" so sehr bekannt, daß man

glauben könnte, ihre Aufnahme in Elitekonzerte sei unnötig. Allein gerade solche Werke, die auch von bescheideneren Orchestern viel gespielt werden, hört man gerne wieder einmal unter erstrangiger Führung. Sie erstehen dadurch im neuen Glanze.

Prinzregententheater. Nach Lohse, Strauß und Gustav Brecher dirigierte nun auch unser Hofkapellmeister Franz Fischer „Tristan und Isolde". Der greise, aber noch so temperamentvolle Orchesterleiter, eine der wenigen „elementaren" Musikernaturen, war vorzüglich disponiert und hatte wieder einen vollen Erfolg. Den Tristan gab abermals Urlus (Leipzig); neu für heuer sangen van Rooy (Kurwenal), Madame Cahier (Brangäne), beide mit hervorragendem Gelingen. Lucie Weidts Isolde kommt derjenigen Edyth Walkers nahe. Die letztgenannte sang wieder grandios die Brunnhilde des abermals von Lohse geleiteten Ringzyklus. Im dritten wird Frau Mottl-Faßbender erstmals nach dem Tode ihres großen Gatten auftreten und diese gigantische Partie singen. Mottls Freunde hegen, wie man hört, die Absicht, als Gegenstück zu dem Reliefporträt Possarts ein solches Mottls zu stiften. Will man somit im Prinzregententheater die führenden Männer in Erz dem Gedächtnis der Nachkommenden empfehlen, so wird man auch Hermann Zumpes gedenken müssen, des ersten Dirigenten unseres Festspielhauses. Die zweite Ringbesetzung war in vielem die gleiche wie im ersten. Siegmund und Siegfried (Kraus und Knote) hatten die Partien gewechselt. Die Anziehungskraft auf das Publikum ist eine unvermindert starke.

Das Lustspielhaus führt zur kommenden Wintersaison ein Abonnement ein, das sich auf 18 Vorstellungen in der Zeit vom September bis Mai erstreckt und übertragbar ist. Diese Einrichtung ist auch in künstlerischer Hinsicht begrüßenswert, denn der Modebrauch vieler Privatbühnen, ein Zugstück wochenlang allabendlich „herunter"zuspielen, wird hierdurch unmöglich.

Verschiedenes aus aller Welt. In Bayreuth finden im nächsten Jahre wiederum Festspiele statt. Sie bringen „Parsifal", „Ring" und „Meistersinger". — Ein Passionstheater nach dem Vorbilde Oberammergaus hat für ihre nächstjährige Spielzeit die Gemeinde Erl mit erheblichen Kosten errichtet. Das an seinem alten frommen Brauche mit zäher Ausdauer festhaltende Dorf liegt auf der schmalen Landzunge Tirols, die sich von Kufstein aus entlang dem rechten Innufer weit hinein ins bayerische Hochland vorschiebt. Die Urfassung des Erler Passionstheaters fußt wie diejenige Oberammergaus auf der „Tragedy auß der heyligen Schrift gezogen, von dem Leyden und Sterben .... unseres Herren Jesu Christi" des um 1565 in Hans Sachsens Manier in Augsburg dichtenden Schneiders und Meistersingers Sebastian Wild. Auch später haben sich Berührungspunkte oft ergeben. So ist z. B. der stolzsteife Vers des Alexandriners, sicherlich beeinflußt durch die Schuldramen der Ettaler Ritterakademie, auch dem Erler Passionsspiel vorübergehend nicht fremd geblieben. Eine wissenschaftliche Darlegung der Textentwicklung hat ein junger Literarhistoriker angekündigt. 1859 erbaute man ein Bretterhaus und nun entstand der imposante Bau, in dessen neuen Formen der alte, gute Geist der Tradition walten soll. — In einer Gedenkfeier für Gustav Mahler, welche das Konzertbureau Gutmann in München vorbereitet, kommt des Komponisten „Lied von der Erde" zur Uraufführung. Dieser Symphonie für Tenor und Alt mit Orchester liegen altchinesische Gesänge zugrunde. — In Bad Homburg v. d. H. wird der Bau eines antiken Theaters geplant. Es sollen in den Sommermonaten griechische und römische Dramen u. a. Werke von Aeschylos, Sophokles, Euripides, Terenz und Plautus zur Aufführung gelangen. Für die zum Theater gehörige große Arena sind auch olympische Spiele geplant. — Im Freilichttheater zu Aachen hatte „Odysseus auf Scheria" bedeutenden Erfolg. Die Dichtung ist von Hans Helge, einem jüngeren Münchener Autoren. — Die Dresdner Hofbühne brachte bereits die erste Uraufführung der begonnenen Winterspielzeit heraus. Das Musiklustspiel: „Der Fünf-Uhr-Thee" fand freundliche Aufnahme. Das Stück beginnt als komische Oper und endigt als Operette. Theodor Blumers Musik hat nach Berichten hübsche Melodien, seine Orchestration Glanz und farbige Wärme. Das Libretto ist eine Ueberarbeitung von Wilhelm Wolters Schwank „Dein Alibi". Der letztere ist vor einigen Jahren viel gegeben worden, seine Lustigkeit erschien mir damals etwas krampfhaft.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die langanhaltende Ungewissheit und die alles beherrschende grosse Unsicherheit hinsichtlich der Marokko-Verhandlungen haben auch der Berliner Börse zusetzen müssen. Es war ohnehin erstaunlich, mit welch kühler Beachtung seither die deutschen Effektenmärkte die verschiedenen politischen Vorgänge verfolgt hatten. Dabei hatten sämtliche Auslandsbörsen schon vor Monaten ihre Kursstürze und Börsenderouten zu erleben, nur Berlin blieb, und dazu noch gegen andere wichtige Anstürme, gleich widerstandskräftig. Und ausgerechnet ein Börsenbluff durchsichtiger Art vermochte unsere bisher so ruhigen Börsen in fieberhafte Bewegung zu bringen. Dieser äusserliche Anstoss einer totalen Tendenzänderung in Berlin geht Hand in Hand mit einer grossen Uebersättigung der Spekulation und mit rasch angewachsenen Effekten-Positionen. Die Berliner Börse hatte seit einer langen Reihe von Monaten in fast ununterbrochener Hausseperiode die Kurse aller Industriewerte mächtig gesteigert. Bereits wiederholt konnte konstatiert werden, dass grosse Posten Spekulationswerte in schwache Hände übergegangen sind, die lediglich mit Hilfe der Banken bezahlt werden konnten. Dass derartige Momente, besonders bei politisch unruhigen Zeiten, beim allerersten Ansturm zu einer Abflauung mitwirken, war vorauszusehen. Immerhin ist nicht zu verkennen, dass unser heimisches Wirtschaftsleben, vor allem Handel und Industrie, sich in durchaus gesunden und normalen Bahnen bewegen. Verschiedene Anzeichen geben klaren Beweis von einer mächtigen Ausdehnung des deutschen Handels und der grossen Exportfähigkeit der deutschen Fabrikate. Der Preisaufschwung in Zink, die grossen Aufträge der chemischen und elektrischen Sparten, die stets steigenden Mehreinnahmen der deutschen Bahnen, speziell aus dem Güterverkehr, beweisen dies. Aber die deutschen Märkte, die schon aus börsentechnischen Gründen eine Erleichterung der allzu grossen Engagements anstreben, waren bemüht, darin, wenn auch verspätet, tabula rasa vorzunehmen. Man wird dabei nicht übersehen, dass in den deutschen Verhältnissen und in der zukünftigen Gestaltung unserer industriellen und wirtschaftlichen Lage so viele gesunde und reelle Momente sind, dass auch zu starke Kursrückgänge nicht haltbar sein brauchen. Die durchaus gesunde Situation unserer deutschen Verhältnisse ist nicht hoch genug einzuschätzen. — Bedauerlicherweise mussten unsere Rentenwerte, besonders Reichsanleihe, stark im Kurse einbüssen. Die Hauptursache dieser Kursverluste ist neben den allgemein politischen Vorgängen wohl spezieller Natur. Die Versicherungsgesellschaften, die durch die enormen Brandentschädigungen in diesem Sommer ein äusserst verlustreiches Geschäftsjahr werden verzeichnen müssen, sind gezwungen, aus ihren Beständen von Renten grosse Posten zu realisieren. Wegen Mangel an Käufern konnten diese nur zu gedrückten Kursen von den Banken zurückgenommen werden. Auch andere Marktgebiete, besonders die bisher als Favoritpapiere bezeichneten Werte, zeigen schwere Kurseinbussen: Elektrowerte, Kolonialmarkt, Montanes und der gesamte Kassaindustrie-Aktienmarkt. Der starke Preisfall der Amerikaner-Werte und der Warschau-Wiener Bahnaktie, die verschiedensten Meldungen über grössere Streiks in der elektrischen und Metallindustrie-Sparte waren mitbestimmend in der abflauenden Berliner Tendenz. Dazu kommt noch die grosse Unsicherheit der Neuyorker Börse und das aggressive Vorgehen der Unionsregierung in der bekannten Trustfrage. Die finanziellen Verluste aus den seitherigen Börsenrückgängen sind für die deutschen Kapitalisten sicherlich grosse, und es ist nicht abzusehen, ob weitere Kurseinbussen möglich sind. Die Unruhe und die fieberhafte Tendenz der politischen Konstellation lässt auch

eine Erholung der Börsen vorerst nicht zu. Vor Eintritt von normalen politischen Zeitläufen ist denn auch an eine gebesserte Börsenstimmung nicht zu denken. Der Monatsultimo wird gleichfalls drückend auf den Gesamtmarkt wirken und verstärkt das Misstrauen wegen der Gestaltung des Geldmarktes. Der kommende Herbst mit seinen grossen Ansprüchen wird sich bald in einer schärferen Verteuerung der Geldsätze fühlbar machen. Die Grossbankwelt hat zwar schon in kluger Weise ihre Geldreservoirs vorsorglich gerüstet, immerhin wird man der Entwicklung unseres Geldmarktes, der nicht wenig vom Ausland abhängig ist, grösste Aufmerksamkeit zuwenden. M. Weber.

Bayerisches Staatsschuldbuch.

Zur Förderung und ruhigeren Gestaltung unserer Rentenwerte werden von den zuständigen Regierungsbehörden schon seit längerer Zeit alle Massnahmen getroffen. Die Sparkassen und Versicherungsgesellschaften sind gehalten, einen erheblichen Teil ihrer flüssigen Mittel in Staatsrenten festzulegen. Zur Bequemlichkeit, Sicherheit und Erleichterung der Kapitalisten und Rentenbesitzer sind auch Staatsschuldbücher angelegt. Das Reich, Preussen und verschiedene Bundesstaaten, sogar Kommunen haben diese praktische Einrichtung schon seit längerer Zeit, und überall sieht man die grossen Erfolge dieser sehr empfehlenswerten Massnahme. Die Eintragungen in das Reichsschuldbuch betrugen Ende Juli 1911 über 1090 Millionen Mark, also zirka ein Fünftel der Gesamtanleihe. — Bayern wird in kürzester Zeit für seine Anleihen gleichfalls diese Einrichtung treffen, und es ist zu begrüssen, wenn dieselbe auch in Bayern den wünschenswerten Erfolg zur Konsolidierung und Stärkung der Rentenkurse, wie auch für den Effektenbesitzer die vielen Vorteile und Annehmlichkeiten bringen sollte. M. Weber.

Künstler-Modellierbogen. Die von der Firma Vereinigte Kunstanstalten A.-G. unter diesem Titel herausgegebenen sogenannten „Münchener Künstler-Modellierbogen" lassen auf den ersten Blick erkennen, daß es sich hier um ein wesentliches Abweichen von den traditionellen Modellierbogen handelt. Die Tendenz dieser Künstler-Modellierbogen ist: die weitesten Kreise unserer Bevölkerung mit dem neuzeitlichen, volkstümlichen Baustile in seinen mannigfachen Variationen mit den verschiedenen Arten von moderner Baukunst vertraut zu machen. Der Jugend neben der fröhlichen Beschäftigung gleichzeitig eine interesseerweckende Belehrung über echt malerische Formen- und Farbenzusammenstellungen zu bieten, ist eine der hauptsächlichsten Eigenschaften dieser Modellierbogen. Die bis jetzt erschienenen 14 Serien stellen dar: Serie I Deutsches Dorf, Serie II Oberbayerisches Gebirgsdorf, Serie III Villenkolonie, Serie IV Fränkisches Dorf, Serie V Holländisches Dorf, Serie VI Kirche, Serie VII Rathaus, Serie VIII Puppenzimmer, Serie IX Volksfest, Serie X Festung, Serie XI Lustschlößchen, Serie XII Niedersächsisches Dorf, Serie XIII Schwarzwalddorf, Serie XIV Krippe.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 36. München, 9. September 1911. VIII. Jahrgang.

Kühl bis zum Schluß.

Zu den Marokkoverhandlungen.

Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Die erste Sedanwoche des fünften Jahrzehnts nach der Zertrümmerung des französischen Kaiserreichs brachte die Wiederaufnahme der deutsch-französischen Marokkoverhandlungen. Revanche oder Verständigung? Das ist die Frage, die nun bald zu einer Schlußantwort drängt. Das französische Kabinett der Millionäre scheint einen energischen Ton anschlagen zu wollen; das „letzte Angebot" soll Cambon überreichen; man werde nur noch „in Form des Notenwechsels" mit uns verkehren, und jede Unterredung zwischen Kiderlen und Cambon soll ein „Protokoll" beschließen. So klingt es recht zielbewußt aus dem französischen Blätterwalde; das sieht nahezu einem Ultimatum ähnlich, und doch braucht man sich in Deutschland nicht bluffen zu lassen. Man bewahre eisig kühles Blut bis zum Schlusse und fordere von unserer Diplomatie nichts Unmögliches. Rechenschaft wird und muß sie geben; aber man kann in einem schweren Handel nicht plötzlich die Ordre ändern. Der stille Auftrag der deutschen Nation an die verantwortlichen Stellen ist, die Marokkofrage endgültig unter voller Wahrung aller deutschen Interessen zu lösen, ohne Nachgiebigkeit, auf friedlichem Wege, durch ausreichende Sicherheitsleistungen und Kompensationen. Keine geringe Arbeit nach den letzten sieben Jahren Marokkopolitik; denn was 1903 bis 1905 noch leicht gegangen wäre, schafft heute hohe Schwierigkeiten, die vielleicht das Schwert schnell, die friedliche Verhandlung nur langsam lösen kann.

Man muß aber einmal herzlich froh sein, daß sich ein Mann gefunden hat, der den Wunsch der Nation zur Ausführung bringen will, und der die Zähigkeit besitzt, nicht locker zu lassen gegenüber unbegründeter Empfindlichkeit in Paris und herausfordernden Worten und Taten der Londoner Diplomatie. Erst hieß es allgemein: Durchhalten! Diese Parole ist befolgt worden und wird eingehalten werden, trotz aller Hindernisse.

Schon das Wort Kompensationen birgt einen Berg von sich lösenden Gegensätzen; daß Frankreich nicht knauserig sein darf, wenn es in Marokko freie Hand will, ist ganz selbstverständlich. Heute kann unser westlicher Nachbar viel in Marokko haben; wahrscheinlich kehrt für ihn eine solche günstige Gelegenheit nie wieder. Denn die Feststellung des Begriffes und Umfanges der „offenen Tür" in Marokko, ist ein hübsches Schlagwort: alles- und doch in Verträgen nichtssagend. Jedoch bei aller Anerkennung dieser vielen Schwierigkeiten ist der Wunsch nach einer Beschleunigung der Verhandlungen doch begründet; in Frankreich scheint man diese Absicht jetzt auch zu haben, und man begegnet damit einem vom Anfang ausgesprochenen Wunsche Deutschlands. Wenn einzelne französische Zeitungen aus deutschen Leitartikeln herauslesen wollen, daß man in Deutschland die Agadir-Affäre satt habe, so ist dies eine grobe Täuschung; wenn es sein muß, hält das deutsche Volk so lange durch, bis es sein Ziel erreicht hat. Hinhalten und Hinauszögern ermäßigt die Kompensationen nicht; der Weg von Tanger nach Algeciras wird von Deutschland nie mehr zurückgelegt. Jede deutsche Regierung würde unmöglich sein, welche diese Politik des Nachgebens zu wiederholen versuchte. Man weiß dies auch in Paris sehr gut, man scheint es nur in England noch nicht glauben zu wollen.

Die ganzen bisherigen Verhandlungen haben nämlich selbst für den Blinden gezeigt, daß unser zähester und hartnäckigster Feind auf dem britannischen Inselreich sitzt. Mit einem international freien und unabhängigen Frankreich würde Deutschland schon längst einig sein; aber dieses hat sich gebunden an die Regierung eines Lloyd George, der uns schon vor Wochen sagte, was er will. Und seither war England nicht untätig. Auf Schritt und Tritt sucht es unsere Ansprüche zu vereiteln. England ist Deutschlands großer Feind und setzte seine traditionelle Politik mit anerkennenswertem Geschicke fort. Alle die Verbrüderungsreisen der Bürgermeister, Journalisten, Geistlichen, Autofahrer usw. haben keinen Pfifferling Wert und höchstens gutmütige Deutsche eingelullt. England will das Deutsche Reich nur als Kontinentalmacht dulden, nicht aber als freie Weltmacht, die nach ihren Interessen vorgeht. Wir sollen unter englischer Vormundschaft stehen. Der englische Botschafter in Wien soll es sogar für seine Aufgabe ansehen, die deutsche Politik in unangemessener Weise zu tadeln. Damit wird nur fortgesetzt, was schon 1908 begonnen worden ist; man sollte allerdings annehmen, daß nach dem bekannten Ischler Diner mit dem eisigen Schweigen auf König Eduards Angebot auch englische Kühnheit um einige Grade gesunken sein sollte. Oder will es durch solche Verstöße vergessen lassen, daß gerade die letzten Wochen gezeigt haben, wie der englische Koloß doch einen tönernen Fuß hat? Aegypten und Indien sind leicht verwundbare Stellen des englischen Körpers, der nicht mehr auf seine Größe wie ein Goliath pochen sollte, da auch er durch einen geschickt geschleuderten Kieselstein niedergestreckt werden kann. Das Verhalten Englands mit seinem Druck auf Deutschland bedeutet eine weit größere Kriegsgefahr als ganz Marokko; denn gegenüber England liegt die Grenze des friedlichen Nachgebens. Frankreich ist ja gewollt oder ungewollt nur der englische Gerichtsvollzieher auf dem Kontinent. Die klare Erkenntnis von Englands bleibender Deutschfeindlichkeit ist der politische Gewinn aus den bisherigen Verhandlungen; das schreckt aber die Deutschen nicht, selbst wenn Englands Flotte noch so groß ist. Sind wir seither gewohnt gewesen, in Frankreich den Erbfeind anzusehen, so dürfen wir auch zugeben, daß zu dieser Spannung ein Grund vorhanden war; England aber ist schlimmer geworden als ein Erbfeind, und dies trotz der vielen deutschen Freundschaftsdienste. Man denke nur an den Burenkrieg.

Aber trotzdem wird das deutsche Volk sich durchsetzen und seinen Anteil behaupten und erwerben. Dafür garantiert unsere Volkskraft und unsere Volksvermehrung, die englischem Neid und Einfluß entzogen sind. Gerade in der Marokkoangelegenheit ab 1911 soll England lernen, daß wir nicht „timide" sind, und das von London so eifrig kolportierte Wort über Deutschlands „unbedingte" Friedfertigkeit sich doch eines schönen Tages als ein Märchen entpuppen könnte. London rechnet vielleicht damit, dem französischen Faschoda ein deutsches Agadir folgen lassen zu können; aber es wird sich täuschen. Je fester und entschlossener, ruhiger und kühler Deutschland in diesen Tagen der friedlichen Verhandlungen aushält, um so größer sind die Aussichten, daß nicht das Schwert Deutschlands Ehre zu verteidigen hat. In den Marokkoverhandlungen — so hat sich die Situation zugespitzt — muß ein gut Teil der englischen Deutschfeindlichkeit mitüberwunden werden, auf irgend eine Art; das zeigt die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe. Aber angesichts derselben müssen auch — mindestens vorerst — alle Sonderinteressen zurücktreten; eine geschlossene und einheitliche Front ist gegen englische Anmaßung erforderlich, um mit Frankreich im Frieden zum Ziele zu gelangen. Muß aber gegen England zur Erhaltung der deutschen Weltmachtstellung gefochten werden,

eine Erholung der Börsen vorerst nicht zu. Vor Eintritt von normalen politischen Zeitläufen ist denn auch an eine gebesserte Börsenstimmung nicht zu denken. Der Monatsultimo wird gleichfalls drückend auf den Gesamtmarkt wirken und verstärkt das Misstrauen wegen der Gestaltung des Geldmarktes. Der kommende Herbst mit seinen grossen Ansprüchen wird sich bald in einer schärferen Verteuerung der Geldsätze fühlbar machen. Die Grossbankwelt hat zwar schon in kluger Weise ihre Geldreservoirs vorsorglich gerüstet, immerhin wird man der Entwicklung unseres Geldmarktes, der nicht wenig vom Ausland abhängig ist, grösste Aufmerksamkeit zuwenden. M. Weber.

Bayerisches Staatsschuldbuch.

Zur Förderung und ruhigeren Gestaltung unserer Rentenwerte werden von den zuständigen Regierungsbehörden schon seit längerer Zeit alle Massnahmen getroffen. Die Sparkassen und Versicherungsgesellschaften sind gehalten, einen erheblichen Teil ihrer flüssigen Mittel in Staatsrenten festzulegen. Zur Bequemlichkeit, Sicherheit und Erleichterung der Kapitalisten und Rentenbesitzer sind auch Staatsschuldbücher angelegt. Das Reich, Preussen und verschiedene Bundesstaaten, sogar Kommunen haben diese praktische Einrichtung schon seit längerer Zeit, und überall sieht man die grossen Erfolge dieser sehr empfehlenswerten Massnahme. Die Eintragungen in das Reichsschuldbuch betrugen Ende Juli 1911 über 1090 Millionen Mark, also zirka ein Fünftel der Gesamtanleihe. — Bayern wird in kürzester Zeit für seine Anleihen gleichfalls diese Einrichtung treffen, und es ist zu begrüssen, wenn dieselbe auch in Bayern den wünschenswerten Erfolg zur Konsolidierung und Stärkung der Rentenkurse, wie auch für den Effektenbesitzer die vielen Vorteile und Annehmlichkeiten bringen sollte. M. Weber.

Künstler-Modellierbogen. Die von der Firma Vereinigte Kunstanstalten A.-G. unter diesem Titel herausgegebenen sogenannten „Münchener Künstler-Modellierbogen" lassen auf den ersten Blick erkennen, daß es sich hier um ein wesentliches Abweichen von den traditionellen Modellierbogen handelt. Die Tendenz dieser Künstler-Modellierbogen ist: die weitesten Kreise unserer Bevölkerung mit dem neuzeitlichen, volkstümlichen Baustile in seinen mannigfachen Variationen mit den verschiedenen Arten von moderner Baukunst vertraut zu machen. Der Jugend neben der fröhlichen Beschäftigung gleichzeitig eine interesseerweckende Belehrung über echt malerische Formen- und Farbenzusammenstellungen zu bieten, ist eine der hauptsächlichsten Eigenschaften dieser Modellierbogen. Die bis jetzt erschienenen 14 Serien stellen dar: Serie I Deutsches Dorf, Serie II Oberbayerisches Gebirgsdorf, Serie III Villenkolonie, Serie IV Fränkisches Dorf, Serie V Holländisches Dorf, Serie VI Kirche, Serie VII Rathaus, Serie VIII Puppenzimmer, Serie IX Volksfest, Serie X Festung, Serie XI Lustschlößchen, Serie XII Niedersächsisches Dorf, Serie XIII Schwarzwalddorf, Serie XIV Krippe.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 36. München, 9. September 1911. VIII. Jahrgang.

Kühl bis zum Schluß.

Zu den Marokkoverhandlungen.

Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Die erste Sedanwoche des fünften Jahrzehnts nach der Zertrümmerung des französischen Kaiserreichs brachte die Wiederaufnahme der deutsch-französischen Marokkoverhandlungen. Revanche oder Verständigung? Das ist die Frage, die nun bald zu einer Schlußantwort drängt. Das französische Kabinett der Millionäre scheint einen energischen Ton anschlagen zu wollen; das „letzte Angebot“ soll Cambon überreichen; man werde nur noch „in Form des Notenwechsels“ mit uns verkehren, und jede Unterredung zwischen Kiderlen und Cambon soll ein „Protokoll“ beschließen. So klingt es recht zielbewußt aus dem französischen Blätterwalde; das sieht nahezu einem Ultimatum ähnlich, und doch braucht man sich in Deutschland nicht bluffen zu lassen. Man bewahre eisig kühles Blut bis zum Schlusse und fordere von unserer Diplomatie nichts Unmögliches. Rechenschaft wird und muß sie geben; aber man kann in einem schweren Handel nicht plötzlich die Ordre ändern. Der stille Auftrag der deutschen Nation an die verantwortlichen Stellen ist, die Marokkofrage endgültig unter voller Wahrung aller deutschen Interessen zu lösen, ohne Nachgiebigkeit, auf friedlichem Wege, durch ausreichende Sicherheitsleistungen und Kompensationen. Keine geringe Arbeit nach den letzten sieben Jahren Marokkopolitik; denn was 1903 bis 1905 noch leicht gegangen wäre, schafft heute hohe Schwierigkeiten, die vielleicht das Schwert schnell, die friedliche Verhandlung nur langsam lösen kann.

Man muß aber einmal herzlich froh sein, daß sich ein Mann gefunden hat, der den Wunsch der Nation zur Ausführung bringen will, und der die Zähigkeit besitzt, nicht locker zu lassen gegenüber unbegründeter Empfindlichkeit in Paris und herausfordernden Worten und Taten der Londoner Diplomatie. Erst hieß es allgemein: Durchhalten! Diese Parole ist befolgt worden und wird eingehalten werden, trotz aller Hindernisse.

Schon das Wort Kompensationen birgt einen Berg von sich lösenden Gegensätzen; daß Frankreich nicht knauserig sein darf, wenn es in Marokko freie Hand will, ist ganz selbstverständlich. Heute kann unser westlicher Nachbar viel in Marokko haben; wahrscheinlich kehrt für ihn eine solche günstige Gelegenheit nie wieder. Denn die Feststellung des Begriffes und Umfanges der „offenen Tür“ in Marokko, ist ein hübsches Schlagwort: alles- und doch in Verträgen nichtssagend. Jedoch bei aller Anerkennung dieser vielen Schwierigkeiten ist der Wunsch nach einer Beschleunigung der Verhandlungen doch begründet; in Frankreich scheint man diese Absicht jetzt auch zu haben, und man begegnet damit einem vom Anfang ausgesprochenen Wunsche Deutschlands. Wenn einzelne französische Zeitungen aus deutschen Leitartikeln herauslesen wollen, daß man in Deutschland die Agadir-Affäre satt habe, so ist dies eine grobe Täuschung; wenn es sein muß, hält das deutsche Volk so lange durch, bis es sein Ziel erreicht hat. Hinhalten und Hinauszögern ermäßigt die Kompensationen nicht; der Weg von Tanger nach Algeciras wird von Deutschland nie mehr zurückgelegt. Jede deutsche Regierung würde unmöglich sein, welche diese Politik des Nachgebens zu wiederholen versuchte. Man weiß dies auch in Paris sehr gut, man scheint es nur in England noch nicht glauben zu wollen.

Die ganzen bisherigen Verhandlungen haben nämlich selbst für den Blinden gezeigt, daß unser zähester und hartnäckigster Feind auf dem britannischen Inselreich sitzt. Mit einem international freien und unabhängigen Frankreich würde Deutschland schon längst einig sein; aber dieses hat sich gebunden an die Regierung eines Lloyd George, der uns schon vor Wochen sagte, was er will. Und seither war England nicht untätig. Auf Schritt und Tritt sucht es unsere Ansprüche zu vereiteln. England ist Deutschlands großer Feind und setzte seine traditionelle Politik mit anerkennenswertem Geschicke fort. Alle die Verbrüderungsreisen der Bürgermeister, Journalisten, Geistlichen, Autofahrer usw. haben keinen Pfifferling Wert und höchstens gutmütige Deutsche eingelullt. England will das Deutsche Reich nur als Kontinentalmacht dulden, nicht aber als freie Weltmacht, die nach ihren Interessen vorgeht. Wir sollen unter englischer Vormundschaft stehen. Der englische Botschafter in Wien soll es sogar für seine Aufgabe ansehen, die deutsche Politik in unangemessener Weise zu tadeln. Damit wird nur fortgesetzt, was schon 1908 begonnen worden ist; man sollte allerdings annehmen, daß nach dem bekannten Ischler Diner mit dem eisigen Schweigen auf König Eduards Angebot auch englische Kühnheit um einige Grade gesunken sein sollte. Oder will es durch solche Verstöße vergessen lassen, daß gerade die letzten Wochen gezeigt haben, wie der englische Koloß doch einen tönernen Fuß hat? Aegypten und Indien sind leicht verwundbare Stellen des englischen Körpers, der nicht mehr auf seine Größe wie ein Goliath pochen sollte, da auch er durch einen geschickt geschleuderten Kieselstein niedergestreckt werden kann. Das Verhalten Englands mit seinem Druck auf Deutschland bedeutet eine weit größere Kriegsgefahr als ganz Marokko; denn gegenüber England liegt die Grenze des friedlichen Nachgebens. Frankreich ist ja gewollt oder ungewollt nur der englische Gerichtsvollzieher auf dem Kontinent. Die klare Erkenntnis von Englands bleibender Deutschfeindlichkeit ist der politische Gewinn aus den bisherigen Verhandlungen; das schreckt aber die Deutschen nicht, selbst wenn Englands Flotte noch so groß ist. Sind wir seither gewohnt gewesen, in Frankreich den Erbfeind anzusehen, so dürfen wir auch zugeben, daß zu dieser Spannung ein Grund vorhanden war; England aber ist schlimmer geworden als ein Erbfeind, und dies trotz der vielen deutschen Freundschaftsdienste. Man denke nur an den Burenkrieg.

Aber trotzdem wird das deutsche Volk sich durchsetzen und seinen Anteil behaupten und erwerben. Dafür garantiert unsere Volkskraft und unsere Volksvermehrung, die englischem Neid und Einfluß entzogen sind. Gerade in der Marokkoangelegenheit ab 1911 soll England lernen, daß wir nicht „timide“ sind, und das von London so eifrig kolportierte Wort über Deutschlands „unbedingte“ Friedfertigkeit sich doch eines schönen Tages als ein Märchen entpuppen könnte. London rechnet vielleicht damit, dem französischen Faschoda ein deutsches Agadir folgen lassen zu können; aber es wird sich täuschen. Je fester und entschlossener, ruhiger und kühler Deutschland in diesen Tagen der friedlichen Verhandlungen aushält, um so größer sind die Aussichten, daß nicht das Schwert Deutschlands Ehre zu verteidigen hat. In den Marokkoverhandlungen — so hat sich die Situation zugespitzt — muß ein gut Teil der englischen Deutschfeindlichkeit mitüberwunden werden, auf irgend eine Art; das zeigt die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe. Aber angesichts derselben müssen auch — mindestens vorerst — alle Sonderinteressen zurücktreten; eine geschlossene und einheitliche Front ist gegen englische Anmaßung erforderlich, um mit Frankreich im Frieden zum Ziele zu gelangen. Muß aber gegen England zur Erhaltung der deutschen Weltmachtstellung gefochten werden,

eine Erholung der Börsen vorerst nicht zu. Vor Eintritt von normalen politischen Zeitläufen ist denn auch an eine gebesserte Börsenstimmung nicht zu denken. Der Monatsultimo wird gleichfalls drückend auf den Gesamtmarkt wirken und verstärkt das Misstrauen wegen der Gestaltung des Geldmarktes. Der kommende Herbst mit seinen grossen Ansprüchen wird sich bald in einer schärferen Verteuerung der Geldsätze fühlbar machen. Die Grossbankwelt hat zwar schon in kluger Weise ihre Geldreservoirs vorsorglich gerüstet, immerhin wird man der Entwicklung unseres Geldmarktes, der nicht wenig vom Ausland abhängig ist, grösste Aufmerksamkeit zuwenden. M. Weber.

Bayerisches Staatsschuldbuch.

Zur Förderung und ruhigeren Gestaltung unserer Rentenwerte werden von den zuständigen Regierungsbehörden schon seit längerer Zeit alle Massnahmen getroffen. Die Sparkassen und Versicherungsgesellschaften sind gehalten, einen erheblichen Teil ihrer flüssigen Mittel in Staatsrenten festzulegen. Zur Bequemlichkeit, Sicherheit und Erleichterung der Kapitalisten und Rentenbesitzer sind auch Staatsschuldbücher angelegt. Das Reich, Preussen und verschiedene Bundesstaaten, sogar Kommunen haben diese praktische Einrichtung schon seit längerer Zeit, und überall sieht man die grossen Erfolge dieser sehr empfehlenswerten Massnahme. Die Eintragungen in das Reichsschuldbuch betrugen Ende Juli 1911 über 1090 Millionen Mark, also zirka ein Fünftel der Gesamtanleihe. — Bayern wird in kürzester Zeit für seine Anleihen gleichfalls diese Einrichtung treffen, und es ist zu begrüssen, wenn dieselbe auch in Bayern den wünschenswerten Erfolg zur Konsolidierung und Stärkung der Rentenkurse, wie auch für den Effektenbesitzer die vielen Vorteile und Annehmlichkeiten bringen sollte. M. Weber.

Künstler-Modellierbogen. Die von der Firma Vereinigte Kunstanstalten A.-G. unter diesem Titel herausgegebenen sogenannten „Münchener Künstler-Modellierbogen" lassen auf den ersten Blick erkennen, daß es sich hier um ein wesentliches Abweichen von den traditionellen Modellierbogen handelt. Die Tendenz dieser Künstler-Modellierbogen ist: die weitesten Kreise unserer Bevölkerung mit dem neuzeitlichen, volkstümlichen Baustile in seinen mannigfachen Variationen mit den verschiedenen Arten von moderner Baukunst vertraut zu machen. Der Jugend neben der fröhlichen Beschäftigung gleichzeitig eine interesseerweckende Belehrung über echt malerische Formen- und Farbenzusammenstellungen zu bieten, ist eine der hauptsächlichsten Eigenschaften dieser Modellierbogen. Die bis jetzt erschienenen 14 Serien stellen dar: Serie I Deutsches Dorf, Serie II Oberbayerisches Gebirgsdorf, Serie III Villenkolonie, Serie IV Fränkisches Dorf, Serie V Holländisches Dorf, Serie VI Kirche, Serie VII Rathaus, Serie VIII Puppenzimmer, Serie IX Volksfest, Serie X Festung, Serie XI Lustschlößchen, Serie XII Niedersächsisches Dorf, Serie XIII Schwarzwalddorf, Serie XIV Krippe.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 36. München, 9. September 1911. VIII. Jahrgang.

Kühl bis zum Schluß.

Zu den Marokkoverhandlungen.

Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Die erste Sedanwoche des fünften Jahrzehnts nach der Zertrümmerung des französischen Kaiserreichs brachte die Wiederaufnahme der deutsch-französischen Marokkoverhandlungen. Revanche oder Verständigung? Das ist die Frage, die nun bald zu einer Schlußantwort drängt. Das französische Kabinett der Millionäre scheint einen energischen Ton anschlagen zu wollen; das „letzte Angebot" soll Cambon überreichen; man werde nur noch „in Form des Notenwechsels" mit uns verkehren, und jede Unterredung zwischen Kiderlen und Cambon soll ein „Protokoll" beschließen. So klingt es recht zielbewußt aus dem französischen Blätterwalde; das sieht nahezu einem Ultimatum ähnlich, und doch braucht man sich in Deutschland nicht bluffen zu lassen. Man bewahre eisig kühles Blut bis zum Schlusse und fordere von unserer Diplomatie nichts Unmögliches. Rechenschaft wird und muß sie geben; aber man kann in einem schweren Handel nicht plötzlich die Ordre ändern. Der stille Auftrag der deutschen Nation an die verantwortlichen Stellen ist, die Marokkofrage endgültig unter voller Wahrung aller deutschen Interessen zu lösen, ohne Nachgiebigkeit, auf friedlichem Wege, durch ausreichende Sicherheitsleistungen und Kompensationen. Keine geringe Arbeit nach den letzten sieben Jahren Marokkopolitik; denn was 1903 bis 1905 noch leicht gegangen wäre, schafft heute hohe Schwierigkeiten, die vielleicht das Schwert schnell, die friedliche Verhandlung nur langsam lösen kann.

Man muß aber einmal herzlich froh sein, daß sich ein Mann gefunden hat, der den Wunsch der Nation zur Ausführung bringen will, und der die Zähigkeit besitzt, nicht locker zu lassen gegenüber unbegründeter Empfindlichkeit in Paris und herausfordernden Worten und Taten der Londoner Diplomatie. Erst hieß es allgemein: Durchhalten! Diese Parole ist befolgt worden und wird eingehalten werden, trotz aller Hindernisse.

Schon das Wort Kompensationen birgt einen Berg von sich lösenden Gegensätzen; daß Frankreich nicht knauserig sein darf, wenn es in Marokko freie Hand will, ist ganz selbstverständlich. Heute kann unser westlicher Nachbar viel in Marokko haben; wahrscheinlich kehrt für ihn eine solche günstige Gelegenheit nie wieder. Denn die Feststellung des Begriffes und Umfanges der „offenen Tür" in Marokko, ist ein hübsches Schlagwort: alles- und doch in Verträgen nichtssagend. Jedoch bei aller Anerkennung dieser vielen Schwierigkeiten ist der Wunsch nach einer Beschleunigung der Verhandlungen doch begründet; in Frankreich scheint man diese Absicht jetzt auch zu haben, und man begegnet damit einem vom Anfang ausgesprochenen Wunsche Deutschlands. Wenn einzelne französische Zeitungen aus deutschen Leitartikeln herauslesen wollen, daß man in Deutschland die Agadir-Affäre satt habe, so ist dies eine grobe Täuschung; wenn es sein muß, hält das deutsche Volk so lange durch, bis es sein Ziel erreicht hat. Hinhalten und Hinauszögern ermäßigt die Kompensationen nicht; der Weg von Tanger nach Algeciras wird von Deutschland nie mehr zurückgelegt. Jede deutsche Regierung würde unmöglich sein, welche diese Politik des Nachgebens zu wiederholen versuchte. Man weiß dies auch in Paris sehr gut, man scheint es nur in England noch nicht glauben zu wollen.

Die ganzen bisherigen Verhandlungen haben nämlich selbst für den Blinden gezeigt, daß unser zähester und hartnäckigster Feind auf dem britannischen Inselreich sitzt. Mit einem international freien und unabhängigen Frankreich würde Deutschland schon längst einig sein; aber dieses hat sich gebunden an die Regierung eines Lloyd George, der uns schon vor Wochen sagte, was er will. Und seither war England nicht untätig. Auf Schritt und Tritt sucht es unsere Ansprüche zu vereiteln. England ist Deutschlands großer Feind und setzte seine traditionelle Politik mit anerkennenswertem Geschicke fort. Alle die Verbrüderungsreisen der Bürgermeister, Journalisten, Geistlichen, Autofahrer usw. haben keinen Pfifferling Wert und höchstens gutmütige Deutsche eingelullt. England will das Deutsche Reich nur als Kontinentalmacht dulden, nicht aber als freie Weltmacht, die nach ihren Interessen vorgeht. Wir sollen unter englischer Vormundschaft stehen. Der englische Botschafter in Wien soll es sogar für seine Aufgabe ansehen, die deutsche Politik in unangemessener Weise zu tadeln. Damit wird nur fortgesetzt, was schon 1908 begonnen worden ist; man sollte allerdings annehmen, daß nach dem bekannten Ischler Diner mit dem eisigen Schweigen auf König Eduards Angebot auch englische Kühnheit um einige Grade gesunken sein sollte. Oder will es durch solche Verstöße vergessen lassen, daß gerade die letzten Wochen gezeigt haben, wie der englische Koloß doch einen tönernen Fuß hat? Aegypten und Indien sind leicht verwundbare Stellen des englischen Körpers, der nicht mehr auf seine Größe wie ein Goliath pochen sollte, da auch er durch einen geschickt geschleuderten Kieselstein niedergestreckt werden kann. Das Verhalten Englands mit seinem Druck auf Deutschland bedeutet eine weit größere Kriegsgefahr als ganz Marokko; denn gegenüber England liegt die Grenze des friedlichen Nachgebens. Frankreich ist ja gewollt oder ungewollt nur der englische Gerichtsvollzieher auf dem Kontinent. Die klare Erkenntnis von Englands bleibender Deutschfeindlichkeit ist der politische Gewinn aus den bisherigen Verhandlungen; das schreckt aber die Deutschen nicht, selbst wenn Englands Flotte noch so groß ist. Sind wir seither gewohnt gewesen, in Frankreich den Erbfeind anzusehen, so dürfen wir auch zugeben, daß zu dieser Spannung ein Grund vorhanden war; England aber ist schlimmer geworden als ein Erbfeind, und dies trotz der vielen deutschen Freundschaftsdienste. Man denke nur an den Burenkrieg.

Aber trotzdem wird das deutsche Volk sich durchsetzen und seinen Anteil behaupten und erwerben. Dafür garantiert unsere Volkskraft und unsere Volksvermehrung, die englischem Neid und Einfluß entzogen sind. Gerade in der Marokkoangelegenheit ab 1911 soll England lernen, daß wir nicht „timide" sind, und das von London so eifrig kolportierte Wort über Deutschlands „unbedingte" Friedfertigkeit sich doch eines schönen Tages als ein Märchen entpuppen könnte. London rechnet vielleicht damit, dem französischen Faschoda ein deutsches Agadir folgen lassen zu können; aber es wird sich täuschen. Je fester und entschlossener, ruhiger und kühler Deutschland in diesen Tagen der friedlichen Verhandlungen aushält, um so größer sind die Aussichten, daß nicht das Schwert Deutschlands Ehre zu verteidigen hat. In den Marokkoverhandlungen — so hat sich die Situation zugespitzt — muß ein gut Teil der englischen Deutschfeindlichkeit mitüberwunden werden, auf irgend eine Art; das zeigt die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe. Aber angesichts derselben müssen auch — mindestens vorerst — alle Sonderinteressen zurücktreten; eine geschlossene und einheitliche Front ist gegen englische Anmaßung erforderlich, um mit Frankreich im Frieden zum Ziele zu gelangen. Muß aber gegen England zur Erhaltung der deutschen Weltmachtstellung gefochten werden,

eine Erholung der Börsen vorerst nicht zu. Vor Eintritt von normalen politischen Zeitläufen ist denn auch an eine gebesserte Börsenstimmung nicht zu denken. Der Monatsultimo wird gleichfalls drückend auf den Gesamtmarkt wirken und verstärkt das Misstrauen wegen der Gestaltung des Geldmarktes. Der kommende Herbst mit seinen grossen Ansprüchen wird sich bald in einer schärferen Verteuerung der Geldsätze fühlbar machen. Die Grossbankwelt hat zwar schon in kluger Weise ihre Geldreservoirs vorsorglich gerüstet, immerhin wird man der Entwicklung unseres Geldmarktes, der nicht wenig vom Ausland abhängig ist, grösste Aufmerksamkeit zuwenden. M. Weber.

Bayerisches Staatsschuldbuch.

Zur Förderung und ruhigeren Gestaltung unserer Rentenwerte werden von den zuständigen Regierungsbehörden schon seit längerer Zeit alle Massnahmen getroffen. Die Sparkassen und Versicherungsgesellschaften sind gehalten, einen erheblichen Teil ihrer flüssigen Mittel in Staatsrenten festzulegen. Zur Bequemlichkeit, Sicherheit und Erleichterung der Kapitalisten und Rentenbesitzer sind auch Staatsschuldbücher angelegt. Das Reich, Preussen und verschiedene Bundesstaaten, sogar Kommunen haben diese praktische Einrichtung schon seit längerer Zeit, und überall sieht man die grossen Erfolge dieser sehr empfehlenswerten Massnahme. Die Eintragungen in das Reichsschuldbuch betrugen Ende Juli 1911 über 1090 Millionen Mark, also zirka ein Fünftel der Gesamtanleihe. — Bayern wird in kürzester Zeit für seine Anleihen gleichfalls diese Einrichtung treffen, und es ist zu begrüssen, wenn dieselbe auch in Bayern den wünschenswerten Erfolg zur Konsolidierung und Stärkung der Rentenkurse, wie auch für den Effektenbesitzer die vielen Vorteile und Annehmlichkeiten bringen sollte. M. Weber.

Künstler-Modellierbogen. Die von der Firma Vereinigte Kunstanstalten A.-G. unter diesem Titel herausgegebenen sogenannten „Münchener Künstler-Modellierbogen" lassen auf den ersten Blick erkennen, daß es sich hier um ein wesentliches Abweichen von den traditionellen Modellierbogen handelt. Die Tendenz dieser Künstler-Modellierbogen ist: die weitesten Kreise unserer Bevölkerung mit dem neuzeitlichen, volkstümlichen Baustile in seinen mannigfachen Variationen mit den verschiedenen Arten von moderner Baukunst vertraut zu machen. Der Jugend neben der fröhlichen Beschäftigung gleichzeitig eine interesseerweckende Belehrung über echt malerische Formen- und Farbenzusammenstellungen zu bieten, ist eine der hauptsächlichsten Eigenschaften dieser Modellierbogen. Die bis jetzt erschienenen 14 Serien stellen dar: Serie I Deutsches Dorf, Serie II Oberbayerisches Gebirgsdorf, Serie III Villenkolonie, Serie IV Fränkisches Dorf, Serie V Holländisches Dorf, Serie VI Kirche, Serie VII Rathaus, Serie VIII Puppenzimmer, Serie IX Volksfest, Serie X Festung, Serie XI Lustschlößchen, Serie XII Niedersächsisches Dorf, Serie XIII Schwarzwalddorf, Serie XIV Krippe.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 36. München, 9. September 1911. VIII. Jahrgang.

Kühl bis zum Schluß.

Zu den Marokkoverhandlungen.

Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Die erste Sedanwoche des fünften Jahrzehnts nach der Zertrümmerung des französischen Kaiserreichs brachte die Wiederaufnahme der deutsch-französischen Marokkoverhandlungen. Revanche oder Verständigung? Das ist die Frage, die nun bald zu einer Schlußantwort drängt. Das französische Kabinett der Millionäre scheint einen energischen Ton anschlagen zu wollen; das „letzte Angebot" soll Cambon überreichen; man werde nur noch „in Form des Notenwechsels" mit uns verkehren, und jede Unterredung zwischen Kiderlen und Cambon soll ein „Protokoll" beschließen. So klingt es recht zielbewußt aus dem französischen Blätterwalde; das sieht nahezu einem Ultimatum ähnlich, und doch braucht man sich in Deutschland nicht bluffen zu lassen. Man bewahre eisig kühles Blut bis zum Schlusse und fordere von unserer Diplomatie nichts Unmögliches. Rechenschaft wird und muß sie geben; aber man kann in einem schweren Handel nicht plötzlich die Ordre ändern. Der stille Auftrag der deutschen Nation an die verantwortlichen Stellen ist, die Marokkofrage endgültig unter voller Wahrung aller deutschen Interessen zu lösen, ohne Nachgiebigkeit, auf friedlichem Wege, durch ausreichende Sicherheitsleistungen und Kompensationen. Keine geringe Arbeit nach den letzten sieben Jahren Marokkopolitik; denn was 1903 bis 1905 noch leicht gegangen wäre, schafft heute hohe Schwierigkeiten, die vielleicht das Schwert schnell, die friedliche Verhandlung nur langsam lösen kann.

Man muß aber einmal herzlich froh sein, daß sich ein Mann gefunden hat, der den Wunsch der Nation zur Ausführung bringen will, und der die Zähigkeit besitzt, nicht locker zu lassen gegenüber unbegründeter Empfindlichkeit in Paris und herausfordernden Worten und Taten der Londoner Diplomatie. Erst hieß es allgemein: Durchhalten! Diese Parole ist befolgt worden und wird eingehalten werden, trotz aller Hindernisse.

Schon das Wort Kompensationen birgt einen Berg von sich lösenden Gegensätzen; daß Frankreich nicht knauserig sein darf, wenn es in Marokko freie Hand will, ist ganz selbstverständlich. Heute kann unser westlicher Nachbar viel in Marokko haben; wahrscheinlich kehrt für ihn eine solche günstige Gelegenheit nie wieder. Denn die Feststellung des Begriffes und Umfanges der „offenen Tür" in Marokko, ist ein hübsches Schlagwort: alles- und doch in Verträgen nichtssagend. Jedoch bei aller Anerkennung dieser vielen Schwierigkeiten ist der Wunsch nach einer Beschleunigung der Verhandlungen doch begründet; in Frankreich scheint man diese Absicht jetzt auch zu haben, und man begegnet damit einem vom Anfang ausgesprochenen Wunsche Deutschlands. Wenn einzelne französische Zeitungen aus deutschen Leitartikeln herauslesen wollen, daß man in Deutschland die Agadir-Affäre satt habe, so ist dies eine grobe Täuschung; wenn es sein muß, hält das deutsche Volk so lange durch, bis es sein Ziel erreicht hat. Hinhalten und Hinauszögern ermäßigt die Kompensationen nicht; der Weg von Tanger nach Algeciras wird von Deutschland nie mehr zurückgelegt. Jede deutsche Regierung würde unmöglich sein, welche diese Politik des Nachgebens zu wiederholen versuchte. Man weiß dies auch in Paris sehr gut, man scheint es nur in England noch nicht glauben zu wollen.

Die ganzen bisherigen Verhandlungen haben nämlich selbst für den Blinden gezeigt, daß unser zähester und hartnäckigster Feind auf dem britannischen Inselreich sitzt. Mit einem international freien und unabhängigen Frankreich würde Deutschland schon längst einig sein; aber dieses hat sich gebunden an die Regierung eines Lloyd George, der uns schon vor Wochen sagte, was er will. Und seither war England nicht untätig. Auf Schritt und Tritt sucht es unsere Ansprüche zu vereiteln. England ist Deutschlands großer Feind und setzte seine traditionelle Politik mit anerkennenswertem Geschicke fort. Alle die Verbrüderungsreisen der Bürgermeister, Journalisten, Geistlichen, Autofahrer usw. haben keinen Pfifferling Wert und höchstens gutmütige Deutsche eingelullt. England will das Deutsche Reich nur als Kontinentalmacht dulden, nicht aber als freie Weltmacht, die nach ihren Interessen vorgeht. Wir sollen unter englischer Vormundschaft stehen. Der englische Botschafter in Wien soll es sogar für seine Aufgabe ansehen, die deutsche Politik in unangemessener Weise zu tadeln. Damit wird nur fortgesetzt, was schon 1908 begonnen worden ist; man sollte allerdings annehmen, daß nach dem bekannten Ischler Diner mit dem eisigen Schweigen auf König Eduards Angebot auch englische Kühnheit um einige Grade gesunken sein sollte. Oder will es durch solche Verstöße vergessen lassen, daß gerade die letzten Wochen gezeigt haben, wie der englische Koloß doch einen tönernen Fuß hat? Aegypten und Indien sind leicht verwundbare Stellen des englischen Körpers, der nicht mehr auf seine Größe wie ein Goliath pochen sollte, da auch er durch einen geschickt geschleuderten Kieselstein niedergestreckt werden kann. Das Verhalten Englands mit seinem Druck auf Deutschland bedeutet eine weit größere Kriegsgefahr als ganz Marokko; denn gegenüber England liegt die Grenze des friedlichen Nachgebens. Frankreich ist ja gewollt oder ungewollt nur der englische Gerichtsvollzieher auf dem Kontinent. Die klare Erkenntnis von Englands bleibender Deutschfeindlichkeit ist der politische Gewinn aus den bisherigen Verhandlungen; das schreckt aber die Deutschen nicht, selbst wenn Englands Flotte noch so groß ist. Sind wir seither gewohnt gewesen, in Frankreich den Erbfeind anzusehen, so dürfen wir auch zugeben, daß zu dieser Spannung ein Grund vorhanden war; England aber ist schlimmer geworden als ein Erbfeind, und dies trotz der vielen deutschen Freundschaftsdienste. Man denke nur an den Burenkrieg.

Aber trotzdem wird das deutsche Volk sich durchsetzen und seinen Anteil behaupten und erwerben. Dafür garantiert unsere Volkskraft und unsere Volksvermehrung, die englischem Neid und Einfluß entzogen sind. Gerade in der Marokkoangelegenheit ab 1911 soll England lernen, daß wir nicht „timide" sind, und das von London so eifrig kolportierte Wort über Deutschlands „unbedingte" Friedfertigkeit sich doch eines schönen Tages als ein Märchen entpuppen könnte. London rechnet vielleicht damit, dem französischen Faschoda ein deutsches Agadir folgen lassen zu können; aber es wird sich täuschen. Je fester und entschlossener, ruhiger und kühler Deutschland in diesen Tagen der friedlichen Verhandlungen aushält, um so größer sind die Aussichten, daß nicht das Schwert Deutschlands Ehre zu verteidigen hat. In den Marokkoverhandlungen — so hat sich die Situation zugespitzt — muß ein gut Teil der englischen Deutschfeindlichkeit mitüberwunden werden, auf irgend eine Art; das zeigt die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe. Aber angesichts derselben müssen auch — mindestens vorerst — alle Sonderinteressen zurücktreten; eine geschlossene und einheitliche Front ist gegen englische Anmaßung erforderlich, um mit Frankreich im Frieden zum Ziele zu gelangen. Muß aber gegen England zur Erhaltung der deutschen Weltmachtstellung gefochten werden,

eine Erholung der Börsen vorerst nicht zu. Vor Eintritt von normalen politischen Zeitläufen ist denn auch an eine gebesserte Börsenstimmung nicht zu denken. Der Monatsultimo wird gleichfalls drückend auf den Gesamtmarkt wirken und verstärkt das Misstrauen wegen der Gestaltung des Geldmarktes. Der kommende Herbst mit seinen grossen Ansprüchen wird sich bald in einer schärferen Verteuerung der Geldsätze fühlbar machen. Die Grossbankwelt hat zwar schon in kluger Weise ihre Geldreservoirs vorsorglich gerüstet, immerhin wird man der Entwicklung unseres Geldmarktes, der nicht wenig vom Ausland abhängig ist, grösste Aufmerksamkeit zuwenden. M. Weber.

Bayerisches Staatsschuldbuch.

Zur Förderung und ruhigeren Gestaltung unserer Rentenwerte werden von den zuständigen Regierungsbehörden schon seit längerer Zeit alle Massnahmen getroffen. Die Sparkassen und Versicherungsgesellschaften sind gehalten, einen erheblichen Teil ihrer flüssigen Mittel in Staatsrenten festzulegen. Zur Bequemlichkeit, Sicherheit und Erleichterung der Kapitalisten und Rentenbesitzer sind auch Staatsschuldbücher angelegt. Das Reich, Preussen und verschiedene Bundesstaaten, sogar Kommunen haben diese praktische Einrichtung schon seit längerer Zeit, und überall sieht man die grossen Erfolge dieser sehr empfehlenswerten Massnahme. Die Eintragungen in das Reichsschuldbuch betrugen Ende Juli 1911 über 1090 Millionen Mark, also zirka ein Fünftel der Gesamtanleihe. — Bayern wird in kürzester Zeit für seine Anleihen gleichfalls diese Einrichtung treffen, und es ist zu begrüssen, wenn dieselbe auch in Bayern den wünschenswerten Erfolg zur Konsolidierung und Stärkung der Rentenkurse, wie auch für den Effektenbesitzer die vielen Vorteile und Annehmlichkeiten bringen sollte. M. Weber.

Künstler-Modellierbogen. Die von der Firma Vereinigte Kunstanstalten A.-G. unter diesem Titel herausgegebenen sogenannten „Münchener Künstler-Modellierbogen" lassen auf den ersten Blick erkennen, daß es sich hier um ein wesentliches Abweichen von den traditionellen Modellierbogen handelt. Die Tendenz dieser Künstler-Modellierbogen ist: die weitesten Kreise unserer Bevölkerung mit dem neuzeitlichen, volkstümlichen Baustile in seinen mannigfachen Variationen mit den verschiedenen Arten von moderner Baukunst vertraut zu machen. Der Jugend neben der fröhlichen Beschäftigung gleichzeitig eine interesseerweckende Belehrung über echt malerische Formen- und Farbenzusammenstellungen zu bieten, ist eine der hauptsächlichsten Eigenschaften dieser Modellierbogen. Die bis jetzt erschienenen 14 Serien stellen dar: Serie I Deutsches Dorf, Serie II Oberbayerisches Gebirgsdorf, Serie III Villenkolonie, Serie IV Fränkisches Dorf, Serie V Holländisches Dorf, Serie VI Kirche, Serie VII Rathaus, Serie VIII Puppenzimmer, Serie IX Volksfest, Serie X Festung, Serie XI Lustschlößchen, Serie XII Niedersächsisches Dorf, Serie XIII Schwarzwalddorf, Serie XIV Krippe.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 36. München, 9. September 1911. VIII. Jahrgang.

Kühl bis zum Schluß.

Zu den Marokkoverhandlungen.

Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Die erste Sedanwoche des fünften Jahrzehnts nach der Zertrümmerung des französischen Kaiserreichs brachte die Wiederaufnahme der deutsch-französischen Marokkoverhandlungen. Revanche oder Verständigung? Das ist die Frage, die nun bald zu einer Schlußantwort drängt. Das französische Kabinett der Millionäre scheint einen energischen Ton anschlagen zu wollen; das „letzte Angebot" soll Cambon überreichen; man werde nur noch „in Form des Notenwechsels" mit uns verkehren, und jede Unterredung zwischen Kiderlen und Cambon soll ein „Protokoll" beschließen. So klingt es recht zielbewußt aus dem französischen Blätterwalde; das sieht nahezu einem Ultimatum ähnlich, und doch braucht man sich in Deutschland nicht bluffen zu lassen. Man bewahre eisig kühles Blut bis zum Schlusse und fordere von unserer Diplomatie nichts Unmögliches. Rechenschaft wird und muß sie geben; aber man kann in einem schweren Handel nicht plötzlich die Ordre ändern. Der stille Auftrag der deutschen Nation an die verantwortlichen Stellen ist, die Marokkofrage endgültig unter voller Wahrung aller deutschen Interessen zu lösen, ohne Nachgiebigkeit, auf friedlichem Wege, durch ausreichende Sicherheitsleistungen und Kompensationen. Keine geringe Arbeit nach den letzten sieben Jahren Marokkopolitik; denn was 1903 bis 1905 noch leicht gegangen wäre, schafft heute hohe Schwierigkeiten, die vielleicht das Schwert schnell, die friedliche Verhandlung nur langsam lösen kann.

Man muß aber einmal herzlich froh sein, daß sich ein Mann gefunden hat, der den Wunsch der Nation zur Ausführung bringen will, und der die Zähigkeit besitzt, nicht locker zu lassen gegenüber unbegründeter Empfindlichkeit in Paris und herausfordernden Worten und Taten der Londoner Diplomatie. Erst hieß es allgemein: Durchhalten! Diese Parole ist befolgt worden und wird eingehalten werden, trotz aller Hindernisse.

Schon das Wort Kompensationen birgt einen Berg von sich lösenden Gegensätzen; daß Frankreich nicht knauserig sein darf, wenn es in Marokko freie Hand will, ist ganz selbstverständlich. Heute kann unser westlicher Nachbar viel in Marokko haben; wahrscheinlich kehrt für ihn eine solche günstige Gelegenheit nie wieder. Denn die Feststellung des Begriffes und Umfanges der „offenen Tür" in Marokko, ist ein hübsches Schlagwort: alles- und doch in Verträgen nichtssagend. Jedoch bei aller Anerkennung dieser vielen Schwierigkeiten ist der Wunsch nach einer Beschleunigung der Verhandlungen doch begründet; in Frankreich scheint man diese Absicht jetzt auch zu haben, und man begegnet damit einem vom Anfang ausgesprochenen Wunsche Deutschlands. Wenn einzelne französische Zeitungen aus deutschen Leitartikeln herauslesen wollen, daß man in Deutschland die Agadir-Affäre satt habe, so ist dies eine grobe Täuschung; wenn es sein muß, hält das deutsche Volk so lange durch, bis es sein Ziel erreicht hat. Hinhalten und Hinauszögern ermäßigt die Kompensationen nicht; der Weg von Tanger nach Algeciras wird von Deutschland nie mehr zurückgelegt. Jede deutsche Regierung würde unmöglich sein, welche diese Politik des Nachgebens zu wiederholen versuchte. Man weiß dies auch in Paris sehr gut, man scheint es nur in England noch nicht glauben zu wollen.

Die ganzen bisherigen Verhandlungen haben nämlich selbst für den Blinden gezeigt, daß unser zähester und hartnäckigster Feind auf dem britannischen Inselreich sitzt. Mit einem international freien und unabhängigen Frankreich würde Deutschland schon längst einig sein; aber dieses hat sich gebunden an die Regierung eines Lloyd George, der uns schon vor Wochen sagte, was er will. Und seither war England nicht untätig. Auf Schritt und Tritt sucht es unsere Ansprüche zu vereiteln. England ist Deutschlands großer Feind und setzte seine traditionelle Politik mit anerkennenswertem Geschicke fort. Alle die Verbrüderungsreisen der Bürgermeister, Journalisten, Geistlichen, Autofahrer usw. haben keinen Pfifferling Wert und höchstens gutmütige Deutsche eingelullt. England will das Deutsche Reich nur als Kontinentalmacht dulden, nicht aber als freie Weltmacht, die nach ihren Interessen vorgeht. Wir sollen unter englischer Vormundschaft stehen. Der englische Botschafter in Wien soll es sogar für seine Aufgabe ansehen, die deutsche Politik in unangemessener Weise zu tadeln. Damit wird nur fortgesetzt, was schon 1908 begonnen worden ist; man sollte allerdings annehmen, daß nach dem bekannten Ischler Diner mit dem eisigen Schweigen auf König Eduards Angebot auch englische Kühnheit um einige Grade gesunken sein sollte. Oder will es durch solche Verstöße vergessen lassen, daß gerade die letzten Wochen gezeigt haben, wie der englische Koloß doch einen tönernen Fuß hat? Aegypten und Indien sind leicht verwundbare Stellen des englischen Körpers, der nicht mehr auf seine Größe wie ein Goliath pochen sollte, da auch er durch einen geschickt geschleuderten Kieselstein niedergestreckt werden kann. Das Verhalten Englands mit seinem Druck auf Deutschland bedeutet eine weit größere Kriegsgefahr als ganz Marokko; denn gegenüber England liegt die Grenze des friedlichen Nachgebens. Frankreich ist ja gewollt oder ungewollt nur der englische Gerichtsvollzieher auf dem Kontinent. Die klare Erkenntnis von Englands bleibender Deutschfeindlichkeit ist der politische Gewinn aus den bisherigen Verhandlungen; das schreckt aber die Deutschen nicht, selbst wenn Englands Flotte noch so groß ist. Sind wir seither gewohnt gewesen, in Frankreich den Erbfeind anzusehen, so dürfen wir auch zugeben, daß zu dieser Spannung ein Grund vorhanden war; England aber ist schlimmer geworden als ein Erbfeind, und dies trotz der vielen deutschen Freundschaftsdienste. Man denke nur an den Burenkrieg.

Aber trotzdem wird das deutsche Volk sich durchsetzen und seinen Anteil behaupten und erwerben. Dafür garantiert unsere Volkskraft und unsere Volksvermehrung, die englischem Neid und Einfluß entzogen sind. Gerade in der Marokkoangelegenheit ab 1911 soll England lernen, daß wir nicht „timide" sind, und das von London so eifrig kolportierte Wort über Deutschlands „unbedingte" Friedfertigkeit sich doch eines schönen Tages als ein Märchen entpuppen könnte. London rechnet vielleicht damit, dem französischen Faschoda ein deutsches Agadir folgen lassen zu können; aber es wird sich täuschen. Je fester und entschlossener, ruhiger und kühler Deutschland in diesen Tagen der friedlichen Verhandlungen aushält, um so größer sind die Aussichten, daß nicht das Schwert Deutschlands Ehre zu verteidigen hat. In den Marokkoverhandlungen — so hat sich die Situation zugespitzt — muß ein gut Teil der englischen Deutschfeindlichkeit mitüberwunden werden, auf irgend eine Art; das zeigt die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe. Aber angesichts derselben müssen auch — mindestens vorerst — alle Sonderinteressen zurücktreten; eine geschlossene und einheitliche Front ist gegen englische Anmaßung erforderlich, um mit Frankreich im Frieden zum Ziele zu gelangen. Muß aber gegen England zur Erhaltung der deutschen Weltmachtstellung gefochten werden,

so weiß jeder Deutsche, daß England in einem solchen Ringen mehr zu verlieren als zu gewinnen hat. Man hat nicht nötig, Drohungen gegen England auszusprechen, aber man muß der Katze die Schelle anhängen, nicht nur damit sie läutet, sondern weil sonst die Katze der Ansicht werden könnte, man sehe sie nicht schleichen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Sedan und Marokko.

41 Jahre nach Sedan beginnt der letzte Akt einer deutsch-französischen Unterhandlung, die nicht auf eine Kapitulation, sondern auf freien Spielraum für die Eroberungspolitik Frankreichs abzielt. Der Geschlagene von Sedan hat eine wunderbare Genesungs- und Schwungkraft erwiesen. Er hatte freilich die Diktaturstellung in Europa verloren, aber als Großmacht hat er nicht bloß seinen Platz an der Sonne behauptet, sondern sogar erweitert. Wegen der allzu heftigen Expansion in Marokko ist es ja zu jenem Interessenkonflikt gekommen, dessen friedliche Lösung Deutschland mit sehr viel Geduld erstreben muß.

Die Begehrlichkeit Frankreichs könnte den Anschein erwecken, als ob unser Sieg von 1870/71 nicht durchschlagend genug, die Friedensbedingungen nicht vorbeugend genug gewesen wären. Aber dem ist nicht so. Frankreich an sich ist uns nicht gefährlich; es kann für sich allein uns nicht ernstlich belästigen. Sein Glück ist die Bundesgenossenschaft. Als das früher so ungeheuer gepriesene Bündnis mit Rußland seinen realpolitischen Wert verlor, stellte zur rechten Zeit sich die Entente mit England ein, die Frankreich geradezu in das marokkanische Abenteuer trieb. Das große nordafrikanische Kolonialreich ist den Franzosen nach und nach auf den Hals geschoben worden. Fürst Bismarck selbst hat seiner Zeit seinen Segen dazu gegeben, als sich östlich von Algier Tunis zur Komplettierung darbot, und glaubte, daß es besser sei, den französischen Tatendrang und Ruhmesdurst in Afrika sich stillen zu lassen, als in Europa. Von dem ungeheueren Wert der exotischen Länder für die europäische Handels- und Kolonialpolitik hatte man vor einem Menschenalter nur sehr blasse Ahnungen. Das wertvolle Nachbarland von Algier im Westen, Marokko, wurde von König Eduard VII. den Franzosen gleichsam auf einem Präsentierbrett zugeschoben. Er wollte Egypten für sich allein haben und den Deutschen einen Schabernack spielen; daher überließ er Marokko mit Haut und Haar den Franzosen, obschon es ihnen gar nicht gehörte. Und als in der Folge Deutschland verschiedentliche Anstrengungen machte, um wenigstens seine *wirtschaftliche* Gleichberechtigung in Marokko zu sichern, da stand England fortwährend hinter Frankreich, um es vor Nachgiebigkeit gegen Deutschland abzuhalten.

Diese Sachlage muß wohl im Auge behalten werden. Wir verhandeln eigentlich nicht mit Frankreich, sondern mit dessen Vormund England. Und gerade weil England, das keine Sedan-Erinnerung hat, sondern sich gern für unbesieglich hält, hinter der Geschichte steckt, dauern die Verhandlungen so lange. Imposant ist es ja nicht, wenn Frankreich sich so in die Abhängigkeit von England verstricken läßt. Aber wer will es schließlich den Franzosen übelnehmen, daß sie die Hand ergriffen, die ihnen die Vollendung des nordafrikanischen Kolonialreiches und einen Ersatz für das Bündnis mit Rußland bot?

Die Franzosen haben Glück gehabt, darum brauchen wir ihrer nicht zu grollen. Ein Glück für sie war es auch, daß *Mulay Hafid* sich bald als einen käuflichen Genußmenschen entpuppte. Als dieser Mann gegen seinen weichlichen Bruder Abdul Aziz die Fahne der Revolution erhob, hielt man ihn für einen marokkanischen Helden, der den Franzosen die pénétration schon verleiden werde. Aber als Mulay Hafid in Fez Platz genommen hatte, war er nicht besser als sein Bruder. Von den Franzosen ließ er sich Gold und von seinen Landsleuten Weiber geben, soviel als möglich, und dafür wurde er der abscheulichste Verräter an Amt und Vaterland. Daß Marokko so wenig Widerstandskraft hat, ist für Deutschland ganz besonders unangenehm. Von Tanger bis zu dem Februarabkommen von 1909 haben wir die Unabhängigkeit und Integrität des Scherifenreiches hochzuhalten versucht. Aber wenn das ruere in servitium dort epidemisch wird, so hat niemand zu verlangen, daß wir die Marokkaner gegen ihren Willen und gegen ihre Fasson selig machen. Die Unfähigkeit der Marokkaner mußte den Gedanken reifen, für unsere wirtschaftlichen Interessen eine bessere Garantie zu suchen als die politische Unabhängigkeit dieses Landes.

Es ist der Zweifel aufgeworfen worden, ob wir uns nicht mit dem Kaiserwort von Tanger und den nachfolgenden Erklärungen in kompromittierenden Widerspruch setzten, wenn wir jetzt den Franzosen freie Hand in Marokko gewährten. Aber hat denn Deutschland unbedingt und für alle Fälle, auch im Falle der vollen Unfähigkeit der Marokkaner, die Pflicht zur Wahrung der marokkanischen Unabhängigkeit übernommen? Deutschland hat in Algeciras das Seinige getan, sogar unter sehr großem Risiko, um Marokko im Sattel zu halten. Wenn der Reiter sich betrunken machen läßt und nach der anderen Seite vom Gaul gleitet, so ist ihm nicht zu helfen. Die Diplomaten mögen nun nach einer klugen Form für das politische Desinteressement Deutschlands gegenüber Marokko suchen, namentlich nach einer Form, die sich unter den islamitischen Völkerschaften am wenigsten zur Verhetzung Deutschlands verwerten läßt. In der Sache selbst aber braucht Deutschland sich keinen Vorwurf zu machen oder machen zu lassen. Wir können die Marokkaner ruhig sich selbst überlassen, wenn nur unsere *eigenen* Interessen, die wirtschaftspolitischen und die kolonialpolitischen, ihre genügende Befriedigung finden.

Ob und wie das letztere der Fall sein wird, wissen wir heute noch nicht, sondern erst dann, wenn die nach Berlin zurückgekehrten Herren Cambon und v. Kiderlen die Zeremonie der Mundöffnung vornehmen. Nach dem Sprichwort ist ein magerer Vergleich besser als ein fetter Prozeß. Etwas mager wird wohl der Vergleich aussehen, nachdem nicht bloß die Pariser, sondern auch die Londoner Regierung auf die Herabdrückung der Bedingungen hingearbeitet hat. Doch darf man zu Herrn von Kiderlen-Wächter und seinem Chef Bethmann Hollweg das Vertrauen haben, daß sie nicht mit einem Scheingericht sich abspeisen lassen und der Ehre Deutschlands etwas vergeben. Es muß doch anerkannt werden, daß seit dem Rücktritt des Schönredners Bülow in die auswärtige Politik Deutschlands ein frischer Zug von Kraft und Aktivität gekommen ist, den weite Kreise wie eine Erlösung freudig begrüßt haben. Die Entsendung des Kreuzers nach Agadir war nicht bloß eine kühne, sondern auch eine geschickte Tat zur rechten Zeit, wie ihr Erfolg, die Initiative Frankreichs zu Verhandlungen, alsbald bewiesen hat. Der Fortgang der Verhandlungen ist uns Außenstehenden zu langwierig vorgekommen. Aber das abschließende Urteil wollen wir gern ausstehen lassen, bis die Frucht vorliegt. Es ist ja denkbar, daß die Verzögerung von anderer Seite verschuldet ist und von deutscher Seite nicht ohne schwere Gefahr verhindert werden konnte. Wir möchten ja alle gar zu gern sagen: Ende gut, alles gut!

Der unsinnigste aller Vorwürfe, die der mühselig verhandelnden Regierung gemacht wurden, ist der, daß sie die Marokkofrage zu *Wahlzwecken* aufgeworfen habe. Nein, das ganze diplomatische Geschäft ist so geführt worden, daß es auf die Wähler gar keinen herzerhebenden Eindruck machen konnte. Das proklamierte Amtsgeheimnis wurde von deutscher Seite viel zu skrupulös gewahrt; auf die Anzapfungen der französischen und der englischen Presse wurde sehr selten und dann nur matt geantwortet, sogar den Treibereien der einheimischen „Alldeutschen" trat man erst dann entgegen, als sie sich zu einem ganz tollen Ausfall auf die Person des Kaisers verdichteten; auch die gegenteilige Agitation von sozialdemokratischer Seite ließ die Regierung bisher mit großem Gleichmut laufen. Also das gerade Gegenteil von Wahlspekulation! Ueberhaupt hat unsere Regierung in schriftlicher oder mündlicher Agitation sich bisher sehr schwach gezeigt. Ob sie ihr Pulver bis kurz vor den Wahlen sparen, oder ob sie nur durch ihre *Arbeit* den Wählern imponieren will, müssen wir abwarten. Jeder vernünftige Staatsbürger sollte sich aber die Lehre ziehen, daß es einer Partei erst recht verboten ist, was fälschlich der Regierung nachgesagt wurde, nämlich die Schwierigkeiten der auswärtigen Politik zur Aufreizung der Wähler gegen die eigene Regierung auszunützen.

41 Jahre nach Sedan gilt noch das Wort Moltkes, daß Deutschland nicht geliebt wird und also gefürchtet werden muß. Unsere Interessen in der Welt können wir nur dadurch sichern, daß wir allzumal geschlossen und entschlossen hinter der Reichsregierung stehen. Erst das Vaterland, dann die Partei! Das kann man den Großblockpolitikern nicht oft und nicht laut genug zurufen.

Unter der Herrschaft der Phrase.

Von Oberlehrer Kuckhoff, Essen.

Wenn irgend einmal, so kann bei den bevorstehenden Reichstagswahlen das Zentrum mit dem Bewußtsein vor seine Wählermassen hintreten, daß es wirklich fruchtbringende Arbeit geleistet hat. Was überhaupt in den letzten vier Jahren im Reichstage zustande kam, das ist größtenteils sein Werk. Und trotzdem findet es im allgemeinen nicht die Spur von Anerkennung. Man spricht von Vaterlandslosigkeit der Ultramontanen, obwohl sie es waren, die das Reich aus der Finanzmisere retteten. Verrat an den Rechten des Volkes wird ihm vorgeworfen, obwohl es den Reichslanden eine freiheitlichere Verfassung verschafft hat, als wie die Preußens. Die Arbeiter will man glauben machen, das Zentrum wolle ihnen alle Vorteile nehmen, obwohl es in der Reichsversicherungsordnung den Kreis der Versicherten bedeutend erweitert und die aufzuwendenden Summen erhöht hat, obwohl es ihm weiterhin gelungen ist, bei den Kaliarbeitern Lohn- und Arbeitsbedingungen gesetzlich zu normieren. Den Mittelstand und die Bauern macht man mobil, indem man das Zentrum als reine Arbeiterpartei hinstellt, und umgekehrt sagt man den Arbeitern Tag für Tag, es stehe auf seiten der Scharfmacher.

Das alles wird von der Masse gläubig aufgenommen, man steht unter der Herrschaft der Phrase. Sie ist wie eine Peitsche in der Hand des Liberalismus aller Schattierungen, mit der er die Betörten zum Sturme auf den Zentrumsturm treibt. Doch das ist nicht nur in der Politik der Fall, viel mehr sehen wir diese Erscheinung in den Fragen der Religion und Weltanschauung hervortreten. Und hier schwingt der geistige Liberalismus unbarmherzig seine Peitsche. Die Masse wagt gar nicht mehr aufzustöhnen, Widerspruch gibt es sicher nicht mehr gegenüber den Aposteln all der sogenannten „religiösen" Strömungen unserer Tage. Man denke nur an die Beratungen über das Feuerbestattungsgesetz in Preußen. Warum haben denn bei der Abstimmung so viele Konservative versagt? Wie konnten sie als Hüter christlicher Staatsideen zulassen, daß wiederum ein Stein herausgebrochen werde aus dem Gebäude der christlichen Gesellschaftsordnung? Nur darum, weil sie unter der Herrschaft der Phrase standen, so wie sie in Broschüren und in der Presse den ganzen Kreis unserer sogenannten Gebildeten ergreift. Oder ist es nicht etwa leeres Gerede, wenn man die Feuerbestattung verlangt im Namen der Humanität und Hygiene — und dann eine derartige Bestattung fakultativ macht? Und ausgerechnet der Liberalismus ist es, der diese Frage der Humanität letzten Endes der nach plutokratischen Grundsätzen zusammengesetzten Gemeindevertretung in die Hand gibt. Das nennt man dann Toleranz, wenn man in vielen Gemeinden den allergrößten Teil der Gemeinde in Fragen der Sitte und der Humanität durch einige wenige Geldleute vergewaltigen läßt. Der Sozialismus jubelt trotzdem Beifall, er weiß, daß die reife Frucht ihm in den Schoß fällt.

Genau so ging es bei der Beratung über das Volksschulunterhaltungsgesetz in Preußen. Unter dem Drucke der Phrase, die sich in der Presse als Auffassung des Volkes gerierte, gaben Konservative und Regierung nach und gingen zu einem guten Teile von dem Grundsatze der konfessionellen Schu'e ab. Wie lautete damals die Phrase? Die Humanität verlangt, daß man Eltern und Kindern Selbstbestimmungsrecht einräumt. Oberflächliche Menschen sind damit stets zu fangen.

Wie sagen doch die Freimaurer? Wir verteidigen „die Humanität, wie sie sich in der Begeisterung für die Vervollkommnung des Menschengeschlechtes auf der Grundlage des ewigen Sittengesetzes und einer auf seiner Religiosität sich gründenden Naturanschauung äußert". Und im Namen dieser Humanität werden in Frankreich die Wohltäter des Volkes vertrieben, in Portugal die größten Greueltaten begangen. Die Logen werden gegründet „zum Suchen von Wahrheit, Liebe und Tugend". Ist es Phrase oder ist es noch mehr, so zu sprechen und — diese Ideale mit Füßen zu treten? Doch die Menge läßt sich blenden. Sie glaubt die tollsten Märchen, wenn es gegen Christentum und besonders Katholizismus geht. Auch Gebildete lassen sich das gröbste Zeug vormachen, wenn es in ihnen die Empfindungen des Hasses auslöst gegenüber dem Bekenntnis, mit dem sie innerlich verfallen sind. Wäre es sonst denkbar, daß eine Reihe von deutschen Zeitungen abgefallene katholische Geistliche immer gerne zu ihren Mitarbeitern zählen, daß mit Heißhunger ihre Aeußerungen als autoritative Stimmen gegen den Katholizismus gelesen und vertrauensvoll als Wahrheit anerkannt werden?

Ein Beispiel: In einer zur größeren Hälfte katholischen Großstadt Rheinlands erklärt in einer Versammlung der Geistliche einer verschwindend kleinen Religiongemeinschaft: „Wenn der Katholizismus wiederum zur Herrschaft kommt, dann werden bald die Scheiterhaufen wieder auflodern, und der Fettdampf geschmorter Ketzerleiber wird die Luft schwängern." Dieser geschmackvollen Ausgeburt des schlimmsten konfessionellen Hasses jubelte die gesamte Zuhörerschaft begeistert zu, und zwar nicht nur die sogenannte Menge, sondern auch eine Reihe Gebildeter, Akademiker. Es waren darunter solche, die tagtäglich mit überzeugten Katholiken gemeinsam arbeiten, mit ihnen gesellschaftlich verkehren. Wie kommt es, daß sie trotzdem bei solch wahnwitzigem Fanatismus aufjubeln? Auch sie stehen unter der Herrschaft der Phrase. In der Stunde ruhiger Ueberlegung schämen sie sich vielleicht ihrer Torheit, aber im Augenblick der Erregung lassen sie sich mitfortreißen.

Diese Stimmung des Volkes ist außerordentlich gefährlich. Der Liberalismus nennt die Weckung dieser Instinkte Volksaufklärung. Beängstigend ist es, wenn man sieht, welche Mittel ihm zu solcher Aufklärung zur Verfügung stehen. Seine Macht darf nicht bemessen werden nach der Zahl seiner Mandate in den einzelnen Volksvertretungen, sondern nach der Ausdehnung seiner Presse und Literatur. „Berliner Tageblatt", „Münchner Neueste Nachrichten", und wie sie alle heißen mögen, die täglich in Tausenden von Exemplaren durch den Kleinverkauf besonders an den Bahnhöfen verbreitet werden, hämmern immer wieder unermüdlich dem Leser die Phrase von der Kulturfeindlichkeit des Christentums, von der Verworfenheit des Zentrums in den Kopf. Die sozialdemokratische Presse sekundiert in der liebenswürdigsten Weise. Sie weiß, weshalb!

So macht man öffentliche Meinung, der sich mancher gerne fügt, um in Ruhe gelassen zu werden, um nicht als rückständig zu gelten. Ein eigenes Urteil in Kunst und Literatur wagt man überhaupt nicht mehr. Die gegen den Strom schwimmen, die der Phrase sich entziehen, die werden als Finsterlinge gebrandmarkt und beschimpft. Nichts als eitler Selbstbetrug ist es, wenn es viele heute meinen, ein eigenes Urteil zu haben; das besteht aber nur im Nachbeten dessen, was andere ihnen vormachen. So hat heute jeder seine „Weltanschauung", es wird ja auch jedem grünen Jungen gepredigt, daß er eine solche habe. Und worin besteht sie? Im Nachbeten der tollsten Aeußerungen der Presse und seichten Literatur. Christliche Grundsätze kennt man überhaupt nicht, aber daß sie unsinnig und verkehrt sind, das „weiß" der aufgeklärte moderne Mensch. Den Inhalt der päpstlichen Erlasse braucht man gar nicht zu kennen, um ihre Verwerflichkeit zu behaupten. Das tollste Zeug wird kritiklos geglaubt von solchen, die behaupten, in der christlichen Kirche müsse man glauben ohne eigenes Urteil.

Es ist tieftraurig, wie so unser Volk unter der Peitsche der Phrase immer weiter in geistiges Elend hineingetrieben wird. Aufklärung im richtigen Sinne tut bitter not, und wenn es eine Parole gibt für unsere politischen und Weltanschauungskämpfe, dann lautet sie: Nieder mit der Phrase! Ob sie Erfolg haben wird? Man möchte fast daran verzweifeln. Der Katholizismus ist kulturfeindlich und antinational, so sagen sie alle. Und weshalb denn? Nun, weil er eben antinational und kulturfeindlich ist. So diese Logik!

Nachwahlen in Bayern.

Von J. M. Dreiling.

Der auf den 28. September einberufene Bayerische Landtag wird eine kleine, aber faktisch belanglose Kräfteverschiebung in der Abgeordnetenkammer vorfinden. Die Liberalen, welche schon gleich in der ersten Session der gegenwärtigen Legislaturperiode den mittelfränkischen Wahlkreis Schwabach an die Sozialdemokratie bei großem Stimmenverlust verloren haben, büßten am 27. August bei einer Ersatzwahl den pfälzischen Wahlkreis Homburg bei einem geradezu katastrophalen Stimmenrückgang ein; ihn gewann das Zentrum, das dadurch Ersatz bekommen hat für den an die Bauernbündler verlorenen schwäbischen Wahlkreis Günzburg. Danach ist die Parteistärke in der Abgeordnetenkammer folgende: Zentrum 98, Liberale 23, Sozialdemokraten 22, Freie Vereinigung der Konservativen, Landwirt- und Bauernbündler 20, zusammen 163

Abgeordnete. Das Kräfteverhältnis der einzelnen Parteien ist demnach etwa das alte geblieben.

Gleichwohl sind diese und andere Nachwahlen von symptomatischer Bedeutung für den Liberalismus. Der Liberalismus hat im vorigen Jahr das Reichstagsmandat Landau (Pfalz) an die Sozialdemokraten verloren, und bei verschiedenen Landtagswahlen ist er nur mit knapper Not noch durchgekommen, so jüngst in Frankenthal (Pfalz), wo Zentrum und Landwirtbund zur Rettung des Liberalismus mobil machen mußten; und auch diese Hilfe hätte fast nicht zugereicht, weil die Anhänger des Zentrums und des Landwirtbundes vielfach versagten, da sie den Liberalismus in gar keiner Weise tauglich für das Volksinteresse halten.

Die radikalisierenden Tendenzen des Liberalismus haben ihn dem Bankerott nahe gebracht. Die liberalen Großstadtführer übersahen die Struktur der bayerischen Wahlkreise: Bauern und Handwerker, Gewerbetreibende und mit diesen wirtschaftlich verbundene Berufsstände bilden weitaus das Gros der Wähler. In diese Massen hat der Liberalismus den Radikalismus zu tragen versucht, er hat damit nur den Erfolg erzielt, daß eine raschere Scheidung der Geister erfolgt ist: was nach links neigt, geht lieber gleich zur Sozialdemokratie und gibt das linksliberale Uebergangsstadium zum roten Meer auf. Der Liberalismus ist in einen vollen Auflösungsprozeß geraten, dank der linksliberalen Infiltration, welche in Bayern zerstörend auf die noch einzig mögliche nationalliberale Richtung wirkt.

In der Pfalz ist noch ein besonderes Verhängnis über den Liberalismus hereingebrochen durch die Entdeckung großer Steuerhinterziehungen des verstorbenen Reichsrats Dr. v. Clemm, der ein angesehener Führer der pfälzischen Liberalen war und als langjähriger Landtagsabgeordneter Vizepräsident und dann sogar Präsident der Abgeordnetenkammer war. Eine solche Bloßstellung wirkt verheerend auf die Gemüter.

Noch in einer anderen Richtung ist die radikalisierende Haltung des Liberalismus verhängnisvoll für ihn geworden: die Intellektuellen in Wissenschaft, Handel, Industrie, im Bankwesen, jene des Beamtenstandes machen die linksliberale Schwenkung nicht mit und ziehen sich, nach dem Vorgehen des Fabrikdirektors Tafel, der den Vorsitz des nationalliberalen Landesvorstandes niederlegte und aus der Partei ausschied, entweder vom politischen Leben zurück oder sind im Begriffe, eine Art liberal-freikonservative Mittelpartei in Bayern zu gründen.

Wo bleibt das deutsche Bürgertum?

Von Chefredakteur Max Roeder, Aachen.

Der viel verlästerte deutsche Michel scheint oft genug das Schicksal des vom Schlafe überwältigten guten Homer zu teilen. Nur so ist es erklärlich, daß sich in deutschen Landen in geradezu erschreckendem Umfange ein Herostratentum breit macht, das seine Feuer zeugenden Taten verrichten kann, ohne daß ein Sturm der Entrüstung diese gefährlichste Gefahr hinwegfegt. Unsittlichkeit — Irreligiosität — Atheismus: alles scheint sich Heimatrecht erworben zu haben im Namen des Deutschtums. Der gute deutsche Bürger aber schweigt; er schmettert jenen nicht den Fluch ins schamlose Gesicht, er reckt sich nicht auf mit dem Stolze des civis Romanus. Und doch: wird nicht so viel geredet von dem „deutschen Bürgertum“? Man durchblättere die liberalen Zeitungen — da paradiert „das deutsche Bürgertum“ im Talmiglanze des Liberalismus. Man verfolge die autokratischen Verlautbarungen des von Fahnenflucht schwer heimgesuchten Hansabundes — da ist die Rede vom „deutschen Bürgertum“ mit mehr Pathos als Legitimation. Denn so will's der codex novus: Bürger ist nur der, der nicht Bauer und nicht Arbeiter ist; selbstverständlich muß jeder, der den Ehrentitel für sich beansprucht, liberal sein. Aus diesem durch keine Regel der Logik, der Tatsachen und der Erfahrung gestörten Gedankengang leitet die liberale Arroganz Qualifikation und Legitimation her, im Namen des „deutschen Bürgertums“ zu sprechen. Wie sieht dieser Taschenspielertrick im Lichte der Wirklichkeit aus?

Heute steht fest, daß der Hansabund eine Schutztruppe des Linksliberalismus und der Sozialdemokratie ist. Ist das vielleicht das deutsche Bürgertum? Wie eine Ironie liest es sich, wenn die „Rheinisch Westfälische Zeitung“ (Nr. 773) dem Hansabund ins Stammbuch schreibt, daß er nicht einmal im Namen von Handel, Gewerbe und Industrie zu sprechen habe. Das Blatt schreibt nach der „Südwestdeutschen Wirtschaftskorrespondenz“:

„Die Hansabundpresse stellt sich, als hätte jemals „die Industrie“ dem Hansabund angehört. Aber dies ist eine groteske Uebertreibung. Von den 2800000 gewerblichen Unternehmern haben ihm 70000, also 2,5 vom Hundert, angehört, von der Million gewerblicher Angestellten (nur 400000 davon sind über 25 Jahre alt und besitzen somit das Reichstagswahlrecht) 180000, also 18 vom Hundert. Er war also von jeher etwas durchaus anderes als eine berufsständisch-politische Organisation des Gewerbe- und Handelsstandes.“

Und der Liberalismus? Befragen wir doch die Wahlstatistik! Der Liberalismus aller Schattierungen kommt in Frage in 109 Wahlkreisen; in 31 dieser Wahlkreise gelang der liberale Sieg ohne Stichwahl. Von diesen 31 Wahlkreisen waren aber 15 vorher in anderem Besitz — zwölf allein in den Händen der Sozialdemokratie. Das Ergebnis: in ganz Deutschland verfügt der Gesamtliberalismus über ganze 16 sichere Wahlkreise, soweit dieser Begriff überhaupt Anwendung finden kann. Das soll „das deutsche Bürgertum“ sein? Wäre es der Fall, dann wäre das das Zeichen einer unerträglichen Schwäche, an der das deutsche Bürgertum als solches Gott sei Dank nicht leidet. Dieser Marasmus ist die charakteristische Krankheit des liberalen Bürgertums. Deshalb müßte es sich der deutsche Bürgerstand verbitten, daß die schwächste Partei innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzlinie sich als sein Vertreter aufspielt und so das deutsche Bürgertum, das noch genug Kraft und Stärke besitzt, diskreditiert. Nicht ohne Interesse ist dabei, daß von den in in Frage kommenden 109 Wahlkreisen in 65 die ländliche Bevölkerung überwiegt. Bedeutsam erscheint die Feststellung, daß bei 78 Stichwahlen Chamäleon-Liberalismus seine Position in 42 Wahlkreisen gegenüber der Sozialdemokratie und in 11 Wahlkreisen gegenüber den Konservativen behaupten mußte. Zieht man die Macht der Verhältnisse bei den Blockwahlen in Betracht, so folgt daraus nur, daß das Bild für den Liberalismus ein sehr günstiges ist; unter normalen Verhältnissen ist die Schwäche also noch viel größer. Liberalismus und deutsches Bürgertum — armseliger Größenwahn. Ein anderes! In nur zehn von den in Betracht kommenden 109 Wahlkreisen überwiegt die katholische Konfession (darunter sind drei lothringische Wahlkreise), und zwar in Marienwerder 3 um 9 %, in Marienwerder 4 um 11 %, in Düsseldorf 1 um 53 %, in Trier 5 um 87 %, in Trier 6 um 24 %, in Oberbayern 1 um 62 %, in Baden 4 um 2 %, in Lothringen 13 um 86 %, in Lothringen 14 um 60 %, in Lothringen 15 um 74 %. Diese Ziffern zusammengehalten mit der Struktur der Wahlkreise ergeben die andere Tatsache: der Liberalismus hat seine Stärke im liberalen Großstadt-Protestantismus, bei der Industrie und in den von dieser materiell abhängigen Kreisen. Das ist der Liberalismus in seiner wahren Gestalt, wie ihn das Spiegelbild der Wirklichkeit zeigt.

Zu diesem untrüglichen Bilde führt noch ein anderer untrüglicher Weg. Zunächst die Wahlziffern! Um dem Liberalismus die Sache möglichst günstig zu gestalten, seien wiederum die letzten Wahlziffern herausgegriffen. Von 13418600 Wahlberechtigten übten 11259600 ihr Stimmrecht aus. Hievon erhielten die Konservativen 1543200, die Antisemiten und Agrarier 584000, die Sozialdemokraten 3258000 Stimmen: 5385200 Stimmen entfielen also auf die rein ständische Vertretung der Agrarier und Arbeiter — das sind rund 50 %. Dabei muß festgehalten werden, daß die 15 % konservative Wahlstimmen durchaus nicht ausschließlich von „Agrariern“ abgegeben wurden. Mindestens 5 % gehören anderen Berufen an. Recht typisch wird das Bild durch Heranziehung der ebenfalls aus dem Jahre 1907 stammenden Berufszählung. Nach dieser sind beschäftigt 17,7 Millionen in Land- und Forstwirtschaft, 26,4 Millionen in Bergbau, Industrie und Handel — das sind 72 % der Gesamtbevölkerung. Und was hat der Liberalismus allein aufgebracht? Ganze 1743700 Stimmen — unter den allergünstigsten Verhältnissen. Zieht man dazu die 1273100 Stimmen des Freisinns, so gibt das 30 % der Wahlstimmen für den Liberalismus. Ergänzt man die vorherigen Ziffern der Berufsstatistik mit 8,3 Millionen Handel und Verkehr, 3,4 Millionen Beamte und Heer, 5,1 Millionen ohne Berufsangabe, so erhärtet die eherne Gewalt der Statistik den Satz: Der Liberalismus hat seine Stärke im liberalen Großstadtprotestantismus, bei der Industrie und in den von dieser materiell abhängigen Kreisen. Der Kern des deutschen Bürgertums ist danach vertreten in den 2152000 Zentrumsstimmen, welche 20 %

der abgegebenen Wahlstimmen ausmachen. Keine andere Partei repräsentiert so auch die Kraft des deutschen Bürgertums, weil keine andere Partei so aus eigenem Jungbrunnen trotz aller Schwächungen ihre Stärke behauptet und erhalten hat, unbeeinflußt von ständischen Sonderinteressen, ohne den moralischen Defekt des wirtschaftlichen Terrorismus.

Die wirtschaftlichen Momente seien ganz ausgeschlossen, obwohl es ein leichtes ist, nachzuweisen, daß die Blüte des Liberalismus zusammenfällt mit dem Niedergang des Bürgertums, das in diesem also einen schlechten Anwalt seiner Sache hat. **Das deutsche Bürgertum** — mit Stolz sei es festgestellt — **ist in seinem innersten Wesen noch religiös, christusgläubig.** Und der Liberalismus? Gerade in diesen Blättern ist dem Heuchler oft genug die Maske vom Gesicht gerissen worden. Der Liberalismus ist der geborene Feind des positiven Christusglaubens. Daher Kulturkampf und Kampf gegen das Christentum, daher die konfessionelle Hetze zu politischen Zwecken, daher die Entchristlichung der Schule. Von all dem will das deutsche Bürgertum nichts wissen, darf nichts davon wissen wollen, wenn anders es seine Stärke behaupten und nicht dem politischen Machthunger des egoistischen Liberalismus zum Opfer fallen will.

Es gehört also die ganze Arroganz des unfruchtbaren und unfähigen Liberalismus dazu, um im Namen des „**deutschen Bürgertums**" zu sprechen. Diese Phrase von dem „Bürgertum" erinnert, so betonte die „Augsburger Postzeitung" (Nr. 144) in einem anderen Zusammenhang einmal mit Recht, an den Unfug, der zur Zeit der französischen Revolution damit getrieben wurde, erinnert auch an die Verbrechen, die in seinem Namen begangen wurden. Das Ideal dieses „Bürgertums" führt in den Sumpf, der in Frankreich entstanden ist, und den kein Herkules austrocknen kann. Trotzdem bringt es Heuchler Liberalismus fertig, jahraus jahrein sich als Vertreter des deutschen Bürgertums zu gerieren — der gute deutsche Bürger aber schläft. Er fühlt nicht, wie ihm so das Signum der Schwäche und Unfähigkeit aufgedrückt wird, er erhebt sich nicht zum flammenden Protest. Ohne Unterschied des konfessionellen und des politischen Bekenntnisses müßte das deutsche Bürgertum diesem ungerufenen Sprecher mit einem entschiedenen Worte die Türe weisen. Und erst vom parteipolitischen Standpunkt aus! Da stellt sich der Liberalismus nicht minder als eine Klassenpartei dar wie die Sozialdemokratie. Ein verwandter Geist ist's, der in beiden herrscht: der Haß gegen den Christenglauben. Dort der Staatsgedanke in bedingter Form — hier die Regierung des monarchischen Gedankens als die letzte Konsequenz des Liberalismus. Dort wie hier Ausnützung der wirtschaftlichen Machtmittel. So sieht die Partei aus, die sich erdreistet, im Namen des „deutschen Bürgertums" zu sprechen! Wenn nach der liberalen These nur Nicht-Bauern und Nicht-Arbeiter Bürger sind, wie steht es dann im Liberalismus? Die Statistik hat gezeigt, daß er selbst dann nicht als Vertreter des deutschen Bürgertums zu sprechen hat. Wer namens des deutschen Bürgertums sprechen will, den muß das deutsche Bürgertum selbst dazu beauftragen — und dieser Auftrag wird erteilt in der Wahl. Diese aber hat sich zu einem Volksgericht über den Liberalismus allüberall gestaltet. Namens des Bürgertums zu sprechen, ist nur jene Partei legitimiert und qualifiziert, die alle Berufsklassen, das ganze Bürgertum umfaßt, welche sich in der Kraft und Beständigkeit des deutschen Bürgertums bewährt hat, welche die deutschen Bürgertugenden, allen voran Religion und Glauben schirmt. Nichts von dem kann der Liberalismus für sich in Anspruch nehmen. Deshalb, deutsches Bürgertum, besinne dich auf deine Kraft, besinne dich auf deine Tradition — du hast keinen Teil an der hohlen Schwäche des Liberalismus; du hast nichts gemein mit der Unwahrheit seiner Anmaßung. Lange genug hast du geschwiegen — um so frischer ans Werk:

Du reichst nicht aus mit „Bitte schön"!
Die Welt ist grob und ungezogen
Und liebt es, dir im Weg zu steh'n.
„Hübsch Raum, ihr Herrn!" — Man will nicht geh'n?
Schaff Raum: du hast zwei Ellenbogen.

Das Motuproprio des Papstes über die Festtage.

Von Gymnasialprofessor Dr. **Hoffmann**, München.[1])

Mit prinzipieller Gegnerschaft bekämpft die kirchenfeindliche Presse alle Verordnungen des Papstes, bevor sie auch nur noch ihrem Inhalte nach bekannt sind. Nicht selten tauchen in derselben Ankündigungen von Bestimmungen auf, die kommen sollen. Auch diese Phantasiegebilde werden als Wirklichkeit mit aller Feindseligkeit behandelt. Endlich ist diesem Geiste, der an der Kirche stets verneint, Heil widerfahren. Ein Motuproprio Pius' X. ist erschienen, dem er zustimmt, ja er wünscht jene Anordnungen noch weitergehend; auch benützt er sie gegen die kirchentreuen Katholiken und gegen die deutschen Bischöfe (vergleiche auch „Augsburger Abendzeitung" Nr. 324) Was ist geschehen?

Am 2. Juli gab der Heilige Vater ein Motuproprio über die Festtage. Als Tage, an denen für Gläubige der ganzen Kirche die Pflicht besteht, die heilige Messe zu hören und nicht unbedingt erforderliche körperliche Arbeiten zu unterlassen, setzt es fest: Alle Sonntage, Weihnachten, Neujahr, Erscheinung des Herrn, Christi Himmelfahrt, Unbefleckte Empfängnis Mariä, Mariä Himmelfahrt, Peter und Paul und Allerheiligen. Ein Teil der bei uns bisher festlich begangenen Tage ist also nicht genannt, so besonders das Fest des heiligen Joseph und das Fronleichnamsfest. Diese nun abgewürdigten Feiertage sollen von jetzt ab entweder an dem seitherigen Tage nur kirchlich gefeiert werden, wie der zweite Weihnachts-, Oster- und Pfingsttag, oder sie werden auf den folgenden Sonntag verschoben; dieses ist der Fall bei den genannten Festen des heiligen Joseph und bei Fronleichnam. Ueber die Feier des Patroziniums bestimmt der Papst nichts. Die gottesdienstliche Ordnung der Sache berührt uns hier nicht weiter; wir wollen uns mit der Aufhebung der äußeren Feier an den Wochentagen beschäftigen.

Welches ist für den Katholiken die Bedeutung der Feiertage? Nur kurz sei folgendes erwähnt. Gott hat den Menschen so geschaffen, daß Leib und Seele bisweilen Ruhe bedürfen, damit nicht allzufrühe ihre Kraft aufgebraucht wird. Die fortschreitende Kultur steigert dieses Bedürfnis. Deshalb hat Gott bereits auf dem Sinai jeden 7. Tag als Ruhetag bestimmt; er hat dem Menschen die Pflicht auferlegt, in den 6 vorausgehenden Tagen alle seine Arbeit zu verrichten. Nicht nur für die Erde und das Materielle ist der Mensch ins Dasein gerufen. Schon die Alten haben aus seinem in die Höhe gerichteten Antlitze geschlossen, daß unser Ziel über das Materielle hinausgeht. So sollen die von irdischer Arbeit freien Tage ihm Muße und Anregung bieten, sich zu dem Höheren emporzuheben. Sursum corda! rufen sie ihm zu. Dieser Aufgabe dienen zunächst die Sonntage. In spezieller Weise aber bieten die Feiertage für die Geisteserhebung anregende Beweggründe; sie stellen uns einzelne Geheimnisse der Religion und diese deshalb um so tiefergreifend vor. In der Feier der Festtage bekundet sich auch die pädagogische Weisheit der Kirche. Sie zeigt dem gläubigen Volke lebendige Beispiele von Personen, die ehedem an derselben Stelle der Erde, unter demselben Himmel gelebt haben, Personen, deren sich Gott bedient hat, um sein Werk auf Erden auszuführen, oder die in vorbildlicher Weise das christliche Gesetz erfüllt haben. Diesen gehen an Würde die Festtage voraus, an denen uns die Kirche die wichtigsten Geheimnisse aus dem Erlösungswerke vorführt. Die Feier dieser Feste verleiht dem Kirchenjahre Leben und gewinnt den Sinn der Gläubigen zur Beteiligung. Sie erfüllen das christliche Volk mit freudiger Stimmung, erheben den einzelnen über das Alltägliche und geben ihm Kraft, über die Niederungen des Lebens hinwegzukommen; sie zeigen ihm hehre Ideale. Daher waren die katholischen Feste auch immer Volksfeste im wahren Sinne des Wortes; die Kirche ist darin dem Verlangen der menschlichen Natur nach Freude entgegengekommen und hat dieses Verlangen vor Ausgelassenheit und vor dem Versinken in das Niedrige bewahrt; sie hat ihm einen hohen, geistigen, himmlischen Gegenstand geboten. Etwaige Mißbräuche können an dem Gesagten nichts ändern. Darum hängt auch das christliche Volk, besonders aus den Germanenstämmen, mit jeder Faser des Herzens an den hergebrachten Festen. An ihnen hat sich ein gut Teil der Geschichte seines inneren Lebens abgespielt, sie sind ein

[1]) Angesichts der großen Wichtigkeit der Sache glaubten wir diesen Artikel noch neben demjenigen des Herrn Domkapitulars Dr. Adam Senger in Nr. 35 veröffentlichen zu sollen, zumal die beiden Artikel sich gegenseitig ergänzen.

Inventar seiner Lebensgewohnheiten geworden. Diese Liebe und Begeisterung zeigt das Volk vorzüglich für das Fronleichnamsfest.

Und nun kommt wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Kunde, daß der oberste Hirte der Kirche in die bisher bestehende Ordnung eingegriffen und eine Reihe dieser Tage uns weggenommen habe. Hat wohl der Papst hierzu das Recht? Ist dieses sein Vorgehen ein einzigartig dastehender Fall? Daß dem Papste als dem obersten Hirten der Kirche das Recht zusteht, in der Sache Anordnungen zu treffen, unterliegt keinem Zweifel und bedarf keiner Begründung. Auch früher haben die Päpste von diesem Rechte nach Bedarf Gebrauch gemacht. Es sei nur auf einen Fall hingewiesen. In ganz weitgehender Weise geschah dieses nach der französischen Revolution. 1801 wurden für Frankreich und die von ihm eroberten Gebiete alle Festtage aufgehoben, die auf Wochentage fielen, abgesehen vom ersten Weihnachtstag, Christi Himmelfahrt, Mariä Himmelfahrt und Allerheiligen. Dieses galt zum Beispiel auch für die Rheinpfalz. Hier wurden jedoch 1824 wieder hinzugefügt der zweite Weihnachts-, Oster- und Pfingsttag sowie das Fronleichnamsfest. Alle anderen im diesseitigen Bayern gefeierten Festtage wurden dort entweder nur durch Gottesdienst begangen oder auf Sonntage verlegt. So bestanden Unterschiede in verschiedenen Provinzen desselben Landes. Die Feste stehen eben mit dem Fortschreiten des kirchlichen Lebens in inniger Beziehung, sie wachsen aus demselben heraus; zudem üben die weltlichen Verhältnisse, in denen wir leben, ihren Einfluß aus. Auch machen sich bei einem allgemeinen Grundzuge besondere Ereignisse in der Kirche einzelner Gegenden geltend. So sehen wir in dem Festkalendarium fortschreitende Entwicklung mit fallender Neigung. Denn im Mittelalter war derselbe viel reicher. Pius X. hat demnach Verordnungen seiner Vorgänger, die nicht ungewöhnlich sind, wiederholt.

Hat nun aber der Heilige Vater ohne Rücksicht auf die große Bedeutung der Festtage für das öffentliche wie private religiöse Leben seine Bestimmung gegeben? Kein Katholik möchte diese Frage auch nur im Ernste stellen. Zudem erklärt Pius, daß viele diesbezügliche Bitten an ihn gestellt worden seien, daß er die Sache reiflich erwogen und seinen berufenen Beratern sie vorgelegt habe. Wenn er nun dennoch das Motuproprio erlassen hat, so erkennen wir, daß sicherlich triftige Gründe ihn hierzu veranlaßten. Welches mögen nun diese sein? Der Papst legt sie selbst der gesamten Welt vor. Er faßt sie zusammen unter die Charakteristik „eigentümliche Zeitverhältnisse". Wie, der Papst, der in Sachen des Modernismus so unerbittlich sich zeigt, Pius X., der mit so entschiedenen Worten, die manche als hart erklärten, in jener Angelegenheit außergewöhnliche Maßregeln ergriffen hat, trägt hier den Anforderungen der neuen Zeit Rechnung? Doch dort handelt es sich um die Lehre, die das Oberhaupt der Kirche wahren muß, hier um eine disziplinäre Maßregel. Dort muß der Papst unentwegt feststehen wie ein Fels, hier kann und muß er den Zeitverhältnissen Rechnung tragen. Dabei wird er aber gegen bestimmte Forderungen keine Schwäche zeigen, sondern durch triftige Gründe sich bestimmen lassen.

Was gibt Pius im einzelnen als Gründe an? Zunächst weist er darauf hin: „Heute sind die Menschen mit wunderbarer Schnelligkeit imstande, zu Wasser und zu Lande die größten Entfernungen zurückzulegen und mit anderen Nationen zusammenzutreffen, bei denen die Zahl der Feste geringer ist." Es wird nun mit der Reform eine prinzipielle Gleichheit in der Feier der Festtage für die ganze Kirche durchgeführt. Wohl würde diese Gleichheit nicht die Veranlassung zu dem Motuproprio geboten haben; denn die Päpste haben stets unter Wahrung der Einheit in den notwendigen Dingen die Betätigung im Gottesdienste und im kirchlichen Leben sich nach den Eigenarten und herkömmlichen Verhältnissen bei den einzelnen Völkern entwickeln lassen; ja, sie haben es nicht selten abgelehnt, Gleichförmigkeit zu schaffen, auch wenn sie darum angegangen wurden. Nur wenn Mißstände oder Aergernisse zu fürchten waren, griffen sie ein. Dieses erachtet nun Pius X. in der ungleichen Verpflichtung zu der Feier von Festtagen für gegeben. Zweifellos führt das Bewußtsein, daß andere, die derselben Kirche angehören, einzelne Forderungen von Gesetzen nicht zu erfüllen brauchen, leicht zur Mißachtung und Uebertretung dieser Gesetze selbst. Gewiß wird schon mancher Deutsche, der in Frankreich, Italien usw., ja in Rom selbst sah, wie die von ihm beobachteten Festtage nicht gefeiert werden, Aergernis genommen haben. Darum soll allen gleiches Recht zuerkannt werden, wobei jedem es unbenommen bleibt, aus eigenem Antriebe darüber hinauszugehen, ohne jedoch bei dieser Unterlassung eine Schuld auf sich zu laden.

Bedeutungsvoller ist der weitere Grund, der aus der wirtschaftlichen Lage der Neuzeit genommen ist. Der Papst sagt: „Auch der vermehrte Handel und die schnellere Durchführung der Geschäfte scheinen dadurch Schaden zu leiden, daß zu häufig Festtage eingeschoben sind. Die stetig wachsende Teuerung der Lebensmittel macht es auch notwendig, daß nicht so oft die Tagesarbeiten jener unterbrochen werden, die mit ihrer Händearbeit ihren Lebensunterhalt erwerben müssen." Im ersten Teile dieser Begründung gibt der Papst mehr die Aussagen der Beteiligten wieder als seine eigene Ueberzeugung. In der Tat waren denn doch die Feiertage zu wenig, als daß die Geschäfte einen merklichen Schaden hätten leiden können. Man beachte nur die Juden, die abgesehen von ihren eigenen zahlreichen Feiertagen auch gezwungen sind, an den christlichen teilweise ihre Geschäfte geschlossen zu halten. Sie wissen eben die übrige Zeit auszunützen. Einen gewissen Schaden bringen allerdings die Feiertage den Katholiken in Ländern mit gemischter Religion, dieses wird zugestanden werden müssen. Hier werden katholische Geschäftsleute einen kleinen Verlust gegenüber Andersgläubigen erleiden, die an jenen Tagen ihr Geschäft offenhalten und arbeiten lassen; diese werden nicht nur einen Mehrverdienst haben, sondern unter Umständen auch den katholischen Konkurrenten Kunden und Arbeitsgelegenheit wegnehmen. Darum wurde in diesen katholischen Kreisen nicht selten der Wunsch nach Aufhebung einzelner Feiertage laut. Es ist zudem bekannt, wie private und öffentliche Unternehmungen ihre Arbeiter förmlich zur Entheiligung der Feiertage zwingen; auch in München haben städtische Behörden wiederholt den Protest des katholischen Volkes in dieser Hinsicht förmlich herausgefordert. Im Widerspruche damit erhebt man allerdings nicht dieselben strengen Forderungen gegen die sich stets mehrenden Arbeitseinstellungen, die Vereinigungen und ihre Veranstaltungen erheischen; auch ist man nachsichtiger gegen die Gewohnheit vieler am Montag nicht oder nur teilweise zu arbeiten. Der Papst ermöglicht es jetzt den katholischen Arbeitern, ohne Verletzung ihres Gewissens dem auferlegten Zwange sich zu fügen. Zudem bietet er dem Geschäfte die behauptete Aussicht auf Mehrgewinn. Ist letzteres nun nicht eine Konzession an den materialistischen, kapitalistischen Zug der Zeit? Es scheint so. Doch ist die Rücksicht auf diese Mehrung des Geschäftsgewinnes nicht das Hauptmotiv des Motuproprios; der Papst macht sich jenen Einwand gegen die Feiertage nicht einmal zu eigen. Völlig entspricht jedoch der Wirklichkeit die Schlußbegründung, nämlich der Hinweis auf die Schwierigkeit, durch die Händearbeit sich den Lebensunterhalt zu erwerben. Dem glaubte wohl der Heilige Vater sein Herz nicht verschließen zu dürfen. Die Kirche hat sich ja auch in materiellen Dingen allezeit als liebende Mutter der wirtschaftlich Schwachen bekundet. Diese Hinweise enthielten auch die Bitten, um Verminderung der Feiertage, von denen der Papst sagt, daß sie wiederholt und gerade in letzter Zeit reichlich an ihn gerichtet worden seien.

Wie schwer es indes dem Heiligen Vater geworden sein mag, zugunsten materieller Erwägungen ideelle Momente zu opfern, bekundet das Motuproprio zur Genüge. Nicht soll damit eine Minderung des religiösen Lebens eintreten. Pius mahnt deshalb auch die Gläubigen, an den abgewürdigten Festtagen Gott wie bisher Anbetung und den Heiligen die gewohnte Huldigung zu erweisen; er fordert sodann auf, an den gebliebenen im Dienste Gottes um so eifriger zu sein. Darum hat er auch den Bischöfen die Vollmacht übertragen, wenn sie es nach Prüfung der Verhältnisse in ihren Diözesen für entsprechend fänden, einzelne dieser Feste als Diözesanfeste beizubehalten. Gerade in Deutschland zeigen nun weite Bevölkerungsschichten, aus denen früher wohl auch Klagen über die große Zahl der Festtage kamen, in überwältigender Mehrheit so vielen idealen Sinn, daß sie die Erhaltung jener Festtage wünschen. Nicht nur spricht das in religiösen Dingen konservative Landvolk derartige Wünsche mitunter recht lebhaft aus, es haben sich vielmehr auch bereits große Vereinigungen aus den handarbeitenden und gewerbtätigen Klassen mit derartigen Bitten an die Oberhirten ihrer Diözesen gewandt, wobei sie erklären, gern auf den Verdienst verzichten zu wollen, den sie sich an diesen Tagen mit ihrer Arbeit erwerben könnten. Diese Gesinnung verdient gewiß die höchste Achtung. Vielleicht wird denjenigen, denen es nicht möglich ist, einer heiligen Messe an diesen Tagen anzuwohnen, und die knechtliche Arbeit verrichten müssen, Dispens erteilt. Unter allen Umständen sollen die Gläubigen die Mahnung des Heiligen Vaters befolgen und die Verehrung Gottes und die Huldigung an die Heiligen in nichts mindern.

Christi Vöglein.

Christi Vöglein heiss' ich gern,
Will von seiner Güte leben,
Fest vertrauend meinem Herrn,
Ganz in seine Hand gegeben.

Hält er doch für mich bereit,
Alles, was ich nötig habe,
Spendet mir zur rechten Zeit
Meines Bröckleins milde Gabe.

Wehrt der Angst und wehrt der Pein,
Stillt die Fragen und die Sorgen —
„Singe“ spricht er, „Vögelein,
Sing' und denke nicht an morgen!

Zukunft ruht bei mir allein,
Heute bist du wohl geborgen,
Singe, kleines Vögelein,
Sing' und denke nicht an morgen!“

Anna Freiin von Krane.

Katholische höhere Mädchenschulen in Deutschland.

Von Dr. Brüning-Trier.

Im Kampfe gegen den Katholizismus ist eine der beliebtesten Waffen gegnerischerseits der Vorwurf der Inferiorität, für welche das Hauptbeweismittel der geringe Besuch der höheren Schulen durch katholische Schüler und Schülerinnen ist. Es ist richtig: dieser Besuch entspricht nicht dem Prozentsatz der katholischen Bevölkerung, aber gibt es denn gar keine Gründe, welche dieses Manko auf katholischer Seite erklären? Gewiß gibt es deren und oft genug sind sie hervorgehoben und aufgezählt worden — oft und vergeblich. Aber wenn wir einmal irgendwo oder irgendwie besser stehen als unser Bevölkerungsprozentsatz es „erlaubt“, dann wird auf der anderen Seite davon nicht etwa in dem Sinne Notiz genommen, als ob es sich hier um einen erfreulichen Ausnahmefall handle — nein, dann ist es auch so nicht recht. Als in Württemberg sich vor zirka 3 Jahren herausstellte, daß es mehr katholische Gymnasialabiturienten gab, als man hätte annehmen sollen, da machte ein Tübinger Professor im „Korrespondenzblatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand“ auf diese Gefahr aufmerksam, indem er ausführte, daß dadurch „roh zum Ausdruck“ käme, daß es „der katholische Teil auf die Eroberung der sogenannten gelehrten Berufsarten, auf die höheren Beamtenstellen abgesehen“ habe. Mit Grauen sah er den „Zeitpunkt eintreten, wo der Grundsatz der sogenannten Parität in der Besetzung dieser Stellen nicht mehr angewendet und durchgeführt werden kann, weil ... jeder zweite Bewerber um eine solche Stelle ein Katholik sein wird“. Namentlich wies er auf das höhere Lehramt warnend hin. Wie im Süden, so im Norden. Nach dem letzten „Kunze“ schien es so, als ob in Rheinland-Westfalen bei den anstellungsfähigen Kandidaten die Katholiken im Vorteil wären. Schon läutete der „Bergische Türmer“ Sturm und faselte von der „Eroberung des rheinisch-westfälischen Oberlehrerstandes durch den Ultramontanismus.“ Nachher stellte sich heraus (cf. Tremonia-Dortmund Nr. 59 und 60 von 1911), daß diese anscheinend günstigen Ziffern darauf zurückzuführen waren, daß unsere Kommunen mehr Evangelische zu Oberlehrern wählten, infolgedessen mehr Katholiken übrig blieben. Aber weiter: wenn katholische Eltern ihre Kinder ins Ausland senden, damit sie sich dort eine fremde Sprache aneignen, so redet die „Kölnische Zeitung“ von „ultramontaner Ausländerei“; davon, daß viele evangelische Mädchen aus Deutschland in Pensionaten der französischen Schweiz ihre Bildung erhalten, spricht sie selbstverständlich nicht. Neuerdings hat sich eine Dame, die in der Frauenbewegung eine Rolle spielt, Frau Helene Lange, höchlichst darüber ereifert, daß es in Preußen 65 von Orden geleitete höhere Mädchenschulen gibt, daneben noch 25 höhere Lehrerinnenseminare und 18 Frauenschulen ebensolcher Art. Es sei, so führt die erwähnte Dame aus, „aufs stärkste“ darauf hinzuwirken, daß konfessionelle Schulen keinen Staatszuschuß erhielten, wie denn ja auch die von Kommune und Staat unterhaltenen öffentlichen höheren Mädchenschulen fast ausschließlich paritätisch seien. Frau Helene Lange meint, da sie ja die Zahl der preußischen Ordensschulen nennt, zweifellos preußische öffentliche höhere Mädchenschulen. Und da sind wir Katholiken gegenüber den Andersgläubigen, was die konfessionellen Verhältnisse der höheren Töchterschulen angeht, doch erheblich im Nachteile. Von diesen Schulen waren nämlich

1901 112 evangelisch, 4 katholisch, 1 jüdisch, 96 paritätisch und ohne besondere Angabe,
1906 137 „ 2 „ 2 „ 129 paritätisch und ohne besondere Angabe,

Das sind die Ziffern für die öffentlichen Schulen, von welchen 1906 nur 2 Stiftungs-, 5 Staatsschulen und 263 Gemeindeschulen waren. Die entsprechenden Zahlen für die privaten Anstalten sind folgende. Man zählte:

1901 290 evangelische, 147 katholische, 2 jüdische, 210 paritätische und ohne bes. Angabe,
1906 314 „ 150 „ 1 „ 210 paritätische und ohne bes. Angabe.

Es ist also festzustellen, daß die evangelischen Anstalten um 25+24=49 gestiegen sind, die katholischen um 3−2=1. Wo liegt demnach der Vorteil bei der Entwicklung der höheren Töchterschule? Bei den Katholiken gewiß nicht! Die evangelischen und katholischen Anstalten sind auf die einzelnen Provinzen Preußens verteilt wie folgt:

	evangel. öffentl.	Schulen private	kathol. öffentl.	Schulen private
Ostpreußen	10	30	—	3
Westpreußen	6	17	—	2
Berlin-Brandenburg	24	74	—	4
Pommern	14	17	—	—
Posen	—	6	—	2
Schlesien	8	44	—	17
Sachsen	18	16	—	4
Schleswig-Holstein	8	28	—	—
Hannover	21	23	—	8
Westfalen	11	21	—	39
Hessen-Nassau	3	12	—	9
Rheinland-Hohenzollern	14	26	2	62

Die einzige Provinz demnach, in der öffentliche konfessionelle höhere Mädchenschulen nach der letzten Zählung nicht existieren, ist Posen — nicht etwa wegen des Uebergewichts der Katholiken in jener Provinz, sondern wegen der offiziellen Simultanisierung des ganzen dortigen Schulwesens. Im übrigen sehen wir ein Prävalieren der öffentlichen evangelischen höheren Töchterschulen in allen Provinzen einschließlich der überwiegend katholischen, von welchen nur die Rheinprovinz 2 öffentliche katholische Anstalten hat (Aachen und Geldern). Die private konfessionelle Anstalt ist in der Mehrheit katholisch nur im Rheinland und Westfalen, sonst nicht, auch nicht in Posen, Westpreußen und Schlesien.

Aber wird man sagen, das seien Ziffern von 1906; zwischenzeitlich ist die Neuorganisation gekommen und die Beteiligung der konfessionell-katholischen Schule an den anerkannten Anstalten, insbesondere die der Ordensschule, ist eine außerordentlich hohe. Aber es gibt doch auch evangelische höhere anerkannte Anstalten. Nach der „Germania“ (Nr. 64 2. Bl. 1911) führt das „Teubnersche Jahrbuch“ 67 derartige Schulen auf. Ich finde in demselben — es ist mit dem Mushackeschen Jahrbuch identisch — daß evangelisch sind die städtischen Anstalten in Bartenstein (206 Schülerinnen), Gumbinnen (375), Insterburg (550), Memel (242), Rastenburg (245), Osterode (255) und Königsberg (Königin Louisenschule; 413) — diese in Ostpreußen, in Graudenz (496), Thorn (538) und Dirschau (250) — in Westpreußen, Berlin (Margarethen- und Dorotheenschule; 655 u. 800), Eberswalde (250), Lichtenberg (430), Luckenwalde (254), Neu-Ruppin (284) und Perleberg (193) — in Brandenburg, Greifswald (310), Kolberg (460), Pyritz (169), Stargard (396) — in Pommern, Breslau (Viktoriaschule; 736), Görlitz (680), Hirschberg (267) und Waldenburg (327) — in Schlesien, Aschersleben (320), Burg (169), Droyßig (kgl. Anstalt; 200), Eilenburg (32), Magdeburg (Viktoriaschule; 480), Mülhausen (214), Quedlinburg (266), Wernigerode (237) — in Sachsen, Altona (577) und Rendsburg (225) — in Schleswig-Holstein, Celle (260), Emden

(420), Göttingen (370), Goslar (264), Hannover (Hoftöchterschule, 698, Schillerschule 343, Sophienschule 744), Lüneburg (405), Stade (244), Uelzen (200) — in Hannover, Lüdenscheid (200), Herford (360), Minden (430), Stift Keppel (Königl.) — in Westfalen, Hersfeld (200) — in Hessen-Nassau und Barmen (Mittelbarmen und Unterbarmen; 363 und 285) und Remscheid (336) im Rheinland. Das sind über 50 anerkannte, städtische, höhere evangelische Mädchenschulen, denen eine katholische, städtische (St. Leonhard in Aachen) gegenübersteht. — Aber die privaten katholischen anerkannten Anstalten! Hier seien einige Worte angeführt, die dem Heft 209 der „Preußischen Statistik" (amtliches Quellenwerk) entnommen sind. Dieses sagt (S. 178/9): „Den konfessionellen Charakter der Schule bestimmt im allgemeinen das Bekenntnis der Lehrerschaft, oder es werden vielmehr der Schule Lehrkräfte der Konfession gegeben, deren sie zur Bestimmung ihrer bekenntnismäßigen Eigenart bedarf. Bei . . höheren Mädchenschulen ist es aber häufig ausgeschlossen, für eine freigewordene Stelle eine Lehrkraft der Konfession wieder zu gewinnen, welche der Schule bisher den konfessionellen Charakter gab . . . Derartige Schulen, die früher zu den evangelischen oder katholischen Schulen gerechnet wurden, erscheinen dann wohl unter den . . . Schulen ohne besonderen konfessionellen Charakter . . ." Oder kürzer: auch diese Schulen sind nach ihrem Lehrkörper zu beurteilen. Welche Bedeutung dieser Satz hat, mögen folgende Ziffern dartun: anerkannte öffentliche höhere Mädchenschulen gibt es in Preußen zurzeit 212. An zirka 55 derselben — nach Meyers Handbuch — wirken katholische Oberlehrer oder Oberlehrerinnen, davon je einer an über 30, je zwei an etwa 10 Schulen. Nimmt man die 57 evangelischen Anstalten zu diesen 55, so bleiben immer noch rund 100 Schulen, die — an sich paritätisch oder ohne besonderen Charakter — nur evangelische Oberlehrer oder Oberlehrerinnen haben, daher mit dem genannten Zitat als evangelisch zu betrachten sein dürften. Und dann beklagt man sich, wenn unter den 675 Privatanstalten von 1906 nunmehr 86 katholische, darunter 65 klösterliche, sich die staatliche Anerkennung erworben haben. Irgendwo müssen wir uns doch durchsetzen!

Von diesen Anstalten nun liegen 43 (davon 33 klösterliche) in der Rheinprovinz, 13 (10) in Westfalen, 9 (8) in Schlesien, je 6 in Hessen-Nassau (6) und Hannover (4), je 3 in Sachsen (3) und Brandenburg-Berlin (1), 2 in West- und 1 in Ostpreußen. Mit diesen Anstalten sind verbunden 29 (23) Seminare, 21 (18) Frauenschulen und 2 (1) Studienanstalten. Dazu treten außerhalb der genannten Schulen noch 1 Seminar und 1 (1) Frauenschule. Die einzelnen Orden sind in ganz verschiedener Weise am höheren Mädchenunterricht beteiligt. In erster Linie die Ursulinen mit 29 Schulen, je 12 Seminaren und Frauenschulen und 1 Studienanstalt. Es folgen die Franziskanerinnen mit 7 Schulen (1 Seminar, 1 Frauenschule), die Armen Schulschwestern mit 6 (1; 0) und die Schwestern unser lieben Frau mit 5 (1; 1). Genau ebensoviel Schulen haben die Schwestern vom armen Kinde Jesu. Je zwei Anstalten besitzen die Englischen Fräulein, die Schwestern von der christlichen Barmherzigkeit (1; 1), die Schwestern von der christlichen Liebe (1; 1), die Armen Dienstmägde Christi (1; 1) und die Kongregation Beatae Mariae Virginis 2; 0. Vier weitere Orden haben noch 3 Schulen, 2 Seminare und 1 Frauenschule. Diese Orden sind die Dominikanerinnen, die Schwestern von der göttlichen Vorsehung, die Schwestern vom hl. Kreuz und die Borromäerinnen.

In Bayern überwiegt die Konfessionsschule. Von den höheren Mädchenschulen haben 53 keinen bestimmten konfessionellen Charakter, 71 sind katholische Klosterschulen, 6 sind evangelisch, 1 ist israelitisch. Von den konfessionslosen liegen 18 in der konfessionell stark gemischten Pfalz, 12 in Oberbayern (bes. München), Unter- und Mittelfranken haben je 7, Schwaben 4, Oberfranken 3, Oberpfalz 2, Niederbayern keine. Die einzelnen Bezirke sind sehr verschieden mit höheren Mädchenschulen überhaupt besetzt. Am meisten hat natürlich Oberbayern mit München (35). Es folgt Schwaben mit 23 und die Pfalz mit 20. Unterfranken zählt nur 16, Mittelfranken 12 derartige Schulen. Noch weniger haben Niederbayern (11) und Oberpfalz (10), am wenigsten Oberfranken (4). Unter den Ordensschulen ragen in erster Linie hervor die der Englischen Fräulein, welche über 33 Anstalten verfügen, darunter 3 öffentliche. Ihre Schulen befinden sich hauptsächlich in Oberbayern (10) und Schwaben (9), auch Niederbayern hat noch 6. In Oberfranken, Pfalz und Oberpfalz haben sie nur je 1 Schule, mehr in Mittel- und Unterfranken (2 bzw. 3). Zehn Schulen besitzen die Armen Schulschwestern, davon 3 in Niederbayern (N.-B.), je 2 in Oberbayern (O.-B.) und Unterfranken (U.-F.). Je eine Anstalt liegt in Mittelfranken (M.-F.), Schwaben (S.) und der Pfalz (Pf.). Mit 7 Schulen folgen die Franziskanerinnen (3 in S., je 2 in U.-F. und O.-B.), 6 haben die Dominikanerinnen (3 in S., 2 in O.-B., 1 in N.-B.). Ueber 5 verfügen die Salesianerinnen (3 in O.-B., je 1 in N.-B. und O.-Pf.). Die Ursulinen haben nur 3 Anstalten (2 in N.-B., 1 in U.-F.), die Benediktinerinnen 2 (O.-B.), die Zisterzienserinnen 2 (N.-B. und U.-F.). Endlich gibt es noch je eine Anstalt der Klarissinnen (O.-Pf.), Servitinnen (O.-B.) und der Josephskongregation (S.).

In Württemberg befindet sich (1909) unter den öffentlichen höheren Mädchenschulen keine katholische; gehobene Töchterschulen katholischen Charakters finden wir lediglich unter den privaten Anstalten, und zwar im ganzen 9. Von diesen ist eine im Besitze der Armen Schulschwestern, 8 in solchem der Franziskanerinnen. Je eine Anstalt fällt auf den Neckar- bzw. Schwarzwaldkreis (Stuttgart und Rottenburg), 2 auf den Jagstkreis (Ellwangen und Gmünd), der Rest auf den Donaukreis, dessen Schulen jedoch nur mit Ausnahme der Ravensburger durchgängig kleine Anstalten sind. Von den öffentlichen 23 Schulen ist nur eine einzige überwiegend (Rottweil), eine weitere fast zur Hälfte (Biberach) katholisch; in den anderen machen die Katholiken nirgends ein Viertel aus. Unter den 23 Anstalten ist eine evangelische.

Baden (1907/8) hat 9 öffentliche höhere Mädchenschulen, von welchen 2 überwiegend katholische Schülerinnen haben (Bruchsal und Offenburg). Von den 35 privaten Anstalten, welche das statistische Jahrbuch nennt, sind 7 katholisch, davon 5 klösterliche; als evangelisch ist eine Anstalt bezeichnet. Je eine der genannten fünf Anstalten besitzen die Ursulinen, Dominikanerinnen, Augustinerinnen, die Schwestern vom hl. Grabe und vom hl. Vinzenz von Paul.

Hessen zählt 5 öffentliche höhere Mädchenschulen; keine ist katholisch; unter den ziemlich zahlreichen Privatanstalten seien 5 Anstalten der Englischen Fräulein als katholische Schulen erwähnt; drei derselben liegen in Rheinhessen (Mainz, Worms, Bingen), zwei in Starkenburg (Bensheim und Darmstadt). Die Englischen Fräulein in Mainz bereiten zum Lehrerinnenseminar vor.

Im Großherzogtum Oldenburg verfügen die Katholiken, soweit festzustellen, über 6 Anstalten, die gehobenen Unterricht an Mädchen erteilen; 5 derselben liegen im eigentlichen Herzogtum Oldenburg und werden von den Schwestern Unser Lieben Frau geleitet, eine liegt in Eutin und gehört den Ursulinen. Die Schwestern Unser Lieben Frau haben ein Seminar.

Von den öffentlichen höheren Mädchenschulen in Elsaß-Lothringen (Mushacke für 1910) ist keine katholisch, unter den privaten finden wir eine größere Anzahl Klosterschulen, und zwar 6 in Oberelsaß, 6 in Unterelsaß und 19 in Lothringen; Straßburg hat davon 3, Metz 5. In erster Linie sind vertreten die Schwestern von der göttlichen Vorsehung mit 13 Schulen und 4 Seminaren und die Schwestern von der hl. Christiane mit 9 Schulen und zwei Seminaren. Daneben weisen auf die Schwestern von der christlichen Lehre 2 Anstalten, ebensoviele die Schwestern von der ewigen Anbetung und die Benediktinerinnen. Zwei Schulen und ein Seminar haben die Schwestern Unser Lieben Frau, eine Anstalt und 2 Seminare die Schwestern vom hl. Johannes von Bassel.

Aus anderen Bundesstaaten seien erwähnt die katholische höhere (private) Töchterschule in Hamburg und das Burkersrodasche adelige Fräuleinstift in Dresden (private katholische höhere Mädchenschule).

Den klösterlichen Genossenschaften Preußens werden wir nach vorstehendem unsere Anerkennung für ihre Bemühungen bei der Reform der höheren Mädchenschule nicht versagen können; hoffen wir, daß wir demnächst von den anderen Bundesstaaten, in denen eine Reform bevorsteht — unter andern Bayern und Hessen — dasselbe sagen können.

„Münchener Sitten" und „Münchener Ton".

Von Dr. Otto von Erlbach.

In Nr. 403 der „Münchner Neuesten Nachr." vom 30. August 1911 wird lebhafte Klage darüber geführt, daß „manche Fremde nachgerade glauben, in München sei einfach alles erlaubt". Namentlich sei der Glaube verbreitet, die „freie" Münchener Art gestatte es, daß „Frauen und Mädchen öffentlich ungeniert angesprochen werden". Die Redaktion bemerkt noch dazu, man habe leider in München öfter Gelegenheit, sich von den merkwürdigen Vorstellungen, die namentlich in norddeutschen Kreisen über Münchener Sitten herrschen, zu überzeugen. Von vielen werde hier ein Ton angeschlagen, den sie sich in ihrer Heimat gewiß nicht erlauben würden.

Es ist ja sehr dankenswert, daß auch die „Münchner Neuesten Nachrichten" endlich einmal ganz offen aussprechen, was in sog. „rückständigen" anderen Zeitungen und in alteingesessenen Münchener Kreisen schon so oft zu vernehmen war. Aber das liberale Blatt richtet seine Klagen an die falsche Adresse. Nicht die Fremden sind es, die den „freien Ton" und die „freien Sitten" nach München hineinbringen oder vielleicht mißverstehend umdeuten. Der „freie Ton" und die „freien Sitten" existieren tatsächlich in gewissen Kreisen Münchens, die sich gerne als das alleinechte „moderne" München ausgeben, aber größtenteils erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit das Recht ersessen haben, sich „Münchener" zu nennen. Der eingesessene, bodenständige Münchener schüttelt über die „modernen" Sitten und den „modernen" Ton in gewissen Schichten Münchens nicht selten sehr unwillig den Kopf, ist aber leider zu „gutmütig" und zu „tolerant", als daß er sich energisch dagegen aufbäumte. Selbst die Fremdenverkehrsreklame arbeitet manchmal mit den „freien Sitten" und dem „leichten Ton", die München namentlich in der sog. Redoutenzeit so „anziehend" machen sollen. Eine gewisse Künstlerklique hat es mit der „Freiheit" der Sitten allmählich so weit getrieben, daß die Gerichte sich damit befassen mußten. Die „freien Sitten" gewisser „Künstlerkneipen" werden selbst in internationalen Couplets verherrlicht. Und dann die Lehrmeister „freiester" Sitten und „freiesten" Tones, welche in der ganzen Welt heute als anerkannte Typen des „modernen München" gelten und ständig für diese „Sitten" und diesen „Ton" in Wort und Bild Reklame machen: Die „Jugend" und der „Simplicissimus" nebst allem, was in Presse und Literatur, auf Bühnen und Brettln drum und dran hängt. Daher stammt der heutige „Weltruf" von den „Münchener Sitten" und vom „Münchener Ton". Ob — um ein konkretes Beispiel aus den jüngsten Tagen anzuführen — die in bezug auf Kostümmangel, Tonart und Geberde mehr als „freie" Darstellung der „Schönen Helena" im „Münchener Künstlertheater" dazu beitragen wird, die Münchener Sitten und die Sitten der zu dieser „Sensation" massenhaft herbeiströmenden „Fremden" zu heben? (Die rund 50 Aufführungen dürften bisher von etwa 40,000 Damen und Herren besucht worden sein.) Aber wie kann sich überhaupt jemand unterstehen, an dieser aus der Anrüchigkeit unserer Väter- und Großväterzeit zur Salonfähigkeit emporgehobenen neuen „Kunstoffenbarung" Kritik zu üben, alldieweil sie doch im „Künstlertheater" Triumphe feiert! Das Zauberwort „Kunst" und „Künstler" bedeutet in München einen Freipaß für alles, und wer nicht blindlings applaudiert, ist ein Banause.

Welcher „Ton" in den mit den „Münchner Neuesten Nachrichten" so intim verbundenen Kreisen gegenüber „Frauen und Mädchen" angeschlagen wird, davon kann man sich in der soeben erschienenen Nr. 36 der „Jugend" wieder einmal überzeugen. Wir reden nicht etwa von einem überaus zynischen Bilde Weisgerbers, der selbst die politische Satire mit „erotischen" Derbheiten verquicken zu müssen glaubt. Wie eine direkte Antwort auf die Klage in Nr. 403 der „Münchner Neuesten Nachrichten" (30. August) liest sich nachstehendes „Fragment" von Roda-Roda in der am 2. September — just am Sedantage — ausgegebenen „Jugend":

„Die Kunst, Frauen zu gewinnen: Man behandle Dirnen wie Damen und Damen wie Kokotten."

Unglaublich, aber buchstäblich wahr! Die Damenwelt weiß also jetzt genau, in welcher Schule die „Sitten" gelehrt werden, über welche ehrbare „Frauen und Mädchen" laut „Münchner Neuesten Nachrichten" sich neuerdings immer mehr zu beklagen haben. Wir meinen natürlich nicht jene „moderne" Damenwelt, von welcher ein Mitarbeiter der „Jugend", Dr. Max Kemmerich [1]), in seinem Buche „Dinge, die man nicht sagt" eine so verblüffende Schilderung entworfen hat, indem er u. a. versichert, die Mehrzahl der Damen bevorzuge unter sich erotische Gespräche (S. 153) und würde „in 99 Fällen" „die Liebe zum Gesellschaftsspiel machen", wenn es ohne Gefahr anginge (S. 157). Das Nähere darüber und etliches andere (z. B., daß es laut Kemmerich für Männer eine „Dummheit" sei, vor der Ehe Enthaltsamkeit zu üben) ist in dem Artikel „Die neuheidnische ‚Moral' der sogenannten modernen Gesellschaft. Eine Anklage und ein Warnungssignal" in Nr. 39 der „Allgemeinen Rundschau" vom 24. September 1910 (S. 672 ff). nachzulesen. Jedenfalls glauben wir, wenn auch nur in aller Kürze, den schlagenden Nachweis erbracht zu haben, daß die oben angeführten beweglichen Klagen der „Münchner Neuesten Nachrichten" an eine falsche Adresse gerichtet sind. An dem unheilvollen Einfluß der „Jugend" und des „Simplicissimus auf „Ton" und „Sitten" der ihrer Erziehung unterliegenden Gesellschaft wird so lange kaum etwas geändert werden, als die geistigen Leiter der „Jugend" bis hoch hinauf in Gunst und Ehren stehen, und der spiritus rector des „Simplicissimus" mit einem Teile seiner Dramen der verwöhnte Liebling der Kgl. Hofbühne ist und bleibt.

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei beiläufig erwähnt, daß die schweren persönlichen Beleidigungen, welche Dr. Max Kemmerich mit seiner Namensunterschrift in Nr. 34 der „Jugend" in Form eines satirischen Märchens gegen den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" richten zu dürfen glaubte, an anderer Stelle zum Austrag kommen werden.

Rheinfahrt.

Ade, du gold'nes Mainz! Auf Wiedersehen!
Die Wimpel flattern in der Morgenglut!
Ein letzter Abschiedsgruß — ein Tücherwehen —
Und schäumend in die Speichen greift die Flut.
Rheinabwärts trägt auf schwanenweißen Schwingen
Das stolze Schiff der Gäste frohe Schar,
Im Sonnendufte liegt das alte Bingen,
Es blitzt der Strom hell und demantenklar.
Herüber grüßt von hohem Felsenthrone,
Umschlungen von der Reben grünem Band,
Germania — und hält des Reiches Krone,
Die ruhmbeglänzte, schirmend überm Land!

Zu Tale geht's auf windbewegten Flügeln,
Und bunte Bilder zieh'n dem Blick vorbei,
Die Burgen schau'n von steilen Rebenhügeln,
Und aus den Fluten taucht die Lorelei.
Die alten Zauberfäden spinnt Frau Sage,
Von aller Lippen klingt das alte Lied, —
Es rauscht der Strom mit breitem Wellenschlage. —
Wie rasch und zauberschön die Stunde flieht!

Schenkt ein, ihr Freunde, laßt die Römer klingen,
Welch feiner Duft, welch tiefer, gold'ner Schein!
Dem schönsten Strom laßt uns die Blume bringen:
„Es lebe hoch der alte Vater Rhein!"
Und ihm zum Preis und seinen Rebengauen,
Den Städten, Dörfern, blühend ohne Zahl,
Und seinen Söhnen, seinen edlen Frauen,
Erhebt den vollen, schäumenden Pokal! —
Versunken lag auf feuchtem Wellengrunde
Vor langer Zeit der Nibelungenhort,
Doch zaubermächtig glüht er noch zur Stunde
In Rheinlands gold'nen Rebenfluten fort.

Seht dort! von der Romantik Hauch umsponnen,
Am grünen Uferfels träumt Sankt Goar,
Wie Boppards Villen sich so leuchtend sonnen
Im Kranz der Gärten bunt und wunderbar.
Und tapfer trotzend allen Zeitenstürmen
Die Marksburg ragt auf steilem Bergaltan,
Und wie ein Märchenschloß mit schlanken Türmen
Schaut Stolzenfels hinüber in die Lahn.
O Sonnenland! Im Safte steh'n die Trauben,
O gold'ner Tag, o wonnevolle Fahrt!
Gesang und Frohsinn in den Uferlauben,
Das ist des Rheinlands sorglos heit're Art!

Der Ehrenbreitstein ruht im Mittagsstrahle,
Ein reizgeschmückter, stolzer Erdenfleck,
Und Koblenz winkt, die Perle in der Schale,
Wo Kaiser Wilhelm thront am Deutschen Eck!
— Der Heldenkaiser, der das Reich gegründet,
Der Deutschland frei und groß und stark gemacht, —
Wo sich die Mosel treu dem Rhein verbündet
Und lachend schmückt mit ihrer Reize Pracht. —

So klar und wolkenlos, dem Tag zur Wonne,
Entrollt der Himmel seinen Baldachin;
Dort grüßt Neuwied im Glanz der Sommersonne,
Die Heimat einer Dichterkönigin. —
Und ihren Liedern lauscht im Kahn der Ferge,
Singt sie begeistert der Studenten Chor. —
Schon treibt das Schiff im Bann der sieben Berge
Und neue Schönheit steigt vor uns empor. —
Der Drachenfels hebt seine Mauerzinnen
Zum Abendhimmel schutz- und trutzbewährt
Und ganze Ströme warmen Lichtes rinnen
Hernieder auf die Insel Nonnenwerth.
Aus alten Zeiten ragt der Rolandsbogen,
Die Godesburg — wie liegt sie zaubervoll!
Und näher tritt an die smaragd'nen Wogen
Das schmucke Bonn mit seinem alten Zoll.
Studenten zieh'n. — Ein Grüßen ist's und Winken,
Hier gibt die Jugend sich ein Stelldichein,
Hier will sie durstig an den Quellen trinken
Der Alma mater, sorglos fröhlich sein!

Schon sinkt der Abend auf die Rebenhänge
Und Silbernebel gleiten auf den Well'n,
Von allen Türmen schweben Glockenklänge,
Und in der Ferne grüßt das heil'ge Köln!
Es hebt umsäumt von mattem Lichterglanze
Der Dom sein zartverschleiertes Profil,
Der Abendhimmel flammt im Sternenkranze,
Nur kurze Zeit noch — und wir sind am Ziel!

Josefine Moos.

Vom Büchertisch.

Zapletal, Dr., V. O. P., Rektor und ordentlicher Professor der alttestamentlichen Exegese an der Universität Freiburg (Schweiz): **Der Schöpfungsbericht der Genesis** (1,1—2,3) mit Berücksichtigung der neuesten Entdeckungen und Forschungen erklärt. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. Zweite, verbesserte Auflage. VIII u. 150 Seiten, gr. 8°. Regensburg 1911. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis broschiert *M* 3.20. Es ist ein gutes Zeichen, daß die vorliegende hochwissenschaftliche Erklärung des Schöpfungsberichtes durch den erprobten Dominikanerexegeten Zapletal in zweiter, gründlich verbesserter und vermehrter Auflage erscheinen kann. Neu eingefügt ist vor allem die metrische Analyse des hebräischen Textes. Im übrigen gibt Verfasser u. a. die Kosmogonien der Nachbarvölker und geht dann nach Darlegung der Schwächen der bisherigen Erklärungen dazu über, den Schöpfungsbericht auf die natürlichste Weise ohne Vergewaltigung des Textes zu erklären. Wir halten diese Erklärungsweise für recht überzeugend und harmonierend mit dem katholischen Inspirationsbegriff. Nach dem hl. Thomas geschieht die motio Dei nach Veranlagung und Beschaffenheit des zu Bewegenden. Und so hat Gott einen Orientalen inspiriert, daß er als Orientale, nicht als ein abendländischer Schriftsteller des 20. Jahrhunderts schreibe. Mag auch manches noch rätselhaft bleiben, so hat Verfasser doch einen wichtigen Beitrag zur Lösung des Problems geboten, der Theologen sowohl wie weiteren Kreisen höchst willkommen sein wird. Dr. Weber.

Blauer, blauer Fingerhut von T. A. Eisenloher. Verlag von Joseph Singer, Straßburg. Ein junges, ganz besonders frisches, lyrisches Talent offenbart sich in dem Dichter T. M. Eisenloher; — wieder ein begnadeter Poet, den uns der katholische Lehrerstand beschert. Was uns an seinen Liedern so besonders anspricht, ist das ganz Eigene der Empfindung und der Erfindung. In der Sammlung „Blauer, blauer Fingerhut" fand ich keine zwei Gedichte, die an Mörike und Heine anklangen. Es liegt etwas Inniges über den Sängen, etwas Volksliedmäßiges und Reines. Der Zug von leiser Wehmut schadet nicht, denn eine alte Wahrheit sagt, daß alle große Kunst traurig sei. Eisenloher faßt die Dinge des Lebens, zumal die Natur, gern symbolisch auf. Goethe sagt einmal: „Tiefe Naturen fassen alles allegorisch auf." So geht es auch unserem Dichter. In allem, das er erschaut, fühlt er das eigene Herz und das Herz menschlichen Schicksals pochen. Koobe.

Die Muttergottes von Kevelaer.

Von Pet. Knautz.

Als der große Spötter Heine aus eigenem Miterleben heraus seine „Wallfahrt nach Kevelaer" schrieb, dachte er wohl nicht daran, daß nach fast hundert Jahren der Strom derer, die da mühselig und beladen vertrauensvoll zur „Trösterin der Betrübten" pilgern, stärker, gewaltiger werden würde. Und das im Zeitalter des Materialismus! Nüchterne Zahlen beweisen es. Und der Grund? Vielleicht der Fortschritt unserer verkehrstechnischen Mittel? Vielleicht das religiöse Bedürfnis unserer Zeit, das in den breiteren Volksschichten immer noch machtvoll weiterlebt? Oder ist es der dumpf rauschende Strom Menschenleid, der sich durch die Jahrhunderte wälzt und hier in das ewige Meer eines Mutterherzens ergießt? „Consolatrix aflictorum!" Mit den weichen, klingenden Lauten einer klassischen Sprache steigt die reiche, befruchtende Mystik des Madonnenkultus empor, das uralte hohe Lied der Frau und Mutter, das konfessionslos ist und allen gehört, die einer Mutter Kind gewesen.

Zu allen Zeiten hat die gläubige Menschheit Bedrängnis und Leid zu Orten der Sammlung und Einkehr getragen, Trost und Hilfe erflehend. Und das gütige Heilandswort: „Kommet zu mir, die ihr mühselig und beladen seid," hat gläubiger Kindersinn auf seine erhabene Mutter hinübergeleitet als ein Unzertrennliches. Solche Orte der Sammlung sind durch Ruhe und Stille von der Natur schon dazu geschaffen, ich erinnere an Namen wie: Lourdes, Altötting, Maria Einsiedeln usw. Kevelaer, von dem hier die Rede ist, liegt bekanntlich in der niederrheinischen Tiefebene, die von Krefeld bis zur holländischen Grenze nur vereinzelt Industrie und größeren Verkehr aufweist. In der Landschaft liegt ein ernstgestimmter Ton, wie er in den Bildern der Niederländer, eines Ruysdael und Hobbema, so charakteristisch wiedergegeben. Es ist eine stille, aber um so tiefere Schönheit und Poesie, die in diesen großen Linien und Flächen klingt, die sich endlos wie das Meer in blaue Fernen verlieren. Hier und dort zeigen der spitze gotische oder massige romanische Kirchturm, rot leuchtende Dächer das Vorhandensein von Menschen an. Und durch diese Stille rauscht der Brunnen deutscher Heldensage. Siegfried zieht von Xanten gegen Worms, Krimhilden zu freien, und auf den Wellen des Niederrheins, dessen Bett in grauer Vorzeit an Cleve vorbeiführte, zieht Lohengrins Schwanenboot an den verwaisten Königshof von Brabant. Wie lange noch, und von Osten schiebt sich die riesige Kohlenhand der Industrie polternd in den Frieden des niederrheinischen Landes und gräbt mit gierigen Fingern die Erde auf. Und in der schweren Luft zittert der Kohlenstaub und legt sich auf Menschen und Dinge.

„Wallfahrer ziehen durch das Tal mit fliegenden Standarten, hell grüßt ihr doppelter Choral den weiten Gottesgarten." In Scheffels Lied klingt Freude, das Danklied aufrechtschreitender, heimkehrender Pilger ... Ein sonniger Wallfahrtstag, wie sie im niederrheinischen Lande so selten sind! Flatternde Fahnen, reich gestickt in Gold und Seide, weißgekleidete Kinder und Jungfrauen mit Symbolen ... In den betenden und singenden Reihen leuchten die blauweißen Häubchen westfälischer Bäuerinnen oder der goldene und silberne Kopfputz der Fischerfrauen und -mädchen von der Zuidersee, die grellbunten weiblichen Trachten der polnischen Arbeiterbevölkerung, merkwürdig gedämpft erscheinend in der Masse; malerische Gestalten beiderlei Geschlechts von Bergen op Zoom, in deren Typ noch vielfach der Einschlag der spanischen Rasse unverkennbar ist. Der feierliche Gesang alter schöner Marienlieder, vermischt mit dem Klang der Glocken, besonders an den Sonntagen, dem Hauptandrang, geben ein farbensprühendes Bild echten Volkslebens, dem die religiöse Note das Außergewöhnliche und Interessante verleiht. Aber auch seltsamere Gäste sieht die Madonna zu ihren Füßen. Der europäische Nomade findet sich von Zeit zu Zeit ebenfalls hier ein, aber nicht derjenige von Landstraße und Lagerfeuer, sondern der seßhafte, wohlsituierte Zigeuner. Im Schmucke seiner sämtlichen Ringe und schwersten Uhrkette, beste Garnitur bei „ihm", schwere gediegene Seide um das volle, blauschwarze Haar bei „ihr", so wandert das Drei- höchstens Vierblatt, hier und da begafft, nach verrichteter Andacht, die nebenbei bemerkt, ernst und würdig aufgefaßt, an den zahlreichen Schauläden entlang. Schmuckgegenstände fesseln dabei am meisten die Aufmerksamkeit und lassen das Mienen- und Gebärdenspiel der temperamentvollen Rasse so recht zur Geltung kommen. Doch das sind äußere Eindrücke. Wer mit geschärfter Seele und ebensolchen Sinnen sieht und hört, der sieht hinter Kreuz und Fahne das Leid schreiten mit verhärmten Zügen, in vielerlei Gestalt und Lebensalter, und hört aus dem monotonen Gebetsrauschen das Weinen gebeugter Seelen. Schuld und Sühne, Bitte und Dank schwingen in Lied und Worten mit. — Der im Heinischen Gedicht erwähnte Brauch, wächserne Herzen, Hände und Füße zu opfern, je nach der Art des Anliegens, ist seit Jahren ausgemerzt worden, Beiwerk, das, vom Volke selbst nach und nach eingefügt, nachher schwer sich ausrotten läßt. Manch einfältiges Mütterlein, manch weltfremder Greis, zehn- und zwanzigjährige Wallfahrtsjubilare mögen verwundert den grauen Kopf geschüttelt haben ob der Abschaffung des alten, fest-

gewurzelten Brauches. Daß beim rechten Wallfahren auch der leiblichen Atzung die nötige Aufmerksamkeit nicht fehle, dafür sorgen die zahlreichen Gasthöfe und Wirtschaften. Fast jedes zweite Haus ist auf Gäste eingerichtet. Die Bezeichnung derselben ist nach altem deutschem Brauch meist der Zoologie entnommen. Pferd, Rabe, Schwan sind die in den einzelnen Farben gebräuchlichsten.

Einer unserer vornehmsten Reiseschriftsteller schrieb in einer größeren Tageszeitung in bezug auf Kevelaers Wallfahrt unter anderem: „Auch mancher Katholik wird zugeben, daß die Vermischung von Heiligem und Profanem, die sich an solchen Stätten notwendig herausbildet, bedrückend an das Treiben in den Vorhöfen des Tempels zu Jerusalem erinnert." Wer ohne Voreingenommenheit diese endlosen Reihen betender, singender Pilger in Sonnenschein und Regen daherkommen und nach Verrichtung ihrer Andacht die Gasthöfe und Verkaufsbuden füllen sieht, dem kommt eine derartige Vermischung gar nicht zum Bewußtsein. Der Tempelplatz Jerusalems, der Kulminationspunkt der israelitischen Religion, und das schlichte Madonnenbild lassen keinen Vergleich aufkommen. Und wenn manch lebenslustiger Jüngling, manche vergnügte Jungfrau mit oder ohne religiösen Zweck glaubt, nebenbei das Tanzbein schwingen oder sonstigen vergnüglichen Extravaganzen nachgehen zu können, so ist dafür keine Gelegenheit vorhanden und auch nie vorhanden gewesen.

Wer nun noch die Zeugnisse der Opferwilligkeit kennen lernen will, der sehe sich an stillen, weniger besuchten Tagen die kostbaren, künstlerischen Stickereien des Paramentenschatzes, die goldenen und silbernen liturgischen Gefäße, die reichen Malereien der Marienkirche an. Wer moderne Kunst erwartet, bleibe ruhig fort, wer aber stille, beschauliche deutsche Kunst im Sinne der besten alten Meister sucht, der wird einen besonderen Genuß mit sich nehmen. Der reiche Stoffkreis des Alten und Neuen Testamentes mit seinem hohen, sittlichen Ideengehalt ist an den Wänden und Wölbungen der Kirche mitunter packend zur Darstellung gelangt, in einer Farbenfreudigkeit des Tons, die festlich stimmt.

Nun einiges über die wechselvolle Geschichte der Wallfahrt, die in das Jahr 1647 zurückreicht. Ein kleines Bildchen „unserer lieben Frau von Luxemburg" war durch Soldaten in die Hände eines frommen Ehepaares aus Geldern gekommen. Nächtliche Erscheinungen, mit der bestimmten Bitte, über dem Bildchen eine Kapelle zu bauen, veranlaßten dieselben, der Bitte nachzukommen. Der Ruf des wundertätigen Bildes übte in den damaligen kriegerischen Zeiten große Anziehungskraft aus, und der Zulauf von nah und fern steigerte sich fortdauernd. Im Jahre 1714, nachdem im Jahre zuvor die Geldernschen Lande an die Krone Preußen gefallen, besuchte König Friedrich Wilhelm I. unter anderem auch Kevelaer und opferte laut Chronik eine Wachskerze zu Ehren der Madonna. Vierzehn Jahre nachher, am 12. Juli, übersandte er wiederum eine Summe Geldes zu demselben Zweck und das königliche Wappenschild, welches noch heute dort zu sehen ist. Weiter berichtet die Chronik des dortigen Klosters, daß der Monarch zwei Jahre vor seinem Tode, 1738, auf der Durchreise von Geldern nach Moyland, einem bei Cleve gelegenen Schlosse, zum zweiten Male Kevelaer besuchte, begleitet von seinen beiden ältesten Söhnen. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er zu den Oberen des Klosters: „Je suis protestant, mais je ne vous suis pas contraire." Vor seiner Abreise kaufte er einige Dutzend Rosenkränze und Gebetbücher als Geschenke für seine katholischen Soldaten. Diese sollen, so berichtet die Chronik weiter, so zahlreich der Aufforderung ihres Königs, sich bei ihm Rosenkränze zu holen, nachgekommen sein, daß sie das Schloß förmlich bestürmten, nebenbei noch so viel Bittgesuche vorbrachten, daß der König sich gezwungen sah, die Austeilung dem Pfarrer zu überlassen. 1813 im Oktober kam Kronprinz Friedrich Wilhelm, der nachmalige König, in Begleitung des Prinzen Friedrich der Niederlande nach Kevelaer und hob bei dieser Gelegenheit die damals auch für Pilger übliche Paßkontrolle für diese auf.

Der Gesamtverkehr der Pilger beläuft sich schätzungsweise von Anfang Juni bis Ende November auf ungefähr 500 000 Personen, darunter zirka 500 geschlossene Prozessionen. Das größte Kontingent stellt Rheinland und Westfalen, dann folgen Holland und Belgien mit den größten Städten Amsterdam, Rotterdam, dem Haag, Brüssel, Antwerpen, Lüttich und vielen anderen. So steht das schlichte, vom Alter verblichene Madonnenbildchen nun schon über 260 Jahre, und seine geheimnisvolle Anziehungskraft hat nicht nachgelassen. Tausende haben Trost und Frieden gesucht und gefunden, sind neuer Hoffnung voll zu Haus und Herd zurückgepilgert. Heimliche Wunder neuer, frischer Lebensbejahung! Die befruchtenden Ausstrahlungen solcher Pilgerstätten sind nicht zu unterschätzende Faktoren im Gemüts- und Seelenleben und bedeuten für viele, die im Dröhnen der Maschinen, im Kampf ums tägliche Brot zu nichts anderem mehr Zeit finden, Einkehr in sich selbst.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Am 14. August beging der ausgezeichnete Porträtmaler **Leo Samberger** seinen fünfzigsten Geburtstag. Er stammt aus Ingolstadt und hat in Bamberg das Gymnasium besucht. Nach anfänglichem Studium der Philosophie wandte er sich 1882 der Malerei zu, für die er schon in seinen Schülerzeiten bedeutendste Anlagen verraten hatte, und studierte an der Münchener Akademie zuerst in der Malklasse, dann drei Jahre in der Kompositionsschule bei Lindenschmit. Seine großartige Begabung für die Schilderung komplizierter Charaktere offenbart sich ganz besonders in seinen Künstlerbildnissen, von denen die Ausstellungen der Sezession, auch die heurige, die ausgezeichnetsten Beispiele bringen. Nicht mindere Tiefen zeigen seine Frauenporträts, ferner seine Idealgestalten, zumal die Christusköpfe. Auch religiöse Historienbilder hat Samberger geschaffen, dabei ein jüngstes Gericht, eine Pietà, eine Kreuzigungsgruppe, Propheten und Sibyllen. Die Technik der mit feurigem Temperament geschaffenen Werke erinnert an die des französischen Impressionismus. Formal wie inhaltlich schaffen sie bleibende tiefste Eindrücke. Man darf dem verdienten Meister von Herzen Glück wünschen! — Die Herstellungsarbeiten an der **St. Peterskirche** werden mit Eifer gefördert. Sie betreffen äußerlich die neue Verputzung, die Auswechslung der Portale, die Dachdeckung u. a. m, auch für die Herstellung des Innern werden Vorkehrungen getroffen. Die Arbeiten führen zu mancherlei interessanten Feststellungen betreffs der Baugeschichte der Kirche. — Die alte **Sendlinger Pfarrkirche**, berühmt wegen der Bauernschlacht 1705, bedarf dringend der Herstellung, für die der Magistrat eine Beisteuer von 6000 ℳ bewilligt hat. — Dicht neben der Kirche ist das **Schmied von Kochel-Denkmal** enthüllt worden, ein Werk des Architekten Sattler und des Bildhauers Ebbinghaus. Inschriften, die der k. Archivrat Ernst von Destouches verfaßt hat, derselbe, von dem auch die Anregung zu der Errichtung des Denkmals stammt, weisen auf die oberbayerische Landeserhebung 1705 hin. Sehr charakteristisch ist die Figur des sinnbildlich zu verstehenden Schmiedes, und sehr wirkungsvoll der ganze Aufbau. — Professor **Karl Haider**, der ausgezeichnete Landschafter, ist von der philosophischen Fakultät der Universität Breslau zum Ehrendoktor ernannt worden. — Am Hause **Löwengrube** 23 wurden Freskogemälde des 15. Jahrhunderts aufgedeckt. — An der Dall'Armistraße in Nymphenburg ist das neue **Bürgerheim** entstanden, die Stiftung des Bürgers H. Ritter und Edler von Dall'Armi. Das Gebäude, das vom 1. September an in Betrieb genommen wird, gehört äußerlich zu den erfreulichsten Neubauten Münchens, innerlich zu den praktischsten und gleichzeitig zu den besonders feinen Schöpfungen moderner Raumkunst. Architekt ist der städtische Baurat Gräßel. — Der **Kunstverein** bringt für die nächsten Wochen eine Verkaufsausstellung, ähnlich denen, die er zu Weihnachten veranstaltet. Treffliche Werke sind darunter, wie von Gröber, Petuel, Purtscher, dem Landschafter Th. Hagen aus Weimar.

Antwerpen. In Verbindung mit der Feier des 300. Geburtstages David Teniers d. J. (geb. 20. August 1611) steht die beabsichtigte Errichtung einer neuen Akademie daselbst. — **Aschaffenburg.** Die K. Gemäldegalerie erhielt aus der Münchener Pinakothek u. a. vier Bilder, die Hans Cranach für den Kardinal Albrecht von Brandenburg gemalt hat und ist hierdurch wie durch seinen Besitz von Gemälden des alten Lucas Cranach jetzt zu einer Stätte geworden, wo man gerade die Cranachsche Kunst vorzugsweise studieren kann. — **Berlin.** Am Abend des 3. August starb, nur kurze Zeit nach seinem 80. Geburtstage, der Bildhauer Reinhold Begas. Seine Verdienste hat er sich in seiner früheren Zeit erworben, wo er (erst 20 Jahre alt, mit einer Gruppe „Hagar und Ismaël") gegen die akademisch-klassizistische Richtung bewußt protestierte und auf die Art sich auch gegen die Tradition seines Lehrers Rauch auflehnte. Begas brachte in Deutschland die feurige Lebhaftigkeit des Barock wieder zu Ehren, für das er durch seinen Aufenthalt in Rom begeistert worden war. Besonders das Berliner Kunstleben hat den früheren Schaffensperioden des Meisters sehr viel zu verdanken. Zu seinen bekanntesten Schöpfungen gehört das unter argen Verdrießlichkeiten entstandene Schillerdenkmal daselbst. Schon der Neptunbrunnen auf dem Schloßplatze aber zeigt in seiner Abhängigkeit von Bernini das Nachlassen der alten Kraft, die Begas nur in der Porträtbildnerei noch treu blieb. Den ihm im Alter gegebenen großmonumentalen Aufgaben (Kaiser Wilhelm-Denkmal und Bismarck-Denkmal, beide in Berlin) war er nicht gewachsen; sie verstimmen durch Phrasenhaftigkeit und mangelhafte Komposition. In den Besitz des Kupferstichkabinettes kam ein Skizzenbuch des Malers Tiepolo aus der besten Schaffenszeit dieses großen Meisters dekorativer Kunst. — In **Dresden** soll unter Leitung von Prof. Littmann und Prof. Reinhardt in nächster Zeit eine Theaterarena von 5000 Sitzplätzen errichtet werden. — **Granada.** Die Konservierungsarbeiten an der Alhambra werden zurzeit mit großer Energie betrieben und bringen eine Menge wichtiger Funde und Forschungsresultate mit sich. Ein besonderes Museum wird dafür eingerichtet werden. — Im **Haag** starb am 12. August der Genremaler Josef Israëls (geb. in Groningen

am 27. Januar 1824), der große Nachfolger der alten Niederländer, zumal Rembrandts und einer der gemütstiefsten Schilderer des heutigen holländischen Volkslebens. — Das Kloster **Heisterbach** steht angeblich vor der Gefahr, zu einem Festspieltheater umgewandelt zu werden. Die Nachricht bedarf vorläufig eines hoffentlich begründeten Mißtrauens. — **Hildesheim.** Der daselbst gebürtige Konsul Wilhelm Pelizaeus in Kairo, der bereits wegen seiner großartigen Stiftungen der katholischen Caritas in Aegypten und in seiner Heimat bekannt ist, hat jetzt seiner Vaterstadt durch ein nach ihm benanntes Museum ägyptischer Altertümer eine hochherzige Schenkung gemacht. Es umfaßt sieben große Säle, erfüllt mit vorzüglichsten Denkmälern aus allen Epochen der altägyptischen Geschichte. Nach den gegenwärtigen Preisen des Antiquitätenhandels abgeschätzt, stellt die Sammlung einen Wert von etwa einer Million Mark dar. Die Gegenstände sind von dem Stifter in dreißig Jahren gesammelt worden. Es sind vorzüglich erhaltene bemalte Statuen, Bildnisse, Mumien, Sarkophage, Tonwaren, Gläser, Bronzen, sowie andere kunstgewerbliche Gegenstände, Vasen und Figuren aus den griechischen und römischen Zeiten, Modelle und Originalteile von Architekturen und sehr vieles andere. Das Pelizaeus-Museum steht in seiner Bedeutung den größten derartigen Sammlungen Europas gleich. — **Jerusalem.** Die in unwissenschaftlicher Weise durch ein Syndikat im Felsendome vorgenommenen Ausgrabungen, die nichts Geringeres bezweckten, als die Bundeslade und die Kronen Davids und Salomons zu finden, haben nach Verbrauch bedeutender Summen zu einem Mißerfolge geführt, der für die Beteiligten blamabel, soweit sie türkische Beamte sind, verhängnisvoll ist und bei der Bevölkerung lebhaften Unwillen hervorgerufen hat. — **Landau** (Pfalz). An der Ruine der Madenburg finden Aufräumungs- und Restaurierungsarbeiten statt, von denen man dringend wünschen muß, daß sie den Interessen der Denkmalspflege nicht etwa in jener Weise zu nahe treten, die sich gerade bei der Behandlung unserer alten Burgen nur zu oft beobachten läßt. — **St. Moritz.** Für das Segantini-Museum ist der Erwerb von des Meisters Triptychon „Leben, Natur und Tod" gesichert; der Kaufpreis beträgt eine halbe Million Francs. — **Paris.** Aus dem Louvre wurde Lionardos um 1500 gemaltes Bildnis Mona Lisa, berühmt auch unter dem Namen La Gioconda, gestohlen. Wie es scheint, ist die Tat seit langem vorbereitet gewesen. Da der Täter das Bild unmöglich verkaufen kann, so dürfte er in den Kreisen der Sammler selbst zu suchen sein. Auf die Zustände der Verwaltung fällt durch das Ereignis ein grelles Licht, zumal im Louvre neuerdings bereits mehr Diebstähle vorgekommen sind. Von dem Verbleib des Bildes ist zunächst nichts zu entdecken; Spuren scheinen nach Amerika zu weisen. — **Pavia.** Die nach Aufhebung der Klöster als Nationaldenkmal bestimmte Certosa ist durch Vernachlässigung in einen Zustand geraten, der ihren baldigen Verfall voraussehen läßt. Da es zahlreichen anderen Kunstdenkmälern (unter anderem den Domen von Ancona und Piacenza, dem römischen Monument in Aosta, dem Palazzo Ducale in Mantua) nicht besser geht, so ertönen gegenwärtig in den italienischen Zeitungen dringende Warnungen. — **Rom.** Der Staat macht Anstalten, die Kirche San Nereo-Achilleo zu Museumszwecken mit Beschlag zu belegen. Titularbischof der Kirche ist Kardinal Fischer von Köln. — Die Ausgrabungen unter der Kirche San Crisogono ergaben die Auffindung einer Basilika mit Resten der unterirdischen Confessio und die Tatsache, daß jenes alte Gebäude ursprünglich ein römisches Patrizierhaus gewesen ist. — Uebrigens hat auch Rom jetzt seinen Bilderdiebstahl; aus der Farnesina ist ein Rubens und zwei Guido Reni entwendet worden. — **Zürich.** Ausgrabungen am Pfäffiger See führten zur Aufdeckung eines aus dem dritten Jahrhundert stammenden ausgedehnten römischen Kastells. Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Goethes Geburtstag feierte das Kgl. **Residenztheater** durch eine feinabgetönte Wiedergabe von „**Clavigo**", die wohl geeignet war, das Vorurteil zu verscheuchen, mit dem dieses bühnenwirksame Stück noch zu kämpfen hat, weil die Zeitgenossen des Dichters das Trauerspiel an dem vorausgehenden „Götz" messen zu müssen glaubten. Die Gestalt des glänzend begabten, aber charakterschwachen Literaten verträgt vorzüglich die moderne Auffassung, die jedes Pathos flieht und in der Charakteristik Halbtöne bevorzugt, wie Herr v. Jacobi sie meistert. Das Publikum fühlte sich gefesselt.

Prinzregententheater. In der zweiten Meistersingeraufführung, die wiederum **Röhr** mit vollem Erfolge dirigierte, gab van Rooy den Sachs. Seine gefühlstiefe und geistige Auffassung des Schusterpoeten ist schon lange vorbildlich. Wenn wir in Feinhals einen Sachs besitzen, der ihm an überzeugender Darstellungskunst nicht nachsteht, ihm heute an Tonschönheit zuweilen überlegen ist, so schmälert dies nicht das Verdienst des großen Künstlers. Das Evchen sang diesmal Frl. Ulbrig mit anmutigem Erfolg. Die Jungfer Lene, eine sonst nicht immer sympathische Figur, gewinnt in Frau Schumann-Heinks Gestaltung an Farbe und liebenswürdigem Humor. Den Stolzing sang wieder Knote und wir können uns wahrlich nichts Besseres wünschen. Die bewährten anderen Rollenträger bedürfen heute keiner neuerlichen Aufzählung, selbst die kleine Charge des Nachtwächters war mit einem Künstler vom Range **Sieglitzens** besetzt. Das Haus war wiederum ausverkauft.

Volksfestspiele. Im Vorjahre hat Max **Reinhardt** in der großen Festspielhalle des Münchener Ausstellungsparkes den „**Oedipus**" gegeben. Diese Aufführung inaugurierte eine Bewegung zur Wiederbelebung der Antike, die viel gepriesen und viel gescholten wurde. Reinhardt hat die Tragödie unterdessen in vielen Städten spielen lassen, und wie sich auch der eine oder der andere dazu stellen mochte, **gleichgültig** hat sie niemanden gelassen. Heuer hat er sich an die **Orestie** des Aeschylos (in der Uebertragung Vollmöllers) gewagt. Die Trilogie entbehrt des gradlinigen, energisch dem Ende zustrebenden Handlungsverlaufes. Die Klytämnestraszenen hatten die packendste Wirkung. Die „Eumeniden" mußten naturgemäß an Eindruckskraft zurückstehen. Für uns muß die Erlösung des Orestes eine kühle Allegorie bleiben, was für die Zeitgenossen des Tragikers eine Abkehr von barbarischer uralter Satzung bedeutete. „Wer hat recht, jene Erinyen, die unablässig rächen, oder Apollon, der Sühne verspricht und gewährt? Beide hatten Parteien unter den Zuhörern, beide Partei in des Dichters eigenem Herzen." Die leidenschaftlichen Instinkte, sagt A. v. Gleichen-Rußwurm im Nachwort einer sehr sprachschönen Orestieübertragung, wie die gesetzgebenden, sich selbstbeherrschenden Geisteskräfte sind im Gefühle des Dichters lebendig und er ringt mit ihnen. Dieses Ringen des Tragikers nach einer Harmonie der Weltanschauung **unmittelbar** dem modernen Zuschauer, zumal den breitesten Schichten, denen nach Georg **Fuchs** schönem Plane diese „Volksfestspiele" gewidmet sind, zum Bewußtsein zu bringen, kann heute nicht mehr gelingen, da die Götter Griechenlands für uns nur noch schöne Symbole sind. Man hat schon beim „Oedipus" scharfe Einwände gegen Reinhardts Behandlung der Chöre erhoben. Mit **Schiller** betrachten eben noch viele den aeschyläischen Chor als Rahmen des Gemäldes, als Milderung des Allzuschrecklichen durch seine Ruhe. Heute überwiegt die Auffassung, daß der Chor gleichfalls Träger der Handlung, denn der antike Mensch fühlte sich stets als Glied seiner Volksgemeinschaft, viel weniger als Einzelpersönlichkeit. Es läßt sich somit künstlerisch nichts dagegen einwenden, daß Reinhardt seinem Chor die volle Bewegtheit der Masse verleiht, daß er die Erinyen im fahlen Dämmerschein der Nacht wie eine Flutwelle auf Orestes einstürmen läßt. Diese teils stürmende, teils kriechende Horde, ein Massenorganismus, gab den Eindruck des Unentrinnbaren, Unerbittlichen von grausiger Größe. Die Orchestra war gegen das Vorjahr stark vergrößert, von ihr erhob sich der machtvoll ansteigende Stufenbau zum Königspalast, der mit wenig dekorativen Aenderungen auch als Tempel gilt. Der Einzug Agamemnons auf dem von vier Grauschimmeln gezogenen Siegeswagen war ein künstlerisch entzückender Anblick, die frohe Farbigkeit der Kostüme stets von erlesenem Geschmack. Gespielt wurde sehr gut. Die wuchtige Gestalt Diegelmanns repräsentierte den Agamemnon glänzend, einige Damen freilich erschienen in dem Riesenraume wie Porzellanfigürchen neben Marmorstatuen. Auch mußte mancher die Stimme allzusehr forcieren. Den Orestes gab Moissi, welcher dem Atriden manchen Zug seines „Hamlet" verlieh. Eine starke, künstlerische Leistung war auch die Klytämnestra der Frau Feldhammer. Sie versuchte manch intimes Charakterisierungsmittel auf den al fresco-Stil zu übertragen. Die antiken Akteure trugen bekanntlich Masken und die modernen sehen sich auf diesen rekonstruierten Amphitheatern vieler mimischer Ausdrucksmittel beraubt. In der Ausbildung der Chöre steckt wiederum eine gewaltige Arbeit, wie durch die ganze Aufführung ein großer Zug ging. Eine Dame tadelte mir gegenüber die mangelhafte Bekleidung einiger Sklaven, die Vermeidung jeglicher Trikots. Gewiß diese „moderne" Angst vor dem Trikot ist lächerlich. Trikot gibt zuweilen Falten, aber auch die Glatzenperücken der Greise taten dies, ohne darum der „künstlerischen Wirkung" Eintrag zu tun. Der Beifall war sehr stark.

Festkonzerte. Rich. **Strauß**, welcher im Residenztheater Mozarts „Entführung" dirigiert hatte, fand sich am gleichen Abend in der Tonhalle ein, woselbst Löwe in wahrhaft bestechender Weise die „sinfonia domestica" interpretierte. Das Publikum feierte den Komponisten, den Dirigenten und das Orchester in stürmischster Weise. Gleich hoch stand die Wiedergabe von Beethovens „6." und „7.", der Oberonouvertüre, Tschaikowskys „pathetische" und Liszts „Orpheus". Ich bedauere, dieser Fülle des Schönen nicht mehr Raum gönnen zu können.

Verschiedenes aus aller Welt. Freksas „Dicker Cäsar", ein Drama aus der Zeit von des römischen Weltreiches Niedergang, hatte im **Berliner** Deutschen Theater mäßigen Erfolg. In der Wiedergabe machte es sich nach Berichten schmerzlich fühlbar, daß Direktor Reinhardt in München weilt. — Angeregt von meiner Notiz über das Erler Passionsspiel teilt mir der mit der wissenschaftlichen Bearbeitung dieses Stoffgebietes beschäftigte Schriftsteller Dörrer in Innsbruck mit, daß das Erler Spiel vielleicht älter

sei, wie dasjenige Oberammergaus. Nur durch die Maßnahmen Maria Theresias und Josephs II. und die Brände in den Kriegswirren wurde es beiseite gedrängt. Es wird sich bemühen, seine volle Originalität zu wahren. Die Fassung in Alexandrinerversen, sagt Dörrer, sei nicht von „Ettal", sondern von den Jesuiten-Dramen beeinflußt. Gewiß von letzteren ging die ästhetische Bildung aus. In ihr wurzeln der Oberammergauer Text des Ettaler Paters Rosner, die Schuldramen der adeligen Akademie und anderseits die Erler Fassung. Es sind eben die gleichen Bildungseinflüsse, die sich ohne direkte Berührung an der Ammer und am Inn geltend machten. — Karl Domanigs Hofertrilogie wird in zwei Jahren in Erl aufgeführt werden; 1912 wird sie im Freilichttheater in Oettigheim (Baden) gegeben. Die in München gegründete „Tiroler Bühne" machte sich jüngst durch eine erfolgreiche Inszenierung von Domanigs „Hofer" verdient. — Das von Löwe geleitete Orchester des Konzertvereins München wird im Dezember unter Mitwirkung des Nürnberger Chorvereins die Uraufführung von Mahlers „Klagendem Lied" bieten.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Berliner Effektenbörse ist von neuerlichen Paniken und Kursstürzen verschont geblieben. Die Nervosität der einzelnen Effektenmärkte waren jedoch unverändert. Die abwartende Haltung der berufsmässigen Spekulation hat sich auch auf das Kapitalisten- und Privatpublikum übertragen, und dadurch war es möglich, dass sogar eine, wenn auch geringfügige, beruhigte Entwicklung des Kursniveaus der Industriewerte Platz greifen konnte. Im Gegensatz zu Paris, London und vor allem Neuyork kann den deutschen Finanz- und Börsenkreisen zugestanden werden, dass alle Faktoren den unsicheren, höchst gefahrvollen Marokkowirren mit sachlichster Ruhe begegnen. Bei den verschiedentlichen Entstellungen, Verhetzungen und absichtlichen Komplikationen, die ein Teil der auswärtigen Politiker und der Tagespresse zur Verschlechterung der allgemeinen politischen Lage lanzieren, und anderseits bei der nervösen Gereiztheit der Situationen bei uns ist daher die von unseren Börsen beobachtete sachliche Ruhe um so höher einzuschätzen. Auch ist dabei in Betracht zu ziehen, dass trotz der in der Vorwoche wiederholt vorgenommenen grösseren Effektenverkäufe ein erheblicher Teil der Börsenengagements auf schwacher Grundlage steht und nur mit Hilfe von fremden Geldern unterhalten wird. Diese Hinweise und die allgemeine Lage berechtigen wohl zu der Ansicht, dass die innere Position unserer Effektenmärkte keineswegs der nach aussen hin bisher geübten Ruhe entspricht. Es ist sehr leicht möglich, dass — vielleicht schon bei dem kleinsten äusserlichen Anlass — besonders der Berliner Kassa-Industrie-Aktienmarkt grössere Kurseinbussen und schärfere rückläufige Tendenzen erleiden kann. Die monatelang angehaltenen und fast ununterbrochenen Avancen aller Industriewerte sind zum Teil ungesunde und entsprechen bei dem derzeitigen Kursniveau nicht immer den sachlichen Verhältnissen, speziell der Situation der einzelnen Industriesparten, nicht mehr. Es muss ja zugegeben werden, dass Deutschlands Handels- und Wirtschaftsmärkte einen sehr erfreulichen Aufschwung verzeichnen können. Diese Momente sind jedoch schon in so grossem Masse in den gegenwärtigen Kursen eskomptiert, dass eine ruhigere, zum mindesten pausierende Entwicklung des Kursgebäudes erforderlich ist. Vorsichtige Effektenbesitzer werden gut tun, die zukünftige Börsenlage skeptisch zu betrachten. Abgesehen von den leicht möglichen Komplikationen in der politischen Lage sind eben börsentechnische Momente massgebend. Die grosse Uebersättigung und Müdigkeit unserer Börsen ist erwiesen. Ausserdem zeigte der Monatsultimo einzelne unangenehme Vorgänge: Grosse Realisationen, Zwangsverkäufe und leider auch Zahlungseinstellungen, wenn auch unbedeutender Art. Nicht zu übersehen ist ferner, dass mit dem Eintritt des Herbstes der Entwicklung der internationalen Geldmärkte das Hauptaugenmerk zuzuwenden ist. Im Zusammenhang mit dem unsicheren politischen Horizont haben alle Geldquellen bereits Fürsorge und Massnahmen getroffen, auf alle Eventualitäten gerüstet zu sein. Die Realisierung der Ernten und die dadurch notwendigen grossen Geldbedürfnisse beanspruchen alljährlich zum Herbste das Hauptteil des offenen Geldmarktes. Man muss konstatieren, dass die Situation der deutschen Geldmärkte, trotz all der oben erwähnten Hindernisse, derzeit eine vorzügliche ist. Dabei hat das Ausland, besonders Frankreich und England, mit bestimmter Absicht unserem Geldmarkt durch das Entziehen der grossen Auslandsgelder gerne Schwierigkeiten verursachen wollen. Die Deutsche Reichsbank ist liquid und flüssig, wie selten um diese Jahreszeit. Das Zentralnoteninstitut verfügt über enorme greifbare Aktiven, zeigt vor allem eine Rekordziffer im Metallbestand, ist also gerüstet gegen grosse Anforderungen. Der Eindruck dieser Momente auf das Ausland war auch erwiesenermassen kein unbedeutender, und das Vertrauen zu unserer Finanzlage ist erheblich vergrössert. Auch die Grossbankwelt ist weiterhin für Liquidität der Kassen eifrig besorgt. — Der Neuyorker Effektenmarkt zeigt seine charakteristisch nervöse, unsichere und vor allem unberechenbare Lage und macht den Kapitalisten jede Beteiligung an den amerikanischen Effektenkategorien unhaltbar. Die Berichte vom Eisen- und Stahlmarkt, die Preiserhöhungen für Zink und andere Produkten, die anhaltend günstige Lage der Elektrobranche, sowie gebesserte Meldungen aus den Streiklagern der Metallindustrie und sonstigen Branchen wirkte auf die heimischen Märkte sehr beruhigend. Das Gebiet der heimischen Rentenwerte blieb dagegen leblos und die Kurse waren weiterhin abbröckelnd.

M. Weber.

Die **Ostertag-Werke Vereinigte Geldschrankfabriken, A.-G. in Aalen**, welche sich auf dem Weltmarkte eine erste Stellung erobert haben und auf allen Weltausstellungen durch den „Grand prix“ ausgezeichnet wurden, können wir allen Interessenten auf das beste empfehlen. Die durchaus erstklassigen Original-Ostertag-Geldschränke haben ihre Widerstandsfähigkeit gegen die Angriffe der raffiniertesten Einbrecher und im wütendsten Kampfe mit den verheerenden Elementen des Feuers bewiesen. Sie bewahrten ihren Inhalt nicht nur in der heißesten Glut unversehrt, sondern sie erwiesen sich auch unter den härtesten Proben als einbruch-, sturz- und fallsicher. Auch gegen die neuesten Einbruchsmethoden durch Thermit oder mittels des gefürchteten Aufschmelzens durch den Fouché-Schneidebrenner besitzt die Firma speziell patentierte Konstruktionen, welche auch diesen Gefahren jeden Widerstand leisten. Die der Firma patentierten Progreß- und Triplex-Kombinations-Sicherheitsschlösser sind das Beste, was auf diesem Gebiete überhaupt existiert. Außer den bekannten Kassenschränken in allen Größen mit den verschiedensten inneren Einrichtungen baut die Firma solche Schränke in Kommode- und Stehpultform. Sie liefert eiserne, diebessichere und feuerfeste Aktenschränke, feuer- und diebessichere Schrank-Kassetten, eiserne Mauereinsätze, eiserne, diebessichere Amtskassetten und Handkassetten, diebessichere Opferstöcke und einbruchsichere Tabernakel- sowie Paramentenschränke. — Die Erzeugung von Stahlkammern, Panzertüren, Safesanlagen und sonstigen Bankeinrichtungen bildet eine Spezialität der mit den Ostertag-Werken vereinigten Firma Goetz & Co. in Stuttgart. Das Werk II der Ostertag-Werke liefert außer Panzer-Tresoranlagen „System Goetz“ „Safes-Deposit-Schränke“ und „Diamant“-Panzer-Stahlschienen. Diese neueste Tresor-Panzerung erweist sich von bisher unerreichter Sicherheit, sie ist wesentlich billiger und viel einbruchsicherer, als die früheren Panzerungsmethoden.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 37. München, 16. September 1911. VIII. Jahrgang.

Ist das Zentrum eine exklusiv katholische Fraktion?

Von P. Diodor Henniges O. F. M.

Trotz der bedauerlichen Vorkommnisse der letzten Monate, trotz der Erklärungen, die von berufener Seite gegeben wurden[1]), trotz der hochkritischen Zeit, in der wir uns jetzt vor den Neuwahlen befinden, können es einige Eigenbrödler nicht unterlassen, am Zentrum ihr Mütchen zu kühlen. Neuerdings macht ein von Koblenz, 21. August 1911, datierter offener Brief an die „Köln. Volksztg." die Runde; die Absender haben ihr Elaborat an den Papst, den Staatssekretär, den Nuntius und fast alle deutsch sprechenden Bischöfe gesandt. Man traut seinen Augen nicht, wenn man den Brief liest. Der letzte Satz beleuchtet blitzartig die ganze Situation: „Wenn das Zentrum das wäre, was es nach Ihren eingangs zitierten Sätzen werden müßte, dann wäre es jedes Katholiken Pflicht, mit aller Energie auf die Zertrümmerung desselben hinzuarbeiten und wieder eine katholische Fraktion zu gründen, wie es das Zentrum vormals war." Die Verfasser scheinen von der geschichtlichen Entwicklung des Zentrums keine Ahnung zu haben. Im folgenden stützt sich die Darstellung auf Ed. Hüsgens: Ludwig Windthorst (Köln 1907)[2]), J. N. Knopp: L. Windthorst (Dresden und Leipzig 1898), L. Pastor: Aug. Reichensperger (Freiburg i. B. 1899), und Otto Pfülf S. J.: Hermann von Mallinckrodt (Freiburg i. B. 1901).

Aus der ganzen Geschichte der Zentrumspartei geht hervor, daß sie nie eine exklusiv konfessionelle katholische Partei hat sein wollen, daß sie also von jeher trotz der Anerkennungen von seiten der Päpste Leo XIII. und Pius X. auf verkehrten Bahnen gewandelt sein müßte. Das deutsche Parteileben steckte anfangs der 60er Jahre noch in den Kinderschuhen. Da ist es begreiflich, wenn die meisten Vertreter des preußischen katholischen Volkes 1852/53 im Landtage zu einer „katholischen Fraktion" zusammentraten. Der Grund lag in den Erlassen der Minister von Raumer und von Westfalen, die trotz der Verfassung vom 31. Januar 1850 nicht von der Vorstellung lassen konnten, daß Preußen ein evangelischer Staat sei. Die vom Oberregierungsrat Heinrich Osterrath geschriebenen Satzungen der katholischen Fraktion mit ihren 62 Unterschriften enthielten fast nur eine Art Geschäftsordnung; trotz des Namens sollten Nichtkatholiken nicht ausgeschlossen sein. Der gewählte Name weckte die Vorstellung, als ob die Mitglieder dieser Fraktion nur katholische Interessen verteidigen wollten; demgegenüber betonte von Waldbott-Bornheim, daß das nicht der Fall sei. Die Fraktion erstrebte vielmehr die Aufrechterhaltung und Durchführung der verfassungsmäßigen Parität und die Wahrung des konfessionellen Charakters der Schule, der ebenfalls durch die Verfassung gewährleistet war. In dem Programm zu den Wahlen von 1858 wird betont, daß die Fraktion sich wohl bewußt sei, nicht bloß die Rechte der Katholiken, sondern aller ihrer Mitbürger vertreten zu müssen, Vertreter des ganzen Volkes zu sein; ihre Anträge ständen nicht auf konfessionellem, sondern auf staatsrechtlichem Boden. Weiter wird darin die Beibehaltung oder Aufgebung des Namens, „der nur ein Paroli auf gewisse ministerielle Erlasse sein sollte", als offene Frage hingestellt. Nachdem am 12. Januar 1859 der neue Landtag zusammengetreten war, nannte sich die Fraktion Zentrum; behielt aber auf Mallinckrodts vermittelnden Vorschlag in Klammer den Namen Katholische Fraktion bei. Diese halbe Maßregel gab den Gegnern wieder Stoff zu böswilligen Angriffen. Darum betonte August Reichensperger in der Kammersitzung vom 14. Mai 1861, daß die Fraktion durch Aenderung des Namens ihre durchaus politische Natur gegen jede Mißdeutung habe sicherstellen wollen; er fügte hinzu: „Es wären uns Andersgläubige sogar recht willkommen." Nachdem 1862 die Partei auf 29 Mitglieder zusammengeschmolzen war, einigte man sich dahin, sich als parlamentarische Gesellschaft ohne Statuten und ohne Programm zu konstituieren. Die Folge war ein weiteres Abnehmen der katholischen Abgeordneten. 1867 wurden nur noch 15 gewählt, die überhaupt nicht mehr zu einer eigenen Fraktion zusammentraten.

Aus diesen urkundlich festgelegten Berichten ergibt sich, daß selbst in den Kindesjahren die Fraktion es abgelehnt hat, eine rein katholische zu sein. Als sie einsah, daß der Name zu solchem Glauben leicht Veranlassung bieten könnte, hat sie ihn auf Mallinckrodts Vorschlag geändert, und nur, um eine Spaltung zu verhindern, wurde der alte Name noch in Klammern beibehalten. (Pfülf: S. 168.)

Als 1870 die Fraktion zu neuem Leben erstehen sollte, riet in der „Kölnischen Volkszeitung" ein „hervorragender Führer der katholischen Partei", den alten Namen: Katholische Fraktion wieder zu wählen. Das Soester Programm (28. Oktober 1870), das die Grundlage des späteren Zentrumsprogramms bildete, betonte mit Nachdruck die Erhaltung der verfassungsmäßig anerkannten Selbständigkeit der Kirche, tatsächliche Durchführung der Parität, konfessionelle Schule, Abweisung des Versuchs zur Entchristlichung der Ehe. Das waren die Hauptpunkte in religiöser Beziehung. Am 13. Dezember 1870 wurde nach langwierigen Verhandlungen endlich eine Einigung erzielt; die neue Fraktion nannte sich Zentrumsfraktion (Verfassungspartei). Man faßte einen förmlichen Beschluß, auch Nichtkatholiken als Mitglieder in die Fraktion aufzunehmen. Die Führer wollten eine politische Partei; das gefiel nicht allen; deshalb schlossen verschiedene katholische Abgeordnete dem Zentrum sich nicht an; dafür trat ihm eine Reihe von Protestanten bei.

Trotzdem somit klar erwiesen war, daß die Fraktion aus der Vergangenheit gelernt und nicht wieder eine exklusive konfessionelle Partei bilden wollte, wurde doch stets der alte Vorwurf wiederholt, sie sei konfessionell. Windthorst betonte demgegenüber im Reichstage (30. März 1871): „Konfessionell ist sie nicht; es steht jedem aus jeder Konfession, der die Statuten annimmt, der Eintritt völlig offen", und am 22. April 1871: „Die Zentrumsfraktion ist eine politische; sie vertritt das Prinzip, daß Recht und Moral auch in öffentlichen Dingen gelten soll." Am 30. Januar 1872 gab Windthorst im Abgeordnetenhause dem Reichskanzler Bismarck, der die Bildung einer konfessionellen Partei in einer politischen Körperschaft eine der ungeheuerlichsten Erscheinungen genannt hatte, zur Antwort: „Die Fraktion des Zentrums . . . ist keine konfessionelle. Das Programm derselben ist öffentlich bekannt gemacht. Wir haben auf Grund desselben

---

[1]) Die letzte autoritative Erklärung wurde erst vor kurzem von Sr. Exzellenz dem Apostolischen Nuntius in München, Monsignore Frühwirth, einem Vertreter des „Bayerischen Kurier" abgegeben. Der Nuntius erklärte gegenüber Angriffen ausländischer Zeitungen und insbesondere der „Unita Cattolica" auf die Mainzer Rede des Fürsten Aloys zu Löwenstein (die Angriffe bewegten sich in der gleichen Richtung wie die in vorstehendem Artikel näher zu beleuchtende) u. a.: „Ich hege den Wunsch, daß die Katholiken Deutschlands sich deswegen nicht beunruhigen, sondern einig und geschlossen bleiben und fortfahren, ihr ganzes Vertrauen auf die Persönlichkeiten zu setzen, die seit Jahren mit Eifer und Opferwilligkeit der katholischen Sache sich angenommen haben."

[2]) Wo nähere Hinweise fehlen, ist Ed. Hüsgens Werk unsere Quelle.

jeden eingeladen, der diese Grundsätze annehmen kann und will; und wer darauf akzeptierend eintritt, ist uns willkommen, welcher Konfession er immer angehöre." Am folgenden Tage unterstrich Mallinckrodt diese Worte: „Wir haben", sagte er, „Ihnen drei- und viermal gesagt: Wir sind nicht nur keine konfessionell gebildete Fraktion, sondern wir wollen es auch nicht sein, wir sind es prinzipiell nicht nach unserm Programm, wir sind es tatsächlich nicht, insofern als wir bekanntlich im Reichstage (begründet am 3. März 1871) auch protestantische Mitglieder zählen." Dann wies er hin auf das Programm:

„Der erste Punkt ist die Betonung des strengen Standpunktes des positiven und historischen Rechtes.... Das zweite ist das Prinzip der religiösen Freiheit.... Der dritte Punkt ist das Prinzip der Föderation im Gegensatz zu dem Prinzip der Zentralisation." — Mallinckrodt bemerkte bei dieser Gelegenheit mit Recht: „Man muß vorab die Frage stellen, ob die Gegner glauben, daß man die Wahrheit sagt oder ob sie einfach glauben, daß man lügt. Wenn mein Gegner glaubt, daß ich mit Wahrheit spreche, dann finde ich es nicht hübsch, nicht ehrenhaft, wenn der Gegner immer wieder, trotz aller Berichtigungen, trotz aller Verabredungen, auf denselben Punkt zurückkommt, von dem er ausgegangen ist."

Man sollte fast meinen, wer trotz dieser Beweise, die schon so oft geführt sind, die alte Phrase wiederholt, der handle gegen besseres Wissen. Auch Peter Reichensperger wies am 21. April 1874 im Reichstage auf den Unterschied zwischen einer rein politischen und einer spezifisch katholischen Partei hin. Windthorst unterstützte ihn mit den Worten: „Von einer kath. Fraktion, hier im Hause namentlich, kann nicht die Rede sein; es ist nur die Rede von der Zentrumsfraktion, zu welcher jedem von Ihnen der Beitritt offen steht, wenn er das Programm billigt."

An der Gründung des Zentrums war auch August Reichensperger in hervorragendem Maße beteiligt. Auch er betonte öfter, daß das Zentrum keine konfessionelle Partei sei. So sagte er am 4. April 1871 im Reichstag: „Klerikale sind wir nicht, wir sind Katholiken. Unsere Fraktion hat sogar einen förmlichen Beschluß gefaßt, daß Nichtkatholiken ohne jede Bedingung aufgenommen werden sollen. Der Eintritt von Nichtkatholiken in die Fraktion wäre sehr wünschenswert, weil dadurch eine Menge Vorurteile beseitigt würden. Es würde sich dann zeigen, daß sie, die Zentrumspartei, gar keine Hintergedanken hat. (Pastor II 23).

Endlich möge noch das Zeugnis des großen Bischofs Freih. v. Ketteler hier Platz finden. In einer besonderen Schrift, in der er die Gründe für die Niederlegung seines Mandates angibt (1871), sagt er: „Man hat der Zentrumsfraktion hartnäckig und mit kluger Berechnung den Vorwurf gemacht, sie sei gar keine politische Partei, sie sei vielmehr eine exklusiv religiöse, und zwar eine exklusiv katholische Partei. . . . . . Dagegen behaupte ich, daß dieser Vorwurf gänzlich unbegründet und eine boshafte, intolerante Erfindung der Gegner der Zentrumsfraktion ist." In seinem Hirtenbrief, den er am 13. Februar 1871 an die Gläubigen seiner Mainzer Diözese über die bevorstehenden Wahlen richtet, ermahnt er sie, unter Hinweis auf die Gefahren aufrichtige und wahre Katholiken zu wählen. Dann fährt er fort:

„Wenn ich auf diese Weise Euch auffordere, bei den Reichstagswahlen die Interessen Eurer Religion wahrzunehmen, so dürfet Ihr Euch nicht beirren lassen durch die Einrede, der Reichstag sei ja keine religiöse Versammlung, er habe sich mit politischen und bürgerlichen Dingen zu befassen, welche die Kirche nichts angehen, und es sei überflüssig, ja sogar schädlich, bei den Abgeordneten zum Reichstag auf die Religion zu sehen. Diejenigen, welche so zu sprechen pflegen, sind weit entfernt, nach ihren Worten zu handeln. Sie gerade beurteilen alle politischen Dinge nach ihren religiösen Sympathien oder vielmehr ihren religiösen Apathien. Selbst bei Gemeinderatswahlen verfährt diese Partei, wie Ihr selbst nur zu oft erfahren habt, nach religiösen Parteizwecken, und die tüchtigsten Männer werden von ihnen ausgeschlossen, bloß weil sie christliche oder, wie man sagt, ultramontane Gesinnungen haben. Diese Leute haben also am wenigsten das Recht, mir und Euch zu sagen, wir sollten in bürgerlichen und nationalen Dingen nicht an die Religion denken. Was aber das Verhältnis der politischen Fragen zu den religiösen selbst betrifft, so ist es allerdings richtig, daß dieselben zum Teil sich nicht berühren. So ist z. B. die Frage, wie man die Zölle und Steuern zu erheben habe, gewiß unabhängig von der Religion. Aber neben diesen rein bürgerlichen und den rein geistlichen Fragen gibt es eine Menge von Angelegenheiten, welche in beide Gebiete tief eingreifen. Dies ist z. B. der Fall über die Ehe und die Erziehung. Aber nicht bloß in diesen besonderen Punkten, sondern in allen großen Grundfragen des bürgerlichen Lebens wird die Religion, welche mit Recht und Sittlichkeit unzertrennlich verbunden ist, sich ebenso offenbaren müssen, wie sich der mit Gewalttätigkeit und Ungerechtigkeit verwachsene Unglaube geltend macht. Dieser Unterschied wird in allen politischen und nationalen Fragen in den Vordergrund treten. Ihm gegenüber tritt der Unterschied, welcher uns Katholiken von den gläubigen Protestanten scheidet, zurück. Dem modernen Unglauben gegenüber, welcher die Grundlagen alles Rechtes und aller Moral bedroht, müssen alle zusammenstehen, die an Christus und einen lebendigen Gott glauben und eine ewige Seligkeit hoffen. Mögen daher unsere katholischen Wahlkreise eifrige Katholiken zu Vertretern auswählen und protestantische Wahlkreise gläubige Protestanten in den Reichstag senden. Dann wird es gelingen, dem neuen Deutschen Reich Gesetze zu geben, die einen wahren und bleibenden Frieden unter den christlichen Konfessionen begründen, die dem deutschen Volke seine christliche Gesinnung, Gottesfurcht und Sittlichkeit bewahren und dadurch feste Grundlagen für die wahre Größe Deutschlands und die Zukunft dieses neuen Reiches sind" (J. M. Raich: W. Em. Freiherr von Ketteler, Hirtenbriefe, Mainz 1904, S. 653 ff.)

Es ist wahrhaftig ein Verbrechen am ganzen christlichen Volke, jetzt, wo die Wogen des Unglaubens alle Ufer zu überfluten drohen, die gläubig gesinnten Protestanten kopfscheu zu machen und von unserer Seite zu vertreiben. „Wer sich nur einigermaßen auf die Zeichen der Zeit versteht", schrieb August Reichensperger schon 1863, „dem kann es füglich nicht ein Geheimnis sein, in welchem Maße es nottut, daß auf allen Gebieten die aufrichtigen Christen mehr desjenigen eingedenk sind, was sie vereinigt, als dessen, was sie trennt." (Pfülf 12.)

Noch ernster betonte v. Mallinckrodt am 9. Mai 1873 im A.-H. die Notwendigkeit des Zusammenschlusses aller positiven Christen: „Und wir, meine Herren, wir verteidigen das christliche Staatsprinzip gegen das heidnische.... In diesem Kampfe stehen, Gott sei Dank, die Katholiken nicht allein, neben uns stehen gerade die treuesten Söhne der evangelischen Kirche. Wir sind uns der konfessionellen Unterschiede sehr wohl bewußt. Indes wir achten wechselseitig die Freiheit der Ueberzeugung und stehen gemeinsam ein für die gemeinsame Freiheit. Aber, m. H., wir sind uns auch vollständig bewußt der Solidarität der christlichen Interessen gegenüber der Zeitströmung, die sie mit Vernichtung bedroht." (Pfülf 416). Am 23. April 1874 äußerte sich Windthorst in ähnlicher Weise im Reichstag; er wies zunächst darauf hin, daß die Katholiken sich zusammengeschart hätten, als das von Friedrich Wilhelm IV. konstituierte Kirchenrecht wieder beseitigt werden sollte.

„Das ist der Anfang und die Ursache der Bildung der Zentrumsfraktion, die übrigens nach langer Ueberlegung und Diskussion mit vollem Bewußtsein ausgesprochen hat, daß die Zugehörigkeit zu irgendwelchem Bekenntnis gar kein Erfordernis sei, um teil an ihr zu nehmen. Denn sie erkannte, daß es nicht allein für die katholische Kirche, sondern auch für die protestantische Kirche notwendig sei, die Marksteine, die Fr. Wilhelm IV. gesetzt hat, zu verteidigen; sie überzeugte sich, daß gegenüber dem mehr und mehr umsichgreifenden Unglauben alle gläubigen Elemente sich sammeln sollten und sammeln müßten, um den Werken des Unglaubens entgegenzutreten. (Sehr richtig! im Z.) Es sind infolgedessen mehrere protestantische Mitglieder im A.-H. wie hier mit der Zentrumsfraktion in die innigste Verbindung getreten, und, m. H., außerhalb des Hauses, das versichere ich, gibt es eine sehr große Zahl gläubiger Protestanten, die fest und unerschütterlich zur Zentrumsfraktion gehören." (Ausgewählte Reden W. Osnabrück 1911, I, 136/7.)

Wenn schon damals der Zusammenschluß aller gläubigen Elemente so dringend nötig schien, wer kann denn heute noch in dem Wahne leben, als brauchten die Katholiken weiter gar keine Bundesgenossen. Die Angriffe gegen das heutige Zentrum laufen zu guter Letzt darauf hinaus, auch noch die positiven Christen unter den verschiedenen Bekenntnissen zu entzweien. Der lachende Dritte wäre dann der Linksliberalismus und schließlich nur die Sozialdemokratie. Da ist es begreiflich, wenn die Wegbereiter der Roten, die Liberalen, ihre größte Freude haben an den liberal angehauchten und — an den übereifrigen Katholiken, denen selbst der Papst nicht katholisch genug ist. Es bleibt wahr, was die alten Zentrumsveteranen so nachdrücklich betont: es gilt heutzutage vor allem, daß die christliche Moral nicht außer acht gelassen werde. Heutzutage dreht sich der Kampf nicht so sehr um die Existenz der einzelnen Konfessionen, als vielmehr um das ganze Gebäude des Christentums. Weil da die katholische Kirche an erster Stelle Bannerträgerin ist, gilt ihr vor allem der Kampf. Es ist deshalb ein überaus verwerfliches Unternehmen, in einer so gefahrvollen Zeit der von allen Seiten befehdeten Partei noch in den Rücken fallen

zu wollen. Gewiß untersteht der Katholik für den Bereich seines gesamten Handelns der kirchlichen Lehr- und Hirtengewalt. Das gilt aber für alle Katholiken, ob sie nun zum Zentrum sich bekennen oder nicht. Die kirchlichen Behörden verlangen aber nur dort ein Einspruchsrecht, wo Glaube und Sitte das erfordern. Für den großen Bereich der politischen Fragen im eigentlichen Sinne sind die Katholiken vollständig selbständig. Das beweist der gegenwärtig regierende Papst in einem Schreiben an Kardinal Fischer (30. Oktbr. 1906), wo er sagt:

„Nicht minder befriedigte Uns die wiederholt ausgesprochene Versicherung, daß die Katholiken Deutschlands in ihrer Tätigkeit auf religiösem Gebiet der Autorität des Apostolischen Stuhles sich unterordnen. Wie die stete Erfahrung beweist, läßt dieser Gehorsam — mögen auch einige, die den wahren Sachverhalt nicht kennen, heftig dagegen sprechen — einem jeden volle und uneingeschränkte Freiheit in den Angelegenheiten, welche die Religion nicht berühren, und begründet so in den Gemütern jene Harmonie, die, vom einzelnen auf die ganze Gesellschaft übergehend, dem gesellschaftlichen Wohl, das ja aus einem doppelten Elemente, dem religiösen und bürgerlichen, gemeinsam erwächst, sicheren Bestand verleiht."

Das Wort des Hl. Vaters bestätigt nur, was schon Bischof von Ketteler 1871 gesagt hat. Wohl hat Bismarck es zweimal versucht, durch Rom auf das Zentrum einzuwirken, 1872 und 1887. Das erstemal wurde er rundweg abgewiesen, das zweitemal glaubte Rom mit Rücksicht auf die Abtragung der Maigesetze ihm gefällig sein zu sollen. Doch die Zentrumsführer hielten das alte Prinzip hoch. So schrieb v. Ketteler in seiner 1872 geschriebenen Schrift „Die Zentrums-fraktion" (S. 53; zitiert bei Knopp 157):

„Das ist der Hergang der durch alle Tonarten und durch alle Blätter wochenlang ausgebeuteten Nachricht, daß der Papst die Haltung der Zentrumsfraktion getadelt habe." (Es handelt sich um die Desavouierung des Zentrums, die Fürst Bismarck durch den bayerischen Gesandten Grafen Tauffkirchen beim Kardinalstaatssekretär Antonelli herbeiführen wollte. Am 23. Juni 1872 lehnte Antonelli dies Ansinnen ab.) „Was vor allem bemerkenswert an diesem Vorfall erscheint, ist die ihm zugrunde liegende irrtümliche Voraussetzung, daß der Apostolische Stuhl sich in die politische Tätigkeit der Katholiken der verschiedenen Länder der Welt einmische und eine Art Zensur und Leitung in dieser Hinsicht über sie ausübe. Nur unter dieser Voraussetzung läßt sich eine solche Mitteilung nach Rom erklären und die Bereitwilligkeit der liberalen Organe, den angeblichen Tadel für wahr zu halten. Diese Voraussetzung paßt ja gar zu gut in die Lieblingsvorstellungen von dem Verhältnisse der Katholiken zu Rom, und dennoch ist nichts unwahrer als diese Idee und nichts in vollerem Widerspruch mit der Wirklichkeit. Ich glaube nicht, daß seit Jahrhunderten ein Brief aufgewiesen werden kann, welchen der Apostolische Stuhl an einen Bischof oder an einen Katholiken in öffentlicher Wirksamkeit gerichtet hat, um ihn über seine politische Tätigkeit zur Rechenschaft zu ziehen, oder ihm für sein Verhalten in dieser Hinsicht eine Richtschnur zu geben. So etwas kommt eben in der Kirche gar nicht vor. Rom bewahrt den offenbarten Glauben und duldet bei denen, welche der Kirche angehören wollen, keine Abweichung von demselben. In allen übrigen Dingen hat jeder Katholik das vollste Recht der Selbstbestimmung, und eine solche Einmischung ist unbekannt und unerhört im Leben der Kirche. Es konnte daher auch nur ein Staatsmann, welchem die katholischen Anschauungen ganz fremd sind, einen solchen Schritt tun. Jeder einsichtige Katholik wußte sofort, daß weder der Papst noch Kardinal Antonelli den Versuch machen würde, auf die politische Haltung der Katholiken im Reichstag Einfluß zu üben."

Windthorst bekräftigte diese Ausführungen, indem er am 19. April 1875 im Abgeordnetenhause sagte:

„Ich kann versichern, daß ich in meinem ganzen parlamentarischen Leben — und das dauert bereits über 26 Jahre — niemals auch nur die geringste Mitteilung vom Papst bekommen habe über das, was ich in politischen Dingen zu tun hätte; und es ist ein absoluter Irrtum, wenn man glaubt, daß wir unsere Aktion in irgend welcher Art mit dem Papst bereden. Wir handeln frei nach unserer eigenen Ueberzeugung, und selbst die Bischöfe Deutschlands haben auf unseren Gang und auf unsere Entschlüsse nicht den geringsten Einfluß." (Knopp 176).

Bei der Septennatsfrage hielt Windthorst das alte Prinzip hoch. In seiner herrlichen Kölner Gürzenich-Rede (6. Februar 1887) gab er freimütig seine und der Fraktion Ansicht kund. Er betont zunächst, daß auch der Hl. Vater den wichtigen Grundsatz ausspreche, daß in Fragen weltlicher Natur die Zentrumsfraktion wie jeder Katholik völlig frei und nach ihrer Ueberzeugung urteilen und stimmen kann, und daß der Hl. Vater in diese weltlichen Dinge sich nicht mische.

„Diesen Grundsatz müssen wir unter allen Umständen unverbrüchlich festhalten; denn wenn wir ihn nicht festhielten, würde das geschehen, was die Freunde des Kulturkampfes jahraus jahrein uns vorhalten, nämlich, daß wir lediglich nach dem Befinden der geistlichen Oberen unserer Kirche handelten. Wir hätten dann keine Selbständigkeit ..... Wir werden gegen jedermann jenen Grundsatz unverbrüchlich für alle Zeiten festhalten, denn er ist die Basis unserer politischen Existenz. (Ausg. Reden I 301.)

Wenn der Hl. Vater diesesmal doch eine Ausnahme gemacht habe, dann habe er das aus Zweckmäßigkeitsrücksichten getan. Da es aber nicht möglich war, daß die Partei in dieser Frage dem Wunsche des Hl. Vaters nachkam, ohne das Vertrauen des Volkes einzubüßen, so enthielt sich die Fraktion in der Septennatsfrage der Abstimmung. Leo XIII. hat dem großen Zentrumsführer seine Stellungnahme nicht verübelt und Bismarcks Schachzug durchschaut. Leo wollte Windthorst, wie er in seinem schönen Beileidsschreiben vom 19. März 1891 sagte, unter die Ritter des ersten Ordens vom hl. Gregor dem Großen aufnehmen, der schnelle Tod des Führers hätte ihn daran gehindert. Hätte Leo XIII. das wohl tun können, wenn Windthorst gegen die päpstliche Autorität in unberechtigter Weise sich aufgelehnt? Schon vor ihm hatte Freiherr von Franckenstein sich gegen die Einmischung gewandt. In einem Schreiben an den Kardinalstaatssekretär Antonelli vom 14. Januar 1887 erklärte er:

„Ich brauche nicht zu sagen, daß das Zentrum immer glücklich war, den Weisungen des Hl. Stuhles nachzukommen, wenn es sich um kirchliche Gesetze handelte. Ich habe mir aber schon im Jahre 1880 erlaubt, aufmerksam zu machen, daß es für das Zentrum absolut unmöglich ist, bei nicht kirchlichen Gesetzen gegebenen Direktiven Folge zu leisten. Nach meiner Ansicht würde es ein Unglück für das Zentrum und eine reiche Quelle von Unannehmlichkeiten für den Hl. Stuhl sein, wenn das Zentrum in Fragen, welche die Rechte der Kirche nicht berühren, sich Instruktionen beim Hl. Stuhl erbitten würde." (Knopp, 206).

Der Staatssekretär sandte dem Nuntius di Pietro eine längere Antwort auf dieses Schreiben Franckensteins. Es heißt darin wörtlich:

„Weiterhin ist dem Zentrum, als politische Partei betrachtet, immer volle Freiheit der Aktion belassen worden..... Wenn in der Angelegenheit des Septennats der Hl. Vater geglaubt hat, dem Zentrum seinen Wunsch in dieser Hinsicht kundgeben zu sollen, so ist das dem Umstande zuzuschreiben, daß Beziehungen religiöser und moralischer Ordnung mit jener Angelegenheit verknüpft waren."

Er führt dann weiter aus, daß dieser Schritt vom Hl. Vater getan sei, um die preußische Regierung zu veranlassen, um so eher zur Beseitigung der Maigesetze bereit zu sein. — —

Zum Schluß noch eine Frage! Was wollen denn die Zentrumsabgeordneten erreichen ohne Hilfe von anderen Parteien? Auf sich allein angewiesen, sind sie ebenso zur Ohnmacht verurteilt, wie die kath. Abgeordneten in so vielen südlichen Staaten. Gott bewahre uns vor ähnlichen Zuständen!

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der weitere Verzug und seine Begleiterscheinungen.

Die Theaterpraktiker sagen, der letzte Akt solle kurz und kräftig sein. Leider zieht sich der Schlußakt der Marokko-Verhandlungen in die Länge.

Was die Pariser Minister in vielen Beratungen aufgesetzt und durch Herrn Cambon hatten nach Berlin bringen lassen, erwies sich dort nicht als annehmbar. Zwischen Herrn v. Kiderlen-Wächter, Herrn v. Bethmann Hollweg und dem Kaiser selbst wurde einige Tage beraten und dann das Ergebnis als deutsche Gegenvorschläge Herrn Cambon mitgeteilt. Darüber wird nun wieder in Paris und leider auch in London verhandelt.

Um welche Meinungsverschiedenheiten es sich handelt, weiß man bei der fortgesetzten Geheimhaltung nicht mit Sicherheit, doch wird allgemein angenommen, daß die Grenzlinien am Kongo keine Schwierigkeiten mehr machen, sondern vielmehr die wirtschaftspolitischen Garantien in Marokko. Diese Ansicht wird bestärkt durch die neuerliche Haltung der englischen Presse, die Verwahrung dagegen einlegt, daß dem Deutschen Reiche in Marokko wirtschaftliche Sonderrechte, eine Vorzugsstellung eingeräumt werden. Auf diesen Punkt kommen wir unten noch zurück. Unserer Regierung werden alle Deutschen dankbar sein, wenn sie entschieden darauf besteht, daß für den deutschen Handel und Unternehmungsgeist in Marokko eine wirkliche Bewegungsfreiheit, auch gegenüber den schikanösen Künsten der französischen Spekulanten und ihrer Helfershelfer, gesichert bleibt. Wollen oder dürfen die Pariser Minister keine ausreichenden Garantien zugestehen, so brechen wir lieber die diplomatische Unterhaltung ab.

Es ist nun vielfach die Ansicht verbreitet, daß ein Scheitern der schwebenden Verhandlungen den Krieg bedeute. Aus diesem Irrtum und aus dessen Ausnutzung erklären sich gewisse unangenehme Begleiterscheinungen. So die nervösen Börsentage und der Run auf die Sparkassen in einzelnen deutschen Städten.

An der Börse wird nicht auf dem Altar des Vaterlandes geopfert, sondern um das goldene Kalb getanzt. Alle großen und kleinen politischen Schwierigkeiten und Fragen, manchmal die allerkleinsten, werden von den Börsenleuten ausgenutzt, um die Kurse herauf- oder herunterzutreiben und bei dieser Bewegung als Haussier oder Baissier zu verdienen. Die von den professionellen Spekulanten veranlaßte Bewegung pflegt weitere Kreise des Publikums mitzureißen; namentlich wenn die pessimistische Richtung überwiegt und die Kurse fallen, gibt es sofort ängstliche Leute genug, die ihren Besitz an Börsenwerten loszuschlagen suchen, ehe es noch schlimmer werde. Es ist also an sich gar nicht wunderbar, wenn auf eine sichtliche Schwierigkeit in den diplomatischen Verhandlungen die Börse mit Flauheit, Verstimmung, Kurssturz antwortet. Bedauerlich ist es aber in hohem Grade; denn erstens verlieren viele Leute, die sich haben ängstlich machen lassen, ihr gutes Geld, und zweitens gibt man dem Auslande den schlechten Anblick der Unsicherheit, der Nervosität oder gar der Kriegsangst. Aus unseren jüngsten Börsenzuckungen hat man alsbald in Paris geschlossen, daß die besitzenden Klassen in Deutschland große Furcht vor einem Kriege hätten und Deutschland überhaupt nicht die finanzielle Kraft hätte, einen Krieg zu führen. Man sollte alles vermeiden, was solche Irrtümer aufkommen lassen kann.

Der Sturm auf die Sparkassen geht von Leuten aus, die politisch und geschäftlich weniger bewandert sind. Bei den Inhabern von Sparkassenbüchern traten auch sonst wohl aus örtlichen oder persönlichen Anlässen Beunruhigungen hervor. Wie jetzt die vereinzelten Bewegungen im Osten oder im Westen entstanden sind, läßt sich schwer sagen. Einige wollen den säbelrasselnden Sedanrednern der Alldeutschen die Schuld zuschieben; andere meinen, es seien zufällig Mißverständnisse erregt, wie z. B. in Stettin durch die Ansammlung sehr zahlreicher reinigungsbedürftiger Viehwagen, die von schlauen Leuten als Vorbereitung zum Soldatentransport gedeutet worden seien. Wie es nun auch gekommen sein mag, die bisherigen Einzelfälle sind ohne Schaden vorübergegangen. Es wird aber gut sein, wenn die Tagespresse dem breiten Publikum andauernd ein Doppeltes klar macht: 1. daß im Falle eines Kriegsausbruches die öffentlichen Sparkassen nicht gefährdet und die Guthaben der Sparer nicht im mindesten bedroht sind; 2. daß auch bei einem Scheitern der schwebenden Verhandlungen durchaus nicht der Krieg erklärt ist, sondern daß alsdann der rechtliche und tatsächliche Zustand, wie er bei der Entsendung des Kreuzers nach Agadir vorhanden war, in Fortdauer bleibt, und Deutschland auf dem Boden der Algeciraakte, des Abkommens von 1909 und des allgemeinen Völkerrechts seine Interessen zunächst friedlich weiter vertreten wird. Es hätte auch dann noch gute Wege, bis Frankreich oder England durch einen Gewaltakt gegen Deutschland den Krieg einleiteten. Wir haben ja in den letzten Jahren deutlich genug gesehen, daß man in Paris und London mit dem Munde sehr schnell, aber mit der Hand gar nicht loszuschlagen liebt.

Unter den Begleiterscheinungen ist ferner zu buchen, daß die Berliner Sozialdemokraten am Sonntag nach Sedan die versprochene Demonstration im Treptower Park bei Berlin veranstaltet und die nicht mehr unbekannte Resolution gegen den Krieg „einstimmig" angenommen haben. Dieser rote Sonntagmittagbummel mit Reden, die niemand hört, und mit einer maschinenmäßigen „Abstimmung", die eine leere Form ist, macht allmählich keinen Eindruck mehr. Zu dem frivolen Spiel mit dem landesverräterischen Gedanken des Massenausstandes im Augenblick der Mobilmachung bemerkt die offiziöse „Nordd. Allgemeine Zeitung": „Versuche, solche Gedanken in die Tat umzusetzen, werden von der Nation im Nu hinweggefegt." Sehr schön. Es wäre aber zu wünschen, daß die fegende Nation nicht bis zum Ernstfall wartet, sondern schon vorher die Partei, die ein so frevelhaftes Spiel betreibt, sowie deren Helfershelfer, also die ganze Großblockpolitik, im Nu hinwegfege.

Englands Einmischung in die marokkanische Wirtschaftspolitik.

Wenn sich die Nachricht bestätigt, daß England gegen die wirtschaftspolitischen Garantien für Deutschland in Marokko Einspruch erhoben habe, so liegt ein neuer Beweis der englischen Unfreundlichkeit und zugleich Ungerechtigkeit vor.

England hat im Vertrage von 1904 voll und ganz auf Marokko verzichtet zugunsten Frankreichs. Das letztere hat den Gegenwert, die Anerkennung der englischen Herrschaft in Aegypten, geleistet. Was nun Frankreich mit Marokko oder in Marokko macht, geht die abgefundenen Engländer gar nichts an.

Als es vor zwei Monaten einmal hieß, Frankreich könne das Susgebiet wohl an Deutschland abtreten, kam von London scharfer Widerspruch. Durch das Festsetzen Deutschlands an der Nordwestküste sollte die englische Vorherrschaft gefährdet sein. Die Aufregung war gegenstandslos. Deutschland hat keinen Landerwerb angestrebt, u. a. auch aus dem Grunde nicht, weil es in der Okkupation von Agadir und Zubehör keine Verstärkung seiner Weltmacht, sondern vielmehr einen Punkt der Schwäche erkannte. Wenn damals die Engländer durch den Gedanken an eine neue deutsche Flottenstation nervös wurden, so kann man das immerhin noch viel eher begreifen, als ihre gegenwärtige Animosität gegen die wirtschaftliche Gleichberechtigung Deutschlands in Marokko. Da ist von einer Machtfrage oder Kriegseventualität gar nicht die Rede. Deutschland will nur für sein Kapital, seine Techniker, seine Industrie und seinen Handel die offene Tür, die wirklich offene Tür in Marokko, wie es vor 1904 sie dort fand, und wie sie sowohl in Algeciras als durch das Abkommen von 1909 ihm zugesichert ist. Dagegen kann England keinen sachlich begründeten Einspruch erheben, auch nicht über eine angebliche Sonderstellung oder Vorzugsstellung Deutschlands sich beklagen. Denn Deutschland ist es nicht, was England an dem Genuß derselben wirtschaftlichen Vorteile hindert. Es war der freie Entschluß Englands, als es 1904 seine eigenen Interessen in Marokko preisgab, sowohl die wirtschaftlichen als die politischen. Und wenn seitdem die englischen Unternehmen in Marokko nicht vorwärts kamen, so liegt das an den dort herrschenden Franzosen, den guten Freunden Englands.

Ein englisches Regierungsblatt, die „Westminster Gazette", wollte letzte Woche den Beweis antreten, daß England eigentlich Deutschland gar nichts zu leide getan habe; der englisch-französische Marokkovertrag, den Deutschland zum Ausgangspunkt seiner hochpolitischen Aktionen gemacht habe, gehe doch im Grunde Deutschland gar nichts an. Auf welche Einfalt ist das berechnet? Wenn England die englischen Rechte und Interessen in Marokko veräußerte, so ging uns das freilich nicht nahe; aber wenn England auch die deutschen Rechte und Interessen in Marokko den Franzosen ausliefern wollte, so brauchten wir uns das nicht gefallen zu lassen. Um was wir jetzt ringen, das ist die Sicherung unserer eigenen wirtschaftlichen Interessen. Wir wollen die englischen nicht schädigen, aber wir sind auch

nicht berufen, sie zu schützen; das überlassen wir den Engländern selbst. Wenn nur die Engländer uns auch das unserige überlassen wollten!

Daß die französische Regierung unter englischer Vormundschaft steht, ist ja leider schon lange weltbekannt. Es ist also keine Ueberraschung, wenn sich herausstellt, daß die Londoner Minister dazu mitgewirkt haben, die Pariser Vorschläge ungenügend zu gestalten. Wir verzweifeln trotzdem nicht an einem friedlichen Ausgang der Verhandlungen; aber für die lästige und gefährliche Verzögerung, sowie für die sonstigen enttäuschten Hoffnungen wird die öffentliche Meinung Deutschlands schließlich weniger den französischen Nachbar, als vielmehr das mißgünstige und rücksichtslose England verantwortlich machen.

Die Sozialdemokratie auf dem Vormarsch.

Von Redakteur Michael Gasteiger-München.

Der „Bericht des Parteivorstandes" der sozialdemokratischen Partei Deutschlands bildet alljährlich den Auftakt zum Parteitag und die Einleitung zur Herbstagitation, soweit man von einem Stillestehen der sozialdemokratischen Propagandaarbeit überhaupt sprechen kann. Die Sozialdemokratie hatte im letzten Jahre gute Konjunktur. Die rücksichtslose und einseitige Hetze gegen die Reichsfinanzreform von 1909, der nicht immer eifrig genug entgegengetreten wurde, und die Erfolge, die die Linksliberalen bei einer Anzahl von Nachwahlen dem großen roten Bruder in die Hände spielten, waren gute Waffen zur Belebung und Aneiferung in der Werbearbeit.

Dazu kommt, daß der Sozialdemokrat immer den großen Vorteil hat, in der Opposition zu stehen: er ist jahraus, jahrein programmäßig der Unzufriedene und der Ausgebeutete, dem Brot und Fleisch fehlt, und dem man in dieser undankbaren Vereinigung, die sich bürgerliche Gesellschaft nennt, nicht einmal die „volle Kompottschüssel" gönnen will.

Der Sozialdemokrat ist daher stets in der Lage, eine Forderung der bürgerlichen Parteien durch eine radikalere zu übertrumpfen; er ist im Parlament unverantwortlich, und wenn es in den gesetzgebenden Körperschaften an die Bewilligung der Mittel geht, dann wird, anstatt der Agitationsplatte, schnell eine „grundsätzliche" Scheibe eingeschaltet, die unter vielem Aufwand an wissenschaftlich aufgeputztem Marxismus und unter ausgiebiger Anwendung von Kraftworten „diesem Staat" aus „prinzipiellen Erwägungen" jeden Mann und jeden Pfennig verweigert. Und regelmäßig sind es dann — nach der sozialdemokratischen Presse! — die **bürgerlichen Parteien**, die so minderwertige Forderungen stellen, daß es einem zielbewußten Sozialdemokraten unmöglich ist, dafür zu stimmen. Während derselbe aber an der Entrüstung über diese Zurücksetzung des „arbeitenden Volkes" leitartikelt, ist es ihm, dem unverantwortlichen Gesetzemacher, dabei ganz wohl unter dem Vorhemd. Und wenn er Sonntags von der Agitationsversammlung heimkehrt, auf der alle Parteien „ihren Tee" bekamen, und nur die Sozialdemokratie wert war, das Morgenrot einer besseren Zukunft zu verkünden, **denkt** er sich: „Ich red' halt, was ihr gerne hört!" und stell' mich nicht schlecht dabei. Jüngst noch hat ja ein ganz Offenherziger aus dem Bayernlande es sogar offen **gesagt**.

Eine ganz einfache Episode, diese letztere; unscheinbar fast! Und doch beweist sie aufs deutlichste, wie falsch es ist, wenn die Sozialdemokratie sich so lebhaft bemüht, die erzielten Erfolge als einen „Sieg der sozialistischen Idee" hinzustellen. Denn tatsächlich beruhen die sozialdemokratischen Erfolge im letzten Grunde auf den geschlossenen organisatorischen Einrichtungen und der unausgesetzten agitatorischen Tätigkeit der Partei. Diese beiden Tatsachen, verstärkt durch psychologische Wirkungen, die aus der um jeden Preis oppositionellen Stellung der Sozialdemokratie heraus bei der Masse ausgelöst werden, beleben naturgemäß die Agitation und stärken den Mitgliederbestand.

Die sozialdemokratische Partei in Deutschland hat in diesem Jahr den Rekord ihrer Mitgliederzunahme geschaffen: 116 524 neue „Genossen" wurden unter mehr oder weniger sanftem Drucke eingeschriebene Mitglieder der Partei, deren es nun im ganzen 836 562 sind. Damit ist die starke Organisation des Volksvereins für das katholische Deutschland zahlenmäßig überflügelt, wenn auch dessen innere Einrichtung und sein Einfluß im öffentlichen Leben Deutschlands selbst von objektiv denkenden Sozialdemokraten immer noch als den Sozialdemokraten „über" anerkannt wird und wohl auch dauernd anerkannt werden muß.

Die **Einnahmen der Parteikasse** betrugen 1'358,000 M, wozu noch ein Barbestand von 70,000 M am 30. Juni 1910 kommt; die **Ausgaben** beziffern sich auf 897,000 M. Dieses Anwachsen der Finanzkräfte kommt so recht zur Geltung, wenn man die Zeit des Sozialistengesetzes zum Vergleich heranzieht. Auf dem Kongreß der deutschen Sozialdemokratie von 1880, abgehalten im August auf Schloß Wyden in der Schweiz, wurde bekanntgegeben, „daß die Gesamtsumme der gesammelten Beiträge vom Beginn des Sozialistengesetzes (21. Oktober 1878) bis 1. August 1880 sich auf rund 37,310 M beläuft, wovon zirka 27,650 M für die verschiedensten Unterstützungszwecke ausgegeben wurden." (Protokoll S. 14.) Dieser Vergleich zeigt, daß die Einnahme der deutschen Sozialdemokratie sich in den drei letzten Jahrzehnten versiebzigfacht hat, und er kann uns nach mancher Richtung hin ein anregendes und ernstlich mahnendes Beispiel für unsere eigenen Verhältnisse in der Zentrumspartei in finanzieller Beziehung sein.

Einen besonderen Erfolg hat nach dem diesjährigen Berichte auch die **Frauenbewegung** aufzuweisen, die um 25 000 Mitglieder zugenommen hat und nun insgesamt 107 693 Frauen und Mädchen umfaßt. In 105 Orten bestehen Diskussions- und Leseabende für die Frauen, die sich sehr gut bewährt haben, und im heurigen Frühjahr fand ein roter „Agitationssonntag" für die Frauen durch ganz Deutschland statt. Diese Fortschritte der sozialdemokratischen Frauenbewegung geben besonders zu denken. Sie werden im kommenden Geschlechte zur vollen Auswirkung kommen, wenn es nicht gelingt, in unseren Kreisen all jene, die hierzu berufen sind, zur Sammlung der erwerbstätigen Frauen und Mädchen anzuspornen und Vorurteile, die sich auf schwindende Werte an Weiblichkeit durch die Organisation gründen, auszuräumen.

Aehnlich verhält es sich mit der **Jugendbewegung**; die „Arbeiterjugend" hat um 20 000 Abonnenten zugenommen, und zählt jetzt etwa 65 000. Wenn auch die konfessionellen, christlichen Jugendvereine diese Zahlen heute noch übertreffen, so ist es doch ein ernstes Warnungszeichen, hier ebenso tätig wie auf anderen Gebieten einzugreifen; ein Warnungszeichen, das ja tatsächlich auch seit den letzten Jahren in recht erfreulicher Weise befolgt wird.

Eine neue Gründung ist die Gewerkschaft der „**Land-, Wald- und Weinbergarbeiter**", die sich mit der Partei vollständig identifiziert und bereits 12 000 Mitglieder zählt. Man sieht: die Sozialdemokratie versteht es prächtig, auch in den „todsicheren Bezirken" des flachen Landes sich unter anderer Firma zu etablieren. Es ist an der Zeit, daß man auf dem Lande, besonders im Süden, gegen ländliche katholische Arbeitervereine und gegen die gewerkschaftliche Organisation der freien landwirtschaftlichen Arbeiter die bislang da und dort bekundete Abneigung aufgibt. Es ist unmöglich, daß eine Vereinigung mit patriarchaler Tendenz, wie sie stellenweise empfohlen wird, auf die Dauer gegen den Strom der Entwicklung der sozialen Bewegung, gegen die Demokratisierung der Arbeiterbewegung schwimmen kann. Dagegen nützen auch die „besonderen Verhältnisse" nichts, die man so gerne in empfehlende Erinnerung bringt. Und wie sich die „Genossen" um dieselben kümmern, das beweist ja gerade der Zuwachs im Landarbeiterverbande.

Die **Parteipresse** umfaßt derzeit 81 Tageszeitungen; das Hauptorgan, der „Vorwärts", hat eine Tagesauflage von 307 000. Dazu kommen eine Anzahl Wochenblätter, das wissenschaftliche Organ „Neue Zeit" und das „Witz"blatt „Der wahre Jakob", dessen **bester Witz** wohl ist, daß er im Jahre 1910 40,342 M Ueberschuß abwarf.

Die **Parteischule** hielt ihren fünften Halbjahreskurs ab; doch beteiligten sich nur 24 Schüler, weil die Gewerkschaften von den ihnen zugewiesenen zehn Plätzen nur vier besetzten. Grund: die Parteischule ist radikal. Die Gewerkschaften aber müssen sich den Gegenwartsbedürfnissen anpassen und haben daher keine Lust, ihre Beamten mit radikalen Phrasen vollfüttern zu lassen, die sich mit der nüchternen Gewerkschaftsarbeit nicht vertragen, so gerne man schließlich auch dem Radikalismus Konzessionen machte, dessen Sklave man nur zu oft ist.

Zweifelsohne kann die Sozialdemokratie auch in diesem Jahre wieder eine Reihe von beachtlichen Erfolgen, auch auf schwerer zu bearbeitenden Gebieten, buchen. Sie verdankt diese Fortschritte zunächst der Zentralisation, der straffen, zentralistischen

Organisation, auf der das Gebäude der Sozialdemokratie nunmehr aufgebaut ist. Träger dieser Organisation sind die einzelnen Sozialdemokratischen Vereine, für den jeder im Wahlkreise wohnende Parteigenosse zu gewinnen getrachtet wird. Diese Sozialdemokratischen Vereine schließen sich wieder zu Bezirksorganisationen und zu Landesorganisationen zusammen, denen die selbständige Führung der Parteigeschäfte nach eigenen Statuten obliegt. Sie bilden zusammen den Sozialdemokratischen Verein, der ganz Deutschland umfaßt. Die Regelung der Mitgliederbeiträge ist den Bezirkskonferenzen und Landesorganisationen überlassen; sie betragen nicht unter 30 Pf. für männliche und nicht unter 15 Pf. für weibliche Parteiangehörige im Monat, sind jedoch meist höher. — In 383 von den 397 Reichstagswahlkreisen ist eine Parteiorganisation durchgeführt, welche von 75 Wahlkreissekretären gefördert wird.

Es wäre aber eine große Täuschung, wollte man glauben, als ob allein die Zentralisation und allein die Beamten es ausmachten, daß die Sozialdemokraten solche Erfolge erreichen konnten. Man darf die eingangs erwähnten psychologischen Wirkungen bei der sozialdemokratischen Agitation auf die Massen voll gelten lassen und kann dabei doch anerkennen, daß eine Unsumme von einzelnen Bausteinen aufeinandergereiht werden mußte, harte, zähe Kleinarbeit von Tausenden von Zungen in der mündlichen Werbetätigkeit, und viele Tausende von Füßen und Händen zur Flugblattpropaganda notwendig waren, um diese Erfolge zu erreichen.

Daß man gerade in bürgerlichen Kreisen für solche Arbeit viel zu wenig Verständnis hat und gar oft geringschätzig von dieser aufopfernden Arbeit, ja beleidigend von den „gemästeten Führern" spricht — ein Diktum, das längst schon aus dem politischen Sprachgebrauch entfernt werden sollte —, ist eine große Schwäche aller bürgerlichen Parteien. Wenn man diese Dinge unter dem Gesichtswinkel betrachtet, möchte man wohl denen recht geben, die da meinen, daß in den Schichten des eigentlichen bürgerlichen Mittelstandes der Idealismus, der Glaube an ein politisches Vorwärtskommen in allen nichtsozialdemokratischen Parteilagern arg gelitten hat. Demgegenüber ist es Tatsache, daß gerade die christliche Arbeiterschaft ein Gegengewicht bildet und jene Kraft ist, die stets und ständig vorantreibt; — erfreulicherweise gestützt von einer leider nur kleinen, aber wackeren Schar von weitblickenden Akademikern; in katholischen Kreisen besonders vom Klerus. Diesen Kämpfern vermag auch der heurige bedeutsame Fortschritt der Sozialdemokraten keine Bange einzuflößen, weil sie sich sagen, daß auf die Dauer, und nach einer weiteren Abklärung unserer politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, es nicht das Gesetz der Zahl sein kann, das den Sieg davonträgt, sondern daß die Grundsätze es sind, Grundsätze, die den Zielen der sozialdemokratischen Bewegung diametral gegenüberstehen, jene christlichen Grundsätze aber, welche der Entwicklung unseres Sozial- und Wirtschaftslebens am letzten Ende Ziel und Richtung geben.

Gerade dieser Gedanke der heiligen Ostersache einer christlichen Volksbewegung muß alle Kreise im deutschen Volke zur Abwehr des Sozialismus aufrufen; muß uns lehren, unsere Frauenorganisationen auszubauen; muß uns anspornen, Jugendvereine zu gründen; muß uns bewegen, in dem eben gegründeten Kartellverband katholischer Arbeitervereine systematische Abwehrarbeit zu leisten; muß uns ein warnender Fingerzeig sein, unsere Presse, unsere katholische Presse, recht vielseitig zu gestalten und sie recht eifrig zu unterstützen; muß endlich auch den Anstoß dazu geben, den politischen Interessen der christlichen Arbeiter in bezug auf parlamentarische Vertretung im allgemeinen Staatsinteresse mehr als bisher Rechnung zu tragen und ihrer berufswirtschaftlichen Vertretung, den christlichen Gewerkschaften, allenthalben mehr Verständnis entgegenzubringen.

Dann haben die bürgerlichen Parteien, gestützt von dem Vertrauen und der eifrigen Arbeit einer nationaldenkenden, positiv aufbauenden Arbeiterbewegung, die Sozialdemokratie ebensowenig zu fürchten, wie die christliche Arbeiterbewegung sie fürchtet.

Wühlarbeit gegen den österreichischen Thronfolger.

Von Lehrer Schmaus, Offenbach a. M.

In der Nr. 190 vom 15. August 1911 veröffentlichte der angeblich „farblose" „Generalanzeiger der Stadt Frankfurt a. M." unter der Ueberschrift „Der Thronfolger" einen Artikel, der an sich und in der gegenwärtigen Zeit erst recht als unerhört bezeichnet werden muß.[1]) Auf eine Wiedergabe der an der Person und dem Charakter des Erzherzogs Franz Ferdinand geübten maßlos unwürdigen Kritik sei verzichtet. Die Leser der „Allgemeinen Rundschau" konnten soeben erst (in Nr. 34) aus der Feder eines klarblickenden reichsdeutschen Beobachters (Prof. Hattemer in Worms) eine ungeschminkte Schilderung des leutseligen, liebenswürdigen Wesens Franz Ferdinands lesen, der in dem liberalen Blatte jetzt als „kalt, finster und fanatisch" geschildert wird.

Ist es an sich schon eine Schande, gegen den Thronfolger der uns befreundeten und verbündeten Macht im voraus Mißtrauen zu säen, so hätte schon die Rücksicht auf die damals unmittelbar bevorstehende, inzwischen zur Tatsache gewordene Teilnahme des Erzherzogs an den Kieler Flottenmanövern von solchen Anwürfen zurückhalten müssen. Aber der Frankfurter „Generalanzeiger" läßt uns wenigstens über die Gründe seiner Besorgnis nicht im Zweifel. Der „klerikale Einschlag" ist's! Und wie besorgt ist das Blatt um die künftige Stellung der Gemahlin des Thronfolgers! Es ist rührend.

Wie solche fanatische Ausfälle gegen den Erben der Krone Habsburg vom deutschnationalen Standpunkt aus zu werten sind, davon konnte man sich 13 Tage später, am 28. August, in demselben „Generalanzeiger der Stadt Frankfurt" (Nr. 201) überzeugen. Dort liest man wörtlich:

„Hands off.

Aus Wien wird gemeldet: In einem Hands off überschriebenen Artikel „von besonderer Seite" nimmt das Blatt des Thronfolgers, die „Reichspost", zu den Aeußerungen eines englischen Diplomaten in der „Freien Presse" in der folgenden bemerkenswerten Weise Stellung: Diese Aeußerungen sind von einer solchen Gehässigkeit gegen die leitenden Kreise des uns verbündeten Deutschen Reiches getragen, daß ihre Wiedergabe durch ein österreichisches Blatt nicht ohne den schärfsten Protest seitens der österreichischen öffentlichen Meinung hingenommen werden kann. Wohl bemerkt die Redaktion der „Freien Presse" einleitend, daß jene Aeußerungen nicht den Ansichten der Redaktion entsprächen, aber was will das besagen, wenn die nämliche Redaktion die Veröffentlichung dieser Exzesse eines englischen Diplomaten und ihre Verbreitung als eine Notwendigkeit und eine Pflicht erklärt. Es dürfte vielmehr die Pflicht eines österreichischen Organs sein, in diesem Augenblicke der diplomatischen Aktion des verbündeten Deutschen Reiches mit derartigen feindseligen Veröffentlichungen nicht in den Rücken zu fallen. Eine pflichtbewußte österreichische Presse darf sich niemals und zurzeit weniger als je zur Rolle eines Sekundanten der englischen Diplomatie bei deren Attacken gegen unseren Verbündeten hergeben. Eine publizistische Pflicht, den Maßlosigkeiten eines ausländischen Diplomaten gegen einen befreundeten Staat durch ihr Verbreiten einen Teil der öffentlichen Meinung zu erobern und in seiner bündnistreuen Gesinnung zu erschüttern, gibt es nicht. Man kann nicht zwei Herren dienen, der englischen Diplomatie und der Bündnistreue. Wenn es über die Stränge schlagenden englischen Diplomaten gestattet würde, die österreichische Presse mit Giftspritzereien gegen das Deutsche Reich zu füllen, was müßte man sich im Reiche von der Bündnistreue der österreichischen Presse denken? Es bedarf keiner weiteren Begründung, daß gegen derartige Gelegenheitsmachereien eines Wiener Blattes für Englands Diplomatie aufs entschiedenste protestiert werden muß. In dem verbündeten

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Da man in verschiedenen anderen „nationalen" und liberalen Blättern denselben Anwürfen begegnet, scheint der Artikel aus einer gemeinsamen Quelle, wahrscheinlich aus einer Wiener Korrespondenz, zu stammen. Uebrigens findet die Wühlarbeit gegen den Erzherzog-Thronfolger bezeichnender Weise die kräftigste Unterstützung bei den Sozialdemokraten. Hier nur ein Beispiel: Am 4. September trat der sozialdemokratische jüdische Reichsratsabgeordnete Dr. Ellenbogen aus Wien in einer sozialdemokratischen Versammlung im Münchener Kindlkeller als Redner auf. Er empfahl für die deutschen Reichstagswahlen ein Zusammengehen mit dem bürgerlichen Liberalismus zur Niederringung des Klerikalismus. Dabei spielte er, laut „Münch. Post" (Nr. 206), den greisen Kaiser von Oesterreich, der in der Wahlrechtsfrage demokratisch geworden sei, gegen den Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand aus, den er als Arbeiterfeind hinstellte, und gegen den „tückischen und hinterlistigen" Bienerth, „einen Günstling des Thronfolgers". Man sieht: die Fäden der Stimmungsmache greifen ineinander.

Nachbarreiche aber möge man sich nicht beunruhigen lassen. Oesterreich ist und bleibt bundestreu und läßt sich hierin durch keinerlei Machenschaften internationaler Wühler wankend machen."

Kann „das Blatt des Thronfolgers", wie es von dem Frankfurter „Generalanzeiger" hier ausdrücklich genannt wird, schärfer gegen die Auslassungen des englischen Diplomaten, treuer für die Interessen der verbündeten Macht eintreten? Grenzt es da nicht an Verrat, wenn ein deutsches Blatt, das sich seiner „nationalen" Gesinnung rühmt, in der oben angeführten Weise den Geist der Zwietracht säet? Haben wir so viele Freunde, daß es auf einen wie Oesterreich nicht ankommt? Ich glaube nicht. Aber ich glaube, daß jedem Deutschen das Herz in der Brust höher geschlagen hat, als nach der Entsendung des deutschen Kriegsschiffes nach Agadir die Nachricht durch die Blätter ging, daß Oesterreich dem deutschen Schritt bedingungslos zugestimmt habe. Und bei der Flottenparade in Kiel wurde die Waffenbrüderschaft aufs neue besiegelt. Das war Treue für Treue! Lohnt man die so? Was wohl die nationalgesinnten Leser des „Generalanzeigers" zu dem Artikel vom 15. gesagt haben?

Und was wohl die katholischen Leser dazu gesagt haben? Freilich, heute darf man alles sein, nur nicht gläubig, nur nicht katholisch. Wir Katholiken lassen uns aber nicht beiseite schieben! Und wir freuen uns, wenn unser protestantischer Kaiser Beweise seiner christusgläubigen Gesinnung gibt, wir freuen uns aber auch, wenn der katholische Thronfolger des katholischen Oesterreich es wagt, katholisch zu sein, katholisch zu denken, katholisch zu handeln.

Bayerische konservative Vereinigung.

Von einem konservativen Protestanten.

Der vorläufige Ausschuß oben genannter Vereinigung hat am 20. Juli d. J. zum Beitritt eingeladen. Der Aufruf, in welchem er das tut, fand bei vielen ruhig Denkenden freudige Zustimmung, bei ausgesprochenen Parteimännern lebhaften Widerspruch. Nicht vom Standpunkt der letzteren, sondern von dem der ersteren aus möchten die nachfolgenden Bemerkungen, beziehungsweise Einwendungen, gemacht werden.

Gleich der zweite Satz des Aufrufs gedenkt der Tatsache, daß konservative Gesinnung und konservative Interessen im bayerischen Landtag durch die in der sogenannten „Freien Vereinigung" verbundenen politischen Gruppen eine wirksame Förderung erfahren haben, dennoch wird nun nicht zum Beitritt zu irgend einer dieser Gruppen aufgefordert, obwohl auch die Einladenden, wie diese, die Erhaltung eines kräftigen, selbständigen Mittelstandes in Stadt und Land erstreben. Sie wenden sich eben zunächst an die Bevölkerung der Landeshauptstadt, in der bisher leider nur die Zentrumspartei und die Christlich-Sozialen für diese unbedingte Staatsnotwendigkeit das zureichende Verständnis bekundeten.

Die Sammlung aller konservativen Richtungen und Schattierungen ist gewiß ein höchst löbliches Vorhaben, aber ein ebenso schwieriges Unternehmen. Man kann von aller religiösen oder kirchlichen Einseitigkeit sich völlig frei wissen und doch der festen Ueberzeugung sein, daß die Treue gegen die Religion, in welcher der einzelne erzogen wurde, die sicherste Bürgschaft für konservative Gesinnung ist. Die Zahl der Anhänger der Umsturzpartei wäre noch weit größer, als sie ohnehin ist, wenn nicht zuallermeist die Anhänglichkeit an ihren Glauben viele Angehörige des Mittel- und des Arbeiterstandes vom Anschluß an jene zurückhielte. Die sonst durchaus zutreffende Beantwortung der Frage: „Wer ist konservativ?" läßt die staatserhaltende Bedeutung der Religion, die den Feinden des Bestehenden so gut bekannt ist, unerwähnt, und unter den elf angeführten Grundsätzen steht die Wahrung des christlichen Charakters des Staates und des Volkslebens nicht an erster, sondern an zweiter Stelle; doch wird vorher versichert, an den Grundsätzen des Christentums sei mit Entschiedenheit festzuhalten.

Soll nun in die Sammlung aller konservativen Richtungen auch die Zentrumspartei einbezogen werden? Es wird ja zugestanden, daß „in ihr konservative Ideen eine Vertretung finden". Aber dann heißt es: „die Konfession ist, trotzdem es in den Satzungen nicht ausgesprochen ist, tatsächlich das einigende Band für Männer der verschiedensten politischen Parteirichtungen". Und dem folgt die Behauptung: „Nach konservativer Auffassung kann und darf die Konfession nicht die Grundlage einer politischen Partei sein." Aber wie? Hat es nicht im alten Deutschen Reich seit 1653 ein Corpus Evangelicorum gegeben, das oft sehr entschieden seine eigene Politik betrieb? Kann man nicht häufig hören, in Bayern müsse jeder Protestant liberal sein? Kann man nicht häufig in wissenschaftlichen Werken, die vom liberalen Standpunkt aus geschrieben sind, lesen, die ganze moderne Kultur ruhe auf protestantischer Grundlage? Solange der „christliche Charakter des Staates und des Volkslebens gewahrt werden" soll, wird man sich auch gefallen lassen müssen, daß dies in der Form der nun einmal vorhandenen Konfessionen geschieht. Jeder Nationalökonom weiß, daß die Einwirkungen des Kalvinismus auf das volkswirtschaftliche Leben andere waren, als die des Luthertums. Bevor unter den Theologen keine Uebereinstimmung bezüglich der Glaubens- und Sittenlehre erzielt ist, bevor nicht Staatsregierungen und Volksvertretungen auf die Einmischung in kirchliche Angelegenheiten verzichten, ist nicht daran zu denken, daß die treuen Glieder der verschiedenen Konfessionen es aufgeben, ihre staatsbürgerlichen Rechte vor allem zur Sicherstellung der ihnen heiligsten Güter zu verwenden. Das Vorhandensein einer mehr konservativen und einer mehr liberalen oder sogar demokratischen Richtung innerhalb des Zentrums dürfte nicht nur für diese Partei, sondern auch für den bayerischen Staat und das Deutsche Reich öfter von Vorteil gewesen sein, als zum Schaden gereicht haben. Zum Besten des Deutschen Reiches werden weitblickende Politiker protestantischer Konfession wünschen müssen, daß die konservativen Elemente im Zentrum auch ferner den Grundton angeben, und deshalb selbst auf den Versuch eines Herüberziehens derselben von vornherein verzichten.

Aber ist es nicht hochbedenklich, wenn zwei im Grunde konservative Parteien, die der Konfession ihrer übergroßen Mehrheit immerhin Einfluß auf die Politik gewähren, neben einander wirken wollen? Durchaus nicht! Denn wo die konfessionellen Gegensätze allzusehr zugespitzt waren, so daß sie dem allgemeinen Wohl gefährlich wurden, da hat noch immer die Geschichte sie mit der Zeit abgeschliffen. Gehört der schwarzblaue Block lediglich der Phantasie gewerbsmäßiger Volksverhetzer an, so erscheint doch ein Zusammengehen des Zentrums mit den Konservativen und umgekehrt von Fall zu Fall als gleich notwendig wie ersprießlich.

Wohl deshalb, weil einzelne Mitglieder des vorläufigen Ausschusses der neuen Vereinigung früher selbst zu den Nationalliberalen gehörten, und weil gewünscht und gehofft wird, daß aus diesen Kreisen weitere Uebertritte erfolgen, sagt der Aufruf: „Die nationalliberale Partei erschien in den ersten Jahrzehnten des Deutschen Reiches auch zahlreichen Konservativen geeignet, sich ihr anzuschließen." Das gilt bis zu einem gewissen Grade für Bayern, nicht für Preußen. In letzterem Lande standen die Konservativen zumal während des Kulturkampfes vielfach im Gegensatz zu Bismarck und Falk, erst 1876 bildete sich die dem Reichskanzler freundlicher gesinnte Deutsch-konservative Partei. In Bayern, besonders in Franken, gab es nur wenig wirklich Konservative protestantischer Konfession. Diejenigen Konservativen, welche sich zu den Nationalliberalen hielten, müssen sich den Vorwurf gefallen lassen, daß sie entweder den religiösen Fragen weniger Wert beilegten als den politischen und wirtschaftlichen, oder daß sie sich bezüglich der nationalliberalen Partei einer verhängnisvollen Selbsttäuschung hingaben und durch konfessionelle Abneigung bestimmt wurden. Wie es in Wirklichkeit stand, hören wir von einem unverdächtigen Zeugen. Der Verfasser des heute noch lesenswerten, bei Perthes in Gotha 1880 erschienenen Buches „Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit", ein politischer Freund des Führers der Nationalliberalen, Rudolf von Bennigsen, erzählt, dieser habe noch zu Lebzeiten des Bundestags zwar nicht eine Rückkehr der deutschen Bildung zum Christentum, wohl aber eine solche zum Christentum der Kirchen, zu irgend einer der überlieferten Formen christlichen Glaubens und christlicher Frömmigkeit ihm gegenüber für unmöglich erklärt. Er für seine Person beklagt, daß die Kirchenpolitik der liberalen Partei der evangelischen Kirche gegenüber, statt in den Prinzipien der Partei begründet zu sein, vielmehr in offenem Widerspruch mit denselben steht (also nicht liberal sei) und sich nur daraus erkläre, daß die politisch Liberalen fast durchgehends zugleich kirchlich Liberale sind. Eine christlich-liberale Partei, d. h. eine Partei der politischen Freiheit, in welcher der Glaube an das historische Christentum

im Sinne des Protestantismus das Uebergewicht hätte, wäre nach seiner Ueberzeugung erst eine wahrhaft liberale Partei. Ohne und gegen das Bürgertum könne auf die Dauer nicht regiert werden. „Die Anschauung und Willensmeinung unserer bürgerlichen Klassen, der Besitzenden und Gebildeten, wie man gemeinhin zu sagen pflegt, wird für die Gestaltung unserer Zukunft ein ebenso maßgebender Faktor bleiben, wie er es bisher gewesen ist. Und ein zweiter Bismarck wird ohnehin nicht erscheinen. Bleibt nun aber die Anschauung und Willensmeinung im Punkt der Religion dieselbe, die sie war und ist, so ist aufs ernstlichste zu fürchten, daß Deutschland seinen weltgeschichtlichen Beruf nicht erfüllen und auf der Höhe, auf der es heute steht, sich nicht behaupten, sondern von ihr, je nachdem, herabgleiten oder unversehens herabstürzen wird. Für die große Masse ist eine von aller positiven Religion unabhängige Moral ein in der Luft zerfließender Nebelbegriff und wird es bleiben, auch wenn die Leistungen des berühmten Schulmeisters von Sadowa verdoppelt und verdreifacht werden sollten. Auszurotten ist die Sozialdemokratie durch äußere Mittel nicht, und wie soll es auf die Dauer möglich sein, besonders unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts, die bürgerliche Freiheit zu erhalten in einem Volke, dessen zahlreichste Klasse fortschreitender innerer Zuchtlosigkeit verfällt? .... Die gleißende Selbstsucht derer, die die unteren Klassen in die Kirche hineinschwätzen wollen und selber draußen bleiben, durchschaut der Einfältigste. Es fragt sich sehr, ob der bekannte Satz Torquevilles: „Ein Volk, welches frei sein will, muß glauben, und ein Volk, welches nicht glauben will, muß dienen", nur für die große Masse und nicht auch für die Besitzenden und Gebildeten gilt? Zur Behauptung der Freiheit gehört u. a. eine Dosis weiser Mäßigung und kühler Nüchternheit, die leicht abhanden kommt, sobald die sozialen Interessen und politischen Parteifragen als die wichtigsten des menschlichen Gemeinlebens angesehen werden..... Ist es Schwarzseherei, wenn man findet, daß Anzeichen eines beginnenden Herabsinkens, eines Nachlassens und teilweisen Lahmwerdens der sittlichen Springfedern auch bei unseren bürgerlichen Klassen schon wahrnehmbar sind? Der Hauptpunkt: Den Prüfungen, Versuchungen und Gefahren, welche die materielle Kultur, sobald sie einen gewissen Höhepunkt erreicht hat, den Völkern bereitet, scheint mir der weltliche Idealismus, Bildung und Wissenschaft, Staatsgeist und Staatsgesinnung für sich allein nicht gewachsen..... Die Frage der Religion ist für uns im eminenten Sinne eine Frage der nationalen Zukunft." Das hat vor einem Menschenalter ein Nationalliberaler geschrieben. Hörten seine Parteigenossen auf ihn? Ist unser Volk seitdem religiöser, sittlicher, zufriedener geworden? Das fortgesetzte Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen ist nicht die einzige Antwort; es gibt noch betrübendere, beängstigendere Antworten. Jener treue Warner erklärte seinem Freund Bennigsen: „Nur darum handelt es sich, daß unser Volk in seiner Mehrheit, in seiner qualitativen, ausschlaggebenden Mehrheit, wieder ein bewußt christliches werde." Der Freund hat zur Erreichung dieses schönsten Zieles nichts, rein nichts getan. Wenn endlich manchem seiner Parteigenossen die Augen aufgegangen sind, so freuen wir uns von ganzem Herzen darüber; sie haben viel, sehr viel zu tun.

Im Unterschied vom Linksliberalismus und den Nationalsozialen hat der Aufruf für die Sozialdemokraten nur die Ankündigung entschiedensten Kampfes; insbesondere wird der von diesen ausgeübte Terrorismus verurteilt, während die auf Besserung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse gerichteten Bestrebungen mit gerechtem Sinn gewürdigt werden. Ein ins einzelne gehendes Programm wird nicht dargeboten; an seiner Stelle finden wir „Grundsätze", von denen der fünfte, welcher die Gleichberechtigung der Erwerbsstände ausspricht, besonders hervorgehoben sei; die vom Hansabund mit allen Mitteln bekämpfte Landwirtschaft steht hier in erster Linie.

Von den zehn Unterzeichnern des Aufrufes sind sechs adelige Herren. Mag das der von ihnen vertretenen Sache nicht in allen Kreisen förderlich sein, doch ist es freudig zu begrüßen. Im republikanischen Frankreich hat sich der Adel mehr und mehr von der Politik zurückgezogen; wenn er bei uns in Deutschland sich noch um sie kümmert, so beweist das, daß er nicht einem bequemen Genußleben sich hingeben will, daß er, weil Liebe zum Vaterland, auch noch Hoffnung für dasselbe hat oder wenigstens von dem Gefühl der Pflicht beseelt ist, für dessen Heil zu kämpfen bis zum letzten Augenblick. Es erübrigt nur der Wunsch, daß die Angehörigen des Mittelstandes, soweit sie noch nicht sich einer für ihre berechtigten Forderungen eintretenden Partei angeschlossen haben, der an sie ergangenen Einladung zahlreichst Folge leisten. An Offizieren fehlt es der Konservativen Vereinigung weniger; an Mannschaften dagegen noch gar sehr. Nur wenn sie solche gewinnt, kann sie Anspruch auf Berücksichtigung ihrer Wünsche erheben. Da die Gesellschaftsschichten, aus denen sie auf Zuwachs zumeist hoffen kann, bisher der liberalen Partei zugetan waren, sind bereits heftige Angriffe seitens einiger Zeitungen dieser Richtung erfolgt; andere Blätter halten Totschweigen für das beste Mittel. Gleich allen anderen Parteien hat der Liberalismus sein gutes Recht; aber seine Ideale, für die man in seiner Blütezeit sich begeistern konnte, sind teilweise verwirklicht, teilweise Gemeingut auch anderer Parteien geworden, teilweise von ihm selbst in der Praxis gröblich verleugnet. Jetzt, wo besonders infolge der von ihm begangenen Fehler das Vaterland durch die Umsturzpartei von Jahr zu Jahr mehr bedroht wird, hat er das Recht auf die Vorherrschaft im Deutschen Reich, welche er mit Hilfe der Sozialdemokratie wieder erstrebt, verwirkt. Die Fortsetzung der bisher von seiner Presse betriebenen konfessionellen Verhetzung wäre das ärgste Verbrechen, und einzig und allein im Zusammenwirken aller konservativen Kräfte besteht die Hoffnung auf Rettung, und jeder Versuch dazu sei freudigst willkommen geheißen.

Oberlehrer Schubert und die Lehreraufbesserungen.

Von H. Rosen.

Herr Oberlehrer Schubert, der 1. Vorsitzende des Bayerischen Lehrervereins, fühlt sich durch eine Bemerkung in Nr. 34 der „Allgemeinen Rundschau" über seine Haltung zu einer Lehreraufbesserungsfrage in den neunziger Jahren beschwert. In einer Zuschrift an die Redaktion vom 3. September bittet er um nähere Angaben zu jener allgemeinen Bemerkung. Soweit der Raum der „Allgemeinen Rundschau" hiefür ausreicht, sei diesem Wunsche gern Rechnung getragen.

Im Jahre 1896 war vom Finanzausschuß der bayerischen Abgeordnetenkammer ein Antrag angenommen und der Kammer zur Beschlußfassung vorgelegt, in dem eine Erhöhung der Mindestgehälter der Lehrer, Nichteinrechnung eines Teiles der Erträgnisse aus Kirchendiensten und die Regelung der Pensionsverhältnisse vorgesehen war. Diesem Antrag stellte Abgeordneter Schubert mit einer Mehrheit der Linken einen derart weitgehenden Antrag gegenüber, daß ein jährlicher Mehrbedarf von 8 Millionen Mark, gleichbedeutend mit einer Steuererhöhung von 30%, notwendig geworden wäre. Der Antrag wurde noch dazu mit der prinzipiellen Forderung der Verstaatlichung der Volksschule verquickt. Die Folge war, daß die Lehreraufbesserung zu Fall kam und die notwendige Besserstellung, insbesondere der Lehrer mit dem Mindestgehalt auf dem Lande, vereitelt wurde. Wir leiden heute noch an den Folgen jenes politischen Mißgriffes des Abgeordneten Schubert, denn jedermann weiß, was einige Jahre der Verzögerung einer Aufbesserung für das Schritthalten mit dem Wachsen der wirtschaftlichen Anforderungen ausmacht. Daß Schubert sich damals eine schwere Verantwortung aufbürdete, geht aus der authentisch verbürgten Bemerkung eines liberalen Abgeordneten nach der Durchsetzung des Schubert'schen Antrages in der Abgeordnetenkammer hervor: „Au weh, wir haben gesiegt!" Auch die liberale Presse hat damals sofort eingesehen, daß mit der Durchdrückung der maßlosen Forderungen in der Abgeordnetenkammer die ganze Aufbesserung bei der ablehnenden Haltung des Reichsrates zu Fall käme. Beispielsweise schrieb der liberale Münchener „Generalanzeiger" in Nr. 118 vom 20. Mai 1896: „Vorläufig wird von einer Aufbesserung der Gehälter keine Rede sein, weshalb es für die Interessenten entschieden besser gewesen wäre, wenn der von der Regierung als akzeptabel bezeichnete Antrag des Ausschusses Annahme gefunden hätte. Es wäre eben damit immerhin etwas erreicht worden, so aber ist einfach nichts zustande gekommen, was wir im Hinblick auf die materielle Lage der Lehrerschaft lebhaft bedauern müssen."

Angesichts dieser Tatsachen wird Abgeordneter Schubert die Feststellung in Nr. 34 der „Allgemeinen Rundschau" kaum weiter bemängeln wollen.

Begegnen.

Dich sah ich im Leben auch einmal —
Wo hab ich dich nur geseh'n?
Schritten wir durch gemeinsam Tal,
Ueber gemeinsame Höh'n?

War es in loher Tagesglut,
War es im Zwielicht des Doms?
Oder war's in der Tränenflut
Des grollenden Lebensstroms?

Ach, ein Leben, es währt doch lang!
Sag mir, wo sah ich dich nur?
Nun hallt schon wieder fern dein Gang,
Mitnehmend letzte Spur.

Wir ziehen der Strassen ja soviel,
Wir gehen die kreuz und die quer —
Und was uns begegnet, bis wir am Ziel,
Wir wissen's am End nicht mehr.

Der Plätze sind es so mancherlei,
Da wir rasten, lebensschwer.
Wir verlieren uns in der Wüstenei
Und kennen uns nicht mehr.

Paul Körber.

Streiflichter aus Oesterreich-Ungarn.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Mit der großösterreichischen Patriotenliga, welche nach dem Plane jener Katholiken, welche sich an dem „Katholischen Sonntagsblatte" und den „Neuen Tiroler Stimmen" ergötzen, die christlichsoziale Partei von einer katholischen Seite aus sprengen und so — wenn auch vielleicht unbewußt — dem freimaurerischen Judenliberalismus zu Hilfe kommen sollte, ist es nun gründlich nichts. Jene hochkonservativen Kreise, welche sich durch einen Anton Mauß, einen Ludwig Schwennhagen und Genossen für eine katholische Neugründung hatten einfangen lassen (vergl. meinen Aufsatz in Nr. 22 der „Allgemeinen Rundschau" 1911), haben die Persönlichkeit der Proponenten und die wahre Absicht ihrer Bestrebungen erkannt und rücken nun — die meisten geheim, einige Mutige öffentlich — von der Liga weit ab. Im Wiener „Vaterland", in dessen „Redaktionssäle" Schwennhagen die Gründungsversammlung einberief, schreibt das Herrenhausmitglied Alfons Graf Mensdorff-Pouilly, welcher jener Gründungsversammlung präsidiert hatte und welcher Präsident des Vereins „Patria", des Eigentümers des „Vaterland" ist, der Patriotenliga den Abschiedsbrief, nachdem Freiherr v. Vogelsang und seine „Freistatt" schon längst ein beredtes Schweigen darüber geübt hatten. Graf Mensdorff erklärt, wenn er die wahren Absichten der Ligagründer („etwas disparate Elemente") geahnt hätte, würde er sich auch von jenen Vorbesprechungen ferngehalten haben. Die hohe Geistlichkeit, welche man auch in die Gründung hineinziehen wollte, tat auch nicht mit, und Fürsterzbischof Dr. Nagl hat deutlich genug zu verstehen gegeben, daß er mit den Bestrebungen des Maußschen „Sonntagsblatt" nicht verquickt werden will. Man sollte in reichsdeutschen Zentrumsblättern dem genannten Wiener Wochenblatte nicht so viel Reklame machen, unter den deutschen Katholiken Oesterreichs findet es nur geringe Beachtung und Achtung.

* * *

Die christlichsoziale Partei Wiens hat sich eine eigene Parteileitung gegeben und will auch innerhalb der großen Reichspartei eine eigene Gruppe bilden. Das ist unter den jetzigen Umständen das Klügste, was sie tun kann. Wenn die Wiener Führer sich die Niederlage bei den heurigen Juniwahlen genau betrachten und sie vergleichen mit den Siegen der Partei in den Alpenländern, so müssen sie erkennen, woran es ihnen fehlt: festgeschlossene Organisationen, über welche in Wien nur die Arbeiterschaft verfügt, und eine den Judenzeitungen ebenbürtige Presse. Beides läßt sich erreichen, wenn man mit starker Faust die Parteiverräter sich vom Leibe hält, und wenn alle Führer alle Sonderwünsche beiseite lassen und nur den Wiederaufschwung der Partei anstreben. Haben die Wiener Christlichsozialen bei den nächsten Gemeindewahlen ihre alte Stellung im Rathause behauptet, dann wird auch die Siegeszuversicht zurückkehren, und die Grundlage gelegt sein zur Wiedergewinnung der heuer verlorenen Reichsratsmandate. Aber nur alle unsauberen Elemente hinaus aus der Partei! Und dann ein fester Anschluß an die Reichsratspartei, wenn auch die große Mehrheit der Mitglieder agrarisch ist. Diese Männer sind nicht einseitige Standesvertreter, sondern Volksvertreter und werden ihren Wiener Parteigenossen eine starke Rückendeckung bieten. Ein wahrer Segen für die Partei kann der Katholische Volksbund werden, welcher dem Gladbacher Volksverein nachgebildet wurde; er und der Piusverein haben vor allem in Wien ein weites Feld der Betätigung.

* * *

In Oesterreich-Ungarn spielt der historische Adel eine weit gewichtigere Rolle, als wohl in allen anderen Staaten. In Oesterreich zog er sich, als 1907 mit dem allgemeinen Wahlrecht die Großgrundbesitzerkurie aus der Volksvertretung verschwand, in den Schmollwinkel zurück: Prinz Alois Liechtenstein, Fürst Auersperg-Gottschee und Graf Kolowrat waren die einzigen, welche ein Volksmandat erstrebten und erhielten. Nun scheinen die Erfolge, welcher sich der böhmische Adel konservativer und liberaler Richtung unter des jetzigen Statthalters und Fürsten Thun Leitung um die Schlichtung des böhmischen Nationalstreites erfreut, so gering der praktische Wert dieser Erfolge bislang auch noch sein mag, in dem Adel doch das Bewußtsein wieder lebendiger gemacht zu haben, daß er in der jetzigen Krise der Habsburgermonarchie nicht ein müßiger Zuschauer sein darf. Wenn es dem böhmischen Adel, welcher von den Tschechen, „die dritte Nationalität Böhmens" genannt wird, weil er für keine der beiden streitenden Nationalitäten einseitig Partei ergreift, zu gelingen scheint, erfolgreich in dem böhmisch-österreichischen Krebsübel zu vermitteln, so sollte der Adel Oesterreichs und Ungarns dieselbe Vermittlerrolle zur Beseitigung der ewigen Ausgleichskrisen zwischen Zis und Trans spielen. Diese Aufgabe will der böhmische Edelmann Graf Ottokar Czernin in der „Oesterreichischen Rundschau" dem Adel der Habsburgermonarchie zuweisen. Bis zum Jahre 1917, wo der für das Reich vielleicht wichtigste und folgenschwerste Ausgleich geschlossen werden muß, ist nicht mehr viel Zeit. Dann muß es sich entscheiden, ob staatsverwüstender Nationalpartikularismus oder staatserhaltende Großstaatidee die Oberhand gewinnt. In Ungarn verkennt ein Großteil des Adels seine Pflicht. Graf Julius Andrassy arbeitet ebenso auf den Zerfall der Monarchie los wie Graf Albert Apponyi und Herr von Justh, die Siebenundsechziger sind ebenso staatsfeindlich wie die Achtundvierziger. Solchen Bestrebungen steht der österreichische Adel gewiß feindlich gegenüber, und solche Todfeinde der Monarchie wird er immer bekämpfen. „Derjenige der Ungarn aber, der uns herüberruft, wir möchten uns mit ihnen um das Reichsbanner versammeln, der findet im österreichischen Adel gewiß keinen einzigen Feind." Freunde des Reichsbanners in Ungarn sammeln, ist eine hochpatriotische Aufgabe. Möge der Adel sie mit Erfolg in die Hand nehmen!

* * *

Ministerpräsident Graf Khuen hat seine Sendung, die nationale Gravaminalpolitik der Koalition Wekerle-Andrassy-Kossuth zu zerschmettern, miserabel verpfuscht. Seine Aufgabe ist nur zu lösen mit der Wahlreform, wie sie der Kaiser-König anläßlich des Paktes mit der Koalition 1906 den Völkern Ungarns versprochen hatte. Statt dieses Werk mit aller Tatkraft in Angriff zu nehmen, schob Graf Khuen, der große magyarische Kroate, die Aufnahme der Barzahlungen in den Vordergrund. Diese Erpressung scheiterte an der Wachsamkeit der Christlichsozialen (Antrag Schraffl). Dann kam die Beratung der Wehrvorlagen, welche die Magyaren zur Ausgestaltung der Honved zu einem selbständigen ungarischen Heere ummodeln wollen. Dadurch wäre die Einheit der Armee zertrümmert. In die Debatte trieb man den Streit um die Konfiskation des Skandalblattes „A nap" hinein, welches die Majestätsbeleidigung als Sport betreibt. Der Ministerpräsident förderte die Obstruk-

tionsrederei, indem er bereits viermal das Wort ergriff und so den Obstruktionisten stets neuen Stoff zu Reden und Anträgen, zu geheimen Sitzungen und namentlichen Abstimmungen bot. Man gewinnt schließlich den Eindruck, als ob dem Ministerpräsidenten die Obstruierung der Wehrvorlagen ganz recht sei und passe. Wenn es ihm mit der übernommenen Aufgabe ernst wäre, müßte er dem Antrage nachgeben, den Justh am 1. September in einer Wählerversammlung gestellt hat: allgemeines Wahlrecht, und das neue auf Grund dieses Wahlrechtes gewählte Parlament soll dann die Wehrvorlagen verabschieden. Aber freilich: da könnte der Einfluß des Magyarentums ein wenig geschwächt werden, und das darf kein Magyare wollen, selbst wenn er ein echter Kroate ist!

Die Verquickung der Wahlreform mit der Wehrvorlage hat **Franz Kossuth**, Sr. Majestät Geheimer Rat und Exminister, veranlaßt, endlich die Loyalitätsheuchlermaske abzuwerfen: er steht jetzt in der ganzen Nacktheit des unversöhnlichen Habsburgerhassers da, nachdem er so lange hin- und hergeschwankt, ob er lieber als eidgetreuer Untertan des Königs oder als eidbrüchiger Revolutionär seine Tage beschließen solle. Da seine Ministerpension ihm einen sorgenlosen Lebensabend gestattet, hat er sich entschlossen, der Welt sein wahres Antlitz zu zeigen. Am 31. August veröffentlichte er ein „Manifest an die ungarische Nation". Darin spricht sich Kossuth für das allgemeine und gleiche Wahlrecht aus, doch müsse dies eine Form erhalten, daß der „ungarisch-nationale Charakter" des Staates erhalten bliebe, d. h. daß der magyarischen Minderheit des Landes die unumschränkte Willkürherrschaft über die nichtmagyarische Mehrheit der Bevölkerung gesichert werde. Erst die Wahlreform, dann die Wehrreform, aber „die Nation" kann den König nicht darüber in Zweifel lassen, daß sie niemals eine Wehrreform annehmen werde, welche „die berechtigten Forderungen der Nation", also die selbständige, magyarisierte ungarische Armee, unerfüllt lasse. Das verlangt derselbe Kossuth, der sich 1906 bei seinem Eintritt ins Ministerium verpflichtet hat, die Herrscherrechte und die militärischen Hoheitsrechte des Monarchen nicht anzutasten. Kossuth stellt sich damit wieder auf seinen alten Revolutionsstandpunkt, welchen der Obmann der unabhängigen Achtundvierziger, Graf Joseph Karolyi, am 3. September in die Worte zusammengefaßt hat: „Ungarn erkennt niemanden über sich als Herrn an, als Gott."

Gegen die ungehinderte Verbreitung schamloser „Sexualliteratur".

Von einem Offizier wird der „Allgemeinen Rundschau" aus einer größeren norddeutschen Garnison geschrieben: Den Artikel „Eine schimpfliche Zumutung an deutsche Offiziere" in Nr. 14 der „Allgemeinen Rundschau" vom 8. April 1911, S. 239 f., habe ich mit großem Interesse gelesen, fürchte aber, daß derselbe an denjenigen maßgebenden Stellen, welchen er zur Kenntnis gebracht wurde, nicht den gewünschten Erfolg gehabt hat. Soviel ich weiß, ist dem betreffenden „Modernen Verlagshaus" in Dresden bisher auch nicht ein Haar gekrümmt worden. Der Zeitgeist des Liberalismus beherrscht mehr oder weniger auch unsere Regierungen, die es jedenfalls nicht wagen, den christlichen Ideen irgendwie praktisch Vorschub zu leisten, sondern im Gegenteil dem Freigeist eine Konzession nach der anderen machen. Von dieser Seite ist gewiß keine Hilfe mehr zu erwarten.

Bei der heutigen Direktionslosigkeit aller Begriffe für Anstand und gute Sitte findet man auch bei Mehrheit der sogenannten höheren Stände gar kein Verständnis mehr für die Verfechtung der alten guten christlichen Grundsätze. Das noblesse oblige erschöpft sich in lauter Aeußerlichkeiten, denen jeder Zusammenhang mit inneren Wahrheiten abgeht.

Eine tröstliche Abwechslung in diesem heillosen Schlendrian findet man in unseren großen katholischen Veranstaltungen. Die katholische Kirche erweist sich als letzte Rettung vor der zunehmenden Anarchie; das müßte jeder Gutgesinnte einsehen, wenn er nicht mit Blindheit geschlagen ist. Die prophezeite Herrschaft des Antichrist werden wir trotzdem nicht verhindern können, wenn wir uns von den Pforten der Hölle auch nicht überwältigen lassen werden.

Trotz aller gelegentlichen Proteste, selbst von zuständigsten und autoritativsten Seiten, geschieht zur Hintanhaltung und eventuellen Unterdrückung des den deutschen Namen schändenden, in Mißkredit bringenden lukrativen Massenhandels mit sogenannter sexueller Literatur praktisch rein gar nichts. Erst unlängst erhielt ich gleich vielen anderen Offizieren von einem „Medizinischen Verlag" in Berlin einen größeren Prospekt zugeschickt. Der Zweck der Spekulation auf die niederen Instinkte ist auch hier sonnenklar. Der Deckmantel „medizinischer" oder „hygienischer" Literatur ist zu durchsichtig; denn was soll es jüngeren Offizieren nützen, eingehendere Aufklärung über „Sexualverbrechen" oder „Das gefährliche Alter", „Hygiene der weiblichen Leidenschaften", „Die Gefühlskälte der Frauen", „Das Sexualleben der Frauen" zu erhalten? Wohin abgezielt wird, zeigen die angepriesenen „Guten Unterhaltungsbücher für Leser moderner Geschmacksrichtung" und die „Galante Bibliothek von zehn Bänden in hochelegantem Rokokoeinband."

The Catholic Encyclopedia.

(Bd. 1—10 = A—Newman.)

Von Johann Pietsch Obl. M. I.

Vor Kurzem ist der 10. Band eines literarischen Unternehmens erschienen, das wirklich eine großartige Kulturtat bedeutet, und obschon in englischer Sprache abgefaßt, auch in Deutschland das weitestgehende Interesse aller gebildeten Kreise beanspruchen darf. Es handelt sich um die in Neuyork erscheinende, durch Herder in Deutschland vertretene Catholic Encyclopedia, ein wahres Riesenwerk in 15 Bänden, Lex. 8, mit je zirka 800 doppelspaltigen Seiten, ungefähr 30 000 Artikeln und 2000 Illustrationen, darunter viele Karten, Vollbilder und Farbendrucke. Und was will nun diese neueste aller Encyklopädien, an denen unsere Zeit gewiß nicht arm ist? Sie soll, wie der Untertitel besagt, „ein internationales Nachschlagewerk sein über die Verfassung, Lehre, Disziplin und Geschichte der katholischen Kirche". — „Am besten läßt sich ihr Zweck in den einen Satz zusammenfassen: Zuverlässigen Aufschluß geben über alles, was irgendwie die katholische Kirche angeht. Dieses „irgendwie" läßt sich nicht weiter fassen, und diese Universalität in der Behandlung der sich auf die katholische Kirche beziehenden Gegenstände gibt der Catholic Encyclopedia ihr charakteristisches Gepräge. Sie unterscheidet sich somit von Werken ähnlicher Art, den großen deutschen Konversationslexika von Herder, Meyer, Brockhaus usw., den Encyclopédies von Larousse, Guérin, von der Encyclopedia Britannica usw. dadurch, daß sie alles beiseite läßt, was sich nicht irgendwie auf die katholische Kirche bezieht. Anderseits hat sie vor einem Kirchenlexikon voraus, daß sie sich nicht beschränkt auf kirchliche Wissenschaft und biographische Skizzen von Geistlichen und Ordensleuten, sondern auch Notizen enthält über katholische Künstler, Pädagogen, Dichter, Gelehrte, Schriftsteller, Redner, sozial tätige Männer und Frauen, und zwar gerade über das, was diese in ihrem Fache Hervorragendes geleistet haben. Die Herausgeber sind sich natürlich bewußt, daß es keine spezifisch katholische Wissenschaft gibt, aber durch ihr Werk erbringen sie den positiven Beweis, daß katholische Prinzipien kein Hindernis sind für wissenschaftliche und künstlerische Betätigung." (G. Allmang, The Catholic Encyclopedia im Historischen Jahrbuch 1909, S. 851 ff.)

In richtiger Erkenntnis der Erfordernisse eines solchen Riesenunternehmens wurde für die Herausgabe in Neuyork eine eigene Gesellschaft, die Robert Appleton Company gegründet. Die eigentlichen Herausgeber sind Hauptredakteur C. G. Herbermann, ein Deutschamerikaner, Edward Aloysius Pace, Condé Bénoist Pallen, Th. J. Shahan und John Wynne S. J. Sie haben sich ihre Mitarbeiter in der ganzen katholischen Gelehrtenrepublik gesucht und auch gefunden. Jeder Band zählt deren zirka 200 aus Amerika (Vereinigte Staaten, Kanada, Südamerika), Afrika, Asien, Australien, dann England, Irland, Deutschland, Frankreich, Italien, Belgien usw. Von den Deutschen seien hier die hauptsächlichsten genannt: P. M. Baumgarten, J. Braun S. J., M. Bihl O. F. M., H. Cardauns, Gietmann S. J., H. Gruber S. J., Hagen S. J., O. Hartig, K. Hoeber, Hontheim S. J., A. Huonder S. J., F. Kampers, K. M. Kaufmann, B. Kleinschmidt, A. Lehmkuhl S. J., J. Lins, C. Löffler, J. Pohle, G. Reinhold, Sägmüller, Sauer, Schmidlin, Schlager O. F. M., M. Spahn, de Waal, Willmann, Wittmann, Wolfsgruber O. S. B. usw.

Die trockene Aufzählung würde kein Ende nehmen, wollte ich die Nichtdeutschen auch nur in ihren Hauptvertretern namhaft machen, es genüge zu sagen, daß ihr Name von gutem Klang und weit über die Grenzen ihres Landes bekannt ist. Sogar Bischöfe haben ihre Feder in den Dienst der Catholic Encyclopedia gestellt.

Der Redaktion gebührt vor allem das Verdienst, für rasches Voranschreiten des Werkes gesorgt zu haben. Ideal wäre es

gewesen, wenn alle 15 Bände auf einmal erschienen wären, wie es soeben die 11. Auflage der Encyclopedia Britannica tut mit ihren 28 Bänden, die alle zusammen wie ein einziges Werk vor das Publikum treten und im Inhalt alle Erscheinungen bis Ende 1910 berücksichtigen sollen. Die Encyclopedia Britannica hat damit einen neuen Rekord aufgestellt, aber nach ihr ist von allen Nachschlagewerken die Catholic Encyclopedia die prompteste. 1907 erschien der 1. Band, und es ist sichere Aussicht vorhanden, daß mit 1914 das ganze Werk vollendet sein wird.

Ein weiteres Verdienst besteht darin, daß die Redaktion für die großen Artikel fast immer den richtigen Mann gefunden hat, meist natürlich einen Spezialisten. Vom 4. Bande ab geht das Spezialisieren so weit, daß öfters an einem und demselben Artikel mehrere Gelehrte gearbeitet haben. Aber nicht nur die Mitarbeiterliste ist international, sondern auch Inhalt und Wahl der Artikel, nirgends macht sich engherziger Partikularismus störend bemerkbar. Jede Polemik ist ausgeschaltet. In den ersten Bänden behandelte man auch lebende Persönlichkeiten, seitdem ist man davon abgegangen.

Die Länge der einzelnen Artikel variiert von einer halben Spalte bis 90 Spalten. Besonders in den letzten Bänden haben sich die Artikel über die bedeutendsten Länder und Völker, wie Deutschland, England, Frankreich, Japan usw. beinahe zu kleinen Broschüren ausgewachsen. Die Catholic Encyclopedia will also augenscheinlich mehr sein, als ein bloßes Nachschlagewerk, eher schon eine wissenschaftliche Fundgrube. Am Schlusse der Artikel wird die Literatur angegeben. Unterstützt wird der textliche Teil durch gute Illustrationen-Autotypien und meist gelungene Farbendrucke, dann durch Karten usw.

Was nun den Wert der Catholic Encyclopedia angeht, so hat sich bis jetzt die Kritik des In- und Auslandes sehr günstig geäußert. Zwei charakteristische Eigenschaften darf man ihr wohl kühn zusprechen. Erstens enthält sie eine ganze Reihe von wirklichen Standardarbeiten über solche Gegenstände, die auch in anderen Nachschlagewerken behandelt werden, wie über Dogmatik, Liturgik, Heilige Schrift, Kirchengeschichte. Alle wichtigen Bullen und Rundschreiben der Päpste werden, nach Anfangsworten geordnet, behandelt. Dann aber liegt wohl der Hauptvorzug darin — und das macht sie für deutsche Gelehrte, Schriftsteller, Redner, besonders Journalisten, sehr begehrenswert —, daß eine bedeutende Fülle neuen und meist zuverlässigen Materials hier geboten wird über die Lage des Katholizismus außerhalb unseres Vaterlandes und hauptsächlich außerhalb Europas. Geographie, Karten, Statistik, Biographie, Profan- und religiöse Geschichte gehen in diesen Artikeln meisterhaft Hand in Hand und entwerfen ein Gesamtbild, das man anderswo vergeblich suchen würde. So werden, um nur einen Punkt hervorzuheben, alle kirchlichen Jurisdiktionsbezirke, auch schon aufgehobene Diözesen, Apostolische Vikariate und Präfekturen, meist auch die größeren Städte behandelt.

Die Sprache der Artikel ist einfach, präzis und sehr klar, das Englisch auch für Deutsche leicht verständlich.

Wenn wir noch die solide Ausstattung, besonders das starke Papier und den deutlichen angemessenen Druck in Betracht ziehen, so müssen wir gestehen, daß der Band, in Steifleinen gebunden, für 27 ℳ sehr preiswürdig ist.

Daß die Catholic Encyclopedia nicht in allem vollkommen sein kann, liegt auf der Hand. Die Gefahr bei einem derartigen Werke liegt erstens darin, daß vor lauter Spezialisieren das richtige Verhältnis der Teile, d. h. der Artikel, zum Ganzen, verloren geht, oder beeinträchtigt wird. Zweitens kommen Wiederholungs- und Unterlassungssünden vor. Drittens fußen die Arbeiten verschiedener außerdeutscher Mitarbeiter noch zuviel auf früheren, jetzt veralteten englischen Werken. Am meisten ist mir aber die mangelhafte Berücksichtigung der deutschen Literatur bei vielen Artikeln aufgefallen. Ueberhaupt ist die Angabe der Quellen nicht immer nach einheitlichen Gesichtspunkten erfolgt. Für eine spätere Ausgabe wäre dieser Punkt ganz gewiß besonders zu beachten.

Wenn man die gewaltige Ausdehnung des Stoffes in Betracht zieht, muß man sich über diese Mängel nicht wundern, sie kommen bei jedem Nachschlagewerk vor und treten bei der Catholic Encyclopedia nicht dermaßen stark auf, daß dadurch der Gesamteindruck ungünstig würde. Im Gegenteil, die 15 stattlichen Bände werden eines der praktischsten und zeitgemäßesten Hilfsmittel im katholischen Arsenal der Wissenschaften sein, um so mehr, wenn späterhin durch weitere Auflagen die kleinen Fehler ausgebessert sind. Die Verbreitung in der englisch sprechenden Welt ist nämlich derart, daß die Hoffnung auf Neuauflagen gar keine vermessene ist; vor dem Erscheinen des ersten Bandes waren bereits 2573 Exemplare des Werkes durch Subskription bestellt. Auch in Deutschland möge die Catholic Encyclopedia viele Freunde finden, sie verdient es vollauf.

Glücks-Vorübergang.

Ich schlief erst ein in später Nacht,
Da scholl's wie ferner Glockenton.
Vom Schlummer bin ich aufgewacht.
Die Nacht stand in der Mitte schon.

Da klang's in märchenblauer Luft
Wie Frauenlachen süss im Mai —
Und dann strich her ein Rosenduft
Und Becherklang . . . dann war's vorbei.

Vorbei . . . ins Dunkel irrt mein Blick.
Die Nacht rauscht rings nur dumpf und tief.
Ich weiss: es fuhr vorbei das Glück,
Indes ich armer Träumer schlief.

Dr. Lorenz Krapp.

„Volksfestspiele."

Vor beiläufig zehn Jahren unternahm ein junger, begabter, aber noch wenig genannter Schauspieler des Deutschen Theaters in Berlin um die Mitternachtsstunde kabarettartige Veranstaltungen, die so großes Aufsehen erregten, daß er bald unter dem Namen „Schall und Rauch" ein eigenes Theater gründen konnte. Er betrachtete diese höhere Hanswursterei nur als die erste Staffel zum Aufstieg. Bald sahen wir ihn als den bewundertsten Mann der deutschen Bühne, den „Weltregisseur", um im lächerlich übertriebenen Plakatstil zu reden: Max Reinhardt, der szenische Erneuerer der Klassiker, liebt es zuweilen, mit den profanen Anfängen seiner Laufbahn zu kokettieren, und gerade wir, die wir an die Größe seines Könnens glauben[1], verstehen nicht, wie Karnevalsspäße ihn befriedigen können, wenn Herbst im Kalender steht. Halten wir die Jahreszeiten ein, das gehört doch auch zur „Kultur", deren Ausbreitung unsere „Sehnsüchte" gelten, wie man in Aesthetenkreisen so schön sagt.

Was sich Reinhardt, oder besser gesagt: die Herren, welche ihn nach München kommen ließen, wohl unter „Volks"-Festspielen denken? Vermutlich lediglich Aufführungen, bei denen es auch billige Plätze gibt. Daß die „Orestie" tiefgehende Eindrücke hervorzurufen vermag, erscheint mir zweifelhaft. (Wir Kritiker, die wir in den Premieren nur von „illustren" Persönlichkeiten und

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Die „Allgemeine Rundschau" kann die Tagesmode, welche das Selbstbewußtsein Reinhardts durch ständige Beweihräucherung allmählich bis zum Größenwahn steigern muß, nun und nimmer mitmachen. Allen schuldigen Respekt vor dem wirklichen Können und vor allem vor der genialen Inszenierungskunst Reinhardts. Aber nicht wir allein machen es ihm zum schweren Vorwurf, daß er, statt das laut betonte Ziel einer Veredelung der Bühnenkunst und des Volksgeschmacks fest im Auge zu behalten, durch Konzessionen an sehr unedle Masseninstinkte den Geschmack verschlechtern, aber den Unternehmern, die sich seinen Ruf und seine Kunst nutzbar zu machen wissen, die Kassen füllen hilft. Wir denken hier vor allem an Aufführungen von der vorigjährigen Art der „Lysistrata", deren laszives Sujet von der ersten zur letzten Szene eine Verherrlichung geschlechtlicher Sinnenlust ist, und an die trotz aller aufgenötigten Milderungen von frivolster Laszivität strotzende „Schöne Helena", die durch fünfzig ausverkaufte Häuser zu einer wahren Goldgrube für die Unternehmer des Künstlertheaters geworden ist. Mag auch „Orpheus in der Unterwelt" in der gegenwärtigen Zirkusaufmachung von unsittlichem Beiwerk, das sonst die obligaten Ehebrüche zu vergröbern pflegt, freigehalten sein, so bleibt es dennoch eine Geschmacklosigkeit, diese leichtfertige musikalische Komödie im Rahmen von „Volksfestspielen" paradieren zu lassen, die sich an Volksschichten wenden, von denen wenigstens ein großer Teil mit Offenbachiaden nichts gemein haben kann. Und der unedle Geist, der zweihundert Meter weiter drüben im Künstlertheater im Zeichen Offenbachs alle guten Sitten frech verhöhnt, läßt sich in der Ausstellungshalle im gleichen Zeichen und mit den gleichen Kräften nicht als ein edler ansprechen. Das wäre ein Taschenspielertrick, für den uns unser Volk doch zu schade ist. Lehrt man das Volk und die Jugend, den einst verpönten Offenbach als Lehrmeister hoher, edler Kunst einzuschätzen, so werden schließlich zwischen den verschiedenen Offenbachiaden keine Unterschiede mehr gemacht werden. Mit anderen Worten: Der Weg führt mit unfehlbarer Sicherheit vom „Orpheus" in die „Schöne Helena". Hier heißt es unbedingt: Principiis obsta! Der Einwand, „Orpheus in der Unterwelt" sei auch in diesem oder jenem Theater Repertoirestück, und die Leichtfertigkeit des Tones, der Gesten und Tänze und der entsprechenden „Kostüme" sei nicht „schlimmer", als was man alltäglich in Varietés usw. zu hören und zu sehen bekomme, können wir absolut nicht gelten lassen. Gärtnertheater-Operetten und Varieté-Pikanterien bewirken das Gegenteil von ethischer und ästhetischer Volksveredlung. Und wenn man uns schließlich noch „kulturhistorisch" kommt und den „Orpheus" im Anschluß an die „Orestie" als „Satirspiel" nach der Tragödie rechtfertigen will, so ist dieser Auslegungsversuch doch gar zu plump. Dann hätte schließlich auch der sprichwörtliche Teufelsbau dicht neben der Kirche seine innere „Berechtigung". Unter „Volksfestspielen" denkt man sich etwas ganz anderes.

solchen, die sich dazu zählen, umgeben sind, haben über die „Volks“-Meinung nur selten ein Urteil.) Eine Ahnung von einer zwar fremdartigen, aber großartigen Kultur dürfte jedoch in dem gesunden, einfachen Empfinden schlichter Leute aufgedämmert sein.

Aber „Orpheus in der Unterwelt!“ Soll der Spötter Offenbach als Volkserzieher gelten? Das hat er sich wohl nie träumen lassen. Die Libretti, welche er vertonte, waren für ein Luxuspublikum bestimmt, das über das Erziehen „hinaus“ ist, und seiner Tochter soll er den Besuch seiner Operetten bis zu ihrer Verheiratung verboten haben. Gegen wen richtete sich nun die Satire Offenbachs? Gegen die „große Oper“, also gegen etwas, was das „Volk“ heute so gut wie gar nicht kennt. So bleibt nicht viel Geistiges übrig, als die „Witze“, sagen wir besser „Kalauer“, die sich forterben durch die Jahrzehnte; dazu kommen ein paar neue, na, die sind nicht besser. Ich erkenne an, daß sie harmloser waren, als die stark gepfefferten in der „Helena“.

Sehr unglücklich ist die Motivierung dieser Aufführung. „Orpheus“ soll gleichsam das verloren gegangene Satirspiel des „Aeschylos“ ersetzen. Hierdurch werden doch beim „Volke“ ganz falsche Vorstellungen von der Antike erweckt! In der modernen Aesthetik galt bis jetzt der Grundsatz, daß ein Kunstwerk nur in dem Raum zu genießen sei, für das sein Schöpfer es bestimmt habe, für Rich. Wagner ein gewaltiges Festspielhaus, für Mozart eine zierliche Bühne. Der Gedanke Reinhardts, das für ein kleines Luxustheater mit dem bezeichneten Namen Bonbonnière geschriebene Stück 3 bis 4000 Menschen vorzuspielen, mußte große Bedenken erregen. Gewiß, Reinhardt verstand es, diese Stilsünde oft zu verdecken. Der begabte Kapellmeister v. Zemlinsky und Frl. Jeritza, deren großes Organ den Riesenraum beherrscht, halfen ihm dabei. Immer da aber, wo die Handlung in diesem trotz aller Primitivität anspruchsvollen Raum zu versanden droht, hat der Regisseur ein paar Einfälle, sie sind zuweilen aus dem Zirkus, aber „das Ineinander von Klang, Wort, Farbe, Linie, Rhythmus“, wie es in Reinhardts neuer Zeitschrift heißt, bringt stets wieder das Interesse wachhaltende Wirkungen zuwege. In diesen „Blättern des Deutschen Theater“ theoretisieren seine Regisseure darüber, daß Theater und Literaten getrennte Begriffe seien. Man hört den törichten Ruf „Los von der Literatur“ jetzt öfters. Ich vermag mir freilich nichts anderes darunter zu denken, als den ästhetischen Rechtfertigungsversuch des kunstfeindlichen Satzes: „Erlaubt ist, was gefällt.“ Jedenfalls verdankt Reinhardt seine glänzendsten Erfolge nur der wertvollen Literatur, und ich wüßte nicht, wo anders sich neue Fernsichten eröffnen könnten.

„Orpheus“ hätte im Künstlertheater, in dessen Raum und zu dessen Publikum er gehört, entsprechende Wirkung getan. Warnen muß man die dii minorum gentium, ihre Operettenensembles nun nach diesem Beispiel in Zirkusgebäude und Turnhallen zu führen. Was bei Reinhardt ein unzeitgemäßer Faschingsscherz, bei dem besonders zu tadeln ist, daß er unter der falschen Flagge der Kunst fürs Volk segelte, würde in der Hand anderer Geschäftstheater den letzten Rest von Geschmack und Kunstgefühl aus den Amüsierschaubühnen hinaustreiben.

Die Aufführung auf der dreistöckigen Bühne war als solche sehr exakt einstudiert und mit guten Kräften besetzt, die, vom Komiker abgesehen, sich derben Farbenauftrags enthielten. Möge Reinhardt den großen Aufwand an Energie, den er diesen Dingen zuteil werden läßt, bald wieder ausschließlich Aufgaben zuwenden, die seiner Begabung würdig sind. Talent verpflichtet!

München. L. G. Oberlaender.

Die internationale Ausstellung zu Turin.

Von Dr. O. Doering-Dachau.

Italien hat die Kunst und das Gewerbe der übrigen Staaten zu sich eingeladen und bemüht sich, was es selbst auf beiden Gebieten zu zeigen hat, mit den fremdländischen Gaben in möglichst vorteilhaften Vergleich zu bringen. Die alte piemontesische Hauptstadt hat die Ausstellung des Gewerbes bei sich aufgenommen. Obgleich es eine Universitätsstadt und auf wertvolle Kunstdenkmäler und Kunstsammlungen mit Recht stolz ist, so spielt doch auch der Handel dort eine erhebliche Rolle, und schließlich einer der drei Orte, die nach einander als Hauptstadt des Königreichs gedient haben, konnte nur in Frage kommen; da paßte also Turin für die gewerbliche Ausstellung noch am besten.

Das Gelände, welches die Stadt zur Verfügung stellen konnte, ist zu beiden Seiten des Po gelegen. Da der verfügbare Raum an beiden Ufern nur schmal ist, links wegen der herantretenden Stadt, rechts wegen einer dicht hinter dem Ufer aufsteigenden Hügelkette, so ziehen sich beiderseits, besonders aber rechts, die Ausstellungsgebäude als lange Kette fast ununterbrochen hin. Das würde nichts schaden, wenn nicht der Wille der obersten Bauleitung es durchgesetzt hätte, daß auf dem rechten Ufer so gut wie alle und auch auf dem linken die meisten nach einem einheitlichen Schema erbaut wurden. Es ist der durch äußerliche Eleganz sich auszeichnende Turiner Stil des 18. Jahrhunderts. Für die italienischen Gebäude hätte er ja sicher gut gepaßt, aber was die Bauwerke der andern Nationen damit zu tun haben, zumal unser deutscher Palast, fragt man vergebens. Nur wenige Staaten haben demgegenüber ihre Selbständigkeit gewahrt, die Türkei, Siam, Ungarn, in etwa auch Rußland, und auch Serbien bemüht sich, einigermaßen heimatlichen Stil an seinem Palaste vorzumachen, Wären nicht diese Gebäude, dazu der alte wuchtig schöne Bau des Castello del Valentino (jetzt Polytechnikum) und die von der Ausstellung 1884 stehengebliebene, prächtig kopierte mittelalterliche Burg, der Gesamteindruck des Aeußeren der Ausstellung wäre trotz aller unstreitig hübschen Einzelheiten einfach langweilig. Eins hätte ich übrigens fast zu erwähnen vergessen, das allerliebste Alpendörfchen, das der italienische Touring-Klub an einem Hügelabhange gar malerisch hat errichten lassen. Man kommt ordentlich in Wanderstimmung, wenn man auf dem hübschen Dorfplatze beim plätschernden Brunnen die altertümlichen Häuslein und die Kirche um sich sieht. Wenn man hineinschaut, wird es gleich anders, denn jedes Haus beherbergt eine kleine Ausstellung, eins gar eine von alpinen Gemälden besten Ranges, und auch unsere Münchener Kunst fehlt nicht, und gibt der Sache wirklichen Wert.

Dicht bei dem Alpendorfe führt eine sehr reich geschmückte Brücke über den Po. Blickt man von dem Hügel, auf dem auch der große Festpavillon steht, auf sie hernieder, so eröffnet sich eine weite Aussicht stromauf und ab. Gerade gegenüber ragt der Monumentalbau des Castello delle Acque mit seinen effektvollen Wasserkünsten. Es bildet den Mittelpunkt der rechtsseitigen Baugruppe und wird seinerseits links vom französischen, rechts vom deutschen Ausstellungspalaste eingefaßt. Den letzteren sucht der deutsche Gast gewiß meist zuvörderst auf, sieht sich aber in der Erwartung getäuscht, daselbst alles zusammen zu finden, was die deutsche Industrie ausgestellt hat. Der zu spät gefaßte Entschluß zur Beteiligung hat verschuldet, daß unsere Ausstellung an den verschiedensten Stellen verstreut ist. Ein Umstand, der die Wirkung beinträchtigt und die Beurteilung erschwert. Auch im sonstigen Arrangement hätte sich gewiß manches schöner und zweckmäßiger gestalten lassen, wenn sich das Reich nicht auf eine Beisteuer von 120,000 Mark beschränkt hätte. Innerhalb des deutschen Palastes übt eigentlich nur ein Raum stärkere Wirkung, das ist der Kuppelsaal, wo freilich die riesenmäßige vergoldete Figur des Kaisers keinen eigentlich künstlerischen Eindruck macht. Der Inhalt dieses Saales besteht aus einer höchst kostbaren Sammlung silberner Modelle von älteren und neueren Schiffen. Nimmt man hierzu die imposante Ausstellung der Firma F. Schichau in Elbing, so gewinnt man von dem deutschen Seewesen eine Anschauung, die auch von der großartigen italienischen Marineausstellung nicht übertroffen wird. Im übrigen enthält unser Hauptpalast Zimmereinrichtungen, Musikinstrumente, vor allem Pianofortes, herrliche Juwelierarbeiten, Keramik, eine Gruppe von Sprengstoffen, daneben friedliche Eß- und Trinkwaren. Interessant sind die Abteilungen für Photographie und Reproduktionstechniken, sowie die Optik. Sachsen, das sich überhaupt lebhaft beteiligt hat, bringt hier seine Spitzenindustrie zur Schau, an anderer Stelle seine hervorragenden Maschinenwerke. Zum wichtigsten, was wir im großen Palaste zu zeigen haben, gehört die Abteilung für Volkswohlfahrt. Das Münchener Arbeitermuseum, das Reichsgesundheitsamt, die deutschen Landesversicherungsanstalten, zahlreiche Großstädte, aber auch Privatpersonen zeigen, mit welcher Lebhaftigkeit sie die gesundheitlichen Interessen der Bevölkerung und der Arbeiterschaft zu fördern bestrebt sind. — Die Auswahl der deutschen Darbietungen ist natürlich wesentlich nach dem Gesichtspunkte getroffen, die Handelsbeziehungen mit Italien zu erläutern und den bereits lebhaften Export fernerhin zu steigern. Wir können diesen Gedanken überall deutlich ausgedrückt sehen. So in der Halle des Buchdruckgewerbes z. B. an den Schnellpressen, in der ganz ausgezeichnet bestellten Elektrizitätshalle an den zum Verkehrswesen gehörigen Gegenständen und Maschinen; ich kann davon hier nur auf jene der Siemens-Schuckert-Werke und auf die Blitz- und Leuchtfeuer-Anlagen von J. Pintsch-Berlin hinweisen. Der Vergleich ergibt, daß unsere deutsche Industrie mit diesen Dingen den übrigen, auch der englischen, überlegen ist. Das ist offenkundig auch mit den Maschinen des Dampfbetriebes der Fall, bei denen eine rühmliche Steigerung der Schnelligkeit, Ausdauer und Sicherheit zu beobachten ist. Es genüge, auf die Leistungen von Borsig oder Schmartzkopff in Berlin, Maffei in München hinzuweisen. Nicht minder bedeutsam tritt in offiziellen wie privaten Schaustellungen das deutsche Luftschiffahrtwesen hervor. Ungemein reich ist die deutsche Ausstellung von Kraft-, Arbeits- und Werkzeugmaschinen. Außer dem schon genannten Sachsen glänzen auf diesem Gebiet Bayern und unser Südwesten, auch Westfalen und das Rheinland, die freilich 1910 in Brüssel besser zur Geltung kamen. Ausgezeichnet ist schließlich die Gruppe der landwirtschaftlichen Maschinen. Die deutsche Ausstellung kann nicht verfehlen, wegen der trefflichen Eigenschaften ihrer Objekte Aufmerksamkeit und Anerkennung zu erregen, denen der wirtschaftliche Nutzen hoffentlich reichlich folgen wird.

Nun die nicht-deutschen Länder. Zunächst Italien. Die Regierung hat sich in verschiedenartigster Weise beteiligt. Wir sehen eine reiche Ausstellung des Kriegswesens zu Wasser und zu Lande; das Sanitätswesen spielt dabei eine besonders interessante Rolle. Weiter lehrt man uns die öffentlichen Arbeiten kennen, die Sparkassen, Versicherungen, das Forst- und Fischereiwesen, die Schulverwaltung und anderes. In einem besonderen großen Palaste sehen wir die Leistungen des italienischen Fleißes außerhalb der engeren Heimat, und hierbei wird natürlich auch das Lob der Kolonie Eritrea heftig verkündet. Die italienische Privatindustrie ist reichlich bestellt, aber von recht verschiedenem Werte, zum Teil rückständig, wie bei der Möbelschreinerei und der kleinen Schmuckplastik (vielfach greulicher Kitsch!), zum Teil sehr gut, wie bei der Damenkonfektion, die in dem Palazzo della Moda ein reizendes Heim gefunden hat. — Die italienische Elektrotechnik interessiert u. a. durch die Ausstellung der Marconi-Gesellschaft. — Hierzu kommen dann noch Einzelabteilungen, von denen namentlich die der Stadt Turin und die sehr lehrreiche des modernen Städtewesens hervorgehoben seien.

Neben diesen beiden Staaten interessiert vor allem England mit einer vielgestaltigen Ausstellung. Was uns Deutsche betrifft, so dürfen wir sie getrost anschauen, denn eigentlich überlegen zeigt sich uns gegenüber die englische Industrie nur mit den Textilmaschinen. — Frankreich bringt hauptsächlich Kunstgewerbe und Konfektion (so in dem Pavillon der Firma Paquin), ferner Maschinen, mit denen es aber keineswegs in erster Reihe steht. Die italienisch-französischen Beziehungen erläutert in ihrer historischen Entstehung eine besondere, viel beachtete Gruppe. Sehr

fesselnde Sonderveranstaltungen bieten die Städte Paris und Marseille, ferner die bekannte Sektfirma Moët Chandon. — Recht zurückhaltend war Oesterreich, das nur seine böhmische Glasindustrie stärker herausgearbeitet hat. Ungarn ist in seinem eigentümlich und temperamentvoll ersonnenen Pavillon um so freigebiger. Es zeigt kunstgewerbliche Arbeiten aus Holz, Leder, Metall, Ton, auch gute Webereien. Eine forstwirtschaftliche Abteilung verbindet sich mit einer des Acker- und einer des Bergbaues. — Belgien ist mit tüchtiger Industrie vertreten, erklärlicherweise nicht so ausführlich wie 1910 bei sich daheim; interessant zeigt sich das fremdartige Wesen des Kongostaates. — Die Schweiz weiß für ihre Textilien sowie für ihren Maschinenbau besondere Aufmerksamkeit zu erwecken, Rußland für seinen Bergbau, seine Metallindustrie, außerdem für seine volkstümliche Kleinkunst.

Die fremden Erdteile sind ebenfalls nicht unbeteiligt. Wir finden Japan mit Natur- und Kunstprodukten, letztere infolge des sich meldenden europäischen Einflusses verschiedenartig. Höchst bedeutend und für Italien nicht unbedenklich erweist sich die japanische Seidenfabrikation. Ich übergehe Persien, China, Siam (wie ich denn auch aus Europa nur das Wichtigste herausgreifen konnte) und weise noch auf die amerikanischen Ausstellungen hin. Die Vereinigten Staaten treten mit ihrem Maschinenbau, Brasilien, Uruguay, Argentinien mit ihrer Landwirtschaft besonders hervor, letzteres auch mit seiner Fleischkonservierung. Alle besprochenen Abteilungen besitzen die pompöseste Aufmachung und imposanten Umfang, der den zum Teil in die Millionen gehenden Staatszuschüssen entspricht.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Als erste Uraufführung der Spielzeit wurde „Die Sprache der Vögel“, eine Komödie von Adolf Paul, einem in deutscher Sprache schreibenden Schweden, gegeben. Obwohl der Autor bereits nach dem ersten Akte erscheinen konnte, war die Aufnahme keine unwidersprochen gute. Des Dichters Art ist derjenigen Hebbels verwandt. Auf dem blutigen Hintergrund orientalischer Despotie zeichnet er Seelenanalysen von Spitzfindigkeit. Die dem König Salomo in den Mund gelegte Weisheit stimmt mit jenem abschreckenden Spruche Nietzsches überein: „Wenn du zu Frauen gehst, vergiß die Peitsche nicht.“ Adolf Paul hat sich wohl davon große Wirkung versprochen, daß der theoretische Frauenverächter zum Schlusse selbst noch, als er den Freund einem tatenlosen Liebesleben entreißen will, in die Liebesfalle gerät. Dies hat der Autor jedoch nicht klar genug herausgearbeitet, so daß die Hörer durch diese Schlußwendung ziemlich verwirrt wurden. Adolf Pauls Dichtung entbehrt nicht einigen Geistes, läßt uns jedoch nicht warm werden. Jedenfalls erscheint diese Geringschätzung der Frau abstoßend, und es ist nicht die „Sprache der Natur“, der lauschen zu können, sein Held vorgibt. Die Aufführung befriedigte sehr in den Männerrollen.

Festspiel-Ende. Mit den „Meistersingern von Nürnberg“ haben die diesjährigen Festspiele einen glanzvollen Abschluß gefunden. Wie in den zwei vorhergegangenen Vorstellungen des herrlichen Werkes war das Haus völlig ausverkauft. Man konnte sich heuer deutlich überzeugen, daß die „Meistersinger“ den Herzen der Wagnerfreunde des In- und Auslandes am nächsten stehen, während das grandiose Liebesdrama „Tristan und Isolde“, das fünfmal gegeben wurde, immer noch nur über einen engeren Kreis wahrer Bewunderer verfügt. Ueber Einzelheiten der Wiedergabe bedarf es keiner Wiederholung. Feinhals, Knote, Frau Bosetti, Frau Schumann-Heink sicherten wieder unter Fischers Führung Eindrücke von schlackenloser Schönheit. Auch den letzten „Ring“-Zyklus dirigierte Franz Fischer, der treffliche Wahrer der in ihm fortlebenden Tradition. Die Besetzung war fast die hier früher gewürdigte, nur die Brünnhilde sang Frau Mottl-Faßbender. Das eigene Schicksal mochte ihre hehre Gestaltung noch vertieft haben. Ueberblicken wir den Verlauf der Festwoche, so darf man mit dem, trotz der durch Mottls Tod geschaffenen schwierigen Lage, Geleisteten zufrieden sein. Möge es nun recht bald gelingen, den Mann zu finden, der geeignet erscheint, als Nachfolger Mottls und seiner Vorgänger der Münchener Hofoper ihre historische Stelle dauernd zu wahren.

Uniontheater. Conrad Drehers Humor an sich sichert der Bühne stets volle Häuser, und heuer hat er sich auch in der Wahl des Stückes glücklich erwiesen. „Die Meyers“ heißt das liebenswürdige, harmlose Lustspiel, das sehr hübsch gezeichnete Charaktere enthält. „Meyers“ sind eine reiche Judenfamilie, die gerne „mehr“ sein möchte. So kommt Jacques Meyer auf den törichten Einfall, sich in dem Chevalier de la Roche einen Adoptivvater zu kaufen. Dieser, ein sehr heruntergekommener Weinreisender, den Dreher köstlich gibt, bringt den „Sohn“ in sehr peinliche Situationen. Die törichte Eitelkeit findet so die gebührende Bestrafung. Der Spott des Autoren Friedmann Frederich ist wirksam, aber bleibt stets gutmütig und das ganz anspruchslose Stückchen ist nicht ohne Wert. Neben Dreher ragen noch Conradi und Nachbaur aus dem wackeren Ensemble hervor.

Schauspielhaus. Das satirisch gedachte Schauspiel „Höhere Menschen“ von Otto Gysae wurde von einem Premierenpublikum, das in diesem modernen Ehebruchmilieu Bescheid weiß, beifällig aufgenommen. Ich kann mir freilich manch ein Publikum denken, das den karrikierten Gestalten gegenüber verständnislos bliebe, aber in unserer sogenannten „Künstlerstadt“ sind diese hier geschilderten Leute nicht selten, die sich selbst suggerieren, „Ausnahmenaturen“ zu sein, ihr Leben zum „Kunstwert“ zu formen und die für gewöhnliche Menschen feststehenden Begriffe von Moral und Schicklichkeit „umzuwerten“. Gysae vermag diese Snobs und ihr Milieu gut zu gestalten, allein er weiß uns nicht recht zu einem befriedigenden Schlusse zu führen. Man hat nicht die Empfindung, als stände der Autor über jener „geistigen“ Sumpfatmosphäre der Künstlervorstadt „Schwabing“. So ist der Gesamteindruck nichts weniger als erfreulich.

Verschiedenes aus aller Welt. Der Bau des antiken Theaters in Homburg v. d. H. wird $1^{1}/_{2}$ Millionen kosten. Es soll seinen Platz im Hardtwald erhalten, da die ursprünglich geplante Stelle an der Saalburg nicht den Wünschen des Kaisers entspricht. Später wird eine Arena für olympische Spiele hinzukommen; das Theater wird 2000 Menschen fassen. — Eine vom Bildhauer Tilgner geschaffene Büste des Schauspielers Sonnenthal wurde im Wiener Burgtheater aufgestellt. — „Lebenshunger“, ein modernes Drama von Adolf Fedorow, hatte in Berlin einen mittleren Erfolg. Das Werk, welches einen an Mangel an Menschen- und Weltkenntnis zugrunde gehenden Dichter schildert, hat Anklänge an Sudermanns „Sodoms Ende“. Gleichfalls in Berlin ging Kurt Küchlers Schauspiel „Des Lebens Possenspiel“ in Szene, das beifällige Aufnahme fand. Es handelt von einer Frau, deren Eheglück für immer gestört wird, als die Schatten ihrer sündigen Vergangenheit durch Klatschsucht auftauchen. — Max Reinhardt wird in den nächsten Tagen den „Oedipus“ in ungarischer Sprache in einem Zirkus Budapests inszenieren. — In Dux wurde ein Denkmal von Walther von der Vogelweide enthüllt. Wie Sterzing und Bozen glaubt auch die böhmische Stadt, der Geburtsort des großen Dichters zu sein. — Lorenzo Perosi hat ein neues Oratorium „Vespertina Oratio“ vollendet. — Schon verschiedentlich wurde in der Oeffentlichkeit darauf aufmerksam gemacht, daß immer mehr Ausländer in die Ensembles der deutschen Opernhäuser Eingang fanden. Der Leiter der neuen „Kurfürstenoper“ in Berlin hat fast keine inländischen Kräfte und erklärt, daß es nicht seine Schuld sei, wenn die Leute „bei uns“ nicht genügend lernen. Ein Körnchen Wahrheit steckt leider in dieser Behauptung.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Situation aller internationalen Effektenmärkte ist ernst und gefahrvoll geworden. Die Nervosität und die Sorgen einer unsicheren und vor allem undurchsichtigen politischen Lage haben auch den deutschen Börsen grosse finanzielle Verluste beigebracht. Dabei spielten an der Berliner Börse spezielle börsentechnische Momente hauptsächlich mit, wodurch die Ermattung des Kursniveaus auf der ganzen Linie besonders starke Fortschritte machen musste. Es zeigt sich klar, dass in erster Linie am Kassaindustrie-Aktienmarkt der Berliner Börse die Positionen mit geliehenem Gelde künstlich gehalten worden sind. Das bisher mühsam aufgebaute und kolossal geschraubte Kursgebäude war demnach reine und ungesunde Spekulation. Es ward den beteiligten Effektenbesitzern nur mit enormen Verlusten möglich, sich ihres Bestandes an diesen Werten zu entledigen. Viele der schwachen Elemente kamen dabei zu Fall, und derouteartig verliefen einzelne Börsentage. Die Effektenüberladungen und das stete Kurstreiben an dem Berliner Kassaindustriemarkt forderten enorme Verluste und Einbussen, um so mehr, als blinde Angst und Verkäufe à tout prix plan- und ziellos in fast allen Werten vorgenommen wurden. Die Berliner Grossbanken sahen begreiflicherweise diesen Selbstexekutionen mit verschränkten Armen zu. Es wird der zukünftigen Entwicklung der Berliner Börse nur zum Vorteil gereichen, dass diese Verkäufe reinigend auf die Kursgestaltung gewirkt haben. Kursstürze von 10—30 % an einem Tage waren zu registrieren. Verschiedene Zahlungseinstellungen und die allgemeine grosse politische Verstimmung, ferner die verschiedentlichen Alarmgerüchte — militärische Rüstungen, forcierte Getreideankäufe — vervollständigten die ohnehin vollkommen nervöse und planlose Haltung der Berliner Effektenmärkte. Sehr matt lagen neben Montan- und Elektrowerten namentlich die hoch notierten Industrieaktien, in denen schon die kleinsten Exekutionen wegen Fehlens von neuen Käuferschichten verheerende Verluste verursacht hatten. Bankaktien und heimische Fonds hielten sich verhältnismässig gut. Ein Teil dieser enormen Kurseinbussen konnte zwar in verhältnismässig kurzer Zeit eingeholt werden. Die Situation der Berliner Börse bleibt trotz der eingetretenen Beruhigung vollkommen desolat, unsicher und zur grössten Vorsicht mahnend. Die bekanntlich monatelang vorangegangenen Kurshaussen auf verschiedenen Effektengebieten waren zu grosse und den inneren Verhältnissen weit vorangeeilt. Nach einer neueren Meldung wird die geradezu krankhafte

Deroute an der Berliner Börse von massgebender Stelle als in den politischen Ereignissen nicht begründet bezeichnet. Es liege zu ernsten Besorgnissen kein Anlass vor. Auf eine friedliche Lösung könne noch immer gehofft werden. Trotz der erwiesenermassen vorhandenen gesunden Entwicklung von Deutschlands Handel und Industrie haben diese Faktoren mit so vielen Momenten ungünstiger Art zu kalkulieren, dass eine optimistische Meinung hinsichtlich der zukünftigen Kursgestaltung jedoch verfehlt wäre. Abgesehen von der steten unsicheren und nervösen politischen Lage im allgemeinen und deren vielfachen Begleiterscheinungen zeigt auch die Gestaltung des deutschen Geldmarktes Grund zu ernsterer Besorgnis. Ein stetes Hin- und Herflackern der Kurse wird wohl für die nächste Zeit das Symptom der Berliner Börse bleiben. Immerhin werden Effektenbesitzer, welche ihre Werte bezahlt und als Kapitalsanlage betrachten, keinen Grund zu Angstverkäufen haben brauchen, denn das ist der Verlauf an den Börsen, dass nach „grossem Reinemachen" stets normalere und gesunde Börsentage folgen. Was die Entwickelung des deutschen Geldmarktes besonders charakterisiert, ist die anhaltende Versteifung des Berliner Börsendiskontsatzes auf annähernd 4%, also das Niveau der offiziellen Reichsbankrate. Dadurch wird unsere Zentralnotenbank gezwungen sein, früher als allgemein erwartet, die Diskontschraube anzuziehen, und wohl eine Erhöhung um ein volles Prozent vornehmen. Dass diese Massnahme für die Allgemeinheit, besonders für Handel und Industrie, äusserst empfindlich rückwirken wird, ist klar. Dabei ist der deutsche Geldmarkt zurzeit lediglich auf seine heimischen Hilfsquellen angewiesen und durch die politischen Wirren vom Ausland verlassen. Für Börsenzahlungen in London und Paris sind enorme Posten deutschen Geldes dem Ausland abgegeben worden. Die Quartalsnähe, die Erntereal isationen und vor allem der Kuponszahldienst Mitte des Monats berechtigen zu sehr pessimistischen Betrachtungen. Wir gehen dieserhalb sicherlich weniger rosigen Zeiten entgegen. Beunruhigt durch die falschen Gerüchte über den Stand der Marokkofrage haben in verschiedenen Städten die Sparer ihre Guthaben von den städtischen Sparkassen und Kreissparkassen zurückgezogen, so u. a. bereits in Königsberg, Friedrichshagen, Aachen, Essen, Metz. — Die Produktenmärkte, die wilden Kursschwankungen in Zucker, Weizen, Roggen, vornehmlich aus Gründen der Futternot und anderer Kalamitäten, verstimmen gleichfalls. Auch die Meldungen über das Auftreten der Cholera in einzelnen Kontinentalplätzen werden beachtet. Die Verhältnisse der amerikanischen Union, die dortige Antitrustbewegung, die grossen Entlassungen von Arbeitern bei den Bahnen und die dadurch hervorgerufene wirtschaftliche Entkräftigung, Streiks und die politische Lage angesichts der kommenden Präsidentschaftswahlen sind ebenfalls besorgniserregend. Es ist begreiflich, dass die Börsen auf Momente günstiger Art unter all den Vorgängen und Börsenpaniken nicht reagieren konnten und wollten. Die zukünftige Gestaltung unserer Effektenmärkte bleibt noch unsicher und gefahrvoll, solange Politik und Geldmarktlage nicht geklärt sind. — Zu Beginn der neuen Woche konnte eine kräftige Erholung der Börsen verzeichnet werden. Auf allen Umsatzgebieten sind Besserungen der Kurse zu verzeichnen.

M. Weber.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 38. München, 23. September 1911. VIII. Jahrgang.

Die rote Woche von Jena.

Einige Streiflichter.

Von Redakteur Michael Gasteiger-München.

Wer dem Jenenser Parteitag der deutschen Sozialdemokratie etwa mit besonderer Spannung entgegensah, der wurde durch dessen Verlauf wohl sehr enttäuscht. Abgesehen von einigen negativen Liebenswürdigkeiten, die sich die Vertreter der radikalen und der revisionistischen Richtung gegenseitig servierten, kann man, wie zu erwarten stand, von einem „programmäßigen Verlauf" sprechen. Aus allen Diskussionen konnte man heraushören, daß sich die Mannheimer Redeart der rosaroten Färbung gegenüber der hochroten Berliner und Hamburger Sprache allenthalben durchsetzte, welch letztere gern mit dem Tomahawk herumfuchtelt und „von dem gegenwärtigen Zeitalter der Revolution" spricht, „in das wir nun einmal eingetreten sind" (Henke-Bremen).

In der Tagespresse wird diese Erscheinung vielfach als ein „Sieg des Revisionismus" dargestellt; genau wie man im Vorjahre, nach Magdeburg, von einem Sieg des Radikalismus sprach. Abgesehen davon, daß es für die grundsätzliche Beurteilung der Sozialdemokratie außerordentlich gleichgültig ist, welche Richtung in ihr auf den einzelnen Parteitagen gerade am „Siegen" ist, erscheint diese Würdigung in der Presse, vom Standpunkte des Wesens der Parteitage aus betrachtet, nicht zutreffend. Wohl nimmt man in der Sozialdemokratie gelegentlich noch Veranlassung, auf die nur ihr innewohnende Kraft hinzuweisen, alles „vor der breitesten Oeffentlichkeit" austragen zu können. Tatsächlich aber hat man sich in den letzten Jahren sehr viel an das Prinzip der „verschlossenen Türe" gehalten, und, wenn ich nicht irre, war es in Jena Bebel selbst, der dieses als Notwendigkeit begründete, „wenn eine Partei zu einer gewissen Größe herangediehen" sei. Unter dieser Praxis aber leiden naturgemäß die Parteitage in ihrer Bedeutung; sie sind deshalb nur mehr oder weniger geschickt aufgemachte Gelegenheiten zur Propaganda nach außen, besonders den Gegnern gegenüber; — soweit diese sich täuschen lassen.

Der beste Beleg für diese Behauptung waren die Vorspiele zu dem heurigen Parteitage und die Behandlung der verschiedenen Differenzen auf demselben. Zunächst der „Marokkorummel". Man hat es selbst empfunden, daß man mit dem öden Geschrei gegen die „Kriegshetzer", auch vom sozialdemokratischen Standpunkt aus, höchstens das Gegenteil einer großen Gescheitheit angestellt hatte. Zumal, als man sehen mußte, daß die nichtsozialdemokratische Arbeiterschaft sich dieses, Deutschlands Ansehen und seine wirtschaftliche Macht schädigende Vorgehen der „Genossen" nicht gefallen ließ und einen vielbeachteten Aufruf dagegen veröffentlichte. Die sozialdemokratische Presse lief allerdings Sturm dagegen, zumal der Radikalismus es sich just in den Kopf gesetzt hatte, in Jena den Parteivorstand noch mehr für die Antikriegshetze einzunehmen. Das Grüppchen um Rosa Luxemburg hat es denn auch nicht an Wortathletik fehlen lassen, dem Parteivorstand die Unterlassungssünden in bezug auf sein Verhalten in der Marokkoangelegenheit vorzuschmettern. Sie vermochten aber nicht das Feuer anzuzünden, auf dem „die zu bequem gewordene Parteiregierung" verbrannt werden sollte, weil die Revisionisten und auch der Parteivorstand selber ihnen stets die Glut erdrückten. Schließlich zogen die Vertreter des politischen Massenstreiks im Kriegsfalle ihre Anträge zurück, welche nur den Zweck gehabt hätten, „eine ergiebige Aussprache herbeizuführen", die nun auch erfolgt sei.

Man möchte sich ob dieser Bescheidenheit der Ultraradikalen wundern — die, neben dem Rückzug in der Marokkosache, auch die württembergischen Differenzpunkte zwischen Hochrot und Rosarot dem Parteivorstand zur Schlichtung überließen, — wenn man an die günstige Position der Radikalen beim letzten Parteitag in Magdeburg und seit dieser Zeit denkt.

Und doch liegt nichts klarer als das, wenn man erwägt, daß eben der Jenenser Parteitag von 1911 die Mobilmachung der Sozialdemokratie für die nächsten Reichstagswahlen bedeutet. Die Sozialdemokraten sind klug genug, um zu erkennen, daß jetzt Einigkeit ihre allererste Pflicht ist. Durch ihr Draufgängertum in der Marokkofrage haben sie sich ohnehin schon in weiten Kreisen die Agitationskappe verschnitten. Und der alte Bebel wird heute, trotzdem er in seinem Referate in Jena sehr geschickt operierte, wenig Gläubige finden, wenn er im Reichstage wieder einmal versichern wollte, daß auch die „Genossen" aus sich heraus bereit wären, im Ernstfall „die Flinte auf den Buckel zu nehmen".

Darum zog man es vor, sich vom Parteivorstand aus jetzt etwas weniger revolutionär zu geben und schließlich sogar die Revisionisten siegen zu lassen. Und darum haben diesmal Radikale und Revisionisten die Rolle des Siegers auf dem Parteitage vertauscht. Denn dieser „Sieg" ist für die liberale Wahlhilfe wertvoll, weil es in jenen Kreisen noch viele Utopisten gibt, die da glauben, der „Revisionismus" werde sich soweit mausern, daß die linksstehenden bürgerlichen Parteien mit ihm zusammenarbeiten könnten, welchen die Radikalen einen zu starken Tabak rauchen. Auf diese Spekulation ist auch die in Jena angenommene Resolution zu den Reichstagswahlen eingestellt: Man sieht ihr an, daß sie in einer politisch äußerst unklaren und bewegten Situation geboren wurde. Darum ließ man in ihr so manches offen. Und Bebel hat in seiner Rede dazu sogar „gewissen Stimmungen einige Konzessionen gemacht", meint die „Frankfurter Zeitung" (Nr. 257).

Die übrigen Verhandlungen des Parteitages bewegten sich in ziemlich ausgefahrenen Gleisen; auch die Frauenkonferenz, die seit einigen Jahren dem Parteitag regelmäßig voranzugehen pflegt, hat, außer den gewohnten kräftigen Reden, nicht zuletzt auch gegen das Zentrum, neues nicht gebracht. Was aber auf dem Gebiete der Organisation in den verschiedensten Sparten der sozialdemokratischen Partei für den Gegner beachtenswert ist, konnte bereits in dem Aufsatz: „Die Sozialdemokratie auf dem Vormarsch" in dem letzten Hefte der „Allgemeinen Rundschau" hervorgehoben werden. Vom Parteitag selbst ist hierzu noch der Beschluß einer Reorganisation des Parteivorstandes einschlägig und beachtenswert. Eine 21gliedrige Kommission hat sich im einzelnen damit zu befassen und dem nächsten Parteitag Bericht zu erstatten.

Man sieht: die Sozialdemokratie ist bestrebt, eine richtige Arbeitsteilung im Parteivorstand durchzuführen, um die Propaganda noch wirksamer zu gestalten. Das ist ein Punkt, der auch auf seiten der bürgerlichen Parteien ohne Ausnahme, und des Zentrums im besonderen, der allerernstesten Beachtung wert ist. Wir werden ganz besonders danach trachten müssen, auch auf volkswirtschaftlichem Gebiete mehr als bislang Schulung in die Massen zu tragen, ihnen die Zusammenhänge im Wirtschaftsleben objektiv vor Augen zu führen, und daneben selbst eine, von recht großzügigen Gedanken getragene Agitation zu entfalten, die, über den vielfach herkömmlichen Rahmen hinaus, mehr in die Tiefe geht. Dann haben wir gar keine Ursache, die Anstrengungen der Sozialdemokratie scheuen zu müssen.

Der Liberalismus und der Landesverrat der Sozialdemokratie.

Eine Erinnerung. Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Das Verhalten der deutschen Sozialdemokraten, die in Frankreich und England immer offener Anerkennung und Lob fanden, ist so schamlos und vaterlandslos, daß die Sprache keine Worte bietet, um es zu brandmarken. In einer hochpolitischen Situation, deren Ausgang lange zweifelhaft war, traten Führer der Sozialdemokratie auf und gaben die Parole aus: Verweigerung der Mobilmachungsorder! Innere Revolution am Tage des Ausbruches eines Krieges! In London wie in Paris rieb man vergnügt die Hände, wurde aber aus den schönsten Träumen unsanft aufgerüttelt, als die mannhafte Erklärung der christlich-nationalen Arbeiterschaft dazwischen fuhr und sich mit offenen deutschen Worten von der vaterlandslosen „Schwefelbande“ (um einen Ausdruck des „Vorwärts“ zu gebrauchen) lossagte und in die Reihen der deutschen Patrioten stellte. Unsere christliche Arbeiterbewegung hat dadurch dem Reiche einen großen Dienst geleistet.

In dieser Situation fiel nur das Schweigen und verlegene Stammeln einer Anzahl liberaler Blätter auf, denen die Sozialdemokratie das Konzept des Großblocks etwas verdorben hatte. Gerne sei hervorgehoben, wie die **rechtsnationalliberale** „Magdeburger Zeitung“ das Tischtuch mit den Roten zerschnitt; aber andere liberale Blätter schwiegen; das **„Berliner Tageblatt“ mühte sich gar ab, auch aus dieser roten** Giftblüte Honig zu saugen; es sucht die Genossen teils zu entschuldigen und die ganz rabiaten Däumig und Liebknecht abzuschütteln, begegnet aber keiner Gegenliebe bei der roten Presse. Dieses Verhalten der Mehrzahl der liberalen Zeitungen ist sehr **beachtenswert**; es sticht ganz besonders ab von dem Verhalten **derselben** Zeitungen im Wahlkampfe 1907, von dessen Veranlassung selbst Staatssekretär Graf Posadowsky sagte: „Der **Streitpunkt**, der im Winter 1906 zur Auflösung des Reichstags **führte, kann nicht** als ein solcher betrachtet werden, bei dem es **sich ernsthaft um** Versagung der Mittel zur nationalen Verteidigung **gehandelt hat.**“ Das Zentrum lehnte die Vorlage ab, **war aber bereit**, 2/3 derselben zu genehmigen; die Sozialdemokraten **lehnten alles** ab, so daß Zentrum und Sozialdemokratie bei der ersten **Abstimmung** in der Opposition standen, wie auch **Nationalliberale, Volkspartei und Sozialdemokratie bei der viel wichtigeren Reichsfinanzreform.**

Was aber machte damals der Liberalismus aus dieser Ablehnung? Die nationalliberalen Führer Bassermann und Friedberg versandten einen Wahlgelderaufruf im In- und Auslande, in dem es hieß, daß die Nationalliberalen den Kampf „gegen das Zentrum und die Sozialdemokratie als die stillen und offenen Feinde von Kaiser und Reich“ zu führen haben. Der Evangelische Bund schrieb damals in seinem Wahlaufruf: „Es ging um die deutsche Freiheit. Eine Minderheit dieser Schutztruppe der römischen Kurie knechtete im Bunde mit der reichsfeindlichen Sozialdemokratie das deutsche Volk. Gegen Zentrum, gegen Sozialdemokratie für des Deutschen Reiches Ehre und Freiheit.“ Frage: wo ist heute der nationalliberale Parteivorstand mit seinem Anhängsel Evangelischer Bund im Protest gegen die Taten der Sozialdemokratie?! Von gemeinen Ansichtskarten über den Bund von Zentrum und Sozialdemokratie (eine **solche Karte zeigt den Papst Arm in Arm mit Bebel) sei ganz abgesehen, da selbst der Staatsminister von Lippe-Detmold, Frhr. v. Gereckt, in einem Toast am 27. Januar 1907 erklärte: „Die buntscheckige Mehrheitsgenossenschaft wollte der Reichsregierung den Fuß auf den Nacken setzen und das deutsche Volk zwingen, sich unter das Joch ihrer vaterlandsfeindlichen, selbstsüchtigen Bestrebungen zu beugen.“ Warum redet der Minister heute nicht, wo sich z. B. in Düsseldorf der Freisinn mit der landesverräterischen Sozialdemokratie prostituiert hat? Im Verlag der nationalliberalen „Nationalzeitung“ erschien 1907 ein illustriertes Wahlflugblatt mit folgendem Text:**

„Zentrum und Sozialdemokratie wollen der Welt — und es ist eine neidische, feindselige Welt, die uns umgibt — zu verstehen geben, daß in Deutschland Kräfte am Werke und in der Uebermacht sind, die auf Zerstückelung der nationalen Einheit hinarbeiten, die Widerstandsfähigkeit und Stoßkraft der ersten Militärmacht der Erde lahmlegen wollen. Das ist nichts anderes als Verrat am Vaterlande! So würdelose Selbstbefleckung, so ehrlose Selbstbeschimpfung muß unsere Feinde geradezu auffordern, den Schlag zu führen, den sie seit langem planen. Was aber der Feind im eigenen Lande bedeutet, das hat sich in der Erinnerung an Jena in diesen Tagen auch der lebenden Generation vor die Seele gestellt. Die unselige Zeit solcher Schmach und Erniedrigung kann wiederkommen, ja, sie muß wiederkommen, wenn so, wie in der letzten Sitzung des Reichstages geschehen ist, das Ansehen des Deutschen Reiches mit den Füßen getreten, seine militärische Macht und Schlagfertigkeit im Angesicht des gesamten Auslandes geradezu verhöhnt wird! Weiß das Ausland, daß im Deutschen Reiche Zentrum und Sozialdemokratie die Macht in Händen haben, daß ihnen der Schutz der Reichseinheit, die Ehre des deutschen Namens anvertraut ist, dann werden die Bedenken, die einen offenen Angriff auf Deutschland jetzt noch zu gewagt erscheinen lassen, mit einem Schlage schwinden. Deshalb würde ein Ergebnis der neuen Wahl, das die bisherige Stärke des Zentrums und der Sozialdemokratie im Reichstage bestätigte oder den Einfluß dieser Fraktionen gar noch vergrößerte, tatsächlich nichts anderes bedeuten, als Wehrlosmachung des Deutschen Reiches dem Auslande gegenüber. Eine solche Wahlentscheidung wäre das Signal zum Angriff für eine gewaltige Uebermacht, die nur auf einen günstigen Augenblick lauert, um über uns herzufallen.

Bisher blieb solch hochverräterisches Treiben der Sozialdemokratie überlassen, die es geradezu darauf anlegt, das deutsche Volk wehrlos und ehrlos zu machen, die mit allen Mitteln der publizistischen und parlamentarischen Demagogie dafür zu sorgen sucht, daß ein auswärtiger Feind, der den Frieden des Reiches stört, Tausende und Hunderttausende vorfinden möchte, die sich eins wissen mit ihm in dem Wunsche, Deutschland zu demütigen, die Grundlage seiner heutigen Größe und Macht zu beseitigen.“

Man setze statt Zentrum: die badischen Nationalliberalen oder: der Großblock — und die Anklagen passen heute.

Die liberale „Walsroder Zeitung“, amtliches Kreisblatt für den Kreis Fallingbostel, schrieb gar in Nr. 8 vom 18. Januar 1907:

„Der 25. Januar entscheidet. Siegt an diesem Tage derselbe Geist, der am 13. Dezember die geforderten Mittel für Südwestafrika verweigerte, siegt der Ultramontanismus und die vaterlandslose, umstürzlerische Sozialdemokratie, dann braucht man kein Phantast zu sein, um sich ein Zukunftsbild auszumalen, dann knattern in nicht allzuferner Zeit in den Vogesen die Gewehre, dann sengen und brennen im Osten polnische Banden, dann brüllt eines Tages der Donner der Dreadnaughtgeschütze vor der deutschen Handelsmetropole Hamburg.“

Nun mache man daraus einen Vers auf den Großblock und auf jene Liberale, die durch ihr heutiges verräterisches Schweigen zu den sozialdemokratischen Herausforderungen zwar nicht Zustimmung zu erkennen geben, wohl aber bekunden, daß ihnen die Partei höher steht als das Vaterland!

„Nur die innerpolitische Situation nicht verpfuschen!“ — war der Angstseufzer liberaler Politiker, als die Sozialdemokratie zum Protest gegen die aktive deutsche Auslandspolitik sich anschickte. Die Biedermänner ahnten wohl schon, was die Genossen sich herausnehmen würden. Die letzteren gingen den Weg des

Landesverrates. Wo aber bleibt nun der einhellige Protest des Gesamtliberalismus, der nur 1907 bei einem ganz untergeordneten Punkte nicht rasch genug die oberste Staffel erklimmen konnte? Manche liberale Spekulation mag durch das Verhalten der Sozialdemokratie ins Wanken gekommen sein. Wer 1907 sich dergestalt entrüstet hat, kann 1911 nicht mit der Sozialdemokratie, welche die letzte nationale Ader vergessen hat, paktieren. Das Volk versteht nach den letzten Vorkommnissen hier wirklich keinen Spaß.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die diplomatische Schnecke.

Sie kriecht, aber sie kommt nicht vorwärts. In der vorigen Nummer hatten wir zu berichten, daß die deutschen Gegenvorschläge nach Paris gewandert seien. Jetzt heißt die Meldung: die französischen Gegen-Gegenvorschläge sind in Berlin angekommen. Wie lange dieses Hin und Her noch dauern kann, weiß man offenbar weder in Berlin noch in Paris; vielleicht ist man in London am besten zur Schätzung befähigt, denn allem Anschein nach ist die Schwierigkeit, die jetzt die wirtschaftlichen Garantien in Marokko verursachen, der englischen Regierung hauptsächlich zu verdanken. In der wirksamen Gewähr der Bewegungsfreiheit und Gleichberechtigung für die deutschen Waren und Unternehmen in Marokko will England durchaus eine Vorzugsstellung, eine Sonderberechtigung Deutschlands erblicken. Eine durchschlagende Widerlegung dieser Auffassung kann nur auf Grund des Akteninhalts geliefert werden, und die deutschen Eingeweihten schweigen bekanntlich wie das Grab. Wenn die Gegner sagen, Deutschland verlange eine gewisse prozentuale Beteiligung bei diesen und jenen wirtschaftlichen Unternehmen, so würden wir darin noch keine unbillige Bevorzugung auf Kosten der anderen Nationen finden. Der prozentuale Anteil Deutschlands für die Zukunft soll gewiß nach dem bisherigen tatsächlichen Umfang des dortigen deutschen Gewerbefleißes bemessen werden. Es würde also von deutscher Seite nur eine Sicherung des status quo gegenüber künftigen Schikanen der politischen Machthaber erlangt. Den anderen Nationen würde ihre bisherige Beteiligungsquote nicht verkürzt, und es bliebe ihnen natürlich anheimgestellt, sich von Frankreich ebenfalls die Nichtverdrängung garantieren zu lassen. Ein Trost in der endlosen Geduldsprobe ist die Wiederberuhigung des Publikums. Die unsinnigen Anläufe auf die Sparkassen scheinen nun ihr Ende erreicht zu haben. Ist das der Fall, so kann man sogar von billigem Lehrgeld sprechen; denn allem Anschein nach ist dem größeren Teile des Publikums doch klar geworden, daß für den Kriegsfall das Geld in den Sparkassen doch noch besser aufgehoben ist, als unter dem Kopfkissen oder in einem Kellerloch. — Erfreulich ist ferner, daß das deutsche Volk, auch in den rot angehauchten Gegenden, sich bisher nicht zu Krawallen wegen der Teuerung hat verleiten lassen, wie sie in Nordfrankreich und Südbelgien und nun leider auch in Wien vorgekommen sind. Der blutige Ausgang in Wien belastet das Schuldkonto der Sozialdemokratie, die aller Wahltaktik zum Trotz ihren revolutionären Charakter nie verleugnet.

Der „erledigte" Herr Cartwright.

Während die großen Sachen noch auf der langen Bank bleiben, hat die deutsche Regierung die nebensächliche Angelegenheit des englischen Botschafters in Wien und des giftgeschwollenen deutschfeindlichen Artikels in der „Neuen Freien Presse" kurzer Hand ad acta befördert. Nach einer halbamtlichen Veröffentlichung an der Spitze der „Nordd. Allg. Ztg." hat die Kaiserl. Regierung bei der Kgl. Großbritannischen Regierung eine förmliche „Anfrage" gestellt und darauf die „Mitteilung erhalten, daß der englische Botschafter in Wien weder den bekannten Artikel der „Neuen Freien Presse" inspiriert noch die ihm von dem Verfasser des Artikels zugeschriebenen Aeußerungen getan hat." An und für sich betrachtet, sieht das wie ein glattes und erschöpfendes Dementi aus. Leider sind aber inzwischen öffentliche Erklärungen vom Botschafter Cartwright, seinem Botschaftsrat, seinem Interviewer Dr. Münz und der beteiligten Redaktion ergangen, die den Herrn Botschafter durchaus nicht als das unschuldige Opfer erscheinen lassen. Die deutsche Regierung könnte von rechtswegen eine Genugtuung verlangen, hat aber auf alle Weiterungen verzichtet und erklärt einfach zu dem amtlichen Londoner Dementi: „Damit ist der Zwischenfall für die Kaiserliche Regierung in befriedigender Weise erledigt." In der Presse werden ja die Erörterungen über die sonderbare Geschichte noch fortdauern, und es ist auch keineswegs ausgeschlossen, daß Herr Cartwright in Wien den Verlust an Vertrauen zu kosten bekommt, oder daß seine eigene Regierung einen Luftwechsel als heilsam für seine deutschfeindlichen Nerven erachtet. Derartige Nachwirkungen von faux pas stellen sich nicht selten mit einiger Verspätung ein; die sofortige Versetzung eines Botschafters auf Verlangen der deutschen oder österreichischen Regierung würde man in England als eine Demütigung empfunden haben. Man kann unter den obwaltenden Verhältnissen die Nachsicht der deutschen Regierung begreifen; das deutsche Volk aber wird den Zwischenfall nicht so bald vergessen, sondern ihn als weitern lehrreichen Beitrag betrachten zu der Frage, wessen wir uns von England zu versehen haben. Ebenso ist es begreiflich, daß die deutsche Regierung sich scheut, mit dem Interviewer aus der Redaktion der „Neuen Freien Presse" als „ihrem" Zeugen in einer hochpolitischen Kontroverse aufzutreten; diese Leute haben sich doch als sehr bedenkliche Charaktere gezeigt. Mit der antideutschen internationalen Preßverschwörung den Kampf aufzunehmen, ist die deutsche Regierung auch durch die „Erledigung" dieses Zwischenfalles nicht behindert. Im Gegenteil, es liegt darin ein neuer Antrieb zu sachverständiger Beteiligung an der Fabrikation der öffentlichen Meinung der Welt. Die österreichische Regierung sollte zunächst mal ihre Stellung zur jüdisch-freimaurerischen „Neuen Freien Presse" revidieren.

Der sozialdemokratische Parteitag in Jena.

Natürlich fing auch dieses Jahr die Sache mit häuslichem Gezänk an. Aber man ließ den Streit nicht tief und nicht weit greifen; denn der alles leitende Gesichtspunkt war diesmal die Wahlspekulation. Nur nicht die liberale Wahlhilfe verscherzen! Den dazu erforderlichen wahltaktischen Eiertanz ließ man von dem alten und anscheinend noch sehr gelenkigen August Bebel ausführen. Herr Bebel könnte jetzt sagen: Der Parteitag, das bin ich! Bebel hielt die große Einrenkungsrede zur Marokko- und Kriegsfrage, Bebel erstattete das Referat über die bevorstehenden Wahlen. Bebel redete so vielseitig, daß er allerseits Beifall fand. Wenn Bebel in dem Nachsatze aufhob, was er in dem Vordersatze gesagt hatte, so vermehrte das nur den Kreis der Beifallsspender. In seiner kolonialpolitischen Rede wird einerseits das Recht Deutschlands auf Kolonien und auf die offene Tür in Marokko überraschenderweise anerkannt, anderseits aber die deutsche Kolonialpolitik als die scheußlichste Blut- und Raubwirtschaft hingestellt. Ueber die heikelsten aller Fragen, den Massenstreik und Soldatenstreik bei Kriegsausbruch, half sich Herr Bebel mit melodramatischer Wortfülle hinweg. Unter Berufung auf Stuttgart sagte er: „Es ist schon längst festgelegt, daß wir uns nicht festlegen". Er sagt den vaterlandsverräterischen Massenstreik nicht an, aber er sagt ihn auch nicht ab. Die bezügliche Resolution des Parteivorstandes vermeidet die grobe Offenherzigkeit der Berliner Radikalen, spricht aber doch aus, daß die Arbeiterklasse alle Mittel zur Verhinderung eines Krieges anwenden will. Die Zweideutigkeit ist handgreiflich darauf berechnet, den linksliberalen Wahlhelfern die andauernde Verbindung mit der Sozialdemokratie trotz der jetzt erwachten patriotischen Bedenken wieder annehmbar zu machen. Denselben Zweck hat die langatmige Wahltaktikrede. Für die Stichwahlhilfe sind sechs Bedingungen formuliert, des guten Scheines wegen; den Kern der Sache bildet die Erklärung Bebels, daß den liberalen Kandidaten der Vorzug vor den „Schwarzblauen" zu geben sei. Das ist ehrenvoll für die Schwarzblauen. Besonders darf das Zentrum stolz sein auf die ingrimmigsten Angriffe. Jetzt läßt sich die wahre Situation auf dem Wahlschlachtfeld noch leichter überschauen als bisher: Der Wahlblock von Bassermann bis Bebel ist kein Schreckgespenst, sondern eine Wirklichkeit, gegen die wir zu kämpfen haben.

Im übrigen sind die Jenaer Verhandlungen durchaus nicht aus dem Gesichtspunkt „Revisionismus oder Marxismus" zu beurteilen, sondern nur aus dem Gesichtspunkt der Taktik. Bebel, der gewiß kein Revisionist ist, führt mit andern Orthodoxen die Partei der klugen Mandatsjäger, die sich gegen die blindeifrigen Berliner Radikalen stellen und die Gemäßigten markieren, um von der liberalen Wahlhilfe zu profitieren. Nach der Wahl werden sich Bebel und Ledebour schon wieder finden.

Attentat auf den russischen Ministerpräsidenten Stolypin.

Die deutsche Sozialdemokratie, die sich gegenwärtig bei den Liberalen zu rehabilitieren sucht, prahlte soeben in Jena mit der halben Million, die sie der russischen Revolution gespendet. Diese subventionierten Genossen in Rußland haben nun soeben den Ministerpräsidenten Stolypin bei einer Festvorstellung durch einen geschickten Meuchelmörder tötlich verwunden lassen. Es lebt also nach einer Ruhepause in Rußland die „Propaganda der Tat" wieder auf. Die deutsche Sozialdemokratie kann sich von Mitschuld an diesem unmenschlichen Treiben nicht weiß waschen. Wer sich gegen den männermordenden Krieg entrüsten will, sollte erst den männermordenden Meuchelmord ausrotten helfen.

Streiflichter aus Oesterreich.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Die christlichsozial organisierte deutsche Arbeiterschaft Oesterreichs hielt vom 8.—10. Sept. in Wien ihren neunten Parteitag ab. Diese Parteigruppe hat sich aus winzigen Anfängen hauptsächlich durch das Verdienst ihres Führers Leopold Kunschak, welcher das werktätige Interesse der beiden Parteigründer Dr. Lueger und Dr. Geßmann für die Organisation der Arbeiterschaft zu wecken verstand, zu einem mächtigen Faktor nicht nur innerhalb der christlichsozialen Partei, sondern auch in der gesamten Arbeiterbewegung emporgearbeitet. Kunschak fand bald begeisterte Mitarbeiter, nicht nur in Arbeiterkreisen, sondern auch in der studierenden Jugend, so daß heute zu den leitenden Persönlichkeiten der Arbeiterschaft Männer mit ausgedehnter akademischer und praktisch sozialer Bildung gehören. Diese haben von allem Anfange an großes Gewicht auf feste Organisationen und auf praktische Schulung der Parteigenossen gelegt und bilden darum jetzt in Wien die schlagfertigste Gruppe der Partei.

Es ist selbstverständlich, daß eine Arbeiterpartei als integrierender Bestandteil einer alle Volksstände umfassenden Volkspartei nicht so rücksichtslos in der Verfechtung ihrer Standesinteressen auftreten kann wie die Klassenpartei der Sozialdemokratie. Diese hat gegen ihre christlichsoziale Konkurrentin ein gutes Agitationsmittel in dem Schlager, daß die christlichsoziale Arbeiterschaft Rücksicht nehmen müsse auf den Mittelstand, hauptsächlich auf Gewerbe und Bauernstand, und darum zum „Verräter" an den Arbeiterinteressen werde. Dieser Schlager hat tatsächlich die schnellere Ausbreitung der christlichsozialen Arbeiterpartei verhindert, denn nur geschulte Arbeiter vermögen einzusehen, daß auch des Arbeiters Wohl abhängig ist von den anderen Ständen und daher nur mit Rücksicht auf diese Stände in einer Volkspartei gefördert werden kann. Vor Jahren hat sich daher schon eine Bewegung in der Arbeiterschaft geltend gemacht, welche anstrebte, daß die Arbeitergruppe aus der christlichsozialen Gesamtpartei austreten und sich als selbständige christlichsoziale Arbeiterpartei konstituieren solle. Die heurigen Reichsratswahlen, bei denen nur in Oberösterreich ein christlichsozialer Arbeitervertreter gewählt wurde, seine drei Kollegen in Wien aber unterlagen, haben diesen Trennungsplan wieder aufleben lassen.

Leopold Kunschak, der sich in allen Parteikreisen ein großes Ansehen erworben hat, warnte mit vollem Recht vo einer solchen Trennung, die besonders für die Partei in Wien die traurigsten Folgen hätte haben können. Die Beratung über diese Frage wurde vertraulich geführt, man kennt daher nur das Ergebnis: Der Trennungsantrag wurde zurückgezogen, der Antrag Kunschaks, in der Gesamtpartei zu verbleiben, einstimmig angenommen. Hätte man sich für die Trennung entschieden, so wäre ein tiefer Riß in der Arbeiterpartei selbst entstanden, denn die christlichsoziale Arbeiterschaft der Kronländer hätte, wenn sie irgend etwas für sich erreichen will, unbedingt in der Gesamtpartei bleiben müssen. Diese Beschlußfassung ist aber ein Mahnruf an die Leitung der Gesamtpartei, mit aller Entschiedenheit in Wien Ordnung zu schaffen. Das Begrüßungstelegramm, welches der Parteitag an den Prinzen Liechtenstein als den Chef der Partei richtete, ist ein Deuter, daß von dieser Stelle aus die Ordnung in die Hand genommen werden muß.

* *

In der Landeshauptstadt der Markgrafschaft Mähren, in Brünn, fand vom 8.—10. September ein Deutsch-Mährischer Katholikentag statt, dem vor einigen Wochen ein Tschechischer in Olmütz vorangegangen war. Die Deutschen Mährens sind, weil sie sehr zerstreut wohnen, der nationalen Bedrängnis noch weit mehr ausgesetzt als die Deutschen Böhmens, woraus sich eigentlich ergeben sollte, daß sie aufs engste zusammenhalten sollten. Der Judenliberalismus aber, welcher in den Städten Mährens noch eine große, auf den Geldsack gestützte Rolle spielt, fürchtet das Erstarken der katholischen Volksbewegung noch viel mehr als die „slawische Hochflut", und darum verweigerte die liberale Stadtvertretung den 2000 deutschen Katholikentagsteilnehmern den einzigen genügend großen Saal der Stadt, den des Deutschen Hauses. So mußte denn die Tagung im Alumnat stattfinden, die große Festversammlung am Marientage im Garten unter freiem Himmel. Als Grund für die Verweigerung des Saales wurde angegeben: „Auf dem Katholikentage werde auch gegen die freisinnige Presse gesprochen werden." Das hat dann freilich P. Viktor Kolb auch mit einer mächtigen Rede im Freien getan.

Für die Katholiken im Deutschen Reiche ist von besonderem Interesse die Rede des Grafen Resseguier, Vizepräsident der Katholischen Union, welche man gerne gegen die Christlichsozialen einfangen möchte. Stürmischer Beifall umtoste seine Worte, als er mit ungewohnter Schärfe die Angriffe zurückwies, welche das „Katholische Sonntagsblatt" gegen das Zentrum und gegen die Christlichsozialen unablässig vorbringt. Er protestierte gegen diese Angriffe und Unfriedenstifterei und Nörgelei als eine „Schmach", mit der es keine Gemeinschaft geben dürfe. Der Mährisch-Deutsche Katholikentag erkläre sich solidarisch mit den reichsdeutschen Katholiken und lasse die christlichsoziale Partei nicht verunglimpfen. Man erwartet jetzt, daß auch der Wiener Erzbischof Dr. Nagl, an den das Maußsche Blatt sich herandrängeln möchte, dieses entschieden in seine Schranken weisen werde.

Zum Modus vivendi zwischen Katholiken und Protestanten.

Von Pfarrer H. Doergens, Traar-Krefeld.

Es gibt nun einmal Probleme zwischen Katholiken und Protestanten, die es stets bleiben werden. Vor allem gehört hierhin die Beurteilung der Persönlichkeit Luthers.

Der eine findet das sog. Turmerlebnis des Reformators, eine ihm auf dem geheimen Gemach (Abort) des Wittenberger Klosters zuteil gewordene göttliche Erleuchtung, was den Ort dieser angeblichen Offenbarung angeht, zum mindesten absonderlich. (Dr. Baden im „Magazin für volkstümliche Apologetik", Nr. 4, Juli 1911.) Der andere antwortet: „Dem Protestanten wird die Historie keine Sekunde lang Unbehagen verursachen ... Auch der römische Christ ist ja doch von der Allgegenwart Gottes überzeugt ... Hier (in der Deutung des Turmerlebnisses) zahlt Grisar der konfessionellen Beurteilung des Häretikers seinen Tribut" (Scheel in der „Christl. Welt", Nr. 23 vom 8. Juni 1911).

Ob wir über solche Unstimmigkeiten jemals hinwegkommen werden? Schwerlich! Und doch gibt es Dinge, die einem beiderseitigen Verständnis näherliegen sollten.

Da berichtet Paul Rohrbach in der „Christl. Welt" Nr. 27, 6. Juli 1911) über die Ausgrabungen an der Synagoge zu Kapharnaum. Es handelt sich um den in den Evangelien öfters erwähnten Bau, dessen im Wesentlichen intakte Ueberreste auf einem dem Franziskanerorden gehörenden Ruinenfeld jüngst aufgefunden worden sind. Von der besonders gut erhaltenen, aus vier Stufen bestehenden Treppe ließe sich mit menschlicher Bestimmtheit sagen: diese Stufen ist Jesus hinauf- und hinuntergeschritten. Dann heißt es: „Wenn es auch für den evangelischen Christen keine heiligen Orte gibt, so hat der Gedanke, auf den Steinen zu stehen, die Jesus betreten hat, doch etwas Erhabenes und Erschütterndes. Hoffen wir, daß sich nach dem Wiederaufbau der Synagoge keine gar zu üblen Auswüchse für das Pilgerwesen entwickeln. Die Zustände in Nazareth sind schlimm genug." Wer von uns wird diesen Ausführungen nicht zustimmen? Welcher Katholik verehrt Stein und Holz und Tuch um ihrer selbst willen? Für die Neger und Indianer wohnt die Gottheit

bereits im Himmel — denn das Märchen vom Fetischismus als der Quelle aller Religion darf als abgetan gelten! — und einem gebildeten römischen Christenmenschen des 20. Jahrhunderts traut man eine Religionsauffassung zu, über die selbst die tiefststehenden Naturvölker erhaben sind? Beruht nicht aller Reliquienkult auf jener Ehrfurcht vor den Großen der Vergangenheit? Unser Landrat, meinte ein biederer Handwerksmeister, reist alle Jahre nach Nizza oder Scheveningen, unseren Pfarrer zieht's nach Rom, und wir kleinen Leute machen eine Wallfahrt nach Kevelaer.

Warum auch nicht? Ein jeder sucht Orte auf, die für ihn „etwas Erhabenes und Erschütterndes" in sich bergen, aus deren Besuch er körperlichen oder geistigen Gewinn zu erzielen hofft. Freilich, wo Wuchs und Entfaltung ist, da gibt es auch Auswüchse; letztere sich anzueignen, ist doch niemand gehalten. Oder schließt man etwa, wenn in Ostende erstklassige, der Spielwut frönende Menschen in flagranti ertappt werden, schließt man dann sämtliche Seebäder von Biarritz bis Rügen?

Noch eines! Sollte es einem gläubigen Protestanten so unendlich schwer fallen, der katholischen Marienverehrung einige gute Seiten abzugewinnen? Da schreiben die beiden der liberalen Richtung angehörenden Nürnberger Pfarrer Dr. Geyer und Dr. Rittelmeyer in ihrer weitverbreiteten Predigtsammlung „Gott und die Seele" (8. Auflage, S. 50): „Sicherlich, wenn die Maria des Neuen Testamentes, wenn diese demütige und glaubensstarke Maria durch all die Kirchen wandeln würde, die ihr zu Ehren gebaut sind, und sähe die Opfer, die ihr gebracht werden, sie würde bis in die innerste Seele hinein ergrimmen. Wie Paulus und Barnabas ihre Kleider zerrissen und unter das Volk sprangen, als ihnen die Priester Opfertiere und Kränze entgegenbrachten, so würde sie rufen: Ihr Männer und Frauen, was macht ihr da? Aber ... daß Maria vom Unverstand mit Ehren überhäuft wird ... daß das Bild ihres Sohnes verdeckt und übermalt worden ist ... mit Linien, die ein irregeleiteter Glaube gezogen und mit den Farben, die eine mehr heidnische als christliche Frömmigkeit aufgetragen hat ..." Glauben die Herren wirklich, die Katholiken sähen in Maria eine Göttin, etwa wie die semitische Himmelskönigin Astarte, für die abgöttische Israeliten Kuchen backten, und der sie Rauch- und Trankopfer darbrachten? (Jerem. 7, 18.) Und die Ehre des Sohnes soll unter jener, die man der Mutter zollt, leiden? Das ist ja gerade der Zweck des Marienkultus: den Sohn in der Mutter hochzuhalten, wie Jörgensen einmal sagt irgendwo in seiner Lieben Frau von Dänemark: „Wagen Sie es einmal, vor mir von meiner Mutter als von „der" Maria zu reden!" Wohin die Nichtachtung dieses Grundsatzes führt, zeigt besser als alles andere die vollständige Negation, in die gerade jene Theologie ausläuft, als deren Vorkämpfer die beiden Nürnberger Prediger bekannt sind: „Negative Mariologie, negative Christologie, negatives Verhältnis zwischen Maria und Christus" (Bartmann „Christus ein Gegner des Marienkultus?" Herder, Freiburg 1909, S. 11).

Positive Arbeit für das positive Christentum! Nur der Teufel ist die Negation!

Stille Wünsche.

Stille Wünsche trage ich im Herzen,
Stille Wünsche, die mich glücklich machen.
Die darinnen ruh'n wie wärmend Feuer
Und mir täglich schenken froh Erwachen.

Heisse Wünsche dürfen sie nicht werden;
Die verzehren wie ein tobend Feuer.
Auf der offnen See geht sonst in Flammen,
Was zur Hafenfahrt dem Segler teuer.

Könnte sein, dass irgendwo im Lande
Viele Wünsche finden ein Geschehen, —
Und auch sein, dass nirgendwo im Lande
Je ein einz'ger wird Erfüllung sehen.

Stille Wünsche sind der Wind im Segel,
Der dem Lebensschifflein gibt Bewegen, —
Bis in einem einz'gen grossen Wunsche
Es da drüben wird vor Anker legen.

Paul Körber.

Moderner Dirnengeist verseucht das deutsche Volk.

Ein Appell an deutsches Ehr- und Nationalgefühl.

Vom Herausgeber.

Es gibt Dinge, mit denen man sich nur widerstrebend beschäftigt. Ein reinlicher Mensch rührt nicht gerne Schmutz an. Aber wenn der Schmutz sich lästig macht, die Gesundheit und die normale Existenz bedroht, dann greift auch der Zimperlichste in der Not zum derben Besen. Nur zu lange haben die weitesten Kreise des deutschen Volkes, obwohl sie mit dem sittlichen Schmutz, der uns nachgerade den Atem beklemmt, um keinen Preis etwas gemein haben wollen, in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit sich der Pflicht, zum Besen oder zur Geißel zu greifen, entzogen. Man überließ diese sauere, undankbare Arbeit einer kleinen Schar, deren Eifer zu zügeln als die erste Pflicht der „Duldsamkeit" galt, und sah unterdessen ruhig zu, wenn die Schamlosigkeit gegen die Geißel spie, der Schmutz gegen den Besen sich aufbäumte und im Namen „wahrer Reinheit" die unerschrockenen Vorkämpfer frech besudelte. Männer wie Geheimrat Roeren und der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" wissen ein Lied davon zu singen. Von einer gewissen Preßmeute und ihrem zynischen Literaten- und Künstlertroß für vogelfrei erklärt, haben sie jahrelang allen Schimpf über sich ergehen lassen müssen. Neuerdings ist sogar von einer Seite, welche am besten wissen müßte, welch glänzendes Geschäft man heutzutage mit sogenannter „Erotik" und ihren gewerblichen Nebenzweigen macht, die Unterstellung gewagt worden, niedrige Gewinnsucht sei das Motiv eines Kampfes, der doch an Selbstverleugnung, Opfermut und Nervenkraft die höchsten Anforderungen stellt.

Es ist aufs tiefste zu beklagen, daß der entsetzliche Umfang des Uebels und die aus demselben entspringenden Gefahren für die Zukunft von der deutschen Nation immer noch nicht hinreichend erkannt und gewürdigt werden. Es ist noch nicht manches Jahr her, daß der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" selbst aus dem eigenen Lager Stimmen des Unmuts vernehmen mußte, wenn der überhandnehmende Schmutz in Wort und Bild, in Kunst, Literatur und Afterwissenschaft, auf der Bühne und in öffentlichen Schaustellungen, immer wieder gegeißelt wurde. Diese an sich wohlmeinenden Tadler sind angesichts der Wucht der Tatsachen völlig verstummt, aber es fehlt den Kämpfern gegen den Schmutz immer noch an der nachdrücklichen Unterstützung der gottlob noch vorhandenen breiten und mächtigen Schichten von Gutgesinnten. Gewiß, es ist ein häßliches Gebiet, auf dem hier unablässig gearbeitet werden muß. Aber die Arbeit geschieht und muß geschehen, weil es sich um ein Lebensinteresse unseres Volkes, um eines der höchsten nationalen Güter, am letzten Ende um die Reinerhaltung der Jugend, um die Kraft und Selbstachtung des Mannes, um die Ehre und Würde des Frauengeschlechtes handelt.

Ist es nicht eine grausame Ironie des Schicksals, daß in einer Zeit, welche wie keine andere für Frauenrechte und Gleichberechtigung der Frau zu kämpfen vorgibt, die weibliche Würde im Namen einer sogenannten „modernen Kultur" geschändet, die Bestimmung des Weibes wieder auf die Stufe tiefster Erniedrigung herabgedrückt wird! Denn das ist doch die Quintessenz der ganzen „neuen Moral", daß die höchste sittliche Form der Geschlechtsverbindung, das Ideal der monogamen Ehe, als ein überlebter Brauch, ja als unsittlich und naturwidrig hingestellt wird, um aus dieser Umkehrung aller Begriffe für den Mann das Recht zu schrankenloser polygamischer Betätigung vor und in wie außerhalb der Ehe herzuleiten. Dem Weibe wird dabei durchgängig keine wesentlich andere Rolle zugeteilt, als die, welche sich in Nr. 36 der „Jugend" am letzten Sedantage in dem schamlosen Rate kundgab: „Man behandle Dirnen wie Damen und Damen wie Kokotten." Die angedeuteten Tendenzen sind in der „Allgemeinen Rundschau" wiederholt aus Schriften von Autoren nachgewiesen worden, welche in liberalen und sogenannten „farblosen" Blättern fort und fort dem deutschen Volke als Inbegriff moderner Lebensweisheit gerühmt werden. Und wer den Lebenswirklichkeiten unserer modernen Großstädte nicht blind und taub gegenübersteht, muß sich klar darüber sein, daß nicht bloß Tausende und Hunderttausende, sondern Millionen im ehemals so viel gepriesenen „Reiche der Gottesfurcht und frommen Sitte" diese zügellosen Lehren ohne Skrupel und als etwas schon ganz Selbstverständliches in die Praxis übersetzen. Herab bis zu einem

erheblichen Teile der modernen Jugend, der arbeitenden wie der kaufmännischen, technisch, künstlerisch und kunstgewerblich gebildeten und nicht zuletzt der sogenannten akademischen. Von dem nur zu leicht verführten weiblichen Anhang ganz zu schweigen.

Das Gespenst der Kriegsgefahr, das in diesen Tagen auch durch die deutschen Lande ging, hat wohl viele zu ernsten Vergleichen mit der ruhmvollen Zeit vor vierzig Jahren angeregt. An Können und Wissen und an Gütern aller Art sind die Deutschen des neugeeinten Reiches mächtig gewachsen, aber an Glaube und an Sitte sind Unzählige in allen Gesellschaftsklassen bettelarm geworden. Seit den Tagen Bismarcks ist es mit der Lockerung der vordem als unantastbar geltenden Normen von Sittlichkeit, Schicklichkeit und Anstand rapid bergab gegangen. Wir konstatieren nur einen Zeitabschnitt. Nicht als ob wir einen inneren Zusammenhang an den Namen Bismarck anknüpfen wollten. Nur zu klar stehen die von Vielen ungewollten Nachwirkungen des Kulturkampfes, mit seiner Untergrabung des Respektes vor jeder religiösen und moralischen Autorität in unserer Erinnerung. Aber die nachbismarckische Zeit charakterisiert sich auf fast allen Gebieten der inneren Volksentwicklung als eine Zeit schwankender Halbheiten, rasch wechselnder Stimmungen, als eine Zeit großer Worte, denen nur zu oft die durchgreifende Tat und Erfüllung fehlte. An den höchsten Spitzen des Reiches und vieler Einzelstaaten hat es an der rechten prinzipiellen Gesinnung und ihrer gelegentlichen Bekräftigung niemals gefehlt. Wenn der wirkliche Gang der Dinge oft eine andere Sprache redete, wenn Gunst oder Ungunst direkt oder indirekt Tendenzen förderte, deren Früchte jetzt unzweideutig heranreifen, so steht man eben vor einem Rätsel, das auch durch die spanischen Wände, durch welche unbequeme Vorgänge der Außenwelt selbst modernen Monarchen vorenthalten werden, nicht hinreichend zu erklären ist. Die schon vor längerer Zeit in bestimmtester Form verbreitete Behauptung, daß eine von einer Berliner Zentrale an die Person des Kaisers gerichtete Denkschrift über den Kampf gegen den Schmutz nicht unter die Augen des Kaisers gelangt sei, hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich. Zahlreichen Einsendungen ähnlicher Natur mag es ähnlich ergangen sein. Man will hohen Herren mit rücksichtslosen Wahrheiten und Wirklichkeiten nicht die Laune verderben.

Der Umschwung der Dinge seit jenen Tagen, als der Kaiser nach dem Schmutzprozeß Heintze den Ruf nach dem Augiasbesen erhob, und die Antilexheintzebewegung sich bis zu versteckten Drohungen gegen den Kaiser und zu boshaften Sottisen gegen die „Prüderie“ der Kaiserin verstieg, ist mit Händen zu greifen. Es kam die Zeit des laisser aller und laisser faire. Ein Prophet des Nacktkultus (Magnussen) durfte sich ohne Widerspruch Berliner Hofgunst rühmen. Unter den Augen der Regierung konnten die berüchtigten „Nacktlogen“ und die „Schönheitsabende“ zur Spezialität Berlins werden, die in norddeutschen Garnisonsstädten eifrig nachgeahmt wurden. Am Berliner Hofe schien man nahezu ahnungslos, wie aus den Wendungen einer ernsten Ermahnung des Kaisers zur Sittenstrenge an die Seekadetten geschlossen werden mußte. Daß die Propaganda einer abscheulichen Sexualliteratur sich mit Vorliebe an die jungen Offiziere heranmacht, ist in zwei Artikeln der „Allgemeinen Rundschau“ von Offizieren selbst geschildert worden. In dem Feuilleton eines großen süddeutschen Blattes, das in nahen Beziehungen zur „Jugend“ steht, war vor kurzem das Nachtleben des sonst so arbeitsamen Berlins sehr drastisch als eine Orgie aller Wollust geschildert. Es sind ja vorwiegend die Zugereisten, welche Berlin zu dem „modernen Babel“ gemacht haben, als welches es heute selbst Paris und London den Rang streitig macht. Aber hätte diese beschämende Fortentwicklung der Hauptstadt des Deutschen Reiches nicht aufgehalten werden können, wenn man nicht seit anderthalb Jahrzehnten Bestrebungen, die in dem Hofprediger Stöcker ihren prägnantesten Ausdruck fanden, mit unbegreiflicher Passivität gegenübergestanden wäre?

Was bisher geschah und heute geschieht, sind in der Hauptsache nur Wassertropfen auf einen glühenden Stein. Die behördlichen Maßnahmen, die neuerdings unter Leitung einer Berliner Zentrale zur Eindämmung des Schmutzes in Wort und Bild getroffen werden, sind gewiß sehr anerkennenswert. Aber sie greifen nur an einen Teil des Uebels. Die Pornographie unter pseudo-wissenschaftlicher, pseudo-literarischer und pseudo-künstlerischer Flagge bleibt fast völlig unbehelligt und wächst zusehends von Tag zu Tag.[1])

Man kann dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ keinen größeren Tort antun, als wenn man ihn zu „Erfolgen“ im Kampfe gegen die Pornographie und gegen die Umkehrung aller Sittlichkeitsbegriffe beglückwünscht. Alle gelegentlichen kleinen Erfolge und Scheinerfolge werden solange wirkungslose Schneckenzüge sein, als nicht die immer noch Millionen und Abermillionen zählende Partei der anständigen Leute sich zu machtvollen Protesten, zu Massenkundgebungen gegen die Einbürgerung des Dirnengeistes im deutschen Volke zusammenfindet. Bis jetzt sind es nur relativ kleine, wenn auch eifrige Kreise, welche den Kampf mit den richtigen Mitteln aufgenommen haben. Dieser Kampf muß zu einer Volksbewegung werden. Jeder anständige Deutsche muß es als eine Ehrenpflicht erachten, dem Deutschen Verbande der Männervereine oder ähnlichen Organisationen beizutreten. Zu dieser Ehrenpflicht gehört es aber auch, daß man allen Blättern, welche den modernen Dirnengeist offen pflegen oder mittelbar unterstützen und fördern, rücksichtslos die Tür weist und Söhne und Töchter mit Abscheu vor solcher geistigen Kost erfüllt, daß man auch Bühnen aller Art, die dem Dirnengeiste huldigen oder ihm „zeitgemäße“ Konzessionen machen, unbarmherzig boykottiert.

Hätte man vor vierzig Jahren die deutsche Frau in dem Lichte geschildert, wie sie uns in der „Jugend“, im „Simplicissimus“ und in gewissen Büchern, die in der „besten Gesellschaft“ salonfähig sind, entgegentritt, es wäre ein Schrei der Entrüstung durch alle deutschen Gaue gegangen. Heute hat man sich an die Herabwürdigung der deutschen Frau zur Dirne, zum lustgierigen Nurgeschlechtswesen ohne Verantwortungsgefühl, bereits so sehr gewöhnt, daß man vielfach nur noch die Achseln zuckt oder an jeder Besserung verzweifelt und dem „Après nous le déluge“ (Nach uns die Sündflut) entgegenseufzt. Und welche Perspektive eröffnet sich erst für eine nicht so ferne Zukunft, wenn nach 10 oder 15 Jahren die heutige zynisch entartete sogenannte „Sexualerziehung“ ihre vollen Früchte gezeitigt hat!

Es sind jetzt mehr als acht Jahre verflossen, seitdem am 26. Juni 1903 in der liberalen „Allgemeinen Zeitung“ die furchtbare Anklage erhoben wurde, es sei geradezu unheimlich, wie tief und rapid der Stand der öffentlichen Anständigkeit in den letzten zehn Jahren gesunken sei. „Eine Art geistiger Syphilis wird verbreitet, die grauenhaft ist; der Schmutz türmt sich höher und höher, er stinkt zum Himmel, kein Stand, kein Lebensalter ist mehr intakt. Man mag Katholik oder Protestant, Christ oder Atheist, radikal oder konservativ sein: Reinheit des Familienlebens, Keuschheit der Frau, Treue des Mannes, Reinhaltung der Jugend, Gesundheit der Geschlechter stehen auf dem Spiele.“

Das waren förmliche Keulenhiebe! Aber wie haben sie gewirkt? Die Verhöhnung aller sog. „Sittlichkeitsapostel“ in Witzblättern, in liberalen Weltblättern und auf großen und kleinen Bühnen schoß noch toller als zuvor ins Kraut, und die Massenfabrikation nur auf gemeine Sinnenlust spekulierender „Sexualliteratur“ im Bunde mit einer unheimlichen Häufung sog. „Privatdrucke“, die den Schmutz aller Jahrhunderte samt dem der heute lebenden Völker zusammentrugen, erreichte ihren Höhepunkt. Talentvolle Künstler unterlagen der Gier nach Gold und verherrlichten mit Stift und Pinsel die niederträchtigste Unzucht. Perversitäten, die man früher nicht einmal dem Namen nach kannte, wurden aller Welt und selbst unreifer Jugend geläufig. Nicht zu reden von einer gewissenlosen Masseninduſtrie,

[1]) Der zu acht Monaten Gefängnis verurteilte Pornograph Semerau wird in einer Broschüre seines Berliner Verteidigers zum Martyrer gestempelt, und statt seiner müssen jetzt die Geschworenen und der Staatsanwalt unter dem Beifall sozialdemokratischer und fortschrittlicher Blätter Spießruten laufen. Selbst jener Münchener Hofbuchhändler (Karl Schüler), der sich in seinem verunglückten Prozeß gegen die „Allgemeine Rundschau“ und den „Bayerischen Kurier“ durch zwei Instanzen bescheinigen lassen mußte, daß der Wahrheitsbeweis fast lückenlos erbracht sei, hat sich zu einer Abrechnung mit „Richtern in München“ aufgerafft, indem er die Gutachten seiner 13 Sachverständigen veröffentlichte, die vom Landgericht beiseite geschoben wurden, zumal sie das wesentlichste Belastungsmaterial überhaupt nicht gesehen hatten. Und nun wird der so übel bloßgestellte Hofbuchhändler, gestützt auf seine „Autoritäten“, auch in radikalen Tageszeitungen und ebenso in neugebackenen modernen Zeitschriften („Janus“, „Zwiebelfisch“) als ein Martyrer der Justiz hingestellt, natürlich mit den entsprechenden Unqualifizierbarkeiten gegen den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ und gegen den Leipziger Sachverständigen Dr. Fürstenwerth. Daß der wegen seiner feinen Geschäftsgebarung so hoch gepriesene Hofbuchhändler selbst von dem entsetzlich schamlosen Schmutzalbum „Phönix“ nicht weniger als sieben Exemplare an den Mann gebracht hat — wie im objektiven Verfahren vom Vorsitzenden festgestellt wurde —, brauchen natürlich weder seine „namhaften“ Sachverständigen, noch die für den Ruf seiner Firma so lebhaft ins Zeug gehenden Organe zu wissen. In den Augen von Liebhabern solcher Schmutzereien kann es diesem Rufe auch nicht schaden.

welche alle Folgen zügelloser Lebenswandels zu verhüten versprach — auf Kosten schwindender Volkskraft.

Zwei Jahre nach jenem Weckruf in der gemäßigtliberalen „Allgemeinen Zeitung" erhob Richard Nordhausen im Berliner „Tag" (1905, Nr. 577) seine Stimme. Er zitierte u. a. die Beobachtungen des Franzosen Melchior de Vogué über die Sittenzustände in Deutschland, deren Wiederauffrischung gerade in diesem Augenblicke doppelt zeitgemäß sein dürfte:

„Schon knistere es allenthalben im Gebälk; die alte Manneszucht, die straffe Arbeitsfreudigkeit der Jugend, der germanische Respekt vorm Weibe begönnen zu schwinden. Mit ihnen müsse und werde die Kraft nachlassen, die Frankreich zu Boden geschlagen hat, die unbesiegbare moralische Kraft der Nation. Frankreich dürfe auf eine Umdrehung des Rades hoffen...."

Richard Nordhausen schrieb damals:

„Alle die Volksverderber, die aus der geschriebenen und gezeichneten Unzucht ein rentables Geschäft machen, verstecken sich hinter der Kunst. Auguren, die vor Lachen losplatzen würden, wenn man sie ernst nähme. Und am Ende — was ist wichtiger für die Erhaltung Deutschlands: die Kunst oder die nationale Sittlichkeit?"

Kann es ein beschämenderes Zeugnis für die mattherzige Untätigkeit aller wirklich maßgebenden Kreise geben als die Tatsache, daß derselbe Richard Nordhausen nach Verfluß von weiteren fünf Jahren im „Tag" (1910, Nr. 4) angesichts der „unaufhörlich steigenden Unflatwelle" das grausame Wort von der „Bordellisierung unseres gesamten öffentlichen Lebens" prägte, der gegenüber nur das Gesetz, eine Wiedereinbringung der im Jahre 1900 gescheiterten lex Heintze, Wandel schaffen könne, nachdem seit 1900 die Verderber so eifrig an der Arbeit gewesen seien! — — —

Aufsehenerregende Prozesse, bei denen die Justiz wiederholt völlig versagte, während die eine oder andere Verurteilung pornographischer Gemeinheiten über Gebühr aufgebauscht wurde, haben gezeigt, daß, um mit Richard Nordhausen zu reden, „in demselben Deutschland, das noch vor dreißig Jahren als die Hochburg der Ehrbarkeit galt", die „Bordellisierung unseres gesamten öffentlichen Lebens" noch immer weiter um sich greift. Noch unlängst ist in der „Jugend" das sogenannte „Recht auf Erotik" aufs neue offen proklamiert worden, und die nächste zeitliche Folge war, daß in demselben Verlage, der seinerzeit die leider noch immer gerichtlich freigegebene schamlose „Japanische Erotik" herausgab, eine oberbayerische „Bauern-Erotik" erschien, die an Wiedergabe abscheulicher und zum Teil perverser Schmutzereien das Menschenmögliche leistet. Natürlich ist das Werk nur für „ernste Forscher" bestimmt. Seine äußere Erscheinung, ein buchtechnisch hervorragend ausgestatteter Salonband in Großfolio — stinkende Jauche in goldener Prunkschale — läßt allerdings ganz andere Käuferkreise vermuten. So lange nicht eine durchgreifende Volksbewegung diesem ganzen tollen Hexensabbat ein Ende bereitet, und so lange eine ängstlich saumselige Justiz den professionellen „Erotikern" auch noch zur Suggestion der bona fides verhilft, muß man an einer Besserung dieser Verhältnisse verzweifeln. Die Dinge nehmen ihren Lauf und können durch kleine polizeiliche Mittel allein nicht aufgehalten werden. Denn über der Polizei steht die nur zu oft versagende Justiz, und auch die Justiz wird niedergerungen, wenn nicht der klar ausgesprochene Wille der Nation hinter ihr steht.

Abendfeier.

Im Wiesengrunde wallen Nebel auf,
Am Waldeshang ein letztes Sonnenflimmern,
Und kirchenstill ringsum. Die Heide träumt —
Weit um mich her ein rosa Blütenschimmern.

Es dämmert schon, der Tag will schlafen geh'n,
Er liegt so still gleich einem müden Kinde,
Ein Fischerboot kehrt heim von seiner Fahrt,
Hell bläht das Segel sich im Abendwinde.

Es rauscht geheimnisvoll im Lindenbaum,
Ein welkes Blatt rollt wirbelnd mir zu Füssen,
In weiter Ferne lischt der blasse Strahl.
Mir deucht's der letzten Liebe letztes Grüssen.

M. Schifferings.

Der katholische Lehrer und das christliche Schulideal.

Von Franz Weigl, München.

Das christliche Volk will um die Schule, die religiösen Idealen treu bleibt, einen festen Wall gelegt wissen, von dem kein Steinchen abbröckeln soll. Die Führer des kirchlichen Lebens sehen in der Schule das wichtigste Mittel, das religiöse Erbgut weiterzugeben, und wachen deshalb in treuester Hirtensorge über das hohe Gut des christlichen Charakters unserer öffentlichen und privaten Schuleinrichtungen. Derjenige aber, auf den es letzten Endes am meisten ankommt, daß der Wall nicht unterminiert und das Erbgut nicht entwertet wird, ist der Lehrer, der Tag für Tag vor den Kindern, dem Nachwuchs des Staates und der kirchlichen Gemeinschaft, steht, und der seinen Geist Stück für Stück und mit absoluter Sicherheit auf die Jugend überträgt.

Man begreift daher, daß die Sorge für die Schule bei den verantwortlichen Kreisen, fern von allen politischen Erwägungen, sich besonders dem Geiste zuwendet, der den Lehrer beseelt.

Eine eiserne Wehr für die Erhaltung des rechten Geistes in der katholischen Lehrerschaft bilden die katholischen Lehrervereine, deren Programm charakterisiert ist durch das entschiedene Eintreten für die Konfessionsschule. Alle unsere Lehrerorganisationen, die sich auf positiver Grundlage gebildet haben, seien es die dem Katholischen Lehrerverband des Deutschen Reiches mit seinen 20000 Mitgliedern angeschlossenen Vereine in Bayern, Pfalz, Baden, Elsaß, Rheinland, Westfalen, Brandenburg, Schlesien usw., oder die noch außerhalb des deutschen Verbandes stehenden, wie die katholischen Lehrervereine in Württemberg und Hessen, sowie die Lehrersektion des katholischen Schulvereins in Württemberg, alle haben sie sich die konfessionelle Schule als obersten Programmsatz zu eigen gemacht.

Damit ist der christliche Geist der Schule am meisten garantiert. Denn Lehrer, die sich zur konfessionellen Schule offen und entschieden bekennen, werden auch für die religiöse Auswirkung allen Unterrichts begeistert sein. Und bleibt der konfessionelle Charakter der Schule gewährleistet, so ist damit jenes Fundament gebaut, das allen anderen äußeren Formen des Schullebens Trotz bietet zugunsten ihres religiösen Geistes. Es mag z. B. die Form der Aufsicht und Leitung wechseln, wie ja tatsächlich in den verschiedenen deutschen Bundesstaaten in dieser Beziehung verschiedenes Recht Geltung hat, es mag der Lehrplan sich mannigfaltig differenzieren, es mag nach dem Schülermaterial eine noch so verschiedene Organisation vorgenommen werden: mit dem konfessionellen Charakter, dem von Staat und Kirche ernstlich nachgegangen wird, ist der religiöse Geist gesichert. Ein Beispiel hierfür liefert neuestens Württemberg, wo wohl hinsichtlich der Aufsichtsform weitgehende Konzessionen an die Wünsche der Lehrerschaft gemacht wurden, wo aber trotzdem der profane Unterricht durch ein konfessionelles Lesebuch gestützt wird, das uns in Bayern trotz des entschiedenen Willens der breiten Volksmassen für die religiös gerichtete, konfessionelle Schule fehlt.

Der Kampf für die Entkonfessionalisierung des Religionsunterrichtes, der neuerdings von Jena aus, sowie durch den „Bund für weltliche Schule und Moralunterricht" und die Kommission zur „Reform" des Religionsunterrichtes im Anschlusse an den Deutschen Lehrerverein besonders intensiv geführt wird, findet ebenfalls, soweit katholische Schulen in Betracht kommen, in dem obersten Programmpunkt der katholischen Lehrervereine den stärksten Widerstand. Und sind es auch in Bayern viele katholische Lehrer, die sich ins Schlepptau des Deutschen Lehrervereins nehmen lassen, in allen anderen Bundesstaaten sind die katholischen Lehrer mit verschwindenden Ausnahmen in ihrer konfessionellen Organisation geeint, so daß aus dem Lehrerstand selbst heraus jenen Bestrebungen der Boden entzogen wird. In Bayern aber bildet der Katholische Lehrerverein trotz der wenigen Mitglieder ein so starkes Gegengewicht gegen die Simultanisierungsbestrebungen, daß sich der Bayerische Lehrerverein bis heute die Simultanschule nicht als offizielle programmatische Forderung zu eigen zu machen wagt.

Ist der katholische Lehrer so durch die Macht der Organisation eine mächtige Stütze für das christliche Schulideal, so darf doch nicht übersehen werden, daß ihm mehr und mehr auch alle Waffen in die Hand gegeben werden müssen, gegnerische Anschauungen zurückweisen zu können, und daß er für ein gesund fortschrittliches Arbeiten in seiner täglichen Berufsarbeit alle Mittel

zur Hand erhält. Auers treffliches Wort, daß unser Streben dahin gehen müsse, so gediegen in der Berufsarbeit zu sein, daß den Gegnern kein anderer Angriffspunkt bleibt als die christliche Wahrheit, verdient in unseren Tagen, wo die Vertreter entgegengesetzter Weltanschauung tatsächlich unermüdlich tätig sind, sich in ihrer Berufsarbeit immer mehr zu vertiefen und zu vervollkommnen, die ernsteste Beachtung.

Vertiefung in der Berufsauffassung, volle Versenkung in den Berufsgedanken müssen wir allen katholischen Lehrern geben, damit sichern wir sie uns für das christliche Schulideal.

Wir tun heute schon ungemein viel für die Fortbildung des katholischen Lehrers. Die Literatur zeugt davon, unsere Lehrervereinsorgane beweisen es, die in kurzer Zeit zu größtem Ansehen gelangte Donauwörther pädagogische Monatsschrift „Pharus" bekundet mit jeder Nummer, wie hoch das Fortbildungsstreben der katholischen Lehrerschaft steht. Aber mehr noch als das gedruckte Wort kann die mündliche Förderung und die persönliche Aussprache wirken, wie sie die pädagogischen Kurse ermöglichen.

Ich habe in dieser Beziehung nun eine vieljährige Erfahrung als Hörer, dann als Dozent und zuletzt selbst als Veranstalter solcher Kurse hinter mir, und es sind nur die besten Erinnerungen an günstige Erfolge, die da gesammelt wurden. Was kein noch so überzeugend geschriebener Zeitschriftenartikel, kein einzelner Vortrag erzielte, das wurde durch das Zusammenwachsen von Hörern und Dozenten durch die gegenseitige Aussprache und gemütlichen Austausch in solchen Kursunternehmungen erreicht. Wir haben die tüchtigsten jungen Kräfte für die Mitarbeit im Dienste christlicher Schulideale auf diesem Wege gewonnen, wir haben manchen Schwankenden und Zweifelnden dort wieder fest gemacht. Wenn er sich mit seinen wankenden Gedankengängen wieder in freundschaftlichen Aussprachen des Kurslebens emporranken konnte und an den Führern Stütze fand, dann waren solche Kräfte für immer gewonnen und oft die tüchtigsten Mitarbeiter.

Wie überwältigend war erst beim letzten Münchener pädagogischen Kurs der süddeutschen Gruppe des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft im Juli dieses Jahres, die Wirkung der Försterschen Darlegungen über die induktive Methode im Religionsunterricht! Und als wir in dem von mir geleiteten Arbeitsschulkursus die praktischen Folgerungen zogen, um zu zeigen, welche Auswirkung die recht verstandene Arbeitsschule im Religionsunterricht übt, wie sie zur Praktizierung der Försterschen Anregungen hindrängt, da wurde von selbst die Tragweite solcher Arbeit für die wissenschaftliche Fundierung des konfessionellen Schulgedankens klar. Von selbst drängt sich jedem Teilnehmer die Ueberzeugung auf: wenn wir die induktive Methode auch im Religionsunterricht pflegen, wenn wir nicht vom abstrakten Katechismussatz ausgehen, ihn zerpflücken und analysieren, um schließlich eine notdürftige „Anwendung" fürs Leben zu finden, wenn wir vielmehr vom praktischen Leben und vom Erfahrungsmaterial der Kinder ausgehen, die Kleinen von da aus zur natürlichen Erkenntnis und dann zum Schauen in übernatürlichem Lichte führen, um an den Schluß der didaktischen Arbeit die erarbeitete Lehre des Katechismus zu setzen, so ist dies einzig und allein in einem konfessionellen Unterricht möglich, weil das religiöse Erfahrungsmaterial der Kinder eben konfessionell gefärbt ist.

Es ist dies nur ein Beispiel von vielen. Wenn aber der junge Mann, der noch unentschieden zu uns kam, um nur einmal zu hören, was wir sagen, solche Gedankengänge mitmachte, so ist er sicher für uns gewonnen und für alle Zeit an uns gekettet, fester an uns geknüpft, als wenn nur schulpolitische Gesichtspunkte und äußere Vereinslockmittel ihn beigebracht haben.

Aber auch die Vertiefung in methodische Fragen, in allgemeine praktische Fragen der zweckmäßigsten Schulorganisation hilft uns Freunde des christlichen Schulideals werben. Die Vertiefung in den Berufsgedanken mit Gleichgesinnten führt auch zur engen Kooperation mit ihnen. Wenn der junge Mann mit uns einmal das letzte Endziel aller pädagogischen Arbeit und die darin liegende Tiefe der Berufsauffassung in 8- oder 14tägiger Kursarbeit geschaut und erlebt hat, wenn er verfolgt hat, wie alle Detailfragen und scheinbar kleinlichen Dinge hiervon orientiert werden, dann ist er durch die tägliche Arbeit, die er an den Kindern leistet, innig mit uns verbunden.

Wer helfen will, die katholische Lehrerschaft für das christliche Schulideal zu gewinnen, muß deshalb diese Kursunternehmungen aufs lebhafteste begrüßen und unterstützen.

Es ist selbstverständlich, daß sie auch den Geistlichen, die durch mannigfache Bande mit der praktischen Arbeit der Schule verknüpft sind, zugute kommen. Bei unseren bisherigen pädagogischen Kursen stellten Katecheten und geistliche Schulinspektoren immer einen starken Prozentsatz zur Hörerschaft. Sogar an dem letzten von mir veranstalteten ausschließlich praktischen Arbeitsschulkurs mit Uebung der einschlägigen technischen Fertigkeiten waren unter 26 Teilnehmern 4 bayerische Geistliche. Daß durch die gemeinsame Arbeit das friedliche Zusammenarbeiten von geistlichen und weltlichen Schulmännern gefördert wird, ist eine wertvolle nebenzu sich ergebende Frucht der organisierten Fortbildungsarbeit.

Auch die Ordensleute, die sonst vom breiten Leben mehr abgeschlossen sind, gewinnen dabei. Es ist ein erfreuliches Zeichen für die Fortschrittsfreudigkeit der Klöster, daß sie an den Ferienkursen so regen Anteil nehmen und durch die Tat das Wort von ihrer Rückständigkeit und Bildungsfeindlichkeit Lügen strafen. An dem letzten pädagogischen Kurse in München und am Donauwörther Kurs für Anstaltspädagogik waren 33 Prozent, beim Arbeitsschulkurs 20 Prozent Klosterfrauen; der Zeichenfortbildungskursus war fast ausschließlich mit Klosterfrauen besetzt, und von dem Aschaffenburger Kurs für weibliche Fortbildungsschulen wurde berichtet, daß über die Hälfte der Besucher Mitglieder weiblicher Orden aus allen Gauen Deutschlands waren.

In der Opferwilligkeit und Unermüdlichkeit für Fortbildungszwecke können wir von den Vertretern anderer Weltanschauung viel lernen. Als der simultane Bezirkslehrerverein München, ein Glied des Bayerischen Lehrervereins, im Jahre 1910 an die Gründung einer großzügigen Fortbildungseinrichtung für die Lehrer ging und das pädagogisch-psychologische Institut schuf, das in Jahres- und Ferienkursen den Bildungshunger der Junglehrerschaft wie gereifter und an der Schwelle des Alters stehender Schulmänner stillt, da waren in wenigen Wochen 12,500 ℳ freiwillige Beiträge für die Organisation des Unternehmens durch die Lehrer aufgebracht. Wir sind sicher, wenn eine Korporation, wie der Verein für christliche Erziehungswissenschaft, der seither die Organisation von pädagogischen Kursen im Rahmen des christlichen Erziehungsgedankens besonders in die Hand genommen hat, an die Sammelarbeit geht, um seine Tätigkeit auch weiter ausbauen zu können, so wird sein Ruf nicht ungehört verhallen.

Organisation einerseits, Vertiefung in den Berufsgedanken anderseits, das sind die beiden Stützpunkte zur Gewinnung und Festigung der katholischen Lehrerschaft für das christliche Schulideal. Förderung der katholischen Lehrervereine und der pädagogischen Fortbildungseinrichtungen auf christlicher Grundlage muß deshalb Aufgabe aller jener sein, die am christlichen Schulideal nicht nur ein äußerliches, politisches, sondern ein tiefes religiöses Interesse haben!

Venedig.

Nächtlich tastet die Lagune
Raubtiergleich mit Geisterhänden,
Springt empor und gleitet nieder
An den grauen Marmorwänden.

Gondeln schleichen durch die Wellen,
Grosse dunkle Silhouetten,
Südlich weiche Stimmen zittern
In Romanzen und Duetten.

In Romanzen und Duetten
Gurren nachts San Marcos Tauben,
Wenn das Fackellicht erloschen
In den düstern Säulenlauben.

Tastend plätschert die Lagune
Um des Dogen Königsstätte,
Gondeln schleichen durch die Wellen,
Fackellicht und Nachtduette.

Leo Sels.

Ein paar notwendige Anregungen zur Hebung unserer Presse.

Von Dr. Hans Rost.

Niemand wird leugnen können, daß das katholische Zeitungs- und Zeitschriftenwesen in dem letzten Jahrzehnt einen erfreulichen quantitativen und qualitativen Aufschwung genommen hat. Weder die politischen Anfeindungen seit den Tagen des Großblocks seligen Angedenkens, noch die innerkirchlichen Meinungsverschiedenheiten im Anschlusse an die päpstlichen Erlasse haben den inneren und äußeren Ausbau zahlreicher Zentrumsblätter, zahlreicher katholischer Zeitschriften hintanzuhalten vermocht. Wir können uns dieses Zustandes freuen. Aber wir können noch nicht zufrieden sein. Wir müssen unser Hauptaugenmerk auf die noch gediegenere Ausgestaltung unserer Tagespresse und unserer Zeitschriftenliteratur im Hinblick auf die geistigen und politischen Kämpfe der Gegenwart hinlenken und äußerlich für die weiteste Verbreitung unserer Presse Sorge tragen. Die letztere Sorge ist in der Hauptsache Angelegenheit unserer Verleger, denen gottlob Propaganda und Reklame im Gegensatz zu früher auch nicht mehr fremd sind.

Was dagegen den inneren Gehalt unserer Zeitungen anlangt, so dürfte hier einmal eine kleine Gewissenserforschung am Platze sein. Nicht als ob unsere führenden Zeitungen den Vergleich mit den gegnerischen Blättern nicht aushalten könnten. Es wird niemanden geben, der z. B. die in politischer und kultureller Beziehung so anspruchslosen „Münchner Neuesten Nachrichten" für ein vollwertiges Zeitungsorgan erklären wollte, mit welchem führende Zentrumsblätter nicht konkurrieren könnten, was politischen Gehalt und kulturellen Wert anlangt. Gleichwohl zeigt die Zentrumspresse verschiedene wunde Punkte. Vielleicht die wundeste Stelle ist die, daß trotz der steten Betonung ihrer Notwendigkeit im Kampfe um unsere Weltanschauung, trotz ihres Apostolats für die katholische Gedankenwelt die Unterstützung seitens der berufenen geistlichen, weltlichen, politischen Stellen sehr zu wünschen übrig läßt. Jeder eingeweihte Redakteur wird uns zustimmen, wenn wir dem Bedauern über mangelnde Mitarbeit von diesen Seiten her Ausdruck verleihen. Wir möchten an Beispielen dies näher erläutern.

Es ist eine offenkundige Tatsache, daß die päpstlichen Erlasse: Borromäusenzyklika, Absetzbarkeit der Pfarrer, Antimodernisteneid, Kinderkommunion und Feiertagsverlegung bis in die weitesten Volkskreise hinein Aufsehen und Beunruhigung hervorriefen. An sich ist die Zeitung eigentlich nicht der Platz für eingehendere Interpretation dieser vorwiegend kirchlichen Angelegenheiten. Allein die liberale Presse stürzt sich in mehr oder weniger hämischer und kritischer Weise über diese Dinge und macht Randglossen und Ausfälle gegen Papst und Bischöfe, zu welchen die Zentrumspresse Stellung nehmen muß. Da darf man es nun unumwunden eingestehen, daß die führenden und noch weniger die kleineren Zeitungen unserer Richtung an Artikeln aufklärenden, beruhigenden, widerlegenden, sachlichen Inhalts es fehlen ließen. Etwa mit Ausnahme der „Kölnischen Volkszeitung", der „Germania" und der „Allgemeinen Rundschau" war die Zentrumspresse nicht in der erforderlichen Weise bedient. Unsere kirchenrechtlich geschulten Persönlichkeiten in den Domkapiteln und an den Universitäten und Lyzeen kümmern sich zu wenig darum, daß unsere Presse hinreichend und klar mit Material in diesen kirchenpolitischen Angelegenheiten versehen wird. Die Folge ist, daß ein Teil unserer Presse sich gegen die Bosheiten und Verdrehungen der liberalen Presse wendet und unfruchtbare Polemiken eröffnet, daß dagegen positive Aufklärungsarbeit zu wenig oder gar nicht geleistet wird. Die gebildeten und auch die weniger gebildeten Leser verlangen aber durstig nach klaren, kenntnisreichen Interpretationen, welche Zweifel und Anwürfe der Gegner restlos beseitigen. Auch seitens unserer bischöflichen Ordinariate könnte manchmal zur rechtzeitigen Information der katholischen Presse mehr geschehen.

Gehen wir über zu den Beziehungen der Parlamentarier zur Zentrumspresse! Ohne jemandem nahezutreten, kann man glattweg behaupten, daß keine Parteipresse eine so lose Fühlung mit ihren Parlamentariern hat, wie die unsere. Der Schreiber dieser Zeilen kennt seit vielen Jahren den Anteil der Mitarbeit unserer Parteipolitiker und Parlamentarier an einer großen Zeitung. Er ist nicht zufriedenstellend. Wenn man von den Abgeordneten Erzberger, Bachem, Spahn, Heim, Speck, Osel, Jäger, Gerstenberger und noch einigen absieht, arbeitet der bei weitem größte Teil unserer Abgeordneten im Reichstag und in den Landtagen nur sehr sporadisch oder gar nicht an den Parteizeitungen mit. Gelegentliche dringende Gesuche werden abschlägig beschieden. Es wäre sehr zu wünschen, daß hierin Wandel geschaffen würde. Jede Zeitung ist jederzeit für einen guten, kenntnisreichen Artikel dankbar. Der politische Wert unserer Presse aber würde dadurch noch ganz bedeutend gefördert werden. Aus diesen Feststellungen wird niemand den Schluß ableiten wollen, daß unsere Presse nicht gute, oft sehr gute Leitartikel und Abhandlungen politischen oder sozialpolitischen Charakters aufzuweisen hätte. Man wird sogar eine bedeutende Verbesserung auf diesem Gebiete durchgehends zugeben müssen.

Wir sind nicht so einseitig, daß wir bei aller Anerkennung des sich stets bessernden Niveaus unserer Presse nicht doch auch noch empfindsame Lücken konstatieren müßten. Was unsere führenden Blätter und die größeren Provinzzeitungen von den besseren liberalen Zeitungen in unerwünschter Weise abhebt, das ist die zu sehr betonte Pflege der Polemik und mitunter eine übertriebene Maßlosigkeit in der Verteidigung unseres Standpunktes. Wenn ein großes süddeutsches Blatt vor einiger Zeit noch mit der Lehrervereinsbewegung sich und seine Leser schier zu Tode fütterte und lange Spalten fruchtloser Polemik positiv aufbauenden Artikeln vorenthielt, so war das des Guten zu viel. Woran es dagegen auch im Gegensatz zu manchen besseren liberalen und selbst sozialdemokratischen Zeitungen unseren Blättern fehlt, das ist die Vernachlässigung der Pflege von Artikeln allgemeinkulturellen und volkswirtschaftlichen Inhalts. Ein hervorragender alter Zentrumsparlamentarier hat diesen Mangel schon öfters betont und immer wieder auf seine Beseitigung hingewiesen. Die „Allgemeine Rundschau", die ja speziell als Organ für Politik und Kultur gegründet wurde, bleibt hier außer Betracht. Mustergültig ist auf diesem Gebiete nach wie vor die „Kölnische Volkszeitung". Auch andere größere Blätter in Nord und Süd nähern sich immer mehr der Verwirklichung dieser so überaus wichtigen Aufgabe. Aber nur zu vielen Blättern unserer Richtung gebricht es an wertvollen Artikeln nichtpolitischer Natur. Die Zeitungen haben nicht bloß eine politische, sondern eine allgemeine kulturelle, erzieherische und volksbildende Aufgabe. Da gibt es so viele Zeitfragen allgemeiner Art, die auch einmal in der Tagespresse behandelt sein wollen. Da sind es Fragen der Weltanschauung, Monismus, Feuerbestattung, Luftschiffahrt, Technik, Volkswirtschaft, welche stets neue Probleme emportauchen lassen, die mit der Politik in keinem Zusammenhang stehen. Unsere Zeitungen müssen technische Briefe ihren Lesern bieten, sie müssen über tief in das Volkswohl einschneidende Fragen der Volkswirtschaft, über Fleischversorgung, Petroleumhandel, Zuckertrusts usw. orientieren. Und zwar nicht in der bescheidenen Weise des stark vernachlässigten sogenannten Handelsteiles. Unsere Kultur hat nun einmal einen starken materiellen Einschlag; dieser Tatsache muß gebührend Rechnung getragen werden. Die Leser verlangen nach solcher Kost, und die Scheu vor trockenen Erörterungen wirtschaftlicher Momente ist längst überwunden. Dann gibt es Kulturfragen, die gleichfalls gelegentlich eine großzügige Darlegung in der Zeitung erheischen; Ehescheidungen, Zweikindersystem, Selbstmorde usw. sind Angelegenheiten, die sich öffentlichen Erörterungen nicht mehr länger entziehen können. Dann gibt es literarische, staatsrechtliche, juristische, kolonialpolitische Fragen, für deren Besprechung in unseren Zeitungen das Publikum außerordentlich dankbar ist.

Diesen Fragen der Allgemeinkultur ist im Interesse der weiteren Hebung unserer Presse in Zukunft ein erhöhtes Augenmerk zu schenken. Wohl niemand wird hiergegen einen Einspruch erheben wollen. Da stellen sich aber sofort wieder Klagen ein. Unsere gebildeten Kreise versagen zum Teil. Wir haben es nicht notwendig, das Märlein von unserer sogenannten Inferiorität aufzuwärmen. An unseren Hochschulen, Lyzeen, Gymnasien, Realschulen, unter der Beamtenschaft der verschiedensten Sparten, unter den Juristen, Aerzten, Rechtsanwälten, Technikern befinden sich Intelligenzen übergenug, die das Zeug und die journalistische Geschicklichkeit noch obendrein besitzen, in allgemein verständlicher Form interessante Fragen ihres Berufes und ihres Könnens einem breiteren Lesepublikum zugänglich zu machen und dadurch zur geistigen, wissenschaftlichen, kulturellen Höherbewertung unserer Presse erklecklich beizutragen. Der Schreiber dieser Zeilen hat schon manchen verborgenen Geistesarbeiter ans Tageslicht gezogen, dessen Mitarbeit in angezogenem Sinne er

heute nicht mehr missen möchte. Es bedarf oft nur einer Anregung, und unsere Presse hat eine tüchtige Kraft mehr zur Mitarbeit. Freilich soll auch nicht verhehlt werden, daß gerade die Zentrumspresse es ist, der gegenüber oft berufene Männer der Wissenschaft oder des praktischen Lebens eine unangebrachte Zurückhaltung sich auferlegen. Wie selten kommt es bei uns vor, daß ein Universitätsprofessor oder ein tüchtiger Jurist mit einer wertvollen, vielleicht politisch belanglosen Abhandlung und gar mit Namenszeichnung in unseren Zeitungen heraustritt! Auch zu diesem Punkte möchten wir die Anregung geben, daß mit dieser Scheu gebrochen wird. Bedeutendere Artikel unpolitischer Natur sollten auch mit Namen gezeichnet werden. Auch dadurch wird der Wert und das Ansehen unserer Presse nicht wenig gehoben.

Jeder katholische Mann, ob er zu den Gebildeten zählt oder nicht, muß der Förderung unserer Zeitungspresse und unserer Zeitschriftenliteratur die höchstmögliche Aufmerksamkeit angedeihen lassen. Wenn die vorstehenden Anregungen manchen unter unseren Gebildeten veranlassen, sein Wissen gelegentlich in den Dienst der Hebung und Unterstützung unseres Schriftwesens zu stellen, dann waren diese Ausführungen nicht umsonst. Und daß dieselben einer Notwendigkeit entspringen, wird wohl auch niemand in Abrede stellen wollen.

Student und soziales Erlebnis.

Von Dr. Joseph Eberle, Friedrichshafen-Ailingen.

Haben Sie nicht den Eindruck, daß über einem gewissen Teil der heutigen Studentenschaft ein Ernst lagert, der — dem Hörensagen zufolge — der vergangenen Generation in dieser Weise nicht eigen war? Gewiß, feuchte Fröhlichkeit und goldene Burschenromantik sind an den Akademien nicht ausgestorben. Und vielleicht leben noch allzuviele Exemplare von der Sorte, welche sich in geschäftigem far niente aufs spätere „Freiherrn"- oder „Kommerzienrats"-Dasein vorbereitet. Selbst die fehlen nicht, die fast nur als Konsumenten von Weingeist und allenfalls noch als Praktikanten der umgekehrten „neuen Moral" in Betracht kommen.

Aber nicht wahr: bei vielen, vielen über Freude und Kolleghestudium hinaus ein vordem seltenes Interesse für die Fragen des Heute, eine gewisse Antizipation der Zukunft, — bei vielen sinnender Ernst, männlicher Charakter!

Der stark gesteigerte Kampf ums Dasein brachte es so mit sich. Und dann haben ernste Männer aus dem Ringen der Zeit heraus Bewegungen in der Studentenwelt entfacht, die, auf stille Sehnsucht oder leises Schuldbewußtsein stoßend, — mächtig zündeten und um sich griffen. . . . Als der mächtigsten eine die sogen. soziale Bewegung. — Die soll den immer mehr gesteigerten Klassenegoismus und Klassengegensatz in der Wurzel treffen. Sie soll den einstigen Lehrern und Regierern das Verständnis für die Psyche der Regierten eröffnen. Der Akademiker soll — im Interesse rechter Erfassung des späteren Berufes — schon auf der Universität nicht bloß Kenntnisse über Aegypten und Rom, sondern vor allem auch über seine Brüder und Schwestern — auch die im Hinterhaus und in der Dachkammer — sammeln. Soll sich daran gewöhnen, nicht bloß die Kraft zu schätzen, die Probleme löst und Poesien dichtet, sondern auch die, welche Maschinenteile fabriziert und Bücher druckt. Soll sich frühzeitig seines Brudertums gerade gegenüber den Aermsten und Verlassensten bewußt werden. Soll liebevoll anerkennen, was an intellektuellen Energien und sittlichen Kräften auch in den Niederungen des Menschenreiches lebt.

Zu diesem Zweck werden heute Studenten in Fabriken und Mansarden, in Lazarette und Krüppelheime, in Volksversammlungen und Handwerkerherbergen geführt . . . Wer zweifelt, daß damit ein Weg zu einem gewissen Herzenssozialismus, zu einer gewissen Einheit der Gesinnung, zu einem humanen Sich-näherkommen angebahnt wird? — Aber noch mehr Bedeutung scheint mir solch früher Kontakt mit der ganzen Wirklichkeit für die Entwicklung des geistigen Seins dieser Werdenden zu haben, für ihren Welt- und Gottesglauben.

Ich muß da immer an einige höchst interessante Worte von Friedrich Nietzsche denken. Der spricht gelegentlich von dem deutschen Studenten, der während der Freiheitskriege zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts mit ins Feld zog und nun als geistig seltsam Veränderter zur Alma mater zurückkam: „Zur Universität zurückkehrend empfand er, schwer atmend, jenen schwülen und verderbten Hauch, der über der Stätte der Universitätsbildung lag . . . Plötzlich entdeckte er seine eigenen Kameraden, wie sie führerlos einem widerlichen Jugendtaumel überlassen wurden. Und er ergrimmte . . . Damals hat der Student geahnt, in welchen Tiefen eine wahre Bildungsinstitution wurzeln muß: nämlich in einer innerlichen Erneuerung und Erregung der reinsten sittlichen Kräfte. Und dies soll dem Studenten immerdar zu seinem Ruhme nachgesagt werden. Auf den Schlachtfeldern mag er gelernt haben, was er am wenigsten in der Sphäre der akademischen Freiheit lernen konnte: daß man große Führer braucht, und daß alle Bildung mit dem Gehorsam beginnt. Und mitten in dem siegreichen Jubel, im Gedanken an sein befreites Vaterland, hatte er sich das Gelöbnis gegeben, deutsch zu bleiben. Deutsch! Jetzt lernte er den Tacitus verstehen, jetzt begriff er den kategorischen Imperativ Kants, jetzt entzückte ihn die Leyer- und Schwertweise Karl Maria von Webers. Die Tore der Philosophie, der Kunst, ja des Altertums sprangen vor ihm auf, und in einer der denkwürdigsten Bluttaten, in der Ermordung Kotzebues, rächte er mit tiefem Instinkte und schwärmerischer Kurzsichtigkeit seinen einzigen zu zeitig am Widerstand der stumpfen Welt verzehrten Schiller, der ihm hätte Führer, Meister, Organisator sein können, und den er jetzt mit so herzlichem Ingrimme vermißte."

Ist das bitterernste Studium der Wirklichkeit nicht auch ein Gang übers Schlachtfeld? Empfandet Ihr's nie im Marktgewühl: Das Leben ist ein Kampf. Lanzen surren, Bajonette zucken, Kanonendonner rollt. Da gibt's Musik und Siegerscharen, aber auch viel Verwundete und Sterbende. Hinter all diesem Toten und Jubeln, Darben und Weinen immer nur dasselbe schmerzhafte Ringen um ein bißchen Dasein, um gegenwärtiges und ewiges Glück . . .?

Auch heute geht der Student, der mit offenem Auge dies Kämpfen mitansieht, der die Jagd der Großen studiert, Roués durchschaut und die Träne des Proletariers auf seiner Seele brennen läßt, jeweils völlig umgestimmt in die Auditorien zurück.

Auch unwillig über das dort Gebotene? Auch enttäuscht über den herrschenden Geist? Bitter vermissend einheitliche, großzügige Ueberzeugungen, aus denen Mut und Demut, sittliche Kraft und hohe Ideale geschöpft werden könnten?

Niemand leugnet, daß von den heutigen Universitätslehrern gerade auf dem Gebiet der Analyse riesige, mühevolle Arbeit geleistet wird. Alte Kulturen werden wieder aus dem Schutt gegraben, jeder Erdenwinkel erhellt, der Natur fortgesetzt neue Geheimnisse abgelauscht. Aber man muß auf vorchristliche Zeiten zurückgehen, um Stadien zu entdecken, da es der tonangebenden Wissenschaft ebenso sehr wie heute an gesunder Synthese, an großzügiger Weltanschauung, an klaren Zielen und starkem Glauben fehlt. Gerade die Fragen der tiefsten, der seelischen Wirklichkeit, auf deren Lösung es dem Menschen letzlich allein ankommt, — werden heute gar nicht, nur widerspruchsvoll oder unsicher beantwortet. Du stellst die Probleme: Seele, Gott, Unsterblichkeit, und begegnest weithin — schmerzlichem Lächeln.

Adrien Sixte geht ein wenig — speziell unter unseren Philosophen und Humanisten — um, jener tragische Gelehrtentyp, den Paul Bourget in seinem Roman „Le disciple" so wunderbar gezeichnet. Adrien Sixte ist der autonome, selbstherrliche Forscher, der das Leben reflektierend zwischen Büchern lebt. Er steht nicht im Zusammenhang mit einer großen Glaubensgemeinschaft, fühlt sich nicht verbunden einer aus Jahrhunderttiefen hervorwachsenden philosophia perennis. Und auch vom Leben schließt er sich ab. Er liest nie eine Zeitung, bleibt dem Theater fern, hat nur wenig Verkehr mit Kollegen, zu denen er dann etwa über Chemie, Mathematik oder Krankheiten des Nervensystems spricht, — und gelegentlich eintreffenden Fremden, die dem Weltberühmten einige Galanterien sagen.

Wohl lebt er entsagungsvoll wie eine Nonne — im Interesse ungestörter Arbeit sogar sein Geschlecht vergessend, — und geregelt wie ein Mönch nach der Klostertagesordnung, — aber seine Art und seine Isolation bringen es mit sich, daß er wohl fruchtbare Einzelanregungen geben kann — im ganzen aber dem Verstehen der obersten Lebensgesetze und Lebenswerte fernbleibt. Ihm selber gibt das erarbeitete Glaubenssystem, die Synthese von Darwinismus und Spinozismus, nicht Glück, nicht Unglück — aber es wird verhängnisvoll in dem Moment, da es als Korn in eine lechzende Schülerseele fällt. Erst über dem Bankrott eines verführten Jüngers beginnt dieser Lehrer

das Verfehlte seiner Methode zu ahnen. Zu spät erst dämmert ihm auch die Wahrheit auf: „Ein Lehrer ist mit der Seele, welche er geleitet hat, verbunden, selbst wenn er diese Leitung nicht gewünscht hat, selbst wenn diese Seele die Lehre nicht richtig erfaßt hat, er ist durch ein mystisches Band mit ihr verknüpft, und es ist nicht erlaubt, auf gewisse moralische Kämpfe mit dem gleichgültigen Worte des Pontius Pilatus zu antworten."

Wie mancher Student leidet heute unter dem Typ Adrien Sixte!

Aber er sieht sich ja nicht umsonst das reale Leben an. Das hebt viele Probleme auf und vereinfacht andere. Das führt langsam zu immer gesünderen Maßstäben. Hat nicht auch Richard Wagner eingestanden, eine Stunde rechten Sehens in Paris habe ihn mehr belehrt als eine ganze Bibliothek? Und was wußte Ibsen den Studenten seiner Heimat anderes ans Herz zu legen, als „schauen zu lernen"? Die Betrachtung und Erfahrung des Lebens führt ehrliche Augen und unverdorbene Instinkte wie von selbst zu den großen Lebensgesetzen. Und von hier zur Kenntnis des großen Gesetzgebers über den Sternen. Entsteht jetzt in der ernsten jungen Seele die Sehnsucht nach Vorbildern, nach großen Charakteren, so ist für sie schon von Goethe gesagt, wo sie zu finden. „Ich muß gestehen, Charaktere, die man wahrhaft hochachten kann — und nur was sich nicht selbst sucht, kann man hochachten — in meinem ganzen Leben nur da gefunden zu haben, wo ich ein festgegründetes religiöses Leben fand, ein Glaubensbekenntnis, das einen unwandelbaren Grund hatte, gleichsam auf sich selbst ruhte, nicht abhing von der Zeit, ihrem Geist, ihrer Wissenschaft."

Nun blüht die große alte Geisteskultur des Christentums in wunderbarer Schöne vor den Augen der jungen Sucher auf. Und indem die Wirklichkeit sie zwingt, sich aufs neue in neuer Weise zu öffnen der Ideen- und Gnadenwelt, welche einen Augustinus und Thomas inspiriert hat, welche die alten Kathedralen erbauen und die divinas comoedias erfinnen ließ, welche eine gewaltige Organisation erlauchter Köpfe und erlöster Herzen licht- und segenspendend, begeisternd und tränentrocknend durch die Menschengenerationen schreiten läßt — indem sie das bewirkt, sage ich — erfüllt sie vielleicht zwar manche mit Groll gegen gewisse Auditorienluft — gibt sie ihnen aber auch Einigung mit den Besten, Erleichterung der Werdezeit, Kräfte und Ideale fürs ganze Leben.

Schon vielen ward das praktische Studium der sozialen Fragen eine Apologie des Christentums. Da lese ich von Lacordaire das Geständnis: „Ich begnüge mich zu sagen, daß ich durch meine Ueberzeugungen auf sozialem Gebiete zum christlichen Glauben geführt worden bin. Heute scheint mir nichts folgerichtiger als der Satz: Die Gesellschaft ist notwendig, also ist die christliche Religion göttlich, denn sie ist das einzige Mittel, die Gesellschaft der Vollkommenheit entgegenzuführen, weil sie den Menschen nimmt mit all seinen Schwächen und das soziale Leben mit all seinen Bedingungen und Erfordernissen."

Im tiefsten Grunde empfand auch Emanuel von Ketteler so. Der wächst als Junker nicht eben in Prunkkammern verzärtelt auf — aber auch fern von aller Lebensnot und Lebensbitterkeit. Die Liebe zum Seelischen führt ihn aus der Welt des Korpsstudenten, Soldaten und Referendars zum katholischen Priestertum. Und das erschließt ihm nun ein bisher Ungekanntes. Was er in Arbeitssälen, Krankenstuben und an Sterbebetten erlebt, wird ihm zum erschütternden Ereignis und macht ihn zum sozialen Apostel. Und jetzt empfindet er wieder ein Neues: „Die Schwierigkeit, die Größe und die Dringlichkeit der sozialen Fragen erfüllt mich mit der größten Freude. Nicht weil ich die Not der Armen nicht mit warmem Herzen mitfühlte, aber weil es sich jetzt zeigen wird und zeigen muß, welche Kirche die Kraft der göttlichen Wahrheit in sich trägt."

Brugiers Literaturgeschichte.[1]

Von

Ernst Reuter.

Er kommt immer wieder, der liebe alte Brugier. Nun zum zwölften Male. Als er 1865 erstmals auftauchte, war er ein ziemlich schmächtiges, aber hoffnungserweckendes Buch; nun hat er sich in steter Assimilierung neuen Schaffens und Forschens zum stattlichen, gewichtig dreinschauenden Bande ausgewachsen. Und auch die äußere typographische Ausstattung hat dieses Emporsteigen harmonisch mitgemacht. Ad multos annos!

Was diese Geschichte der deutschen Poesie so beliebt, wie etwas Persönliches beliebt macht? Es ist nicht leicht zu sagen. Gewiß, man weiß es seit langem: der Brugier mit seiner Einteilung in acht leicht zu übersehende Perioden, seinen vorzüglichen, die jeweilige Geistesströmung greifbar wiedergebenden allgemeinen Einleitungen, mit seiner knappen, präzisen und doch gründlichen Darstellung muß besonders dem Laien, dem unter der Leitung eines Lehrers Studierenden und durch Selbststudium nach höherer Bildung Strebenden sehr willkommen sein. Gewiß, man hat erfahren, wie begrüßenswert die zahlreichen, in den Text nach feinsinniger Auswahl eingestreuten Proben sind, wie sehr sie die Darstellung mit lebenden „Bildern" begleiten und das Verständnis vertiefen. Und auch die angeführte prägnante Poetik, wie auch das Glossar zu den alt- und mittelhochdeutschen Proben sind schon mehrfach gerühmt worden. Aber dies alles findet man — wie auch eine stofferschöpfende Darstellung — schließlich anderswo vielleicht auch.

Woran liegt es denn, daß jeder Literaturfreund so gerne gerade dem Brugier in Gesellschaft der studierenden Jugend (und alle Jugend „studiert"!) begegnet?

Vielleicht ist es die wahre, sympathische Wärme, die einst den Verfasser zur Arbeit antrieb, die Wärme für alles Hohe, Edle und Schöne. Diese Liebe bleibt im Brugier schlicht und echt; sie findet keine glitzernden Worte, keine irisierende Darstellung; sie verzichtet auf die Schaustellung des eigenen brillierenden Witzes, auf die sonst so beliebte Schneidigkeit des Urteils und „geschliffene kritische Pfeile". Die Sache, immer und stets die Sache, steht im Vordergrund, spricht zum Leser; aber die Sache ist so wohlgepflegt, so sorgfältig behandelt, daß man die Liebe förmlich spürt, mit der sie aus stiller Gelehrtenstube zur Förderung aller ins Publikum gesandt wurde.

Man spürt: dieser Mann hat die Kunst so sehr geliebt, daß er nicht ruhte, bis er die Form und Darstellung fand, sie weitesten Kreisen ans Herz zu legen. Die Kunst? Man findet keine Polemik im Brugier. Er sucht und findet das Schöne überall. Und doch macht er eine bedeutsame Ausnahme: da bleibt er fest, da gibt er nicht nach und weist „Kunst" mit entschiedener Hand zurück. Brugier schaut nicht nur aufs Kleid. Darin ist er demokratisch. Er verwirft feines elegantes Gebaren, wenn das Herz nicht echt ist. Der Kunstgeist darf dem hohen Ideal des christlichen Sittengesetzes nicht widersprechen, und Brugier verwirft auch die vollendeste Technik, wenn sie dem Wesen der Kunst, veredelnd und erhebend auf die Menschenentwicklung zu wirken, entgegensteht. Dabei spielt keinerlei Prüderie eine Rolle. Weitherzig und duldsam ist Brugier immer und überall. Man lese nur nach, wie er z. B. — der Katholik — das protestantische Kirchenlied oder Fleming, Paul Gerhardt, Klopstock u. a. sympathisch behandelt, oder wie er mit edelster Gerechtigkeit das allgemein ablehnende Urteil durch Anerkennung im einzelnen — z. B. bei Wieland, Heine usw. — oft einschränkt. Es sei offen gesagt: wir geben Brugier recht. Wir sagen ja, wenn er stillschweigend an Werken vorübergeht, die mit der Unsittlichkeit glänzendes Spiel treiben; wir stimmen zu, wenn er Worte des Tadels findet, wo die geringe sittliche Selbstsucht eines Dichters in seinen Werken Spiegelung erfährt; wir pflichten bei, wenn er die „Dichter des Kreuzes", deren sich die übrigen, liberalen Literaturgeschichten schämen, in die Reihen der Geschichte einstellt. Gilt doch nur ein Maßstab: sind sie echte, das heißt den Menschen gegenüber sich verantwortlich fühlende Künstler!

Ich wünschte, daß jeder Erzieher, die Eltern aber vor allem, diesen vortrefflichen Führer durch unsere Literatur näher ansehen würden: zu eigenem Nutzen, in erster Linie aber, damit sie ein mittelgroßes Werk schätzen lernten, das sie froh und unbedenklich in die Hände der Jugend — ob Jüngling oder Jungfrau — aller Stände legen können. Die neue Auflage ist musterhaft besorgt von E. M. Hamann. Namentlich die neuen, unsere letzte Literaturperiode behandelnden Abschnitte verraten ihr feines, Uebersicht gewinnendes Verständnis und eine aus gründlichster Kennerschaft kommende, lebendige Auffassung, die wir hier, wie in ihrem bekannten „Abriß der Geschichte der deutschen Literatur", dankbar anerkennen.

---

[1] Geschichte der deutschen Literatur. Von Gustav Brugier. 12., wesentlich umgearbeitete und ergänzte Auflage von E. M. Hamann. Freiburg 1911, Herder. ℳ 7.50; geb. in Leinwand ℳ 9.—

An Dantes Grab in Ravenna.

Ravennas Glocken tönen tief und schwer,
Als ob sie nur von Tod und Trauer sängen.
Ravennas Strassen sind so öd und leer,
Und Gras wächst in verlass'nen Säulengängen.

Nie traf ich eine Stadt so leis wie du,
Wo mich das Leben auch umhergestossen.
Staub sank herab und deckt die Trümmer zu
Der Königsburg Theodorichs des Grossen.

Doch mitten drinnen steht ein heil'ges Grab.
Ein Tempel wölbt sich drüber ernst in Schweigen,
Und Wipfel senken trauernd sich herab,
Gleich Kriegern, die ihm letzte Ehr' erzeigen.

Ist dies dein Grab, du hoher Flammengeist,
Der aller Rätsel dunkelste entkettet?
Seitdem du starbst, steht deine Stadt verwaist,
In ihrer eig'nen Vorzeit Sarg gebettet.

Seitdem du starbst, ist auch Ravenna stumm,
Erstarrt in Schlaf und Traum gleich dem der Toten,
Und Leichenwacht hält um dein Heiligtum
Die siegesmüde Königsburg der Goten.

Dr. Lorenz Krapp.

Forderungen der Zeit an die katholischen Frauen.

Von Ellen Ammann-München.

Wird die katholische Frau sich das Gebiet der modernen Caritas entreißen lassen, wird sie im sozialen Leben, im Bildungswesen den Anforderungen der Zeit entsprechen? So lauten Fragen, die zu den vordringlichsten unserer Tage zählen.

Die Wohltätigkeit, dieses ureigenste Gebiet der Religion, auf welchem die Frauen, sei es im klösterlichen, sei es im weltlichen Gewande, seit Jahrhunderten vorbildlich gewesen sind, soll Staats- oder Gemeindesache werden; denn diese tragen die schwere Auflage der Armenlasten. Hierin liegt etwas Wahres, und es ist verständlich, daß man auch sonst die private Wohltätigkeit in systematische Bahnen zu bringen sucht, damit die ungeheuren Summen, welche die Caritas verausgabt, möglichst vollkommen verwendet werden.

In die Armenverwaltungen nimmt man heutzutage Armen- und Waisenpflegerinnen, Berufsvormünderinnen auf; eine vernünftige Staatsverwaltung betreibt nachdrücklichst die Aufstellung von Jugendpflegerinnen, Polizeiassistentinnen usw. Und gewiß tut sie recht daran, denn Staat und Gemeinde haben ein vitales Interesse daran, daß das Geld richtig ausgegeben und daß den Armen von jemand geholfen wird, der infolge seiner psychologischen Veranlagung auch imstande ist, die Verhältnisse zu verstehen, um so einen wirksameren Rat zu geben.

Eine Armenpflege aber, welche im Grund genommen aufgebaut ist auf humanitärem Boden, wird stets an einem gewissen Punkte im tiefsten versagen, dort, wo das Unglück, zeitlich gesprochen, unabänderlich ist. Ja, selbst bei einer verhältnismäßig großen Gabe wird sie in Wirklichkeit nur wenig erreichen, wenn sie nicht belebt ist von jener göttlichen Liebe, die auch die unheilbare Wunde erträglich machen kann durch die Hoffnung auf die Ewigkeit.

Dieses wissen ja alle unsere katholischen Frauen, welche private Caritas geübt haben oder in Wohltätigkeitsvereinen tätig waren. Mögen sie sich auch bewußt werden, daß, wenn sie sich jetzt nicht in genügender Zahl für die oben genannten Aemter melden, ein Teil der Caritas des 20. Jahrhunderts aus den Händen der Christen entweicht. Auf ihren Schultern wird aber dann die Verantwortung lasten, daß Tausende und abermals Tausende ihr Kreuz haben tragen müssen ohne den mildernden Balsam der christlichen Liebe, der Hoffnung, der Ergebenheit.

Die öffentlichen Mittel gehen durch solche Zurückhaltung der katholischen Frau ihren Schützlingen teilweise verloren, und die Gläubigen kommen in Gefahr, ihre Kräfte gar zu bald für private Schöpfungen aufgebraucht zu haben und so für weitere Aufgaben lahmgelegt zu sein.

Aehnlich ist es auf sozialem Gebiet. Wohnungs- und Fabrikinspektorinnen, Gewerbeassistentinnen, Sekretärinnen werden immer zahlreicher aufgestellt. Kräftige Vereine und Organisationen blühen auf, Stellenvermittlungen für jugendliche Arbeiterinnen, Ledigenheime werden von öffentlicher und privater Seite eingerichtet. Ueberall sind Arbeitskräfte nötig, überall werden sie angestellt mit höheren oder niederen Honoraren, manchmal bedarf man ihrer Aufopferung nur um Gottes Lohn.

Es braucht wohl nicht weiter ausgeführt zu werden, daß die katholische Frau dazu berufen ist, hier den Einfluß des Christentums in die Wagschale zu werfen, und daß sie mit der katholischen Männerwelt darnach streben muß, daß jene göttlichen Eigenschaften der Liebe und Gerechtigkeit immer mehr triumphieren und so die sozialen Wunden bald geheilt werden.

Wenn wir uns der Wissenschaft und Bildung zuwenden, so tritt diese Mahnung der Zeit noch deutlicher hervor. Millionen von Frauen, die in unserem Vaterlande im Erwerbsleben stehen, sollte eine systematische Ausbildung zuteil werden, damit sie in Ehren ihr Brot verdienen können. Die Fortbildung der schulentlassenen Jugend u. a. weist Probleme auf, welche die Teilnahme der Frau erheischen.

Wir bedürfen dringend akademisch gebildeter Oberlehrerinnen, Volksschullehrerinnen, technischer Lehrerinnen, Jugend- und Horteleiterinnen, Aerztinnen, Krankenpflegerinnen, weiblicher Juristen für die Rechtsschutzstellen usw.

Oder sollen diese Gebiete den katholischen Frauen und damit dem Einfluß unserer heiligen Religion verloren gehen?

Eine lange andauernde Teilnahmslosigkeit der katholischen Frau würde die Aufgebung eines Arbeitsfeldes bedeuten, welches nur mit größter Mühe, wenn überhaupt je, wieder erobert werden könnte. Sie würde bedeuten den Verlust unzähliger Seelen und nahezu die Ausschaltung der katholischen Frau aus dem Kulturleben des deutschen Volkes.

Wir brauchen junge Mädchen, welche aus gottbegeisterter Liebe diesen „dritten Beruf" ergreifen, welcher sich vollwertig an die Seite der beiden Berufe als Frau und Klosterfrau stellt.

Zur Teilnahme an der neugestalteten Arbeit im caritativen, sozialen und wissenschaftlichen Leben ist zwar jede katholische Frau verpflichtet, nach Maßgabe ihrer Verhältnisse; aber vor allem bedarf die Welt einer „heiligen Schar" von Frauen und Jungfrauen, welche diese christliche Wohltätigkeit als Beruf ausüben und so die Kerntruppe der Frauen bildet auf diesem Arbeitsfeld.

Wie aus der Kirche für jedes Zeitbedürfnis durch die Jahrhunderte neue Kongregationen, Genossenschaften und Orden hervorgegangen sind, so müssen auch jetzt aus dem Geiste der Religion heraus Scharen von Frauen erstehen, welche die natürlichen Anlagen der Frau zur vollkommensten Blüte und ihre weiblichen Eigenschaften zur Geltung bringen, durch deren innigste Vereinigung mit übernatürlichen Tugenden und Beweggründen.

Auch heutzutage müssen die katholischen Frauen Vorbildliches leisten, getrieben von jener Gottesminne, welche die edelsten unter ihren Geschlechtsgenossinnen zu heroischen Taten geführt und ihnen gleichzeitig das höchste innere Glück gebracht hat. — — —

„Die Frauenbewegung ist", wie Liane Becker in ihrem neuen Buche[1]) schreibt, „kein Zeichen beginnender Entartung, sondern in ihrem wirtschaftlichen und sozialen Inhalt die Folgeerscheinung eines Umbildungsprozesses, welcher durch die mit der fortschreitenden Technik sich weiter entwickelnde Arbeitsteilung vor sich geht." Die Frauenfrage ist vorhanden, ob es uns angenehm ist oder nicht, und es hieße unserem Geschlecht vermehrte Schwierigkeiten bereiten und unsere Mitschwestern in große Gefahr bringen, wollten wir diese Tatsachen leugnen und uns in unser Haus zurückziehen, mit der Motivierung, die weiblichen Eigenschaften kämen in Gefahr durch das moderne Erwerbsleben, und christliche Demut und Bescheidenheit verlangten möglichste Zurückhaltung von uns. Unsere eigenen Kinder, die zu Andersgläubigen gehen müßten, um Rat für ihre Zukunft zu erhalten, würden uns ein grausames Erwachen bereiten an jenem Tage,

[1]) „Die Frauenbewegung, Bedeutung, Probleme, Organisation", von Liane Becker. Köselsche Buchhandlung, Kempten, 1 M.

an dem sie auf unsere Frage, warum ihr Glaube erschüttert sei, uns die Antwort geben könnten: Verständnis und Hilfe fand ich nicht bei den Katholiken, darum muß wohl Humanität mehr sein als Religion.

Ohne die Frau kann die Frauenfrage nicht gelöst werden, ja ohne die katholische Frau **kann** und **darf** sie nicht gelöst werden. „Unsere" Angelegenheiten werden verhandelt, „unserem" Wohl und Wehe gilt es, unserem und dem unserer Kinder!

Die Zeit rief lange nach einer großen einheitlichen Frauenorganisation, in welcher die Verhältnisse studiert und die geeigneten Maßregeln besprochen werden könnten.

So entstand 1904 der „Katholische Frauenbund" (Zentrale Köln, Roonstraße 9), welcher, sich über das ganze Deutsche Reich erstreckend, heute in über 70 Zweigvereinen mehr als 30000 Frauen zu begeisterter Arbeit vereint. — Die Generalversammlungen zeugen von einem sicheren Fortschritt nach außen und von innerem Durchdringen und Vertiefen der einschlägigen Fragen.

Zur Erreichung seines Zieles will er: „**eine Verbindung** herstellen zwischen allen bestehenden katholischen Frauenvereinen; die also geeinigten katholischen Frauen und Jungfrauen über das Wesen und den heutigen Stand der alle Gemüter bewegenden Frauenfrage **unterrichten**; den katholischen Frauen **helfen**, auf wissenschaftlichem, sozialem und caritativem Gebiete — je nach Wirkungskreis und Lebensstellung — ihren Platz zu behaupten; sie **befähigen**, im gewerblichen und kommunalen Leben sowohl für die Allgemeinheit als auch im Beruf und Lebenserwerb zu arbeiten; sie **anspornen**, in den Grenzen ihrer Berufspflichten das Höchste, Vollkommenste zu erstreben."

Diesem Programm treu hat er **soziale Kurse** eingerichtet. In seinen **Kommissionen** wird die Vorarbeit geleistet für wichtige Unternehmungen auf allen Gebieten. In seinen **Eingaben** an die Behörden betont er die Interessen der Frauen sowohl nach materieller Seite hin wie hinsichtlich des Bildungswesens. Auf **Kongressen** vertritt er den katholischen Teil der Frauenwelt und schafft so den nötigen Kontakt mit Männer- und Frauenbestrebungen katholischer und anderer Richtungen. Er sucht der großartigen Vereinsarbeit unserer Frauen die Geltung zu verschaffen, die ihr gebührt, ja oft als Pionier zukommt.

Der Bund will die Frauen **aller Stände** sammeln und sie mit den Zeitfragen bekanntmachen, damit die einzelne Frau einerseits Mann und Kindern das richtige Verständnis entgegenbringe, andererseits der christlichen Weltanschauung zum Siege verhelfe.

Darum müssen Zweigvereine des Katholischen Frauenbundes allerorten entstehen und die Frauen zu Tausenden sich denselben anschließen.

Lasse man doch die einzelnen kleinen Bedenken und suche man im Hinblick auf die großen Gesichtspunkte durch zahlreichen Beitritt die katholische Frauenbewegung zu stärken, meinetwegen auch im eigenen Sinne zu beeinflussen! Das Parallelogramm der Kräfte wird auf jeden Fall Gutes schaffen.

Daran kann man nicht zweifeln, wenn man das Organ „Der Katholische Frauenbund", das jedem Mitglied unentgeltlich zugestellt wird, liest und sieht, wie die einzelnen Zweigvereine arbeiten. Man lasse sich den „Katholischen Frauenkalender" von der Zentrale kommen und studiere darin die katholischen und anderen Frauenorganisationen. Dann wird man einsehen, daß eine Summe von Gutem geschaffen worden ist, die auch den Skeptiker von seiner Voreingenommenheit befreien muß, wenn er überhaupt guten Willens sein will.

Hier wie überall heißt Kenntnis auch Verständnis, und vom Verständnis zum Handeln ist nur ein Schritt.

Katholische Frauen! Lernet die Zeichen der Zeit verstehen! Erfasset die Kulturmission der gläubigen Frau! Tretet dem Frauenbunde bei, damit man erkenne, daß im Herzen der christlichen Frau Verständnis für die Zeitforderungen vorhanden ist, und daß unser heiliger Glaube uns dazu nötigt, unseren Mitschwestern zu Hilfe zu kommen.

Wahrer Kulturträger war stets die Religion. Heutzutage zeige die katholische Frau durch intensive Mitarbeit, was praktisches Christentum heißt. Caritas urget nos!

Wahres und Falsches im Monismus.

Von Otto Cohausz, S. J.

I.

Mancher Feind stellte sich dem Christentum bei seinem Siegeszuge durch die Welt entgegen — ihnen allen schlug es die Waffen aus der Hand, ihnen allen gebrach es an ebenbürtiger Kraft. Heute endlich will man den Gegner entdeckt haben, der sich mit der Weltanschauung, die sich an den Namen Jesus von Nazareth knüpft, messen kann, ja, der geeignet ist, das „veraltete Christentum" abzulösen und eine zeitgemäße Auffassung an seine Stelle zu setzen. Dieser Widerpart Christi nennt sich „**Monismus**."

Neu ist der monistische Gedanke, wie seine Anhänger oft behaupten, allerdings nicht. Wer immer in der Geschichte der Philosophie einigermaßen bewandert ist, weiß nur zu gut, daß monistische Systeme sich bereits 900 Jahre vor Christus in der indischen Philosophie vorfanden, und daß der Gegensatz zwischen Monismus und Dualismus die Philosophen aller Zeiten in zwei Heerlager spaltete.

Gleichwohl glauben sich die Gegner Christi von einer Wiedergeburt der längst untergegangenen und nun modern aufgefrischten Systeme großen Erfolg versprechen zu dürfen. Daher die Gründung des Deutschen Monistenbundes, daher die mit vielem Tamtam abgehaltenen monistischen Versammlungen, daher die Ueberschwemmung der Welt mit monistischen Schriften, daher auch die bei den Anhängern des Bundes zutage tretende Siegeszuversicht, daß dem monistischen Gedanken die Zukunft auf philosophischem, wie religiösem, wie ethischem Gebiet gehöre.

Beruhte der Monismus ganz auf Täuschung, so hätte sich diese Siegesgewißheit bei ernsten Geistern, wie Paulsen, Ed. von Hartmann und anderen, nicht festsetzen können. Diese Zustimmung so mancher ernster Denker zum monistischen Programme legt aber schon den Gedanken nahe, daß manche Wahrheitsmomente in dem System sich finden müssen. Und das ist in der Tat der Fall. Um Wahres vom Falschen zu unterscheiden, sei zunächst eine genaue Darlegung und dann kurz eine Wertung des Systems gegeben. Ich folge hierbei zum Teil dem Organ des Deutschen Monistenbundes „Der Monismus", zum Teil den gleichbetitelten Werken eines Arthur Drews und des katholischen Philosophen Fr. Klimcke.

1. Wesen und Arten des Monismus.

Ich sprach vorhin vom monistischen „System". Der Ausdruck ist nicht ganz korrekt, denn beim modernen Monismus handelt es sich nicht um ein **einheitliches** System, sondern um eine buntscheckige **Vielheit** von Systemen, denen nur eins gemeinsam ist: der Einheitsgedanke. Wie wäre es auch sonst möglich, daß Paulsen und Ed. von Hartmann, Haeckel und Wundt sich in ihrem monistischen Streben begegneten!

Von vorneherein möchte ich auch der vielverbreiteten Ansicht entgegentreten, als ob der Monismus im **Deutschen Monistenbund** seinen **adäquaten** Ausdruck fände. Das ist weder in materieller noch formeller Beziehung der Fall.

Der Deutsche Monistenbund verteidigt, wenigstens nach seinem Organ zu urteilen, nur eine **Unterart** des Monismus: den naturwissenschaftlich-materiellen Monismus; außer diesem gibt es aber noch eine Fülle von monistischen Systemen, die dem Deutschen Monistenbund fern, ja feindlich gegenüberstehen.

Der Monismus im weitesten Sinne ist zudem Philosophie, Spekulation, dem es zunächst nur darum zu tun ist, neue Höhen zum Gesamtüberblick des Seins zu gewinnen; der Deutsche Monistenbund dagegen ist ausgesprochene **Kampfesorganisation**, ihm scheint der Monismus nur ein Aushängeschild für christusfeindliche Tendenzen zu sein. Mit rücksichtsloser Offenheit wird das ja im „Monismus" ausgesprochen.

So sagt der bekannte Kulturkämpfer Dr. **Ludwig Gurlitt**:

„Wir brauchen einen festen Zusammenschluß aller derer, die sich zum modernen Unglauben bekennen, die loskommen wollen von ersterbenden Traditionen und Lebensformen, denen nichts so sehr fehlt, wie eben ein starkes Leben. Wir brauchen eine Vertretung des die ganze gebildete Welt der Gegenwart beherrschenden positiven Denkens und Empfindens, das nur deshalb noch nicht zum Durchbruch gelangen kann, weil . . die Gesellschaft . . zu schlaff ist und zu sehr unter der Zucht der sogenannten „maßgebenden Kreise" steht. Aber es gibt schon viele einzelne, die sich in Büchern, Broschüren, Zeitschriften und Tageszeitungen für den Modernismus aussprechen und für ihn mit neuen Gedanken werben. Diese einzelnen gilt es zusammenzuführen und dadurch den modernen Gedanken, die jetzt noch chaotisch durcheinanderklingen, die Wirkung eines polyphonen Konzertes zu geben." (Der Monismus, Nr. 41, S. 34.)

Und in derselben Zeitschrift heißt es weiter:

„Der Deutsche Monistenbund will dem modernen Menschen in dem Ausbau einer neuen Weltanschauung behilflich sein . . . einer Weltansicht gemäß dem Fortschritt der wissenschaftlichen Erkenntnis . . . **ohne unfehlbare Autoritäten, ohne unabänderliche Dogmen, ohne moralischen Druck, kurz einer Weltansicht mit dem höchst erreichbaren Maß von Freiheit und Glück**" (v. m. gesp. Nr. 45, S. 97 ff.)

Damit ist der Deutsche Monistenbund als Sammelbecken aller christusfeindlichen Kräfte der Gegenwart genügend gekennzeichnet.

Ein teilweise anderes Aussehen hat der Monismus im allgemeinen: Unterscheiden wir die Kosmologie, die Theologie und die Ethik des Monismus.

1. Die Kosmologie (Weltentstehungslehre) des Monismus.

Unter Monismus versteht man nach Drews ein „Einheitsstreben". Er bezweckt, eine Vereinfachung in der Erklärung der Gesamtwelt herbeizuführen, „eine Zurückführung der gegebenen Mannigfaltigkeit und Vielheit auf ein gemeinsames Prinzip", „die Gewinnung eines letzten höchsten Gesichtspunktes, von dem aus angesehen die Vielheit sich zur Einheit ordnet und die verwirrende Fülle der Erscheinungen sich als ein übersichtliches Ganzes darstellt" (Drews, „Der Monismus", 1. Bd. S. 1).

„Monismus heißt hiernach diejenige Weltanschauung, die nur ein einziges Prinzip oder einen einzigen Grund der Wirklichkeit gelten läßt" (Ebenda).

„Monismus", bemerkt in dem Verbandsorgan „Der Monismus" ebenso Dr. H. Schmidt-Jena: „nennen wir diejenige Weltanschauung, die von der wissenschaftlichen Erfahrung ausgeht, durch kritische Verknüpfung der Erfahrung zu immer höheren Verallgemeinerungen aufsteigt bis zu dem einen höchsten allumfassenden Begriff Natur, und von hier aus überschauend das All als ein Einheitliches begreift" (Nr. 45, S. 97).

Der Monismus stellt sich in Gegensatz zum Dualismus, der zur nächsten Welterklärung zwei Prinzipien herbeizieht.

„Monistisch heißt diese Welt- und Lebensanschauung wegen ihres deutlichen Gegensatzes zu dem heute herrschenden vierfachen kirchlichen Dualismus, der infolge des Einflusses der Kirche auf die Schule . . noch immer mit dem Anspruch auf absolute Wahrheit auftritt. Dieser trennt die Welt und das Leben in ein kurzes vergängliches Diesseits und ein ewiges herrliches Jenseits . . er setzt ferner der Welt als einem Geschöpf einen persönlichen Schöpfer gegenüber, teilt den Menschen in Geist und Materie und konstruiert ebenso einen Zwiespalt im Herzen, das sündig sein und nach Erlösung rufen soll" (a. a. O.).

Das ist also das den Monisten aller Schattierungen Gemeinsame: die Zurückführung der ganzen Wirklichkeit auf ein letztes Prinzip, auf einen letzten Grund.

Das Wort Prinzip läßt aber wiederum eine zweifache Deutung zu: ein ursächliches Prinzip und ein stoffliches Prinzip.

Es könnte das letzte Prinzip, der letzte Seinsgrund in der Welt liegen oder außerhalb derselben, es könnte also das letzte Prinzip die Material- oder Wirkursache sein. Ein Prinzip außerhalb der Welt, also eine überweltliche Ursache der Welt will ja der extreme Monismus nicht, er hätte dann ja wieder Gott und Welt. Der letzte Seinsgrund der Welt soll also in derselben selbst liegen, soll mit ihr eins sein. Der letzte Baumeister und Grund der Welt ist in der Welt selbst zu suchen.

Darin sind wiederum alle extremen Monisten einig. Nun aber kommt eine große Spaltung: Wird diese Einigung nur vollzogen in unserer Erkenntnis oder ist sie unabhängig von unserer Erkenntnis in rerum natura vorhanden? Vollziehen wir sie, oder hat die Natur sie vollzogen? Ist diese Einheit in Wirklichkeit oder nur in unserem Geist vorhanden? Ist sie subjektiv oder objektiv? Das sind die großen Fragen, die je nach dem erkenntnistheoretischen Standpunkt der Monisten von Verschiedenen verschieden beantwortet werden.

Die einen behaupten: die Einheit in der Welt wird nur von unserem Geiste vollzogen — die andern dagegen: die Einheit ist unabhängig von unserem Geist schon in der Wirklichkeit vorhanden. Im ersten Falle haben wir den erkenntnistheoretischen Monismus, im zweiten Falle den metaphysischen. Den erkenntnistheoretischen Monismus können wir füglich beiseite schieben, denn behaupten, daß die Welt draußen überhaupt nicht existiert oder nicht in der Zusammensetzung existiert, wie sie von uns erkannt wird, widerspricht so dem gesunden Menschenverstand, daß eine Widerlegung dieser Ansicht fast überflüssig erscheint. Wer sie jedoch wünscht, wird sie in dem bei Bachem in Köln erschienenen Werk des Verfassers: „Das moderne Denken" finden.

Wenden wir uns also dem metaphysischen Monismus zu.

Nach diesem bildet also unabhängig davon, ob wir sie erkennen oder nicht, die ganze Welt ein Ganzes, sie besteht letztlich nur aus einer einzigen Substanz.

Das Wort „eine Substanz" ist nun aber auch wiederum vieldeutig. Will man damit sagen „eine einzige Substanz", „einen einzigen Träger derselben einen Substanz" oder nur eine „Gleichheit der Substanz, die auf viele Träger verteilt ist". Handelt es sich m. a. W. um eine numerische oder um eine qualitative Einheit? Besteht das All nur aus einem einzigen Wesen oder aus einer Unsumme von Wesen zwar, die aber im letzten Grunde völlig gleichgeartet sind? Die Beantwortung dieser Frage spaltet den Monismus wiederum in zwei große Gruppen, ich möchte sie den „Pluralistischen Monismus" nennen und den „Singularistischen", den Vielheitsmonismus und den Einzigkeitsmonismus.

Der pluralistische Monismus setzt also an den Anfang des Alls eine Vielheit von Urwesen derselben Qualität. Aber welcher Qualität? Wiederum sind drei Möglichkeiten geboten: Die Urwesen sind entweder nur Materie oder nur Geist, oder zugleich Geist und Materie. So unterscheidet man einen pluralistisch materialistischen, einen pluralistisch spiritualistischen und einen pluralistisch psychophysischen Monismus.

Auf die verschiedenen Unterarten einzugehen, würde zu weit führen; erwähnen möchte ich nur noch, daß der pluralistisch materialistische Monismus seine beredtesten Anwälte in Leukipp, Demokrit, Epikur, Hobbes, Holbach, Vogt, Büchner hat, der spiritualistische in seiner extremen Form von Herbart, in milderer von Plato und Leibnitz verfochten wurde. Dieser Vielheitsmonismus — eigentlich ja kein Monismus — konnte denkende Geister auf die Dauer nicht befriedigen, denn wie kann das in der Welt wahrgenommene Einheitsstreben in einer am Anfang stehenden Vielheit, ja Unsumme von zusammenhanglos nebeneinander wirkenden kleinen Wesen seine Erklärung finden? Gleichartigkeit der Qualität der Urwesen reicht nicht aus; zur Gleichartigkeit müßte die Einzigkeit des Urwesens treten, und so war der Uebergang vom Vielheitsmonismus zum eigentlichen — dem Einzigkeitsmonismus gegeben.

Der singularistische oder Einzigkeitsmonismus nimmt als Urgrund aller Dinge also nur ein einziges Wesen an, das mit dem All identisch ist, das sich zu der jetzt vorhandenen Welt mit ihrer Gesamtbevölkerung entwickelte. Auch hier kann man einen spiritualistischen, einen materialistischen und einen psychophysischen Einzigkeitsmonismus unterscheiden, je nachdem man etwa mit Hegel eine Uridee an den Anfang alles Geschehens setzt, oder mit Schopenhauer einen Urwillen, oder mit Ed. von Hartmann das Unbewußte, oder mit Haeckel eine hylozoische Substanz, oder mit Spinoza u. a. das mit zwei Seiten, einer geistigen und einer körperlichen, ausgestattete All.

Damit wäre die Kosmologie des Monismus — die Entstehungslehre dessen, was wir als Schöpfung bezeichnen — dargelegt. Die Gesamtschöpfung entstand ohne Gott aus einer Vielheit gleichgearteter Uratome oder aus einer einzigen Ursubstanz, in die schließlich alles wieder aufgeteilt werden kann. Damit ist aber auch schon die Dogmatik des extremen Monismus angedeutet.

2. Die Theologie des Monismus.

Weil im letzten Grund die ganze Welt nur ein Wesen ist, so gibt es nach der monistischen Theorie selbstverständlich keinen überweltlichen, persönlichen Gott, keine Dreifaltigkeit, keine Menschwerdung der zweiten Person der Gottheit, es gibt keine transzendentale Offenbarung, keine Wunder und Weissagungen, keine Erlösung im christlichen Sinne, keine persönliche Fortdauer nach dem Tode, es gibt keinen Himmel und keine Hölle, keine Auferstehung und kein ewiges Leben.

Damit fällt das ganze Kredo zusammen.

3. Auch die monistische Ethik kann darum nur zerstörend wirken.

Weil die Gesamtwirklichkeit nur ein Wesen ist, das nach notwendigen Gesetzen sich entwickelt, wie die Eichel zur Eiche, so gibt es auch im Menschen keine Selbstbestimmung über sein Tun, es gibt keine Freiheit des Willens, es gibt kein von Gott gegebenes Sittengesetz, es gibt darum keinen absoluten Unterschied zwischen Gut und Bös — die ethischen Gesetze sind nur Naturgesetze —, es gibt auch keine überirdische Sanktion, Belohnung oder Strafe im Jenseits — damit ist aber die gesamte christliche Ethik zu Grabe getragen.

Aus allem ergibt sich, wie sehr man recht hatte, wenn man den eigentlichen Monismus als den Antichristen der Zeit bezeichnete — mit dem Brandmal des Antichristen kam er auf die Welt, und seine wahre Gesinnung verbirgt er nie. Gegner des Christentums ist der Monismus — aber ist er ein ebenbürtiger Gegner? Eine Kritik des Monismus wird die Antwort geben.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Die Festspiele sind vorüber, und eine Woche Ferien ist den Mitgliedern unserer Oper noch gegönnt, dann beginnt die künstlerische Arbeit des Winters, die nicht weniger wichtig ist als die Darbietungen der Festspielzeit, die in erster Linie für unsere sommerlichen Fremden bestimmt sind. Als erste Première wird „Der Bergsee" von Julius Bittner herauskommen, jenem Opernkomponisten, dessen liebenswürdiger, reizvoller „Musikant" im vorigen Winter an gleicher Stelle mit ansehnlichem Erfolge in Szene ging. Die Uraufführung wird am gleichen Abend mit der Première im Wiener Hofoperntheater stattfinden. Zuvor werden zu Liszts 100. Geburtstag „Die Legende der heiligen Elisabeth", ferner „Don Quijote" von Beer-Walbrunn neueinstudiert werden. Der Münchener Tondichter hat letzterer, an musikalischen Feinheiten nicht armen Oper eine

neue Fassung gegeben, von der eine verstärkte dramatische Wirkung erhofft wird. Auch Caruso wird schon in den nächsten Wochen erwartet. Unser Ensemble studiert „Aida“ in italienischer Sprache, wodurch die Einheitlichkeit zwischen dem gastierenden „Star“ und den heimischen Kräften sicherlich den künstlerischen Genuß verstärken wird. Wichtiger als dies alles wird freilich sein, welche Bewerber um die Nachfolge Felix Mottls uns die Intendanz vorführen wird. Diese Kapellmeistergäste werden ganz besonders das Interesse unserer Opernfreunde in Anspruch nehmen. Eine große Schwierigkeit liegt auch darin, daß bedeutende Künstler immer weniger geneigt sind, sich dauernd zu binden. So las man dieser Tage z. B., daß Richard Strauß seine Tätigkeit an der Berliner Hofoper noch weiterhin einschränken, ja seinen dortigen Wohnsitz aufgeben werde. Daß der erste Kapellmeister, den wir suchen, möglichst wenig auf Reisen gehen soll, ist aufs innigste zu wünschen. Man weiß, daß selbst Mottl hierbei seine Kräfte überschätzte. Das gleiche gilt auch von unseren ersten Sängern. Hierin sind in den letzten Jahren „einige“ Einschränkungsversuche gemacht worden. — Unser Hofschauspiel hat in den letzten Jahren seinen Spielplan ansehnlich erweitert. Neben den Klassikern sind mehr lebende Autoren zu Worte gekommen, auch solche, die sich anderswo noch nicht erfolgreich erwiesen hatten. So löblich diese Initiative, so hat man zuweilen auch Leute eingelassen, wie den „Dichter“ Wedekind, für dessen ästhetischen und ethischen Unwert die erste Bühne des Landes doch zu schade ist. Auch die Pariser Sensationsdramatik wird auf geringeren Brettern genügend gepflegt, sodaß für die Hofbühne eine Bedürfnisfrage nicht vorliegen dürfte. Im ganzen aber können wir sicher sein, daß das Hofschauspiel uns in dem nahenden Winter wieder eine stattliche Anzahl von Abenden bescheren wird, an denen unter sorgsamer, nie selbstherrlicher Regie durch gute und vorwärtsstrebende Künstler bedeutsame Dichtungen Gestaltung gewinnen. Die Jahrhundertfeier von Kleist's Todestag gibt der Intendanz den Anlaß, sämtliche Dramen dieses Nachklassikers zu einem sieben Tage umfassenden Zyklus zu vereinen.

Nochmals die Münchener „Volks“-Festspiele. Als wir für das letzte Heft unsere Auslassungen über Jaques Offenbachs neue Rolle als Volkserzieher niederschrieben, da wurde eine Zeitungsmeldung dementiert, welche behauptete, der Ausschuß der Volksfestspiele wolle auch die Oktoberfestgäste mit „Orpheus in der Unterwelt“ beglücken. Mittlerweile hat man sich jedoch durch „vielfache Anregungen aus den verschiedensten Städten und Bezirken Bayerns“ veranlaßt gesehen, in der zweiten Septemberhälfte einen „3. Zyklus“ der Monumentalaufführungen zu bieten. Das klingt sehr pompös. Von der „Orestie“ ist jedoch gar nicht mehr die Rede, denn Reinhardt und seine Leute sind ja abgereist, aber das sog. „Satirspiel“, das seinerzeit lediglich die erschütternden Wirkungen der Tragödie mildern sollte, wird in Ausnützung der Konjunktur noch weiter gegeben. Man sieht also, daß die Liebe zur Operette bei den Veranstaltern größer ist, als zur Antike, zu deren Verlebendigung wir ja diese Festhallenbühne brauchten. So wird also um des klingenden Erfolges willen die „Kultur“ des französischen Kaiserreiches unseren biederen Landleuten vorgeführt! Die Verulkung des Olympes durch Autoren, denen im Grunde nichts ernst ist, soll dem Volke als geistiges Brot geboten werden. Diejenigen Besucher unseres Zentrallandwirtschaftsfestes, die noch harmlosen Gemütes sind, werden sich langweilen und das Gefühl haben, daß man ihnen unter falscher Etikette etwas ganz anderes gibt, als sie sich unter Volkskunst erwartet hatten. Die anderen werden animiert, die Großstadtkultur gerade in ihren Schattenseiten zu genießen. Wem „Orpheus“ gefällt, wird im Münchener Künstlertheater „die schöne Helena“ sich auch ansehen wollen. So führen diese „Volksfestspiele“ dazu, eine oberflächliche, frivole Lebensauffassung in immer weitere Kreise zu tragen. Das wollen doch im Ernste die Leute nicht, welche aus sozialem Gefühl heraus das „Theater der 5000“ fordern? Es hat den Anschein, als seien diese durch gewiegte Finanzleute überstimmt worden. Man sollte auch dem Begriff „Festspiele“ den Charakter des Außerordentlichen dadurch wahren, daß man ihn nicht mißbraucht. Man ist dies dem Schöpfer des Festspielgedankens schuldig. Ihn will man ja auch in dieser Halle „ehren“. Anläßlich des 100. Geburtstages Rich. Wagners (1913) wird man Konzerte hören, welche die historische Bedeutung des Musikdramatikers kaum andeuten können. Man gewöhnt sich zu sehr daran, tönende Worte zu hören. So mag mancher, ja vielleicht mancher Mann an leitender Stelle gar nicht fühlen, welche berechtigte Erwartungen weckt, wer zu „Volksfestspielen“ ladet.

Verschiedenes aus aller Welt. In den „Blättern des Deutschen Theaters“ werden die Vorzüge des neuesten Reinhardtschen Unternehmens, das vielberufene „Theater der Fünftausend“, überschwänglich gepriesen. In ihm stellt sich von selbst die Verpflichtung zum „Monumentalen“ ein; es verträgt nur die alten ewigen großen Leidenschaften und duldet keine anderen, als „Menschheitsprobleme“, heißt es da. Man könnte einfacher sagen: diese Bühne paßt nur zur antiken Tragödie. Als das Wesentlichste der neuen Bühnenreform wird der enge Kontakt gepriesen. Daß der Hörer sich als ein Teil des Ganzen empfunden habe, dürfte bei wenigen der Fall gewesen sein. In diesen gewaltigen Räumen wird das „Pathos wieder gefunden, ohne dabei jene Verinnerlichung einzubüßen, die uns als die wertvollste Errungenschaft der modernen Kunst erscheint“. Auch diese Behauptung ist bestreitbar, da der große Raum den Schauspieler dazu zwingt, stark aufzutragen. — Der Mannheimer Intendant Gregori wird nach Reinhardts Beispiel die „Orestie“ in einer großen Festhalle aufführen lassen. Er hat die Aischylosübertragung von A. v. Gleichen-Rußwurm, dem Urenkel Schillers, gewählt. — Das Berliner Kammerspielhaus brachte die Uraufführung von Ed. Stuckens Drama „Lanvâl“, dem, wie seinem früher gegebenen „Gawan“ und „Lanzelot“, die Artussage zugrunde liegt. Das Kernmotiv des mystischen, zuweilen etwas dunklen Handlungsverlaufes ist der Kampf zwischen Ideal und Leben. Die Bildkraft des Wortes wird gerühmt. Die einseitige Sorge um Regiekünste drängte nach Berichten diejenige um die Sprechkunst der Einzeldarsteller zu sehr in den Hintergrund. — Die erste deutsche Aufführung von Tolstois hinterlassenem Drama: „Der lebende Leichnam“ wird im Wiener Hofburgtheater stattfinden. — Eine weitere Bühne wurde unter dem Namen „Neues Theater“ in Frankfurt a. M. eingeweiht. Der erste Abend bot Kleists „Zerbrochenen Krug“ und Rostands „Romantische“. — Das jüngst in Schwierigkeiten geratene Frankfurter Komödienhaus öffnete zunächst vorübergehend wieder seine Pforten einer „Spielfahrt deutscher Komödianten“. Als Urpremière wurde „Du sorglose Jugend“ von W. Müller-Eberhart gegeben. Die Komödie behandelt das Problem der Liebe in der Gegenüberstellung der älteren und jüngsten Generation und wird günstiger beurteilt als die Wiedergabe, die das Stück fand. — Wegen Verzögerung des Theaterumbaues wurde die Eisenacher Lisztfeier auf die zweite Hälfte des Septembers verschoben. — Die Vorarbeiten für ein Reichstheatergesetz sind, wie aus Berlin berichtet wird, wegen einer Reihe besonderer Schwierigkeiten ins Stocken geraten, sodaß die Einbringung der Gesetzesvorlage für die erste Reichstagssession nicht erwartet wird. — Der Oesterreichische Bühnenverein will in Wien ein „Repräsentationshaus“ schaffen. Durch die Ausgabe sogen. „Bausteine“ sollen sieben Millionen erworben werden, mit denen schon im nächsten Jahre der Bau errichtet werden soll. — Die ersten Wiener Premièren hatten schwache Erfolge, sowohl Tristan Bernards nach Plautus' „Menaechmi“ gearbeiteten „Zwillinge“, als auch ein psychologisch schwaches Schauspiel: „Die Stärkere“ von M. v. Schönries. — In Kopenhagen wurde Björnsons „Sigurd Jorsalfar“ mit der Musik von Grieg erstmalig aufgeführt. Das schon 1872 veröffentlichte Volksdrama hatte starke Wirkung.

München L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Auslandspolitik und die grossen Sorgen hinsichtlich der Entwicklung des internationalen Geldmarktes beherrschen die Tendenzen der Effektenbörsen mit unentwegter, despotischer Macht. Dazu gesellen sich noch andere Faktoren, die zusammenwirken, um den Börsen auch weiterhin genügend Anlass zur übergrossen Nervosität und Beunruhigung zu geben. Die Berliner Börse steht schon seit längerer Zeit im Mittelpunkt der europäischen Märkte und beeinflusst, wie dies im gleichen Masse noch nie der Fall war, die Tendenzen aller grossen Weltbörsen. Aufmerksame Beobachter der Kursbewegungen in Berlin, im besonderen des Kassaindustrieaktienmarktes werden sicherlich schon seit Jahresfrist die konstante Aufwärtsbewegung und starke Entwicklungstätigkeit der Spekulation in Berlin mit kritischen Augen verfolgen. Der seitherige grosse Optimismus, speziell des Privatpublikums, hat sich bei den panikartigen Kursstürzen und Kursderouten der Berliner Börsen bitter gerächt. Die Kursrückgänge in Berlin umfassten alle Effektengebiete. Wenn auch nach wiederholten Liquidationen und zwangsweisen Verkäufen etwas Erholung und Ruhe bemerkbar ist, so mahnt doch die Situation des Berliner Effektenmarktes noch zu grosser Vorsicht. Auch die unsichere Gestaltung des Geldmarktes spricht gegen eine gebesserte Entwicklung der Börsen. Den hauptsächlichsten Grund für die rasche Geldversteifung des deutschen Marktes bildet ja wohl die politische Lage und die dadurch vielfach vorgenommenen Massnahmen der Grossbankwelt, deren Reservoirs vorsorglich mit genügendem Geldvorrat gefüllt sind. Die Vorbereitungen zum Quartalswechsel, der starke Kupons- und Hypothekenzinszahldienst und vor allem der Ausfall der Ernte beanspruchten den Rest des noch vorhandenen flüssigen Geldes. Die zu erwartende Futternot, die allgemeine scharfe und alles in sich schliessende Verteuerung der Lebensmittel wird sich auch fernerhin empfindlich bemerkbar machen. Rationellere Lebensweise und Einsparungen werden naturgemäss auch eine Eindämmung und verlangsamte Tätigkeit unserer Handels- und Industriekreise bringen. Dabei sind auch die Aussichten der Exporttätigkeit nicht besser geworden. Amerika mit seiner unermüdlichen Industrieentfaltung und im Osten das aufstrebende Japan konkurrieren neuerdings merklich mit Deutschlands Handel. Die inneren Verhältnisse in unserer heimischen Industrie sind wenig verändert und relativ gut zu nennen. Die bekanntgewordenen Jahresabschlüsse unserer leitenden Montangesellschaften sind sehr befriedigend. Einzelne Werke, wie Phoenix, zeigen Rekordziffern in Arbeitstätigkeit und Gewinnergebnisse. Andere Gesellschaften, wie Rheinstahl usw., erhöhen trotz Politik und sonstigen Börsensorgen ihre Dividende um 1 bis 2 Prozent. Diese Hinweise berechtigen sicherlich zu etwas weniger Pessimismus. Die schwierigen Verhandlungen hinsichtlich der Erneuerung der einzelnen Montanverbände und -Syndikate und die allgemeine Lage können jedoch irgendwelche Hoffnungen auf eine künftige, anhaltende Besserung der Börsensituation nicht begründen. Allerdings ist unser Nationalvermögen, unsere im allgemeinen nach wie vor solide Finanz- und Geldentwicklung so gut und derart sicher, dass eine Beängstigung und Beunruhigung, wie solche bei einzelnen Runs auf Sparkassen bedauerlicherweise konstatiert werden konnten, durchaus ungerechtfertigt erscheint. Die Semestralbilanzen der deutschen Grossbanken ergeben gleichfalls gute Resultate, und die leitenden Bankkreise erhoffen sich auch im laufenden Halbjahre befriedigende Gewinn- und Umsatzziffern. Das Kapitalistenpublikum kann den mit eigenem Gelde erworbenen Effektenbesitz jedenfalls beruhigt konservieren, wird aber doch guttun, dabei alle Vorkommnisse in Politik-, Geld- und Börsenfragen genau zu verfolgen. Ueberraschungen auf diesen drei Gebieten sind sehr leicht möglich. Vorsicht ist auch bei einem beabsichtigten Verkauf von Effekten notwendig und von einem Abstossen von Werten à tout prix direkt abzuraten. M. Weber.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 39. München, 30. September 1911. VIII. Jahrgang.

Theater und Presse.

Von Dr. Joseph Eberle, Friedrichshafen-Ailingen.

Das Thema „Tagespresse" kann heute ohne Stellungnahme zum Theater nicht erschöpfend behandelt werden. Theaterberichte sind längst zum integrierenden Bestandteil der modernen Zeitung geworden. Das war nicht immer so. Als man schon recht viele Dinge unter dem Himmel wichtig fand, blieben die Vorgänge in den Schauhäusern für gewöhnlich noch ebenso im Dunkel, wie die in Lazaretten oder Bierkellern.

Pariser Zeitungsmacher kamen erstmals auf den Gedanken, eine ständige Rubrik für Schauspiel, Oper und Konzert einzurichten. Sie war als Reklame gedacht; es sollte insbesondere auch die Weiblichkeit für Zeitungslektüre interessiert werden. Heute leiden wir bereits an einer Hypertrophie dieses Nachrichtenteils. Premieren werden wie große Staatsaktionen behandelt. Theaterleute rangieren ziemlich nahe den Königen und Ministern. Jeder Gagenkonflikt einer ersten oder zweiten Primadonna — sie braucht nicht einmal Selma Kurz oder Adele Sandrok zu heißen — wird als wichtiges Ereignis gebucht. Man schreibt auf vielen Spalten mit viel Pathos über Bühne und Bühnenleute, als gebe es nur wenig so Bedeutungsvolles, wie den Sprachklang oder das Gebärdenspiel der Darstellerin X. — oder wie die Frage, wer die Rolle Y. im Stücke Z. spiele oder gar, in welchem Hotel Schauspieler B. aus C. während seines Gastspiels in der Provinz wohne . . ., von ausführlichen Exposés über die einzelnen Schaustücke ganz abgesehen. Daß die unmittelbare Folge solcher Publizistik ein Zuwichtignehmen der Theaterdinge durch das Publikum ist, scheint klar. (Das liebe Publikum taxiert den Wert von Menschen und Institutionen allzuoft und allzugern nach dem Umfang dessen, was das Morgen- oder Abendblatt einigermaßen Löbliches darüber hat.) Und so haben wir denn schon in weiten Kreisen jene maßlose Theaterwut, der das Theater zum Inbegriff aller Kultur geworden, welche Billette zu besseren Vorstellungen mit kleinen Arbeitervermögen bezahlt und sie fast wie Einlaßkarten zum Himmel taxiert, welche es für selbstverständlich findet, daß Caruso für den Abend 15,000 K bekommt, und welche ruhig schweigt, wenn ein bekannter Heldentenor vom Publikum nur mehr als von der zu seinem höheren Ruhm geschaffenen Kanaille spricht. Das sind offenkundig Zeichen schlimmer Dekadenz. Es sind laut Geschichte immer Verfallszeiten der Völker, wenn der Chronist berichten muß: „Sie verausgabten die Gelder mehr für öffentliche Spiele, als für Flotten und Heere; man sah sie massenhafter und häufiger im Theater, als im Lager. Das Theater war ihr Tummelplatz geworden, und berühmte Schauspieler und Dichter interessierten sie mehr, als berühmte Staatsmänner und Helden, indem sie nicht dem, der Siege erfocht, sondern nur noch dem, der Verse machen konnte, ihr Lob spendeten."

Nicht als ob das Theater unterschätzt werden soll. Es könnte wirklich ein positiver Kulturfaktor sein. Eine moralische Anstalt, wie schon Leibniz und Schiller sagten. Als Illustration des Volksglaubens, als Verkünder der besten Werte im Volksleben. Als farbenglühendes Bild der ehernen Welt- und Lebensgesetze. Als Interpret dessen, was an Glücks- und Schmerzensfällen, an Beziehungen und Abständen, an Größe und Kleinheit im Menschenreich möglich. Als Prophet, der die Menschen zu sich kommen läßt und zu ihnen sagt: So seid Ihr! Macht Euch keine Illusionen! Dieses Inferno naht unerbittlich, wenn jene Prämissen gesetzt sind, und jenes Paradies winkt golden in der Ferne, wenn die Seele sich mutig spannt. Als Lehrmeister, der die Schüler aus der Enge der gegenwärtigen Stunde zum Allzeitlichen, Allgemeinen, Ewigen emporführt.

Solches Theater hätte auch begründeten Anspruch auf einen Platz an der Sonne der Oeffentlichkeit . . . Aber derlei ist heute teures Ideal. Längst ist das Schauhaus weithin zum bloßen Unterhaltungs-, zum Vergnügungsinstitut geworden, und längst sind die Massen entsprechend verzogen. Man sucht Opium oder Nervenkitzel. Beim einen besorgt's die grause Dirnendramatik angefaulter Boulevardseelen, beim anderen eine Banalitätenserie über Schöppenstädt, beim dritten die paprizierte Witzsammlung ungenierter Spaßmacher. Hübsche Mädchen-Paraden, wollüstige Walzerrhythmen sind meist geschätzter, als ernste Probleme, als hohe Ideen. Klassische Stücke sind schon fast zur Ausnahme geworden.

Obskurantistisches Pietistengerede? Fragt kompetente Autoritäten, meinetwegen den Hofburgtheaterdirektor von Berger, den Kritiker Harden, den Professor Volkelt, den Aesthetiker Thode und noch viele andere — sie urteilen genau so. Prüft selbst! Ich greife ohne Wahl einen Großstadttheateranzeiger heraus. In Wien wird aufgeführt am 31. Mai 1911: „Renaissance" — „Der Maskenball" — „Der unsterbliche Lump" — „Das kleine Schokoladenmädchen" — „Das vierte Gebot" — „Die keusche Susanne" — „Sonnwendtag" — „Mein Leopold" — „Die romantische Frau" — „Wann kommst du wieder?" — „Die Frau Gretl. König Oedipus" — „Das Prinzchen"; am 3. Juni: „Die versunkene Glocke" — „Lohengrin" — „Der unsterbliche Lump" — „Liebelei. Er und sein Bruder" — „Die keusche Susanne" — „Pater Jakob" — „Der Stammhalter" — „Die romantische Frau" — „Hotel zum Freihafen" — „Die Frau Gretl. König Oedipus" — „Die goldene Schüssel". Sind das der Hauptsache nach Programmnummern für ein Erziehungsinstitut? Zwar lassen die Theaterunternehmer durch ihre Leute viel von hoher Kunst tuten. Allein das ist nur ein Geschäftskniff der Geldgier und in gewissen Fällen ein Aushängeschild für die — Sittenpolizei. Letztere Mode kannte man schon im alten Rom. Als Pompejus der Große sein Theater, jene „feste Burg aller möglichen Schändlichkeiten", erbaute, hat er aus Furcht, das damals noch strenge Zensorenkollegium möchte sein Andenken einst mit Tadel überhäufen, oben darauf einen Tempel der Venus gesetzt und das Ganze im offiziellen Edikt ein Heiligtum der Venus genannt, unter welchem er die Sitzreihen des Theaters angebracht habe. Der feierliche Name der Gottheit sollte damals, wie heute das Wort „Kunst", ernste Richter verscheuchen.

Bei solcher Lage der Dinge ist das viele Theatergerede in der Presse doppelt unberechtigt, doppelt verhängnisvoll. Bei zwei Dritteln aller Fälle ist es ebensowenig Kunstpriestertum, als etwa das Reklamegeschreibsel für Caféhäuser und Varietépantomimiker. Bei zwei Dritteln aller Fälle ist es nur verschleierte Genußpredigt, höchst überflüssige Aufforderung zu Sensualismus und Materialismus. Auch Volkelt klagt darüber: „Das Schlimmste bei all dem Ueblen (im heutigen Theaterwesen) ist: Unsere Kritiker pflegen über die Vorkommnisse auf diesen *pornologischen Bühnen* wie über wichtige Kunstangelegenheiten zu berichten und über die darin auftretenden Schauspieler wie volle Künstler zu sprechen, während es sich doch nur um *Ungeziefer* handelt, *welches die Kunst verunreinigt.*" („Zwischen Dichtung und Philosophie.") Daß skrupellose Geschäftsleute sich weiter keine Gedanken darüber machen, ist begreiflich. *Aber mir scheint, auch die Bearbeiter der christlichen Presse entbehrten bisweilen der richtigen An-*

schauung über die bestehenden Verhältnisse, wahrten nicht zur Genüge den christlichen Standpunkt. Es ist schlechthin unverständlich, wie kleinere christliche Blätter in christlicher Provinz es ganz in Ordnung finden, für nichtsnutzigen Quark irgend einer wandernden Schmiere mit tönendem Wortschwall Propaganda zu machen. Und auch große christliche Blätter scheinen manchmal von der Mode der Gegner angesteckt, machen einem unseligen „Zeitgeist" nicht selten verhängnisvolle Konzessionen und suchen zu beschönigen, zu bemänteln oder zu verschweigen, wo Offenheit und rücksichtslose Entlarvung eine gebieterische Konsequenz unserer gesamten Weltanschauung sein muß.

Ich halte es für ausgeschlossen, daß der etwa drohende Verlust von Freiplätzen oder ähnlichen Emolumenten ein christliches Blatt jemals von der strengen Ausübung des Zensorenamtes abhalten könnte. Aber auch falsche Rücksicht auf den Geschmack des Durchschnittspublikums und die Furcht vor dem Abfall etlicher Abonnenten darf niemals eine Rolle spielen, wenn so hohe Güter in Frage stehen.

Wäre es nicht gut, an Stelle langer Analysen zweifelhafter Stücke, an Stelle eingehender Theaterpersonalreferate gelegentlich ein „einschlägiges" Kapitel etwa aus Plato oder Seneca, aus Tertullian oder Augustinus zu geben? In der Zeit der Hyperkultur des Theaters immer wieder auf dessen nur relativen und oft höchst problematischen, ja destruktiven Wert hinzuweisen?

Da ist der alte große Schüler des Sokrates nicht nur ein gewaltiger Denker, sondern auch Künstler durch und durch. Wenn der mit den höchsten Maßstäben mißt — ähnlich wie Kant denkt er: nichts auf dieser Welt ist gut, als allein ein guter Wille, und ein schönes Leben ist tausendmal mehr wert, als das schönste Schaustück — da wird vor seines Geistes Augen sogar ein Homer merkwürdig klein und alles Schauspielwesen höchst fragwürdig. Jedenfalls hat für ihn nur das wahrhaft Gute ein Recht, auf der Bühne zu erscheinen. Fremden Dichtern, die in seinem Staate Stücke aufführen wollen, wird die Antwort: Wir selbst sind Spielende in einem Drama, welches das beste und schönste abgeben soll. Unsere Staatsverfassung besteht nämlich in der Nachahmung des vollkommensten Lebens. Genau das gleiche soll nach unsern Begriffen das echte Drama sein. Wähnt daher nicht, daß Ihr vor strengster Prüfung unserseits Eure Schaubühne auf unserm Markt aufschlagen dürft. Jedenfalls müssen die Stücke schicklich sein, im Einklang mit unsern Grundsätzen stehen. Wir und der ganze Staat müßten ja völlig von Sinnen sein, wenn wir Euch etwa öffentlich vor den Knaben und Weibern und dem ganzen Volke Gegenteiliges und Schlechtes reden ließen. (Plato „Die Gesetze", VII. Bch. § 485 f.)

Da beklagt der große Bischof von Hippo all die Zeit, die er in dem Theater zugebracht, weil es schlecht gewesen. (Aug. Konfess. I10, II2, VI7 ff. usw.)

Da mahnt ein Tertullian, über dem schönen Spiel doch nicht das wichtigere, das eigene Lebensdrama zu übersehen, und mehr aus dem Leben, als dem Theater Anregung und Belehrung zu schöpfen. „Deine Zirkusspiele seien: Betrachte den Lauf der Welt, zähle die flüchtig dahineilenden Stunden und Zeiten, erwarte den Wendepunkt der Vollendung, verteidige die kirchlichen Genossenschaften, erwache beim Signal Gottes, erhebe dich bei der Posaune des Engels, setze deinen Ruhm in die Palme des Martyriums! Sollte dich aber die Bühne etwa der Bildung wegen anziehen, — wir haben Literatur genug, genug Sinnsprüche, auch genug der Gesänge und Lieder — aber keine Fabeln, sondern Wahrheiten, keine spitzen Redensarten, sondern einfältige Worte. Verlangst du Faust- und Ringkämpfe? Sie sind vorhanden, und zwar viele und bedeutende. Schaue hin, wie die Unzucht von der Keuschheit niedergeworfen, der Unglaube vom Glauben überwunden, die Roheit vom Mitleid aus dem Felde geschlagen, die Unverschämtheit von der Anspruchlosigkeit auf die Seite gedrängt wird! Das sind bei uns die Wettkämpfe, in welchen wir selbst gekrönt werden. Verlangst du aber etwa auch noch Blut — so hast du das Blut Christi." (Tertull. „Ueber die Schauspiele", c. 29.)

Also Warnung vor aller Ueberschätzung des Theaters, Kampf gegen bestehende Unschicklichkeiten, Reserve gegenüber dem Histrionentum ist heute Aufgabe des christlichen Journalisten. Gleichzeitig aber — da in gewissen Grenzen das Theater doch Kultur- und Bildungswert haben könnte, wenn es nur vom rechten Geist beseelt ist, — Propaganda für ein wahres, gesundes Theater... Wir könnten da von den alten Griechen lernen. Die gestatteten nur Großes, Erhebendes auf der Bühne. Die ließen keine Zoten, keine Religionsspöttereien, keinen plumpen Tand zu. „Im Theater lernte Athen sich redlich lieben und aus frommer Ehrfurcht auf seinen Ursprung zurückschauen. Im Theater duldete es keinen, der, wie Phrynichos in dem Gedichte vom Perserfieg über Milet, durch das Schreckensbild fremder Uebermacht den Mut der Polis lähmen konnte."

Harden schrieb so in einer Besprechung der letzten Oedipus-Aufführung bei Reinhard in Berlin. Vielleicht ist es nicht uninteressant und nicht unpassend zum Schlusse anzuführen, wie „die stärkste Feder Deutschlands", durch diese Aufführung angeregt, vom hohen Stand und frommen Sinn antiker Theaterkunst und -Auffassung erschüttert — sich unwillig vom erbärmlichen Kram gegenwärtiger Schauhausmoden wegwendet und von einer neuen, der antiken verwandten Feierbühne träumt. Harden schreibt also: „Nicht krasse Gebrechen nur, verschwielte Narben, Hautflecke, Eiterherde, Siechtumsmale aufzudecken, teilt sich der Vorhang. Den unsichtbar im Sinnen und Handeln der Nation waltenden Gott ehren und lieben zu lehren, wäre das Ziel der neuen Feierbühne... Ein Traum? Nicht der erste, der dem Erwachten Wirklichkeit ward. Denkt Euch, alle, die vor dem von Budenkrämern, Moralmodisten, halbflügge blinzelnden Gesellschaftsrettern aufgebauten Spielzeug oft schon die Sehnsucht nach großen Gegenständen packte, noch einmal in den Zirkus (= Oedipusvorstellung) zurück, stellt dem Auge und Ohr Eures Geistes vor, statt des hellenischen entbinde deutsches Leben sich dem Gewimmel; Furcht und Zuversicht, Klage und Jubel fege, von den zum Heroensitz getürmten Brettern und von den flachen Gefilden des Chores her, die Luftstöße dieser fünftausend Lungen zu einem Rhythmus zusammen und messet an der Vorstellung solcher gleichen Inspiration und Exspiration die Möglichkeit der Wirkung aufs Volksgeblüt... Vom Abhang des pelasgischen Burgberges (= von der Höhe des attischen Theaters) ist seitdem das Schauspiel ins unsaubere Marktgewühl herabgestiegen. Aus dem König ein Bettler geworden, der, wenn die Sonne gesunken, den tributfähig Scheinenden vor seinen Hut zu locken, ihm die zollpflichtige Betrachtung seines Puppenkrams aufzudrängen sucht. Den Vater hat er, den Glauben an Gottheit und Telos, getötet, auch der Mutter Phantasie, der er nach ihrer Witwentrauer vermählt war, in ein frühes Grab geholfen, nun entrinnt das Licht, mit dem sein Uebermut prunkte, ihm zu reichlicher lohnendem Spiel. Daß er König war, habt Ihr einst im Zirkus gewittert. Bahnt der von Selbstzucht zu weiser Majestät gebändigte Wille durch den Sand der Arena ihm den Rückweg zum allzulange leer ragenden Thron?" („Zukunft" XIX, 7.)

Die Besten im Gegnerlager denken so. Merkt Euch das, christliche Journalisten!

Der sozialistische Teuerungsaufruhr in Wien.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Am Sonntag den 17. September sah Wien einen Akt aus der sozialen Revolution, welche Bebel vor Jahrzehnten einmal als den „großen Kladderadatsch" angekündigt hat. Der Verlauf und die haarsträubenden Einzelheiten des Aufruhrs sind den Lesern aus den ausführlichen Berichten aller Tagesblätter bekannt, hier mögen einige Randglossen den Aufruhr charakterisieren.

Nachdem der Putsch mißglückt war, beeilte sich die sozialdemokratische Parteileitung, ihre Schuld daran abzuleugnen. Nach alter Gewohnheit schob sie die Schuld auf die Regierung und besonders auf den Ministerpräsidenten Baron Gautsch, und machte diesem den Vorwurf, daß er dem hungernden Volk statt Brot „blaue Bohnen" gibt. Und dieses revoltierende Volk waren beileibe nicht Sozialdemokraten, nicht organisierte Genossen. „Undisziplinierte Elemente", „halbwüchsige Burschen" nennt sie die „Arbeiter-Zeitung". Gewiß befanden sich solche Leute massenhaft unter der aufrührerischen Menge. Aber wer hat sie denn zu dem „Spaziergang auf der Ringstraße" gerufen? In allen Wiener Bezirken fanden seit dem 5. September sozialdemokratische „Teuerungsversammlungen" statt, in welchen die Genossen aufgefordert wurden, sich an der Massendemonstration zu beteiligen;

in allen diesen Versammlungen wurde gedroht, daß die Wut des Volkes zum Ausbruch kommen werde, genau an diesem Sonntag, am 17. September; in allen wurde es als möglich hingestellt, daß die Wut des Volkes keine Grenzen finden werde, und daß die Fensterscheiben klirren werden. Mehr braucht man einer aufgehetzten Versammlung ja schon nicht mehr zu sagen: die Leute wissen dann schon, was sie zu tun haben. Und ein Obergenosse Müller hielt am Samstag in Perchtoldsdorf bei Wien in einer Teuerungsversammlung eine Rede, in welcher er (wörtlich!) ankündigte: „Morgen werden in Wien die Fensterscheiben klirren.“ Woher weiß dieser führende Genosse das am Tage vorher, wenn es nicht von der Parteileitung so angeordnet war? Wie kommt es, daß auf einmal die Genossen auf dem asphaltierten Karl Lueger-Platz vor dem Rathause Steine haben, um 700 Fenster des Rathauses einzuwerfen?

Es haben aber nicht nur die Redner, sondern auch die sozialdemokratischen Zeitungen die Genossen zum Aufruhr aufgefordert. Sowohl die „Arbeiter-Zeitung“ des Parteiobersten Dr. Adler, wie die für die untersten Klassen des roten Proletariates bestimmte „Volkstribüne“ des Abg. Schuhmeier hetzten mit revolutionären Phrasen die Genossen zur Wut gegen die Besitzenden, gegen die „Burschoa“ auf. Zahlreiche Belege stehen dafür zur Verfügung. Kurz: es ist ein ganz vergebliches Beginnen der sozialdemokratischen Parteileitung, die Schuld an dem Aufruhr von sich und der Partei abzuwälzen.

Wer die sogenannte große Presse Wiens, vor allem die „Neue Freie Presse“, welche am ersten Tage alle die Greuel des sozialdemokratischen Aufruhrs bis ins kleinste sensationell schilderte, liest, wird finden, daß sie vom Dienstag an schon die Sozialdemokratie in Schutz nimmt und zu entlasten sucht. Warum wohl? Die Frage beantwortet sich sehr leicht: Die Genossen haben auf der Ringstraße, wo die reichen Juden und Kartellwucherer ihre Paläste haben, nicht eine einzige Scheibe eingeworfen. Rothschilds Palais wurde ebenso geschont wie die Bankhäuser, die Börse, die jüdischen Geschäftshäuser am Salzgries. Die Genossen, diese angeblich so „undisziplinierten Elemente“, waren so gut diszipliniert und instruiert, daß sie das Besitztum ihrer judenliberalen Mitsieger vom heurigen Juni ganz und gar ungeschoren ließen. Ihre angeblich von Hunger und Not erzeugte Wut richtete sich also nicht gegen die Reichen, wie man meinen sollte, sondern gegen die Gebäude des Staates, gegen das Besitztum des christlichsozial verwalteten Gemeinwesens, gegen das Privateigentum nichtjüdischer Geschäftsleute. Daraus ersieht man, wer eingeschüchtert werden sollte, und daß man keineswegs an die Abschaffung der internationalen Teuerung dachte, sondern ausschließlich parteipolitische Ziele im Auge hatte. Wem nützt die Zertrümmerung der Fensterscheiben, das Demolieren der Schulen, das Zerstören des Blindenasyls, das Inbrandstecken von Schulen und Tramwaywagen, zu welch edlem Zweck die Genossen sich in Petroleum getränkte Fetzen mitgebracht hatten und Petroleumkannen aus erbrochenen Geschäftslokalen herbeischleppten!

Die Sozialdemokraten wissen ebensogut wie jeder andere Mensch, daß mit solchem Aufruhr nicht das geringste zugunsten der Beseitigung der Teuerung erreicht wird. Es ist also erbärmlichste Demagogie, wenn unter solch erlogenem Vorwande die Massen auf die Straßen gelockt, wenn sie mit „Hoch Portugal! Hoch die Revolution! An den Galgen mit Gautsch!“ aufgehetzt werden. Jedermann weiß, daß die Teuerung international ist und nur mit wohlerwogenen Maßregeln, welche nicht von heute auf morgen ausgeführt werden, gemildert werden kann. Die Sozialdemokraten und die Wiener Judenliberalen hatten ja den Wahlkampf gegen die Christlichsozialen stets mit der Teuerung geführt: „Wählt uns, wir werden schon für billiges Fleisch sorgen.“ Und sie wurden gewählt. Aber das Fleisch will absolut nicht billiger werden, trotzdem das Vieh der Trockenheit wegen immer billiger wurde. Die Genossen verlangen stürmisch, daß ihre Vertreter im Parlament auch ihre Versprechungen einlösen sollen. Diese können das aber gar nicht. Im Gegenteil: es war schon die Einfuhr argentinischen Fleisches „für die Zeit des Bedarfes“ gesichert. Da kam die Sozialdemokratie, welche ja immer die anderen Parteien mit Forderungen übertrumpfen muß, mit ihrem Antrag Reumann auf zeitlich und quantitativ unbeschränkte Fleischeinfuhr, und sofort erwirkten die ungarischen Agrarier das Veto des ungarischen Ministeriums gegen die Einfuhr. So wurden die Sozialdemokraten selbst die Ursache zur Erhaltung der Fleischteuerung. Da hieß es denn, die Genossen auf ein anderes Gebiet zu locken, wo sie vorerst den Schwindel ihrer parlamentarischen Vertreter nicht mehr sehen. Zu diesem Zwecke ist ein großer blutiger Aufruhr recht gut zu verwenden — und darum wurde er in zahlreichen Versammlungen und Zeitungsartikeln gut vorbreitet, bis endlich am 17. September der Parteileitung der Erfolg winkte.

Man darf wohl die Hoffnung hegen, daß die Wiener, welche im Juni den Sozialdemokraten zum Siege verholfen haben, sich aus dem „blutigen Sonntag“ eine heilsame Lehre schöpfen werden.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Zur Marokkofrage: Wird's nun endlich?

Ja, sagen die Offiziösen, die Unterhändler sollen jetzt die letzten Vermittlungsvorschläge vereinbart haben; sie liegen den beiden Regierungen vor. Die Zustimmung der deutschen Regierung wird als selbstverständlich betrachtet, die Rückäußerung der französischen Regierung wurde für Anfang dieser Woche erwartet. Ein Diner, das Staatssekretär v. Kiderlen-Wächter am Samstag zu Ehren des französischen Botschafters Cambon gab, gilt natürlich als günstiges Vorzeichen. Aber ein Schwänzchen hat der Hund doch noch. Bisher hieß es immer, die Kompensationsfragen, die am Kongo spielen, seien bereits erledigt, nur die wirtschaftlichen Garantien in Marokko selbst machen noch Kopfzerbrechen. Jetzt aber heißt es plötzlich, die jetzt vorliegende Redaktion betreffe die Marokko selbst berührenden Vereinbarungen, und nach deren Annahme würde „noch eine nach genauen Vorarbeiten nicht mehr langwierige Verhandlung in der Kompensationsfrage übrig bleiben.“ Also doch noch eine gewisse Verzögerung! Die wollen wir mit dem Reste unserer Geduld hinnehmen, wenn nur endlich über den Kernpunkt der ganzen Angelegenheit, unsere künftigen wirtschaftlichen Daseinsbedingungen in Marokko, Klarheit und Rechtssicherheit geschaffen wird! Nach drei Monaten Hangens und Bangens kann man das wirklich verlangen.

Die Stichwahl in Düsseldorf.

Am 19. ds. Mts. hat die Ersatzwahl in Düsseldorf stattgefunden und das allgemein erwartete Ergebnis geliefert: Stichwahl zwischen dem sozialdemokratischen Kandidaten mit 34,000 Stimmen gegen den Zentrumskandidaten mit 29,000 Stimmen. Der Vorsprung des ersteren ist bedeutend und wird noch verstärkt durch die 3000 „demokratischen“ Stimmen, die restlos auf die Roten übergehen werden, während es noch nicht so sicher ist, ob die 3000 „deutsch-nationalen“ Stimmen trotz Parole sämtlich dem Zentrumskandidaten zufallen werden. Unsere Freunde in Düsseldorf werfen trotzdem die Flinte noch nicht ins Korn, sondern wollen versuchen, aus den 32,000 Nichtwählern die nötigen Zentrumsreserven mobil zu machen. Auf die Hilfe der Nationalliberalen rechnen sie nicht; ihre Hoffnungen nach dieser Richtung beschränken sich darauf, daß nicht noch mehr Liberale zu den Roten übergehen möchten, wie im ersten Wahlgang. Die ganze Wahltaktik des Liberalismus war von vornherein darauf angelegt, den Sozialdemokraten siegen zu lassen. Jetzt erklären sie in ihrer „Kölnischen Zeitung“ ganz offen, daß sie kein Glied zur Abwehr des Sozialdemokraten rühren werden, weil sie vollständig freie Bahn behalten wollen für eine Wahlabmachung im Januar. Das Zentrum soll möglichst mürbe gemacht werden, damit es im Januar geneigt ist, die nationalliberalen Kandidaten in Duisburg, Dortmund usw. herauszuhauen gegen das Versprechen der Wahlhilfe in Köln, Essen, Düsseldorf usw. Ein ehrliches Wahlkompromiß auf Gegenseitigkeit hätte sich auch erzielen lassen, ohne daß der Wahlkreis Düsseldorf zeitweilig den Roten geopfert worden wäre. Ja, sogar besser. Denn die Hauptgefahr für eine solche Abmachung besteht darin, daß die Parole der liberalen Führer, für einen Zentrumsmann zu stimmen, von den liberalen Wählern nicht allgemein befolgt wird, namentlich von den Jungliberalen nicht. Und gerade diese zweifelhaften, radikal-kulturkämpferischen Wähler haben jetzt in Düsseldorf „Blut geleckt“. Es besteht die Gefahr, daß auch bei den nächsten Wahlen in Düsseldorf sowie bei den Wahlen in Köln, Essen, Krefeld die Parole „Lieber rot, als schwarz!“ zahlreiche Anhänger behält, trotz der schönsten Abmachungen und Aufrufe. Auf der anderen Seite ist es ganz selbstverständlich, daß die Zentrumswähler, wenn einmal ein Kompromiß auf Gegenseitigkeit vereinbart ist, getreulich auch für den unangenehmsten Nationalliberalen stimmen werden. Es sieht

also mit der Eintracht der bürgerlichen Parteien auch im Nordwesten nach wie vor schlecht aus; desto besser natürlich mit den Aussichten der Sozialdemokraten. Das Zentrum wird in der Regel auf die eigene Kraft angewiesen sein, gerade wie jetzt in Düsseldorf, und wenn es dort infolge der Haltung der Liberalen den Wahlkreis verlieren sollte, so hat es doch schon jetzt die Ehre gerettet, indem es unter den denkbar widrigsten Umständen seine alte Stimmenzahl glatt zu behaupten vermochte.

Besonders zu beachten ist die Demaskierung des Hansabundes. Der Zentrumskandidat Friedrich war Mitglied dieses Bundes und bekannte sich nach wie vor zu dessen Richtlinien. Also hätte der Bund, wenn er wirklich unparteiisch wäre, sofort für ihn eintreten müssen. Aber nein; man stellte Herrn Friedrich, weil er Mitglied der Zentrumspartei ist, noch besondere Bedingungen, und zwar in einer Weise, daß er sie nicht unterschreiben konnte, ohne sich selbst etwas zu vergeben. Man wollte nicht für einen Zentrumsmann eintreten. Der Hansabund schien zu glauben, daß die Interessen von Handel und Gewerbe besser gewahrt sind durch einen Sozialdemokraten, als durch einen Bankdirektor, der in den Reihen des Zentrums sitzt. Ganz klar und handgreiflich bestätigt sich die Tatsache, daß der Hansabund nichts anderes, als eine Agentur für linksliberale Wahlen ist. Auch bei ihm heißt die Parole: „Lieber rot, als schwarz."

Die neuesten revolutionären Regungen.

Stolypin, der russische Ministerpräsident, ist nach mehrtägigem schwerem Leiden seiner Verwundung erlegen. Irgend eine Nachfolge hat das Attentat von Kiew bisher nicht erhalten. Es gehört ja auch zu den alten Gepflogenheiten der russischen Revolutionshenker, daß sie ihre Mord- und Zerstörungstaten sporadisch erfolgen lassen, so daß man ein „System" in dem abrupten Verbrechen kaum entdecken kann. — Bei den Nachrufen auf den ermordeten Stolypin hat man vielfach sich zu sehr an Einzelheiten gehalten, statt auf das Ganze zu sehen, auf das urwüchsige Altrussentum dieses Mannes, der im zentralistischen Staatsgedanken vollständig aufging. Die Knechtung der Polen, der Finnen, der Balten, der Katholiken usw. entsprang derselben Grundidee, wie sein Widerstand gegen eine Art Demokratie innerhalb und außerhalb der Duma. Was auch die Gegner an ihm anerkennen müssen, ist seine Furchtlosigkeit. Trotz des Attentats bei seinem Regierungsantritt, das seinen Kindern schreckliche Verstümmelungen beibrachte, ging er fünf Jahre lang den Weg weiter, den er für den richtigen hielt, täglich eines gewaltsamen Todes gewärtig. Zu der heldenhaften Tapferkeit kam seine unbefleckte Lauterkeit, die ihn den Kampf gegen die landesübliche Korruption mit einer bis dahin unerhörten Energie aufnehmen ließ. Er war wirklich ein Mann, der auch dem sonst so wetterwendischen Zaren Nikolaus auf die Dauer zu imponieren wußte. Sein Tod wird eine Periode der Unsicherheit, des Schwankens eröffnen. In Rußland ist weder das Volk noch der Hof für eine konstitutionelle Regierung reif. — Wir wollen hoffen, daß die Annäherung an Deutschland und die Abwendung von einer englisch-französischen Abenteurerpolitik auch unter den Nachfolgern in Geltung bleibt.

Auf die Mordtat von Kiew folgte alsbald ein revolutionärer Sonntag in Wien. Vorwand: die Teuerung. Die Sozialdemokratie machte eine der jetzt üblichen Massendemonstrationen vor dem Rathause, und zwar ohne die sonst beliebte Beistellung von Parteiordnern. Schon bei der Versammlung zeigten die Rufe „Hoch Portugal", daß es sich um ganz etwas anderes, als Brot- und Fleischpreise, handelte. Der Abzug der Massen führte zu Konflikten, und da in Wien die Polizei nicht so langmütig ist wie in Moabit, so kam es bald zum Eingreifen des Militärs. 90 Verwundete war das Ergebnis der sogenannten Teuerungsdemonstration. Die sozialdemokratische Parteileitung schob alsbald die Schuld auf den Mob, den sie doch selbst mobil gemacht hatte. Das prompte und scharfe Einschreiten gegen die Tumultanten hatte die Folge, daß an den nächsten Tage die Ruhe ungestört blieb. Der Kaiser selbst konnte eine Fahrt durch die Aufruhrstraßen machen. Es war ein schweres Verbrechen der Sozialdemokratie, kurz vor dem Zusammentritt des neugewählten Parlaments diese Sonntagsrevolte anzuzetteln. Das macht aber die Großblockpolitik in Deutschland nicht irre, ebensowenig wie der Mord in Rußland.

Der Nutzen einer energischen Repression hat sich auch in Spanien gezeigt. Der allgemeine Arbeiterverband hatte den Generalausstand für ganz Spanien angekündigt. Mit den Ausständen verbanden sich revolutionäre Bewegungen; mehrfach wurde die Kommune ausgerufen, und vielfach wurden Gewalttätigkeiten verübt. Was wir auch sonst an dem Ministerpräsidenten Canalejas auszusetzen haben, so müssen wir doch seine Entschlossenheit in der Bekämpfung der Unruhen anerkennen. Die konstitutionellen Garantien wurden aufgehoben, die Führer der Revolution verhaftet, Polizei und Militär mit den schärfsten Vollmachten gegen die Ruhestörer losgelassen. So scheiterte der Generalausstand im Keime. Einige Zuckungen, die noch fortdauern, werden wohl bald überwunden sein.

Der einzige Erfolg, den die sozial-revolutionäre Aufwallung der letzten Tage aufweisen kann, ist der Tod Stolypins. Ob den Revolutionären in Rußland die Beseitigung dieses Mannes wirklich einen Vorteil bringt, bleibt noch abzuwarten. In Oesterreich und in Spanien hat die Revolution eine glatte Niederlage erlitten, die hoffentlich auch auf die Gesinnungsgenossen in anderen Ländern erzieherisch wirkt. Für Deutschland müßte sich das freilich erst nach den Januar-Wahlen zeigen, denn bis dahin ist ja in Jena die Parole „Artig!" ausgegeben worden.

Die Aufgaben des Zentrums im bayerischen Landtage.

Von J. M. Dreiling.

Die neue Session des bayerischen Landtags, welche am 28. September beginnt, wird die Legislaturperiode 1907/13 abschließen. Das Ministerium Podewils ist 1903 in die Erscheinung getreten, hat aber in den ersten Jahren noch den starken Druck der alten Minister auszuhalten gehabt. Erst diese in zwei Jahren zu Ende gehende Legislaturperiode ist geschichtlich mit dem Ministerium Podewils signiert. Der Vorsitzende des Ministerrats, der dem Gesamtministerium den Namen gibt, ist ein Staatsmann, dessen Absichten auf die Führung der Staatsgeschäfte in konservativem Sinne gerichtet sind. Was ist unter dem Regime Podewils für den konservativen Staatsgedanken erreicht worden?

Die liberalen Führer stellen es so dar, daß in Bayern das Zentrum herrsche, aber nicht die konstitutionelle Verantwortung trage, welche ihm die gegenwärtigen Minister abnähmen, die indes im Sinne des Zentrums die Staatsgeschäfte führten. — Also ein Kryptozentrumsregime soll bestehen. Das Zentrum drückt sich nicht vor der Verantwortung, es muß jederzeit bereit sein, die Leitung der Staatsgeschäfte zu übernehmen, wenn es von der Krone dazu berufen wird.

Bayern ist jedoch kein parlamentarisch regiertes Land, das Urteil der Krone über die politische Lage und die daraus sich ergebenden Konsequenzen sind einzig in die Gewalt der Krone gegeben, eine Ordnung, welche nicht angetastet werden darf. Und selbst wenn die Krone Zentrumsmänner zu Ministern beriefe, hätte man denn dann eine „Zentrumsregierung"? Die Minister sind Organe der Krone, nicht solche einer Partei, wie in England; und in dem Augenblick, wo Politiker irgend einer bürgerlichen Partei Minister werden, hören sie auf, Parteimitglieder zu sein, die ihrer früheren Partei zu willen sein möchten, weil wir kein parlamentarisches Regime haben. Wie auch Minister eine Sache auffassen mögen, sie sind an das Urteil und den Willen der Krone gebunden, der sie zum Rücktritt zwingt, wenn sie sich außerstande sehen, denselben zu vollziehen. Der Partei, aus der sie hervorgegangen sind, können sie nicht politisch dienstbar sein, und die Partei kann für sie eine Verantwortung nicht übernehmen.

Es ist ganz unmöglich, in Bayern von einer parteipolitischen Regierung zu sprechen, für die irgend eine Partei eine Verantwortung trägt. Das Zentrum hat mit dem Ministerium Podewils keine nähere Verbindung und lehnt jede Verantwortung für dessen Taten ab, weil die verfassungsmäßige Lage allein schon es so erfordert.

Die Politik des Ministeriums Podewils kann auch das Zentrum rein sachlich nicht vertreten, denn es steht mit ihr in wichtigen Hauptfragen in Widerspruch. Und zwar erstreckt sich diese politische Opposition in gleicher Weise auf alle Zivilstaatsminister, vorerst jedoch mit Ausnahme des Ministers des Innern, dessen Ressort zurzeit nur mit Dingen beschäftigt ist, die keine politische Unterscheidungszeichen mit sich führen. Für ihn wird die Stellungnahme zum pfälzischen

Regierungspräsidium vielleicht eine empfindliche Frage werden, wenn im Landtag der Geschäftsgang in der Clemmschen Steuerhinterziehung vom Regierungspräsidium über das Bezirksamt zur Gemeinde Haardt geprüft wird, von wo an die Sache durch das Portal des Finanzministeriums tritt. Doch ist anzunehmen, daß Minister von Brettreich dann im Landtag nicht einen Brei diplomatischer Subtilitäten als Gericht servieren wird.

Konservative Staatsmänner sind Ministerpräsident Dr. Graf v. Podewils und Kultusminister Dr. v. Wehner. Allein in verschiedenen Ressortfragen wird das Zentrum der Politik des Kultusministers entgegentreten müssen, und Ministerpräsident Graf Podewils zeigt sich nicht stark genug, den Staatswagen in konservativen Bahnen zu bewegen. In der Unterstützung der Blockpolitik ist Ministerpräsident Graf Podewils jenen Ministern nachgegangen, welche noch lange nach den Reichstagswahlen von 1907 Morgenluft witterten und diese Witterung im Geruchsorgan erhebliche Zeit verspürten. In der Reichsfinanzreform ist Graf Podewils völlig dem Finanzminister v. Pfaff unterlegen und hat eine Politik betrieben, die in ihrem Verlauf eine Vernichtung des konservativen Gedankens gebracht hätte.

Wäre in der Geith-Affäre Ministerpräsident Graf Podewils gleich von Anfang an auf dem bestanden, was zuletzt die Staatsregierung durch den Mund des Verkehrsministers erklärt hat, dann wären alle Weiterungen erspart geblieben. Irgend eine Mißbilligung stand damals nahe vor der Tür, der Ministerpräsident wäre auch hier dem Finanzminister gefolgt, wenn die Angelegenheit nicht doch noch wegen äußerer Schwierigkeiten eine andere Wendung genommen hätte. Und nun ist durch den verkehrten Eisenbahnererlaß des Verkehrsministers eine neue Belastung entstanden. Es muß bis zum Beweis des Gegenteils behauptet werden, daß Verkehrsminister v. Frauendorfer einen schärferen Erlaß dem Ministerrat vorgelegt hatte, daß aber infolge des Widerspruchs des Finanzministers v. Pfaff nichts daraus geworden ist. Warum? Die Vermutung besteht, daß Ministerpräsident Graf Podewils, wenn eine Minorität, und wäre sie noch so klein, sich gegen einen Ressortvorschlag erhebt, alles umbiegt, um die „Homogenität" dieses von Ministern mit ganz widersprechenden Auffassungen besetzten Ministeriums Podewils zu wahren. Wenn die Auffassung des Finanzministers in die Formel gegossen und wirksam wird: „Da kann ich nicht mittun", was soll denn dann für den konservativen Staatsgedanken herausspringen?

Eine neue Schwierigkeit ist jetzt durch die in der Tagespresse viel behandelte Enthüllung entstanden, daß ein Ministerialbeamter, der im Verkehrsministerium das Referat über die Pfalzbahnen führte, solange sie noch einer Vereinigung von Aktiengesellschaften gehörten, nach Abschluß der Pfalzbahnverstaatlichung eine Dotation von 10,000 ℳ erhielt, deren Annahme der Verkehrsminister dem nachsuchenden Beamten glatt genehmigte (Artikel 20 des Beamtengesetzes). Es handelt sich nicht darum, einen Beamten zu befehden, der eine solche Dotation rechtmäßig empfangen hat. Dagegen muß ohne Nachsicht die ministerielle Genehmigung zurückgewiesen werden, welche die Verwaltungspolitik des bayerischen Staates vor ganz Deutschland herabsetzt. Man mußte sich sagen lassen, was man nur mit Ingrimm hören kann, „daß die Anschauungen des preußischen Beamtentums andere sind, und daß das gewaltige Werk der Eisenbahnverstaatlichung in Preußen ohne jede nachfolgende ‚Dotation' der Beamten aus Privatmitteln zustande gebracht ist". Diese Konstatierung wird wohl auch im Verkehrsministerium mit Unbehagen empfunden worden sein. So etwas muß sich die bayerische Staatsregierung sagen lassen! Eine Industrialisierung der bayerischen Verwaltungspolitik ist hier indiziert. Wie soll denn da noch von einer konservativen Politik die Rede sein? Ministerpräsident Graf Podewils kann daraus ersehen, was seine ewige Nachgiebigkeit in der Ressortpolitik zeitigt, durch die hier ein schweres Engagement der Gesamtstaatsregierung geschaffen worden ist. Hat etwa auch hier der Ministerrat sein Plazet gegeben?

Für das Zentrum ergeben sich die Folgerungen für sein Verhalten von selbst.

Das Ministerium Podewils, einst von der liberalen Presse aufs heftigste befehdet, genießt die regsame Protektion der liberalen Zeitungen. Das hier sich offenbarende Verhältnis ist bezeichnend genug. Stören wir es nicht. Die liberalen Zeitungen werden wissen, warum sie diesen Szenenwechsel vollzogen haben — einer konservativ wirkenden Staatsregierung zuliebe ist es natürlich nicht geschehen.

Soll vielleicht die Berufung des treukatholischen Grafen Fugger von Glött an die Spitze der Kammer der Reichsräte an Stelle des zurücktretenden protestantischen Fürsten Löwenstein ein Beruhigungspulver bedeuten?

Die Zentrumsfraktion tritt für eine christlich-konservative Gestaltung des Staatswesens ein. Dazu muß es alle erlaubten konstitutionellen Mittel für diesen Zweck anwenden.

Einzelfragen sollen hier vermieden werden, sie sind von der Gesamtheit der Fraktion zu prüfen. Nur das sei hervorgehoben, daß unter den Fragen, die der Eisenbahnererlaß aufrollt, auch die Abänderung der Gemeindeordnung nach der Richtung enthalten sein soll, daß Staatskommissäre bei Kollisionen (z. B. im Falle der Nichtbestätigung sozialdemokratischer Bürgermeister) an die Spitze der Gemeindeverwaltungen berufen werden können, damit das Ministerium des Innern in solchen Fällen vorgehen kann.

Eine Hauptfrage wird sein: Wie stellt sich das Zentrum zur Finanzpolitik des Staates? Die konservativen Parteien lassen sich unausgesetzt von den Staatsregierungen im Verein mit den Liberalen und Sozialdemokraten zu neuen Staatsausgaben drängen. Finanzielle Neuauflagen, Steuermehrungen und Anleihen sind die stärkste Gefährdung des Konservatismus und der Vorteil des Radikalismus. Die bayerische Zentrumsfraktion ist stets zurückhaltend in der Ausgabenbewilligung gewesen und hat die Staatsfinanzen gegenüber dem liberal-sozialdemokratischen Drängen in Ordnung gehalten. Man achte auf die Stimmung im Volke! Mit rücksichtsloser Strenge möge das Zentrum das Budget prüfen und alles zurückstellen, was nicht äußerst wichtige Fragen des Staates und Volkes berührt. Das Budget soll knapp gehalten sein; allein es muß alles daraufhin angesehen werden, daß Ueberschüsse für ausgiebige Schuldentilgung bleiben, und daß der Staatsbedarf auf lange Jahre hinaus mit den bisher bewilligten Mitteln bestritten wird. Das muß eisernes Gesetz sein.

Die politische Haltung des Zentrums möge der getreue Ausdruck der Verstimmung und des Mißtrauens gegen das Ministerium Podewils sein, das künftig ohne die starke Deckung durchs Zentrums selber sehen soll, wie es der Zeiten Bedrängnis meistert. Die sachliche Förderung der Staatsgeschäfte braucht darum nicht aufgegeben zu werden. Das Zentrum als Mehrheitspartei muß die Geschäfte des Landes in einem dem Wohle des Volkes zuträglichen Sinne führen. Allein darüber hinaus als Stütze des stark gesprenkelten Ministeriums Podewils, das keine konservative Politik der Tat, sondern eine liberalisierende Verwaltungspolitik in personeller und sachlicher Hinsicht führt, zu fungieren, entspricht nicht der Lage. Das Zentrum muß ohne Rücksicht darauf, wie sich das Ministerium Podewils dabei befinden wird, jede Kommunität mit diesem Ministerium ablehnen und die Wege gehen, welche ihm die Pflicht, auf eine endliche konservative Umgestaltung der Landespolitik und Verwaltung (in nicht parteipolitischem Sinne) ohne jede Rücksicht auf bestehende Ministerkombinationen hinzuwirken, auferlegt.

Schubert und die Lehreraufbesserungen.

Herr Oberlehrer Schubert schickt uns eine größere Erklärung zu den Ausführungen in Nr. 34 u. 37 der „Allgemeinen Rundschau", der wir die tatsächliche Konstatierung entnehmen, daß für das Jahr 1896 keine Mittel für eine Lehreraufbesserung vorgesehen waren. Obwohl wir dies gar nicht behauptet hatten, sei mitgeteilt, daß darnach Schubert nicht eine Aufbesserung zu Fall brachte, die augenblicklich in Kraft getreten wäre. Aber es bleibt zu Recht bestehen, daß er mit seinem 8 Millionen-Antrag die Annahme des Finanzausschuß-Antrages zu Fall brachte, der deutlich besagte: „es sollen nach vorhergehender Revision der Fassionen die Mindestgehälter der Lehrer entsprechend erhöht werden." Nur dem Eingreifen des Zentrumsabgeordneten Dr. v. Orterer war es damals zu danken, daß sich trotzdem noch der Kultusminister bereit erklärte, „die Angelegenheit im Sinne des abgeworfenen Antrages des Finanzausschusses der Abgeordnetenkammer zu betreiben."

H. Rosen.

Was ist das Zentrum?

Eine politische Volkspartei, deren oberster Grundsatz und aus der Not der Zeit geborene vornehmste Aufgabe die Erhaltung der bedrohten christlichen Fundamente des Staates und die Wahrung und Verteidigung der am schwersten bedrohten unveräußerlichen Rechte der katholischen Kirche ist und bleibt. Ueber diese Formel hat wohl von jeher Uebereinstimmung bestanden, und sie dürfte auch heute die beste Lösung von Meinungsdifferenzen sein, die meist nur auf Mißverständnissen und übertriebener Konsequenzmacherei beruhen und vielfach mit Verschiedenheiten des regionalen Entwicklungsganges und regionaler Sonderbedürfnisse, ja selbst des Temperaments zusammenhängen. Der starke Hort des Zentrums ist und bleibt das katholische Volk.

Ein Parteiveteran und Kampfgenosse Windthorsts.

Die revolutionäre Sozialdemokratie.

Die Rücksicht auf die Wahlverbrüderung mit der Sozialdemokratie hat zahlreiche Organe des sogenannten „bürgerlichen Liberalismus" zu dem Versuche veranlaßt, erwiesenen Tatsachen zum Trotz die Sozialdemokratie von der Schuld an den revolutionären Exzessen in Wien weißwaschen zu wollen. Demgegen seien einige charakteristische Stimmen aus nationalliberalen Organen in Nord und Süd, welche diesen Wählerbetrug nicht mitmachen wollen, urkundlich festgelegt:

Die „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 260 vom 19. Sept. 1911) schreibt in einer Wiener Originalkorrespondenz u. a.:

Zutreffend bemerkt das offiziöse „Fremdenblatt": „Es ist unnötig, zu sagen, wer an den gestrigen Vorfällen die moralische Schuld trägt. Durch wochenlange Agitation hat man es erreicht, daß sich zu einer Versammlung, deren Schauplatz (die Volkshalle des Rathauses) etwa 3000 Menschen zu fassen vermag, ungefähr 36000 Personen eingefunden hatten. Das ist die Kerntruppe der Wiener Sozialdemokratie. Und deren Führung hat oft genug gezeigt, wie sie diese ihre engste Anhängerschaft, die sie, wenn sie will, auf die Straße zu kommandieren vermag, in der Hand hat; wie sie die Ordnung zu halten vermag, wenn sie will, daß Ordnung gehalten werde. Gestern waren die Ordner, deren Funktionieren bei früheren ähnlichen Aufmärschen charakteristisch gewesen ist, abkommandiert. Was kommen sollte, ist dann auch gekommen." Das „Fremdenblatt" weist darauf hin, daß der Schauplatz der gestrigen gröblichen Ausschreitungen gerade Ottakring, die Stammburg der Wiener Sozialdemokratie, gewesen sei, während in allen übrigen Bezirken Ruhe herrschte. Daraus allein gehe hervor, daß es sich gestern nicht um eine Revolte aus sozialer Not, nicht um die spontane Auflehnung der Volksmasse gegen den Druck der Teuerung gehandelt habe, sondern um eine politische Parteisache.

In einer angehängten Redaktionsnote bemerkt die „Augsburger Abendzeitung" zu den Ausführungen ihres Wiener Korrespondenten: „Es ist schade, daß nicht die geistigen Urheber beim Kragen zu nehmen sind, anstatt daß ihre verhetzten Opfer jetzt leiden müssen. Red."

Wiener Originalkorrespondenzen der „Kölnischen Zeitung" sei folgendes entnommen:

Nr. 1026 vom 18. September: „Die freisinnigen Blätter helfen die sozialdemokratische Mär verbreiten, daß der Troß der Großstadt für die Ausschreitungen verantwortlich zu machen sei und nicht die organisierte Arbeiterschaft und stellen nicht sehr wahrheitsgemäß den Führern das Zeugnis aus, sie hätten sich ernstlich bemüht, die Ruhe wieder herzustellen; so die „Neue Freie Presse". Das „Neue Wiener Tagblatt" will betont sehen, daß es keineswegs zweckmäßig [!] sei, wenn man sich nun bemühe, den gestrigen Krawallen einen revolutionären Charakter beizulegen."

Nr. 1029 vom 19. September: „Bei all diesen Beweisen ist nicht daran zu zweifeln, daß die Revolte von den sozialdemokratischen Parteileitern selbst gewünscht, wenn nicht vorbereitet worden ist, und wenn die Sozialdemokratie jetzt die Verantwortung von sich abschütteln will, geschieht es nur, weil die Sache so kläglich abgelaufen ist und weil sie durch ihren Zynismus selbst die ernste Arbeiterschaft abstößt."

In keiner politischen Materialiensammlung sollte auch der nachstehende Ausschnitt aus den großblockbegeisterten „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 412, Morgenblatt, Donnerstag, 21. September 1911) fehlen:

„Madrid, 20. September. Die revolutionäre Bewegung. In Barcelona hat die Regierung nicht weniger als 84 sozialdemokratische Führer verhaften lassen. Sie geht überall mit großer Energie vor. Sie scheint über den ganzen revolutionären Plan genau unterrichtet worden zu sein. Die Verschwörung hatte überall in den Großstädten Zweigkomitees. Es sollten nach Ausbruch eines politischen Massenstreiks alle öffentlichen Gebäude in die Luft gesprengt und die Militär- und Zivilgouverneure ermordet werden. In verschiedenen Städten kam die Revolution auch zum Ausbruch. So in Saragossa, wo ein wütender Straßenkampf zwischen der Menge und der bewaffneten Macht stattfand. Der Sozialistenführer Alvarez wurde erschossen. In Lucea ermordete der Pöbel drei Priester. In Bilbao kam es gleichfalls zu heftigen Straßenkämpfen, wobei das Militär aus den Häusern beschossen und mit Wurfgeschossen bombardiert wurde, worauf Salven gegen die Fenster abgefeuert wurden. Die Zahl der Toten und Verwundeten ist noch unbekannt."

Der geduldige deutsche Michel.

Von Chefredakteur Max Roeder, Aachen.

Vom guten deutschen Michel weiß die Fama nicht allzuviel Rühmenswertes zu erzählen: er schläft ruhig weiter selbst dann, wenn es not täte, ein deutsch-deutliches Wort zu sprechen. Es werden sich wenige, ja keine Parallelstellen in der Geschichte finden lassen, da in einem ähnlich ernsten Augenblicke ein solch frivol-verräterisches Spiel gespielt wurde, wie es soeben in deutschen Landen geschah. Ein Druck lastete auf allen Nationen, wie wir ihn seit Jahren nicht erlebt. Den Quertreibereien Englands — die Politik der Gutmütigkeit und der verpaßten Gelegenheiten begann sich zu rächen — gelang es, immer wieder zu verhindern, daß die Gefahr eines Weltkrieges als endgültig beseitigt angesehen werden konnte. Der Franzose gefiel sich in eitlem Lobe über seine maritimen Großtaten. Und Deutschland?

Nichts wäre verkehrter, als unser jetziges Regime tadeln zu wollen. Zweifelsohne hat der neue Staatssekretär aus dem der Klugheit gerühmten Schwabenlande manche Erfolge erzielt. Je mehr sich die Fühlung gen Westen lockerte, desto mehr ist es gelungen, nach Osten hin engere Bande zu knüpfen und damit Rückendeckung zu schaffen. Die Art der Führung der Marokkoverhandlungen läßt an Ernst, Zielbewußtheit und Energie nichts zu wünschen übrig. Dazu braucht es nicht großer Worte nach außen hin; wir ziehen die Politik der Tat vor. Der wackere Schwabe forcht sich nit, er ist auch nicht nervös, wie in unverständlicher Kurzsichtigkeit unsere Nachbarn an der Westgrenze, denen ein kerniges Wort nichts schaden könnte. Jedenfalls hätte Belgien besser daran getan, anstatt zu mobilisieren, sich in Ruhe einmal die Frage vorzulegen: Antwerpen englisch? Kurzum — käme es trotz allem zur Katastrophe, so könnte mit bezug auf unsere jetzige Diplomatie kaum gesagt werden, daß die Völker der Herrschenden Sünden büßen müssen. Ob das auch für voraufgehende Zeiten gilt, ist Sache einer Bülowschen Gewissenserforschung. Und das deutsche Volk? Die alldeutsche Kriegshetze scheidet aus: sie ist zu sehr finanzielle Interessenpolitik, auch viel zu einflußlos, als daß sie ernste Beachtung verdiente. Sie wird diese natürlich stets bei Deutschlands Feinden finden — die nichts lernen und nichts vergessen, werden eben nicht alle. Dabei konnte sich — und das ist das Bedenklichste — eine politische Partei, welche seit Jahren die Volksverhetzung und Volksvergiftung im großen Stile betreibt, erdreisten, in solch ernster Stunde zum politischen Massenstreik aufzufordern, eine Partei, die von jeher das Ansehen und das Ansehen ihres Vaterlandes dem Auslande gegenüber derart diskreditiert, daß ein Ausländer, der nur die deutsche sozialdemokratische Presse liest, sich schämen müßte, mit Deutschen zusammen zu sein. Erfreulicherweise hat sich eine energische Stimme des Widerspruchs erhoben. In würdig entschiedenem Proteste ist der Ausschuß des deutschen Arbeiterkongresses, der den Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften Deutschlands, den Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband, die Verbände der katholischen Arbeiter- und Gesellenvereine Deutschlands, den Gesamtverband der evangelischen Arbeitervereine Deutschlands und verschiedene nationale Verbände von Privat- und Staatsvertretern mit zusammen $1^1/_4$ Millionen Mitgliedern vertritt, gegen den Verrat an Volk und Vaterland, gegen das vaterlandsfeindliche und arbeiterschädigende Treiben der Sozialdemokratie aufgetreten.

Wo aber blieben die andern? Wo blieben jene, deren Hochmut an nationaler Gesinnung längst vor dem Fall gekommen ist? Vor allem aus christlichen Arbeiterkreisen hat sich der Protest erhoben, verbunden mit dem Gelöbnis, solidarisch mit allen übrigen Ständen und Volksgenossen das Ansehen und die Ehre des Vaterlandes in der Stunde der Gefahr zu verteidigen. Ein tiefes Schweigen in Erkenntnis der Selbstverschuldung. Das ist Geist vom Geiste der Konditional-Patrioten, das ist der Liberalismus in

seiner letzten Konsequenz. Und hat man nicht das stolze Gut des Nationalbewußtseins und des Nationalgefühls — ob in unverständlicher Absicht oder aus gewohnter Leerrederei — systematisch im armseligen Gewand der Phrase durchs Land geschickt? Noch mehr — hat man nicht die Volksgenossen als jeder nationalen Gesinnung bar gebrandmarkt, die in opferfreudiger Arbeit für das Vaterland gearbeitet haben, ja arbeiten **mußten**, weil ihnen vorgeschrieben ist, Gott zu geben, was Gottes ist, aber auch dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist? Und sind es nicht dieselben, die sich auch jetzt erhoben zum nationalen Proteste? Hat man nicht — und das ist eine verantwortungsreiche Gewissensfrage — jahraus, jahrein das hohe Gut der nationalen Ehre mißbraucht zu volksschädigendem Tun? Eine vergiftete und vergiftende Kunst, Pornographie und Schund, Schein-Wissenschaft und Unsittlichkeit — alles konnte sich breitmachen unter nationalem Deckmantel. Die warnend aus echt patriotischem, weil aus christlichem Sinne heraus ihre Stimme erhoben, wurden als Vaterlandsfeinde auf den Markt der Lächerlichkeit gestellt. Natürlich — sie werden auch jetzt in Entrüstung machen, unsere Patentpatrioten; die bittere Wahrheit aber bleibt ihnen nicht erspart: sie haben jetzt die Sturmernte der Windsaat. Sie haben das höchste Gut des deutschen Bürgers zur Phrase und Farce herabgesetzt — was Wunder, wenn ihnen jetzt der Uhuruf in den Ohren gellt: „Vaterland? Die dümmste Liebe ist's, sein Vaterland zu lieben!"

In ernster Stunde muß Deutschlands Bürgern das Flammenwort entgegengehalten werden, das der bayerische Mäcen, der erste Ludwig, über die Befreiungshalle gesetzt. Mehr denn je müssen jetzt die deutschen Bürger bedenken, daß sie Deutsche sind. Noch ist es Zeit; es ist nicht zu spät. Deutsche Wähler haben bald zu sprechen. Der Reichstagsabgeordnete Speck hat die Parole aufgestellt: Schutz der nationalen Arbeit! Das mag zutreffen — aber es genügt nicht. **Schutz der nationalen Ehre!** Deutsche Bürger, schützt euer deutsches Vaterland! Schutz vor dem inneren Verfall! Kein größeres Gut ist seit Jahrzehnten auf dem Spiele gestanden: möge die große Stunde ein großes Geschlecht finden!

Wo sind wir rückständig?

Zur Realschulfrage.

Von Dr. Brüning, Trier.

Im ersten Bande seines Buches: „Die deutsche Volkswirtschaft und ihre Wandlungen im letzten Vierteljahrhundert" (Volksvereinsverlag 1911) sagt Georg Neuhaus: „Die Schuld" — an der ungünstigen Beteiligung der Katholiken an den oberen sozialen Schichten — „liegt zu einem nicht geringen Teil an der katholischen Bevölkerung selbst, welche nicht selten in dem merkwürdigen Vorurteil steht, höhere Bildung und größere Wohlhabenheit gefährde die Sittlichkeit und den Glauben und sich daher dieses zum Vorwand nehmen, um sich von größeren geistigen Anstrengungen fernzuhalten." Dieser Satz hat, wenn man ihn richtig auffaßt — d. h. mit einer gewissen Einschränkung auffaßt — zweifellos manches richtige an sich. Ob aber das hier als wichtigster Grund der — nennen wir das Kind beim Namen — Inferiorität nicht gerade durch die Blume angedeutete „Trägheitsprinzip" tatsächlich der Hauptgrund dieser ist, möchte ich füglich bezweifeln. Dagegen spricht zunächst die Statistik unserer humanistischen Anstalten. Wir haben z. B. in Preußen 35.8% katholische Gymnasiasten usw. (bei 35.8% katholischer Bevölkerung), in Bayern 66.3% (bei 70.7%), in Württemberg 36.6% (bei 30.24%), in Hessen 29.5% (bei 30.84%). Auch diese haben „größere geistige Anstrengungen" durchzumachen, denen sie nicht „ferngehalten" werden. Dabei soll durchaus nicht bestritten werden, daß es Landesteile gibt, wo eine regere Beteiligung wünschenswert wäre, ein Wunsch, der jedoch wohl in erster Linie an Nationalitäts- und Vermögensfragen vorläufig scheitern wird. Anders freilich wie um die humanistischen Anstalten ist es um die realistischen Schulen bestellt: Hier läßt die Besuchsziffer der Katholiken direkt zu wünschen übrig; hier sind wir de facto „inferior". Kommt das von ungefähr? Und wo liegen eventuell die Gründe? Wir Katholiken sind durchweg außerordentlich konservativ gesinnt. Auch die reale Bildung kam und kommt noch heute weiten Kreisen, und vielfach jenen, die in nahen Beziehungen zur Kirche stehen, als etwas Neues, noch Modernes vor, als etwas, welches allerdings „Sittlichkeit und Glauben" zu gefährden in der Lage sei. Das ist natürlich ein Unsinn. An einer Realanstalt als solcher läuft der Knabe ebensowenig Gefahr, seinen Glauben zu verlieren, wie an einem humanistischen Gymnasium. Aber die Vorurteile sind alt — früher haben sie ja auch mancherorts andere Leute, auch preußische Geheimräte im Ministerium, gehabt — und sie wirken hie und da wohl noch fort. „Hie und da", sage ich — denn dort, wo man uns die Gelegenheit gibt, Realanstalten zu besuchen, werden diese Anstalten auch von Katholiken frequentiert. Das zeigt sich zunächst in der katholischen Diaspora. So sind z. B. von den katholischen Besuchern aller höheren Knabenschulen in Berlin 56.1%, in Brandenburg 63.3%, in Schleswig-Holstein 63.4% an Realanstalten; so stehen in dem überwiegend protestantischen Regierungsbezirke Mittelfranken den 793 katholischen Humanisten 822 Besucher realistischer Anstalten gegenüber; so hatte der württembergische Neckarkreis, in welchem Stuttgart liegt, vor wenigen Jahren 508 katholische Besucher gelehrter, dagegen 905 Besucher realer Schulen. So werden ferner in Bremen (1910) 20 katholische Gymnasiasten und 64 Realschüler, in Braunschweig 57 bezw. 78 gezählt; so zeigen z. B. endlich die badischen Städte Karlsruhe und Mannheim zugunsten der Realanstalten einen nach Hunderten zählenden Ueberschuß. Damit sind wir vor einem zweiten Punkt angelangt, der gerade bei dem Besuche der Realanstalten durch die Katholiken außerordentlich ins Gewicht fällt: der geographischen Lage dieser Schulen. Rein oder überwiegend katholische Städte sind hier außerordentlich im Nachteil. So hat das überwiegend katholische Westpreußen 7 Realvollanstalten in überwiegend evangelischen Städten, 1 in ebenso katholischen. Für Posen sind die entsprechenden Zahlen 2 und 2, für Schlesien 10 und 6, für Sachsen 22 und 0, für Hannover 20 und 1 (seit 1910), für Westfalen 15 und 10, für Rheinland 29 und 16. Daß solches benachteiligend für die Katholiken wirkt, liegt auf der Hand. Unsere evangelischen Landsleute sind hier im starken Vorteil; darin muß ich Ortmann (Akad. M.-Bl. 26. 4. 09) ausdrücklich widersprechen. Bis vor kurzem waren die Verhältnisse noch viel ungünstiger. In anderen Bundesstaaten ist es ähnlich. So liegen von den Realanstalten des zu 7/10 katholischen Bayerns 26 in überwiegend evangelischen, 36 in überwiegend katholischen Städten. Von den größeren Realanstalten des Donaukreises, des einzigen Kreises mit überwiegend katholischer Bevölkerung in Württemberg lagen (1909) 2 in überwiegend katholischen Städten, 7 in ebenso evangelischen; für den Jagstkreis waren die entsprechenden Zahlen 3 bzw. 7, für den Schwarzwaldkreis 2 bzw. 5; im Neckarkreis waren alle in der Mehrzahl nach evangelischen Städte belegen. Im Jahre 1900 lagen in Baden von allen (39) Realanstalten 17 in überwiegend katholischem, 22 in überwiegend evangelischem Gebiete; erst neuerdings hat sich das zugunsten der Katholiken in etwa geändert, so daß von 31 Real- und höheren Bürgerschulen 19 in katholischen Städten liegen; bezüglich der Realprogymnasien sei bemerkt, daß 4 von 7, bezüglich der Realvollanstalten, daß 11 von 23 in solchen Gemeinden belegen sind. Glänzend sind auch diese Ziffern in dem zu 61% katholischen Baden noch nicht zu nennen. Auf diese Verteilung muß man ganz gewiß Rücksicht nehmen, wenn man die Anteilziffern der Katholiken an der realen Bildung ins Auge faßt. Letztere sind allerdings nicht geeignet uns mit Befriedigung zu erfüllen. So besuchen in

Preußen	1910	die	Realgymnasien	7038	Katholiken	— 15.7%
„	„	„	Realprogymnas.	986	„	= 24.5 „
„	„	„	Oberrealschulen	5426	„	= 14.4 „
„	„	„	Realschulen	4715	„	= 14.5 „
Bayern	1907/8	„	Realgymnasien	739	„	= 38.2 „
„	„	„	Oberrealschulen	2459	„	— 53.4 „
„	„	„	Realschulen	5806	„	= 53.4 „
Württemberg	1910	„	Realg.-Schulen	599	„	= 18.2 „
„	„	„	rein realist. „	3429	„	= 20.7 „

usw. Dabei ist der Bevölkerungssatz der Katholiken in den genannten drei Ländern (1905): 35.80, 70.70 und 30.24%. Woher diese auffälligen Differenzen, welche wir bei den humanistischen Anstalten nicht finden, wenigstens nicht in diesem Maße finden? Die genannten Gründe allein können das nicht erklären; aber es gibt ihrer noch andere. Zunächst die allgemeinen: abgesehen von dem starken, die Prozentsätze drückenden Anteil der Polen an der katholischen Bevölkerung Deutschlands die Tatsache, daß die Katholiken einerseits finanziell bedeutend schlechter stehen als ihre

evangelischen Mitbürger, anderseits aber die katholischen Ehen mit bedeutend mehr Kindern gesegnet sind als die Ehen zwischen Andersgläubigen. Kurz ausgedrückt: Mehr Kinder und dabei weniger Geld. Dazu tritt ferner noch ein Umstand, der ganz besonders für die Realanstalten außerordentlich ins Gewicht fällt. Eine große Anzahl junger Leute sind aus katholischen Kreisen der höheren Schule und zwar dem Gymnasium seitens der Eltern zugeführt, weil diese hoffen, demnächst den Abiturienten das geistliche Examen ergreifen zu sehen. Dieses Ziel soll häufig unter allen Umständen erreicht werden. Wer aber keine Neigung zu diesem Berufe hat, wem insbesondere die Energie fehlt, das humanistische Studium durchzusetzen, den soll man überhaupt vom humanistischen Studium fernhalten, den soll man zum mindesten zeitig von der Schule fortnehmen; häufig wird derselbe Junge auf einer Oberrealschule oder einer 6klassigen Realschule gut fortkommen, wenn er kein Latein usw. mehr zu treiben brauchte, und sich dort eine abgeschlossene Bildung fürs Leben mitnehmen können. Aber nicht im zweiten Rang soll die Realanstalt stehen: sie hat sich eine gleichberechtigte Stellung im Staate erworben, und deshalb soll von vornherein auch der Katholik es sich überlegen, ob er nicht besser daran tut, seine Söhne auf Realanstalten zu schicken. Hier mit Rat und Tat „ohne Vorurteil und Befangenheit aufklärend und belehrend zu wirken" (cf. Ortmann, Akad. M.-Bl. v. 25. 4. 09) ist eine hohe Aufgabe unserer Geistlichen und Lehrer. Sie sollen vor allem erwägen, ob es nicht besser ist, daß ein Junge eine 6klassige berechtigte Realschule absolviert und so eine praktische Vorbildung dazu erhält, zu den produktiven Ständen überzugehen, als daß er auf einem Gymnasium oder Progymnasium sich das „Einjährige" ersitzt. Denn dazu ist das Gymnasium nicht da; es soll als Abschluß das Maturum gewähren, nicht das Einjährige, welches auch nicht Zweck und Ziel des Progymnasiums ist; dieses soll nur auf das Gymnasium vorbereiten. Dagegen bietet die Realschule eine abgerundete Bildung für den neuen Stand, der im Begriffe ist, „sich zu entwickeln; das ist der Stand nicht nur der mittleren Beamten in unserem Staatswesen, sondern auch der Beamten und Angestellten in unseren großen Betrieben, Fabriken, in unserem Handel" (Rost, Katholiken im Wirtschaftsleben). Auch hier müssen wir unseren Mann stellen, müssen ihn stellen trotz der mancherorts noch vorhandenen Schwierigkeiten. Wohin es führt, wenn wir dies Ziel außer acht lassen, hat in Nr. 336 der K. V. (49. Jahrg.) ein mitten im öffentlichen Leben stehender Geistlicher der Diözese Paderborn in interessanter Weise dargetan, indem er die westfälischen Städte Solst und Lippstadt einander gegenüberstellte: ersteres hat nur eine humanistische Anstalt und gibt seine besten Kräfte ab, bleibt rückständig trotz großer Vergangenheit; letzteres hat eine blühende Realanstalt, bildet seine besten Kräfte für Handel, Gewerbe und Industrie aus und nicht zuletzt für seinen Handel und seine Industrie, kommt voran und verfügt über einen wohlhabenden Bürgerstand. Das Allheilmittel ist die Realanstalt natürlich nicht, aber eines der besten und stärksten ist es wohl, wie auch schon der Abg. Dr. Bell (Essen) in seiner Rede auf dem Katholikentag in Breslau betont hat. Wir sollen uns mehr der Industrie zuwenden, sonst werden wir — und das würde bei der sozialen und nationalen Bedeutung der Industrie doppelt fühlbar werden — später schwer daran tragen müssen, daß wir nicht so gehandelt haben. Und daß wir es nicht tun, obgleich wir es können (cf. oben die Diasporaziffern), daran sind meines Erachtens — man nehme mir ein offenes Wort nicht übel — auch zum Teil manche Geistliche auf der Kanzel schuld. Die übertriebene Betonung von der Verachtung irdischer Güter ist etwas durchaus Unangebrachtes. Gott hat die Güter der Erde nicht dazu geschaffen, daß wir sie verachten sollen; sie sind Talente, mit denen wir schaffen müssen. Mit Recht sagt Dessauer in seiner sehr lesenswerten Broschüre „Technische Kultur?" (Kösel 1908): „Wenn wir Christus und seine Lehre hochschätzen — und das behaupten gerade jene zu tun, die sich am meisten über die „technische Kultur" unserer Zeit beklagen —, dann müssen wir unsere Zeit bejahen, dann können wir, wenn wir ehrlich sind, nicht glauben, daß sie ihre großen Werke im Gegensatz zu ihm geschaffen hat. Dann liegt an den Vertretern des Christentums die Schuld, wenn wir zurückstehen, an ihnen die Schuld, wenn sie nicht werktätig mit Hand anlegen an unserer Entwicklung. Und wehe ihnen, wenn diese Entwicklung sich nicht nur ohne sie, sondern sogar trotz ihrer vollzieht" (S. 54). Daher: Der Besuch der Realanstalten muß besser werden; das sei zum soundso vielten Male gesagt, sonst kommen wir unter die Räder.

Madonna del Sasso.

Die Wolken wandern am Himmel,
Die Berge liegen im Blau.
Viel steinerne Stufen führen
Empor zu der himmlischen Frau.

Auf trotziger Felsenhöhe,
Vergoldet vom Sonnenschein,
Am träumenden Lago Maggiore
Schaut sie in das Land hinein.

Madonna del Sasso lindert
Dem Lande viel wanderndes Weh — —
Die Abendglocken, sie läuten
Hin über den blauen See — —

Sie läuten den Tag zur Ruhe,
Der Sonne und Schatten schuf. —
Im Herzen des weilenden Wandrers
Schwingt weiter der stille Ruf — —

Eugenie Taufkirch.

Marokko.

Von Graf Vay von Vaya und zu Luskod, Erzabt von St. Martin. O. P.

I. Landschaftliches Bild.

Ist es denn der Mühe wert, sich wegen Marokkos aufzuregen? Ist Marokko all' der gegenwärtigen Streitigkeiten wert? Das ist eine Frage, welche mir bei jeder Gelegenheit nach meiner Rückkehr aus diesem fernen Reiche des Sultans vorgelegt wurde. Die allgemeinen Begriffe, welche über dieses dunkle und so lange verschlossene Land herrschen, sie sind die unbestimmtesten und unklarsten, oft sogar irrigsten. Vielleicht kommt es daher, daß gerade der Unterrichtsstoff über diesen Teil von Afrika in den Schulen immerhin ein sehr begrenzter war, auch beschränkten sich alle geographischen Bücher auf einige Allgemeinheiten, und über die Geschichte des Volkes besitzen wir kaum einige Dokumente.

Kenntnisse an Ort und Stelle zu sammeln, war durchaus nicht leicht. Dazu kommt, daß Marokko weder Eisenbahnen noch Fahrstraßen hat. Den Fremden wurde eine Reise durch das Land unbedingt untersagt, eine besondere Erlaubnis wurde nur denjenigen bewilligt, welche sich in die großen Städte begeben wollten.

Bis zur Eröffnung des Kongresses von Algeciras waren Tibet und Marokko die verschlossensten Länder, jeder Neuerung feindselig gegenüberstehend, ebenso jedweder Veränderung. Kaufleute und Fremde hielten sich in den Hafenstädten längs der Küste auf, aber das Innere, die gebirgigen Distrikte ebensowie die Steppen, blieben undurchdringlich. Wenn auch ein Vierteljahrhundert verstrichen ist seit der Zeit, wo ich eine kleine Karawane organisierte und die Grenze dieses Landes voller Geheimnisse überschritt, so ist mir doch der erste Eindruck geblieben und hat sich tief in mein Gedächtnis eingegraben.

Gewiß, es ist ein ebenso wildes, wie seltsames Land. Natur und Einwohner waren wie auf einem anderen Planeten. Alles war so uralt, so elementarisch, als wenn sich nichts seit der Schöpfung ereignet hätte.

Die Landschaft ist an vielen Orten die malerischste, die man sich nur denken kann. Wenige Gegenden sind großartiger, als die unbegrenzten Wüsten oder die Felsengebirge des Atlas. Die fruchtbaren bewässerten Ebenen sind nicht weniger reizvoll. An der Küste des Mittelländischen Meeres, sowie des Atlantischen Ozeans hat man Ausblicke von wunderbarer Schönheit.

Was die Bewohner betrifft, so sind die Berber und Araber, sowie die Mauren höchst interessant. Stark und abgehärtet, unermüdlich, und wenn es sein muß, mutig und kriegerisch. Mit nichts läßt sich ihre Mäßigkeit vergleichen, die sich mit allem begnügt und nicht das Geringste verlangt.

II. Reichtümer des Landes.

Die Reichtümer dieses wunderbaren Bodens sind sozusagen unverändert geblieben. Der Ackerbau ist heute noch ebenso primitiv wie im Mittelalter. Und die reichen Minen sind zu keiner Zeit ausgenutzt worden. Sie enthalten reichlich Gold, Silber, Kupfer und beinahe alle wertvollen Metalle. Es haben sich indessen schon Gesellschaften gebildet, deren Vorteile nicht zu verkennen sind. Die industrielle und handeltreibende Zukunft muß eine der glücklichsten werden. Außer dem Reichtum des Bodens ist die geographische Lage von unschätzbarem Werte. Am äußersten Ende des ungeheueren afrikanischen Weltteils, Europa gegenüber, von dem es nur in einer Entfernung von 15 Kilometern getrennt ist, von zwei Meeren bespült, dem Mittelländischen Meere und dem Atlantischen Ozean, welche den großen internationalen Verkehr vermitteln, wird Marokko geradezu gezwungen, einer der größten Weltmärkte zu werden.

Die neuen Länder, welche kaum erst entstanden sind, wie Nigeria, Togo, Kamerun, Kongo, alle im Süden von Marokko gelegen, werden ihm ihren Reichtum ausliefern. Eine große Straße wird dieses Land durchqueren, so daß sie direkt den Senegal erreichen und Ostafrika mit Westeuropa verbinden wird. Kolonien wie Senegal und Kamerun kommen dann in nahe Verbindung mit Spanien, Frankreich oder Deutschland.

Endlich darf man nicht vergessen, daß die Küste von Agadir fast gegenüber von Panama liegt, und daß sie unvermeidlicherweise einen der größten Seewege der Welt ermöglichen wird. Die Entfernung von Bathurst nach Pernambuco beträgt zirka 1700 Kilometer und kann in drei Tagen durch moderne Dampfschiffe zurückgelegt werden. Ebenso spricht man von einer Küstenbahn, welche das Kap Verde mit dem Kap Spartel verbinden soll und seine Fortsetzung nach Algeciras mit den europäischen Linien finden würde, ein Projekt, welches übrigens schon auf der letzten Konferenz besprochen und auf das wärmste von dem Marquis von Camaraza empfohlen wurde.

Aber welches auch die Verwirklichung dieses Planes sein sollte, und ob in der Tat eine derartige Eisenbahn gebaut werden wird, so ist es doch unzweifelhaft, daß Marokko nicht nur eines der größten Tore, sondern gleichzeitig eine Kreuzung, wie zum Beispiel Port-Said oder Singapore, für den Welthandel sein wird.

Wie fern dies alles erscheinen, wie phantastisch diese Projekte sein mögen, durch das Tempo unserer Zeit, durch die fieberhafte Tätigkeit werden sie sich schneller entwickeln, als wir ahnen. Ist es nicht der transsibirischen Eisenbahn ähnlich ergangen? Alle Welt hat bei Beginn derselben den Kopf geschüttelt. Und heute nimmt man sein Billett ohne weiteres von Paris nach Peking. In gleicher Weise wird in wenigen Jahren die Kap—Kairo-Linie eröffnet werden, und man wird Afrika der Länge nach im Schlaf- und Speisewagen durcheilen.

III. Das Volk.

Die Lage, welche uns Marokko gegenwärtig zeigt, läßt schwer seine zukünftige Entwicklung voraussehen. Alles ist in seinem primitiven Zustand geblieben, denn es ist selten ein Winkel in der Welt zu finden, welcher im Laufe der Zeit so im Rückstand geblieben ist. Wie ich schon bemerkte, gibt es weder Eisenbahnen, noch große Landstraßen, und wenn wir die Landschaft um uns betrachten, so gewinnen wir den Eindruck, als wenn die Menschheit den Boden kaum mit ihrem Fuße berührt hätte.

Der Ackerbau, wie man ihn in den Ebenen und fruchtbaren Gefilden betreibt, folgt seit undenklichen Zeiten immer noch derselben Methode. Der Pflug besteht einfach aus einem gebogenen Baumzweig, welcher kaum am Ende eine Eisenspitze hat. Oft besitzen die Stämme nicht einmal feste Güter, aber sie ernten, wo es gerade geht, sie lassen sich da und dort für kurze Zeit nieder.

Natürlich ist das Küstenland kultivierter. Eine Anzahl von Städten wurde am Ufer des Meeres errichtet, die meisten durch arabische und jüdische Flüchtlinge, welche Spanien verlassen hatten. In Tanger, Rabat, Casablanca, Makaresch gibt es überall Gettos, sehr beträchtliche jüdische Viertel. Beim ersten Anblick würde man diese Semiten für Araber halten, da sie sich nach orientalischer Sitte kleiden und den roten Fez auf dem Kopfe tragen. Aber obgleich sie sich seit Jahrhunderten hier niedergelassen haben, sprechen sie noch spanisch und sind stolz auf ihre ehemalige Herkunft und Abstammung, sogar aus Jerusalem.

Der lokale Handel dieser Häfen ist gewöhnlich in ihren Händen. Sie treiben Geschäfte mit allem, kaufen von den Eingeborenen und expedieren Rohprodukte ins Ausland. Die Städte an der Küste des Atlantischen Meeres entwickeln sich zusehends und werden auch jetzt bis zu einem gewissen Grade den Fremden geöffnet.

Fez und Marokko, sowie die Städte im Innern haben sich gegen jeden Einfluß der Europäer verschanzt. Niemand erhält das Recht, ohne spezielle Erlaubnis einzudringen. Von hohen, mit Zinnen versehenen Mauern umgeben, werden die Tore derselben heut noch bei Tag und Nacht bewacht. Aber das ist der Grund, weshalb die marokkanischen Städte ihre lokale Färbung vollständig bewahren konnten. Wenn wir durch die unendlichen Labyrinthe der gekrümmten Gäßchen wandern und uns in den Basaren aufhalten, rollen sich vor unseren Augen Szenen auf, welche kaum der Wirklichkeit zu entsprechen scheinen, sondern eher einem unerwarteten Zauberlande gleichen.

Das künstlerische Gefühl, welches wir bei allen Orientalen finden, ist besonders bei den Mauren ausgebildet. Ihre wunderbare Kleidung zeigt es uns auf den ersten Blick. Männer und Frauen stets in faltenreiche Stoffe gekleidet, erscheinen uns als ein Vorbild der klassischen Gewandung. Die Männer trennen sich weder von ihren Burnussen, noch von der langen Seidenschärpe und ihren Degen, deren Griffe reich mit kostbaren Steinen besetzt sind. Die Frauen gehen natürlich nie unverschleiert aus.

Ein Empfang an der glänzenden Pforte oder eine „Phantasie", zu Ehren des Sultans veranstaltet, ist eines der schönsten Schauspiele, welches man in unserer prosaischen Zeit darbieten kann.

Die Feder vermag sie kaum zu schildern, diese Entfaltung der farbenprächtigen Fahnen, das tolle Reiten, das Vorüberziehen aller Truppen in ihren verschiedenartigen kriegerischen Trachten und endlich diese Kampfspiele, welche uns die Tapferkeit und die ganze Wildheit des Volkes vor die Augen führen. Das sind noch Erinnerungen, glänzende Spuren der einstigen Größe der Mauren.

IV. Zukunft und Aussichten.

Indessen darf man nie vergessen, daß dieser arabische Hof und sein Kaiser gewissermaßen ein Fremder geblieben ist. Marokko war eben ein erobertes Land, sein Volk doch zu allen Zeiten unabhängig! Von der Zahl der neun Millionen, nach anderen Daten zwölf Millionen Eingeborenen haben sich wenigstens zwei Drittel niemals unterjochen lassen, sondern sich ihre Selbstherrschaft und ihre Freiheit vollkommen bewahrt. So werden wir die Tatsache verstehen, daß die Souveräne, obgleich Kaiser von Marokko, wie sie sich nennen lassen, weit davon entfernt sind, Herren ihrer Untertanen zu sein.

Die Kabylen, dieser unbändige Stamm, in allen Jahrhunderten unverändert geblieben, führen noch heute ihr wildes Leben fort, indem sie unaufhörlich in großen Banden die Wüsten durchstreifen oder hoch oben auf den Gipfeln der Felsen jede Annäherung abwehren. In Höhlen wohnend oder auf freiem Felde übernachtend, bleiben sie sich ewig treu, gehen nur ihren primitiven Instinkten nach, die zu befriedigen ihr einziger Lebenszweck ist. Und so sind diese Menschen immer gewesen. Durchblättern wir ihre Geschichte, so finden wir unter ihnen die Eroberer von Afrika, während die einheimische Rasse unantastbar blieb. Unter dem römischen Kaiserreich, welches eine bemerkenswerte Zivilisation veranlaßte, und welches solange Herr der ganzen nördlichen Küsten von Afrika war, ebenso unter Byzanz hat das Berbervolk sein umherirrendes Leben weitergeführt.

Unter den Sultanen von arabischem Ursprung sehen wir dasselbe Phänomen sich fortsetzen. Der Kaiser mag zwar von demselben Bekenntnis sein und sogar seine Abstammung vom Propheten beweisen, doch sein Volk wird sich weder vor ihm, noch vor irgend einer anderen Macht beugen, solange Afrika Afrika bleiben wird, und solange das Volk noch nach Belieben in den Wüsteneien frei herumirren kann.

Die herrschende Klasse von heute, die Araber, haben das Reich zur Zeit der Größe des Kalifats von Damaskus erobert. Es war unter der Dynastie der Omajaden gegen Ende des siebenten Jahrhunderts, als die Krieger des Orients sich der ganzen nördlichen Küste von Afrika bemächtigten. Im Jahre 711 auf dem Gipfel ihrer Macht durch den Anführer Muse angelangt, überschritten die Muselmänner unter Gebel et Tarik die Meerenge und befestigten ihre Herrschaft mehr als sieben Jahrhunderte in Spanien, deren Spuren wir noch bis zu unseren Tagen sehen.

Endlich unter Ferdinand und Isabella aus der ganzen iberischen Halbinsel vertrieben, gründeten sie das Reich

von Marokko. Diese Skizze, so kurz wie sie ist, wird doch einen klaren Begriff dieses wenig besuchten Landes und seines barbarischen Volkes geben. Denn dieses Wort verdankt seinen Ursprung diesem Volk, den Berbern.

Schrecklich wie ihr Ruf, gewinnen sie sogar bei näherer Bekanntschaft, denn sie sind mutig, stolz und ihren Familien treu ergeben. Die spanischen Missionen, welche sich seit langen Jahren um sie bemühen, sind gewöhnlich mit ihren Schülern zufrieden. Natürlich hängt alles von der ersten Erziehung und der Umgebung ab. Wenn überhaupt die Bedingungen günstiger für dieses Volk wären, könnte es sich wunderbar entwickeln.

Hoffen wir also, daß die gegenwärtigen Unruhen, welche der Anfang einer neuen Epoche zu bedeuten scheinen, sich günstig für das allgemeine Wohl gestalten. Es ist sehr zu wünschen, daß die Nationen, welche sich die Uebermacht erringen, auch ihre kulturellen Pflichten kennen lernen. Bisher haben wir nur davon gehört, welche Reichtümer dieses Land besitzt, ja wir werden auf das Genaueste davon unterrichtet, was zu gewinnen sei. Nun wäre es auch an der Zeit, zu erwägen, was die christliche Kultur diesem Volke Gutes geben könnte, einem Volke, von dem eine so große Zahl unter dem Joche der Sklaverei seufzt. Kurz, hoffen wir, daß, welches auch die Lösung der marokkanischen Frage sein wird, statt den Zustand des bedauernswerten und barbarischen Volkes zu verschlimmern, es gelingen wird, diese vernachlässigten Seelen zu retten.

Dorfpredigten.

Von P. Joh. Chrysostomus Schulte, O. M. Cap., Lektor und Doktor der Theologie, Münster i. W.

In der evangelischen Kirche ist die „Dorfpredigt" im letzten Jahrzehnt in Mode gekommen, ja sie ist geradezu zu einem Predigtproblem geworden. Gustav Frenssen hat sie populär gemacht. Seine „Dorfpredigten" haben einen ungezählten Abnehmerkreis, aber auch zahlreiche Nachahmungen gefunden. Nach den verschiedensten Seiten hin ist das Problem der „Dorfpredigt" seitdem praktisch und theoretisch behandelt worden. Der katholische Pfarrer Dr. theol. et phil. Karl Rieder, der den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" längst kein Unbekannter mehr ist, hat im vorigen Jahre im 3. Teil seines Buches „Zur innerkirchlichen Krisis des heutigen Protestantismus. Eine Orientierung über moderne Evangeliumsverkündigung" (Freiburg i. Br. 1910) die protestantische Dorfpredigt-Literatur vom pastoral-theologischen Standpunkt aus eingehend untersucht. Seinen kritischen Darlegungen und theoretischen Erörterungen hat nun Rieder kürzlich katholischerseits unter dem Titel „Frohe Botschaft in der Dorfkirche" (Freiburg, Herder 1911, 8°, XIV u. 278, M. 3, geb. in Leinwand M. 4) ein eigenes Bändchen „Dorfpredigten" folgen lassen. Wer die theoretischen Ausführungen und Ansichten Rieders über das Problem kennt, weiß von vornherein, daß es sich keineswegs um Nachbildungen protestantischer Vorbilder handelt. Die protestantische theoretische Dorfpredigt-Literatur beschäftigt sich fast ausschließlich mit der Lösung der allerdings schwierigen Frage, wie der modern denkende (liberale) Theologe auf der Landkanzel predigen soll, um den religiösen Bedürfnissen der meist noch orthodox-gläubig denkenden Zuhörer zu genügen. Rieder dagegen hat sich zum Ziele gesetzt, in aller Schlichtheit und Einfachheit dem Landvolke in durchaus positiver Weise das Evangelium zu verkünden. Die protestantischerseits geschriebenen „Dorfpredigten" passen mit wenigen Ausnahmen gar nicht auf die Dorfkanzel, sie sind „etwas für Suchende, Pfadfinder und Pfadzeiger". Die Adresse, an die diese Predigten tatsächlich gerichtet sind, ist nach dem Geständnis von Protestanten selber, „in erster Linie der neuzeitliche gebildete Mensch mit seinem Sehnen nach religiöser Weltanschauung, weniger der Bauer, den es in seinem religiösen Besitzstand vor allem zu erhalten und zu vertiefen gilt" (Hesselbacher). Zudem kommt ihnen fast durchgängig eine schöngeistige, ästhetisierende Tendenz zu; sie bedeuten eine besondere literarische Art religiös-belletristischen Kunstschaffens. Zum größten Teil sind sie darum auch in der Wirklichkeit nie auf einer Kanzel gehalten worden, sie sind sogar in der Form, in der sie vorliegen, ihrer großen Mehrzahl nach für die Dorfkanzel direkt unbrauchbar. Kein Wunder, wenn das Landvolk solchen „Dorfpredigten" keinen Geschmack abgewinnen kann, wenn ihr Leser- und Abnehmerkreis sich vielmehr durchweg aus den Ständen der Bildung und des gesellschaftlichen Ranges rekrutiert. Bei Rieder handelt es sich aber nicht um Bilder und Skizzen aus dem Landleben, in denen er bäuerliche Frömmigkeit und ländlich-kirchliches Leben gebildeten Lesern vor Augen führen will, er bietet uns vielmehr wirklich gehaltene Dorfpredigten dar, die ganz und gar für Dorfbewohner als Zuhörer berechnet sind. Dagegen mag die eingehende Beschäftigung mit der protestantischen schöngeistigen Dorfpredigtliteratur, die keineswegs zu einer übertriebenen Wertschätzung derselben geführt hat, da gerade sie die ganze Hilflosigkeit, Verworrenheit und Unsicherheit der protestantischen Theologen der Praxis mit erschreckender Offenheit dartut, dem katholischen Pfarrer erst Klarheit dar über gebracht haben, welche Aufgaben dem Dorfprediger in unseren Tagen warten. Obwohl Rieder sich ehrlich bemüht, das rastlose Arbeiten und Ringen eifriger protestantischer Theologen anzuerkennen, obwohl er mit Lob und auch mit gelegentlicher Aufforderung zur Nachahmung nicht zurückhält, wenn ihm etwas des Lobes und der Nachahmung wert erscheint, so sind doch gerade seine ruhigen Darlegungen und einfachen Feststellungen überaus geeignet, so manchen Katholiken die Augen darüber zu öffnen, wie verfehlt es ist, alles, was von anderer Seite kommt, in fast kindisch-übertriebener Weise anzustaunen, zu bewundern, zur Nachahmung zu empfehlen. Die Riederschen „Dorfpredigten" tragen in erster Linie das Gepräge echt katholischer Bodenständigkeit. „Modern" habe ich sie ganz und gar nicht gefunden. Ausgehend von dem Grundsatze, daß „Bauernpredigten keine literarischen Prunkstücke" sein können, sind sie in formeller Beziehung überaus einfach und schlicht, dafür aber auch allgemein verständlich und faßbar. „Ich habe versucht," schreibt Rieder im Vorwort (S. VIII f.), „mich mitten unter meine Zuhörer zu stellen mit all ihren Fragen und Nöten und ihnen gleichsam das Wort vom Munde abzulauschen, um sie hinaufzuführen vom Alltäglichen zum Ewigen, vom Vergänglichen zum Unvergänglichen und ihnen die ewigen Wahrheiten in ihrer ganzen Erhabenheit wie auch in ihrem tiefen Ernste vor Augen zu führen. Dorf und dörfliches Leben erscheint hier im Lichte der „Himmelssonne", um die Arbeit des Landmannes zu verklären und zu adeln."

Mit welchen Mitteln hat das Verfasser im einzelnen seine Aufgabe zu erreichen gesucht? Vor allem möchte ich auf Rieder anwenden, was dieser selber zum Unterschied von vielen anderen von den „Bauernpredigten" des altgläubigen protestantischen Pfarrers A. Eckert konstatiert hat: er ist kein Poet auf der Kanzel. Beim Inhalt der Predigten, die fast ständig auf Vorgänge des Landlebens Bezug nehmen und an sie anknüpfen, muß es dem Verfasser eine gewisse Ueberwindung gekostet haben, auf poetisch-malerische Naturschilderungen, religiös-lyrische Stimmungsbilder u. dgl. zu verzichten. Aber mit Recht meint er, solche Partien gereichten „einer Dorfpredigt mehr zum Schaden als zum Nutzen". Vor allem will er die Landleute in das Verständnis der Heiligen Schrift einführen. Ihm ist die Predigt in erster Linie Schriftauslegung. Die Sammlung besteht darum, von einigen wenigen Gelegenheitsreden abgesehen, aus lauter Homilien. Doch sind nicht nur die sonn- und festtägigen Evangelienperikopen verwendet worden. Die Texte sind den verschiedensten Büchern des Alten wie des Neuen Testaments entnommen. Sie sind den Predigten jedesmal vorangestellt. Wenn Rieder, der auf die deutsche Uebersetzung der ausgelegten Bibeltexte ein großes Gewicht legt, der Ansicht ist, keine unserer Schriftübersetzungen sei so, daß sie allen Ansprüchen gerecht werden könnte, so wird eine demnächst erscheinende neue Bibelübersetzung, an der mein Ordensgenosse P. Constantin Rösch schon seit Jahren mit unverdrossenem Eifer arbeitet, hier wohl Abhilfe schaffen.

Rieder besitzt eine schier beneidenswerte „Virtuosität" in Handhabung und Verwertung biblischer Berichte und Texte. Ein besserer Anwalt konnte der neuerdings von Bischof v. Keppler so entschieden betonten Pflege der Homilie nicht leicht erstehen. Doch beschränken sich die Ausführungen keineswegs auf eine möglichst getreue Wiedergabe und einfache Interpretation der Schriftworte. In ähnlicher Weise wie H. Mohr in seinen Sonntagslesungen (vgl. die „Allgemeine Rundschau" Nr. 21) versteht es auch Rieder in geradezu vorbildlicher Weise, an die unmittelbare Umgebung, die nächstliegenden Zeiterscheinungen und örtlichen Vorkommnisse, selbst an Tagesereignisse auf der Kanzel anzuknüpfen. Gerade das Lokalkolorit gibt den Homilien das passende Kleid, macht darum die Vorträge gleich anziehend, genuß- und lehrreich. In jedem Satz nimmt der Verfasser Rücksicht auf das Denken, Fühlen, Empfinden, Erleben, auf Sitten und Gebräuche seiner Zuhörer. Und die Zahl derselben war nur gering. Um so mehr muß man den feinen Takt bewundern, der ihn bei aller Ausmalung der religiösen Zustände seiner Landleute nicht so sehr ins Detail eingehen ließ, da dies, wie er selbst sehr wahr schreibt, „vor allem in kleineren Gemeinden ganz unmöglich ist, ohne anzustoßen und zu erbittern".

Trotz der starken lokalen Färbung, die jede Predigt der Sammlung — sie zählt im ganzen 50 Nummern — an sich trägt, kann ich mir nicht denken, daß jemand, mögen auch nicht alle Ausführungen in gleicher Weise zusagen, im großen und ganzen genommen das Buch ohne Befriedigung und Anregung beiseite legen könnte. Die Predigten sind nicht nur zum Gebrauch der Geistlichen bestimmt, sie sollen vielmehr auch dem Volke zur Sonntagslesung und zur religiösen Erbauung dienen. Möchten doch religiöse Schriften dieser Art den Gläubigen unserer Tage das werden, was beispielsweise die „Handpostille" des P. L. Goffine oder das „Leben Christi" Martins von Cochem unseren katholischen Vorfahren gewesen sind.

Helle Nacht am Meergestade.

Die Nacht so klar, das Meer so weit — —
So reich an Frieden die Einsamkeit!
Der Himmel besät mit Sternen —
O welch' unendliche Fernen — —
Nun darf ich ruh'n von des Lebens Streit.

Heut' ist besänftigt das wogende Meer,
Heut' ist auch mein Denken nicht trüb und schwer. —
Wie leuchten die Weiten des Himmels!
Fernab ist des Menschengewimmels
Nach schnöden Genüssen jagendes Heer.

Kein Hauch den Frieden der Seele bricht —
Heut bergen die fernsten Sterne sich nicht —
Vergessen ist menschliche Kleinheit —
Ich seh' in entsühnender Reinheit
Des Heilands leuchtendes Angesicht —

Franz Jos. Zlatnik.

Richtertag und Anwaltstag.

Von Dr. Edgar Schmidt, Münster i. W.

Wie gewöhnlich, so fanden auch in diesem Jahre gegen Ende der Gerichtsferien die Juristenkongresse statt. Am 12. September trat in Würzburg der Deutsche Anwaltstag zu seiner 20. Tagung und am 13. September der Deutsche Richtertag in Dresden zu seiner 2. Hauptversammlung zusammen. Mit gespanntem Interesse sah man allenthalben den Beratungen beider Kongresse entgegen, standen doch Fragen zur Erörterung, die für unsere gesamte Rechtspflege von größter Bedeutung sind.

Der **Deutsche Richtertag** trat zunächst dem schwierigen **Probleme der Stellung des Richters gegenüber dem Gesetze** näher, einem Problem, das infolge der Freirechtsbewegung und der Bestrebungen nach Modernisierung der Rechtspflege besonders akut geworden ist. Hierzu führte der Referent, Oberlandesgerichtsrat Staffel-Dresden, im wesentlichen folgendes aus: Nachdem die deutsche Theorie lange Zeit den rechtschöpferischen Charakter der richterlichen Tätigkeit verneint hatte, ist in den letzten Jahren von verschiedenen Seiten Widerspruch dagegen erhoben worden. Der gemeinsame Zug in den hierher gehörigen Theorien ist der, daß alle Rechtsanwendung sich an das lebendige Recht, wie es im Verkehr tatsächlich geübt wird, zu halten habe. Diese Lehre leidet an unverkennbarer Einseitigkeit. Die Ziele jeder gesetzlichen Regelung sind: übersichtliche Normen für das menschliche Verhalten auf dem Rechtsgebiet herzustellen, die Rechtsfolgen dieses Verhaltens voraussehbar zu machen, die Gleichheit vor dem Rechte zu sichern und aus der Menge der Mittel, die für die Erreichung der Zwecke der Rechtsordnung zur Verfügung stehen, die sachgemäßesten auszuwählen. Der Verwirklichung dieser Ziele stehen mannigfache Hindernisse entgegen. So muß denn notwendig die Gesetzgebung einen Teil der Rechtschöpfung der Rechtsanwendung überlassen. Auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts ist, soweit nicht öffentliche Interessen entgegenstehen oder die Berücksichtigung des Vertrauens im Rechtsverkehr dies ausschließt, zur Förderung der individualisierenden Rechtsprechung dem dispositiven Recht in möglichst weitem Maße Eingang zu verschaffen. Das Blankettrecht ist möglichst auszudehnen. Für das Strafrecht ist im Anschluß an den Vorentwurf der Erweiterung der Strafrahmen und der Generalisierung der Tatbestände das Wort zu reden. — In der an das Referat sich anschließenden Diskussion wurden nachstehende Leitsätze angenommen: Die richterliche Gewalt ist dem Gesetz unterworfen. Der Richter hat deshalb niemals die Befugnis, vom Gesetz abzuweichen. Die Zweifelhaftigkeit des Gesetzes berechtigt den Richter nicht, nach seinem Ermessen zu entscheiden, vielmehr ist der Zweifel durch Auslegung und zutreffendenfalls durch Analogie zu lösen. Ist ein Gesetz verschiedener Auslegung fähig, so ist der Richter ermächtigt, derjenigen Auslegung, welche dem Rechtsbewußtsein und dem Verkehrsbedürfnis am besten entspricht, den Vorzug zu geben. Eine Entscheidung dieser Art soll der Richter offen mit dieser Bevorzugung begründen. Er soll vermeiden, die wahren Gründe durch künstliche Argumentation zu verdecken.

An zweiter Stelle behandelte man in Dresden das Thema: **Bilden die gesetzgeberischen Vorarbeiten zum neuen Strafgesetzbuch** (Vorentwurf, Gegenentwurf, Kommissionsbeschlüsse) **eine geeignete Grundlage für die Neuregelung des Strafrechts?** Staatsanwalt und Privatdozent Dr. Klee-Berlin kam in seinem Referat zu dem Ergebnis, daß die gesetzgeberische Vorarbeit zum neuen Strafgesetzbuch den großen Fortschritt gebracht hat, daß sie von der Ueberschätzung der Strafe als Mittel der Verbrechensbekämpfung sich losmachte, das Strafrecht aus seiner Isolierung befreite und es mit anderen die Ursache des Verbrechens bekämpfenden Maßnahmen in nahe Fühlung brachte. Ein Mittel hierzu ist die Verwirklichung des individualistischen Prinzips, das aber von den Entwürfen nach der Seite der Strafmilderung überspannt, nach der Seite der Sicherung der Gesellschaft nicht klar und konsequent genug durchgeführt wird. Hier bleibt der Kommission und der Reichsjustizverwaltung noch Arbeit zu tun. Unter Zustimmung zu den Ausführungen des Referenten gelangte folgender Antrag zur Annahme: Der Deutsche Richtertag sieht in dem Vorentwurf im allgemeinen eine brauchbare Grundlage für die zukünftige Gestaltung des materiellen Strafrechts.

Die letzte Frage, mit der sich der Richtertag beschäftigte, betraf das Thema: **Inwiefern empfiehlt sich ein weiterer Ausbau des Gerichtsverfassungsgesetzes über die Unabhängigkeit der Richter.** Der Berichterstatter Landgerichtsdirektor Reichert-Augsburg sprach unter Zugrundelegung folgender, von dem Kongreß im wesentlichen angenommener Leitsätze: Die Unabhängigkeit des Richters ist das Fundament einer guten Rechtspflege. Unsere heutige Gerichtsverfassung bietet keine genügende Gewähr für die Unabhängigkeit der Richter. Diese erheischt, daß das Richteramt auf sein wesentliches Gebiet beschränkt und der Träger des Amtes mit einer staatsrechtlichen Stellung ausgestattet wird, die im Einklang steht mit den Aufgaben des Amtes. Hierzu ist erforderlich: Feste Anstellung aller Richter; klare Abgrenzung der richterlichen Verantwortlichkeit gegenüber der Justizverwaltung; ausreichende materielle Sicherstellung der Richter. Die gesetzliche Regelung dieser Normen obliegt dem Reichsrecht. Es empfiehlt sich die Erlassung eines deutschen Richtergesetzes.

Auf dem **Deutschen Anwaltstag**, zu dem sich über 1100 Anwälte eingefunden hatten, und dessen Verhandlungen man mit noch größerer Spannung als denen des Richtertages entgegensah, bildete den Hauptgegenstand der Beratungen die seit Jahr und Tag vieldiskutierte und für die Anwälte außerordentlich wichtige Frage: **Empfehlen sich gesetzgeberische Maßnahmen gegen eine Ueberfüllung des Anwaltstandes?** Bei dieser Frage handelte es sich in der Hauptsache um den sogenannten numerus clausus, d. h. eine zahlenmäßige Beschränkung der Zulassung zur Rechtsanwaltschaft. Es lagen dem Anwaltstage mehrere im Auftrage des Vorstandes erstattete Gutachten vor. Der erste Gutachter, Rechtsanwalt Dr. Friedländer-München, kam dabei nach eingehenden Untersuchungen zu folgendem Ergebnis: Es ist anzuerkennen, daß in einzelnen Teilen Deutschlands, vor allem aber in den meisten großen Städten, unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Zahl der vorhandenen Rechtsanwälte eine übermäßige ist. Darin liegt eine Gefahr, deren Beseitigung sehr erwünscht sein muß, sofern nur die angewandten Mittel nicht größere Gefahr mit sich bringen. Jede Einschränkung der freien Advokatur ist unbedingt zu verwerfen. Zu verwerfen ist auch jedes Prinzip, durch welches — unter Wahrung des Rechtes auf Zulassung — eine rein zahlenmäßige Begrenzung des Zuganges zur Rechtsanwaltschaft erfolgt. Die Einführung einer nach bestandener Richterprüfung zu absolvierenden weiteren Vorbereitungszeit kann weder als geeignetes Mittel zur Bekämpfung der Ueberfüllung angesehen, noch sonst — losgelöst von einer Neuregelung des gesamten Vorbildungswesens — empfohlen werden. Ohne schwere Schädigung des Standes und der Rechtspflege kann einem übermäßigen Zudrang zum Anwaltsberuf nur durch eine Reform des Vorbildungs- und Prüfungswesens, also auf dem Wege einer strengen und verfeinerten qualitativen Auslese gesteuert werden. Außerdem werden die Anwälte selbst durch eigene Arbeit alles tun müssen, um ihr gegenwärtiges Arbeitsfeld erheblich zu erweitern. Dabei muß ihnen die Gesetzgebung jedenfalls insoweit behilflich sein, als sie die unnatürlichen Schranken, welche der anwaltschaftlichen Tätigkeit teilweise gesetzt worden sind, wieder beseitigt und neue Beschränkungen nicht zuläßt. Der zweite Gutachter, Rechtsanwalt Dr. Kaßler-Halle a. S., geht von der Ueberfüllung des Anwaltstandes aus, untersucht deren Ursachen und Wirkungen, nimmt die einzelnen zur Bekämpfung der Ueberfüllung gemachten Vorschläge durch und kommt zu dem Resultat, daß es nur ein Mittel gäbe, das wirklich den Namen eines Heilmittels verdiene, das sei der numerus clausus. Wie die Ansichten der Gutachter, so gingen auch die der Referenten in dieser Frage weit auseinander. Justizrat Landsberg-Posen, der mit seiner inhaltlich wie formell gleich ausgezeichneten Rede die Partie entschied, vertrat im wesentlichen den von Friedländer dargelegten Standpunkt. Er erachtete eine wirtschaftliche Notlage vieler Anwälte für gegeben und meinte, hier müsse der Gesetzgeber mit Hilfe einer standesgemäßen Gebührenordnung, Simultanzulassung und Freizügigkeit im ganzen Reiche eingreifen. Der numerus clausus aber sei ein durchaus verfehltes Mittel und vor allem ein Eingriff in die geheiligte Errungenschaft der freien

Advokatur. Der Korreferent, Rechtsanwalt Dr. Fuchs-Leipzig, der im allgemeinen mit Kasslers Darlegungen übereinstimmte, suchte in zweistündigen Ausführungen den numerus clausus zu retten und bemühte sich, zu zeigen, daß der Ueberfüllung und dem Niedergang des Anwaltstandes, die er für nachgewiesen hielt, nur durch Einführung des numerus wirksam gesteuert werden könne. Nach dreistündiger Diskussion nahm man dann mit 619 gegen 244 Stimmen folgenden Antrag an: Der 20. Deutsche Anwaltstag sieht in der Freiheit der Rechtsanwaltschaft die sicherste Gewähr für ihre Tüchtigkeit und Unabhängigkeit und hält alle vorgeschlagenen Maßregeln, welche einer etwaigen Ueberfüllung des Anwaltstandes dadurch vorbeugen wollen, daß sie die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft in irgend einer Weise mehr als bisher beschränken, für unnötig und im Interesse der Rechtspflege und des Standes für schädlich.

Man wird diese Ablehnung des numerus clausus mit lebhafter Befriedigung begrüßen dürfen. Man muß nämlich erwägen: die Rechtsanwaltschaft ist ein unentbehrlicher Faktor im Gesamtorganismus unserer Rechtspflege. Deshalb ist auch zu einer gesunden Rechtspflege ein gesunder Anwaltsstand und eine gesunde Entwicklung desselben erforderlich. In gesunden Bahnen bewegt sich die Entwicklung eines Standes aber nur dann, wenn sie auf die (nach Möglichkeit immer größere) Ertüchtigung des Standes abzielt. Die Frage ist hier also die: ist der numerus clausus ein hierzu geeignetes Mittel? Und diese Frage muß man verneinen. Denn wenn der numerus clausus vielleicht auch mannigfache Vorteile materieller wie ideeller Art im Gefolge haben würde, ein wirklicher, ein ganzer Schritt auf dem Wege zu möglichster Ertüchtigung des Anwaltstandes würde er nicht sein. Denn der numerus ist nur eine Wartezeit, er läßt Tüchtige und Untüchtige durch die Pforte, er bekämpft nur die Zahl, nicht aber den Unwert der Andrängenden. Und deshalb hat man den numerus in Würzburg mit Recht als untaugliches Mittel verworfen.

Der zweite und letzte Beratungsgegenstand war die Frage nach der **Vorbildung der Juristen**. Ueber dieses gegenwärtig zwar vielerörterte, aber in vollem Umfange noch nicht spruchreife Problem referierten die Rechtsanwälte Magnus-Berlin und Meisner-Würzburg. Die von ihnen ausgearbeiteten zahlreichen Thesen wurden zum Teil in eine Kommission verwiesen. Angenommen wurden folgende: 1. Klagen über mangelhafte Ausbildung der Juristen entbehren zwar nicht jeder Begründung, sind aber übertrieben. Infolge der technischen Fortschritte, der Umwälzung der wirtschaftlichen Verhältnisse und der dadurch herbeigeführten Interessenzuspitzung sind die Aufgaben der Juristen ungleich schwerer geworden. Immerhin ist ein Bedürfnis nach einer Besserung der Ausbildung anzuerkennen, jedoch mit der Maßgabe, daß zu grundlegenden Umwälzungen kein Anlaß besteht. 2. Die beste Vorbildung für den Richter ist eine erfolgreiche Anwaltstätigkeit; es ist daher zu erstreben, daß Richter mehr wie bisher aus den Kreisen der Anwaltschaft entnommen werden. 3. Häufiger als bisher sollen Rechtslehrer dem Kreise der bewährten Praktiker entnommen werden, häufiger als bisher sollen Professoren als Praktiker tätig sein.

Große gesetzgeberische Probleme waren es, die Richter und Anwälte zum Gegenstand ihrer Tagungen gemacht hatten. Beide Verhandlungen waren ausgezeichnet durch unabhängige Gesinnung und ideale Auffassung. Beide Beratungen zeigten, daß Richter und Anwälte, auch wenn sie ihren eigenen Interessen nach besten Kräften förderlich zu sein sich bemühen, den Blick für das gemeinsame geistige Band, welches alle juristischen Berufsstände umschlingt, nicht verloren haben, daß Richter und Anwälte von dem lebhaften Streben erfüllt sind, die deutsche Rechtspflege zu fördern.

Luthers Werden in der jüngsten Beleuchtung.

Von

Dr. phil. et theol. J. B. Aufhauser, Privatdozent, München.

Nur noch wenige Jahre trennen uns von der vierten Säkularerinnerung an Luthers Thesenanschlag an der Schloßkirche zu Wittenberg: eine Gelegenheit, günstig genug, um das Bild des Urhebers der deutschen Kirchenspaltung im Lichte der modernen Geschichtsforschung der Gegenwart vor Augen zu führen. Erst vor wenigen Jahren hatte die katholische Geschichtsschreibung eine umfangreiche Darstellung von Luther und Luthertum aus der Feder des leider allzu früh verstorbenen P. H. **Denifle** O. Pr. erhalten. Er konnte zum ersten Male den Kommentar zum Römerbrief, die für die Entwicklung Luthers ungemein wichtigen Vorlesungen an der Universität Wittenberg vom April 1515 bis September oder Oktober 1516, für seine Schilderung benutzen. Heuer ward uns der erste Band einer neuen, großangelegten, tiefgründigen Lutherbiographie beschieden aus der Hand des durch seine „Geschichte Roms und der Päpste" rühmlich bekannten **H. Grisar** S. J.[1]) War für Denifle vor allem der Vergleich der Lehren Luthers mit denen der mittelalterlichen Theologie der Maßstab zur Bewertung seiner Persönlichkeit, so ist es Grisar in erster Linie zu tun um „eine historische und psychologische Charakteristik der in vieler Hinsicht immer noch so rätselhaften Person Luthers, eine eingehende Zeichnung Luthers nach seiner äußeren und inneren Seite, die an dem Faden der Geschichte seines Lebens und seiner Tätigkeit von den frühen Jahren bis zum Tode entworfen werden sollte. Die innere Seite, der Geistesgang und die Seelengeschichte traten dabei in den Vordergrund." (S. V.) Der Verfasser hat es in meisterhafter Weise verstanden, seinem Ziele, eine **Psychologie Luthers in Verbindung mit seiner Geschichte zu schreiben**, möglichst nahe zu kommen. Aus den eigenen Worten Luthers gewinnt der Leser ein ruhiges, objektives Bild des gewaltigen Mannes, ein sicheres, unmittelbares, naturwahres Verständnis seines allmählichen Entwicklungsganges, das nicht getrübt ist durch maßlose Reflexionen oder verletzende Urteile des Verfassers. Der ganze Luther in seiner vollen Kraft und der naturwüchsigen Wucht seiner Sprache tritt uns vor Augen.

Bereits bei dem entscheidenden Schritte des jungen Luther, dem Eintritt ins Kloster, spielten neben der Strenge seiner Eltern vor allem geheimnisvolle „Schrecken vom Himmel" eine verhängnisvolle Rolle. Es war jedoch dem jungen Mönche ernst mit dem Vorsatz, durch Verzicht auf die Freiheit der akademischen Jahre nunmehr den Frieden seiner Seele zu finden. Seine psychologische Angstveranlagung, beständige Traurigkeit und Niedergeschlagenheit, düstere Vorstellung von Gott und scheue Furcht vor Gottesgericht, trübe Gedanken über die Vorherbestimmung, Versuchungen der Verzweiflung an seinem Heile und der Lästerung Gottes, krankhafte Selbstquälereien, wie sie bei seiner Primiz und sonst des öfteren zu Tage traten, stellten an seine Willenskraft starke Anforderungen. Doch er war bestrebt, als observanter Mönch zu leben und seine Regel zu erfüllen. Freilich statt sich in Demut und Gehorsam leiten zu lassen, lebte er sich in seine „eigenen Wege" hinein.

Das Vertrauen seiner Oberen berief ihn als Magister der Philosophie an die Universität Wittenberg. Noch stand er auf kirchlichem Standpunkt; doch wußte er eine stark selbstbewußte und verwegene Sprache zu führen. Im Observantenstreit wurde er wegen seines „kühnen, kräftigen Widerspruchsgeistes" als Vertreter der observanten Klöster nach Rom gesandt. Sein zu Uebertreibungen stark geneigtes, streitbares Naturell ließ ihm die dortigen Mißstände in noch grellerem Lichte erscheinen, als die Wirklichkeit verlangte. Die unheilvollen Zustände in der gesamten damaligen Kirche hatten freilich Zündstoff in Fülle aufgehäuft. „Wäre damals ein Heiliger gleich St. Bernhard, auf den einst die mittelalterliche Welt lauschte, aufgestanden, mit Wort und Schrift in Gottes Macht, wie es der neuen Zeit entsprach, wer könnte sagen, wie sich der Zug der Zeit gestaltet hätte! So aber kam Luther, und er war der Mann mit jener furchtbar mächtigen Stimme, die alle Sturmelemente zu seinem Dienste aufrief, und der mit einem nie in der Weltgeschichte gesehenen Riesentrotze einen ungeheueren Erfolg an die Fahne seiner Erhebung zu ketten verstanden hat." (S. 42). Der durch Talent und Beredsamkeit angesehene Lehrer wußte durch sein glühendes Gefühl, durch Geist und Phantasie, durch die ganz seltene Fülle von Talent, gepaart mit ausdauerndem Studieneifer — einer Anlage, mit der er mächtigen Einfluß auf seine Umgebung ausüben mußte — aus Rom zurückgekehrt, einen scharfen Kampf gegen die Selbstgerechtigkeit der Observanten, deren Partei er nunmehr selbst den Rücken gekehrt, zu eröffnen. Es ist Grisars Verdienst, gerade diese Fehde gegen die Observanten und ihre wohl vielfach übertriebene Werkheiligkeit als wahren Ausgangspunkt der Lehre Luthers ins rechte Licht gerückt zu haben. „Die richtigen Frommen, die vom Geiste sich leiten lassen, kümmern sich, einmal eingeführt in solche Mittel der Zucht (Uebung vieler guten Werke, wie Fasten, Wachen, Beten, Arbeiten, barmherzige Dienste, Untertänigkeit, Gehorsam), gar nicht mehr besonders viel um dieselben. Sie bieten sich vielmehr Gott an, bereit für alle Werke, zu denen er sie berufen will, und durch viele Leiden und Verdemütigungen werden sie geführt, ohne zu wissen, wohin sie geführt werden." (Luthers Werke, Weimarer Ausgabe 1, S. 73, bei Grisar S. 63). Der ungemein schwer faßbare Ideenschatz Augustins wurde dem jungen Lehrer, der zudem nicht allzu tiefer philosophischer und theologischer Vorbildung sich rühmen konnte, und überdies von der occamistischen Schule stark beeinflußt war, die Fundgrube seiner Ideen. Dazu drohten die gefährlichen Klippen falscher Mystik, an denen schon manch erleuchteter Geist jähen Schiffbruch erlitten hat. Durch einseitige Vertiefung in die Schriften Taulers und die „Theologia deutsch" — die übrigen gottinnigen Schriften der Blütezeit mittelalterlicher Mystik blieben ihm ebenso verschlossen wie die Werke des klaren und größten Geistes des Mittelalters, des Thomas von Aquin, war die Gefahr nur

[1]) Luther von H. Grisar S. J. Drei Bände. Erster Band: Luthers Werden, Grundlegung der Spaltung bis 1530. Freiburg i. Br. 1911. Zweite unveränderte Auflage. Viertes bis sechstes Tausend. Lex. 8⁰. XXXVI und 656 S. M 12.—, geb. M 13.60.

erhöht. In dieser Zeit des inneren Sturmes und Dranges versuchte sich der junge Exeget am Römerbrief. Die Tiefe der Gedanken, der Reichtum der Geheimnisse und die Schwierigkeit der Probleme boten für einen Charakter von der impulsiven Kraft und Eigenart Luthers Anlaß genug, auch hier eigene Wege zu gehen. So ist denn der Kommentar zum Römerbrief die Haupturkunde für das Verständnis des werdenden Luther, die erste Konsolidierung seiner häretischen Meinungen von der imputativen Gerechtigkeit, von der Gleichstellung der Erbsünde mit der Begierlichkeit, der Unmöglichkeit, das Gesetz zu erfüllen von der völligen Unfreiheit des Menschen und seiner absoluten Prädestination zu Himmel oder Hölle. Dies bedeutet den Endpunkt der ersten von Luther durchlaufenen Entwicklung. (1515—16.) Das zweite Stadium (1517—18) endet mit der wesentlichen Entwicklung der neuen Dogmatik. Als abschließendes Element war die Lehre von der absoluten persönlichen Heilsgewißheit durch den Fiduzialglauben hinzugetreten. Damit waren die Bahnen der bisherigen Kirchenlehre endgültig verlassen.

Die neue Lehre konnte und wollte natürlich nicht verborgen bleiben. Es begannen die ersten Verhöre und Disputationen. Die Abfallbewegung erhielt fördernde Bundesgenossen im Humanismus und Adel. Bann und Acht vermochten keinen Einhalt zu gebieten. Die ersten Gegenkirchen machten Luther nicht wenig zu schaffen, nicht minder die sozialpolitischen Folgerungen der Glaubensneuerung, die im Bauernkrieg sich kund gaben. Der Reichstag in Augsburg vermochte in seinen Verhandlungen kein greifbares fruchtbringendes Resultat zu zeitigen.

Es wäre verlockend, den anziehenden Darstellungen Grisars von dem werdenden Abfall noch näher zu folgen. Der Raum verbietet dies hier. Wie im ersten Teil die Würdigung des Kommentars zum Römerbrief als religiöses und wissenschaftliches Werk ein Meisterstück für sich bildet, so sind hier die Bilder: Pirkheimer und Dürer als Parteigänger Luthers, der Aufenthalt auf der Wartburg, die vornehm ruhigen Ausführungen über die Heirat, Luther und Erasmus im Streit, tiefempfundene Schilderungen, die stets aufs neue den Leser anziehen. Bei der Lektüre dieses monumentalen Werkes, das dank seiner völlig neuen Gesichtspunkte und der ungemein anziehenden Gestaltungsgabe des Verfassers in Wahrheit aere perennius werden wird, verspüren wir in etwa das große Wehen jener Zeit, das tiefe Sehnen jener Tage nach echter Reform. Ungemein reizvoll wirkt es, diese Stimmungen auszukosten in Tagen, in denen dieser Ruf aufs neue erschallt. Allen wird die psychologisch fein herausgearbeitete, aus dem Mosaik der Detailforschung zum mächtigen Gesamtbild des gewaltigen Renaissance-Menschen sich gestaltende Schilderung Luthers einen tiefen Eindruck hinterlassen, ich sage mit Bedacht allen Lesern. Leitet doch den Verfasser der „unentwegte Grundsatz, daß bei geschichtlichen Studien niemals die religiöse Ueberzeugung des Schriftstellers irgendwie den Einfluß haben darf, die unbeugsamen Tatsachen der Vergangenheit zu verschieben, den Quellen nicht vollauf gerecht zu werden oder wirklich historische Folgerungen kleinherzig zu verleugnen" (S. VIII). Manche Legende „hüben und drüben" muß deshalb fallen; doch nie begegnet uns ein verletzendes Urteil; der anerkennenden Worte der wirklichen Größe der Persönlichkeit, die den gewaltig nachwirkenden Einfluß auf die europäische Kulturwelt ausgeübt hat, ließen sich hingegen genug anführen. So dürfen alle von dem Verfasser, dessen sehnlichster Wunsch es ist, daß zwischen den Konfessionen Achtung und Liebe wachsen möge (S. XII), mit Ruhe die noch folgenden beiden Bände erwarten. Der berechtigten Spannung und des aufrichtigen Dankes darf er bei der ungemein günstigen Aufnahme des ersten Bandes auch weiterhin sicher sein.

Wahres und Falsches im Monismus.

Von Otto Cohausz S. J.

II. Kritik des Monismus. (Schluß.)

Nicht leugnen läßt es sich, daß manche Vertreter des Monismus sich Verdienste um die Wissenschaft erwarben. Dem krassen Materialismus des vorigen Jahrhunderts traten sie wirkungsvoll entgegen, dem reinen Zufall entgegen forderten sie wieder eine einigende und ordnende Macht, der Zersplitterung in Atome gegenüber betonten sie wieder die großen Harmonien der Natur, einem progressus in infinitum zum Trotz stellten sie wiederum mit Recht den einen Grundsatz in den Vordergrund, daß alles im letzten Grunde auf eine Ursache zurückzuführen sei — aber der Monismus als solcher weist doch so viele schlechte Seiten auf, daß er bei allen tiefer Blickenden seinen Kredit verlor.

Einheit will der Monismus in das menschliche Denken und Wollen bringen. Aber tut das die christliche Weltanschauung nicht? Führt sie nicht alles auf einen Urgrund, auf ein Endziel, nämlich Gott zurück? Reiht sich nach ihrer Philosophie und Dogmatik nicht der ganze Kreis der Geschöpfe um den ewigen Schöpfer wie der Gestirne Chor um die eine Sonne, und ist das keine Einheit und keine Harmonie? Alles von dem einen Gott kommend, alles von dem einen Gott gelenkt nach ewigem Plan, alles auf den einen Gott hinstrebend zu seiner Ehre, — das ist eine solche Einheit, ein solcher Zusammenklang aller geschaffenen Wesen, wie er treffender nicht gedacht werden kann.

Aber dem Monismus genügt diese Einheit nicht — es soll die Mannigfaltigkeit nicht nur auf eine Ursache zurückgeführt und nach einem Gesetz zur Harmonie verbunden, nein, sie soll ganz aufgehoben werden, es soll alles zu einem Urwesen werden. Der Menschengeist ruht nicht eher, sagt man uns, bis er alle Gegensätze überbrückt hat und eine Substanz, einen Weltgrund findet, in dem alle Gegensätzlichkeit aufhört.

Aber der menschliche Geist will doch die Wahrheit erfassen, d. h. die Wirklichkeit, wie sie ist, er wird doch nicht vorhandene Gegensätzlichkeiten im Streben nach höherer Einheit einfach leugnen dürfen? Der Menschengeist soll die in der Welt vorhandene Einheit erfassen, ablesen, aber doch nicht eine Einheit hineintragen, die nicht vorhanden ist.

Nun sehen wir aber klar, daß es in der Schöpfung gänzlich voneinander verschiedene Wesen gibt: es begegnen uns lebende und leblose Wesen, bewußte und unbewußte, materielle und geistige, wie jede gesunde Philosophie dartut. Diese Gegensätze finden ihre letzte Erklärung wohl in einer von ihnen verschiedenen unerschaffenen Wirkursache — Gott —, keineswegs aber in einer mit ihnen identischen Ursubstanz —; denn, ist diese Ursubstanz Geist, kann sie nie zur Materie werden —, ist sie Materie, kann sie nie die geistigen Kräfte hervorbringen —, ist sie Geist und Materie zugleich, so geht sie an innerem Widerspruch zugrunde. (Vergl. Lehman, Lehrbuch der Philosophie, II. Band.)

Ueber die Einheit, wie der Theismus sie bietet, kommt man nicht hinaus. Ist es nötig? Der Menschengeist soll doch nicht Einheiten gewaltsam schaffen, sondern nur die in der Welt vorhandenen aufdecken! Wer wollte denn auch die einheitliche Leitung einer Schlacht dadurch letztlich erklären, daß er alle bei dem Kampf beteiligten Faktoren: Soldaten, Offiziere, Pferde, Kanonen usw. zu einem und demselben Wesen stempelt? Genügt zur Erklärung der Einheit nicht die einheitliche obere Leitung? Und zur Erklärung der Einheit in der Welt sollte diese nicht ausreichen?

Wie wenig das Unterfangen des Monismus, den Schöpfer zu leugnen und alles auf eine letzte Einheit im All zurückzuführen möglich ist, zeigt ja auch die Geschichte des Monismus selbst. Zuerst suchte man das Monon in kraftlosen Atomen —, sie versagten; man ging sodann zu kraftbegabten Atomen über —, sie genügten nicht; man wandte sich dem energetischen Monismus zu —, sein Gründer Ostwald selbst mußte ihn rektifizieren; man lenkte die Spekulation auf spirituelle Monaden — sie konnten die Einheit auch nicht erklären; man ging zum singularistischen Monismus über, zum System eines Spinoza —, es ward bald abgetan; zu dem eines Hegel —, es fiel in Ungnade; man rief den psychophysischen Monismus zu Hilfe —, er war ad acta gelegt, und so kam man schließlich beim erkenntnistheoretischen Monismus an, der das ganze Weltbild auf subjektive Eindrücke zurückführt und es so im Grunde zu einer Fiktion umwertet.

So hat man auf allen gangbaren Wegen das Monon zu entdecken gesucht, gefunden hat man es nicht; überall stieß man auf Hindernisse. Und wenn nun so viele, hie und da so bedeutende Geister sich umsonst abmühten, den Dualismus zu überwinden, sollte das nicht schon ein Beweis sein, daß man mit dem Monismus Unmögliches anstrebt, daß sich der Dualismus überhaupt nicht überwinden läßt, daß wir neben der Welt einen Schöpfer, neben dem Körper einen Geist anzunehmen haben?

Und noch sprach ich nicht von den vielen anderen Labyrinthen, in die der Monismus gerät. Denn, wenn es nur ein Wesen gibt, wie kommt es, daß die ganze Menschheit stets neben dem „All" noch eine überweltliche Gottheit annahm, zu ihr betete, ihr opferte? Wenn es nur ein Wesen gibt, wie kommt es, daß dieses eine Wesen sich zu so schreienden Disharmonien, wie wir sie im Einzel- und Gesamtleben wahrnehmen, entwickelt?" Und wenn es nur ein Wesen, dieses All gibt, wo bleibt dann der freie Wille und wo dann die gesamte Ethik und Rechtspflege, wo die Pflicht? Alles Rätsel, die der Monismus nicht lösen kann. (Vergl. m. Schrift „Der neue Gott", Würzburg, Göbel & Scherer.)

Nehmen wir noch dazu, daß der Monismus mit allen Gottesbeweisen in Konflikt gerät, daß er alle wahre Religion zerstört — so sehr er das auch abzuleugnen sich bemüht, daß er aller Sittlichkeit und Rechtspflege mit der Leugnung des freien Willens den Boden entzieht, so können wir in dem System — von anderen Gründen abgesehen — nicht das erblicken, was seine Anhänger in ihm erschauen; ein Hinauswachsen über das Christentum und die Weltanschauung der Zukunft — wir sehen im Monismus nur eine jener Wolkengebilde, die am Morgen kommen und ein wenig das Kreuz Christi überschatten, am Abend aber wieder schwinden, indes Christi Bild vom Abendgold umflossen um so heller strahlt. Einen Einheitsgrund erkennen auch wir in der Gesamtwelt, aber keinen andern als den, von dem ein hl. Paulus sagt: quoniam ex ipso et per ipsum et in ipso sunt omnia; ipsi gloria in saecula. Amen. Röm. (11, 36.)

Kaiserin Augusta, die Samariterin auf dem Throne.

Von Rektor C. Ommerborn.[1])

Ein Säkulum ist im Fluge der Zeit am 30. September d. J. dahingerauscht, seit Augusta, die nachmalige erste Kaiserin des wiedergeeinten Deutschen Reiches, als Weimarische Prinzessin das Licht der Welt erblickte. Ihr Großvater Karl August hatte noch im Kampfe gegen Napoleon I. gestanden, indem er sich in dem zu Erfurt mit Preußen abgeschlossenen Vertrag verpflichtete, im Kampfe gegen Napoleon den Oberbefehl über die thüringischen Truppen zu führen. Er vermochte aber nach dem traurigen Ausgang der Schlachten von Jena und Auerstädt gegenüber der Uebermacht Napoleons nichts mehr auszurichten, mußte es vielmehr geschehen lassen, daß französische Soldaten plündernd in sein Schloß einfielen. Maria Paulowna, die Mutter Augustas, die seit 1804 mit Karl Friedrich, dem Erbprinzen von Sachsen-Weimar, vermählt war, zählte zur Zeit der Freiheitskriege zu jenen Fürstinnen, die zuerst zur Gründung Vaterländischer Frauenvereine schritten, um die Schrecknisse der völkermordenden Schlachten zu mildern. Als Maria Paulowna als russische Großfürstin ihre nordische Heimat verlassen hatte, um nach Thüringens Fluren zu übersiedeln, war ihre Mutter mit den ahnungsschweren Worten von ihr geschieden:

„Du mußt Deinem Lande Gutes tun, weil es Deine fürstliche Pflicht ist, weil Gott Dich in diesen Pflichtkreis stellte und Dir reiche Mittel dazu gab!" —

Das helleuchtende Vorbild Maria Paulownas entzündete denn auch in ihrer Tochter Augusta jenes Feuer christlicher Nächstenliebe, das diese dereinst, als sie vom Lenker der Geschicke zur Königin und Kaiserin berufen wurde, vollauf befähigte, ihrem Volke eine wahre Landesmutter zu werden.

Wenn Goethe in seinem Verkehr mit Augusta den mütterlichen Einfluß vor allem durch den Grundsatz: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!" befestigte, so verdient nicht zuletzt noch betont zu werden, daß eine unbegrenzte Verehrung Augustas zu ihrer Ahnfrau, der hl. Elisabeth, die reichen Blütentriebe ihres Herzens zur harmonischen Entfaltung brachte. Und als Augusta dann am Tage ihrer Einsegnung in Weimar das Wort vernahm:

„Wo auch dereinst Ihr Wirkungskreis sei, immer mögen Sie sich bemühen, Tränen zu stillen, Wunden zu heilen, Kummer zu lindern und frohe und glückliche Menschen zu machen!"

da mutete es sie an wie das Zukunftsprogramm ihres Lebens. Fürwahr, ihrem Jugendideal ist Augusta bis ins hohe Greisenalter treu geblieben. Ihr Wahlspruch bildete ihren letzten Seufzer: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an im Gebet!" Was sie alles getan hat, um Tränen zu stillen und Wunden zu heilen, ist hinreichend, um ihr für alle Zeiten eine der ersten Stellen in der Geschichte edelmütiger deutscher Frauen zu sichern.

Neben der rührenden Sorgfalt, die Augusta als Prinzessin von Preußen der Erziehung ihrer beiden Kinder, dem späteren Kaiser Friedrich und ihrer Tochter, der edlen Großherzogin Luise von Baden gewidmet hat, schreitet mit ihr als beständige Begleiterin durch ihr ganzes Leben die Liebe zu den Bedrängten und Notleidenden. In einem Briefe aus jenen Tagen setzt der Dichter Emanuel Geibel dem Erziehungstalente Augustas nachstehendes Denkmal: „Die weise Erziehung, die ihm (Friedrich) zuteil wird, deren erster Grundsatz es ist, daß er nicht in fürstlicher Absonderung, sondern menschlich mit Menschen aufwachse, läßt erwarten, daß er ein Schmuck des Thrones sein werde." In der Tat, wenn der edelmütige Dulder auf dem dornenumrankten Kaiserthrone seinem Sohne Wilhelm, unserem erhabenen Kaiser, das unvergleichliche Wort hinterließ: „Lerne leiden, ohne zu klagen!" so eröffnet dieser Ausspruch des sterbenden Hohenzollers einen tiefen Einblick in das Herzensvermächtnis seiner geliebten Mutter.

Ein weites Feld werktätiger Liebe tut sich erst vor unserem Auge auf, wenn wir bei der 100. Wiederkehr ihres Geburtstages in dankbarer Anerkennung gedenken all der Anstalten, denen Augusta eine mütterliche Helferin geworden ist. Eine übergroße Zahl von Erziehungs- und Rettungshäusern, Klöstern und Hospitälern, gemeinnützigen Veranstaltungen aller Art verdanken der Königin und Kaiserin Augusta Schutz und tatkräftige Unterstützung. Wie reich war nicht der Segen, der sich allein im Rheinland, mit dem sie seit dem unvergeßlichen 17. März 1851, da ihr Gemahl Prinz Wilhelm von Preußen als Militärgouverneur von Rheinland und Westfalen mit seiner Familie nach Koblenz übersiedelte, aufs innigste verbunden war, an ihre Schritte heftete! Philippus Krementz, der damals im ehemaligen kurfürstlichen Schloß in Koblenz als Gast so gern gesehene Pfarrer von St. Castor, schildert in seinem als Kölner Erzbischof im „Kirchlichen Anzeiger" vom 8. Januar 1890 veröffentlichten Trauererlaß das reichgestaltete Liebeswerk Augustas berufenermaßen wie folgt:

„Sie war eine edle heldenmütige Frau, von der hohen Aufgabe ihres hohen Berufes in innerster Seele durchdrungen, ein Vorbild treuer Pflichterfüllung bis zum letzten Lebenshauche, voll Wohlwollen gegen alle, besonders aber den Armen und Notleidenden von Herzen zugetan. Gern verkehrte sie mit ihnen und gedachte ihrer in christlicher tätiger Anteilnahme. So zahlreich auch die Ansprüche kamen, sie wurde nicht überdrüssig und half, soweit sie konnte, mit freigebiger Hand. Fortwährend besuchte sie die Armen- und Krankenhäuser, nahm sich der Waisen und Verwahrlosten an und begleitete alle Anstalten der christlichen Barmherzigkeit mit ihrer Liebe und Sorge. Den Ordensgenossenschaften, welche aus Liebe zum Herrn ihre Kräfte dem Dienste der Notleidenden weihen, war sie eine teilnehmende Freundin, Beraterin und Helferin und weilte gern in ihrer Mitte. Ihrer Stellung als Fürstin glaubte sie neben ihrer barmherzigen Wirksamkeit am besten dadurch gerecht zu werden, daß sie stets darauf bedacht war, den Frieden zu fördern, Streitigkeiten und Bitterkeit aus den Kreisen, welchen sie nahetreten konnte, fernzuhalten. Besonders lag ihr der konfessionelle Friede am Herzen. Es tat ihr wehe, wenn jemand in religiöser Beziehung sich verletzt fühlte. Gern suchte sie zu beruhigen, zu versöhnen, auszugleichen, und wo dieses nicht möglich war, nach Kräften Härten zu mildern und traurige Folgen zu beseitigen oder zu verringern. Wie ein freundliches Licht erschien sie in trüben Tagen."

Welch eine stumme und doch so beredte Sprache redeten nicht erst die unzähligen Trauerschleifen auf den letzten Liebeszeichen, die im Januar 1890 in der Orangerie des königlichen Schlosses in Charlottenburg ausgebreitet worden waren! Nicht ohne Wehmut vermochte man dort zu lesen: „Der Priesterin edler Menschenliebe", gewidmet vom „Augusta-Hospital"; oder „Unserer durchlauchtigsten Kaiserin Augusta in Dankbarkeit und Ehrfurcht" von den barmherzigen Schwestern des St. Hedwig-Krankenhauses in Berlin; weiter die Namen: „Katholisches Waisenhaus Ehrenbreitstein", „Oberin und Schwestern des Mutterhauses in Metz", „Generaloberin des Hospitals in Trier", „Verein zur Speisung armer Kinder und Notleidender", „Verein zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger", „Militärärztliche Bildungsanstalten", „Deutscher Samariter-Verein in Kiel" u.s.f.

Das Geheimnis ihres seltenen Dranges nach Betätigung christlicher Barmherzigkeit sowohl, als auch ihres Heroismus in der Ertragung eigenen Schmerzes und Kummers lag eben in einem tiefreligiösen Zuge ihres Herzens. Einen rührenden Beweis hierfür können wir in nachstehendem Ausspruche aus ihrem Munde finden:

„Hat doch die Leidensschule Christi 4 Klassen:
die erste mit der Unterwerfung: ‚ich muß leiden',
die zweite mit dem Entschluß: ‚ich will leiden',
die dritte mit der Erfahrung: ‚ich kann leiden',
die vierte mit dem Danke: ‚ich darf leiden';
Gott gebe mir die Kraft, daß ich in die oberste Klasse eintreten darf!"

Wer etwa denken sollte, die Königskrone und der Kaiserpurpur ließen kein Leid an ihre Träger herankommen, dem pflegte Augusta in stiller Resignation zu antworten:

„Kronen schützen nicht vor Tränen;
aber sie verbergen sie." — —

Unverwelkliche Lorbeeren für die Ewigkeit erwarb sich Augusta weiterhin auf dem Felde der Ehre, als es wiederum wie einst in den Freiheitskriegen galt, gegen einen Napoleon zu kämpfen. Nachdem unter den Nationen das „Genfer Uebereinkommen" abgeschlossen war: die Pflege der Verwundeten

[1]) Verfasser des in der P. Hauptmannschen Verlagsanstalt in Bonn erschienenen Buches über die Kaiserin Augusta, dessen Widmung Ihre in Bonn wohnende Königliche Hoheit die Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe, bekanntlich die Enkelin der verklärten Kaiserin, huldvollst angenommen hat.

im Felde nicht zu stören, stellte sich Augusta an die Spitze aller in Betracht kommenden Organisationen. Die in Friedenszeiten unter ihrer Initiative getroffenen Vorbereitungen waren geradezu musterhaft. Für das furchtbar wütende Schrecknis des Krieges rüsteten sich mit Feuereifer unter Führung der Königin der „Vaterländische Frauenverein zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger", sowie der „Frauen-Lazarettverein". Im Jahre 1869 schlossen sich auf Anregung Augustas die in den einzelnen deutschen Staaten wirkenden Komitees dem schon seit 1864 in Preußen bestehenden Zentralkomitee an und vereinigten sich zu einem großen Ganzen: dem Verein vom „Roten Kreuz". So nur konnte sich in den gewitterschwülen Julitagen des Jahres 1870, als der Kampfgesang in allen deutschen Gauen erscholl: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall," zu dem „Eisernen Kreuz von 1813", welches Wilhelm I. damals erneuerte, das „Rote Kreuz" Augustas gesellen. Als in den Reihen der Männer und Jünglinge in einzig dastehender Begeisterung der Beckersche Schlachtenruf wiederhallte:

„Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser danach schrei'n!"

da wandte sich Augusta in einem Aufrufe an die deutschen Frauen und Jungfrauen: „Das Vaterland erwartet, daß alle Frauen bereit sind, ihre Pflicht zu tun und Hilfe zunächst an den Rhein zu senden!"

Nachdem Gott, der oberste Leiter der Schlachten, den Sieg endlich an die deutschen Fahnen geheftet, da half Augusta an erster Stelle das Kaiserwort in der Proklamation von Versailles miterfüllen, „allezeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung." Auf ein Glückwunschtelegramm, das die Frauen und Töchter ihrer Geburtsstadt Weimar nach ratifiziertem Friedensschlusse an Augusta in Anerkennung des geleisteten großen Liebeswerkes absandten, antwortete die erste Deutsche Kaiserin in Demut: „Für mich ist es ein Vermächtnis und eine Verantwortlichkeit, das Vorbild der teuren Mutter stets in Ehren zu halten!" Ein besonderes Ruhmesblatt für ihr caritatives Wirken nach dem großen Kriege wird für alle Zeit in ihrem unablässigen Bemühen bestehen, ohne Säumen die geschlagenen Wunden geheilt, für die Witwen und Waisen der gefallenen Krieger gesorgt und selbst zahlreiche Akte aufopfernder Feindesliebe betätigt zu haben. Die „Deutsche Wilhelmstiftung", das „Augusta-Hospital" am Invalidenpark in Berlin, das „Pflegerinnen-Asyl" daselbst, das „Langenbeck-Haus" in Berlin, die „Kaiserin-Augusta-Stiftung" in Charlottenburg, die Stiftung „Frauentrost" und so vieles andere fand in Augusta eine warmherzige Protektorin. Es ist sicherlich ein unverdächtiges Zeugnis, das ihrem Wirken Professor Rudolf Virchow in der Berliner Medizinischen Gesellschaft anläßlich ihres Hinscheidens ausstellte:

„Großes hat die Kaiserin auf dem Gebiet der internationalen Krankenpflege geleistet. Sie vertrat hierin den Staat. Wer die Kaiserin während der Kriege in den Lazaretten tätig gesehen hat, muß staunen, mit welcher Genauigkeit sie alles ausführen ließ und wie sie Neues auf dem Gebiete der Krankenpflege zu fördern und zu erweitern wußte. In der Geschichte der neueren Zeit gibt es kein Beispiel dafür, daß eine so hochgestellte Frau in gleicher Weise gewirkt hat!"

Das am 30. September d. J. stattfindende Zentenarium ihrer Geburt wird zeigen, daß das Andenken Augustas in ihrem Volke niemals erlöschen kann, mag die Welt auch während ihrer Erdentage ihr stilles Wohltun bisweilen verkannt haben! In unserer Zeit der Frauenbewegung werden sich einsichtsvolle Geister erneut darauf besinnen müssen, was der Frau und Mutter allein frommt, will sie die ihr gesteckten Aufgaben zum Heile des Vaterlandes erfüllen. Eine würdige Zurückeroberung der Stellung der deutschen Frau, welcher wiederum ein Zug jenes altgermanischen sanctum aliquid et providum anhaftet, kann aber nur auf religiöser Grundlage erfolgen. Möge das Bild der verklärten Kaiserin Augusta als freundliches Licht in der Morgenröte einer großen Zeit allen Bestrebungen zur wahren Veredelung der Frau und ihrer tatkräftigen Anteilnahme an Werken des Samaritertums voranleuchten, damit sich der Wunsch unseres Kaisers, den er an die Beileidadresse des Magistrats und der Stadtverordneten Berlins vom 15. Januar 1890 anknüpfte, immer mehr verwirklicht:

„Möge das hehre Vorbild Augustas viele zur Nacheiferung anspornen!"

„Der Türmer."

Zur Kennzeichnung seiner Kirchenfeindlichkeit.

Eine im Anzeigeteile der „Allgemeinen Rundschau" verbreitete geschäftliche Reklame für den „Türmer" hat Beanstandungen hervorgerufen, denen der Herausgeber nach näherer Prüfung des Tatbestandes die Berechtigung nicht absprechen kann. Der „Türmer" vertritt auf einigen Gebieten einen durchaus gesunden Standpunkt, aber die frühere Annahme, daß er in religiösen Fragen auf positiv christlichem Boden stehe und den Katholiken Gerechtigkeit widerfahren lasse, zum mindesten ihre religiösen Empfindungen schone, ist, wie wir uns nun überzeugen konnten, längst hinfällig geworden.

Der „Allgemeinen Rundschau" wird aus Leserkreisen u. a. geschrieben:

„Bitte, lesen Sie nur einmal das Februarheft von 1911. Dort heißt es im ‚Tagebuch' u. a.: ‹Daß Rom in offenem Angriff vorgeht, darf uns nicht täuschen: die beste Abwehr ist der Hieb. . . . So prasseln denn die welschen Hiebe wie Hagel auf den deutschen Michel nieder: die Borromäus-Enzyklika, der Antimodernisteneid, der Papstbrief an den Kardinal Fischer und als „Beleuchtungsprobe", als weithin scheinwerfender triumphierender Scheiterhaufen, die raffinierte Demütigung eines deutschen Königshauses. Wahrlich, wer im zwanzigsten Jahrhundert seine Herrschaft nicht anders mehr behaupten zu können glaubt, als durch Abforderung eines Eides, durch den nichts Geringerem abgeschworen wird als der Vernunft und Wissenschaft, der muß sich wohl in dieser Herrschaft nicht allzu sicher fühlen.›

So weit der ‚Türmer'! Mit Recht bemerkte damals die ‚Germania': ‹Der ‚Türmer' ist also endlich auf dem Niveau eines ganz gewöhnlichen fanatischen Hetzblattes angelangt. Seine ..... „Tagebuchnotizen" richten sich von selbst. Hoffentlich werden nun die Katholiken aus diesem Verhalten die Folgerungen ziehen, die sich ihnen mit Gewalt aufdrängen.›

Daß die Aufnahme der „Türmer"-Reklame in die „Allgemeine Rundschau" ohne Kenntnis dieser Gehässigkeiten erfolgt ist, braucht nicht eigens versichert zu werden.

Von anderer Seite wird der „Allgemeinen Rundschau" noch geschrieben: „Durch die jüngste „Türmer"-Reklame aufmerksam gemacht, sah ich mich veranlaßt, das neueste Heft zu mustern. Und was fand ich da?

S. 754: ‹Stadt (Palermo), die vor dem allerdümmsten Pfaffen das Knie beugt, die den Willen zur Kultur, den heiligen Geist, seit Jahrhunderten verloren hat.›

S. 780 in einem Artikel: ‚Die evangelische Kirche unpopulär': ‹Laßt nur den Christus herein. Aber da bringen sie so einen merkwürdigen Christus, der nie gelebt hat; sie haben ihm einen wunderlichen heiligen Mantel umgehüllt und ihn dadurch entheiligt. Bringt uns den lebendigen Christus.› Es folgt dann noch mehr sattsam bekannte liberale Phraseologie. Alles allerdings auf die evangelische Kirche gemünzt, aber die katholische ist doch mitgetroffen."

Von einer dritten Seite wird noch besonders hingewiesen auf Nr. 1, 1911, Oktoberheft (S. 81 u. 82): „Wozu noch Wunder?" und „Das Ideal der Volksreligion."

Unter solchen Umständen kann die „Allgemeine Rundschau" der „Schlesischen Volkszeitung" nur voll und ganz zustimmen, die schon vor einiger Zeit schrieb (leider kommt uns der Artikel erst jetzt zur Kenntnis): „Hoffentlich geben auch katholische Zeitungen und Zeitschriften sich nicht mehr dazu her, für dieses Blatt durch Beilagen usw. Reklame zu machen". (Die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau" beruft sich natürlich zu ihrer Rechtfertigung auf „Türmer"-Reklamen in anderen katholischen Organen, schließt sich aber nunmehr auf Grund der vorliegenden Aufschlüsse dem lebhaften Bedauern des Herausgebers gerne an).

Die „Allgemeine Rundschau" hat in Nr. 31 eine „Berichtigung" des Prof. Dr. Hugo Koch veröffentlicht. Koch bemängelt die Art der Wiedergabe. Da wir wegen einer solchen Lappalie den Kadi nicht bemühen möchten, wiederholen wir die Berichtigung: „In dem Artikel „Hugo Kochs neueste Phase" (Allgemeine Rundschau, Nr. 30, S. 509 f) spricht Professor Dr. Anton Seitz von der „kirchen- und dogmengeschichtlichen Studie des früheren Braunsberger Hochschullehrers und gegenwärtigen Redakteurs der modernistischen Zeitschrift Das neue Jahrhundert, Dr. Hugo Koch". Dem gegenüber konstatiere ich: 1. Es ist nicht wahr, daß ich der „frühere Braunsberger Hochschullehrer" bin, da ich noch immer o. ö. Professor an der Braunsberger Hochschule bin. 2. Es ist nicht wahr, daß ich Redakteur des „Neuen Jahrhunderts" bin. Prof. Dr. Hugo Koch."

Auch die lakonische Abfertigung in Nr. 31 sei wiederholt: Ob „Redakteur" oder ständiger Mitarbeiter, kommt auf dasselbe hinaus. Und in Braunsberg hat Hugo Koch jedenfalls seine Lehrtätigkeit eingestellt.

Humoristisch-satirische Ecke.

Frisches Blut.

Es sprach der Bassermann von Sitzloshausen
Im Pariament: M. H.! Es macht mich grausen,
Daß immer nur die Sessel der Minister
Und Räte Pfründen bleiben der Juristen;
M. H.! — Das nenn' ich falsche Staatshaushaltung, —
Man bringe frisches Blut in die Verwaltung!

Drauf kam das frische Blut in alle Listen. —
Es kam der Bankier mit den Dattelkisten;
Der einst Direktor war im Fach der Zahlen,
Macht' in Diamanten nun, im Kolonialen.
Und Einer aus dem Reich der Stadtinstanzen
Ward hergeholt als Leiter der Finanzen.

Doch auch auf andre, ferne Disziplinen,
Die als „verwaltungsfähig" nie geschienen,
Griff man zurück bei dieser Bluterneuung
In einer Zeit der Militärpoet-Erfreuung,
Da an des Staatsschiffs schwankem Steuerrad
Ein Philosoph die erste Stelle hat.

Jüngst, bei dem letzten Neu-Revirement,
Ward selbst dem Bassermann beklommen, bang:
Als Posens Oberpräsident amtsmüd' gezogen,
Gab man den Sitz an einen Theologen[1])! —
Der Mann vom Kultus — ob er aus den Polen
Aus Licht des Tags Reichsfreudigkeit wird holen?

Man sieht, wie Menschen sich und Zeiten ändern.
Da schweift mein Blick zu weltmeerfernen Ländern,
Wo Bismarcks Lieblinge, die Zeitungsleute,
Geachtet sind gleich Generälen heute.
Doch will ich fest auf meinem Platz mich halten.
Möcht' eingereiht nicht sein in Bassermanns Gestalten.

Skeptikus.

„Verschon mein Haus, zünd andere an!"

An diesen dem „Sankt Florian" gewidmeten Volkswitz wird man unwillkürlich erinnert, wenn man in einem liberalen Großstadtblatte, dessen Berichterstattung nebst Anzeigeteil eine tägliche Reklamenriesenorgie sich jagender, überstürzender und maßlos häufender, oft recht zweifelhafter „Lustbarkeiten" darstellt, eine salbungsvolle Lobrede auf den Bürgermeister Keßler von Hattersheim am Main liest, der in einem Ukas an die dortigen Vereine dekretiert habe, daß künftig jeder Verein nur einmal im Jahre eine Lustbarkeit abhalten dürfe, und zwischen Weihnachten und Fastnacht monatlich nur zwei Vereine die Erlaubnis erhalten. Das Blatt beglückwünscht Hattersheim zu seinem Bürgermeister. Das Jagen von einem Vergnügen zum anderen schade der moralischen(!), physischen und wirtschaftlichen Gesundheit unseres Volkes. Wie rührend! Wir müßten lernen, die karg bemessene Zeit, die uns das angespannte Erwerbsleben für die Pflege der Persönlichkeit übrig lasse, nicht dem Vergnügen, sondern der Kräftigung von Körper und Geist zu widmen. Aber wie ist uns denn? Gilt diese Weisheit nur für Hattersheim am Main? Warum nicht für Berlin, Leipzig, Dresden, Magdeburg, Breslau, Frankfurt a. Main, Mainz, Köln usw. und vor allem für die große Allerweltsvergnügungsstadt München, deren vergnügungssüchtigstes fremdenindustrielles Hauptorgan („Münchner Neueste Nachrichten" vom 25. September, Nr. 448) diesen inbrünstigen Stoßseufzer zum hl. Florian enthält. An derselben Stelle bricht man sonst wütende Lanzen für die schrankenloseste Amüsierfreiheit des „steuerzahlenden Bürgers" und fällt der Polizei in den Arm, wenn sie nur die unerträglichsten Auswüchse beschneidet. Ja, Bauer, das ist ganz was anders! München ist nicht Hattersheim!

Rigoletto.

Das Münchener Oktoberfest und das „ausgehungerte Volk".

Am Sonntag, 24. September, veröffentlichte die „Münchener Post" (Nr. 222) den Aufruf des Berliner Parteivorstandes, gezeichnet Bebel und Genossen, in welchem unter den üblichen aufwiegelnden Hetzphrasen gegen „die Nutznießer dieses Massenelends, die agrarischen und industriellen Schutzzöllner", gesagt ist, daß „der Notstand der Arbeiterklasse einen Grad erreicht hat, der unerträglich geworden ist und weite Volkskreise zur Verzweiflung treibt". Das sozialdemokratische Blatt fügte aus Eigenem noch einen Artikel über die „Volksaushungerung" hinzu. Und nun die Kehrseite: Am Nachmittag desselben 24. September fand sich das „ausgehungerte Volk" auf der Oktoberfestwiese ein, vorwiegend Münchener aus den arbeitenden Klassen. Hunger, Durst und Verzweiflung erreichten den höchsten Grad. Konsumiert wurden rund 180,000 Liter Märzenbier, 7000 Tassen Kaffee, 200,000 Würste nebst Zubehör, 500 Kilo sonstiges Fleisch und Käse, 12,000 Steckerlfische, 15,000 Stück Kuchen, 6000 Laib Brot: 6 Ochsen und 700 Hühner wurden am Spieß gebraten. Für den nächsten Sonntag, den eigentlichen Oktoberfestsonntag, rechnet man auf das dreifache Quantum. Eine Wiesenpostkarte, die einen verzweifelten, ausgehungerten Sozialdemokraten mit schäumendem Maßkrug, einer dampfenden Schüssel Schweinshaxen und Sauerkraut zeigt, fand reißenden Absatz. Sämtliche Schaubuden machten ein Bombengeschäft. Das „ausgehungerte Volk" harrte aus bis gegen Mitternacht.

Rigoletto.

[1]) Schwartzkopff ist Doktor der evangelischen Theologie.

Bühnen- und Musikrundschau.

Nochmals die „Schöne Helena" im Münchener Künstlertheater. **Einer scharfen Kritik der Münchener Fremdenpolitik, die von den à tout prix-Verhimmelungen des Künstlertheaters und der „Schönen Helena" in den liberalen Münchener Blättern vorteilhaft absticht, begegnet man in der liberalen „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 258 vom 17. Sept.). Dort heißt es in einer „Münchener Plauderei" u. a.:**

„Die alte „Schöne Helena", die zur Zeit des zweiten Kaiserreiches in Paris Furore machte, weil sie dem schon stark angefressenen Geschmack des Publikums die weitestgehenden Konzessionen entgegenbrachte, hat unter Reinhardts Regie noch einmal Zugkraft gewonnen. Für den internationalen Snob bilden heute wie dazumal noch immer nackte Beine die Offenbarung höchster Kunst. Mit „Münchener dramatischer Kunst" aber haben sie natürlich nichts gemein. Es sind auch gar keine Münchener Künstler daran beteiligt. Ob diese Art Fremdenpolitik der Stadt München wirklich Vorteile bringt, mag füglich bezweifelt werden. Jedenfalls wächst die Mißstimmung in den Kreisen der Konkurrenzunternehmen .... Die Sache hat doch einen ernsteren Hintergrund, der auch der großen Allgemeinheit nicht gleichgültig sein kann. Man wird mit einer Verschlechterung der heimischen Darbietungen zu rechnen haben. .... Ob der materielle Gewinn, der noch dazu zum großen Teile nach auswärts fließt, im Verhältnis zu dieser Schädigung steht, mögen die maßgebenden Stellen überprüfen. Dabei aber auch jene Imponderabilien berücksichtigen, die sich nicht in Ziffern ausdrücken lassen."

Das klingt doch wesentlich anders, als das seichte Geschwätz, mit dem liberaler Weltblatt- und Generalanzeiger-„Geist" jegliche Geschmacklosigkeit und Frivolität im Namen der „Kunst" durch dick und dünn verteidigt. Und diese „Kunst" wird im Namen der „Volksbildung" auch der Münchener Arbeiterschaft und in dieser Woche auch den Oktoberfestgästen vom Lande vorgeführt. Die sozialdemokratische „Münchener Post", die in ihren gelegentlichen Berichten gar kein Hehl daraus machte, daß in der „Schönen Helena" dem Publikum „blasierte Laszivität" und „latente Frivolität" geboten wird (vgl. z. B. Nr. 161 vom 4. Sept.) fordert am 24. und 26. Sept. (Nr. 222, 223) die Gewerkschaften auf, für diese Woche Karten zu ermäßigten Preisen, die „nur an Organisierte abgegeben werden", beim Genossen M. anzumelden. Schöne Volkskultur und Volksbildung!

Otto von Erlbach.

Kleistzyklus im Münchener Hoftheater. Heinrich von Kleists Todestag jährt sich heuer zum hundertsten Male. Das ist für jede Schauspielbühne von künstlerischer Bedeutung der äußere Anlaß, die Werke des zwar vielgepriesenen, aber oft vernachlässigten Dichters im Spielplan stärker zu berücksichtigen. Unsere Hofbühne ist jedoch, soweit ich sehe, die einzige, welche das gesamte dramatische Schaffen in zyklischer Folge an uns vorüberziehen lassen will. Das Haus war am ersten Abend beschämend schwach besucht. Der sichtlich große Eindruck und der lebhafte Beifall, den die Wiedergabe der „Familie Schroffenstein" fand, mochte jedoch die Künstler für ihre Mühe entschädigen. Kleists großzügiges Erstlingswerk war für München Première. Wo immer es auswärts erschien, hatte man es einer Bearbeitung unterzogen. Von diesen dramaturgischen „Verbesserern" hatten die ersten sogar keine Empfindung dafür gehabt, daß die ganze Architektur dieses Trauerspieles einem tragischen Ende mit eiserner Notwendigkeit zustrebt. Sie gaben ihm einen „guten Schluß". Dr. Kilian hat in Karlsruhe zum ersten Male versucht, von kleinen Strichen abgesehen, Kleist nichts zu nehmen und ihm auch nichts hinzuzufügen. Wie vor einigen Jahren in der badischen Hauptstadt ist ihm auch hier das Experiment gelungen. Es ist in der Tat der einzige Weg, der zu Kleist führt. Der Grundton der Weltanschauung, der uns aus der Tragödie entgegenklingt, ist Pessimismus, der jeden Trostes entbehrt. „Das Schicksal ist ein Taschenspieler — Sturm der Leidenschaft — Raub des Irrtums hat uns zum Narren", schrieb Heinrich von Kleist als Randnote an das Manuskript der „Familie Schroffenstein". Diese Weltanschauung vermag keine befreiende und erlösende Ausblicke zu gewähren, aber nur ein Genie konnte sie in einem Drama verlebendigen, das ohne alle sentimentale Phraseologie nur durch die Wucht der Geschehnisse zu uns spricht; aber zugleich ist hier alles gesagt, was von diesem eisigen Standpunkt der Verneinung dichterisch gesagt werden konnte und wenn Kleist später das gigantische Guiskardfragment nicht vollendete, so lag das nicht an seinem dichterischen Können, sondern an seiner Schicksalsidee, in die er sich, durch alle Mißhelligkeiten seines Lebens bestärkt, immer tiefer verbohrte. — Ein Erbvertrag besteht zwischen den gräflichen Häusern Schroffenstein. Argwöhnisch blickt man auf den Nachbar, nimmt er Anteil an dem frohen Blühen des Stammes, hält man es für Verstellung, denn sein Vorteil läge doch im Erlöschen der Linie, so hüben, wie drüben. Nun gar, bei einem rätselhaften Tod des Sohnes, da wird der Argwohn, der die Jahre hindurch im Innern immer lebte, zur lodernden Flamme angefacht. Für den, der im innersten überzeugt, ist kein Beweis zu schwach. Die Wut läßt keinen Zweifel aufkommen und fließt erst Blut, so verstrickt sich das Verhängnis immer mehr und die Erkenntnis der Wahrheit kommt zu spät. Die eigentlichen Helden der Tragödie im Kleistschen Sinne sind das Liebespaar. Sie sind ganz unbe-

teiligt an der Fehde ihrer feindlichen Häuser. Ihr Untergang ist der blinde Zufall. Mit einer grausamen Ironie läßt Kleist beide durch die Hand des eigenen Vaters sterben. Ottokar hat mit der Geliebten das Gewand getauscht, damit sie unbehelligt aus der Höhle entfliehen könne und gerade dies wird beiden zum Verhängnis. Daß ein Blinder die Wahrheit sieht und die Lustigkeit eines Narren der Tragödie den Ausklang gibt, hebt das Grundmotiv in erschütternder, kaum noch erträglicher Weise hervor. Der letzte Akt bietet für Regie und Darstellung ungeheure Schwierigkeiten, in ernsten Stücken ist ein Kleidertausch kaum möglich, ohne den bekannten Schritt abseits des Erhabenen zu tun, doch die Regie Dr. Kilians vermochte in geschickter Weise diese Klippe zu umsteuern. Ueberhaupt war die Aufführung glänzend. Schon die gewaltige Exposition, zu der noch Felix Mottl eine prächtige Vertonung der Chöre geschrieben hatte, war von eindringlicher Plastik. Der rasche Szenenwechsel bei verdunkeltem Hause kam dem balladesken Reiz des Ganzen sehr zu statten und die keusche Poesie der Liebesszenen warf einige Sonnenstrahlen durch die düstere, sich immer mehr verfinsternde Wolkenwand. Die beiden feindlichen Vettern verkörperten Steinrück und Jacobi. Der finstere Despot, den der Schein des Rechts zum Unmenschen macht und der treuherzige Ritter, der nicht aufhört, an das Gute zu glauben und dem das Schicksal das Schwert in die Hand zwingt, können nicht besser dargestellt werden. Auch sonst wußte die Regie jeden an die richtige Stelle zu setzen; da war nicht die kleinste Rollenbesetzung, die aus dem Rahmen fiel. Birron und Frl. Neuhoff als romantisches Liebespaar, Lützenkirchen, von Jacobi, die Damen Berndl und Swoboda, Alves, Gura und viele andere boten Eindrucksvolles und bewältigten den herben Rhythmus der Kleistischen Jambensprache in einer in unseren Tagen bemerkenswerten Weise.

Possartausstellung. Das Theatermuseum der Klara Zieglerstiftung veranstaltete eine Ausstellung zu Ehren Possarts, der in diesem Herbste ein halbes Jahrhundert der Bühne angehört. Besonders fesseln die Bilder, in denen erste Künstler die große Schauspielerindividualität in bedeutenden Rollen festzuhalten suchten, dann sehen wir Diplome, künstlerisch ausgeführte Adressen, goldenen Lorbeer und kostbare Schätze, die davon Beweis geben, wie sehr die Mitwelt stets Ernst von Possarts Bedeutung anerkannte und wie die Großen und Mächtigen ihrer Bewunderung sichtbaren Ausdruck verliehen.

Direktor Reinhardt hat mit der „Schönen Helena", die dem Künstlertheater bisher nur goldene Berge bescherte, schließlich doch noch erhebliche Schwierigkeiten. In Berlin hat ihm ein anderer das Aufführungsrecht streitig gemacht. Frl. Jeritza, welche auf der Gastspielfahrt durch Deutschland die „Helena" singen sollte, wird von der Wiener Volksoper nicht freigegeben und ihr Chef will sie „verhaften lassen", wenn sie trotzdem nach München reist. Die Sängerin hat zuvor mit Reinhardt Kontrakt gemacht, obwohl ihr früherer Vertrag nicht gelöst war. Pallenberg-Menelaus wurde von österreichischen Bühnenleitern in Verruf erklärt und darf in Oesterreich von keinem Theater mehr engagiert werden.

Verschiedenes aus aller Welt. Eulenbergs Drama: „Alles um Geld", das mit dem literarischen Ehrenpreis rheinischer Frauen ausgezeichnet ist, wurde im Berliner Lessingtheater erstmalig gegeben. Die Aufnahme war eine ungünstige, wie im Vorjahre diejenige seines Schauspiels „Alles um Liebe" im Kgl. Residenztheater zu München. Die Sprödheit der Form, die Unbeholfenheit und Unklarheit ließen einige Feinheiten nicht zur Wirkung gelangen. Eulenberg wollte in dem Drama zeigen, wie nichtig und unwert der ewige Kampf um das Geld ist. — In Berlin und kurz darauf im Wiener Burgtheater wurde Wilbrandts nachgelassene dramatische Dichtung: „Siegfried der Cherusker" erstmalig gegeben. Man empfand nach Berichten des Dichters sittlichen Anteil an den dramatischen Vorgängen und seine glühende Heimatsliebe, doch fehlt dem Ganzen das Zwingende. — In Kufstein soll dem Dichter Martin Greif ein Denkmal errichtet werden. — Das Orchester der Dresdner Hofbühne wurde tiefer gelegt und hiermit sehr günstige akustische Wirkungen erzielt. — In Leipzig wurde das historische Trauerspiel „Terakoya" von W. v. Gersdorf nach dem Altjapanischen des Takeda Izumo trotz des grausigen Inhalts erfolgreich gegeben. Den Schauspielern gelang es, sich wirklichen japanischen Typen ähnlich zu machen. — Das Verbot auf der Budapester Hofoper, in deutscher Sprache zu singen, ist nach zwanzigjährigem Bestehen aufgehoben worden. — Kistemaeckers Komödie: „Der Despot des Glückes" gefiel im Deutschen Volkstheater zu Wien. Wie ein reicher Mann aus lauter Güte mit seinem Gelde nur Unheil stiftet, ist in dem Stücke mehr skizziert, als zwingend gestaltet. — Ein hübsches Ballett, „Nippes" von G. v. Pantasi, hatte dank Joseph Bayers anmutiger Musik in der Wiener Hofoper guten Erfolg. — Eine vorzüglich vorbereitete Wiedergabe von Kleists „Penthesilea" erregte im Kgl. Schauspielhause in Berlin lebhafte Beachtung. — In London wurde die Oper „Bonita" von H. Fraser Simpson erfolgreich gegeben. Der Komponist ist ein Mann der Börse, der nie Musik studiert hat, dem es jedoch stets Vergnügen machte, Melodien, die ihm mitten in seiner geschäftlichen Tätigkeit durch den Kopf summten, aufzuschreiben.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Zeiten sind ernst, und sorgenvoll gestalten sich die einzelnen Börsentage. Die grosse Ungewissheit über das Schicksal der Marokko-Verhandlungen, trotz der offiziellen Beschwichtigungen, das dumpfe Gefühl der diplomatischen Enttäuschung, die Deutschland dabei erleiden wird, lähmen viel Schaffenskraft. Dazu kommen die gewichtigsten Ereignisse auf allen Gebieten, und wahrlich, es ist zu verwundern, dass die Kursgebäude den vielen und harten Stürmen standgehalten haben. An allen Ecken und Enden kann der Finanzchronist die unangenehmsten Meldungen registrieren. Kaum ein Tag der letzten Wochen war ohne eine politische Misère. Auch in finanzwirtschaftlicher Beziehung ist viel des Peinlichen und Unangenehmen zu berichten gewesen. Neben der alles lähmenden Marokko-Affäre, die nun hoffentlich mit vielen „Wenn und Aber" zu ihrem, wenn auch für uns nicht günstigen Abschluss kommt, sind noch andere vielseitige Momente störend gewesen. Die Diplomatie hat in

der Marokkosache wiederholt die Hochfinanz und Börse instruiert und beruhigt, daher hat auch die Reichsbank die Diskontschraube erst im letzten Moment angezogen und den offiziellen Satz von 4% auf 5% erhöht. Inzwischen haben auch die übrigen Notenbanken in London, Wien, Brüssel usw. gleichfalls ihre Rate um je 1% erhöht, ferner Paris den Standardsatz von 3% auf 3½%, sodass man von einer internationalen Geldverteuerung sprechen kann. Der Privatsatz an der Berliner Börse schnellte in rascher Folge gewaltig in die Höhe. Der starke und ostentative Abfluss der französischen Gelder in Berlin, das dadurch hervorgerufene abnorme Anziehen der fremden Devisensätze und andere technische Momente mehr, speziell der kommende Ultimo, können auch fernerhin dem deutschen Geldmarkt die schlimmsten Tage bringen. Man sieht besonders der Regulierung und Geldversorgung zum Quartalsschlusse und Monatsende mit gewisser Unruhe entgegen. Der Ausfall der diesjährigen Ernte, die allgemeine Verteuerung der Lebensmittel und der fühlbare Mehrbrauch der Konsumenten bedingen gleichfalls Reserve und grösste Beobachtung. Neben den Marokkowirren gärt es politisch in allen Auslands-Zentren: Stolypins Mord in Kiew, Streiknachrichten aus England, die Teuerungskrawalle in Oesterreich, Frankreich und London, die vorläufig erstickte Revolutionsbewegung in Spanien, der überaus ernste Konflickt zwischen Italien und der Türkei wegen Tripolis, diese und ähnliche Vorkommnisse schrecken manchen Kapitalisten und veranlassen mit Recht zu äusserst vorsichtigen Aktionen an den Börsen. Die Fleischteuerung, die Schwierigkeiten der Milch- und sonstigen Lebensmittelversorgung der Grossstädte, hervorgerufen durch die diesjährige Dürre und Hitze, bilden auch Faktoren der allgemeinen grossen Bedenken unserer Wirschaftspolitiker. Unsere Börsen sind dabei sehr geschwächt und kolossal nervös, so dass geraume Zeit verstreichen wird, bis normale und ruhige Tage wiederum vorherrschen. Die Verhältnisse unserer Industrie, die Beschäftigung einzelner Sparten sind dabei gut und durchaus zufriedenstellend. Die Einnahmeziffern aus dem Güterverkehr der deutschen Bahnen, die Exportstatistiken und der deutsche gesamte Auslandshandel im August dieses Jahres geben geradezu glänzende Beweise des stetig fortschreitenden Anwachsens des deutschen Handels. Die weiters bekannt werdenden Bilanz-Abschlussziffern der grossen Montanes, die bei den publik werdenden Semestralbilanzergebnissen der Berliner Grossbanken gemachten Gewinnergebnisse und Erörterungen des Geschäftsganges bieten an sich wohl begründete Hoffnung auf eine normale Entwicklung unserer wirtschaftlichen Kreise. Grosses Unbehagen erwecken jedoch die Sorgen über die Gestaltung des Geldmarktes. Bei Eintritt normaler politischer Zeiten werden wohl sukzessive auch Auslandsgelder uns wieder zufliessen. Die grossen Veruntreuungen bei Sparkassen, öffentlichen Aemtern und zuletzt die aufsehenerregende Millionen-Defraudation in Augsburg wirkten bei der unsicheren Situation und besonders in der jetzigen nervösen Zeit deprimierend. Die vollkommen verfahrene Neuyorker Börse, die neuerlichen Kämpfe gegen die Trusts in Amerika lassen auch die Börsen dortselbst in stetem Aufruhr. Die Kursbewegung in Berlin ist trotzdem sehr geringfügig und zeigt, dass auch vielfach die richtige Meinung vorherrscht, gute Papiere, welche mit eigenem Gelde bezahlt sind, trotz Politik, Geldsorgen und sonstiger Wirren konserviert zu halten. Die unangenehmen Begleiterscheinungen der jetzigen unsicheren Lage werden voraussichtlich in absehbarer Zeit verschwinden und wiederum normaleren Börsen Platz machen.

M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 45 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb.
Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 40. München, 7. Oktober 1911. VIII. Jahrgang.

Warum so nervös?

Ein Brief über die Maßnahmen Pius' X.

Von P. Joh. Chrysostomus Schulte, O. M. Cap., Lektor und Doktor der Theologie, Münster i. W.

Hochgeehrter Herr!

Die helle Begeisterung, mit der die entschiedene Rede des Fürsten Aloys *Löwenstein* über die Tätigkeit Pius' X. auf der Mainzer Katholikentagung begleitet worden ist, scheint auf Sie einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Bedeutete doch, wie Sie eingestehen, eine derartige freudig hingebende Zustimmung all der vielen tausend und abertausend Zuhörer zu den zahlreichen Maßnahmen unseres Hl. Vaters gerade im gegenwärtigen Augenblick für Sie schier eine Ueberraschung. Sollten Sie, verehrter Herr, der Sie doch im Grunde Ihres Herzens mit Leib und Seele durch und durch katholisch empfinden und denken, nicht durch diese Erfahrung allein schon die Lage der Dinge etwas optimistischer betrachten lernen? Allerdings mögen Sie auf der anderen Seite hinwiederum nicht ganz unrecht mit Ihrer Ansicht haben, daß immerhin weitere katholische Kreise, wie aus zahlreichen, tagtäglich vernehmbaren besorgten Aeußerungen hervorgehe, all die vielfachen Anordnungen und Maßnahmen Pius' X. zum guten Teil nicht recht verständlich und nicht recht begreiflich finden. Auch Sie selber wüßten nicht, was Sie zu so manchem sagen, was Sie darüber denken sollten.

„Warum vor allem so viele Verordnungen und Kundgebungen, die *geradezu* Schlag auf Schlag erfolgen und uns von einer Aufregung in die andere versetzen? Jeden Tag muß man auf eine Ueberraschung nach dieser Seite hin gefaßt sein.“ Die große Zahl der gerade in unseren Tagen erfolgten Dekrete und Maßnahmen von höchster kirchlicher Stelle aus erscheint wohl nur auf den ersten Blick überraschend. Um sie begreiflich zu finden, wollen Sie zunächst wohl unterscheiden zwischen *lehramtlichen Kundgebungen*, die aus der kirchlichen Lehrautorität hervorfließen und sich irgendwie auf den Glauben beziehen, und zwischen *Gesetzen, Dekreten und Vorschriften der kirchlichen Leitungs- und Regierungsgewalt*, die *neues kirchliches Recht* schaffen.

Die von Pius X. erlassenen Entscheidungen *lehramtlicher Natur* wird derjenige leicht begreifen, der mit den vielfachen geistigen Strömungen unserer Tage in etwa vertraut ist. Das Geistesleben der Gegenwart ist in seinen vielen Verzweigungen und Verästelungen zum guten Teil aus dem Unglauben heraus geboren worden. Dem Unglauben sucht es hinwiederum bewußterweise zu dienen. Alles hat Waffen für den Kampf gegen die Kirche zu liefern. In einer solchen kritischen Zeit muß sich die oberste Lehrautorität der Heilsanstalt Christi in ganz besonderer Weise bemerkbar machen; die vitalsten Lebensinteressen der Kirche verlangen das. Der Papst kann ihr doch nicht selber das Grab schaufeln helfen! Die Modernistengefahr beruht nicht auf bloßer Einbildung. Und wenn unser Hl. Vater bei seiner *lehramtlichen Tätigkeit* das Alte und Ueberkommene energisch schützt, wenn er sich darum auch bei Stellungnahme zu Strömungen innerhalb der Kirche regelmäßig mehr nach rechts als nach links stellt, so dürfen wir ihm dafür dankbar sein. Eine solche Stellungnahme zeugt von hohem *Verantwortlichkeitsbewußtsein*. Der wissenschaftliche Theoretiker ist leicht geneigt, Altes aufzugeben, er drängt naturgemäß zum Beschreiten neuer Wege. Ganz anders verhält es sich mit den Trägern der Autorität, die die ganze Schwere der Verantwortung fühlen, die auf ihnen ruht, wenn sie neue Pfade wandeln. Man kann auch sonst im Leben häufig die Beobachtung machen: wer bei Preisgabe einer Sache die Verantwortung für die Folgen trägt, wird von selbst, falls er kein Draufgänger ist, konservativer Gesinnung sein, und eher hemmen und bremsen als zweifelhafte Augenblickswerke einseitig zu protegieren. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet möchte die *grundsätzlich abwartende Stellung* der Träger der kirchlichen Autorität in einem anderen Lichte erscheinen. Sie möchte der gesunden Weiterentwicklung des geistigen Lebens auch leicht mehr entsprechen als radikales Draufgängertum. „Gegenüber den Fehlern und Ueberstürzungen in den Fortschritten der Modernen,“ hat selbst A. *Harnack* (Wesen des Christentums, Kl. Ausg., S. 154) gemeint, „sei das Hemmen der kirchlichen Autorität nicht immer ein Unsegen.“ Auch der Protestant F. W. *Förster* weiß die weltgeschichtliche Bedeutung eines Pius X. für unsere Zeit wohl zu schätzen: „Dadurch, daß der Papst gegenüber den vagen Ansprüchen des modernen Geistes mit starkem Nachdruck das Element der frommen Bewahrung wieder in den Mittelpunkt des kirchlichen Lebens rückte, die Kirche auf ihre eigenen Grundvorstellungen konzentrierte, sie in ihrem innersten Besitz befestigte, wurde die unentbehrliche Vorarbeit geleistet für die kommende Assimilierung alles Brauchbaren aus den Errungenschaften der neueren Kultur.“ (Autorität und Freiheit, Kempten 1910, 167.)

Während die Kundgebungen *lehramtlicher Natur* wegen ihrer stark hemmenden und bremsenden Tendenz viele Kritiker gefunden haben, werden die mannigfachen Dekrete und Maßnahmen praktischer Art, die aus der kirchlichen Leitungs- und Regierungsgewalt hervorfließen, getadelt, weil sie mit bisherigen kirchlichen Praktiken, Gebräuchen, Gewohnheiten und Gesetzen aufräumen und alle möglichen Neuerungen schaffen würden. Wie sind letztere zu verstehen? Zunächst aus einem ganz äußeren Grunde. Kurz nach seiner Thronbesteigung erklärte Pius X. unter jubelndem Beifall der ganzen Welt, er habe den Plan gefaßt, *das kirchliche Recht neukodifizieren* zu lassen. Das bisherige kirchliche Gesetzbuch ist nämlich bereits vor Jahrhunderten abgeschlossen. Sein Inhalt umschließt nur mehr zum geringen Teile heute noch geltendes kirchliches Recht. Die meisten Bestimmungen sind veraltet, längst (besonders seit dem Tridentinum) durch neue Gesetze überholt. Diese haben aber bisher keine Aufnahme ins offizielle Gesetzbuch gefunden, sondern mußten aus anderen Dokumenten eruiert werden. Pius X. ist nun daran, ein kirchliches Gesetzbuch zu schaffen, welches das jetzt geltende Recht in sich aufnehmen soll. Die mit der Kodifikation des Kirchenrechts betraute Kommission ist seit Jahren eifrig an der Arbeit, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn sich ihre Tätigkeit nach außen hin bemerkbar macht.

Ganz von selbst führte der Plan der Kodifizierung zur Schaffung vieler neuen Gesetze. Unter steter Berücksichtigung der früheren Gesetzgebung und kirchlichen Praxis will der Papst nämlich auch den in den letzten Menschenaltern völlig veränderten Zeitverhältnissen und den dadurch geschaffenen neuen Lebensbedürfnissen der Kirche nach Möglichkeit Rechnung tragen. Dabei will er mit der Bekanntgabe des neuen Rechts nicht warten, bis die ganze Arbeit erledigt ist, er veröffentlicht vielmehr — und zwar mit gutem Grund — jede einzelne Gesetzesmaterie alsbald nach ihrer Erledigung. So sind viele Neuerungen auf

der Marokkosache wiederholt die Hochfinanz und Börse instruiert und beruhigt, daher hat auch die Reichsbank die Diskontschraube erst im letzten Moment angezogen und den offiziellen Satz von 4% auf 5% erhöht. Inzwischen haben auch die übrigen Notenbanken in London, Wien, Brüssel usw. gleichfalls ihre Rate um je 1% erhöht, ferner Paris den Standardsatz von 3% auf 3½%, sodass man von einer internationalen Geldverteuerung sprechen kann. Der Privatsatz an der Berliner Börse schnellte in rascher Folge gewaltig in die Höhe. Der starke und ostentative Abfluss der französischen Gelder in Berlin, das dadurch hervorgerufene abnorme Anziehen der fremden Devisensätze und andere technische Momente mehr, speziell der kommende Ultimo, können auch fernerhin dem deutschen Geldmarkt die schlimmsten Tage bringen. Man sieht besonders der Regulierung und Geldversorgung zum Quartalsschlusse und Monatsende mit gewisser Unruhe entgegen. Der Ausfall der diesjährigen Ernte, die allgemeine Verteuerung der Lebensmittel und der fühlbare Mehrbrauch der Konsumenten bedingen gleichfalls Reserve und grösste Beobachtung. Neben den Marokkowirren gärt es politisch in allen Auslands-Zentren: Stolypins Mord in Kiew, Streiknachrichten aus England, die Teuerungskrawalle in Oesterreich, Frankreich und London, die vorläufig erstickte Revolutionsbewegung in Spanien, der überaus ernste Konflickt zwischen Italien und der Türkei wegen Tripolis, diese und ähnliche Vorkommnisse schrecken manchen Kapitalisten und veranlassen mit Recht zu äusserst vorsichtigen Aktionen an den Börsen. Die Fleischteuerung, die Schwierigkeiten der Milch- und sonstigen Lebensmittelversorgung der Grossstädte, hervorgerufen durch die diesjährige Dürre und Hitze, bilden auch Faktoren der allgemeinen grossen Bedenken unserer Wirschaftspolitiker. Unsere Börsen sind dabei sehr geschwächt und kolossal nervös, so dass geraume Zeit verstreichen wird, bis normale und ruhige Tage wiederum vorherrschen. Die Verhältnisse unserer Industrie, die Beschäftigung einzelner Sparten sind dabei gut und durchaus zufriedenstellend. Die Einnahmeziffern aus dem Güterverkehr der deutschen Bahnen, die Exportstatistiken und der deutsche gesamte Auslandshandel im August dieses Jahres geben geradezu glänzende Beweise des stetig fortschreitenden Anwachsens des deutschen Handels. Die weiters bekannt werdenden Bilanz-Abschlussziffern der grossen Montanes, die bei den publik werdenden Semestralbilanzergebnissen der Berliner Grossbanken gemachten Gewinnergebnisse und Erörterungen des Geschäftsganges bieten an sich wohl begründete Hoffnung auf eine normale Entwicklung unserer wirtschaftlichen Kreise. Grosses Unbehagen erwecken jedoch die Sorgen über die Gestaltung des Geldmarktes. Bei Eintritt normaler politischer Zeiten werden wohl sukzessive auch Auslandsgelder uns wieder zufliessen. Die grossen Veruntreuungen bei Sparkassen, öffentlichen Aemtern und zuletzt die aufsehenerregende Millionen-Defraudation in Augsburg wirkten bei der unsicheren Situation und besonders in der jetzigen nervösen Zeit deprimierend. Die vollkommen verfahrene Neuyorker Börse, die neuerlichen Kämpfe gegen die Trusts in Amerika lassen auch die Börsen dortselbst in stetem Aufruhr. Die Kursbewegung in Berlin ist trotzdem sehr geringfügig und zeigt, dass auch vielfach die richtige Meinung vorherrscht, gute Papiere, welche mit eigenem Gelde bezahlt sind, trotz Politik, Geldsorgen und sonstiger Wirren konserviert zu halten. Die unangenehmen Begleiterscheinungen der jetzigen unsicheren Lage werden voraussichtlich in absehbarer Zeit verschwinden und wiederum normaleren Börsen Platz machen.

M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 12 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 45 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 40. München, 7. Oktober 1911. VIII. Jahrgang.

Warum so nervös?

Ein Brief über die Maßnahmen Pius' X.

Von P. Joh. Chrysostomus Schulte, O. M. Cap., Lektor und Doktor der Theologie, Münster i. W.

Hochgeehrter Herr!

Die helle Begeisterung, mit der die entschiedene Rede des Fürsten Aloys Löwenstein über die Tätigkeit Pius' X. auf der Mainzer Katholikentagung begleitet worden ist, scheint auf Sie einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Bedeutete doch, wie Sie eingestehen, eine derartige freudig hingebende Zustimmung all der vielen tausend und abertausend Zuhörer zu den zahlreichen Maßnahmen unseres Hl. Vaters gerade im gegenwärtigen Augenblick für Sie schier eine Ueberraschung. Sollten Sie, verehrter Herr, der Sie doch im Grunde Ihres Herzens mit Leib und Seele durch und durch katholisch empfinden und denken, nicht durch diese Erfahrung allein schon die Lage der Dinge etwas optimistischer betrachten lernen? Allerdings mögen Sie auf der anderen Seite hinwiederum nicht ganz unrecht mit Ihrer Ansicht haben, daß immerhin weitere katholische Kreise, wie aus zahlreichen, tagtäglich vernehmbaren besorgten Aeußerungen hervorgehe, all die vielfachen Anordnungen und Maßnahmen Pius' X. zum guten Teil nicht recht verständlich und nicht recht begreiflich finden. Auch Sie selber wüßten nicht, was Sie zu so manchem sagen, was Sie darüber denken sollten.

„Warum vor allem so viele Verordnungen und Kundgebungen, die geradezu Schlag auf Schlag erfolgen und uns von einer Aufregung in die andere versetzen? Jeden Tag muß man auf eine Ueberraschung nach dieser Seite hin gefaßt sein." Die große Zahl der gerade in unseren Tagen erfolgten Dekrete und Maßnahmen von höchster kirchlicher Stelle aus erscheint wohl nur auf den ersten Blick überraschend. Um sie begreiflich zu finden, wollen Sie zunächst wohl unterscheiden zwischen lehramtlichen Kundgebungen, die aus der kirchlichen Lehrautorität hervorfließen und sich irgendwie auf den Glauben beziehen, und zwischen Gesetzen, Dekreten und Vorschriften der kirchlichen Leitungs- und Regierungsgewalt, die neues kirchliches Recht schaffen.

Die von Pius X. erlassenen Entscheidungen lehramtlicher Natur wird derjenige leicht begreifen, der mit den vielfachen geistigen Strömungen unserer Tage in etwa vertraut ist. Das Geistesleben der Gegenwart ist in seinen vielen Verzweigungen und Verästelungen zum guten Teil aus dem Unglauben heraus geboren worden. Dem Unglauben sucht es hinwiederum bewußterweise zu dienen. Alles hat Waffen für den Kampf gegen die Kirche zu liefern. In einer solchen kritischen Zeit muß sich die oberste Lehrautorität der Heilsanstalt Christi in ganz besonderer Weise bemerkbar machen; die vitalsten Lebensinteressen der Kirche verlangen das. Der Papst kann ihr doch nicht selber das Grab schaufeln helfen! Die Modernistengefahr beruht nicht auf bloßer Einbildung. Und wenn unser Hl. Vater bei seiner lehramtlichen Tätigkeit das Alte und Ueberkommene energisch schützt, wenn er sich darum auch bei Stellungnahme zu Strömungen innerhalb der Kirche regelmäßig mehr nach rechts als nach links stellt, so dürfen wir ihm dafür dankbar sein. Eine solche Stellungnahme zeugt von hohem Verantwortlichkeitsbewußtsein. Der wissenschaftliche Theoretiker ist leicht geneigt, Altes aufzugeben, er drängt naturgemäß zum Beschreiten neuer Wege. Ganz anders verhält es sich mit den Trägern der Autorität, die die ganze Schwere der Verantwortung fühlen, die auf ihnen ruht, wenn sie neue Pfade wandeln. Man kann auch sonst im Leben häufig die Beobachtung machen: wer bei Preisgabe einer Sache die Verantwortung für die Folgen trägt, wird von selbst, falls er kein Draufgänger ist, konservativer Gesinnung sein, und eher hemmen und bremsen als zweifelhafte Augenblickswerke einseitig zu protegieren. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet möchte die grundsätzlich abwartende Stellung der Träger der kirchlichen Autorität in einem anderen Lichte erscheinen. Sie möchte der gesunden Weiterentwicklung des geistigen Lebens auch leicht mehr entsprechen als radikales Draufgängertum. „Gegenüber den Fehlern und Ueberstürzungen in den Fortschritten der Modernen," hat selbst A. Harnack (Wesen des Christentums, Ak. Ausg., S. 154) gemeint, „sei das Hemmen der kirchlichen Autorität nicht immer ein Unsegen." Auch der Protestant F. W. Förster weiß die weltgeschichtliche Bedeutung eines Pius X. für unsere Zeit wohl zu schätzen: „Dadurch, daß der Papst gegenüber den vagen Ansprüchen des modernen Geistes mit starkem Nachdruck das Element der frommen Bewahrung wieder in den Mittelpunkt des kirchlichen Lebens rückte, die Kirche auf ihre eigenen Grundvorstellungen konzentrierte, sie in ihrem innersten Besitz befestigte, wurde die unentbehrliche Vorarbeit geleistet für die kommende Assimilierung alles Brauchbaren aus den Errungenschaften der neueren Kultur." (Autorität und Freiheit, Kempten 1910, 167.)

Während die Kundgebungen lehramtlicher Natur wegen ihrer stark hemmenden und bremsenden Tendenz viele Kritiker gefunden haben, werden die mannigfachen Dekrete und Maßnahmen praktischer Art, die aus der kirchlichen Leitungs- und Regierungsgewalt hervorfließen, getadelt, weil sie mit bisherigen kirchlichen Praktiken, Gebräuchen, Gewohnheiten und Gesetzen aufräumen und alle möglichen Neuerungen schaffen würden. Wie sind letztere zu verstehen? Zunächst aus einem ganz äußeren Grunde. Kurz nach seiner Thronbesteigung erklärte Pius X. unter jubelndem Beifall der ganzen Welt, er habe den Plan gefaßt, das kirchliche Recht neukodifizieren zu lassen. Das bisherige kirchliche Gesetzbuch ist nämlich bereits vor Jahrhunderten abgeschlossen. Sein Inhalt umschließt nur mehr zum geringen Teile heute noch geltendes kirchliches Recht. Die meisten Bestimmungen sind veraltet, längst (besonders seit dem Tridentinum) durch neue Gesetze überholt. Diese haben aber bisher keine Aufnahme ins offizielle Gesetzbuch gefunden, sondern mußten aus anderen Dokumenten eruiert werden. Pius X. ist nun daran, ein kirchliches Gesetzbuch zu schaffen, welches das jetzt geltende Recht in sich aufnehmen soll. Die mit der Kodifikation des Kirchenrechts betraute Kommission ist seit Jahren eifrig an der Arbeit, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn sich ihre Tätigkeit nach außen hin bemerkbar macht.

Ganz von selbst führte der Plan der Kodifizierung zur Schaffung vieler neuen Gesetze. Unter steter Berücksichtigung der früheren Gesetzgebung und kirchlichen Praxis will der Papst nämlich auch den in den letzten Menschenaltern völlig veränderten Zeitverhältnissen und den dadurch geschaffenen neuen Lebensbedürfnissen der Kirche nach Möglichkeit Rechnung tragen. Dabei will er mit der Bekanntgabe des neuen Rechts nicht warten, bis die ganze Arbeit erledigt ist, er veröffentlicht vielmehr — und zwar mit gutem Grund — jede einzelne Gesetzesmaterie alsbald nach ihrer Erledigung. So sind viele Neuerungen auf

allen möglichen Gebieten des praktischen kirchlichen Lebens zu erklären.

Es ist nun sehr begreiflich, wenn solche Neuerungen im Anfang bei den Gläubigen ein gewisses Befremden erregen. Wir Menschen hängen nun einmal, besonders in religiöser Beziehung, gern am liebgewonnenen Alten. Beim Erscheinen eines neuen Gesetzes muß man mit alten Gewohnheiten brechen, man muß sich mit neuen Praktiken befreunden, seine Ansicht ummodeln, sich in die neue Situation hineinfinden, sich an neue Verhältnisse erst gewöhnen! So etwas braucht eine gewisse Zeit. Bei ruhigem Nachdenken, unbeeinflußt von liebgewonnenen Meinungen, erscheinen die Dekrete Pius' X. regelmäßig in einem ganz anderen Lichte. Wenn man die Maßnahmen unseres Hl. Vaters nur stets einer ruhigen, objektiven Untersuchung unterziehen würde, anstatt von vornherein, durch alle möglichen Dinge beeinflußt, darüber zu nörgeln und abzuurteilen! Ich bin fest überzeugt: unsere nächsten Nachkommen bereits werden mit freudiger Begeisterung so manches Dekret Pius' X. befolgen, in dessen Inhalt sich so mancher gute Katholik unserer Tage, einzig weil er seine bisher gewöhnte Praxis einer Aenderung unterziehen muß, nicht recht hineindenken kann. Wir sind vielfach in religiöser Beziehung eben mehr Gewohnheitsmenschen, als wir uns nur eingestehen mögen. Unser gegenwärtig regierender Hl. Vater hat bei seiner Arbeit ganz sicher nur das Beste der Kirche im Auge; jedes andere Motiv für seine Tätigkeit ist ihm fremd. Er schaut von höherer Warte aus und hat sicher — auch menschlich gesprochen — einen größeren Fernblick, als wir ihn haben. Und von seinem Standpunkte aus sehen sich viele Dinge ganz anders an, als sie sich im Geiste des einfachen Laien gestalten und prägen. Und sollte eine Anordnung den Bedürfnissen und besonderen Verhältnissen eines einzelnen Landes weniger entsprechen, so dürfen wir getrost zu den Bischöfen dieses Landes das Vertrauen haben, daß das betreffende Gesetz in einer entsprechenden Modifizierung zur Durchführung gelangt. Sie dürfen sich, verehrter Herr, nicht darüber wundern, wenn bei uns in Deutschland fast jede Anordnung Pius' X. erst geltendes Recht wird, nachdem sie nach der einen oder anderen Seite allerlei Abänderungen erfahren hat. Ihr Vorwurf: „Die Verordnungen Pius' X. werden ja doch regelmäßig bei uns nicht ausgeführt, das Ansehen des Papstes muß nur darunter leiden," ist durchaus unberechtigt. Die Geschichte lehrt, daß nur gewisse Grundgesetze der Kirche für die ganze katholische Kirchengemeinschaft Geltung erlangt haben.

Der kirchliche Gesetzgeber weiß von vornherein, daß ein Gesetz nicht für alle Zonen und alle Verhältnisse paßt. Er erläßt es, obwohl er sich darüber klar ist, daß bei seiner Durchführung für die einzelnen Länder allerlei Modifizierungen und Aenderungen notwendig sind. Er kann aber nicht von vornherein den Bedürfnissen aller möglichen Länder im allgemeinen Gesetze selber Rechnung tragen, er müßte denn auf Erlaß von Dekreten, die für die ganze Kirche verbindlich sind, in vielen Fällen einfach verzichten. Da dies im Interesse der Lebenseinheit der Kirche aber unmöglich ist, erläßt er allgemeine Kirchengesetze in der Erwartung, daß sich die Bischöfe der einzelnen Länder mit ihm behufs Umgestaltung je nach den Bedürfnissen des betreffenden Landes in Verbindung setzen werden. Gerade am Verhalten Pius' X. ersehen Sie, wie nachgiebig er nach der Seite hin ist, und wie gern er den besonderen Verhältnissen eines Landes Rechnung zu tragen bereit ist. Daß er aber das bei Abfassung eines allgemeinen Gesetzes von vornherein nicht kann, dürfte Ihnen nach dem Gesagten wohl klar sein.

Auf Einzelheiten möchte ich, sehr verehrter Herr, hier nicht eingehen, doch glaube ich, daß es leicht wäre, auch im einzelnen manches Ihrer Bedenken gegen Maßnahmen Pius' X. zu zerstreuen. Es ist wirklich kein Grund vorhanden, über die Tätigkeit des Papstes in eine nervöse Unruhe zu geraten. Sie dürfen unserem Hl. Vater mit gutem Gewissen volles Vertrauen entgegenbringen. Sie dürfen überzeugt sein, daß derselbe seine Maßnahmen „nach reiflicher Prüfung, nach bestem Wissen und Gewissen, ohne Rücksicht auf ‚Parteien', sondern nur im Interesse der Gesamtkirche" treffen wird. Und dann wollen Sie doch als gläubiger Katholik das übernatürliche Moment in der Kirche nicht aus dem Auge verlieren. Wenn die Kirche einzig Menschenwerk wäre, dann könnte unter Umständen einmal Nervosität der Autorität gegenüber am Platze sein. Aber, wenn wir uns in sturmbedrängten Zeiten anschmiegen an den Felsen Petri, kindlich, einfältig — wir tun es, weil wir getrost sein dürfen, daß wir gehen an Gottes Hand.

Weltrundschau.

Von **Fritz Nienkemper**, Berlin.

Krieg zwischen Italien und der Türkei.

Das war eine Ueberraschung im verwegensten Sinne des Wortes! Während die Diplomaten in Berlin und Paris sich mit bewundernswerter Ausdauer bemühen, die spinöse marokkanische Frage ohne Friedenserschütterung zu lösen, und während die Völker ängstlich den Revolutionären in den verschiedenen Ländern auf ihre unruhestiftenden Finger schauen, beschert uns ein gekrönter Monarch plötzlich einen Krieg, auf den niemand in ganz Europa gefaßt war. Daß Italien Tripolis haben wollte und nach Ansicht der Westmächte auch haben sollte, war ein altes, öffentliches Geheimnis. Aber wer konnte ahnen, daß König Viktor Emanuel gerade zum Herbstanfang 1911 Tripolis in seine Scheuer bringen wollte, und daß er diese „Erwerbung" ausgerechnet in einer derartig brutalen Form vornehmen würde, die jede Vermittlung und jede friedliche Lösung vollständig unmöglich macht?

Wahrscheinlich wird der Zwischenfall in der Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts eine noch größere Rolle spielen, als in der Kriegsgeschichte. Denn die Art und Weise, wie dieser Beutezug in Szene gesetzt wurde, beleuchtet grell die sonderbaren Rechts- und Anstandsbegriffe, die in der gegenwärtigen Zeit unter dem Schaugepränge von Schiedsverträgen, Friedensgerichtshöfen usw. noch in alter Blüte stehen. Italien rüstet in aller Stille die nötigen Kriegsschiffe und Regimenter, um Tripolis zu besetzen, und richtet dann an die Türkei das 24 stündige Ultimatum, sich mit der Okkupation der türkischen Provinz einverstanden zu erklären und ihre Behörden zur Förderung des Unternehmens anzuweisen. Die türkischen Staatsmänner antworten prompt und sehr höflich, daß sie mit Italien über alle möglichen wirtschaftlichen Zugeständnisse verhandeln würden, aber die Souveränität über die türkische Provinz doch gerne behalten möchten. Italien sagt, das seien Ausflüchte, der Kriegszustand sei gegeben. Während die Okkupationsschiffe vor Tripolis ankommen, macht ein Teil der italienischen Flotte im Adriatischen Meere schnell eine Jagd auf ein paar türkische Torpedoboote und meldet einen gewaltigen Seesieg von Prevesa.

König Viktor Emanuel und seine Minister Giolitti, di San Giuliano usw. wollten offenbar nicht bloß Tripolis, sondern zugleich Kriegsruhm erwerben. Seit zwei Menschenaltern ist Italien systematisch groß geworden durch Niederlagen. Es wurde bei jedem kriegerischen Zusammenstoß geschlagen und trug doch Siegesbeute heim, weil seine Verbündeten und Gönner die Niederlagen wettmachten. Jetzt scheint ein wahrer Hunger nach Siegeslorbeeren ausgebrochen zu sein. Dabei waren die Herren klug genug, sich die schwächste aller sogenannten Großmächte als Gegnerin auszusuchen, und obendrein noch mit der raffiniertesten Ueberrumpelung sich die Aufgabe zu erleichtern.

Schön ist das Vorgehen nicht, wenn die Italiener selbst auch mit den leidenschaftlichsten Hurras das Abenteuer ihrer Machthaber begleiten. Die Verbündeten Italiens sind überrascht und schütteln den Kopf, wenn niemand es sieht. Oesterreich ist verstimmt, weil es unter dem Ausbruche von Unruhen und Kämpfen im Balkan zumeist zu leiden hätte, und die Gefahr einer solchen Erschütterung des status quo auch durch die schön stilisierte Mahnung der italienischen Diplomatie an die Balkanvölker nicht beseitigt werden kann. Besonders rücksichtslos fand man es in Oesterreich, daß ohne Not das Adriatische Meer sofort in den Kriegsschauplatz eingezogen wurde. Deutschland ist unmutig, weil man in der Türkei vielfach das Abenteuer auf sein Schuldkonto setzt und gegen die deutschen Interessen im Orient auszubeuten sucht. Es kann sich schließlich die Frage erheben, ob ein Staat, der so eigentümliche Manieren entfaltet, überhaupt noch im Dreibunde bleiben kann. Ueber eine solche Sprengung des Dreibundes würde man sich natürlich in England freuen. Die englische Presse spricht sich zwar sehr scharf gegen die italienische Gewalttat aus, doch ist dort der Cant landesüblich, und in Wirklichkeit hat gerade England Gelegenheit, in dem getrübten Wasser zu fischen, so daß manche der Ansicht sind, König Viktor Emanuel sei von London aus ermuntert worden. Tatsache ist, daß England und Frankreich vor sieben Jahren, als sie ihren egyptisch-marokkanischen Vertrag schlossen, den Italienern eine bestimmte Anwartschaft auf Tripolis gewährt haben, wodurch sich Italien zu der deutschfeindlichen Haltung in Algeciras bestimmen ließ.

Die militärische Lage kann man kurz dahin kennzeichnen, daß Italien die volle Ueberlegenheit zur See hat, während die Landstreitkräfte beider Mächte an Zahl sich ziemlich gleich sind,

die bessere Qualität dagegen sich auf der türkischen Seite befindet. Die Ueberlegenheit des türkischen Heeres kann freilich nicht zur Geltung kommen, da Italien keine Armee nach dem Balkan schicken wird und die Türken für eine Expedition nach Italien keine Schiffe haben. Die Seeherrschaft ermöglicht es Italien, sich in den Besitz der paar Städte an der tripolitanischen Küste zu setzen. Aber wenn nun Italien von dort in das Innere des Beutelandes vordringen will, so ergeben sich in den weglosen Wüsten fürchterliche Schwierigkeiten. Den zähen Widerstand der Eingeborenen zu brechen, wird ungeheuer viel Zeit, Blut und Geld kosten, um so mehr, wenn der Kriegszustand mit der Türkei fortdauert und von Konstantinopel aus der Wüstenkrieg geschürt wird. Ob schließlich das größtenteils wüste Land solche Opfer lohnen kann? Es steht also mit den Lorbeeren, die König Viktor Emanuel zu pflücken gedenkt, schlecht aus. Zugleich wird der Handel Italiens im Orient höchst empfindliche Einbußen erleiden. Auch die vielen Tausende von Italienern, die in der Türkei leben, können in ihrem Erwerb nicht geschützt werden, wenn auch das Deutsche Reich den Schutz derselben übernommen hat.

Zweifellos wäre Italien besser gefahren, wenn es sich auf Verhandlungen wegen Tripolis eingelassen hätte. Die türkischen Staatsmänner wissen ja selbst, daß Tripolis ihnen nur Kosten, aber keine Einnahmen bringt. Sie hätten gewiß gerne einer Formel zugestimmt, die den Italienern die tatsächliche Gewalt in dem Lande gewährt hätte unter der formalen Aufrechthaltung der Oberhoheit des Sultans. Auf letztere ausdrücklich verzichten dürfen die Machthaber in Konstantinopel nicht, weil das ottomanische Ehrgefühl seit der „Verjüngung" der Türkei höchst empfindlich geworden ist.

Die europäischen Diplomaten bezeichnen jetzt als ihre Aufgabe die „Lokalisierung" des Krieges. Man will ihn nach Möglichkeit beschränken, und namentlich verhüten, daß die Griechen Kreta annektieren oder die unruhigen Völker am Balkan losschlagen. In letzterer Hinsicht wird die Haltung Rußlands von wesentlicher Bedeutung sein. Zum Nachfolger des an seiner Verwundung gestorbenen Stolypin ist der Finanzminister Kokowzow ernannt worden, dessen Alter und bisherige Haltung den Verdacht der Abenteuerlichkeit auszuschließen scheinen. Die einander widersprechenden, zum Teil wohl zweckdienlich frisierten Nachrichten über Seegefechte und Landungen werden erst durch beglaubigte Tatsachen zu erhärten sein.

Die marokkanischen Verhandlungen.

Noch kein Ende. In Paris redigiert man noch immer an den wirtschaftlichen Garantien herum, und dabei verkünden die Offiziösen, daß nach der Regelung der eigentlichen marokkanischen Frage die Kompensationen am Kongo noch endgültig zu regeln sein würden. Warum sollte man nicht bis Weihnachten noch ein Amendement auf das andere setzen können? In gewissem Sinne ist es ein Glück, daß das tripolitanische Abenteuer die Augen der Welt gefesselt hält. Sonst würde der Unmut über die endlose Geduldprobe viel stärker emporschlagen. Die Offiziösen sagen fortwährend, es handle sich nur um einzelne Finessen und nicht um bedeutende Meinungsverschiedenheiten. Da das profanum vulgus keinen Einblick in die Akten hat, müssen wir das wohl oder übel glauben. Man hat ja auch bis jetzt kein Anzeichen, daß die Kriegsüberraschung irgendwie den guten Willen in Paris beeinträchtigt habe. Vielleicht ist sogar Frankreich etwas bescheidener geworden und von seiner Archiprêt-Prahlerei zurückgekommen, da der Untergang des großen Schlachtschiffes Liberté mit 300 bis 400 Mann Besatzung dem Taumel wegen der Toulouner Flottenparade ein jähes Ende bereitet hat. Allem Anschein nach haben die Franzosen auf ihren Kriegsschiffen ein Pulver, das für sie selbst gefährlicher ist, als für den Gegner.

Die Wahl in Düsseldorf und die nächsten allgemeinen Wahlen.

Das Zentrum hat in der Stichwahl am 29. September das Mandat von Düsseldorf verloren, aber es hat seine Ehre vollauf gerettet und auch seine Hoffnung für die Zukunft. Die Vereinigung der Liberalen hatte auch für die Stichwahl Stimmenthaltung proklamiert. Das war eine wirksame Unterstützung des sozialdemokratischen Kandidaten. Das Zentrum ließ jedoch in seiner Arbeit nicht nach, und es gelang ihm, noch 6600 Stimmen mehr als in der Hauptwahl auf seinen Kandidaten zu vereinigen. Die Sozialdemokratie und ihre Freunde brachten nur 5200 Stimmen mehr auf. Leider blieben noch 29 000 Wähler der Abstimmung fern. 3 bis 4000 von ihnen hätten genügt, um die rote Fahne von Düsseldorf fernzuhalten.

In den sechs Wochen, die der alte Reichstag noch etwa arbeiten wird, kann der neugewählte Sozialdemokrat Haberland nicht viel Unheil anrichten. Es kommt alles darauf an, wer im Januar bei der Wahl auf fünf Jahre siegt. In dem Ausbessern der Organisationsmängel haben unsere Gesinnungsgenossen in Düsseldorf während der letzten Wochen schon so viel geleistet, daß man bis zum Januar einen erheblichen Kräftezuwachs erhoffen darf. Wenn jetzt in den liberalen Blättern triumphiert wird über den Fall einer Stammburg des Zentrums, die Erschütterung des Zentrumsturmes und dergleichen, so muß man sich erinnern, daß Düsseldorf schon seit 20 Jahren zu den weniger sicheren Stichwahlkreisen gehörte. Es kommt dort wesentlich auf die Stellungnahme der anderen Parteien zum Zentrum an. Diesmal war die Lage in dieser Hinsicht sehr ungünstig. Ob sie im Januar besser sein wird, ist zweifelhaft; jedenfalls werden dann die Schwierigkeiten nicht größer sein.

Allerdings darf man kaum hoffen, daß die Regierung bis zum Januar sich zu einer energischen Haltung gegenüber den Großblockgelüsten aufschwinge. Jetzt hat die Regierung während des langen heftigen Wahlkampfes kein Wort der Mahnung zum gemeinsamen Kampf gegen den Umsturz verlauten lassen. Die altbekannte Rücksichtnahme auf die nationalliberale Partei trieb Herrn v. Bethmann Hollweg diesmal bis zur vollen Selbstverleugnung. Jetzt erst, nachdem das Kind in den Brunnen gefallen ist, wagt die „Nordd. Allg. Ztg." über die Bedeckung dieses Brunnens zaghaft zu sprechen. Sie meint unter Berufung auf die „Wormser Zeitung", nur eine Freigabe der Abstimmung seitens der Düsseldorfer liberalen Vereinigung hätte der Sachlage entsprochen. Ach, die Freigabe der Abstimmung hätte das Ergebnis kaum geändert; der Sachlage entsprechend und dem staatsbürgerlichen Gewissen angemessen wäre nur die entschiedene Aufforderung zur bürgerlichen Solidarität gewesen.

Die Liberalen sagen bekanntlich zu ihrer Entschuldigung, sie hätten diesmal nur dem Zentrum eine heilsame Lehre geben, und so den Grund legen wollen zu einem umfassenden Stichwahlabkommen für den Januar. Wir haben schon in der vorigen Nummer ausgeführt, daß durch das jetzige Verhalten der Liberalen ein solches Abkommen nicht erleichtert, sondern vielmehr erschwert werde. Sehr bezeichnend ist nun eine Aeußerung des „Berliner Tageblattes". In Düsseldorf, meint es, habe sich klar die Tatsache enthüllt, daß die Nationalliberalen dem Zentrum auch nicht entfernt so viel zu bieten haben, wie sie sich eingebildet hatten. Von den 15000 Wählern, die 1907 noch für den nationalliberalen Kandidaten gestimmt hätten, würden jetzt höchstens 2 bis 3000 der Enthaltsamkeitsparole der lokalen Parteileitung gefolgt sein. Das wird wohl stimmen. Die nationalliberale Partei ist dort an disziplinierten Anhängern so arm, daß schon während des Wahlkampfes vielfach die Ansicht geäußert wurde, man beschließe Wahlenthaltung, um nicht die Ohnmacht offenbaren zu müssen. Das Zentrum hat in Düsseldorf nur ein Mandat auf kurze Frist verloren; der dortige Nationalliberalismus aber hat seinen Kopf und sein Ansehen verloren. Wenn man nächstens wegen eines Stichwahlabkommens verhandelt, so wird das Zentrum erst ganz genau zu prüfen haben, wieviele nationalliberale Wähler in jedem Wahlkreis überhaupt mobil zu machen sind und wieviele von denselben einer Wahlparole zugunsten des Zentrums ehrlich Folge geben würden.

Einen tragikomischen Eindruck macht es, wenn liberale Blätter zur Beschönigung ihrer Parole „Lieber rot, als schwarz" krampfhaft die Unwahrheit wieder auftischen, das Zentrum habe 1907 der Sozialdemokratie ein Stichwahlbündnis angeboten. Umgekehrt wird ein Schuh daraus. Der „Vorwärts" hat notgedrungen die Briefe von damals veröffentlichen müssen, und daraus ergibt sich nun aktenmäßig: 1. Daß der Abg. Bebel dem Zentrumsabgeordneten Müller (Fulda) das Angebot gemacht hat, daß Sozialdemokratie und Zentrum in allen betroffenen Stichwahlkreisen sich gegen die Kandidaten der anderen Parteien unterstützen sollten, und 2. daß der Abg. Müller (Fulda) dieses Angebot abgelehnt hat. (Die Ablehnung ist auf einstimmigen Beschluß des Wahlausschusses der Zentrumsfraktion erfolgt.) Die liberale und die sozialdemokratische Presse wagt es nun, diesen sonnenklaren Tatbestand in das gerade Gegenteil zu verdrehen, so daß der ablehnende Abg. Müller als der Anbietende erscheint. Ein wahres Hexeneinmaleins!

Man sieht nebenbei, daß Stichwahlverhandlungen mit größter Vorsicht und Klugheit geführt werden müssen, da sie leicht zu (bewußten und unbewußten) Mißdeutungen Anlaß geben. Es ist sehr erfreulich, daß wir jetzt einen Reichsausschuß der Zentrumspartei haben, der solche Sachen ex officio erledigt, so daß sie den Zufälligkeiten und privaten Briefwechsels enthoben sind.

Die Finanzlage Bayerns.

Von Ph. Frick.

Der dem bayerischen Landtag vorgelegte Budgetentwurf erfordert für laufende Ausgaben 676¼ Millionen Mark. Die Mehrung beträgt 50 Millionen.

Die Finanzlage Bayerns ist innerlich gesund. Die Budgetierung ist von jeher und besonders unter der Aegide des jetzigen Finanzministers v. Pfaff sehr vorsichtig aufgenommen worden. Die Jahre 1907 und 1908 schlossen allerdings mit einem Defizit von 17 Millionen ab, das die weitere Budgetierung stark beeinträchtigt. Allein dieser Mißerfolg ist auf den plötzlichen starken Rückgang der Eisenbahnen zurückzuführen, der sich auf allen deutschen Bahnen in gleichem Maße bemerkbar machte. Die übrigen Einnahmeetats haben den Voranschlag meist erreicht oder übertroffen, was Finanzminister v. Pfaff in seinem Finanzexposé (29. September) begreiflicherweise mit Befriedigung zur Kenntnis brachte.

Um dieser Budgetschwankung vorzubeugen, wurde ein Ausgleichs- und Tilgungsfonds für die Eisenbahnen geschaffen, der in den Jahren 1910 und 1911 wahrscheinlich schon die gesetzmäßige Höhe von 20 Millionen erreichen dürfte. Dieser Fonds soll nicht nur die Tilgung der Eisenbahnschuld sicherstellen, sondern auch etwaige Einnahmeausfälle von der Budgetgebarung fernhalten.

Es war ein ziemlich mühseliges Geschäft, dies Defizit von 17 Millionen Mark in dem neuen Budgetvoranschlag unterzubringen. Es werden 8 Millionen auf die Eisenbahnen gewälzt, die den Betrag entweder aus dem Ausgleichsfonds, wenn er die nötige Höhe von 20 Millionen erreicht hat, entnommen oder durch eine Anleihe aufgebracht werden. Zur Deckung weiterer 5 Millionen sollen die Mittel für allgemeine Schuldentilgung der Jahre 1910 und 1911 in Anspruch genommen, und 3½ Millionen sollen aus laufenden Einnahmen der Jahre 1912 und 1913 gedeckt werden. Diese Distribution hätte in einer gedrückten Finanzlage Bedenken. Allein diese Maßnahmen werden alle nicht nötig sein, da die noch nicht verrechneten Budgetjahre 1910 und 1911 Ueberschüsse in erheblicher Höhe bringen werden, welche dem 22prozentigen Zuschlag zu den direkten Steuern in erster Linie zu danken sind, der zum Ausgleich des durch die Beamtenaufbesserung gestörten Gleichgewichts beschlossen werden mußte.

Die Beamtenaufbesserung ist noch immer nicht verwunden. Bayern hat sich in dieser Frage zweifellos übernommen. Man hätte besser getan, mit einem Zuschlag zur Aufbesserung sich zu begnügen, und dann erst nach vollbrachter Mittelbeschaffung hätte man an das Werk der Reform der Beamtengehälter und des Beamtenrechts (Pensionen) gehen sollen. Aber darüber ist jetzt gut reden! In der damaligen Zeit hochgespannter Erwartungen unter den Beamten wäre es sehr bedenklich gewesen, dieselben zu ignorieren. Die Wirkung der Erhöhung der Beamtengehälter ist seinerzeit auf 17 Millionen angegeben worden, später stellte sich heraus, daß man rund 20 Millionen brauchte. Dabei waren die Vorrückungsquoten noch nicht eingerechnet, die von Sachkundigen auf 6 Millionen geschätzt wurden. Jetzt ist die Sperre für die letzte Vorrückung der höheren Beamtengehälter zu Ende, die auch noch stark ins Gewicht fällt. Dabei geht der Pensionsetat sprungweise in die Höhe, im neuen Budget um 5,8 Millionen Mark, mit eine Folge des neuen Beamtengesetzes, das den Beamten gestattet, mit 65 Lebensjahren (früher 70) in Pension zu gehen. Das ist eine Gesamtwirkung von über 30 Millionen Mark. Dazu die damalige Aufbesserung der Geistlichen und Lehrer. Daß da alles in allem gegen 40 Millionen zusammenkommen, ist wahrscheinlich nicht zu hoch gerechnet. Das ist zuviel für einen Staat von den Verhältnissen Bayerns. Minister v. Pfaff hat angesichts dieser Sachlage in seiner Budgetrede gewarnt, weitere Beamtenstellen zu schaffen und den Wünschen nach abermaliger Erhöhung der Gehälter einzelner Beamtenklassen, nach Einreihung höherer Gehaltsklassen oder nach Aufnahme neuer Gruppen von Bediensteten in die Zahl der etatsmäßigen Beamten nachzugeben. Für eine weitere Lehreraufbesserung — im Kultusministerium strebt man 7 Millionen Mark an — hat sich Minister v. Pfaff bereits festgelegt; er hat sie als eine der ersten Aufgaben bezeichnet, an deren Lösung herangetreten werden soll.

Katholikenversammlungen in Nordamerika.

Von P. Franz Markert, S. V. D., Techny, Ill.

Die Hitzwellen sind jetzt für dieses Jahr wohl abgetan. Allenthalben hat man wieder mit frischer Arbeitslust begonnen. Nicht zum letzten macht sich dies bemerkbar auf dem Gebiete der Kongresse. So vergeht jetzt kaum eine Woche, ohne daß nicht irgendwelche katholischen Verbände und Interessen ihre Zusammenkünfte abhalten.

Von den vielen Lokal- und Staatsverbänden zu schweigen, seien hier kurz zwei Tagungen behandelt, die besonders Interesse haben.

Vom 20.—24., bzw. 25. August tagte in Columbus, Ohio, die Convention of the Federation of American Catholic Societies. Seit 10 Jahren besteht diese Vereinigung der katholischen Vereine und Gesellschaften des Landes. Ihr Zweck ist: die verschiedensten Vereinigungen zu einem gemeinsamen Ganzen zusammenzubringen, dem nach katholischen Prinzipien lebenden Volksteile der Vereinigten Staaten wirksamen Einfluß auf das öffentliche Leben zu verschaffen.

Der Gedanke ist sicher fruchtbar, und die in diesem Sinne unternommene Arbeit eine Notwendigkeit.

Auf manchem Gebiete hat sich die Federation schon Gehör verschafft, und wird es wohl in immer steigerndem Maße tun können, wenn es ihr gelingt, noch größere Massen in sich zu sammeln, als es jetzt der Fall ist. Stehen doch jetzt noch manche sehr einflußreiche, ausgedehnte Verbände ihr fern, so die katholische Geheimgesellschaft der Knights of Columbus. (Columbusritter) mit über 500000 Mitgliedern, materiell und intellektuell hervorragende Leute. Der Grund hierfür ist nicht sicher anzugeben. Nicht zum letzten wird wohl die Furcht mitspielen, nicht mehr allein seine Meinung geltend machen zu können.

Vielleicht wäre auch noch etwas mehr Klarheit in einzelnen Fragen und Methoden dem wünschenswerten Aufschwunge recht förderlich.

Doch die Federation ist eben erst noch in jungen Jahren, und man kann nicht alles auf einmal verlangen.

Die Tagung in Columbus war denn auch nicht ein Katholikentag im Sinne der deutschen, sondern eine Generalversammlung der Delegierten der katholischen Verbände.

Im ganzen verlief die Tagung befriedigend. Am ersten Tage ein Festzug der Vereine mit etwa 8000 Teilnehmern. Eine Reihe von Bischöfen war anwesend, ebenso nahm die Regierung in freundlicher Weise Anteil.

Bischof Canevin von Pittsburg predigte im Pontifikalamt über Zweck und Aufgaben der Federation als katholischer Bund. Bischof Muldoon von Rockford, Ill., sprach in der Massenversammlung über die Betätigung einzelner wichtiger sozialer Pflichten seitens der Katholiken. Ebenso sprach der Apostolische Delegat Msgr. Falconio, der für all die öffentlichen Unternehmungen hier ein sehr lebhaftes, tätiges Interesse zeigt. Der Generalsekretär A. Matre gab einen gründlichen Ueberblick über die Leistungen des Bundes, seine weiteren Aufgaben, seine Schwierigkeiten usw. Im besonderen ist sein Augenmerk gerichtet auf die Stärkung unserer hiesigen, verhältnismäßig zu schwachen katholischen Presse, die bis jetzt noch kein einziges englisches Tagblatt in sich schließt, auf die Schaffung eines Allgemeinen Katholikentages nach deutschem Muster, auf die Jugendfürsorge, auf die Bekämpfung des schlechten Theaters usw.

Am 24. u. 25. August tagte dann gleichfalls in Colombus eine Eigenversammlung einer Anzahl katholischer Redakteure usw. Leider war die Sache, die von dem Geschäftsführer einer Zeitung ausgegangen war, nicht genügend vorbereitet, eine ganze Reihe Redakteure überhaupt nicht eingeladen usw. Schließlich kam denn doch eine Vereinigung, eine Catholic Preß Association zustande, die sich für ihren Nachrichtendienst von der bisherigen einseitigen Berichterstattung durch die Associated Preß freimachen will. Es wurde ein Ausschuß ernannt, der den Anschluß an die Juta in die Wege leiten soll.

Auch hier griff Msgr. Falconio lebhaft ein.

Alles in allem, viel guter Wille und auch schöne Ansätze, wenn auch noch manches mehr reifen muß.

Eine andere, die Deutschen mehr interessierende Tagung war die 56. Generalversammlung des Römisch-Katholischen Zentralvereins in Chicago. Dieser Verein hat sich ungefähr, zumal seit Einrichtung der Zentralstelle nach dem Muster von München-Gladbach, die Aufgabe gesetzt, im Sinne der katholischen

Arbeit in Deutschand im öffentlichen Leben die christlichen Grundsätze zur Geltung zu bringen.

Seine Generalversammlungen sind die Katholikentage für die hiesigen Deutschen. Natürlich ist eine solche Veranstaltung wie drüben hier nicht denkbar. Aber immerhin, es wird frisch und emsig gearbeitet.

Am Sonntag, den 10. September fand ein Festzug statt, an dem sich eine große Anzahl katholischer Vereine beteiligte. Danach Pontifikalamt in der deutschen St. Michaels Kirche, das der Hochwürdigste Herr Erzbischof von Chicago, James Quigley, zelebrierte. Die Festpredigt hielt der als Redner wie als Pädagoge hervorragende deutsche Bischof Schrembs von Toledo. Er sprach über praktisches Männerchristentum als dem Fundamente für jede weitere öffentliche Betätigung katholischen Glaubens. Nachmittags fand um 3 Uhr in der geräumigen Orchestra-Hall eine Massenversammlung statt. Klar und packend sprach der Redakteur N. Gonner aus Dubuque, Jowa, über die Aufgabe des Zentralvereins: Den religionslosen Liberalismus, der hier alle Gebiete beherrscht, zu verdrängen und die christlichen Prinzipien an seine Stelle zu setzen, zugleich einen Damm gegen die heranflutende Sozialdemokratie zu bilden. Nach ihm sprach Professor Brühl vom Priesterseminar St. Francis in Milwaukee, ein geborner Rheinländer, über die Bedeutung der Kirche als rettende Macht. Erzbischof Quigley nannte den Zentralverein ein Modell für die anderen Organisationen und forderte zu zielbewußter energischer Organisationstätigkeit auf, um den Gefahren zu begegnen, die dem gesamten katholischen Leben in Amerika drohen. Msgr. Falconio, der Apostolische Delegat, ermunterte zu einem Gleichen, wobei er in ganz ausführlicher Weise sich über den Mainzer Katholikentag und die Arbeitsweise der deutschen Katholiken in Deutschland verbreitete und sich als vollständig informiert zeigte. Er stellte die deutschen Katholiken drüben als Beispiel hin, für das, was erreichbar ist, und als Muster, wie man es anfangen solle. Er hatte kein Wort der Einschränkung in seinem Urteile. Ich denke, daß man das drüben auch gerne wahrnehmen wird, zumal ja auch die engherzigen Nörgler von drüben hier manche Nachbeter haben.

Am Montag sprachen in einer Frauenversammlung Pfarrer Salick von Milwaukee über die Sozialaufgabe der Frau. Am Dienstag in einer gleichen Versammlung P. Haase, O. F. M. Der Dienstagabend gehörte der Zentralstelle, unserem kleinen Münchener-Gladbach. Der derzeitige Leiter derselben, Herr Kenkel von St. Louis, lieferte in übersichtlicher Weise einen Bericht über die Tätigkeit der Zentralstelle und machte mit den Absichten für die Zukunft bekannt. Unter anderem ist die Gründung einer Schule für Studium der sozialen Frage ins Auge gefaßt. Nach ihm sprach Herr Freund aus Springfield, Jll., über die staatsbürgerlichen Aufgaben der Katholiken in den Vereinigten Staaten.

Die übrige Zeit an den verschiedenen Tagen war ausgefüllt mit den Sitzungen der Delegierten der einzelnen Verbände.

Am 14. schloß die Tagung mit den üblichen Festlichkeiten.

Der Reichsdeutsche ist gewohnt, mit den großen Zahlen zu rechnen, wie sie auf den heimischen Katholikentagen sich finden. So könnte man leicht in Versuchung kommen, die Leistungen und Aussichten in Amerika zu unterschätzen. Doch, wenn man sich etwas näher mit den hiesigen eigenartigen Verhältnissen bekannt macht, wird man sich des Gedankens nicht erwehren können: Es geht vorwärts. Allmählich geht weiteren Kreisen die Erkenntnis auf, daß es gilt, Hand anzulegen. Wenn vor fünf Jahren es wirklich ein Wagnis war, öffentlich von dem Bestehen einer sozialen Frage in Amerika zu sprechen, so sind heute doch schon weite Kreise dahin gekommen, daß sie die Arbeit für ihre Lösung als eine Notwendigkeit betrachten. Natürlich geht das nicht mit der sonst üblichen amerikanischen Schnelligkeit. Es sind eben hauptsächlich noch die Deutschen, die daran beteiligt sind, anderseits sind die oft so zerstreuten katholischen Gemeinden ein Hindernis. Vor allem gehen uns hier zwei Dinge ab: In einem viel zu großen Maße bleibt die Jugend fern. Es hat mir wirklich weh getan, als ich am Sonntag in der Hauptversammlung so unverhältnismäßig wenig junge Leute gesehen habe. Vielfach verstehen sie die deutsche Sprache nicht mehr genug, oder sie sind sonst von allen möglichen Sports und dergleichen so in Anspruch genommen, daß dafür kein Verständnis aufkommt. Hier müßten noch viel mehr die einzelnen Pfarreivorstände tun. In einem großen Teile der Pfarreien bestehen Jünglings-Vereine und ähnliche. Hier müßten die Gedanken der Zentralstelle mehr propagiert werden, es müßte der Blick der jungen Leute mehr auf diese großen Fragen hingelenkt werden, und ihnen ein größeres Maß von Pflichtbewußtsein beigebracht werden bezüglich Anteilnahme am öffentlichen katholischen Leben.

Ein zweites Grundübel ist der Mangel an einer tüchtigen katholischen Tagespresse. Man konnte sich nur zu oft überzeugen, wie wenig sowohl die in Betracht kommenden Fragen als auch die Versammlungen den Leuten bekannt waren.

Wenn es gelingt, eine tüchtige Tagespresse zu schaffen, die Jugend in bedeutend stärkerem Maße für diese Arbeiten zu interessieren und last, not least eine größere Anzahl gebildeter, opfermutiger katholischer Laien heranzuziehen, dann dürften sich die Hoffnungen der Männer erfüllen, die jetzt noch allein die Last der Arbeit und Mißkennung tragen, daß das christliche Element einen entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung der Dinge in Amerika erhält.

Force noire.

Auch ein Beitrag zur Marokkofrage.

Von Major a. D. Friedrich Koch-Breuberg.

Es war am Abend nach dem Gefechte bei Weißenburg, als ich den ersten gefangenen Turko erblickte. Im Fackelscheine sah dieser schwarze Kerl sehr gleichgültig drein; Allah hatte es eben so gewollt.

Schon damals äußerten ältere Kameraden: Frankreich sollte sich schämen, solche Halbwilde gegen zivilisierte Völker auf europäischem Boden zu verwenden.

Vierzig Jahre sind seither vergangen, und Frankreich schämt sich weder seiner Fremdenlegion noch seiner gegen Deutschland bewaffneten Halbwilden. Frankreich ist eben ein Staat, der immer fordert, daß sich der Gegner schäme. Seit 1870 hätten wir Deutsche uns schämen sollen, weil wir ein verlottertes Kulturvolk mit eiserner Faust niederwarfen. Bei Wörth sah ich dann übereinanderliegende Haufen von Granaten zerschmetterter Turkos. Die lippenwulstigen Gesichter besaßen einen tierischen Ausdruck. Ein Bayernkorporal kniete daneben im Straßengraben — das schußbereite Gewehr in den erstarrten Händen. Welcher Unterschied in der Psyche des Bildes! Einen Maler wünschte ich damals herbei.

Um jene Zeit hörte man dann, daß sich die Turkos ausgezeichnet geschlagen hatten. Man erzählte vom Turko, der sich in einem Weinberge in einen Bayern verbissen hatte, aber schon damals bestätigte sich das Gerücht als Wahrheit, daß die Turkos infame Kriegslisten anwendeten. Durch irgend eine List suchte der dem Tode verfallene Schwarze einen Feind mit sich ins Jenseits zu befördern.

Weder in Bazeilles noch an der Loire hatte ich Turkos gegenüber, und nur am 10. Dezember befanden sich Spahis vor meinen Vorposten. Die hielt jedoch große Vorsicht so ferne, daß ich nicht einmal ihre Uniform genau beschreiben kann.

Feig oder gänzlich fatalistisch erschien mir der Schwarze, wenn er entwaffnet war. Am 3. September befand ich mich auf Wache an der porte de Ménil. Dort hatte ich den ganzen Tag die Pässe für Belgien revidiert, sehr interessante Menschen und leider auch Engländer gesehen. Als ich endlich schlafen wollte, weckte mich nachts 2 Uhr ein sächsischer Gefreiter, der mit einigen Leuten, wenn ich nicht irre, gegen 2000 Gefangene brachte. Das war kein Kunststück innerhalb der Mauern Sedans. Die Franzosen sollten in der nebenanliegenden Kaserne die Nacht verbringen, um am Morgen dem Transportkommando übergeben zu werden. Die bayerischen Zwölfer erinnern sich dieser miserablen Kaserne vielleicht, denn sie lagen von 1872—73 in ihr.

Der Sachse besaß eine Laterne, und ebenso reich an umglasten Kerzen war ich. Wie die Schafe ließen sich die Söhne Afrikas in die übelriechenden Säle pferchen, fielen um und schnarchten. So am Ende meiner Tätigkeit, stand ich im zweiten Stockwerke und hatte Zuaven untergebracht. Durch die geöffneten Fenster wehte eine Zugluft, der ich vielleicht eines meiner Rheumas verdanke, die mir damals aber das so nötige Licht verlöschte.

Sachse! — Gefreiter! brüllte ich.

Doch die Sachsen und die Bayern hatten wahrscheinlich die Kaserne schon verlassen und erwarteten mich in dem Sträßchen. Kein Freund hörte mich, und ich stolperte über französische

Körper gegen ein Fenster. Von dem aus glaubte ich eine Türe erreichen zu können und gelangte in einen Saal mit schnarchenden Turkos. Meine Gereiztheit steigerte sich, und plötzlich rief ich zornig: Des allumettes! Wer hat Streichhölzer?

Nichts rührte sich, aber die Wilden ließen mich ruhig über sich wegstolpern, und endlich gelangte ich wieder zu den Zuaven. Als ich hier den französischen Ruf wiederholte, leuchtete es in einer Ecke auf. Ein Korporal — echteste Pariser Sorte — hatte ein Wachszündhölzchen entbrannt und zündete mit romanischer Artigkeit mein Licht an. Damals besaß ich keine Ahnung von Herrn Emile Zola, sonst hätte ich jedenfalls gefragt: Kommen Sie vielleicht später im Roman Débâcle vor? Sind Sie jetzt schon Antimilitarist à la Deroulède? Was halten Sie von der Vererbungstheorie, und haben Sie den Prokurator Weiß des Herrn Zola vorgestern in Bazeilles beim Preisscheibenschießen auf die Bayern gesehen?"

Leider war ich sehr unerfahren und verpaßte damals eine schöne Gelegenheit, Wahrheiten festzustellen.

Aber man sieht: die Masse der Gefangenen erwürgte weder mich noch den Gefreiten, sondern ein flotter Pariser teilte Wachszündhölzer mit, die damals schon ein Zeichen besserer Erziehung waren.

Dergleichen kam mir in den Sinn, als ich jetzt über die Force noire las, und außerdem suchte ich eine alte Pariser Zeitung vor. In ihr war abgebildet, wie ein Turko einen Preußen aufspießt, und dergleichen mehr. Also — das Volk der Hyperkultur drohte uns schon damals mit der Grausamkeit der Moslims. Als Caligula den Prätorianern nicht mehr traute, legte er sich eine germanische Leibgarde bei; die ging auf alles los, auf was man sie hetzte. Doch mit Schweizertreue stürmte sie brüllend herbei, als Chärea den Kaiser ermordet hatte.

Nun erscheinen mir wenigstens die Herren Loubet, Grevy, Fallières, und wie sie hießen, nicht gerade als Imperatoren. Die regierenden Advokaten sind dem Zaren aller Reußen doch so getreu ergeben, daß sie allerhöchstdessen Friedensträume nicht gleich mit einer Leibgarde marokkanischer Kopfamspießträger-Garde verwirklichen werden. Wenn absolute Herrscher à la Suttner fühlten, gab's noch immer Krieg. Das ist ebenso wahr, wie die Idee der Abrüstung zur See einer maskulinen Elisabeth von England neuerer Zeit.

Schließlich gäbe es noch ein Völkerrecht — den Traum einiger anständiger Menschen —, und wenn ich mich nicht irre, schlägt dies Herz in Genf, wo die Kaiserin Elisabeth ermordet wurde, wo ein gänzlich Unbeteiligter an der Table d'hote aus Verwechslung erschossen wurde. Da schrien wohl alle die anständigen Menschen des alten Europas auf, aber dabei blieb's. Seien wir überzeugt, daß — sollte Herr Fallières im nächsten Jahre bei der Panamaparade von zehntausend Marokkanern zur Tribüne eskortiert werden — manche Friedensseele Europas quicksen wird. Aber so ein Lärmchen verhallt.

Nun las ich aber auch in eines Major Piccard Buch, wie der Transport der Turkos 1870 sich gestaltete. Ausgehungert und wie Tiere verladen kamen sie an. Unter Napoleon III. gab es in Frankreich noch keinen handelnden Antimilitarismus, und gerade 1870 waren die Moslims gut auf Frankreich zu sprechen. Wird nun Marokko einfach französisch werden, so verstärkt sich doch in Afrika das mißvergnügte Element. Wir bemerken in Indien sehr eigentümliche Vorgänge, die denkende Engländer zu beunruhigen scheinen. Der Burenkrieg war die verpaßteste Gelegenheit aller verpaßten Gelegenheiten. Wenn man immer gegen Deutschland hetzt, warum sollte der Deutsche das nicht auch erlernen können?

Freilich — wer fein hetzen will, muß liebenswürdig sein — oder sich stellen können. In der großen Politik geht es ohne Falschheit einfach nicht ab. Herauspoltern konnte ein Napoleon I. — allenfalls ein Bismarck, aber wo finden wir denn noch Polterer in der Politik? Ist man kein Napoleon I., sei man hübsch glatt, denn die deutsche Ehrlichkeit wollen wir unserem braven Volke und nicht unseren Diplomaten erhalten. Will oder muß ein deutscher Diplomat ehrlich sein, kann er es später schön herausgeben.

Ehe wir uns also vor der Force noire fürchten, denken wir wohl vorher ein wenig nach. —

Mein Gott — in dir!

Komm' ich von den Menschen hundertmal,
Ach, wie schmeckt der Lebenstrank so schal.
Doch ein einzigmal, mein Gott, bei dir,
Und ein Kelch voll Süssigkeit wird mir.

Ja —, kaum pocht ein einzig Menschenherz,
Das nicht tot sich schleppt an einem Schmerz.
Noch des Bruders Leid ihm zugesellt,
Schaut das Herz in eine Grabeswelt.

Du nur tröstend über allem stehst,
Nicht im Meer des Schmerzes untergehst.
Ja, wo Menschen vor den Menschen flieh'n,
Du erscheinst, um sie empor zu zieh'n.

O, so lass dich finden mehr und mehr,
Sinkt in Trümmer alles um mich her.
Lösche meines Herzens Sturm und Brand,
Da 's in dir sein ganzes Lieben fand.

Paul Körber.

Zur Geographie des Islam.

Von Dr. Josef Wiese, Friedenau.

In den letzten Jahren ist von dem Vordringen des Islam in den verschiedenen Erdteilen viel die Rede gewesen. Man begegnet nicht nur in der zeitgenössischen Literatur häufig Aufsätzen über den Panislamismus, seine Bedeutung und seinen Umfang, sondern auch in den parlamentarischen Verhandlungen, wie auf dem letzten Kolonialkongreß und dem Katholikentag hat die panislamitische Frage eine große Rolle gespielt. Sind schon diese Tatsachen Beweis genug dafür, daß die mit dem steigenden Vordringen des Islam verbundenen Gefahren von den in erster Linie beteiligten Faktoren erkannt werden, so haben verschiedene Ereignisse der letzten Zeit den unumstößlichen Beweis geliefert, daß zwischen einer ganzen Anzahl mohammedanischer Staaten Verhandlungen über einen festeren Zusammenschluß im Gange sind, und daß vor allem zwischen Konstantinopel und Teheran, höchst wahrscheinlich zunächst unter dem Eindrucke der politischen Ereignisse, eine bemerkenswerte Annäherung angebahnt worden ist. Haben doch sogar die Anregungen der Oberhäupter der hauptsächlichsten mohammedanischen Sekten, gegen die Ansprüche der Fremdmächte zusammenzustehen und die Streitaxt zwischen den Schiiten und den Suniten, die bisher die erbittersten Feinde waren, zu begraben, eine beifällige Aufnahme gefunden!

Freilich ist der panislamische Gedanke, d. h. der Zusammenschluß aller Muslime, in der Theorie schon in der Urgemeinde ausgebildet, aber er ist durch die Macht der Verhältnisse niemals praktisch zur Tatsache geworden. Unüberwindliche Hindernisse, auf die wir hier nicht näher eingehen können, machten es unmöglich, daß die von Mohammed gepredigte Lehre von der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Muslime auch in der Praxis zur Herrschaft gelangt, aber dennoch lag sozusagen der panislamische Gedanke von Anfang an latent in der Brust eines jeden wahren Muslimen.

Erst als die Ueberflutung Asiens und Afrikas durch die Europäer oder doch durch die europäische Kultur, die „weiße Gefahr", wie Browne es fein nennt, hereinbrach, begann, wie für uns die orientalische Frage, so für den Orientalen die Besinnung auf sein Muslimentum. Die Frage, wie und wodurch sich der Panislamismus, d. h. das sich zudem durch den Gegensatz zum modernen Europa verstärkende Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit und der Solidarität aller Muslime am stärksten äußert und in Erscheinung tritt, die Frage ferner, wie und wodurch seine Ausbreitung — man denke an die Hilfsmittel des Verkehrs und der Presse — hauptsächlich gefördert worden sind und werden, sollen uns hier weniger beschäftigen als die geographische Seite der Frage, d. h. die Untersuchung, welche Gebiete hauptsächlich unter dem Einflusse des Islams stehen. Es ist natürlich, daß bei einer solchen Untersuchung auch andere

mit dem Panislamismus im Zusammenhang stehende Fragen und Meinungen zur Erörterung gelangen.

Als der Prophet im Juni des Jahres 632 zu Medina starb, umfaßte seine Partei ein Häuflein Getreuer, die ein Heer von 8000 Mann stellen konnten. Heute zählt die Welt 260 Millionen Mohammedaner, die in der Gesamtbevölkerung der Erde 15,543 Prozent ausmachen. Auf Europa entfallen von dieser Zahl nur 11 Millionen Mohammedaner, von denen auf Europäisch-Rußland 8 Millionen, die europäische Türkei nur 2 bis 3 Millionen kommen. In der Türkei, wo der Islam die bevorzugteste Stellung als Staatsreligion einnimmt, sind die Islamiten gegenüber der christlichen Bevölkerung in der Minderzahl geblieben, hier wird daher ausnahmsweise ein Rückgang in der Zahl seiner Bekenner festgestellt.

Auffallend ist, worauf K. Vollers in einem Aufsatze über Panislamismus in den „Preußischen Jahrbüchern 1904" hinweist, daß der größte Teil des Islam sowohl nach dem territorialen, als nach dem numerischen Verhältnis nicht mehr selbstständig ist, sondern unter christlichen Herrschern steht. Diese politische Verschiebung ist bekanntlich schon seit Jahrhunderten im Gange, hat aber im verflossenen Jahrhundert ein immer rascheres Tempo und eine immer größere Ausdehnung angenommen. Was ist aus dem stolzen Staatsgebäude des Chalifa Omar geworden? Anfangs, unter einem Herrscher, ist es stetig wachsender Zerteilung anheimgefallen, am Mittelmeer weichend, hat es zwar im Innern Afrikas, in Mittelasien und Indonesien neue Eroberungen gemacht, wird aber auch hier von der europäischen, ja auch schon der amerikanischen Kolonisation ereilt und immer fester umklammert. Sehen wir von Oesterreich-Ungarn ab, das seit 1878 über eine spät islamitisierte slawische Bevölkerung herrscht, so stehen von den europäischen Mächten, die ihr Zepter auch über Muslime schwingen, obenan Rußland, Großbritannien, die Niederlande und Frankreich.

Was Rußland angeht, so kommen zu den 8 Millionen in Europäisch-Rußland wohnenden Mohammedanern noch 10 Millionen in Asien. Die Stellung des Islam in Rußland ist eine ziemlich privilegierte. Es muß hinzugefügt werden, daß sich im großen und ganzen der islamische Klerus auf russischem Gebiete vielfach eifriger und gebildeter zeigt und würdevoller auftritt als der Pope. Nicht nur die armseligsten asiatischen Nomadenstämme, sondern gleich ihnen halten auch die bis tief nach Litauen versprengten, in Groß-, Klein- und Weißrußland ansässigen Mohammedaner zäh an ihren Glaubenssatzungen fest. Schulen und Moscheen werden, wie auf islamischem Boden, von den Wakufs oder milden Stiftungen erhalten. Nur die hohe Amtsgeistlichkeit steht unter staatlicher Kontrolle, so der in Orenburg regierende Scheich ul Islam und der in der Krim ansässige Mufti der kaukasischen Schiiten. Beide geistliche Würdenträger werden von der Regierung ernannt. Dagegen geht die russische Regierung in Rußland wie in Russisch-Asien mit großer Strenge gegen die religiösen Orden und Brüderschaften vor, die sich in Kaukasien, Transkaukasien, in Transkaspien, in der kirgisischen Steppe und Südsibirien verbreitet finden.

In bezug auf die Zahl seiner islamischen Untertanen steht das Anglo-indische Reich in erster Reihe. Die Anhänger des Propheten werden, nach Dr. A. Wirth, in Indien alles in allem auf 57 Millionen geschätzt. Sie bilden im Pendschab 55 Prozent der Einwohner gegen 77 im Sind und 70 in Kaschmir. Ihrer Herkunft nach lassen sie sich in drei Kategorien scheiden: in Einwanderer aus dem Nordwesten, die sich in Hindostan und Dekan niederließen und mit den dortigen Volkselementen vermischten, in Kolonisten, die über das Meer aus Arabien und Persien nach Indien kamen und noch heute die Küste Malabar bewohnen; endlich in bekehrte Eingeborene. Der Islam verdankte, wie überall um die Zeit seiner kriegerischen Ausbreitung, ursprünglich seine Bedeutung in Indien der Predigt des Schwertes und dem politischen Einflusse der Staaten, die er geschaffen hatte. Als jedoch im 18. Jahrhundert seine politische Macht niederging, ist damit die Kraft seiner Ausbreitung durchaus nicht zum Stillstand gekommen. Während die von einem Aurengzib oder Tipo-Sultan erreichten Zwangsbekehrungen ihm nur laue Anhänger geschaffen haben, die halb in der Tradition ihrer polytheistischen Glaubenslehren beharren, gewinnt er durch die Macht der Ueberzeugung täglich neue Bekenner. Hier ist es vor allem, wo die demokratische, monotheistische Konzeption der mohammedanischen Lehre gegenüber der polytheistischen und aristokratischen des Brahmaismus ins Gewicht fällt. Die Verachtung und Erniedrigung, die die unteren Kasten der Hindus von ihren Glaubensbrüdern zu erfahren haben, die Unmöglichkeit, in der sie sich befinden, ihre soziale Lage zu verbessern, läßt für sie eine Religion im glänzendsten Lichte erscheinen, die ihnen völlige gesellschaftliche Gleichstellung, alle Rechte der Freiheit bietet. So treten in Bengalen die Baumwollenweber, deren Handwerk und Kaste den Hindus verächtlich ist, in Massen zum Islam über. Und diese Bewegung datiert nicht von heute. Sie machte sich bereits im Mittelalter geltend. Als im 16. Jahrhundert ein bengalischer Volksstamm sich eine eigene Dynastie bildete, da bekehrten sich die oberen Klassen zum Hinduismus, indes die unteren Islamiten wurden. „Wandle nicht hoffärtig auf Erden. Du kannst sie weder spalten, noch den Bergen an Höhe gleichkommen," sagt der Prophet in der 17. Sure. „Der Hochmut ist das Laster, um dessentwillen Eblis, der Satan, aus dem Paradiese verstoßen wurde, denn er dünkte sich mehr als Adam, die aus Erde geschaffene Kreatur." Der armselige Hindu von Travancore, der seine verächtliche Gegenwart dem Brahminen auf 74 Schritt mit grunzendem Ton anzeigen muß, damit dieser sich nicht seinem unreinen Dunstkreise nähere, muß ein Evangelium in jener Lehre von der Gleichheit aller Erschaffenen begrüßen. Was der Islam bis Mitte des 19. Jahrhunderts durch die bloße Macht seiner Idee an neuen Anhängern gewann, steht weit zurück gegen die Resultate, die in den neuesten Tagen eine Art wirklicher moslimischer Mission zu verzeichnen hat. In den letzten 15 Jahren ist die islamische Bevölkerung Indiens um 3 Millionen gestiegen. Die Zahl der jährlichen Bekehrungen wird von 10000 bis auf 50000, ja 600000 Seelen geschätzt. Allerdings macht die Abwesenheit jeglicher zentraler Organisation es unmöglich, jener moslimischen Mission genau zu folgen. Sie wird ebenso in der Stille durch Kaufleute und Handwerker gefördert, als auf offener Straße durch wandernde Pilger oder auch Fakire. In den großen Städten, wie Kalkutta, Bombay, Bengalore, gibt es feste Predigtstätten, und unter den neuangeworbenen Islamiten finden sich sogar Europäer der unteren Klasse.

Einen wichtigen Faktor bilden auch die Mohammedaner, die in den verschiedenen Provinzen Chinas leben und auf etwa 30 Millionen geschätzt werden. Seit Jahrhunderten hat der Islam in China feste Wurzel geschlagen und trotz seiner äußeren und sozialen Assimilierung sich auf chinesischem Boden heißblütiger erhalten als selbst auf islamischer Erde. In verschiedenen lokalen Aufständen, wie in Massenerhebungen hat sich das islamische Element durch ganz besonderen Fanatismus hervorgetan, und es ist nicht ausgeschlossen, daß es auch in Zukunft wieder einmal eine bedeutsame Rolle spielen wird.

Was den malaiischen Islamismus angeht, so sind die Meinungen über die Rolle, die er in der islamischen Welt spielt, geteilt. Vollers behauptet, daß die Mohammedaner im malaiischen Archipel für die großen Strömungen, die die islamische Welt durchfluten, nicht maßgebend wären. Anderer Meinung ist Wirth, der sich wohl mit Recht auf die Arbeit des hervorragenden holländischen Orientalisten Snouk Hurgronje bezieht. Dieser behauptet, daß der Indische Archipel das eigentliche Mittelglied sei, das den ost- und westasiatischen Islamismus zusammenhält. Das letzte Kapitel seines Werkes über Mekka ist den Pilgern aus dem Malaiischen Archipel gewidmet. Hier in Mekka, diesem religiösen Zentrum der islamischen Welt, werden die islamischen Ideale gepflegt und weitergegeben. Hier liegt eine ungeheuere zusammenführende Kraft, die durch den Gegensatz zu Europa noch im Steigen begriffen ist. Hier hat sich eine malaiische Kolonie gebildet, die sich aus Lehrern, Studenten, Beamten im Ruhestande und anderen wohlhabenden Leuten zusammensetzt. „Aus allen Ländern Indonesiens" sagt Snouk, „leben in der heiligen Stadt Vertreter, und fast könnte man in Mekka eine Karte entwerfen, um die Verbreitung des Islam in Ostindien zu veranschaulichen." Eine Druckerei vervielfältigt dort malaiische Gebete und rituelle Vorschriften. Die Pilgerfahrtsunternehmer, die in Dscheddah am Roten Meere ihre „Agence Cook" etabliert haben, welche die Reisenden den Landweg zur heiligen Stadt und durch die Stationen der Pilgerfahrt führt, verfügen über zahlreiche Bedienstete, die in allen Dialekten der malaiischen Insel wohl beschlagen sind. Seit die modernen Verhältnisse dem Pilgerverkehr einen neuen Aufschwung gegeben haben — von 33802 Pilgern zu 48237 in den letzten 12 Jahren — haben sie sogar die Reise nach Holländisch-Indien nicht gescheut, um bereits dort Pilger anzuwerben. Der in Mekka angefachte Glaubenseifer macht sich in der Heimat bei den malaiischen Moslimen, deren Zahl sich au 31 Millionen beziffert, auf

allen sozialen Gebieten geltend. Mit der jährlich steigenden Zahl der Bekenner wächst die Anzahl der islamischen Schulen und Schüler. Die Orden und Brüderschaften — vor allem der der Senussi — besitzen auf den Sundainseln und im gesamten Malaiischen Archipel Heiligtümer und Vereinigungsstätten. In ihnen werden die panislamischen Doktrinen gepflegt und in Wort und Schrift den Brüdern gepredigt. Aus der Mekkanischen Kolonie gelehrter und gottesfürchtiger „Djawas" geht ihnen Nachricht zu von allem, was die islamische Welt Afrikas und Asiens bewegt. Der Glaubenseifer der malaiischen Islamiten beschränkt sich aber nicht auf den lebhaften Austausch mit dem islamischen Mutterlande allein. Er hat auch seine Ueberzeugungen in die Ferne getragen. Ihm verdankt der Islam seine Ausbreitung in Australien und Ozeanien, wo er langsam und stetig unter heidnischen Völkerschaften Proselyten macht. Daß Scheich Senussi und seine Adepten diesem Missionswerke nicht fernstehen, bezeugt die Häufigkeit, mit der zum Islam bekehrte Papuas oder andere Götzendiener ihren heidnischen Namen mit dem Namen „Senussi" vertauschen, der in der übrigen mohammedanischen Welt weit seltener anzutreffen ist.

Ehe wir Asien verlassen, müssen wir noch der islamischen Bevölkerung in anderen Ländern dieses Erdteiles gedenken. Da kommen in Betracht eine Menge an Lokal-Sultanaten in Asien, die Bewohner gewisser indischer wie zentralasiatischer kleinerer Staaten, Afghanistan, Belutschistan, Persien und Arabien. Die Perser sind wohl das bedeutendste geistige Ferment der islamischen Gesellschaft. Fast alle sind eifrige Schiiten und daher, wie bemerkt, geschworene Feinde der sunitischen Türken. Ihre Zahl wird auf 8 Millionen, die der Suniten auf 800 000 angegeben. Daneben hat der pantheistische Sufismus viele Anhänger. Wenn die Perser auch strenge Rechtsgläubigkeit zur Schau tragen, so neigen sie doch stark zum Sektenwesen. Wie bereits bemerkt, sind aber im Interesse des Panislamismus Annäherungen an das schiitische Persien versucht worden, die nicht unbeachtet geblieben sind.

Was Arabien angeht, das ja augenblicklich durch den Aufstand in Yemen wieder einmal im Vordergrund des politischen Interesses steht, so bekennt sich der größte Teil der Einwohner des Landes, in dessen Mitte der Islamismus geboren ist, zu den Suniten; nur an der Ostküste gibt es viele Schiiten. Die Gesamtstärke des Islam darf man hier auf etwa 31,2 Millionen schätzen. Religiös sind die Araber, vor allem die Nomaden, lau, nüchtern und beschränkt, sie neigen zu einem ausgeprägten Ritualismus, der viele jüdische Beimischungen hat; aber man darf nicht vergessen, daß in Arabien Mekka liegt, der Sammelplatz einer kaum übersehbaren Schar von gläubigen Moslimen, die alle Jahre zum Grabe des Propheten wallfahren. Hier rücken sich die Moslime aller Zonen ein großes Stück näher. Hier kommt dem Pilger die gewaltige Größe des Islam zum Bewußtsein, hier frischt der bloße Anblick des religiösen Lebens den moslimischen und panislamischen Gedanken gewaltig auf.

Beenden wir unsere Wanderung mit Afrika, auf dessen Küstenländer Tripolis und Marokko jetzt die Augen der ganzen Welt gerichtet sind, so sind wohl hier die Fortschritte des Islam am bedeutendsten. Von den mehr als 200 Millionen Bewohnern Afrikas gehört schon weit mehr als ein Drittel dem Islam an, in territorialer Hinsicht sogar zwei Drittel des Erdteiles. Denn sieht man von den christlichen Beamten, Kaufleuten und Kolonisten ab, die die afrikanischen Küstenländer bewohnen, so ist der Islam die einzige Religion, die immer weiter nach Süden vordringt. Vor 10 Jahren wurde die südliche Grenzlinie des Islam vom Grünen Vorgebirge bis Sansibar gezogen, und heute ist, zumal an der Westküste und an dem Niger, der 10. Grad südlicher Breite bereits überschritten. Im französischen Sudan sind von 14 Millionen Eingeborenen 12 Millionen Mohammedaner, im östlichen Sudan sind Wadai und Bagirmi ganz und gar mohammedanisch, und im ägyptischen rechnet man 4 Millionen auf 5 Millionen Einwohner. Allerdings hat der Islam hier im Sudan einen Vorsprung von mehr als 800 Jahren. Ostafrika ist früher kein Missionsgebiet für den Islam gewesen, sondern ein Jagdgebiet. Zu Sklaven durfte man aber nur Ungläubige machen. Für den Sklavenhändler war es daher gar nicht erwünscht, daß die Neger seinen Glauben annahmen. Für ihn konnte es nur von Vorteil sein, den Eingeborenen möglichst fest an sich zu ketten. Wir beobachten denn auch in der Tat, daß der Islam in den letzten Jahren überraschende Fortschritte gemacht hat. Von jedem Moslem gehen, wie S. Baudert in einer geschichtlichen Studie über „Die Verbreitung des Islam in Afrika" sagt, islamierende Wirkungen aus; mag er als Akide von der deutschen Regierung eingesetzt sein, mag er Bahnhofsvorsteher oder Bahnarbeiter sein, mag er als Kaufmann durch das Land ziehen und bald hier bald dort seinen Wohnsitz aufschlagen, wohin er kommt, trägt er seinen Glauben. Die Neger gehen ihm schnell ins Garn. Was sie bis jetzt von Religion hatten, das löst sich über der eindringenden Kultur auf. Sie suchen nach etwas Neuem. Da kommt ihnen der Islam entgegen. Er verlangt nur wenig von ihnen auf religiösem Gebiet: die Anerkennung Gottes und des Propheten; dafür aber hebt er sie sozial bedeutend; denn wer ein Mohammedaner geworden ist, der ist ein Freund und Bruder des mächtigen, vom deutschen Kolonialbeamten selbst mit solcher Schonung, fast Ehrfurcht behandelten Arabers geworden. Das lockt! Man kann nichts Besseres und Klügeres tun, als sich durch den Uebertritt zum Islam, der Polygamie und Vätersitten unangetastet läßt, sicher zu stellen und sich mächtige Freunde zu verschaffen. So denken Tausende und Abertausende und ziehen für sich die Konsequenz: sie werden Mohammedaner.

Das Anschwellen der islamischen Hochflut ist in Afrika derartig, daß viele Kenner der Verhältnisse mit einer vollständigen Islamisierung Afrikas als mit einer sicheren Tatsache rechnen. Da ist denn wohl die Frage berechtigt, durch welche Umstände diese Fortschritte des Islam veranlaßt werden. Die übereinstimmende Antwort aller Kenner der Verhältnisse lautet: Die wesentlichste Rolle in der Ausbreitung des Islam, zumal in den letzten Jahrzehnten, spielen die zahlreichen islamischen Derwischorden, deren Mitglieder die Ausbreitung des mohammedanischen Glaubens und die Weckung und Pflege des religiösen Lebens sich zur Aufgabe gemacht haben. Von allen diesen Orden ist aber der bedeutendste der „Orden der Senussiten", der von Si Mohammed bin Senussi gestiftet wurde. Der Einfluß der Senussiten erstreckt sich zurzeit vom Borku bis zum Senegal und über den ganzen Norden des Erdteiles. Sie leiten durch ihre Emissäre die Islamisierung ein und sind mit hingebendem Eifer und fanatischer Begeisterung an der Arbeit, besonders in solchen Ländern, die durch die europäische Kultur dem Verkehr erschlossen werden. Zweifellos bedeuten sie für die Engländer, Franzosen, vielleicht auch die Deutschen, eine Gefahr, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß deren Kolonien in Zukunft unter der Propaganda der Senussiten viel zu leiden haben werden. Zu dem reißenden Erfolg der senussitischen Doktrinen trägt wohl das Geheimnis bei, mit dem der Gründer seine eigene Persönlichkeit zu umhüllen wußte, und das in der entzündlichen Einbildungskraft der Orientalen den Grund zu zahlreichen Legenden legte. Mehr aber noch ist der Erfolg der Brüderschaft der Senussiten in ihrer festen Organisation zu suchen. Alle Brüderschaften werden als orthodox anerkannt, aber im Senussitenorden sollen sie sich alle vereinigen, wir finden also bei den Senussiten die wesentlichsten Bedingungen des Panislamismus: der Zusammenschluß aller Moslime wird versucht, hervorgerufen durch den Gegensatz zu Europa.

Unterdrückung der Katholiken — aus Parität.

Wer sich die Bevorzugung protestantischer Beamten gegenüber katholischen Kräften vor Augen führt, steht vor einer greifbaren Ungerechtigkeit. Einen Fingerzeig zum Verständnisse gibt eine Stelle des Buches „Katholizismus und Protestantismus" von Dr. Karl Sell, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Bonn. Seite 182 heißt es:

„Es gehört zu den Unbegreiflichkeiten des Tages, daß bei der vollen Oeffentlichkeit, in der der Kurialismus seine Gedanken ausspricht, irgend ein Politiker in Deutschland sich durch den „Toleranzantrag" des Zentrums im Reichstag hat dupieren lassen können. Es konnte damit nur gemeint sein die Hinwegräumung aller Hindernisse für den Katholizismus, d. h. aller jener Schutzmaßregeln, die im Interesse des Gleichgewichts der Konfessionen in Deutschland, d. h. im Interesse des Uebergewichts des Protestantismus — (der allein wirkliche Gleichberechtigung, nämlich gegenseitige Rücksichtnahme verbürgt!) — getroffen sind und aufrecht erhalten bleiben müssen."

Die „Parität" soll für den deutschen Katholiken demgemäß um so drückender gemacht werden, je wirksamer sein Aufwärtsstreben vorangeht.

L. Eberl.

Noch immer „Dr.-Jng.“?

Von Direktor Dr. Fiack, München.

Vor einer Reihe von Jahren saßen in einem Münchener Kaffeehause mehrere zu einem Kongreß aus verschiedenen Gegenden Norddeutschlands zugereiste Gelehrte beisammen und unterhielten sich unter anderem auch über das damals erst angestrebte Promotionsrecht der technischen Hochschulen des Deutschen Reiches. Der eine Herr gab an, von einer unüberwindlichen Abneigung des einschlägigen preußischen Ministeriums und der Universitätskreise gegen dieses Projekt zu wissen und meinte weiter, der Doktortitel für Techniker sei gar nicht veranlaßt, ein anderer Titel täte es ja auch, zum Beispiel der Titel „Kunstmeister“, der doch sehr ehrenvoll sei. Ueber diesen Vorschlag des Herrn kann man ohne weiteres zur Tagesordnung übergehen, er bleibt aber für die Sache charakteristisch.

Inzwischen ist wohl den deutschen technischen Hochschulen das Promotionsrecht durch die Landesregierungen verliehen worden, aber als ein **Promotionsrecht 2. Klasse**. Nicht der Doktortitel wird hier durch die Promotion erworben, sondern der eigenartige Titel „Doktor-Ingenieur“, abgekürzt „Dr.-Jng.“. Die Einführung dieses Titelkuriosums liefert den strikten Beweis, daß man eben den technischen Hochschulen **nicht** das zugestehen wollte, was die Universitäten besitzen. Nur Bayern hat eine korrekte und vorbildliche Ausnahme gemacht, indem es seiner Hochschule das Recht der Promotion zum „Doktor der technischen Wissenschaften“ verlieh.

Betrachten wir das jedem Sprachgefühl widersprechende Wort „Doktor-Ingenieur“ etwas näher. „Doktor“ ist ein lateinisches, „Ingenieur“ ein französisches Wort, das Ganze aber ein Widersinn. Ein Maschineningenieur beschäftigt sich mit dem Bau von Maschinen, ein Hütteningenieur mit dem Hüttenwesen, danach müßte man den Begriff „Doktor-Ingenieur“ so erklären, daß dieser ein Ingenieur ist, der sich befaßt mit der — „Fabrikation von Doktoren“. Wie konnte man nur so ein verunglücktes Wortgebilde schaffen? O zwanzigstes Jahrhundert, erröte!

Daß die Bezeichnung „Dr.-Jng.“ unserem ganzen Sprachgebrauch und Empfinden widerspricht, ergibt sich auch daraus, daß man meist (sogar vielfach amtlich) „Dr. ing.“ schreibt.

Das Wortgebilde „Doktor-Ingenieur“ auf die Universitätspromotion sinngemäß übertragen würde bedeuten, daß man statt Dr. juris sagt: „Doktor-Jurist“, statt Dr. phil.: „Doktor-Philosoph“, statt Dr. med.: „Doktor-Arzt“ usw. Diese Gegenüberstellung zeigt recht drastisch, daß der Titel „Doktor-Ingenieur“ eigentlich schon einen komischen Anstrich hat.

Betrachten wir einmal den Fall beim Chemiker: Hat er auf der Universität promoviert, dann ist er wirklicher „Doktor“, hat er aber auf der technischen Hochschule promoviert, dann ist er „Doktor-Ingenieur“; warum dieser sonderbare Unterschied?

In letzter Zeit haben auch die deutschen tierärztlichen Hochschulen das Promotionsrecht erhalten. Aber hier hat man vernünftigerweise durchaus **keinen** Gegensatz zu den Universitäten geschaffen. Der durch die Promotion der Tierärzte erworbene Titel heißt nicht etwa „Doktor-Tierarzt“ oder „Doktor-Veterinär“, sondern, entsprechend dem Dr. med. der Universität, „Dr. med. vet.“.

Wie können sich da die technischen Hochschulen und die Techniker noch ein Promotionsrecht 2. Klasse und den Promotionstitel „Doktor-Ingenieur“ gefallen lassen? Wollen erstere denn ihre Bedeutung und den wissenschaftlichen Wert ihrer Disziplinen und Lehrtätigkeit niedriger einschätzen lassen wie die Bedeutung und den Wissenschaftsbetrieb der tierärztlichen Hochschulen? Es erscheint höchste Zeit, daß sie ein gleichwertiges Promotionsrecht erlangen. **Wie lange soll es noch dauern, bis alle deutschen technischen Hochschulen zum „Doktor der technischen Wissenschaften“** (Dr. rer. techn.) **promovieren?**

Die Zugspitze.[1]

Einst in der Urzeit gewaltigem Schauer
Da hämmerte Thor den Wetterstein,
Als eine gigantische Felsenmauer
Bei Donnerhall und Blitzesschein.

Er hämmerte d'rauf viel Zinnen und Zacken,
Aufragend hoch zum Sternenzelt,
Als eine Burg mit kantigen Schlacken
Für Südens feindliche Götterwelt. —

Zu Grunde gingen im Zeitenkampfe
Die Götter alle, von Süd und Nord;
Doch aus dem Wolken- und Nebeldampfe
Ragt heute noch die Zugspitz' dort. —

Gleich Urweltstränen im Waldeskranze,
Geweint im letzten Götterweh',
Ruh'n hier zu Füssen der mächtigen Schanze
Der düst're Eib- und Frillensee.

So liegt mit zackiger Felsenschranke
Die Zugspitz' da vom Wetterstein
Wie ein versteinerter Riesengedanke,
Verklärt im ewigen Sonnenschein. —

George Morin.

[1] Durch die Veröffentlichung des auf besonderen Wunsch des Herausgebers zur Verfügung gestellten Gedichtes möchte die „Allgemeine Rundschau“ dem seiner alten idealen Richtung stets treu gebliebenen greisen Dichter (nunmehr königlicher Hofrat), der am 1. Oktober 1911 sein 80. Lebensjahr vollendete, eine Ehrung bereiten.

„Der Schmutz stinkt zum Himmel.“

Neue Anklagen gegen den sogenannten Zeitgeist und seine Diener.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Das im Titel zitierte arge Wort, das die liberale „Allgemeine Zeitung“ bereits vor reichlich acht Jahren in die gesittete Welt hinausrief, hat heute in noch weit stärkerem Maße Geltung. Die bezüglichen Ausführungen in Nr. 38 der „A. R.“ („Moderner Dirnengeist“ usw.) sollen heute nicht weiter ausgesponnen werden. Aber einige **drastische Belege**, die vor allem dartun, wie berechtigt der an einer Rettung schon fast verzweifelnde Pessimismus der „Allgemeinen Rundschau“ ist, seien hier niedergelegt.

Zunächst zwei Stimmen über die **Exzesse der modernen Bühne**. Die „**Deutsche Tageszeitung**“ in Berlin (Richard Nordhausen) schreibt in Nr. 487 (1. Beiblatt) vom 25. September 1911 unter dem Titel „**Die Gewaltherrschaft der Zote**“:

„Zu diesem ernsten Thema schreibt uns ein Freund unseres Blattes. Sie stechen mit Ihren Ausführungen über die Dreistigkeit, mit der sich jetzt auf zahlreichen Bühnen die unverhüllte Gemeinheit hervorwagt, in ein Wespennest. Und nach meiner Kenntnis der Sachlage **bezweifle ich fast, daß die zur Aufsicht berufene Behörde den Mut haben wird, die täglich steigende Schmutzflut einzudämmen.** Es ist geradezu unmöglich geworden, ein Berliner sogenanntes Unterhaltungstheater mit Frau und Töchtern aufzusuchen — regelmäßig schlagen einem von der Rampe her **Unflätereien, gar nicht mehr maskierte Zoten** ins Gesicht, die in keinem Ballhause der Friedrichstadt geduldet werden würden. Wenn solche grobe Ueberdeutlichkeiten unerwartet niederprasseln in einem Theater, das von Eheleuten, nicht nur von „Verhältnissen“, „Kavalieren“ und „Frauenzimmern“ besucht wird, so sitzt man zunächst ganz verdutzt da. Dann schämt man sich entsetzlich vor seinen Kindern, wie vor der eigenen Frau. „Was müssen die in dieser Vorstellung für eine Vorstellung von ihrem Vater gewinnen?“ fragt man sich. Und statt Freude und Erholung hat man von solch einem verpesteten Theaterabend nichts als Aerger. Wer sich ähnlichem Verdruß und berechtigten Vorwürfen nicht aussetzen, seinen weiblichen Angehörigen nicht heiße Schamröte ins Gesicht jagen lassen will, **der meide ängstlich die meisten Berliner Theater der heiteren Muse.** Da hatten wir uns beispielsweise mühsam genug Eintrittskarten für eine vielgepriesene Aufführung besorgt. (Ich muß allerdings gestehen, daß Ihr Kritiker sehr nachdrücklich vor ihr gewarnt hatte.) Derbe Pikanterien fehlten von Anfang an nicht, aber sie ließen sich zur Not noch ertragen. Plötzlich aber ging — ich finde kein anderes Wort — die Cochonnerie mit Macht los. „Witze“ über die Berliner Alma (mater) und die zu ihr gehörigen Männer durchdufteten den Raum, daß einem physisch unwohl wurde; „Witze“, bei denen **die platteste, frechste Schamlosigkeit** den Witz ersetzen mußte. Immer mehr Bemerkungen **absolut ein-**

deutiger Natur fielen; grobe, plumpe, zuhälterhafte Unverblümtheiten. Ich war baff. Dafür also haben wir eine Zensur! Das Publikum ringsum, Damen und Herren (wirkliche Damen mit Eheringen!) kreischten allerdings vor Wonne, und am schamlosesten gaben leider Damen ihrem Entzücken quietschenden Ausdruck. Schließlich stieg auch ein Kientoppcouplet, von dem ich zwei Verse mitteilen will, weil sie die Sinnesart des Verfassers zur Genüge kennzeichnen und in der Schriftsprache noch gerade wiederzugeben sind. Es wurde geschildert, wie im dunklen Zuschauerraum des Kientopps, während gerade indische Landschaften usw. gezeigt wurden, die jungen Leute immer näher aneinanderrücken; wie sein Arm sich um ihre Taille legt; wie er sie umrankt mit „Wünschen, mit sündigen":

[Die nun folgenden Verse sind so eindeutig und ordinär, daß die „A. R." auf die Wiedergabe verzichtet.]

Diese Unerhörtheit aus der Kaschemme wird Abend für Abend dem Berliner Familienpublikum vorgesungen, darunter doch auch anständigen Menschen, die sich derartiger Gemeinheiten nicht versehen. Ich frage noch einmal: Wozu ist die Zensur da? Erlaubt sie solche Unzucht in Worten, dann hat sie nicht mehr das moralische Recht, irgend etwas zu verbieten. Dann ist es schade um das Geld, das ihre Beamten kosten. Dann muß sie abgeschafft werden, je eher, desto lieber."

Neben der Schamlosigkeit der Theater-„Dichter" und Theaterunternehmer und neben der unverantwortlichen „Toleranz" der sog. Zensur tritt uns in dieser Schilderung vor allem der fast bis zur Grenze des Möglichen verdorbene Geschmack eines gegen alle Laster abgebrühten „modernen" Großstadtpublikums vor Augen.[1]) Aber auch noch etwas lernen wir auf diesem schmutzigen Umwege gründlich und überzeugend kennen: Die entsetzlichen Gefahren der jetzt überall bis in die kleinsten Provinzstädte verbreiteten Kinematographen für eine mangelhaft behütete Jugend. Ueber dieses Thema, das auch die Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit ernstlich beschäftigt, nächstens einmal ein eigenes Kapitel!

Ueber Exzesse der modernen Bühne sei neben der Stimme aus Berlin auch eine — gleichfalls nichts weniger als „klerikale" — Stimme aus Leipzig angeführt. In den liberalen „Leipziger Neuesten Nachrichten" vom 26. Sept. 1911 (Nr. 267) berichtet Gustav Brendel über die erste Aufführung von Frank Wedekinds „Büchse der Pandora" im Leipziger Schauspielhause. Das Stück ist bekanntlich für zahlreiche deutsche Bühnen von der Polizeizensur verboten worden und wurde auch, aber erst nach der zweiten Aufführung, für Leipzig verboten. Bei dieser Gelegenheit wirft sich ganz von selbst die Frage auf: Wozu haben wir denn ein geeintes Deutsches Reich, wenn über die Grenzen des sittlich Zulässigen sowohl von Gerichten als auch von polizeilichen Verwaltungsorganen die widersprechendsten Entscheidungen getroffen werden? Und nicht nur innerhalb des großen Reiches, sondern selbst in den engeren Grenzen der einzelnen Bundesstaaten begegnet man häufig einer verschiedenartigen Praxis voller Widersprüche. Was hier verboten wird, ist dort erlaubt. Ja, man kann es erleben, daß in kleineren Orten oft ein laxerer Maßstab angelegt wird als in großen Städten der nächsten Nachbarschaft. Wenn irgendwo ein einheitliches Vorgehen, ein überall gleichmäßiges strafferes Anziehen der Zügel vonnöten ist, dann auf diesem für die geistige und leibliche Volksgesundheit so verhängnisvollen Gebiete. Kehren wir nach dieser Abschweifung zu dem Berichte des Leipziger liberalen Blattes zurück. Der Kritiker der „Leipziger Neuesten Nachrichten" urteilt mit der denkbar größten Schärfe über Frank Wedekinds Dirnenstück. Hier nur ein paar Stichproben:

„Um wieder auf die Fährte einer großen gewaltigen Kunst zu gelangen, müßten wir uns möglichst viel unter Menschen bewegen, denen die einfachsten animalischen Instinkte bei ihren Handlungen maßgebend sind." So doziert der Schriftsteller Alwa Schön, mit dem sich der Verfasser der „Büchse der Pandora" naiverweise zum Teil selbst identifiziert, gleich im Anfange des Wedekindschen Schauerdramas. Man kann Wedekind das Zeugnis nicht verweigern, daß ihm die Schilderung des Animalischen im Menschen in seinem Stücke ganz überraschend gut gelungen ist. Wir waren allerdings bisher immer der veralteten Ansicht, daß die Poesie ein Destillat des Besten und Edelsten der Menschennatur sein sollte, oder daß sie wenigstens durch Zeichnung der Begrenztheit großer Schicksale und Leidenschaften läuternd wirken müsse, Herr Wedekind kehrt zur kulturlosen Urnatur zurück, zeigt die animalischen Leidenschaften undressiert in freier Natur und ohne tieferen künstlerischen Endzweck."

„....Alles platte Niedrigkeit und Gemeinheit, zügellose Begier und Leidenschaft, die selbst ihr grauses Ende verdientermaßen heraufbeschwört. Die einzige bedauernswerte Figur, die der Gräfin Geschwitz, wenn anders man für die Perversität ein menschliches und nicht bloß ein pathologisches Interesse erschwingen kann. Sonst Roheit, Zügellosigkeit, Habgier, tiefster sittlicher Schmutz, durch den man durchzuwaten hat. Auf dieser Fährte, Herr Wedekind, gelangen Sie zu keiner neuen, großen, gewaltigen Kunst! Und da wundern Sie sich noch, wenn Ihnen gesagt wird, daß Sie eine Partei nicht bloß in München, sondern im ganzen deutschen Publikum gegen sich haben, die den ja wohl stellenweise geistreich paprizierten literarischen Brocken aus Ihrer Gosse die nüchterne Kost ihrer Hauspoeten oder sogar die überzuckerte ihrer Modedichter vorzieht?"

So urteilt der Kritiker des Leipziger Blattes. Aber wie urteilt — was doch zur Bewertung der im „modernen" Deutschland „tonangebenden" Kreise die Hauptsache ist — das Publikum? Auch darüber berichtet das Leipziger Blatt:

„Die Aufnahme, die man dem Wedekindschen Hautgout-Gericht im Schauspielhause, das es durch die literarische Aufmachung einer Matinée geehrt hatte, bereitete, war eine geteilte. Klatscher und Zischer hielten sich — nach dem ersten und zweiten Akte gab es eine Beifalls- oder Widerspruchsäußerung — zum Schluß die Wage, bis die ersteren den Sieg davontrugen, wohl kaum, um den „literarischen" Ruf Leipzigs und Wedekinds zu retten, sondern um dem Gast und unseren heimischen Darstellern für ihr mutiges Eintreten für eine verlorene Sache zu danken."

Also auch im Leipziger Schauspielhause haben — genau so wie an gewissen Bühnen anderer vielgenannter deutscher Großstädte bei ähnlichen Exzessen eines dramatischen Hautgouts — die Liebhaber des „Animalischen" und Schmutzigen die Oberhand. Was aber ist bisher „von oben" und aus sogenannten „maßgebenden" Kreisen geschehen, um der unheimlich wachsenden sittlichen Korruption in breiten Schichten des deutschen Volkes, und zwar in höheren, mittleren und niederen fast in gleichem Maße, durch zweckdienliche Mittel Einhalt zu gebieten? Nichts oder soviel wie nichts! Auf anderen Gebieten hört man hin und wieder wenigstens Worte reden, aber hier mangelt es sogar an Worten. Denn mit Worten könnte man ja das Mißfallen derer erregen, welche heute in der Literatur und vor allem in der Großmacht Presse den Ton angeben. Die mutigen Worte und erst recht die unerschrockenen Taten überläßt man den dem feineren wie dem groben Pöbel so verhaßten „Sittlichkeitsaposteln".

„Der Schmutz stinkt zum Himmel." Das gilt vom gemimten und deklamierten, wie vom gedruckten Schmutz. Von letzterem in noch weit höherem Grade, weil er auch Kreise erreicht, die vielleicht ihr Leben lang kein städtisches Theater oder Brettl zu sehen bekommen. Bis in das entlegenste Dorf, bis in die unwegsamste Einöde weiß der gedruckte Schmutz sich Bahn zu brechen. Was bisher dagegen geschah, sind Halbheiten oder Versuche mit ungeeigneten Mitteln. Unsere Hoffnungen auf ein schärferes Zugreifen der Justiz sind nach einigen neueren Erfahrungen fast auf den Nullpunkt gesunken. Soeben ist ein von der Staatsanwaltschaft als unzüchtig verfolgter Artikel (auf den stärkeren oder geringeren Grad des „Schmutzes" kommt es hier nicht an) in der Zeitschrift „Pan" von der Berliner Strafkammer freigegeben worden, trotzdem das Schamgefühl aufs schwerste verletzt war. Und die Begründung dieser auffallenden Freisprechung? „Der ‚Pan' sei eine Zeitschrift, die nicht für die Allgemeinheit, für das Volk geschrieben werde, sich vielmehr an die Gebildeten wende und von diesen gekauft und gelesen werde; nicht um der Lüsternheit zu frönen, sondern um geistige Nahrung zu suchen." (Aber in den Schaufenstern, ja an den Eingangstüren „moderner" Buchhandlungen ist auch der ‚Pan' mit leuchtenden Reklamestreifen für jedermann aus dem Volke öffentlich angepriesen.)

Wer das Buch von Dr. Max Kemmerich: „Dinge, die man nicht sagt" mit Nutzen gelesen hat, kann über die Naivität dieser richterlichen Begründung nur lachen. Kemmerich hat seine Erfahrungen gerade aus demjenigen gesellschaftlichen Milieu zusammengetragen, aus dem sich der „gebildete" Leserkreis des „Pan" rekrutiert. Und was bezeugt er uns? Die gebildete Herrenwelt dieses Milieus bevorzuge die eindeutige Pornographie, die Damenwelt die zweideutige Erotik. Und da gibt es deutsche Richter, welche einem solchen Lesepublikum feierlich die lüsterne Gesinnung absprechen und ihm den reinsten, idealsten Geisteshunger andichten!

Wie es aber in den unteren Klassen mit der Zunahme der sittlichen Entartung aussieht, möge man in einem Berichte der „Hildesheimschen Zeitung" (Nr. 218, 2. Blatt, vom 23. September 1911) über eine Frauenversammlung des sozialdemokratischen Textilarbeiterverbandes nachlesen. Es widersteht uns, die zynischen Ratschläge, welche dort eine weibliche Rednerin Frauen und halbwüchsigen Mädchen über die angeblich

[1]) Bei diesem Anlaß eine kurze Bemerkung zum Kapitel der von einem erheblichen Teile des Großstadtpublikums mit bewußter Frivolität oder gedankenlos vorgeführten schamlosen Moden. Die „Allgemeine Rundschau", welche in Nr. 20 vom 30. Mai 1911 eine scharfe Philippika gegen „Dirnenmoden" veröffentlichte, erhält nachträglich Sukkurs von einer Seite, von der man es wohl kaum erwarten konnte. Die „Wiener Mode" schreibt in Heft 1 vom 1. Oktober 1911 (XXV. Jahrgang) fast zu zart, aber dennoch deutlich: „Die gegenwärtige Mode ist auf Unnatur, ja, wir möchten sagen **Unmoral** aufgebaut."

gefahrlose Befriedigung ihrer Triebe und über die Beseitigung etwaiger Folgen vortrug, näher zu erörtern. Es dürfte aber an der Zeit sein, der zerstörenden und grundstürzenden Arbeit der roten Partei auch auf diesem wichtigen Gebiete der Volksgesundheit und Volkskraft ein schärferes Augenmerk zuzuwenden. Die Tatsache, daß die ärgsten Exzesse gewerbsmäßiger Pornographen nicht nur von der radikal-freisinnigen, sondern auch von der sozialdemokratischen Presse nach Möglichkeit beschönigt und bemäntelt werden, ist schon wiederholt festgestellt worden. Der rote Umsturz bleibt nicht auf halbem Wege stehen, sondern zieht auch auf dem sexuellen Gebiete die vollen Konsequenzen seiner jede sittliche Verantwortung negierenden Theorien. Oberstes Gesetz ist die Geltendmachung der eigenen Persönlichkeit und die Befriedigung jedes Gelüstes.

In den letzten Tagen erhielt die „Allgemeine Rundschau" aus den verschiedensten Teilen des Deutschen Reiches entrüstete Proteste gegen eine Massenpropaganda, die soeben von der „Chemischen Fabrik H. Kwiet in Berlin SW" unter der landwirtschaftlichen Bevölkerung versucht wird. Diese Firma empfiehlt dem Bauernvolke neben allen möglichen Medikamenten und Schönheitsmitteln für Mensch und Vieh auch sogenannte „Belehrende Bücher" mit der charakteristischen einleitenden Bemerkung:

> „Die Vorträge über sexuelle Themen sind in Preußen verboten worden. Wir empfehlen daher allen denkenden Menschen ganz besonders folgende Aufklärungsschriften, die den Inhalt der verbotenen Themen in erschöpfender Weise behandeln."

Die Titel der angepriesenen Bücher besagen schon genug. Ein Sanitätsrat aus Westfalen schreibt der „Allgemeinen Rundschau" bezeichnenderweise: „Beifolgende Drucksache überreichte mir ein Bauer hiesiger Gegend gelegentlich eines Krankenbesuches. Sie ersehen daraus, wie der Schmutz in die Landbevölkerung gelangt." Weitere Einsendungen stammen aus Westpreußen, aus Schlesien und aus Oberfranken, ein Beweis, daß vielleicht hunderttausende solcher Prospekte unter der ländlichen Bevölkerung verbreitet worden sind. Die erwähnte Berliner Firma ist natürlich nur eine von den unzähligen, welche fort und fort das deutsche Volk mit ihren unsauberen Angeboten überschwemmen. Vor wenigen Tagen war in einem Teile der Presse eine Notiz aus Wiesbaden zu lesen, welche besagt: „Auf Veranlassung der Wiesbadener Vereinigung zur Bekämpfung von Schund und Schmutz in Wort und Bild haben fast alle hiesigen Buchhändler erklärt, daß sie Schund und Schmutz weder in Wort noch Bild in ihren Geschäften führen werden." Jeder anständige Mensch wird unwillkürlich ausrufen: Vivant sequentes! Aber selbst diese sehr begrüßenswerte Maßregel bleibt im Effekt wirkungslos, wenn mit Hilfe der postalischen Freizügigkeit der zu einem förmlichen Krebsschaden für den seßhaften Buchhandel entartete Versandbuchhandel dritten und vierten Grades nicht nur die Städte, sondern auch das flache Land bis in die entlegensten Dörfer mit seinen Angeboten überschwemmen und die gedruckte Pest unverlangt an jedermann heranbringen kann.

Bei diesem Anlasse drängt sich uns ganz von selbst eine Frage auf, die wir schon vor längerer Zeit einmal an einen Mann gerichtet haben, dessen Name seit einigen Jahren vielfach genannt wurde, und der in der kommenden Wintersaison in mehreren deutschen Städten (auch in München) als Redner in einem Vortragszyklus über „großstädtische Kultur" auftreten wird. Er soll über „Prostitution" und verwandte Gebiete sprechen. Wir meinen Herrn Staatsanwalt Dr. Erich Wulffen in Dresden, der u. a. ein für Fachleute und Gelehrte geschriebenes illustriertes Werk „Der Sexualverbrecher" herausgegeben hat. Dieses Werk findet man jetzt in allen möglichen Massenprospekten angepriesen, die an die ganze Welt hinausgehen, und zwar naturgemäß in mehr als zweifelhafter Gesellschaft. Es ist völlig undenkbar, daß ein aktiver Staatsanwalt, mögen seine Anschauungen auch noch so weit von den unserigen abweichen, mit dieser Art des Massenvertriebes seiner aus der amtlichen Praxis geschöpften Belehrungen über den „Sexualverbrecher" einverstanden sein kann. Wie kommt es aber, daß bisher noch keine Silbe darüber verlautet ist, ob und welche Schritte Staatsanwalt Dr. Wulffen oder seine vorgesetzte Behörde getan hat, um diesem Unfug und latenten Aergernis Einhalt zu gebieten? Auch auf dem in der ganzen Landbevölkerung verbreiteten Massenprospekt der Berliner Firma Kwiet figuriert der „Sexualverbrecher" wieder in der allersonderbarsten Gesellschaft. Im öffentlichen Interesse ist hier Abhilfe geboten, sei es in der einen oder in der anderen Weise.

Erika.

Der Erika verschämte Häupter blüh'n
Am Waldessaum nun auf und leuchten milde.
O Rosenpracht, o samtner Tulpen Glüh'n,
Wo gingt ihr hin? . . . Der Herbst klagt im Gefilde.

Wie du das Herz mit reinem Trost doch tränkst,
Du ärmste aller Blüten, schüchtern blühend!
Die andern Blumen all verliessen längst
Die müde Flur, treulos, vorm Herbste fliehend.

O gütig bist du! Mild gleich stillen Frau'n,
Die opfernd, schweigend durch die Tage wandern. —
Der, den sie liebten heiss, voll Glutvertrau'n,
Er sah sie nicht und jubelte mit andern. —

Doch kommt sein Herbst und schlägt ihn Todesnot,
Da wachen sie an seinem Bett der Schmerzen . . .
O Erika, aus deinem milden Rot
Bricht es wie Glanz geweihter Frauenherzen!

Dr. Lorenz Krapp.

Wedekind und seine Freunde.

Von W. Thamerus.

Ich hatte gedacht, mich für längere Zeit mit „Wedekind und seinen Freunden" nicht mehr beschäftigen zu müssen. Allein Frank Wedekind hat, in dem Drange, von sich wieder reden zu machen, an die „breiteste Oeffentlichkeit drei Fragen gerichtet. Nur einer hat sich bemüßigt gefunden, Antwort zu geben. Es ist Herr Dr. Eug. Robert, der Direktor des Lustspielhauses in München, und dieser aus dem Literatentum stammende Bühnenmann schreibt gerade so, wie es sich Frank Wedekind nur wünschen kann. Es wäre ein Irrtum, wenn der Autor den Glauben fassen würde, Herr Robert und die breiteste Oeffentlichkeit seien der gleichen Meinung. Bewahre, die letztere ist nur geduldig und schreibfaul. Ja, Herr Wedekind, der Herr Polizeipräsident Freih. v. d. Heydte hatte ganz recht, wenn er zu Ihnen sagte: Sie haben die öffentliche Meinung gegen sich. Generalintendant Freiherr von Speidel, unsere Hoftheaterexzellenz, war — vorsichtiger; er sagte: „Sie haben eine Partei gegen sich". Eine Partei? Vielleicht diejenige des guten Geschmackes, des gesunden Kunstsinnes, jedes unverfälschten, sittlichen Gefühles? Aber ich will die Aeußerung nicht drehen und deuteln, denn was der Intendant in „seiner ritterlichen Liebenswürdigkeit", die Sie „an Seiner Exzellenz so schätzen", in seinem Bestreben, nach keiner Seite, auch nicht bei Herrn Wedekind, dem Protegé seiner Regisseure Steinrück und Basil, anzustoßen, im Privatgespräch sagte, das war doch wohl kaum dazu bestimmt, zu Ihrer Reklame der Oeffentlichkeit preisgegeben zu werden. Die Höflichkeit der Chefs der Polizei und des Kgl. Theaters hat das Selbstbewußtsein Wedekinds ganz ungeheuer gehoben, und stolz fragt er: „Kommt es in der Kunststadt München in künstlerischen Fragen wirklich nicht darauf an, was jemand kann, sondern darauf, was er gegen sich hat." Nach dieser Fragestellung erscheint Wedekinds Können ganz außer Frage zu stehen. Lassen wir die sittliche Seite seiner Dichtung einen Moment ganz beiseite. Wo ist denn dieses große Können? Sie behaupten es, Herr Wedekind, und Ihre Freunde und Mitläufer! Die Münchener Hochschulprofessoren Muncker und Sulger-Gebing, die von Wedekind jüngst um eine Gefälligkeit gebeten wurden, erlaubten sich, ein Bordellstück dieses — Dichters „dramatisch wenig wirksam" zu finden. Ein Majestätsverbrechen gegen den modernen Geist! Herr Wedekind brandmarkte es auch eilends in dem Blättchen seines Freundes, des sogenannten „Edelanarchisten" Erich Mühsam. „Kain" betitelt sich das fast mit Ausschluß der Oeffentlichkeit erscheinende Organ des Herrn Mühsam, den man vor einiger Zeit in einem Anarchistenprozesse von der komischen Seite nahm und deshalb laufen ließ. Die beiden Literaturkapazitäten, die übrigens der modernen Dichtung sehr weit entgegenkommen, können es nun schwarz auf weiß lesen, daß sie ihre Stellung zu Unrecht einnehmen und Ignoranten sind. Herr Wedekind hat es gesagt. Punktum! Es ist für viele nicht angenehm, in der Presse mit Schmutz beworfen zu werden, wenn diese „Presse" auch nur ein sich von Nummer zu Nummer „mühsam" fortfristendes Blättchen ist. (Neulich kursierte der Witz: Die nächste Nr. des „Kain" ist gesichert. Die Hofschauspieler Steinrück und Basil haben den Betrag von zweimal 40 Pfennigen pränumerando auf dem Stammtisch der „Torggelstube" deponiert.)

Diese Scheu vor der öffentlichen Vermöbelung hatte vielleicht auch die diplomatische Haltung der Herren v. d. Heydte und von Speidel bewirkt? Jedenfalls ist sie daran schuld, daß viel zu viele schweigen, wenn sog. „Fachleute" die Wedekindsche Tiefenkunst in den Himmel heben. Man kennt ja auch sogen. „literarische" Gesellschaften, die genau ihren Leithämmeln folgen, und deren Votum dann als das Urteil der geistigen Elite („Gesl. Beitrittserklärungen beliebe man an den Geschäftsführer zu richten") deklariert wird. Wo solche Suggestion fehlt, fehlt auch der Erfolg. Man lese, wie Leipziger Blätter über die Premiere von Wedekinds „schmutziger" Pandorabüchse urteilen. (Vgl. die Wiedergabe des Urteils in den „Leipziger Neuesten Nachrichten" an anderer Stelle dieses Heftes, S. 728.) Nach der zweiten Aufführung erfolgte Polizeiverbot. Es scheint also gar nicht so schwer, diejenigen „zu finden", die etwas gegen Wedekind haben. Herr Wedekind stellt sich nur so.

Moralisch wäre seine Kunst viel gefährlicher, wenn er ein größerer Künstler wäre. Es geht einem wie Herrn Professor Muncker: Man kann sich nie recht erinnern, ob man dies oder jenes seiner Stücke schon gelesen hat. Immer wieder findet man diese langstieligen, blutleer papiernen Tiraden, über die Wedekind selbst stolpert, wenn er auf der Bühne steht. Immer wieder wird oben zu unten gekehrt, letztes Dirnentum als wahre Sittlichkeit gepriesen, und mit ermüdender Regelmäßigkeit jammert am Ende die leicht verhüllte Gestalt des Dichters, man tue ihm unrecht, man habe ihn mißverstanden, er sei moralisch .... Man kann mit Blinden nicht über Farben streiten. Zu den Bühnenleuten, den Münchener Hofschauspielern Steinrück und Basil, die als seine Vorkämpfer zu gelten die Ambition haben, gesellt sich jetzt, wie erwähnt, der Direktor des Lustspielhauses. Er schreibt u. a.: „Sie suchten die steilsten Felsenwege auf und sind erstaunt, daß Sie allein sind!" Mit solchen Sätzen schmeichelt man dem Snob; er braucht nur Wedekind zu loben und ist ein Alpinist des Geistes. Ferner sagt Robert: „Eine Partei gegen Sie gibt es nicht. Nur, daß es für Sie auch keine Partei gibt. (?) Aber eine Partei heißt: Tagesinteressen, Konjunkturenverwertung, Giroaustausch, Reklamenotizen ... Eine Schöpfung ist jedoch der „Erdgeist"". Nun wissen wir's!

Robert wird im Lustspielhaus Wedekinds Bordellkomödie „Oaha" spielen. Ohne „Reklamenotizen"? Möglichst in der breitesten Oeffentlichkeit, „schlimmstenfalls" in einer Vereinsvorstellung. Es wird wohl beim „schlimmsten Fall" bleiben, denn die „öffentliche Meinung" tut Herrn Wedekind nicht den Gefallen, sich so zu wenden, daß der Polizeipräsident nach seinem angeblichen Versprechen das Stück freigeben muß.

Der Direktor des Lustspielhauses hatte immerhin einige Hoffnungen erweckt, die durch seinen geäußerten Wedekind-Enthusiasmus sehr verringert werden. Sein Plan, die meisten Premièren des Winters als Vorstellungen des „Neuen Vereins" zu geben, halte ich für mehr als verfehlt. (Der „Neue Verein", in welchem das Münchener Reformjudentum eine Hauptrolle spielt, ist ja derselbe, der durch die gerichtliche Konstatierung, daß das unsagbar schamlose Kunstalbum „Phönix" unter seinen Mitgliedern propagiert wurde, eine so blamable Bloßstellung erlitt.) Es soll hier ein Präjudiz des Erfolges geschaffen werden, der öffentlichen Première das Urteil eines Areopages vorausgehen, den doch nur ein sehr beschränkter Teil der Oeffentlichkeit als solchen anerkennen mag.

Aus derlei Zirkeln stammt Wedekinds Ruhm. Erich Mühsam, der „Edelanarchist", die zwei Hofschauspieler, der „Neue Verein", selbst Herr Dr. Robert werden es nicht hindern, daß alle ernsthaften Kunstkreise diese Sexualdramen auch weiterhin ablehnen.

Der Sonderling.

Skizze von Ernst Alves, München.

Für die Alpen war Hochsaison gekommen. In den Hotels wimmelte es von befrackten Kellnern, wichtigtuende Pikkolos rannten auf und ab, und die Schar der Gäste saß bei der Table d'hote, sie erzählten sich gegenseitig die Erlebnisse des Vormittags und spannen gemeinsame Pläne für Ausflüge in die Berge. Auffällig war das Verhalten eines Fremden, der immer abseits für sich allein speiste, mit niemandem sprach und selbst die größten Touren ohne Führer unternahm. Oft kam er erst spät in der Nacht von gefahrvollen Wanderungen zurück, und wenn der Wirt ihm aufgeregt entgegenrief: „Gott sei Dank, daß Sie endlich da sind, wir hatten uns schon so sehr geängstigt!", antwortete er lächelnd: „Mir passiert nichts!", setzte sich auf seinen gewohnten Platz und forderte die Speisekarte. Er war Gerichtsassessor, stammte aus Norddeutschland und wollte sich während der Ferien im einsamen Alpendorfe erholen. Briefe für ihn kamen selten — nur seine Mutter schrieb täglich eine Postkarte —, Freunde schien er nicht zu haben, ihrer auch nicht zu bedürfen, denn alle Versuche der Fremden, sich ihm zu nähern, blieben erfolglos. Er beantwortete ihre Fragen nur sehr kurz, und es war ihm anzumerken, daß er absolut auf jede Bekanntschaft verzichtete. „Er hat irgend etwas Schweres im Leben durchgemacht", dachten die Herren, die Damen wisperten etwas wie unglückliche Liebe, und ein alter, pensionierter Offizier schüttelte den Kopf und sagte: „Laßt ihn zufrieden, den sonderbaren Kauz!"

Man gewöhnte sich an sein Verhalten und folgte dem Rate des alten Offiziers. Kaum graute der Morgen, so war der Fremde schon auf den Beinen und pilgerte ins Gebirge. Wohin, wußte so recht niemand, die Angebote der Führer lehnte er stets ab; er mußte wohl ein geübter Bergsteiger sein; sogar von Gletscherpartien wurde erzählt, die er ganz allein unternommen haben sollte. Eines Tages ging der Holzschuher-Sepp auf ihn zu. Sein kurzes Pfeiflein nahm er aus dem Mund, zog bescheiden seine verwitterte Lodenkappe vom Kopfe und sagte höflich: „Grüß Gott, gnädiger Herr, möchten S' nicht morgen zur Guggihütten mitwandern? Es fehlt der Gesellschaft noch ein Herr, vielleicht sind S' so freundlich!" Einen Augenblick sah der Assessor den Sepp durch seine Brillengläser an. „Zur Guggihütten?" fragte er langgedehnt. „Ja, schaun S'", meinte der Sepp, „ein herrlicher Tag wird morgen sein, und zur Hütten allein naufkraxeln, das bringen doch selbst der gnä' Herr nit fertig." „Recht haben Sie", sagte der Assessor, „na, werd's mir überlegen, vielleicht mache ich mit. Wann steigt Ihr auf?" „Um 4 Uhr, gnädiger Herr, um 4 Uhr!"

Sepp wünschte gesegnete Mahlzeit und trollte von dannen. Gedankenvoll ging unser Fremdling auf und ab. Er sah zu den Firnen der Berner Oberlandsriesen, hoch über das Haupt der Jungfrau legte sich der blasse Hauch der Abendröte, unwiderstehlich lockte es ihn, zur Guggihütte mitzuwandern. Zum großen Erstaunen stellte er sich in der Frühe des Morgens auch ein. Der alte Offizier mit seinen Töchtern nahm ebenfalls an der Partie teil, der Assessor lüftete seinen Hut, dann schritt er stumm an der Seite Sepps bergauf, über das Schneefeld des Eiger, und erfreute sich an der herrlichen Natur. „Von Lauterbrunnen kommen s' mit der Bahn herauf," meinte der Sepp, „dann sind wir 12 Personen zusammen, die anderen sind bis Station Eismeer gefahren, wir treffen sie halt dort oben."

Rüstig ging's vorwärts, der Schnee war fest, ein herrliches Wandern in Gottes freier Welt; fröhlich plauderten die Teilnehmer, nur der Assessor war und blieb ruhig. Die erwarteten Herrschaften waren schon mit der Gebirgsbahn angelangt, als Sepp und seine Gesellschaft in die Regionen des ewig starren Eises kamen. Einen Moment stutzte der Assessor, seine Mienen zuckten zusammen. Traute er seinen Augen, oder war es nur ein Trugbild der Phantasie? Nein, sie war es, Ellen von Reichthal, die am Arm ihres Bruders dort stand, seine Ellen, die die Verlobung mit ihm aufgehoben hatte, weil er „zu sonderbar" sei. Das adelige Fräulein hatte ihren ehemaligen Verlobten noch nicht bemerkt, sie ging heiter auf den Sepp zu, schüttelte ihm kräftig die Hand und sagte: „Na, wir Faulpelze sind gefahren, das war wohl nicht brav von uns!"

Sepp lächelte, drehte verlegen sein Lodenkapperl in der Hand und ging weiter. Assessor von Hertwig dachte, eine Eisspalte tue sich vor ihm auf, ihn zu verschlingen. Nein, darauf war er nicht vorbereitet, das Intermezzo kam ihm doch zu unerwartet. Es war das beste, sich in die fatale Situation zu fügen; energischen Schrittes ging er auf Ellen und ihren Bruder zu und begrüßte sie, kalt, doch überaus höflich. Erschrocken starrte ihn Ellen an, der Bruder faßte sich, erwiderte den Gruß, und fügte scherzend hinzu: „Gute Bekannte treffen sich zu Wasser und zu Lande."

Er persönlich hatte den Assessor immer gern gehabt. Daß die Schwester sich mit seinen sonderlichen Eigenschaften nicht befreunden konnte, war ja eine Sache für sich. Die Triebfeder zur Lösung des Bündnisses war lediglich sie gewesen, Ellen, der verhätschelte Liebling der Familie. Vorwärts ging es über schaurige Felsspalten und gefahrvolle Gletscherwege, mutig steuerten alle dem Ziele entgegen, und gegen Abend langte die Reisegesellschaft ermüdet auf der Guggihütten an. Ein unbeschreiblich großartiges Panorama lag zu ihren Füßen aufgerollt. Die glänzende Kette des Berner Oberlandes in kristallner Klarheit, drüben winkte des Lauterhorns einsame Felsenspitze, Mürren und Wengen lagen wie Dörflein aus einer Spielwarenschachtel, und der Lauterbrunner Wasserfall glich einem silbernen Fädchen.

„Werden eine böse Nacht haben,“ prophezeite der Sepp zur Bestürzung der Damen, zur Freude der Herren, die ein „Abenteuer“ im Hochgebirge geradezu entzückte, und die darauf brannten, ihren Männermut im Bestehen von Gefahren beweisen zu können. Ernst schaute der Assessor vor sich hin, seine Blicke versenkten sich in das erhabene Naturschauspiel, dann schweiften sie hinüber zu ihr, die einst für ihn bestimmt schien, und mit der er — fremd und entfremdet — unter einem Dache weilen sollte.

Als die Sonne zur Rüste gegangen war, wurde die einfache Mahlzeit bereitet. Platz genug war für alle in der Hütte, und nach kurzer Zeit hüllten sich Männlein und Weiblein in ihre Decken und schliefen ein. Gegen Mitternacht erhob sich ein heftiger Wind, er schwoll zum brüllenden Orkan an, der um die Schutzhütte tobte und raste, als sei das jüngste Gericht hereingebrochen. Der Sonnenaufgang war majestätisch, wirre Schneeflocken verhüllten von Zeit zu Zeit den klaren Ausblick, der Sturm heulte weiter, doch riet der Sepp zum Abstieg.

Die Ritterlichkeit der Herren erforderte, daß sich jeder einer Dame annahm; Hartwig ging auf Ellen zu, ihr seine Dienste anzubieten. Sie konnte es nicht ausschlagen, hier war sie auf den „Sonderling“ angewiesen, er war der geübteste und zuverlässigste Bergsteiger. Sicher geleiteten Sepp und der Assessor die ihnen anvertraute Schar über die lauernden, schneeverwehten Abgründe, mit Aufopferung nahm sich Hertwig seiner früheren Braut an. Er sah ihr nicht in die Augen, kalt und bestimmt gab er seine Anordnungen, die sie blindlings befolgte. Angstvoll schmiegte sie sich bei gefahrdrohenden Stellen an ihn, und als sie zur Eiger-Station kamen, stammelte sie: „Dank, heißen Dank!“ Sie wollte ihm die Hand reichen, doch kühl verbeugte er sich und ging den Pfad zur Wengernalp abwärts.

Am anderen Morgen brachte der Briefträger außer der üblichen Karte seiner Mutter noch einen Brief mit dem Stempel „Lauterbrunnen“. Er war von Ellen, die inständigst um eine Unterredung bat. Ob er den Brief beantwortet hat, weiß ich nicht. Stumm steckte er ihn in seine Rocktasche, nach Lauterbrunnen sah ich ihn nicht wandern, es zog ihn schon am folgenden Morgen wieder hoch in die Berge, allein, ganz allein — er war und blieb ein Sonderling.

Kirchliche Kunst.

Wie im Westen unseres Vaterlandes das kirchliche Leben viele seiner ältesten und berühmtesten Stätten besitzt, so hat auch naturgemäß die kirchliche Kunst daselbst von jeher eifrigste Pflege gefunden. Die rheinischen und westfälischen Kirchen geben Zeugnis davon. Daß die Betätigung auf diesem Gebiete bis heute in jenen gesegneten Gegenden nicht nachgelassen hat, hat sich erst noch jüngst bei der herrlichen Ausstellung christlicher Kunst zu Düsseldorf gezeigt. Aus der reichen Zahl von Kunstanstalten, die Beachtung verdienen, sei heute jene des Plastikers Joseph Giersberg in Köln-Kalk hervorgehoben. Der Künstler ist 1866 in Köln geboren, absolvierte die Kunstgewerbeschule zu Düsseldorf und genoß danach in der Kunstanstalt von Franz Kniffler in Köln eine vierjährige Ausbildung unter der Leitung des berühmten Bildhauers Professor Imhoff. Später erweiterte er seine Kenntnisse und vervollkommnete seine Technik in verschiedenen Kunstanstalten, bis er sich im April 1903 selbständig machte. Eine außerordentlich reiche Tätigkeit wird in der kirchlichen Kunstanstalt von Joseph Giersberg entfaltet. Gedenken wir der zahlreichen Heiland- und Madonnenfiguren, der Statuen der verschiedensten Heiligen, wie etwa des hl. Antonius, des hl. Franziskus von Assisi, des hl. Karl Borromäus, der hl. zwölf Apostel oder weiblicher Heiligengestalten, wie der St. Barbara, der St. Veronika, der St. Cäcilia, der St. Rosa von Lima, so genügen schon diese wenigen Beispiele, um zu verdeutlichen, wie mannigfaltige Charaktere in den Giersbergschen Skulpturen zur Darstellung gelangen. Noch erhöht wird die Anerkennung, wenn wir bedenken, daß die meisten der genannten Figuren und der vielen anderen, die wir nicht alle erwähnen können, in mehreren, oft recht verschiedenen Auffassungen ausgeführt sind. Dazu kommen schöne Engelfiguren, Heilandgestalten für das heilige Grab. Dann folgen die Kruzifixe, die eine ergreifende Seelentiefe bei schönen Körperlinien aufweisen. Kreuzigungsgruppen, Beweinungen des Leichnams Christi, heilige Familien und dergleichen zeigen tüchtige Gruppenkomposition. Zu den wichtigsten Werken der Giersbergschen Kunstanstalt endlich gehören die Stationen des heiligen Kreuzweges. Wir sehen darunter Werke von imponierendem Kunstwerte. Die Stilrichtung entspricht im allgemeinen der nazarenischen; gelegentlich finden sich Ausführungen nach berühmten Vorbildern, so die schönen Kreuzwegstationen nach Führich. Um den verschiedensten Anforderungen, sowie der Rücksicht auf die ungleichartigen architektonischen Umgebungen zu genügen, werden die Giersbergschen Figuren in verschiedenem Material ausgeführt, als in Holz, in Terrakotta, in Hartguß und dergleichen. Auch die farbige Behandlung ist verschieden. Die kirchliche Kunstanstalt von Joseph Giersberg in Köln-Kalk hat sich durch zahlreiche Arbeiten für Kirchen und Kapellen in deutschen Landen bereits einen guten Namen gemacht. Kein Wunder, da, abgesehen von den Vorzügen äußerlicher Art und von den anerkennenswert mäßigen Preisen, die Kunstwerke einen tiefen, ergreifenden Eindruck machen, und damit den hohen Zwecken des kirchlichen Lebens aufs förderlichste entgegenkommen. Andreas Kempf.

Vom Büchertisch.

Dr. Karl Albert Vögele: Höhenblicke, Festtagsgedanken. Herder. Geb. in Leinw. ℳ 3.—, geb. in Pergament ℳ 6.— Es gibt „Bücher der Freude“ und solche „der Weisheit und Schönheit“. Solcher Gestalt und derartigen Gehalts ist auch obiges Werk aus der Feder des durch seine philosophisch-ästhetische Abhandlung „Das Tragische in Kunst und Leben“ bestbekannten Schriftstellers und Pfarrers Dr. Karl Albert Vögele. Diesmal ist es das Gebiet des für höhere Ansprüche zugeschnittenen religiösen Essays, welches hier zu einer überaus feinsinnigen, ebenso ideal-christlichen, wie praktisch anwendbaren Bearbeitung gelangt. Nicht durch sein bloßes Dasein, sondern durch seinen ganzen Gehalt füllt es eine bisher bestandene Lücke im Bereich unserer katholischen schöngeistigen Literatur aus. Man muß es selber durch die Lektüre nachfühlen und erleben, welche Tiefen von Gemüt und Gebet, Poesie und Glaube, ästhetischem Genuß und seelischem Glück an Krippe und Kreuz, an dem von der Ostersonne verklärten Grabe des Herrn und unter dem Wehen des Pfingstgeistes sich erschließen. Wahre „Festtagsgedanken“, die in den dunklen Stürmen des Skeptizismus und Kritizismus der heutigen Tage wieder festen Boden und reale Werte verleihen und aus den Niederungen einer Afterkultur emporführen zu den Lichthöhen der unerschaffenen Schönheit und unsterblichen Glückes. Der Theologe wird aus diesem Büchlein reichen und im besten Sinn modern anmutenden Stoff für die Kanzel gewinnen, dem Laien wird es in Stunden häuslicher Andacht ein beredter und gewinnender Prediger sein, für jeden Gebildeten ein sinniges, wertvolles Geschenk. Möchten nicht andere Tage des Kirchenjahres — Maimonat, Allerseelen, andere Heiligenfeste — den Verfasser zu ähnlichen Gedanken inspirieren? Joseph Mauch.

Von M. Herbert werden demnächst zwei Bücher erscheinen, die für ihr Schaffen besonders charakteristisch sind: Bei Habbel in Regensburg eine neue Gedichtsammlung **„Von Liebe und Tod“**; bei Bachem in Köln der Roman **„Die Schicksalsstadt“**.

Auf der Lebensstraße. Gedichte von **Johannes Göbels.** (München, Walhalla-Verlag, elegant gebunden ℳ 4.50.) Ein Dichter, der erst in reifen Jahren der Oeffentlichkeit übergibt, was er in innerlichstem Schaffen dem Leben an Schönheiten und Werten abgerungen hat, vereinigt Johannes Göbels Tiefe und Klarheit der Gedanken, Vornehmheit und Echtheit der Gefühle und meisterhafte Form zu edelster künstlerischer Harmonie, mag er gläubig erschauernd wiedergeben, was die ihm innig vertraute Natur ihm offenbarte, oder in seiner liebenswürdigen und sittlich großen Weltanschauung, von religiösem Geiste und wahrster Menschlichkeit getragen, in ergreifenden Klängen das Ringen der Menschen besingen. Schon nach seiner ersten Gabe darf Johannes Göbels eine ehrenvolle Stellung im verwandten Dichterkreise beanspruchen. Dr. Franz Rothenfelder.

Des Königs Sturz. Aus Münsters trübster Zeit. Schauspiel in fünf Aufzügen von P. Hippolytus Böhlen, O. F. M. (Warendorf i. Westf., Franz Wulf.) ℳ 1.25, 12 Exemplare ℳ 12.—. Dieses Drama ist eine erfreuliche Neuerscheinung für die Vereinsbühnen. Es ist geeignet, zur Verbesserung des Geschmackes beizutragen, denn es ist eine literarisch nicht minderwertige Arbeit. Die wirrsälige Zeit der Wiedertäuferherrschaft zu Münster ersteht vor dem Zuschauer in lebensfrischen Bildern. Die Personen sind keine matten Figuren, sondern individuelle Menschen, die ihrem Denken und Handeln in einer kraftvollen, schönen Sprache Ausdruck geben. Die Bühne, auch die Vereinsbühne, wenn der rechte Geist von ihr ausgeht, ist ein gewichtiges Mittel zur Höherbildung des Menschen, jener Bildung, die nicht bloß Kenntnisse gelten läßt, sondern auch und vor allem die Herzensfähigkeiten nach der edlen Seite hin wachsen macht. „Des Königs Sturz“ dürfte ein solcher Helfer für die Volksbildung sein. Dieses Schauspiel fesselt, belehrt und löst vor allem die guten Empfindungen der Seele aus. Die Vereinsbühne soll nicht bloß Unterhaltung bieten, sie soll auch des Zuschauers Herz zu jenen Sonnenhöhen emporheben, die das Ringen der Menschheit mit ewigem Himmelslichte umleuchten. Böhlens Drama ist solcher Art. Fritz Decker, Düsseldorf.

Franz Naegle, Einführung in die Kunstgeschichte. Dritte, neu bearbeitete Auflage mit 251 Abbildungen. Erlangen 1910, Th. Blaesing, Universitätsbuchhandlung. 144 Seiten 8°. Gebunden ℳ 2.80. — Der Umstand, daß nach kurzer Frist wieder eine neue Auflage dieses Leitfadens der Kunstgeschichte notwendig wurde, beweist gewiß die Richtigkeit der vom Verfasser befolgten Gesichtspunkte. Zu den wesentlichsten gehört dabei eine möglichst kurze, prägnante Ausdrucksweise, scharfe Betonung nur des Wichtigsten, große Klarheit und Uebersichtlichkeit, auch eine besonnene Auswahl der Illustrationen. Daß ihrer so viele in das wenig umfangreiche Büchlein gekommen sind, ist anerkennenswert. Die technische Ausführung dürfte freilich bei zahlreichen klarer sein; die starke Verkleinerung im Verein mit den bisher noch nicht überwundenen Mängeln des Netzdruckes ist besonders den figurenreichen Darstellungen schädlich. Der Text steht im allgemeinen auf der Höhe der modernen Forschung. Einzelnes ließe sich trotzdem noch berücksichtigen. So etwa der Umstand, daß beim Vischerschen Sebaldusgrabe ein beträchtlicher Anteil an der Herstellung der Renaissanceelemente auf Rechnung der Vischer'schen Söhne kommt Bei den Bauwerken wäre die Beigabe von noch mehr Grundrissen wünschenswert. Auch vermißt man eine entsprechende Ansicht von deutschen Wohn- und Rathausbauten, wie denn auch der Text dieser Partie einiger Ergänzung bedürfte. Bei der griechischen Kunst hätte m. E. die archaische Richtung besonders illustrativ noch mehr betont werden dürfen. Das Register mit seiner Abteilung für Sachen und technische Ausdrücke ist als verdienstlich zu bezeichnen. Dr. O. Doering-Dachau.

RVO.

Den Buchstaben RVO als Abkürzung für den längeren Gesetzestitel: Reichsversicherungsordnung werden wir künftighin nicht minder oft begegnen als beispielsweise den BGB des Bürgerlichen Gesetzbuches oder den GO der Gewerbeordnung. Mit ihren 1805 Paragraphen und 104 Artikeln des Einführungsgesetzes stellt sie sich, rein äußerlich betrachtet, zum Beispiel den 2385 Paragraphen des BGB und den 218 Artikeln des Einführungsgesetzes zu demselben würdig an die Seite. Und wie groß ist erst der Kreis der unmittelbar von ihr betroffenen Personen! Nicht weniger wie 12,3 Millionen Menschen unterstehen nach der Neuordnung der Krankenversicherung. 7 Millionen sind durch dieselbe neu in diese hineinbezogen worden, eine Summe, die fast doppelt so groß ist wie die bei der Schaffung des Gesetzes im Jahre 1885 der Versicherung unterworfenen 4 Millionen Personen. Der Unfallversicherung unterstehen heute gar 20 Millionen Menschen gegen 3,4 im Jahre 1884, und 9 Millionen im Jahre 1887, nachdem sie auf ungefähr 5,5 Millionen landwirtschaftlich Beschäftigter ausgedehnt worden war. In der Alters- und Invalidenversicherung beträgt die Zahl der versicherten Personen nunmehr rund 15 Millionen, für die durch die jüngste Reform zugleich eine Hinterbliebenenversicherung eingeführt worden ist.

Das neugeschaffene Reformwerk interessiert natürlich in erster Linie den Wirtschafts- und Sozialpolitiker und zwar vornehmlich im Hinblick auf die Veränderungen, die es gegenüber dem bestehenden Rechtszustand bringt. Und diese sind trotz aller von sozialdemokratischer und linksliberaler Seite aus politischen Rücksichten unternommenen Versuche, die Reform herabzusetzen und deren Schöpfer zu verdächtigen, nicht gering. Abgesehen von der Ausdehnung des Kreises der Versicherten kommt da bei der Krankenversicherung vornehmlich die Erhöhung der Leistungen in Betracht. Neu eingeführt worden sind die Landkrankenkassen für die in der Landwirtschaft Beschäftigten, die Dienstboten, die im Wandergewerbe Beschäftigten und die Hausgewerbetreibenden und ihre hausgewerblich Beschäftigten. Bei den Knappschaftskassen ist eine Reihe alter Wünsche der Bergknappen befriedigt worden. Bei der Unfallversicherung ist die Rente nicht unwesentlich erhöht, das Verfahren zur Erlangung einer Unfallrente verbessert worden. Im Bereich der Invaliden- und Altersversicherung ist neu eingeführt worden die Hinterbliebenenversicherung und im Zusammenhang damit die Waisenaussteuer und das Witwengeld, sowie die Zusatzversicherung. Nicht zu unterschätzen ist die Kinderrente für diejenigen Invalidenrentner, welche Kinder unter 15 Jahren zu ernähren haben. Auch hier ist eine Verbesserung des Verfahrens eingetreten. Die Gesamtleistungen der Versicherung dürften 150—200 Millionen Mark betragen.

In politischer Hinsicht ist einmal bedeutsam die sogenannte Neutralisierung der Krankenkassenverwaltung, das heißt die Beseitigung der bisher von den Sozialdemokraten geübten Gepflogenheit, die Verwaltungsposten in erster Linie mit ihren Anhängern zu besetzen und sich in diesen, in sicherer Stellung befindlichen Leuten einen festen Stamm für die Partei und die freien Gewerkschaften tätiger Agitatoren heranzuziehen. Da diese Beamten aus den allgemeinen Beiträgen zu den Krankenkassen besoldet werden, wurden die nichtsozialdemokratischen Arbeiter so indirekt gezwungen, mit ihren Mitteln zum Unterhalt dieser Funktionäre für die sozialdemokratische Sache beizusteuern. Dabei hatten sie dann noch die angenehme Aussicht, für ihre Nichtzugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei und zu den „freien" Gewerkschaften schlechter behandelt zu werden, als diesen Angehörende. Die Sicherung der sozialdemokratischen Kassenangestellten in ihrer Stellung geschah auf Grund besonderer Verträge, die diese, mochten sie sich Verfehlungen und Vergehen schlimmster Art zu schulden kommen lassen, gewissermaßen unabsetzbar machten. Die nach dieser Richtung hin mit ihren Bestimmungen veröffentlichen Anstellungsverträge sind mit Recht als unerhört bezeichnet worden. Wenn die Reichsversicherungsordnung mit der hier üblichen sozialdemokratischen Parteiwirtschaft aufgeräumt hat, so hat sie ein gutes Werk getan.

Politisch bemerkenswert war zweitens der Umstand, daß es gewisse Parteien und ihre Wortführer nicht unterlassen konnten, auch bei der Beratung der Reichsversicherungsordnung mit ihren politischen Spekulationen und Aspirationen hervorzutreten. Daß speziell die Sozialdemokratie die ganze Reichsversicherungsordnung unter dem Gesichtspunkt der politischen Geschäftemacherei betrachtete und behandelte, erscheint angesichts des ganzen bisherigen Verhaltens dieser Partei in den Fragen unserer sozialen Gesetzgebung und angesichts des Umstandes, daß wir vor den Reichstagswahlen stehen, nicht weiter verwunderlich. Und für die Freisinnigen erklärte deren Wortführer Dr. Mugdan: „Die Versicherungsordnung zu machen, das sei Aufgabe des schwarzblauen Blocks und nicht Aufgabe der Fortschrittlichen Volkspartei. Sie habe kein Interesse, das Gesetz zustande zu bringen." Nach dieser Richtung hin verdient auch festgehalten zu werden das Spiel, das ein Teil der Nationalliberalen unter der Herren Bassermann und Stresemann Führung in der Frage der Herabsetzung der Altersgrenze von 70 auf 65 Jahre trieb. Es war zu durchsichtig. Sie wollten („Die Reichsversicherungsordnung und ihr parlamentarischer Werdegang". M.-Gladbach. Volksvereinsverlag), das hat sich auch bei dem Verhalten Bassermanns und Stresemanns bei vielen andern Bestimmungen der Reichsversicherungsordnung und deren Beratung im Plenum des Reichstages gezeigt, das Zustandekommen der Versicherungsordnung verhindern. Dieser Reichstag mit dem „schwarzblauen Block" sollte unter keinen Umständen dieses große Gesetzgebungswerk zustande bringen. Zweifellos wären über den Fall der Reichsversicherungsordnung auch der Reichskanzler und der Staatssekretär Delbrück gestolpert, und es war nicht anzunehmen, daß neue Staatsmänner mit diesem Reichstage, der sowieso Dezember 1911 sein natürliches Ende nimmt, noch weiter gearbeitet haben würden. Sie hätten den Reichstag wahrscheinlich aufgelöst, um die politischen Verhältnisse zu klären. Von einer solchen Auflösung versprachen sich gewisse Leute Vorteile für den Wahlkampf.

Das Spiel dieser „uneigennützigen" Politiker ist nun nicht geglückt, und die Reichsversicherungsordnung unter Dach und Fach gekommen. Wenn ihr auch Mängel anhaften, so dürfte doch eines gewiß sein: sie wird die Segnungen mehren helfen, welche unsere Versicherungsgesetzgebung bisher schon in hohem Maße über Deutschlands Arbeiter- und Volkswirtschaft gebracht hat.

Dr. Emil van den Boom, M.-Gladbach.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Enrico Caruso, der berühmteste Tenorist der Jetztzeit, ist zu einem zweimaligen Gastspiel nach München gekommen und hat als „Bajazzo" und Radames (in Verdis „Aida") wieder Triumphe gefeiert vor ausverkauftem Hause. Daß die Intendanz die Preise abermals namhaft erhöht hat, läßt sich entschuldigen, nachdem schon vorher nur die sehr begüterten Kunstfreunde als Theaterbesucher in Betracht kamen. Dem widerlichen Billettwucher suchte man dadurch zu begegnen, daß man den Abonnenten das Vorrecht zum Billettbezug ließ, allein man hatte damit nur die gewerbsmäßigen Unterhändler ausgeschaltet. Der Grundsatz des „non olet" fand auch in „besseren" Kreisen Bekenner. Es wird mir versichert, daß in unseren ersten Hotels sehr „feine" Herrschaften den Fremden ihre Billetts zu den unverschämtesten Preisen anboten. Auch eine Frucht unserer Entwicklung zur Fremdenstadt katexochen. Noch ungenierter trieb der Zwischenhandel in den Inseraten eines Münchener „Weltblattes" seine Blüten. Im redaktionellen Teil findet zwar der Billettwucher seine moralische Verurteilung, ihm aber durch Verweigerung der Inseratenannahme den Nährboden zu entziehen, daran mag man nicht denken. Bis zum Vormittag des ersten Carusogastspieles hatte man bereits in diesem Blatte genau 466 Angebote des Zwischenhandels gebracht und damit nach Berechnung eines Fachmannes über 600 ℳ vereinnahmt! (Alles in allem mag das Blatt rund 1000 ℳ aus dem Caruso-Handel eingeheimst haben.) Man sieht: der große Künstler bringt Geld unter die Leute. Wie könnte die Intendanz bei späteren Anlässen dem Zwischenhandel steuern? Man gebe allen denen ein Vorverkaufsrecht, die auf einem Revers ehrenwörtlich versichern, das Billett nur persönlich oder durch ihre nächsten Familienmitglieder benutzen zu lassen. (Der Münchener Wagnerfestspielverein z. B. gibt seine Freikarten nur gegen eine ähnlich formulierte Erklärung ab, und es ist von einem Bruch des Ehrenwortes nie etwas bekannt geworden.) Daß die Leute eine ganze Nacht lang vor der Hoftheaterkasse stehen, um morgens eine Karte zu bekommen, sieht sehr kunstbegeistert aus, allein sehr viele benutzen zu diesem „Dienst" ihre Köchinnen oder Hausmädchen. Ich gestehe, daß mir dieser Mangel an sozialem Verantwortungsgefühl noch unsympathischer ist, als der Billettwucher. Der zweite Gastspielabend fiel auf den Oktoberfesthauptsonntag. So mußte die Vorstellung dieses Abends ihres volkstümlichen Reizes entbehren, und den zu diesem landwirtschaftlichen Feste herbeigeströmten Fremden aus den bayerischen Provinzen war das Hoftheater so gut wie verschlossen. Jeder Freund der Tradition wird dies bedauern. Freilich ist der Impressario eines Caruso ein so hoher Herr, daß selbst ein Hoftheater nur zustimmen darf, welche Tage derselbe für ein Gastspiel festzusetzen geruht. — Hocherfreulich ist die Mitteilung der Intendanz, daß Ernst von Possart mit Erlaubnis des Prinzregenten wieder unbeschränkt die Bühne betreten dürfe. Wir haben es stets bedauert, daß man den großen Künstler unter Verleihung eines schönen Titels seinerzeit auf das Konzertpodium beschränkte. Exzellenz Speidel verdient Dank, daß er auf Beseitigung dieser Bestimmung hinwirkte, wenn auch einstweilen nur für das Jahr von Possarts 50jährigen Bühnenjubiläum. In München wird der große Menschendarsteller seine neue Gastspielfahrt beginnen.

Uniontheater. Mit dem „Doppelmenschen", einem Schwanke von Jacoby und Lippschütz, hatte Konr. Dreher und sein braves Ensemble einen weiteren starken Lacherfolg. Der Mann, welcher tagsüber ein solider Bürger und abends ein Lebemann ist, gehört zu den bekannten Typen des französischen Lust-

spiels. Hier ist diese Figur gewiß nicht minder lustig und dabei durchaus harmlos behandelt. Die Komplikationen und Mißverständnisse geben sehr amüsante Szenen und da diese noch dazu durch Drehers treffsicheren (und immer vornehmen) Humor getragen werden, so ist die Wirkung in der Tat von herzlichster Heiterkeit. Das Ensemble weiß Dreher durch sorgfältig ausgefeilte Leistungen zu unterstützen.

Schauspielhaus. Eine anfänglich sehr gute, am Ende jedoch geteilte Aufnahme fand die Uraufführung von Joseph Ruederers Tragödie: „Der Schmied von Kochel". Wie immer man sich zu Ruederers Schaffen stellen mag, auch in Werken, die man innerlich ablehnt, trifft derjenige, der zu lesen vermag, Ansätze, die mehr geben, als Leistungen eines lediglich interessanten Schriftstellers. Man hat gehört, daß der Autor an dem „Schmied" fünfzehn Jahre lang arbeitete, diese Tragödie gleichsam als Lebenswerk betrachtete, und durfte erwarten, daß hier die Erfüllung dieser Versprechungen gegeben werde. Leider blieb der Eindruck, daß hier zwischen Wollen und Vollbringen eine Kluft besteht. Wie „Wilhelm Tell", hat der „Meister Balthasar" nie gelebt. Der historische Heldenzug bayerischer Gebirgler, die in der Weihnacht 1705 München aus den Händen der Oesterreicher befreien wollte, hat in jener Sagengestalt eine gewaltige symbolische Verkörperung erfahren. Darum feiert man mit Recht in Werken der Bildkunst jenen Mann, der keine persönliche Realität besessen. Ruederers Stück nun will nicht nur ein patriotisches Schauspiel sein, für ihn haben die Vorgänge an sich nur symbolische Bedeutung. Die Tragödie der Hingabe an eine Illusion ist es wohl, die Ruederer schreiben wollte. Leider ist es ihm nicht immer gelungen, seine Absichten in voller Klarheit darzustellen und die Entwicklungslinie nicht durch Nebenmotive zu verdunkeln. Ruederer steigert seinen „Schmied" ins „Mystische". Eine Erscheinung hat er vor vielen Jahren gehabt, die in ihm den Glauben an seine Berufung weckte. Ihr, der Idee, bringt er sein Familienglück zum Opfer; aber erst das Verrinnen der Illusion bringt ihm den Tod. Hier klingen Ibsentöne an, aber in der Zeichnung der historischen Umwelt bedient sich Ruederer des Naturalismus, in den dann wiederum das Pathos fremdartig hineinklingt. Niemand wird wünschen, daß Schillers „Tell" Dialekt rede, aber bei Ruederers Bauern stört oft die gehobene Schriftsprache, weil der Dichter sein Werk nicht einheitlich stilisiert hat, sondern Mittel naturalistischer Detailzeichnung und monumentaler Linienführung zu vereinigen sucht. Dem Stücke, das auf den Kurfürsten Max Emanuel von Bayern keinen schmeichelhaften Widerschein wirft, konnte bei der Hofbühne aus verständlichen Gründen keine Aufnahme werden: So blieb für Ruederer nur das Schauspielhaus übrig, für dessen Kräfte das an schweren Rollen reiche Stück fast übergroße Schwierigkeiten stellte. Jessen wußte jedoch die Titelrolle würdig zu gestalten, und auch sonst hielt sich das von Stollberg geleitete Ensemble auf guter, künstlerischer Linie.

Aus den Konzertsälen. Das erste Konzert, welches der Pianist Ossip Gabrilowitsch als Dirigent mit dem Konzertvereinsorchester veranstaltete, hatte durch die Wahl der Solistin besonders großen Zulauf. Die eminente Gesangskunst der Frau Schumann-Heink hat man hier fast nur in ihrer Gestaltung der „Erda" in den Festspielen bewundern können. Die Vitellia-Arie aus Mozarts „Titus", drei Schubert-Lieder (instrumentiert von Liszt, Mottl und Berlioz) und die Adriano-Arie aus „Rienzi" waren Genüsse erlesenster Kunst, die durch Tiefe der Empfindung beseelt wird. Das Publikum stand unter dem Eindruck einer außerordentlichen Kunstleistung und spendete der Sängerin stürmischen Beifall. Auch Gabrilowitsch fand verdiente Anerkennung. Er bot eine sehr flotte Wiedergabe der „Coriolan-Ouvertüre", sehr graziös gelangen die Tonstücke aus „Cephale et Procris" von Gretry-Mottl. Neu war uns Duparcs wirksame „Lenore" (nach Bürger). Auch hier und in Strauß' „Tod und Verklärung" zeigte sich Gabrilowitsch als ernststrebender Dirigent von großem Können. — Die Konzertsaison wird wieder außerordentlich stark werden. Eine lange Liste bedeutender Namen legt das Konzertbureau E. Gutmann vor. Wir vermögen nur die wichtigsten hier anzuführen: Leo Slezak, Plamondon, Rains, die Damen Bellincioni, Förstel, Cahier, Delaunois und Durigo. Von Pianisten seien genannt: Backhaus, Rosenthal, Pugno, Bauer, Friedman, Friedberg, Ruoff, Schwartz; von Geigern: Serato, Hegedüs, Germaine Schnitzler. Die bekannten Kammermusikvereinigungen erscheinen nahezu vollständig. Symphoniekonzerte werden A. Feitl und Direktor Heinrich leiten, die Mahlerfeier ist schon früher genannt worden. Der österreichisch-ungarische Flottenverein veranstaltet eine musikalische „Festakademie". Ein Musikfest zeitgenössischer Komponisten soll die Saison krönen.

Verschiedenes aus aller Welt. In Dresden wird von den Münchener Architekten Heilmann & Littmann ein monumentaler Zirkus errichtet, in dem zum ersten Male die künstlerische Lösung des Zirkustheaterproblems im Sinne des „Theaters der Fünftausend" versucht wird. — Das so zuversichtlich angekündigte Projekt eines antiken Theaters in Homburg v. d. H. ist aufgegeben worden. — Vollmöller, der Verdeutscher der von Max Reinhardt gegebenen Fassung der Orestie, hat Gozzis „Turandot" neu übersetzt, ein Beginnen, das viel Selbstvertrauen zeigt, da ihm die Schillersche Bearbeitung nicht mehr genügt. Reinhardt will das Stück als Stegreifkomödie geben. Den Schauspielern wird nur ein Teil der Reden vorgeschrieben, das andere bleibt der Improvisation überlassen. Das kann nur dazu führen, die Kalauermanier der Operette in bessere Theater zu verpflanzen. — Der Theaterschriftsteller Graf Navi eröffnet demnächst in Turin ein Theater, das sich besonders die Geschmacksbildung des Volkes zur Aufgabe stellt. Die Schauspieler werden an dem finanziellen Ergebnis beteiligt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Es ist kein Zufall, wenn gleichzeitig mit der jetzt einigermassen geklärten Marokkoangelegenheit zwischen Deutschland und Frankreich plötzlich und mit aller Schärfe die tripolitanische Krisis akut geworden, dem in rascher Folge die Kriegserklärung Italiens an die ottomanische Regierung gefolgt ist. Das Vorgehen Italiens hat zwar bei fast allen Grossmächten und auch in Handels- und Finanzkreisen grosse Erbitterung und scharfe Verurteilung gefunden, immerhin haben die Mächte — Deutschland ausgenommen — es an ernster Intervention fehlen lassen, und so musste auf Italiens rasches Handeln auch ebenso bald die Kriegserklärung folgen. Die deutsche Diplomatie, deren Bemühungen um die Beilegung der Differenzen auch noch nach Eröffnung der Feindseligkeiten andauern, und die bei beiden kriegführenden Mächten in bestem Ansehen steht — was die Uebertragung des Schutzes der Staatsangehörigen beider Mächte an Deutschland bezeugt — hofft auch fernerhin auf eine Beschränkung des Krieges auf Tripolis, also auf kein Uebergreifen auf europäischem Boden. — Wichtig für unsere kommerziellen und allgemein wirtschaftlichen Beziehungen sind die Befürchtungen, dass mit dem Aufrollen der Tripolisangelegenheit und einer Nachgiebigkeit der Türkei durch irgend welche Zugeständnisse die verschiedenen kleinen und ohnehin zweifelhaften Königreiche und Staaten am Balkan unruhig und störend werden könnten. Welch eine Menge von politischem Zündstoff und wüster Verwicklung dann innerhalb der europäischen Grossmächte bei deren momentanen Konstellation vorhanden ist, wird erklärlich sein. Dabei bietet Tripolis nach den vorliegenden Berichten in wirtschaftlicher und finanzieller Beziehung Italien zurzeit nur ganz wenig, dagegen wird es sicherlich ungeheuere Lasten und Opfer kosten. — Die Börsen aller Hauptplätze inklinieren naturgemäss sehr empfindsam auf die neuen politischen, hochernsten Zeiten, um so mehr, als allgemein die bestimmte Meinung vorherrschend war, dass mit dem Schlusse der Marokkoaffäre endlich mal ruhigere Zeiten kommen sollten. Grosse Reserviertheit und ängstliche Tendenzen prägen sich allen Börsen auf. Italienische und türkische Werte — Fonds, Lose und Eisenbahnen — wurden schon im ersten Stadium der Tripoliskrise scharf im Kurse geworfen. Deutsche Bankwerte,

Montanpapiere sowie alle exotischen Werte erlitten gleichfalls bedeutende Kurseinbussen. Besonders die Wiener Börse erlebte wilde Paniken durch enorme Verluste und Kursentwertungen. Dabei spielen — ähnlich wie vor kurzem in Berlin — auch Gründe einer enormen Uebersättigung und langandauernden Ueberspekulation mit. Berlin hat vorerst dem Ansturm und der Verkaufssucht des Publikums noch einigermassen standgehalten. Der Markt des Industrieaktiengebietes ist schon ziemlich gesiebt und potent geworden. Die Berliner Grossbankwelt sucht ausserdem jede neuerliche Börsenpanik nach Tunlichkeit hintanzuhalten. — Die Entwicklung der allgemeinen Geldmarktlage hat trotz Monatsultimo und Quartalsschluss verhältnismässig befriedigt. Im besonderen sind die Befürchtungen, welche man hinsichtlich des deutschen Geldmarktes mit vollem Recht gehegt hatte, kaum in die Erscheinung getreten. Trotz den von der Reichsbank getroffenen Teuerungsbestimmungen zum jeweiligen Quartalsschlusse, und vor allem trotz Fehlens der ausländischen Gelder hat das deutsche Kapital, auf sich allein angewiesen, sich als vortrefflich organisiert und ausreichend gezeigt. Alle Auslandsgelder sind zurückbezahlt; trotzdem sind die Auslandsmärkte mit Geld schlechter wie wir bestellt. Das schnelle Anziehen der Privatsätze in Berlin und London, die starke Verteuerung der Devisen in London und Paris, und hauptsächlich die politischen und kriegerischen Massnahmen Italiens contra Türkei lassen jedoch ernste Befürchtungen für die weitere Geldmarktentwicklung zu. Eine rasche, starke Diskonterhöhung bei der Reichsbank und allen ausländischen Notenbankinstituten ist eventuell unausbleiblich. Die Zeiten sind hochernst und gefahrvoll. Aeusserste Vorsicht bei Effektenankäufen ist ebenso dringend notwendig, wie es auch ratsam erscheint, Realisationen ohne fachmännischen Rat keineswegs plan- und wahllos vorzunehmen. Die Situation der Neuyorker Börse, die ungeklärte Lage des amerikanischen Montanmarktes, die Zahlungseinstellungen einer Londoner und Göttinger Bank und die gesamte Lage der sehr nervösen Auslandsbörsen berechtigen die grösste Zurückhaltung nach beiden Seiten. Es ist zu hoffen, dass die Tripolisangelegenheit und der Ausbruch des Krieges zwischen den beiden beteiligten Mächten auf Tripolis beschränkt bleibt. Die vielfachen Komplikationen — Griechenland hinsichtlich Kreta, Serbien und Montenegro bezüglich Gebietsannexionen am Balkan, ein Aufstand der Mohammedaner in Indien und Persien — lassen jedoch Gefahren als leicht möglich erachten. Deutschlands Handel, Industrie und Börsenentwicklung wird naturgemäss durch die derzeit verworrene Situation empfindlichen Schaden erleiden müssen.

M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Großherzogliche Baugewerk- und Maschinenbauschule Varel i. O. Die Reifeprüfungen fanden mit der am 7. September unter dem Vorsitz der Staatskommissare abgehaltenen mündlichen Prüfung ihren Abschluß. Das Ergebnis der Prüfung war ein sehr erfreuliches, von 22 Examinanden konnte 21 das Reifezeugnis erteilt werden. Es bestanden 4 mit „Recht gut" und 9 mit „Gut". Der Lehrplan ist so aufgebaut und es entfallen auf einen Lehrer so wenig Schüler (durchschnittlich 10 bis 15), daß jeder normal begabte Besucher der Anstalt das Ziel erreichen kann, wenn er es nicht am rechten Fleiß fehlen läßt.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung Rabatt. Reklamen doppelter Preis. – Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 41. München, 14. Oktober 1911. VIII. Jahrgang.

„† Auszeichnung. Seine Heiligkeit Papst Pius X. hat durch Breve vom 31. August 1911 motu proprio dem Schriftsteller Herrn Dr. Armin Kausen in München in Anbetracht seiner hervorragenden Verdienste um die Kirche und um die Verteidigung der guten Sitte das Komturkreuz des St. Gregoriusordens zu verleihen geruht.“ ::

„Bayerischer Kurier“, Nr. 277, 4. Oktober 1911.

Ein „durchschlagender“ Erfolg der Sozialdemokratie im österreichischen Parlament.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Von dem Tage an, als die Neuwahlen für das Abgeordnetenhaus des Reichsrates ausgeschrieben wurden, hat die Sozialdemokratie in ganz Oesterreich eine in ihrer Art unerhörte, in ihrer Absicht gewissenlose Aufhetzung des Volkes betrieben. Als Agitationsmittel mußte die furchtbare Teuerung aller Lebensmittel herhalten, welche man den Christlichsozialen und der Regierung zu Last legte. In Wien schlossen sich die sogenannten Freisinnigen aller Riten den Sozialdemokraten an, und so gelang es, der Sozialdemokratie zu einem großen Siege zu verhelfen. Selbstverständlich steigerte dieser Sieg das bekannte, schon an Größenwahnsinn grenzende Selbstbewußtsein der roten Führer und ihrer Gefährten. Die Christlichsozialen Wiens waren besiegt, und nun sollten die Junisieger zeigen, wie denn *sie* die Teuerung beseitigen können. *Sie können es natürlich nicht.* Ihre Wähler aber verlangen es. Also müssen diese auf andere Gedanken gebracht werden. Zu dem Zweck veranstaltete man die Sonntagsrevolte des 17. September. Die vier Todesopfer dieser Revolte und die mehr als hundert Genossen, welche wegen Straßenaufruhrs, Brandstiftung, Schulplünderung, Fenstereinwerfens in den Kerker müssen, bieten den roten Führern weiteres Material *zur Aufhetzung des Volkes gegen die Regierung.*

Das war die Praxis der Sozialdemokratie der letzten Wochen in ganz Oesterreich. Auch in Dalmatien. Dort las in seinem Parteiblatt diese Hetze auch der *sozialdemokratisch organisierte Tischlergehilfe Njegus Vavrak.* Ein intelligenter Bursche, der es beim Militär zum Korporal gebracht hatte, und mit 28 Jahren über die leicht aufbrausende Jünglingszeit längst hinaus ist. Njegus besitzt ein kleines Kapital, kauft sich einen vorzüglichen Revolver und fährt nach Wien, *in der festen, eingestandenen Absicht, den Justizminister zu ermorden.* Hatten doch alle roten Zeitungen diesen Minister als den Urheber der strengen Strafurteile über die Wiener Revolutionsgenossen hingestellt. In Wien sucht Njegus, der übrigens nicht Dalmatiner, sondern Montenegriner ist und aus der Familie des Fürsten- bzw. Königshauses Nikitas I. stammen soll, seinen Kollegen *Paullik* auf, einen besoldeten sozialdemokratischen Agitator, der jüngst in Dalmatien war, um die Holzarbeiter dort sozialdemokratisch zu organisieren. Paullik besorgt beim Genossen-Abgeordneten Widholz zwei Galeriekarten für den Reichsrat, führt Vavrak auf die Galerie, welche von Genossen beiderlei Geschlechts zahlreich besetzt war, und *zeigt ihm den Justizminister,* das Ziel seiner mörderischen Absicht.

Der oberste Führer der österreichischen Sozialdemokratie, der protestantisch getaufte Jude Dr. *Adler,* hält eine dreistündige Rede gegen die Teuerung und gegen den Justizminister. „Nicht darüber wundern Sie sich, daß einmal ein Ausbruch (am 17. September) erfolgte, das täglich sich wiederholende Wunder ist, daß diese ganze Masse im ganzen Oesterreich es erträgt und *nicht losgeht.*“ Bei diesen Worten Adlers *ging es los.* „Hoch die internationale Sozialdemokratie“, ruft Njegus Vavrak und *feuerte fünf Schüsse auf den Justizminister,* die zum Glück niemanden verwunden. Man packt den Burschen. Seine aus Genossen bestehende Umgebung bleibt so ruhig, als ob sie den Mordanschlag für etwas Selbstverständliches halte. Wußte sie davon? Waren es jene Genossen, mit denen Njegus die ruchlose Tat vorberaten hatte? Njegus läßt sich ruhig verhaften. Man fragt ihn nach seinem *Beruf.* „*Ich bin Sozialdemokrat*“. Er gesteht kaltblütig, aus Wut über die strengen Verurteilungen seiner Genossen nach Wien gekommen zu sein, *um den Justizminister zu ermorden.* Dr. Adlers Rede habe ihm ausgezeichnet gefallen, und als er zu bemerken glaubte, daß der Minister über Adlers Worte *lächle,* habe er den Revolver gezogen und geschossen.

Die Vorgeschichte dieses Mordanschlages, die Persönlichkeit des Täters, die Begleitumstände der Ausführung des Verbrechens — all das stempelt die Tat *zu einer sozialdemokratischen.* Sie ist eine logische Folge der durch Wochen bis zur Siedehitze getriebenen Aufhetzung der schlimmsten Leidenschaften der Massen. Unmittelbar nach den Schüssen rief der deutschnationale Abgeordnete *Nagele* den Sozialdemokraten zu: „Das ist der Erfolg dieser Rede Adlers“, worauf der Sozialdemokrat Abgeordnete *Hillebrandt* zur Antwort gab: „*Das wollten wir ja, endlich haben wir es erreicht*“.

Nach einem altbewährten Kniff *verleugnen* natürlich die Sozialdemokraten ihren Genossen Njegus Vavrak. Dr. *Adler* erklärte ihn als „Wahnsinnigen“, den „man unserer Partei nicht anhängen kann“, und in diesem Tenor schreibt die gesamte rote Presse. Genosse Hillebrandt leugnet seinen charakteristischen Ruf ab, den mehrere Abgeordnete gehört zu haben bestätigen. Wie man zuerst die Revolutionäre des 17. September als „lichtscheues Gesindel“, als „Nichtorganisierte“, als „Straßenbuben und Kinder“ hinstellte, um die Partei möglichst weit von ihnen abzurücken, so wird auch jetzt Njegus *verleugnet.* Später freilich wird man ihn als Martyrer feiern, wie die Obergenossen Schuhmeier, Adler, Daszynski und Konsorten jetzt die einst verleugneten Opfer des 17. September als *Martyrer* der sozialdemokratischen Sache feiern und bemitleiden.

Die gesamte Wiener Judenpresse — mit alleiniger Ausnahme des offiziös benützten „Fremdenblatt“ — bemüht sich krampfhaft, die Schuld an dem Verbrechen Vavraks von den sozialdemokratischen *Führern* abzuwälzen. Natürlich! Jene

Presse und diese Führer sind jüdisch und freimaurerisch. Ministerpräsident Baron Gautsch, der vor Jahren einmal die Meinung aussprach, man könne in Oesterreich nicht ohne die „Neue Freie Presse" regieren, liest dieses Blatt jetzt hoffentlich recht aufmerksam, damit er zu der Ueberzeugung kommt, daß man in Oesterreich gegen die „N. Fr. Pr." regieren muß. — Vor kurzem beging Baron Gautsch den sechzigsten Geburtstag. Die Sozialdemokraten beglückwünschten ihn, da er auf den Befehl des Kaisers hin die Wahlreform geschaffen, welche den Sozialdemokraten ermöglichte, die Größe ihrer Partei zu dokumentieren. Am 5. Oktober mußte derselbe Baron Gautsch das Volkshaus schützen und den Parlamentarismus verteidigen, den ein Anhänger Dr. Adlers zu erschießen versucht hatte.

Es ließen sich noch manche Glossen an den sozialdemokratischen Mordanschlag anknüpfen. Eine mag hier genügen. Als nach den Schüssen die anfängliche Lähmung der Abgeordneten in höchste Erregung umschlug, lief der deutsch-freisinnige Präsident Dr. Sylvester davon; er unterbrach die Sitzung, im Widerspruch zu dem Verlangen des Ministerpräsidenten, welcher die Fortsetzung der Sitzung verlangte: „Unter keinen Umständen lassen wir uns in unseren Arbeiten stören. Wir müssen Ruhe bewahren und zeigen, daß wir vor allem ruhig weiterarbeiten wollen. Wir dürfen nichts anderes, als ruhig weiterarbeiten!" Aber Dr. Sylvester war harthörig. Und als er später die Sitzung wieder eröffnete, sprach aus seiner ganzen Haltung die Angst. In schwächlichen Worten sprach er sein Bedauern über den Vorfall aus und versprach, wenn das noch einmal vorkomme, werde er die strengsten Maßregeln ergreifen. Man erinnert sich da an die Schandtat des Anarchisten Vaillant, der 1893 eine Bombe in das französische Parlament warf. Der Kammerpräsident Dupuy bewahrte seine Kaltblütigkeit und rief laut in den Saal: „Die Sitzung dauert fort."

Und der Erfolg des 5. Oktober? Man kann ihn am besten mit dem Wunsche ausdrücken, mit welchem der christlichsoziale Abg. Dr. v. Baechlé seine kurze Rede schloß: „Möge der heutige Tag ein Tag der Versöhnung unter den Bürgerlichen sein. Wir werden wissen, was wir schuldig sind der großen Idee des bürgerlichen Staates, der Monarchie Oesterreichs." Mit diesem Erfolge würden Adler und Vavrak allerdings nicht zufrieden sein.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das italienische Abenteuer.

Die Stadt Tripolis ist nach zweitägigem Bombardement von den Italienern besetzt worden, nachdem die türkische Besatzung sich zurückgezogen hatte. Dieser militärische Erfolg, der verhältnismäßig billig erkauft wurde, hat die patriotische Begeisterung der Italiener bis auf den Siedepunkt getrieben. Der politische Erfolg ist freilich noch sehr zweifelhaft, da nach der Okkupation der Stadt das weite und zum größten Teil wüste Hinterland noch zu erobern ist, was gegenüber der feindseligen Bevölkerung und den rückwärts konzentrierten türkischen Truppen eine sehr schwierige Aufgabe darstellt.

Der Versuch des Herzogs der Abruzzen und einer anscheinend hinter ihm stehenden Partei von Draufgängern, auch im Adriatischen und Jonischen Meere Kriegslorbeeren zu pflücken, ist glücklicherweise im Keim erstickt worden durch den Einspruch von Oesterreich-Ungarn. Bei Prevesa hatten inzwischen bereits zweimal Zusammenstöße stattgefunden, bei denen 3 oder 4 türkische Torpedoboote der italienischen Seemacht zum Opfer gefallen sein sollen. Dann endlich wurde der Herzog der Abruzzen mit seinem Geschwader zurückberufen, wahrscheinlich auf ministerielles Drängen zum Aerger des Hofes. Die öffentliche Meinung schwärmt natürlich für die Draufgänger, und in der italienischen Presse wird Oesterreich-Ungarn wegen seines Einspruches scharf angegriffen. Auch gegen das Deutsche Reich erhebt man Vorwürfe, hauptsächlich wegen der angeblich unfreundlichen Sprache seiner Presse. „Gott schütze uns vor unseren Freunden im Dreibund", ruft man aus und droht sogar deutlich mit dem Austritt Italiens aus dem Dreibund.

Dem patriotischen Fieber muß man manches zugute halten; aber alles muß doch schließlich sein Maß haben, auch die italienische Selbstgefälligkeit und Waghalsigkeit. Die besonneneren Italiener werden selbst zugeben müssen, daß die sog. Lokalisierung des Krieges für sie von Vorteil ist. Wenn man sie veranlaßt, ihre Aktion auf Tripolis zu konzentrieren, so haben sie darin die beste Gewähr von Erfolgen gegenüber der Türkei, die wegen Schiffsmangels keine gehörigen Verstärkungen nach Tripolis schicken kann, und zugleich die beste Vorsorge gegen Komplikationen mit anderen Mächten. Die italienische Regierung hatte das auch bei Ausbruch des Krieges klar erkannt und bekundet, indem sie in der Zirkularnote an die Balkanvertreter die Erhaltung der Ruhe in der europäischen Türkei als ihr eigenes Bestreben hinstellte. Oesterreich-Ungarn handelte als treuer Freund, als es Italien zur Einhaltung dieses vernünftigen Programms veranlaßte. Und was die Haltung der deutschen Presse angeht, so war es natürlich ganz unmöglich, daß dieselbe allgemein und rückhaltlos den überraschenden Streich lobte und pries. Bei der Beurteilung des für die deutsch-österreichische Politik sehr lästigen und für den europäischen Frieden sehr gefährlichen Vorgehens der Italiener ist im großen und ganzen noch recht milde verfahren und auf die Zugehörigkeit Italiens zum Dreibunde in hohem Maße Rücksicht genommen worden. Will man von einem Mangel an Rücksichtnahme sprechen, so kann man ihn eher auf der italienischen Seite finden, da dort die vorherige Verständigung mit den verbündeten Kaisermächten unterlassen worden ist. Ob Italien fernerhin im Dreibund bleiben will oder kann, ist eine Frage, die wir ohne alle Unruhe betrachten. Kein Mensch hat in den letzten Jahren noch daran geglaubt, daß Italien im Ernstfall, d. h. etwa bei einem französisch-englisch-russischen Angriff auf Deutschland, an der Seite der beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche kämpfen werde. Sogar die Liberalen, die kulturkämpferischen Freunde Italiens, haben inzwischen eingesehen, daß es ein unsicherer Kantonist im Dreibunde ist. Herr Bassermann hat noch neuerdings in dem Verhalten Italiens eine Zerreißung des Dreibundes gefunden. Wollen die Italiener fortan sich auch formell auf diejenige Seite schlagen, der ihre Sympathien und ihre Unterstützung (z. B. in Algeciras) bereits längst gehörten, so wäre das keine erschreckliche Wendung. In den gegenwärtigen Zeitläufen wäre es für Deutschland und für Oesterreich-Ungarn offenbar eine gewisse Erleichterung, wenn das allzu mobile Italien nicht zum Dreibunde gehörte.

Ihr übermäßig gesteigertes Selbstbewußtsein haben die Italiener soeben ausklingen lassen bei einer rauschenden Giolitti-Feier in Turin. Giolitti ist als verantwortlicher Gerant des tripolitanischen Abenteuers plötzlich in die Reihe der großen Nationalhelden à la Garibaldi, Cavour usw. befördert worden. Er hat seinem begeisterten Volke auch eine sehr schöne Rede gehalten über die hochpolitischen Erfolge und die innerpolitischen Reformen; aber einen prosaischen und doch eminent wichtigen Punkt hat er unberührt gelassen: den Kostenpunkt. Selbst im günstigsten Falle, wenn der Krieg sich auf die Eroberung von Tripolis konzentriert, werden die Millionen haufenweise draufgehen. Aus den dortigen Wüsten kann man vorläufig weder Zinsen noch Kapital herausholen. Die jubelnden Italiener müssen nun Kriegs- und Kolonialsteuern aufbringen, und bei deren Ausschreibung wird das Evviva für Herrn Giolitti wohl etwas leiser klingen.

„Bedenke das Ende." Es wäre für Italien offenbar am besten, wenn jetzt recht schnell ein Friedensschluß zustande käme, und zwar aus folgenden Gründen: Erstens würde dann Italien in Tripolis, dessen Eroberung es sich zur Ehrenpflicht gemacht hat, nur mit den Eingeborenen sich auseinanderzusetzen haben, und nicht mit den eingeschmuggelten türkischen Hilfsmitteln. Zweitens würde Italien der Gefahr, mit dritten Mächten in Konflikt zu geraten, enthoben sein. Drittens würde es die schweren Schädigungen seines Handels und des Vermögens seiner ausgewanderten Staatsbürger vermeiden. Der türkische Ministerrat soll bereits beschlossen haben, daß alle italienischen Untertanen auszuweisen und ihre Unternehmungen zu schließen sind. Ferner ist von Saloniki aus der Boykott aller italienischen Waren und Einrichtungen in Gang gesetzt worden. Die Türkei hat keine Seemacht, aber eine große Repressalienmacht. Daher der Wunsch aller Besonnenen, daß jetzt schleunigst der Friede vermittelt werde. Es hieß schon vor acht Tagen, daß Freiherr v. Marschall, der deutsche Botschafter in Konstantinopel, sich um die Ebnung der Friedensbahn bemühe. Damals wurde hinzugesetzt, Italien könne sich auf nichts einlassen, solange es nicht

in Tripolis seinen Willen durchgesetzt habe. Nun ist ja die Hauptstadt Tripolis „ruhmreich" erobert worden. Die militärische Ehre bleibt gerettet, wenn jetzt auch die Italiener Frieden schließen und für Tripolis der Pforte irgend eine formale oder finanzielle „Entschädigung" gewähren. Die Türkei wird vermutlich nicht allzu hartnäckig sein; die Herren in Konstantinopel sind ja bis heute noch nicht aus der Ministersuche herausgekommen und machen überhaupt einen Eindruck von Rat- und Hilflosigkeit, wie man ihn seit der Revolution gar nicht erwartet hatte. — Vielleicht kann Frhr. v. Marschall noch eher einen italienisch-türkischen Friedensvertrag zustande bringen, als sein Chef v. Kiderlen-Wächter

den deutsch-französischen Marokkovertrag.

Der letztere ist nämlich noch immer in der Schwebe. Die im Phrasendrechseln besonders geübten französischen Minister haben jetzt den Orakelspruch erfunden: „Die Verhandlungen nehmen weiter einen günstigen Verlauf." Die Geduldprobe überschreitet wirklich alles Maß. Es scheint, daß in Frankreich eine Gruppe der Minister die Sache verschleppen will bis zum Zusammentritt des Parlaments. Kann man denn in Berlin nichts dagegen tun? Müssen wir uns monatelang an der Nase herumführen lassen?

Die Gegenrevolution in Portugal.

Nach all' den angeblichen oder wirklichen Putschen der Monarchisten in Portugal hatte man fast allgemein daran verzweifelt, daß die Gegner der Revolution überhaupt einen ernsten Anlauf zustande bringen könnten. Jetzt aber, zum Jahresgedächtnis der Revolution, scheint eine anständige Gegenrevolution unter der Führung des bekannten Kapitäns Conceiro im Norden von Portugal eingesetzt zu haben. Die Regierung von Lissabon läßt freilich melden, daß dank ihrer energischen Maßnahmen die Ruhe gesichert sei; aber sie muß heute zum ersten Male eine Ausnahme zugeben, indem sie gesteht, daß in der kleinen Stadt Vinhars (Distrikt Braganza) die Monarchisten noch die Oberhand haben. Genauere Nachrichten fehlen bisher; in Portugal versteht man sich auf die Zensur so vorzüglich, daß Europa über China viel besser orientiert ist, als über das Weststück der pyrenäischen Halbinsel. Vorläufig kann man sich nur an den guten Ruf der führenden Persönlichkeit, des Hauptmanns Conceiro, halten. Es heißt, daß sein Programm zunächst auf die Beseitigung der Lissaboner Tyrannen gerichtet sei, und bei der Wiederherstellung der Monarchie die Auswahl unter den regierungsfähigen Prinzen vorbehalten bleiben solle. Der Name des königlichen Knaben Manuel hat ja auch zu wenig Zugkraft. Er selbst ist auch noch nicht auf dem Kampfplatz erschienen.

Die deutschen Missionsanstalten.

Von Friedr. Schwager, S. V. D., Steyl.

Bemißt man die Bedeutung unseres Zeitalters nach der Größe der Aufgaben, die von ihm zu lösen sind, so dürfen wir uns ohne Selbstüberhebung als Kinder einer großen Zeit betrachten. In der Heimat fordern die großen sozialpolitischen, caritativen und Bildungs-Probleme einerseits, der mit steigender Heftigkeit geführte Entscheidungskampf zwischen christlicher und ungläubiger, zwischen katholischer und protestantischer Weltanschauung anderseits die Anspannung aller Kräfte. Und draußen auf dem unermeßlichen Gebiete der Weltmission und in den weiten Siedelgebieten der europäischen Rasse setzt sich dieses weltgeschichtliche Ringen, gesteigert durch den Widerstand des Islam und der heidnischen Kulturreligionen, in noch größeren Dimensionen fort. Angesichts der stets dringlicher, ja drohender vor unseren Augen sich aufrollenden Gegenwartsprobleme bewahrt es vor entmutigendem Pessimismus, wenn wir „rückwärts blickend vorwärts schauen" und durch nüchterne Bewertung des bisher Geschaffenen unserer Kraft und Leistungsfähigkeit uns bewußt werden.

Auf wenigen Gebieten ist der Fortschritt und die Erstarkung des deutschen Katholizismus seit den Kulturkampfsjahren so unverkennbar groß, wie auf dem der auswärtigen Missionen. Vor vierzig Jahren noch war die selbständige Beteiligung der Katholiken Deutschlands an den Heidenmissionen verschwindend gering. Zwei schwach besetzte Missionsgebiete der Jesuiten in Indien, eine kleine, durch den Kulturkampf schon bald vernichtete Missionsanstalt der Väter vom Hl. Geist zu Marienstatt, dazu die allgemeinen und einige spezielle Missionsvereine mit bescheidenen Einnahmen, das war alles, was die Missionstätigkeit der deutschen Katholiken um 1870 aufzuweisen hatte.

Mit freudigem Stolze dürfen wir bekennen: Heute ist es anders geworden, und wir sind auf dem besten Wege, auch für das große Missionswerk der Kirche das zu leisten, was von den mehr als zwanzig Millionen Katholiken Deutschlands erwartet werden kann.

Der deutsche Kindheit Jesu-Verein steht mit 1'416,380 Fr. Jahreseinnahme an der Spitze aller Zweigvereine. Der Verein der Glaubensverbreitung soll auf Anordnung des preußischen Episkopates in allen Pfarreien eingeführt werden, zahlreiche kleinere Vereine werben für besondere Missionszwecke. Und — last not least — 28 deutsche Missionshäuser neuerer Kongregationen, 7 Ordensseminare, 12 Schwesternhäuser (darunter 5 eigentliche Missionsschwesternhäuser) sorgen dafür, daß die katholische Kirche Deutschlands künftig eine ihrer Bedeutung entsprechende Zahl von Missionaren in die Missionsländer entsendet.[1])

Im vergangenen Jahre (1910) gingen aus diesen Anstalten in die 32 Heidenmissionen, die heute ganz oder überwiegend von deutschem Missionspersonal verwaltet werden, mehr als 61 Priester, 48 Laienbrüder, 28 Schwestern.[2])

Diese 32 deutschen Missionsgebiete verteilen sich folgendermaßen:

Asien:

Lazaristen: Palästina.
Jesuiten: Bombay und Poona (Indien).
Salvatorianer: Assam (Indien).
Franziskaner: Nord-Schantung (China).
Steyler Missionare: Süd-Schantung (China), Nordwest-Nippon (Japan), Nordwest-Luzon (Philippinen).

Afrika:

Väter vom Hl. Geist: Bagamojo und Kilimandscharo (Deutsch-Ostafrika).
Weiße Väter: Süd-Nyanza, Unjanjembe, Tanganjika (Deutsch-Ostafrika).
Benediktiner: Daressalaam (Deutsch-Ostafrika).
Marianhiller Missionare: Natal.
Oblaten der Unbefleckten Jungfrau: Deutsch-Südwestafrika.
Oblaten des hl. Franz von Sales: Deutsch-Südwestafrika.
Priester des heiligsten Herzens: Stanley-Fälle (Kongostaat).
Pallottiner: Kamerun.
Steyler Missionare: Togo und allerneuestens Mozambique.

Amerika:

Lazaristen: Indianermission in Costarica.
Franziskaner: Indianermission in Brasilien.
Kapuziner: Indianermission in Chile.
Steyler Missionare: Indianermission in Paraguay und Negermission in den Vereinigten Staaten.

Südsee:

Maristen: Samoa, Salomonen.
Herz Jesu-Missionare: Neupommern, Marshall-Inseln.
Steyler Missionare: Deutsch-Neuguinea.
Kapuziner: Karolinen und Marianen.

In diesen deutschen Missionen wirkten i. J. 1910 über 482 deutsche Priester, 286 Laienbrüder, 375 Schwestern, also insgesamt mehr als 1143 Personen.[3])

Mit der Evangelisierung der genannten Arbeitsfelder ist jedoch die Missionstätigkeit der deutschen Glaubensboten bei

[1]) Mehrere hier einbegriffene Anstalten befinden sich in Oesterreich, Holland und Italien, sind aber so enge mit dem reichsdeutschen Missionswesen verwachsen, daß sie berücksichtigt werden mußten.

[2]) Diese Angaben beruhen auf den mir von den verschiedenen Orden und Kongregationen freundlich eingesandten, aber nicht immer vollständigen Statistiken. Das tatsächliche Zahlenverhältnis ist also noch günstiger, als es sich hier darstellt.

[3]) Uebermäßig groß wird man diese Zahlen indes nicht finden, wenn man bedenkt, daß allein die Erzdiözese Köln 1848 Weltpriester und 6108 Ordensschwestern zählt.

weitem nicht erschöpft, da sie auch in internationalen Missionen und in den Gebieten anderer Ordensprovinzen stellenweise stark vertreten sind. Namentlich die Franziskaner, Jesuiten und Oblaten stellen hier ein namhaftes Kontingent. Besonders hervorzuheben sind noch die wichtigen, zunächst dem höheren Schulwesen dienenden Niederlassungen der Jesuiten in Tokio, der Benediktiner in Seoul. Ferner wäre man berechtigt, die immer noch sehr zahlreichen Elsaß-Lothringer, die z. B. in mehreren westafrikanischen Missionen des Lyoner Seminars ganz überwiegend sind, den deutschen Missionaren beizuzählen. Hierzu kommt noch eine ansehnliche Reihe von Missionsstationen deutscher Schwesternkongregationen (Borromäerinnen, Dominikanerinnen, Lehrschwestern vom hl. Kreuz, Englische Fräulein, Franziskanerinnen, Schwestern vom Guten Hirten), die vornehmlich im Orient, Indien und Südafrika tätig sind.

Endlich stellen die deutschen Orden und Missionsgenossenschaften, vorab die Franziskaner, Jesuiten, Redemptoristen, Steyler, Pallottiner, Salvatorianer, Priester vom hlgst. Herzen, Oblaten der Unbefleckten Jungfrau, Salesianer, desgleichen auch die Diözese Münster eine erhebliche Zahl von Seelsorgspriestern für die Kolonisten in Argentinien, Chile, Brasilien, den Vereinigten Staaten, Australien, sowie für die Pastoration der deutschen Katholiken im europäischen Auslande, speziell in Italien, Frankreich, Belgien, England und den nordischen Missionen. Die Summierung aller dieser Posten würde eine weitere Summe von weit mehr als 1000 in der kirchlichen Auslandstätigkeit angestellten Priestern und Ordensleuten ergeben.

Auch der Nachwuchs an Missionaren ist, wenngleich die meist noch jungen Missionen über empfindlichen Personalmangel zu klagen haben, ziemlich befriedigend. Die genannten Missionsgenossenschaften (ohne die Ordensseminare) zählten im verflossenen Jahre insgesamt 2655 Kandidaten, darunter 794 Novizen und Scholastiker. Das macht im Durchschnitt auf jede Anstalt 95 Kandidaten. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß bis zum Abschluß des Noviziats die Zahl derjenigen, die sich einem anderen Berufe zuwenden, nicht unerheblich ist. Zur Schätzung des wirklich zu erwartenden Nachwuchses ist daher die Zahl der Theologiestudierenden, die sich vermutlich zwischen 500 bis 650 bewegen wird, besser geeignet.

Wie die äußere, so zeigt auch die **innere Entwicklung** der Missionsanstalten, speziell ihre **Studienordnung**, eine schnell aufsteigende Bewegung. Bekanntlich war der Bildungsgang der katholischen Missionare der Vorbildung der protestantischen Missionare, die im günstigsten Falle nur 6 bis 7 Jahre beansprucht, von jeher weit überlegen. Das Eingehen in den Geist der heidnischen Nationen, die Erforschung der schwierigen Sprachen, die geistige Ueberwindung der großen Weltreligionen Asiens, die Isolierung der Missionare inmitten geistig tiefstehender Rassen, das alles erfordert eine gediegene, ebenso tiefgehende wie allseitige geistige Ausrüstung, die der Bildung des heimischen Klerus in keinem Punkte nachstehen darf.

Die **philosophischen und theologischen Studien** werden darum in allen Orden und Missionsgesellschaften mit stets wachsendem Eifer gepflegt, und es fehlt nicht an Missionsseminaren, die sich an reger wissenschaftlicher Betätigung mit manchen Diözesanseminaren gut messen können. Schon die Dauer der philosophisch-theologischen Studien, die mit einer einzigen auf 4 Jahre beschränkten Ausnahme — ohne Einrechnung des Noviziats — **mindestens** 5, bei manchen Instituten sogar 6 und selbst 7 Jahre beträgt, läßt Rückschlüsse machen auf den Ernst und die Gründlichkeit, welche die Orden und Kongregationen der theologischen Fachbildung widmen.

Desgleichen weist die **humanistische Vorbildung**, die sich früher bei einzelnen Kongregationen mit dem Lehrziel der Gymnasien nicht völlig deckte, erfreuliche Fortschritte auf. Bei den alten Orden, die eine umfassendere Tätigkeit in Deutschland selbst ausüben, ist die Forderung des staatlichen Abituriums Regel, ebenso bei mehreren neueren Kongregationen. Aber auch bei den anderen Missionsgesellschaften geht die Tendenz sichtlich dahin, ihre Juvenate den weltlichen Gymnasien in jeder Hinsicht ebenbürtig zu machen. Bei mehreren Kongregationen kann dieses Ziel als erreicht gelten, bei anderen bedarf es nur noch weniger Jahre, um dasselbe Resultat zu erzielen. Damit ist dann auch dem berechtigten Wunsche entsprochen, daß die aus den Missionsanstalten austretenden Zöglinge vorbereitet sind, ihre Studien ohne merklichen Schaden an einem weltlichen Gymnasium fortzusetzen. Die Dauer der Gymnasialstudien in den Juvenaten beträgt heute zumeist 7, bei einigen Kongregationen 6 bis 6½ Jahre. Da die Zöglinge der Missionsanstalten die Volksschule ganz oder bis zum 12. Lebensjahre durchgemacht haben und zu gewissenhafter Ausnützung ihrer Studienzeit strenge angehalten werden, ist kein Zweifel, daß der gesamte Lehrstoff der Gymnasien in 7 Jahren gut bewältigt werden kann.

Außer der allgemeinen und der theologischen Bildung bedürfen die Missionare vielfach besonderer linguistischer und ethnologischer Schulung, auf die gerade in neuester Zeit besonderes Gewicht gelegt wird. Daß speziell unsere deutschen Missionare auf diesem Gebiete nicht untätig sind, lehrt ein Blick in den „**Anthropos**", der seine wachsende Blüte der regen Mitarbeit von Missionaren aller Länder, Orden und Kongregationen verdankt. Ueber die apologetische Bedeutung, die diesen und verwandten Bestrebungen zukommt, orientiert vortrefflich der Aufsatz des „Anthropos"-Redakteurs P. **Wilh. Schmidt** S. V. D. in der „Kultur" (Wien 1911, Heft 1): **Neue Wege der vergleichenden Religions- und Gesellschaftswissenschaften.** Auch in anderen Disziplinen können und werden die theologischen Missionsseminare, wenn einmal dem vorläufig noch drückenden Personalmangel abgeholfen ist, an der Lösung der Aufgaben der heimischen Theologie rege und freudig mitarbeiten. Ein engeres, für beide Teile fruchtbares Zusammenwirken wird bereits durch die **missionswissenschaftlichen Studien** an der theologischen Fakultät zu **Münster**, durch die neue „**Zeitschrift für Missionswissenschaft**" (Münster, bei Aschendorff) und das unlängst gegründete **Missionshistorische Institut** angebahnt.

Der Nutzen, den die Missionsanstalten für die **heimatliche Seelsorge** durch die gern geleistete Aushilfe, durch Abhaltung von Exerzitien und die Pflege des Missionsinnes haben, ist gleichfalls nicht gering anzuschlagen. Die Weckung des Missionseifers belebt den Glauben, mehrt die Liebe zur Kirche, weitet Auge und Herz für **alle** kirchlichen Bedürfnisse. In Frankreich sind heute diejenigen Katholiken, die vordem den Missionen hilfreiche Hand boten, die zuverlässigsten Stützen der bedrängten französischen Kirche. Der große Missionseifer der deutschen Katholiken sichert der Kirche, wenn über kurz oder lang das von ihren Gegnern heiß ersehnte Ziel der Trennung der Kirche vom Staat auch in Deutschland erreicht werden sollte, ein opferfreudiges Volk, das aller Bedürfnisse des Reiches Gottes hochherzig sich annehmen wird. Ein Volk, in dem der Geist der Apostel fortlebt, braucht keinen Kulturkampf zu fürchten.

So weist der Entscheidungskampf in der Heimat wie in der Heidenwelt eindringlich auf die Notwendigkeit der Pflege **apostolischer Gesinnung** hin. Unsere Missionsanstalten haben darum sowohl in der deutschen Heimat wie in den Heidenländern eine hohe providentielle Mission zu erfüllen. Ihre bisherige Entwicklung bietet die Gewähr für eine glückliche, dem deutschen Katholizismus zur Ehre gereichende Lösung ihrer Aufgaben.

Katholisch sans phrase.

Vom Herausgeber.

Der bayerische Kammerpräsident Dr. v. Orterer hat am 3. September gelegentlich einer Versammlung des Landesverbandes der katholischen bürgerlichen Vereine Bayerns in ernsten Worten darauf hingewiesen, daß **unbedingte Einigkeit** allen gegenüber notwendig sei und nur in der Einigkeit eine Garantie für den Erfolg in der Zukunft liege. Er hat dann mit sehr deutlicher Bezugnahme vor denen gewarnt, denen „**wir nicht katholisch genug sind**". Nachdem erst vor kurzer Zeit kein Geringerer als der Vertreter des Heiligen Stuhles in Bayern, der Münchener Apostolische Nuntius, die Katholiken aufgefordert hat, mit vollem Vertrauen ihren bewährten bisherigen Führern zu folgen, kann gar kein Zweifel darüber sein, daß gewisse Versuche, Mißtrauen zwischen den deutschen Katholiken zu säen und dieselben in zwei Lager zu spalten, an maßgebendster Stelle entschieden mißbilligt werden. Es gibt in ganz Europa und auch in der neuen Welt keinen Staat, in welchem die Katholiken trotz ihres Minderheitsverhältnisses bisher eine so konsolidierte Macht darstellen, wie im Deutschen Reiche. Gewiß gärt in vielen der Wunsch: Hätten doch die deutschen Katholiken von ihrer Macht in mancher Situation einen etwas energischeren Gebrauch gemacht, statt unverbriefte Dankesschulden

sich anhäufen zu lassen, die niemals eingelöst werden. Aber durch nachträgliche Untersuchungen wird daran nichts geändert, und es ist noch sehr die Frage, ob einige, welche den stets vom Vertrauen des ganzen katholischen Volkes getragenen Führern heute den Vorwurf machen, daß sie „nicht katholisch genug" seien, in gewissen Situationen, wie wir sie im Auge haben, nicht noch weit nachgiebiger gewesen wären.

Unter der Devise „Katholisch sans phrase" haben die deutschen Katholiken die Stellung errungen, um welche die Gesinnungsgenossen diesseits und jenseits des Ozeans sie derart beneiden, daß sie schon längst begonnen haben, ihre Methoden mit Erfolg nachzuahmen. Dies gilt nicht zuletzt — unbeschadet jener Unterschiede und Nuancen der Tonart und des Temperaments, welche wie die Farben des Spektrums in der Sonne der katholischen Einheit zusammenfließen — auch von der katholischen deutschen Presse, die in ihrer heutigen Verbreitung und Verästelung in keinem Lande der Welt ihresgleichen hat. Dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" wird niemand unterstellen wollen, daß er und sein Organ „nicht katholisch genug" seien. Er hat sich auch niemals gescheut, Irrungen und Entgleisungen, selbst wenn sie im Freundeslager vorkamen, beim rechten Namen zu nennen und gegebenenfalls auch dann ruhig einzuräumen, wenn sie dem eigenen Blatte zugestoßen. Aber an Begeisterung für die katholische Sache, an treukatholischer, an treukirchlicher Gesinnung wird die „Allgemeine Rundschau" sich von niemandem übertreffen lassen; ihrem Herausgeber möge daher, wenn auch nicht im Namen, so doch im Sinne der ganzen altbewährten katholischen Presse, ein offenes Wort gegenüber Strebungen verstattet sein, welche an den Lebensnerv der gemeinsamen katholischen Interessen greifen. Gerechte Abwägung nach beiden Seiten hin soll dabei Richtschnur sein.

Durch die am 30. September (Nr. 39, S. 702) an dieser Stelle beklagte „übertriebene Konsequenzmacherei" in den Begriffsdefinitionen ist vielleicht auf beiden Seiten mehr oder minder gefehlt worden. Aber den größten und folgenschwersten Fehler begehen diejenigen, welche mittelbar oder unmittelbar in offener Rede oder auch nur durch nicht mißzuverstehende Zeichen, ihren Kampfgenossen das Stigma einer nicht ganz echten und bedingungslosen katholischen Gesinnung und Ueberzeugung aufzudrücken versuchen. Das Urteil, wer als ein ganzer und vollwertiger Katholik gelten soll, steht ausschließlich dem Oberhaupte und den bestellten Hirten der katholischen Kirche zu. Wer auch nur den Versuch unternimmt, äußerliche Stufengrade kirchlicher Korrektheit zu konstruieren und an die Oeffentlichkeit zu stellen, treibt ein gewagtes Spiel. Es kann aber auch kaum gutgeheißen werden, wenn ein einzelnes Blatt, ein reines Privatunternehmen ohne besondere Mission und Autorisation seitens der kirchlichen Oberhirten, sich — möglicherweise aus Erwägungen vorwiegend geschäftlicher Natur — als Organ der katholischen Kirche in Deutschland herausstellt. Welche Konsequenzen daraus entstehen, kann man, ohne zu einem Einzelfalle selbst Stellung zu nehmen, aus einer der jüngsten Nummern der „Correspondance de Rome" ersehen. Die deutschen Bischöfe, der Diözesanbischof und selbst der päpstliche Nuntius werden wegen angeblicher Entgleisungen eines solchen Organes direkt apostrophiert. Nun ist am 1. Oktober in einem neugegründeten sogenannten „Petrus-Verlag, G. m. b. H., Trier", ein neues Organ ins Leben getreten, das sich „Petrus-Blätter, Wochenschrift zur Beurteilung unserer Zeit im Lichte des römisch-katholischen Glaubens" betitelt. In dem gleichen Verlage erscheint von jetzt ab auch „Der Gral", und zwar mit dem Untertitel „Monatsschrift für Kunstpflege im katholischen Geiste". Wie man sieht, wurde hier die besondere Prägung auf den „römisch-katholischen" Geist nicht für nötig erachtet, obwohl „Der Gral" sich in einem Geleitswort ausdrücklich auf das „Literaturprogramm des Papstes, das zugleich das Literaturprogramm der katholischen Kirche ist", verpflichtet. Der erwähnte Untertitel der neuen „Petrus-Blätter" würde nicht weiter auffallen, wenn nicht auch im sog. Impressum des Blattes als Besonderheit die nachstehende Formel eingefügt wäre: „Alle redaktionellen Arbeiten dieser Zeitschrift unterwerfen wir bedingungslos dem Urteile der Kirche und ihrem unfehlbaren Oberhaupte". Diese feierliche Erklärung im Impressum, unmittelbar vor den gesetzlichen Verantwortlichkeiten, ist eine Neuerung und könnte als das Gelöbnis einer das übliche Maß übertreffenden Kirchentreue aufgefaßt werden. Die Erklärung enthält aber etwas für jeden überzeugungstreuen Katholiken ganz Selbstverständliches, insofern redaktionelle Arbeiten in Frage stehen, über welche die Kirche und ihr Oberhaupt ein unfehlbares Urteil beanspruchen. Jedes der vielen hundert katholischen Blätter, welche in Deutschland erscheinen, zollt der Kirche und ihrem Oberhaupte genau dieselbe Unterwürfigkeit, ohne dieses aus dem ständigen öffentlichen Bekenntnis zur Kirche und zum Heiligen Stuhle sich von selbst ergebende Verhältnis mit ausdrücklichen Worten in jeder Nummer zu verkündigen. Daß aber die neuen „Petrus-Blätter" in bezug auf das „unfehlbare Oberhaupt" der Kirche, dessen Urteil sie ihre Artikel bedingungslos unterwerfen, nicht etwa weitergehende Konsequenzen zu ziehen bereit sind, als die hunderte von katholischen Organen, die zum Teil schon seit Jahrzehnten ihre segensreiche und von der Kirche oft anerkannte Wirksamkeit entfalten, beweist ein in der gleichen Nr. 1 der neuen „Petrus-Blätter" enthaltener Artikel aus der Feder des Prälaten Dr. Franz Heiner, Uditore der Römischen Rota. Derselbe äußert sich unter dem Titel „Sentire cum ecclesia" eingehend über die Unfehlbarkeit des päpstlichen Lehramtes und über die Pflicht des Gehorsams auch gegenüber solchen Gesetzen und Anordnungen, welche zwar nicht Ausfluß des unfehlbaren Lehramtes sind, sondern in Ausübung ihrer Leitungs- und Regierungsgewalt erlassen werden. Prälat Dr. Heiner sagt u. a.

„Freilich sind solche Gesetze, Dekrete oder Entscheidungen disziplinärer Art nicht unfehlbar und deshalb nicht unabänderlich, wie es denn auch in der Tat im Laufe der Zeit viele gegeben hat, die infolge veränderter Verhältnisse wieder, entweder gänzlich, oder teilweise zurückgezogen wurden. Unwandelbar, wenn auch entwicklungsfähig, in der Kirche sind nur ihre Dogmen; alle anderen Gesetze, Dekrete, Verordnungen, auch wenn sie unmittelbar vom Apostolischen Stuhle oder einer römischen Kongregation ausgegangen sind, unterliegen der Veränderlichkeit. Aber wann eine kirchliche Bestimmung aufhört, Rechtskraft zu besitzen und die Gläubigen nicht mehr zum Gehorsam verpflichtet, hängt natürlich von der gesetzgebenden Gewalt selbst wieder ab, nicht aber von dem Privaturteile oder subjektiven Meinen des einzelnen Untertanen. Soweit die Ehrfurcht gegen die Autorität nicht verletzt wird, darf sogar ein Gelehrter in objektiver Form die Gründe der Nützlichkeit oder Schädlichkeit eines bestehenden Gesetzes oder Dekrets oder der Unrichtigkeit einer erlassenen Entscheidung darlegen, wissenschaftliche Erörterungen oder Untersuchungen daran knüpfen, aber so, daß dadurch die jeder Obrigkeit schuldige Ehrfurcht gewahrt bleibt, daß dies geschieht ohne irgendwelche Aufreizung oder Ermunterung zum Ungehorsam gegen die betreffende Anordnung, ohne Anmaßung, eine definitive Entscheidung in der Sache geben zu wollen."

Jeder überzeugungstreue Katholik und vor allem jeder Redakteur eines katholischen Blattes wird diesen Ausführungen unbedingt zustimmen, wobei als selbstverständlich vorausgesetzt ist, daß die von Prälat Heiner dem „Gelehrten" zugeschriebene Befugnis auf alle Anwendung findet, welche unter den gleichen Voraussetzungen mit gründlicher Sachkenntnis an eine Frage herantreten. Darum: Katholisch sans phrase, ohne jeden Vorbehalt, aber auch ohne jeden Anspruch auf eine besondere Vorzugsstellung.

Der katalanische Zweckverband: eine Bresche in den spanischen Zentralismus.

Von Professor Dr. Eberhard Vogel, Lektor an der Kgl. Technischen Hochschule zu Aachen.

Wiederholt habe ich in der „Allgemeinen Rundschau" beweglichen Klagen über die unselige Selbstsucht des Spaniers Widerhall gegeben, welche — wenigstens außerhalb Kataloniens — im auffälligsten Gegensatz zu germanischen Ländern die Entwicklung eines fruchtbaren unpolitischen Vereinslebens hintangehalten, dagegen die Erstarkung der zentralistischen Machtgelüste begünstigt hat, die aus der Hauptstadt Madrid ein Zentrum des persönlichsten, rücksichtslosesten, die Provinzen vergewaltigenden und brandschatzenden Eigennutzes machten: heute darf ich mit einer Befriedigung, in welcher, so groß sie bei mir altem Liebhaber Spaniens ist, nur schwach die in Katalonien herrschende Begeisterung und Hoffnungsfreude nachklingt, ein Ereignis verzeichnen, das einen glänzenden Sieg über die zersplitternde und lähmende Selbstsucht verkörpert; die am 20. Juli in Barcelona vollzogene Gründung des katalanischen Zweckverbandes.

Was Maura mit all seiner Machtfülle und Regierungskunst nicht erreichen konnte, den künstlichen Gebilden der spanischen Provinzen eine Möglichkeit des Zusammenschlusses zu

einigermaßen lebensähnlichen und lebensfähigen Organismen zu verschaffen, hat der Präsident des Landtages der Provinz Barcelona, Enrich Prat de la Riba, als reiche Frucht eines in langen Jahren selbstloser Wirksamkeit bei allen Parteien — natürlich außer der genügend gebrandmarkten radikal-lerrouxistischen — erworbenen Vertrauens auf seine Klugheit, Rechtlichkeit und Einsicht in die drängendsten Bedürfnisse der Landschaft in wenigen Wochen durch einen einhellig — wieder mit der ehrenvollen Ausnahme der wenigen lerrouxistischen Abgeordneten — gefaßten Beschluß der von ihm geleiteten Körperschaft erreicht: „die Landtage der drei anderen katalanisch sprechenden Provinzen Gerona, Lérida und Tarragona zur Beschickung eines gemeinschaftlichen mit der Förderung der gemeinsamen kulturellen Interessen ganz Kataloniens zu beauftragenden, dauernden Ausschusses der vier Landtage einzuladen." Dieser Einladung haben die drei Provinzen ohne Ueberstürzung, aber mit einer Begeisterung, welche allein in der Fülle und Größe der durch diese Tat geweckten Hoffnungen ihre Erklärung findet, entsprochen. Gerona war ohne Zögern dabei; Lérida mußte eine gewisse Eifersucht auf die Hauptstadt Barcelona, welche nun in Zukunft erst der wahre cap y casal (Haupt- und Vorort) de Catalunya sein wird, überwinden; die alte Tarraco brachte der begünstigten Schwester die stolze Erinnerung an ihre Würde in römischen Zeiten als Morgengabe dar. Aber schon nach wenigen Wochen, am 20. Juli herrlichen Angedenkens, konnten die entsandten Vertreter der vier Provinzen sich in Barcelona versammeln und unter dem Vorsitz Prats de la Riba von der schier unübersehbaren Menge der inzwischen aus den katalonischen Gemeinden von den Pyrenäen bis zum Ebro, von Vereinen aller Zwecke und Richtungen eingelaufenen frohen Zustimmungen zu der schon als unwiderruflich betrachteten Gründung des katalonischen Zweckverbandes Kenntnis nehmen. Um dieser gewaltigen Teilnahme für die damals bevorstehende lange Ferienzeit Nahrung zu geben und nach deren Ablauf sofort genügenden Arbeitsstoff in Händen zu haben, wurde beschlossen, einen Aufruf an das katalonische Volk zu richten, der ihm die Stiftung des Bundes der vier Landschaften feierlich verkündete und jedermann ermunterte, seine Wünsche und Vorschläge dem Ausschuß vorzulegen. Sobald die Cortes des Reiches sich im Oktober wieder versammeln, werden die Abgeordneten Kataloniens für das Geschehene die gesetzliche Weihe verlangen.

Natürlich begehren die Katalanen für sich nichts mehr, als was sie auch herzlich gern den anderen Landschaften gönnen, was nicht auch von diesen innigst ersehnt würde: wenn nicht die politische, so doch die sittliche und kulturelle Entlastung von dem schweren Joch des zentralistischen Ausbeutertums, welchem die Selbstverwaltung der Landschaften die durch den Blutschwamm Madrid so sehr erleichterte Aussaugung des Volkes unmöglich machen würde. Der Konservativen sind die Katalanen für ihre Sache sicher. Der Liberalismus aber hat dieses von der Politik allein lebende, auf die Knebelung und Entrechtung der Provinzen angewiesene, wie die Kreuzspinne in der Mitte des weiten Netzes sitzende Madrid recht eigentlich großgezogen. Noch in den letzten Tagen hat der liberale Justizminister angeordnet, daß nun auch wie die meisten anderen akademisch gebildeten Beamten die Notariatsanwärter ihre Bewerbung um eine Stelle in Madrid vertreten müssen, zu keinem anderen Zweck, als den Madrider Bewerbern einen neuen Vorteil gegen die aus der Provinz zuzuschanzen, unbekümmert, welchen Schaden dadurch die Kenntnis und Pflege der landschaftlichen Bräuche und Rechte nehmen, vielleicht gerade mit der Nebenabsicht, dem politischen Schmarotzertum das einträgliche Regierungsgeschäft noch mehr zu vereinfachen und zu erleichtern. So konnte das erste Lebenszeichen des katalonischen Zweckverbandes, der Protest gegen diese neue Vergewaltigung der Landschaften, eine Absage an den unfruchtbaren Liberalismus sein; Andalusien, Galizien, das Baskenland, Valencia erhielten so doppelt eindrucksvoll die Kunde von dem Zusammenschluß der katalonischen Provinzen. Das Zeichen zum organischen Neubau des durch den Absolutismus der Bourbonen und durch die Theoretiker der Revolution (1812) in Atome zersetzten spanischen Volkskörpers ist weithin sichtbar aufgesteckt; möge sich der Meister finden, der das Werk lebensfähig zu gliedern und dauerhaft zu verankern weiß!

* * *

Viele Mißerfolge sind dieser neuen Formel des Bündnisses aller katalonischen Kräfte gegen die Willkür des Zentralismus vorausgegangen. Mit Mauras Fall im Oktober 1909 war auch die Hoffnung auf die Wohltaten seines Zweckverbandgesetzes dahin. Vergeblich suchte noch der regionalistische Führer Cambó mit dem Aufgebot aller seiner Ueberzeugungsgabe die politischen Parteien Kataloniens in dem durch die Tivoli-Abmachung des Jahres 1907 geschaffenen Block zusammenzuhalten. Die Republikaner ließen sich durch Canalejas Lockungen verführen, ihr Kirchenhaß war stärker als ihre Liebe zur angestammten Scholle, Sprache und Sitte. Auch die Rechte trat wieder auf die eigenen Schanzen zurück, um mit freierem Ellbogen für den bedrohten Altar zu fechten. Nicht einmal der durch diese Zwietracht ermöglichte Einzug einer radikalen Mehrheit in das Stadthaus von Barcelona und der Anblick ihrer schamlosen Parteiwirtschaft vermochten die auseinandergefallenen Blockteile wieder zusammenzufügen. Politisch schienen die Katalanen sich nicht so bald wieder unter einen Hut bringen lassen zu wollen. In dem Programm rein kulturellen Fortschrittes ein neues, wunderbar wirksames Zeichen der Sammlung aufgerichtet zu haben, ist Enrich Prats Verdienst. Ihm ihn erster Linie war ja schon viel des von dem Landtag der Provinz Barcelona im letzten Jahrzehnt ausgegangenen Segens zu verdanken: die Erneuerung und Verdichtung des Straßenwegenetzes, die Gründung der Gewerbehochschule, die Schöpfung des sozialen Museums, die Errichtung des Instituts d'Estudis catalans als hoffnungsvollen Keimes der zukünftigen Landesuniversität, die Wiedererwerbung und Wiederherstellung des ehrwürdigen Sitzes der 1714 aufgelösten katalonischen Landstände, des Palau de la Generalitat, die Entsendung zahlreicher vielversprechender Köpfe zu langjährigen Studien im Auslande, so auch dreier Philologen nach Halle. So durfte man auch getrost ihm folgen, wenn er die vier katalonischen Provinzen zu noch umfänglicheren und nachhaltigeren Werken sich zu verbünden einlud; so steht auch die Hoffnung, daß der katalonische Zweckverband der letzte Schritt bis zur Selbstverwaltung der eigenartigsten aller spanischen Landschaften sein werde, auf festeren Füßen als alle früheren Versuche auf diesem Wege: das Verzeichnis der Klagen Kataloniens, das 1885 Alfonso 12., und die Forderung größerer Selbständigkeit, die 1888 gelegentlich der Weltausstellung seiner Witwe vorgelegt wurde, die Formulierung der Ansprüche Kataloniens durch die „Bases de Manresa" im Jahre 1892, die mit Cánovas im Jahre 1898, mit Polavieja im Jahre 1900 gepflogenen Unterhandlungen, die an den Grafen Romanones im Jahre 1906 gerichtete Adresse, endlich die vielverheißende Zeit des katalonischen Blocks vom Frühjahr 1907 bis zum Herbst 1909; eine Kette unfruchtbaren Ringens, das aber schließlich doch den unwiderleglichen Beweis für das nicht zu unterdrückende, immer wieder auflebende Verlangen Kataloniens nach Befreiung aus den Würgerkrallen des Madrider Zentralismus, der unerläßlichsten Vorbedingung der Wiedergeburt auch des übrigen Spaniens, erbracht hat.

* * *

Die Putsche, auf welche sich die von der deutschen Presse im Umsehen zu einer Revolution aufgebauschte jüngste turbulente Streikbewegung beschränkt hat, vermindern nicht die Bedeutung des oben erläuterten Vorganges. Wie so ganz persönlich diese scheinbaren Aufwallungen der Volksseele sind, zeigt die eine Tatsache, daß auf Lerroux' Wink die Arbeiterschaft von Barcelona nicht mitgetan hat: er fürchtete, ein Mißerfolg hier könne ihm die einträgliche Herrschaft auf dem Stadthause kosten. Es gilt die aufbauende Arbeit Spaniens, wovon die liberale Presse nichts zu melden weiß, zu verfolgen und vom Ausland her durch Anerkennung und Rat zu unterstützen; an dem selbstmörderischen Treiben der — wie bei uns — betörten Masse möge der Liberalismus allein sich weiden!

Herbstlied.

Der Herbstwind blättert im Walde,
Es rauscht das welke Buch;
Ich steh' an einsamer Halde
Und lausche dem Blätterflug.

Was einst der Lenz geschrieben,
Klingt wie ein fremdes Wort —
Das hohe Lied vom Lieben
Es weht im Winde fort.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Die deutschen Arbeitgeberverbände im Jahre 1910.

Von J. Veen, Mesum (Westf.)

In einem Begrüßungsartikel zum Gewerkschaftskongreß schrieb vor kurzem A. Bebel: „Die Unternehmerschaft hat in weit höherem Maße als bisher die Arbeiterklasse die Notwendigkeit der fachgewerblichen Organisation begriffen und durchgeführt, nachdem sie anfangs von einer solchen Organisation nichts wissen wollte. Erst Schüler, wurde sie bald Meister." („Dresdener Volkszeitung.") Die Wahrheit dieses Bebelschen Urteils lehrt uns die, wenngleich lückenhafte, Statistik der Arbeitgeberverbände. Die Konzentration des Unternehmer- und Arbeitgebertums hält gleichen Schritt mit den innerlich und äußerlich erstarkenden Arbeiterheeren. Die erhöhte Agitation und das Wachstum der Arbeitnehmerverbände stellen eines der zugkräftigsten Werbemittel für die Koalition der Arbeitgeber dar. Unverkennbar wächst in Arbeitgeberkreisen das Bestreben, sich der drohenden eisernen Umklammerung durch die Gewerkschaften zu entziehen, denselben eine geschlossene Phalanx entgegenzustellen und ihre Angriffskriege mit mehr oder weniger großen Aussperrungen solidarisch zu beantworten. Druck erzeugt ja immer Gegendruck.

Ende des Jahres 1910 zählte man in Deutschland [1]) 2928 Unternehmerverbände, die sich auf 93 Reichs-, 474 Landes- oder Bezirks- und 2361 Ortsverbände verteilen. Das sind 315=12% Verbände mehr als im Vorjahre. Diese 2928 Arbeitgeberverbände umfaßten 127424 Mitglieder, welche zusammen 4027440 Arbeiter beschäftigten. Im Jahre 1909 war die Zahl der Mitglieder 115095, die der beschäftigte Arbeiter 3854680; die Mitgliederzahl wuchs demnach um 12329=10,7% und die Arbeiterzahl um 172760=4,4%. So erhalten wir folgendes statistisches Bild.

Jahr	Verbände	Mitglieder	Beschäftigte Arbeiter
1909	2 613	115 095	3 854 680
1910	2 928 =+12%	127 424 =+10,7%	4 027 440 =+4,4%

Die Zuwachsziffern sind nur annähernd genau, weil unter den Zahlen dieses Jahres auch solche von Verbänden sind, welche 1909 gar nicht oder nur unvollständig berichtet hatten.

Eine besonders starke Abnahme zeigen die Verbände des Baugewerbes bezüglich der Arbeiterzahl. 1909 zählten sie 51038 Arbeitgeber mit 525132 Arbeitern; 1910 dagegen 51832 Firmen mit 448845 Beschäftigten. Das polygraphische Gewerbe ging von 5551 Verbandsmitgliedern im Jahre 1909 mit 79295 Arbeitern auf 5468 bezw. 75656 zurück. Der Rückgang in der Zahl der Arbeiter im Baugewerbeverband „dürfte zum größeren Teile als Folge des bekannten Austritts des Verbandes der Baugeschäfte von Berlin und den Vororten aus dem Bunde anzusehen („Reichsarbeitsbl.") sein."

Die stärkste Zunahme erfuhren die Arbeitgeberverbände in der Nahrungs- und Genußmittelindustrie, im Bekleidungsgewerbe und in der Landwirtschaft. Die folgenden Uebersichten zeigen uns ihr Wachstum.

1. Nahrungsmittelindustrie.

Jahr	Verbände	Mitglieder	Beschäftigte Arbeiter
1909	101	8 031	126 700
1910	132 =+30,6%	10 446 =+30,07%	184 254 =+45,4%

2. Bekleidungsgewerbe.

Jahr	Verbände	Mitglieder	Beschäftigte Arbeiter
1909	225	4 973	60 820
1910	242 =+7,5%	9 140 =+83,7%	112 588 =+85,1%

[1]) Vgl. „Reichsarbeitsblatt" Nr. 6, 1911.

3. Landwirtschaft.

Jahr	Verbände	Mitglieder	Beschäftigte Arbeiter
1909	31	5 949	31 080
1910	46 =+48,3%	12 637 =+112,4%	77 082 =+148,0%

Nachstehend werden für die Hauptberufsgruppen die Zahlen der Arbeiter in dem betreffenden Berufe überhaupt den in den Arbeitergeberverbänden und in den christlichen bzw. „freien" Gewerkschaften umfaßten Arbeitern gegenübergestellt. So erhalten wir ein recht interessantes und lehrreiches Bild.

Berufsgruppe	Zahl der Arbeiter überhaupt (1907)	bei den Arbeitgeberverbänden erfaßten	Zahl der Ende 1910 christlich organisierten Arbeiter	Zahl der Ende 1910 „frei" organisierten Arbeiter
1. Bergbau	903 156	455 401	82 855	123 437
2. Industrie der Steine und Erden	644 C04	196 511	6 019	62 757
3. Metallindustrie	1 694 111	749 885	33 963	508 502
4. Textilindustrie	856 522	492 829	40 320	117 254
5. Lederindustrie	158 413	14 839	5 107	65 527
6. Holzindustrie	571 549	65 387	13 407	181 104
7. Industrie der Nahrungs- und Genußmittel	789 615	184 254	2 158	105 410
8. Bekleidungsgewerbe	850 862	96 841	3 963 Schneider	104 239
9. Baugewerbe	1 571 154	448 845	35 647	366 057
10. Polygraphische Gewerbe	163 322	75 656	4 572	95 438
11. Handels- und Verkehrsgewerbe	1 549 660	96 003	66 170	167 783

Wenngleich die Zahlenangaben lückenhaft sind, lassen sie uns doch einigermaßen erkennen, wie weit der Zusammenschluß und Aufmarsch in den beiden Heerlagern, Kapital und Arbeit, bereits vollzogen ist. Wie man sieht, haben sich die Arbeitgeber in verhältnismäßig kurzer Zeit schon ziemlich umfassende Organisationen geschaffen. Anderseits ist schwer zu verstehen, warum so viele Arbeitgeber trotz der übergroßen Zahl „frei" organisierter Arbeiter noch den christlichen Gewerkschaften unsympathisch, wenn nicht geradezu feindselig, gegenüberstehen. Hoffen wir, daß sich in den Arbeitgeberkreisen mit dem Fortschreiten ihrer Organisation auch immer mehr die Ueberzeugung Bahn bricht, daß zur Ueberwindung des gemeinsamen Feindes gerade die christlichen Gewerkschaften aller Unterstützung und Hilfe wert sind, weil sie allein unter den obwaltenden Umständen imstande sind, den „freien" Vormarsch zu hemmen und den sozialen Frieden und versöhnenden Ausgleich zwischen Interessen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer anzubahnen.

Mein Glück.

Mir ist ein echtes Glück gegeben;
Ein Glück ohn' jeden falschen Schein;
Ein Glück, das sich bewährt im Leben —
Ich nenn' die beste Mutter mein.

Umweht mich auf den fernen Wegen
Mal wo der Freude warmer Hauch,
Dann pocht in glückesfrohen Schlägen
Das gute Herz der Mutter auch.

Und drücken mich des Alltags Plagen,
Ist es ganz einsam um mich her,
So kann ich's Leid zur Mutter tragen,
Der Mutter ist es nicht zu schwer.

Du, Gott, hast mir dies Glück gegeben.
O lass es lang mein eigen sein
Und, nimmst du's weg aus diesem Leben,
Führ' es in deinen Himmel ein!

Joseph Wais.

Die deutschen katholischen Theologen in Sachen des Modernisteneides au fait.

Von Universitätsprofessor Dr. J. B. Sägmüller, Tübingen.

Auch ein Nichtstratege weiß, daß, wenn in einer Schlacht nur auf einer Seite geschossen wird, dieselbe für den anderen Teil von vornherein verloren ist. Darum war es freudigst zu begrüßen, daß, als im Jahre 1907 das Dekret „Lamentabili" und die Enzyklika „Pascendi" gegen den Modernismus erschien, und darob in allen liberalen und protestantischen Zeitungen und Zeitschriften, in vielen Broschüren und Büchern ein großes Schießen sich anhub, man auf katholischer Seite nicht schwieg oder nur blind feuerte, sondern mit gutem Geschütz kräftig antwortete. Man sehe darüber nur etwa nach bei L. Atzberger, Was ist der Modernismus? (1908), S. 40, A. 1. Und mit welchem Erfolg, das gesteht heute indirekt ein der bekannte positive Biologe J. Reinke in seiner leider in ganz kulturkämpferisches Fahrwasser hineingeratenen Schrift: Deutsche Hochschulen und römische Kurie, 1911. Denn da liest man S. 37 das von Reinke übernommene Zitat aus einem Aufsatz von P. Feja im „Tag" vom 4. März 1911:

„Es handelt sich in der Gegenwart nicht um die längst vergessene Enzyklika, sondern ausschließlich um den Eid. Er allein hat den bestehenden Konflikt gesetzt; zwischen ihm und der Enzyklika besteht nicht nur ein gradueller, sondern gewissermaßen auch prinzipieller Unterschied. Essentielles Recht des Papstes ist es, seine ihm untergebenen Geistlichen über den apokalyptischen Kampf gegen ein System zu orientieren, das alle religiösen, sozialen und politischen Grundbegriffe von der christlichen Offenbarung emanzipieren will, und zum treuen Festhalten an den idealen Prinzipien der christlichen Wissenschaft zu ermahnen. Das ist in der Enzyklika „Pascendi", zu deren Abfassung die Zeit gekommen war, geschehen, und es hat nicht diese systematische Vereinigung aller Irrtümer in einem Dokument den Eindruck des Außerordentlichen gemacht."

Nun — eben das haben die katholischen Theologen über das Dekret und die Enzyklika, die unzertrennlich zusammengehören, schon 1907 ff. auch gesagt. Wozu dann damals das Geschrei und Getöse? Doch ein neues Schießen hub 1910 nach Erlaß des Modernisteneides auf jener ganzen Linie an, auf der man sich so gern an der katholischen Kirche und katholischen Theologie reibt, weil es einen schon vorher auf der eigenen Haut juckt, und weil es im eigenen Hause brennt. Es ist unmöglich, alle die feindseligen Artikel in Tagesblättern und Zeitschriften aufzuzählen. Erwähnt seien nur die Broschüren: Ten Hompel, Grenzfragen. Erstes Heft: Uditore Heiner und der Antimodernisteneid, 1910. Ten Hompel, Tatsachen. Antwort auf Uditore Heiners Streitschrift, 1911. Clericus Germanicus, Der Modernisteneid. Ein Appell an deutsche Priester, 1910. H. Mulert, Antimodernisteneid, freie Forschung und theologische Fakultäten, 1911. K. Wieland, Eine deutsche Abrechnung mit Rom. Protest gegen den päpstlichen Modernisteneid, 1911. Th. Meurer, Der Modernisteneid und das bayerische Plazet, 1911. J. M. Verweyen, Philosophie und Theologie im Mittelalter. Die historischen Voraussetzungen des Antimodernisteneides, 1911. J. Reinke, Deutsche Hochschulen und römische Kurie, 1911.

Da wallte aber den deutschen katholischen Theologen auch das Blut, und auf der ganzen Front wurden die Geschütze demaskiert. Auch hier wieder ist es unmöglich, all die Artikel in den katholischen Zeitungen und Zeitschriften anzuführen, so u. a. in der „Allgemeinen Rundschau", der „Wahrheit", dem „Katholik", den „Stimmen aus Maria-Laach", der „Kultur", dem „Archiv für katholisches Kirchenrecht", dem „Pastor bonus", den „Historisch-politischen Blättern", der „Theologisch-praktischen Monatsschrift", der „Theologisch-praktischen Quartalschrift" usw. Manche dieser Artikel sind nachher als selbständige Schriften erschienen. Ausführlich aber seien bemerkt die Schriften: F. Heiner (Auditor der Römischen Rota), Die Maßregeln Pius' X. gegen den Modernismus nach der Enzyklika „Pascendi" vom 8. September 1907 in Verbindung mit dem Motuproprio vom 1. September 1910 (1910), 100 S. F. Heiner, Rechtsanwalt ten Hompel und Uditore Heiner. Der Antimodernisteneid und die Münstersche Kulturgesellschaft (1911), 95 S. K. Braig (Professor an der Universität zu Freiburg i. Br.), Der Modernismus und die Freiheit der Wissenschaft (1911), 58 S. J. Mausbach (Professor an der westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster), Der Eid wider den Modernismus und die theologische Wissenschaft (1911), 79 S. Theologus, Der Modernisteneid (1911), 88 S. R. M. Schultes O. P. (Professor am Collegium Anglicum zu Rom), Was beschwören wir im Antimodernisteneid? Theologische Erklärung des Antimodernisteneides (1911), 85 S. B. Baur O. S. B., Klarheit und Wahrheit. Eine Erklärung des Antimodernisteneides (1911), 161 S. J. Marx (Professor der Kirchengeschichte am Priesterseminar zu Trier), Der Eid wider den Modernismus und die Geschichtsforschung (1911), 95 S. G. M. Manser O. P., Die Lehre des von Papst Pius X. verurteilten Modernismus und der moderne philosophische Phänomenalismus (1911), 43 S. Dazu kommen noch Arbeiten von Laien: M. Erzberger, Der Modernisteneid. Den Katholiken zur Lehr und Wehr, Andersdenkenden zur Aufklärung (1911), 71 S. Ein Laie ist wohl auch O. Frank, Deutschland und die Modernismusbewegung. Ein Jahr neudeutsche Kirchengeschichte; eine Revue über Kämpfer und Kampfplätze; Recht und Unrecht in einem Bruderkrieg (1911), 67 S.

Also so viele katholische Schriften über den Modernisteneid! Darin wird die Frage alles in allem nach allen Seiten hin bestens beleuchtet, in ihren tiefsten Gründen erfaßt, wobei dann jede Schrift einzeln wieder ihre besonderen Eigentümlichkeiten und Vorzüge hat. Wer immer daher von dem Lärm und Getöse der feindseligen Widerreden schwankend werden möchte, dem gilt, wie dereinst dem unschlüssigen Augustinus: Tolle, lege! Nimm, lies! Im ganzen aber hoffen wir, daß, wie nach dem Obigen bereits die Enzyklika „Pascendi" für die katholische Theologie als ungefährlich bezeichnet wird, so sich bald auch die Ueberzeugung auf akatholischer Seite mehr und mehr Bahn brechen wird, daß die katholischen Theologen nach wie vor dem Modernisteneid wissenschaftlich tätig sein können und sind, soweit es Glaube und Dogma oder der katholische Glaube als solcher gestattet. Den aber muß man uns doch noch lassen — außer man wolle uns auf den Universitäten gegen alle verbrieften Rechte durchaus niederknebeln im Namen der Freiheit — was ein Unsinn ist.

Knabenheimweh.

Da ich zuerst von der Heimat schied,
Wie war da mein Knabenherz erglüht!
Liebmütterlein kreuzte mir Stirne und Mund
Und sprach in Tränen: „Bleib brav und gesund!"
Die Geschwister standen verstört umher,
Der starke Vater atmete schwer.
In tränenblitzenden Augen lag
Ein Wehwort, das man nicht sagen mag,
Und über die zuckenden Lippen fuhr
Des heiligsten Schmerzes untilgbare Spur.
Ein Augenblick — und stille stand
Sogar die alte Uhr an der Wand
Mit einem wehen, plötzlichen Ruck.
Jetzt noch der letzte Händedruck.

In dieser Stunde ward es mir klar,
Wie sehr ich mit allem verwachsen war.
Kein Stein, kein Stäubchen war so gering,
Dass nicht mein ganzes Herz dran hing,
Dass mir's beim Scheiden den Atem nahm.
Weiss nimmer, wie ich zur Höhe kam,
Und wie durchs Tal im Nebelgewog
Meine glückliche, gläubige Jugend zog
In grauer, dämmernder Morgenfrüh'.
Aber die Stunde vergess ich nie.

Und was mir im Leben auch widerfuhr,
So tief ins Herz schnitt keine Spur,
Kein Gloria der Liebe, kein Requiem,
Durch Sorgen und Sünden ging ich seitdem,
Durch Bosheit und Jammer, durch Hass und Neid,
Doch jene Stunde bleibt ewig geweiht.
Und denk' ich daran in der Tage Lauf,
Dann hört mir das Herz zu schlagen auf.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Was ist Entwicklung?

Von Professor Dr. Karl Braig an der Universität Freiburg i. B.

Im Sommer 1883 hörte ich an der Universität Berlin öffentliche, sehr zahlreich besuchte Vorlesungen über Darwin und den Darwinismus. Die Hauptgedanken des das Jahr vorher verstorbenen Engländers wurden nach seinen Hauptwerken durchgesprochen. Unter Hervorhebung der vielen hohlen Redensarten und namentlich der vielen logischen Schnitzer bei Charles Robert Darwin (geb. 1809, gest. 1882) wurde von dem Vortragenden betont: Hätte der Mann eine Arbeit ähnlich seinen Hauptwerken oder seine Hauptschrift 1859 — dem Erscheinungsjahr von „On the origin of species by means of natural selection" — der philosophischen Fakultät einer deutschen Universität vorgelegt als Doktorarbeit, er wäre sicherlich durchgefallen. Nun hat man vor lauter Bewunderung für den „Kopernikus" oder „Newton" der „organischen Welt" in weiten Kreisen nach und nach das strenge Denken verlernt: man nimmt Darwins Fehlschlüsse für Tiefsinn!

An dieses Erlebnis ward ich erinnert, als ich, fast ein Menschenalter später, in einer tüchtigen Schrift die Bemerkung fand: Schon in dem Titel von Darwins Hauptwerk „Ueber die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampf ums Dasein" kommt die Unklarheit und Sinnwidrigkeit der Darwinschen Grundmeinungen „drastisch" zum Ausdruck. Darwin behauptet, daß die „passendsten" Lebensformen, die den äußeren Bedingungen am meisten „angepaßten" Lebewesen von der Natur ausgewählt werden und erhalten bleiben, während die weniger begünstigten, die „unpassend" organisierten und ausgerüsteten Individuen im Kampf ums Dasein untergehen und hierdurch, versichert der Naturforscher, nämlich durch die Fortpflanzung des „Passendsten", sind im Laufe ungezählter Jahrtausende die jetzigen Arten des Pflanzen- und Tierreiches entstanden. Das ist ebenso weise gesprochen, gibt das mir vorliegende Werkchen zu verstehen, wie wenn ein Pflanzer behaupten würde: Durch Ausreißen des Unkrautes in einem Fruchtfeld ist der Edelweizen „geworden" und das „Passendste" geworden, und durch die Entwicklung des so Gewordenen ist allgemach die Fruchtart des Weizens „entstanden". Selbstverständlich kann solch ein törichtes Quid pro quo, solch eine schnöde Verwechslung des Dinges und seiner Umgebung, der inneren, treibenden Kraft in einem Lebewesen und der äußeren (fördernden oder hemmenden) Lebensbedingungen, keinen Aufschluß auf die Frage geben: Wie ist das allererste „Passende", ein seiner Forterhaltung sicheres Lebewesen, der eigentliche Stamm einer bestimmten Art, z. B. des Weizens, zum Dasein gelangt? wie, wann und wo ist der Ursprung des Passenden oder des Unpassenden anzusetzen?[1])

Ein fast unglaublicher Mangel an Klarheit und Schärfe des Denkens wird bei den Vertretern der Hypothese von der Entwicklung nicht selten bis auf die Stunde noch angetroffen. Was heißt denn eigentlich das Wort „Entwicklung" selbst? Was bedeutet das Wort, das nach Ernst Haeckel und Genossen, nach den Propheten des modernen Aber-, Spuk- und Hexenglaubens, des Glaubens an eine automatische Hervorzauberung des Lebens aus dem Stoffe der Leblosigkeit, alle Rätsel löst, alle Schwierigkeiten, die in der Frage nach der ersten Entstehung liegen, der Entstehung der Weltmaterie und der Sonnensysteme, des Erdplaneten, der organischen Reiche an seiner Oberfläche, spielend, unfehlbar, ein für allemal löst? Lassen wir uns erklären, was die Entwicklung ist, was ihr Wesen ausmacht! Wüßten wir das sicher, dann könnten wir auch sagen, was die Entwicklung nicht ist, was das Wort nicht bedeutet, wo seine Anwendung unzulässig ist.

* * *

Jede Entwicklung ist ein Werden, ein Entstehen; aber nicht jedes Werden, jedes Entstehen ist Entwicklung. Ein Turm wird, entsteht, indem er gebaut wird; aber er entwickelt sich nicht. Höchstens kann für die Gliederung eines Bauwerkes, in der sich eine Idee entfaltet, Entwicklung gesagt werden. Dann ist das Wort im übertragenen Sinne genommen. Dagegen wird, entsteht ein Weizenhalm, indem er sich aus dem Weizenkorn entwickelt, oder dadurch, daß das Korn sich zum Halm mit allen seinen Teilen bis hinauf zur neuen Weizenähre entfaltet.

[1]) Vgl. die lesenswerte Schrift von E. Dennert: Die Entwicklung, ihr Wesen und ihre Erforschung (Naturwissenschaftliche Zeitfragen Heft 7, Im Auftrag des Keplerbundes herausgegeben von Prof. Dr. E. Dennert. Godesberg 1910).

Hiernach ist für die Vorstellung von der Entwicklung entscheidend, daß an einem und demselben Etwas ein späterer Zustand aus dem früheren hervorgeht, jener diesen begründet, grundlegt, dieser in jenem angelegt ist, und daß das spätere Sein des Etwas — es ist ein organisches Etwas — gegen das frühere reicher, reifer, stärker, vollkommener, mehr gegliedert und besser ausgerüstet ist. Die nächste bewirkende Ursache der Entwicklung ist in dem Etwas selber enthalten (Keimkraft, Lebensfähigkeit des Weizenkornes); Bedingungen der Entwicklung können innerhalb und außerhalb des Etwas liegen (Wärme, Feuchtigkeit, Triebkraft des Bodens usf.). Weiter ist für die Vorstellung von der Entwicklung wesentlich, daß das Etwas, während das Spätere aus dem Früheren an ihm hervorgeht, ein ungeteiltes Ganzes, ein Individuum bleibt und daß die Individuation sich auch bei den einzelnen Zuständen des Ganzen wiederholt. Der nachfolgende Zustand (Teilausbildung, Glied) ist das Ziel, auf welches der vorangehende angelegt ist, hinarbeitet, und in dem Ziel erscheint stets ein Mehr im Vergleich mit der Anlage (Zielstrebigkeit). Die vollendete Gestalt des Ganzen (Ausgestaltung, Organisation, das letzte erreichbare Plus mit neuer Samenanlage) ist das Ziel, auf das die Gesamtentwicklung des Etwas hinausläuft, und das alle Einzelheiten des Etwas zur Einheit zusammenfaßt, in seiner Individualform zusammenhält.

Hieraus wird verständlich, daß an einem sich entwickelnden Etwas kein späterer Zustand auf einen früheren zurückgeführt, und daß der ganze Entwicklungsvorgang nicht umgekehrt werden kann. Ein Turm läßt sich wieder niederlegen, indem die Arbeiter den umgekehrten Gang des Aufbaues machen; auch die chemischen Prozesse lassen sich (fast) durchgängig und (fast) vollständig umkehren (Analysis, Synthesis; desgleichen Kristallisation). Die Entwicklungsvorgänge, organische Prozesse, widerstehen durchgängig und vollständig einer eigentlichen Umkehrung: die Henne kann niemals wieder zum Ei werden, aus dem sie geworden ist. Ein Versuch, den Entwicklungsgang eines Lebewesens umzuwenden, den späteren Seinszustand eines organischen Individuums in einen früheren zurückzuverwandeln, endigt unfehlbar mit dem Untergang, mit der Auflösung des Wesens.

Für die Vorstellung von der Entwicklung ist ein ferneres Moment bezeichnend, wesentlich entscheidend. Nicht nur ist der spätere Zustand eines sich entwickelnden Wesens das tatsächliche Ziel des früheren, nicht bloß ist der Endzustand, die entwickelte Vollgestalt das notwendige Ergebnis, der Abschluß des ganzen Entwicklungsprozesses; das Spätere ist vielmehr der Zweck des Früheren und das Letzte der Zweck des Ganzen. Das heißt: dazu wächst das Frühere sich aus und in das Spätere hinüber, dazu entwickelt sich der Anfang (Primordial-, Embryonalzustand) in den Endzustand, daß das Erzielte geeignet, fähig, geschickt ist, zu sein, was und wie es ist, und tätig zu sein, zu leisten, hervorzubringen, was das Lebewesen tun, leisten, schaffen muß, wenn es soll bestehen, sich und seine Art soll erhalten können. Das Organ des Auges z. B. entwickelt sich nicht bloß tatsächlich und notwendig so, daß ein betreffendes Wesen sieht, sondern damit das Wesen sehen kann. Das ist die Zweckmäßigkeit der Entwicklung und sie ist mehr als bloße Zielstrebigkeit. Letztere ist das Ergebnis aus den Wirkursachen der Entwicklung, der Effekt aller Kräfte in einem organischen Wesen; die Zweckmäßigkeit ist das Ergebnis einer Endursache, die, gleichfalls dem Wesen eingesenkt, die Brauchbarkeit des Effektes für das Wesen herstellt, indem sie die Beiträge der einzelnen wirkenden Kräfte nicht lediglich summiert, sondern sie in einer ganz bestimmten, einheitlichen und eindeutigen Form, in der Zweckform zusammenfaßt.

Die Zweckursächlichkeit und Zweckmäßigkeit, deren Resultat das „Passendste" bildet, ist für die Entwicklung geradeso notwendig, wie die Wirkursächlichkeit. Das zeigen am augenfälligsten die Gebilde, die zweckwidrig zu nennen sind (Monstra, Mißgeburten, Fehlgeburten). Sie sind darum nicht existenzfähig, weil das Ziel ihrer Entwicklung, deren Endabschluß, infolge störender, hemmender Nebeneinwirkungen unter dem Zweck der Entwicklung stehen geblieben ist. Der Zweck ist also für alle Entwicklung das Maßgebende, das Seinsollende, das, was verwirklicht werden muß, wenn ein Lebewesen soll sein und tätig sein können; die teilweise Verkümmerung des Zweckes zieht in gleichem Verhältnis eine Verkümmerung des Seins und Tätigseins für das Wesen nach sich; die gänzliche Verkümmerung der Zweckmäßigkeit bedeutet die Vernichtung für das Wesen auch dann, wenn die (bloß) wirkenden Kräfte alle mit ihren Leistungen vorhanden sind.

Die Weise, wie die Ursachen der Entwicklung wirken, ist für jedes Wesen, jede Art, jede Gattung anders. Aber für jedes

bestimmte Individuum, für eine bestimmte Art, eine bestimmte Gattung der Lebewesen, innerhalb also eines bestimmten engeren oder weiteren Kreises, ist die Weise des Wirkens dieselbe, sich gleichbleibend, unveränderlich: die Weise und Form der jeweiligen Entwicklung entwickelt sich ebensowenig, als der Weg, auf dem gegangen wird, selber fortschreitet. Die Unveränderlichkeit des Wirkens, die einen Beobachter aus einem früheren Stadium einer Entwicklung die späteren ersehen (berechnen) und aus den späteren auf die früheren schließen läßt, ist, in eine Formel gefaßt, das (individuelle, spezifische, generische) Gesetz der Entwicklung. Es heißt Kausalgesetz, wenn die Wirkungsweise der Anfangsursachen (causae efficientes), und Finalgesetz, wenn die Wirkungsweise der Endursachen bei der Entwicklung in Betracht gezogen wird. Durch das zweifache Gesetz sind die Einzelzustände (Teile) des sich entwickelnden Etwas und sind die Einzelstadien der Entwicklung nicht bloß logisch, für die Betrachtung, sondern auch zeitlich und sachlich untrennbar mit einander verbunden, sind die Zustände und Stadien verkettet, nicht etwa nur (ordnungslos) zusammengehäuft.

Zählen wir zusammen, dann fordert der richtige Gebrauch des Wortes Entwicklung folgendes:

1. Die Entwicklung ist ein Vorgang auf dem Gebiete des Organischen, im Reiche des Lebendigen, ein biologischer Vorgang. Das gilt im ausschließenden Sinn. Die Vorstellung von der Entwicklung ist der Versuch, das Wachsen des Lebendigen, nachdem ein erstes Leben (Zelle, Keim, Samen, Ei) vorhanden ist, zu beschreiben, zu erklären, den Werdegang des Lebendigen nach seinen Einzelstufen begreiflich zu machen. Daraus ergibt sich eine doppelte Folgerung.

Die Entwicklungshypothese setzt das organische Leben voraus. Sie ist völlig unvermögend, an das erste Werden des Lebendigen heranzukommen. Nur das seiende Leben kann sich entwickeln; von einem Entstehen des Seins der Lebendigen durch Entwicklung reden wollen, das kann nur eine vollendete Alogie. Sodann ist die Uebertragung der Vorstellung „Entwicklung" von dem biologischen auf ein anderes Gebiet (Anorganisches; logisch-intellektuelles Tun, sittlich-freies Handeln, Kulturgebiete der Religion, Moral, Politik, Kunst) immer nur eine Bilderrede. Werden die Bilder als Begriffe, die Aehnlichkeiten (Analogien) als Kongruenzen und Identitäten genommen, so entstehen unvermeidliche Beweiserschleichungen. Sie sind der Tod der Wissenschaft.

2. Die Entwicklung spielt sich überall in einem biologischen, organischen Individuum ab; sie teilt niemals das Individuum als solches. Teilung eines Individuums ist dessen Tod. Fortpflanzung ist das (geheimnisvolle) Hervorgehen eines neuen, selbständigen Individuums aus einem oder zweien Lebewesen, ohne daß die Individualität der Eltern Einbuße erleidet.

3. Die Ursachen der Entwicklung, sowohl die nächstbewirkenden als auch die zweckbestimmenden Kräfte befinden sich in den sich entwickelnden Lebewesen selber. Die außenliegenden Bedingungen ermöglichen, fördern, beeinflussen die Entwicklung. Unter Umständen wird sie durch die Außenbedingungen gehemmt, gestört, aufgehoben.

4. Die Entwicklung vollzieht sich stetig, gesetzmäßig, zweckmäßig. Zwischen dem Früheren, minder Vollkommenen, weniger Gegliederten, einfacher Organisierten und dem Späteren, Vollkommeneren, mehr Gegliederten, reicher Organisierten, zwischen dem noch Unreifen und dem Reifen gibt es keine Sprünge, Lücken, Risse. Die stetigen, gesetzmäßigen, zweckmäßigen Uebergänge treten immer zutage, wo die Naturverhältnisse bis ins einzelne aufgedeckt werden können. Zufälligkeit, Zusammenhanglosigkeit, Regellosigkeit, Regelwidrigkeit ist entweder die Erscheinung von Außen- und Zwischenwirkungen, die das Wirken der Kräfte in dem sich entwickelnden Etwas durchkreuzen (von sich aus wieder nach bestimmten Gesetzen); oder der Anschein des Zufälligen usw. entsteht in der Einbildung eines ungenauen, unklaren, unwissenschaftlichen Beobachters der Natur (vgl. Ernst Haeckels Fälschungen).

Die genaue, erschöpfende, scharfe, kurz die wissenschaftliche Beobachtung der Natur erkennt in der biologischen Entwicklung, ihren Gesetzen und Ergebnissen ein zuverlässigstes Mittel, den Schluß von der Tatsächlichkeit endlicher Wirkungen auf die erste Ursache, auf die unendliche Weisheit des Welturhebers zu machen. Der Schluß von der Gesetz- und Zweckmäßigkeit aller Entwicklung in der (organischen) Welt auf eine sogenannte „kosmische Intelligenz", auf ein immanentes X, wie dieselbe wissenschaftswidrige, monistisch-materialistische Halbheit wie der Schluß, der von der Zwecktätigkeit eines Menschen aus bis zu der Eigenschaft der Weisheit gehen, für diese Eigenschaft aber ein Subjekt, die weise Seele des Menschen, nicht zulassen wollte. Warum?

Eine neue Fortbildungsschule für Mädchen.

Von Maria Cuylen, Essen.

Nachstehende Ausführungen haben preußische Verhältnisse im Auge. Sowohl der Katholische Frauenbund als auch der Verein katholischer deutscher Lehrerinnen haben wiederholt Eingaben an die preußische Regierung gerichtet um Gründung obligatorischer Fortbildungsschulen für Mädchen. Bisher haben die zuständigen Behörden sich ablehnend verhalten. Die Durchführung der großen Idee ist in weite Zukunft hinausgeschoben. Nur hier und da hat sie sich in blühenden Privatunternehmungen verwirklicht, wie in Duisburg, Mülhausen; diese Unternehmungen gehen teils vom katholischen Frauenbund, teils vom katholischen Lehrerinnenverein aus. Oft auch arbeiten beide zusammen zum Segen der Schulentlassenen. Die Sorge für diese 14—18jährigen bietet ein reiches, dankbares Feld der Tätigkeit für jedes warmempfindende und opferwillige Frauenherz.

Es will uns immer ein wehes Gefühl beschleichen, wenn wir zu Ostern die Kinder zum letztenmal aus den Schulportalen hinausstürmen sehen. Die Lehrerin schaut ihnen mit banger Sorge nach; in den jungen Herzen aber wohnt kein anderes Gefühl als das der eben erlangten, köstlichen Freiheit, und kein anderer Gedanke findet Raum als der: Wie wird es schön sein jetzt! Keine strenge Schulzucht mehr! Keine täglichen Aufgaben, keine Strafen! Und an die schweren Aufgaben und die bitteren Strafen des Lebens denkt keines. Zum erstenmal vielleicht in ihrem Dasein fühlen sie sich ungeheuer selbständig. Sie werden schon bald „mitverdienen". Vater und Mutter haben schon lange auf diesen Tag hingewiesen, wie auf eine große Erlösung, und bei des Lebens Entbehrungen sehnten sie diese Stunde herbei, als müßte, wenn das Kind verdient, die Faustklage aufhören, wahr zu sein:

> Entbehren sollst du, sollst entbehren!
> Das ist der ewige Gesang,
> Der jedem an die Ohren klingt,
> Den unser ganzes Leben lang
> Uns heiser jede Stunde singt!

Des Vaters Wünsche und der Mutter Gebet folgen dem Kinde in seine neue Stellung nach; aber sonst hat es keinen Schutz in den tausend Gefahren, die es begleiten auf Schritt und Tritt. Es kommt in einen Betrieb hinein, in dem es nicht erst ruhig lernen darf; es muß sogleich Geld verdienen; ungelernte Arbeit soll belohnt werden; da werden Leistungen verlangt, die die jungen ungeübten Kräfte übersteigen. Die Arbeit ist schlecht und kann nicht gut bezahlt werden. Die männlichen Kollegen spotten über die minderwertigen Leistungen der weiblichen Berufsgenossen. Ja, warum sind die Leistungen so mangelhaft? Doch nur, weil die nötige Ausbildung fehlt. Alles, was der Lehrling an Kenntnissen für seinen Beruf erhält, das geht dem Mädchen verloren. Die hier und da eingerichteten Kurse können die obligatorische Schule nicht ersetzen. Es ist ja selbstverständlich, daß die besser vorgebildeten Kollegen die weiblichen zurückdrängen. Ihre Arbeit wird schon im Prinzip für wertloser erachtet. Da wächst bei dem jungen Mädchen die Unzufriedenheit mit sich und mit ihrem Beruf oft riesengroß an, raubt Arbeitslust und Freudigkeit und drängt nur zu oft voreilig zu dem Beruf, der wie ein Paradies vor der Mädchenseele steht, zum Beruf als Gattin und Mutter. Aber auch hier mangelt es meist an der nötigen Ausbildung. Wo hat das junge Mädchen sich denn vorbereiten können für die schweren und verantwortungsvollen Pflichten der Gattin und Mutter? Deshalb muß die Fortbildungsschule, die die katholische Frauenwelt immer wieder an maßgebender Stelle fordert, den Schulentlassenen nicht nur fachliche, sondern vor allen Dingen hauswirtschaftliche Ausbildung mitgeben. Nur durch die rechte Ausbildung und Uebung kann hauswirtschaftliche Tüchtigkeit erlangt werden. Aber nicht nur mit Rücksicht auf das Glück der einzelnen Familien ist diese Frauenausbildung von so ungeheurer Wichtigkeit, sondern auch im Hinblick auf das Staatsganze, auf den Nationalwohlstand, auf die Zukunft des Vaterlandes. Dreiviertel aller weiblichen Staatsangehörigen sind die Frauen aus dem Volke. Sie sind Gattinnen und Mütter; ihr Einfluß ist da entweder ein guter oder ein schlimmer. Sie sind die Mütter der kommenden Generation, von der unser Zeitalter so viel erwartet. Sie werden den Kindern entweder ihre eigenen Tugenden mitgeben: Fleiß, Ordnungsliebe, Reinlichkeit, Sparsamkeit, Frömmigkeit, oder sie werden ein Geschlecht heranziehen,

das die Unzufriedenheit schon mit der Muttermilch eingesogen hat, und das später die besten Elemente liefern wird für den sozialdemokratischen Zukunftsstaat.

Die fachliche und hauswirtschaftliche Tüchtigkeit ist aber immer noch nicht ausreichend, dem jungen Menschenkinde in den vielen Gefahren den nötigen Halt zu geben. Es gibt doch für jedes junge, warm empfindende Herz Stunden, wo alle anderen Rücksichten beiseite treten, wo die Stimme, die zum Guten spricht, fast übertönt wird von dem Rauschen des Blutes in den jungen Adern, und wo nur das Donnerwort von Sinai helfen kann, das göttliche: du sollst nicht! Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte nicht! Klar und unverwischbar sind diese Worte der christlichen Seele eingeprägt. Sie leuchten durch die Irrwege des Lebens bis zur lichten Pforte der Ewigkeit. Aber christlich muß die Seele sein, das heißt: sie muß die Religion Christi kennen und lieben.

Nun will man an die Stelle dieser geoffenbarten Religion die „natürliche Moral" setzen, die Erziehung zur Sittlichkeit ohne Religion. Gewiß, es gibt Menschen, denen ein so hohes Verantwortlichkeitsgefühl innewohnt, daß sie bei allen Anfechtungen mit dem großen Kurfürsten in Holland zu sprechen vermögen: Ich bin es meinen Eltern, meiner Ehre und meinem Vaterlande schuldig, daß ich rein bleibe. Aber das sind seltene Ausnahmen. Und wenn man die Masse des Volkes betrachtet: Wer steht denn so auf der Höhe des Lebens, daß ein solches Verantwortlichkeitsgefühl hätte groß werden können?

Die Christusreligion kennen und lieben, das ist der beste Halt.

Kennen und lieben!

Ist es nicht eine unendlich traurige Tatsache, daß die Jugend nur bis zum 14. Jahre in den Wundergarten des Religionsunterrichtes geführt wird. Gerade dann wenn Verständnis und Gefühl ihr Frühlingserwachen feiern, dann hört die Belehrung auf, als sei die Religion auch nur ein Schulfach, wie etwa Aufsatz und Deutsch, und nicht ein Lebensbedürfnis der Menschennatur.

Als die Fortbildungsschulen für Knaben ins Leben traten, hat man es unterlassen, den Religionsunterricht in den Lehrplan aufzunehmen. Jetzt seufzt und klagt so mancher, der ein warmes Herz hat für die deutsche Jugend: Wie ist sie doch so roh geworden, so arm an Idealen und an Edelmut! In alle Schichten drang die Sittenlosigkeit ein und zerstörte das schwache Gute, das die Volksschule gepflanzt hat.

Man sagt, die Frau bedürfe der Religion mehr als der Mann. Dann darf gewiß die Fortbildungsschule für Mädchen nicht denselben religionslosen Charakter tragen. Auch müßten in dieser neuen Schule Deutsch, Bürger- und Lebenskunde ihres ethischen Gehaltes wegen aufgenommen werden.

Aber die gewünschte Fortbildungsschule für Mädchen ist als obligatorische Schule noch lange nicht genehmigt. Es kann vielleicht noch ein Jahrzehnt oder mehr dauern. Bis dahin müssen wir uns mit provisorischen Privateinrichtungen begnügen und da so viel zu erreichen suchen, wie wir eben können.

Die grundlegenden Ideen der Fortbildungsschule für Mädchen legte Fräulein Elisabeth Stoffels aus Duisburg in einem prächtigen Referat auf der Danziger Tagung des Katholischen Deutschen Lehrerinnenvereins nieder, und Freiin von Carnap hat bei ihrer letzten Anwesenheit in Essen bei der Neugründung des Jugendbundes einen praktischen Plan für eine Art Fortbildungsschule für die Schulentlassenen aufgestellt. Die Leitung dieser Veranstaltung legt sie in die Hände des Frauenbundes, dem der Jugendbund hilfreich zur Hand gehen soll. Sie nennt sie nicht Fortbildungsschule, weil sie nicht eigentlich den Charakter der Schule trägt. Sie gibt ihr den Namen Sammelverein. Alle Schulentlassenen sollen in einem besonderen Vereine verbunden werden, ehe sie sich für bestimmte Berufe entschließen. Darum soll der Sammelverein zuerst Aufklärungsarbeit leisten. Er soll genau darlegen, welche Anforderungen der einzelne Beruf stellt an die Gesundheit, die Geistesanlagen usw., und welche Aussichten er gibt für Erwerb und Lebensstellung. In voller Freiheit soll sich das junge Mädchen dann erst zu einem bestimmten Berufe entschließen. Neigung und Veranlagung müssen den Ausschlag geben, nicht der pekuniäre Vorteil. Wenn eben möglich, bleibe das junge Mädchen, so lange es irgend angeht, im sicheren Schutz des Familienlebens. Vom Jüngling heißt es: er muß hinaus, um seinen Charakter zu stählen. Das Mädchen aber entwickelt sich am besten in der Heimatluft. Nur darf ihm diese Heimat nicht allzusehr beengt werden, so daß es sich hinaussehnt in die Freiheit und in die Ferne. Die strenge Beaufsichtigung wie zur Schulzeit hört auf. Wenigstens muß sie unbemerkt bleiben. Eine größere Selbständigkeit wird den Schulentlassenen zugemutet, und großes Vertrauen soll die schwache Kraft stärken. Sollte aber für Ausbildung oder Erwerb ein Aufenthalt in der Ferne notwendig sein, so mag das junge Mädchen sich dem Marianischen Mädchenschutzverein anschließen.

Diese Sammelvereine können ähnlich eingerichtet werden wie die schon seit einer Reihe von Jahren in Süddeutschland bestehenden Patronagen, die so reichen Segen stiften. Es müssen darin mindestens zwei Abteilungen gebildet werden, weil zwischen den 14- und den 18 jährigen der Altersunterschied zu groß und die Interessen zu verschieden sind. Eine genügende Anzahl von Damen mag sich dem aufopfernden Werke widmen, damit die einzelnen nicht so sehr ermüden.

Es bilden sich am besten verschiedene Kommissionen, die die einzelnen Angelegenheiten der jungen Mädchen zu ihren ganz besonderen Aufgaben machen. Eine Kommission, die die hauswirtschaftliche Ausbildung ins Auge faßt. Diese Heranbildung guter Hausfrauen und Mütter ist die wichtigste Aufgabe des Vereins. Es würde dadurch nicht nur ein bedeutender Beitrag geliefert werden zum Volksglück und Volkswohlstand, sondern auch der Dienstbotennot könnte mit Nachdruck gesteuert werden. Eine andere Gruppe von Damen, vielleicht auch nur eine einzelne, behandelt alle Vertrauensfragen. Biegsam und anschmiegend sind die 14jährigen. Mit glänzenden Augen schauen sie ins Leben. Je nach der Veranlagung wirken die Eindrücke dieser Jahre vielleicht für alle Zukunft. Da tut oft der gute Wille und die hilfreiche Hand einer ratenden Freundin not. Andere Damen vereinigen sich, um an den Abendstunden der Wochentage und an den Sonntagnachmittagen die fachliche Ausbildung der jungen Mädchen zu fördern. Eine besondere Kommission für Stellenvermittlung muß eingerichtet werden. Sie wird Fühlung halten mit Auskunftstellen, Bureaus, Geschäften und Privaten.

Außerdem muß eine Pfennigsparkasse gegründet werden. Eine Ausleihe guter Bücher befriedige das Lesebedürfnis der Jugend. Und damit auch die Unterhaltung recht zu Wort kommt, mag eine besondere Vergnügungskommission eingesetzt werden, die auch für die Ausbildung eines wohlgeschulten Musikkorps Sorge trägt.

So klar und einfach war der Plan, den Freiin von Carnap entrollte, und doch: auf manchen Gesichtern stand der Zweifel geschrieben: Die Botschaft höre ich wohl, allein mir fehlt der Glaube! Der Glaube nämlich, daß es so viele edle Seelen aus den besseren Ständen gibt, die Zeit und Kraft für die gute Sache opfern und opfern können.

Daß die Fortbildungsschule für Mädchen ein Bedürfnis unserer Zeit geworden ist: darin sind alle Einsichtigen einig. Nur über das Wie, über die verschiedenen Möglichkeiten der Durchführung bestehen noch Unklarheiten. Der rege Meinungsaustausch wird auch da Klarheit schaffen; und die edlen, klugen, tatkräftigen deutschen Frauen halten das junge Kind fest an der Hand, bis es groß geworden ist, und geben ihm ihre warme Liebe.

Die Denkmälerbeschreibung von Unterfranken.

Von Dr. Felix Mader, kgl. Kustos.

Die Denkmälerbeschreibungen der deutschen Lande nehmen heute ganze Regale in den Bibliotheken ein. Sie bilden ein Grundbuch für den Forscher auf kunstgeschichtlichem Gebiet und zwar für all ihre Spezialrichtungen, aber ebensosehr auch für Geschichte und Kulturgeschichte und für den Freund und Erforscher volkstümlichen Wesens und Schaffens. Ueberängstliche Gemüter erinnern sich zuweilen, nur zuweilen, an die Säkularisation. Mit dergleichen Ideen haben jedoch die Denkmälerbeschreibungen, die bekanntlich durchgehends mit der Zeit um 1800 schließen und spätere Schöpfungen, auch die preziosesten, unberücksichtigt lassen, nicht von ferne zu tun. Sie sind rein wissenschaftliche Arbeiten. Allerdings dienen sie auch der Praxis in wertvoller Weise, nämlich für die Pflege und den Schutz der Denkmäler. Sie bilden gelegentlich einen unübersteiglichen Wall gegen Auswüchse allzu tatenlustiger Neuerungsbestrebungen auf profanem oder kirchlichem Gebiet.

Die bayerische Denkmälerbeschreibung veröffentlichte bis zum Jahre 1909 die Kunstdenkmäler von Oberbayern und die der Oberpfalz. Im Oktober des genannten Jahres konnte die Inventarisation eines fränkischen Kreises in Angriff genommen werden, und zwar wurde Unterfranken gewählt. Drei stattliche Bände liegen bis jetzt vor; sie enthalten die Denkmäler der Bezirke Ochsenfurt, Kitzingen und Würzburg-Land.

Einer außerordentlich großen Fülle von Kunstschöpfungen auf allen Gebieten begegnen wir in jedem Band. Dank der Fortschritte der Illustrationstechnik gewährt jeder Band eine anschauliche Vorstellung des Denkmalschatzes, im betreffenden Gebiete spiegelt sich die kunstgeschichtliche Physiognomie der Gegend in zahlreichen Abbildungen. Ueberall treten die Zeugen der hohen Kultur des Frankenlandes dem Betrachter entgegen — auf kirchlichem, wie profanem Boden. Die kunstgeschichtliche Forschung wird besonders die Konstatierungen auf dem Gebiet der Architektur mit Interesse entgegennehmen. Ganz abgesehen von den bedeutenden mittelalterlichen Kirchenbauten in Ochsenfurt, Kitzingen, Heidingsfeld, Tückelhausen usw. bietet sich namentlich dem Forscher, der den Stilübergang von der romanischen Kunst zur Gotik verfolgt, wertvolles Material. Solch reiche Detailbildungen aus dieser Zeit wie in Franken, findet man in Altbayern und in der Oberpfalz nur selten. Dann die Epoche des sogenannten Juliusstiles! Die Stilentwicklung von der Spätgotik zur Renaissance nahm in Franken einen ganz anderen Verlauf als in Südbayern. Die zahllosen Denkmäler dieser Nachgotik sind in den drei Bänden durch drei Hauptschöpfungen: die Wallfahrtskirche in Dettelbach, die Klosterkirche in Tückelhausen (Kartause) und die profanierte Klosterkirche in Unterzell vertreten. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, zuweilen noch darüber hinaus, herrschte diese Gotik in Franken. Finden wir doch in Thüngersheim noch 1696 eine Chorwölbung mit gotisierender Rippenfiguration. Dagegen tritt das in Südbayern so glanzvoll vertretene Barock etwas zurück, während der Klassizismus vom Ende des 18. Jahrhunderts wieder mit geschmackvollen Schöpfungen auf dem Plan erscheint.

Wenn man die Plastik Frankens nennt, leuchtet der Name Riemenschneider hell auf. Schon die vorliegenden Bände liefern neues Material zur Riemenschneiderfrage, aber nicht minder zur Geschichte der älteren fränkischen Plastik, die namentlich in Ochsenfurt, aber auch in Kitzingen vertreten ist.

Da die Kirchen großenteils der Gotik angehören, das Barock, wie bemerkt, auf dem Lande weniger zur Blüte gekommen ist, so fand die Kunst der Farbe zumeist nur Betätigung am Altarbild. Die Würzburger Meister Oswald Onghers und J. B. de Ruel sind wiederholt vertreten. Der großartige Freskenzyklus in Münsterschwarzach ist leider mit der Kirche zugrunde gegangen.

Eine charakteristische Eigenheit Frankens sind die Bildstöcke, die an allen Wegen und in den Weinbergen stehen. Die Denkmälerbeschreibung wendet ihnen liebevolle Aufmerksamkeit zu. In zahlreichen Abbildungen sind die verschiedenen Typen vom 15. bis zum 19. Jahrhundert zur Anschauung gebracht.

Beim Durchblättern der drei Bände stößt man auf eine köstliche Ausbeute auf dem Gebiet der profanen Architektur. Malerische mittelalterliche Befestigungen finden sich häufig: Sulzdorf, Frickenhausen, Eibelstadt, Heidingsfeld treten mit Ortsbildern vor uns, wie keines Zeichners Stift sie ausdrucksvoller zeichnen könnte. Dazu charaktervolle Rathäuser, vornehme Edelsitze, behagliche Fachwerkhäuser: das alles zieht in buntem Wechsel am Beobachter vorüber. Ungewöhnliches Interesse erweckt namentlich der Hofgarten in Veitshöchheim, der infolge seiner guten Erhaltung unmittelbar in die Welt des Rokoko versetzt. Ueberall kann man deutlich die Ausstrahlungen der Kunst Würzburgs nachrechnen. Nur auf dem Gebiete der Goldschmiedekunst herrscht Augsburg, doch bieten die drei Bände auch reichliches Material zur Geschichte des Goldschmiedehandwerks in Würzburg.

Wir können leider nicht auf weitere Details eingehen. Wie man sieht, eröffnen die drei Bände eine glänzende Aussicht auf das Gesamtdenkmälerwerk Unterfrankens, das zirka 24 Bände umfassen wird. Im Laufe dieses Jahres wird noch der 4. und 5. Band: Haßfurt und Hofheim erscheinen, außerdem ist die Stadt Würzburg, die Gebiete von Gerolzhofen, Ebern, Karlstadt, Marktheidenfeld, Schweinfurt, Lohr und Königshofen in Vorbereitung.

Das hilft.

Von Otto Cohausz S. J.

Nach Reformen schreit die Welt und eine religiöse Reform tut not. Leider aber verstehen viele unter Reform nicht eine *Reform des Menschen durch die Religion*, sondern eine *Reform der Religion durch den modernen Menschen*. Führt das zum Heil?

„Wir suchen“, so sagt J. E. Frhr. v. Grotthuß, Aus deutscher Dämmerung, Stuttgart 1909, S. 18. „das Reich Gottes nicht in uns, sondern außer uns: Das ist der tod- und verderbenbringende Wahn, der sich in Wolken von Blut über das Menschengeschlecht entladen hat. Und weil wir dennoch in unerhörter Verblendung glauben, Gottes Reich nach Gottes Gebot gesucht zu haben und bei dieser Suche uns nur in unendliche Schuld und Trübsal verstrickten, so verzweifeln wir an Gottes Wahrhaftigkeit, verzweifeln an uns selbst und erklären, statt unserer menschlichen Oberweisheit, die das Reich auf Irrfahrten gesucht hat, die göttliche Lehre, das Christentum für bankerott. *Hier haben wir die einfache Lösung für alle die angeblichen Widersprüche zwischen der Lehre Christi und den Forderungen des realen Lebens. Sie alle samt der Behauptung von der praktischen Unmöglichkeit des Christentums beruhen auf diesem einen Trugschlusse: daß wir nämlich das Christentum durch zwei Jahrtausende hindurch erprobt hätten, während wir es doch nie ernstlich damit versucht haben.*“

Im ganzen nur zu wahr! Die christliche Religion bedarf keiner *Aenderung*, sie besitzt Werbekraft und Nährgehalt für alle Zeiten, aber eine intensivere *Nutzbarmachung* der christlichen Religion tut not. Man macht nicht ernst mit dem wahren Christentum, man begnügt sich mit Surrogaten, man lebt in steten Widerstreit mit den christlichen Gesetzen, man tränkt nicht die durstende Seele an dem Bronnen christlicher Gnaden, und so kann es nicht wundernehmen, daß man die beseeligenden Wirkungen des Christentums nicht mehr in der Weise empfindet, wie der Arme von Assissi, ein Seuse, Tauler und Thüringens edle Fürstin sie verkostet.

Ganz muß das Christentum aufgenommen werden. Hineingetaucht muß es werden in die Glut der Phantasie und der Herzen, ganz muß es erfaßt werden, ganz Gestalt gewinnen, dann erst wird es seine Heilkraft beweisen.

Innerlich tief das Christentum erfassen, das heißt es lieb gewinnen. „Wenn ihr den Willen meines Vaters tut“, sagt Christus, „dann werdet ihr erkennen, daß meine Lehre aus Gott ist.“

Das beste Mittel aber zur Verinnerlichung des Christen sind und bleiben die Exerzitien. Zu begrüßen ist es daher, daß der seeleneifrige und seelenkundige bekannte Kaplan Jos. Könn in einer eigenen Schrift „Das hilft“[1]) auf dieses Mittel hinweist. Die Schrift ist um so mehr zu empfehlen, als ja gerade über die Exerzitien die unglaublichsten Schaudermären im Umlauf sind und noch neulich die Rekrutenexerzitien einer erbitterten Anfeindung begegneten. Man verwirft, was man nicht kennt. Könns Schrift ist in hohem Grade geeignet, aufklärend und anregend zu wirken. Wer nach Gottesfrieden sucht, wen es nach Festigung verlangt, wer nach Erlösung von dem ganzen Jammer seines dämonischen Selbst ringt, der lese und folge den gegebenen Anregungen.

Lepanto.

Ein Bühnenwerk und zugleich eine Anregung.

Von Fritz Decker, Düsseldorf.

Lepanto! Entsinnen wir uns beim Klange dieses Namens nicht sofort jenes großen Seesieges, den nach Abschluß eines Bündnisses zwischen Spanien, dem Papste Pius V. und Venedig die italienisch-spanische Flotte und Don Juan d'Austria über die Türken im Jahre 1571 erfocht? Gedenken wir nicht sogleich jenes Triumphes des Christentums über den Moslemismus?

„Lepanto!“ Dies ist der Titel eines Dramas, welches *Leo Tepe van Heemstede*,[2]) den bekannten Dichter und Dramatiker, zum Verfasser hat. Heemstede hat dieses sein neuestes Werk ein dramatisches Gemälde genannt. Und mit Recht, denn es führt uns in einer Reihe großangelegter Bilder die Begebnisse vor Augen, die vor und nach der Lepantoschlacht sich zugetragen. „Lepanto“ ist nicht das Drama eines Menschen, es ist das Drama einer Weltanschauung, und daher kommt es, daß wir auch keinen eigentlichen „Helden“, dessen Entwicklung uns ein Bühnenwerk nach einem Kunstkritik-Postulat dartun soll, vorfinden. Zwei Personen könnten so eventuell in Betracht kommen. Don Juan d'Austria, der Oberfeldherr der heiligen Liga, ist aber mehr Epi-

[1]) Das hilft! Ein Wort über Exerzitien. Von Kaplan J. Könn. Geheftet. 96 S. stark. 9 × 12 1/2 cm. Einzelpreis 30 Pfg. Partiepreise: 50 Stück à 25 Pfg. Gebunden 50 Pfg. Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G., Einsiedeln, Waldshut, Köln Rh. Inhaltsangabe: Kap. I. Ein Gedanke von oben. 1. Wie sind Exerzitien entstanden? 2. Was haben sie gewirkt? 3. Passen sie für unsere Zeit? Kap. II. Wesen der Exerzitien. 1. Ihr Ziel. 2. Ihr Aufbau. 3. Falsche Ansichten. Kap. III. Bedingungen des Erfolges. 1. Einsamkeit. 2. Selbsttätigkeit. 3. Opfersinn. Kap. IV. Wirkungen der Exerzitien. 1. Gewissensfrieden. 2. Glaubensfreude. 3. Charakterkraft. 4. Herzensreinheit. Kap. V. Mittel der Beharrlichkeit. 1. Inneres Beten. 2. Der Rosenkranz. 3. Der Kreuzweg. 4. Beichten. 5. Kommunizieren.

[2]) Paderborn, Junfermansche Buchhandlung (Albert Pape).

sodenfigur, und auch der heilige Papst Pius V., den man als den Lenker des Ganzen wohl herausfühlt, bleibt doch zu sehr im Hintergrunde.

Ist dieses Fehlen des verlangten „Helden" nun ein Fehler? Theoretisch — gewiß; aber Theorie ist grau, und die praktische Arbeit Heemstedes beweist, daß einem Bühnenstück auch blühendes Leben innewohnen kann, wenn es zum Vorwurf nur einen lebensfähigen Gedanken hat, eine Idee, die die Menge mitfortzureißen versteht. Die Idee der Niederwerfung des Moslemismus ist aber eine solche. Sie bewirkt, daß nicht nur ein einzelner als Held hervorragt, sie macht das ganze Volk zum Helden, sie läßt kleine Mißhelligkeiten von der Größe des Gedankens aufgesogen werden, wie der Wassertropfen von einer glühenden Herdplatte. Dem Heere der Liga ist sein Christentum das höchste aller Güter. Um dieses aber sein Leben aufs Spiel setzen, ist Heldentum. Ich halte dafür, daß eine Bühnenaufführung dieses letzten Teiles der Heemstedeschen Rosenkranztrilogie die Richtigkeit meiner Ansicht dartun würde, denn ich denke da an eine Reihe höchst wirkungsvoller Momente des Werkes. So z. B. an die Schlußszene im Akt I, wo Pius die Heerführer zum Kampfe entläßt und, sie segnend, hochaufgerichtet in prophetischer Extase spricht:

„Im Namen Gottes ziehet aus zum Streit!
Von Eures Schwertes Spitze zuckt der Blitz
Vernichtend nieder in der Feinde Reihe,
Doch mächtiger als das Schwert ist das Gebet.
Beim Donner der Geschütze knieet nieder
Und ruft die Königin des Himmels an,
Den Rosenkranz an Eure Lippen pressend.
Sie, die der Christen mächtige Helf'rin ist,
Wird bei dem Auferstandenen Sieg erwirken!" (S. 23.)

Wie gesagt, eine Bühnendarstellung dürfte erst den Wert dieses Dramas ins rechte Licht rücken. Aber wird es zu einer solchen kommen? — Wohl kaum, wenn ich von einer Dilettantenaufführung absehe. Und woran mag dies liegen? — Am Geiste, der aus dem Werke spricht, an dem Geiste der katholischen Weltanschauung, dem in unseren neuheidnischen Theaterhäusern der Eintritt verwehrt ist. Päpste, wenn sie nur kunstsinnig, oder schwach oder gar schlecht sind, die kann ein moderner Bühnenleiter gebrauchen. Aber gottbegeisterte Petrusnachfolger, fromme Oberhäupter der wahren Christuskirche, sie sagen ihnen nicht zu.

Man pflegt die Werke katholischer Dramatiker mit dem Hinweis auf ihre Minderwertigkeit und bühnentechnische Unzulänglichkeit abzulehnen. Diese einseitige, voreingenommene Kritik, die sich ein Urteil erlaubt, ohne daß eine Aufführung Gelegenheit zu einem solchen geboten, ist eine schreiende Ungerechtigkeit, eine Schmach unserer Zeit! Diese Schmach muß ein Ende nehmen! Aber wie? —

Man hat eine Anzahl Vereine für Festspiele gegründet. Ob sich da nicht auch ein katholischer Festspielverein schaffen ließe? Er könnte ja seine Vorstellungen etwa in einer Stadt geben, die wegen der größeren Menge dort seßhafter Katholiken einen regen Besuch verspräche. Vielleicht ließe sich aus dem Festspielrepertoire des jeweiligen Jahres auch während der Katholikenversammlung das eine oder andere Werk an deren Tagungsorte aufführen. Aber keine Dilettanten dürften dann agieren, sondern nur Berufsschauspieler, und auch von diesen bloß gute Kräfte. So kämen doch die katholischen Dramatiker einmal öffentlich zu Wort. Und das tut not!

Das Theater ist die Kanzel der Zeit. Auch wir Katholiken müssen auf ihr unseren Platz haben, denn, wahrlich, wir haben meist Kanzelwürdigeres zu verkünden, als die dort heute Stehenden! Wie aber die Verhältnisse zurzeit einmal liegen, sehe ich nur Heil aus einem Zusammenschluß katholischer Bühnenkunstfreunde zu einem katholischen Festspielverein.

Sollen die Werke unserer Bühnendichter bloß in den Bücherschränken vermodern, oder nur ein zweifelhaftes Leben durch eine Dilettantendarstellung erhalten?! Das darf nicht sein! Hiermit geschieht unseren Dramatikern bitteres Unrecht und auch dem Volke, das so um manch wahres Schöne durch die Kliquenmißwirtschaft an den Bühnen betrogen wird.

Wann wird auf diesem Gebiete unser Tag von Lepanto erscheinen?

Bühnen- und Musikrundschau.

Ernst von Possarts Wiederauftreten im Münchener Hoftheater brachte dem großen Künstler die herzlichsten Ovationen. Er gab den Rabbi Sichel in dem altbewährten „Freund Fritz" und zeigte sich in dieser liebenswürdigen Rolle von unverminderter Frische, Feinheit der Charakteristik und vorbildlicher Meisterung der Rede. Er ist kein Jubelgreis, bei dem Pietät und Erinnerung dem Eindruck zu Hilfe kommen muß, sondern die Kunst dieses Siebzigjährigen ist innerlich viel jünger, wie diejenige manchen Darstellers, der kaum die Hälfte seiner Jahre zählt.

Suzanne Desprès, die bekannte französische Darstellerin, ist auf ihren Gastspielfahrten wieder nach München gekommen und hat an zwei Abenden mit ihrer sich im guten Mittelmaß bewegenden Truppe im Schauspielhaus gespielt. Die Desprès ist so ziemlich die einzige Pariser Schauspielerin, der wir Deutsche mehr als eine respektvolle kühle Bewunderung entgegenbringen, die uns sogar in Rollen durchaus germanischen Geistes künstlerisch etwas zu sagen hat. Statt Ibsen bot Madame Desprès heuer nur französische Stücke von bescheidenem Wert. Pierre Wolfs „Marionettes" ist ein wenig geschickter gemacht, als „La Rampe" von Henri de Rothschild, einem Dichter-Amateur aus dem bekannten Welthause; gemeinsam für beide ist, daß sie die Welt von der „Rampe" aus betrachten, sie sehen keine Charaktere und Schicksale, sondern nur Rollen. Diese Schauspielerin des Herrn von Rothschild, die in der großen Szene einer Bühnenprobe nicht nur zum Scheine Gift nimmt und Wolfs Provinzgänschen, das sich aus Liebe zur grande dame mit Windeseile wandelt, sind nur auf dem Theater möglich. Die Natürlichkeitskunst, die starke Empfindung und Handlungsfähigkeit der Desprès machen sie uns glaubhaft für die kurze Zeit bis zum Fallen des Vorhanges. Weiter geht die Ambition dieser Theaterdichter nicht, aber die Kunst der Desprès sollte sich nicht mit diesen leichten Siegen begnügen, und ein Toilettenwechsel auf der Szene ließe sich vermeiden, ohne daß die sogen. „Freiheit der Kunst" Not litte!

Gärtnerplatztheater. „Das erste Weib", Operette von V. Leon, Musik von Bruno Hartl fand eine sehr freundliche Aufnahme. Hatte der Beifall vielleicht auch einen lokalpatriotischen Einschlag — der Komponist ist ein Sohn der volkstümlichen Schauspielerin und Dichterin Hartl-Mitius —, so verdient er für seine leichtflüssige Melodik und sein geschmackvolles Vermeiden der konventionellsten Unformen der Operette von heute Anerkennung. Der Text ist etwas breit, verzichtet jedoch löblicherweise auf derbere Kalauer und Frivolitäten. Die Aufführung nahm unter des Komponisten Leitung einen flotten Verlauf.

Lustspielhaus. Man zählt Anton Tschechow, der vor acht Jahren in einem deutschen Badeorte starb, zu den bedeutendsten Vertretern von Rußlands zeitgenössischer Literatur. Sein Schauspiel: „Die Möwe" gehört heute zu den Repertoirestücken der russischen Bühne. Solche Stellung von Dauer wird es im deutschen Spielplane sich nie erobern. Diese Schwermut, die Selbstironie und die kampflose Hinnahme des Schicksals sind Erbübel der russischen Intelligenz und so finden die Gefühle von Tschechows Menschen dort naturgemäß stärkeren Widerhall, wie es bei uns zu gutem Glücke der Fall sein kann. Daß uns diese Leute dennoch so lebensvoll anmuten, zeigt, wie stark die Kunst dieses Menschenmalers ist. Tschechow weiß die Grau- in Graustimmung des Alltags meisterlich zu schildern, ohne alle derben Mittel der naturalistischen Schule. Was im Grunde geschieht, ist wenig. Ein junger Dichter, ein junges Mädchen gehen zugrunde, weil man ihr Fühlen nicht versteht, sie zurückstößt. Mimosennaturen! Die Regie Dr. Roberts wußte die feinen Stimmungswerte zu konzentrieren und die Darsteller trefflich auf die gleichen Gefühlstöne zu stimmen. Tschechows Dramatik ist voller Feinheit, aber doch ein wenig: l'art pour l'art.

Aus den Konzertsälen. Gustav Havemann, ein Geiger von stattlichem Talent, erschien erstmalig auf einem Münchener Konzertpodium. Er besitzt starkes technisches Können und einen weichen schönen Ton. Vielleicht überwiegt die musikalische Kultur die Stärke der Empfindung. Neu war uns die Havemann von Max Reger gewidmete „Chaconne" für Violine allein. Mehr als die von dem Geiger bearbeiteten Stücke alter Meister interessierte Brahms' Sonate G-Dur op. 78. Die Pianistin schien nervös und wurde durch die Unzufriedenheit ihres Partners noch ängstlicher. Die Kammermusikabende des Heyde-Quartetts (Konzertvereinquartetts) finden heuer im „Bayerischen Hof" statt. (Die Tonhalle war allerdings für Konzerte dieser Art durch ihre Größe wenig geeignet.) Die Programme werden, wie uns E. Gutmann mitteilt, neben klassischen Werken auch bedeutsame Novitäten bringen. Ferner veranstaltet dieses Konzertbureau „lyrische Konzerte", die „das Verhältnis und die gegenseitige Durchdringung von Dichtung und Musik in der Liedform beleuchten sollen." Zu dieser Veranstaltung werden der Lyriker Dehmel und die Sängerin v. Maymont verpflichtet.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Berliner Calderongesellschaft begann ihre dieswinterlichen Veranstaltungen mit einem wohlgelungenen Vortragsabend. P. Bonaventura Krotz sprach in gedankenreicher und formvollendeter Art über das Thema: „Was ist uns Calderon"? An den folgenden rezitatorischen und musikalischen Vorträgen beteiligten sich erste Berliner Bühnenkünstler. Als erste Vorstellung wird die Calderongesellschaft im Neuen Königlichen Operntheater: „Chrysanthus und Daria" oder die zwei Liebenden des Himmels, Schauspiel von Calderon de la Barca, deutsch von R. Baumstark, aufführen lassen, die Musik von Franz Commer wird erstmalig geboten. — Das Braunschweiger Hoftheater feiert das Jubiläum halbhundertjährigen Bestehens durch drei Festvorstellungen, welche klassisches und modernes Schauspiel, sowie die Oper unter dem neuen Intendanten auf sehr gutem, künstlerischen Niveau zeigten. — In Mannheim und Breslau fand gleich-

zeitig die Uraufführung von Otto Ernst Tragikomödie aus der Bohème „Die Liebe hört nimmer auf". Das Stück findet vorwiegend ungünstige Beurteilung. Ein Kritiker schreibt: „Sudermann+Philippi" und will mit dieser literarisch-arithmetischen Formel wahrlich nichts Günstiges sagen. — Max Dauthendeys „Spielereien einer Kaiserin" haben mit Tilla Durieux in der Titelrolle in Berlin wenig Erfolg gehabt, „obgleich dem Stück und seiner Darstellerin von München her ein großer Ruf vorausging", so schreibt eine große Tageszeitung. Dieser große Ruf wurde nur in einer literarischen Gesellschaft gewonnen. Die Katharina II und Menschikoff des Stückes gehören zu den ärgerlichen Pedanten, die ihr Inwendiges fortwährend nach außen kehren und dem Publikum erzählen, wie sie verstanden werden wollen. — Im Stuttgarter Hoftheater hatte Ludwig Thomas Komödie „Lottchens Geburtstag" Erfolg. Das Stück behandelt in derbem Simplicissimusstil satirisch die sexuelle Aufklärung. — Marziano Perosi, der jüngere Bruder Lorenzo Perosis, hat eine Oper geschrieben, die Bulwers Roman „Die letzten Tage von Pompeji" behandelt. — Als Gedächtnisfeier für Gustav Mahler bot die Gesellschaft der Musikfreunde in Berlin unter Oskar Frieds Leitung eine bedeutende Wiedergabe von Mahlers zweiter Symphonie in C-Moll. Kurz nach dem Berliner Hoftheater hat nun auch Max Reinhardts Deutsches Theater Kleists Penthesilea herausgebracht. Nach Berichten gelang es, das Drama zu verlebendigen, wenn auch mit der Neigung, die Farbe des Perversen stark aufzutragen. Frau Eysolt und Moissi boten Bedeutendes, obwohl ihre Gestalten für Penthesilea und Achill wenig geeignet sind. — In Paris hatte die Dramatisierung von Dickens „Pickwickier" einen hübschen Erfolg.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börsen haben sich in überraschend schneller Zeit von den kriegerischen Ereignissen und der äusserst verwickelten politischen Situation emanzipiert. Die Kurse der bisher ins Gedränge gekommenen Werte beginnen sich zu erholen. Die Börsen behalten ihr gewohntes Gepräge, und besonders Berlin hat wiederum galoppartige Kursavancen zu verzeichnen. Dieser plötzliche Tendenzumschwung ist äusserst bemerkenswert. Man beginnt bereits wiederum den Optimismus zu sehr vorherrschen zu lassen, und auch in Kapitalistenkreisen wird zu wenig beachtet, dass die allgemeinen politischen Verhältnisse vielfach noch äusserst unklare sind. Die verschiedenen Probleme am Balkan, die Marokko- und Tripolisaffären, werden, wenn sie von ihren anfänglichen Krisen und Gefahren auch viel verloren haben, weiterhin die Tagesordnung beherrschen. Die Börsen sind dieserhalb und auch aus verschiedenen anderen Gründen für die nächste Zeit vielfachen Gefahren ausgesetzt. Die widersprechenden Meldungen über Tripolis und die kriegerischen Aktionen der beiden Gegner sind allerdings derart, dass man in Finanzkreisen die ganze Tripolisaffäre nicht mehr so ernst als im ersten Stadium betrachtet. Ueberhaupt erhofft man durch die Bemühungen Deutschlands eine baldige Beilegung der ganzen, von Italien mutwillig heraufbeschworenen und daher überall verurteilten Tripoliskrise. Auch der klärende Verlauf der so langwierigen Marokkoverhandlungen in Berlin trug trotz der für uns erzielten enttäuschenden Erfolge bei, der Berliner Börse nach langer Zeit wieder die Zuversicht zu geben, die den Markt bisher ausgezeichnet hatte. Der rasche Tendenzumschwung war vor allem dadurch ermöglicht, dass durch die grossen und teilweise auch unfreiwilligen Verkäufe der letzten Wochen die Börsen vielfach gesäubert und schwache Spekulationspositionen glatt gestellt worden sind. Inzwischen hat das Verkaufsangebot des grossen Publikums gleichfalls bedeutend nachgelassen. Die Börsen, vornehmlich der Berliner Effektenmarkt, waren daher börsentechnisch genügend gesäubert und infolgedessen günstigeren Ereignissen weit mehr als seither zugänglich geworden. Der glatte Verlauf der Monatsliquidationen zum Quartalswechsel, die prompte Durchführung der gewaltigen Geldansprüche, welche momentan von allen Seiten laut werden, haben ebenfalls die überhitzten Börseninteressenten wiederum zur ruhigen Räson gebracht. Immerhin zeigen die letzten Ausweise der Deutschen Reichsbank, dass die Aktivität des Noteninstitutes erhebliche Einbussen erlitten hat. Im Zusammenhang mit den ungünstigen politischen Zeitläuften und den grossen Goldentnahmen, speziell aus der Londoner Notenbank, haben alle diese Institute erhebliche Abnahmen ihrer Reserven zu verzeichnen gehabt. Ausserordentlich gross waren die Zugänge von Wechseln und im Zusammenhang damit die Abnahme der Metallvorräte der Reichsbank. Mit Beginn der Rückflüsse zum Oktobermonat haben inzwischen obige Faktoren ihr fast reguläres Aussehen. Der Privatsatz an der Berliner Börse hat sogar in rascher Folge über $^{1}/_{2}$ % nachgegeben. Mit Ausnahmen weniger und unbedeutender Zahlungsinsolvenzen ist keinerlei Zwischenfall trotz der scharfen Kurstürze und anormalen Börsentage in den deutschen Finanzkreisen zu verzeichnen. Die Verhältnisse der deutschen Wirtschaftsgebiete sind gleichfalls andauernd gute und durchaus gesunde. Die Abschlussziffern der grossen Montan- und anderen Gesellschaften zeigen erhebliche Mehrgewinne. Die Augustbilanzen der Berliner Grossbanken beweisen deutlich, dass deren Tätigkeit wiederum eine gewaltige Ausdehnung genommen hat. Trotz Politik, Teuerung und wirtschaftlicher Hemmnisse konnten also Handel und Industrie bei uns neuerdings erhebliche Fortschritte erzielen und vor allem behaupten. Die für Deutschlands Wirtschaftslage ausschlaggebende Montanindustrie hat besonders gute Betriebs- und Absatzverhältnisse. Die Stabeisenwerke berichten von guten Preisresultaten. Aus Schlesien, Westfalen sowie auch von den belgischen Werken werden günstige Meldungen bekannt. Dabei ist von besonderer Bedeutung, dass die Neuyorker Effektenbörse, speziell von der verschlechterten Lage des amerikanischen Stahltrusts und einer voraussichtlichen Dividendenermässigung beeinflusst, schon seit längerer Zeit eine anhaltend unsichere und unzuverlässige Haltung einnimmt.

M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Frühere Jahrgänge
der „Allgem. Rundschau" zu bedeutend ermässigten Preisen.

Wir bitten die Leser, bei allen Anfragen und Bestellungen sich stets auf die „Allgemeine Rundschau" zu beziehen.

Verlag J. Thum, Kevelaer (Rhld.).

„Die Bücherhalle."

Moderne Romane erster Autoren.

Geschichten aus Frankreich. Von Walter Eggert Windegg.
Novellen. Von Baronin E. von Handel-Mazzetti.
Meisternovellen nordischer Frauen. Von Selma Lagerlöff.
(brosch. M. 2.50; Prachtb. M. 3.60)

Das Land der Nacht. Roman von Nanny Lambrecht.
Die Asgarden. Ein Prager Studenten-Roman von Anton Schott.
Verkauft. Roman a. d. vormärzl. Walde von Ant. Schott.
Die Goldmaria. Kleinstadt-Roman von Fabri de Fabris.
Opfer der Gesellschaft. Roman von F. v. Venna.
Fürstin Saliakoff. Preisgekrönter Roman von Champol (Wechsler).
Der Klostermaler. Von A. Achleitner.
Die Eichhöfer. Roman von Ant. Jüngst.
(broschiert M. 2.80; in elegantem Prachtband M. 4.—)

Vornehme Buchausstattung.

Durch alle Buchhandlungen.

Aha's Excelsior ist nach alter Vorschrift des Klosters Frauenberg bei Fulda bereitetes **erstklassiges Magen Kräuter-Elixier** von hohem medizinischem Wert auf Nieren, Harn und Stuhl.

1000fache Anerkennung. Aerztlich empfohlen.

Frauen ganz bes. wertvoll.

2 Flaschen Postkolli Mk. 5.— Prospekt sofort zu Diensten.

Generalvertrieb

Hermann Aha, Düsseldorf.
Mitglied des Vereins geg. Missbrauch von Alkoh.-Getränken.

GLASMALEREI VICTOR VON DER FORST MÜNSTER i. W.

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

Das **Antiquariat der Bonifacius-Druckerei zu Paderborn** gibt regelmässig Kataloge aus, die auf Verlangen jedem Interessenten gratis u. franko zugesandt werden. Zugleich kauft dasselbe grosse Bibliotheken zu guten Preisen. Auf Wunsch wird persönliche Besichtigung zugesichert.

Wir liefern alle Bücher, besonders grössere Werke, wie **Lexika, Klassiker, Weltgeschichte ohne Anzahlung** u. ohne **Preiserhöhung** gegen **Monatsraten von 3—5 M.** auf laufendes Konto. **Referenz:** 25000 ständ. Abnehmer, sowie Verbands- u. Vereinsverträge. **Friedr. Kratz & Cie.,** Versandbuchhandlung, **Cöln,** Stolkg. 49.

Einbanddecken M. 1.25
Sammelmappen M. 1.50

In neuer 20. Auflage ist erschienen:

Armen-Seelen-

Büchlein, enthaltend Gebete und Andachten, insbesondere einen vollständigen **Armen-Seelen-Monat** in Betrachtungen und Beispielen und **Vorbereit. auf einen guten Tod.** Von P. J. A. Krebs, Redemptor. **Feindruck.** 16°. 304 Seiten. Geb. 75 Pfg. **Grobdruck.** 656 Seiten. Geb. Mk. 1.50.

Mit kirchl. Druckerlaubnis.

Ausführl. Prospekt über andere Armen-Seelen-Bücher gratis.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag A. Laumann, Dülmen
Verleger d. heil. Apostol. Stuhles.

„Das Ganze ist ein Standardwerk, auf das wir stolz sein dürfen..."

schreiben die **„Akademische Monatsblätter", Köln** über die

Illustrierte Weltgeschichte

von **Dr. S. Widmann, Dr. P. Fischer, Dr. W. Felten.**

—— Dritte Auflage. ——

Mit 1890 Abbildungen im Text, sowie 132 zum Teil farbigen Tafelbildern und Faksimile-Beilagen. 4 Bände in Gross-Oktav. Preis in Halbfranz gebunden **M. 54.—,** in Prachtband mit reichem Golddruck gebunden **M. 56.—.**

Dieses allenthalben grossartig rezensierte Geschichtswerk wird **sofort komplett ohne Anzahlung, Preiserhöhung oder Zinsberechnung franko** gegen monatliche Teilzahlungen von

== nur 2 Mark 50 Pfennig ==

geliefert durch die

Literarische Vertriebsgesellschaft m. b. H.,
Berlin SW 48, Friedrichstrasse 239.

„Hoffentlich gibt es nur wenige Gebildete, in deren Hand dieses vortreffliche Buch fehlt." „Literarischer Anzeiger" Münster in Westf.

„Die Verfasser haben hier ein geradezu klassisches Werk geschaffen usw. usw." „Allgemeine Rundschau", München.

Ausschneiden!

Kuvert mit 3 Pf. als Drucksache frankieren. Deutliche Schrift erbeten. Erfüllungsort Berlin.

Unterzeichneter bestellt hiermit bei der **Literarischen Vertriebs-Gesellschaft** m. b. H., **Berlin SW 48, Friedrichstrasse 239, ohne Anzahlung, Preiserhöhung** oder **Zinsberechnung** bei **Franko-Lieferung**

1 Exemplar der **Illustrierten Weltgeschichte**
von Widmann, Fischer, Felten

4 Bände, gebunden in Halbfranzband **M. 54.—,** / Prachtband **M. 56.—,** gegen monatliche Ratenzahlung von **M. 2,50.** Die erste Rate wird gezahlt am .... 1911 — folgt gleichzeitig — ist nachzunehmen.

Name .... Stand ....

Wohnort und Datum ....

Strasse und Nr. ....

Das Kind u. die hl. Kommunion.

Soeben erschienen in unserm Verlage und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jesus im Kindesherzen. Gebet- u. Kommunionbuch v. P. Chwala. 60 Pfg.

Eilt zu Jesus! Kommunionbuch (20 Andacht.) v. S. Bolley, bevorwortet von Professor Prötzner. 75 Pfg.

Liebe Gott! Katholisches Kindergebetbuch von J. Birkenegger. 1 Mark.

Sämtlich mit kirchl. Druckerlaubnis. Auch feiner geb. Schöne Ausstattung — reichliche Illustrierung.

Katalog über diese wie über andere Kommunionbücher für Erwachsene und Kinder gratis.

A. Laumann'sche Buchhandlung, Dülmen i. W.
Verleger d. heil. Apostol. Stuhles.

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6

übernimmt die Herstellung von Werken jed. Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen. ::::

Religiöse Bilder

und hochsinniger Wandschmuck.

Künstlerisch vornehme Reproduktionen v. Gemälden erstklassiger Meister der alten und neuen Zeit. (3
Bitte verl. Sie Kat. u. Prosp. grat. v.

Vereinigte Kunstanstalten A.-G. München 31.

Achtung!

Gute Bezugsquelle von religiösen Figuren, Kruzifixen, Bildern, Weihwasserbehältern, Ampeln, Medaillen, Skapulieren, Sterbekreuzen, Gebetbüch., Rosenkränzen usw. Geschäftsverbindung, suchen überall anzuknüpfen. Prompt. Versand nach auswärts.

Alphonsus-Buchhandl. Münster i. Westfalen.

Amtliches Bayer. Reisebureau G. m. b. H. vorm. Schenker & Co.
MÜNCHEN, Promenadeplatz 16.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile. b. Wiederholung Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 42. München, 21. Oktober 1911. VIII. Jahrgang.

Ganz Undiplomatisches über Tripolis.

Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Ich kann in die übliche Entrüstung wegen des italienischen Vorstoßes nicht einstimmen. Die Sache konnte niemand überraschend kommen, der das letzte Halbjahr mit erlebt hatte. England hat sich in der Marokkoaffaire als schärfster Feind Deutschlands entpuppt; es hat aber auch eine Niederlage erlitten, indem sein Druck auf Paris den Fortgang der Verhandlungen nicht stören konnte; es versucht nun, durch seinen alten Freund Clemenceau dem Kabinett Caillaux ernste Schwierigkeiten zu bereiten, um Deutschland zu schmälern. England vertritt in der ganzen Politik die Theorie, daß jede Erhöhung des deutschen Einflusses verhindert werden müsse, obwohl das deutsche Volk 50% mehr Köpfe zählt als das englische. Demgegenüber muß der einzige Grundsatz und die Richtschnur unserer Diplomatie sein: Deutschland gestattet nirgends auf der Welt mehr eine Vermehrung der englischen Interessensphäre, weil dadurch berechtigte deutsche Interessen verletzt werden. Wir müssen den Spieß umkehren, aber mit Nachdruck und Konsequenz diese Politik verfolgen, dann finden wir genügend Verbündete auf dem Weltall. Aber nur kein Rundtanz mehr mit allen Mächten, sondern die einzige Linie gerade aus.

England hat die Tripolisfrage akut werden lassen und Italien ermuntert, seine jedermann seit Jahren bekannten Pläne durchzuführen. Nachdem es in Paris vorerst unterlegen, suchte es in Rom uns Prügel zwischen die Füße zu werfen. Es rechnete folgendermaßen: Deutschland, mit Italien verbündet, mit der Türkei befreundet, kommt in eine schlimme Situation, wenn die Tripolisaffäre aufgerollt wird. Diese englische Spekulation ist schlau angelegt; sie muß aber nicht gelingen, sie kann sogar sehr leicht scheitern, wenn die deutsche öffentliche Meinung mehr denken wollte, wenn man sich weniger „entrüstete“ und mehr mit unseren eigenen Interessen rechnen wollte. Es ist sehr bedauerlich, daß sich so viel Mitleid mit der Türkei, so viel Entrüstung gegen Italien zeigt; das macht dem deutschen Gemütsmenschen und Weltbürger alle Ehre, nützt uns aber gar nichts.

Tripolis hat mit aller Wucht gezeigt, daß die Interessen der Nationen nicht auf dem Wege des Rechtes entschieden werden, sondern durch die Wehrkraft der Völker. Deutsches Heer, deutsche Flotte, deutsche Finanzen haben uns den Frieden in der Marokkofrage gesichert. Würde die Türkei diesen deutschen Dreiklang des Sommers 1911 gehabt haben, sie hätte keine Kriegserklärung erhalten. Man mag es bedauern und beklagen, daß der Machtstandpunkt das Verhältnis der Völker zu einander diktiert; man kann auch versuchen, den Rechtsstandpunkt mehr in den Vordergrund treten zu lassen; aber man muß in der Politik mit den gegebenen Größen rechnen. Die Idee der Abrüstung und der Schiedsgerichte ist durch den Tripoliskrieg um Jahrzehnte zurückgeworfen worden. Und doch sollte man nicht so sehr Italien schmähen ob seines Vorstoßes und vollends nicht die Art desselben bemängeln; mit dem Orient kann man nicht verhandeln, sondern muß rasche Entscheidung fordern; 24 Stunden Frist, das ist die durch die Geschichte gerechtfertigte Behandlung der Türken.

Aber ist denn Italiens Eroberung von Tripolis zu bedauern? Man mag die Zustände in der Türkei noch so hoch schätzen, man mag über das moderne Italien noch so schlecht urteilen (ich bin von jeder Sympathie für das heutige Regiment in Italien frei), aber das eine steht doch fest: In Tripolis tritt Italien als Träger der Kultur und des Fortschrittes auf. Wo der Islam seinen Fuß hinsetzt, wächst kein Gras; das hat auch Tripolis erleben müssen. Die italienische Kultur[1]) steht hoch über der türkischen Mißwirtschaft, die bei uns nicht genug bekannt ist. So gehören trotz des Krieges die menschlichen Sympathien Italien. Aber auch die christlichen trotz des Freimaurerregiments. Der Türke ist der fremde Eindringling in ganz Nordafrika und hat blühendes Christentum vernichtet. Wenn Italien dazu beiträgt, daß die gesamten Mittelmeerländer wieder christlich werden, so muß es die Sympathie der Christen haben und hat diese zu erwarten. Auch vom deutschen Standpunkte aus verdient Italien Unterstützung; der Dreibund wird befestigt, wenn wir heute zu Italien stehen; haben wir Oesterreich in Bosnien geholfen, so wollen wir trotz Algeciras und vielem anderen Italien in Tripolis unterstützen; das entlastet schon die Spannung an der italienisch-österreichischen Grenze; das bindet Italien fest an uns. Der Dreibund kann gerade jetzt eine ungemein starke Kräftigung erfahren, wenn die Völker in Deutschland und Oesterreich wollen. Wenn Italien in Nordafrika vollzieht, was Oesterreich in hartem Kampfe durch Jahrhunderte auf dem Balkan ausführte: Zurückwerfung des Mohammedanismus, dann darf man es unterstützen, und wenn es ganz undiplomatisch sein sollte. Die Geschichte Europas rechtfertigt diese Haltung.

Als Verlust aus dieser Unterstützung kann eine Trübung der Freundschaft mit der Türkei eintreten; aber es darf auch einmal gesagt werden, daß der Wert dieser Freundschaft ungemein überschätzt wird. Die Türkei ist ein Fremdkörper in Europa. Eine Verständigung des Dreibundes mit Rußland — geben wir letzterem die Dardanellen frei — kann den Fremdkörper trotz aller englischen Gegenversuche beseitigen. Die Türkei ist, das zeigt gerade die Gegenwart, kein lebensfähiger Staat, wenn auch einzelne tüchtige Köpfe vorhanden sind. Was hat uns denn die türkische Freundschaft bisher genützt? Ich will nicht sagen, was sie geschadet hat. Man komme nicht mehr mit der Drohung von Christenmorden; mag sein, daß im ersten Aufruhr neues Blut fließt, aber es muß dann das letzte sein unter der Herrschaft des Halbmondes; Christenniedermetzelungen kann sich Europa nicht mehr gefallen lassen. Man hat uns lange gesagt, daß die Freundschaft der Türkei in Aegypten und Indien uns nützlich sein könne; ich hoffe nicht zu viel davon. Wenn dort Erhebungen erfolgen, kommen sie, ob wir mit der Türkei gut oder schlecht stehen. Jedenfalls ist eine Festigung des Dreibundes bedeutsamer, und wenn Italien in Nordafrika zwischen England und Frankreich liegt, schadet es deutschen Interessen nicht. Es ehrt die Deutschen, über den Gewaltakt sich zu entrüsten, aber damit leisten sie nur England einen Gefallen.

---

[1]) Anmerkung des Herausgebers: Ueber einen sehr verwerflichen Auftakt dieser von Italien importierten „Kultur“ berichtet der liberale „Messaggero“ vom 12. Oktober unter dem Titel: „Mars und Venus“. Die italienische Regierung hat den Arabern in Tripolis die Unverletzlichkeit des häuslichen Herdes, den Schutz der Frauenehre zugesichert. Weil man aber der eigenen Soldateska auf die Dauer nicht sicher ist, hat die Regierung laut „Messaggero“ eine Ladung römischer Straßendirnen nach Tripolis transportieren lassen. Man braucht wahrlich kein Pharisäer zu sein, um sich über diese Bloßstellung der Sittlichkeitsbegriffe einer „christlichen“ Nation vor den Augen der Mohammedaner aufs tiefste zu empören. Ein direkter Vergleich liegt uns fern, aber auch deutsche Militärbehörden handeln auf diesem heiklen Gebiete leider nicht immer einwandfrei. Man kann dem Berliner „Reichsboten“ nur zustimmen, der es als eine „direkte Aufforderung zu Ausschweifungen“ bezeichnet, wenn, wie ein Arzt dem Blatte berichtet, in den Kasernen von Gießen, Wiesbaden und Frankfurt a. M. Automaten aufgestellt sind, die den Soldaten auf die bequemste Weise gegen Einwurf von 20 Pf. sogenannte Vorbeugungsmittel einer Berliner Firma anpreisen. Der laute Beifall der sozialdemokratischen Frankfurter „Volksstimme“ sollte der Militärbehörde zu denken geben.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Gärung in China.

In dem ostasiatischen Riesenreiche sind trotz dem ausgesprochenen starrkonservativen Charakter des Staatswesens und der Gesellschaft Revolutionen durchaus nicht unerhört. Die Boxerbewegung zur Jahrhundertwende war freilich weniger eine Empörung gegen die chinesische Ordnung, als vielmehr ein von oben begünstigter Versuch, die Fremden zu beseitigen und so China noch chinesischer zu machen. Jetzt haben wir es aber mit einer richtigen und wuchtigen Revolution zu tun, die sich anscheinend mit der großen Teiping-Revolution von 1860 auf gleiche Rangstufe erheben will. In der Provinz Szetschwann fingen die Aufstände an; in dem Handels- und Gewerbezentrum bei Wutschang fand die Empörung ihr Hauptquartier. Die Leitung ist in den Händen von „Intellektuellen", wenn man den westeuropäischen Ausdruck auf Ostasien anwenden darf. Im Gegensatz zu den rohen Instinkten der Boxer geben die jetzigen Empörer eine geflissentliche Fremdenfreundschaft kund und treten für die Schonung der ausländischen Personen und ihres Eigentums energisch ein. Sie wollen offenbar jeder Einmischung fremder Mächte vorbeugen, um die Umwälzung des chinesischen Staatswesens ungestört vollziehen zu können. Echt chinesisch erscheint die Bewegung auch insofern, als die volkstümliche Parole lautet: Gegen die Mandschus und die Mandschudynastie! In der Tat besteht in dem chinesischen Riesenreiche seit dem Jahre 1644 eine wunderliche Minderheitsherrschaft. Die kriegerischen Mandschus haben damals die ungefüge Masse der Chinesen unterjocht, sie haben eine Dynastie ihres Stammes eingesetzt und sich selbst durch Einnistung in den besseren Staatsämtern die führende Rolle gesichert. Der Tüchtigkeit dieser Rasse stellt die vielhundertjährige Behauptung der Herrschaft, trotz vieler Schwächen und Aergernisse am Kaiserhofe, ein glänzendes Zeugnis aus. Anderseits ist es natürlich, daß aus der großen Masse des chinesischen Volkes eine Reaktion gegen die bevorzugte Minderheit ausbricht, wenn unter den aufgezwungenen Zöpfen das Selbstbewußtsein erwacht. Die Führer der jetzigen Bewegung scheinen aber nicht bloß einen Rassenkampf, sondern einen Kulturkampf im Auge zu haben. Sie gehören offenbar zu den Reformern. Die verstorbene Kaiserin hatte bekanntlich die Reformpolitik, die ihr Sohn Kwangsü in einem lichten Augenblick der Selbständigkeit eingeführt hatte, durch eine Palastrevolution zum Stillstand gebracht. Unter dem unmündigen Nachfolger und dessen Stellvertreter herrschte die stockkonservative Richtung weiter, und zwar in solcher Schärfe, daß sogar der verdiente Staatsmann Yuanschikai wegen seiner sehr gemäßigten Reformideen in die Verbannung geschickt wurde. Die Aufständischen wollen offenbar den starren Reif sprengen, der sich um ihr Vaterland gelegt hat. Ob die Vertreibung der Mandschus und die Herstellung einer mehr liberalen Selbstregierung für das Volk heilsam sein würde, ist freilich eine andere Frage, da die erstrebten Rosen gewiß auch scharfe Dornen haben. Jedenfalls ist das chinesische Volk für eine Republik, von der die Empörer reden, durchaus nicht reif. Doch wird im Falle des Sieges der Revolutionäre die Ueberspannung des Zieles schon durch die Logik der Tatsachen korrigiert werden, da gewiß zunächst eine Militärdiktatur und daraus aller Wahrscheinlichkeit nach eine neue Dynastie sich entwickeln muß. Die Aussichten der Revolutionäre verbesserten sich sehr durch den Abfall beträchtlicher Truppenkörper vom Herrscherhause; unter den Ueberläufern befinden sich auch modern ausgebildete Regimenter. Ferner schloß die Provinzialvertretung von Hupeh sich in aller Form dem Aufstande an. In Peking kam man erst langsam zur Erkenntnis des Ernstes der Lage; dann aber ergriff der Hof energische Abwehrmaßregeln. Von besonderer Bedeutung, auch für die chinesische Regierungspsychologie, ist eine Rückberufung des verbannten Yuanschikai. Letzterer ist kein Mandschu, sondern ein richtiger Chinese; er ist als Reformfreund und zugleich als tüchtiger Organisator und Kämpfer bekannt. Indem die bedrohte Regierung diesen Verbannten an die Spitze ihrer Abwehr stellt, hofft sie den Revolutionären den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Wie nun auch die Kraftprobe ausfallen mag, jedenfalls wird China aus dem todesähnlichen Schlafe, in dem es bisher lag, aufgerüttelt werden. „Und neues Leben blüht aus den Ruinen." Glücklicherweise sind die Europäer bisher noch nicht in die Ruinen geraten. Das Erwachen Chinas und die begleitenden Zuckungen stellen aber die Weltpolitik der Kulturmächte vor neue Aufgaben. An das bekannte Bild „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter" braucht man vorläufig noch nicht zu erinnern, da China zunächst mit sich selbst genug zu tun hat. Doch wenn die ungeheure Masse der halben Milliarde Mongolen erst in Fluß kommt, so müssen wir freilich auf der Wacht sein. An die Katholiken wird jede fortschrittliche Umwälzung in dem Riesenreiche die besondere Aufgabe stellen, mehr noch als bisher für das ostasiatische Missionswerk zu tun.

Europäische Sorgen.

Ostasiatische Zwischenfälle brauchen wir eigentlich gar nicht, da es in Europa selbst Aufregung und Arbeit genug gibt.

Der italienisch-türkische Krieg geht seinen Gang weiter, ohne eine entscheidende Wendung, aber glücklicher Weise auch ohne Ausdehnung über den tripolitanischen Rahmen. Die Italiener nisten sich in den Küstenstädten von Tripolis ein; die Eroberung des inneren Landes bleibt eine cura posterior. Das türkische Ministerium, das nach endloser Suche endlich fertig wird, steht ungeheuer rat- und hilflos aus. Es faßte einige kühne Beschlüsse, u. a. wegen Ausweisung aller Italiener, ließ sich dann aber von Freiherrn von Marschall und anderen Diplomaten gern bereden, die Ausführung vorläufig hinauszuschieben. Ein Kampf mit Damoklesschwertern. Jetzt ist die türkische Kammer zusammengetreten. Die Thronrede klagt sehr beredt über die italienische Handlungsweise, läßt aber ein klares Aktionsprogramm vermissen. Die Friedensvermittelung hat noch nicht einsetzen können, weil die türkische Regierung von der „Souveränität" über Tripolis nicht abzulassen wagt, während die Italiener auf dem Vollbesitz von Tripolis bestehen. Es scheint nun, daß die hilflose türkische Regierung von ihrer Volksvertretung die Ermächtigung zu weiterer Nachgiebigkeit erwartet. Bisher hat aber die Erfahrung gezeigt, daß ein Parlament besser zur Hurrapolitik, als zu Entschlüssen der Selbstverleugnung sich eignet. Die Nachgiebigkeit muß von einer gewissenhaften Regierung beschlossen und dem Parlament abgerungen werden.

Ein solcher Vorgang kann sich bald in Paris abspielen. In Sachen der Marokkoverhandlungen ist nämlich jetzt endlich amtlich kundgegeben worden, daß der erste Teil, die Abmachungen wegen Marokko selbst, paragraphiert sei, und nun der zweite Teil, betreffend die Kompensationen, in Beratung stehe. Zugleich ist in Frankreich eine beträchtliche Bewegung gegen die Abtretung von Kongobesitz in Gang gekommen. Es scheint, daß Clemenceau und andere ehrgeizige Politiker die Kompensationen benützen wollen, um das Ministerium Caillaux zu Fall und sich selbst an die Macht zu bringen. Diese persönlichen und parteipolitischen Ränke sind leider sehr friedensgefährlich. Hoffentlich sieht die Mehrheit der französischen Kammer ein, daß Deutschland seine wertvollen Zugeständnisse in Marokko nicht umsonst gewähren kann, und daß die Ablehnung von angemessenen Kompensationen den Streit um Marokko verewigen würde. Ist das Gebiet, das uns Frankreich bietet, zu klein oder zu schlecht, so wird der soeben zusammengetretene deutsche Reichstag dem Werke die Genehmigung versagen. Es versteht sich durchaus nicht von selbst, daß der Reichstag die diplomatische Vorlage auf jeden Fall annimmt. Gestützt auf die Algeciras-Akte würden wir es vorläufig vor Agadir noch ganz gut aushalten können.

Wir sagten in der vorigen Nummer, Europa sei über China noch besser orientiert als über Portugal, das unter so scharfem Zensurverschluß stehe. Diese Bemerkung bekommt einen sehr aktuellen Inhalt, wenn die Berichte über die neue Revolution in China und über die Gegenrevolution in Portugal in Konkurrenz treten. Die monarchistische Erhebung im Norden von Portugal scheint noch nicht erstickt zu sein, aber sie kommt leider auch nicht vorwärts. Die Teilnahme des tyrannisierten Volkes an dem Befreiungswerk ist offenbar mangelhaft. Die Mitte und der Süden des Landes scheinen vorläufig vollständig zu versagen. Man hat schon die Sache in Parallele gestellt mit der karlistischen Bewegung in Spanien, die auch nur im Norden festeren Fuß fassen konnte und nach zeitweiligem kräftigen Aufflackern erlöschen mußte.

Das Reichsland vor der Entscheidung.

Von Chefredakteur Th. Seltz, Straßburg.

Am Sonntag, den 22. Oktober, wählt Elsaß-Lothringen zum ersten mal seinen Landtag. Es sind 60 Mandate zu besetzen. Mehr als dreimal so viel Kandidaten sind schon aufgestellt; wenn in einigen wenigen Kreisen nur Bürgerlich und Rot einander gegenüberstehen, so gibt es dafür in anderen Kreisen fünf Bewerber für ein Mandat. Dem entspricht auch die Hitze des Gefechts, namentlich im oberen Elsaß, wo das Zentrum sich darüber zu beklagen hat, daß ihm sozialdemokratische Sprengkolonnen öffentliche Versammlungen unmöglich machen. Aber auch in den Kreisen Schlettstadt und Kolmar sind schon Beleidigungsprozesse angemeldet.

Diese erste Wahl ist von eminenter Bedeutung. Sie entscheidet nicht etwa nur das Schicksal Elsaß-Lothringens für die nächsten fünf Jahre. Sie wird die Politik hier zulande wohl auf länger hinaus bestimmen. Von ihr hängt der Regierungskurs, ja, die Regierung selber ab. Und nicht zuletzt soll sie als Vorspiel zu den Reichstagswahlen gelten.

Die Parteien kämpfen um ihre Macht, die Regierung um ihre Existenz. Das Zentrum ist relativ die stärkste Partei. Zwischen ihm und der Regierung besteht seit der Aera Wedel-Bulach eine peinliche Spannung. In der Front mit der Regierung steht der Großblock. Formell wird sein Bestehen geleugnet, faktisch ist er bereits wirksam: Liberale und Sozialdemokraten betrachten sich tatsächlich als Verbündete gegen den „Klerikalismus“. Wo ihre Sprecher in den Wahlversammlungen die Klingen kreuzen müssen, tun sie es mit äußerster Vorsicht. Ja, es ist vorgekommen, daß ein Sozialdemokrat die Liberalen vor einem dem Zentrum angehörigen Diskussionsredner warnte, weil er Sozialdemokraten und Liberale hintereinanderbringen möchte, damit ein Kompromiß bei der Nachwahl unmöglich werde! Gleich nach der Annahme des Verfassungsgesetzes war man liberalerseits einer „antiklerikalen“ Mehrheit sicher, nachträglich spricht man von einer Linken, die ein Drittel des Landtags umfassen werde. Die sozialdemokratische Presse schrieb zuerst von sieben Abgeordneten, die ihre Partei gewinnen könnte (im alten Parlament war sie gar nicht vertreten); seither machen sich die roten Führer, spekulierend auf die Unterstützung der Liberalen, Hoffnung auf 15!

Mag die Zahl auch übertrieben sein, so ist doch nicht zu verkennen, daß die Lage dieser Regierungsparteien heute wesentlich günstiger als vor Monaten erscheint. Daran ist besonders die Uneinigkeit auf der anderen Front schuld, welche eine konservative Abwehrmehrheit bilden sollte. Man hatte in Lothringen auf die Verständigung zwischen Zentrum und Unabhängigen gezählt; die ist aber mißlungen, Zentrum und Block bekämpfen sich in manchen Kreisen mit größter Erbitterung. Die Folge wird sein, daß der Rest des Lothringer Blocks im Landtag dieselbe Rolle spielt, die er im alten Parlament lange gespielt hat: er wird sich aus Haß gegen das Zentrum von der Regierung und deren Parteien gebrauchen lassen! Ohne die Lothringer ist jene Abwehrmehrheit ein Ding der Unmöglichkeit.

Eine andere Erscheinung hat die Agitation des Zentrums bedeutend erschwert: der Nationalbund. Er war ausdrücklich dazu gegründet worden, die alte Mehrheit gegen die heutige Regierung auch in den neuen Landtag zu bringen; er wollte Zentrum, Lothringer Block und Unabhängige zusammenhalten gegen den gouvernementalen Großblock. Zu Anfang schien dem Unternehmen großer Erfolg zu blühen; aber je näher die Wahlen kamen, desto größer wurde die Verwirrung. Die Regierung mußte Repressalien der Berliner Presse fürchten, wenn eine ansehnliche Zahl nationalistischer Kandidaten gewählt wurde; deshalb traten ihre Organe mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln in den Kampf. Stellenweise wurde auch versucht, den Klerus einzuschüchtern, ohne sichtbaren Erfolg.

Was beherrscht die Wahldiskussion? Die „Sünden“ des alten Parlaments, seine „Spektakelpolitik“, was aber nur eine durch die Regierung stark mitverschuldete Episode war gegenüber einer langen Zeit, in welcher der Landesausschuß vom Regierungstisch als „Arbeitsparlament“, als „Musterparlament“ angesprochen wurde. Die Reichsfinanzreform muß immer wieder vergiftete Waffen gegen das Zentrum liefern, und es ist bezeichnend genug, daß ein Teil der „amtlichen“ Presse besonders in Lothringen diese blöde Hetze wieder mitmacht. Man hat der Regierung schon derb genug gesagt, wohin es kommen wird, wenn sie gestattet, daß ihre Kreisblätter die Abgeordneten aufs schärfste bekämpfen, die ihr Interesse an der Reichspolitik durch Mitarbeit an der Finanzreform bezeugten; sie scheint auf dem Ohr sehr schwerhörig zu sein. Ganz natürlich steht die Verfassungsreform im Vordergrund der Aufmerksamkeit. Hierbei ist es interessant, zu hören, wie einerseits fremde „Genossen“, wie Dr. Frank-Mannheim, wenn sie hier in Versammlungen auftreten, die Mitarbeit der Sozialdemokratie von erster Stunde an (was freilich nicht zutrifft) zu rühmen wissen, während die „Genossen“ im Lande in elfter Stunde, als alles schon fertig war und nichts mehr geändert werden konnte, eine „Ablehnung“ der Vorlage — wenigstens in der Presse — inszeniert hatten. Innerhalb des Zentrums sind die Meinungen geteilt: in Straßburg und in Lothringen betont man vor allem die Vorteile (in Lothringen hat allerdings der Optimismus auch schon nachgelassen), im Ober-Elsaß die Nachteile des Gesetzes, in welchem die Volkskammer beiderseits als Vorzug anerkannt wird.

Neben dem Nationalbund beeinflussen noch andere Gruppierungen das Parteibild. Es gibt außer Zentrum, Lothringer Block, Liberal-Demokraten, Sozialdemokraten, Nationalisten und einigen Unabhängigen noch „unabhängige wirtschaftliche Parteien“ und den „Verein für Handwerk und Gewerbe“, etwa im Sinne der „Wirtschaftlichen Vereinigung“, nur daß hierbei der Hansabund stark interessiert erscheint. Dazu kommen die „Beamtenvereinigungen“ und die Gastwirte, die eigene Kandidaten nicht aufstellen, sondern den Kandidaten nur ihre Bedingungen unterbreiten. Die Beamtenvereine sollen ihre Mitglieder anweisen, für die Vertragskandidaten ihrer entsprechenden Parteien zu stimmen, die Sozialdemokratie ausgenommen; wenn nun aber eine dieser Parteien beschließt, auch der Sozialdemokratie zu geben? Auf dem Lande sind die Beamten und Lehrer, soweit sie liberaler Leitung unterstehen, und auch darüber hinaus, in der Propaganda gegen das Zentrum eifrig tätig.

Von bekannten Persönlichkeiten, die zur Wahl stehen, seien genannt: Die Reichstagsabgeordneten Delsor, Hauß, Preiß, Dr. Ricklin, Wetterlé, Hoen, Martin Spahn, Dr. Will, Wiltberger, Labroise, Emmel und Böhle; die ehemaligen Abgeordneten Blumenthal, Laugel, Dr. Pfleger, Pierson; Universitätsprofessor Dr. E. Müller, Gefängnisgeistlicher Dr. Didio, Dr. Burguburu, Präsident des Straßburger Zentrumsvereins, Dr. Ernst, Präsident des Metzer Zentrumsvereins, Georg Wolf, Präsident der liberalen Partei.

Ueber den Ausgang zu prophezeien, ist schwer. Nur so viel ist sicher, daß das Zentrum seine Stellung schon mit dem ersten Wahlgang sichern muß, sonst steht es beim zweiten dem Großblock gegenüber.

Die bayerische Reichspartei.

Von einem konservativen Protestanten.

Der zweite Kanzler des neuen Reiches, Graf Caprivi, sagte einmal, er sehe sich jedes zu gebende Gesetz darauf hin an, welche Wirkung es auf die Sozialdemokratie ausüben werde. Weil diese goldene Regel von den allermeisten Politikern, die staatserhaltend denken und handeln möchten, vergessen wurde, konnte die Umsturzpartei fortgesetzt mehr Mitglieder gewinnen, so zwar, daß deren Zahl im Laufe des letzten Jahres um 116 524, also auf 836 562 gestiegen ist. Unter dem Schild der Nationalsozialen, Demokraten, Linksliberalen und hinfällig gewordenen Nationalliberalen konnte sie seit der Reichsfinanzreform ruhig und erfolgreich weiterarbeiten, ihre Tageszeitungen auf 81, den „Vorwärts“ auf 157 000 Abonnenten bringen, für die Reichstagswahlen 1'096,167 ℳ ersparen. Um sich die Zukunft zu sichern, läßt sie die „Arbeiterjugend“ erscheinen, deren Leserzahl sich im vorigen Jahre um 20000 vermehrte; das Flugblatt: „Der Kampf um die Arbeiterjugend“ wurde in 1 347 000 Exemplaren verbreitet; demnächst soll eine der Werbung von Parteirekruten besonders dienliche Broschüre unter dem Titel: „Gehörst du zu uns?“ erscheinen.

Gleich beim ersten Auftreten des Linksliberalismus hatten ruhig urteilende Angehörige der nationalliberalen Partei ernste Bedenken; eine Hetze, zu deren Verurteilung kein Ausdruck zu scharf ist, hat die Zahl der Unzufriedenen im Reich riesig anschwellen lassen, die nationalliberale Partei in Deutschland zerrüttet und zwei Vorsitzende der Landespartei in Bayern genötigt, auf ihr Ehrenamt zu verzichten. Angesichts dieses Standes der Dinge ist endlich am 11. Oktober 1911, der Einladung des Freiherrn Wilhelm von Pechmann folgend, eine Anzahl von angesehenen Persön-

lichkeiten aus Bayern zusammengetreten und hat unter dessen Leitung der Verhandlungen die Gründung einer bayerischen Reichspartei beschlossen. Damit soll weniger an die Freikonservative Partei im Reichstag erinnert, als vielmehr an die Entwicklungsgeschichte der neuen Partei angeknüpft werden. Um die Erhaltung und um die Größe und Ehre des gemeinsamen Vaterlandes und um die Bekämpfung des inneren Feindes ist es ihr vor allem zu tun; „in der Zusammenfassung aller Kräfte des Bürgertums zur Ueberwindung seines ausgesprochenen Todfeindes erblickt sie die erste und wichtigste Aufgabe der Gegenwart." Sie will „die Machtmittel des Reichs und die wirtschaftlichen und sittlichen Kräfte des Volkes pflegen und schützen und in unserem öffentlichen Leben die beiden gleich lebenswichtigen Prinzipien der Autorität und der Freiheit mit gleichem Nachdruck zur Geltung bringen." Damit ist der feste Wille einer vorerst kleinen Partei ausgesprochen, zu all den Parteien in freundliche Beziehungen zu treten, welche wie sie die Erhaltung des Reiches — das ist mit Bismarcks Werk gemeint, nicht die Fortsetzung einer unzeitgemäßigen Politik — erstreben, die nicht dessen Bestand, sei es aus Herrschsucht und Ehrgeiz, sei es aus Haß gegen das Zentrum gefährden.

Die Persönlichkeit des Vorsitzenden, Baron Pechmann, der von der Notwendigkeit christlicher und kirchlicher Gesinnung für das öffentliche und für das Privatleben überzeugt ist wie wenige, bietet vollständig ausreichende Bürgschaft gegen das Aufkommen kulturkämpferischer Neigungen, mit denen allerdings die Deutsche Reichspartei belastet war; abgesehen davon würde aber die neue Vereinigung sich selbst aller Hoffnung auf Erfolg ihrer Arbeit berauben, wenn sie nicht auf die Religion, diese sicherste Stütze der gesellschaftlichen Ordnung, den gebührenden Wert legen wollte.

Es ist ein beträchtlicher Gewinn für die Sache des Reiches, daß im Gegensatz zu Bassermann und Casselmann zwei so angesehene ehemalige Führer der nationalliberalen Partei wie Professor Dr. **Geiger** und Direktor **Tafel** den Abfall ihrer ehemaligen politischen Freunde vom nationalen Teile ihres Programms bekunden und in einer gemäßigt konservativen Partei ihre Liebe zum Vaterland betätigen wollen. Freilich, der Sprung zu den Deutschkonservativen ist ihnen zu weit; diese sind, nachdem es dem einstigen Ministerpräsidenten Freiherrn v. Lutz gelungen ist, sie in ihrer idealsten Zeit niederzudrücken, entschiedene Vertreter agrarischer Interessen geworden; wollte die neue Partei sich mit ihnen völlig vereinigen, so blieben die mit der Schwenkung der Nationalliberalen unzufriedenen städtischen Wähler, zumal infolge der unverantwortlichen Verhetzung der städtischen und ländlichen Bevölkerung, für die konservative Richtung verloren.

Auch soll im Gegensatz zu der in Bayern, Hessen, Baden, Elsaß nun einmal unbeliebten preußischen Art auf die süddeutsche Selbständigkeit nicht verzichtet werden. Diejenigen Nationalliberalen, welche mehr den nationalen als den liberalen Teil des früheren Programms betont wissen wollen, rechnen auf den Beitritt der nicht geringen Zahl der politisch bisher Obdachlosen, der Mittelständler und des vaterländisch gesinnten Teiles der Arbeiterschaft nicht vergeblich; wenn der letztere von den Staats- und städtischen Behörden und von allen bürgerlichen Parteien Schutz gegen die empörenden Mißhandlungen seitens der Sozialdemokraten verlangt, so ist dies keine Scharfmacherei, sondern sein gutes Recht. Es dürfte somit der bayerischen und der bald auch in anderen süddeutschen Staaten zu gründenden Reichspartei weniger an Soldaten fehlen, als dem sozialdemokratisch-liberalen Block für manchen Wahlkreis lieb ist.

Obgleich die Deutschkonservativen Bayerns selbständig bleiben, hat doch der „Bayerische Volksfreund" die neue Vereinigung herzlich begrüßt. Und das werden alle tun, die überzeugt sind, daß der Liberalismus seit Jahrzehnten Fehler auf Fehler häufte, und zumeist durch seine Schuld, besonders durch seine Feindschaft gegen das positive Christentum, die Sozialdemokratie so mächtig wurde, wie sie ist, und die in ruhiger Beurteilung der inneren Lage Zusammenstehen und Zusammenarbeiten aller bürgerlichen Parteien für zeitgemäßer und vaterländischer halten als gegenseitige Selbstzerfleischung. Der erste Kanzler des neuen Reiches sagte: „Ich habe Deutschland in den Sattel gesetzt; reiten wird es wohl können." War diese seine Hoffnung nicht trügerisch? Wenn nicht alle bürgerlichen Parteien im Kampf gegen die sozialdemokratisch-liberalen Umsturzbestrebungen das sie Trennende hinter das ihnen Gemeinsame zurückstellen, dann ist sie es gewesen. Nicht nur die Regierenden, auch die Völker waren oft den Aufgaben ernster Zeit nicht gewachsen. Hoffen wir, daß dies für unser Volk nicht zutreffe. Zu viel steht in der Gegenwart auf dem Spiel!

Die Bayerische Reichspartei als Erzieherin.

Vom Herausgeber.

Die „Allgemeine Rundschau" hat im vorausgehenden Artikel einem Teilnehmer an der Gründungsversammlung der neuen Bayerischen Reichspartei das Wort verstattet, ohne dadurch dem selbstverständlichen **politischen Gegensatz**, der die **Zentrumspartei** von vornherein von der neuen **Bayerischen Reichspartei** trennt, irgend etwas zu vergeben. In einer Zeit, da die großen Weltanschauungskämpfe immer mehr zur Konzentrierung in zwei gewaltige Heerlager hindrängen, ist jede weitere Zersplitterung der Kräfte an und für sich von Uebel. Aber in diesem Falle ist die Zersplitterung nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Die Bayerische Reichspartei ist nichts anderes als ein Protest gegen die fortschreitende Radikalisierung des Liberalismus, in specie des sog. Nationalliberalismus, ein Protest gegen die von hervorragenden Parteiführern und Parteiorganen in Bayern und im Reiche offen proklamierte Großblockpolitik, gegen eine von nichts anderem als von blindestem Zentrumshaß diktierte Kapitulation liberaler Staatsraison vor der Umsturzpartei und ihrem Terrorismus.

Insofern die neue Reichspartei dieser die Grundlagen des Staates berührenden Harikiri-Politik in den Weg tritt und bei entsprechendem Erfolg die Aussicht auf eine Gesundung unserer verworrenen Verhältnisse wenigstens in dieser Richtung eröffnet, wäre die Neugründung vom Standpunkte staatserhaltender Politik nur zu begrüßen. Aber niemand wird die Zentrumspartei für so kurzsichtig halten, daß sie eine neue Partei, die unter der Herrschaft des allgemeinen gleichen Wahlrechts für Reichstag und Landtag ihre ziffermäßige Stärke erst noch zu erweisen hat, irgendwie als einen mitbestimmenden Faktor in ihr parteipolitisches Kalkül einstellen würde.

Das Zentrum ist sich nur zu sehr bewußt, daß es in den nächsten Wahlkämpfen mehr als je auf seine eigene Kraft angewiesen sein wird. Für unsere Wahlpolitik und Wahltaktik ist daher die neue Partei ohne jede Bedeutung. Wir machen uns nicht einmal die geringste Illusion darüber, daß im Ernstfalle auch an diesem neuen Parteigebilde der Evangelische Bund sein Machtgebot versuchen würde. Die Frage, wie sich das Zentrum zu der neuen Partei stellen werde, ist daher vorderhand eine völlig müßige. Das Gebaren eines Münchener liberalen Blattes, das durch outrierte Fragen nach der Wirkung auf das — — Zentrum die Aufmerksamkeit seiner Leser abzulenken versuchte, erinnert direkt — sit venia verbo — an den „dummen August" im Zirkus.

Daß das Programm der Reichspartei sich jeder Betonung der christlichen Grundlagen des Staates enthält, obgleich der Hauptführer der neuen Partei notorisch auf bekenntnistreuem evangelischem Boden steht, zeigt an, daß heterogene Elemente einen Zusammenklang auf diesem wichtigsten Gebiete unmöglich machten. **Erfreulich** ist es jedoch, namentlich auch vom Standpunkte der „Allgemeinen Rundschau", daß — gemäß den von Freiherrn von Pechmann und auch von anderen Gründungsmitgliedern stets mit Nachdruck vertretenen Bestrebungen — als wichtiger Programmpunkt der Satz aufgenommen wurde: „Unterstützung aller Bemühungen um die physische und sittliche Gesundheit der Nation, **Unterdrückung der Schädlinge, welche aus der Verbreitung von Zucht- und Schamlosigkeit ein Geschäft machen.**"

Im übrigen ist, soweit nicht etwa wegschwimmende Felle der Sozialdemokratie in Betracht kommen sollten, **einzig und allein der Liberalismus** bei der Neugründung **interessiert**, denn nur aus seinem Leder kann die neue Partei ihre Riemen schneiden. In der Gründungsversammlung trug daher der **Nationalliberalismus** fast ausschließlich die Kosten der Unterhaltung. Aeußerst lehrreich ist, was in Nr. 286 vom 14. Oktober die „Augsburger Abendzeitung" darüber berichtet, welche, wenn sie auch, ebensowenig wie einstweilen die „Allgemeine Zeitung", nicht als das Organ der neuen Partei angesprochen werden kann, jedenfalls gute Nachbarschaft halten wird:

„In der Debatte waren von besonderem Interesse die vielfachen Aeußerungen über die nationalliberale Partei, der eine Reihe der Herren früher selbst angehört hat, die bei der Gründung der Bayerischen Reichspartei sich beteiligten. Es wurde von verschiedenen dieser Herren hervorgehoben, daß es ihnen sehr schwer falle, sich von der nationalliberalen Partei zu trennen, daß sie aber **unmöglich die veränderte Politik** mitmachen könnten, **mit welcher sich die Partei unter Bassermanns Führung von ihren alten Traditionen und von ihrer** geschicht-

lichen Mission gleich weit entfernt habe. Von Vorstellungen, und seien sie noch so eindringlich, sei, wie die Erfahrung der letzteren Jahre zeuge, nichts mehr zu hoffen. Wenn irgend etwas noch eine Rückkehr auf die alte Bahn bewirken könnte, so meinten sie, sei dies nur eine Sezession im größeren Stil. Sollten sich die Nationalliberalen dadurch eines Besseren belehren lassen, so wäre nichts selbstverständlicher als die Wiederherstellung der engen freundschaftlichen Beziehungen, welche die Reichspartei und die Nationalliberalen früher stets verbunden haben".

Das Hauptorgan des bayerischen Neuliberalismus, die „Münchner Neuesten Nachrichten", die großspurige, immer nur im Namen der ganzen Nation sprechende „Wacht an der deutschen Südmark" glaubte unter dem ersten Eindruck die neue Partei mit ein paar wegwerfenden Redensarten beiseite schieben zu können. Dieselbe kränkende Mißachtung trat in der ersten Verlautbarung der „Liberalen Landtags-Korrespondenz" zutage. Aber schon nach 24 Stunden konnte das liberale Hauptorgan seine Beklommenheit angesichts der drohenden Verwirrung in der Wählerschaft nicht länger verbergen. Auch die ganze Bedeutung der Tatsache, daß die beiden verflossenen Vorsitzenden der nationalliberalen Landespartei zu den Gründern der neuen Partei gehören, ist ihr zum Bewußtsein gekommen. Mit leicht erkennbarer Adresse wird nun das Klagelied angestimmt: „Wie hoch muß der Grad der Enttäuschung und Verärgerung sein, wenn man sich entschließt, durch eine aussichtslose Neugründung die bereits bestehenden Schwierigkeiten noch zu erhöhen."

Alle Welt weiß, daß gerade die „Münchner Neuesten Nachrichten" schon seit Jahren dem Großblock in Bayern vorgearbeitet und ein liberal-sozialistisches Bündnis auf der ganzen Linie als einzige Rettung vor der sogenannten „Zentrumsherrschaft" (lies: Gefahr der Abbröckelung des immer noch herrschenden Personalienliberalismus durch die Zentrumsmehrheit im Landtage) gepriesen haben. Es wirkt daher geradezu komisch, wenn selbst dieses Blatt in seiner Bestürzung über die neue Partei jetzt schlankweg erklärt, sein Name sei Hase, es wisse nichts von einem geplanten Großblock in Bayern. Alldieweil das Blatt in der angenehmen Lage ist, fast auf allen Gebieten über zwei grundverschiedene Seelen zu verfügen, von denen je nach Bedarf bald die positive, bald die negative in Aktion tritt, scheint es diesmal eine längst verabschiedete Seele provisorisch reaktiviert zu haben, jedenfalls nicht zur Freude des enragierten Großblockpropheten Müller-Hof (Meiningen). Gleichzeitig wird bereits die Auflösung der Arbeitsgemeinschaft der Gruppen von links und rechts in Erwägung gezogen („M. N. N.", Nr. 483).

Die erzieherische Wirkung der neuen Partei scheint sich also schon Hals über Kopf einstellen zu wollen. Die „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 286) überraschte ihre Zeitgenossen schon am 14. Oktober mit der Versicherung: „Wenn je innerhalb der bayerischen Nationalliberalen Landespartei Großblockneigungen bestanden haben, so ist das eine überwundene Regung, insbesondere soweit der Landesausschuß in Betracht kommt." Die aus Verdruß über eben diese Großblockneigungen und über die ganze Linksschwenkung des Nationalliberalismus nacheinander zurückgetretenen beiden letzten Vorsitzenden der Landespartei scheinen darüber wesentlich anderer Ansicht gewesen zu sein. Das Zentrum kann die weitere Entwicklung mit größter Gelassenheit abwarten, denn daß ihm ein Schaden daraus erwächst, ist ausgeschlossen.

Briefe aus Oesterreich.

Zum sozialdemokratischen Mordanschlag auf den österreichischen Justizminister. — Ein merkwürdiger Justizirrtum.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Die sozialdemokratische Presse ist fleißig an der Arbeit, den Mordbuben Njegus von den Rockschößen ihrer Partei abzuschütteln, und findet in der bürgerlichen Judenpresse emsige Mitarbeiter. Demgegenüber seien einige Tatsachen festgestellt.

Njegus war nicht nur organisierter Genosse, sondern auch eifriger Mitarbeiter sozialdemokratischer Zeitungen, und gab sich alle Mühe, in Sebenico eine sozialdemokratische Partei zu gründen. Zu dem Zwecke wurde auch von der Parteileitung in Wien der Sekretär des sozialdemokratischen Holzarbeiterverbandes Paulin nach Dalmatien, beziehungsweise nach Sebenico geschickt, wo er mit Njegus natürlich bekannt wurde. Dieser kam dann anfangs Oktober nach Wien, und Paulin erhielt Urlaub von seinem Amte, um Njegus mit Wien, bekannt zu machen. Das deutet doch darauf hin, daß man in den Kreisen der Parteileitung den Genossen Njegus für einen hervorragenden Parteimann hielt. Paulin hat dem Attentäter Eintritt ins Parlament verschafft und ihm den Justizminister gezeigt, und als dann Njegus schoß, hat er auch nicht das Geringste getan, ihn am weiteren Schießen zu hindern.

Abgeordneter Hillebrand bezeichnete es in der „Arbeiterzeitung" und in der Sitzung des Abgeordnetenhauses zwar als Lüge, daß er nach dem Mordanschlag gesagt haben solle: „So ist's recht, so haben wir es wollen" — aber die freisinnigen Abgeordneten Luksch, Nagele, Seidel, Strzischka und Wedra erklärten sich bereit zu beeiden, daß Hillebrand mit diesen Worten den Mordanschlag quittiert habe. Und in der Sitzung am 11. Oktober erklärte der freisinnige Abgeordnete Hummer: „Als hier im Hause der Schuß fiel, hatten die Sozialdemokraten noch nicht die Parole ausgegeben, den Attentäter von ihren Rockschößen abzuschütteln. Als Redner unmittelbar nach dem Attentat den sozialdemokratischen Abgeordneten Winarski fragte, was denn geschehen sei, erwiderte er: „Das ist die Antwort auf eure Schurkerei." Hummer hatte also wohl nicht so unrecht, als er behauptete, es bestehe ein Kausalnexus zwischen den Reden der Sozialdemokraten und den Schüssen des Njegus.

Es mußte auch sehr auffallen, daß in der Sitzung am 5. Oktober so viele Genossen aus dem Bezirke Schuhmeiers, Ottakring, wo am 17. September die Revolutionäre am wildesten gehaust hatten, sich auf der Galerie befanden. Niemand von diesen fiel dem Njegus in den Arm, man ließ ihn ungestört fünfmal zielen und schießen. Dagegen erschollen dort Rufe: „Hoch Schuhmeier! So wird es euch allen ergehen, ihr Hunde!" Schuhmeier hatte kurz vorher seines Freundes Adlers Rede mit dem Rufe unterbrochen: „Der Weg an die Laterne ist gewiesen", was wohl seine Ottakringer zu dem Hoch begeistert hatte.

Eine gute Abfuhr bereitete der Justizminister Dr. v. Hochenburger den Sozialdemokraten in der Sitzung am 10. Oktober. Er wies die Beschimpfungen des Richterstandes mit aller Entschiedenheit zurück. Man könnte es ja verstehen, daß die sozialdemokratischen Führer sich von der Schuld an den revolutionären Ausschreitungen reinzuwaschen suchten, aber die Uebeltäter des 17. September (blutiger Sonntag) seien von ihren Führern irregeführt worden, und die Urheber der Unruhen hätten sich in gewohnter Tapferkeit zu drücken verstanden. Mit der Einschüchterung, durch Gewalttaten hätten die Sozialdemokraten die freie Meinung der Bevölkerung unterjocht, und jetzt wollten sie auch die unabhängigen Richter unter ihre Meinung zwängen. Eine Klassenjustiz in Oesterreich gebe es nicht. Die einzige Justiz, welche diese Bezeichnung verdiene, sei jene, welche seitens der sozialdemokratischen Partei an allen geübt werde, welche sich nicht zu ihr bekennen. Es ist bezeichnend, daß diese tapferen Worte in der gesamten Judenpresse ohne Anerkennung verzeichnet wurden.

Um einem Mißverständnisse vorzubeugen, welches aus dem Schlusse meines Aufsatzes in Nummer 41 der „Allgemeinen Rundschau" entstehen könnte, sei festgestellt, daß im Augenblicke des Attentates der Vizepräsident Jukel (christlichsozial) die Verhandlungen leitete. Dieser setzte den Alarmapparat in Bewegung, auf dessen Ton hin alle Türen des Reichsratsgebäudes geschlossen werden, und verließ dann die Tribüne. Der Ministerpräsident verlangte vom Präsidenten Dr. Sylvester die Fortsetzung der Sitzung, worauf dieser nicht einging. Nach der „Neuen Freien Presse" sollen daraus Unstimmigkeiten zwischen den beiden entstanden sein.

* * *

Nach der Wahlniederlage der Christlichsozialen in Wien hatte ein angesehener katholischer Hof- und Gerichtsadvokat in einem Ministerium zu tun; er war dort Zeuge, wie ein k. k. Hofrat, als ein christlichsozialer Abgeordneter gerade vorbeiging, ausrief: „Gott sei Dank, daß man gegen diese Schwarzen nicht mehr höflich zu sein braucht." Dieser in den oberen Regionen des Bureaukratismus gegen die kaisertreue Partei der Christlichsozialen herrschende Geist gibt vielleicht den Schlüssel zu einem Vorkommnis, welches augenblicklich in Oberösterreich das größte Aufsehen erregt. In diesem rein deutschen und ganz katholischen Lande mit christlichsozialer Landtagsmehrheit und einem Priester als Landeshauptmann (Chef der autonomen Landesverwaltung) wurde vor mehreren Jahren auch ein katholischer Lehrerverein gegründet, der sich natürlich der

erbittertsten Feindschaft der liberalen, deutschfreisinnigen und sozialdemokratischen Lehrerschaft erfreute. Einer der Führer der katholischen Lehrerschaft ist der Bezirksschulinspektor Huber, welcher seinerzeit die Schule in Ostermiething inspizierte und dabei in einen Wortstreit mit dem Lehrer Fürböck geriet. Dieser Inspektion wohnte als beigezogene Amtsperson der Obmann des Ortsschulrates Kraller, ein Landwirt, bei. Es kam zwischen den beiden Lehrpersonen zu einem Ehrenbeleidigungsprozeß, in welchem Kraller bezeugen sollte, ob Inspektor Huber den Lehrer angeschrien habe.

Kraller sagte unter Eid aus, der Bezirksschulinspektor habe in der Erregung wohl laut gesprochen, aber nicht geschrien. Da zwei andere Zeugen aussagten, auf eine Entfernung von 60 Schritten — bei offenem Schulfenster — die Stimme des Inspektors noch gehört zu haben, so stellte der Staatsanwalt gegen Kraller den Strafantrag wegen Betrug durch eine wissentlich falsche Zeugenaussage, also wegen Meineids; denn nur bei Schreien könne man die Stimme so weit hören. Es kam zur Strafverhandlung gegen Kraller, welcher verlangte, es solle ein Lokalaugenschein vorgenommen werden, denn auf dem Lande könne man auch auf diese Entfernung noch lautes Sprechen hören. Die Richter lehnten diesen Antrag ab und verurteilten den unbescholtenen Ehrenmann Kraller zu sechs Monaten Kerker, in Deutschland: Zuchthaus.

Bei dieser Strafverhandlung beschuldigte der k. k. Staatsanwalt Schwelle den k. k. Bezirksschulinspektor Huber — also ein Beamter den anderen — der falschen Zeugenaussage. Selbstverständlich legte Kraller Revision gegen das Urteil ein, welches aber vom Obersten Gerichtshofe bestätigt wurde. Wenn die Kaiserliche Gnade nicht angerufen wird, muß also ein bisher unbescholtener Ehrenmann ins Zuchthaus, weil Richter und Zeuge verschiedener Ansicht über Lautsprechen und Schreien waren. Selbst die sozialdemokratische „Wahrheit" in Linz nennt die Verurteilung einen Justizirrtum; das christlich-soziale „Linzer Volksblatt" erhebt gegen alle beteiligten Richter den Vorwurf, daß sie nicht mit der nötigen Sorgfalt vorgegangen seien, wirft dem Staatsanwalt „freche Verdächtigung" des Zeugen Huber vor, offenbar um die Staatsanwaltschaft zu zwingen, dem Redakteur den Prozeß zu machen, denn dann könnte der ganze skandalöse Fall klargelegt werden vor den Richtern aus dem Volke. Die Klagebehörde schweigt aber und läßt die scharfen Vorwürfe auf der Justiz sitzen.

Wolkenpanorama.

Es war ein Bild von feinstem Kolorit,
Das farbenprächtig sich dem Auge bot,
Und wundersam in Farbe, Form und Schnitt
Stieg es empor aus weichem Abendrot.
Gott selber nahm den Pinsel in die Hand,
— Die Himmel fühlten seines Odems Weh'n —
Und schrieb mit Goldschrift an die Wolkenwand:
„Es soll der Tag in Schönheit untergeh'n!" —
Und rosig überhaucht vom Abendstrahl,
Wie hingezaubert stand im Wolkenflor
Die hehre Felsenburg des heil'gen Gral
Mit gold'nen Zinnen, Mauerwall und Tor.
Kristall'nes Licht durchflutete den Raum,
Und glanzumsprüht auf hohem Altarstein
Hob eines Kelches bunter Strahlenschein
Sein leuchtend Rund vom lichten Himmelssaum. —
In sel'gem Schau'n stand ich am Bergesrand
Und sah gen Westen, wo die Glut zerrann
Und eine goldumsäumte Wolkenwand
Das Zauberbild mit weichem Flor umspann. —
Und meine Seele schwebte wie im Traum,
Von wundersamem Himmelsglanz umloht,
Auf weichem Fittich über Zeit und Raum
Der Wolke gleich im lichten Abendrot. —

Josefine Moos.

Prinz Ludwig von Bayern über mitteleuropäische Wirtschaftsprobleme.

Der Mitteleuropäische Wirtschaftsverein hat am 14. Oktober unter dem Vorsitz des Herzogs Ernst Günther von Schleswig-Holstein in München getagt. Bei der Festtafel hielt der bayerische Thronfolger Prinz Ludwig eine bemerkenswerte Rede, die den erneuten Beweis liefert, mit welch gründlicher Sachkenntnis der künftige Herrscher des zweitgrößten deutschen Bundesstaates auf allen Gebieten des modernen Verkehrs- und Wirtschaftslebens sich betätigt. Wie erst kürzlich bei der Jahresversammlung des Deutschen Museums, so stand auch diesmal die Person des Prinzen im Vordergrund des Interesses. Prinz Ludwig führte u. a. aus:

In der Tat ist es ein schöner Gedanke, daß die Länder Zentraleuropas, die ja so viel Berührungspunkte miteinander haben, und die jetzt Gott sei Dank in Freundschaft miteinander leben, auch wirtschaftlich in engere Verbindung miteinander gebracht werden sollen. Die Aelteren von Ihnen werden sich erinnern, daß wir einmal gar nicht weit entfernt waren von einem mitteleuropäischen Bund. Das war in der Zeit des alten deutschen Bundes vor mehr als 50 Jahren. Da sollte das damals einheitsstaatliche Oesterreich in den Zollverein einverleibt werden. Es hat nicht sollen sein, wie so vieles andere. Und dann kommt eine andere Zeit, die auch politisch hoch interessant ist, und durch die eine solche Einigung nahezu unmöglich geworden ist. Das ist das glorreiche Jahr 1870, nicht wegen des glorreichen Krieges, sondern wegen der damals herrschenden freihändlerischen Theorien, die gerade den Minister Delbrück, den Führer in dieser Richtung, veranlaßt haben, wie er glaubte, zum großen Vorteil des neu gegründeten Reiches, in den deutsch-französischen Friedensvertrag die Meistbegünstigungsklausel hineinzunehmen. Und an der Meistbegünstigungsklausel scheitern alle unsere Bestrebungen; denn sobald wir anderen Staaten etwas zukommen lassen wollten, steht die Meistbegünstigungsklausel vor uns. Diese ist einfach nicht zu beseitigen, nur allenfalls durch Katastrophen, die wir gewiß nicht wünschen. Was bleibt also übrig, als sich darein zu finden.

Da wurde mit Recht auf die Schiffahrt auf den uns mit den Nachbarstaaten verbindenden Flüssen hingewiesen, und zwar speziell auf die Donau. Die Donau hat ja bekanntermaßen keinen sehr großen Verkehr, aber was nicht ist, das kann noch werden. Es ist doch eine sehr merkwürdige Tatsache, daß von der untersten Donau und vom Schwarzen Meere Produkte, die doch ihren natürlichen Verkehr den Donaulauf hinauf nach dem mittleren Deutschland haben würden, insbesondere das Getreide, um ganz Europa herumgeführt werden und dann den Rhein hinauf nach Deutschland gelangen. Ich gebe zu, daß der Rhein ein viel besser ausgebauter und dem Verkehr günstigerer Fluß ist als die Donau, aber gar so schlecht ist die Donau auch nicht, wie wir in der heutigen Versammlung gehört haben. Denken Sie, wie es in diesem Jahre war. Mit Ausnahme des Rheins, der ja in jeder Hinsicht begünstigt ist — denn der Rhein bezieht seine Wässer von den Gletschern und von dem Mittelgebirge, er hat ferner den schönen großen Bodensee als Stauweiher; die Donau dagegen hat von den Gletschern erst Wasser, wenn der Inn einmündet, und wenn sie das Reich verläßt — also mit Ausnahme des Rheins hat die Donau immer noch mehr leisten können als die anderen großen deutschen Flüsse. War doch in diesem Jahre auf der Weser der Verkehr nahezu eingestellt gewesen, und auf der Elbe und Oder war es eigentlich nicht viel besser. Da ich nun gerade von den anderen Flüssen spreche, möchte ich noch besonders auf die Bedeutung der Elbe hinweisen. Sie ist es, die unserer Nachbar-Monarchie, insbesondere Böhmen mit seiner intensiven Industrie, den Anschluß an die Nordsee vermittelt, und durch die Oesterreich einen bedeutenden Anteil an dem Handel, allerdings nicht unter österreichischer Flagge, aber doch für seine Produkte nach der Nordsee und damit nach dem Atlantischen Ozean hat. Im Westen haben wir ja unseren besten und schönsten Fluß, aber er hat einen großen Fehler, er entspringt, ebensowenig wie er in solchen einmündet, nicht auf deutschem Boden, und der große Verkehr geht durch die Häfen Hollands und Belgiens: und von diesen Staaten ist allein Belgien im mitteleuropäischen Wirtschaftsverein vertreten.

Den drei großen Häfen des Rheingebiets, Antwerpen, Rotterdam und Amsterdam, folgt weiter nach Osten Bremen. Dem fehlt aber das Hinterland, und dieser Hafen soll daher Anschluß erhalten durch die Verbindung von Weser und Main. Wenn das erreicht wird, dann ist Bremen der nächste Hafen auf deutschem Gebiet, der die Verbindung vom Binnenland an das Meer bildet. Die Elbe ist begünstigt, weil sie einerseits tief nach Böhmen hineinreicht und anderseits ihre Seitengewässer bis an die russische Grenze erstreckt. Und das ist mit ein Grund, warum Hamburg, obwohl der Westen Deutschlands, der durch seinen großen Handel und durch seine Industrie ausgezeichnet ist, also Rheinland und Westfalen, nicht nach Hamburg gravitiert, zu einer so großen Blüte gelangt ist.

Wir im südlichen Teil haben leider nur die Donau, und da wünschen wir recht sehr, daß der Mitteleuropäische Wirtschaftsverein im Einklang mit unserem österreichischen Nachbarstaat dahin wirken möge, daß auf der Donau wieder ein großer Verkehr aufkomme. Es liegen ja bedeutende Handelsplätze an ihr, so die aufblühende Hauptstadt Ungarns, die einen kolossalen Verkehr hat, und dann weiter aufwärts die schöne Kaiserstadt Wien. Diese liegt ja eigentlich nicht an der Donau, sondern an dem Donaukanal, und alle Bestrebungen, sie dahin zu bringen, sind nur teilweise geglückt. Wir wollen hoffen, daß Wien auch einmal den vollen Verkehr von der Donau haben möge und daß von Wien und dann auch von Budapest bis ins Herz Bayerns Handel und Verkehr gehen mögen.

Wir haben mit Freuden gehört, daß die deutsche Industrie jetzt immer mehr die Donau benützt und ihre kostbaren wertvollen Waren abwärts auf ihr führt. Es war die Rede davon, daß die Donau bei ihren verschiedenen Ufern, Tiefen und reißenden Stellen verschiedene Schiffstypen braucht. Das trifft aber auch bei anderen Flüssen zu, und es kommt auch viel weniger darauf an, denn die Schleppschiffe kann man ja von Station zu Station wechseln. Die Hauptsache ist, daß die Lastschiffe hinaufbefördert werden können. Und da gibt es viele Möglichkeiten. Wenn die Flüsse

zu reißend sind, sodaß die Dampfschiffe nicht heraufkommen können, dann geht's mit der Kette. Und das möchte ich besonders den Ungarn empfehlen, wenn sie sagen, am Eisernen Tor sei der Strom zu reißend. Mit der Kette werden sie ihn überwinden. Nun kommt die obere Donau, und da muß ich den Regensburgern mein Kompliment machen für die großzügige Auffassung, die sie heute geäußert haben. Wenn da gesagt worden ist, es sei den Regensburgern ganz recht, wenn man nicht weiter hinaufkönne, so haben Sie gehört, daß die Regensburger bereit sind, sogar eigene Schlepper zu stellen, damit man durch die Brücke hindurchkommt. Mehr kann man nicht verlangen. Die Regensburger sind auch nicht so kleinlich, zu wünschen, daß es in Regensburg Schluß mit der Donau sein solle, sondern sie sagen: Je weiter hinauf, desto besser! Und das wird, wie ich glaube, auch den Regensburgern zunutze kommen. Ich habe von der Donau etwas ausführlicher gesprochen, weil sie mich besonders interessiert.

Das ist nur ein kleiner Teil von dem, wofür Sie arbeiten wollen. Sie haben gehört: mit großen Mitteln ist da nichts zu machen. Nun, dann wollen wir mit kleinen Mitteln arbeiten. Wir wollen die handelspolitische Freundschaft ausdehnen, so weit es eben möglich ist, und wollen vor allen Dingen auch dafür sorgen, daß die unvermeidlichen Plackereien an der Grenze möglichst beseitigt werden. Es ist ja darin schon sehr viel geschehen. Ich wünsche, daß es Ihnen mit Ihren Bestrebungen so gehen möge, wie den Automobilisten, die ja früher viel angefeindet wurden, und die jetzt Vorteile genießen, die meiner Ansicht nach unverdient sind (Heiterkeit); denn es ist doch eine eigentümliche Erscheinung, wenn die Automobilisten verlangen, daß die Städte, Märkte usw. sie ohne Zoll durchlassen sollen, während andere Wagen, auch die der ärmsten Bauern, die unbedingt durch müssen, den Zoll zahlen. Ich gratuliere den Automobilisten, daß es ihnen gelungen ist. Wenn auch Sie das erreichen wollen, so sorgen Sie dafür, daß alle diese städtischen Mauten aufhören. Machen Sie dem Verkehr die Gasse auf, beschränken Sie sich aber nicht auf die Automobilisten, sondern lassen Sie alle davon profitieren. Ich wünsche, daß alle davon profitieren mögen, und daß alle, nicht nur die Deutschen allein, sondern auch die Mitverbündeten in diesem Mitteleuropäischen Wirtschaftsverein Erfolg haben, und daß die darin verbundenen Länder stark und kräftig sein mögen.

Vom Dreibund des Liberalismus und Sozialismus mit der „allmächtigen Freimaurerei"

plaudert der Pariser Korrespondent der „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 478 vom 12. Oktober 1911) Einiges aus der Schule, das den Materialien zur Zeitgeschichte einverleibt zu werden verdient. Der Korrespondent knüpft an den Parteitag der Radikalen in Nimes an, der die Beziehungen zu den Sozialisten endgültig abgebrochen und den Antiklerikalismus einstweilen in den Hintergrund gerückt habe. Dann heißt es wörtlich weiter:

„Wie aber die Dinge in Frankreich liegen, bei dem engen Zusammenhang zwischen den Parteien der Linken und der **allmächtigen Freimaurerei**, bei den sehr nahen Zusammenhängen anderseits zwischen Freimaurerei und Sozialismus — die bei dem kürzlich abgehaltenen Konvent im Grand Orient besonders deutlich zutage kamen —, ist es schwer zu glauben, daß der heute unverkennbare Ruck nach rechts lange andauern wird.

„Rechts" bedeutet hierbei keineswegs Reaktion, sondern einfach Aufrechterhaltung der Ordnung, Verhinderung der revolutionären Zersetzung aller Verwaltungsgebiete, Respekt vor dem Heere, vor dem Vaterland und vor dem Gesetz. In den Augen der Sozialisten freilich ist dies ja Reaktion. Unter dem Einfluß der Ereignisse in der auswärtigen Politik besinnt sich die herrschende Partei jetzt auf die wichtigsten und doch zugleich selbstverständlichsten Grundlagen des öffentlichen Lebens.

Vermutlich wird man sich, sobald die Gefahr wieder ganz vorüber ist, mit einiger Beschämung darauf besinnen, daß die wahren Ueberlieferungen der radikalen und sozialistisch-radikalen Lehre — wie der bekanntlich in Frankreich **vor allem und genau genommen ausschließlich politisch organisierten Freimaurerei** — zu den Nachbarn links, den Sozialisten, hinüberweisen."

Selbstredend ist hier „nur" von Frankreich und seiner „ausschließlich politisch organisierten Freimaurerei" samt ihren Bundesgenossen die Rede. Aber die revolutionären Umwälzungen und Zuckungen, die in der neuesten Zeit halb Europa in Mitleidenschaft zogen und selbst in Berlin (Moabit) und jüngst in Wien wetterleuchteten, ließen den Zusammenhang mit der internationalen Organisation der „allmächtigen Freimaurerei" mit brutaler Deutlichkeit erkennen.

In Deutschland hat man sich daran gewöhnt, die Freimaurerei mehr oder minder „harmlos" zu nehmen, obwohl auch bei uns alle Welt von dem mächtigen Einfluß der Loge vornehmlich auf dem Gebiete der Presse, aber auch bei Stellenvergebungen und Vorrückungen überzeugt ist. In Wahrheit ist der Einfluß der deutschen Freimaurerei ein weit größerer und unheilvollerer. Wer in die Zusammenhänge der modernen und modernsten Literatur und Bühne mit ihren alle Begriffe umwertenden Tendenzen einen etwas tieferen Einblick hat, erkennt auch hier unschwer die Fäden der „allmächtigen Freimaurerei". Und zwar reichen diese Fäden auch bei uns nicht nur bis ins liberal-radikale, sondern auch ins sozialistische Lager hinein, wie gelegentliche Verbrüderungen auch in den Feuilletonspalten sozialdemokratischer Blätter nur zu klar erkennen lassen.

Auf politischem Gebiete hat die internationale Freimaurerei ein einziges Mal in den letzten Jahren auch in Deutschland ihre Batterien demaskiert — damals aber um so gründlicher. Es war gelegentlich des Ferrer-Rummels, der seine Wellen tief bis in die Heimat des „deutschen Michels" schlug und unmittelbar vor unseren Augen und Ohren Drohungen und Eindeutigkeiten wagte, die bis dahin in deutschen Landen unerhört gewesen waren. Daß die Ordre de bateille damals von der internationalen Freimaurerei ausging, ist urkundlich festgelegt und niemals ernstlich bestritten worden. Heute würden viele, welche die turbulenten Demonstrationen zu Ehren eines blutrünstigen spanischen Anarchisten mitmachten, sich dieser Teilnahme schämen, wenn sie daran erinnert würden. Aber daß die Drähte in der international organisierten Freimaurerei zusammenliefen, ist eine Tatsache, die nicht oft genug ins Gedächtnis zurückgerufen werden kann.

Der furiose Antiklerikalismus, der in den verschiedensten Erscheinungsformen, gesteigert bis zu der gewalttätigsten Barbarei spanischer und portugiesischer Bluthunde, durch ganz Europa rast, ist ein Werk der Freimaurerei. Erst heute früh las man in einem linksliberalen Blatte („Münchner Neueste Nachrichten", Nr. 482 vom 14. Okt.) eine Nachricht, die Bände spricht: „Die nach dem Norden gesandten Carbonari sind von der Regierung (!) zurückgerufen worden." Von derselben Regierung, die soeben erst durch eine offizielle Parole alle Volksleidenschaften gegen die „8000 Priester in Portugal" entfesselte! Als Grund der Rückberufung der Carbonari ist angegeben, daß „dieser revolutionäre Geheimbund" durch seine „Umtriebe" und seine „Schreckensherrschaft" jede Versöhnung der Gegensätze in der portugiesischen Nation unmöglich mache. Tags zuvor war an anderen Stellen berichtet worden, daß das Kloster Almada von 70 „Banditen" (Carbonari) überfallen worden sei, die große Verwüstungen angerichtet, die Heiligenbilder ins Meer geworfen und in der alten, wertvollen Bibliothek furchtbar gehaust hätten. Also eine Schreckensherrschaft wie nach der Hinrichtung Ferrers in Barcelona! Aber die Freimaurerei der ganzen Welt, auch die deutsche, hat, von fast der gesamten liberalen wie von der radikalen und sozialdemokratischen Presse unterstützt, den Banditen in Barcelona ihre moralische Unterstützung geliehen. Auch die bei der gewaltsamen Einführung der Republik in Portugal gegen Kirchen und Klöster, Geistliche, Mönche und Nonnen verübten Schandtaten wurden von derselben Presse beschönigt oder totgeschwiegen.

Der Unterschied zwischen den romanischen und germanischen Ländern ist nur der, daß in den germanischen Ländern die Saat noch nicht reif ist, und daß die Methoden den Umständen angepaßt werden. Mancher deutsche Freimaurer ist sich vielleicht selbst nicht klar darüber, daß er im Grunde genommen für die Greuel romanischer Berserker bis zu einem gewissen Grade moralisch mitverantwortlich ist. Uebrigens wird in zahlreichen „freigeistigen" Organen, mit denen heute unter Aufwendung gewaltiger Geldmittel (woher stammen sie?) deutsche Bürger und Arbeiter in den Städten überschwemmt werden, gegen alles, was mit der Kirche zusammenhängt, heute bereits eine Sprache geführt, die sich von den Blutrünstigkeiten romanischer Vandalen nur durch die theoretische Form unterscheidet. Auch für Deutschland gilt der gefährliche Grundcharakter der „allmächtigen Freimaurerei", solange die deutsche Freimaurerei mit ihren nahezu 60000 Anhängern aus höheren Gesellschaftsschichten sich und ihre Mitglieder in ein lichtscheues Geheimnis hüllt, und so lange sie an dem Bande festhält, das sie mit dem Großorient und mit der ganzen internationalen Brüderschaft verknüpft.

Franz Borchardt.

„Die Religion der Urne."

I.

Im Lichte ihrer Geschichte.

Von Justinian Maag, Weißenburg i. B.

Es war im Dezember des Jahres 1869, am selben Tage und zur selben Stunde, als Pius IX. an der Spitze von etwa 700 Bischöfen und Prälaten des katholischen Erdkreises das vatikanische Konzil eröffnete, da traten in Neapel nahezu ebensoviele Abgeordnete der verschiedenen Freimaurerlogen der Welt, selbst aus Asien und Amerika, zu einer Tagung zusammen, die den Charakter einer Gegendemonstration gegen das Konzil deutlich an der Stirne trug. Die wütendsten, mit rohen Ausfällen gegen die Kirche gespickten Reden wurden hinausgeschmettert, bis schließlich durch die Intervention der Polizei den Maurern das tolle Handwerk gelegt ward.

Hier in Neapel resolutionierte man mit der verpflichtenden Kraft für sämtliche Kongreßteilnehmer, „mit allen zu Gebote stehenden Mitteln, revolutionäre Gewalt nicht ausgeschlossen, an der schleunigen und radikalen Ausrottung des Katholizismus zu arbeiten." Als wirksamstes Mittel zur Realisierung dieses Zweckes gaben sie die Losung aus: man solle überall mit Hochdruck daran arbeiten, einen Riß in den altehrwürdigen Christenbrauch des Begrabens in geweihter Erde zu machen und dafür die altheidnische Sitte der Leichenverbrennung zu rehabilitieren.

Damit war das Signal gegeben zu einer intensiven Agitation des internationalen Freimaurertums, welche der Religion des Kreuzes eine „Religion der Urne" entgegensetzen soll. In dem ausgesprochenen Bestreben, der neuen Religion „einen allgemeinen kosmopolitischen Charakter" zu sichern, wie ihn die Kirche besitzt, welche die Feuerbestattung bekämpft, sucht die Bewegung mit fieberhafter Tätigkeit in allen Ländern einzubrechen und sich gesetzliche Sanktion zu erwirken. Als namhaften Erfolg ihrer Sache konnte sie es kürzlich buchen, daß der größte deutsche Bundesstaat, Preußen, die fakultative Leichenverbrennung, die offenbar nur eine Station auf dem Wege zur obligatorischen Einführung derselben darstellt, innerhalb seines Territoriums zugelassen hat. Bekanntlich gelangte das fragliche Gesetz im Abgeordnetenhause mit 2 Stimmen und im Herrenhause mit 6 Stimmen-Mehrheit zur Annahme. Also eine Zufallsmehrheit! Aber das ganze Gesetz ist kein Zufall, sondern ein planmäßiges, schwächliches Zugeständnis an die christentumsfeindliche Richtung in unserem Vaterlande, wie das Kardinal Fischer-Köln warnend betonte.

Die Leichenverbrennung, oder um den neuerdings geprägten Verlegenheitsausdruck „Feuerbestattung" zu gebrauchen — übrigens eine logisch fehlerhafte Bezeichnung, da man von „Bestattung" nur reden kann, wenn einer eine „Stätte" findet — hat ihre Geschichte in alter und in neuer Zeit.

Forschen wir in den Annalen der vergangenen Jahrtausende nach ihrem Verhalten gegenüber dem menschlichen Leichnam, so ist es, als ob dieses Verhalten geregelt wäre nach jenem Gesetze: „Von der Erde bist du und zur Erde sollst du zurückkehren." „Nicht brennende Scheiterhaufen zeigt uns die Geschichte, sondern Gräber als Ruhestätten der Toten" (Leichenbeerdigung von Dr. M., Gladbach 1907 Seite 2). Sobald das literarisch älteste Dokument der Menschheit, die Bibel, zum erstenmal von einer Bestattung der Toten berichtet, da hören wir von einem Grundstück mit einer Doppelhöhle, das Abraham für Sara und sich selbst zu Grabstätten erwarb. Und gewiß ist hierin dieser Vater der Gläubigen nur einer altüberlieferten Sitte gefolgt, überliefert schon von Noah und den ersten Zeiten vor der Sintflut. Für das spätere Judentum knüpfte sich eine ununterbrochene Tradition an diese Stelle der Genesis (3, 19) und das Erdgrab blieb immer die normale Bestattungsweise. Damit soll nicht gesagt sein, als seien bei den Juden keine Leichname verbrannt worden; aber soviel steht fest: 1. die Feuerbestattung war wohl bei ihnen nur die wohlmotivierte Ausnahme von der starr tradierten Regel, 2. oder Akkomodation an fremde, heidnische Gebräuche; nennt ja auch der Talmud das Verbrennen der Leichen eine heidnische Sitte.

Uebrigens hat die moderne historische Forschung das gesicherte Resultat gezeitigt, daß die Ankündigung Gottes: „Du sollst wieder zur Erde zurückkehren, von der du genommen bist", bei allen alten Völkern in der Sitte des Begrabens wiederklingt. Und wirklich, wenn wir bei den Heidenvölkern den Spuren der Leichenverbrennung nachgehen, kommen wir zu dem Endergebnis: „Bei keinem Volke können wir die Feuerbestattung soweit hinauf verfolgen, daß ihr nicht die Erdbestattung vorausgegangen wäre." (Marty, Laacher Stimmen 1887, Seite 381). Selbst für Griechenland haben die jüngsten Funde und Ausgrabungen Schliemanns in Mykene den glänzenden Nachweis erbracht, daß in der sogenannten Heroenzeit das Beisetzen der Toten in der Erde weit häufiger war als das Verbrennen, ungefähr im Verhältnisse 25:1. Da wird man wohl oder übel die herrlichen poetischen Schilderungen über die Totenfeier des Patroklus und Achilleus als Beweis für den Leichenbrand der Griechen in der Heroenzeit von der Tagesordnung absetzen müssen. Treffend läßt der gelehrte Kenner der Kremationsbewegung Dr. Ruland den Wunsch, die in der Fremde gefallenen Krieger im heimatlichen Boden zu bestatten, als ersten Anstoß zur Verbrennung gelten. Auch erscheint letztere vielfach als die prunkvollere, von den Reichen bevorzugte Art der Bestattung. Ganz besonders ausschlaggebend wirkte der Wandel religiöser Vorstellungen auf die Förderung der Leichenverbrennung ein. Das Feuer galt ja vielen alten Völkern als Symbol und Durchgang zur göttlichen Unsterblichkeit. Durch grausen Feuertod ging Herkules zu den Göttern ein, aus der Asche verjüngte sich Vogel Phönix. Die Worte von Goethes Braut von Korinth können wohl als der Ausdruck dieser religiösen Anschauung gelten:

„Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Fliegen wir den alten Göttern zu."
(Dr. Ruland, Leichenverbrennung, Köln 1910, S. 80.)

Was die alten Germanen betrifft, so hat man allerdings viele Aschenkrüge gefunden aus dem Bronzezeitalter, aber die allerälteste Epoche, das sogenannte Steinzeitalter, weist nur begrabene Leichen auf.

So läßt sich also geschichtlich das Prinzip statuieren: Die Erdbestattung ist durchgehends das Ursprüngliche und Häufigere bei den Völkern; die Leichenverbrennung tritt erst da hervor, wo die heiligen Lichtreste der Uroffenbarung erlöschen und die Menschen nach entsetzlichem Abfall von Gott in die heidnische Nacht der Vielgötterei mit ihren anthropomorphischen Mythologien versinken.

Vollständig räumte dann das Christentum mit dem heidnischen Brauche der Leichenverbrennung auf, da die Erdbestattung in innigstem Zusammenhang steht mit dem Glauben an Jenseits und Auferstehung. Daß übrigens auch das Christentum mit den teilweise tief eingewurzelten Vorurteilen nicht in einem Jahre fertig wurde, wird niemand wundernehmen. Aber überall, wohin der neue Glaube drang, kam das Erdgrab zu ausschließlichen Ehren, bei den Griechen und Römern, bei den Galliern, Germanen und Slaven. So kannte das christliche Europa seit dem vierten Jahrhundert nur die Grabbestattung der Toten; die christlichen Friedhöfe sind eine allgemeine Institution.

An diesem Stand der Dinge hat nun nach vielen Jahrhunderten der Ruhe die französische Revolution heftig gerüttelt. Mitten unter Ruinen steht die Wiege der modernen Leichenverbrennungsfrage. Das Kind wurde in stürmischen Revolutionszeiten geboren, als Paten fungierten die grimmigsten Religions- und Kirchenfeinde. Eine entfesselte, vom Menschenblute berauschte Meute vollzog im Jahre 1794 die erste Leichenverbrennung auf dem Marsfelde in Paris. Die übriggebliebene Asche sandte man dem Konvente, der sie im Nationalarchiv mit Erstaunen „zu den Akten" nahm. Es ist grauenhaft von der wilden Verrohung zu lesen, welcher das Begraben der Toten in Frankreich anheimfiel, nachdem der kirchliche Ritus abgeschafft und noch kein „ziviler" Bestattungsmodus eingeführt war. Die Leichen warf man wie krepierte Haustiere auf den Schindanger, ja selbst auf die offene Straße hinaus, wo sich die Hunde an dem modernden Fleische mästeten. Unter solchen schmachvollen Umständen konnten natürlich die Lobredner der Leichenverbrennung offen ihr Geschäft betreiben. Wiederholt wurde im Konvent ein Anlauf gemacht, die Leichenverbrennung fakultativ einzuführen, aber es blieb beim Anlauf. Die Frage verschwand von der Tagesordnung, als Napoleon die Revolution unterdrückte und mit Papst Pius VII. das Konkordat schloß, welches auch die Begräbnisangelegenheit regelte.

So waren die schönen Hoffnungen der Krematisten wieder für eine Zeitlang zertrümmert. Erst 1822 sah die Welt wieder das Schauspiel einer Leichenverbrennung. Der englische Dichter Shelley, ein leidenschaftlicher Gotthasser, war am 8. Juli 1822 im Golfe von Spezia ertrunken. Sein Freund und Gesinnungs-

genosse, der englische Dichter Byron, verbrannte die angeschwemmte Leiche auf einem Holzstoße am Strande des Meeres. Dann herrschte wieder Ruhe, Dezennien hindurch.

Erst im Revolutionsjahre 1849 schlug der still unter der Asche glimmende Funke zur lodernden „Flamme" auf. Die neue Geburtsstätte der weitgreifenden Bewegung ist diesmal Berlin und Vaterstelle vertrat kein Geringerer als Jakob Grimm, der berühmte Verfasser der „Kindermärchen". Er ist erster Theoretiker und wissenschaftlicher Apologet der modernen Kremation. Mit einer im ruhigen Studierzimmer, unter alten Urkunden und Büchern sorgsam überlegten und mit aller Feile niedergeschriebenen Abhandlung: „Ueber das Verbrennen der Leichen" trat er am 29. November 1849 vor die Akademie der Wissenschaften in Berlin. Ueberall macht sich bei ihm die auffällige Tendenz bemerkbar, möglichst viel Leichenbrand aufzuspüren, in dem „ein Fortschritt geistiger Volksbildung" gelegen sei (S. 213). Aber zweifellos haben seine Zeilen, in denen eine mangelhafte Würdigung des Christentums mit einer fatalen Bevorzugung heidnischer Gebräuche und Ideen Hand in Hand ging, wie eine Riesenreklame der neuen Bewegung gewirkt.

Letztere wurde noch mächtig genährt durch den Zeitgeist des plattesten Materialismus, der gerade um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts seine tollsten Triumphe feierte. Damals konnte der ungläubige Heidelberger Professor Moleschott in seiner bekannten Schrift: „Kreislauf des Lebens" mit widerlicher Roheit vor der ganzen Welt schwarz auf weiß aussprechen: „Ganz beneidenswert schiene es mir, zu der Sitte der Alten zurückzukehren, die unstreitig viel dichterischer war. Wenn wir unsere Toten verbrennen könnten, dann würden wir die Luft bereichern mit Kohlensäure und Ammoniak und die Asche, welche die Werkzeuge zu neuen Getreidepflanzen, zu Tieren und Menschen enthält, würde unsere Heiden in fruchtbare Fluren verwandeln." (S. 444 der 1. Auflage.) Doch war es auch damals nicht nach jedermanns Geschmack, nach dem Tode mit seiner Asche noch landwirtschaftlichen Zwecken zu dienen. So fristete die Leichenverbrennungsfrage in der Periode von 1849—1869 ein kümmerliches Dasein und beinahe wäre ihr vor grober materialistischer Nahrung das Lebenslicht ausgegangen.

Doch siehe, da ging von Italien eine mächtige Bewegung für die Kremationstheorie aus; und das geschah durch die Tatsache, daß nunmehr die Leichenverbrennungsbewegung — in ihrem letzten Stadium — zum Freimaurerprogramm erhoben wurde. Zuerst war es der rührige *** Bruder Dr. Jaetano Pini in Mailand, der mit wahrem Feuereifer die Leichenverbrennung zu einer Logensache machte. Unter seinem Einfluß warf sich die Loge „La Ragione" („Die Vernunft") in Mailand zur Hauptagitatorin auf und gab am 9. Juni 1877, als die Sitzungen der Generalversammlung der Logen des Großorients von Italien begannen, die Parole aus: „Die Freimaurerei möge die Leichenverbrennung unter ihre Obhut nehmen." Schon 1885 konnte der gelehrte Skurati-Mailand schreiben: „Die Leichenverbrennung ist einfach Freimaurersache." „Die Verbrennung der Leichen soll als Gesetz der Freimaurerei gelten." Zur Siedehitze wurde die intensive Propaganda der Freimaurer gebracht, als die hochwichtige Entscheidung der heiligen Inquisition vom 19. Mai 1886 bekannt wurde, wonach den Katholiken sowohl der Beitritt zu einem Leichenverbrennungsverein, als auch die Anordnung über Verbrennung des eigenen oder eines fremden Leichnams verboten wurde. Die Antwort darauf waren wilde Ausbrüche des Kirchenhasses und die Aufforderung, überall Verbrennungstempel zu errichten. Aber ihre rührige Tätigkeit hatte infolge des größeren oder geringeren Widerstandes fast aller Regierungen verhältnismäßig wenig Erfolg. Die Errichtung von einigen Krematorien wurde gestattet in Frankreich (3), England (12), Dänemark (1), Schweden (2), in Nordamerika (24). (Die Zahlen der Krematorien gelten für 1900.) Die meisten deutschen Staaten haben die Verbrennung gesetzlich gestattet: Zuerst Sachsen-Koburg-Gotha, dann Baden, Hamburg, Sachsen-Weimar-Eisenach, Hessen, Bremen, Sachsen und neuestens auch Preußen.

Von den 30 000 Leichen, die alljährlich von den abendländischen Kulturvölkern dem Feuer übergeben werden, treffen nahezu 5000 auf Deutschland allein. Nach Ausweis der Statistik sind die Katholiken nur mit etwas über 8% an dieser Zahl beteiligt.

Ein zusammenfassender Rückblick auf das Ganze stellt besonders zwei Punkte klar, nämlich 1. die moderne Kremationsbewegung verrät eine konstant aufsteigende Tendenz. 2. Sie steht in innigem Kontakt mit den Mitgliedern der Freimaurerei, mit Freidenkern und Katholikenhassern, mit Männern, welche, wie Papst Leo XIII. sagte, „bewußt oder unbewußt von religionsfeindlichen Motiven getrieben werden". Da ist der alte Revolutionär Garibaldi, ein apostasierter Mönch Gavazzi, ein ungläubiger materialistischer Professor Moleschott, der Gottesleugner Paul Bert, der frivole Jude Gambetta. Wahrlich in solchen „Anwälten" spiegelt sich der ganze moderne Charakter der Leichenverbrennung. Ihre innerste Gesinnung gibt folgender wirklich „tiefempfundene" Vers eines Krematisten-Dichterlings wieder:

„Wenn ich einmal der Herrgott wär',
Mein Erstes wäre das:
Ich nähme alle Pfaffen her
Und machte daraus Gas.
Mit diesem Gas erleuchtet' ich
Die ganze weite Welt,
Dann wär's an unsrem Firmament
Mit Finsternis zu End."

(Eine Weltstatistik über den gegenwärtigen Stand der Leichenverbrennung bietet Prof. Dr. Gspann in der Linzer Quartalschrift 1911 Heft III S. 497.)

Zur Hebung unserer Presse.

Von Oberlehrer Dr. Bohlen, Münster i. W.

Die von Dr. Hans Rost in der „Allgemeinen Rundschau" gemachten Ausführungen über das, was unserer Presse noch fehlt, sind im höchsten Maße beachtenswert. Besonders angebracht wollen mir die Bemerkungen erscheinen, die das Thema „Mitarbeiterschaft an der katholischen Presse" betreffen. Die Klagen hierüber treffen völlig zu und sind jedem geläufig, der die jenseitige Presse mit ihrem zum Teil glänzenden Mitarbeiterstab beobachtet. Nur möchte ich gerade diese Seite in eine etwas andere Beleuchtung setzen und fragen: welche Angebote hat denn unsere Presse hervorragenden Mitarbeitern zu machen? Man lehne diese Fragestellung nicht als unberechtigt ab: Männer, die auf irgendwelchen Gebieten eine überragende Stellung einnehmen, haben ein Anrecht darauf, ihre Zeit und Arbeit entsprechend bewertet zu sehen. Wie steht's mit dieser Wertung? Ich will nicht indiskret sein, aber jeder Kundige weiß, daß selbst gut gestellte Zeitungen auf unserer Seite Honorare zahlen, die von manchem gegnerischen Provinzblättchen übertroffen werden. Ja, es gibt sogar solche, die durch einfache Herübernahme wertvoller Artikel aus anderen Blättern eine völlig kostenlose Mitarbeiterschaft zu erlangen suchen. Da ist der Hebel anzusetzen, und gleich wird manches anders werden.

Die Geldfrage ist auch in einem anderen Punkte entscheidend: für die Einrichtung einer guten Berichterstattung. In welch verschwenderischer Fülle steht großen liberalen und farblosen Zeitungen die Menge der Berichterstatter in Stadt und Land zur Verfügung! Wie trefflich (natürlich rein journalistisch gesprochen) sind die vielen Auslandskorrespondenzen dieser Blätter. Und bei uns? Nur wenige katholische Blätter haben ständige Berichterstatter in europäischen Hauptstädten, d. h. solche Berichterstatter, die aus ihrer Arbeit einen Beruf machen. Nur solche sind in der Lage, ihr Blatt ständig auf dem laufenden halten zu können. Reich bemessene Spesen geben ihnen das gerade in diesen Stellungen durchaus notwendige Betriebskapital. Und sie brauchen die teuren Telegrammgebühren nie zu scheuen, wogegen unsere großenteils briefliche Auslandskorrespondenz den Ereignissen oft empfindlich nachhinkt.

Diesen unerfreulichen Tatsachen müssen wir offen ins Auge schauen. Der sie ausspricht, hat aber auch die Verpflichtung, Mittel zur Abhilfe wenigstens anzudeuten. Und der einzige Rat ist: Steckt Geld ins Geschäft! Die Kunden kommen dann von selbst; Tausende und Zehntausende von Katholiken, die sich noch für berechtigt halten, ein liberales Blatt zu abonnieren, werfen es zum Tempel hinaus in dem Augenblicke, wo ihnen ein gleichwertiges katholisches Blatt über die Schwelle kommt. (Hinzugefügt muß freilich werden, daß es eine solche vermeintliche Berechtigung heute schon nicht mehr gibt, da annähernd Gleichwertiges auf unserer Seite bereits in vielen Fällen geleistet wird.) Und selbst dieser Vorwand fällt, sobald gebrochen wird mit der bisher angewandten Methode der Finanzierung eines großen

Teiles unserer Presse. Mit der Redensart vom „guten Werk“ wurde da hausieren gegangen, und willig von einzelnen, unwillig von der Mehrzahl gegeben, kamen tropfenweise die Spenden! Unrentable Unternehmungen, ganz zwecklose Konkurrenzgründungen gegen Blätter eigener Richtung sogar wurden und werden so über Wasser gehalten. Fort mit diesem System! Lernen wir kaufmännisch denken, und prägen wir den vielen besitzenden Katholiken unablässig den Satz ein: Es ist viel Geld zu verdienen mit unserer Presse, sie bietet die glänzendsten Aussichten für die Zukunft. Ich spreche diesen Satz mit vollster Ueberzeugung aus. Es gibt Presseunternehmungen auf unserer Seite, die bereits guten Gewinn abwerfen. Dafür stehen sie aber auch auf hoher journalistischer Stufe. Ihnen nach darum und fort mit allem Schlendrian!

Ein Nachwort zum Caritastag in Dresden.

Von P. C. Noppel, S. J.

Sachsens Hauptstadt stand diesen Sommer im Zeichen der Internationalen Hygieneausstellung. Tausende strömten hin. Kongreß folgte auf Kongreß. Auch die Schlußwoche des großen Unternehmens erhielt ihr Gepräge durch einen letzten großen Kongreß. Der Caritasverband für das katholische Deutschland hielt seine alljährliche Tagung zu Dresden ab. Wie sinnig klingen all die Arbeiten für das Volkswohl in das hehre Lied der christlichen Liebe, der Caritas aus! Wäre die Caritas ausgeblieben, wir hätten sie bitter vermißt. Wir Katholiken wissen ja, wie schwer es ist, daß wir bei anders Denkenden volles Verständnis unserer Vergangenheit und Gegenwart finden. So war wohl keiner von uns überrascht, auch jetzt wieder auf ungerechtfertigte Vorwürfe gegen das Mittelalter zu stoßen, manchem zu begegnen — es sei nur an das Gebiet der Körperkultur erinnert —, was wir als Auswüchse, ja Schädlinge entschieden zurückweisen müssen. Wer war da berufener, einem in sich so edlen Unternehmen gegenüber die wahre Bahn zu weisen, als eben unsere Caritas! Wie taktvoll hat sie diese Aufgabe gelöst in Reden wie über die katholische Krankenpflege im Laufe der Jahrhunderte, den Malteserritter-Orden, Hygiene und Caritas.

Vor allem aber galt es zu zeigen, daß wir auch heute noch eine Liebesmacht sind, an der die Welt nicht achtlos vorübergehen kann, die aber auch ihrerseits alles Gute und Nützliche der Zeit freudig sich dienstbar macht. Wieder griff im Verein mit dem Malteserritter-Orden der Caritasverband ein. Durch die gemeinsamen Bemühungen war es gelungen, eine Sonderausstellung zu eröffnen, die den Vergleich mit verwandten Abteilungen, wie des Roten Kreuzes, der Diakonissenhäuser, nicht zu scheuen brauchte. Erinnert sei allein an die stattliche Zahl von 82 religiösen und 7 weltlichen katholischen Genossenschaften, die dort die katholische Krankenpflege in den Ländern deutscher Zunge vertraten. Weit bedeutungsvoller jedoch war die Tagung des Caritasverbandes selbst. Gab sie ja den verschiedensten Bestrebungen, öffentlicher und privater Natur, die Gelegenheit, laut der katholischen Caritas Anerkennung zu zollen und besonders sich bereit zu erklären, Hand in Hand mit ihr zu arbeiten. Wie wichtig, ja welches Lebensbedürfnis dies für uns ist, zeigte auch in Dresden wieder so recht die Besprechung der Jugendfürsorge.

So war die Begegnung von Hygiene und Caritas nicht nur voll tiefen Sinnes, sie war auch für uns eine ernste Pflicht und ist, wie wir hoffen, voll reichen Segens gewesen. Aber nicht Zufall hatte die beiden zusammengeführt. Zielbewußter, organisatorischer Arbeit langer Jahre hatte es bedurft, um der Caritas im Caritasverband für das katholische Deutschland diese Achtung gebietende Stellung zu schaffen. Wird diese Arbeit gewürdigt? Gewiß, den schönsten Ausdruck fand diese Würdigung in Dresden durch die Teilnahme Sr. M. Königs Friedrich August von Sachsen. Die Kunde davon wird, wie Msgr. Dr. Werthmann in seinen Begrüßungsworten sagte, bis ins letzte Schwesternheim Freude und neuen Eifer tragen. Wird diese Arbeit aber auch genügend, wird sie von allen, die es angeht, gewürdigt? Schlagen wir das neue Jahrbuch des Verbandes auf, so finden wir Mitglieder am 1. September 1911: 4864, darunter Geistliche 2129, Laien einschließlich des Adels 2018, Mitgliederzuwachs 1910/11: 81. Ob diese Zahlen wohl eine gerechte Würdigung 15jähriger Caritasarbeit seitens des katholischen Deutschland bedeuten?

Ehrenerklärung.

In Nr. 36 der „Allgemeinen Rundschau“ vom 9. September 1911 (S. 641) ist in einer Fußnote erwähnt, daß die Beleidigungen, welche Herr Dr. Max Kemmerich gegen den Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ in Nr. 34/1911 der „Jugend“ gerichtet hat, an anderer Stelle zum Austrag kommen werden. Nunmehr hat Herr Dr. Kemmerich dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ die nachstehende Erklärung abgegeben und zu deren Veröffentlichung die Ermächtigung erteilt:

Ich versichere hiermit, daß ich durch das von mir verfaßte satirische Märchen in Nr. 34/1911 der „Jugend“ weder die persönliche Ehrenhaftigkeit des Herrn Dr. Armin Kausen, noch die Uneigennützigkeit und ehrliche Ueberzeugung desselben habe antasten wollen. Es lag mir die Absicht fern, zu einer Mißdeutung in dieser Beziehung Anlaß zu geben.

Dr. Max Kemmerich.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Die Aufschließung und Ausgestaltung des Angerviertels nimmt zurzeit die Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Kunst unserer im modernen Städtebau erfahrenen Architekten eröffnen sich dabei höchst bedeutende Aufgaben, bei denen es gilt, die wirtschaftlichen und Verkehrsinteressen mit denen des Heimatschutzes in Einklang zu setzen. — Der Bund deutscher und österreichischer Künstlerinnen hielt seine zweite Delegiertenversammlung. Das bedeutende Wachstum der Vereinigung, die sich über Deutschland und Oesterreich ausdehnt und im Begriff ist, international zu werden, zeigt deutlich, wie zeitgemäß diese vor drei Jahren in München geschehene Gründung ist, und wie lebhaft der Nutzen anerkannt wird, den sie den Künstlerinnen bereits bringt. — An Stelle des verstorbenen Berthold Riehl wird Geh.-Rat Professor Dr. Wölfflin aus Berlin die kunstgeschichtliche Professur an der hiesigen Universität übernehmen. Wölfflin ist in München bereits durch seine 1888—93 ausgeübte Tätigkeit als Privatdozent bekannt. — Von den Kunstsalons brachte die Thannhausersche Moderne Galerie eine höchst verdienstvolle Ausstellung des ausgezeichneten, leider zu früh gestorbenen dachauischen Malerpoeten Artur Langhammer. Der Kunstsalon Baum interessierte mit trefflichen Landschaften von Richard Pietzsch, Heinemann mit Aquarellen des Engländers Fedden, während Brakl mit einem sehr modernen Spanier Joaquin Sunyer bekannt machte; daneben kam dort auch die deutsche Kunst u. a. mit Werken von Erich Erler-Samaden und Paul Bürck zur Geltung. — Im Kunstverein gab es einige tüchtige Sondergruppen, u. a. eine von Werken des Düsseldorfers W. Schreuer, der mit seiner Oeltechnik äußerst feine aquarellistische Wirkungen hervorbringt. Die einen ganzen Saal füllende Sammlung von Schwarz-Weiß-Zeichnungen und farbigen Studien des jugendlich verstorbenen Niederländers de Nerée tot Babberich erregte Kopfschütteln wegen ihrer formalen und gegenständlichen Seltsamkeiten. Eine Anzahl von Zeichnungen wirkte indezent und hätte mit Rücksicht auf das Publikum nicht zur Ausstellung gebracht werden sollen.

In **Aachen** starb, 75 Jahre alt, der Kaplan Matthias Göbbels, der auch als Maler tätig war, und zumal in Köln, aber auch sonst im Rheinlande um die künstlerische Ausschmückung sehr vieler Kirchen sich verdient gemacht hat. — **Berlin.** Das Münzkabinett erwarb aus Paris eine karolingische Sammlung, unter der sich zwei sogenannte Rolandpfennige als extreme Seltenheit befinden. — **Daressalam.** Die Kathedrale erhält einen mächtigen Baldachinaltar (afrikanisches Holz auf steinernem Unterbau), ausgeführt von der Münchener Firma Hans Miller. — **Freiburg** (Sachsen). Für den Ausbau der Westfront des Doms ist ein engerer Wettbewerb ausgeschrieben, an dem u. a. Billing-Karlsruhe, Th. Fischer-München, Schmitz-Charlottenburg teilnehmen werden. — **Heidelberg.** In der Kirche des Stadtteils Handschuhsheim wurden gotische Wandmalereien aufgedeckt, ein leider nicht mehr vollständig erhaltener, aber doch noch sehr umfänglicher Zyklus, darstellend Ereignisse aus dem Leben des Heilandes. — **Jerusalem.** Da den schon früher an dieser Stelle erwähnten Ausgräbern die bisher erreichten Mißerfolge noch nicht groß genug zu sein scheinen, so haben sie Anstalten zu einer neuen Kampagne getroffen und wollen nunmehr die Gräber Davids und Salomos aufspüren. — In **Köln** veranstaltet der westdeutsche „Sonderbund“ eine Ausstellung, bei der die Arbeiten von Deusser, Bretz, Wätjen, Schmurr, dem Münchener Erbslöh besondere Anerkennung finden. — **Leipzig.** Zur selben Zeit, wo sich die Vertreter der Denkmalpflege und des Heimatschutzes um die Verbreitung ihrer Ideen die größte Mühe geben — weiter unten ist davon noch näheres

zu berichten —, plant man angeblich in Sachsen, dem engeren Wirkungskreis eines der berühmtesten Denkmalpfleger, des Dresdener Professors Gurlitt, eine ganz besondere Tat. Die Leipziger, die auf ihren jungen Goethe so stolz sind, sollen nichts Geringeres im Sinne haben, als „Auerbachs Keller" einem Neubau zu opfern. Die Verhinderung eines Mißgriffes von solcher Gröblichkeit dürfte entschieden im Interesse der Stadt liegen. — London. In erfreulichem Gegensatze zu jenen häufigen Entdeckungen angeblicher älterer Meisterwerke, die sich bald hinterher als wertlos herausstellen, steht die durch den Dresdener Professor Dr. H. W. Singer in London gemachte einer verschollen gewesenen Dürerzeichnung. Entstanden in Antwerpen 1521, stellt sie den durch körperliche Schönheit ausgezeichneten König Christian II. von Dänemark dar. — Moskau. In den Gewölben des Kreml fand sich die Bibliothek Iwans des Schrecklichen. Sie besteht aus über 2000 Werken, darunter höchst wertvolle früheste Metall- und Holztafeldrucke, Manuskripte, sowie als besondere Kostbarkeit Gutenbergs 42zeilige Bibel (um 1450). — In Salzburg fand vom 14. bis 17. September die gemeinsame Tagung für Denkmalpflege und Heimatschutz statt, zum ersten Male auf österreichischem Boden. Vertreten waren vor allem die deutschen Staaten, sowie natürlich Oesterreich, doch fehlte es auch an Delegierten anderer Länder nicht. Von den Vorträgen seien hier jener des Professors Schultze-Naumburg, ferner verschiedener österreichischer Herren sowie der des bekannten Professors Conwentz-Berlin über allgemeine und spezielle Themata des Heimatschutzes erwähnt. Wichtige Fragen der Denkmalpflege erörterten u. a. Geheimrat Professor Dr. Clemen-Bonn, der die Fortschritte der Bewegung während des verflossenen Jahrzehnts betrachtete; Generalkonservator Professor Dvorak-Wien, der die entsprechenden österreichischen Bewegungen darlegte, welche in einem Schutzgesetze gipfeln sollen; Prälat Professor Dr. Swoboda-Wien, der in fesselnder Darstellung das seit alter Zeit förderliche Verhältnis der Kirche zum Denkmalschutz erläuterte. Wichtig war die Polemik des Professors Dehio-Straßburg gegen das von den großen Museen angewandte System jenes Erwerbes von Kunstwerken, der diese von ihrem heimatlichen Boden losreißt und dadurch in ihrem Werte schmälert. Die Museen sollen anfangen, mehr im Sinne der Lokalinteressen wirksam zu sein. Weiter fanden „Heimatschutz und Wohnungsfrage", „Bauberatung und Heimatschutz" von fachmännischer Seite ihre Erörterung, während der schon oben erwähnte Geheimrat Professor Gurlitt-Dresden über „Die Erhaltung des Kernes alter Städte" sprach. Die bisherigen Erfolge der Denkmalpflegetagungen lassen sich keineswegs bestreiten, liegen aber vorwiegend auf juristischem Gebiete. Daran, daß die Notwendigkeit dieser Kulturaufgabe im Empfinden des Volkes zur Ueberzeugung wird, fehlt leider noch viel. Vorfälle, wie der oben betreffs Leipzig gemeldete, liefern dafür den hinlänglichen Beweis. — Im Kanonikatsgebäude zu Tittmoning wurden Mosaikböden der früheren römischen Kaiserzeit aufgedeckt. — Bei Tunis wurde eine libysche Totenstadt mit mohammedanischen und heidnischen Grabdenkmälern entdeckt. — Vlissingen. Die 1328 erbaute St. Jakobskirche wurde ein Raub der Flammen.

Dr. O. Doering-Dachau.

„Wedekind und seine Freunde".

Zu dem unter diesem Titel in Nr. 40 der „Allgemeinen Rundschau" erschienenen Artikel von W. Thamerus erhalten wir von dem Herrn Generalintendanten der königlichen Hofbühnen, Exzellenz Freiherrn von Speidel, folgende Zuschrift:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

Unter Bezugnahme auf den in der letzten Nummer Ihres Blattes erschienenen und mir zugesandten Artikel über Wedekind beehre ich mich Ihnen mitzuteilen, daß ich die dort berührte Aeußerung Herrn Wedekind gegenüber zwar gemacht habe, selbstverständlich aber davon ausgegangen bin, daß sie nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt ist, sonst hätte ich mich etwas genauer ausgedrückt.

Gegenüber den in einem Teil der Presse immer wieder auftretenden Andeutungen, daß die Herren Basil und Steinrück bei der Annahme verschiedener Stücke eine besondere Tätigkeit entfalten und besonderen Einfluß zur Geltung bringen, möchte ich ausdrücklich feststellen, daß gerade die Annahme des Frank Wedekindschen Stückes „Der Liebestrank", ebenso wie die seinerzeit vielfach erörterte Annahme von Lothar Schmidts „Nur ein Traum" keineswegs auf Betreiben der vorgenannten Herren, sondern ausschließlich auf Antrag des Herrn Oberregisseurs und Dramaturgen Dr. Kilian erfolgt ist. Ich erwähne dies lediglich mit dem Beifügen, daß ich selbstverständlich die Verantwortung nach wie vor übernehme.

Hochachtungsvoll!

Freiherr von Speidel."

Meiner Träume Silberkähne.

Meiner Träume Silberkähne
Fahren in den Herbst hinein;
Und der Sehnsucht weisse Schwäne
Zieh'n die Fracht im Dämmerschein.

Wieder seh' ich Strauch und Flieder,
Die der Lenz einst reich bedacht;
Wieder hör' ich Sommerlieder,
Doch ihr Klang verweht in Nacht.

All' die blauen Schluchten ruhen
Märchenmüde, fahl und fremd;
Und aus den verstaubten Truhen
Holt der Herbst das Sterbehemd.

Dr. Hans Besold.

Erbarmen.

Von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Gottvater saß auf seinem Thron und schaute hinab auf eine zitternde Seele, die, geleitet von ihrem Schutzengel, zu Seinen Füßen niedersank.

Und der Blick des Ewigen, Allsehenden durchdrang Abgründe: aller nächtlichen Schatten voll.

Der Schutzengel preßte anbetend und betend die Hände ineinander. — Da nahte der Heiland. Eine Strahlenflut ergoß sich über des Sünders Haupt. Und Gottvater stieg von seinem Thron und sprach: „Richte du."

Jesus stand, nahe den Wartenden. In unendlicher Wehmut heftete sich sein Auge auf die Seele, die seines heiligen Spruches ersterbend harrte. „Was hast du für dich zu sagen?" fragte er, und der Klang war wie ein Hauch, der zwischen Tod und Leben hängt.

Die arme Seele erschauerte — und schwieg.

Da trat der Heiland noch näher, und ohne den Blick vom Schuldigen zu wenden, gebot er dem Schutzengel: „Sprich du."

Ein Schluchzen entstieg dessen Brust, und leise, unhörbar fast, bebten ihm die Worte vom Munde: „Er hätte ein Großer sein können, und wurde es nicht. Er hatte alle Gaben zu einem heiligen Mächtigen, und er achtete ihrer nicht. Sein Leben und sein Ich hätten wegweisend leuchten sollen für Tausende, und er sättigte seinen Eigenhunger nach Lust, nach Glück. Nur Eins, nur Eins, o Herr," — die Stimme wuchs in ringendem Flehen — „Eins ließ er nie: Wenn ein Bittender Hand und Herz zu ihm hob in des Leibes und der Seele Nöten: dann schmolz ihm sein eigen Herz — vor Erbarmen."

„Erbarmen?" wiederholte Jesus.

„Ja, Herr, Erbarmen. Denn er fühlte nicht nur: er begriff und tat, in selbstvergessendem Lieben."

Da wurden des Heilands Augen groß, und sie flammten hin über die arme Seele. Die schrie auf in unermeßlichem Schmerze, und dann nochmals: in unaussprechlichem Jubel.

Und sie richtete sich empor, noch immer erzitternd in ihrem ganzen Sein. Doch ihr Antlitz hob sich und mit ihm ihr tränendunkler Blick, bis er, wie eine Sonne nun, in den weltumfassenden des Heilands tauchte.

Weit breitete Jesus die Arme aus: da stürzte sie jauchzend hinein und die Lippen des Erlösers legten sich segnend, stählend für alles Kommende, auf die der reichen, geretteten Seele.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Die Theater halten den Samstag für den günstigsten Premierentag der Woche, und so find trotz aller Bitten der Kritik Kollisionen häufig. Diesmal hatten sogar die beiden Hofbühnen Erstaufführungen zu gleicher Stunde angesetzt. Im großen Hause wurde Beer-Walbrunns musikalische Tragikomödie „Don Quijote" in einer einschneidenden Neuformung mit freundlichem Beifall gegeben und im K. Residenztheater ging

(gleichzeitig mit Wien und sechs anderen Städten) die Uraufführung von Artur Schnitzlers Tragikomödie „Das weite Land" in Szene. Es wird auf „Don Quijote" in einem späteren Berichte zurückzukommen sein. Die Urpremiere des Schnitzlerschen Stückes fand eine sehr beifällige, wenn auch keine allzu warme Aufnahme. Das spannend geschriebene Werk spielt im Sumpfe der sog. guten Gesellschaft. Gewiß kann der Dichter sich auch moralischen Zersetzungserscheinungen zuwenden, aber der Zuschauer muß immer die Empfindung haben, daß der Autor sie auch als solche empfindet. Bei Schnitzler überwiegen jedoch das Interesse an psychologischen Finessen, ein weiches „tout comprendre", ein müder Fatalismus. So kann durch einen bedeutenden Menschenschilderer, der Schnitzler sicherlich ist, vielleicht ein Zeitdokument, aber kein positiver Kulturwert geschaffen werden. Sympathie erweckt fast nur die unverstandene, vernachlässigte Frau des liederlichen Fabrikanten, und gerade sie fällt schließlich einem Fähnrich zum Opfer. Der treulose Gatte rächt im Duell den Ehebruch der Gattin. Wie der Fabrikant der ahnungslosen Mutter des Mannes, den er im Duell erschossen, gegenübersteht, das ist eine Szene von verhaltener, bebender Tragik, und auch sonst findet man manch dichterisch fein gesehenen Zug; um so peinlicher wirken aber Geschöpfe, wie des Fabrikanten Geliebte, dieses Mädchen aus gutem Hause, das ohne die geringste Gewissensregung sich seinen Empfindungen überläßt. Die Aufführung wies eine Reihe bedeutender Leistungen auf, die die Intentionen des Dichters wohl restlos erfüllten. Im Wiener Burgtheater wurde Schnitzler stürmisch gefeiert.

Schauspielhaus. „Die Hydra", ein Lustspiel von Karl Ettlinger fand bei flotter Wiedergabe einen unbestrittenen Heiterkeitserfolg. Die „Hydra", welcher der Autor unter der Schellenkappe allerhand Wahrheiten sagt, ist das Theaterpublikum. Unter seinem Drucke verwandelt sich ein ursprünglich hohen künstlerischen Zielen nachstrebender Bühnenleiter in einen Geschäftsmann, der durch liederliche Schwänke in kurzer Zeit zum reichen Manne wird. Der Verfasser hat sich die Arbeit insofern ein wenig leicht gemacht; als die psychologische Metamorphose sich im Zwischenakt vollzieht, er begnügt sich Peitschenhiebe nach allen Seiten auszuteilen, und da der gutmütige Scherz in der „Fliegenden Blätter"-Weise — von wenigen Derbheiten abgesehen — ihm näher steht, als der ätzende Hohn des „Simplicissimus", so lauschte man seinem oft graziös geführten, mit Witzen und Aphorismen fast überladenen Dialog nicht ungern. Am wirksamsten als Bühnengestalt ist der geschwätzigaufdringliche, skrupellose jüdische Theateragent geraten, zu dem Modelle wohl leider unschwer zu finden sind. Das Kostüm der „Heldin" im Schlußakt wird uns zwar als ein solches bezeichnet, wie wahre Künstlerinnen keines tragen sollten; es dient also als Charakterisierungsmittel. Dennoch müssen wir ernstlich wünschen, daß diese „Toilettenkunst" aus des „Künstlertheaters" neuester Phase künftig keine Schule mache. Die „Hydra" muß eben erzogen werden, daß sie derlei wieder unzweideutig ablehnt. Der Autor wurde vom zweiten Akte an vielfach gerufen. Ettlinger bezeichnet sein Stück als ein Lustspiel ohne Ehebruch und Situationskomik. Daß diese Theatersatire ihre Urpremiere auf Brettern erlebte, die sich ähnlich wie diejenigen des Stückes von literarischen Zielen zu einer Pflegestätte des Pariser Schwankes entwickelten, darin mochte der eine oder andere Zuschauer doch eine gewisse „Situationskomik" finden.

Aus den Konzertsälen. Das erste Volkssymphoniekonzert des Konzertvereins sah ein ausverkauftes Haus und das geschmackvoll zusammengestellte Programm fand eine gediegene Wiedergabe. Mozarts Symphonie in Es (Köchel Nr. 534) leitete den Abend ein. Es folgte Beethovens Tripelkonzert von Schwarz, Heyde und Maas brillant gespielt, ein heute wenig gehörtes Werk und keines von Beethovens größten, dennoch in so günstiger Wiedergabe von schönem, künstlerischen Genuß. Den Schluß bildete Schuberts „unvollendete" Symphonie, durch deren sorgfältige und empfindungsvolle Interpretation Hofkapellmeister Prill lebhaften Beifall fand. — Ausschließlich Werke von Schumann und Schubert hatte die Pianistin Cornelia Rider-Possart gewählt, welche unter Mitwirkung des Münchener Streichquartetts der Herren Kilian, Vollnhals, Knauer und Kiefer, sowie des Kammermusikers Horbelt einen sehr schön verlaufenen, leider nicht sonderlich stark besuchten Abend veranstaltete. Die Künstlerin meistert den Flügel mit überlegener Technik, ihre musikalische Kultur und warme Empfindung boten durch ein abgerundetes Zusammenspiel mit den bewährten Kammermusikern die besten Eindrücke.

Verschiedenes aus aller Welt. Die durch die Calderongesellschaft im Neuen Kgl. Operntheater in Berlin dargebotene Aufführung von Calderons Drama: „Chrysanthus und Daria" („Die zwei Liebenden des Himmels") erzeugte im Baumstarks Jambenübertragung tiefste Eindrücke. Die Wiedergabe durch ansehnliche Schauspieler war eine glückliche. — Max Reinhardt hat in einem Berliner Zyklus nun die zwei ersten Teile der Orestie des Aeschylos erfolgreich aufgeführt. Die Berliner Kritik bestätigt im Lob und im Tadel unsere bei der Darbietung in der Münchener Festhalle gewonnenen Eindrücke. — Tolstoi's nachgelassenes Drama „Der lebendige Leichnam" hatte bei der Moskauer Uraufführung einen starken, aber keinen rauschenden Erfolg. Der Dialog zielt nach Berichten mehr auf die Tendenz des sozialen Predigers, als auf künstlerische Geschlossenheit und tiefe Psychologie. — In Berlin hatte „Bürl", eine Komödie von Arno Holz und O. Jerschke, Erfolg. Die wundersamen Abenteuer des Helden sind unwahrscheinlich wie ein Kolportageroman; satirische Ausfälle gegen die Justiz mögen hauptsächlich die beifällige Aufnahme bewirkt haben. — Otto Brahm tritt 1914 von der Leitung des Berliner „Lessingtheater" zurück. Barnowski, der bis jetzt das „kleine Theater" leitete, tritt an seine Stelle. Für die Darstellung Ibsenscher Dramen ist das Lessingtheater Otto Brahms vorbildlich geworden. Es ist für Ibsen und Gerh. Hauptmann geradezu in seiner Art die klassische Pflegestätte, aber für die letzten Entwicklungslinien der modernen Literatur fehlt Brahm jede Neigung, worin der Hauptgrund seiner Amtsmüdigkeit liegen mag. — Rich. Strauß hat eine neue Partitur vollendet zu einem Text von Hofmannsthal: „Ariadne auf Naxos" ist als Divertissement zu Molières „„bourgeois-gentilhomme" gedacht. Der Komponist hat sie in Garmisch seinen Freunden vorgespielt und man ließ hierüber begeisterte Depeschen. — Max Reinhardt hatte mit seiner Wiener Aufführung von Offenbachs „Schöner Helena" infolge minderwertiger Besetzung geringen Erfolg.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Effektenmärkte, insbesondere die Berliner Börse, haben in der vergangenen Woche ihre ruhige Entwicklung ungestört fortsetzen können. Diese Tendenz konnte sich an allen Plätzen schon deshalb behaupten, weil die bisher alles beherrschende Politik allmählich in den Hintergrund des allgemeinen Interesses gestellt wird. Die Marokkoangelegenheit wird, nachdem sie das krisenhafte Stadium verlassen und sich derzeit nur auf die Kompensationsfragen erstreckt, von den Finanz- und Börsenkreisen als passé betrachtet. Auch die Tripolisaffäre ist, trotz der kriegerischen Entwicklung der dabei interessierten Mächte, im Moment aus der Reihe der kritischen Betrachtungen fast vollständig ausgeschaltet; man hört hierüber nur widersprechende Meldungen und — mehr oder weniger gute Börsenwitze. Immerhin sollen Börse und Privatpublikum der gesamten politischen Konstellation unentwegt ihr Hauptaugenmerk zuwenden. Abgesehen von den vielseitigen, oft überraschend schnell akut werdenden Störungen oder Zwischenfällen zwischen den Grossmächten, oder Komplikationen am Balkan, sind auch sonstige Ueberraschungen auf dem politischen Gebiet nicht unmöglich, jedenfalls wahrscheinlich. Die jüngste Vergangenheit hat uns nach dieser Richtung hin wahrlich nicht verwöhnt, und die Effektenbesitzer dürfen sich — nachdem jetzt bereits alles in

bester Stimmung an den Börsen wiederum zu sein scheint — nicht wundern, wenn über kurz oder lang wieder derartige Ueberraschungen und im Gefolge damit Kursstürze oder Rückgänge zutage treten könnten. — An der Berliner Börse hat man als für die Kursentwicklung ausschlaggebend vor allem die günstige Gestaltung von Handel und Industrie betrachtet. In der Tat sind in letzter Zeit die guten Nachrichten von den einzelnen Industriegebieten unwidersprochen geblieben. Speziell die Eisen- und Stahlwerke können von flotter Beschäftigung, guten Verkaufspreisen und günstigen Zukunftsaussichten sprechen. Auch die bisher zur Reserve und Vorsicht mahnende Nähe der Syndikats- und Verbandserneuerungen in dieser Branche wird hoffnungsvoller angesehen. Nachrichten aus der Maschinenfabrikation, der chemischen und nunmehr auch Textilbranche besagen ebenfalls zufriedenstellende Beschäftigung und gute Zukunftschancen. Last not least die grosszügigen Probleme in der Elektrizitätsbranche lassen besonders diese Sparte unserer deutschen Industrie in den Mittelpunkt einer vorzüglich beschäftigten Industrie stellen. Der nunmehr anscheinend finanziell gesicherte Ausbau der neuen elektrischen Bahnen innerhalb Berlins und die gleichfalls perfekt gewordene Elektrifizierung der Wiener Stadtbahn und Untergrundbahn, ferner grössere deutsche Provinz-Ueberlandzentralen und grössere Aufträge vom Ausland, sichern der elektrischen Branche, besonders den einzelnen grossen Trusts — Edison, Schuckert, Siemens — äusserst lukrative Tätigkeit für die nächste Zeit. Der glänzende Abschluss der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft gab auch äusserlich das Zeichen einer besonders starken Aufwärtsbewegung dieser Aktien. Auch andere Aktiengebiete verzeichnen nicht unerhebliche Kursavancen. Die endlich beigelegten Differenzen in der Kaliindustrie und ferners die beruhigtere Haltung der Neuyorker Effektenbörse trugen gleichfalls zur allgemeinen Tendenz bei. Durch die in grossem Umfange vorgenommene Reinigung an der Berliner Börse und Ausmerzung von verschiedenen schwachen Positionen ist auch börsentechnisch Berlin auf gesünderem Kursniveau angelangt. Der Geldmarkt bewegt sich in regulären Bahnen. Die Rückflüsse in die Kassen der Notenbankinstitute dauern unvermindert an. Nur die Bank von England hat durch den finanziellen Bedarf der beiden Tripolisgegner bedeutenden Goldausgang. Immerhin konnte dieses Institut entgegen mancher Befürchtung den Bankdiskont unverändert belassen. Als unangenehmer Faktor der Berliner Börse ist die scharfe Rückwärtsbewegung der Kolonialwerte zu verzeichnen gewesen. Die Abnahme des Auftragsbestandes des Stahltrusts ist nicht sonderlich beachtet worden. Die Börsen bewegen sich im derzeitigen Moment anscheinend doch viel zu viel im Hausse-Fahrwasser. Die konstante unruhige Bewegung des Privatsatzes an der Berliner Börse mit nach oben gravierender Seite bleibt ebenso unbeachtet, wie die ernsten Reibereien und Unruhen in China als belanglos von den beteiligten Interessenten hingestellt worden sind. Es bleibt abzuwarten, ob und wie lange die momentane, etwas künstlich erscheinende Haussetendenz an allen Börsen anhält, und ob nicht doch in Bälde wiederum eine Reaktion eintritt, die den vielfachen Gegenströmungen gebührend Rechnung trägt. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Karl Rübsam, Päpstlicher Hoflieferant, Fulda. Am 1. September konnte die Wachswarenfabrik von Karl Rubsam, Fulda, auf ein Vierteljahrhundert ihres Bestehens zurückblicken. Der Inhaber und Gründer der Firma Herr Karl Rübsam hat das Unternehmen von ganz kleinen Anfängen im Laufe der Jahre nach allen Seiten hin rastlos vervollkommnet und derart auf die Höhe gebracht, daß es heute als eines der angesehensten Fabrikgeschäfte dieser Branche dasteht. Während die Firma früher lediglich Wachswaren und technische Wachse aller Art, besonders als Spezialität Kirchenkerzen aus reinem Bienenwachs erzeugte, wurde seit einigen Jahren auch die Fabrikation von Stearin-, Paraffin- und Kompositionskerzen sowie Schuhcreme aufgenommen. Die Erzeugnisse der Firma Karl Rübsam fanden auf den beschickten Ausstellungen stets lobende Anerkennung und hohe Auszeichnung. Eine besondere persönliche Ehrung widerfuhr dem Inhaber der Firma, indem er von Papst Pius X. zum Päpstlichen Hoflieferanten ernannt wurde. Herr Rübsam ließ diesen Erinnerungstag nicht vorübergehen, ohne seinem Personal für treue und gewissenhafte Pflichterfüllung einen größeren Geldbetrag zu überweisen. Durch eine schöne Feier, bei welcher das gute Einvernehmen, das im Hause des Herrn Rübsam zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer besteht, so recht zum Ausdruck kam, wurde das Geschäftsjubiläum beschlossen. Auch unsere besten Glückwünsche!

Thiel's Gesundheitskaffee. Fabrikat der Feigenkaffeefabrik Rich. M. Thiel, Kötschenbroda, ein sorgfältigst hergestellter, durch geeignete Zutaten verbesserter Feigenkaffee, erfüllt in hervorragend befriedigender Weise die Aufgabe, den namentlich jüngeren, sowie schwächlichen und kränklichen Personen so schädlichen Bohnenkaffee teilweise oder auch gänzlich zu ersetzen. Er findet deshalb stets wachsende Verwendung in Krankenhäusern, Heil- und Pflegeanstalten, Erziehungsinstituten u. dgl. Thiel's Gesundheitskaffee wird nur direkt von der Fabrik an den Großkonsum geliefert, und dadurch eine Verteuerung durch den Zwischenhandel vermieden. . . . Die wesentlichen Vorzüge von Thiel's Fabrikat sind zwar vielfach durch Anerkennungen aus Konsumentenkreisen rühmend hervorgehoben, der sicherste Weg, sich davon zu überzeugen, ist aber immer ein Versuch, der zugleich auch die Möglichkeit gibt, das bestentsprechende Mischungsverhältnis zu ergründen. Allen Anstalten, welche Kaffeesurrogate verwenden, soll ein Versuch mit Thiel's Gesundheitskaffee im eigenen Interesse warm empfohlen sein.

Ein rosig zarter, reiner Teint: Die menschliche Gesichtshaut besteht bekanntlich aus kleinen Zellen, die in den unteren Schichten weich und durchsichtig sind, oben aber abblättern, nachdem sie zu Schuppen eingetrocknet sind. Sobald dieser Vorgang merklich wird, erscheint die Oberfläche hart, schwielig, verliert ihre Durchsichtigkeit, es ergeben sich jene Erscheinungen, die man gemeinhin einen schlechten, unreinen Teint nennt. Tritt gar eine Verstopfung der Talgdrüsen hinzu, so führt die Reizung zur Bildung von Pusteln, Knötchen, Finnen, Mitessern. Diesem Übel wirkt allein die von der Firma Bergmann & Co. in Radebeul-Dresden hergestellte **Steckenpferd-Lilienmilch-Seife** (Schutzmarke: Steckenpferd) entgegen. Die Seife ist von völlig neutraler Beschaffenheit und der Zusatz von Borax bewirkt eine schnelle und beinahe unmerkliche Abstoßung der unreinen Oberhaut und erweist sich somit bei einer dauernden Anwendung als unbedingt zuverlässiges Mittel **zur Erhaltung eines rosigen, zarten und reinen Teints.** Die Steckenpferd-Lilienmilch-Seife ist in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien à St. 50 Pf. zu haben.

Felix Nowowiejskis dramatisches Oratorium „Quo vadis" (nach Sienkiewiczs berühmtem gleichnamigen Roman), herausgegeben von Aloys Maier, kgl. Hof-Musikalienhandlung in Fulda, das gleich im ersten Jahre nach dem Erscheinen in 30 Städten aufgeführt wurde, befindet sich für die nächste Konzertsaison in zahlreichen Städten des In- und Auslandes zur Vorbereitung, u. a. in Düren, Lemberg, Quedlinburg, Halberstadt, London, Rotterdam, Bamberg, Riga, Wien, Essen, Warschau. Das überaus wirkungsvolle Werk erlebte überall einen unbestrittenen großen Erfolg, wie er wenigen Chorwerken der Neuzeit zuteil wurde.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer. Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 43. München, 28. Oktober 1911. VIII. Jahrgang.

Oesterreich-Ungarns Anspruch auf Valona.

45 Jahre ist es her, daß die Schlußpunkte gesetzt wurden hinter die großdeutsche und italienische Vollmachtpolitik Altösterreichs. Das Jahr 1866 war für Oesterreich das Sterbejahr jahrhundertealter politischer Traditionen, gleichzeitig aber das Geburtsjahr einer Neuorientierung der Gesamtpolitik im Innern wie nach außen hin.

Die unausgesetzte und aufreibende Inanspruchnahme durch die Aufrechthaltung der Machtstellung in Deutschland und Italien hatte es bis dahin verhindert, daß der inneren Konsolidierung des Staates jenes Augenmerk zugewendet worden wäre, das allein die Voraussetzungen zu schaffen vermag für eine kraftvolle und erfolgreiche Betätigung nach außen. Nunmehr jedoch gelangte der Staat durch endgültige Ausschaltung dieser beiden, seine besten Kräfte verzehrenden politischen Komplexe endlich dazu, sich auf sich selbst zurückzuziehen und der eigenen Gesundung jene Mittel und jene Arbeit zuzuwenden, die bisher exzentrischen Interessen gewidmet gewesen waren. Gleichzeitig erfolgte der Umschwung in der auswärtigen Politik in dem Sinne, daß Oesterreich seine bisher in erster Linie dem preußischen Rivalen zugewendete Front allmählich nach Osten kehrte, während es sich auf der früheren Kampffront vertrauensvoll an den neugewonnenen Freund lehnte. Bald wird ein halbes Jahrhundert seither vergangen sein, und ein neues, mächtiges Oesterreich ist in dieser Zeit erstanden mit geregeltem Haushalt, vielfach gesteigertem Nationalvermögen, moderner Verwaltung und einer erstklassigen Wehrmacht. Nicht mehr in der Verteidigung überlebter Machtpositionen seine Kräfte zersplitternd und verzehrend, ist Oesterreich in diesen langen Dezennien seiner politischen Wiedergeburt zu einem Staatswesen erstarkt, das, erfüllt von gewaltigen Expansivkräften, eine große Summe niedergehaltener und zur Betätigung drängender Energien in sich konzentriert. Mit eingegrabenen Absätzen, Rücken an Rücken mit Deutschland in unverrückbarer und unangreifbarer Position in der Mitte Europas jeder Eventualität die Stirne bietend, ist Oesterreich-Ungarn heute ebenso berechtigt wie bereit, jene Respektierung seiner neuerwachten Interessen zu fordern, die nötigenfalls zu erzwingen es die Macht hat.

* * *

Während Oesterreich-Ungarn in politischer Zurückgezogenheit seine Kräfte sammelte, ist das, was von der Welt noch herrenlos war, verteilt worden. Alle Staaten und Nationen haben ihren Anteil genommen, manche mehr als dies, und mehr als sie vertragen konnten. Rußland, das in Ost- und Zentralasien zum Teil bis in den unmittelbarsten Schlagbereich überlegener Gegner vorgedrungen ist, beherrscht dort heute ein Gebiet, das nach den Worten Alexanders III. aus Rußland einen Weltteil gemacht hat, dessen Dimensionen jedoch mit den tatsächlichen offensiven Machtmitteln des Staates in keinem Verhältnis stehen. Großbritannien, auf den fast unbegrenzten Geltungsbereich der dominierenden Seemacht gestützt, hat nebst anderem die besten Teile Afrikas genommen, zuletzt, hart an die Grenze seiner militärischen Leistungsfähigkeit gehend, das Gebiet der beiden Burenrepubliken. Die Vereinigten Staaten Nordamerikas haben durch die panamerikanische Auslegung der Monroedoktrin sich einen souveränen Einfluß über den ganzen amerikanischen Kontinent gesichert, gleichzeitig in das Gebiet Polynesiens und bis an die Küsten Ostasiens ausgreifend. Frankreich ist heute im Begriffe, den Schlußstein zu seinem großen, nordwestafrikanischen Kolonialreich zu legen, und Italien folgt seinem Beispiele und nimmt das letzte noch erreichbare Stück Nordafrikas seinem bisherigen Besitzer. Deutschland allerdings hat nicht jenen Kolonialbesitz, der seiner Macht und seinem Expansionsbedürfnis entspricht, aber was soll man von Oesterreich-Ungarn sagen? Dieses ist bei der Verteilung der Erde ganz leer ausgegangen.

* * *

Nun, die Erde war schon einmal und nicht nur einmal verteilt. Im 16. Jahrhundert, im Zeitalter der Entdeckungen, wurde sie zur Beruhigung des Streites zwischen Spaniern und Portugiesen durch Schiedsspruch des Papstes unter diese beiden Völker aufgeteilt. Westlich des Grenzmeridians die Spanier, östlich die Portugiesen. Gründlicher und vollständiger hätte die Teilung kaum vorgenommen werden können. — Und heute? Die beiden Alleinbesitzer der Erdkugel von damals haben längst liquidiert, andere sind an ihre Stelle getreten, die zum Teil bereits wieder anderen Platz machen mußten. Alles fließt, und auch die jeweilige Verteilung der herrenlosen Gebiete der Erde ist nichts Bleibendes. Der tatsächliche Besitz fremder Territorien ist sozusagen nur der Ausdruck und Gradmesser des Einflusses, den die betreffende Nation besitzt, eine Art Qualifikation der vorhandenen realen Machtmittel. Und sobald eine Verschiebung der Schwerpunkte, eine Umlagerung der in den Völkern lebendigen Kräfte sich vollzogen hat, bedarf es nur des äußeren Anstoßes, um eine Umwälzung auch in den Besitzverhältnissen herbeizuführen.

Verfügt ein Staat über die notwendige Macht, so hängt es nur von ihm ab, die nächste Gelegenheit zu ergreifen, um den ihm zukommenden Teil an sich zu nehmen. Man kommt zur Verteilung der Erde nie zu spät, wenn man nur gut gerüstet kommt, wenn man sich innerhalb seines natürlichen Geltungsbereiches die erforderliche überlegene Position zu schaffen wußte.

* * *

Stellen wir nun die Kettengleichung auf, in der die Macht und offensive Schlagkraft der Staaten auf der einen Seite, der erworbene oder behauptete Besitz auf der anderen Seite stehen! Wenn Rußland ganz Nordasien, England zwei Fünftel der Erde, Frankreich ganz Nordwestafrika und halb Hinterindien, schließlich Italien Tripolis nehmen durften — von den Kleinstaaten ganz zu schweigen — was darf Oesterreich-Ungarn für sich in Anspruch nehmen? — Nichts?

Italiens Arm reicht über das Mittelmeer bis ins Innere Nordafrikas, jener Frankreichs ebenso weit und noch Tausende von Kilometern bis Saigon und Tonkin, Rußland greift 8000 km weit bis an die Ostküste Asiens, England über den ganzen Erdball, und Kleinstaaten besitzen Kolonialreiche, die ein vielfaches größer sind als sie selbst. Ist die Schlagkraft Oesterreich-Ungarns so gering, sein Geltungsbereich so klein, daß es nicht einmal das nehmen darf, was vor seinen Toren liegt? Wenn wir beispielsweise die Gleichung aufstellen: I : T = Oe.-U. : x, d. h. Italiens Macht verhält sich zur Besitzergreifung von Tripolis wie die Macht Oesterreich-Ungarns zu x — würde „Valona" da nicht den Minimalwert darstellen, den man einsetzen müßte, um eine halbwegs richtige Lösung der Gleichung zu erhalten?

* * *

Jeder Staat trachtet, sich den freien Zugang zum Meere zu sichern, denn dieser Weg allein eröffnet den Anschluß an den allgemeinen Weltverkehr, und seine Unterbindung ist gleichbedeutend mit einem wirtschaftlichen und politischen Todesurteil. Wenn man nun die Weltkarte ansieht, kommt man bald zu der Erkenntnis, daß die Adria kein Meer ist, sondern nur eine tief ins Land schneidende Bucht. Das Meer beginnt erst jenseits der Straße von Otranto, und selbst da gelangt man erst ins Mittelmeer, das jedoch für unsere Interessen eine vitale Bedeutung besitzt. Es ist eine Lebensfrage für Oesterreich-Ungarn, sich diesen Ausgang ins Mittelmeer, den einzigen Zugang zum Meere, den es überhaupt besitzt, dauernd offen zu halten und jede Möglichkeit seiner Unterbindung ein für allemal zu verhindern.

Valona an der albanesischen, Brindisi an der italienischen Küste sind die Positionen, die die Straße von Otranto beherrschen. Vor einem halben Jahrhundert, als Italien noch ein geographischer Begriff war, hätte Oesterreich Gelegenheit gehabt, ein österreichisches Gibraltar an die italienische Küste zu setzen. Es hat diese Gelegenheit ebenso versäumt, wie die später wiederholt gebotene, Valona zu einem österreichischen Flottenstützpunkt zu machen. An die Stelle österreichischer Panzerforts werden die Straße von Otranto bald italienische und türkische Befestigungen flankieren, und Oesterreich-Ungarn muß die Garantien für die Zukunft in diplomatischen Aktenstücken suchen. Scheinbar bieten diese Oesterreich-Ungarn vollste Beruhigung, denn Italien hat sich verpflichtet, den status quo auf der Balkanhalbinsel aufrecht zu erhalten, und beide Mächte haben ihre Uninteressiertheit an Albanien erklärt. Konnte jedoch Italien diese Erklärung, durch die es freie Hand in Tripolis erhielt, ohne Hintansetzung seiner Interessen abgeben, so ist dies bezüglich Oesterreich-Ungarns keineswegs der Fall. Denn welche Garantien besitzt dieses, daß sich die beiden heute feindlichen Staaten, Italien und die Türkei, unter geänderten Verhältnissen dereinst nicht zu einem Schutz- und Trutzbündnisse gegen Oesterreich-Ungarn zusammenschließen und, gestützt auf die Kriegshäfen Brindisi und Valona, gemeinsam die Straße von Otranto sperren?

Diplomatische Vereinbarungen gelten solange, wie die Verhältnisse bestehen, aus denen sie hervorgegangen sind. Für geänderte Konstellationen sind sie wertlos, und da politische Gruppierungen beständigen Veränderungen und Verschiebungen unterworfen sind, so folgt daraus, daß eine so eminente Lebensfrage, wie es die dauernde und unbedingte Freihaltung der Straße von Otranto für Oesterreich-Ungarn ist, niemals durch Verträge, sondern nur durch Besitznahme der beherrschenden Positionen zu lösen ist. Die unbedingte Notwendigkeit der Besetzung Valonas ist eine Frage, deren endgültiger Lösung die Politik Oesterreich-Ungarns durch keinerlei diplomatische Mittel aus dem Wege gehen kann, wenn sie nicht ein Lebensinteresse des Staates preisgeben will.

* * *

Angesichts der ungeheueren Expansion aller Großmächte ist das Streben Oesterreich-Ungarns, lediglich zu seiner Sicherheit einen unmittelbar vor seinen Toren gelegenen Flottenstützpunkt in Besitz zu nehmen, eine Forderung, deren Berechtigung durch die Sachlage ebenso dargetan wird, wie ihre Geringfügigkeit und Bescheidenheit gegenüber den weit ausgreifenden Ansprüchen anderer Mächte. Fast ein halbes Jahrhundert hindurch hat sich die Monarchie nach Preisgabe aller ihrer früheren Aspirationen im Hintertreffen gehalten und niemals Einsprache erhoben, selbst wenn andere Staaten in der Wahrnehmung ihrer Interessen weit über das gebotene Maß hinausgingen. Um so größer ist die Berechtigung, mit der der neugekräftigte Staat die Erfüllung einer durch seine vitalsten Interessen diktierten Forderung erwarten kann, um so deutlicher muß es aber wiederholt werden, daß Oesterreich-Ungarn heute bereits Kräfte genug gesammelt hat, um die Respektierung seiner Interessen eventuell auch e r z w i n g e n zu können. Salvator R.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Landtagswahlen in Elsaß-Lothringen.

Den besten Gradmesser für die Wertung der Hauptwahlen zur Zweiten Kammer im Reichsland bilden diesmal die betrübten Kommentare der liberalen Presse. Von 36 definitiv entschiedenen Mandaten haben die neuerdings wieder so selbstbewußten Liberalen im Verein mit den Demokraten nur ganze 2 heimgebracht. Die sozialdemokratischen Freunde im Großblock heimsten einstweilen 5 Mandate ein, während das Zentrum bereits über 19 Mandate, der Lothringer Block über 9 verfügt; ein ferner gewählter „unabhängiger Agrarier" dürfte auch der Rechten zuzuzählen sein, die also 29 von im ganzen 60 Mandaten bereits sicher hat. Die 24 Nachwahlen werden Liberale und Sozialdemokraten eng verbrüdert sehen. Ob aber der Erfolg alle Hoffnungen erfüllen wird? Die liberale Presse rechnet schon resigniert mit einer klerikalen Mehrheit und freut sich in Ermangelung eines Besseren über den starken Zuwachs der sozialdemokratischen Stimmen.

Der Reichstag und die Marokkoverhandlungen.

Mit einer Entsagung hat der Reichstag seine Aufräumtagung begonnen. Die Erwartung des Volkes und der Wille der Volksvertreter zielten auf die unverzügliche Besprechung der Marokkosache. Aber Herr v. Bethmann Hollweg forderte die Vertagung. Wenn er sich auf die Erklärung beschränkt hätte, daß die Regierung während der schwebenden Verhandlungen sich nicht an einer parlamentarischen Erörterung beteiligen könnte, so würde der Reichstag noch die Möglichkeit gehabt haben, an die Interpellationen, deren Beantwortung die Regierung abgelehnt, seinerseits eine Besprechung zu knüpfen und den grundsätzlichen Standpunkt der Parteien, namentlich zu der Kompensationsfrage, darzulegen. Aber der Reichskanzler ging noch weiter und erklärte auch die einseitige parlamentarische Besprechung als gefährlich für die deutschen Interessen. Dadurch wurde die Volksvertretung in eine ungemütliche Zwangslage versetzt. Durch eine Erörterung gegen den Wunsch und Willen der Regierung hätte der Reichstag sich der Gefahr ausgesetzt, daß man ihm nachher die Schuld an den Mängeln des französisch-deutschen Abkommens in die Schuhe geschoben. „Der Klügste gibt nach." Man deckte den Rückzug damit, daß vom Reichskanzler die bestimmte Erklärung gefordert wurde, die Marokkodebatte sollte noch unbedingt vor Schluß des Reichstags stattfinden. Herr v. Bethmann Hollweg versicherte auch, das sei seine „Absicht". Sollte die Verwirklichung dieser „Absicht" sich zu lange hinziehen, so kann der Reichstag zu dem Notanker eines Dringlichkeitsantrages mit sofortiger Beratung greifen. Die Interpellationen selbst, zu denen alle größeren Parteien eine beigesteuert hatten, sind vorläufig verschoben, bis die Regierung den Termin für ihre Beantwortung angibt.

Ob der Zwischenfall einen neuen Anlaß zur Revision der Bestimmungen der Geschäftsordnung über die Interpellationen geben kann, ist eine nebensächliche und vorläufig nicht aktuelle Frage. Die Hauptsache ist, daß das gute Recht der Volksvertretung, über die auswärtige Politik mitzureden, in Geltung bleibt. Mit der gelegentlichen Berufung des Bundesratsausschusses für auswärtige Angelegenheiten ist den Bedürfnissen in einem konstitutionellen Staatswesen nicht Genüge getan. Die L e i t u n g der hochpolitischen Geschäfte muß freilich den verantwortlichen Räten der Krone verbleiben; doch hat das Volk zweifellos Anspruch darauf, über den Gang wichtiger Angelegenheiten so früh und so gründlich als möglich informiert zu werden, und die Regierung darf die Beihilfe der öffentlichen Meinung und des Parlaments, wenn dieselbe sich irgendwie nützlich erweisen kann, z. B. in Form einer Rückenstärkung bei den Verhandlungen, nicht aus Selbstherrlichkeit oder bureaukratischer Engherzigkeit von der Hand weisen. Im vorliegenden Falle z. B. hätten nach unserer Erwartung die Reden der bürgerlichen Parteiführer wohl dazu beitragen können, den Franzosen klar zu machen, daß Deutschland das große Opfer in Marokko nur dann bringen kann, wenn Frankreich Kompensationen von angemessenem Werte gewährt. Eine derartige Willenskundgebung von deutscher Seite wäre angesichts der französischen Quertreibereien gegen die Kompensationen sehr zeitgemäß und zweckmäßig gewesen. Die Regierung hat aber die Rückenstärkung verschmäht. Umso schwieriger wird ihre Stellung, wenn sie schließlich ein Abkommen mit u n g e n ü g e n d e n Kompensationen vorlegen muß. Diese Gefahr ist leider nach den bisherigen Nachrichten nicht ausgeschlossen. Es heißt, daß die Verhandlungen über den

zweiten Teil des Abkommens dem Abschluß nahe wären, und daß Frankreich für ein Stück von seinem Kongoland, das höchstens zum Ubangi uns den Zutritt geben würde, den Entenschnabel von Kamerun noch als Gegenkompensation einheimsen will. Das wäre ein sehr mageres Ergebnis der viermonatlichen Verhandlungen, und im Reichstag würden sich auch außerhalb den Reihen der alldeutschen Eiferer wahrscheinlich mehrere Stimmen erheben, die das Festhalten unserer Marokkorechte für würdiger und vorteilhafter erachten.

Leider ist wieder die alte Ansicht hervorgeholt worden, wir müßten durch Großmut, am besten sogar durch den Verzicht auf alle Kompensationen und das unbelastete Geschenk Marokko, die Liebe Frankreichs und ein volles Friedens- und Freundschaftsverhältnis erwerben. Die Spekulanten auf die deutsche Gutmütigkeit berufen sich sogar wieder einmal auf eine angebliche Bemerkung des Kaisers. Gewiß, eine volle Versöhnung Frankreichs wäre schon ein Opfer wert. Aber es ist nicht wahr, daß durch den Verzicht Deutschlands auf Marokko die französische Volksseele befriedigt und zur Liebe entflammt werden könnte. Zu dem Zweck wäre mindestens die Rückschenkung von Elsaß-Lothringen notwendig, und auch zu dieser Morgengabe würde Marianne noch eine kleine Zulage verlangen, nämlich die Anerkennung des alten französischen Prestige und die Vorrangstellung der grande nation auf dem Kontinent. Erst wenn der Krieg von 1870/71 rückgängig gemacht würde, könnte man auf das Schwinden des Hasses rechnen, der in der französischen Volksseele gegen uns glüht.

Die sonstigen Reichstagsarbeiten.

Der Reichstag will mit seiner knappen Zeit ökonomisch umgehen. Da die Strafprozeßreform zu viel zweifelhafte und strittige Punkte enthält, die in wenigen Wochen nicht zum gehörigen Austrag zu bringen sind, hat man auf deren Erledigung verzichtet. Dagegen will man die ganze Kraft einsetzen für das Gesetz über die Privatbeamtenversicherung, um noch vor den Neuwahlen diesen großen sozialpolitischen Fortschritt zum Besten des neuen Mittelstandes durchzuführen. Die erste Lesung dieses umfangreichen und schwierigen Entwurfs war musterhaft. Die Redner der positiven Parteien beschränkten sich in knapper Darlegung der grundsätzlichen Stellung und überließen die Einzelheiten, ohne erst viel Wenn und Aber zu verschwenden, der Kommissionsberatung. Um dem alten Versicherungsordnungs-Ausschusse die neue Arbeit zu erleichtern, will das Plenum nach Erledigung der Interpellation über Teuerung und Maul- und Klauenseuche sich auf etwa 10 Tage vertagen.

Die erste Interpellation, die bereits vorige Woche zur Verhandlung kam, betraf die Ausführung des Reichsvereinsgesetzes. Die Landesbehörden, in deren Händen die Ausführung liegt, haben bei der Auslegung der gesetzlichen Bestimmungen und bei der Anwendung der polizeilichen Vollmachten dem genius loci und den bisherigen Gebräuchen des Landes einen gewissen Spielraum gelassen, so daß die Praxis in den Bundesstaaten nicht einheitlich und vielfach, namentlich in Preußen, den Erwartungen der linksliberalen Väter des Gesetzes nicht entsprechend ist. Die Reichsregierung will nun nicht den Schulmeister und Korrektor im Einzelstaat spielen und verweist die Klagen über polizeiliche Strenge in die Einzellandtage. Der Grund des Uebels steckt in dem Gesetze selbst. Diese vielgepriesene Blockfrucht ist technisch schlecht geraten. Das Gesetz leidet an Unklarheiten, die teils durch nachlässige Abfassung der Paragraphen, teils auch durch absichtliche Zweideutigkeiten bei den vereinbarten Kompromissen entstanden sind. Wenn die Uebergangsschmerzen andauern, wird wohl eine Revision dieses „Meisterstückes" von Müller-Meiningen unerläßlich sein.

Auf den parteipolitischen Hader pflegt die positive Arbeit im Reichstage beruhigend zu wirken. Die Hetzer in der Großblockpartei glauben nun aber einen neuen Stoff gefunden zu haben in dem Ausfall der Ersatzwahl für den Reichstagswahlkreis Konstanz. Dort ist im ersten Wahlgang das Zentrum, dem der bisherige Vertreter seit 20 Jahren, der verstorbene Geheime Finanzrat Hug, angehört hatte, in die Stichwahl gedrängt worden. Die Zentrumsstimmen waren gegen 1907 um etwa 900 zurückgegangen, dagegen die Stimmen der Liberalen und Sozialdemokraten infolge der ungeheuren Agitation und unter dem Einfluß der Teuerung und sonstiger die Unzufriedenheit fördernder Momente um ein paar Tausend gestiegen. Wenn die Sozialdemokraten allesamt zu dem liberalen Stichwahlkandidaten übergehen, so muß das Zentrum, um das Mandat zu retten, von denjenigen Wählern, die im ersten Wahlgange gefehlt haben, noch ein Drittel für sich gewinnen. Das ist nicht unmöglich, aber schwer. Wenn es nicht gelingt, so ist vorläufig nur ein Mandat auf drei Monate verloren. Die allgemeinen Wahlen im Januar können auch in Konstanz ganz anders ausfallen, als die Großblockpolitiker nach den Vorgängen in den besonders bearbeiteten Ersatzwahlkreisen sich denken. Konstanz war trotz der 90% Katholiken keine Stamm- oder Hochburg des Zentrums; denn dieser Kreis wurde erst 1890, also zwei Jahrzehnte nach Ausbruch des Kulturkampfes, den Nationalliberalen entrissen und mußte bis 1903 stets in der Stichwahl, also mit Hilfe anderer Parteien, gesichert werden. Gegen die letzte normale Wahl von 1903 hat die Zentrumspartei noch einen erheblichen Stimmenzuwachs zu verzeichnen. — Es geht hier wie bei Immenstadt und Düsseldorf. Laute ernste Mahnungen zur rastlosen Arbeit und zur vollen Eintracht, aber keine Ursache zur Entmutigung, trotz dem krampfhaften Triumphgeschrei der Gegner.

Die belgischen Gemeinderatswahlen.

Ein Seitenstück zu der Ausbeutung der Ersatzwahlen in Deutschland. Der belgische Liberalismus hat sich bekanntlich vollständig zu einem Anhängsel der Sozialdemokratie gemacht. Der dortige Großblock wollte nun die Gemeinderatswahlen zu einer Kraftprobe und womöglich schon zum Sturze des Ministeriums ausnützen. In den Großstädten, wo die Liberalen und die Sozialdemokraten zusammen schon die Mehrheit hatten, vermochte man hier und da noch einige Gemeinderäte aus der katholischen Minderheit zu beseitigen. Darüber erhob sofort die in- und ausländische liberale Presse ein Triumphgeschrei in den höchsten Tönen; der Rücktritt der Regierung, die Auflösung der Kammer und ein sicherer Blocksieg bei den politischen Wahlen wurden alsbald in Aussicht gestellt. Aber die weiteren Nachrichten gossen zu viel Wasser in den Großblock-Wein. Es stellt sich heraus, daß die katholisch-konservative Partei nicht bloß auf dem Lande und in den Mittelstädten ihre Rathausmacht glänzend behauptet, sondern sogar mehrfach neue Sitze erobert und — was für die politischen Wahlen bedeutsam ist — ihre Stimmenzahl sogar in den Großstädten auf Kosten der Liberalen und Sozialdemokraten vermehrt hat. Das Ende vom Lied ist, daß unsere Freunde in Belgien jetzt mit erhöhter Zuversicht der Wahlprobe im nächsten Mai entgegensehen.

Von den Kriegsschauplätzen.

Aus Portugal erfährt man, daß die monarchistische Truppe im Norden noch unbezwungen ist, und daß die Machthaber in Lissabon ein Ausnahmegesetz gemacht haben, das die Empörer den ordentlichen Gerichten entzieht. Da diese Verweigerung des normalen Rechtsschutzes nur christliche und konservative Leute trifft, so haben die liberalen Europäer, die seinerzeit gegen das Sondergericht über den Anarchisten Ferrer so entrüstet waren, noch nichts von sich hören lassen. Aber die radikale Partei der portugiesischen Republikaner hat gegen das Ausnahmegesetz Protest eingelegt, und diese Spaltung kann noch bedeutsame Folgen haben.

In China haben die Empörer und die kaiserlichen Truppen sich bei Hankau zum ersten Male gemessen; darauf kamen von beiden Teilen Siegesnachrichten. Es scheint, daß die Rebellen sich gut gehalten haben, so daß die Niederwerfung des Aufstandes noch in weiter Ferne steht.

In Tripolis dringen die Italiener langsam und mühevoll, aber angesichts der Widerstandsunfähigkeit der Türken sicher vor. In Konstantinopel haben inzwischen die Kammer und das Ministerium Said in öffentlichen und geheimen Sitzungen klug geredet, und der schlaue Said Pascha, der in demselben Atem von Widerstand und von Friedensverhandlungen zu reden weiß, hat sein in tapferen Phrasen eingewickeltes Vertrauensvotum erhalten. Es scheint, als ob Said Pascha die Kammer und das Volk allmählich zu der unvermeidlichen Nachgiebigkeit in Sachen Tripolis erziehen will. Für den Augenblick gibt es freilich noch keine Friedensaussichten. Die Türkei hat, wie die „Nordd. Allg. Ztg." berichtet, dem deutschen Botschafter in Konstantinopel wohl Mitteilungen und auch Wünsche wegen Vermittlung zugehen lassen, aber keine positiven Vorschläge, so daß der Botschafter auf die Vermittlung noch nicht eingehen konnte. Der Botschafter wird in Schutz genommen gegen die Behauptung, daß er die Pforte zu möglichst raschem Friedensschluß unter bedingungslosem Verzicht auf Tripolis „gedrängt" habe. Der Hl. Stuhl hat eine geeignete Gelegenheit benutzt, um seine Neutralität in dem entbrannten Kampfe zu betonen.

Interessant ist, daß Said Pascha in der Kammer eine Politik der Ententen und Bündnisse für die Türkei empfahl. Die Türkei sieht aber vorläufig nach europäischem Begriffe noch gar nicht bündnisfähig aus.

Zu den belgischen Gemeindewahlen.

Zur Aufklärung einer irregeführten öffentlichen Meinung.

Von Dr. Jos. Massarette.

In den Freimaurerlogen wurde das liberal-sozialistische Kartell abgeschlossen, von dem die antiklerikale Opposition sich die Niederwerfung der katholischen Regierung verspricht. Nachdem das Kartell bei den Kommunalwahlen vom 15. Oktober in Aktion getreten ist, hat offensichtlich die internationale Freimaurerei ihren Einfluß aufgeboten, damit durch die ihr direkt oder indirekt ergebene Presse die Oeffentlichkeit bezüglich der Wahlresultate irregeführt werde. Auch diesmal ist die weltbürgerliche Macht der „Aufklärung", die große Organisation des halben und ganzen Unglaubens, welcher der größte und verbreitetste Teil der Presse zur Verfügung steht, wieder in die Erscheinung getreten. Durch skrupelloses Handinhandarbeiten der liberalen, sozialistischen, republikanischen und radikalen Blätter Belgiens und des Auslandes, wobei auch das Wolffsche Telegraphenbureau mitmachte, und leider auch gemäßigte, konservative Organe sich als höchst mangelhaft informiert erwiesen, sollte der Eindruck erzielt werden, daß die belgischen Katholiken eine eklatante, solenne Niederlage erlitten hätten, und demnach der Rücktritt des Ministeriums und die Auflösung des Parlaments unvermeidlich wäre.

Bei näherem Zusehen gewahrt man jedoch, daß sich die Sache wesentlich anders verhält. Wenn die antiklerikale Presse von einem „Wendepunkt in der Geschichte Belgiens" jubelt, so ist das plumper Schwindel. Dieser Bluff setzt sich über feststehende Tatsachen hinweg, die sich nicht wegdemonstrieren lassen. Die belgischen Katholiken können über das Geleistete und Errungene befriedigt sein, wenn sie sich auch sagen müssen, daß ihre Organisation noch der Festigung bedarf.

Wenn das Wolffsche Bureau meldete, in allen größeren Städten habe das Kartell einen größeren Stimmenzuwachs zu verzeichnen, so darf man sich dadurch nicht täuschen lassen. Mit viel mehr Recht schrieb das liberale „Journal de Liège": „Beinahe überall, wo das Kartell abgeschlossen wurde, hat die Wahl einen Zuwachs an katholischen Stimmen gebracht." So haben gegenüber den Wahlen von 1907 die Katholiken in Brüssel 2024 Stimmen gewonnen, die Kartellbrüder 1994 verloren. In den 9 Provinzialhauptstädten wurden rund 9000 Stimmen mehr abgegeben als vor vier Jahren; davon gewannen die Katholiken 7000, das Kartell 2000. Uebrigens regieren die Katholiken seit 28 Jahren in Belgien, ohne daß sie in den großen Städten die Mehrheit der Wähler hinter sich hatten. Diese letzten Gemeindewahlen haben die Feststellung gestattet, daß in den großen Städten die Zahl der katholischen Wähler gewachsen ist, hingegen die Kartellkräfte (Antwerpen ausgenommen) heruntergegangen sind. Allerdings sind in Brüssel und anderen Städten, wo Liberalismus und Sozialismus bisher die Majorität besaßen, die Katholiken trotz ihres Stimmenzuwachses aus den Gemeinderäten verdrängt worden, lediglich weil die Proportionalvertretung keine Anwendung fand. Auf diese Weise haben sie zwei oder drei Dutzend Gemeinderatssitze eingebüßt, die übrigens durch zahlreiche Gewinne anderswo wieder mehrmals wettgemacht worden sind. Von den Städten zweiten Ranges haben die Antiklerikalen fast keine mehr. In den zwei nördlichen Provinzen haben sie außer Gent und Antwerpen keine Stadt mehr zu verwalten. Selbst das liberale Ostende ist ihnen halb verloren gegangen, da Katholiken jetzt zum erstenmal dort ins Rathaus einziehen. Trotz der Goldströme der Herren May, Solvay, Marquet und anderer Multimillionäre sind den Liberalen zahlreiche ihrer Hochburgen verloren gegangen. In den beiden Flandern blieben über 150 Gemeinden, die vor wenigen Jahren noch liberal wählten, im sicheren Besitz der Katholiken. In die Welt wurde hinausposaunt, daß der vorige Ministerpräsident Schollaert in Löwen unterlegen ist, hingegen die Niederlage einer Reihe von antiklerikalen Parlamentariern verschwiegen. Selbst in Alost, der Stadt Woestes, seien die Katholiken geschlagen worden, so meldete der übergroße Teil der Presse, während tatsächlich dort die Liberalen die Hälfte ihrer Sitze an Daensisten, die Katholiken jedoch keinen Sitz verloren.

Indem so falsche Behauptungen wider besseres Wissen verbreitet, die Kartellerfolge aufgebauscht, die zahlreichen Siege der Katholiken aber totgeschwiegen oder geleugnet wurden, kam ein Zerrbild zustande, das seinen Urhebern fürwahr nicht zur Ehre gereicht.

Ueberall, von Arlon bis Ostende, wurden liberale Majoritäten umgeworfen, oder wenigstens große Scharen neuer Wähler (mehr als 50,000) für die katholische Sache gewonnen. Hunderte von Städten und Ortschaften, worunter wichtige industrielle Zentren im Hennegau, die stets eine antiklerikale Verwaltung hatten, haben ihr diesmal den Laufpaß gegeben. Alles in allem hat der Anprall der vereinten Kartellbrüder ein klägliches Fiasko gemacht. Das Land bleibt in seiner Mehrheit unverbrüchlich der katholischen Partei treu.

Das oben zitierte liberale Lütticher Blatt, das die Lage nüchtern betrachtet, weist auf die unangenehmen Folgen hin, welche das Kartell in den Wahlen, für die das Proporzsystem besteht, wie bei den Kammerwahlen, haben müßte, abgesehen von den prinzipiellen Einwänden, die dagegen erhoben werden können. In der Tat, wenn im nächsten Mai die Brüsseler Kammerwähler dieselbe Gesinnung bekunden würden, wie bei diesen Kommunalwahlen, so müßten die Katholiken dort zwei Sitze gewinnen.

Als dumm-dreiste Anmaßung, heller Unsinn ist unter solchen Verhältnissen die Forderung der Kartellpresse, daß das Ministerium zurücktrete und das Parlament aufgelöst werde, zu bezeichnen. Treffend bemerkt dazu der Brüsseler Korrespondent der „Kölnischen Volkszeitung":

„Der Wunsch besteht in diesen Kreisen, daß der König sich für sie kompromittiere; aber man traut da dem klugen jungen König eine Unklugheit ersten Ranges zu, indem man ihm zumutet, . . . Partei zu ergreifen gegen die ausgesprochen monarchistische Partei und für ein Kartellsammelsurium, in welchem die sozialistische republikanische Partei führend und ausschlaggebend ist.

Freilich besteht in weiten katholischen Kreisen seit Monaten ein starkes Mißtrauen gegen die Person des Königs und seine politische Richtung, und wir möchten nicht verschweigen, daß dieses Mißtrauen auch der Königin gilt. Aber man hegt in den anderen Kreisen der katholischen Partei noch genug Vertrauen zu der politischen Klugheit und der verfassungsmäßigen Treue des Königs, um die Idee von der Hand zu weisen, daß der Thron sich in einen schroffen Gegensatz zum katholischen Volke Belgiens setzen könnte, einzig um liberalisierende Tendenzen zugunsten der Gefolgschaft Vanderveldes zu bekunden, deren erster Glaubensartikel lautet: Abschaffung der Dynastie. Eine dermaßen selbstmörderische Politik darf man in der Tat dem Throne nicht unterschieben. . . ."

Der belgische Liberalismus möge fortfahren, sich an den eigenen Phrasen zu berauschen. Die liberale Partei, die — noch keine 30 Jahre sind's her — für sich allein die Mehrheit zu bilden vermochte, jetzt aber, den Rest von Selbständigkeit und Selbstbewußtsein von sich wegwerfend, zur Schleppträgerin der Sozialdemokratie herabgesunken ist, war diesmal die einzig Besiegte. Die Katholiken hingegen können trotz ihrer Ausschaltung aus einigen Städten mit fester Zuversicht den nächsten Kammerwahlen entgegensehen, wenn sie die auch diesmal wieder bewährte Tatkraft bewahren und noch mehr Einigkeit beweisen.

Zur bayerischen Kirchengemeindeordnung.

Von stv. Landgerichtsdirektor W. Fauner, Landtagsabgeordneter.

Wie bekannt, wurde der von der Regierung zu Anfang der Session 1907/8 dem bayerischen Landtage vorgelegte Entwurf einer Kirchengemeindeordnung zwar von der Kammer der Abgeordneten noch gegen Ende der vorigen Session (2. Juni 1910) erledigt, in der Kammer der Reichsräte aber in jener Session nicht mehr beraten.

Dort machte schon die Bestellung eines Referenten Schwierigkeiten. Nachdem Herr v. Auer das bereits übernommene Referat wieder niedergelegt hatte, gelang es zwar, den Reichsrat Dr. Frhrn. v. Hertling als Referenten zu gewinnen. Dieser, wie auch der Korreferent Dr. v. Bezzel, waren anfänglich bereit, die Abgabe ihrer Referate derart zu beschleunigen, daß eine Verabschiedung des Gesetzes noch im Jahre 1910 möglich gewesen wäre. In der am 7. Juni 1910 unter dem Vorsitze des Prinzen Ludwig abgehaltenen Sitzung des von der Reichsratskammer bestellten besonderen Ausschusses zur Beratung des Entwurfs einer Kirchengemeindeordnung wurde jedoch Frhr. v. Hertling wankend, da er aus dem Gange der Diskussion die Erkenntnis gewann, daß sich jener Ausschuß nicht mit einem weniger tief auf die Materie

eingehenden Referate begnügen wollte, sondern ein Eingehen auf alle juristischen und Verwaltungsgesichtspunkte der ohnehin ungewöhnlich schwierigen Gesetzesvorlage gewünscht wurde. Es soll nur den besonderen Bemühungen des Prinzen Ludwig damals gelungen sein, daß Frhr. v. Hertling nicht auf seinem bereits ausgesprochenen Wunsche, das Referat niederzulegen, beharrte. Frhr. v. Hertling äußerte ernstlichen Zweifel, ob er überhaupt imstande sei und Zeit dazu finden würde, ein solches Referat zu liefern, wie es gewünscht wurde. Der Ausschuß beschloß dann, und zwar nicht allein mit Rücksicht auf die Referenten, sondern auch in Anbetracht der sonstigen Arbeitshäufung der Kammer der Reichsräte am Schlusse der vorigen Session, insbesondere durch die neuen Steuergesetze, den Entwurf der Kirchengemeindeordnung in der Session nicht mehr zu beraten, ihn aber gleich zu Beginn der Landtagssession 1911/12 in Angriff zu nehmen, und wenn irgend möglich so rasch zu erledigen, daß er als Gesetz bereits ab 1. Januar 1912 eingeführt werden könnte, wie Prinz Ludwig darlegte.

Der Bericht des Freiherrn v. Hertling zu jenem Gesetzentwurfe liegt nun, abgeschlossen am 28. September 1911, dem Ausschusse vor. Korreferent Dr. v. Bezzel wird mit seinem Berichte voraussichtlich schon in kürzester Frist folgen, sodaß der Beratung des Entwurfs im Reichsratsausschuß nichts mehr im Wege steht. Der Bericht des Frhrn. v. Hertling zeigt in glanzvoller Darstellung meisterhafte Beherrschung des schwierigen Stoffes und rechtfertigt die frohe Hoffnung, daß der Entwurf Gesetz werde, und zwar in allem wesentlichen in der von der Kammer der Abgeordneten beschlossenen Fassung, also im Sinne und Geiste der Zentrumspartei. Frhr. v. Hertling billigt in seinem Berichte mit durchschlagender Begründung selbst alle grundsätzlichen Aenderungen, die von der Kammer der Abgeordneten am Entwurfe vorgenommen wurden. Zur Frage, ob und inwiefern darin Verfassungsänderungen zu erblicken sind, denkt er sogar weniger ängstlich als die K. Staatsregierung und die Mehrheitsparteien der Abgeordnetenkammer.

Eine Aenderung der Vorlage schlägt er nur in einem einzigen Punkte vor, nämlich zu Artikel 37 V; und nur zu drei weiteren Bestimmungen behält er sich seinen Antrag noch vor, nämlich zu Artikel 12 I Z. 3, Artikel 22 und Artikel 45 II.

Zu Artikel 37 V beantragt er Wiederherstellung der Regierungsvorlage, also Wiedereinstellung des Absatz V, den die Kammer der Abgeordneten gestrichen wissen will. Dieser Absatz bestimmt, daß für die Gewährung von Entschädigungen an Kirchenverwalter und ortskirchliche Bedienstete für Kassen- und Rechnungsführung, für bare Auslagen und außerordentliche Dienstleistungen allgemeine Grundsätze im Wege der Ministerialvorschrift aufgestellt werden. Die Kammer der Abgeordneten will das der freien Vereinbarung der Beteiligten überlassen wissen.

Artikel 12 I Ziff. 3 bezeichnet die Aufbringung des Diensteinkommens der weltlichen Kirchendiener als Ortskirchenbedürfnis mit dem Beisatz, daß dieses Einkommen „angemessen sein soll". Die Kammer der Abgeordneten will diesen Beisatz gestrichen und damit eine Einwirkung der staatlichen Aufsichtsbehörden auf Festsetzung jenes Einkommens ausgeschlossen wissen. Frhr. v. Hertling scheint sich für die Wiedereinstellung dieses Beisatzes entscheiden zu wollen und die dagegen in der unteren Kammer geltend gemachten Gründe nicht zu teilen.

Artikel 22 handelt vom Maßstab für die Verteilung der Kirchenumlagen. Herrn von Hertling ist nicht klar, ob, wie künftig bei den Umlagen der bürgerlichen Gemeinden nach dem neuen Umlagengesetz so auch bei den Kirchenumlagen eine verschiedene Belastung der einzelnen Ertrags- und Einkommensquellen und eine Schonung der bloßen Berufseinkommen Platz greifen soll, und will vorerst die Erklärung der Staatsregierung über die Angleichung der Bestimmung des Artikel 22 an die Vorschriften des neuen Umlagengesetzes abwarten.

Artikel 45 II endlich — die am meisten umstrittene Bestimmung des ganzen Gesetzentwurfes, deren Handhabung in der Praxis sicherlich nicht selten zu mißlichen Weiterungen und Erörterungen in der Oeffentlichkeit, sicherlich auch zu Angriffen auf die kirchlichen Oberbehörden führen kann und wird —, beruht auf einem Beschluß der Abgeordnetenkammer; er betrifft das Recht der kirchlichen Oberbehörde, zu Kirchenverwaltern Gewählte abzulehnen: „wenn der Gewählte durch offenkundigen unsittlichen Lebenswandel oder durch ein offen zur Schau getragenes unkirchliches Verhalten Anlaß zu öffentlichem Aergernis gibt". Grundsätzlich billigt Frhr. v. Hertling dieses Ablehnungsrecht, er will nur eine andere Formulierung des Gedankens, etwa in Anlehnung an § 43 der II. Verfassungsbeilage, also ein Ablehnungsrecht gegenüber solchen Gewählten: „die durch eine öffentliche Handlung eine Verachtung des Gottesdienstes oder der Religionsgebräuche zu erkennen gegeben haben." Die Staatsregierung hatte sich in der Abgeordnetenkammer gegen dieses Ablehnungsrecht erklärt.

Zur Schulfrage in Hessen.

Von L. Schmitt.

Am 3. November ds. Js. findet die Wahl zur Erneuerung der hessischen 2. Kammer statt, und zwar zum ersten Male nach dem neuen Wahlgesetz — Vermehrung der Abgeordneten um 8, direkte Wahl, 2 Stimmen für jeden Wähler über 50 Jahre. Angesichts dieser in unmittelbare Nähe gerückten Wahl hielt am 8. Oktober die nationalliberale Partei ihre Landesversammlung ab. Der Nationalliberalismus besteht bei uns aus einem glücklichen Trivium, das auf absehbare Zeit für Hessen den Großblock nach badischem Muster verhüten wird, das die Partei aber je länger, je mehr zerreibt und zermürbt: Der rechte Flügel, die Mannen um den von den Linksliberalen so gutgehaßten Freiherrn von Heyl in Worms, die Mitte um den Reichstagsabgeordneten Dr. Osann, den Vorsitzenden der Landespartei, und der linke Flügel, Bassermannsche Observanz, vom liebevollen Einfluß der Jungliberalen meist abhängig und vornehmlich in Mainz und Offenbach domizilierend. Dieser letzteren Richtung gehört der 1. Redner besagter Versammlung an, der Landtagsabgeordnete Bach, katholischer Hauptlehrer, das heißt Leiter einer Schulgruppe in Mainz. Seine Rede behandelte die Volksschule unter dem Gesichtspunkt der in der nächsten Landtagssession zu erwartenden Gesetzesvorlage zur Revision des Schulgesetzes von 1874. Redner führte nach dem nationalliberalen „Darmstädter Tägl. Anzeiger" u. a. folgendes aus (die Unterstreichungen rühren zum größten Teil von uns her):

„Unser Schulgesetz ist jetzt 40 Jahre alt; es war eines der besten in Deutschland, und die nationalliberale Partei kann stolz auf dieses mustergültige Gesetz sein, das auch von dem liberalen Geiste und der Gesinnung, die den Landtag von 1874 beseelte, Zeugnis ablegt. Mit seiner Schulgesetzgebung stand Hessen eine Zeitlang mit an der Spitze in Deutschland, aber manche Bestimmungen sind veraltet, und es muß dafür gesorgt werden, daß wir nicht ins Hintertreffen geraten.

Die wichtigste Bestimmung des Schulgesetzes ist der Artikel 4, der die Simultanschule festlegt, an dieser müsse unbedingt festgehalten werden. Es gebe jetzt noch in Hessen 40 Konfessionsschulen, deren Aufhebung sei zu erstreben. In Hessen sei immer noch eine rührige Partei, die die Konfessionsschule wolle. Dies sei zunächst das Zentrum, das auch auf seiner Heerschau in Mainz gezeigt habe, daß es auf dem Boden der Konfessionsschule stehe; auch orthodox-protestantische und gewisse israelitische Kreise wünschten die Konfessionsschule. Dies bedeute doch nichts anderes als die Auslieferung der Schule an die Kirche; aber der Staat müsse Herr in der Schule bleiben. Oberlandesgerichtsrat Marx in Düsseldorf habe sich in Mainz gegen die Staatsschule ausgesprochen und die Forderung aufgestellt, daß die Erteilung und Ueberwachung des Religionsunterrichtes nur der Kirche zustehen dürfte. Die Forderung von Marx, daß der ganze Unterricht von christlichem Geist durchwebt sein müsse, sei nur so zu verstehen, daß er die Suprematie der Kirche verlangt, d. h. der Staat solle die Schulen errichten und unterhalten, aber die Kirche die Herrschaft darüber ausüben. Bei Besprechung des hessischen Simultanschulwesens habe Marx erklärt: „es soll ja eine Wendung zum Besseren bestehen"; dies beweise, daß wir auf unserer Hut bleiben müßten.

Abg. Bach stellte dann nachstehende Forderungen auf: Beibehaltung und Durchführung der Simultanschule; die Schule ist eine Einrichtung des Staates, der auch die Aufsicht über sie führt; die Kirche hat, keinerlei Aufsichtsrechte, die Schule ist der Kirche nicht unter- sondern gleichgeordnet. Wir Lehrer wollen nicht, wie man uns vorwirft, den Religionsunterricht aus der Schule entfernen; es ist nur die Frage, wer soll ihn erteilen und in welchem Interesse? Die Antwort lautet: der Lehrer; nicht im Auftrage einer Konfessionsgesellschaft solle er Religionsunterricht geben, sondern im Interesse der Schule selbst, in rein pädagogischem Interesse. Die Kirche darf nicht etwa die Stundenzahl, die Katechismusfragen usw. festsetzen, nicht wie jetzt den übergroßen Memorierstoff bestimmen, der kein religiöses Empfinden aufkommen läßt. Die Zahl der wöchentlichen Religionsstunden könnte etwas beschnitten werden, und zwar auf zwei wie in den Vorschulen und höheren Schulen. Wenn die Kirche noch einen besonderen Unterricht einrichtet, so darf sie dies tun, nicht aber darf dabei ein Zwang ausgeübt werden. Die Aufsicht des Religionsunterrichts muß durch die Kreisschulinspektoren erfolgen. Alle Bestimmungen müßten aufgehoben werden, die die Lehrer in Abhängigkeit von der Kirche bringen."

Die weiteren Ausführungen des Herrn Bach interessieren hier weniger; wir können ihnen sogar teilweise zustimmen. Der Liberalismus des Herrn Bach wird ja wohl schwerlich

allzu integrierenden Einfluß auf die künftige Gestaltung unserer Schulgesetzgebung haben; denn trotz des „lebhaften Beifalls“ der übrigens mäßig besuchten Versammlung erklärte der folgende Redner, Herr Oberbürgermeister Köhler aus Worms: „Zweifellos sei einer Reihe von Grundsätzen des Vorredners unbedingt zuzustimmen, andere Grundsätze bedürften wohl einer genauen Prüfung, und man könne vielleicht nicht allen rückhaltlos zustimmen.“[1] Wir unserseits sagen zunächst: Die alte Schule konnte ein Geschlecht miterziehen helfen, das fähig war, das Deutsche Reich zu erkämpfen und zu erbauen; die Neuschule half ein Geschlecht heranziehen, das in übergebührlichem Prozentsatz die Truppen zur internationalen Sozialdemokratie stellt, das in übergebührlichem Prozentsatz „die Umwertung aller Werte“ vollzieht, das in übergebührlichem Prozentsatz dem Grundsatz des Sichauslebens huldigt, und das, wenn es so weitergeht, einer zersetzenden Degeneration kaum entgehen kann. An die stets wachsende Zahl der jugendlichen Verurteilten muß wohl ebenfalls erinnert werden. Es fällt uns im Traum nicht ein, dort wie hier der Schule alles aufs Konto zu setzen; wir waren es ja nicht, die den „Schulmeister von Sadowa“ prägten, und wir wissen es nur zu genau, daß neben und trotz der Schule tausend Faktoren an der Erziehung des Volkes beteiligt sind.

Wenn Herr Bach nur von der Simultanschule ein friedliches Beieinanderleben der Konfessionen erwartet und für möglich hält, dann müßte man sich ja in Preußen und den anderen Bundesstaaten, wo die Konfessionsschule gesetzlich festliegt und in der Praxis auch zum größten Teil durchgeführt ist, schon längst die Köpfe blutig geschlagen haben, dann müßte bei uns und in Baden „holder Friede, süße Eintracht“ nur so in paradiesischer Freundlichkeit weilen. Herr Bach könnte sich aber doch in seinen Parteiblättern gar leicht überzeugen, daß fast in jeder Nummer katholisches Empfinden und katholische Ueberzeugung aufs bitterste gekränkt wird; er hat doch wohl auch schon von den fanatischen Hetzereien gegen die katholische Kirche in gewissen Bundesversammlungen und von den giftigen Agitationen zugunsten der „Los-von-Rom-Bewegung“ gehört. Und das alles nicht allein in Bundesstaaten mit Konfessionsschulen, sondern auch in den gesegneten Staaten der Simultanschule.

Wenn Herr Bach glaubt, für den Religionsunterricht genügten wöchentlich 2 Stunden, so geben wir ihm das für den Religionsunterricht, wie er ihn meint, durchaus zu; wir — und bei weitem die Mehrzahl des Volkes steht, Gott sei Dank, hier zu uns — haben aber etwas andere Begriffe von Religion und werden für unsere heiligsten Güter zu kämpfen wissen.[2] Es würde zu weit führen, noch auf weitere Punkte der Bachschen Ausführungen einzugehen. Zweierlei aber dürfte im Hinblick auf solche Aussichten für uns in unverhüllter Klarheit sich ergeben: Wir ersehen, wie notwendig die auf dem heurigen Katholikentag ins Leben gerufene „Organisation zur Verteidigung der christlichen Schule“ war, die hoffentlich bald in vollem Umfange ihre Tätigkeit entfaltet; wir ersehen weiter die Notwendigkeit, bei dem bevorstehenden Wahlkampf alles daranzusetzen, um zu zeigen, daß auch wir noch da sind. Der Wahlaufruf der hessischen Zentrumspartei ist erschienen, und wir gestatten uns, daraus die Punkte bezüglich der Schule hierher zu setzen:

„Auch der kommende Landtag wird noch manche schwerwiegende gesetzgeberische Aufgabe zu lösen haben. Zunächst soll eine Revision unseres Schulgesetzes bevorstehen.

In Uebereinstimmung mit der deutschen Zentrumspartei vertritt auch das hessische Zentrum grundsätzlich den Gedanken der konfessionellen Schule, in deren Durchführung es eine Garantie für den konfessionellen Frieden erblickt. Die Behauptung, daß durch die konfessionelle Schule die Stellung des Lehrers herabgedrückt und die Schule den Geistlichen der verschiedenen Bekenntnisse ausgeliefert werde, wird durch die Tatsache widerlegt, daß die Konfessionsschule in Preußen, Bayern, Sachsen und Württemberg, also in über 4/5 unseres Vaterlandes, von jeher besteht, ohne daß eine derartige Erfahrung gemacht wurde.

Wir wollen deshalb, daß die noch bestehenden Konfessionsschulen nach Möglichkeit erhalten bleiben. Wir werden jederzeit dafür eintreten, daß der von unserem Schulgesetz anerkannte christliche Charakter unserer Schulen erhalten werde; daß die der Religion in dem Unterrichtsplan vorbehaltene Stellung auch in Zukunft gewahrt wird. Wir wollen klare Bestimmungen darüber, unter welchen Voraussetzungen die Minorität in einer Gemeinde die Anstellung eines Lehrers ihrer Konfession zu fordern berechtigt ist. Wir sind nach wie vor Gegner einer vollständigen Verstaatlichung der Volksschule. Wir wollen, daß der Einfluß der Eltern und der Gemeinde auf die Schule nach Möglichkeit gestärkt werde. Wir treten für alle Forderungen ein, die unsere Volksschulen heben und unserer Jugend eine gediegenere Bildung bringen sollen, die sie zum besseren Bestehen des schweren Kampfes im heutigen wirtschaftlichen Leben befähigt. Wir fordern, daß mit der anderweiten Gehaltsregulierung der Beamten auch eine neue Gehaltsregulierung für die Volksschullehrer eintritt, am dringendsten halten wir aber für notwendig die sofortige gründliche Verbesserung der Vorschriften über die Witwen- und Waisenversorgung der Volksschullehrer.“

Die diesjährige Vertreterversammlung des Kath. Lehrervereins für Hessen hat einstimmig den Antrag angenommen, die Zentrumsfraktion des hessischen Landtags zu ersuchen, für die bevorstehende Landtagswahl in einem sicheren Wahlkreis einen katholischen Lehrer als Kandidaten aufzustellen; daß dieser Antrag zurzeit nicht verwirklicht werden konnte, ist angesichts der in Aussicht stehenden Schulkämpfe recht zu bedauern, um so mehr, als die nationalliberale Partei neben dem Abgeordneten Bach auch noch den ebenfalls katholischen[3] Lehrer Böhm in Gernsheim als Kandidaten aufstellt, wo er, da ihm auch die Zentrumsstimmen schon zugesagt sein sollen, wohl sicher gewählt wird. Auch die Linksliberalen haben einige ganz aussichtsvolle Lehrerkandidaturen. Der verdienstvolle Obmann des Kath. Lehrervereins, Herr Lehrer Schorn, ein ebenso erfahrener Schulmann wie gewandter, schneidiger Redner, hätte bei der Beratung der Schulgesetzvorlage der katholischen Sache sicher die besten Dienste erwiesen.

---

[1]) Der inzwischen erschienene nationalliberale Wahlaufruf beschränkt sich bezüglich der Schulfrage auf folgendes: „Die Volksschulgesetzgebung des Jahres 1874 bedarf einer Neuregelung, angepaßt an die Entwicklung auf kulturellem Gebiete. Die hessische nationalliberale Partei hat die Simultanschule zur Grundlage für die Schule erhoben, und mit wenigen Ausnahmen sind die Schulen des Landes gemeinsame für die Angehörigen der verschiedenen Konfessionen geworden. An dieser, von ihren politischen Vätern geschaffenen Grundlage hält die jetzige nationalliberale Fraktion fest und wird auf dem gewonnenen Boden weiter bauen.“

[2]) Auf dem glänzend verlaufenen hessischen Zentrumstag in Mainz erklärte Justizrat Dr. Schmitt: Keine Stimme einem Kandidaten, der nicht mindestens gewillt ist, den Religionsunterricht in dem Umfang zu erhalten, wie ihn das jetzige Schulgesetz garantiert. — Geradezu empört habe es ihn, daß man es dem Zentrum verübele, auf dem Boden der Konfessionsschule grundsätzlich zu stehen; jeder Türke und Heide dürfe seine Ansichten zum Ausdruck bringen, uns aber nehme man es schief, für unsere Ueberzeugung einzutreten.

[3]) Gerade die Tatsache, daß die beiden liberalen Lehrer katholischen Bekenntnisses sind, erscheint besonders bedenklich; denn bei den zu erwartenden Schulkämpfen könnten uns unsere Gegner gar leicht mit dem Hinweis kommen: Hier haben wir ja Vertreter des katholischen Lehrerstandes!

Der Neunzehnhunderelfer.

Wie glänzte die Traube am herbstlichen Stock,
Wie schillerte goldig und rosig ihr Rock!
Sie grüsst uns, noch Knabe im lockigen Haar,
Von Gluten umflutet im sonnigen Jahr.

Man schleppt ihn zur Keller und presset ihn aus,
Bis träge und trübe der Most kommt heraus,
Der schüchterne Jüngling, versüssend die Zeit
Dem tapferen Zecher, der nippenden Maid.

Doch sperrt ihr den Trägen ins engende Fass,
Dann brauset und gärt er, empöret sich bass,
Will zeigen, dass jetzt er ein kräftiger Mann
Und spielend die Welt sich erobern kann.

Nun wandert vom Fasse zu Fass er geschwind,
Wird stiller und stiller, sein Grollen verrinnt,
Und sucht sich ein Plätzchen, recht ruhig und kühl;
Dort legt er sich nieder, den Sattel als Pfühl.

So schläft er in Frieden und wachet kaum auf,
Wenn endet in Flaschen sein stürmischer Lauf,
Dem Greise man sanft drückt ein Käppchen aufs Haupt
Und bringt ihn zum Keller, wo still er verstaubt.

Doch kreist einst der Becher im fröhlichen Chor,
Dann steigt aus dem Staube der „Elfer“ empor,
Vollrassig und würzig, hellgoldig und klar,
„Der Wein des Jahrhunderts“, das stolz ihn gebar.

J. L. Algermissen.

„Die Religion der Urne.“

II.

Im Lichte wissenschaftlicher Kritik.

Von Just. Maag, Weißenburg i. B.

Als die modernen Feuerbrüder ihren Sturmlauf gegen die christlichen Friedhöfe eröffneten, da legten ihre Wortführer von Anfang an großen Wert darauf, in der *prunkenden Hülle der Wissenschaft* aufzutreten. Vor dem Zauber der Gelehrsamkeit beugt sich ja bekanntlich alle Welt, und ihrem Einflusse gelingt es, auch die zugeknöpftesten Parlamente vor ihren Triumphwagen zu ketten. In der Tat, wenn die Werber für eine neue Mode überall nunmehr mit jener Form der Totenbestattung brechen wollen, die durch eine tausendjährige Uebung geheiligt erscheint, an der sich tiefeingewurzelte Sitten und Gebräuche emporgerankt haben, mit der unser ganzes Denken und Fühlen aufs innigste verwachsen ist, dann halten wir ihnen mit Fug und Recht entgegen: Wenn ihr das Gold unserer Zustimmung haben wollt, so müßt ihr es mit Gründen bezahlen. Prüfen wir nun die *beigebrachten Gründe* auf ihre *Güte und Stichhaltigkeit.*

Der „Gesamtausschuß des Verbandes der Vereine für Reform des Bestattungswesens und fakultative Feuerbestattung“ verficht in seinem Protest vom 27. September 1886 gegen das offizielle Verbot der Kirche die Toteneinäscherung in erster Linie als ein *Postulat der öffentlichen Gesundheitspflege.* Es ist eigentlich merkwürdig, wie bei gewissen Leuten die Gesundheit mit den kirchlichen Vorschriften beharrlich auf dem Kriegsfuße steht. Nachdem unsere *Kirchhöfe* im Interesse sanitärer Forderungen schon vielfach in die äußerste Peripherie unserer Städte hinausgerückt wurden, sollen sie nunmehr ganz auf den Aussterbeetat gesetzt werden, indem man gegen sie die Anklage erhebt: sie seien förmliche *privilegierte Infektionsherde* der gefährlichsten epidemischen *Krankheiten.* Es gelte darum die Ueberlebenden zu schützen vor der Vergiftung der Luft durch die aus den Gräbern aufsteigenden Gase und vor der Verunreinigung des Wassers durch die den Leichen entstammenden Fäulnisprodukte und Krankheitserreger. Wie schnell und gründlich sind doch diese Besorgnisse von anerkannten Kapazitäten in der Hygiene zurückgewiesen worden! Man hat es fachwissenschaftlich berechnet, daß bei Annahme einer Luftschicht von nur 20 Fuß Höhe (5,84 m) über einem Areal von 200 Fuß im Quadrat (3400 qm), welches mit 556 Gräbern belegt ist, bei einem zehnjährigen Turnus die Luft nie mehr als ein Fünfmilliontel Leichengas enthält. Bei einer solchen Verdünnung kann natürlich von einer gesundheitsschädlichen Wirkung keine Rede sein. Wie könnte es sonst möglich sein, daß die Totengräber durchschnittlich ein sehr hohes Alter erreichen, daß ferner die Professoren und Studenten der Medizin, die wochenlang an verwesenden Leichen sitzen, und die Anatomiediener, die jahraus jahrein die Leichenfaulgase einatmen müssen, wohl und gesund bleiben? In Paris fand man bei wiederholt angestellten Untersuchungen, daß die Bewohner der Stadtviertel bei den Friedhöfen weder mehr Kranke noch mehr Tote aufweisen, als andere.

Ein Arzt, dessen Name den besten Klang hat, dem die „*Neue Flamme*“ selbst nachrühmt, daß er mit gleicher Gründlichkeit Chemie und Pharmazie, Medizin und Hygiene gefördert hat, der Münchener Geheimrat *Max von Pettenkofer,* hat das glänzend bestätigt auf dem Internationalen Kongresse für Gesundheitspflege in Wien: „Wie leichtgläubig“, so führte er aus, „hat man die Ursachen großer Sterblichkeit in den Gräbern der Verstorbenen, in den Friedhöfen gesucht! Seit man aber Wasser und Luft und Boden auf den Friedhöfen genauer untersucht und über Morbidität und Mortalität in der Nähe derselben genaue Rechnung führt, ist man ganz anderer Ansicht geworden. Das Wasser aus Brunnen, welche auf Friedhöfen gegraben sind, findet man in der Regel viel reiner, als das aus Brunnen in der von Lebenden bewohnten, sonst gleich beschaffenen Umgebung.“ Um dies zu begreifen, dürfen wir nur bedenken, wie gering die Quantität von putreszierenden Stoffen ist, welche in der Form von Menschenleichen von Zeit zu Zeit dem Boden übergeben wird, gegenüber der Masse von Auswurfstoffen, welche Menschen und Tiere im Innern eines bewohnten Ortes, einer dicht bevölkerten, industriellen Stadt tagtäglich in die Erde absetzen. Professor Miquel hat in verschiedenen Friedhöfen von Paris Röhren in den Boden geschlagen, die Gräberluft angesaugt und sie stets frei von Mikroorganismen, nicht nur von pathogenen, sondern auch von sonstigen Spaltpilzen gefunden. „*Wenn die Krematisten dagegen einwenden möchten,* die Voraussetzung für die Unschädlichkeit eines Kirchhofes sei immer die, daß er richtig angelegt ist, so haben sie damit gewiß recht. *Indes folgt daraus noch keineswegs die Notwendigkeit der Totenverbrennung, sondern lediglich die Notwendigkeit einer richtigen Anlage des Kirchhofes.*“ (Dr. M. a. a. O. S. 14). Sehr richtig resümiert in der Frage nach der zweckmäßigsten Bestattungsart Dr. med. *Wittmeyer* vom naturalistischen Standpunkte aus: „*Hygienisch halte ich die Beerdigung für die einfachste und unschädlichste Weise,* menschliche Leichen zu beseitigen. Die Krematisten begehen im Kampfe für ihre Meinung den Fehler, daß sie sich durch Tatsachen, die aus der falschen und mißbräuchlichen Anwendung eines Mittels folgen, für die Verwerfung des Mittels selbst bestimmen lassen. Ein Beerdigungsplatz, dessen Boden geeignet ist, die Verwesungsprodukte zu absorbieren, der den reinigenden Winden ausgesetzt und mit reicher Vegetation geschmückt ist, erfüllt seinen Zweck vollkommen und ist für jede Stadt zu haben.“

Das zweite Schlagwort, mit dem die Krematisten so gerne für ihre Sache hausieren gehen, appelliert weniger an den Verstand, als an das Herz und Gemüt der Menge. In bestechender, mustergültiger Rhetorik betonen sie den edleren Hauch, der die Leichenverbrennung umschwebe: nämlich die *Weihe des Schönen, des Künstlerischen, des Pietätvollen.* Mit sichtlichem Behagen malen sie möglichst drastisch den Schrecken des Grabes mit seinen nagenden Würmern, seinen ekelhaften Maden und seinem bleichenden Gebein, um dann auf diesem düsteren Hintergrunde die *ästhetische Würde der Verbrennung,* das *Erlösende und Befreiende der verzehrenden Flamme,* das *pietätvolle Aufbewahren* reiner Asche in formvollendeten, von Künstlerhand gezierten Kolumbarien desto heller erstrahlen zu lassen. Als ein Beispiel für viele sei hier nur Professor Kinkel angeführt, der sich vor Damen und Herren also vernehmen ließ: „In dem festgeschlossenen Sarge entwickelt die Zerstörung ihr Spiel: von Stufe zu Stufe scheußlicher wird drunten die Gestalt der geliebten Frau, die in unserem Arme geruht, und selbst der liebliche Engel von Kind, der uns so oft im weißen Bettchen entzückte, wird ein formloses Grausen. Ich will Ihre Phantasie mit diesen Bildern nicht vergiften noch ängstigen(!); aber haben Sie nie das qualvolle Gefühl gehabt, wenn Sie den ersten starken Regen auf das Grab einer Geliebten niederrauschen hörten und in der stillen Nacht, wo die Einbildungskraft in ihr volles Recht tritt, nun ahnten, wie dieses graufige Zerstörungswerk leis und unwiderstehlich seinen Anfang nimmt. Dieses Grausen der Menschennatur vor dem langsam Verwesenden ist aber unbewußt die Offenbarung einer sehr realen Wahrheit. Es kommen die Toten wieder, nicht als Spuk, nicht im weißen Grabtuche, nicht als Gerippe, aber sie kommen wieder im Dunste der Atmosphäre und im Wasser unseres Brunnens, um uns zu vergiften. Pflanzen Sie darum auf ein Grab so viele Blumen, als Sie wollen, decken Sie es mit bunten Kränzen und goldenem Inschriftflitter — dieses Grausen bannen Sie nicht, und wenn wir gewaltsam unsere Phantasie davon losreißen, weil wir es ja nicht mit Augen sehen, die Tatsache bleibt: daß die schönste Gestalt auf Erden langsam die gräulichste wird. Soll der Leib uns heilig sein als Gefäß des Geistes, wie doch jede Religion es vorschreibt, dann sollen wir auch nachher dieses edle Gefäß nicht mit Wurm und Jauche füllen.“ Wenn sich gerade an dieser Stelle seines formvollendeten Vortrages der Redner als einen Aesthetiker von Fach vorgestellt hat, als einen Mann, der sich „sein Leben lang betrachtend mit der Kunst beschäftigt hat“, so wird er dabei schwerlich umsonst auf die leicht erregbare Phantasie des zarten Geschlechtes spekuliert haben. Ja, wir sind saccus stercoris et esca vermium. Das ist eine sehr verdemütigende Wahrheit, die uns ein Nachdenken über die Vorgänge im Erdenschoße zum Bewußtsein bringt. Aber gerade dem möchten die starken Geister unserer Tage sich gern

Hauptsächlich benützte Quellen: 1. Staatslexikon der Görresgesellschaft I. Bd. (Begräbniswesen); 2. Swoboda, Heinrich Dr. „Neue Wendungen in der Leichenverbrennungsfrage“. Wien 1911; 3. „Laacher Stimmen“ Bd. XXXII u. Bd. XLII; 4. Dr. Gspann, „Sarg oder Urne“. Linz 1906; 5. Dr. Meffert „Leichenbeerdigung — Leichenverbrennung.“ München-Gladbach 1907; 6. „Apologetische Rundschau“ (Köln). 6. Jahrgang, 2. u. 7. Heft; 7. Dr. Ruland „Leichenverbrennung.“ Köln 1910; 8. Greiffenrath „Leichenverbrennung“. Frankfurt 1894; 9. „Bonifatius-Korrespondenz“ (Prag). III. Jhrg. Nr. 13; 10. „Sendbote“ (Innsbruck). Juli 1911.

entschlagen. Sie wollen nicht mehr mit dem alten Dulder Job (17, 14) „zur Fäulnis sagen: mein Vater bist du; meine Mutter und Schwester zum Gewürme“. Indes der ganze Prozeß spielt sich ja naturgemäß im Dunkel der Erde ab — Begraben ist ein Verbergen — und darum hat Kinkel unrecht, wenn er mahnt, „gewaltsam unsere Phantasie davon loszureißen“. Umgekehrt, es bedarf gewaltsamer Anstrengung unserer Phantasie, die Verwesung dem inneren Auge zu eingehender Betrachtung vorzuhalten. (Vergleiche Perger in den Laacher Stimmen, Jahrg. 43, S. 136.) Uebrigens wenn man nun einmal die Aesthetik ins Feld führen will, dann gilt der Satz: Audiatur et altera pars! Was können denn nun aber Augenzeugen über das gewalttätige Zerstörungswerk im Glutofen berichten? Man hört oben in der Kapelle das Aufstoßen des versenkten Sarges auf die Schienenbühne, das Rollen der Räder, das Auf- und Zuschlagen der schweren Ofentüre mit ihren gewaltigen Riegeln. Und kaum ist der Sarg in den auf etwa 1600 Grad erhitzten Ofen geschoben, so ist er samt der Totenkleidung auch schon aufgezehrt. Ein Metallsarg schmilzt sofort von der Leiche wie darübergegossenes Wasser. Nun liegt die Leiche bloß und nackt auf dem Roste. Alle Muskeln verzerren sich bei dem allmählichen Durchglühen, die Augen scheinen sich fürchterlich zu rollen, die Hände, die Finger beginnen zu zucken, alle Glieder kommen in eine krampfhaft zitternde Bewegung. Es ist, als wollte sich der arme mißhandelte Körper noch im letzten Augenblick gegen diesen gewaltsamen „zweiten Tod“ aufbäumen. Die völlige Verbrennung währt etwa 2—3 Stunden. Danach tritt ein Kratzeisen mit langem Eisenstiele in Tätigkeit. Es werden damit die unter dem Roste liegenden Sarg- und Eisenteile zusammengekratzt und auf ein vorgelegtes großes Kehrblech gezogen. Nachdem sie abgekühlt sind, werden die Metallteile des Sarges herausgelesen; das übrige ist die „Asche“ des Verbrannten, soweit sie nicht durch den starken Luftzug im Ofen durch den Schlot entführt wurde. Wahrlich, würde die Kremation allgemein durchgeführt, man möchte dagegen schon vom rein ästhetischen Standpunkt aus nach einer „Liga des guten Geschmackes“ rufen.

Auch eine moralische Seite hat man in unserem Zeitalter der neuen Bestattungsart abzugewinnen gesucht. Während der Wohlhabende, so sagt man, in prunkhafter Weise der Erde übergeben wird und seine Gruft als wirkliche Ruhestätte für alle Zukunft unversehrbares Familieneigentum bleibt, werden die Ueberreste der Besitzlosen über kurz oder lang wieder ausgegraben und weggeworfen, um neuen ins Grab sinkenden Geschlechtern Vermögensloser Platz zu machen, bis auch deren Ueberreste nach wenigen Jahren dasselbe Schicksal ereilt. So wird da, wo jeder Standesunterschied schwinden sollte, eine pietätlose — daher unmoralische, — religionswidrige, bitter empfundene, rohe Behandlung den Leichen ganzer Volksklassen zuteil.

Diese Klage verrät einen stark sozialistischen Einschlag. Sie ist nur berechnet auf die Instinkte der „besitzlosen Klasse“. Das Begraben soll viel soziale Ungleichheit mit sich bringen. Dagegen sei bemerkt: Solange der alles nivellierende Zukunftsstaat für die Lebendigen sich nicht verwirklicht, wird sich auch an der Stätte der Toten nicht jeder Rangunterschied wegdekretieren lassen. Die Ungleichheit der Stände ist übrigens von Gott gewollt und geschaffen, also weder unchristlich noch unsozial; sie ist vielmehr eine gesellschaftliche Notwendigkeit, wodurch Fortschritt und Kultur, edles Ringen und Streben ermöglicht wird. Warum soll nicht auch der Friedhof ein matter Widerschein dieser Einrichtung der göttlichen Vorsehung sein dürfen? Im wesentlichen macht ja doch der Tod den Fürsten und Bettler gleich.

Es kommt aber auch die Feuerbestattung über den Standesunterschied der Menschen nicht hinweg. Schon jetzt hat man verschiedene Taxen, je nachdem die Verbrennung mit mehr oder weniger Aufwand umgeben wird. Der Pariser Kremationstarif sieht sogar 8 Klassen vor; dabei wird die Ausschmückung der Halle noch eigens laut fixem Tarif geliefert. Wenn man ferner über Impietät und Störung des Grabfriedens geklagt hat, so läßt sich das auch gegen die Verbrennung geltend machen; denn unsere Urnenhaine, wie man sie jetzt anlegt, werden ja eines Tages auch sicher überfüllt sein und es muß Platz geschaffen werden für die Nachkommenden. Darum gestatten jetzt schon einige Krematorien die Aufbewahrung der Aschenkapseln und Urnen nur für eine reglementsmäßig bestimmte Frist; also muß auch da die Ruhe gestört werden. Wohin mit den alten Urnen? Wegwerfen kann man sie nicht und ihren Inhalt ausschütten auch nicht. So kommt man schließlich doch wieder auf das Begraben hinaus. (Siehe Dr. M. „Leichenbeerdigung“, S. 13).

Neuestens wirft man sich vielfach auf das ökonomische Interesse, was statistisch gewiß diskutabel ist, aber ebenso gewiß jedem höheren Gefühle Hohn spricht; denn auszurechnen, wieviel Gemüse oder Kartoffeln gebaut werden könnten, wenn man die Friedhöfe den Toten nähme, das entspricht allerdings dem egoistischen Materialismus unserer Tage, ist aber ein Peitschenhieb für den, der die Bestattungsfrage denn doch auf einem höheren Niveau halten möchte, als dem des Nutzens beziehungsweise Schadens der Landwirtschaft.

Nach all dem unendlichen Wortschwall über die gesundheitspolizeiliche Notwendigkeit der Totenverbrennung, über ihre ästhetische Würde, sittliche Schönheit und ökonomische Rentabilität, womit eine unermüdliche Agitation beide Welten erfüllt hat, zuckt die Kriminaljustiz nach wie vor sehr bedenklich die Achseln; sie läßt sich ihr schwerwiegendes Bedenken nicht nehmen, daß die Giftmorde bedenklich steigen würden, wenn der Mörder mit dem Augenblicke der Verbrennung seines Opfers jede Gefahr einer Entdeckung für sich beseitigt wüßte. Gerade dieser in der Beamtenwelt so gangbare Einwand hat auf die Einführung der Kremation sehr retardierend gewirkt.

Interessant ist es, daß bei den Verhandlungen in den dänischen und preußischen Kammern der Antrag auf fakultative Leichenverbrennung hauptsächlich motiviert wurde mit dem Rechte des Individuums, verbindliche Bestimmungen über die Bestattung des eigenen Leibes zu treffen. Aber wohin, meine Herren? möchte man ausrufen. Wenn es ein Recht des einzelnen ist, sich verbrennen zu lassen, so kann er mit demselben Rechte verfügen, daß sein Leib in Spiritus aufgehoben würde. Hat denn der Lebende auf seinen zukünftigen Leichnam überhaupt ein Eigentumsrecht? Gewiß nicht; denn selbst wenn man zugibt, daß er ein solches bei seiner Geburt erworben habe, so verliert er es bei seinem Tode. Jene Person, welche dieses Eigentumsrecht besaß, existiert eben nicht mehr. Es erscheint darum lediglich als eine Konzession an die Pietät, den letzten Wünschen betreffs der Bestattung Rechnung zu tragen. (Vergleiche Bonifatius-Korrespondenz, III. Jahrgang, Nr. 13.)

Somit ergibt sich als Endresultat: Trotz der blendenden wissenschaftlichen Aufmachung vermochten die Krematisten ihren luftigen Empfehlungsgründen keine theoretische Konsistenz zu geben. Es ist eben die ganze Bewegung nicht auf dem Boden der ernsten Wissenschaft erwachsen, sondern sie wurzelt im radikalen, antichristlichen Geiste der Zeit. Ihr Leitmotiv war und ist Widerwillen, im schlimmsten Falle Haß gegen die Religion. Gerade das stempelt die Kremationsidee weniger zu einer Frage der Hygiene oder der Aesthetik, sondern im tiefsten Grunde zu einer Frage der sittlichen Weltanschauung, der christlichen Philosophie; darum muß sie auch auf diesem Boden zum Austrag gelangen.

Erklärung.

An die Redaktion des „Neuen Jahrhunderts“, Wochenschrift für religiöse Kultur.

Sie bringen in Nr. 42 Ihrer Wochenschrift „von einem alten Journalisten“ einen Artikel über „die Hebung der katholischen Presse“, welcher sich mit meinem Artikel in Nr. 38 der „Allgemeinen Rundschau“ vom 23. September 1911 beschäftigt. Es ist Ihrem „alten Journalisten“ natürlich unbenommen, in das „Neue Jahrhundert“ zu schreiben, wie und was er will. Auf seine Darlegungen näher einzugehen, ist mehr als überflüssig, denn für ihn steht die „Unduldsamkeit“, der „Fanatismus“, die Rückständigkeit der Zentrumspresse wie ein Dogma bombenfest. Die Zwecklosigkeit einer leicht zu begründenden Widerlegung der meisten seiner Einwände liegt sonach auf der Hand. Meine Anregungen zur Hebung der katholischen Presse haben, wie ich aus zahlreichen Zuschriften ersehen habe, großen Beifall gefunden und manches Versprechen seitens bedeutender Persönlichkeiten ausgelöst, ihre Feder von jetzt ab fleißiger in den Dienst der Förderung der katholischen Presse zu stellen. Außerdem hat das „Augustinusblatt“, das Organ der katholischen Redakteure Deutschlands, den Artikel fast wörtlich zum Abdruck gebracht und seine volle Uebereinstimmung mit meinen Anschauungen ausgedrückt. Daraus geht hervor, daß die katholischen Redakteure wissen, wo sie einzusetzen und Lücken auszufüllen haben. Gegenüber diesem guten Willen, dem die er-

folgreiche Tat auf dem Fuße folgt, ist die negative und verbitterte und verzweifelte Haltung des „alten Journalisten“ gegenüber der Zentrumspresse wirkungslos. Trotz seiner wegwerfenden geringschätzenden Aussprüche ist der „erfreuliche Aufschwung“ der Zentrumspresse eben doch vorhanden. Daß es noch besser werden kann und muß, leugnet niemand. Dabei braucht man aber keineswegs zu glauben, die liberalen Zeitungen stünden im allgemeinen besonders hoch. Von ein paar Ausnahmen abgesehen, sind selbst große liberale Zeitungen, wie z. B. die geschmacklosen „Münchner Neuesten Nachrichten“, so bar aller besseren Kost in politischer und kultureller Beziehung, daß man ihnen längst in allen politischen Kreisen nur einen geringen Wert mehr beimißt, so daß nur ihr guter Handelsteil ihnen die Massenabonnenten sichert. Zum Schlusse muß ich noch mit aller Entschiedenheit gegen die beleidigende Zumutung und Einladung protestieren, ich möge meine „Untersuchungen“ und Anschauungen über die Zentrumspresse, „wenn auch ohne Namen“, bei „selbstverständlicher Diskretion“ in den dunklen Spalten des „Neuen Jahrhunderts“ niederlegen. Ich habe bisher stets mit offenem Visier gekämpft und habe es gar nicht nötig, meine Ansichten unter dem Deckmantel der Anonymität in einem die katholischen Interessen in mehr als zweifelhafter Weise vertretenden Organ zum Ausdruck zu bringen. Der „alte Journalist“ verwechselt mich wohl mit jener feigen Sorte von Mitarbeitern, die im „Neuen Jahrhundert“, in der „Augsburger Abendzeitung“ und in der „Münchener Post“ unter der Flagge „Von einem katholischen Geistlichen“ ihr eigenes Nest auf so traurige Weise beschmutzen. Ein Blatt, wie das „Neue Jahrhundert“, das dem Katholizismus nur Schaden bringt, wird es am Ende wohl begreifen, daß ich die Einladung zur Mitarbeit auf Grund meiner politischen und religiösen Ueberzeugung mit Entrüstung ablehnen muß.

Augsburg. Dr. Hans Rost.

Es war einmal.

Es war einmal! Ein Zauberwort,
Wenn es in holder Kindheit klingt
Und aus der Sage goldnem Hort
Die köstlichsten Kleinode bringt.

Im Wald ertönt das Wunderhorn,
Vieltausend bunte Blumen blüh'n,
Und aus geheimnisvollem Born
Lichtblitzende Demanten sprüh'n.

Es zirpt und zwitschert im Gezweig,
Belebt, beseelt sind Baum und Strauch,
Und um den schroffsten Felsensteig
Schwebt frühlingslind ein warmer Hauch.

Verwunsch'ne Prinzen, Elf' und Fee
Zieh'n durch den maiendufl'gen Hain,
Und selbst der Nix im Mummelsee
Singt schwermutleis im Mondenschein. —

Es war einmal! O schmerzlich Wort,
Wenn es dem müden Alter klingt
Und aus des Herzens tiefstem Hort
Zurück vergangne Tage bringt.

Was in der Jahre Flucht die Zeit
Hinabgerissen in den Schlund,
Taucht lautlos, Glied an Glied gereiht,
Wieder empor vom Meeresgrund.

Verharschte Wunden brechen auf,
Verstummte Stimmen werden wach;
Ein langer banger Erdenlauf
Tönt in gebrochnen Seufzern nach.

In Nacht erlosch der Sonne Strahl,
Der Nebel ballt sich schwer und dicht
Um Gräber, Gräber ohne Zahl,
Und leis die welke Lippe spricht:
Es war einmal!

A. Jüngst.

Das sogenannte „Recht auf Erotik“ und seine praktischen Konsequenzen.

Zugleich ein kräftig Wort über die „Gefahren der Großstadt“ und zu den jüngsten Skandalprozessen.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Es mag ein reiner Zufall gewesen sein, aber es war dennoch außerordentlich bezeichnend, daß fast zur selben Stunde, als im Juli die Tageszeitungen die erste Nachricht von der Verurteilung des Münchener Pornographen Dr. Semerau zu acht Monaten Gefängnis veröffentlichten, die Münchener „Jugend“ in ihrer Spezialnummer zu Ehren Dr. Georg Hirths „Das Recht auf Erotik“ durch ein sehr eindeutiges ganzseitiges Bild kräftigst unterstrich. So ganz unmittelbar nach den tiefernsten, an das Gewissen der deutschen Nation appellierenden Ausführungen von Sachverständigen, die von liberalen Zeitungen schon wiederholt als Männer von europäischem Rufe, ja von Weltruf gepriesen wurden (Obermedizinalrat Prof. Dr. von Gruber als Hygieniker, Stadtschulrat und Oberstudienrat Dr. Kerschensteiner als Volksschulreformer), mußte die Proklamierung des „Rechtes auf Erotik“ wie eine direkte Herausforderung wirken. Und diese Wirkung ist auch — wenn auch in diesem Zusammenhange nicht beabsichtigt — erzielt worden. Das beweisen uns die der „Allgemeinen Rundschau“ geradezu stoßweise zugegangenen Zustimmungserklärungen zu den beiden Artikeln in Nr. 29 und 30, die inzwischen unter dem Titel: „Der Prozeß Semerau und Verwandtes. Pessimistische Randglossen“ als Separatabdruck erschienen.[1])

Wer über das entsetzliche Wort vom „Recht auf Erotik“ näher nachdenkt, muß sich bewußt werden, daß sich bei konsequenter Durchführung dieses „Rechtes“ unserem Volke und vor allem der heranwachsenden künftigen Generation ein förmlicher Abgrund öffnet, in dem Keuschheit der Jugend, Männertugend und Frauenwürde schmachvoll versinken müssen.

Was dieses sogenannte „Recht auf Erotik“ bedeutet, hat der Stift des sein außerordentliches Talent in den Dienst bedenklichster Ideen stellenden Zeichners (Heinrich Kley) schon klar genug dargetan. Wir brauchen nur auf die kurze Schilderung des Bildes in Nr. 29 der „Allgemeinen Rundschau“ (S. 12 des Separatabdrucks) zu verweisen.[2]) Bei dem großen Ansehen, welches der Hauptvertreter dieses verhängnisvollen „Rechtes“ in den weitesten Kreisen der modernen Welt — bis hoch hinauf — genießt, bedarf dieses von der „Jugend“ aufs neue stolz proklamierte Schlagwort noch einer genaueren, und zwar authentischen Definition. Diese Definition wird zugleich geeignet sein, unsere pessimistische Auffassung vom Stande der Dinge im Kampfe wider die moderne Pornographie — trotz des Prozesses Semerau — und ihre praktischen Konsequenzen im modernen Leben unwiderleglich zu erhärten.

Man könnte ja dem Worte, wie es so dasteht — ohne bildliche Illustration und ohne textlichen Kommentar — auch einen minder bedenklichen Sinn beilegen. Diesen Sinn pflegen viele von denen vorauszusetzen, welche — bei ihrer sonstigen grundsätzlichen Verwahrung gegen alles Sittenverderbliche — der „Jugend“ und des „Simplicissimus“ gerne ein Reservatrecht wahren möchten. Natürlich unter dem Vorwande der „Freiheit der Kunst“. Was in Wirklichkeit damit gemeint ist, hat die sozialdemokratische „Münchener Post“ mit ihrem beißenden Sarkasmus in die bereits in Nr. 29 an dieser Stelle zitierten, einem konsequenten Gegner in den Mund gelegten Worte gekleidet: „Die verfeinerte, verhüllte Lüsternheit, wie sie Tag für Tag von der ‚Jugend‘, dem ‚Simplicissimus‘ und ähnlichen Organen unter das ganze deutsche Volk getragen wird, hier liegt die ungeheure Gefahr.“ Ob es sich in der „Jugend“, im „Simplicissimus“ und „ähnlichen Organen“ immer nur um eine „verfeinerte, verhüllte“ Lüsternheit handelt, ist eine Frage für sich. Denn jene Lüsternheit, bei deren gerichtlicher Verfolgung Dr. Georg Hirth als Sachverständiger sein ominöses Wort vom „Recht auf Erotik“ prägte, war schon sehr derber, aufdringlicher Natur.

[1]) Verschiedenen dem Deutschen Verbande der Männervereine angeschlossenen Vereinen wurde der Separatabdruck zum Selbstkostenpreise überlassen.

[2]) „Die durch ein rosenbekränztes nacktes Weib personifizierte Erotik fällt der blinden Justitia (mit der Augenbinde) in die Arme, um Schwert und Wage niederzuhalten. Auf der linken Seite erblickt man laszive Szenen in äußerst veristischer Darstellung, auf der rechten Seite karikierte Typen der Polizei und der katholischen und protestantischen „Mucker“, durch geistliches Gewand und Talar gekennzeichnet.“

Man braucht zum Beweise nur an die Charakteristik zu erinnern, welche im gleichen Prozesse der Sachverständige Dr. Kerschensteiner, ein liberaler Parteigenosse Dr. Hirths, den Obszönitäten des von Dr. Hirth in Schutz genommenen Witzblattes „Sekt" angedeihen ließ.

Nach dem gewiß unverdächtigen Berichte der „Münchner Neuesten Nachrichten" (1909, Nr. 195) bezeichnete Dr. Kerschensteiner den „Sekt" als „ein ohne jede Frage *unzüchtiges* Blatt". „Er spekuliert in Wort und Bild ausschließlich entweder auf Personen, die an der *reinen Zote* ihre einzige Freude haben, oder auf unerfahrene und unerzogene junge Leute, die der Reiz des Verbotenen zur Lektüre führt." Der Sachverständige charakterisierte den „Sekt" demnach als „ein Aergernis für anständige Erwachsene und als ein direktes Gift für die Jugend", als „eine *grobe sittliche Gefahr für die Jugend*", als ein „gemeingefährliches, pornographisches *Blatt*". Man kann die mehr als laxen Anschauungen des von den Modernen so hochgefeierten Herausgebers der „Jugend" nicht drastischer kennzeichnen, als wenn man sein Urteil über den „Sekt" demjenigen Dr. Kerschensteiners gegenüberstellt. Und dabei gehören beide der *liberalen* Partei an und bekennen sich zur *liberalen* Weltanschauung! Dr. Georg Hirth fand in den inkriminierten Nummern des „Sekt" nichts, was als eigentliche Cochonnerie zu bezeichnen wäre. „Der ‚Sekt' sei eine relativ harmlose Lektüre für harmlose Leute, nicht etwa für reiche Lebemänner, sondern für die Gemeinde der armen Teufel und verlebten Junggesellen, die hier in mäßig witzigen Bildern und Scherzen Ersatz für wirkliche Schwerenöterei suchen, wozu sie ja doch als Steuerzahler ein gewisses Recht haben" („M. N. N." 1909, Nr. 195). Da Dr. Georg Hirth mit jener Geradheit, die zu seinen besten Eigenschaften gehört, stets offen aufs Ziel losgeht, bekannte er ganz offen: „Geradezu unzüchtig und pornographisch dürfe man im Gerichtssaal den ‚Sekt' mit Rücksicht auf die strafrechtlichen Folgen nicht nennen." — Das war mehr als deutlich.

Um den Ursprung des geflügelten Wortes vom „*Recht auf Erotik*" authentisch festzustellen, sei die betreffende Stelle aus dem zitierten Berichte der „M. N. N." wortgetreu hierhergesetzt:

„Anderseits sei das Recht der Erwachsenen, namentlich der durch ihre wirtschaftlichen Verhältnisse von der Ehe Ausgeschlossenen, auf eine ihrem *Bildungsgrad angemessene Befriedigung ihrer erotischen Phantasie* anzuerkennen; prinzipiell müsse man daher das *Recht auf erotische Literatur* anerkennen. Da aber hier das ‚Unzüchtige' strafgesetzlich verboten sei, so ergebe sich die Notwendigkeit, den Begriff desselben einzuschränken."

An der Hand dieses authentischen Materials kann jedermann selbst beurteilen, was das in dem Hirth-Jubelhefte der „Jugend" so herausfordernd gefeierte Dr. Hirthsche „*Recht auf Erotik*" zu bedeuten hat.

Dr. Kerschensteiner ist seinem damaligen Mitsachverständigen (dem übrigens schon manche Pornographie den von einer irregeleiteten Justiz gewährten Freipaß mitverdankte) die Antwort nicht schuldig geblieben. Diese war im Novemberheft 1909 (Nr. 11) der „*Süddeutschen Monatshefte*" enthalten. Heute ist es an der Zeit, diesen entrüsteten Protest eines liberalen Parteigängers Dr. Hirths nochmals klar und präzis herauszustellen. Dr. Kerschensteiner erklärte:

„Es gibt kein Recht der Erwachsenen, ‚auf eine ihrem *Bildungsgrad angemessene Befriedigung ihrer erotischen Phantasie*'", wie Georg Hirth in dem Prozeß gegen das Schundblatt ‚Der Sekt' meinte. Das ist ein Satz, dessen *Ungeheuerlichkeit* unmittelbar in die Augen springt, wenn man sich fragt, wie weit das Recht der Befriedigung gehen darf. Die Moral des sittlichen Individualismus wie des Impersonalismus sagt: *Du mußt deine erotische Phantasie beherrschen lernen!* Hier muß das Interesse der Kunst, wenn wegen der Art der Darstellung ein solches wirklich vorhanden sein sollte, dem Interesse der Moral weichen."

Angesichts des unberechenbaren Einflusses, den die von breiten Schichten der reiferen wie der unreiferen „modernen" Gesellschaft förmlich verschlungene „Jugend" auf die immer dehnbarere Entwicklung der *sittlichen Begriffe* wie der *sittlichen Lebensführung* hat, war es eine *unabweisbare Pflicht*, das zur Feier des 12. Juli (des 70. Geburtstages Dr. Hirths), aufs neue proklamierte „*Recht auf Erotik*" aus dem Halbdunkel verschwommener Vorstellungen in die grellste, nüchternste Beleuchtung zu rücken. Wenn die, welche es in erster Linie angeht, trotzdem fortfahren, die „Jugend" und ihren Herausgeber vorbehaltlos und uneingeschränkt mit einer Gloriole zu umgeben, so machen sie sich mitschuldig an dem unheilvollen Gifte, das sich in immer breiteren Strömen durch das einst wegen seiner Sittenstrenge so vielgerühmte Volk der Germanen ergießt, die Nation entnervt und die Widerstandskraft der Rasse vernichtet. Wer Augen zu sehen hat, weiß nur zu gut, daß dieses „*Recht auf Erotik*" nicht nur in der Literatur, in der Presse und auf der Bühne, sondern auch — zum Recht auf Freie Liebe, auf Polygamie und Polyandrie erweitert — *von immer größeren Kreisen im Leben eifrig praktiziert* wird, zu alledem auch noch gefördert und erleichtert durch eine früher ungekannte, weitverzweigte, skrupellose Massenindustrie[3]), welche in der gewerbsmäßigen Vorschubleistung der schimpflichsten Kuppelei nichts nachgibt, ohne daß die Justiz — am wenigsten in Süddeutschland — bisher imstande war, dem gemeingefährlichen Uebel wirksam zu begegnen.

* * *

Die vorstehenden Ausführungen wurden schon im Juli d. J. niedergeschrieben. Die Veröffentlichung blieb im Hinblick auf die Ferienruhe unserer Freunde und auf die lähmende Hitze des verflossenen Sommers einer kühleren Jahreszeit vorbehalten. Mittlerweile hat sich mancherlei ereignet, was unter dem Gesichtswinkel des Dr. Hirthschen „*Rechtes auf Erotik*" in eine doppelt charakteristische Beleuchtung tritt. Beginnen wir mit einer kleinen Episode von ganz unmittelbarem Zusammenhange. Bei der Münchener Jahresversammlung des *Deutschen Museums*[4]) (am 5. Oktober) wurden Stipendien-Stiftungen bekanntgegeben, deren Zinserträgnis zu Stipendien für den Besuch des Museums durch Absolventen an Lehrerseminarien und Mittelschulen verwendet werden soll. Bei dieser Gelegenheit heben die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 407, Vorabendblatt vom 6. Oktober 1911), wörtlich folgendes hervor:

„Dr. Georg Hirth machte eine Stiftung für seine Heimat Gotha und gab gleichzeitig die beifällig aufgenommene Anregung, die Museumsleitung solle bei Ausführung der Stiftungen auch darauf sehen, daß *die jungen Leute während ihres Aufenthaltes in München vor den Gefahren der Großstadt möglichst geschützt werden. Die Eltern der Stipendiaten werden dem Museum hierfür besonders dankbar sein.*"

So löblich und dankenswert die Anregung an sich war, um so mehr mußte es auffallen, daß dieselbe von einer Seite ausging, welche ein namhafter süddeutscher Liberaler und Prote-

---

[3]) Die „Allgemeine Rundschau" trat in Nr. 42 (S. 753) in einer Fußnote des Herausgebers dem unbegreiflichen Vorgehen *deutscher Militärbehörden* entgegen, welche die öffentliche Anpreisung sogenannter Vorbeugungsmittel durch Anbringung von *Automaten in Kasernen* direkt begünstigt und fördert. Es war auf Vorkommnisse im Bereiche des *18. Armeekorps* (Gießen, Wiesbaden, Frankfurt a. M.) verwiesen. Erfreulicherweise hat soeben die „*Aerztliche Rundschau*" (Herausgegeben von Dr. med. Arno Krüche, Verlag von Otto Gmelin in München) über diese Unfaßbarkeiten mit erquickender Schärfe ihre Meinung gesagt. In Nr. 42 vom 27. Oktober 1911 (XXI. Jahrgang) ist Seite 500 ein *fachmännisches Urteil* des Dr. med. Karl Strünkmann unter dem bezeichnenden Titel: **„Ueber eine Gefahr der physischen und moralischen Verseuchung unseres Heeres"** veröffentlicht. Die medizinischen Details sind zum Abdruck in der „Allgemeinen Rundschau" nicht geeignet. Die „Aerztliche Rundschau" stellt ausdrücklich fest, daß die Aufstellung der Automaten nach ärztlicher Befürwortung von dem kommandierenden General des 18. Armeekorps von Eichhorn empfehlend angeordnet worden sei. Ein solcher Automat befinde sich z. B. in Butzbach auf dem *Kasernenhofe* des 168. Regiments, 1. Batterie. Welch *ungeheuerlicher Mißgriff hier vorliegt*, erhellt am klarsten aus der in der „Aerztlichen Rundschau" abgedruckten Gebrauchsanweisung. Der fachmännische Mitarbeiter der „Aerztlichen Rundschau" fährt dann wörtlich fort: „*Die Aufstellung dieser militärischen Automaten zeigt mit erschreckender Deutlichkeit, wohin wir steuern.* Wird diese Verfügung des 18. Armeekorps auf alle Truppenteile ausgedehnt, und bleiben diese militärischen Automaten auch nur eine Zeitlang jedem Soldaten zugänglich, *so droht unserm deutschen Heer physische und moralische Verseuchung!* Weiß doch jeder Student der Medizin, daß es kein absolutes Mittel der Prophylaxe gegen Geschlechtskrankheiten gibt. Der arme *Soldat* aber, der im Vertrauen auf pseudo-ärztliche und militärische Autoritäten hin sich jetzt gegen alle Gefahren geschützt glaubt, *wird direkt zur Ausschweifung angereizt*. . . . . In Wahrheit werden die Sünden der Väter heimgesucht bis ins dritte und vierte Glied, trotz „Ehrlich-Hata 606" und aller modernen Reklame der „Hygiene-Industrie". *So führt der materialistische Geist der Schulmedizin* (der ja *alles Metaphysische leugnet*) *unser Volk in immer größeres, physisches und sittliches Verderben.* Ist doch bereits von den Polizeiärzten in Berlin nachgewiesen, worden, daß durch den „Salvarsan-Unfug" das Laster gefördert wurde."

[4]) Ein gelungenes Festspiel von *Fritz von Ostini* (Redakteur der „Jugend") beim Begrüßungsabend des Deutschen Museums bewies übrigens deutlich, daß man auch heute noch ohne Zoten oder erotische Anspielungen ein großstädtisches Herrenpublikum fesseln kann.

stant unlängst in einem Briefe an die „Allgemeine Rundschau", als „diesen in bezug auf die Lockerung der sittlichen Begriffe wahrhaft unheilvollen Mann" bezeichnete. Indem wir dies feststellen, tasten wir die ehrliche Ueberzeugung Dr. Hirths, dessen Verdienste um Kunst und Künstler, wie um die Berufsinteressen der Presse die „Allgemeine Rundschau" noch in Nr. 29 (S. 494) ausdrücklich anerkannt hat, in keiner Weise an. Aber mit aller Entschiedenheit muß gegen eine Begriffsverwirrung Front gemacht werden, welche den Herausgeber der „Jugend" nun auch noch als besorgten Hüter der reiferen Jugend vor den Gefahren der Großstadt auf den Leuchter stellen möchte. Denn welche anderen Gefahren als die sittlichen könnte er hier im Auge gehabt haben? Nur ein Witzbold wird behaupten, Dr. Hirth habe die Seminar- und Mittelschulabsolventen aus der Provinz, welche München besuchen, vor den Gefahren des großstädtischen Automobil- und Trambahnverkehrs oder etwa vor Taschendieben und Bauernfängern warnen wollen. Wir halten Dr. Hirth auch der Trivialität nicht für fähig, daß er lediglich an den Schutz gedacht haben könnte, den die sattsam bekannte Firma Fuchs nebst unzähligen Konkurrenten den „Vorurteilslosen" jedes Alters und Geschlechts anzupreisen sich die Freiheit nimmt. (Vgl. auch die 3. Fußnote weiter oben.)

Trotz seines prinzipiellen Kampfes gegen die „alte Moral", von der er am 13. Januar 1906 im Schwurgerichtssaal gesagt hat, daß „wir" mit ihren Anschauungen „früher oder später fertig werden müssen", scheint ihm vor den Konsequenzen, die bereits von der grünsten Jugend aus der „neuen Moral" gezogen werden, allmählich zu grauen. Diesem Empfinden entsprach schon die Epistel, in welcher er seinerzeit den Abiturienten des Gymnasiums in Altenburg Enthaltsamkeit empfahl, ohne ihnen auch gleichzeitig die Lektüre der „Jugend", des „Simplicissimus", des „Pan" und ähnlicher Zeitschriften zu widerraten, denen die von der „alten Moral" gepredigte Enthaltsamkeit nur Gegenstand des Spottes ist. Es ist in der Tat ein kaum mehr zu überbietender Widerspruch, wenn der Herausgeber der „Jugend", der Schöpfer des geflügelten Wortes vom „Recht auf Erotik", der Verfechter eines „idealen Rechtes" auf Polygamie und Polyandrie selbst in der Ehe, der den oft zitierten Satz geprägt hat: „Die Starken unter uns haben mit 25 Jahren schon 10 verschiedene Weiber ‚gehabt', manche auch schon 50 und mehr", nun als Siebzigjähriger sich für legitimiert hält, Schutz der jungen Leute vor den Gefahren der Großstadt zu verlangen. Vor welchen Gefahren will Dr. Hirth denn die jungen Leute geschützt sehen? Vielleicht vor gewissen Bühnen mit ihrer geschäftlichen Spekulation auf den Sinnenkitzel, die Karl Ettlinger in seiner „Hydra" so grausam persifliert hat? Vielleicht vor Leuten, die einem Publikum von zum Teil halbreifen Jünglingen polizeilich verbotene obszöne Stücke hinter verschlossenen Türen als höchste Offenbarungen moderner Kunst servieren?[5]) Oder soll die Warnung vor den Gefahren der Großstadt sich vielleicht auf die sogenannten „sturmfreien Buden" erstrecken, welche als Begleiterscheinungen der immer weiter um sich greifenden „Freien Liebe" fort und fort in den Inseratenspalten sog. „Generalanzeiger" gesucht und angeboten werden? In einer einzigen Nummer des Generalanzeigers der „Münchner Neuesten Nachrichten", Verlag von Knorr & Hirth, G. m. b. H., (Nr. 476 vom 12. Oktober) sind in fünf Spalten nicht weniger als zwanzig „ungestörte" Zimmer ausgeschrieben. Wie sehr das sittliche Niveau der Großstadt in den letzten zehn und fünfzehn Jahren gesunken ist, möge man sich auch einmal von denen erzählen lassen, welche in größere und mittlere Geschäftsbetriebe mit mangelhaft beaufsichtigtem „gemischten" Personal einen Einblick haben. Das „Recht auf Erotik" und das Recht auf freies Sichausleben ist eben nur zu schnell aus der Theorie in die Praxis übersetzt worden.

* * *

Wie ein antizipiertes Motto zu dem damals unmittelbar bevorstehenden Mainzer Prozeß, der sich rein zufällig an den Namen einer höchst achtbaren Polizeiassistentin und ihres nächsten Vorgesetzten knüpfte, und zu dem Berliner Prozeß Wolff-Metternich las man in Nr. 36 der von Dr. Georg Hirth herausgegebenen „Jugend" den Merkspruch Roda-Rodas über „Die Kunst, Frauen zu gewinnen":

„Man behandle Dirnen wie Damen und Damen wie Kokotten."

Wenn man in dem Prozeß Wolff-Metternich gelesen hat, was ein junger Graf, der über nichts als seinen Namen verfügte, im Hause eines Millionärs von Berlin WW. einer jungen Frau gegenüber sich herausnehmen zu dürfen glaubte, während er eine Kokotte aus Baden-Baden als „sein Elfenkind" anhimmelte und gleichzeitig zu Brautschauzwecken anpumpte, so ist das doch nichts weiter, als die aus den Lehren der „Jugend" ins praktische Leben übersetzte „Kunst, Frauen zu gewinnen". Man hat uns denn auch allen Ernstes versichert, die in dem Metternich-Prozeß enthüllten „sittlichen" Anschauungen und Methoden seien in den Kreisen von Berlin WW. und um Berlin WW. herum viel Brauch, so daß nicht einmal ein Gardeoffizier daran Anstoß nehme.

Und war es etwas anderes, was der Mainzer Skandalprozeß über die „modernen" Gepflogenheiten jüngerer Offiziere im Verkehr mit Mädchen aus anderen Gesellschaftsklassen enthüllte? Für jeden Deutschen der alten Schule konnte es kaum etwas Beschämenderes geben, als das Verhör des nach Deutschland abkommandierten türkischen Leutnants Hussein Hussai vor der Mainzer Strafkammer. Wir folgen wortgetreu dem in zahlreichen Blättern erschienenen gleichlautenden Prozeßbericht. „Vorsitzender: Sie sind Mohammedaner. Ist es bei Ihnen in der Türkei üblich, daß man einfach ein Mädchen auf der Straße anspricht, um Verkehr zu bekommen? Zeuge: Ich war schon einmal in Deutschland, und zwar in Berlin, und habe es immer so gemacht." Ein Teil des Auditoriums bekundete sein moralisches Niveau durch „Heiterkeit". Und wie der Türke Hussein Hussai nach Berliner Vorbild, so machten es auch, wie im Zeugenverhör festgestellt wurde, einige jungdeutsche Offiziere der Mainzer Garnison, glücklicherweise nicht alle. Der in Mainz angeklagte Redakteur ist wegen Beleidigung der am meisten genannten Polizeiassistentin Frau Dr. Schapiro und eines Vertreters der Stadtbehörde zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt worden. Das hat aber liberale und libertinistische Zeitungen und Witzblätter, selbstverständlich auch die „Jugend", nicht abgehalten, auch noch nach dem Prozeß die in der Hauptsache gerechtfertigte, wenn auch in einigen Fällen übereifrige Polizeiassistentin mit Hohn und Spott zu übergießen. In Wort und Bild! Warum war sie auch so unvorsichtig, das „Recht auf Erotik" zu beargwöhnen, wenn es in Aergernis erregender Form auftrat? Weshalb ließ sie Roda-Rodas Rat nicht gelten, daß man heutzutage „Frauen gewinnt", indem man „Damen wie Kokotten behandelt"?

München, Berlin, Mainz, Breslau, Frankfurt a. M. und so fort. Die Gefahren der Großstadt sind im „modernen" Milieu und unter dem „erzieherischen" Einfluß einer libertinistischen Großstadtpresse überall die gleichen. Ein schlesischer Mitarbeiter macht die „Allgemeine Rundschau" auf Pikanterien im Text und im Inseratenteile des verbreitetsten Blattes in Schlesien, des „Breslauer Generalanzeiger" aufmerksam, der auch von halbwüchsigen jungen Leuten beiderlei Geschlechts viel gelesen werde und beispielsweise nach dem Mainzer Prozeß eine entrüstete Lanze für das durch die Richter in Mainz gefährdete „gesunde" Recht der freien Liebe gebrochen habe.

Was — nach den vorliegenden Zitaten — der „Breslauer Generalanzeiger" anläßlich des Mainzer Prozesses zum Thema „Freie Liebe" gesagt hat, ist aber fast noch schüchtern zu nennen im Vergleich zu den Offenherzigkeiten, welche im „Frankfurter General-Anzeiger" vom 27. September 1911 unter den Autorbuchstaben R. P. (Rudolf Presber?) einem verehrlichen Großstadtpublikum verabreicht wurde. Das „Väter und Söhne" überschriebene Feuilleton spricht über die heuchlerische doppelte Moral gewisser Kreise der sogenannten Gesellschaft einige Gedanken aus, die man durchaus unterschreiben kann. Nur ein Beispiel von beißendem Verismus:

„Und eine doppelte Wertung der Frauen haben wir: eine des Salons, die mit Galanterien, Handküssen und sublimen Redensarten arbeitet. Und eine andere, die im Rauchzimmer, wenn der dreigesternte Hennessy die Zunge löst von den „Weibern" bald pessimistisch, bald zynisch spricht und nur gerade vor den Schlafzimmern der eigenen weiblichen Familienglieder Halt macht." (Folgt ein Zwiegespräch zweier Lebejünglinge: „Ach was, alle Weiber sind käuflich, sag ich Ihnen, alle." Mit dem verblüffenden Schluß: „Mag sein. Und — was kostet Ihr Fräulein Schwester?")

In dieser grausamen Konsequenz liegt eine so schwere Anklage gegen den gewissenlosen Zynismus oder die frivole

---

[5]) Vergleiche auch den Artikel von W. Thamerus an anderer Stelle dieses Heftes (S. 784).

Gedankenlosigkeit einer alle weibliche Würde in den Staub tretenden „neuen Moral", daß man es aufs tiefste bedauern muß, wenn derselbe Autor[6]) gleichzeitig der heutigen Jugend offen und ohne Umschweife die Freie Liebe in Form eines sogenannten „Verhältnisses" „ohne spätere Ehemöglichkeit" empfiehlt. Aber soweit sind wir heute schon gekommen. Es ist gar nichts Ungewöhnliches mehr, daß landauf und landab liberale Großstadtblätter die von der christlichen wie von der streng jüdischen Moral unbedingt geforderte Enthaltung vor der Ehe als eine Unmöglichkeit, ja Naturwidrigkeit verspotten. Wie kann man sich da wundern, wenn diese Lehren tausend- und millionenfach in die Praxis übersetzt werden und der Begriff der Sünde in bezug auf das 6. und 9. Gebot des Dekalogs frech verlacht wird. Achte man doch einmal auf die Romanfeuilletons der meisten liberalen Großstadtzeitungen und selbst Familienzeitschriften. Man wird überall der gleichen Mißachtung der „alten Moral" begegnen. Nicht einmal alle Romane der von vielen als harmlos eingeschätzten Scherlschen „Woche" sind in dieser Hinsicht einwandfrei. Das erwähnte Feuilleton des „Frankfurter Generalanzeigers" verteidigt die Praktikanten der Freien Liebe im Mainzer Prozeß und den von der Staatsanwaltschaft als Vergehen wider die Sittlichkeit verfolgten „Brief eines Vaters unserer Zeit" in der „modernen" Berliner Zeitschrift „Pan". Dieser Brief, aus der Feder Herbert Eulenbergs, der jetzt, nachdem der „Pan" vom Gericht freigegeben ist, ein vielbegehrter Gegenstand geworden ist und von „modernen" Buchhandlungen durch marktschreierische Reklame dem Vorübergehenden förmlich aufgedrängt wird, gipfelt in dem Rate des Vaters an den Sohn, die käuflichen Dirnen zu meiden und mit einem sogenannten „Verhältnis", mit einer freiwillig sich hingebenden Frau „die Liebe zu genießen". Denn, so sagt R. P. im „Frankfurter General-Anzeiger" zur Verteidigung Herbert Eulenbergs (wir beschränken uns aus begreiflichen Rücksichten auf diese kurzen Zitate): „Neun Zehntel aller wertvollen Lyrik sind aus Beziehungen entstanden, die den Standesbeamten nicht bemüht haben." „Genieße die Liebe . . . . ., denn Askese zu predigen . . . . ist ein müßiges Geschäft."

Herbert Eulenberg hat seinen „Brief eines Vaters unserer Zeit" im vorigen Jahr in Jena vor der Freien Studentenschaft öffentlich vorgetragen, und jetzt empfiehlt R. P. im „Frankfurter Generalanzeiger" die gleichen Lehren allen Jünglingen, „gleichviel ob in Uniform oder Pekesche oder Kontorröckchen", mit einer gewissen leidenschaftlichen Wärme. Hier versagt der (siehe oben!) Damen der „Gesellschaft" gegenüber betonte natürliche Respekt vor den „eigenen weiblichen Familienmitgliedern", der Schwester, der Mutter, der Tochter. Oder hat das von Herbert Eulenberg und seinem Verteidiger Rudolf Presber den jungen Leuten von heute sozusagen als Blitzableiter empfohlene „Verhältnis ohne Ehemöglichkeit" nicht, ebenso wie die junge Dame der „Gesellschaft", einen Bruder oder wenigstens eine Mutter und einen Vater, denen die weibliche Ehre der Schwester oder Tochter heilig ist? Steht diese „doppelte Wertung der Frauen" der im obigen Zitat so effektvoll an den Pranger gestellten auch nur irgendwie nach?

Ob alle die besorgten Eltern, denen zuliebe Dr. Georg Hirth die jungen Stipendiaten des Deutschen Museums vor den „Gefahren der Großstadt" schützen will, überhaupt eine Ahnung davon haben, wie weit die Dinge in Deutschland unter dem Banner der „neuen Moral" bereits gediehen sind? Wir brauchen nicht mehr von einer „Gefahr" des sittlichen Niederganges zu sprechen. Wir stehen schon mitten darin, zumal in den Großstädten, in welchen eine „aufgeklärte" Presse die „moderne" Jugend erzieht. Mancher Leser und manche Leserin mag sich entsetzen über den Abgrund, in den wir sie für einen Augenblick hineinschauen ließen. Aber man klage nicht die „Allgemeine Rundschau" an, welche eine bittere Pflicht erfüllt, sondern diejenigen, welche es durch Lässigkeit und Selbsttäuschung mitverschuldet haben, daß es soweit hat kommen können.

---

[6]) Wie der Einsender des „Frankfurter Generalanzeigers" uns mitteilt, wird Rudolf Presber (jetzt Chefredakteur der alten illustrierten Familienzeitschrift „Ueber Land und Meer", für die auch in katholischen Blättern zurzeit auffallende Inseratenreklame gemacht wird) in Frankfurt a. M. allgemein als Autor der R. P.-Feuilletons angesprochen.

Vom Büchertisch.

Birkle, Georg, Christliche Berufsarbeit. 8°. IV u. 136 S. Regensburg 1911. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Mit kirchl. Druckgenehmigung. Preis geheftet und beschnitten ℳ 1.50. Ein vortreffliches, zeitgemäßes Buch! Das Leben des Christen ist Arbeit. Aus unzähligen, oft geringfügigen Arbeiten setzt sich der Tag, die Woche, das Jahr, das Leben zusammen. Nur zu leicht schleicht sich da Mechanismus, Unzufriedenheit, Neid gegen Nichtarbeiter ein. Demgegenüber zeigt nun das vorliegende Buch in packender Weise den großen natürlichen und übernatürlichen Wert und Lohn der Arbeit, deckt den inneren Zusammenhang der Berufsarbeit mit dem ganzen christlichen Leben auf, lehrt die Erfordernisse zur tüchtigen Arbeit unter besonderer Betonung der übernatürlichen Elemente der Gnade und guten Meinung. Das Buch ist ein gelungener Griff ins Praktische und verdient aufmerksame Betrachtung durch die Mitglieder der Arbeiter- und Gesellenvereine. Wer die Winke befolgt, wird ein tüchtiger und glücklicher Arbeiter werden. Auch der Priester findet hier gediegene Gedanken zum Trost und zur Begeisterung der christlichen Arbeiterwelt. Dr. Weber, Boppard.

„Natur und Kultur." Herausgeber Dr. Frz. Jos. Voeller. „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen," ist der Wahrspruch der genannten Zeitschrift und durch Befolgung dieses Prinzips ist es ihr gelungen, in der nicht kleinen Anzahl von verwandten Unternehmungen sich einen geachteten Platz zu erringen. Der letzte Jahrgang brachte aus der Feder zahlreicher Fachmänner Artikel aus allen Gebieten der Naturkunde, die mit Illustrationen von geübter Hand oder photographischen Aufnahmen reich ausgestattet waren und behandelte u. a. auch die Pflanzen- und Tierwelt der Heimat, wie sie sich in den verschiedenen Monaten zeigt — ein besonders glücklicher Gedanke. Auch das eben erschienene Heft des 9. Jahrgangs mit seinen Aufsätzen über „Spiritismus und Taschenspielerkünste" von Dr. Ettlinger, über Farbenphotographie mit nur einer Aufnahme, seinen vielen anderen anregenden Kapiteln beweist wieder, daß die Zeitschrift, welche namentlich, wenn auch nicht ausschließlich für die gereifte Jugend ein Berater und Führer sein will, auf dem rechten Weg beharrt. Prof. Morin.

Bibel-Bilder. Gedanken zur religionspädagogischen Wertung biblischer Kunst von Dr. Alfons Heilmann. Verlag der Joseph Köselschen Buchhandlung, Kempten und München 1911. Broschiert 2.50 ℳ. — Der Verfasser gibt hier die pädagogischen, religiösen, künstlerischen Forderungen für das Bibelbild und ebensolche Orientierung über die bedeutendsten biblischen Bildersammlungen und illustrierten Buchwerke mit 24 Kunstproben. Das Buch ist abgeklärt in seinen Forderungen und Wünschen. Wenn man das Buch nicht gelesen hat, hält man es für ziemlich unmöglich, daß ein doch noch so junger Mann das Buch schreiben konnte. In dem Buch ist Ernst des Seelsorgers und Wissen von der Kunst, in den vielen Fragen Mäßigung und in den Zielen Klarheit. Man kann es den Besten in die Hand geben. Wiggenhauser.

Rings, P. Lektor Mannes M., O. P., **Der Engel von Aquino.** Erwägungen über das Beten und Arbeiten des hl. Thomas von Aquin, zunächst den Studierenden dargeboten. Mit Genehmigung der geistlichen Obrigkeit. 8° (XVI, 180 S. mit Titelbild), Dülmen 1911, A. Laumannsche Buchhandlung. Brosch. ℳ 1.50, in Orig.-Leinwand ℳ 2.25. Nach Jahresfrist hat der Verfasser des fleißig begehrten Buches „Das Werk des hl. Dominikus" (s. Bespr. in der „Allgemeinen Rundschau" 1910, Nr. 41, vom 8. Oktober) eine Studie über den hl. Thomas von Aquin unter dem Titel „Der Engel von Aquino" folgen lassen, die bei aller Wahrung der Selbständigkeit und völligen Unabhängigkeit von ersterem Werke eine recht dankenswerte Ergänzung hierzu bildet. Es war vorauszusehen, daß des Verfassers tiefe Verehrung und hohe Auffassung der providentiellen Stellung des Aquinaten in Vergangenheit und Gegenwart, die im „Werk des hl. Dominikus" durch das eng gesteckte Programm offensichtlich nur mühsam niedergehalten waren, in nicht zu ferner Frist zu eigener Monographie auflodern würden, und so finden wir denn im „Engel von Aquino" den würzigen Niederschlag jahrelanger, vertrauter Lieblingsbeschäftigung mit der hehren Gestalt des Jugend- und Studienpatrons κατ' ἐξοχήν. Indessen würden wir falsch gehen, ließen wir uns durch den bescheidenen Titel verführen, nur eines jener Heiligenleben zu erwarten, die sich mit einer warmen Schilderung des äußeren und inneren Werdegangs des Darzustellenden begnügen. Vielmehr wollte der Verfasser einmal andere, neue Wege einschlagen und hat, abweichend von den sonst begangenen Pfaden, mit großem Glück den Versuch gemacht, in die großen Charakterzüge seines Heiligen ein Kompendium alles dessen zu flechten, was der studierenden Jugend an Belehrung, Trost, Aufmunterung, Warnung nur geboten werden konnte. — Ein solches Opus wird nicht von heute auf morgen, wächst nicht auf säuberlichem Arbeitstisch, reift nicht in behaglicher Studierstube: es ist ehrliche, wohl mit Herzblut getränkte Weinbergsarbeit, die hier in idealbegeisterter Sprache überquellend von dem weiten Schatze der Erfahrungen mitteilt, den ein seelenkundiger Novizenmeister und unermüdlich eifriger Seelenführer in langen Jahren gesammelt hat. So gereicht die Lektüre dieses Buches nicht nur der Jugend zum Besten, sondern auch der Seelsorger, der Prediger, jener namentlich, der zu den Herzen der Jugend zu sprechen hat, wird in den äußerst genau disponierten Erwägungen trefflichen und neuen Stoff finden. Auch diesem Werkchen hat der Verlag ein recht sympathisch ansprechendes Gewand gegeben und trotz eines nicht ganz einfachen Satzes und trotz der begrüßenswerten Beigabe eines leider weniger bekannten, sehr schönen Titelbildes des hl. Thomas nach Angelico, einen äußerst niedrigen Preis angesetzt, so daß auch nach dieser Richtung hin die Möglichkeit weitester Verbreitung gegeben ist. Gustav Gichtel.

Die Katholiken und die Kunst Gutenbergs.

Von Otto von Tegernsee.

Erich Wilke von München bringt in Nummer 33 der Münchener „Jugend" vom 8. August 1911 ein Bild: „Der Katholikentag und der Erfinder der Buchdruckerkunst". Im Hintergrund steht das Standbild Gutenbergs, und ein Verein zieht unter Anführung eines Geistlichen zu Pferd, welcher „Augen links! Da drüben steht der Teufel!" kommandiert, am Denkmal vorüber. Wer da lacht, muß wirklich wenig Geschichtskenntnisse besitzen, mindestens nicht mehr, als der Urheber dieses „modernen Kunstproduktes", denn alle Welt weiß doch, daß Gutenberg auch nicht die geringste Ursache gegeben hat, von den Katholiken verachtet zu werden. Allein man muß ja alles absichtlich so darstellen, wie es in den Kram paßt, ob es der Wahrheit entspricht oder nicht, das bleibt der „bildenden" Wochenschrift und ihrem geschichtskundigen Mitarbeiter sicher ganz gleichgültig.

Adolf von Nassau wurde 1463 Kurfürst und Erzbischof von Mainz. Er würdigte sofort die um die ganze Menschheit durch seine Erfindung erworbenen Verdienste Gutenbergs und ernannte ihn zu seinem Hofkavalier. Dadurch war der erste Meister der Buchdruckerkunst für seine fernere Lebenszeit der Not, die ihn ja schon öfter bedrohlich angeblickt hatte, enthoben. Gutenbergs erste Erzeugnisse sind Bibeldrucke und das sogenannte „Katholicon des Joannes des Balbis", Werke, die der katholischen Sache nur hervorragende Dienste geleistet haben. Durch die Buchdruckerkunst wurden die theologischen Schriften und Meisterwerke der katholischen Kirche immer allgemeiner verbreitet, und die einzig dastehenden, emsigen Arbeiten der alten Mönche, der Kirchenväter usw. zogen in die weite Welt. Auf was würden Andersdenkende ihre ganze Wissenschaft aufbauen, wenn nicht durch den Fleiß der frommen Mönche das nur schwach glimmende Flämmlein der Literatur wohltätig vor dem gänzlichen Ersticken bewahrt worden wäre? Außer der Rechtswissenschaft kann keine andere wissenschaftliche Literatursparte einen so ungeahnten Aufschwung verzeichnen, wie die katholische Theologie. Diese hatte im Jahre 1905 = 2490, im Jahre 1906 = 2422, im Jahre 1907 = 2549, im Jahre 1908 = 2566 Neuerscheinungen nur im deutschen Buchhandel aufzuweisen. Das Ausland ist dabei nicht inbegriffen. Die Gesamtzahl der Abonnenten der katholischen Blätter, und zwar nur der politischen Zeitungen und Zeitschriften, betrug im Jahre 1908 mehr als 2 Millionen. Dazu kommen noch 1½ Millionen Bezieher von katholischen Unterhaltungs- und religiösen Blättern. Da muß man wahrhaftig herzlich lachen, wenn man angesichts dieser Tatsachen die Geistlichkeit gewissermaßen als Feinde der Erfindung der Buchdruckerkunst hinzustellen sucht. Aus Liebe zur heiligen Sache ist es gewiß jedem Priester ein Herzenswunsch, daß durch das graphische Gewerbe recht viele gute Schriften zur Aufhellung und Enthüllung ungläubiger Entstellungen recht weit verbreitet werden.

Freilich bekämpfen die Katholiken, insbesondere unsere wackeren Geistlichen, mit vollem Rechte in dankenswerter Weise den Schund und Schmutz in Wort und Bild, aber es wäre töricht, deshalb Gutenberg, durch dessen großartige Erfindung die allgemeine Unwissenheit geradezu vernichtet wurde, die auch der katholischen Kirche zur weiteren Ausbreitung verhalf und zu ihrer Verteidigung unschätzbare Dienste geleistet hat, zu verachten. Zweifelsohne hätte sich aber der gläubige Gutenberg entschieden geweigert, solchen Schund zu drucken, wie er heute vielfach durch moderne „Witzblätter" verbreitet wird.

Noch einige Anregungen zur Hebung unserer Presse.

Von Rechtsanwalt Dr. Bartmann (Dortmund).

Die Ausführungen Dr. Rosts, eines Mannes, der zugleich Redakteur und Wissenschaftler ist, in Nr. 38 der „Allgemeinen Rundschau" sind gewiß vielen Gebildeten wie aus eigener Seele gesprochen. Die Erhöhung des „inneren Gehaltes" unserer Zeitungen bei gleichzeitigem Zurücktreten unfruchtbarer Polemik erscheint ihnen allen als ein höchst erstrebenswertes Ziel. Wenn nun Dr. Rost hauptsächlich von seinem meisterlich behandelten Fach, der Nationalökonomie und Statistik, spricht, so ist dies leicht begreiflich. Es gibt aber noch andere, eben so wichtige Kulturgebiete, auf denen die christliche Presse hinter der antichristlichen, hauptsächlich jüdischen Presse, bedenklich zurückbleibt, nämlich in Kunst und Literatur. Was die Berliner Blätter, was die „Frankfurter Zeitung" tun, um „ihre Leut" zu beweihräuchern, weiß jeder. Und der unbeirrt in christlichem Geiste schaffende Künstler? Hat er sich von seinen Gesinnungsgenossen in der Presse auch nur entfernt einer ähnlichen Unterstützung zu erfreuen? Keineswegs. In übertriebenem Zartgefühl vermeidet man es oft, bedeutende Leistungen einzelner Künstlerpersönlichkeiten, so lange sie leben, zu würdigen. Man fürchtet, dies könne leicht als Reklame angesehen werden, und beschränkt sich im wesentlichen auf Ausstellungsberichte. (Anderseits dürften christliche Blätter sich in der nur durch milde Vorbehalte eingeschränkten Bewunderung von Künstlern à la Weisgerber, Kley und Genossen größere Zurückhaltung auferlegen.)

Die Gesellschaft für christliche Kunst hat bitter zu klagen über mangelnde Unterstützung seitens der christlichen Presse. Berichte über einzelne Hefte der „Christlichen Kunst" und andere kleine Notizen findet man selten in führenden katholischen Blättern Norddeutschlands, wohl aber manchmal in den „Münchner Neuesten Nachrichten". Durch derartige kleine Notizen muß der schwierige Konnex zwischen dem Schaffenden und dem Publikum zu beiderseitigem Nutzen hergestellt werden. Freilich müssen dabei alle rein persönlichen Rücksichten beiseite treten. Nur die Kunst und ihr Gehalt hat den Ausschlag zu geben.

In manchen großen Redaktionen fürchtet man allzusehr, bei Nachrichten über Neubauten u. dgl. nur ein örtlich beschränktes Interesse zu finden. Nichts ist verkehrter, vorausgesetzt, daß die Beschreibung eine lebendige Vorstellung von dem künstlerischen Problem und seiner Lösung zu geben vermag. Wenn z. B. auch kein Leser einer Zeitung das Städtchen Pfullingen kennt, so wird doch ein geschickter Bericht über die von Th. Fischer erbauten Pfullinger Hallen bei vielen großes Interesse erwecken. Es gilt nur, in jeder noch so kleinen Notiz stets das Allgemeine, das Symptomatische unmerklich hervorzuheben. Wieviel Berichte liest man nicht über feierliche Kircheneinweihungen. Und in wie wenigen ist auch nur angedeutet, ob die neue Kirche in Grundriß und Formengebung etwas Besonderes bietet, wie oft vermißt man selbst den Namen des Architekten. Vita brevis, ars longa!

In größeren Aufsätzen müßte die Presse auch über diejenigen Gebiete der Kunst orientieren, welche besondere wirtschaftliche oder kommunalpolitische Bedeutung haben, wie z. B. Städtebau, Denkmalpflege, Heimatschutz. Letzterer eröffnet besonders für die Provinzblätter weite Gebiete. Hier heißt es, auf die Schönheiten der Heimat, der eigenen Stadt und ihre Geschichte hinweisen, auf die Kirchen, Tore, Bürgerhäuser, Grabmäler, kunstgewerblichen Arbeiten, auf das Alte, vor allem aber auch auf das emporstrebende Neue. Eine solche Aesthetik, in concreto betrieben, regt ungemein an.

Ein stetes Kreuz für die Redaktion ist bekanntlich das Feuilleton. Es muß leicht und fesselnd geschrieben sein und soll doch auch literarischen Ansprüchen genügen. Um hier zu helfen, gibt der Dürerbund (Vorsitzender: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius, Dresden-Blasewitz) von Zeit zu Zeit unentgeltlich Listen geeigneter Romane und Novellen heraus, deren Abdruck frei, also auch kleinen Blättern möglich ist. Wenn diese Listen wie auch die gleichfalls unentgeltliche Zeitungskorrespondenz, die über vielerlei Fragen der ästhetischen Kultur plaudert, nur mehr benützt würden!

Viele Zeitungsleser scheuen vor der Lektüre der literarischen Beilage zurück, weil sie ihnen zu wissenschaftlich ist. Damit muß man rechnen. Wichtige Bücher von allgemeinem Interesse sollte man deshalb lieber unter dem Strich besprechen. Auch ist es empfehlenswert, Würdigungen belletristischer Neuerscheinungen manchmal unter größeren Gesichtspunkten als Feuilleton zu bringen, wie es z. B. die „Frankfurter Ztg." gerne tut. Dann muß außer dem roten Faden der Erzählung auch die Stimmung und der Geist der Werke in den Rezensionen sich besser widerspiegeln, als es leider oft geschieht.

Selbst in rein politischen Erörterungen vermißt man ungern einen guten Stil und guten Humor. Eine rein sachliche Beweisführung liest sich indes immer noch angenehmer, als die ewige Wiederholung fader Redensarten, wie z. B. von den betrübten Lohgerbern, vom Pelzwaschen u. a. m. Wenn jemand Witz und Esprit besitzt, um so besser. Quälend für den Leser sind nur die untauglichen Versuche, solchen zu zeigen.

Neben dem Tagesgezänk über innere und äußere Politik, neben übereilten und oft ebenso schnell dementierten Nachrichten findet man nur selten gediegene, die Fragen tiefer nach ihren Gründen und geschichtlichen Bedingtheiten untersuchende Abhandlungen, bei denen der Leser mal aufatmen und sich besinnen kann. Die neuere politische Literatur ist leider nur klein und

unvollständig oder unbedeutend. Um so mehr müßte jede einschlägige Neuerscheinung auch im politischen Teil der Zeitung nach ihrem positiven Gesamtergebnis gewürdigt und zusammengefaßt werden. Es genügt nicht, nur gegen einzelne, der eigenen Partei abträgliche Behauptungen zu polemisieren oder nur einen ihr günstigen Passus abzudrucken. Mit Freimut und wissenschaftlichem Sinn muß die ganze Wahrheit den Lesern mitgeteilt werden.

Das bedeutende Werk von Goyau: „L'Allemagne religieuse", ist bereits auf 5 Bände angewachsen und ins Deutsche übersetzt worden. Läge es da nicht nahe, seinen Wert für aktuelle Fragen zu prüfen? Wer sich z. B. wundert über die verschiedene Stimmung in den heutigen Lehrerkreisen Preußens und Bayerns, der findet eine der Hauptursachen bei Goyau III S. 206 ff. vortrefflich dargestellt, nämlich die streng religiöse Schulpolitik des preußischen Kultusministers Raumer, der mit dem in Bayern noch länger grassierenden Josephinismus gründlich brach. Für die gegenwärtige auswärtige Politik wird das Buch über „die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik" von Erich Marcks interessante Aufschlüsse bieten. Derartige Werke, von denen sich noch mehr aufzählen ließen, müssen nicht nur in der literarischen Beilage, sondern auch im politischen Teil besprochen, verarbeitet und immer wieder herangezogen werden. Gewiß ist für viele Leitartikel, die oft auch in Eile geschrieben werden, eine wissenschaftliche Tiefgründigkeit nicht einmal gut, aber einzelne Aufsätze und besonders die Wochenrundschau, wie sie z. B. die „Kreuzzeitung" trefflich gibt, sollten eines großen geistigen Horizontes nicht entbehren.

Gegen Münchener Zotendramatik.

Von W. Thamerus.

Im Münchener Lustspielhaus hat man, dem Polizeiverbot zum Trotz, „vor geladenem Publikum" ein sogenanntes bürgerliches Lustspiel von Karl Sternheim mit dem anrüchigen Titel „Die Hose" aufgeführt. An derselben Kunststätte soll, wie Direktor Robert bereits öffentlich ankündigte, demnächst auch Wedekinds neues Bordellstück, das die Polizei gleichfalls verbot, als „geschlossene Vorstellung" in Szene gehen. Das Verbot ist in beiden Fällen mit Zustimmung des bekanntlich sehr liberalen Zensurbeirates erfolgt. Diese sog. „geschlossenen Vorstellungen" sind insoferne ein direkter Hohn auf die bestehende Rechtsordnung, als der angebliche Ausschluß der Oeffentlichkeit, ähnlich wie bei gewissen Prozessen, durch eine öffentliche Berichterstattung in Blättern, die wahllos Hunderttausenden von Lesern jeden Alters und Geschlechts zu Gesicht kommen, fast völlig aufgehoben wird. Denn was skrupellose Blätter aus solchen Vorstellungen nicht mit voller Deutlichkeit herausstellen, ersetzen sie durch pikante Anspielungen, welche die Lüsternheit oft noch schlimmer reizen als die abstoßendste Wirklichkeit. Aber diesmal haben doch nicht alle Blätter, die sich längere Berichte über die „geschlossene Vorstellung" leisteten, am gleichen Strick gezogen.

Unbequeme Leute hatte man natürlich nicht gebeten und glaubte so mit einem sogenannten „Elitepublikum" den Beweis erbringen zu können, daß die Zensur hier ein „Kulturwerk" unterdrücke. Dennoch hat es an Zischern nicht gefehlt, und das Referat der liberalen „Münchener Zeitung", aus dem ich einige Sätze zitieren will, mag den „Kulturförderern" in der Augustenstraße sehr fatal gewesen sein. Ich wähle gerade dieses Blatt, weil es seinerzeit gegen meine „Wedekindartikel", wenn auch nur für die Näherstehenden erkennbar, polemisiert hat, folglich nicht in den Verdacht der „Prüderie" kommen kann. Der Referent gesteht, daß ihn dieses „Lustspiel" so angewidert, daß er am Ende sich wie verkatert vorkam. Er habe „noch selten etwas Ordinäreres gesehen", und „das will schon etwas heißen", fügt er hinzu. „Man erlebt heute in diesem Punkte immerhin einiges". „Irgend etwas in mir sträubt sich nun einmal gegen diese Art von Herrenabendhumor und Kneipenungeniertheit... ... es ist mir unfaßbar, wie ein elegantes, offenbar gebildetes Elitepublikum dieses höchst fragwürdige Dekadenzprodukt und seinen Erzeuger mit Beifall überschütten konnte"... „Die Sensation des Abends war das Debut des Schriftstellers Dr. Franz Blei, der den auf den Namen Scarron getauften preziösen Aestheten ... karikierte. Der Original-Scarron hat übrigens in einem Roman französische Zustände geschildert, von denen ein Beurteiler des Buches meint: „Jede Empfindung für Anstand und Schicklichkeit scheint weiten Kreisen damals abhanden gekommen zu sein. Nur damals?" Nur damals? Wir haben dieser von der genannten Münchener Tageszeitung aufgestellten Frage nichts hinzuzufügen.

Bedauerlich ist, daß Direktor Robert, der ein befähigter Regisseur ist, sich in die „Aestheten"-Clique begibt, in der Dr. Blei, der Herausgeber erotischer (pornographischer) Literatur, das Wort führt.

Die liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" behandeln das Stück und den Autor glimpflicher. Das Blatt versteht ja von jeher die Kunst, Kritik zu üben, die sogar vor dem „literarischen Snobismus" nicht Halt macht, aber gleichzeitig weder dem dekadenten Publikum, welches „sehr viel Beifall" spendete, noch dem Autor und Theaterleiter ernstlich wehe tut. Aber auch die „Münchner Neuesten Nachrichten" müssen zugeben, daß in dem Stück „selbstherrliche Zötchen und andere Sexualschnörkel(!) herumwirbeln." Geradezu entzückt über den der Polizeizensur gespielten Possen ist die sozialdemokratische „Münchener Post"; auch sie konstatiert „stärksten Beifall", jedoch mit der Einschränkung: „nicht ohne den schwachen Protest einiger Moralisten". Dieser Seitenhieb kennzeichnet den eigenen Standpunkt der „Münchener Post" ohne viele Worte. Eine umfangreichere Kritik wälzt sich förmlich vor Vergnügen in der Erotik des Stückes. Am peinlichsten wirkt eine mit liebevoller Breite ausgesponnene Besprechung in der „Augsburger Abendzeitung", die sich selbst gerne als beliebtes Familienblatt rühmt. Nur leichthin werden die „pikanten Zötchen und naturalistischen Rüpelhaftigkeiten" getadelt. Von „Gründen moralischer Reinlichkeit" will das Organ des liberalen Bürgertums überhaupt nicht sprechen, denn „Moral und Kunst haben bekanntlich qualitativ verschiedene Gradmesser". Durch diese Art von ausführlichster Berichterstattung über eine „geschlossene Vorstellung" wird allerdings das Polizeiverbot zur Farce.

Wer sind aber denn die Leute, welche das „geladene Publikum" bilden? In der Hauptsache immer wieder die Kreise des sog. „Neuen Vereins", dessen Hauptquartier neuerdings das „Lustspielhaus" ist. Nun lesen wir gerade eben, daß am 31. Oktober und 7. November Mitgliedervorstellungen des „Neuen Vereins" („Der Königstrust" und „Tragödie der Liebe") im Lustspielhaus stattfinden sollen. Die Reklamenotizen besagen: Die Regie führen Hofschauspieler Dr. Bernhard von Jacobi und Hofschauspieler Albert Steinrück. So muß also die Königliche Hofbühne dem „Neuen Verein" und damit zugleich auch dem Lustspielhaus und seiner gegen die Königliche Polizeidirektion auftrutzenden Direktion ihren wertvollen Nimbus borgen! Exzellenz Freiherr von Speidel erklärte in seiner jüngsten Zuschrift an die „Allgemeine Rundschau" (Nr. 42), daß er selbstredend „die Verantwortung trage." Aber vor wem? Etwa vor dem Lande? Nein, der Generalintendant ist einzig und allein dem verantwortlich, der ihn berufen hat: Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzregenten. Wie kann aber der neunzigjährige Greis über die so überaus schwierigen Verhältnisse des Münchener Bühnenchaos hinreichend informiert sein, um die Verantwortung des Herrn von Speidel mit seiner Autorität decken zu können? Das ist eine Frage, die auf den Lippen von Tausenden schwebt.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Shylock, eine seiner bekanntesten und berühmtesten Glanzrollen, hatte Ernst von Possart zur offiziellen Feier seines halbhundertjährigen Bühnenjubiläums gewählt. Das bis auf den letzten Platz ausverkaufte Haus spendete dem großen Künstler schon bei dem ersten Betreten der Szene rauschenden Beifall, der bei allen Aktschlüssen neu einsetzte zu lang andauernden, rauschenden Ovationen. Possarts Sprachgewalt, die Elastizität seiner Bewegungen, die Feinheit der Charakteristik sind heute noch so bewunderungswürdig wie ehedem. Bei der jungen Schauspielergeneration erscheint uns zum exakten Verständnis des Wortes fast jedes Bühnenhaus als zu groß, Possart bringt uns wieder zur Erinnerung, daß die vollendete Technik der Rede auch den größten Raum beherrscht. In der Charakteristik war Possart (in der letzten Zeit seines regulären Bühnenauftretens wenigstens) von stärkerer Realistik als heute, da bei ihm ein Bedürfnis zur Stilisierung vorherrscht, also der schroffeste Gegensatz zu dem mauschelnden Naturalismus eines Schildkraut, des gepriesensten Shylocks der letzten Jahre. Die Auffassungen wechseln mit dem Zeitgeschmacke, sie sind für die Wertung der künstlerischen Leistung auch von sekundärer Bedeutung. Die reife Meisterschaft eines Possart ist immer einer starken Wirkung sicher und ist vorbildlich für jeden nachstrebenden Künstler unabhängig von seiner künstlerischen Richtung, soweit er unter Vorbildlichkeit nicht die Aufforderung zu sklavischen Kopien versteht. Die Wiedergabe des „Kaufmann von Venedig" bot u. a. Frl. Dandlers bewährte Porziadarstellung, und von neuem sei Alves genannt, der die Lyrismen des Lorenzo sehr frisch sprach; im ganzen aber erschien uns manches in den Farben ziemlich blaß, im Vergleiche zur Aufführung von „Robert Guiskard", der nun in dem

„Kleistzyklus" neuerdings erschien oder gar zu Schnitzlers „weitem Land", das wohl hier am glanzvollsten gegeben wurde, wenn die Referate über die gleichzeitige Uraufführung in zehn Städten einen exakten Maßstab bieten. — Die Wiederholungen der Oper „Don Quijote" von Beer-Walbrun mußten durch die Erkrankung von Sieglitz auf längere Zeit verschoben werden. Auch bei der ersten Einstudierung vor drei Jahren hatte dieses Werk mit mißlichen äußeren Umständen zu kämpfen; aber nicht aus diesem Grunde allein hoffen die Theaterfreunde auf eine baldige Genesung des trefflichen Künstlers. Nicht selbst besuchen konnte ich Gounods „Margarete". Die Wiedergabe wird mir, von Frau Tordek, der Sängerin der Titelrolle abgesehen, als durchaus revisionsbedürftig bezeichnet. Ein junger Russe, Belina, talentvoll, aber noch Anfänger, sang den „Faust".

Aus den Konzertsälen. Der „Konzertverein München" wird anläßlich des 100. Geburtstages Liszts das erste Abonnementskonzert ausschließlich diesem Meister widmen. Im Volkssymphoniekonzert hörte man den virtuosen Klavierinterpreten Lisztscher Kunst, Artur Friedheim. Er spielte von dem von Paul Prill geleiteten Orchester begleitet das Es-dur-Konzert mit glanzvoller Technik und zwingendem Vortrag. An seinem eigenen Abend bot er anderen Tages in „St. Franziskus auf den Wogen schreitend" das bedeutungsvollste. Lisztsche Lieder sang Frau Madeleine Friedheim mit guter Wirkung. Der virtuose Pianist wurde an beiden Tagen stürmisch gefeiert. Im Volkssymphoniekonzert wurde noch Brahms F-dur-Symphonie und Smetanas „Moldau" mit gutem Gelingen zu Gehör gebracht. Diese Konzerte in der Tonhalle weisen heuer wieder einen außerordentlich guten Besuch auf, während sonst die meisten an dem Zuviel der musikalischen Veranstaltungen leiden. — Vorzügliches bot wieder das Hösl quartett der Kammermusiker Hösl, Kirchner, Haas und Weber unter Mitwirkung der Herren Closner und Seiling. Neu war das Streichsextett in F-dur op. 118 von Max Reger, das eine bestechende Wiedergabe erfuhr. Die Komposition zeigte von neuem, daß bei Reger Geschmack und technisches Können die eigentliche schöpferische Kraft erheblich überragen. — Am gleichen Abend brachte die hiesige „Bach-Vereinigung" zwei kirchliche und eine weltliche Kantate Bachs. Chor, Kammerorchester und Solosänger der Vereinigung sind von vortrefflichem Zusammenspiel und von vollendetem Stilgefühl. Diese Bach-Aufführungen bilden in dem zwar vielstimmigen und doch oft eintönigen Konzertleben eine besondere Nuance, von der mancherlei Anregungen ausgehen können.

Verschiedenes aus aller Welt. Im Dome von Lanciano, (in der italienischen Provinz Chieti) wurde Pater Hartmann von An der Lan-Hochbrunns Oratorium: „Abendmahl" innerhalb einer Woche dreimal unter der Leitung des Komponisten mit vollem Erfolg gegeben. — Ein Richard Wagner-Denkmal wurde in Cleveland, ein Goethe-Schiller-Monument in Syracuse (U.S.A.) enthüllt. Beides sind Stiftungen von Deutschamerikanern. — Erfolgreich war in Mailand die Urpremiere „Conchita" des südtiroler Komponisten Zandonai. Die Musik wußte nach Berichten den „peinlichen Stoff zu veredeln". Mag dies in gewissen Grenzen richtig sein, so wird man die Wahl einer masochistisch veranlagten Heldin immer für bedauerlich finden müssen, sie zeigt einen pathologischen Geschmack und kann auch im Publikum die Wirkung großer, einfacher Kunst nur weiterhin abschwächen. — Hermann Sudermanns neuestes Bühnenwerk: „Der Bettler von Syrakus" hatte im Berliner kgl. Schauspielhause einen zwischen stärkerem und schwächerem Beifall schwankenden Erfolg. Es war dem Dichter um die Tragik jener Charaktere zu tun, die die Kraft zu Großtaten, aber nicht das Talent zum Ruhme haben. Das Schicksal dieser Menschen wird durch den Dämon der Vergessenheit symbolisiert. Die überreiche Handlung entbehrt mitunter nach Berichten der Klarheit. — „Wie Minister fallen", ein dänisches Lustspiel von Jansen, in dem, wie wir hören, von Hamlets Geist wenig zu spüren ist, hatte in Wiesbaden freundlichen Erfolg. Im Münchener Lustspielhause wurde das Stück bereits zweimal knapp vor der Premiere abgesetzt. Die wahren Gründe dieser Verschiebungen sind nicht bekannt geworden. — Zu einer im ganzen gelungenen Aufführung der sophokleischen „Antigone" im Charlottenburger Schillertheater bemerkt ein namhafter Kritiker: „es ist ästhetischer Landesverrat, einer Künstlerin, die auf ungarisch recht talentvoll sein mag, deutsche Verse anzuvertrauen". Es ist für den sprachtechnischen „Sansculottismus", um eine von Possart geprägte Wendung zu gebrauchen, bezeichnend, daß derlei überhaupt möglich ist.

München. L. G. Oberlaender.

Wir bringen wiederholt in Erinnerung, daß sich das **Nachdruckverbot** (ohne Genehmigung des Herausgebers) auf alle in der „Allgemeinen Rundschau" erscheinenden **Originalbeiträge, auch auf Gedichte,** erstreckt.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Einsiedler Kalender für das Jahr 1912. 72. Jahrgang. Mit zweifarbigem Kalendarium, Wandkalender, Märkteverzeichnis, Preisrebus. 130 S. 8°. 40 u. 30 Pf. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Benzigers Marien-Kalender für das Jahr 1912. 20. Jahrgang. Mit zweifarbigem Kalendarium, Wandkalender, Märkteverzeichnis, Preisrebus. 130 S. 4°. 50 Pf. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Der graue Mann. Kriminalroman von A. Hruschka. 308 S. 8°. Brosch. ℳ 3.20., geb. ℳ 4.—. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Die schriftstellerische Tätigkeit der Breslauer theol. Fakultäten von 1811 bis 1911. Von Dr. theol. Felix Haase. ℳ 5.75. (Breslau, Goerlich & Coch.)

Die katholische Moral und ihre Gegner. Grundsätzliche und zeitgeschichtliche Betrachtungen von Prof. Dr. Joseph Mausbach. ℳ 6.—. (Köln, Bachem.)

Jahrbuch 1910 der südbrasilianischen Franziskanerprovinz von der Unbefleckten Empfängnis. Von P. Petrus Sinzig O. F. M. (Petropolis, Druckerei der „Vozes de Petropolis".

Moderne Wege zur Bildung für alle, welche höhere Schulen nicht besuchen konnten. Von Dr. J. Lüdion. ℳ 1.80 (Stuttgart, K. Ad. Emil Müller.)

Das Arbeitshaus ohne Zwang. Von Peter Bonn. Heft 11 der Frankfurter zeitgemäßen Broschüren, pro Heft 50 Pf. (Hamm i. Westf., Breer & Thiemann.)

Die „paritätische" Mädchenschule in Trier in alter und neuer Beleuchtung. Von Laicus Rhenanus. 40 S. Geh. 75 Pf. (Mainz, Druckerei Lehrlingshaus.)

Priester und Volk und unsere Zeit. Rede auf dem Katholikentag von Mainz am 7. August 1911 von Michael Faulhaber, Bischof von Speyer. 8°. 20 S. 30 Pf. Mainz, Kirchheim & Co.)

Die Schönheit der katholischen Moral. Vorträge zur Einführung in ihre Geschichte. Von Prof. Dr. Franz Hamm. 9. Heft der Apologetischen Tagesfragen. 8°. 135 S. ℳ 1.20. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. H.)

Der Gutsverkauf. Ein Schauspiel aus der Gegenwart in fünf Akten von Karl Domanig. Höflings Vereins- und Dilettantentheater Nr. 27. ℳ 1.50; 12 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 15 —. (München, Theaterverlag Val. Höfling.)

Der Fremdenlegionär. Schauspiel in fünf Aufzügen. Ein warnendes Wort an Deutschlands Jugend von Gebhard Treß. Höflings Vereins- und Dilettantentheater Nr. 44. Preis ℳ 1.25; 12 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 12.—. (München, Theaterverlag Val. Höfling.)

Die Verfassung von Elsaß-Lothringen. Staatsbürgerbibliothek Heft 19. 8°. 62 S. 40 Pf. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b. H.)

Lepanto. Dramatisches Gemälde in fünf Bildern von L. v. Heemsteede. ℳ 2.—. (Paderborn, Junfermann.)

Das Leben unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus nach den vier Evangelisten. Von P. Lohmann S. J. Volksausgabe. ℳ 1.20. (Paderborn, Junfermann.)

Des Kindes erstes Kommunionbuch mit Belehrungen über die hl. Messe, die hl. Beichte und das heiligste Altarssakrament, mit Kommunionandachten und Besuchungen für jeden Tag der Woche usw. Von P. Dröder Obl. M. I. 240 S. Geb. 70 Pf. (Kevelaer, Butzon & Bercker.)

Des Kindes erstes Gebetbuch von Pfarrer J. Bauren. Mit Beicht- und Kommunionandacht. 192 S. 67/112 mm. Geb. 40 Pf. (Kevelaer, Butzon & Bercker.)

Mein erstes Beicht- und Kommunionbüchlein von Dr. Augustin Wibbelt, Pfarrer. 128 S. 45 Pf. (Kevelaer, Butzon & Bercker.)

Die Tage der Exerzitien. Von P. Raphael Hüfner, O. F. M. (Dülmen, A. Laumann.)

Katholischer Brautunterricht. Von C. A. Ley. 15 Pf. (Dülmen, A. Laumann.)

Der Engel von Aquino. Erwägungen über das Beten und Arbeiten des hl. Thomas von Aquin. ℳ 1.50. (Dülmen, A. Laumann.)

Die Traumfahrt. Roman von Christian Kraus. (Bonn, Albert Ahn.)

Caritashilfe in der Seelsorge. Von Wilh. C. Gerst. ℳ 1.20. (Freiburg, Caritas-Verlag.)

Der Soldatenfreund. Geleitbüchlein für katholische Soldaten. Von Tilmann Pesch S. J Mit Titelbild. 48° XVI u. 268. (Freiburg, Herder.) Geb. 65 Pf.

Grundprobleme der christlichen Weltanschauung. Vorträge von Prof. Dr. Heinrich Straubinger. 8° VIII u. 142. (Freiburg, Herder.) ℳ 1.60.

Das Missale als Betrachtungsbuch. Vorträge über die Meßformularien. Von Domkapitular Dr Franz Xaver Reck. III. Band: Das Commune Sanktorum. — Auswahl aus dem Proprium Sanktorum. VIII u. 606. ℳ 7.—; geb. ℳ 8.20. (Freiburg, Herder.)

Geschichte des deutschen Volkes vom 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters. Von Prof. Dr. Emil Michael, S. J.; 5. Band: Die bildenden Künste in Deutschland während des 13. Jahrhunderts. Bd. I—V. Brosch. ℳ 30.80. (Freiburg, Herder.)

Ein Sonntagsbuch. Von Dr J. Klug. 2 Bände. Brosch. ℳ 6.—, geb. ℳ 8.—. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.)

Bibliothek der Kirchenväter. Eine Auswahl patristischer Werke in deutscher Uebersetzung. Herausgegeben von Geh. Rat Prof. Dr. O. Bardenhewer, Prof. Dr. Th. Schermann, Prof. Dr. K. Weymann. I. Band: Augustinus. Geh. ℳ 3.50, geb. ℳ 4.30 und ℳ 4.80. (Kempten, München, Kösel.)

Die Standeswahl und der Beruf zum Priestertum insbesondere. Von Johannes Flesch. ℳ 1 —. (Warendorf, J. Schnellsche Buchhandlung.)

Das Buch von den vier Quellen. Von Dr. Aug. Wibbelt. Kart. ℳ 3.20, geb. ℳ 4.50. (Warendorf, J. Schnellsche Buchhandlung.)

Jugendblätter. Gegründet von Isabella Braun. 58. Jahrg. 12 Hefte ℳ 4.20. (München, Karl Schnell.)

Die Wahrheit über den Gewerkschaftsstreit der deutschen Katholiken. Die Frage der Zuständigkeit der kirchlichen Autorität für gewerkschaftliche Organisationen als solche. Von Raimund Bayard. Kart. ℳ 1.—. (Trier, Petrus-Verlag.)

Auf stillen Wegen. Ausgewählte Gedichte von Anton König. ℳ 1.—. (Ulm, Buchhandlung „Ulmer Volksbote".)

Das hilft! Ein Wort über Exerzitien. Von J. Könn. Geh. 96 S. 9×12½ cm. 30 Pf. Partiepreise: 25 Stück à 25 Pf., 50 Stück à 20 Pf. Geb. 50 Pf. (Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G., Einsiedeln, Waldshut, Köln Rh.)

Officium romanum. Katholisches Gebet- und Andachtsbuch, lateinisch und deutsch Von Joh. Tschümperlin. 1120 S. X 82×141 mm. Geb. ℳ 3.80 und höher. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G.)

Lessings Werke. Herausgegeben von Prof. Dr. Georg Witkowski. 7 Bände 14 ℳ (Meyers Klassiker-Ausgaben.) (Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.)

Zwischen Eis und Feuer. Von Jon Svensson. Ein Ritt durch Island. Uebersetzt von Johannes Mayrhofer. (Woywods Volks- und Jugendbibliothek, Band 32/33.) 230 S. (Breslau, Franz Goerlich.) Brosch. ℳ. 1.— geb. ℳ 1,25 und 1.50.

Kleine Geschichten von großen Menschen. Von Paul Frieben. 280 S. Brosch. ℳ 1.50, geb. ℳ 2.00. (Breslau, Franz Goerlich.)

Schlichte Grüße. Erzählungen für die Jugend. Von Max Nieburny. (Woywods Volks- und Jugendbibliothek, Band 34.) 136 S. geb. ℳ 1.— (Breslau, Franz Goerlich.)

Kunz von der Rosen. Der lustige Rat Kaiser Maximilians I. Von J. Pederzani-Weber. (Vaterländische Geschichts- und Unterhaltungsbibliothek, 2. Reihe, Bd. I.) 200 S. Kart. ℳ 1.—, geb. ℳ 1.50. (Breslau, Franz Goerlich.)

Bunte Bilder aus dem Leben. Von Albert Geyer. 228 S. Brosch. ℳ 1.50, geb. ℳ 2.—. (Breslau, Franz Goerlich.)

Deutsche Märchen. Eine Sammlung von 18 neuen Märchen. Von Friedrich W. Stilke. Buchschmuck von G. Suhr. 160 S. Geb. ℳ 1.20. (Breslau, Franz Goerlich.)

Das Mädchen vom Lande und neun andere Erzählungen. Von Professor Dr. Auguste Châtelain. Uebersetzt von Prof. Dr. A. Mühlan. 148 S. 8°. Brosch. ℳ 1.—, geb. ℳ 1.50. (Breslau, Franz Goerlich.)

Finanz- und Handels-Rundschau.

Für mit den Börsenverhältnissen einigermassen vertraute Kapitalisten wird es keine Ueberraschung bedeuten, dass die vor kurzem registrierte Hausse und der Optimismus von nicht langer Dauer bleiben können. Die gegenwärtige politische Lage veranlasst alle Interessenten zur Wahrung grösster Vorsicht bei der Neuentrierung von Effektenkäufen. Der schleppende Zug in den Verhandlungen der Marokkokompensationsfrage verstimmte allgemein, und zwar um so mehr, als noch viel Stoff an Komplikationen zwischen den beiden Kontrahenten zu beseitigen ist. Daneben bildet die Tripolisaffäre neuen Grund zu Befürchtungen. Beide politische Angelegenheiten werden vermutlich noch längere Zeit von ausschlaggebender Wirkung auf unsere Börsen bleiben, und bedauerlicherweise jede sonstige Regung einer besseren Tendenzgestaltung nicht aufkommen lassen. Die ernsten und blutigen Unruhen und Revolutionen in China haben gleichfalls allgemeines Interesse erweckt, und zwar um so mehr, als das Eingreifen europäischer Landungstruppen, besonders deutscher Marinesoldaten, erfolgt ist. Unsere wirtschaftlichen und finanziellen Interessen in China sind bekanntlich sehr bedeutende und noch in letzter Zeit vermehrt worden. Es ist wahrscheinlich, dass bei längerer Dauer der Unruhen ein ernsteres Eingreifen seitens Deutschlands sich ergeben müsste. Zu all diesen Momenten politischer Art gesellen sich die beginnenden Arbeiterbewegungen in den Montanzentren, besonders im rheinisch-westfälischen Industriegebiet. Anscheinend haben wir es wiederum mit ernsteren sozialpolitischen Vorgängen zu tun. Die grosse Teuerung aller Lebensmittel und die enorme Preiserhöhung für den gesamten Lebensunterhalt macht sich auch in jenen Arbeiterkreisen besonders fühlbar, und wird wohl die Arbeitgeber der industriellen Werke zu einer entgegenkommenden Haltung veranlassen. Die gute Beschäftigung in Eisen und Stahl, die inzwischen erfolgte Preiserhöhung einzelner grosser Fabrikationsartikel und auch die nunmehr definitiv erzielte Einigung der grossen Luxemburger Gruppe mit dem Roheisenverband eröffnen ohnehin der Montanbranche neuerdings gebesserte Auspizien. Auch aus Oesterreich und speziell von Russland liegen vom Montanmarkt derart glänzende Berichte vor, dass Hoffnungen auf eine neue Aera wirtschaftlicher Hochkonjunktur möglich werden. Auch die Mitteilungen von grossen Bestellungen der japanischen und türkischen Flotten, die bekannten grosszügigen Probleme der Elektrizitäts-Industrie inbezug auf Bahnen und Ueberlandzentralen, die glänzenden statistischen Ziffern über Deutschlands Aussenhandel im Septembermonat geben ferners beredtes Zeugnis über eine gesunde Entwicklung unserer heimischen Industrie und des deutschen Handels. Die deutschen Börsen, besonders die Berliner Effektenmärkte, konnten jedoch von all den erwähnten, überaus günstigen Momenten nichts oder nur ganz vorübergehend profitieren. Die schwächere Tendenz aller Effektengebiete blieb vorherrschend. Die kurzatmige Hausse in der Vorwoche war börsentechnisch eben vollkommen unbegründet, und all die günstigen Momente aus Deutschlands Handel und Wandel sind schon seit längerem im Kursniveau fast aller Industriepapiere genügend eskomptiert. Dabei sind noch umfangreiche Kurseinbussen bei dem grössten Teil der Börsenspekulationen zu verschmerzen. Solange die politischen und sozialpolitischen Probleme noch ungelöst bleiben, ist eine Besserung der Kurse nicht zu erwarten. Die schwächere Tendenz blieb denn auch überwiegend, und überall verspürte man schleppende Kursentwicklung und zurückhaltende, abwartende, lustlose Börsen. Die Versteifung der Zinssätze zum Monatsultimo, die allgemeine Verschlechterung am internationalen Geldmarkt, auch die Wahrnehmung, dass die Reichsbank neuerdings stark in Anspruch genommen wird, dies alles bewirkte ebenfalls die grösste Unlust an den Börsen. Bankaktien, elektrische Werte und der gesamte Kassa-Industrieaktienmarkt stagnierten. Diese Vorgänge am Geldmarkt sind zwar nicht beunruhigend, denn sie gehören zu den immer wiederkehrenden Massnahmen der Geldversorgung zum Herbsttermin. Die Börsen würden bei politisch ruhigen Zeiten, schon im Hinblick auf die innerlich durchaus gesunden Verhältnisse unserer Industrie, auch hierüber ziemlich rasch zur Tagesordnung übergehen. M. Weber.

Der 71. Rechenschaftsbericht der Rentenanstalt der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank München weist 3019 Mitglieder mit 6751 Einlagen à fl. 100.— auf. Hiervon sind 171 Mitglieder mit 398 Einlagen durch Tod abgegangen. Der Reservefonds der Anstalt betrug am 1. Januar 1911 ℳ 188,385 (im Vorj. ℳ 182,794. Die Auszahlung der aus 1911 fälligen Renten erfolgt ab 11. Dezember 1911. M. W.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 44. München, 4. November 1911. VIII. Jahrgang.

Das Hauptziel des deutschen Hochschullehrervereins.

Vom akademischen Spektator.

Im Zeichen des Großblockes scheint dem liberalen Professorentum die Demarkationslinie zwischen einer eigentlichen Berufsorganisation deutscher Hochschullehrer und einer verkappten politischen Parteiorganisation immer mehr abhanden zu kommen. Das lehrt mit verblüffender Deutlichkeit die vierte Tagung der deutschen Hochschullehrervereinigung in Dresden am 12. und 13. Oktober ds. Js., dessen Hauptthema die Stellungnahme zum Antimodernisteneid katholischer Theologen gebildet hat. Den tiefer Blickenden freilich kann der zielbewußte Fortschritt radikaler Strömungen in diesen Kreisen ebensowenig überraschen, wie etwa bei den Volksschullehrern das Verlangen nach völliger Entchristlichung der Volksschule nach deren Simultanisierung. Ihm haben schon längst die Tatsachen die Augen darüber geöffnet, daß zwischen einer modernen „Professorengewerkschaft“ an der Hochschule und einer „freien Gewerkschaft“ in Arbeiterkreisen eine verzweifelte Aehnlichkeit besteht, daß in beiden Fällen die Freiheit nur zum Deckmantel genommen wird für die Vergewaltigung Andersdenkender, deren Selbstbehauptung man als Unterdrückung der eigenen Freiheit hinzustellen beliebt. Nicht bloß die Reden in den Versammlungen tragen das Gepräge völliger Mißachtung jeder „heteronomen“ — nicht nur der kirchlichen, auch der staatlichen — Autorität, die es wagt, die Zirkel der „autonomen“ Gelehrtenrepublik, des „Staates im Staate“, zu stören, sondern die darin in den Vordergrund tretenden Persönlichkeiten haben schon durch ihre Taten den Befähigungsnachweis, zwar noch nicht zum völligen Umsturz der bestehenden Verhältnisse, aber wenigstens zum Ministersturz erbracht. Stünden ihre anmaßenden Forderungen im gleichen Verhältnis zu ihrer tatsächlichen Macht, so würden sie sämtliche dem konservativen, christlichen Staatsgedanken noch einigermaßen Rechnung tragenden Regierungen schon längst zum Teufel gejagt haben.

Daß es hierzu bloß an Macht, nicht aber an „gutem Willen“ fehlt, haben die Drahtzieher des Dresdener Hochschullehrertages mit köstlicher Naivität eingestanden und dadurch einstweilen noch der gemäßigten, sozusagen „revisionistischen“ Richtung zum Sieg verholfen. Die radikale Strömung à la Bebel vertrat an dem eben erwähnten dies irae das Tübinger Professorentum, denn „der wackere Schwabe forcht sich nit“. Es verlangt nicht weniger als den Ausschluß sämtlicher katholischen Theologen, welche den Antimodernisteneid geleistet haben, von den Lehrstühlen deutscher Hochschulen. Sic volo, sic jubeo. Ceterum censeo, Romam esse delendam: So spricht das hochwohlweise Tübinger Professorenkollegium unter Vorantritt des Historikers Walter Götz — und die Regierungen haben einfach seinen infalliblen Richterspruch zum Vollzug zu bringen, wie im Musterländle Baden die hochwohllöbliche Staatsregierung vom Senat der Universität Freiburg sich hat ins Schlepptau nehmen lassen und einem katholischen Theologen die Anstellung verweigert hat wegen Ablegung jenes Eides. Doch, o Schrecken! — der tapfere Schwabenstreich bleibt ein Lufthieb, und auf die Tübinger Professoren ergießt sich ein kalter Wasserstrahl, nicht etwa bloß von Berlin — selbst dem Vertreter der preußischen Universität Breslau, einem schneidigen Kulturkämpfer, dünkt der Tübinger Antrag allzu schneidig, und in der weiteren Debatte über das perhorreszierte „System Althoff“ treten gerade einige preußische Professoren für dasselbe ein —, die Ironie des Schicksals will es, daß eben der akademische Vertreter des vom Sprecher der Tübinger als vorbildlich hingestellten Freiburg, der Psychiater Hoche — trotz seiner eigenen schneidigen Attacke gegen die theologischen Fakultäten als „Fremdkörper an unseren Universitäten“ — in seiner Voraussetzungslosigkeit von der captatio benevolentiae seines Kollegen so wenig sich einnehmen läßt, daß er in origineller Wendung dessen Antrag über den Haufen wirft, und daß gerade aus Bebels sächsischer Heimat das Haupt der akademischen Revisionistenpartei ersteht, der Leipziger Strafrechtslehrer Karl Binding, der schon bei der Eröffnung der Dresdener Tagung den deutschen Professor als „Eigenbrödler“ charakterisiert hat und nun den Tübinger Antrag als zu radikal ablehnt. Ja, schließlich wird derselbe auf der ganzen Linie zurückgewiesen, und es verbleibt bei der Leipziger Resolution: Der akademische Schwerverbrecher, der den Antimodernisteneid leistet, kann bloß aus dem eigenen Hochschullehrerverein ausgeschlossen werden, — in den er sich von vornherein gar nicht einzutreten versucht fühlen wird. — Das Motiv dieser harmlosen Resolution spricht Binding selbst ohne diplomatische Reserve aus: Man muß sich mit dem Erreichbaren begnügen im Gegensatz zu jenen Stürmern, die in der Hitze des Gefechtes gar nicht bedacht haben, welche Mittel der Hochschullehrerverein eigentlich in der Hand hat, um den Ausschluß verhaßter „ultramontaner“ Kollegen von sämtlichen Hochschulen Deutschlands durchzuführen. Bis jetzt bedanken sich noch die Staatsregierungen im großen und ganzen für die Ehre, als Büttel einer unduldsamen Professorenklique zu fungieren mit dem einzigen „Recht“, derselben den vollen Gehalt anzuweisen, auch wenn sie gegen die bestehende Ordnung in Staat und Kirche noch so aufrührerische Reden hält.

Zum Ersatz für die auf der Rednerbühne nicht vertretene erste Universität im Deutschen Reich, Berlin, treten aus der zweiten, aus München, gleich zwei ritterliche Kämpen in die Schranken, bei denen man sich schon längst daran gewöhnt hat, daß sie nie darauf verzichten können, ihr Licht auf den Scheffel zu stellen, um damit die im Bayernland besonders dichte, schwarze Finsternis wie mit Röntgenstrahlen zu durchleuchten. In edlem Wetteifer führen sie sogar gegen einander ein kleines Redeturnier auf. Aber im Hauptpunkt sind sie eins: im heiligen Ingrimm gegen die schmachvolle Knechtung der freien, deutschen Wissenschaft durch Rom. Lujo Brentano singt das hohe Lied vom „vollständig stubenreinen Professor“, und Karl von Amira befolgt die Taktik der in München tonangebenden gemäßigten Großblockrichtung eines Herrn von Vollmar. Angesichts des beklagenswerten Umstandes, daß der deutsche Hochschullehrerverein noch keineswegs die Majorität der Professoren hinter sich hat, hält er es durch die Klugheit für geboten, den Bogen nicht zu straff zu spannen, und aus Besorgnis, eine allzu „gründliche Säuberung des Lehrkörpers vornehmen“ zu müssen, wenn alles ausgemerzt werden sollte, was innerhalb desselben „Unsinniges behauptet“ wird, nimmt er als das kleinere Uebel vorläufig auch den vermeintlichen Unsinn des Antimodernisteneides in Kauf, über dessen objektiven Sinn ihm gar kein fachmännisches Urteil zu Gebote steht. Um so mehr fühlt er sich berufen zum Anwalt der „guten Sitten“, gegen welche jener Eid verstoßen soll. Wo die rechten Begriffe fehlen, stellt ja immer zur rechten Zeit ein Wort sich ein, das als Schlagwort im Dienste der Parteipolitik seine Wirkung nie verfehlt. Vielleicht ergibt sich daraus zugleich eine fruchtbare Anregung zur Stellung des Themas für die nächste Preisaufgabe der juristischen Fakultät: „Inwiefern

geht der Antimodernisteneid theologischer Universitätsprofessoren gegen die guten Sitten?" Von der Gegenseite könnten dann etwa folgende Preisthemata gestellt werden: „Wie verträgt sich die Behandlung der theologischen Kollegen durch den deutschen Hochschullehrerverein im Sinne des Herrn von Amira mit den guten Sitten?" oder: „Wie verhält sich die akademische Freiheit zur Gewissensfreiheit der aus persönlicher, innerster Ueberzeugung den Antimodernisteneid leistenden Theologieprofessoren?" oder — mehr entwicklungsgeschichtlich —: „Wie erwächst aus der ursprünglichen universitas litterarum das liberale Parteigebilde vollständig stubenreiner Professoren nach dem Herzen Lujo Brentanos?"

Mehr tragisch aber als komisch ist zu nehmen der Scheinwerfer des Dresdener Hochschullehrertages auf die letzte Münchener Rektoratswahl. Wer bisher noch der optimistischen Auffassung sich hingegeben hat, dieselbe sei bloß ein Ausfluß momentan gereizter Stimmung in der „freien Professorengewerkschaft", dem hat K. v. Amira den Star gestochen durch die Exemplifizierung dieser Wahl auf das grundsätzliche Vorgehen des liberalen Hochschullehrervereins. Es ist System in der Sache. Bei der Rektoratswahl und bei Habilitationen soll der Standpunkt des Vereins zur Geltung gebracht werden. So hat der Meister vom Stuhle authentisch gesprochen. K. v. Amira hat konkret beleuchtet, was der Freiburger Psychiater Hoche abstrakt hat aufblitzen lassen: Auf anderem Wege soll dasselbe erreicht werden, was der mangels praktischer Durchführbarkeit abgelehnte Antrag der Tübinger vergebens zu erzielen sich bemüht hat. Ueberzeugungstreuen Katholiken soll das Eindringen in den festgeschlossenen Ring der „voraussetzungslosen, vollständig stubenreinen" deutschen Hochschulprofessoren in Zukunft unmöglich gemacht, und die bereits eingedrungenen sollen durch ihre Kollegen nach Kräften zu rechtlosen Heloten in der modernen Gelehrtenrepublik herabgedrückt werden — und das alles im Namen akademischer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit! Nach diesen sogar von der „maßvollen" Revisionistenpartei im akademischen Großblock eröffneten Zukunftsperspektiven werden allzu Vertrauensselige ihren Standpunkt unweigerlich zu revidieren haben.

Eine gekündigte und eine gefestigte Freundschaft der Kgl. bayer. Sozialdemokratie.

Zu den jüngsten Debatten in der bayerischen Kammer.

Von Redakteur Michael Gasteiger, München.

Der vielgenannte Erlaß des bayerischen Verkehrsministeriums, den dieses am 15. August 1911 gewissermaßen als eine Art Ferien- und Feiertagsarbeit gegen den sozialdemokratischen Verband des Süddeutschen Eisenbahn- und Postpersonales hinausgegeben hat, hat allgemein enttäuscht. Angenehm bei den Betroffenen; unangenehm bei jenen, die sich für die Aufrechterhaltung der Autorität in den Betrieben der Verkehrsverwaltung aus Gründen der Verkehrssicherheit, wie aus nationalen und monarchistischen Gründen aussprechen. Die „Allgemeine Rundschau" (Nr. 34, 1911) hat den Erlaß einen „Lufthieb bayerischer Regierungsweisheit" genannt, und rechtsstehende liberale Blätter, wie z. B. die „Augsburger Abendzeitung", haben ziemlich unverblümt die praktische Wirkungslosigkeit dieses Erlasses hervorgehoben, der sich als eine Art Verlegenheitsprodukt im Anschlusse an die Landtagsdebatten in der letzten Session herausstellte. „Berge kreisten und nur ein Mäuslein ward geboren." Und als ich Gelegenheit hatte, einen christlich-organisierten Eisenbahner zu befragen, wie denn der Erlaß des Verkehrsministers in den Kreisen des Verkehrspersonals beurteilt würde, da erklärte derselbe kurz und treffend: „Die Genossen sind damit zufrieden und die national gesinnten Arbeiter haben nichts anderes erwartet."

Indes: Höchst unzufrieden waren die „Genossen" mit der Kritik, die gerade dieser Erlaß im positiven Lager, bei Parteien und in der Presse, fand. Und im Vollgefühle der erhebenden Erinnerung an die Zeiten, wo man „oben" ganz in der Wolle saß und über vorgesetzte Dienstesstellen hinweg „beim Verkehrsminister aus- und einging", um sozialdemokratischen Propagandisten Vorschub zu leisten und ihnen Stellungen zu erhalten, versuchte man es wegen des verkehrsministeriellen Augusterlasses mit einer „Interpellation" im bayerischen Landtag.

Vier Tage haben die Beratungen über die Interpellation bereits gedauert; und um es gleich vorweg zu betonen: Ein besonderes Glück hatten die Sozialdemokraten mit dieser Interpellation, rein sachlich gewertet, nicht. Das stand zu erwarten, denn dem sozialdemokratischen Abgeordneten Roßhaupter, den die „Genossen" als den Redakteur des sozialdemokratischen Verbandsorgans zur Begründung der Interpellation vorschickten, war es nicht möglich, eine grundsätzlich klare Stellung einzunehmen; — sonst hätte er ja den sozialdemokratischen Charakter der von ihm mitgeleiteten Organisation, den er außerhalb der Kammer wiederholt zugab, auch im Landtag zugeben müssen.

Die Antwort des Verkehrsministers, Herrn von Frauendorfer, bedeutete einen Fortschritt in der grundsätzlichen Auffassung der Sache, wenn man seine Ausführungen in der Zeit vor dem Augusterlasse und zum Teil auch diesen selbst zum Vergleich betrachtet; sie waren um einige Farbentöne schärfer gehalten, wenn sie auch noch vieles an grundsätzlicher Klarheit vermissen und eine gewisse Zaghaftigkeit erkennen ließen, die mit sich selbst in der Frage noch nicht ganz im Reinen ist. Jedenfalls aber ist das eine richtig, daß der Verkehrsminister gegen früher sich intensiver mit der Angelegenheit befaßt hat, und daß nach mancher Richtung hin die Freundschaft mit den Sozialdemokraten, so wie diese sie sich wünschten, wenn auch nicht ganz in die Brüche gegangen ist, so doch aufgekündigt wurde, oder nahe vor dem Kündigungstermin steht. „Wir können Elemente", so sprach der Verkehrsminister, „die eine solche Gesinnung (in bezug auf Verhöhnung der religiösen Ueberzeugung anderer) an den Tag legen, in unseren Werkstätten im Interesse der Aufrechterhaltung der Ordnung und des Friedens nicht gebrauchen. Wir wollen in unseren Betrieben, namentlich in unseren Werkstätten, Frieden in religiöser und politischer Beziehung. Wer diesen Frieden in den Arbeitsräumen stört, hat von uns das energischste Einschreiten zu gewärtigen. Wer sich aber zur Sozialdemokratie bekennt, kann nach unseren Verwaltungsgrundsätzen, von denen ich in keinem Falle abgewichen bin, nicht Beamter sein und werden."

Und als der sozialdemokratische Abgeordnete Adolf Müller, Chefredakteur der „Münchener Post", den bissigen Zwischenruf machte, daß der Verkehrsminister der „Lakai" des Zentrums sei, da erhob sich dieser zu einer geharnischten Erklärung. „Erschweren Sie es einem anständigen Manne nicht, in diesem Hause tätig zu sein." Das war eine kräftige Absage an die äußerste Linke. Es entspricht ganz der immer inniger sich gestaltenden Großblockfreundschaft, daß das führende liberale Organ in München, das mit wohlwollender Nachsicht über den „Lakai" des Präsidialkollegen im sogenannten Landesverband der bayerischen Presse hinwegglitt, den Zentrumsabgeordneten Held wie einen Staatsverbrecher behandelte, weil er durch ein satirisches Zitat aus einer Parteitagrede August Bebels die Entrüstung des Ministerpräsidenten hervorrief. Der aufgebauschte Zwischenfall wurde übrigens durch eine loyale Erklärung des Abgeordneten Held alsbald aus der Welt geschafft.

Noch um einige Farbentöne schärfer als der Verkehrsminister sprach sich der Ministerpräsident Graf Podewils aus, „angesichts der tiefverstimmenden Kundgebungen, in denen sich die Sozialdemokratie in letzter Zeit gefallen hat".

Und doch hatte man als Tribünenbesucher das Gefühl, das der Abgeordnete Held am Schlusse seiner packenden Ausführungen mit den Worten kennzeichnete: „Die Botschaft hör' ich wohl, doch mir fehlt der Glaube!" Der Abgeordnete Dr. Pichler hatte in einer ausgezeichneten Rede ein ungeheures, stichhaltiges Anklagematerial gegen den Süddeutschen Eisenbahnerverband vorgetragen, Stück für Stück durch Zitate belegt, und sich, wie die ganze Zentrumsfraktion, auf den einzig richtigen Grundsatz gestellt: Hier hilft kein Mundspitzen, hier muß gepfiffen werden! Und insofern hat der Verkehrsminister, um mit Dr. Pichler zu reden, sich zur Rechtfertigung des Erlasses der Regierung „auf einen ganz eigenartigen Standpunkt" gestellt: „Statt die klaren Tatsachen sprechen zu lassen, statt auf Grund dieser Tatsachen pflichtgemäß die Staatsautorität zu wahren, statt sich selber eine Ueberzeugung zu bilden und diese Ueberzeugung unbeirrt durch die Rücksichtnahme auf einen etwaigen Fehlspruch eines Disziplinargerichtshofes zur Geltung zu bringen, verschanzt sich die Staatsregierung hinter einer Befürchtung (daß sie sich in Widerspruch mit diesem Gericht setzen könnte, wenn sie einen Verein verbieten würde) und hinter Entschuldigungen, welche die Ueberzeugung vom Ernste der Lage doch sehr stark vermissen lassen." „Diese Angstmacherei vor dem Disziplinargericht," so schrieb die „A. R." in dem erwähnten Artikel ganz zutreffend, „ist durchaus suspekt;" denn die theo-

retischen Reden gegen die Sozialdemokratie sind nutzlos, wenn der Wille zur Tat fehlt. Oder ob man sich auf die Andeutungen des Ministerpräsidenten Grafen Podewils mehr verlassen kann?

So liegt also, trotz der vielen Worte vom Regierungstisch, trotz der gekündigten Freundschaft gegenüber den Genossen, in der Sache selbst noch manches im Dunkeln, alles aber im Unklaren, ausgenommen der sozialdemokratische Charakter des Süddeutschen Eisenbahnerverbandes und die Bestrebungen der Sozialdemokraten und der — Liberalen, ihn herauszuhauen.

Nach der Richtung hin hat diese Debatte eine alte Freundschaft neu gefestigt: jene der künftigen Brüder im Großblock. Ihm und den Sozialdemokraten zuliebe hat der Liberale Löweneck[1]) den Begriffen Koalitionsrecht und Koalitionsfreiheit geradezu Zwang angetan, und der Abg. Dr. Casselmann hat sich in eine polternde Entrüstung gegen den auf monarchischem Boden stehenden „Bayerischen Eisenbahnerverband" und seine Führer hineingeredet, die mit den Garderobenickeln der Tribünenbesucher noch viel zu teuer bezahlt war. Und warum? Lediglich um die Sache auf das politische Gebiet schleifen und die ganze hochernste Angelegenheit zu einer politischen stempeln zu können. Genau so wie der Abg. v. Vollmar es machte; — der dafür vom „Vorwärts" wohl in seinem suspekten Gewissen in bezug auf die Marokkointerpellation in der bayerischen Abgeordnetenkammer entlastet werden wird.

Beiden Rednern trat der Sekretär des Bayerischen Eisenbahnerverbandes, der Zentrumsabgeordnete Dauer, entgegen, der u. a. feststellte, daß der sozialdemokratische Verband seit 1908 um 1000 Mitglieder zurückgegangen ist. Auch der christliche Arbeitersekretär und Verbandsvorsitzende Oswald beleuchtete die Kampfesweise der roten Gegner. Der konservative Abg. Beckh von der Freien Vereinigung sprach scharf gegen den Erlaß des Verkehrsministers, der weder warm noch kalt sei und das Volk entmutige. „Mit Staunen sehen selbst einfache Tribünenbesucher, wie viel die Herren Sozi bei unseren Exzellenzen zu gelten scheinen." Mit staatsmännischer Gelassenheit, aber um so schärferen Gründen trat als vorläufig letzter Redner der Zentrumsabgeordnete Frhr. von Malsen dem agitatorischen Blendwerk Casselmanns und der taktischen Leisetreterei Vollmars entgegen und kennzeichnete die Unklarheit und Ziellosigkeit der Regierung, die ein mögliches Versagen des Disziplinargerichts vorschiebe, um einem entschiedenen Farbebekennen auszuweichen.

Fassen wir zusammen, so ist das bisherige Ergebnis der Debatten über den Süddeutschen Eisenbahnerverband: Ein gekündigtes und ein gefestigtes Freundschaftsverhältnis: ersteres zwischen Verkehrsministerium und Sozialdemokratie, letzteres zwischen Sozialdemokratie und Liberalismus.

Und das Staatswohl und die Staatssicherheit?...

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Nachwahlen in Konstanz und in Elsaß-Lothringen.

Der Großblock hat bei der Reichstagsstichwahl in Konstanz und bei den reichsländischen Landtagsnachwahlen skrupellos gearbeitet. Der Appetit kommt mit dem Essen, und der vom Wahlglück lange Zeit im Stich gelassene Liberalismus, der aus eigener Kraft kein Mandat mehr zu erlangen vermochte, hat einen wahren Wolfshunger. In Konstanz ist es gekommen, wie alle Welt vorausgesehen hatte: Das Zentrum ist der gemeinsamen Hetze der Liberalen und Sozialdemokraten in Ehren unterlegen. Die von beiden Seiten aufgetriebenen Reserven hielten sich fast genau die Wage. Das törichte Geschwätz der siegesberauschten Liberalen, als ob nun der ganze Zentrumsbesitzstand gefährdet sei, verdient kaum eine Widerlegung. Konstanz war bis zum Jahre 1890 im Besitz der Liberalen. Daß trotz aller Hetzkünste der Demagogie die Bäume des liberal-sozialistischen Großblocks nicht in den Himmel wachsen, wenn auf der anderen Seite energische Gegenwehr einsetzt und die Kraft nicht in unnützen Bruderkämpfen verzettelt wird, hat der Ausgang der Nachwahlen zum Elsaß-Lothringischen Landtag am vergangenen Sonntag bewiesen. Die Großblockgenossen hatten die Beute in der Weise unter sich verteilt, daß von den 25 Mandaten die Liberalen 18, die Sozialdemokraten 7 erhalten sollten. Aber in 9 Wahlkreisen ist der Großblock gründlich ausgerutscht, am gründlichsten der Großsprecher Liberalismus, der statt 18 nur 10 Mandate ergatterte. Die Sozialdemokraten machten mit 6 Mandaten das bessere Geschäft. Das Zentrum hatte nur auf 5 weitere Sitze gerechnet, erzielte aber 7. Außerdem wurden mit Hilfe des Zentrums ein Unabhängiger und 1 weiterer Kandidat des Lothringer Blocks gewählt. Im reichsländischen Landtag wird nunmehr die Rechte über eine Mehrheit von 37 Sitzen verfügen, die Linke über 23 Sitze, darunter 12 Liberale und 11 Sozialdemokraten. Die Rechte besteht aus 26 Mitgliedern des Zentrums, 10 des Lothringer Blocks und 1 Unabhängigen.

Der Wahltermin vom 12. Januar.

Endlich wissen wir nun bestimmt, an welchem Tage die allgemeinen Reichstagsneuwahlen erfolgen sollen. Der auserwählte 12. Januar fällt noch in die laufende Legislaturperiode, da im Jahre 1907 der erste Wahlgang am 25. Januar stattfand. Es muß also eine formale Auflösung des gegenwärtigen Reichstags erfolgen. Man hofft, schon Ende November oder spätestens Anfang Dezember die laufende letzte Arbeitstagung beschließen zu können.

Ha, nun setzt die Wahlagitation ein, heißt es in der Linkspresse. Die „Vossische Zeitung" wiederholt sogar ein Gelegenheitswort Bismarcks aus der Konfliktzeit: „Jetzt geht der Wahlschwindel los." Wir haben den Eindruck, daß die Großblockfreunde auf der Linken schon längst die Wahlagitation mit vollem Dampf betreiben, und daß seit dem Blockkrach von 1909 ein Wahlschwindel im Gange ist, wie er ärger nicht gedacht werden kann. Bei den zahlreichen Ersatzwahlen hat der liberal-sozialdemokratische Wahlschwindel die üppigsten Blüten getrieben und leider auch viel schlechte Früchte gebracht, die Verstärkung der Umsturzpartei. Die Wahlarbeit der positiven Parteien besteht ja hauptsächlich darin, all die Unwahrheiten richtig zu stellen, die von den Hetzern unter die Wähler geschleudert werden. Eine nicht angenehme, aber notwendige Arbeit, der wir uns in den nächsten zwölf Wochen mit verstärktem Eifer unterziehen müssen.

Teuere Lebensmittel — billige Wahlparolen.

Der Reichstag hat die Berichtswoche fast ganz der Teuerung gewidmet. Da die Frage auf dem Wege der (dreifachen) Interpellation angeschnitten war, so konnte nach der Geschäftsordnung ein Beschluß nicht gefaßt werden. Es wäre auch schwer gewesen, aus dem fünftägigen Wortstrom die Reihe der Abhilfmaßregeln, welche von der Mehrheit gebilligt und gewünscht wurden, herauszufischen. Alle positiven Vorschläge waren mit Wenn und Aber gespickt. Es zeigte sich hier wieder, daß die Klugheit und Macht des Staates gegenüber Heimsuchungen, die uns die Naturgewalt beschert, nur mildernd und lindernd, nicht radikal heilend einzugreifen vermag. Ein „großes" Mittel zur wirklichen Beseitigung der Teuerung preist uns die rosarote Linke marktschreierisch an: Die Aufhebung der Zölle und des hygienischen Grenzschutzes soll das Wunder wirken. Diese wirtschaftspolitischen Dr. Eisenbarts haben gut reden; eine Probe auf ihr Universalmittel brauchen sie nicht zu fürchten. Käme es zu einer solchen Probe, so würde sich freilich alsbald zeigen, daß auch die weiteste Oeffnung der Grenzen nichts helfen kann, wenn das Ausland ebenfalls Mangel an den betreffenden Waren und hohe Preise hat; und tatsächlich herrscht sogar in dem freihändlerischen Musterstaat England Teuerung.

Die lange Debatte im Reichstag fing sachlich an, geriet aber mehr und mehr in das agitatorische Fahrwasser, als die Volksbeglücker auf der linken Seite zu Worte kamen. Man kann zwei Gruppen in der Volksvertretung unterscheiden; einerseits diejenigen, welche die Teuerung bedauern und redlich nach Linderungsmitteln suchen; anderseits diejenigen, welche sich im stillen über diesen Zwischenfall freuen, weil die Teuerung die Zahl der Unzufriedenen vermehrt und sich in der Wahlagitation gegen die Regierung und die „herrschenden Parteien" ausbeuten läßt.

Zu der sachlichen Beredsamkeit steuerte das Zentrum den besten Teil bei durch die kundigen und gründlichen Ausführungen des Altmeisters Spahn und des temperamentvollen und volkstümlichen bayerischen Vorkämpfers der Bauerninteressen Dr. Heim. Die Neider und Gegner hatten sich auf einen Gegensatz im Zentrum gespitzt, aber die Harmonie blieb gewahrt. Wenn auch

[1]) Abg. Löweneck beschäftigte sich in Ausführungen, die im Stenogramm zwei enggedruckte Spalten der „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 300) füllen, mit der „Allgemeinen Rundschau", „deren Einfluß und Bedeutung mir heute erst recht klar geworden ist", mußte sich aber von dem Abgeordneten Held nachweisen lassen, daß er die „Allgemeine Rundschau" lückenhaft zitiert und den Sinn tendenziös entstellt habe. Niemals sei in der „Allgemeinen Rundschau" eine Bevorzugung des Zentrums bei der Besetzung von Beamtenstellen beansprucht, sondern nur die einseitige Bevorzugung des Liberalismus bekämpft worden.

Dr. Heim von der Zulassung des argentinischen Gefrierfleisches sich einen größeren Erfolg verspricht, als manche zaghafteren Freunde, so sind doch auch die letzteren keineswegs gegen einen solchen Versuch, wenn die hygienischen Rücksichten gewahrt bleiben. Am Schlusse seiner Rede schnitt Dr. Heim die interessante Frage an, ob nicht an Stelle der großen Fideikommisse besser Bauernfideikommisse à 50 Hektar zu setzen seien. Man wird ihm allseitig zustimmen in der Wertschätzung des festen Bauernstandes, namentlich auch mit Rücksicht auf die Fleischversorgung, die gerade vom kleineren Grundbesitz betrieben wird. Aber die Hebung des Bauernstandes braucht nicht die volle Beseitigung des Großgrundbesitzes einzuschließen; der letztere hat in den Reichsteilen, wo er besteht, auch seine Mission, vor allem die Pflege des Körnerbaues, die unseren Brotbedarf mehr und mehr vom Auslande unabhängig macht.

Mit der Frage des Getreidebaues hängen die Einfuhrscheine zusammen, die in der rosaroten Agitation eine so große Rolle spielen und auch im Reichstag unter dem Gesichtswinkel der Preisbildung für das Getreide betrachtet wurden. Das System der Einfuhrscheine ist zu verbessern durch die Beseitigung einiger Auswüchse. Die Zollvergütung für ausgeführtes Brotgetreide braucht nicht bei der Einfuhr an Kaffee und Petroleum angerechnet zu werden, sondern kann sich ruhig auf die Einfuhr von Brotgetreide selbst beschränken, da Deutschland ja immer noch mehr davon einführen muß, als es ausführen kann. Wenn so ganz handgreiflich klargestellt wird, daß die Einfuhrscheine nicht die Masse oder den Preis des Getreidevorrats beeinflussen, sondern nur den zweckmäßigen Ausgleich zwischen den getreidereichen und den getreidebedürftigen Landesteilen vermitteln sollen, dann vermag jeder denkfähige Wähler zu erkennen, daß es nichts als Wahlschwindel ist, wenn man die Einfuhrscheine als eine „Beraubung" der Reichskasse und der Konsumenten hinstellt. Freilich wird die Regierung wohl darin recht behalten, daß eine Revision der Bestimmungen über die Einfuhrscheine auf die gegenwärtige Teuerung keine Wirkung ausüben wird.

Die Regierung verharrt überhaupt in der skeptischen Zurückhaltung gegenüber den vorgeschlagenen Hilfsmitteln. Mit den Frachtermäßigungen und der Anregung, daß die Gemeinden die übermäßige Spannung zwischen den Groß- und den Detailpreisen durch Einwirkung auf die Händler und Einrichtung von öffentlichen Verkaufsstellen ausgleichen sollen, glaubt sie sich vorläufig zufriedengeben zu können.

Dieser Zug trat besonders in der großen Rede des Reichskanzlers zutage. Es wurde ihm hier und da übelgenommen und auch von den Nationalliberalen angekreidet, daß er so wenig „Wärme" bei der Besprechung der Teuerung gezeigt habe. Herr v. Bethmann Hollweg ist bekanntlich ein verstandesmäßiger Redner, der Gefühlsergüsse und Stimmungsmache nicht liebt. Er ging auch in diesem Falle mit nüchterner Sachlichkeit „auf das Ganze", d. h. er richtete sich gegen den Kernpunkt der oppositionellen Agitation und hielt eine kräftige Rede zur Verteidigung und Verherrlichung der schutzzöllnerischen Wirtschaftspolitik. „Eine Wahlrede", riefen die Herren von links. „Der Reichskanzler hat jetzt die Wahlparole ausgegeben!" In der Tat, die Erhaltung unseres alten bewährten wirtschaftspolitischen Systems ist eine durchschlagende Wahlparole, aber der Reichskanzler hat sie nicht erst jetzt zu erfinden brauchen. An dieser Stelle und in der Zentrumspresse überhaupt ist schon längst hervorgehoben worden, daß die Erneuerung des Zolltarifs und der Handelsverträge die Hauptaufgabe des künftigen Reichstags ist, und daß der neue Reichstag keinen Bestand haben wird, wenn er dieser Aufgabe nicht gerecht wird. Wenn nun der Reichskanzler selbst öffentlich und eindringlich hinweist auf die unbedingte Notwendigkeit, die Grundlagen unserer Volksernährung, unserer Finanz- und Wehrkraft zu erhalten, so ist das freilich eine ernste Warnung an Herrn Bassermann und Genossen, deren Wahltaktik darauf hinausgeht, die schutzzöllnerische Partei zu schwächen und dagegen die freihändlerisch-fortschrittlichen und die alles verneinenden sozialdemokratischen Elemente im Reichstage zu vermehren. Herr v. Bethmann Hollweg hat bekanntlich sonst sehr oft, ja zu oft gezeigt, daß er den obstinaten Nationalliberalen aus großer Liebe nachläuft. Man betrachtete vielfach seine neueste Rede als einen weiteren Versuch zur Versöhnung der Nationalliberalen und war also gespannt auf die Antwort des nationalliberalen Redners. Aber im Handumdrehen vollziehen sich keine Umwandlungen so tiefgehender Art. Der nationalliberale Redner Dr. Fuhrmann half sich in der Weise, wie zu erwarten war, daß er sich prinzipiell für die bestehende Wirtschaftspolitik erklärte, aber für die liberale Wahltaktik als weitergehendes Ziel aufrechterhielt, die „Herrschaft einer bestimmten Klasse" zu brechen, d. h. mit Hilfe von links gegen die „Schwarzblauen" vorzugehen.

Somit ist es wohl möglich, daß die kritische Bedeutung der Schutzzollfrage erst nach den Wahlen sich fühlbar macht. Sollte die unverständige Wählerschar, die an die Parole von dem alles verbilligenden Freihandel glaubt, die Oberhand behalten, so wird bald ein neuer Appell an das ernüchterte Volk notwendig sein.

Der Reichstag und die Marokkofrage.

Die Verhandlungen zwischen Berlin und Paris sollen nun wirklich unmittelbar vor dem Abschluß stehen. Es heißt, daß der erste Teil der Abmachungen, der Marokko selbst betrifft, bereits den anderen Mächten vertraulich mitgeteilt sei, und daß der zweite Teil, die Kompensationen betreffend, nur noch einiger kleinerer redaktioneller Zutaten bedürfe. Für den 8. November, wenn der Reichstag nach der zugunsten der Kommissionsarbeiten eingelegten Pause wieder zusammentritt, ist die Beantwortung der hochpolitischen Interpellation in Aussicht gestellt.

In Sachen der parlamentarischen Behandlung der Marokkofrage hat sich nun ein sonderbares Satyrspiel entwickelt. Nachdem in der Woche vorher noch dem Kanzler das hochpolitische Moratorium von allen Parteien bewilligt worden war, fühlte nun vor der erwähnten Reichstagspause der Abg. Bassermann das Bedürfnis, sich und seine Partei als die Führer im Parlamentarismus glänzen zu lassen. Die Nationalliberalen präsentierten im Seniorenkonvent einen Antrag, der die sofortige Besprechung der Marokkofrage herbeiführen sollte. Aber sie schlugen nicht etwa eine Resolution von allgemein anerkanntem Inhalt vor, sondern wollten den Reichskanzler um eine Erklärung ersuchen, daß das Abkommen nicht ohne vorherige Anhörung des Reichstags zum Abschluß gebracht werden und die Aenderung im Kolonialbesitz nicht ohne Genehmigung des Reichstags erfolgen solle. Seit vier Monaten wird jetzt verhandelt, und alle Welt wußte seitdem, was die Reichsverfassung über die Kompetenz des Kaisers, des Bundesrats und des Reichstags in Vertragsangelegenheiten festsetzt. Wer das Bedürfnis fühlte, dieses Verfassungsrecht formell oder tatsächlich zu ändern, hätte doch mit einem solchen Antrage nicht bis auf die letzte Minute vor 12 warten dürfen. Und nachdem man soeben eingewilligt hatte, daß die Debatte zur Vermeidung von Störungen der diplomatischen Verhandlungen vertagt werde, durfte man doch nicht wenige Tage später, als die Diplomaten noch über die letzten Akkorde brüteten, die sofortige Verhandlung erzwingen wollen. Und nun gar durch einen solchen Antrag, der die Regierung zum formalen Widerspruch im Namen des bestehenden Kronrechtes herausgefordert und im Reichstage selbst statt der Beleuchtung der Marokkofrage nur staatsrechtliche Streitereien veranlaßt hätte. Ein törichterer Antrag ist lange nicht gehört worden. Der Seniorenkonvent ließ ihn gebührend abfallen, und die Vertreter der anderen Parteien bewahrten sogar Stillschweigen über den neuesten Fehltritt der Bassermannschen Staatskunst. Aber die „Tägliche Rundschau", ein nationalliberal-bündlerisches Blatt, brachte den nationalliberalen Schildbürgerstreich mit Selbgefälligkeit an das Tageslicht und warf sogar in dem Stile, der schnell von den roten Großblockbrüdern erlernt ist, dem Zentrum und den Konservativen „Marokko-Felonie" vor. — Es ist wirklich wunderbar, wie tief die Führung der einst in Deutschland allmächtigen „Partei von Bildung und Besitz" gesunken ist.

Die schweren Kämpfe in Tripolis.

Die Italiener haben bedeutende Verluste erlitten und sehen sich andauernd vor die größten Schwierigkeiten gestellt bei ihrem weiteren Vordringen in Tripolitanien. Das Besatzungsheer muß vergrößert werden, wodurch die Kosten des Unternehmens riesig steigen. Das war vorauszusehen, aber es ist zu bedauern, auch von denen, die dem Eroberer nicht grün sind. Denn die Reihe der Augenblickserfolge der Türken, Araber, Senussi usw. in Tripolis steigert wieder das Selbstbewußtsein in Konstantinopel, behindert die friedlichen Absichten der besonneneren Minister und bringt die Partei des zähen Widerstandes hoch. Anderseits werden die Italiener trotz aller Schwierigkeiten an ihrem Ziel, der restlosen Annexion von Tripolis, festhalten. Die Aussichten auf einen Vergleich sind also schlechter geworden.

Auch in China werden die Wirren langwierig. Nachdem der erste Vorstoß der Regierung gegen die Rebellen gescheitert war, hatten die Regierungstruppen jetzt in Hankau einen überraschenden Erfolg.

Pazifistenglossen über Tripolis.

Zugleich eine Antwort an Matth. Erzberger, M. d. R.

Von **Fritz Decker**, Düsseldorf.

Die Idee der Abrüstung und der Schiedsgerichte ist durch den „Tripoliskrieg um Jahrzehnte zurückgeworfen worden." Ein Ausspruch des Reichstagsabgeordneten Erzberger in der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 42). Auch sonst oft zu hören. Ein Kirchturmsurteil über einen Weltgedanken. Inhaltlich zudem irrig, auch textlich. Die Abrüstungs- und Schiedsgerichts-Idee zurückgeworfen? Unmöglich! Höchstens die Ausführung dieser Idee. Mehr nicht. Doch auch dies nicht einmal. Im Gegenteil: Beschleunigung! Denn: so kann's nicht weitergehen! Also drängt der wachsende Einsichtsgedanke. Tripolis ist pazifistisches Mühlenwasser. Katastrophen lähmen erst kurz, dann spannen sie die Abwehrungskräfte aufs doppelte an. Naturgesetz!

Abwehrungskräfte: Rüstung oder Vertrag! ... Rüstung (wenn selbst ungewollte Bedrohung des andern) laut Menschheitsgeschichte ungeeignet, da wirkungslos, mithin bankrott ... Vertrag, auch oft wirkungslos, weil in anarchistische Völkerverhältnisse verpflanzt. — Also: internationale Rechtszustände schaffen. Dies geschieht auch. Aber: unsere Welt gleicht derzeit einem im Umbau begriffenen Hause. Schon erkennt man hier und da die Neueinteilung des Ganzen, aber alte Wände stehen auch noch, und die Fassade, das ins Auge Springendste, weist noch die alte Ornamentierung auf und verbirgt die innere Umwälzung dem Blicke des flüchtig Hinschauenden. Aber es wird weitergebaut.

Matthias Erzberger (M. d. R.), ein nicht unkluger Herr, hat „Undiplomatisches über Tripolis" geplaudert. Oder richtiger: geschrieben (in der „Allgemeinen Rundschau" vom 21. Oktober). Die italienische Regierung erhält von ihm eine gute Note. Man staunt. Viele meinen nämlich, Italien habe einen brutalen Handstreich begangen (also etwas Schmähliches). Doch Erzberger erläutert: „Mit dem Orient kann man nicht verhandeln." Bitte, warum nicht? ... Behauptungen sind keine Beweise. Jeder Portemonnaiehabicht sagt freilich das gleiche. Er schlägt zu und nimmt. Kurzes Verfahren. Allerdings! Aber auch anständiges? ... Ich verneine ... Italiens Vorgehen ist eine Unanständigkeit, trotz Erzberger.

„Italien als Kultur- und Fortschrittsträger in der Türkei", ein anderer Gedanke des Abg. Erzberger ... Der nächstbeste Räuber als Preußens Kultusminister ..., ein Gedanke von mir, frei nach Erzberger.

Aber: „Verbreitung des Christentums in den gesamten Mittelmeerländern durch Italien. Daher sein Anrecht auf Sympathie." — Fehlschluß! Ein ehrlicher Islambekenner, ich ziehe ihn einem Scheinchristen vor. Jeder wird zustimmen. — Das Scheinchristentum ist aber (leider) noch ausgedehnteste Erscheinung, auch in Italien. Niemand wird's leugnen. — Doch: echtes Christentum soll Italien verbreiten. Angenommen! — Als Türke verweigerte ich seine Annahme. Denn: ein gemeines Mittel wird nicht durch den guten Zweck geadelt. Weltklug mag vielleicht das Gegenteil sein. Moralisch nicht. Zur Einführung einer Religion höchst unpassend, als deren Basis gleich Sandfundament.

„Christenmorde in der Türkei!" — Scheusäligkeiten, aber keine Notwendigkeitsfolge der Islamreligion. — Man zweifelt? — Ein Gegenstück: Judenmassakers in Rußland, ein selbstverständliches Ergebnis des Christentums! — Nein? — Nun also!

Tripolis ist pazifistisches Mühlenwasser. Ich sagte 's schon. Aber auch noch anderes: (Kultur-)Staaten Schmach, weil Verleugnung des Haager Abkommens, weil Nichteinlösung des gegebenen Wortes (Interventionsverpflichtung!). Was sagt die Staatenehre hierzu? Die mimosenhafte, leicht lädierte? — Sie schweigt bei dieser gröbsten Selbstverletzung. — Scham? ... Nein: man ist ja unter seinesgleichen. Die Schimpfer auf Italien machen sich lächerlich, wenn sie nur auf dieses schelten. Verbrechen soll man hindern; ist wenigstens kulturmenschenwürdig. Muß man hindern, wenn man's gar durch Unterschrift gelobt. — Unterlassung ist Wortbruch und Mitschuld. Tripolis: allgemeines Massenmordfest der Nationen unter Italiens Etikette.

Unsere Mutter Erde ist jener Mann des Evangeliums, der von Jerusalem nach Jericho ging: er fiel unter die Räuber. — Eine Hoffnung: der Samaritan!

Allerseelen.

Aus nebelnassen Taxushecken blickt
Mit trübumwölkter Stirn ein fahler Morgen.
Die Traueresche, die im Frühwind nickt,
Steht tief gebückt, wie unter schweren Sorgen.

Ein Bahnsignal schrillt durch die graue Luft.
Dann wieder Stille. Letzte Blätter fallen.
Ein müdes Rascheln nur um Kreuz und Gruft
Von Schleifen, die um frische Kränze wallen.

Wie trüb die Welt! Und doch: mich dünkt, es schreiten
Im Lichtgewande still viel holde Boten
Von Grab zu Grab. Und ihre Hände breiten
Sich segnend übers stille Reich der Toten...

August Détrée.

Die Gründe unserer sozialen Rückständigkeit.

Von **Lorenz Wolf**.

Sehr geehrte Redaktion!

Gestatten Sie einem seit mehr als 25 Jahre im Herzen der Industriegegend tätigen Geistlichen, der aufmerksam Ihre hochgeschätzte „Allgemeine Rundschau" liest, eine kurze Bemerkung zu dem Artikel des Herrn Dr. Brüning in Nr. 39 (S. 703 f.): „Sind wir rückständig?" Die Gründe, welche der Artikel, wie auch manche Zeitungsartikel, für die geringe Frequenz der Realschulen seitens der Katholiken anführt, treffen gewiß im allgemeinen zu, wenn ich auch kaum annehmen kann, daß die Predigten mancher Geistlichen über den Wert der irdischen Güter so gehalten sind, daß die genannten Schlüsse daraus gezogen werden können. Ich habe eine solche Predigt noch nicht gehört. Aber einen Grund, der auch vom Besuch der Realanstalten abhält, suche ich in den Artikeln vergeblich oder finde ihn doch nicht hinreichend betont, nämlich den, daß überzeugungstreue Katholiken bei der Industrie nicht oder doch schlecht ankommen. (Und was von der Industrie gilt, gilt ebenso von manchen Kommunalverwaltungen.) Wie viele große, mittlere und kleinere Werke gibt es nicht, die bezüglich der besser besoldeten, namentlich akademisch gebildeten Beamten ganz oder sozusagen katholikenrein sind und mit Absicht gehalten werden! Wie oft habe ich persönlich erfahren, daß katholische Beamte die Konkurrenz mit anderen bestanden hatten und sozusagen angenommen waren, dann aber plötzlich die Nachricht erhielten, man müsse auf ihre Dienste verzichten. Was war geschehen? Man war nachträglich darauf gestoßen, daß die Betreffenden katholisch waren. Und wie erst, wenn sich jemand als Anhänger der Zentrumspartei erwiesen hat! Dann ist er für die Industrie ebenso ungeeignet, wie nach Ansicht des „Reichsboten" für den Staatsdienst. Die Herren Industriellen sind meist nicht wie August Thissen in Mülheim-Ruhr, der sich die Beamten sucht, wo er sie findet und nur auf die Tüchtigkeit und nicht auf Konfession und politische Gesinnung sieht und auch nichts dagegen hat, wenn sie dieselben öffentlich zum Ausdruck bringen. Selbstredend werden auch die anderen Industriellen vor der Oeffentlichkeit behaupten, sie sähen nur auf die Tüchtigkeit. Aber das kennt man. Die erste Tüchtigkeit heißt Gesinnungstüchtigkeit. Was Wunder, daß da mancher Vater, der nicht über große Mittel zu verfügen hat, daher seinen Sohn nach bestandenem Examen auch bald verdienen sehen möchte, vor der Realschule zurückschreckt!

Da ich einmal von dem Ankommen oder Nichtankommen bei der Industrie schreibe, so darf ich auch noch folgendes erwähnen. Andersgläubige kommen auch aus dem Grunde bei der Industrie leichter an, weil sie mehr geschoben werden. Ja, Fürsprache und Protektion ziehen meist mehr, als gute Zeugnisse. Da schiebt der eine seinen Sohn, der andere seinen Verwandten, guten Bekannten, Glaubens- und Gesinnungsgenossen. Er hält den Geschobenen selbstredend für hinreichend tüchtig und stellt ihm die besten Empfehlungen aus. Und er kommt an. Katholiken aber, die schieben können, gibt es leider nicht viele. Und die es können, tun es manchmal nicht oder verkehrt. Da starb z. B. vor einiger Zeit der katholische Direktor eines Werkes hier

ganz in der Nähe, dessen Aktien hauptsächlich in katholischen Händen waren. Meldungen von anerkannt tüchtigen Katholiken und von Protestanten liefen ein. Und was geschah? Ein katholischer Aktionär empfahl dem Vorstand einen mit ihm gut bekannten protestantischen Bewerber. Und der Vorstand wählte diesen, und die Katholiken gingen leer aus. (Nebenbei bemerkt sind seit der Zeit auf dem betreffenden Werke auch schon einige katholische Beamte niederen Ranges durch protestantische ersetzt.) Und wenn so etwas bei einem hauptsächlich aus Katholiken zusammengesetzten Wahlkörper möglich ist — und der genannte Fall steht nicht einzig da —, was Wunder, daß es so geht, wo der Vorstand anders zusammengesetzt ist. Nach umgekehrt liegenden Fällen dürfte man vergeblich forschen. Aber trotzdem möchte ich dem schwachen Besuche der Realanstalten das Wort nicht reden. Im Gegenteil: katholische Schüler sollen sie recht fleißig besuchen, aber mit allen Kräften dahin streben, etwas ganz Tüchtiges zu werden und sich so durch ihre Tüchtigkeit empfehlen.

Und noch eins, was sich manche meiner verehrten Herren Konfratres merken mögen. Es betrifft die Auskunfterteilung und indirekte Mitwirkung. Da ist eine Stelle im Kommunaldienste oder an einer höheren Lehranstalt u. a. ausgeschrieben. Es melden sich katholische und protestantische Bewerber. Die amtlichen Auskünfte werden eingezogen. Mitglieder des Stadtrates oder des Kuratoriums aber möchten auch noch sonstige Auskünfte und wenden sich an die Pfarrer der Orte, wo die Betreffenden bis jetzt tätig gewesen sind. Und was erlebt man da? Die protestantischen Pfarrer sind meist sofort mit der Antwort da; aber unter den katholischen gibt es manche, die entweder gar nicht oder zu spät reagieren. Ja, es gibt eine Inferiorität.

Ein Gedenktag in der katholischen Kirche Schottlands.

Von J. R. Mac Kee, Congr. Orat. Presb., M. A., London.

Vergangenen Monat begingen die schottischen Katholiken den hundertsten Todestag des verehrungswürdigsten Bischofs der schottischen Kirche seit der Reformation, des Bischofs George Hay. Mag auch sein Name außerhalb Schottlands und Englands wenig bekannt sein, so kommt ihm doch ein hervorragender Platz in der Geschichte seiner Kirche zu, sowohl wegen seiner Bemühungen um die Aufhebung der drückendsten Strafgesetze, die die schottischen Katholiken fast 300 Jahre lang bedrückt hatten, als auch wegen der Energie, mit der er nach der Durchsetzung bedeutender Erleichterungen die Kirche seines Landes organisierte. Aber er war nicht nur ein großer Organisator, sondern auch ein Schriftsteller, dessen Bücher betrachtenden und theologischen Inhaltes im 17. und 18. Jahrhundert in hohen Ehren standen. Kardinal Newman erzählt, daß einer der alten apostolischen Vikare ihm kurz nach seiner Bekehrung die Bücher von Bischof Hay empfohlen habe als die sichersten Führer in Dingen der Frömmigkeit und der kirchlichen Praxis.

George Hay wurde im Jahre 1729 in Edinburgh geboren. Seine Eltern waren Protestanten. Nachdem er die Schule absolviert hatte, studierte er mit großem Eifer und Erfolg Medizin. Im Jahre 1745 fand die Schlacht von Prestonpans in der Nähe von Edinburgh statt, die einen Sieg der Stuarts unter dem Prinzen Charles Eduard über das Heer der Hannoveraner brachte. Der Professor, bei dem Hay studierte, war ein glühender Anhänger der Stuarts und machte sich gleich mit seinem Schüler auf, um den Sterbenden und Verwundeten auf dem Schlachtfelde Hilfe zu bringen. Dann folgten beide dem Heere des Prinzen nach England und wieder zurück nach Schottland. Nach der Niederwerfung des Stuarts durch die Schlacht bei Culloden saß Hay eine Zeitlang als Gefangener im Schlosse von Edinburgh und wurde dann nach London gebracht. Viele seiner Mitgefangenen hier waren Katholiken, und von ihnen hörte er zum erstenmal die katholische Religion erklärt und verteidigt.

Nach seiner Freilassung kehrte er nach Schottland zurück und lebte zurückgezogen bei einem Verwandten, Sir Walter Montgomery, in dessen Bibliothek er zufällig ein Werk von Gother fand mit dem Titel: Papists Misrepresented and Represented (Verleumdung und Wahrheit über die Katholiken). Er las es mit großem Interesse. Weitere Studien vertieften in ihm die Ueberzeugung von der Wahrheit der katholischen Religion. Zu seiner Freude fand er, daß sein Fechtmeister ein Katholik war, und durch ihn wurde er mit einem Jesuiten, P. John Seton, bekanntgemacht, der mit Nichtachtung seines Lebens seines Amtes bei den Katholiken Schottlands waltete. Im Dezember 1748 nahm dieser Jesuit Hay in die Kirche auf. Als Katholik war der junge Mediziner nun nicht mehr imstande zu promovieren oder ein Diplom als schottischer Arzt zu erhalten, und so entschloß er sich, als Arzt auf ein Handelsschiff zu gehen, das nach dem Mittelländischen Meere fahren sollte. Auf dem Wege zum Hafen kam er nach London und besuchte hier den heiligmäßigen Bischof und apostolischen Vikar Challoner. Es scheint, daß Bischof Challoner einen tiefen Eindruck von dem jungen schottischen Arzte empfing, und er riet ihm, Missionspriester zu werden. Von 1751 bis 1758 studierte Hay im schottischen Colleg zu Rom. In seine Heimat zurückgekehrt, wurde ihm der Posten eines Priesters der Missionsgemeinde Banff übertragen. Hier wirkte er in großer Armut und Gefahr. Die Gesetze drohten immer noch mit Tod und Gütereinziehung für das Lesen der heiligen Messe, wenn auch diese Drohung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nur noch selten wahrgemacht wurde.

Hay machte sich nun daran, die zerfallene Kapelle seines Ortes wieder aufzubauen, und mit der Zeit gelang es ihm, auch die Achtung seiner protestantischen Nachbarn zu erringen. Im Jahre 1768 wurde er zum Weihbischof des Bischofs Grant, apostolischen Vikars für Edinburgh, ernannt und bekam den Titel Bischof von Daulis. Mit großem Eifer sammelte er nun Mittel zur Beschaffung von Paramenten, Büchern und all den anderen zum Gottesdienst nötigen Dingen und sandte sie den armen Missionsgemeinden. Soweit es in seiner Macht stand, schützte er seine Glaubensgenossen vor Verfolgung. Das Wichtigste aber war die Gründung eines Priesterseminars, die er trotz Armut und tausenderlei Schwierigkeiten zustande brachte. Dies ist das Dauerndste seiner Werke, denn aus der kleinen Zahl von Lehrern und Studenten, die sich im Jahre 1792 heimlich in dem abgelegenen Dörfchen Scaulan zusammenfanden, entstand das Blairs College, das größte katholische Seminar in Schottland.

Als Bischof Grant im Jahre 1778 starb, wurde Bischof Hay an seiner Stelle apostolischer Vikar. Zu dieser Zeit schien die brittische Regierung geneigt, einige der drückendsten Gesetze gegen die Katholiken aufzuheben, und Bischof Hay, der unermüdlich war, seiner Herde größere Freiheit zu verschaffen, reiste nach London, um zu versuchen, ob er irgendwelchen Einfluß bei den Mitgliedern des Parlaments geltend machen könne. Der bloße Gedanke aber von der Befreiung der Katholiken genügte, um in Schottland den protestantischen Fanatismus aufflammen zu lassen, und in Edinburgh kam es zu ernsthaften religiösen Tumulten. Bischof Hay fand bei seiner Rückkehr von London die Straße, in der er wohnte, von einer erregten Menge angefüllt. Als er eine alte Frau nach der Ursache des Tumultes fragte, bekam er die Antwort: „O Herr, wir stecken den Papisten ihre Kapelle an, und wir wollten nur, wir hätten den Bischof, um ihn ins Feuer zu werfen!“

Die letzten zehn Jahre des Bischofs waren durch einen Verfall seiner geistigen Kräfte getrübt. Er zog sich in das von ihm gegründete Seminar zurück und starb hier am 15. September 1811.

Die Feierlichkeiten zu Ehren dieses hochwürdigen Prälaten zeigen den Fortschritt, den die Kirche in Schottland während der letzten hundert Jahre gemacht hat. Statt 2 apostolischen Vikaren und 30 Priestern, die in Heimlichkeit und Gefahr ungefähr 18000 Katholiken pastorisierten, gibt es jetzt 2 Erzbischöfe und 4 Bischöfe in kanonisch eingerichteten Diözesen, 483 Priester und 331 Kirchen und Kapellen, wo die Messe öffentlich gefeiert wird, ferner viele Männer- und Frauenklöster. Der Fortschritt war langsam, und es bleibt immer noch sehr viel zu tun. Da sind Katholiken über die wilden Hochlanddistrikte zerstreut und welche auf den Inseln, die nur gelegentlich die Pastoration eines Priesters haben können. Die Armut des Landes und die geringe Zahl seiner Bewohner verzögern die Zunahme der Kirchen und des Klerus. Die Gesamtzahl der Bewohner Schottlands beläuft sich auf mehr denn 4½ Millionen; Katholiken gibt es nur etwas mehr als ½ Million.

Die Festlichkeiten zu Ehren des Bischofs Hay fanden in dem Benediktinerkloster Fort Augustus statt. Dieses Kloster ist selbst Zeugnis für die Wiederbelebung der Kirche in Schottland. Vor ungefähr 30 Jahren wurde es gegründet auf einem Landstreifen, den Lord Lovat, das Oberhaupt des katholischen Geschlechtes der Frasers, am Ufer des Loch Neß in dem schönsten und romantischsten Teile des Hochlandes geschenkt hatte. Seinen Namen hat es von einem der vielen Forts, die die hannöverischen Truppen im 18. Jahrhundert errichteten, um die jakobitischen Hochländer einzuschüchtern und in Schach zu halten. Eine kleine Gemeinschaft bildete sich als der Anfang einer schottischen Benediktinerkongregation, hübsche Gebäude wurden errichtet und eine Knabenschule eröffnet. Im Jahre 1885 beauftragte Leo XIII. den damaligen Abt von Maredsous, den späteren Erzabt von Beuron P. Plazidus Wolter, Fort Augustus zu besuchen und der Gemeinschaft eine feste Einrichtung zu geben. Dies führte zu der Ernennung des P. Leo Linse von Beuron zum ersten Abt des Klosters. Nach seinem Tode im Anfange des vorigen Jahres wurde das Kloster an die englische Benediktinerkongregation angeschlossen und wird jetzt von einem Prior geleitet. Abt Linse legte den Grundstein zu einer großen Kirche, die aber immer noch unvollendet ist; doch macht man neue Anstrengungen, um wenigstens einen Teil seines Planes zur Ausführung zu bringen.

Während der Feierlichkeiten waren 6 Bischöfe und 70 andere Gäste in der Abtei untergebracht, während andere in den Gasthöfen des Ortes Wohnung nahmen. Am 12. September sang der Bischof

von Aberdeen das Hochamt in Gegenwart des Erzbischofs von St. Andrews. Später hielt der gelehrte Historiker Dr. Gasquet O. S. B., der Generalabt der englischen Benediktiner, einen Vortrag. Am 13. September wurde ein feierliches Requiem von dem Bischof von Argyll und den Inseln gesungen. Der Diözesanbischof Dr. Chisholm von Aberdeen sprach die Gedächtnisrede auf Bischof Hay. Am 14. September, dem Feste Kreuzerhöhung, sang der Bischof von Galloway das Hochamt, und die große Partikel des heiligen Kreuzes, die im Besitze des Klosters ist, wurde in feierlicher Prozession um die Abtei herumgetragen. Nicht oft hat Schottland einen solch langen Zug von Bischöfen, Weltpriestern, Klosterleuten und Laien gesehen.

Die Schönheit der Gegend, die Feierlichkeit der Zeremonien und die Gastfreundschaft der Benediktiner vereinigten sich zu einem Eindruck, der stets im Gedächtnis derer haften wird, die an diesem historischen Gedenktage des edlen Bischofs teilnehmen durften, und der Wunsch und die Hoffnung stiegen auf, daß dieser Tag den Anfang bedeuten möge einer Zeit großen Glückes und Wachstums sowohl für die Kirche in Schottland als auch für die Gemeinschaft von Fort Augustus.

Nochmals: Zur Hebung unserer Presse.

Von Paul Künzel.

In Nr. 42 der „Allgemeinen Rundschau" macht Oberlehrer Dr. Bohlen Vorschläge zur Hebung unserer Presse, die namentlich in dem einen Rat gipfeln: „Steckt Geld ins Geschäft!" Vom Laienstandpunkt aus ist dieser gute Rat erklärlich. Nur sollte auch der Weg gezeigt werden, wie derselbe in den meisten Fällen praktisch durchführbar gemacht werden könnte.

Oberlehrer Dr. Bohlen sagt, daß selbst gutgestellte Zeitungen auf unserer Seite Honorare zahlen, die von manchen gegnerischen Provinzblättchen übertroffen werden. Hat der Herr Verfasser auch einmal die geldspendende Quelle der für sein Beispiel in Betracht kommenden Blätter unserer und der gegnerischen Seite mit den Augen des Fachmannes, oder nur des rechnenden Kaufmannes, studiert, d. h. den Anzeigenteil? Ist dies der Fall, dann wird sich der Verfasser leicht sagen können, woran es liegt, daß die gegnerischen Blätter vielfach unserer Presse hinsichtlich der Bezahlung von Mitarbeitern, der Tragung teurer Telegrammgebühren usw. „über sind".

Nicht an unserer Presse liegt es, sondern der Vorwurf richtet sich gegen weite Kreise aus unserem Lager, weil sie es nicht nur unterlassen, unserer Presse finanzielle Hilfsquellen zu erschließen, wo immer sich dazu die Möglichkeit bietet, sondern weil sie sogar die gegnerische Presse zum Schaden der unserigen mit ihrem Geld, d. h. mit den Anzeigengeldern, fördern.

Reden wir in erster Linie von den hohen Geldbeträgen, die aus unseren Privatkreisen der gegnerischen Presse für Anzeigen zuströmen und diese finanziell kräftigen. Ich rücke diese Privatgelder in den Vordergrund, um zum vornherein der gebildeten Laienwelt unserer Richtung den Einwand zu benehmen, es liege nicht in ihrer Macht, unserer Presse Anzeigengelder zuzuführen. Man nehme beispielsweise die „Münchner Neuesten Nachrichten" und die „Kölnische Zeitung" zur Hand und sehe den Anzeigenteil nach Familienanzeigen durch. Daneben halte man den „Bayerischen Kurier" oder die „Augsburger Postzeitung" und die „Kölnische Volkszeitung". Und nun vergleiche man, wie günstig das Verhältnis der beiden liberalen Blätter nur allein in bezug auf darin veröffentlichte Todesanzeigen aus katholischen Kreisen gegenüber den genannten Zentrumsblättern in bezug auf Todesanzeigen nichtkatholischer Kreise ist. Tagtäglich findet man in liberalen Blättern Todesanzeigen, deren Fassung beweist, daß die Auftraggeber gläubige Familien aus unseren Reihen sind. Wie selten dagegen verirrt sich einmal eine Todesanzeige von Protestanten in unsere Presse. Mit anderen Anzeigen aus katholischen Privatkreisen ist es oft nicht anders bestellt.

Nun zu den Anzeigen geschäftlicher Art. Ich kann mit folgendem Beispiel dienen: Eine rheinische Fabrik, deren beide Inhaber nicht nur überzeugte Katholiken, sondern auch Zentrumsanhänger sind, erließ im Juni dieses Jahres in der „Kölnischen Zeitung" und noch in einem anderen großen liberalen Blatte eine große Anzeige, worin als Gelegenheitskauf eine größere Anlage ausgeschrieben wurde, die zum Zwecke der Ausstellung auf einer Gewerbe- und Industrieausstellung angefertigt worden war. Die „Kölnische Volkszeitung" bemühte sich, wie mir bestimmt bekannt ist, um diese Anzeige bald nach Erscheinen in den liberalen Blättern. Dem Vertreter der „Kölnischen Volkszeitung" wurde der Bescheid, es dürfte wohl mit den bereits veröffentlichten Anzeigen (also in den liberalen Blättern) Genüge getan sein; sollte wider Erwarten der Erfolg ausbleiben, so werde nach Verlauf von 14 Tagen gern auch der Versuch mit der „Kölnischen Volkszeitung" gemacht werden.

Tatsächlich wurde die Anzeige nachträglich auch in der „Köln. Volksztg." veröffentlicht. Und siehe da, der Erfolg blieb nicht aus. Die Firma schrieb der „Köln. Volksztg." unterm 29. September, wie ich mit eigenen Augen gesehen habe, wörtlich folgendes: „Ich bestätige Ihnen gerne, daß ich mit der Anzeige in der „Köln. Volksztg.", betr. . . . Erfolg erzielt habe. Ich habe auf Grund Ihrer Annonce die Anlage dreimal verkauft."

Also dieser Parteimann hat durch unsere Presse mehr als den erwünschten Erfolg gehabt, stärkt aber erst durch Zahlung seiner Anzeigengebühren, und zwar vor Zuwendung derselben an die Presse seiner Richtung, liberale Blätter, die ihm den Erfolg nicht brachten.

Ein Beispiel, wie dagegen unsere Gegner sich der Tatsache voll und ganz bewußt sind, daß die Leistungsfähigkeit und dadurch Einfluß und Macht ihrer Presse durch Zuweisung umfangreicher Anzeigenaufträge gefördert werden. Ein Fachmann aus unserer Presse hat mir mit Beweisstücken folgendes vorgetragen: Eine der bedeutendsten Zeitungen unserer Partei, die auch als Handelszeitung sich hoher Wertschätzung bei Freund und Gegner erfreut, fand es auffallend, daß in einem liberalen Blatte von nicht mehr als lokaler Bedeutung Woche für Woche und Jahr für Jahr die große Empfehlung eines bedeutenden industriellen Werkes erschien, von dem bekannt ist, daß es sonst keine Anzeigen in Tageszeitungen erscheinen läßt. Das Blatt wandte sich unter Hinweis auf seine Bedeutung als Handelszeitung an jene Firma, um ebenfalls die Anzeige zu erhalten. Die Antwort lautete dahin, die Anzeige werde in jenem Blatte nicht erlassen, weil man sich einen geschäftlichen Nutzen davon verspreche. Aber einer der bedeutendsten Aktionäre des Werkes, welcher jenem liberalen Blatte nahestehe, lege Wert darauf, daß die Anzeige in jenem Blatte erscheine. Ich möchte den katholischen Aktionär kennen lernen, der die Macht seines Geldes in gleicher Weise zugunsten eines Zentrumsblattes jemals in die Wagschale geworfen hätte!

Betrachten wir uns ferner nur einmal die liberalen sogenannten Kreisblätter und die am gleichen Ort erscheinenden Zentrumsblätter. Jede amtliche Bekanntmachung, mag es sich um eine Submission oder um ein Personalgesuch oder um einen Holzverkauf oder um irgendeine Bekanntmachung sonstiger Art handeln, sie steht nicht im Zentrumsblatt, wohl aber im Kreisblatt oder in der liberalen Zeitung selbst dann, wenn es sich um Gegenden mit überwiegend katholischer Bevölkerung handelt, und obgleich das Zentrumsblatt am Ort die weitaus größte Verbreitung in der Stadt oder im Kreise hat.

So hegen und pflegen und protegieren die liberalen Kreise und namentlich alle die liberalen Personen in einflußreichen Stellungen in Behörden, industriellen Werken usw. ihre Presse, während, es sei einmal offen ausgesprochen, unsere in einflußreichen Stellungen sitzenden katholischen Leute, selbst wenn sie der Zentrumspartei voll und ganz anhängen, ihren Einfluß, sei es nach der privaten oder geschäftlichen Seite hin, nicht dahin geltend machen, daß der zuständigen Presse ihrer Richtung gleiche finanzielle Mittel in Form von Anzeigenaufträgen zufließen.

Keine — ich sage mit voller Berechtigung — keine Tageszeitung Deutschlands von nur einiger Bedeutung ist heute in der Lage, ohne die Einnahmen aus dem Anzeigenteil bestehen zu können. Die Leistungsfähigkeit — und dazu gehört auch die Bemessung der Höhe der Mitarbeiterhonorare, dazu gehört ebenso die Möglichkeit der Tragung teurer Telegrammgebühren — der Zeitungen ist bedingt durch die Höhe der ihr durch den Anzeigenteil zufließenden Mittel und steht im selben Verhältnis, wie diese Mittel mehr oder weniger reichlich in ihren Hafen strömen.

Lassen sich unsere Kreise von diesen Tatsachen immer mehr durchdringen, ziehen sie daraus die richtigen Folgerungen, so wird gar bald der Vorwurf gegen unsere Presse nicht mehr erhoben werden können, sie sei weniger leistungsfähig als die gegnerische Presse. Steckt Geld ins Geschäft! Es müßte ein schlechter Verleger sein, der nicht gern den letzten Pfennig anwendete, um sein Blatt der gegnerischen Presse wettbewerbsfähig zu machen. Aber sorgen erst einmal unsere Kreise im Privatleben und in einflußreichen, besonders auch kommerziellen Stellungen, daß die Anzeigengelder nicht in die Tasche der Gegner wandern, sondern der eigenen Presse zugute kommen. Lernen wir vom Gegner!

„Die Religion der Urne".

III.

Im Lichte der christlichen Weltanschauung.

Von Justinian Maag, Weißenburg i. B.

„Menschensohn, durchstoße die Wand!" so befahl der Herr dem Propheten Ezechiel. Da sah der erleuchtete Gottesmann durch die Bresche im Tempel Jerusalems „alle Götzengreuel des Hauses Israel". (Ezechiel 8, 10.) Durchstoßen auch wir die Wand von gleißenden Scheingründen, womit die Apostel der neuen „Religion der Urne" sich umgeben, graben wir den tiefsten Wurzeln dieser aktuellen Bewegung nach und — „das nackte Heidentum in seiner ganzen Häßlichkeit grinst uns entgegen". (Dr. Gspann, Sarg oder Urne [14]). Die innerste Tendenz der Leichenverbrennung, wie sie sich uns gegenwärtig präsentiert, gipfelt in der offen ausgegebenen Parole: „In den Gräbern der Katakomben ist die Wiege der Kirche Jesu Christi gestanden — in den Krematorien des zwanzigsten christlichen Jahrhunderts soll sie erstickt, in „Asche" gelegt werden. (Siehe Bleibtreu, „Apol. Rundschau", 6. Jahrgang, Seite 53).

Wenn wir im folgenden vom Standpunkte der unverrückbaren christlichen Prinzipien die Kremationsidee unter die Lupe nehmen, so darf das nur geschehen in strenger Distinktion zwischen der Leichenverbrennung an und für sich und der modernen Agitation für dieselbe. Erstere ist eine rein theoretische Frage, die mit keinem kirchlichen Dogma in Konnex, geschweige denn in Konflikt steht. Was speziell die Auferweckung der Toten am jüngsten Tage betrifft, so ist es für diese absolut belanglos, in welcher Form der Leichnam des Menschen im Stoffe zurückgegeben wird; ob einer bei einem Häuser- oder Theater- oder Schiffsbrand von der Feuersglut verzehrt wird, ob er unter den Zähnen wilder Tiere verbluten muß, oder ob er bei einer Explosion in tausend Atome zerstäubt wird, Gottes Weckruf wird alle seine Bestandteile finden und zusammenfügen; denn die Auferstehung der Toten ist nach dem christlichen Dogma kein irdisches Zusammensetzen der Teile, wie wir es aus naturwissenschaftlichen Versuchen kennen, sondern ein übernatürliches Werk der göttlichen Allmacht, das durch keine Bestattungsform erleichtert zu werden braucht, das aber auch durch keinen Modus der Zerstörung verhindert werden kann. Das wissen und glauben wir längst; darum ist es überflüssig, wenn die Wortführer der Kremation in erheuchelter, vornehmer Rücksichtnahme auf diese Glaubensüberzeugung die „Unkenntnis früherer Jahrhunderte" aufzuhellen vorgeben, um hinter dieser fratzenhaften Maske von Religiosität ihre „Mephistopheleszüge" zu verstecken und arglose Gemüter zu dupieren. Wir dürfen solche Leute einfach auf die berühmte Apologie des Minucius Felix verweisen, welche schon um die Wende des dritten christlichen Jahrhunderts verfaßt wurde. Es kommt da der Heide Cäcilius auch auf die Leichenverbrennung zu sprechen. Er äußert sich darüber von den Christen (c. 11, 4): „Aus diesem Grunde (wegen des Glaubenssatzes von der Auferstehung des Fleisches) verwünschen sie natürlich auch die Scheiterhaufen und verdammen die Feuerbestattung. Und doch wird jeder Leichnam, wenn er auch nicht den Flammen überantwortet wird, im Laufe der Jahre und durch die Länge der Zeit in Staub zerfallen. Da ist es ganz gleichgültig, ob wilde Tiere ihn zerfleischen, das Meer ihn verschlingt, der Boden ihn deckt oder die Flammen ihn verzehren. Für die Leichen ist eben jede Bestattungsart, falls sie noch Empfindung haben, eine Marter, wenn aber die Empfindung erstorben, ist es für sie eine Wohltat, je schneller die Auflösung vor sich geht." Demgegenüber betont der Christ Oktavius kurz und bündig: „Jeder Körper, mag er nun zu Staub vermodern oder in Feuchtigkeit sich auflösen, oder zu Asche zerfallen, oder in Fettdampf sich verflüchtigen, wird bloß uns entrückt, aber für Gott, den Erhalter der Elemente, ist er noch da. Wir fürchten auch nicht, wie ihr meint, irgend einen Verlust durch die Art und Weise der Totenbestattung, aber wir üben die altehrwürdige und edlere Sitte der Beerdigung." So stand schon für die Christen der alten Zeit die Verletzung eines Glaubenssatzes bei der Leichenverbrennung außer Frage; und wenn so manchen Märtyrer dieses Schicksal erwartete, so bangte er deshalb keineswegs, einstens der Auferstehungsherrlichkeit des Leibes nicht teilhaftig zu werden.

Vor dem Forum der christlichen Moral wird der Leichenverbrennung von keiner Seite die Nota einer „actio intrinsecus mala", einer innerlich schlechten, unsittlichen Sache erteilt. Da nämlich die Auflösung des menschlichen Organismus im Tode und in der Verwesung wider unseren Willen und wider unsere Natur nach dem Gesetze der Sünde einzutreten hat, so ist es per se irrevelant, ob dieser Prozeß der gottgewollten Resolvierung durch Feuersglut in Asche oder durch Grabbestattung in Erde erfolgt. Der Verwesungsprozeß kann übrigens als langsamer Verbrennungsprozeß, die Auflösung im Krematorium als schneller bezeichnet werden; in beiden Fällen zahlt der Mensch als unseligen „Sündensold", was Gottes Strafbefehl unabänderlich über ihn verhängt hat.

Ganz anders gestaltet sich die christliche Wertung der Leichenverbrennung, wenn wir sie nicht als solche, sondern, wie sie faktisch von den Kremationsvereinen betrieben wird, ins Auge fassen. Diese ostentativ hervorgekehrte Verquickung der modernen Feuerbestattungsbewegung mit der Leugnung des Jenseits, mit dem plattesten Materialismus, welcher im Menschen nur so und soviel Pfund Stoff sieht und von einer unsterblichen Seele nichts wissen will, kurz der radikale antichristliche Charakter der modernen Totenverbrennung stempelt sie zu einer moralisch schlechten Sache, oder, in die fachwissenschaftliche Sprache der katholischen Moraltheologie übersetzt: Ex adjunctis fit crematio per accidens mala. (Noldin, Summa Theol. Moralis II., 707). Natürlich soll nicht schlankweg behauptet werden, daß heutzutage alle offenen und stillen Befürworter der neuen Sitte bewußt christenfeindliche Ziele verfolgen. Aber ein flüchtiger Blick in die Genesis, in die Führerliste und hinter die Kulissen der fieberhaften Agitationsarbeit muß manchem halbentschlossenen, unklaren Anhänger die Blende von den Augen nehmen und volle Klarheit über das letzte Ziel verschaffen. Professor Moleschott, dieser gelehrte Urnenschwärmer, sagt ausdrücklich, man dürfe schon deshalb die bisherige Uebung der Beerdigung nicht festhalten, weil sie doch nur auf Christentum und Offenbarung beruhe. Da mußten doch im Interesse der Selbsterhaltung die Christen aller Konfessionen und Denominationen dem Anreiz der neuheidnischen Mode widerstehen; und wirklich haben auch die christlichen Religionsgenossenschaften mit größerer oder geringerer Standhaftigkeit gegen die Feuerbestattung Stellung genommen. Als Stichprobe sei hier nur der ebenso warme wie gründlich motivierte Appell an das christliche Bewußtsein angeführt, den ein Dignitär der protestantischen Kirche in Schweden erließ, als durch den Bau eines Krematoriums in Gothenburg das Banner des Heidentums mitten unter Kreuzen und Gräbern aufgepflanzt werden sollte. Seine These ist: Die Leichenverbrennung ist eine Manifestation des in die Kirche einbrechenden Heidentums. Man glaubt eben mancherorts nicht mehr an ein anderes Leben, man hat sich vielmehr die heidnische Auffassung angeeignet, der Mensch verende wie ein Tier. Man kennt kein höheres Lebensziel als die Heiden, deren ganze Weisheit in die hohle, trostlose Maxime aufging: „Laßt uns essen und trinken; morgen sind wir ja vielleicht schon tot!" Doch Extreme berühren sich; während man im Leben alles für den Leib tut, ihn hegt und pflegt und aufputzt und faktisch nur für ihn lebt auf Kosten der höheren Bedürfnisse der Seele, gönnt man anderseits dem armen Leibe, wenn er einmal tot ist, nicht soviel wie ein Grab als letzte Ruhestätte. Gleichwohl stehen diese Gegensätze im engsten Zusammenhange. Man sieht in diesem sterblichen Leibe weder ein Werk der Hände Gottes, noch ein Samenkorn zur einstigen Auferstehung. Man sieht in ihm schlecht und recht ein Naturprodukt höherer Ordnung, dessen Aufgabe gelöst ist, wenn die Augen sich geschlossen haben; es gilt deshalb nur, sich seiner in der rationellsten Weise zu entledigen, durch das kräftigste Agens es in seine Naturbestandteile aufzulösen, also — zu verbrennen. So ist man denn soweit gekommen, daß man sich nicht allein im Leben vom Christentum lossagt und sich heidnische Anschauung und Lebensgewohnheiten aneignet; noch im Tode und nach dem Tode will man ohne Christentum, will man Heide sein. Wie wohltuend berührt diese herzhafte und entschiedene Sprache gegenüber dem schwächlichen Nachgeben, das die protestantische Orthodoxie in der Frage der amtlichen Beteiligung bei der Feuerbestattung neuestens gezeigt hat. Während noch

---

Hauptsächlich benützte Quellen: 1. Dr. Ruland „Geschichte der kirchlichen Leichenfeier", Regensburg 1901; 2. derselben „Leichenverbrennung", Köln 1910; 3. Freiburger Kirchenlexikon, VII. Bd.; 4. Dr. Gspann „Sarg oder Urne", Linz 1906; 5. „Apologetische Rundschau" (Köln) 6. Jahrgang, 2. Heft; 6. „Laacher Stimmen", Jahrgang 43; 7. Greiffenrath „Leichenverbrennung", Frankfurt 1894; 8. „Sendbote" (Innsbruck), Jahrg. 45 u. 47.

im Jahre 1898 auf der Konferenz zu Eisenach die Vertreter aller deutschen Landeskirchen jede geistliche Assistenz ablehnten, hat die bayerische Generalsynode, welche im September 1909 zu Ansbach tagte, also das „Parlament" der evangelischen Kirche Bayerns, beschlossen, der Feuerbestattung eine Konzession zu machen, insofern, als in Zukunft bei Leichen, die eingeäschert werden, die kirchliche Einsegnung gestattet sein soll, vorausgesetzt, daß die Einäscherung „nicht den Charakter einer Demonstration gegen die Kirche" trägt. Bei dem erschreckend stark zunehmenden Schwinden des Christusglaubens unter den deutschen Protestanten ist dieses „Husen" in der Verbrennungsfrage leicht erklärlich.

Die katholische Kirche, gegen welche die bereits mitgeteilte Trutzkundgebung der Loge auf dem Kongreß zu Neapel 1869 einen vernichtenden Stoß zu führen beschloß, hat in dem autoritativen Erlaß des Heiligen Offiziums vom 19. Mai 1886 ihren Standpunkt in der modernen Kremationsfrage klar präzisiert. Diese Verfügung hat bis zum heutigen Tage volle Gültigkeit. Die kategorischen Richtpunkte, die sie den Katholiken betreffs der Feuerbestattung gibt, faßt ein Erlaß des Bischofes Karl Josef von Paderborn im „Kirchlichen Anzeiger" seiner Diözese unterm 30. September 1911 in folgenden Sätzen zusammen:

1. Es ist Katholiken nicht erlaubt, den Feuerbestattungsvereinen anzugehören.

2. Die Verbrennung der Leichen ist von der katholischen Kirche, abgesehen von dem Falle der Not, streng verboten. Daher darf auch niemand anordnen oder billigen oder sonst formell dazu mitwirken, daß die eigene Leiche oder die eines anderen verbrannt wird.

3. Katholiken, welche die Verbrennung ihrer Leichen verfügt haben und in diesem Willensentschlusse gewiß und offenkundig bis zum Tode beharrt sind, müssen nach den Vorschriften des römischen Rituale über die Versagung des kirchlichen Begräbnisses behandelt werden.

4. Katholiken, welche die Verbrennung ihrer Leiche trotz der Kenntnis des kirchlichen Verbotes angeordnet haben, sind vor dem Empfange der Sterbesakramente zu mahnen, daß sie jene Anordnung zurücknehmen; weigern sie sich, so dürfen ihnen die Sterbesakramente nicht gespendet werden.

5. Die Leichen derjenigen, die ohne ihren Willen, auf Anordnung anderer, verbrannt werden sollen, können im Hause oder in der Kirche (Leichenhalle, Begräbniskapelle) nach kirchlichem Ritus eingesegnet werden. Auch ist es erlaubt, für solche das heilige Meßopfer öffentlich und feierlich darzubringen, die Exequien abzuhalten und Jahresgedächtnisse anzunehmen. Die kirchliche Begleitung der Leiche zum Verbrennungsorte ist jedoch nicht gestattet. Damit etwaigem Aergernis vorgebeugt werde, ist bekanntzugeben, daß die Verbrennung gegen oder ohne den Willen des Verstorbenen stattfindet. Jenen aber, die an der Verbrennung ihrer Leiche schuld tragen, dürfen obige Ehren nicht erwiesen werden. („Kölnische Volkszeitung" 9. Oktober 1911).

Zu diesen kirchlichen Maßnahmen gegen die moderne Feuerbestattung sei nochmals ausdrücklich bemerkt, daß sie nicht auf dogmatischer Begründung beruhen und deshalb auf den Charakter starrer Unwandelbarkeit keinen Anspruch erheben können. Sie bedeuten vorerst nur, daß die Einäscherung in unserer Zeit der christlichen Sitte widerspricht. Die Kirche besitzt eben nicht nur ein kostbares Depositum von Glaubenssätzen, sondern auch ein reich blühendes Leben gemütstiefer, pietätsvoller Tradition, welche das Vernunftgemäße, Ehrwürdige und Althergebrachte schon mehr als einmal gegen den Ansturm unnatürlicher, verwegener und pietätsloser Neuerungssucht verteidigt hat. Nun würde es aber fraglos einen unmotivierten Bruch mit einer durch Jahrtausende geheiligten Sitte bedeuten, wollte man kurzerhand in der kirchlichen Praxis der spezifisch christlichen Bestattungsform die durch keinen stichhaltigen Grund gebotene Verbrennung substituieren. Vom Judentum, das die Leichenverbrennung nach Ausweis der heiligen Bücher nur als exzeptionellen Notfall kannte, ging der uralte Brauch des Begrabens glatt in das Christentum über, wofür die riesigen „coemeteria", Schlafstätten der Toten, nämlich die Katakomben Roms, einen erdrückenden Realbeweis liefern. Und, seitdem am ersten Karfreitag jener denkwürdige Leichenzug vom Kalvarienberg gegen das Bethlehemstor sich bewegte, um den göttlichen Stifter unserer Religion in einem fremden Grabe zu bergen, da hat man sich förmlich Mühe gegeben, jede Christenleiche so zum Begräbnis herzurichten, wie die Christusleiche; denn „wie das Haupt, so die Glieder!"

Dazu kommt noch ein Konvenienzgrund, der aus dem innersten Wesen des Christentums, als der Religion der Liebe, geschöpft ist. Die Liebe nämlich sucht zu erhalten und bebt zurück vor gewaltsamer Vernichtung des Pfandes, an das liebevolle Erinnerung sich knüpft. Da kniet das Kind am frisch aufgeworfenen Grabhügel seiner Mutter, und vor seinem tränenden Auge ersteht nochmals ihre Gestalt lebend, liebend, unversehrt. Der Grabhügel wehrt diese Vorstellung nicht, er begünstigt sie; die kalte Urne dagegen würde die tröstende Illusion, den liebevollen Gedankentraum grausam durchkreuzen. Sonst wird doch allgemein die Zerstörung schätzbarer Gegenstände durch Feuer als etwas Furchtbares und Pietätloses empfunden. Wer seinen Abscheu und Haß gegen gewisse Dinge besonders kräftig zum Ausdruck bringen will, wirft sie nicht selten ins Feuer, damit jede Spur von ihnen vertilgt und ihr Andenken ausgelöscht werde. Das Feuer ist eben seiner Natur nach ein in das Innerste seiner Beute dringendes, fressendes Element. Wie kann man demnach das gewaltsame Verbrennen eines lieben Angehörigen als Akt der Pietät, als „letzte Ehre" deuten? Es ist vielmehr eine Kundgebung der Gemütsverrohung, die in einer Zeit, in der auch ungläubige Pädagogen über die Verwilderung der Jugend klagen, keinen neuen und unnotwendigen Nährstoff erhalten sollte.

Schließlich sei noch der symbolische Grund namhaft gemacht, der für die Stellungnahme der Kirche in die Wagschale fällt. Wie nämlich jede Religion stets in konkreten Akten ihrem abstrakten Inhalt sichtbare Gestalt zu geben sucht, so hat auch die christliche Religion ein Interesse und Recht daran, bei der Bestattung der Toten diejenige Form zu bevorzugen, die ihrer Auferstehungshoffnung den treffendsten symbolischen Ausdruck verleiht. Diesem Zwecke entspricht aber sicherlich das Bergen im Schoße der Erde am besten, wo die unzerstörte irdische Form als Leben umschließendes Samenkorn „zu schönerem Los erblühen" soll. Die Verbrennung aber steht zum Auferstehungsglauben wenigstens symbolisch im schreiendsten Widerspruche. Der Erde Produkt ist keimendes Leben, ist Sein und Blühen, des Feuers Werk ist gänzliche Vernichtung, Asche und Kohlen. (Dr. Gspann a. a. O. S. 510.)

In all diesen, aus dem christlichen Denken und Fühlen entsprungenen Gründen ist der Konservatismus der Kirche gegenüber der Kremationstheorie verankert. Mit heiliger Ehrfurcht behandelt sie den entseelten Leib, dieses stolzeste Meisterwerk der materiellen Schöpfung, dieses hochgeweihte Organ und Gefäß der übernatürlichen Gnade. Sie gibt ihren abgeschiedenen Kindern ein Kruzifix in die erstarrten Hände, besprengt sie mit Weihwasser, begleitet sie unter Psalmensang und liebendem Fürbittgebet hinaus auf den Friedhof, wo unter dem Schatten des Kreuzes alle Saat des Lebens ruht, „gesäet von Gott, am Tage der Garben zu reifen." Halten wir es mit der alten Weisheit: „Dem Leib ein Räumlein gönn' bei frommer Christen Grab, auf daß er seine Ruh' an ihrer Seite hab'!"

Vergessenes Grab.

Du, deren Herz ein Born der Güte war,
Wie liegt dein Grab nun allen Schmuckes bar. —

Ist Keiner, der dir eine Blume gibt,
Und hast die Blumen doch so sehr geliebt!

Und warst so warm den Menschen zugetan,
Und Keiner zündet dir ein Lichtlein an

Und kniet an deiner Gruft am Bergeshang
Und sinnt dir nach ein Vaterunserlang. —

Die du gehegt im tiefsten Herzensschrein,
Wo sind sie nun? — Ach, sie vergassen dein!

Das laute Leben riss sie mit sich fort. —
Die Zeit schritt über deinen Ruheort.

Und nur der Efeu schlingt den Blätterflor
In dichten Ranken am Gestein empor.

Im feuchten Gras die blanke Zähre rinnt,
Das Requiem singt dir der Abendwind. —

Und ob auch Keiner liebend dein gedacht,
An deinem Grabmal hält der Heiland Wacht!

Josefine Moos.

Um Allerseelen.

So schloss denn auch der Herbst die gold'nen Pforten.
Er heimste eine reiche Ernte ein,
Sei still! Bald wird es wieder Sommer sein,
Die frische Kornsaat keimt schon allerorten.

Noch fühlst du, wie der Sonne milder Regen
Sanft auf die braunen Aecker niederfliesst,
Und wie ein letzter reicher Sommersegen
Dein heimwehmüdes Herzeleid versüsst.

Die Tage, die die herbsten Stunden boten,
Wird dir ein zukunftheller Trost versöhnen:
Geh hin und giess die Andacht deiner Tränen
Frommgläubig auf die Hügel deiner Toten!

Karl Lindner.

Klerus und kirchliche Denkmalpflege.

Von

Dr. Richard Hoffmann, München, kgl. Kustos am Generalkonservatorium der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns.

Dieses Thema erschöpfend zu behandeln, würde mehr Raum erfordern, als die „Allgemeine Rundschau" zur Verfügung stellen kann. Man könnte ganze Bücher darüber schreiben. Zweck dieser wenigen Zeilen soll nur sein, anzuknüpfen an ein Wort aus hohepriesterlichem Munde, das gelegentlich des diesjährigen glänzenden Katholikentages in Mainz gesprochen wurde. Hier hat Bischof Faulhaber von Speier als siebente Zeitaufgabe des Klerus, als das Königsproblem der zeitgemäßen Seelsorge, die Rückeroberung der gebildeten Stände bezeichnet. Uns scheint, als ob diese Aufgabe, die der Bischof die Bergweihe unserer Liturgie nennt, vom Klerus zu einem nicht geringen Teile in einer zeitgemäßen Uebung der Denkmalpflege gelöst werden könnte.

Denkmalpflege — welch vielbesprochenes Wort in unseren Tagen, so aktuell, daß minder günstig Gesinnte sie geradezu mit dem Spottnamen „moderner Sport" brandmarken. Und in der Tat, die Uebung der Denkmalpflege greift weit um sich. Nicht bloß die engeren Kreise der auf diesem Gebiete Berufenen, die Fachleute und wissenschaftlichen Forscher, beschäftigen sich damit, auch die weitesten Kreise der gebildeten Laienwelt werden in die Interessensphäre der Denkmalpflege heutzutage immer mehr hineingezogen. Ein ganz eigenartiger, die Zeit beherrschender Zug macht sich bemerkbar. Auf den zahlreichen Ausflügen und Wanderungen der gebildeten Stände hinaus aus den Straßen der Städte in das flache Land sucht das Auge im Vereine mit den Schönheiten der Natur auch die Werke menschlicher Kunst mit Eifer und Begier. Die Freude an der Natur ist in unserer Zeit allgemein geworden. Und im Zusammenhang damit empfindet der moderne Mensch Freude an der Harmonie zwischen Natur und Kunst. Von solchen Gesichtspunkten aus betrachtet heutzutage der Gebildete die Kunst in ihren mannigfachsten Erscheinungen. Er beurteilt die Objekte der Kunst im Konnex mit der sie umgebenden Landschaft. Mit Schrecken sieht er nun in der Kunstentfaltung des vergangenen Jahrhunderts vielfach diesen Zusammenhang in verletzender Weise gestört; und die notwendige Folge hieraus ist eine erhöhte Wertschätzung der Werke vergangener Kunst. Das Interesse wächst, je altehrwürdiger oder künstlerisch schöner das Objekt ist. Die Liebe zur Kunst der Vergangenheit steigert sich immer mehr, sie hält gleichen Schritt mit der Fülle von Eindrücken. Gerade die reiche Erfahrung, das viele Gesehenhaben sind es, die den Blick schärfen und die Kritik herausfordern. Je tiefer einer in die Kunstentfaltung vergangener Zeiten eingedrungen, desto klarer wird ihm die Tatsache, daß eigentlich nichts unbedeutend und nichts nebensächlich genannt werden kann, daß die schlichte Kapelle oder ein hölzernes Bauernhaus unter Umständen dasselbe Interesse auf dem Gebiet der Denkmalpflege zu beanspruchen haben wie Dom oder Palast.

Nun ist es eine bekannte Tatsache, daß in gleicher Weise wie in der Kunst die kirchliche Kunst ein Hauptmoment bildet, auch in der Denkmalpflege die kirchliche Denkmalpflege eine ganz hervorragende, ja, man kann sagen, die hervorragendste Rolle spielt. Ist doch draußen auf dem Lande die Dorfkirche fast durchwegs nur das einzige Kunstobjekt und infolgedessen auch das alleinige Objekt, an dem die Denkmalpflege sich zu betätigen hat. Und der Hüter all der hohen und höchsten ideellen und materiellen Werte, die die einfachste Landkirche nicht selten geradeso wie die stattliche Kloster- oder majestätische Kathedralkirche umschließt, ist der Klerus. Seiner Sorgfalt, seiner Hut und Pflege sind all diese Kunstwerke mehr oder minder anvertraut. Es ist kein Zweifel, daß bei dem Allgemeininteresse der gebildeten Welt an der kirchlichen Kunst der Vergangenheit der Klerus es heute als eine seiner vielen Aufgaben betrachten muß, entweder aktiv auf dem Gebiet der Denkmalpflege im Sinne der heute bestehenden Ansichten sich zu betätigen, oder mehr passiv den mit der Denkmalpflege Berufenen vertrauensvoll sich anzuschließen. Die Wertschätzung und die Toleranz, welche der Schluß des verflossenen Jahrhunderts allen Stilperioden der Vergangenheit entgegenbrachte, hat unwillkürlich auch Hochachtung, ja Bewunderung für die Kirche, als für die Trägerin dieser eminenten Kunstentfaltung, selbst in den der Kirche fremd gegenüberstehenden Kreisen, hervorgerufen. Bei den Kunstgelehrten, wie auch bei den gebildeten Laien hat sich ein gewisses freundschaftliches Verhältnis zur kirchlichen Kunst des Mittelalters, aber auch des Barock und Rokoko, angebahnt — ein Verhältnis, das sicherlich auch der Beurteilung der Kirche zugute kam. Diese günstige Gesinnung auch fernerhin aufrecht zu erhalten, gehört in unseren Tagen zweifellos zu den Aufgaben des Klerus und bildet sicherlich ein nicht geringes Moment in seiner Aufgabe der „Rückeroberung der gebildeten Welt".

Weit mehr noch als bisher soll der Klerus von Respekt gegen die Kunst der Vergangenheit durchdrungen sein. Wenn auch nicht selbst Fachmann, so sollen in ihm die Gefühle der Pietät gegen alles durch das Alter Geheiligte lebendig sein. Diese Pietät wird für ihn auch Veranlassung sein, das Alte zu schützen und zu hegen. Der Kirchenvorstand muß sich aber auch darüber klar sein, daß er nicht persönlicher Eigentümer der Kirche und ihrer Kunstschätze, sondern lediglich Verwalter derselben ist, daß sein eigener Geschmack nicht allein maßgebend sein darf; denn es kann der Fall eintreten, daß von seinem persönlichen Geschmack diktierte Neuerungen dieser oder jener Art dem Geschmacke seines Amtsnachfolgers nicht entsprechen. Als Folge hieraus ergibt sich die schon einmal erwähnte Notwendigkeit, bei noch so scheinbar unbedeutenden Veränderungsplänen sich vertrauensvoll an die berufenen Organe zu wenden und im Benehmen mit letzteren die Sache durchzubesprechen.

Weiterhin erachte es jeder Kirchenvorstand als seine heilige Pflicht, künstlerisch und kunsthistorisch interessante oder wertvolle Objekte sorgfältigst an Ort und Stelle zu erhalten. Der Verkauf derartiger Kunstaltertümer wird in unserer Zeit ungünstig beurteilt. Man sagt sich: Solche mit der Kirche und Gemeinde jahrhundertelang verbundenen Gegenstände erhält und schützt man pietätvoll an Ort und Stelle, aber man verkauft sie nicht. Legen doch diese Kunstobjekte ein klares Zeugnis der Kunstfertigkeit unserer Vorfahren ab, die ihr bestes Können und Wollen daransetzten, um diese oder jene Kirche zu schmücken. Die Erinnerung von Generationen und Generationen ist an diese Kunstwerke geknüpft. Ein Entreißen solcher Objekte aus ihrem Bestimmungsorte erweckt in unserer Zeit nicht bloß das Gefühl der Pietätlosigkeit, sondern auch das Gefühl des Mangels an feinerer Bildung dem Intellekte wie dem Gemüte nach. Und dieses Gefühl bleibt auch dann bestehen, wenn in einem speziellen Falle materielle Vorteile zugunsten des Zustandekommens einer dringlichen Neuschöpfung, z. B. notwendige Kirchenerweiterung usw., maßgebend gewesen sind. Das Beschreiten eines derartigen Weges wird in den Augen jedes Gebildeten jetzt immer und zwar mit Recht verurteilt werden. Dessen muß sich in erster Linie der Geistliche, als der unmittelbare Hüter und Pfleger solcher Kunstgegenstände, voll und ganz bewußt sein. Um so mehr, als erfreulicherweise mitten im Landvolke das Empfinden immer mehr rege wird, daß die mit dem Orte enge verbundenen Kunstaltertümer auch sorgfältigst an Ort und Stelle erhalten werden sollen. Ist nun der Geistliche hievon nicht durchdrungen, so wird er in unseren Tagen zweifellos ein großes Odium auf sich laden. Die Entfremdung von seiten der gebildeten Welt wird sich steigern. Aber auch in den Reihen der unteren Stände wird man da und dort schon irre an ihm werden. Sind ja doch bereits mehrere Fälle zu verzeichnen, wo die Veräußerung derartiger mit Ort und Kirche

inniq verknüpfter Altertümer hinterher bittere Reue, verbunden mit starken Vorwürfen, hervorgerufen hat. Denn Ort und Kirche haben durch den Verkauf solcher Kunstwerke alles verloren, ihre Eigenart, ihr Interesse, ihre Bedeutung, — und das alles um eines vorübergehenden, noch dazu vielleicht tief unter dem wirklichen Werte stehenden materiellen Gewinnes willen. Der ideelle Wert für Ort und Kirche aber ist unwiderbringlich dahin. Da ist es nun zuvörderst Sache des Klerus, aufklärend vorzugehen und mit innerer Ueberzeugung, Freude und Umsicht für die Erhaltung derartiger Objekte an Ort und Stelle kraftvoll einzutreten.

Wir haben bisher das Verhalten des Klerus in bezug auf zeitgemäße Denkmalpflege mehr nach der passiven Seite hin skizziert. Im folgenden wollen wir nur ganz kurz Winke geben, die der Klerus bei aktiver Betätigung der Denkmalpflege befolgen möge, wenn anders er den Anschauungen heutiger Zeit gerecht werden will.

Hier gilt es vor allem, sämtliche das Kircheninterieur irgendwie störenden Momente, sowie alle Geschmacklosigkeiten fernzuhalten. Unter den Begriff „störende Momente" fällt aber nicht das mit den heutigen Anschauungen nicht mehr vereinbare Streben nach sogenannter Stileinheit. Nicht Stileinheit ist Forderung der Denkmalpflege der Gegenwart, sondern ein mit künstlerischem Takt durchgeführtes Streben nach Harmonie. Konkret gesprochen: Es können sehr wohl in einem Kircheninnern Objekte verschiedener Zeiten und verschiedener Geschmacksrichtungen nebeneinander bestehen, ohne den Eindruck einer Disharmonie zu erwecken. Unsere alten Kirchen legen beredtes Zeugnis hierfür ab. Nach dem Vorgange der Gewohnheiten vergangener Kunsttätigkeit, die immer in dem Stilneuesten auch das Schönste gesehen, ist die Schöpfung eines frei und selbständig empfundenen Kunstwerkes in der Kunstsprache der Jetztzeit inmitten der Zeugen früherer Kunstentfaltung nur zu begrüßen. Störende Momente muß eine gesunde Denkmalpflege in allem sehen, was den alten vorhandenen Bestand, sei es am Aeußern oder im Innern von Kirchen irgendwie ungünstig beeinflußt. Es kann nun nicht verhehlt werden, daß in dieser Beziehung noch heutzutage arge Fehlgriffe gemacht werden. Nichts fordert so sehr die Kritik des Gebildeten, mag er Kunstverständiger oder Laie sein, heraus, als wenn er in unmittelbarer verletzender Nachbarschaft mit dem guten Alten das unkünstlerische Neue bemerkt, das unwillkürlich einen Vergleich heraufbeschwört. Beim Anblick des zuweilen Geschmacklosen, künstlerisch Belanglosen, ja oft sogar Rohen, das Neuschöpfungen — sei es baulicher Natur in bezug auf Anbauten, Erweiterungen usw., sei es in Hinsicht auf Veränderung kirchlicher Innenausstattungsgegenstände usf. — nicht selten anhaftet, werden dann von seiten des Gebildeten ungünstige Urteile über den Kultus, die Gewohnheiten usw. der katholischen Kirche, und Hand in Hand damit auch über den betreffenden Kirchenvorstand gefällt. Und gerade solche auf den Gebildeten mächtig wirkende Eindrücke, die durchaus nicht zu unterschätzen sind, machen den ohnehin vielleicht schon in Vorurteilen Befangenen noch mißtrauischer und abweisender und entfremden ihn immer mehr und mehr der Kirche und ihren Organen. Umgekehrt ist es nicht zu leugnen, daß jene Kircheninterieurs, die in geschmackvoller Weise restauriert sind, und von denen alles Störende mit Verständnis ferngehalten ist, auf den gebildeten Besucher einen günstigen Eindruck ausüben, der dann auch auf die Religion und den Kultus sich ausdehnt. Ist es doch zweifellos, daß nicht bloß die majestätische Großräumigkeit unserer Dome auf jeden Menschen überwältigend wirkt; auch der mitunter handwerkliche Geschmack und die ländliche Kunstentfaltung stimmen in ihrer Originalität höchst anziehend und rufen in ihrer künstlerischen Herbheit und Ursprünglichkeit eine gewisse Rührung hervor. Und darum gilt in unseren Tagen die rückhaltlose Bewunderung der gebildeten Stände, ob Fachleute oder Laien, den schlichten Dorfkirchen und Kapellen in gleicher Weise wie den großen, monumentalen Gotteshäusern. Dieses für die Zeit charakteristischen Zuges muß sich der Klerus, der Hüter der mannigfachsten Kunstschätze, bewußt sein. Er muß diesem Zuge gerecht zu werden suchen.

Vielleicht könnte den eben vorgetragenen Ideen gegenüber eingewendet werden, daß Kirchen, wenigstens die draußen auf dem Lande, nicht für die gebildeten Stände da sind, daß es überhaupt vom Seelsorgestandpunkt aus schwer und bedenklich sei, sogenannte „Geschmacklosigkeiten" in den Augen der Gebildeten aus den Kirchen zu entfernen, weil gerade diese „Geschmacklosigkeiten" dem Volke lieb sind und die Leute an ihnen hängen. Mancher Leser dieser Zeilen wird daher unsere Ausführungen als zu weitgehend und nicht für die Praxis ausführbar bezeichnen. Demgegenüber möchten wir erwidern: Schreiber dieses hat bei seinen vielen Reisen durch Bayern oft und oft sich von der Möglichkeit überzeugen können, die Kirchen von Geschmacklosigkeiten zu säubern, ohne beim gläubigen Volke Anstoß zu erregen. Ein geläuterter Kunstsinn, der alle Schlacken fernhält, imponiert auch dem Volke und erregt dessen Wohlgefallen. Das Volk soll auch in dieser Hinsicht, was Hochschätzung und Pflege des guten künstlerischen Geschmackes betrifft, von seinem Seelsorger erzogen werden. Geht der Geistliche hier mit pastoraler Klugheit vor, so wird er sicherlich gute Erfolge erzielen.

Es gäbe natürlich noch unendlich viel, was dieses weite Gebiet der Denkmalpflege durch den Klerus berührt. Diese vielen Momente auch nur einigermaßen zu streifen, ist unmöglich. Wir haben mit diesen nur flüchtig skizzierten Ausführungen lediglich die keineswegs zu unterschätzende Bedeutung einer mit Verständnis und Takt geübten Denkmalpflege von seiten der Geistlichkeit gerade in den heutigen Tagen zu beweisen versucht. Wir sind aber auch der festen Ueberzeugung, daß eine derartig geübte Denkmalpflege ein nicht zu unterschätzendes Moment bedeutet, der Lösung der großen und schwierigen Aufgabe der modernen Seelsorge, „Rückeroberung der gebildeten Stände", um einen Schritt näher gekommen zu sein.

Studentische Aktivität.

Von cand. theol. Joseph Haas.

Höhenluft akademischer Freiheit! Wer hätte sie nicht verspürt, da er dem Pennal den Rücken kehrte, um die Hochschule zu beziehen? Den Traum von Fuchsenseligkeit und Burschenlust, vom flotten Kneipturnei und hellen Gläserklingen! Wer hätte ihn nicht geträumt? Das deutsche Herz ahnt im Studenten die glückliche Romantik unseres deutschen Korporationslebens, die Poesie, die die Prosa unseres Lebens verklärt.

Manch stolzer Vater teilt treu die Freuden seines Sohnes, da er mit der bunten Mütze geschmückt zurückkehrt. Und doch sieht er nicht ohne Bangen in die Zukunft seines Sprößlings. Korporation! Er fürchtet, es werden die jungen Leute da vom Studium abgehalten, zum Trinken und Bummeln verführt. Dann die Ausgaben! Vielleicht hat der Papa auch von wirklich tadelnswerten Vorkommnissen gehört und sich verleiten lassen, zu verallgemeinern. — Vorurteile! Wer das innerste Wesen unserer Studentenkorporationen kennen lernt, dem schwinden sie, wie graue Nebel vor der goldenen Sonne.

Die erste Voraussetzung zur richtigen Beurteilung der studentischen Korpsidee ist die ruhige Betrachtung unserer Universitätsstädte mit dem lockenden Leben und den schwülen Stunden und den vielen Gefahren. Dann muß der Blick die Universität und die Hochschulverhältnisse treffen — die fast unbeschränkte Freiheit nach außen, das Freiheitsgeflunker und oft zugleich den gewaltigen Geisteszwang einer eiteln Methode im einzelnen Kolleg. Dazu der heutige, verwickelte Studienbetrieb!

Mit hohen Gefühlen eines großen Idealismus kommt der mulus angeschwirrt. Aber das bedeutet mehr Gefahr als Halt! So macht er stolz den ersten Schritt in dieser Freiheit, und oft taumelt er schon beim zweiten, wie von der Luft betäubt. Er steht allein in diesen ganz neuen, verwickelten Verhältnissen. Und doch ist gerade in ihm der allgemein menschliche Drang nach Lebensgemeinschaft zum Zwecke der Vervollkommnung besonders stark. Laut ruft es in seiner Brust nach Anschluß und Freundschaft. Wiederum mehr Gefahr als Halt! — Allein bleibt er nicht! Auch der Wilde, der den Korpszwang flieht, bleibt nicht allein. Er findet im allgemeinen nicht so leicht einen ähnlichen, uneigennützigen Verkehr wie der Inkorporierte, aber allein bleibt er nicht. Und weil er schwerer einen Verkehr findet, wird er nicht so wählerisch sein, wie es geziemend wäre. Weil er unberaten ist, fällt er viel leichter den schlimmsten Fangarmen zum Opfer. Muß es da dem bedenklichen Papa nicht lieber sein, den Sohn in eine Korporation eintreten zu sehen, deren Schild offen und blank dahängt vor aller Welt, deren Grundsätze genau bestimmt sind, und deren Geist verbürgt ist durch die Tradition und die Philister? Da weiß er es, wo sein Junge verkehrt; er weiß ihn

wohl beraten von älteren Bundesbrüdern seiner Fakultät, die ihn anleiten, seine Studien zweckmäßig einzurichten und zu betreiben. Dazu die vorteilhafte Gelegenheit, mit Leuten verschiedener Fakultäten und verschiedenen Charakters, verschiedenen Stammes und verschiedener Richtung zu verkehren, und das auf dem blumigen Boden prinzipieller Freundschaft und der nämlichen Weltanschauung! Die hohen studentischen Ideale des großen Verbandes, dem Tausende zugeschworen haben fürs Leben, die schwellen seine Brust, eifern sein Streben an, erweitern seinen Gesichtskreis, befreien ihn von Engherzigkeit und Beschränktheit. Zu diesen gewaltigen ideellen Faktoren kommt noch eine höchst praktische und wertvolle Erziehung fürs Leben. Der Fuchs wählt sich seinen Leibburschen, der ein besonderes liebevolles Auge auf ihn hat. Er steht mit den andern Neulingen meist 1½ Semester unter einem der meistbefähigten Burschen, dem Fuchsmajor, dessen Aufgabe es ist, seine Füchse in den Prinzipien seiner Korporation zu unterweisen und sie praktisch zu schulen. Er belehrt sie auch über Weltanschauung und Kunst, gibt wertvolle Anregungen. Der FM. bringt den Füchsen Schliff und entsprechende Umgangsformen bei. Aus „ungehobelten Ungeheuern" und „krummbeinigen Füchsen" bildet er flotte Burschen. Dabei helfen ihm mächtig der ganze Lebenskreis der Korporation, die Alten Herren, der Damenverkehr, die gesellschaftlichen Veranstaltungen, das gesamte Milieu.

Also hohe erzieherische Werte für die Hochschule und das Leben! Dazu die ganze Poesie der aktiven Zeit, die bleibende Erinnerungen häuft, an die sich der Mensch klammert in der Zeit der sieben mageren Jahre. Erinnerung und Hoffnung ist ja das ganze Menschenleben. — Aber lauteres Licht und ohne Schatten gibt es nicht! Wo Menschen sind, da fehlen sie. Von einzelnen Fällen müssen wir absehen; sie treffen nicht die Verbindung als solche. Im allgemeinen aber ist zu sagen, was Kenner der Verhältnisse oftmals und auch in neuester Zeit wiederholt haben, indem sie den hohen Wert studentischer Aktivität betonten. Wenn früher die Romantik allzu üppig wucherte, so ist das Uebermaß zu verwerfen. In unserer materiellen Zeit ist eher das andere Extrem der Trockenheit und Verknöcherung zu fürchten und deshalb die gesunde Luft an höheren Idealen um so mehr zu schätzen. Das aktive Studentenleben ist eine treffliche und berechtigte Reaktion. Die Zeit Schleiermachers (Gelegentl. Gedanken über Universitäten, Berlin 1808 S. 107) ist vorbei; unsere Zeit ist eine neue Zeit! Heute hat auch der Abstinent Raum in der Korporation. Und der Verein hat selbst das größte Interesse daran, daß seine Mitglieder arbeiten und einflußreiche Stellungen sich erobern. Heute verfehlt die Korporation nicht, einen wirksamen Sporn zur Arbeit zu geben. Kein Wunder, daß darum die Wilden keine besseren Examina im Durchschnitt aufweisen, anderseits erfahrungsgemäß leichter verbummeln. Freilich verlangt das aktive Leben besonders anfangs auch Zeit, aber die Zeit lohnt sich, wird zum guten Teil durch erfahrene Anleitung wieder gewonnen, und dann ist heute die aktive Zeit meist auf 3—4 Semester beschränkt.

Hernach erklärt sich der Bursch mit Begründung als außerordentlich oder auch schon zum Inaktiven. Als solcher hat er viel weniger Pflichten, untersteht aber noch der Jurisdiktion seines Vereins. Der Fuchs hat sozusagen nur Pflichten, keine Rechte; die Fuchsenzeit ist die Probe- und Lernzeit. Der Bursch dagegen trägt die vollen Pflichten, erfreut sich aber auch aller Rechte. Hat der Inaktive eine Lebensstellung erreicht, so erklärt er sich zum Philister. Er hat, schlechthin gesprochen, nur Rechte, keine Pflichten. Moralisch bleibt er für sein ganzes Leben gebunden. (Lebensprinzip). Die Korporation bleibt anderseits stets „Studenten"korporation. Der Höhepunkt in diesem Sinne ist der Bursch, wozu der Fuchs erzogen wird, und von dessen Erinnerungen der Alte Herr zehrt.

Vielleicht hat auch der morose Onkel soweit gelesen und zugestimmt. Aber die Geldfrage! spricht noch die eine Runzel seiner Stirne. Gewiß, was nichts kostet, ist nichts wert! Das gilt besonders von der Arbeit, meist auch von materiellen Opfern. Auch das akademische Korporationsleben kostet Geld. Aber mit 200 bis 300 ℳ Zuschuß im Jahr kann man auch bei der feinsten Korporation auskommen, und es gibt manche Vereinigungen, die noch weniger erheischen. Im allgemeinen sieht man gerade heute einen Zug zur Einfachheit — auf der ganzen Linie. Einfache Korporationen fahren gewiß besser als die hochfeudalen, die sich durch die geschraubten Anforderungen selbst schädigen. — Die Hauptsache beim Geldausgeben ist die Rentabilität. Die Aktivität bringt große Vorteile für Hochschule und Leben; deshalb lohnen sich die verhältnismäßig geringen Ausgaben reichlich. Mancher verschleudert überdies mehr Geld als Wilder, als wenn er im geordneten Vereinsleben stünde. Mancher hat auch materielle Unterstützung gerade in der Korporation.

Es bleibt also nur noch die Wahl zwischen den vielen Studentenkorporationen! Wie überall, gibt es auch hier Auswüchse, die wir von vornherein abweisen. Immer bleiben noch als die wichtigsten Verbände die Korps (S. C.), Landsmannschaften (L. C.), Burschenschaften (D. C.), Turnerschaften (V. C.) und Sportsvereine (wie der (A. G. V. u. a.), die das Duell und die Bestimmungsmensur eingeführt haben, dann die Reformburschenschaft (A. D. B.), die die Bestimmungsmensur verwerfen, wie auch der (A. T. B.) Akademische Turnbund, der fast nur protestantische Wingolf und die katholischen Studentenverbände, besonders der der Unitas, der farbentragenden Verbindungen (C. V.) und der nichtfarbentragenden Vereine (K. V.), sowie der katholischen süddeutschen Studentenvereine. Die Erziehung ist bei den meisten Korporationen dieser Verbände wenigstens nach außen hin gut. Nach innen legen sie ihre Leute auf eine bestimmte Weltanschauung fest (meist liberal oder christlich-positiv).

Für einen Katholiken kann heute die erste Gruppe der Verbände, die Duell- und Bestimmungsmensur festhalten, nicht mehr in Betracht kommen. Einst war es möglich, heute nicht mehr. Einmal mußten sich die Aktiven dieser Verbände zum Teil wenigstens, nicht schlagen; heute müssen sie. Dann konnten sie sich mit gutem Gewissen zum schlagenden Prinzip bekennen. Heute können sie das nicht mehr. 1869 wurde das Duell mit der Strafe der Exkommunikation belegt (Apostolicae Sedis 12. oct.) Und erst 1890 erklärte der Papst dem Kardinal von Breslau gegenüber, daß die Mensur dem Duell gleichzuachten sei und dieselben Strafen nach sich ziehe (Vergl. S. C. C. 9 ang.). Der Katholik muß also wählen zwischen seiner Kirche und der schlagenden Korporation. Viele wollen beides vereinbaren. Früher mochte es angehen; heute ist es Inkonsequenz. Dazu kommt noch, daß es früher keine katholische Korporation gab, aber heute sehen ihrer viele schon auf ein fünfzigjähriges Bestehen und Gedeihen zurück. Das sind einige Erklärungen für die Wandlungen in den jetzt schlagenden Verbänden. Insbesondere die heutigen Korps sind nicht mehr die alten Korps! Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß noch immer sogar höhere katholische Geistliche mit der Korpsmütze die Korpsfeste mitfeiern. Dankbarkeit ist schön, aber auch die Konsequenz ist eine Tugend.

Für den Katholiken kommen heute der Hauptsache nach nur mehr die katholischen Korporationen in Frage! Sie erziehen ihre Leute meist sehr gut. Das ist jetzt allgemein anerkannt im Prinzip und in der Praxis. Nur die Tendenz bestreitet es. Die katholischen Korporationen werden einerseits zu großer Aeußerlichkeit, anderseits zu großer Einfachheit beschuldigt. Gerade in dieser Kritik möchte ich einen Beweis dafür sehen, daß die katholischen Studenten-Vereinigungen die richtige Mitte hierin einnehmen. Viel Zeit gewinnen sie den schlagenden Verbindungen gegenüber sodann, weil der Paukboden fast ganz wegfällt.

Noch tiefer gehen die Verbandsprinzipien der katholischen Studenten als die der schlagenden Bündnisse. Die katholischen Studentenkorporationen sind vor allem gegründet, ihren Mitgliedern katholischen Glauben und katholische Sitte zu bewahren und deren Betätigung zu erleichtern, und das in der betäubenden Atmosphäre religionsfeindlicher Wissenschaft und verseuchten Städtelebens. Daß ferner die Wissenschaft hier immer hochgehalten wurde, tun die Philister dieser Verbände dar und die fortwährend guten Erfolge ihrer Mitglieder. Dabei spielte die Protektion nicht die Rolle, wie anderswo. Das ist klar hauptsächlich für die ersten Jahre dieser Verbände und bei den gehässigen Anfeindungen von „liberaler" Seite. Und die Freundschaft hat nicht selten ergreifende Triumphe in diesen Reihen gefeiert. — Im Jahre 1863 war es zu Frankfurt a. M., als Freiherr von Hertling, damals 20 Jahre alt, diese Prinzipien der Religion, Wissenschaft und Freundschaft als Grundlinien für die katholischen Korporationen zog. Schwere Kämpfe kostete es, und sie färbten die Blätter der deutschen Studentengeschichte dunkel und füllten die Annalen der katholischen Korporationsgeschichte ruhmreich. Die katholischen Studenten wurden von den deutschen Kommilitonen häßlich behandelt, aber die katholischen Studenten bewiesen, wie kerndeutsch ihr Mark ist. Die deutsche Zähigkeit, die deutsche Treue siegte! Nach dreißig Jahren standen die katholischen Korporationen geachtet da; sie hatten sich die Gleichberechtigung erstritten. Jetzt trieb der Stamm so frische Reiser! Das schwellende Leben aber er-

zeugte innere Krisen. Doch der Lebenskern blieb gut: Katholischer Glaube, katholische Sitte, deutsche Arbeit, deutsche Bundestreue! Heut wie einst!

Die Konsequenz haben die katholischen Studenten in den katholischen Verbänden für sich! Und wenn heute noch so viele Katholiken in schlagende Vereine eintreten, so fehlt es an Aufklärung und religiöser Ueberzeugung meist, an willenskräftiger Konsequenz sehr oft. Nur wenige ziehen dann der Kirche gegenüber die letzten Folgerungen. Es gehört eben mehr Mut dazu als zur Mensur. Häufig kann man wirkliche Wunder der Lächerlichkeit erleben. Besonders sind es die fast rein katholischen Gaue Altbayerns, die gegenüber der deutschen Diaspora und den andern meist katholischen Gebieten die Kerntruppen der starken süddeutschen schlagenden Verbindungen stellen. Traurig, aber wahr! Und die Gründe? — Mehr religiöse Durchbildung, mehr Seelsorge! Mehr Aufklärung, mehr Konsequenz! Freilich Mut gehört noch manchmal dazu, in eine katholische Korporation zu treten. Aber die mutige Tat lohnt sich.

Vom Büchertisch.

Reichsfinanzreform, Reichsversicherungsordnung, unsere künftige Wirtschaftspolitik, das sind die drei Fragen, die die Sozialdemokratie für die uns nunmehr nahe bevorstehenden Reichstagswahlen zum Ausgangspunkt ihrer Agitation macht. Da gilt es nun nicht bloß gegenüber den Angriffen auf den „schwarzblauen Block" abzuwehren, sondern vor allem auch kräftig zum Angriff auszuholen. Waffen liefern dazu einige Schriften, die in den letzten Wochen im Arsenal des Volksvereinsverlags in M.-Gladbach erschienen sind und die nach dieser Richtung hin vorzügliches Material bieten. Hinsichtlich der Reichsfinanzreform sei da auf das Heft 2 der Antworten auf sozialdemokratische Schlagwörter verwiesen: **Die Reichsfinanzfrage 1909.** (68 S. M 0,25). In 27 den sozialdemokratischen Steuerschlagern entsprechenden knappen Kapiteln werden hier die einzelnen von der sozialdemokratischen Agitation verwandten Vor- und Einwürfe unter Beibringung eines unwiderlegbaren reichen Zahlenmaterials behandelt. Besonders wirkungsvoll wird der Schwindel beleuchtet, den die Sozialdemokratie in der Frage der Finanzreform, die sie überhaupt nicht wollte, getrieben hat. Aehnlich wie die Reichsfinanzreform, so ist auch die Reichsversicherungsordnung, jenes zweite große Werk des nun zu Ende gehenden Reichstags, Gegenstand der gehässigsten Entstellung und Ausnützung für die sozialdemokratischen Agitationszwecke. Ihr ist die Schrift gewidmet: **Die Reichsversicherungsordnung und ihr parlamentarischer Werdegang.** (108 S. M 0.60). Die Ausführungen der Schrift bringen eine Darstellung der Reichsversicherungsordnung unter besonderer Berücksichtigung ihrer Vorteile gegenüber dem bisherigen Recht und spezieller Würdigung der Stellung, die die Zentrumspartei zu derselben eingenommen hat. Fragen, die gegenüber den sozialdemokratischen Herabsetzungsversuchen des Reformwerkes, besonders zum Angriff benützt werden können, wie die viel besprochene sozialdemokratische Parteiwirtschaft in den Krankenkassen, die kindliche Alles- oder Nichts- sowie die Uebertrumpfungspolitik haben eine besonders eingehende Behandlung erfahren und machen die Schrift für den Wahlkampf ganz besonders geeignet. Waren die vorgenannten Gesetze Werke des scheidenden Reichstags, so würden den neuzuwählenden vornehmlich wirtschaftspolitische Fragen beschäftigen. Der 1902 aufgestellte Zolltarif läuft in einigen Jahren ab. Es werden Anträge auf Aenderung kommen. Gegen Ende der bevorstehenden Legislaturperiode des Reichstags werden die Handelsverträge erneuert. Die augenblickliche Teuerung erhöht ebenfalls das Interesse an der Wirtschaftspolitik des Reiches. Das alte Problem: Zollschutz oder Freihandel? rückt damit wieder in den Mittelpunkt des politischen Interesses. Eine gute Orientierung über diese Fragen bietet da die Schrift: **„Grundfragen unserer Handelspolitik"** (152 S. M 1.—). Einleitend wird ein ausführlicher Ueberblick über die Entwicklung der deutschen Zoll- und Handelspolitik im 19. Jahrhundert in ihren einzelnen Phasen gegeben. Das sehr lehrreiche Schlußkapitel gibt eine Uebersicht über die Stellung Deutschlands in der Wirtschaftskonkurrenz der Weltländer und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß auch in dem gewaltigen Ringen der Weltkonkurrenz Deutschland im Hinblick auf die weitere Entwicklung und Stärkung seiner Wirtschaftskraft des „Schutzes der nationalen Arbeit" nicht entbehren kann. — Gegenüber den radikalen Anstürmen auf unsere heutige staatliche und wirtschaftliche Ordnung zeigt sich immer mehr, wie wichtig eine gute, staatsbürgerliche Schulung ist. An dieser will der Volksverein u. a. mithelfen durch die Herausgabe von **Staatsbürgervorträgen,** deren erstes Heft eben erschienen ist. Es bringt im ersten Teil einen Ueberblick über Ursprung und Aufgaben des Staates, über seine Bedeutung, sein Wirken, seine Geldbedürfnisse usw. Es behandelt eingehend die Verfassung des Reiches und der Einzelstaaten, den Reichstag, Landtag, die Wahlen. Auch die Entwicklung und die Aufgaben der Stadt- und Landgemeinden sind ausführlich erörtert. Der zweite Teil ist der Darstellung unseres politischen Parteiwesens gewidmet. Das begeisternde Schlußkapitel handelt von der glänzenden 40jährigen Entwicklung unserer deutschen Reichspolitik und der Tätigkeit des Zentrums während dieser Zeit. — Man sieht, an Waffen fehlt's nicht; jetzt gilt's, sie zu nutzen.

Dr. Emil van den Boom.

Vom Schauplatz des chinesischen Aufstandes Hankau.

Nach Aufzeichnungen aus meinem Tagebuche.

Von Willy Löw.

Wer in den letzten Wochen die Nachrichten von den chinesischen Aufständen aufmerksam verfolgt hat, dem dürfte immer und immer wieder der Name „Hankow" oder auch „Hankau" begegnet sein. Dem Leser der „Allgemeinen Rundschau" seien in Nachstehendem einige Schilderungen von jemand gegeben, der dort beruflich längere Zeit gewesen ist.

In Schanghai fallen dem Europäer unter all den fremdartig gebauten Fahrzeugen große Dampfer auf, welche nicht wie unsere europäischen Schiffe die Schaufelräder an den Seiten, sondern am Heck — also am Hinterteile des Schiffes — haben. Fragt man die Einheimischen, wohin diese Schiffe gehen, so erhält man die Antwort: „Sie gehen nach dem Flusse", mit welchem hier der Yangtsekiang gemeint ist. Oft sind es riesig hoch über Wasser liegende Schiffe, die da mit einer Unmenge von Fracht und Passagieren abfahren. Im unteren Deck ist der ärmere Chinese, oft mit allerlei Getier, untergebracht, während auf dem Promenadedeck sich geräumige, elegante Kabinen für die vornehme Welt Chinas und für die Europäer befinden.

Eine Fahrt von Schanghai nach Hankau gehört zu den interessantesten Erlebnissen im Reiche der Mitte. 600 Meilen hat der Dampfer bis zum Ziele der Fahrt zurückzulegen und gebraucht hierzu vier bis fünf Tage. Das Fahrwasser des Flusses ändert sich fortwährend, sodaß es eines ganz geschickten Lotsen bedarf, um ungehindert, d. h. ohne unterwegs auf Sandbänke zu geraten, die Fahrt zu vollenden.

Bereits im 13. Jahrhundert schildert der berühmte Marco Polo den Yangtse, von dem er sagt, „daß auf ihm mehr Schiffe fahren, als auf allen anderen Flüssen der Welt zusammen." Wer da auf Deck steht, um sich Gottes schöne Natur zu beschauen, wird fortwährend neues erblicken. Unablässig gleiten große und kleine Dschunken, jene eigentümlich gebauten chinesischen Segelboote, an uns vorbei. Große Flöße ziehen langsam auf den schmutziggelben Fluten, Schwärme wilder Enten und Gänse beleben den Fluß. Vorbei geht es an Tschinkiang, vor dessen Hafen wir einen großen Tempel, auf der „Silberinsel" gelegen, passieren. Auf beiden Seiten des Flusses, dessen Ufer hier weit zurückgetreten sind, Reis- und Baumwollfelder, auf welchen fleißige Landleute arbeiten. Weiter geht es nach kurzem Aufenthalt an einer zur Landebrücke umgearbeiteten Hulk[1]), deren innere Räume gleichzeitig als Schuppen für die angekommenen Güter dienen. Wir dampfen an chinesischen Forts vorüber, sehen die Ueberreste des altberühmten Nanking und bewundern manch wunderbares Bauwerk. Dort übt ein chinesisches Bataillon unter europäischen Instrukteuren. Mir fällt die große Anzahl dreieckiger Fahnen auf, die in der Truppe vorhanden waren.

Am vierten Tage unserer Fahrt erreichten wir Hankau. Es war zur Zeit der Teeernte. Etwa 20 große, russische Dampfer lagen vor dem Bund — einer am Flusse sich hinziehenden Straße — vor Anker. Diese Dampfer kommen und gehen direkt nach Odessa.

Hankau liegt überaus günstig am Einfluß des Han-Flusses in den Yangtsekiang. Schon öfters im Laufe der Jahre ist es in leitenden Kreisen Chinas erwogen worden, die Hauptstadt des Reiches an diesen wichtigen Platz zu verlegen. Gute Eisenbahn- und Schiffsverbindungen machen Hankau zu einem Hauptplatz für Handel und Verkehr. Auch von strategischem Standpunkt ist die Stadt wichtig, denn von hier kann der Fluß mit den gegenüberliegenden Ufern durch Geschütze vortrefflich bestrichen werden.

Dies mögen in diesen Tagen auch die Anführer der Aufständigen wohl erkannt haben, wenn sie, wie man liest, ihr Hauptquartier bei Hankau aufgeschlagen haben.

Kommt man an Land, so betritt man zunächst das Europäerviertel mit schönen geraden Straßen und vortrefflich gehaltenen Gebäuden. Eine große katholische, sowie kleinere protestantische und russisch-griechische Kirchen zieren den Ort. Der Europäer hat seine Klubhäuser, Tennisplätze und eine vortreffliche Rennbahn. Wir wohnten einem großen Sportsfeste bei, das von den Besatzungen der gerade anwesenden beiden deutschen und englischen Kriegsschiffe veranstaltet worden war.

[1]) Abgetakeltes Schiff.

Außer den russischen Tee-Exporteuren befinden sich zahlreiche deutsche, englische, französische, amerikanische und italienische Firmen am Platze, und kann man es deshalb sehr gut verstehen, wenn jetzt unsere Kriegsschiffe dort in größerer Anzahl erschienen sind, um Gut und Blut unserer da draußen lebenden Landsleute zu schützen. Denn, wer je in China gelebt, weiß, was auf Versprechungen chinesischer Behörden zu geben ist.

Einen Hauptausfuhrartikel bildet Seide. Ihr Wert betrug bereits gegen Ende der 90er Jahre nach Aufzeichnungen des Statistischen Amtes über drei Millionen Taels. In der Nähe Hankaus befinden sich große Kohlenlager, die in Zukunft, wenn die Bahnverbindungen besser geworden sind, ebenfalls einen Faktor im Handel ausmachen werden.

Die Chinesenbevölkerung Hankaus wird auf etwa eine Million angegeben. Die genaue Kopfzahl läßt sich sehr schwer angeben, da Tausende nicht in Häusern, sondern auf den im Flusse vor der Stadt liegenden Sampans[2]) ihr Dasein fristen.

Der frühere Generalgouverneur Tschangtschitung hat für die Gegend viel getan. So berief er vornehmlich deutsche Ingenieure und gründete in dem etwas oberhalb Hankaus am anderen Ufer des Flusses liegenden Wutschang große Fabriken. Durch die Liebenswürdigkeit eines Landsmannes besichtigten wir gelegentlich eines Ausflugs die große Baumwollspinnerei in Wutschang. Unser Landsmann, der dort „unter Larven die einzig fühlende Brust" lebte, lud uns übrigens zu einem frugalen Imbiß ein, bei dem es sogar „echte Frankfurter Würstchen und Sauerkraut" gab.

Bei Wutschang liegt Hanjang, wo sich große Eisenwerke und ein Arsenal befinden. Dort werden Geschütze und Gewehre angefertigt. Man kann deshalb leicht die Nachrichten der letzten Wochen begreifen, nach welchen die Aufständischen versuchen, sich durch eine Beschießung in den Besitz dieser Plätze zu setzen.

Wenn man längere Zeit in der Gegend des jetzigen Aufruhrgebietes gewesen ist, so kann man nur den einen Wunsch haben, daß das mit Hilfe europäischer Kulturpioniere und nicht zuletzt durch das unermüdliche Schaffen der Missionen Geschaffene nicht untergehen, sondern weiter sich entwickeln möge zum besten des so reich von Gottes Hand mit allem gesegneten Landes.

[2]) Chinesisches Boot.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Der Kleistzyklus ist nun bis zum „Amphitryon" vorgerückt. In der chronologischen Folge sollte auch diese Molièrebearbeitung nicht fehlen, die so ziemlich einer Neudichtung des bekannten aus der Antike genommenen Stoffes gleichkommt. Das Liebesabenteuer des Jupiter steht jedoch unserem Empfinden sehr fern und wenn der getäuschte Ehemann von dem Olympier lange Zeit hindurch in Verzweiflung getrieben wird, so mag das uns nicht als Scherz gelten. Kleist hat das Hauptgewicht auf die Wirrnis der Gefühle gelegt, in die Alkmene gerät, da sie zwischen dem Gott und ihrem Manne steht, die beide die Züge und die Gestalt des letzteren tragen. Mir will jedoch erscheinen, als läge in dieser Psychologie mehr kühle, spitzfindige Rechnung als dichterisches Gestalten. Das wirksamste waren einige Verwechslungsszenen zwischen Amphitryons Diener und Merkur, der als dessen Doppelgänger auftritt. Hier herrscht shakespearisierender Witz. Das Publikum nahm auch gerade diese Auftritte am dankbarsten auf und spendete der von Dr. Kilian geschmackvoll inszenierten Gesamtaufführung warme, aber nicht allzu laute Anerkennung. — Den 80. Geburtstag feierte die Hofschauspielerin Rosa Lanzlott. Die Künstlerin, die vor mehreren Jahren ihr halbhundertjähriges Bühnenjubiläum beging, ist heute noch aktives Mitglied. Ursprünglich aus dem Chore hervorgegangen, hat sie vor fünfzig Jahren besonders in einigen Rollen in heimatlicher Mundart das Publikum entzückt. Wir jüngeren kennen sie nur in kleineren Partien, wie die „Madame Helseth" in Ibsens „Rosmersholm" und die Almbäuerin in Bahrs „Konzert". Die Achtzigjährige besitzt noch eine vortreffliche Sprechtechnik und Frische und widmet sich ihren Aufgaben mit jener künstlerischen Treue, die das Wahrzeichen ihres nun schon fast sechs Jahrzehnte umfassenden Wirkens gewesen ist.

Uniontheater. „Das Familienkind" gehört zu den Schwänken, deren Inhalt man nicht erzählen darf. Sie machen keine höheren Ansprüche als zu unterhalten, und wenn sie flott gespielt werden, so erfüllen sie ihren Zweck vollkommen. Es war eine hübsche Idee Direktor Drehers, Max Hofpauer, den man lange nicht mehr auf der Bühne gesehen, als Gast zu laden. Er bot eine humorvoll-liebenswürdige Lustspielfigur, die, von dem übrigen Ensemble flott unterstützt, dem Schwank des Herrn Friedmann-Frederich einen vollen Erfolg brachte.

Aus den Konzertsälen. Dem 100. Geburtstage Liszts war das erste Abonnementskonzert des Konzertvereins gewidmet. Ferdinand Löwe dirigierte die „Dante-Symphonie" und die „Faust-Symphonie". Trotz einer längeren Pause war es fast zu viel, diese gewaltigen Werke in einem Programm zu vereinen, allein der Dirigent wußte die große Aufgabe mit Eindringlichkeit und Elastizität zu vollem Gelingen zu führen. Das fast überfüllte Haus spendete stürmischen Beifall. Der Frauenchor der Konzertgesellschaft und die Bürgersängerzunft boten sorgfältig abgetönte Leistungen. Dem Tenorsolo lieh Heinrich Knote seine blendende Stimme. Ausverkauft war auch das Volkssymphoniekonzert. C. M. v. Webers zweite und Beethovens fünfte Symphonie kamen unter Prills Leitung sehr wirksam zur Wiedergabe. Reizvoll und graziös wurden Rameaus „Rigandon" aus „Dardanus" und Idomeneo-Gavotte von Mozart gespielt. Sehr beifällig wurde auch die erste Szene aus Peter Cornelius „Gunlöd" aufgenommen, wiewohl Opernarien im Konzertsaal immer fremd anmuten. Sehr gute Eindrücke hinterließ die Kammersängerin Emma Tester aus Stuttgart, welche Lieder von Brahms, Wolf, Strauß und Schillings mit wohlgeschulter und klangschöner Sopranstimme und eindrucksvollem Vortrag zu Gehör brachte. Angelo Kessissoglu ist ein pianistischer Begleiter von ungewöhnlicher Feinheit des Gefühls. Derselbe zeigte auch als Brahms- und Lisztinterpret seine vollendete Technik und reife Empfindung. — Der Duo-Abend von Elfriede Schunk (Klavier) und Emil Wagner (Violine) brachte außer der glanzvoll gespielten C-Dur-Phantasie von Schubert op. 159 eine hier noch nicht gehörte Komposition von Paolo Litta: „le lac d'amour", die, wie mein Vertreter berichtet, nur einige reizvolle Momente bot. Die beiden Künstler fanden herzlichsten Beifall.

Verschiedenes aus aller Welt. In Heidelberg fand ein sechstägiges Lisztfest verbunden mit der Halbhundertjahrfeier des Allgemeinen Deutschen Musikvereins statt. Ueber 400 Tonkünstler wohnten den sechs Konzerten bei, welche ein Gesamtbild von Liszts Schaffen boten. S. v. Hausegger leitete die Dante-Symphonie, Schillings die Faust-Symphonie. Von Solisten sind u. a. Madame Cahier, Risler und Artur Friedheim zu nennen. Die großherzoglich badischen Herrschaften wohnten den Festlichkeiten bei, von bekannten Komponisten Rich. Strauß, Saint-Saëns, Humperdinck, Klose und Schillings — In Wien gefiel die Komödie „Vor dem Sündenfall" von Marco Brociner. Das Stück ist anspruchslos, aber geschickt gemacht. — In Berlin wurde „Fannys erstes Stück", ein leichtes Spiel von Bernard Shaw, mit einigem Erfolg gegeben, obwohl die Scherze sich viel auf englische Zustände beziehen, die der deutsche Zuschauer kaum kennt. Shaw hat in sein Stück ein anderes Stück hineingeschachtelt. Er umgibt die eigentliche Komödie mit einem Chor von Theaterkritikern, die jeder eine eigene Aesthetik faseln. — Das Frankfurter Komödienhaus wurde nach mancherlei Schicksalen mit einem neuen Ensemble neuerdings eröffnet. Rudolf Strauß' Komödie „Der goldene Schlüssel" hatte Erfolg. Die Kritik nennt das Stück die Komödie des Zynismus, eine ätzende Satire auf die Korruption. — Mit bemerkenswerten Erfolge wurde in Hamburg die Uraufführung eines Lustspiels: „Wenn Frauen schweigen" von Wilhelm Wolters gegeben. Das Stück ist harmlos-heiter, ohne größere literarische Ziele zu verfolgen. — Die Komödie „Primrose" von de Caillavet und de Flers hatte im „Théâtre français" in Paris ihre beifällig aufgenommene Uraufführung. Die ästhetischen Urteile sind geteilt. Den Autoren kam es weniger auf die Handlung an, als auf die feuilletonistisch angelegten Dialoge.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Handel, Industrie und Wirtschaftsleben sind mit den Börsenfaktoren in so intensiver pulsierender Berührung, dass es begreiflich erscheint, wenn Vorkommnisse auf einem dieser Gebiete unmittelbaren Einfluss auf die übrigen Momente in oft scharf akzentuierter Weise ausüben. Die Börse hat in ihrer überaus feinfühlenden Art seither auch jede Wandlung in dem industriellen und kommerziellen Werdegang schon im voraus richtig bewerten können. Hausse und ebenso Kursrückgänge konnten daher stets auf eine begründete Aenderung in Handel und Wandel schliessen lassen. Nach den vor Monaten eingetretenen scharfen und lang anhaltenden Börsenhaussen und kolossalen Kurssteigerungen fast aller Industriepapiere war es selbstverständlich, dass eine Uebermüdung folgen musste. Die politische Unsicherheit nahm der Börse den Rest einer ruhigen und dabei berechtigten Weiterentwicklung. Erst nach scharfen Kurseinbussen und verschiedenen finanziellen und sonstigen Komplikationenscheint die Berliner Börse wiederum zur Ruhe zu kommen. Inzwischen haben sich die industriellen und auch die übrigen Sparten unseres deutschen Wirtschaftsmarktes merklich gebessert. Der internationale Wettkampf

um die Vorherrschaft der Handelssphären neigt sich wiederum sehr zugunsten unseres heimischen Handels und Industrie. Merkmale neuer Ausdehnungen und Entrierungen grosszügiger Geschäfte sind von allen Industriezweigen mit grossem Erfolge zu berichten. Die gesicherte Umwandlung der Wiener und Berliner Stadtbahn in den elektrischen Betrieb und andere neue grosse Anlagen sichern den Elektrogesellschaften hervorragende Beschäftigung auf lange Zeit. Die Maschinenfabrikation kann ebenfalls von einer merklich erhöhten und lohnenden Beschäftigung berichten. Speziell die Montanabteilungen sind in Hochkonjunktur. Die Verhandlungen bezüglich Neubildung der Verbände und Syndikate für Kohle und Eisen sind auf einem sehr günstigen und aussichtsreichen Stadium angelangt. Bei durchaus ruhigen politischen Zeitläuften würde sich diese gute industrielle Lage bei uns im Kursniveau sicherlich schärfer ausgedrückt haben. Es ist auch nicht zu verkennen, dass bei den letzten grossen Kursrückgängen der Industriewerte viele der soliden und hochrentierenden Aktien momentan als nicht zu teuer erscheinen. Immerhin bleibt grosse Vorsicht und genaue Kenntnis bei einem Neuerwerb solcher Werte als erste Pflicht geboten. Die noch unsichere Situation der Neuyorker Börse, die Ungewissheit hinsichtlich der zukünftigen Dividendenpolitik der Steel-Company lassen die Lage der amerikanischen Verhältnisse noch sehr im unklaren. Der grosse Einfluss dieses Momentes für die deutschen Börsen und Wirtschaftsaussichten ist genügend bekannt. Es ist auch verständlich, dass die gegenwärtige politische Lage jede anhaltende Besserung der allgemeinen Situation erstickt. Immerhin eröffnen sich für die Börsentendenzen bessere Hoffnungen. Auch die starke Erleichterung am Geldmarkt stimuliert. Der letzte Ausweis der Reichsbank zeigt grössere Rückflüsse als im Vorjahre, und der Privatdiskontsatz in Berlin hat sich gleichfalls beweglicher gestaltet. Diese Erscheinungen sind schon um deswillen hochinteressant und bemerkenswert, weil bekanntlich die auswärtigen Geldquellen, welche in früherer Zeit den deutschen Finanziers zur Verfügung standen, fast vollkommen verschlossen bleiben, und Deutschlands Geldmarkt lediglich und allein sich auf seine eigenen Hilfskräfte verlassen muss. Es ist wahrscheinlich, dass zum Jahresschluss die Anforderungen und Geldbedürfnisse sich speziell bei der Reichsbank mehren werden. Ueberraschungen und ernste Komplikationen für den heimischen Geldmarkt sind daher nicht unmöglich. Das Reich und die Bundesstaaten werden ihren Geldbedarf wohl einzuschränken wissen. Für Handel und Industrie sind jedoch grosse Geldansprüche zu realisieren. Hoffentlich bringen die politischen Zustände keinerlei weitere unliebsame Ereignisse, die Börse und Geldmarkt neuerdings irritieren könnten. Die Grossbankwelt sucht ebenfalls alle Geldquellen bereits jetzt für sich zu reservieren, und ergreift dieserhalb verschiedene Massnahmen, die zum Teil auch eine Einschränkung der Spekulation mit fremdem Gelde bezwecken sollen. Ob dies den Banken gelingt, ist fraglich — nous verrons!

M. Weber.

* *

Die Bayerische Handelsbank hat im Verein mit anderen die altbekannte Münchener Waggonfabrik Joseph Rathgeber in eine Aktiengesellschaft mit einem Aktienkapital von 2½ Millionen Mark umgewandelt. M. W.

Kirchliche Kunst.

Der heurige Mainzer Katholikentag hat nicht nur wegen seines erhebenden Verlaufes, wegen seiner inhaltvollen Verhandlungen und der herrlichen Festlichkeiten Eindrücke hinterlassen, die kein Teilnehmer vergessen wird, sondern hat auch darum tiefe Wirkungen geübt, weil es bei der Gelegenheit möglich war, sich mit bedeutendsten Leistungen auf dem Gebiete moderner kirchlicher Kunst bekannt zu machen. Wenn wir hierbei an die Darbietungen der Firma Krieg & Schwarzer in Mainz zurückdenken, so müßte allerdings der Ausdruck „bekanntmachen" besser vermieden werden. Denn bekannt ist die Firma ohnehin schon längst, und wer ihrer sich nicht sogleich erinnern sollte, wird es tun, wenn wir sagen, daß die Anstalt das vormalige St. Bernward-Institut ist. Was in den Tagen der diesmaligen Katholikenversammlung die Firma Krieg & Schwarzer zur Schau gestellt hatte, war fast mehr, als wir selbst von ihr erwartet hätten. Drei Abteilungen umfaßte die Ausstellung. Die erste zeigte sehr zahlreiche Prachterzeugnisse der Edelschmiedekunst, also Kreuze, Leuchter, Kelche, Monstranzen u. dgl. m. In der Stilrichtung herrschte keinerlei Einseitigkeit: neben romanischen Stücken sahen wir gotische, anderes war in prächtigem Barock ausgeführt, dabei alles neue Entwürfe von vorzüglichen Künstlern. Einige Monstranzen waren von besonders hohem Reiz. So eine romanische mit herrlichem Schmuck von Steinen, Emaillen und Filigran, jetzt Eigentum der Kirche zu Ruda in Oberschlesien. Von anderen Prachtstücken sahen wir eine Monstranz in reicher später Gotik, bestimmt für die Pfarrkirche Gau-Algesheim in Rheinhessen. Eine in feinem, schwungvollem Rokoko entworfene kam nach Erbesbüdesheim. Sämtliche Werke zeigten meisterhafte Beherrschung des Materials, dessen natürliche Reize durch die Schönheit der Zeichnung erst recht zur Geltung gebracht wurden. Fast in noch höherem Maße war dies bei den gleichfalls stilistisch höchst mannigfaltigen Kelchen der Fall, bei denen die glatte Fläche der Cuppa in prächtigem Gegensatze zu dem übrigen reichen Schmucke stand. Ein höchst eindrucksvolles Stück in romanischem Stil mit strengem Emailschmuck, Filigran u. dgl. m. ist für die Sionskirche in Jerusalem angefertigt worden. Kopiert wird in den Ateliers von Krieg & Schwarzer in Mainz ebenfalls, und zwar mit größter Originaltreue, wofür eine Monstranz aus Bingen, nachgebildet einem Originale aus dem Dome von Fritzlar, und die Kopie des sogenannten Napoleonskelches aus dem Dom von Mainz überzeugenden Beweis lieferten. — Der Rest des ersten Teiles jener Ausstellung, sowie ihre beiden anderen Abteilungen waren von prachtvollen Paramenten eingenommen. Denn die Firma Krieg & Schwarzer in Mainz ist auf dem Gebiete der Paramentenherstellung nicht minder bedeutend, als auf dem der Metallkunst. Wir sahen herrliche Meßgewänder, in Farbe wie Material gleich vorzüglich. Sehr schön war ein Pluviale für die Pfarrkirche in Guhrau, mit in Silber und Gold gewirktem Brokat und kostbarer Silber-, Gold- und Farbenstickerei. Unter den Meßgewändern war eine Casula mit der Darstellung des hl. Abendmahles, bestimmt für die Kirche von Danzig-Langfuhr. Fahnen von ausgezeichneter Schönheit waren angefertigt für die Jungfrauenkongregation zu Biebrich am Rhein, für den Cäcilienverein in Oberwalluf, für den Arbeiterverein in Hochheim am Main. Dazu kamen gestickte Baldachine und vieles andere. An sämtlichen neuen Stücken war die Feinheit der künstlerischen Zeichnung, wie die technisch hervorragende Ausführung anzuerkennen. Doch beschränkt sich die Firma Krieg & Schwarzer in Mainz keineswegs auf die Anfertigung neuer Werke, sondern beschäftigt sich auch mit der Restaurierung solcher aus alter Zeit. Wer die Schwierigkeiten kennt, die sich gerade bei solchen Aufgaben ergeben, wird das glückliche Gelingen um so höher anschlagen. Als Beweis sahen wir ein Meßgewand des 15. Jahrhunderts mit einer Kruzifixusdarstellung, Eigentum der Kirche zu Lorch am Rhein, die dank der Kunstfertigkeit der Firma ihres alten, kostbaren Besitztums sich nun wieder auf lange Zeit hinaus erfreuen kann.

F. X. Stiaßny.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Kaiser Wilhelm II. Ein Lebensbild unseres Kaisers in Anekdoten heiteren und ernsten Szenen. Von Max Romanowsky. 160 S. Brosch. M. 1.—, geb. M. 1.50. (Breslau, Franz Goerlich.)

Die Eroberung Mexikos durch Ferdinand Cortez. Umgearbeitet und neu herausgegeben von Sebastian Wieser. Mit 17 Illustr. und 1 Karte. gr. 8°. (IV, 232 S.) M. 4.20 (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Geistlicher Führer auf dem christlichen Tugendwege. Von Joh. Bapt. Scaramelli. S. J. Anleitung zur Askese. 2 Bde. (XVI, 510 u. VIII, 456 S.) Brosch. M. 5.40, geb. M. 8.40 (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Christliche Berufsarbeit. Von Georg Birkle. 8°. (IV, 136 S.) Geh. M. 1.50. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Adam Jensen. Kaufmännische Erzählung von Philipp Kniest. **Meeresstille und hohe See.** Novellen von Heinrich Smidt. **Seegeschichten und Marinebilder.** Von Heinrich Smidt. (Rheinische Hausbücherei, Bd. 36, 37 u. 38.) Geh. à 50 Pf., geb. à 75 Pf. (Wiesbaden, Emil Behrend.)

Unter den Fahnen des Hohenzollernschen Füsilier-Reg. Nr. 40 im Kriege 1870/71. Selbsterlebtes von H. Freiherr von Steinaecker. Bilder von E. Zimmer. Geh. M. 3.40, geb. M. 4.20. (Köln a. Rh., Bachem.)

Ludwig Windthorst. Lebensbild von Dr. Ed. Hüsgen. 376 Seiten Lex. 8°. 148 Abbildungen und Titelblatt nach einer Zeichnung Albrecht Dürers. M. 5.— (Köln, Bachem.)

Luther. Von Hartmann Grisar S. J. Zweiter Band: **Auf der Höhe des Lebens.** (XVIII u. 820 S.) M. 14.40, geb. M. 16.— (Freiburg, Herder.)

Höhenblicke. Festtags-Gedanken von Karl Albert Bögele. Brosch. M. 2.20, geb. M. 3.— und M. 6.— (Freiburg, Herder.)

Goethe, sein Leben und seine Werke. Von Baumgartner-Stockmann. 1. Band. Jugend, Lehr- u. Wanderjahre. Brosch. M. 10.—, geb. M. 12.— (Freiburg, Herder.)

Rosa Wantoffs Tagebuch. Irr- und Wirrsale einer Lehrerin. Von Dr. Matthias Höhler. 8° (VIII u. 382 S.) Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50. (Mainz, Kirchheim & Co.)

Warum liebe ich meine Kirche? Ein Weckruf für Jugend und Volk. Von Jakob Scherer. 176 S. 8°. Geb. M. 2.20. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Gold, Edelsteine und Perlen oder die Zeremonien und Gebete bei der heil. Messe. Von P. Blazius Banz, O. S. B. 240 S. 8° Geb. ℳ 3.— (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Wie der König erschrak. Roman von Anna von Krane. (Berlin, Hermann Walther, G. m. b. H.)

„Das eigene Heim und sein Garten". Von Dr. ing. Beetz. Mit 680 Abb., Hausplänen usw., nebst Angabe der Baukosten usw. ℳ 6.—, geb. ℳ 7.—. (Wiesbaden, Westdeutsche Verlagsgesellschaft.)

Im eigenen Hause nicht teurer als in einer Mietswohnung. Von K. Bauinspektor F. Flur. Mit 50 Abb. ℳ 1.—. (Wiesbaden, Westdeutsche Verlagsgesellschaft.)

Harmoniumbuch für Kirche, Schule und Haus. Von Viktor Kotalla. Dreistimmige Begleitung zu katholischen Kirchenliedern für das Harmonium ohne Pedal. Opus 14. Anhang: Volkstümliches Weihnachtslied für eine Singstimme mit Begleitung des Harmoniums oder des Pianoforte. Brosch. ℳ 6.—, geb. ℳ 6.50. (Breslau, Franz Goerlich.)

Jugendwandern. Zwei Vorträge von Dr. Eugen Doernberger. ℳ 1.—. (München, Otto Gmelin).

Die häusliche Arbeit des Schülers. Drei Referate von Dr. H. Reinlein, Prof. M. Offner und Prof. Dr. J. Krauß. ℳ 1.20. (München, Otto Gmelin.)

Staatsbürgerliche Erziehung und Bodenreform. Von S. W. Fresenius. 50 Pf. (Berlin, Buchhandlung „Bodenreform".)

Grundfragen unserer Handelspolitik. gr. 8° (152) kart. ℳ 1.—, postfrei ℳ 1.10. (M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b. H.)

Die Preußisch-süddeutsche Klassenlotterie. ℳ 1.—. (Diessen vor München, Joseph C. Huber.)

Jakob van Artevelde. Drama in vier Akten. Von P. Paul Humpert. ℳ 1.25, 12 Exemplare ℳ 12.—. (Warendorf i. W., Fr. Wulf.)

Warum muß unsere Volksschule christlich bleiben? Ein Warnungsruf an das christliche Volk von einem Schulfreund. 35 S. 25 Pf. (München, Buchhandlung des Verbandes südd. kath. Arbeitervereine.)

Die Reichsversicherungsordnung. Von Arbeitersekretär Heinrich Königbauer. 84 S. 40 Pf. (München, Buchhandlung des Verbandes südd. kath. Arbeitervereine.)

Blüten und Früchte vom heimatlichen und auswärtigen Missionsfelde: 1. Bändchen: Gehet hin und lehret alle Völker! Von Joh. Wallenborn Obl. M. I. 8°. 58 S. 30 Pf. 2. Bändchen: Vom Reisekoffer, der gern in die Missionen gegangen wäre. Von Joh. Wallenborn Obl. M. I. 54 S. 30 Pf. 3. Bändchen: Ernstes und Heiteres aus unseren Volksmissionen. Von Max Kassiepe Obl. M. I. 60 S. 30 Pf. (Verlag der Fuldaer Aktiendruckerei.)

Durch Tirol. Von Joseph Weingartner. Brosch. ℳ 2.—, geb. ℳ 3.—. (Brixen, Verlagsanstalt Tyrolia.)

Wenn du noch eine Mutter hast —. Lebensbild aus der Gegenwart in vier Aufzügen von Heinrich Houben. ℳ 1.25; 12 Exempl. mit Aufführungsrecht ℳ 12.— **Augsburgs erste Fugger.** Dramatische Bilder aus der ersten Fuggerzeit in fünf Aufzügen von Gebhard Treß. ℳ 1.25; 12 Exempl. mit Aufführungsrecht ℳ 12.— **Waisenkinder.** Schauspiel in 5 Aufzügen von Gebhard Treß. ℳ 1.25; 8 Exempl. mit Aufführungsrecht ℳ 8.—. **Der Liebe Sieg** oder **Die Versöhnung am Christfeste.** Weihnachtsstück aus den bayerischen Vorbergen in zwei Akten von Wilh. Resch. ℳ 1.25; 7 Exempl. mit Aufführungsrecht ℳ 7.— (München, Theaterverlag Val. Höfling.)

Albert der Selige von Oberaltaich O. S. B. Graf von Zollern-Hohenberg-Haigerloch. Von Eugen Mack. gr. 8°, 70 S. (mit einem Vollbild) ℳ 1.— (Rottenburg a. N., Wilhelm Bader.)

Die wirtschaftliche Entwicklung Elsaß-Lothringens unter der Deutschen Verwaltung. (Straßburg, Heinrichsche Buchhandlung.)

Hausfrau und Dienstbote! Von Paula Schoch. 30 Pfg. (München, Paul Müller.)

Der pensionsberechtigte Beamte in gesicherter Lebensstellung. Ein Führer für die Berufswahl unserer Söhne und für Militäranwärter. Von Schulrat Dr. Wilh. Letau. ca. 240 S. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.50. (Wiesbaden, Verlagsanstalt Emil Abigt.)

Aus schweren Tagen. Aus Hamburgs Franzosenzeit. Von Charlotte Niese. (Mainzer Volks- und Jugendbücherei.) (Mainz, Jos. Scholz.)

Stoff und Methode der Lebenskunde für Schulentlassene. Von Dr. Eduard Kruchen. Herausgegeben vom Verband für soziale Kultur und Wohlfahrtspflege. gr. 8° (171). ℳ 1.— (M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag, GmbH.)

Hirtenbriefe des deutschen Episkopats 1911. Geistliche Uebungen für Kinder. Von Frassinetti-Schlegel. Geb. 75 Pf. (Paderborn, Junfermannsche Buchhandlung.

Bete und betrachte. 35 Meßandachten in Betrachtungen und Gebeten nebst einem Anhang der gewöhnlichen Gebete. Von P. Adolf Cwala. 586. S. ℳ 1.80. (Dülmen i. W., A. Laumann.)

Die Judenbuche. Von Annette Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff. 118 S. Geschenkband ℳ 1.25, Bibliothekband ℳ 1.10. **Es ging ein Säemann aus zu säen.** Biblische Erzählung. Von Anna, Freiin von Krane. 98 S. Geschenkband ℳ 1.25, Bibliothekband ℳ 1.10. **Friedenskinder.** Erzählungen. Von E. M. Hamann. 187 S. Geschenkband ℳ 1.80, Bibliothekband ℳ 1.60. **Flüchtige Schatten.** Skizzen nach dem Leben. Von Anna, Freiin von Krane. 128 S. Geschenkband ℳ 1.50, Bibliothekband ℳ 1.35. **Epponia.** Historische Erzählung aus dem ersten Jahrhundert nach Christus. Von Schwester Paula, Franziskanerin. 88 S. Geschenkband ℳ 1.25, Bibliothekband ℳ 1.10. **Der Löwe von Flandern.** Von Heinrich Conscience. Aus dem Flämischen. 248 S. Geschenkband Mk. 2.25, Bibliothekband ℳ 2.—. **Irrlichter.** Zwischen Sein und Schein zermalmt. Novelle von Johannes Schaal. (Verlag von Franz Stein Nachf. Hausen & Co., Saarlouis.)

Schluß des redaktionellen Teiles.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 28 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb.
Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile b. Wiederholung. Rabatt Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 45. München, 11. November 1911. VIII. Jahrgang.

Reichstag und Marokkoabkommen.

Eine groteske Wandlung der liberalen Triarier von 1906.

Von Matth. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Genehmigung oder Kenntnisnahme? so lautet die politisch-parlamentarische Frage über das Marokko-Kongoabkommen. Reichsjustizamt und Rechtsabteilung im Auswärtigen Amte haben geprüft, ob die neuen Abkommen zur Genehmigung dem Reichstage zu unterbreiten sind oder nicht, und sie haben beide diese Frage verneint. Maßgebend für diese Antwort ist Artikel 11 Absatz 4 der Reichsverfassung: „Insoweit die Verträge mit fremden Staaten sich auf solche Gegenstände beziehen, welche nach Artikel 4 in den Bereich der Reichsgesetzgebung gehören, ist zu ihrem Abschluß die Zustimmung des Bundesrates und zu ihrer Gültigkeit die Genehmigung des Reichstags erforderlich." Für alle anderen Staatsverträge ist eine solche Genehmigung nicht vorgeschrieben und kann nicht verlangt werden. Aus dem genannten Artikel 4 können nur für die beiden Abkommen folgende Materien in Betracht kommen: Kolonisation, Auswanderung nach fremdem Gebiete, Zoll- und Handelsgesetzgebung, Organisation des gemeinsamen Schutzes des deutschen Handels im Auslande, Anwendung gemeinsamer konsularischer Vertretung. Es sind also recht umfangreiche Materien, die der Genehmigung des Reichstags vorbehalten sind, soweit Staatsverträge in Betracht kommen. Ob die neuen Abkommen unter diese fallen, kann erst geprüft werden, wenn die Oeffentlichkeit die Verträge kennt. Der Umstand, daß der Reichskanzler die Zuständigkeit des Reichstags befürwortet, entbebt das Parlament nicht von der peinlichsten und sorgfältigsten Nachprüfung dieser Frage, denn es ist mehr als ein Fall bekannt, wo der Reichskanzler über die Zuständigkeit des Reichstags anders dachte als dieser (Indemnitätsgesuche von 1900 und 1905). Jedenfalls läßt es das Zentrum an einer solchen ernsthaften Prüfung nicht fehlen, da es stets als eine seiner Hauptaufgaben angesehen hat, die Rechte der Volksvertretung zu wahren und zu sichern. Und kommt das Zentrum zu dem Resultat, daß die Verträge dem Reichstage zur Genehmigung zu unterbreiten sind, so wird es auch alle Konsequenzen aus dieser Anschauung zu ziehen wissen.

Nun haben die Nationalliberalen eine eigenartige Taktik eingeschlagen: sie brachten im Seniorenkonvent einen „Antrag" ein, der im letzten Kerne eine Aufforderung zum Verfassungsbruche enthielt; sie wollten nämlich von dem Reichskanzler eine Erklärung haben, bevor er Kolonialgebietsaustausche vornehme usw. Nach der ständigen Praxis des Reichstags seit 1885 (das Zentrum hat allerdings schon damals die Rechte des Reichstags erweitern wollen) sind sowohl Grenzregulierungen wie Gebietsaustausche in den Kolonien von der Verwaltung allein vollzogen worden. Nun aber forderten die Nationalliberalen vom Reichskanzler eine Handlung, welche gegen die Verfassung verstößt; der Umstand, daß dies zugunsten des Reichstags geschehen sollte, ändert an dieser Tatsache gar nichts; wer eine Verletzung oder Nichtachtung der Verfassung zugunsten des Reichstags fordert, der kann sich nicht beschweren, wenn eine solche Nichtachtung auch einmal zuungunsten des Reichstags sich vollziehen würde. An der bestehenden Reichsverfassung muß doch unentwegt festhalten, wer eine einzelne Maßnahme der Regierung unter die Lupe nehmen will. Man kann da wohl die einzelne Verfassungsbestimmung als verfehlt, veraltet, unhaltbar ansehen und ihre Aenderung beantragen; aber solange sie besteht, kann und darf man von keinem Reichskanzler fordern, daß er sich um sie nicht kümmere und ausnahmsweise einmal gegen den klaren Wortlaut derselben handle. Gerade der Gesetzgeber muß die Gesetze unbedingt hochhalten und auf ihre Anwendung dringen. Da kann es keine „Ausnahmen" geben, so erwünscht sie auch in der einzelnen Sache sein mögen. Die Nationalliberalen sind daher auch mit dem ganz haltlosen Antrag gründlich hereingefallen und können sich nicht als Hüter der Volksrechte aufspielen.

Aber es passierte ihnen bei dieser Gelegenheit noch etwas Schlimmeres. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" warf den Liberalen einen Eingriff in die Rechte des Kaisers vor. Darüber kann man im Zentrum nur herzlich lachen und der politischen Schadenfreude einigen Spielraum geben. Es werden bald fünf Jahre her sein, da zogen dieselben Liberalen und derselbe Herr Bassermann im Lande umher und griffen das Zentrum an, es habe in die Kommandogewalt des Kaisers eingegriffen, weil es von seinem unbestrittenen Rechte der Ausgabengenehmigung Gebrauch gemacht hat und von einer Kolonialforderung einige Millionen abstrich. Als „Feinde von Kaiser und Reich" wurden wir Zentrumsleute von Bassermann bezeichnet, und der ganze liberale Blockflügel wollte die getreuen Triarier stellen. Anwendung des Budgetrechts sollte ein Eingriff in die Kaiserrechte sein; so haben es die Liberalen vor fünf Jahren dem Volke gesagt. Und nun sitzen sie mit Fug und Recht auf dem Anklageschemel. Noch ein anderes Bild! Als ich 1910 gegenüber den Fehlern der Kolonial-Bureaukratie und -Autokratie im Reichstage beantragte, daß Konzessionen ohne die Zustimmung des Reichstags nicht mehr erteilt werden dürften — ein regelrechter Initiativantrag —, schob der längst vergessene Kolonialstaatssekretär den Kaiser in den Vordergrund, sprach auch von einer Schmälerung der Kaiserrechte und die — Nationalliberalen waren auf seiner Seite. Die Welt ist rund und dreht sich rasch.

Wenn die Nationalliberalen aus ihrer verfehlten Anregung einen brauchbaren Initiativantrag machen, werden sie eine Mehrheit finden. Schon 1905 beantragte das Zentrum eine Erweiterung der Rechte des Reichstags auf dem Gebiete des Kolonialwesens; die Liberalen waren damals auch dagegen. Wenn die neueste Entwicklung sie belehrt hat, kann man dies mit Wohlbehagen konstatieren; hoffentlich hält der Eifer auch nach den Wahlen an. Es ist in der Tat kein unbilliges Verlangen, zumal in einem konstitutionellen Staatswesen, daß Verträge und Vertragsverhandlungen, die hart an den Krieg hinanführen, der Genehmigung des Reichstags zu unterbreiten sind, und daß darum ein entsprechendes Gesetz mit Aenderung der Reichsverfassung zu schaffen ist. Reichskanzler und Staatssekretäre sind bei uns nicht die Beauftragten des Volkes und des Reichstags, sondern die Vertrauensmänner des Kaisers. Darum muß für die Zukunft ein Gegengewicht mit der Vertretung des Volkes vorhanden sein, zumal es das Volk ist, das immer die Zeche einer falschen Politik und schlechter Verträge recht teuer zu bezahlen hat. Vertragschließender muß naturgemäß der Kaiser im Namen der verbündeten Regierungen bleiben; Vertraggenehmigender aber muß der Reichstag werden, und zwar ist dies für die Volksvertretung in einem konstitutionellen Lande viel notwendiger als in einem parlamentarisch regierten Staate, wo die Minister verschwinden, wenn sie keine Mehrheit in der Volksvertretung haben. Der Zentrumsantrag von 1905, der diese bedeutsamen Fragen anschnitt, ist leider bisher ohne Erfolg geblieben; vielleicht geht es jetzt besser, wenn die liberalen Triarier von 1906 auch mittun.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Endlich unterzeichnet!

Mehr als vier Monate haben die Verhandlungen über Marokko und Zubehör gedauert, hinter dem Vorhang des Amtsgeheimnisses, der auf deutscher Seite dichter hielt, als auf französischer. Die öffentliche Meinung mußte eine bisher unerhörte Geduldprobe durchmachen, die durch die Vertagung der Reichstagsinterpellation auf Wunsch der Regierung noch verschärft wurde. Nun endlich ist auf die Paraphierung der einzelnen Teile die volle Unterzeichnung und die Veröffentlichung des ganzen Abkommens gefolgt. Am 8. November kann nun auch die Besprechung der Sache im Reichstage vor sich gehen. Allerdings nur die Besprechung, nicht die Abstimmung über Annahme oder Ablehnung des Vertrags. Die Kronjuristen sind nämlich zu der Ansicht gekommen, daß das Abkommen zu den Verträgen gehöre, die der Kaiser endgültig abschließen kann, da sie nicht die Reichsgesetzgebung und auch nicht das Budgetrecht des Reichstags berühren. Das formale Recht mag wohl so sein; aber bei der großen Wichtigkeit und der ungeheueren Tragweite der Rechts- und Besitzverhältnisse, die dieser Vertrag schafft, sollte doch eigentlich die entscheidende Mitwirkung der Volksvertretung selbstverständlich sein. Zurzeit läßt sich eben, wie schon neulich anläßlich des verfehlten nationalliberalen Antrags bemerkt wurde, eine Verfassungsänderung nicht durchführen, am wenigsten eine mit rückwirkender Kraft. Wer das bedauert, kann zu seinem Trost erwägen, daß auch bei einer Abstimmung im Reichstag aller Wahrscheinlichkeit nach das vorliegende Abkommen nicht verworfen werden würde. Es hat viele Mängel; aber alles in allem genommen werden doch die besonnenen Wähler und Gewählten den erzielten Ausgleich für besser halten, als die Rückkehr zu dem alten gespannten Verhältnis, bei dem die beiden Mächte sich mit gespanntem Hahn gegenüberstanden und der europäische Friede an einem Haare hing.

Zum Triumphieren haben wir freilich keinen Grund, aber zum Zerschlagen des Porzellans auch nicht. Wenn in Frankreich einige Blätter Triumphgesänge anstimmen, so ist das noch kein Beweis, daß Deutschland wirklich übervorteilt wäre. Ebensowenig braucht man es tragisch zu nehmen, wenn unsere alldeutsche und viele liberale Blätter die Abmachung fürchterlich schlecht machen; es sprechen da teils die Vorurteile von überspannten Köpfen mit, teils die innerpolitische Gegensätzlichkeit gegen die gegenwärtige Regierung und die Wahlspekulation auf die Unzufriedenheit. Man muß alle Nebenzwecke und Hintergedanken ausschalten und rein sachlich abwägen, was Deutschland geopfert, und was es eingeheimst hat.

Zugeständnis des französischen Protektorats über Marokko.

Das Wort „Protektorat" steht nicht in dem Abkommen, aber tatsächlich kommt die freie Hand, die Deutschland den Franzosen auf politischem Gebiete läßt, auf die Einverleibung Marokkos in den französischen Kolonialbesitz hinaus. Frankreich erreichte in politischer Hinsicht das, was es seit dem Vertrage von 1904 mit England als sein Recht betrachtete und trotz aller Klauseln im Algecirasvertrage mit Zähigkeit weiter verfolgte: die Vormundschaft über das Scherifenreich. Daß Deutschland den Widerspruch gegen die Eroberungspolitik aufgibt, betrachten die Franzosen als einen großen Erfolg. Sie haben von ihrem Standpunkt vielleicht recht. Aber von unserer Seite bedurfte dieser Verzicht keiner besonderen Opferwilligkeit. Von der Tangerfahrt an bis zu dem Abkommen, das Bülow im Jahre 1909 schloß, haben wir auf die Souveränetät des Sultans und die Unabhängigkeit des Landes hingewiesen in der Erwartung, daß die Marokkaner selbst sich zur Selbständigkeit gewillt und befähigt zeigten. Diese Erwartung schien nun eine neue Stütze zu bekommen, als der faule Abdul Asis von seinem stärkeren Bruder Mulay Hafid verdrängt wurde. Aber kaum war der letztere auf den Thron gelangt, so zeigte er sich in seiner Genußsucht und Habgier als ein willenloses Werkzeug Frankreichs. Die Marokkaner zeigten sich als vollständig unfähig zur Erhaltung eines geordneten, selbständigen Staatswesens. Mit dieser Erfahrung stürzte eine Säule unserer bisherigen Marokkopolitik. Wenn wir die pénétration hindern wollten, so mußten wir selbst in Marokko eingreifen, und das hätte Krieg mit Frankreich und dessen Verbündeten bedeutet. Demgemäß blieb nichts anderes übrig, als den Franzosen das Vordringen in Marokko zu gestatten, aber für dieses Zugeständnis die wirklichen deutschen Interessen uns sichern zu lassen. Daher der Eintritt in Verhandlungen mit Frankreich. Frankreich war zu solchen Verhandlungen so wenig geneigt, daß es erst eines Rippenstoßes bedurfte, der in Form der Entsendung des Kreuzers nach Agadir erfolgte. Wie baldigst erklärt wurde, bezweckte diese Maßnahme nicht die Okkupation eines Teiles von Marokko, sondern nur die wirksame Bekundung des deutschen Verlangens nach einem Interessenausgleich.

Man kann ja darüber streiten, ob Deutschland nicht an die Tangerfahrt hätte andere Konsequenzen knüpfen können, ob es in Algeciras nicht besser hätte abschneiden können, ob das Februar-Abkommen von 1909 mit seiner Anerkennung des politischen Vorrechts Frankreichs nicht zu großmütig und vertrauensselig gewesen. Aber die Kritik der Bülowschen Geschäftsführung hat keinen praktischen Wert mehr. Herr v. Bethmann Hollweg und Herr v. Kiderlen-Wächter mußten die Dinge nehmen, wie sie sie geerbt hatten, und danach standen sie vor der engeren Wahl, entweder den Eroberungszug der Franzosen mit bewaffneter Hand zu hindern oder für das Gewährenlassen sich die bestmöglichen Vorteile auszubedingen.

Der erste und Haupt-Vorteil, den wir zu erstreben hatten, war die Sicherung des deutschen Handels und Unternehmungsgeistes in Marokko.

Die Garantien für die wirtschaftliche Freiheit und Gleichberechtigung.

Das ist das Kapitel des Abkommens, auf dessen Inhalt man am meisten gespannt war. Fürst Bülow hatte sich im Jahre 1909 mit der ganz allgemeinen Versicherung begnügt, daß die französische Regierung der deutschen Erwerbstätigkeit in Marokko nichts in den Weg legen wolle. Das Versprechen wurde nicht gehalten. Es wurden den deutschen Unternehmern alle möglichen Schwierigkeiten gemacht, und was man nicht offen bekämpfen konnte, legte man durch allerhand Schikanen lahm. Auf Beschwerden erwiderten die Franzosen einfach, daß die marokkanischen Beamten die Sache gemacht hätten. Manche Leute waren der Meinung, daß sich dieses System überhaupt nicht ändern lassen werde, solange die Franzosen die politische Macht zur Verfügung hätten. Unsere Regierung hat sich aber nicht abhalten lassen, nach bestimmten Garantien für die Freiheit und Gleichberechtigung auf wirtschaftlichem Gebiete zu suchen. Das Abkommen enthält zu diesem Zwecke eine lange Reihe von klug ersonnenen Einzelbestimmungen. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Bestimmungen allen Nationen zugute kommen, da Deutschland keinen Rechtstitel hatte, um für sich eine wirtschaftspolitische Vorzugsstellung in Marokko zu fordern. Wir brauchen ja auch keine Sonderbegünstigung, da Deutschland im wirtschaftlichen Wettbewerb bei gleichmäßiger Behandlung aller sehr gut bestehen kann. Von den wirtschaftlichen Garantien sind hervorzuheben: 1. Das Verbot aller Ungleichheiten in bezug auf Zölle, Steuern, sonstige Abgaben, Tarife, Vorschriften für den Handel. 2. Verbot eines Ausfuhrzolls auf Eisen, sowie der Belastung der Mineninduſtrie durch besondere Steuern auf Produktion und Arbeitsmittel. 3. Verbesserung der Bestimmungen über die Ausschreibung und Vergebung von öffentlichen Arbeiten; unbedingt gleichmäßige Behandlung der Mächte beim Betriebe der Staatseisenbahnen. 4. Freiheit für die Errichtung von privaten Anschlußbahnen. 5. Abwechselnde Vertretung der verschiedenen Direktoren der marokkanischen Staatsbank in den wichtigsten Kommissionen für Zollwesen und Verdingungen sowie Beteiligung der Staatsbank-Verwaltung an der öffentlichen Kontrolle des Eisenbahnbetriebes. 6. Schiedsverfahren für Streitigkeiten, welche die Konsuln nicht schlichten können. Diese und andere Bestimmungen bieten in der Tat eine bedeutende Gewähr für Handels- und Unternehmungsfreiheit, sowie für die Beteiligung an dem marokkanischen Erzvorrat. Wenn Frankreich all die Einzelheiten vertragsmäßig zugestanden hat, so darf man wohl annehmen, daß wenigstens an der Zentralstelle in Paris die redliche Absicht herrschen wird, den Eigennutz der französischen Spekulanten in Schranken zu halten und die alten Schikanen nicht wieder aufkommen zu lassen. Unsere Regierung legt in dieser Hinsicht großen Wert auf den Umstand, daß fortan die französischen Beamten selbst, als Bevollmächtigte des Sultans, für die Verwaltungsmaßnahmen verantwortlich sind und sich nicht mehr hinter marokkanische Strohmänner verstecken können.

Ob die vereinbarten Garantien überall und auf die Dauer die Freiheit und Gleichberechtigung der deutschen Erwerbstätigkeit

wirklich sichern werden, ist ja schwer zu sagen. Es wird wohl gelegentlich Aergernisse und Streitfälle geben. Aber die deutsche Regierung hat fortan doch bestimmte Rechtsparagraphen an der Hand, um den Streit zum Austrag zu bringen und die französische Regierung zum Einschreiten zu nötigen. Es ist doch zweifellos ein großer Fortschritt auf diesem Gebiete erreicht im Vergleiche mit den allgemeinen Redensarten des Bülow-Vertrags von 1909.

Um die Bedeutung dieses Garantiekapitels recht zu würdigen, muß man sich erinnern, daß Fürst Bülow von Anfang an die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands in Marokko als den allein maßgebenden Faktor bezeichnet hatte. Demgemäß halten wir die wirtschaftlichen Garantien für viel wichtiger als die Erwerbungen am Kongo.

Kompensationen und Kolonialamt.

Daß Frankreich zur Abrundung von Kamerun und zur Ausdehnung dieser Kolonie bis an den Ubangi und den Kongo sowie an den belgischen Kongostaat rund 200 000 Geviertkilometer seines Kolonialbesitzes abtritt, ist eigentlich eine Zugabe zu dem Hauptgeschäft. Das abgetretene Tropenland mag wohl zurzeit keinen bedeutenden Wert haben; aber ein Zukunftswert läßt sich nicht leugnen. Den Franzosen ist das Opfer nicht leicht geworden, namentlich wegen der Durchschneidung ihrer dortigen Besitzungen, die von der Kongoküste bis zum Tschadsee reichten. Wenn sie für die Bedeutung der deutschen Genehmigung ihrer Marokkopolitik dieses tatsächliche Zeugnis ablegen, so sollte man in Deutschland dem geschundenen Gaul nicht gar so kritisch ins Maul schauen.

Gerade die Kompensationsfrage, die doch nicht ersten Ranges ist, hat nun zu einem sehr ärgerlichen Zwischenfall geführt. Das Kolonialamt, das früher dem Staatssekretär des Auswärtigen untergeben war, ist bekanntlich unter Dernburg zu einem selbständigen Reichsamt, natürlich dem Kanzler unterstellt, gemacht worden. Die junge Selbstherrlichkeit hat nun den Kolonialstaatssekretär v. Lindequist und seinen Referenten Geheimrat v. Danckelmann verleitet, dem Staatssekretär v. Kiderlen bei seinen Verhandlungen mit Paris Schwierigkeiten zu machen durch Widerspruch gegen die Kongo-Kompensationen und gegen die Entscheidung des Reichskanzlers Front zu machen durch Entlassungsgesuche während der schwebenden Verhandlungen. Nach Angabe der Offiziösen soll das Kolonialamt auch durch Indiskretionen an die Presse gegen die Politik des Reichskanzlers gearbeitet haben. Es liegt hier ein Fall von Zerfahrenheit in dem Organismus der Reichsverwaltung vor, der den alten guten Sitten und Ueberlieferungen nicht entspricht. Ob man wegen des geringeren oder größeren Wertes des Kongolandes den Abschied aus dem Reichsdienst nehmen muß, lassen wir dahingestellt; auf keinen Fall darf die persönliche Sonderansicht nachgeordneter Beamten eine Störung der Politik des allein verantwortlichen und allein maßgebenden Reichskanzlers herbeiführen. Sollte das Kolonialamt fortfahren, die Dinge zu einseitig und zu eigensinnig nach seinen Fachtabellen zu beurteilen und zu behandeln, so könnte man erwägen, ob die Kolonialverwaltung nicht lieber wieder in den Verband des Auswärtigen Amtes überführt werden sollte.

Die liberale Opposition hat plötzlich große Vorliebe für die Herren v. Lindequist und v. Danckelmann. Das darf aber die öffentliche Meinung nicht irreführen. Ebensowenig das abfällige Urteil über den Vertrag, das aus parteipolitischer und persönlicher Verbissenheit hervorgeht. Im ganzen ist doch schließlich das Abkommen erträglich. Wer es bekämpfen will, soll auch den Mut haben, offen zu sagen, daß er wegen Marokkos einen europäischen Krieg herbeiführen möchte. Im Frieden war offenbar nicht mehr zu erreichen, als erreicht ist.

Die Lage im Auslande.

Die türkischen Meldungen über die bereits erfolgte oder doch sicher bevorstehende Wiedereroberung von Tripolis haben sich nicht bewahrheitet; aber die Lage der Italiener ist doch nicht gut, da nicht bloß die Widerstandskraft, sondern auch die Angriffslust ihrer Gegner alle Erwartungen übertreffen. Die Folge ist die fortgesetzte Verstärkung des italienischen Eroberungsheeres. Wenn auch Tripolis und die anderen Küstenstädte schließlich behauptet werden, so ist die Eroberung des Innern noch aussichtsloser als vorher.

In China entwickeln die Dinge sich eigenartig. Während im Süden die Kämpfe zwischen den Kaiserlichen und den Rebellen mit wechselndem Glück sich abspielten, gab es in Peking eine unblutige Revolution, indem das vorbereitende Parlament in aller Eile die neuen konstitutionellen Grundzüge aufstellte, die freilich die Tsing-Dynastie beibehalten, aber sie doch zugunsten des Parlamentes aller Macht entkleiden. Echt chinesisch ist es auch, daß Juanschikai, der Nothelfer-Diktator, fortgesetzt den Antritt seines Postens als Ministerpräsident verzögert und anscheinend erst den Abschluß der Verhandlungen mit den Rebellen vorhergehen lassen will.

Der 12. Januar 1912.

Von Chefredakteur Max Roeder, Aachen.

Endlich ist das Ratespiel gelöst; am 12. Januar 1912 finden die Wahlen zum Deutschen Reichstag statt. Ein Freitag ist es, und schon stellen große und kleine politische Kinder das Horoskop. Ausgerechnet das „Berliner Tageblatt“ serviert in geschmackvoll sein sollender Aufmachung den Aberglauben von dem Unglücks-Freitag, natürlich in dem Sinne, daß der 12. Januar 1912 ein Tag der Abrechnung für den schwarz-blauen Block sein wird. „Doch auch hier wie überhaupt, kommt es anders wie man glaubt.“ Also abwarten! Würde allerdings die Politik des „Berliner Tageblatt“ mit dem 13. Januar 1912 entriert, dann wäre der vorhergehende Wahltag ein dies nefastus in der schlimmsten Bedeutung des viel sagenden Wortes.

Politisches Prophezeien ist ein müßig Beginnen, und doch fehlt es nicht an solchen, welche diesem unsicheren Beruf mit besonderer Vorliebe nachhängen. Dabei muß man sich über eines wundern. Die Propheten aus allen Parteilagern reden von dem Ansturm der roten Flut. Mit der Miene des tiefsinnenden Staatsmannes wird die Melodie in allen Variationen gesungen — keiner kommt auf den Gedanken, sich einmal zu sagen: die Sozialdemokratie wird anwachsen — aber auf wessen Kosten? Wir werden sehen! Da war der alte Bebel viel schlauer, als er das Hauptgewicht auf den Stimmenzuwachs, nicht auf Mandatgewinn legte. Nichts ist unsicherer und undankbarer, als nach dieser Richtung hin Berechnungen anzustellen. Dagegen sprechen allein schon die Stichwahlen, hinsichtlich deren trotz aller Zeitungsartikel Direktiven der Parteien sich im Augenblick noch nicht voraussehen lassen.

Eines aber steht heute bereits fest: Der Wahlkampf wird mit seltener Heftigkeit geführt werden und er wird sich auf einem selten niedrigen Niveau bewegen. Das läßt jetzt schon die gegen das Zentrum gerichtete Agitation ahnen, in der sich die ganze Skrupellosigkeit von Haß geleiteter Gegnerschaft geltend machen wird. Die ganze jämmerliche Hetze wegen der Finanzreform wird wieder einsetzen. Als wirksame Agitatoren benützt man die Teuerung, an der natürlich das Zentrum so wenig schuld ist wie an den abnormen Witterungsverhältnissen, die sie in erster Linie verursacht haben. Und dann all die schönen Schlagwörter für den leicht erregbaren Masseninstinkt: Volksbetrug, Wahlrechtsraub, Zoll- und Brotwucher! So auf der einen Seite. Dazwischen das Lied von der schwarzen Reaktion, von den ultramontanen Vaterlandsfeinden. In dieser Verblendung soll und muß Aufklärung verbreitet werden.

Bei Beratung der Teuerungsinterpellation im Deutschen Reichstag hat der Reichskanzler es undeutbar ausgesprochen, daß die Regierung nicht gesonnen sei, an den bewährten Grundlagen unserer Wirtschaftspolitik rütteln zu lassen. Dieser für einen Staatsmann eigentlich selbstverständliche Satz fand gar bald in der Presse eine lebhafte Interpretation. Die einen wollten in ihm das Bekenntnis zu dem übrigens gar nicht existierenden schwarz-blauen Block sehen. Gedächtnisschwäche scheint bei diesen Politikern vorzuliegen. Nicht Zentrum und Konservative haben die Zollfeste allein errichtet, unter deren mächtigem Schutz Deutschland den ungeahnten Aufschwung genommen hat. Als Wahlparole deuteten es die anderen. Wäre es das, dann könnten, ja dann müßten sie alle wirklich vaterlandsliebenden Männer aufnehmen. Es ist nicht unzutreffend, wenn behauptet wird, der Reichskanzler habe damit den Schutz der nationalen Arbeit proklamieren wollen. Wer diesen Schutz entziehen will, der versündigt sich am Vaterlande, und darin liegt nicht zuletzt die große Bedeutung der Mehrheitsbildung in dem neu zu wählenden Reichstag. Wie eine Ironie klingt es, wenn die Partei, welche doch vorgibt, allein den Interessen der arbeitenden Klasse zu dienen, die Grundlagen umstürzen will, auf denen vorzüglich sich die mächtige Industrie entwickeln konnte, welche Millionen deutscher Arbeiter ernährt. An diesem Zusammenhang läßt sich nicht rütteln und nichts deuteln; der wahre Freund der Arbeiterklasse

wird niemals die Hand dazu bieten können, daß die Wirtschaftspolitik geändert wird, welcher unser deutsches Wirtschaftsleben seine Größe verdankt. Eine ebenso große Ironie scheint es zu sein, wenn sich derselben Partei jene verbünden, welche vor Jahren an der Errichtung dieses Wirtschaftsgebäudes mitgearbeitet haben, und die sich an opfernder Liebe für das Vaterland von niemand wollen übertreffen lassen. Nicht anders ist es mit der Finanzreform, welche den Sturmbock im Wahlkampfe abgeben soll. Was nützen alle die agitatorischen Phrasen, wenn der Staatsorganismus selbst krankt? Und er krankte schwer; die Finanzwirtschaft mußte erst wieder gesunden. Das konnte nicht geschehen ohne materielle Opfer eines jeden einzelnen; sie zu bringen, ist um so leichter, weil sie ja wieder dem Volksganzen zugute kommen. Deshalb: Schutz der nationalen Arbeit, Schutz gegen die destruktiven parteipolitischen und volkswirtschaftlichen Bestrebungen, welche die Gefahr der Zersetzung in sich tragen.

Gewiß wird es schwer, der Wahrheit zum Siege zu verhelfen. Schuld daran tragen die verbündeten Regierungen, welche monatelang der skrupellosen Hetze zugesehen haben ohne ein objektives, sachliches Wort der Aufklärung. Schuld tragen jene, welche die Massen des Denkens entwöhnen, welche alles und jedes unter dem Gesichtswinkel der parteipolitischen Agitation betrachten und verneinen. So muß das politische Leben auf einen Tiefstand kommen, der gleich bedauerlich und gleich gefährlich ist. Die Sucht, an dem politischen Gegner unter keinen Umständen ein gutes Haar zu lassen, jede seiner Handlungen, auch die objektiv beste, zu verdächtigen, ist epidemisch geworden, und es ist zu wünschen, daß geschickte Aerzte den Heilungsprozeß beschleunigen, ehe es zur Katastrophe kommt. Einsicht und Verständnis ist die heilsame Arznei gegen die verhetzende Nervosität und gegen die nervöse Verhetzung. Daß der Haß immer ein schlechter Berater war, müßten sich alle merken, die im öffentlichen Leben stehen.

Das Zentrum kann mit ruhigem Gewissen dem 12. Januar 1912 entgegensehen. Es hat nicht nötig, seine Taten zu prüfen; eine vierzigjährige Geschichte ist sein beredter Anwalt. Ihm Treue um Treue! Aber gegen die Verdächtigungen muß es geschützt werden von dem letzten seiner Anhänger. Nicht als ob die Agitation auf die Defensive beschränkt bleiben dürfte; wir müssen ausholen zu einer großzügigen Offensive. Dazu müssen wir gerüstet sein auf der ganzen Linie: die Organisation geschlossen und ausgebaut, die Vertrauensmänner herangezogen und geschult, und dann kraftvoll ans Werk! Dann wird der 12. Januar 1912 die Bedeutung haben, die ihm alle Vaterlandsfreunde wünschen: die Erstarkung des deutschen christlichen Bürgertums.

Die hessischen Landtagswahlen.

Von Professor Hattemer, Worms.

Der Würfel ist gefallen. Am 3. November wurde in Hessen zum erstenmal direkt zur Zweiten Kammer gewählt, jedoch nur in 33 von den jetzt 58 Wahlkreisen, da die restierenden 25 Abgeordneten ihr Mandat noch 3 Jahre innehaben. Im letzten Landtag verteilte sich das Stärkeverhältnis auf die einzelnen Parteien wie folgt: 17 Nationalliberale, 13 Bauernbund, 8 Zentrum, 5 Freisinnige, 5 Sozialdemokraten und 2 Wilde. Von den ausgeschiedenen 25 waren 8 Nationalliberale, 8 vom Bauernbund, 5 vom Zentrum, 1 vom Fortschritt und 3 Sozialdemokraten. Da die ländlichen Wahlkreise jeder Provinz um je ein Mandat, die städtischen insgesamt um fünf vermehrt wurden, hatten zusammen 33 Neuwahlen zu erfolgen.

Das endgültige Ergebnis der Neuwahl ist heute folgendes: Gewählt sind: Zentrum 6, Bauernbund 7, Sozialdemokraten 4, Nationalliberale 3, Fortschrittspartei 2. 11 Stichwahlen haben stattzufinden.

Fortschrittspartei und Sozialdemokratie, welche seit Wochen sich nicht genug tun konnten im üblen Gerede über das neue Wahlgesetz, das der schwarzblaue Block in Hessen durch das Pluralwahlrecht und eine einseitige Wahlkreisgeometrie sich auf d n Leib zugeschnitten habe, haben relativ den größten Nutzen aus diesem gezogen. Von der Fortschrittspartei gewählt sind der Generalissimus, Pfarrer Korell, der Mann mit der leichtzüngigen Beredsamkeit, und Heerdt, letzterer aber nur durch die tatkräftigste Unterstützung des Zentrums und der Nationalliberalen. Ob die Fortschrittspartei sich dafür den Nationalliberalen bei den Stichwahlen erkenntlich zeigen wird, ist mehr als fraglich. In Gießen wurde ihnen bereits die Hilfe der Sozialdemokraten zugesichert. Letzteren dürften bei nur einiger Gegenleistung der Freisinnigen — beide Parteien leben in Hessen in engster Verbrüderung — in der Nachwahl die Kreise: Vilbel, Gernsheim sicher, wahrscheinlich auch Büdingen, Beerfelden und Bensheim zufallen.

Die Nationalliberalen haben die Rechnung zu bezahlen. Das ist ihr verdientes Los. Es ist die Partei der inneren Dissonanzen. Ihr Führer, Dr. Osann in Darmstadt, befindet sich in einer sehr prekären Lage. Seine Parteigenossen in Offenbach und Mainz drängen unentwegt nach links, während der rechte Flügel, die sogenannte „Wormser Ecke", im Grunde genommen dem Bauernbund gleicht wie ein Ei dem anderen. Außerdem war Dr. Osann gezwungen, als Vorsitzender des nationalliberalen Landesausschusses dem Abg. Schönberger, der in Nierstein für den bündlerischen Landtagskandidaten Wolf gegen den offiziellen nationalliberalen Schätzel eintrat, öffentlich sein „lebhaftes Bedauern" und seine „schärfste Mißbilligung" zu erklären. Zu dieser Unstimmigkeit kam auch noch die Doppelkandidatur des nationalliberalen Bürgermeisters Reichardt in diesem Kreis. Aus all diesen großen und kleinen Dissonanzen heraus ist auch der kürzlich in Darmstadt gemachte Versuch der Gründung einer freikonservativen Partei zu erklären. Ob dieser Versuch greifbare Gestalt annimmt, muß die Zukunft lehren. Die Krisis in der nationalliberalen Partei Hessens besteht fort. Die reinliche Scheidung der Geister wird und muß kommen, und zwar um so mehr zugunsten der rechtsstehenden Mitglieder, je skrupelloser die linksstehenden Parteien den Bauernbund bekämpfen. Geflissentlich vermeidet die „Wormser Ecke" etwa seit jenem Tage des Ausscheidens des Reichstagsabgeordneten Freiherrn von Heyl aus der Fraktion jedes Kulturkämpfertum, ja desavouiert, wie kürzlich auf dem nationalliberalen Parteitag zu Darmstadt, durch den Abgeordneten und Oberbürgermeister Köhler von Worms derartige Allüren aufs gründlichste. Sollte es wahr sein, daß vor nicht allzu langer Zeit katholischen Pfarrern des Reichstagswahlkreises Worms-Heppenheim-Wimpfen Gratissendungen der von Frhrn. von Heyl herausgegebenen Pfeddersheimers Chronik zugegangen sind, so wäre die Freundschaft der „Wormser Ecke" gegen das Zentrum etwas zu auffallend und durchsichtig.

Der Bauernbund bildet mit dem Zentrum die pièce de résistance unter den verschiedenen Parteigruppen. Das bewiesen die jüngsten Wahlen zu deutlich. Der Bauernbund erhielt beim ersten Anhieb 7 von 8 ausgeschiedenen Wahlsitzen, das Zentrum gar behielt seine 5 und gewann einen neuen. Der Bauernbund hat sein Schwergewicht in den ländlichen Kreisen Oberhessens, jener Provinz, welche unter 14 ländlichen Wahlkreisen 11 unter 20000 Einwohnern hat, eine Bevorzugung, welche gegen die Provinz Starkenburg mit nur 5 unter 18 Wahlkreisen unter derselben Einwohnerzahl merkwürdig hervorragt.

Das Zentrum hat sich glänzend geschlagen. Um ein Haar wäre es in Wöllstein anstatt der Nationalliberalen mit dem Freisinn in die Stichwahl gekommen. Vielleicht gelingt's das nächstemal. Dann dürfte es sich zeigen, ob die Nationalliberalen, die am 3. November in verschiedenen Wahlkreisen die Unterstützung des Zentrums erfuhren und in den Stichwahlen dieselbe mehrfach dringend benötigen, wirklich Hilfe mit Gegenhilfe lohnen. Wie wenig selbstsüchtig das Zentrum bei der neuen Wahlkreiseinteilung gedacht hat, beweist auch die Tatsache, daß, hätte das Zentrum in der Umgrenzung des Wahlkreises Osthofen nur eine kleine Verschiebung zu seinen Gunsten seinerzeit vorgenommen, im genannten Wahlkreis beide Parteien — Nationalliberale und Zentrum — sich das Zünglein an der Wage gehalten hätten. Wenn auch in Worms an einen Sieg des Zentrums nicht zu denken war, so hat doch die für den Kandidaten des Zentrums abgegebene Stimmziffer nicht befriedigt. Die Ursache liegt in der großen Anzahl von Nichthessen in der Partei, die versäumten, beizeiten die hessische Staatsangehörigkeit zu erwerben, in der stillen, aber um so eifrigeren Agitation einiger Gegenkandidaten und — ein klein wenig, man verhehle es sich nicht — an der mangelhaften Organisation. In Mainz wurde der Demokrat Heerdt, nebenbei gesagt Katholik, nur durch die tatkräftigste Unterstützung des Zentrums und der Nationalliberalen gewählt. Hoffentlich erinnert man sich in drei Jahren auf demokratischer Seite an diese freigebigste Unterstützung bei der Wiederwahl des hochverdienten Zentrumsführers, Justizrats Schmitt! Das Zentrum hat noch einen anderen Katholiken, den nationalliberalen Reallehrer Böhm in Gernsheim, unterstützt. So wohlmeinend bei beiden Kandidaten die Absicht war und bei dem einen sogar erreicht wurde, die Sache hat aber doch auch ihre Bedenken. Die nationalliberale Partei hat bereits drei Katholiken unter ihren Abgeordneten: Bürgermeister Diehl, Rechtsanwalt Dr. Winkler und Hauptlehrer Bach. So sehr man auf der einen Seite immer und immer wieder, und zwar mit vollem Recht, betont, für den überzeugten Katholiken könne nur die Zentrumspartei in Betracht kommen, um so mehr müßte man es sich zehnmal überlegen, ob man einen nationalliberalen oder freisinnigen Katholiken wählen dürfe. Die Auffassung liegt dann sehr nahe, man könne überzeugter Katholik und doch dabei nationalliberal oder freisinnig sein, ja, sie wurde dieser Tage kurz und klar von Justizrat Stephan in einer Wählerversammlung in Worms gelegentlich eines Nachrufes auf den vor Jahresfrist verstorbenen Abg. Reinhart ausgesprochen:

„Wir aber, als Mitglieder der nationalliberalen Partei, müssen es Hrn. Reinhart ganz besonders hoch anrechnen, daß er, obgleich überzeugter (!?) Katholik, während seiner ganzen politischen Tätigkeit der nationalliberalen Partei als treues Mitglied angehörte und aktiv als Politiker und Abgeordneter im Interesse der nationalliberalen Partei gewirkt hat. Als Reinhart im Jahre 1878 zum ersten Male zur Zweiten Kammer gewählt wurde, herrschte bei uns noch der sogenannte Kulturkampf. Im Mai 1875 waren die Maigesetze erlassen worden, durch die das Verhältnis des Staates zur Kirche geregelt wurde, alle ähnlichen Gesetze waren im Mai 1873 in Preußen in Kraft getreten. Der größte Teil der katholischen Bevölkerung in Deutschland faßte diese Gesetze als Kampfgesetze auf, die gegen die katholische Kirche gerichtet seien. Aus diesem Grunde war es zur damaligen Zeit für einen überzeugungstreuen (!?) Katholiken gewiß schwierig, sich zu einer Partei zu entschließen, die auf dem Boden der Maigesetze stand, und besonders schwierig war es, aktiv im Dienste der nationalliberalen Partei öffentlich zu wirken. Reinhart hat durch die Tat bewiesen, daß man auch als Katholik in politischen Beziehungen ein liberaler Mann sein kann. Es besteht kein Zweifel, daß das Beispiel, das er seinen Glaubensgenossen gegeben hat, die Wirkung hatte, daß eine nicht zu unterschätzende Zahl gläubiger Katholiken Mitglieder und Anhänger der nationalliberalen Partei geworden sind. Hierfür schulden wir Herrn Reinhart als nationalliberale Männer ganz besonderen Dank, und ich zweifle nicht daran, daß sein Andenken in den Herzen aller gutgesinnten nationalliberalen Männer in Worms stets in Ehren gehalten und fortleben wird." (Lebh. Beifall). („Wormser Ztg." Nr. 559 vom 1. Nov. 1911). Besonders bei katholischen Lehrern, die nicht dem Zentrum angehören, dürfte diese Unterstützung erst recht sehr ernst zu prüfen sein nach dem Vorgang des Hauptlehrers Bach, des unentwegten Verfechters der konfessionslosen Schule und des konfessionslosen Religionsunterrichts durch den Lehrer auf dem Parteitag der Nationalliberalen. Wie sehr ein großer Teil der hessischen Volksschullehrer von gleichen Grundsätzen beseelt ist, beweist das Wettlaufen dieser Lehrer um die Wahlsitze. Nicht weniger als 6, darunter 4 freisinnige, kandidierten. Es ist aufs höchste zu bedauern, daß die Zentrumsleitung keinen überzeugten katholischen Lehrer in einem sicheren Wahlkreis aufstellte, selbst auf die Gefahr hin, daß einer der Juristen hätte zurücktreten müssen. Mit Recht schreibt die „Allgemeine Rundschau" in Nr. 43 vom 28. Oktober 1911: „Der verdienstvolle Obmann des Kath. Lehrervereins, Herr Lehrer Schoen, ein ebenso erfahrener Schulmann, wie gewandter, schneidiger Redner, hätte bei der Beratung der Schulgesetzvorlage der katholischen Sache sicher die besten Dienste erwiesen."

Endlich noch ein offenes Wort darüber, daß der besonders um die Sache des hessischen Bauernvereins hochverdiente Pfarrer Blum wider alles Erwarten nicht kandidieren — durfte, man sagt, von seiten der kirchlichen Behörde. Ich kann das nicht glauben. Die evangelische Kirche hat nun in der zweiten Kammer ihren Vertreter in dem freisinnigen Pfarrer Korell. Alle Parlamente der deutschen Bundesstaaten, soweit sie in Frage kommen, haben katholische Geistliche unter ihren Mitgliedern; erst jüngst wurden in Elsaß-Lothringen einige gewählt. Selbst Regens und Domkapitular Mou'ang war längere Zeit Reichstagsabgeordneter. Sollte man wirklich befürchten, ein in reiferem Alter stehender Geistlicher mit vieljähriger praktischer Erfahrung könne seinen Stand und die Interessen des katholischen Volkes nicht würdig genug in der Zweiten Ständekammer vertreten, oder die Abgeordneten anderer Parteien könnten in irgend einer Form der Würde des Geistlichen zu nahe treten? Die Furcht ist eitel. Wenn sich Fälle wie seinerzeit bei der Abstimmung über die Seligenstädter Konfessionsschule und das Kreuzzeichen beim Gebet zu Anfang des Unterrichtes in einzelnen Simultanschulen des Offenbacher Kreises wiederholen, und der Vertreter der kirchlichen Behörde in der Ersten Kammer am Erscheinen verhindert ist, wäre dann nicht ein geistlicher Abgeordneter in der Zweiten Kammer vom größten Vorteil? Mit heißer Mühe und vielen Opfern widmet sich ein großer Teil des Klerus dem katholischen Vereinsleben. Warum will man ihn von der maßgebenden Vertretung auf politischem Gebiete, von der Zweiten Kammer ausschließen? „Geistliche und Laien", so schrieb die „Köln. Volksztg." in Nr. 879 vom 14. Oktober 1911, gehören zusammen, nicht nur auf dem kirchlichen sondern auch auf dem sozialen und auf dem politischen Gebiete." So halten es die Nationalliberalen, die Freisinnigen, so hält es das Zentrum im Reichstag und in den Landtagen von Preußen, Oldenburg, Bayern, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen, und diesem lauten Wunsche kann sich auch die Zentrumspartei in Hessen auf die Dauer nicht verschließen.

Bald wird es Abend werden . . .

Im Westen dehnt die Himmelsbahn
Sich weit in leuchtendroter Glut;
Zuweilen schwebt ein Wolkenkahn
Glanzüberronnen durch die Flut —
Bald wird es Abend werden.

Im Walde leuchtet jeder Baum
Im Blätterkleide farbenbunt,
Und leise, leise wie im Traum
Fällt hier und da ein Blatt zum Grund —
Bald wird es Abend werden.

Und sinnend schaut ein Menschenkind
Die bunte Pracht, die draussen loht;
Im Fieber klopft der Puls geschwind,
Und seine Wangen brennen rot —
Bald wird es Abend werden.

Fritz Flinterhoff.

Die Landtagswahlen in Elsaß-Lothringen.

Von Chefredakteur Th. Seltz in Straßburg.

Die erste Schlacht für den neuen Landtag ist geschlagen. Die 60 Mandate verteilen sich, wenn wir die vier Unabhängigen zur liberalen Fraktion rechnen, was zur Stunde noch nicht entschieden ist, wie folgt:

Zentrum	26
Lothringer	10
Liberale	12
Sozialdemokraten	11
Fraktionslose	1
	60

Der Rechten, bestehend aus Zentrum und Lothringer Block, darf der Fraktionslose (Fabrikant Robert Schlumberger in Gebweiler) noch zugezählt werden, der vom bürgerlichen Block gegen den Großblocksozialisten gewählt wurde. Die Unabhängigen haben sich bis auf einen in der Schulfrage auf den bestehenden Zustand festgelegt, so daß einer Linken mit kulturkämpferischen Tendenzen eine Abwehrmehrheit von mindestens 40 Abgeordneten entgegenstünde.

Das ist wichtig und entspricht den Absichten des Großblockes keinesfalls. Der Sprecher des radikalen Teils in diesem Gebilde, der sozialdemokratische Abgeordnete Dr. Frank aus Mannheim, hatte in seiner programmatischen Rede zur Eröffnung des Wahlfeldzugs ausdrücklich die Verweisung der Religion aus der Schule verlangt. Die der Regierung am nächsten stehende Presse fand nicht ein Wort dagegen einzuwenden; dafür wies sie aber den Vorwurf des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Boehle (der nun auch dem Landtag angehört), die liberalen Kandidaten seien für Beibehaltung der konfessionellen Schule, als falsch zurück. Außerdem war ein Kandidat, den selbst die regierungsfreundlichen Demokraten als Regierungsmann charakterisierten, zwischen Haupt- und Nachwahl aus einem Anhänger des bestehenden Zustandes ein Verteidiger der Simultanschule und der Trennung von Kirche und Staat geworden! Endlich ist nicht zu vergessen, wie schwächlich sich die Regierung im bekannten Kompetenzkonflikt benahm, aus Rücksicht auf eine liberale Minorität und ihre Berliner Lärmtrompeten. Unter solchen Umständen kann eine solide Majorität, die eventuell bereit ist, der Regierung den Nacken zu steifen, nur beruhigend wirken.

Diese Mehrheit ist der Erfolg der ersten Landtagswahl. Die Gegner belieben zwar darzustellen, als wäre das selbstverständlich gewesen und unvermeidlich. War dies etwa auch die Ansicht des liberalen Führers, als er im Frühjahr wiederholt erklärte, er könne sich das neue Parlament, weil es aus allgemeinen Wahlen hervorgehe, nicht anders als mit einer antiklerikalen Mehrheit denken? Und rechnete die liberale Agitation etwa nicht bestimmt mit der Möglichkeit, die „klerikale" Mehrheit zu verhindern? Wurden zu diesem Zwecke nicht „wirtschaftliche" und Doppelkandidaturen aufgestellt, die eine zweifelhafte Nachwahl herbeiführen sollten? Und feierte

man in den Großblockversammlungen nicht den Antiklerikalismus der romanischen Länder und den Anarchisten Ferrer? Richtig ist nur, daß man sich mit dem ersten Wahlgang verrechnet hatte, der mit 28 Mandaten (19 + 9) der Rechten schon die Position sicherte.

Auch mit der Ausrede, es sollte in diesen ersten Wahlen nur „eine reine Zentrumsmehrheit“ verhindert werden, und mit dem Hinweis auf die Niederlage der Nationalisten vermögen die Gegner und ihre Freunde in der Regierung über ihren Mißerfolg nicht hinwegtäuschen. Nie war im Zentrum von einer solchen Mehrheit die Rede; die Optimisten rechneten 23 Zentrumsmandate heraus. Heute freilich, wo den Berechnungen bestimmte Erfahrungen zugrunde gelegt werden können. dürfte auch aus den Reihen des Zentrums mancher den Gegnern zustimmen, wenn sie eine Zentrumsmehrheit im Bereich des Möglichen liegen sehen. Dazu braucht es nur einer guten Schulung und einer regeren Teilnahme am ersten Wahlgang. Wir nehmen an, daß die Aussicht auf den Großblock, den sie nun am Werke sehen, in Zukunft die Zentrumswähler schon zum ersten Treffen bis auf den letzten Mann auf die Beine bringen wird.

Der Großblock war von vornherein beabsichtigt. Er ist hierzulande auch gar keine neue Erscheinung. Stellenweise gab es den längst, in Colmar z. B. schon 1901 und 1902, wo sich bereits, wie heute wieder, deutsche Beamte „eine patriotische Pflicht“ draus machten, sozialdemokratisch zu wählen! Daß der Großblock bei den Reichstagswahlen 1907 nicht aufs ganze Land ausgedehnt wurde, war nicht die Schuld der Liberalen, die den Sozialdemokraten ein Bündnis schon vor dem ersten Wahlgang angeboten hatten. Zwei Jahre später, bei den Vorwahlen zum Parlament (Bezirkstagswahlen) nahmen die Sozialdemokraten die Offerte an; jetzt waren die liberalen Führer, die schon um die Jahrhundertwende versichert hatten, sie seien ohne die Unterstützung der Sozialdemokraten den „Ultramontanen“ ausgeliefert, ganz in ihrem Element.

Darnach ist es zum mindesten verwunderlich, daß der Kampf gegen den Nationalbund zur Entschuldigung des Großblocks herangezogen werden soll. Die Liberalen wollten sich einfach Mandate sichern, das allein war der Zweck der Uebung. Dafür zeugt schon die Tatsache an sich, daß die liberale Agitation vor nationalistischen Mitteln nicht zurückschreckte, wo diese Erfolg versprochen. Mit solchen Mitteln sind aber gerade die Nationalisten bekämpft worden! Man warf ihnen vor, sie trieben nur Opposition zum Schein, sie redeten nur gegen die Beamten, aber sie täten nichts gegen sie. Man denunzierte sie den Wählern, weil sie es nicht wagten, die Republik ins Programm aufzunehmen! Warum jedoch, wenn die Großblockpresse ihre Erfolge über die Nationalisten Preiß und Blumenthal besingt, die in zweifelhaften Kreisen kandidierten, warum verschweigt sie die 1000 Stimmen, die in einem vorwiegend ländlichen Kreis des Unter-Elsaß einem Nationalisten zufielen, und warum bucht sie den Mißerfolg des angeblich „nationalistisch angehauchten“ Zentrumskandidaten Clad, während sie sich ausschweigt über den großen Erfolg des Zentrumskandidaten Knöpfler, der zwar kein Nationalist ist, der aber doch von der liberalen Agitation als solcher bekämpft wurde?

Man merkt überall die Absicht, die Erfolge des Zentrums zu vertuschen und die Stellung der Regierung nach den Wahlen günstiger beurteilen zu lassen, als sie es in Wahrheit ist. Denn die Regierung ist ohne Zweifel davon mitbetroffen, wenn die ihr am nächsten stehenden Parteien nicht besser von der Parade gekommen sind.

Wir glauben nun allerdings nicht — und wollen es auch nicht hoffen —, daß das Zentrum oder daß die Rechte vor allem darauf ausginge, an der Regierung etwa für Vergangenes Vergeltung zu üben. Wir sind vielmehr überzeugt, daß das Zentrum fest entschlossen ist, positiv mitzuarbeiten, und daß es sich darin von keiner Partei wird überbieten lassen. Zu ruhigem Schaffen schien aber die Mehrheit des Parlaments auch schon im Jahre 1908 bereit. Lag es nur an ihr, wenn die Ruhe durch lärmende Demonstrationen unterbrochen wurde?

Wenn die Regierung in der Zwischenzeit gelernt hat, die Volksvertretung nicht unnötigerweise zu reizen, wenn sie den guten Willen zeigt, mit dem Volke und nicht gegen dieses zu regieren, und sich in der Ausführung dieser Absicht nicht stören läßt durch alldeutschen Alarm, dann wird sie ohne Zweifel im Landtag die Mehrheit haben, die ihr im Landesausschuß verloren ging. Die Regierung zeige sich auf der Höhe der Situation, an der Volksvertretung soll es nicht fehlen!

Verblüht ist der Frühling...

Verblüht ist der Frühling —
Wie bald er doch schied!
Verhallt ist der Jugend
Helljauchzendes Lied.

Um liebliche Blumen
Bekümmert ich bin:
Halboffene Knospen
Mir welkten dahin...

O maiholde Jugend,
Die früh mir entschwand,
Wie viel deiner Blüten
Brach frevelnde Hand! —

Und früh hat sich Wolke
An Wolke geballt —
Verblüht ist der Frühling,
Das Lied ist verhallt...

Franz Jos. Zlatnik.

Konstanz als Auftakt zu den allgemeinen Reichstagswahlen.

Von Carl Diez, Radolfzell.

Eine bemerkenswerte Nachwahl mit überraschendem Ausgange hat der I. badische Reichstagswahlkreis Konstanz-Ueberlingen soeben betätigt. Durch den Tod des hochverdienten und seiner hervorragenden Fähigkeiten und seiner Arbeitskraft wegen, speziell in Budgetsachen, allseits hochgeachteten Geh. Finanzrates Hug wurde eine Ersatzwahl erforderlich.

Der I. badische Reichstagswahlkreis war bis zum Jahre 1890 liberal vertreten, in diesem Jahre siegte das Zentrum erstmals, und zwar in der Stichwahl. Auch bei den folgenden Wahlen 1893 und 1898 siegte das Zentrum erst in der Stichwahl. Einen entschiedenen Sturm auf das Mandat unternahm der Liberalismus nochmals 1903. Er stellte den höchsten Beamten des Bezirkes, den Landeskommissär Freiherr v. Bodmann, als Kandidaten auf, der damals den Ausspruch tat, es müsse wieder helle werden im Seekreis. Es wurde helle, und der Landeskommissär Heinrich Freiherr v. Bodmann unterlag gleich im ersten Wahlgange. v. Bodmann ist heute badischer Minister des Innern, die Seele des Gesamtministeriums, dem er den Stempel seiner Persönlichkeit aufdrückt. Seine schroffe Haltung dem Zentrum gegenüber dürfte ihren Grund nicht zuletzt in der ihm 1903 durch dieses bereiteten Wahlniederlage haben. 1907, bei den bekannten Hottentottenwahlen, siegte Geheimrat Hug ebenfalls im ersten Wahlgange, und zwar mit der gewaltigen Majorität von über 3000 Stimmen. Der Wahlkreis galt nun als endgültig dem Zentrum gesichert. Daß diese Annahme nicht nur irrig, sondern geradezu verhängnisvoll wurde, bewies der Ausgang dieser Ersatzwahl, der mit dem Siege des Großblocks — einschließlich der Sozialdemokratie — endigte.

Welch schwerer Belastungsprobe sich das Zentrum durch seine hervorragende Mitarbeit am Zustandekommen der unumgänglich nötigen „Finanzreform“ ausgesetzt hat, zeigten schon die Wahlen zum badischen Landtag 1909, bei welchen das Zentrum eine Einbuße von zwei Mandaten und 1700 Stimmen (12,7 %) zu verzeichnen hatte. Auch der Gesamtliberalismus verlor rund 8000 Stimmen (7,3 %), während die Sozialdemokraten die für ganz Deutschland einzig dastehende Zunahme von 35 600 Stimmen (70,7 %) aufzuweisen hatte.

Bei der Ersatzwahl in Konstanz rechnete man ebenfalls mit einem starken Anschwellen der Sozialdemokratie. Auffallenderweise traf dies nicht zu. Am 19. Oktober — bei der Hauptwahl — erhielt der Zentrumskandidat Landgerichtsdirektor Freiherr v. Rüpplin 13 262, der liberale Gärtnereibesitzer Schmid 11 411, und der Sozialdemokrat Schriftsetzer Großhans nur 3025 Stimmen. Das Zentrum war also in die Stichwahl gedrängt, bei welcher es am 27. Oktober mit 14 045 Stimmen gegen den Großblock, — Nationalliberale, Fortschrittliche Volkspartei und Sozialdemokratie — der 15 114 Stimmen aufbrachte, unterlag. Die Zunahme der Sozialdemokratie seit 1907 betrug nur 460 Stimmen. Es ist dies um so auffälliger, als der Hauptzuwachs der Wahlberechtigten mit 2129 auf die Städte Konstanz (645), Radolfzell (203) und Singen (457) entfällt und in erster Linie seiner Arbeiterbevölkerung zugute kommt, die sich großenteils offen zur Sozialdemokratie bekennt und bei dieser organisiert ist. Eine Erklärung bietet die merkwürdige Tatsache, daß die sozialdemokratische Agitation den Liberalismus fast gar nicht bekämpfte, sondern lediglich auf das Zentrum einhieb. Ein anderer Grund ist die Agitationsweise der Liberalen

die als beispiellos bezeichnet werden muß. Selbst die sozialdemokratische Presse wird man umsonst nach größerer Mißachtung der Wahrheit durchsuchen, als sie in der liberalen Presse diesmal getrieben wurde. Das führende liberale Organ im Seekreis, die „Konstanzer Zeitung", brachte z. B. folgendes Plakat:

> Hausfrauen aller Stände
>
> **1,57 Mark**
>
> an unerträglichen Steuern, die Euch das Zentrum auferlegt, müßt Ihr täglich bezahlen, wenn Ihr für nur 3 Mark von den für Euere Haushaltung notwendigen Dingen einkauft. Gebt durch Euere Männer die Belohnung für diesen Volksverrat, indem Ihr ihnen den Stimmzettel für Schmid in die Hände legt.

So und ähnlich wurde tagtäglich eine Finanzreformhetze gegen das Zentrum betrieben, die auch vor keiner Lüge zurückschreckte. In einem Wahlaufrufe der Liberalen heißt es unter anderem:

„Du armes, fleißiges, werktätiges Volk, hat das Zentrum nicht immer Dich bedrückt, hat es Dir nicht durch die Finanzreform schwere Lasten aufgebürdet, den Fleiß und die Armut besteuert, den Reichtum und Müßiggang aber von allen Lasten frei gelassen. Ist das religiös? Heißt das, sich der Armen und Elenden, der Mühselig und Beladenen annehmen, wie es das höchste Gebot: Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst, es erfordert. Weg mit dem Zentrum, das nur heuchelt, um gemeinen Stimmenfang zu treiben. Weg mit dem Zentrum, das eure Volksrechte verschachert hat um niedrigen Judaslohn. Ihr freiheitlich gesinnten Söhne des Seekreises, die ihr euer Vaterland, euere Familie so innig liebt, sammelt Euch zum letzten Sturm! Unter dem einenden Banner des Liberalismus vorwärts zum freudigen Kampf, zum fröhlichen Sieg. Seid Euch bewußt, um was es sich handelt. Ganz Deutschland blickt mit siegesfrohem Hoffen auf Euch. Bleibe keiner zurück. Die Parole heißt: weg mit Schmach und Elend, weg mit dem Zentrum. Hoch Deutschlands Ehr' und Größe, hoch Freiheit und Gerechtigkeit, hoch unser Kandidat!"

Daß durch eine derart niederträchtige Hetze gleich im ersten Wahlgange viele und bei der Stichwahl sämtliche Sozialdemokraten für Schmid stimmten, ist nicht verwunderlich. Daß aber bürgerliche Wähler auf derartige, jegliche patriotische Opferwilligkeit tötende Hetze eingehen, ist tief betrübend. Der sozialistische „Volksfreund" schreibt: „Der liberale Erfolg ist nicht ein Erfolg der liberalen Politik, sondern ein Erfolg der liberalen Agitation, welche im radikal-liberalen Sinne betrieben wurde."

Der Wahlkampf wurde auch vom Zentrum mit unermüdlicher Arbeit geführt. Mehrere Reichstagsabgeordnete halfen an der Aufklärungsarbeit mit, deren Früchte wir bei der allgemeinen Hauptwahl 1912 einzuheimsen hoffen. Auf der liberalen Seite war ein Riesenaufwand an Geld — das Geld des Hansabundes — zu beachten. Was an Automobilen zur Verfügung stand, wurde gemietet. Zettelausträger, Flugblattverteiler, Plakatträger wurden fürstlich bezahlt, vielerorts wurden Zentrumsplakate abgerissen und überklebt, die Plakatsäulen zum ausschließlichen Gebrauch der Liberalen beansprucht, aufgelegte Wahlzettel beiseite geräumt, Wähler genötigt usw. Dazu kam die Adelshetze, obgleich v. Rüpplin ein Freiherr „ohne Ar und Halm" ist. Auch priesen die Liberalen ihren Kandidaten als „treukatholischen Mann" an, was in einem zu 91% katholischen Wahlkreise sicherlich stark ins Gewicht fiel. Nebenher ging eine infernale Hetze gegen die katholische Geistlichkeit, so daß es selbst der liberale Kandidat für nötig fand, dies zu tadeln, „da es ihm schaden könnte!"

Der Wahlkampf in Konstanz-Ueberlingen muß als Ouvertüre zu den allgemeinen Wahlen im kommenden Januar gelten. Die hier von den Gegnern gewählten Mittel werden dort allgemeine Anwendung finden. Sehe man sich vor und nehme unverzüglich die Arbeit auf! Schließen wir unsere Reihen, da wir ganz auf uns selbst angewiesen sein werden. Das Großblockexperiment wird allgemeine Nachahmung finden, und unserer Freunde außerhalb der Partei sind rar. Mit Stolz stützen wir uns auf Schillers Wort: der Starke ist am mächtigsten allein!

Herbstblatt.

Herbst — und laue Winde,
Vom Sommer her verirrt —
Düstre Gräberhügel,
Mit grünem Moos geziert —
Alter — schönes Sinnen
Von froher Jugendzeit,
Und ein letztes Wandern,
Dem Ewigen geweiht.

Joseph Kainz.

Der Regierungswechsel in Oesterreich.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Die Ursache der Regierungskrise, welche Oesterreich zu Allerheiligen durchzumachen hatte, liegt in der vorjährigen Delegationstagung. Damals konnte der Deutschfreiheitliche Nationalverband, dessen Zusammensetzung aus vier grundsätzlich so verschiedenen Gruppen niemals eine konsequente und aktuelle Politik zuläßt, nur nach langen Verhandlungen dazu bewogen werden, für die Militärvorlagen zu stimmen. Das war aber der „Neuen Freien Presse", welche den deutschen Liberalismus leider immer noch führend beeinflußt, nicht recht, sie kritisierte unablässig diese „Nachgiebigkeit" und erreichte damit, daß der Deutschfreiheitliche Nationalverband, obwohl er zur Arbeitsmehrheit der Regierung gehörte, der Regierung überall Schwierigkeiten machte, so daß Freiherr v. Bienerth schließlich keinen anderen Ausweg mehr zu finden glaubte, als die Auflösung des Reichsrates. Hier, d. h. in der Unzuverlässigkeit des Deutschfreisinns, liegt die wahre Ursache der jetzigen Krise.

Es ist bekannt, was nach der Auflösung und nach den Neuwahlen kam: der Deutschfreisinnige Nationalverband, den in den Stichwahlen die Christlichsozialen gegen die Sozialdemokraten und die Sozialdemokraten gegen die Christlichsozialen unterstützt hatten, zog als stärkste Partei in das neue Volkshaus ein und wurde nach längerem Schwanken und Zaudern die führende Partei des Hauses. An Stelle des zu sehr den Christlichsozialen angeblich geneigten Bienerth trat der altliberale Baron Gautsch an die Spitze der Regierung, und die gesamte freimaurerische Judenpresse verkündete jubelnd, daß jetzt in Oesterreich das goldene Zeitalter des Fortschrittes, der Freiheit, des Freisinns beginnen werde. Man weiß, wie es anders kam: ein einziges Gesetz wurde erledigt, die längst fertiggestellte Bankvorlage, und dann wurde unendlich über die Teuerung geschwatzt, in deren Zeichen man ja den Vernichtungskrieg im Wahlkampfe gegen die Christlichsozialen geführt hatte. Erreicht wurde nichts! Es sei denn, daß man den blutigroten Revolutionssonntag in Wien am 17. September und den Mordanschlag des Genossen Njegus auf den Justizminister als Früchte der verhetzenden Teuerungsdebatten buchen wollte.

Ministerpräsident Baron Gautsch mußte sich eine andere Regierungsmehrheit suchen; da die Christlichsozialen allem Liebeswerben gegenüber taub blieben, mußte sich der Kabinettschef schließlich an die Tschechen wenden. Es ist eine österreichische Binsenwahrheit, daß eine tragfähige Arbeitsmehrheit im Parlamente nur mit den Tschechen gebildet werden kann. Das war auch Bienerths Grundsatz, aber während Bienerth die Tschechen erst dann in die Mehrheit und ins Kabinett aufnehmen wollte, wann der nationale Ausgleich in Böhmen abgeschlossen wäre, so wollte Gautsch durch Aufnahme von tschechischen Beamten in sein Ministerium den Abschluß des böhmischen Ausgleiches beschleunigen. Die Taktik Bienerths war zweifellos die klügere. Nun verlangte Ministerpräsident Baron Gautsch, daß der Deutschfreiheitliche Nationalverband seinem Plane zustimme, und tatsächlich hatte es bereits den Anschein, daß der Verband sich mit der Ernennung zweier tschechischer Beamtenminister einverstanden erklären würde, da machte wieder die „Neue Freie Presse" den Aufhetzer und tatsächlich beschloß nach langem Schwanken und Zaudern der liberale Verband, die Pläne des Ministerpräsidenten nicht zu billigen.

Dieser Beschluß war zugleich die Bankerott-Erklärung der führenden Partei der Volksvertretung; eine so in sich zerklüftete und dem Kommando eines Judenblattes folgende Partei macht das Regieren mit ihr unmöglich, da nicht Verlaß auf sie ist. Und Baron Gautsch setzte durch, daß das Abgeordnetenhaus sich auf eine Woche vertage, um, wie man in allen Parteien glaubte, am 6. November mit zwei tschechischen Ministern sich dem Hause vorzustellen. Es war also eine allgemeine Ueberraschung, als am 31. Oktober der Draht in alle Lande die Nachricht trug: Baron Gautsch habe mit seinem ganzen Kabinett demissioniert und der bisherige Unterrichtsminister Graf Stürgkh sei mit der Neubildung des Ministeriums betraut worden.

Was sollte dieser Wechsel für einen Sinn haben? Gautsch und Stürgkh sind beide nach ihrer ganzen politischen Vergangenheit altliberale Staatsmänner, beide sind streng österreichisch im guten Sinne, beide sind dafür bekannt, daß sie die Tschechen zur Regierung heranziehen wollen. Stürgkh hatte

sich erst unlängst bei der Debatte über die italienische Rechtsfakultät in diesem Sinne ausgesprochen. Warum also dieser Personenwechsel? Es gibt darauf nur eine Antwort: Man ist in den maßgebenden Kreisen zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Volksvertretung noch längere Zeit arbeitsunfähig sein wird, und daß daher für die dringendsten Staatsbedürfnisse mit dem Absolutismus-Paragraphen 14 der Staatsverfassung vorgesorgt werden müsse, was eine längere Suspendierung bzw. Vertagung des Reichsrates zur Voraussetzung haben muß. Baron Gautsch, unter dessen früherer Ministerpräsidentschaft die Sanktion des jetzigen Wahlgesetzes erfolgt ist und den man daher wohl den Schöpfer des Volkshauses nennt, konnte sich nicht entschließen, ohne Volksvertretung zu regieren. Graf Stürgkh dagegen hatte von Anfang an zu den Gegnern des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes gehört, hatte Krone und Reichsrat vor dem „Sprung ins Dunkle" gewarnt und hat darum nicht dieselben politischen Bedenken gegen ein § 14-Regiment wie Baron Gautsch. Man wird kaum eine andere plausible Erklärung des Personenwechsels im Ministerpräsidium finden können.

Diese Erklärung wird noch gestützt durch die Personen, welche Graf Stürgkh in sein Kabinett aufnimmt. Er hat sich lauter Kapazitäten aus den höchsten Beamtenkreisen ausgesucht; ein Zeichen, daß er keineswegs nach dem Prophetenworte der „Neuen Freien Presse" ein „Ministerium von Allerseelen bis Dreikönig" bilden wollte, sondern daß er sich auf eine lange Dauer seines Regimentes einzurichten bestrebt gewesen ist. Für einige Monate hätten ja auch die rangältesten Sektionschefs die Ministerien übernehmen können. Die Unverläßlichkeit und das ewige Hin- und Herschwanken der Deutschfreiheitlichen — ihre untrüglichen Charaktereigenschaften seit Jahrzehnten — und die grundsätzlichen Unstimmigkeiten zwischen den einzelnen Gruppen ihres Verbandes, dazu dieselben Erscheinungen im „einheitlichen" Tschechenklub, der auch aus mehreren sehr verschiedenen Gruppen besteht, und nicht zum mindesten die Revolutionsströmung in der Sozialdemokratie — all das wird es dem neuen Ministerpräsidenten ebenso wie seinen Vorgängern unmöglich machen, eine arbeitsfähige Mehrheit für Budget, Finanzreform, Wehrreform, Sozialversicherung usw. unter den jetzigen Verhältnissen zu erhalten. Man mag als parlamentarisch-konstitutioneller Demokrat diese Sachlage noch so sehr bedauern, ändern kann man sie einstweilen nicht, und daß aus ihr ein Regiment des § 14 herauswachsen muß, kann man nicht verkennen.

Nun hat Graf Stürgkh sein Kapazitätenministerium zusammengestellt. Er selbst ist ein Mann der Tat und der Rechtlichkeit, ein Mann des Oesterreichertums und der Gesetze. Das hat er als Abgeordneter und auch als Minister für Kultus und Unterricht erwiesen. Daß er als Liberaler dem Wahrmund-Skandal ein Ende machte, daß er vor den Ehereformern und den freimaurerischen Helden der „freien Schule" sich nicht duckte, gehört in sein Ehrenbuch, hat ihm aber natürlich die bitterste Feindschaft der „Neuen Freien Presse" und der roten „Arbeiter-Zeitung" zugezogen. Das Ministerium des Innern übernimmt der bisherige Statthalter von Mähren, Freiherr von Heinold, ein tüchtiger Verwaltungsbeamter; das Ministerium für Kultus und Unterricht der Kirchenrechtslehrer an der Wiener Universität Ritter Max Hussarek von Heinlein; das Handelsministerium der Sektionschef für Handelspolitik im gemeinsamen Ministerium des Aeußern Dr. Ritter von Rößler, ein handelspolitischer Fachmann von europäischem Ruf; das Eisenbahnministerium der Sektionschef dieses Ministeriums Zdenko Freiherr von Forster, der unter Bienerth 1908—1909 Leiter dieses Ministeriums gewesen war; das Justizministerium behält Dr. v. Hochenburger, wohl ein deutlicher Protest des Regierungschefs gegen die Revoluzzerei der Njegus-Partei[1]); das Landesverteidigungsministerium behält General v. Georgi, das galizische Landesministerium Ritter v. Zaleski und das Finanzministerium Dr. Robert Meyer. Zu diesen Männern, welche mit Ausnahme des Polen Zaleski Deutsche sind, sollten nun zwei tschechische Beamte treten; als Minister für öffentliche Arbeiten Sektionschef im Eisenbahnministerium Ottokar Trnka und als Ackerbauminister zunächst Professor Dr. Braf, der schon einmal diesen Posten versehen hat. Professor Dr. Braf lehnte aber im letzten Augenblicke den Eintritt ins Ministerium ab, infolgedessen wurde Ritter v. Zaleski provisorisch mit der Leitung des Ackerbauministeriums betraut, für welches ein tschechischer Chef jetzt gesucht wird. Trnka ist Arbeitenminister.

[1]) Auf dem Reichsparteitag der deutschösterreichischen Sozialdemokratie in Innsbruck, über den wir in diesen Blättern noch berichten werden, hat Delegierter Kristan entschieden die Zugehörigkeit des Mordbuben Njegus zur Sozialdemokratie festgestellt.

Es kann nicht bestritten werden, daß Graf Stürgkh in der Auswahl seiner Mitarbeiter eine glückliche Hand gehabt hat. Es ist ein Arbeitsministerium im besten Sinne, ein Beamtenministerium österreichischer Tendenz, zu dem man den Staat und seine Völker beglückwünschen müßte, wenn ihm ein arbeitsfähiges Parlament zur Seite stünde. Selbst die „Neue Freie Presse", die noch am 1. November ganze Breitseiten gegen den Grafen Stürgkh losließ und ihn zum „Günstling der Christlichsozialen" stempelte, zog am 2. November schon mildere Saiten auf, um all ihren alttestamentarischen Haß leitartikelnd ausströmen zu lassen gegen den Minister für Kultus und Unterricht Dr. von Hussarek. Warum? Du lieber Gott: Hussarek ist wohl auch Kirchenrechtslehrer, aber kein Wahrmund, er ist persönlich ein Katholik der Ueberzeugung und der Tat und hat als Ministerialrat im Kultusministerium hauptsächlich für einen harmonischen Ausgleich zwischen Staat und Kirche gewirkt. Er genießt daher neben dem Vertrauen der Krone auch das der katholischen Faktoren. Wenn daher die Organe der Freimaurerei gerade ihm den Krieg erklären, so mag ihm das zur Ehre gereichen.

Die Ernennung Hussareks wird von der „Neuen Freien Presse" als ein Geschenk an die „Christlichsozialen und Klerikalen" dargestellt, diese hätten unter Stürgkh erreicht, was weder Beck noch Geßmann zu fordern gewagt hätten. Die christlichsoziale Partei hat jedenfalls auf die Ernennung der Minister nicht den geringsten Einfluß genommen, sollte aber der Ministerpräsident mit der Wahl Hussareks für ein so wichtiges Ministerium eine Verbeugung vor der stärksten, weil einheitlichsten großen Partei haben machen wollen, so werden die Christlichsozialen ihm darob nicht grollen, aber auch sich damit nicht für eine Mehrheit einfangen lassen: sie bleiben bei der Politik der freien Hand und werden ausschließlich von den Taten der Regierung ihre Stellung zur Regierung abhängig machen — wie bisher auch!

Verwaltung und Rechtspflege.

Von einem bayerischen Richter.

Die Verwaltung hat die Aufgabe, innerhalb der Schranken der Rechtsordnung die Zwecke des Staates zu verwirklichen. Die Schranken der Rechtsordnung finden sich in den Gesetzen. Sie im einzelnen Falle festzustellen, kann der Verwaltung selbst überlassen sein; so ist es bei den sog. reinen Verwaltungssachen, bei denen zwar die Möglichkeit der Durchführung eines Instanzenzugs bis zur höchsten Verwaltungsstelle besteht, aber keine andere Stelle um die Prüfung angegangen werden kann, ob die im Verwaltungswege getroffene Anordnung gesetzmäßig ist oder nicht. Es kann aber auch bestimmt sein, daß diese Prüfung durch andere Organe des Staates erfolgt, die von der Verwaltung unabhängig sind. Als solche können nur zwei in Betracht kommen: die Volksvertretung und die Gerichte. In größerem oder geringerem Umfange sind diese überall hiermit betraut. In Bayern hat der Landtag das Recht der Ministeranklage bei Gesetzesverletzungen durch die Ministerien als die höchsten Verwaltungsbeamten; eine Entscheidung kommt ihm nicht zu. Ausführungen in den Kammern, selbst Beschlüsse hierüber haben nur die Bedeutung von Meinungskundgebungen, die politische Folgen haben können, rechtlich aber ohne Belang sind. Vielfach kommen dagegen die Gerichte in die Lage, darüber zu urteilen, ob Anordnungen der Verwaltung den Gesetzen entsprechen. Das trifft immer zu, wenn auf der Mißachtung der Anordnung eine Strafe steht. Das Strafgericht kann in solchen Fällen feststellen, daß die Anordnung gesetzwidrig und darum unwirksam ist. Im Verlaufe von bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten sind solche Feststellungen seltener; dagegen sind auf dem Gebiet des Beamtenrechts zufolge der Vorschriften des Beamtengesetzes die Disziplinargerichte jetzt öfter als früher mit derartigen Fragen befaßt. Endlich ist noch für eine Reihe von Fällen ein Verwaltungsrechtsverfahren eingerichtet; hier sind es zwar in den unteren Instanzen Verwaltungsstellen, die über die Gesetzmäßigkeit von Verwaltungsanordnungen zu entscheiden haben, die letzte Instanz aber bildet ein selbständiger Gerichtshof.

Es ist naturgemäß, daß eine Verwaltung, die mit der Möglichkeit zu rechnen hat, daß ihre Anordnungen wegen Widerspruchs mit den Gesetzen aufgehoben werden, die Frage der Gesetzmäßigkeit besonders genau und sorgsam prüft. Das liegt auch durchaus im staatlichen Interesse. Verkehrt und für den Staat nachteilig ist es aber, wenn die Verwaltung durch den Hinblick auf solche Möglichkeiten sich davon abhalten läßt, zu tun, was sie für richtig hält. Das ist ein Zeichen von Schwäche, kann unter Umständen ein Zeichen mangelnden Pflichtgefühls sein. Es kommt auch bei gerichtlichen Entscheidungen vor, daß mit der Möglichkeit, ja der Wahrscheinlichkeit ihrer Aufhebung durch höhere Instanzen gerechnet wird; trotzdem muß das Gericht die Entscheidung so fällen, wie sie ihm richtig erscheint. Und so wenig es für ein Gericht eine Schande ist, wenn das übergeordnete Gericht zu einer anderen Auffassung kommt, so wenig kann es das Ansehen einer Verwaltungsstelle, die nach ernster und sorgfältiger Erwägung eine Anordnung getroffen hat, in den Augen verständiger Menschen beeinträchtigen, wenn an anderer Stelle über die Gesetzmäßigkeit dieser Anordnung eine andere Auffassung platzgreift. Daß solche Unstimmigkeiten von Leuten, die ein Interesse daran haben, aufgebauscht werden, daß von Desavouieren gesprochen und geschrieben wird, daß Kollegen schadenfroh lächeln und ängstliche Vorgesetzte (obwohl sie die Sache vielleicht ebenso gemacht hätten) sich aufregen: das alles sind keine Erwägungen, die beachtet zu werden verdienen. Und darum ist es für einen Verwaltungsbeamten auch keine Entschuldigung, wenn er die Unterlassung einer Anordnung, die im Interesse des Staates geboten ist, damit zu rechtfertigen sucht, daß *vielleicht* die Gerichte die Anordnung nicht aufrecht erhalten hätten. Das muß er riskieren, wenn er seinen Platz richtig ausfüllen will. Der Staatsanwalt, der entgegen seiner Ueberzeugung es unterließe, eine Anlage zu erheben, weil *vielleicht* eine Freisprechung erfolgt, beginge nach dem Strafgesetz ein Verbrechen. Die entsprechende Unterlassung eines Verwaltungsbeamten fällt zwar nicht unter das Strafgesetz; verwerflich ist sie nicht minder.

Wer Macht in der Hand hat, muß auch den Mut haben, diese Macht im rechten Sinne anzuwenden und die Verantwortung dafür zu tragen. Die Abschiebung der Verantwortung ist stets ein Fehler; oft wären härtere Bezeichnungen dafür am Platze. Gleichwohl begegnet man ihr nur zu häufig, zumal in der Form, daß die Gerichte auf Grund vereinzelter Entscheidungen als die Hemmschuhe einer richtigen Entwicklung hingestellt werden. Es ist gewiß richtig, daß die Gerichte sich manchmal ablehnend verhalten, wo sie entgegenkommen könnten. Oft fehlt es eben an dem richtigen Zusammenarbeiten zwischen Verwaltung und Rechtspflege. Genug Beispiele lassen sich aufweisen, daß ein solcher Widerstand durch offene Aussprache und entschiedene Auseinandersetzung überwunden worden ist. Es wäre traurig, wenn das Gewicht guter Gründe nicht schließlich doch immer hinzöge. Was auf das erstemal nicht gelingt, gelingt auf das zweitemal oder drittemal. Aber wer schon nach dem ersten Versuche die Flinte ins Korn wirft, der gibt dem Verdachte Raum, daß er es nicht recht ernst gemeint hat. Und noch mehr der, der überhaupt keinen Versuch macht.

Auf dem Luganersee.

Die blauen Wogen ziehen ihre Kreise;
Um unsres Bootes Wand rauscht müd ihr Sang.
Vom fernen Kampanile zittert leise
Im lauen Wind verträumter Aveklang.

Versprüht ist längst der satte Glast der Firnen.
In Schleiern naht vom Monte Bré die Nacht.
Wir spüren ihre Hand auf unsren Stirnen:
Wie ist sie seltsam lind! Wie kühlt sie sacht!

Die letzten Avetöne sind verklungen.
Wir treiben einem stillen Eiland zu.
Und fühlen selig, dass wir nun errungen,
Um was wir — ach wie lang! — gekämpft: die Ruh.

August Détrée.

Tripolitanien.

Von Msgr. Graf Vay von Vaya und zu Luskod, Erzabt von St. Martin.

I. Vorabulus.[1])

Afrika scheint dazu bestimmt zu sein, unter die europäischen Mächte verteilt zu werden. Kaum ein kleiner Teil bleibt zu freier Verfügung, alles übrige ist zu Kolonien oder Schutzstaaten geworden. Ueberall wehen die Flaggen großer Nationen, die europäischen Mächte haben sich zu den Herren gemacht.

Die Landkarte des ungeheuer großen Kontinentes, die vor wenigen Jahren noch weite leere Strecken aufwies, eine Art *tabula rasa*, zeigt heute eine bunte Menge von Bergen, Flüssen, Ortschaften, genau gezogene Grenzen, und bei der Aufteilung derselben holten sich die verschiedenen Mächte ihre Beute.

Tripolis aber und *Marokko* waren, obgleich am äußeren Ende gelegen und leicht erreichbar, die beiden am schwersten zugänglichen Länder. Was ich von letzterem (in Nr. 39) schon bemerkt habe, kann ich hier wiederholen. Nur nach großer Bemühung vermochten Fremde die Erlaubnis zu erlangen, das Land zu besuchen, und von gewissen Regionen an lehnten die Behörden jede Verantwortung für die Sicherheit der Reisenden ab.

Das Innere des Reiches ist unfruchtbar und beinahe unzugänglich. Außerhalb der von den Karawanen durchzogenen Oasen gibt es weder Straßen noch sonstige Möglichkeiten für eine Ortsveränderung. Der Mittelpunkt und zugleich der südlichste Teil namens *Fezzan* ist eine Wüste im strengsten Sinne des Wortes, nur selten von Oasen unterbrochen.

Im Gegensatz zu dem öden *Fezzan* ist *Cyrenaïka* ein wahres Paradies. Auf einer Hochebene gelegen, hügelig, genügend feucht und reich bewaldet, war es zu allen Zeiten eine der blühendsten Kolonien.

Phönizier, Griechen, Römer und endlich die Eroberer zur Zeit des Mittelalters, alle setzten ihren Fuß auf diesen begnadeten Boden, und alle priesen seine Vorzüge in wirtschaftlicher wie klimatischer Hinsicht. Tatsächlich kann ein Land nicht reicher bedacht sein, als dieser sonnige Küstenstrich. Auch die Griechen wußten das zu schätzen.

Ehemals unbekannte, von niedrigstehenden wollhaarigen Negern bewohnte weite Strecken sind Kolonien oder Schutzstaaten. *Kongo*, *Nigeria*, *Uganda*, *Rodesia* und viele andere wurden auf diese Weise nacheinander zu ebensovielen ertragreichen Ländern mit tausenderlei Möglichkeiten für eine vielversprechende Zukunft ins Leben gerufen. Obgleich nun *Tripolis* seit ältesten Zeiten bekannt war, hat es sich kaum früher entwickelt. Die Völker des Altertums besaßen wohl der Küste entlang blühende Kolonien, überließen aber das uneinträgliche Innenland den Eingeborenen, bis die Araber und dann die Türken kamen, welche den Ungläubigen jeden Zugang verwehrten.

Dadurch blieb *Tripolis* eine der am wenigsten besuchten Gegenden des ganzen Weltteils. Selbst seine Hafenplätze wurden von den großen Dampferlinien nicht berührt; weder Eisenbahnen noch Straßen sind gebaut worden, und das einzige Mittel für eine Verbindung zwischen Schiffen und Wüste ist das Kamel geblieben.

II. Die drei Provinzen.

Das Land ist in seiner ganzen Ausdehnung in drei Provinzen geteilt, von denen die bedeutendste das eigentliche *Tripolis*, die schönste *Cyrenaïka* und die größte *Fezzan* ist. Die ganze Provinz, welche sich von *Aegypten* bis nach *Tunesien*, vom Mittelmeer bis in die tropische Region erstreckt, wird von *Reclus* auf eine Million Kilometer im Geviert geschätzt.

Es muß jedoch bemerkt werden, daß dieses ungeheuere Territorium weit davon entfernt ist, eine geographische Einheit zu bedeuten. Tripolitanien ist eine Tiefebene, zum größten Teil mit Sand bedeckt und von den felsigen Bergen des Atlas durchzogen, dessen letzte Erhebungen sich gegen das Mittelmeer verlieren.

So unfruchtbar der Boden auch im allgemeinen ist, so besitzt er doch eine beträchtliche Anzahl von Oasen. Dort wachsen Palmen von außerordentlicher Höhe und Mannigfaltigkeit. Auch die Dattel und die Olive können als Erzeugnis dieser Zonen angesehen werden. Leider aber sind weder die eine noch die andere gepflegt und nutzbar gemacht.

[1]) Der einheimische Name von Tripolis.

Cyrenaïka oder Barka, wie die Türken es nennen, ist das Eden der ganzen Küste. Es wurde auch zu allen Zeiten und von allen Völkern hoch geschätzt. Die Griechen verpflanzten in ihrer schöpferischen Phantasie sogar die berühmten Hesperidengärten hierher. Die blühende Stadt Cirene, von der die Kolonie ihren Namen hat, muß von einer außergewöhnlich großen Naturschönheit gewesen sein, um unvergeßlich in der Erinnerung ihrer Dichter fortzuleben.

Die Landschaft, welche die fünf reichen Städte: Appolonia, Tolemaida, Cercinoe, Berenice und endlich Cirene selbst bildeten, wurde auch Pentapolis genannt. Allen diesen Namen begegnen wir häufig in den alten Klassikern. Alle müssen eine große Bedeutung für den Handel gehabt haben und wahrscheinlich als Winterstationen von den einstigen Athenensern sehr besucht gewesen sein.

Obgleich Hunderte und Tausende von Jahren seit den glorreichen Tagen Alexanders dahingegangen sind, existieren alle diese Städte noch und bilden das Feld für die italienische Okkupation.

Aus der ehemaligen poetischen, zu Ehren der schönen Königin genannten Berenice ist ein Bengasi geworden, Tolemaide wird jetzt Tolametta genannt, aus Apollonia ist Sussa, aus Arsinoe Tokra und schließlich Derna geworden, das seit dem letzten Krieg so viel genannte.

Der unbestreitbar wichtigste Ort an der ganzen Küste ist Tobruk, ein ebenso günstiger Hafen wie Taranto, Malta, Cypern und alle, die als Schlüssel für das Mittelmeer gelten. Sowohl in Beziehung auf den Seehandel, als auch vom strategischen Standpunkt aus ist Tobruk am bedeutendsten. Gerade gegenüber der Meerenge von Kreta, nicht weit von Alexandrien entfernt, nahe dem Suezkanal, der Eingangspforte für den Orient, gelegen, ist Tobruk bestimmt, eine große Rolle in der Geschichte zu spielen.

Das Hinterland von Cyrenaïka ist nicht weniger bevorzugt als seine Küste. Infolge seiner Lage auf einer Hochebene sind die Hügel, die sich dort erheben, wundervoll bewaldet. Ueberall sprudeln frische Quellen hervor, und die Erde bringt die reichsten Ernten. Daher wird Cyrenaïka das Paradies von ganz Tripolitanien genannt, und es wäre begreiflich, wenn es noch viel umstritten würde. Die heutigen Griechen könnten wohl diese, ihrem Lande gerade gegenüber gelegene Küste wie eine Art indirekte Erbschaft ihrer Vorfahren verlangen, welche sie so lange besaßen und zu der blühendsten der ganzen Welt machten.

Der dritte Landesteil endlich, das im äußersten Süden gelegene Fezzan, ist eine Wüste, wie keine sonst diesen Namen verdient. Glühender Sand bedeckt endlos scheinende Strecken, auf denen der Samum Dünen von überraschender Höhe aufgepeitscht hat.

Immerhin findet sich hie und da eine Oase dazwischen vor mit aller Tropenüppigkeit. Nirgends wachsen die Palmen zu solch phantastischer Höhe und geraten die Datteln saftiger wie hier. Das Volk zollt diesen von einer gütigen Vorsehung ihm geschenkten Pflanzen, die ihm seine Existenz inmitten der Wüste sichern, die größte Dankbarkeit.

Murzuk ist der Hauptort dieser verlorenen Gegend. Inmitten der üppigsten Vegetation gelegen, bildet es einen Kreuzungspunkt für die großen Karawanenstraßen, von denen eine direkt nach dem Sudan führt, eine andere sich gabelt, um einerseits das rote Meer, anderseits gegen Nordwesten Ghadames zu erreichen. Schließlich vereinigen sich beinahe alle, dieses Sandmeer durchquerenden Wege in der großen nach Tripolis gerichteten Hauptader.

III. Die moralische und geistige Einigung.

Wie ich anderweitig Gelegenheit hatte, zu bemerken, besteht die Urbevölkerung aus Berbern. Diese wilden Kinder der Wüste sind durch alle Zeiten unbezähmbar geblieben. Nichts hat sie beugen oder zivilisieren können. Die mächtigsten Eroberer, wie die Phönizier, Karthager oder Römer, mußten darauf verzichten, und so führen sie, wie einst in der großen Vergangenheit, auch heute noch inmitten der modernen Zivilisation unter dem Schutz ihrer Zelte ihr vorsintflutliches Nomadenleben fort.

Die Abkömmlinge der Araber vom 7. und 8. Jahrhundert bilden eine Art Aristokratie, welche die Türken als Usurpatoren betrachten.

Die zahlreich vorhandenen Juden sind unermüdliche Händler selbst in der Wüste. Je mehr wir uns dem Aequator nähern, um so dunkler wird die Hautfarbe der Bewohner, bis wir nur noch Negern begegnen, die schwarz wie Ebenholz sind.

An den Meeresufern haben sich natürlich Europäer niedergelassen: Malteser Kaufleute, griechische Händler, italienische Fischer. Jedoch von ernsteren industriellen Unternehmungen kann nicht geredet werden.

Die ergiebigsten Ausbeutungsprodukte sind Alfa (Seegras), Oel und Datteln. Als gesuchte Handelsartikel für die Karawanen gelten das Elfenbein aus dem Sudan, die Straußenfedern und die Felle der wilden Tiere. Seit der Beschiffung des Nigers und des Nils geht ein großer Teil dieser Waren nicht mehr auf dem Rücken der Kamele durch die Wüste, sondern zu Wasser nach Liverpool. Sicherlich wird der Tag für die Erbauung eines Schienenweges nach den Ufern des großen Tsadsees und noch weiter bis ins Herz des schwarzen Weltteiles nicht mehr fern sein, um alle seine Reichtümer aus dem Innern nach den Meeresufern zu bringen.

Die Eisenbahn würde zugleich das wirksamste Mittel für die Verbreitung der Zivilisation bilden. Die bis heute für eine solche unempfänglichen wilden Völker wären in dauernde Verbindung mit dem übrigen Weltall gebracht und könnten, ohne daß sie es selbst merken, durch die herbeigeführten veränderten Umstände allmählich kultiviert werden.

Die Türken, als letzte Machthaber, beschäftigten sich wenig mit den Eingeborenen. Ihre Sorge beschränkte sich darauf, die Herrschaft sich zu bewahren und Steuern zu erheben. In allem übrigen ließen sie die Leute gewähren. Niemand beschäftigte sich mit ihrem Schicksal in den verlorenen und verstreuten Oasen der Wüste.

Die Hohe Pforte hatte den Vorteil der gleichen Religion mit der Bevölkerung vor allen anderen Bewerbern um den Besitz des Landes voraus. Die Araber erzwangen sich in ihrer großen Zeit den Siegesweg nicht nur mit dem Säbel, sondern auch mit dem Halbmond auf ihrer Fahne. Sie begnügten sich nicht mit einer physischen Unterjochung, auch ihre moralischen Gebote mußten befolgt werden. Allah und sein Prophet Mohammed sollten überall und von jedermann verehrt werden.

Auf diese Weise wurde Tripolis und schließlich der größte Teil von Afrika dem Islam, seinen Gebräuchen und Lehren unterworfen. Merkwürdigerweise leben, denken und kleiden sich auch tatsächlich solche, die keine Muselmanen sind, wie z. B. die Hebräer, nach den sozialen Vorschriften des Propheten.

IV. Kolonialgeist.

Die gegenwärtigen Eroberer werden als stärkste Mauer diese geistige Macht zu bekämpfen haben. Man kann noch gar nicht sagen, ob nicht der heilige Krieg erklärt werden wird. Aber auch ohne allgemeine Bewaffnung wird die innere Ueberzeugung fest bleiben. Der geistige Leiter aller dieser Massen wird nach wie vor in Konstantinopel weilen.

Zu schnell sind die jetzigen Ereignisse einander gefolgt, um Schlüsse für ihre künftige Entwicklung daraus zu ziehen. Auch wenn die Italiener siegreich bleiben, ist es noch ungewiß, ob sie sich den ungeheuer umfangreichen Besitz bewahren können. Höchstwahrscheinlich werden diplomatische Unternehmungen versuchen, die Interessen anderer Nationen wahrzunehmen. Die Türkei wird jedenfalls ihrer ganzen Kolonie nicht ohne eine entsprechende Entschädigung beraubt werden können. Auch Griechenland wird wohl seinen ganzen Einfluß aufbieten, um sich eines Stückes der ihm gegenüberliegenden, lange begehrten afrikanischen Küste zu versichern. Kann inzwischen Cyrenaïka unter der Herrschaft der Hohen Pforte bleiben? Das sind die heutigen Tagesfragen.

Aber wer zuletzt diese schöne Küste beherrschen wird, hat in ökonomischer wie kultureller Hinsicht eine große Aufgabe zu erfüllen. Das ehemals so blühende Land ist zu einem der ödesten und sein Volk eines der verwahrlosesten des Erdballes geworden. Außer einigen halb im Sande begrabenen Ruinen ist nichts von dem Wirken aus der großen klassischen Zeit übrig geblieben.

Diese wenigen Ueberreste geben uns immerhin noch einen ungefähren Begriff von dem lebensvollen Gedeihen, welches im Altertum längs der Küste geherrscht haben muß. Phönizier, Griechen, Karthagener, Römer haben sich der Reihe nach dort nicht nur festgesetzt, sie verbreiteten auch ihre hohe Kultur in reicher Blüte um sich her.

Wir brauchen nur in den klassischen Schriftstellern nachzuschlagen, um zu erfahren, was das nördliche Afrika unter der Oberherrschaft der Aegypter gewesen ist, oder was Alexandrien an üppigem Reichtum und Luxus zu seiner Glanzzeit besessen hat.

Karthago ist ein anderer Name, der in der Geschichte als gleichbedeutend mit Größe eingezeichnet steht. Am bekanntesten jedoch ist uns die Epoche der römischen Kolonisation durch zahlreiche authentische Beschreibungen und durch an Ort und Stelle aufgefundene Inschriften. Wenn wir uns in das Studium der wundervollen Geschichtsabschnitte des Sallust vertiefen, so bekommen wir einen klaren Begriff davon, und wenn wir überdies Gelegenheit hatten, die alten Stätten der großen Ereignisse aufzusuchen, so steht die glorreiche Vergangenheit wie durch Zauber vor uns.

Zahlreiche Aufenthalte, die ich in jenen Gegenden nehmen konnte, haben mich nicht nur durch die fremdartige Schönheit der Natur entzückt, sie haben mich vollständig begeistert durch das Wachrufen von geschichtlichen Ereignissen, durch die Atmosphäre ihres von dramatischen Szenen durchdrungenen Bodens.

Indem ich Aufzeichnungen für meine Studie „Die Römer in Afrika“ machte, suchte ich die größte Anzahl der alten Niederlassungen von Aegypten bis Marokko auf und berührte die meisten wichtigen Punkte längs der Küste und bis tief ins Innenland hinein, die noch bemerkenswerte Spuren der römischen Herrschaft zeigen.

Ganze Städte, wie Sufetula mit seinem edlen Prätorium, die berühmten Lager der Legionen, wie Lambesa, oder Werke für das öffentliche Wohl, wie der Aequadukt von Zaguan, zeigen uns, ganz abgesehen von ihrer Kunstschönheit, die hohe Stufe der damaligen sozialen Bildung.

Darin liegt der wahre Erfolg der römischen Kolonisation, daß sie, anstatt sich mit einer Ausbeutung der eroberten Länder zu begnügen, ihnen durch die Vorzüge ihrer geistigen Ueberlegenheit Gewinn brachten. Hierdurch kam es, daß die Nation in den überseeischen Besitzungen noch fortlebte, als das Mutterland schon erschöpft und dem Verfall preisgegeben war.

Auf dem heißen afrikanischen Boden war es auch, wo die größten Heiligen, die bedeutendsten Kirchenväter geboren wurden, wo das beginnende Christentum seine herrlichsten Früchte zu tragen anfing, welche sich über die ganze Welt verbreiten sollten.

Letzter Herbsttag.

Ist ein Lohen, ist ein Glühen,
Ist ein schmerzlichwelkes Blühen;
Fahler Blätter letzter Schimmer
Leuchtet — und verglüht für immer.

Edmund Wölfle.

Monistische Sonntagspredigten.

Von Otto von Tegernsee.

Die Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H. in Leipzig kündigt das baldige Erscheinen „monistischer Sonntagspredigten“ von Wilhelm Ostwald an, und zwar die erste Reihe. In der Voranzeige heißt es, daß Wilhelm Ostwald nach dem Rücktritt Haeckels den Vorsitz im Deutschen Monistenbund übernommen hat. Die Herausgabe dieser monistischen Sonntagspredigten durch den neuen Präsidenten wird als eine „Tat“ bezeichnet. Die Predigtsammlung soll es im besten Sinne des Wortes verdienen, Gemeingut und „Brevier“ für weiteste Kreise zu werden, weil sie in einer derartig wohlfeilen Ausgabe erscheint, daß die Anschaffung jedem möglich wird. Also auch die Monisten brauchen Predigten und sogar ein Brevier zur Erklärung des Ursprunges der Welt aus ihrer eigenen Substanz. Dazu muß man sich also doch der Benennungen des Christentums bedienen, denn der eigene Geist, die Superiorität ist offenbar zu klein, um neue Bezeichnungen zu schaffen. Oder will man breitere Kreise mit solchen Titeln zu täuschen suchen? Der unter dem Ehrenvorsitze Haeckels vor einigen Jahren gegründete Deutsche Monistenbund hat den Kampf gegen das Christentum auf seine Fahne geschrieben. Nun sieht man, daß er in geistiger Ohnmacht gezwungen ist, zu seinen Veröffentlichungen die in der katholischen Literatur gebräuchliche Titelsprache zu führen. Wir denken, für Monisten gäbe es überhaupt keine Sonntagsheiligung, folglich auch keine Sonntagspredigten, und noch viel weniger ein Brevier, das doch von alters her nur als das Buch, welches die kirchlichen Tagzeiten oder Stundengebete der Priester enthält, zu gelten hat. O du armseliger Monistenwortschatz!

Vom Büchertisch.

Rosa Mantolfs Tagebuch. Irr- und Wirrsale einer Lehrerin. Von Dr. Matthias Höhler. 1911. Mainz, Kirchheim & Co. 8°. (VIII u. 382 S.) Geh. ℳ 3.50, geb. ℳ 4.50. Rosa Wantolf, eine junge Lehrerin, wird Apostatin. Ihren inneren Entwicklungsgang (und seine äußeren Anstöße) berichten uns ihre Tagebuch-Aufzeichnungen. Sensationelle Aufschlüsse über die Frauen-Psyche sind's nicht. Aber interessante, weil Resultate scharfen Hinabblickens, und verstehenden Wohlwollens. Eine Frau hätte ein solches Buch schreiben können. Ein Mann? . . . . . Kaum! Ihm fehlte wohl die Beobachtungsmöglichkeit. — Ein Geistlicher aber? . . . . Ja, wenn er Dichterfähigkeiten besäße. — Höhler hat sie . . . . ergo: ein beachtenswertes Buch! Ein Tendenzbuch, doch auch Kunstwerk. Tendenz: Die Gefahren einer entchristlichten Umgebung für die Lehrpersonen. Der Kunstwert liegt unter anderem darin, daß die abwegegeleitete Lehrerin, ein lebenswirkliches Geschöpf, unserer Sympathie unverloren bleibt. Das tut: Der Verfasser steht über seiner Heldin. Ein Buch des Verstehens, wenn auch nicht des Billigens. Ein gerechtes Buch, weil mild-beurteilendes. Ein im Katholizismus verankertes, doch dem aufrichtig Andersgläubigen warm entgegenkommendes Werk. Ein konfessionell versöhnendes Buch, vom Geist eines feinsinnigen Menschen erdacht. Ein Buch für Geist und Herz. Ein gutes Buch. Fritz Decker, Düsseldorf.

In excelsis. Von Johannes Jörgensen. Autorisierte Uebersetzung von Joh. Mayrhofer (Kösel, Kempten und München.) Geh. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—. Jörgensens „In excelsis“ ist gewissermaßen eine Fortsetzung seines heiligen Franz von Assisi. Also auch wieder ein Höhenbuch. Das Leben dreier Frauen, die Nachfolgerinnen jenes großen umbrischen Heiligen wurden, die so als Denkmäler ragen für die Aneiferungsmacht des hl. Franz zur Seelenläuterung. Unseren Frauen dürfte dieses Buch sehr willkommen sein, denn, ob sie den direkten Weg der Angela von Foligno zu Gott hin mitschreiten, oder ob sie mit Margareta von Cortona den Umweg über Jahre der Sünde machen: sie werden immer mit Interesse auf sie hinschauen. Und auch unsere modernen bildungseifrigen und wissenschaftsbeflissenen Frauen sollen zu dem Buche greifen. Sie werden in der reichen und schönen Prinzessin Camilla Battista Varani eine ihnen sympathische Mitschwester kennen lernen, deren leuchtendster Vorzug die harmonische Verschmelzung ihres reichen Wissens mit ihrer tiefen, innigen Frömmigkeit war. — Ein Mann hat uns das Leben dieser drei Frauen wieder nahegebracht, daher sollen auch unsere Männer dieses Buch in die Hand nehmen. Sie können daraus lernen, wie edelschön reine Weiblichkeit ist. Jörgensen aber, dem Verfasser schon so mancher feinsinniger, zarter Bücher, müssen wir dankbar sein, daß er der Jetztzeit, die zum Teil die Damen gleich Dirnen behandelt wissen will, die Wunderblume gottbegeisterter Frauenreine aufblühen ließ. Fritz Decker, Düsseldorf.

Fischer, Johann, Benefiziumsvikar, **Predigten über das Opfer, speziell über das hl. Meßopfer.** Mit kirchlicher Druckgenehmigung. gr. 8. VIII und 104 S. Regensburg 1911, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Broschiert ℳ 1.80. Ueber die hl. Messe, das Zentrum der Gottesverehrung, muß häufig gepredigt werden, damit die Christen diesen kostbarsten Schatz des katholischen Kultus recht würdigen lernen. Freilich sind Meßopferpredigten keine leichte Sache; sie verlangen gründliches Studium und liebendes Betrachten des großen Geheimnisses. Daher ist vorliegende Predigtsammlung, ruhend auf der sicheren Lehre der Hl. Schrift und der Kirche, als gemeinverständlicher Wegweiser für Klerus und gebildete Laien recht willkommen. Mit Recht betont Verfasser, daß Predigten über die hl. Messe ohne Bezugnahme auf Sündenfall, alttestamentliche Opfer und Kreuzesopfer wie ein Bau ohne Fundament erscheinen. Er schickt deshalb diese Predigten voraus, um dann die Messe als Denkmal der Passion des Herrn, als Opfer Christi und Selbstopfer der Christenheit und des einzelnen Christen, ferner mit Rücksicht auf die empfohlene häufige heilige Kommunion als Unsterblichkeitsmahl und endlich die Liturgie der Messe und die Totenmesse zu behandeln. Es ist ein interessantes und reichhaltiges Material, das hier geboten wird. Dr. Weber, Boppard.

Die Entwicklung der Münchener Fleischpreise seit Beginn des 19. Jahrhunderts und ihre Ursachen. Von Dr. jur. et rer. pol. Carl Schwendtner. (Verlag Jos. C. Huber, Diessen vor München.) ℳ 2.20. Auf peinlich gesammeltes und verarbeitetes, bisher überhaupt oder in dieser Form nicht zugängliches Material aufgebaut, bildet die Arbeit zweifellos einen wertvollen Beitrag zur Beurteilung einer der brennendsten Fragen. Die Resultate der Arbeit haben selbstverständlich im wesentlichen Bedeutung für Deutschland überhaupt, da der wichtige Abschnitt über Geldverhältnisse und jener über Marktverhältnisse (inländischer Bedarf, Produktion und deren Bedingungen, Einfuhr und deren Bedingungen) das deutsche Zollgebiet zugrunde legt, die Abschnitte über Zwischenhandel und Verarbeitung den Münchener Verhältnissen analog auch in den meisten anderen deutschen Städten sich gestalten haben. E. Paul.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Unserm Kunstleben durch den Tod entrissen wurde am 7. Oktober Professor August Holmberg. Er war 1850 in München geboren, studierte bei Diez und war zuletzt Direktor der Neuen Pinakothek. Seine subtile, feinfinnige Art der Zeichnung und Färbung offenbart sich in seinen zahlreichen Stilleben und Interieurs, von denen nicht wenige in öffentliche Sammlungen übergegangen sind. — Herstellungsarbeiten werden an verschiedenen Kirchen mit Eifer fortgesetzt. So am Turmbau der Theatinerkirche, an St. Peter, wo man jetzt mit der Außenseite fertig ist und nun rüstig an die Ausbesserung des Innern geht. Auch an der kleinen Nikolaikirche auf dem Gasteig wird gearbeitet, ihre baldige Vollendung wäre zu wünschen. — Erwähnt sei ferner der Neubau der Margaretenkirche in Sendling, deren Turm nach langem Warten nun in seiner Silhouettenwirkung fertig dasteht. Eine nähere Würdigung darf einstweilen noch verschoben werden, bis der Bau im ganzen weiter gefördert sein wird. — Ein neues Gewand, das dem gleichen soll, welches sie einst besessen hat, erhält die Hauptpost. Die alte Malerei, die verblaßt und verdorben war, wird wieder hergestellt und dem Gebäude damit zu seinem früheren Reize verholfen. Welch einen Eindruck könnte der Max Josephplatz machen, wenn auch die jetzt mit verschiedenwertigen Geschäftshäusern besetzte Seite zu ihrer Zeit einheitlich monumental gestaltet worden wäre. — Unter den in letzter Zeit veranstalteten Kunstauktionen verdient vor allem die der Sammlung des † Prof. Anton Heß Erwähnung. Die in dessen Hause neben der Lenbachschen Villa befindlichen Kunstschätze, darunter sehr kostbare alte Zimmervertäfelungen, Oefen und andere deutsche Arbeiten, erreichten zum Teil bedeutende Preise. — Begrüßenswert war eine im Kunstgewerbeverein veranstaltete Ausstellung von Erzeugnissen der Staatlichen Fachschulen, die unter der Leitung des Regierungsrates M. Dasio ein frisches Gedeihen und dabei ein bewußtes Festhalten an der guten alten münchnerischen Tradition beweisen. — Von den Kunstsalons brachte Heinemann eine Kollektion der ernsten, stimmungsvollen italienischen Landschaften von Benno Becker. Bei Brakl gab es einen Ueberblick über die Entwicklung des Impressionisten Albert Weisgerber, auch machte man uns mit verschiedenen recht beachtenswerten Talentproben des Herzogs Luitpold in Bayern bekannt. Die Ausstellung der „Autonomen" bei Schmidt-Bertsch erwies eine Anzahl tüchtig heranstrebender Kräfte. Qualitätreich war eine Sammlung von Werken des Parisers George d'Espargnat, die bei Thannhauser zu sehen waren. — Die Darbietungen des Kunstvereins waren im Oktober durchweg befriedigend, zum Teil hervorragend. Die Landschaften Richard Kaisers, der neuerdings seine Motive von der Wasserkante holt, die Studien von O. Strützel, E. Thallmaier, A. Brougier, Hans Volkert, der bisher nur als Graphiker bekannt gewesen ist, die Bildnisse von Martin Kurrel boten des Interessanten genug. Den Höhepunkt bildete die große Ausstellung von Landschaften, Porträts und vor allem von biblischen Bildern des großen Frankfurters Wilhelm Steinhausen. Gegen solche Kunst voll Feinheit der Farbe, voll tiefsten Ernstes der poesievollen Auffassung, voll Schlichtheit echt deutschen Empfindens tritt freilich anderes weit zurück.

Bei Augsburg und auch bei Bregenz fanden sich bedeutende Reste römischer Altertümer. — Berlin hat nun auch seine juryfreie Ausstellung. Zu ihrer Beurteilung vermag die dortige Kritik nichts wesentlich anderes zu sagen, als was auch in den Spalten der „Allgemeinen Rundschau" über die verwandte Veranstaltung in München geurteilt worden ist. Charakteristisch erscheinen auch in Berlin die reichlichen und qualitativ beachtenswerten Leistungen von Künstlerinnen. Im übrigen überwiegen die Produkte des Dilettantismus. — Die Malereien, die Schuster-Woldau für den Sitzungssaal des Bundesrates im Reichstagshause auszuführen hatte, sind beendet; das Triptychon von Angelo Jank, das eigentlich den großen Sitzungssaal schmücken sollte, hat nun seine Stelle endgültig im Saale der Budgetkommission erhalten. — Chorin. Die Herstellungsarbeiten an der Klosterruine sind nunmehr fast vollendet und dürften dem schönen Baudenkmal wieder ein längeres Bestehen sichern. — Holzhausen am Starnberger See. Auf dem Friedhofe gelangte das Grabdenkmal des K. Geheimen Rates K. von Schreiber zur Aufstellung, ein Meisterwerk des Professors Waderé. — In der Pfarrkirche zu Immenstadt wurde durch den Münchener Maler Xaver Dietrich ein höchst wirkungsvolles Kuppelgemälde vollendet, darstellend Ereignisse aus dem Leben des hl. Nikolaus. — In Köln gibt es eine Jubiläumsausstellung zur Feier des 50jährigen Bestehens des Wallraf-Richartz-Museums. Die Werke stellen die Entwicklung der Kunst während der letzten 15 Jahre vor Augen. Sie sind sämtlich aus kölnischem Privatbesitz und stammen von allerersten deutschen und ausländischen Meistern. Die Ausstellung ist zweifellos verdienstlich, doch hätte eine andere die Bedeutung des Museums vermutlich treffender zum Ausdruck bringen können. Letzterem Zwecke wird dagegen die gleichzeitig erschienene Festschrift gerecht. — Kopenhagen. Im Schlosse Fredensborg wurde ein Gemälde mit der Darstellung eines Kreuzritters gefunden und als echter Rembrandt begrüßt. Man wird trotz der dort darüber herrschenden Begeisterung und auch besonders trotz der auf dem Bilde befindlichen Rembrandt-Signatur wohl tun, das Weitere abzuwarten. — Die in Milet veranstalteten deutschen Ausgrabungen liefern andauernd wichtige Ergebnisse. So beweisen u. a. die Inschriften für die Zeit um 200 v. Chr. eine Einwohnerzahl von mindestens 100000. Auch über die unter Ptolemäus IV. (2. Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr.) geschehene Ausschmückung der Tore des Apollotempels im benachbarten Didyma mit Elfenbeinskulpturen hat man interessanteste Einzelheiten ermittelt. — Das Museum zu Neapel erwarb unmittelbar vor der Verschleppung durch Händler einen ungemein schönen Aphrodite-Torso aus dem Gebiete der antiken Stadt Sinuessa. — Wismar. Der wertvolle „Krämeraltar" in der Marienkirche, ein ausgezeichnetes Denkmal niedersächsischer gotischer Holzschnitzkunst, ist durch unpassende neue Bemalung entstellt und verdorben worden. Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Zum ersten Male „Eine Ehe", Drama von Carl M. Jacoby. Dieses Stück eines jungen, noch unbekannten Autors hatte im vorigen Jahre in Berlin auf einer mittleren Bühne starken Erfolg, der sich nun nicht völlig bestätigt, da das Drama auf den ersten Theatern anderer Großstädte erscheint. Dennoch möchte ich die Annahme des Stückes nicht tadeln, denn der Verfasser verfügt über ein heute nicht alltägliches Geschick, Menschen von Fleisch und Blut zu gestalten. In dem mit der Haupthandlung leider nur lose verbundenen russischen Flüchtling, der die Menschheit veredeln möchte, während er selbst einen Mord auf dem Gewissen hat, werden Kontraste des Innenlebens mit psychologischem Scharfblick gestreift. Der Ehebruchsfall erscheint etwas konstruiert. Die Frau des Gutsbesitzers Moulis betrügt ihren Gatten, dem sie herzlich zugetan ist, lediglich deshalb, weil der brutale Verführer mit der Aufdeckung ihrer Jugendsünde droht. Dieser ist übrigens allzu schwarz geschildert; nur die diskrete Darstellungskunst Herrn von Jacobis konnte hier vermenschlichen, was Jacoby, der Dichter, zu sehr in der Art des Theaterbösewichtes vorgezeichnet. Wenn der Gutsbesitzer ihn im Augenblicke der Entdeckung niedergeschlagen hätte, so wäre sein Tun verständlich gewesen, allein das Erwürgen desselben tags darauf bleibt ein Mord, der in seiner Roheit abstoßen muß, so sehr sich der Autor bemüht, diesen zu motivieren. Sittlich und künstlerisch ist der letzte Akt von Uebel. Wäre der Entdeckung unverzüglich die Rache gefolgt, so hätten wir ein gutes Theaterstück bekommen. Keines zwar, das über einen traurigen Spezialfall hinausragend tiefere Bedeutung besitzt, aber ein lebensvoll gestaltetes Familienschicksal mit logischem Verlauf. Die Aufführung unter Basils Regie, dem auch die Rolle des Ehemannes ausgezeichnet liegt, war sehr gut. Frau Swoboda bot besonders im ersten Akt vortreffliches, ebenso fand Frl. Dandler sehr überzeugende Töne. Lebensvolle Typen schufen noch Alves, Graumann, König und Schröder.

Schauspielhaus. Einen sehr freundlichen Empfang fand „Hans Sonnenstößers Höllenfahrt", ein heiteres Traumspiel in fünf Verwandlungen, von Paul Apel. Ein junger Dichter mit Talent und ohne Geld liebt ein armes Mädchen, steht jedoch im Begriffe, sich mit einem reichen Gänschen zu verloben. Die Befürchtungen, die ihn vor der Verbindung mit der Philisterfamilie warnen, nehmen in einem Traum Gestalt an. Sonnenstößer sieht sich mit der verständnislosen Frau verheiratet, wird von ihr und ihrem Anhang gequält, bis er sie tötet, steht sich vor Gericht, ja auf dem Schafott, um dann aufzuwachen, glücklich, noch Herr seines Schicksals zu sein. Es steckt in dem Stück manche Feinheit, das Sprunghafte, Verzerrende des Traumlebens ist geschickt festgehalten. Der Fehler jedes Traumstückes sind die Pausen. Selbst bei Grillparzer stören die Zwischenakte während des Traumes, und dann ist Apels Traumleben zwar ganz amüsant, aber die Lösung der Verlobungsfrage doch nicht bedeutend genug, um uns einen ganzen Abend zu beschäftigen.

Gärtnerplatztheater. „Die kleine Königin", Operette von Ivan Caryll, hatte einen freundlichen Erfolg. Das will, da das Premierenpublikum dieser Bühne sich gerne in Uebertreibungen äußert, nicht allzu viel heißen. Die Musik ist ohne sonderliche Originalität, aber leichtflüssig, gefällig und ohne Geschmacklosigkeiten. Dem Text von E. Motz liegt die Komödie: Der Prinzgemahl von Chancel und Xanrof zugrunde. Die schwierige Lage eines Mannes, der der Untertan seiner Frau ist, bietet genügend komische Möglichkeiten, so daß es wahrlich dieser grob eindeutigen Hinweise gar nicht bedürfte. Da ist ferner noch eine sehr abenteuerlustige Regentin-Tante im sogenannten gefährlichen Alter, die für faustdicke Pikanterien sorgt. Das Publikum war ihnen gegenüber ziemlich gleichgültig.

Lustspielhaus. „Der Königstrust", Operette ohne Musik von Lud. Bauer, wurde erst dem „Neuen Verein" geboten, bevor er der Beurteilung von uns gewöhnlichen Premièrenbesuchern

unterbreitet wurde. Ich kann aber durchaus nicht finden, daß der Geist des Herrn Bauer so hoch fliegt, als daß nicht auch ein Durchschnittspublikum ihm folgen könne. Was ist „eine Operette ohne Musik“? Ich möchte antworten, eine Textdichtung, die allen Komponisten zum Vertonen zu albern erschien; aber hiermit würde ich in die unerträglich witzelnde Art des Verfassers verfallen. Das Stück spielt in hundert Jahren. Mächtige Geldleute kaufen Länder zusammen und besetzen den Königsthron, wie man Bankdirektoren engagiert. Zum Schlusse wirft aber der neue Monarch seine Macher zum Lande hinaus. In hundert Jahren gibt es nach Bauer keine Dauerehe mehr, denn niemand will sich binden. Das gibt Herrn Bauer Gelegenheit, seinen Geist in hundert Frivolitäten schillern zu lassen. Besonderen Effekt hat sich der Autor wohl von der Szene erwartet, in der das Volk dem Fürsten huldigt, der eine höchst mangelhafte Bekleidung notdürftig unter einem Königsmantel verbirgt. Man will von einigen Seiten die Aufnahme des Stückes zu einem großen Erfolg umfrisieren und in diesen witzelnden Frivolitäten, zu denen mühsam eine Handlung hinzu erfunden ist, literarisch ernsthafte Qualitäten sehen. Nur aus diesem Grunde beschäftigen wir uns mit dem Stück, das erst den Wienern und nun den Münchenern als zukunftsreiches Geistesprodukt aufgeschwätzt werden soll. Wie eng ist doch der geistige Horizont dieser „Dichter“ trotz aller „Voraussetzungslosigkeit“.

Wedekind hat eine Vorlesung angekündigt, die verboten wurde, weil das angeblich noch nicht vollendete Werk nicht vorgelegt wurde. Hierauf hat man eine Notiz an die Presse versandt, in der behauptet ist, daß der Vortrag von der Polizei trotz Unkenntnis der Dichtung verboten wurde. Diese Bekanntgabe schien mir die Tatsachen zu verdrehen, weshalb ich sie dem Papierkorbe überantwortete. Meine Mutmaßung wurde nun durch eine informatorische Darlegung der Behörde durchaus bestätigt. Die betreffende Konzertagentur hat den Abend, ohne Erlaubnis nachzusuchen, angekündigt und auf telephonische Aufforderung erklärt, Wedekind könne noch nicht einmal angeben, wann er mit der Arbeit fertig werde. Auch die Gegner der Zensur werden zugeben müssen, daß die Polizei die Umgehung bestehender Vorschriften nicht dulden kann. Das neue Werk „Franziska“ soll eine Art weiblichen Faust darstellen. Der Autor las in Berlin einige Szenen, deren Wirkung sich nach einem Wedekind freundlichen Berichte „noch nicht übersehen läßt“.

Aus den Konzertsälen. Einen begabten Kapellmeister lernten wir in Herrn Feith (Köln) kennen, der mit dem Konzertvereinsorchester konzertierte und besonders bei Strauß und Debussy durch Temperament und klangliche Feinheit erfreute. Bei Stolzings Preislied, das Knote sang, wäre eine diskretere Abtönung wünschenswert gewesen. Der Sänger bot auch R. Straußsche Lyrik, von der besonders die heimliche Aufforderung entzückte. Die glänzenden Mittel Knotes weckten die gewohnte stürmische Begeisterung, sodaß bei den Ovationen Feith unverdientermaßen hinter dem Tenoristen zurückstand. Ebenfalls aus Köln kam E. Knoch, der den gleichen Tonkörper mit starker Wirkung, allerdings mit zuweilen kräftigem Farbenauftrag dirigierte. Humperdincks maurische Rhapsodie hörte man trotz ihrer Längen gerne einmal wieder. Das abermals ausverkaufte Volkssymphoniekonzert stand im Zeichen Liszts und erfreute sich bei guten Leistungen dankbarer Aufnahme. Sehr reichen Beifall fanden die Liederabende der Damen Fredrich-Höttges und Rummel. Sehr schöne Stimmen, gute Schulung und Intelligenz des Vortrages sind beiden zu eigen. Die erstere hatte als Partnerin eine Rezitatorin Zehme, gegen deren gekünstelten Vortrag mancherlei einzuwenden ist. Sehr Liebenswürdiges bot die Liedersängerin Kant. Der erste Klavierabend von Sandra Droucker fand gewohnte Anerkennung. Es wird sich noch Gelegenheit bieten, über diese namhafte Pianistin zu sprechen. Ebenso möchte ich die Besprechung der Kammermusikabende (Schwartz-Trio, Heyde-Quartett) und anderes zurückstellen, um diesen Künstlern mehr wie zwei Worte widmen zu können, was bei der dieswöchentlichen Stoffülle unmöglich ist.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Berliner „Komische Oper“ ist von der Operette zur Oper zurückgekehrt. Giordanos Musikdrama „Sibirien“ gehört zu den krassesten Produkten des Verismo. Der Komponist hat keine starke Erfindung, aber er ist der geborene Dramatiker, der sich in den Klischees nie vergreift. — In Altenburg fesselte H. Francks Drama: „Herzog Heinrichs Heimkehr“ durch gedankliche Vertiefung und schöne Verse. Es behandelt das alte Motiv des Kampfes der Jugend gegen das Alter. — In Berlin gefielen Korfiz Holms „Hundstage“. Das Lustspiel behandelt die Schwankungen dreier Künstlerehen. Den Dialog bezeichnen einige Blätter als platt, andere als geistvoll. Die Ansprüche sind eben verschieden. — Ein Jambendrama „Die Legionäre“ von A. Roffig, das gleichfalls in Berlin gegeben wurde, zeigte, daß ein Mann, der theoretisch oft dramaturgische Kenntnisse erwiesen, dennoch in der Praxis völlig versagen kann. — In Jena gefiel das Schauspiel: „Alt-Weimar“ von W. Arminius, welches zur Zeit der Schlacht bei Jena spielt und durch das gut getroffene historische Kolorit fesselte.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Unter dem Einfluss der politischen Ereignisse ist es der Börse beim besten Willen nicht möglich gewesen, die optimistische Meinung aufrecht zu erhalten. Tripolis bildet für Italien doch eine harte Nuss; und der ursprünglich gedachte „Spaziergang nach Nordafrika“ wächst sich zu einem veritablen Krieg mit all seinen Schrecknissen in einer für Italien schwerwiegenden Art aus. Die Börsen hatten sich diesen Ausgang eigentlich schon gleich bei Beginn des Konfliktes zurechtgelegt. Es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, dass im geeigneten Zeitpunkt, wenn beide Kriegführenden von Verlusten und Kämpfen müde sind, die Grossmächte mit Erfolg vermittelnd eingreifen werden. Für Handel und Industrie bedeutet die Tripolisaffäre eine starke Störung. Verschiedene Branchen, wie Holz, Kolonialwaren, Seide und andere liegen direkt brach, und bei den relativ schlechten Konjunkturen dieser Sparten sind die Aussichten nicht die besten. Für die Börsen bleibt auch die Gefahr am Balkan als mitwirkend bestehen. Es ist begreiflich, dass auch im Hinblick auf die sonst ungeklärte politische Tendenz — die Wirren in China und die Gefahr von grossen wirtschaftlichen Verlusten dortselbst — die Börsen sich eine

grössere Reserve und Zurückhaltung auferlegen müssen. Auch der Präsident der Reichsbank hat Veranlassung genommen, wiederum eine ernste Mahnung in dieser Richtung zu erlassen. Besonders betonte diese Mahnung, dass unser Wirtschaftsleben und noch mehr unser Börsenverkehr im Uebermass auf Kredit aufgebaut seien und ein solcher Kredit daher ungesund sei. Dass es Pflicht aller Beteiligten sei, an dem Zurückdrängen dieser anormalen Kreditwirtschaft zu arbeiten, erkannte der Reichsbank-Präsident besonders an. Interessant war auch die Mitteilung, dass seit der letzten Einberufung des Zentralausschusses die Reichsbank die schärfste Anspannung erfahren habe, die je bisher vorgekommen war. In dieser bemerkenswerten Auslassung des Reichsbankpräsidenten wurde allerdings auch mit Recht darauf hingewiesen, dass sich die Lage des heimischen Geldmarktes durch das Zusammentreffen verschiedener misslicher Umstände erschwert habe. Das Ausbleiben der bisher dem deutschen Geldmarkt oft reichlich zur Verfügung gestellten Auslandsgelder ist natürlich empfindsam fühlbar. Immerhin kann konstatiert werden, dass seit jenem Termin die Rückflüsse zur Reichsbank ununterbrochen grosse waren. Der Status unseres Zentralnoteninstitutes hat sich auch seither sehr gekräftigt, und die Bestände an Gold und Metall sind grösser als im Vorjahre. — Die Verhältnisse in der Industrie liegen nach wie vor günstig. Die Berichte bei den Generalversammlungen der grossen Montangesellschaften lauten dementsprechend mehr oder weniger optimistisch und berechtigen zu weiters günstigen Hoffnungen. Die Börse hat auch diese Mitteilungen aus so authentischer Quelle mit grossen Kursbesserungen für Montanes beantwortet. Die Preiserhöhungen in Eisen und die weiter günstige Konjunktur am belgischen Eisenmarkt haben gleichfalls stimuliert. Neuyork hat sich inzwischen von den Paniken wegen der gesetzlichen Verfolgung des Stahltrusts erholt. Die weitere Entwicklung des Neuyorker Effektenmarktes bleibt jedoch nach wie vor als vollkommen ungeklärt und desolat. Die deutschen Kapitalisten werden nach wie vor gut tun, sich auch fernerhin den amerikanischen Werten gegenüber vollständig abwartend zu verhalten. Die deutschen Börsen konnten den Neuyorker Ereignissen ruhig gegenüberstehen, nachdem die Engagements nicht mehr bedeutende sind. — Andere wirtschaftliche Momente, und zwar günstiger Art, wurden weit mehr beachtet. Auch die Erledigung der Marokkoangelegenheit brachte, wenn auch die Daten und das für Deutschland erzielte Resultat allgemein stark enttäuschen, einigermassen Beruhigung. Die Spekulation an der Berliner Börse nahm im Laufe der Woche erhebliche Deckungen vor. Grosse Meinungskäufe des Kapitalistenpublikums in verschiedenen Industriewerten hatten ausserdem gebesserte Tendenzen und beträchtliche Kursavancen im Gefolge. Aktien der Fahrrad-, Auto- und anderen Maschinenfabrikationen, Elektrowerte, chemische, Schiffahrts- und andere Aktien standen zeitweise hervorragend im Mittelpunkt des Verkehrs. Die bereits jetzt bekannt werdenden Dividendentaxationen für diese Januarwerte lauten sehr günstig und versprechen eine vorzügliche Rente für die Aktionäre. Freilich wird bis zur definitiven Auszahlung der Dividenden stets noch ein geraumer Termin verstreichen, in dessen Zwischenzeit noch manche, auch unangenehme Ereignisse zu berücksichtigen sein werden. Für die Aktien der Grossbankwelt lauten die Dividendenschätzungen allgemein in Höhe der vorigjährigen Sätze. Die Bankwelt hat trotz der durch die Auslandspolitik und den Schwierigkeiten des Geldmarktes verursachten Störungen in der Wirtschaftslage ein gutes Jahr zu verzeichnen. Handel und Wandel in Deutschland können, auch gestützt durch unsere solide und grosszügig geleitete Grossbankwelt, vielfache Erfolge für das ablaufende Jahr aufweisen. Wenn die beiden letzten Monate des Jahres 1911 ohne besonderen Missklang verstreichen, haben wir in Deutschland keine schlechte Wirtschaftsbilanz pro 1911 zu erwarten.

M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Gesellschaftsspiele. Bei der Aufnahme dieses Artikels hat die Firma Vereinigte Kunstanstalten A.-G., München, hauptsächlich den Zweck verfolgt, alt und jung eine, der Erbauung und Belehrung dienende Unterhaltung hauptsächlich während der langen Winterabende zu bieten. Die handelnden Figuren der einzelnen Spiele sind größtenteils der modernen Verkehrstechnik entnommen (Luftschiffe, Aeroplan, Automobile, Dampfschiffe usw. In diesen Artikeln sind bis jetzt erschienen: Nordpolspiel, Arktik, Ikaros, Wer siegt? Wintersport, Der Bauornhof.

Lesers unübertroffene Gebäudeaustrocknung. (Sensationelle Erfindung.) Mit Anwendung des denkbar rationellsten Verfahrens in Verbindung elektrischer Stromleitung und Trockenbatterien, welche zu weiterem Gebrauch eingemauert bleiben, stellt der Erfinder, Herr Architekt Max Leser, München, Färbergraben 21 I, einen Rekord nach dem andern in unerreichter Art und Weise auf, und trocknet damit feuchte Gebäude innerhalb weniger Tage und Wochen aus. Es gelang Herrn Leser, das Pfarrhaus in Heßloch bei Worms a. Rh. und jenes zu Grüningen in Württemberg innerhalb 4 Wochen; 2 Bahngebäude in Nördlingen und das Pfarrgebäude Zornitz in Schlesien, in je 5 Tagen, die Kirche in Kuhnorn bei Breslau und jene in Hollenegg (Steiermark) in 5 Wochen, in letzter Saison haltbar auszutrocknen und mittelst chemischer Präparate von salpetrigen Salzen, Hausschwamm usw dauernd zu befreien. Auch im Winter kann man dieses System einrichten und geschieht dies z. B. im Schloß Platten (Mähren) und anderen. Die Lesersche Methode wird von hohen K. Staatsministerien und sonstigen K. Behörden, zumal aber von hochlöbl. Auftraggebern derart empfohlen, daß dieselbe in weitesten Kreisen bekannt und eingeführt zu werden verdient, weshalb Herr Leser überallhin die gewünschten Aufschlüsse zu geben bereit ist.

Das **Jugendheim „Maria Martental"** (Kreis Cochem, Rhld.), ein Spezialinstitut für schwer zu erziehende Knaben höherer Stände kann besorgten Müttern empfohlen werden. Die Anstalt steht unter geistlicher Leitung und liegt in herrlicher Waldgegend. Die Knaben erholen sich körperlich und geistig recht bald und werden dadurch wieder befähigt, in einen Massenbetrieb eingegliedert zu werden. Schwer zu behandelnde, unruhige, launenhafte Kinder müssen individuell behandelt werden; kommt dann noch Schwächlichkeit hinzu, so muß auch diese behoben werden, und mit dem körperlichen Wohlbefinden wird dann auch die geistige Tätigkeit wieder ungehemmter vor sich gehen. Prospekte versendet die Direktion gerne kostenfrei.

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 46. München, 18. November 1911. VIII. Jahrgang.

Wenn der Liberalismus sein Herz für die Klöster entdeckt.

Vom Herausgeber.

Die jüngsten Dekrete des Heiligen Stuhles über Aenderungen in der Organisation des Franziskanerordens haben großen Lärm in der — liberalen Presse erregt. Es ist merkwürdig, daß diese Presse ihr Herz für Mönche und Nonnen immer erst dann entdeckt, wenn sie irgend einen Streich „gegen Rom“ führen zu können, eine vermeintliche Opposition „gegen Rom“ schüren und stützen zu können glaubt. Unter der Ueberschrift „Die Knebelung der Franziskaner“ macht ein aufwiegelnder Artikel des sattsam bekannten „Zwanzigsten Jahrhundert“ im Wortlaut oder auszugsweise die Runde durch kirchenfeindliche Blätter. Man könnte die liberale Presse, welche sich in solchen Fällen voll Mitleid und Rührung der „geknebelten“ (in anderen Organen heißt es zur Abwechslung „geknechteten“) deutschen Mönche annimmt, am kürzesten und prägnantesten als die sogenannte „Ferrerpresse“ charakterisieren. Es sind fast stets dieselben Blätter, welche seinerzeit den fanatischen spanischen Anarchisten und Rebellen zum Helden und Martyrer stempelten, in dessen Namen wehrlose Mönche und Nonnen massakriert und geschändet wurden, und dem jetzt die Gesinnungsgenossen unserer Ferrerdemonstranten in Brüssel, der Hauptstadt eines katholischen Landes, ein Denkmal gesetzt haben. Und als sich in Portugal die Greuel von Barzelona wiederholten, haben nur ganz vereinzelte liberale deutsche Blätter vorsichtige Einwendungen gewagt. Es ist gerade ein Jahr verflossen, seitdem die deutsche liberale Presse eine strenge „Grenzsperre“ gegen gewaltsam vertriebene Mönche und Nonnen verlangte, dieselbe Presse, welche es dem Deutschen Kaiser scharf verwies, daß er, ungeachtet der Lehren der portugiesischen Thronstürzer, im Benediktinerkloster Beuron das Wort gesprochen hatte: „Altar und Thron gehören zusammen!“

Speziell in München muß jede Sympathieäußerung der liberalen Presse für Klöster und Klosterinsassen wie eine Farce wirken. Dasselbe Manöver, welches man jetzt als angebliche Schutztruppe der bayerischen Franziskaner versucht, hat man auch schon in aufdringlichster, schlecht gespielter Sorge um das Wohl des Benediktinerordens probiert. Einer der edelsten Männer dieses Ordens, der sich um die Pastoration seiner Pfarrei wie um die religiösen Interessen überhaupt die größten Verdienste erwarb, ist erst vor Wochen als das sichtliche Opfer dieser liberalen Fürsorge für die Reinerhaltung des Benediktinerordens in die kühle Gruft gebettet worden, nachdem die Aufregung über ständige Angriffe seinem leidenden Herzen den letzten Stoß gegeben. Und wie hat speziell der Münchener Liberalismus sein Verständnis für echten klösterlichen Geist bekundet, als die liberal-sozialistische Mehrheit im Rathause eine dem gesamten weiblichen Lehrerpersonal bewilligte Aufbesserung einzig und allein den Armen Schulschwestern — mit klar ausgesprochener antiklösterlicher Tendenz — vorenthielt! Unter der selbstverständlichen Zustimmung derselben liberalen Presse, die jetzt plötzlich ihr weiches Gemüt für die „geknebelten“ Franziskaner entdeckt. Bei dieser Gelegenheit legt das führende Organ des bayerischen Liberalismus „das reformkatholische Zwanzigste Jahrhundert allen ans Herz, denen die Förderung des konfessionellen Friedens im deutschen Volke eine unbedingte Notwendigkeit dünkt.“ Hätte man statt des Wortes „Friedens“ das Wort „Haders“ gesetzt, so wäre man der Wahrheit näher gekommen. Denn wozu kümmern sich kirchenfeindliche und klösterfeindliche Blätter in dieser Weise um Vorgänge innerhalb der Kirche, wenn nicht in der Absicht, zu entzweien, Hader zu erregen oder vermeintlichen Hader zu schüren?

Es ist nicht die Aufgabe der „Allgemeinen Rundschau“, den von der liberalen Presse weiterverbreiteten Unterstellungen eines in offener Auflehnung gegen die Kirche und ihr Oberhaupt stehenden Organs im einzelnen entgegenzutreten. Eine von dieser Seite verbreitete Räubergeschichte kann aber von vornherein abgetan werden, und es ist wohl der Schluß erlaubt, daß auch die sonstigen Ausstreuungen nicht wesentlich besser fundiert sein werden. Unter der Stichmarke „Die Knebelung der Franziskaner“ wird nämlich u. a. folgende Mär verbreitet: „Dem bekannten P. Expeditus Schmidt wurde sowohl die weitere Leitung der Zeitschrift ‚Ueber den Wassern‘ als auch das Halten von literarischen und ästhetischen Vorträgen verboten.“ Beide Behauptungen sind handgreiflich unwahr. Durch einen reinen Zufall ist der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ auf das genaueste darüber unterrichtet, daß Dr. P. Expeditus Schmidt aus der redaktionellen Leitung der von ihm begründeten Halbmonatsschrift in recht unschöner Weise auf ganz profanem Wege hinausgedrängt worden ist. Was aber das angebliche Vortragsverbot anbelangt, so konnte man erst am 8. November 1911 in Augsburger Blättern die Ankündigung lesen, daß „der in weiten Kreisen hochgeschätzte und beliebte Pater Expeditus Schmidt vom Orden des heiligen Franziskus in der kommenden Woche vor einem größeren Publikum in Augsburg einen Vortrag halten“ werde. Die liberale „Augsburger Abendzeitung“ (Nr. 311) fügte der betreffenden Notiz eigens die Bemerkung hinzu, die Nachricht stehe im Gegensatz zu der in der Presse verbreiteten Mitteilung über ein bestehendes Verbot.

Die allgemeinen Bemerkungen und Schlußfolgerungen der kirchenfeindlichen Presse über die jüngsten Ereignisse im Franziskanerorden werden in einer zweifellos authentisch informierten K-Korrespondenz des ständigen römischen Vertreters der „Köln. Volkszeitung“ (Cavaliere Kappenberg)[1] in nachstehendem Zusammenhange beleuchtet:

„Bekanntlich sind 1897 die Reformaten, Alcantariner, Rekollekten und Observanten von Leo XIII. durch die Bulle Felicitate quadam unter dem Namen Fratres minores und unter einem General vereinigt worden. Sie erhielten die gleiche Konstitution, dasselbe liturgische Zeremonial und beobachteten denselben Ritus. Innerhalb der Union entstand aber, namentlich zwischen Observanten und Reformatoren, eine Bewegung, da die einzelnen Provinzen die alte Autonomie bewahren wollten, und da nun Gefahr vorhanden war, daß die ganze Vereinigung vereitelt werde, sah sich die Kongregation für Ordensleute veranlaßt, durch Dekret vom 28. April 1911 eine Teilung der Provinzen von Genua, Bologna und Toskana vorzunehmen. Aus zwei Provinzen im Neapolitanischen wurden deren fünf gemacht, und ebenso wurden die von Lecce und Sizilien aufgeteilt. Eine ähnliche Teilung der Provinzen wurde bei den Franziskanern in Galizien vorgenommen. Es ist nun nicht ausgeschlossen, daß der Exgeneral P. Schuler höheren Ortes auf alle die früher schon vorhandenen und jetzt mehr hervorgetretenen Schwierigkeiten aufmerksam machte und daß

[1] Wie die „Kölnische Volkszeitung“ (Nr. 967) in einem Drahtberichte aus Rom mitteilt, gewährte der Papst dem römischen Vertreter der „Kölnischen Volkszeitung“ eine Privataudienz. „Derselbe überreichte je ein Stück der kürzlich erschienenen ‚Documenta‘ von Kardinal Fischer und des Buches von Professor Mausbach ‚Die katholische Moral und ihre Gegner‘. Der Papst dankte für die Werke und segnete Verfasser und Verleger. In der sich anschließenden Unterhaltung drückte der Heilige Vater seine besondere Freude aus über den Kölner Zentrumssieg bei der Stadtverordnetenwahl; er betrachte ihn als ein gutes Vorzeichen für die demnächstige politische Wahl. Das Befinden des Papstes ist ausgezeichnet“.

man sich alsdann entschlossen hat, die Ordensleitung möglichst gleichmäßig unter Reformaten und Observaten zu verteilen. Da man den vor einigen Jahren bei den Kapuzinern eingeführten Wahlmodus für praktisch befunden hat, übertrug man ihn auch auf die Franziskaner. Diese sollen überhaupt keine definitive Reform der Konstitution erhalten, wie manche Blätter irrtümlich andeuteten, sondern die neue Verordnung vom 23. Oktober wird in die bisherige Konstitution eingefügt. Es läßt sich begreifen, daß der bisherige General angesichts der vollständigen Umänderung bzw. Vereinfachung des Generalkapitels (sechs anstatt zwölf Definitoren) die Verantwortung anderen Schultern überlassen wollte. Selbstredend hat die Ernennung des P. Pacificus Monza zum Generalminister „mit der Knechtung des Deutschtums", wie sich die liberalen Blätter auszudrücken belieben, nichts zu schaffen. Bei der Aufstellung von Ordensgesetzen und Ernennungsdekreten in der katholischen Kirche spielen Nationalitäten keine Rolle, man hat nur das Ziel im Auge und sucht dies auf dem bestmöglichsten Wege zu erreichen. Daß nun nach zwei deutschen Generalen auch ein Italiener folgt, kann doch nicht als Knebelung der deutschen Interessen bezeichnet werden.

Derselbe Korrespondent der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 955) weist auch die „Sensationsnachricht", der Heilige Stuhl ziele darauf hin, früher oder später eine Vereinigung der Franziskaner mit den Kapuzinern herbeizuführen, als „vollständig aus der Luft gegriffen" zurück. Er erzählt bei dieser Gelegenheit: „Der Papst, der gestern (4. November) den General der Kapuziner in Privataudienz empfing, berührte dabei auch diesen Punkt und lachte herzlich über jene prophezeite Umbildung." Was aber die „kränkende Absägung" des bisherigen Franziskanergenerals P. Dionys Schuler, des nunmehrigen Erzbischofs, anbelangt, so dürften schon die überaus ehrenden Begleitumstände bei der Konsekration am 6. November alle Mißdeutungen am schlagendsten widerlegen. Der Kardinalstaatssekretär vollzog in eigener Person die Konsekration des neuen Erzbischofs, und außer den Generalen der Dominikaner und Kapuziner, dem Franziskanerprovinzial und Kustos von Fulda und zahlreichen deutschen Prälaten wohnten auch der preußische und der bayerische Gesandte beim Heiligen Stuhle dem feierlichen Akte bei. Der neue Erzbischof aus dem Franziskanerorden stammt aus Hohenzollern.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das Drama im Deutschen Reichstage.

Die ältesten Leute erinnern sich nicht, im Deutschen Reichstage so lebhafte, spannende und packende Verhandlungen erlebt zu haben, wie an den drei letzten Tagen der vergangenen Woche. Es war wirklich „Leben in die Bude" gekommen; wo sonst der trockene Verstand dominiert, gab jetzt die Stimmung den Ton an. Der Kanzler begann allerdings sehr ruhig und nüchtern; seine erste Rede war sogar zu trocken, so daß sie bei den erregten Volksvertretern gar keinen Beifall zu wecken vermochte. Am zweiten Tage aber war der Kanzler auch in Stimmung gekommen, und zwar so sehr, daß er gegen den konservativen Wortführer eine wilde Attacke ritt, die allgemeines Staunen erweckte. Im Reichstage freilich waren schon am ersten Tage die Nerven in Schwingung. Nicht bloß der magere Inhalt des Abkommens hatte herbe Gefühle ausgelöst, sondern auch die Form, in der die Vorlage erfolgte (nur zur Kenntnisnahme, ohne das gebührende Material zur Erläuterung). Der sensationelle Rücktritt des Herrn v. Lindequist verstärkte die pessimistische Weltanschauung. Der Verdruß suchte sich Luft zu machen in flammenden Worten über die Kraft und Macht Deutschlands, die Entschlossenheit und Opferwilligkeit des Volkes. Der Reichstagskahn schien ins alldeutsche Fahrwasser zu geraten. Bezeichnenderweise richtete der Aerger sich weniger gegen die französische Diplomatie, die angeblich die unserige zu übervorteilen verstanden hat, als vielmehr gegen die englischen Ministerreden und Botschafterinterviews. Der Unwille über die feindselige Anmaßung Englands brach mit elementarer Wucht hervor.

Zur Verschärfung der Spannung trug es viel bei, daß der Kronprinz des Deutschen Reiches am ersten Tage in der Reichstagsloge erschien und mit jugendlicher Lebhaftigkeit in offensichtlicher Weise seinen Beifall äußerte zu den Aeußerungen, welche das Ergebnis der bisherigen Politik scharf kritisierten und die chauvinistische Note anschlugen. Diese vermeintliche Demonstration brachte man in Verbindung mit den Gerüchten, daß der Kronprinz bei seinen Brüdern eine „Aktion gegen Bethmann" angeregt habe. Eine kronprinzliche Fronde — das war ein gefundener Leckerbissen für alle sensationslüsternen und intriganten Elemente! Die Besonneneren der verschiedenen Parteien machten allerdings sofort ihre schweren Bedenken geltend gegen solche Erscheinungen, welche die Einheitlichkeit und das Ansehen der monarchischen Regierung aufs ärgste gefährden könnten. Der Rückschlag erfolgte schnell. Am Abend des demonstrativen Donnerstag stellte das Hofmarschallamt des Kronprinzen die angebliche „Aktion" förmlich und feierlich in Abrede. An demselben Abend nahm der Kronprinz an der kaiserlichen Familientafel teil, zu der auch der Reichskanzler nebst Gemahlin eine plötzliche Einladung erhalten hatte. Am nächsten Tage erschien der Kronprinz nicht wieder im Reichstage, wohl aber erschien dort der Reichskanzler, um jene überaus lebhafte Verteidigungsrede zu halten, die den klaren Beweis liefert, daß er im Vollbesitz des kaiserlichen Vertrauens ist.

Herr v. Bethmann hat bekanntlich früher schon seine Regierung als „über den Parteien stehend" gekennzeichnet. Jetzt kam das sehr drastisch zum Ausdruck, indem er die konservative Partei, als deren Hörigen und Gefangenen man ihn so oft hingestellt hatte, in schonungsloser Weise vor den Kopf stieß. Es ist ja begreiflich, daß er die überaus scharfen Ausfälle gegen England, die Herr v. Heydebrand im Gebrauch der parlamentarischen Redefreiheit sich gestattet hatte, offiziell zu applanieren suchte, um weitere Störungen unseres Verhältnisses zu England hintanzuhalten. Aber diese diplomatische Aufgabe hätte sich ohne Heftigkeit lösen lassen. Es kam jedoch ein persönliches und ein innerpolitisches Moment hinzu. Der Reichskanzler hatte die herausfordernde Rede des englischen Ministers Lloyd George als Tischrede bezeichnet, und Herr v. Heydebrand hatte über diesen Namen für eine im Ministerium vorbereitete Kundgebung gespöttelt. Darin erblickte der Reichskanzler den Vorwurf, er habe eine demütigende Herausforderung der deutschen Nation sozusagen mit einer kleinen Wortverdrehung kaschieren wollen, und beschuldigte seinerseits den Abg. v. Heydebrand der Schmähung der eigenen Regierung, die sich mit dem nationalen Gewissen nicht vereinigen lasse. Er sagte fernerhin: es seien Kräfte im Spiel, die mehr mit den bevorstehenden Wahlen als mit Marokko und dem Kongo zu tun haben. Nach unserer Wahrnehmung hatte bisher weit mehr bei den Liberalen, als bei den Konservativen, sich das Bestreben kundgegeben, die Unzufriedenheit wegen des Marokko-Vertrages zu Wahlzwecken gegen die Regierung auszunutzen. Wenn Herr v. Bethmann die an sich berechtigte Klage über Ausnützung der hochpolitischen Vorgänge zu parteipolitischen Agitationen jetzt gerade an die Adresse der Konservativen richtete, so muß er wohl durch besondere Umstände in den Glauben versetzt worden sein, daß die konservative Partei ihn im Stiche lassen wolle, um durch Anlehnung an die Alldeutschen und die sonstigen „nationalen" Eiferer Wahlstimmen zu gewinnen.

Das Verhalten der Konservativen nach der heftigen Strafrede zeugt allerdings nicht von großer Bosheit. Nach einer improvisierten Fraktionssitzung verlas Herr von Heydebrand eine Erklärung, die allerdings die vorhergegangenen Ausführungen bestätigte, aber sich jeder weiteren persönlichen oder politischen Herausforderung gegenüber dem Reichskanzler enthielt. Auch die konservative Presse äußerte sich ruhig und mit einem gewissen Friedensbedürfnis über den sensationellen Zwischenfall. Die Fiebertemperatur im Reichstage ging überhaupt schnell und stark zurück. Am dritten Tage der Verhandlungen wäre es sogar für die Zuhörer „langweilig" geworden, wenn nicht die Debatte auf ein neues, interessantes Thema geraten wäre, das allerdings mit dem Marokkoabkommen an sich nichts zu tun hatte, aber doch zur Klärung des innerpolitischen Wirrwarrs beitrug. Die Sozialdemokraten hatten bereits gejubelt, daß rechter Hand und linker Hand vertauscht sei und sie von dieser Krisis ernten würden. Da wurde ihnen zur rechten Zeit vorgehalten, daß ihre Agitatoren mit großem Beifall den Massenstreik und den Ungehorsam der Einberufenen für den Fall einer Mobilmachung gepredigt hätten. Natürlich erklärten die roten Wortführer das für „Verleumdung", wie alles andere, was der Parteitaktik unbequem ist, weil Bebel auf dem Parteitag zu Jena den Großblockchancen zu Liebe die allzu eifrigen Genossen vorläufig zurückgepfiffen hat. Aber die Tatsachen lassen sich nicht aus der Welt schaffen, und sie lehren mit erschreckender Deutlichkeit, daß die revolutionäre Agitation eine ernste Gefahr für den Fall eines Krieges bildet und also die Sozialdemokratie am allerwenigsten das Recht hat, sich an die Rockschöße des erregten Nationalgefühls zu hängen.

In seiner Kampf- und Scheltrede machte der Reichskanzler eine Ausführung, die alle gutgesinnten Deutschen als köstliche Frucht dieser Debatten mitpflücken können.

„Wir haben", sagte er, „Monate durchlebt und durchleben jetzt Tage, die von einer leidenschaftlichen Stimmung durchflutet sind, wie wir es kaum jemals in Deutschland erlebt haben. Ein Grundton dieser Stimmung ist der Wille Deutschlands, sich mit seinen Kräften und allem, was es vermag, in der Welt durchzusetzen. Das war die gute und erhebende Erscheinung, die wir erlebt haben, eine Erscheinung, die mich gestützt hat, auch wenn sie sich in Worten gegen mich wandte; und ich empfinde Dank für diese Gefühle, die im deutschen Volk geherrscht haben."

Sehr richtig! Das Aufschäumen des nationalen Selbstbewußtseins hat sein gutes, wenn es auch die nüchterne Abwägung der Vorteile und Nachteile des vorliegenden Abkommens etwas behindert hat. Letztere läßt sich nachholen in der Kommission. Vorläufig ist es aber für das Ausland sehr nützlich, wenn es erfährt, daß die deutsche Friedensliebe jetzt an der Grenze ihrer Nachgiebigkeit angekommen ist, und das deutsche Volk zu jedem Opfer für seine berechtigte Weltstellung bereit ist.

Den rechten Mittelweg zwischen den chauvinistischen Gletschern und den pessimistischen Abgründen hat offenbar das Zentrum eingeschlagen. Seine Redner, Frhr. von Hertling, Gröber, Erzberger, haben die Mängel des vorliegenden Abkommens und die Schwächen unserer ganzen Marokkopolitik scharf kritisiert, aber sie haben nicht das Abkommen in Grund und Boden verdammt, und noch weniger die ganze Schuld, die hauptsächlich auf der Unstetigkeit der Bülowschen Politik beruht, dem gegenwärtigen Reichskanzler aufzuhalsen versucht. Sie haben gegen die englische Anmaßung protestiert, ohne England unnötig zu reizen, und sie haben die Kriegsbereitschaft Deutschlands betont, ohne ihrerseits zum Kriege zu hetzen. Vortrefflich hat der Abg. Gröber in dieser Hinsicht bemerkt:

„Ich stehe auf dem Standpunkt und ich glaube damit im Sinne desjenigen Teiles der deutschen Bevölkerung zu sprechen, den wir vertreten: Wenn der Kaiser ruft, dann werden wir alle kommen und unsere Pflicht erfüllen. (Lebhaftes Bravo!) Aber anderseits ist das Volk auch nicht berufen, darauf hinzudrängen, daß ein Krieg erklärt wird. (Beifall.) Darüber zu entscheiden, das ist die Aufgabe — die ungeheuer schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe — des Kaisers, das ist sein verfassungsmäßiges Vorrecht, und diese Aufgabe wollen wir ihm nicht abnehmen, und wir wollen ihn nicht drängen. (Lebhafter Beifall.)

Gerade der Abg. Gröber ist vollständig erhaben über jeden Verdacht des Byzantinismus oder der Liebedienerei. Er vertritt auf der anderen Seite mit Energie die Rechte des Reichstags zur Mitbestimmung bei Verträgen von solcher Tragweite, wie der gegenwärtige. Aber er verwahrt sich mit Recht dagegen, daß über Krieg oder Frieden in erregten Parlamentssitzungen oder gar in Volksversammlungen die Würfel geworfen werden. Wir sehen ja, daß sogar in parlamentarisch regierten Staaten, wie Frankreich z. B., die entscheidenden Maßnahmen in der auswärtigen Politik von der Regierung getroffen werden. Die nachträgliche Abstimmung über Verträge im Parlament ist auch dort im Grunde eine Formalie gegenüber der vollendeten Tatsache. Jetzt steht das französische Parlament vor der Enthüllung eines alten Geheimvertrages mit Spanien, der dem Parlament bisher unbekannt geblieben ist, aber doch jetzt als Bleiklumpen am Fuße der Eroberer von Marokko wirkt.

Vom Zentrum ist der Antrag gestellt worden, daß die Grenzen des Kolonialbesitzes nur durch Gesetz geändert werden können. Dieser Schritt zur Verbesserung des Verfassungsrechts kann bei gutem Willen auch von den Konservativen und den verbündeten Regierungen mitgemacht werden. Er wird gewiß beruhigend wirken, und das ist zurzeit viel wert.

Die Offiziösen sagen neuerdings, für den Reichskanzler habe es sich bei seiner hitzigen Freitagsrede darum gehandelt, das politische Werk freizumachen von phantastischen Ansprüchen und wahltaktischen Rücksichten, die bei mehr als einer Partei zu der ungünstigen Aufnahme beigetragen hätten. Die betreffenden Parteien hätte man auch gleich nennen können. Es gehört auch die nationalliberale Partei dazu, die bisher das verwöhnte Lieblingskind des Reichskanzlers bildete. Herr Bassermann wollte immer noch die Erwerbung von Südmarokko als höchste Weisheit gegen die Regierungspolitik ausspielen, worauf der Reichskanzler ihm das Unsinnige und die völlige Unmöglichkeit der Durchführung eines solchen Planes durchschlagend darlegte. Das Zentrum darf sich rühmen, von solchen phantastischen Ansprüchen, die nach der schwachen Haltung des Blockkanzlers Bülow vollends unmöglich geworden waren, sowie von allen wahltaktischen Nebengedanken vollständig frei geblieben zu sein. Darum ist es uns auch gar nicht unangenehm, wenn hervorragende Fachmänner und Kaufleute auf Grund ihrer kolonialpolitischen Erfahrungen einen Aufruf erlassen gegen die pessimistische Stimmung. Der Abg. Erzberger ist gewiß kein Leisetreter und Kopfnicker, aber er sagte doch am Schlusse seiner Rede, das Abkommen sei nicht so schlecht, wie es gemacht worden, und man könne sich der Mahnung jener Geschäftsleute anschließen: die rückwärtsschauende Kritik nunmehr zu beenden und die koloniale Zukunft im Auge zu behalten! Es bleibt ja auch nach den parlamentarischen Kämpfen nichts anderes übrig, als auf dem gegebenen Boden wieder an die Arbeit zu gehen. Die einträchtige, solide, zähe Arbeit wird uns auch Ersatz geben für das, was wir an den bisher getroffenen Abmachungen noch vermissen.

Wankt der Zentrumsturm?

Die vorläufigen Erfolge unserer Gegner in Immenstadt, Düsseldorf und Konstanz haben ungeheuer viel Jubel erregt. Viel weniger Aufhebens machen die Herren von den Wahlereignissen, die zu unseren Gunsten verlaufen. Daher ist es unsere Pflicht, diese Lichter auf den Scheffel zu stellen. Gut war der Ausfall der Wahlen in Elsaß-Lothringen für die erste Kraftprobe des von vielen Schwierigkeiten umringten Zentrums. Sehr gut abgeschnitten hat das Zentrum bei den Landtagswahlen in Hessen: zu den alten Mandaten ist ein neues erobert. Bei der Ersatzwahl in Ratibor siegte das Zentrum mit fast der doppelten Stimmenzahl über den Polen, der schließlich von der Sozialdemokratie unterstützt wurde.

Einen weithin leuchtenden Erfolg brachte uns die Stadtverordnetenwahl in Köln. Wenn dort auch die Grenzen der Stadtgemeinde und des Reichstagswahlkreises nicht ganz zusammenfallen, so ist doch die Wählerschaft bei dem „demokratischen" Stadtwahlrecht in Köln und dem allgemeinen gleichen Reichstagswahlrecht identisch, und es ist also ein herrlicher Same für die Reichstagswahl im heiligen Köln, wenn jetzt das Zentrum rund 25 000 Stimmen aufgebracht hat gegen 13 000 sozialdemokratische und nur 4500 liberale Stimmen. Der „Turm" steht noch sehr fest.

Auf gegnerischer Seite sind zurzeit die Lorbeeren knapp. Oder ist es vielleicht ein Triumph, wenn im sächsischen Landtage die Freisinnigen einen Sozialdemokraten ins Präsidium gewählt haben, an dem die Konservativen die Teilnahme ablehnten? Die Großblockpolitik geht umso schneller zugrunde, je üppiger sie sich auslebt und — enthüllt!

Der Herrin.

Und wenn sie alle ihre Gaben bringen,
Des Sommers letzte düftereiche Rosen,
Und wenn sie fromm die alten Weisen singen
Dir, Königin, der Reinen, Makellosen,
Dann lass mich Armen, Herrin, auch dir nahen,
Der sich zum Minnedienste dir geweiht
Auf Lebenszeit.

Du kennst mein heisses Wünschen und mein Wollen
Und kennst auch meine Schwäche, meine Schuld;
Du sahst, wie ich gedient in unschuldsvollen
Und frohen Kindertagen, sahst's voll Huld
Und schautest traurig, wie in heisser Sonne
Mir manche Rose duftlos ist verglüht,
Die dir erblüht.

So lass mich denn am Herbstesabend kommen
Und alles bringen, was für dich gereift.
Geh nicht vorüber! Gib, dass, wenn die Frommen
Du segnest, mich dein Königsmantel streift
Und jene Kraft die Adern mir durchströmt,
Die Treue hält in Kampf und Sturm und Not
Bis in den Tod.

Fr. Denzer.

Politische Krisis in Bayern.

Von J. M. Dreiling.

Die Betrachtungen, welche ich in der „Allgemeinen Rundschau" über den Zusammenhang politischer Begebenheiten in Bayern anstellen konnte, sind in der bayerischen Abgeordnetenkammer bei den Debatten der letzten Wochen vielfach angezogen worden, auch vom Verkehrsminister von Frauendorfer. Alle Entgegnungen haben jedoch meine Grundanschauung über die derzeitige Situation in Bayern nicht erschüttert. Im Gegenteil, die Debatte über das Eindringen der Sozialdemokratie in den Beamtenkörper der Verkehrsanstalten, welchem die Staatsregierung mit verschränkten Armen zusieht, sowie der offene Konflikt der Zentrumsfraktion mit dem Verkehrsminister von Frauendorfer sind eine scharfe Akzentuierung der in diesen Blättern vertretenen Auffassung.

Im Vordergrund steht der Konflikt, über welchen liberale und sozialdemokratische Blätter die gröblichsten Entstellungen verbreiten.

Ausgangspunkt bildet das Verlassen des Sitzungssaales durch den Verkehrsminister v. Frauendorfer (7. Nov.) bei Beginn einer Rede des Zentrumsabgeordneten Oswald, eines Arbeitervertreters, als dieser anhub, über Verhältnisse des Eisenbahnpersonals zu sprechen, was Abg. Oswald sehr scharf kritisierte. Am nächsten Tag (8. Nov.) erwiderte Minister v. Frauendorfer in einer Weise, welche zum Bruch mit dem Zentrum führte.

Die Gründe, welche der Minister für sein Weggehen angegeben hat — Ueberhäufung mit Amtsgeschäften — kann man ernstlich nicht würdigen. Die Regierungsvertretung im bayerischen Landtag ist eine grausame Einrichtung. Tage und Wochen sitzen die Minister in den Plenarsitzungen der Kammern, hören den Parteikämpfen zu, die sie nichts angehen, und die sie aus den Berichten ebenso gut erfahren, merken auf alles und auf alle Kleinigkeiten, die über ihre Ressorts vorgebracht werden, halten ebensolange Reden wie die zwei liberalen Parteihäuptlinge, indem sie haarklein alles vortragen, was ihnen ihre Referenten aufgeschrieben haben, statt diese selbst zum Wort kommen zu lassen. Dieser ministerielle Parlamentsbetrieb, der vielen Dingen eine Wichtigkeit verleiht, die ihnen sachlich nicht innewohnt, dieses fortgesetzte Eingreifen der Minister und dieses minutiöse Eingehen auf alle möglichen Dinge auf der bayerischen Erde und auf jene zwischen Himmel und Erde, ist eine ganz wesentliche Ursache des schleppenden Geschäftsgangs des bayerischen Landtags. Wenn bei solcher Praxis, und nachdem manche Minister, gerade auch der Verkehrsminister, in dieser Session eine heillos lange Zeit nutzlos und sinnlos in der Abgeordnetenkammer bei Debatten vertragen haben, die ihre Ressorts nur ganz minimal berührten, jetzt Verkehrsminister von Frauendorfer gerade dem Abgeordneten Oswald gegenüber auf seine unerledigten Bureauarbeiten im Verkehrsministerium sich beruft, so kann man das nicht als Rechtfertigung seines Weggehens hinnehmen, wenngleich dem Minister das Recht zu solchem Vorbringen zusteht. Es ist ersichtlich, daß in der Zentrumsfraktion diese Begründung des Weggangs des Ministers keinen Eindruck gemacht hat. Auch der Abg. Oswald hat jedenfalls an solche Verhinderungsgründe nicht denken können, als er seine scharfen Wendungen gegen den Minister gebrauchte.

Diese Kritik Oswalds ist tiefer zu fassen. In dem parteioffiziösen Communiqué, das die Zentrumsfraktion beim Ausbruch des Konfliktes ausgab, findet sich eine Andeutung, welche auf den alten Gegensatz zwischen den Arbeitersekretären der christlichen Organisation und dem Verkehrsminister v. Frauendorfer zurückführt, der sicher eine Rolle auf beiden Seiten gespielt hat. In dem Communiqué heißt es, der Minister habe den Ausführungen des sozialdemokratischen Redners aufmerksam zugehört, während er bei Beginn der Rede Oswalds den Saal verließ, was allgemein als auffallend empfunden wurde; Oswald glaubte darin eine größere Beachtung des Sozialdemokraten finden zu müssen. Das ist die alte Kalamität! Die sozialdemokratischen Arbeitervertreter haben das Ohr des Ministers in seiner Amtsstube, die christlichen Arbeitervertreter konnten zu gar keinem Verhältnis mit dem Verkehrsminister kommen, er liebt und beachtet sie negativ, trotz aller Versuche politischer Persönlichkeiten beim Minister, dies Mißverhältnis zu ändern.

Was nun seitens des Verkehrsministers auf Oswalds Rede erfolgte, war nicht mehr ein Kakosyntheton, eine Aneinanderreihung fehlerhafter Ausdrücke, sondern eine Provokation des Zentrums und Brüskierung des Präsidiums.

Es ist zuzugeben, daß Oswald scharfe Kritik am Verkehrsminister wegen dessen Weggehens geübt hat. Und niemand kann es dem Verkehrsminister übelnehmen, daß er sich energisch zur Wehr setzte. Darüber kann es keinen Streit geben. Auch daß niemand außer der Krone die Anwesenheit eines Ministers im Landtag erzwingen kann, ist nicht Streitgegenstand. Dem Landtag steht hier keine Kompetenz zu. Der Minister hat darüber pathetische Worte ganz überflüssigerweise gesprochen. Er rannte dabei offene Türen ein.

Verkehrsminister v. Frauendorfer reibt sich gerne an Abgeordneten, die ihm nicht als Parteigrößen erscheinen; er hat darum schon öfters Zusammenstöße mit den Liberalen gehabt. Sein Temperament hat ihn jetzt dazu fortgerissen, die Arbeitersekretäre im Zentrum, den Abg. Oswald und, wie der Minister sich ausdrückte, seine „Berufskollegen" zu verhöhnen, ebenso das ganze Zentrum, das er deutlich des Mangels an Interesse an seinem eigenen Arbeiterantrag bezichtigte.

Oswald hatte die Grenzen parlamentarischer Kritik nicht übertreten. Die Rede des liberalen Abgeordneten Hübsch hat ganz ebenso kräftig Kritik an der Arbeiterpolitik der Staatsregierung geübt. Aber Minister v. Frauendorfer überschritt diese Grenzen, indem er persönliche, ehrverletzende Angriffe gegen Zentrumsmitglieder richtete, in erster Linie gegen Oswald, welcher der offizielle Redner des Zentrums war, das wegen der Eisenbahnersache ohnehin mit dem Verkehrsminister in einem schweren politischen Gegensatz steht. Der Minister bestritt dem Landtag die Berechtigung, Kritik am Wegbleiben eines Ministers zu üben, eine in allen Parlamenten hinfällige Hypothese. Dem amtierenden Vizepräsidenten von Fuchs sagte er nach, daß er ihn (den Minister) nicht geschützt habe, darum habe er (der Minister) sich selber — durch seine Explosion gegen Oswald und das Zentrum — helfen müssen; er sei beleidigt, und dagegen sei vom Präsidium nichts getan worden.

Daraus hat die persönlich gekränkte Zentrumsfraktion die Konsequenz gezogen; sie ist berechtigt dazu, mit dem Verkehrsminister bis zur Erledigung dieser Affäre nicht weiter zu verhandeln. „Zurzeit" ist sie nicht in der Lage, in der begonnenen sachlichen Beratung der Postulate des Verkehrsministeriums „fortzufahren". So sagt die erste Fraktionserklärung. Je nach der weitern Entwicklung wird das Zentrum „die entsprechenden parlamentarischen Konsequenzen ziehen", also Etatsabstriche machen, heißt es in einer zweiten Fraktionserklärung. In dieser ist auch auf die sachlichen Gegensätze zwischen der bürgerlichen Mehrheit und der Staatsregierung in der Eisenbahnersache hingewiesen. In einer dritten Erklärung der Zentrumsfraktion ist ausgedrückt, daß man eine befriedigende Erklärung des Verkehrsministers oder des Ministerpräsidenten erwarte. Solange dies nicht erfüllt sei, könne das Zentrum der Erwartung der Regierung, ausgedrückt in einer die Sachlage umgehenden nichtssagenden Erklärung des Ministerpräsidenten, auf alsbaldige Wiederaufnahme der Beratung der Postulate des Verkehrsministeriums nicht nachkommen.

Die liberale Presse verkündete, Minister v. Frauendorfer werde die gewünschte Erklärung nicht abgeben und nichts zurücknehmen. Die anderen Minister seien solidarisch mit ihm.

Verkehrsminister v. Frauendorfer ist von allen Ministern Bayerns die schwächste Ministerexistenz. Bei der Krone ist er, wie man schon äußerlich aus der Liste der Hofbesucher ersehen kann, nichts weniger denn persona gratissima.

Dem Zentrum sagen die Liberalen nach, es wolle den Verkehrsminister stürzen. Und wütend beschuldigt man das Zentrum des „Verfassungsbruchs", des „Kronrechtsraubs" und anderer mechanter Dinge. Dabei gibt es im monarchischen und nichtparlamentarischen Staat überhaupt keinen Ministersturz. Wie soll denn das geschehen? Die Krone setzt die Minister ein und entläßt sie; ein Zwang auf die Krone kann gar nicht geübt werden.

Auf der anderen Seite ist das Parlament Herr über seine Entschlüsse. Ist ein Konflikt zwischen einem Minister und der Parlamentsmehrheit ausgebrochen, so gibt es kein Mittel, einen solchen Minister zu beseitigen. Das Parlament kann, darüber besteht doch hoffentlich unter flügge gewordenen

Politikern kein Zweifel, die Vorlagen eines Ministers abzulehnen. Das ist aber alles. Ist der Minister damit zufrieden, und sieht die Krone in der Ablehnung der Postulate keine Beeinträchtigung der Interessen des Landes und ihrer politischen Ziele, so bleibt der Minister eben Minister. Und noch weiter: eine Ablehnung des Budgets gibt es auch nicht, weil die Mittel für die bestehenden Einrichtungen und begonnenen Geschäfte des Staates bewilligt werden müssen. Es ist auch schon darum keine Budgetablehnung möglich, weil die Etats einzeln zustande kommen, und die Verweigerung des Finanzgesetzes nach bayerischem Staatsrecht keine andere Wirkung hat, als die Minister von Bindungen bei der Durchführung der Einzeletats zu befreien. Endlich noch: wenn das Parlament es ablehnt, in die Budgetberatung einzutreten, so bleibt das wirkungslos, weil die Staatsregierung dann selbst das Budget festsetzen kann, was in Bayern nicht ohne Präjudiz ist.

Es spricht die Unkenntnis bayerisch-staatlicher Einrichtungen aus den liberalen Zeitungen, welche das Zentrum verfassungswidrigen Verhaltens in seinem Konflikt mit dem Verkehrsminister beschuldigen.

Die Krone kann durch Parlamentsbeschlüsse budgetärer Art in ihrer Freiheit nicht beeinträchtigt werden. Das sollen sich die Ignoranten der liberalen Presse endlich einmal merken.

Ist ein Konflikt zwischen einem Minister und einem Parlament ausgebrochen, so kann die Krone unter allen Umständen sich frei für den Minister entscheiden. Kann der Konflikt nicht beigelegt werden, so kommt eben bei einer Solidarität aller Minister die Landtagsauflösung.

Auf die letztere drängen die Liberalen und Sozialdemokraten. Wie ich sehe, ist die Landtagsauflösung der bayerischen Zentrumspresse eine erwünschte Eventualität. Vom Standpunkt des Zentrums ist das durchaus richtig. Das Zentrum hat für 88 Mandate die absolute Mehrheit in den betreffenden Wahlkreisen, nur für 10 Mandate besitzt es die relative Mehrheit. Die Mehrheit des Zentrums ist auf lange Zeit hinaus nicht zu erschüttern. Den Liberalen aber wird es bei Landtagswahlen miserabel ergehen, in Franken, in der Pfalz und auch in München; sie sind auf die Gnade der Sozialdemokraten angewiesen; als Zerstörer der landwirtschaftlichen Schutzzölle und Vorkämpfer für Minister werden sie im Lande keinen Pardon erhalten. Wie wird es aber nach den Landtagswahlen? Da steht die Partie auf dem alten Fleck, wenn die Gesamtstaatsregierung mit dem Appell ans Land keinen Erfolg hatte. Aber die Lage ist dann verschärft.

Der Regent hat das Gesamtstaatsministerium wissen lassen, daß die Rücksichten auf sein Alter in keiner Weise irgendwelchen hemmenden Einfluß auf die Entschlußfähigkeit der Regierung gehabt haben, noch haben dürfen. Das war die Antwort auf die in liberalen Blättern kolportierten Gerüchte, daß man gegen Landtagsauflösung arbeite mit der Rücksicht auf das Befinden des Regenten.

Nachschrift: So stand die Partie, unmittelbar bevor dieses Heft in die Presse ging. Inzwischen hat der Minister des Innern bei Beginn der Kammersitzung am Dienstag die am Abend zuvor in einer Staatsratssitzung unter dem Vorsitz des Regenten beschlossene **Landtagsauflösung** kundgegeben. Die Liberalen jubeln über die „Niederlage des Zentrums", die Sozialdemokraten sind entzückt, weil in der nunmehr verstärkt einsetzenden Hetze ihr Weizen blühen wird. Das Zentrum kann den Neuwahlen unter so außergewöhnlichen Umständen mit ruhigem Gewissen und im Vertrauen auf die hinter ihm stehenden Wähler mit aufrechtem Nacken entgegensehen. Ja, durch weite Kreise unserer Partei geht es wie ein Aufatmen der Erleichterung. Es ist so vieles morsch geworden in Bayern, und die als „herrschend" verspottete Partei hat nur zu oft zähneknirschend zusehen müssen, wie ein schwächlich lavierender Regierungskurs am letzten Ende doch immer wieder vor dem Geschrei des Liberalismus und Radikalismus wie auch vor immer neuen Avancen eines libertinistischen „Zeitgeistes" scheu zurückwich. Lange genug hat das Zentrum das lähmende Odium einer „Regierungspartei" getragen, während liberale Parteiminister gegenüber einer angeblich farblosen Ministermehrheit die Interessen und die Personalien des Liberalismus zielbewußt zu wahren verstanden. Als Oppositionspartei kann das Zentrum Rücksichten beiseite stellen, die es bisher manchmal vielleicht allzu gutmütig mitsprechen ließ. Daß neben den Reichstagswahlen nun auch die bayerischen Landtagswahlen bevorstehen, hat ja insoferne sein Gutes, als uns eine neue Auflage der Wahlhetze im nächsten Jahre erspart bleibt.

Hoch Köln!

Zu dem glänzenden Siege bei den Kölner Stadtratswahlen.

Von Franz Rupp, Heidenburg, Bez. Trier.

Dank euch, ihr wackeren Zentrumsmannen in Preußens zweiter Hauptstadt Köln! Ein Freudentag ohne Maßen nicht nur für euch, sondern auch für Hunderttausende Nicht-Kölner war dieser Tag, an dem ihr eure Treue, eure Unüberwindlichkeit so hell erstrahlen ließet! Was niemand zu wünschen wagte, das habt ihr zur Tatsache werden lassen. Seid euch bewußt, daß ihr nicht nur eurer Vaterstadt gedient habt, sondern auch die Sensation des gesamten politisch interessierten Reiches geworden seid. Millionen Hände griffen in diesen Tagen hastiger als sonst zu den Blättern; Ungezählten habt ihr nach langen traurigen Monaten des Haders und Mißerfolges die erste — dafür aber auch wahrhaft ungetrübte — Freude geschenkt; Hunderttausende hat auch eine Welle gesteigerter Wut durchwogt, als der Draht die Kunde von euren Heldentaten brachte.[1]) Allgemein aber, des seid versichert, ist die Achtung vor euch bei Freund und Feind unbegrenzt gestiegen.

Ihr habt eine Antwort gegeben, die nicht klarer, treffender, kürzer zu fassen wäre. Eine Antwort euren und unseren haßerfüllten Gegnern, deren Hetze so maßlos war und so gründlich quittiert wurde. Eine Antwort auch euren „Freunden", deren Bedeutung durch die Erwähnung an dieser Stelle nicht erhöht werden soll. Eine Antwort als Praktiker, die auf dem realen Boden der Tatsachen christlichem Glauben und christlicher Sitte eine Gasse zu brechen wissen, — gegenüber Theoretikern, die mit der Stange im Nebel herumfahren und dabei ihren Freunden die Köpfe blutig schlagen; eine Antwort des freudigen, unbezwinglichen, lebensfrohen Optimismus der griesgrämigen, alles ertötenden Hydra des Pessimismus. Dank euch für diese Antwort!

Auch ein Beweis seid ihr! Ein Beweis, daß die Meinung jener falsch ist, die da sagen: Unsere Großstädte sind der roten Flut unrettbar verfallen. Ein Beweis, daß die Felsennatur des Katholizismus sich auch auf die politische Arena erstreckt, ein Beweis, daß Treue Gott gegenüber auch Treue gegenüber Ordnung und Volkswohl begründet, ein Beweis, daß ein religiöses Volk sogar zu hungern weiß, ohne an Gott und Menschen irre zu werden, ein Beweis, daß die rechte Richtung — „Arbeiten" heißt, unverdrossen, froh, selbstlos, und nicht: Nörgeln, nörgeln, nörgeln!

Ihr seid der Beweis auch, daß eure Führer Kopf und Herz am rechten Fleck haben. Weiter Blick, der alles sieht; rechte Urteilsgabe, die alles wägt; feste Hand, die zugreift, ohne Feind und „Freund" zu fürchten: Das sind die Notwendigkeiten, in deren Besitz ihr euch bewiesen habt. Leicht noch mag es erscheinen, besonders wenn der Gegner Fehler auf Fehler häuft, in langsamem Aufstieg zur Herrschaft zu kommen. Schwerer dünkt es mir, sie festzuhalten. Liegt die Gefahr nicht nahe, daß von Monat zu Monat, von Vorlage zu Vorlage die Zahl der mit der Mehrheitspartei Unzufriedenen wachse? Richtet sich nicht der Zorn der Urteilslosen kritiklos gegen sie? Scheint es nicht fast ein Naturgesetz, daß das Volk sich in kürzerem oder längerem Turnus stets von der einen Partei wieder zur anderen wende? Daß euer Volk euch treu blieb, daß sich eure Mannen sogar ungeahnt mehren, des sind wir Zeugen. Möget ihr, ihr Kölner Führer, allezeit bleiben, wie ihr seid: euer Auge hell, euer Urteil klar, euer Herz warm, eure Hand fest.

Ein Beweis endlich seid ihr, daß eure „bloß christliche" Richtung nie und nimmer mit dem „katholischen" — meinetwegen auch „römisch-katholischen", wie man neuerdings verlangt — Gewissen kollidiert. Habt ihr nicht Erfolge erzielt, die ebensogut „katholische", „römisch-katholische", wie „christliche" zu nennen sind? Sonst ist es ja die Regel, daß das Gegenteil unserer Prinzipien unter Hohn und Spott auf unsere Proteste in die Wirklichkeit übergeführt wird. Oder nicht? Wo sind denn die katholischen Städte von ähnlicher Bedeutung wie Köln, in denen der Vorliebe der katholischen Eltern für Ordensschulen gebührend Rechnung getragen wird? Wo die Städte, in denen das Prinzip der konfessionellen Erziehung — soweit die Stadt in Betracht kommt — so fest durchgeführt wird? (Vgl. Kölner Waisenhaus.) Wo die katholischen Städte, in denen wie in Köln die öffentliche Moral gezwungen wird, sich nach dem christlichen Sittengesetz zu richten? (Vgl. Strandbad.)

Und eine Mahnung seid ihr, nicht eine trockene, lederne, wie zumeist die „Moral von der Geschicht'". Eine frohe, ver-

[1]) Bemerkenswert ist, daß der Heilige Vater bei einer Audienz seine besondere Freude über den Kölner Sieg bekundete (vgl. Fußnote S. 829).

heißungsvolle. Eine Mahnung für uns alle, Wähler und Gewählte, diesem unserem treuen Volke gerne zu dienen, gerne für sein Wohl zu arbeiten, auch das Menschenmögliche für seine leibliche Wohlfahrt zu tun in einer Zeit, wo des Lebens Not oft so drückend ist. Darum Sparsamkeit im staatlichen Budget, Schutz den Schwachen, voran die Sozialpolitik!

Ihr mahnt auch, die Treue des katholischen Volkes wachzurütteln, wo es noch nicht geschehen ist, nicht bloß über die schlechten Zeiten — wie man in Köln sagt — „ze knaatsche", sondern mit Humor und Ausdauer seinen Mann zu stehen. Glück auf darum, Düsseldorf! Glück auf, ihr anderen katholischen Städte, die ihr vielleicht noch in der heutigen Zeit des Kampfes der Weltanschauungen den Wahlkampf „kampflos" führet, etwa so: 17 den Liberalen, 15 dem Zentrum. Glück auf! Köln ist ein Programm, das den Erfolg garantiert!

Die deutsche Sozialdemokratie Oesterreichs.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Die große Partei der roten Internationale ging im Jahre 1907 mit der Parole in den Wahlkampf, daß sie, die Sozialdemokratie, wie für alle anderen Uebel so auch für den Nationalitätenstreit das einzige, das sicherste, das unentbehrlichste Heilmittel sei: nur durch den Internationalismus könne der Nationalismus überwunden werden. Aus sämtlichen Kronländern — mit Ausnahme von Salzburg und Vorarlberg — kamen insgesamt 87 Genossen ins erste Volkshaus, von denen 50 deutsche Wahlbezirke vertraten. Sehr bald aber zeigte es sich, daß die nichtdeutschen Genossen tief im Nationalismus drinstaken: es bildeten sich nationale Verbände innerhalb des sozialdemokratischen Verbandes, der nur nach außen hin noch als einheitliche Partei auftrat. Den Internationalismus führten praktisch nur noch die deutschen Sozialdemokratenabgeordneten im Munde.[1]) Die Gewerkschaftsbewegung in den Sudetenländern erzeugte den tschechoslawischen Separatismus, es kam zu hitzigen Kämpfen zwischen Wien (Dr. Adler) und Prag (Nemec) und als das neue Volkshaus im Juli 1911 zusammentrat, zerfiel der einheitliche sozialdemokratische Verband in vier selbständige nationale Fraktionen. Die tschechischen Genossen machen mit den Tschechischradikalen nationale Politik und stehen im bittersten Kampfe mit den von Dr. Adler geführten Zentralisten. Die Folge davon war, daß auch heuer wieder der allgemeine sozialdemokratische Parteitag unterbleiben mußte und daß die noch immer sich international gebenden deutschen Sozialdemokraten zu einem deutschen, also national begrenzten, Parteitage sich versammeln mußten. Das geschah Ende Oktober in Innsbruck.

Nach dem amtlichen Parteiberichte betrug die Zahl der organisierten deutschen Genossen und Genossinnen Mitte 1911 rund 150000, was eine Zunahme von 34000 gegen 1910 bedeutet. Diese Zunahme ist das Ergebnis der Vertrauensmännerarbeit, bzw. der in Krankenkassen, Konsumvereinen, Redaktionen usw. freigestellten Agitatoren. Die Wählerzahl bei den Juni-Reichsratswahlen betrug 542000, eine Zunahme von 37000 in vier Jahren. Vergleicht man diese Zahlen, so findet man, daß die Zahl der Wähler um 400000 größer ist als die Zahl der organisierten Genossen. Trotz der Zunahme an Stimmen ging die Zahl der gewählten Reichsratsabgeordneten aus deutschen Bezirken von 50 auf 44 zurück. In den Sudetenländern gingen Christlichsoziale und Deutschnationale gemeinsam vor, daher großer Verlust an sozialdemokratischen Mandaten: in Böhmen 7, in Mähren 3, in Schlesien 1, dafür halfen die Deutschfreisinnigen den Sozialdemokraten 10 christlichsoziale Mandate in Wien und Niederösterreich zu erobern. Hätten die Deutschfreisinnigen sich zu einem ehrlichen Wahlbündnis mit den Christlichsozialen entschließen können, so hätten die sozialdemokratischen Mandate aus deutschen Bezirken leicht von 50 auf 25—20 verringert werden können. — Sozialdemokratische Gemeindevertreter gibt es 20 im ersten, 91 im zweiten, 1127 im dritten, 119 im vierten Wahlkörper. (In den meisten Gemeinden gibt es nur drei Wahlkörper.) Zehn Gemeinden haben einen Genossen als Vorsteher.

Dieser Zunahme an Wählern entspricht der Aufschwung der sozialdemokratischen Presse: die deutschen Genossen haben jetzt sechs Tagblätter, 1910 nur zwei, 20 Wochenblätter, 50 Gewerkschaftsblätter, außerdem besitzen sie eine eigene Parteibuchhandlung in Wien mit 700 Kolporteuren und mehrere eigene Druckereien. Dem Bildungswesen waren gewidmet 1452 Einzelvorträge, 1856 Unterrichtsabende, 358 Zyklenvorträge, eine Arbeiterschule in Wien und zahlreiche Büchereien. Die Frauenorganisation hat zwar auch Fortschritte gemacht, aber sie entsprachen keineswegs der dafür aufgewendeten Mühe, besser gestaltet sich die Jugendorganisation, deren Verwilderung allerdings den älteren Genossen gar nicht gefallen will. Die Reichsparteisteuer ist von 88,000 Kronen Erträgnis auf 72,000 Kronen gesunken, hauptsächlich eine Folge der nationalen Zerreißung der Partei. Um diesen Ausfall wettzumachen und um Geld für die Wahlen zu erhalten, wurden Parteimarken eingeführt, welche 54,000 Kronen in die Parteikasse brachten. Während also die Führer der Genossen in allen Versammlungen und Zeitungen über die Teuerung jammern, legen sie ihren Anhängern eine neue Steuer auf. Und der Parteikassier jammert, daß mit diesem Ertrag man noch nicht ausreiche. Auf dem Parteitage wurde eine bessere Kontrolle der Einnahmen verlangt.

Am meisten kommt die nationale Spaltung der Sozialdemokratie in den Gewerkschaften zum Ausdruck. Diese sind von 482000 auf 400000 zurückgegangen, haben also in einem Jahre 82000 Mitglieder verloren. Dabei ist das erste Halbjahr 1911 gar nicht in Rechnung gestellt. Dieser Verlust wird sich trotz der Gewinne in Wien noch immer mehr steigern, denn der nationale Separatismus hat auch in Wien schon festen Boden gefaßt und greift auf die anderen Nationalitäten über. Die Ende 1910 noch verbliebenen 400000 Mitglieder sind beileibe nicht lauter deutsche Arbeiter.

Es ist natürlich, daß in den Innsbrucker Verhandlungen der nationale Separatismus einen großen Raum einnahm. Der Parteiobmann Abg. Dr. Viktor Adler (Jude) hielt eine mehrstündige Rede darüber, die darin gipfelte, daß er beantrage: man solle die Separatisten nicht aus der Partei ausschließen (ihnen nicht den Charakter des Sozialdemokraten absprechen), man solle auch nicht die Beziehungen mit ihnen abbrechen, sondern dahin wirken, daß wieder ein Gesamtparteitag zustandekomme, der dann diese Angelegenheit regeln solle; es müsse die Gesamtpartei wieder aufgebaut werden. Genosse Maly hält den Separatismus für die Frucht gewisser persönlicher Verhältnisse. (Die Tschechen sind nämlich in allen ihren Parteien antisemitisch und bei den deutschen Genossen kommandieren überall Juden.) Adlers Vertuschungssystem und Optimismus, die Gesamtpartei wieder aufzurichten, wurde von vielen Delegierten hart getadelt, und mit Recht, denn wer die Tschechen kennt, weiß auch, daß ihr radikaler Nationalismus ein Zusammengehen mit den Deutschen in einer gemeinsamen Partei unmöglich macht. Schließlich trug aber doch der schlaue Jude den Sieg davon, indem seine Resolution in folgender geänderten Fassung zur einstimmigen Annahme gelangte: „Der Parteitag erklärt, daß die deutsche Sozialdemokratie die neugegründete Tschechisch-sozialdemokratische Arbeiterpartei in Oesterreich als proletarische Bruderpartei anerkennt und daß sie ihren Anspruch, in die Gesamtpartei und in die Internationale als gleichberechtigte politische Organisation aufgenommen zu werden, unterstützen wird." Mit dem Speck werden sich die Nemec und Genossen aus Libussas Stamm von Adler nicht einfangen lassen. — Anzufügen wäre hier der interessante Beschluß, daß kein organisierter Genosse einem nationalen Vereine angehören darf. Das zielte in erster Linie auf den ehemaligen deutschnationalen Antisemiten und jetzigen Redakteur der jüdischen „Arbeiterzeitung" Pernerstorfer, welcher Präsident des Parteitages war. Er gehörte vor Jahrzehnten zu den Gründern des „Deutschen Schulvereins" und ist dessen Mitglied auch geblieben. Jetzt mußte er natürlich austreten. Den tschechischen Genossen nimmt es kein Mensch übel, daß sie in der „Matice skolska" mitarbeiten und mitzahlen.

Der Parteitag beschloß, außer den bisherigen Parteisteuern noch eine einzuführen: jeder Genosse zahlt jährlich eine Krone zum Reichsratswahlfonds, natürlich nur der organisierte Genosse, dem die neue Steuer durch seinen Verein abgeknöpft wird. So beheben die Genossenführer die Teuerung!

Der Innsbrucker Parteitag wäre nicht vollständig gewesen, wenn man sich nicht auch mit der Revolution befaßt hätte.

---

[1]) Eine ähnliche Erscheinung kann man bekanntlich auch bei den Katholiken beobachten: während die tschechoslawischen, die polnischen, die slowenischen, die italienischen Katholiken nationale Katholikentage abhalten, glauben die deutschen Katholiken immer noch die Fiktion internationaler österreichischer Katholikentage aufrechterhalten zu müssen.

In der Begrüßungsversammlung schloß der russische Genosse Trotzky seine Rede: „Unser aller Kampfruf muß sein: Es lebe die Revolution! Hoch die Revolution und die deutsch-österreichische Sozialdemokratie!“ Und die österreichischen Genossen stimmten jubelnd ein. — Sehr unangenehm war den Parteihäuptern die Rede des slowenischen Delegierten Kristan, der ein Jude sein soll. Er sagte wörtlich: „Es hieße unserer Partei, die ich vertrete, Abbruch tun, wenn ich sagte, Njegus ginge unsere Partei nichts an. Nein! **Njegus war Mitglied unserer Partei, es ist da weder etwas zu leugnen, noch etwas zu befürchten.**“ Damit sind die Bemühungen, diesen Mordbuben von den Rockschößen der Sozialdemokratie abzuschütteln, genügend gekennzeichnet. Zu diesem Geständnisse paßt auch recht gut, was der Abg. Seitz, der Rivale Dr. Adlers in der Parteiführerschaft, am 31. Oktober in der Debatte über die „parlamentarische Tätigkeit“ erklärte: „Bezüglich der Teuerung hat das Parlament zu wenig Macht und die Sozialdemokraten sind darin in der Minderheit. Höchstens können wir **durch Erweckung von Furcht die Bürgerlichen zwingen**, auf die sozialdemokratischen Anträge einzugehen.“ Damit ist klar ausgesprochen, warum die Sozialdemokratie den blutigen Wiener Revolutionssonntag des 17. September veranstaltete und warum Njegus im Abgeordnetenhause den Justizminister erschießen sollte. In der Wahlzeit hat die bürgerliche und die proletarische Logentruppe tagtäglich dutzendmal versprochen, die Teuerung zu beseitigen, wenn nur den Christlichsozialen Mandate entrissen werden — und jetzt, einige Monate nur später, muß einer der Demagogenhäuptlinge eingestehen, daß das Parlament zu wenig Macht hat, um die Teuerung zu beseitigen, trotzdem die Junieger die Mehrheit darin haben!

Wer will, kann gar manches aus diesen Verhandlungen auch für sich lernen!

„Katholisch sans phrase.“ [1]

Von John J. Laux, C. S. Sp., Missionshaus Knechtsteden.

In der jüngsten Nummer der von den englischen Jesuiten herausgegebenen Zeitschrift „The Month“ veröffentlicht der bekannte Schriftsteller P. Herbert Thurston, S. J., eine Untersuchung über den Ursprung des Ausdrucks „römisch-katholisch“.

Bis zum Jahre 1618, schreibt P. Thurston, waren die Protestanten gewohnt, die Katholiken mit den Schimpfnamen „Papisten“ und „Römlinge“ zu bezeichnen, wie die zeitgenössische Literatur zur Genüge beweist. Aber um die Zeit, da Jakob I mit dem spanischen Königshaus Heiratsverhandlungen anknüpfte, wurde der Ton etwas höflicher, und die Religion des spanischen Volkes wurde die „römisch-katholische“ genannt. Da das Wort „römisch“ nicht in erklärendem sondern in beschränkendem Sinne angewandt wurde, so hätten eigentlich die englischen und irischen Katholiken des 17. und 18. Jahrhunderts sich dagegen sträuben sollen. Aber unter dem furchtbaren Druck der Strafgesetze (Penal Laws) wurde die Bezeichnung allgemein angenommen.

Vor zehn Jahren versuchte Kardinal Vaughan vergebens, eine Adresse an die Krone gelangen zu lassen, in der er sich und seine Suffraganbischöfe schlechthin als „katholisch“ bezeichnete. Offiziell wurde ihm mitgeteilt, daß die einzig zulässige Wendung folgende sei: „Der römisch-katholische Erzbischof und die römisch-katholischen Bischöfe Englands.“

Pater Thurston schließt seine interessanten Ausführungen mit der dringenden Bitte an seine Leser, darauf zu bestehen, einfachhin „katholisch“ genannt zu werden, um so gegen den Gebrauch der Bezeichnung „römisch-katholisch“ zu protestieren, und überhaupt mit Aufwand aller verfügbaren Mittel dahin zu wirken, „daß uns die Benennung wiedergegeben werde, die von Anfang an unser Erbe gewesen ist.“

---

[1] Anmerkung des Herausgebers: Gegenüber einer beiläufigen Bemerkung in dem Artikel unter gleicher Ueberschrift (Nr. 41, S. 740 f.) legt der „Wahrheitsverlag München“ besonderes Gewicht auf die Feststellung, daß der von der „Wahrheit“ neuerdings angenommene Untertitel „Katholische Kirchenzeitung für Deutschland“ das Blatt keineswegs als Organ der katholischen Kirche in Deutschland herausstellen wolle. Das Blatt sei ein unabhängiges, aus eigener Initiative hervorgegangenes, weder offiziöses noch offizielles Organ. Auch im Namen einer „Katholischen Kirchenzeitung“ sei, wie ein Blick auf ähnliche Blätter in Oesterreich und in der Schweiz belehre, keineswegs der Charakter des Offiziösen, sondern lediglich Richtung und Inhalt ausgedrückt.

Der Röhrenbrunnen.

Der Mond ist aufgegangen,
Er lugt schon über's Dach
Und füllt mit stillem Prangen
Den Hofraum allgemach.

Die Scheunenschatten reffen
Die Mäntel Raum um Raum,
Die ersten Schimmer treffen
Schon auf den Brunnensaum.

Bald wird er's ganz vollführen,
Er wagt es Ruck um Ruck.
Die weissen Wasser spüren
Schon sachten Händedruck.

Jetzt ist es ganz gewonnen
Wie durch ein Wunder hold,
Nun schäumt der Röhrenbronnen
Nur Gold und Gold und Gold.

Die dunklen Wasser flossen
Gespenstisch, ohne Laut,
Wie sind sie aufgeschossen,
Vom Mondlicht überlaut!

Wie perlen sie und springen
In frohbefreiter Pracht,
Liebkosen sich und klingen
Die lange, liebe Nacht.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Portugal und Verwandtes.

Bittere Glossen von Paul Schwerdt.

General Thiébault schreibt in seinen Memoiren, daß während der Schreckensherrschaft zweitausend Geistliche mit Prügeln erschlagen worden seien. Das ereignete sich in Paris vor mehr als hundert Jahren, und in den sozialistischen und auch liberalen Blättern von heutzutage liest man doch immer von Völkern, die — an Bildung gewachsen — nun reif für volle Freiheit seien. Durch Evolutionen — nicht durch Revolutionen — könne der Völkerfrühling erreicht werden.

Also vor hundert Jahren die große Revolution, und dazwischen kam ein Napoleon, der dem vernünftigen Stück Freiheit eine kaiserliche Kappe aufsetzte. Die Freiheitsmänner von heutzutage schwärmen nun aber auch für Goethe. Der sagte: „Nur im Gesetze ist Freiheit“ und weiters: „Reformation und Revolution sind die Feinde der ruhigen Fortbildung des Menschengeschlechtes.“

Freilich können die Freimaurer nur die Napoleons und die Goethes aus deren Sturm- und Drangperiode gebrauchen. Da, wo sie abgeklärt und wirklich groß sind, kann man sie in Zitaten nicht gut ins Treffen führen.

Seit hundert Jahren verzeichnet aber die Geschichte Europas eine Unzahl von Revolutiönchen und von Revolutionen. Da der Geheimstaat im Staate — die Freimaurerei — schon länger seine Kräfte der Volksbildung widmet, könnte man glauben, daß die Erhebungen der Völker gegen eine Autorität von Zeitabschnitt zu Zeitabschnitt mit weniger rohen Mitteln durchgeführt worden wären.

Die Geschichte verzeichnet leider das Gegenteil. Weil wir so schnell leben, vergessen wir jetzt so schnell. Unsere Tageszeitungen besitzen doch heutzutage Spalten, in denen es nur so von Roheit strotzt. Wenn die Aufklärung, wenn die Entfremdung von der Religion ethisch auf das Volk gewirkt hätte, könnte das unmöglich so sein!

Es fehlt hier der Raum, auf Einzelheiten der Revolutionen in Italien, Frankreich, Spanien usw. einzugehen. Der Historiker muß zugestehen, daß sie alle vom Geheimstaat im Staate hervorgerufen, daß sie alle mit Hilfe eines tierischen Gesindels inauguriert wurden. Das sind Tatsachen, gegen die nicht einmal die für Ferrer eintretenden Universitätsprofessoren Deutschlands ernstlich aufzutreten vermöchten. Tatsache ist, daß es einen Geheimstaat in unseren Staaten gibt. Daraus leitet sich konsequent das Vorhandensein einer Wühlarbeit gegen die bestehende Autorität ab. Der einzige Vorteil des Geheimstaates müßte aber die wachsende Humanität sein?

Unter den sogenannten Gebildeten herrscht freilich ein grausamer Humanitätsschwindel. Armenbälle, Vergnügungen aller Art mit Sammlungen zu humanitären Zwecken — lautet die Losung. Die Gehirne, die dergleichen erfinnen, sind drehwurmartig von Ordensbändern durchwebt. Hofgunst hypnotisiert auch nur zu viele professionelle Wohltätigkeitsdamen. Nach empfangener Audienz und knopflochvoll liefert man 3—10,000 ℳ ab; bei der Verteilung werden liberale oder gar sozialistische Winke berücksichtigt, und man hat für die Humanitas sich bemüht.

Nicht will ich jene treffen, die ernstlich bestrebt sind, da, wo es not tut zu helfen, aber zeigen möchte ich, daß die Unkräuter der Affektation und Ziererei die echten Blumen des Menschtums überwuchern.

Ja, wir vergeuden unsere Kräfte. Wenn der Aetna grollt, fordern liberale Blätter zu Sammlungen auf. Das Volk im Lande Nathans von Rom erhält jedoch kein Geld. Herr Nathan

gehört doch dem Geheimstaat im Staate an. Warum sieht er nicht nach dem Rechten?

Geld braucht das Volk. Nicht allein das vom Unglück heimgesuchte. Starke Arbeit verhindert oder hemmt die Bildung, die Gedanken. Geld gäbe den Starkarbeitenden Ruhepausen, die Arbeitslosen würde es manchmal dem Proletariat entreißen. Da sage ich einfach mit Herrn Gaston Routier: die Rothschilds und Genossen haben zu viel Geld.

Also ein zweiter Geheimstaat im Staate — eng verbunden wohl dem ersten Geheimstaat. Gibt so ein Geldfürst 100,000 ℳ für humanitäre Zwecke, profitiert er eine Million im Staate oder hinter den Kulissen.

Wir Deutsche sind ein doktrinäres Volk. Auch „Volk der Denker" heißt man uns. Es ist wahr, ein grübelnder Zug liegt in uns.

Ist aber unser Volk gebildet?

Wir dürfen nicht an die erste französische Revolution denken. Unsere erste Revolution datiert von 1848 — dem Machwerke unserer Liberalen. Geht man in die Detailgeschichte ein — große Worte und schauerliche Lächerlichkeiten. Leider fehlt nicht die Grausamkeit. Berlin, Baden, Frankfurt, Wien erzählen in ihren Annalen von den infernalen Vorkommnissen, die an das Paris vor hundert Jahren erinnern. Freilich folgte der träge deutsche Bürger in den Landstädten dem Beispiele nicht. In denen herrschte damals noch der geistliche Einfluß — ob katholisch — ob protestantisch.

Aber heutzutage?

Der Geheimstaat geht darauf aus, jeden Einfluß des katholischen Geistlichen zu vernichten. Auch ich gehöre zu denen, die an dem klerikalen Einfluß nicht immer alles glänzend finden, man trifft aber auch in einem Bataillon nicht lauter Ideale und soll doch ein Gefecht gewinnen.

Nun heißt es: Der Geistliche verdumme das Volk. Das ist ein entsetzlicher Blödsinn. Geht ein Freimaurer oder Freidenker aufs Land, um das Volk zu bilden, entsteht höchstens ein frecher Kerl, der zu nichts mehr taugt. Das Proletariat ist dann um eine Nummer reicher. Freilich braucht er die Nummer zur Revolution.

Das alles schickte ich voraus, um zu erläutern, was ich hinsichtlich Portugals möchte. Dort blüht augenblicklich die Revolution — nicht die Republik. Ich gestehe, daß man es mit einem politisch unreifen Volke zu tun hat.

Sehen wir uns einmal die verjagte Dynastie an. Das Haus Sachsen-Coburg-Gotha! Diese Dynastie gleicht dem Geheimstaat im Staate. Das sind die Revolutionäre unter den Fürsten. Ernst II., der sogenannte Schützenkaiser von 1848 in der Kochlerjoppe, war sehr schlau und wollte Napoleon III. dupieren, dann wieder einmal Bismarck, manchmal die Frau Schwägerin in England usw. Zu Hause geistreichelte er mit Hilfe Tempelteys, und abends spielte er Tarock mit seiner engelsguten Gattin Alexandrine von Baden. Dabei war meistens Partnerin eine Vorleserin des Herzogs. An Höfen tut man doch noch so, als ob es einen Anstand gäbe.

Das Haus Coburg in Belgien — ich schweige. Die Coburgs in Wien — ich schweige. Wenn ich aber Hochachtung empfinde, spreche ich es aus. Nicht vor dem Religionswechsel Ferdinands von Bulgarien — un peu Henri IV. — sondern vor dem klugen Menschen, dem jede Unsittlichkeit ferne liegt.

Und das Haus Coburg in Portugal? Es wurde mir vor langen Jahren erzählt, der Kronprinz habe sich in Köln beim Vorzeigen ehrwürdiger Reliquien recht unkronprinzlich benommen. Später las ich, er sei erschossen worden und sein Sohn neben ihm.

Der Hof zu Lissabon war ein Revolutionsherd. Von Sicherheit bemerkte man da nichts. Konservative und Freimaurer betrachteten die Könige als Hampelmänner. Dann war es ein unnobler Schuldenmacherhof. Den langen Kronprinzen vermählte man mit einer reichen Orleans. Die Dame ist als Königin korrekt — ihr großes Vermögen wäre aber ein Tropfen auf heißem Stein gewesen. Sie scheint auch klug zu sein, weil sie vorderhand flüchtete. In Betracht käme die schuldenbelastete Großmutter von Savoyen. Glücklicherweise starb sie jetzt. Aber es gibt Prätendenten.

Einst las ich in der „Neuen Freien Presse": „Ein wirklich königlicher Prinz sucht zur Ehe eine Millionärin — gleich welcher Konfession." Ich fordere alle echten Monarchisten der Welt auf, mit mir in ein Klagelied einzustimmen. Viel mehr könnte ich noch erzählen, und dürfte ich dem verbannten König raten, würde ich rufen: Kein Kompromiß mit einem Prinzen, der sich mit einer Amerikanerin oder einer Jüdin vermählen wollte!

Ja — die Monarchie in Portugal strotzt von Sünden, und doch wäre ihre Rückkehr für das Volk noch besser als die Advokaten- und Philosophenrepublik!

Wir erfahren aus sicherer Quelle, daß alle Grausamkeiten, wie vor hundert Jahren in Paris, heute in Lissabon wieder angewendet werden. Priester und Monarchisten gelyncht, vergiftet, erschlagen, wie Katzen zum Ertränken ins Meer gefahren!

Ihr Herren der Freimaurerei, wo bleibt da euere Humanität? Ist das die Evolution, mit der ein gebildetes Volk zur Freiheit arbeitet?

Nun sah ich neulich in Scherls unverwüstlicher „Woche" den jungen Exkönig am Arme eines spröde aussehenden Lords. Verfluchter Sport! Rüste dich, junger Mann! Nicht am Arme eines Engländers sollst du hängen! Wahrscheinlich bist du verlästert, jedenfalls ist nur die Hälfte des über dich Geschriebenen wahr. Aber hüte dich vor England! Denke an Napoleon I. England hilft morden, und dann jammert es, daß gemordet wurde. Kaufleute sind's, ob Lords ob Krämer.

Wie aber sollten sich unter solchen Umständen die Monarchisten Europas verhalten?

In Wien, auch in Berlin ist ein portugiesischer Geschäftsträger. Der Mann liest wohl nur Judenpresse, bildet sich ein, Deutschlands Volk sei für seine Mordrepublik.

Dem sollte wenigstens energisch gesteuert werden. Da gäbe es gute Mittel. Allzeit brach das Moralische spontan in den Völkern durch. Als Napoleon starb, spien die Leute in London den Geheimmörder Hudson Lowe an, und der König empfing ihn nicht.

Wenn sogar ein englisches Volk Moral bezeugen konnte, dürften wir nicht auch mit lauter Stimme gegen Infamien protestieren?

Wenn Freimaurer in Lissabon den Priestermord als Sport betreiben, so rufe der Rest der Monarchisten Europas ihnen ein gebieterisches Halt zu! Mit Armenbällen und Rothem Kreuz allein retten wir nicht den monarchistischen Gedanken.

Heraus mit der Gesinnung!

Man boykottiere in der Gesellschaft die Geschäftsträger dieser Blutrepublik! Keine Staatsräson, keine Politik hilft drüber weg. Wo die unmenschliche Grausamkeit sich tageshell zeigen darf, gibt es keine Beschönigung mehr. Der portugiesische Monarchist, sei er noch so rückständig, ist jedenfalls noch besser, als Carbonari, herrschsüchtige Freimaurer und meineidige Offiziere.

Und diese Gesellschaft entsendet Gesandte an Fürstenhöfe! Wenn da die Fürsten nicht ihren Unmut zeigen wollen, dann ist das Sache der fürstentreuen Völker. Spärlich nur erheben sich Stimmen in der unverjudeten Presse.

Jetzt, wo das deutsche Volk mit Recht über England aufgebracht ist, wäre es am Platze, daß die Volksvertreter sich die herrliche Mordrepublik genauer ansehen, denn — Englands Doppelspiel in Portugal ist offensichtlich. In der „Woche" der arme junge König am Arme eines Lords und die englische Unterstützung der Mordrepublik — d. h.: so oder so hat England Portugal in der Tasche. Und diesen Entenschnabel verspeisen die Monarchisten Europas als verdauliches Ragout!

Kardinal James Gibbons, Erzbischof von Baltimore.

Von P. Franz Markert, S. V. D., Techny, Illinois.

In diesen Tagen (15. bis 17. Oktober) ist in Amerika das Jubiläum eines Mannes gefeiert worden, dessen Stellung im amerikanischen Leben kein Seitenstück hat. Es ist das Doppelfest des goldenen Priester- und des silbernen Kardinaljubiläums des Erzbischofs von Baltimore.

Kardinal Gibbons ist auch in Deutschland kein unbekannter Mann; mancher Priester, der sich an seinem Buche: „Der Gesandte Christi" für sein Amt erwärmt hat, und mancher, der sich für die Stellung der Kirche im Auslande, für ihre Stellungnahme zur sozialen Frage erwärmt, wird für Kardinal Gibbons interessiert sein. Diese und verwandte Fragen können für Amerika nicht gedacht werden ohne in Verbindung mit des Kardinals Namen.

Kardinal Gibbons ist geboren in Baltimore am 23. Juli 1834 als Sohn einer irländischen Familie. Mit zehn Jahren kam er nach Irland, ging aber mit neunzehn Jahren wieder zurück zu den Vereinigten Staaten. Zuerst als Buchhalter tätig, um sich die Mittel für weiteres Studium zu gewinnen, wurde er 1861 zum Priester geweiht. Sein besonderes Seelsorgertalent führte ihn sofort zur Assistentenstelle an der erzbischöflichen Residenz und bald darauf zum selbständigen Pfarramte. 1865 zum Privatsekretär des Erzbischofs Spalding von Baltimore und zum Kanzler der Erzdiözese ernannt, hatte er Gelegenheit, alle Schulen der kurialen Verwaltung durchzumachen. 1868 wurde er Bischof des neugegründeten Bistums Nord Carolina. Hier wurde er eigentlich wieder Pfarrer. Seine Diözese hatte nur 1000 Katholiken, zwei Priester und drei Kirchen. Der neue Bischof besuchte persönlich alle seine Schäflein einzeln und arbeitete zugleich energisch für den Aufbau der Diözese. 1872 wurde Gibbons Bischof von Richmond, Virginia. Aus diesen Zeiten her datieren wohl seine Bestrebungen für Gewinnung der Andersgläubigen. Seine Erfahrungen von damals haben ihm die Feder in die Hand gedrückt, das populäre Werkchen „The Faith of our Fathers" (Der Glaube unserer Väter) abzufassen. Es hat seitdem einen wahren Siegesgang durch die katholische — und zum Teil auch nichtkatholische — Welt gehalten. Mein Exemplar von 1906 trägt den Vermerk: 67. Auf-

lage, 625. Tausend. Außerdem ist es in eine Reihe anderer Sprachen übersetzt und hat unbestreitbar der Kirche schon viele Seelen zugeführt. Es ist nicht allen Amerikanern eigen, mit verständnisvollem Blicke auf die Negerbevölkerung zu schauen. In Carolina und Virginia hatte Kardinal Gibbons Gelegenheit, auch die guten Seiten der Negerrasse kennen zu lernen. Und es ist sicher nicht das letzte ehrende Zeugnis für ihn, daß in dem ihm zu Ehren veranstalteten Festzuge die Abordnung einer Negerpfarrei eine Fahne mit der Aufschrift vorantrug: Er ist auch unser Kardinal.

Im Mai 1877 wurde er Hilfsbischof von Baltimore mit dem Rechte der Nachfolge, die noch in demselben Jahre tatsächlich wurde.

Seit dieser Zeit ist Gibbons Primas der Kirche in Amerika. 1886 wurde er Kardinal. Es ist also eine lange Zeit, in der er im kirchlichen Leben an führender Stellung steht. Die letzten 40 Jahre sind für die junge Kirche Amerikas von nicht geringerer Bedeutung, als sie für die Kirche in Europa es sind. Ist doch diese Zeit eine Zeit ihres Erwachens, eine Zeit des fast sich überstürzenden Aufschwunges des öffentlichen Lebens in Nordamerika.

Ströme von Einwanderern kamen ins Land, verschieden in ihren Nationalitäten, in ihrer Erziehung, in ihren Bedürfnissen. Dabei ganz andere Verhältnisse als in den Ländern der alten Heimat: Freiheit, Industrie, die höchstgespannte Ausnutzung alles Materiellen, die das religiöse Leben in den Hintergrund drängen oder ihm höchst gefährlich werden konnte. All dies warf eine Reihe von Problemen für die kirchliche Organisation auf. In mancher Beziehung mußte ihre Lösung auf neuen Wegen versucht werden, die den hier bestehenden Verhältnissen entsprachen. Kardinal Gibbons leitete die Vorarbeiten für ein Plenarkonzil zu Baltimore, dem dritten in Amerika. Bei dem Konzil 1884 führte er den Vorsitz. Viele Dekrete tragen sichtlich die Marke seines Geistes. Seit dieser Zeit ist die Ausgestaltung der kirchlichen Verhältnisse in Amerika mit seinem Namen verknüpft.

Wenn Erzbischof Glennon von St. Louis ihn in der Festpredigt bezüglich seines Verhältnisses zu seinem Vaterlande mit Richelieu verglich, so ist daran sicher ein gut Teil berechtigt, wenn es sich um die Liebe zum Vaterlande handelt. Obwohl ganz Amerikaner, bekundet Kardinal Gibbons doch ein feines Verständnis für die Eigentümlichkeiten anderer Nationalitäten. Wer seine Bücher kennt, wird es schon daher wissen. Nicht als ob ihn diese Vorliebe ungerecht mache gegen andere; sie weiß aber in allem voll und ganz mit der Seele des amerikanischen Volkes und seiner Verhältnisse zu rechnen. Anderseits treibt ihn diese Liebe zu seinem Lande, da auch warnend, ja rügend aufzutreten, wo er als Hüter christlicher Prinzipien diese zum Schaden der Seelen und der ganzen menschlichen Gesellschaft in den Vereinigten Staaten mißachtet sieht. Gerade noch seine letzte Tat, sein neulich erlassener Hirtenbrief, der etwas von einem Testamente eines scheidenden erfahrenen Weisen an sich hat, beweist dies. In unzweideutiger Weise verbreitet er sich über die vier Grundübel der Gegenwart, die zum Ruin des amerikanischen Volkes führen müssen: Ehescheidung, die er unverhüllt der gewöhnlichen Vielweiberei gleichstellt, Uebel der öffentlichen Schulen ohne Religionsunterricht, die skrupellose Sonntagsentheiligung, entspringend aus der ganz unchristlichen Jagd nach dem Dollar, die beispiellose Korruption bei den Wahlen und Gerichten. Kardinal Gibbons redet natürlich in erster Linie zu seinen Katholiken. Aber längst haben seine Worte ihre Zuhörer gefunden im ganzen Lande, auch bei Nichtkatholiken.

Der Name Kardinal Gibbons ist längst ein der Nation geläufiger Name geworden. Am eigentlichen 25. Jahrestage der Ernennung zum Kardinal zeigte sich dies so recht. Abgesehen davon, daß die gesamte Presse ihm sympathische Artikel widmete, erschienen Präsident Taft, sowie Roosevelt, der höchste Justizbeamte des Landes und der Gouverneur des Staates Maryland, um den Kardinal zu beglückwünschen. Sie kamen nicht als Vertreter des Staates, um dem Primas der Kirche zu gratulieren, denn für den Staat besteht keine solche Rücksicht, aber sie kamen als die Spitzen des Landes, um der Person des Kardinals ihre Verehrung zu bezeigen. Sie wußten, daß die Mehrheit des Volkes sie dazu im stillen autorisierte.

Ein Grund für diese Beliebtheit des Kardinals ist schon oben genannt: er ist ganz Amerikaner.

Ein anderer Grund ist sein konziliantes Wesen. Wer seine Bücher kennt, weiß, wieviel darin geschrieben und ungeschrieben, sich findet, das die im Glauben getrennten Mitbürger gewinnen muß. Aus dieser Eigenschaft möchte ich es auch erklären, daß seine Person mit dem Amerikanismus in so nahe Verbindung gebracht wurde, der — von Leo XIII. verurteilt — wohl hauptsächlich im Grunde durch sein zu weites Entgegenkommen gefehlt hatte.

Populär, zumal in den weiteren Kreisen der arbeitenden Bevölkerung, hat ihn gemacht sein warmes Herz und Eintreten für die unteren sozialen Schichten. Er kennt eben aus eigener Erfahrung deren Verhältnisse und trat in entschiedener Weise für sie ein.

Darüber hat er aber nicht den Blick für die Bedürfnisse anderer Kreise verloren. Er hat in tatkräftigster Weise die Gründung und Ausgestaltung der katholischen amerikanischen Universität in Washington betrieben, deren Kanzler er noch heute ist. Auch ist er Präsident des katholischen Indianerbureaus, das der Anwalt der so vielfach bedrückten Indianer ist. Er ist aber auch ganz Bischof seiner Diözese, die jetzt 260 000 Katholiken zählt mit 520 Priestern, 242 Kirchen und Kapellen und 32 000 katholischen Kindern, die sich in katholischer Lehreraufsicht finden.

Eine weite Gemeinde haben seine Bücher sich erworben. Außer dem schon erwähnten „The Faith of our Fathers" ist vielen Priestern sein Werk „The Ambassador of Christ" (Der Gesandte Christi) ein lieber Freund und erfolgreicher Mentor geworden. Aehnliches gilt von seinem „Our Christian Heritage" (Unser christliches Erbe).

Von allen Geistlichen der verschiedenen Konfessionen kommt wohl keiner gleich seinem persönlichen Einflusse bei vielen ausschlaggebenden Persönlichkeiten in führender Stellung, katholisch und andersgläubig, kirchlich und politisch. Und bei allem ist es eine bekannte Tatsache, daß er persönlich ein sehr einfaches Leben führt.

Gewiß, er hat nicht nur Freunde. Manchem, zumal deutschem Blute wäre vielleicht hie und da eine energischere Stellungnahme bei dieser oder jener Gelegenheit lieber. Eine Ketteler-Natur ist er eben nicht, und schließlich fehlen auch die scharfen Reibungsflächen, die manchen Bischof drüben zum Feuer werden ließen. Jedenfalls, wer an die Straße baut, so in der Oeffentlichkeit steht, wie Kardinal Gibbons, hat halt immer viele Meister. Das wird ihm niemand bestreiten können: er ist ein fleißiger und kluger Arbeiter in seinem Weinberg gewesen. Seine Bücher dürften wohl ein Bild seines Wesens geben. Sie sind nicht abgrundtiefe Spekulationen, sie sind mit offenem Auge für das praktische Leben klaren Geistes geschrieben, oft gleichen sie einem schönen Mosaik aus fleißig zusammengetragenen Stellen einer mit Geist betriebenen ausgedehnten Lektüre.

So ist der Kardinal. Er ist nicht ein Riesengeist der Spekulation, noch hat er der Menschheit neue Wege erschlossen, aber er hat seine Zeit und ihre Verhältnisse verstanden und selbst bauend und leitend sich hervorragend betätigt. Daß er Helfer hatte, die weniger in die Erscheinung treten, braucht nicht bestritten zu werden, aber es bleibt immer noch genug für seine Ehrung, wenn man weiß, daß er eben all dies zu verwerten und geistig zu dirigieren wußte.

Anerkennung ist ihm dann auch reichlich zuteil geworden. Wie im Juni, so hatten sich auch jetzt wieder hohe Stellen der Regierung an seiner Ehrung beteiligt. Nicht weniger als 39 Erzbischöfe und Bischöfe und Hunderte von Priestern nahmen an der Feier teil. Ein Festzug mit mehr als 30000 Teilnehmern bekundete als Vertretung des Volkes dessen Liebe zu „unserem Kardinal" („our Kardinal"). Die Stadt Baltimore selbst hatte, um ihren Sohn zu ehren, den Montag zum öffentlichen Feiertag erklärt.

Unter den vielen Geschenken, die der Jubilar erhielt, war eines bemerkenswert: Ein Rosenkranz, dessen jede einzelne Perle ein Goldkorn aus den Minen Alaskas war. Ein Goldsucher hatte Glück gehabt und wollte den Rosenkranz einer Klosterschwester widmen, die ihm in seiner Krankheit gute Dienste geleistet hatte und für den Neubau ihres Waisenhauses Mittel suchte. Durch die Freigebigkeit eines katholischen Amerikaners erhielt die Schwester die Mittel zu ihrem Neubau, wofür sie den Rosenkranz dem Verbande der Kolumbusritter überließ, die ihn dem Kardinal zum Geschenkemachten.

Den Schluß der Feier bildete die Grundsteinlegung zu einer Gibbons-Gedächtnishalle an der katholischen Universität in Washington, deren Baukosten auf 250,000 Dollars kommen und schon zur Hälfte aufgebracht sind.

Trotz seines hohen Alters ist der Kardinal noch geistig und körperlich rüstig, sodaß, wenn Gott will, die amerikanische Kirche sich noch längerer Zeit ihres Kardinals wird erfreuen dürfen.

Rauschender Herbststurm.

Das klingt wie tieferntster Grabeschoral,
Wie Saiten auf Harfen zersprungen,
Wie mahnende Stimmen in dumpfer Qual,
Aus Kirchhofgräbern gedrungen.

Das klingt wie wildes Sehnen der Nacht,
Das unter Aechzen gelitten;
Wie gellendes Rufen vor schwerer Schlacht,
Wie flehendes, inniges Bitten...

Ich habe schon oft den Klang gehört
Im Schwingen der Totenglocken;
Bald war's wie ein Ton, der Schmerzen beschwört,
Und bald wie zur Heimat ein Locken...

Dr. Hans Besold.

Eine Wallfahrt nach Werl.

Zum 250jährigen Jubiläum des Gnadenortes [1]).

Von P. Oedekoven, Dortmund.

Der D Zug donnert fauchend und stöhnend in die weite Bahnhofshalle der Großstadt hinein. Ein Ruck und der Zug hält. Die Wagentüren werden aufgerissen. Ein Drängen und Schieben hinunter zum großen Menschenstrom, der dem Ausgange zustrebt. Endlich stehe ich auf dem großen Bahnhofsvorplatz. Die Wagen rasseln, die Autos sausen dahin, die Elektrische fährt „mit klingendem Spiel" nach Ost und West. Die Menschen eilen und rennen auch. Kaum ein flüchtiger Gruß unter all den Hunderten. Nur weiter, weiter. Man wird selbst zum Eiltempo wie hypnotisiert. Tageshell sind die Straßen; ein Lichtmeer flutet mir entgegen. Eine große Menschenmenge wälzt sich hin und her. Dazwischen Wagen, Autos, Elektrische. Alles voll Leben: Großstadtverkehr und Großstadtlärm. Neugierige Blicke streifen die großen Geschäfte, die alle ihre Schätze so einladend den Augen präsentieren. Hier Lachen und Scherzen und leichteste Lebensauffassung, als wenn dem Menschenkinde auf seinem Lebenswege nur Rosen blühten. Dort hat die Sorge dem Antlitz des Menschen ihre scharfen, bleichen Züge eingegraben. Das Vergnügen hat seine oft zweifelhaften Tempel allenthalben geöffnet, und die alljährliche Vermehrung zeigt, daß auf dem Boden der Großstädte der Sinn für Vergnügen gedeiht. Und die Hämmer dröhnen, die Walzen stampfen, die Essen glühen, die Funken sprühen, am Abendhimmel leuchtet der Hochöfen feurige Lohe, und tief unten im Schoße der Erde hebt in rastloser, schwerer Arbeit der Bergmann der Erde schwarze Diamanten. Erwerb und Genuß sind die Signatur des Großstadtlebens. Man preist unsere Zeit als die Zeit hohen, herrlichen Fortschrittes, bedenkt aber nicht, wie die Menschenseele an allen edlen Gedanken und Ideen, an allen Innenwerten bankerott wird. Haltlos und ziellos wird das Leben, nur Außenkultur. Und doch ist die Seele die geborne Königin, die da herrschen soll, ihrer Würde, Hoheit und ewigen Zukunft eingedenk bleiben muß. Nach Gottes Bestimmung wird nur so das Menschengeschlecht zur wahren Glückseligkeit kommen. Da ragen ja auch mitten im Großstadtgetriebe die dunklen Massen der Gotteshäuser wie ein steinernes sursum corda in die Höhe, und über dem Häusermeer leuchtet weithin hehr und unnachahmlich am Himmel des Höchsten herrlich gewebter Sternenmantel, und im Herzen kündet es sich an klar und deutlich, daß es mehr haben muß als bloß kaltes Gold und berauschende Sinnenfreuden.

Darum mal hinaus aus dem Großstadttrubel. Das Dampfroß trägt mich hinaus zur Marienstadt, dem altberühmten Werl in Westfalen. Vorbei geht die Fahrt an hohen Häusermassen und qualmenden Schloten. Meine Reisegenossen kennen nur Geschäft und Verdienst und ein Geplauder, das nicht in die Tiefe geht. An einem Kreuzungspunkte steigen andere Menschen hinzu. Ich bleibe der stille Beobachter. Auch diese sprechen. Ich höre, daß man sich freut, eine Wallfahrt machen zu können. Ein Kind, aus dessen Augen ein Himmel an Unschuld leuchtet, lehnt sich zutraulich an seine Mutter und sagt, es wolle recht artig sein und schön zur Himmelsmutter beten. Ja Kind, beten wollen wir um Mariens Schutz und des Himmels Segen, ist die Antwort der bewegten Frau. Eine weihevolle, sonntägliche Stimmung liegt auf den Gesichtern. Wallfahrer wie auch ich.

Der Zug hält. Viele steigen aus, und ruhig ziehen sie hinein in die Jubiläumsstadt. Der Natur sonnige Blumenkinder grüßen in einfachen, weißen Kästen von fast jedem Fenster. Ehrenpforten und hohe, mit Fahnen geschmückte Masten beleben das Straßenbild. Schon grüßt die herrliche romanische Wallfahrtskirche das staunende Auge. Bald ist man im Gnadentempel mit all den Sorgen des Alltagslebens und dem Verlangen nach Seelenerhebung. Kunstvoller Schmuck erfreut das Auge. Doch wie ein Magnet zieht das Gnadenbild die Seele in seinen Bereich. Man kniet hin, und aus der Tiefe der Seele quillt es empor: Das Gebet eines Erdenkindes zur Himmelsmutter. Wie die Seele sich weitet. Alles Weltliche schweigt im Innern, nur die Ewigkeit geht an die Seele.

Ich erhebe mich und erstaune über die große Schar der Pilger schon am Samstag Nachmittag. Die Beichtstuhle sind umlagert. Hier walten die Engel des Friedens, die so manchem Christen wieder das Glück bringen, der von seiner Vergangenheit wie von einem schwarzen Schatten verfolgt wird. Hier wird Heilung dem wunden Gewissen und der kranken Seele. Hier findet neue Schwingen so mancher, der mit gebrochenen Flügeln welk und müde am Boden liegt. Hier findet Verständnis und Balsam so mancher Seelenschmerz, den keine Seeluft und kein Süden heilt. Am anderen Morgen sah ich Hunderte und Aberhunderte an der Kommunionbank. Die lilienweiße heilige Hostie schimmerte in der Hand des Priesters und kam als herrlichste Himmelsgabe in die Seele der Gläubigen. Wie die Erde als Planet um die Sonne kreist und von ihr Licht und Leben erhält, so kreist auch die Innenwelt des Kommunizierenden um die Sonne des Christentums, den eucharistischen Heiland; in die Seele kommt das Himmelslicht der christlichen Gedanken, die als Leuchte dem Menschen in seinem Handel und Wandel vorangehen, und kommt das Himmelsleben, daß es blüht und gedeiht an schöner, vielfältiger Tugendfrucht. Man hat gesagt, daß durch die Marienverehrung die Verehrung des göttlichen Heilandes Einbuße leide. Ach nein, wer Maria ehrt und liebt, den treibt es auch unwiderstehlich hin zu Christus. Mutter und Sohn gehören zusammen, das ist selbstverständlich für den Katholiken. Hier bestätigte sich praktisch wieder: die Marienverehrung ist die beste Apologie des Christusglaubens.

Still wob der Abend seine dichten Schleier, und am Himmel begann der Sterne prächtiges Glühen. Glockentöne zittern durch die reine, klare Luft. In tausenden und abertausenden von Händen sehe ich Lichter aufleuchten; eine Lichterprozession beginnt. Tiefrote Lampions lugen allenthalben gespensterhaft aus den Fenstern hervor. Nur hier und da taucht ein hellerer Lichtstreifen am Dunkel der Häuser auf. Alles echt stimmungsvoll! Mit wehenden Bannern, unter Musik und herrlichen Gesängen ziehen sie dahin, die frommen Pilger. Ein langer, langer Lichtglanz windet sich durch die Straßen. Als die Spitze des Zuges der Kirche sich nähert, da flammt bengalisches, rotes Licht auf, jubeln die Glocken, erstrahlt die ganze Front der Kirche bis hoch zu den Kreuzen der beiden Türme hinauf in elektrischem Lichte. Eine heilige Weihe ergreift all die Tausende. Der Vorplatz füllt sich mit der andächtigen Schar. Es wird stille. Der hochwürdige P. Ludgerus aus Dortmund steht auf dem Vorplatze der Kirche auf der Kanzel. Mit mächtiger Stimme und flammender Begeisterung ladet er alle ein zum Vertrauen auf Maria. In Maria sind alle natürlich schönen Menscheneigenschaften in hoher Vollendung, ihr Mitleid mit Seelen- und Leibesnot darum das tiefste. Maria überragt an Heiligkeit und Gottesliebe alle Engel und Menschen, darum ihr Eifer für Gottes und Christi Ehre der größte: In der Sündennot und im Kampfesleben ist sie die Zuflucht der Menschen. Als Mutter Jesu und Königin des Himmels kann man Maria nennen die Schlüsselbewahrerin der Gnadenschätze des Himmels. Sterbend hat Christus seiner Mutter die Menschheit als letztes Vermächtnis übergeben, und als Schmerzensmutter hat sie die Menschen für den Himmel geboren, alle Mariens Adoptiv- und wirkliche Kinder. Das Vertrauen darf die schönsten Blüten treiben. Wie die Worte die Seelen packen! Ein begeisterungsvolles Lied schallt aus tausend Seelen in die ruhige Nacht hinaus. Nun geht es hinein in die Kirche. Wie gebannt ist das Auge durch den wirkungsvollen Lichtglanz im Gotteshause. Das Vertrauen feiert Triumphe. Die Augen aller Umstehenden sagen mir genug. Die Liebe zur Mutter Gottes hatte sie hingeführt zur Gnadenstätte, die Liebe hatte ihnen die Fackeln in die Hände gedrückt, die Liebe sie zu den begeisterten Gesängen gedrängt. Die Liebe hatte sie nun auch in die Kniee gebracht und richtete Augen und Geist in stillem Schauen auf das Gnadenbild. Als schöne Blüte der Liebe sah ich das Vertrauen. Ueber dem Hochaltar leuchtet die Zahl 250. Wie heute, so ist es also schon 250 Jahre gewesen. Viele, viele Menschen hat die Muttergottesstadt in 2½ Jahrhunderten schon aufgenommen, Menschen mit müder Seele, mit schweren Kreuzen, mit verwundeten Herzen, und sie sind geheilt, getröstet, wiederum begeistert für Tugend und Beruf ins Leben zurückgetreten. So ist überreicher Segen von hier ins weite Land geflutet. Kein Wunder, wenn dankbare Liebe der Himmelsmutter die schönsten Gaben, Gold und Silber und Edelgestein, opferte.

Der Sonntag. Er ist der Ruhetag. Er soll den Alltagsstaub von der Seele nehmen, der Seele neue Schwung- und Tatkraft fürs harte Leben bringen. Tausende und aber Tausende waren sie gekommen, die Pilger von nah und fern. So mancher, der auf den Zinnen der modernen Kultur zu stehen wähnt, hat für solches Wallfahrten nur ein mitleidiges Lächeln. Ja, Sonntag feiern alle. Was ist aber besser für Volkswohlfahrt und Sittlichkeit, wenn das Großstadtleben den Menschen aufnimmt, ihn von Vergnügen zu Vergnügen führt, oder wenn das Volk hinwallt zu den heiligen Stätten, betend und singend, und zurückkehrt mit Mut, Trost und neuer, im Glauben erwachter Lebensfreude? Die Antwort ist nicht schwer. Sinnend stehe ich da und lasse die große Prozession von Paderborn an mir vorüberziehen. Wie erhebend ist es, wenn die Scharen des Volkes dahinziehen, begleitet von ihren Priestern in festlichem Gewande, wenn die Fahnen weithin wehen und aus freudiger Brust die Gesänge quellen. Und als ich sie sah, da trat mir recht lebhaft die große Macht der Kirche entgegen, wie sie sittigend und versöhnend auf die Gemüter wirkt. Alle diese Pilger, es waren über 2000, so verschieden an Gesinnung und Neigung, an Alter und Geschlecht, aus dem Volke und aus höheren Berufen, sind doch eins in einem; die katholische Kirche hat um sie das Band der Einheit geschlungen, das tief in die Seele hinabreicht und durch Menschenmacht und -einfluß nicht zerstört wird.

Die Wallfahrer ziehen in den Tempel Gottes, Andacht und Freude auf den Gesichtern. Es dauert nicht lange und die heilige Kirche entfaltet ihre kunstreiche und gemütstiefe Liturgie. Der Benediktinerabt von Gerleve bei Coesfeld hält ein Pontifikalamt. Ein Lichtmeer erfüllt die Kirche, der Weihrauch duftet, die Orgel braust, herrlicher Gesang schlägt an das Ohr, die hohe Feierlichkeit

1) Gegen **300 000 Pilger,** viele Bischöfe und Prälaten weilten während der Jubeltage in der Marienstadt.

eines Pontifikalamtes bannt die Seele. Wie ist es doch so herrlich in der katholischen Kirche. Hier vergißt der Mensch seine saure Arbeit, sein hartes Los, seine Sorgen und Nöten, hier steht er in der Strömung des Ewigen.

Das Ite ist verklungen, die Orgel braust ihre Schlußakkorde. Man strömt hinaus auf den Kreuzwegplatz. Der hochw. P. Ludgerus aus Dortmund besteigt draußen die Kanzel bei der 12. Station. Kopf an Kopf, viele Tausende, stehen sie dort und hören auf die gedankentiefen und herrlichen Worte des Kanzelredners. Wie Gedanken wirken! Kein Laut, keine Unruhe war zu bemerken. Man wirft dem Katholizismus Aeußerlichkeitspflege, den Formelkram, vor, die Seele und das Leben blieben tot. Aber hier trat wieder das Gegenteil zutage. Wie ein gutes Kind seiner Mutter gegenüber sein soll, so soll auch ein Christ seiner Himmelsmutter gegenüber sein; dieser sinnige Vergleich zog sich schön und packend durch die Predigt. Die Marienverehrung ist keine Gefühlssache, nein, eines Marienkindes Ehren- und Herzenssache muß es sein, das erhabene Lichtbild der Mutter im Leben zu kopieren. Und dem Beschauer stand es klar vor Augen, all diese Tausende waren bereit, wieder im Getriebe der Welt für Gott und Christus zu wirken und zu leben.

Die erhebende Feier war zu Ende. Noch einmal sollten sich die Pilger versammeln am Nachmittage vor dem Gnadenbilde, um dann mit des Sohnes und der Mutter Segen zurückzukehren an den eigenen Herd. Dann kommt wieder das alltägliche Leben mit seinen Dornen und Disteln, seinen Erfahrungen und Enttäuschungen. In dieses düstere Bild der Zukunft strahlten neue Gedanken. Ich schaute den herrlichen Kreuzweg, den die Künstlerhand eines Professors Albermann aus Köln geschaffen hat. Ich schaute, wie so viele den Kreuzweg gingen. Wer faßt so tief das Leben auf wie die Kirche? Neben der Stätte, wo das Gnadenbild thront, wo soeben die entzückende liturgische Feier sich abgespielt hatte, ist ergreifend nachgebildet die Passion Christi. Das Volk war begeistert durch Gottesdienst und Predigt. Aber das Alltagsleben nimmt all die Tausende wieder in Beschlag, sie müssen wieder hinein in das Wirrsal des Lebens, müssen oft mit wunden Füßen ihre Lebens- und Berufskreuze schleppen. Da ladet der Kreuzweg sie ein, betrachtend ihn zu gehen. Gottes Sohn ist die steilste Lebensstraße gegangen mit zerschlagenem Körper und blutenden Füßen, wankend und stürzend unter schwerster Kreuzeslast, wurde angenagelt ans Kreuz und zwischen Himmel und Erde erhöht. Und dort verblutete er und starb in bitterster Todesnacht. Und des Heilands Wort klingt dann für den Kreuzweggeher wie ein Lebensprogramm, das Wort: Der Jünger ist nicht über den Meister. Und so folgen dem großen Kreuzträger all die kleinen, gestärkt von oben, geläutert und gehoben im Glauben, bis die Stunde kommt, da der Todesengel ihnen den Pilgerstab aus der Hand nimmt.

Noch einmal kniee ich nieder vor dem Gnadenbilde, noch einmal spricht mein gläubiges Herz das Abschiedsgebet des Erdenkindes an die Mutter, noch einmal das aus tiefster Seele kommende Wort: Du bist ja die Mutter, dein Kind will ich sein. Und ist es nicht, als wenn eine Mutterhand den Menschen erfaßt, ihn durch das Leben führt, hin zum ewigen Ziele? In heiliger Zuversicht, die Seele voll Freude und Friede, trete ich die Rückreise an. Ja Wallfahrten ist eine herrliche Sache, ergreifend und erhebend.

Johannes Mayrhofers „Henrik Ibsen".[1]

Besprochen von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Die positive katholische Literatur ist nicht reich an Buchveröffentlichungen über den weltberühmten skandinavischen Dramatiker. Hier haben wir eine erfreuliche Bereicherung. Mayrhofer ist ein Kenner und Liebhaber der nordischen Literatur; als beides bewährt er sich in diesem inhaltreichen Werke. Es ist entstanden aus einer früher herausgegebenen Studienreihe, die zu dem vorliegenden Zwecke auf Grund des inzwischen erschienenen Materials ergänzt und vereinheitlichend zusammengeschlossen wurde. Das Ziel der gewissenhaften, auch sprachgewandlich eindrucksvollen Leistung[2] bezeichnet das Vorwort dahin: „Beizutragen zu einer gerechten, mit den Prinzipien einer gesunden Lebensphilosophie und Aesthetik im Einklang stehenden Würdigung des großen Magus des Nordens." Damit prägt der Verfasser sogleich seine eigene Ueberzeugung und Stellungnahme: die eines sachlichen, lebenbejahenden Beurteilers gegenüber diesem vielfach dunklen, aber eine Größe bedeutenden Nordländer von zeitweise wie gelegentlich tiefgreifender, zum Teil „mysteriöser" Wirkung.

Der Inhalt gliedert sich in drei Hauptkapitel: Ibsen in seinen Briefen; als Dramatiker; als Lyriker. Das erstgenannte ist von vornherein unserer lebhafteren Anteilnahme sicher, bewegen wir korrespondenzfeindlichen Neuzeitlichen uns doch merkwürdigerweise auf der Höhe des Tagebuch- und Briefwechselliteraturinteresses. Die übermittelten Dokumente können freilich keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Auf den ersten Blick klafft eine zunächst „unausfüllbare Lücke": hinsichtlich des „Herzenslebens". Immerhin bieten die 12 Briefe an die Wienerin Emilie Bardach aus dem Spätsommer 1889 einen gewissen Ersatz — oder auch, wenn man will, Vorgeschmack. Nicht wenige historisch „sehr wertvolle" Briefe sind fürs erste nicht erreichbar, so die im Archiv des alten „Christianiaer Theaters" nicht vor 1925. Andere scheinen oder sind verloren, so die an Duc, Lökke und Henrik Jäger.

An der Hand der verfügbaren Briefe beleuchtet die Darstellung den äußeren Lebensgang des Dichters, das ihn umgebende und beeinflussende Menschentum, die Gestaltung seiner „eigenen Ideenwelt", einschließlich der politischen Anschauungen, sowie seiner künstlerischen Betätigung. — Er war und blieb ein, wie anderweitig, so auch religiös „Unvollendeter". Die Vorliebe für katholische Gegend stützte sich auf rein äußerliche Beweggründe. Ein Atheist war er nie, auch kein Christ, aber ein Skeptiker, ein mindestens zeitweiser Revolutionär, ein Einsamer, „dem sein Vaterland so wenig gewesen", und ein Individualist „der ersten Ordnung". — Politisch wünschte er einen „Zusammenschluß des skandinavischen Elements, frei von der Beschränkung auf die engen Grenzen eines Landes". Und über die Grenzen der Republik, die er nicht liebte, bis zur Wegschaffung des „Staates" schwebte sein oft widerspruchsvoller radikalistischer Traum. Persönlichkeitsgefühl und -wert galten ihm als Höchstes, und zwar bis zu diesem Grade: „Der ist der stärkste Mann der Welt, der allein steht." Gegen das Ende seines Lebens hat er sich zweifellos „mildernd" abgeklärt. Eigentliche Klarheit über das Ergebnis dieses Entwicklungsprozesses versagen uns aber auch die späteren und letzten Schöpfungen. Seine selbsterwählte Lebensaufgabe war die des Aufrollens von Problemen, nicht die ihrer führenden Beantwortung. „Er hat herumgewühlt in alten Schäden und Wunden der modernen Gesellschaft, aber nicht das Heilmittel verschrieben. Das kann weder Ibsen, noch Schopenhauer, noch Nietzsche, das kann nur einer, der von sich sagen durfte, daß er der Weg, die Wahrheit und das Leben." — Für eine Zweitauflage möchte ich die Ausscheidung von Briefstellen-Wiederholungen, wie sie sich jetzt mehrfach finden, anraten (s. S. 17/38; 19/71; 20/24; 27/78; 38/79; 42/174).

Das Kapitel „Ibsen als Dramatiker" umfaßt die Unterabteilungen „Ibsen als Romantiker": von Catilina bis zu den Kronprätendenten; „Ibsens religiös philosophische Ideendramen": Brand, Peer Gynt, Kaiser und Galiläer; „Henrik Ibsen, der Prophet des Realismus": vom Bund der Jugend bis zu Wenn wir Toten erwachen, — im ganzen 21, also sämtliche Dramen. Jedes einzelne wird auf Ursprung, Entstehungsgang, Inhalt (besonderen Dank verdienen die oft recht schwierigen, ausführlich-übersichtlichen Inhaltsangaben), auf Ziel und Bedeutung, auf dichterischen und ethischen Wert liebevoll-sachlich untersucht: mit einer warmen Gerechtigkeit, die in gesunder, fest gegründeter katholischer Ueberzeugungstreue wurzelt. So viel und vielerlei Mayrhofer abweisen muß, immer weiß er auf die sondierende Frage: „Was bleibt?" eine erhellende, auch befriedigende Antwort zu geben. Er beschönigt nie, aber er versteht, vergleicht, unterscheidet, erklärt; er sichtet die Spreu vom Korn, die Schlacke vom Edelmetall; er leuchtet in Abgründe, Dunkelheiten, Ganz- und

[1] Henrik Ibsen. Ein literarisches Charakterbild von Johannes Mayrhofer. Berlin 1911. Hermann Walthers Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H. Gr. 8°. 186 S. Kart. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—.

[2] Nur hie und da, nicht zuletzt in gewissen sich wiederholenden Wendungen, verrät sich noch ein für meinen Geschmack etwas zu „nonchalanter" feuilletonistischer Stil, den ich unbedingt wegwünschen möchte.

Halbdämmerungen; er weist auf An- und Abstieg, auf Irrungen und Wirrungen; er zeigt und sammelt die Strahlen echten Künstler- und Menschentums. — Im allgemeinen läßt uns der Verfasser über seine eigenen, oft scharf umrissenen Ansichten nicht im unklaren, nur bezüglich der „Frau von Meer" bleibt er die Erwiderung auf die von ihm selbst gestellte Frage: „Was wollte der Dichter?" schuldig. — Das abschließende Urteil über den „Wegweiser" Ibsen fällt er dahin: „Wege gewiesen hat er freilich in der Technik, in der Konstruktion einer reichen, durchdachten Vorfabel, die jetzt ihre Konsequenzen zieht bis zu der erschütternden Katastrophe. Wege gewiesen in feiner Psychologie und kunstvoller Führung des Dialogs. Aber im Reiche der Ideen und Ideale muß ein anderer den Weg zeigen, er, der trotz allen Wankens und Schwankens in der modernen Menschenseele auch heute noch in diese Welt hineinleuchtet mit der unverminderten Schönheit seiner Wahrheit und Gnade."

Als anregend schon in seiner Neuheit gibt sich das Kapitel „Ibsen als Lyriker" („epische Gedichte finden sich keine bei ihm"); die Scheidung nach „Inhalt und Gehalt" und „Motiven" verstehe ich aber nicht recht — gehören die drei Begriffe etwa nicht zusammen? Nachdrücklich weist Mayrhofer seines Helden „Irrtum" ab, — denselben, der den „ganzen Jammer des extremen Realismus herbeiführen kann, und der auch in Ibsens eigener Dramatik verhängnisvolle Entgleisungen" bewirkte: daß im Reiche der Kunst einzig die Form „von Rang" sei, daß nur das Wie, nicht das Was des Skaldensanges, nicht das Denken des Künstlers in Betracht komme. — Die in ihrer unmittelbaren Verwertung zu früh lahmgelegten Vorzüge des Lyrikers Ibsen durften später dem Dramatiker mittelbar dienen, selbst dann, als er „endgültig das versifizierte Drama aufgegeben und den ganzen Realismus modernen Lebens und modernen Elends in moderner Prosa auf die Bühne brachte".

Auch das poetische „Schlußwort" birgt, unter Hinweis auf die Grabstätte Ibsens, eine vom Autor ungelöst gelassene Frage: „Und an dem mächtigen Obelisken . . . nichts, gar nichts als nur ein Hammer. Ist es der Hammer des Zertrümmerers, des Zerstörers oder der des ernsten Bergmanns, der in der Tiefe leuchtende Herrlichkeiten aus dem kalten Gestein losbrechen will?" — Und es endet mit Anwendung des Tolstoischen Wortes über Schopenhauer auf den Nordlandsriesen — denn der war er —: „Man kann ihn ablehnen, vergessen kann man ihn nicht."

Schöne Literatur und positive, praktische Arbeit.

Anregungen von Dr. Ernst Breit.

Diese beiden scheinbar so disparaten Begriffe mit einander in Beziehung zu bringen, mag von manchem für kühn, ja verfehlt gehalten werden. Und doch, wer sich klar ist über die organische Einheit unseres Seelenlebens, wer sich darauf besinnt, daß keine geistige Kraft und Potenz für sich allein steht, sondern tiefverborgene, aber unzerreißbare Fäden alle Geschehnisse in unserem Innern miteinander verknüpfen, den kann es nicht befremden, wenn er die Produkte der künstlerisch-individuellen und praktisch-sozialen Arbeit ineinander greifen und zu einer nicht selten für Jahrhunderte bestimmenden Kulturmacht sich zusammenfügen sieht. Wenden wir diese Erfahrungstatsache auf unser heutiges katholisches Geistesleben an, so werden wir finden, daß die katholische Literatur als solche außer ihrem künstlerischen Eigenwert eine Fülle von sozialen Werten in sich birgt, die der praktischen, geistigsittlichen Arbeit am Wohl der menschlichen Gesellschaft unschätzbare Dienste leisten.

Richten wir unseren Blick zunächst auf die natürliche Freundin alles dessen, was Poesie und Belletristik heißt: die Frauenseele. Mag eine einseitig „weiberfeindliche" Strömung ihr noch so sehr die Fähigkeit zu manchem Kunstgenuß und tiefem Verständnis literarischer Schöpfungen absprechen — die Tatsache, daß die Frau mit ihrem edlen, weichen Gemütsleben das Kunstwerk erfaßt und mit wachsender seelischer Spannung immer tiefer in das Materialobjekt derselben eindringt, die Tatsache, sage ich, genügt, um ethische Konsequenzen zu ziehen. Denn während gemeinhin beim Manne der künstlerische Eindruck, erst nachdem er durch den Intellekt geklärt ist, die Sphären des Willenslebens berührt, dringt er bei der Frau, durch das Gemüt noch verstärkt, mit unmittelbarer Stoßkraft zur Willensseite des Geistes. (Daß dabei im Intellekt Mitschwingungen entstehen, ist bei der Einheit unserer Seele selbstverständlich.) Mit diesem psychologischen Vorgang hat die Moral zweifellos zu rechnen, und es resultiert aus ihm für sie die strenge Pflicht, durch den sittlichen Einfluß einer vom christlichen Geiste durchwalteten Kunst die Wirkungen der neuheidnischen Literatur zu paralysieren. Und dabei ist es durchaus Hauptsache, daß die christlichen Ideen nicht überhaupt geboten, sondern daß sie in künstlerischer oder, wenn sich dies nicht tun läßt, in einer anmutigen, von der Begeisterung des Gemütes mitbestimmten Form geboten werden, um auch das Gemüt von den Eindrücken der als unhaltbar angefochtenen Urteile zu befreien. Das Empfinden der Frau ist ihre eigentliche sittliche Kraftquelle, also muß jedem Ethiker daran liegen, sie durch Uebermittlung reinen Kunstgenusses ungetrübt zu erhalten — um so mehr, als eine Entartung der Frau für unsere gesamte Kultur von geradezu vernichtenden Folgen sein müßte.

Auch bei der Jugend treffen wir einen ihrem tieferen Gemütsleben entsprechenden Zug zur schönen Literatur, einen Zug, der so stark ist, daß er bei vielen zum großen Verdruß der Herren Redakteure anfängt, sich als Produktivkraft zu fühlen. Aber in dem jungen Manne erwacht auch schon früh die Neigung zu scharfer Kritik — eine Vorbotin der dominierenden Verstandeskräfte der reiferen Jahre. Was aber vor dieser Kritik einmal bestanden hat, das entflammt auch die Seele des Jünglings um so glühender und nachhaltiger. Darum auch für alle, denen die Seelen von Jugendlichen anvertraut sind, die Mahnung, das Verlangen dieser feurigen, schönheitsdurstigen Seelen nach wahrer Kunst nicht nur als ein billiges Verlangen, sondern als einen Erziehungsfaktor von eminentem Werte aufzufassen. In einem modernen Drama greift ein Jugendlicher, den tödliche Lähmung für immer an den Sessel festgebannt hat, in zuckendem Wahnsinn nach der Sonne wie nach einem Spielball — so groß war also für ihn seine (freilich verirrte) Sehnsucht nach Schönheit, daß sie als einzige Lebensempfindung in der Todesstarre seiner Geistesnacht zurückblieb. Und ein so tief der Menschenseele eingewurzeltes Verlangen muß, wenn es rein erhalten wird, ein untrügerischer Wegweiser zum Guten sein. Wenn wir vollends bedenken, daß die Jugend Wohl und Wehe kommender Zeiten in ihren Händen trägt, dann geht auch hier aus der ethischen Bedeutung der redenden Kunst ihre unermeßlich große soziale Mission hervor.

Ich möchte diese Ausführungen nicht abschließen, ohne noch die soziale Volkskunst wenigstens zu erwähnen. In ihr hat die Welt der Wirklichkeit mit der Welt der Ideen den denkbar innigsten Bund geschlossen. Daher ist auch sie am besten geeignet, die in den einleitenden Zeilen erwähnten organischen Zusammenhänge deutlich erkennen zu lassen.

Die Forderung „Mehr Literaturpflege" hat einen entschieden sozial-ethischen Unterbau. Und sittliche Werte zu schaffen in der Gesellschaft, für die Gesellschaft ist ja unsere herrliche Aufgabe. Darum hinein in die breiten Massen des katholischen Volkes mit dem Edelsten und Besten, das die christlichen Autoren geschaffen, denn von ihnen geht's aus wie leuchtende Sonnenglut über die keimenden Saatgefilde der modernen Kulturwelt.

Weihnachtbücherschau.

Von B. Hauser.

Mit Unterstützung literaturkundiger Mitarbeiter.

I.

Zuweilen werden schöne Sitten durch die Art, wie ihnen nachgelebt wird, teilweise, ja völlig entwertet. Dieser Satz wird ohne weiteres klar beim Gedanken an das Buchgeschenk, namentlich wie es zu Weihnachten geschieht. Man kennt ja den eiligen Herrn, der, wenn schon die Tannenkerzen aufflackern, innerhalb fünf Minuten zweimal die Türklinke eines Bücherladens in die Hand nimmt und zwischendurch sein Geschenk erstanden hat. Man erinnert sich an die unentschlossene Dame, die schließlich zwei goldige Buchdeckel als „etwas Passendes" nach Hause trägt.

Vermittlung geistiger Güter — das ist die schöne Idee des Büchergeschenkes und hebt dieses hoch über alle anderen Gaben. Ein wertvolles Buch ist eine Ehrung für den Geber wie für den Nehmer, und lange noch wirkt sie nach. Deshalb soll man sich durch die scheinbare Schwierigkeit, sich im Chaos der jährlichen Neuerscheinungen auszukennen, nicht abschrecken lassen, die Idee des Büchergeschenkes wirklich und gewissenhaft zu erfüllen.

Demjenigen allerdings, der erst am 24. Dezember daran denkt, was er wem zu schenken habe, kann es leicht zustoßen, daß er den erstandenen schönen Band am 25. Dezember feierlich überreicht und schon am 27. Dezember blamiert ist, weil der also Beschenkte das Buch fatalerweise auch liest. Den Schaden aber, der

durch gedankenloses Bücherschenken verursacht werden kann, wollen wir nur andeuten.

Es braucht uns aber deshalb nicht wie Friedrich August von Stolberg vor dem Buche bange zu werden, das still als ein sonderbares Ding vor einem liege und nicht verrate, was es verberge. Wer sich auch nur ein wenig umguckt, wird heute hinter das Geheimnis kommen. Die Weihnachtskataloge guter Verlagshandlungen, die kritischen Bücherrevuen der Zeitschriften und anderes mehr bieten Anhaltspunkte genug, um den, der will, zu wertvollen Geschenken zu führen.

So wollen auch wir nun beginnen, eine kurze orientierende Umschau zu geben. Wir halten uns dabei an unsere alten Bekannten: unsere bewährten Verlagsanstalten. Zunächst die Neuerscheinungen der **Herderschen Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.**

* * *

In der englischen Presse hat jemand kürzlich eine Hinwendung des britischen Leserpublikums zu kulturhistorischer und geographischer Lektüre festgestellt. Für England, das Reich wechselvoller Geschichte und der Kolonien, ist diese Beobachtung keine sonderlich überraschende. Bemerkenswerter dürfte die parallele deutsche Regung sein. Das Kolonialbewußtsein beginnt auch hier sich auszubilden: der Deutsche ist im Begriff, ein Reisemensch in Tat und Lektüre zu werden.

Deshalb nennen wir die interessantesten, eben erschienenen Werke zur Länder- und Völkerkunde des Herderschen Verlags an der Spitze und voran Eugen Werners Prachtwerk „Kaiser Wilhelms-Land" (M 8.30). Das Buch ist unzweifelhaft ein Kulturpionier. Die grüne Wildnis von Neuguinea, das Produktionsland der Zukunft für das Deutsche Reich, lernen wir durch fesselnde Charakteristiken von Land und Leuten und der Möglichkeiten, die in beiden liegen, gründlich kennen. Das reich illustrierte Werk ist vorzüglich in Darstellung und Inhalt.

Sieht Dr. Werner ein neues Kulturland vor sich aufsteigen, so schaut J. C. Ewald Falls in die ferne Vergangenheit zerstörter Kulturstätten: „Drei Jahre in der Libyschen Wüste" (M 10.—). Reiches Bildermaterial begleitet auch hier die Schilderungen; diese lassen die ganze Schönheit Libyens, des wenig betretenen Grenzlandes von Tripolis, aufleben: mit seinen Oasen, Salzseen, Farben, Menschen, Abenteuern und Gefahren. Das würde genügen, um das Werk zu empfehlen. Es bietet aber mehr. Die Menas-Expedition, die als „märchenhaftes Ereignis" bezeichnet wurde, und deren Teilnehmer Falls war, wird uns in allen Einzelheiten bekannt. Wir nehmen teil am mühevollen Suchen, Finden und Aufgraben einer einst weitberühmten Kulturstätte, der Menas-Stadt, und begleiten den Fortgang dieser wichtigsten altchristlichen Entdeckung seit jener der Katakomben.

Das sind Herders Neuerscheinungen auf diesem Gebiete. Angesichts des Weihnachtstisches aber würden wir unrecht tun, vergäßen wir der letztjährigen Gaben. Da nennen wir vor allem Dahlmanns klassische, noch viel zu wenig gewürdigte „Indische Fahrten" (2 Bände M 23.—) und das Vergangenheit und Gegenwart gleichermaßen vorzüglich darstellende gründliche, aber leicht faßliche „Aegypten einst und jetzt" (3. Aufl. M 9.—) von Kayser und Roloff. Beide Werke sind vorbildlich illustriert.

In engem Zusammenhang mit dieser Gruppe von Verlagswerken verdient Hettingers „Aus Welt und Kirche" (6. Aufl. 2 Bände. M 15.—) gebührende Hervorhebung. Es genügt nicht, wenn man dieses Reisewerk ein klassisches hinsichtlich seines Stiles und voll reicher Anschaulichkeit nennt. In Hettinger haben sich Wissen, Geist und Charakter in solch edler Harmonie und Einheitlichkeit gefunden, daß man mit jeder neuen Schilderung neuerdings ergriffen wird. Unter seiner Führung gestaltet sich die Reise durch Italien, die Alpenländer, Deutschland und Frankreich zu einem einzigartigen Genuß. Nur Auserlesene haben diese Länder geschaut wie Hettinger, und kaum ein anderer hat sie so geschildert.

Reisen, nur reisen tun Engländer, Amerikaner, Franzosen. Im Sleeping-Car verwischen sie die Distanzen. Sie kommen an oder fahren ab. Die Strecke, das Land, die zwischen zwei Bestimmungsorten liegen, sind ihnen unbekannt. Der Deutsche aber wandert gern; von Spielmannszeiten bis in unsere Tage lebt der fahrende Schüler der Natur, dem ein fast zielloses, sehnsüchtiges Wandern tiefen Genuß bringt, dem der Weg alles ist, der am Ziel auf die Pfade, die dahin führten, zurückblickt. Wer kennt nicht den nordischen Dichterphilosophen Jörgensen? „Vom Vesuv nach Skagen" (M 3.—) heißt eines seiner neuesten Wanderbüchlein. Nachdenklich philosophierend, schauend, genießend, wandernd mit einem Wort — führt er uns durch die Länder. Mit Poetenaugen erfaßt und spiegelt er die Welt, und mit andächtigem Gemüte denkt er des Schöpfers. „Wanderfahrten und Wallfahrten" (6. Aufl. M 10,50) ist auch der Titel eines andern berühmten Kunst- und Naturfreundes, des Bischofs P. W. von Keppler, dessen Werke kaum mehr der Empfehlung bedürfen, und „Nordische Fahrten" (3 Bde. I. Bd. M 12.—, II. Bd. M 12.— III. Bd. M 8.—) nennt Baumgartner seine Wanderungen durch Skandinavien, Schottland bis hinauf zur Sageninsel Island. Und so wanderte auch Petrus Klotz mit schönheitsdurstigen Augen durch den Orient, bis er uns die Früchte „Was ich unter Palmen fand" (M 2.20) in lockenden, sprühenden, temperamentvollen Skizzen darbieten konnte. Die Märchen orientalischer Nächte und der Zauber des verwirrend bunten östlichen Lebens wirkt aus seinem Büchlein. Alle diese Werke lehren und verstehen, daß häufig eine kleine Wanderung mehr ist als eine große Reise.

* * *

Deutschland, namentlich das protestantische, kennt vor allem drei große Männer der Neuzeit, die nacheinander mächtig auf die Entwicklung der Nation eingewirkt haben: Luther, Goethe, Bismarck. Natürlicherweise hat sich um alle drei aus Voreingenommenheit, Heroenkult, Berechnung und Verneinung ein wildes Gestrüpp von falschen Vorstellungen, von Phrasen und von Legenden gebildet, so sehr, daß wohl die Mehrzahl unter uns kaum mit dem echten Bilde — namentlich Luthers — aus der Schule kam.

Es ist nun eine große Sache, wenn ein Gelehrter es unternimmt, mit der Objektivität, die ein kühler Forschergeist aus kritisch gesichteten Quellen schöpft, das Leben und Wirken solcher Männer zu charakterisieren. Wir leben in einem kritisch gearteten Zeitalter, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß solche Vorstöße parteiloser Geschichtsschreibung Schule machen werden. Hartmann Grisars großes Lutherwerk (I. Bd. M 13,60, II. Bd. M 16.—, III. [Schluß-] Bd. folgt bald) gebührt uneingeschränkte Bewunderung. Nicht so sehr um die politische Umrahmung der Reformationsgeschichte war es Grisar zu tun, sondern um die eigentliche innere Wesensart Luthers. Die psychologische Erklärung dieses Schicksalsmannes gelang Grisar mit einer Sicherheit, die ebensoviel Bewunderung für die unschätzbare wissenschaftliche Kleinarbeit, wie für den Geist der Zusammenhänge und die vornehm-klare Art der Sprache heischt. Nirgends verläßt der gelehrte Verfasser den Boden ruhigsten Erkennens, nie verläuft er sich in Vermutungen. Er bleibt auf dem Fundament tatsächlichen Geschehens und begnügt sich, diesem einen kongruenten Ausdruck zu verleihen. Um den Luther von Grisar wird niemand mehr herumkommen, der es verwirft, mit haltlosen Legenden Stimmungen zu erwecken, sondern großdenkend einer aufrichtigen Forschung Raum läßt. Das ist ein wirklich großes Werk: Für Gelehrte, aber auch für alle ernstdenkenden Gebildeten, gleichviel, welcher Konfession sie angehören.

Mit nicht geringeren Schwierigkeiten als der Lutherbiograph hat der Forscher zu rechnen, der Goethe zum Thema nimmt. Heroenkult kennt keine beliebtere Gestalt als unseren größten Dichter. Das Wort „Goethomane" spricht genug. Der Anlauf zu kühlerer und kritischer Darstellung, die Baumgartner einst unternahm, fand zwar Widerspruch; aber dennoch mußten Einsichtige die hohen Vorzüge rückhaltlos anerkennen, die dieses Werk auszeichneten. Nun hat das Werk eine neue, von Stockmann gründlich bearbeitete dritte Auflage erhalten, die sicher und fest auf der eben vollendeten großen Weimarer Ausgabe der Goetheschen Werke ruht. Es darf kühn behauptet werden, daß kaum eine andere Goethebiographie so peinlich darauf bedacht ist, ihre Darstellung quellenmäßig zu stützen, wie Baumgartner-Stockmann, Goethe (I. Bd. M 12.—, II. [Schluß-] Bd. im Druck). Dieses bedeutsame Werk lehrt uns allerdings, die wir durch die Brille üblicher Goethedarstellung sehen gelernt haben, daß der „Olympier" auch ein Mensch war. Aber der Werdeprozeß des Genies wird dadurch nur um so interessanter, so sehr, daß manche langen Partien lebendige Spannung erwecken. Dieses bedeutende, auf einem Riesenmaterial aufgebaute Werk ist ein Merkmal auf der Bahn, worauf eine weniger befangene Einschätzung Goethes voranschreiten wird.

Von den weiteren biographischen Neuerscheinungen des Herderschen Verlages begrüßen wir vor allem die neue „feine Ausgabe" von Stolz, „Die hl. Elisabeth" (M 8.—). Eine prächtige Ausgabe, die des großen Verfassers würdig ist und würdig der hehren Frauengestalt, von der gesagt wurde: man müsse Germaniens Wappen zerbrechen und ihr in die Gruft nachwerfen, wenn ihr Andenken je vergessen werde. Dann aber sei auf das Fortschreiten der „Frauenbilder" (jeder Bd. M 2.50) hingewiesen, denen schon wieder zwei neue, sehr glücklich gewählte und vorzüglich dargestellte Gestalten angeschlossen wurden: Riesch, „Die hl. Katharina von Siena" (M 2.50) und Siemenz, „Dorothea von Schlegel" (M 2.50). Wir wüßten nicht, welche Lektüre wir lieber in den Händen der Frauen sehen würden als diese mitreißenden Vorbilder katholischer Frauenleben auf künstlerischem, sozialem und religiösem Gebiete.

Neben Franz Dor, den verdienstvollen Biographen Jakob Lindaus (2. Aufl. M 1.60) und Heinrich B. von Andlaws (M 3.20), tritt Schofer mit seinem prächtigen, in kraftvollen Umrißlinien die ganze damalige Zeit darstellenden Lebensbilde des Bekennerbischofs „Lothar von Kübel" (M 3.50), das mitten in die Kulturkampfperiode hineinführt. Aber auch Dor ist mit einer neuen Biographie hervorgetreten. Diesmal galt es dem „alten Kriegsschwerte" der Katholiken, dem genialen Manne „Franz Joseph von Buß" (M 2.20). Diese Gestalt wird so leicht niemand wieder vergessen, der sie in Dors Büchlein kennengelernt hat, und keiner wird ohne Begeisterung die Lektüre beendigen. Die Bücher Schofers und Dors gehören der jungen Generation; diese wird sie brauchen können.

Das Zentralkomitee der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands, deren erster Präsident von Buß im Revolutionsjahre 48 war, hat ein neues großes Werk veranlaßt, dessen ersten Band wir freudig und stolz in Hände haben. Kißling, „Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche" (3 Bde. I. Bd. M 7.50, II. und III. Bd. in Vorbereitung). Schon dieser erste Band, der die Vorgeschichte des gewaltigen Themas in streng logischem Aufbau und mit gründlicher Sachlichkeit behandelt, zeigt den vorzüglichen Geist dieses Werkes. Preußen, Bayern, Baden, Hessen sind zunächst berücksichtigt. Die mühevolle Vorarbeit, die aus der Unmenge von weit zerstreuten Akten und Dokumenten eine maßvoll ruhige und durchsichtig klare Darstellung erzielte, kann man sich kaum in vollem Umfange vorstellen. Kurz und prägnant, aber anschaulich und mit überzeugender Genauigkeit werden — außerhalb jeder polemischen Absicht — die Ansätze und Anläufe der kulturkämpferischen Idee aufgedeckt und die Linien eingezeichnet, die dem Ausbruch unaufhaltsam zudrängen. Mit Spannung beobachten wir die nicht immer sichere Haltung großer Männer von Friedrich II. bis zu Bismarck. Und alles geschieht auf sachlicher, aber darstellerisch meisterlich beherrschter Grundlage. Was uns gegeben wird, sind keine Betrachtungen eines philosophierenden Historikers oder Politikers; nicht um eine auf tote Erscheinungen zurückblickende Darstellung hat es sich gehandelt, sondern um ein Tatsachenmaterial, dessen Bedeutung leider auch heute nicht geringer geworden ist. So ist das Werk bestimmt, auch eine politische Grundlage für unsere Tage und die nächste Zukunft zu sein, an welcher wir alle, ob Politiker, Historiker oder Laien, ein starkes Interesse haben müssen. Das Werk für uns alle!

Von den anderen weitschauenden Werken geschichtlicher Art sind zwei zu einem gewissen Abschluß gekommen: Michaels „Geschichte des deutschen Volkes vom 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters" hat durch seinen V. Band (M 9.—), der die bildenden Künste im 13. Jahrhundert behandelt und allgemeines Interesse verdient, die Gesamtdarstellung der Kultur im 13. Jahrhundert abgeschlossen. Damit ist ein wichtiger Teil des großen Planes ausgeführt: dem „Janssen" eine zeitlich vorangehende Darstellung anzugliedern. In Janssen und Michael werden wir eine zusammenhängende Monumentalgeschichte des deutschen Volkes bis in die neuere Zeit besitzen. — Mit tiefem Bedauern denken wir an den Abschluß, den der Tod einem anderen grandiosen Werke gebot. Der Ergänzungsband zu Baumgartners „Weltliteratur" (M 15.—) bringt uns jene Aufsätze und kritischen Abhandlungen Baumgartners, die er als Grundstock weiterer Bände der Weltliteratur über die Literaturen noch nicht behandelter Völker verfaßt hatte. Wer diese eminent klaren und tiefdringenden Essays und Forschungen liest, erkennt, wie ungeschwächt Baumgartners seltene Kraft und historische Genialität bis zu seinem Tode aus ihm wirkte, er erkennt auch, daß sein Lebenswerk, das mit der italienischen Literatur (VI. Band M 18.—) so glänzend abschloß, eine Krönung erhalten hätte, die des gewaltigen Fundamentes und des genialen Aufbaues würdig gewesen wäre. Die Vorzüge Baumgartners hier zu wiederholen, ist gewiß unnötig. Die Bewunderer dieses großen Literaturhistorikers werden sich den nachgelassenen Band — „Untersuchungen und Urteile zu den Literaturen verschiedener Völker" heißt er — nicht entgehen lassen. Und wem Baumgartner noch zu wenig bekannt sein sollte, wird durch diesen VII. Band der Weltliteratur zu seinem Lebenswerk geführt werden.

Zum Schluß der historischen Neuerscheinungen muß noch eines Buches Erwähnung getan werden, das ein deutsches geschichtliches Volksbuch zu werden verdient: Kümmel, „Der große Krieg von 1870/71". „Dem Volke erzählt", so lautet der schlichte Untertitel. Kümmel, selbst ein „Veteran von 70", ist aber schriftstellerisch bekannt genug, daß jedermann weiß: Hier wartet seiner eine naturfrische Darstellung von kraftvoller Anschaulichkeit, reich an edler Begeisterung und dennoch durchleuchtet vom Humor, der zwischen den ernsten großen Geschehnissen die Idyllen spontaner Heiterkeit aufsucht.

Vom Büchertisch.

Anna Freiin von Krane: „Wie der König erschrak", Roman. Berlin W30.1911, Hermann Walthers Verlagsbuchhandlung. 8° 244. S., br. M 3.—, geb. M 4.— Fraglos haben wir hier ein bedeutendes Werk vor uns. Ein starkes dichterisches, dem auch der psychologische Spürsinn, die Einheitlichkeit tiefen seelischen, ethischen Erfassens zu Gebote steht. Ich glaube nicht, daß irgend jemand nach hingebender Lesung das Buch aus der Hand legen kann, ohne den Eindruck eines Nichtgewöhnlichen, eines über das Maß selbst guter Unterhaltungslektüre eigenartig Hinausragenden hinwegzunehmen. Held ist Herodes der Grausame, der Verfolger des Weltheilandes, der Anstifter des Bethlehemitischen Kindermordes, der Schlächter seines edelsten Weibes (Mariamnes) wie seiner besten Söhne. Er wird von Anfang bis Ende in fortlaufende Parallele gestellt mit seinen gefangenen Löwen, denen er an unbezähmbarer Wildheit gleicht. Dennoch weiß die Verfasserin ihn uns menschlich nahezubringen. Keine Beschönigung seiner furchtbaren Gewaltnatur, in der jedoch die Möglichkeit zum Guten schlummert, ja hier und da zu flüchtiger Lebensregung erwacht. So die Anhänglichkeit für seine Heimat, für den treuen Waffengefährten, bis dieser seinen Vernichtungsplan dem „neugeborenen König der Juden" gegenüber durchkreuzt. Einen Zug, den die Hl. Schrift selbst ihm gibt, läßt die Dichtung fast ganz vermissen: den der tückischen List. Das „Geht und forschet fleißig nach dem Kinde, und wenn ihr es gefunden habt, so berichtet es mir, damit auch ich hingehe und es anbete" fehlt daher in der Charakterausmeißelung und in der spannenden, nur einmal hierin etwas erschlaffenden Komposition der Handlung. Sonst steht das Ganze auf biblischem Boden, mit weitem Spielraum für eine kraftvolle, leuchtende, ja glühende, auch wohl mal rücksichtslose, aber durchaus nicht üppige Künstlerphantasie. Das Buch kann daher anstandslos auch der vorgeschrittenen Jugend in die Hand gegeben werden. — Die gewinnendste der sich betätigenden Hauptgestalten ist Jojada, des Königs Freund und Leibwächter: aus einem Guß, ohne jenen das ästhetische Gefühl belastenden Ton des Zuviel, dem wir in der Zeichnung des tierisch brüllenden Mannes lebender Verwesung ein paarmal begegnen. Von entzückender Zartheit und Lieblichkeit sind die für Jojadas Zukunft entscheidenden Szenen zwischen ihm, der jungfräulichen Mutter und dem kleinen Maschiach, der mit wunderbaren, sonst nie wieder im Leben zu findenden Augen „geradewegs zur Sonne hinaufschaut und sie anlacht, unverwandt in die Sonne des Mittags, ohne Wimperzucken", sie grüßend „wie der Herr sein Eigentum". — Neben dem König und seinem getreuesten Bogenschützen sehen wir als dritte, aber völlig negative Hauptgestalt den verräterisch heuchlerischen, scheinheiligen Thronerben: Antipater, dessen schließliche „Bekehrung" mir nicht so recht als glaubhaft hat einleuchten wollen; doch mag hier ein rein Persönliches in mir den Verneinungsausschlag gegeben haben. — Sprache und Schilderung stehen auf der Höhe des Stoffes, und das sagt viel. Man empfindet die Wucht dichterischen Wollens und Könnens, nicht selten unmittelbar, fast während der ganzen Darstellung. Und man fühlt die Freiheit des schaffenden Geistes. Daß es eine edle, zum Himmel weisende Freiheit ist, danken wir dem Dichter und der Dichtung. E. M. Hamann.

Dr. J. Klug: Ein Sonntagsbuch. 2 Bände. Verlag von Ferd. Schöningh, Paderborn. Preis beider Bände M 6.—, geb. M 8.—. Das Werk ist wirklich ganz das, was sein Titel sagt: ein Sonntagsbuch. Sonntagsgedanken im Sonntagskleide, die Sonntagskinder wecken wollen! Heiliger Sonntagsfriede weht dem Leser aus jeder Zeile entgegen. Im engsten Anschluß an das Kirchenjahr bringen die einzelnen Kapitel gerade jene Fragen zur Behandlung, die den modernen Menschen in seinem sittlich-religiösen Leben so tief bewegen. Aber nicht in der trockenen geisttötenden Art so mancher Betrachtungsbücher. Nein, hier ist jedes Wort voll Leben und Geist. Die Sprache ist einzig schön, überall edel, fesselnd, oft geradzu überraschend angepaßt an den Stoff. Wer an dieser Kost keinen Geschmack mehr findet, der gehört zu den verbildeten Blasierten, denen nicht mehr zu helfen ist. Der Verfasser, der schon längst rühmlich bekannt ist durch seine „Apologetischen Abhandlungen", hat sein Werk dem neuen Bischof von Speyer, Dr. Michael Faulhaber, gewidmet, mit dessen Diktionsweise die seinige viel Aehnlichkeit hat. Wer seiner Seele stille Stunden bereiten will, wer Vorträge religiösen Inhalts, Predigten, die sich nicht in ausgetretenen Geleisen bewegen, halten will, der nehme diese geistvollen, abgerundeten Kapitel zur Hand. In seiner vornehmen Ausstattung eignet sich das Werk vorzüglich zu Geschenkzwecken auf den Weihnachttisch. J. Wernado.

P. Adolf Chwala: Bete und betrachte! 35 Meßandachten in Betrachtungen und Gebeten, nebst einem Anhang der gewöhnlichen Gebete. Laumann, Dülmen. M 1.80. Ein glücklicher Gedanke, Meßandachten in Form von Betrachtungen herauszugeben! Es gibt ja leider Kirchenbesucher, die tatsächlich nicht wissen, was sie während des Gottesdienstes treiben sollen. Mündliche Gebete, von einem anderen gemacht, sagen manchem nicht recht zu. Und aus sich selbst heraus betrachtend zu beten, ist vielen zu schwer. Und doch sollte jeder, um nicht in gänzliche Oberflächlichkeit und Aeußerlichkeit zu verfallen, sich einigermaßen an ein innerliches Gebet gewöhnen. Dazu möchten diese 35 Meßandachten verhelfen. Gute Dienste können sie leisten zur Bewahrung der Früchte der Exerzitien oder einer Mission und werden gerne auch von solchen zur Hand genommen werden, die öfters oder täglich die hl. Kommunion während der hl. Messe empfangen. J. Wernado.

Sonnenhöhen und Dämmertiefen. Ausgewählte Gedichte von Franz Joseph Zlatnik. Peter Weber, Baden-Baden. M 1.25. Der Untertitel des Bändchens dürfte lauten: erlebte Gedichte. So wirken sie wenigstens. Nicht bloß erdacht, konstruiert, effektvoll zusammengesetzt, sondern gefühlt — erlebt. Dies gibt ihnen einen so intimen Reiz. Sie sind Bekenntnisse. Sie wachsen aus Zlatniks Seele, einer Seele, die tiefes Leid durchflutet und — geläutert hat. Daher in so vielen Gedichten dieser schwermütige Ton. Als Maler würde er keine hellen Farben bevorzugen; doch auch keine stumpfen. Ein abendliches Violett, ein Sonnenuntergangs-Rot, ein herbstliches Blättergelb nähme er von seiner Palette. Und wenn er einmal ein schweres Schwarz verwendete, würde er irgendwo immer noch Raum für ein silberblitzendes Himmelssternlein finden. Zlatnik ist eben kein Dichter der Verzweiflung. Sein Kummer hat sein Jenseitshoffen

nicht erstickt. Der Maler Zlatnik würde aber auch manche Bilder mit einem warm-goldigen Hintergrund malen, ähnlich den Gemälden alter Meister, die uns immer wieder anlocken. Von diesem Hintergrunde höbe sich dann das Bild seiner Mutter ab. Zlatnik hat gar innige Muttergedichte geschaffen. Sie sind mit das Ergreifendste, was er geträumt. Sie sind so einfach und edel-schlicht, wie alles Reine und Gute. Fritz Decker.

Leben der Jungfrau und Dienerin Gottes Gemma Galgani. Nach der gekürzten 6. Auflage des italienischen Originals von P. Germano di S. Stanislao. Deutsch bearbeitet von P. Leo Schlegel, Cistercienser von Mehrerau. Saarlouis 1912. Verlag von Franz Stein Nachfolger, Hausen & Co. 8⁰. VII u. 296 S. Mit Titelbild. Geb. M 2.80, brosch. M 2.25. — Was uns hier geboten wird, ist das Lebensbild eines gottbegnadigten Menschenkindes, das am 11. April 1903 im Alter von 25 Jahren zu Lucca in Italien die Erde mit dem Himmel vertauschte. Reich an mystischer Begnadigung, bietet das Leben der Dienerin Gottes, deren Seligsprechungsprozeß glücklich vorangeht, eine Fülle des Erbaulichen und Lehrreichen. Manche Abschnitte dürften die Herzen der Leser mächtig ergreifen, denn „diese Jungfrau mit ihrer Taubeneinfalt, mit ihrer gründlichen Demut, mit ihrem kindlichen Gehorsam dem Beichtvater und Seelenführer gegenüber, mit ihrer opferfreudigen Liebe zum gekreuzigten Heiland, mit ihrer glühenden Andacht zum allerheiligsten Sakrament des Altars, ist ein Muster von echter christlicher Tugend, an dem sich auch das katholische Volk erbauen kann." (Nachwort d. Ü.) Gemma litt seelisch wie körperlich schwer; ihr Lebensprinzip aber war Gott, war Christus der Gekreuzigte; der mystische Seelenbräutigam war ihr der leidende Erlöser; ihrem Körper waren bei einer Vision die Wundmale gleichsam als Siegel ihres opferwilligen Leidens eingeprägt worden. Dieses Leben ragt über den Alltag, über das Irdische hinaus und ist ein neuer Beweis, daß die reinen Lichtflammen hochfliegender Frauenseelen noch nicht ganz erloschen sind. Man möchte die italienische Volksseele darum beneiden, eine Blüte wie Gemma gerade in unseren Tagen gezeitigt zu haben. — Wenn Vorstände in weiblichen Genossenschaften für die Tischlesung oder in Spitälern für die armen Kranken eine gute Lektüre suchen, hier finden sie eine solche, denn die einen lernen daraus die christlichen Tugenden üben, damit sie auf dem Wege der Vollkommenheit voranschreiten, die anderen lernen den Kreuzeskelch trinken, damit er ihnen einmal zum Wonnekelch voll der Freude werde, denn wahr ist: Eine heilige Frauenseele, die himmelan strebt, zieht auch andere empor! P. A. Dietrich.

Falsche Freunde Münchener Kunst.

Von W. Thamerus.

Münchens Kunst hat zahllose Lobredner. Leute, die noch kein halbes Jahr in Isarathen wohnen, wissen bis ins kleinste Detail die Ursachen, durch die diese oder jene Kunstblüte nur auf „unserem" alten Kulturboden gedeihen und nur durch „unsere" alten Traditionen sofort die entsprechende Würdigung erfahren konnte. Ich kenne eine Menge solcher Leute, die pathetisch „Wir Münchener" sagen, ohne daran zu denken, wie kurz es ist, daß sie selbst aus Himmelsstrichen zuwanderten, die sie jetzt kulturlos schelten. Man kann in diesem Sinne manches lesen, was schief, wenn nicht direkt falsch ist; tut nichts, wenn die Begeisterung echt ist und es sich um gute Dinge handelt.

Aber leider ist dem nicht immer so. Mit welch hohen Phrasen eröffnete man das Münchener Künstlertheater, das heute nur eine Operettenbühne ist. Alle Anzeigen deuten darauf hin, daß man auch im nächsten Jahre sich nicht höheren Aufgaben widmen wird. Die boshafte Meldung eines Berliner Blattes, daß Sobotka, der Librettist des „Themidore", von der „Schokoladenbranche" zur Theaterbranche endgültig übergegangen sei, wurde zwar dementiert, immerhin darf man von einem Operettendichter, der nach Roda Rodas Zeugnis Aufsichtsrat des Verlages (des Theaterpächters) ist, keine Hinneigung zu Klassizität erwarten.

Das „Münchener Künstlertheater" ist nun auf Reisen gegangen, das heißt, der Berliner Theaterdirektor Reinhardt, seine von Berliner und Wiener Bühnen stammenden Sänger, die aus England bezogenen Tanzmädchen und die von Herrn Stern in Berlin gemalten Dekorationen. Sollte vielleicht eine Garderobefrau in München beheimatet sein, so würde dies an der Behauptung nichts ändern, daß diese Triumphe „Münchener Kunst" mit München nichts zu tun haben. Diese angeblichen Triumphe! Man las über die Wiener Aufnahme der „schönen Helena" an anderen Stellen ganz anderes, als jetzt in jenem Blatte, das sich die kunstpolitische Führung in München anmaßt. Man könnte auch dies passieren lassen, wenn es sich um harmlosen Lokalpatriotismus handeln würde. Aber was man als das spezifisch Münchnerische preist, ist das Frivole, Freche, Sittenlose. Man lese, wie Dr. Bauer in einem Wiener Feuilleton der „Münchner Neuesten Nachrichten" in Verzückung gerät über diese Offenbachrenaissance". Vor ein paar Monaten brachte es Gg. Fuchs in diesem Blatte fertig, Offenbach zu einem „deutschen Idealisten" und das zweite Kaiserreich zu einer großen Kulturperiode zu stempeln. Führte diese Kultur nicht nach Sedan? Herr Bauer, der Wiener, schwelgt in Reminiszenzen an die Gründerjahre, da Offenbach florierte. Man höre:

„Ach wie schwelgten wir wieder nach den sieben mageren Jahren bei diesen Melodien, die den Genuß flöten, bei diesen lustglühenden Rhythmen. Alles atmet Begehren, lächelt Gewähren! Endlich rauscht wieder sein heißer Daseinsjubel, die Takte perlen wie Champagnertropfen. Licht und rasch wird wieder das Leben. Der Zauberkünstler, der Hexenmeister ist wieder gekommen, spielt auf, geigt Wolken fort und führt jauchzend und tanzend in das Land der Freuden. „Evoe! Um zu berücken. . . ." Und wenn man in die frohen Gesichter der Zuschauer sieht, so überkommen uns seltsame Gedanken. Sind wir nun wieder schon so weit? Gleichen Zeit und Menschen jenen, über die er gebot? Eine Blütezeit des Geldes, um das die Kunst in brünstigem Taumel rast. Gründungsfieber, die Millionen wirbeln in allen Taschen, unausschöpflich eilt die Begierde der Arrivierten den Becher des Genusses zu leeren; schon drängen hinter ihnen die anderen, gierig ihn aus ihren Händen zu reißen. Ein wilder Galopp, Kankan, Ehebrüche, üppig entblößte Frauen, lüsterne Scherze, ein schonungsloser Emporkömmlingswitz, ehrfurchtslos, und unterirdisch ein lyrisches Schluchzen nach der ewig verlorenen Reinheit."

Also mit anderen Worten: München erkannte wieder einmal zuerst die Kulturbedürfnisse; die Kunst, welche unsere Zeit braucht, besteht mithin in „Ehebrüchen, üppig entblößten Frauen". Wenn diese Umwertung der Begriffe so weiter geht, wird man bald der berüchtigten Pariser Helena-Darstellerin Cora Pearl, der Maitresse des Prinzen Plon-Plon, als der ersten Vorkämpferin der „Nacktkulturbewegung" Erinnerungskränze winden.

München aber muß sich dafür bedanken, daß man es als Lehrmeisterin Wiens in freien Sitten hinstellt. Man hat bis jetzt gemeint, daß die schöne Stadt an der blauen Donau hiervon schon ein reichliches Maß aus eigenem besitzt. Außer Offenbach brachte „München" laut Herrn Bauer Wedekind[1]) nach Wien, d. h. Herr Hofschauspieler Steinrück, der doch auch nicht gerade München repräsentiert.

Man sagte, er käme ans Burgtheater. Wir hoffen, daß er in München bleibt, denn er ist ein bedeutender Künstler, auch wenn er statt Wedekind — Schiller spielt, und schließlich wird er sich selbst sagen, daß er sich unter Baron Speidels mildem Zepter wohler fühlt als in Wien, woselbst das Naserümpfen einer Erzherzogin genügt, daß Hauptmanns „Rose Bernt" für immer in die Versenkung fällt.

Die wirklichen Träger der Münchener Kunst hegen einen stets wachsenden Widerwillen gegen all dies Marktgeschrei und Kunstgeschwätz, denn nur allzu oft schädigen diese Lobreden nur das Ansehen der Münchener Kunst.

Im pikanten Gegensatz zu der oben geschilderten frivolen und direkt korrumpierenden Manier des Wieners Ludwig Bauer steht Nordhausen, der Berliner Referent des genannten Münchener Blattes. Die „Allgemeine Rundschau" hat die vernichtenden sittlichen Urteile Richard Nordhausens in sogen. Kulturangelegenheiten oft genug zitiert. Wie reimt sich diese Inkongruenz von Nord und Süd zusammen? Man meint, die Mitarbeiter ein und desselben Blattes ständen in den Grundprinzipien auf einem und demselben Boden. Allein die moderne Generalanzeigerpresse hat dies Prinzip mehr und mehr als unpraktisch erkannt, sie hält es mit dem Mädchen aus der Fremde und bietet jedem eine Gabe. Die entrüstete Familienmutter verweist man auf den kategorischen Imperativ Nordhausens, und der „Freie" mag sich an den feuilletonistischen Sprüngen Ludwig Bauers ergötzen oder sich von einem Wedekindfreund belehren lassen, daß unsere Klassiker für das „Animalische" kein Verständnis hatten. Sollte jedoch ein Abonnent oder Inserent den Rat der „Jugend", Damen wie Dirnen zu behandeln, anstößig finden, sagt man ihm, daß erst vor kürzerer Zeit etwas für die Sittlichkeit geschah und wegen der Aufnahme des Romanes des Herrn Wassermann der See raste und den Schuldigen auf das Trockene der auswärtigen Politik warf. So oder so, alles geschieht namens der Kunst, und es soll hier und da Leute geben, die es wortwörtlich glauben.

Bühnen- und Musikrundschau.

Uniontheater. Zugunsten der Erbauung eines Krankenhauses in Nymphenburg, verbunden mit einer Schwesternschule für ambulante Krankenpflege, fand im Uniontheater eine außerordentlich gut besuchte Wohltätigkeitsvorstellung statt, die neben der Premiere zweier Singspiele einen „bunten Teil" bot, in dem u. a. die Liedervorträge der k. k. Kammersängerin Baronin von Türk-Rohn besonders starken Beifall fanden. Die Dame besitzt eine glänzend geschulte und überaus reizvolle Stimme. Ihre Vortragsweise ist temperamentvoll, aber zugleich vornehm und elegant. Eine Freude ist es für unser Publikum stets, die Hofschauspielerin Hartl-Mitius auf den Brettern wiederzusehen. Einige ihrer humorvollen Kindergeschichten wirkten durch ihren natürlichen Vortrag allerliebst, doch zeigte sich die Dame hin und wieder geneigt, dem modernen Brettlgeist Konzessionen zu machen.

[1]) Da wir von Wedekind sprechen, sei erwähnt, daß Mühsam in seinem Blättchen „Kain" aus Anlaß meines jüngsten Wedekind-Artikels unter der falschen Voraussetzung, W. Thamerus sei identisch mit dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", eine „Abrechnung mit Dr. Armin Kausen" schrieb, gegen die zu polemisieren uns ein gewisses Reinlichkeitsbedürfnis abhält. Doch sei wenigstens die Tatsache richtiggestellt, daß die Charakterisierung des vom Zensurbeirat und von der Polizei abgelehnten Wedekindschen Werkes als „Bordell"-Drama nicht meine eigene Erfindung ist, sondern, wie Wedekind selbst öffentlich festgestellt hat, vom Universitätsprofessor Dr. Muncker herrührt.

Das Zentralkomitee der Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands, deren erster Präsident von Buß im Revolutionsjahre 48 war, hat ein neues großes Werk veranlaßt, dessen ersten Band wir freudig und stolz in Hände haben. Kißling, „Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche" (3 Bde. I. Bd. ℳ 7.50, II. und III. Bd. in Vorbereitung). Schon dieser erste Band, der die Vorgeschichte des gewaltigen Themas in streng logischem Aufbau und mit gründlicher Sachlichkeit behandelt, zeigt den vorzüglichen Geist dieses Werkes. Preußen, Bayern, Baden, Hessen sind zunächst berücksichtigt. Die mühevolle Vorarbeit, die aus der Unmenge von weit zerstreuten Akten und Dokumenten eine maßvoll ruhige und durchsichtig klare Darstellung erzielte, kann man sich kaum in vollem Umfange vorstellen. Kurz und prägnant, aber anschaulich und mit überzeugender Genauigkeit werden — außerhalb jeder polemischen Absicht — die Ansätze und Anläufe der kulturkämpferischen Idee aufgedeckt und die Linien eingezeichnet, die dem Ausbruch unaufhaltsam zudrängen. Mit Spannung beobachten wir die nicht immer sichere Haltung großer Männer von Friedrich II. bis zu Bismarck. Und alles geschieht auf sachlicher, aber darstellerisch meisterlich beherrschter Grundlage. Was uns gegeben wird, sind keine Betrachtungen eines philosophierenden Historikers oder Politikers; nicht um eine auf tote Erscheinungen zurückblickende Darstellung hat es sich gehandelt, sondern um ein Tatsachenmaterial, dessen Bedeutung leider auch heute nicht geringer geworden ist. So ist das Werk bestimmt, auch eine politische Grundlage für unsere Tage und die nächste Zukunft zu sein, an welcher wir alle, ob Politiker, Historiker oder Laien, ein starkes Interesse haben müssen. Das Werk für uns alle!

Von den anderen weitschauenden Werken geschichtlicher Art sind zwei zu einem gewissen Abschluß gekommen: Michaels „Geschichte des deutschen Volkes vom 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters" hat durch seinen V. Band (ℳ 9.—), der die bildenden Künste im 13. Jahrhundert behandelt und allgemeines Interesse verdient, die Gesamtdarstellung der Kultur im 13. Jahrhundert abgeschlossen. Damit ist ein wichtiger Teil des großen Planes ausgeführt: dem „Janssen" eine zeitlich vorangehende Darstellung anzugliedern. In Janssen und Michael werden wir eine zusammenhängende Monumentalgeschichte des deutschen Volkes bis in die neuere Zeit besitzen. — Mit tiefem Bedauern denken wir an den Abschluß, den der Tod einem anderen grandiosen Werke gebot. Der Ergänzungsband zu Baumgartners „Weltliteratur" (ℳ 15.—) bringt uns jene Aufsätze und kritischen Abhandlungen Baumgartners, die er als Grundstock weiterer Bände der Weltliteratur über die Literaturen noch nicht behandelter Völker verfaßt hatte. Wer diese eminent klaren und tiefdringenden Essays und Forschungen liest, erkennt, wie ungeschwächt Baumgartners seltene Kraft und historische Genialität bis zu seinem Tode aus ihm wirkte, er erkennt auch, daß sein Lebenswerk, das mit der italienischen Literatur (VI. Band ℳ 18.—) so glänzend abschloß, eine Krönung erhalten hätte, die des gewaltigen Fundamentes und des genialen Aufbaues würdig gewesen wäre. Die Vorzüge Baumgartners hier zu wiederholen, ist gewiß unnötig. Die Bewunderer dieses großen Literaturhistorikers werden sich den nachgelassenen Band — „Untersuchungen und Urteile zu den Literaturen verschiedener Völker" heißt er — nicht entgehen lassen. Und wem Baumgartner noch zu wenig bekannt sein sollte, wird durch diesen VII. Band der Weltliteratur zu seinem Lebenswerk geführt werden.

Zum Schluß der historischen Neuerscheinungen muß noch eines Buches Erwähnung getan werden, das ein deutsches geschichtliches Volksbuch zu werden verdient: Kümmel, „Der große Krieg von 1870/71". „Dem Volke erzählt", so lautet der schlichte Untertitel. Kümmel, selbst ein „Veteran von 70", ist aber schriftstellerisch bekannt genug, daß jedermann weiß: Hier wartet seiner eine naturfrische Darstellung von kraftvoller Anschaulichkeit, reich an edler Begeisterung und dennoch durchleuchtet vom Humor, der zwischen den ernsten großen Geschehnissen die Idyllen spontaner Heiterkeit aufsucht.

Vom Büchertisch.

Anna Freiin von Krane: „Wie der König erschrak", Roman. Berlin W30. 1911, Hermann Walthers Verlagsbuchhandlung. 8° 244. S., br. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.— Fraglos haben wir hier ein bedeutendes Werk vor uns. Ein starkes dichterisches, dem auch der psychologische Spürsinn, die Einheitlichkeit tiefen seelischen, ethischen Erfassens zu Gebote steht. Ich glaube nicht, daß irgend jemand nach hingebender Lesung das Buch aus der Hand legen kann, ohne den Eindruck eines Nichtgewöhnlichen, eines über das Maß selbst guter Unterhaltungslektüre eigenartig Hinausragenden hinwegzunehmen. Held ist Herodes der Grausame, der Verfolger des Weltheilandes, der Anstifter des Bethlehemitischen Kindermordes, der Schlächter seines edelsten Weibes (Mariamnes) wie seiner besten Söhne. Er wird von Anfang bis Ende in fortlaufende Parallele gestellt mit seinen gefangenen Löwen, denen er an unbezähmbarer Wildheit gleicht. Dennoch weiß die Verfasserin ihn uns menschlich nahezubringen. Keine Beschönigung seiner furchtbaren Gewaltnatur, in der jedoch die Möglichkeit zum Guten schlummert, ja hier und da zu flüchtiger Lebensregung erwacht. So die Anhänglichkeit für seine Heimat, für den treuen Waffengefährten, bis dieser seinen Vernichtungsplan dem „neugeborenen König der Juden" gegenüber durchkreuzt. Einen Zug, den die Hl. Schrift selbst ihm gibt, läßt die Dichtung fast ganz vermissen: den der tückischen List. Das „Geht und forschet fleißig nach dem Kinde, und wenn ihr es gefunden habt, so berichtet es mir, damit auch ich hingehe und es anbete" fehlt daher in der Charakterausmeißelung und in der spannenden, nur einmal hierin etwas erschlaffenden Komposition der Handlung. Sonst steht das Ganze auf biblischem Boden, mit weitem Spielraum für eine kraftvolle, leuchtende, ja glühende, auch wohl mal rücksichtslose, aber durchaus nicht üppige Künstlerphantasie. Das Buch kann daher anstandslos auch der vorgeschrittenen Jugend in die Hand gegeben werden. — Die gewinnendste der sich betätigenden Hauptgestalten ist Jojada, des Königs Freund und Leibwächter: aus einem Guß, ohne jenen das ästhetische Gefühl belastenden Ton des Zuviel, dem wir in der Zeichnung des tierisch brüllenden Mannes lebender Verwesung ein paarmal begegnen. Von entzückender Zartheit und Lieblichkeit sind die für Jojadas Zukunft entscheidenden Szenen zwischen ihm, der jungfräulichen Mutter und dem kleinen Maschiach, der mit wunderbaren, sonst nie wieder im Leben zu findenden Augen „geradewegs zur Sonne hinaufschaut und sie anlacht, unverwandt in die Sonne des Mittags, ohne Wimperzucken", sie grüßend „wie der Herr sein Eigentum". — Neben dem König und seinem getreuesten Bogenschützen sehen wir als dritte, aber völlig negative Hauptgestalt den verräterisch heuchlerischen, scheinheiligen Thronerben: Antipater, dessen schließliche „Bekehrung" mir nicht so recht als glaubhaft hat einleuchten wollen; doch mag hier ein rein Persönliches in mir den Verneinungsausschlag gegeben haben. — Sprache und Schilderung stehen auf der Höhe des Stoffes, und das sagt viel. Man empfindet die Wucht dichterischen Wollens und Könnens, nicht selten unmittelbar, fast während der ganzen Darstellung. Und man fühlt die Freiheit des schaffenden Geistes. Daß es eine edle, zum Himmel weisende Freiheit ist, danken wir dem Dichter und der Dichtung. E. M. Hamann.

Dr. J. Klug: Ein Sonntagsbuch. 2 Bände. Verlag von Ferd. Schöningh, Paderborn. Preis beider Bände ℳ 6.—, geb. ℳ 8.—. Das Werk ist wirklich ganz das, was sein Titel sagt: ein Sonntagsbuch. Sonntagsgedanken im Sonntagskleide, die Sonntagskinder wecken wollen! Heiliger Sonntagsfriede weht dem Leser aus jeder Zeile entgegen. Im engsten Anschluß an das Kirchenjahr bringen die einzelnen Kapitel gerade jene Fragen zur Behandlung, die den modernen Menschen in seinem sittlich-religiösen Leben so tief bewegen. Aber nicht in der trockenen geisttötenden Art so mancher Betrachtungsbücher. Nein, hier ist jedes Wort voll Leben und Geist. Die Sprache ist einzig schön, überall edel, fesselnd, oft geradzu überraschend angepaßt an den Stoff. Wer an dieser Kost keinen Geschmack mehr findet, der gehört zu den verbildeten Blasierten, denen nicht mehr zu helfen ist. Der Verfasser, der schon längst rühmlich bekannt ist durch seine „Apologetischen Abhandlungen", hat sein Werk dem neuen Bischof von Speyer, Dr. Michael Faulhaber, gewidmet, mit dessen Diktionsweise die seinige viel Aehnlichkeit hat. Wer seiner Seele stille Stunden bereiten will, wer Vorträge religiösen Inhalts, Predigten, die sich nicht in ausgetretenen Geleisen bewegen, halten will, der nehme diese geistvollen, abgerundeten Kapitel zur Hand. In seiner vornehmen Ausstattung eignet sich das Werk vorzüglich zu Geschenkzwecken auf den Weihnachttisch. J. Wernado.

P. Adolf Chwala: Bete und betrachte! 35 Meßandachten in Betrachtungen und Gebeten, nebst einem Anhang der gewöhnlichen Gebete. Laumann, Dülmen. ℳ 1.80. Ein glücklicher Gedanke, Meßandachten in Form von Betrachtungen herauszugeben! Es gibt ja leider Kirchenbesucher, die tatsächlich nicht wissen, was sie während des Gottesdienstes treiben sollen. Mündliche Gebete, von einem anderen gemacht, sagen manchem nicht recht zu. Und aus sich selbst heraus betrachtend zu beten, ist vielen zu schwer. Und doch sollte jeder, um nicht in gänzliche Oberflächlichkeit und Aeußerlichkeit zu verfallen, sich einigermaßen an ein innerliches Gebet gewöhnen. Dazu möchten diese 35 Meßandachten verhelfen. Gute Dienste können sie leisten zur Bewahrung der Früchte der Exerzitien oder einer Mission und werden gerne auch von solchen zur Hand genommen werden, die öfters oder täglich die hl. Kommunion während der hl. Messe empfangen. J. Wernado.

Sonnenhöhen und Dämmertiefen. Ausgewählte Gedichte von Franz Joseph Zlatnik. Peter Weber, Baden-Baden. ℳ 1.25. Der Untertitel des Bändchens dürfte lauten: erlebte Gedichte. So wirken sie wenigstens. Nicht bloß erdacht, konstruiert, effektvoll zusammengesetzt, sondern gefühlt — erlebt. Dies gibt ihnen einen so intimen Reiz. Sie sind Bekenntnisse. Sie wachsen aus Zlatniks Seele, einer Seele, die tiefes Leid durchflutet und — geläutert hat. Daher in so vielen Gedichten dieser schwermütige Ton. Als Maler würde er keine hellen Farben bevorzugen: doch auch keine stumpfen. Ein abendliches Violett, ein Sonnenuntergangs-Rot, ein herbstliches Blättergelb nähme er von seiner Palette. Und wenn er einmal ein schweres Schwarz verwendete, würde er irgendwo immer noch Raum für ein silberblitzendes Himmelssternlein finden. Zlatnik ist eben kein Dichter der Verzweiflung. Sein Kummer hat sein Jenseitshoffen

nicht erstickt. Der Maler Zlatnik würde aber auch manche Bilder mit einem warm-goldigen Hintergrund malen, ähnlich den Gemälden alter Meister, die uns immer wieder anlocken. Von diesem Hintergrunde höbe sich dann das Bild seiner Mutter ab. Zlatnik hat gar innige Muttergedichte geschaffen. Sie sind mit das Ergreifendste, was er geträumt. Sie sind so einfach und edel-schlicht, wie alles Reine und Gute. Fritz Decker.

Leben der Jungfrau und Dienerin Gottes Gemma Galgani. Nach der gekürzten 6. Auflage des italienischen Originals von P. Germano di S. Stanislao. Deutsch bearbeitet von P. Leo Schlegel, Cistercienser von Mehrerau. Saarlouis 1912. Verlag von Franz Stein Nachfolger, Hausen & Co. 8°. VII u. 296 S. Mit Titelbild. Geb. ℳ 2.80, brosch. ℳ 2.25. — Was uns hier geboten wird, ist das Lebensbild eines gottbegnadigten Menschenkindes, das am 11. April 1903 im Alter von 25 Jahren zu Lucca in Italien die Erde mit dem Himmel vertauschte. Reich an mystischer Begnadigung, bietet das Leben der Dienerin Gottes, deren Seligsprechungsprozeß glücklich vorangeht, eine Fülle des Erbaulichen und Lehrreichen. Manche Abschnitte dürften die Herzen der Leser mächtig ergreifen, denn „diese Jungfrau mit ihrer Taubeneinfalt, mit ihrer gründlichen Demut, mit ihrem kindlichen Gehorsam dem Beichtvater und Seelenführer gegenüber, mit ihrer opferfreudigen Liebe zum gekreuzigten Heiland, mit ihrer glühenden Andacht zum allerheiligsten Sakrament des Altars, ist ein Muster von echter christlicher Tugend, an dem sich auch das katholische Volk erbauen kann." (Nachwort d. Ü.) Gemma litt seelisch wie körperlich schwer; ihr Lebensprinzip aber war Gott, war Christus der Gekreuzigte; der mystische Seelenbräutigam war ihr der leidende Erlöser; ihrem Körper waren bei einer Vision die Wundmale gleichsam als Siegel ihres opferwilligen Leidens eingeprägt worden. Dieses Leben ragt über den Alltag, über das Irdische hinaus und ist ein neuer Beweis, daß die reinen Lichtflammen hochfliegender Frauenseelen noch nicht ganz erloschen sind. Man möchte die italienische Volksseele darum beneiden, eine Blüte wie Gemma gerade in unseren Tagen gezeitigt zu haben. — Wenn Vorstände in weiblichen Genossenschaften für die Tischlesung oder in Spitälern für die armen Kranken eine gute Lektüre suchen, hier finden sie eine solche, denn die einen lernen daraus die christlichen Tugenden üben, damit sie auf dem Wege der Vollkommenheit voranschreiten, die anderen lernen den Kreuzeskelch trinken, damit er ihnen einmal zum Wonnekelch voll der Freude werde, denn wahr ist: Eine heilige Frauenseele, die himmelan strebt, zieht auch andere empor! P. A. Dietrich.

Falsche Freunde Münchener Kunst.

Von W. Thamerus.

Münchens Kunst hat zahllose Lobredner. Leute, die noch kein halbes Jahr in Isarathen wohnen, wissen bis ins kleinste Detail die Ursachen, durch die diese oder jene Kunstblüte nur auf „unserem" alten Kulturboden gedeihen und nur durch „unsere" alten Traditionen sofort die entsprechende Würdigung erfahren konnte. Ich kenne eine Menge solcher Leute, die pathetisch „Wir Münchener" sagen, ohne daran zu denken, wie kurz es ist, daß sie selbst aus Himmelsstrichen zuwanderten, die sie jetzt kulturlos schelten. Man kann in diesem Sinne manches lesen, was schief, wenn nicht direkt falsch ist; tut nichts, wenn die Begeisterung echt ist und es sich um gute Dinge handelt.

Aber leider ist dem nicht immer so. Mit welch hohen Phrasen eröffnete man das Münchener Künstlertheater, das heute nur eine Operettenbühne ist. Alle Anzeigen deuten darauf hin, daß man auch im nächsten Jahre sich nicht höheren Aufgaben widmen wird. Die boshafte Meldung eines Berliner Blattes, daß Sobotka, der Librettist des „Themidore", von der „Schokoladenbranche" zur Theaterbranche endgültig übergegangen sei, wurde zwar dementiert, immerhin darf man von einem Operettendichter, der nach Roda Rodas Zeugnis Aufsichtsrat des Verlages (des Theaterpächters) ist, keine Hinneigung zu Klassizität erwarten.

Das „Münchener Künstlertheater" ist nun auf Reisen gegangen, das heißt, der Berliner Theaterdirektor Reinhardt, seine von Berliner und Wiener Bühnen stammenden Sänger, die aus England bezogenen Tanzmädchen und die von Herrn Stern in Berlin gemalten Dekorationen. Sollte vielleicht eine Garderobefrau in München beheimatet sein, so würde dies an der Behauptung nichts ändern, daß diese Triumphe „Münchener Kunst" mit München nichts zu tun haben. Diese angeblichen Triumphe! Man las über die Wiener Aufnahme der „schönen Helena" an anderen Stellen ganz anderes, als jetzt in jenem Blatte, das sich die kunstpolitische Führung in München anmaßt. Man könnte auch dies passieren lassen, wenn es sich um harmlosen Lokalpatriotismus handeln würde. Aber was man als das spezifisch Münchnerische preist, ist das Frivole, Freche, Sittenlose. Man lese, wie Dr. Bauer in einem Wiener Feuilleton der „Münchner Neuesten Nachrichten" in Verzückung gerät über diese Offenbachrenaissance". Vor ein paar Monaten brachte es Gg. Fuchs in diesem Blatte fertig, Offenbach zu einem „deutschen Idealisten" und das zweite Kaiserreich zu einer großen Kulturperiode zu stempeln. Führte diese Kultur nicht nach Sedan? Herr Bauer, der Wiener, schwelgt in Reminiszenzen an die Gründerjahre, da Offenbach florierte. Man höre:

„Ach wie schwelgten wir wieder nach den sieben mageren Jahren bei diesen Melodien, die den Genuß flöten, bei diesen lustglühenden Rhythmen. Alles atmet Begehren, lächelt Gewähren! Endlich rauscht wieder sein heißer Daseinsjubel, die Takte perlen wie Champagnertropfen. Licht und rasch wird wieder das Leben. Der Zauberkünstler, der Hexenmeister ist wieder gekommen, spielt auf, geigt Wolken fort und führt jauchzend und tanzend in das Land der Freuden. „Evoe! Um zu berücken. . . ." Und wenn man in die frohen Gesichter der Zuschauer sieht, so überkommen uns seltsame Gedanken. Sind wir nun wieder schon so weit? Gleichen Zeit und Menschen jenen, über die er gebot? Eine Blütezeit des Geldes, um das die Kunst in brünstigem Taumel rast. Gründungsfieber, die Millionen wirbeln in allen Taschen, unausschöpflich eilt die Begierde der Arrivierten den Becher des Genusses zu leeren; schon drängen hinter ihnen die anderen, gierig ihn aus ihren Händen zu reißen. Ein wilder Galopp, Kankan, Ehebrüche, üppig entblößte Frauen, lüsterne Scherze, ein schonungsloser Emporkömmlingswitz, ehrfurchtslos, und unterirdisch ein lyrisches Schluchzen nach der ewig verlorenen Reinheit."

Also mit anderen Worten: München erkannte wieder einmal zuerst die Kulturbedürfnisse; die Kunst, welche unsere Zeit braucht, besteht mithin in „Ehebrüchen, üppig entblößten Frauen". Wenn diese Umwertung der Begriffe so weiter geht, wird man bald der berüchtigten Pariser Helena-Darstellerin Cora Pearl, der Maitresse des Prinzen Plon-Plon, als der ersten Vorkämpferin der „Nacktkulturbewegung" Erinnerungskränze winden.

München aber muß sich dafür bedanken, daß man es als Lehrmeisterin Wiens in freien Sitten hinstellt. Man hat bis jetzt gemeint, daß die schöne Stadt an der blauen Donau hiervon schon ein reichliches Maß aus eigenem besitzt. Außer Offenbach brachte „München" laut Herrn Bauer Wedekind[1]) nach Wien, d. h. Herr Hofschauspieler Steinrück, der doch auch nicht gerade München repräsentiert.

Man sagte, er käme ans Burgtheater. Wir hoffen, daß er in München bleibt, denn er ist ein bedeutender Künstler, auch wenn er statt Wedekind — Schiller spielt, und schließlich wird er sich selbst sagen, daß er sich unter Baron Speidels mildem Zepter wohler fühlt als in Wien, woselbst das Naserümpfen einer Erzherzogin genügt, daß Hauptmanns „Rose Bernt" für immer in die Versenkung fällt.

Die wirklichen Träger der Münchener Kunst hegen einen stets wachsenden Widerwillen gegen all dies Marktgeschrei und Kunstgeschwätz, denn nur allzu oft schädigen diese Lobreden nur das Ansehen der Münchener Kunst.

Im pikanten Gegensatz zu der oben geschilderten frivolen und direkt korrumpierenden Manier des Wieners Ludwig Bauer steht Nordhausen, der Berliner Referent des genannten Münchener Blattes. Die „Allgemeine Rundschau" hat die vernichtenden sittlichen Urteile Richard Nordhausens in sogen. Kulturangelegenheiten oft genug zitiert. Wie reimt sich diese Inkongruenz von Nord und Süd zusammen? Man meint, die Mitarbeiter ein und desselben Blattes ständen in den Grundprinzipien auf einem und demselben Boden. Allein die moderne Generalanzeigerpresse hat dies Prinzip mehr und mehr als unpraktisch erkannt, sie hält es mit dem Mädchen aus der Fremde und bietet jedem eine Gabe. Die entrüstete Familienmutter verweist man auf den kategorischen Imperativ Nordhausens, und der „Freie" mag sich an den feuilletonistischen Sprüngen Ludwig Bauers ergötzen oder sich von einem Wedekindfreund belehren lassen, daß unsere Klassiker für das „Animalische" kein Verständnis hatten. Sollte jedoch ein Abonnent oder Inserent den Rat der „Jugend", Damen wie Dirnen zu behandeln, anstößig finden, sagt man ihm, daß erst vor kürzerer Zeit etwas für die Sittlichkeit geschah und wegen der Aufnahme des Romanes des Herrn Wassermann der See raste und den Schuldigen auf das Trockene der auswärtigen Politik warf. So oder so, alles geschieht namens der Kunst, und es soll hier und da Leute geben, die es wortwörtlich glauben.

Bühnen- und Musikrundschau.

Uniontheater. Zugunsten der Erbauung eines Krankenhauses in Nymphenburg, verbunden mit einer Schwesternschule für ambulante Krankenpflege, fand im Uniontheater eine außerordentlich gut besuchte Wohltätigkeitsvorstellung statt, die neben der Premiere zweier Singspiele einen „bunten Teil" bot, in dem u. a. die Liedervorträge der k. k. Kammersängerin Baronin von Türk-Rohn besonders starken Beifall fanden. Die Dame besitzt eine glänzend geschulte und überaus reizvolle Stimme. Ihre Vortragsweise ist temperamentvoll, aber zugleich vornehm und elegant. Eine Freude ist es für unser Publikum stets, die Hofschauspielerin Hartl-Mitius auf den Brettern wiederzusehen. Einige ihrer humorvollen Kindergeschichten wirkten durch ihren natürlichen Vortrag allerliebst, doch zeigte sich die Dame hin und wieder geneigt, dem modernen Brettlgeist Konzessionen zu machen.

[1]) Da wir von Wedekind sprechen, sei erwähnt, daß Mühsam in seinem Blättchen „Kain" aus Anlaß meines jüngsten Wedekind-Artikels unter der falschen Voraussetzung, W. Thamerus sei identisch mit dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", eine „Abrechnung mit Dr. Armin Kausen" schrieb, gegen die zu polemisieren uns ein gewisses Reinlichkeitsbedürfnis abhält. Doch sei wenigstens die Tatsache richtiggestellt, daß die Charakterisierung des vom Zensurbeirat und von der Polizei abgelehnten Wedekindschen Werkes als „Bordell"-Drama nicht meine eigene Erfindung ist, sondern, wie Wedekind selbst öffentlich festgestellt hat, vom Universitätsprofessor Dr. Muncker herrührt.

Man möge mich nicht kleinlich schelten, aber hier gilt: principiis obsta! (Beispielsweise der zweideutige „Schulwitz": „Ihr habt bei der „Jungfrau von Orleans" geschlafen, die Folgen werden sich zu Ostern zeigen", mußte an dieser Stätte mehr als peinlich wirken.) Sehr wirkungsvoll bot der Sängerbund des Kath. Zentralgesellenvereins den „Festgesang" von Stunz, und Schauspieler Nachbaur erntete für ulkige Vorträge willigen Beifall. Von den beiden Stückchen: „Venus im Grünen" von O. Straus und „Die schlaue Komtesse" von Bela Laszky, gewann das zweite durch die Mitwirkung der oben bereits genannten Sängerin Baronin Türk und Konrad Drehers erhöhtes Interesse. Der letztere zeigte in der Figur eines russischen Juden feinen, diskreten Humor. Das Fastnachtspiel „Venus im Grünen" war weniger am Platz. Wenn auch eine dezente Darstellung die Absichten des Autors nach Kräften milderte, so bleibt der eigentliche Clou doch der im Titel angedeutete Kostümwechsel hinter dem Gebüsch durch das Herauswerfen von Kleidungsstücken auf die offene Bühne sinnfällig verdeutlicht. Die beiden Stückchen, die nun in den regulären Spielplan übergehen, wurden von Kapellmeister Dr. Kapp flott dirigiert. — Sehr gute Aufnahme fand an der gleichen Bühne ein Luftschifferulk: „Weh dem der fliegt" von Anthony und Ziegler. Der Hauptreiz liegt in Drehers Münchener Bearbeitung und in Drehers Spiel. Durch sie kommt eine behagliche Heiterkeitsstimmung auf, der man sich nicht ungern hingibt, mag der eine oder der andere sich auch nachträglich sagen, daß er für solch harmlose Torheiten viel zu klug und kultiviert sei.

Schauspielhaus. Der Lyriker Dauthendey hat sich in letzter Zeit dem Drama zugewendet. Wir hatten hier vor einem halben Jahre die Uraufführung der „Spielereien einer Kaiserin", vor einigen Tagen brachte das Deutsche Theater in Köln eine „Fastnachtstragödie", „Frau Raufenbarth", und heute sahen wir im Münchener Schauspielhause „Der Drache Grauli", ein romantisches Trauerspiel. Die beiden hiesigen Premieren vermochten mir nicht recht das Interesse zu erklären, das die Bühnen dem neuen Manne entgegenbringen. Die Spielereien der ersten Katharina von Rußland enthalten eine Paraderolle; gegenüber allzu hohen Wertungen hat inzwischen die Berliner Kritik erklärt, daß sie das Provinzurteil nicht bestätigen könne. Wir sind es nicht, die das Achselzucken der reichshauptstädtischen Aesthetiker verursacht haben. Diese Kaiserin, die mit der Schnapsflasche stirbt, während sie sich mit ihrem Liebhaber in sentimentalen Betrachtungen ergeht, gehört einer Empfindungszone an, in der eine Kultur nicht gedeihen kann. Ganz ähnliche Gefühle löste mir der „Drache Grauli" aus. Das hindert nicht, daß ich solche Heiterkeitsausbrüche und Freude am Ulk, wie sie das Publikum bei offener Szene betätigte, durchaus verurteile. Von den barbarischen Zeiten Katharinas I. hat sich Dauthendey dem 19. Jahrhundert zugewandt, dabei jedoch die gleiche Abneigung für Zivilisation bekundet. Das Stück spielt auf einem ungemein schwer zugänglichen Leuchtturm. Zuzeiten ist es unmöglich, Nahrungsmittel auf diese Meeresklippe zu bringen, da herrscht Hunger und Verzweiflung, und die Menschenfresserei wird bereits ins Bereich des Möglichen gezogen. Dauthendey konstruiert dieses Milieu, um die Instinkte und Leidenschaften ohne Hemmungen der Kultur walten zu lassen. Es ist so ziemlich das Tier im Menschen, das hier in Ehebruch, Rache, Mord, Hysterie, ja Wahnsinn sich austobt. Eine nebelhafte Symbolik und eine Phantastik, die uns das Gruseln lehren will, machen das Ganze, dessen eigenartige farbenreiche Sprache ich nicht verkenne, noch weniger genießbar. Der Dichter hat sein Stück selbst inszeniert. Es war so ziemlich getan, was auf der kleinen Bühne getan werden konnte, um die Szenerie einigermaßen glaubhaft zu machen. Gespielt wurde von Frl. Schaffer gut, die anderen hielten sich auf achtenswerter Höhe. Dauthendey konnte dank des kräftigen Beifalles einer Minderheitspartei vor der Rampe erscheinen.

Aus den Konzertsälen. Gustav Mahlers wird man in einigen Tagen durch eine zweitägige Feier gedenken, die u. a. die Uraufführung seiner Symphonie: „Das Lied von der Erde" bringen wird. Auch der Konzertverein widmete einen Abend dem Gedächtnis des bedeutenden Mannes. Man hatte als Programm des 2. Abonnementskonzertes die „6. Symphonie" und die „Kinder-Totenlieder" (nach Rückert) gewählt. Ferdinand Löwe setzte sein ganzes Können ein für eine rastlose Interpretation der tragischen Symphonie, die wie die anderen Werke Mahlers einst so stürmische Kämpfe für und wider hervorgerufen hatten. Wir empfinden auch heute noch in dieser leidenschaftlich bewegten Tonwelt das Ringen eines kühnen Geistes, dem seine Kunst heilig gewesen ist, aber es trat die große, tiefe und unvergeßliche Wirkung nur immer dann ein, wenn Mahler, der große Dirigent, hinter seinem Werke stand. Es soll mit diesen Worten durchaus nicht etwa der Kapellmeister Mahler gegen den Kapellmeister Löwe ausgespielt werden. Allein ich bezweifle, ob die faszinierenden Eindrücke jemals wiederkehren, wie sie Mahler bot, als er im vorigen Jahre in München seine „Achte" dirigierte. Diese Einheit zwischen dem Komponisten und seinem Werke war so stark, daß man auch die Schwächen als eine innere Notwendigkeit empfand. In den „Kindertotenliedern" herrscht jener melancholische Grundton, den Mahler in dem nachgelassenen Werke wieder aufgenommen hat, das wir demnächst hören werden. Theodor Harrison sang die Lieder wunderschön und geschmackvoll. — Die F-dur-Symphonie von Hermann Götz, dem Komponisten von „der Widerspenstigen Zähmung", hört man selten. Es war verdienstvoll, sie im Volkssymphoniekonzert zu spielen. Das frische, reizvolle Werk gefiel in Prills entsprechender Interpretation. Auch Liszts „Préludes" kamen zu guter Wirkung. Ueber große Schönheit des Tones verfügt der Violoncellist Gruppe; der Solist wurde mit Recht gefeiert, weniger einverstanden kann man mit der Wahl seiner Stücke sein. — Das Heyde-Quartett hat an Wirkung ganz außerordentlich gewonnen, dadurch, daß es aus der großen Tonhalle in einen für Kammermusik geeigneten Raum übersiedelte. Als Gast hatte die Vereinigung Stavenhagen berufen. Der heute hier seltener gehörte Pianist spielte mit Heyde die Kreutzersonate in vollendeter Weise. Das Beethovensche Quartett op 59 und das Sextett op. 20 fand eine klanglich brillant abgetönte, hervorragende Wiedergabe. Zu den Herren Heyde, Braun, Stiglitz, Maas gesellten sich noch Polwolny, Gaul, Panzer, Keller. Mögen die weiteren Konzerte der trefflichen Künstler gleich guten Besuch finden wie das erste. — Der erste Abend der Trio-Vereinigung der Herren Hch. Schwartz, Knauer, Orobio de Castro brachte neben vollkommenen Wiedergaben von Werken Brahms und Beethovens die Uraufführung einer graziösen Sonate für Klavier und Violine von H. Schalit. Der Komponist selbst spielte den Klavierpart. Das Werk fand dankbare Aufnahme.— Ein Pianist von sehr seriösen Qualitäten ist Walter Georgii. — Auch von Germaine Schnitzler und Else Gipser wird mir wieder gutes berichtet. Es ist leider unmöglich, jeden selbst zu hören, selbst wenn man allabendlich sich zwischen den verschiedenen Sälen als Schnelläufer betätigen wollte.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Bayreuther Gastspiele des nächsten Jahres sind bereits ausverkauft. Im Interesse derjenigen des Münchener Prinzregententheaters wäre eine baldige Regelung der Mottl-Nachfolge aufs innigste zu wünschen. — Das II. Deutsche Brahmsfest findet unter der Leitung des Generalmusikdirektors Steinbach (Köln) in den Tagen vom 1. bis 4. Juni 1912 in Wiesbaden statt. Von großen Vereinigungen werden das Gürzenich-Orchester und der Gürzenich-Chor aus Köln teilnehmen. — Die Wiener Hofoper brachte mit starkem Erfolge Jul. Bittners Oper: Der Bergsee unter Walters musikalischer Direktion. Der gleiche Dirigent wird im Dezember das Werk in München leiten, wobei wir dann Gelegenheit haben werden, uns mit dem Werke eingehend zu beschäftigen. — In Berlin bot Vollmöllers „Turandot"bearbeitung sehr widersprechende Eindrücke. Das Gleichgewicht zwischen Phantastik und Karikatur war nicht erreicht. Trotz Reinhardts blendender Regiekünste hatte die Posse ein fatales Uebergewicht. — Dem Leiter des Berliner Lustspielhauses wurde die Konzession nun von der letzten Instanz entzogen. Man hat da und dort die laxe Auffassung gelesen, daß man derartige Verhältnisse zwischen Schauspielerinnen und ihrem Chef nicht so tragisch auffassen dürfe. Es ist zu begrüßen, daß das Gericht sich solchen modernen Anschauungen nicht angepaßt hat.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die feste Tendenz und die Haussestimmung an der Berliner Börse haben wiederum weite Kreise gezogen. Die Umsätze in einzelnen Effektenkategorien sind enorme und die erzielten Kursavancen nicht unbedeutende. Neue Momente, welche diesen Haussetrubel inszeniert haben, sind jedoch nicht genügend bekannt. Im Gegenteil, die politische Lage im allgemeinen, der Tripoliskrieg im besonderen, die Revolution in China, die Unstimmigkeiten zwischen Oesterreich und Italien, speziell die offensichtlichen militärischen Massnahmen an den Grenzen dieser beiden „Dreibunds-Alliierten" geben zu ernstesten Bedenken Anlass. Dabei verursacht auch die deutsche Innenpolitik manche Sorgen. Die Börse lässt sich von diesen bekannten und oft erwähnten Hemmnissen in ihrer Entwicklung jedoch nicht stören. Nur eine kurze Spanne Zeit hat sie sich einer grösseren Zurückhaltung und nüchternen Beurteilung befleissigt. Die Verfassung der Berliner Börse ist durch die letzte scharfe Kursderoute auf einzelnen Gebieten erheblich gesäubert worden, und der grösste Teil der finanzschwachen Effektenpositionen dabei verschwunden. Der durchaus gesunde Fortschritt der deutschen Wirtschaftsmärkte, der statistisch nachweisbar starke Transportverkehr, die teilweise glänzende Beschäftigung unserer Industrie und deren sichtbare Ausdehnung am internationalen Wettbewerb, diese Motive sind der Börse Ursache genug, trotz Politik und trotz der Kriegsgefahr überall unentwegt nach oben zu tendieren. Diese allgemein beruhigte Zuversicht hat vor allem eine Erleichterung am

Geldmarkt gezeigt. Die Rückflüsse zur Reichsbank sind bedeutend grösser als zur Parallelzeit des Vorjahres. Die Geldangebote vom Ausland — neuerdings auch wieder aus Paris — mehren sich. Der famose Abschluss der Marokkoaffäre hat den Franzosen ja genügend Grund gegeben, mit uns wieder ausgesöhnt zu sein. Man überlässt uns daher wieder gütig die in Frankreich überschiessenden Geldquellen. Die Warnungen einzelner Grossbanken, den kommenden Zeiten mit Ernst und mehr Reserve entgegenzusehen, bleiben im Moment wenig beachtet. Auch deren Absicht, zum Jahresultimo einzelne Positionen glatt zu stellen, übt auf die Betreffenden nur vorübergehenden Einfluss aus. Die jüngsten bemerkenswerten Worte des Reichsbankpräsidenten sind bereits vergessen. — Es ist ohne weiteres zuzugeben, dass die deutsche Wirtschaftslage im Moment günstig ist. Die wiederholten Preiserhöhungen in der Eisenbranche, der erhöhte Absatz für Kohle, der dabei zutage tretende Wagenmangel der Eisenbahnen, die Neubestellungen für den Verkehr, die geplanten gewaltigen Forderungen für Heer und Marine, die flotte Beschäftigung der Lokomotiv-, Maschinen-, Glas- und Porzellanfabriken und anderes mehr sind ausserdem gute Zeichen einer solchen Industriebewegung. Die bekannten grossen Millionenobjekte der elektrischen Branche, die nahe Elektrifizierung der bayerischen Bahnen bildeten wiederum lebhaftes Börsengespräch. — Grosse russische Geschäfte und glänzende Abschlussziffern der Elektrogesellschaften liessen das Interesse für diese Werte auch weiterhin bestehen. Die Aktien der Dynamit-, Munition- und chemischen Sparten, die Werte am Bahnen- und Schiffahrtsgebiet vervollständigten die Hausselinie, welche diesmal gewaltige Erfolge gezeitigt hat. Vor allem die seit langem vernachlässigten Rhederei-Werte konnten grosse Kursgewinne verzeichnen. Günstige Abschlussziffern und sehr befriedigende Dividendentaxen, gestützt auf grosse Einnahmen bildeten auch hier die Ursachen der Steigerung. — Neuyork kabelt gleichfalls befestigte Börsen. Seit der beruhigten Auffassung über die staatliche Antitrust-Bewegung ist die Lage der Newyorker Börse äusserst zuversichtlich. Bei dem grossen Interesse des deutschen Publikums an den Amerika-Werten ist diese gebesserte Tendenz sehr einschneidend. Auch der amerikanische Eisen- und Stahlmarkt berichtet von erfreulicher Besserung, und vor allem von verstärktem Verbrauch. Lebhafte Beschäftigung, gute Preise sind wie bei uns die gegenwärtigen Signaturen am Montanmarkt. Die Besserung am südafrikanischen Minengebiet — worin bekanntlich viel deutsches Kapital verloren worden ist — trug auch zur allgemeinen Ermutigung der Börse bei. Vor allem sind es gewisse Spezialitäten, die besondere Kursavancen verzeichnen. Dass jedoch immer noch viel Ungesundes an der Berliner Börse vorliegt, zeigt die Bewegung am Kolonialmarkt, welche oft für die Börsentendenz ausschlaggebend blieb. Die raschen und scharfen Kursgewinne, die neuerdings starke Ueberhandnahme der Spekulation, wird der Berliner Börse hoffentlich nicht wiederum eine jähe Reaktion bringen. Jedenfalls ist bei dem gegenwätigen Kursniveau in vielen Werten ein gut Teil der Zukunftschancen genügend ausgedrückt. Auch die politische Situation nach aussen, wie auch die Konstellation im eigenen Reiche, bedarf der genauesten und vorsichtigsten Beachtung.

M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Eine reiche Auswahl vornehmer Geschenkwerke bietet die Jos. Köselsche Buchhandlung Kempten-München in einem Prospekt, welcher diesem Heft beiliegt. Wir empfehlen denselben eingehender Beachtung.

Rustin, allgemeine Bildung, Militäranwärter und Beamtenlaufbahnen. Die wissenschaftlichen Selbstunterrichtswerke, Methode Rustin, Verlag von Bonneß & Hachfeld, Potsdam, gehören ohne Zweifel zu den besten Hilfsmitteln des Selbstunterrichts und haben bereits Tausenden junger Männer und Mädchen eine gesicherte, einträgliche Lebensstellung verschafft, ihr Lebensglück begründet. Diese Meisterwerke vermitteln in sicherer, leicht verständlicher Weise, je nach Wahl eine umfassende, gediegene, allgemeine und kaufmännische Bildung, ferner sämtliche auf höheren Schulen, Handelsschulen, Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen, Lehrerinnenseminaren, Höheren Töchter- und Handelsschulen gelehrten Kenntnisse — nach Wunsch bis zu den Anforderungen der verschiedenen Klassen — bereiten zum Eintritt in diese Schulen usw. und zu den Prüfungen (Einjährig-Freiwilligen-, Abschlußprüfungen) in sicherer Weise vor, befähigen zivilversorgungsberechtigte Militäranwärter zur Ablegung der Aufnahmeprüfungen. Indem wir diese hervorragenden Werke, die — von bewährten Lehrkräften und Fachmännern verfaßt — den Schul- und Fachunterricht vollkommen ersetzen, unseren Lesern wärmstens empfehlen, verweisen wir auf den dieser Nummer beiliegenden ausführlichen Prospekt.

Das deutsche Volk aus allen Gauen hat eine stete Sehnsucht nach der Poesie der Berge. Wenn im Sommer ein unübersehbarer Strom von Bergsteigern aus dem Tieflande hinaufwallt in die freie Luft der Alpen, so trägt jeder einzelne in Herz und Sinnen ein Stück der Schönheit, die er dort oben gefunden, mit heim in sein Werktagsleben. Und wird das Gedenken daran geweckt, dann wächst vor seiner Seele wieder der rauschende Wald, das liebliche Alpendorf und der Klang der Herdenglocken empor, und der Zauber der Erinnerung wird ihm ein zweites, verklärtes Genießen. — Solch ein Zauber wirkt auf uns aus den Schöpfungen Ludwig Ganghofers. (Bezüglich einzelner — wir verweisen beispielsweise auf „Das Gotteslehen" — muß die „Allgemeine Rundschau", ihrem grundsätzlichen Standpunkt getreu, ihre ernsten Vorbehalte machen.) Bisher war der hohe Preis für manchen ein Hindernis, Ganghofers Erzählungen anzuschaffen. Jetzt ist jedoch eine viel billigere Ausgabe zu haben, deren Anschaffung jedem durch die von der Buchhandlung Karl Block, Breslau, gebotene bequeme Zahlungsweise erleichtert wird. Alles Nähere darüber ist aus dem unserer heutigen Nummer beiliegenden Prospekt ersichtlich.

Abonnements-Einladung auf

Heliand.

Monatsschrift zur Pflege religiösen Lebens für gebildete Katholiken. Herausgegeben von Herm. Hoffmann, Religions- und Oberlehrer in Breslau. **Heliand** will dem gesamten religiösen Leben auch nach der kulturellen Seite hin seine Kräfte widmen; als solches steht das Organ einzig da. Wo **Heliand** Aufnahme findet, da wird er die Religiosität vertiefen und im guten Sinne modernisieren helfen. Jährlich, mit Mitte Oktober beginnend, 3 *M*, mit Postzusendung 3.60 *M*. Abonnements bei der Post, bei den Buchhandlungen und der Verlagsbuchhandlung

Ferdinand Schöningh, Paderborn.

Das erste Heft als Probe gratis.

Drei billige, gehaltvolle Sammlungen gegen den Schund!

„Aus Vergangenheit und Gegenwart". Erzählungen, Romane und Novellen. Jedes Bändchen ca. 100 Seiten stark, elegant broschiert und beschnitten nur 30 Pfg. Bis jetzt erschienen 102 Bändchen von u. a. folgenden Autoren: H. Kerner, Anton Schott, Justus van Maurik, René Bazin, Handel-Mazzetti, Gustav Höcker, Nanny Lambrecht, H. Sienkiewicz usw.

„Münchener Volksschriften". Jedes Bändchen ca. 64 Seiten stark, elegant broschiert und beschnitten nur 20 Pfg. Bis jetzt sind 55 Nummern erschienen. Von Verfassern nennen wir: Handel-Mazzetti, Felix Nabor, Grillparzer, Stifter, Auerbacher, Droste-Hülshoff, Nanny Lambrecht, Max Eyth.

„Münchener Jugendschriften". Jedes Bändchen ca. 64 Seiten stark in farbigem Umschlag broschiert nur 20 Pfg. Bisher erschienen 25 Bändchen von Schriftstellern wie Th. Mügge, R. Reinick, Handel-Mazzetti, de Amicis, Hermine Proschko usw.

Alle 3 Sammlungen sind auch in Bibliothekbänden gebunden vorrätig, man verlange Prospekt

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Butzon & Bercker, Kevelaer (Rheinland)

In unserem Verlage ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Kleine Kirchengeschichte in Zeit- und Lebensbildern.

Für den Schulgebrauch bearbeitet von

Prof. Gerhard Mersch.

Preis *M* **1.50** gebunden.

— Von der Kritik bestens anerkannt und empfohlen. —

Münster i. W. Theissingsche Buchhandlung.

Heinrich Schöningh — Münster i. W.

Verlagsbuchhandlung, Sortiments-, Buch- und Kunsthandlung, Wissenschaftliches Antiquariat

empfiehlt sich zur prompten und billigen Besorgung aller in das Gebiet des Buchhandels einschlagenden Geschäfte.

Von neueren Verlagsartikeln besonders empfohlen namentlich auch für Schul- und Volksbibliotheken sowie Lesehallen usw.

Der Vogel und sein Leben von Geh. Rat Prof. Dr. B. Altum. 10. Aufl., eleg. geb. M. 3.—.

Große Männer einer großen Zeit von C. Schlesinger. Mit Einleitung: Kurze Geschichte des Kulturkampfes. 2., sehr vermehrte Aufl., geb. Mk. 3.—.

Für Mußestunden. Unterhaltendes und Belehrendes für jung und alt. Seither 6 Bändchen, illustr. u. eleg. geb. à Mk. 2.—, sechs verschiedene Bändchen auf einmal bezogen nur Mk. 10.—

Man verlange Kataloge.

Weihnachts-Krippen

verschiedener Grösse

nach eigenen, kunstgerechten, historischen Studien in Palästina — höchste Anerkennungen, mässige Preise — empfiehlt

Sebastian Osterrieder, Ak. Bildhauer, München

jetzt Georgenstrasse 113. Linie 7. Telephon 31947.

Zur Besichtigung des Ateliers werden Interessenten höfl. eingeladen.

Theater-Kostüme

für biblische und Martyrer-Dramen, Oratorien, Ritterschauspiele usw. liefert leihweise billigst

Hauptgeschäft: Paderborn : **Martin Filter** : Zweiggeschäft: Saarbrücken 3

Vereinsabzeichen, sowie sämtl. Vereinsbedarf. Carnevalartikel. Verlangen Sie Offerte und Preislisten.

Städtische Sparkasse Brühl

bei Cöln

mündelsicher.

4%

Auf Wunsch mehrjährige Zinsfuss-Garantie,

bei jährlicher, 3¾% bei halbjähriger, 3½% bei täglicher Kündigung.

Tages-Verzinsung.

Reichsbank-Girokonto.

Postscheckkonto Köln 8159.

Münchner Künstler-Modellier-Bogen.

Münchner Künstler-Malbücher.

Beschäftigung für Klein u. Gross, Alt und Jung, Arm und Reich.

Durch alle Kunst- u. Buchhandlungen u. bei Papeteriegeschäften.

Vereinigte Kunstanstalten A. G. München 31.

Prospekte gratis. (4

Patent-Bureau

Ingenieur **Carl Stupp**

Minoritenstr. 17 **CÖLN** Fernspr. 5718

Anmeldung u. Verwertung von Patenten im In- u. Auslande

Anmeldung von Warenzeichen

Musterschutz-Anmeldungen. Recherchen. Einsprüche. Nichtigkeitsklagen. Prozesse. Ausarbeitung von Erfindungen. Anfertigung von Zeichnungen und Modellen.

I. Referenzen Mässige Preise

Soeben erschienen:

Missale Romanum in Gross-Quart. Ed. XVIII. post. alt. typ. (Geb. 32×23 cm.) In stilvollen Einbänden von *M*. 28.— bis über *M*. 300.— inkl. Buch laut Spezialprospekt.

Missale Romanum in Klein-Quart. Ed. XIX. post. alt. typ. (Geb. 29×21 cm.) In 8 verschiedenen Einbänden von *M*. 21.— bis *M*. 31.— inkl. Buch laut Spezialprospekt.

Beide mit den priesterlichen Altargesängen nach der neuen vatikanischen Vorlage, den neuesten Messformularen an Ort und Stelle und mit zahlreichen redaktionellen Verbesserungen.

Vita D. N. Jesu Christi auct. J. B. Lohmann, S. J. Latine reddita a P. Cathrein, S. J. Auf echt indischem Papier in Rot- und Schwarzdruck mit Bilderschmuck. 21⁰. (Bibliotheca Ascetica vol. III.) In Leinwandband mit Rotschnitt *M*. 2.—, in Lederband mit Goldschnitt *M*. 3.—.

Memoriale Vitae Sacerdotalis auct. Cl. Arvisenet. Auf echt indischem Papier in Rot- und Schwarzdruck mit Bilderschmuck. 24⁰. (Bibliotheca Ascetica vol. IV.) In Leinwandband mit Rotschnitt *M*. 2.—, in Lederband mit Goldschnitt *M*. 3.—.

Das neue Kommuniondekret **„Quam singulari"** der S. Congr. de Sacr. vom 8. VIII. 1910 über das Alter der Erstkommunikanten, übersetzt und erläutert von **Dr. F. Eberl.** 8⁰. 80 ₰.

Officium parvum B. M. V. et **Officium Defunctorum** (Sine cantu.) Ed. X. 32⁰. In Leinwandband mit Rotschnitt *M*. 1.40, in Lederband mit Goldschnitt *M*. 2.—.

Vade mecum pii Sacerdotis etc. Ed. V. aucta. 32⁰. In biegbarem Lederband mit Goldschnitt *M*. 1.40.

Die Fertigstellung des **„Ideal-Brevier in 4 schlanken dünnen Bänden, 16⁰-Format,** muss infolge Neuordnung der Feste eine Verzögerung erleiden und erscheint im Februar 1912.

Ich bitte, ausführlichen Prospekt hierüber s. Z. gefl. zu verlangen.

Verlag von Friedrich Pustet in Regensburg.

Neues herrliches Kommunionbuch für Welt- und Ordensleute!

Das tägliche Brot der Gotteskinder.

Unterrichts- und Andachtsbuch für den öfteren und täglichen Empfang der heiligen Kommunion mit 43 ausführlichen Kommunionandachten.

Von **Oskar Witz,** Pfarrer.

(704) Leinenband mit Rotschnitt *M* 1.80; Kunstleder mit Goldschnitt *M* 2.50; Chagrin mit Goldschnitt *M* 3.—

Das Kommunionbuch von Pfarrer **Witz** kommt in ganz besonderer Weise dem Wunsche der preußischen Bischöfe nach. **Es bietet außerdem eine reiche Auswahl der besten Kommunionandachten.** Eine korrekte und lichtvolle Erklärung des päpstlichen Dekrets über die öftere und tägliche Kommunion sowie eine vollständige Anleitung zum geistlichen Leben vollenden die Vorzüge dieses ganz hervorragenden Kommunionbuches.

Verlag Hausen & Co., Saarlouis (Rhld.).

Nervöse Skrupulanten

finden in dem Buch von den vier Quellen (2 Mk.) und Trostbuch vom Tode (4.50 Mk.) von Augustin Wibbelt gute Lebensbücher.

J. Schnell Warendorf i. W.

Brors S. J., Modernes A B C.

Brors S. J., Die Wahrheit I. u. II. Teil.

Nilkes S. J., Schutz- und Trutzwaffen I., II. u. III. Teil.

Sammlung: Glaube und Wissen (25 Bändchen) sind volkstümliche apologetische Werke auf wissenschaftlicher Grundlage und bieten dem Katholiken die besten **Verteidigungswaffen** im Kampf um seinen Glauben. Man verlange Prospekte in den einschlägigen Buchhandlungen, bei Schwierigkeiten direkt vom Verlag.

Butzon & Bercker, Verleger des Hl. Apost. Stuhles, **Kevelaer.**

— Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. —

Wir bitten die Leser, bei allen Anfragen und Bestellungen sich stets auf die „Allgemeine Rundschau" zu beziehen.

Verlag Kirchheim & Co. in Mainz

Neuigkeiten:

Der Roman einer Lehrerin. „Rosa Pantoffs Tagebuch“. Irr- und Wirrsale einer Lehrerin. Von **Dr. Matthias Höhler.** Domkapitular zu Limburg a. Lahn. 8°. (VIII und 382 Seiten.) Geheftet ℳ 3.50; gebunden ℳ 4.50.

„Das Buch schildert acht Monate aus dem Leben einer Zwanzigjährigen, die in dieser knappen Spanne Zeit als Lehrerin alles verlor, was einen Menschen im Lebensstürme über Wasser zu halten imstande ist — Glauben, Hoffen und Liebe .... Das Buch wünschen wir auf den Tisch jeder jungen Lehrerin von einiger Reife.“ „Echo der Gegenwart“, Aachen.

Es muß ein Himmel sein! von **Ludwig Zoepf.** 8°. (VIII und 195 Seiten mit 2 Abbildungen.) Geh. ℳ 1.80, geb. ℳ 2.50.

„Eine zarte Hand zeichnet mit feiner Feder hier entzückende Bilder, erzählt ergreifende Geschichten in rührender Schlichtheit .... Es weht ein weicher Hauch des Friedens durch dies schöne, wundersame Buch, an dem manch müdes Menschenkind nach Leidenszeiten in stillen Feierstunden große Freude finden wird ....“ „Caritas.“

Von Sonnenschein und Liebe von **Ludwig Zoepf.** Zweite Auflage. 8°. (VIII und 238 Seiten und Titelbild.) Geh. ℳ 1.80, geb. ℳ 2.50.

„Das wundersame Büchlein möchte ich allen denen schenken, die ich lieb habe. Nur ein wirklicher Dichter bringt so etwas fertig. Es sind Erzählungen, Märchen, Legenden, duftend von Poesie, wie ein Strauß der schönsten Frühlingsblumen. Selbst literarischen Feinschmeckern müssen sie gefallen.“ „Ueber den Wassern.“

Priester und Volk und unsere Zeit. Rede auf dem Katholikentag von Mainz am 7. Aug. 1911 von **Dr. Michael Faulhaber,** Bischof von Speyer. Einzig autorisierte Ausgabe. 16.—20. Tausend. 8°. (20 Seiten.) Preis 30 Pfg.

— — — „War schon die Rede selber in Mainz die gewaltigste, die dort, ohne Uebertreibung, gehalten wurde, so ist erst recht der Inhalt selber von unvergänglichem Wert. Es wird da ein Zeitprogramm aufgerollt, wie es aktueller, packender und tiefer nicht behandelt werden könnte .... Jeder Satz ist ein Programmsatz .... Zur Massenverbreitung besonders ist sie sehr gut geeignet.“ „Lothringer Volksstimme“, Metz.

Lebenslüge und Lebenswahrheit von **Johannes Joergensen.** Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen. Dritte Auflage. 8°. (91 Seiten.) Geheftet ℳ 1.—, gebunden ℳ 1.60.

„Lebenslüge und Lebenswahrheit“ ist die kleine Konversionsschrift, in welcher sich der Dichter mit seinen früheren Freunden und Genossen, die es ihm zum Vorwurf machen, daß er, der tiefeingewurzelte Darwinist, nun ein Christ geworden, in ebenso geistvoller wie erbarmungsloser Weise auseinandersetzt.

Unsere neue Sammlung „Aus Welt und Leben“ bietet inhaltlich gediegene und vornehm ausgestattete Geschenkwerke für Weihnachten.

(Jeder Band ist einzeln käuflich und für sich abgeschlossen.)

Neuerscheinungen 1911.

Es ging ein Säemann aus zu säen. Biblische Erzählung von Anna Freiin von Krane. — Geschenkband Mk. 1.25 **Flüchtige Schatten.** Skizzen nach dem Leben. Von Anna Freiin von Krane. — Geschenkband Mk. 1.50. — **Friedenfinder.** Erzählungen. Von E. M. Hamann. — Geschenkband Mk. 1.80. **Epponia.** Historische Erzählung aus dem ersten Jahrhundert nach Christus. Von Schwester Paula. Geschenkband Mk. 1.25. — **Die Judenbuche.** Von Annette Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff. (Mit Abbildungen.) Mit einer Einführung von J. Werle. — Geschenkband Mk. 1.25. — **Der Löwe von Flandern.** Von Heinrich Conscience. Aus dem Flämischen. (Mit Abbildungen.) Mit einer Einführung von Richard von Berg. — Geschenkband Mk. 2.25. — **Irrlichter.** Zwischen Sein und Schein zermalmt. Novelle. Von Johannes Schaal. — Geschenkband Mk. 1.—.

Katalog über die 1910 erschienenen Bände steht gratis und franko gern zur Verfügung.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen; wo nicht vorrätig durch den Verlag **Hausen & Co.,** Saarlouis (Rhld.).

Ein modernes Belehrungs- und Gebetbuch für den kathol. Mann und Jüngling.

Neu! **Der gläubige Mann** Neu!

in der modernen Welt.

Von **Dr. J. L. Schlich.**

Gymnasial-, Religions- u. Oberlehrer. Diözesanpräses der kath. Gesellenvereine.

583 S. Auf feinstem, dünnem Papier, vornehme Ausstattung. Handliches Format.

Gebunden von **Mk. 1.50** an.

Verlag **Hausen & Co., Saarlouis.**

Durch alle Buchhdlg. zu beziehen.

Laumanns Brot d. Engel von Tappehorn

(in 100000 Exemplaren verbreitet), ein durchaus gediegenes Gebetbuch für jedermann!

Seit 50 Jahren bestehend, gewinnt stets **neue Freunde!** 7 nach Format und Ausstattung verschied. Ausgaben! 100 verschiedene Einbände! Illustrierter Prospekt gratis.

Da wegen seiner Beliebtheit mehrfach nachgeahmt, verlange man genau, wie oben angegeben. (14

Verlag A. Laumann, :: Dülmen. ::

In jeder Ausstattung erhältlich in allen Buchhandlungen und ähnlichen Geschäften.

Messweine u. Tischweine, la Markgräfler-Weissweine

garant. naturrein. Fass leihweise. Mild, von feinem Bouquet, aussergewöhnl. billig.

Flaschenreif.

Velletri-Rotwein-Auslese

Flaschenreif,

garantiert naturrein, ärztl. empfohlener Krankenwein (Zeugnisse).

Verwaltung d. Katholischen Vereinshauses Freiburg im Breisgau.

(Vom hochw. Erzbischöfl. Ordinariat Freiburg zur Messweinlieferung vereid.)

Die Bonifacius-Druckerei zu Paderborn

erbietet sich zur pünktlichen Lieferung der Literatur des In- und Auslandes, besonders der katholischen. Sie besorgt auch jedes, wo immer angezeigte Werk.

Das **Antiquariat der Bonifacius-Druckerei zu Paderborn** gibt regelmässig Kataloge aus, die auf Verlangen jedem Interessenten gratis u. franko zugesandt werden. Zugleich kauft dasselbe grosse Bibliotheken zu guten Preisen. Auf Wunsch wird persönliche Besichtigung zugesichert.

Wir liefern alle Bücher, besonders grössere Werke, wie **Lexika, Klassiker, Weltgeschichte ohne Anzahlung u. ohne Preiserhöhung gegen Monatsraten von 3—5 M.** auf laufendes Konto. **Referenz: 25000** ständ. Abnehmer, sowie Verbands- u. Vereinsverträge. **Friedr. Kratz & Cie.,** Versandbuchhandlung, **Cöln,** Stolkg. 49.

Fredebeul & Koenen, Verlag, Essen-Ruhr.

Von den in unserm Verlage erschienenen

Christus-Erzählungen

des Fr. Donatus Pfannmüller O. F. M. rühmt die Kritik, daß sie wegen ihres gehaltvollen Inhalts, erbaulichen Wertes und bei der schönen Ausstattung

zu Weihnachtsgeschenken

besonders geeignet seien. — Wir empfehlen deshalb:

Als der Heiland kam ...

Bilder aus Palästinas glücklichster Zeit. 335 S. Broschiert 3 Mk., in Bibliothekband 4 Mk., in hochfeinem Geschenkband 5 Mk.

Die Erstlinge der Wüste.

Eine Erzählung aus der Zeit Christi. 307 Seiten. Broschiert 3 Mk., in Bibliothekband 4 Mk., in hochfeinem Geschenkband 5 Mk.

Prof. Lenhart, Bensberg, schreibt in der Bücherwelt: Dieser Lektüre könnte ich mehrere Abende widmen. Denn hier ist kein Versuch gewagt, das Heilandsbild irgendwie zu verwässern. Das Buch ist ohne Einschränkung für katholische Büchereien und zu Geschenkzwecken zu empfehlen. Es wird überall dem Geber Dank sichern.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlage.

Die besten Freunde sind Bücher!

Paul Keller

Waldwinter. Romane. **Die Heimat.**

Das letzte Märchen. | **Der Sohn der Hagar.**

Die alte Krone. | **Die fünf Waldstädte.**

Alle diese sechs Romane und Erzählungen von **Paul Keller** für **Mk. 30.—** franko liefern gegen **monatliche Ratenzahlungen von Mk. 2.—**

(Die Romane von Paul Keller sind in mehr als hunderttausend Exemplaren verbreitet und werden zu den schönsten Perlen deutscher Literatur gerechnet.)

Gregorius-Buchhandlung, G. m. b. H., **Köln a. Rhein.**

Für die Redaktion verantwortlich: Chefredakteur Dr. Armin Kausen, für den Handelsteil und Inserate: A. Hammelmann; Verlag von Dr. Armin Kausen; Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Was sagen

hervorragende katholische Gelehrte zum Projekte der

katholischen Universität in Salzburg?

Hofrat **Dr. O. Willmann:** „Die katholischen Universitäten sind nicht als Schablonen gedacht, in welche die modernen Universitäten eingepresst werden sollen, sondern als eine Institution, welche die als desideratum anerkannte Einheitlichkeit und zentrale Gliederung aus der Vergangenheit bewahrt hat und lebendig in Erinnerung hält." — Direktor **Dr. Horaich:** „Wenn die Universität Salzburg, hoffentlich recht bald, ins Leben tritt, so ist dies ein höchst bedeutsames und zeitgemässes Ereignis, um nach dem Wunsche des Hl. Vaters auch das Gebiet der Wissenschaft in Christo zu erneuern." — **P. Erich Wasmann,** S. J.: „. . . Hiermit ist auch die dringende Notwendigkeit katholischer Universitäten bestätigt." — **Seeber,** Dichter des „Ewigen Juden": „. . . Wem daran liegt, dass die Jugend und damit die Zukunft nicht versinke im Moraste des Atheismus, der muss für eine katholische Universität einstehen." — **Richard v. Kralik:** „Für uns Katholiken muss die katholische Universität das Selbstverständliche sein. Eine katholische Universität müsste, sowie sie den Mittelpunkt aller Lebensbestrebungen bildet, auch wieder auf alle Lebensgebiete des sozialen und staatlichen Lebens, auf Literatur und Kunst so befruchtend und erhebend wirken, wie eine Wissenschaft ohne diese Einheit nur auflösend und zerstörend wirken kann." — **P. Johannes Kreiten:** „Wer eine Scheu, einen Schrecken hat vor dem Ausdrucke ‚katholische Universität', der hat sie auch vor der ersten katholischen Universität, vor Jesus Christus." (Vgl. hierzu „Universitätsblatt", Salzburg, 1909, XII. und 1910, I. II.)

Was sagen unsere **Gegner:** Abgeordn. **Dr. Löcker:** „Gefährlich aber ist der Plan . . . . weil er realisierbar ist." Und der **Freidenkerkongress** in Prag erklärte 1907: „Die Sache ist soweit gediehen, dass sie vielleicht von allen Kulturgefahren die **gegenwärtigste** ist."

Die katholische Universitätsgründung ist also der werktätigen :: Unterstützung aller deutschen Katholiken wert! ::

Ordentliche **Mitglieder** zahlen 2 K (M.) jährlich, **Förderer** 100 K (M.), **Gründer** 1000 K (M.), **Stifter** 2000 K. (M.) einmal.

Erbeten werden auch Bücherspenden, sowie Beiträge für die botanischen, mineralogischen, physikalischen und medizinischen Sammlungen. — Flugblätter stehen zur Verfügung.

Adresse: Katholischer Universitätsverein, Salzburg,
Fürsterzbischöfliches Palais.

Wir bitten die Leser, bei allen Anfragen und Bestellungen sich stets auf die „Allgemeine Rundschau" zu beziehen.

Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste feste Abonnentenzahl auf.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb.
Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 47. München, 25. November 1911. VIII. Jahrgang.

Regierung und Staatsautorität in Bayern.

Glossen zur Landtagsauflösung.

Vom Herausgeber.

Wohl selten ist mit der Krone ein bedenklicheres Spiel getrieben worden, als in den Tagen, welche der plötzlichen Auflösung des bayerischen Landtags vorausgingen und ihr folgten. Wenn die verantwortlichen und unverantwortlichen Ratgeber der Krone, von denen wohl nur ein kleiner, aber um so zäherer und zielbewußterer Teil sich der vollen Tragweite ihres Vorgehens bewußt war, später einmal den Schaden besehen, dann wird mancher vielleicht zu spät erkennen, welche Schätze an vertrauender Hingebung eines nur zu genügsamen und opferwilligen Volkes, welche Summen von Imponderabilien zum Nachteil der Krone aufs Spiel gesetzt wurden. Und wozu? Zunächst um der hartnäckigen Laune eines hochfahrenden liberalen Jungministers willen, welcher der beleidigten Zentrumsmehrheit und dem, wie linksstehende Organe des heutigen Großblocks anfangs selbst einräumten, gleichzeitig verletzten Rechte der Volksvertretung überhaupt eine Genugtuung verweigerte, die in ähnlicher Lage im Jahre 1882 der im Amte ergraute liberale Minister von Riedel der beleidigten liberalen Minderheit ohne Zögern gewährt hatte. Zugleich aber, um dem ewigen Zähnefletschen einer Presse nachzugeben, von deren hetzerischem Treiben selbst die besseren Elemente ihres eigenen Lagers so oft schon förmlich angewidert waren.

Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß die bayerische Regierung völlig im Schlepptau des Liberalismus segelt und sich den plumpen Einschüchterungen eines ausgesprochenen Radauliberalismus willig fügt, so hat die Vorgeschichte der Landtagsauflösung diesen Beweis für jedermann erbracht, der Augen zu sehen und Ohren zu hören hat.

Es gehört nicht zu den Ruhmestiteln des heutigen Regierungskurses, daß speziell die „Münchener Neuesten Nachrichten“ sich bei gewissen Ministern und namentlich auch in der nächsten Umgebung des Regenten eine Beachtung und einen Einfluß zu sichern wußten, dessen sie sich unter dem Ministerium Crailsheim in diesem Umfange kaum jemals rühmen konnten. Man braucht sich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, wer dem Vertreter dieses unheilvollen Blattes Einblick in das Handschreiben des Prinzregenten gewährt hat, dessen Veröffentlichung in entstellter und verstümmelter Form die große Staatsaktion der Landtagsauflösung einleitete. Wer nur einigermaßen darüber unterrichtet ist, wie offenherzig selbst Schubladengeheimnisse mitteilsamer Exzellenzen zu Zeiten an den Mann gebracht werden, wird kaum etwas darin finden, wenn ein Schriftstück, von dem „Jedermann gegenüber Gebrauch zu machen“ das Gesamtministerium eigens ermächtigt war, dem Vertreter gerade desjenigen Blattes zur Kenntnis gebracht wurde, dem es eigentlich in erster Linie gegolten hatte. Begann doch das vielgenannte Handschreiben des Regenten mit den Worten: „Aus der Presse entnehme ich, daß vielfach die Auffassung herrscht, das Staatsministerium sei in seinen Maßnahmen mitunter durch die Rücksicht auf meine Person behindert.“ Wer war aber „die Presse“, in welcher diese Auffassung mit beißendem Hohn gegen das Ministerium und mit aufreizenden Anklagen gegen die Landtagsmehrheit zutage getreten war? Dieselben „Münchner Neuesten Nachrichten“, die sich dann auch dadurch verrieten, daß sie bei der öffentlichen Plakatierung dieser Kundgebung ihren eigenen Jargon (Rücksichten auf sein Alter) dem vom Regenten selbst gewählten Wortlaute („meine Person“) substituierten.

Man könnte diese Episode für eine Nebensächlichkeit halten. Aber mit Unrecht. Es ist eine freche Unterstellung, wenn jetzt von liberalen Agitatoren in Wahlversammlungen einem leichtentzündlichen Publikum die Mär vorgetragen wird, das Zentrum habe irgendwie die Person des 90jährigen Regenten in die Diskussion gezogen und das hohe Alter desselben in sein taktisches Kalkül eingestellt. Die Sache verhält sich so ziemlich umgekehrt. Will man uns vielleicht zwingen, die verantwortliche Stelle deutlicher zu bezeichnen, welche vor wenigen Wochen zum Beispiel dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau“ bedeuten ließ, daß mit Rücksicht auf das „hohe Alter“ und die Schonungsbedürftigkeit des Regenten scharfe Vorstöße gegen die Minister höchst unbequem seien? Daß „umgekehrt auch gefahren ist“, hat man dann bald darauf in der Hitze des Gefechtes vergessen und durch scharfe Vorstöße die Landtagsmehrheit aufs äußerste gereizt. Wenn man gewisse Leute heute reden hört und gewisse „informierte“ Zeitungen liest, könnte man fast zu dem Glauben kommen, es seien nicht nur in der jüngsten Zeit, als man auf alle Eventualitäten vorbereitet schien, sondern schon seit Jahren über die dem Gesundheitszustande des Regenten geschuldeten Rücksichten und seine geminderte aktive Teilnahme an den Staatsgeschäften geflissentlich Mythen verbreitet worden. Die Ehrfurcht vor dem greisen Verweser des Königreichs verbietet es uns, auf diese Dinge näher einzugehen. Aber um so unverhohlener muß der Entrüstung Ausdruck gegeben werden, daß der Liberalismus im weitesten Sinne des Wortes die brutale Rücksichtslosigkeit, mit der er einen sozusagen letzten verzweifelten Gewaltstreich zur Umstülpung der natürlichen politischen Machtverteilung in Bayern versucht, durch Bezugnahme auf die Person des ehrwürdigen Regenten mit dem Nimbus patriotisch-dynastischen Zartgefühls zu umkleiden trachtet. Während der Prinzregent noch am Schlusse des vom 13. November datierten Landtagsabschiedes die ihm aus Anlaß seines 90. Geburtstages gewidmeten „so einmütigen“ — d. h. mit Ausnahme des linken Flügels des nunmehr proklamierten Großblocks zur Rettung Bayerns — „und ergreifenden Kundgebungen der Anhänglichkeit und Treue“ feierlich bezeugt, wirft der vernunftmonarchistische Liberalismus im Bunde mit der antimonarchischen Sozialdemokratie den Feuerbrand aller nur erdenklichen Verhetzung in das Land, um den letzten Lebensabend des Neunzigjährigen durch ein Fanal der bis zum Wahnwitz aufgepeitschten politischen Leidenschaften zu umflammen.

Was an wüster Verlästerung der „klerikalen Partei“, die schon nach Maßgabe der nüchternen Wählerziffern fast zwei Drittel aller erklärten Monarchisten in Bayern umfaßt, in den nächsten Wochen zu erwarten ist, davon haben schon die ersten liberalen Wahlversammlungen — von den sozialdemokratischen ganz zu schweigen — und die Kommentare der liberalen Presse zur Landtagsauflösung einen lehrreichen Vorgeschmack gegeben. Und dieser Kampf soll, so lautet die Parole des nunmehr erklärten Regierungsorgans, der „Münchner Neuesten Nachrichten“, und des Oberbefehlshabers der „antiklerikalen“ Koalitionsarmee, des Abg. Dr. Casselmann, im Namen und im Sinne des 90jährigen Regenten geführt werden, um, wie das erwähnte Organ sich ausdrückt, „vor der Geschichte Bayerns die Position wiederzugewinnen, die einem Ministerium der Regentschaft, dem Ministerium eines solchen Regenten zukommt“. Aehnlich plumpe Verbeugungen vor dem Repräsentanten der Krone hat auch der liberale Hauptführer in seiner ersten großen Wahlrede zur Eröffnung des Wahlfeldzuges für nötig gehalten. Die Geschäftsleitung der nationalliberalen Landespartei in Bayern r. d. Rheins

schließt ihren Aufruf zur Bildung des Großblocks aller Minderheitsparteien (einschließlich der Sozialdemokraten) mit den Worten: „Der greise Regent ruft uns. (!) Möge das bayerische Volk seines Fürsten würdig sein!" („A. Abendztg." Nr. 321). Ein merkwürdiger Abschluß des Jubeljahres der Regentschaft und des Regenten!

Und das alles geschieht, um (vgl. „Münchner Neueste Nachrichten" Nr. 533) „einer unerträglich gewordenen Verwirtschaftung der bayerischen Staatsautorität" ein Ende zu machen. Man scheint gar nicht zu merken, welch furchtbare Anklage man damit gegen eine Regentschaft erhebt, deren 25 jähriges Walten man unlängst erst in so hohen Tönen gefeiert hat. Aber wenn der Liberalismus sein Hetzbedürfnis befriedigt, um auf den Trümmern der in den Staub der Straße getretenen Staats- und Volksideale seinen Macht- und Personalienhunger zu stillen, dann müssen für ihn Wahrheit, Gerechtigkeit und jegliches Interesse der Staatserhaltung in den Hintergrund treten.

Der ehrwürdige Prinzregent hat sich bestimmen lassen, dem sich solidarisch erklärenden Staatsministerium durch die Landtagsauflösung aus einer Sackgasse herauszuhelfen, in die es durch den selbst von liberalen Blättern als stumpfe Waffe gekennzeichneten Eisenbahnererlaß und seine parlamentarischen Nachwehen geraten war. Das ist die nüchterne Auffassung aller Politiker, die sich inmitten einer sinnverwirrenden Presseverhetzung den klaren Blick nicht trüben ließen. Wie himmelweit der Regent entfernt war, die grotesken Anklagen blinder Raserei gegen die Staatsverbrechen der Landtagsmehrheit sich zu eigen zu machen, beweist das geradezu glänzende Zeugnis, das er mit persönlicher Namensunterschrift unter Gegenzeichnung sämtlicher Staatsminister den beiden ersten Sessionen des verflossenen Landtags und damit der vielverleumdeten Landtagsmehrheit ausgestellt hat. Auf die Ergebnisse der beiden Sessionen blickt der Regent „mit Befriedigung" zurück:

„Durch die in diesen Sessionen gefaßten Beschlüsse wurde nicht nur für den ordentlichen Staatshaushalt in zwei Finanzperioden Sorge getragen, sondern auch eine Reihe wichtiger gesetzgeberischer Werke geschaffen, die der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung des Landes zum Segen gereichen werden.

In anerkennenswerter Weise hat der Landtag reiche Mittel zur Befriedigung der verschiedensten Bedürfnisse der Landwirtschaft, der Industrie und des Handwerks, dann zur Verbesserung der Verkehrsverhältnisse, zum Schutze weiter Gebiete vor Wassergefahren und für die Ausnützung der Wasserkräfte, ferner für Zwecke der Kunst und Wissenschaft, des Unterrichts und der Erziehung zur Verfügung gestellt.

Freudig begrüßen wir ferner die Fürsorge, die den Beamten des Staates durch das Zustandekommen des Beamtengesetzes und durch die Bewilligung bedeutender Mittel für die Neuregelung der Gehaltsverhältnisse zuteil wurde. Gleichzeitig wurde auch für eine Besserstellung der Geistlichen und Lehrer Sorge getragen.

Mit Befriedigung gedenken Wir der eingehenden und erfolgreichen Behandlung, welche die Gesetzentwürfe über die Neugestaltung der direkten Steuern, sowie die sonstigen Vorlagen auf dem Gebiete der Finanzverwaltung erfahren haben. Im Anschlusse hieran brachten die Gemeindesteuergesetze auch dem gemeindlichen Steuerrecht einen erwünschten und bedeutsamen Fortschritt.

Durch die Erlassung des Fischereigesetzes und einiger anderer Gesetze wurden Fragen von großer wirtschaftlicher Bedeutung geregelt."

Wenn in dem Landtagsabschied weiter bemerkt ist, daß die Verhandlungen der dritten Session ein Ergebnis noch nicht gezeitigt haben, so kann nur bewußter böser Wille diese Worte so mißdeuten, wie es in der Großblockpresse und von hetzerischen Agitatoren des Großblocks geschehen ist. Der Abg. Domprobst Dr. Pichler hat im Laufe einer glänzenden, großangelegten Rede, die er am Tage nach der Landtagsauflösung im großen Saale des Münchener St. Josephshauses gehalten hat (eine Parallelversammlung fand im Salvatorkeller statt, wo Oberregierungsrat Speck als Hauptredner auftrat), die verleumderischen Anklagen der Gegner, als habe die Zentrumsmehrheit während der sechs Wochen der dritten Session keine positive Arbeit geleistet, mit unwiderleglichen Daten ad absurdum geführt. Keine einzige von den verhandelten sieben Interpellationen war vom Zentrum allein ausgegangen, und das Zentrum hat, wie Dr. Pichler höchst wirkungsvoll hervorhob, nur den einen Fehler gemacht, daß es dem endlosen Redebedürfnis der Wortführer anderer Parteien gegenüber nicht von dem Rechte der Mehrheit, den Schluß der Debatte herbeizuführen, Gebrauch machte. Zahlreiche vom Zentrum durchgesetzte Bewilligungen aller Art, die in erster Linie den Arbeitern und Arbeitslosen und den vielfach geschädigten Landwirten zugute gekommen wären, sind, weil die Reichsratskammer überhaupt noch nicht versammelt war, durch die Schuld der die Landtagsauflösung betreibenden Parteien und Koterien ins Wasser gefallen. Bei dieser Gelegenheit sei auch nach Dr. Pichler noch beiläufig erwähnt, daß von dem letzten Landtage viele Millionen für Besserstellung der Staatsarbeiter genehmigt worden sind, und „daß der Ueberschuß der bayerischen Staatseisenbahnen um rund 11½ Millionen Mark größer gewesen wäre, wenn wir unsere Angestellten und Arbeiter nach den preußischen Durchschnittszahlen entlohnt hätten".

Die scheinheilige liberale Presse hat in mehr als einem schwulstigen Panegyrikus die von der Regierung bewiesene Energie und Tatkraft und den heroischen „Mut" bewundert, der sich zur außerordentlichen Maßregel einer Landtagsauflösung aufgeschwungen habe. Du lieber Himmel! In Bayern gehört wenig Mut dazu, der seit Jahrzehnten an Zurücksetzungen gewöhnten, von leitenden Regierungsposten systematisch ferngehaltenen, lediglich zur Bewilligung der Staatsnotwendigkeiten erzogenen Mehrheitsvertretung des katholischen Volkes die „starke Hand" zu zeigen, diejenigen brüsk vor den Kopf zu stoßen, die trotzdem und alledem in Loyalität verharren und getreu bleiben bis zum Bettelsack.

Mehr Mut, ja ein bei unseren heutigen Staatsmännern völlig sagenhaft gewordener Mut würde dazu gehören, dem gesättigten und doch stets hungrigen und neidischen Personalienliberalismus einmal die Zähne zu zeigen, seinem Terrorismus, seiner Herrschsucht, seiner Unduldsamkeit und seiner planmäßigen Unterwühlung aller christlichen Kulturideale ein „Bis hierher und nicht weiter" entgegenzurufen. Was einem „Staatsoberhaupte" begegnen würde, das auch nur ein Jahr lang nach den Rezepten des „Klerikalismus" (damals war es das „bischöfliche Memorandum") regieren wollte, hat in den Plazetkämpfen von 1889/90 ein liberales Blatt mit unkluger Offenherzigkeit verraten. Die liberale „Intelligenz" im Bunde mit einem nicht näher zu bezeichnenden Furor würde einen „hinwegfegenden" Sturm entfachen, der „auch dem energischsten Staatsoberhaupte" das Regieren nach seiner Fasson unmöglich machte. Der Liberalismus hat es verstanden, diese kurz angebundene ultima ratio bald in dieser, bald in jener Form den Regierenden ins Gedächtnis zu rufen und jeden ernstlichen Versuch, eine allmähliche Rückbildung des maßlosen Personalienmonopols des Liberalismus in die Wege zu leiten, durch einschüchterndes Geschrei über „ultramontane Herrschsucht" zum Stillstand zu bringen. Das Schlagwort: „Ein ultramontaner Beamter (in höherer Stellung) ist eine permanente Gefahr für den Staat" ist in einem liberalen Blatte geprägt worden, das sich unter dem Ministerium Crailsheim eines halboffiziösen Schimmers erfreute, und dessen damaliger Leiter heute der notorische Vertrauensmann verantwortlicher wie unverantwortlicher Ratgeber der Krone ist. Früher war dieses seltsame Verhältnis konventionell verschleiert. Aber seitdem der Repräsentant des liberalen Hauptorgans in München gleichzeitig die oberste Spitze des sogenannten Landesverbandes der bayerischen Presse, in Wahrheit nur eines großen Teiles derselben, darstellt, seitdem er gar als einziger Vertreter der bayerischen Presse den Hoffestlichkeiten zu Ehren des 90 jährigen Regenten beiwohnen durfte — von seinem sozialdemokratischen Stellvertreter hätte man sich ja einen Korb geholt — ist er auch in politicis sozusagen akkreditiert. Das gehört zu den vielerlei Dingen, die man nicht sagt, aber tut. Die „Allgemeine Rundschau" hat eine gute Witterung bewiesen, als sie in der Usurpation des ersten und zweiten Vorsitzes im sog. Landesverbande der bayerischen Presse durch die Leiter der heute politisch verbündeten Hauptorgane des Liberalismus und der Sozialdemokratie sofort das Signal zu dem in Vorbereitung begriffenen bayerischen Großblock erblickte. Früher sind die „Münchner Neuesten Nachrichten" der Umgebung des Regenten oftmals sehr unbequem geworden. Man braucht nur an gewisse Vorstöße gegen den „Hof des Prinzregenten" wegen der Flaggenfrage usw. zu erinnern. Daß sie auch dem Prinzen Ludwig mehr als einmal recht unliebsam in den Weg traten, sei nur des Zusammenhanges wegen gestreift. Seitdem das Blatt die rührenden Verdienste seines Mitverlegers Dr. Hirth um die technische Herstellung der ersten Proklamation der Regentschaft in passende Erinnerung gebracht und sich gleichzeitig bei der Geheimkanzlei durch eine persönliche Kriegserinnerung insinuiert hat, scheint es ein

gewisses Anrecht auf die „Nebenregierung“ in Bayern geltend machen zu wollen. Dieser Wahn wird aber wohl nur von kurzer Dauer sein, denn abgesehen davon, daß das „reinigende Gewitter“ der Landtagswahlen vom 5. Februar aller Voraussicht nach in ganz andere Kamine einschlagen wird als in die der bisherigen Kammermehrheit, dürfte mehr als einem bei der „Nebenregierung“ in Gunst und Gnaden stehenden Minister die Stunde des Abschieds nicht mehr allzu ferne sein.

Die jetzt so laut gerühmte Staatsautorität ist diesmal sehr zur Unzeit und am falschen Orte strapaziert worden. Die Ratgeber der Krone werden vor der Geschichte in einem merkwürdigen Lichte dastehen, wenn einmal, unbeirrt durch den Nebel und Schwefel einer irreführenden Hetzpresse und ungetrübt durch die gefärbten Brillen des Vorurteils und der Parteisucht, die klare Tatsache hervorleuchtet, aus welch nichtigem Anlaß und mit welchen Vorwänden ein Radikalmittel suggeriert und empfohlen werden konnte, das seit dem Jahre 1869 selbst in den schwersten Stürmen notgedrungener Opposition niemals für angezeigt erachtet wurde.

Wie oft im Laufe selbst der jüngsten Zeit hätte die richtig verstandene Staatsautorität begründeten Anlaß gehabt, sich klar und kräftig zu betätigen! Wir heben nur zwei Fälle hervor, die zufällig an die Namen der beiden letzten Kammerpräsidenten anknüpfen. Wir haben erst in der jüngsten Zeit einen Fall von Orterer und einen Fall von Clemm erlebt. Dasselbe liberale Blatt, welches vor der Landtagsauflösung die Minister und die Umgebung des Regenten gegen die verruchte Landtagsmehrheit scharfzumachen verstand, hat unlängst gegen den Kammerpräsidenten in seiner Eigenschaft als Schulvorstand ein Haberfeldtreiben in vermehrter Auflage inszeniert, das auch von politischen Gegnern des maßlos Gehetzten als gröbste Ungerechtigkeit, als ein häßlicher Affront gegen die Anstalt selbst und als eine Aufreizung gegen die Schuldisziplin gewertet worden ist. Vergeblich haben Freunde einer ruhigen Entwicklung nach irgend einem Akte schützender „Staatsautorität“ ausgeschaut. Es gibt ja vielerlei Mittel und Wege, wie die Staatsautorität den verwegenen Angreifern zum Bewußtsein bringen kann, daß der Angegriffene nicht völlig vogelfrei sei. Die oberste Schulbehörde hat, das glauben wir bestimmt zu wissen, nichts verabsäumt. Aber Stellen, welche sonst gar leicht bei der Hand sind, der Oeffentlichkeit einen Wink zu geben, wie die „Staatsautorität“ über dies und jenes denkt, haben keinen Finger gerührt. Dagegen sind in gewissen Kreisen, die sich guter Beziehungen bis hoch hinauf zu rühmen wissen, Orterer-Witze fast ebenso beliebt, wie Witze über die „Fraktion Filser“, die ja auch schon zum Waffenbestande eines Dr. Casselmann und der ihm sinnesverwandten Presse bis herab zur „Täglichen Rundschau“ geworden ist. Ja, über den „Simplicissimus“ ist das Bahnhofverbot verhängt worden, weil er den Prinzen Ludwig und zugleich unsere bayerischen Soldaten im Manöver unflätig verhöhnt hatte. Aber wenn der „Simplicissimus“ die Mehrheit des bayerischen Landtags förmlich mit Jauche besudelt, dann grinst mancher Parteimann, Staatsmann und selbst Hofmann, der sich und seiner Sippe eine ähnliche Mißhandlung ernstlich verbitten würde. Was würde man wohl sagen, wenn die Zentrumspresse und die Anhänger der Zentrumspartei es sich zur Gewohnheit machen würden, von der liberalen Partei immer nur per „Fraktion Clemm“ zu reden?

Herr von Clemm gelangte zur Präsidentschaftswürde, als infolge der Bauernbundbewegung das Zentrum für wenige Jahre die Mehrheit verlor. Als es ruchbar wurde, daß dieser liberale Führer, der in seiner späteren Eigenschaft als Reichsrat auch noch pharisäische Reden gegen die Steuerdefraudanten gehalten hatte, dem Staat und der Gemeinde gewaltige Steuersummen „geclemmt“ hatte, schaute alle Welt nach der „Staatsautorität“ aus, von der man ein rasches Eingreifen und eine gründliche und rücksichtslose Aufklärung erwartete. Damals hat sich aber die „Staatsautorität“ gar nicht sonderlich beeilt, und die liberale Presse machte sogar den Versuch, den unbequemen Fall mit Hilfe der „Staatsautorität“ zu vertuschen oder wenigstens zu bemänteln.

Die Staatsautorität in Bayern hätte wahrlich Gelegenheiten genug, sich kraftvoll zu betätigen, wenn wirklich Recht und Ordnung bedroht sind. Wir empfehlen den berufenen Wächtern der Staatsautorität dringend das aufmerksame Studium des in Nr. 45 der „Allgemeinen Rundschau“ erschienenen Artikels „Verwaltung und Rechtspflege“ aus der Feder eines bayerischen Richters. Dort ist für jedermann verständlich und für Eingeweihte doppelt verständlich nachgewiesen, daß die Staatsautorität die Erfüllung ihrer Pflicht nicht von Erwägungen der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit abhängig machen darf, weil man des sofortigen äußeren Erfolges nicht sicher ist. Bei solcher Praxis nisten sich auf manchem Gebiete nahezu anarchistische Zustände ein. Und Leute, die sich einer solchen Ausnahmestellung gegenüber einer ohnmächtigen Staatsautorität erfreuen dürfen, werden gleichzeitig von Organen derselben Staatsautorität auch noch verhätschelt und mit Vorzug behandelt. Was wohl dem Autor der „Medaille“, deren Tendenz in hundertfach vergröberter Form in den schmutzigen „Filser“-Briefen wiederkehrt, passieren würde, wenn er ein „Ultramontaner“ wäre und Pamphlete gegen den Liberalismus „dichtete“? Die königliche Hofbühne würde es als eine Beleidigung empfinden, wenn man ihr die Aufführung einer Komödie zur Verhöhnung der „Partei Clemm“ zumutete, und wäre der Autor auch ein wahrer Ausbund von Esprit und Darstellungskunst. Heute steht aber die Sache so, daß die saftigsten Bonmots der „Filser“-Briefe in Kreisen, die bis hoch hinauf reichen, als typische Kennzeichnung der Partei, welche ihre Pflichten gegen den Staat stets treu und willig erfüllt hat, von Mund zu Munde gehen. Es wirft sich von selbst die Frage auf, ob die Zentrumsfraktion nach ihrer Rückkehr in die Volksvertretung gewillt ist, sich noch länger von denen, die ihre Mitwirkung heischen oder gar ihre „Kollegialität“ in Anspruch nehmen, wie einen räudigen Hund mit Füßen treten zu lassen.

Einer geradezu unbeschränkten Immunität gegenüber der Staatsautorität erfreut sich ja auch das Hauptorgan derjenigen Partei, von welcher der konservative Abgeordnete Beckh im Landtage gesagt hat: „Mit Staunen sehen selbst einfache Tribünenbesucher, wieviel die Herren Sozi bei unseren Exzellenzen zu gelten scheinen“. Dabei verschlägt es nicht das mindeste, daß dieses Blatt sich zu gleicher Zeit die Freiheit nimmt, „unsere Exzellenzen“ mit den ausgesuchtesten Bosheiten zu „frozzeln“, „Podewilschen“, den „Lakai“ von Frauendorfer, den „blauen Peter“ (Chef der Geheimkanzlei) dem allgemeinen Gespött auszuliefern. Kein Privatmann würde sich auch nur den zehnten Teil von dem gefallen lassen, was die „Münchener Post“ im Laufe der Jahre z. B. gegen den Kultusminister, den „Unterhachinger“, sich herausnehmen durfte, ohne daß die plötzlich so empfindsame „Staatsautorität“ irgendwie in die Erscheinung getreten wäre. Freilich war es ja auch nur der „Ultramontanismus“, der in dem fälschlich der Konspiration mit dem Zentrum beschuldigten „Unterhachinger“ getroffen werden sollte. Und der „Ultramontanismus“ ist in Bayern Freiwild.

Die so plötzlich zu geschärfter Aufmerksamkeit erwachte „Staatsautorität“ könnte übrigens in dem genannten Blatte hin und wieder eine Entdeckung machen, die in ihr spezielles Ressort einschlägt. Welchen Eindruck muß es im ganzen Lande und draußen im Reiche machen, wenn das sozialdemokratische Organ in Nr. 264 vom 14. November offen den Vorwurf erhebt, daß ein „liebebedürftiger Prinz“ einem Mitgliede der besseren Gesellschaft für die Ueberlassung einer verheirateten Frau einen „Kuppelorden“ verschafft habe, oder wenn in Nr. 263 vom 12. November in einem Gerichtsreferat über „Künstlerausbeutung“ mit Fettdruck der volle Name eines königlichen Prinzen genannt wird, auf dessen Ersuchen laut gerichtlicher Aussage der Inhaberin des „Kleinen Theaters“ (aus dem Brettlprozeß der „Allgemeinen Rundschau“ bekannt) eine „Volontärin“, die sich ihre kostspieligen Kostüme aus eigenen Mitteln anzuschaffen hatte, mit 70 ℳ Monatsgage engagiert worden sei. Hier erscheint uns denn doch die „Staatsautorität“ in ganz anderer Weise engagiert, als in den lächerlich aufgebauschten kleinen Zungenentgleisungen im Parlament, welche zwei Minister zu der stolzen Erklärung veranlaßten, es möge einem anständigen Manne nicht unmöglich gemacht werden, in diesem Hause zu erscheinen. Notabene beliebt die liberale Presse, welche immer noch in den höchsten Tönen den loyal beigelegten „Fall Held“ breittritt, die Tatsache zu unterschlagen, daß der erste, der sich von seiten des Verkehrsministers jene von den Liberalen jetzt zu einem geflügelten Wort gestempelte Charakterisierung zuzog, der intime Großblockfreund der liberalen Presse, der sozialdemokratische Abgeordnete Adolf Müller, Chefredakteur der „Münchener Post“, gewesen ist.

Heute möchte die liberale Presse die „Staatsautorität“, welche die gewünschte Auflösung des unerwünschten Landtags so prompt besorgte, auch noch vor den Wahlkarren des Großblocks spannen, dem Dr. von Orterer in der bereits erwähnten imposanten ersten Münchner Wahlversammlung den Beinamen des „anarcho-monarchistischen“ gegeben hat. Die „Augsburger Abendzeitung“ erwartet gar eine offizielle Wahl-

kundgebung der Regierung mit einem lauten Pronunciamento gegen die verflossene Landtagsmehrheit. Einstweilen möchten wir noch nicht glauben, daß die bayerische Staatsregierung die ohnehin schon so total verfahrene Situation zum Schaden einer kommenden Generation noch stärker belasten könnte. Aber die Zentrumspartei wird man gegen alle Eventualitäten gerüstet finden.

Eine an Wut grenzende Stimmung hat weite Kreise unserer Wählerschaft erfaßt. Man fühlt sich von einer Großblockmache überrumpelt, ja bis zu einem gewissen Grade verraten. Druck erzeugt Gegendruck, und die Parole Casselmanns: „Wir müssen bis in die kleinsten Dörfer hinaus die Zentrumspartei in ihren Schlupfwinkeln verfolgen; es muß sich alles verbinden, um dem Zentrum Abbruch zu tun" — wird ihre Rückwirkung nicht verfehlen. Im rechten Augenblick hat ein unvorsichtiges Sprachrohr des von Casselmann ersehnten Ueberblocks, dem auch die Bauernbündler und selbst die protestantischen Konservativen sich anschließen sollen, die letzten Ziele der Campagne enthüllt. Die liberal-bauernbündlerische „Neue bayerische Landeszeitung" (Memminger) sagt in ihrer Nr. 530 vom 14. Nov. offen heraus:

„Es ist Zeit, daß der frische Luftzug, der die katholischen Staaten Frankreich, Spanien, Portugal(!), Italien und Belgien durchweht, endlich auch Bayern durchdringe. Nieder mit der Tyrannei des Zentrums!"

Also so ist's gemeint! Unsere Logenbrüder, die in dem Wahlfeldmarschall des Großblocks, dem Oberbürgermeister von Bayreuth, einen ihrer besten Meister verehren, werden für diese Würzburger Enthüllung kaum dankbar sein. Denn Casselmann hatte sich in seiner Münchener Wahlrede bereits als den Hort des — konfessionellen Friedens gegen „ultramontane Konfessionshetze" empfohlen. Vide Portugal, Spanien, Ferrer-Rummel!

Ueber die Wahlaussichten werden von unseren Gegnern die widersprechendsten Vorberechnungen angestellt. Da das Zentrum im letzten Landtage mit 98 von 163 Mandaten 16 über die absolute Mehrheit hatte (die Liberalen 24, die Freie Vereinigung der Konservativen und Bauernbündler 20, die Sozialdemokraten 21), glaubt man demselben mindestens 17 Mandate entreißen zu können. Ein berauschter Optimist in der „Münchner Zeitung" (Nr. 268) rechnet sogar auf einen Verlust von 31 und, wenn die Bauernbündler sich am Großblock beteiligen, von 37 Zentrumsmandaten, wozu die Redaktion bemerkt: „Diese Rechnung scheint doch ein sehr großes Loch zu haben." Vorsichtig, wie immer, meint die „Augsburger Abendztg." (Nr. 318):

„Die Lage ist nicht leicht, und es wird der höchsten Anstrengung allen Beteiligen bedürfen, wenn das Ziel, die Zerstörung der Zentrumsmehrheit, erreicht werden soll. . . . In dem jetzt aufgelösten Landtag haben die Minderheitsparteien über 65 Mandate verfügt. Eines davon (Wasserburg), welches das letztemal nur durch Zufall (dadurch, daß zwei Zentrumskandidaten auftraten) in den Besitz der Bündler kam, wird wieder verloren gehen. Es müssen also 18 Mandate neu gewonnen, d. h. dem Zentrum abgenommen, und alle bisherigen behauptet werden, wenn die erforderliche Mehrheit von 82 Stimmen zusammenkommen und das Zentrum in die Minderheit gebracht werden soll."

Tags zuvor (Nr. 317) hatte dasselbe liberale Blatt bereits mit einigem Pessimismus geschrieben:

„Sollte das Volk versagen und das Zentrum — was bei der wunderbaren Wahlkreiseinteilung, auf die sich die Regierung bei dem Wahlgesetze von 1906 eingelassen hat, nicht ausgeschlossen wäre — wieder mit einer Mehrheit zurückkehren, so würde das Ministerium Podewils jedenfalls für sich die Konsequenzen ziehen."

Das Zentrum geht in gehobenster, zuversichtlichster Stimmung in den Wahlkampf. Eine Partei, deren Gesamtwählerstimmen bisher nur deshalb um einige Prozent hinter der absoluten Mehrheit zurückblieben, weil in der außerordentlich großen Zahl sog. sicherer Wahlkreise niemals „der letzte Mann" an die Wahlurne gebracht wird, braucht sich durch den gemeinsamen Ansturm aller übrigen Parteien nicht schrecken zu lassen. Die „Allgemeine Rundschau" hat schon nach der letzten Landtagswahl vor vier Jahren der Meinung Ausdruck gegeben, daß die Eroberung von nicht weniger als 98 von 163 Mandaten ein Glücksfall gewesen sei; etliche Mandate weniger würden den Erfolg in keiner Weise beeinträchtigt haben. Daß das Zentrum in Bayern die Mehrheit verliert, erscheint als geradezu ausgeschlossen, denn die Anstrengungen der Partei werden hinter denen der vereinigten Gegner nicht zurückbleiben. Der von den beiden Vorsitzenden der Zentrumsfraktion, Senatspräsident Lerno und Zollinspektor Giehrl, unterzeichnete Aufruf an die Landtagswähler schließt mit den Sätzen:

„Parteifreunde! Seit mehr als 40 Jahren hat das Zentrum unentwegt die Interessen des christlichen Volkes und den monarchischen Staatsgedanken hochgehalten in schwerem Kampfe gegen die zersetzenden Bestrebungen des Liberalismus und der Sozialdemokratie. Das allgemeine Stimmrecht ruft jeden von Euch zur Entscheidung auf. Wir vertrauen auf Euch, daß Ihr die Hoffnungen unserer vereinigten Gegner zu Schanden macht, und daß Ihr in alter Bayerntreue, geschlossen und einig, auch diesmal wieder zum Siege verhelft unserem bewährten Zentrumsprogramm: Für Wahrheit, Freiheit und Recht!"

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Vom Unmut zum Gleichmut in der Marokkofrage.

Ganz anders als in Frankreich entwickelt sich in Deutschland die öffentliche Meinung gegenüber dem Marokkoabkommen. In Frankreich setzte bei Bekanntwerden der Verträge der Hochmut ein; in Deutschland der Unmut. Dort wurde hellauf gejubelt über einen kolossalen Triumph; hier wurde das schärfste Gericht gehalten, nicht bloß über die Mängel des Abkommens, sondern über die ganze angebliche Schwäche und Unfruchtbarkeit unserer auswärtigen Politik. Als man nun in die nähere Prüfung der Verträge eintrat, entdeckten die Franzosen einen Dorn nach dem andern an dem bejubelten Rosenstrauch, die Stimmung wurde immer kritischer und kühler. Auf deutscher Seite wurde dagegen die Kritik immer milder, man lernte auch die guten Seiten des Abkommens schätzen, und wenn man es nicht für gut erklären wollte, so erkannte man doch, daß es nicht so schlecht sei, wie es zuerst gemacht worden war.

Im Budgetausschuß, an den der Reichstag die Sache verwiesen hatte, gab der Staatssekretär von Kiderlen-Wächter sehr eingehende Aufklärungen über den Gang der diplomatischen Aktion. Leider kann das Interessanteste aus diesen vertraulichen Mitteilungen der Allgemeinheit nicht serviert werden. Aus dem Bericht über die nachfolgende Diskussion kann man schließen, daß die Aufklärungen auf die Abgeordneten der bürgerlichen Parteien beruhigend gewirkt haben. (Auf die Sozialdemokraten brauchten sie nicht erst beruhigend zu wirken; diese „internationalen" Herren waren und sind der Meinung, daß Deutschland gegenüber England und Frankreich überhaupt nicht nachgiebig genug sein kann.) Das Zentrum, so heißt es in dem Kommissionsbericht, erklärte sich im allgemeinen mit der Haltung der deutschen Diplomatie einverstanden, bemängelte aber mit den liberalen und konservativen Rednern besonders, daß die offiziöse Presse versagt habe und das deutsche Volk über die tatsächlichen Vorgänge zu sehr im unklaren gelassen worden sei; deshalb habe die Volksvertretung das Recht und die Pflicht gehabt, dem patriotischen Unmut der deutschen Bevölkerung Ausdruck zu verleihen.

Leider ist die Klage, daß die offiziöse Presse versagt und die Regierung zur Aufklärung des Volkes zu wenig getan hat, nur zu berechtigt. In Frankreich haben Regierung und Presse ganz anders gearbeitet. Sie haben sich durch die amtlich vereinbarte Schweigepflicht nicht hindern lassen in der fortwährenden Beeinflussung der öffentlichen Meinung. Weil die deutsche Regierung die Schweigsamkeit auf das äußerste trieb, mußten wir während der Verhandlungsmonate alle Nachrichten aus den französischen und den verbündeten englischen Blättern schöpfen, wobei wir die tendenziöse Zustutzung in den Kauf zu nehmen hatten. Die Zurückhaltung unserer Regierung war auch zu groß in den von den Engländern heraufbeschworenen Zwischenfällen, die nicht unter das vereinbarte Schweigegebot fielen. Als Minister Lloyd George seine herausfordernde Rede gehalten und Botschafter Cartwright das Kuckucksei von groben Beleidigungen in der „Neuen Freien Presse" gelegt hatte, schien unsere Regierung von der großen Erregung der deutschen Volksseele nichts zu merken. Sie „erledigte" die Zwischenfälle auf dem amtlichen Wege „korrekt", aber was sie über ihre Maßnahmen verlauten ließ, war so dürftig in der Sache und so trocken in der Form, daß der Unmut im Volke keine Genugtuung und also keine Beschwichtigung fand. Fehlt es unserer Regierung an Geschick, um als Erzieher der öffentlichen Meinung zu wirken, oder blieb sie aus Mißachtung der öffentlichen Meinung untätig? Hatte sie vielleicht die Ansicht, es sei ja nicht schlimm, wenn sich das Volk vorläufig etwas ärgere, da bei dem Abschluß und der Veröffentlichung des Ergebnisses die

Stimmung schon umschlagen werde? In diesem Falle hat die Erfahrung ihr unrecht gegeben. Als das Abkommen bekannt wurde, kam der verkniffene Aerger erst recht zum Ausbruch und drohte das Urteil über den Ausgleich zuungunsten der Regierung vollends zu verwirren. Nicht bloß im Volke, sondern auch im Reichstage, wie Herr v. Bethmann zu seiner grimmigen Enttäuschung merken mußte. Wäre man dem aufsteigenden Unmut vorher schon durch zweckmäßige Aufklärungen und Anregungen entgegengetreten, so hätten wir zu Beginn der Parlamentsverhandlungen nicht einen so großen Krach gehabt. Vorbeugen ist besser als heilen.

In Frankeich und England wissen die Minister und die öffentliche Meinung viel besser sich in Fühlung zu halten. Sie benützen im gegebenen Augenblick alle Mittel, die sich bieten, alte und neue, zu deren Beeinflussung. Sie lassen nicht bloß in den anerkannt offiziösen Organen Kundgebungen los, sondern wissen auch die Leute der selbständigen Presse im freundlichen Verkehr für ihre Zwecke auszunützen. Und wenn ein besonders gewichtiges Wort in die Welt gehen soll, so benützen die Minister die erste beste Gelegenheit zu einer Rede, wie seinerzeit in England Lloyd George und jetzt in Frankreich der Ministerpräsident Caillaux. Hat denn der bureaukratische Geist bei uns zulande die Minister so pedantisch gemacht, daß sie die zweckmäßige Behandlung der öffentlichen Meinung trotz der ausländischen Vorbilder nicht mehr erlernen können?

Was das Kapitel „offiziöse Presse" angeht, so muß man bei der Klage nicht bloß die inländische Stimmung im Auge haben, sondern auch in Betracht ziehen, ob zur Aufklärung des Auslandes über die Maßnahmen und die Ziele der deutschen Politik das Notwendige geschieht. Wir haben schon oft darauf hingewiesen, daß eine förmliche publizistische Verschwörung gegen Deutschland besteht, und daß unter Führung von englischen „Weltblättern" und Agenturen usw. die öffentliche Meinung in allen Erdteilen fort und fort zum Mißtrauen und Haß gegen Deutschland aufgestachelt wird. Zur Abwehr der systematischen Verdächtigungen und Verleumdungen Deutschlands ist bisher noch nichts Rechtes geschehen. Das Auswärtige Amt sollte zur Prüfung der Frage, wie das Ansehen Deutschlands in der Welt geschützt werden könne, endlich einmal einen Ausschuß von Sachverständigen einsetzen und auch die nötigen Mittel zu einer Gegenaktion bereitstellen.

Der Unmut über den mageren Vergleich, der sich zu Anfang der parlamentarischen Verhandlungen in Deutschland kundgab, hat nun der französischen Regierung die Abwehr der immer schärfer anwachsenden Kritik im eigenen Lande erleichtert. Der Ministerpräsident Caillaux zog in der Rede, auf die oben schon hingewiesen wurde, die sehr einfache Schlußfolgerung: Das Abkommen müsse für Frankreich doch nicht unbefriedigend sein, weil es in Deutschland Unbehagen erweckt hat. So ergibt sich die Ironie des Schicksals, daß die heißblütigen Gegner des Abkommens in Deutschland wider ihre Absicht die Bestätigung des Abkommens fördern. Denn die einzige Instanz, die das Inkrafttreten hindern könnte, wäre die französische Kammer, und deren Neigung zur Verwerfung sinkt natürlich, wenn man dort von den deutschen Klageliedern über die diplomatische Niederlage usw. hört. Ueberhaupt ist es für das ohnehin viel bedrohte Ansehen Deutschlands in der Welt wahrlich nicht vorteilhaft, wenn wir selber so viel Eifer und Kraft in die Verunglimpfung unserer eigenen Diplomatie setzen. Darum ist es freudig zu begrüßen, daß nicht bloß im Reichstag die ruhige, objektive Behandlung der Sache wieder zum Durchbruch gekommen ist, sondern daß aus den Kreisen der Industrie und des Handels, die über Kolonial- und Weltpolitik ein eigenes Urteil sich bilden können, die Kundgebungen zugunsten des Abkommens sich mehren.

Das Abkommen ist nun einmal eine vollendete, unabänderliche Tatsache. Jetzt gebietet die Klugheit, ihm die besten Seiten nach Möglichkeit abzugewinnen.

Das Reichstagsrecht gegenüber Staatsverträgen.

Im Ausschuß des Reichstags wurde vor der materiellen Prüfung des Abkommens die staatsrechtliche Frage behandelt, ob es der Genehmigung des Reichstags bedürfe. Die Regierung bestritt es entschieden; sie führte kunstgerecht eine Reihe von juristischen Erwägungen an, die beweisen sollten, daß die fraglichen Verträge nicht Gegenstände aus dem Bereich der Reichsgesetzgebung berühren. Darauf wurden juristische Gegengründe vorgeführt, die wiederum die Advokaten der Regierung nicht überzeugten. Gewichtiger als all diese theoretischen Spitzfindigkeiten fiel in die Wagschale die Tatsache, daß der Reichstag sich bisher die Praxis der Nichtgenehmigung solcher Verträge ruhig hat gefallen lassen. Sogar der Algeciras-Vertrag ist, nachdem die Abstimmung in zweiter Lesung erfolgt war, im Sande der Nichtgenehmigung stecken geblieben. Man kann ja diese laxe Praxis tadeln, aber man muß mit ihr rechnen. Die alte Uebung läßt sich nicht durch einen einfachen Reichstagsbeschluß über den Haufen werfen. Sonderbarerweise haben gerade die Nationalliberalen sich jetzt auf die fragliche Erweiterung des Reichstagsrechtes kapriziert, nachdem sie in all den Jahren, als sie die herrschende Mehrheit oder den maßgebenden Kern des Blockes bildeten, den Vertragsabsolutismus ruhig bestehen und sich festsetzen ließen. Die Annahme des nationalliberalen Antrages auf Genehmigungspflicht hätte zu einem schweren Konflikt geführt, da Regierung und Bundesrat sich auf die gegensätzliche Rechtsauffassung förmlich und feierlich festgelegt hatten. Und was für einen praktischen Wert hätte im vorliegenden Fall ein mühsam erkämpftes Genehmigungsrecht? Verwerfen würde der Reichstag das Abkommen schließlich doch nicht. Im übrigen ist zu bedenken, daß die Regierung bei der Vereinbarung von solchen Vorträgen auf die Volksvertretung doch Rücksicht nehmen muß, auch wenn das Parlament kein förmliches Genehmigungsrecht hat. Jede Regierung wird dafür sorgen, daß sie mit ihrem Vertragswerk vor der öffentlichen Meinung bestehen kann. In dieser Hinsicht haben die beiden Regierungen, die französische und die deutsche, bei den diplomatischen Verhandlungen ein gleichmäßiges Verfahren beobachtet, so weit man's kontrollieren kann. In Frankreich hat das Parlament das förmliche Genehmigungsrecht, aber es steht doch in der auswärtigen Politik schließlich mit gebundener Marschroute vor der vollendeten Tatsache, welche die Regierung geschaffen hat. Einen drastischen Beleg für die überragende Regierungsmacht in der hohen Politik liefert der spanisch-französische Geheimvertrag, von dem die französische Deputiertenkammer sich trotz ihrer konstitutionellen Allmacht überraschen lassen mußte.

Diese Erwägungen rechtfertigen es vollauf, daß die Mehrheit des Ausschusses sich nicht von dem augenblicklichen Oppositions- und Agitationsbedürfnis der Nationalliberalen in einen Konflikt treiben ließ, der viele Scherben und keine Früchte in Aussicht stellte. Dabei kann aber das Streben nach einer Reform des geltenden Verfassungsrechts bestehen bleiben. Der Vertragsabsolutismus ist nicht mehr zeitgemäß; die Genehmigung des Parlaments für Verträge, welche für die politische Entwicklung wichtigere Folgen haben, als manche großen Gesetze, gehört vernünftigerweise in das konstitutionelle System. Diese Reform in Gang gebracht zu haben, ist das Verdienst des Zentrums. Die Regierung erklärte sich in dankenswerter Weise bereit, auf den Boden des Antrags v. Hertling zu treten, der vorläufig für Veränderungen am Kolonialbesitze (abgesehen von bloßen Grenzberichtigungen) die gesetzliche Form, also die Zustimmung von Reichstag und Bundesrat vorsieht. Dieser Antrag wurde als Antrag v. Hertling-Müller-Meiningen einstimmig im Ausschuß angenommen, da auch die Konservativen sich dem Entgegenkommen der Regierung anschlossen. Ein versöhnlicher Ausgang der staatsrechtlichen Kontroverse, der auch auf die Behandlung der Sache selbst weiter beruhigend einwirken wird!

Die Ausbeutung der bayerischen Krisis.

Die Liberalen, welche sich im Reichstagsausschuß und auch sonst als Vorkämpfer der Parlamentsrechte ausspielen, traten in Beziehung auf die bayerische Krisis als Parteigänger der Bureaukratie, der ministeriellen Machtpolitik auf. Denn in Bayern handelt es sich schließlich um nichts anderes, als darum, daß die Landtagsmehrheit die gebührende Achtung seitens des Ministeriums verlangte und dafür mit der Auflösung der Kammer „bestraft" wurde. Wenn in Bayern die Liberalen die absolute Mehrheit besäßen und ein aus konservativen und katholischen Männern zusammengesetztes Ministerium ihnen gegenüberstände, so wäre es längst zum Krach und zum Ministerwechsel gekommen. Wir hatten die „flammende Entrüstung" sehen mögen, wenn ein ultramontaner Verkehrsminister der liberalen Mehrheit so höhnisch entgegengetreten wäre, wie Herr v. Frauendorfer dem Zentrum! Wenn Kammermehrheit und Regierung nicht von der gleichen politischen Farbe sind, so muß bei dem Zusammenarbeiten in monarchischen Staaten von beiden Teilen rücksichtsvoll vorgegangen werden, sowohl in der Sache als in der Form des Verkehrs. Das Zentrum hat es, nach unseren Beobachtungen von Norddeutschland aus, an Geduld und Rück-

sicht gegenüber dem Ministerium Podewils nicht fehlen lassen. Schließlich war es geradezu gezwungen, sich gegen eine beleidigende Behandlung zur Wehr zu setzen.

Ferner wundern wir uns hierzulande darüber, daß bei diesem Streit, den die Manieren und Worte eines Ministers ohne Not heraufbeschworen haben, die Person des Prinzregenten in Mitleidenschaft gezogen wurde. Glaubte die Regierung, das Alter und die Gesundheit des greisen Fürsten in Betracht ziehen zu müssen, so hätte sie die Provokation einfach vermeiden oder im freundlichen Wege wieder ausgleichen müssen. Andernfalls war es ganz selbstverständlich, daß die Entschlüsse nach Maßgabe des Staatsrechts gefaßt werden mußten. Echt monarchische Minister durften nichts veröffentlichen, was auch nur den Schein erwecken könnte, als ob die persönlichen Verhältnisse an der obersten Stelle der richtigen Ausübung der Regentenpflicht überhaupt irgendwie hinderlich sein könnten.

Begreiflich ist der Jubel der außerbayerischen Großblockpolitiker über die Großblockbildung in Bayern. Ob die Konservativen mittun werden, ist abzuwarten. Der Bauernbündler glauben die rosaroten Brüder schon sicher zu sein. Das Zentrum in Bayern ist natürlich auf die vereinigte Gegnerschaft der Liberalen und der Umstürzler längst gefaßt gewesen. Wäre die Wahl nach normalem Ablauf der Mandate 1913 erfolgt, so würde der konzentrische Ansturm gegen das Zentrum ebenso erfolgt sein. Wo eine Partei für sich allein die absolute Mehrheit hat, kommt ein Gegenblock mit Hilfe der gemeinsamen Eifersucht und der allseitigen Begierde nach einem Anteil an der Herrschaft leicht zustande. Das Bündnis des Liberalismus mit der Umsturzpartei liegt obendrein jetzt im „Geiste der Zeit", und dieser Krankheitsprozeß läßt sich nicht aufhalten, sondern muß durchgemacht werden, in Bayern, wie im übrigen Deutschland. Viel Feind', viel Ehr' und viel Vorteil nach dem Siege, auf den wir mit den bayerischen Brüdern sicher hoffen. Der glänzende Sieg des Zentrums auch in der zweiten Abteilung der Kölner Stadtverordnetenwahlen wirkt auf die Gesamtpartei in Deutschland ermutigend ein. Auch in Trier hat inzwischen das Zentrum die Mehrheit im Rathause erobert. Glück auf!

Der Abgeordnete mit der Hundspeitsche.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Die einstmals einflußreiche Schönererpartei ist infolge ihrer Los-von-Rom-Hetze und der persönlichen Unehrenhaftigkeit mancher ihrer führenden Mitglieder bis auf ein unscheinbar Häuflein zusammengeschmolzen; die meisten Anhänger hat Schönerer noch in der studierenden Jugend der Mittel- und der Hochschulen, unter der wahlberechtigten Männlichkeit aber in Böhmen. Im Reichsrate ist seine Partei von 25 auf 4 Mann herabgesunken. Den schwersten Schlag versetzte ihr der jugendliche Genosse Schönerers Karl Hermann Wolf, der mit dem eigensinnigen und filzigen Parteioberhaupt in erbitterte politische und persönliche Feindschaft geriet und daher eine eigene Partei gründete: die deutschradikale Partei, worauf sich die Schönererianer Alldeutsche nannten. Diese beiden Parteien bekämpfen sich, wie es ja bei entzweiten Brüdern gewöhnlich der Fall ist, mit unergründlichem Haß. Die Wolfianer haben sich zu einer ziemlich starken Gruppe hinaufgearbeitet und bilden jetzt den linken Flügel der stärksten Partei des Abgeordnetenhauses, des deutschfreisinnigen Nationalverbandes. Dafür werden sie von den Alldeutschen als „schwarzgelbe Regierungsmamelukken" beschimpft.

Der Haß zwischen diesen beiden Gruppen ist in den letzten Wochen besonders grell aufgelodert. Schönerer hat die Gewohnheit, alljährlich mit einigen Getreuen zum Grabe Bismarcks zu wallfahrten; heuer sollen die Deutschradikalen durch einen einflußreichen Gesinnungsgenossen in Hamburg der Fürstinwitwe Bismarck nahegelegt haben, sie solle doch einem so bemakelten Politiker wie Schönerer den Zutritt zum Grabe Bismarcks verbieten. Das hat nun zwar die Fürstin nicht getan, wohl aber Schönerer und seine politische Sippe zu wahnsinniger Wut gegen Wolf und seine Leute entflammt.

Einer der alldeutschen Abgeordneten ist Herr Vinzenz Malik. Der Name ist slowenisch und bedeutet auf deutsch „Däumling". Malik ist ein kleines nervöses Kerlchen, welches durch seine überradikalen Manieren und Redensarten, sein stetes Anrempeln hochgestellter Persönlichkeiten und selbst des Kaiserhauses es längst dahin gebracht hat, in politischen Kreisen nicht mehr ernst genommen zu werden. Er ist natürlich Apostat, ehemaliger Offizier und jetzt Landwirt. (Vor Gericht bezeichnete er sich selbst als „Gutsbesitzer, derzeit ohne Besitz".) Er vertritt den steirischen Wahlkreis Leibnitz-Pettau, den er 1911 nur nach verzweifeltem Stichwahlkampf gegen Deutschradikale und Sozialdemokraten behaupten konnte. Dem Reichsrate gehört er seit 1901 an.

Infolge dieses Wahlkampfes geriet er mit den deutschradikalen Abgeordneten Wastian und Marckhl in eine sogenannte „Ehrenaffäre", welche mit den Waffen ausgetragen werden sollte. Die Sekundanten dieser beiden Abgeordneten behaupteten aber, Malik sei nicht satisfaktionsfähig, weshalb die Angelegenheit einem „Ehrengerichte" übergeben wurde, dem auch der deutschradikale Apotheker-Magister Hummer, in der Stichwahl im böhmischen Wahlkreise Leitmeritz gewählt, angehörte, und welches Malik wegen dreier unhonoriger Handlungen (meist Lügen) die Satisfaktionsfähigkeit absprach. Hummer ist ein noch recht jugendlicher Mann, er gehört zu den radikalsten Rednern und muß überall, wo es hitzig und scharf zugeht, dabei sein. Er rühmt sich, 16mal auf Säbel und zweimal auf Pistolen losgewesen zu sein, also ein sehr „akademisch gebildeter" Herr.

Nun hatte jüngst die vom Abg. Malik bediente „Alldeutsche Korrespondenz" einen Wortstreit zwischen den Abgeordneten Seidl und Hummer glossiert und behauptet, Seidl habe das Benehmen Hummers lausbübisch genannt, ohne daß Hummer darauf reagiert habe. Dieses benützte nun Hummer am 10. November zu einer „Anfrage an den Präsidenten" des Hauses, um sein Mütchen an Malik zu kühlen. Diese Anfrage — auch so ein Mißbrauch, den der Präsident gar nicht dulden sollte — begann mit den Worten: „Der Herr Abgeordnete des 10. steirischen Wahlkreises, den bekanntlich Kollege Einspinner einen Professional im Lügen genannt, hat es für gut befunden, lügenhafte Berichte auszustreuen." Weiter hieß es darin, Malik leide entweder an habituell hysterischer Lügenhaftigkeit oder an Halluzinationen, von dem man nicht „die unter Ehrenmännern übliche Satisfaktion verlangen könne, da ihm durch rechtskräftigen Spruch des Ehrengerichtes die Waffenehre abgesprochen wurde." Sofort rief Malik: „Dann werde ich die Hundspeitsche gebrauchen", und meldete sich ebenfalls zu einer Anfrage, in der er wieder behauptete, der Ausdruck „lausbübisch" sei gegen Hummer gefallen. Darauf drängt sich Hummer in die Nähe von Maliks Platz. Dieser ruft ihm zu: „Komm mir nicht in die Nähe, sonst kriegst du eine, du Fallot, du Komödiant." Und schon zieht Malik eine neue gelbe Hundspeitsche aus der Rocktasche. Hummer stürzt auf ihn zu. Blitzschnell schnalzt ihm Malik mit der Peitsche zwei Hiebe übers Gesicht, so daß eine dicke blutige Schramme auf der Stirn Hummers erscheint und ihm das Blut aus der Nase rinnt. Hummer rast wie ein Wilder. Sozialdemokraten stellen sich um Malik, um eine weitere Rauferei zu verhindern, und nehmen ihm die Peitsche ab. Deutschradikale suchen Hummer zurückzureißen, wobei dessen Rock und Halskragen in Stücke gehen und Hummer, schließlich einer Ohnmacht nahe, aus dem Saale geschleppt werden muß. Malik rief ihm nach: „Kommen Sie mir noch einmal nahe, so schieße ich Sie nieder wie einen Hund." Und als Hummer sich draußen erholt hatte, erklärte er: „Was bleibt mir denn anderes über als den Menschen niederzuschießen wie einen Hund." Hoffentlich schießen sich die beiden sauberen Volksvertreter nicht im Reichsratsgebäude nieder.

Malik erfreut sich im ganzen Abgeordnetenhause nicht der geringsten Sympathie, in diesem Falle aber muß man wohl dem sozialdemokratischen Vizepräsidenten Pernerstorfer recht geben, der erklärte, er finde Maliks Vorgehen begreiflich. Jedenfalls ist es nicht ehrenhaft, einen Menschen, den man erst durch Absprechen der Waffenehre wehrlos gemacht hat, durch Beschimpfen bis aufs Blut zu reizen. Malik teilte später mit, man habe schon tags zuvor in den Wandelgängen davon gesprochen, daß die Deutschradikalen ihn ohrfeigen wollten, zum Schutze gegen den Ueberfall habe er die Hundspeitsche mitgenommen, in die nächsten Sitzungen werde er Revolver und Eselspeitsche mitnehmen. Jedenfalls ist es sehr bezeichnend, daß solch unwürdige Schändungen nicht in den Reihen der „ungebildeten" Bauern, auch nicht unter den „minderwertigen" Slawen, wie Wolf sich auszudrücken beliebt, sondern unter akademisch gebildeten Männern ausbrechen, welche leider zu den Deutschen gehören. Der radikale Nationalismus führt zur Bestialität, hat einmal unser großer Grillparzer gesagt.

Und was tat Präsident Dr. Sylvester? Er rügte das Vorgehen Maliks „auf das schärfste", rief ihn zur Ordnung und schloß die Sitzung. Warum hatte er nicht den Skandal unmöglich gemacht, indem er den Abg. Hummer wegen der rüden Beschimpfungen eines Kollegen zur Ordnung rief und dann ihm das Wort entzog? Mit einer solchen Disziplinierung hätte sich Malik sicherlich zufrieden gegeben. Nun ist Hummer Mitglied desselben Nationalverbandes, als dessen Vertrauensmann Dr. Sylvester zum Präsidenten gewählt wurde. In Hummers Parteikreisen hat man sicher von dessen skandalöser „Anfrage" Kenntnis gehabt. Warum hat man sie nicht verhindert? Hatte doch Hummer schon am 9. November sich offen gerühmt, daß er „sich den Malik hernehmen werde". Es ist darum der deutschfreisinnige Nationalverband von der Mitschuld an dem Hundspeitschen-Skandal nicht freizusprechen.

Nach dem sozialdemokratischen Revolver des Njegus nun die alldeutsche Hundspeitsche Maliks! Welche Waffe wird nun im Abgeordnetenhause drankommen?

Grauer Tag.

Einsam im Felde ragt ein Baum,
Kahlästig, starr, als könne kaum
Die dumpfe Last des grauen Tags er tragen.
Ein Zittern dann und wann — und jedesmal
Fällt still ein Blatt
Und wirbelt langsam weiter. — — Durch das Tal
Ein feuchter Wind die weissen Nebel schleift,
Müde — wie ein Kind, das seines Spielzeugs satt. — —

— — Und aus den Nebelwogen hebt sich schwer,
Gespensterhaft, mit breitem Flügelschlagen
Ein Rabe — wie ein dunkler Schatten, der
Tief über eine kranke Seele streift. — —

Heinz Hagen.

Die Stellung der Oeffentlichkeit zu der Veterinärmedizin und ihren Vertretern.

Von Tierarzt Alfred Hoffmann, Strehlen (Schles.)

Es ist eine unerschütterlich feststehende und von veterinärmedizinischer Seite immer wieder lebhaft beklagte Tatsache, daß die Oeffentlichkeit und ihre Organe, unsere Zeitungen, falls sie einmal notgedrungen auf tierärztliche Standes-, Berufs- und Unterrichtsfragen zu sprechen kommen — meistens vermeiden sie es wohlweislich —, eine Naivetät und Unkenntnis an den Tag legen, die fast ans Unglaubliche grenzt. So z. B. sprachen erst vor einiger Zeit die „Tägliche Rundschau", das „Chemnitzer Tageblatt" und andere Zeitungen anläßlich des Studentenstreiks an der Kgl. Tierärztlichen Hochschule zu Hannover[1]) in einem Atem von Hochschulstreik und Tierarzneischule; sie wußten demnach im Jahre 1911 noch nicht, daß seit über 20 Jahren die Tierarzneischulen in Tierärztliche Hochschulen umgewandelt worden sind und seit dem 1. April 1903 von den Studierenden der Tierheilkunde die Universitätsreife verlangt wird. Wundert man sich da noch, wenn im Vorjahre 1910 der Schulrat(!) Dr. Letau einen „auf Grund der neuesten(!) Quellen bearbeiteten Führer für die Berufsfrage"[2]) herausgab, in dem er im Abschnitte über den tierärztlichen Beruf allen Ernstes von Roßärzten, dreijährig-freiwilligen Unterroßärzten, Roßarztschulen, Tierarzneischulen und Primareife als zum Eintritt in das Studium der Veterinärmedizin erforderlicher wissenschaftlicher Vorbildung spricht, die Gehaltsverhältnisse seiner Roßärzte, Korps-Roßärzte, Kreis- und Departementstierärzte falsch angibt, bei seinen Bemerkungen über das Examen als beamteter Tierarzt auf das Prüfungsregulativ von 1876 sich bezieht und Schlachthofdirektoren, Kreistierarztreform, Veterinärräte, Veterinäroffizierkorps, Promotionsrecht sowie Errichtung von Tierärztekammern, Verlängerung des Studiums, Ueberschätzung des Einkommens und Unterschätzung der Tätigkeit einschließlich der daraus sich ableitenden Ueberfüllung des tierärztlichen Berufes,[3]) die schon damals erwogen, heute bereits Tatsache geworden sind, überhaupt verschweigt? Vermag bei uns ein Abiturient — von den im praktischen Leben stehenden „wahrhaft" Gebildeten ganz zu schweigen — die Zahl und den Ort der Tierärztlichen und auch der Landwirtschaftlichen Hochschulen in den Ländern seiner Muttersprache aufzuzählen, während er dieselbe Frage in bezug auf die Universitäten und Technischen Hochschulen ohne Zweifel mühelos und richtig zu beantworten imstande sein wird?

Geht man dieser schon vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus bedauerlichen Tatsache auf den Grund, so kann man sich nicht der Wahrnehmung verschließen, daß die Ursache dafür und die Schuld daran in der Ueberhebung eines gewissen, vornehmlich aber des „gebildeten" Publikums, in der schlechten Organisation und Bequemlichkeit der Tierärzte selber und letzten Endes in der Unkenntnis der Mitarbeiter und Leiter unserer führenden Tagesblätter zu suchen ist.

Für ihre Zwecke und Ziele genießen alle Berufe, insonderheit die akademischen, die nicht in der Stille, nicht gleichsam hinter der Front des öffentlichen Lebens das Feld ihrer Tätigkeit liegen haben, den großen Vorteil, daß sie die breite Oeffentlichkeit, mithin auch Behörden und Parlamente ungleich mehr für sich haben und interessieren. Denn ihre Arbeit und ihre Erfolge bringen der großen Menge, wenigstens nach der in ihr verbreiteten Auffassung, einen unmittelbaren Nutzen, indem sie zumeist das Wohl des Menschen im Auge haben. Bezogen auf den mühsamen Beruf eines Tierarztes, läßt sich das besonders von der Tätigkeit der Schlachthof- und im Hinblick auf die staatliche Bekämpfung der Tierseuchen, die ja zum großen Teil auch auf den Menschen übertragbar sind — wer denkt da nicht an die zurzeit ganz Europa furchtbar heimsuchende Maul- und Klauenseuche? — auch von der der beamteten Tierärzte behaupten, ist jedoch erfahrungsgemäß wenig bekannt. Im übrigen verschafft der Tierarzt der Allgemeinheit nur mittelbare Vorteile, indem seine direkte Hilfe dem bezahlbaren Objekte eines — Tieres gilt, während die meisten Menschen aus der eigenen Wertschätzung ihrer Unbezahlbarkeit heraus natürlich auch diejenigen höher bewerten, welche sich dem direkten Dienste ihrer hohen Person widmen. Das Objekt also ist es, das den Tierarzt und seine Tätigkeit immer noch in einer Zeit, wo die Liebe zum Tier so mächtig erwacht ist, in den Augen der übrigen gebildeten und eingebildeten Welt herabsetzt, obwohl es einleuchtet, daß nicht die Arbeit bzw. das Objekt, das ein gebildeter Mensch bearbeitet, seinen Stand herabsetzen kann, sondern daß die Arbeit gewertet und anerkannt wird, wenn sie von ihm gewissenhaft ausgeführt wird. Daß zu diesen Gebildeten und Ungebildeten auch Aerzte gehören, die doch nach ihrem Beruf am ehesten von allen Akademikern das Studium, die Schwierigkeiten und Ziele, sowie die Bedeutung des Veterinärwesens für die Allgemeinheit einsehen müßten und — zum Lobe sei es hinzugefügt — auch einsehen, wie es z. B. die freundlichen Besprechungen von Streeraths hochinteressanter Broschüre[4]) in der humanmedizinischen Fachliteratur dartun, bewies im Februarheft 1907 des „Türmer" der im Jahre 1906 approbierte Arzt Dr. Karl Funk aus Köln, der in einem die Vivisektionsfrage betreffenden Aufsatze ungestraft schreiben durfte: „Es ist wahrhaftig ein erniedrigendes, beschämendes Gefühl für den Arzt, zu sehen, wie wenig seine Intentionen verstanden werden, mit welcher Leichtfertigkeit seine Standesehre untergraben, das Objekt seiner Sorge dem Tiere, er selbst also dem Veterinär gleichgestellt wird." Mit wie viel mehr Berechtigung und über welche ganz anderen Dinge könnte erst mancher der 7000 deutschen Tierärzte jammern! Gewisse Romane und Novellen der zeitgenössischen Literatur, in denen der Vertreter des tierärztlichen Standes wahrlich keine erbauliche Figur abgibt, übergehe ich, weil diese Darstellung eines „Viehdoktors" mitunter sehr wohl mit der Wirklichkeit, besonders der zu Zeiten unserer Großväter, übereinstimmt, und anderseits, weil das des Gegensatzes und der Handlung wegen, also nicht mit der böswilligen Absicht, den ganzen Stand herabzusetzen, vielleicht unumgänglich notwendig war. Auf alle diese Anrempeleien hin will ich nur hinweisen auf Ruckerts beherzigenswerten, leider zu wenig bekannt gewordenen Aufsatz in der „Sozialen Revue"[5]) und auf die der Allgemeinheit natürlich unbekannt gebliebenen schönen Worte der Hl. Schrift über das Tier und alle diejenigen, die sich mit ihm abgeben.

Selbstverständlich sind auch die Tierärzte nicht von der Mitschuld daran freizusprechen, daß ihre Tätigkeit in der Oeffentlichkeit nichts weniger als anerkannt und gewürdigt wird. Große wirtschaftliche Erfolge, die wenigstens zum Teil die Stärke anderer streng geschlossener Berufe im politischen, kommerziellen und im Berufsleben ausmachen, haben sie bisher kaum zu verzeichnen gehabt, was seinen tieferen und wahren Grund in ihrer mangelhaften wirtschaftlichen Organisation hat, die bei ihrem aus vier großen Gruppen, der der Kreis-, Privat-, Schlachthof- und Militärtierärzte, zusammengesetzten Stand gegenüber den homogenen anderen zweifelsohne um vieles schwieriger ist; daß sie aber nicht unmöglich ist, beweist z. B. die Mitte Juni in Dresden erfolgte Gründung eines Verbandes Deutscher Schlachthof- und Gemeindetierärzte, so daß jetzt wenigstens die erste und die dritte der erwähnten Gruppen streng zusammengeschlossen sind. Auch für eine berufene und energische dauernde Vertretung im Reichstage, deren heutzutage kein Stand entraten kann, wird der Tierärztestand endlich einmal sorgen müssen. Es kommt dazu, daß die meisten Tierärzte auffallend wenig Lust und Interesse, vielleicht auch wenig Mut und natürliche literarische Begabung besitzen, die Tagespresse zu benutzen, um coram publico ihre Verhältnisse, wenn sie schlecht sind, auseinanderzusetzen, ihre Rechte, wenn sie angegriffen werden, zu wahren und gewollte oder unbeabsichtigte Entstellungen, falsche Mitteilungen und schiefe Urteile, wie sie die Zeitungen immer wieder über ihren Beruf und Stand bringen, zu berichtigen, zu schweigen davon, daß es manchen infolge ihres aufreibenden Dienstes tatsächlich an Zeit hierzu gebricht und viele eine derartige Flucht in die Oeffentlichkeit unfein und unter ihrer Würde finden. Was den letzten Gesichtspunkt anlangt, würde ja

---

[1]) Ueber diesen in seiner Art interessantesten Streik an einer deutschen Hochschule, der vom 18. bis 25. Januar 1911 währte und die baldige Einführung der Rektoratsverfassung, wie sie die andere preußische, in Berlin 12 Jahre später (1790) gegründete Schwesterhochschule schon seit 19 Jahren besitzt, erstrebte, wenn auch nicht erreichte, brachte von allen Fachblättern die objektivsten und ausführlichsten Aufsätze und Mitteilungen die „Tierärztliche Rundschau".

[2]) Wilhelm Letau, Der pensionsberechtigte Beamte in gesicherter Lebensstellung. Wiesbaden, Verlag von Emil Abigt. 1910. 194 S. (M 2.—).

[3]) Walther Lang, Der Beruf des Tierarztes. Verlag von Leistner & Drewfs, Magdeburg. 1909. 24 S. (M 1.—).

[4]) Edmund Streerath, Wie hat der Kulturfortschritt, insbesondere die Hygiene, auf die Tierheilkunde eingewirkt? (1. Heft der Beiträge zur Geschichte der Tierheilkunde.) Magdeburg, Verlag Erika. 1909. 71 S. (M 2.60.)

[5]) Ludwig Ruckert, Die soziale Bedeutung des Tierarztes. Soziale Revue. 5. Jahrgang. 1906.

manches anders und besser sein, wenn das tierärztliche Pressebureau bereits bestünde; leider ist aber in betreff dessen Errichtung der Deutsche Veterinärrat, die Zentralvertretung sämtlicher tierärztlichen Vereine, trotz jahrelanger Erwägungen noch nicht über das Wollen hinausgekommen.

Allerdings ist es ureigene Sache des Schriftleiters, sich etwas genauer zu unterrichten und derartigen Artikeln die Aufnahme in sein Blatt zu verweigern; dieser Mühe wäre er nur überhoben, wenn er sich einen Fachmann, einen Tierarzt, zum Mitarbeiter wählte. Die einzige mir bekannte lobenswerte Ausnahme in unserer Presse bilden die „Hochschul-Nachrichten", welche die schrittweise Entwicklung der Tierärztlichen Hochschulen wie des ganzen veterinärmedizinischen Standes stets mit neidloser Aufmerksamkeit und reger Sympathie verfolgt haben. Von ihnen könnten, wenn sie nur wollten und es ihnen nicht ihr lächerlicher Dünkel und ihr gespreizter Stolz verböten, besonders einige freisinnige Blätter, an ihrer Spitze das „Berliner Tageblatt", in diesem Punkte manches oder alles lernen. Keine deutsche Zeitung und Zeitschrift hat meines Wissens beispielsweise sich bemüßigt gefühlt, den Nachrichten von der Einführung eines ganz neuen, des tierärztlichen Doktortitels, dessen Verleihungsrecht der Reihe nach die Regierungen von Hessen, Sachsen, Bayern, Preußen und Württemberg ihren Tierärztlichen Hochschulen verschafften, ein paar aufklärende und wohlwollende Zeilen hinzuzufügen, wenn es nicht gerade die Feder eines Tierarztes besorgte. Wenn nächstens der Dr. med. dent. und Dr. agrar. (!) in Deutschland eingeführt wird, wird die Presse, des bin ich im voraus gewiß, schwerlich ihr verletzendes Stillschweigen weiter bewahren, aus dem sie ja auch seinerzeit bei der Schaffung des Dr. ing. mit einem Male heraustrat.

Die Erwägung, daß die „Allgemeine Rundschau" auf unzählige Redaktionstische kommt, hat mich veranlaßt, diese Zeilen, die ja in erster Linie an unsere Redakteure gerichtet sind, in ihr zum Abdruck bringen zu lassen, zumal sie mit dem Worte Kultur, das in ihrem Programm steht, und der Vielseitigkeit ihres Inhalts wohl vereinbar sind. Und um es nicht mit einer bloßen Mahnung und Bitte bewenden zu lassen, wird von jetzt ab die „Allgemeine Rundschau", wenn die Bedeutsamkeit der Sache an sich und das Interesse eines gebildeten Publikums es erheischen, in allgemein verständlicher Form und ohne Fachsimpelei ihre Leser auf vornehmlich kulturgeschichtlich und sozialpolitisch wichtige Ereignisse auf dem so mannigfach verzweigten Gebiete der Tiermedizin aufmerksam machen, die, in rastloser Arbeit Hand in Hand mit ihrer älteren und gereifteren Schwester, der Menschenmedizin, gehend, in verhältnismäßig kurzer Zeit, im Laufe eines Vierteljahrhunderts, einen nicht erhofften Aufschwung und eine nie geahnte Entwicklung nach innen und außen erfahren hat, wie sie kein zweiter akademischer Beruf aufzuweisen vermag.

Eine alte Goethebiographie in neuer Auflage.[1]

Von Prof. H. Wagner, Hagenau i. E.

Der Glaube an den „unvergleichlichen Idealmenschen" Goethe, an seine fast überirdische Größe und fleckenlose Vollkommenheit ist seit manchen Jahrzenten ein Dogma der gebildeten Welt. Von den Gymnasien nahmen und nehmen wir treuen Glaubens dieses „potenzierte Bild edler Menschlichkeit" mit zur Universität, in deren Hörsälen es ja nach der religiösen, philosophischen oder naturwissenschaftlichen Stellung des jeweiligen Literarhistorikers noch seine besondere Beleuchtung erhält. Die Goethebegeisterung hat sich längst zum Goethekultus entwickelt, der nicht bloß das Vorhandensein jedes Fehlers und Fleckens an seinem Idol leugnet, sondern in glaubensfeindlicher Tendenz den Dichter wider seinen Willen auch zu einem Vertreter antichristlicher Welt- und Lebensrichtung und zum bedeutendsten Propheten des modernen Indifferentismus und Naturalismus gemacht hat. Daß eine solche von Tendenz im schlimmen Sinne des Wortes zeugende Auffassung, man möchte fast sagen, Ausbeutung Goethes nicht ohne Widerspruch aus dem positiv christlichen Lager bleiben würde, stand zu erwarten. Alexander Baumgartner hat ihn vor mehr als 25 Jahren, furchtlos und kampfesmutig wie er war, gewagt. Auch er war mit der üblichen Vorstellung von der verklärten Erscheinung des Olympiers aufgewachsen und gewiß von vornherein kein Leugner seiner wunderbaren Geistesgaben und seiner Dichtergröße. Im Gegenteil, „Goethes hoher Sinn für alles Schöne, sein für alles Konkrete so durchdringend heller Verstand, seine glänzend reiche Sprache" bezauberten ihn so, daß er ihn nicht nur allen anderen Dichtern weit vorzog, sondern ihm sogar seinen religiösen Indifferentismus vergab, um sich ganz ungehindert an seinen Dichtungen erfreuen zu können. Aber die Goethemanie, die nicht bloß Deutschland, sondern auch weite Kreise der Gebildeten in anderen Kulturländern erfaßt hatte, trieb ihn zu kritischer Forschung und damit zum eingehenden Studium seines Lebens und seiner Werke.

Das Ergebnis seiner umfassenden Studien legte er in seiner dreibändigen Goethebiographie (1882) nieder, von der eine zweite Auflage im Jahre 1885 erschien. Sie war schon um das Jahr 1900 völlig vergriffen, wurde aber vom Verfasser nicht mehr neu aufgelegt, weil seine monumentale Geschichte der Weltliteratur alle seine Kraft in Anspruch nahm. Nach Baumgartners vor Jahresfrist (Sept. 1910) erfolgtem Tode hat jetzt A. Stockmann, in gewissem Sinne sein literarischer Erbe, die Neuherausgabe des Werkes, und zwar in zwei, statt in drei Bänden, übernommen und vor kurzem den ersten Band veröffentlicht. In drei Büchern enthält dieser das Jugendleben Goethes, seine Lehrjahre in Weimar und den Beginn seiner Meisterjahre, umfaßt also die Zeit von 1749—1790. Was schon an der ersten Auflage des Werkes allseitig bewundert wurde, die Verwendung eines gewaltigen Quellenmaterials, hebt auch die neue Ausgabe weit über alle sonstigen Goethebiographien hinaus. Allein über den Zeitraum seit Erscheinen der zweiten Auflage lag dem Herausgeber ein Zettelkatalog von nahezu 4000 Nummern vor, und in diesem Katalog galt z. B. die große Weimarer Goethe-Ausgabe mit ihren 120 Bänden nur als eine Nummer! Aber nicht bloß die deutsche, sondern auch die englische, französische und italienische Forschung mußte berücksichtigt werden. Wie sorgsam dieses mit Bienenfleiß gesammelte Material verwendet worden, zeigt schon ein Blick in die Menge von Belegen, die sich in den interessanten Anmerkungen finden.

Noch mehr tritt es zutage, wenn wir uns mit ernstem Studium in den Text vertiefen. Welche Belesenheit, welche staunenswerte Beherrschung des Stoffes! Wie vieles lesen wir da, was wir sonst vergebens suchen! Hier hört man nicht bloß etwas über Goethe, sondern, was so außerordentlich wichtig ist, auch etwas und zwar sehr Wichtiges aus Goethes eigenem Mund, aus seinen und seiner Freunde Briefen. Und spannend, frisch, originell ist das Ganze geschrieben, es hat nichts an sich von der doktrinären Langweiligkeit anderer Monographien. Zuweilen erhebt sich die Sprache zu großartigem Schwung, wie in dem prachtvollen Passus über die Bedeutung Roms (in dem Kapitel „Die italienische Reise").

Man wird auch im gegnerischen Lager im allgemeinen die eben gerühmten Vorzüge anerkennen, um desto leidenschaftlicher den auch in der neuen Ausgabe sorgsam gewahrten katholischen Standpunkt des Verfassers zu bekämpfen. Man wird es weder ihm noch dem neuen Herausgeber verzeihen, daß sie Goethe nicht von vornherein als einen Uebermenschen anerkannten, für den besonders in sittlicher Beziehung ein anderer Maßstab anzulegen sei als für andere Menschen, der, um mit Bielschowsky zu reden, gesandt war, die Menschheit zu erlösen, während er selbst sich in Schuld verstrickte; nie verzeihen, daß des Dichters Liebesverhältnisse, insbesondere seine „Gewissensehe" mit Christiane Vulpius, vom Standpunkt der christlichen Moral, nicht im Schimmer der romantischen Verklärung betrachtet werden, daß auf die Genieperiode und das Hofleben in Weimar wenig günstiges Licht fällt, daß die Schwächen im Leben wie in den Werken des Dichters mit schonungsloser Rücksicht aufgedeckt werden usw. Wir bedauern es selbst mit dem Verfasser, daß er sich gezwungen sieht, den inneren und äußeren Entwicklungsgang Goethes so eingehend zu verfolgen und so kritisch zu beleuchten, statt sich vorzugsweise mit seinen Werken zu befassen, — aber das Buch ist die notwendige Korrektur und Ergänzung der Verhimmelungen des Dichters, an die wir seit Carlyle gewohnt sind. Zuweilen freilich erscheint das Urteil allzu scharf und auch nicht immer quellenmäßig und einwandfrei belegt; in der Friederikefrage z. B. hätte er auf eine so zweifelhafte Autorität wie Froitzheim verzichten und ohne sichere Beweisgründe, die sich nun einmal nicht bringen lassen, den späteren sittlichen Unwert des „Mädchens von Sesenheim" nicht als wahrscheinlich hinstellen sollen. Zuweilen vermissen wir auch in sachlicher Hinsicht einiges, z. B. eine zusammenhängende Darstellung der Liebeslyrik seiner Jugendjahre. Aber wer objektiv und leidenschaftslos den ganzen Band studiert, muß

[1] Goethe. Sein Leben und seine Werke. Von A. Baumgartner, S. J. Dritte, neu bearbeitete Auflage. 1—4. Tausend. Besorgt von A. Stockmann, S. J. I. Band: Jugend, Lehr- und Wanderjahre (1749—1790). gr. 8⁰. M 10.—; gebd. M 12.—. Herder, Freiburg im Breisgau.

anerkennen, daß der Verfasser nicht vorurteilsvoll an die Abfassung seines Werkes herangegangen ist, daß er keineswegs nur negieren, nur Schatten auf das bis dahin ungetrübte Bild werfen wollte. Dagegen spricht die Gesamtwürdigung Goethes als eines Genies, d. h. als eines Geistes von außergewöhnlichen Anlagen, die Anerkennung seines geistigen Ringens und Emporstrebens während seiner Wanderjahre, an deren Schlusse er vor uns steht als „Meister eines vielseitigen Erfahrungswissens, feiner Weltklugheit, glänzender Kunstvollendung in Form und Sprache"; dagegen spricht auch die feinsinnige, maßvoll abwägende, oft in rückhaltlose Bewunderung ausklingende Beurteilung der Meisterwerke des Dichters. Möge die Baumgartnersche Goethe-Biographie auch in ihrem neuen Gewande viele Leser finden; sie wird all denen empfohlen, die sich „ein allseitiges, leidenschaftsloses und selbständiges Urteil über eine der umstrittensten Persönlichkeiten der Weltliteratur" verschaffen wollen.

„Die Religion der Urne."

Ein Nachwort von Andreas Renk.

Gestatten Sie gütigst zu dem unter obigem Stichworte in der „Allgemeinen Rundschau" erschienenen Artikel ein paar Worte.

Wenn die Krematisten zum Beweise des Unästhetischen der Erdbestattung „mit sichtlichem Behagen möglichst drastisch den Schrecken des Grabes mit seinen nagenden Würmern, seinen ekelhaften Maden und seinen bleichenden Gebeinen malen, um dann auf diesem düsteren Hintergrunde die ästhetische Würde der Verbrennung ... desto heller erstrahlen zu lassen," so ist dieses Schlagwort der „modernen Feuerbrüder" wohl am besten und einfachsten zu entkräften durch die Konstatierung, daß dieser Hintergrund nur in der Phantasie der Leichenverbrenner, nicht aber in Wirklichkeit so düster ist, daß besonders der verwesende Leichnam nicht von Würmern zernagt und zerfressen wird, wie man fast allgemein glaubt. Vielleicht ist es von Interesse, hierüber einen Gewährsmann von gutem Klang zu hören.

Joseph Hyrtl, unbestritten einer der größten Anatomen, schreibt in seinem Lehrbuch der Anatomie des Menschen:

„In der Erde vermodert das Muskelfleisch langsam, ohne Entwicklung fauler Gase — es verwest, d. h. es ändert langsam und allmählich sein ganzes Wesen und wird zu Humus. Kein beerdigter Leichnam wird von Würmern gefressen, wie der gemeine Mann und jene gelehrten Philologen glauben, welche das Wort Kadaver aus den ersten Silben der drei Worte entstanden sein lassen: cara data vermibus. In der Erde gibt es keine Würmer, außer den Regenwürmern, und diese nähren sich nicht vom Fleisch. Nur zur Sommerszeit, wo die, einer unglaublich schnellen Vermehrung sich erfreuenden Schmeißfliegen (musca vomitoria) ihre Eier in Unzahl auf die unbeerdigten Kadaver legen, verzehren die auskriechenden Maden, welche doch keine Würmer sind, den Leichnam sehr schnell und unter stinkender Gasentwicklung. Ganz richtig sagt ein arabisches Sprichwort, daß die Fliege das Aas eines Kamels in kürzerer Zeit verzehrt, als es ein Löwe tun könnte. Nur ein einziges Mal habe ich in der sechs Wochen nach dem Tode exhumierten Leiche einer Frau die Larve des Totengräberkäfers (Necrophorus vespillo) in der Bauchhöhle angetroffen. In der Erde kann sich kein stinkendes Gas bei der Verwesung bilden.

Deshalb sind Kirchhöfe in der Nähe großer Städte lange nicht so schädlich, als man glaubt. Pettenkofer hat die Luft der Kirchhöfe selbst reicher an Ozon gefunden als Stadtluft."

So der berühmte Anatom Hyrtl.

Horch!

Horch, durch des Herzens Heimlichkeit
Ein Glockenton aus alter Zeit!
Ein Seufzen, das um Gräber weht,
Wo nachts die scheue Sage geht.

Kaum ist der leise Ton verhallt,
Noch schauerl's durch die Seele kalt ...
Horch, lacht da nicht ein Kindermund —
Und Frühling wird's zur selben Stund.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Vom Büchertisch.

Friedenskinder. Erzählungen von E. M. Hamann. 186 S. geb. M —.—. Saarlouis 1911, F. Stein Nachfolger, Hausen & Co. Einer Aufforderung zufolge, die früher einzeln veröffentlichten Geschichten zu einem guten Zweck in einem Erzählungsband zu sammeln, entstand das Buch. Zweifellos werden diese Erzählungen „ihren Weg von Herz zu Herz finden", denn die lebendige Kraft des tatsächlich Erlebten gibt den darin geschilderten Menschen jenen inneren Gehalt, der unwiderstehliche Anziehung ausübt. Nur eine glaubensstarke, begeisterungsfähige Natur, der nicht ihre Ideale entschwunden sind, kann so in dieser Weise das seelische Element, die tiefinneren Motive, die religiöse Selbstbesinnung zur Anschauung und Geltung bringen. Und so ist es der besondere Vorzug des Buches, das religiöse und sittliche Empfinden in warmer Art anzuregen und zu befriedigen. Aus diesem Grunde eignet es sich vorzüglich auch für Vereinsbibliotheken. In der Form des Ganzen weichen die Erzählungen voneinander ab, kräftiger oder zarter im einzelnen, aber alle sind stofflich interessant und wirken noch besonders durch die farbenfeine Eigenart der Sprache. Ein Stück der eigenen Seele ist gegeben, und große Dinge werden in so einfacher Weise gesagt, daß die innere Größe, das schlichte Heldentum der einen und anderen Gestalt, das Suchen der glücksehnsüchtigen Herzen nach dem Frieden oft ergreifend zum Ausdruck kommt. So wird in den anspruchslos ausgestalteten Erzählungen der warme Ton, wie ihn nur lebenserfahrene Reife und die Spannkraft eines reichen Gemütes finden, seine Wirkung tun und dem Buche viele Freunde gewinnen.

L. Becker.

Dr. Nikolaus Spiegel: Die Baustile. (Mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Kirchenbaues). Paderborn, Schöningh. M 1.80. — Ein schönes Büchlein zur Einführung in die Baukunst, für Gymnasiasten und sonstige Mittelschüler in erster Linie berechnet, hat Gymnasialprofessor Dr. Nik. Spiegel aus Würzburg bei Schöningh in Paderborn erscheinen lassen. Die bildlichen Darstellungen sind reich gewählt (133 Stück), geben einen lückenlosen Ueberblick von der Zeit der Pyramiden bis zur Gegenwart und sind durch einen kurzen nach Form und Inhalt wohl abgewogenen Text erläutert. Nur dürfte sich bei einigen Bildern, so besonders bei Nr. 106, 109 und 115 ein größeres Format empfehlen. Sehr lehrreich ist die Uebersichtstafel, welche die Entwicklung der Altarbaustile veranschaulicht. Nur wäre auch hier ein größeres Format sehr wünschenswert. Würde endlich auch noch die im Werkchen bereits angedeutete „Kette der Bürgerhäuser" nach den verschiedenen Stilen bildlich und textlich ausgearbeitet, so würde dadurch das Büchlein zum besten und billigsten Leitfaden der Kunstbaustile in der Gegenwart.

Dr. Th. J. Scherg.

Dr. Joseph Neuwirth, Illustrierte Kunstgeschichte, I. Band. 540 Seiten mit 684 Abbildungen im Text und mit 21 mehr- und einfarbigen Tafelbildern; M 12.50 und M 13.50. Berlin-München-Wien, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H. Mit Recht betont der Verfasser im Eingange seines Buches, daß ein gewisser Wagemut dazu gehöre, mit einer neuen Kunstgeschichte vor die Oeffentlichkeit zu treten.. Man darf aber nach der Durchsicht des vorliegenden ersten Bandes gern zugeben, daß, wenn das Werk auch nicht eigentlich eine stark empfundene Lücke ausfüllt, es doch zu den angenehmsten und nützlichsten Darbietungen dieser Art gehört. Indem der Verfasser sich an weitere Kreise wendet, und diese in den Gegenstand erst einführen, Verständnis und Liebe dafür erwecken will, also eine wichtige erziehliche Aufgabe übernimmt, wählt er dafür eine von allem gelehrten Ballast freie, leidenschaftslose, nach allen Richtungen mit gleicher Feinheit durchgebildete Darstellung. Der Umfang ist weder zu eng, noch zu weit genommen, der gesamte Stoff wird in zwei Bänden (entstanden aus 20 Lieferungen à M 1) erledigt sein. Das ist bei richtiger Oekonomie auch sehr wohl möglich, mag gleich die Schilderung von den primitiven Anfängen der Urzeit bis zur unmittelbaren Gegenwart gehen. Der bisher vorliegende 1. Band führt uns bis zum Ende der Gotik und hinterläßt, infolge der sorgfältigen Herausarbeitung der leitenden Gedanken, der eingehenden Würdigung der Bedeutung der maßgeblichen Schulen und Meister ein durchaus klares und der modernsten wissenschaftlichen Erkenntnis entsprechendes Bild der Kunstentwicklung in den früheren Epochen. Der Eleganz der äußeren Ausstattung des Buches entspricht die der inneren. Der sehr reiche Bilderschmuck ist nicht allein mit größter Feinsinnigkeit ausgewählt, wobei auch zahlreiche weniger oder ganz unbekannte Kunstwerke veröffentlicht werden, sondern es ist auch die technische Herstellung besonderen Lobes würdig. Eine ganze Reihe von einfarbigen Tafelbildern geben berühmte Kunstwerke in genügender Größe wieder, um sie auch in Einzelheiten würdigen zu lassen. Fünf aber sind farbig ausgeführt, und dienen damit nicht allein zu besonderer Zierde, sondern auch zur Erläuterung eigentümlicher Wirkungen, die bei der schwarzen Reproduktion verloren gehen. Dem zweiten Bande darf man mit Interesse entgegensehen.

Dr. O. Doering-Dachau.

Um die Herausgabe prächtigster Kinderschriften und Bilderbücher hat sich der bekannte Verlag von Joseph Scholz in Mainz auch in diesem Jahre verdient gemacht. Für die Kleinsten sorgt „Mein erstes Buch", das recht praktisch derb hergestellt und mit sehr hübschen Zeichnungen von Hans Schrödter und schlichten freundlichen Versen von Adolf Holst erfüllt ist. An die Originalität des alten Struwwelpeter erinnern die „Drei Helden" mit Versen von Gustav Falke und drastischen Bildern von Arpad Schmidhammer. „Lustige Verslein", zu denen derselbe Künstler die drolligen Zeichnungen lieferte, hat Nikolaus Henninger zusammengestellt. — Jonathan Swifts unverwüstliche „Gullivers Reisen" finden wir in neuer Art für die Kleinen erzählt von

W. Kotzde und mit hübschen farbigen und schwarzen Bildern illustriert von H. Schrödter. Von deutschen Märchen erschien im Zusammenhange einer größeren Serie „Schneeweißchen und Rosenrot“ mit anmutigen Bildern von Lena Baurnfeind. Das „Tierleben der Heimat“ schildert in einer Reihe vorzüglicher Bilder Eugen Oßwald. Die künstlerische Herstellung aller dieser Bücher steht auf wirklich bedeutender Stufe und paßt sich dabei dem Fassungsvermögen der Kinder und dem, was sie von der Kunst verlangen, feinsinnig an. — Eine der hübschesten Gaben, auch typographisch beachtenswert ist „Der Kinder Schlaraffenland“ mit seinem schalkhaften Text von Otto Ernst und den Bildern und Randzeichnungen von H. Schrödter. — Von dem „Deutschen Jugendbuch“, herausgegeben von W. Kotzde, erscheint der von den früheren Teilen unabhängige dritte Band und erfreut gleich jenen durch treffliche Gedichte, Geschichten und Bilder bester Autoren. Kurt Freden.

Sankt Franziskus von Assisi in Kunst und Legende. Von der Serie der in B. Kühlens Kunstverlag in M.Gladbach erschienenen „Monographien zur Geschichte der christlichen Kunst“, deren erster Band „Franz Ittenbach“ an dieser Stelle bereits seine Würdigung gefunden hat, ist nunmehr der zweite Band erschienen, in welchem P. Beda Kleinschmidt das Thema „Sankt Franziskus von Assisi in Kunst und Legende“ behandelt (152 S., elegant geb. ℳ 5). Wie Legende und Kunst seit uralter Zeit einander beeinflussen, und wie besonders die letztere davon in zahllosen Fällen den reichsten Gewinn gezogen hat, so ist es auch beim hl. Franziskus der Fall, dessen verehrungswürdige Gestalt eine wahrhaft ideale, eine der schönsten ist, die das Mittelalter hervorgebracht hat, und deren Wirken segensreich geworden ist für alle Folgezeit. Die dem hl. Franziskus gewidmete Liebe und Bewunderung ist zu allen Zeiten der Anlaß zu seiner Feier in künstlerischen Werken gewesen. In Italien wie in Deutschland, in den Niederlanden wie in Spanien, in allen Landen haben größte Meister gewetteifert, ihre Kunst in den Dienst des seraphischen Heiligen, des Bettlers von Assisi, zu stellen, und noch auf den heutigen Tag sind Werke solcher Art in den größten Kunstausstellungen lebendige Zeugnisse immer gleich bleibender frommer Gesinnung. Die Art des hl. Franziskus macht, daß sie Verständnis auch bei Beschauern finden, die andern Konfessionen angehören. Von alter und neuer Kunst, die des Heiligen Ehre verkündet, das Schönste hat der Verfasser der vorliegenden Studie ausgewählt, um es weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Man lernt daraus nicht nur, wie sich bei den Künstlern das Franziskus-Ideal allmählich entwickelt hat, sondern auch wie sie den gesamten Verlauf seines Lebens in allen irgendwie wichtigen Ereignissen erfaßt haben. Aus der Verknüpfung dieser Kunstwerke und der Legenden, gleichzeitig mit der Beachtung der neueren Forschung ergibt sich das vom Verfasser dargestellte Lebensbild des Heiligen. Von den vorzüglich wiedergegebenen Bildern (ein farbiges Titelbild und 81 Abbildungen im Text), die miteinander eine erste Ikonographie des Heiligen bilden, sind zahlreiche hier überhaupt zum ersten Male bekanntgemacht. Den weiteren Bänden der Monographien, deren Bearbeitung den namhaftesten Gelehrten übertragen ist, darf man mit Spannung entgegensehen. Kurt Freden.

„Kölner Kirchen“ von Dr. Heribert Reiners erschien im Verlage von J. P. Bachem in Köln. (Geh. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—. (Der mit 78 wirkungsvollen und technisch gut ausgeführten Abbildungen ausgestattete hübsche, 240 Seiten umfassende Band führt durch die großen und kleinen Gotteshäuser der alten Stadt, deren Zahl und Rang so außerordentlich ist, daß Köln auch in dieser Beziehung „boven allen Steden schoen“ ist, und das auch heute noch, nachdem doch auch dort eine Menge der alten kirchlichen Baudenkmäler zugrunde gegangen ist. Außer der Beschreibung und Würdigung der Architekturen finden wir in dem lichtvoll geschriebenen Buche auch jene der zu den Kirchen gehörigen Werke der Malerei, Plastik und angewandten Kunst. Bei der Anordnung der Kirchen hätte ihre allgemeine Bedeutung beachtet werden sollen, die alphabetische Reihenfolge ist doch gar zu äußerlich. Kurt Freden.

Die Sulzbacher Kalender für 1912 sind erschienen. Verlag von J. E. von Seidel in Sulzbach (Oberpfalz). Wer sich über bayerische Verhältnisse informieren will, bedient sich am besten des überaus reichhaltigen großen Sulzbacher Geschäftskalenders (Mk. 1.—). Der „Hauskalender“ (30 Pf.) ist gleichfalls sehr zu empfehlen. Beide Kalender enthalten Artikel über Kamerun und Togo, geschmückt mit mehreren Bildern, sowie über die Steuergesetze, über Zwangsenteignung und Wertzuwachssteuer. Der Sulzbacher Kalender für katholische Christen (80 Pf.) ist besonders wertvoll wegen der historischen Beschreibungen jetziger oder gewesener Klöster in Bayern.

Ich finde mich nicht wieder —

Die Gassen mir verschränken
Den Blick zum Himmelsblau,
Und tausend Rufe lenken
Den Sinn zur Erdenschau.

Der Glocken ernstes Mahnen
Verhallt im Lärm der Stadt,
Wo lockend ihre Fahnen
Die Lust entfaltet hat.

Ich seh' die Sterne nimmer
Hoch stehn in dunkler Nacht,
Der Lampen greller Schimmer
Gleisst rings mit falscher Pracht

Ich finde mich nicht wieder
In all dem wilden Schwarm —
O hört' ich Kinderlieder
In meiner Mutter Arm!

O ständ' ich auf dem Berge,
Die Welt tief unter mir!
O führte mich ein Ferge
Hinüber, Herr, zu dir! —

J. Fritzen.

Weihnachtbücherschau.

Von B. Hauser.

Mit Unterstützung literaturkundiger Mitarbeiter.

II.

An der Spitze der belletristischen Neuerscheinungen des Herderschen Verlages steht die zweite Auflage der italienisch-deutschen Parallelausgabe von Dantes poetischen Werken (4 Bände). Richard Zoozmanns mustergültige Uebertragung, die bei einer verblüffenden schmiegsamen Einpassung in die Eigenart des Originals auch nicht die geringste Einbuße an dichterischer Freiheit zu erleiden schien, liegt jetzt noch feiner geschliffen und abgerundeter vor uns. Neben Zoozmann trat in dieser Auflage der bekannte Danteforscher Constantin Sauter neu hinzu, dessen erklärende Anmerkungen zu mancher sonst schwer verständlichen dantesken Dunkelheit und namentlich dessen knappe sichere Einführungen in den Ideengang des großen Dichters willkommen sein werden. So ist diese zweite Auflage ausgezeichnet durch das fruchtbare Zusammenwirken des Dichters — denn ein solcher ist der Uebersetzer Zoozmann — und des Gelehrten, und so haben wir heute die in Inhalt, Form und Ausstattung klassische deutsche Danteausgabe, die wir lange schmerzlich vermissen mußten. Wer sich jedoch mit den in der Parallelausgabe selbst gegebenen Erklärungen zur Ideenwelt Dantes nicht begnügen will, findet in C. Sauter, Dantes Gastmahl (ℳ 7.—) ein gedankenreiches Werk, das als ein sicherer Schlüssel zu den Schatzkammern der Geisteswelt Dantes bezeichnet werden kann. Nach Cesare Balbo ist das Convivio (Gastmahl) ein nahezu unerläßliches Erklärungsbuch für den Leser der „Göttlichen Komödie“. Und noch an einem Büchlein dürfen wir hier nicht vorbei gehen: an Zoozmanns sprachlich glänzender, dabei tief in Dantes Geist ruhender Dichtung „Dantes letzte Tage“ (ℳ 2.80). Sie wirft ergreifende und doch trostvolle Reflexe über das Hinscheiden dieses großen Menschen und Dichters.

Nun aber sei noch einmal auf ein Buch hingewiesen, das letztes Jahr nur flüchtig angekündet werden konnte. Es haben noch lange nicht genug Freunde wirklich bedeutender Lektüre den Weg zu diesem Roman gefunden. Coloma, Boy, (4. und 5. Tausend ℳ 4.—). Diese Gestaltung der Ritterlichkeit ist so außerordentlich, daß sie weit über das vorzügliche Milieu spanischen Hochadels hinaus als das geniale Bild der Jugend überhaupt mit allen Idealen, Kräften und Gefahren gelten muß. Die dämonisch mitreißende Wucht der Handlung verbunden mit einem sprühenden Glanz des Dialoges ist einzigartig. Man wird davon fortgetragen, spürt aber doch immer die geheimen Impulse eines starken Erlebnisses, die durch die Gestalten des Romans aus dem Herzen ihres Schöpfers zu dringen scheinen.

Mit Freuden konnte man dieses Jahr den Abschluß der „Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen“ [50 Novellen, herausgegeben von Professor Dr. Otto Hellinghaus. (12 Bände ℳ 30.—, jeder Band ℳ 2.50)] begrüßen. Damit hat das katholische Haus eine Sammlung vom Besten, was die deutsche Erzählungskunst seit Goethe schuf. Mit der schon abgeschlossenen „Bibliothek deutscher Klassiker“ [Dramen, Epen, Lyrik — herausgegeben von Professor Dr. Otto Hellinghaus (12 Bände ℳ 36.—, jeder Band ℳ 3.—)] vereint, besitzen wir nun eine Hausbibliothek, deren niederer Preis in keinem Verhältnis zu ihren Vorzügen steht. Die Ausstattung ist solid und vornehm, der Druck klar, die Zusammenstellung verständnisvoll, die Erläuterungen und Einleitungen sind prägnant, aber gründlich — kurz, wir haben, was wir brauchen.

Die längst beliebte Sammlung zugleich spannender und erzieherisch wirkender Jugendgeschichten „Aus fernen Landen“ deren Schauplatz und Handlung dem Phantasieleben der Knaben entgegenkommen, ohne es verwildern zu lassen, hat mit einem neuen 26. Bändchen sich vorteilhaft fortgesetzt. Arens, Der Sohn des Mufti (ℳ 1.—) spielt in Damaskus zur Zeit der großen Europäerverfolgungen im vergangenen Jahrhundert. Für die reifere Jugend muß Cüppers, „Tzavellas der Suliote“ (ℳ 2.20) als vorzügliche Lektüre gelten; die Erzählung gibt ein bewegtes und ergreifendes Bild aus den wechselvollen griechischen Freiheitskämpfen. Anderer Art, ausgezeichnet durch Humor und gemütstiefe Psychologie, ist Garrolds „Echte Jungen“ (ℳ 4.—), das ein freudiges Ereignis für unsere Knaben sein und selbst jenen viel erinnerungsvollen Genuß bereiten wird, die schon längst „darüber hinaus“ sind.

* * *

Eine eigenartige Stellung nimmt im heutigen literarisch interessierten Publikum der Essay ein. Er greift auf alle Themen der Kunst und des Lebens über, und namentlich die Weltanschauung, nach deren Hilfe denkende Christen und Nichtchristen besitzend und suchend hinblicken, wird vom Essay im Verein mit dem Religiösen häufig behandelt. Auch der Herdersche Verlag

weist eine Anzahl von neueren Erscheinungen auf, die diesem Bestreben äußerst glücklich entgegenkommen. Denn ohne Zweifel ist der Essay eine spezifisch moderne, an die Hast unserer Epoche sich anpassende Form geistiger Regsamkeit. Morawski, „Abende am Genfer See" (5. Auflage ℳ 3.—). Zimmermann, „Ohne Grenzen und Enden" (ℳ 2.50), Keller, „Das neue Leben" (ℳ 2.—) und „Sonnenkraft" (ℳ 2.—) sind nur ein paar Beispiele jüngster Zeit. Auch Tilman Peschs „Christliche Lebensphilosophie", die nun auf Dünndruckpapier in ungemein handlicher „feiner Ausgabe" (ℳ. 5.—) neu erschienen ist, gehört hierher. Sie bietet tiefe „Gedanken über religiöse Wahrheiten", die in ihrer schlichten Ueberzeugungskraft und Wärme ergreifend sind.

Alle sind anregende, geistvolle und langnachwirkende Werke, die mit großer Kunst dennoch die Ermüdung des Geistes vermeiden und mit jedem nachdenklichen Geiste rechnen. Ein neues frohes und ebenso formschönes wie inhaltsreiches Buch dieser Art ist K. A. Vögele, Höhenblicke (ℳ 3.—). „Festtagsgedanken" nennt der Verfasser diese Betrachtungen. Nach den „saueren Wochen" frohe Feste zu geben, ist sein Zweck. Aufrichten möchte er, wen Not und Sorge niedergebeugt hat, geistig erfrischen, wen der Tag ermüdete. Und es gelingt ihm durchaus. Ein heller fester Idealismus, der ungesucht zu schönem, ja glänzendem Ausdrucke kommt, führt die Gedanken der Leser unwiderstehlich mit sich. Vögele hat sein Büchlein Bischof P. W. von Keppler gewidmet, dessen berühmt gewordenes Buch „Mehr Freude" (ℳ 3.— und höher) so siegreich alle Herzen eroberte und nun, um drei schöne Kapitel bereichert, im 54.—65. Tausend erscheinen kann. Daß allerdings dieses Büchlein so großen Erfolg an sich fesselte, wird demjenigen keine Ueberraschung sein, der den feinsinnigen, sprachschöpferischen Bischof in seinen früheren, nicht minder seelentiefen Essays wie „Aus Kunst und Leben" (2 Bände I. Band ℳ 7.50, II. Band [neue Folge] ℳ 7.50) bewundern lernte. Für Kunst und Leben — da sei zwischen diesen Essaysammlungen rasch auf ein anderes Werk hingewiesen, das nicht umgangen werden darf. Für Kunst und Leben ist das „Vaterunser" von Glötzle und Knöpfler (3. Auflage ℳ 15.—) bestimmt und verdient, ein katholisches Hausbuch zu werden. Würdig und doch beziehungsvoll zeitgemäß hat der bekannte Historienmaler Glötzle den tiefen Sinn des Vaterunsers in neun figurenreichen Kompositionen künstlerisch bewältigt. Ein wahres Prachtwerk ist so entstanden, das Knöpfler noch dadurch wertvoller machte, daß er jede der sieben Bitten durch Texte aus den ältesten Kirchenvätern bereicherte und unterstützte. So wird einem durch dieses schöne Werk, dessen Heliogravüren auch technisch hervorragende Kunstblätter sind, die ewige Geltung des Vaterunsers in ergreifender Weise eingeprägt. Die äußere Ausstattung ist eine mustergültige. — Stofflich nahe mit den genannten Essaywerken verwandt ist auch das tiefsinnige grüblerische Aphorismenbuch des weitgereisten und lebenserfahrenen Barons Lüttwitz: „Wo ist das Glück" (ℳ 3.20), das allen empfohlen sei, die im mondänen Leben nach einem festen Halt und sicherer Gewähr suchen. Und auch die „Blütenlese" aus Abraham a Sta Clara soll nicht vergessen werden; denn schon das erste Bändchen (2. Auflage ℳ 2.80) hat uns große Freude bereitet. Nun aber ist rechtzeitig für den Weihnachtsmarkt noch ein zweiter stattlicher Band (ℳ 4.40) erschienen, um uns noch tiefer hineinzuführen in das Wesen und in die Weisheit dieses seltenen Mannes, dessen Seele und Geist einander ebenbürtig waren und der mit so viel sprühendem Witze so viel Ernstes und Nachdenkliches zu verkünden wußte.

Als ein äußerst glücklicher Anfang, auch dem schlichten Manne vom Land und aus der Stadt die Werte des Sittlichen und Religiösen in fesselnden, zugleich gedankenvollen und volkstümlichen Betrachtungen nahezubringen, ist Mohrs „Dorf in der Himmelssonne" (4. bis 6. Auflage ℳ 2.—) zu nennen. Das ist wirkliche Feiertagslektüre: erfüllt von ländlicher Luft und von Heimatsinn und doch immerfort verheißungsvoll nach oben weisend. Mohr ist ein Schüler von Alban Stolz. Unter allen Büchern, die dem Menschen den Frieden vermitteln wollen, nehmen die Werke dieses großen Volksdichters sich eigenartig „unmodern" aus. Und doch spricht gerade aus Stolz, wie kaum aus einem anderen, der echte erlösende Geist des Friedens und der dauernden Freude durch die Wahrheit. Wir hatten schon einmal Gelegenheit auf „Fügung und Führung" nachdrücklich hinzuweisen, als deren erster ergreifender Teil, der Briefwechsel des großen Schriftstellers und wahrhaften Priesters mit Julie Meineke (ℳ 3.—), herausgegeben wurde. Nun erscheint ein zweiter Teil, der die Führung Alban Stolz' an Wahrheit suchenden Seelen von neuem offenbart. Briefe sind es; aber mit Recht nennt sie der Herausgeber, Professor Dr. J. Mayer, Bilder: „Konvertitenbilder" (ℳ 3.50). Zeichnen sie einerseits die Seelenzustände derer, um deretwillen der Briefwechsel entstand, so geben sie anderseits eine große Zahl neuer Einblicke in die Seele von Alban Stolz selbst. Immer wieder ist man überrascht, wie fein und reich das innere Leben eines Mannes war, der nach außen so herb und knorrig sich gab.

Und nun zum Schluß wie ein „Ceterum censeo" die beiden großen Werke, auf die wir Katholiken vor allem stolz sind. Das Staatslexikon der Görresgesellschaft (5 Bände je ℳ 18.—) in dritter neubearbeiteter und vierter Auflage und Herders Konversationslexikon (9 Bände ℳ 115.—). Beide Werke sind in ihrem viel- und allerorts besprochenen Werte schon längst wohlbekannt, sodaß man — namentlich in katholischen Kreisen — einer Aufzählung ihrer Vorzüge sich enthalten kann. Aber eines werden wir tun. Unermüdlich werden wir diese Standardwerke nennen und wieder nennen, solange wir das Gefühl haben, sie ständen nicht auf den Bücherschäften aller katholischen Gebildeten und nach Bildung Strebenden. Denn da — wenigstens da — gehören sie nun einmal hin!

Der Verlag J. P. Bachem, Köln, bietet eine Reihe belletristischer Neuerscheinungen: „Die goldenen Augen der Waldersloh", Roman von Margarete von Oertzen-Fünfgeld, 8° 192 S., geb. ℳ 3.50. Die mit Recht beliebte Verfasserin, die immer anregend, nicht selten ergreifend und erschütternd, wenn auch nicht gleichwertig vertieft, das Leben vor uns zu entrollen weiß, hat hier einen festeren Griff in die Reihe der ihrem Talent entsprechenden psychologischen Probleme getan: mit der Anlage auf befriedigende Lösung hin, wollen wir angesichts der nahenden Freudenzeit hinzufügen. Sie führt uns in bürgerliche und adelige Kreise, in denen sie an psychologisch scharf geschauten und lebendig gezeichneten Charakteren das Thema der Selbstläuterung, Opferwilligkeit und Beglückung überzeugend ausgestaltet. „Die Schulten vom Brink. Ein Roman aus Münsterland" von Emil Frank, 8° 337 S., geb. ℳ 4.80. Dieser neue und gewiß noch jugendliche Autor hat schon beim Abdruck seines Werkes im Feuilleton der „Kölner Volkszeitung" durch seine lebhafte, kernige Darstellung aus dem westfälischen Bauernleben weiteres Aufsehen hervorgerufen. Er muß sich schon merkwürdig rückhaltlos in diesen knorrigen Menschenschlag mit seinen äußeren Verschlossenheiten und inneren Leidenschaftsmöglichkeiten und wirklichen Leidenschaften hineingelebt haben. Auch die Schilderungen deuten auf rege und dichterische Beobachtung. Das Buch ist so vielversprechend wie an sich fesselnd, durch seinen ethischen Gehalt über gewöhnliche „noch gute" Unterhaltung hinausragend. „Der Bauernprofessor. Roman aus dem heutigen Tirol" von Hans Schrott-Fiechtl, 8° 272 S., ℳ 5.—. Der fest im Verstehen der heimatlichen Bauernschaft wurzelnde Verfasser läßt hier auf dem Boden eines Tiroler Grenzdörfchens die sozialen und politischen Interessen der Bewohner mit denen der bürgerlichen und höheren Stände sich vermischen, den Helden: einen „simplen" Lehrer der dortigen landwirtschaftlichen Schule, sich zu einem „ordentlichen" Universitätsprofessor aufschwingen und dabei ein farbenfrisches, markiges Bild sozialpolitischen und häuslichen Lebens vor uns erstehen, aus dem das tiefe, warmherzige Gemüt des Dichters und seiner Hauptpersonen herausschaut. — Willkommen für viele, nicht nur für die „Kriegskameraden" als Adressaten der Widmung, wird eine in ihrer vornehmen Schlichtheit doppelt anziehende historisch-autobiographische Darstellung aus großer Zeit sein: „Unter den Fahnen des Hohenzollernschen Füsilier-Reg. Nr. 40 im Kriege 1870/71" von H. Frh. von Steinaecker, Generalleutnant und Kommandant von Posen. 8° 128 S., geb. ℳ 4.20. Die beigegebenen zahlreichen Illustrationen von E. Zimmer sind von besonderer Feinheit und Lebendigkeit. — Mit Freuden verzeichne ich die Neuauflage (3. u. 4. Tausend) von M. Scharlaus ethisch und psychologisch bemerkenswertem, derzeit vielbesprochenem Roman „Gesa Plitt" (geb. ℳ 6.—), dessen Tendenz und Thema: Gegenüberstellung der beiden Konfessionen und Rückkehr der Heldin zur Mutterkirche, in vielfach auch künstlerisch packender Darstellung aus dem sozialen Leben der verschiedensten Kreise, logisch klar, ethisch befriedigend und versöhnend, dichterisch ergreifend ausgelöst ist.

Desselben Verlages bekannte illustrierte, hübsch ausgestattete Sammlung von Volks- und Jugendschriften „Aus allen Zeiten und Ländern" (à Band geb. ℳ 3.—) hat wieder mehrfache Bereicherung erfahren, und zwar durch die Herübernahme von Wilhelm Hauffs „Lichtenstein", Fritz Reuters „Aus der Franzosenzeit", in hochdeutscher Bearbeitung von Gerhard Hennes. Neuaufgelegt wurde für die Sammlung K. Th. Zingelers vortreffliche „kulturgeschichtliche Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert: Der Münsterbaumeister von Straßburg". — Wir empfehlen dies schöne Unternehmen mit besonderem Nachdruck, da es dem Grundsatze: „dem Volke und der Jugend das Beste!" in dankenswertester Weise nachzukommen strebt.

Für „Bachems illustrierte Volks- und Jugend-Erzählungen", à Bändchen geb. ℳ 1.20, auf deren Gesamtheit wir hiermit ebenfalls auf das entschiedenste hinweisen, stellt der Verlag vier allerliebste Neuheiten (Band 52—55): „Legenden von Rübezahl, Der Schatzgräber, Der geraubte Schleier", von J. K. A. Musäus, bearbeitet von Dr. A. Fecht; „Der verzauberte Königssohn, Das Nelkchen", zwei Märchen von Anna Freiin von Krane; „Ausgewählte plattdeutsche Märchen" von Ernst Moritz Arndt. Ins Hochdeutsche übertragen und erläutert von Professor Dr. L. Freytag; „Zwanzig lustige Geschichten. Aus deutschen Dichtern für Jugend und Volk ausgewählt" von E. Kronberg.

Der Verlag von Kirchheim & Co., Mainz, stellt eine Reihe verschiedenartiger Werke zur Verfügung. Karl Forschner hat uns eine hohe, ehrwürdige Gestalt in echtem Volksbuche gezeichnet: „Wilhelm-Emanuel Freiherr von Ketteler. Sein Leben und Wirken zu seinem hundertjährigen Geburtstage dem katholischen Volke erzählt". 8° 133 S. *M* 1.20. Schon liegt das 6. und 7. Tausend vor; wir können uns nur darüber freuen, denn hier haben wir eine kraft- und seelenvolle Darstellung von schöner Einfachheit und Klarheit, des Mannes würdig, dem sie gilt, dem großen Ziele entsprechend, das zu erfüllen sie mitstrebt. — Eine wertvolle Gabe ist auch Msgr. Bischof John S. Vaughan's religiös-soziales Büchlein: „Gefahren der Zeit", von Hertha A. Schultz aus dem Englischen übertragen (8° VIII und 188 S. geb. *M* 2.50), eine Zusammenfassung von acht das sogenannte Alltägliche vergeistigend, beseelend erörternden und zum Teil wundervoll ausschürfenden Artikeln. Mit Recht betont die Uebersetzerin, daß hier „jede Seite" voll schlichter Eindringlichkeit, mit unerschütterlicher Glaubensstärke und Ueberzeugung ihre Sprache rede. — Ludwig Zoepf, der uns vor anderthalb Jahren schon einen nun abermals durch den Verlag „neu" dargebotenen köstlich duftenden Blütenstrauß anmutig poetischer Erzählungen und Legenden schenkte: „Von Sonnenschein und Liebe." Zweite Auflage geb. *M* 1.80, hat jetzt eine wesensähnliche Sammlung herausgegeben: „Es muß ein Himmel sein! Kleine Erzählungen, Märchen, Gedichte und Lieder." Mit zwei (schönen) Abbildungen (nach Botticelli und Carracci). 8° VIII und 195 S. geb. *M* 2.50. H. Auer sagte zutreffend in der „Caritas", daß hier eine zarte Hand mit feiner Feder entzückende Bilder zeichne, ergreifende Geschichten in rührender Schlichtheit erzähle, hinter denen ein ganzer Mensch stehe, der durch den von ihm innerlich überwundenen schweren Ernst des Erdenlebens in die Himmelreichswelt und dort zur reinen Kindlichkeit zurückgekehrt sei. — Einen tendenzschweren Charakter trägt der an sich gewiß zur Segensverbreitung geeignete Roman „Rosa Wantolfs Tagebuch. Irr- und Wirrsale einer Lehrerin." Von Dr. Matthias Höhler 8° VIII und 382 S. *M* 3.50. Der umfangreiche Band ist in erster Linie für die katholische deutsche Lehrerin bestimmt, der durch die immer mehr andringende rationalistische Lehre und Literatur unleugbare Gefahr droht, mit ihr zugleich unserer „deutschen christlichen Volksschule", dem „mächtigen Hort und dem Stolz unseres Vaterlandes", wie es im Geleitwort heißt. Das Buch leuchtet in Abgründe hinein und gehört deshalb selbstverständlich nicht in jugendliche Hände. Es stellt die Nichtberufung im Lehrerinnenstande der einer Mission gleichkommenden Berufung scharf entgegen und weist die Furchtbarkeit eines Mangels „gründlicher religiös-sittlicher Festigung" energisch auf. Das hochernste Werk verdient besonders vom ethischen Gesichtspunkte aus eine nachdrückliche Verbreitung zumal in Frauenkreisen, und zwar nicht bloß „pädagogischen". — Kurze empfehlende Erwähnung geschehe einer für die männliche christliche Jugend bestimmten „Gedenkblätter"-Sammlung: „Die Perle der Tugenden" von P. Adolf v. Doß S. J. 11. Aufl. 32° 160 S. geb. *M.* 1.20. — Einer dritten Auflage erfreut sich Johannes Jörgensens bedeutsames, kurz vor des berühmten dänischen Konvertiten Uebertritt erschienenes Buch „Lebenslüge und Lebenswahrheit", verdeutscht von Henriette Gräfin Holstein-Ledreborg 8° 91 S. geb. *M* 1.60.

Theologische Neuerscheinungen.

Von J. Wernado.

Einen „Gang durch das moderne Geistesleben" läßt uns Dr. Joseph Donat machen in seinem in 2. Auflage erschienenen Werke: „Die Freiheit der Wissenschaft" (Felizian Rauch, Innsbruck. *M* 4.—, geb. *M* 4.95). Da werden jene liberalen Phrasen, die dem gläubigen Hochschullehrer, dem kath. Studenten und der Theologie die Existenzberechtigung an der Stätte der Wissenschaft abstreiten wollen, scharf unter die Lupe genommen. Ein Buch, das wir heute nicht mehr entbehren können! — Dr. Albert Stöckls, des um die Philosophie hochverdienten Autors: „Grundriß der Geschichte der Philosophie" ist von Dr. Anton Kirstein (Kirchheim, Mainz *M.* 4.80) in 2. Auflage herausgegeben und bis zur neuesten Phase, Modernismus ergänzt. — Von der französischen Akademie preisgekrönt wurde das Werk des Bischofs A. Le Roy: „Die Religion der Naturvölker", übersetzt von G. Klerlein. (Sutter, Rixheim i. E.) Dieses Buch des weitgereisten Missionärs, der die in Betracht gezogenen Naturvölker aus eigener Anschauung kennt, bedeutet auf dem Gebiet der vergleichenden Religionsgeschichte ein Ereignis.

Eine „Kleine Kirchengeschichte in Zeit- und Lebensbildern" bietet Prof. Gerhard Mersch (Theissing, Münster, geb. *M* 1.50) den Schülern höherer Lehranstalten und weiß durch die in 33 Paragraphen gezeichneten, durch eine Fülle von Einzelheiten belebten Lebensbilder der größten Gestalten der christlichen Geschichte Liebe und Begeisterung für die Kirche zu wecken. — Der Köselsche Verlag in Kempten und München legt den 1. Band der Neuausgabe der „Bibliothek der Kirchenväter" in schmuckem, würdigem Gewande vor. (Preis *M* 2.70, geb. *M.* 3.50 bzw. *M.* 4.—). Das trefflich orientierende Vorwort zum Ganzen ist geschrieben vom 1. Herausgeber Prof. Dr. O. Bardenhewer. Aurelius Augustinus, der größte abendländische Kirchenvater, eröffnet die Sammlung. Sein Leben, sein literarisches Schaffen, seine Bedeutung wird in einer bündigen Einleitung gewürdigt von Joh. Nep. Espenberger. Die klare, gut disponierte Uebersetzung der Bücher I.—VIII. des „Gottesstaates" stammt von Dr. Alfred Schröder. — Ein sehr umfangreiches, mit größtem Fleiß zusammengetragenes statistisches Material über die Orden und Kongregationen Oesterreichs liefert P. Alfons Zák in seinem Werke: „Oesterreichisches Klosterbuch" Heinrich Kirsch, Wien und Leipzig, *M.* 8.—). — Höchst segensreich wirken kann im Zeitalter der sozialen Frage das getreue Lebensbild eines sozialen Priesters und wahren Reformators, wie es das Werk von J. M. Angéli: „Der heilige Vinzenz von Paul" darstellt; übersetzt von J. A. Scharpf, mit einem Vorwort von Weihbischof Dr. Knecht (Benziger, Einsiedeln *M.* 4.—).

Wer sich gründlich orientieren will auf dem weiten Gebiete, das die Lehre von den Geboten im katholischen Katechismus einnimmt, der greife nach dem 3. Band von W. Wilmers': „Lehrbuch der Religion", der nunmehr in 7. Auflage erschienen ist und auch die neuesten päpstlichen Erlasse über öftere Kommunion und Erstkommunion eingehend behandelt (Aschendorf, Münster *M* 6.— gebd. *M* 7.20.) — Dr. Joseph Mausbach hat seine im Jahre 1901 als 3. Vereinsgabe der Görresgesellschaft erschienene Schrift: Die katholische Moral, ihre Methoden, Grundsätze und Aufgaben, ein Wort zur „Abwehr und Verständigung" vollständig umgearbeitet, bedeutend erweitert und unter einem prägnanteren Titel herausgegeben: „Die katholische Moral und ihre Gegner" (Bachem, Köln *M* 6.—, gebd. *M* 7.—). So ist es ein ganz neues Buch geworden und wird wie die 1. Schrift bei Freund und Gegner regstes Interesse wachrufen. — Sichere Orientierungspunkte auf den verschlungenen Pfaden der modernen Pädagogik stellt Franz Krus S. J. auf in seinen „Pädagogischen Grundfragen". (Fel. Rauch, Innsbruck *M* 3.92, gebd. *M* 4.76). Der Stoff ist nicht in eine eng schematisch-systematisierende Anlage eingezwängt, sondern in der freieren Form von Vorträgen geboten, was sich bei pädagogischen Abhandlungen besser empfiehlt.

Der Verlag von Benziger-Einsiedeln legt drei hübsch ausgestattete Bändchen asketischen Inhalts vor. 1. Warum liebe ich meine Kirche? Von Jakob Scherer. Geb. *M* 2.20. Ein von heiliger Begeisterung durchwehter Appell, ein Weckruf für Jugend und Volk! 2. In origineller, herzerquickender Weise erzählt der Jugendschriftsteller P. Urban Bigger von Lichtgestalten aus dem Volke, die groß geworden „Im Glanze der Hostie". So betitelt er sein Büchlein, das er für Erstkommunikanten und für andere geschrieben. 3. In schlichter, einfacher Form, durchflochten mit passenden Beispielen, legt P. Blazidus Banz die Zeremonien und Gebete bei der heiligen Messe aus in seinem Werkchen, das den schönen Titel führt: „Gold, Edelsteine und Perlen" (geb. *M.* 3.—). Wenn Gedichte religiöser Art heute eine 20. Auflage erleben, so muß aus ihnen der Hauch unverfälschter, inniger, lebenswarmer Poesie wehen. Und das ist der Fall bei Cordula Peregrina: „Was das ewige Licht erzählt." Gedichte über das Allerheiligste Altarsakrament. (Felizian Rauch-Innsbruck). — Im gleichen Verlag ist ein kleines asketisches Werkchen neu aufgelegt, das sich mit seiner präzisen, neu klingenden Unterweisung und praktischen Gebetsauswahl für den Gebrauch des Klerus wohl

eignet. Varia Pietatis Exercitia erga Sacratissimum Cor Jesu a Nicolao Nilles S. J., denno edita ab Angelo Barbaria. — Ebendort ist in 2. Auflage erschienen: Annus liturgicus cum introductione in disciplinam liturgicam. Auctore Michaele Gatterer. S. J. (M 2.90, gebd. M 3.75). Das Buch ist bedeutend erweitert und berücksichtigt auch schon das neueste Motu proprio Pius X. über die Feiertage.

Bedarf ein Buch von Kardinal Mercier auch noch der Empfehlung? Man darf von vornherein sicher sein, daß es ein Werk von größtem innerem Wert sein wird. Und das trifft voll und ganz zu bei seiner Retraite Pastorale, nach deren 5. Auflage Dr. Albert Sleumer eine fließende deutsche Uebersetzung geliefert, „Stille Stunden des Priesters" betitelt. (Steffen-Limburg a. d. L., M 2.50, gebd. M 3.25.)

Gustav Erlemann, Direktor der Kirchenmusikschule in Trier, befaßt sich in einer Studie mit der „Einheit im katholischen deutschen Kirchenliede" (Bantusverlag Trier M 4.—). Der Verfasser hält die Idee eines einheitlichen deutschen Gesangbuches für alle Diözesen für durchaus durchführbar und legt in diesem ersten Band, der die Advents- und Weihnachtslieder kritisch behandelt, die reife Frucht seiner eingehenden Studien vor. — „Festtagsläuten" benennt Franziska Wiersch ein Deklamationsbuch zum Gebrauch in katholischen Vereinen, Fortbildungsschulen, Pensionaten, Lesekränzchen und im Kreise der Familie, mit einer Stoffanordnung für Vereins-, Familien-, Mütter- und Dichterinnenabende (2 Bände, Paulinusdruckerei Trier, M 4.—, gebunden M 5.—). Eine reichhaltige, mit großem Verständnis ausgewählte Sammlung, welche durch die am Schluß des zweiten Bandes zusammengestellten Programme für obige Veranstaltungen sich zum praktischen Gebrauch in besonderer Weise eignet.

Bibelbilder von Prof. Gebhard Fugel.

Eine Reihe von Darstellungen wichtigster Szenen des Alten und Neuen Testamentes hat Prof. Gebhard Fugel schon vor längerer Zeit in München zur Ausstellung gebracht. Er hat sie seitdem noch derart vermehrt, daß ihrer jetzt miteinander 24 sind, von denen auf jedes der beiden Testamente die Hälfte entfällt. Die der alten biblischen Geschichte heben an mit der Schöpfung der Welt; wir sehen Gottvaters majestätische Gestalt das Licht von der Finsternis, das Meer vom Lande scheiden. Die Vertreibung aus dem Paradiese ist ein Werk voll mächtigen Eindrucks, Kain und Abel ein Bild von erschütternder Tragik. Es folgen Noas Dankopfer und das Opfer Abrahams, darauf zwei Szenen aus dem Leben Josephs, wirksam durch ihren gewaltigen Kontrast. Besonders wie Joseph verkauft wird, ist ein Bild voll kräftigster Charakterschilderung. Aus der weiteren jüdischen Geschichte sehen wir den Durchgang durch das Rote Meer, die Erteilung der zehn Gebote, das heilige Zelt, Davids Tanz vor der Bundeslade, endlich die mit herrlicher Vereinfachung gegebene Szene, wie Elias um Regen betet. Die Darstellungen aus dem Neuen Testamente beginnen mit der in schöner Selbständigkeit aufgefaßten Geburt Christi. Dann folgt sogleich der zwölfjährige Jesus im Tempel, als drittes und viertes Bild die Berufung Petri und die Brotvermehrung. Aus dem Schatz der Gleichnisse ist das vom verlorenen Sohn herausgegriffen, aus den Wundertaten des Heilandes die Auferweckung des Lazarus. Die Passionsgeschichte nimmt, wie sich's gebührt, den breitesten Raum ein; wir sehen Jesus am Oelberg, die Dornenkrönung, die Kreuzigung, die Auferstehung — Schilderungen voll ergreifenden Lebens. Endlich folgt die Himmelfahrt, und den Schluß bildet die Pfingstpredigt. — Die Bilder stammen nicht sämtlich aus gleicher Zeit. Einige, wie der Oelberg oder die Pfingstpredigt, sind schon früher entstanden. Andere, wie die Brotvermehrung oder die Berufung Petri, sind aus dem Ravensburger Zyklus in diese Zusammenstellung herübergenommen worden. So ergibt sich eine Verschiedenartigkeit der stilistischen Auffassung, die vor Eintönigkeit bewahrt und die Entwicklung des Fugelschen Talentes in prächtiger Weise überblicken läßt. Der Verlag der Joseph Köselschen Buchhandlung in Kempten verdient ganz besonders für die Qualität der farbigen Wiedergaben Anerkennung. Die reiche Farbenpracht, die geheimnisvollen Reize der Beleuchtung kommen ausgezeichnet zur Geltung. Was die Auffassung der Szenen betrifft, so ist sie bestimmt durch den Zweck; es sollten Schulbilder gegeben werden, die dem Verständnis der Kinder ohne Schwierigkeit zugänglich sind. Man darf zugeben, daß das aufs beste erreicht ist. Gleichzeitig wirken diese Fugelschen Bilder keineswegs etwa bloß gegenständlich, sondern sprechen das religiöse Empfinden eines jeden, ob Kind oder Erwachsener, in der Tiefe an. — Von diesen schönen Bibelbildern sind zwei Ausgaben veranstaltet, eine kleine für Kunstliebhaber und zur Verwendung beim katechetischen Unterricht in der Schule, eine große als Schulwandbilder. Man darf ihre Benutzung aus wärmster Ueberzeugung empfehlen.

Dr. Oskar Doering.

Der Ackersmann.

Durch harte Ackerschollen
Führ' ich den Pflug,
Und nähr' ich Weib und Kinder,
So ist's genug.

Ob Sonne oder Regen?
Das frag ich nicht,
Wenn nur kein Blitz und Hagel
Vom Himmel bricht!

Du wähnest stolze Rosse
Vor meinem Pflug?
O nein, zwei schmale Kühe
Sind gut genug.

Erst müssen Körner rollen
Ins Ackerland.
Dann harschen auch die Schwielen
An Fuss und Hand!

Und ist der Himmel gnädig,
Gibt's keine Not
Und Weib und Kinder haben
Ein ehrlich Brot.

Und muss ich einst von hinnen,
Dann guten Mut,
Ein Sterbkreuz in welken Händen,
So stirbt sich gut!

Karl Lindner.

Alt-Freiburg.

Bilder aus Freiburgs akademischer Vergangenheit.

Von Privatdozent Dr. E. Krebs.

Der Umzug der Freiburger hohen Schule aus ihrem alten Heim in das neue, verschwenderisch reiche Kollegienhaus, in welchem statt der gewohnten Putzflächen und Holzböden Marmor von Wänden und Fußbodenfließen schimmert, wo statt der alten „Wackenmauern" große Quadersteine ihre regelmäßigen Linien sehen lassen, und statt der alten mit zierlichem Stuckrelief versehenen Plafonds riesige Saaldecken mit mächtigen Ornamenten uns bedachen, dieser Umzug aus dem Bürgerhaus in den Palast hat mit einem Male die Augen weitester Kreise auf unsere Schwarzwaldstadt gelenkt. Mit höfischem Glanze und akademischer Begeisterung wurde der Umzug drei Tage lang gefeiert. Mit amtlichen, halbamtlichen und nichtamtlichen Festschriften wurde der historische Augenblick begleitet.

Die amtliche Festschrift von Privatdozent Dr. Fritz Vigener bringt in Albumumschlag 20 Autotypien und 16 Seiten Text über das alte und neue Kollegiengebäude. Ob allerdings die ausgewählten Ansichten nicht eines Tages den Herausgeber des „Kunstwartes" veranlassen werden, dieselben als „Beispiel und Gegenbeispiel" in der von ihm beliebten Art einander gegenüberzustellen, wagen wir nicht zu entscheiden. Jedenfalls wird ein Schatz des alten Heimes im neuen schmerzlich vermißt werden: der schattige, von alten Bäumen bedachte Binnenhof. Das halbamtliche „Festblatt", Sonderausgabe der akademischen Mitteilungen unter der verantwortlichen Leitung von Privatdozenten Dr. Veit Valentin, bringt in drei Nummern auf extrastarkem Papier insgesamt 96 Folioseiten mit prächtigen Abbildungen und Texten über das geistige, wissenschaftliche und studentische gesellige Leben an der alten Universität. Die nichtamtliche Festschrift trägt den Titel „111 Jahre akademischer Holzschnitzkunst, oder Freiburger Karzer- und Bankpoesie" und ist vom „ältesten Semester der Freiburger Studentenschaft" verfaßt, eine Umschreibung, hinter welcher sich ein durch seinen sprühenden Witz bekannter Rheinländer von sehr hoher (zwischen 30 und 40) Semesterzahl verbirgt.[1])

Was durch alle diese Festschriften hindurchgeht, ist der eine gemeinsame Grundton: „Alt-Freiburg, du sollst nicht vergessen sein!"

Und in der Tat, es war ein glücklicher Gedanke, einmal Alt-Freiburgs Traditionen vollständig zusammenzufassen und uns das Bild dieser plötzlich zu so riesenhaften Dimensionen angewachsenen, ehedem so stillen Hochschule von allen Seiten beleuchtet vor Augen zu stellen. Und da ergibt sich denn, daß die Freiburger Vergangenheit sich ruhig sehen lassen kann neben der Geschichte anderer, früher zu hoher Berühmtheit gelangten Hochschulen, und zwar nach der wissenschaftlichen wie nach der studentisch gemütlichen Seite hin.

Gewiß, wir haben hier Zeiten der Stille und der Unberühmtheit durchgemacht und die Hauptblüte der Universität datiert erst seit wenigen Jahrzehnten, — wenn man die der Mode unterworfene Hörerzahl als Maßstab nehmen will, sogar erst seit einem Jahrzehnt. Aber in allen Zeiten haben wir hier doch unter den Lehrern der Hochschule Männer gehabt, deren Name vorübergehend oder dauernd weit über deutsche Lande hin guten Klang gewonnen hat. Die drei Nummern des Festblattes bringen über

[1]) Vigener, Festschrift, mit 20 Autotypien, Verlag von Speyer & Kaerner, Freiburg u. Leipzig 1911. M 2.—. Valentin, Festblatt, reich illustriert, Folio, 96 Seiten, im selben Verlag, Einzelnummer à 80 Pf., vollständig in Ganzleinenmappe M 3.60. Holzschnitzkunst, auch eine Festschrift, Verlag der Caritas-Buchdruckerei Freiburg i. B., 50 Pf.

die Geschichte jeder der fünf Fakultäten interessante Beiträge, welche das Gesagte bestätigen. Bezüglich der theologischen Fakultät können wir uns kurz fassen. Die Namen Hirscher und Staudenmaier, Alban Stolz und Alzog, Constantin v. Schäzler und Adalbert Maier, Franz Xaver Kraus und Cornelius Krieg sind den Katholiken des gebildeten Deutschlands bekannt genug, um zu dokumentieren, daß die Fakultät, die sie ihr eigen nennen durfte, in der Theologiegeschichte des 19. Jahrhunderts nie mehr wird vergessen werden können. Aber auch die anderen Fakultäten haben ihre großen Gelehrten gehabt, und es möge dem Theologen verstattet sein, den Ruhmeskranz, der ihnen in den Festblättern von berufenen Händen gewunden wurde, weiteren Kreisen vorzulegen.

Da ist zunächst die juristische Fakultät, die sofort nach der Stiftung der Hochschule unter ihren deutschen Schwestern eine der ersten, wenn nicht die erste Stelle einnahm. Die tüchtigsten Lehrer, welche Deutschland um 1480 überhaupt für das römische Recht besaß, die Schwaben Knapp und Kraft, in Vereinigung mit mailändischen „Leihprofessoren", bereiteten den Boden, aus welchem dann zu Beginn des 16. Jahrhunderts die überragende Gestalt des größten Juristen seiner Zeit Ulrich Zasins heranwuchs. Was Zasins für die Reformationszeit gewesen, das war für die Aufklärungszeit in Freiburg der vielseitig gebildete Joseph Anton v. Riegger. Die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts lenkten dann ganz Deutschlands Augen auf den Freiburger Historiker und „Professor des Natur- und Vernunftrechtes" C. v. Rotteck, und in der Mitte des Jahrhunderts rief die erste Generalversammlung der deutschen Katholiken voll Begeisterung zu ihrem Präsidenten den Freiburger Kirchenrechtler Franz Joseph v. Buß aus. Im Kriegsjahr 1870/71 stand an der Spitze der Universität der jetzige Berliner Altmeister der Nationalökonomie Adolf Wagner, und seitdem waren eine ganze Reihe späterhin hier und anderswo zu Ehren gelangter tüchtiger Gelehrter dauernd oder vorübergehend Mitglieder der hiesigen rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät.

Nicht mit so glänzenden Namen kann für die ältere Zeit wenigstens die medizinische Fakultät aufwarten. Um so mehr aber stehen ihr Zelebritäten vor den Augen, wenn sie auf das abgelaufene neunzehnte Jahrhundert zurückblickt. Hier wirkte der innere Kliniker Karl Heinrich Baumgärtner (1824—1862), welcher schon vor Schwann bis zur Erkenntnis der tierischen Zelle gelangt war, und welcher in kritischen Fällen akuter Erkrankungen zum Entsetzen mancher Fachkollegen Medikationen anwandte, die damals unerhört, heute Gemeingut der gesamten medizinischen Welt geworden sind. Hier wirkte der praktische und an technischer Erfindungsgabe reiche A. Schinzinger, welcher sich durch Einführung mancher wichtiger neuer Handgriffe und Methoden einen dauernden Namen gemacht hat. In Freiburg führte Hegar die Gynäkologie aus ihrer früheren untergeordneten Stellung zu der ihr gebührenden Beachtung empor und wurde von unserer Hochschule aus der Lehrer einer wahrhaft internationalen Jüngerschaft. Auch die Augenheilkunde hat hier durch Manz gründliche Förderung erfahren und schließlich brauchen wir den Namen A. Kußmaul nur zu nennen, um jedem Arzt eine unvergeßliche Gestalt aus der deutschen Medizinerwelt verehrungswürdig vor die Seele zu stellen. Wenn heute der Freiburger anatomische Präparierboden der drittgrößte und vielleicht der besteingerichtetste in Deutschland ist, so ist dies gewiß zunächst das Verdienst der gegenwärtig an der Anatomie wirkenden Gelehrten Wiedersheim, Gaupp, Keibel und Fischer, aber vorbereitet wurde diese Blüte wesentlich durch das rastlose Arbeiten des alten Ecker, der neben anderen damals seltenen Untersuchungen besonders seine bahnbrechenden Forschungen über die für Psychiatrie und Anthropologie so wichtige individuelle Anlage der Hirnwindungen aufzuweisen hat.

Mit dem Ruhme der medizinischen Fakultät darf sich die jüngste unter den fünf Fakultäten die mathematisch-naturwissenschaftliche getrost messen. Noch bewahrt das Freiburger physikalische Institut das Fernrohr, mit welchem einst der zu ihrem Lehrkörper zählende Jesuit Scheiner die Sonnenflecken studierte. Noch bewahren die Nomenklaturen der Pflanzenwelt die Namen Perlebia, Spennera und aspidium Braunii, welche die Erinnerung an die Freiburger Botaniker Perleb, Spenner und Alexander Braun wach erhalten. Für die vergleichende Morphologie und Biologie wurde zum Klassiker Anton de Bary, welcher in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die botanische Lehrkanzel innehatte.

In der Chemie werden die Namen v. Babo und Adolf Claus, in der Physik der Name Müller-Pouillet nicht sobald aus der Erinnerung der Fachleute schwinden. Den Ruhm aller aber überstrahlt der Name unseres Altmeisters der Zoologie und Seniors des Freiburger Lehrkörpers: Exzellenz August Weismann. Dieser bedeutendste unter den gegenwärtig lebenden Entwicklungstheoretikern hat in seiner kurzen Ansprache beim Festakt zur Eröffnung des neuen Kollegienhauses nicht eingestimmt in den Chorus derjenigen akademischen Reden, welche fortwährend vom Schutz der Freiheit unserer Forschungen sprachen, als ob zurzeit sämtliche Wissenschaften in Gefahr wären, in ihrer Arbeit durch unfreiheitliche Dekrete gestört zu werden. Im wohltuenden Gegensatz hierzu betonte Weismann in seiner Dankrede an die Spender des Stiftungsfonds der Freiburger Wissenschaftlichen Gesellschaft, daß der Wissenschaft heute vorzugsweise komplizierte teure Apparate und somit große Gelder notwendig seien, weil nicht viele Lebensprobleme unserer modernen Forschungen durch so einfache und finanziell billige Untersuchungen gelöst werden können, wie es die Mendelschen Untersuchungen waren. Und nachdem er den Namen einmal genannt, widmete der große Zoologe dem bescheidenen Augustinermönch und seinen im Klostergarten angestellten Versuchen eine kurze dankbare Erinnerung, welche zur rechten Zeit wieder einmal dartat, wie wenig gerade die Naturwissenschaft gegenwärtig Grund hat, sich vor der Mitarbeit der Katholiken auf ihrem Gebiet zu fürchten. Weismann stand nicht an, die Entdeckung der Mendelschen Vererbungsgesetze als die Lösung eines der allerwichtigsten und allerschwierigsten Probleme der Biologie zu bezeichnen. Doch dies nur in Parenthese. Wir wollten von der Geschichte Alt-Freiburgs sprechen. Es erübrigt nur noch der Blick auf die philologische Fakultät.

Wie die juristische so darf auch die philologische Fakultät Karl v. Rotteck zu den Ihrigen zählen, denn bevor dieser in die Professur für „Natur- und Vernunftrecht" eintrat, hatte er zwanzig Jahre lang die Lehrkanzel der Geschichte inne. Damals schrieb er seine vielbändige „Weltgeschichte", welche mit dem Feuer einer glühenden Begeisterung die Ideale des damals jungen süddeutschen Liberalismus vortrug. Ein niemals dagewesener Erfolg war dem monumentalen Werke beschieden. In 100 000 Exemplaren soll es in ganz Deutschland Verbreitung gefunden haben. Neben Rottecks vulkanischer Natur wirkte der Dichter und Altphilologe Jacobi wie ein heiteres Sonnenlicht auf seine Zuhörer ein. Er war der erste Protestant im Freiburger Lehrkörper. Aber niemals hatte er Grund, über unfreundliche Aufnahme im Kreise der Kollegen zu klagen. Sein Haus bildete mitten im katholischen Freiburg den Mittelpunkt eines schöngeistigen Zirkels, der wie ein Nachklang aus der Zeit des Rokoko ins neunzehnte Jahrhundert hinüberdauerte. Unter den Nachfolgern Jacobis war die markanteste Persönlichkeit der durch seine Tacitusforschungen verdiente Anton Baumstark, der Vater der beiden bekannten Konvertiten, von denen einer als Dendrosthenes noch in aller Erinnerung lebt, und der Großvater des gegenwärtigen Leiters des Oriens Christianus, des bekannten Orientalisten Anton Baumstark in Achern. Unter den Historikern hat Heinrich Schreiber, nach seinem Austritt aus der katholischen Kirche und damit aus dem Lehramt, als Historiker der Stadt und Universität Freiburg sich große Verdienste erworben, indes Friedrich Gfrörer vom Protestantismus zur katholischen Kirche übertretend weithin bekannt wurde durch seine Geschichte Gregors VII. Drei Jahre hindurch, 1863—1866, gehörte auch Heinrich v. Treitschke der hiesigen philologischen Fakultät an und schon damals ließ die Macht seiner Rede die Aula zu klein werden für den Andrang der Zuhörer.

Ueberblickt man nur diese hervorragendsten Namen aus der Geschichte der Alt-Freiburger Universität — denen sich in der gegenwärtig lebenden Generation eine Reihe ebenbürtiger Männer an die Seite stellen — so muß man Alt-Freiburg das Recht zuerkennen, auf seine Vergangenheit stolz zu sein. Daß diese Vergangenheit auch an echtstudentischem Leben und Treiben reich und an Originalen unter Lehrern und Schülern und — Universitätsdienern nicht arm war, zeigen die verschiedenen „Erinnerungen aus meiner Studienzeit", welche in den Festblättern von Männern wie Erz. Reinhard, Oberst v. Chrismar, Stadtpfarrer Hansjakob, Geheimrat Schüle und anderen niedergelegt sind. Eine Fülle von Bildern voll köstlichen Humors, gemalt mit dem Pinsel innigster Dankbarkeit gegen die alte nun verlassene Albert-Ludwigs-Universität tritt uns hier entgegen. Die Unmittelbarkeit der Erinnerungen und Eindrücke, welche hier zu Worte kommen, bereitet den höchsten Genuß beim Lesen der drei Nummern des wertvollen „Festblattes". Auch geschichtliche Aufsätze über die Entstehung und das Wachstum der ältesten Freiburger Studentenkorporationen über die Beteiligung der Alt-Freiburger Studenten am politischen und kriegerischen Leben, über die Gerichtsbarkeit an der Universität und über das Studentenleben im Mittelalter, über alte Freiburger Kneipen usw. sind zwischen die schon erwähnten anderen Arbeiten eingestreut.

Aber das Originellste, was die Festschriftenbegeisterung hervorgebracht hat, sind die „111 Jahre akademischer Holzschnitzkunst" von dem eingangs erwähnten „ältesten Semester der Freiburger Studentenschaft". Mit köstlichem Witz beschreibt der Verfasser zunächst das „Quellenmaterial", die Bänke der Hörsäle in der Albert- und Bertholdstraße, die er von da ab als Kodex A und B zitiert. Dann zeichnet er mit feiner Psychologie die innere seelische Verfassung des Studenten, welcher trotz der vom Katheder strömenden Weisheit einem unabweisbaren Drange folgend zum „Holzschnitzer" wird. An die psychologische Schilderung reiht der Verfasser dann Proben dieser Holzschnitzkunst, Sinnsprüche wie den berühmten: „Das Leben ist ein Backsteinkäs, obwohl es stinkt genießt man es," — Sprüche über das Schlafen, welche sich in allergrößter Zahl in fast sämtlichen Hörsälen finden und deren stereotypster Ausdruck das oft wiederkehrende Wort ist: „Dormituri te salutant", — Sprüche über die Frauenfrage, welche zum Teil recht drastisch gelöst wird, fast immer im Sinne des „Mulier taceat in ecclesia", — Sprüche endlich des subjektiven Werturteils über Professoren, welches oft genug die gänzliche Unfähigkeit der Schreiber gerade in der Beurteilung unserer bedeutendsten Größen

bekundet. Unter den Karzerinschriften finden sich ganz besonders rührende Ergüsse, von denen wenigstens einer hier Erwähnung finden soll, in welchem sich der Verfasser dem Universitätsrichter Herrn Kapferer gegenüber höflichst dafür bedankt, daß er ihn, der an chronischer Schlaflosigkeit und fortgesetztem Durste gelitten, in dem Augenblick gerettet habe, als er zu verzweifeln anfing. Für sechs Tage wenigstens hat der gütige Bierrichter ihm seinen Schlaf wieder geschenkt.

Als im Juli dieses Sommers Geheimrat Aschoff die kleine Kommission zusammenrief, welche die Festschriften für die Einweihung des neuen Kollegienhauses vorbereiten sollte, da gab er als Programm aus: „Suchen Sie Freiburg seine Tradition zu retten oder besser: zu schaffen. Unsere alte Hochschule ist so plötzlich aus der Verborgenheit ihrer süddeutschen Ecke in die große Oeffentlichkeit des deutschen Gelehrten- und Studentenlebens getreten, daß für die weitaus überwiegende Mehrzahl der heute an ihr interessierten Kreise eine Tradition gar nicht besteht. Suchen Sie das, was an Ueberlieferungen und Erinnerungen vorhanden ist, zu sammeln, und legen Sie es beim Einzug in das neue Haus der jetzt lebenden Generation vor. Dann hat auch Freiburg seine Tradition, so gut wie seine Schwester Alt-Heidelberg."

„Schaffen Sie Freiburg seine Tradition!"

Wenn wir heute die Festschriften der Reihe nach durchgehen, so dürfen wir getrost sagen: Die von Geh.-Rat Aschoff gestellte Aufgabe ist gelöst. Von nun an hat auch Freiburg seine ruhm- und gemütreiche Tradition.

Münchener Kunst.

In der hessischen Stadt Groß-Steinheim bei Hanau fand vor kurzem die feierliche Enthüllung eines Friedensdenkmals statt. Ein aus demselben Orte gebürtiger Großkaufmann, Meyer-Gerngroß in Mannheim, ist der Stifter. Die Ausführung wurde dem Bildhauer Professor Georg Busch in München übertragen, dessen Sympathien schon von vornherein für das Unternehmen darum besonders lebhaft sein mußten, weil er aus Hanau gebürtig und in Groß-Steinheim aufgewachsen ist. Die dem Denkmale zugrunde liegende Idee ist die der Verherrlichung des inneren Friedens, der die Stadt wie das Land beglückt. Recht ein friedliches Bild bietet auch der Marktplatz dort, der von freundlichen altertümlichen Bürgerhäusern eingefaßt wird, und an dessen einer Seite, also mit Rücksicht auf die künstlerische Wirkung wie auf den Verkehr nicht im Mittelpunkte, jetzt das neue Denkmal aufgestellt ist. — Es erhebt sich auf einer Terrasse aus Groß-Steinheimer Basalt. Der viereckige, nach oben in lebendigen Linien verjüngte, mit Skulpturen geschmückte Sockel ist aus Muschelkalk. Obenauf steht die bronzene sinnbildliche Figur des Friedens, aufgefaßt als ein anmutiger Jüngling in leichtem Gewande. In der rechten Hand trägt er einen Oelzweig, während die Linke begrüßend erhoben ist. Die Figur besitzt die gewöhnliche Lebensgröße. Die Linienwirkung ist von allen Seiten frei und künstlerisch fein abgewogen. Die Figur steht auf einem Steinwürfel; die Ecken sind mit sinnbildlichen Füllhörnern geschmückt, die in glücklicher Weise zu dem unteren breiteren Teile des Sockels überleiten. Letzterer ist an drei Seiten mit Reliefs geschmückt. Das vordere besteht aus einer bronzenen Tafel mit dem Bildnisse des hessischen Großherzogs Ludwig I. Die Inschrift erinnert daran, daß jener Fürst dem Lande die konstitutionelle Verfassung gab. Hier sei noch dazugefügt, daß ihm, der von 1790 bis 1830 regierte, auch im Jahre 1806 die Aufhebung der Leibeigenschaft zu verdanken gewesen ist. Daß einem solchen Fürsten bei dieser Gelegenheit eine solche Huldigung zuteil wurde, war eine Tat der Dankbarkeit, die man besonders hoch anrechnen muß. Die Flächen rechts und links zeigen schöne steinerne Hochreliefs. Das eine stellt ein jugendliches Arbeiterehepaar dar, das sich seines Söhnleins erfreut. Diesem Relief, das die Bezeichnung „Familienglück" trägt, entspricht unterhalb der linken Hand der Friedensfigur ein zweites, der „Wohlstand". Wir sehen ihn in der Gestalt eines jugendlichen Landmannes verkörpert, der froh und stolz dasteht, weil im Frieden seines Fleißes reichster sichtbarer Segen gediehen ist. Korngarben und ein mit Früchten beladener Apfelbaum deuten das in schöner Stilisierung an. Die Rückseite des Sockels trägt die Widmungsinschrift. Die Gesamtwirkung des Denkmals, das bis zu einer Höhe von 5,30 Meter emporragt, ist eine solche, daß der Ort Groß-Steinheim daran eine wahrhafte Zierde gewonnen hat.

Martin Merx.

Heidelied.

Ueber die blühende Heide
Schritt ich im Abendwind.
Träume von Myrten und Seide
Mit mir gewandert sind,
Legten die jungfrohen Lieder
Tief mir ins Herz hinein —
Da, wo das Häuschen im Flieder
Kehrte ich selig ein.

Ueber die herbstliche Heide
Schreit' ich im Abendwind.
Träume von töllichem Leide
Raunt mir der rauschende Wind —
Flüstert die schmerzlichen Lieder
Vom versunkenen Mai —
Da, wo geblüt einst der Flieder
Gehe ich still vorbei.

Eugenie Taufkirch.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. In neuer Einstudierung erschien Aubers liebenswürdige, komische Oper: „Des Teufels Anteil". Die unverblaßten Reize der melodiösen Musik kamen durch die treffliche Wiedergabe zur vollen Geltung. Ganz besonders war es Frau Bosettis sanglich und darstellerisch vollkommene Gestaltung des Carlo Broschi, die den Abend zu einem höchst genußreichen machte. Wirks schöne Inszenierung fußte auf den Grundlagen der früheren Possarts. Die Battuta schwang ein homo novus, Herr Rosenhek. Der junge Künstler hat sich als Solorepetitor Verdienste erworben, und so war es hübsch von der Intendanz, ihm Gelegenheit zu geben, zu größeren Aufgaben vorzudringen. Man gewann die Ueberzeugung, daß Rosenhek ein Künstler von guter Zukunft ist. — Im Hofschauspiel nahm der Kleistzyklus mit „Penthesilea" seinen Fortgang. Fräulein Berndl und Herr Ulmer mühten sich mit Erfolg, den Gestalten des Dichters Leben zu verleihen und die Empfindungskontraste möglichst zu überbrücken, welche bei dieser herben Dichtung wohl immer bestehen bleiben. Das sehr sorgfältig einstudierte Stück wurde von dem sehr gut besuchten Haus mit Beifall aufgenommen.

Lustspielhaus. Mit August Strindbergs Trauerspiel „Der Vater" hatte die kleine Bühne einen künstlerischen Erfolg. Wenn wir die Stücke aus der verflossenen Periode des Naturalismus wiedersehen, so macht man trotz der Kürze der Zeit die Bemerkung, daß ihre Wirkung verblaßt ist. Strindbergs „Vater" jedoch packte mit der gleichen Kraft, wie vor anderthalb Jahrzehnten. Man kennt den Inhalt dieses vielbesprochenen Dramas. Wir sehen eine Frau ihren Mann langsam in den Wahnsinn treiben, um über ihr Kind selbst verfügen zu können. Man wird den Haß Strindbergs gegen das Weib, als „Todfeindin des Mannes" ablehnen, aber nimmt man die Voraussetzungen des Dichters als gegeben an, so wird man die eiserne Konsequenz im Handlungsverlaufe, die Plastik in der Schilderung der Charaktere bewundern müssen. Diese Kunst zeigt in ihrer Trostlosigkeit keinen Sonnenstrahl, und so bleibt sie eine Kunst für Kenner, die an der psychologisch feinen Knüpfung der Fäden ihre Freude haben. Diese artistischen Interessen fanden in der hervorragendsten Wiedergabe volle Befriedigung.

Wedekind als „Moralist". „Franziska, ein modernes Mysterium" nennt der Verfasser sein neues Werk. Wie bei vielen ihrer Vorgängerinnen, sind es schmutzige Pfade, die Franziska geht, und wir sehen stets kein Ziel, sondern nur ein Ende. Für mich ist wichtiger als das Problem Wedekind das Problem seines Publikums. Wieder muß ich mich fragen: was führt Mädchen, die noch nicht tausend Wochen zählen, Jünglinge von gleicher „Reife" zu Wedekind? Was veranlaßt sie, wie toll zu applaudieren? Man glaube nicht, daß ich Einzelerscheinungen verallgemeinere; die Jugend stellte ein Hauptkontingent der Besucher. Weite Kreise nehmen derartige Erscheinungen viel zu leicht. „Nichts ist gefährlicher, als ein allzu freies Gespräch, das einen strafbaren oder halbstrafbaren Zustand als einen gewöhnlichen, ja löblichen behandelt, und dahin gehört doch alles, was die eheliche Verbindung antastet." Diesen Satz schrieb kein Sittlichkeitsfanatiker, wie solche Herr Wedekind in seinem Drachen mit einem Hunde- und einem Schweinekopf symbolisiert, sondern Goethe (in den Wahlverwandtschaften). Wenn die jungen Leute hören, wie Franziska ihrer Mama erzählt, daß sie einen Mann verführt habe, weil sie ihrer Jungfräulichkeit satt sei, so muß dies einer ethischen Verwirrung unbedingt Vorschub leisten. Wenn man ferner hört, wie die jungen Damen lachen, wenn Franziska sagt, sie habe sich gegen eine Geburt versichern lassen, so ist dies einfach ein Skandal! Mag die eine oder die andere manches nicht verstanden haben und nur aus dummer Renommage mitlachen, so ändert dies nicht viel. Anderseits ist dies Publikum wieder recht bescheiden, denn Aussprüche wie: „Halt's Maul, alte Sau" riefen geradezu wiehernden Frohsinn hervor. Franziska schließt mit einem mephistophelischen Versicherungsagenten einen Pakt, weshalb sie ein weiblicher Faust genannt wird. Ihr Impresario läßt sie als männlichen Sänger auftreten, ja sie geht mit einem in sie verliebten Mädchen eine Ehe (?) ein, die für letzteres zur Verzweiflung führt. Später kommt Franziska noch in mancherlei Hände und schließlich zu einem Kinde (la recherche de la paternité est — impossible). Ein Dachauer Maler heiratet sie trotzalledem. Das Kind soll in der Liebe erzogen werden, der Liebe, die Franziska in ihrer Jugend durch elterlichen Unfrieden entbehren mußte. Man kann bei gutem Willen hier so etwas wie Moral herauslesen. In einem phantastischen Zwischenspiel werden Jesus und Helena einander gegenübergestellt. Es war die Stunde, in der jenes den Lesern durch die Tagespresse bekannte Erdbeben sich so heftig bemerkbar machte, daß die Aufmerksamkeit eine Weile abgezogen wurde; auch liest Herr Wedekind, wenn er Pathos braucht, besonders schlecht. Es ist mir somit nicht möglich, zu sagen, was der Autor mit dieser Szene bezweckte. Jedenfalls zeigt es den Mangel an Takt und Anstand, der eine der prominentesten Eigenschaften dieser „Dichtergröße" ist, in die Umgebung von Dirnen, Trotteln und Lumpen Christus redend einzuführen. Sollte es wirklich zur Aufführung dieses „Mysteriums", zu der sich merkwürdigerweise schon ein Theaterdirektor gefunden haben soll,

kommen, so wird die Zensur noch einige Striche mehr machen müssen. Da das erst heute erschienene Buch mir nicht zur Hand ist, vermag ich über manche Unklarheit nicht zu sagen, ob sie dem Autor oder nur seinem unvollkommenen Vortrag zuzuschreiben ist. Ich verzichte ferner darauf, eine Blütelese von Wedekinds derben Reden zu geben. Auf den Plätzen lag eine Druckschrift, in der erzählt wird, daß „alle großen Moralisten“ gegen den Unverstand zu kämpfen hatten, daß aber „die Zeit nun vorbei sei, die sich diesem Dichter und seinem neuen Geist verschloß.“ Das Papier ist geduldig, und das Publikum, so weit es urteilsfähig, ist es leider auch.

Aus den Konzertsälen. Hatte der Konzertverein in seinem ersten Abonnementskonzert Gustav Mahlers gedacht, so weihte er den zweiten Abend dem Gedächtnisse Felix Mottls. Von den Mottlschen Bearbeitungen hat man die drei Rameauschen Ballettstücke erst vor kürzerer Zeit hier hören können. Sie sind sehr reizvoll und liebenswürdig, wenn auch in der Modernisierung etwas weitgehend. Eine der bedeutendsten Uebertragungen Mottls ist diejenige der F-moll Phantasie von Schubert. Diese und die Bearbeitung des zweiten Brandenburgischen Konzertes von Bach fanden unter Löwes plastisch gestaltender Direktion gleich mustergültige Wiedergabe, wie die „Eroika“, die den Abend krönte. — Der Klavierabend von Wilhelm Backhaus, mit dem der Künstler sich vor einer Amerikafahrt von uns verabschiedete, bot wieder ganz außerordentliche künstlerische Genüsse. Der Pianist spielte Beethoven, Volkmann, Brahms, Chopin und Liszt mit einer Reife des Gestaltens und einer souveränen Technik, die des höchsten Lobes würdig ist.

Verschiedenes aus aller Welt. Eine in Oxyrhynchus in Egypten aufgefunden Papyrusrolle enthält ein bis jetzt unbekanntes Stück des Sophokles. Es ist ein Satyrspiel und handelt von den Taten des Hermes. — Das kgl. Schauspielhaus in Dresden soll unter dem Namen Albertheater in eine Aktiengesellschaft umgewandelt werden. — Geringen Erfolg hatte in Hamburg die Komödie: „Michel und Michael“ von Richard Dehmel. Der Lyriker zeigte, daß ihm die dramatische Technik durchaus fremd ist. Diskussionen über politische Fragen und banale Weisheit unterbrechen nach Berichten störend die Handlung. — „Don Juan,“ ein Trauerspiel von Martin Langen, gefiel in Berlin. Die Sprache des romantischen Stückes ist voller Schwung, weniger glücklich ist der Verfasser in der Charakterzeichnung seines Helden gewesen. — Der „Rosenkavalier“ von Richard Strauß ist nun auch in der Berliner Hofoper gegeben worden und hat eine glänzende Aufnahme gefunden.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der Verlauf der letzten Börsenwochen zeigt, dass die inneren Verhältnisse der Effektenmärkte, besonders in Berlin, doch nicht so einwandfrei gute sind. Der Grundton bleibt immerhin ein nervöser. Die Gründe, welche bislang eine bessere Tendenz und eine günstige Betrachtung der wirtschaftlichen Konjunktur vollauf rechtfertigten, gelten in ihrer Wirkung als erledigt. Vor allem macht sich wiederum die Auslandspolitik recht unliebsam bemerkbar. Die Gefahr eines Zusammenstosses zwischen Oesterreich und Italien wegen des Tripoliskrieges und die unabsehbaren Konsequenzen, welche den europäischen Frieden dadurch bedrohen, werden mehr und mehr beachtet. Die Börsen sind dadurch unruhiger geworden. Die immer wieder durchdringende optimistische Meinung des Kapitalistenpublikums zerschellt an der Kontermine der Börsen, und wechselnde Stimmungsbilder sind besonders in Berlin täglich zu beachten. Auch die Neuyorker Börse versagt wiederum. Es wird von dort gemeldet, dass die wie immer kurzatmige Hausse bald bedeutenden Kursabflauungen gewichen ist. Dabei ist keineswegs zu verkennen, dass die Entwicklung der Wirtschaftslage, vor allem in Deutschland, immer deutlichere Fortschritte macht. Besonders in der sogenannten Schwerindustrie sind äusserst befriedigende Berichte zu erwähnen. Der Geschäftsgang in diesen Sparten ist ein sehr reger, die Nachfrage nach den Fabrikaten lebhaft und die zugebilligten Preiserhöhungen für einzelne Eisensorten zeigen den andauernden Mehrbedarf bei grossen Umsätzen. Ueber die Produktion für Roheisen werden dabei Rekordziffern bekannt, und die andauernd gute Beschäftigung in der Baubranche lässt auch für die Zukunft günstige Aussichten für die Montanindustrie erhoffen. Auch für Kohle herrscht, im Gegensatz zu den früheren Monaten, andauernd grosser Absatz. Es bleibt zu hoffen, dass durch diese äusserst günstige Entwicklung der Montanindustrie auch die Fragen der Syndikatserneuerungen bald friedlich gelöst werden. Der offensichtliche Wagenmangel für Gütertransporte macht sich auch fernerhin besonders für die Kohlenlieferungen bemerkbar. Auch andere Branchen, wie Elektro-, chemische, Porzellan-, Maschinenfabrikation, Waffen-, Munitions- und Spiegelglasartikel können von guter Konjunktur berichten. Die Verhältnisse am Geldmarkt geben zurzeit keinerlei Anlass, Bedenken irgendwelcher Art zu haben. Die Ansprüche für Handel und Industrie sind zwar andauernd enorme. Auch die Auslandsstaaten, vornehmlich die kriegführenden Parteien, benötigen in Bälde grössere Beträge, und Millionenanleihen von Italien und der Türkei sind bereits als bevorstehend avisiert. Das Reich und Deutschlands heimische Staatskassen scheinen besondere Ansprüche an die offenen Märkte nicht zu stellen, wenigstens nicht in absehbarer Zeit. Die Steuereinnahmen an Reichsstempeln und anderen Abgaben sind günstige und übersteigen jene des Vorjahres um einen erheblichen Betrag. Die zuletzt publizierten statistischen Ziffern über Deutschlands Aussenhandel im Monat Oktober geben deutlich Zeugnis über das stetige Anwachsen unserer Handels- und Industriesphäre. — An der Berliner Börse war das allgemeine Interesse besonders den hochwertigen Industriewerten zugedacht. In erster Linie konnten dabei diejenigen Werte profitieren, die mit Ende des Jahres ihre Dividenden detachieren. Man rechnet mit guten Renteerträgnissen dieser Aktien. Sicherlich wird das Geschäftsjahr 1911 für manche Gesellschaften glänzend ausfallen. Bedingung hierfür bleibt eine beruhigtere Entwicklung der politischen Situation. Auch die Geldmarktverhältnisse bedürfen dringend einer vorsichtigen Behandlung. Tatsache bleibt, dass mit dem Nahen der Jahreswende die Anforderungen und der allgemeine Geldbedarf gewöhnlich enorme Ziffern erreichen. Die anormale politische Lage, das Bestreben aller Geldquellen, sich rechtzeitig und gründlich für alle Eventualitäten zu rüsten, werden sicherlich ein scharfes Anziehen der Geldsätze in Bälde bringen. Es bleibt den Börsen und den Finanzgrössen überlassen, beizeiten dieses Memento zu beachten und zu bedenken, dass unter Einwirkung von ähnlichen Störungen das Börsengebäude nicht wiederum in seinen Grundfesten erschüttert wird. Gefahren drohen ja den Börsen viele, und bei fortwährender Ausdehnung der ohnehin gespannten Effektenpositionen ist ein empfindlicher Rückschlag unausbleiblich. Ein günstig lautender Kabelbericht über die amerikanische Eisenindustrie konnte irgendwelche Wirkung nicht ausüben, da anderseits der persisch-russische Streitfall grosse Beachtung fand.

M. Weber.

Bayerische Handelsbank München. Herr Wilhelm Freiherr von Pechmann feierte am 15. November sein 25jähriges Dienstjubiläum. Seit 1898 der Direktion dieses Institutes angehörig, hat er sich um die Entwicklung und Erweiterung der Bank hervorragende Verdienste erworben. Diese Anerkennung ist ihm auch von allen Seiten entgegengebracht worden. Auch als Jurist, Autorität im Hypothekenbankwesen und auf vielen anderen Gebieten hat sich der Herr Jubilar weit über die bayerischen Grenzen hinaus einen ehrenden hervorragenden Namen gemacht.

M. W.

An die Freunde der „Allgemeinen Rundschau“

richten wir wiederholt die Bitte um Angabe von Interessenten, an welche Gratis-Probenummern versandt werden können.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Grimm Ludwig Emil, Erinnerungen aus meinem Leben. Herausgegeben von Prof. Ad. Stoll. ℳ 3 —, Geschenkband ℳ 4.—, Halbfranzband ℳ 5.—. (Leipzig, Hesse & Becker Verlag.)

Richter Ludwig, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Volksausgabe des Dürerbundes. Herausgegeben von H. Richter. ℳ 3 —. Geschenkband ℳ 4.—. Halbfranzband ℳ 5.—. (Leipzig, Hesse & Becker Verlag.)

Kügelgen Wilhelm von, Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Herausgegeben von Prof. Dr. Adolf Stern. ℳ 2.50. Geschenkband ℳ 3.—. Halbfranzband ℳ 5.—. (Leipzig, Hesse & Becker Verlag.)

Die Gesellschaft Jesu. Ihre Satzungen und ihre Erfolge. Von Moritz Meschler S. J. ℳ 1.50, geb. ℳ 2.—. (Freiburg, Herder.)

Jesus Christus. Apologetische Vorträge von Prof. Dr. Karl Braig, Prof. Dr. Gerhard Esser, Prof. Dr. Gottfried Hoberg, Prof. Dr. Corn. Krieg und Prof. Dr. Simon Weber. gr. 8° (VIII u. 582). ℳ 6.50, geb. ℳ 7.70. (Freiburg, Herder.)

Die Entwicklungstheorie im Lichte der Tatsachen von Karl Frank S. J. Mit 48 Abbildungen. (Ergänzungshefte zu den „Stimmen aus Maria-Laach". — 106.) gr. 8° (X u. 164). ℳ 3.—. (Freiburg, Herder.)

Protestantismus und Toleranz im 16. Jahrhundert. Von Nikolaus Paulus. gr. 8° (VIII u. 574). ℳ 5.40, geb. ℳ 6.40. (Freiburg Herder.)

Das neue Leben. Der Epheserbrief des heiligen Paulus in Homilien für denkende Christen von Dr. Franz Keller. 8° (VIII u. 110). ℳ 1.50, geb. ℳ 2.— (Freiburg, Herder.)

Mehr Freude. Von Bischof Dr. Paul Wilhelm v. Keppler. Neue Ausgabe. 54.—65. Tausend. Geb. ℳ 3.—, ℳ 5.50 u. ℳ 6.—. (Freiburg, Herder.)

Die heilige Katharina von Siena. Ein Zeitbild aus dem italienischen Mittelalter von Helene Riesch. 8° (VI u. 132). ℳ 1.80, geb. ℳ 2.50. (Freiburg, Herder.)

Das gewerbliche Lehrlingswesen in Deutschland seit dem Inkrafttreten des Handwerkergesetzes vom 26. Juli 1897 mit besonderer Berücksichtigung Badens. Von Dr. B. Jauch. gr. 8° (XII u. 228). ℳ 3.60. (Freiburg, Herder.)

Honoré Tournely und seine Stellung zum Jansenismus, Mit besonderer Berücksichtigung der Stellung der Sorbonne zum Jansenismus. Von Dr. theol. Joseph Hild. Freiburger theologische Studien, 5. Heft. gr. 8° (XX u. 188). ℳ 3.60. (Freiburg, Herder.)

Auf der Sonnenseite. Humoristische Erzählungen. Von Konrad Kümmel. 12°. (VI u. 320.) ℳ 1.80, geb, ℳ 2.30. (Freiburg, Herder.)

Der Sozialdemokrat hat das Wort! Die Sozialdemokratie beleuchtet durch die Aussprüche der Parteigenossen. Von Dr. Engelbert Käser. 8°. (XII u. 254.) ℳ 2.—, geb. ℳ 2.60. (Freiburg, Herder.)

Kölner Kirchen. Von Dr. Heribert Reiners. Mit 78 Abbildungen. Geh. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—. (Köln, Bachem.)

„Was das ewige Licht erzählt." Gedichte über das Allerheiligste Altarssakrament. Von Cordula Peregrina (C. Wöhler). ℳ 2.70. (Innsbruck, Fel. Rauch.)

Varia Pietatis Exercitia erga Sacratissimum Cor Jesu a Nicolao Nilles S. J. collecta. Cum brevi instructione de objecto Cultus Ss. Cordis paucisque additis denuo edita ab Angelo Barbaria S. J. 12° 111 Pag. 60 Pfg. (Innsbruck, Fel. Rauch.)

Annus liturgicus cum introductione in disciplinam liturgicam. Von Michaele Gatterer S. J. Brosch. ℳ 2.90, geb. ℳ 3.75 (Innsbruck, Fel. Rauch.)

Die Freiheit der Wissenschaft. Ein Gang durch das moderne Geistesleben. Von Prof Dr. Josef Donat. ℳ 4.—, geb. ℳ 4.95. (Innsbruck, Fel. Rauch.)

Frauenrecht und Frauenmacht. Ein zeitgemäßes Wort an alle Frauen von Maria Alice. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.)

Im Glanze der Hostie. Erzählungen für Erstkommunikanten und für andere. Von P. Urban Bigger, O. S. B. 168 S. 8°. ℳ 2.60 u. ℳ 3.—. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.)

Um sein Erbe. Kriminalroman von William Stelljes. 384 S. 8°. Brosch. ℳ 3.20, geb. ℳ 4.—. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.)

Die geheimnisvolle Bucklige. Kriminalroman von Annie Hruschka. 8°. Broschiert ℳ 2.80, gebunden ℳ 3.60. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.)

Die Einheit im katholischen deutschen Kirchenliede. 1. Bd. Advent-Weihnachten. Von Gustav Erlemann. ℳ 4.—. (Trier, Bantus-Verlag.)

Sonnenhöhen und Dämmertiefen. Ausgewählte Gedichte von Franz Jos. Zlatnik. (Baden-Baden, P. Weber.)

The German Centre Party by M. Erzberger. ℳ 1.50. (Amsterdam, Internationale Verlagsbuchhandlung „Messis".)

Der wahre und der falsche Freund. Schauspiel aus dem Arbeiterleben in einem Akt von M. Weitzenmiller. Höflings Vereins- und Dilettantentheater Nr. 21. 75 Pf., 5 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 3.50. — **Vereint.** Volksstück in drei Akten von Jean Dahmen. Höflings Vereins- und Dilettantentheater Nr. 22. ℳ 1,—. 8 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 7.—. — **Der verlorene Sohn.** Ein Schauspiel aus dem Handwerkerleben in drei Aufzügen von Alois Friedrich. Höflings Vereins- und Dilettantentheater Nr. 42. 75 Pf., 8 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 5.—. — **'s Christkindl.** Weihnachtshumoreske in zwei Akten von Dr. Peter Dörfler. Höflings Vereins- und Dilettantentheater Nr. 43. ℳ 1.25, 7 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 7.—. — **Später Frühling.** Volksschauspiel in fünf Aufzügen von Gebhard Treß. Höflings Vereins- und Dilettantentheater Nr. 46. ℳ 1.25, 8 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 8.—. (München, Theaterverlag Val. Höfling.)

Der Charakter. Ein Büchlein zur Aufmunterung von J. Guibert. Uebersetzt von P. Mod. Schaller. 8°. 112 S. geb. ℳ 2.—. (Würzburg, Wilhelm Ott (vorm. Etlingerscher) Verlag.)

Germanenstolz. Ein Buch für reine Sitt' und Art der Väter wider Schmutz und Schund. Von F. Weigl. 8°. 98 S. Brosch. ℳ 1.—, geb. ℳ 1.50. (Würzburg, Wilh. Ott, vorm. Etlingerscher Verlag.)

Leben des seligen Gabriele dell' Addolorata Possenti, Passionist. Frei nach dem ital. Originalwerk von P. Germano di S. Stanislao. 8°. 126 S. Brosch. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.50. (Würzburg, Wilh. Ott. vorm. Etlingerscher Verlag.)

Internationaler Hotelführer 1911/12. (Berlin, Karl Riesels Reisebureau.)

Ein Bonapartefeind. Von Johannes Dose. Abenteuer und Amouren, Fahrten und Fährlichkeiten des Oberstleutenant von Wahren. 2 Bde. Brosch. ℳ 7.50, geb. ℳ 9 —. (Leipzig. E. Ungleich.)

Abellino. Schauspiel in 5 Aufzügen nach Heinrich Zschokke für Schul- und Vereinsbühnen, bearbeitet von P. Frey. 12 Rollenexemplare mit Aufführungsrecht. ℳ 12.—. (Bregenz, J. N. Teutsch.)

Literarhistorische und biographische Aufsätze. Von Richard M. Meyer. 1. u. 2. Bd. Deutsche Bücherei Nr. 116/117, 118/119, à ℳ 1.—. (Berlin W 57, Verlag Deutsche Bücherei.)

Kleine Kirchengeschichte von Gerh. Mersch. ℳ 1.50. (Münster, Theissing.)

Charakterbildung. Von Dr. P. Gillet. Uebersetzt nach der 12. Auflage der französischen Neubearbeitung von P. Muszynski. 8°. 220 S. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.80. (Regensburg, Friedrich Pustet.)

Lehrbuch der Religion. Von W. Wilmers. Neu bearbeitet von J. Hontheim. 3. Bd: Von den Geboten. Brosch. ℳ 6.—, geb. ℳ 7.20. (Münster i. W., Aschendorff.)

Altfränkische Bilder. Illustr. kunsthistorischer Prachtkalender. XVIII. Jahrg. 1912. ℳ 1 —. (Würzburg, Kgl. Universitätsbuchdruckerei H. Stürtz.)

Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. Redigiert von Heinrich Heß Bd. XLII Jahrg. 1911. (München, Verlag des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins.)

Zitaten- und Sentenzenschatz der Weltliteratur. Nach Schlagworten geordnet und herausgegeben von Richard Zoozmann. ℳ 3.—, ℳ 4.— u. ℳ 5 —. (Leipzig, Hesse & Becker Verlag.)

Aus allen Zonen. Bilder aus den Missionen der Franziskaner in Vergangenheit und Gegenwart. Von P. A. Groeteken. Jedes Bändchen geh. 50 Pf., geb. 80 Pf. (Paulinus-Druckerei Trier.)

Naturstudien für jedermann. Heft 10: Wie finde ich mich am Himmel zurecht? Von Dr. J. Riem Heft 11: Werden und Vergehen im Weltall. Von Professor Dr. P. Gruner. à 20 Pf. (Godesberg-Bonn, Naturwissenschaftlicher Verlag.)

Grundriß der Wohnungsfrage und Wohnungspolitik. Von Dr. Eugen Jaeger. 8°. 160 S. Geb. ℳ 1.—. (M Gladbach. Volksvereins-Verlag G. m. b. H.)

Die geschichtliche Grundlage der bosnischen Agrarfrage. Von Dr. Ciro Truhelka. ℳ 1.—. (Sarajevo, Verlag d. „Sarajevoer Tagblatt.")

Stimmen aus dem Volksverein. Von Dr. A. Hättenschwiller. Heft V: Postulate zur Revision des schweizerischen Fabrikgesetzes von Prof. Dr. Jos. Beck. 49 Cts. (Luzern, Verlag des Schweiz. Vereins für gute Volkslektüre.)

Pädagogische Chronik. Rundschau über das Volksschulwesen des Jahres 1910. Von Rektor Joseph Schiffels. 1. Jahrg. Brosch. ℳ 6.—, geb. ℳ 7.—. (Arnsberg i. W., J. Stahl.)

Die Freude. Bd. I: Augustin Wibbelts Lebensbild. 60 Pf. (Warendorf i. W., J. Schnellsche Verlagsbuchhandlung.)

„Hört, ihr Herren und laßt euch sagen . . . ." Eine Erzählung aus Rheinhessen von Richard Knies. Brosch ℳ 1.—, geb. ℳ 1.50. (Berlin, Konrad W. Mecklenburg, vorm. Richterscher Verlag.)

Führer durch das höhere Unterrichtswesen in Deutschland mit besonderer Berücksichtigung der Alumnate. Von Prof. Dr. E. Horn. ℳ 2.80. (Berlin und München, R. Oldenbourg.)

„Reichskredit und weißer Stimmzettel bei Reichstagswahlen" von Ph. W. Düssel, 60 Pf. (Frankfurt a. M.-Süd, Mörfelder Landstr. 111.)

Auf dem engen Steg. Historisches Schauspiel von Hans Raithel. (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.)

Herrle und Hannile. Ein Strauß Dorfblüten von Hans Raithel. (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.)

Weggefährten von E. Faust & M. Thalau. 8°. 244 S. Kart. ℳ 2.80, geb. ℳ 3.60. (Verlag von Johs. Waitz in Darmstadt.)

Ein ideales Weihnachtsgeschenk für die studierenden Söhne und Töchter unserer Familien bildet ein Abonnement auf die äußerst gediegene, schöne Zeitschrift „Leuchtturm". Illustrierte Halbmonatsschrift. Herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner von Pet. Anheier, Konvikts-Direktor in Trier. Vierter Jahrgang. 768 S. Preis: Einfache Ausgabe M. 3.20, gebunden M. 4.20; feine Ausgabe M. 4.80, gebunden M. 5.80. „Leuchtturm" ist eine vornehme Zeitschrift für Studierende der Oberklassen des Gymnasiums und angehende Akademiker, die nicht so sehr die Erläuterung und Erweiterung der in der Schule behandelten Stoffe erstrebt, als vielmehr die verständnisvolle Einführung in die großen Fragen der Zeit auf allen Gebieten des Wissens. Religion und Philosophie, Literatur und Geschichte, Kunst und Technik, Naturwissenschaft und Handel, Kulturgeschichte und Belletristik zieht sie in den großen Kreis ihrer gediegenen Abhandlungen, die von Fachleuten in flottem und interessantem Stil geschrieben sind. Daneben laufen noch kleinere Erzählungen und Novellen, die wir zu dem Besten zählen dürfen, was für das reifere Alter geschrieben wurde. Die mit feinem Geschmack ausgewählten Kunstblätter und die erläuternden Aufsätze von W. Leblanc geben dem Ganzen eine auch ins Auge fallende edle Vornehmheit, die den Kunstsinn hebt und läutert. Die Abteilung „Funkenstation" am Ende jeden Heftes informiert kurz und klar über Neuerfindungen auf dem Gebiete der Technik, des Handels, der Kunst und aller Zweige menschlichen Forschens.

An die Vorstände der Vereine. Sie haben ihre Zugkraft noch nicht verloren, die Vorträge, illustriert und belebt durch Lichtbilder; darin sind sich alle Vorstände der Vereine klar. Wenn in den Vereinen sich eine gewisse Ermüdung zeigt, wenn die Versammlungen an Besuch zu wünschen übriglassen, versuchen wir es einmal mit einem interessanten Lichtbildervortrag und sicher, die Begeisterung wird sich wieder heben. Ja, Lichtbildervorträge! Dazu haben wir keine Mittel, unsere Vereinskasse zeigt ohnehin schon Ebbe! Keine Sorge! Die Lichtbildervorträge werden sogar ein Mittel werden, die Vereinskasse füllen zu helfen. Es ist heute ein Leichtes, solche Vorträge zu veranstalten. Verschiedene Privatinstitute, der kathol. Arbeiterverein, der Volksverein für das kathol. Deutschland, der Caritasverband, geben fertig ausgearbeitete Lichtbildervorträge und die notwendigen Bilder um ein sehr geringes Entgelt leihweise ab. Es handelt sich darum lediglich um die Beschaffung eines guten, zuverlässigen, handlichen und ohne Vorkenntnisse leicht und gefahrlos zu bedienenden Apparates. Wir können in dieser Hinsicht aufs beste die Apparate der Firma Max Mayer, Freiburg i. B., Bertholdstraße empfehlen. Die Firma hat sich durch ihre solide Geschäftsführung das Vertrauen der Vereinsvorstände, vorab aus dem geistlichen Stande, in ganz hervorragender Weise gewonnen. Dieses Jahr hat die Firma eine ganze Reihe neuer Verbesserungen, die die Leistungsfähigkeit wesentlich befördern, an ihren Projektionsapparaten angebracht. Trotz großer Konkurrenz ist der patentierte Azetylenapparat von Max Mayer noch immer weitaus der beste, der existiert. Auf ihn seien vor allem jene Vereinsvorstände aufmerksam gemacht, die kein elektrisches Licht zur Verfügung haben. Es ist ein Vergnügen, mit dem Apparat zu arbeiten; er erspart Aerger und Verdruß, arbeitet vollständig geruchlos und ist tatsächlich der einzige, der auch vollständig gefahrlos ist. Der Apparat hat noch den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß er auch zur Beleuchtung des Studierzimmers und zur Erzielung herrlicher Lichteffekte an Altären, Krippen usw., Theatern, lebenden Bildern verwendet werden kann. Jeder Vereinsleiter wird darum in seinem eigenen Interesse gut daran tun, sich die Preisliste obengenannter Firma kommen zu lassen, die genau Auskunft gibt über Apparate, Lichtquellen, Auffangschirme, Herstellung von Lichtbildern usw.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Verlagshandlung **Karl Ohlinger in Mergentheim a. Th.** bei. Der Verlag hat sich die besondere Aufgabe gestellt: Gediegene katholische Literatur bei bester Ausstattung zu möglichst billigen Preisen herzustellen, um dadurch wirklich praktische Arbeit zu leisten im Kampfe gegen literarische Schund- und moralische Schmutzliteratur. Daß es dem Verleger mit der Einhaltung seines Programms ernst ist, dafür liefern seine gediegenen Werke, seine Büchereien und Zeitschriften, mit welchen er den katholischen Büchermarkt beschickt, den besten Beweis. Deshalb bitten wir unsere verehrlichen Leser, dem beiliegenden Verlagsverzeichnis besondere Aufmerksamkeit schenken zu wollen.

Diesem Heft liegt ferner noch ein Prospekt der Firma **Dr. med. H. Schröder, G. m. b. H., Berlin 35** bei.

Für Weihnachten machen wir unsere geehrten Abonnenten aufmerksam auf ein allerliebstes Heftchen, welches auf 40 Seiten ein Verzeichnis der **schönsten Geschenkbücher** enthält. Durch die Abbildung der Prachtbände kann man leicht das richtige Buch herausfinden. Dasselbe wird gratis abgegeben und ist zu beziehen von der Alphonsus-Buchhandlung (A. Ostendorff), Münster i. W.

Günstige Offerte für die hochw. Geistlichkeit. Auf eine Anzeige der bekannten liturgischen Buchhandlung Th. Reischle (H. Sommer) in Nördlingen (Bayern) in vorliegendem Heft, in welcher die neuesten Ausgaben von Brevieren und Missalien zu wesentlich ermäßigten Preisen angeboten werden, machen wir den hochw. Klerus aufmerksam.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb. — Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile. b. Wiederholung. Rabatt Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 48. München, 2. Dezember 1911. VIII. Jahrgang.

Die bayerische Regierung auf dem Kriegspfade gegen das Zentrum.[1]

Vom Herausgeber.

Es kommt meistens anders, als man glaubt! Der von Dr. Casselmann feierlich proklamierte „Großblock aller Minderheitsparteien gegen das Zentrum" will nicht Wahrheit werden. Die neue Bayerische Reichspartei erläßt einen Aufruf, der sich gegen das Zentrum, aber zugleich mit der denkbar größten Schärfe gegen den Großblock erklärt. Die Konservativen haben das Liebeswerben Casselmanns, der den konservativen Führer Beck erst unlängst so blutig verhöhnt hatte, glatt abgelehnt. Auch — „die Landwirtebündler wollen nicht". So überschreibt die liberale „Augsb. Abendztg." (Nr. 325) einen Artikel, der zunächst die höchst verdrießliche doppelte Tatsache feststellt, daß in der Pfalz „der Bund der Landwirte beschlossen habe, bei der Landtagswahl nicht mit den übrigen Minderheitsparteien gegen das Zentrum, sondern mit dem Zentrum gegen diese zu marschieren", und daß „der Bund der Landwirte im rechtsrheinischen Bayern einen ähnlichen Beschluß gefaßt hat". Knirschend gesteht das liberale Beamtenevangelium:

„So scheint nunmehr die Hoffnung, daß es gelingen werde, eine geschlossene Phalanx der sämtlichen Minderheitsparteien in Bayern gegen das Zentrum zustande zu bringen, sehr gering geworden zu sein. Wenn man deshalb auch noch nicht an dem möglichen Siege über das Zentrum zu verzweifeln braucht, so darf man sich doch anderseits nicht verhehlen, daß die Sache der Minderheitsparteien durch dieses unglaubliche Verhalten der Landwirtebündler in hohem Maße gefährdet wird."

In unheilkündender Kassandrapose hält die „Abendzeitung" den Landwirtebündlern, deren Kurzsichtigkeit und Verblendung noch über ihren Eigennutz gehe, die „Verantwortung" vor Augen, die sie vor der Geschichte und vor dem bayerischen und deutschen Volke zu tragen haben, wenn das Zentrum am 5. Febr. wieder eine Mehrheit erlangt. Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Das liberale Blatt scheut auch vor diesem nicht zurück, indem es, die Flut seiner Tränen jäh zurückdrängend, resignierten Tones fortfährt:

„Mehr möchten wir heute nicht sagen, da vielleicht doch noch Hoffnung besteht, daß das letzte Wort in dieser Sache noch nicht gesprochen ist. Wir vermögen es nicht zu glauben, daß deutsche Männer in einem so eminent wichtigen Augenblick so schmählich versagen sollten."

Das Zentrum steht dieser Entwicklung gelassen, aber voll Zuversicht gegenüber. Das Zentrum wird den Kampf auch dann in Ehren bestehen, wenn er gegen eine geschlossene Phalanx aller anderen Parteien zu führen wäre. Die Waffengemeinschaft einiger Bauernbundgruppen, soweit sie ohnehin auf liberal-kirchenfeindlichem Boden stehen, ist den Liberalen von vornherein sicher. Dagegen scheint nicht einmal der Großblock mit der Sozialdemokratie in der erhofften Ausdehnung Wirklichkeit werden zu sollen. Die Sozialdemokraten haben bereits mehrere Haare in der Butter gefunden. Das sozialistische Organ in Hof, wo der Liberalismus von der Sozialdemokratie aufs schärfste bedrängt ist, machte zuerst die schwersten Bedenken geltend. Da bei den bayerischen Landtagswahlen die relative Mehrheit entscheidet, also Stichwahlen ausgeschlossen sind, sträubt sich die Sozialdemokratie gegen die Aussicht, „unter Hintansetzung ihrer eigenen Aktionstätigkeit gleich bei der Hauptwahl für einen Liberalen stimmen zu müssen, und das zu einer Zeit, wo die Wählermassen mehr denn je ins sozialdemokratische Lager abschwenken". Aber dieses Bedenken, welches durch das kolossale Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen und den blamablen Rückgang der Liberalen bei den soeben vollzogenen Gemeindewahlen in Nürnberg, München, Bayreuth usw. noch verstärkt wird, ist nicht das einzige. Das zitierte Hofer Blatt führt einem Artikel des „Berliner Tageblatt" gegenüber aus: „Das besagt also nichts anderes, als: ihr Sozialdemokraten sorgt dafür, daß recht viele liberale unsichere Kantonisten in den Landtag kommen; aber wir wissen nicht, ob auf Grund unseres Abkommens die liberalen Wähler im ersten Wahlgange für euch stimmen werden". Die sozialdemokratische „Münchener Post" (Nr. 269) bemerkt zu diesen Einwendungen trocken: „Diese Bedenken bestehen nicht nur in Hof" und schiebt im übrigen (Nr. 273) die Entscheidung über die verschiedenen Umstände und Erwägungen, von denen das Zusammengehen abhänge, auf eine möglichst lange Bank.

Jedenfalls soll erst das Ende der Reichstagswahlen nebst Stichwahlen abgewartet werden, bei denen die Sozialdemokraten den Liberalen noch einige ihrer wenigen bayerischen Mandate abnehmen wollen.

Es würde schließlich auch ein Schauspiel für Götter werden, wenn die Sozialdemokraten bei den Landtagswahlen für Kandidaten derjenigen Partei stimmen, die in der Kammer feierlich erklären ließ, daß auch nach ihrer Ueberzeugung ein Sozialdemokrat niemals Staatsbeamter werden dürfe, die den Eisenbahnern das Streikrecht unbedingt absprach und alsbald nach der Landtagsauflösung erklärte, die laut Behauptung der Minister von der Zentrumsmehrheit verletzte Verfassung müsse im Sinne der Stärkung der Parlamentesrechte grundlegend geändert werden; das sei eine der Hauptaufgaben der nächsten Zeit („Münchener Post", Nr. 273). Doch das mögen die Großblöckler unter sich ausmachen, denn daß sie sich schließlich trotzdem in irgendeiner Form zusammenfinden werden, darf als sicher gelten. Daran wird auch die Erklärung des in der nationalliberalen Partei sehr angesehenen Reichsrates Franz Buhl nichts ändern, der die Annahme einer Reichstagskandidatur in seinem pfälzischen Heimatbezirke Neustadt-Landau davon abhängig machte, „daß der im jenseitigen Bayern projektierte Großblock nicht auf die Pfalz ausgedehnt wird". „Denn", so schreibt Reichsrat Buhl, „ich halte, so sehr ich die Haltung des Zentrums bei den jüngsten Vorgängen in der bayerischen Kammer mißbillige, einen Zusammenschluß nationaler Parteien mit der Sozialdemokratie unter keinen Umständen für angängig. Ich zum mindesten würde mich außerstande sehen, bei einer solchen Parteilage den gebotenen Wahlkampf gegen die Sozialdemokratie durchzuführen". („Abendztg.", Nr. 322.)

Auf wie schwachen Füßen die in den ersten Tagen nach der Kammerauflösung so stolz und selbstbewußt in die Welt posaunten Wahlhoffnungen des Liberalismus stehen, ist

[1] Unter dem Titel „**Regierung und Staatsautorität in Bayern. Glossen zur Landtagsauflösung**" ist obenstehender Artikel und zugleich der im Titel verzeichnete Artikel des Heftes Nr. 47 im Verlage der „Allgemeinen Rundschau" als Sonderabdruck (**Broschüre** von 28 Seiten in gelbem Umschlag) erschienen. (Preis 30 Pfg.) Gegen Einsendung von 35 Pfg. in Marken erfolgt Frankosendung nach auswärts. **Der Reinertrag wird ungekürzt an die Wahlkasse des Zentrums abgeführt** (Zentralkasse der Landespartei). Ermäßigte Partiepreise können infolgedessen nicht gewährt werden. Bestellungen nimmt der **Verlag der „Allgemeinen Rundschau"** in **München**, Galeriestraße 35a, Gartenhaus, und das **Landessekretariat der Zentrumspartei** (Joseph Linhardt), **München**, Marsstraße 4/III (Telephon 6842) entgegen.

Ein ideales Weihnachtsgeschenk für die studierenden Söhne und Töchter unserer Familien bildet ein Abonnement auf die äußerst gediegene, schöne Zeitschrift „Leuchtturm". Illustrierte Halbmonatsschrift. Herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner von Pet. Anheier, Konvikts-Direktor in Trier. Vierter Jahrgang. 768 S. Preis: Einfache Ausgabe *M.* 3.20, gebunden *M.* 4.20; feine Ausgabe *M.* 4.80, gebunden *M.* 5.80. „Leuchtturm" ist eine vornehme Zeitschrift für Studierende der Oberklassen des Gymnasiums und angehende Akademiker, die nicht so sehr die Erläuterung und Erweiterung der in der Schule behandelten Stoffe erstrebt, als vielmehr die verständnisvolle Einführung in die großen Fragen der Zeit auf allen Gebieten des Wissens. Religion und Philosophie, Literatur und Geschichte, Kunst und Technik, Naturwissenschaft und Handel, Kulturgeschichte und Belletristik zieht sie in den großen Kreis ihrer gediegenen Abhandlungen, die von Fachleuten in flottem und interessantem Stil geschrieben sind. Daneben laufen noch kleinere Erzählungen und Novellen, die wir zu dem Besten zählen dürfen, was für das reifere Alter geschrieben wurde. Die mit feinem Geschmack ausgewählten Kunstblätter und die erläuternden Aufsätze von W. Leblanc geben dem Ganzen eine auch ins Auge fallende edle Vornehmheit, die den Kunstsinn hebt und läutert. Die Abteilung „Funkenstation" am Ende jeden Heftes informiert kurz und klar über Neuerfindungen auf dem Gebiete der Technik, des Handels, der Kunst und aller Zweige menschlichen Forschens.

An die Vorstände der Vereine. Sie haben ihre Zugkraft noch nicht verloren, die Vorträge, illustriert und belebt durch Lichtbilder; darin sind sich alle Vorstände der Vereine klar. Wenn in den Vereinen sich eine gewisse Ermüdung zeigt, wenn die Versammlungen an Besuch zu wünschen übriglassen, versuchen wir es einmal mit einem interessanten Lichtbildervortrag und sicher, die Begeisterung wird sich wieder heben. Ja, Lichtbildervorträge! Dazu haben wir keine Mittel, unsere Vereinskasse zeigt ohnehin schon Ebbe! Keine Sorge! Die Lichtbildervorträge werden sogar ein Mittel werden, die Vereinskasse füllen zu helfen. Es ist heute ein Leichtes, solche Vorträge zu veranstalten. Verschiedene Privatinstitute, der kathol. Arbeiterverein, der Volksverein für das kathol. Deutschland, der Caritasverband, geben fertig ausgearbeitete Lichtbildervorträge und die notwendigen Bilder um ein sehr geringes Entgelt leihweise ab. Es handelt sich darum lediglich um die Beschaffung eines guten, zuverlässigen, handlichen und ohne Vorkenntnisse leicht und gefahrlos zu bedienenden Apparates. Wir können in dieser Hinsicht aufs beste die Apparate der Firma Max Mayer, Freiburg i. B., Bertholdstraße empfehlen. Die Firma hat sich durch ihre solide Geschäftsführung das Vertrauen der Vereinsvorstände, vorab aus dem geistlichen Stande, in ganz hervorragender Weise gewonnen. Dieses Jahr hat die Firma eine ganze Reihe neuer Verbesserungen, die die Leistungsfähigkeit wesentlich befördern, an ihren Projektionsapparaten angebracht. Trotz großer Konkurrenz ist der patentierte Azetylenapparat von Max Mayer noch immer weitaus der beste, der existiert. Auf ihn seien vor allem jene Vereinsvorstände aufmerksam gemacht, die kein elektrisches Licht zur Verfügung haben. Es ist ein Vergnügen, mit dem Apparat zu arbeiten; er erspart Aerger und Verdruß, arbeitet vollständig geruchlos und ist tatsächlich der einzige, der auch vollständig gefahrlos ist. Der Apparat hat noch den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß er auch zur Beleuchtung des Studierzimmers und zur Erzielung herrlicher Lichteffekte an Altären, Krippen usw., Theatern, lebenden Bildern verwendet werden kann. Jeder Vereinsleiter wird darum in seinem eigenen Interesse gut daran tun, sich die Preisliste obengenannter Firma kommen zu lassen, die genau Auskunft gibt über Apparate, Lichtquellen, Auffangschirme, Herstellung von Lichtbildern usw.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Verlagshandlung **Karl Ohlinger in Mergentheim a. Th.** bei. Der Verlag hat sich die besondere Aufgabe gestellt: Gediegene katholische Literatur bei bester Ausstattung zu möglichst billigen Preisen herzustellen, um dadurch wirklich praktische Arbeit zu leisten im Kampfe gegen literarische Schund- und moralische Schmutzliteratur. Daß es dem Verleger mit der Einhaltung seines Programms ernst ist, dafür liefern seine gediegenen Werke, seine Büchereien und Zeitschriften, mit welchen er den katholischen Büchermarkt beschickt, den besten Beweis. Deshalb bitten wir unsere verehrlichen Leser, dem beiliegenden Verlagsverzeichnis besondere Aufmerksamkeit schenken zu wollen.

Diesem Heft liegt ferner noch ein Prospekt der Firma **Dr. med. H. Schröder, G. m. b. H., Berlin 35** bei.

Für Weihnachten machen wir unsere geehrten Abonnenten aufmerksam auf ein allerliebstes Heftchen, welches auf 40 Seiten ein Verzeichnis der **schönsten Geschenkbücher** enthält. Durch die Abbildung der Prachtbände kann man leicht das richtige Buch herausfinden. Dasselbe wird gratis abgegeben und ist zu beziehen von der Alphonsus-Buchhandlung (A. Ostendorff), Münster i. W.

Günstige Offerte für die hochw. Geistlichkeit. Auf eine Anzeige der bekannten liturgischen Buchhandlung Th. Reischle (H. Sommer) in Nördlingen (Bayern) in vorliegendem Heft, in welcher die neuesten Ausgaben von Brevieren und Missalien zu wesentlich ermäßigten Preisen angeboten werden, machen wir den hochw. Klerus aufmerksam.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl. 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gb.
Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 48. München, 2. Dezember 1911. VIII. Jahrgang.

Die bayerische Regierung auf dem Kriegspfade gegen das Zentrum.[1]

Vom Herausgeber.

Es kommt meistens anders, als man glaubt! Der von Dr. Casselmann feierlich proklamierte „Großblock aller Minderheitsparteien gegen das Zentrum“ will nicht Wahrheit werden. Die neue Bayerische Reichspartei erläßt einen Aufruf, der sich gegen das Zentrum, aber zugleich mit der denkbar größten Schärfe gegen den Großblock erklärt. Die Konservativen haben das Liebeswerben Casselmanns, der den konservativen Führer Beckh erst unlängst so blutig verhöhnt hatte, glatt abgelehnt. Auch — „die Landwirtebündler wollen nicht“. So überschreibt die liberale „Augsb. Abendztg.“ (Nr. 325) einen Artikel, der zunächst die höchst verdrießliche doppelte Tatsache feststellt, daß in der Pfalz „der Bund der Landwirte beschlossen habe, bei der Landtagswahl nicht mit den übrigen Minderheitsparteien gegen das Zentrum, sondern mit dem Zentrum gegen diese zu marschieren“, und daß „der Bund der Landwirte im rechtsrheinischen Bayern einen ähnlichen Beschluß gefaßt hat“. Knirschend gesteht das liberale Beamtenevangelium:

„So scheint nunmehr die Hoffnung, daß es gelingen werde, eine geschlossene Phalanx der sämtlichen Minderheitsparteien in Bayern gegen das Zentrum zustande zu bringen, sehr gering geworden zu sein. Wenn man deshalb auch noch nicht an dem möglichen Siege über das Zentrum zu verzweifeln braucht, so darf man sich doch anderseits nicht verhehlen, daß die Sache der Minderheitsparteien durch dieses unglaubliche Verhalten der Landwirtebündler in hohem Maße gefährdet wird.“

In unheilkündender Kassandrapose hält die „Abendzeitung“ den Landwirtebündlern, deren Kurzsichtigkeit und Verblendung noch über ihren Eigennutz gehe, die „Verantwortung“ vor Augen, die sie vor der Geschichte und vor dem bayerischen und deutschen Volke zu tragen haben, wenn das Zentrum am 5. Febr. wieder eine Mehrheit erlangt. Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Das liberale Blatt scheut auch vor diesem nicht zurück, indem es, die Flut seiner Tränen jäh zurückdrängend, resignierten Tones fortfährt:

„Mehr möchten wir heute nicht sagen, da vielleicht doch noch Hoffnung besteht, daß das letzte Wort in dieser Sache noch nicht gesprochen ist. Wir vermögen es nicht zu glauben, daß deutsche Männer in einem so eminent wichtigen Augenblick so schmählich versagen sollten.“

Das Zentrum steht dieser Entwicklung gelassen, aber voll Zuversicht gegenüber. Das Zentrum wird den Kampf auch dann in Ehren bestehen, wenn er gegen eine geschlossene Phalanx aller anderen Parteien zu führen wäre. Die Waffengemeinschaft einiger Bauernbundgruppen, soweit sie ohnehin auf liberal-kirchenfeindlichem Boden stehen, ist den Liberalen von vornherein sicher. Dagegen scheint nicht einmal der Großblock mit der Sozialdemokratie in der erhofften Ausdehnung Wirklichkeit werden zu sollen. Die Sozialdemokraten haben bereits mehrere Haare in der Butter gefunden. Das sozialistische Organ in Hof, wo der Liberalismus von der Sozialdemokratie aufs schärfste bedrängt ist, machte zuerst die schwersten Bedenken geltend. Da bei den bayerischen Landtagswahlen die relative Mehrheit entscheidet, also Stichwahlen ausgeschlossen sind, sträubt sich die Sozialdemokratie gegen die Aussicht, „unter Hintansetzung ihrer eigenen Aktionstätigkeit gleich bei der Hauptwahl für einen Liberalen stimmen zu müssen, und das zu einer Zeit, wo die Wählermassen mehr denn je ins sozialdemokratische Lager abschwenken“. Aber dieses Bedenken, welches durch das kolossale Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen und den blamablen Rückgang der Liberalen bei den soeben vollzogenen Gemeindewahlen in Nürnberg, München, Bayreuth usw. noch verstärkt wird, ist nicht das einzige. Das zitierte Hofer Blatt führt einem Artikel des „Berliner Tageblatt“ gegenüber aus: „Das besagt also nichts anderes, als: ihr Sozialdemokraten sorgt dafür, daß recht viele liberale unsichere Kantonisten in den Landtag kommen; aber wir wissen nicht, ob auf Grund unseres Abkommens die liberalen Wähler im ersten Wahlgange für euch stimmen werden“. Die sozialdemokratische „Münchener Post“ (Nr. 269) bemerkt zu diesen Einwendungen trocken: „Diese Bedenken bestehen nicht nur in Hof“ und schiebt im übrigen (Nr. 273) die Entscheidung über die verschiedenen Umstände und Erwägungen, von denen das Zusammengehen abhänge, auf eine möglichst lange Bank.

Jedenfalls soll erst das Ende der Reichstagswahlen nebst Stichwahlen abgewartet werden, bei denen die Sozialdemokraten den Liberalen noch einige ihrer wenigen bayerischen Mandate abnehmen wollen.

Es würde schließlich auch ein Schauspiel für Götter werden, wenn die Sozialdemokraten bei den Landtagswahlen für Kandidaten derjenigen Partei stimmen, die in der Kammer feierlich erklären ließ, daß auch nach ihrer Ueberzeugung ein Sozialdemokrat niemals Staatsbeamter werden dürfe, die den Eisenbahnern das Streikrecht unbedingt absprach und alsbald nach der Landtagsauflösung erklärte, die laut Behauptung der Minister von der Zentrumsmehrheit verletzte Verfassung müsse im Sinne der Stärkung der Parlamentesrechte grundlegend geändert werden; das sei eine der Hauptaufgaben der nächsten Zeit („Münchener Post“, Nr. 273). Doch das mögen die Großblöckler unter sich ausmachen, denn daß sie sich schließlich trotzdem in irgendeiner Form zusammenfinden werden, darf als sicher gelten. Daran wird auch die Erklärung des in der nationalliberalen Partei sehr angesehenen Reichsrates Franz Buhl nichts ändern, der die Annahme einer Reichstagskandidatur in seinem pfälzischen Heimatbezirke Neustadt-Landau davon abhängig machte, „daß der im jenseitigen Bayern projektierte Großblock nicht auf die Pfalz ausgedehnt wird“. „Denn“, so schreibt Reichsrat Buhl, „ich halte, so sehr ich die Haltung des Zentrums bei den jüngsten Vorgängen in der bayerischen Kammer mißbillige, einen Zusammenschluß nationaler Parteien mit der Sozialdemokratie unter keinen Umständen für angängig. Ich zum mindesten würde mich außerstande sehen, bei einer solchen Parteilage den gebotenen Wahlkampf gegen die Sozialdemokratie durchzuführen“. („Abendztg.“, Nr. 322.)

Auf wie schwachen Füßen die in den ersten Tagen nach der Kammerauflösung so stolz und selbstbewußt in die Welt posaunten Wahlhoffnungen des Liberalismus stehen, ist

[1] Unter dem Titel „**Regierung und Staatsautorität in Bayern.** Glossen zur Landtagsauflösung“ ist obenstehender Artikel und zugleich der im Titel verzeichnete Artikel des Heftes Nr. 47 im Verlage der „Allgemeinen Rundschau“ als Sonderabdruck (**Broschüre** von 28 Seiten in gelbem Umschlag) erschienen. (Preis 30 Pfg.) Gegen Einsendung von 35 Pfg. in Marken erfolgt Frankosendung nach auswärts. **Der Reinertrag wird ungekürzt an die Wahlkasse des Zentrums abgeführt** (Zentralkasse der Landespartei). Ermäßigte Partiepreise können infolgedessen nicht gewährt werden. Bestellungen nimmt der **Verlag der „Allgemeinen Rundschau“** in **München**, Galeriestraße 35a, Gartenhaus, und das **Landessekretariat der Zentrumspartei** (Joseph Linhardt), **München**, Marsstraße 4/III (Telephon 6842) entgegen.

nur zu bald offenbar geworden. Das oben bereits mehrfach erwähnte Organ der liberalen Bureaukratie feuerte die Regierung zu einer systematischen Einmischung in den Wahlkampf an. Die Regierung wurde aufgefordert, zunächst „in einer Kundgebung an das Volk offen und unzweideutig auszusprechen, warum mit der bisherigen Mehrheit nicht regiert werden konnte, und was sie — die Regierung — vom Volke erwartet." Diesem „Verlangen" der „Augsburger Abdzeitung" (Nr. 320) wurde wenigstens in bezug auf den ersten Punkt mit einer Promptheit entsprochen, die fast die Vermutung einer bestellten Arbeit nahelegen könnte.

Am 23. November veröffentlichte die offiziöse „Korrespondenz Hofmann" eine längere Erklärung, die von der liberalen Presse landauf und landab als „Eine Regierungskundgebung zur Landtagswahl" zu größter Bedeutung aufgebauscht wurde. Mit ruhigem Schmunzeln nahm die Tagespresse der Zentrumspartei diese Kraftanstrengung eines Ministeriums entgegen, das sich doch hoffentlich nicht einreden wird, daß seine Meinungsäußerungen im Volke als unfehlbares Evangelium angestaunt und kritiklos hingenommen werden. Die liberale Presse hatte diese Kundgebung „verlangt", weil die Zentrumspresse und die Zentrumsredner in den Versammlungen ihren Wählern die Wahrheit und den vollen Sachverhalt verschwiegen haben sollten. Nun ist aber in der Erklärung des Ministeriums kein einziges Argument enthalten, das in der Zentrumspresse nicht schon in extenso behandelt und widerlegt worden wäre. Die Erklärungen des Abgeordneten Dr. Pichler im Finanzausschuß und des Abgeordneten Lerno im Plenum sind in einzelnen Blättern dreimal und viermal wiederholt worden, wobei immer wieder darauf hingewiesen werden mußte, daß Dr. Pichler namens seiner Parteifreunde die weitere Verhandlung mit dem Verkehrsminister nicht schlechthin und unbedingt abgelehnt, sondern die von der liberalen Presse tendenziös und geflissentlich unterschlagenen Worte „zurzeit" beigefügt hatte, eine Einschränkung, welche der Fraktionsvorsitzende Lerno im Plenum bestätigte. Das Zentrum erwartete vom Verkehrsminister oder vom Ministerpräsidenten eine die beleidigte Kammermehrheit befriedigende Erklärung. In ähnlicher Lage hat im Jahre 1882 der liberale Finanzminister von Riedel auf die Aufforderung des mit „parlamentarischen Konsequenzen" drohenden Freiherrn von Stauffenberg der liberalen Fraktion ohne weiteres Satisfaktion gegeben, ohne daß dadurch der geringste Schatten auf ihn gefallen wäre. Wenn aber die heute Seite an Seite mit den Liberalen auftretenden Minister gleich diesen immer noch leugnen wollen, daß das Zentrum durch den Verkehrsminister gekränkt war, so braucht man sich bloß auf das in den heutigen Großblockzeiten gewiß beweiskräftige Zeugnis der sozialdemokratischen „Münchener Post" (Nr. 261) zu berufen, die bereits am 9. November, unter dem unmittelbaren Eindruck des Zwischenfalles in der Kammer und trotz schmutzigster Beschimpfung des Zentrums, gleichwohl zugeben mußte, der Verkehrsminister habe „einen Herrenstandpunkt hervorgekehrt, den das Parlament nicht dulden kann."

Hätte die Regierung von vorneherein in der Erklärung Dr. Pichlers das erblickt, was nachträglich hineininterpretiert worden ist, nämlich eine Verletzung der Verfassung, so hätte sie sich nicht auf tagelange Verhandlungen einlassen dürfen, die doch nur den Zweck haben konnten, einen vermittelnden Weg zu finden. Wer auch nur den Versuch macht, einen Ministerkollegen zu einem gewissen Einlenken zu bewegen, kann nicht hinterher behaupten, ein Einlenken sei von vornherein unmöglich, eine „unerfüllbare Bedingung" gewesen. Daß die Kammer nicht das Recht haben sollte, die Beratung eines bestimmten Etats oder Etatpostens auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben, ist eine gänzlich unhaltbare Theorie. Die Kammermehrheit hatte ja das viel weiter gehende Recht, Etatsforderungen des Ministers einfach abzulehnen. Von diesem Rechte machte sie zunächst keinen Gebrauch, weil sie der Regierung Zeit zu einer Applanierung der entstandenen Schwierigkeiten lassen wollte. Der von den Liberalen und von der Regierung oft und gerne zitierte Staatsrechtslehrer Seydel sagt ausdrücklich, daß die Kammern zwar aus eigener Macht ihre Tätigkeit nicht einstellen, aber „ein tatsächliches Aussetzen der Arbeit herbeiführen können, da sie in der Bestimmung des Zeitpunktes ihrer Sitzungen unbeschränkt sind." (Bd. I, S. 454).

Im höchsten Grade unzulässig ist der Versuch der Regierungserklärung, eine auf die schwere Anklage der Verfassungsverletzung zugespitzte Beweisführung in Form einer advokatischen Digression mit einem Hinweis auf „die Presse" zu beschweren. Es heißt nämlich in der Regierungserklärung, die Kammermehrheit habe dem Verkehrsminister gegenüber — „wie sich die Presse ausdrückte, vom Hausrechte des Landtags Gebrauch gemacht". Ein solches Recht stehe dem Landtage gegenüber einem Minister nicht zu. Die Regierung hat es in der jetzt versuchten Beweisführung lediglich und allein mit der Landtagsmehrheit, der Zentrumsfraktion und ihren offiziellen Wortführern zu tun. Nur was diese erklärt haben, ist beweiskräftig, und es geht absolut nicht an, eine verunglückte Wendung, die weder Abg. Dr. Pichler noch Abg. Lerno sich angeeignet haben, noch aneignen würden, offiziell als Belastungsmoment gegen die Kammermehrheit heranzuziehen.

Die Regierungserklärung verschwendet auch viele Worte, um bezüglich der Veröffentlichung des Handschreibens des Prinzregenten an das Staatsministerium (gegen die Rücksichtnahme auf seine Person) „den Sachverhalt klarzustellen". Dabei werden aber lediglich offene Türen eingestoßen. Der einzige Punkt, gegen den von Anfang an die Kritik der Zentrumspresse und der Zentrumsführer mit aller Schärfe eingesetzt hatte, die private Veröffentlichung des Handschreibens in verstümmelter, tendenziös entstellter Form durch die liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten", bleibt unberührt und unaufgeklärt. Der bezügliche Passus der Regierungserklärung hätte also völlig unterbleiben können, wenn nicht — was in Anbetracht notorischer „Beziehungen" schwer zu glauben ist — die bewußte Absicht bestanden hat, den „Münchner Neuesten Nachrichten" in doppelter Form eine scharfe Rüge zu erteilen. Eine solche Zurechtweisung ist aber implicite in den Ausführungen der Erklärung enthalten. Denn die „Erörterungen in der Presse" (ob nicht Rücksichten auf den Gesundheitszustand des Prinzregenten die Regierung in ihren Entschließungen beengen könnten), Erörterungen, welche, wie die Regierungserklärung sich ausdrückt, „Seine Kgl. Hoheit peinlich berühren mußten", sind einzig und allein von den „Münchner Neuesten Nachrichten" angeschnitten worden.[2] Und wenn es zum Schlusse heißt, „daß die Veröffentlichung vor der Entscheidung leicht zu einer Deutung hätte führen können, die den allerhöchsten Absichten nicht entsprochen haben würde," so trifft auch dieser Vorwurf nur die „Münchner Neuesten Nachrichten", welche durch ihre vorzeitige Veröffentlichung jene Deutung direkt provozierten.

Nachdem jetzt im Zeichen des Großblocks unter Führung Dr. Casselmanns eine Wahlhetze von beispielloser Heftigkeit entfesselt ist, unternimmt die Regierung einen vergeblichen Versuch, sich von einer Verantwortung für die parteipolitischen Folgen gänzlich loszuschrauben. Man versichert: „Von irgendeiner politischen Parteiströmung war die Staatsregierung bei ihrer Entscheidung in keiner Weise beeinflußt; ebensowenig kommt eine Aenderung der grundsätzlichen Stellung der Staatsregierung zu den einzelnen Parteien in Frage." In den Organen und in den Wahlagitationsreden derjenigen Partei und Presse, die sich rühmen, Vollzieher des ausdrücklichen Willens der Regierung und des Regenten zu sein, hat man's anders gelesen und wird es — trotz Regierungserklärung — auch künftig anders lesen. Umsonst hat sich das Ministerium nicht unter den besonderen Schutz der liberalen Partei und Presse begeben, die sich jetzt nicht ohne weiteres beiseite schieben und verleugnen lassen werden.

Die liberale Presse gibt sich daher auch mit der vorliegenden Erklärung noch keineswegs zufrieden. Die „Augsburger Abendzeitung" hatte von vornherein mehr „verlangt". Die Regierung sollte in einer Kundgebung an das Volk auch „offen und unzweideutig aussprechen": „was sie vom Volke erwartet." (Vgl. S. 20). Also eine direkte Wahlbeeinflussung wurde gefordert. Nachdem dieser heiße Wunsch unerfüllt geblieben ist, macht das erwähnte Organ (Nr. 327) gar kein Hehl mehr daraus, daß es auch mit dem Inhalte des wirklich Gebotenen nichts weniger als zufrieden ist. Die Erklärung habe, so heißt es in der „Augsburger Abendzeitung", „vielleicht

---

[2]) Am **9. November** war in den „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 525) wörtlich zu lesen: „Wenn der Ministerrat willenskräftig und — das ist die Hauptsache — geschlossen auftritt, hat er auch in Wahrung der Staatsautorität die Krone hinter sich. Es wäre ein verwerfliches Spiel, die Schwäche des eigenen Willens in das Befinden des Regenten zu verlegen". Und am **10. November** richtete der Prinzregent das bekannte Handschreiben an das Gesamtministerium, welches mit dem Satze beginnt: „Aus der Presse entnehme ich, daß vielfach die Auffassung herrscht, das Staatsministerium sei in seinen Maßnahmen mitunter durch die Rücksichtnahme auf Meine Person behindert". Der Zusammenhang ist sonnenklar! Man hatte dem greisen Regenten die zitierte Nummer der „Münchner Neuesten Nachrichten" vorgelegt.

den Fehler, daß sie nicht populär genug gehalten ist, und daß sie sich stellenweise in Allgemeinheiten verliert". Diese vom „liberalen Beamtenevangelium" an einer Arbeit der befreundeten Staatsbureaukratie geübte Kritik ist nicht ohne Reiz. Und doch sollte nach dem Verlangen desselben Blattes diese „Kundgebung" allenthalben im Lande, selbst in den entlegensten Dörfern, durch öffentlichen Anschlag bekanntgemacht werden. Nun, die bayerische Staatsregierung wird wohl selbst schon herausgefühlt haben, daß sie mit dieser „Kundgebung" auf die Zentrumswählerschaft nicht den mindesten Eindruck machen wird.

Die bayerische Staatsregierung gibt sich wohl auch keiner Illusion darüber hin, daß Kundgebungen des heutigen Ministeriums im bayerischen Volke überhaupt nicht mit der Ehrfurcht entgegengenommen werden, die man erwarten könnte, wenn dieses Ministerium sich jemals zur rechten Zeit als „starke Hand" und „Staatsautorität" gegenüber jedermann, nicht bloß gegenüber den Zentrumsheloten und etwa den christlichen Eisenbahnern und Postlern, bewährt hätte. Sollen wir daran erinnern, wie ein heute von Ministern und von Organen der Geheimkanzlei sehr bevorzugtes Münchener liberales Blatt wiederholt im Laufe der Jahre bald mit einzelnen Ministern, insbesondere mit dem Kultusminister, bald mit dem gesamten Ministerium umgesprungen ist, wenn es galt, dasselbe zu großen Entgegenkommens gegen die Mehrheitspartei im Landtage anzuklagen? Und was haben gewisse liberale Führer sich im Landtage gegen ihnen zeitweilig mißliebige Minister herausgenommen?

Es ist noch nicht zwei Jahre her, daß der heutige Generalissimus der unter dem Banner des Großblocks kämpfenden Regierungsschutztruppe, Dr. Casselmann, dem Ministerpräsidenten von Podewils ein solches Uebermaß von parlamentarischen Derbheiten ins Gesicht schleuderte, daß der Minister in hellem Zorn mit der Faust auf den Tisch schlug, um sich eine solche Behandlung zu verbitten. Derselbe Dr. Casselmann, der am 22. November, also am Tage vor der Veröffentlichung der oben erörterten Regierungskundgebung und acht Tage nach seiner fanatisierenden Großblockrede im Münchener Kindlkeller — wie der Hofbericht gleichzeitig mit jener Kundgebung meldete — zur Hoftafel eingeladen war. Selbstverständlich nicht in seiner Eigenschaft als Politiker, sondern als „Oberbürgermeister von Bayreuth." Nachträglich wurde dieser Zufall durch den Hofbericht dahin erläutert, daß Dr. Casselmann als Mitglied des Preisgerichts für den in Bayreuth zu errichtenden Wittelsbacher Brunnen zur Hoftafel zugezogen worden sei. Glaubt die Geheimkanzlei wirklich, daß das „Volk" mit seinem hausbackenen gesunden Menschenverstande sich durch solche Erläuterungen auch nur im mindesten imponieren lassen werde?

Hätte es sich zu irgend einer Zeit um den Inhaber irgend einer Charge gehandelt, der „zufällig" Zentrumsführer gewesen wäre und acht Tage zuvor mit glühendem Kopf eine flammende Rede zur Niederwerfung des ungefügigen Liberalismus mit Hilfe der Sozialdemokratie gehalten hätte, so könnte man eine Million gegen 10 Pfennige wetten, daß der Mann nicht mit einer Einladung zur Hoftafel beehrt worden wäre. Man hätte schon Mittel und Wege gefunden, um diesen „Demagogen" und Wahlverbündeten der Umsturzpartei in das geeignete Licht zu rücken und den ganzen Hof vor diesem „schwarzen Scheusal" gruseln zu machen. Sollen wir mit einschlägigen Reminiszenzen dienen? Daß der 90jährige Prinzregent über die diesmal obwaltenden Zusammenhänge, vor allem auch über den vollen Inhalt der maßlosen Großblockrede Dr. Casselmanns im Münchener Kindlkeller, genau unterrichtet gewesen wäre, ist ausgeschlossen. Aber die Zentrumswählerschaft empfindet es als einen Affront von kaum mehr zu überbietender Schärfe, daß die Geheimkanzlei gerade in diesem Augenblicke und an diesem Tage das Erscheinen eines Dr. Casselmann an der Hoftafel befürworten konnte, der acht Tage vorher Arm in Arm mit der Sozialdemokratie die „Rettung Bayerns" proklamierte und die bisherige Mehrheitspartei des Landtags durch höhnische Vergleiche mit der unflätigen Filser-Figur des „Simplicissimus" geradezu beschimpfte. Das sind Dinge, für welche das „Zentrumsvolk", mag man es auch mit Vorliebe als „inferior" über die Achsel anschauen, ein sehr feines Empfinden hat. Daß alles, was nur halbwegs einer Beziehung zur „ultramontanen Partei" verdächtig ist, aus der Umgebung, aus dem Gefolge, aus dem Tafelkreise des regierenden Herrn möglichst ferngehalten wird, ist eine überkommene Tradition, an der schon vor 40 und mehr Jahren festgehalten worden ist, wie man u. a. in den „Denkwürdigkeiten" des Fürsten Hohenlohe, bayerischen Ministerpräsidenten von 1866 bis 1870, sehr instruktiv nachlesen kann. Rühmt sich doch Fürst Hohenlohe ganz offen der 1868 von dem Könige Ludwig II. entwickelten Staatsmaxime: „Ich hob hervor, daß man sie („die ultramontane Partei") im Interesse der Dynastie gebrauchen, sie aber stets sich vom Leibe halten müsse."[3] Man würde dem derzeitigen Ministerpräsidenten unrecht tun, wenn man nicht der Wahrheit gemäß feststellte, daß er sich im Laufe der Jahre Mühe gegeben hat, einige allzu schreiende Unebenheiten bezüglich der differentiellen Behandlung der Mehrheits- und der liberalen Minderheits-Partei auszugleichen. Aber den in der Umgebung des Regenten kultivierten Bazillus einer epidemischen, bis zum äußersten gesteigerten Abneigung gegen die Mehrheitspartei des Landtages und einzelner ihrer hervorragendsten Führer hat auch er nicht einzudämmen verstanden.

Daß solchergestalt trotz des mitunter holdesten Mienenspieles die Regierungspolitik des Ministeriums nicht wesentlich anders orientiert sein konnte, versteht sich von selbst. Nicht ohne Grund hat der Zentrumsabgeordnete Freiherr von Malsen, der einer alten treubewährten Familie des hohen Hofbeamtenadels entstammt und unbefangenen Blickes die Verhältnisse zu würdigen weiß, am 6. November 1911 in der nunmehr aufgelösten Kammer der Staatsregierung die bittersten Wahrheiten gesagt, indem er unter anderem ausführte: „Man gewöhnt sich nachgerade an die Pose, daß man die Augen fest nach links gerichtet hält, schmeichelnd und verheißend, vielversprechend und sanft beschwichtigend, und hinter dem Rücken die biedere Rechte dem Zentrum entgegenstreckt, aber nur zur Empfangnahme der erforderlichen Paragraphen und nötigen Millionen."

Die Zentrumswählerschaft hat diese vom Frhn. von Malsen so trefflich charakterisierte Behandlung der Landtagsmehrheit gründlich satt. Wären die Zentrumsabgeordneten nach dem natürlichen Ende des jetzt aufgelösten Landtages als unterwürfige, demütige, stets entsagende Diener eines vorwiegend liberalen Ministeriums in ihre Wahlkreise zurückgekehrt und hätten als sichtbarste und fühlbarste Gaben nur Prügel und neue Steuern heimgebracht, dann wäre es ihnen bei den nächsten ordentlichen Landtagswahlen vielleicht übel ergangen. Aber jetzt, nachdem die Zentrumsfraktion sich endlich einmal auf die hintersten Füße gestellt und ihre parlamentarische Mehrheitsposition zur Geltung gebracht hat, herrscht in der Zentrumswählerschaft vom Main bis zu den Alpen die gehobenste, kampffreudigste Stimmung. Diese Stimmung dürfte bei den künstlich heraufbeschworenen Großblockwahlen einen Ausdruck finden, der den falschen Freunden der bayerischen Monarchie noch schwere Stunden bereiten wird. Denn die Zentrumsparole lautet jetzt: Nieder mit dem Liberalismus, nieder mit dem Sozialismus, nieder auch mit dem Pseudo-Konservatismus einer Regierung, der in Wirklichkeit nur verkappter Liberalismus und krankhafte Zentrumsscheu ist.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Herr v. Kiderlen über die Geschichte des Marokko-Abkommens.

Von den Mitteilungen, die der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes in der vertraulichen Sitzung der Budget-Kommission des Reichstags gegeben hat, ist ein Auszug von großer Ausdehnung und reichem Inhalt veröffentlicht worden. Wenn schon in den vorhergegangenen Plenardebatten unser Verhältnis zu England sich in den Vordergrund gedrängt hatte vor das eigentliche Thema des Abkommens mit Frankreich, so hat das Exposé des Herrn v. Kiderlen erst jetzt die Augen von Paris nach London gelenkt. Von den Enthüllungen waren zweifellos die Berichte über die diplomatischen Auseinandersetzungen in London während der vierten Juliwoche das interessanteste und wichtigste. Die Veröffentlichung bedeutet eine Abrechnung mit der heraus-

[3] Vgl. „Denkwürdigkeiten", Bd. I, S. 319. Diesen Ausspruch tat Fürst Hohenlohe am 15. Juni 1868 vor dem Könige Ludwig II., 16 Monate bevor die Auflösung der Kammer beschlossen wurde. Was Hohenlohe über „Intriguen" der Minister und der Kabinettsekretäre erzählt, ist ebenso interessant, wie sein Geständnis vom 6. Oktober 1869 (S. 400): „Ich fürchte, daß wir bei der Auflösung nichts gewinnen werden . . . Hätten die Minister weniger gedrängt, so wäre es möglich gewesen, mit Ruhe zur Verständigung zu kommen." Meminisse juvat!

fordernden Politik der englischen Regierung. In England hat sie mindestens ebensoviel Aufsehen erregt wie in Deutschland.

Die amtlichen Mitteilungen in unserer Budget-Kommission bestätigen vollauf, was man bisher nach privaten Berichten und Beobachtungen schon annahm: daß tatsächlich im Juli durch das rücksichtslose Eingreifen der englischen Regierung in die eben begonnenen deutsch-französischen Verhandlungen die politische Lage höchst gespannt wurde und eine ernste Kriegsgefahr bestand. (In seiner diplomatisch reservierten Antwort im Unterhaus betonte Staatssekretär Grey am 27. November immer wieder, daß England durch die Entsendung eines deutschen Kriegsschiffes in den geschlossenen Hafen von Agadir beunruhigt gewesen sei und sich nicht als uninteressiert habe beiseite schieben lassen wollen. Die englische Antwort wird im nächsten Hefte noch zu würdigen sein. Uebrigens hat am 28. November der deutsche Kreuzer Agadir verlassen.)

Als Ende Juni die Entsendung des „Panther" nach Agadir beschlossen war, machte die deutsche Regierung allen Algeciras-Mächten und also auch der englischen Regierung Mitteilung von dieser Maßnahme mit der Erklärung, daß deren Zweck der Schutz der dortigen deutschen Interessen sei. Die englische Regierung verhielt sich drei Wochen lang ruhig. Am 21. Juli aber führte Sir Edward Grey, der Minister des Auswärtigen, eine Unterredung mit dem deutschen Botschafter in London herbei, in welcher er die Forderungen, die bisher Deutschland an Frankreich gestellt hatte, als offensichtlich unannehmbar bezeichnete, obschon er an diesen Verhandlungen gar keinen Teil gehabt hatte, und dann den englischen Anspruch auf Beteiligung an den Verhandlungen erhob unter Aussprache des Verdachts, daß Deutschland eine Okkupation in Marokko plane. Der deutsche Botschafter war energisch genug, um die überraschenden Ausfälle des englischen Ministers nicht einfach ad referendum zu nehmen, sondern sofort einen passenden Klotz auf den groben Keil zu setzen. Die Berliner Regierung setzte die Reprimande in demselben kräftigen Stile fort. Zur Verschärfung der Sache trug es erheblich bei, daß der Schatzkanzler Lloyd George am Abend desselben 21. Juli die sensationelle Bankettrede hielt, in welcher zwar ohne Nennung Deutschlands, aber unter zweifelloser Anspielung auf die schwebenden deutsch-französischen Verhandlungen, in drohendem Tone vor der Ausschließung Englands gewarnt wurde. Sir Edward Grey wollte natürlich nicht gelten lassen, daß diese Rede eine Bedrohung Deutschlands darstelle, aber ihm konnte entgegnet werden, daß die ganze Presse sie als solche aufgefaßt habe. Es wurde der englischen Regierung auf den Kopf zugesagt, daß sie in dieser Sache mit zweierlei Maß messe zuungunsten Deutschlands, daß ihr Einspruch sich auf Imaginationen und Halluzinationen aufbaue, daß ihr Vorgehen die (angeblich auch von England gewünschte) Verständigung gefährde und überhaupt nur dann als zweckmäßig sich darstellen könnte, wenn man beabsichtige, eine „gewaltsame Entladung" herbeizuführen.

Auf diese kräftige Sprache der deutschen Staatsmänner erfolgte kein weiterer Vorstoß von englischer Seite, sondern vielmehr ein Rückzug mit der Erklärung, daß die Regierung nicht beschlossen habe, an den deutsch-französischen Verhandlungen sich unmittelbar oder mittelbar zu beteiligen. Eine mittelbare Beteiligung durch Rückenstärkung der französischen Regierung hat freilich nach wie vor stattgefunden; darauf mußten ja auch die deutschen Unterhändler bei den engen Beziehungen zwischen London und Paris von vornherein gefaßt sein. Aber die unmittelbare, förmliche Teilnahme hat England nicht wieder verlangt. Das Geschäft à deux ist schließlich zustande gekommen, aber Herr von Kiderlen stellt fest, daß erst nach dem luftreinigenden Gewitter der vierten Juliwoche die Verhandlungen mit Frankreich „besser vorwärts gekommen" sind.

In der Aussprache mit Sir Edward Grey wurde von deutscher Seite natürlich auch erklärt, daß wir nicht die Absicht hätten, etwas von Marokko zu okkupieren. Grey ersuchte nun um die Vollmacht, diese Negation von deutschen Okkupationsabsichten im Parlament verkünden zu dürfen. Glücklicherweise war die deutsche Regierung mutig und klug genug, ihm diese Bitte abzuschlagen. Sonst wäre ja vor der ganzen Welt der Anschein erweckt worden, daß Deutschland infolge der britischen Drohung auf seine Eroberungspläne verzichtet hätte. Die Verweigerung der Publikationserlaubnis ist keine nebensächliche Einzelheit, sondern hat wesentliche Bedeutung für den Beweis, daß Deutschland vor der englischen Anmaßung in keiner Weise zurückgewichen ist, vielmehr den Stier bei den Hörnern gefaßt und zum Ausweichen gezwungen hat.

Der Vorgang von Ende Juli hat auf die Feindseligkeit, die England seit einem Jahrzehnt systematisch dem Deutschen Reiche widmet, ein grelles Licht geworfen, das drüben und hüben die Optimisten erschreckt und die Friedensschwärmer bitter enttäuscht hat. Unsere Regierung war offenbar zu der Ansicht gekommen, daß die bisherige Spannung nicht so fortdauern könne, und daß eine Flucht in die Oeffentlichkeit angezeigt sei, um die Sache zum Klappen zu bringen und das englische Volk vor die Wahl zu stellen, entweder sich zu Deutschland verträglich zu stellen, oder die Kraftprobe zu versuchen. Ueber den Verlauf des Klärungsprozesses, den die deutschen Enthüllungen eingeleitet haben, wird die Rede Greys gewiß interessante Andeutungen geben. Aber wenn die englischen Politiker es bei hübsch gesetzten Worten allein bewenden lassen, so werden sie das aufgepeitschte Mißtrauen des deutschen Volkes nicht beschwichtigen. Was die Verbrüderungsfeste und Friedensreden der letzten Jahre aufgebaut hatten, ist jetzt vollständig niedergerissen. In Deutschland herrscht überall die klare Erkenntnis, daß mit Frankreich trotz aller störenden Erinnerungen an 1870 wohl auszukommen ist, dagegen nicht mit England.

In der ersten Erregung tauchte die Nachricht auf, Sir Edward Grey werde seine Haltung mit dem Verlust seines Portefeuilles zu büßen haben. Vielleicht hat ein schlauer Freund des Ministers diese „Nachricht" lanciert. Der natürliche Rückschlag war der Entschluß der Engländer, den Minister vorläufig nicht fallen zu lassen, um nicht Deutschland den „Triumph" zu gönnen, daß es dem Sir Edward Grey das Schicksal des Monsieur Delcassé zu bereiten vermocht habe. Selbstverständlich hat die deutsche Regierung zur Herbeiführung eines Ministerwechsels gar nichts getan. Es kommt uns gar nicht darauf an, wer die englische Politik macht, sondern nur darauf, wie sie beschaffen ist.

Vorläufig erfreuen wir uns an der Tatsache, daß der Friede gewahrt worden ist trotz der hochgefährlichen Haltung der Minister Grey und Lloyd George. Und dieses Ziel ist erreicht worden durch die feste, ruhige und selbstbewußte Haltung Deutschlands, das nicht um gutes Wetter gebeten, sondern sein Recht und seine Würde energisch vertreten hat. Man kann sich die schwankende Taktik der englischen Regierung nicht anders erklären, als durch die Annahme, daß man nach dem anfänglichen Spiel mit dem Kriegsfeuer doch zurückgeschreckt ist vor der ernsten Kraftprobe angesichts der deutschen Wehrkraft. Es heißt, daß England den Franzosen für den Kriegsfall eine Unterstützung von 150000 Mann angeboten habe. Die französische Regierung hat trotzdem keine Kriegslust verspürt, und das war sehr klug von ihr; denn diese englischen Söldner hätten Frankreich nicht vor der Wiederholung der Ereignisse von 1870 bewahren können. Zu dem französischen Respekt vor der deutschen Landmacht scheint aber auch ein heilsamer Respekt der Engländer vor der deutschen Flotte hinzugekommen zu sein. Trotz der numerischen Uebermacht der englischen Flotte hat man doch Furcht vor der Tüchtigkeit der deutschen Marine. Und diesen abschreckenden Erfolg haben wir erzielt, ohne daß unsere Regierung in diesem kritischen Sommer irgend eine besondere Maßnahme zur Verstärkung unserer Wehrkraft getroffen hätte. Unsere Flotte hat ihre altgewohnten Manöver und Spazierfahrten gemacht, als ob die Engländer gar nicht auf der Lauer lägen. Der Deutsche Kaiser ist ruhig nach Nordland gefahren, wie er es alle Jahre zu tun pflegt. Keine Spur von irgend welcher Aufregung oder Besorgnis gegenüber den Kriegstreibereien vom Westen. Unsere Gegner haben erkennen können, daß Deutschland wirklich bereit ist, ohne erst Mängel seiner Wehrfähigkeit im letzten Augenblick ausfüllen zu müssen, und daß es seiner Kraft zu gut sich bewußt ist, um durch eine hereinbrechende Krisis nervös zu werden. Dreimal haben wir nun schon gesehen (in der Delcassé-Krisis, in der bosnisch-herzegowinischen Krisis und jetzt bei der englischen Herausforderung), daß unsere Gegner gern Lärm machen, aber doch nicht loszuschlagen wagen. Diese Erfahrungen bestärken uns in der ruhigen Sicherheit. Darum brauchen wir auch den Engländern nicht nachzulaufen, sondern können abwarten, ob und wie sie wieder freundliche Fühlung mit uns gewinnen wollen.

Was nun den eigentlichen Inhalt des Marokko-Abkommens, unseren Ausgleich mit Frankreich angeht, so können die Enthüllungen des Herrn von Kiderlen dem Geschäft, das wir da abgeschlossen haben, zwar keinen glänzenden Anstrich geben, aber sie bestätigen doch den Eindruck, den man schließlich schon bei der Plenarberatung gewonnen hatte, daß der Ausgleich erträglich ist. Unsere Regierung trat in die Verhandlungen ein unter der Nachwirkung der bisherigen Marokko-

politik, die der abgezogene Fürst Bülow zu verantworten hat. Nachdem er die Gelegenheiten zur Aufbesserung der deutschen Position verpaßt und in dem Vertrage vom Februar 1909 die politischen Vorrechte Frankreichs bereits im Prinzip anerkannt hatte, war die deutsche Diplomatie in ihrem Geben und Fordern bereits erheblich beschränkt. Die Parteinahme der englischen Regierung verstärkte natürlich die Zähigkeit der französischen Unterhändler. Unter diesen Umständen war auf friedlichem Wege offenbar nicht mehr zu erreichen.

Nebenbei lehrt uns die Erfahrung dieses Sommers, daß es ein wahres Glück war, als 1909 Fürst Bülow über eine innerpolitische Frage stürzte und so das Feld frei wurde für eine bessere Auslandspolitik. Zugleich wird klar gestellt, daß das Zustandekommen der Finanzreform auch ein Segen für unser Ansehen in der Welt und für unsere auswärtigen Interessen war, weil damit die Ansicht von der finanziellen Wehrlosigkeit Deutschlands zerstört wurde. Daraus ergibt sich die weitere Moral, daß diejenigen Parteien, die wegen der Finanzreform die skrupellose Hetze veranstaltet haben und noch fortführen, keineswegs patriotisch handeln. Angesichts der ernsten Bedrohung durch das neidische und feindselige Ausland müßten doch alle national gesinnten Deutschen für die Eintracht sorgen. Zum mindesten aber müßten sie sich scheuen, die eigene Regierung, die doch die Interessen des Reichs in der Welt zu vertreten hat, so rücksichts- und gewissenlos herunterzureißen vor dem In- und Ausland, wie es die Liberalen unter Bassermann und die Fortschrittler, im Wettbewerb mit der umstürzlerischen Sozialdemokratie, zu ihren selbstsüchtigen Parteizwecken fortwährend tun. Der nationalliberale Parteitag hat leider, von einzelnen nordwestlichen Dissenters abgesehen, noch keine Besserung in dieser Hinsicht erkennen lassen; ebenso wenig der fortschrittliche Wahlaufruf, und erst recht nicht eine leidenschaftliche Kampfrede des Präsidenten Rießer vom Hansabunde. Hoffentlich sind die Wähler klüger und staatstreuer, als diese verbissenen Wortführer, die mit der Umsturzpartei gemeinsame Sache machen.

Zur politischen Lage in Frankreich.

Von Adolf Richter, Paris.

Trotzdem die französische Regierung nach der von hochpatriotischen und im hiesigen Parlament immer zugkräftigen Akzenten durchmischten Delcasséschen Rede neulich eine erdrückende Stimmenmajorität erhalten hat, flüstert man in den Kammerwandelgängen und in politischen Kreisen sensationelle Dinge. Man flüstert sich zu, daß die Sessel des Kabinetts Caillaux schwanken. Trotz seiner 300-Stimmenmehrheit wird das Ministerium im Flüsterton gestürzt, bis die Deputiertenkammer diesem Stimmungsbild den endgültigen Ausdruck gibt. Das Marokkoabkommen mit Deutschland, das hier immer noch versteckte und offene Gegner zählt, kommt dabei motivierend keineswegs in Frage. Im Grunde genommen ist man der Erledigung recht froh. Indes was den Nationen in Europa zurzeit passiert, passiert auch den französischen Ministern: Sie begucken sich mit reservierten Masken. Der unangenehme Zwischenfall, der den Minister des Auswärtigen betrifft, und den die meisten Blätter zu einem Skandal aufbauschen, ist ja bekannt. Herr von Selves wußte nicht, daß Frankreich gegen die spanische Besetzung einiger Marokkoländerstriche protestiert hatte. Herr Cruppi hatte, scheint's, wie der „Figaro" ironisch sagt, nicht genügend Vertrauen in seinen Nachfolger am Quai d'Orsay, um ihm Mitteilungen über seine Geschäftsführung zu machen. Herr Delcassé — auch ein Portefeuilleträger des gegenwärtigen Kabinetts — hat seinerzeit bekanntlich geheime Verträge mit England, Spanien und Italien abgeschlossen, ohne dem demokratischen Lande auch nur das mindeste davon zu sagen, Herr Delcassé, der den veraltet verwalteten Quai d'Orsay als verschwiegener Autokrat sieben Jahre lang beherrscht hat. Ein Pariser Morgenblatt macht sogar die verblüffende Enthüllung, daß Delcassé selbst seinen eigenen Ministerkollegen und dem Staatspräsidenten gegenüber bezüglich seiner eigenmächtigen Abänderung der Weltkarte äußerst reserviert gewesen sein soll. Und nun möchte derselbe Herr als jetziger Marineminister mit dem Gelde, das Caillaux dem Sozialistenchef Jaurès zur Arbeiterversicherung versprochen hat, Schiffe bauen. Delcassé drängt, Caillaux widersteht. Das alles sind Plaudereien, die vorläufig hinter der politischen Kulisse geführt werden und noch nicht an die breite Oeffentlichkeit dringen. Immerhin stehen aber trotz der schon erwähnten imposanten Augenblicksmajorität der Regierung die Portefeuillejäger schon lauernd auf dem Posten. Das Ministerium befindet sich in einer ganz eigenartigen Position. Die Gioconda hat sich aus dem Louvre geflüchtet, um sich in einem mysteriösen Versteck niederzulassen, die Matrosen der Liberté wurden in eine bessere Welt befördert, die Butter- und Gemüserevolution tobte, ein Stück Kongo ging verloren, der Pulverskandal brach los, Spanien, die „lateinische Schwesternation", zieht antifranzösische Saiten auf seine Mandoline, und im Unterhaus lauern die Angriffsspeere in fünfzig Interpellationen. Eine Rekordziffer der dritten Republik. Auf der einen Seite Entrüstung, auf der anderen ironisches Mitleid. In einem Punkt herrscht jedoch Uebereinstimmung: Das Kabinett hat in seiner jetzigen Form am längsten gelebt.

Trotzdem seit der Kammereröffnung die parteipolitischen Scharmützel einsetzen, stand und steht der Pulverskandal immer noch im Vordergrund der ernsten Erörterungen. Und das ist ja sofort verständlich, denn er betrifft das Gebiet der nationalen Verteidigung gerade in einem Augenblick, in dem der Chauvinismus so reichlich in die Halme schoß, und mancher Jünger Déroulèdes vom Sieg träumte. „Ei", ruft Jaurès in seiner „Humanité" jetzt mit beißendem Spott dazwischen, „was wollen Sie eigentlich mit Ihrer Kriegsgloire, wenn Ihre Schiffe von selbst in die Luft springen, Ihre Geschosse aus Pappe fabriziert werden und der General Bumm kommandiert?" Tatsächlich hat die vom energischen Kriegsminister Messimy schleunigst eingesetzte Untersuchung haarsträubende Entdeckungen zutage gefördert: Rivalenschaft unter den Direktoren der Pulverfabriken, politische Einflüsse auf dem Gebiete der reinen Technik, Beziehen der Rohmaterialien aus England und Deutschland, kommerzieller Wettbewerb zwischen den Höchstangestellten, lückenhafte Buchführung, Ablieferung alter Pulver als neue, Mangel an Oberkontrollen usw. Der vom Kriegsminister zur unparteiischen Untersuchung abgesandte General Gaudin hat in seinem Bericht, den man der Oeffentlichkeit aus parteipolitischen Gründen zuerst vorenthalten hat, mit glühendem Eisen auf die Wunde gebrannt und das Chauvinistendogma vom „besten Pulver der Welt" mit einem Schlag zerstört. Heute weiß man, daß dieses „unübertreffliche Pulver" in Fabriken mit völlig veralteter Einrichtung hergestellt wurde und weit davon entfernt war, als Primaware gelten zu können. Als der Zar von Bulgarien seinerzeit ein Kriegsmaterial von hundert Millionen Franken hierzulande in Auftrag gab, riet ihm die Vorsicht an, sein Pulver aus Deutschland zu beziehen. Eine franzosenfreundliche, südamerikanische Republik fand es gleichfalls für angebracht, Kanonen und Pulver östlich vom Rhein zu bestellen.

Wenn vor einem Jahrhundert, als noch Napoleons Fuchtel sich fühlbar machte, Europa die Franzosen um ihre Verwaltung beneiden konnte, so trifft das heute nicht mehr zu. Wir haben es im Gegenteil vielfach mit schwerfälligem Bureaukratismus nach chinesischem Muster zu tun. Innerhalb des letzten Dezenniums ist ein Ressort nach dem andern von Skandalen gefährlicher Sorte heimgesucht worden, die mitunter zu dem Schluß auf anarchistische Zustände berechtigten. Die Politik des „Buttertellers", das Günstlingswesen und das keck egoistische Strebertum haben ihre Früchte gezeitigt. In der Postverwaltung mit der erbärmlichen Telephoneinrichtung und Briefbeförderung ist der Skandal in Permanenz. Von Kolonialskandalen wollen wir nicht sprechen und die Monopolverwaltungen übergehen. Die feuersicheren französischen Zündhölzer und Zigarren mit Holzstücken haben selbst im Ausland ihnen den Ruf der Komik gesichert. Kein anderer als ein Minister hat von der Eiterwunde in der Justiz von der Kammertribüne herab gesprochen. Die Unterschlagungen der Liquidatoren der Ordensgüter gaben zu höchst erregten Debatten Anlaß. Vor zwei Jahren kam anläßlich der Jenakatastrophe die Marine mit ihrer Mißwirtschaft aufs Tapet. Als die Marokkofrage auftauchte, entdeckte man plötzlich in der Armeeverwaltung und im östlichen Festungsgürtel bedenklich faule Verhältnisse. Und wer erinnert sich nicht der Angebezettelaffäre im Offizierskorps. Als die Gioconda Reißaus nahm, kam das Ressort der schönen Künste auf die Anklagebank. Alles schien in der Louvreverwaltung faul zu sein. Der Generalstreik der Eisenbahner ist noch in aller Gedächtnis. Die meisten Reformprogramme sterben den Aktentod. Und das wird so lange dauern, bis ein eiserner Besen die Säuberung übernimmt. Die Wahlreform oder ein revolutionsgeborener Diktator?

Die Niederlage des Republikanismus bei den spanischen Gemeinderatswahlen.

Von Prof. Dr. Eberhard Vogel, Lektor an der Kgl. Techn. Hochschule zu Aachen.

Ist es der eingeborene, unverwüstliche Idealismus der Menschennatur, ist es das scheinheilige Bedürfnis, auch den niedrigen Streit um gemeine Lebensinteressen in das gleißende Licht der Idee selbstloser Vervollkommnung zu rücken. Tatsache ist, daß in aller Welt, vielleicht die Gemeinden Nordamerikas ausgenommen, auch bei den Gemeinderatswahlen sich die Geister nach Weltanschauungen, in letzter Linie nach ihrem Verhältnis zu den tiefsten Gründen und höchsten Gütern des Daseins scheiden. So ist es in Köln geschehen, wo der Liberalismus seine sterbende Sache nur durch Leugnung des Blauen vom Himmel retten zu können glaubte, so ist es in ganz Deutschland, so auch bei aller Verschiedenheit der Geschichte und der Temperamente in Spanien. Bei den am 12. November in ganz Spanien vollzogenen Gemeinderatswahlen fielen Betrachtungen über die Führung der städtischen Geschäfte nur insoweit in die Wagschale, als man dadurch die leitenden Ideen der politischen Gegensätze rechtfertigen oder verächtlich machen konnte. Der vorherrschende Zug hierbei wird durch die vernichtende Niederlage des republikanischen Staatsgedankens gekennzeichnet; kaum noch hier und da hat sich in einem kleinen Gemeindewesen ein republikanischer Stadtrat behauptet. In Madrid, Barcelona, Valencia und in den übrigen größeren Städten muß er sich mit einer, wenn auch bis zur nächsten Wahl noch unbequem starken Minderheit begnügen.

Der regierende Staatsmann hat in dem selbstgefälligen Optimismus, der sein schärfster und vielleicht bester Zug ist, diesen Sieg des monarchischen Gedankens zu seinen Gunsten zu buchen sich beeilt. Wenn die Republikaner ihm bestreiten, daß die Monarchie diesen Gewinn der Pflege wahrhaft liberaler Ideen durch Canalejas' Regierung verdanke, so sind sie gewiß im Recht. Canalejas' mit so lautem Schall angekündigte große liberale Unternehmungen sind, genau so wie bei allen früheren liberalen Regierungen, so schmählich wie das Hornberger Schießen verlaufen. Die allgemeine Wehrpflicht ist ein verlogenes Zerrbild dessen geblieben, was sie sein sollte. Nichts, auch gar nichts ist auf dem dürren Felde des Volksunterrichts gebessert worden. Die Abschaffung der städtischen Verbrauchszölle hat den Bürgern nur noch die unumgänglichen Ersatzsteuern dazu aufgeladen. Das einzige, worin Canalejas sich um die Ehre und Wohlfahrt Spaniens verdient gemacht hat, hätte eine konservative Regierung, gewiß eine von Maura geleitete, mit dem nämlichen Nachdruck und vielleicht noch größerem Erfolg betrieben: die Aufpflanzung der spanischen Fahne in einem der besten Teile Marokkos. Aber auch hier wagte Canalejas, welcher von den ewigen Seitenblicken nach dem Auslande moralisch scheel geworden sein müßte, erst zuzugreifen, als er den breiten Rücken Deutschlands hinter sich auftauchen sah.

Abgesehen hiervon rührt der Niedergang der republikanischen Neigungen in Spanien aus ganz anderen Ursachen. Die Spanier sind die nächsten dabei, die republikanische Lüge in ihrer ganzen portugiesischen Herrlichkeit zu beobachten: wen sollten die Segnungen dieser Freiheit nicht zur Ernüchterung bringen? Keine Partei ist in Spanien außerdem so durch Eigennutz und Eifersucht zerrissen wie die republikanische, keine greift auch in der Verzweiflung ihrer Schwäche zu so verfehlten Mitteln, wie die republikanische, wenn sie einen Streik um mehr Brot in politischen Aufruhr verkehrt oder so kurzbeinige Lügen in die Welt setzt, wie die von den Folterungen der Gefangenen von Cullera, keine Partei macht sich auch, wo sie an das Ruder eines Gemeindewesens gelangt, durch die dreisteste Günstlingswirtschaft so verächtlich, wie die Republikaner seit einem Jahre in Madrid und gar erst die lerrouxistischen Radikalen seit zwei Jahren in Barcelona.

Sehr bedeutsam erscheint der Rückgang des Republikanismus in Spanien im Rahmen der Erörterungen, welche während der Liquidation Marokkos über den vorbildlichen Wert Deutschlands oder Frankreichs für die Kultur Spaniens bis in die letzten Tage hinein in Madrid und Paris gepflogen worden sind. Selbstverständlich sind die spanischen Republikaner Bewunderer und Liebhaber Frankreichs, wogegen die Monarchisten, ganz unumwunden die Konservativen, in deutschem Wesen ihr Ideal erblicken. Der Gegensatz der Urteile hierin geht bis zum äußersten. Für die einen haben nur die Franzosen Genie, und die Deutschen sind nichts als fleißige Nachtreter, für die anderen ist es genau umgekehrt. Drei Tage nach den Gemeinderatswahlen tritt der Spanier Gomez Carrillo in der Revue de Paris für Frankreich als das unerläßliche Vorbild Spaniens auf den Plan. Er beruft sich auf das Zeugnis von Georg Brandes, welcher den Einfluß Frankreichs zum Schaden Deutschlands täglich wachsen sieht, auf den Amerikaner E. A. Forbes, der in der Neuyorker „Review of Reviews" eine Studie über die Vorzüge der französischen Kolonisation vor der deutschen veröffentlicht, auf Maximilian Harden, dessen Wort von dem französischen Feuer, das dem Deutschen abgehe, Carrillo durch hart zu hörende Worte über unsere türkische, elsässische und polnische Politik ergänzt. Ich sehe in dem Ausgang der spanischen Gemeinderatswahlen, rein politisch, wie sie nun einmal angesehen werden müssen, auch eine Absage an den französischen Geist im allgemeinen, deren wir uns in Deutschland nicht nur um unsertwillen zu erfreuen brauchen.

Wie die Großmut und Unbefangenheit, womit deutscher Geist sich zu allen Zeiten dem griechischen, römischen und romanischen geöffnet, ja oft mit Begeisterung hingegeben hat, durch die Erweiterung unseres Gesichtskreises, im Vergleich zu welchem der des Franzosen und selbst des Engländers uns eng vorkommt, reichlich belohnt worden ist, so muß auch ein denkender Spanier einsehen, daß er von dem ihm allzu nahverwandten Franzosen viel weniger lernen kann als durch das Studium des deutschen Wesens, dessen Zugangspforte, die Kenntnis der deutschen Sprache, zu sprengen allein schon geistige Anstrengungen erfordert, welche an sich wertvoller sein dürften, als die bequeme Aneignung der verschwisterten, glatten französischen Sprache.

Der Spanier, der gründlich Latein und Deutsch gelernt hat, und erst dieser, kann dem Deutschen, der Latein gelernt hat, die Hand reichen. Wenn Carrillo in der „Revue de Paris" für Frankreich auch die Aufgabe des Filters in Anspruch nimmt, durch den allein deutsche Werte nach den übrigen romanischen Ländern gelangten und, um als solche verstanden und erfaßt zu werden, gelangen müßten, so bestärkt er die Spanier nur in dem größten Fehler, den sie in der Beurteilung des Deutschtums begingen, denn aus diesem Filter geht dieses nicht, wie er behauptet, geklärt und geläutert, sondern verfälscht und entstellt hervor. Zu den schlimmsten Entstellungen dieser Art gehört das „katholische" Zentrum. Dieser Zusatz, den die deutschen Katholiken aus den besten und edelsten Gründen für eine ihrer glänzendsten Schöpfungen ablehnen müssen, ist durch Schuld der französischen Publizisten auch in Spanien eingeschmuggelt worden und hat dort, wie anderswo, die unbefangene Würdigung des Zentrumsgedankens unmöglich gemacht. Erst seitdem spanische Priester nach Deutschland kommen, gründlich deutsch erlernen und dann das deutsche Wesen und das deutsche Zentrum studieren, ist es besser geworden; „Volksverein" ist trotz seines harten Klanges ein spanisches Wort geworden wie „Kindergarten".

Treue.

Der du getreu mit mir bemüht, die schlanken
Granitnen Schäfte unsres Glücks zu gründen,
Dass sie in Sturm und Wetterbraus bestünden,
Da eine Welt uns fordert in die Schranken. —

Von neuem gilt's in schwerer Zeit, mit blanken
Erhobnen Schilden alten Ruhm zu künden,
Wenn vor den Blitzen, die am nächsten zünden,
Tod und Verderben alle Leben tranken!

Wohl stark und sicher sind des Schiffes Planken,
Das ich zur Lebensmeerfahrt uns erkor;
Doch, wenn in Splitter selbst die Masten sanken—:

Noch aus den Trümmern meiner Hoffnung ranken
An deiner Kraft die Blüten sich empor
Der Treue, die kein Fürchten kennt, noch Wanken. —

H. Schneider.

Zwei politische Abdankungen im katholischen Lager Oesterreichs.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Nach 52 Jahren ehrlichen Kampfes für die katholische Sache wird am 31. Dezember 1911 das Wiener „Vaterland“ sein Erscheinen einstellen.[1] Der Verein „Patria“, der 1907 das Blatt ins Eigentum übernahm und an dessen Spitze erst der jetzige Statthalter von Böhmen Fürst Thun und dann das Herrenhausmitglied Graf Alfons Mensdorff-Pouilly stand, hat angeblich die Unmöglichkeit eingesehen, die Gelder für das kolossale Defizit des Blattes auch in Zukunft aufzubringen. Aber es gibt unter den Katholiken nicht wenige, welche meinen, es sei angesichts der gerade jetzt wieder so übermütig gewordenen Freimaurerei **die Pflicht** der hinter dem „Vaterland“ stehenden konservativen Adelskreise gewesen, das Blatt um jeden Preis zu erhalten, zumal ja auch der Episkopat alljährlich ganz ansehnliche Summen zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt hat. Das „Vaterland“ war das Organ der Rechten, der stärksten Partei des **Herrenhauses**, es ist stets das Sprachrohr des historischen Adels der Monarchie, besonders der Feudalen Böhmens gewesen, also lauter Faktoren, welche über die Mittel verfügen, ein Tagblatt in Wien zu erhalten.

Die Herausgeber des „Vaterland“ haben es stets geliebt, die Hauptredakteure aus dem Ausland zu beziehen. Nicht etwa Ausländer, welche in langjährigem Aufenthalte in Oesterreich mit den Persönlichkeiten, den Verhältnissen, den Empfindungen des Volkes vertraut geworden waren. **Ein** Ausländer, allerdings ein Mann von ganz hervorragenden Eigenschaften und Talenten, hatte das Blatt auf eine achtunggebietende Höhe gebracht: Freiherr **Karl von Vogelsang**, welcher die Kenntnisse und den Mut besaß, für den Mittel- und den Arbeiterstand die Fahne der christlichen Sozialreform zu entrollen. Als Baron Vogelsangs Genialität dem „Vaterland“ ein weitreichendes publizistisches Ansehen verschafft hatte, meinten die Herausgeber, nun sei auch der richtige Augenblick gekommen, das Blatt technisch-modern auszugestalten; es sollte neben den glänzenden Artikeln Baron Vogelsangs eine „journalistische Mache“ erhalten, welche ihm einen größeren Leserkreis auch im Volke verschaffe und es konkurrenzfähig mache mit den großen Judenblättern Wiens. Baron Vogelsang war nicht Journalist in **diesem** Sinne, hat das auch nie sein wollen.

Man suchte den geeigneten Mann für diese Aufgabe aber wieder nicht in Oesterreich, sondern ging über die Leitha und holte ihn sich aus Preßburg, aus der Redaktion eines freimaurerisch-liberalen Tagblattes. **Karl Koller**, der erst vor kurzem in Wien als Mitarbeiter im **ungarischen** Regierungspreßbureau gestorben ist, war ein Mann ohne alle wissenschaftliche Bildung, der sich seine unleugbare journalistische Fähigkeit als Lokalberichterstatter in Budapest angeeignet hatte, Freimaurer war und die österreichischen Verhältnisse nur vom ungarischen, das heißt magyarischen Standpunkt aus zu beurteilen verstand. Er trat, als ihn der damals noch sehr jugendliche Graf Ernst Silva-Tarouca, in dessen Druckerei „Austria“ das „Vaterland“ hergestellt wurde, nach Wien brachte, zwar aus der Loge aus und wurde ein hitziger Verfechter der katholisch-österreichischen Idee, aber seine Aufgabe konnte er nicht lösen. Seine „journalistische Mache“ brachte in vielen Adelskreisen das „Vaterland“ in Mißkredit, und als er in dem berüchtigten Prozeß des General **Scudier** so gründlich hereinfiel, daß er mehrere Monate wegen Ehrenbeleidigung erhielt, da ging es mit dem „Vaterland“ von der durch Baron Vogelsang erreichten Höhe rasch bergab. Von diesem Schlage hat sich das „Vaterland“ nie erholen können. Und als dann 1890 durch die Schuld eines schnellfahrenden Milchwagens Baron Vogelsang vorzeitig ins Grab steigen mußte, war das Schicksal des „Vaterland“ besiegelt.

An seine Spitze trat wieder der von Koller beiseite geschoben gewesene Kaspar **Juthal**, ein grundehrlicher Journalist, aber all' sein Opfermut konnte den Ruf des Blattes nicht mehr heben. Zum Schaden gereichte es ihm auch, daß nach Vogelsangs Tod die Herausgeber dem Blatte eine der demokratischen christlichsozialen Partei, zu welcher **Vogelsang im und mit dem „Vaterland“ die Grundlage gelegt hatte**, feindliche Richtung aufzwangen. Hätten damals die konservativen Aristokraten den Geist der Zeit richtig verstanden, so hätten sie ihr „Vaterland“ **neben** der jungen „Reichspost“ in den Dienst der mächtig aufstrebenden „jungkatholischen“ Partei Luegers gestellt; viel, viel Jammer im eigenen Hause wäre den Katholiken erspart geblieben, und heute könnten wir zwei katholisch-christlichsoziale Tagblätter in Wien haben, die sich gegenseitig ergänzen müßten.

Der Wiener Katholikentag von 1905 brachte uns den großartigen Preßverein „Piusverein“, dessen **Hauptaufgabe** die Hebung des „Vaterland“ und der „Reichspost“ sein sollte. Der Piusverein ist ein **Volks**verein in des Wortes schönster und umfassendster Bedeutung, das „Vaterland“ ist **nie** ein **Volks**blatt gewesen. Darum waren weite Kreise der Katholiken dagegen, daß man dieses „Adelsblatt“ auch noch mit dem Volksgeld unterstütze. Aber es blieb dabei: die Hälfte des nach Wien geschickten Geldes erhielt das „Vaterland“ **bis zum Schluß**.

Da machten die böhmischen Feudalen mit dem Grafen Thun den letzten Versuch. Viel, sehr viel Geld brachten sie separat für das „Vaterland“ auf, und zum Leiter holten sie sich abermals aus dem Auslande einen Journalisten, der sich in München sehr gut bewährt hatte, **aber die österreichischen Verhältnisse nicht kannte**. Konnte man unter all den katholischen Journalisten Oesterreichs nicht einen einzigen finden, der das „Vaterland“ hätte leiten können? Alle anderen katholischen Tagblätter Oesterreichs blühen, nur das „Vaterland“, das älteste, muß **zugrunde gehen**. Nicht an dem letzten Chefredakteur Siebertz liegt die Schuld, daß unser ältester Preßkämpfer für die katholische Sache abdanken muß — die Mißgriffe seiner Herausgeber seit 1888 haben dem „Vaterland“ sein Grab geschaufelt. —

Die Gerüchte, daß das „Vaterland“ mit der „Reichspost“ verschmolzen werde, daß es als Wochenblatt weiterleben und in anderer Form wieder als Tagblatt auferstehen wird, **sind falsch**. Die „Reichspost“ wahrt sich ihre Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Mit gutem Rechte.

Fast zur gleichen Zeit mit dem „Vaterland“ zieht sich auch Dr. **Ebenhoch** vom politischen Leben zurück. Diese beiden Abdankungen stehen ursächlich nicht im Zusammenhang. Exzellenz Dr. Ebenhoch wird ebenso wie Dr. Heim in Bayern **von den Aerzten** gezwungen, sich aus allen Aufregungen der Oeffentlichkeit zurückzuziehen, nur so könne sein Leben seiner Familie noch länger erhalten bleiben. Dr. Ebenhoch ist noch kein alter Mann, aber in den letzten Jahren und besonders in dem heurigen Frühjahr von schweren Krankheiten heimgesucht worden. Er ist 1855 in Bregenz geboren, studierte in Wien und ließ sich als Rechtsanwalt in Linz nieder. Seine feurige Beredsamkeit, seine Begeisterung für die katholische Sache, seine finanzielle Unabhängigkeit brachte ihn schnell an die Spitze der katholischen Organisation Oberösterreichs. Er wurde Abgeordneter des Reichsrates und des Landtages, Landeshauptmann von Oberösterreich und schließlich Ackerbauminister. In allen Stellungen ein ehrlicher treuverläßlicher Freund des christlichen Volkes. In inniger Freundschaft mit Dr. Lueger verbunden, trat er schon 1895 mutig für ihn und seine aufstrebende Partei ein, und 1907 führte er die Konservativen der „Katholischen Volkspartei“ ins Lager Dr. Luegers, wodurch die christlichsoziale Partei zur österreichischen Reichspartei wurde. Es ist klar, daß die Partei und die katholische Sache durch den Rücktritt Dr. Ebenhochs vom politischen Leben einen schweren Verlust erleiden; es bleibt aber die trostreiche Hoffnung, daß der einst so starke rüstige Mann bald seiner Krankheit Herr werde und dann wieder in die Führerreihe der christlichsozialen Partei eintritt.

[1] Ueber die Gründungsgeschichte des „Vaterland“ und seine Entwicklung habe ich in der „Allgemeinen Rundschau“, Nr. 3 vom 16. Januar 1909, anläßlich des 50jährigen Bestandsjubiläums des Blattes ausführlich berichtet. Mein damaliger Wunsch nach „neuem Aufschwung“ ist leider nicht in Erfüllung gegangen.

Im Park.

Ein Kranz von Astern und Reseden,
Erblüht im letzten, bunten Flor.
Aus laubbesäten Rosenbeeten
Steigt herbstlich feuchter Duft empor.

Das Goldgelb alter Lindenbäume
Neigt sich zum Buchenkupferrot —
Ein Traum ist's, wenn der Sonnensäume
Tiefrotes Gold darüber loht . . .

Ich wage kaum den Blick zu heben,
Der noch die letzte Schönheit misst —
Weil alles Frohe, lichte Leben
Am Sterben und Verderben ist.

Bald wird des Spätherbsts Sturmeswelle
Hinfluten über Feld und Rain,
Und meines Parkes frohe Schwelle
Wird einsam und verödet sein . . .

Und doch, mein Herz will nicht verzagen,
Es träumt schon von des Lenzes Kuss —
Und sagt sich, dass zum Frühlingstagen
Es Herbst und Winter werden muss . . .

Eugenie Taufkirch.

Zum neuen Buchdruckertarif.

Der Verein deutscher Zeitungsverleger veröffentlicht im „Zeitungs-Verlag“ folgende Erklärung:

„In den deutschen Buch- und Zeitungsdruckereien tritt mit dem 1. Januar 1912 ein zwischen den Prinzipalen und den Gehilfen des Buchdruckgewerbes vereinbarter neuer Lohntarif in Kraft, der eine direkte und indirekte Erhöhung der Gehilfenlöhne um 12—15 vom Hundert vorsieht. Die durch diese Lohnerhöhung eintretende Verteuerung der Produktionskosten belastet namentlich auch die Zeitungs- und Zeitschriftenverleger; sie trifft überdies mit der fortgesetzten Steigerung aller übrigen Kosten zusammen, welche für die Herstellung der Zeitungen und Zeitschriften in Betracht kommen. Für die Verleger ergibt sich hieraus die unbedingte Notwendigkeit, hierfür einen Ausgleich zu schaffen; die große Mehrheit derselben ist sonach leider gezwungen, mit dem 1. Januar 1912 eine entsprechende Erhöhung der Abonnements- und Inseratenpreise eintreten zu lassen. Indem wir den geehrten Abonnenten und Inserenten der deutschen Zeitungen und Zeitschriften hiervon Kenntnis geben, richten wir an sie die Bitte, in den eintretenden Erhöhungen, die jeder Verleger in den Grenzen des unumgänglich Notwendigen halten wird, einen nicht zu vermeidenden Preisaufschlag erblicken zu wollen und die für den einzelnen nicht so sehr ins Gewicht fallende Mehrbelastung mittragen zu helfen.“

Die durch den neuen Tarif verursachte Mehrbelastung muß, wie die „Kölnische Volksztg.“ (Nr. 989) in einem Artikel „Buchdrucker und Zeitungsgewerbe“ darlegt, mit insgesamt mindestens 10 bis 12 Millionen Mark jährlich angesetzt werden. Die „Kölnische Volksztg.“ führt weiter aus:

„Für die nächsten fünf Jahre haben die Zeitungsverleger und Buchdruckereibesitzer an Löhnen für Setzer und Drucker mindestens 50 bis 60 Millionen Mark mehr aufzubringen. Eine derartige Belastung würde, wenn sie nur von den Unternehmern allein getragen werden müßte, einen höchst bedenklichen Zustand schaffen und vielleicht den Ruin mancher Zeitungsverleger und Buchdrucker herbeiführen. Die Arbeitgeber, in diesem Falle die Zeitungsverleger und Buchdrucker, sind also wohl ausnahmslos gezwungen, für die Belastung, die sie jetzt im Interesse des wirtschaftlichen Friedens auf sich genommen haben, Mehreinnahmen durch Preiserhöhungen bei ihren Erzeugnissen zu schaffen.“

Für München beläuft sich die Tariferhöhung einschließlich des Lokalzuschlages auf 13 1/2 Prozent. Dazu kommt, daß erst vor fünf Jahren eine Erhöhung um 10 Prozent eingeführt worden war.

Die **„Allgemeine Rundschau“** sieht sich angesichts dieser **bedeutenden Steigerung der Herstellungskosten** und einer gleichzeitigen **Erhöhung aller Betriebsausgaben** in die Notwendigkeit versetzt, ab 1. Januar 1912 eine **kleine Erhöhung des Bezugspreises** (um 20 Pf. für das Vierteljahr) eintreten zu lassen. Der Bezugspreis beträgt vom 1. Januar 1912 ab ℳ 2.60 **für das Vierteljahr,** ℳ 1.75 für zwei Monate, 87 Pf. für einen Monat.

Vorbildliches von der Kölner Zentrumspartei.

Von Chefredakteur Max Roeder-Aachen.

Die politische Bedeutung der Kölner Stadtverordnetenwahlen wurde bereits in Nr. 46 der „Allgemeinen Rundschau“ gewürdigt. Die freudige Begeisterung, welche die rheinische Metropole ob des glänzenden Erfolges bei den Stadtverordnetenwahlen erfüllte, zittert nach in dem Artikel, der ausklingt in dem trefflichen Satze: „Köln ist ein Programm“. Nur in einem Punkte seien die Ausführungen ergänzt. Der Ausfall der Kölner Stadtverordnetenwahlen dritter Klasse hat gewiß jene widerlegt, die meinen, „unsere Großstädte seien der roten Flut unrettbar verloren“. Der glänzende Sieg in der zweiten Abteilung hat gezeigt, daß die Wirklichkeit auch die Mär von dem liberalen Bürgertum, auf das man sich soviel zugute tut, Lügen straft. Bleibt nur die erste Abteilung für die Hochfinanz und Großindustrie, traditionell liberale Kreise, welche dem Liberalismus tatsächlich fernstehen und viel eher als industriell Konservative angesprochen werden können. Nicht Gesagtes soll wiederholt werden; aber es verlohnt sich doch — zumal angesichts der in Bayern bevorstehenden Doppelwahlen — die Frage aufzuwerfen, wie Köln zu dem überragenden Erfolg kam.

Die Kölner Parteifreunde haben die Frucht einer sorgsam gepflegten, mühevollen Saat geerntet. Sind die Rheinlande das Mutterland der Organisation, dann ist Köln — das muß auch der freundnachbarliche Neid zugeben — die Musterstadt der Organisation, einer Organisation, die bis in die kleinsten Einzelheiten ausgebaut ist auf einem möglichst breiten Fundamente. Die ganze Stadt ist eingeteilt nach den Pfarrgrenzen; in diesem Pfarrbezirk hat jeder Parteifreund seinen Platz und — seine Arbeit als Vertrauensmann oder Straßenvorsteher. Die Delegierten sämtlicher Pfarrbezirke vereinigen sich in dem Zentralwahlkomitee, das selbst autonom ist. Aus diesem rekrutiert sich der geschäftsführende Ausschuß als vorbereitende Institution. Die so eingerichtete Organisation gibt einerseits jedem Mitgliede die Möglichkeit der Meinungsäußerung und der Mitarbeit, wie sie ein einheitliches, geschlossenes Marschieren garantiert. Die bureaumäßige Geschäftsführung liegt in den Händen des Parteisekretariats. Hier werden nicht nur die Mitglieder-, sondern auch die Wählerlisten geführt mit dem Vermerk der Parteizugehörigkeit bei jedem Wähler. Bei den Wahlen selbst liegt naturgemäß die Hauptarbeit in den Händen der Vertrauensleute und der Straßenvorsteher.

Ihre Sache ist es, Besuche zu machen und Flugblätter zu verteilen. Von besonderer Wichtigkeit ist die Einrichtung des Wahlbureaus an den Wahltagen selbst. In jedem der Wahllokale sitzen Parteifreunde, welche die Abstimmung eines jeden Wählers registrieren; diese Notizen gehen zum Wahlbureau der Zentrumspartei, wo genau Liste geführt wird. So lassen sich leicht die Säumigen und Schwankenden feststellen; ihre Namen werden aufgerufen, Bekannte melden sich; Autos und Fahrzeuge stehen zu Hunderten bereit; rasch ist der Lässige aufgesucht, schwerer vielleicht überredet. Im Auto wird er zum Wahllokal gebracht. So funktioniert die Wahlarbeit ad hominem. Dabei gilt es, die Machenschaften der Gegner scharf zu beobachten. Streuen sie Unwahrheiten und Verleumdungen aus — eine kurze Weile später flattert schon das Flugblatt durch die Stadt, Plakatträger an den Wahllokalen brandmarken die flüchtige Lüge der Agitation. So arbeitet eine moderne Agitation, in der alle Stände, ganz im Sinne des Zentrumsprogramms, vertreten sind.

Besonders muß auch die Unterstützung der Frauenwelt ins Auge gefaßt werden. In Köln hat sie sich erfolgreich betätigt, und in Düsseldorf hat man eine Zentrumsfrauen-Organisation mit den besten Erfahrungen eingeführt. Von unschätzbarem Werte ist das A. A. C., das Akademische Aktions-Komitee, in dem sich die Gebildeten, die Akademiker, zur Agitation zusammenfinden. Nach Berufen werden hier in erster Linie die Wähler bearbeitet: Philologen, Juristen, Mediziner — ein leuchtendes Beispiel für die leider vielfach beiseite stehenden Akademiker.

Neben der Agitation, die in der Kleinarbeit großzügig ist, kommt in Betracht die Verbreitung der Zentrumspresse. Hierin gerade wird ja in Zentrumskreisen noch vielzuviel gesündigt. Man singt das Lob der Presse, aber die Gewissensfrage, was man zu ihrer Verbreitung getan, legt man sich selten oder gar nie vor. Bei dieser Gelegenheit sei der die Förderung der katholischen Presse bezweckende Beschluß der diesjährigen Mainzer Katholikentagung — er ist in Nr. 33 der „Allgemeinen Rundschau“ mitgeteilt — recht dringend der Durchführung empfohlen. Düsseldorf hat anläßlich der Reichstagsersatzwahl täglich mit dem Zentrumsblatt eine Wahlzeitung herausgegeben. Das verdient Nachahmung. Die notwendige Aufklärung bietet ja fortlaufend die Zentrumspresse. Vielfach wird das Material nicht gesammelt; naturgemäß ist es auch in verschiedene Nummern zerstreut. Eine Wahlzeitung als Waffenarsenal wird unschätzbare Dienste leisten, zumal in dem bevorstehenden Wahlkampfe.

Das sind in kurzen Strichen die vorbildlichen Lehren, die Köln gegeben. Die Aufstellung von Zentrumskandidaten evangelischer Konfession und die treue Mithilfe der evangelischen Wähler sei an dieser Stelle nicht vergessen. Daß das Hauptaugenmerk vor allem auf die Nichtwähler und auf die Schwankenden gerichtet werden muß, ist ebenso selbstverständlich, wie es Pflicht der Parteifreunde ist, sofort zur Wahl zu schreiten und dann die Kräfte in den Dienst der Partei zu stellen.

Noch eins haben — und darin liegt nicht die geringste Bedeutung der Kölner Wahl — die Kölner Stadtverordnetenwahlen gezeigt: die wachsende Ueberzeugung von dem Werte der Kommunalwahlen. Der Zentrumsmann betätigt sich bei jeder Wahl, und er muß überall im öffentlichen Leben seinen Mann stellen. Ein leuchtendes Beispiel hat in dieser Beziehung der Kölner Erzbischof Kardinal Fischer gegeben, der als der ersten

einer die Zentrumsliste wählte. So muß es sein: Opfermut und Begeisterung in allen Ständen. Wohl bringt der Parteidienst, richtig aufgefaßt, viele Beschwerden; wer wollte sich ihnen entziehen, wenn er durchdrungen ist von der Größe unserer Grundsätze und von der Notwendigkeit seiner Mission, Aufklärung zu schaffen und Streiter zu gewinnen in dem Entscheidungskampf der Geister. Gerade die Stadtverordnetenwahlen in Köln müssen neue Kraft, neuen Mut und neue Begeisterung entfachen. Trier ist dem Beispiele ebenfalls gefolgt und hat die liberale Stadtratsmehrheit geworfen, geworfen durch die treue Befolgung der Zentrumsgrundsätze. Weitere Erfolge sahen wir in Bonn, Bochum, wie in vielen Städten des Westens, im Osten in Neisse. Was soll da die Drohung mit dem Großblock, mit der auch in Bayern ängstliche Gemüter geschreckt werden sollen? Grundsätze und Taten entscheiden, nicht papierene Programme und Phrasen. Zeitig ans Werk! Die Presse verbreitet! Die Organisation ausgebaut und eingeführt auch im kleinsten Orte, dann wird es nicht fehlen, dann werden die ersten Monate des neuen Jahres im Reiche wie in Bayern den Zentrumsturm in alter Festigkeit bestehen sehen als ein unüberwindlich Bollwerk, das mit seinen starken Zinnen ein Schützer ist für Thron und Altar, für Fürst und Volk.

Zu den bayerischen Gemeindewahlen.

Von Hans Abel, Gemeindebevollmächtigter, München.

Die diesjährigen bayerischen Gemeindewahlen könnten und müßten zum Merkzeichen für die bürgerlichen Parteien werden, wenn — Parteileidenschaft den Liberalismus nicht blind machen würde. Denn die Signatur dieser Wahlen ist durch ein mächtiges Anschwellen der roten Flut gegeben, die in erster Linie die bisherigen Hochburgen des liberalen „Bürgertums" zu Fall zu bringen droht. In unmittelbare Nähe gerückt ist diese Gefahr für die alte Noris, die, ähnlich der Berolina im märkischen Sande, eine Domäne des Freisinns gewesen, nunmehr aber unfähig geworden ist, der stürmisch nach ihrem Erbteil heischenden Sozialdemokratie zu widerstehen. Die Hälfte der für das Gemeindebevollmächtigtenkollegium zu vergebenden Sitze fielen in Nürnberg den Sozialdemokraten zu, sodaß diese für den nächsten Wahlgang in drei Jahren die Anwartschaft auf Erlangung der absoluten Mehrheit in der bayerischen Industrie- und Handelsmetropole besitzen. Hinc illae lacrimae der nordbayerischen Führer Tafel und Genossen der Nationalliberalen, die schon längst am eigenen Leibe verspüren, was ihre engeren politischen Freunde im Lande noch immer nicht wahr haben wollen. Aber auch für diese wird die Zeit, da sie durch die rauhe Wirklichkeit zur Erkenntnis der Tatsachen gezwungen werden, nicht mehr allzuferne sein. Beweis hierfür der Ausfall der Gemeindewahlen in München. Während noch bei der letzten Wahl im Jahre 1908 die liberale als numerisch stärkste acht und die sozialdemokratische Partei sechs Sitze erhielt, trat bei der jetzigen Wahl ein vollständiger Rollenwechsel zutage: Liberale sechs, Sozialdemokraten acht Sitze.

Die auf fremde Krücken sich stützende „Stoßkraft" des liberalen „Bürgertums" hat somit völlig versagt, wiewohl der „Wille zur Macht", wenn irgendwo, so in der gemeindlichen Selbstverwaltung gerne zur Geltung kommen möchte. Freilich, man kann nur staunen ob dem unübertrefflichen Feldherrngenie der liberalen Führer, die ihre Truppen unentwegt gegen rechts dirigieren und damit Position um Position dem von links mit aller Wucht anstürmenden Feinde preisgeben. Sie wollen eben trotz aller schlimmen Erfahrungen nicht einsehen, daß mit dem besten Willen von rechts nur wenig oder nichts zu holen, dagegen an links alles zu verlieren ist. Habeant sibi! Uns kann es nur recht sein, wenn die Dinge sich so weiter entwickeln; trägt doch diese Entwicklung nur zur Klärung der Lage bei, in der sich die einzelnen Parteien in der Gemeinde und der Gemeinde gegenüber befinden. Der „Zug nach links", von dem Führer und Presse des heute tonangebenden Liberalismus sich leiten lassen, muß früher oder später eine durch das Gebot der Selbsterhaltung diktierte Reaktion hervorrufen, die den modernen Vulgärliberalismus in Atome auflösen wird. Die Anfänge eines solchen Auflösungsprozesses machten sich bereits bei der soeben abgeschlossenen Münchener Gemeindewahl in einer, trotz der krampfhaften und darum alle Welt belustigenden Totschweigungsversuche des liberalen Hauptorgans, der „Münchner Neuesten Nachrichten", recht augenfälligen Weise bemerkbar.

„Einstimmig" hatten die Liberalen ihre Kandidatenliste aufgestellt, und als geschlossene Phalanx waren sie in den Wahlkampf eingetreten, der unter möglichster Schonung des roten Blockbruders vor allem gegen das Zentrum geführt werden sollte. „Nicht nur die Art, wie der Gemeindewahlkampf in München ausgeht, sondern auch wie er von den Liberalen geführt wird, ist von größter Bedeutung für die Entwicklung der liberalen Partei in München und, was noch wichtiger ist, für die Gestaltung und Schlagkraft der liberalen Partei in Bayern und im Reichstagswahlkampf, der an die Gemeindewahlen unmittelbar sich anschließt! Die Arbeit und der Erfolg oder Nichterfolg der Liberalen bei den Münchener Gemeindewahlen ist in diesem Jahre vorbildlich für ausgedehnte Kreise der liberalen Organisationen im Land, ist von einschneidender Bedeutung für die Zukunft des Liberalismus im Lande und im Reich." So schrieben die „Münchner Neuesten Nachrichten" am 27. Oktober als Vorwort zur Veröffentlichung der „einstimmig vom Hauptausschuß des Verbandes der liberalen Vereine Münchens gutgeheißenen" Kandidatenliste. Nur zu bald aber tat sich die tiefe Kluft wieder auf, die zwischen den Alt- und Jungliberalen seit dem vor drei Jahren mit großer List und Schläue bewerkstelligten Einzug der letzteren in das Rathaus bestand und in Rücksicht auf die Wahl glücklich überbrückt zu sein schien. Ein ad hoc gebildetes „altliberales Agitationskomitee" trat auf den Plan und mit der Aufforderung an die Wähler heran, die „Vertreter der jungliberalen Richtung", lauter „neue Männer", von denen man noch nicht wisse, ob sie Zeit, Kraft und Umsicht(!) genug besäßen, um den schweren Aufgaben gerecht zu werden, aus der Kandidatenliste zu streichen. Prompt antworteten die Jungliberalen mit einer Gegenliste, die die „einstimmig" aufgestellte Kandidatenliste mit einem einzigen Federstrich von oben bis unten annullierte und fast nur mehr die Namen der jungliberalen Kandidaten als Ergänzung enthielt. „Frisches Blut in die liberale Rathausfraktion zu bringen", sollte nach dem Ausschreiben der Jungliberalen der Zweck ihrer Uebung sein. So zog man also in den Kampf mit drei Wahlzetteln: dem „einstimmig" gutgeheißenen, dem altliberalen und dem jungliberalen. Gewiß eine „vorbildliche Arbeit" der Liberalen, die von einem ebenso „vorbildlichen Erfolg" oder besser Nichterfolg begleitet war: Die Jungliberalen wurden aufs Haupt geschlagen, und die Altliberalen verloren von den bisher innegehabten 12 Sitzen nicht weniger als die Hälfte.

Als ein weiteres Symptom des bereits eingetretenen liberalen Auflösungsprozesses darf wohl der maßlos heftige Kampf zwischen dem organisierten Hausbesitz und der liberalen Partei gedeutet werden. Waren es doch zur Hauptsache liberale Parteifreunde, die sich als Rufer im Streite besonders hervortaten und dem Münchener Rathausliberalismus grimmige Fehde ansagten, wobei auch für die liberale Landtagsfraktion und den Liberalismus überhaupt einige kräftige Hiebe abfielen. Dem Vorwurf einseitigster Interessenpolitik, der ihnen von liberaler Seite in nicht gerade gewählten Ausdrücken entgegengeschleudert wurde, begegneten die Hausbesitzer nicht ungeschickt mit dem Hinweis auf das liberale Gebilde „Hansabund" und den von den Liberalen gegründeten Deutschen Bauernbund. Nach unserer Auffassung war und ist das selbständige Vorgehen der Hausbesitzer nur dazu angetan, dem größten Gegner des privaten Hausbesitzes, nämlich der Sozialdemokratie, neue Anhänger zuzuführen. Druck erzeugt Gegendruck, das mögen sich die Hausbesitzer, die auch im öffentlichen und politischen Leben nur Hausbesitzer sein wollen, reiflich überlegen.

Leider fand sich auch ein gut Teil Zentrumsleute, die im Münchener Gemeindewahlkampf (und auch draußen im Lande) die alte Fahne im Stiche ließen und auf die Seite der Hausbesitzer traten, um diesen zum Siege zu verhelfen. Ein vergeblich und wenig ehrenvolles Beginnen! Den neuen Freunden vermochten sie nicht zu nützen (in München erhielt der Hausbesitz wie im Jahre 1908 nur einen Vertreter, der allerdings der Gesinnung nach dem Zentrum nahesteht,) und den alten Freunden haben sie offenkundig geschadet.

Das Zentrum in München hatte bei dieser Wahl fünf Mandate zu verteidigen, die es auch zurückzuerobern vermochte. Gleichwohl haben wir keinen Grund, uns dieses Ergebnisses zu rühmen oder zu freuen, da wir zum mindesten nicht

Ein ideales Weihnachtsgeschenk für die studierenden Söhne und Töchter unserer Familien bildet ein Abonnement auf die äußerst gediegene, schöne Zeitschrift „Leuchtturm". Illustrierte Halbmonatsschrift. Herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner von Pet. Anheier, Konvikts-Direktor in Trier. Vierter Jahrgang. 768 S. Preis: Einfache Ausgabe ℳ 3.20, gebunden ℳ 4.20; feine Ausgabe ℳ 4.80, gebunden ℳ 5.80. „Leuchtturm" ist eine vornehme Zeitschrift für Studierende der Oberklassen des Gymnasiums und angehende Akademiker, die nicht so sehr die Erläuterung und Erweiterung der in der Schule behandelten Stoffe erstrebt, als vielmehr die verständnisvolle Einführung in die großen Fragen der Zeit auf allen Gebieten des Wissens. Religion und Philosophie, Literatur und Geschichte, Kunst und Technik, Naturwissenschaft und Handel, Kulturgeschichte und Belletristik zieht sie in den großen Kreis ihrer gediegenen Abhandlungen, die von Fachleuten in flottem und interessantem Stil geschrieben sind. Daneben laufen noch kleinere Erzählungen und Novellen, die wir zu dem Besten zählen dürfen, was für das reifere Alter geschrieben wurde. Die mit feinem Geschmack ausgewählten Kunstblätter und die erläuternden Aufsätze von W. Leblanc geben dem Ganzen eine auch ins Auge fallende edle Vornehmheit, die den Kunstsinn hebt und läutert. Die Abteilung „Funkenstation" am Ende jeden Heftes informiert kurz und klar über Neuerfindungen auf dem Gebiete der Technik, des Handels, der Kunst und aller Zweige menschlichen Forschens.

An die Vorstände der Vereine. Sie haben ihre Zugkraft noch nicht verloren, die Vorträge, illustriert und belebt durch Lichtbilder; darin sind sich alle Vorstände der Vereine klar. Wenn in den Vereinen sich eine gewisse Ermüdung zeigt, wenn die Versammlungen an Besuch zu wünschen übriglassen, versuchen wir es einmal mit einem interessanten Lichtbildervortrag und sicher, die Begeisterung wird sich wieder heben. Ja, Lichtbildervorträge! Dazu haben wir keine Mittel, unsere Vereinskasse zeigt ohnehin schon Ebbe! Keine Sorge! Die Lichtbildervorträge werden sogar ein Mittel werden, die Vereinskasse füllen zu helfen. Es ist heute ein Leichtes, solche Vorträge zu veranstalten. Verschiedene Privatinstitute, der kathol. Arbeiterverein, der Volksverein für das kathol. Deutschland, der Caritasverband, geben fertig ausgearbeitete Lichtbildervorträge und die notwendigen Bilder um ein sehr geringes Entgelt leihweise ab. Es handelt sich darum lediglich um die Beschaffung eines guten, zuverlässigen, handlichen und ohne Vorkenntnisse leicht und gefahrlos zu bedienenden Apparates. Wir können in dieser Hinsicht aufs beste die Apparate der Firma Max Mayer, Freiburg i. B., Bertholdstraße empfehlen. Die Firma hat sich durch ihre solide Geschäftsführung das Vertrauen der Vereinsvorstände, vorab aus dem geistlichen Stande, in ganz hervorragender Weise gewonnen. Dieses Jahr hat die Firma eine ganze Reihe neuer Verbesserungen, die die Leistungsfähigkeit wesentlich befördern, an ihren Projektionsapparaten angebracht. Trotz großer Konkurrenz ist der patentierte Azetylenapparat von Max Mayer noch immer weitaus der beste, der existiert. Auf ihn seien vor allem jene Vereinsvorstände aufmerksam gemacht, die kein elektrisches Licht zur Verfügung haben. Es ist ein Vergnügen, mit dem Apparat zu arbeiten; er erspart Aerger und Verdruß, arbeitet vollständig geruchlos und ist tatsächlich der einzige, der auch vollständig gefahrlos ist. Der Apparat hat noch den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß er auch zur Beleuchtung des Studierzimmers und zur Erzielung herrlicher Lichteffekte an Altären, Krippen usw., Theatern, lebenden Bildern verwendet werden kann. Jeder Vereinsleiter wird darum in seinem eigenen Interesse gut daran tun, sich die Preisliste obengenannter Firma kommen zu lassen, die genau Auskunft gibt über Apparate, Lichtquellen, Auffangschirme, Herstellung von Lichtbildern usw.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Verlagshandlung **Karl Ohlinger in Mergentheim a. Th.** bei. Der Verlag hat sich die besondere Aufgabe gestellt: Gediegene katholische Literatur bei bester Ausstattung zu möglichst billigen Preisen herzustellen, um dadurch wirklich praktische Arbeit zu leisten im Kampfe gegen literarische Schund- und moralische Schmutzliteratur. Daß es dem Verleger mit der Einhaltung seines Programms ernst ist, dafür liefern seine gediegenen Werke, seine Büchereien und Zeitschriften, mit welchen er den katholischen Büchermarkt beschickt, den besten Beweis. Deshalb bitten wir unsere verehrlichen Leser, dem beiliegenden Verlagsverzeichnis besondere Aufmerksamkeit schenken zu wollen.

Diesem Heft liegt ferner noch ein Prospekt der Firma **Dr. med. H. Schröder, G. m. b. H., Berlin 35** bei.

Für Weihnachten machen wir unsere geehrten Abonnenten aufmerksam auf ein allerliebstes Heftchen, welches auf 40 Seiten ein Verzeichnis der **schönsten Geschenkbücher** enthält. Durch die Abbildung der Prachtbände kann man leicht das richtige Buch herausfinden. Dasselbe wird gratis abgegeben und ist zu beziehen von der Alphonsus-Buchhandlung (A. Ostendorff), Münster i. W.

Günstige Offerte für die hochw. Geistlichkeit. Auf eine Anzeige der bekannten liturgischen Buchhandlung Th. Reischle (H. Sommer) in Nördlingen (Bayern) in vorliegendem Heft, in welcher die neuesten Ausgaben von Brevieren und Missalien zu wesentlich ermäßigten Preisen angeboten werden, machen wir den hochw. Klerus aufmerksam.

Bezugspreis: vierteljährlich ℳ 2.40 (2 Mon. ℳ 1.60, 1 Mon. ℳ 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 19 h, Schweiz 5 Fr. 20 Cts., Belgien 5 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 5 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 5850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile. b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 48. München, 2. Dezember 1911. VIII. Jahrgang.

Die bayerische Regierung auf dem Kriegspfade gegen das Zentrum.[1]

Vom Herausgeber.

Es kommt meistens anders, als man glaubt! Der von Dr. Casselmann feierlich proklamierte „Großblock aller Minderheitsparteien gegen das Zentrum" will nicht Wahrheit werden. Die neue Bayerische Reichspartei erläßt einen Aufruf, der sich gegen das Zentrum, aber zugleich mit der denkbar größten Schärfe gegen den Großblock erklärt. Die Konservativen haben das Liebeswerben Casselmanns, den der konservativen Führer Beck erst unlängst so blutig verhöhnt hatte, glatt abgelehnt. Auch — „die Landwirtebündler wollen nicht". So überschreibt die liberale „Augsb. Abendztg." (Nr. 325) einen Artikel, der zunächst die höchst verdrießliche doppelte Tatsache feststellt, daß in der Pfalz „der Bund der Landwirte beschlossen habe, bei der Landtagswahl nicht mit den übrigen Minderheitsparteien gegen das Zentrum, sondern mit dem Zentrum gegen diese zu marschieren", und daß „der Bund der Landwirte im rechtsrheinischen Bayern einen ähnlichen Beschluß gefaßt hat". Knirschend gesteht das liberale Beamtenevangelium:

„So scheint nunmehr die Hoffnung, daß es gelingen werde, eine geschlossene Phalanx der sämtlichen Minderheitsparteien in Bayern gegen das Zentrum zustande zu bringen, sehr gering geworden zu sein. Wenn man deshalb auch noch nicht an dem möglichen Siege über das Zentrum zu verzweifeln braucht, so darf man sich doch anderseits nicht verhehlen, daß die Sache der Minderheitsparteien durch dieses unglaubliche Verhalten der Landwirtebündler in hohem Maße gefährdet wird."

In unheilkündender Kassandrapose hält die „Abendzeitung" den Landwirtebündlern, deren Kurzsichtigkeit und Verblendung noch über ihren Eigennutz gehe, die „Verantwortung" vor Augen, die sie vor der Geschichte und vor dem bayerischen und deutschen Volke zu tragen haben, wenn das Zentrum am 5. Febr. wieder eine Mehrheit erlangt. Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt. Das liberale Blatt scheut auch vor diesem nicht zurück, indem es, die Flut seiner Tränen jäh zurückdrängend, resignierten Tones fortfährt:

„Mehr möchten wir heute nicht sagen, da vielleicht doch noch Hoffnung besteht, daß das letzte Wort in dieser Sache noch nicht gesprochen ist. Wir vermögen es nicht zu glauben, daß deutsche Männer in einem so eminent wichtigen Augenblick so schmählich versagen sollten."

Das Zentrum steht dieser Entwicklung gelassen, aber voll Zuversicht gegenüber. Das Zentrum wird den Kampf auch dann in Ehren bestehen, wenn er gegen eine geschlossene Phalanx aller anderen Parteien zu führen wäre. Die Waffengemeinschaft einiger Bauernbundgruppen, soweit sie ohnehin auf liberal-kirchenfeindlichem Boden stehen, ist den Liberalen von vornherein sicher. Dagegen scheint nicht einmal der Großblock mit der Sozialdemokratie in der erhofften Ausdehnung Wirklichkeit werden zu sollen. Die Sozialdemokraten haben bereits mehrere Haare in der Butter gefunden. Das sozialistische Organ in Hof, wo der Liberalismus von der Sozialdemokratie aufs schärfste bedrängt ist, machte zuerst die schwersten Bedenken geltend. Da bei den bayerischen Landtagswahlen die relative Mehrheit entscheidet, also Stichwahlen ausgeschlossen sind, sträubt sich die Sozialdemokratie gegen die Aussicht, „unter Hintansetzung ihrer eigenen Aktionstätigkeit gleich bei der Hauptwahl für einen Liberalen stimmen zu müssen, und das zu einer Zeit, wo die Wählermassen mehr denn je ins sozialdemokratische Lager abschwenken". Aber dieses Bedenken, welches durch das kolossale Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen und den blamablen Rückgang der Liberalen bei den soeben vollzogenen Gemeindewahlen in Nürnberg, München, Bayreuth usw. noch verstärkt wird, ist nicht das einzige. Das zitierte Hofer Blatt führt einem Artikel des „Berliner Tageblatt" gegenüber aus: „Das besagt also nichts anderes, als: ihr Sozialdemokraten sorgt dafür, daß recht viele liberale unsichere Kantonisten in den Landtag kommen; aber wir wissen nicht, ob auf Grund unseres Abkommens die liberalen Wähler im ersten Wahlgange für euch stimmen werden". Die sozialdemokratische „Münchener Post" (Nr. 269) bemerkt zu diesen Einwendungen trocken: „Diese Bedenken bestehen nicht nur in Hof" und schiebt im übrigen (Nr. 273) die Entscheidung über die verschiedenen Umstände und Erwägungen, von denen das Zusammengehen abhänge, auf eine möglichst lange Bank.

Jedenfalls soll erst das Ende der Reichstagswahlen nebst Stichwahlen abgewartet werden, bei denen die Sozialdemokraten den Liberalen noch einige ihrer wenigen bayerischen Mandate abnehmen wollen.

Es würde schließlich auch ein Schauspiel für Götter werden, wenn die Sozialdemokraten bei den Landtagswahlen für Kandidaten derjenigen Partei stimmen, die in der Kammer feierlich erklären ließ, daß auch nach ihrer Ueberzeugung ein Sozialdemokrat niemals Staatsbeamter werden dürfe, die den Eisenbahnern das Streikrecht unbedingt absprach und alsbald nach der Landtagsauflösung erklärte, die laut Behauptung der Minister von der Zentrumsmehrheit verletzte Verfassung müsse im Sinne der Stärkung der Parlamentsrechte grundlegend geändert werden; das sei eine der Hauptaufgaben der nächsten Zeit („Münchener Post", Nr. 273). Doch das mögen die Großblöckler unter sich ausmachen, denn daß sie sich schließlich trotzdem in irgendeiner Form zusammenfinden werden, darf als sicher gelten. Daran wird auch die Erklärung des in der nationalliberalen Partei sehr angesehenen Reichsrates Franz Buhl nichts ändern, der die Annahme einer Reichstagskandidatur in seinem pfälzischen Heimatbezirke Neustadt-Landau davon abhängig machte, „daß der im jenseitigen Bayern projektierte Großblock nicht auf die Pfalz ausgedehnt wird". „Denn", so schreibt Reichsrat Buhl, „ich halte, so sehr ich die Haltung des Zentrums bei den jüngsten Vorgängen in der bayerischen Kammer mißbillige, einen Zusammenschluß nationaler Parteien mit der Sozialdemokratie unter keinen Umständen für angängig. Ich zum mindesten würde mich außerstande sehen, bei einer solchen Parteilage den gebotenen Wahlkampf gegen die Sozialdemokratie durchzuführen". („Abendztg.", Nr. 322.)

Auf wie schwachen Füßen die in den ersten Tagen nach der Kammerauflösung so stolz und selbstbewußt in die Welt posaunten Wahlhoffnungen des Liberalismus stehen, ist

[1]) Unter dem Titel „**Regierung und Staatsautorität in Bayern. Glossen zur Landtagsauflösung**" ist obenstehender Artikel und zugleich der im Titel verzeichnete Artikel des Heftes Nr. 47 im Verlage der „Allgemeinen Rundschau" als Sonderabdruck (**Broschüre** von 28 Seiten in gelbem Umschlag) erschienen. (Preis 30 Pfg.) Gegen Einsendung von 35 Pfg. in Marken erfolgt Frankosendung nach auswärts. **Der Reinertrag wird ungekürzt an die Wahlkasse des Zentrums abgeführt** (Zentralkasse der Landespartei). Ermäßigte Partiepreise können infolgedessen nicht gewährt werden. Bestellungen nimmt der **Verlag der „Allgemeinen Rundschau"** in **München,** Galeriestraße 35a, Gartenhaus, und das **Landessekretariat der Zentrumspartei** (Joseph Linhardt), **München,** Marsstraße 4/III (Telephon 6842) entgegen.

nur zu bald offenbar geworden. Das oben bereits mehrfach erwähnte Organ der liberalen Bureaukratie feuerte die Regierung zu einer systematischen Einmischung in den Wahlkampf an. Die Regierung wurde aufgefordert, zunächst „in einer Kundgebung an das Volk offen und unzweideutig auszusprechen, warum mit der bisherigen Mehrheit nicht regiert werden konnte, und was sie — die Regierung — vom Volke erwartet.“ Diesem „Verlangen“ der „Augsburger Abdzeitung“ (Nr. 320) wurde wenigstens in bezug auf den ersten Punkt mit einer Promptheit entsprochen, die fast die Vermutung einer bestellten Arbeit nahelegen könnte.

Am 23. November veröffentlichte die offiziöse „Korrespondenz Hofmann“ eine längere Erklärung, die von der liberalen Presse landauf und landab als „Eine Regierungskundgebung zur Landtagswahl“ zu größter Bedeutung aufgebauscht wurde. Mit ruhigem Schmunzeln nahm die Tagespresse der Zentrumspartei diese Kraftanstrengung eines Ministeriums entgegen, das sich doch hoffentlich nicht einreden wird, daß seine Meinungsäußerungen im Volke als unfehlbares Evangelium angestaunt und kritiklos hingenommen werden. Die liberale Presse hatte diese Kundgebung „verlangt“, weil die Zentrumspresse und die Zentrumsredner in den Versammlungen ihren Wählern die Wahrheit und den vollen Sachverhalt verschwiegen haben sollten. Nun ist aber in der Erklärung des Ministeriums kein einziges Argument enthalten, das in der Zentrumspresse nicht schon in extenso behandelt und widerlegt worden wäre. Die Erklärungen des Abgeordneten Dr. Pichler im Finanzausschuß und des Abgeordneten Lerno im Plenum sind in einzelnen Blättern dreimal und viermal wiederholt worden, wobei immer wieder darauf hingewiesen werden mußte, daß Dr. Pichler namens seiner Parteifreunde die weitere Verhandlung mit dem Verkehrsminister nicht schlechthin und unbedingt abgelehnt, sondern die von der liberalen Presse tendenziös und geflissentlich unterschlagenen Worte „zurzeit“ beigefügt hatte, eine Einschränkung, welche der Fraktionsvorsitzende Lerno im Plenum bestätigte. Das Zentrum erwartete vom Verkehrsminister oder vom Ministerpräsidenten eine die beleidigte Kammermehrheit befriedigende Erklärung. In ähnlicher Lage hat im Jahre 1882 der liberale Finanzminister von Riedel auf die Aufforderung des mit „parlamentarischen Konsequenzen“ drohenden Freiherrn von Stauffenberg der liberalen Fraktion ohne weiteres Satisfaktion gegeben, ohne daß dadurch der geringste Schatten auf ihn gefallen wäre. Wenn aber die heute Seite an Seite mit den Liberalen auftretenden Minister gleich diesen immer noch leugnen wollen, daß das Zentrum durch den Verkehrsminister gekränkt war, so braucht man sich bloß auf das in den heutigen Großblockzeiten gewiß beweiskräftige Zeugnis der sozialdemokratischen „Münchener Post“ (Nr. 261) zu berufen, die bereits am 9. November, unter dem unmittelbaren Eindruck des Zwischenfalles in der Kammer und trotz schmutzigster Beschimpfung des Zentrums, gleichwohl zugeben mußte, der Verkehrsminister habe „einen Herrenstandpunkt hervorgekehrt, den das Parlament nicht dulden kann.“

Hätte die Regierung von vorneherein in der Erklärung Dr. Pichlers das erblickt, was nachträglich hineininterpretiert worden ist, nämlich eine Verletzung der Verfassung, so hätte sie sich nicht auf tagelange Verhandlungen einlassen dürfen, die doch nur den Zweck haben konnten, einen vermittelnden Weg zu finden. Wer auch nur den Versuch macht, einen Ministerkollegen zu einem gewissen Einlenken zu bewegen, kann nicht hinterher behaupten, ein Einlenken sei von vornherein unmöglich, eine „unerfüllbare Bedingung“ gewesen. Daß die Kammer nicht das Recht haben sollte, die Beratung eines bestimmten Etats oder Etatpostens auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben, ist eine gänzlich unhaltbare Theorie. Die Kammermehrheit hatte ja das viel weiter gehende Recht, Etatsforderungen des Ministers einfach abzulehnen. Von diesem Rechte machte sie zunächst keinen Gebrauch, weil sie der Regierung Zeit zu einer Applanierung der entstandenen Schwierigkeiten lassen wollte. Der von den Liberalen und von der Regierung oft und gerne zitierte Staatsrechtslehrer Seydel sagt ausdrücklich, daß die Kammern zwar aus eigener Macht ihre Tätigkeit nicht einstellen, aber „ein tatsächliches Aussetzen der Arbeit herbeiführen können, da sie in der Bestimmung des Zeitpunktes ihrer Sitzungen unbeschränkt sind.“ (Bd. I, S. 454).

Im höchsten Grade unzulässig ist der Versuch der Regierungserklärung, eine auf die schwere Anklage der Verfassungsverletzung zugespitzte Beweisführung in Form einer advokatischen Digression mit einem Hinweis auf „die Presse“ zu beschweren. Es heißt nämlich in der Regierungserklärung, die Kammermehrheit habe dem Verkehrsminister gegenüber — „wie sich die Presse ausdrückte, vom Hausrechte des Landtags Gebrauch gemacht“. Ein solches Recht stehe dem Landtage gegenüber einem Minister nicht zu. Die Regierung hat es in der jetzt versuchten Beweisführung lediglich und allein mit der Landtagsmehrheit, der Zentrumsfraktion und ihren offiziellen Wortführern zu tun. Nur was diese erklärt haben, ist beweiskräftig, und es geht absolut nicht an, eine verunglückte Wendung, die weder Abg. Dr. Pichler noch Abg. Lerno sich angeeignet haben, noch aneignen würden, offiziell als Belastungsmoment gegen die Kammermehrheit heranzuziehen.

Die Regierungserklärung verschwendet auch viele Worte, um bezüglich der Veröffentlichung des Handschreibens des Prinzregenten an das Staatsministerium (gegen die Rücksichtnahme auf seine Person) „den Sachverhalt klarzustellen“. Dabei werden aber lediglich offene Türen eingestoßen. Der einzige Punkt, gegen den von Anfang an die Kritik der Zentrumspresse und der Zentrumsführer mit aller Schärfe eingesetzt hatte, die private Veröffentlichung des Handschreibens in verstümmelter, tendenziös entstellter Form durch die liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten“, bleibt unberührt und unaufgeklärt. Der bezügliche Passus der Regierungserklärung hätte also völlig unterbleiben können, wenn nicht — was in Anbetracht notorischer „Beziehungen“ schwer zu glauben ist — die bewußte Absicht bestanden hat, den „Münchner Neuesten Nachrichten“ in doppelter Form eine scharfe Rüge zu erteilen. Eine solche Zurechtweisung ist aber implicite in den Ausführungen der Erklärung enthalten. Denn die „Erörterungen in der Presse“ (ob nicht Rücksichten auf den Gesundheitszustand des Prinzregenten die Regierung in ihren Entschließungen beengen könnten), Erörterungen, welche, wie die Regierungserklärung sich ausdrückt, „Seine Kgl. Hoheit peinlich berühren mußten“, sind einzig und allein von den „Münchner Neuesten Nachrichten“ angeschnitten worden.[2] Und wenn es zum Schlusse heißt, „daß die Veröffentlichung vor der Entscheidung leicht zu einer Deutung hätte führen können, die den allerhöchsten Absichten nicht entsprochen haben würde,“ so trifft auch dieser Vorwurf nur die „Münchner Neuesten Nachrichten“, welche durch ihre vorzeitige Veröffentlichung jene Deutung direkt provozierten.

Nachdem jetzt im Zeichen des Großblocks unter Führung Dr. Casselmanns eine Wahlhetze von beispielloser Heftigkeit entfesselt ist, unternimmt die Regierung einen vergeblichen Versuch, sich von einer Verantwortung für die parteipolitischen Folgen gänzlich loszuschrauben. Man versichert: „Von irgendeiner politischen Parteiströmung war die Staatsregierung bei ihrer Entscheidung in keiner Weise beeinflußt; ebensowenig kommt eine Aenderung der grundsätzlichen Stellung der Staatsregierung zu den einzelnen Parteien in Frage.“ In den Organen und in den Wahlagitationsreden derjenigen Partei und Presse, die sich rühmen, Vollzieher des ausdrücklichen Willens der Regierung und des Regenten zu sein, hat man's anders gelesen und wird es — trotz Regierungserklärung — auch künftig anders lesen. Umsonst hat sich das Ministerium nicht unter den besonderen Schutz der liberalen Partei und Presse begeben, die sich jetzt nicht ohne weiteres beiseite schieben und verleugnen lassen werden.

Die liberale Presse gibt sich daher auch mit der vorliegenden Erklärung noch keineswegs zufrieden. Die „Augsburger Abendzeitung“ hatte von vornherein mehr „verlangt“. Die Regierung sollte in einer Kundgebung an das Volk auch „offen und unzweideutig aussprechen“: „was sie vom Volke erwartet.“ (Vgl. S. 20). Also eine direkte Wahlbeeinflussung wurde gefordert. Nachdem dieser heiße Wunsch unerfüllt geblieben ist, macht das erwähnte Organ (Nr. 327) gar kein Hehl mehr daraus, daß es auch mit dem Inhalte des wirklich Gebotenen nichts weniger als zufrieden ist. Die Erklärung habe, so heißt es in der „Augsburger Abendzeitung“, „vielleicht

[2]) Am **9. November** war in den „Münchner Neuesten Nachrichten“ (Nr. 525) wörtlich zu lesen: „Wenn der Ministerrat willenskräftig und — das ist die Hauptsache — geschlossen auftritt, hat er auch in Wahrung der Staatsautorität die Krone hinter sich. Es wäre ein verwerfliches Spiel, die Schwäche des eigenen Willens in das Befinden des Regenten zu verlegen“. Und am **10. November** richtete der Prinzregent das bekannte Handschreiben an das Gesamtministerium, welches mit dem Satze beginnt: „Aus der Presse entnehme ich, daß vielfach die Auffassung herrscht, das Staatsministerium sei in seinen Maßnahmen mitunter durch die Rücksichtnahme auf Meine Person behindert“. Der Zusammenhang ist sonnenklar! Man hatte dem greisen Regenten die zitierte Nummer der „Münchner Neuesten Nachrichten“ vorgelegt.

den Fehler, daß sie nicht populär genug gehalten ist, und daß sie sich stellenweise in Allgemeinheiten verliert". Diese vom „liberalen Beamtenevangelium" an einer Arbeit der befreundeten Staatsbureaukratie geübte Kritik ist nicht ohne Reiz. Und doch sollte nach dem Verlangen desselben Blattes diese „Kundgebung" allenthalben im Lande, selbst in den entlegensten Dörfern, durch öffentlichen Anschlag bekanntgemacht werden. Nun, die bayerische Staatsregierung wird wohl selbst schon herausgefühlt haben, daß sie mit dieser „Kundgebung" auf die Zentrumswählerschaft nicht den mindesten Eindruck machen wird.

Die bayerische Staatsregierung gibt sich wohl auch keiner Illusion darüber hin, daß Kundgebungen des heutigen Ministeriums im bayerischen Volke überhaupt nicht mit der Ehrfurcht entgegengenommen werden, die man erwarten könnte, wenn dieses Ministerium sich jemals zur rechten Zeit als „starke Hand" und „Staatsautorität" gegenüber jedermann, nicht bloß gegenüber den Zentrumsheloten und etwa den christlichen Eisenbahnern und Postlern, bewährt hätte. Sollen wir daran erinnern, wie ein heute von Ministern und von Organen der Geheimkanzlei sehr bevorzugtes Münchener liberales Blatt wiederholt im Laufe der Jahre bald mit einzelnen Ministern, insbesondere mit dem Kultusminister, bald mit dem gesamten Ministerium umgesprungen ist, wenn es galt, dasselbe zu großem Entgegenkommens gegen die Mehrheitspartei im Landtage anzuklagen? Und was haben gewisse liberale Führer sich im Landtage gegen ihnen zeitweilig mißliebige Minister herausgenommen? Es ist noch nicht zwei Jahre her, daß der heutige Generalissimus der unter dem Banner des Großblocks kämpfenden Regierungsschutztruppe, Dr. Casselmann, dem Ministerpräsidenten von Podewils ein solches Uebermaß von parlamentarischen Derbheiten ins Gesicht schleuderte, daß der Minister in hellem Zorn mit der Faust auf den Tisch schlug, um sich eine solche Behandlung zu verbitten. Derselbe Dr. Casselmann, der am 22. November, also am Tage vor der Veröffentlichung der oben erörterten Regierungskundgebung und acht Tage nach seiner fanatisierenden Großblockrede im Münchener Kindlkeller — wie der Hofbericht gleichzeitig mit jener Kundgebung meldete — zur Hoftafel eingeladen war. Selbstverständlich nicht in seiner Eigenschaft als Politiker, sondern als „Oberbürgermeister von Bayreuth". Nachträglich wurde dieser Zufall durch den Hofbericht dahin erläutert, daß Dr. Casselmann als Mitglied des Preisgerichts für den in Bayreuth zu errichtenden Wittelsbacher Brunnen zur Hoftafel zugezogen worden sei. Glaubt die Geheimkanzlei wirklich, daß das „Volk" mit seinem hausbackenen gesunden Menschenverstande sich durch solche Erläuterungen auch nur im mindesten imponieren lassen werde?

Hätte es sich zu irgend einer Zeit um den Inhaber irgend einer Charge gehandelt, der „zufällig" Zentrumsführer gewesen wäre und acht Tage zuvor mit glühendem Kopf eine flammende Rede zur Niederwerfung des ungefügigen Liberalismus mit Hilfe der Sozialdemokratie gehalten hätte, so könnte man eine Million gegen 10 Pfennige wetten, daß der Mann nicht mit einer Einladung zur Hoftafel beehrt worden wäre. Man hätte schon Mittel und Wege gefunden, um diesen „Demagogen" und Wahlverbündeten der Umsturzpartei in das geeignete Licht zu rücken und den ganzen Hof vor diesem „schwarzen Scheusal" gruseln zu machen. Sollen wir mit einschlägigen Reminiszenzen dienen? Daß der 90jährige Prinzregent über die diesmal obwaltenden Zusammenhänge, vor allem auch über den vollen Inhalt der maßlosen Großblockrede Dr. Casselmanns im Münchener Kindlkeller, genau unterrichtet gewesen wäre, ist ausgeschlossen. Aber die Zentrumswählerschaft empfindet es als einen Affront von kaum mehr zu überbietender Schärfe, daß die Geheimkanzlei gerade in diesem Augenblicke und an diesem Tage das Erscheinen eines Dr. Casselmann an der Hoftafel befürworten konnte, der acht Tage vorher Arm in Arm mit der Sozialdemokratie die „Rettung Bayerns" proklamierte und die bisherige Mehrheitspartei des Landtags durch höhnische Vergleiche mit der unflätigen Filser-Figur des „Simplicissimus" geradezu beschimpfte. Das sind Dinge, für welche das „Zentrumsvolk", mag man es auch mit Vorliebe als „inferior" über die Achsel anschauen, ein sehr feines Empfinden hat. Daß alles, was nur halbwegs einer Beziehung zur „ultramontanen Partei" verdächtig ist, aus der Umgebung, aus dem Gefolge, aus dem Tafelkreise des regierenden Herrn möglichst ferngehalten wird, ist eine überkommene Tradition, an der schon vor 40 und mehr Jahren festgehalten worden ist, wie man u. a. in den „Denkwürdigkeiten" des Fürsten Hohenlohe, bayerischen Ministerpräsidenten von 1866 bis 1870, sehr instruktiv nachlesen kann. Rühmt sich doch Fürst Hohenlohe ganz offen der 1868 von dem Könige Ludwig II. entwickelten Staatsmaxime: „Ich hob hervor, daß man sie („die ultramontane Partei") im Interesse der Dynastie gebrauchen, sie aber stets sich vom Leibe halten müsse."[3] Man würde dem derzeitigen Ministerpräsidenten unrecht tun, wenn man nicht der Wahrheit gemäß feststellte, daß er sich im Laufe der Jahre Mühe gegeben hat, einige allzu schreiende Unebenheiten bezüglich der differentiellen Behandlung der Mehrheits- und der liberalen Minderheits-Partei auszugleichen. Aber den in der Umgebung des Regenten kultivierten Bazillus einer epidemischen, bis zum äußersten gesteigerten Abneigung gegen die Mehrheitspartei des Landtages und einzelner ihrer hervorragendsten Führer hat auch er nicht einzudämmen verstanden.

Daß solchergestalt trotz des mitunter holdesten Mienenspieles die Regierungspolitik des Ministeriums nicht wesentlich anders orientiert sein konnte, versteht sich von selbst. Nicht ohne Grund hat der Zentrumsabgeordnete Freiherr von Malsen, der einer alten treubewährten Familie des hohen Hofbeamtenadels entstammt und unbefangenen Blickes die Verhältnisse zu würdigen weiß, am 6. November 1911 in der nunmehr aufgelösten Kammer der Staatsregierung die bittersten Wahrheiten gesagt, indem er unter anderem ausführte: „Man gewöhnt sich nachgerade an die Pose, daß man die Augen fest nach links gerichtet hält, schmeichelnd und verheißend, vielversprechend und sanft beschwichtigend, und hinter dem Rücken die biedere Rechte dem Zentrum entgegenstreckt, aber nur zur Empfangnahme der erforderlichen Paragraphen und nötigen Millionen."

Die Zentrumswählerschaft hat diese vom Frhn. von Malsen so trefflich charakterisierte Behandlung der Landtagsmehrheit gründlich satt. Wären die Zentrumsabgeordneten nach dem natürlichen Ende des jetzt aufgelösten Landtages als unterwürfige, demütige, stets entsagende Diener eines vorwiegend liberalen Ministeriums in ihre Wahlkreise zurückgekehrt und hätten als sichtbarste und fühlbarste Gaben nur Prügel und neue Steuern heimgebracht, dann wäre es ihnen bei den nächsten ordentlichen Landtagswahlen vielleicht übel ergangen. Aber jetzt, nachdem die Zentrumsfraktion sich endlich einmal auf die hintersten Füße gestellt und ihre parlamentarische Mehrheitsposition zur Geltung gebracht hat, herrscht in der Zentrumswählerschaft vom Main bis zu den Alpen die gehobenste, kampffreudigste Stimmung. Diese Stimmung dürfte bei den künstlich heraufbeschworenen Großblockwahlen einen Ausdruck finden, der den falschen Freunden der bayerischen Monarchie noch schwere Stunden bereiten wird. Denn die Zentrumsparole lautet jetzt: Nieder mit dem Liberalismus, nieder mit dem Sozialismus, nieder auch mit dem Pseudo-Konservatismus einer Regierung, der in Wirklichkeit nur verkappter Liberalismus und krankhafte Zentrumsscheu ist.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Herr v. Kiderlen über die Geschichte des Marokko-Abkommens.

Von den Mitteilungen, die der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes in der vertraulichen Sitzung der Budget-Kommission des Reichstags gegeben hat, ist ein Auszug von großer Ausdehnung und reichem Inhalt veröffentlicht worden. Wenn schon in den vorhergegangenen Plenardebatten unser Verhältnis zu England sich in den Vordergrund gedrängt hatte vor das eigentliche Thema des Abkommens mit Frankreich, so hat das Exposé des Herrn v. Kiderlen erst jetzt die Augen von Paris nach London gelenkt. Von den Enthüllungen waren zweifellos die Berichte über die diplomatischen Auseinandersetzungen in London während der vierten Juliwoche das interessanteste und wichtigste. Die Veröffentlichung bedeutet eine Abrechnung mit der heraus-

[3] Vgl. „Denkwürdigkeiten", Bd. I, S. 319. Diesen Ausspruch tat Fürst Hohenlohe am 15. Juni 1868 vor dem Könige Ludwig II., 16 Monate bevor die Auflösung der Kammer beschlossen wurde. Was Hohenlohe über „Intriguen" der Minister und der Kabinettsekretäre erzählt, ist ebenso interessant, wie sein Geständnis vom 6. Oktober 1869 (S. 400): „Ich fürchte, daß wir bei der Auflösung nichts gewinnen werden . . . Hätten die Minister weniger gedrängt, so wäre es möglich gewesen, mit Ruhe zur Verständigung zu kommen." Meminisse juvat!

fordernden Politik der englischen Regierung. In England hat sie mindestens ebensoviel Aufsehen erregt wie in Deutschland.

Die amtlichen Mitteilungen in unserer Budget-Kommission bestätigen vollauf, was man bisher nach privaten Berichten und Beobachtungen schon annahm: daß tatsächlich im Juli durch das rücksichtslose Eingreifen der englischen Regierung in die eben begonnenen deutsch-französischen Verhandlungen die politische Lage höchst gespannt wurde und eine ernste Kriegsgefahr bestand. (In seiner diplomatisch reservierten Antwort im Unterhaus betonte Staatssekretär Grey am 27. November immer wieder, daß England durch die Entsendung eines deutschen Kriegsschiffes in den geschlossenen Hafen von Agadir beunruhigt gewesen sei und sich nicht als uninteressiert habe beiseite schieben lassen wollen. Die englische Antwort wird im nächsten Hefte noch zu würdigen sein. Uebrigens hat am 28. November der deutsche Kreuzer Agadir verlassen.)

Als Ende Juni die Entsendung des „Panther" nach Agadir beschlossen war, machte die deutsche Regierung allen Algeciras-Mächten und also auch der englischen Regierung Mitteilung von dieser Maßnahme mit der Erklärung, daß deren Zweck der Schutz der dortigen deutschen Interessen sei. Die englische Regierung verhielt sich drei Wochen lang ruhig. Am 21. Juli aber führte Sir Edward Grey, der Minister des Auswärtigen, eine Unterredung mit dem deutschen Botschafter in London herbei, in welcher er die Forderungen, die bisher Deutschland an Frankreich gestellt hatte, als offensichtlich unannehmbar bezeichnete, obschon er an diesen Verhandlungen gar keinen Teil gehabt hatte, und dann den englischen Anspruch auf Beteiligung an den Verhandlungen erhob unter Aussprache des Verdachts, daß Deutschland eine Okkupation in Marokko plane. Der deutsche Botschafter war energisch genug, um die überraschenden Ausfälle des englischen Ministers nicht einfach ad referendum zu nehmen, sondern sofort einen passenden Klotz auf den groben Keil zu setzen. Die Berliner Regierung setzte die Reprimande in demselben kräftigen Stile fort. Zur Verschärfung der Sache trug es erheblich bei, daß der Schatzkanzler Lloyd George am Abend desselben 21. Juli die sensationelle Bankettrede hielt, in welcher zwar ohne Nennung Deutschlands, aber unter zweifelloser Anspielung auf die schwebenden deutsch-französischen Verhandlungen, in drohendem Tone vor der Ausschließung Englands gewarnt wurde. Sir Edward Grey wollte natürlich nicht gelten lassen, daß diese Rede eine Bedrohung Deutschlands darstelle, aber ihm konnte entgegnet werden, daß die ganze Presse sie als solche aufgefaßt habe. Es wurde der englischen Regierung auf den Kopf zugesagt, daß sie in dieser Sache mit zweierlei Maß messe zuungunsten Deutschlands, daß ihr Einspruch sich auf Imaginationen und Halluzinationen aufbaue, daß ihr Vorgehen die (angeblich auch von England gewünschte) Verständigung gefährde und überhaupt nur dann als zweckmäßig sich darstellen könnte, wenn man beabsichtige, eine „gewaltsame Entladung" herbeizuführen.

Auf diese kräftige Sprache der deutschen Staatsmänner erfolgte kein weiterer Vorstoß von englischer Seite, sondern vielmehr ein Rückzug mit der Erklärung, daß die Regierung nicht beschlossen habe, an den deutsch-französischen Verhandlungen sich unmittelbar oder mittelbar zu beteiligen. Eine mittelbare Beteiligung durch Rückenstärkung der französischen Regierung hat freilich nach wie vor stattgefunden; darauf mußten ja auch die deutschen Unterhändler bei den engen Beziehungen zwischen London und Paris von vornherein gefaßt sein. Aber die unmittelbare, förmliche Teilnahme hat England nicht wieder verlangt. Das Geschäft à deux ist schließlich zustande gekommen, aber Herr von Kiderlen stellt fest, daß erst nach dem luftreinigenden Gewitter der vierten Juliwoche die Verhandlungen mit Frankreich „besser vorwärts gekommen" sind.

In der Aussprache mit Sir Edward Grey wurde von deutscher Seite natürlich auch erklärt, daß wir nicht die Absicht hätten, etwas von Marokko zu okkupieren. Grey ersuchte nun um die Vollmacht, diese Negation von deutschen Okkupationsabsichten im Parlament verkünden zu dürfen. Glücklicherweise war die deutsche Regierung mutig und klug genug, ihm diese Bitte abzuschlagen. Sonst wäre ja vor der ganzen Welt der Anschein erweckt worden, daß Deutschland infolge der britischen Drohung auf seine Eroberungspläne verzichtet hätte. Die Verweigerung der Publikationserlaubnis ist keine nebensächliche Einzelheit, sondern hat wesentliche Bedeutung für den Beweis, daß Deutschland vor der englischen Anmaßung in keiner Weise zurückgewichen ist, vielmehr den Stier bei den Hörnern gefaßt und zum Ausweichen gezwungen hat.

Der Vorgang von Ende Juli hat auf die Feindseligkeit, die England seit einem Jahrzehnt systematisch dem Deutschen Reiche widmet, ein grelles Licht geworfen, das drüben und hüben die Optimisten erschreckt und die Friedensschwärmer bitter enttäuscht hat. Unsere Regierung war offenbar zu der Ansicht gekommen, daß die bisherige Spannung nicht so fortdauern könne, und daß eine Flucht in die Oeffentlichkeit angezeigt sei, um die Sache zum Klappen zu bringen und das englische Volk vor die Wahl zu stellen, entweder sich zu Deutschland verträglich zu stellen, oder die Kraftprobe zu versuchen. Ueber den Verlauf des Klärungsprozesses, den die deutschen Enthüllungen eingeleitet haben, wird die Rede Greys gewiß interessante Andeutungen geben. Aber wenn die englischen Politiker es bei hübsch gesetzten Worten allein bewenden lassen, so werden sie das aufgepeitschte Mißtrauen des deutschen Volkes nicht beschwichtigen. Was die Verbrüderungsfeste und Friedensreden der letzten Jahre aufgebaut hatten, ist jetzt vollständig niedergerissen. In Deutschland herrscht überall die klare Erkenntnis, daß mit Frankreich trotz aller störenden Erinnerungen an 1870 wohl auszukommen ist, dagegen nicht mit England.

In der ersten Erregung tauchte die Nachricht auf, Sir Edward Grey werde seine Haltung mit dem Verlust seines Portefeuilles zu büßen haben. Vielleicht hat ein schlauer Freund des Ministers diese „Nachricht" lanciert. Der natürliche Rückschlag war der Entschluß der Engländer, den Minister vorläufig nicht fallen zu lassen, um nicht Deutschland den „Triumph" zu gönnen, daß es dem Sir Edward Grey das Schicksal des Monsieur Delcassé zu bereiten vermocht habe. Selbstverständlich hat die deutsche Regierung zur Herbeiführung eines Ministerwechsels gar nichts getan. Es kommt uns gar nicht darauf an, wer die englische Politik macht, sondern nur darauf, wie sie beschaffen ist.

Vorläufig erfreuen wir uns an der Tatsache, daß der Friede gewahrt worden ist trotz der hochgefährlichen Haltung der Minister Grey und Lloyd George. Und dieses Ziel ist erreicht worden durch die feste, ruhige und selbstbewußte Haltung Deutschlands, das nicht um gutes Wetter gebeten, sondern sein Recht und seine Würde energisch vertreten hat. Man kann sich die schwankende Taktik der englischen Regierung nicht anders erklären, als durch die Annahme, daß man nach dem anfänglichen Spiel mit dem Kriegsfeuer doch zurückgeschreckt ist vor der ernsten Kraftprobe angesichts der deutschen Wehrkraft. Es heißt, daß England den Franzosen für den Kriegsfall eine Unterstützung von 150 000 Mann angeboten habe. Die französische Regierung hat trotzdem keine Kriegslust verspürt, und das war sehr klug von ihr; denn diese englischen Söldner hätten Frankreich nicht vor der Wiederholung der Ereignisse von 1870 bewahren können. Zu dem französischen Respekt vor der deutschen Landmacht scheint aber auch ein heilsamer Respekt der Engländer vor der deutschen Flotte hinzugekommen zu sein. Trotz der numerischen Uebermacht der englischen Flotte hat man doch Furcht vor der Tüchtigkeit der deutschen Marine. Und diesen abschreckenden Erfolg haben wir erzielt, ohne daß unsere Regierung in diesem kritischen Sommer irgend eine besondere Maßnahme zur Verstärkung unserer Wehrkraft getroffen hätte. Unsere Flotte hat ihre altgewohnten Manöver und Spazierfahrten gemacht, als ob die Engländer gar nicht auf der Lauer lägen. Der Deutsche Kaiser ist ruhig nach Nordland gefahren, wie er es alle Jahre zu tun pflegt. Keine Spur von irgend welcher Aufregung oder Besorgnis gegenüber den Kriegstreibereien vom Westen. Unsere Gegner haben erkennen können, daß Deutschland wirklich bereit ist, ohne erst Mängel seiner Wehrfähigkeit im letzten Augenblick ausfüllen zu müssen, und daß es seiner Kraft zu gut sich bewußt ist, um durch eine hereinbrechende Krisis nervös zu werden. Dreimal haben wir nun schon gesehen (in der Delcassé-Krisis, in der bosnisch-herzegowinischen Krisis und jetzt bei der englischen Herausforderung), daß unsere Gegner gern Lärm machen, aber doch nicht loszuschlagen wagen. Diese Erfahrungen bestärken uns in der ruhigen Sicherheit. Darum brauchen wir auch den Engländern nicht nachzulaufen, sondern können abwarten, ob und wie sie wieder freundliche Fühlung mit uns gewinnen wollen.

Was nun den eigentlichen Inhalt des Marokko-Abkommens, unseren Ausgleich mit Frankreich angeht, so können die Enthüllungen des Herrn von Kiderlen dem Geschäft, das wir da abgeschlossen haben, zwar keinen glänzenden Anstrich geben, aber sie bestätigen doch den Eindruck, den man schließlich schon bei der Plenarberatung gewonnen hatte, daß der Ausgleich erträglich ist. Unsere Regierung trat in die Verhandlungen ein unter der Nachwirkung der bisherigen Marokko-

politik, die der abgezogene Fürst Bülow zu verantworten hat. Nachdem er die Gelegenheiten zur Aufbesserung der deutschen Position verpaßt und in dem Vertrage vom Februar 1909 die politischen Vorrechte Frankreichs bereits im Prinzip anerkannt hatte, war die deutsche Diplomatie in ihrem Geben und Fordern bereits erheblich beschränkt. Die Parteinahme der englischen Regierung verstärkte natürlich die Zähigkeit der französischen Unterhändler. Unter diesen Umständen war auf friedlichem Wege offenbar nicht mehr zu erreichen.

Nebenbei lehrt uns die Erfahrung dieses Sommers, daß es ein wahres Glück war, als 1909 Fürst Bülow über eine innerpolitische Frage stürzte und so das Feld frei wurde für eine bessere Auslandspolitik. Zugleich wird klar gestellt, daß das Zustandekommen der Finanzreform auch ein Segen für unser Ansehen in der Welt und für unsere auswärtigen Interessen war, weil damit die Ansicht von der finanziellen Wehrlosigkeit Deutschlands zerstört wurde. Daraus ergibt sich die weitere Moral, daß diejenigen Parteien, die wegen der Finanzreform die skrupellose Hetze veranstaltet haben und noch fortführen, keineswegs patriotisch handeln. Angesichts der ernsten Bedrohung durch das neidische und feindselige Ausland müßten doch alle national gesinnten Deutschen für die Eintracht sorgen. Zum mindesten aber müßten sie sich scheuen, die eigene Regierung, die doch die Interessen des Reichs in der Welt zu vertreten hat, so rücksichts- und gewissenlos herunterzureißen vor dem In- und Ausland, wie es die Liberalen unter Bassermann und die Fortschrittler, im Wettbewerb mit der umstürzlerischen Sozialdemokratie, zu ihren selbstsüchtigen Parteizwecken fortwährend tun. Der nationalliberale Parteitag hat leider, von einzelnen nordwestlichen Dissenters abgesehen, noch keine Besserung in dieser Hinsicht erkennen lassen; ebenso wenig der fortschrittliche Wahlaufruf, und erst recht nicht eine leidenschaftliche Kampfrede des Präsidenten Rießer vom Hansabunde. Hoffentlich sind die Wähler klüger und staatstreuer, als diese verbissenen Wortführer, die mit der Umsturzpartei gemeinsame Sache machen.

Zur politischen Lage in Frankreich.

Von Adolf Richter, Paris.

Trotzdem die französische Regierung nach der von hochpatriotischen und im hiesigen Parlament immer zugkräftigen Akzenten durchmischten Delcasséschen Rede neulich eine erdrückende Stimmenmajorität erhalten hat, flüstert man in den Kammerwandelgängen und in politischen Kreisen sensationelle Dinge. Man flüstert sich zu, daß die Sessel des Kabinetts Caillaux schwanken. Trotz seiner 300-Stimmenmehrheit wird das Ministerium im Flüsterton gestürzt, bis die Deputiertenkammer diesem Stimmungsbild den endgültigen Ausdruck gibt. Das Marokkoabkommen mit Deutschland, das hier immer noch versteckte und offene Gegner zählt, kommt dabei motivierend keineswegs in Frage. Im Grunde genommen ist man der Erledigung recht froh. Indes was den Nationen in Europa zurzeit passiert, passiert auch den französischen Ministern: Sie begucken sich mit reservierten Masken. Der unangenehme Zwischenfall, der den Minister des Auswärtigen betrifft, und den die meisten Blätter zu einem Skandal aufbauschen, ist ja bekannt. Herr von Selves wußte nicht, daß Frankreich gegen die spanische Besetzung einiger Marokkoländerstriche protestiert hatte. Herr Cruppi hatte, scheint's, wie der „Figaro" ironisch sagt, nicht genügend Vertrauen in seinen Nachfolger am Quai d'Orsay, um ihm Mitteilungen über seine Geschäftsführung zu machen. Herr Delcassé — auch ein Portefeuilleträger des gegenwärtigen Kabinetts — hat seinerzeit bekanntlich geheime Verträge mit England, Spanien und Italien abgeschlossen, ohne dem demokratischen Lande auch nur das mindeste davon zu sagen, Herr Delcassé, der den veraltet verwalteten Quai d'Orsay als verschwiegener Autokrat sieben Jahre lang beherrscht hat. Ein Pariser Morgenblatt macht sogar die verblüffende Enthüllung, daß Delcassé selbst seinen eigenen Ministerkollegen und dem Staatspräsidenten gegenüber bezüglich seiner eigenmächtigen Abänderung der Weltkarte äußerst reserviert gewesen sein soll. Und nun möchte derselbe Herr als jetziger Marineminister mit dem Gelde, das Caillaux dem Sozialistenchef Jaurès zur Arbeiterversicherung versprochen hat, Schiffe bauen. Delcassé drängt, Caillaux widersteht. Das alles sind Plaudereien, die vorläufig hinter der politischen Kulisse geführt werden und noch nicht an die breite Oeffentlichkeit dringen. Immerhin stehen aber trotz der schon erwähnten imposanten Augenblicksmajorität der Regierung die Portefeuillejäger schon lauernd auf dem Posten. Das Ministerium befindet sich in einer ganz eigenartigen Position. Die Gioconda hat sich aus dem Louvre geflüchtet, um sich in einem mysteriösen Versteck niederzulassen, die Matrosen der Liberté wurden in eine bessere Welt befördert, die Butter- und Gemüserevolution tobte, ein Stück Kongo ging verloren, der Pulverskandal brach los, Spanien, die „lateinische Schwesternation", zieht antifranzösische Saiten auf seine Mandoline, und im Unterhaus lauern die Angriffsspeere in fünfzig Interpellationen. Eine Rekordziffer der dritten Republik. Auf der einen Seite Entrüstung, auf der anderen ironisches Mitleid. In einem Punkt herrscht jedoch Uebereinstimmung: Das Kabinett hat in seiner jetzigen Form am längsten gelebt.

Trotzdem seit der Kammereröffnung die parteipolitischen Scharmützel einsetzen, stand und steht der Pulverskandal immer noch im Vordergrund der ernsten Erörterungen. Und das ist ja sofort verständlich, denn er betrifft das Gebiet der nationalen Verteidigung gerade in einem Augenblick, in dem der Chauvinismus so reichlich in die Halme schoß, und mancher Jünger Déroulèdes vom Sieg träumte. „Ei", ruft Jaurès in seiner „Humanité" jetzt mit beißendem Spott dazwischen, „was wollen Sie eigentlich mit Ihrer Kriegsgloire, wenn Ihre Schiffe von selbst in die Luft springen, Ihre Geschosse aus Pappe fabriziert werden und der General Bumm kommandiert?" Tatsächlich hat die vom energischen Kriegsminister Messimy schleunigst eingesetzte Untersuchung haarsträubende Entdeckungen zutage gefördert: Rivalenschaft unter den Direktoren der Pulverfabriken, politische Einflüsse auf dem Gebiete der reinen Technik, Beziehen der Rohmaterialien aus England und Deutschland, kommerzieller Wettbewerb zwischen den Höchstangestellten, lückenhafte Buchführung, Ablieferung alter Pulver als neue, Mangel an Oberkontrollen usw. Der vom Kriegsminister zur unparteiischen Untersuchung abgesandte General Gaudin hat in seinem Bericht, den man der Oeffentlichkeit aus parteipolitischen Gründen zuerst vorenthalten hat, mit glühendem Eisen auf die Wunde gebrannt und das Chauvinistendogma vom „besten Pulver der Welt" mit einem Schlag zerstört. Heute weiß man, daß dieses „unübertreffliche Pulver" in Fabriken mit völlig veralteter Einrichtung hergestellt wurde und weit davon entfernt war, als Primaware gelten zu können. Als der Zar von Bulgarien seinerzeit ein Kriegsmaterial von hundert Millionen Franken hierzulande in Auftrag gab, riet ihm die Vorsicht an, sein Pulver aus Deutschland zu beziehen. Eine franzosenfreundliche, südamerikanische Republik fand es gleichfalls für angebracht, Kanonen und Pulver östlich vom Rhein zu bestellen.

Wenn vor einem Jahrhundert, als noch Napoleons Fuchtel sich fühlbar machte, Europa die Franzosen um ihre Verwaltung beneiden konnte, so trifft das heute nicht mehr zu. Wir haben es im Gegenteil vielfach mit schwerfälligem Bureaukratismus nach chinesischem Muster zu tun. Innerhalb des letzten Dezenniums ist ein Ressort nach dem andern von Skandalen gefährlicher Sorte heimgesucht worden, die mitunter zu dem Schluß auf anarchistische Zustände berechtigten. Die Politik des „Buttertellers", das Günstlingswesen und das keck egoistische Strebertum haben ihre Früchte gezeitigt. In der Postverwaltung mit der erbärmlichen Telephoneinrichtung und Briefbeförderung ist der Skandal in Permanenz. Von Kolonialskandalen wollen wir nicht sprechen und die Monopolverwaltungen übergehen. Die feuersicheren französischen Zündhölzer und Zigarren mit Holzstücken haben selbst im Ausland ihnen den Ruf der Komik gesichert. Kein anderer als ein Minister hat von der Eiterwunde in der Justiz von der Kammertribüne herab gesprochen. Die Unterschlagungen der Liquidatoren der Ordensgüter gaben zu höchst erregten Debatten Anlaß. Vor zwei Jahren kam anläßlich der Jenakatastrophe die Marine mit ihrer Mißwirtschaft aufs Tapet. Als die Marokkofrage auftauchte, entdeckte man plötzlich in der Armeeverwaltung und im östlichen Festungsgürtel bedenklich faule Verhältnisse. Und wer erinnert sich nicht der Angebezettelaffäre im Offizierskorps. Als die Gioconda Reißaus nahm, kam das Ressort der schönen Künste auf die Anklagebank. Alles schien in der Louvreverwaltung faul zu sein. Der Generalstreik der Eisenbahner ist noch in aller Gedächtnis. Die meisten Reformprogramme sterben den Aktentod. Und das wird so lange dauern, bis ein eiserner Besen die Säuberung übernimmt. Die Wahlreform oder ein revolutionsgeborener Diktator?

Die Niederlage des Republikanismus bei den spanischen Gemeinderatswahlen.

Von Prof. Dr. Eberhard Vogel, Lektor an der Kgl. Techn. Hochschule zu Aachen.

Ist es der eingeborene, unverwüstliche Idealismus der Menschennatur, ist es das scheinheilige Bedürfnis, auch den niedrigen Streit um gemeine Lebensinteressen in das gleißende Licht der Idee selbstloser Vervollkommnung zu rücken, Tatsache ist, daß in aller Welt, vielleicht die Gemeinden Nordamerikas ausgenommen, auch bei den Gemeinderatswahlen sich die Geister nach Weltanschauungen, in letzter Linie nach ihrem Verhältnis zu den tiefsten Gründen und höchsten Gütern des Daseins scheiden. So ist es in Köln geschehen, wo der Liberalismus seine sterbende Sache nur durch Leugnung des Blauen vom Himmel retten zu können glaubte, so ist es in ganz Deutschland, so auch bei aller Verschiedenheit der Geschichte und der Temperamente in Spanien. Bei den am 12. November in ganz Spanien vollzogenen Gemeinderatswahlen fielen Betrachtungen über die Führung der städtischen Geschäfte nur insoweit in die Wagschale, als man dadurch die leitenden Ideen der politischen Gegensätze rechtfertigen oder verächtlich machen konnte. Der vorherrschende Zug hierbei wird durch die vernichtende Niederlage des republikanischen Staatsgedankens gekennzeichnet; kaum noch hier und da hat sich in einem kleinen Gemeindewesen ein republikanischer Stadtrat behauptet. In Madrid, Barcelona, Valencia und in den übrigen größeren Städten muß er sich mit einer, wenn auch bis zur nächsten Wahl noch unbequem starken Minderheit begnügen.

Der regierende Staatsmann hat in dem selbstgefälligen Optimismus, der sein schärfster und vielleicht bester Zug ist, diesen Sieg des monarchischen Gedankens zu seinen Gunsten zu buchen sich beeilt. Wenn die Republikaner ihm bestreiten, daß die Monarchie diesen Gewinn der Pflege wahrhaft liberaler Ideen durch Canalejas' Regierung verdanke, so sind sie gewiß im Recht. Canalejas' mit so lautem Schall angekündigte große liberale Unternehmungen sind, genau so wie bei allen früheren liberalen Regierungen, so schmählich wie das Hornberger Schießen verlaufen. Die allgemeine Wehrpflicht ist ein verlogenes Zerrbild dessen geblieben, was sie sein sollte. Nichts, auch gar nichts ist auf dem dürren Felde des Volksunterrichts gebessert worden. Die Abschaffung der städtischen Verbrauchszölle hat den Bürgern nur noch die unumgänglichen Ersatzsteuern dazu aufgeladen. Das einzige, worin Canalejas sich um die Ehre und Wohlfahrt Spaniens verdient gemacht hat, hätte eine konservative Regierung, gewiß eine von Maura geleitete, mit dem nämlichen Nachdruck und vielleicht noch größerem Erfolg betrieben: die Aufpflanzung der spanischen Fahne in einem der besten Teile Marokkos. Aber auch hier wagte Canalejas, welcher von den ewigen Seitenblicken nach dem Auslande moralisch scheel geworden sein müßte, erst zuzugreifen, als er den breiten Rücken Deutschlands hinter sich auftauchen sah.

Abgesehen hiervon rührt der Niedergang der republikanischen Neigungen in Spanien aus ganz anderen Ursachen. Die Spanier sind die nächsten dabei, die republikanische Lüge in ihrer ganzen portugiesischen Herrlichkeit zu beobachten: wen sollten die Segnungen dieser Freiheit nicht zur Ernüchterung bringen? Keine Partei ist in Spanien außerdem so durch Eigennutz und Eifersucht zerrissen wie die republikanische, keine greift auch in der Verzweiflung ihrer Schwäche zu so verfehlten Mitteln, wie die republikanische, wenn sie einen Streik um mehr Brot in politischen Aufruhr verkehrt oder so kurzbeinige Lügen in die Welt setzt, wie die von den Folterungen der Gefangenen von Culleras, keine Partei macht sich auch, wo sie an das Ruder eines Gemeindewesens gelangt, durch die dreisteste Günstlingswirtschaft so verächtlich, wie die Republikaner seit einem Jahre in Madrid und gar erst die lerrouxistischen Radikalen seit zwei Jahren in Barcelona.

Sehr bedeutsam erscheint der Rückgang des Republikanismus in Spanien im Rahmen der Erörterungen, welche während der Liquidation Marokkos über den vorbildlichen Wert Deutschlands oder Frankreichs für die Kultur Spaniens bis in die letzten Tage hinein in Madrid und Paris gepflogen worden sind. Selbstverständlich sind die spanischen Republikaner Bewunderer und Liebhaber Frankreichs, wogegen die Monarchisten, ganz unumwunden die Konservativen, in deutschem Wesen ihr Ideal erblicken. Der Gegensatz der Urteile hierin geht bis zum äußersten. Für die einen haben nur die Franzosen Genie, und die Deutschen sind nichts als fleißige Nachtreter, für die anderen ist es genau umgekehrt. Drei Tage nach den Gemeinderatswahlen tritt der Spanier Gomez Carrillo in der Revue de Paris für Frankreich als das unerläßliche Vorbild Spaniens auf den Plan. Er beruft sich auf das Zeugnis von Georg Brandes, welcher den Einfluß Frankreichs zum Schaden Deutschlands täglich wachsen sieht, auf den Amerikaner E. A. Forbes, der in der Neuyorker „Review of Reviews" eine Studie über die Vorzüge der französischen Kolonisation vor der deutschen veröffentlicht, auf Maximilian Harden, dessen Wort von dem französischen Feuer, das dem Deutschen abgehe, Carrillo durch hart zu hörende Worte über unsere türkische, elsässische und polnische Politik ergänzt. Ich sehe in dem Ausgang der spanischen Gemeinderatswahlen, rein politisch, wie sie nun einmal angesehen werden müssen, auch eine Absage an den französischen Geist im allgemeinen, deren wir uns in Deutschland nicht nur um unsertwillen zu erfreuen brauchen.

Wie die Großmut und Unbefangenheit, womit deutscher Geist sich zu allen Zeiten dem griechischen, römischen und romanischen geöffnet, ja oft mit Begeisterung hingegeben hat, durch die Erweiterung unseres Gesichtskreises, im Vergleich zu welchem der des Franzosen und selbst des Engländers uns eng vorkommt, reichlich belohnt worden ist, so muß auch ein denkender Spanier einsehen, daß er von dem ihm allzu nahverwandten Franzosen viel weniger lernen kann als durch das Studium des deutschen Wesens, dessen Zugangspforte, die Kenntnis der deutschen Sprache, zu sprengen allein schon geistige Anstrengungen erfordert, welche an sich wertvoller sein dürften, als die bequeme Aneignung der verschwisterten, glatten französischen Sprache.

Der Spanier, der gründlich Latein und Deutsch gelernt hat, und erst dieser, kann dem Deutschen, der Latein gelernt hat, die Hand reichen. Wenn Carrillo in der „Revue de Paris" für Frankreich auch die Aufgabe des Filters in Anspruch nimmt, durch den allein deutsche Werte nach den übrigen romanischen Ländern gelangten und, um als solche verstanden und erfaßt zu werden, gelangen *müßten*, so bestärkt er die Spanier nur in dem größten Fehler, den sie in der Beurteilung des Deutschtums begingen, denn aus diesem Filter geht dieses nicht, wie er behauptet, geklärt und geläutert, sondern verfälscht und entstellt hervor. Zu den schlimmsten Entstellungen dieser Art gehört das „katholische" Zentrum. Dieser Zusatz, den die deutschen Katholiken aus den besten und edelsten Gründen für eine ihrer glänzendsten Schöpfungen ablehnen müssen, ist durch Schuld der französischen Publizisten auch in Spanien eingeschmuggelt worden und hat dort, wie anderswo, die unbefangene Würdigung des Zentrumsgedankens unmöglich gemacht. Erst seitdem spanische Priester nach Deutschland kommen, gründlich deutsch erlernen und dann das deutsche Wesen und das deutsche Zentrum studieren, ist es besser geworden; „Volksverein" ist trotz seines harten Klanges ein spanisches Wort geworden wie „Kindergarten".

Treue.

Der du getreu mit mir bemüht, die schlanken
Granitnen Schäfte unsres Glücks zu gründen,
Dass sie in Sturm und Wetterbraus bestünden,
Da eine Welt uns fordert in die Schranken. —

Von neuem gilt's in schwerer Zeit, mit blanken
Erhobnen Schilden alten Ruhm zu künden,
Wenn vor den Blitzen, die am nächsten zünden,
Tod und Verderben alle Leben tranken!

Wohl stark und sicher sind des Schiffes Planken,
Das ich zur Lebensmeerfahrt uns erkor;
Doch, wenn in Splitter selbst die Masten sanken—:

Noch aus den Trümmern meiner Hoffnung ranken
An deiner Kraft die Blüten sich empor
Der Treue, die kein Fürchten kennt, noch Wanken. —

H. Schneider.

Zwei politische Abdankungen im katholischen Lager Oesterreichs.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Nach 52 Jahren ehrlichen Kampfes für die katholische Sache wird am 31. Dezember 1911 das Wiener „Vaterland“ sein Erscheinen einstellen.[1] Der Verein „Patria“, der 1907 das Blatt ins Eigentum übernahm und an dessen Spitze erst der jetzige Statthalter von Böhmen Fürst Thun und dann das Herrenhausmitglied Graf Alfons Mensdorff-Pouilly stand, hat angeblich die Unmöglichkeit eingesehen, die Gelder für das kolossale Defizit des Blattes auch in Zukunft aufzubringen. Aber es gibt unter den Katholiken nicht wenige, welche meinen, es sei angesichts der gerade jetzt wieder so übermütig gewordenen Freimaurerei die Pflicht der hinter dem „Vaterland“ stehenden konservativen Adelskreise gewesen, das Blatt um jeden Preis zu erhalten, zumal ja auch der Episkopat alljährlich ganz ansehnliche Summen zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt hat. Das „Vaterland“ war das Organ der Rechten, der stärksten Partei des Herrenhauses, es ist stets das Sprachrohr des historischen Adels der Monarchie, besonders der Feudalen Böhmens gewesen, also lauter Faktoren, welche über die Mittel verfügen, ein Tagblatt in Wien zu erhalten.

Die Herausgeber des „Vaterland“ haben es stets geliebt, die Hauptredakteure aus dem Ausland zu beziehen. Nicht etwa Ausländer, welche in langjährigem Aufenthalte in Oesterreich mit den Persönlichkeiten, den Verhältnissen, den Empfindungen des Volkes vertraut geworden waren. Ein Ausländer, allerdings ein Mann von ganz hervorragenden Eigenschaften und Talenten, hatte das Blatt auf eine achtunggebietende Höhe gebracht: Freiherr Karl von Vogelsang, welcher die Kenntnisse und den Mut besaß, für den Mittel- und den Arbeiterstand die Fahne der christlichen Sozialreform zu entrollen. Als Baron Vogelsangs Genialität dem „Vaterland“ ein weitreichendes publizistisches Ansehen verschafft hatte, meinten die Herausgeber, nun sei auch der richtige Augenblick gekommen, das Blatt technisch-modern auszugestalten; es sollte neben den glänzenden Artikeln Baron Vogelsangs eine „journalistische Mache“ erhalten, welche ihm einen größeren Leserkreis auch im Volke verschaffe und es konkurrenzfähig mache mit den großen Judenblättern Wiens. Baron Vogelsang war nicht Journalist in diesem Sinne, hat das auch nie sein wollen.

Man suchte den geeigneten Mann für diese Aufgabe aber wieder nicht in Oesterreich, sondern ging über die Leitha und holte ihn sich aus Preßburg, aus der Redaktion eines freimaurerisch-liberalen Tagblattes. Karl Koller, der erst vor kurzem in Wien als Mitarbeiter im ungarischen Regierungspreßbureau gestorben ist, war ein Mann ohne alle wissenschaftliche Bildung, der sich seine unleugbare journalistische Fähigkeit als Lokalberichterstatter in Budapest angeeignet hatte, Freimaurer war und die österreichischen Verhältnisse nur vom ungarischen, das heißt magyarischen Standpunkt aus zu beurteilen verstand. Er trat, als ihn der damals noch sehr jugendliche Graf Ernst Silva-Tarouca, in dessen Druckerei „Austria“ das „Vaterland“ hergestellt wurde, nach Wien brachte, zwar aus der Loge aus und wurde ein hitziger Verfechter der katholisch-österreichischen Idee, aber seine Aufgabe konnte er nicht lösen. Seine „journalistische Mache“ brachte in vielen Adelskreisen das „Vaterland“ in Mißkredit, und als er in dem berüchtigten Prozeß des General Scudier so gründlich hereinfiel, daß er mehrere Monate wegen Ehrenbeleidigung erhielt, da ging es mit dem „Vaterland“ von der durch Baron Vogelsang erreichten Höhe rasch bergab. Von diesem Schlage hat sich das „Vaterland“ nie erholen können. Und als dann 1890 durch die Schuld eines schnellfahrenden Milchwagens Baron Vogelsang vorzeitig ins Grab steigen mußte, war das Schicksal des „Vaterland“ besiegelt.

An seine Spitze trat wieder der von Koller beiseite geschobene gewesene Kaspar Jnthal, ein grundehrlicher Journalist, aber all' sein Opfermut konnte den Ruf des Blattes nicht mehr heben. Zum Schaden gereichte es ihm auch, daß nach Vogelsangs Tod die Herausgeber dem Blatte eine der demokratischen christlichsozialen Partei, zu welcher Vogelsang im und mit dem „Vaterland“ die Grundlage gelegt hatte, feindliche Richtung aufzwangen. Hätten damals die konservativen Aristokraten den Geist der Zeit richtig verstanden, so hätten sie ihr „Vaterland“ neben der jungen „Reichspost“ in den Dienst der mächtig aufstrebenden „jungkatholischen“ Partei Luegers gestellt; viel, viel Jammer im eigenen Hause wäre den Katholiken erspart geblieben, und heute könnten wir zwei katholisch-christlichsoziale Tagblätter in Wien haben, die sich gegenseitig ergänzen müßten.

Der Wiener Katholikentag von 1905 brachte uns den großartigen Preßverein „Piusverein“, dessen Hauptaufgabe die Hebung des „Vaterland“ und der „Reichspost“ sein sollte. Der Piusverein ist ein Volksverein in des Wortes schönster und umfassendster Bedeutung, das „Vaterland“ ist nie ein Volksblatt gewesen. Darum waren weite Kreise der Katholiken dagegen, daß man dieses „Adelsblatt“ auch noch mit dem Volksgeld unterstütze. Aber es blieb dabei: die Hälfte des nach Wien geschickten Geldes erhielt das „Vaterland“ bis zum Schluß.

Da machten die böhmischen Feudalen mit dem Grafen Thun den letzten Versuch. Viel, sehr viel Geld brachten sie separat für das „Vaterland“ auf, und zum Leiter holten sie sich abermals aus dem Auslande einen Journalisten, der sich in München sehr gut bewährt hatte, aber die österreichischen Verhältnisse nicht kannte. Konnte man unter all den katholischen Journalisten Oesterreichs nicht einen einzigen finden, der das „Vaterland“ hätte leiten können? Alle anderen katholischen Tagblätter Oesterreichs blühen, nur das „Vaterland“, das älteste, muß zugrunde gehen. Nicht an dem letzten Chefredakteur Sieberz liegt die Schuld, daß unser ältester Preßkämpfer für die katholische Sache abdanken muß — die Mißgriffe seiner Herausgeber seit 1888 haben dem „Vaterland“ sein Grab geschaufelt. —

Die Gerüchte, daß das „Vaterland“ mit der „Reichspost“ verschmolzen werde, daß es als Wochenblatt weiterleben und in anderer Form wieder als Tagblatt auferstehen wird, sind falsch. Die „Reichspost“ wahrt sich ihre Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Mit gutem Rechte.

Fast zur gleichen Zeit mit dem „Vaterland“ zieht sich auch Dr. Ebenhoch vom politischen Leben zurück. Diese beiden Abdankungen stehen ursächlich nicht im Zusammenhang. Exzellenz Dr. Ebenhoch wird ebenso wie Dr. Heim in Bayern von den Aerzten gezwungen, sich aus allen Aufregungen der Oeffentlichkeit zurückzuziehen, nur so könne sein Leben seiner Familie noch länger erhalten bleiben. Dr. Ebenhoch ist noch kein alter Mann, aber in den letzten Jahren und besonders in dem heurigen Frühjahr von schweren Krankheiten heimgesucht worden. Er ist 1855 in Bregenz geboren, studierte in Wien und ließ sich als Rechtsanwalt in Linz nieder. Seine feurige Beredsamkeit, seine Begeisterung für die katholische Sache, seine finanzielle Unabhängigkeit brachte ihn schnell an die Spitze der katholischen Organisation Oberösterreichs. Er wurde Abgeordneter des Reichsrates und des Landtages, Landeshauptmann von Oberösterreich und schließlich Ackerbauminister. In allen Stellungen ein ehrlicher treuverläßlicher Freund des christlichen Volkes. In inniger Freundschaft mit Dr. Lueger verbunden, trat er schon 1895 mutig für ihn und seine aufstrebende Partei ein, und 1907 führte er die Konservativen der „Katholischen Volkspartei“ ins Lager Dr. Luegers, wodurch die christlichsoziale Partei zur österreichischen Reichspartei wurde. Es ist klar, daß die Partei und die katholische Sache durch den Rücktritt Dr. Ebenhochs vom politischen Leben einen schweren Verlust erleiden; es bleibt aber die trostreiche Hoffnung, daß der einst so starke rüstige Mann bald seiner Krankheit Herr werde und dann wieder in die Führerreihe der christlichsozialen Partei eintritt.

[1] Ueber die Gründungsgeschichte des „Vaterland“ und seine Entwicklung habe ich in der „Allgemeinen Rundschau“, Nr. 3 vom 16. Januar 1909, anläßlich des 50jährigen Bestandsjubiläums des Blattes ausführlich berichtet. Mein damaliger Wunsch nach „neuem Aufschwung“ ist leider nicht in Erfüllung gegangen.

Im Park.

Ein Kranz von Astern und Reseden,
Erblüht im letzten, bunten Flor.
Aus laubbesäten Rosenbeeten
Steigt herbstlich feuchter Duft empor.

Das Goldgelb aller Lindenbäume
Neigt sich zum Buchenkupferrot —
Ein Traum ist's, wenn der Sonnensäume
Tiefrotes Gold darüber loht . . .

Ich wage kaum den Blick zu heben,
Der noch die letzte Schönheit misst —
Weil alles frohe, lichte Leben
Am Sterben und Verderben ist.

Bald wird des Spätherbsts Sturmeswelle
Hinfluten über Feld und Rain,
Und meines Parkes frohe Schwelle
Wird einsam und verödet sein . . .

Und doch, mein Herz will nicht verzagen,
Es träumt schon von des Lenzes Kuss —
Und sagt sich, dass zum Frühlingstagen
Es Herbst und Winter werden muss . . .

Eugenie Taufkirch.

Zum neuen Buchdruckertarif.

Der Verein deutscher Zeitungsverleger veröffentlicht im „Zeitungs-Verlag“ folgende Erklärung:

„In den deutschen Buch- und Zeitungsdruckereien tritt mit dem 1. Januar 1912 ein zwischen den Prinzipalen und den Gehilfen des Buchdruckgewerbes vereinbarter neuer Lohntarif in Kraft, der eine direkte und indirekte Erhöhung der Gehilfenlöhne um 12—15 vom Hundert vorsieht. Die durch diese Lohnerhöhung eintretende Verteuerung der Produktionskosten belastet namentlich auch die Zeitungs- und Zeitschriftenverleger; sie trifft überdies mit der fortgesetzten Steigerung aller übrigen Kosten zusammen, welche für die Herstellung der Zeitungen und Zeitschriften in Betracht kommen. Für die Verleger ergibt sich hieraus die unbedingte Notwendigkeit, hierfür einen Ausgleich zu schaffen; die große Mehrheit derselben ist sonach leider gezwungen, mit dem 1. Januar 1912 eine entsprechende Erhöhung der Abonnements- und Inseratenpreise eintreten zu lassen. Indem wir den geehrten Abonnenten und Inserenten der deutschen Zeitungen und Zeitschriften hiervon Kenntnis geben, richten wir an sie die Bitte, in den eintretenden Erhöhungen, die jeder Verleger in den Grenzen des unumgänglich Notwendigen halten wird, einen nicht zu vermeidenden Preisaufschlag erblicken zu wollen und die für den einzelnen nicht so sehr ins Gewicht fallende Mehrbelastung mittragen zu helfen.“

Die durch den neuen Tarif verursachte Mehrbelastung muß, wie die „Kölnische Volksztg.“ (Nr. 989) in einem Artikel „Buchdrucker und Zeitungsgewerbe“ darlegt, mit insgesamt mindestens 10 bis 12 Millionen Mark jährlich angesetzt werden. Die „Kölnische Volksztg.“ führt weiter aus:

„Für die nächsten fünf Jahre haben die Zeitungsverleger und Buchdruckereibesitzer an Löhnen für Setzer und Drucker mindestens 50 bis 60 Millionen Mark mehr aufzubringen. Eine derartige Belastung würde, wenn sie nur von den Unternehmern allein getragen werden müßte, einen höchst bedenklichen Zustand schaffen und vielleicht den Ruin mancher Zeitungsverleger und Buchdrucker herbeiführen. Die Arbeitgeber, in diesem Falle die Zeitungsverleger und Buchdrucker, sind also wohl ausnahmslos gezwungen, für die Belastung, die sie jetzt im Interesse des wirtschaftlichen Friedens auf sich genommen haben, Mehreinnahmen durch Preiserhöhungen bei ihren Erzeugnissen zu schaffen.“

Für **München** beläuft sich die Tariferhöhung einschließlich des Lokalzuschlages auf 13 1/2 Prozent. Dazu kommt, daß erst vor fünf Jahren eine Erhöhung um 10 Prozent eingeführt worden war.

Die **„Allgemeine Rundschau“** sieht sich angesichts dieser **bedeutenden Steigerung der Herstellungskosten** und einer gleichzeitigen **Erhöhung aller Betriebsausgaben** in die Notwendigkeit versetzt, ab 1. Januar 1912 eine **kleine Erhöhung des Bezugspreises** (um 20 Pf. für das Vierteljahr) eintreten zu lassen. Der Bezugspreis beträgt vom 1. Januar 1912 ab *M* 2.60 **für das Vierteljahr,** *M* 1.75 für zwei Monate, 87 Pf. für einen Monat.

Vorbildliches von der Kölner Zentrumspartei.

Von Chefredakteur Max Roeder-Aachen.

Die politische Bedeutung der Kölner Stadtverordnetenwahlen wurde bereits in Nr. 46 der „Allgemeinen Rundschau“ gewürdigt. Die freudige Begeisterung, welche die rheinische Metropole ob des glänzenden Erfolges bei den Stadtverordnetenwahlen erfüllte, zittert nach in dem Artikel, der ausklingt in dem trefflichen Satze: „Köln ist ein Programm“. Nur in einem Punkte seien die Ausführungen ergänzt. Der Ausfall der Kölner Stadtverordnetenwahlen dritter Klasse hat gewiß jene widerlegt, die meinen, „unsere Großstädte seien der roten Flut unrettbar verloren“. Der glänzende Sieg in der zweiten Abteilung hat gezeigt, daß die Wirklichkeit auch die Mär von dem liberalen Bürgertum, auf das man sich soviel zugute tut, Lügen straft. Bleibt nur die erste Abteilung für die Hochfinanz und Großindustrie, traditionell liberale Kreise, welche dem Liberalismus tatsächlich fernstehen und viel eher als industriell Konservative angesprochen werden können. Nicht Gesagtes soll wiederholt werden; aber es verlohnt sich doch — zumal angesichts der in Bayern bevorstehenden Doppelwahlen — die Frage aufzuwerfen, wie Köln zu dem überragenden Erfolg kam.

Die Kölner Parteifreunde haben die Frucht einer sorgsam gepflegten, mühevollen Saat geerntet. Sind die Rheinlande das Mutterland der Organisation, dann ist Köln — das muß auch der freundnachbarliche Neid zugeben — die Musterstadt der Organisation, einer Organisation, die bis in die kleinsten Einzelheiten ausgebaut ist auf einem möglichst breiten Fundamente. Die ganze Stadt ist eingeteilt nach den Pfarrgrenzen; in diesem Pfarrbezirk hat jeder Parteifreund seinen Platz und — seine Arbeit als Vertrauensmann oder Straßenvorsteher. Die Delegierten sämtlicher Pfarrbezirke vereinigen sich in dem Zentralwahlkomitee, das selbst autonom ist. Aus diesem rekrutiert sich der geschäftsführende Ausschuß als vorbereitende Institution. Die so eingerichtete Organisation gibt einerseits jedem Mitgliede die Möglichkeit der Meinungsäußerung und der Mitarbeit, wie sie ein einheitliches, geschlossenes Marschieren garantiert. Die bureaumäßige Geschäftsführung liegt in den Händen des Parteisekretariats. Hier werden nicht nur die Mitglieder, sondern auch die Wählerlisten geführt mit dem Vermerk der Parteizugehörigkeit bei jedem Wähler. Bei den Wahlen selbst liegt naturgemäß die Hauptarbeit in den Händen der Vertrauensleute und der Straßenvorsteher.

Ihre Sache ist es, Besuche zu machen und Flugblätter zu verteilen. Von besonderer Wichtigkeit ist die Einrichtung des Wahlbureaus an den Wahltagen selbst. In jedem der Wahllokale sitzen Parteifreunde, welche die Abstimmung eines jeden Wählers registrieren; diese Notizen gehen zum Wahlbureau der Zentrumspartei, wo genau Liste geführt wird. So lassen sich leicht die Säumigen und Schwankenden feststellen; ihre Namen werden aufgerufen, Bekannte melden sich; Autos und Fahrzeuge stehen zu Hunderten bereit; rasch ist der Lässige aufgesucht, schwerer vielleicht überredet. Im Auto wird er zum Wahllokal gebracht. So funktioniert die Wahlarbeit ad hominem. Dabei gilt es, die Machenschaften der Gegner scharf zu beobachten. Streuen sie Unwahrheiten und Verleumdungen aus — eine kurze Weile später flattert schon das Flugblatt durch die Stadt, Plakatträger an den Wahllokalen brandmarken die flüchtige Lüge der Agitation. So arbeitet eine moderne Agitation, in der alle Stände, ganz im Sinne des Zentrumsprogramms, vertreten sind.

Besonders muß auch die Unterstützung der Frauenwelt ins Auge gefaßt werden. In Köln hat sie sich erfolgreich betätigt, und in Düsseldorf hat man eine Zentrumsfrauen-Organisation mit den besten Erfahrungen eingeführt. Von unschätzbarem Werte ist das A. A. C., das Akademische Aktions-Komitee, in dem sich die Gebildeten, die Akademiker, zur Agitation zusammenfinden. Nach Berufen werden hier in erster Linie die Wähler bearbeitet: Philologen, Juristen, Mediziner — ein leuchtendes Beispiel für die leider vielfach beiseite stehenden Akademiker.

Neben der Agitation, die in der Kleinarbeit großzügig ist, kommt in Betracht die Verbreitung der Zentrumspresse. Hierin gerade wird ja in Zentrumskreisen noch vielzuviel gesündigt. Man singt das Lob der Presse, aber die Gewissensfrage, was man zu ihrer Verbreitung getan, legt man sich selten oder gar nie vor. Bei dieser Gelegenheit sei der die Förderung der katholischen Presse bezweckende Beschluß der diesjährigen Mainzer Katholikentagung — er ist in Nr. 33 der „Allgemeinen Rundschau“ mitgeteilt — recht dringend der Durchführung empfohlen. Düsseldorf hat anläßlich der Reichstagsersatzwahl täglich mit dem Zentrumsblatt eine Wahlzeitung herausgegeben. Das verdient Nachahmung. Die notwendige Aufklärung bietet ja fortlaufend die Zentrumspresse. Vielfach wird das Material nicht gesammelt; naturgemäß ist es auch in verschiedene Nummern zerstreut. Eine Wahlzeitung als Waffenarsenal wird unschätzbare Dienste leisten, zumal in dem bevorstehenden Wahlkampfe.

Das sind in kurzen Strichen die vorbildlichen Lehren, die Köln gegeben. Die Aufstellung von Zentrumskandidaten evangelischer Konfession und die treue Mithilfe der evangelischen Wähler sei an dieser Stelle nicht vergessen. Daß das Hauptaugenmerk vor allem auf die Nichtwähler und auf die Schwankenden gerichtet werden muß, ist ebenso selbstverständlich, wie es Pflicht der Parteifreunde ist, sofort zur Wahl zu schreiten und dann die Kräfte in den Dienst der Partei zu stellen.

Noch eins haben — und darin liegt nicht die geringste Bedeutung der Kölner Wahl — die Kölner Stadtverordnetenwahlen gezeigt: die wachsende Ueberzeugung von dem Werte der Kommunalwahlen. Der Zentrumsmann betätigt sich bei jeder Wahl, und er muß überall im öffentlichen Leben seinen Mann stellen. Ein leuchtendes Beispiel hat in dieser Beziehung der Kölner Erzbischof Kardinal Fischer gegeben, der als der ersten

einer die Zentrumsliste wählte. So muß es sein: Opfermut und Begeisterung in allen Ständen. Wohl bringt der Parteidienst, richtig aufgefaßt, viele Beschwerden; wer wollte sich ihnen entziehen, wenn er durchdrungen ist von der Größe unserer Grundsätze und von der Notwendigkeit seiner Mission, Aufklärung zu schaffen und Streiter zu gewinnen in dem Entscheidungskampf der Geister. Gerade die Stadtverordnetenwahlen in Köln müssen neue Kraft, neuen Mut und neue Begeisterung entfachen. Trier ist dem Beispiele ebenfalls gefolgt und hat die liberale Stadtratsmehrheit geworfen, geworfen durch die treue Befolgung der Zentrumsgrundsätze. Weitere Erfolge sahen wir in Bonn, Bochum, wie in vielen Städten des Westens, im Osten in Neisse. Was soll da die Drohung mit dem Großblock, mit der auch in Bayern ängstliche Gemüter geschreckt werden sollen? Grundsätze und Taten entscheiden, nicht papierene Programme und Phrasen. Zeitig ans Werk! Die Presse verbreitet! Die Organisation ausgebaut und eingeführt auch im kleinsten Orte, dann wird es nicht fehlen, dann werden die ersten Monate des neuen Jahres im Reiche wie in Bayern den Zentrumsturm in alter Festigkeit bestehen sehen als ein unüberwindlich Bollwerk, das mit seinen starken Zinnen ein Schützer ist für Thron und Altar, für Fürst und Volk.

Zu den bayerischen Gemeindewahlen.

Von Hans Abel, Gemeindebevollmächtigter, München.

Die diesjährigen bayerischen Gemeindewahlen könnten und müßten zum Merkzeichen für die bürgerlichen Parteien werden, wenn — Parteileidenschaft den Liberalismus nicht blind machen würde. Denn die Signatur dieser Wahlen ist durch ein mächtiges Anschwellen der roten Flut gegeben, die in erster Linie die bisherigen Hochburgen des liberalen „Bürgertums" zu Fall zu bringen droht. In unmittelbare Nähe gerückt ist diese Gefahr für die alte Noris, die, ähnlich der Berolina im märkischen Sande, eine Domäne des Freisinns gewesen, nunmehr aber unfähig geworden ist, der stürmisch nach ihrem Erbteil heischenden Sozialdemokratie zu widerstehen. Die Hälfte der für das Gemeindebevollmächtigtenkollegium zu vergebenden Sitze fielen in Nürnberg den Sozialdemokraten zu, sodaß diese für den nächsten Wahlgang in drei Jahren die Anwartschaft auf Erlangung der absoluten Mehrheit in der bayerischen Industrie- und Handelsmetropole besitzen. Hinc illae lacrimae der nordbayerischen Führer Tafel und Genossen der Nationalliberalen, die schon längst am eigenen Leibe verspüren, was ihre engeren politischen Freunde im Lande noch immer nicht wahr haben wollen. Aber auch für diese wird die Zeit, da sie durch die rauhe Wirklichkeit zur Erkenntnis der Tatsachen gezwungen werden, nicht mehr allzuferne sein. Beweis hierfür der Ausfall der Gemeindewahlen in München. Während noch bei der letzten Wahl im Jahre 1908 die liberale als numerisch stärkste acht und die sozialdemokratische Partei sechs Sitze erhielt, trat bei der jetzigen Wahl ein vollständiger Rollenwechsel zutage: Liberale sechs, Sozialdemokraten acht Sitze.

Die auf fremde Krücken sich stützende „Stoßkraft" des liberalen „Bürgertums" hat somit völlig versagt, wiewohl der „Wille zur Macht", wenn irgendwo, so in der gemeindlichen Selbstverwaltung gerne zur Geltung kommen möchte. Freilich, man kann nur staunen ob dem unübertrefflichen Feldherrngenie der liberalen Führer, die ihre Truppen unentwegt gegen rechts dirigieren und damit Position um Position dem von links mit aller Wucht anstürmenden Feinde preisgeben. Sie wollen eben trotz aller schlimmen Erfahrungen nicht einsehen, daß mit dem besten Willen von rechts nur wenig oder nichts zu holen, dagegen an links alles zu verlieren ist. Habeant sibi! Uns kann es nur recht sein, wenn die Dinge sich so weiter entwickeln; trägt doch diese Entwicklung nur zur Klärung der Lage bei, in der sich die einzelnen Parteien in der Gemeinde und der Gemeinde gegenüber befinden. Der „Zug nach links", von dem Führer und Presse des heute tonangebenden Liberalismus sich leiten lassen, muß früher oder später eine durch das Gebot der Selbsterhaltung diktierte Reaktion hervorrufen, die den modernen Vulgärliberalismus in Atome auflösen wird. Die Anfänge eines solchen Auflösungsprozesses machten sich bereits bei der soeben abgeschlossenen Münchener Gemeindewahl in einer, trotz der krampfhaften und darum alle Welt belustigenden Totschweigungsversuche des liberalen Hauptorgans, der „Münchner Neuesten Nachrichten", recht augenfälligen Weise bemerkbar.

„Einstimmig" hatten die Liberalen ihre Kandidatenliste aufgestellt, und als geschlossene Phalanx waren sie in den Wahlkampf eingetreten, der unter möglichster Schonung des roten Blockbruders vor allem gegen das Zentrum geführt werden sollte. „Nicht nur die Art, wie der Gemeindewahlkampf in München ausgeht, sondern auch wie er von den Liberalen geführt wird, ist von größter Bedeutung für die Entwicklung der liberalen Partei in München und, was noch wichtiger ist, für die Gestaltung und Schlagkraft der liberalen Partei in Bayern und im Reichstagswahlkampf, der an die Gemeindewahlen unmittelbar sich anschließt! Die Arbeit und der Erfolg oder Nichterfolg der Liberalen bei den Münchener Gemeindewahlen ist in diesem Jahre vorbildlich für ausgedehnte Kreise der liberalen Organisationen im Land, ist von einschneidender Bedeutung für die Zukunft des Liberalismus im Lande und im Reich." So schrieben die „Münchner Neuesten Nachrichten" am 27. Oktober als Vorwort zur Veröffentlichung der „einstimmig vom Hauptausschuß des Verbandes der liberalen Vereine Münchens gutgeheißenen" Kandidatenliste. Nur zu bald aber tat sich die tiefe Kluft wieder auf, die zwischen den Alt- und Jungliberalen seit dem vor drei Jahren mit großer List und Schläue bewerkstelligten Einzug der letzteren in das Rathaus bestand und in Rücksicht auf die Wahl glücklich überbrückt zu sein schien. Ein ad hoc gebildetes „altliberales Agitationskomitee" trat auf den Plan und mit der Aufforderung an die Wähler heran, die „Vertreter der jungliberalen Richtung", lauter „neue Männer", von denen man noch nicht wisse, ob sie Zeit, Kraft und Umsicht(!) genug besäßen, um den schweren Aufgaben gerecht zu werden, aus der Kandidatenliste zu streichen. Prompt antworteten die Jungliberalen mit einer Gegenliste, die die „einstimmig" aufgestellte Kandidatenliste mit einem einzigen Federstrich von oben bis unten annullierte und fast nur mehr die Namen der jungliberalen Kandidaten als Ergänzung enthielt. „Frisches Blut in die liberale Rathausfraktion zu bringen", sollte nach dem Anschreiben der Jungliberalen der Zweck ihrer Uebung sein. So zog man also in den Kampf mit drei Wahlzetteln: dem „einstimmig" gutgeheißenen, dem altliberalen und dem jungliberalen. Gewiß eine „vorbildliche Arbeit" der Liberalen, die von einem ebenso „vorbildlichen Erfolg" oder besser Nichterfolg begleitet war: Die Jungliberalen wurden aufs Haupt geschlagen, und die Altliberalen verloren von den bisher innegehabten 12 Sitzen nicht weniger als die Hälfte.

Als ein weiteres Symptom des bereits eingetretenen liberalen Auflösungsprozesses darf wohl der maßlos heftige Kampf zwischen dem organisierten Hausbesitz und der liberalen Partei gedeutet werden. Waren es doch zur Hauptsache liberale Parteifreunde, die sich als Rufer im Streite besonders hervortaten und dem Münchener Rathausliberalismus grimmige Fehde ansagten, wobei auch für die liberale Landtagsfraktion und den Liberalismus überhaupt einige kräftige Hiebe abfielen. Dem Vorwurf einseitigster Interessenpolitik, der ihnen von liberaler Seite in nicht gerade gewählten Ausdrücken entgegengeschleudert wurde, begegneten die Hausbesitzer nicht ungeschickt mit dem Hinweis auf das liberale Gebilde „Hansabund" und den von den Liberalen gegründeten Deutschen Bauernbund. Nach unserer Auffassung war und ist das selbständige Vorgehen der Hausbesitzer nur dazu angetan, dem größten Gegner des privaten Hausbesitzes, nämlich der Sozialdemokratie, neue Anhänger zuzuführen. Druck erzeugt Gegendruck, das mögen sich die Hausbesitzer, die auch im öffentlichen und politischen Leben nur Hausbesitzer sein wollen, reiflich überlegen.

Leider fand sich auch ein gut Teil Zentrumsleute, die im Münchener Gemeindewahlkampf (und auch draußen im Lande) die alte Fahne im Stiche ließen und auf die Seite der Hausbesitzer traten, um diesen zum Siege zu verhelfen. Ein vergeblich und wenig ehrenvolles Beginnen! Den neuen Freunden vermochten sie nicht zu nützen (in München erhielt der Hausbesitz wie im Jahre 1908 nur einen Vertreter, der allerdings der Gesinnung nach dem Zentrum nahesteht,) und den alten Freunden haben sie offenkundig geschadet.

Das Zentrum in München hatte bei dieser Wahl fünf Mandate zu verteidigen, die es auch zurückzuerobern vermochte. Gleichwohl haben wir keinen Grund, uns dieses Ergebnisses zu rühmen oder zu freuen, da wir zum mindesten nicht

vorwärts gekommen, ja sogar zurückgedrängt worden sind. Bei der ersten Proporzwahl im Jahre 1908 erhielt das Zentrum von 20 Sitzen sechs, während ihm jetzt nur fünf Sitze zugefallen sind. Dazu kommt, daß das Zentrum von der in der Zwischenzeit eingetretenen Stimmenmehrung nicht das Geringste profitierte, sondern lediglich die alte Stimmenzahl behauptete. Der Zugang an neuen Stimmen wurde zu mehr als drei Viertel von der Sozialdemokratie absorbiert, die in der Werbung neuer Wähler nicht erst seit Wochen oder Monaten, sondern seit der letzten Wahl unausgesetzt und unermüdlich tätig war. Wie glaubhaft versichert wurde, haben in einem einzigen Stadtbezirk auf Betreiben der Sozialdemokraten nicht weniger als 400 das Bürgerrecht erworben; ob wohl das Zentrum in sämtlichen Stadtbezirken die gleiche Zahl neuer Bürger und Wähler aufzuweisen vermag? (Die Sitze sind nunmehr folgendermaßen verteilt: Liberale 24, Sozialdemokraten 19, Zentrum 14, Hausbesitzer 2, Christlichsoziale 1. Der zweite Vorsitz ging vom Zentrum an einen Sozialisten über, der auch „zu Hofe gehen“ will).

Außerhalb der Hauptstadt hat das Zentrum, beispielsweise in Regensburg und Amberg, bei den heurigen Gemeindewahlen im allgemeinen sehr gut abgeschnitten. Können diese Wahlen auch nur als Vorgefecht zu den Reichstags- und Landtagswahlen bewertet werden, so berechtigen sie uns doch zu der Erwartung, daß das Zentrum in Bayern, trotz Großblock und Regierung, seine Position als ausschlaggebender Faktor im politischen Leben siegreich behaupten wird. **Denn München ist nicht Bayern.**

Mehr Selbstachtung!

Von Dr. Johannes Eckardt, Salzburg.

Es ließe sich zu diesem Kapitel eine Unmenge sagen: allgemein und in Hinsicht auf spezielle Ereignisse. In den Siebzigerjahren hat einmal der hervorragende Soziologe Freiherr von Vogelsang im Wiener „Vaterland“ geklagt, daß wir alle vom „liberalen, jüdischen Zeitgeist“ angekränkelt sind; leider ist dies Wort heute noch wahr. Wir Katholiken müssen mehr Selbstachtung in unsere Kulturarbeit bringen. Zwei Beobachtungen der letzten Zeit rückten mir diesen Gedanken wieder nahe; ich meine, es hat viel Gutes, dergleichen Dinge offen zu sagen.

Wir Katholiken waren bisher viel zu geduldig; wir ließen von der Bühne herab Flegeleien durchgehen, die einfach unerhört waren; etwas energischer sind wir inzwischen in der Abwehr geworden; aber wir haben denn doch auch die Pflicht, dort Front zu machen, wo allgemeine Kulturgüter in Frage stehen, wo auch Nichtkatholiken mit uns protestieren würden; gerade hier sollten wir die innere Kraft unserer Weltanschauung dartun; an dieser Arbeit der Tat fehlt es zumeist; bis heute z. B. hat man geschwiegen gegenüber der unerhörten Frivolität geiler Bühnenfabrikanten, die Worte Christi oder der Liturgie in den Schmutz ihrer Mache zerren. Ich glaube, daß es eine Sache aller „Kulturmenschen“ ist, gegen die Unerhörtheit eines Herrn Sternheim zu protestieren, der sich erfrecht, in seinem Stücke „Die Hose“ die Worte Christi zu gebrauchen: „Noch heute sollst du bei mir im Paradiese sein.“ Oder sollten wir den blasphemischen Zynismus hinnehmen, welchen uns ein Lautensack zumutet, der in seinem „Schlafzimmer“, die heiligen Worte besudelnd, sagt: „Domine, non sum dignus.“ ? Ist der Protest gegen diese Frechheit nicht ebenso Sache jedes Protestanten, jedes Juden, jedes Menschen, dem Kulturgüter heilig sind? Und wohin kommen wir, wenn der Respekt vor solchen heiligen Dingen zum Spielball jedes Dramenschreibers werden darf? Hat denn die löbliche Pressepolizei für die Folgen solchen Treibens keine Einsicht? Und wir Katholiken? Dürfen wir schweigen?

Ein zweites möchte ich heute sagen; seit langem fiel es mir auf, wieviel die Werke Ludwig Ganghofers in katholischen Kreisen gelesen und gekauft werden. Ich muß sagen: ich war peinlichst überrascht. Ich gebe gerne zu, daß manches von dem fruchtbaren Autor *gute Unterhaltungslektüre* ist; aber angewiesen sind wir auf dies wenige, Gott sei Dank, nicht; und wieviel falsche Sentimentalität und hohle Phrase stecken in den meisten seiner Bücher; ich sehe ganz davon ab, daß die Klischeetypen der Mehrzahl seiner Gestalten wahrlich keine inneren Beziehungen erzwingen; es ist vom *künstlerischen* (nicht vom religiösen, ethischen im allgemeinen spreche ich!) Standpunkt aus tief traurig: Ludwig Ganghofer steht fast in jedem Hause, und von der überragenden, monumentalen Größe eines Anzengruber reden ganz wenige. Diese rein ästhetischen Gesichtspunkte sind keineswegs zu streng; denn *so „gut erzählen“* ist schließlich, wenn eben nur die *Art Ganghofers* in Betracht gezogen wird, eine Sache, die auch so manchen anderen nachgerühmt werden kann. Zu all dem kommt in vielen Schriften Ganghofers eine antikatholische Tendenz, die mitunter in lächerlich motivierter Bissigkeit hervorgrinst. Und der allgemeine ethische Standpunkt? Der erste Band der „Lebenserinnerungen“ mit seinen gräßlichen Liebeleien kann allein beweisen, wie seicht der Boden ist, aus dem die Ideen dieses Romanciers wachsen; geradezu widerlich, wie eine unsaubere Pfarrergeschichte bis in die ordinärste Einzelheit dargestellt wird! Nein, wir Deutsche brauchen für unsere *Dichtung* Ganghofer nicht; wer sich mit ihm *unterhalten* will, der tue es. Jedenfalls haben wir Katholiken *keine* Veranlassung, diese Mode mitzumachen. *Man muß*, gerade manchen Forderungen der Gegenwart gegenüber, auch *den energischen Mut der Unwissenheit haben!*

Weihnachtbücherschau.

Von B. Hauser.

Mit Unterstützung literaturkundiger Mitarbeiter.

III.

Der Verlag **Ferdinand Schöningh, Paderborn,** hat verschiedene interessante *Neuauflagen* zu übermitteln: die 12. Aufl. der sehr ansprechend ausgestatteten „*Billigen Volksausgabe*“ von *Luise Hensels* „*Liedern*“, geb. *M* 1.20; die 19. u. 20. Aufl. der „nachgelassenen Gedichte“ F. W. *Webers*: „*Herbstblätter*“, geb. *M* 6.— (F. Webers *Gedichte* weisen, seitens desselben Verlages, jetzt die 34.—36. Aufl. auf); die 2. Aufl. von F. W. *Grimmes* Sammlung „weniger bekannter“, aber ebenfalls wurzelechter, kraftvoll dichterischer Erzählungen: „*Auf heimischer Scholle*“, geb. *M* 3.40; die 2. Auflage vom ersten Bande der liebenswürdigen A. *Jüngstschen* Novellensammlung aus alter und neuer Zeit „*Strandgut des Lebens*“; die 4. Aufl. eines der anerkanntesten Werke der gleichen Verfasserin: „*Konradin der Staufe*“. Episches Gedicht in zwanzig Gesängen, geb. *M* 5.—. Erwähnt sei hier noch das bereits in der „Allgemeinen Rundschau“ eingehender besprochene Gedichtbuch eines jugendlich verheißungsvollen Talents: „*Mein Morgenlied*“ von *Franz Wetzel*, 8° 144 S., geb. *M* 3.—. Zurückgedeutet sei auch auf zwei bereits früher hier angezeigte historische Romane: *Ludwig Ohls* „*Vicisti!*“ und *Henry Wittmanns* „*Mariano Torrent*“. — „*Frauenrecht und Frauenmacht*“ nennt sich „ein zeitgemäßes Wort an alle Frauen“ von *Maria Alice*. Das Buch ist innerhalb straff gezogener Anschauungsgrenzen frisch und flott geschrieben, geht wohl mitunter im Temperament etwas zu weit nach der *nicht* fortschrittlichen Seite, erreicht wohl auch hie und da mal in der Vertiefung den „standard“ nicht, und der Sozialpolitiker dürfte bisweilen den Finger erheben müssen: immerhin ist es eine zu vielem Guten anregende, inhaltreiche Lektüre, zumal — wenn auch nicht allein — für reifere Mädchen und für Frauen.

Aus dem Verlage der **Bonifacius-Druckerei, Paderborn,** erhielten wir: „*Weihnachten.* Friedensklänge für jung und alt.“ Herausgegeben von P. *Salesius Elsner* O. F. M. 8° 176 S., geb. *M* 3.30, eine vorzügliche Sammlung, für die wir warmen Dank abzutragen haben. An Dichtern sind vertreten: Jakob Balde, Friedrich Spee, Paul Gerhardt, Angelius Silesius, Annette Droste, Luise Hensel, Eichendorff, Diepenbrock, Joh. Geissel, Brentano, Max v. Schenkendorff, Lenau, E. M. Arndt, Robert Reinick, Christoph v. Schmid, Rückert, K. F. Meyer, Th. Storm, Fr. W. Helle, Emilie Ringseis, Bruder Norbert, Heinrich Bone, Antonie Jüngst, Leo Tepe van Heemstede, M. Herbert, Enrica von Handel-Mazzetti, Anna v. Krane, Alice v. Gaudy, Hedwig Dransfeld, Lulu v. Strauß und Torney u. a. m.; „*Schildereien aus dem Tagebuch des Johannes Clericus*“ (Dr. Magnus Jocham). In neuer Bearbeitung herausgegeben von einem Pfarrer der Erzdiözese Köln (der dem Ganzen auch ein freundliches Lebensbild des Verfassers voranstellte) 8° 239 S., geb. *M* 3.—. Dies Werk erschien zuerst 1857 und ist jetzt einer liebevollen Neuredigierung auf das Neuzeitliche hin unterzogen worden. Der Inhalt bildet „eine konkrete Pastoral“ und umfaßt 15 lebensvolle Bilder aus der Seelsorge, hinter denen die tiefe Frömmigkeit und gesunde Menschenkenntnis des eindringlich beratenden Verfassers steht. — Hier sei noch auf das 1910 veröffentlichte zweibändige Deklamationsbuch für die katholische Frauenwelt: „*Festtagsläuten*“, hingewiesen, das *Franziska Wiersch* sehr geschickt angeordnet hat: für Familienkreis, Vereine, Fortbildungsschulen, Pensionate

und Lesekränzchen, mit einer Stoffangabe für Vereins-, Familien-, Mütter- und Dichterinnen-Abende. Wie im guten Sinne modern das Ganze gedacht ist, ersehen wir aus dem finnigen Aufbau und nicht zuletzt aus einer ganzen Reihe von Zyklen: Luise Hensel-, Annette Droste-, Hülshoff-, Antonie Jüngst-, M. Herbert-, Hermine Proschko-, Enrica v. Handel Mazzetti-Zyklus. 8° 847 S., geb. *M* 5.—. — Als sehr stattlich an Umfang und äußerer Aufmachung bietet sich Johann Walter Neumanns biblisch-historischer, aber der Phantasie des Dichters freien Spielraum lassender Roman dar: „Gott und Götter." Kl. 4°, 675 S., br. *M* 5.—, geb. *M* 7.—. Daniel ist der Held, sein und Israels Schicksal sowie die Eroberung Babylons durch Cyrus und die darauf folgende Rückkehr der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft der Stoff, die Herrlichkeit Gottes und die Nichtigkeit der Götter das Leitmotiv. Die Darstellung fesselt durch Handlung, Personenzeichnung, Schilderung und Sprache. Das schöne Werk dürfte seinen Weg in viele Familien-, Schüler- und Volksbibliotheken finden, wo es fraglos Gutes wirken kann.

Die **Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg,** kann die Auflage von zwei Otto von Schachingschen für Jugend- und Volkskreise bestimmten Büchlein vorweisen: „Das Mädchen von Domremy. Geschichtliche Erzählung aus dem 15. Jahrhundert." 8° 173 S., geb. *M* 1.35, und das „Bild der Mutter. Eine geschichtliche Erzählung aus der Zeit des griechischen Bilderstreites." 8° 131 S., geb. *M* 1.35. Schaching bewährt sich auch hier als der geborene Volksschriftsteller, der er ist; als von urwüchsiger Kraft der Veranlagung und der erworbenen, katholisch gläubigen Anschauung. — Derselbe Verlag empfiehlt mit Recht die von Otto v. Schaching, Dr. Alfons Planer und Joseph Segerer bis 1909 herausgegebenen 19 Jahrgänge der reich illustrierten „Efeuranken" als Unterhaltungs- und Bildungslektüre, alles in allem als eine „Festgabe für die Jugend". Je ein Band kostet geb. *M* 4.80, eine Reihe von 10 solcher Bände *M* 40.—.

Der **Verlag Wilhelm Bader, Rottenburg a. Neckar,** bringt eine anziehende biographische Neuheit von Eugen Mack: „Albert der Selige von Oberaltaich. O. S. B. Graf von Zollern-Hohenberg-Haigerloch" (gest. 26. Nov. 1311). gr. 8°. 70 S. *M* 1.—. Der Held der warmen, psychologisch feinen Darstellung war eine Zierde des hohen Hauses, dem er entstammte, ein Edel- und Segensmensch ganz und gar, „ein Mann der Innerlichkeit", der christlichen Mystik und Caritas, — ein Mann des hellklingenden „Mir nach!" — Bei dieser Gelegenheit seien noch Macks vorjährige und vorvorjährige Veröffentlichungen gleichen Verlages empfehlend ins Gedächtnis zurückgerufen: „Dr. Karl Lueger, der Bürgermeister von Wien", 40 Pf.; „Dr. Karl Lueger und die Jugend", 40 Pf.; „Der Kelchdiebstahl in der Moritzkirche. Ein Weihnachtsspiel in 4 Akten", 2. Aufl. 80 Pf.; „Das Jubiläum im Chorstift des hl. Mauritius. Ein Schauspiel in 5 Akten", 80 Pf.; „Die Waisenkinder von Wien. Ein Weihnachtsspiel in 3 Akten", 50 Pf.

Die Verlagsbuchhandlung **Franz Görlich, Breslau,** legt eine Anzahl inhaltlich gediegener und technisch gut ausgestatteter Jugendschriften vor. Eine Reihe erstklassiger Autoren ist durch Albert Geyer zu einer sehr schönen Sammlung von über 50 Nummern in Prosa und Poesie herangezogen worden in „Bunte Bilder aus dem Leben. Ein Buch zur Unterhaltung und Belehrung für Knaben und Mädchen im Alter von 12—16 Jahren. Mit einem Titelbilde und zahlreichen Textillustrationen", 8° 224 S., geb. *M* 2.—. Wir lesen unter den Autorennamen: Hans Sachs, Herder, Schiller, Andersen, Musäus, Brüder Grimm, Hauff, Campe, Gustav Schwab, Arndt, A. v. Humboldt, Reinick, Kopisch, Fritz Reuter, Bachstein, Seidel, Wildenbruch, Julius Hammer, Rabe, Swen Hedin, Edwin Peary usw. — Paul Frieben, der beliebte Verfasser von „Allerlei Märchen", „Im Wandel des Lebens" usw., veröffentlicht dieses Mal, in gebundener und ungebundener Rede, 118 „Kleine Geschichten von großen Menschen. Ein Buch für die Jugend und das Volk. Mit zahlreichen Textillustrationen", 8° 272 S., geb. *M* 2.—. Von der Schlacht bei den Termopylen bis zum Untergang des „Iltis", seit der Vandalenzeit bis in unsere Tage holt der feinsinnige, gemütvolle Autor seine Stoffe aus den verschiedenen historischen Gebieten, zumal aus der deutschen Helden- und Fürstengeschichte, um sie in knapper, echt kurzweiliger Form auszuprägen zur Hebung des patriotischen Gefühls und des Edelsinnes überhaupt. — Ebenfalls wahrhaft kurzweilig, in schlichter, traulicher Darstellung gerade auf ihr Ziel losgehend, ohne nachschleppende Kette langatmiger Nutzanwendung und Moralziehung, geben sich Friedrich W. Stilkes „Deutsche Märchen. Eine Sammlung von 18 neuen Märchen für die Jugend und zum Erzählen für deutsche Mütter. Mit Buchschmuck von G. Suhr." — Prof. Dr. A. Mühlau übersetzte zu tatsächlichem Nutz und Frommen der „gebildeten deutschen Jugend" zehn stille, vertiefte Erzählungen Dr. Auguste Chatelains, dem wir die „Zwölf Meistererzählungen" (gleichen Verlages) danken: „Das Mädchen vom Lande und neue andere Erzählungen", 8° 143 S., geb. *M* 1.50. — Ein für breite Kreise anziehendes und über das Thema liebevoll und gut orientierendes Buch, das nur hier und da in der Fülle der Stoffauswahl des Guten zu viel tut, finden wir in Max Romanowskis „Kaiser Wilhelm II. Ein Lebensbild unseres Kaisers in Anekdoten, heiteren und ernsten Szenen und humoristischen Zügen von seiner frühesten Kindheit bis auf unsere Tage. Dem deutschen Volke und der deutschen Jugend gewidmet. Mit einem Titelbild und 33 Abbildungen". 8° 150 S., geb. *M* 1.50. — Allerlei „Kaisergeschichtchen" stehen auch in Band 34 von „Wohwods Volks- und Jugendbibliothek" (à Band geb. *M* 1.—, à Doppelband geb. *M* 1.25 oder *M* 1.50), die durch Verfügung des Kriegsministeriums in der ganzen Armee zur Anschaffung für die Mannschaftsbibliotheken empfohlen wurde: „Schlichte Grüße. Erzählungen für die Jugend von Max Niburny." 8° 128 S. Die Gesamtaufschrift dieser aus 68 Nummern bestehenden Reihe kennzeichnet das Einzelne wie das Ganze: Ein Gruß bietet sich hier wie dort, in schlichter Innigkeit, die ans Herz spricht, an das Gute und Gutwollende im Menschen. — Band 32/33 derselben Sammlung enthält „Zwischen Eis und Feuer. Ein Ritt durch Island. Der reiferen Jugend und dem Volke gewidmet" von Jón Svenshöe. Autorisierte Uebersetzung von Johannes Mayrhofer." Zwei Teile (mit vielen Ganz- und Textillustrationen), 8°, 115 und 107 S. Die in lebendigen, warmen Farbentönen geschilderte Reise geht von Kopenhagen durch den Sund, das Skagerak, über Edinburgh und die Faröer Inseln nach Island. Dieses lernt der Leser in seinem reichen, wunderbaren Reize, den es auf jeden empfänglichen Besucher zu üben pflegt, in Natur, Land und Leuten gründlich kennen, unter gelegentlicher Anknüpfung an historische Erinnerungen und die mystische Edda-Sagenwelt. — Als ersten Band der zweiten Reihe (B) der gleichfalls sehr empfehlenswerten „Vaterländischen Geschichts- und Unterhaltungsbibliothek" (à Band geb. *M* 1.15 und *M* 1.50), deren erste Reihe (A) 26 Bände umschließt, schrieb J. Pederzani-Weber eine fesselnde, kulturhistorische Novelle: „Kunz von der Rosen, der lustige Rat Kaiser Maximilians I. Ein Lebensbild aus dem letzten Jahrhundert des Mittelalters. Für die reifere Jugend und das Volk geschildert." (Mit mehreren Illustrationen.) 8° 191 S. Als Hauptquelle diente dem Verfasser Maximilians „Weiß Kunig", der von der großen Liebe des Herrschers zu seinem „klugen Kunz", dem steyerischen Ritter Kunz von der Rosen, sowie von dessen vielen Tugenden, zumal seiner unerschütterlichen Treue für den kaiserlichen Herrn, zu berichten weiß. Mit Recht heißt es in dem Vorwort, daß der Held der Erzählung durch seine Freundestreue ein unvergängliches Vorbild für Jugend und Volk geworden sei. Allen Harmoniumspielern und Freunden religiöser Hausmusik widmet Viktor Kotalla ein „Harmoniumbuch für Kirche, Schule und Haus", brosch. *M* 6.—, geb. *M* 6.50, das 35 durchweg dreistimmig gesetzte Originalkompositionen enthält und eine sorgfältige Auswahl von Liedern für alle Zeiten des Kirchenjahres bietet.

Vom Büchertisch.

Klug P. Hubert, O. M. Cap., **Helden der Jugend.** Biblische Vorbilder für Jünglinge. Dülmen in W., Laumannsche Buchhandlung. 1911. 152 S. 8°, elegant geb. *M* 1.80. — Laut Vorwort ist das Büchlein aus Vorträgen herausgewachsen, die der Herausgeber in Jünglingskongregationen und Jünglingsvereinen des rheinisch-westfälischen Industriebezirks gehalten hat. Anknüpfend an 16 biblische Jugendgestalten kommen alle Standestugenden der männlichen Jugend zur Sprache. Die moralischen Anwendungen und aszetischen Reflexionen stehen mit dem jeweiligen biblischen Lebensbilde in einem innern, durchaus organischen Zusammenhang. Viel Moralpädagogik ist in die Schilderungen hineinverwoben. Doch ist der Untergrund durchaus religiös-biblisch. Die geschickte, oft frappante Ausnützung der Hl. Schrift und die soliden exegetischen Auffassungen derselben haben mir besonders gut gefallen. Vielfach kommen recht moderne Lebensverhältnisse zur Sprache (Lektüre der Jugendlichen, Theater und Kinematograph, Apostolat, Jugendvereine usw.) Der Standpunkt des Verfassers ist durchweg maßvoll. Der warme, etwas väterliche, stets ernste und gemessene Ton erinnert eher an Standeskonferenzen bei Exerzitien, denn an Vorträge im Vereinslokal. Ich glaube aber, daß er jungen Leuten zusagt und zu Herzen geht. Dazu kommt die Fülle und Klarheit der Gedanken, die Durchsichtigkeit der einzelnen Dispositionen, die Originalität der Ausführungen. Klug wandelt nicht ausgetretene Pfade. — Möchten recht viele Jugendvereinspräsides auf die kleine Schrift aufmerksam werden, die man mit gutem Gewissen den besten neueren Jugendschriften an die Seite stellen kann. Der Verlag hat ihr eine sehr geschmackvolle und gefällige Ausstattung zuteil werden lassen, die sie zu Geschenkzwecken recht geeignet macht. Dr. F. Schulte-Eickhoff.

Schiffel Jos. Pädagogische Chronik. Stahl, Arnsberg 1911. gr. 8°. XII, 447 S. — Endlich wurde auf katholischer Seite von einem in die pädagogische Zeitgeschichte vorzüglich eingearbeiteten Verfasser und unter Mitwirkung des Katholischen Lehrerverbandes des Deutschen Reiches ein Werk geschaffen, das längst ein Bedürfnis war. Das Buch orientiert sehr reichlich über die Schul- und Erziehungsfragen, die einschlägigen Organisationen, die Presse und Literatur, die Vereinsberatungen, die parlamentarische Behandlung der Fragen. Ein umfangreiches Sachregister erleichtert den Gebrauch. Im Interesse einer gründlichen Durcharbeitung des Riesenstoffes ist für weitere Jahrgänge der Wunsch der Fachpresse auf Gliederung nach Teilreferaten und Referenten wohl zu unterstützen. Alle ähnlichen Unternehmungen, die nicht auf unserem Boden stehen haben, diese Arbeitsteilung auch vorgenommen. F. Weigl.

Wieser S., Die Eroberung Mexikos durch Ferd. Cortez. 8° VIII, 232 S., mit einem Vollbild, 16 Textillustrationen und einer Karte. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München-Regensburg. — Die Jugend liebt die Helden und wenn es auch unwahre, Schundromanhelden sind! Deswegen sind Bücher, die den Knaben imponierende Männer in guter Darstellung bieten, sehr zu begrüßen. Sie werden ebenso gelesen werden, wie das Wertlose und sind deshalb die besten Stützen für den Kampf gegen das Schlechte. Es ist verdienstlich, daß S. Wieser, ein gewandter Erzähler, die alte Ausgabe des Buches umgearbeitet hat und daß der Verlag den Anstoß dazu gab. An der breiten Oeffentlichkeit liegt es, das Buch bekannt zu machen, daß es die angedeutete praktische Wirkung im Kampf gegen den Schund auch wirklich erfüllt. F. Weigl.

Mainzer Volks- und Jugendbücher. Verlag Jos. Scholz, Mainz. Bd. M 3.—. Man hat vielleicht immer noch nicht genug erkannt, daß die beste Waffe gegen die Schundlektüre die Verbreitung guter Jugendschriften ist. Praktische Arbeit hilft am ersten dem Uebel beikommen. In diesem Sinne sind die Mainzer Volks- und Jugendbücher, schmucke Bände mit bester Bildausstattung, sehr zu begrüßen. Es liegen einige beachtenswerte Neuerscheinungen der Sammlung vor: Robert Wolter gibt in „Götterdämmerung" ein machtvoll wirkendes, ergreifendes Bild von dem Ringen des Götterkultes der alten Deutschen mit der christlichen Lehre und der inneren Umwandlung des Helden Witukind. Charlotte Niese führt mit dem Band „Aus schweren Tagen" in Hamburgs Franzosenzeit ein und ein allgemein menschlich interessierendes an seinen Charakterzeichnungen reiches Buch sind Trude Bruns „Doktorskinder", die vielleicht mit noch mehr Genuß und Wert — man denke an die erste Szene, die ein abschreckendes Beispiel für den Unfug des Bangemachens vor der Schule bringt, — von Erwachsenen als von Kindern gelesen wird. Der Scholzsche Verlag, der sich durch seine Bilderbücher an die Spitze der einschlägigen Leistungen emporarbeitete, hat auch in dieser Bücherei eine glückliche Hand. F. Weigl.

Rust, Die Geschichte eines Lebens. Von den für Weihnachten vorgelegten Werken des Verlages Joseph Scholz in Mainz sei auf der Roman „Rust, Die Geschichte eines Lebens" von Kurt Geucke genannt. (460 S. 8°. Geb. 5 M.) Wir begleiten einen von schweren Schicksalen geprüften Mann durch die verschiedenen Phasen seines Lebens, das ihn aus niederem Stande sinnvoll zu Glück und Bedeutung emporführt. Glänzend sind die Milieuschilderungen des Bergwerks, der westfälischen Hütten, des Hamburger Hafens, des Weltmeers, des Lebens in den Kolonien, das in so eigenartiger Auffassung bisher noch nicht dargestellt worden ist. Kurt Freden.

„Die Verhütung und operationslose Behandlung des Gallensteinleidens", so betitelt sich eine musterhafte, populär-medizinische Darstellung eines Gebietes, das weiteste Kreise interessieren muß, und ist verfaßt von Dr. F. Kuhn, Arzt im Elisabethen-Krankenhaus in Kassel (Verlag der „Aerztl. Rundschau", Otto Gmelin, München, Preis M 2.—). Gerade bei diesem Thema ist eine sachgemäße Aufklärung weitester Kreise besonders notwendig, da, wie schon ein flüchtiger Blick in die Spalten vieler Tageszeitungen beweist, gerade bezüglich der Gallen-, Nieren- und Blasensteinleiden sich das Kurpfuschertum besonders breitmacht, und da absolut verfehlte Kurversuche von Wundärzten und Naturheilkünstlern schon entsetzlich viel Schaden angerichtet haben. Wir haben selten eine populär-medizinische Schrift gelesen, die uns in Fom und Inhalt so sehr gefallen hat, wie die vorliegende. Ohne viel mit unverständlichen Fachausdrücken zu prunken und ohne schwierige, wissenschaftliche Fragen in kritischer Form anzuschneiden, behandelt der Verfasser das wichtige Thema doch mit allseitiger, auch den Fachmann befriedigender Gründlichkeit. Der gebildete Laie weiß, nachdem er das anregend geschriebene Buch gelesen hat, in ausreichender Form Bescheid über das Thema, er wird sich eine ganze Reihe wesentlich praktischer Gesichtspunkte eingeprägt haben und wird insbesondere wissen, wann es Zeit ist, sich an einen tüchtigen Arzt zu wenden. Nur zustimmen kann man dem Verfasser, wenn er unter Berücksichtigung der Schwierigkeit bei der Heilung von Gallensteinleiden, ferner mit Rücksicht auf die außerordentlich häufigen Fälle dieser Leiden energisch dafür plädiert, daß sich mehr Aerzte und auch mehr Kliniken dem Spezialgebiet der Bauchhöhle zuwenden. Wenn der Verfasser recht hat, daß auf jeden 10. Lebenden ein Gallensteinkranker kommt, sogar bei Frauen mit Kindern auf 4, und wenn man den großen Ausfall an Arbeitskraft durch dieses Leiden berechnet, so ist klar, daß auch große wirtschaltliche Bedeutung den vernünftig aufklärenden Bestrebungen auf diesem Gebiete zuzusprechen ist. A. Fürst.

Horn Dr. E., Führer durch das höhere Unterrichtswesen in Deutschland. 8° 186 S. Oldenburg, Berlin-München. — Das Buch gibt eine sehr dankenswerte Uebersicht zunächst über die Entstehung und den gegenwärtigen Stand der unter weltlicher und geistlicher Leitung stehenden Alumnate und ist für diese Zwecke ein gutes Nachschlagewerk. Der geschichtliche Teil geht zurück auf Vittorino da Feltre, Trotzendorf Francke, die Philanthropen Pestalozzi, die Stiftungen der katholischen Kirche und zeigt da die Zusammenhänge des Alumnatswesens mit den führenden Männern der Pädagogik. Der berichtende Teil gibt sodann einen Ueberblick der Alumnate von heute in geographischer Anordnung, sodann eine nach sachlichen Gesichtspunkten geordnete Zusammenstellung, die viele Details über die einzelnen Anstalten hinsichtlich deren Leitung, Zweck, Aufnahmebedingungen und Preise enthält. F. Weigl.

Münchener (Bayerisches) Jahrbuch. Verlag C. Gerber, München 1912. Zum 25. Male verläßt dieser bewährte, für den im öffentlichen Leben stehenden Mann unentbehrliche Berater die Presse. Er ist mit seiner praktischen, übersichtlichen Anlage zur raschen Orientierung in allen statistischen und gesetzlichen Fragen so bekannt, daß er nicht weiter empfohlen zu werden braucht, und daß es eigentlich genügt darauf hinzuweisen, daß das Jahrbuch wieder fertig vorliegt. Die Reichhaltigkeit des Inhalts wird schon daraus ersichtlich, daß 20 Seiten des Quartbandes notwendig sind, um das alphabetarische Sachregister unterzubringen, das gleichzeitig die Verwendung des Buches außerordentlich erleichtert. Besonders beliebt ist in dem Nachschlagewerk u. a.: das exakt gearbeitete Ortsverzeichnis mit den Einzelangaben über Einwohnerzahl, Post, Telegraph, Telephon und Eisenbahnverbindung, Gerichtszuständigkeit usw. Einen ebenfalls sehr großen Raum nehmen die erschöpfenden Darstellungen über unseren Behördenorganismus ein. Bei aller Reichhaltigkeit ist der Preis (M 1.60) außerordentlich niedrig gehalten. F. Weigl.

Muttersehnsucht.

Fern am Rhein liegt eine Stadt.
Wo am Markt der Brunnen rinnt,
Steht ein Haus im Silbermond,
Wacht ein einsam Herz und sinnt,

Sinnt von einem süssen Glück.
Manche stille Nacht vergeht —
Warte, Herz, nur kurze Frist,
Bis im Lenz der Tauwind weht!

Halley, Wisconsin. Joh. Zimmermann.

Ein „Nacktkultur"-Skandal in München.

Von Dr. Otto von Erlbach.

„Die Scham der Völker war verwüstet, wenn das Weib nackt auf die Bühne trat."
„Münch. Neueste Nachr.", Nr. 263, 5. Juni 1908.

Einen „altmodischen" Menschen muß es ganz eigentümlich berühren, wenn er aus Kreisen, welche die Crème des „aufgeklärten", für „Kulturfortschritt" und jedwede „Freiheit" schwärmenden „modernen" München repräsentieren, das Wort „keusch" vernimmt, oder wenn gar im Namen der „Keuschheit" und „Reinheit" gegen eine Maßnahme der Sittenpolizei eine förmliche Protestbewegung in Szene gesetzt wird. Sonst schwärmt der in der Presse tonangebende Teil der Herrschaften für das „Recht auf Erotik", auf „angemessene Befriedigung der erotischen Phantasie", entrüstet sich über polizeiliches und gerichtliches Einschreiten gegen Obscönitäten in Wort, Schrift und Bild, alldieweil der „Gebildete" in diesen Dingen keiner Bevormundung bedürfe. Und nun soll plötzlich die Keuschheit und Reinheit in Gestalt einer „Nackttänzerin", die vor sogenanntem „geladenem", zahlungsfähigem Münchener Publikum auftrat, durch die Polizei aufs gröblichste verletzt worden sein.

Der Münchener Polizeipräsident, dessen freie politische, religiöse und kulturelle Anschauungen allbekannt sind, hat nämlich am 18. November im „Lustspielhaus" die Produktionen der Tänzerin Villány, die schon zweimal unbehelligt stattgefunden hatten, während der dritten Vorstellung plötzlich einstellen und abbrechen und die für die Veranstaltung verantwortlichen Personen, die Tänzerin selbst, ihren Impresario und den Theaterdirektor Kovacs (das ist der wirkliche Name des in der Presse stets als „Robert" angesprochenen Herrn) in der Polizeidirektion vorführen lassen. Nebensächlichkeiten haben für den Leserkreis der „Allgemeinen Rundschau" kein Interesse. Es sei jedoch konstatiert, daß in dem über den Zwischenfall ausgegebenen offiziellen Polizeibericht ausdrücklich betont wurde, der Polizeipräsident (Freiherr von der Heydte) trage die volle Verantwortung für diese Maßnahme. Dies geschah, weil die liberale Münchener Tagespresse sofort bei der Hand gewesen war, die ausführenden Beamten, insbesondere den als Theaterzensor viel angegriffenen Polizeiassessor Dr. Bittinger, einen literarisch und künstlerisch hochgebildeten und feinsinnigen Mann, der am 1. Dezember sein neues Amt als Polizeidirektor in Stuttgart antritt, in der üblichen Weise persönlich anzurempeln.

Unaufgeklärt bleibt allerdings immer noch, weshalb erst die dritte Vorstellung abgewartet wurde (zwei hätten noch folgen sollen), ehe polizeilich eingeschritten wurde. Dieses verspätete Vorgehen scheint auch vor allem den Künstlern, die sich von ihrem Standpunkte durchaus ehrlich entrüsteten, die Vorstelluug polizeilicher Willkür und einer Beeinflussung von außen her suggeriert zu haben. Wozu gleich an dieser Stelle bemerkt sei, daß der von einem liberalen Organ für „keusche"[1]) Nacktkultur hineingezogene Münchener Männerverein z. B. d. ö. U. von den skandalösen Aufführungen erst durch die Zeitungsberichte über die polizeiliche Einstellung erfahren hat. Die verbrauchten Seitenhiebe gewisser Blätter, wie auch des unvermeidlichen Deklaranten Max Halbe, gegen die „Sittlichkeitsschnüffler" waren um so deplazierter, als die Veranstalter dieser Nacktänze bei der Auswahl der (laut „Münchener Zeitung", Nr. 270) nicht weniger als 2700 „Künstler, Schriftsteller, Herren und Damen der Gesellschaft usw." (das „usw." wirkt an dieser Stelle unmittelbar auf das Zwerchfell), an welche „Einladungen" ergangen waren, sorgfältig alle Adressen ausgeschieden hatten, die irgendwie mit christlichen Vereinen oder Redaktionen christlicher Blätter in Verbindung stehen konnten. Man dürfte also so ziemlich „unter sich" gewesen sein. Ob der

[1]) Ueber die gerade in dem „modern-fortgeschrittenen" Münchener Milieu grassierende „Keuschheit" kann man in dem Buche von Dr. Max Kemmerich: „Dinge die man nicht sagt" die verblüffendsten Offenherzigkeiten nachlesen.

Polizeidirektion irgendwelche Beschwerden von Teilnehmern zugegangen sind, ist unbekannt.

Der äußere Grund zum polizeilichen Einschreiten war, abgesehen von den ganz ungenierten öffentlichen Berichten „keuscher“ liberaler Tageszeitungen über die'e angeblich „geschlossenen“ Vorstellungen, die in dem offiziellen Berichte der Polizei klar herausgestellte Tatsache, daß die Produktionen unter Umgehung der gesetzlich erforderlichen Erlaubnis stattfanden, eine Erlaubnis, die nach der ausdrücklichen Versicherung der Polizeidirektion ohne Rücksicht auf wirkliche oder angebliche künstlerische Interessen nicht erteilt worden wäre. Man hatte sich nur an die für die Bau- und Feuerpolizei und für die Lustbarkeitssteuer zuständigen magistratischen Stellen gewandt, und der auch in auswärtigen Blättern vielgenannte „Bezirksinspektor“, der zwei Aufführungen beigewohnt haben soll, war ein magistratischer Beamter, der mit der Polizei und mit der sittenpolizeilichen Kontrolle nicht das mindeste zu tun hat. Der Direktor des Lustspielhauses hatte sein Theater an die Nackttänzerin „verpachtet“ und glaubte so der Polizei, mit der er schon seit längerer Zeit in schärfster Fehde liegt, ein Schnippchen schlagen zu können. Die bereits eingeleitete Entziehung der Konzession dürfte ihm ähnliche Attacken auf die gesetzliche Ordnung gründlich verleiden.

Der Unfug der sog. „geschlossenen“ Vorstellungen, durch welche man die Polizeizensur umgeht, obgleich das Publikum kein wesentlich anderes und vor allem kein kleineres ist, als bei den gewöhnlichen öffentlichen Vorstellungen, ist in diesen Blättern schon oft gerügt worden. Mit der laxen Praxis der Polizei, die selbst dann beide Augen zudrückt, wenn grüne, halbreife Sprößlinge beider Geschlechter zu diesen „geschlossenen“ Veranstaltungen sich drängen dürfen, sollte endlich einmal gebrochen werden.

In dem vorliegenden Falle handelte es sich aber überhaupt nicht um „geschlossene“ Vorstellungen; sie waren, wie der Polizeipräsident feststellt, gewerbsmäßig und wurden einem völlig unbestimmten, aus dem Adreßbuch entnommenen Personenkreis zugänglich gemacht. Ueber den Charakter der Tänze bemerkt der Polizeipräsident:

„Sie bestanden aus 1. Tänzen im leichten Kostüm; 2. absoluten Nackttänzen; 3. Tänzen, bei denen das Kostüm (Schleier usw.) während des Tanzes allmählich bis zur völligen Nacktheit abgelegt wurde. In den Reklameschriften für die Produktion ist ausdrücklich bemerkt, daß Tänze dargeboten werden, ‚wie sie im Theater nie zur Aufführung gelangen dürfen‘ . . . Daß die Nacktänze in anderen Städten öffentlich aufgeführt werden durften, ist unwahr.“

Es ist ein durchsichtiges Manöver, wenn die Beteiligten jetzt in ihrer Presse mehrere dutzend Städte benennen lassen (darunter Aachen, Düsseldorf, Köln, Wiesbaden, Straßburg), in denen die Tänzerin Villany öffentlich aufgetreten sei. Aber jedenfalls nicht als „Nackttänzerin“. Es wird daher auch eigens betont, daß sie „in derselben Weise wie hier im Lustspielhause“ in Darmstadt, in Weimar und in Stuttgart getanzt habe. Aus diesen drei Städten werden Bekundungen von Kunstschulprofessoren für die angebliche Unanstößigkeit der Tänze angeführt. Hier sei nun gleich ein allgemeingültiges Urteil eines der größten lebenden Künstler, des greisen Professors Hans von Thoma eingeschaltet, der am 15. März 1906 in einer Rede u. a. erklärte:

„Zum Schluß mache ich aber doch noch ein Geständnis. Ich würde nämlich in Sachen, welche Unsittlichkeitsfragen betreffen, keine Schriftsteller, keine Künstler und keine Aerzte als Sachverständige berufen. (Heiterkeit.) Die gehen vielleicht auch von anderen Voraussetzungen aus, als die, um die es sich handelt. Mir scheint, daß eine Art von Volksgefühl über das, was zulässig ist und sich schickt, doch noch das Richtigere treffen würde.“

Damit kommen wir auf den springenden Punkt. In München sind es hauptsächlich Künstler, zum Teil ernste Künstler von anerkanntem Rufe gewesen, die sich über das Einschreiten der Polizei entrüsteten. Daneben figurieren Literaten der „Jugend“-Richtung. Aus der „Jugend“[2]) allein sind vier Unterschriften vertreten: Dr. Hirth, Karl Ettlinger, Langheinrich und Georg Queri, der Herausgeber der „Bauernerotik“. Daß Künstler, die im Aktsaal sozusagen aufgewachsen sind und zum Teil fortwährend Aktmodelle verwenden, den Anblick nackter Gestalten mit ganz anderen Empfindungen aufnehmen, als die aus dem Adreßbuch ausgeschriebene „Herren und Damen der Gesellschaft usw.“, bedarf keiner Ausführung. Es würde daher auch kein Hahn danach krähen, wenn eine Person mit vollendetem Körperwuchs unter den nötigen Kautelen in einem Raume der Kunstakademie sich vor einer ausschließlich aus Künstlern bestehenden Korona produzierte. Alldieweil aber in den Aktsälen der Kunstschulen ebensowenig wie in den Anatomien und Operationssälen der Mediziner „Herren und Damen der Gesellschaft usw.“ als „geladene Gäste“ Zutritt haben, kann das Empfinden der Künstler als solcher für die Beurteilung des Auftretens einer „Nackttänzerin“ vor dem gemischten Publikum eines ausverkauften Lustspielhauses nicht maßgebend sein.

Ein echter Künstler mag in einem wohlgebauten Körper zunächst nur das Schöne sehen. Und doch sollten gerade in München die Künstler mit ihren entrüsteten und für andere Leute oft beleidigenden Protesten doppelt vorsichtig sein, nachdem leider in nur zu zahlreichen Fällen, wie gerichtlich beurkundet werden mußte, einzelne Münchener Künstler ihre unreine Phantasie und ihr Talent in den Dienst schändlichster Schweinekunst gestellt haben. Der Künstlerberuf ist demnach keineswegs ein absoluter Schutz gegen Verirrungen und laszive Ausschweifungen der Phantasie.

Daß Literaten und vor allem auch Zeitungen und Zeitschriften, die bei jeder Gelegenheit für freien Geschlechtsverkehr eintreten und das „Recht auf Erotik“ proklamieren, unter Umständen sogar ein Recht auf Polyandrie und Polygamie konstruieren, als Sachverständige über die „keusche“ Wirkung einer „Nackttänzerin“ nicht anerkannt werden können, versteht sich von selbst. Es macht übrigens einen nahezu komischen Eindruck, wenn z. B. die liberale „Münchener Zeitung“ (Nr. 268 und 270) sich gar nicht genug tun kann, die „keuschen Wunder“ dieser Nacktheit, die Schönheit dieses „keuschen“ Körpers zu preisen, und gleichzeitig Tänze und Szenen schildert, die ein Hohn auf den Begriff „Keuschheit“ sind. Oder hat das perverse weibliche Ungeheuer Salome, haben die „Apistänze“ etwas mit „Keuschheit“ zu tun? In der Phrasenmühle unserer „Modernen“ müssen selbst die elementarsten Begriffe sich eine Umstülpung gefallen lassen, die dem natürlichen Menschenverstand direkt wahnwitzig erscheint, während der jedem selbständigen Denken entwöhnte „moderne“ Großstädter, der seine ganze „Bildung“ aus dem Generalanzeiger bezieht, den Widersinn überhaupt nicht merkt.

Ehrlicher als ihre liberalen Großblockschwestern gesteht die sozialdemokratische „Münchener Post“ bei aller Schwärmerei für die „Nackttänzerin“ ganz offen:

„Nur der Körper der Tänzerin soll die Reform der Tanzkunst bedingen. „Geladenes Publikum“ und „Nakt-Kultur“ waren die weiteren Schlagwörter. Daß bei derartigen Darbietungen jedes Sensations-Lockmittel ausgeschlossen sei und der Zuschauer nur mit dem Auge des künstlerischen Ideals und nicht auch durch die Brille, resp. das Opernglas (!) der natürlichen Sinnlichkeit schaut, braucht man sich, aufrichtigerweise, wohl nicht einreden wollen.“

Als vor vier Jahren der Impresario der „Nackttänzerin“ Miß Allan gegen das Verbot der Regierung von Oberbayern beim Ministerium des Innern vorstellig wurde, konnte er seine Beschwerde auf das Gutachten der Professoren Fritz August von Kaulbach, Franz von Stuck und Grützner stützen, welche behaupteten, daß die Tänzerin „in keiner Weise irgendwie gegen Sitte oder Anstand verstoßen habe.“ Damals geißelte die „Augsburger Abendzeitung“ den „Snobismus“, der sich hier wieder breit mache, den ganzen „Humbug“ dieser auf das Großstadtpublikum spekulierenden „Nackttänzereien“, und selbst die sittlichen Bedenken völlig unzugängliche sozialistische „Münchener Post“ spöttelte über „die Suggestion der Herdentiere“, die von der Salome, diesem „perversen Wollustwurm“, ausgenützt werde. Das Ministerium des Innern bestätigte damals den Bescheid der Regierung von Oberbayern mit der Begründung, daß das „Kostüm“ der Salome „sich mit der allgemein gültigen Auffassung der Begriffe von Sitte und Anstand nicht vereinbaren lasse“. Die Beschwerde war

---

[2]) Selbstredend legt auch die „Jugend“ sich im neuesten Hefte (Nr. 48) für die „keusche“ Nackttänzerin energisch ins Zeug, wenn auch Dr. Georg Hirth von seinem Standpunkte als „Kenner der Erotik des Griechen- und Römertums“ etwas „auszusetzen“ hat, für das er mit einem logischen Salto-mortale lächerlicherweise die „Prüderie der heutigen Sittlichkeitsapostel“ verantwortlich macht. Näher kann man in einem anständigen Blatte auf die Sache nicht eingehen. In einem Punkte muß man übrigens dem „Karlchen“ der „Jugend“ (Karl Ettlinger) unbedingt recht geben. Es ist eine verhängnisvolle Inkonsequenz, daß die Sittenpolizei nicht auch gegen das Halbnackte auf der Bühne, gegen raffinierte Entblößungen und Entkleidungen mit eindeutigem Zweck und vor allem nicht auch gegen „schmierige Zoten“ und derbe Schlüpfrigkeiten weit schärfer vorgeht. (Aber wenn die Polizei einmal schärfer zupackt, dann schreit wieder die liberale Münchener Presse!) Heute werden auf Bühnen und Brettln Dinge geduldet, die oft weit schlimmer wirken als der Anblick einer Nackttänzerin. Karl Ettlinger hat bei dieser Gelegenheit, weil er um einen passenden Reim auf „Mucker“ verlegen war, gegen „die sittsamen Astlochgucker“ eine Pauschalbeschimpfung riskiert, die eine deutliche Antwort verdient. Im Badischen ist ein Zentrumsmann eines Verstoßes gegen Sitte und Anstand bezichtet worden, den er bis zur Stunde bestimmt in Abrede stellt. Wegen dieses Einzelfalles beliebt die liberale Presse (unlängst auch die „Kölnische Zeitung“ und ihre Nachbeterinnen) die Zentrumsleute in Bausch und Bogen als „Astlochgucker“ zu verhöhnen. Das ist genau so, als wenn die Zentrumspresse von jetzt ab alle Liberal-Radikalen und Antiklerikalen als „Kinderschänder“ oder dergleichen beschimpfen wollte, weil in Paris der bisher hochangesehene Freimaurer Flachon, Chefredakteur der von liberalen deutschen Blättern in kirchenfeindlichen Dingen oft voll Wonne zitierten „Lanterne“, ein Liberal-Radikaler und rabiater Antiklerikaler, der intime Freund der Briand, Clemenceau und Genossen, in einen scheußlichen Sittenskandal verwickelt ist, der auch zahlreiche politische Freunde schwer kompromittiert. Oder wenn unsere Presse künftig alle Liberalen als Steuerdefraudanten und „Betrüger“ beschimpfen wollte, weil der weiland liberale bayerische Kammerpräsident und Reichsrat von Clemm den Staat und die Gemeinde um Hunderttausende Mark „betrogen“ hat. Solche Verallgemeinerungen sind nicht nur geschmacklos, sondern auch verächtlich und dazu im höchsten Grade gefährlich, weil jederzeit kräftig zurückgeschossen und auf einen Schelmen anderthalber gesetzt werden kann.

übrigens, wie in Erinnerung gebracht werden möge, damals vom Münchener Männerverein ausgegangen und von dem Katholischen und dem Evangelischen Frauenbund kräftig unterstützt worden.

In der Zwischenzeit liegt das ganze blamable Fiasko der Berliner „Schönheitsabende", der „Olga Desmond"-Rummel mit den sich (13. Januar 1909) anschließenden Auseinandersetzungen im preußischen Abgeordnetenhause, bei denen nationalliberale und freikonservative Redner den vielverlästerten Interpellanten Abg. Roeren an Schärfe des Ausdrucks fast noch übertrafen. Damals nannte selbst ein Ernst von Wolzogen im „Berliner Tageblatt" die Vorführung nackter Frauenspersonen „einen Nervenkitzel für den Großstadtmob", und in den „Hamburger Nachrichten" protestierte Fedor v. Zobeltitz gegen diesen „in sittlicher Beziehung höchst gefahrvollen Kultus des Nackten".

Selbstverständlich waren auch die längst verpönten Berliner Schönheitsabende von zahlreichen Künstlern als Quellen reinsten ästhetischen Genusses gepriesen worden.

Wie eine antizipierte Persiflage auf den gegenwärtigen Künstlerprotest liest sich, was die liberale Münchener „Allgemeine Zeitung" im April 1907 gelegentlich des Miß Allan-Skandals geschrieben hat. Man höre:

„Derartige Dinge nehmen bei uns einen typischen Verlauf: Einige Zeitungsnotizen unterrichten zunächst das Publikum von dem Grade der Nacktheit, die das Spektakel bieten wird. Sodann wird eine Separatvorstellung vor Künstlern und Schriftstellern inszeniert, die darüber zu Gericht sitzen, ob hier etwas Anstößiges oder etwas Künstlerisches geleistet würde. Das Urteil lautet gewöhnlich sehr milde und aufmunternd. Die öffentliche Vorführung wird genehmigt. Diese Genehmigung ist aber nicht eigentlich wertvoll für das Auftreten in München selbst; es wird vielmehr ein Präzedenzfall geschaffen, der für die übrigen Polizeiverwaltungen Deutschlands maßgebend ist. Denn diese möchten nicht gerne das Odium der Moralschnüffelei auf sich nehmen, und sie handeln nicht unklug, da alle Verbote den üblichen Entrüstungssturm zu erregen pflegen, der natürlich nur das durchaus nicht immer reine Interesse des Publikums um so intensiver belebt. . . . . In München finden sich immer einige gutherzige Künstler, die einer Tänzerin amtlich im Namen der Kunst bescheinigen, daß ihre Darbietungen nichts Anstößiges bieten."

Alles schon dagewesen! Auch über die Zusammensetzung des Publikums der „geschlossenen" Vorstellung äußerte sich vor 4$^{1}/_{2}$ Jahren das gleiche liberale Blatt:

„Die Probevorstellung, die an einem Nachmittag vor sich ging, hatte ein Publikum, das sich durchaus nicht lediglich aus Künstlern und Gelehrten zusammensetzte. Es fehlte nicht an Vertretern des **Handels** und der **Industrie!**"

Genau wie jetzt! Die liberale „Münchener Zeitung" berichtete am 20. November 1911 (Nr. 270) ganz in dem leichten Tone, mit dem die beiden liberalen Organe der Großstadt München ihre 200,000 Leser „erziehen":

„Es war also im Lustspielhaus. Mlle. Villany tanzte. Im Theater bestes Publikum. Ein Publikum, das nur auf Grund einer Einladung Zutritt zum Theater hatte. Künstler, Schriftsteller, **Hochfinanz.** Dann Frauen — NB. legitime Frauen."

Welche Kreise unter der zitierten „Hochfinanz" zu verstehen sind (die liberalen „Münchner Neuesten Nachrichten", Nr. 542, wandten ein anderes umschreibendes Epitheton an: „Kommerzielle"), weiß jeder, der sich in München auch nur kurze Zeit umgeschaut hat. Es sind jene sich „literarisch" gebärdenden Juden und Jüdinnen fortschrittlicher und radikal-fortschrittlicher Richtung, die in allen Premieren pikanter und anrüchiger Stücke, in allen Separatvorstellungen des „Neuen Vereins", bei allen Wedekind-Abenden zu sehen sind. Nicht zu verwechseln mit den orthodoxen Israeliten, die auch in sittlichen Dingen strengen Anschauungen huldigen. Mancher Künstler würde diese „Hochfinanz", diese „Kommerziellen", die sich an die Rockschöße der „Kunst" hängen, widerwillig abschütteln, wenn er den nüchternen Zusammenhang ahnte.

Aber das immer wieder vorangetragene Aushängeschild der „Kunst" und der „Künstlerschaft" verschafft auch den bedenklichsten Schaustellungen einen Nimbus, der schließlich auf die Veranstalter und Darsteller selbst abfärbt und ihnen allmählich den Glauben an ihre „Verdienste um die Kunst", jedenfalls an die sittliche Zulässigkeit ihrer Produktionen suggeriert. Kein Richter wird daher eine „Nacktänzerin" oder ihren Unternehmer wegen bewußten Vergehens gegen den § 183 verurteilen, wenn die angesehensten Künstler ihnen die falsche Ueberzeugung beigebracht haben, daß sie gegen Anstand und Sitte nicht verstoßen.

Mancher von diesen Künstlern wird auch kaum eine klare Vorstellung davon haben, daß an derselben Stätte, an welcher die Tänzerin ihre angeblich „keuschen" Tänze absolvierte, wenige Tage vorher ein Stück von der frechen Laszivität der „Hose" über die Bretter ging. Was wohl den von Direktor Eugen Kovacs in einer Zuschrift an die „Münchner Neuesten Nachrichten" betonten „ethischen Ernst" seines Theaters beweisen sollte! Daß ein von Professor Muncker als Bordelldrama gekennzeichnetes Stück Wedekinds das Lampenlicht des Lustspielhauses nicht erblickte, ist lediglich der Polizeizensur zu verdanken.

Die liberale Presse hat auch bei dieser Gelegenheit wieder mit wenigen rühmlichen Ausnahmen zusammengeholfen, **dem zunehmenden Sittenverfall eine Gasse zu brechen. Vornedran standen die „Münchner Neuesten Nachrichten", uneingedenk der Tatsache, daß Richard Nordhausen am 5. Juni 1908 in ihren eigenen Feuilletonspalten (Nr. 263) das Wort geprägt hat: „Die Scham der Völker war verwüstet, wenn das Weib nackt auf die Bühne trat. Alle Entblößungen vor Tausenden, unter welchen Vorwänden sie immer geschahen, sind bislang geradezu urkundliche Beweise des Niederganges gewesen".**

Natürlich durfte auch die liberale „Kölnische Zeitung" nicht fehlen, die ja erst unlängst in der Kölner Strandbadfrage ihre „fortschrittlichen" Begriffe von Anstand und Sitte und von „Nacktkultur" so unzweideutig zum Ausdruck gebracht hat. Daß der Münchener Korrespondent der „Kölnischen Zeitung", der ehemalige Afrikareisende Hugo Zöller, dessen „Afrikanermoral" schon vor mehr als zwanzig Jahren in der christlichen Presse energisch beanstandet werden mußte, die Gelegenheit benützt, sich an „unseren Münchener Sittlichkeitsaposteln" zu reiben, braucht man nicht tragisch zu nehmen. Nur sollte er sich hüten, bei dieser Gelegenheit Räubergeschichten zu erzählen, deren wahrer Charakter mit Händen zu greifen ist. So behauptet Hugo Zöller in der „Kölnischen Zeitung" allen Ernstes, „die katholische Kirche" schreibe „in vielen und vielleicht den meisten Pfarreien des östlichen Alpengebiets" „unseren Bauernburschen zum Kirchenbesuch die lange Hose vor" (an Stelle der landesüblichen kurzen Kniehosen). Wer mag dem Korrespondenten der „Kölnischen Zeitung" diesen Bären aufgebunden haben? Ueber die Vorgänge, welche zu dem Verbot der früheren Ättringkämpfe in der „Blüte" nötigten, hätte der Korrespondent in der Münchener Polizeidirektion leicht eine authentische Aufklärung erlangen können, ehe er so vage Anschuldigungen erhob. Wie wenig „unsere Münchener Sittlichkeitsapostel" für die „Feigenblätter" in der Glyptothek verantwortlich zu machen waren, mag die Tatsache beweisen, daß ein dem Ausschusse des Münchener Männervereins angehörender Gymnasialprofessor (zugleich Künstler) s. Z. ausdrücklich die Beseitigung dieser Feigenblätter anregte. Im übrigen ergeht es der „Kölnischen Zeitung" wie den „Münchner Neuesten Nachrichten". Sie scheint vergessen zu haben, welch vernichtendes Urteil sie selbst vor drei Jahren über „Sogenannte Nacktkultur" und über eine damals vielgenannte, von Künstlern lebhaft in Schutz genommene „Nackttänzerin" gefällt hat. Dieselbe „Kölnische Zeitung", in der am 21. November 1911 (Nr. 1277) Hugo Zöller sich für die „Nackttänzerin" Villany begeistert, schrieb am 8. Oktober 1908 (Nr. 1058) wörtlich:

„Die Sache wird von den Unternehmern ästhetisch aufgebauscht, als sogenannte Nacktkultur, mit der Behauptung, es werde hier das vollkommenste Ideal an Körperschönheit und Schönheit der Bewegungen geboten, so daß der große künstlerische Eindruck jede unsittliche Wirkung ausschließe. Das ist natürlich barer Unsinn. Der nackte menschliche Körper in seiner natürlichen Erscheinung ist kein reines Kunstwerk, mag er noch so schön sein, und eine Weibsperson, die ihre Nacktheit öffentlich auf der Schaubühne ausstellt, übt nie und nimmer einen reinen künstlerischen Beruf aus, sondern verübt eine widerliche Schamlosigkeit, die, statt ästhetisch zu erfreuen, Ekel erweckt. Zu keiner Zeit, auch nicht im alten Griechenland, haben ehrbare Frauen und Mädchen sich irgendwie in der Oeffentlichkeit nackt gezeigt. Die Tänzerinnen, die bei Gastmählern zur Unterhaltung herangezogen wurden, waren Sklavinnen und Dirnen, und ähnlich liegen die Dinge in Indien und ganz Ostasien."

Wer die „keuschen" Phrasen der liberalen Münchener Presse über die jüngste Betätigung der „Nacktkultur" gelesen hat, wird hellauf lachen, wenn er sich der erst wenige Monate hinter uns liegenden „Nacktkultur"-Uebungen im Künstlertheater unter Reinhards Leitung erinnert. Wir brauchen die scharfen Urteile selbst einiger liberaler Blätter über diese Schaustellungen und ihren raffinierten Sinnenkitzel nicht zu wiederholen. Man ist im Künstlertheater weit, sehr weit gegangen in den Entblößungen, und kein Mensch wird behaupten, daß die „Schöne Helena" oder „Orpheus in der Unterwelt" „keusche" Stücke seien. Hier trat das Leichtfertige und Laszive, zum Teil Zotenhafte hinzu, um den Eindruck der ungewohnten Entblößungen zu verstärken. Vielleicht sollte das projektierte fünfmalige Auftreten einer kompletten „Nackttänzerin" ein Versuchsballon sein, um zu erproben, ob man für die bevorstehende Münchener Gewerbeschau 1912 nicht neue „Attraktionen" wagen könne nach dem unserem Münchener Polizeipräsidenten wohlbekannten Rezept, allmählich und kaum merklich immer wieder einen Zoll weiter abzurücken von den Grenzen der Sittlichkeit, der Schicklichkeit und des Anstandes. Wenn bei den nächsten Landtagswahlen der „Großblock" den Sieg erränge, dann könnte Bayern noch schöne Dinge erleben. Es wird deshalb gut sein, dem Liberalismus auch auf diesem Gebiete, auf welchem seine großen Preßorgane völlig versagen, scharf auf die Finger zu schauen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Uraufführung von Mahlers „Lied von der Erde". Die zweitägige Gedächtnisfeier für Gustav Mahler erhielt durch die Urpremiere von des Tondichters nachgelassenem Werke eine besondere Weihe und Bedeutung. Auch hier in München ist uns die Uraufführung von Mahlers 8. Symphonie zum unvergeßlichen Erlebnis geworden, die dem Tondichter rauschende Triumphe brachte. Ein halbes Jahr später ist Gustav Mahler gestorben. Nicht mehr Hoffnung durchzittert das neue Werk, das auf Entsagung und Abschiedsleid gestimmt ist. Seine Tondichtungen hat Mahler nach seines Biographen P. Stephans Zeugnis „vorausgenommene Erlebnisse" genannt und wer die Symphonie gehört hat, wird überzeugt sein, daß es nicht eine ästhetische Spielerei gewesen, als der auf der Höhe der Anerkennung stehende Mann sich Todesgedanken hingab. Noch viel weniger wie die „achte" verdient das „Lied von der Erde" die Bezeichnung Symphonie; es ist ein lose gewundener Romanzenkranz von sechs Teilen, in dem, von einem kurzen Zwischenspiel im letzten abgesehen, das Orchester fast ausschließlich nur der Begleitung, weiteren Ausmalung und Vertiefung des Gesangspart dient. Hans Bethge hat unter dem Namen: „Chinesische Flöte", Lyrik aus dem „Reiche der Mitte" in deutsche Verse gegossen. Aus diesen nahm Mahler die köstlichen Perlen, die er zu der Kette eines „Liedes von der Erde" zusammenreihte. Ob diese Dichtungen in der Uebertragung mehr einen „westöstlichen" Charakter angenommen haben oder exakt dem Urtext entsprechen, vermag ich nicht zu sagen. Für uns ist nur die Tatsache wichtig, daß die deutschen Strophen von einer großen Schönheit sind, in denen das zartgetönte exotische Kolorit niemals befremdend anmutet, sondern einen Reiz mehr bedeutet. Das Trinklied vom Jammer der Erde macht den Anfang. „Dunkel ist das Leben, ist der Tod", heißt der sich oftmals wiederholende düstere Refrain dieses tiefernsten Gedichtes von Li-Tai-Po. Mahler hat hier dem Chinesen kongeniale Töne gefunden, sowohl für die Klänge tiefen Kummers, denen jedoch die Beimischung sentimentaler Weichheit fehlen, wie für die gefaßte Resignation, der die Schönheit und Ewigkeit der Natur einigen Trost gewährt. Der Tenorstimme hat Mahler diese wuchtige Partie zugedacht. Des Kammersängers Miller prächtige Stimme hielt sich siegreich über den üppigen Tonwogen. „Der Einsame im Herbst" malt mit feinen Strichen die herbstlich gestimmte Natur, das Spiegelbild des „müden Herzens", dem die „Sonne der Liebe" nicht mehr scheinen will. Madame Cahier (Wien) hat dies Lied mit vollendeter Kunst gesungen. Man wird es vielleicht zu dem allertiefsten zählen müssen, was Gustav Mahler geschaffen hat. Er läßt jeden der Gesänge in einer seltsam verwehenden Weise ausklingen, ersterben gleichsam. In einem gewissen Gegensatz zu diesen Liedern der Schwermut stehen: „Von der Jugend" und „von der Schönheit", idyllische Genrebilder, die fast heiter gehalten sind, über die nur flüchtig wehmütige Wolken huschen; allein, die stolze Haltung ist nur Verstellung, „klagend noch schwingt die Erregung des Herzens nach". Die Zitate aus den Liedern illustrieren die Musik besser, wie es andere Worte vermöchten. Groteske Stimmung herrscht in dem musikalisch sehr eigenartigen „Trunkenen im Frühling". Wenn ich grotesk sage, so möge man dabei nicht an moderne Grimassenschneider denken. Im „Abschied" ist der Schmerz völlig gebändigt zu einer Friedensstimmung des Verzichtens. Wundersam malt die Musik die Abendlandschaft. „Der Bach singt voller Wohllaut durch das Dunkel, die Blumen blassen in dem Dämmerschein." ... Ich stehe hier und harre meines Freundes: hier folgt jenes schon gestreifte orchestrale Intermezzo, und nun der Abschied: „Du, mein Freund, mir war auf dieser Welt das Glück nicht hold. Wohin ich geh'? Ich geh' und wandre in die Berge ... Still ist mein Herz und harret seiner Stunde ..." Und von seinem Einzelgeschick sich abwendend, sucht der Scheidende Trost in der Ewigkeit der Natur: „Die liebe Erde allüberall blüht auf im Lenz und grüßt aufs neu! Allüberall und ewig, ewig, ewig blauen licht die Fernen! Ewig". Dieses „Ewig" dreimal wiederholt immer leiser, hauchender, körperloser sang Frau Cahier mit einer Schönheit, die eine rastlose Verwirklichung der künstlerischen Absichten bedeutet. Rauschender Beifall, von sichtlicher Begeisterung eingegeben, folgte der hervorragenden Wiedergabe des bedeutenden Werkes. Der Wiener Hofkapellmeister Bruno Walter hatte die Aufführung geleitet. Man gewann von ihm den Eindruck, daß er sicherlich ein Dirigent von ungewöhnlicher Suggestionskraft und starkem Temperament ist. Als eine eminent musikalische Natur hatte er sich bereits am Vorabend als pianistischer Begleiter Frau Cahiers erwiesen, die uns aus Mahlers Liederschatz eine Reihe köstlicher Gaben bot, in denen der in seinen Symphonien mit so großem technischen Aufwand arbeitende Komponist so schlichte, innige Weisen im Volkston gefunden hat. Frau Cahiers Leistung war sowohl gesanglich, wie stilistisch von einer ungewöhnlichen Vollkommenheit. Wenn Walter auch auf diesem Liederabend neben ihr stürmisch gefeiert wurde, so lag hierin wohl bei dem Publikum die Absicht, dem jungen Künstler auszudrücken, daß man die Verhandlungen zwischen ihm und der Hofbühne mit Sympathie begleite. (Der Wiener „Neuen Freien Presse" zufolge soll Bruno Walter für die Münchener Hofoper bereits engagiert sein.) Dem „Lied von der Erde" folgte Mahlers 2. Symphonie, die bekannteste, an intensiver Wirkung vielleicht reichste. „Du wardst nicht umsonst geboren, hast nicht umsonst gelebt, gelitten", diese musikalisch so reizvolle Stelle durfte hier als zugleich an den Künstler gerichtet gelten, dem diese Gedächtnisfeier bereitet war. Auch hier zeigte sich Walter als hervorragender Dirigent. Zu Frau Cahier gesellte sich die Münchener Sopranistin Möhl-Knabl, die durch den Silberglockenklang ihrer Stimme sich wieder starken Beifall sicherte. Die Chöre wurden vom Oratorienverein Augsburg klangschön und sicher gesungen und das verstärkte Orchester des Konzertvereins entsprach den hohen Erwartungen. Der Eindruck war auch bei dieser Symphonie ein gewaltiger. Wie später man diesen Komponisten auch werten wird, in dessen Schaffen zuweilen die Unrast unserer Tage hervortritt, man wird niemals verkennen dürfen, daß es immer hohe und edle Gedanken waren, die in Mahlers Tonwerken Gestaltung gewonnen.

Schauspielhaus. Zu Kleists Zentenarfeier auch sein Scherflein beizutragen, wollte sich das Schauspielhaus nicht versagen, und so gab es den „Zerbrochenen Krug". Es war alles geschehen, was möglich war, und man hatte sich mit Eifer und Liebe des Stückchens angenommen. Als eine unglückliche Idee muß man die Wahl des Festredners bezeichnen: Wedekind! Er spiegelte sich im Schicksal des großen Unverstandenen und schien für die Distanz wenig Gefühl zu haben. Der arme Kleist! „Hätte es vor hundert Jahren schon ein — Kabarett gegeben, dann wäre es ihm besser ergangen." Solche Behauptungen kann man heute einem geduldigen Publikum vorlesen, ohne Widerspruch zu finden; dabei lag doch Kleists Tragik darin, daß seine herbe Dichtung der breiteren Masse nicht die unbedeutendste Konzession zu machen wußte. — An der gleichen Bühne hatte das recht gut gegebene Lustspiel von K. Holm: „Hundstage" Erfolg. In der Art von Bahrs „Konzert" zeigt das Stück, wie kluge Frauen die leichtentflammten Künstlerherzen ihrer Männer wieder zu sich und der Pflicht zurücklenken. So ist trotz manch leichtfertiger Scherzwendung der Grundton kein unguter.

Scheffelfeier. Ein Vierteljahrhundert ist J. V. v. Scheffel nicht mehr unter den Lebenden und der vielgepriesene Dichter bei der jüngeren Generation nicht allzuviel bekannt. Es ist somit ein Verdienst der Kath. Bayer. Studentenverbindung „Rhätia-München", durch einen gut besuchten Festabend wieder einmal auf das Bleibende in Scheffels Schaffen hingewiesen zu haben. Die Festrede hielt Lehramtskandidat A. F. Reiser. Derselbe entwarf von dem Leben und Dichten Scheffels ein liebevoll gezeichnetes und anschauliches Bild. Der vom Rechtspraktikanten Niedermayr geleitete Sängerchor der Verbindung sang stimmschön Scheffelsche Dichtungen, ebenso Realschulassistent A. Wagner und M. Schilling, von K. Stumbaum verständnisvoll begleitet. Glücklich in der Auswahl und wirksam in der Vortragsweise waren A. Reisers Rezitationen. Sie alle fanden und verdienten herzlichsten Beifall.

Aus den Konzertsälen. Die Volkssymphoniekonzerte finden stets ausverkaufte Häuser; Prills sorgfältige musikalische Direktion hält sie auf sehr gutem künstlerischen Niveau. Vortrefflich war die Wiedergabe der „Eroica". Das reichhaltige Programm bot an den letzten zwei Abenden neben Haydn, Liszt, Thuille, auch die seltener gehörten Stamitz und J. A. Hasse. Die rumänische Pianistin Cella della Brancea erwies sich als eine treffliche Beethoveninterpretin. Auch an einem eigenen Abend bot die junge Künstlerin Leistungen, die sie in die ersten Reihen virtuoser Beherrscher des Flügels stellen. Interessant für die Beziehungen, die heute zwischen russischer und französischer Musik obwalten, war der Liederabend von Raymonde Delaunois. Der Russe Moussorgsky ist hier wohl noch nie gehört worden, man wird in ihm Kraft und Temperament, aber wenig Kultur finden; in Debüssy dagegen Kultur, die sich zu einer gewissen Primitivität zurücksehnt. Das gemeinsame ist eine Bevorzugung koloristischer gegenüber formbildender Werte. Die Künstlerin sang sich erst im Laufe des Abends frei. Ihre auf Akzentuierung der Pointe und des Empfindungsgehaltes gestellte Vortragsweise ist sicherlich von „persönlicher Note"; die Leistung flößte mir Respekt ein, ohne daß ich mich zu wärmerem Mitempfinden aufschwingen könnte. Die Reklame auf den Programmen für die Bekleidungskünstler der Gesangskünstlerin ist, wie wir hören, in Unkenntnis der deutschen Verhältnisse geschehen. Wir wünschen auch, daß derartige Sitten sich nicht einbürgern. Eine große Reihe von Konzerten muß späterer Besprechung vorbehalten bleiben.

Verschiedenes aus aller Welt. In München verstarb der bekannte Komponist Dr. Max Zenger. Der Künstler, welcher im 75. Lebensjahre stand, hat sich als Kapellmeister und als Professor an der Münchener Musikakademie namhafte Verdienste erworben. Sein Oratorium „Kain" ist in fast allen größeren Städten gegeben worden. Auch seine Opern („Die Foscari" 1863, Ruy Blas 1868, „Eros und Psyche" 1901) haben erfolgreiche Aufführungen erfahren und Zenger den Ruf eines begabten und vornehmen Tondichters geschaffen. — Auf griechischen Bühnen haben mehrere Dramen von Konstantin Cristomanos Anklang gefunden. Der dieser Tage in Athen verstorbene Dichter war s. Z. Lehrer des Griechischen bei der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich gewesen. Nach dem Tode der hohen Frau hatte dann Christomanos ein Buch über die Kaiserin geschrieben, das seine bewundernde Verehrung bezeugte, aber nicht überall von dem richtigen Takt geleitet war, weshalb das Werk in Oesterreich verboten wurde. — In Wien gelangte Kienzls neue Oper: „Der Kuhreigen" zur Uraufführung. Der aus der französischen Revolution entnommene Stoff bietet dem Musiker Gelegenheit zur vollen Entfaltung seiner Kunst; die Kritik verzeichnet viele unbewußte, aber dennoch merkbare Anlehnungen in dem reizvollen und auch günstig aufgenommenen Werke.

München. L. G. Oberländer.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Wenn die Börsenwoche am Ende einen stilleren Geschäftsgang aufwies, so erklärt sich diese abwartende Haltung damit, dass die Erklärungen des englischen Staatssekretärs Sir Edward Grey im Unterhause über das deutsch-englische Verhältnis noch gewichtige Aufschlüsse geben werden. Wie nahe die Kriegsgefahr im Juli gewesen, hat sich aus den Mitteilungen von Kiderlen-Wächters ergeben. Die Meinung der Börse ist nun diejenige, dass die Gefahr heute beseitigt, und die allgemeine Tendenz hat in den letzten Tagen dies wohl unzweideutig ausgedrückt. Bevor diese Zeilen in die Hand des Lesers kommen, ist jene Erklärung des brittischen Staatsmannes erfolgt, und es darf als wahrscheinlich angenommen werden, dass die günstige Börsenlage anhält. Nur aus dieser Meinung, dass schwere kriegerische Verwicklungen für die nächste Zeit nicht zu erwarten sind, lässt es sich erklären, dass der internationale Geldmarkt über grosse Flüssigkeit verfügt. Gewaltige Summen, welche wegen der Marokkoaffäre im Frühjahr dem Verkehr entzogen wurden, sind nun zurückgeflossen. Der italienisch-türkische Krieg und die chinesischen Wirren tangieren die Börse wenig. Gegenüber der Gefahr eines deutsch-englischen Weltkrieges misst man ihnen weniger Bedeutung bei, als dies sicherlich in ruhigeren Zeiten der Fall gewesen wäre. Die Nachrichten aus allen Industriestaaten lauten sehr günstig. Amerika zeigt gute Resultate, nur die russische Industrie scheint nach einer zweijährigen sich aufwärts bewegenden Konjunktur in eine weniger günstige Periode einzulenken. — Der Krieg dürfte für Italien mehr Geldmittel erfordern, als für die Türkei, und es gilt als wahrscheinlich, dass ersteres in Paris für seine Bedürfnisse reichliche Deckung findet. Eine Besorgnis für das in der Türkei investierte deutsche Kapital erscheint unnötig, dagegen gibt China zu Besorgnissen Anlass. Die Rückgänge des Kurses der chinesischen Anleihen sind noch wenig bedeutend, sodass hieraus auf optimistische Meinung des Grosskapitals geschlossen werden kann. Die deutsche Schantungbahngesellschaft und die Deutsch-Asiatische Bank sind die beiden bedeutendsten Unternehmen, durch welche wir lebhaft daran interessiert werden, dass das „Reich der Mitte" aus Revolutionen zu friedlicher Fortentwicklung der in ihm schlummernden Riesenkräfte gelangt. Die heimischen und auswärtigen Staatspapiere haben keine wesentliche Kursänderung erfahren, ebenso die Bankaktien. Die Nachrichten über eine Aussperrung der Metallarbeiter haben den Elektrizitätswerken nur wenig Schaden gebracht, da die Veröffentlichung günstiger Bilanzen wiederum anregend wirkte. In Oberschlesien und in Rheinland-Westfalen ist das Bedürfnis nach Eisen sehr stark, sodass die Bergwerksaktien ihre steigende Tendenz fortsetzen konnten. Auch Kohlenaktien und Kaliaktien hielten ihre Kurse. Die eben veröffentlichten Abschlüsse einiger Münchener Grossbrauereien bieten ein günstiges Bild. Trotz ungünstiger Hopfen- und Gerstenpreise ist eine konstante Fortentwicklung und die Ausschüttung gleich hoher Dividenden gesichert. Die Münchener Rückversicherungsgesellschaft hat einen sehr befriedigenden Abschluss veröffentlicht. Die Dividende wurde von 35 % auf 37½ % erhöht bei durchaus nicht knapp bemessenen Reservestellungen. Alles in allem betrachtet, ist der Optimismus, der doch der Grundzug in der heutigen Börsenstimmung ist, ein nicht unberechtigter. Immerhin dürfte es Aufgabe unserer führenden Bank-

institute sein, die Haussespekulation durch leichte Kreditgewährung nicht allzu sehr zu fördern, da der Stand der Kurse schon namhafte Höhen erreicht hat, die auch durch geringfügige Verstimmungen erhebliche Rückgänge erfahren können. Insbesondere die kleinen Kapitalisten pflegen fast immer dann Mut zu bekommen, wenn die grossen bereits daran denken, ihre Effektenbestände zu realisieren. R. Falk.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Münchener Kunst. Weihnachtskrippen. Die Krippenbildnerei gehört recht eigentlich zum altehrwürdigen Herkommen der süddeutschen und speziell auch der Münchener Kunst. Eine ganze Reihe vorzüglicher Meister haben sich seit dem 17. bis ins 19. Jahrhundert auf diesem Gebiete bewährt, und die berühmte Krippensammlung des bayerischen Nationalmuseums läßt uns die bedeutenden Fähigkeiten jener noch heute bewundern. Seit längerer Zeit aber war ein Stillstand eingetreten, und die Darbietungen des Kripperlmarktes dienten nicht dazu, besondere Hoffnungen für weitere Entwicklung zu erwecken. Da kann es jetzt nur aufs lebhafteste begrüßt werden, daß **Seb. Osterrieder, akad. Bildhauer, München,** Krippen herstellt, die als wirkliche, äußerst feine Kunstwerke bezeichnet zu werden verdienen. Hat er sich doch der alten Tradition bemächtigt und von ihr geleitet sich an sein Werk gemacht. Dies aber führt er in vollster Selbständigkeit durch, in durchaus neuzeitlichem Empfinden, ausgerüstet nicht nur mit künstlerischem Schwunge und mit allen Mitteln einer subtilsten Technik, sondern auch mit eingehenden, an Ort und Stelle selbst erworbenen Kenntnissen des Volkes und Landes, woselbst einst die Hirten und die stolzen Weisen des Orients vor dem neugeborenen Heilande und seiner Mutter die Knie beugten. Die Gesamtbilder der **Osterriederschen Krippen** wie die Einzelheiten sind so ungemein fesselnd und erfreulich, daß der Beifall auch höchstgestellter Persönlichkeiten nicht ausbleiben konnte. Eine Krippe wurde sogar von Kaiser Wilhelm II. erworben. Andreas Kempf.

Die nahen Wahlen zum Reichstag erwecken wieder allgemein regeres Interesse an politischen Fragen. Da ist es nicht nur für die direkt beteiligten Männer der Politik, sondern für den Gebildeten überhaupt wichtig, über diese und jene Fragen, die das Leben des Volkes berühren, das Urteil unserer bedeutendsten, politischen Partei zu hören. Den sicheren Schlüssel hierzu bietet das soeben zum Abschluß gelangte Staatslexikon der Görresgesellschaft. Ueber dieses hervorragendste Werk seiner Art legt der Spezialvertrieb für Herdersche Verlagswerke, Heinrich Neuberger in Frankfurt a. M., unserem heutigen Heft einen ausführlichen Prospekt bei, der besonderer Beachtung empfohlen ist. Dieser Prospekt enthält auch Anzeigen über das rühmlichst bekannte Herdersche Konversationslexikon und Herders deutsche Klassiker, die sich als vornehme Geschenke für den Weihnachtstisch eignen.

Ein Werk von größtem politischen Interesse ist die **„Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche".** Von Dr. J. B. Kißling. Das groß angelegte Werk gibt zum ersten Male unter möglichster Heranziehung des ganzen reichen Quellenmaterials eine kritische Uebersicht über den Kulturkampf. Es wendet sich an die weitesten Kreise der Gebildeten, an Katholiken wie an Nichtkatholiken, an die berufsmäßigen Historiker wie an alle anderen, die an der Hand einer quellenmäßigen Darlegung die tiefgreifende und folgenschwere Entwicklung des welthistorischen Konfliktes kennen lernen wollen. — Wir verweisen unsere Leser auf den unserer heutigen Nummer beiliegenden Prospekt.

Ganz besonders möchten wir unsere Leser auch auf einen diesem Heft beiliegenden Prospekt der **Literarischen Vertriebsgesellschaft m. b. H., Berlin SW. 48, Friedrichstraße 239** aufmerksam machen. Der Prospekt macht uns mit einer stattlichen Reihe hervorragender Geschenkwerke bekannt.

Eine an Qualität und Preiswürdigkeit nicht zu übertreffende Toilettenseife können unsere verehrlichen Leser von der bekannten Firma Hendrichs & Cie., Seifenfabrik, Eupen (Rhld.) beziehen. Die im Jahre 1878 gegründete Firma ist überall bestens eingeführt. Ein Kistchen gute Toilettenseife bildet auch ein empfehlenswertes Weihnachtsgeschenk. Wir verweisen auf den beiliegenden Prospekt, der Empfehlungen aus ersten Kreisen enthält.

Von den bekannten **Zigarrenfabriken Carl Weltmann & Co., Bremen,** Lieferanten vieler Offiziers-Kasinos und Beamtenvereine, liegt dieser Nummer ein Prospekt bei, den wir ganz besonderer Beachtung empfehlen. Die Firma liefert nur gute, aber sehr preiswerte Zigarren. Ein Versuch hat noch jeden zum dauernden Kunden gemacht.

Ferner liegt diesem Heft ein Prospekt der Firma **Dr. Arthur Erhard, G. m. b. H., Berlin W. 35,** bei.

(Sklaven der Wohnung) sind alle, die nicht besitzen, was zum „eisernen" Bestand des Hausrats gehört. Und was nichts Selbstverständliches ist: nach den Wertstücken und Kostbarkeiten im wahrsten Sinne des Wortes sehnt man sich um so mehr! Mit feinem Gefühl für das praktische Leben hat der Franzose den Satz geprägt: Das Ueberflüssige eben ist gerade das Notwendige. Absurd dünkt ihm der Brahmine, der da predigt: „Geh' an der Welt vorüber, es ist nichts!" — Behagen und Bequemlichkeit der Käufer sind die Endziele aller Kataloge des Elite-Versandhauses Stöckig & Co., Hoflieferanten in Dresden. Sein Grundsatz, allerbeste Waren gegen langfristige Amortisation zu verkaufen, ist ein positiver Vorteil für jeden Menschen von Geschmack und Kulturbedürfnissen. Wer sein Geld nicht anderwärts für minderwertige Anschaffungen wegwerfen will, fordere vor allem den eben neu erschienenen Katalog H, dessen 400 Seiten allen hauswirtschaftlichen und persönlichen Ansprüchen mit Meisterschaft Rechnung tragen. Wer diese preiswürdigen Prachtstücke kauft, kann einmal sagen: „Mein Heim, mein Stolz!"

Sehr empfehlenswerte Bezugsquelle für erstklassige Präzisionsuhren. Immer mehr dringt in weite Kreise das Bedürfnis, die Zeit, von der ja unser praktisches Leben abhängt, richtig einzuteilen. Nachdem nun in den letzten Jahren eine Unmasse billiger Schundfabrikate mit den verlockendsten Anpreisungen auf den Markt gebracht, und leider auch Käufer gefunden, sind die hereingefallenen Träger zu der Ueberzeugung gekommen, daß eine billige Uhr einem nur Aerger bereitet und jedes dafür angelegte Geld auf die Straße geworfen ist. Uhren sind jedenfalls der größte Vertrauensartikel, und in keiner Branche kann mehr auf die Gutheit des Käufers spekuliert werden als hier. Wir können unsern verehrten Lesern nur dringend raten, eine Uhr da zu kaufen, wo auch die Voraussetzung strengster Reellität gegeben ist. Eine solche Bezugsquelle ist die Firma F. K. Kaltenthaler, Worms, welche sich bereits seit über 40 Jahren mit dem Vertrieb feiner absolut erstklassiger Präzisionsuhren befaßt. Die Firma unterhält ein bedeutendes Uhrenlager und ist dadurch imstande, allen Wünschen gerecht werden zu können. Die Leiter und Inhaber sind zudem durch und durch fachmännisch gebildet und können somit weitgehendste Garantien bieten. Zahlreiche Kunden, ganz besonders aus der Hochw. Geistlichkeit, sind treue Abnehmer dieser durchaus reellen Firma und hochehrende Anerkennungen über gelieferte Uhren liegen vor. Der neue Katalog gelangt jetzt zum Versand. Interessenten werden höfl. gebeten, denselben gratis und franko zu verlangen.

Gründung einer katholischen Universität in Salzburg. Zur Förderung dieses Projektes hat sich in Salzburg ein Verein gegründet, der alle deutschen Katholiken um werktätige Unterstützung bittet. Ordentliche Mitglieder zahlen 2 K (*M*) jährlich, Förderer 100 K (*M*), Gründer 1000 K (*M*), Stifter 2000 K (*M*) einmal. Erbeten werden auch Bücherspenden, sowie Beiträge für die botanischen, mineralogischen, physikalischen und medizinischen Sammlungen. Flugblätter stehen zur Verfügung. Msgr. Baron de Mathies (Ansgar Albing) äußert sich über das Projekt u. a. wie folgt: Wenn die Wissenschaft sich darauf beschränkt hätte, nur das als Wahrheitserkenntnis auszugeben, was sie wirklich weiß, so würden wir gar nicht von einer katholischen Universität bzw. von katholischer Wissenschaft zu sprechen brauchen. Denn die wirklich feststehenden Erkenntnisse und Errungenschaften jeglicher Forschung sind einfachhin Tatsachen ohne jeden konfessionellen Charakter. Seitdem man jedoch auf einer gewissen Seite mit Eifer bemüht ist, wissenschaftliche Tatsachen mit Hilfe einer bewußt atheistischen Philosophie derart auszulegen, daß weiten Kreisen der Wahn beigebracht wird, es sei unmöglich, zugleich positiv christlich und wissenschaftlich zu denken — tritt an uns die Notwendigkeit heran, den Gegenbeweis zu führen. Und damit ist die katholische Universität gegeben. . . . . Wenn die Frage nach der Berechtigung einer katholischen Universität überhaupt aufgeworfen wird, so haben die zielbewußten atheistischen Kreise selber dies veranlaßt. Wir haben einen geistigen Besitzstand zu verteidigen — die Angreifer sind die „anderen". Diese anderen müssen jedoch gewahr werden, daß es uns nicht einzig und allein auf die Defensive ankommt, sondern daß wir — gleich wie sie selber — bemüht sind, unseren geistigen Besitzstand durch neue Erkenntnisse zu vermehren. Die anderen arbeiten solidarisch gegen uns. Warum sollten nicht auch wir uns solidarisch zusammenschließen? Und welcher geistige Zusammenschluß wäre mächtiger als derjenige hochgebildeter, forschungsfroher und gläubiger Männer zu gemeinsamer christlicher Kulturarbeit? . . ."

Unser Reichstag. Was ist im Reichstag los? Wie arbeitet er? Wie lebt man dort? Worüber lacht man? Farbige Skizzen, die jeder lesen muß. Von Hugo Frenz. (Preis *M.* 0.75). Leipzig, Hof-Verlagsbuchhandlung Edmund Demme. Im Reichstage wird das Schicksal des deutschen Volkes geschmiedet. Wer kennt das Leben und Treiben in dem steinernen Reichshause? Nur einige wenige, die in ihm ein- und ausgeben! Und doch ist es voll fesselnder Einzelbilder, welche jeden Staatsbürger interessieren, ja es ist eine Aufklärung darüber sogar unbedingt notwendig, und augenblicklich, wo wir vor einer Neuwahl stehen, dürfte das Thema erst recht hochaktuell sein, weshalb die Lektüre der billigen Schrift jedermann empfohlen werden kann.

Die Wunder des Himmels. Dieses Prachtwerk des berühmten Wiener Sternwartendirektors J. J. v. Littrow, das schon bei seinem Erscheinen beispiellose Erfolge erzielte, ist von Dr. Paul Guthnick, Observator der Berliner Kgl. Sternwarte, entsprechend dem heutigen Stande der Forschung umgearbeitet worden. Jeder Laie kann sich an der Hand dieses reich illustrierten, volkstümlich geschriebenen Buches eine klare Anschauung von den Himmelskörpern erwerben und die Entwicklung der Astronomie im Laufe der Jahrtausende verfolgen. Näheres siehe Inserat auf Seite 876.

„Das deutsche Zentrum" betitelt sich eine vom Internationalen Verlag „Messis", Amsterdam, herausgegebene Broschüre, verfaßt von Abg. M. Erzberger. Den Wünschen zahlreicher Vereinsvorstände entsprechend und damit jeder Zentrumsmann, namentlich auch die Arbeiterklassen, in den Besitz dieses wertvollen Buches gelangen können, hat sich der Verlag entschlossen, den Preis von *M* 1.50 auf **0.75** herabzusetzen. Da es sich um eine elegante broschierte Ausgabe handelt und die Wahlen gleich nach Neujahr stattfinden, eignet sich das Buch auch vorzüglich als Weihnachtsgabe.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile. b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 49. München, 9. Dezember 1911. VIII. Jahrgang.

Die Wiederkunft des Herrn.

Von Dr. Friedrich Zoepfl, Mindelheim.

Eine Zeit tiefen Elendes waren Judas letzte Tage. Kein Wunder, daß die meisten sehnend ausschauten nach dem Retter, von dem die alten Weissagungen sprachen, und nach dem goldenen Friedensreiche, das er bringen sollte; kein Wunder auch, daß dies Harren zum sicheren Erwarten wurde, ja zur festen Ueberzeugung, nun sei das Ende nahe und unter gewaltigen Erschütterungen müsse die Morgenröte des neuen Tages anbrechen.

In derselben Stimmung finden wir auch die Christen der ersten Zeit. Durch fast alle urchristlichen Dokumente zieht sich dieser Gedanke an die Nähe des Weltendes, aus allen Apostelbriefen spricht die sichere Erwartung: bald wird der Messias wiederkommen vom Himmel her, und Gericht wird er halten über seine Feinde und dann, dann wird das Gottesreich sich herabsenken auf die Erde. So redet Paulus, so Petrus, so Johannes und die übrigen; so redet Christus selbst beim Apokalyptiker: „Ich komme schnell.“ Und die Jünger glauben so belehrt zu sein.

Da dem so ist, was lag näher denn zu fragen: Hat Christus selbst vielleicht an die Nähe des Weltendes geglaubt und gehofft, in Bälde das neue Reich erstehen zu sehen? Die freie protestantische Theologie hat diese Frage gestellt und mit aller Entschiedenheit bejaht; sie legte den Finger auf Christi eigene Worte: „Nicht wird vergehen dieses Geschlecht, bis all das (= die Endereignisse) geschieht.“ (Matth. 24, 34). „Nicht werdet ihr fertig sein mit den Städten Israels, bis der Menschensohn kommt.“ (Matth. 10, 23). „Es sind einige unter denen, die hier stehen, welche den Tod nicht kosten werden, bis sie den Menschensohn kommen sehen in seinem Reich.“ (Matth. 16, 28). Auch auf vordem katholischer Seite ist mit aller Schärfe dies Problem herausgestellt und mit der gleichen Schärfe in radikalem Sinn entschieden worden (Loisy, Schnitzer); man hat zugleich auch die Konsequenzen gezogen: hat Christus an die Nähe des Weltendes geglaubt, dann war er nicht Gott, dann hat er auch kein Papsttum und keine Kirche gestiftet. — Mit dem Grade der Richtigkeit dieser Anschauung steht und fällt unser traditionelles Christentum; und kein Christ wäre drum der, der bei solchen Fragen und Erörterungen gleichgültig bliebe — und nicht allen Ernstes nach Licht in diesem Dunkel verlangte. Zu großem Danke hat sich der Verlag der Biblischen Zeitfragen verpflichtet, daß er zwei Gelehrten in dieser Sache das Wort gegeben.[1]) Beide, Dausch und Rohr, stellen sich — was besonders anzuerkennen ist — für den Ausgang der Untersuchung ganz auf den Standpunkt der Gegner und suchen eben von diesem Standpunkte aus die Unhaltbarkeit einer ausschließlich eschatologischen Beurteilung Jesu darzulegen. Ihre in schöner Sprache gehaltenen Darlegungen mögen in weite Kreise Beruhigung bringen!

Einseitig hatte die freie Theologie bis jetzt nur jene Momente betont, welche für die jüdisch-eschatologische Denkweise Jesu zu sprechen scheinen. Der weitaus größte Teil der Reden und Anordnungen Jesu ist jedoch von zukunftsfroher Stimmung getragen; nur dann haben die meisten Anordnungen Jesu einen Sinn, wenn Welt und Menschheit nach seiner Idee noch länger bestehen und erst im Laufe von Jahrhunderten dem Christentum erobert werden sollen.

Die linksstehende Kritik glaubte nachweisen zu können, Christus habe sich das Kommen des Reiches als ein plötzliches Hereinbrechen gedacht: im Sturm werde es kommen und wie der Blitz niederfahren. Ganz anders jedoch auch redet Christus von seinem Reich: er vergleicht es dem Senfkörnlein, das mählich und mählich zum Baume wächst; er vergleicht es dem Saatfelde, auf dem Unkraut unter dem Weizen wuchert und stehen bleibt bis zum Erntetag; nur dem, der lange arbeitet und sich müht, wird es zum Lohne. (Gleichnis von den Talenten.)

Auch das historische Moment ist von der Kritik nicht gewürdigt worden; wären die ersten Christen ganz sicher gewesen, von Jesus selbst den Glauben an die Nähe des Weltendes empfangen zu haben, dann hätten sie sich doch gewiß in den Greueltagen der Verfolgungen, als ihre Hoffnung auf das Reich nach Jerusalems Fall sich nicht erfüllte, von Christus gewandt, ihm geflucht und wären nicht mehr für ihn in den Tod gegangen.

Wohl bewegte sich Christi Predigt in den gewöhnlichen eschatologischen Ausdrücken: Gottesreich, Messias, Menschensohn; wohl spricht er vom Gericht über die Welt; aber das waren ihm nur die Formen, denen er einen anderen Inhalt gab; für ihn ist, wie die Gleichnisse zeigen, das Himmelreich nicht jenes Paradieseland, welches das sehnende Auge seiner Landsleute sich auf die Erde herabsenken sah; für ihn ist das Gottesreich Religion, eine allmählich wachsende Größe, nicht Fleisch und Blut, sondern Geist, Gabe und Aufgabe. Auch das „Kommen zum Gericht“ ist ihm nicht ein einmaliges Ereignis; es zieht sich hin in längerer Dauer und erfolgt in einzelnen Perioden: ein Kommen zum Gericht war es, als er am Ostermorgen dem Grabe entstieg, ein Kommen zum Gericht, als des Geistes Feuerkraft sich auf die Apostel herabließ, ein Kommen zum Gericht, als Jerusalem in Trümmer sank, ein Kommen zum Gericht ist endlich sein Erscheinen am Ende der Tage.

Im Lichte dieser Tatsachen müssen jene Herrenworte betrachtet werden, in welchen Christus nach Anschauung der Linken seinen Glauben an das nahe Ende bekundet. Eine ganze Reihe von Reden hat die Kritik nicht in ihrer vollen Bedeutung eingeschätzt, jene Stellen, in denen Christus deutlich erklärt, den Tag des Gerichtes wisse niemand, das Himmelreich habe sich bereits genaht, von den Tagen des Täufers an sei es in die Welt eingetreten. Diese Stellen müssen berücksichtigt werden bei Prüfung der eigentlichen Parusiereden Jesu. Bei der bekannten Matthäus-Stelle: „Dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis das alles eintritt“ zeigt eine Vergleichung mit den Parallelstellen, daß Matthäus um des Inhaltes willen ursprünglich getrennte Bestandteile zu einer Rede zusammengefügt hat; „das alles“ ist zudem nach dem genauen Wortlaute nicht das Ende selbst, sondern das Einsetzen der Vorzeichen, die Vorzeichen setzten aber bereits ein, noch ehe das erste Geschlecht dahingegangen war. — Vor einer einseitigen Wertung der Stelle: „Ihr werdet mit den Städten Israels nicht fertig sein . . .“ wird uns die Beachtung jener Stellen bewahren, in denen der Herr vor das Weltende die Heidenmission setzt und von dem Eintritte der Völker ins messianische Reich spricht. — Bei der Verheißung: „Einige von euch werden den Tod nicht kosten usw.“ muß mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß sowohl Christus als auch die Evangelisten dem Kommen eine viel größere Ausdehnung nach vorwärts und rückwärts geben. — Wollen wir also einen richtigen Einblick in die Gedanken Christi vom Ende der Welt gewinnen, dann müssen wir das gesamte Redenund Tatsachenmaterial herbeiziehen, und das versäumt zu haben ist ein Grundfehler der linksstehenden Kritik. Hier muß die katholische Wissenschaft einsetzen und die Beunruhigung meistern, welche sich da und dort auf die Gemüter gelegt.

[1]) Peter Dausch, Kirche und Papsttum — eine Stiftung Jesu, Bibl. Zeitfragen IV, 2. J. Rohr, die geheime Offenbarung und die Zukunftserwartungen des Urchristentums, Bibl. Zeitfragen IV, 5.

Kulissenwechsel im Lager der bayerischen Regierungsschutztruppen.

Vom Herausgeber.

Der Versuch des Staatsministeriums, durch eine neue Kundgebung in der „Korrespondenz Hoffmann“ die zwingende Logik des Vorsitzenden der Zentrumsfraktion im aufgelösten Landtage (vgl. die Erklärung des Senatspräsidenten Lerno auf Seite 907 f.) zu widerlegen, läßt nur die Deutung zu, daß das derzeitige Ministerium der Abgeordnetenkammer das Recht, über den Zeitpunkt ihrer jeweiligen Beratungen nach freiem Ermessen zu befinden, abspricht. Dieses Recht wird sich aber der Landtag auch in Zukunft nicht wegdekretieren lassen. Gerade diejenigen Wendungen in der Erklärung des Abg. Lerno vom 26. November, auf welche die Erwiderung des Ministeriums jetzt so sehr pocht, enthalten an drei Stellen die zeitlichen Einschränkungen „bis jetzt“, „zurzeit“, „alsbald“ und verstärken nur die Beweiskraft der schlüssigen Ausführungen Lernos. Lerno hat am 26. November nicht mit einem Worte angedeutet, daß die Beratungen über die Postulate des Verkehrsministeriums überhaupt nicht aufgenommen werden würden, solange die Erwartung einer befriedigenden Erklärung nicht erfüllt sei. Eine befriedigende Erklärung würde den, wie Lerno auf das Bestimmteste versichert, für einen späteren Zeitpunkt in Aussicht genommenen Beratungen einen glatten Fortgang garantiert haben, während andernfalls die Kammermehrheit die parlamentarischen Konsequenzen aus der Haltung des Ministers gezogen hätte.

Die liberale Presse war über die mannhafte Sprache des Vorsitzenden der Zentrumsfraktion naturgemäß höchst ungehalten und gab sich den Anschein, als erblicke sie in der lahmen Entgegnung des Ministeriums eine wirkliche Widerlegung. Wie groß in Wahrheit der Aerger und die Verstimmung der Großblockpresse über die schlagfertige Antwort auf die Anklage wegen „Verfassungsbruches“ gewesen sein muß, ersieht man beispielsweise daraus, daß die sonst urbanerer Formen beflissene „Augsburger Abendzeitung“ die Geschmacklosigkeit auf die Spitze treibt, indem sie, den Jargon der sozialdemokratischen Presse sich aneignend, wörtlich bemerkt: „Das Zentrum hat es, wie die ‚Münchener Post‘ sehr richtig bemerkt, vorgezogen, lieber als Tölpel denn als Verfassungsbrecher zu erscheinen.“ Beweiskräftiger kann man allerdings nicht operieren. Es fehlt nur noch der Dreschflegel.

Im übrigen sind in den letzten acht Tagen recht merkwürdige — Wandlungen vor sich gegangen, die indessen die künftige Haltung des Zentrums in gar keiner Weise beeinflussen können. Am naivsten hat sich die angedeutete Wandlung in demjenigen Blatte widergespiegelt, das sich kurz vor und nach der Kammerauflösung als Spezialorgan der Geheimkanzlei und des Ministeriums zugleich blähen zu dürfen glaubte. Die „Verbindungen“ scheinen an mehr als einer Stelle stark ramponiert zu sein. Wer Sinn für politischen Humor besitzt, sollte sich die nachstehende Gegenüberstellung nicht entgehen lassen. Unmittelbar unter dem ersten Eindruck der Landtagsauflösung schrieben die „Münchner Neuesten Nachrichten“ in Nr. 533 vom 15. November: „Das ist die Tat der Regierung! . . . Die Auflösung . . . war die einzige Möglichkeit, . . . vor der Geschichte Bayerns die Posititíon wiederzugewinnen, die einem Ministerium der Regentschaft, dem Ministerium eines solchen Regenten zukommt.“ Und 15 Tage nach diesem Phrasendrusch beschuldigt dasselbe Blatt („M. N. N.“, Nr. 560 vom 30. Nov.) das vordem angehimmelte Prachtministerium wiederholt der „Halbheit“. „Der rechte Augenblick ist verpaßt worden, und auch das rechte Wort wurde nicht gefunden.“ Und dann folgt des Pudels Kern. „Dieselbe Halbheit liegt in der Form und im Zeitpunkt der Erklärungen, in denen die Regierung sich gewissermaßen vor den Regenten stellen zu müssen glaubte.“ Seitdem vor und hinter den Kulissen alles darangesetzt worden ist, der liberalen Presse und den liberalen Agitatoren und Demagogen den Popanz aus der Hand zu winden, mit dem sie gleich heulenden Derwischen durch das Land zogen und noch ziehen, um für den Liberalismus und zugleich für den Großblock „patriotische“ Wahlgeschäfte zu machen, ist die Regierungsfürchtigkeit der liberalen Presse plötzlich wieder auf den Nullpunkt gesunken. Die „Münchner Neuesten Nachrichten“, die sich das Rotwerden längst abgewöhnt haben, schreiben in der erwähnten Nummer bereits geradeheraus: „Für das liberale Bürgertum handelt es sich nicht darum, ob oder wer von den Herren Ministern auf seinem Stuhle bleibt.“ Und was ist geschehen, um diesen Rekord in der Verwandlungskunst herbeizuführen? Nicht nur „einige liberale Provinzblättchen“, wie die „Augsburger Abendzeitung“ (Nr. 332) zerknirscht eingesteht, sondern auch ausgewachsene liberale Tagesblätter haben sich eine durch die „Korrespondenz Hoffmann“ vermittelte ministerielle Rüge zugezogen, weil sie „in nicht zu verantwortender Weise die allerhöchste Person Sr. Kgl. Hoheit des Prinz-Regenten in den Streit der Meinungen hineinziehen.“ Daß die „Münchner Neuesten Nachrichten“ sich in erster Linie getroffen fühlen, weil sie nachweislich diese ganze unwürdige Aktion der Hineinzerrung des Regenten systematisch inszeniert haben, war nicht mehr als recht und billig. In der Rolle des „geprügelten Hundes“ hätten sie sich nichtsdestoweniger etwas geschickter anstellen können. Die stille Wut des Blattes, dessen Chefredakteur zugleich erster Vorstand des sogenannten „Landesverbandes der bayerischen Presse“ ist, wurde aber erst recht menschlich begreiflich, als man aus dem „Bayerischen Kurier“ erfuhr, daß Ministerpräsident Graf Podewils an den „Landesverband der bayerischen Presse“ und gleichzeitig an den „Landesverband Bayern des Augustinusvereins zur Pflege der katholischen Presse“ im Namen der K. Staatsregierung ein gleichlautendes Schreiben gerichtet hat, das den beiderseitigen Vorständen „zur geneigten Erwägung anheimstellt“,

„ob er nicht mit Rücksicht auf die Allerhöchste Person Seiner Kgl. Hoheit sich veranlaßt sehen könnte, den Leitern der seiner Einflußnahme zugänglichen Organe in kollegialer Weise nahezulegen, es möchte in gegenseitigem Einvernehmen aller Parteirichtungen im Lande künftighin von einer Hereinziehung der Allerhöchsten Person in die Erörterungen der Presse Abstand genommen werden“.

Die vorausgehenden Bemerkungen über die „unzutreffenden Schlußfolgerungen“, die aus dem bekannten Handschreiben des Regenten gezogen worden seien, zeigten nur zu deutlich die eigentliche Adresse dieses ministeriellen Schreibens. Deshalb hat auch das Haupt der eigentlichen Adressaten sich mit der Bekanntgabe des Schreibens in den sonst so veröffentlichungslustigen „Münchner Neuesten Nachrichten“ nicht im mindesten beeilt, während der erste Vorstand der Landesgruppe des Augustinusvereins, Chefredakteur Osterhuber, sofort die Veröffentlichung im „Bayerischen Kurier“ veranlaßte. Alldieweil wir aber im Zeichen des für die Landtagswahlen offiziell proklamierten Großblocks leben, ist es nach allem Vorausgegangenen geradezu ein Schauspiel für Götter, zu sehen, wie sofort am nächsten Tage, während das Organ des ersten Vorsitzenden sich noch krampfhaft im Totschweigen übte, das Organ des **zweiten (sozialdemokratischen) Vorsitzenden des „Landesverbandes der bayerischen Presse“** den in den höflichsten Formen gehaltenen Brief des Ministerpräsidenten quittierte. In Knigges „Umgang mit Menschen“ ist die Antwort nicht nachzulesen, wohl aber in Nummer 280 der sozialdemokratischen „Münchener Post“ vom 2. Dezember 1911: **„Die grobe Taktlosigkeit einer Podewilsschen Briefbelästigung“, „der komisch anmutende Wisch des Ministerpräsidenten.“** Es lebe der Großblock und die im sogenannten „Landesverband“ vereinigte Großblockpresse! Als wichtigster Bestandteil der von Dr. Casselmann und Genossen erträumten künftigen Kammermehrheit „zur Rettung Bayerns“ hat der rote Großblockbruder sich geradezu unvergleichlich eingeführt. Der erste Vorsitzende des sogenannten „Landesverbandes der bayerischen Presse“, dem die Pflicht zufiel, das ministerielle Schreiben offiziell zu beantworten, hat sich wenigstens höflicher ausgedrückt, wenn er auch in der Sache den gleichen Gedanken ausdrückte, wie sein sozialdemokratischer Stellvertreter, nämlich die glatte Zurückweisung der „namens der K. Staatsregierung“ ausgesprochenen Anheimgabe. Die Motivierung dieser durch den geschäftsführenden Ausschuß des sogenannten „Landesverbandes“ beschlossenen grundsätzlichen Ablehnung zeigt nur zu deutlich, daß dieser sogenannte Landesverband sich in völlige Abhängigkeit der die zweite Violine spielenden sozialdemokratischen Presse (siehe oben!) begeben hat. Man beruft sich nämlich auf die Satzungen des Landesverbandes, der gleich dem Reichsverbande der deutschen Presse „unter Fernhaltung aller trennenden politischen und konfessionellen Gesichtspunkte“ auf die Wahrung der Berufs- und Standesinteressen und der journalistischen Berufsehre und auf die Förderung der wirtschaftlichen Lage der Mitglieder begrenzt sei.

Wir lassen es dahingestellt, ob der Ministerpräsident in seinem Eifer, dem 90jährigen Regenten einen Dienst zu erweisen und die verhängnisvolle Schuld derer, welche den Regenten in den Mittelpunkt der Wahlaktion gezerrt hatten, in ihren Folgen einigermaßen abzuschwächen, das rechte Mittel wählte. Freilich mag er sich gedacht haben, daß der erste Vorsitzende des sogenannten „Landesverbandes der bayerischen Presse", nachdem er der Ehre gewürdigt worden war, als einziger Vertreter der bayerischen Presse an der Landeshuldigung und an der Hofgalatafel beim 90. Geburtstage des Regenten teilzunehmen, auch in der Lage und gewillt sein werde, eine die Person des Regenten so unmittelbar berührende Anheimgabe an diejenigen Kollegen zu übermitteln, die ihn zur Teilnahme an der Landeshuldigung und an der Hofgalatafel delegiert hatten. Zwischen dem damaligen und dem heutigen Verhalten des ersten Vorsitzenden des sogenannten Landesverbandes besteht ein unvereinbarer Widerspruch, der sich durch keine Sophisterei aus der Welt schaffen läßt. Was übrigens nicht ausschließt, daß der erste Vorsitzende des sogenannten Landesverbandes der bayerischen Presse morgen wieder im Vorzimmer der Geheimkanzlei Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten und im Vorzimmer des so schnöde abgewiesenen Ministerpräsidenten sich einfindet.

Es ist indessen sonnenklar, daß ein aufrichtiger Verzicht auf die Hineinzerrung des Regenten in den Wahlkampf für die liberale Presse und Partei die Preisgabe des zugkräftigsten Mittels einer skrupellosen Wahlmache bedeuten würde. Wie wenig der Liberalismus zu diesem Verzichte geneigt ist, hat die am 2. Dezember, also nach Bekanntgabe der erwähnten beiden Regierungskundgebungen, abgehaltene Würzburger Generalwahlversammlung des liberalen Deutschen Bauernbundes, Abteilung Bayern, bewiesen. Dieser liberale sogenannte Bauernbund hat das Kunststück fertig gebracht, in einem Atemzuge 1. dem liberalen Bündnis mit der Sozialdemokratie feierlich beizutreten, 2. an den Prinzregenten nach Aschaffenburg ein Huldigungstelegramm abzulassen, 3. den Prinzregenten durch sämtliche Redner in den Wahlkampf zerren und den „Frankenherzog" förmlich zum Führer der Großblocktruppen proklamieren zu lassen. Nachzulesen in Nr. 566 der „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 4. Dezember 1911.

Erklärung.

Die K. Staatsregierung ist unterm 23. November durch die Korrespondenz Hoffmann an die Oeffentlichkeit mit einer „Klarstellung" getreten, in welcher die von mir namens der Zentrumsfraktion in der Plenarsitzung der Abgeordnetenkammer vom 11. November abgegebene Erklärung als die Hauptursache und der nächste Anstoß zur Landtagsauflösung hingestellt wird. Als dem früheren Vorsitzenden der Zentrumsfraktion wird mir eine öffentliche Erwiderung gestattet sein.

Daß die K. Staatsregierung Preßäußerungen hereingezogen hat, wonach der Landtag „von seinem Hausrecht Gebrauch gemacht" habe, muß befremden. Keine parlamentarische Körperschaft kann für Preßäußerungen verantwortlich gemacht werden.

Die Regierungserklärung bemüht sich, den in der Erklärung Dr. Pichlers enthaltenen Passus: „zurzeit" als bedeutungslos hinzustellen. Diese Mühe ist vergeblich; denn gerade das war der wichtigste Punkt, den wir im Hinblick auf die uns durch die Verfassung auferlegte Verpflichtung aufgenommen haben. In meiner Erklärung vom 11. November habe ich ganz besonders hervorgehoben, daß wir „zurzeit" nicht in der Lage seien, der in der Erklärung des Herrn Ministerpräsidenten vom 10. November ausgesprochenen Erwartung einer „alsbaldigen" Wiederaufnahme der Beratung der Postulate des Verkehrsministeriums nachzukommen. Zudem ist am Schluß meiner Erklärung **unser fester Wille, auch künftig die uns durch die Verfassung gezogenen Grenzen einzuhalten,** noch ausdrücklich betont.

Wie kommt also die K. Staatsregierung dazu, aus unseren beiden Erklärungen vom 8. und 11. November unsere angebliche Absicht herauszulesen, wir hätten uns geweigert, „mit dem Verkehrsminister überhaupt noch zu arbeiten." Das war weder unsere Absicht, noch rechtfertigt der Wortlaut unserer Erklärungen diese Auslegung.

Warum hat die K. Staatsregierung nicht den weiteren Verlauf der Dinge abgewartet? Es war ihr wohl bekannt, daß auf den 14. November (den Tag der Kammerauflösung) nachmittags Finanzausschußsitzung mit dem Etat der Landwirtschaft anberaumt war.

In Wirklichkeit verhält sich demnach die Sache so, daß nicht wir die Weiterarbeit verweigert haben, sondern daß die K. Staatsregierung durch die Landtagsauflösung uns an der beabsichtigten Weiterarbeit verhindert hat.

Es war unsere **bestimmte Absicht**, in einem **späteren Zeitpunkt der Session** die Etats und die übrigen Postulate des Verkehrsministeriums zu beraten, wie die Verfassung es uns zur Pflicht macht, auch wenn die von uns gewünschte befriedigende Erklärung bis dahin nicht erfolgt wäre. Die K. Staatsregierung hat aber die am Schluß meiner Erklärung vom 11. November dargebotene Hand zu einer friedlichen Lösung zurückgewiesen und durch die Landtagsauflösung die Landtagsverhandlungen abgebrochen.

Nun entdeckt die K. Staatsregierung nachträglich, daß die Mehrheitspartei die Fortsetzung der Finanzausschußberatungen mit dem Verkehrsminister von einer Bedingung abhängig gemacht habe, die „von vornherein als unerfüllbar angesehen werden mußte". Diese Entdeckung kommt sehr spät. Neun Tage nach der Landtagsauflösung, zwölf Tage nach meiner Erklärung vom 11. November. Mit keinem Wort hat der Herr Ministerpräsident in seiner Erklärung vom 10. November auf das angeblich Verfassungswidrige unseres im Finanzausschuß gefaßten Beschlusses hinzuweisen unternommen. Spätestens nach meiner Erklärung vom 11. November hätte der Herr Ministerpräsident die nach seiner Meinung so klar zutage liegende Verfassungswidrigkeit unserer Stellungnahme konstatieren müssen. Er hat aber geschwiegen.

Jetzt erst tritt die K. Staatsregierung mit der schwerwiegenden Behauptung hervor, wir hätten die Erfüllung unserer Pflicht von einer Bedingung abhängig gemacht; diese Behauptung widerspricht den Tatsachen.

Ich hatte am 11. November wörtlich gesagt: „Wir durften eine die Mehrheitspartei befriedigende Erklärung des Herrn Verkehrsministers oder an dessen Stelle des Herrn Vorsitzenden des Ministerrates erwarten." Es heißt der deutschen Sprache Gewalt antun, dieser Erwartung die Deutung zu geben: „wenn wir mit dem Herrn Verkehrsminister jemals wieder verhandeln sollen, so setzen wir die Bedingung, daß eine solche Erklärung abgegeben werde, und wenn diese Bedingung nicht erfüllt wird, so weigern wir uns ein für allemal, mit dem Herrn Verkehrsminister weiter zu verhandeln." Ich muß auch hier wieder auf den Schlußsatz meiner Erklärung vom 11. November hinweisen, daß **wir auch künftig die Grenzen der Verfassung nicht überschreiten werden.**

Die Regierungskundgebung spricht sodann von dem für den Herrn Verkehrsminister „schwer verletzenden" Vorgang in der Finanzausschußsitzung vom 8. November; von dem uns als Fraktion und die Geschäftsführung des Hauses schwer verletzenden Verhalten des Herrn Verkehrsministers im Plenum der Abgeordnetenkammer spricht sie kein Wort.

Die K. Staatsregierung sagt ferner, ihr sei aus der Geschichte des bayerischen Landtags kein Beispiel bekannt, in welchem ein solches parlamentarisches Kampfmittel angewendet worden wäre. Abgesehen davon, daß dies gegen seine Zulässigkeit nicht das mindeste beweist, ist es eben auch nie notwendig geworden, weil, wie in meiner Erklärung vom 11. November erwähnt, in früheren Jahren bei ähnlichen Vorkommnissen die Regierung stets eine befriedigende Erklärung abgegeben hat; so 1882 im Falle des liberalen Abg. Limmer, 1887 im Fall des liberalen Abg. Stöcker. Im Jahre 1911, da der Herr Verkehrsminister in Konflikt mit der Zentrumsmehrheit gerät, erklärt sich das Gesamtministerium mit ihm solidarisch. Hier war die Kammermehrheit berechtigt und gezwungen, von dem einzigen ihr nach der Geschäftsordnung zustehenden gesetzlichen Mittel Gebrauch zu machen und die Verhandlungen über einzelne Postulate des Verkehrsministeriums von der Tagesordnung abzusetzen und auf einen späteren Termin zu verschieben.

Und daraus konstruiert die K. Staatsregierung den Vorwurf der Verfassungsverletzung; die liberale und sozialdemokratische Presse nennt es, der Regierung jubelnd zustimmend, direkt Verfassungsbruch. Die uneingeschränkte Zustimmung, mit der das Kommuniqué der Regierung von der gegnerischen, insbesondere von der so einflußreichen liberalen Presse aufgenommen worden ist, könnte in weiten Kreisen den Eindruck erwecken, als ob dadurch, daß die Regierung dem Zentrum den Vorwurf der Verfassungsverletzung macht, das Vorliegen einer Verfassungsverletzung auch Tatsache sei. Demgegenüber muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß die Kundgebung der Regierung staatsrechtlich keine andere Bedeutung als die einer einseitigen Parteierklärung hat. Wenn die Regierung von Verfassungsverletzung spricht, so drückt sie damit nur ihre Meinung aus, und wenn sie von einem unzulässigen Vorgehen spricht, so heißt das nur, daß dies Vorgehen nach ihrer Ansicht unzulässig ist. Die Regierung hat keinerlei Befugnis, in solchen Konfliktsfällen autoritativ zu entscheiden. Widrigen-

falls die Rechte des Landtags bzw. der Volksvertretung gänzlich von dem jeweiligen Urteil der Staatsregierung abhängen würden.

Wenn die K. Staatsregierung, wie sie weiter erklärt, bei ihrer Entscheidung wirklich „von keiner politischen Parteiströmung beeinflußt war" — auf uns, die wir die Sache miterlebten, hat es einen anderen Eindruck gemacht —, so hat sie Gelegenheit gehabt, aus dem Jubel der liberalen und sozialdemokratischen Fraktion bei Verkündigung der Landtagsauflösung zu erkennen, wessen Geschäfte zu besorgen sie berufen war.

Höchst merkwürdig ist die Behauptung der K. Staatsregierung, „sie gehe in der Beurteilung der Bestrebungen der Sozialdemokratie mit der Mehrheit der Volksvertretung pflichtgemäß Hand in Hand". Ist es denn der K. Staatsregierung nicht zum Bewußtsein gekommen, daß unsere berechtigte Unzufriedenheit mit der schwächlichen, entgegenkommenden Haltung der Regierung gegen die Sozialdemokratie der Boden war, auf dem der ganze Konflikt herausgewachsen ist?

Die K. Staatsregierung glaubte es ihrem Ansehen und der Staatsautorität schuldig zu sein, gegen die Kammermehrheit sofort mit dem äußersten ihr zustehenden Mittel der Kammerauflösung vorzugehen. Dagegen hat es wohl die Autorität der Regierung gestärkt, daß in den Tagen des Konfliktes in den Straßen von München mit Genehmigung der K. Polizeidirektion ein Plakat der sozialdemokratischen Partei angeschlagen war, in dem „**die schwächliche Haltung einer unfähigen Regierung**" gebrandmarkt wurde!

Die K. Staatsregierung erklärt, sie habe die gewichtigen Bedenken gegen die Landtagsauflösung reiflich erwogen. Konnte sie denn nicht einmal mehr die Reichsratskammersitzung vom 20. November abwarten, nach welcher der Zentrumsantrag auf Gewährung von Mitteln zur Fortführung der Straßen- und Wasserbauten, sowie die anderen Kammerbeschlüsse auf Steuernachlaß, Beschaffung von Futtermitteln und Streuabgabe und betreffend die Arbeitslosenfürsorge noch hätten verabschiedet werden können, um wenigstens der Not der Arbeiter nach Möglichkeit zu steuern.

Auf die vier letzten Absätze der Regierungserklärung gehe ich grundsätzlich nicht ein, weil ich der Meinung bin, daß die Allerhöchste Person nicht bloß nicht in die Landtagsdebatten, sondern noch viel weniger in den Wahlkampf hineingezogen werden darf. Wir halten uns lediglich an die verantwortlichen Minister.

Die Zentrumsfraktion hat, soweit ihre Grundsätze es gestatten, in jahrzehntelangem Zusammenarbeiten mit der Regierung namentlich in den letzten Jahren große Gesetzgebungswerke geschaffen, sie hat viele Millionen zum Wohle des Landes und aller Stände bewilligt, jetzt, nachdem insbesondere das Beamtengesetz, nachdem die Steuerreform unter Dach ist, wird sie ohne hinreichenden Grund heimgeschickt mit dem schwerkränkenden Vorwurf der Verfassungsverletzung!

Wir 98 Mitglieder der Zentrumsfraktion haben den **Abgeordneteneid** auf die Beobachtung und Aufrechterhaltung der Staatsverfassung geleistet; jetzt sollen wir nach der Darstellung der K. Staatsregierung verfassungswidrig gehandelt und damit unseren Eid verletzt haben!

Hatte keiner der sieben Minister, welche die Allerhöchste Entschließung über die Landtagsauflösung unterzeichneten, ein Gefühl für die **Kränkung**, welche sie damit auch dem **monarchisch und patriotisch, christlich und konservativ gesinnten Teile des Volkes zufügten? Zurzeit ist das noch die überwiegende Mehrheit; möge es niemals anders werden!**

Bamberg, 26. November 1911.

Fr. X. Lerno.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die unbefriedigende Parlamentsverhandlung in London.

Sir Edward Grey, der Minister des Auswärtigen, und der Premier Asquith haben die Politik der Einmischung und Herausforderung, die sie im vergangenen Sommer betrieben, zu rechtfertigen gesucht, indem sie einerseits die Hilfspflicht Englands gegenüber seinem Bundesgenossen in den Vordergrund rückten, anderseits die Besorgnis Englands wegen Gefährdung seiner eigenen Interessen plausibel zu machen suchten. Die Parlamentsredner verhielten sich im großen und ganzen zustimmend, denn in England gilt nach wie vor der Grundsatz, daß man für das Vaterland eintreten müsse, möge es recht oder unrecht haben. Bezeichnend ist, daß die einzig ernste Ausstellung an der gefährlichen Kabinettspolitik, nämlich ein Tadel der öffentlichen Verkündigung der ministeriellen Willensmeinung durch Lloyd George, von dem angeblich kriegslustigen Minister ausging, nicht aber von der angeblich friedfertigen Regierungsseite.

Was den tatsächlichen Gang der Dinge angeht, so mußte Sir Edward Grey den Bericht unseres Staatssekretärs Kiderlen durchweg bestätigen. Den Versuch einer Berichtigung machte er nur in bezug auf die ersten drei Wochen des Juli. Unsere Regierung hatte gesagt, es sei in dieser ersten Zeit nach Eröffnung der Verhandlungen keine „Anfrage" von seiten der englischen Regierung erfolgt, und es hätte also auch die angebliche Verschleppung der Beantwortung nicht eintreten können. Sir Edward bemerkte nun, er habe am 4. Juli dem deutschen Botschafter erklärt, daß die künftige Entwicklung der neuen Situation, die durch eine Entsendung des Kreuzers nach Agadir geschaffen sei, die britischen Interessen direkter berühren könnte als bisher, und daß daher England keine neuen Arrangements anerkennen könne, zu denen man ohne seine Mitwirkung gelangt sein würde; ferner habe am 12. Juli die britische Botschaft dem Berliner Staatssekretär gesagt, es sei einmal von einer Unterhaltung zu dreien zwischen Deutschland, Frankreich und Spanien, also unter Ausschluß Englands gesprochen worden, und darauf habe der Staatssekretär erklärt, daß niemals irgend ein Gedanke an eine solche Unterhaltung existiert habe. Unsere Regierung hat offenbar diese Zwischenfälle nicht als eine antwortheischende diplomatische „Anfrage" betrachtet. Warum sie der englischen Zudringlichkeit nicht entgegengekommen ist, wird sich bei den Reichstagsverhandlungen über das Marokkoabkommen in der laufenden Woche wohl ergeben; die Offiziösen stellen bereits weitere amtliche Mitteilungen über die Einzelheiten in Aussicht. Wenn wir vorläufig uns selbst klar werden wollen über die Frage, ob Sir Edward Grey durch die Ereignisse in den ersten drei Juliwochen die Berechtigung erlangt habe zu der brüsken Einmischung vom 21. Juli, so müssen wir bei dem glatten Nein verbleiben. Es war der englischen Regierung rechtzeitig mitgeteilt worden, daß der „Panther" nur mit dem Schutze der deutschen Interessen beauftragt sei, und inzwischen war nichts geschehen, was irgendwie als eine Okkupationsabsicht Deutschlands gedeutet werden könnte. Herr Grey aber hielt sich für berechtigt, auf Zeitungsbehauptungen und sonstige Gerüchte hin der deutschen Regierung die Absicht der Festsetzung in dem südwestlichen Marokko zuzuschreiben, gegen diese angebliche Absicht das Veto Englands anzudrohen und dabei sich als Vormund Frankreichs und Schiedsrichter aufzuspielen, indem es die bisherigen Forderungen der deutschen Diplomatie an Frankreich als offensichtlich unannehmbar bezeichnete. Die Krönung dieses herausfordernden Verhaltens war die öffentliche Drohrede des Schatzkanzlers Lloyd George. Wenn die Engländer auch heute noch nicht fühlen, daß dieses Verhalten verletzend für Deutschland und gefährlich für den Frieden war, so zeigt das leider die Hypertrophie ihres Selbstbewußtseins, die ihnen das Augenmaß für fremde Gefühle und Interessen verdirbt.

Das Uebermaß des britischen Selbstbewußtseins trat auch in den allgemeinen Betrachtungen zutage, welche die englische Regierung an das Referat über die Vorgänge knüpfte. Hübsche Worte über die wünschenswerte Besserung der Beziehungen zu Deutschland, aber daneben die schulmeisterliche Ermahnung, daß Deutschland bei seiner überragenden Landmacht und bei seiner stark anwachsenden Flotte sich besonders vorsehen müsse, um nicht bei den anderen Mächten den Verdacht aggressiver Absichten zu erwecken. Ja, wenn Deutschland sich in eine diplomatische Verhandlung Englands, sogar wie z. B. mit Rußland wegen Persiens, so brüsk und parteiisch eingemischt hätte, wie England

jetzt in die deutsch-französischen Verhandlungen, so könnte eine Mahnung zur Vorsicht am Platze sein. Aber Deutschland hat in vier Jahrzehnten seit seinem großen Siege den Beweis der Friedlichkeit, der Zurückhaltung und der Uneigennützigkeit so gründlich erbracht, daß es über den Verdacht aggressiver Absichten erhaben ist. Daß wir England nicht angreifen wollen, versteht sich bei der notorischen Ueberlegenheit der britischen Seemacht obendrein von selbst. Leider bleiben die englischen Absichten uns gegenüber etwas zweifelhaft, wenn wir sehen, daß England aus der wohlmotivierten Entsendung eines Kreuzers nach Agadir beinahe einen casus belli gemacht hätte, auf bloße Gerüchte hin, ohne erst durch eine regelrechte Anfrage in Berlin sich über die Wahrheit zu vergewissern.

Sehr bedenklich muß es ferner stimmen, wenn in den letzten Parlamentsverhandlungen schon wieder von einer weiteren Verstärkung der deutschen Flotte gesprochen wurde, obschon irgendeine amtliche Maßnahme nach dieser Richtung hin nicht erfolgt ist. Das Schreckgespenst der deutschen Flottenrüstung scheint die gegenwärtige Regierung in London noch nicht entbehren zu können. Der neue Marineminister Churchill hat eine durchgreifende Verjüngung in der Flottenleitung herbeigeführt, die wir als eine innere englische Angelegenheit nicht kritisieren, sondern nur registrieren als ein Anzeichen, daß die Verfassung der britischen Seemacht im vorigen Sommer nicht als vollkommen erachtet wurde und fortan verbessert werden soll. Auch der neue englische Flottenbauplan für die nächsten zwei Jahre, von dem jetzt schon gesprochen wird, wäre an sich eine innere Angelegenheit, wenn man nicht zur Begründung der Neubauten wieder die deutschen Rüstungen anführte, und zwar auf bloße Gerüchte hin, ohne erst eine amtliche Sicherheit zu suchen oder zu erwarten. Es geht da ebenso wie bei dem diplomatischen Einspruch des Ministers Grey: man setzt voraus, was in die Tendenz paßt, und die Tendenz der englischen Politik ist nach wie vor deutschfeindlich.

Sir Edward Grey suchte einen Haupttrumpf in der wiederholten und lebhaften Beteuerung seiner Vertragstreue. Angeblich kann er sich Deutschland nicht weiter nähern, da er den Verbündeten, Frankreich und Rußland, beistehen müsse. Das hätte einen Sinn unter der Voraussetzung, daß Deutschland auf die Vergewaltigung dieser beiden Länder ausginge. Aber weit gefehlt. Mit Rußland stehen wir seit der Potsdamer Zusammenkunft auf einem guten nachbarlichen Fuße, und mit Frankreich sind wir zu einem Ausgleich gelangt, der sogar die französische Kammer trotz ihres chauvinistischen Einschlages befriedigte. Die einzige Macht, mit der wir nicht zur Verständigung gelangen können, ist England, und das erklärt sich nur aus dem Umstande, daß England sich nicht dazu entschließen kann, mit dem wirtschaftlichen und politischen Aufschwunge Deutschlands sich in derselben Weise abzufinden, wie es die anderen Mächte getan haben. England beharrt in der Betätigung seiner Eifersucht und seiner Mißgunst bei jeder Gelegenheit, die sich ihm zu einer Dämpfung des deutschen Strebens zu bieten scheint. Nach der Auseinandersetzung im englischen Parlament müssen wir leider annehmen, daß es bei dieser Gegensätzlichkeit gegen Deutschland bis auf weiteres bleibt.

Dagegen kann von deutscher Seite nichts weiter getan werden, als daß wir alle unsere nationalen Kräfte verständnisinnig zusammenfassen, um gegen das britische Uebelwollen das bestmögliche Gegengewicht zu schaffen. Es liegen Anzeichen vor, daß der Abschluß der Marokkodebatten im Deutschen Reichstag in diesem Sinne sich geltend machen wird. Die Haarspaltereien wegen der vergangenen Einzelheiten und die persönlichen Häkeleien, wie sie namentlich bei unseren alldeutschen Eiferern üblich sind, müssen jetzt zurücktreten gegenüber dem Bedürfnis, daß Deutschlands Wollen ebenso geschlossen und fest erscheine, wie die Willensmeinung Englands, die uns nach wie vor unfreundlich ist und hinderlich bleiben will.

Der fleißige Reichstag.

Nach der Pause, die der Kommission zugute gekommen war, hat das Plenum des Reichstages flott und fruchtbar gearbeitet. Das Gesetz über die Angestelltenversicherung ist so erheblich gefördert worden, daß jeder Zweifel an seiner Fertigstellung ausscheidet. Auch das schwierige Schiffahrtsabgabegesetz hat seinen Weg durch die zahlreichen Klippen fortgesetzt. Von großem Wert ist die Verständigung über das sozialpolitisch wichtige Hausarbeitsgesetz. Die Regierung hatte gegen die Errichtung von Lohnämtern für die Heimarbeiter einen unbedingten Widerspruch erhoben, so daß man entweder das Werk scheitern lassen, oder sich mit der Abschlagszahlung von fakultativen Fachausschüssen begnügen mußte. Die Mehrheit hat getreu ihrer alten Methode des allmählichen Fortschrittes sich zu dem gangbaren Mittelweg verstanden, um die sonstigen großen Vorteile für die lange vernachlässigten Heimarbeiter zu retten. Das Institut der Fachausschüsse ist entwicklungsfähig, und man darf hoffen, auf diesem Wege eher zu der vollen Reform zu gelangen, als beim Scheitern dieses ersten Vorstoßes.

Italien und die Krisis in Oesterreich.

Nach langen Bemühungen ist es endlich den Italienern in Tripolis gelungen, den größten Teil der Oase, aus der sie vor einigen Wochen vertrieben waren, wieder zu erobern. Eine Erleichterung für die Besatzung von Tripolis und eine gewisse Genugtuung für die schwer geprüften Gefühle des italienischen Volkes. Aber eine entscheidende Bedeutung hat der Erfolg nicht. Namentlich erscheint der Feldzug in das Innere des Landes durchaus nicht erleichtert, da der Oasensieg nur durch das Eingreifen der Schiffsgeschütze erzielt werden konnte. Vom Standpunkte der ringenden Italiener ist es wohl begreiflich, daß sie eine Entscheidung außerhalb des tripolitanischen Wüstensandes anstreben und also mit Hilfe ihrer Flotte gegen die Dardanellen und den Bosporus, gegen Konstantinopel selbst vorgehen möchten. Die Blockade der Dardanellen hat sich aber das nächstbeteiligte Rußland entschieden verbeten, da es die Schiffahrtsstraße für seinen Getreideexport unbedingt braucht. Nun spricht man von einer Forcierung der Meeresenge ohne Blockade. Ein Kampf der italienischen Flotte gegen die zahlreichen türkischen Forts geht aber nicht ohne Störung der Handelsschiffahrt ab, um so weniger, als die angegriffene Türkei gewiß nicht auf das Minenlegen verzichtet. Natürlich ist ein Vorstoß der Italiener gegen den Osten der Balkanhalbinsel auch für Oesterreichs Interessen sehr widerwärtig.

Der Gegensatz zwischen den österreichischen Interessen und der italienischen Kriegspolitik ist ja schon längst zutage getreten. Es war also nicht zu verwundern, daß die Nachricht auftauchte, der rührige französische Botschafter Barrère in Rom habe seine alten Bemühungen, Italien dem Dreibund zu entfremden und für Frankreich und dessen Konzern zu gewinnen, jetzt mit Erfolg fortgesetzt. Von unserem Standpunkt brauchten wir uns über das Ausscheiden Italiens aus dem Dreibund an sich nicht zu grämen. Für den Ernstfall war auf den angeblichen Bundesgenossen überhaupt kein Verlaß, und in den Friedenszeiten hat uns Italien mehr Aerger und Last, als Freude und Vorteile gebracht. Bei der starken irredentistischen Strömung in Italien bringt aber leider der Abbruch der alten Bande die Gefahr eines italienisch-österreichischen Konfliktes mit sich, und eine solche verhängnisvolle Wendung möchte natürlich jeder Friedensfreund nach Möglichkeit vermeiden. Auch Oesterreich sucht den Frieden mit seinen bedenklichen südwestlichen Nachbarn aufs äußerste zu konservieren. Das hat sich soeben gezeigt, als Kaiser Franz Josef vor die peinliche Wahl gestellt wurde, entweder den eifrigen und tüchtigen Chef des Generalstabs von Hötzendorf oder den Minister des Auswärtigen Grafen Aehrenthal zu entlassen. Vielfach hat man daraus einen Gegensatz zwischen Kaiser und Thronfolger herleiten und ein ganz neues System für den Fall des Thronwechsels ankündigen wollen. Wenn der Thronfolger den befreundeten und außerordentlich bewährten Militär ehrt, so ist das an sich noch kein Beweis für seinen Widerwillen gegen die Person oder die Politik des Grafen Aehrenthal. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Thronfolger unter den obwaltenden Verhältnissen der vorsichtigen, abwartenden Politik Aehrenthals freien Lauf lassen wollte, bei seiner Sympathiekundgebung zu Ehren des Ausscheidenden aber den Gedanken verfolgte, einer Mißdeutung der kaiserlichen Entscheidung in Italien oder bei dem feindseligen Auslande vorzubeugen. Wir werden treu zu Oesterreich halten, wie auch die Würfel fallen mögen; aber es ist nicht unsere Sache, den Abfall Italiens vom Dreibund zu beschleunigen oder gar einen Konflikt zwischen Italien und Oesterreich heraufzubeschwören. Unsere Politik bewegt sich in demselben Geist und in derselben Richtung, wie die neueste Entscheidung des Kaisers Franz Josef. Daher müssen alle diejenigen, die für eine friedliche und vorsichtige Haltung Deutschlands eintreten, auch die Entscheidung in Wien billigen oder wenigstens unbeanstandet lassen. Die Hauptsache ist ja, daß mit der Vorsicht keine Schwäche verbunden ist, und das ist, wenn man die Dinge richtig schätzt und abwägt, weder in Berlin noch in Wien der Fall.

Feinde ringsum!

Es flattert vom alten Zentrumsturm
Das Banner, so siegreich in manchem Sturm;
Und der reisigen Mannen entschlossene Schar,
Gestählt und erprobt in Kampf und Gefahr,
Blickt schlachtenfreudig ins Blachfeld hinein,
Wo sich sammeln der Feinde dräuende Reih'n.
Feinde ringsum!

Leis klirren die Waffen; von Mund zu Mund
Geht flüsternd die Losung in ernster Stund;
Und wer sie vernimmt, dem leuchtet der Blick,
Dem schaut aus den Augen ein hohes Glück,
Das Glück, dass zu kämpfen berufen er sei
Gegen Trug und Unrecht und Tyrannei.
Feinde ringsum!

Und es schreiten die Führer die Reihen entlang;
Und aus der Herzen tiefinnerstem Drang
Schallt's mächtig hallend ihnen und brausend
Von allen ringsher den wehrhaften Tausend
Begeistert entgegen im Jubelsturm:
Nie bricht der Feind unsern eisernen Turm.
Feinde ringsum!

Nun lasst sie nur kommen, wir sind bereit;
Wir sind gerüstet zum schwersten Streit,
Wir kennen das Wanken und Weichen nicht,
Wir halten die Treue und tun unsre Pflicht.
Das Pulver trocken! Frisch auf ins Gefecht!
Mit Gott für Wahrheit, Freiheit und Recht!
Feinde ringsum!

Georg Ullrich.

Mehr Opferwilligkeit![1]

Von Michael Joseph Thaler.

Sobald im Kalender Wahlen vorgemerkt werden müssen, wird es in den Lagern aller bürgerlichen Parteien lebendiger als sonst. Man gedenkt nämlich erst meist dann der Tatsache, daß die Politik und die Wahlen nicht nur mit schwungvollen Leitartikeln und mehr oder weniger ausgedehnten Pressepolemiken gemacht werden können, sondern daß dazu, und zwar in erster Linie, auch Geld, viel Geld notwendig ist. Stärkt den Wahlfonds! Tut Geld in die Wahlkasse! ist der Schlachtgesang, der in regelmäßiger Wiederkehr durch die Spalten der Parteiblätter hallt. Es ist zu hoffen und zu wünschen, daß dieser Appell, besonders soweit er die Zentrumswähler angeht, recht nachhaltig befolgt werde, und neben der Begeisterung in den Versammlungen auch recht bedeutsame materielle Erfolge auslöse. Leider aber fehlt es gerade darin allenthalben; dem politischen Idealismus, wie er bei Bierdunst und Tabaksqualm so leicht zu kultivieren ist, fehlt gerade in bürgerlichen Kreisen, und zwar ohne Unterschied der Parteirichtung, der Mut der Konsequenz; es fehlt ihm das Erkennen, daß ein einziges Fünfzigpfennigstück für die Parteikasse jeweils weit größeren Nutzen bedeutet, als das lebhafteste und lauteste Quälen der Handflächen im Kreise mehr oder minder begeisterter Parteigenossen. Von diesem nüchternen Standpunkt aus betrachtend, ist man fast versucht, jenen recht zu geben, die da meinen, daß in den Schichten des eigentlichen bürgerlichen Mittelstandes aller nichtsozialdemokratischer Parteilager der Glaube an ein politisches Vorwärtskommen vielfach eingebüßt hat. Es wird dabei zumeist auf die Erfolge der Sozialdemokratie abgehoben und da und dort auf die Arbeiterschaft überhaupt neidisch geblickt; selten aber die Gegenfrage gestellt: Wie konnte es so kommen, und gar nie die einfache Lösung gefunden, daß es eben an Opferwilligkeit in den bürgerlichen Kreisen fehlt.

In der Tat, gerade auf dem Gebiete der Organisation, der Agitation und der Opferwilligkeit ist die Arbeiterschaft, die sozialdemokratische sowohl wie die christliche, für die bürgerlichen Parteien ein leuchtendes Vorbild der Opferfreudigkeit geworden. Beweisen wir diese Behauptung durch einige Zahlen. Der sozialdemokratische Arbeiter bezahlt, ganz gering angeschlagen, für seine Partei und Gewerkschaftsbeiträge pro Jahr 60 M. Dazu kommen aber noch eine Reihe von außerordentlichen Leistungen, die Unterstützungen bei großen Streiks oder Aussperrungen, ferner für Vergnügungsvereine, die ebenfalls im Dienste der Partei stehen, wie Turnvereine, Gesangvereine und den Arbeiterradfahrerverein „Solidarität". Eine feststehende Norm läßt sich nicht mit Sicherheit angeben, da die Beiträge zu den einzelnen Berufsorganisationen, je nach der Leistungsfähigkeit dieser Arbeitergruppen, schwanken und auch die Parteibeiträge für den Sozialdemokratischen Verein verschieden hoch sind; sie betragen seit Jena nicht unter 40 Pf. im Monat. Dazu kommt, daß nicht jeder „Genosse" in jedem Verein ist. Alles in allem ist aber die Belastung des sozialdemokratischen Arbeiters mit 60 M im Jahr eher zu niedrig, als zu hoch gegriffen.

Diese Opferwilligkeit erschöpft sich aber nicht allein in der sozialdemokratischen Arbeiterschaft. Der organisierte christliche Arbeiter steht an Leistungsfähigkeit gegenüber seinem roten Kollegen nicht im mindesten zurück. Die Beiträge für den katholischen Arbeiterverein und die christliche Gewerkschaft erreichen, je nach dem Berufe des Beteiligten, eine Höhe von 40—50 M, bei den Holz- und Metallarbeitern über 60 M pro Jahr. Dazu kommen noch eine Reihe von kleineren Beträgen für sonstige Vereine, denen der Arbeiter als katholischer Mann angehört, sodaß, relativ betrachtet, in der christlichen Arbeiterschaft nicht selten eine größere finanzielle Belastung für organisatorische Zwecke zu verzeichnen ist, als bei den Sozialdemokraten.

Daß auf dem Gebiete der Presse die Sozialdemokratie Erfolge erreicht hat, wie sie kaum ein Parteiorgan im bürgerlichen Lager, von den parteilos-liberalen „Generalanzeigern" abgesehen, erreichen konnte, ist allseits anerkannt und findet mit jedem Parteitagsbericht seine Bestätigung. Der Sozialdemokrat geht für seine Presse durch dick und dünn, er agitiert unablässig für sie, in der Versammlung, in der Werkstatt und im Gasthaus, er nimmt aber auch alles das, was sie schreibt, als „Evangelium" an und ist so wie kein anderer Stand mit ihr verwachsen. Das drückt sich am besten in den agitatorischen Erfolgen aus, wie sie wieder ein paar Zahlen beweisen mögen. In Erfurt wurden an einem einzigen Sonntag 1143 Abonnenten gewonnen; in der ganzen Herbstagitationsperiode über 3000. Dieselbe Summe an neuen zahlenden Lesern gewann das Düsseldorfer Blatt, und das Bochumer Parteiblatt hat es in knapp 6 Jahren auf einen Abonnentenstand von 25000 gebracht. Für diese Agitationsarbeit war die Stadt in 20 Distrikte eingeteilt; die Genossen jeden Distriktes standen unter einem Distriktsführer, der sich wiederum je 10—20 Leute als Bezirksführer oder Straßenvertrauensleute aussuchte, die ihren Bezirk, manchmal nur eine Straße, das ganze Jahr hindurch zu bearbeiten hatten. Die Expedition des Parteiblattes hatte für diese Arbeit einen eigenen Beamten angestellt, der die Anregungen gab, und auf diese Weise gelang es der eifrigen Korona, an manchen Sonntagen 500—900, ja in politisch aufgeregten Zeiten bis zu 2000 neue Abonnenten an einem einzigen Sonntage zu gewinnen. Die Expedition zahlte für jeden neugewonnenen Abonnenten 20 Pf., die der betreffende Genosse für sich behalten konnte, die aber meist in die Distriktskasse wanderten, um als Unterstützung ausbezahlt zu werden, wenn einmal ein tätiger Genosse in Not geriet.

Das ist eine Art der örtlichen Presseunterstützung durch die direkte Arbeit der Genossen; daneben kommt aber noch die indirekte Form in Frage, welche darin besteht, daß von der Parteizentrale aus Blätter, die sich schwer tun, mit namhaften Geldmitteln unterstützt werden. Nach dem „Bericht des Parteivorstandes an den Parteitag zu Jena 1911" wurden auf diese Weise von der Parteizentrale aus mit größeren Geldmitteln unterstützt: die Aachener Ausgabe der „Rheinischen Zeitung" mit 3000 M, das „Casseler Volksblatt" mit 4300 M, das polnische Organ „Gazeta Robotnicza" mit 13,200 M, die „Königsberger Volksztg." mit 9600 M, die „Krefelder Volkstribüne" mit 4600 M, die „Lüdenscheider Volksstimme" mit 3000 M, die „Mülhäuser Volksztg." mit 12,700 M, die „Freie Presse" in Straßburg mit 8400 M, und endlich erhielten die russische, lettländische und russisch-polnische Sozialdemokratie eine „Preßunterstützung" von zusammen 7000 M. Auch diese Zuwendungen konnten nur durch die Opferwilligkeit der Gesamtheit der Genossen geleistet werden, die eine mächtige Rückenstärkung in dem zentralistischen Aufbau der sozialdemokratischen Organisation findet.

[1] Nachdruck erwünscht!

Die Pressearbeit und -Agitation der christlichen Arbeiterschaft mit Zahlen heranzuziehen, ist hier nicht in dem Maße möglich, daß ein Vergleich mit der sozialdemokratischen Pressepropaganda gezogen werden könnte. Die christliche Arbeiterbewegung ist wohl eine Standesbewegung, aber keine Klassenbewegung im Sinne der sozialdemokratischen Partei, deren Klassenkampf sie ja grundsätzlich ablehnt. Die christlichen Arbeiter wenden in bezug auf die positive bürgerliche Presse das Prinzip der Durchsetzung an. Sie unterstützen sie durch Propaganda und Abonnement, und es ist uns nicht nur ein bürgerliches Blatt bekannt, das zu einem großen Teil auf die Abonnenten aus den positiven Arbeiterkreisen sich aufbaut, und dessen Propaganda fast in der Hauptsache von den christlichen Arbeitern ideell und praktisch getragen wird. Daß aber auch unter dieser Arbeiterschaft ein großes Verständnis für die Wichtigkeit einer starken Presse sich praktisch betätigt, beweisen weiterhin die Auflagen der Organe der konfessionellen Standesvereine, zunächst der katholischen Arbeitervereine. In dem stark agrarisch durchsetzten Süden mit seiner viel schwerer zu bearbeitenden Bevölkerung war es dem Münchener „Arbeiter", Organ des Verbandes süddeutscher katholischer Arbeitervereine, möglich, seine Auflage auf 70000 zu schrauben. Die „Westdeutsche Arbeiterzeitung", das Organ des Verbandes katholischer Arbeitervereine Westdeutschlands, konnte in den großen Industriebezirken ihres Verbreitungsgebietes sogar eine Auflage von 140000, erreichen und der Berliner „Arbeiter" geht wöchentlich an 112000 Arbeitervereinsmitglieder hinaus. Es sind das ganz respektable Ziffern, die von bürgerlichen Standesorganen nirgendwo erreicht werden, wenn sie auch lange noch nicht auf solcher Höhe stehen, daß die christliche Arbeiterschaft selbst sich damit zufrieden geben könnte.

* * *

Wie steht es demgegenüber im bürgerlichen Lager mit der Opferwilligkeit für organisatorische Zwecke, mit der Unterstützung der Presse? Es ist bitter, aber notwendig, und vielleicht auch heilsam, gerade jetzt, in diesen politisch bewegten Zeiten wieder einmal zu konstatieren, daß sich hier so wenig rührt, besonders aber, daß sich im deutschen Süden so gar nichts rührt. Vergleichen wir dazu, um eine Stadt mit rege pulsierendem politischen und sozialen Leben zu nennen, Köln. Wie haben diese Leute sich z. B. bei der Gemeindewahl zur Wehre gesetzt, und wie ist jetzt das ganze Rheinland opferfreudig in der Unterstützung der Partei mit Geldmitteln. Es ist erst wenige Tage her, daß die „Kölnische Volkszeitung" eine Sammlung für Wahlzwecke ausgeschrieben hat; in Nr. 1036 konnte sie bereits 17845 M quittieren; darunter war eine Gabe mit 5000 M, 1000 M zeichnete der Verlag der „K. V.", viele Geber spendeten einen Hunderter. Geringere Scherflein von weniger leistungsfähigen, aber ebenso zentrumstreuen Gebern zeigen, daß hier allenthalben der Zentrumsgedanke erfaßt wurde und alles bereit ist, für seine Durchführung auch die Mittel zu spenden.

Ungleich weniger erfreulich liegen die Dinge in Bayern. Opferwilligkeit für politische Zwecke, für Ziele, die nicht von heute auf morgen erreicht werden können, ist in unseren bürgerlichen Kreisen, von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, ein Begriff, der kaum im Wortschatze der großen Masse des Kleinbürgertums steht, geschweige denn ihm in Fleisch und Blut übergegangen wäre. Man höhnt und wettert am Biertisch über die „gutbezahlten Agitatoren der Arbeiterschaft", von schärferen Redewendungen gegen sie ganz abgesehen. Trotzdem hat man sich noch nie die Mühe genommen, einmal darüber nachzudenken, daß es gerade die so schief angeschauten „Agitatoren" sind, die dem deutschen Arbeiter jenes Maß von Opferwilligkeit anerzogen haben, das ihn heute so sehr vor den bürgerlichen Kreisen auszeichnet und Arbeiter-Organisationen und -Presse zu dem machten, was den Durchschnittsstammtischler mit gelinden Grausen erfüllt und ihn nur zu oft bestimmt, — die Mütze noch tiefer in das Gesicht zu ziehen und weiter zu schlafen, wenn es nicht gerade über die „rote Gefahr" zu räsonnieren gibt.

Ist es doch manchenorts soweit, daß man nicht einmal die Mittel aufbringen kann für einen ordentlich bezahlten Parteisekretär. Und doch ist es heute, wo alles der Organisation, der systematischen planmäßigen Arbeit zustrebt, nicht möglich, für größere Bezirke ohne bezahlte, tüchtige Agitationskräfte auszukommen. Bei der Arbeiterschaft, der christlichen sowohl wie der sozialdemokratischen, hat sich die agitatorische Notwendigkeit herausgebildet, daß in den Berufsorganisationen auf ungefähr 1000 Mitglieder ein Beamter kommt. Die Sozialdemokratie, die die Interessen von Partei und Gewerkschaften verquickt, zieht aber zum allergrößten Teil auch die Kartellbeamten der Gewerkschaften zum Dienste für die Partei heran. Das Gewerkschaftskartell Elberfeld hat erst in diesen Wochen noch einen Beamten gesucht, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er die Parteiarbeit mitzuübernehmen habe. Man bedenke, was so in den mehreren hundert sozialdemokratischen, örtlichen Gewerkschaftskartellen Deutschlands allein an politischer Arbeit für die Sozialdemokratie geleistet wird!

In bürgerlichen Kreisen aber glaubt man, damit auszukommen, daß man für Zehntausende von Wählern nur eine Art von Schreibstube einrichtet, weil für einen ausgebauten Betrieb angeblich die Mittel nicht beschafft werden können. Das sind ungesunde Zustände, ist eine Politik der verpaßten Gelegenheiten in Permanenz, die sich erst später bitter rächen und von den Epigonen als das Gegenteil einer großzügigen Arbeit in einer Weise kritisiert werden wird, daß den allzu gemütlichen Vätern nur so die Ohren klingen werden.

Und wie steht's auf dem Gebiete der Presse? Gewiß, wir haben in unserer Bürgerschaft treue Förderer der Zentrumspresse, auch der größeren Blätter, in der Stadt wie auf dem Lande. Aber im großen ganzen ist es auch hier ebensoviel faul im Staate Dänemark. Der eine hat „Geschäftsrücksichten", der andere liebt einen großen Pack Papier, der dritte „hat's nicht so" mit einem anderen Teile des Inhalts, und beim vierten bestimmt die Gattin, die liebe, neben der Tagesmahlzeit auch den geistigen Speisezettel. Kurz, eine ganze Legion von „Gründen" marschieren auf, um dem „gut katholischen Gewerbs- und Bürgersmann" ein Recht auf das Halten einer ganz oder dreiviertel liberalen Zeitung einzuräumen. Demselben „guten Katholiken", der sich gar nicht zu fassen weiß vor Begeisterung, wenn der Herr Soundso über die Wichtigkeit der Presseförderung spricht oder der Preßverein einen Lichtbildervortrag hält.

Aber nicht allein diese Verirrungen auf dem Gebiete der Presse sind es, die zu denken geben, diese großen „Politiker" und „guten Katholiken" aus Hackstockholz, die alle Beschimpfungen im Jahre viermal mit der Abonnementsquittung auf ein liberales oder „parteiloses" Blatt heimzahlen, sondern fast mehr noch das mangelnde Lesebedürfnis in weiten bürgerlichen Kreisen überhaupt. Ich habe seit Jahren Gelegenheit, die Erfolge in der Kolportage von sozialen und politischen Schriften zu beobachten, wie sie da und dort bei Versammlungen ausgelegt werden; — es sind nahezu immer die gleichen Leute, die hier kaufen, und ganz besonders Leute aus dem Lohnarbeiterstande. Das ist ein Armutszeugnis für jene „Bürger", die sich sonst so gerne etwas darauf zugute tun, „über" dem Lohnarbeiter zu stehen, wie es bezeichnender gar nicht geschrieben werden könnte.

Auf der anderen Seite aber fehlt es vielfach auch an der notwendigen großzügigen Auffassung der Propaganda für die Presse bei dieser selbst. Man möchte es nicht für möglich halten, daß, wie es einem Zentrumsblatte passiert ist, einem Arbeiter eine größere Anzahl von Probenummern, ich glaube hundert Stück, mit der Begründung verweigert wurden, daß man keinen besonderen Wert auf dessen Propaganda legte. Ein anderes katholisches Organ, das klüger und weitsichtiger war, hat heute durch denselben Mann in demselben Bezirk über 100 Abonnenten geholt. Man greift sich an den Kopf, wenn man weiter von einem liberalen Preßunternehmen hört, das sich sanieren wollte und deshalb an einen äußerst kapitalkräftigen, politisch engagierten Herrn heranging, der dazu 300 M spendieren wollte. Gewiß kann uns als Zentrumsleute das letztere Beispiel gleichgültig sein, aber es illustriert doch die kolossale Kurzsichtigkeit, mit der man in bürgerlichen Kreisen überhaupt die Presse und ihren Einfluß beurteilt; besonders wenn man sich die oben angegebenen Beispiele sozialdemokratischer Presseagitation vor Augen hält.

* * *

Was können wir dagegen tun? Mit dem Naumannschen Trost ist's nicht getan, den er in einer Frankfurter Versammlung am 19. November dieses Jahres gab. Derselbe geht dahin, daß das Bürgertum sich noch „Individualität" bewahrt hätte, während die Sozialdemokratie alles in die Schablone preßte und den Menschen nicht mehr zur Geltung kommen lasse. Daran ist ja schließlich manches Wahre, aber man kann doch auch nicht sagen, daß eine richtige Organisationsarbeit mit den Persönlichkeiten aufräume; im Gegenteil ist sie ganz dazu angetan, solche zu erziehen. Das mag das „liberale Bürgertum"

indes zunächst halten, wie es will; — wenn die gegenwärtige Periode der politischen Verblendung noch länger anhält, wird die ganze „Individualität" ohnehin bald in der Sozialdemokratie aufgegangen sein; sie kann dann dort „Durchdringungsarbeit" leisten.

Wir, die wir dem Zentrum dienen und dasselbe zu weiteren Siegen führen wollen, müssen aber trachten, in außerordentlichen Zeiten auch außerordentliche Mittel anzuwenden. Die Arbeiterschaft hat für solche außerordentliche Bedürfnisse die Gepflogenheit, Extrabeiträge auszuschreiben.

Versuche es die Reichsleitung des Zentrums einmal, ein Aehnliches zu tun. Einen einmaligen Beitrag von 50 Pf. von jedem Parteimitglied im Reich eingehoben, gibt mehrere hunderttausend Mark. Die Arbeiterschaft ist die erste, die dabei mittut, weil sie die Wirkung zu schätzen weiß. Dieses Geld könnte zunächst auf gefährdete Wahlkreise umgelegt werden, um damit einen Grundstock zur Gründung von Parteisekretariaten zu erhalten. Wenn die Wählerschaft sieht, daß etwas geschieht, so bezahlt sie auch gerne; — die Sozialdemokraten bringen das Geld auch auf, und ihre Anhänger leben unter den gleichen wirtschaftlichen Voraussetzungen wie wir. Haben wir dann mehrere Parteisekretariate, so muß daran gegangen werden, ständige Beiträge, etwa 40 Pf. im Monat, einzuführen; — die Sozialdemokraten leisten dasselbe. Damit kann dann gearbeitet werden, besonders, wenn es gelänge, diese Parteikasse für das ganze Reich, etwa in Berlin oder Köln, zu zentralisieren in dem Sinn, daß den Landesparteien gewisse Prozentsätze zu eigen bleiben. Nebenher müßte noch ein Reichspreßverein geschaffen werden, an dem sich auch jene mit festen Beiträgen beteiligen könnten, die aus diesem oder jenem Grunde nicht für den Parteibeitrag herangezogen werden können, vorab aber die Frauen. Besser wäre es vielleicht noch, den Monatsbeitrag für die Partei auf ein Minimum von 50 Pfennig zu stellen und davon pro Jahr und Kopf 1 M auf den Reichspreßfonds der Zentrumspartei umzulegen. Das ist keine große Ausgabe für den einzelnen, aber die Masse bringt den Erfolg, wie die Leistungen des Volksvereins für das katholische Deutschland mit 1 M Beitrag für das ganze Jahr beweisen.

Gewiß läßt sich dies alles nicht so ohne weiteres dirigieren, aber Widerstände sind da, damit sie überwunden werden, und wo ein Wille ist, ist ein Weg. Wer in den heutigen Zeitläufen nicht dafür zu gewinnen ist, ist überhaupt nicht zu gewinnen; möge man deshalb in der Reichsleitung der Zentrumspartei, worin wir nun endlich so etwas wie eine Parteizentrale haben, der Sache einiges Augenmerk schenken und bei all den Widerständen, die zweifelsohne kommen werden, denken: Mehr Opferwilligkeit ist's, was wir brauchen, und zwar mehr organisierte und zentralisierte Opferwilligkeit! Das ist das Gebot der Stunde.

Katholischer Klerus und weltliche Gerichte.

Mit besonderer Berücksichtigung Bayerns.

Von Dr. Wilhelm Kraus, München.

1. So alt die Kirche ist, so alt ist auch ihre Anschauung, daß der Geistliche seinen Stand entwürdige und die Interessen seiner Kirche schädige, der einen geistlichen Standesgenossen oder einen Laien ohne zwingende Not vor den weltlichen Richter zitiere. Diese Praxis besteht heute noch allerorten, wo eine geordnete Disziplin lebendig ist, und nur dann pflegt der Bischof einem Geistlichen die Klagevollmacht zu erteilen, wenn ein öffentlich-kirchliches oder ein wahrhaft gewichtiges persönliches Interesse in Frage steht.

Ihr Fundament hat diese Auffassung in der nachdrücklichen Mahnung des Apostels Paulus an die Christen zu Korinth (I. Kor. c. 6), ihre Streitigkeiten unter sich zu schlichten, anstatt sie vor die Gerichte der Ungläubigen zu bringen und diesen billige Gelegenheit zu Spott und zur Verhöhnung nicht nur der Gläubigen, sondern auch des Glaubens zu geben. Dieser paulinische Gedanke ist so berechtigt und im natürlichen Empfinden des Menschen begründet, daß wir noch heute nicht wenige Berufskategorien und Standesvereinigungen haben, deren Angehörigen durch Selbststatut oder obrigkeitliche Verordnung verboten ist, allenfallsige gegenseitige Differenzen vor die öffentlichen Gerichte zu bringen, bevor ein Austrag im eigenen Kreise versucht worden ist. Die von der „Germania" (Nr. 272 vom 26. Nov.) mitgeteilte Verfügung der K. Regierung in Oppeln an die Lehrerschaft, d. d. 1. Oktober 1906, ist nur ein einziges, allerdings beachtenswertes Beispiel von vielen: Im Interesse des Ansehens und der Würde des Lehrerstandes und durch verschiedene unliebsame Vorgänge veranlaßt, ordnet sie an, „daß hinfort die uns unterstellten Lehrer verpflichtet bleiben, in allen Fällen, in welchen sie bei der Polizeibehörde, bei Gericht oder der Staatsanwaltschaft eine Anzeige gegen Amtsgenossen zu erstatten beabsichtigen, vor der Anzeige den Sachverhalt dem zuständigen Kreisschulinspektor vorzutragen".

2. Als das Christentum seinen Siegeslauf durch das Römische Reich genommen hatte, standen die Christen nicht mehr ungläubigen Richtern gegenüber. Gleichwohl glaubte der Kaiser Justinian (reg. 527—567), daß es den Interessen seines Reiches diene, wenn er verordnete, daß Zivilklagen gegen Geistliche bei ihrem Bischof angebracht werden mußten. Und noch im ersten Drittel des 9. Jahrhunderts wurde der Klerus, nach einer bis dorthin vielfach schwankenden Praxis, durch die fränkischen Reichsgesetze auch in nicht rein geistlichen Kriminalfällen den bischöflichen Gerichten unterstellt.

Diese Bestimmungen waren, wie modernen Verunglimpfungen gegenüber vermerkt zu werden verdient, selbstverständlich nicht gegeben zugunsten des einzelnen Klerikers, noch auch zugunsten des gesamten geistlichen Standes, ja direkt nicht einmal zugunsten der Kirche als Gesellschaft. Am wenigsten war Zweck oder auch nur faktische Wirkung derselben, den Klerus in zivilrechtlichen Fällen seiner Verpflichtung oder bei vorgekommenen Vergehen der Bestrafung zu entziehen. Sie hatten vielmehr den Schutz des Gutes der Religion selbst im Auge. In der Erwägung, daß kein Stand der Gefahr, die Schuld des einzelnen auch der Sache zur Last zu legen, die er vertritt, in dem Maße ausgesetzt ist, wie gerade der geistliche Stand, sollten Genugtuung und Sühne gerechterweise nicht protrahiert werden über den Kreis der Schuld und des Aergernisses hinaus. So konnten die vom christlichen Staat geschaffenen Gesetze übergehen in das Rechtsbuch der Kirche, als dieses seine formelle Ausbildung und seine Verbindlichkeit für die gesamte abendländische Kirche erhielt, und dort stehen sie unverändert heute noch als gemeingültiges Recht der katholischen Kirche. Es sind die Bestimmungen über den befreiten Gerichtsstand des Klerus, das sog. privilegium fori.

3. Die französische Revolution (1789) zuerst hat in dem Bestreben, mit der Kirche und allem, was an sie erinnert, zu brechen, nicht nur den Gerichtsstand der Geistlichen vor den Bischöfen beseitigt, sondern in entgegengesetzter Richtung den Klerus selbst der allgemeinen staatsbürgerlichen Rechte beraubt, so wie es in den 1870er Jahren durch die Kulturkampf-Ausnahmegesetze dem preußischen Klerus geschah und den Jesuiten im Reich zum Teil heute noch geschieht. Wohin diese Bewegung von Frankreich aus ihre Wogen warf und ihre Ideen propagierte, da erscholl der Ruf nach Beseitigung aller Privilegien, der Ruf nach Gleichheit, und als das Jahr 1803 das ohnmächtig gewordene Römische Reich deutscher Nation vollends zertrümmerte und in viele unabhängige Territorien zersplitterte, da war der faktischen Durchführbarkeit jenes uralten kirchlichen Gesetzes in den meisten Staaten der Boden entzogen. Die Zeiten, aber auch die Rechtsanschauungen und das Rechtsempfinden der Menschen, waren andere geworden.

Der Auflösung des Reiches folgte auf dem Fuß die Auflösung der Bistümer und die Säkularisation der Klöster. Dies und die Kriegsläufte der nächsten Jahre hatten eine völlige Lockerung der Bande der kirchlichen Ordnung zur Folge, deren heilloser Rückschlag auf die bürgerlichen und staatlichen Verhältnisse nicht lange ausblieb. So drängte alles auf eine Verständigung und Neuregelung der Verhältnisse zwischen den Staaten und der katholischen Kirche hin. Schon 1801 war Frankreich vorausgegangen durch Abschluß eines Konkordates. In deutschen Landen war es zuerst Bayerns König Max Joseph I., der nach langen Verhandlungen am 5. Juni 1817 mit Papst Pius VII. ein Konkordat abschloß, das als wesentlicher Bestandteil der Verfassung (genau als „erster Anhang zu § 103 der II. Verfassungsbeilage", des sogenannten Religionsediktes) und zugleich mit dieser am 26. Mai 1818 publiziert wurde und damit in Kraft trat.

4. **Welche Stellung nimmt nun in der bayerischen Verfassung das privilegium fori des Klerus ein, und was ist dazu vom kirchenrechtlichen Standpunkt nach dem jüngsten Motu proprio „Quantavis diligentia" zu sagen?**

Das am 5. Juni 1817 zwischen Pius VII. und Max Joseph I. vereinbarte Konkordat bestimmt in Art. XII, c: „In der Leitung der Diözesen sind die . . . Bischöfe befugt . . ., geistliche Sachen und insbesondere Ehesachen, welche nach can. 12 sess. 24 des heiligen Konziliums von Trient vor den geistlichen Richter gehören, bei ihrem Gerichte zu verhandeln und zu entscheiden. Ausgenommen davon sind die reinbürgerlichen Angelegenheiten der Geistlichen, z. B. Verträge, Schuld- und Erbschaftssachen, worüber den weltlichen Richtern die Verhandlung und Entscheidung zusteht."

Die Kirche hat sich also hiermit für die reinbürgerlichen Angelegenheiten ihres Klerus vollkommen ihrer Zuständigkeit begeben, in kriminellen dagegen nicht, und der Träger der Staatsgewalt in Bayern, der König, hat diese Vertragsbestimmung akzeptiert.

Beinahe just ein Jahr später, am 26. Mai 1818, gab König Maximilian Joseph I. seinem Volke die Urkunde der Verfassung mit ihren 10 Beilagen und 2 Anhängen (zu Beilage II), deren erster eben das Konkordat vom Jahre 1817 ist. Die Beilage II selbst aber, gemeiniglich das Religionsedikt genannt, bestimmt nun in § 69: „Die Kriminalgerichtsbarkeit auch über Geistliche kommt nur den einschlägigen Königlichen weltlichen Gerichten zu."

Es ist unmittelbar ersichtlich, daß mit diesem § 69 des Religionsediktes das Konkordat durch einseitige Verfügung wesentlich alteriert und der Kirche in Bayern der ein Jahr zuvor noch verbliebene Rest ihrer Gerichtsbarkeit in den weltlichen Angelegenheiten des Klerus völlig entzogen worden ist. Dieser blieb lediglich noch in seinen reingeistlichen Amts- und Standesverhältnissen den kirchlichen Oberen unterstellt. Im übrigen ist das nicht die einzige Repugnanz zwischen Konkordat und Konstitution; es gibt deren noch mehr und noch eingreifendere. Das bayerische Konkordat hatte eben ungefähr dasselbe Geschick, wie vordem das Konkordat mit Frankreich: Die am 15. Juli 1801 mit dem Papste getroffenen solennen Vereinbarungen wurden zwar von Napoleon am 8. April 1802 publiziert, aber zugleich damit die 77 sogenannten organischen Artikel, die dem Konkordat und der kirchlichen Freiheit in den wichtigsten Punkten widersprachen.

Soweit in Sachen der kirchlichen Gerichtsbarkeit über den Klerus in Bayern, das sogenannte geschriebene „Recht".

5. Für oberflächliche Persönlichkeiten ist das eo ipso das Verfassungs„recht", und darum sind sie so leicht fertig mit der Anklage auf Verfassungsverletzung oder Verfassungsbruch. Wer für die Heiligkeit des Rechtes, nicht bloß des eigenen, sondern auch des fremden, ein humanes Empfinden hat und für Rechtswissenschaft noch einige Reverenz, der ist in seinem Urteil behutsamer.

Jeder Kenner der bayerischen Verfassung und ihrer Geschichte weiß, welch gemischte Gefühle, ja welch herbe Enttäuschung die Publikation der Verfassung nach den hochgespannten Erwartungen bei den Katholiken ausgelöst hat, eben infolge der nicht erwarteten einseitigen Preisgabe fundamentaler Vereinbarungen des Konkordates, die der Kirche zwar mit der physischen Ueberlegenheit der Staatsgewalt mochten entzogen werden, deren Entziehung sie aber nie hätte ihre Anerkennung geben können. Alle Schwierigkeiten der anscheinend unversöhnlichen Widersprüche einzelner Bestandteile der Verfassung kristallisierten sich für die Katholiken, und zu allererst für die gewählten katholischen Volksvertreter in der Frage des Eides auf die Verfassung. Erst des Königs „Erklärung von Tegernsee", den Vollzug des Konkordates betreffend, d. d. 15. Sept. 1821, schaffte Beruhigung. Hier erklärte der König: Indem er seinen getreuen Untertanen die Konstitution gegeben habe, sei es nicht seine Absicht gewesen, dem Gewissen derselben im geringsten einen Zwang anzutun; daher beziehe sich nach den Bestimmungen der Konstitution selbst der von seinen katholischen Untertanen abzulegende Eid lediglich auf die bürgerlichen Verhältnisse, und würden sie dadurch zu nichts verbindlich gemacht werden, was den göttlichen Gesetzen oder den katholischen Kirchensatzungen entgegen wäre. Und neuerdings wolle er erklären, daß das Konkordat als Staatsgesetz gelte, als solches angesehen und vollzogen werden solle und daß allen Behörden obliege, sich genau nach dessen Bestimmungen zu richten.

Niemand hat damals an der verbindlichen Kraft dieser vom Staatsminister Freiherrn v. Zentner gegengezeichneten Erklärung gezweifelt; in ihrem Sinn wurde der Verfassungseid geleistet und angenommen und auf dieser Grundlage begannen auch die katholischen Untertanen freudig mitzuarbeiten an den Geschäften des Staates. Erst späterhin wurde die Einrede geltend gemacht, daß sie erst nach Erlaß der Verfassung abgegeben worden und deshalb ein unverbindlicher Zusatz zur Verfassung sei. Die loyale Doktrin weist jedoch diese Auffassung zurück und hält daran fest, daß der edle König mit dieser „Erklärung" eine ehrliche und authentische Interpretation gegeben hat für die Intention, mit welcher er die Verfassung seinem Volke gab.

Ihre Bekräftigung erhält diese Auffassung durch zwei Schreiben des Königs an den Papst vom Jahre 1818: Am 15. März, also kurz vor Publikation der Verfassungsurkunde, pries er den Abschluß des Konkordates als eines der glücklichsten Ereignisse seiner Regierung; und als die gleichzeitige Verkündigung des Konkordates und des Religionsediktes den Papst mit dem tiefen Schmerz der Enttäuschung erfüllte, ließ der König ihm am 27. September die Versicherung der Geradheit und Reinheit seiner Absichten geben und seines ernstlichen Willens, daß das Konkordat „getreu und heilig in allen seinen Teilen" vollzogen werden solle.

Diese unanfechtbare Erklärung der königlichen Willensmeinung bei Erlaß der Konstitution konnte füglich eine Basis bilden für die gegenseitige wohlwollende Behandlung der dem nackten Wortlaut nach unvereinbaren Widersprüche, und wo und wann an dieser Norm festgehalten wurde, hat sich immer eine Versöhnung der auseinandergehenden Rechtsauffassungen und Rechtsansprüche bewerkstelligen lassen. Allein eine stabile und unbestrittene Rechtspraxis hat sich trotz der scharfsinnigen Hypothese des nunmehrigen hochwürdigsten Herrn Bischofs von Augsburg (Archiv für katholisches Kirchenrecht, Bd. LX, 311 ff.) nicht zu bilden vermocht. Vielmehr kennt das erste Jahrhundert der bayerischen Verfassung der leidigen Konflikte auf dem Gebiete der Kirchenpolitik viele und schwere. (Zur kurzen Orientierung dient u. a. F. H. Vering, Lehrbuch des . . . Kirchenrechts, 3. Aufl., S. 156 ff.; eine „Systematische Zusammenstellung" . . . in der 1905 bei Herder-Freiburg erschienenen Schrift.) Sie haben jeweils ihren Höhepunkt erreicht in der Denkschrift der Erzbischöfe und Bischöfe Bayerns an Se. Majestät König Maximilian II. vom 2. Nov. 1852 und in der anderen an Se. K. Hoheit den Regenten Prinz Luitpold vom 14. Juni 1888.

6. Doch bei alledem muß wohl beachtet werden: In keinem einzigen dieser Konflikte stand das Privileg des eigenen geistlichen Gerichtsstandes für den Klerus (in causis criminalibus) in Frage.

Noch mehr: In ihren Denkschriften an die Krone haben die Erzbischöfe und Bischöfe des Königreichs, so vertrauensvoll und rückhaltlos sie ihre Hirtensorgen zu Füßen des Thrones niederlegen durften, die in diesem Punkte nach dem Wortlaut des Religionsediktes sicher gegebene Verletzung des Konkordates niemals unter ihre gravamina gestellt. Zweifelsohne ein Beweis dafür, daß angesichts der total veränderten Rechtsanschauungen des Volkes, wie sie die gewaltsamen Erschütterungen des sozialen Lebens in der neuesten Zeit im Gefolge hatten, der Fortgenuß eines derartigen Privilegs der Kirche entbehrlich, sein Verlust ihr mindestens nicht mehr schädlich erschien.

Noch ein weiteres kommt hinzu: Während das bayerische Konkordat vom Jahre 1817 den besonderen Gerichtsstand des Klerus in Kriminalfällen noch aufrechterhielt, übt die Kirche in den Konkordaten der folgenden Zeit ein weiteres, großes Entgegenkommen an die staatlichen Gewalten und bekundet damit, daß sie sich in diesem Punkte mit den Anschauungen und Forderungen neuer Zeiten und neuer Menschen abgefunden hat. Konnten ja doch selbst katholische Herrscher besten Willens, Fürsten von unbezweifelbar treuer Anhänglichkeit an die Kirche, den Rechten der Kirche in dieser Frage unmöglich mehr Geltung verschaffen. Die Kirche akkommodiert sich, sofern der Zweck ihrer Mission es gestattet, zu aller Zeit den Völkern, den Ländern, den Zeiten; denn sie weiß, daß nicht die Menschen da sind um der Kirche willen, sondern umgekehrt sie um der Menschen willen, die in der Zeit leben und mit der

Zeit wandelbar sind. Aber sie pflegt diese Akkommodation ihrer Gesetze nicht zu betätigen durch Abrogation, dieselben allgemein, vollständig und im Prinzip aufgebend; denn das Gesetz selbst und dessen Gedanke (ratio legis) ist gut, und die Kirche ist für die ganze Welt (ecclesia universalis seu catholica); sondern konservativ und pietätvoll für ihre ruhmreiche Vergangenheit, als weise Gesetzgeberin abhold der Rechtsunruhe, liebt sie den Weg der Derogation und modifiziert, relaxiert, ja toleriert, je nach den Erfordernissen der Zeit und des Ortes. Da ihr Zweck und Ziel nicht ist die Macht der Erde, sondern nach ihrer erhabenen Sendung das Heil der Seelen, — ihre lex suprema —, so hat sie zwar zaudernd und behutsam, wie es dem klugen Gesetzgeber gebührt, aber doch jedesmal im richtigen Moment aufgegeben, was diesem Ziele nicht mehr förderlich war.

7. Aus diesem Grunde — was die vorwürfige Frage anlangt —, gibt Papst Pius IX. im Konkordat mit Kaiser Franz Josef I. von Oesterreich (18. August 1855) nicht nur dazu seine Zustimmung (consentit), daß für die rein bürgerlichen Streitsachen der Kleriker die weltlichen Gerichte zuständig sind (Art. XIII.), sondern er will auch nicht dagegen sein (non impedit), daß die weltlichen Kriminalfälle der Geistlichen vor diesen Gerichten verhandelt werden (Art. XIV.). Nur soll gegebenenfalls sofort der zuständige Bischof verständigt und bei der Arrestation und Detention eine gewisse schonende Rücksicht auf den geistlichen Stand des Delinquenten genommen werden.

Und als am 8. April 1857 derselbe Papst Pius IX. das Konkordat mit Sr. Majestät dem König Wilhelm I. von Württemberg abschließt und am 28. Juli 1859 das Konkordat mit Sr. K. Hoheit dem Großherzog Friedrich von Baden, da leistet er (Artt. V.) neuerdings und mit fast gleichlautenden Worten Verzicht auf den geistlichen Gerichtsstand des Klerus in weltlichen Angelegenheiten, und zwar in seinem vollen Umfange, wenn er auch den beinahe vollkommen bedingungslosen Verzicht nicht als ein Ideal empfand („temporum habita ratione", „permittit", „haud impedit", „non recusat").

Wer möchte zweifeln, daß das bayerische Konkordat in dieser Materie dieselbe Ausdehnung erhalten hätte, wenn es ebenfalls erst zu dieser Zeit, also vierzig Jahre später, zustande gekommen wäre? Nach den Grundsätzen und Gepflogenheiten ihres Rechtes hatte die Kirche nicht nötig, in diesem Sinne ausdrücklich sich auszusprechen. Sie, die den mit der Prätension des Fortschrittes auftretenden Neuerungen gegenüber durchaus nicht, wie sie oft verlästert wird, im Prinzip feindlich gegenübersteht, wohl aber — und nicht mit Unrecht — skeptisch, vorsichtig und abwartend, hatte längst propter bonum animarum die anfänglich ihr aufgenötigte Praxis von ihrem Standpunkte aus toleriert, hatte durch die Erfahrung sich überzeugt, daß mit der Preisgabe dieses uralten Privilegs kein Grundstein („nervus ecclesiasticae disciplinae") aus dem Gefüge ihres Riesenbaues genommen wird, hatte gesehen, wie Volk, Klerus und Episkopat sich an diese neuen Verhältnisse gewöhnten und sich, obgleich treu anhängliche Söhne ihrer „Sancta Mater Ecclesia", mit ihnen versöhnten. Und in der Tat, das Geheimnis ihrer Kraft ruht anderswo als im bedingungslosen Festhalten an irgendeinem einzelnen Artikel eines von ihr gegebenen Gesetzes!

(Schluß folgt.)

Waldeszauber.

. . . Und die Vögel werden stiller.
Bald umfängt mich Einsamkeit.
Nirgends mehr ein froher Triller,
Wald und Wege sind verschneit.

Doch ein seltsam leises Weben
Rinnt und zittert um mich her,
Und ich fühl' geheimes Leben
In der Stille gross und hehr.

Träume sind's. Auf leichten Schwingen
Huschen sie von Baum zu Baum,
Raunen viel von trauten Dingen,
Und — mein Leben wird zum Traum.

Edmund Wölfle.

Ein hochpolitisches Duell in Oesterreich.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Die Wiener „Reichspost", deren Beziehungen zur Umgebung des Erzherzog-Thronfolgers bekannt sind, brachte dieser Tage die von der gesamten Presse gewürdigte Nachricht aus Rom, daß dort auf Veranlassung des französischen Botschafters Verhandlungen stattgefunden hätten, in denen Italien vom Dreibund abgezogen und den Allianzen Frankreichs angeschlossen werden sollte. Ein recht schwaches Dementi konnte die Richtigkeit dieser sensationellen Nachricht nicht erschüttern, zumal ja die italienische Presse gar kein Hehl daraus macht, daß die Dreibundfeindlichkeit in Italien mindestens ebenso groß ist wie das Mißtrauen, welches gegen Italiens Bündnistreue in allen Völkern Oesterreichs vorherrscht. Die bekannten Schießübungen der italienischen Flotte im Adriatischen Meere unter Leitung des Abruzzenherzogs und die Beschießung eines österreichischen Transportschiffes der „Austro-Americana" erregten in Oesterreich sehr peinliches Aufsehen und riefen recht laute Stimmen wach, welche von Oesterreich ein kraftvolles Einschreiten gegen solch rücksichtslose Herausforderungen verlangten.

Niemandem konnte es verborgen bleiben, daß Italien schon durch Jahre an seinen Grenzen gegen Oesterreich mächtig rüstet. Das merkt in Südtirol jeder Tourist, wenn ihn der Weg einmal an die Grenze oder gar über die Grenze führt. Selbstverständlich war das auch unserer Heeresleitung seit Jahren bekannt. Generalstabschef Conrad von Hötzendorf, der trotz seiner — im Verhältnis zu seiner Stellung — jungen Jahre für den hervorragendsten Heeresführer gilt und sich nicht nur des unbeschränkten Vertrauens des Kaisers und des Thronfolgers, sondern auch des Heeres erfreut, suchte nicht nur mit nimmermüder und zielbewußter Tatkraft das Heer zu reformieren und auf die höchste Stufe der Schlagfertigkeit zu bringen, sondern er trachtete auch danach, die Heeresmassen schon im Frieden so zu verteilen, daß unsere Grenzen in Südtirol und im Küstenlande gegen feindliche Ueberfälle gesichert waren. Im kommenden Frühjahre sollen noch weitere Truppenverschiebungen nach dem Süden stattfinden. Diese militärischen Maßregeln wurden auch der Presse bekannt. Man bezeichnete im Ausland den Generalstabschef als das Haupt einer Kriegspartei, die es in Oesterreich weder in der Armee noch im Volke gibt, und schob ihm den Plan unter, Italien zu reizen, bis es gegen Oesterreich losschlage, trotzdem es in Tripolis jetzt mit 100 000 Mann engagiert sei.

Nun trat Graf Aehrenthal, der Leiter unserer Auslandspolitik, auf den Plan. Seitdem ihm die Ueberwindung der bosnischen Annexionskrise gelungen, wozu General Conrad mit seiner glänzenden Geheimmobilisierung die Möglichkeit geschaffen, sieht dieser Minister die politische Lage mit gar zu rosigem Optimismus an. Seine Italienfreundschaft will er sich nicht trüben lassen, und Italien könnte ja die militärische Sicherung unserer Grenzen als eine nicht bündnisfreundliche Haltung Oesterreichs deuten, es könnte sich ja gehindert sehen in der Durchführung seines Raubzuges nach Tripolis. Darum suchte Graf Aehrenthal den besten General Oesterreichs aus der wichtigsten militärischen Stellung zu verdrängen. Audienz folgte auf Audienz beim Kaiser in Schönbrunn, und zum Schlusse mußte der General dem Diplomaten weichen.

Gewiß ist die Leitung der Auslandspolitik Aufgabe des Ministers des Aeußern, der für diese auch die Verantwortung zu tragen hat; aber ebenso gewiß ist, daß diese Verantwortung kein Reich schützt vor einem unglücklichen Ausgange der ministeriellen Politik. Die Hauptvoraussetzung nicht nur für einen glücklichen Krieg, sondern auch für eine erfolgreiche Reichspolitik ist eine gute Vorbereitung zum Kriege, und für diese zu sorgen ist in erster Linie Aufgabe des Generalstabschefs, der ja den Krieg zu führen hat. Das Militärwesen vor der Volksvertretung, bzw. vor den Delegationen zu vertreten, ist Sache der militärischen Minister. Darum ist es ganz selbstverständlich, daß der Generalstabschef sich auch um die politische Weltlage zu kümmern hat; er muß beurteilen können, ob Kriegsgefahr im Süden, im Osten oder im Norden dem Reiche droht. Da gibt's natürlich Berührungsflächen der Kompetenzen, aus denen nur zu leicht Reibungsflächen werden, und diese führen zu Zerwürfnissen. Und bei solchen Zerwürfnissen gibt nicht immer die Richtigkeit des Standpunktes den Ausschlag, sondern die Größe der Verantwortlichkeit. Diese ist bei dem Minister größer als

bei dem „unverantwortlichen“ Generalstabschef, und deshalb siegte in dem Duell der Minister.

Hat dieser nun recht? Werfen wir einen kurzen Blick in die geschichtliche Vergangenheit. Im Jahre 1848 stand an der Spitze der sardinischen Politik der Minister Marchese Pareto. Er floß über vor Freundschaftsbeteuerungen zu Oesterreich, und noch am 22. März erklärte Pareto in einer Note an unsere Regierung, daß die seinige alles fördern werde, was die Freundschaft und die gute Nachbarschaft zwischen beiden Staaten zu sichern vermöge. Und am allernächsten Tage, schon am 23. März, erschien in Turin das Kriegsmanifest König Karl Alberts gegen Oesterreich. In der amtlichen „Wiener Zeitung“ wurde (am 2. April) erklärt, die sardinische Regierung habe bis zum letzten Augenblick, wo sie endlich die Maske fallen ließ, Freundschaft geheuchelt und Vertrauen zu erwecken gesucht. — Oder blicken wir in die allerjüngste Zeit. Wie lange ist's denn her, daß Marchese San Giuliano offiziell erklärte, Italien suche in Tripolis nur wirtschaftliche Vorteile und habe dabei keinerlei militärische oder territoriale Absichten, es wolle den gesamten türkischen Besitz unverletzt erhalten und in Freundschaft mit der Türkei leben. Und zur selben Zeit waren schon insgeheim alle Vorbereitungen zu einem militärischen Raubzug in türkisches Gebiet getroffen. Jeder von uns hat es miterlebt. Der türkische Kriegsminister Mahmud Schefket Pascha rief aus: „Niemals mehr werde ich dem Worte eines italienischen Ministers trauen.“ Unser Minister des Aeußern baut unsere gesamte Politik auf den schönen Freundschaftsversicherungen San Giulianos auf und stellt unseren besten Feldherrn kalt, nur um kein Stirnrunzeln bei seinen italienischen Kollegen in Rom aufkommen zu lassen. Kann man es dem Volke verargen, wenn es meint, Graf Aehrenthal solle aus der Geschichte lernen, daß gegen die Politik Italiens das allergrößte Mißtrauen am Platze wäre?

Die vom Ministerium des Aeußern bedienten Wiener Blätter stellen sich natürlich auf die Seite des Grafen Aehrenthal. Das Reichskriegsministerium, dessen Leiter v. Auffenberg man gerne in Gegensatz zum scheidenden Generalstabschef stellen möchte, hat den Blättern eine Verlautbarung zugehen lassen, in welcher es heißt, daß die Verhältnisse zwischen Aehrenthal und Conrad v. Hötzendorf unhaltbar geworden seien. „Da ein Wechsel in der Person des Ministers des Aeußern Seiner Majestät mit Rücksicht auf die allgemeine Lage nicht genehm erschien, so mußte der Chef des Generalstabes vor dem Minister zurückstehen. Diese Tatsache ist ungemein bedauerlich, denn das Inland ehrte und das Ausland achtete Conrad von Hötzendorf als einen General von ausgezeichnetem Führertalent und einem seltenen im höchsten Grade schätzenswerten Charakter. Die österreichisch-ungarische Armee blickte vertrauensvoll zum Generalstabschef, dem berufenen Oberkommandanten der gesamten bewaffneten Macht auf. Wer das Verhältnis zwischen diesem und Baron Hötzendorf kennt, wird begreifen, wie schwer Erzherzog Franz Ferdinand den Generalstabschef aus dem Amte scheiden sieht. Als gehorsamer Soldat mußte sich aber auch der Thronfolger der Allerhöchsten Entscheidung fügen.“ — Der Kaiser schickte dem Scheidenden ein außergewöhnlich huldvolles Handschreiben und ernannte ihn zum Armee-Inspektor, welche Stellung ihm im Kriege die Führung eines Heeres sichert.

Eine ganz besonders hohe Genugtuung erhielt General Conrad von Hötzendorf durch den Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand, der ihn in langer Audienz empfing. Darüber geht der „Reichspost“ von „autoritativer Seite“, also aus der Kanzlei des Thronfolgers, eine längere Mitteilung zu, in der es heißt: „Die besondere Hochschätzung, die Erzherzog Franz Ferdinand dem genialen, rastlosen Wirken des Generalstabschefs widmete, ist bekannt, und so konnte es denn auch nicht anders sein, als daß der Herr Erzherzog-Thronfolger nur mit Schmerz den General von seinem Amte scheiden sieht, um sein bisheriges Amt mit einer Stellung zu vertauschen, die ihm allerdings gleichfalls einen sehr weiten und für die Armee bedeutungsvollen Wirkungskreis zuweist und damit auch Freiherrn von Hötzendorf für die Zukunft der Armee erhält. Der Armee, die ihn so liebt, ist Baron Conrad somit nicht verloren, dennoch bleibt das Bedauern, daß er seinem bisherigen Amte nicht erhalten werden konnte, in dem er Großes und Unvergängliches geleistet, Verdienste erwarb, an die man sich immer erinnern wird.“

In Ungarn ist die Presse geteilter Anschauung. Die der Regierung Khuen-Hedervary nahestehende begründet den Rücktritt des Generalstabschefs mit Rüstungsforderungen (angeblich sofort 150 Millionen), welche über die Leistungsfähigkeit der Monarchie hinausgehen; die Oppositionsblätter schlagen ähnlich wie die Aehrenthalschen Judenblätter Wiens auf den Thronfolger los, dem sie es zum Vorwurf machen, daß er auf eigene Faust Politik treibe, was mit der Verfassung unvereinbar sei. Aus dem ganz ungewöhnlich warm gehaltenen Handschreiben des Kaisers geht aber hervor, daß auch die Krone dem scheidenden Generalstabschef mit fortdauernder Gnade gewogen bleibt und im Herzen bei dem Duell auf seiten des Generals stand. Nur die politische Lage, wie sie Graf Aehrenthal dem Kaiser zu schildern verstand, verschaffte dem Minister den Sieg. Den faktischen! Ob auch den moralischen?

Möge die Antwort der kommenden Tatsachen nicht gar zu schmerzlich sein für die habsburgische Monarchie!

(Anmerkung der Redaktion: Zur gleichen Frage sei ausdrücklich auf die Ausführungen der diesmaligen Weltrundschau hingewiesen.)

Ein französisches Sittenpanama.

Von Adolf Richter, Paris.

Diesen Titel hat ein französisches Blatt geprägt, und was er besagt, bestätigt das Wort des französischen Dichters und feinen Psychologen Victor Hugo: Paris ist keine Stadt, Paris ist ein Ozean. Wo die Wogen spritzen, gibt es Schaum und Schlamm. Der Untersuchungsrichter Tortat muß zurzeit in einer dieser Schlammablagerungen, der die Miasmen höchster Sittenkorruption entsteigen, herumwühlen und die Säuberung unternehmen, soweit ihm das eine gewisse Parteipolitik gestattet. Denn schließlich wird in Frankreich alles zur Politik, selbst ein Sittenskandal. Und das um so mehr, als diesmal im Großstadtschlamm ein Politiker steckt, der Direktor eines Combistischen Blattes, der scheinbar mit der höchsten Ueberzeugung zum herrschenden Blockbanner schwörte. Der eingeleitete Skandalprozeß nimmt gleich von Anfang an derartig wuchtige Linien, daß das gesittete Frankreich vor Entrüstung zittert.

Schon vor einigen Wochen ist die Pariser Sittenpolizei einer weitverzweigten, internationalen Mädchenhändlerbande, die ihre Opfer nach Nordamerika, Brasilien, Transvaal und Australien ablieferte, auf die Spur gekommen. Die Brüsseler, Berliner, Wiener und Londoner Polizei wurde von hier aus in Kenntnis gesetzt. Die Presse, die in solchen Fällen, um den Recherchen nicht hemmend in den Weg zu treten, mit großer Vorsicht informiert wird, sprach von Verhaftungen. Die weiteren Untersuchungen führten zu Entdeckungen eines Korruptionsherdes an der Seine selbst, der an Bestialität, Sittenentartung und methodischer Organisation alles bis jetzt seit zwei Dezennien dagewesene übertrifft. Man schätzt die Zahl der minderjährigen Opfer (darunter Mädchen und Knaben von 9—13 Jahren) auf zirka 800. Diese Zahl dürfte hinter der Wirklichkeit noch zurückbleiben. Bis jetzt sind etwa zwei Dutzend Arrestationen erfolgt, drei Rabenmütter mitinbegriffen, die ihre Kleinen an reiche Industrielle zum Gewerbe der Schande auslieferten. In gewissen Schmutzorganen erschienen seit geraumer Zeit für Eingeweihte leicht verständliche Anzeigen. Die erste Anzahlung von 20 Frcs. an die annoncierende Schmutzagentur ermöglichte die Ermittlung der Adresse. Die Agenturen waren mit Listen reichlich versehen. Einige dieser Organisationen warfen ihre Netze in den großen Modehäusern aus. Elegant gekleidete Damen erschienen als Käuferinnen. Eine freundschaftliche Unterhaltung entspinnt sich zwischen der diamantenstrotzenden Halbweltdame und der jungen Verkäuferin, die bekanntlich ein Monatsgehalt von durchschnittlich 50—80 Frcs. per Monat bezieht. Die mysteriöse Dame rühmt die Liebenswürdigkeit, den frischen Teint usw. des Mädchens und ermangelt nicht, ihm eine Karte mit folgendem Inhalt in die Hand zu drücken:

„Ihr Gehalt, meine liebe Kleine, ist zweifellos recht bescheiden. Sollten Sie in Geldverlegenheit kommen, dann besuchen Sie Madame X.“

Es bleibt natürlich die Geldverlegenheit nicht aus, auch der Besuch nicht. So hat sich die Schande ihres Opfers bemächtigt.

Und ein merkwürdiges Zusammentreffen von Umständen! Während sich die Sittenschlammwelle, die den Direktor eines religionsfeindlichen Combistenblattes mit sich zieht, über die Millionenstadt hinwälzt, ist die Regierung bestrebt, die Petites Soeurs des Pauvres auszustoßen, die in der edelsten Selbstver-

leugnung ihr Leben dem Großstadtelend opfern, deren Opfersinn der Realist Zola besungen hat, gegen deren Ausweisung der protestantische Schriftsteller Pierre Loti, der Israelit Reinach, mehrere Rabbiner und die sozialistischen Arbeiter protestieren.

Was in den Verbrecherhöhlen des Montmartre passiert ist, spottet jeder Beschreibung. Zwei minderjährige Mädchen wurden da in den weißen Kleidern der Kommunikantinnen hineingeführt. Die Zahl der Angeklagten dürfte noch bedeutend anwachsen, wenn der Vertuschungsversuch, den man in gewissen politischen Zirkeln anstrebt, nicht gelingt. Der „Eclair" protestiert gegen die Unterscheidung des Untersuchungsrichters (die natürlich eine Hintertüre zum Entwischen bedeutet) zwischen den „gelegentlichen" und „gewohnheitsmäßigen" Kunden. „Wird man erst zum Verbrecher, wenn man eine Reihe von Verbrechen begangen hat?" frägt das Blatt, und es sagt u. a.: „Jene, welche die moralische Niederlage Flachons (Direktor der radikalsozialistischen „Lanterne") in Verlegenheit setzt, versuchen die menschliche Schwäche und die Ueberraschungen der physiologischen Verrücktheit als mildernden Umstand in den Vordergrund zu schieben: für sie befinden wir uns einfach einer abstoßenden Erscheinung der Allerlei-Rubrik gegenüber. Offen gestanden, diese Art von Philosophie ist unannehmbar und wird auch zurückgewiesen. Was den Spezialfall noch erschwert, das ist die Macht, von der Flachon einen so ausgiebigen Gebrauch gemacht hat. Wenn man den herrschenden Einfluß gegen die Besiegten mißbraucht, wenn man sich über den Gesetzen dünkt, und wenn man seine Macht dazu ausbeutet, die Verfolgung zu begünstigen, dann muß man ohne Tadel sein oder wenigstens über die nötige Klugheit verfügen. . . . . . Flachon ist kein schüchterner Kämpfer. Er ist gewöhnt, laute Rufe von sich zu geben und möchte keineswegs zusammenbrechen, ohne im Fallen noch begleitet zu sein. . . . . ." In diesem Sinne ist ja die Statistik, die die „Lanterne" selbst gibt, beachtenswert. Innerhalb der letzten sechs Jahre haben sich 31 Abgeordnete oder Senatoren an der politischen Redaktion dieses Blattes beteiligt. 15 davon haben inzwischen Minister- oder Unterstaatssekretärsposten bekleidet und 6 von ihnen gehören dem gegenwärtigen Kabinett an. Diese Ziffern sind von solcher Beredsamkeit, daß jeder Kommentar überflüssig wird. Immerhin dürfte sich an der Seine ein Prozeß großen Stils abspielen, der ein scharfes Licht auf die moderne Sittenkorruption wirft. Die Angeklagten unterstehen dem § 334 des Strafgesetzes, der 50—500 Frs. Strafe und 6 Monate bis 2 Jahre Gefängnis vorsieht. An der Seine ist man milder als an der Themse.

Die Spezialität der „Lanterne" war es von jeher, Geistliche und Ordensleute mit dem gemeinsten Kot zu bewerfen. Die katholische Kirche und überhaupt jede Religion hatte keinen erbitterteren Gegner als Flachon, der sich infolge seiner gewaltigen Protektionen unantastbar wähnte. Es ist hier noch in aller Erinnerung, wie er den Liller Schulbruder Flamidien, der unter der Anklage eines Knabenlustmordes stand, in den Schmutz zog, trotzdem ihn die Gerichte freigesprochen hatten. Und, während er selbst vom Korruptionsschlamm bespritzt wird, war er noch der Einzige, der die Ausstoßung der Petites Soeurs des Pauvres verlangte, dieser heiligmäßigen Frauen, die ihr Leben dem Gebete und der Caritas geweiht haben, deren bewundernswerte Tugenden Selbstverleugnung und Hingabe sind, die Mutterstelle an den dem Großstadtelend preisgegebenen Arbeiterkindern vertreten und ihre Nächte an den Krankenbetten der Mittellosen zubringen. Gegen den ewigen Glanz der höchsten moralischen Kraft, die die Welt kennt, hat seine Feder das Gift der niederträchtigsten Verleumdung gespritzt. Er hat sich dabei bereichert. Und was hat er mit seinem Gelde getan? Seine im Süden Frankreichs gelegene Villa, seine Maitresse und die mit ihrer Zustimmung auserlesenen jungen Opfer könnten die Antwort geben und von der Bestialität der dort gefeierten Orgien erzählen. — Das Monstrum trägt keine Soutane, sondern galt als eine höchst angesehene Blockstütze und spielte eine hervorragende Rolle im Tempel der Maurerloge. Wenn eine Strafe gerecht ist, dann ist es diese.

Der sehr wichtige, nur einen Artikel umfassende und gegen die obszönen Auswüchse gerichtete erste Gesetzentwurf des Senators Guillier, der vom Oberhaus vor einigen Tagen angenommen worden ist, erscheint wie eine erlösende Tat. „Es gilt den Strom des Unrats aufzuhalten", rief der Justizminister Cruppi aus. Mit dieser Ansicht steht dieser Herr nicht allein. Es macht sich in diesem Sinne auch anderweitig eine sehr erfreuliche Propaganda geltend. Der bekannte Senator Bérenger hat eine bereits auf der Tagesordnung stehende Interpellation eingebracht, welche die Unterdrückungen der Angriffe auf die guten Sitten und vor allem die brutaldekadenten Theaterstücke bekämpft. Gaudin de Villaine erhielt vom Justizminister die Versicherung, daß künftig auch gegen die unmoralischen Vorstellungen, deren sich gewisse Wandertheater bemächtigt haben, mit Strenge vorgegangen wird. Senator Cazeneuve erhob die vielbeachtete Forderung, auch den Kinematographen in derselben Gedankenfolge erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken. Der schon erwähnte Gesetzentwurf Guilliers bedeutet einfach die logische Folgerung der 1910 abgehaltenen internationalen Sittlichkeitskonferenz. Er ermöglicht die Strafanklage gegen jeden, der obszöne Schriften, Zeichnungen, Bilder oder sonstige Gegenstände produziert, versendet, verkauft oder selbst in Gewahrsam hält. Auch gewissen Zeitungsanzeigen, die mitunter sehr geschickt abgefaßt sind, beabsichtigt er ohne Gnade und Pardon auf den Leib zu rücken.

Dieser lobenswerte Säuberungsversuch ist gerade im gegenwärtigen Augenblick mehr als zeitgemäß und wird von Frankreich, das besser ist als sein Ruf, allgemein begrüßt.

Deutschland im Zeichen des sittlichen Niederganges.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Die nationalliberale „Magdeburger Zeitung" hat unter dem Titel „Verschwimmende Grenzen" einen Artikel veröffentlicht, den in Nr. 557 die „Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung" (I. Beilage) abdruckt. Die „Magdeburger Zeitung" ist unseres Wissens bisher das einzige liberale Blatt, das gegen den schamlosen Unfug der Münchener „Nackttänzerin" ein offenes Wort zu sprechen wagte. Verschiedene liberale Organe, die sonst der libertinistischen Rattenfängerpfeife der „Jugend" und ihres Anhanges nicht bedingungslos folgen, haben diesmal vorsichtig — geschwiegen. Um so lauter tobt in der waschechten Presse des modernen Epikuräismus und Libertinismus das Protestgeschrei gegen die Polizei auch jetzt noch weiter. Am ärgsten hat es, wie schon so oft, die Berliner Freisinnspresse unter Führung des Mosseschen „Berliner Tageblatt" getrieben. Wie ängstlich selbst die „Magdeburger Zeitung" bemüht ist, ihren gesunden Standpunkt vor Mißdeutungen liberaler Eiferer zu schützen, beweist ein höchst ungerechter Seitenhieb gegen „unsere Nuditätenschnüffler, die am liebsten jeder Venus und jedem Apoll einen Schurz umhingen", was laut „Magdeburger Zeitung" in „neunzehntel aller Fälle auf versteckter, wenn auch bisweilen unbewußter Perversität" beruhen soll. Derweil z. B. der hier in erster Linie in Betracht kommende Interkonfessionelle Münchener Männerverein seit Jahren an dem Grundsatz festhält: Hände weg, wenn wirkliche Kunstinteressen in Frage stehen. Angesichts dieser faustdick fühlbaren Konzession der „Magdeb. Ztg." an den unbezähmbaren Furor gewisser Leute wiegen die übrigen Deutlichkeiten des liberalen Blattes um so schwerer. Man höre, was die „Magdeburger Zeitung" über „Verschwimmende Grenzen" zu sagen weiß:

„Das greuliche Kapitel vom Kinderhandel ist wieder aktuell geworden. Zwar vorerst nur in Paris, wo man ein paar Männer von politischem Gewicht und Ansehen in Gewahrsam gebracht hat, um sie hinterher, wie der Berliner sagt, sachtemang wieder laufen zu lassen. Vielleicht ist man über den Lärm erschrocken gewesen, den man im ersten Aufflammen sittlicher Entrüstung verursacht hatte; kann auch sein, daß man bei den Nachforschungen auf Spuren stieß, die man lieber nicht entdeckt haben möchte; auf alle Fälle wird die Parteipolitik, die die Leute des eigenen Klüngels nicht gern an den Schandpfahl gestellt sieht, an den jetzt einsetzenden Rettungsarbeiten nicht ganz unbeteiligt gewesen sein. Indes Paris ist Paris. Ist immer noch, wenn auch neuerdings in der Beziehung Berlin ihm beharrlich an die Seite zu rücken beginnt, das Vergnügungszentrum der ganzen Welt. Wo täglich Tausende und Abertausende mit gespicktem Beutel landen und mit keinem anderen vorläufigen Lebenszweck, als Wochen und Monate den Becher der Freude (was man so Freude heißt) so oft und so gründlich als möglich bis zum Bodensatz zu leeren, da werden sich immer Fäulnisherde bilden, die jedwedem Laster Unterkunft bieten. Schlimmer wäre es und erheblich näher ginge es uns an, wenn sich bewahrheitete, was die frühere Stuttgarter Polizeischwester Henriette Arendt[1]) in ihren Publikationen uns mitzuteilen für notwendig hält. Denn die Greuel, von denen sie berichtet, sollen in unserer Mitte sich abspielen. Nicht einmal nur in Berlin, das ja manche Vorbedingungen und damit auch einige Milderungsgründe (?) mit Paris gemein hätte, sondern an Plätzen, die wir bisher als beschaulich schöne Stätten stiller deutscher Kultur zu verehren gewohnt waren. Freilich — die Befundungen der Schwester Arendt sind bislang bestritten worden; zuerst in Stuttgart, dann in Berlin: von staatlichen so gut wie kommunalen Organen. Ist sie wirklich die von einer Monomanie geschüttelte Hysterische, für die manche sie auszugeben lieben? Man sollte es um der Reinheit des deutschen Namens willen wünschen: schlüssig und einwandfrei bewiesen hat man es einstweilen uns nicht. Und fort und fort erhält der bohrende Zweifel neue Nahrung. Wir sind — wir haben des öfteren hier darauf hingewiesen — in eine verhängnisvolle Uebergangsepoche hineingeglitten.

[1]) „Kleine weiße Sklaven."

Die Begriffe von gut und böse (bis zu einem gewissen Grade werden sie es ja immer sein) sind wieder vollkommen flüssig geworden, und so wirr und chaotisch strudelt das bisweilen durcheinander, daß auch der erfahrene Mann, den reichliche Pilgrimschaft, wenn nicht gerade abstumpfte, so doch zum nil admirari erzog, erschrocken aufhorcht und unwillkürlich sich fragt: Was will das werden?

Da haben sie dieser Tage in München den Produktionen einer sogenannten Nackttänzerin ein Ende gemacht[2]).... Das alles mag für die Betroffenen nicht gerade erfreulich sein; der unverbildete Sinn des natürlichen Menschen, der darum bei Leibe kein augenverdrehender Frömmler zu sein braucht, wird darauf doch nur die Antwort wissen: Hart, aber gerecht. Spät, doch gottlob nicht zu spät. In München scheinen Männer, die wir zu den Höchstgebildeten zu rechnen einigen Anlaß haben, darüber anders zu empfinden. In diesen schweren Zeitläuften, wo wir Deutsche weiß Gott Gewichtigeres zu betreuen haben, erleben wir wegen der geflüchteten Nackttänzerin eine rechtschaffene Notabelnbewegung. Maler, Bildhauer, Schriftsteller von Rang und Ansehen treten auf den Plan, schütteln dem inhaftierten Theaterdirektor in Rührung und Verehrung demonstrativ die Hände und bekennen laut: so Göttliches hätten sie noch nicht gesehen.[3]) Und schelten die banausische Polizeigewalt, die mit rauher Faust diesen späthellenischen Dienst der Schönheit störte. Es ist schwer, mit diesen Notabeln, weil sie fortgesetzt offene Türen einzurennen belieben, ernsthaft zu reden. Natürlich wirkt die Nacktheit an sich noch nicht unkeusch.... Es mag auch zugegeben werden, daß ein edelgeformter Menschenleib, wenn er in der Stille eines Ateliers die letzte Hülle von sich streift, bisweilen in dem beschauenden Künstler ein Gefühl wie von dankbarer Verehrung für Gottes Schöpferkraft, die solch Gebild entstehen ließ, auslösen kann. Nur soll man uns nicht einreden, daß in einem Theatersaale, wo Alte und Junge, Männer und Frauen, neugierig, halb und halb lüstern, nebeneinander hocken, solche Empfindungen überhaupt aufkeimen können. Die suchen sich für ihr teures Geld ganz anderes zu ergieren, und selbst die paar, denen es um den Schönheitskult ernst ist, werden schließlich von dem Fluidum, das durch so einen parfümierten Raum streicht, ergriffen. Warum wir die protestierenden Münchener Notabeln in diesen Zusammenhang einreihten? Weil wir fürchten, daß es sich hier im Grunde um die gleichen Verfallserscheinungen handelt. Diese Münchener Herren gehören ohne Frage zum grünen Holz, und wenn die schon sich pathetisch erhitzen, weil die Polizei ihnen den Anblick eines nackten tanzenden Weibleins entzog, eröffnen sich uns höchst unerfreuliche Aussichten auf die Verfassung, in der sich dermalen das dürre Holz befinden mag. Und weil es uns noch scheint, als ob nachgerade auch unsere Höchstgebildeten Grund hätten, sich zu erinnern, daß ohne Schranken, die wir uns selber setzen und beachten, keine menschliche Gemeinschaft auf die Dauer gedeihen kann."

Soweit der für gewisse Münchener „Notabeln", die sich als alleinige Vertreter von Kunst und Literatur geberden, recht beschämende Artikel der liberalen „Magdeburger Zeitg.". Der Hochmut gewisser Alleinpächter wahren Kunstverständnisses hat vor kurzem auch im Auslande eine bemerkenswerte Blamage erlitten. Man wird sich erinnern, daß jahrelang in der Münchener „Jugend" und auch in anderen Organen eines modernen Sybaritentums eine Münchener Firma Recknagel (Adolf Estinger) ihre Aktphotographien mit schamlosen Reklamevignetten anpreisen konnte. „Auf Grund glänzender Künstlergutachten freigegeben" wurde in jeder Annonce triumphierend verkündet. In den Akten des Münchener Landgerichts befinden sich zahlreiche Gutachten bekannter Künstler, die sich, in ähnlicher Weise wie heute für „keusche" Nakttänze, für die „keusche", rein künstlerische Wirkung der Recknagelschen Aktphotographien erhitzten. Als im vorigen Jahre der dunkle Ehrenmann Estinger-Recknagel nach Paris flüchtig ging und das Schwurgericht die gegen ihn und seinen Schwager, den „Kunstverleger" Ramlo, anberaumten Verhandlungen wegen schwerer Vergehen gegen § 184 auf den letzteren beschränken mußte (zu 8 Monaten Gefängnis verurteilt), erkannten die Urheber der „glänzenden Künstlergutachten" zu spät, welchem schmutzigen Gewerbe sie Vorschub geleistet hatten. Heute ist die Blamage dieser Münchener Künstler samt „Jugend"-Protektion besiegelt. Laut Mitteilung des Kaiserlich deutschen Generalkonsulats für Spanien in Barzelona wurde dort am 18. November Adolf Estinger (Recknagels Nachfolger) wegen öffentlichen Aergernisses (durch Vertrieb unzüchtiger Bilder) zu 3 Monaten Gefängnis, zu öffentlichem Verweis, 500 Pesetas Geldstrafe, Unfähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Aemter auf die Dauer von 8 Jahren und 1 Tag, sowie zur Tragung sämtlicher Kosten des Verfahrens verurteilt. Dieser Adolf Estinger (Recknagel) hat aber s. Z. nicht nur die Protektion namhafter Münchener Künstler (samt „Jugend"), sondern auch den Schutz der „Münchener Neuesten Nachrichten" genossen, der auch in dem Prozeß der von ihm schwer beleidigten Vorstandsmitglieder des Kölner Männervereins nicht versagte. Meminisse juvat!

---

[2]) Die hier folgenden Angaben der „Magdeburger Zeitung", wonach die beanstandete Nackttänzerin ins Ausland geflohen sei, der Theaterdirektor und der Impresario im Gefängnis säßen, sind tatsächlich falsch. Die Tänzerin trat unmittelbar nachher in Würzburg (im Varieté „Odeon") auf, produzierte sich aber dort in Trikots und mit Lendentuch.

[3]) Wohin die Reise gehen soll, ließe sich am leichtesten aus der uns vorliegenden Original-„Einladung für Herrn und Frau (Adressaten).... zur Tanz-Matinee...." ausführlich nachweisen. Dies möge jedoch füglich besser an anderer Stelle geschehen. Wir beschränken uns lieber auf ein überaus kennzeichnendes Zitat aus dem mit großem Reklame-Tamtam (nun auch in einer „wohlfeilen Ausgabe") verbreiteten Lieferungswerk von Paul Hirth und Daelen: „Die Schönheit der Frauen". Dort heißt es S. 296: „Man möge uns das liebliche **Heidentum** zurückgeben, die herrlichen Feste, mit denen man die alten Götter feierte."

P. Dionys Schuler, bisher Generalminister des Franziskanerordens, nunmehr Titular-erzbischof von Nazianz.

Von P. Amandus Sulzboeck, O. F. M.

Das Motu proprio Seiner Heiligkeit Papst Pius' X: „Quo magis" lenkte die Aufmerksamkeit der katholischen und akatholischen Welt besonders in Deutschland auf den Orden des heiligen Franziskus und nicht am wenigsten auf dessen bisherigen obersten Leiter, P. Dionys Schuler, dessen Verdienste um Orden und Kirche der Papst im genannten Schreiben gebührend würdigte und deren Würdigung er durch Erhebung des P. Schuler zum Erzbischof von Nazianz entsprechenden Ausdruck verlieh. Seine hohe Person und sein erfolgreiches Wirken dürfte deshalb weitere Kreise interessieren. P. Dionys Schuler ward geboren am 22. April 1854 zu Schlatt in Hohenzollern, besuchte das Gymnasium in Sigmaringen und trat am 19. November 1871 zu Fulda in den Franziskanerorden ein. Der Kulturkampf nötigte den jungen Frater Dionys, seine nach dem Noviziat begonnenen höheren Studien im Jahre 1875 zu unterbrechen, um sie im gastlichen Belgien unter der Leitung tüchtiger Lehrer fortzusetzen. Im Jahre 1878 wurde er in Mecheln zum Priester geweiht und feierte zu Epinal in Frankreich bei seinen dort in der Verbannung lebenden Mitbrüdern der Thüringischen Ordensprovinz seine Primiz, wohin er nach Vollendung seiner theologischen Studien 1879 zurückkehrte. Nur kurze Zeit war es ihm vergönnt, daselbst seelsorglich tätig zu sein; denn zum zweiten Male wurde er durch das Gesetz gegen die ausländischen Ordensleute im Jahre 1880 des Landes verwiesen. Nach mehrmonatlichem vergeblichen Suchen nach einer bleibenden Gebets- und Arbeitsstätte wurde er 1881 von seinen Obern nach Nordamerika berufen. Daselbst hatten zu Paterson im Staate New Jersey die von Fulda vertriebenen Patres eine Niederlassung gegründet. Während seines zwölfjährigen Aufenthaltes in Paterson begleitete Father Denis das Amt eines Novizenmeisters, dozierte eine Zeitlang Moraltheologie und stand sechs Jahre lang als Kommissar des Provinzials sämtlichen amerikanischen Klöstern der Thüringischen Ordensprovinz vor. Die Pfarrkinder von St. Bonaventura und namentlich die Terziaren, deren Direktor er war, sprechen jetzt noch mit Begeisterung von der eifrigen Tätigkeit ihres lieben Father Denis. Dank der günstigen Wandlung der Gesetze in Deutschland konnten die alten Klöster wieder besetzt und die neugegründeten amerikanischen Klöster von Deutschland aus regiert werden. So kam es, daß P. Dionys 1893 nach Fulda zurückgerufen, zum Kustos und mit der Erhebung der Kustodie zur Provinz im Jahre 1894 zum Provinzial gewählt wurde. Durch volle neun Jahre hindurch leitete er unter anfangs schwierigen Verhältnissen die neu belebte Provinz, für deren Nachwuchs er durch Gründung des seraphischen Kollegs zu Watersleyde in Holland eifrige und opferreiche Sorge trug. Unter seinem Provinzialat schlossen sich im Jahre 1899 die Franziskaner von Elsaß Lothringen der Thüringischen Provinz an, deren Kräfte immer mehr zunahmen und deren Wirkungskreis sich beständig erweiterte, insbesondere auf dem Gebiete der Volksmission. P. Dionys nahm eifrigen Anteil an den seelsorglichen Arbeiten der Patres, versah mehrere Jahre das Amt eines Militärseelsorgers und sehr gesuchten Beichtvaters für Welt- und Ordensleute. Wiederholt visitierte er als Provinzial die Klöster diesseits und jenseits des Ozeans und 1901 als Generalvisitator sämtliche, damals 80 Franziskanerklöster Nordamerikas. Im Mai 1903 reiste er zum Generalkapitel nach Rom und wurde im ersten Wahlgang am 30. Mai zum Nachfolger des 1901 verstorbenen P. Aloys Lauer gewählt, der als erster deutscher General und derselben Ordensprovinz angehörig vom Papst Leo XIII am 4. Oktober 1897 mit der obersten Leitung des Ordens betraut worden war. Dem neuen General kam der langjährige Aufenthalt im Ausland und die Kenntnis der modernen Sprachen vorzüglich zustatten sowohl bei der Korrespondenz als bei den zahlreichen Visitationen. Man konnte in Briefen an ihn sich außer des Lateins und des Italienischen der deutschen, französischen, vlämischen, englischen oder spanischen Sprache bedienen. Seine Hauptaufgabe war zunächst, die heilige Erbschaft seines Vorgängers, die von Leo XIII. durchgeführte Union des Ordens zu erhalten und zu befestigen. Der glorreiche Papst Leo XIII. hatte in der denkwürdigen Audienz vom 7. Juni 1903 den ganzen Orden und besonders den neuen

General dazu ermuntert mit Hinweis auf den hocherfreulichen Aufschwung, den der Orden seit dem Tage der Einigung genommen hatte. Seine dahingehenden Bestrebungen waren von dem Erfolg gekrönt, daß auch bei der Neugestaltung der Ordensleitung durch Pius X. die Union erhalten blieb. Während seiner Amtszeit wurden auch die bisher getrennten spanischen Provinzen durch Motu proprio vom 29. Juni 1904 von Pius X. inniger mit dem Orden verbunden. Als Hauptmittel, das Band der Union fester zu knüpfen, galt ihm der persönliche Verkehr in der kanonischen Visitation und der Vorsitz bei den Provinzialkapiteln. Mit Ausnahme von Kalabrien und Apulien besuchte er alle italienischen Provinzen einschließlich Sizilien. Sämtliche deutsche Provinzen wurden zu wiederholten Malen visitiert. In Oesterreich-Ungarn visitierte er die beiden Provinzen Deutsch-Oesterreichs, sowie die Provinz von Krain und Böhmen und besuchte überdies Italienisch-Südtirol, Galizien, Kroatien und zwei ungarische Provinzen; auch Belgien und Holland wurden im Jahre 1904—5 von ihm visitiert. Eine besondere Bedeutung für den Orden hatte die Visitation in Spanien im Jahre 1906, wo er von einer mehrtausendköpfigen Menge Volkes und des Klerus feierlichst empfangen zu Olite im alten Königreich Navarra das Kapitel für sämtliche spanischen Provinzen abhielt und der Wahl eines Generalvikars für Spanien präsidierte. Nach Abschluß seiner dortigen Visitationstätigkeit wurde er in Madrid von Ihrer Majestät der Königin-Mutter Maria Christina und von König Alphons XIII. und seiner Gemahlin der Königin von Spanien in Privataudienz empfangen, die sehr herzlichen Charakter trug.

Traf er bei diesen Reisen in den genannten Ländern selbst in Italien Klöster, die noch kein Ordensgeneral betreten hatte, wodurch sein Erscheinen für die Ordensgeschichte denkwürdig wurde, so ist die Visitationsreise nach Nordamerika, wohin noch kein Franziskanergeneral gekommen war, um so erwähnenswerter. In den zwei Monaten seines Aufenthaltes im Jahre 1907 in den Vereinigten Staaten und Kanada visitierte er nicht weniger als sechzig Männer- und Frauenklöster des Ordens, überall große Begeisterung findend. Den durch drakonische Maßnahmen der französischen Republik ausgewiesenen fünf Provinzen stand P. Dionys mit Rat und Tat bei, sodaß sie sich im Ausland neu organisieren konnten. Ihnen galt eine seiner letzten Visitationsreisen dieses Sommers durch Italien, Schweiz, Belgien und Holland. Das Hauptgewicht legte er überall auf die Hebung und Vertiefung des innerlichen religiösen Lebens, worin er selbst und seine Generalkurie in Rom mit bestem Beispiel vorangingen. Das gemeinschaftliche Ordensleben stand wohl seit Jahrhunderten allüberall nicht in solcher Blüte wie unter dem Generalate des P. Dionys Schuler. Gleichzeitig mit der Vertiefung des inneren Lebens und der Observanz ging Hand in Hand ein mächtiger Aufschwung der äußeren Tätigkeit, zunächst der Predigt und Seelsorgstätigkeit in Italien wie anderorts. Die Bitten um Franziskaner als Fasten- und Gelegenheitsprediger nahmen beständig zu. So wurden außer den Hunderten von Predigern, die Provinziale in ihren Bezirken anstellten, vom General für wichtigere Städte Italiens alljährlich 70—80 Fastenprediger ernannt. In Rom allein predigten zur Fastenzeit die Franziskaner täglich in 6—8 Kirchen und hielten in 15 Kirchen die tägliche Maipredigt. Unter ihm wurde auch ein eigener Lehrstuhl für Kanzelberedsamkeit in St. Antonio errichtet. Auch außerhalb Italiens förderte P. Schuler die Verkündigung des Wortes Gottes, ganz besonders die Volksmissionen, deren Pflege er in Oesterreich und Frankreich sich angelegen sein ließ und deren Zahl auch in Deutschland beständig zunahm.

Nach dem Geiste und Wunsch des Ordensstifters ward die Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden durch die auswärtigen Missionen seine Lieblingssorge. Vor allem war er bedacht, neue Arbeiter in den Weinberg des Herrn zu senden. Beim Generalkapitel 1909 konnte er berichten, daß in China sich in den sechs ersten Jahren seiner Amtstätigkeit die Zahl der Priester trotz aller Verfolgung um mehr als 70 Missionare vermehrte. Für weiteren Nachwuchs gründete er ein eigenes Missionsstudium in St. Antonio. Durch Rundschreiben begeisterte er die seraphische Jugend für die Missionsidee. Er gründete die neue Mission in Japan und übergab sie der Thüringischen Ordensprovinz. In China wurden sämtliche neun Vikariate der Franziskaner neu organisiert und ein zehntes gegründet. Nord-Schantung übergab er der sächsischen Provinz. In Südamerika wurden in Chile belgische Missionsstationen gegründet und in ganz Südamerika durch Einteilung in Generalkommissariate für ersprießlichere und einheitlichere Leitung des Ordens gesorgt. Ebenso ist die Uebergabe der Prälatur Santarem am Amazonenstrome an die deutsche St. Antoniusprovinz in Brasilien seinen Bemühungen zu verdanken. Bekanntlich wurde zum ersten Bischof dieser Prälatur der deutsche Franziskaner P. Amandus Bahlmann ernannt. Die apostolische Präfektur der spanischen Franziskaner in Marokko wurde unter ihm zum apostolischen Vikariate erhoben. Für die Perle aller Franziskanermissionen, das Heilige Land, sorgte P. Schuler durch Errichtung neuer Kommissariate und Förderung der Missionsschulen und des Sprachenstudiums der Patres. Die Palme des Martyriums errangen während seiner Regierung der belgische Franziskanerbischof Theotimus Verhaegen mit seinem leiblichen Bruder P. Friedrich und P. Florentius Robberecht im Jahre 1904; ferner wurde im Jahre 1908 P. Leo Heinrichs, sein ehemaliger Novize und Sekretär, zu Denver in den Vereinigten Staaten aus Glaubenshaß beim Austeilen der heiligen Kommunion erschossen. Seine Seligsprechung wurde auf Grund dieses Martyriums, seines überaus erbaulichen Lebenswandels wie auch durch ihn erlangter gesicherter Gebetserhörungen eingeleitet. Ein weiteres Opfer forderte die Mission in Tripolis, woselbst in Derna P. Justin Paccini durch Erbauung einer katholischen Kirche sich den Haß von Fanatikern zuzog und meuchlings 1908 ermordet wurde. Auch durch andere Mittel wurde die Missionstätigkeit des Ordens in den acht Jahren seiner Regierung unterstützt: so durch Gründung von Missionsvereinen, Missionszeitschriften und dergleichen. In gleicher Weise fanden die verschiedenen Missionskongregationen der Franziskanerinnen beim General Dionys Schuler Rat, Hilfe und Ermunterung.

Seine Verdienste um die Wissenschaft im Orden sind gleichfalls außerordentliche. Ausgehend von dem Grundsatz, daß zu den philosophisch-theologischen Studien eine gründliche humanistische Vorbildung erforderlich ist, suchte er die seraphischen Kollegien zur Heranbildung von Ordensleuten besonders in den romanischen Ländern auszugestalten und verlängerte deren Studiendauer, eine Maßregel, die später die Kongregation der Regularen auf alle Orden ausdehnte. Unerbittlich war er bei Gesuchen um Dispens von der vorgeschriebenen Dauer der Studien. Für die Ausbildung tauglicher Ordensmitglieder zum Lehramt wurden zwei Jahre Fachstudium nach Vollendung des regulären Kursus und Examen vor einer von ihm ernannten Kommission festgesetzt; zur Erlangung der Lehrbefähigung im ganzen Orden und des Titels eines Lector generalis wurde ein dreijähriger Fachkursus im internationalen Kolleg St. Antonio in Rom vorgeschrieben. Zur Spezialisierung des Studiums schuf er daselbst neue Lehrstühle und vermehrte die Zahl der Professoren auf zwanzig, sodaß jedes Fach doppelte oder dreifache Vertretung aufwies. Um wissenschaftliche Hilfsmittel wandte sich niemand vergebens an ihn. Außerdem förderte er den Besuch der Universitäten besonders behufs Ausbildung in Geschichte, Naturwissenschaft und den orientalischen Sprachen. In Löwen gründete er ein internationales Kolleg für zwanzig Studierende; ferner sandte er Patres nach Freiburg in der Schweiz und Freiburg im Breisgau, sowie nach Washington und gestattete bereitwilligst den Besuch der Universitäten: München, Würzburg, Breslau, Bonn, Münster, Prag, Budapest, Innsbruck. Von ihm ermuntert, unterzogen sich im letzten Jahre zwei Kandidaten mit Erfolg dem Examen vor der päpstlichen Bibelkommission. Im St. Bonaventurakolleg in Quaracchi gründete er eine eigene historische Sektion für das Studium der Ordensgeschichte und als deren Organ das „Archivum franciscanum historicum", eine internationale Vierteljahrsschrift, die in ihrem vierjährigen Bestehen die Achtung und Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise sich errungen hat. Die Ausführung anderer größerer Projekte unterblieb durch seine Ernennung zum Erzbischof.

Wie für die Studien, so bedeutet sein fast neunjähriges Generalat auch für die Ordensliturgie einen erfreulichen Fortschritt. Die beiden Lieblingsandachten des Ordens, der Rosenkranz von den sieben Freuden Mariens und der heilige Kreuzweg, wurden unter ihm von der Kirche durch Genehmigung eines besonderen Festoffiziums und reichlicher Ablässe ausgezeichnet. Mehreren Dienern Gottes aus dem Franziskanerorden wurde die Ehre der Altäre zuteil und der Seligsprechungsprozeß des seligen Duns Scotus in der bischöflichen Kurie zu Nola 1906 glücklich durchgeführt. Um Gleichförmigkeit des Gottesdienstes und der Zeremonien im Orden erwarb er sich ein bleibendes Verdienst durch Herausgabe eines kirchlich approbierten Zeremo-

niales und Rituales für den ganzen seraphischen Orden; auch eine Neuausgabe des Breviers wurde durch ihn veranlaßt.

Seine große mildtätige Fürsorge galt auch den armen Schwestern der hl. Klara, die sich aus allen Erdteilen an ihn um Rat und Hilfe wandten. Gleich im Beginn seiner Amtstätigkeit erbat er von Leo XIII. die Vollmacht, den Brüdern und Schwestern des regulären dritten Ordens die Anteilnahme an allen geistlichen Gütern und Ablässen des Ordens geben zu dürfen, ein Vorschlag, der der Kongregation der Regularen so gefiel, daß sie denselben durch ein Generaldekret auf alle Orden ausdehnte. Später wurde diese Vergünstigung auch dem weltlichen dritten Orden zuteil. Ihm schenkte er überhaupt großes Interesse, namentlich durch Sorge für dessen straffere Organisation und durch Entsendung von Vertretern zu den Terziarentagen, die während seiner Regierung in Frankreich, Italien, Spanien und Oesterreich abgehalten wurden.

Dies ist in kurzem ein wahrheitsgetreues, wenn auch nur schlichtes Bild der fruchtbaren Wirksamkeit des höchst verdienten Nachfolgers des hl. Franziskus als Generalminister des Ordens. Zu wiederholten Malen gab die höchste kirchliche Autorität ihrer Hochschätzung und Anerkennung seiner Verdienste Ausdruck. Er wurde ausgezeichnet durch ein päpstliches Schreiben vom 11. April 1904, worin besonders die Tätigkeit der Kollegien St. Bonaventura in Quaracchi und St. Antonio in Rom, die Studien im Orden anerkannt und belobigt wurden. Eine weitere Vertrauenskundgebung des Papstes war das Motu proprio vom 17. September 1907, durch welches die beiden Pönitenziarkollegien des Lateran in Rom und Santa Chiara in Neapel direkt dem Ordensgeneral unterstellt wurden. Ferner das apostolische Breve, durch welches die Wiege des Ordens mit der Basilika Maria von den Engeln oder Portiunkula in Assisi zur Würde einer Patriarchalbasilika und Capella Pontifica erhoben wurde. Zum VII. Ordenszentenar erhielt er ein huldvolles Schreiben Pius' X. am 25. April 1909. Weiterhin ein päpstliches Schreiben vom 5. Mai 1909 und vom 17. Mai 1909, worin die Bitten und Wünsche des Generals bezüglich des dritten Ordens voll und ganz gewährt wurden. Zum ewigen Gedächtnis an diese glorreiche Periode der Zentenarfeier wurde in der großen Aula des St. Antoniuskolleg ein von meisterhafter Künstlerhand ausgeführtes imposantes Gemälde aufgestellt, das die Weltbedeutung des Ordens in Vergangenheit und Gegenwart in lebensfrischen Farben dem Beschauer vor die Augen führt und für spätere Generationen eine bleibende Erinnerung an eine der glanzvollsten Epochen der Ordensgeschichte sein wird. Seine Erhebung zum Erzbischof von Nazianz ist die jüngste bekannte Kundgebung päpstlichen Wohlwollens für die Person des bescheidenen, allgemein beliebten Ordensgenerals, der nunmehr in das stille Kloster Gorheim zu Sigmaringen sich zurückzog.

Eine Versteherin.

Plauderei von M. Herbert.

Das Wunderbarste auf Erden ist ein verständnisvoller Mensch. Es ist schön, es ist herrlich — es ist eine Gottesgnade, zu den Schaffenden, den Schöpfenden, den Könnenden zu gehören — aber wie arm, wie bettelarm wären die Schaffenden ohne jene, die sie verstehen! Unter Verstehenden scheinen uns nun nicht bloß die Beifallgebenden, die Lobenden und Bewundernden begriffen, nein, vielmehr jene, die selbst das begreifen und mit liebender Gerechtigkeit erklären, das den Menschen und vielleicht ihnen selbst weder sympathisch noch naheliegend vorkommt.

Zu diesen Verstehenden im weitesten Sinne des Wortes gehört E. M. Hamann. Tausenden von Ringenden und Strebenden, von Irrenden und Tastenden, wie Reifen und Vollendeten ist diese Frau Klärerin, Helferin, Erleichterin und Anerkennerin geworden. Ihre Freunde sind zahlreiche. Die Hilfe, welche sie durch private Briefe leistet, ist unermeßlich. Schreiberin dieser Zeilen dankt ihr nicht bloß eine unentwegte Freundschaft und Teilnahme in allen Wechselfällen, in Freud und Leid des Lebens, nicht bloß ein treues Festhalten selbst über Mißverständnisse und Meinungsverschiedenheiten hinaus, sondern auch die wertvollste Hilfe bei allen möglichen Arbeiten. Fast von allen meinen Gedichtsammlungen hat Margareta Hamann, die viel in Anspruch genommene, tausendfach Beschäftigte, die schwer Leidende, die für ihr Dasein arbeitende, mit der größten Aufmerksamkeit und Präzision die Korrekturen gelesen und mir ganz unschätzbare Winke sowohl in bezug auf Inhalt als auf Technik gegeben. Ihre Bereitwilligkeit, zu helfen, kennt keine Grenzen. Ach, was wäre das Leben ohne Menschen, welche solcher Dinge fähig sind — solcher in unserer Kampfzeit fast unerhörter Aufopferung! Was wäre es, wenn das Dasein nur Streitende, Neidische, Feindselige, Uebelwollende, Mißtrauische enthielte? Es wäre ein entsetzliches Kummerfeld, eine Wüste ohne Oase.

Speziell die katholische Literatur hat E. M. Hamann Unendliches zu danken. Sie gehört zu den Aufbauenden, zu denen, welche aufforsten und junge Kulturen hüten, zu den Pflanzenden, Säenden, Pflügenden, kurz zu denen, welchen die Erntenden künftiger Generationen mehr zu danken haben, als sie ermessen können. Die selbstlose Pionierarbeit wird ja selten gelohnt, man hört den Schreier, den Zerstörer, den Tobenden, der stille Segensengel geht unerkannt vorüber. Das ist die Parabel jedes wahrhaft edlen Lebens. Das Gute an sich ist so herrlich, daß es des Lohnes nicht bedarf. E. M. Hamanns Namen war und ist in allen großen und kleinen Literaturblättern des katholischen Deutschlands zu finden, sei es nun „Ueber den Wassern", die „Allgemeine Rundschau", „Der Gral", „Der Aar", „Der Hausschatz" oder die „Wissenschaftliche Beilage" der „Germania", die „Bücherwelt" oder die „Gottesminne" — wir finden darin ihre stets tüchtigen und oft gründlichen Rezensionen und Besprechungen.

Ihre Kenntnis der zeitgenössischen Literatur — besonders der belletristischen — ist eine stupende; man sollte denken, diese Frau habe Tag und Nacht gelesen; habe ein doppeltes und dreifaches Leben gelebt. Dabei haben ihre Kritiken nicht selten etwas tief Schürfendes, einen philosophischen Anflug; ein weitschauender Blick für das werdende Talent zeichnet sie aus. E. M. Hamann steht auf hoher ethischer und ästhetischer Warte, ihre Weitherzigkeit läßt weder künstlerischen noch moralischen Tiefstand zu. Sie versteht und verzeiht, aber sie kann auch, wo es not tut, entschieden ablehnen und ihre Meinung so sagen, daß es erquickend und reinigend wirkt. Denn was hätten ihre Besprechungen für einen geringen Wert, wären sie nur Lobhudeleien oder Vertuschungen. Daß aber E. M. Hamann lieber lobt als tadelt, lieber aufrichtet, als niederreißt, daran können wir uns nur herzlich freuen, denn sie nimmt damit den eigentlichen Adelsstandpunkt des Kritikers ein. Was hat sie doch schon alles für uns getan, besonders für uns Frauen! Sie war auf sozialem Gebiete tätig. Ihr dankt man auf katholischer Seite die ersten Anregungen zum „Kinderschutz". Sie schrieb das vornehme, begeisterte, tiefchristlichen Geist atmende Frauenbuch „Erhebet Euch", sie rief die schöne Frauenzeitschrift „Haus und Welt" ins Leben, dem sie freilich nur kurz gehören sollte. Sie bearbeitete wiederholt die Literaturgeschichte von Brugier und schuf durch immer neue Zutaten aus der Bearbeitung schließlich ein ganz selbständiges Werk; sie gab Broschüren heraus über Herbert, Brackel, Domanig.

Sie gab sich stets und immer für andere her. Sehr viel Persönliches und Selbsterlebtes enthält ihr neuer Erzählungsband „Friedensfinder". „Wie da das fremde Schicksal ihr nahe kommt, wie sie mit verstehendem Blick manchen Knoten entwirrt, wie die Menschen sich neben ihr zum Ziele tasten — oft von ihr unterstützt, das ist in vielen Formen „gar lieblich" ausgedrückt. Alles in allem Margarete Hamann vereinigt das, was eben nur vereinigt bei einer Frau zum Segen führt: „Geist und Herz".

• • •

Hier sei gleich eine Zuschrift angefügt, die der „Allgemeinen Rundschau" von einer aufmerksamen Leserin zugeht: Nun las ich E. M. Hamann's Erzählungen schon zweimal: einmal mit dem Herzen, einmal mit dem Verstande. Ich finde, daß dieselben durchaus nicht so „anspruchslos" sind, wie die Vorrede sie uns darbietet. Jede Geschichte ist in ihrer Art eine Perle der Erzählungskunst, ist spannend und reizvoll, jede Episode weiß dem Leser nicht nur etwas, sondern vieles zu sagen. Und ein Hauptreiz liegt darin, daß E. M. Hamann ihr Persönlichstes und ihr inneres Erleben der Mitwelt schenkte. Möge diese sich nun auch dankbar erweisen und es ihr vergelten! „Friedenfinder" könnte so manchen guten Samen in irrende und wankende Seelen legen.

Weihnachtbücherschau.

Von B. Hauser.

Mit Unterstützung literaturkundiger Mitarbeiter.

IV.

Wir wenden uns den Neuveröffentlichungen der Verlagsanstalt Benziger & Co., Einsiedeln, Waldshut, zu: Margarete von Oertzen hat hier eines ihrer bedeutendsten Werke herausgegeben: „Das Erbe der Väter. Roman aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts", 8° 291 S., geb. ℳ 4.—. Held ist der letzte Sproß eines alten Scharfrichtergeschlechtes, der von seinem Vater „wie ein Kavalier" ohne Wissen des seiner harrenden „Berufes" erzogen wird und fast zugrunde geht, als er diesen erkennen lernt und zugleich die Unmöglichkeit, ihm zu entgehen. Der Vater, eine imponierende Persönlichkeit, die „man lieben muß", hat ein Doppelleben geführt, in dem Weib und Kind nichts von seinem grausigen Amte erfuhren. Dem herangewachsenen Sohn

rät er zu gleicher Lebenseinrichtung. Der aber bebt vor dem „Betrug" zurück, entschließt sich zu völliger Einsamkeit und erhofft glühend die Verschonung seitens des Geschickes, das schon einen seiner Vorgänger völlig „frei" ließ. Den schon Vierzigjährigen überkommt die Liebe, und er befolgt die „Lebensweisheit" des Vaters. Wenige Tage nach der Hochzeit ergeht an ihn der Ruf zur Hinrichtung eines armen halb irren Weibes, das für seine Rettung sich einst, ohne Gegenliebe, geopfert hat. Er weigert sich, seine „Pflicht" zu tun. Eine humane Regierung löst ihn von dieser; die Liebe seines Weibes bleibt ihm gewahrt, und das alte Geschlecht „geht einer neuen Blüte entgegen". Der erste Teil des psychologisch fein begründeten Buches hebt sich durch dichterische Schönheit ab; der letzte kommt ihm darin nahe; und der mittlere streift ans alltäglichere Romanhafte. Das Buch wird zahlreiche Leser finden. — Gleiches läßt sich über das jüngst verdeutschte Werk des Verfassers von „Lukas Delmege", „Der Erfolg des Mißerfolgs" und „Mein neuer Kaplan" sagen: „Von Dr. Grays Blindheit. Eine Erzählung aus dem irischen Priesterleben von Can. P. A. Sheehan. Autorisierte Uebersetzung von Oskar Jakob. Mit einer literarisch biographischen Skizze (Franz von Matts) und dem Bilde des Verfassers." Sheehans katholisch vertiefte und beseelte, zugleich durch ihre „praktische" Lebenswahrheit spannende Werke sind beim deutschen Lesepublikum sehr beliebt; auch dieses Buch wird unter uns gute Früchte zeitigen. Im Mittelpunkte der Handlung steht ein alter, allmählich erblindender Pfarrer, der „unter dem Banne der Ueberlieferung" in unnachsichtiger Strenge die Ansprüche und Forderungen der Neuzeit ablehnt, bis er durch sein Schicksal und seine Umgebung zur Einsicht und durch sie zur alles verstehenden Güte gelangt. Neben ihm sind die Gestalten des Kaplans sowie seiner Nichte, deren Geschick, neben und mit dem seinen verzweigt, sich durch die Darstellung zieht, sowie zahlreicher aus dem liebenswürdig-heroisch-wunderlichen Volke der Iren genommenen Typen prächtig herausgearbeitet. Als nie zu vergessendes Ergebnis aber tragen wir aus der Lektüre dieses hinweg: daß das „neue Gebot" das „höchste Gesetz" des Universums, daß die Liebe des Gesetzes Erfüllung ist. — Ausführlichere Besprechung fand schon unlängst in der „Allgemeinen Rundschau" Robert Hugh Bensons „historischer Roman aus der Zeit Marias der Katholischen: Die Tragödie der Königin. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von R. Ettlinger. Mit einem Titelbild und 7 Einschaltbildern", 8° 434 S., geb. ℳ 7.— Hier sei nochmals auf die hervorragenden künstlerischen und ethischen Qualitäten dieses in jeder Beziehung hochstehenden Werkes hingewiesen. Es bildet den zweiten Teil einer Trilogie, dessen ersten: „Des Königs Werk", uns der gleiche Verlag bereits übermittelte, während der dritte noch aussteht.

Auf das Gebiet der leichteren Unterhaltungsliteratur führt uns Arthur Achleitners flott und vorwiegend ergötzlich geschriebener Roman „Die Gebirgsbatterie", 8° 368 S., geb. ℳ 4.—. Schauplatz ist ein österreichischer Gebirgsmarktflecken, die „neue Heimat" einer Gebirgsbatterie, deren Offiziere bald mit den „Honorationen" des Ortes in lebhaften gesellschaftlichen Verkehr treten, zumal nachdem „Militär" und „Zivil" einander durch Hilfeleistung und deren Entgegennahme gelegentlich einer Ueberschwemmung nahe gekommen sind. Die Liebe spielt ihre Rolle, sogar die Tragik: durch den Irrsinn eines schönen heißblütigen Geschöpfes. Aber am Schlusse herrscht eitel Frohsinn und Sonnenschein.

Liebhaber tüchtiger Kriminalromane bietet sich in drei einschlägigen Werken „angenehmes" Material: 1. in „Um sein Erbe" von William Stelljes (8°, 384 S. geb. ℳ 4.—), einer „geheimnisvoll verschlungenen Kriminalgeschichte" mit guter Komposition, Personenzeichnung und Schilderung; 2. in „Der graue Mann" und 3. in „Die geheimnisvolle Bucklige" von A. Hruschka (8°, 292 und 264 S. geb. ℳ 4.— und ℳ 3.60), zwei psychologisch scharf gesehenen Detektivgeschichten, in denen der eine Hauptträger: der „sympathische" Detektiv Silas Hempel, packend entworfen erscheint.

Die vornehm ausgestattete illustrierte Sammlung „Wildrosenzeit, Bücherei für erwachsene Töchter" (à Band geb. ℳ 3.—) ist durch Annie Hruschkas (s. o.) Erzählung „Lehrmeisterin Leben" (8°, 241) S. im besten Sinne des Wortes bereichert worden. Viel weiches, zartes Gemütsleben steckt in dem Buche, das die Themen der Opferbereitschaft und adelnder Arbeit in sehr befriedigender Weise durchführt. Heldin ist eine junge Braut, die dem Manne ihrer Liebe nach dem Tode der Mutter entsagt, da sie von dieser das Vermächtnis der Fürsorge an Vater und Geschwistern übernommen hat. Nach vielen Schmerzen, Mühen, Schicksalsschlägen finden sich die beiden edlen Herzen zu dauernder Vereinigung.

Warm zu begrüßen ist die durch denselben Verlag betätigte Veröffentlichung der „Predigten des Hochw. Herrn Dr. Augustin Egger, Bischofs von St. Gallen", herausgegeben von Dr. Adolf Fäh, Stiftsbibliothekar. Der dritte Band ist jetzt erschienen: „Predigten für den Pfingstkreis des Kirchenjahres (I. Teil)" 8°, 240 S., geb. ℳ. 3.60. — Alle berufenen Beurteiler einigen sich dahin, daß diese im gehobenen Sinne volkstümliche Predigtliteratur angefüllt ist von eigenartig guten, großen Gedanken und Empfindungen, getragen von Klarheit und Wärme, von idealpraktischer Anschauung und Ausführung, durchglüht von dem Feuer heiliger Begeisterung und Liebe zu Gott und den Menschen. „Das Werk gehört in die Bibliothek des katholischen Priesters nicht nur als Predigt-, sondern auch als Betrachtungsbuch," hieß es in den Baseler „Monatsrosen". Aber es gehört auch in die Bücherei der Laien, in die Hände derer, die religiöse Vertiefung und Versenkung lieben oder dazu angeregt werden sollten.

Der Verlag der **Bonifaciusdruckerei**, Paderborn, läßt seinen bereits von uns angezeigten diesjährigen Veröffentlichungen noch einige folgen: P. Ambrosius Schupp S. J. hat seinen fein ausgestatteten, mit Recht beliebten und verbreiteten Märchenbändchen ein neues beigefügt: „Märchen vom Jodele". (Mit einem farbigen und sechs Schwarzdrucken), kl. 8° 94 S., geb. ℳ 1.80. Es ist die allerliebste „wundersame" Geschichte von einem, der allzeit den geraden Weg geht und nach allerlei Abenteuern und Fährlichkeit zum Glück und zur Beglückung gelangt. Desgleichen Verfassers Märchenbändchen „Muttertränen", mit 8 Bildern (geb. ℳ 1.80), hat jetzt die fünfte Auflage erfahren — ein zur ferneren Erweiterung des Leserkreises antreibendes Lob an sich.

Vom Englischen herübergenommen ist ein gehaltvolles novellistisches Erziehungsbuch: „Der Bruder des Pfarrers. Eine Geschichte aus Laumant" von David Bearne S. J., kl. 8° 136 S., geb. ℳ 2.— (mit Illustrationen). Held ist der völlig verarmte jüngere Sohn eines französischen verstorbenen Grafen, dessen Witwe ihren Knaben dem Stiefsohn ohne Mittel für immer überläßt. Dieser Stiefsohn ist ein edler Pfarrer, der von seinem Adel keinen äußeren Gebrauch macht. Wie er den verwilderten Bruder allmählich zu Sitte und Pflicht, zu Gott zurückführt, liest man unter lebendiger Anteilnahme in diesem pädagogisch vertieften, aber frisch geschriebenen Büchlein.

Der Breslauer Domkapitular Wilhelm Frank hat aus dem Spanischen nach verschiedenen Autoren, besonders J. M. Moguin, verdeutscht und bearbeitet das „Leben des heiligen Johannes von Gott" von Fr. Luciano del Pozo, Geschichtsschreiber des Ordens der Barmherzigen Brüder, 8° 283 S., geb. ℳ 3.30. Johannes von Gott, mit bürgerlichem Namen Joh. Ciudad (1495—1555), wird hier als ein Träger erhabensten „praktischen" Christentums der Gegenwart vor Augen geführt: „als ein Mann, der nicht bloß mit allen Fasern seines Herzens am heiligen Glauben hing, sondern ihn auch jederzeit durch die edelsten Taten bekundete". Von den 55½ Jahren seines Lebens „verliefen die ersten 42 unter Prüfungen und mühevollen Uebungen", die 13 letzten im „Dienste der Armen und Kranken". Die schlicht vergeistigte Darstellung des Buches wird diesem viele Freunde gewinnen.

Der Verlag der **J. Schnellschen Buchhandlung**, Warendorf i. W., legt uns aus seinem Serienunternehmen „Bücher der Freude" die beifolgenden schon früher in der „Allgemeinen Rundschau" empfohlenen, zum Teil recht ausführlich besprochenen Werke vor, sodaß wir uns auf kürzeste Charakterisierung beschränken können: „Das Buch von den vier Quellen" von Dr. Augustin Wibbelt (kl. 4° 205 S. geb. ℳ 4.50, in Volksausgabe ℳ 2.—), redet ethisch und poetisch tief eindringlich, zart und kraftvoll zu uns über Natur, Spiel, Arbeit, Religion als Quellen der Gesundheit, Freude, Kraft, sowie des Lebens. Dies Buch muß man liebgewinnen. Gleiches gilt, wenn nicht in höherem Maße, von dem zweiten „Freudenbuche" desselben Verfassers: „Ein Trostbüchlein vom Tode" (kl. 4° 178 S., geb. ℳ 4.50) E. M. Hamann sagte in ihrem Aufsatze („Allgemeine Rundschau") von diesem „Hohenliede der Tröstung": „Wer es liest wie es gelesen zu werden verdient, der muß es erleben, wie man eine Persönlichkeit erlebt, die in Lebenstiefe gründet, um gen Himmel, ins Reich der Himmel, emporzuwachsen — einen Charakter, der als Mensch, Denker und Dichter das Beste in uns zu berühren und, in der Folge, auszulösen berufen ist." — Beda Philipp hat aus Adalbert Stifters sämtlichen Werken eine feinsinnige, zunächst die unvergleichlichen Naturschilderungen des Dichters widerspiegelnde Auswahl gegeben in „Waldesgründe und sonnige Höhen" (kl. 4° 198 S., geb. ℳ 3.—). Dem „Ring der Jahreszeiten" schließt sich die ungekürzt aufgenommene herrliche Erzählung „Brigitta" an, der dann verschiedene, Eigenart und Charakter des Autors kennzeichnende Abschnitte aus Stifters Briefen und fragmentarischer Selbstbiographie folgen. Ein wesensähnliches Buch ist „Da draußen vor dem Tore. Heimatliche Naturbilder" (4° 197 S., geb. ℳ 4.50) von Hermann Löns, dessen dichterische Unmittelbarkeit der Naturschilderung schon in seinen Romanen mitreißend zum Ausdruck kam und nun hier das führende Wort spricht.

Auch ein „Freudenbuch" ist „Ruth Hergarten. Ein Buch vom Sonnenschein" von R. Fabri de Fabris, 8° 298 S., geb. ℳ 3.50. Schöne Naturschilderungen vom Rhein, vom Meere, aus England, Irland, der Riviera, Aegypten, Rom weben sich organisch in den Gang der fesselnden Handlung, die allerlei Erlebnisse junger Herzen gemüt- und seelenvoll darstellt. Der Humor, die Schelmerei lachen nun hier nun dort aus dem Leben der Kinder und Erwachsenen, des Volkes und der Gebildeten, aber der tiefere Gehalt wiegt vor, sodaß wir das anmutige Buch auf recht viele Weihnachtstische, zumal der jungen Mädchen und Frauen, wünschen.

„Lenz" nennt Adolf Trampe seinen ersten Gedichtband (8° 144 S. M 2.50) eine charakteristische und zugleich verheißungsvolle Aufschrift, die durch den Erfolg der Zukunft bestätigt werden dürfte. Denn, der sie wählte, ist nicht nur ein Sangesfroher, sondern auch ein Sangesstarker, der sich sein Ziel nicht zu nahe setzt und schon zu „sichten" weiß. Einer von den Naturfesten und Seelenzarten, in dem der Sinn fürs Schöne herrscht, der über Mittel und Begeisterung zur und für die Kunst verfügt und willenkräftig zu Gottes Sonne aufschaut: „Segne du, ich will im Lichte schaffen!"

Elise Miller, die bekannte Lyrikerin, veröffentlicht bei Karl Ohlinger, Mergentheim, einen Band volkstümlich gehaltener „Geschichten von Gestern und Heute", 8° 308 S. geb. M —.—. Die 14 kernhaften Erzählungen spielen im 16., 17. Jahrhundert, in der Kulturkampfzeit und in der Gegenwart. Sie tragen die Tendenz der Treue gegen die Kirche und ihre Gebote an der Stirn, wissen aber zu fesseln und jene dadurch eindringlicher zu verwerten. Zurückgewiesen sei auf desselben Verlages schon öfter hier empfohlene, verdienstvolle „Allgemeine Bücherei, Bibliothek zur Verallgemeinerung von Wissen und Bildung" à Nr. broschiert 20 Pf. Bis jetzt liegen gegen 70 Nummern in gut ausgestatteten Einzel- oder Doppelbändchen, auch in größerem Umfang, vor; geschmackvolle billige Einbände stehen zur Verfügung. Die Literatur sozusagen „aller Nationen" wird herzugezogen und der Grundsatz, das Treffliche, womöglich Vorzügliche auszuwählen, wiegt ersichtlich vor. Man darf die Behauptung seitens der Verlagsanzeige entschieden bestätigen, daß hier „wirklich praktische Arbeit im Kampfe gegen die moralische und literarische Schundliteratur geleistet wird". Genannt sei wiederum das früher hier bereits ausführlich besprochene „Lebensbild" der „Fürstin Sophie von Waldburg zu Wolfegg und Waldsee" von Carl Haggeney S. J. (geb. M 3.—, Volksausgabe geb. M 1 60 und das ausgezeichnete Jugendliteraturwerk „Durch die Jahrhunderte. Geschichten und Gestalten von Bernard Arens S. J. (geb. M 2.—).

Die Verlagsbuchhandlung Styria, Graz, kann — für viele willkommen — einen neuen Hans Schrott-Fiechtl bringen: „Hellauf Tirolerisch! Fünf Tiroler Novellen. Mit Bildnis des Verfassers". 8° 166 S. M 1.60. Aus dem Buche schaut das ganze urwüchsige Talent des Verfassers heraus, der in der Einleitung: „Im voraus", der Heimat klar und stark huldigt: als einem „köstlich kostbaren Gut", das die „Kraft der Seele spannt, bewahrt und hochhält; als dem Anker und der Richtschnur fürs ganze Leben". Er ist sich voll bewußt: „Wir Menschen können auf die Dauer nicht leben, ohne daß uns das dumme warme Herz immer wieder weit, weit über die Sonne hinauszieht. Wir brauchen einen Grundkern voller Ideale." Und diese Ideale „hat die Heimat gegründet", weil man „Ideale nicht lernt, sondern einfach hat". Mit Leib und Seele hängt er an dieser Heimat, die er kennt wie sich selbst, und zwar mit allen Fehlern und Gebrechen. So ist denn alles: Land und Leute, Schicksal und Schuld, wurzelecht in diesen Novellen, die „Geschichten" sind im gehobenen, im Riehlschen Sinne. Der Ernst des Lebens wiegt vor, aber viel prachtvoller Humor webt sich ein und das Sonnengold dichterischer Befreiung überwiegt schließlich alle Schatten. — Aehnliches gilt von dem bereits früher im selben Verlage erschienenem Buche gleichen Autors: „Zwischen Joch und Ach'n. Tiroler Bauerng'schichteln. Mit 18 Illustrationen von B. Konrad", 8° 149 S., geb. M 1.80, in „Volksbücherei"-Einband M 1.10 und „Aus'm Tiroler Landl". Tiroler Bauerng'schichteln. Neue Folge von „Zwischen Joch und Ach'n'. Mit 18 Illustrationen von B. Konrad", 8° 164 S., geb. M 1.80 und M 1.10 (s. o.). — Aus dem gleichen Verlage sei noch Verschiedenes genannt: Ins Tiroler Land führt auch der Sammelband von 22 novellistischen Skizzen, Märchen usw. „Die von Edelspach". Mit Bildnis der Verfasserin und Kunstbeilagen von O. Schrott-Vokt," 8° 218 S. geb. 1.80. Hier herrscht der „zarte" Ton vor, zudem der (mitunter reichlich) romantische. Allerlei feine Naturstimmung taucht auf. Dazwischen gibt es gute Einblicke in das kernige Heimatleben. — Der Steyerer E. Prosper, Verfasser des „spezifisch österreichischen" Romans. „Was ich in Plaskowitsch erlebt", hat einen ditto zweiten, noch gehaltvolleren veröffentlicht: „Die Starkenstein", 8° 317 S., M 3.40. Ein Erbschaftsstreit liefert den Stoff. Abermals werden politische und soziale Motive herein bezogen, die Personen flott und überzeugend gezeichnet. Der letzte Eindruck: der echten Mutes in und nach schwerer Prüfung, bleibt ein nachhaltiger. — Besonders hingewiesen sei noch auf M. Herberts früher erschienene „Lebensausschnitte, Novellen und Skizzen" (8° 178 S. M 1.20), einer der künstlerisch und ethisch wertvollsten Bände, die wir dieser hochbegabten Dichterin danken.

Ein sehr anregendes, auch literarisch fesselndes Lebensbild umschließt der jüngste Band der „Illustrierten Geschichtsbibliothek für jung und alt": „Wallenstein und das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges". Von Dr. Leo Smolle. Mit 20 Illustrationen, 8° XI und 130 S. M 1.20. Wallenstein ist nicht als ein Großer, nicht als ein Schlechter, aber als ein Bedeutender und dem „rohen und eigennützigen" Geiste seiner Zeit zwar Unterstellter, aber nicht völlig von ihm Befangener gezeichnet. Zumal Rankes und Hallwichs Werke boten die Quellen für diese gründliche, spannende Darstellung.

Abend am Niederrhein.

Die stillen Abende am Niederrhein! —
Die Sonne sinkt und hat so müden Schein.
Ein weisses Segel steht in blasser Luft
Und schwindet talwärts sacht im Dämmerduft.

So tiefe Ruhe. Nur ein Mövenschrei,
Ein Bootspfiff dann von ferner Landungsley,
Und wieder Stille. Weiches Träumen zieht
Im Windhauch schmeichlerisch durch Schilf und Ried.

. . . Ich bin gewandert weit von Meer zu Meer,
Doch trieb das Heimweh stets mich zu euch her,
Die ihr so tief verwandt all meinem Sein:
Ihr stillen Abende am Niederrhein!

August Détrée.

Aus dem katholischen Buchhandel der bayerischen Residenz.

In der 1. Etage der eleganten neuen Geschäftsräume der Herderschen Buchhandlung in der Löwengrube findet zurzeit eine Weihnachtsausstellung statt, die bedeutend genug ist, um sie an dieser Stelle näherer Betrachtung zu würdigen. Da sind auserlesene Prachtwerke für jeden wissenschaftlich, künstlerisch, literarisch gebildeten Katholiken; die große, mit herrlichem Bildermaterial ausgestattete, schon längst rühmlich bekannte Wilpertsche Publikation über die römischen Katakomben gehört dem Herderschen Verlag selber an. Sehr sehenswert ist eine Sammlung feinster Geschenkliteratur in eigens für die Firma Herder entworfenen Luxusbänden. Die künstlerischen Gedanken stammen von dem bekannten Buchgewerbler Köster. Mit dieser Fürsorge für eine erlesene Ausstattung ist die Absicht verbunden, den Geschmack des katholischen Publikums für diese Spezialität, die bisher nicht völlig zu ihrem Recht gekommen ist, zu heben. Andere Gruppen umfassen sehr zahlreiche Neuheiten des Büchermarktes, weisen eine Fülle der interessantesten Werke aus den Gebieten der katholischen Theologie mit ihren verschiedenen Disziplinen, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst, Archäologie und Geschichte auf. Zu den Erscheinungen allerwichtigsten Ranges, die als Geschenke geradezu hervorragend geeignet sind, seien hier nur außer den bekannten großen Herderschen Lexika die ebenfalls im Herderschen Verlage erschienene neue Goethe-Biographie von Baumgartner-Stockmann, P. Grisars Aufsehen erregendes Lutherwerk und der vor wenigen Tagen erschienene 1. Band der Geschichte des Kulturkampfes von Dr. Kißling genannt. Von allergrößter Bedeutung ist auch die herrliche in Florenz erschienene Monumental-Publikation von Dantes Göttlicher Komödie mit der Einleitung von Gabriele d'Annunzio, ein herrliches Meisterwerk moderner Buchtechnik. Endlich seien aus der Menge der wertvollen Darbietungen noch die Altartafeln und Meßpulte herausgegriffen, ferner Meßbücher für Kirchen und Kapellen in den verschiedensten Einbänden, darunter elegante Lederschnittarbeiten und ähnliches, alles von gediegenster Ausführung, Werke der Freiburger, Münchener und Pariser Kunst. Der Literatur für die Jugend ist eine besondere Abteilung gewidmet. Auch eine aparte Auswahl gerahmter religiöser Bilder und Kunstgegenstände ist geboten, ebenso Erd- und Himmelsgloben als nützliche Geschenke für die studierende Jugend. Das Ganze macht einen ungemein anregenden, vornehmen Eindruck. Die Katholiken können auf das Unternehmen stolz sein.

Felix Hintzen.

Vom Büchertisch.

„Widukind", ein Weihnachtsspiel in drei Akten, von P. Leo Sattler O. S. B. aus der Beuroner Kongregation. 4. verbesserte Auflage, Paderborn, F. Esser. — In der auswahlreichen Sammlung „leicht aufführbarer Theaterstücke" des Esserschen Verlages nimmt Widukind durch die Schönheit der Sprache und wirksame Szenenfolge einen hohen Rang ein. In dem Stücke wird geschildert, wie der Sachsenherzog verkleidet ins Lager Karls des Großen schleicht in der Absicht, den großen Fürsten zu ermorden. Als er jedoch heimlich dem Weihnachtsgottesdienste beiwohnt, wird sein starrer Sinn bekehrt. Er wirft sich zu Karls Füßen und bekennt sich zum Christentum. Auch die Szenen im Sachsenlager und am Opferstein in Wodans dunklem Haine sind stimmungsvoll und werden bei entsprechender Darstellung gute Wirkung tun. Das Stück erfordert 21 Personen. Der Leser findet in dem Buche noch verschiedene die Aufführung betreffende Ratschläge. L. G. Oberlaender.

„Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen ...“ Eine Erzählung aus Rheinhessen von **Richard Knies**, 1911. **Konrad W. Mecklenburg vormals Richterscher Verlag, Berlin.** Preis ℳ 2.—. Der Verfasser hat unstreitig eine gute humoristische Ader. Er ist auch ein gewandter Erzähler und beherrscht den rheinhessischen Dialekt der Herrnsheimer Gegend ausgezeichnet. Mit viel Liebe und köstlicher Beobachtungsgabe zeichnet er dem immer heiterer werdenden Leser ein Dorfidyll, von dessen Hintergrund sich der große Gedanke des konfessionellen Friedens und der Verträglichkeit abhebt. Doch scheint mir der Verfasser manchmal mit seiner Realistik zum Nachteil des Aesthetischen zu weit gegangen zu sein. Eine Schilderung aus dem wirklichen Leben heraus ist an sich lohnend und dankenswert. Doch darf man meines Erachtens nicht allzu drastisch und „wahr“ werden. Auch sind mir in dem 149 Seiten starken Büchlein manche neumodischen Wortbildungen aufgefallen, die ich wegen ihrer Künstelei im Interesse der Sprachreinheit gerne vermißt hätte. Im übrigen aber ist die Kniessche Arbeit eine gelungene und humorvolle Erzählung, die viel sonnige Heiterkeit auslöst und daher empfohlen werden kann.

Aug. Nuß.

Der Verlag **Braun & Schneider** in **München** erfreut zu Weihnachten wieder wie alljährlich durch eine Anzahl von Schriften, die nur denjenigen in Verlegenheit setzen, der sagen soll, welche davon die hübschest ist. „Kribbel-Krabbel“ nennt sich ein lustiges Bilderbuch, dessen malerischen Teil Carl Storch geliefert hat, während die Verse von Hans Probst stammen. Die alte Wahrheit „Ein jedes Tierchen hat sein Pläsierchen“ erfährt in einem zweiten prächtig und schalkhaft gezeichneten Buche verschiedenerlei Nachweis, wobei es auch nicht an einzelnen tiefer gehenden Symbolismen fehlt. Dabei alles voll reizender Harmlosigkeit, für Kinder wie für Erwachsene gleich erfreulich. „E' Pälzer Blummeschtreißel“ nennt sich eine Sammlung von pfälzisch-mundartlichen Gedichten von Lina Sommer. Ernstes und Heiteres wechselt miteinander, alles in einer so kräftigen, echten gemütvollen Auffassung, ein jedes Gedicht ein so trefflicher Beweis eines ursprünglichen und feinen Talentes, daß man das Büchlein nur aufrichtig empfehlen kann. Um so mehr, als es mit sehr hübschen Zeichnungen geschmückt ist, von denen hier nur die humorvollen von H. Stockmann-Dachau genannt seien. „Der fidele Patient und sein Doktor“ ist eine Zusammenstellung lustiger Schnurren und Bilder, die kranken wie gesunden Leuten zuträglich und nicht zum wenigsten auch für die Hippokratesse eine Quelle der Heiterkeit sein dürften. Endlich erscheint, wie sich alljährlich von selbst versteht, auch der „Fliegende Blätter-Kalender“ wieder auf dem Plan, mit einem ganzen Sack voll Bildern und Späßen, die diesmal, wenn möglich, die Lachmuskeln noch heftiger angreifen als sonst.

Kurt Freden.

Bühnen- und Musikrundschau.

„Der Kampf um Schönherrs ‚Glaube und Heimat‘“ war der Titel eines Vortrages, den der bekannte Literarhistoriker Dr. P. Expeditus **Schmidt** vor einem sehr zahlreich erschienenen Publikum hielt. Der Vortragende steht auf dem Standpunkte, daß Karl Schönherrs erfolgreiches Bühnenwerk von dem Dichter nicht als Tendenzstück geplant gewesen wäre, aber durch die politischen Parteien dazu gemacht worden sei. Die literarischen Fachblätter haben nie in das überschwängliche Lob eingestimmt, das dem Drama in liberalen Tageszeitungen gezollt worden ist. Ausnahmen gibt es freilich auch hier, so hat z. B. die „Frankfurter Zeitung“ auf Schönherrs Berührungspunkte mit der Romandichterin **Handel-Mazzetti früher** hingewiesen, als P. Expeditus. Es war sehr interessant, von ihm zu hören, wie überhaupt sehr viele Schriftsteller, welche auf durchaus anderem Boden der Weltanschauung stehen wie der literaturkundige Franziskaner, zu den gleichen Ergebnissen gekommen sind, die man dem letzteren so übel genommen und in so wenig objektiver Weise bekämpft hat. Schönherr hat in seinen Erwiderungen mehr durch Heftigkeit als durch exaktes Eingehen auf die Fragestellung zu wirken gesucht. P. Expeditus Schmidt überschätzt die Wichtigkeit dieses literarischen Kampfes durchaus nicht. Wichtiger als der Spezialfall ist ihm die Tatsache daß hier ein literarischer Streit in so parteipolitischer Weise geführt worden sei, und daß so viele, die voraussetzungslos zu urteilen behaupten, seine Gründe gar nicht geprüft haben, weil sie meinen, ein Mann im Mönchsgewand „müsse“ ja zu solchem Stücke wie „Glaube und Heimat“ einen verdammenden Standpunkt einnehmen. Des Redners Urteil über Schönherrs Gesamtschaffen lautet, sein Vorzug und zugleich Nachteil liege in der Erdgebundenheit seiner Bauern; er sei nur bedeutend, wenn er aus der Anschauung heraus bilden könne. (Eine Vorlesung kleiner Skizzen, die Schönherr jüngst hier hielt, hinterließ mir den gleichen Eindruck.) Gegen Ende seines höchst beifällig aufgenommenen Vortrages berührte P. Expeditus noch Arthur Müllers „ehrliches protestantisch-preußisches Tendenzstück“ „Ein' feste Burg ist unser Gott“, welches der Münchener Literat Lion Feuchtwanger ausgegraben hat, um in ihm einen gewissen Parallelismus zu „Glaube und Heimat“ nachzuweisen. P. Schmidt glaubt Schönherrs Erklärung, daß er das 1860 geschriebene Werk des seinerzeit erfolgreichen Theaterdichters **nicht** gekannt hat. Ich habe das Stück nun im Volkstheater gesehen und finde keinen Anlaß, Schönherr zu mißtrauen. Die ähnlichen Situationen liegen im ähnlichen Stoffe. Müller war ein gewiegter Theatermann, der im Sinne der Charlotte Birch-Pfeifer zu rühren versteht, und es war possierlich, wie unser „literarisches München“ so ganz „unliterarische“ Theaterei bejubelte. Daß das „Volksstück“ derbe Farben braucht, bestreite ich nicht. Unangenehm wirkt auf mich die ungleiche Verteilung von Licht und Schatten und die Schärfe der Tendenz. Das Müllersche Stück hatte einen **fünften** Akt, in dem wir sahen, wie es den vertriebenen Salzburgern in Preußen wohl erging. Feuchtwanger hat diesen „operettenhaften“ Schluß getilgt und einen tragischen an seine Stelle gesetzt. Die Aenderung ist zweifellos wirksam, aber auch die Gegensätze verschärfend. Durch die Dialektübertragung Feuchtwangers hat Müllers Stück gewonnen, wie der Vergleich zwischen Original und Bearbeitung ergibt. Gespielt wurde in den Bauernszenen vorzüglich. Im erzbischöflichen Palast fühlten sich die Akteure weniger „zu Hause“.

Uniontheater. Konrad **Dreher** schloß seine diesjährige Spielzeit im Festsaale des Katholischen Kasinos und hat sich mit seiner Truppe auf Reisen begeben. Er durfte mit Beifall und Besuch während der ganzen Spieldauer sehr zufrieden sein. Daß sich für guten, volkstümlichen Humor noch reichlich Publikum findet, hat das Drehergastspiel wiederum erwiesen.

Aus den Konzertsälen. Eine „musikalisch-literarische Wohltätigkeitssoirée“, die sehr gut besucht wurde, veranstaltete der „Verein Frauenerwerb“. Das Programm war ein sehr gewähltes, nur Ludl, der bewährte Komiker des Gärtnerplatztheaters, fiel mit seinen Witzen über die verbotenen Nackttänzereien und die Landtagsauflösung aus dem vornehmen Rahmen. **Karl Ettlinger** dagegen brachte sehr glücklich ausgewählte Proben seines Humors, die, durch seinen frisch natürlichen, liebenswürdig-vornehmen Vortrag unterstützt, sehr herzlichen Beifall fanden. Anerkennung ver-

diente auch Carry Brachvogel, die eine ihrer graziösen Novelletten las. Hervorragend war der Geiger Arrigo Serato, dessen weicher Ton besonders in der Kantilene von berückendem Klangzauber ist. Emmy Braun sah man nach längerer Zeit wieder einmal am Flügel. Ihre glänzende Technik und vornehme Vortragskunst waren wie stets rühmenswert. Lythe Thomasius besitzt eine sehr wohlgebildete, schöne Stimme. Auch Else Hoffmanns Vorträge zur Laute wurden beifälligst begrüßt. — Die Zahl der Konzerte ist z. B. eine so enorme, daß es geradezu unmöglich ist, alle zu besprechen. Daß der Klavierabend eines Mannes wie Pauer hervorragende Genüsse bietet, bedarf keiner erneuten Darlegung; ebenso gibt Frau Langenhan-Hirzel stets Bedeutendes und Germaine Schnitzer ist eine Pianistin von Rang. Auch Roesger, der hochgeschätzte Lehrer der hiesigen Akademie, hielt einen eindrucksvollen Konzertabend. Der dreizehnjährige Spiwakowski besitzt bereits ein außerordentliches technisches Können. Auffassung und Empfindung durften, wenn man sein Alter berücksichtigt, sehr befriedigen. Ein Symphoniekonzert mit schönem Programm dirigierte Stefano Giglio, der Leiter der Philharmonie und der Santa Cecilia in Palermo. Wir lernten in ihm einen sehr sympathischen, feinsinnigen Musiker kennen. Im Volkssymphoniekonzert spielte Alf. Meyer vom Schweriner Hoftheater Saint-Saënts H-Moll Konzert mit sehr schönem Erfolg. Als virtuoser Könner bewährte sich wiederum der Geiger Hegedüs. Die Pianistin B. Lammfromm konzertierte mit E. Heyde erfolgreich. Sie teilten den Abend mit Thila König, deren kernige Altstimme und geschmackvolle Vortragsweise sich bewährten. Sehr beifällige Aufnahme fanden auch Bertha Manz und H. Ruoff an ihrem gemeinschaftlichen, sehr Schönes bietenden Abend. Neu war uns Elsa Krocker, die gute Mittel besitzt und sympathische Aufnahme fand.

Verschiedenes aus aller Welt. „Jedermanns Ladung vor Gottes Thron", ein von Hofmannsthal erneuertes, mittelalterliches Mysterium wurde in Berlin erfolgreich gegeben. Max Reinhardt gab ihm in der Zirkusarena einen glänzenden und doch einfachen Rahmen von kräftigen, edlen Linien. Alexander Moissi spielte die Hauptrolle nach Berichten hervorragend. — Martin Greifs vaterländisches Trauerspiel: „Agnes Bernauer, der Engel von Augsburg" wurde im Berliner Neuen Kgl. Operntheater in einer Separatvorstellung der Calderongesellschaft erfolgreich gegeben. — Adolf Pauls Komödie: „Die Sprache der Vögel" hatte im Wiener Burgtheater, wie kürzlich bei der Münchener Uraufführung, keinen vollen Erfolg. — In Eisenach wurde Jon Lehmanns „Flammenzeichen" uraufgeführt. Es handelt sich nach Berichten um eine ungefähr auf dem Boden Jathos stehende Religionstragödie. — Lediglich einen Achtungserfolg fand in Berlin die Komödie „Die Kassette" von Karl Sternheim, dem Autor der berüchtigten „Hose".

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Möchten die Politiker wünschen, dass die mit grosser Spannung erwarteten Auslassungen des englischen Ministers über Deutschland sich in wärmeren Tönen hielten, so genügte der Börse die Tatsache, dass eine augenblickliche Konfliktsgefahr nicht vorhanden ist, um die Haussestimmung neuerdings zu animieren. Den türkisch-italienischen Krieg lässt unsere Hautefinance weiterhin unbeachtet. Sie glaubt auch auf eine baldige Regelung der revolutionären Bewegung in China; die Schantung-Eisenbahnaktien stiegen etwa 3%. Die neu hervorgetretenen Marokkodifferenzen zwischen Spanien und Frankreich und die persisch-russischen Angelegenheiten interessierten die Börse wenig. Die Aussperrung in der Berliner Metallindustrie hat nur ganz vorübergehend auf die Elektrizitätsaktien eingewirkt, man glaubt, dass sich in Bälde eine Einigung erzielen lässt und so stehen diese Werte um einige Prozente höher, wie in der Vorwoche. Sehr rege war wieder die Kauflust am Montanaktienmarkt. Dass bei Kurssteigerungen von 5—8% die Möglichkeit gelegentlicher Rückgänge gross ist, ist unbestreitbar, obwohl die Nachrichten über den Stand der Beschäftigung bei den einzelnen Werken glänzend sind. Der Zinkhüttenverband, der Verein deutscher Eisengiessereien (für Gusseisen) und der belgische Stahlwerkverband haben eine abermalige Hinaufsetzung ihrer Preise bestimmt. Nachrichten, die den Anschluss der fiskalischen Ruhr- und Saarzechen an das Kohlensyndikat als wahrscheinlich bezeichnen, haben die Kauflust für Kohlenaktien angeregt. Die zu erwartenden guten Jahresabschlüsse der Grossbanken haben nach längerer Zeit wieder auf diesem Gebiete grössere Umsätze bewirkt, auch hier stiegen die Aktien der erstrangigen Institute um einige Prozente.

Für Eisenbahnwerte zeigte sich weniger Interesse, besonders für amerikanische, da auch die Neuyorker Börse hierin wenig anregend wirkte. Auszunehmen sind Canada Pacific shares und Luxemburger Prince Henri-Aktien, die höher notierten. Günstige Dividendenschätzungen, die vielleicht doch etwas verfrüht sind, sicherten den Schiffahrtsaktien befestigte Haltung. Der Rentenmarkt wies wenig Veränderungen auf. Japanische Fonds zeigten eine Abschwächung. Türken und Chinesen eine kleine Steigerung. Am Geldmarkt hat der Privatdiskont während der normal verlaufenen Prolongation eine Steigerung auf 4¾% erfahren, um nach ihrer Beendigung wieder etwas zurückzugehen. In Neuyork macht sich ein scharfes Anziehen der Geldsätze bemerkbar. — In der Sitzung des Zentralausschusses hob der Reichsbankpräsident einige Massnahmen hervor, um den bargeldlosen Verkehr zu fördern. Trotzdem von allen berufenen Stellen hierfür gewirkt werde, sei der Erfolg noch kein nachhaltiger. Noch lassen die Rechnungen vieler Geschäftsleute einen Aufdruck darüber vermissen, dass die betr. Firma ein Bank- oder Postscheckkonto besitzt. Die Reichsbank wird in Zukunft allerorts nur Lieferanten berücksichtigen, die dieser Forderung entsprechen.

Die Erhöhung des allgemeinen Preisniveaus der Lebensmittel hat sich besonders bei Kolonialwaren und Mineralien fortgesetzt. Einige landwirtschaftliche Produkte haben ihre hohen Preise nicht völlig behauptet. Im Anschluss an den sinkenden Preis der Rohbaumwolle zeigen auch die Textilprodukte im allgemeinen Preisrückgänge. R. Falk.

Pfälzische Bank. Die Dividende des Geschäftsjahres 1911 ist unter dem üblichen Vorbehalte auf sieben Prozent zu schätzen.

Für die Augen ist das Beste kaum gut genug, das sollte ein jeder beachten, wenn er sich der Augengläser bedienen muß, sei es zum Besserſehen beim Lesen, Schreiben, feinen Arbeiten oder zum Sehen in die Ferne, sowie zum Schutze der Augen gegen allzu grelle Beleuchtung. Augengläser, gleichviel ob Brille oder Pincenez, sind zu einem Kulturfaktor ersten Ranges geworden: ohne dieselben müßten Millionen Menschen ihren Beruf aufgeben oder ihre Erwerbs- und Leistungsfähigkeit in bedeutendem Maße herabsetzen und viele Tausende könnten nur unter größten Anstrengungen und Augenschmerzen ihrem Beruf nachgehen. Hilfsmittel von solcher Bedeutung müssen auf der höchsten Stufe der Vollendung stehen; leider ist dies nicht immer der Fall. Sowohl bezüglich der Ausführung als auch der entsprechenden Anpassung wird vieles vernachlässigt. Die bedeutendsten Vervollkommnungen und Verbesserungen sind deutschen Ursprungs und hat von jeher deutsche Wissenschaft und Technik sich vereinigt, um diese wichtigen Hilfsmittel auf die höchste Stufe der Vollendung zu stellen. Besonders sind es die Rodenstockschen Institute in München und deren Zweiganstalten in Berlin, welche neben wichtigen Verbesserungen an den Augengläsern selbst vor Abgabe der Gläser die ärztliche Augenuntersuchung obligatorisch eingeführt haben, eine Einrichtung, deren Zweckmäßigkeit von eminenter Bedeutung für den Gläserbedürftigen geworden ist. Wie segensreich sich diese Einrichtung bewährt hat, zeigen ungezählte mündliche und schriftliche Anerkennungen und die enorme Frequenz der Institute. Die Aufzeichnungen über die stattgefundenen Untersuchungen haben schon jetzt den Umfang einer ganz stattlichen Bibliothek erreicht. Waren die Rodenstockschen Institute die ersten optischen Anstalten, welche die Augenuntersuchung obligatorisch eingeführt haben, so waren sie auch die ersten, welche diese Untersuchung durch einen Augenarzt unentgeltlich vornehmen ließen. Alle Neuerungen, sowohl an der Brille als auch am Pincenez, werden den Gläserbedürftigen von den Anstalten in höchster Vollendung geboten und mit besonderer Sorgfalt unterstützt durch die Mutteranstalt in München, in deren weitverzweigten Betriebe die Augengläser und alle Zubehörteile in großem Maßstabe hergestellt und in alle Länder versandt werden. Auch das Optofix-Pincenez von Optiker Wolff, dem Mitinhaber der Anstalt, das zierlichste und eleganteste Pincenez, dessen vorbildliche Konstruktion die Vorteile der Brille und des Pincenez vereint, bildet eine Spezialität der Anstalt, ebenso die neuen Gläserschleifarten für Fern- und Nahsehen zugleich, ferner Entrantos-Gläser zum Schutze der Augen, sowie farblose Hygat-Schutzgläser, welche als das beste Material für Augengläser anzusehen sind. Nicht unerwähnt mag sein, daß die Bedienung in den Rodenstockschen Anstalten von erstklassigem Personal eine fachmännisch auf den höchsten Stufen stehende ist, so daß jedem Gläserbedürftigen das Vollendetste geboten werden kann und somit den schlechtsehenden Augen auf das vollkommenste gedient ist.

Ein sehr empfehlenswertes Weihnachtsgeschenk für jung und alt! Wir machen unsere Leser, wie schon früher, auf das Inserat **„Schwert und Schild“** in unserer heutigen Nummer aufmerksam. Das Spiel hat sich in den weitesten Kreisen längst eingeführt und gilt mit Recht als das beste, was der Spielmarkt seit Jahrzehnten geboten hat. Der Verlag konstatiert, daß hauptsächlich durch die Inserate in der „Allgemeinen Rundschau“ das Spiel bei den Deutschen im Ausland guten Absatz gefunden hat: nach Kamerun, Südwestafrika, Togo, Aegypten, Ostasien, Brasilien, Argentinien, Chile, Peru usw., und daß namentlich zahlreiche Erziehungsinstitute wiederholt Bestellungen gemacht haben, daß sich das Spiel bei den Zöglingen der größten Beliebtheit erfreue. Ueber die Qualitäten des Spieles weiteres zu sagen, ist hiernach wohl überflüssig. Erwähnt sei nur, daß das Spiel nach wie vor seine begeisterten Freunde unter den Freunden des Schachspiels findet und von ihnen, trotzdem es viel leichter zu erlernen ist als Schach, als ebenso anregend und dauernd interessant bezeichnet wird.

„Blitz“ schafft Ordnung. Wer Ordnung wünscht in seinen Geschäfts- oder Berufssachen, wer wichtige Papiere, Dokumente, Akten, Zirkulare, Korrespondenzen usw. stets beisammen, und alles in sachgemäßer Reihenfolge oder korrekt alphabetisch geordnet sammeln will, der benutze das tausendfach erprobte und belobte Blitz-System. Jeder, der Kaufmann oder der Gelehrte, der Ingenieur und der Handwerker, der Landwirt und der Private findet nichts Besseres, um Zeit und Aerger zu sparen und alle Schriftstücke und Notizen in ideal praktischer Weise zu ordnen wie Blitz-Ordner, Mappen, Bücher und Listen; jeder kann sich solche leicht und einfach für seine beruflichen oder privaten Zwecke nach eigenem Belieben einrichten. Wer einmal zehn Minuten aufwendet zur individuellen Einrichtung, schafft für immer perfekte Ordnung in seinen Papieren und ist bewahrt vor nervösem Suchen. Die Handhabung ergibt sich von selbst. Im eigensten Interesse sollte sich jeder von der Vortrefflichkeit der originellen, wohlfeilen Artikel überzeugen, die in allen einschlägigen Geschäften zu haben sind, oder direkt zu beziehen vom Blitzverlag König & Co, G. m. b. H., Köln a. Rh.

Die „Allgemeine Rundschau“ hat in Nr. 46 und 47 eine größere Zahl der Weihnachtsnovitäten des **Herderschen** Verlags Revue passieren lassen. Dem heutigen Heft fügen wir ein Bücherverzeichnis des gleichen Verlags bei, das in übersichtlicher Gruppierung eine reiche Auswahl der wertvollsten Buchgeschenke darbietet. Das Verzeichnis wird unseren Lesern als Erinnerung erwünscht sein.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.40 (2 Mon. M. 1.60, 1 Mon. M. 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 23 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 50. München, 16. Dezember 1911. VIII. Jahrgang.

Katholischer Klerus und weltliche Gerichte.

Mit besonderer Berücksichtigung Bayerns.

(Schluß.)

Von Dr. Wilhelm Kraus, München.

8. Die bisherigen Ausführungen verfolgten den Zweck, nach sorgfältiger Darlegung der historisch gewordenen Verhältnisse den Nachweis zu erbringen, daß in Bayern die zwei ersten Erfordernisse für das Zustandekommen eines kirchlichen Gewohnheitsrechtes gegeben sind: die Rationabilität, indem die nunmehrige Praxis, bei ihrer Beschränkung auf die rein weltlichen Zivil- und Kriminalangelegenheiten des Klerus, nicht das Wesen und die vom göttlichen Stifter statuierte Verfassung der Kirche verletzte, und im Laufe eines Jahrhunderts der Erfüllung ihrer Mission für das Heil der Seelen sich nicht als hinderlich erwiesen hat; alsdann aber auch der hinlängliche Konsens der Kirche, und zwar nicht nur der allgemeine, im kirchlichen Recht ausgesprochene und unter gewissen Voraussetzungen wirksame Wille (consensus legalis), sondern der im Recht viel bedeutsamere stillschweigende Konsens (consensus tacitus). Denn darüber darf kein Wort verloren werden, daß eben auf Grund ihrer göttlichen Verfassung nur die kirchliche Obrigkeit es ist, nicht aber das Volk, einschließlich des Klerus, oder die durch das Volk geübte Gewohnheit als solche, wodurch in der Kirche Gottes Recht geschaffen werden kann. (Matth. 18, 18; 28, 18—20.)

Soll nun auch der technische Gradmesser der „Gewohnheit“ angelegt werden, wie ihn die anerkannten alten und neuen kanonistischen Zelebritäten ausgebildet haben, so dürfte es — im Zusammenhalt mit dem bisher Ausgeführten — nicht im geringsten mehr zweifelhaft sein, daß nachgerade alle Requisiten vorhanden sind, um nach den geltenden Rechtsgrundsätzen der Kirche selbst die bisher in fraglicher Sache geübte Rechtsgewohnheit (contra legem) als ein Gewohnheitsrecht zu qualifizieren.

9. Ob es ein solches Gewohnheitsrecht gibt, eine im Sinne der Kirche rechtsgültige Gewohnheit gegen das positiv kirchliche Gesetz (das natürliche und positiv göttliche Gesetz scheidet selbstverständlich aus der Frage aus), darüber in Untersuchungen sich einlassen zu wollen, wäre ein überflüssiges Beginnen. Sind doch hierin nicht nur alle maßgebenden Kanonisten einig, sondern es ist auch im kirchlichen Rechtskodex ausdrücklich als legitimes Recht zugelassen und anerkannt (Gregor IX. ao. 1229), ja in ihm lebt geradezu die Kirche. „Die Kirche läßt deshalb den Gewohnheiten ein so weites Feld, um den Verschiedenheiten der Völker, welche sie zu ihren Untergebenen zählt, in ihren Anlagen, ihren Sitten, ihren lokalen Verhältnissen, ihren sonstigen Rechtsideen Rechnung zu tragen“. (P. Biederlack in „Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie“ VI, 447.)

Selbst gegen das große und bewunderungswürdige Gesetzgebungswerk der Kirche in der Neuzeit, das Konzil von Trient, haben sich trotz der gegenteiligen Verordnungen Pius' IV. Gewohnheiten gebildet, die anerkanntermaßen den Charakter des Rechtes erlangt haben. Um von vielem anderen, was weniger Allgemeininteresse hat, zu schweigen: Wer möchte heutzutage einen Erzbischof oder Bischof des Ungehorsams gegen die Kirche zeihen, weil er nicht alle drei Jahre seine Provinzial-, beziehungsweise alljährlich seine Diözesansynode abhält? Und dennoch hat niemand das einschneidende Reformationsdekret c. 2. sess. 24. des Tridentinums, dessen Resuszitierung in schweren Zeiten der Kirche bis in unsere Tage herein immer wieder verlangt worden ist, jemals außer Kraft gesetzt.

Mag man nun zur Präskription einer derogatorischen Gewohnheit 10, 40 oder 100 Jahre postulieren, welch letztere Frist im Rechte gleichsteht, der unvordenklichen („immemorialis“, „immemorabilis“) Zeit, so erfüllt sich diese Bedingung an den bayerischen Verhältnissen. Darüber hinaus im einzelnen das Rechtsverhältnis festzustellen, besteht hier nicht die Absicht, noch auch die Möglichkeit. Es darf wohl daran erinnert werden, ohne betont sein zu wollen, daß die heutige Uebung nicht erst seit Abschluß des Konkordates besteht, sondern daß das faktische privilegium fori bereits sein Ende hatte, als das alte Deutsche Reich zerschlagen war. Seit dieser Zeit sind drei Generationen dahingegangen, und von dem heutigen Geschlecht ist nicht ein einziger, der von dem ehemaligen Rechtsverhältnisse und Rechtsgebrauche auch nur eine Erinnerung („memoria“) hätte.

10. Allerdings, das ist gewiß: Der oberste Gesetzgeber in der Kirche, der Papst, könnte auch das auf einer consuetudo centenaria und immemorabilis begründete Gewohnheitsrecht beseitigen. Hat Pius X. es tun wollen? Hat er es wirklich getan? Die gegnerische Presse sagt „Ja“!

Derselbe Papst Pius IX., der die den staatlichen Gewalten so entgegenkommenden Konkordate mit Oesterreich (1855), Württemberg (1857) und Baden (1859) abschloß, hat um eben die nämliche Zeit (27. September 1852 und 15. Dezember 1856) aus ganz besonderen Anlässen das mehr als tausendjährige Recht der Kirche auf ihren Gerichtsstand aufrechterhalten, und am 8. Dezember 1864 hat er in seiner „Zusammenstellung („Syllabus“) der wichtigsten Irrtümer unserer Zeit“ (sub Nr. 31) die Verurteilung der in genannten Jahren reprobierten Sätze erneuert, die radikal und rücksichtslos die Forderung aufstellten: „Der kirchliche Gerichtsstand für die weltlichen Angelegenheiten des Klerus, bürgerliche wie kriminelle, ist vollkommen aus der Welt zu schaffen, auch ohne Einvernehmen mit dem apostolischen Stuhl und gegen dessen Widerspruch.“

Und als der gleiche Papst am 12. Oktober 1869 durch die Konstitution Apostolicae sedis das kirchliche Strafrecht regelte und zweckmäßig milderte, unterstellte er der von selbst eintretenden, dem Papste selbst in besonderer Weise zur Absolution vorbehaltenen Exkommunikation (sub Nr. 7) „diejenigen, welche direkt oder indirekt die weltlichen Richter zwingen („cogentes“), geistliche Personen, entgegen den kirchlichen Bestimmungen („praeter canonicas dispositiones“), vor ihr Gericht zu ziehen; desgleichen diejenigen, welche Gesetze oder Dekrete erlassen gegen die Freiheit oder die Rechte der Kirche.“ Es ist dies kein neues Gesetz für sich, sondern es soll dadurch das privilegium fori, die geistliche Gerichtsbarkeit, gegen frivole Verletzung geschützt werden. Wie nicht verwunderlich, entstanden um des knappen Wortlautes willen unter den Kanonisten Meinungsverschiedenheiten darüber, wer im konkreten Fall unter den „Zwingenden“ (cogentes) zu verstehen sei. Die strengere Richtung zählte dazu auch die Kläger und Ankläger, sowie die verschiedenen Gerichtsbeamten. Die mildere Ansicht hingegen glaubte, die Strafbestimmung intendiere die eigenmächtige, gewaltsame Usurpation der kirchlichen Gerichtsbarkeit durch die weltlichen Machthaber, was schon durch Berücksichtigung des zweiten Teiles der Bestimmung sich nahelegt. Diese Auffassung wurde offiziell anerkannt erst durch zwei Einzelentscheide des hl. Offiziums von 1871 und 1874 und zuletzt, am 23. Januar 1886,

durch dessen authentische, von Leo XIII. ausdrücklich approbierte und konfirmierte Interpretation, die in einem Rundschreiben allen Bischöfen „als Norm“ mitgeteilt wurde.

Das hl. Offizium erklärte darin, mit Berufung auf seine früheren Entscheidungen, ausdrücklich, das Kapitel Cogentes berühre einzig und allein die Gesetzgeber und anderen Obrigkeiten (non afficere nisi legislatores et alias auctoritates cogentes), welche direkt oder indirekt weltliche Richter zwingen, kirchliche Personen gegen die kanonischen Bestimmungen vor ihr Gericht zu ziehen. Diese also und sonst niemand, nicht Beamte, nicht Geschworene, nicht Zeugen, nicht Privatkläger, sollten von der obengenannten Strafe der Exkommunikation betroffen werden.

11. Indessen fügte diese einschränkende Auslegung doch eine neue Verordnung bei für diejenigen, die als Privatkläger oder -Ankläger gegen Geistliche vorzugehen Anlaß hätten. Es ist nicht die Drohung des Ausschlusses, sondern eine Vorschrift voll Ernst und Milde zugleich, in der Sache wie in dem zart abgewogenen Ausdruck, und offensichtlich das kirchliche Gegenstück unseres Sühneversuches im profanen Recht. Dort nämlich, wo die Päpste die kirchliche Gerichtsbarkeit nicht aufgegeben hätten, die Erlangung seines Rechtes aber auch dem Katholiken nur möglich sei bei den weltlichen Gerichten, da sei dieser verpflichtet, sich vor der Klagestellung gegen Geistliche die Genehmigung des Bischofs zu erholen; diese Genehmigung aber dürfen die Bischöfe nicht versagen, besonders dann nicht, wenn ihr Bemühen um friedliche Vergleichung der Parteien zu nichts geführt habe („cum ipsi controversiis inter partes conciliandis frustra operam dederint“). Handle es sich um Bischöfe, so sei der Apostolische Stuhl zuständig. Ueber freventlich Zuwiderhandelnde, zumal wenn es Geistliche seien, könne der Bischof Strafen und Zensuren verhängen, wenn er es vor Gott für gut halte; denn es würde dadurch die Freiheit des Gerichtsstandes verletzt.

Dieses Rundschreiben wurde damals in den Diözesan-Amtsblättern, meist ohne Kommentar, publiziert und ging in der Folge über in die kirchenrechtlichen Handbücher. Es ist nicht bekannt, daß es eine Beunruhigung des katholischen Volkes hervorgerufen hätte. Ja, die Laien dürften von einer förmlichen Pflicht, in Klageangelegenheiten gegen Geistliche vorerst die Genehmigung des Bischofs erholen zu müssen, in den allerseltensten Fällen Kenntnis gehabt haben. Die Bischöfe machten eben von der ihnen anheimgestellten Befugnis den Laien gegenüber wenig oder keinen Gebrauch, je nachdem sie es mit Rücksicht auf das Seelenheil ihrer Untergebenen für zweckdienlicher hielten. Es mag auch sein, daß sie damals schon für Bayern ein entgegenstehendes legitimes Gewohnheitsrecht für gegeben erachteten oder sich von der anderen Rechtserwägung leiten ließen, daß nach dem Wortlaut der Vorschrift eine Voranzeige bei der bischöflichen Behörde nur in Zivilstreitigkeiten postuliert sei, die aber in Bayern nach dem Konkordat ohnehin völlig in die Kompetenz des Staates übergegangen sind.

12. In diesem Rechtszustand befanden sich die Katholiken Bayerns, als das Motu proprio Pius' X. vom 9. Oktober 1911 publiziert wurde. Es ändert dort, wo es in seiner Wirksamkeit vollkommen zutreffen will, die am 23. Januar 1886 durch das hl. Offizium gegebene Auslegung der Konstitution Apostolicae sedis vom 12. Oktober 1869 in drei Punkten ab: 1. Laien, die einen Geistlichen vor dem weltlichen Gerichte belangen wollen, bedürfen nun nicht allein in Zivil-, sondern auch in Kriminalfällen der bischöflichen Erlaubnis; 2. diese Genehmigung ist nun auch erforderlich, wenn Geistliche als Zeugen vor Gericht aufzutreten gezwungen werden wollen; 3. die Strafe für die Uebertretung ist nicht mehr dem Ermessen der Bischöfe anheimgestellt, sondern tritt als Exkommunikation, dem Papste in besonderer Weise zur Lossprechung vorbehalten, von selbst ein.

Das neue päpstliche Dekret will deshalb lediglich in der Frage der Anzeigepraxis neue, weitere und strengere Vorschriften geben, im übrigen am bisherigen Rechte nichts ändern.

Nach den vorausgegangenen Ausführungen ist das Kapitel „Cogentes“ der Konstitution Apostolicae sedis als Schutz und pönale Sanktionierung der kirchlichen Gerichtsbarkeit anzusehen. Es wurde gezeigt, daß im bayerischen Konkordat von 1817 die Kirche in den rein bürgerlichen Angelegenheiten ihres Klerus ihre Zuständigkeit an die staatliche Gewalt abgetreten hat, weshalb diese bei der Anwendung des neuen Dekretes „quantavis diligentia“ außer Betracht kommen. Trifft für die Kriminalsachen von Klerikern, wie eingehend nachzuweisen versucht wurde, in Bayern die Existenz eines Gewohnheitsrechtes zu, so wollte der Papst auch in Kriminalsachen die bayerischen bisherigen Rechtsverhältnisse nicht beseitigen. Die Schlußklausel „contrariis quibusvis non obstantibus“, die Prälat Heiner zutreffend wiedergibt: „Gegenteilige Vorschriften sind außer Kraft gesetzt“, schafft nach dem bisherigen Gepflogenheiten nur die entgegengesetzten kirchlichen Gesetzesbestimmungen ab, hier die Vorschrift vom 23. Januar 1886. Wollen auch die entgegenstehenden Gewohnheiten beseitigt werden, so muß nach dem Rechtsgebrauch das ausdrücklich ausgesprochen sein. Wenn das der Hl. Vater, der diesen kirchlichen Rechtsbrauch kennt, dennoch unterließ, so ist es sicher auch nicht in seiner Absicht gelegen, diese eingewurzelten Verhältnisse mit einem Male zu ändern.

Anmerkung der Redaktion: Die Deduktionen des Verfassers lassen unserer Ansicht nach eine Frage ungelöst. Wenn auch die Geistlichen in Bayern gewohnheitsrechtlich das privilegium fori in Kriminalsachen nicht genießen, so ist damit noch keineswegs bewiesen, daß Laien (Private), die in Kriminalfällen einen Geistlichen vor dem weltlichen Gericht belangen wollen, nicht der Bestimmung Pius' X. entsprechend vorher Anzeige bei dessen kirchlichem Oberen zu erstatten hätten. Die praktische Bedeutung des neuesten Motu proprio liegt doch zweifellos darin, daß den Katholiken eine Pflicht in Erinnerung gebracht wird, die allen treuen Gliedern der Kirche bisher als selbstverständlich galt, die Pflicht nämlich, bevor man einen Geistlichen vor das weltliche Gericht zwingt, sich vorher an dessen Ordinarius zu wenden. Im übrigen dürften die gutem Vernehmen nach zwischen der bayerischen Regierung und dem päpstlichen Stuhle schwebenden Verhandlungen zu einer völligen Klärung der Rechtslage führen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin

Der gute Abschluß der Reichstagsperiode.

Am 5. Dezember wurde nach Erledigung seines Arbeitsprogramms die Tagung des Reichstags geschlossen; am 7. Dezember erfolgte die Auflösung des Reichstags und die Anberaumung der Neuwahl auf den 12. Januar 1912. Der Zwischenraum zwischen Schluß und Auflösung ist nur deshalb gelassen worden, damit das Präsidium Zeit behalte für die beglaubigte Ausfertigung der in der letzten Sitzung angenommenen zahlreichen Vorlagen sowie zur Erledigung der sonstigen häuslichen Geschäfte. Die Auflösung hat nur eine formelle Bedeutung; sie soll ermöglichen, daß die Neuwahl schon um 14 Tage früher erfolgen kann, als die letzte Wahl vom 27. Januar 1907. Man kann also ruhig dem verschiedenen Reichstage nachsagen, daß er sein natürliches Lebensende erreicht hat. Als aus den Konfliktswahlen vom Januar 1907 die knappe Blockmehrheit hervorging, haben wir und viele unabhängige Beobachter dem Bülowschen Kunstprodukt keine Lebensfähigkeit für 5 Jahre zugetraut, und als 1909 die große Krisis wegen der Finanzreform eintrat, erklärte der ganze Liberalismus im Verein mit der Sozialdemokratie den Reichstag für lebens- und arbeitsunfähig. Aber es kam ganz anders. Das erste Wunder war, daß dieser Reichstag, der unter dem Zeichen des Blocks gewählt und gut zwei Jahre lang Blockarbeit geleistet hatte, inmitten seiner Arbeitsperiode sich eine neue Methode, eine neue Mehrheit, einen neuen Kurs beilegte. Und das zweite, noch größere Wunder war, daß diese grundstürzende Wandlung dem Reichstag gut bekam, wie ein Jungbrunnen wirkte und eine ganz außerordentliche Schaffenskraft herbeiführte. Kaum ein Reichstag vorher war an Schicksalen so reich, wie dieser, aber auch kaum an Früchten so reich. Der beste taktische Einfall, den Herr v. Bethmann Hollweg gehabt hat, war die Anberaumung dieser spätherbstlichen Schlußsession, die gleichsam am Rande des Reichstagsgrabes stattfand. Daraus ergab sich der schönste Beitrag zur Aufklärung und Erziehung der Wähler. Einerseits durch den Anblick der reichen Ergebnisse einer treuen blockfreien Arbeit, anderseits durch die Ausräumung von Mißverständnissen und Verleumdungen auf zwei wichtigen Gebieten: bezüglich der Finanzen und bezüglich der auswärtigen Politik.

Die späte Verteidigung der Finanzreform.

Zwei Jahre lang ist vergeblich der Regierung gesagt worden, daß es ihre Pflicht und Schuldigkeit sei, der systematischen Verleumdung der Finanzreform und Verhetzung der Steuerzahler entgegenzutreten. Die Zärtlichkeit gegenüber dem verlorenen nationalliberalen Sohne bekundete sich auch darin, daß die Regierung die Finanzreform, die sie doch selbst verantwortlich vollzogen hat, schutzlos ließ, als ob es ein unbequemes Erzeugnis des schwarzblauen Blocks wäre. Vielleicht hätte die Regierung auch bis heute noch den Mund geschlossen gehalten, wenn nicht die linksliberale Presse in der Verlästerung des nächsten Voranschlages es so arg getrieben hätte, daß der deutsche Kredit im Inlande und noch mehr im Auslande gefährdet erschien. In der Krisis dieses Sommers hatte man ja auch durch die Erfahrung gelernt, daß die guten Finanzen einen integrierenden Teil der nationalen Macht bilden. Genug, in letzter Stunde erschien das Reichsschatzamt auf dem Plane. Erst trat in der Budgetkommission der Ministerialdirektor Herz den bösartigen Mißdeutungen der Anleiheposition von 50 Millionen im nächsten Etat kräftig entgegen und zeigte, daß hier nicht die Spur von „Schuldenwirtschaft“, sondern im Gegenteil ein überraschend schneller Uebergang zur Beschränkung der Anleihe auf **werbende** Zwecke vorliege. Als das die Preßhetzer noch nicht zum Schweigen brachte, ergriff der Schatzsekretär **Wermuth** selbst im Plenum das Wort, um mit durchschlagenden Zahlen den vollen Triumph der Finanzreform zu verkünden. Die Erwartungen, die man an die Gesetze von 1909 geknüpft hatte, sind nicht bloß erfüllt, sondern weitaus übertroffen worden, sodaß wir ein paar Jahre früher, als berechnet war, in den Beharrungszustand und zum Gleichgewicht gelangen. 1910 hat einen Ueberschuß von 117 Millionen gebracht; 1911 stellt einen mindestens ebenso großen Ueberschuß in sichere Aussicht. In beiden Jahren ist von den Krediten, die vorsichtshalber in den Etat eingesetzt waren, kein Gebrauch gemacht werden. Die Reichsschuld, die in der Blockära noch so üppig anwuchs, ist in den letzten Jahren nicht erhöht, sondern vielmehr mit Hilfe der Ueberschüsse effektiv vermindert worden. Auch die 50 Millionen-Anleihe, die in dem Etat für 1912 noch figurieren soll, wird aller Wahrscheinlichkeit nach nicht begeben zu werden brauchen. Die amtliche Feststellung der überaus günstigen Finanzlage, die jeden braven Deutschen hoch erfreuen muß, wirkte auf die Liberalen und Sozialdemokraten wie ein Hagelschauer. Es war wunderlich anzusehen, wie der eine Oppositionsredner nach dem anderen sich abmühte, den guten Eindruck zu verwischen, durch Aufbauschung von angeblichen oder wirklichen Einzelheiten das Gesamtbild zu schwärzen, die alten Redensarten wegen der „unsozialen“ Steuergesetze gegen die durchschlagende Tatsache auszuspielen und schließlich gar aus der günstigen Entwicklung zu folgern, es seien zu viel Steuern bewilligt worden. Verlegenheitsreden der schlechtesten Art! Wer sich von denen noch irreleiten läßt, an dem sind Wahrheit und Logik verloren. Schade, daß wir nicht das System des öffentlichen Anschlags von parlamentarischen Reden haben! Die Reden des Schatzsekretärs müßten in jeder Stadt- und Dorfstraße in kräftigem Druck angeheftet werden. Besser wäre es freilich gewesen, wenn die Regierung das Unkraut der Volksverhetzung im Keime erstickt hätte. Doch ist der verspätete Beitrag zur Steuer der Wahrheit hoffentlich nicht ganz fruchtlos. Zum mindesten ist den Blockpolitikern der saubere Plan, durch das Schreckgespenst von **neuen** Steuern die Wähler aufsässig zu machen, vereitelt.

Der vortreffliche Ausklang der hochpolitischen Debatte.

Am letzten Tage der Session ergriff der Reichskanzler selbst das Wort zur **Abrechnung** mit Sir Edward Grey und der englischen Politik. Zweifelsohne die beste Rede, die Herr v. Bethmann Hollweg im Reichstag gehalten hat. Klar, kurz und kräftig, nicht in nebensächliche Einzelheiten sich verlierend und nicht von der Blässe ängstlicher Vorsicht angekränkelt!

Die Kriegsgefahr vom vorigen Sommer ließ Herr von Bethmann Hollweg in ihrer ganzen Schärfe erkennen. Er berief sich sogar auf die bekannten sensationellen Enthüllungen des englischen Parlamentsmitgliedes Kapitän **Faber**, sodaß man annehmen darf, auch die Information unserer Regierung habe die zeitweilige Absicht Englands zum Losschlagen bestätigt. Die Schuld an der Krisis schrieb der Reichskanzler ausdrücklich der englischen Regierung zu mit den Worten: „Die tatsächlich eingetretene Spannung und Schärfung der Situation hätte nach meiner Ueberzeugung vermieden werden können, wenn unseren Erklärungen vom 1. Juli größeres Vertrauen geschenkt, und wenn die Periode des Schweigens nicht von englischer Seite durch eine öffentliche Kundgebung eines hervorragenden Mitglieds des englischen Kabinetts durchbrochen worden wäre.“[1])

Der Reichskanzler drehte dann in sehr wirksamer Weise den Spieß um. Der Schatzkanzler Lloyd George habe, angeblich ohne Provokation, feststellen wollen, daß England, so lange es als Großmacht existieren wolle, sich nicht behandeln lassen dürfe, als ob es nicht mitzähle, wo englische Interessen berührt würden. „Das gleiche Recht,“ sagte der Kanzler, „nehme ich für Deutschland in Anspruch. Ich finde aber, daß die marokkanischen Wirren um deswillen entstanden sind, weil dieses Recht Deutschland nicht immer eingeräumt werden sollte. Das Jahr 1904, in dem England und Frankreich über Marokko disponierten ohne Rücksicht auf das Interesse, das Deutschland an der Regelung des marokkanischen Problems hatte, war das Proton Pseudos. Aus ihm ergab sich für uns die Notwendigkeit, nach Algeciras und dann nach Agadir zu gehen, d. h. die Notwendigkeit, unsere wirtschaftlichen Interessen selbst zu wahren und der Welt zu zeigen, daß wir fest entschlossen seien, uns nicht beiseite schieben zu lassen.“ Man muß gestehen, daß dieser Geschichtsabriß in lapidarer Kürze die Entwicklung gründlich klarlegt.

Ebenso durchschlagend war die Darlegung des Reichskanzlers, daß Deutschland der englischen Regierung keine Ursache zur Erregung und Einmischung gegeben habe, da es bei den Verhandlungen nichts anderes erstrebte, als einerseits die Erfüllung politischer Wünsche des mit England verbündeten Frankreich und anderseits die Sicherung der „offenen Tür“ für alle, die doch gerade das Grundprinzip englischer Staats- und Rechtsauffassung gewesen ist. Wegen der kolonialen Kompensationen habe übrigens Sir Edward Grey selbst erklärt, England denke nicht daran, solchen friedlichen Vereinbarungen in den Weg zu treten. Was nun die hochpolitische Zukunft angeht, so fordert der Reichskanzler **Taten**, die den friedlichen Worten entsprechen: die englische Regierung müsse das Bedürfnis nach guten Beziehungen auch in ihrer Politik positiv zum Ausdruck bringen.

Zum Schlusse kam die Nutzanwendung für das deutsche Volk in folgenden schönen Worten: „Wir sind durch eine schwere und ernste, durch eine bedrohliche Zeit hindurchgegangen. Das hat das Volk richtig gefühlt. Möge es jetzt auch klar erkennen, was es sich selbst schuldig ist. Das ist weder Niedergeschlagenheit, noch herausfordernder Hochmut, sondern freier Blick, kaltes Blut, ruhige Kraft und feste Einigkeit in großen nationalen Fragen.“

Der Reichstag knüpfte an diese ausgezeichnete Rede noch eine Debatte, die glücklicherweise von der Nervosität der ersten Plenarverhandlung frei war und sich zu einer wirkungsvollen Kundgebung des **Volkswillens** im Einklang mit dem vom Reichskanzler entwickelten Programm gestaltete.

Angesichts der wuchtigen Kundgebung lohnt es sich nicht, bei Einzelheiten länger zu verweilen und z. B. zu untersuchen, ob die Schweigsamkeit der Regierung während der kritischen Sommermonate wirklich gerechtfertigt war durch ihre Furcht, daß öffentliche Mitteilungen die gefährliche Lage verschlimmern könnten. Nehmen wir Akt von der Erklärung, daß die Regierung nicht aus bureaukratischer Engherzigkeit geschwiegen habe, und hoffen wir, daß die Regierung in künftigen Fällen die Scheu vor der Oeffentlichkeit in engeren Grenzen hält. Inzwischen hat ja die Erfahrung gezeigt, wie heilsam die Aufklärung der öffentlichen Meinung ist.

Nicht bloß die Regierung, sondern auch die Nation selbst ist aus dem schlimmen Handel schließlich recht glimpflich herausgekommen. Wir können froh sein, daß die Gefahrenquelle, die in den ungeregelten marokkanischen Verhältnissen so üppig sprudelte, endlich verstopft worden ist. Der russische Minister des Auswärtigen, Sassanow, der nach seiner Genesung eine Rundreise angetreten, hat sich in Paris über die politische Lage in beruhigendem Sinne ausgesprochen und dabei besonders hervorgehoben, welch ein gutes Werk Deutschland und Frankreich durch ihre Verständigung geleistet hätten.

Die Mahnung „zur ruhigen Kraft und festen Einigkeit“, die der Reichskanzler an das deutsche Volk ergehen ließ, muß von den vernünftigen Wählern auch zum 12. Januar beherzigt werden. Die **Wahlaufrufe** der verschiedenen Parteien sind jetzt veröffentlicht worden, und der ehrliche Schiedsrichter wird sagen müssen, daß die Aufrufe von **rechts** besser sind, als die

[1]) Hier sei ein störender Druckfehler zu Anfang der vorigen „Weltrundschau“ berichtigt. Es sollte dort heißen: Der Tadel der **öffentlichen** Verkündigung der ministeriellen Willensmeinung durch Lloyd George sei von den angeblich kriegslustigen **Unionisten** ausgegangen, nicht aber von der angeblich friedfertigen Regierungsseite.

von links, und daß den ersten Platz mit Recht der klare und kräftige Aufruf des **Zentrums** beanspruchen kann, der die friedensgefährlichen Machenschaften des mit der Sozialdemokratie verbündeten Liberalismus entschieden zurückweist und für die Sammlung der positiven Kräfte die geeignete Grundlage der religiös-sittlichen und der wirtschaftlich-sozialen Interessen dem Volk vor Augen führt. Die Wahlarbeit der positiven Parteien hat jetzt bessere Aussichten, als vor einer Woche noch, und deshalb müssen alle Gutgesinnten, jeder zu seinem Teil in Groß- oder Kleinarbeit, frisch und fleißig die Hände ans Werk legen.

Sonstiges zur politischen Lage.

Die Italiener haben in Tripolis ansehnliche Erfolge errungen, indem sie dem Gegner die Position Ain Zara, welche die Umgebung von Tripolis beherrscht, nach einem schweren Kampfe entrissen. Damit ist der Punkt Tripolis bis auf weiteres gesichert. Der Vormarsch in das Innere ist freilich noch jetzt so schwer oder fast unmöglich, wie bisher. Bei der Türkei ist auch noch keine Nachgiebigkeit zu bemerken. Um so weniger, als die türkische Regierung von der Sorge um die Dardanellenpassage sich vorläufig wieder befreit glaubt. Italien hat auf die Forcierung der Dardanellen und des Bosporus auf Vorhalten der Mächte verzichtet, und Rußland, das die angeblich geplante Auslegung von Seeminen zum Anlaß einer Anfrage genommen hatte, ist ebenfalls mit seinem Wunsche nach freier Durchfahrt der Kriegsschiffe zurückgetreten. Jede Aenderung in dem Rechtszustande, der jetzt in dieser wichtigen Meeresstraße herrscht, würde in der Tat für den europäischen Frieden höchst gefährlich werden, da Oesterreich gegen jede Vergewaltigung oder auch nur Bedrohung Konstantinopels durch eine dritte Macht auftreten muß.

Während so die italienisch-türkische Krise nicht vom Fleck kommt, scheint in **China** sich eine Verständigung zwischen den Rebellen und der Regierung anzubahnen, allerdings auf Kosten des Hofes. Der Prinzregent hat zurücktreten müssen; der kindliche Kaiser soll als Scheinmonarch unter ministerieller Vormundschaft vorläufig geduldet werden. Juanschikai erweist sich als ein Doktor Eisenbart für das Kaiserreich.

Die neuen amerikanischen Kardinäle.

Von Oberlehrer Dr. H. **Beisenherz**, Düsseldorf.

Lauter Jubel ging kürzlich durch die nordamerikanische katholische Presse, als gemeldet wurde, daß der Papst den Erzbischöfen von Neuyork und Boston, John M. Farley und W. H. O'Connell, sowie dem päpstlichen Legaten in Washington, Monsignor Falconio, den roten Purpur verliehen habe. Ende November ist das Konsistorium in Rom abgehalten worden. Der Erzbischof von Baltimore, der ehrwürdige Kardinal Gibbons, dessen hohe Verdienste noch in Nummer 45 dieser Wochenschrift gefeiert wurden, ist mit drei Landsleuten (Monsignor Falconio ist amerikanischer Bürger) ins Kardinalskollegium eingezogen. Wenn man nun auch über allzu hoffnungsselige amerikanische Zeitungsschreiber, die in ihren phantasiereichen Träumen schon einen echten Sohn der Union auf dem Stuhle Petri sehen, in Europa lachen wird, so darf man doch mit Freude konstatieren, daß der einmütige und imponierende Vormarsch der katholischen Kirche in Nordamerika, den die letzten Jahre gesehen haben, jetzt in Rom erkannt und gebührend gewertet wird. — Amerikanische Zeitungen aller Richtungen kommentieren die Ernennung der drei neuen Kardinäle mit aufrichtiger Anteilnahme, z. T. sogar mit dem in der amerikanischen Volksseele so leicht erregbaren Enthusiasmus. Es sei eine erfreuliche Tatsache, sagen einige, daß die große Masse der Katholiken, welche unter dem Sternenbanner leben, von jetzt an unter den roten Hüten angemessener vertreten sein werde. Zu einer Zeit, wo die Kirche in der alten Welt mancherorts hart bedrängt werde, da knüpfte sie die Beziehungen zur Neuen fester, sagt zum Beispiel die Neuyork Evening Post. Dasselbe Blatt meint, daß die katholische Kirche in den letzten Jahrzehnten so herrlich aufgeblüht sei, gänzlich frei und unabhängig vom Staate. Damit sei die oft wiederholte Prophezeiung des Protestantismus, daß der Katholizismus in einer freiheitlichen Atmosphäre, wo er am Staatskörper keinen Rückhalt finde, nicht gedeihen könne, gründlich zuschanden gemacht.

Der päpstliche Delegierte Monsignor Falconio, der von jetzt ab beständig in Rom an der Kurie tätig sein wird, betont in seinem recht herzlich gehaltenen Abschiedswort an die amerikanischen Erzbischöfe und Bischöfe, daß es ihnen unter tatkräftiger Mitwirkung von Priestern und Laien gelungen sei, „das große religiöse und soziale Werk in diesem blühenden Teile von Christi göttlicher Kirche mit Erfolg fortzusetzen." — Beiläufig sei erwähnt, daß wir — nach wie vor — der Ansicht sind, daß das Lebensblut im Körper der katholischen Kirche in Nordamerika recht rege pulsiert und daß es nur gerecht ist, die erfreuliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte auch als eine solche zu buchen. Wenn in früherer Zeit Millionen von Katholiken infolge von Priestermangel oder durch eigene religiöse Gleichgültigkeit ihrem Glauben verloren gegangen sind; wenn auch heutzutage noch viele Tausende der katholischen Kirche ferne stehen, die nach Abstammung usw. ihre Kinder sein sollten; wenn eine beachtenswerte katholische Presse in der Union noch so gut wie ganz fehlt; wenn schließlich auch noch in unseren Tagen alljährlich viele Katholiken apostasieren — was leider überall und nicht zuletzt auch in unseren Großstädten vorkommt! — so bleibt unter Berücksichtigung der zahlreichen Schwierigkeiten, die sich für die nordamerikanische katholische Sache aus historischen, ethnologischen oder finanziellen Gründen ergaben, der Gesamteindruck, den der Verfasser von der Lage der katholischen Kirche in Nordamerika in die Heimat mitgenommen hat, der, daß wir unseren Glaubensbrüdern jenseits des Atlantischen Ozeans und besonders ihrem Klerus zu der glänzenden Entwicklung der letzten Jahre von Herzen Glück wünschen dürfen, ohne uns mit Recht des Optimismus zeihen lassen zu müssen. Freudig weiter ans Werk, ihr Glaubensbrüder auf der anderen Seite der Erde, ans Werk zur Eroberung der größten Republik der Welt für Christus und seine Kirche!

Zur Lage in der Schweiz.

Von Rechtsanwalt Th. **Lunke**, Schaffhausen.

Die Neuwahl des Nationalrates. — Das Gesetz über die Kranken- und Unfallversicherung. — Finanzreform.

Während sich in Deutschland die Parteien mit ihren großen Wählermassen zu einem riesigen Kampfe für die Reichstagswahlen rüsten, haben wir in den vergangenen Wochen unseren Nationalrat neubestellt, ohne daß von einem Kampfe im Ernste gesprochen werden könnte. Wenigstens war es kein Kampf im ganzen Lande, sondern nur in den Kantonen Basel, Neuenburg und Genf. Sonst waren die Mandate unbestritten, und dort, wo wegen der Volkszählung, das heißt wegen der vermehrten Bevölkerung mehr Nationalräte zu wählen waren als früher, hatte unter den verschiedenen Parteien eine Verständigung Platz gegriffen, oder es war ein Kampf infolge der ausgeklügelten Wahlkreiseinteilung ausgeschaltet. So war namentlich der erste Kreis Zürich, wo sonst die Sozialdemokraten den freisinnigen und bürgerlichen Parteien das Leben sauer gemacht hatten, ein Ringkampf der Parteien ausgeschlossen, da die radikale Mehrheit im Bundeshause durch Teilung des ehemaligen Einerkreises den Sozialdemokraten ohne weiteres 6 Mandate ausgeliefert und sie für die anderen Züricher Mandate mundtot gemacht hatte. Aber auch in Basel, Neuenburg und Genf artete der Kampf um die Mandate nicht so aus, wie wir es aus eigener Anschauung im Kreise Konstanz kennen gelernt haben. Das ging denn doch ins Aschgraue. Für eine solche Kampfesweise ist unser Volk, möchte ich sagen, zu nüchtern, oder die Parteigegensätze sind nicht so scharf, wie denn auch im Parlamente die Opposition nicht eine so ausgeprägte wie in Deutschland ist. Darüber habe ich schon früher berichtet, und seither ist es nicht anders geworden, zum mindesten nicht besser. Selbst wenn alle Minderheiten zusammenstehen, so vermögen sie gegen die alleinherrschende Hofpartei nicht viel auszurichten, wie dies aus der neuen Zusammensetzung des Nationalrates ohne weiteres hervorgeht. Es haben die Freisinnigen nämlich von den 189 Sitzen 116 inne, die katholisch-konservative Partei zählt jetzt 38 Mitglieder, das sogenannte Zentrum (liberal-konservativ) 14, die Sozialdemokraten sind auf 15 angewachsen, die Demokraten haben noch 5 Mandate, und ein einziger ist parteilos.

Den verhältnismäßig größten Vorteil aus der vermehrten Anzahl Nationalratssitze hat die Sozialdemokratie davongetragen. Sie zieht zum ersten Male als eine geschlossene Gruppe ins Parlament, und damit wird in Zukunft die Physiognomie des Rates etwas geändert werden. Die Gemütlichkeit und Behäbigkeit wird leiden. In meinen Augen ist das absolut kein Schaden, denn dann wird sich auch die katholisch-konservative Fraktion mehr auf die Beine stellen müssen, um nicht in die Rolle des unbeteiligten Dritten zu sinken. Sowieso haben es die Sozialdemokraten verstanden, im Nationalrate sich als die alleinigen Vertreter und Verfechter der Arbeiterinteressen zu gerieren und den Eindruck zu erwecken, als ob es im Schweizerlande nur eine Arbeiterpartei gebe, während doch die christlichsoziale Arbeiterorganisation einen großen Bruchteil der Arbeiterbevölkerung bildet und täglich an Bedeutung gewinnt. Gerade die letztere Organisation wird es sich angelegen sein lassen, im politischen Leben an Einfluß zu gewinnen, denn in der jetzigen katholisch-konservativen Fraktion erfreut sie sich nicht des besten Wohlwollens, wenigstens ist das Wohlwollen noch nicht greifbar in die Erscheinung getreten.

Was den Kämpfen in den Kantonen Basel, Neuenburg und Genf ein charakteristisches Gepräge gab, ist der Umstand, daß hier überall die Sozialdemokraten in der Stimmenzahl obenaus schwangen. So hat in Basel die Sozialdemokratie 7099 Stimmen gemacht, während der meistgewählte Bürgerliche es nur auf 5001 brachte. Noch eklatanter ist der Unterschied in Neuenburg. Damit sind die Sozialdemokraten zur stärksten Partei in Zürich, Bern und Basel geworden. Der Katzenjammer des Freisinns muß um so größer sein, als einige Sozialdemokraten in den Nationalrat ziehen, die zu den schärfsten Scharfmachern gehören und in antimilitaristischer Beziehung schon verschiedenes auf dem Kerbholze haben. Nicht umsonst schrieb der „Bund", das Organ des Bundesrates mit Bezug auf die Wahl in Neuenburg:

„Naine, der Internationale! Naine, der ohrfeigende Friedensapostel! Naine, der Antimilitarist, er, dem die Schweizerfahne nach seinen eigenen Worten nur noch gut genug ist, um sie auf einem Misthaufen aufzupflanzen: Das ist der Kandidat Neuenburgs, der letzten Sonntag (im ersten Wahlgang) die meisten Stimmen auf sich vereinigte. Und dagegen empört sich jeder, dem das Vaterland noch etwas bedeutet. Und die radikale Partei wird einen solchen Faustschlag nicht ungestraft hinnehmen! Es ist manchmal gut, wenn eine Partei durch ein so unerwartetes Ereignis aufgerüttelt wird, welches ihr zum Verständnis bringt, daß den seit sechzig Jahren gesammelten Lorbeeren neue Kränze hinzuzufügen sind."

Es hat nichts genützt. Der Freisinn hat im Gefühle seiner Macht die Zeit verschlafen. Auch in Genf ist man über die Wahl des sozialdemokratischen Vertreters nicht erbaut. Das „Journal de Genève" schreibt über ihn:

„Herr Sigg aber hat sich geweigert, einem Marschbefehl Folge zu leisten, und rühmt sich dessen. Noch mehr: er bezeugt weder Achtung noch Liebe für sein Heimatland; er spricht von unseren patriotischen Festen in beleidigenden und verächtlichen Worten, und sein Blatt hat sich sogar zu dem Vorschlag verstiegen, man solle die Schweizerfahne auf dem Miststocke aufpflanzen. Wir wüßten nicht, daß Herr Sigg je diese Worte mißbilligt hätte."

Das bittere Ende an dieser Wahl ist, daß ein ehemaliger Bundesrat und schweizerischer Oberst all seine Kraft eingesetzt hat, diesen Mustervertreter durchzubringen. Aus diesem Grunde liest ihm hinterher auch die Genfer Presse gehörig das Kapitel.

Die sozialdemokratische Bewegung läßt sich mit verspätetem Gejammer nicht aufhalten, denn wo eine Partei über hunderttausend Stimmen verfügt, muß unbedingt noch mit einem Zuwachs gerechnet werden. Für die katholische Schweiz dürfte die Lehre aus diesem Wahlgange sein, daß es höchste Zeit geworden ist, endlich einmal mit der Gründung einer einheitlichen schweizerischen Partei, die auf unserer Weltanschauung aufgebaut ist, Ernst zu machen. Vor drei Jahren schon hat man den zweiten Anlauf genommen. Dann aber ist die Geschichte wieder eingeschlafen und scheint weiter schlafen zu wollen. Man sollte nicht glauben, daß die Benennung der Partei einen der schwierigsten Punkte der Vereinigung bildet. Und doch ist es so. Hier heißt es: „Katholisch-konservative Partei". Dort: „Schweizerische Volkspartei" oder „Katholische Volkspartei". Ueber diesem Geplänkel vergehen die Jahre, und die Sozialdemokraten ernten da, wo wir hätten ernten sollen. Hoffentlich gelingt es der jüngeren christlichsozialen Bewegung, die Geister aufzurütteln, denn unser arbeitendes Volk verlangt nach Betätigung im öffentlichen Leben und will nicht, daß die Sozialdemokratie sich allein zur Wortführerin der Arbeiterschaft mache. Ich fürchte nur das Eine: Jetzt sind die Christlichsozialen bereit, mit den konservativen Katholiken Schulter an Schulter zu gehen, und sehen von der Gründung einer eigenen Partei ab. Wenn sich aber die konservativen Herren nicht herbeilassen, bald ihnen entgegenzukommen, wird eben das Ende vom Liede heißen: „Ich hatt' einen Kameraden, aber jetzt marschier' ich alleine." Und das wäre nicht nur zu bedauern, sondern direkt nicht zu verantworten.

Das Gesetz über die Kranken- und Unfallversicherung ist nun nach jahrelangen Bemühungen und Beratungen, nach schier endlosem Hin und Her in den eidgenössischen Räten fertig geworden und liegt zur Volksabstimmung im Februar des nächsten Jahres bereit. Die Anfänge der schweizerischen Versicherungsgesetzgebung sind schon 25 Jahre alt, aber die Schweiz hat sich inzwischen auf diesem Gebiete von seinen Nachbarländern überflügeln lassen und ist mit ihrer sozialen Gesetzgebung ins Hintertreffen geraten. Im Jahre 1899 lag bereits ein Entwurf für eine allgemeine Krankenversicherung vor, allein die Vorlage wurde mit 341419 gegen 148035 verworfen und Bach ab geschickt. Die Meinungen der verschiedenen Interessenten waren himmelweit auseinander, und es schien, daß es nicht gelingen wolle, die Gegensätze je einmal befriedigend auszugleichen. Das erklärt auch, daß das jetzt vorliegende Gesetz ein Produkt der Kompromisse ist. Es wird nicht alle und jeden befriedigen, allein man sagt sich, daß man das Erreichbare jetzt nehmen solle, es sei besser als gar nichts. Das stimmt. Aus dieser Erwägung heraus haben denn auch die Parteien fast einmütig dem Gesetze zugestimmt und befürworten es dem Volke zur Annahme. Fast schien es auch, daß das Gesetz ohne Volksabstimmung in Rechtskraft erwachsen würde, allein die Rechnung war ohne die Dividenden verteilenden Versicherungsgesellschaften gemacht, denen mit der Vorlage die besten Brocken weggenommen sein dürften. Diese blühenden Gesellschaften — einige davon verteilen 25—30 % Dividenden alle Jahre — ließen es sich ein schönes Stück Geld kosten und brachten innerhalb der gesetzlichen Frist die notwendigen Unterschriften bei, die notwendig sind, um die Volksabstimmung über ein Gesetz zu verlangen. Das Gesetz ist in sozialer Hinsicht von so einschneidender Bedeutung, daß es sich wohl rechtfertigt, dasselbe in kurzen Zügen hier wiederzugeben. An dieser Stelle will ich auch gerade einflechten, daß die Vorlage wohl bedeutend sozialer ausgefallen sein würde, wenn unsere Bundesversammlung nicht so einseitig zusammengesetzt wäre, und die Industrie nicht ein so gewichtiges Wort mitzusprechen gehabt hätte. Wo die Unternehmer aber im Uebergewicht sind, da darf man sich nicht wundern, wenn das Kapital darauf schaut, möglichst ungeschoren davonzukommen.

Das Gesetz beruht in der Hauptsache auf der Subventionierung des Krankenunterstützungswesens im allgemeinen und der Krankenkassen im besonderen. Die Unterstützung geschieht in der Weise, daß jede Krankenkasse, die den Anforderungen des Bundes genügt, von der Eidgenossenschaft einen jährlichen Beitrag von Fr. 3.50 bis Fr. 5 pro Mitglied, in Berggegenden Fr. 10 50 bis 12 erhält. Die Unterstützungspflicht dauert ein halbes Jahr. Der Schutz der Frau und der Kinder ist ein erhöhter. Die Frau hat das Recht, sich zu den gleichen Bedingungen versichern zu lassen, wie der Mann, und genießt im Wochenbett während 6 Wochen die gleiche Unterstützung wie in der Krankheit. Dafür erhalten die Kassen einen Wöchnerinnenbeitrag von Fr. 20. Dazu kommt noch eine Stillprämie, wenn die Mutter das Kind über 6 Wochen hinaus selbst stillt. Ebenso können die Kinder gegen Krankheit versichert werden mit Bezug auf die Heilungskosten. Ein großer Vorteil des Gesetzes ist die garantierte Freizügigkeit im Gebiete der Eidgenossenschaft. Danach kann ein Versicherter seinen Wohnort wechseln, ohne daß er an seinem künftigen Domizil ein Eintrittsgeld entrichten oder eine Wartefrist durchzumachen hat. Das Verhältnis der Kassen zu den Aerzten ist befriedigend gelöst. Die Wahl des Arztes ist nämlich unter den am Orte praktizierenden Aerzten frei. Streitigkeiten werden unter ihnen durch ein Schiedsgericht beigelegt. Die Krankenversicherung ist nicht obligatorisch. Das ist vielleicht ein Fehler der Vorlage, der wahrscheinlich früher oder später korrigiert werden muß. Auf der anderen Seite aber ist die Freiheit nach allen Seiten gewahrt, und es darf einer Kasse die Anerkennung nicht versagt werden, weil ihre Statuten die Aufnahme von der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Berufe oder Betriebe oder zu einer bestimmten Konfession oder Partei abhängig machen. Das bedeutet gegenüber der früheren Stellungnahme der Bundesversammlung zu Unterstützungsgesuchen von konfessionellen Arbeiterkursen usw. einen Fortschritt und beseitigt eine ungerechte und beleidigende Praxis.

Mit der Krankenversicherung ist die Unfallversicherung zusammengekoppelt. Dagegen laufen die Versicherungsgesellschaften in der Hauptsache Sturm. Nicht, weil sie diese Institution als ungenügend oder nicht sozial anerkennen, sondern wegen des ihnen entgehenden Gewinnes. Dieser Grund wird natürlich nicht gesagt, sondern mit einem Aufwande, der einer besseren Sache würdig wäre, umschrieben.

Für einen Teil der Betriebe ist die Unfallversicherung obligatorisch, für den anderen freiwillig. Es werden die Betriebs- und die Nichtbetriebsunfälle bezahlt. Im ersteren Falle zahlt der Unternehmer die Prämie, im letzteren der Arbeiter und der Bund. Im Invaliditätsfalle wird eine Rente entrichtet, und es fällt damit auch die derzeit geltende Bestimmung des Fabrikhaftpflichtgesetzes weg, in der die Entschädigung auf Fr. 6000 im Maximum festgelegt war.

Für die Unfallversicherung errichtet der Bund in Luzern eine eigene Anstalt und dotiert diese mit dem notwendigen Kapital.

Der Betrieb der Versicherungsanstalt beruht auf Gegenseitigkeit, und es fallen damit alle Dividendenansprüche weg. Die Anstalt arbeitet dementsprechend billiger, und das wird es sein, was die bestehenden Privatversicherungsgesellschaften nicht leiden wollen.

Alle politischen wesentlichen Organisationen rüsten sich zum Kampfe und empfehlen die Vorlage dem Volke zur Annahme. Die Versicherungsgesellschaften werden weder Mühe noch Geld scheuen, um das Gesetz zu Fall zu bringen, ich glaube aber, daß diesmal der Volkswille zugunsten der Vorlage spricht. Das Gesetz wird ersehnt und ist eine bittere Notwendigkeit. Das wird den definitiven Ausschlag geben, wenn auch, wie gesagt, das eine oder andere besser hätte gestaltet werden können.

Dem Bunde erwachsen aus dem Gesetze ganz bedeutende Auslagen, und er wird bei den allgemein gesteigerten Bedürfnissen seine liebe Not haben, den gesetzlichen Verpflichtungen nachzukommen. Schon für das Bundesbudget des Jahres 1912 verlangt der Finanzminister die allergrößte Sparsamkeit und macht die Räte darauf aufmerksam, daß dem Bunde notwendig neue Quellen erschlossen werden müssen, wenn der Staat nicht in eine chronische Defizitperiode eintreten will. Bisanhin hat die Bundesversammlung fröhlich drauflosgewirtschaftet, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, ob die Mittel in Zukunft reichen werden. Das Militär verschlingt ganz gewaltige Summen, die Subventionswirtschaft ist unerhört ins Kraut geschossen, sodaß der finanzielle Katzenjammer bald kommen wird, denn auch die Zölle werden eine Höhe erreichen, die nicht mehr überstiegen werden wird. Finanzreform wird also auch bei uns die Losung der nächsten Jahre sein.

Konfessionelle oder staatliche Jugendpflege?

Von Kaplan Franz Wienhold, Wanne, Westfalen.

Von jeher hat es die katholische Kirche als ihr nobile officium betrachtet, sich besonders der Jugend anzunehmen; in ihr sah sie ihre Zukunftshoffnung. Daher das zielbewußte Streben, das zarte Pflänzchen der heranwachsenden Generation zu hegen und zu pflegen, damit es später ein gesunder, kräftiger Baum im Garten der Kirche werde. Ebenso haben die andern Religionsgemeinschaften die Bildung und Erziehung der Jugend mit Elan betrieben.

Lange Zeit standen die Kirchen konkurrenzlos da auf diesem Gebiete. Da kam die Sozialdemokratie und setzte mit einer machtvollen und weit ausholenden Bewegung auch unter den Jugendlichen ein in der richtigen Erkenntnis, daß gute Ernte von guter Aussaat abhängt. Sie betrieb natürlich die Jugendpflege einzig und allein unter dem Gesichtspunkte der Erziehung zu „entschiedenen Proletariern".

Allmählich erblickte man in den rapid zunehmenden sozialdemokratischen Jugendvereinen eine nicht zu unterschätzende Gefahr für unser heutiges Staats- und Gesellschaftsleben. So erwachte das Interesse des Staates an der Jugendpflege. Es folgte der bekannte Erlaß des preußischen Ministers der geistlichen Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten vom 18. Januar 1911 betreffend Jugendpflege. Es heißt darin:

„Das Königliche Staatsministerium legt Wert darauf, daß alle staatlichen Behörden, soweit sie dazu geeignete Räumlichkeiten, Mittel und Kräfte besitzen, diese nach aller Möglichkeit für die Förderung der Sache dienstbar machen. Nicht minder rechne ich auf die wertvolle Hilfe der Geistlichen aller Bekenntnisse."

Der genannte Erlaß steht auf dem Standpunkte, daß die bestehenden konfessionellen Jugendvereine volle Selbständigkeit behalten sollen. Die staatliche Jugendfürsorge will mit der konfessionellen Hand in Hand gehen bzw. diese ergänzen und unterstützen.

Inzwischen werden zahlreiche neue Vorschläge zur Förderung der Jugendpflege laut.

Die beiden neuesten Vorschläge stammen vom Generalfeldmarschall v. d. Goltz und von dem bekannten Schriftsteller Richard Nordhausen.

v. d. Goltz sieht das Heil in einer strammen militärischen Erziehung der Jugend von 14—19 Jahren. Zu diesem Plane konnten wir noch nicht eher Stellung nehmen, bis genauere Einzelheiten über die Organisation bekannt sind.

Dagegen hat Richard Nordhausen seinen Vorschlag genau in einer Broschüre erläutert, betitelt: „Zwischen 14 und 18", erschienen bei Fritz Eckart, Leipzig.

Darin heißt es Seite 66:

„Eine große Jugendorganisation soll erstehen, die, zwischen Schule und Heer gelagert, sich an beide anlehnt, von beiden das Beste, nur das Beste, übernimmt und wie Schulpflicht und Wehrpflicht zu einer schier selbstverständlichen nationalen Einrichtung wird. „Also keine noch so gut gemeinte Vereinssimpelei. Kein Freiwilligentum. Zwang wird verlangt. Es steht nicht im Belieben der Burschen und Mädel, gesund und kräftig zu werden, ihre freien Stunden in freier Luft und unter freiem Himmel zu verbringen, sondern sie müssen es tun. Wie sie zur Schule müssen, wie der Jüngling dem Kalbsfell folgen muß."

Und weiter S. 75 u. 76 heißt es:

„Die pünktliche und gewissenhafte Beteiligung aller Organisationspflichtigen muß scharf beaufsichtigt werden. Für sie ist nicht nur der Zögling, sondern auch Vater, Vormund und Lehrherr verantwortlich zu machen. Wiederholtes Ausbleiben ohne triftige Entschuldigung, Herumtreiben während der Uebungs- und Spielstunden, hat unerbittlich strenge Strafe nach sich zu ziehen. Geldbuße, Haft, selbst die Erregung körperlichen Unbehagens darf nicht gescheut werden, um jedem Jungen und jedem Mädel die Ueberzeugung beizubringen, daß sich niemand ohne bittere Unannehmlichkeiten der neuen Ordnung entziehen kann."

Mit Recht bemerken zu diesen Ausführungen „Die Kommenden" (Nr. 22 vom 22. Oktober 1911):

„Man preist so gern unser Jahrhundert als das Zeitalter des Fortschritts und der Freiheit, in Wahrheit aber wird dem modernen Menschen immer mehr die Freiheit beschnitten, und immer mehr bringt man ihn unter Polizeiaufsicht und Staatskontrolle. Aber auch deswegen müssen wir die geplante Zwangsorganisation der Jugend ablehnen, weil das Programm derselben ganz einseitig nur die Pflege des Körpers betont. Spiel und Sport, das sind die Wundermittel, mit denen man alles erreichen will. Hat man denn ganz vergessen, daß die Jugend auch eine unsterbliche Seele hat, und daß dieselbe bei weitem kostbarer ist als der Leib? Und wir meinen, daß gerade die heutige Jugend gar dringend der Seelenpflege bedarf. Für die Seelenpflege ist vor allem Religion notwendig. Aber davon, von der Religion, steht in dem neuen Jugendprogramm nichts."

Es heißt also für uns Katholiken, den neuen Bestrebungen gegenüber auf der Hut sein. Niemals werden wir uns unsere blühenden katholischen Jugendorganisationen bereitwillig zerstören lassen, in denen als Ideal gilt die Harmonie der Seelen- und Körperpflege.

Als erstrebenswertes Ziel muß gelten: konfessionelle Jugendpflege mit Unterstützung von seiten des Staates.

Verlorene Zeit.

Zur sozialstudentischen Propaganda.

Von Theodor Hüpgens.

Die letzten zwanzig Jahre haben wir Akademiker, und nicht zuletzt wir katholischen Akademiker, für die soziale Schulung der künftigen Volksführer ungenutzt dahingehen lassen. Nicht als ob es uns heute an solchen fehlte! Woraus schöpften wir unsere Kraft, und woraus erblühten unsere Erfolge, wenn wir ohne Leitung wären? Aber diese haben aus eigenem Erkennen heraus die Arbeit der sozialen Selbstkultivierung in die Hand genommen. Versäumt haben wir es, die Masse der Gebildeten auf den Weg sozialen Sehens und Verstehens zu zwingen. Erst heute geht uns allmählich — Dr. Karl Sonnenschein hat dies kürzlich in einem Vortrag in Münster überzeugend dargelegt — die Erkenntnis auf, daß diejenigen Faktoren, die zunächst berufen wären, auch auf diesem Felde zu lehren und zu erziehen, Gymnasium, Familie, Universität, völlig versagen.

So ist es nicht überall. Andere Länder wissen durch ihre Schulreform schon den Gymnasiasten die Kunst, sozial zu sehen, beizubringen. Wir verlassen — in der großen Mehrzahl — heute noch die Universität wohl mit einem großen intellektuellen Wissensschatz. Aber das Leben, wie es draußen in Wirklichkeit treibt und wogt, kennen wir nicht. Wir kennen Restaurants und Konzertsäle und vielleicht auch Bars und Animierkneipen; das heißt also, wir wissen, wie die Lebewelt „lebt". Aber was das Heer der kleinen Leute und Handwerker tut, wofür es sich interessiert, und wofür es kämpft, das wissen wir nicht. Auch seine Waffen in diesem Kampfe sind uns unbekannt.

Es wird — das hoffen wir zuversichtlich — eine Zeit kommen, in der man es nicht mehr begreifen wird, daß heute Assessoren, Oberlehrer und Offiziere mit dem „Volke" zusammenkamen, es richteten, erzogen, ausbildeten, ohne sich über sein Lieben und Hassen je Gedanken gemacht zu haben; es wird unglaublich erscheinen, daß heute ein zwanzigjähriger Leutnant vor gleichaltrige und ältere Mannschaften aus dem Ruhrgebiet gestellt wird, die zum großen Teil Sozialdemokraten sind, ohne daß er sich einmal die Mühe gegeben hätte, in ein Bergwerk hineinzusteigen oder am Hochofen mit den Arbeitern ein Wort zu wechseln.

Diese aufgeklärtere Zeit wird kommen. Die nächsten Jahre sollen nicht mehr vergeudet werden. Und wir Katholiken wollen die Führung in der sozialstudentischen Bewegung nicht aus der Hand geben. Was bisher geleistet wurde, hat uns schon manchen Pfad gereinigt. Weitere Freunde zu werben, bleibt eine erste Pflicht. Aber die bereits gewonnenen zu durchdringenderer Arbeit zu führen, ist nicht minder wichtig. Wir müssen jetzt hinein in das Studium und das Erleben der großen sozialen Vereinsarbeit. Die Gleichgültigkeit gegenüber dem Ringen unserer Freunde von der Volksschule muß verschwinden. Es ist nicht allgemeine Bildung, von der Organisation, dem Tarifwesen, den Lohnkämpfen der Arbeiter nichts zu wissen. Es ist auch nicht vornehm, von solchen Dingen nicht zu sprechen, als ob es sich um etwas handle, was uns beschmutzen könne.

Wir tun uns selber den allergrößten Gefallen, wenn wir dafür sorgen, daß die Volksmassen wieder Respekt vor den Gebildeten bekommen. Dazu freilich müssen wir erst beweisen, daß wir die Qualitäten besitzen, Führer zu sein. Wenn nicht die Bildung führt, sondern die Unzufriedenheit oder auch nur das Streben nach wirtschaftlicher Besserstellung, so ist dies ein ungesunder Zustand. Unsere Aufgabe ist es also, keine Zeit mehr zu verlieren.

Dezembertage.

Die Tage mag ich gern, die winterweissen,
Die lautlos gleiten über weichen Schnee,
Und deren Schwingen silberflockig gleissen
Wie lichte Mövenschwingen überm See.

Es schaut die Stadt mit schneegekrönten Zinnen
Mich seltsam fremd und wie verzaubert an,
Die Gärten ruhen unter weissem Linnen
Verhüllt und reglos in des Schlummers Bann.

Es ist, als wandelte der Weihnachtsengel
Mit leichten Kinderschritten durch den Schnee
Und rührte sachte mit dem Lilienstengel
Besänftigend an Erdennot und Weh.

Und alles müsse reiner, besser werden
In der Erwartung auf das Himmelskind,
Als blühte süsser Friede nun auf Erden
Für jene, die da guten Willens sind!

Josefine Moos.

Im Zeichen der „Nacktkultur".

Von Dr. Otto von Erlbach.

Was hilft alles Totschweigen um des „öffentlichen Aergernisses" willen, wenn das Aergernis in der schlimmsten Form sich immer dreister an die Oeffentlichkeit hervorwagen darf! Es gibt gutmütige Leute, welche das Auftreten einer „Nacktänzerin" im Münchener Lustspielhaus als ein einmaliges Wiederaufflackern einer im übrigen bereits abgetanen Geschmacksverirrung einschätzten und, nachdem die Münchener Polizeidirektion durch ihr Verbot dem Unfug ein so energisches Ende bereitete, den Protesten der in ihrem Vergnügen gestörten „Intellektuellen" keine besondere Bedeutung mehr beilegten. Aus mehr als einem Munde hat man in den jüngsten Tagen die Behauptung hören können: In Berlin ist seit „Olga Desmond" und den „Schönheitsabenden"[1] der „Nackttanz" ja längst verboten. Das ist ein großer Irrtum, wie uns beispielsweise der liberale „Berliner Börsen-Courier" (Nr. 568 vom 4. Dezember 1911), belehrt. Da ist u. a. zu lesen:

„Gerade jetzt, wo infolge des Münchener Verbotes über die künstlerische Berechtigung des Nacktanzes heftig gestritten wird, mußte die Soiree Irene Sandens, einer der eifrigsten Pflegerinnen dieser Tanzart, doppelt interessant erscheinen. So war denn auch der Saal des Künstlerhauses gestern abend von einer großen Schar Freunde der Tanzkunst gefüllt, und manche Berliner Künstlererscheinung war unter dem distinguierten Publikum zu erblicken. Um es gleich vorweg zu sagen, der stürmische Beifall und die hartnäckig erbetenen Zugaben bewiesen, daß der Nacktanz in Berlin viele Freunde und Verehrer hat. . . . . Bei den Ensembletänzen der Elevinnen Frl. Sandens fielen trotz allen guten Willens noch mehr Eckigkeit und Erkünsteltes als Grazie auf".

Um das Publikum erst allmählich zu „erziehen", hat man die seit Jahren in so vielen deutschen Städten vorgeführten Tänze der Isidora Duncan und ihrer Schule (neuerdings Elizabeth Duncan) lediglich als „Barfußtänze" mit losen Gewändern gepriesen. In ihrer Schrift „Der Tanz der Zukunft" (Diederichs, Leipzig, 1903) sprach Isidora Duncan sich schon offener aus. Und heute? In Nr. 343 der liberalen „Augsburger Abendzeitung" vom 10. Dezember 1911 ist in einer Originalkorrespondenz aus Paris zu lesen: „Isidora Duncan tanzt jetzt auch nackt." Hier der weitere Wortlaut:

„Die prüde Miß, die zuerst ihren Fuß unter dem Gewande hervorstreckte und sagte, daß die griechischen Fräuleins aus Tanagra das auch getan, ist heute der Ansicht geworden, daß sie nichts mehr zu verbergen hat. Das subventionierte Odeon stellt seine antike Bühne für die Entkleidung der Miß zur Verfügung, und das berühmte Colonne-Orchester macht die Musik dazu. Isadora tanzt im Venusberg des „Tannhäuser" . . . Die Duncan ist Künstlerin, was ihr nicht abgestritten werden soll, aber im Venusberg hat sie nichts zu suchen. Es braucht darum doch nicht zu erstaunen, daß auf das bloße Gerücht hin, eine bloße Miß werde im Odeon tanzen, die Theaterkassen gestürmt wurden."

Unter der Rubrik „Nacktkultur" ist auch zu buchen, was sich soeben in der „Kunststadt" München wieder abgespielt hat. Die Polizei hat auf Grund eines Beschlusses des Amtsgerichts München aus dem Schaufenster des Kunsthändlers Wagner am Maximiliansplatz, dessen schamlose Auslagen schon seit Jahren die Entrüstung anständiger Passanten hervorriefen, siebzehn neben- und übereinander arrangierte aufdringliche Nacktdarstellungen weggenommen. Dem schon vorbestraften Kunsthändler wird der Prozeß wegen groben Unfuges gemacht werden. Der Mann lief natürlich sofort ins Asyl für alle in dieser Art polizeilich oder gerichtlich „Unterdrückten", zu den „Münchner Neuesten Nachrichten", die dann auch sofort Sturm läuteten. Und weil sich unter den 17 als Beweisstücke weggenommenen Darstellungen auch ein Bild Franz von Stucks befand, dessen schwüles, eindeutiges Sujet trotz aller Kunstform für eine Straßenauslage so ungeeignet wie möglich ist, mischte Prof. v. Stuck sich mit einem geharnischten öffentlichen Protest an die Polizeidirektion ein.[2] Natürlich fehlte es in diesem Preßlärm nicht an Jeremiaden, daß der „Ruf der Kunststadt München" wieder einmal ruiniert werde. Wie oft schon?

Diesmal ist auch einem in München stark verbreiteten liberalen Blatte der Nachbarschaft der allmählich zur sinnlosen Farce ausgeartete Entrüstungslärm der Kunstfanatiker zu dumm geworden. Die liberale „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 342 vom 9. Dezember 1911) hat der liberalen Großpresse in München, die unter Führung der „Münchner Neuesten Nachrichten" die sogen. „Intellektuellen" wie eine hypnotisierte Hammelherde hinter sich herzieht und den Snobismus in Massenkultur züchtet, in einer Weise die Leviten gelesen, daß Hunderte von anständigen Liberalen, die aus Furcht vor dem Terrorismus der Großblockpresse und gewisser Kunsttyrannen immer nur eine Faust in der Tasche machen, erquickt aufatmen werden. Hier die Epistel:

„Der Münchener sogen. Sittlichkeitszensor hat schon wieder einmal den Zorn der „Intellektuellen" erregt. Mit allen Zeichen der Entrüstung wurde letzter Tage in der Münchener Tagespresse gemeldet, in einer dortigen Kunsthandlung sei von der Polizei eine im Schaufenster ausgestellte Wiedergabe von Stuck, „Schwüle Nacht", beschlagnahmt worden. Die Ausdrücke der Entrüstung und des Protestes waren die bekannten. Alsbald erschien aber folgende polizeiamtliche Erklärung: „Auf Grund eines Beschlusses des K. Amtsgerichts München wurden gemäß § 94 der Strafprozeßordnung in einer hiesigen Kunsthandlung 17 Bilder — Nacktdarstellungen — als Beweismittel für ein Strafverfahren beschlagnahmt, das gegen den Kunsthändler wegen groben Unfugs anhängig ist. Unter diesen Bildern befand sich auch die „Schwüle Nacht" von Franz von Stuck in einer Hanfstänglschen Reproduktion. Der grobe Unfug ist in der aufdringlichen Auswahl und Zusammenstellung zu erblicken, in der diese Nacktdarstellungen in der Auslage hingen. Uebrigens ist der Kunsthändler aus dem gleichen Anlaß schon vorbestraft." Man sieht ohne weiteres, daß die Sache hier sich doch erheblich anders zu verhalten scheint als in früheren ähnlichen Fällen. Nach der polizeilichen Darstellung war das Bild nicht, mit vielen anderen Kunstwerken, nur so in der üblichen Weise ausgestellt, sondern es war gewissermaßen „arrangiert". Und daß darin ein Unterschied ist, das wird wohl zugegeben sein.

„Im übrigen, Stucks Bild, dem mit dieser Bemerkung durchaus nicht das Künstlerische abgesprochen werden soll, hat in der Tat, wie sein Titel sagt, etwas Schwüles, wie ja Stucks Schaffen überhaupt eine stark sinnliche Note hat. Es wird gebeten, uns nicht mißzuverstehen. Und im Hinblick hierauf wird man wohl sagen dürfen, die Ausstellung solcher Bilder, ausdrücklich: Kunstwerke, noch dazu die aufdringliche Ausstellung, ist zweifellos so und so zu beurteilen, denn an diesen Schaufenstern gehen nicht bloß Künstler, Kunstfreunde, Intellektuelle, wirkliche und falsche, vorüber, sondern auch unsere Jugend, und daß Jugendaugen ganz anders auf solch einem Bild ruhen, als die jener, daß Jugendaugen ganz anderes darauf finden, das könnte nur leugnen, wer selbst nicht jung gewesen ist. Ein Unterschied ist es auch, ob solche Bilder, wiederum ausdrücklich: Kunstwerke, auf der Straße dargeboten werden oder im Museum. Ins Museum geht die Jugend mit dem Bewußtsein, nun ins Reich der Kunst zu kommen und dieser Gedanke tritt doch wohl so stark vor, daß Anwandlungen der Lüsternheit vielleicht zurückgedrängt werden. Wobei ganz ruhig eingestanden wird, daß wir denken, daß manches junge Menschenkind auch mal mit anderen als mit reinen Kunstgedanken sich die Museumsbilder zu betrachten geht.

„Und endlich noch eins, eine sehr naheliegende Parallele, die aber merkwürdigerweise nie gezogen wird. Die vielen Werke der großen Weltliteratur, sinnlichen Einschlags, vielleicht Boccaccios Decamerone, wer möchte es wohl unternehmen, sie etwa im Feuilleton einer Tageszeitung fortlaufend zu veröffentlichen, oder wenn es geschähe und die Polizei legte sich drein, würde da dem Zensor in gleicher Weise stumpfsinniges Ba-

---

[1] Wie sehr die Sache „Schule macht", ist aus einer Inseratanzeige in Nr. 578 der „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 9. Dezember 1911 zu ersehen, wo unter der Ueberschrift „Tänzerin" eine „Gebildete junge Dame aus guter Familie Anleitung und Ausbildung wünscht in modernen — Schönheitstänzen durch — erstklassige Künstler." „Schönheitstänze" ist heutzutage ein anrüchiger Begriff geworden.

[2] Der „Bayerische Kurier" (Nr. 344/45 vom 10./11. Dezember 1911) erteilt Franz von Stuck einen sehr vernünftigen Rat: „Im übrigen sollte sich Prof. Stuck doch einmal die Mühe nehmen, in der Polizeidirektion sich den Akt Wagner anzusehen und den Zusammenhang mit dem Prozeß Geißmeier aus dem Jahre 1909 festzustellen, wobei Wagner aus sehr skandalösen Gründen als Sachverständiger abgelehnt wurde. Vielleicht ist Stuck dann doch etwas anderer Ansicht über die erfolgte Beschlagnahme, unter welche sein Bild „Schwüle Nacht" eben zufällig geriet." Zur Ergänzung der Andeutungen des „Bayerischen Kurier" sei noch folgendes bemerkt: An den Prozeß Geißmeier 1909 (derselbe wurde zu 7 Monaten Gefängniß, 5 Jahren Ehrverlust und Stellung unter Polizeiaufsicht verurteilt) schloß sich der von hervorragenden Autoritäten der Kunst und der Volkshygiene unterstützte Münchener Protest gegen den Mißbrauch der sog. Aktphotographien an. Der Schwurgerichtspräsident sah sich in jenem Prozeß genötigt, dem von Geißmeier als „Sachverständigen" geladenen Kunsthändler Wagner eine seine Person auf das stärkste bloßstellende Photographie nebst persönlicher Widmung auf der Rückseite unter die Augen zu halten.

naufentum vorgeworfen werden, oder würde der Intellektuelle nicht sagen: na, schließlich, der Mann hat recht, so etwas gehört nicht in die Zeitung, die im Hause in die Hände der jungen Welt kommt? Freiheit ist schon ganz schön, Kunsterziehung der Jugend auch, aber die Sache hat auch ihre Grenzen, denn von der Freiheit wird nicht immer der rechte Gebrauch gemacht, denn Jugend hat oft wirklich keine Tugend.

„Und zuletzt, man soll doch nicht immer die Gefährdung der Kunststadt München ins Feld führen. Die Kunststadt München wird durchaus nicht geschädigt, wenn die Polizei einmal den Finger hebt. Die Leute erfahren meist erst davon, wenn Snob zu schreien anfängt. Und in der Kunststadt München kann sich, was zur Kunst in Beziehung steht, noch immer recht frei bewegen. Was z. B. Dr. Hirth in der letzten Nummer der „Jugend" zu dem Verbot Adorées, der Nackttänzerin, ganz ungehindert sagen konnte, — allerhand Hochachtung, da ist die Freiheit noch lange nicht geknechtet!"

Deutlicher ist dem Münchener Snob schon lange nicht mehr die Wahrheit gesagt worden, wenigstens nicht aus den Kreisen der eigenen liberalen Parteirichtung und Weltanschauung heraus. Man müßte schon auf Obermedizinalrat Professor Dr. von Gruber und Stadtschulrat und Studienrat Dr. Kerschensteiner zurückgreifen, um ähnlicher Offenherzigkeit zu begegnen. Letzterer hat ja vor ein paar Jahren im Schwurgerichtssaale und hinterher in den „Süddeutschen Monatsblättern" den libertinistischen Extravaganzen eines Dr. Georg Hirth sehr wirkungsvoll den Star gestochen. Daß der vom Libertinismus so stark angefressene Münchener Liberalismus dessenungeachtet denselben Dr. Kerschensteiner als Reichstagskandidaten für München I aufgestellt hat, ist wohl aus vorwiegend wahltaktischen Gesichtspunkten zu erklären. Ein Mann von den sittlichen Anschauungen Dr. Kerschensteiners dürfte in der Stichwahl manche Stimmen auf sich vereinigen, die einem Vertreter des Libertinismus unbedingt versagt blieben. Auch der bisherige liberale Vertreter für München I, Rechtsrat Wölzl, hat in Fragen der öffentlichen Sittlichkeit mehr als einmal Seite an Seite mit denen gestanden, die von der „tonangebenden" Presse in München, einschließlich der Hirthschen „Jugend", so verächtlich wie möglich behandelt werden.

Weihnachtbücherschau.

Von B. Hauser.

Mit Unterstützung literaturkundiger Mitarbeiter.

V.

Die Verlagsanstalt **Benziger & Co., A.-G.,** Einsiedeln, hat ebenfalls noch einige Neuheiten zur Anzeige gestellt Zunächst Heinrich Sienkiewicz' Roman aus der Zeit des Mahdi „Durch die Wüste". Nach dem Polnischen übersetzt von S. Horowitz. Mit Original-Illustrationen von F. Schwormstedt, 8° 490 S., geb. M 5. Dies köstliche Buch wird das Entzücken der Jugendlichen wie der Gereiften sein, zumal bei gemeinsamer Lesung im Familienkreise. Helden sind ein Knabe und ein Mädchen, die tapferen Kinder zweier befreundeter Suezkanal-Ingenieure. Sie werden von Mahdisten entführt und bestehen viele und große Gefahren, ehe sie gerettet zu den Eltern heimkehren können. Der Schauplatz der Begebnisse zieht sich durch Niltal und Wüste hinein in die „Wildnisse des Sudans" sowie die „Urwälder und Steppen" von Britisch Ostwestafrika. In die überaus spannende Erzählung webt sich eine lebhafte dichterische Schilderung; Natur und Kultur anscheinend wilder Stämme tun sich vor uns auf — eine unbekannte Welt, die uns „bezaubert". — Der beliebte französische Belletrist Henry Bordeau hat letzthin einen anmutig-romantischen „Roman aus dem Provinzleben" geschrieben: „Die kleine Mamsell". Autorisierte Uebersetzung von Gräfin Bossi-Fedrigotti. Mit einer literarisch-biographischen Skizze (von Franz von Matt) und dem Bilde des Verfassers, 8° VIII u. 255 S., geb. M 4.—. Die „Grande Mademoiselle" war die stolze Herzogin von Montpensier, die unter Condé in den Krieg zog; die „Petite Mademoiselle" ist ein modernes fesches Bürgermädchen, das den verfolgten und ausgewiesenen armen Karmeliterinnen tapfer gegen rohe Polizeigewalt beispringt und dafür zu acht Tagen Gefängnis verurteilt wird. Nun will sie keinen Gatten, der nicht, wie sie sagt, auch „seinen gerichtlichen Fall hat", er könne ihr sonst ihre „Vergangenheit vorwerfen". Derjenige, der um sein Leben gern ihr Gatte sein möchte, stürzt sich zur Erfüllung dieser Bedingung in allerhand ergötzliche Abenteuer sowie ernste Situationen: zu seinem eigenen Glück; denn auf diese Weise lernt er sich zum echten Manne heranbilden, der das Leben der Gegenwart sehen und ihm mutig ins Antlitz schauen lernt.

Der Verlag **Fredebeul & Koenen,** Essen-Ruhr, tritt eben jetzt mit einer Anzahl anregender Neuveröffentlichungen an uns heran. Hedwig Kiesekamp, unter dem Pseudonym L. Rafael als bedeutende Lyrikerin und Erzählerin bekannt, hat aus ihren früher erschienenen Sammelbänden „Gedichte", „Neue Gedichte", „Ebbe und Flut", „Abendgluten" und „Tiefen der Sehnsucht" eine äußerlich bescheidene, wenngleich würdige, innerlich sehr reiche Auswahl getroffen, die sie „Ausgewählte Gedichte" nennt (8° 79 S., M 1.50). Wir finden in dem Bändchen — außer einzelnem Neuen, z. B. den Zyklus „Meereslieder" — ein gut Stück ihres allerbesten Früheren, darunter die hervorragenden lyrisch-epischen „Die Trauerweide" und „Die Frau Amtmann". Im gleichen Verlage erschien: „Bunte Blätter, Gedichte" von Viktor Terfluisen (8° 93 S.), ein freundlicher Band mit mancherlei Stimmungsvollem, zumal in der Schilderung, und einzelnem wirklich Eigenartigem, Ursprünglichen.

Einen geschickt und anregend aufgebauten „Roman aus der letzten Zeit vor Christus" schrieb Viktorin Schedlbauer in „Der Stern des Meeres", 8° 235 S., geb. M 2.50. Die bekannte Mariamne-Sage wird hier in veränderter Form dichterisch ausgewertet. Die so unglücklich endende Gattin des Herodes glaubt an sich selbst als den „Stern des Meeres, die Mutter des Erlösers", gelangt aber vor ihrem Tode zur Erkenntnis der göttlichen Wahrheit. In der Mitte der Handlung stehen, neben ihr und anderen, Zacharias und Anna, Joachim und Elisabeth, Herodes und Kleopatra, der greise Simeon und der spätere Cäsar Cajus Oktavianus. Die Handlung erstickt nicht in der Schilderung, die an sich als lebendig wirkt. Die Personenzeichnung hebt sich gut von dem biblisch-geschichtlichen Hintergrunde ab; die Sprache ist einfach gewählt. Alles in allem: das Buch dürfte viele Freunde, nicht zuletzt unter der vorgeschritteneren Jugend, finden.

Nochmals erinnern wir an zwei mehrfach von uns früher genannten Novellenbände (letzten Jahres) aus demselben Verlage: „Die Krone der Königin und andere Erzählungen" und „Ein Kuß aus Versehen und andere Novellen", beide von Fassy Torrund (Josepha Mose), 8° 279 S. u. 280 S. à geb. M 4.—. Eine Anzahl wahrer Kabinettstücke steckt in diesen inhaltlich der Zeit nach auseinander liegenden Sammlungen, die, durchaus rein und liebenswert, von dem echten Humor getragen sind: dem mit dem weinenden und dem lachenden Auge; die oft eine ethische Vertiefung und ein dichterisches Können aufweisen, welche noch auf weitere aufwärts führende Entwicklung der schon länger bewährten Autorin deuten.

Lobend hingewiesen sei auf des gleichen Verlages Serienunternehmen „Unterhaltungsbibliothek für jung und alt", à Bändchen geb. M 1.—, für das auch der bekannte polnische Dompropst F. E. Berlage zwei hier schon wiederholt empfohlene, seiner Mutter gewidmete Bändchen stellte: „Märchen und Sagen aus Nord und Süd, wie sie die Mutter erzählt" und „Erzählungen aus alter und neuer Zeit." — Eine allerliebst ausgestattete, in ihrer poetischen Schlichtheit wunderliebe Jugendschrift ist „Die Mäusefamilie von Schloß Dobbin." Von K. H. With. Nach dem Dänischen von F. Helmy. Mit Abbildungen (echt künstlerischen Vollbildern) von Wilhelm Th. Fischer, kl. 4°, 59 S., geb. M 1.50. Der Verlag betont mit Recht die gemütvolle Sinnigkeit, den köstlichen Humor, die echt dichterische Schilderung aus dem Tierleben, zumal die treffliche ethische Unterströmung. Die entzückende Gabe wird gewiß den Jubel ungezählter Kinderherzen erregen.

Der Verlag von **Breer & Thiemann, Hamm i. W.,** konnte zum zweitenmal auflegen „Katholische deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts (1750—1850). Proben aus ihren Werken." Herausgegeben von Adolf Hüttemann. 8°. 607 S. Preis M 6.—. Diese reichhaltige Sammlung ist schon das erstemal von unseren führenden katholischen Zeitschriften und Zeitungen sehr warm begrüßt worden. Die zweite Auflage hat die bereits starke Zahl der Autoren noch vermehrt. Etwas irreführend ist die Bezeichnung „19. Jahrhundert", da es sich tatsächlich um das 18. und 19. handelt: um den Zeitraum, der von der Mitte des einen bis zur Mitte des anderen Jahrhunderts reicht. Und zwar handelt es sich um die Festsetzung des Geburtstages für die neueren Dichter: Diejenigen, deren Geburt später als 1850 fällt, wurden nicht mehr aufgenommen. Auch diejenigen erfuhren keine Berücksichtigung, welche die Einreihung von Proben aus ihren Gedichten verweigert hatten. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg beginnt den Reigen, weil man, wie der Herausgeber sagt, „mit dessen Namen wohl eine neue Periode der katholischen Dichtkunst bezeichnen kann". Zur weiteren Orientierung dienen die Vorworte. Den ausgewählten Dichtungen der einzelnen Autoren sind der letzteren Geburts- und Todesjahr vorausgesetzt.

Der Verlag der **Junfermannschen Buchhandlung, Paderborn,** veröffentlicht M. Homscheids „Auf heimlichen Steigen und andere Geschichten und Skizzen", 8° 263 S., geb. M 2.25. Dies romantische Büchlein aus dem Volksleben bedeutet für die Autorin einen entschiedenen Aufstieg. Die Dichterseele zeigt sich hier der Volks- und Naturseele innig geeint. Entzückende Naturstimmungen sprechen an uns; noch tiefer bezwingt uns das überall hervorbrechende unmittelbare, verstehende Erbarmen für die Einfachen und Einsamen, für die menschlichen Schattenpflanzen und ihr unbewußtes Sehnen nach dem Lichte.

Adam Joseph Cüppers schenkt wiederum einen seiner weitbeliebten, praktisch und ethisch dankbar zu bewertenden „Erzählbände aus dem Volksleben: Blätter vom Wege". Mit Illustrationen. Regensburg, **Verlag von Friedrich Pustet,** 8° 309 S., geb. M 2.— Viele hell oder dunkel klingende Saiten aus dem äußeren oder inneren Leben des Volkes werden angeschlagen,

die Probleme der Ehe, der Erziehung, der gesellschaftlichen Verkennung, der Genußsucht fest aufgegriffen und mit der Zielsicherheit eines erfahrenen, scharfsichtigen Beobachters im christlichen Sinne beleuchtet. — Der gleiche Verlag veröffentlicht Felix Nabors Roman St. Michael, 8° 392 S. geb. M 2.10. Das Leben eines berufenen Priesters auf weltentlegenem Gebirgsposten, inmitten eines durch die Schuld eines geistlichen Vorgängers im Glauben gesunkenen, von Leidenschaften stark bewegten Volkes, ist der Vorwurf. Der Bergpfarrer erlebt mit seiner Gemeinde, die er allmählich zu Gott zurückführt, Gefahren, Armut, Elend, Krankheit und Aufruhr; schließlich stirbt er den Opfertod für die Seinen. Das alles ist mit mancherlei eingefügtem Epofidären gut und überzeugend erzählt, sodaß man das Buch unter einem nachhaltigen Eindruck aus der Hand legt.

Aus demselben Verlage kommt uns ein inhaltlich wertvolles Erziehungsbuch zu: „Charakterbildung von Dr. P. Gillet, Dominikaner, Professor der Philosophie. Autorisierte Uebersetzung nach der 12. Aufl. der französischen Neubearbeitung von Franz Muszyński, 8° 220 S. M 2.—, geb. M 2.80. In einem ausführlicheren Vorwort: „Zur Einführung", stellt Muszyński den bei uns in deutscher Sprache bisher noch nicht bekannten P. Gillet neben F. W. Foerster und bezeichnet diese seine Bearbeitung des P. Gillet'schen Werkes als Ergänzung des eigenen: „Der Charakter. Seine Bewurzelung in der menschlichen Natur, sowie seine Ausreifung und Auswirkung im Lichte des christlichen beziehungsweise modernen Idealismus" (Paderborn, Ferd. Schöningh 1910, 281 S.). Dadurch wird die Aufmerksamkeit des Kundigen von vornherein für das vorliegende Buch gefesselt und der Pädagoge wird selbstverständlich nach diesen beiden von Musgynski veröffentlichten Werken greifen. Möchte es nicht nur bei den „Pädagogen" bleiben. An uns ist es, hier besonders auf das Buch Gillets hinzuweisen, das auf der „unerschütterlichen, in allen Jahrhunderten nicht verblaßten und nicht geschwächten Philosophie des Aristoteles gründet und vom Geiste des Erlösers durchdrungen ist".

Die Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, A.-G, München-Regensburg, hat uns noch eine Reihe Neuveröffentlichungen zukommen lassen. Als eine sehr interessante Publikation wird ein durch Friedrich Koch-Breuberg, K. B. Major a. D., herausgegebenes Büchlein von vielen empfunden werden: „Ein Schlachtenbrief an eine Dame. Generalfeldmarschall Freiherr von Loë an die Gräfin Waldbott von Bassenheim. Amiens, den 21. Mai 1871." Mit 2 Bildern. 8° 64 S. 80 Pf. Die Adressatin, deren in die Münchener Schönheitsgalerie aufgenommenes Porträt wie dasjenige von Loës beigegeben ist, gehört seit einer Reihe von Jahren nicht mehr zu den Lebenden; auch der Verfasser des Briefes ist gestorben (1908). Beide waren einst ragende Gestalten, die eine in der Gesellschaft, der andere im Berufe. Beide waren katholisch, und mit Recht betont der Herausgeber in den dankenswerten Vorbemerkungen, daß in jener großen Zeit, wie man hier sehe, die Katholiken auch zur Stelle gewesen seien. „Ein katholischer Oberst schreibt an eine katholische Gräfin, deren Erziehung die Hoffnung auf ein mächtiges Deutschland nährte, voll Enthusiasmus über den erfochtenen Sieg und begrüßt freudig die aufgehende Sonne des jungen Deutschlands." Der höchst ausführliche und gründliche Brief ist ein Muster seiner Art. Die Stimmung im deutschen Heere vor und nach der Kriegseröffnung, die Abklärung der in ihrer ersten Glut hier und da allzu subjektiven patriotischen Begeisterung zu ruhiger Sachlichkeit, die spannende ernste Darstellung seitens eines Mannes, der „ein Vater seiner Offiziere und seiner Mannschaft" war, der die Tapferkeit des Feindes bereitwillig anerkannte, und dem die Freude an der wunderwirkenden deutschen Disziplin das Herz erwärmte: das alles findet in diesem nicht zuletzt für Jungdeutschland beispielgebenden Briefe eine gewinnende, schöne Widerspiegelung.

Bei dieser Gelegenheit sei nochmals auf einige Werke (im gleichen Verlage) des obengenannten Friedrich Koch-Breuberg nachdrücklich aufmerksam gemacht: auf den in der Kritik und dem Lesepublikum mit Recht sehr günstig aufgenommenen biblischen Roman für jung und alt „Eliud" (M 2.40), voll lebenswahr bewegter Szenen, überzeugender und feinsinniger Schilderung sowie Charakteristik, und auf die von goldechtem Humor gesättigten „Militär-Humoresken" aus der Alt-Münchener Zeit (M 2.40).

In unserer oft gar so wenig an die vergangenen Heldenzeiten gemahnende doppelzüngige Gegenwart paßt vortrefflich das Büchlein eines kernigen Seelsorgers: „Die Zunge im Noviziate" von Franz X. Kerer, 8° VIII u. 110 S. geb. M 1.60. Es ist volkstümlich im weitesten wie gehobenen Sinne, und liest sich in seinem markigen, emporreißenden Vortrage durchaus nicht wie ein „herkömmliches" Betrachtungsbuch; schon die an Abraham a Sancta Clara erinnernden Kapitelüberschriften verraten das. Wir wünschen dem eindringlichen Werke eine recht starke Verbreitung.

An Neuauflagen bietet derselbe Verlag: Christoph von Schmids prächtigen „Jugendspiegel. Eine Reihe kleiner Erzählungen". Vierte verbesserte (d. i. vermehrte) Auflage (11. u. 12. Tausend); Dr. A. Würfels reichhaltige Sammelbände „Unterhaltungsbuch am häuslichen Herd für jung und alt", zweite verbesserte Auflage, 8° 160 S., geb. M 3.40, und „Mußestunden zur Unterhaltung und Belehrung für jung und alt", zweite verbesserte Auflage 8° IV u. 269 S., geb. M 3.50. Der Inhalt dieser schon früher von uns empfohlenen, hübsch ausgestatteten zwei Bände stammt aus der Feder des Herausgebers selbst: Erzählungen, Skizzen und Gedichte in buntem, ansprechendem Wechsel aus Geschichte, Kirche, Natur und Leben, auf gut gelegtem ethischen Grunde, in einfacher aber edler Sprachgewandung.

Von der Rührigkeit des Verlages J. Habbel, Regensburg, zeugt die vorliegende Weihnachtsernte. (Auf einen Teil kommen wir noch zurück.) Sämtliche Werke zeichnen sich aus durch auffallende Billigkeit bei gutem Papier, großem klaren Druck, geschmackvollem Einbande und oft auch künstlerisch-illustrativer Ausstattung (zumal der Kopfstücke und Schlußleisten).

M. Herbert stellt einen neuen ihrer hochbeliebten Skizzenbände: „Der wilde Dorneck und andere Lebensstudien", 8° 348 S., geb. M 3.—. Alle besten Hauptzüge ihrer Erzählungskunst leuchten daraus hervor; der ganze Urgrund ihres von Gott- und Menschenliebe durchglühten Seins tut sich darin auf. Psychologische Feinheiten und erschütternde Wahrheiten enthüllen sich unserm mit Genuß immer tiefer dringenden Blicke, und vor einigen der „Studien", die alle Erlebnisse geworden und vorwiegend es auch zu werden geeignet sind, stehen wir mit dem umflorten Auge und dem zuckenden Herzen eines von bleibender Erkenntnis zutiefst Getroffenen.

M. Herbert hebt viele ihrer lebensprühenden Skizzen aus dem Schatze ihrer Volkskenntnis; Joseph Gangl tut dies wie schon früher, ausschließlich in seiner jüngsten Sammlung: „Die Wunderflur und andere Geschichten", 8° 200 S., geb. M 2.—. Seine aufstrebende Begabung bewährt sich wiederum als kraftvoll und wurzelecht. Er gründet tief im Leben dieser einfachen, einheitlichen Menschen; er schaut sie teilnehmenden Auges durch und durch und gibt uns das Gefundene markig-dichterisch wieder. So auch steht er zur Natur, die er empfindet, erlebt, deren Eigenart er nun in prachtvollen, nun in schlicht knappen Schilderungen uns anschaulich nahe bringt. — „Volksgeschichten" will Karl Broermann in seinen „Lebenswirren" geben, 8° 208 S., geb. M 3.—. Sie sind es nicht alle, wenigstens nicht im engeren Sinne, ausgenommen etwa, wenn der Autor bei der Aufschrift nur ihre „Adresse" ins Auge gefaßt haben sollte. Aber auch dann „klappt" es wohl nicht ganz. Ohne künstlerische „Prätentionen" wirken sie durch zielsichere Geradheit, hinter der ein gerades, warmes Gemüt steht. — Auf die Geest, in die Heide, an die Wasserkante, nach Skandinavien und Dalmatien, gen Norden und Süden trägt uns M. von Ekensteens Büchlein „Kinder der Scholle" (8° 158 S., geb. M 1.—), ein Dutzend liebevoll geschauter Erzählungen, die in jede Haus- und Volksbibliothek eingestellt werden können.

„Erzählung" nennt sich bescheiden ein Buch, das auf künstlerische Eigenschaften Anspruch erheben darf: „Abendröte", von Hans Regad (Pseudonym?), 8° 309 S., geb. M 3.—. Die kräftig aufgebaute Handlung spielt auf einer Nordseeinsel. Die Leidenschaften des Starrsinns, des Hasses, der Hab- und Herrschsucht treten in Kampf mit denen edler Liebe und Treue. Die Charakteristik hebt sich klar und lebendig von dem stürmischen Hintergrunde ab, über den sich schließlich Gottes Friedenshimmel versöhnend wölbt. — Felix Nabors Talent deutet entschiedener auf das Gebiet des Geschichts- als des Gesellschaftsromans, die er beide pflegt. Doch dürfte sein jüngstes Werk letzterer Gattung: „Schloß Sonneck" (8° 358 S., geb. M 3.—), manche Liebhaber finden, kraft der geschickt aufrecht erhaltenen Spannung der (selbstverständlich reinen) personen- und geschehnisreichen Handlung mit wogendem Auf und Ab, äußerer und innerer Schicksalsströmung. — Freunde eines „milden" Abenteurer- und Kriminalromans werden ihre Neigung befriedigt finden in Ed. Wagners moralisch-anregend gehaltenem Buch: „Der falsche Erbe", 8° 650 S., geb. M 3.—. Ein weiter Leserkreis läßt sich dem Reiseroman des Forschungsreisenden Otto Cesar Artbauer voraussagen: „Ein Ritt durch Marokko." Mit zahlreichen, klaren Abbildungen nach Originalaufnahmen, 8° 374 S., geb. M 3.—. Die Handlung spielt, nach dem Vorwort, im Jahre 1905 unter dem harmlosen Scherifen Mulai Abd el Ases, der jetzt als Privatmann in Tanger lebt. Die Vorgänge der letzten Jahre, besonders der jüngsten Zeit, haben manches verändert, aber die an sich fesselnde Darstellung bleibt immerhin noch aktuell genug.

Hier sei noch auf eine ansehnliche Veröffentlichung des gleichen Verlages besonders hingewiesen: „Aus Kreuzfahrertagen. Bilder aus dem 12. und 13. Jahrhundert" von Karl Freiherr von Freyberg. I. Band. 8°. 680 S. II. Band. 8°. 546 S. III. Band. 8°. 391 S. Gesamtpreis dieser drei Bände geb. M 10.—. Auf das geschmackvoll ausgestattete Werk werden wir später noch ausführlicher zurückkommen. Hier sei nur bemerkt, daß es sich für die vorgeschrittenere Jugend wie für die reiferen Leser, für den einzelnen Geschichtsfreund wie für den nach edler Unterhaltungslektüre verlangenden Familienkreis vortrefflich als Geschenkwerk eignet. Die klare, gewählte Darstellung vollzieht sich in novellistischer Form: spannend, ohne Effekthascherei, in ziel-

sicherer Beherrschung des gewaltigen Stoffes. Ein welthistorisches Panorama tut sich auf: möchte es vielen Genuß bringen!

Der Verlag **Butzon & Bercker, Kevelaer,** hat seinen bereits früher hier nachdrücklich empfohlenen, jetzt neu aufgelegten H. Schwarzmannschen Erzählbänden für Erstkommunikanten: „Bereitet den Weg des Herrn!" (Sechste verbesserte Auflage, geb. *M* 2.50 und 3.50) und „Bleibe treu!" (2. Auflage geb. 2.50 und 3.50) einen dritten für noch jüngere Kreise folgen lassen: „Mein Kind, gib mir dein Herz. Erzählungen für kleine Erstkommunikanten" von Schwester Maria Paula, Franziskanerin. Mit Bildern. 8° 188 S. geb. 1—2 *M*. Der Inhalt: einleitendes Gedicht, Einführung und 16 Erzählungen, zum Teil mit beigefügten „Beherzigungen", ist für Kinder von 7—9 Jahren gedacht. Am wirksamsten wird es immer sein, wenn die jeweilig vorlesende oder besser noch erzählende Persönlichkeit dem Verständnisse ihrer jungen Zuhörer gemäß derartige Geschichten „übernimmt", d. h. sie übermittelt beziehungsweise auswählt und mehr oder weniger frei durchführt. — Auch die Ausstattung dieses jüngsten Buches der bekannten Jugendschriftstellerin ist wiederum viele Sorgfalt verwendet worden.

Von den im selben Verlage erscheinenden sehr verdienstlichen „Münchener Jugendschriften" (für die Jugend bis zu 14 Jahren, jedes Bändchen zirka 64 S., beschnitten, in farbigen Umschlag, brosch. 20 Pf.) liegen jetzt 25 Bändchen vor; Autoren: H. Conscience, W. Hauff, R. Reinick, Chr. von Schmid, Brüder Grimm, Th. Mügge, Dr. W. Bauberger, E. Lingen, E. v. Handel-Mazzetti, Andersen, Colomb, Angel. Harten, W. O. v. Horn, Edmondo de Amicis, Heinr. Smidt, Ali Babar, Mar. Maidorf, Herminie Proschko. — Die ebenfalls dankbar zu wertende Sammlung gleichen Verlages „Münchener Volksschriften" (jedes Bändchen à zirka 64 S., beschnitten, elegant brosch. 20 Pf.) umfaßt jetzt 55 Bändchen, von denen die beiden letzten Felix Nabors Novelle „Gesühnt" und H. Keiters Erzählung „Der Sträfling" enthalten. Auch zu diesem Unternehmen sind bedeutende Autoren herangezogen worden; genannt seien noch: A. Schott, Cardauns, Kolping, Jer. Gotthelf, M. Buol, E. v. Handel-Mazzetti, Cl. Brentano, Ad. Stifter, A. v. Droste-Hülshoff, Grillparzer, Dickens, Eyth, Eichendorff. — Lebhafte Anerkennung hat derselbe Verlag durch die nicht wenige glänzende Autorennamen aufweisende Roman- und Novellensammlung „Aus Vergangenheit und Gegenwart" verdient und gefunden. „Alle Freunde einer spannenden, sittlich reinen und billigen Unterhaltungslektüre" (à Bändchen stark elegant brosch., beschnitten, zirka 106 S., 30 Pf., je 3 Bändchen geb. *M* 1.80 bis *M* 2.—) werden mit Interesse erfahren, daß das eine Zeitlang scheinbar ruhende Unternehmen seinen Fortgang findet, wie das die beiden letzten vollgewichtigen Nummern: „101. Otto Ludwigs ‚Zwischen Himmel und Erde' und 102. Sienkiewicz' ‚Ums liebe Brot'", sowie die erneute Verlagsanzeige bestätigen. Möge das segensreiche Unternehmen immer regere Förderung seitens unseres Lesepublikums finden; um so regere Tätigkeit, nicht zuletzt in der Auswahl wird dann auch der Verlag entfalten können. — In hoffentlich recht lebhafte Erinnerung gebracht sei auch des letzteren hier ebenfalls schon verschiedentlich hervorgehobene Sammlungen: „Bunte Hefte für die männliche Jugend" und „Ins Leben" (herausgegeben im Auftrage des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen (à brosch. und beschn. Heft 10 Pf.) — Endlich erwähnen wir noch, daß F. X. Brors S. J. sein sieghaft bewährtes apologetisches Schutz- und Trutzbüchlein: „Modernes Abc für das katholische Volk. Kurze Antworten auf die zahlreichen Angriffe gegen die katholische Kirche", jetzt im 131.—140. Tausend, und zwar in „neuester", vermehrter und verbesserter Auflage, bei Butzon & Bercker erscheinen ließ. (*M* 1.20.)

Der Verlag der **Alphonsus-Buchhandlung,** (A. Ostendorff), Münster i. W., legt uns verschiedene Neuerscheinungen vor. Zunächst Antonie Jüngsts „Wegwartblüten, Novellen und Erzählungen", kl. 8° 280 S., geb. *M* 4.— Die bekannte westfälische Epikerin und Lyrikerin bietet hier „einen Strauß schlichter Blüten", auf denen der „Himmelstau" der Versöhnung zwischen dem Menschen und seinem ob noch so schweren Schicksal erglänzt. Die hochstehende „Jugendbücherei des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen" (à Bändchen geb. 80 Pf.) hat ihre 1. Folge um das Schlußbändchen (XII) vermehrt: „Doktors Zwillinge" von Anna Hilden, eine treffliche, für zahlreiche Kinder hochwillkommene Ergänzung zum 10. Bändchen: „Großmamas Plagegeister". Die „II. Folge" ist durch bekannte Schöpfungen von Ottilie Wildermuth: „Der Spiegel und andere Erzählungen", eröffnet worden; sie soll hauptsächlich Uebersetzungen guter ausländischer Jugendliteratur bringen, dazwischen Erzählungen bewährter älterer Jugendschriftsteller.

Der Verlag Franz Stein Nachfolger **Hausen & Co.,** Saarlouis, hat sein in lobenswerter Weise gegen die Verbreitung der Schundliteratur gerichtetes belletristisches, von uns bereits früher gewürdigtes Serienunternehmen: „Aus Welt und Leben" um 7 weitere Bände vermehrt. Als älteres Werk nahm er Annette von Droste-Hülshoffs berühmte Erzählung „Die Judenbuche" herüber, mit einer Einführung von J. Werle und mehreren Abbildungen, 8° 58 u. 60 S. Bibliothekband *M* 1.10, Geschenkband *M* 1.25. Die sehr lesenswerte Einführung scheidet sich in zwei Hauptkapitel: das eigentlich Biographische und Kritische: „Leben und Dichtung", und eine kleine Auswahl hervorragender Drosteescher Gedichte.

Anna Freiin von Krane hat eine auf ihrem Hauptgebiete gezeitigte Frucht für die Sammlung gepflückt: Die biblische Erzählung „Es ging ein Säemann aus zu säen", 8° 28 S., *M* 1.10, geb. *M* 1.25. Die Verfasserin bekundet wiederum ihre für diese schwierige Dichtungsart mehrfach bewährte Kraft. Sie führt uns in das Heim zu Nazareth, stellt uns den Heiland, seine Mutter und Joseph lebendig vor Augen, zeigt uns den göttlichen Säemann bei irdischer Arbeit, im Verkehr mit Fremden und den Seinen, erfüllt von göttlicher Weisheit, himmlischer Geduld, hinreißender Klarheit. Einzelne Stellen des Buches sind wieder von jener unwiderstehlichen Werbekraft, welche die Autorin geradezu auf dieses poetische Apostolat hinzuweisen scheint. — Wie die Liebe zu Christus in ihr entstand, erzählt sie uns in der dritten Geschichte eines zweiten Bändchens: „Flüchtige Schatten, Skizzen nach dem Leben". 8°. 128 S. *M* 1.35, geb. *M* 1.50. Kleine freundliche, auch ernste Geschichten und Silhouetten aus eigenem und anderem Leben ziehen da an uns vorüber und hinterlassen den Haupteindruck einer in vielfacher Erfahrung reif gewordenen Frauengüte.

Die Essayistin, Kritikerin und Literarhistorikerin E. M. Hamann bietet zum erstenmal in geschlossener Sammlung einen Band „Erzählungen: Friedenfinder." 8° 187 S. *M* 1.60, geb. *M* 1.80. Das Buch wurde schon neulich in der „Allgemeinen Rundschau" unter der Rubrik „Vom Büchertisch" empfohlen. Die bekannte Epikerin und Lyrikerin M. v. Greiffenstein äußerte sich über die Sammlung dahin: Manche Seele ginge in der Welt herum mit jenem Unglauben, der aus einem nicht verstandenen und daher nicht angenommenen Leid herausgeht, da der große plötzliche Schmerz oft etwas Betäubendes, Verwirrendes hat; in diesem Zustand droht die Gefahr des Irrewerdens an Gott. Das habe die Autorin gesehen und erfahren, und hier setze ihre Kunst packend, erschütternd ein, so daß das Werk ein wirklich seelenrettendes werden dürfe.

„Epponia" nennt sich eine liebenswürdige „seelsorgerische" historische Erzählung aus dem ersten Jahrhundert nach Christus von Schwester Paula, Franziskanerin. Mit Abbildungen von Hans Bertle. 8°. 88 S. *M* 1.10, geb. *M* 1.25. Handlung, Personenzeichnung, Schilderung, Diktion fesseln unsere Anteilnahme für diesen Ausschnitt aus einer der berühmtesten aller Märtyrerzeiten.

Johannes Schaal hat zwei Bände gestellt: „Durch die Wüste ‚Heimatlos', Erzählung für jung und alt." (8° 80 S. 90 Pf., geb. *M* 1.—), und „Irrlichter. Zwischen Sein und Schein zermalmt. Novelle". (8° 84 S. 90 Pf., geb. *M* 1.—.) Der erstgenannte entwickelt liebevoll die Geschichte einer Halbwaise, die an ihrem heruntergekommenen Vater keinen Halt zu gewinnen vermag, eine freudlose Jugend durchlebt, dann zu guten Menschen in schwere Arbeit kommt, ihren Weg weiter findet bis zu sonnigen Pfaden, wo sie irdisches Glück finden könnte, es aber abweist aus Liebe zu Gott, dem sie sich im klösterlichen Stande für immer weiht. — „Irrlichter" macht zum Hauptträger der Handlung einen hochgeachteten und hochbegabten Industriellen, der auf Abwege, schließlich in volle Unehrlichkeit gerät, seine Familie den Gefahren der Verderbnis aussetzt, flieht und seine Schuld durch eine todbringende heroische Tat sühnt. Situationen und Charaktere sind packend geschildert; feinsinnige Naturstimmung und Symbolik mischt sich ein.

„Einen Schatz, der nicht mit Gold aufgewogen werden kann", hat auch diese Sammlung aufzuweisen: Heinrich Consciences berühmtes Werk aus dem Freiheitskampfe seines Volkes. „Der Löwe von Flandern." Aus dem Flämischen. Mit einer Einführung von Richard vom Berg. 8°. 248 S. *M* 2.—, geb. *M* 2.25.

Fünf Bände „Niderbergers Volkserzählungen" (à *M*. 1.10) erschienen im Verlag von **Gebrüder Steffen,** Limburg a. Lahn. Der Verfasser, aus der Arbeiterwelt hervorgegangen, jedoch seit bereits 30 Jahren schriftstellerisch und redaktionell tätig, gedenkt im ganzen 8 Bände mit über 30 kleineren und größeren Erzählungen herauszugeben. Er ist ein schlichter, aber poetisch veranlagter Darsteller von weichem, tiefgläubigem Gemüt, von inniger Gottdurchdrungenheit. Dem kindlich religiösen und moralischen Empfinden des Volkes kommt er mit hohem Ernste entgegen, geht ihm spähend nach und sucht ihm „erziehlich" aufzuhelfen, wo immer er ihm begegnet. Begreiflicherweise bevorzugt er die sozialen Themen, die er ohne „schürfende Kunst", in volkstümlich naiver Ausgestaltung auf das Ewige im Menschen hin, durchgeführt.

Im Verlage **J. Pfeiffer** (D. Hafner), München, erschien das jüngste Büchlein der bekannten Dulderin Emmy Giehrl (Tante Emmy): „Aus einem stillen Krankenzimmer. Kurze Lesungen für jeden Tag des Jahres", kl. 12° 208 S., geb. *M* 1.30. Die in religiösem Leidensleben wurzelnden gedankensplitterartigen Ergebnisse eines in und zu Gott geläuterten heroischen Herzens sind zweifellos geeignet, Tausenden von Leidensgenossen aufrichtende, erhebende Anregung zu geben.

Die dem Inhalte und der Ausstattung nach treffliche Sammlung „Erzählungen für Jugend und Volk", Graz, Ulrich Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff) ist um zwei Bände vermehrt worden: Band XIX „Aus entschwundener Zeit. Geschichtliche Erzählungen von Pankraz Schuk. Mit fünf Abbildungen", 8° 172 S. geb. ℳ 1.80. Die erste Erzählung: „Der wilde Pandurenoberst", entnimmt ihren Stoff dem Oesterreichischen Erbfolgekriege. Die zweite holt ihn aus der Geschichte des Siebenjährigen Krieges. In beiden ragt neben der Gestalt des Helden die der Kaiserin Maria Theresia empor, in der letztgenannten auch die des künftigen Kaisers Joseph. Die dritte: „Vom Chorknaben zum berühmten Komponisten", stellt Joseph Haydn in den Mittelpunkt der Handlung. Alle drei Erzählungen zeichnen sich durch lebhaften, gewinnenden Vortrag und ethisch-befriedigende Motivierung aus; Band XX „Hamsa Bey" von Franz Huschek. Mit fünf Abbildungen", 8° 145 S., geb. ℳ 1.80, eine romantisch-stark bewegte „geschichtliche Erzählung aus der Zeit des zweiten Türkenkrieges (1683)".

Eine überaus fleißige, bleibend verdienstliche Arbeit gab uns Anton Dörrer in seiner durch die Verlagsanstalt Tyrolia, Brixen, veröffentlichten Schrift: „Andreas Hofer auf der Bühne", 8° 89 S., ℳ 1.40. Der gewandt orientierenden „Einführung" folgen 7 Hauptkapitel: Unterdrückte Versuche in Tirol; die Zeit der Freiheitsdramen in Deutschland; Andreas Hofer auf Passionsbühnen und Freilichttheatern in und um Tirol: Karl Domanig; Franz Kranewitter; die letzte Ernte in Tirol; Fremdländische Hoferstücke. Neue Dramen; Musikstücke; Schluß.

Vom Büchertisch.

Margarete Huch (M. H. Gareth): **„Frauenlyrik der Gegenwart".** Eine Anthologie, zusammengestellt und herausgegeben von der Obengenannten. Leizig. 1911. Fritz Eckardt Verlag. 8°. 348 S. Preis des (handschriftlich numerierten) Vorzugsdruckes geb. ℳ 2.50. Diese soeben erschienene Sammlung erregt schon jetzt allgemeinere lebhafte Anteilnahme. In dem feinsinnigen, wenn auch nicht rückhaltlos zu übernehmenden Vorworte, das für den folgenden Inhalt sogleich „dichterisch" gefangen nimmt, erklärt die Herausgeberin die Tatsache des ziemlich plötzlichen lyrischen Hervortretens der neuzeitlichen Frau dahin, daß mit den äußeren Fesseln auch die Fessel des Schweigens über das eigene, verborgene, unmittelbarste Leben und Erleben der Frauen zerbrochen sei. Die Zukunft muß zeigen, ob dieses Durchbrechen an die Oeffentlichkeit die Bestätigung einer zu hoher Bedeutung reifenden Notwendigkeit, Unabweisbarkeit in sich schließt. Das hier jetzt Gebotene ist, besonders zum Teil und auch wohl als Ganzes, schwergewichtig genug, um als schöne Verheißung, im einzelnen schon als Erfüllung, dienen zu können. Treffend hebt M. Huch hervor, daß der Ton, das Leben dieser Lyrik, anders sei als in derjenigen der männlichen Dichter. Im ersteren, dem Ton, mehr Trauer, Schwere, im letzteren, dem Leben, heißere Liebe und tiefere Bedrängnis, ringenderer Kampf, bannenderes Verstricktsein ins Schicksal. Aber es gibt auch solche, in denen „die Möglichkeit der Entfaltung und weiteren Ausbreitung höchster menschlich-weiblicher Kräfte" liegt. Bei ihnen ist's ein „Umschalten der Gefühle, ein Heraustreten aus der tiefsten Gebundenheit, ein Zerbrechen der innersten Fesseln, ein Erweitern der Liebe zum weltumfassenden Gefühl."

Die Sammlung, der ich einzelnes abgestrichen, anderes hinzugefügt wünschte (davon unten), ist nach Stimmung und Inhalt aufgebaut. Demgemäß gliedert sie sich in diese Kapitel: Frühling und Sommer; Liebe; Mutter und Kind; In der Natur; Zwischen den Menschen im Kampf und in der Arbeit; Trübe Stunden; Einsamkeiten und Andachten; Herbst und Winter; Gestalten; Abend und Nacht; Leben und Tod; Totenklage. Der Abschnitt „Liebe" ist der räumlich ausgedehnteste; hier hätte ich gern, schon in Hinsicht auf eine weitere Verbreitung des Buches, verschiedenes, allzu Glutvolles unterdrückt gesehen. Die Herausgeberin will uns freilich „zu tiefst in das Leben der Frauen hinein führen", aber es hat meines Erachtens keinen Sinn, zum lyrischen Abbilde der neuzeitlichen hochstehenden Frau verwirrende Züge herzuzulassen. Auch das erste Gedicht von „Mutter und Kind" sollte ausgeschieden sein. M. Huch sagt, daß sich für just dieses Kapitel die wenigsten Gedichte fänden. Sie hat aber auch z. B. die einschlägigen Schöpfungen einer M. Herbert, Carmen Sylva, L. Rafael nicht berücksichtigt. Innerhalb des religiösen Gebietes übersah sie, außer der letzgenannten Autorin, A. Jüngst, M. v. Greiffenstein, M. Buol — Namen, die bedauerlicherweise überhaupt in dem Buche nicht zu finden sind. Daß dieses bisher viele unbekannte Namen aufweist, ist an sich gewiß kein Mangel, wohl aber, daß wirklich verdienten nicht das gleiche geschieht. Wegen strengerer Grenzziehung hätten die der Vergangenheit bereits angehörenden Ada Christen, Pauline Schanz, Magarete und Frida von Bülow, Ilse Frapan besser fehlen sollen, oder wenn diese nicht, warum denn z. B. die außerordentlich ursprüngliche F. Hugin? Von den bekannten und bekannteren Lyrikerinnen sind erfreulicherweise unsere M. Herbert, Hedwig Dransfeld, Isabelle Kaiser, Martha Grosse reich vertreten: auf der anderen Seite Frida Schanz, Miriam Eck, Gertrud Prellwitz, Sophie Hochstaetter, Alberta von Puttkamer, Lulu von Strauß und Torney, Isolde Kurz, Ricarda Huch, Rosa Mayreder, Toni Schwabe, Anna Ritter, Ilse Franke. Unter den noch weniger oder nicht bekannten heben sich die Herausgeberin (M. H. Gareth), Elli Pfaff-Jörissen, Marie von Gebsattel charakteristisch ab. — Es steckt so viel Schönes in dem Bande, daß wir uns nur seiner Ergänzungs- und Verbesserungsfähigkeit freuen können, denn alles wahre Leben beruht auf Wachstum und Erneuerung. Ein „Familienbuch" aber kann und will diese Anthologie nicht sein.

E. M. Hamann.

M. Herbert, „Liebe und Tod". Verse. Regensburg, Joseph Habbel, 8°, 179 S., geb. ℳ 3.—. Dieser jüngste Gedichtband unserer hochbegabten Lyrikerin dürfte einen neuen Aufstieg ihrer Kunst bedeuten. An Themen ist er, wie gleich ersichtlich, enger begrenzt als die vorhergehenden. Doch sei bemerkt, daß „Liebe" hier nicht bloß im erotischen Sinne gefaßt wurde. Gottes-, Menschen-, Heimat-, Natur-, Kunstliebe durchweben die ganze Sammlung, deren erster Teil sich freilich hauptsächlich, auch in lyrisch-epischer Form, der Liebe zwischen Mann und Weib widmet. Der zweite gilt dem mächtigsten Herrscher, dem „letzten Freunde", dem Sterben großer Künstler, dem Sterben im eigensten Herzen, in Geschichte, Sage, Natur. Alle erdenklichen Motive sind angeschlagen, und immer, wie beim Gesamtinhalt, offenbart es sich uns: Hier spricht ein echter Mensch und echter Dichter, ein tiefer Denker und starker Könner, ein unmittelbarer Empfinder, dem gegeben wurde, zu sagen, was er fühlte, und sann, was er lebte und litt, was er, sich selber läuternd, niederzwang und, ob auch schmerzlich sieghaft, erkämpfte. Wer dieses Buch liest und erlebt, wird abermals einen wirklichen Gewinn davontragen. Denn es gibt nichts Höheres, außer dem Verkehr mit Gott, als den Verkehr mit einer licht- und kraftvollen Seele, die zutiefst schöpfen, zutiefst verstehen, zutiefst schenken kann. — Auffällig ist M. Herberts Fortschritt in der Technik, in der straffen, treffsicheren, zündenden Ausdrucksweise, auch im volkstümlichen Rhythmus und Stil, im auf- und mitreißenden Anpacken des Persönlichsten in uns. Wenn je, so kam hier der Dichterin Individuellstes zur Gestaltung, dennoch tritt es dem auf rückhaltloses Nachempfinden gestimmten Leser, dem das Gegebene hingegeben in sich Aufnehmenden, fast völlig zurück: ein sicheres Zeichen, daß beim Schaffen der Künstler vor den Menschen im Dichter sprang — wie es bei aller großen Kunst zu geschehen hat. — Und wundervoll rein ist diese Kunst bei M. Herbert; das danken wir ihr nicht zuletzt. So möge denn das Buch auf ungezählten Weihnachtstischen seinen Platz finden!

M. Rast.

Leuchtturm für Studierende, illustr. Halbmonatsschrift. Herausgegeben von Direktor P. Anheier. Halbjährlich für die einfache Ausgabe ℳ 1.60, für die feine Ausgabe ℳ 2.40. — Verlag der Paulinusdruckerei, Trier. Daß die heranwachsende Jugend beider Geschlechter großen Gefahren für Glauben und Sittlichkeit ausgesetzt ist, ist eine offene Tatsache. Wie da entgegenarbeiten? fragen sich Eltern und Lehrer. Durch gute Bücher? Sicher. Aber noch besser und eindringlicher durch eine gute Zeitschrift, die ständig, alle 14 Tage, in die Hände der Studierenden kommt. Eine solche Zeitschrift ist der „Leuchtturm". Eltern wissen oft nicht, was sie ihren erwachsenen studierenden Söhnen und Töchtern als Weihnachtsgeschenk geben sollen. Mit einem Abonnement auf diese Zeitschrift oder mit dem stattlichen Band des vorhergehenden Jahrgangs werden sie eine ausgezeichnete Wahl treffen. Auch Religionslehrer und Erzieher seien nachdrücklich auf diese Zeitschrift hingewiesen. Verstand und Herz, Phantasie und Gemüt kommen in diesen Blättern gleichmäßig zu ihrem Rechte. Auf allen Gebieten des Wissens und der Kunst finden sich Beiträge, die das Allgemeinwissen des Lesers vervollkommnen und abrunden. Ein Hauptaugenmerk ist auf die heute so wichtigen Fragen der Weltanschauung und Apologetik gerichtet. Die Vornehmheit der Ausstattung, die Kunstbeilagen und der reichhaltige Bilderschmuck, die vielen von Fachmännern geschriebenen Originalartikel aus allen Gebieten des Wissens haben die Zeitschrift nicht nur in Gymnasiasten- und Akademikerkreisen, sondern auch den Gebildeten aller Stände zu einer angenehmen und lehrreichen Lektüre gemacht.

J. Bertram.

Seine Madonna.

Skizze von Anna Freiin von Krane.

Erwin sitzt im Atelier, um ihn ein Haufen von Farbenskizzen und Entwürfen, auf der Staffelei eine Leinwand, deren Zustand beweist, daß eben alles abgewischt und abgeschabt wurde, was an Malerei auf der glatten Fläche war.

Alles umsonst .... alle Mühe nichts .... immer und immer erlahmte die sonst so geschickte Hand, wenn es galt, das wieder zu geben, was ihm im Innersten lebt!

Und was lebt da? Nun, Erwin würde es sehr schnell gesagt haben, falls ihn jemand gefragt hätte! Er wollte auch einmal, wie fast jeder Maler, gläubig oder ungläubig, „seine" Madonna malen! Das heißt: dem künstlerischen und malerischen Problem der höchsten Mutter mit dem höchsten Kinde eine andere Seite abgewinnen — neu wäre kaum zu sagen! Also seine eigene, persönliche Seite!

Wie war er dazu gekommen? Es hatte sich sehr einfach gegeben. Seine Mutter war nach Kevelaer gefahren, wie alljährlich, um dort am Gnadenbild zu beten, und er hatte sie nach langen Jahren wieder einmal begleitet. Da hatte ihn der Wunsch erfaßt, seine Madonna zu malen.

Erwin war nicht ungläubig, o nein, er war sogar für einen Mann recht fromm, denn er ging jeden Sonntag in eine stille Messe, hielt pünktlich seine Ostern und galt bei allen Bekannten für einen ausgemachten „Schwarzen", da er jeden Versuch, über die Religion im allgemeinen und die katholische Kirche im besonderen, zu spotten, mit schneidiger Wucht zurückwies. Aber nach Kevelaer wallfahrten, das ging doch über seine Bedürfnisse! Wäre Mutter nicht einer Stütze bedürftig gewesen, so hätte ihn nichts nach dem weltfernen Ort gebracht. So aber

hatte er sich zu ihrer Begleitung entschlossen, und er bereute es nicht, denn ihm waren so neue und wunderbare Eindrücke geworden, daß es allerorten in seiner Künstlerseele rumorte. Etwas in ihm rief gebieterisch nach dem Ausdruck aller Gefühle.

Es gab also noch Leute, die wirklich, in vollem Ernst und aus tiefstem Herzen, eine Wallfahrt machten und am Gnadenorte so inbrünstig und innig beteten, daß eine Atmosphäre von Glauben und seligem Vertrauen in der Luft lag! Daß die großen blühenden Lindenbäume, die auf dem stillen Platz um das Gnadenkapellchen standen, von Engelsflügeln bewegt schienen, und ihr Duft mehr war, als der Duft gewöhnlicher Linden! Daß er sich mit süßer Allgewalt dem Hauch des Bienenwachses mengte, das überall in ungezählten Kerzen brannte und sich vor dem Bild der Trösterin der Betrübten leise verzehrte . . .!

Dieses herrliche Wachs! Ueberall sah man's und überall war sein Duft! Mattgelb, mit einem Schimmer von Honig war es, zu großen und kleinen Kerzen geformt! Man konnte ihm nirgends entgehen! Bald lag es in Haufen beisammen, wo die Verkäufer es feilboten, bald glänzte es gerade und aufrecht in den Händen zahlloser Pilger, die damit herumzogen, bald verzehrte es sich in lodernden Flammen vor dem heiligen Bilde oder drinnen in der dunkeln, kleinen Kerzenkapelle, wo die Luft schwer ist von Weihrauch und Wachsduft, wo die Riesenkerzen stehen, die jede Prozession mitbringt, und wo Tag und Nacht die gelben, tanzenden Flämmchen lodern und hinsinken und wieder erneut werden, zu Ehren der Mutter Gottes!

Ave Maria — gratia plena . . .

Erwin hatte gehört, daß in der heiligen Nacht, wenn keine Pilger mehr kommen, wenn Kevelaer ganz nur seinen eigenen Einwohnern gehört, und Gnadenkapelle und Bild und Pilgerkathedrale still und leer stehen, daß alsdann in der Kerzenkapelle alle Riesenlichter entzündet werden und auf allen Gestellen gleich mächtigen Weihnachtsbäumen flammen. Und daß man alsdann die Tore öffnet, sodaß der Glanz und der Schimmer hinausfällt in die stille, heilige Nacht und zu allen Jubelchören der gläubigen Menschheit seinen Glanz spendet.

Ave Maria — gratia plena . . .

Da war's Erwin, als ob er es auch wiedergeben müsse, wie es ihm plötzlich im Herzen und in der Seele aufgestiegen war! Daß er es malen müsse!

Aber seine Madonna ward nicht so, wie ihm der Traum vorschwebte! Nichts und nichts befriedigte das gewaltsame Sehnen, das in ihm wohnte, sich von dem ungeheueren Eindruck zu entlasten, ihn künstlerisch zu gestalten!

Immer nur war's eine Mutter mit ihrem Kinde . . . ja, das sollte es wohl auch sein, aber mehr . . . mehr . . .

Und das mehr kam nicht!

Und nun sitzt er im Atelier und hat alles zerstört, was er in monatelanger Arbeit geschaffen, und starrt vor sich hin und ringt mit der Macht, die ihm von innen heraus zu schaffen gebietet, und der er doch nicht gebührend gehorchen kann.

Seine Madonna! Wie muß sie sein?

Ganz schlicht und doch ganz hehr, ganz schön und erhaben, mit all dem geheimnisvollen Duft, den er in Kevelaer eingesogen hat. Und es muß um sie ebenfalls geheimnisvoll sein! Dämmernder Raum, von dem niemand sagen kann: ist's eine Kirche, ist's ein armer Stall, ist's ein Gemach oder ein Altarschrein . . . und Blumen müssen um sie sein . . . Blumen, die ihr gleichen . . .

Erwin springt auf und beginnt im Atelier herumzulaufen und ungeduldig an seinem Schnurrbart zu zerren. Hat ihn denn seine Kunst verlassen? Ist er vollständig verarmt? Kann er nicht mehr bilden und schaffen, was er mit Geistesaugen sieht?

Da öffnet sich seine Tür, und die alte Mutter tritt herein, mit dem Tablett in der Hand, auf dem sie ihrem Sohne stets das zweite Frühstück bringt. Erwins Mutter will nichts weiter sein, als eine liebe, alte Frau, die ihre Pflichten im Hause erfüllt, und dieser Wille drückt sich auch in ihrem Aeußern aus. Ihr silbergraues Haar ist einfach gescheitelt, ihr Anzug ist dunkel, und sie trägt immer eine Schürze. Aber gerade weil sie nur eine liebe, alte Frau sein will, ist sie so angenehm! Ihre Gegenwart wirkt wie ein verspäteter Sonnenstrahl im öden Zimmer.

Sie setzt behutsam ihr besetztes Tablett auf den Tisch nieder und geht zu dem Sohne, der in finsterem Brüten vor der unfruchtbaren Leinwand sitzt. Erwin ist ja auf Erden ihr Höchstes! Sie lebt mit ihm zusammen, nachdem ihr Mann tot ist, all ihre anderen Kinder in der Welt zerstreut sind, und der Malersohn keinerlei Neigung zeigt, einen Hausstand zu gründen. „Ich bin mit der Kunst vermählt!“ sagt Erwin oft im Scherz. Nur die Mutter ahnt, daß sich dahinter eine sehr tiefe, schmerzliche Enttäuschung birgt, die so tief einschnitt, daß man nicht davon spricht! Allzu schwere Wunden können nur in der Stille und Ruhe heilen . . .

„Bis ich einmal tot bin, hat er's verschmerzt, einstweilen muß ich für meinen Jungen sorgen!“ denkt die Mutter im treuliebenden Herzen und waltet ihres Amtes und macht ihm das bescheidene Heim wohlig, und betet, schweigt und hofft!

Nun stellt sie sich neben ihn und nimmt sachte seinen Kopf in die Hände.

„Will's nicht gehen, mit der Arbeit?“ fragt sie.

„Nein, Mutter! Es will und will nicht!“

„Du hast es dir aber doch so schön gedacht mit der lieben Muttergottes und hast mir's so schön auseinandergesetzt, wie es damit sein soll!“

„Ja, reden und tun ist zweierlei, Mütterchen! Ich fürchte, die Muttergottes will nichts von mir wissen!“

„Oha! Da wärst du aber der erste!“

„Ich habe mich zu wenig um sie gekümmert, nun ist sie mir böse . . . . sie läßt sich nicht vom ersten besten malen!“

„Na, so ganz unrecht hätte sie nicht, wenn sie so mit dir verführe! Wie lang ist's her, daß du den letzten Rosenkranz gebetet hast?“

„Hm . . . .“ Erwin errötet leicht und dreht den Kopf herum. „Ich habe immer gedacht, der Rosenkranz ist für euch Frauen.“

Mütterchen lächelt. „Weißt du was, Erwin“, sagt sie schalkhaft, „Versuch's mal! Du kannst es doch wohl noch und kennst die Gesätze?“

„Natürlich, hältst du mich für einen Heiden?“

„Ist schon gut! Hier hast du meinen Rosenkranz“, die Mutter holt eine Gebetsschnur aus der Tasche. „Nun bet' mal schön langsam und andächtig und gesammelt die drei ersten Gesätze vom freudenreichen Rosenkranz. Wir sind ja im Advent, da gehört es sich, der Geheimnisse der Menschwerdung nachzudenken.“

Was ist nur in Erwin gefahren, daß er widerspruchslos den Rosenkranz aus der Mutter Händen annimmt und ihn in den seinen behält, nachdem die milde Alte längst das Atelier verlassen hat?

Nachdenklich dreht er die Perlen in der Hand herum, die vom vielen Gebrauch so glatt geschliffen sind, daß sie von selber den gewohnten Weg rollen.

Der freudenreiche Rosenkranz?

Ja, er weiß ihn noch genau und kennt die Gesätze, und wie er sich die kurzen Sätze im Geiste wiederholt, fällt ihm wieder ein, daß man im Advent ist.

Im Advent! Und ihn umdufteten doch eben noch die Linden von Kevelaer!

Aber doch ein wenig Lindenduft und Honigduft des Frühsommers bleibt in der Luft! Advent ist kein schmerzliches Wort. Es bedeutet so Schönes, so Herrliches! Nahende Weihnacht, wenn der Himmelsfrühling aus der winterlichen Erde sproßt, und wenn die Kerzenkapelle wie ein großer Weihnachtsbaum in die stille Nacht hineinleuchtet!

Beinahe unbewußt hat Erwin den Rosenkranz regelrecht in die Hände genommen, und seine Lippen flüstern die altvertrauten Worte: . . . . „Gebenedeit ist . . . . . Jesus . . . . . den du o Jungfrau vom heiligen Geist empfangen hast.“

Wie geheimnisvoll lautet das? Wie weht darin süßer Weihrauchduft und Lilienduft . . . . wie gleiten Engelsfittige durch dämmernde Räume . . . . wie haucht die Ueberwelt in unser armes Erdenelend hinein . . . .?!

Und nun duften die Linden wieder so stark, nun ist's, ja Sommer. „Den du o Jungfrau zu Elisabeth getragen hast.“

Umweht ihn nicht der heiße Sommerwind? Blühen nicht alle Blumen? Fühlt er nicht aus den Gärten den zarten Duft des Flieders, der sich allem Rosenatem vermengt?

Und nun brennen und lodern und flammen wiederum alle Kerzen, und der süße Geruch des Wachses übertäubt alles . . . Dunkel ist die Nacht, aber die Kerzen leuchten und glimmern. . „. . . . den du o Jungfrau geboren hast . . . .“

Erwin hört auf, er wirft den Rosenkranz beiseite, und ein seltsames Funkeln blitzt in seinen Augen auf . . . „Gefunden!“

Mit einem Sprunge ist er an der Staffelei, und seine Hände ergreifen Pinsel und Palette, als gälte es im Augenblick fertig zu sein. Ohne umzuschauen, ohne aufzusehen, wirft er seine Gedanken hin. Sie künden sich aber auf ganz andere Weise, als er noch vor zwei Stunden beabsichtigte!

Dämmernd, in goldenem, geheimnisvollem Zwielicht, stellt sich der Hintergrund dar. Man weiß nicht, ist's Kirche oder Stall, Wohngemach oder Altarschrein. Alles verschwimmt im sanften Duft. Und mitten davor, hoch aufragend, eine zartweiße Wachskerze im goldenen, edelgeformten Leuchter.

Wie das Licht der Kerze im Dunkel steht! Wie es gleichsam einen Heiligenschein um den reinen Wachsleib wirft und spielende Lichter in das goldene Dämmern haucht! Und etwas tiefer um den Leuchter und die Kerze — Lilien und wiederum Lilien, mit schlichten, blühenden Lindenzweigen dazwischen, aus unsichtbaren Gefäßen emporragend, sich zärtlich um den hohen Leuchter schmiegend. Ganz vorne aber ein Büschel von lichtblauem Flieder, so leicht, so locker, so frühlingsmäßig. . . .

Sonst weiter nichts! Nur die wundersame Kerze und die Blumen! Alles hingehaucht, mit einem überirdischen Glanz und Flimmer übergossen.

Erwin malt beinahe achtlos, wie im Traum, er weiß: alles muß so sein, wie er es malt! Er muß sich Luft machen und so, nur so, kann er seine Gefühle gestalten!

Endlich ist er mit dem Entwurf fertig und tritt zurück, um seine Arbeit mit den Augen zu messen. Es erstaunt ihn selber, was er da hingesetzt hat!

„Es ist eigentlich sonderbar . . . halbverrückt . . .! Nun, Mutter wird's schon begreifen! Und wenn mich die Leute fragen werden, was dies „Stilleben" zu bedeuten hat, so werde ich ihnen sagen: Das bedeutet m e i n e Madonna! Und wenn sie dann dreinschauen wie . . . So werde ich ihnen auseinanderzusetzen versuchen, daß ich nur so und mittels dieses Gleichnisses das gestalten konnte, was von stillen und hehren und heiligen Eindrücken in mir wach wurde und was in mir lebte, seit ich über das Wort „Madonna" ein wenig nachgedacht! So und nur so lebt das Geheimnisvolle, Unsagbare, Nichtwiederzugebende in meiner Kunst! Amen!"

Allgemeine Kunstrundschau.

M ü n c h e n. Am 24. November starb in Cannstatt, wo er Heilung langwierigen Leidens zu finden hoffte, der Generaldirektor der Galerien des bayerischen Staates, Geh. Rat H u g o v. T s c h u d i im 61. Lebensjahre. Oesterreicher von Geburt, hat er seinen Wirkungskreis an den Berliner Museen gefunden, arbeitete lange Zeit unter Bode und wurde dann Direktor der Nationalgalerie. Er hat dies Amt 13 Jahre lang mit glänzendem Erfolge und mit dem Ausgange geführt, daß seine Stellung in Berlin schließlich keinen Reiz mehr für ihn haben konnte. Als er sich entschloß, seine großartigen Fähigkeiten in den Dienst Bayerns zu stellen, durften wir diesem Manne mit einem Vertrauen entgegensehen, das er in der leider nur sehr kurzen Zeit seiner hiesigen Amtsführung alsbald zu rechtfertigen wußte. Mögen manche Verstimmungen, die sein schnelles und energisches Durchgreifen erregte, wohl immer noch nicht ganz beschwichtigt sein, so kann doch niemand streiten, daß die Alte Pinakothek durch Tschudi neues Leben, neue Wichtigkeit erhalten hat, und daß auch die Provinzgalerien für den unparteiischen Beobachter an Bedeutung gewonnen haben. Große weitere Pläne hat Tschudi nicht mehr ausführen können. — Die D e u t s c h e G e s e l l s c h a f t f ü r c h r i s t l i c h e K u n s t stellte die infolge eines Wettbewerbes für ein in Viersen zu Ehren des hl. Remigius zu errichtendes Brunnendenkmal zahlreich aus Deutschlands Gauen eingelaufenen Preisarbeiten aus. Von den 60 Projekten, die zum Teil recht Beachtenswertes boten, haben 8 Preise, 7 Belobigungen erhalten. Die ersten vier gleichen Preise erhielten die Münchener Professoren J. Bradl und F. Schildhorn, sowie W. Bierbrauer aus Wiesbaden und Gebrüder Walz-Mannheim. — Vom Münchener Kunstgewerbe ist zu berichten, daß die „V e r e i n i g t e n W e r k s t ä t t e n f ü r K u n s t i m H a n d w e r k" sich neuerdings von den „Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst" getrennt haben und in den solchermaßen gewonnenen Räumen eine wertvolle Ausstellung zu veranstalten vermochten. Ohne auf das einzelne dabei einzugehen, hebe ich nur die bemerkenswerte Erscheinung hervor, daß das Ornament bereits wieder anfängt sich zu melden, nachdem es längere Zeit durch die rein konstruktive gerade Linie beiseite geschoben worden war. Genau betrachtet kann das nicht verwundern, nur hat die Sache das bedeutende Bedenken, daß die naturgemäße und organische Behandlung des Ornaments feinsten Takt, künstlerischen Instinkt verlangt, während unter den Händen solcher, die damit nicht begabt sind, alsbald wieder das frühere Unwesen einreißen dürfte. — Aus dem Schlößchen L u s t h e i m bei Schleißheim wurden 22 Bilder gestohlen, glücklicherweise aber bald wieder entdeckt, und die Täter, die nicht zu den internationalen Kunstdieben gehören, dingfest gemacht. — Die K u n s t s a l o n s wußten durch mannigfaltige Gaben zu interessieren. So Heinemann durch Kollektionen des venezianischen Impressionisten Italico Braß und durch Landschaften von Gerolamo Cairati, der die Pastelltechnik in einer ihm eigentümlichen Art zur Erreichung schönster Farbenwirkungen zu benutzen versteht. Thannhauser erwarb sich weitere Verdienste um die Würdigung Hodlers durch Ausstellung von gegen hundert seiner Werke. Bei Bracll gab es Kollektionen des von der Sezession her bekannten Josse Goossens und der Brüder Emil und Willy Preetorius, von denen der letztere besonders als tüchtiger Buchschmuckzeichner interessiert. In der Putzeschen Buchhandlung fanden wir eine Ausstellung der Radierungen von Emil Zoir, einem Künstler, der von Geburt Schwede ist, aber ganz in Italien lebt, ohne daselbst seine schwere, melancholische Art des Nordens aufgegeben zu haben. — Der K u n s t v e r e i n brachte eine Anzahl von Werken, die der „Ausstellerverband Münchener Künstler" der hiesigen Oeffentlichkeit vorstellte, ehe sie auf Reisen geschickt werden. Dabei waren Marinen von L. Schönchen, vornehme Aquarelle von Harrison Compton, frische Landschaften von R. Petuel, wertvolle Studien von E. Liebermann und L. Bolgiano. Am bedeutendsten erschienen mehrere Leistungen von R. Gönner, einem Koloristen von ausgesprochener Eigenart. Von nicht in diese Gruppe gehörigen Künstlern sei der befähigte Porträtist R. Knöbel erwähnt; Max Kuschel sucht, wie so mancher andere, in den Spuren des Hans von Marées zu wandeln; tüchtige Interieurs, Stilleben, sowie wertvolle Porträts bot Marie von Brockhusen. Erfreuliche Bilder vom Bodensee zeigte Gilda Moise, Adalbert Wimmerauer etwas anspruchsvoll gegebene Landschaften. Den Parterresaal erfüllten die mit größter Geschicklichkeit des Blickes und der Technik hergestellten Bildnisphotographien von W. von Debschitz-Kunowski. Die wertvollste Gabe in letzter Zeit war die Sonderausstellung von Malereien des im Sommer verstorbenen Charles J. Palmié. Die Kollektion zeigte die gesamte Entwicklung dieses reich befähigten Malers, der mit dem Kunstverein immer in enger Fühlung gelebt hat. Der Stil seiner Anfangszeit wich, seitdem er mit den Werken der großen französischen Impressionisten bekannt geworden war, einem lichtfrohen, flimmernden, dessen starke, trotz der fremdländischen Neigungen des Künstlers doch deutsch gebliebene Eigenart sich allenthalben charakteristisch hervortat. Das emsige Streben Palmiés hätte ihn gewiß zu noch höheren Zielen geführt.

F l o r e n z. Aus dem Museum San Marco wurde die berühmte Madonna della Stella des Fra Angelico da Fiesole entwendet, aber bald wieder unbeschädigt aufgefunden. — In F r e i b e r g (Sachsen) sollen die beiden bisher nicht zu Ende geführten Türme des Domes vollendet werden. Als Architekt ist Bruno Schmitz ausersehen, also ein Künstler, von dem man annehmen kann, daß er kein Werk von äußerlich antiquarischer, imitatorischer Art liefern wird. — K ö l n. Für das Bismarck-Nationaldenkmal auf der Elisenhöhe bei Bingerbrück wurde von den Preisrichtern das Projekt der Münchener Künstler Hahn und Bestelmeyer zur Ausführung angenommen. — M ü n s t e r (Westfalen). Ein Brand richtete an der aus dem 12. bzw. 15. Jahrhundert stammenden Martinikirche schweren Schaden an. — In P a r i s endete Felix Ziem sein seltsames, vereinsamtes Dasein. Er war einer der feinsten Interpreten der Natur der Provence, Venedigs und Konstantinopels, dabei ein Kolorist von stärkster Empfindung, dessen Bedeutung nur gelegentlich durch Ueberproduktion beeinträchtigt wurde. — Die kleine Kirche von P i p p i n g bei München ist wiederhergestellt; daß sie zurzeit etwas frisch aussieht, glaubt mancher bemängeln zu sollen, ohne zu bedenken, daß die Zeit von selbst solche scheinbaren Härten sehr bald wieder ausgleicht. — V e n e d i g. Die Herstellung der Abbazia di S. Gregorio ist nunmehr vollendet und im ganzen wohlgelungen, nur ist der malerische Eindruck einigermaßen geschmälert. — X a n t e n. Aus dem Dome wurden zwei kostbare Gobelins des 16. Jahrhunderts geraubt, aber bald danach in Brüssel wieder entdeckt. Dr. O. D o e r i n g - Dachau.

Winter.

Von allen Zweigen stiebt ein feiner Schnee . .
Ich streif allein durch waldiges Gesenke;
Kristallne Krusten knistern ob dem See
Und aus dem Röhricht lugt ein scheues Reh
Vergebens nach der altgewohnten Tränke.

Die jungen Tannen flüstern leis im Traum
Und schütteln schlafend grosse weisse Flocken
Von ihrer Mäntel immergrünem Saum, —
Seh'n sich beseligt schon als Lichterbaum
Umjauchzt von Kinderglück und Weihnachtsglocken . . .

H. Schneider.

Ketteler-Feier des Münchener Katholischen Frauenbundes.

Der kraftvoll aufstrebende Münchener Katholische Frauenbund veranstaltete zu seinem siebenjährigen Stiftungsfest und anläßlich einer gleichzeitigen Landeskonferenz eine höchst eindrucksvoll verlaufene Gedächtnisfeier des auf den ersten Weihnachtsfeiertag fallenden hundertsten Geburtstages des Mainzer Bischofs Wilhelm Emanuel Freiherrn von Ketteler. Der Festabend im großen Saale des Katholischen Kasinos (Hotel Union) wies sehr guten Besuch auf. Die Prinzessinnen Arnulf und Ludwig Ferdinand, Adelgunde und Maria del Pilar, Seine Exzellenz der päpstliche Nuntius Monsignore Frühwirth, Abt P. Gregor Danner wohnten nebst anderen illustren Ehrengästen der Feier bei. Der Kriegsmarsch der Priester aus Mendelssohn-Bartholdys „Athalia" leitete den Abend wirkungsvoll ein. Eine eingelegte Hymne auf Em. v. Ketteler, von Hans Schober komponiert, wurde vom „Schober-Chor" klangschön und schwungvoll zum Vortrag gebracht. Diese verdienstvolle Chorvereinigung bot im Laufe des weiteren Abends noch zwei Chöre aus Händels Oratorium „Messias" mit bestem Gelingen. Die Poesie kam durch Frl. Clemence Mauel zu Wort, die den von Hedwig Dransfeld gedichteten schwungvollen Prolog empfindungsvoll sprach und herzlichen Beifall fand. Die Festrede hielt Dr. Nikolaus Brem, der Landessekretär des Volksvereins. Nach einer anschaulichen Schilderung des äußeren Lebensganges des sozialen Bischofs entwickelte er die Grundlagen von Kettelers sozialen Anschauungen, die schon in seiner Frühzeit zutage getreten waren, da der spätere Priester noch als Regierungsreferendar in seiner westfälischen Heimat wirkte. Dr. Brem rühmte den prophetischen Weitblick Kettelers, der unsere zu einer immer größeren Arbeitsteilung fortschreitende Entwicklung voraussah und vor fünfzig Jahren die sozialen Forderungen stellte, die, einst bekämpft und sogar verlacht, heute von der gesamten Kulturwelt anerkannt werden. In Kettelers Bahnen wandelt im wesentlichen die heutige deutsche soziale Gesetzgebung, mit der wir an der Spitze der Nationen marschieren. Sonntagsruhe, Schutz der Frauen- und Jugendarbeit, Verbot der Kinderarbeit, das Recht der Selbsthilfe durch Organisation, das alles sind Forderungen Kettelers, denen heute niemand mehr die Anerkennung versagt. Der Vortragende schilderte in plastischer Weise die philosophischen Strömungen des Individualismus und des Materialismus, die sich Kettelers Lebenswerk entgegenstellten, die aber das Fundament des christlichen Gedankens nicht zu unterspülen vermochten. Der Redner verstand es, die verschiedenen philosophischen Anschauungen in knappen Formeln von großer Klarheit und Bildkraft darzulegen. Seine temperamentvolle, von inniger Begeisterung getragene Rede wußte bis zum letzten Worte stark zu fesseln. Die Gesetze allein, so ungefähr führte Dr. Brem am Schlusse seiner geistvollen Darlegungen aus, genügen nicht. Es bedarf der praktischen Kleinarbeit, auf die Bischof v. Ketteler immer und immer wieder hingewiesen hat. Der Katholische Frauenbund, der auf diesen mühsamen und steinigen Wegen wandelt, darf sich rühmen, im Geiste Kettelers zu handeln. Mit einem herzlichen Appell an die katholischen Frauen, stets in diesem Sinne des sozialen Kirchenfürsten zu handeln, schloß Brem seine begeisterte und begeisternde Rede, die stürmischen Beifall weckte. Großen Eindruck machte auch das von dem bekannten Münchener Bildhauer Professor Bradl gestellte lebende Bild: „Die Arbeit". Unter einem machtvollen Kreuze sehen wir einige Gruppen Arbeiter und Bauern mit ihren Frauen und Kindern Zuflucht und Trost finden. Das künstlerisch hochstehende Bildnis fügte sich den harmonischen Eindrücken des festlichen Abends aufs glücklichste an. L. G. Oberlaender.

Bühnen- und Musikrundschau.

Bittners „Bergsee" im Münchener Hoftheater. „Der Musikant", Julius Bittners liebenswürdig-reizvolle Oper, hatte bei uns einen schönen künstlerischen Erfolg. Grund genug, daß man seinem neuen Werke „Der Bergsee" mit großem Interesse entgegensah. Bittners Operndichtungen wurzeln alle im Boden seiner Heimat. Auch diesmal führt er uns ins Salzburgische. Es ist die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts; schwer drücken die Abgaben auf die Schultern des Bauern, die in Auflehnung begriffen sind. Jörg Steinlechner ist Landsknecht geworden, um das Geld zu verdienen, das das Fischerrecht am heimischen Bergsee kostet. Dann will er die Geliebte heimführen. Obwohl ihn die Sehnsucht vorzeitig heimtreibt, findet er Gundala als Weib eines anderen. Da schließt er sich den Aufständigen an und zieht mit ihnen den Truppen entgegen. Er und seine Genossen finden den Tod in den entfesselten Fluten des Bergsees. Die Geliebte selbst hat die Schleusen geöffnet. Die melodiöse, vornehme Musik ist reich an Empfindung und Charakteristik. Bittner malt als Dichter kernige und lebenswahre Gestalten und seine Musik erhöht diese Wirkung. Sie bietet viel feine, reizvolle Details und weiß doch oft schlicht und einfach anzumuten. Wir haben einige Tondichter, die heute eine pompösere, raffiniertere Orchestersprache schreiben, aus derjenigen Bittners spricht jedoch etwas spezifisch Deutsches. Fremde werden deshalb sich in die Tonwelt des Bergsees nicht so leicht einfühlen können, wie z. B. in Straußens „Rosenkavalier", dies spricht jedoch keinesfalls gegen den Dichterkomponisten. Bittner war anwesend und wurde vielfach gerufen. Die Aufführung unter Bruno Walters Leitung entbehrte nicht des großen Zuges. Der Wiener Hofkapellmeister wurde stürmisch gefeiert; besteht doch die Hoffnung, daß er demnächst an Felix Mottls Stelle tritt. In den Hauptrollen boten insbesondere Frau Mottl-Faßbender, Bender und Wolf höchst Bedeutsames.

Münchener Festspiele 1912. Die Festspiele des nächsten Jahres währen vom 2. August bis 16. September. Der Mozartzyklus ist wieder von den Wagnervorstellungen getrennt. Die Rückkehr zu diesem Modus ist von uns, wie von der Mehrzahl der Presse, aus stilistischen Gründen auf das dringendste empfohlen worden. Im Königlichen Residenztheater wird gegeben: „Figaros Hochzeit", „Cosi fan tutte", und „Don Giovanni", je zweimal, einmal: „Bastien und Bastienne" und „Die Entführung aus dem Serail. Im Prinzregententheater: „Die Meistersinger" (viermal), „Tristan und Isolde (viermal), „Der Ring des Nibelungen" (dreimal).

Uraufführung im Kgl. Residenztheater. Wenn jahrein, jahraus man die vielen Premièren sieht, die keinen Erfolg bringen und man trotz der Lektüre zahlloser unaufgeführter Dramen kaum ein neues Werk nennen könnte, von dem eine günstige Aufnahme mit größerer Wahrscheinlichkeit zu erwarten wäre, so wird man es den Bühnen in solch mageren Jahren nicht übelnehmen, wenn sie selbst in weniger kultivierten Ländern nach neuen Dichtern Umschau halten. Unsere Hofbühne hat nun einen slawonischen Dramatiker gefunden, an dessen Können sie glaubt und für dessen Schauspiel sie viel künstlerische Arbeit eingesetzt hat. Der Beifall war laut genug, und in der zweiten Vorstellung konnte der anwesende Verfasser Herr Josip Kosor danken und einen Lorbeerkranz entgegennehmen; dennoch vermag ich nicht zu sagen, daß „der Brand der Leidenschaften" einen starken Erfolg gehabt hätte. Gewiß, die Leidenschaften sind allüberall die gleichen und das fremdartige Milieu mit seinem Farbenreichtum ist nur ein Reiz mehr. Leidenschaftliche Habgier ist auch zivilisierteren Landstrichen nicht fremd und grenzenloser Haß gegen den Besitzenden; aber ein Mann, wie dieser Gusa, den kein Gericht von dem Glauben an sein Raubrecht abbringen kann, erscheint uns schwer verständlich, weil sich in diesem verbohrten Haß nicht, auch für Augenblicke nur, die Stimme des Gewissens meldet. Möglich, daß in einem halbbarbarischen Zustande das Instinktleben so stark sein kann, daß Kirche und Schule ganz einflußlos geblieben sind. Das Extrem zu Gusa ist sein friedfertiger Gegner, ein Sieger, den der Kampf zermürbt hat, und der sich in religiöse Skrupel verbeißt. Seine philosophische Spekulation liegt ganz außerhalb der Bauernsphäre. Der Gedanke, Satan sei stärker als Gott, weil Gott der allgütige, verzeihende sei, bringt sein Gehirn in die Nähe des Wahnsinnes. Fast scheint es mir, als sei das Bauernmilieu für den Dichter etwas Reinäußerliches, als handle es sich in seinem Drama um den Kampf des bösen mit dem guten Prinzip und Kosor löst den Konflikt in durchaus pessimistischem Sinne. Die Nachgiebigkeit des Frommen gilt dem Bösewicht als Feigheit. Da steigt die zurückgedämmte Wut in dem in der Oeffentlichkeit Beleidigten auf und er erwürgt seinen Widersacher. Parallel zum Streit der Väter verläuft der Streit der Söhne. Dreht es sich bei den Alten um Ackerland, so ist es Eifersucht in der Liebe, die die Jungen entzweit. Der Verfasser besitzt Temperament, und obwohl die Leute ein gebildetes Buchdeutsch, wie etwa die Bauern Berthold Auerbachs reden, wirkt die Leidenschaft oft echt. Unter Kilians eindringlicher Regie hatten die Akte Farbe und Bewegung. Die Szenerie war sehr reizvoll, insbesondere die Ackerlandschaft mit der weiten, weiten Ferne. In den Hauptrollen boten die beiden Jacobi, Steinrück und Ulmer besonders Kraftvolles.

Gärtnerplatztheater. „Der Rodelzigeuner", eine Operette von Kastner, Musik von Snaga, hatte Erfolg. Der Wintersport ist librettistisch noch nicht ausgenützt, genießt beim Publikum Sympathie und ist für die leichteren Liebeskonflikte der Operette gewiß kein ungeeignetes Milieu. Der Komponist besitzt Temperament. Flotte Marschrhythmen und tränenschwere Sentimentalität liegen ihm gleich gut. Das ist so die richtige Mischung, die gefällt. Nicht, daß er ohne Geschmack sei, seine slawischen Weisen haben bisweilen sogar aparten Reiz. Ob Snaga hier eigenes gibt oder heimatliche Melodienschätze gewandt benützt, das vermag ich nicht zu sagen. Für die Wirkung ist es auch ziemlich gleichgültig. Kapellmeister Redl brachte die Operette musikalisch sehr fein heraus; gespielt und gesungen wurde gut. Hoffentlich vergröbert sich nicht alles bei den zu erwartenden zahlreichen Wiederholungen. Die Inszenierung ist sehr geschmackvoll und vornehm; einige lokale Witze würde ich nicht vermissen, wenn man sich entschlösse, sie zu streichen.

Aus den Konzertsälen. Das vierte Abonnementskonzert des Konzertvereins brachte unter Ferd. Löwes Leitung

als Hauptstück des Abends die 7. Symphonie Bruckners in künstlerisch hochstehender Weise. Im übrigen bot das Konzert Neuheiten. Wenn man die Aufnahme eines neuen Werkes von Reger vor etwa zehn Jahren mit derjenigen vergleicht, die seine „Lustspielouvertüre" fand, damals Begeisterung der „Kenner", die für eine gegenteilige Meinung nur ein geringschätziges Achselzucken hatten und heute eine kühle Reserve, für die die Bezeichnung Achtungserfolg schon fast eine Uebertreibung ist, so wird man sich fragen, ob dieses Talent wirklich so wenig gehalten habe, was es versprochen. Ich glaube nicht, daß Regers neue Werke hinter den älteren merklich zurückstehen, sondern daß sich in der heutigen Zurückhaltung lediglich die Reaktion auf Superlative, mit denen man allzu freigebig war, ausdrückt. Die zweite Novität war ein Klavierkonzert mit Orchester von Walter Braunfels. Der Komponist saß am Flügel. Der Klavierpart hat in diesem klangschönen und schwungvollen Werk keine durchaus vorherrschende Rolle. Es spricht aus ihm eine starke Empfindung und eine oft packende Gestaltungskraft. Die Aufnahme war sehr herzlich. Zu einer „Festakademie" hat der Flottenbund der österr.-ungarischen Kolonie in Bayern geladen, zu welcher wie im Vorjahre eine stattliche Zahl berühmter Künstler berufen waren. Gertrud Förstel von der Wiener Hofoper und der Geiger Geza von Kresz waren zwar am Erscheinen verhindert, dennoch bot der Abend genug des Anregenden. Besondere Erwartungen hatte man wohl an das Auftreten des berühmten Parsifalsängers Ernest van Dyck geknüpft. Allein der berühmte „Bayreuther" bot uns einige Enttäuschung. Wohl sind noch Töne vorhanden von Glanz und Schönheit, aber ihr sporadisches Auftreten läßt uns vieles um so schmerzlicher vermissen. Am glücklichsten war van Dyck in Rich. Straußscher Lyrik; am wenigsten gut in Stolzing- und Siegfriedfragmenten, die man immer noch gegen Wagners ausdrücklichen Wunsch in den Konzertsaal bringt. Eine sehr schöne, kraftvolle Stimme, gute Schulung und Intelligenz des Vortrages besitzt die Dresdener Kammersängerin Schabbel-Zoder, die mit Max Schillings sehr schwierigen, nicht eigentlich dankbaren Glockenliedern einen durchaus künstlerischen Erfolg erzielte. Das Orchester des Konzertvereins leitete der k. u. k. Hofkapellmeister Reichenberger, der vor Jahren verdienstlich an der Münchener Oper gewirkt und sich wieder als ein trefflicher Berlioz-, Wagner- und Straußdirigent erwies. Die in letzter Zeit öfter gehörte Germaine Schnitzer bewährte sich als Lisztinterpretin am Flügel in glanzvoller Weise. Gerne hörte man wieder einmal den jungen Florizel von Reuter, einen bravourösen Geiger. Im Volkssymphoniekonzert bestätigte G. Maas sein künstlerisches Können in einem künstlerisch weniger bedeutenden „Violoncellkonzert". Mit der von Prill gut dirigierten „Mazeppa" nahm der Lisztzyklus seinen Fortgang. — Neuheiten von Aug. Reuß und H. Daffner vermittelte uns in tüchtiger Wiedergabe Erika von Binzer und Mina Rode.

Verschiedenes aus aller Welt. Gerh. Hauptmann erhielt auf Vorschlag des Ordenskapitels vom Prinzregenten von Bayern den Maximiliansorden. — Max Reinhardt wird im nächsten Sommer das Münchener Künstlertheater nicht leiten. Diese Meldung wurde anfänglich dementiert. Ueber den Spielplan verlautet nichts Bestimmtes. — Unter freier Benützung einiger Episoden aus E. v. Handel Mazzettis Roman: „Die arme Margaret" hat ein junger Dichter F. S. Hartmann „ein teutsch Reuterspiel" in drei Aufzügen „Herliberg" geschaffen, das bei einer Uraufführung in Augsburg sehr günstig aufgenommen wurde. — Ernst Hardt, der Dichter des preisgekrönten „Tantris", hat ein Drama „Gudrun" verfaßt. Die höchst bühnengemäße Dramatisierung des epischen Stoffes wirkte bei der Erstaufführung im Berliner Lessingtheater sehr stark. — Günstig beurteilt wird „Der Barbier von Berriac", eine Revolutionskomödie von Max Mell. Die im Mannheimer Hoftheater uraufgeführte Dichtung besitzt dramatische Wucht und gute Konzentration von Form und Idee. — Eulenbergs Tragödie „Simson" ist nach Berichten von viel stärkerem dramatischen Gefüge, als die früheren Bühnenstücke dieses Verfassers. Das Ergebnis der Stuttgarter Première war ein Achtungserfolg, beifallsreicher war die Aufnahme in Düsseldorf. — Sehr günstige Beurteilung fand in Köln Kaskels musikalisch wirksame und vornehme Oper: „Der Gefangene der Zarin."

München. L. G. Oberlaender.

Zum neuen Buchdruckertarif.

(Vgl. die näheren Ausführungen in Nr. 48, S. 884.)

Die **„Allgemeine Rundschau"** sieht sich angesichts der **bedeutenden Steigerung der Herstellungskosten** und einer gleichzeitigen **Erhöhung aller Betriebsausgaben** in die Notwendigkeit versetzt, ab 1. Januar 1912 eine **kleine Erhöhung des Bezugspreises** (um 20 **Pf.** für das Vierteljahr) eintreten zu lassen. Der Bezugspreis beträgt vom 1. Januar 1912 ab ℳ 2.60 **für das Vierteljahr,** ℳ 1.75 für zwei Monate, 87 Pf. für einen Monat.

Meisterwerke der Orgelbaukunst.

Wer im Jahre 1908 die Münchener Ausstellung auf der Theresienhöhe besucht hat, erinnert sich des als Kirche hergerichteten Raumes und gedenkt der wunderbaren Stimmung, die einen jeden ergriff, wenn die Töne der dort aufgestellten Orgel die hohe Halle mit mächtigen Akkorden durchbrausten. Viele hat gerade dieser Eindruck veranlaßt, jene Ausstellung öfter zu besuchen. Den Genuß vermittelt zu haben, war das Verdienst der rühmlich bekannten Orgelbauanstalt Willibald Siemann & Co., Inhaber W. Siemann, München. Sie konnte schon damals auf eine 18jährige, in hohem Grade erfolgreiche Tätigkeit zurückblicken und ist, wie sich denken läßt, auch seitdem eifrigst bestrebt gewesen, den erlangten Ruf festzuhalten und zu fördern. Sie führt das pneumatische System in Verbindung mit der Kegellade. Eine von der Siemannschen Anstalt gemachte Erfindung ist die freie Registrierung, wobei alle Manualregister auf jedem Manual gespielt werden können. Sie bezieht sich nicht nur auf Kegelladen, sondern auch auf Taschen bzw. pneumatische Laden. Dem Sachverständigen ist diese Neuerung als hervorragend zweckmäßig bekannt. Besonders berücksichtigt, der Eigenart des Raumes entsprechend, wird jederzeit die Disposition und Intonation der verschiedenen Stimmen, der Ton ist voll Charakter und Wohlklang. Zu diesen Vorzügen kommt die hohe Solidität der Herstellung aller einzelnen Teile, sowie der künstlerische Geschmack der äußeren Gestaltung, die sich den verschiedenen Architekturstilen der Kirchen zwanglos anpaßt. Bis jetzt wurden von der Firma 275 neue Orgeln erbaut, von denen die größten 45 und 46 klingende Register mit drei Manualen zählen. Die Orgelbauanstalt Willibald Siemann & Co., München und ihre Filiale Regensburg (Binder & Sohn) liefern den trefflichen Beweis daß die katholischen Kirchen- und Schulvorstände ihre Wünsche seitens dieser katholischen Firma in mustergültger Art erfüllt sehen können.

Peter Paul Bichler.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Börsen sind mehr als je von den Vorgängen der Auslandspolitik beeinflusst. Die Zeiten bleiben ernste, und täglich wechseln die Meldungen von Unstimmigkeiten zwischen den Grossmächten. An allen Enden zeigen sich scharfkantige Reibungsflächen und überall bilden sich Motive von neuen politischen Differenzen: Persien mit Russland, dann Russland contra Türkei in bezug auf die Dardanellenfrage, der Tripoliskrieg und die Furcht, dass diese wider Erwarten für Italien doch schwierigere Affäre auf europäisches und kleinasiatisches Land übergreifen wird. All diese Momente im Verein mit noch vielen anderen bewirken die Lähmung an den Börsen. Handel, Industrie und das gesamte Wirtschaftsleben erleiden unter diesen politischen Miseren immensen Nachteil. Der Export nach jenen Ländern — durch die Wirren in China auch nach Ostasien — hat unter diesen Einwirkungen nachgelassen. — Der Einfluss der inzwischen einigermassen geklärten Metallarbeiterbewegung und anderer Streiks ist auf die beteiligten Industriesparten sehr fühlbar. Auch die innere politische Situation bei uns, besonders das Ungewisse über die zukünftige Tendenz unserer eigenen Auslandspolitik — die letzten Reichstagsverhandlungen brachten ja schärfere Worte an die Adresse Englands —, ferner die kriegslustigen Regungen und die diesbezüglichen militärischen Vorgänge in Oesterreich bleiben in Börsenkreisen höchst beachtet. Im Hinblick auf all diese Momente war es nicht zu verwundern, wenn Spekulations- und Kapitalistenkreise umfangreiche Realisationen vorgenommen haben. Auch der Umstand, dass erhebliche Gewinne auf eine grosse Anzahl von leitenden Industriewerten gesichert werden konnten, veranlasste vielfach ein Abstossen von Effektenpositionen. Nach der langen Epoche einer scharfen Kurserhöhung konnte also diese starke Abgabelust nicht unerwartet kommen. Es waren rein meist börsentechnische Gründe, welche die einzelnen Verkäufe veranlasst haben. Allerdings das bekannte Streben der Berliner Grossbanken, zum Jahresschluss allen nicht unbedingten Ballast der Illiquidität abzustossen, mag auch dabei mitgespielt haben. Für den Kapitalisten, der mit eigenem Geld gut verzinsliche deutsche Industriewerte — und hiervon gibt es nicht wenig — angelegt hat, ist vorerst trotz Politik und Börsenmüdigkeit kein Anlass gegeben, sich seines Besitzes à tout prix zu entledigen. Unsere heimische Industrie ist fast überall flott und zu lohnenden Preisen beschäftigt. Produktion, Absatz und Verkaufsmöglichkeit sind fast durchwegs normal und sehr zufriedenstellend. Günstige Meldungen über den Fortgang der Verhandlungen bezüglich der Kohlen- und anderen Montansyndikate, neuerlich gebesserte Situationsberichte von Eisen und Kohle, Kurserhöhungen am belgischen Eisenmarkt und für Spezialitäten im Rheinland geben auch weiterhin genügende Beweise einer gesunden Entwicklung der industriellen Lage. Immerhin sind bei einem grossen Teil unserer Industriewerte diese Momente und auch der Hinweis einer höheren Dividendenrente genügend ausgedrückt. Auch der Geldmarkt zeigt — wie übrigens stets zum Jahresschluss — deutliche Merkmale einer grösseren Anspannung. Die Wahrnehmung, dass zum Exempel amerikanisches Geld bei uns neuerdings untergebracht ist, bleibt nicht unbedenklich. Eine Ursache zu Besorgnissen bildet jedoch die Geldmarktlage nicht, und aller Voraussicht nach werden wir glatten Ultimo und normale Geldversorgung zum Jahresschluss bekommen. — Einzelne Effektenkategorien konnten infolge besonderer Ursachen auch weitere Kursavancen behaupten. Schiffahrtswerte besonders bleiben infolge guter Frachteneinnahmen

andauernd begehrt. Die Neuyorker Börse lässt dagegen schon seit Wochen in ihrer Entwicklung vieles zu wünschen übrig. Einen besonderen Stimulus haben seit einiger Zeit unsere heimischen Fonds, besonders die Reichsanleihen. Die günstigen Auslassungen im Reichstag hinsichtlich der Reichseinnahmen an Steuern wirkten nach. Auch die Wahrnehmung, dass die Eintragungen in das Reichsschuldbuch bis Novemberende sich auf 1119 Millionen Mark belaufen, ist ein Zeichen von der erfreulichen Zunahme der neuerlichen Beliebtheit für unsere erstklassigen festverzinslichen Werte. M. Weber.

Der Abschluss der Münchner Rückversicherungs-Gesellschaft München bringt wiederum die stets bekannten glänzenden Gewinnziffern, befriedigende Dividenden, und rechtfertigt so neuerdings das Interesse für dieses Münch ner Papier. Der Nettoüberschuss im abgelaufenen Jahr übersteigt den des Vorjahres um rund eine halbe Million Mark. Zur Verteilung gelangt eine Gesamtdividende von 37½% (i. V. 35%). M. W.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Katholischer Glaube, Geschichtswissenschaft und Geschichtsunterricht. Von A. von Ruville. 50 Pf. (Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen.)

Impfgegnerische Flugschriften. Nr. 5 6: Wo bleiben Wissenschaft, Recht und Moral? Offener Brief an Prof. Dr. M. Kirchner von Prof. Paul A. L. Mirus. (Dortmund, Robert Keßler.)

Verlagsbericht. Neuerscheinungen und Neuauflagen. (Kempten und München, Jos. Köselsche Buchhandlung.)

Eilt zu Jesus! Kommunionbuch für Kinder von U. Salelisa Bolley. (Dülmen i. W., A. Laumann.)

Liebe Gott! Kath. Kindergebetbuch von Pfr. J. Birkenegger. (Dülmen i. W., A. Laumann.)

Dunkle Pfade. Schicksale zweier Knaben. Erzählung für die Jugend von Dr. Justus. 78 S. Brosch. 50 Pf., geb. 75 Pf. (Mainz, Druckerei Lehrlingshaus.)

Aus stillen Winkeln. Novellen von Marthe Renate Fischer. ℳ 3.50. (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.)

Erinnerungen und Erfahrungen eines alten Hoftheaterintendanten. Von J. v. Werther ℳ 4.—. (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.)

Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche. Von Dr. Joh. Bapt. Kißling. Drei Bände. 1. Bd.: Die Vorgeschichte. Brosch. ℳ 6.50, geb. ℳ 7.50. (Freiburg, Herder.)

Katalog 187: Klassische Philologie. **Katalog 189:** Katholische Theologie. (München, Süddeutsches Antiquariat.)

Die Wahrheit über die Reichsversicherungs-Ordnung. 42 S. 50 Pf. (Köln, Christl. Gewerkschaftsverlag.)

Aufsätze literarhistorischen und biographischen Inhalts. Von Prof. Rich. M. Meyer. 2 Bde. 189 S. u. 161 S. Deutsche Bücherei Bd. 116/117 u. 118/119 ℳ 2.—, geb. ℳ 2.80. (Berlin, Verlag Deutsche Bücherei, Otto Koobs.)

Schattenblumen und Sonnenstäubchen. Ausgewählte Gedichte von Franz Joseph Zlatnik, Wien.

Das Hausgärtlein: Ruth Hergarten. Ein Buch vom Sonnenschein. Von R. Fabri de Fabris. ℳ 3 90. (Warendorf, J. Schnellsche Buchhandlung.)

Wegwartblüten. Novellen und Erzählungen von Antonie Jüngst. 280 S. Prachtb. ℳ 4.—. (Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung.)

Jugendbücherei des Vereins kath. deutscher Lehrerinnen: 12. Bändchen: Doktors Zwillinge. Von Anna Hilden; 2. Folge, 1. Bändchen: Der Spiegel der Zwerglein. Von Ottilie Wildermuth: à 80 Pf. (Münster i. W., Alphonsus-Buchhandlung.)

Der Prozeßgeist. Kulturhistorischer Roman aus dem 19. Jahrhundert. Von Adam Langer zu Landeck in Schlesien. Geb. ℳ 4.—. (Selbstverlag.)

Die von Edelspach. Von Henriette Schrott. ℳ 1.80. (Graz, Verlagsbuchhandlung Styria.)

Die Starkenstein. Von E. Prosper. ℳ 3.40. (Graz, Verlagsbuchhandlung Styria.)

Ausgewählte Erzählungen für Volk und Jugend von Leonz Niderberger. 1. bis 5. Band; br. à ℳ 1.10, geb. à ℳ 1.60. (Limburg a. d. Lahn, Gebr. Steffen.)

Stille Stunden des Priesters. Von Erzbischof Kardinal Mercier. Deutsch von Dr. Albert Sleumer. ℳ 2.50, geb. ℳ 3.25. (Limburg a. d. Lahn, Gebr. Steffen.)

Die blaue Blume. Romantisches Märchen von Hans Frhrn. v. Hammerstein. Geb. ℳ 2.—. (Regensburg, J. Habbel.)

Der Menschheit Hochgedanken. Roman aus der nächsten Zukunft von Berta v. Suttner. (Berlin, Wien, Leipzig, Verlag der „Friedens-Warte".)

Das Japanbuch. Eine Auswahl aus den Werken Lafcadio Hearns. ℳ 2.80, geb. ℳ 5.—. (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening.)

Zentrum und Vaterland. Von Ludwig Hermann. ℳ 1.20. (Köln, Bachem.)

Bayerisches Jahrbuch 1912. 25. Jhrg. ℳ. 1.60 u. ℳ 2.—. (München, Carl Gerber, G. m. b. H.)

„Münchener Kalender" für das Schaltjahr 1912. 28. Jahrg. 36 S. Folioformat (16/32 cm). ℳ 1.—. — **„Der kleine Münchener Kalender für 1912"** (im Taschenformat 11/6 cm). 50 Pf. (München u. Regensburg, Verlagsanstalt Manz).

Wolfsblut. Von Jack London. (Bd. 9 der „Welt der Fahrten und Abenteuer"), geh. ℳ. 3.—, geb. ℳ 4.—. (Freiburg i. Br., Fr. Ernst Fehsenfeld.)

Lebenslauf eines Optimisten. Buch der Freiheit. Von Ludwig Ganghofer. ℳ 4.50. (Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.).

Das zweite Gesicht. Eine Liebesgeschichte von Hermann Löns. Brosch. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.20. (Jena, Eugen Diederichs Verlag.)

Schattenbilder von Paul Konewka, mit Kinderreimen von Ludwig Nübling. 40 Pf. (M.-Gladbach, Volksvereinsverlag.)

Die Erziehungskunst der Mutter. Herausgegeben vom Verband für soziale Kultur und Wohlfahrtspflege (Arbeiterwohl). 8° 136. Geb. einzeln 75 Pf., zu zwanzig 70 Pf., im Hundert 65 Pf., im halben Tausend 60 Pf. Porto einzeln 10 Pf. (M.-Gladbach, Volksvereinsverlag.)

Das Lebensprinzip. Von Dr. Jak. Koschel. Mit Begleitwort von P. E. Wasmann S. J. Brosch. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—. (Köln, Bachem.)

Stateira. Von R. E. Liesegang. (Frankfurt a. M., Raphael Liesegang.)

Die Echtheit und Glaubwürdigkeit der Schriften des Neuen Testamentes. Die Aufgabe des christlichen Vaters. Die Genußsucht, ihre Ursachen und ihre Heilmittel; à 25 Pf. (Einsiedeln, Waldshut, Köln, Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

„Die Mädchenbühne". Monatsschrift für Jungfrauenvereine, weibliche Dilettantenbühnen, Mädcheninstitute, Schulen und Kindergärten. Ganzjährig 12 Hefte mit Zustellung durch Kreuzband ℳ. 4.80, einzelnes Heft 50 Pf. (Theaterverlag Val. Höfling, München.)

Jahrbuch des Caritasverbandes für das Geschäftsjahr 1911/12. 5. Jahrgang. (Freiburg i. B., Caritasverband f. d. kath. Deutschland.)

Morgen- und Abendklänge aus den Psalmen. Ausgewählt und mit Erläuterungen versehen von Dr. P. Beda Grundl, O. S. B. Künstlerisch kartoniert ℳ 1.80. (München, Franz X. Seitz.)

Natur-Idyllen. Von E. Dennert. Mit 8 Bildern von G. Kunze. ℳ 3.60. (Godesberg, Naturwissenschaftlicher Verlag.)

Von Pol zu Pol. Von Sven Hedin. (Leipzig, F. A. Brockhaus.)

Pilgerlieder. Religiöse Gedichte von Johannes Baute. Geb. ℳ 1.25. (Lingen, R. van Acken.)

Der Abt von Heisterbach. Von Gottfried v. Leinburg. (Lübeck, Werner & Hörnig.)

Grüß Gott! Lieder und Gedichte von Friedrich Pesendorfer. ℳ 2.10. (Linz a. D., Verlag des kath. Preßvereins.)

Blätter vom Wege. Erzählungen aus dem Volksleben von Adam Joseph Cüppers. 310 S. 8°. ℳ 1.40, geb. ℳ 2.—. (Regensburg, Friedrich Pustet.)

St. Michael. Roman von Felix Xabor. 12°. 392 S. Hausschatz-Bibliothek, 10. Bdchn. Brosch. ℳ 1.50, geb. ℳ 2.10. (Regensburg, Friedrich Pustet.)

Die Frauenbewegung. Von Liaue Becker. Bedeutung, Probleme, Organisation. VIII u. 203. S. (Sammlung Kösel, Bändchen 47.) Geb. ℳ 1.—. (Verlag Kösel, Kempten und München.)

Goldenes Büchlein oder Der Ratgeber für junge Eheleute. Von P. Robert. (Rixheim, Sutter & Comp.)

Ernst und Scherz fürs Kinderherz. Heft 19 für Kinder von 7—10 Jahren. 16 S., kl. 8°. 20 Pf Heft 20 für Kinder von 10—14 Jahren. 32 S., kl. 8°. 30 Pf. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh. Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Lorenz Curtius, der politische Antisemitismus von 1907—1911. 75 Pf. (Buchhandlung Nationalverein G. m. b. H., München, Herzog Maxstraße 4/III.)

Aus Jurte und Kraal. Geschichte der Eingeborenen aus Asien und Afrika. Von Gisela Etzel. Brosch. ℳ 2 50, geb. ℳ. 3.50. (München, Verlag „Die Lese.")

Henry Morton Stanley, Mein Leben. Uebersetzt von Gustav Meyrink und Achim Klösterlein. 2 Oktavbände. 928 S. mit 4 Vollbildern und einer Karte der drei Afrikareisen Stanleys. Geh. ℳ 12.—, geb. ℳ 15.—. (München, Verlag „Die Lese.")

E' Pfälzer Blumeschtreißel. Gedichte in Pfälzer Mundart. Von Lina Sommer. Geb. ℳ. 2.50. (München, Braun & Schneider.)

Münchener Fliegende Blätter-Kalender 1912. ℳ 1.—. (München, Braun & Schneider.)

Der fidele Patient und sein Doktor. ℳ 2.—. (München, Braun & Schneider.)

Schluß des redaktionellen Teiles.

Die günstige Aufnahme, welche das Harmonium als Haus-Instrument heute allenthalben gefunden hat, ist wohl zu einem sehr großen Teil den vorzüglichen Lieferungen des bekannten, seit mehr als einem halben Jahrhundert auf diesem Gebiet wirkenden Harmonium-Hauses **Alovs Maier, Kgl. päpstl. Hoflieferant, Fulda,** zuzuschreiben. Die Harmoniums dieser Firma sind über den ganzen Erdball verbreitet und Tausende von Anerkennungsschreiben bekunden, daß Ton und Solidität hervorragend, die Preise mäßig sind und der Zahlungsmodus von einer Kulanz, die wirklich ihresgleichen sucht. Zweifellos werden die allgemein geschätzten Maierschen Harmoniums in Privathäusern noch weit schneller und zahlreicher Eingang finden, nachdem es gelungen ist, einen überaus sinnreich konstruierten, dabei aber einfachen und billigen (ℳ 30.—) Apparat herzustellen, der es jedermann ermöglicht, ohne Vor- und Notenkenntnisse vierstimmige Lieder, Choräle, Opernmelodien usw. sofort ohne Uebung perfekt spielen zu können. Ein neuer Prachtkatalog mit 31 Abbildungen steht allen, die für das seelen- und gemütvollste aller Haus-Instrumente Interesse haben, unentgeltlich und franko zur Verfügung.

Standes-Exerzitien im Bonifatiushaus bei Emmerich. Exerzitien des I. Halbjahres 1912. Für Priester: Vom Abend des 15. bis zum Morgen des 20. Januar (4 Tage). Vom Abend des 12. bis zum Morgen des 16. Februar. Vom Abend des 4. bis zum Morgen des 8. März. Vom Abend des 20. bis zum Morgen des 24. Mai. Vom Abend des 10. bis zum Morgen des 14. Juni. Für Lehrer: Vom Abend des 29. Mai bis zum Morgen des 2. Juni. Für Akademiker und akademisch gebildete Herren: Vom Abend des 29. März bis zum Morgen des 2. April. Für Herren anderer gebildeter Stände: Vom Abend des 17. bis zum Morgen des 21. Februar. Vom Abend des 22. bis zum Morgen des 26. März. Vom Abend des 28. Juni bis zum Morgen des 2. Juli. Für Primaner und Sekundaner der höheren Lehranstalten: Vom Abend des 3. bis zum Morgen des 7. Januar. Vom Abend des 8. bis zum Morgen des 12. April. Vom Abend des 12. bis zum Morgen des 16. April. — Anmeldungen wolle man frühzeitig richten an Hochw. P. Rektor, Bonifatiushaus bei Emmerich (Exerzitienhaus der deutschen Jesuiten).

Reinseidene Gesundheitswäsche! „Was das Gold unter den Metallen, der Diamant unter den Edelsteinen, das ist die Seide unter den Textilstoffen: „Die Königin unter den Fasern!" So rühmt ein Sachverständiger, Hofrat Professor W. F. Exner, den kostbaren Stoff, den uns der Seidenwurm schenkt! Seide allein vereinigt in sich alle guten, dem Körper wohltuenden Eigenschaften der reinen Wolle und der grob gewebten Leinwand, während sie deren Nachteile entbehrt. Nur die Seide saugt den Hauptbestandteil des Schweißes — das Kochsalz — auf und gewährt durch die außerordentliche Porösität des leichten, schmiegsamen, nicht reizenden, nicht klebenden Stoffes der Kohlensäure ein Atmungsprodukt der Haut, deren Ansammlung unter schlecht ventilierenden Hemden schlaff und unbehaglich macht, freien Abzug; sie hält den Körper bei jeder Temperatur gleichmäßig, angenehm warm und trocken, wird nicht starr und übelriechend, wie Wolle oder Baumwolle, und ist bei Nervosität, Blutarmut, Schlaflosigkeit, Rheumatismus, sowie allen Störungen des Wohlbefindens ärztlich bestens empfohlen und wurde auf der internationalen Hygiene-Ausstellung prämiiert. Einfaches Waschen (Kochen!) ohne Einlaufen und größte Haltbarkeit lassen das vorzügliche Fabrikat noch besonders vorteilhaft erscheinen, welches das einzige Spezialgeschäft M. Müller, Dresden, Elisenstr. 61 (für Oesterreich in Tetschen a. E.), seit 20 Jahren aus nur selbsterzeugten, besten Stoffen für Sommer und Winter in eigenen Ateliers für alle Gattungen Damen- und Herren-Unterkleider nach Maß elegant und solid arbeitet und zu billigsten Fabrikpreisen direkt an Private versendet, über deren volle Befriedigung fortgesetzt einlaufende Anerkennungen beredtes Zeugnis geben. Muster und illustrierte Preisliste auf Wunsch kostenlos zu Diensten!

Kanarienzüchterei Gustav Hohagen, Barmen-U. Mit dem von Ihnen gelieferten Kanarienvogel bin ich ganz außerordentlich zufrieden. Zwei Stunden nach seiner Ankunft fing er zu singen an und erfreut uns seitdem vom Morgengrauen an bis zum Beginn der Nacht mit seinem unermüdlichen langgezogenen Trillern und Kadenzen. Seit mehr als 25 Jahren hat meine Familie schon manchen Kanarienvogel gepflegt, aber einen besseren Sänger hatten wir noch niemals. Wir finden den Vogel sehr preiswert; derselbe ist durch und durch gesund, von schlankem Bau und von schönem, gleichmäßigem Gefieder. Die tadellose Ankunft in dieser rauhen Jahreszeit ist wohl nicht zuletzt auf die außerordentlich praktische Einrichtung Ihrer Versandkörbe zurückzuführen. Ich gestatte Ihnen, von diesem Attest jeden Ihnen zweckmäßig erscheinenden Gebrauch zu machen. Dr. Armin Kausen, München, 21. November 1911.

Die Kunststickereianstalt Geschwister Burger in Munderkingen (Wttbg.) zählt zu den leistungsfähigsten ihrer Branche. Ueber die auf der Ausstellung für kirchliche Kunst in Stuttgart ausgestellten Erzeugnisse schreibt die „Christliche Kunst" in ihrem Oktoberheft 1911: „Von einzelnen Gegenständen gedenke ich der vornehm gestickten Paramente von Geschwister Burger in Munderkingen. Angesichts von Arbeiten, die formal so vortrefflich, in der Behandlung des Materials so verständnisvoll, in der Berücksichtigung des praktischen Zweckes so feinsinnig sind, kann man nur mit Freuden den gewaltigen Aufschwung des modernen Kunstgewerbes feststellen. Die Formengebung ist ruhig und vornehm, ohne in Haschen nach übertriebener Einfachheit zu verfallen."

Die größte Verbrauchszeit im Jahr spielt sich in der Geschäftswelt ohne Zweifel in den Wochen vor Weihnachten ab, und überall in den Geschäften macht sich jetzt eine auffallende Regsamkeit bemerkbar. Den Schaufenstern, die für den Geschäftsmann ein vorzügliches Mittel sind, um dem kaufenden Publikum seine Leistungsfähigkeit zu zeigen, wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt. So bildet auch in diesem Jahre die Schaufensterausstellung der **Württembergischen Metallwarenfabrik Geislingen-St. (Niederlage: München, Weinstraße 8)** eine Sehenswürdigkeit, die von der Bedeutung dieser Firma beredtes Zeugnis gibt. Aus der heutigen Sonderbeilage unserer Zeitung mit Abbildungen von versilberten, vergoldeten und vernickelten Zier- und Gebrauchsgegenständen aller Art können sich unsere Leser ein kleines Bild machen von dem, was diese durch ihre Solidität auf der ganzen Welt bekannte Fabrik erzeugt.

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.60 (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 35 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 51. München, 23. Dezember 1911. VIII. Jahrgang.

Ein neuer Jahrgang!

Der gesamten Postauflage dieses Heftes ist ein doppelter **Postbestellzettel** beigelegt. So wäre jedem Freunde der ‚A. R.‘ Gelegenheit geboten, derselben einen neuen Abonnenten zuzuführen. Auch alle **Buchhandlungen** nehmen neue Bestellungen entgegen. Nur **rechtzeitige Erneuerung des Abonnements** sichert den ununterbrochenen Fortbezug.

Ein Rückblick auf die verflossenen acht Jahre verpflichtet den Herausgeber zu herzlichstem Danke gegenüber der so überaus stattlich angewachsenen Leserschaft. Der lebhafte geistige Kontakt zwischen den Beziehern der ‚A. R.‘ und ihrem liebgewonnenen Blatte spiegelt sich am deutlichsten in den fortgesetzt einlaufenden Stimmen aus dem Leserkreise, von denen nur eine Auswahl — besonders charakteristische und prägnante Urteile und Zeugnisse — veröffentlicht werden kann. [Vgl. S. 664 ff.] Ein angesehener Zeitungsfachmann schrieb vor wenigen Tagen, die ‚A. R.‘ verdanke ihre überraschend weite Verbreitung einer grosszügigen, mit modernen Mitteln arbeitenden Propaganda. Das ist wohl nur zum Teile richtig. Denn die meisten neuen Abonnenten sind immer wieder aus dem Leserkreise selbst uns zugeführt worden. Unsere Freunde haben durch unermüdliche Einsendung von Adressen, an welche Probehefte verschickt werden konnten, das Meiste zur stetigen Hebung der Abonnentenzahl beigetragen. Wenn aber die ‚A. R.‘ den ihr gesetzten hohen Zweck voll und ganz erreichen soll, dann muss der Leserkreis in nah und fern noch bedeutend wachsen. Dazu das ihrige beizutragen, werden die Freunde der ‚A. R.‘ gewiss auch künftig bereit sein. Wer dem Herausgeber eine kleine

Weihnachtfreude

bereiten will, teile der Geschäftsstelle in der beginnenden Festzeit eine Anzahl Adressen mit, an welche Probenummern zu versenden wären. Portoauslagen werden gerne ersetzt. Auf Wunsch wird die „Allgemeine Rundschau“ drei Wochen lang gratis zugesandt. Wie in früheren Jahren, liefert die Geschäftsstelle auch diesmal

zu Geschenkzwecken

Sammelmappen, welche ausser den zuletzt erschienenen Heften eine Abonnements-Quittung für den Jahrgang 1912 enthalten. Preis für Sammelmappe [M 1.50] und kompletten Jahrgang [M 10.40] zusammen M 11.90 [ausserdem einfaches Paketporto je nach der Entfernung].

Zum Friedensfeste.

Von Pfarrer H. Doergens, Traar-Krefeld.

Ob es wohl einen Frieden gibt innerhalb eines ewigen Werdens? Oder ob hier die ruhelose Anarchie zu Hause ist? Und wenn der Friede dem Sein gehört: wirkt dann dies Immobile petrefazierend auf die Schöpfung? Gott ist das Werden, sagt Jatho, und in der Bewegung liegt eigentlich das Leben. Traubs Bekenntnisschrift „Staatschristentum und Volkskirche“ charakterisiert die Religion nicht als das Gutsein, sondern als den unablässigen Willen, gut zu werden, ähnlich wie vorzeiten Lessing meinte: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! — ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater, gib; die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein.“ Ja, auch die reine Wahrheit selbst ist in stetem Flusse, wird ewig gesucht und nie gefunden. „Nur im Losriß von allem, was gestern gewesen, oder gar was von Ewigkeit in Ewigkeit ist, sieht der Moderne Leben und Freiheit, ja Wahrheit, eben subjektive oder Lebenswahrheit; eine andere gibt's für ihn nicht“.[1]) Nur so soll der Gottesbegriff zu seinem Rechte kommen, sollen wir Menschen zu ureigenen Persönlichkeiten werden voll Kraft und Glut. Ja fürwahr, würden Plato und Aristoteles und Heraklit auferstehen: sie könnten ohne weiteres in die philosophischen Debatten über Gott und Welt und Seele und Unsterblichkeit eingreifen trotz Edison und Zeppelin und allem naturwissenschaftlichen Fortschritt! Und in dieses Stimmengewirr hinein, mitten in diesen seit Jahrhunderten und Jahrtausenden kommenden und gehenden Gedankenfluxus läuten wieder einmal die Weihnachtsglocken ihr altes liebes Lied vom Frieden auf Erden: ein Lied, ausgegangen von der Höhe, aber auch von einem Kinde, das das Wort geprägt: „wenn ihr nicht *werdet* wie die Kinder!“ Also doch ein Werden und dazu noch ein Werden nach unten, nicht nach oben? Und hat nicht derselbe Gott dem gereiften Manne den Wahrheitstrieb in die Brust gelegt? Den Glückseligkeitstrieb, die Freude am errungenen Besitz? Und dieses sehnsüchtige Verlangen wenigstens in etwa nicht zu befriedigen: wäre das nicht eine unverzeihliche Grausamkeit für den Herrn der Welt?

Es ist schlechthin denkwidrig, alles Seiende in Entwicklungsprodukte auflösen zu wollen. Alles Sein geht dem Werden voraus, letzteres orientiert sich am ersteren, das Sein gibt dem Werden Grund und Ziel. Nur auf der Grundlage einer schon vorhandenen, niemals gewordenen Wirklichkeit läßt sich ein Weltprozeß einleiten. Insofern hat die Vernunft recht, wenn sie vom kontingenten, zufälligen Sein auf ein ewiges schließt. Wohl gibt es auch in diesem Leben Weisheit und Kraft: die immanente Tätigkeit des absoluten Geistes. Er erkennt in sich das unendliche Wesen in unendlich reichen Formen und in seinem Wesen und zugleich mit ihm die Ideen der endlichen Dinge und die Möglichkeit ihrer Verwirklichung. Alles was lebt, hat darum seinen schöpferisch-vorbildlichen Ursprung in den Tiefen der Gottheit, die ganze Seinsordnung nach Existenz und Leben, Tätigkeit und Entwicklung wird von hier aus in wirkender Ursache normiert und findet insofern ihre Grenzen oder vielmehr keine Grenzen an der Unendlichkeit. Aber diese Unendlichkeit gründet doch wieder in sich selbst: sie nennt keine Potenzen ihr eigen, sondern steht da als eine Kraft von absoluter

[1]) Paul Natorp in der „Christl. Welt“ 1911 Nr. 46.

Aktualität. Und in dieser Aktualität des reinen Seins besteht eine gewisse Stabilität des Werdens für Gott und Welt. Was ist natürlicher: daß das Werden das Gute normiere oder das Gute das Werden? wenn anders das Werden auch einmal nach der Seite des Bösen — und das ist ein Mangel des Seins — umschlage, ohne daß man berechtigt wäre, ihm deshalb Vorwürfe zu machen! Die Forderung der Güte, meint Traub, kenne keine Grenzen. Insofern sie aufgeschlossen ist und bleibt für ihre unendliche Aufgabe: gewiß nicht, insofern sie die Güte ist, hat sie sich selbst Grenzen gesteckt an der Güte. Ein schrankenloses Wachsen im Sinne eines sich entwickelnden Absoluten widerstreitet der ganzen Seinsweise Gottes, seiner Unwandelbarkeit und Unveränderlichkeit, der ewig in ihm stabilierenden Vollkommenheit. Aber darum ist Gott noch kein totes Meer, keine lautlose Tiefe, kein ewiges Stillschweigen, darum gilt noch nicht das Wort: was der Mensch einmal gefunden, damit ist er auch fertig geworden. Die Begriffe Entwicklung, Werden, Leben, Bewegung werden in der wenig logischen Sprache des modernen religiösen Liberalismus ganz promiskue gebraucht.[2] Und daran ist schuld die blinde Abneigung gegen den Intellektualismus, die Relativierung aller Begriffe, die übertriebene Betonung des Persönlichen auf Kosten des Tatsächlichen, die Identifizierung des Objektes der göttlichen Wirksamkeit mit dieser selbst. Kann z. B. ein Gewordenes, d. h. ein Zeitliches überhaupt ewig sein? In welchem Verhältnis stehen Glückseligkeit und Vollendung zueinander? Selig sind die Unfertigen, rief Jatho in Zürich aus, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden!

O nein, diese Unfertigkeit ist des wahren Friedens bar, sie genügt nicht dem Wahrheitstrieb des Menschen, ist vielmehr von jener Art, von der Homer sagt: „Nichts Hündischeres gibt es als den Hunger". Sie hat keine unerschütterliche Basis und muß darum der bangenden Seele des Gottsuchers als unerträgliche, trost- und freudelose Qual erscheinen. Nur dann, wenn die Tätigkeit und das Leben der Gesamtschöpfung eingetaucht ist in das Geheimnis des trinitarisch-transzendentalen Gotteslebens, von dem Augustinus sagt: „novit quiescens agere et agens quiescere", nur dann, wenn der Menschengeist heranreift an diesem seinem Urbilde, winkt ihm der Friede. Freilich, der Rätsel bleiben ja noch viele; sie restlos zu lösen, wird keinem Forschergeist je gelingen.[3] Und darum gilt schließlich doch das Wort: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder! Am Ende aller geschöpflichen Kraft steht die Demut. Darum leuchtet der großen Mehrzahl von uns aus der Person Christi weniger der Logos als vielmehr die Liebe entgegen, die demütige Liebe, die in der Fülle der Zeiten klein geworden ist, um uns groß zu machen. „Unser Herz ist ja unruhig, bis es ruhet in ihm". Ob die Menschheit bei all ihrem Ringen und Streben nicht etwas mehr sich besinnen dürfte auf jene Liebe? Ach ja, es kommt nur auf den Willen an. Insofern stimmen auch wir ein in das Wort Kants: Nichts ist gut als allein ein guter Wille. „Friede den Menschen, die eines guten Willens sind."

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Beruhigung der deutschen Wähler.

Man darf wohl annehmen, daß sie in der jüngsten Zeit Fortschritte gemacht hat. Den liberalen Hetzern, die das Volk systematisch unzufrieden machen wollen, sind verschiedene Waffen aus der Hand geschlagen worden. Dazu hat auch die Regierung, die bisher so wenig Sinn und Geschick für die Beeinflussung der öffentlichen Meinung bewiesen hatte, neuerdings in zweckmäßiger Weise mitgewirkt, u. a. auch durch einen halbamtlichen Nachruf auf den abgelaufenen Reichstag, der die Fruchtbarkeit der letzten Hälfte der Wahlperiode in das gebührende Licht stellt. Allerdings wird der Versuch gemacht, in der Blockära, die ja auch Herr v. Bethmann in zweithöchster Amtsstelle mitgemacht hat, noch einen „staatsmännischen Gedanken" des Fürsten Bülow zu entdecken; aber der Blockgedanke wird doch sofort wieder preisgegeben mit der Erklärung, daß ein derartiger Versuch nicht wiederkehren werde, da der erste an seiner „Exklusivität" gescheitert sei. Das ist für uns die Hauptsache, daß die Unentbehrlichkeit der „stärksten Partei" des Reichstages anerkannt bleibt. Für die aufgehetzten Liberalen ist es sehr lehrreich, die Aussichtslosigkeit des erstrebten „Blocks der Linken" verbrieft zu erhalten. Tatsachen wiegen doch auf normalen Gehirnwagen schwerer als Worte; darum hoffen wir, daß die glänzend erwiesene Leistungsfähigkeit der seit 1909 geltenden politischen Methode den wilden Eifer, der auf die Vernichtung der Regierung und der positiven Mehrheitspartei abzielt, mäßigen werde.

Der Respekt vor der deutschen Regierung ist offensichtlich auch gehoben worden durch den günstigen Verlauf der hochpolitischen Debatten, die auch den anfänglichen Zweiflern die Ueberzeugung gegeben haben, daß unter der gegenwärtigen Leitung die auswärtigen Interessen in kritischen Zeitläufen besser aufgehoben waren als unter dem früheren Blockkanzler. Ferner gehört in dieses Beruhigungskapitel

die Aufklärung über die gute Finanzlage.

Den Kundgebungen über den Erfolg der Finanzreform, die wir schon in der vorigen Nummer besprachen, hat die Regierung in anerkennenswerter Zähigkeit noch zwei halbamtliche Nachträge folgen lassen zur weiteren Widerlegung von tendenziösen Schwarzmalereien in der inländischen Oppositionspresse und in der ausländischen Feindespresse. Da wurde zunächst festgestellt, daß die neuen Steuern schon jetzt, vor Ablauf des dritten Jahres, mehr als 94 % des geschätzten Beharrungszustandes erreicht haben. Danach ist also mit Sicherheit zu erwarten, daß die Vollwirkung bereits zwei Jahre früher eintreten wird, als man erwartet hatte. Die neuen Steuern brachten 1910 tatsächlich 313 Millionen, während nur 295 Millionen veranschlagt waren, und für 1911 werden nach amtlicher Schätzung 392 Millionen einkommen gegen den Voranschlag von 328 Millionen. In einem zweiten halbamtlichen Artikel wird der Rückgang der Reichsschulden beleuchtet. Von 1900—1909 ein Anwachsen der Schulden um 2700 Millionen, also um nahezu 3 Milliarden. Dagegen im letzten Jahr, bis Oktober 1911, eine Entlastung um 148 Millionen. Mit Recht heißt es schließlich: „Wir sind schneller vorwärts gekommen, als man im Jahre 1909 hoffte. Die ausländische Presse braucht sich also um Deutschlands finanzielle Lage keinerlei Sorge zu machen." Wir fügen hinzu: Die inländische Presse sollte so viel patriotisches Pflichtgefühl haben, daß sie nicht durch Entstellung der Finanzlage den Gegnern Deutschlands zu neuen Hoffnungen verhilft. Und die Wähler, die noch denkfähig sind, werden sich gewiß die Frage stellen: Wie schlimm wäre es um Deutschlands Ansehen in den kritischen Zeitläufen bestellt gewesen, wenn nicht die vielgeschmähte schwarzblaue Mehrheit der Finanznot ein Ende gemacht hätte.

Die Ausschaltung des Motuproprio-Streites.

Auch das ist ein wesentlicher Beitrag zur Beruhigung, an dem neben der Regierung auch der Hl. Stuhl mitgewirkt hat. Das Motuproprio Quantavis diligentia, das zu der bestehenden Strafandrohung wegen Verletzung des privilegium fori der Geistlichen eine authentische Deklaration gab, sollte von den deutschen Kulturkämpfern durchaus ausgebeutet werden zur Verhetzung der Protestanten und Juden gegen den Hl. Stuhl und die Geistlichkeit. In den liberalen Tagesblättern und sog. Witzblättern wurde das tollste Zeug aufgetischt über die angeblichen Bestrebungen, die Geistlichen dem Arm des Zivil- und Strafrichters zu entziehen. Der bündigste Nachweis in der katholischen Presse, daß das Motuproprio an dem geltenden Recht in Deutschland nichts ändere, blieb wirkungslos, obschon er von der an beiden Seiten der Alpen anerkannten Autorität des Uditore Heiner getragen war. Die preußische Regierung wandte sich verständigerweise durch ihren Gesandten in Rom direkt an die höchste Stelle, um Klarheit zu erlangen. Auf die amtliche Anfrage des preußischen Gesandten erging vom Kardinalstaatssekretär Merry del Val mündlich und schriftlich die amtliche Erklärung, daß die Darlegungen des Prof. Heiner über die Derogation des privilegium fori durch das legitime Gewohnheitsrecht in Deutschland den kirchlichen Doktrinen entspreche und also das Motuproprio Deutschland nicht berühre. Natürlich folgert die Berliner Regierung, daß sie mit dem päpstlichen Erlaß, der auf Deutschland keine Anwendung finde, sich nicht weiter zu befassen habe. Im Königreich Sachsen und im Großherzogtum Baden, wo die Angelegenheit bereits in der Kammer besprochen war, werden die Regierungen gemäß den Reden, die sie in Erwartung der römischen Erklärung hielten, auch auf

---

[2] Hinsichtlich der Entwicklung s. Prof. Braigs Artikel in Nr. 41 der „Allgemeinen Rundschau".

[3] Ueber die spekulative Arbeit, die Schell auf die Beantwortung dieser Fragen verwandt hat, siehe den Ueberblick bei Kiefl, Hermann Schell in „Kultur und Katholizismus".

weiteres verzichten. Durch das Entgegenkommen des Heil. Stuhles ist also die Angelegenheit in der allerbefriedigendsten Weise für Deutschland beigelegt. Aber — die liberalen Hetzer wollen doch ihren „schönen“ Agitationsstoff nicht fahren lassen. Mit den unglaublichsten Unterstellungen und Trugschlüssen suchen sie ihre Gefolgschaft in dem Glauben zu erhalten, es sei dem Heiligen Stuhl nicht ernst mit der Nichtanwendung auf Deutschland. Die förmliche und feierliche Erklärung des Kardinalstaatssekretärs wird als „unverbindliche Aeußerung“ hingestellt, und mit einer verblüffenden Unverschämtheit wird eine persönliche Erklärung des Heiligen Vaters selbst gefordert. Die Regierung stellt demgegenüber fest, daß die Erklärung „eben der für den Verkehr der Regierungen mit dem Papste zuständigen Stelle“ abgegeben worden ist und eine authentische Beurkundung der Willensmeinung der Kurie darstellt. Wenn die Hetze noch weiter geführt wird und unter anderem die freche Behauptung auftaucht, nach den Wahlen werde es anders lauten, so wird jeder noch halbwegs vernünftige Wähler erkennen, wo die Verleumder und die gewissenlosen Schürer des konfessionellen Haders sitzen.

Zur auswärtigen Lage.

Das Marokko-Abkommen steht im französischen Parlament zur Debatte, und die drei ersten Tage gaben schon die volle Sicherheit, daß es mit beträchtlicher Mehrheit angenommen werden und also zur Ratifikation gelangen wird. Wahrscheinlich noch vor Weihnachten. Aus den Verhandlungen selbst ist hervorzuheben: Graf Mun, der altkonservative Vorkämpfer, hielt eine kräftige Rede gegen das Abkommen und erntete dafür großen Beifall; aber sein Antrag, die Entscheidung zu vertagen bis zum Abschluß der Verhandlungen mit Spanien, wurde mit sehr großer Mehrheit abgelehnt. Der Exminister Millerand erregte am zweiten Tage Aufsehen durch eine feine Rede für das Abkommen, sodaß er allgemein als der kommende Minister des Auswärtigen betrachtet wird. Der jetzige Inhaber des Postens, Herr de Selves, hat nämlich in seiner Einleitung die Kammer enttäuscht. Mehr als die rhetorischen und persönlichen Einzelheiten interessiert uns die Tatsache, daß sich allgemein eine große Verehrung für die Entente mit England kundgab, obschon doch England in den schwebenden französisch-spanischen Verhandlungen sich zugunsten Spaniens eingemischt hat, aus dem einfachen Grunde, weil es Frankreich an der Straße von Gibraltar nicht zu mächtig werden lassen will. Es zeigt sich hier recht deutlich, was schon öfter als Phänomenzeichen der französischen Volksseele hervorgehoben worden ist, daß Frankreich das Selbstvertrauen verloren und an den Rockschoß der „Freunde und Verbündeten“ sich geflüchtet hat.

In England fanden zur selben Zeit hochpolitische Erörterungen im Parlament statt, wobei wieder recht reichlich in üblichen Erklärungen über Friede und Freundschaft mit Deutschland produziert wurde. Auch Sir Edward Grey versicherte abermals, daß England nicht von Eifersucht auf Deutschlands Expansion geleitet werde. Worte! Mit Recht sagt unser Reichskanzler und auch die öffentliche Meinung, daß Deutschland erst auf Taten, die den guten Willen bekunden, reagieren kann.

Das Mißtrauen gegen England ist bei uns zulande noch gesteigert worden durch den Hochverratsprozeß in Leipzig, der ein kunstvolles, weitreichendes Netz englischer Spionage offenlegt und mit der Verurteilung zu sehr scharfen Strafen (2, 3, 7 und 12 Jahre Zuchthaus) endete. Die Engländer tun „entrüstet“ über die Strafen, und unsere Alldeutschen regen sich heftig auf wegen des angeblich ungenügenden Schutzes der deutschen Marinegeheimnisse. In der Tat ist die englische Spionentätigkeit außerordentlich groß; aber wir trauen der Regierung so viel Wachsamkeit und Fähigkeit zur Gegenspionage zu, daß wir in den Ruf nach Ausnahmemaßregeln wegen „Gefährdung des Vaterlandes“ nicht einstimmen können. Tun wir doch den Gegnern nicht den Gefallen, Furcht zu verraten. Trotz aller Spione haben die Engländer im Sommer den geplanten Angriff nicht gewagt. (Soeben meldet der Telegraph das Attentat auf den englischen Minister Lloyd George. Darüber das nächste Mal.)

Im nächsten Hefte erscheint:

Heuchler und Religionshetzer Liberalismus.

Nach Zitaten aus liberalen Blättern porträtiert.

Eine Wahlabrechnung.

Vom Herausgeber.

Der Proporz in Baden.

Von Landtagsabgeordneten Dr. Joseph Schofer.

Die neue Gemeinde- und Städteordnung, wie sie auf dem Landtage 1909/10 beschlossen worden sind, haben den Proporz in Baden eingeführt. Sowohl der Bürgerausschuß bzw. die Stadtverordneten wie auch der Gemeinderat werden nach dem Proporz gewählt. Nur die kleineren Gemeinden unter 2000 Einwohner blieben bei der Mehrheitswahl.

Die Verfassungsreform und das Gesetz vom 24. August 1904 brachten dem Lande wohl das direkte Wahlrecht zum Landtage und eine neue Wahlkreiseinteilung, nicht aber den Proporz. Diesen zu erstreben, bot der gegenwärtige Landtag einen willkommenen Anlaß.

Die Einteilung der Wahlkreise in den Städten mit zwei und mehr Abgeordneten geschah bisher durch landesherrliche Verordnung. Bis 1. Juli 1912 muß sie jedoch gesetzlich festgelegt sein. Die Thronrede stellte deshalb eine dahingehende Gesetzesvorlage in Aussicht.

Diese Ankündigung gab den Nationalliberalen und Sozialdemokraten Anlaß, Anträge auf Einführung des Proporzes bei den Landtagswahlen einzubringen. Die ersteren wollten in ihrem Antrage, daß der Minister bei dem angekündigten Gesetze den Proporz miteinbeziehe. Die II. Kammer trat diesem Wunsche insofern bei, als sie ohne jede Kommissionsberatung die beiden Anträge auf die Tagesordnung vom 11. Dezember setzte. Der Minister jedoch kam der Volksvertretung zuvor und legte am 7. Dezember, also in der Sitzung zuvor, den angekündigten Gesetzentwurf, natürlich ohne Proporz, der II. Kammer zur Beratung vor.

Auch so nahm die II. Kammer am 11. Dezember die Anträge in Beratung. Sie stellte sich einmütig auf den Boden des Proporzes. Dabei gaben aber alle Redner zu, daß noch manche Einzelfrage zu lösen sei, ehe der Proporz bei den Landtagswahlen praktisch eingeführt werden könnte. Eine Kardinalfrage wird die sein: soll das ganze Land einen großen Wahlkreis bilden oder will man Kreise nach Interessengruppen zusammenschließen.

Die Regierung verschob ihre „endgültige Stellungnahme“ auf die Zeit, da „beide Kammern der Landstände sich darüber ausgesprochen haben“. Dann aber machte Minister von Bodman folgende Bedenken geltend:

„Schon jetzt kann aber gesagt werden, daß die Regierung ernste Bedenken trägt, den Anträgen ihrerseits zuzustimmen. Die Verhältniswahl hat in der Theorie manche Vorzüge, die ihre Einführung für das ganze Land empfehlen. Diesen Vorzügen stehen aber auch Nachteile gegenüber, die nicht zu unterschätzen sind. Als solche betrachtet die Regierung insbesondere die Anerkennung der Parteien als offiziellen Faktor des öffentlichen Lebens, die Einräumung des entscheidenden Einflusses auf die Gestaltung der Vorschlagslisten an die Parteivorstände, die Loslösung der Abgeordneten von ihren Wählern und ihren bisherigen Wahlbezirken, die verstärkte Wahlagitation aller Parteien, die Kompliziertheit des Verfahrens und des Wahlsystems, die das Vertrauen der Wähler in die Richtigkeit des Wahlvorgangs zu gefährden geeignet sind. Dazu kommt, daß sich die praktischen Ergebnisse dieses Wahlsystems zurzeit nicht übersehen lassen. Die auf Grund der Ergebnisse der Landtagswahlen von 1905 und 1909 angestellten Berechnungen lassen es allerdings als wahrscheinlich erscheinen, daß die Zusammensetzung der Zweiten Kammer auf Grund allgemeiner Verhältniswahlen keine wesentlich andere sein wird, als sie sich bisher auf Grund der Mehrheitswahl gestaltet hat. Indessen darf nicht übersehen werden, daß die Verhältniswahl infolge der durch sie bedingten wesentlichen Verstärkung der Wahlagitation einerseits und des Fehlens der bei der Einerwahl bestehenden persönlichen Beziehungen des Kandidaten zu den Wählern anderseits auch zu ganz anderen Ergebnissen führen kann. Auch die Bildung besonderer Interessentengruppen kann eine erhebliche Aenderung des zahlenmäßig errechneten Ergebnisses bewirken. Erfahrungen über die Wirkungen der Verhältniswahl in dem beantragten Umfang liegen aus keinem deutschen Bundesstaat vor. Die in Baden durch die Gesetze vom 26. September 1910 für die größeren Gemeinden eingeführten Verhältniswahlen sind noch nicht in allen Gemeinden vollzogen. Es liegt also auch hier eine abgeschlossene Erfahrung nicht vor, ganz abgesehen davon, daß die Erfahrungen auf dem Gebiet der Gemeindeverwaltung nicht ohne weiteres auf dasjenige der Staatsverwaltung übertragbar sind. Besonders schwerwiegend erscheint aber der Großh. Regierung das Bedenken, daß die Verfassung erst im Jahr 1904 eine grundlegende Aenderung erfahren hat. Die Verfassung aber sollte als Grundgesetz unseres Landes und Grundlage unseres staatlichen öffentlichen Lebens nicht ohne zwingende Gründe nach so kurzer Zeit einer abermaligen wesentlichen Aenderung unterzogen werden, zumal gerade die jetzt be-

antragte Aenderung durch Einführung der Verhältniswahl für das ganze Land schon bei den Verhandlungen über die Verfassungsänderung 1904 beantragt, aber von allen Faktoren der Gesetzgebung abgelehnt worden ist."

Diese Regierungserklärung läßt der Möglichkeit noch Raum, daß im Zusammenhange mit der Gesetzesvorlage über die Wahlkreiseinteilung in den Städten mit zwei und mehr Abgeordneten der Proporz wenigstens in diesen größeren Städten eingeführt werde. Es wären also die fünf Städte: Freiburg, Karlsruhe, Pforzheim, Mannheim und Heidelberg. In **Freiburg** würde der Proporz am Besitzstande der drei Mandate nichts ändern. 1909 entfielen von den abgegebenen Stimmen 38 500 auf den Block, 33 540 auf das Zentrum und 28 140 auf die Sozialdemokratie. In der Residenzstadt **Karlsruhe**, wo gegenwärtig die Sozialdemokraten von 4 Mandaten 3 besitzen, entfielen auf den Block 31 540, auf die Sozialdemokratie 49 540 und auf die Rechtsparteien 18 940 der erzielten Stimmen. Danach flösse der Sozialdemokratie nicht einmal die Hälfte der Mandate zu. In **Pforzheim** würde der Proporz nur die Frage aufwerfen, ob das eine Mandat, welches in bürgerlichem Besitze ist, in den Händen der Demokraten oder der Nationalliberalen liegen würde. Eine wesentliche Rolle vermöchten hier die 3040 Zentrumsstimmen zu spielen. Für **Mannheim** wird das neue Gesetz den 1904 in einer einstimmig angenommenen Resolution versprochenen **sechsten** Abgeordneten bringen. Von den bisherigen fünf Mandaten sind drei in den Händen der Sozialdemokratie, je eines besitzen die Nationalliberalen und die Demokraten. Die Wahlen 1909 brachten den Sozialdemokraten 52 240, dem Block 33 640, dem Zentrum 14 040 der abgegebenen Stimmen. Diese Ziffern sagen, daß das Zentrum als Ziel ansehen könnte, entweder für die Rechte das 6. Mandat zu holen oder es doch den Sozialdemokraten vorzuenthalten. In **Heidelberg** gehören die zwei Mandate noch den Nationalliberalen. Die Wahlen 1909 verteilten die Stimmen also: Block 52 440, die Sozialdemokratie 25 600, Zentrum 14 440 und Nationalsoziale 7440. Im Block stecken rund 13—1440 Stimmen der Demokraten. Wird der Proporz eingeführt, so kann in Heidelberg allerlei Zusammengehen erfolgen, um das zweite Mandat zu gewinnen. Um die Sozialdemokratie fernzuhalten, bedarf es der Einigkeit im bürgerlichen Lager. Ob Proporz oder Mehrheitswahlrecht, die Sozialdemokratie ist für Heidelberg eine ernst zu nehmende Bewerberin um das zweite Mandat.

Der obenerwähnte Gesetzentwurf ruht einstweilen in der Mappe der Kommission für Justiz und Verwaltung. Ob sie zu dem Resultat kommt, von dem wir sprachen, wird sich erst nach den Reichstagswahlen entscheiden.

Das Schuldkonto der Sozialdemokratie.

*Von Chefredakteur Max **Roeder**, Aachen.*

Die Sozialdemokratie sieht ihre Früchte reifen. Rascher vielleicht, als sie gewollt, und anschaulicher, als ihr erwünscht, schießt in allen Ländern Europas die Windsaat in die Halme. Mit banger Sorge erfüllt es die Herrschenden, die keine Mittel zu finden scheinen, helfend einzugreifen. Die das Feld bestellten, sind selbst schlau genug, mit gut gespielter, aber schlecht begründeter Entrüstung die Schuld von sich zu weisen. Den roten Regisseuren, die sich klug im Hintergrund hielten, gelingt es nicht mehr, den Feuerbrand hintanzuhalten — was bleibt ihnen anders als die Mitschuld zu verneinen? Und doch sind die überall emporlodernden Flammenzeichen die erstarkten Funken der sozialdemokratischen Lehre, wenn man besser will: der sozialdemokratischen Verhetzung.

In Portugal wird der Thron gestürzt; die Proklamierung der Republik geht Hand in Hand mit der Verfolgung der Priester und Ordensgesellschaften. Mit greifbarem Jubel hat die sozialistische Presse diesen „Siegeszug" ihrer Ideen begrüßt, die ja auch in dem benachbarten Frankreich recht nachhaltig und lebendig wirken. Das republikanische Musterland kann gewiß als Schulbeispiel sozialdemokratischer Erziehung gelten; hier bleibt es nicht einmal bei Krawallen und Revolten. Der Eisenbahnerausstand hat gezeigt, daß Sicherheit und Leben in die Schanzen geschlagen werden, wenn die „völkerbefreiende" Lehre einmal in die rauhe Wirklichkeit übersetzt wird. Daher die unzähligen Sabotagefälle, welche lange genug den Schrecken des Landes bildeten. Oder wie ist es mit der Reinzucht der Sozialdemokratie, mit dem Generalstreik, angezettelt in den nordischen Ländern? Gewiß — er hat Fiasko gemacht, und die ihre Haut zum Markte tragen mußten, waren die betörten Genossen. Aber welche Rückwirkung auf das Volksganze? Gewalttaten, Ausschreitungen, Lähmung des wirtschaftlichen Lebens — das sind die Folgen jener Doktrin, welche angeblich paradiesische Zustände auf Erden schaffen will. Nebenbei: die Genossen selbst glauben an das Eden im Diesseits so wenig wie an das im Jenseits. In Rußland fiel der Ministerpräsident Stolypin. Die „Propaganda der Tat" hatte das von der Sozialdemokratie gutgeheißene Urteil vollstreckt; war es doch Geist von ihrem Geiste, der die Schreckenstat geschaffen. Besonders stolz darf die Sozialdemokratie auf ihre Erfolge in Oesterreich sein. Zunächst die blutigen Teuerungskrawalle, die ein Werk der sozialdemokratischen Verhetzung waren. Trugen doch, wie die „Kölnische Zeitung" seinerzeit ausdrücklich feststellte, „die jugendlichen Wüteriche durchweg sozialdemokratische Abzeichen". Letzten Endes handelte es sich in Oesterreich ebensowenig um die Teuerung wie in Deutschland, wo ja auch die erhöhten Preise der Lebenshaltung der parteipolitischen Hetze dienen müssen. Auch in Wien mußte die Teuerung die Firma für die Praktizierung des revolutionären sozialdemokratischen Gedankens abgeben, was die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 440), die freundnachbarlichen Beziehungen ganz vergessend, bezeichneten als einen „Kampf um alles, was dem Kulturmenschen teuer ist, und was er nicht an ein Gewimmel von Strolchen verlieren möchte". Das Attentat im österreichischen Abgeordnetenhaus war wiederum nichts anderes als die folgerichtige Verwirklichung der sozialdemokratischen Theorie. (Das neueste blutige Attentat auf den englischen Minister Lloyd George gleicht dem dem österreichischen Justizminister zugedachten „Denkzettel", wie ein Ei dem andern.) Daß diese blutige Reihe denen unangenehm ist, die sie verschuldet, braucht nicht wunderzunehmen. Das Konto aber aufzumachen ist um so notwendiger, als selbst regierende Männer in diesem die Staaten erschütternden Beginnen eine großartige Bewegung erblicken. Diese ist es auch, welche in Deutschland auf die Barrikaden ruft und schon dieselben „Erfolge" erzielte wie im benachbarten Oesterreich. Dieselbe großartige Bewegung ist es ferner, welche bereit ist, in der Stunde der Gefahr das Vaterland und mit ihm alles wehrlos dem Feinde zu überlassen. Dieselbe großartige Bewegung ist es endlich, welche für die, die sich erheben zum Schutze der nationalen Ehre und der nationalen Güter, nur Spott und Hohn übrig hat. Dieselben „kulturträgerischen" Ideen sind es, um auch das zu erwähnen, welche der edlen Belgierkönigin, der für das Volk unermüdlich sorgenden Bayernprinzessin, Roheiten und Beleidigungen ins Gesicht schleuderten. Betonte die Sozialdemokratie nicht immer und überall ihre internationalen Beziehungen — hier wären sie klar erwiesen. Und aus diesem Boden heraus erhofft das nationale und liberale Bürgertum seine Wiedergeburt, nicht sehend, daß es sich selbst zum Mitschuldigen macht, wenn es diese Reihen stärkt.

Doch noch mehr! Es ließe sich hier eine endlose Rechnung aufmachen, welche zeigen würde, wie die atheistisch-materialistische Sozialdemokratie systematisch die Grundpfeiler lockert, auf denen allein die gesellschaftliche Ordnung aufgebaut ist und aufgebaut sein kann. Der geduldige liberale Philister sieht das alles nicht oder will es nicht sehen. Der für ihn auch bequeme Satz von der privatsächlichen Religion beseitigt alle Bedenken. Hierher gehören die endlosen Fälle von **Terrorismus**, wie sie tagtäglich von der Sozialdemokratie und der ihr liierten „freien" Arbeiterbewegung verübt werden. Nur eine kleine Blütenlese aus der jüngsten Zeit, die sich beliebig erweitern und vervollständigen läßt. In Stuttgart nahmen die Mitglieder des sozialdemokratischen Metallarbeiterverbandes folgende Resolution an, welche zeigt, daß die Erziehung zum Terrorismus planmäßig geübt wird: „Von den organisierten Kollegen erwartet die Versammlung, daß sie Kollegen, die in das Geschäft (Firma Bosch in Stuttgart) eintreten, nur dann Beihilfe angedeihen lassen und Verkehr mit ihnen pflegen, wenn dieselben ihren Beitritt oder ihre Mitgliedschaft im Deutschen Metallarbeiterverband nachzuweisen in der Lage sind. Kollegen, die nicht im obigen Sinne organisiert sind, werden entsprechend behandelt." War es anders bei dem Streit im Danziger Polsterer- und Tapeziierergewerbe? Mußten nicht die christlich organisierten Schuhmacher in Stuttgart den sozialdemokratischen Terror brechen? Bei der Tarifbewegung im Sattler- und Portefeuillergewerbe in Frankfurt am Main und im Flaschnergewerbe in Stuttgart wollten die sozialdemokratischen Führer die christlichen Arbeiter unter allen Umständen aus-

schalten. Diese Monopolverträge werden schon auf das rein sachliche Gebiet übertragen. So beschloß der Kasseler Verbandstag des Verbandes der Typographischen Gesellschaften, daß dem Verbande nur solche Vereine angehören dürfen, die statutarisch die Angehörigkeit zum Verband der Deutschen Buchdrucker, der dem „freien" Zentralverband angeschlossen ist, zur Voraussetzung der Aufnahme machen. Und alle die Fälle körperlicher Mißhandlung aus Terrorismus, die stillschweigend oder ausdrücklich von der Sozialdemokratie gebilligt werden, sodaß die „Gewerkschaftskorrespondenz" feststellen konnte: „Wir haben in den letzten Wochen in mehr wie zwei Dutzend sozialdemokratischen Blättern eine Unmasse von Artikeln durchgesehen, die sich alle gegen „christlichen Terrorismusschwindel, Terrorismusgeschrei" usw. richteten, aber in keinem einzigen dieser Artikel eine klippe und klare Verurteilung des Terrorismus finden können." Kein Wunder; stellte doch in seiner Nr. 192 vom Jahre 1907 der „Vorwärts" den Terrorismus als ein erlaubtes und kulturförderndes Mittel hin, und ganz in diesem Sinne schrieb die sozialdemokratische Bäckerzeitung: „Darum ist der Terrorismus der Gewerkschaften hochmoralisch, weil kulturfördernd, wenn auch der Drache des Strafgesetzes daneben lauert." Praktisch handelten danach die Bäcker in Berlin, als sie die Meister unter Androhung des Boykotts zur Anerkennung der Forderungen zwangen mit der Verpflichtung, nur sozialdemokratische Gehilfen zu beschäftigen. Erst im August mußte das Essener Schöffengericht einen sozialdemokratischen Terroristen mit 5 Monaten Gefängnis bestrafen. Besser kamen die ebenfalls wegen Terrorismus Angeklagten am 10. August vor dem Amtsgericht München II weg, wo das Urteil auf 40 *M* bzw. 20 *M* lautete. Diese flüchtige Zusammenstellung mag genügen.

Wie angesichts hundertfältiger Tatsachen nachgewiesener sozialdemokratischer Terrorismusfälle die „Münchener Post" (Nr. 233 vom 7. Oktober 1911) noch schreiben kann: „Daß die Sozialdemokratie den **Terrorismus verwirft**, wissen heutzutage auch politische Kinder", ist ein Rätsel. Es scheint demnach wirklich noch politische Kinder zu geben! Oder sollte dieser Satz eine Reverenz nach der Seite der liberalen Bundesgenossen bedeuten? Liberal im wahren Sinne des Wortes und Terrorismus schließt sich allerdings ebenso aus wie national und Sozialdemokratie. Was tut's? Ist's der Zentrumshaß oder die Abneigung gegen den Katholizismus, der das hochgerühmte liberale Bürgertum auf dem Wege der Verleugnung der eigenen Grundsätze zur Selbstaufgabe führt?

Nur in markanten Endzahlen konnte das Schuldkonto der Sozialdemokratie aufgemacht werden, sicher jedoch ausreichend genug, um den abschließenden Strich unter das Blatt zu setzen. Den Blinden und den Nichtsehenwollenden mag es die Augen öffnen, ehe der Sturm noch verheerender durch die Lande braust, als es jetzt schon der Fall ist. Ueberall leuchten die Feuerzeichen auf; da gibt es nur mehr die starre Alternative: Aufraffen zur Tat oder Vaterlandsverrat: eine Gewissensfrage für das deutsche Bürgertum und für die deutsche Wählerschaft.

Eine gemeinsame Aufgabe für Handwerker und Arbeiter.

Von Oberlehrer **Kuckhoff**, Essen.

Daß die Erhaltung und Förderung eines leistungsfähigen Handwerkerstandes, der wiederum die beste Stütze des sogenannten Mittelstandes überhaupt ist, eine der wichtigsten Aufgaben der Sozialpolitik bleibt, wird nicht bestritten. Leider aber ist in neuester Zeit vielfach ein scharfer Gegensatz zutage getreten zwischen den Bestrebungen für eine Hebung des Arbeiterstandes und den glücklicherweise nunmehr kraftvoll in die Erscheinung tretenden Regungen des Mittelstandes. Dieser sieht bedauerlicherweise die Selbsthilfe der Arbeiter vielfach als eine gegen ihn gerichtete feindselige Tätigkeit an, und es scheint, als ob infolge dieses Interessengegensatzes ernste Schäden für unser wirtschaftliches und soziales Gemeinschaftsleben erwachsen könnten. Der Blick für gemeinsame staatsfördernde Aufgaben ist jedenfalls getrübt worden. Und doch kann man eine Einheitlichkeit der kulturellen Bedeutung und gemeinschaftsbildenden Kräfte dieser beiden Stände feststellen. Es ist von der größten Bedeutung, darauf mit Nachdruck hinzuweisen. Ist einmal eine gemeinsame Grundlage gefunden und ein einheitliches Ziel gesteckt, dann wird es nicht schwer sein, beide Richtungen in gemeinsamer Arbeit zu verbinden.

Es ist Aufgabe der handarbeitenden Klassen, durch Selbsthilfe in der Organisation sich bessere Lebensbedingungen zu schaffen, mittels deren sie sich in Nahrung, Wohnung und Kleidung die äußere Grundlage für ein gesundes Familienleben legen. So erst sind die Mittel gegeben zur gesamten kulturellen und sittlichen Hebung des Arbeiterstandes. Da eröffnet sich dem Handwerkerstande ein gewaltiges Gebiet der Tätigkeit und eine Quelle für seine materielle Besserstellung. Er wird die Aufgabe übernehmen müssen, durch seinen Fleiß und sein Geschick dem Arbeiter die Gegenstände des täglichen Gebrauches preiswert zu liefern und ihm sein Heim zur Stätte der Erholung zu machen. Diese Selbsthilfe ist die wirksamste Gegenaktion gegen die mit dem Großkapital arbeitenden Fabrikbetriebe, die den Kleinbetrieb des Handwerkers zu vernichten drohen. Sie haben die Vorteile der billigeren Produktionsmöglichkeit für sich und legen eben auf die Billigkeit ihrer Produkte das Hauptgewicht. Weiterhin ist der sich mit ihnen verbindende Großhandel imstande, gegen geringe Teilzahlungen dem unbemittelten Arbeiter die Anschaffung seiner Gebrauchsgegenstände bedeutend zu erleichtern, ja vielfach überhaupt möglich zu machen. So wird das Handwerk ausgeschaltet.

Doch trifft der aus dieser wirtschaftlichen Entwicklung entspringende Schaden nicht dieses allein; der Arbeiter wie auch der kleine Beamte leiden in gleicher Weise darunter. Denn je weniger sie darauf rechnen können, durch das Handwerk billige und gute Gebrauchsgegenstände zu bekommen, um so mehr sind sie gezwungen, minderwertige, ihrem Geschmack nicht genügende Sachen zu nehmen. Was ihnen im Anfang im Zeitpunkte des Erwerbes vielleicht als ein Vorteil erscheint, stellt sich nach kurzer Zeit, wenn die Gegenstände verderben oder durch Häßlichkeit abstoßend wirken, als Schaden heraus. Der läßt sich dann in den weitaus meisten Fällen nicht mehr gut machen, und die Familie ist dazu verurteilt, für immer ein Heim zu haben, das mit unbrauchbaren Gegenständen „geschmückt" ist.

Handwerker und Arbeiter haben also schon aus rein materiellen Gründen ein gleiches Ziel. Denn ein Appell an die Großindustrie und den Großhandel wird nichts nützen. Nur zwei Dinge können helfen. Zunächst die Bemühungen der Handwerker selbst. Mahnungen an die anderen Stände, jene aus Gründen der Nächstenliebe und des sozialen Pflichtbewußtseins zu unterstützen, werden keine nachhaltige Wirkung haben. Erfreulicherweise setzt die notwendige Selbsthilfe auch im Handwerke ein. Vor allem das Tischlergewerbe ist außerordentlich rührig. Es hat an verschiedenen Orten Ausstellungen von Kleinwohnungseinrichtungen veranstaltet, die zeigen sollen und gezeigt haben, daß der Tischlermeister wohl imstande ist, preiswerte Haushaltungsgegenstände in hervorragender Güte herzustellen. Ja, es ist schon gelungen, durch gleichzeitige Ausstellungen von Großfirmen und Handwerkern auf diesem Gebiete zu beweisen, daß diese noch billiger liefern können, vor allem aber solidere und schönere Sachen, als jene. Das war zweifellos für die Handwerker ein Wagnis, aber es ist geglückt. Freilich hat die Sache eine Schwierigkeit, und die liegt in der vielfach hervortretenden finanziellen Leistungsunfähigkeit der jungen Ehepaare, wenn sie heiraten und nun schnell die nötige Ausstattung kaufen wollen. Wer die Verhältnisse kennt, weiß, daß hier gute Ermahnungen an die jungen Mädchen, sich durch Sparsamkeit das notwendige Geld vor der Ehe zurückzulegen, nicht allein helfen können. Und doch sieht jede ein, daß für ihr zukünftiges Eheglück eine gute Einrichtung gerade so notwendig ist, wie eine gesunde Wohnung. Wie also kann es ermöglicht werden, dem arbeitenden Volke die Erzeugnisse des Handwerkes zu vermitteln? Daß der Handwerker sich auf Abzahlungsgeschäfte nicht einlassen kann, ist klar. Es müssen also gemeinnützige Unternehmungen geschaffen werden, Genossenschaften, vielleicht vom organisierten Handwerke in Verbindung mit den Arbeiterorganisationen, die die Vorteile des Abzahlungsgeschäftes ebenfalls bieten können, während sie dessen Nachteile ausschalten.

Die zweite, nicht minder große Schwierigkeit neben jenen materiellen, ist mehr ideeller Art. Es handelt sich um eine ernsthafte Erziehung der handarbeitenden Stände zum guten Geschmack. Der ist ja leider gerade bezüglich der Wohnungseinrichtung auch in den gehobenen Schichten der Bevölkerung recht oft zu vermissen. Unsere katholischen Arbeitervereine, auch die christlichen Gewerkschaften, haben durch Unterstützung von Handwerkerausstellungen in Industriestädten auf Veranlassung der Tischlerinnungen und mit ihnen zusammen recht lehrreiche Aus-

stellungen in Kleinwohnungseinrichtungen veranstaltet. Diese Bestrebungen sind von unberechenbarem Werte und müssen — auch in Verbindung mit den Arbeiten der sozialen Ferienvereinigungen unter tätiger Mithilfe unserer Studenten, wie zu ähnlichen Zwecken der Volksbildung schon geschehen —, weiter betrieben werden. Der Arbeiter und diejenige, die ihm als Frau sein Heim gemütlich gestalten soll, haben fast nie Gelegenheit, mustergültige Einrichtungen kennen zu lernen. Und welche Bedeutung hat es für die werdende Arbeitersfrau, einmal auch nur eine wirklich schöne, zweckmäßig eingerichtete Küche zu sehen! In den Ausstellungen der Möbelhändler, in den Auslagen ihrer Geschäfte, sieht man fast nur Gegenstände, die dem Gebrauche der Bemittelten dienen. Der Handwerker hat keine Schaufenster, jedenfalls nicht an einer verkehrsreichen Straße. Aber in den Straßen der Arbeiterviertel drängen sich die Auslagen der Abzahlungsgeschäfte eines neben das andere. Man wird da jede Schönheit vermissen, oder besser gesagt: der Arbeiter vermißt sie nur zu oft nicht, weil er nichts anderes kennt. Die Handwerker werden dazu übergehen müssen, gerade in diesen Vierteln Ausstellungen ständig zu unterhalten. Jedenfalls dürften sie es niemals versäumen, wenn eine Arbeiterkolonie irgendwo gebaut worden ist, in einzelnen Räumen, so lange sie nicht bezogen werden, schöne, preiswerte Einrichtungen auszustellen. Der Kampf gegen den schlechten Geschmack ist zugleich ein Kampf gegen die Auswüchse der Großindustrie und der Abzahlungsgeschäfte.

Es gibt also noch gemeinsame Ziele für Handwerker und Arbeiter auch auf wirtschaftlichem Gebiete. Freilich wird es nicht für alle Zweige des erwerbstätigen Mittelstandes leicht sein, diese zu finden. Jedenfalls aber zeigt das Beispiel des Tischlergewerbes, daß es nicht angängig ist, durch Unterbindung irgendwelcher organisatorischer Maßnahmen irgend eines Standes zum Zwecke seiner wirtschaftlichen Besserstellung einem anderen Stande zu helfen. Seine Lebenskraft wird der Mittelstand nur dann erweisen, wenn er durch eigene Gegenorganisation die Schäden zu beseitigen trachtet, die etwa den Arbeiterstand dazu treiben, sich Hilfe zu schaffen. Es ist ein wichtiges Kapitel der staatsbürgerlichen Erziehung unseres gesamten Volkes, das da lehren soll, daß die einzelnen Erwerbsgruppen einander naturgemäß erhalten und ernähren, daß ihre Erhaltung aber nur durch eigene Kraft möglich ist. In der Erreichung kultureller Zwecke, ausgehend von der christlichen Lehre, daß alle materiellen Vorteile nur der sittlichen Hebung wiederum zu dienen haben, werden sie alle sich wieder vereinigen. Das steht in dem Kapitel der staatsbürgerlichen Erziehung, das da handelt von der wahren Vaterlandsliebe.

Theologische Fakultäten und wissenschaftliche Forschung.

Aus der Antrittsrede Sr. Magnifizenz des Rektors Dr. Alois Knöpfler.

Der derzeitige Rektor der Ludwig-Maximilians-Universität München, der katholische Theologe Professor Dr. Alois Knöpfler, ist nicht ohne Widerspruch der im sogenannten Hochschulverein wirksamen intoleranten Kräfte zu seinem hohen Amte gelangt. Wäre es nach dem Willen dieser Extremen gegangen, so würde bei der letzten Rektoratswahl die theologische Fakultät, die nach Tradition und Brauch „an der Reihe" war, durch Mehrheitsbeschluß brüskiert und boykottiert worden sein. Diesmal aber blieb es, wie in Nr. 32 der „Allgemeinen Rundschau" geschildert wurde, bei dem bösen Willen einer aller Objektivität und wahren Voraussetzungslosigkeit baren Minderheit. Mit besonderer Spannung sah man daher der Antrittsrede des neuen Rektors entgegen, die am 25. November unter den üblichen Feierlichkeiten vor einer illustren Zuhörerschaft in der großen Aula gehalten wurde. Rektor Dr. Knöpfler sprach in der ihm eigenen großzügigen und feinsinnigen Weise über „Das Christusbild und die Wissenschaft". Der offizielle Wortlaut der Rede wird in den nächsten Tagen im Verlage der Universitätsdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn (München) erscheinen. Mit Genehmigung Sr. Magnifizenz entnimmt die „Allgemeine Rundschau" dem ihr zur Verfügung gestellten Aushängebogen diejenigen grundsätzlichen Ausführungen, welche die vielumstrittene Frage der Theologie als Wissenschaft und der theologischen Forschung enthalten, und den unmittelbar vorausgehenden Schlußpassus der Christusbeweise im vollen Wortlaute. Die Lektüre der in übersichtlicher und durchsichtlicher Klarheit herausgestellten Forschungsbeweise für Christus den Gottessohn wird für jeden Gebildeten positiver Richtung ein Genuß sein. Der Redner schließt seine überzeugende Beweisführung mit den folgenden Darlegungen:

„Eine genau objektive, allem subjektiven Empfinden entrückte Forschung hat uns gezeigt, daß das Christusbild der Urkirche ein einheitliches ist, so wie es von Christus selbst durch Wort und Tat vor seinen Aposteln gezeichnet, wie es von diesen getreu aufgefaßt und unverfälscht überliefert worden ist; dieses Christusbild erscheint in den synoptischen Evangelien nicht anders als bei Paulus und Johannes. Der Versuch, Jesus und Christus zu trennen, wie er schon einmal in der alten Zeit, nur in anderem Sinn und mit anderer Begründung von Doketen und Nestorianern unternommen wurde, muß als verfehlt und wissenschaftlich unhaltbar abgewiesen werden.

Wohl die schärfste Kritik an solchem Unterfangen übt merkwürdigerweise nicht ein Theologe, sondern ein Naturwissenschaftler, der zudem selbst nichts weniger als positiv gläubig gerichtet ist, es ist dies von Schnehen in Freiburg. Derselbe bemerkt unter anderem[32]: „Der Inhalt der urapostolischen Verkündigung ist der Glaube an die Messianität Jesu: Jesus ist der „Herr" des erwarteten Gottesreiches, der durch die Auferstehung und Erhöhung zur himmlischen Lichtwelt zum Herrn und Christus gemacht worden ist. Wenn man das eine Verfälschung des Christentums nennen will, nun so hat die Verfälschung schon mit dem Tode Jesu angefangen und ein unverfälschtes Christentum hat es nie gegeben. Man mag noch so weit zurückgehen in der Geschichte der Christenheit, nirgends findet man auch nur den leisesten Anhalt dafür, daß Jesus auf Grund seiner rein menschlichen Wirksamkeit und Eigenschaften, etwa als Religionsstifter, Morallehrer oder gar nur als religiös-sittliches Vorbild, verehrt worden wäre. Man mag den Inhalt des Wortes Evangelium verstehen wie man will, niemals hat er etwas mit einem bloßen „Menschen" Jesus zu tun, niemals diesen in den Mittelpunkt des religiösen Kultus gerückt." „Der Jesus, von dem die Evangelienschriften des Neuen Testaments uns erzählen", fährt Schnehen weiter, „ . . . ist durchweg nicht ein Mensch, sondern der einzigartige Sohn Gottes, der Christus." „Für das vierte Evangelium ist wohl allgemein anerkannt." „Aber auch die anderen Evangelisten denken nicht daran, uns von einem bloßen Menschen Jesus zu berichten und für diesen eine gläubige Verehrung zu verlangen. Nein, der wunderbar gezeugte Jungfrauensohn bei Lukas und Matthäus, der auferstandene und gen Himmel gefahrene Jesus des ersten und des dritten Evangeliums ist ebensowenig ein bloßer „natürlicher Mensch", wie der johanneische Christus." So der Naturwissenschaftler. Damit sind wir nun aber am Ende wissenschaftlichen Könnens angelangt.

Die historische Forschung kann nur feststellen, was Jesus selbst sein wollte, was seine Jünger von ihm gehalten, welchen Eindruck er auf seine Umwelt gemacht und etwa noch welche Aufnahme die neue Lehre gefunden und welche Wirkung sie ausgeübt. Ueber Annahme oder Ablehnung Christi, der heute wie damals dasteht „als ein Zeichen, dem widersprochen wird" (Lk. 2, 34), kann wissenschaftliche Forschung nicht mehr befinden. Das bleibt der freien Entscheidung des einzelnen überlassen."

Daran schließt sich unmittelbar die sehr bemerkenswerte programmatische Stellungnahme zur wissenschaftlichen theologischen Forschung:

„Es sind die höchsten und wichtigsten Probleme, die von jeher die Menschheit in Spannung gehalten, deren Erforschung die theologische Wissenschaft sich zur Aufgabe gestellt. Diese wissenschaftliche Durchdringung liegt im Wesen der christlichen Religion selbst, denn nicht einen blinden Köhlerglauben verlangt dieselbe, sondern, wie der Apostel Paulus sagt: ein rationabile obsequium (Röm. 12, 1). In demselben Geiste fordert der Apostel Petrus die Gläubigen auf: „immerdar bereit zu sein zur Verantwortung jeglichem, der von euch Rechenschaft begehrt über die Hoffnung, welche in euch ist" (1 Pt. 3, 15).

„Dieser apostolischen Mahnung gemäß haben die Christen vom ersten Anfang an alle ihnen zur Verfügung stehenden Mittel wissenschaftlichen Arbeitens benützt, um ihren religiösen Glauben zu schützen und zu verteidigen und andern zu übermitteln. Beweis dessen sind uns vor allem die zahlreichen christlichen Apologien der ersten christlichen Zeit. Schon im dritten Jahrhundert hatte die Wissenschaft in christlichen Kreisen, so namentlich in Alexandrien durch Origenes, eine so ehrenvolle Stellung errungen, daß sie die Bewunderung selbst der Heiden erregte. Im vierten Jahrhundert aber klagten bereits heidnische Gelehrte, daß, nachdem zuvor das imperium, jetzt auch die Wissenschaft zu den Christen übergegangen sei. In christlichen Landen aber hat die Wissenschaft stetsfort eine schützende Heimstätte und liebevolle Pflege gefunden. Hierbei stand die theologische Forschung im engeren Sinn immer

an erster Stelle, wie denn auch aus ihr die eigentlichen Zentren wissenschaftlichen Lebens, die Universitäten hervorgegangen sind.

Gerade an den Universitäten hat die theologische Forschung stets den Ehrenplatz behauptet und die theologischen Fakultäten haben im engen Anschluß an die übrigen Fakultäten gebend und empfangend in edlem Wettstreit an dem Fortschritt der Wissenschaft mitgearbeitet, den für sie gab und gibt es im Forschen nach Wahrheit keine anderen Gesetze, als für alle anderen Wissenszweige auch. Der ruhmreichen Vergangenheit hat auch sich die Gegenwart nicht unwert gezeigt, wenn auch die Verhältnisse heute unverkennbar vielfach ungünstiger geworden sind, als in früheren Jahrhunderten. Im heißen Ringen nach Wissen sind die theologischen Fakultäten nie zurückgestanden und sie dürfen ihren Ehrenplatz an der Seite der übrigen Fakultäten mit gutem Recht beanspruchen. Um aber in dem edlen Wettstreit der Wissenschaften stets mit Ehren bestehen zu können, bedurfte und bedarf die Theologie wie alle anderen Wissenszweige der nötigen Freiheit. Andernfalls aber könnte sie in die Lage Davids kommen, der in der künstlichen Waffenrüstung Sauls sich in seiner Bewegungsfreiheit behindert fühlte und den Kampf mit Goliath nicht wagen zu dürfen glaubte, während er in der leichtgeschürzten Hirtentracht ihn rasch zu Boden streckte. Ich sage die nötige Freiheit, nicht Willkür, die keine Schranken kennt und schließlich in Dilettantismus ausartet, der gerade auf theologischem Gebiet wie auf keinem andern sich breit macht. Die sonderbarsten Einfälle werden hier als Wahrheit zu Markt gebracht und wenn das kühne Luftgebäude auch manchmal über Nacht zusammenstürzt, so lassen solche Versuche im religiösen Leben doch regelmäßig tiefgehende Spuren zurück. Jede vernünftige Freiheit setzt Schranken voraus, die ohne Schädigung nicht verletzt werden dürfen. Solche Schranken bestehen aber nicht nur für die Theologie, sondern für alles menschliche Forschen und Wissen überhaupt."

Dokumente zur Wiedergeburt eines katholischen Volkes.

Von Professor Dr. Eberhard Vogel, Lektor an der Kgl. Technischen Hochschule zu Aachen.

„Katalanen: erinnert euch, wie wir vor langer Zeit an ganz Katalonien einen Aufruf richteten, daß es im Namen der glorreichen katalanischen Wiedergeburt auf seinem Heiligen Berge Montserrat, an dem geistlichen Herde, von welchem wir für das ersehnte und jetzt bei seinem Nahen jubelnd begrüßte Vaterland Leben und Segen und Gedeihen erwarten, eine der Stationen des geheimnisvollen Rosenkranzes in monumentaler Ausführung errichten möchte.

Das „Geheimnis", das ihr nun bald im Bilde vollendet schauen werdet, ist zugleich das hoffnungsvolle Unterpfand und Symbol der Wirklichkeit, nach deren Vollendung wir schmachteten, das Zeichen der Wiedererstehung unseres Königreiches, des Erwachens der lebend begrabenen Königin, die ins Leben zurückzurufen alle ihre Söhne geholfen haben.

Jedermann, glaube er oder nicht an das Geheimnis der siegreichen Auferstehung Jesu Christi, unseres Herrn, wird doch darin ein verwirklichtes Ideal betrachten dürfen; und je höher sein Ideal ihm steht, desto mehr wird er in Ihm dessen Ausdruck finden und desto eher die Blicke zu Ihm wenden, zu dem bis jetzt jeder in Haß oder in Liebe hat schauen müssen. Und wir Katalanen, die wir, seitdem die Liebe zu unserem engeren Vaterlande wiederum in uns erglüht ist, nicht mehr wissen, was hassen heißt, werden recht oft die Augen nach dem heiligen Orte von Montserrat kehren, an welchem der Lichtleib des gesalbten Heroldes auch jeder irdischen Erlösung strahlend erhöht ist.

Denn heute errichten wir nicht wie vor Zeiten auf unserem Kalvarienberge einen

„armen Jesu, rings umhüllt mit schwarzem Schleier",

sondern einen glorreichen Feldherrn mit der Siegesfahne, wie es dem feierlichen Augenblick der Fülle unserer Wiedergeburt entspricht, unserer Wiedergeburt an Leib und Geist, ohne die wir auch in Zukunft nur ein Schattenleben führen würden. Aus Christenblut stammen wir, als Christen wurden wir geboren, Christen waren, die für Katalonien und mit Katalonien in den Tod gingen, und als Christen müssen wir auferstehen, wenn unser neues Leben die Fortsetzung des bisher geführten sein soll. Darum wollen wir nur mit dem wiedererstandenen Jesu wiedererstehen; darum wollen wir, da wir zum Leben wiederkehren, zu unserem Herold den erwählen, der als Ueberwinder des Todes die schöne Gestalt des lieblichsten aller Menschensöhne angelegt hat: eine vollkommene Anschauung davon hat der Genius des Katalanen gehabt, der sein Bild schuf, für ihn hat Katalonien auf das kalte Erz geklopft, das ihm als Grabestür diente, daß glorreich daraus der Christ erstände.

Wahrlich, er ist vom Tode erstanden, und wir selber sind vom Todesschlafe erwacht, und überall sprießt von neuem der Baum der Ueberlieferung des christlichen Geistes auf, in welchem unsere Väter uns bildeten. Vorwärts also im Rosenkranz unseres Lebens! Freude und Schmerz hat unser Vaterland genossen, nun stehen wir im Beginn des glorreichen Teiles: bald haben wir den ganzen Rosenkranz zu Ende gebetet. Noch ein Ruck, und gestärkt von Ihm, qui resuscitat, sind wir auf der Höhe!

Seht ihr nicht, wie der Geist des Lebens von den vier Winden herbläst? Haben wir nicht eben ein Rühren von Gebeinen gehört, sahen wir nicht jetzt eben den gevierteilten Leib des Vaterlandes sich wieder zusammenschließen? Seht, wie es, kaum auf seine Füße gestellt, schon in Herrlichkeit waltet in dem alten Palaste unserer Generalität!

So höret denn und verstehet: Wer unserem Vaterlande seine Kraft erneuert und es aus seiner Gruft hat steigen lassen, ist Er, der jeder persönlichen und gesellschaftlichen Auferstehung Vorbild und Bürgschaft ist. Söhne der Königin, erhebt euch denn und leistet mit uns Huldigung Ihm, der uns aus dem Grabe gezogen hat! Erhebet euch, und morgen werden wir den Ruhm unseres Volkes schauen!

Ja, es naht sich der Tag, wo wir alle, die wir vom Tode zum Leben zurückgekehrt sind, zum Heiligen Berge steigen werden, welcher, wie der des Leidens Jesu, mit Olivenhainen, deren Früchte Frieden und Ueberschwang des Lebens bedeuten, umkränzt ist. Bald werden wir dort hinaufsteigen und dem Erlösten und Erstandenen unsere Erlösung und Auferstehung weihen.

Und ein Geruch voll Lieblichkeit wird aufwirbeln von jenen Felsen, die der Katalanen Hochaltar und Tabernakel und Vorhof des Himmels sind. Dann wollen wir Gott unsere Auferstehung darbringen, daß sie ihm gut dünke, wie einst, da er die Welt schuf, ihm alle Dinge gut dünkten. Er möge sie mit Vateraugen ansehen und sie segnen, auf daß, wie er nicht stirbt, so nimmer mehr unser wiedererstandenes katalanisches Volkstum sterben möge.

Barcelona, Allerheiligen 1911.

Präsident und Schriftführer des Geistlichen Bundes Unserer Lieben Frau von Montserrat."

* * *

Nicht nur als religiöse Stilprobe, welche besonders für die vielen deutschen Besucher des Heiligen Berges von Montserrat Interesse haben könnte, lege ich diesen Aufruf den Lesern der „Allg. Rundschau" vor. Sie sind von dem Zusammenschluß der vier katalanisch sprechenden Provinzen als dem wichtigsten positiven Ereignis der inneren spanischen Politik dieses Jahres unterrichtet. Der Zweifel, ob die regierende liberale Partei der neuen Bildung oder, wie sie in Katalonien selbst aufgefaßt wird, Rückbildung ihre Gutheißung spenden werde, ist durch den Empfang und die Antwort, die Canalejas der gemeinschaftlichen Abordnung der vier Provinzen am 8. Dezember erteilt hat, trotz gewisser Einschränkungen ausgeräumt. Welche Hoffnungen sie in kirchlich gesinnten Kreisen erweckt hat, dafür ist die vorher wiedergegebene Urkunde ein schönes Zeugnis.

In einem Aufsatz Alfred Demianis im letzten der „Süddeutschen Monatshefte", der eine ausnehmend klare und besonnene Würdigung der spanischen Politik seit 1874 bietet, heißt es von der regionalistischen Bewegung, „daß sie sehr segensreich wirken könnte, wenn sie lediglich dem von Madrid ausgehenden Zentralisationssystem, das ja die Schuld an den meisten Mißständen trägt, entgegenarbeiten würde; sie gehe aber leider mehr oder weniger von antinationalen, separatistischen Beweggründen aus und trage so nur dazu bei, das öffentliche Leben um ein weiteres beunruhigendes Element zu bereichern."

Vor nunmehr 25 Jahren habe ich in dem Schlußwort meiner Neukatalanischen Studien (Schöningh, Paderborn) dieses Bedenken mit ähnlichen Worten ausgesprochen. Nachdem ich nun aber wieder seit zehn Jahren die Bestrebungen der Katalanen nach kultureller Selbständigkeit verfolgt habe, habe ich die Furcht, es denke auch nur eine kleine Gruppe ernsthafter Männer in Katalonien an eine Loslösung von Spanien, aufgeben müssen, im Gegenteil mich, wie die Rundschauleser gesehen haben, entschlossen, diese Bewegung, soweit es vom Auslande her möglich ist, zu verteidigen und zu fördern. Meine Ueberzeugung ist nun die, daß Katalonien den besonderen Beruf hat, den übrigen Stämmen Spaniens zu zeigen, was sie durch Konzentrierung aller ihrer Wünsche und Kräfte auf die ureigensten Quellen ihrer landschaftlichen Eigenart in Ackerbau und Viehzucht, Bergbau und Industrie, Aufforstung und Rebenzucht, in Unterricht, Erziehung und Wissenschaft zu leisten vermögen.

Als im Frühjahr 1908 die Stadt Barcelona in Anerkennung meiner Bemühungen mich zu ihren goldenen Blumenspielen einlud, versprach ich den Katalanen ein deutsch-katalanisches Wörterbuch. Dasselbe liegt nunmehr im ersten Bande, dem katalanisch-deutschen, vollendet vor.[1] Der Jubel, mit welchem das schlichte Werk jenseits

[1] Berlin 1911, Langenscheidtscher Verlag.

der Pyrenäen begrüßt wird, entspringt dem Gedanken, daß die von dem Madrider Zentralismus für tot ausgegebene Sprache durch dieses Konnubium mit der deutschen wieder in das europäische Sprachenkonzert eingetreten ist. In der Tat, nicht lange mehr, und wir werden innerhalb des spanischen Staates ein neues Volk haben, und dieses Volk wird katholisch sein.[2])

Roosevelt und die amerikanische Präsidentenwahl.

Von Dr. Heinrich Beisenherz.

Wie ein römischer Triumphator kehrte er im Sommer 1910 in seine Heimat zurück. Er, der in Europa von Residenz zu Residenz gezogen, der den Papst geschnitten, der gekrönte Häupter Europas wie Kollegen begrüßt und sogar beim Deutschen Kaiser eine fürstliche Aufnahme gefunden hatte, sodaß die Amerikaner damals sagten, „Europe makes the new president" (Europa macht den neuen Präsidenten), Theodor Roosevelt sah Hunderttausende seiner Landsleute zu seinen Füßen liegen, die ihm zujubelten wie einem Halbgott, und auch das Ausland wurde mitgerissen von der Begeisterung für den aus Afrika und Europa heimkehrenden Heros, the coming man, wie es damals hieß. Von Staat zu Staat ging der Siegeslauf des Expräsidenten, an die Bahnhöfe drängte sich die nach Millionen zählende Schar seiner Getreuen, wo er, um keine Zeit zu verlieren, von seinem Eisenbahnwagen aus mit Ansprachen und vielverheißenden Programmreden die Mengen berauschte. Man wurde an Napoleons Rückkehr von Elba erinnert. Die Begeisterung schlug himmelhoch auf, im Westen und Süden wie im Osten. Die Gegner waren gering, aber sie waren doch da. Das waren die alten Feinde der Republikaner, die Demokraten, und die ungezogenen Insurgenten, die aus dem Schoße der republikanischen Partei hervorgegangen waren. Roosevelt machte dem Volke Hoffnung auf Befreiung von den verhaßten Trusts. Das zog bei den Massen, die mit Tafts Regierung unzufrieden waren. Teddy war der rettende Mann, die Anfeindungen vermochten seine Stellung nicht zu gefährden. Da entdeckte man plötzlich, daß er im Osten anders gegen die Trusts gesprochen hatte als im Westen. Man sprach von Doppelzüngigkeit. Im November 1910 manifestierte sich der Sieg der demokratischen Idee bei den Gouverneur- und Legislaturwahlen, die Demokraten gewannen zehn Staaten und verloren nur vier. Das Repräsentantenhaus zählte jetzt 227 Demokraten und nur 163 Republikaner. Roosevelts Politik hatte also Fiasko gemacht; man las in den Zeitungen von einem Waterloo der Republikaner, Roosevelts Stern sank noch schneller, als er emporgestiegen war, tief, bis unter den Horizont.

Ungefähr ein Jahr später, Ende 1911, taucht der rührige, ehrgeizige Mann wieder auf. Mit einem vielbesprochenen (im „Outlook" erschienenen) Aufsatz, in dem er neue Wege angibt, wie man den Trusts von Staats wegen beikommen könne, dringt sein Name wieder in die breite Oeffentlichkeit. Die Progressionisten, ehemalige Republikaner, sind jetzt seine politischen Freunde. Aber auch sonst im Lande steigt wieder die Achtung vor dem Manne, der die Geschicke der Union sieben Jahre geleitet hat. Gleichzeitig wird immer mehr bekannt, daß ein Gegensatz besteht zwischen Roosevelts und Tafts politischen Ansichten. Man spricht sogar schon oft davon, daß Roosevelt gegen den Demokraten kandidieren und Taft das Zepter wieder aus den Händen nehmen werde, das er selbst ihm gegeben habe. Die Progressionisten haben sich in einigen Staaten bereits für ihn erklärt. Auch die Demokraten rechnen mit der Möglichkeit, der Expräsident könne sich wieder aufstellen lassen, und warnen davor, auf Teddys Unpopularität vom November 1910 zu vertrauen. Anderseits werden auch wieder viele Stimmen laut, die behaupten, Roosevelt werde die republikanische Kandidatur Robert M. La Follette unterstützen. Bestimmtes läßt sich zur Stunde noch nicht sagen. Sicher ist wohl, daß Theodor Roosevelts Persönlichkeit um so mehr wieder in den Vordergrund treten wird, je näher die Wahlkampagne heranrückt.

[2]) Der Verfasser ist von der Junta der Blumenspiele von Barcelona für das Jahr 1912 zu ihrem Präsidenten erwählt worden. Ein Ausländer noch — und auch dieser ein Deutscher, Johannes Fastenrath, der Begründer der blühenden Kölner Blumenspiele — ist ihm in dieser Würde vorangegangen. Er wird mit der Ausübung derselben eine längere Studienreise in Spanien verbinden, von welcher er auch für die „Allgemeine Rundschau" etwas „mitzubringen" hofft.

Weihnachten im Walde.

Ein letztes Blatt fällt welk vom kahlen Stamme,
Ein letzter Falter zuckt im Todesflug.
Der Wintersonne sterbensmüde Flamme
Löscht grauer Nebelfrauen Wanderzug.

Sie schweben durch des Waldes Säulengänge,
Zu ihrem Fuss der Blätterteppich rauscht.
Ein Klagen um versunk'nes Festgepränge
Stöhnt durchs Gezweig — die starre Erde lauscht.

Leis senkt die Nacht den schwarzen Mantel nieder,
Fern glüht ein Fenster schon im Lampenschein — —
Hier singt dem Wald der Winter Greisenlieder,
Dort zieht des Gotteskindes Frühling ein.

Dr. Ernst Breit.

Ein Weihnachtabend im finnischen Bauernhause.

Von A. Kett, Wiborg, Finnland.

„Also abgemacht!" sagte der Schwager meines Wirtes, der in der weiteren Umgebung Wiborgs einen größeren Bauernhof besitzt. „Weihnachten verleben Sie bei uns. Nächsten Freitag hole ich Sie ab." Dann drückte er mir und meinem Wirte die Hand und fuhr mit seinem kleinen Braunen unter hellem Schellengeläute davon.

Am besagten Freitag, am Tag vor Heiligabend, saß ich auf meinem Zimmer und sah auf das Leben des Marktes, der sich in einen Christbaumwald verwandelt hatte. Da klopfte jemand an meine Tür, und auf mein „Lisään" (Herein) öffnete das dralle, blondhaarige Stubenmädchen, um mir mitzuteilen, daß Antti Hiljainen angekommen sei, um mich abzuholen. Ehe ich noch fragen konnte, wer Antti Hiljainen sei, drängte sich eine große, vierschrötige Person ins Zimmer, schob das entrüstete Stubenmädchen beiseite und erzählte: sein Herr lasse sich entschuldigen, er sei abgehalten worden, mich persönlich zu holen, und schicke ihn. Im übrigen könne ich aber unbesorgt sein, er kenne die Pferde und jeden Weg und Steg, ja jeden Strauch und Stein von hier bis zum Gehöft. Das alles kam in trockenem, gleichmäßigen Tonfall und so langsam heraus, daß ich Mühe hatte, mir meinen Besuch näher anzusehen.

Ein echter finnischer Bauerntypus! Unter dem blonden, weit in die Stirn hängenden Haar zwei große, blaue Augen. Zwischen den vorstehenden Backenknochen eine dicke Nase und darunter ein breiter Mund. In einem Mundwinkel, wie festgewachsen, eine unsaubere Pfeife, welche jeden Laut des Mundes mit einer dicken Rauchwolke begleitet. Auf dem Körper ein gegerbtes Schaffell; an den Händen große Fausthandschuhe, welche die Peitsche und die Fellmütze festhalten. An den Füßen endlich hohe Pieksstiefel, lappische Stiefel mit weichen Sohlen ohne Absätze, welche die Schritte lautlos und leicht machen. Keine Salonfigur, aber sympathisch und vertrauenerweckend! Ich lud Antti zum Sitzen ein und reichte ihm eine 25 Penny-Zigarre, denn sein schrecklicher, russischer Blättertabak verpestete mein ganzes Zimmer. Er steckte sie mit einem „Kiitos!" (danke) ein und rauchte seine Pfeife ruhig weiter. Da packte ich denn schnell einige Sachen zusammen, und 5 Minuten später sauste unser Schlitten über die Brücke am alten Festungsturm ins Land hinein.

Der Weg führte in eigenwilligen Windungen vorwärts. Bald ging's hinab zu einem reißenden Flüßchen, dann die Flußsenkung hinauf durch dichtes Gebüsch, vorbei an steilen Abhängen bis zur Höhe eines weiten Feldes. Jetzt schlängelte sich der Weg durch massenhafte erratische Steinblöcke, um auf der anderen Seite wieder bergab zu gehen. Der Fernblick immer begrenzt durch mächtige Fichten- und Kiefernwaldungen, welche von Schnee und Eis starrten. Ich versuchte Antti zum Sprechen zu bringen, aber vergebliche Mühe! Er hörte mich ruhig an. Nur ab und zu warf er ein erstauntes „Ei!" (Nein) in meinen Bericht. Als ich aber unter anderem davon sprach, daß in Berlin und anderen größeren Städten Eisenbahnzüge unter den Straßen fahren, um den gewaltigen Verkehr zu fördern, traf mich ein hastiger,

forschender Blick, der ungefähr sagte: Na, nu ist's aber genug! Ich hörte denn auch auf zu sprechen, zumal sich ein kalter, heftiger Wind erhoben hatte, der das Sprechen erschwerte.

Gott sei Dank stopfte Antti jetzt auch seine Pfeife von neuem mit meiner Zigarre, welche er zerbrach und zerrieb. Dann steckte er die Pfeife wieder in den Mundwinkel und paffte weiter. Wortlos, den Kopf nach vorn gebeugt, suchte er mit seinen großen Augen die Dunkelheit zu durchdringen, welche allmählich hereinbrach. Die beiden Pferdchen liefen unermüdlich weiter. Die Glöckchen auf ihren blanken Geschirren schwangen sich lustig und spielten mit den Schneeflocken, welche jetzt langsam herabzufallen begannen. Ich schlug den Pelzkragen hoch. Meine Gedanken schweiften zurück und wieder in die Gegenwart: voll Bewunderung für die Heimatliebe der Finnen, für ihre Liebe zu diesem harten, widerspenstigen Boden, zu diesem rauhen, stillen Lande, für dessen Kultur und Gesittung Tausende — nach entsagungsvollem Leben — eines harten Todes starben....

Endlich, nach mehr als zweistündiger Fahrt, bogen wir in einen Seitenweg ein. Durch die Bäume schimmerte Licht. Dann gelangten wir auf einen freien Platz, wo ein gezackter Dachfirst sich wie eine Silhouette gegen den schwarzgrauen Himmel abzeichnete. Hunde schlugen an, und am Hause öffnete sich eine Tür auf eine kleine Veranda, daß das Licht in breitem Streifen über den weißen Hof fiel. Vier Flachsköpfe, 2 Mädchen und 2 Knaben, riefen „Antti!", worauf dieser mit einem grinsenden Ton antwortete, der jedenfalls ein Freudenjauchzer sein sollte. Dann sprangen sie auf unseren Schlitten zu, auf die Pferde, auf Antti, und zerrten endlich mich mit vielen „Terves" aus dem Schlitten zur Veranda, deren Treppen eben der Besitzer herabstieg, um mir mit einem „Terve tuloa"! (Herzlich Willkommen) beide Hände entgegenzustrecken.

Oben stand mit dem Jüngsten auf dem Arm die Hausfrau. Sie führte mich wie einen alten Bekannten in das große Wohnzimmer, wo ein kräftiges Essen auf uns wartete. Nach dem Essen sprach ich mit dem Besitzer etwas über Politik. Auch die Bäuerin, eine anmutige Karelin (westlicher Teil Finnlands heißt Karelien) mit ruhigem Blick und fein gezeichnetem Gesicht, beteiligte sich zuweilen am Gespräch. Bei einem so demokratisch veranlagten und auf so demokratischer Grundlage regierten Volk ist naturgemäß jeder Erwachsene, Mann und Frau, Politiker, wie denn ja auch die Frauen Stimmrecht und Sitz im Landtag haben.....

Am nächsten Morgen, nach dem Frühstück, streifte ich mit dem Bauer auf Schneeschuhen über kleine Anhöhen zum Wald und zum Felde, wo einige Schlingen für Hasen und Auerhühner gelegt waren. Zwei Hasen brachten wir heim. Inzwischen war die Badestube geheizt worden. Ein finnisches Bauernhaus ohne Badestube gibt's wohl kaum; denn jeder Finne nimmt einmal oder zweimal in der Woche ein Dampfbad. Wohlgemerkt: Dampfbad, wie denn die Dampfbäder weniger eine russische als finnische Erfindung sind. Der steinerne Fußboden der Badestube war von unten geheizt und auf die glühenden Steine Wasser gegossen worden. Heiße Dämpfe stiegen auf und erfüllten den Raum mit dichtem, weißen Nebel. Wie angenehm, auf der Bank im Stroh in der feuchten Wärme zu liegen. Nach völliger Durchwärmung reibt man sich ab.

Am Weihnachttage findet das Mittagmahl in der geräumigen Küche statt, denn heute aßen alle an einem Tisch. Vom Herde wärmte und leuchtete das Weihnachtfeuer. Es leuchtete in alle Ecken des frisch gescheuerten Raumes und blinkte zurück wie Wetterleuchten von den vielfachen Gerätschaften, Aexten, Sägen, Beilen, welche längs der Wand aufgestellt waren. Auf dem großen Geschirrschrank stand der Spinnrocken, der von Weihnachten bis Neujahr unberührt bleiben muß, weil er sonst „Unglück ins Haus spinnt". Ueber dem sonst alltäglichen Raum lag ein Hauch von Feierlichkeit. Knechte und Mägde hatten die schönen, kleidsamen Trachten angelegt, das Haar der Mägde hing lose herunter und wurde nur durch ein blaues Stirnband gehalten.

Man wird verstehen, daß das ganze Bild auf mich, den Fremden, einen behaglichen, sympathischen Eindruck machte. Nach dem Essen verschwand mein liebenswürdiger Wirt und der schweigsame Antti, zuweilen machte sich auch die Bäuerin draußen zu schaffen, bis wir alle durch ein Glockenzeichen von der Unruhe des Wartens befreit wurden. Im Wohnzimmer, dessen Boden mit Stroh bestreut war, erstrahlte ein Weihnachtbaum im Lichtermeer. Alles stellte sich herum und nun erscholl andachtsvoll und innig das alte Weihnachtlied: „Enkeli taiwaan lausui nain" (Unser: Vom Himmel hoch, da komm ich her). Nach dem Liede trat kurze Stille ein. Auf den Steinfließen der Küche hörte man schwere Schritte, und mit Klopfen und Klingeln trat das „Joulupukki" (wörtlich: Weihnachtziegenbock, wohl wegen des weißen Ziegenbockbartes, den der Weihnachtmann allgemein trägt) ins Gemach.

Nach Figur und Stimme unverkennbar der alte Antti, und obwohl alle, Kinder und Erwachsene das zu wissen schienen, beantworteten sie doch mit ängstlicher Aufrichtigkeit alle Fragen und nahmen die zum Teil ergötzlichen Lehren Anttis ernst entgegen. Dann verteilte er seine Gaben: Warme Kleidungsstücke, Mützen, finnische Spielsachen, Bücher, Leckereien und für die männlichen Anwesenden köstlichen Tabak — den ich schon oben beschrieben — wovon auch ich ein Paket nebst einer finnischen Pfeife erhielt. Dann sagte das „Joulupukki" Lebewohl bis zum nächsten Jahre.

Nach wenigen Minuten trat Antti wieder ins Zimmer, mit der unvermeidlichen Pfeife im Munde und wortkarg wie immer. Die Fragen nach seinem Verbleib beantwortete er mit einem Hinweis auf die Harmonika, die er geholt und nun zu spielen begann. Jetzt begann der Tanz. Die Männer umkreisten die Frauen unter den Takten dieser fremdartig anmutenden Musik, dann und wann eine Verbeugung machend, welche von den Schönen ebenso würdevoll und steif erwidert wurde. Die rhythmischen Bewegungen entsprechen kaum den Begriffen, die wir uns vom Tanzen machen. Kein Feuer, keine Leidenschaftlichkeit — äußerlich.

Mich berührten diese Nationaltänze außerordentlich fremd. Mit dem Tanzen wechselten Weihnachtspiele ab. Ich zog mich mit dem Wirt in die Küche zurück, wo wir uns zur Feier des Tages einen steifen Grog brauten und allerlei aus dem Leben erzählten. Dann schlägt Antti drinnen einige Akkorde an, und alle sangen die Volkshymne „Maammi" (Unser Land). Auch der Wirt neben mir sang mit, und aus Anttis sonst so rauher Kehle drang warmes Empfinden. Ich sah in die Flammen des Weihnachtfeuers. Sie wurden kleiner und kleiner, die glühenden Kohlen überzogen sich mit weißlicher Asche und die Lichter erloschen eins nach dem andern!....

Die Hausmutter rief zum Abendessen, denn am Weihnachtmorgen mußte man früh aufstehen.

Das Kirchdorf lag entfernt, und noch im Morgengrauen ging's mit klingenden Schellen und blankem Geschirr zur Kirche, über zugefrorene Seen und verschneite Wälder. Immer mehr wuchs die Zahl der Kirchengäste und „Hauskaa joulua" (Fröhliche Weihnacht), rief man hinüber und herüber. Bald hörte man auch den ersten Klang der Kirchenglocken, und die Kutscher trieben die Pferde, die jetzt von allen Seiten heransprengten, eifrig an, um noch einen Platz im Stall, der zur Kirche gehörte, zu finden. Auf dem Kirchplatze hörten wir nach dem Namen meines Wirtes fragen. Ein Postbote hatte eine Depesche für mich, die ich im roten Lichtschein, der aus den hohen Fenstern des einfachen Kirchleins fiel, entzifferte. Ich mußte nach Wiborg zurück, Weihnachtbesuch aus Petersburg war angekommen.

Nach herzlichem Abschied von meinem freundlichen Wirt fuhr ich mit Antti weiter in den grauenden Morgen hinein...

Da ich nicht bin . . .

Da ich nicht bin wie jenes reine Gold,
Auf dem die weisse Opferhostie liegt,
Nicht wie die Seide, die so zart und hold
Sich um den blutgefüllten Becher schmiegt,
Nicht wie die Kerzen, die für dich erglühen
Und sich im Opferbrande ganz verzehren,
Nicht wie die Lilien, die dir duftend blühen
Und bis zum letzten Hauche dich verehren,
Nicht wie das treue Lichtlein blutigrot,
Das mit dir teilet Einsamkeit und Not:
So lass mich, Herr, nur jenem Teppich gleichen,
Den an den Stufen man mit Füssen tritt,
Und wenn zertreten ich von festem Schritt:
Dann hab' ich dich — brauch' nie von dir zu weichen.

Fr. Denzer.

Wünsche und Taten.

Wenn die Wünsche still geworden
Nach des Lebens langem Lauf,
Stehen nach den eitlen Worten
Deine Taten zeugend auf.

Ungestillte Wünsche schweigen,
Ungescheh'ne Taten nicht.
Darum wirb dir gute Zeugen,
Eh' dein Herz in Scherben bricht.

Otto Dietenberger.

Barmherzig.

Eine Weihnachtgeschichte von Willy Löw.

In der Schreibstube des Justizrats Zeller herrschte eifrige Tätigkeit. Es war ein trüber, nebliger Dezemberabend. Tagsüber war es überhaupt kaum ordentlich hell geworden in dem Bureau, wo außer dem Bureauvorsteher Schiel noch zwei Schreiber und Lisbeth Schenk als Maschinenschreiberin tätig waren. Die Gaslampen waren schon seit dem frühen Nachmittag in Brand. Während die beiden Schreiber Akten sortierten und in die hohen an den Wänden aufgestellten Regale ordneten, klapperte das junge Mädchen unaufhörlich mit der Schreibmaschine. Seit acht Uhr früh, ein knappes Stündchen Mittagspause ausgenommen, bewegte sie nun schon die Tasten, und immer noch nicht wollte der auf einem Seitentische liegende Stoß abzuschreibender Sachen kleiner werden.

Im letzten Sommer war Lisbeth heftig erkrankt und hatte sich im städtischen Krankenhaus einer Operation unterziehen müssen. Drei Monate hatte sie dort in der dritten Klasse fest liegen müssen und außerdem noch sechs Wochen zur völligen Wiederherstellung gebraucht. Mutter und Vater waren vor ihrer Erkrankung kurz hintereinander gestorben. Vermögen war nicht vorhanden, und so hatte sie drei Monate lang nach dem Tode der Mutter eine Handelsschule in der nahen Großstadt besucht. Damals hatte Justizrat Zeller eine Maschinenschreiberin gesucht, und sie war froh gewesen, die Stelle zu erhalten. Mit sechzig Mark monatlich war freilich nicht viel anzufangen, aber es ging, bis ihre Krankheit gekommen war.

Nach der Genesung war sie wieder zu Zeller hingegangen, der sie an den Bureauvorsteher gewiesen hatte. Schiel hatte früher einmal Annäherung an Lisbeth Schenk versucht und ihr den Vorschlag gemacht, mit ihm abends in das Varieté und Sonntags ins Gebirge zu gehen, war aber zu seinem größten Aerger bei dem jungen Mädchen an die Unrechte gekommen.

Donnerwetter, die war ganz anders, wie die meisten Mädchen aus seinen Kreisen, na, er wollte es ihr schon anstreichen, ihn, den Herrn Vorsteher, wie er sich so gern von den Klienten des Justizrats nennen hörte, so zu behandeln.

Als sie jetzt um ihre Wiederanstellung vorstellig wurde, musterte er sie geringschätzend. Ei, das schöne Gesichtchen war unter den Spuren der überstandenen Krankheiten ja ganz verändert. Eigentlich wollte er sie abweisen, aber es lag augenblicklich viel Arbeit vor, und wer weiß, ob man für sechzig Mark eine so fleißige Person, wie die Schenk bekam? So meinte er herablassend: „Der Herr Justizrat will Sie ja nicht mehr haben, aber ich will mit Rücksicht darauf, daß Sie allein in der Welt stehen, es noch einmal mit Ihnen versuchen. Sind Sie aber nicht ganz außerordentlich fleißig, so können Sie bald wieder wandern."

Mit schwerem Herzen hatte sie damals wieder den Dienst angetreten. O, dieses ewige Einerlei! Immer vor der Maschine und kein freundliches Wort der Anerkennung für geleistete Ueberstunden.

Die Uhr zeigte schon auf Sieben. Schiel war aus dem neben der Schreibstube liegenden Arbeitszimmer des Justizrats getreten und zu Lisbeth's Tisch gegangen. „Hier", sagte er unfreundlich, „sind noch zwei Urteile in dem Prozesse Schäfer, die müssen sofort abgeklimpert werden. Sie haben sich ja lange genug erholt."

Lisbeth wandte schüchtern ein, daß es gleich Bureauschluß sei, und sie noch alte Arbeit habe, doch Schiel fuhr sie barsch an: „Ach was, machen Sie keine Ausreden, mir ist es egal, wann Sie die Sachen abschreiben; bis morgen früh um acht ist alles fertig."

Dann hatte er Hut und Mantel genommen und war fortgegangen.

Die beiden Schreiber verließen kurz hinter ihm das Bureau. „Weißt du, Karl", hatte der eine junge Mann draußen zum Kollegen gesagt, „dieser Schiel ist doch ein gemeiner Kerl. Wenn ich sehe, wie er das arme Mädchen fortwährend schikaniert, möchte ich ihm manchmal an die Gurgel fahren."

„Ja", versetzte der andere Schreiber, „er hat halt zuviel Macht bei dem Alten. Wenn der ihm nicht alles so überlassen und sich selbst einmal um sein Personal kümmern würde, könnte so etwas gar nicht vorkommen."

Lange noch klapperte die Schreibmaschine. Manchmal drohten Lisbeth die Augen zuzufallen, aber als es jetzt acht Uhr schlug von der nahen Stadtkirche, legte sie die Arbeit zusammen. Sie löschte die Lampe aus und schloß die Schreibstube, dann gab sie den Schlüssel der Haushälterin des im ersten Stock wohnenden Justizrates ab.

In den Straßen, welche sie durcheilte, herrschte trotz des naßkalten Wetters reges Leben. Es war halt Weihnachtzeit. Die Läden hatten in glänzenden Auslagen ihre Herrlichkeiten fürs kommende Fest ausgebreitet, und alt und jung drängte sich um die hellerleuchteten Schaufenster.

Lisbeth Schenk hat hierzu keine Zeit. In Eile betritt sie einen kleinen Obstladen und hastet dann dem Bahnhof zu, wo sie in einem Zuge der nach dem Gebirge führenden Kleinbahn Platz nimmt. Wo mag sie jetzt noch so spät am Abend hinwollen?

Am anderen Morgen sitzt sie kurz nach sieben schon wieder vor ihrer Schreibmaschine. Früh war sie aufgestanden und war in der Frühmesse gewesen, um sich dort bei dem Allmächtigen Gnade und Beistand zu erflehen für ihr Tagwerk.

Die Putzfrau, welche Feuer im Bureau anmachte und fegte, hatte verwundert aufgeblickt, als das junge Mädchen schon so früh eintrat. „Mein Gott, Fräulein", meinte sie, „das ist aber unerhört, während droben der reiche Justizrat im warmen Bett liegt, schaffen Sie schon hier in der kalten Bude. Ich bin ja auch arm, aber in eine solche Stelle gebe ich meine Kinder nie."

Gegen halb acht Uhr kam Schiel in's Bureau. Er hatte kaum Hut und Rock abgelegt, als er an Lisbeth's Pult trat.

„Sind die Sachen endlich fertig?", fragte er kurz.

„Sogleich, Herr Schiel, nur noch einige Seiten", versetzte Lisbeth.

„So?, noch einige Seiten, das ist ja reizend," rief Schiel. „Ich habe Ihnen doch ausdrücklich gesagt, daß alles heute früh fertig sein sollte. Aber ich habe in letzter Zeit schon öfters bemerken müssen, daß Ihre Arbeiten immer schlappiger werden. Ist ja auch kein Wunder, wenn man abends, statt nach Hause zu gehen, nach der nahen Großstadt fährt. Ja gelt, da wundern Sie sich? aber ich weiß alles. Wie Ihre Hauswirtin erzählt, kommen Sie ja fast niemals vor Mitternacht nach Hause." Immer erregter werdend hatte er jetzt die abgeschriebenen Sachen auf sein Pult geworfen, um dieselben durchzusehen.

Tränen in den Augen arbeitete Lisbeth weiter. Sollte sie sich vor diesem Menschen rechtfertigen? Nein, dafür war sie doch zu stolz, ihr Gewissen war ruhig.

„Kommen Sie einmal her", rief Schiel plötzlich, „was ist denn dies wieder für eine Bummelei?, hier fehlt ja ein ganzer Satz. Es ist wirklich zum Verrücktwerden mit Ihnen."

Er riß das Blatt mitten durch und warf es in den Papierkorb. „Schreiben Sie es noch einmal, aber flink", fuhr er dann fort. „Uebrigens hab' ich es schon lange satt, mir Ihretwegen von dem Herrn Justizrat fortwährend Grobheiten machen zu lassen. Ich werde nachher sogleich mit dem Chef sprechen."

Lisbeth hörte kaum mehr, was er sprach. Ihr surrten die Ohren, mit Gewalt mußte sie neue Tränen zurückdrängen.

Großer Gott! Nur jetzt im Winter nicht die Stellung verlieren!

Die elektrische Klingel ertönte. Der Justizrat wünschte die Sachen zur Unterschrift.

Schiel betrat mit der großen Mappe das Zimmer Zellers. Dieser saß im Jagdanzug vor dem Schreibtisch.

Aha, heute ging's fort. Na, da war er ja Alleinherrscher, dachte der Vorsteher.

„Ich fahre heute weg", sagte Zeller, nachdem er alles durchgesehen und unterschrieben hatte, „eilige Sachen und Termine liegen ja nicht vor. Uebrigens wir wollen morgen die Weihnachtgratifikationen für das Personal festsetzen. Sie sind doch zufrieden mit den Leistungen?"

„Gewiß", versetzte Schiel, „die jungen Herren sind recht fleißig gewesen, aber Fräulein Schenk wird in letzter Zeit immer nachlässiger. Alle Ermahnungen helfen nichts bei ihr, und dann scheint sie auch allerlei zu treiben, was sich für ein anständiges Mädchen nicht schickt. So können Sie, Herr Justizrat, das Fräulein jeden Abend nach der Bahn eilen sehen, um nach N. zu fahren."

„So, das hätte ich nicht von der Schenk gedacht", erwiderte Zeller. „Uebrigens da ist es am besten, wenn wir uns zum Frühjahr nach einem anderen Fräulein umsehen. Aber sagen Sie der Schenk jetzt noch nichts davon. Die Feiertage will ich ihr nicht verderben."

Kaum hatte Justizrat Zeller sein Zimmer verlassen, als Schiel zu Lisbeths Tisch trat. „Ja, mein Fräulein", sagte er höhnend, „der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht, im Frühjahr brauchen Sie sich nicht mehr hier zu ärgern."

Entsetzt blickte Lisbeth von ihrer Arbeit auf. Also doch war es diesem Elenden gelungen, sie bei dem Justizrat so zu verdächtigen, daß er sie entlassen wollte. Wie ein tiefer Abgrund lag die Zukunft jetzt vor ihr.

* * *

Die Jagd war zu Ende. In dem gemütlichen Eßzimmer des Gutsbesitzers Stein saß die Jagdgesellschaft beim Abendessen. Eine lebhafte Unterhaltung war im Gang, an der außer den Herren auch die Gattin des Jagdherrn teilnahm. Man war im Laufe des Gesprächs auch auf das bevorstehende Weihnachtfest und das Schenken gekommen. Der Hausherr meinte lächelnd, daß er kein Freund von vielem Schenken sei. „Ich gebe meiner Frau das nötige Kleingeld, und da kann sie kaufen."

„Ich gebe überhaupt nichts", sagte der Justizrat Zeller, „ich habe im Leben schon zu bittere Erfahrungen gemacht. Vor allem hasse ich diese sogenannten Werke der Nächstenliebe, die ja doch meist nur aus Berechnung geübt werden. Ist ja auch zu erhebend für die guten Leute, ihren Namen so in den Zeitungen zu finden."

„Und doch gibt es auch Ausnahmen", mischte sich jetzt Frau Stein ein. „Darf ich den Herren einen Beweis dafür geben?" Die Herren nickten zustimmend, und die Hausfrau erzählte: „Drüben am Dorfrand wohnt seit Jahren ein alter Taglöhner unseres Gutes mit seiner einzigen Tochter. Die Mutter ist schon lange tot. Im Frühjahr dieses Jahres mußte das blühende siebzehnjährige Mädchen ins Krankenhaus wegen einer bösartigen Geschwulst am rechten Oberschenkel. Die Krankheit nahm einen schlimmen Verlauf, im Sommer mußte der Aermsten das rechte Bein amputiert werden. Denken Sie sich, solch blühendes Leben und schon ein Krüppel. Solange sie noch im Krankenhause lag, hatte sie ja noch gute Pflege, aber mit Schrecken sah sie den Tag ihrer Entlassung kommen. Der Alte hatte auch nicht die Mittel, sich jemand zu halten. Die Aermste war schon einige Tage zu Hause, ich beschloß, nach ihr zu sehen. Wie mußte doch in der Wohnung, wo sorgende Frauenhände fehlten, Unordnung herrschen, und wie traurig mußte die Stimmung dort sein! Aber ich erstaunte, als ich in den Flur trat und frohes Singen im Zimmer vernahm. Beim Eintritt saß die Tochter unseres Taglöhners sorgsam in einen Sessel gebettet. Peinliche Sauberkeit herrschte im Zimmer, an dessen Fenster frische Gardinen hingen. Ein junges Mädchen deckte eben den Tisch für den Alten, der jetzt bald heimkehren mußte. Ich erfuhr nun folgendes: Während die arme Anna im Krankenhause lag, hatte sich das andere junge Mädchen, das auch dort lange krank gelegen und tagsüber aufstehen durfte, ihrer liebevoll angenommen. Sie hatte ihr in den schweren Stunden Trost zugesprochen, und als sie beide entlassen wurden, hatte sie den armen Krüppel selbst hierherbegleitet. Sie soll in einem Bureau als Schreibmaschinenfräulein in Stellung sein. Abends und jeden Sonntag kommt sie nun aus der Stadt hierhergefahren, niemals ohne Anna eine kleine Ueberraschung mitzubringen. Müde fährt sie dann, nachdem sie alles für den anderen Tag Nötige geordnet hat, nach der Stadt zurück. Glauben Sie noch, daß dies stille Walten der Barmherzigkeit auch nur aus Berechnung geschieht?"

Kein Wort war während der Erzählung gefallen. Jetzt, als Frau Stein geendet, setzte eine lebhafte Diskussion ein. —

Justizrat Zeller ging gegen elf Uhr zur Bahn. Er hatte die Erzählung vergessen, als er zur Lösung einer Fahrkarte den kleinen Wartesaal der Station betrat. Eine kleine Oellampe erhellte nur notdürftig den Raum. In einer Ecke saß ein junges Mädchen, das vor Ermüdung unter Einwirkung der von dem überheizten Ofen ausströmenden Hitze eingeschlafen war. Der Jagdhund beschnupperte die Schlafende. Zeller wollte ihn zurückreißen, als er erstaunt näher hinblickte. Ei, das war ja sein Fräulein Schenk, sollte sie es sein, von der Frau Stein vorhin da so Rühmliches erzählt hatte? Leise ging er aus dem Wartesaal und stellte sich in eine dunkle Ecke, bis der Zug einfuhr. Er war plötzlich neugierig geworden.

Als am anderen Morgen Schiel wieder mit neuen Klagen gegen Lisbeth kam, ließ ihn Zeller ziemlich unsanft abfahren. —

Weihnachtabend. Wieder bist du mit deinem Zauber herabgekommen auf die im weißen Kleide liegende Erde. Lisbeth hat, wie sie es nicht anders erwartet hatte, nur eine kleine Gratifikation in ihrem Kuvert gefunden. Aber heute wollte sie sich nicht in trüben Gedanken ergehen. Um vier Uhr war der Dienst zu Ende. Sie hatte noch schnell ein Tannenbäumchen gekauft, und als der Abend hereingebrochen, trat sie ihre tägliche Fahrt an. Die arme Anna! Heute sollte sie einmal recht froh werden. Die beiden Feiertage wollte sie bei dem guten Mädchen verbringen und für sie sorgen.

Der Zug hält, und auf einem von der Station abzweigenden Seitenweg eilt Lisbeth der Wohnung Annas zu. Es schneit in großen Flocken. Sie hört nicht, daß ihr jemand folgt. Jetzt ist sie vor der Behausung angekommen und klopft ans Fenster. Ein Jubelruf erschallt, wird sie doch schon lange erwartet.

Justizrat Zeller sieht von draußen, wie sein Fräulein, die ihm dieser Schiel so ungünstig geschildert, emsig drinnen schafft. Aus mitgebrachten Kasten entnimmt sie Christbaumschmuck und putzt das Bäumchen. Dann legt sie kleine Geschenke auf den weißgedeckten Tisch und holt Anna, die auf einer Krücke hereinkommt. Mit ihr tritt der alte Taglöhner ins Zimmer. Tränen rinnen dem Alten in den Bart. Hat doch Gott wirklich einen Engel der Barmherzigkeit seinem armen Kinde geschickt!

Aber auch dem alten Justizrat ist's sonderbar ums Herz geworden. Er will gut machen an diesem Mädchen, das er so verkannt.

Leise klopft er an die Haustür. Die drei fahren erschreckt zusammen. Sollte jemand kommen, um ihren Weihnachtfrieden zu stören?

Lisbeth öffnet die Tür und fährt entsetzt zurück, als sie den Herrn erkennt. Doch dieser tritt mit einem „Fröhliche Weihnachten!" in das Zimmer. „Lassen Sie mich, liebe Leute, einen Augenblick Platz nehmen, ich habe Fräulein Schenk etwas zu sagen und gehe gleich wieder", beginnt Zeller.

„Mein liebes Kind", wendet er sich an die errötende Lisbeth, „nehmen Sie meinen innigsten Dank. Ich weiß jetzt alles über Sie und spreche Ihnen meine Hochachtung und Bewunderung aus. Sie haben meine Ansichten über das stille Walten der Barmherzigkeit vollkommen geändert. In der Freude der beiden Leute hier haben Sie den schönsten Lohn gefunden, aber ich möchte auch Ihnen eine kleine Freude bereiten. Ihr Gehalt ist bisher klein gewesen, ich erhöhe es hiermit auf die doppelte Summe, und nach den Festtagen kommen Sie zu mir. Sie sollen nicht mehr unter Schiel arbeiten, sondern werden direkt von mir Ihre Arbeiten bekommen. Dann wird es sich auch wohl machen lassen, daß öfters ein freier Nachmittag für Sie da ist. Und nun adieu, feiern Sie hier in Ihrem stillen Frieden ein frohes Weihnachtsfest." —

Weihnachtbücherschau.

Von B. Hauser.

Mit Unterstützung literaturkundiger Mitarbeiter.

VI.

Der Verlag der **Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten**, hat für die Weihnachtzeit eine auffallend starke Reihe interessanter Veröffentlichungen vorbereitet, von denen wir an dieser Stelle nur, des beschränkten Raumes und des späten Termines halber, eine Auswahl anzeigen können; auf anderes werden wir später, in der Rubrik: „Vom Büchertisch", zurückkommen.

Dem bekannten Schmelzeisschen Buche: „Das Leben und Wirken der heiligen Hildegardis", Herder 1879, dem 1881 (bei Pustet) die von Clarus aus dem Urtexte übersetzte Sammlung „Briefe der heiligen Hildegard" vorausgegangen war, folgt nun ein neues Werk über das gleiche Thema: „Die heilige Hildegard von Bingen aus dem Orden des heiligen Benedikt (1089—1179)" 8° XII u. 569 S., geb. ℳ 6.20. Der bald nach Abfassung des Werkes verstorbene Pfarrer Johannes May von Ober-Olm bei Mainz hat in diesem so gründlichen wie fesselnden „Lebensbilde" ein seelisch und geistig anspornendes Vermächtnis hinterlassen: nicht nur den Ordensschwestern der Heldin wie allen Ordensfrauen, sondern tatsächlich den Gläubigen überhaupt, wenn auch in erster Linie den Frauen, die in der genialen Seherin, Philosophin, Theologin, Naturforscherin, Aerztin, Dichterin, Schriftstellerin, Seelenführerin und Fürsorgerin, der „von frühester Jugend bis zur Stunde ihrer Auflösung die Leiden des Lebens folgten wie den Bergen die Wolken", zahlreiche beispielweckende Züge auf die gegenwärtige wahre Befreiung der Frau hin entdecken können.

„Die Frauenbewegung. Bedeutung, Probleme, Organisation. Von Liane Becker" (8° V 203 S., geb. ℳ 1.—) nennt sich der jüngste Band der Sammlung Kösel. Die in ihrer übersichtlichen, vornehmen Konzentration von vornherein für sich einnehmende Schrift ist getragen von katholischem Geiste, verschließt sich, dessen universalem Gepräge entsprechend, ohne Prüfung keiner hervorspringenden neuzeitlichen Erscheinung, geht dem Irrtum energisch zu Leibe, steht auch tapfer zu dem in allgemeinerer Schätzung verdunkelten Guten, mag hier und da etwas zu kühn erscheinen, vielleicht es auch in dem einen oder anderen Punkte sein, bekundet jedoch der Hauptsache nach tüchtige Beschlagenheit, edle, klare Sachlichkeit und ein ebensolches Aufgetansein für alles wahrhaft Gute. Das Büchlein, das sich in 6 Hauptkapiteln lichtvoll über „Ideen und Ideale", Frauenerwerbsfrage, Frauenbildung, Frauenrecht in Familie und Oeffentlichkeit, Frauenbewegung im Ausland, Frauenorganisation und -tätigkeit in Deutschland verbreitet, ist eine „Tat", die Freund und Feind Hochachtung abzuzwingen vermag.

Aus derselben Sammlung liegen uns noch Neuveröffentlichungen vor:

Die „Papstgeschichte von der französischen Revolution bis zur Gegenwart" von Dr. Klemens Löffler, 8° III und 199 Seiten, geb. ℳ 1.—. Die wohltuend objektiv gehaltene Darstellung befaßt sich mit der „Papstreihe" von Pius VI., Pius VII., Leo XII., Pius VIII., Gregor XVI., Pius IX., Leo XIII. und Pius X. und gliedert sich in 4 Hauptabschnitte: Kämpfe und Leiden Pius VI. und Pius VII., Restauration und Reaktion, das Zeitalter Pius IX., die beiden letzten Päpste. Die zwei Schlußkapitel interessieren und befriedigen sehr. Hier eine kennzeichnende

Stelle: Seite 150 über Leo XIII.: „Von seinem Pontifikat überhaupt gilt, was Windthorst schon 1883 im preußischen Landtage sagen konnte: „Die moralische Autorität des Heiligen Stuhles ist in keiner Periode der Weltgeschichte größer gewesen!"; Seite 195 über Pius X.: „Soviel aber läßt sich sagen, daß der Papst der Durchführung seines Programmes, alles in Christo zu erneuern, seine ganze Kraft und Sorge widmet und den Namen des „religiösen Papstes" mit vollem Rechte führt.

Dr. Konrad Lübeck will mit dem Bande „Die christlichen Kirchen des Orients" (8° VIII und 206 S. geb. ℳ 1.—) eine kleine „Konfessionskunde" bieten, die in erster Linie sich nicht sowohl über die „äußere Geschichte als vielmehr über die gegenwärtige Organisation, religiöse Eigenart und kultische Betätigung der christlichen Kirchen des Orients verbreitet. Das geschieht in vortrefflicher, Stoff und Gebiet durchaus beherrschender Weise, mit einem Vortrag, der das heute besonders aktuelle, aber wenig beleuchtete Thema auch den Laien greifbar nahe bringt. Zur Uebermittelung der notwendigen genauen, sicheren Aufschlüsse wurde das Hauptgewicht auf das religiöse Leben und die liturgischen Gebräuche der orientalischen Kirchen gelegt.

Ein vorzügliches Werk ist Dr. Anton Lohrs „Geschichte der englischen Literatur", 8° VI und 342 S., geb. ℳ 2.—. Der Verfasser hebt im „Vorwort" die Stammverwandtschaft der deutschen und der englischen Nation hervor, desgleichen das in letzterer Zeit zwischen ihnen herrschende Mißverständnis. Letzterem mit entgegenzuarbeiten, entstand dieses Buch, das vor allem die englische Literatur als Spiegelbild des ganzen kulturellen Entwicklungsganges des englischen Volkes und zugleich des englischen Charakters in seiner „Eigenart, Seelenlage und geistigen Struktur" kennen lehren möchte. Dies lobenswerte Streben hilft denn auch dem noch nicht genügend eingeweihten Leser fortgesetzt unaufdringlich wegeführend auf. Daß bei der gebotenen Knappheit im allgemeinen nur auf das Wichtige Bezug genommen werden konnte, versteht sich von selbst; doch erfuhr die neuere Literatur besonders eingehende Würdigung, auch dort, wo es sich weniger um wirklichen Wert als um ein Gewirr der Meinungen über Dichter und Werk handelt (s. z. B. Shaw). Wir hoffen, noch auf das schöne Buch zurückzukommen.

Allerlei Interessantes für Handel-Mazetti-Kenner bringen die „Briefe über einen deutschen Roman. Julius Rodenberg an Enrica von Handel Mazetti. Mit einem Anhang: Die Schlußkapitel der Armen Margaret nach dem Erstabdruck in der Deutschen Rundschau." Gr. 8° 171 S. Das für uns Wertvollste fehlt zwar: die Briefe der Dichterin, wenn wir auch viel von ihrem Inhalte denen des feinsinnigen greisen Literaten entnehmen können.

„Kein schärferer Gegensatz als der zwischen dem Kantianismus nebst Ausläufern und dem auf aristokratischem Fundament sich aufbauenden Thomismus." Trotzdem konnte der von der deutschen Kantgesellschaft für eine kritische Vergleichung ausgeschriebene Preis von dem Neuscholastiker Professor Dr. Charles Sentroul errungen werden: ein starker Beweis für die Vollgültigkeit des betreffenden Werkes, das nun von dem katholischen Theologen Dr. Ludwig Heinrichs verdeutscht vorliegt: „Kant und Aristoteles" 8° VII XVI und 368 S., geb. ℳ 6.—. Der Verfasser will nicht „plaidieren", er will „darlegen", und zwar mit der beabsichtigten und auch deutlich zutage tretenden Tendenz, „die Ueberlegenheit des Aristoteles über Kant klar erstrahlen zu lassen". Ergebnis der Vergleichung: Erweis der Verflüchtigung des erkenntnistheoretischen Kantschen Systems infolge des dualistischen Gegensatzes zwischen Wissenschaft und Metaphysik einerseits; Erweis des inneren Zusammenhanges der Aristotelischen Erkenntnistheorie, die „zugleich eine gültige und gründliche Erklärung der Objektivität der Erkenntnis liefert".

Ein anderer Neuscholastiker, der Redakteur am „Hochland" und Herausgeber des alljährlich zur Weihnachtszeit erscheinenden „Literarischen Ratgebers für die Katholiken Deutschlands" (ℳ 1.—), Dr. Max Ettlinger, hat seine in der genannten Zeitschrift veröffentlichten philosophischen Aufsätze zu einem äußerlich stattlichen, inhaltlich schwergewichtigen Bande gesammelt und teilweise erheblich erweitert: „Philosophische Fragen der Gegenwart", gr. 8° IV und 303 S., geb. ℳ 6.—. Das geistvolle, sehr aktuelle Buch, welches das „Interesse an den philosophischen Fragen der Gegenwart zu mehren und in positive Bahnen zu lenken" beitragen möchte und dies gewiß auch in seiner leicht faßlichen Sprach-einkleidung für größere Kreise tun wird, erörtert in 15 Kapiteln das Experiment in der Psychologie sowie in der Tierpsychologie, ferner die Themen Seelenleben der Pflanze, Gehirn und Seele, Taubstummblindheit, spiritistische Erscheinungen, Charles Darwin, George John Romanes, Entwicklungsgedanken bei Herbert Spencer, neuzeitlicher Pessimismus (Ed. Hartmann), Friedr. Hebbels Welt- und Kunstanschauung, bildende Künstler als Aesthetiker, Heinrich von Steins ästhetisch-heroische Weltansicht, James Balmes, Altersweisheit neuzeitlicher Denker, wobei stets der vereinheitlichende Blick auf die zu lösende Weltanschauungsfrage gerichtet bleibt.

Ein herrliches Geschenkwerk bietet sich uns dar in „Ernstes und Heiteres" für kleine und große Kinder, zu Bildern von Edw. v. Steinle, gesammelt von Alphons M. v. Steinle. 4°. VIII u. 51 S. Geb. ℳ 3.—. Die 15 „Stücke", teils aus vorhandenem Märchen- und Sagenschatze unmittelbar oder mittelbar, teils von mehr oder weniger bekannten Autoren herübergenommen, schmiegen sich den 28 einfarbigen Voll- und Textbildern sowie den 5 nach Originalen prachtvoll reproduzierten farbigen Vollbildern auf das glücklichste an. Möge der Prachtband ein Hausbuch werden.

Die Fülle der Darbietungen des Verlags von J. Habbel in Regensburg konnte im letzten Hefte (Nr. 50) noch nicht erschöpft werden. Ein höchst anmutiges und auch gedanklich bedeutsames „romantisches Märchen", das die „Bücherwelt" geradezu als eines der schönsten Prosadichtungen der letzten Jahre bezeichnete, hat uns Hans Freiherr von Hammerstein geschenkt: „Die blaue Blume", 8° 131 S., geb. ℳ 2.—. — An alle Freunde frisch-fröhlichen Humors wendet sich die Serie der „Lustigen Bücher", von denen bis jetzt drei Bändchen (à geb. ℳ 1.—) in sehr verlockender Darbietung vorliegen: „Exzellenz auf Reisen und andere Humoresken" von Adolf Thiele (kl. 8° 160 S.), „Die Rache und andere Militärhumoresken" von Karl Rode (160 S.) „Das schlaue Hermännle und andere Humoresken" von Fritz Brentano. Illustriert von Albert Reich (kl. 8° 159 S.).

Aus der ausländischen Literatur nahm der Verlag, zur Bereicherung der früheren einschlägigen Veröffentlichungen, Ernst Daudets bekannten „Vermittlungs"roman aus dem 1870/71er Kriege herüber: Vom Haß zur Liebe." Autorisierte Uebertragung von Ludwig Wechsler, 8° 404 S., geb. ℳ 3.—. Weit wichtiger ist das folgende umfangreiche Unternehmen: Leo Tolstoj, „Ausgewählte Werke." Deutsch von Hanny Brentano. Acht Bände (à geb. ℳ 1.50) sind vorgesehen, von denen fünf bereits vorliegen: 1. „Kindheit und Knabenalter"; 2. „Jünglingsjahre"; 3. „Märchen und Skizzen"; 4. „Sewastopol"; 5. „Der Ueberfall und andere Erzählungen." Band 6 wird „Eheglück", Band 7 „Herr und Knecht", Band 8 „Die Dekabristen und andere Bruchstücke" bringen. Der Gesamtplan geht dahin: aus des großen Russen belletristischen Werken in deutscher Uebertragung eine Auswahl herzustellen, die dem ganzen deutschen Volke, auch der vorgeschritteneren Jugend, unbedenklich vorgelegt werden darf; die ersten fünf Bände eignen sich sogar noch für recht Jugendliche. Band I und II enthalten im Gewande von Dichtung und Wahrheit feinsinnige, tief in die Psyche des Kindes und Jünglings dringende Schilderungen aus des Dichters eigener Jugend. Band III, in dem Professor Anton Brentanos vortreffliche, sich organisch an den Text schmiegende Illustrierung am ausgiebigsten zur Geltung kommt, enthüllt die intimen Reize der Volksseele. Band IV umschließt ergreifende und erschütternde Bilder aus dem Soldaten- und Kriegsleben, Band V Erzählungen von unmittelbarer Tolstojscher Wirkung. Die Verdeutscherin, Frau Hanny Brentano, Herausgeberin der „Oesterr. Frauenwelt", hat sich bereits mehrfach als echte Nachdichterin ausländischer Literatur bewährt, u. a. in dem von der „Allgemeinen Rundschau" warm empfohlenen Bande „Aus dem Baltenlande, Erzählungen nach baltischen Motiven" (J. Habbel), sodaß diese schwerwiegende Arbeit keinen berufeneren Händen anvertraut werden konnte. Der auffällig niedrige Preis der schön ausgestatteten Bände werden dem dankenswerten Serienwerke eine starke Verbreitung sichern helfen.

Zum Schluß sei noch auf zwei Gedichtbände M. Herberts, aus dem gleichen Verlage, hingewiesen: „Einkehr. Neue Gedichte" Zweite Auflage. 8° 211 S. geb. ℳ 3.—. Die ursprünglich dem Schmerze geweihte ergreifende Sammlung ist um eine Reihe kraftvoller, lebensfreudiger Gedichte vermehrt worden; „Liebe und Tod. Verse." 8° 179 S. geb. ℳ 3.—. Dieses auf der Höhe Herbertscher Kunst stehende Buch fand an anderer Stelle der „Allgemeinen Rundschau" eingehendere Besprechung; wir schließen uns dem dort gefällten Urteile völlig an und empfehlen diese lyrische Neuerscheinung aufs angelegentlichste.

Der Volksvereinsverlag, M.-Gladbach, befolgt den rühmenswerten Grundsatz: „Auch unsere bescheidenste und billigste Volksschrift zur Erweckung sozialen und gemeinnützigen Sinnes und Tuns kleiden wir in ein ansprechendes Gewand, damit die Freude an Schrift und Buch uns heimlich helfe, den ganzen Menschen zu erziehen." — Unter den belletristischen Veröffentlichungen, die — wie schon aus dem oben angeführten Prinzip ersichtlich sein dürfte — im letzten Grunde ebenfalls auf das ethisch Soziale zielen, steht das vor einigen Jahren von Regensburg her übernommene „Jahrbuch für die katholische Jugend" beider Geschlechter obenan: „Epheuranken. Illustrierte Jugendschrift." Redigiert von J. M. Tressel (Ernst Thrasolt) XXI. Jahrgang 1910/11, 4° VII und 384 S. geb. ℳ 4.80. — Thrasolts feingestimmte Dichternatur bekundet sich auch hier: in der Stoff- und Illustrationsauswahl, in der Einordnung, in der Hereinziehung der nicht selten berühmten Mitarbeiter. Man darf den Schlußsatz der Verlagsanzeige ruhig unterschreiben: „Wo diese Zeitschrift heimisch im Hause wird, da ist die Erziehung zum Leben und zur Erfassung des Lebens in Gründlichkeit und Idealismus auf dem richtigen Wege." Der letzte Jahrgang brachte 36 Erzählungen, 33 Gedichte und Lieder, 21 Aufsätze über Religion, Sittlichkeit und Selbsterziehung, 54 über Literatur, Büchereiwesen, Kunst und Kultur, 11 über Geschichte und Lebensbeschreibung, 25 über Natur-, Länder-

und **Völkerkunde, 20 über Soziales und Berufliches, 29 über Zeitgeschichtliches und Bürgerkunde, 29 über Körperpflege, Spiel und Beschäftigung, ca. 100 über Mitarbeit der Jugend, Bücher, Vermischtes, Humoristisches usw.; endlich 95 Bilder, darunter solche alter und neuzeitlicher Meister. Eine Fülle der Anregung!**

In ihrer Art auf ähnlicher Höhe steht die „Halbmonatschrift für das junge Landvolk Jungland", herausgegeben und redigiert von der Zentralstelle des Volksvereins. Der 3. Jahrgang 1910/11 liegt vor, mit 81 Abbildungen, gr. 4° III und 194 S., geb. M 2.—. Der Inhalt gliedert sich in folgende Kapitel: „Allgemeines Wissen, Berufswissen, Gott und der Mensch, Dichtungen (a) Gott und Mensch, b) Aus dem Beruf, c) Allgemeines), In stiller Stunde, Was mußt Du wissen, Vom Landleben, Allerhand Neues, Jung-Land-Briefe, Scherz und Spiel, Briefkasten. Diese Zeitschrift sollte in allen Bauernfamilien, in allen ländlichen Bibliotheken und Vereinen Eingang finden; wer dafür mitsorgt, beteiligt sich an einer sozialen Tat. — An einer solchen beteiligt sich auch, wer den hinsichtlich Liane Beckers „Die Erziehungskunst der Mutter, ein Leitfaden der Erziehungslehre, durch „Das Reich" geäußerten Wunsch erfüllen hilft: dies Buch ein Jahr hindurch in den Gemeinden seitens des Standesbeamten jedem Vater überreichen zu lassen. Das Bändchen liegt nun (seit 1908) in dritter durchgesehener und ergänzter Auflage vor: 21.—25. Tausend (8° 141 S., geb. einzeln 75 Pfg., zu zwanzig 70 Pfg., in Hundert 65 Pfg., in halben Tausend 60 Pfg.) — Eine „ergänzte" Neuauflage hat auch ein köstliches Kinderbuch erfahren: die früher hier bereits angezeigten „Schattenbilder von Paul Konewska mit Kinderreimen" von Ludwig Nübling, Der Sammlung „Wort und Bild Nr. 1, 2. Aufl., 6.—15. Tausend" geb. 40 Pfg.

„Feierstunden fürs christliche Haus" betitelt der Verlag der Buchhandlung **Ludwig Auer,** Donauwörth, eine „Sammlung ansprechender Erzählungen, aus verschiedenen Jahrgängen der Monika ausgewählt." Die drei vorliegenden stattlichen Bände werden zweifelsohne durch ihre ethische Tragkraft weite Verbreitung in den entsprechenden Kreisen finden. Sie lauten: „Feiertagsglocken", „Wo blüht dein Glück?", „Das kostbarste Erbgut" (à geb. M 3.—).

Im Verlage von **Friedrich Alber,** Ravensburg, erschien: „Alpenkräuter". Von Sophie Freiin von Künsberg. 8° 185 S., geb. M 3.60. Dieser 24. Band der „Gralbücherei" enthält 10 Hochlandgeschichten, voll würzig kernhafter Volkstümlichkeit auf dem Boden katholischer Weltanschauung. Die Verfasserin hat schon früher ihre entschiedene Veranlagung für dieses Gebiet bewährt; das vorliegende Buch zeigt sie noch im weiteren Aufstieg.

Für denselben Verlag redigierte Dr. Johannes Eckardt wie die früher in der „Allgemeinen Rundschau" besprochene erste, so die neue Folge des „Enrica von Handel-Mazzettis geistige Werdejahre. Historische Dramen, religiöse Spiele, epische Dichtungen", 8° 311 S., M 5.—. Auch dieses Buch ist, nicht zuletzt für den Literarhistoriker, hochinteressant, kraft seines hellen Hineinleuchtens in das älteste, werdende und in das jüngste, vollgereifte Schaffen der genialen Dichterin (s. z. B. „Napoleon der Zweite. Nach dem Französischen von Viktor Hugo" und „Sophie Barat"). Eckardts Einführungen setzen markante Schlaglichter auf und führen feine Verstehenswege.

Für die von Rektor Karl Ommerborn in der **F. X. Bucherschen** Verlagshandlung, Würzburg, herausgegebenen, vom katholischen Standpunkte aus geschaffenen empfehlenswerten „Bibliothek für junge Mädchen (im Alter von 12—16 Jahren)" hat Anna Hilden einen erzählerisch recht ansprechenden und pädagogisch wirksamen Band gestellt: „Katie. Aus dem Leben einer jungen Gräfin. Aus dem Englischen nacherzählt. Mit drei ganzseitigen Tonbildern und 8 Textillustrationen von W. Rohne", 8° 164 S. geb. M 1.50. Ein Mädchen wird aus guten bürgerlichen Verhältnissen durch Erbschaft plötzlich in die Kreise des Hochadels versetzt, leidet unter den für sie schwierigen Erziehungsverhältnissen an Heimweh nach dem entschwundenen Heimglück, zeigt Fehler und Vorzüge und kommt schließlich unter die rechte Leitung, so daß sie sich zu reifem Herzensadel entwickeln kann.

H. Consciences berühmter „Löwe von Flandern. Eine geschichtliche Erzählung aus dem 14. Jahrhundert" ist vom Oberlehrer Dr. O. Heinrichs für die „deutsche Jugend bearbeitet sowie mit Einleitung und Erläuterung versehen" und in **Aschendorffs** (Münster) bekannte „Prachtausgaben wertvoller Jugendschriften" aufgenommen worden (kl. 4° VI und 231 S. geb. M 3.75). Die 4. Auflage dieser vortrefflichen Ausgabe, die der Jugend ohne Bedenken anvertraut werden kann, liegt nun in der gewohnten prächtigen Ausstattung vor.

Der bekannte Direktor der katholischen Preßvereinsdruckerei: Friedrich Pesendorfer, gab im Verlage des **katholischen Preßvereins-Linz** ein Büchlein auf schlichte Frömmigkeit, Menschenliebe und Naturfreude gestimmter „Lieder und Gedichte" heraus: „Grüß Gott!" Mit Buchschmuck von Hans Bertle, München 12° S. VIII und 175 S. geb. M 2.—. Im gleichen Verlage erschien Hermine Proschkos poetisch liebenswürdiges, sehr brauchbares Büchlein „Die Weihnachtsglocken klingen! Kleine Theaterstücke", 8° 110 S. (21. Bändchen der Fest- und Gelegenheitsgedichte).

Vom Büchertisch.

Franz Zach. Kulturschatten. Brosch. M 2.40. Verlag Styria, Graz. Es ist ein schönes und edles, ein bedeutendes und beherzigenswertes Buch, das jeder gelesen haben sollte. Glühender, jugendlicher, zorniger Idealismus hat es diktiert. Aber auch ernstes Nachdenken und eingehendes Studium des Riesenmaterials, das freilich längst nicht erschöpft ist, hat die frische und begeisterte Feder geführt. Es ist vom Pessimismus der Jugend in dem Buche, jenem Pessimismus, der heute statt des früheren lachenden Optimismus eine so starke Eigenschaft der Jungen geworden ist, die in die oft deprimierende Kenntnis des modernen Lebens hineingestoßen, tief und schmerzlich leiden, weil es ihnen nichts hält von dem, das es so großmütig zu versprechen schien. Und das enttäuschte Herz schreit und weint um seine Ideale und schilt die Zeit, die wahrhaftig auch danach angetan ist, gescholten zu werden. Doch: Es ist die Zeit dem reinen unbeschriebenen Blatte gleich, das Papier ist ohne Makel, doch die Schrift darauf seid ihr. Ist die Schrift nicht just erbaulich, nun, was kann das Blatt dafür? Zach sucht den Grund unserer zunehmenden Entsittlichung und Unzuverlässigkeit, unserer Versinnlichung und Verrohung in dem Zunehmen des jüdischen Einflusses, der Geldmarkt und Presse beherrscht und somit die Macht in Händen hält. Er macht den Deutschen in Süd und Nord den alten Vorwurf der Fremdenanbetung. „Vermauschelt die Presse, die Literatur-ist längst von Juden gepachtet. Bald wird der Christ als Amboß nur des ewigen Juden betrachtet. Allerdings hat er mit seinem glühenden Antisemitismus am meisten die österreichischen Zustände im Auge. „Das verjudete Wien" ist ja ein gebräuchliches Schlagwort. Aber Deutschland ist auch schon beinahe so weit. Des Autors Anklagen, so schwer und furchtbar sie sind, treffen leider den Nagel auf den Kopf. Er sagt: durch die Juden ist der vaterlandslose, egoistische Krämergeist, die Sensationsmacherei, der feile Spott, der frivole Witz und die Zote — die Spekulation auf gewisse niedrige Instinkte des Publikums — in unsere Literatur gekommen. Er zitiert als Gewährsmann den Literarhistoriker Bartels: Heute ist der jüdische Einfluß in unserer Literatur, niedrig taxiert, etwa zehnmal so stark, wie er von Natur wegen sein sollte. Zwei Drittel, wenn nicht drei Viertel aller deutschen Zeitungen und Zeitschriften stehen zum Judentum. Das deutsche Theater steht vollends unter jüdischem Einfluß, daher das schöne Wort vom deutschen Theater jüdischer Nation. Unter rund 210 Dichtern, die ich in meiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart" seit 1870 verzeichnet habe, sind nicht weniger als 35 Juden. Es kommt also auf sechs deutsche — ein jüdischer Dichter, während an Einwohnern in Deutschland erst auf 90—100 — ein Jude kommt! Der wahre Ausspruch vom deutschen Theater jüdischer Nation sollte vor allen Dingen nachdenklich und vorsichtig machen. Den jüdischen Einfluß zurückzudrängen, erachtet demnach Franz Zach als die vornehmste Aufgabe der deutschen Schriftsteller der Gegenwart. Könnte er nur diesen Schriftstellern der arischen Rasse zugleich die zähe Energie und durch Verfolgung gestählte Kraft des Judenvolkes geben! Was Zach über die Geschichte des Judentums in der deutschen Literatur sagt — wie er in kurzen, kräftigen Strichen die Entwicklung dieser verhängnißvollen, wachsenden Bewegung, die ihren Höhepunkt in der sogenannten „Moderne" fand, zeichnet, das ist ebenso lehrreich wie hochinteressant und sollte als Menetekel an den Wänden unserer Gedankenlosigkeit stehen. Ueber Heine bringt der Verfasser eine ganze Blütenlese vernichtender Urteile aus dem Munde hervorragender deutscher Geistesheroen. Er sagt u. a., daß der Aesthetiker Vischer den ungezogenen Liebling der Grazien einen „unerschöpflichen Honigkelch voll Gift für die Nation" genannt habe. Wir haben den Kelch aber stets mit Urteilslosigkeit getrunken. Wir unterschreiben das, was der Verfasser am Schlusse dieses glänzenden und kenntnisreichen Artikels als ein Wort des Freiherrn von der Brüggen zitiert: „Es handelt sich bei der Judenfrage in keiner Weise um religiöse Duldung. Wer die Sache so meint, weiß entweder nichts von der Judenfrage oder benützt die Toleranzfahne bloß als Aushängeschild. Nicht der Glaube scheidet uns vom Juden, sondern die Kultur. Die Judenfrage ist eine Kulturfrage." Ein wahres Kabinettstück glänzenden Stils ist Zachs Kapitel vom „Tode": „Der Tod in der modernen Literatur" und „Kunst". Aber er zeigt nur eine Seite der Medaille. Ich hätte es herrlich gefunden, wären hier die Darstellungen des Todes, welche die deutsche christliche Psyche in Kunst und Lied, auch in der Neuzeit so trostreich ihrem Volke geboten hat, eingehend berührt worden. Aber es würde zu weit führen, wollten wir alles anführen, was dieses hervorragende Buch Anregendes, Aufregendes, Zeitgemäßes und Aktuelles bringt. Sagen wir nur noch kurz, mit was es sich in geistreicher und gründlicher Weise auseinandersetzt. Es teilt sich ein in die Abschnitte: Zeitbilder, Seelenkultur, Zeitirrtümer, Schule und Religion, Frauenfrage, Poesie und Religion, schlechte und gute Bücher und in viele Unterabteilungen. Schließlich sei noch gesagt, daß die meisten der Essays zwar vom speziell seelsorgerischen Standpunkt geschrieben sind, aber auch stets den weitherzigen und weitsichtigen, den edlen und gütigen Menschen, dem Seelsorge Gottessorge ist, verraten. M. Herbert.

Klug Dr. J., Ein Sonntagsbuch. 2 Bde. Schöningh, Paderborn. à 4 M. Zwar wurde Klugs Sonntagsbuch in der „Allgemeinen Rundschau" schon mit berechtigtem Lobe erwähnt. Die bevorstehende Weihnachtszeit läßt es jedoch geraten, ja sogar geboten erscheinen, zwei Vorzüge dieses Buches noch besonders hervorzuheben. Davon ist der erste, daß es vorzüglich zu einem Weihnachtsgeschenke sich eignet, und der zweite, daß es in ganz hervorragender Weise für die studierende Jugend paßt, vornehmlich aus drei Gründen. Diese sind sein elegant stilistischer, sein reichhaltig wissenschaftlicher und sein tiefgründig frommer Wert. Ich machte die Probe und erzählte vor 17- und 18jährigen Mittelschülern die letzte Abhandlung des Buches (24. Sonntag nach Pfingsten: Ueber den Tod). Mit größerer Teilnahme und hingebenderer Aufmerksamkeit konnten auch die 6- und 7jährigen nicht zuhören, denen ich in der Stunde vorher vom Jesukinde erzählt hatte. Dabei staunte ich, wie leicht sich bei selbst nur einmaligem Lesen der Inhalt und sogar der Wortlaut dessen einprägt, was Klug darbietet. Das ist der beste Beleg für die klare logische Disposition und die feine psychologische Feilung des Dargebotenen. Auf 52 Sonntage ist das Werk verteilt. Ich wette, daß jeder, der es bekommt und anfängt in ihm zu lesen, nicht den nächsten Sonntag abzuwarten vermag, um dann erst weiter zu lesen; sondern er liest und liest, ohne abzulassen, wie bei dem spannendsten Roman, nur daß er hier einen unvergleichlich wertvolleren Inhalt vor sich hat.

Dr. Th. J. Scherg, Freising.

Warum katholisch? Moderne Kontroverslehren. I. Teil 20 Pf., II. Teil 30 Pf. Von Guido Haßl. Mergentheim, Verlag von Karl Ohlinger. Diese im Preis äußerst billigen Büchlein kommen einem wirklichen Bedürfnis entgegen: sie behandeln in Abhandlungen voll Geist und Gemüt die wichtigsten apologetischen Fragen aus den vier Hauptstücken des Katechismus in einer für die Katechesen der Christenlehre, Sonntags- und Fortbildungsschule ganz geeigneten Weise. Bei aller festen und klaren Erfassung des katholischen Standpunktes ist der Gegner doch nie beleidigt. Es ist den praktischen Büchlein die weiteste Verbreitung zu wünschen, und hoffentlich werden der gewandten Feder des bewährten Schriftstellers und Kamerers in Bad Ditzenbach noch weitere apologetische Schriften entfließen.

Stadtpfarrer Dr. Roth, Wiesensteig.

Nochmals zum Kapitel „Nacktkultur."

Daß auch die „Jugend (Nr. 51) das dringende Bedürfnis verspürt; sich durch mörderliches Geschrei (nebst schreiender Illustration) über die Münchener Polizei und über die „blamierte Kunststadt München" dem von der liberalen „Augsburger Abendzeitung" so treffend gezeichneten Münchener „Snob" beizugesellen, wird kaum wundernehmen. Gehört doch Snob zu ihren blinden Nachbetern.

Aus der inzwischen veröffentlichten („M. N. N.", Nr. 583) Antwort des Polizeipräsidenten Freih. von der Heydte auf die Beschwerde des Prof. von Stuck dürften nachstehende Stellen die weitesten Kreise interessieren:

„Euer Hochwohlgeboren werden mir wohl selbst gern zugeben, daß namentlich im Interesse des Jugendschutzes manche Bilder, selbst höchsten künstlerischen Wertes und auch deren Reproduktionen, welche anstandlos in den Läden vorgezeigt und verkauft werden können, nicht in die Auslagen gehören, und daß namentlich eine Häufung von solchen Bildern in den Auslagen, welche auf jugendliche unreife Personen lediglich stark sinnlich wirken, bei einem großen Teile des Publikums, namentlich aus Kreisen der Eltern, Anstoß erregt. Nun ist es insbesondere das Geschäft des Kunsthändlers Rudolf Wagner am Maximiliansplatze, über dessen Auslagen Klagen und Beschwerden bei der Polizeidirektion einkommen. Wagner wurde schon öfter verwarnt, auch vom Gerichte aus einem solchen Anlasse wegen groben Unfugs bestraft[1]), unterläßt es aber, wohl aus geschäftlichen Rücksichten, trotzdem nicht, in seiner Auslage eine solche Häufung von Nacktdarstellungen zu bieten, daß im Interesse des Jugendschutzes dagegen eingeschritten werden muß. Auch über seine jüngste Auslage wurde bei der Polizeidirektion eine Beschwerde erhoben, worauf die Polizeidirektion Anzeige gegen Wagner wegen groben Unfugs, begangen durch die Art seiner Auslage, erstattete. Antragsgemäß wurde seitens des Amtsgerichts die Beschlagnahme der Bilder in der Auslage des Wagner gemäß § 94 der Reichsstrafprozeßordnung als Beweismittel verfügt, um dem Gerichte die Möglichkeit zu geben, durch Vergleichung der photographisch aufgenommenen Auslage und der betreffenden Bilder zu prüfen, ob Wagner durch die Art seiner Auslage sich einer Uebertretung des groben Unfugs schuldig gemacht hat. Sache des Gerichts ist es nun, in dieser Sache das richtige Urteil zu finden. . . . . Ich bedauere persönlich lebhaft, daß auch eine Reproduktion Ihres Bildes in dieser Auslage sein mußte, wie ich vermute, wohl nicht ganz ohne Absicht des Kunsthändlers Wagner, um hierdurch ein Vorgehen der Polizeidirektion zu erschweren."

Zum Kapitel „Nacktkultur" hat unter dem 4. Dezember 1911 der Erste Staatsanwalt am Landgericht München II zum zweiten Male eine verblüffende Entscheidung getroffen. Der Interkonfessionelle Münchener Männerverein hatte sich der Beschwerde dreier Eltern in Wolfratshausen angenommen, deren Kinder, Mädchen im Alter von 8—13 Jahren, von einem ledigen Schwabinger Künstlerpaar (Leo Asarapetian und Mathilde Thein) im Walde, in der Nähe von „Kätbisruh" (einem Ableger der Münchener Künstlerkneipe „Simplicissimus") nackt photographiert worden waren, und zwar ohne Vorwissen der Eltern, die zum Teil direkt getäuscht worden waren. Der Strafantrag (ev. nur wegen groben Unfugs oder Beleidigung) wurde von der Staatsanwaltschaft in allen Punkten abermals abgelehnt, weil die Nacktphotographien „nur aus künstlerischem Interesse zu Schulzwecken" aufgenommen worden seien. Demnach wäre es in Bayern gesetzlich erlaubt, Mädchen im schulpflichtigen Alter hinter dem Rücken ihrer Eltern im Walde nackt zu photographieren! Erstreckt sich dieses Recht auch auf Staatsanwalts-, Kommerzienrats- und Ministerkinder? Der Münchener Männerverein kann die Sache wegen ihrer ungeheuerlichen Konsequenzen nicht auf sich beruhen lassen.

Otto von Erlbach.

---

[1]) Rudolf Wagner wurde gleichzeitig mit den Kunsthändlern Wilh. Keller und Georg Roser am 5. Juli 1908 in öffentlicher Schöffengerichtssitzung wegen groben Unfugs verurteilt (vgl. „Münchn. Neueste Nachrichten, Nr. 264 vom 6. Juli 1908). In der Urteilsbegründung hieß es: „es könnten auch die hervorragendsten Kunstwerke zur Verletzung des öffentlichen Anstandes mißbraucht werden, wenn sie dem Publikum in einer Weise vorgeführt werden, die auf die niedrigsten Instinkte wirken soll. Durch die reihenweise Zusammenstellung der Bilder habe der Angeklagte diese Absicht kundgegeben und sich eines für einen Kunsthändler verwerflichen Fehlers schuldig gemacht. Die Nudität als solche könne durchaus künstlerisch wirken, wenn aber ein Kunstwerk unter Betonung der Nudität vorgeführt wird, so liege ein grober Unfug vor, wie er schlimmer gar nicht gedacht werden könne." In dem Falle des verurteilten Roser handelte es sich 1908 laut Bericht der „M. N. N." auch um Reproduktionen aus der „Jugend".

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Von schwerer Krankheit genesen, betrat als Hans Stadinger in Lortzings unverwüstlichem „Waffenschmied" Kammersänger Sieglitz wieder die Bretter. Das Publikum feierte den langentbehrten, der glänzend bei Stimme und Humor, in stürmischer und herzlichster Weise. — Bittners „Bergsee" übt auch in den Wiederholungen starke Anziehungskraft aus. Herr Rosenhek, der schon die Einstudierung vorbereitet hatte, dirigiert nun an Benno Walters Stelle. Der junge Musiker zeigte wiederum schönes Können und umsichtige Zuverlässigkeit, anderseits versteht man vollkommen, warum der Komponist zur Premiere die Berufung des Kapellmeistergastes gewünscht — wie einige sagen, sogar gefordert hatte. Globerger sang diesmal den Jörg. Man freute sich dieses aufstrebenden Talentes. Ein Wiener Gast, Frl. Ehrlich, gab die Gundala sympathisch. Die Wellen des Bergsees, Morgenröte, Wolkenzüge, Gewitter und endlich die zu Tal stürzenden Wasser sind von größter Natürlichkeit und Schönheit. Bittner stellt der Bühnentechnik eminente Aufgaben, die hier eine restlose Lösung finden.

Strindbergs „Totentanz" im kgl. Residenztheater. Ein unendlich qualvolles Stück, das dank einer vollendeten Darstellung anerkennende Aufnahme fand. Steinrück, von Jacobi und Frl. Dandler gaben bewunderungswürdiges. Die tausend feinen Striche, mit denen Strindberg seine Menschen zeichnet, wurden von ihnen in sicheren Linien nachgezogen. Strindberg sieht seine Gestalten durch die verzerrenden Gläser des Hasses und des verzweifelnden Pessimismus, seine Figuren sind ersonnen von seiner Theorie des Hasses der Geschlechter, aber wie sie vor uns stehen, scheinen sie von einer fürchterlichen Realität. Wie in Strindbergs „Vater", der kürzlich an einer anderen Bühne hier gegeben wurde, bleibt die Quelle verborgen, aus der der unstillbare Haß ursprünglich hervorgesprudelt ist. Wir sehen nur seine Wirkung auf beide Gatten, auf alle, die in den Bannkreis der Familie treten. Wir fühlen, wie er alle besseren Gefühle auslöscht und alles gemein macht. In den heranwachsenden Kindern beginnt das gleiche Spiel wieder mit Liebe, die nach des Dichters Meinung in Haß endigt.

Aus den Konzertsälen. Frau Alma Renier hat an zwei Abenden durch den Vortrag einiger Abschnitte aus Dantes „göttlicher Komödie" tiefgreifende Wirkung ausgeübt. Ihre Rezitationskunst ist technisch vollendet und von großer Innigkeit und Innerlichkeit des Gefühls. Sie wußte durch ihre durchgeistigte und lebensvolle Interpretation der erhabenen Dichtung Eindrücke seltener Art zu erzielen. Unter den Besuchern des wertvollen Abends bemerkten wir neben Frau Prinzessin Ludwig Ferdinand und Prinzessin Pilar Se. Exzellenz den Herrn Erzbischof von München-Freising. — Alf. Feith hatte auch an seinem zweiten mit dem Konzertvereinsorchester gegebenen Symphonieabend einen schönen Erfolg. Im Meistersingervorspiel mochte man in einzelnem schärfere Plastik wünschen, vorzüglich war jedoch die Wiedergabe der „Phantastischen" von Berlioz. Als Erstaufführung in Deutschland bot der Dirigent Florent Schmitts symphonische Studie zu E. A. Poes „verzaubertem Schloß". Der aus Nancy stammende Komponist genießt in Frankreich großes Ansehen. Das Werk arbeitet mit den großen Mitteln des modernen Orchesters, dennoch bleibt die Wirkung zuweilen hinter dem Aufwand von dreifachen Holzbläsern, Hörnern, Trompeten, Posaunen, Tuba, Harfe, Pauke, Trommel, Triangel, Stecken, Tamtam, Glockenspiel, Streichquintett zurück, obwohl technisch alles interessant gemacht ist. Restlosen Genuß vermittelte uns der Pianist Ignaz Friedmann in Liszts bravourös gespieltem Es-Dur-Konzert. — Das letzte Volkssymphoniekonzert vor Weihnachten brachte zwei hier noch nicht gehörte Gesangsfragmente aus der Frühzeit Berlioz' und Debussys, von denen die Arie aus Herminia des ersteren für diesen Tondichter charakteristischer erscheint, als die Arie der Lya aus Debussys „verlorenen Sohn". Elsa Fliths stimmliche Vorzüge verbunden mit Sicherheit der stilistischen Einfühlung machten die Wiedergabe fesselnd und dankenswert. Als Hauptwerk des Abends dirigierte Prill Saint-Saëns' 3. Symphonie, die unter Mitwirkung der Herren Hempel (Orgel), W. Ruoff und Schlatter (Klavier) klangschön in gut nuancierter Durchführung dargeboten wurde. Ouvertüren von Grétry und Cherubini leiteten den Abend ein. Der Pianist F. H. Rehbold erweiterte das im Zentenarjahr oft gehörte Lisztprogramm durch die weniger bekannten, aber fesselnden „Wasserkünste in der Villa Este". Rehbold ist ein technisch und musikalisch zu trefflichen Leistungen befähigter Künstler. Sehr beifällige Aufnahme fand auch Paula Wieneke, eine junge Pianistin, deren Qualitäten heute noch vorwiegend im technischen liegen. — Die Aufführung der Bach-Kantaten mit einem aus Mitgliedern des Konzertvereinsorchesters gebildeten Kammerorchester, einem gut geschulten Chor und rühmenswerten Gesangssolisten (Martha Stern-Lehmann und Otto Schwendy) fand leider kein allzugroßes Publikum. Schmid-Lindner am Cembalo und als Dirigent verdiente wieder lebhafteste Anerkennung. Der Gesamteindruck war ein hervorragender. — Ein neues Meisterharmonium „Dominator" führte P. Schmidt (Berlin) mit gutem Gelingen vor. Die Eignung des

Instrumentes zur Begleitung des Gesanges wird von meinem Vertreter als eine besonders günstige bezeichnet. — Unter Mitwirkung Hitzelbergers brachte das Münchener Streichquartett eine glanzvolle und empfindungstiefe Wiedergabe von Bruckners Quintett. Auch in Beethovens Cis Moll-Quartett stand die Vereinigung auf voller Höhe. Weniger liegt Beethoven dem Ungarischen Streichquartett, das die koloristischen Finessen Debussys zu reizvollster Wirkung brachte. — Eine Uraufführung verdankte man der „Neuen Kammermusikervereinigung". Aus „Des Knaben Wunderhorn" haben Walter und Bertele Braunfels die Verse aus der Vogelwelt genommen, die sie mit oft aparter Wirkung und hübschen instrumentalen Einfällen vertont haben. Marie Möhl-Knabl sang das „Neue Federspiel" ungemein reizvoll. B. Sekles' „Serenade" für 11 Soloinstrumente hat man früher einmal in einer Orchesterbearbeitung gehört, der jedoch die Kammermusikform vorzuziehen ist. Unter Schmid-Lindners Führung erwies sich die Wiedergabe als sehr dankbar.

Verschiedenes aus aller Welt. Ein Kreis von Freunden Gustav Mahlers hat eine Stiftung ins Leben gerufen, die talentvollen, mittellosen Musikern zu Förderung dienen soll. (Das Konzertbureau Gutmann, Berlin-München, nimmt Beiträge entgegen.) Unter dem Namen Heinrich von Kleist-Spende ist jüngst eine Stiftung ähnlicher Art für Schriftsteller gemacht worden. Aus dem überzahlreichen Mittelgut die wahrhaft zukunftverheißenden Begabungen herauszufinden, wird meist recht schwer und Fehlgriffe werden nicht immer zu vermeiden sein. — Die „Kurfürstenoper" in Berlin ist mit einer recht guten Wiedergabe von Nicolais „Lustigen Weibern" eröffnet worden. Neben der „Königlichen Oper" hatte sich dort bis jetzt für ernste Musik auf die Dauer keine Privatbühne finanziell halten können. In diesem Winter spielt auch noch die von der Sängerin Auralie Revy geleitete „Komische Oper" und in absehbarer Zeit ist auch noch mit einer „Charlottenburger Oper" zu rechnen. — Der Berliner Tonkünstlerverein veranstaltet zum 200. Geburtstage Friedrichs des Großen ein Konzert, welches den Kompositionen des Königs gewidmet sein wird. — In Essen wird mit Unterstützung der dortigen Großindustriellen ein großes Volkstheater errichtet, in dem vor allem der Arbeiterschaft billige, gute Vorstellungen geboten werden sollen. — Die Generalversammlung des Deutschen Bühnenvereins beschloß die Bühnendichter an deren 50. Geburtstag durch allgemeine Aufführung eines ihrer Werke zu ehren. — Bleyles Chorwerke: „Mignons Beisetzung" und „Die Höllenfahrt Christi" gelangten unter Otto Schäfers Direktion mit großem Erfolge in Baden-Baden durch den Cäzilienverein zur Aufführung. — Noch vor der Premiere in Kopenhagen kam des Dänen Valle Rosenkrantz' Schauspiel: „Um eines Königs Liebe" im Geraer Hoftheater zur Erstaufführung. Das Stück hat mit Shakespeares Heinrich VIII. den Stoff gemeinsam. Psychologisch gelungene Charakterentwicklung kann nach Berichten nicht für die endlosen Längen entschädigen. — Das in Augsburg uraufgeführte deutsche Reuterspiel „Herliberg" von J. S. Hartmann behauptet sich gut im Spielplan, obwohl über die ungenügende Besetzung einiger Rollen lebhaft geklagt wird. — Der belgische Dichter Maurice Maeterlinck erhielt den Nobelpreis. — In Paris hat Kistemaeckers Drama: „la flambée" Erfolg. Ein verschuldeter französischer Oberst bringt einen deutschen Spion, der ihm Geld geliehen, aus Patriotismus um, was dem Publikum sehr rührend erscheint. Aufsehen erregt in Paris auch Fabres „Heuschrecken", gemeint sind die Beamten, die über die Kolonien herfallen, um sie auszubeuten.

München. L. G. Oberlaender.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Kribbel-Krabbel. Ein lustiges Bilderbuch von Karl Storch mit Versen von Hans Probst. M 2.50 (München, Braun & Schneider.)

Ein jedes Tierchen hat sein Pläsierchen. Lustige Bilder aus der Tierwelt. M 2.—. (München, Braun & Schneider.)

Der große Krieg 1870–1871. Dem Volke geschildert von Konrad Kümmel. Mit 46 Abb. 8°. Geb. M 4.—. (Freiburg, Herder.)

Lebensbilder aus der Verbrecherwelt. Mit einer populären Abhandlung über Verbrechen und Willensfreiheit, Schuld und Strafe. Aus den Papieren eines alten Gefängnispfarrers, herausgegeben von F. A. Karl Krauß. 8°. (IX u. 422 S.) Brosch. M 3.—, geb. M 3.80. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.)

Zivilprozeßordnung für das Deutsche Reich. Von Oberlandesgerichtsrat Joseph Neumiller. Fünfte (Schluß-)Lieferung. M 1.80. (München und Berlin, J. Schweitzer.)

Welchem Lehrerverein soll ich beitreten! Eine ernste Frage für katholische Lehrer- und Erzieherkreise. Von Hauptlehrer Joseph Strobel. 67 S. kart. 50 Pf. (Karlsruhe, Verlag der Druckerei „Badenia".)

Kleinere historische Schriften von Bernhard Erdmannsdörffer. 2 Bde. XXVI u. 178 S. 244 S. Deutsche Bücherei Bd. 120/125. M 3.—, geb. M 3.80. (Berlin W 57, Verlag Deutsche Bücherei, Otto Koobs.)

Enrica von Handel-Mazzettis geistige Werdejahre. Neue Folge. Von Dr. Johannes Eckardt. M 5.—. (Ravensburg, Friedrich Alber.)

Historische, politische und biographische Schriften des Freiherrn Josephs von Eichendorff. Mit Unterstützung von Hugo Häusle, herausgegeben von Wilhelm Kosch. (Regensburg, J. Habbel.)

Leben und Taten des scharfsinnigen Junkers Don Quixote de la Mancha von Miguel de Cervantes Saavedra. Nach der Uebertragung von Ludwig Tieck. Mit 15 Bildern nach Kupfern von Chodowiecki, herausgegeben von Alexander Benzion. Kart. M 3.—, geb. M 4.50. (Joseph Singer, Straßburg i. E. und Leipzig.)

Alpenkräuter. Von Sophie Freiin von Künsberg. (Gralbücherei, Band 24.) M 3.60. (Ravensburg, Friedrich Alber.)

Andreas Hofer auf der Bühne. Von Anton Dörrer. M 1.40. (Brixen, Verlagsanstalt Tyrolia.)

Aus ungedruckten Franziskanerbriefen des XVI. Jahrhunderts. Von P. Dr. Leonhard Lemmens, O. F. M. M 3.30. (Münster i. W., Aschendorff.)

Die Niederfahrt Christi in die Unterwelt. Von Karl Gschwind. M 6.80. (Münster i. W., Aschendorff.)

Philosophie des Schönen in Natur und Kunst. Von Dr. phil. Joseph Müller. M 4.—. (Straßburg, Karl Bongard.)

Bericht über die Verhandlungen der 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Mainz vom 6.—10. August 1911. Herausgegeben vom Lokalkomitee. (Mainz, Kirchheim & Co.)

Die Dichtkunst. Eine Einführung in das Wesen, die Formen und die Gattungen der schönen Literatur, nebst zahlreichen Musterbeispielen. Von Tony Kellen. (Fredebeul & Koenen in Essen-Ruhr.) 519 S. 8°. Brosch M 4.—.

Unsere Dichter. Sammlung von Monographien. Bändchen 3: M. Herbert von Maria Jezewicz. M 1.50; Bändchen 4: Martin Greif von Christoph Flaskamp. M 1.20. (Ravensburg, F. Alber.)

Philosophische Fragen der Gegenwart. Gesammelte Aufsätze von Max Ettlinger. 8°. 303 S. Geh. M 6.—. (Kempten und München, Jos. Kösel.)

Predigten des Hochwst. Herrn Dr. Augustin Egger, Bischof von St. Gallen. Herausgegeben von Dr. Adolf Fäh. III. Band: Predigten für den Pfingstkreis des Kirchenjahres (I. Teil). 240 S. 8°. Brosch. M 2.40, geb. M 3.60. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Erstes Religionsbüchlein für die Kleinen. Religiöser Anschauungsunterricht in Wort und Bild. Von Bonifaz Nagler. 8°. IV u. 112 S. Kart. 90 Pf. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Beichtunterricht für die Kleinen mit Wort- und Sacherklärung. Von Bonifaz Nagler. 8°. VI u. 44 S. Geh. 50 Pf. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Lebensvolle Biblische Geschichte oder Schulbibel! Eine Lebensfrage der katholischen Jugend- und Volksbildung, besprochen von Joseph Krug. Lex. 8°. IV u. 120 S. Brosch. M 2.—. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Ein Schlachtenbrief an eine Dame. Generalfeldmarschall Freiherr von Loë an die Gräfin Waldbott von Bassenheim. Amiens, den 21. Mai 1871. Herausgegeben von Friedrich Koch-Breuberg, k. b. Major a. D. Mit 2 Bildern. Brosch. 80 Pf. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Salomon Landolt. Ein Charakterbild nach dem Leben von David Heß. (Zürich und Leipzig, Rascher & Cie.)

Raschers Jahrbuch für Schweizer Art und Kunst. III. (Zürich und Leipzig, Rascher & Cie.)

Aristoteles als Pädagog und Didaktiker von Prof. Dr. O. Willmann. M 3.—, geb. M 3.60. (Berlin, Reuther & Reichard.)

Handwerkerkompaß. Lehr- und Lesebuch für Kurse und Haus. Herausgegeben vom Verband für soziale Kultur und Wohlfahrtspflege (Arbeiterwohl). 8°. 304 S. Gebunden M —.75. Partiepreise. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b. H.)

Die Naturschutzbewegung und der Schweiz. Nationalpark von Prof. Dr. Gustav Hegi. Orell Füßlis Wanderbilder Nr. 277—279. M 1.50. 6 Bg. 8°. Mit 18 Illustrationen. (Zürich, Art. Institut Orell Füßli.)

Der Kulturkampf, sein Wesen und seine Wirkung von A. von Ruville. 48 S. M —.50. (Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen.)

Monistenwaffen! Von Prof. Dr. Dennert. (Godesberg-Bonn, Naturwissenschaftlicher Verlag.)

Mariavitensekte. Einige Blätter aus der neuesten Kirchengeschichte Russisch-Polens von Kasimir Gajkowski. (Krakau, Universitätsbuchdruckerei.)

Freiheit. Vier Erzählungen aus den Trierer Landen. Von Antonie Haupt. M 1.20, geb. M 2.—. (Trier, Verlag der Paulinus-Druckerei.)

„Aus allen Zonen." 4. Bändchen: **P. Viktorin Delbrouck,** ein Blutzeuge des Franziskanerordens aus unseren Tagen. Nach dem Französischen des Msgr. G. Monchamp von P. R. Wegener. 5. Bändchen: **Die Missionen der Franziskanerinnen** von der Buße und christlichen Liebe. (Heythuizen-Nonnenwerth.) Von Schwester Maria Paula. 6. Bändchen: **Die Christenverfolgung in Nord-Schansi** (China) im Jahre 1900. Von P. Arsenius Völling. Preis pro Bändchen brosch. M —.50, geb. M —.80. (Trier, Verlag der Paulinus-Druckerei.)

Biblische Zeitfragen, in Broschürenzyklus, herausgeg. von Prof. Dr. J. Nikel-Breslau und Prof. Dr. J. Rohr-Straßburg. Vierte Folge. Heft 8: **Der Streit um das Deuteronomium.** Dr. S. Euringer. Heft 9: **Joseph in Aegypten.** Dr. H. J. Heyes. Preis M —.50., Subskriptionspreis für die vierte Folge (12 Hefte) M 5.40 (pro Heft M —.45). (Münster i. W., Aschendorff.)

Führer für den deutschen Reichstagswähler. Neutrales Handwörterbuch von Otto Schröter. (Stuttgart, Arthur Dolge.)

Handbuch der Friedensbewegung. Von Alfred H. Fried. Band 1: Grundlage, Inhalt und Ziele der Friedensbewegung. Geh. M 3.—. (Leipzig, Reichenbachsche Verlagsbuchhandlung.)

Kalender bayerischer und schwäbischer Kunst. Von Prof. Dr. Jos. Schlecht. M 1.—. (München, Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst.)

Die Ergebnisse der zeitlich abgemessenen Beschränkung der Freiheitsstrafen. Kriminalpolitische Studie in statistischer Beleuchtung von Dr. Gustav Beck. M 3.—. (Bern, Schweiz. Stämpfli & Co.)

Die Milchwirtschaftsverbände des Kantons Luzern. Inaugural-Dissertation von Anton Ernt. M 2.—. (Luzern, Räber & Co.)

Welt-Jahrbuch für 1912. Kart. M 1.—, Geschenkeinband M 1.50. 160 S. mit 212 Bildern und zwei Kunstbeilagen sowie einem farbigen Wandkalender. (Berlin C. 2, Stralauer-Straße 25, Verlag der Germania, Akt.-Ges.)

Die philosophischen Grundlagen der monistischen Weltanschauungen von Prof. Dr. A. Schneider. (München, Isaria-Verlag.)

Fliegende Blätter. 2 Halbjahr 1911 liegt gebunden vor. (München, Braun & Schneider.) Abonnement vierteljährlich M 3.50.

J. Essers Sammlung leicht aufführbarer Theaterstücke. Heft 12: **Der Köhler aus Valencier** oder: **Gelübde und Schwur.** Ritterschauspiel mit Gesang in 9 Akten von Gottfried Kauertz. M 1.—. Heft 21: **Der greise Täufer.** Schauspiel in 5 Aufzügen von P. F. X. Rondina. M —.80. Heft 23: **Der Sieg des hl. Aloysius von Gonzaga.** Schauspiel in 3 Aufzügen von G. Minguzzi. M —.80. Heft 40: **Der adelige Bürger.** Lustspiel in 3 Akten von E. Hinky. M —.60. Heft 57: **Fernando,** der Schrecken Asturiens, oder: **Des Räubers Bekehrung.** Schauspiel in 3 Akten von L. Edel. M —.60. Heft 63: **Emilius** oder: Der Verfolger seines eigenen Sohnes. Schauspiel in 5 Aufzügen von E. Rude von J. Buhr. M 1.—. Heft 89: **Fridolin** oder: **Der Gang zum Eisenhammer.** Schauspiel in 5 Akten von Joseph Mayr. M 1.20. Heft 101: **Die Martyrin von Sicra.** Christl. Drama in 4 Akten von J. Grach. Heft 112: **Die Ahnfrau.** Trauerspiel in 5 Aufzügen, umgearbeitet von G. Kaeffer. M 1.20. Heft 114: **Der Lindenhof** oder: Die Rache des Vagabunden. Volksstück in 5 Akten von W. Lenze. M 1.—. (Paderborn, J. Esser.)

Anleitung zur Erteilung des ersten Kommunionunterrichts von Dr. theol. Wilhelm von der Fuhr. Geh. M 1.60, geb. M 2.—. (Köln, J. P. Bachem.)

Deutsche Schulreform. Aufruf von Otto Bülow. (Braunschweig, Albert Limbach.)

Geheimnisvolles aus dem Reiche des Uebersinnlichen von Bruno Grabinski. (Wien, Verlag „Austria".)

Die in den sechs Artikeln der diesjährigen Weihnachtbücherschau (Nr. 46 bis 51) aufgeführten Neuerscheinungen wurden der Raumersparnis halber größtenteils im „Büchermarkt" nicht angezeigt.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Unsere deutschen Börsen sind von einer grossen Widerstandskraft erfüllt. Nur wenige Tage lang konnten Auslandspolitik und Geldmarktlage stärkeren Einfluss auf die Kursgestaltung der leitenden Spekulations- und Kassawerte ausüben. Die dabei eingetretenen Kursabschwächungen haben anscheinend den deutschen Börsen wiederum jenen starken Boden gegeben, der stets zu einer kräftigen Erholung vorhanden war. Durch Verschwinden verschiedener schwacher Mitläufer ist namentlich die Berliner Börse auch innerlich befestigt worden. Die Grundstimmung in Berlin ist äusserst fest zu nennen. Die Börsenberichte melden ein lebhaftes Geschäft auf der ganzen Linie und eine starke Beteiligung der Kapitalistenkreise. Dutzende unserer vorzüglichen Dividendenpapiere, speziell die mehrhundertprozentigen Werte der Chemischen, Maschinen-, Pulver-, Porzellan- und Fahrradfabrikation konnten Kursavancen von 20 und mehr Prozenten behaupten. Vor allem blieben diejenigen Werte, deren Dividendencoupon am Jahresende abgetrennt wird, beliebt. Sachliche Gründe für diesen Tendenzumschwung und die so rege Beteiligung an den Börsengeschäften sind genügend vorhanden. Hier sind vor allem die glänzenden Berichte über Beschäftigung und Konjunkturausdehnung bei unseren industriellen Werken zu nennen. Die Frachtenermässigung für Erztransporte in Oberschlesien wirkte für jene Werte. Die Erhöhung der Dampfergebühren, günstige Industrieberichte aus Amerika, liessen das Interesse für unsere Reedereiaktien neu beleben. In erster Linie massgebend war ein äusserst günstiger Bericht vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt. Der Stahltrust veröffentlicht stimulierende Auftragsbestandziffern und avisiert Preissteigerungen für verschiedene Eisensorten. Der Hinweis, dass dieser Trust gegenwärtig mit fast 90 % seiner Leistungsfähigkeit arbeitet, zeigt deutlich die fühlbar starke Produktion. Die Neuyorker Börse begrüsst diese Tendenzmeldung mit lebhafter Kaufbewegung, und so konnten die europäischen Effektenmärkte endlich wieder einmal hohe Amerikanerkurse berücksichtigen. Vor allem die günstigen Berichte von Rohpreiserhöhungen in Deutschland, ferner die beabsichtigte Erhöhung der Kohlenpreise seitens des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikates verursachten in Berlin neue Haussebewegungen, speziell am Montanaktienmarkt. Der publizierte Gesellschaftsbericht der Siemens-Schuckert-Gesellschaften, die darin bekannt gegebenen Umsatz- und Auftragsziffern, die glänzenden Aussichten in der Elektrobranche lenken die Aufmerksamkeit des Kapitalistenpublikums wiederum auf diese Werte. Auch die Verfassung in anderen Branchen unseres deutschen Wirtschaftslebens lassen die Konjunktur in äusserst zufriedenstellender Weise erkennen. Die Entwicklung der Geldmärkte zum Jahresschluss gibt zu ernsteren Bedenken keinen besonderen Anlass. Immerhin hat sich seit der Termine der Couponszinsen- und sonstigen Bedürfnisse keine sehr starke Nachfrage nach Geld ergeben. Der Privatdiskont an den Börsen erreicht schon seit längerer Zeit den offiziellen Satz der Reichsbank. Dabei ist dieses Institut durch kolossalen Bedarf seitens Börse, Industrie und anderer Geldnehmer in Anspruch genommen. Die Leitung der Reichsbank hat das ernste Bestreben, tunlichst über den Jahresschluss hinaus mit dem derzeitigen Zinsfuss auszukommen. Es bleibt jedoch sehr dahingestellt, ob dieses von Handel und Industrie dankbar anerkannte Vorhaben unseres Zentralnoteninstitutes zur Durchführung kommt. Die Gestaltung der politischen Zustände wirkt natürlich hierbei auch als ausschlaggebend mit. Immerhin zeigen jedoch die von Handel und Industrie neuverlangten Kredite und Barforderungen, dass die Geldverhältnisse bei uns stets die grösste Beachtung verdienen. Es ist sicherlich anzunehmen, dass auch in nächster Zeit die grossen Geldbedürfnisse den offenen Markt erheblich belasten werden. Börsen und Spekulation sollten daher gerade diesem Faktor die grösste Aufmerksamkeit schenken. Die flotte Beschäftigung unserer Industrie ist ja Grund genug, dass der Geldbedarf sichtbar kapitalisiert wird, und bei der Rührigkeit unserer Industriellen bleibt anderseits zu erwarten, dass die Exporttätigkeit wiederum gewinnbringendes Geld vom Ausland anzieht. Die Begleiterscheinungen einer veritablen Hochkonjunktur bei uns lassen den Effektenbesitzern jeden Gedanken an einen Kursrückgang als unwahrscheinlich gelten. Wir schwimmen trotz Geldknappheit im Haussefahrwasser. — Hoffentlich kommt nicht die Reaktion und eine kühlere Betrachtung der Börsenlage; das Kursgebäude einer Anzahl von Werten ist allerdings schon ziemlich kühl geworden. Realisationen und Gewinnsicherstellungen sind wohl nicht zu vermeiden.
M. Weber.

Die Pfälzische Hypothekenbank Ludwigshafen emittiert 10 Millionen Mark 4%ige neue Pfandbriefe, welche bis 1922 nicht zurückzahlbar sind.
M. W.

Bayerische Gewerbeschau 1912. Zahlreiche Kräfte sind am Werk, die Bayerische Gewerbeschau München 1912 in einer Weise vorzubereiten, daß sie neben der Ausstellung München 1908 mit Ehren bestehen kann. Diese Vorarbeit kompliziert sich dadurch, daß die Grenzen der Bayerischen Gewerbeschau viel weiter umsteckt sind als die der Ausstellung von 1908: kam damals die Hauptstadt allein als Ausstellerin in Betracht, so ist diesmal das ganze Bayerland an dem Zusammenkommen und Gelingen der Gewerbeschau interessiert. Auch insoferne ist ein Unterschied von dem früheren Unternehmen festzustellen, als im Jahre 1908 die künstlerische Idee die herrschende war, im Jahre 1912 dagegen der Gewerbetreibende, der Industrielle und Handwerker mehr hervortreten soll. Freilich kann eine Münchener Ausstellung niemals die Künstler als Ratgeber entbehren, denn das hieße eine der wertvollsten Kulturkräfte Münchens ungenutzt lassen. So besteht also auch bei der Bayerischen Gewerbeschau eine Geschäftsstelle für künstlerische Angelegenheiten, außerdem ist eine Künstlerjury tätig, die zweimal wöchentlich zusammentritt und schon mehr als 10000 Gegenstände, die zur Aufnahme eingesandt wurden, gewertet hat. Die Tätigkeit dieser Kommission beschränkt sich nicht darauf, auszuwählen oder auszuscheiden, sie sucht vielmehr auch, wo immer es möglich ist, Anregungen zu übermitteln, z. B. die Wiederaufnahme vernachlässigter Artikel zu empfehlen, Abänderungsvorschläge zu unterbreiten, Wettbewerbe auf allen Gebieten des Gewerbes ergehen zu lassen (neuerdings für Zinnarbeiten und für Gegenstände des gottesdienstlichen Gebrauchs und der Pflege religiösen Lebens), die eingesandten Wettbewerbsgegenstände zu jurieren und ihre Ausführung durch die geeigneten bayerischen Firmen zu veranlassen. In solchen Erscheinungen bekundet es sich, wie die Zusammenarbeit von Gewerbetreibenden und Künstlern bei der Bayerischen Gewerbeschau gemeint ist; sie ist von seiten der Künstler eine anregende, die sich nie in die rein fachliche und sachliche Arbeit des Gewerbtätigen einmischen will.

Eine echte und rechte Frauenzeitschrift, wie sie sein soll, ist die **„Illustrierte Frauenzeitschrift Elisabeth=Blatt“** (Verlag Preßverein Linz, jährlich 12 Hefte, mit Post K 2.24, nach Deutschland ℳ 2.—, mit der Kinderbeilage K 3.—, nach Deutschland ℳ 3.—), die bereits 30.000 Frauen als ständige Abonnentten zählt und jetzt in den 7. Jahrgang tritt. Das prachtvolle Heft 1, das gratis vom Verlage als Probeheft bezogen werden kann, ist überaus reich ausgestattet. Besonders sind die praktischen Bedürfnisse der Hausfrau in erster Linie wieder berücksichtigt. Hübsche häusliche und kirchliche Handarbeiten und Modebilder zieren die Zeitschrift. Aeußerst beliebt ist der ärztliche Ratgeber, der kostenlos allen Abonnentinnen Rat und Auskunft durch einen äußerst erfahrenen Arzt gibt. Auch der unterhaltende und belehrende Teil ist sehr reichhaltig. Wir empfehlen die Zeitschrift, die unter den Frauen ein wahres Apostolat ausübt, auf das beste.

„Das katholische Weltblatt“ wird die „Kölnische Volkszeitung“ und Handelsblatt mit ihren täglich 3 Ausgaben und ihrer starken Verbreitung in der ganzen Welt mit Recht genannt. Sie ist das größte Organ der deutschen Zentrumspartei. Ein Redaktionsstab von 19 Herren wird von einem Heer von Mitarbeitern durch Beiträge aus allen Gebieten unterstützt. Ansehen und Einfluß der Zeitung wachsen beständig. Wegen ihrer schnellen, zuverlässigen, unabhängigen und unbeeinflußten Berichterstattung des Handelsteils der „Kölnischen Volkszeitung“ wird dieselbe heute auch zu den tonangebenden Handelsblättern in Deutschland gezählt.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.60 (2 Mon. M. 1.75, 1 Mon. M. 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 35 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 52. München, 30. Dezember 1911. VIII. Jahrgang.

Heuchler und Religionshetzer Liberalismus.

(Nach Zitaten aus liberalen Blättern porträtiert.)

Eine Wahlabrechnung.

Vom Herausgeber.

Unter dem Titel „Hetzer Liberalismus als Hüter des konfessionellen Friedens“ erschienen in den Heften Nr. 24, Nr. 25 und Nr. 48 des Jahrganges 1910 der „Allgemeinen Rundschau“ drei Artikel, von denen der letzte speziell als eine „Generalabrechnung“ mit dem je nach Bedarf seine Masken wechselnden Vulgärliberalismus bezeichnet war. Jene Artikelreihe war bis zur Stunde unvollendet geblieben, denn in Nr. 48 vom 26. November 1910 (Seite 841) ist noch ein Schlußartikel in Aussicht gestellt, der den „Hetzer Liberalismus“ insbesondere als **systematischen Förderer des ödesten Freidenkertums und jeder Unterminierung positiven Gottes- und Offenbarungsglaubens** unter die kritische Lupe nehmen werde. Als geeigneter Uebergang war ein Artikel aus der damals gerade erschienenen Nr. 541 der „Münchner Neuesten Nachrichten“, des Hauptorgans des bayerischen Liberalismus, zitiert.

Unter dem Titel „Wilhelm oder Friedrich?“ war hier dem Deutschen Kaiser, der es gewagt hatte, den Altar als die Stütze des Thrones hinzustellen, sein Urahn Friedrich der Große, dessen Auffassung von Religion und Himmel völlig verschieden von der des Kaisers gewesen sei, als Vorbild und Muster empfohlen. Damit niemand im unklaren blieb, wie diese Empfehlung gemeint war, wurden die eigenen Worte des „alten Fritz“ noch ergänzt durch bezeichnende Ausführungen seines Biographen R. Koser. Das Zitat sei wörtlich hierher gesetzt, weil es die innersten Gedanken eines Blattes entschleiert, das in vielen tausend Familien, die größtenteils noch als christliche angesprochen sein wollen, als tägliche Geistesnahrung verdaut wird:

„Das unbekannte Land des Paradieses oder der Hölle — er war im innersten doch der Ueberzeugung, daß niemand es betreten werde, daß ein ‚Wiedersehen im Tale Josaphat‘ nicht zu erhoffen sei. Wie er eine vom Körper getrennte Seele nicht annehmen wollte, so erklärte er auch, von einer unsterblichen Seele keine Vorstellung zu haben. . . Ohne grübelnde Sorge wegen eines Zukünftigen, ohne Reue wegen des Zurückliegenden, ging er auf, bis zuletzt, in der Ausnützung des Augenblickes.“

Ein Hohenzoller wie der „alte Fritz“, *der nicht an Himmel und Hölle und nicht an die Unsterblichkeit der Seele glaubte*, würde, so lautet die wörtliche Schlußfolgerung des (wie Staatsminister Graf Crailsheim am 14. Dezember 1911 in einem Beileidsschreiben zum Tode des Verlegers Thomas Knorr bezeugte) „einflußreichsten und verbreitetsten Blattes Süddeutschlands“ „*auf die heute kirchen- und autoritätsfeindlichen Massen ohne Zweifel mehr Einfluß haben, als ein Monarch, der seine Dogmengläubigkeit bekennt*“.

Wir haben es kaum zu bedauern, daß die Schlußabrechnung bis jetzt ungeschrieben blieb, denn das damals schon massenhaft angesammelte Material läßt sich heute unter zum Teil neuen Gesichtspunkten verwenden, die sich vor Jahresfrist noch nicht ahnen ließen. Denn namentlich die durch die plötzliche Auflösung der bayerischen Kammer geschaffene Situation hat die im heutigen Vulgärliberalismus tonangebenden Kräfte veranlaßt, den *fanatischen Kirchenhaß*, der seit den Tagen des *Ferrer-Rummels* durch alle sogenannten „Kulturländer“ Europas raste, für einige Zeit in zweckdienlichen Ruhestand zu versetzen und ihre Zuflucht wieder zu *Masken* zu nehmen, die man vorübergehend entbehren zu können glaubte.

Man fürchte nicht, daß die nachstehenden Blätter in einen Ton verfallen werden, für welchen namentlich der Vulgärliberalismus in Zeiten des Wahlkampfes einen Freibrief zu haben glaubt, indem jeder politische Gegner ohne Besinnen als Dummkopf, Lügner, Betrüger, Verleumder, Fälscher angehaucht oder gar noch schlimmerer Dinge bezichtigt wird. Wenn wir in Gestalt von Zitaten aus seiner eigenen Presse dem *Heuchler* und dem *Religionshetzer* Liberalismus ein Denkmal setzen, so können wir uns von vornherein darauf berufen, daß nicht einmal *diese* Titulaturen auf unserem eigenen Acker gewachsen sind. An geeigneter Stelle wird nachgewiesen werden, daß der Liberalismus im weitesten Sinne des Wortes von seinen nächsten Schützlingen und Schildträgern als *Heuchler* und *Hetzer* qualifiziert worden ist. Im übrigen brauchen wir das Anklagematerial nur durch seine eigene Wucht wirken zu lassen. Die Schimpfereien, welche aus liberalen Zeitungen und sonstigen Kundgebungen zu zitieren sein werden, fallen nur ihren Urhebern zur Last. Möge man uns nicht schelten, wenn wir dem Liberalismus die Unarten und Bosheiten seiner eigenen Söhne und Jünger links und rechts um die Ohren schlagen. Es sei an dieser Stelle ausdrücklich wiederholt, was wir schon vor mehr als Jahresfrist in Nr. 48 betonten: Personen als solche bleiben bei unseren Erörterungen aus dem Spiele. Dem *System* gilt der Kampf. Ungezählten Tausenden, die sich zum Liberalismns bekennen, geht die Ueberspannung dieses Systems längst wider den Mann, man hört sie in allen Tonarten über gewisse Heißsporne und vor allem über die eigene Presse zetern. Aber sie können sich aus der gewohnten Umstrickung nicht losmachen und unterliegen unvermerkt der suggestiven Wirkung täglicher und stündlicher Hetzereien, mögen sie auch noch so oft innerlich davon abgestoßen werden. Der heutige Vulgärliberalismus, wie er uns in den Klopffechtereien einer skrupellosen Presse besonders prononziert im deutschen Süden entgegentritt und mit den kostbarsten Gütern der deutschen Nation ein frivoles Spiel treibt, hat das Recht verwirkt, als ehrlicher Gegner respektiert zu werden. Ausnahmen bestätigen die Regel, aber die Ausnahmen werden in unseren von Leidenschaft, Parteihaß und wildem Eigennutz zerrissenen Zeiten immer seltener. Man versteht sich nicht mehr, weil man auf jener Seite uns nicht mehr verstehen *will*.

Angesichts der Reichstagswahlen und der unter diesem Gesichtswinkel vielleicht noch wichtigeren Reichstagsstichwahlen, vor allem aber mit Rücksicht auf die im Zeichen des liberal-bauernbündlerisch-sozialistischen Großblocks stehenden bayerischen Landtagswahlen, erscheint der Vulgärliberalismus landauf und landab wieder einmal in der Maske des toleranten Schützers jeder religiösen Ueberzeugung. Man spottet und höhnt in allen Tönen über die vom Zentrum zum „Stimmenfang“ ausgegebene Parole, daß „*die Religion in Gefahr*“ sei. Nein, versichert

der Vulgärliberalismus mit vollendeter Biedermannsmiene: Die Religion ist gar nicht in Gefahr, Religion und Kirche werden nur vom Zentrum gefährdet, das die „heiligsten Dinge“ in den politischen Tagesstreit hineinzieht.

Speziell in der bayerischen Haupt- und Residenzstadt München, wo, um einen Ausdruck des „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ (Nr. 291) zu zitieren, die „führende Zeitung Süddeutschlands“ erscheint, „mit deren Hilfe man bei uns alles erreichen kann“, (geflügeltes Wort aus dem jüngsten Prozeß Possart-Bonn laut „Augsburger Abendzeitung“, Nr. 351), hat der Liberalismus am Vorabend der Wahlen plötzlich seinen Sinn für Religion entdeckt. Wir würden uns gar nicht wundern, wenn wir nächstens Münchener Liberale und „Intellektuelle“ in Prozession nach Altötting wallfahren sähen, wie sie soeben bei dem Leichenbegängnis des Mitverlegers ihres Hauptorgans die seltene Mischung von kirchlichen Zeremonien und volltönendem Bekenntnis zur liberalen Aufklärung und Weltanschauung als erwünschte Förderung empfanden.[1]) Der Sand, den man dem Volke und teilweise sich selbst in die Augen streut, ist so wohlfeil, und zur rechten Zeit stellt sich ja wieder so etwas wie ein Ferrer-Rummel oder auch nur eine kleine Hetze gegen einen Benediktiner-Pfarrer oder gegen die Armen Schulschwestern ein, denen man den mageren Brotkorb noch höher hängt.

Der Vulgärliberalismus bemüht sich krampfhaft, in dem kurzen Gedächtnis seiner Zeitgenossen alles auszulöschen, was an die wahnwitzigsten Orgien eines plötzlich demaskierten Kirchenhasses erinnern könnte. Man „verwahrt“ sich feierlich gegen den Vorwurf der Kirchenfeindschaft und hätte nicht übel Lust, es den Sozialdemokraten in Altbayern gleichzutun, die in einer Wahlversammlung ihre „religiöse“ Gesinnung dadurch beweisen, daß sie beim Angelusläuten ihre Hetzrede gegen das Zentrum unterbrechen und die Bauern zum — Gebet auffordern. Tatsache!

Aber auf unsere Vergeßlichkeit spekuliert der Liberalismus vergeblich. Es wird ihm auch nichts helfen, wenn er in Wahlkreisen wie München I, welche jahraus, jahrein den Neuliberalismus unserer modernen Kulturretter auf allen Gebieten „vorbildlich“ sich ausleben sehen, nicht etwa den „Jugend“-Hirth oder den „Simplicissimus“-Thoma, auch nicht Dr. Horneffer, den Führer des „Kartells der freiheitlichen Vereine Münchens“, als Kandidaten aufstellten, sondern einen Mann, der in vielen Fragen moderner „Kultur“ deren direkter Antipode ist (Dr. Kerschensteiner). Was die Koryphäen der liberalen Aufklärung mit kräftigster Unterstützung des „einflußreichsten und verbreitetsten Blattes Süddeutschlands“, des „führenden Organs“ des bayerischen Liberalismus in den letzten Jahren zutage gefördert haben, wird durch eine Maßnahme durchsichtigster Wahltaktik nicht ungeschehen gemacht.

Wir werden im nachstehenden, wenn auch nicht ausschließlich, so doch vorwiegend Zitate aus den „Münchner Neuesten Nachrichten“ zusammentragen. Den etwaigen Einwand, daß der Liberalismus für dieses Blatt nicht verantwortlich sei, konnten wir, gestützt auf die Dithyramben, welche beim Tode Thomas Knorrs auf der ganzen Linie des Liberalismus diesem Blatte gewidmet wurden, schon im voraus entkräften. Nicht umsonst hat die erlauchte Feder des früheren Ministerpräsidenten Grafen Crailsheim dem Vertreter der „Neuesten Nachrichten“ feierlich bezeugt, daß Thomas Knorr „an deren Emporhebung zu dem einflußreichsten und verbreitetsten Blatte Süddeutschlands hervorragendsten Anteil nahm“, und daß sein Hinscheiden „ein unersetzlicher Verlust für die liberale Partei“ sei. Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ sind ein geradezu klassischer Kronzeuge für die Stimmungen und Strömungen im bayerischen und süddeutschen Liberalismus. Ihnen soll deshalb auch der Ehrenplatz in unserem Zitatenschatz gewahrt bleiben. Wollten wir allerdings das Sündenregister dieses „liberalen Wächters an der deutschen Südmark“ lückenlos produzieren, so würden wir statt einiger Blätter einen dicken Folianten füllen müssen. Aber im Zusammenhang mit markanten Aussprüchen aus anderen Quellen wird auch die getroffene Auswahl schon genügen.

Es würde zu weit führen, die konvulsivischen Zuckungen, welche der Kirchen- und Priesterhaß während des sogenannten Ferrer-Rummels zutage förderte, auch nur in kürzeren Umrissen ins Gedächtnis zurückzurufen und aus den vorausgehenden Jahren die Spuren des sich immer mehr verschärfenden kirchenfeindlichen Zuges des Liberalismus nachzuweisen.

Ein paar Stichproben mögen genügen, um gewissermaßen die Fäden anzuknüpfen, die das Verständnis des Zusammenhanges erleichtern.

Schon im Jahre 1904 schrieb Pfarrer Naumann in seiner „Hilfe“ (Nr. 33): „Der französische Kulturkampf ist da. Auch wir werden später einmal, nach Sturz der Zentrumsherrschaft, in ähnliche Lage kommen.“ Und im Juli 1905 bekannten die „Münchner Neuesten Nachrichten“ (Nr. 308): „Es läßt sich verstehen, wenn auch nicht entschuldigen, wenn die Liberalen aller Länder einen der Kirche feindseligen Charakter annahmen.“ Am 13. Februar 1907 schrieb der nationalliberale „Mannheimer Generalanzeiger“ sehr offenherzig: „Das Kulturideal ist die Freiheit, nicht die Autorität, nicht der Ultramontanismus, sondern der Liberalismus, der, richtig gedeutet, allerdings der Geist des Unglaubens und des Umsturzes ist.“ Und am 11. Juni desselben Jahres las man in den nationalliberalen „Hamburger Nachrichten“ das Eingeständnis: „Zweifellos ist der Liberalismus in erster Linie kulturkämpferisch, also antiklerikal, speziell antirömisch gerichtet.“ Der protestantische Pastor Bunke bezeugte Ende 1908 in der „Reformation“: „Wo der Liberalismus herrscht, ist er ein Feind der Kirche, ja, er schreitet dazu fort, den Einfluß der Kirche lahmzulegen.“

Und nun eine kleine Musterkollektion aus der Zeit des Ferrer-Rummels. Mit der Sozialdemokratie um die Wette schwelgte der Liberalismus in fanatischen Wutausbrüchen gegen die katholische Kirche und ihre Priester. Das „Berliner Tageblatt“[2]) schrieb am 17. Oktober 1909 wörtlich: „Am Morgen wurde Ferrer von den spanischen Jesuitenknechten erschossen — und schon am Abend des nämlichen Tages hallte die Welt wider von Kundgebungen, die — wie immer sie geartet oder entartet sein mochten — im Grunde doch nichts anderes waren, als das tausendfältige Echo des alten zornigen Kampfrufes Voltaires: Ecrasez l'infâme“ (zu Deutsch: Vernichtet die Infame, d. h. die katholische Kirche). Die liberale alldeutsche „Deutsche Zeitung“ schrieb am gleichen Tage: „Gegen den Klerikalismus — das ist der segensreiche Ertrag dieser Tage.“ Was Wunder, daß der Atheist Sontheimer in einer Münchener Ferrer-Versammlung laut Bericht des „Bayerischen Kuriers“ (Nr. 297) den entsetzlichen Ausspruch wagte: „Das Christentum ist eine unsaubere, schmutzige Religion“, und daß in der gleichen Versammlung Dr. Rüdt, der einst in Heidelberg sich öffentlich rühmte, daß ihm seine atheistischen Ideen von den Kathedern liberaler Professoren eingeimpft worden seien, zum Massenaustritt aus der katholischen Kirche aufforderte. Wenige Tage darauf schlug der Demokrat Professor Quidde in einer vom Kartell der freiheitlichen Vereine Münchens veranstalteten Massenversammlung in die gleiche Kerbe, indem er gegen Millionen den Vorwurf erhob, daß sie nicht den Mut besitzen, aus der Kirche auszutreten. Wir zitieren nach den „Münchner Neuesten Nachrichten“ (Nr. 501 vom 26. Okt. 1909), die auch noch folgenden Ausspruch dieses Mitgliedes der liberalen Landtags- und Münchener Rathausfraktion mitteilten: „Wer in Spanien freie Entwicklung des Volkes haben will, der ist fast gezwungen, Revolutionär zu werden. Wer bürgt uns dafür, daß nicht auch bei uns eines Tages der Sturm des Unwillens losbricht.“

---

[1]) Man wolle diese Zwischenbemerkung nicht mißverstehen. Einem Toten, dessen rühmliche menschliche Eigenschaften auch von uns rückhaltlos anerkannt werden, treten wir nicht im leisesten zu nahe. Er selbst hätte, wenn er noch lebte, an der Vergötterung, die eine zweckbewußte Preßmache mit ihm getrieben hat, kaum Geschmack gefunden, am allerwenigsten jedenfalls an der taktlosen Art, wie Schmock ohne Unterlaß eine — — Schwägerschaft betonte, die lediglich darin besteht, daß der Schwager Hirth sich von der Schwester seines Mitverlegers Knorr scheiden ließ und eine andere heiratete, und daß die noch lebende geschiedene Frau Elise, geb. Knorr, als Mitbesitzerin der „M. N. N.“ die öffentlichen Anzeigen nach dem Tode ihres verstorbenen Bruders unterzeichnete, während die Unterschrift des Mitbesitzers und geschiedenen Schwagers Hirth fehlte. Von diesen Zusammenhängen hat der blinde Hödur Publikum natürlich keine Ahnung, wenn er sich voll Rührung in die Deklamationen Schmocks vertieft. — —

[2]) Am 9. Oktober 1910 veröffentlichte die „Schlesische Volkszeitung“ (Nr. 467) einen Brief des sich als gläubigen Juden bekennenden Breslauer Universitätsprofessors Dr. Arthur Sachs, der den bemerkenswerten Satz enthält: „Ich besitze auch den Mut, Ihnen offen auszusprechen, daß ich persönlich die törichten und flegelhaften Anrempeleien, die sich gewisse freisinnige Blätter fast täglich gegen den Katholizismus erlauben, aus tiefster Seele mißbillige.“

Liberale, die noch halbwegs auf Reputation halten, lassen sich heute nicht gerne an die blamable Selbstentschleierung ihrer verborgensten Instinkte im Ferrer-Rummel erinnern. Daß die Hinrichtung Ferrers ein „Justizmord“ gewesen sei, wagt heute kein Mensch mit normalem Verstande mehr zu behaupten. Den Professoren und „Intellektuellen“, die damals den in Deutschland nun einmal herkömmlichen „Protest“ losließen, hat niemand kräftiger den Star gestochen, als Maximilian Harden in der „Zukunft“, als er u. a. schrieb:

„Wenn kecke Knaben, statt den Hosenboden auf die Schulbank zu pressen, öffentliche Meinung machen, wenn Studenten oder schreibende, malende, meißelnde Zigeuner, weil sie nichts zu verlieren haben, alle grausamen Notwendigkeiten der Staatserhaltung, der Autoritätswahrung, des Eigentumsschutzes leugnen und jeden Strolch oder Schnapsstänker als freie Persönlichkeit feiern, so muß man das lächelnd gehen lassen. Die Unterzeichner sind aber reife, alternde oder greise Männer von Weltruf.“

Gleichfalls in der „Zukunft“ überschüttete Karl Jentsch den Liberalismus wegen des Ferrer-Rummels mit blutigstem Hohn:

„Sei es nun, daß die Sorge unserer heutigen Liberalen um ihre Mandate, die sie schon vom Manchestertum zur Sozialpolitik bekehrt hat, den „Großblock“ der Linken noch über Bebel hinaus bis auf Mosts Nachfolger auszudehnen rät, oder daß der Haß gegen alles, was katholisch heißt, den letzten Rest von Besinnung geraubt hat: im Ferrer-Rummel war dieses Widernatürliche, der Bund des Börsenkapitals mit dem Anarchismus, Ereignis geworden.“

Als jedoch die Revolution in Portugal losbrach[3]) und der von den „Freiheitsmännern“ aufgepeitschte Kirchenhaß sich am grausamsten wieder an wehrlosen Mönchen und Nonnen erprobte, erlebte man das gleiche Schauspiel, wie nach den von menschlichen Bestien in Barcelona verübten Greueltaten. Ungezählte liberale deutsche Zeitungen machten die Kirche, den Klerus und die Klöster selbst für die Unmenschlichkeiten der Canaille verantwortlich. Nur vereinzelte Blätter haben sich gefunden, darunter die „Augsburger Abendzeitung“, die hinterher wenigstens bezüglich Portugals den terroristischen Thronstürzern ungeschminkte Wahrheiten sagten. Aber eine Schwalbe macht keinen Sommer. Rechtsliberale Blätter mögen an den nun zu schildernden Ausschreitungen bayerischen Freidenkertums wenig Gefallen gefunden haben. Aber sie machten aus ihrem Herzen eine Mördergrube und überließen das Protestieren denjenigen vornehmer gesinnten liberalen Elementen, welche inzwischen unter Führung des Frhrn. Wilhelm von Pechmann ihren lange angedrohten Auszug aus dem Lager des antiklerikalen, kulturkämpferischen Liberalismus vollzogen haben und die Bayerische Reichspartei gründeten, der ähnliche Gründungen in anderen süddeutschen Staaten gefolgt sind. Gewiß der schlagendste Beweis, daß der süddeutsche Liberalismus mit seinem „einflußreichsten und verbreitetsten Blatte“ immer mehr in das Fahrwasser des Linksliberalismus, seines radikalen Antiklerikalismus und seiner schroffen Kirchenfeindschaft geraten ist. Dem Organ des nun auch nach Bayern importierten liberalen Bauernbundes, der Memmingerschen „Neuen Bayerischen Landeszeitung“ (Nr. 530 vom 14. November 1911) blieb es vorbehalten, unmittelbar nach der Auflösung des Bayerischen Landtages der Katze die Schelle anzuhängen durch das unzweideutige Bekenntnis: „Es ist Zeit, daß der frische Luftzug, der die katholischen Staaten Frankreich, Spanien, Portugal, Italien und Belgien durchweht, endlich auch Bayern durchdringe.“ Vergeblich hat man seitdem versucht, durch krampfhafte Ableugnung seiner kirchenfeindlichen und kulturkämpferischen Absichten das vorlaute enfant terrible zu verleugnen. Was der in liberalen Blättern so oft wiederkehrende Hinweis auf das „katholische Spanien“, über dessen Widerstandskraft man sich gottlob doch sehr getäuscht hat, im letzten Grunde bedeuten soll, muß man an Stellen nachlesen, die weniger vorsichtig als der bei uns zulande herrschende „Heuchler Liberalismus“ seine letzten Gedanken offen aussprechen. Eine 1910 im dem sattsam bekannten „Neuen Frankfurter Verlag“ erschienene Broschüre „Die Affäre Ferrer“ aus der Feder des Pariser Advokaten Kaspar leistete sich nachstehende, in ihrer grotesken Uebertreibung vielleicht komisch anmutende, aber als Symptom doch sehr beachtenswerte Prophezeiung:

„Wahrscheinlich ist mit dem Verluste Spaniens der Untergang der römisch-katholischen Kirche überhaupt besiegelt. Es erscheint ganz undenkbar, daß das Papsttum in seiner heute schon so geschwächten Position den Verlust Frankreichs und Spaniens überstehen kann, zumal Belgien ohnehin bereits aufgegeben ist. Oesterreich und Bayern allein können bei allem guten Willen den Vatikan nicht mehr aufrechterhalten, und voraussichtlich wird unsere Generation das immerhin großartige Schauspiel nun doch erleben, daß der Antichrist siegt, d. h. daß die römisch-katholische Kirche zusammenbricht. Wenn 50 Jahre nach dem Einzug am 20. Sept. 1920 — was durchaus nicht so unwahrscheinlich ist, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag — kein Papsttum mehr in Rom existiert, dann hat die Ermordung Ferrers einen großen Anteil an der Wandlung, die alle freien Geister auf dem Erdball ersehnen.“ (S. 4.)

Das ist also der „frische Luftzug“ von Spanien und Frankreich nach Bayern hinüber, von dem gewisse Herrschaften träumen. Sage man nicht, der Liberalismus habe mit den Bestrebungen, die sich um den „Neuen Frankfurter Verlag“ und sein Organ „Das Freie Wort“ gruppieren, nichts gemein. Wir können Dutzende von liberalen Zeitungen namhaft machen, welche die gehässigsten kirchen- und christentumsfeindlichen Broschüren jenes Verlages durch Reklame unterstützen und sich nicht selten auf Artikel des „Freien Wort“ berufen. In München wird ein ähnliches Freidenkerblatt von vielleicht etwas zahmerer Tonart („Es werde Licht“) in der Offizin eines liberalen Gemeindebevollmächtigten und bisherigen Landtagsabgeordneten gedruckt. Das von einem Teile der liberalen Presse so eifrig geförderte „Freie Wort“ in Frankfurt gab im Herbst 1910 in Form einer Kritik der Königsberger Kaiserrede und der Altöttinger Ansprache des Prinzen Ludwig von Bayern Offenherzigkeiten von sich, die der demokratische „Nürnberger Anzeiger“ (Nr. 271 vom 3. Oktober 1910) weiterverbreiten half. Zur Kennzeichnung genügen einige Absätze. (Aehnliche Unverfrorenheiten leistete sich die Dresdner Hauptversammlung des deutschen Monistenbundes):

„Das Seltsamste ist aber der Umstand, daß gerade die zurückgebliebene Schicht einstweilen noch auf vielen Gebieten die tonangebende bleiben konnte. Es ist in Deutschland gerade umgekehrt wie bei vielen Völkern, welche als überlegene Rasse die geistig tieferstehenden Barbaren beherrschten. .... Die Schicht, welche glaubt, — oder doch wenigstens zu glauben vorgibt —, daß ein von einer Jungfrau geborener Erlöser vor neunzehnhundert Jahren für unsere Sünden gestorben ist, welche glaubt, — oder doch wenigstens zu glauben vorgibt —, daß ein lieber Gott im Himmel im Regimente sitzt, der die Geschicke des deutschen Volkes bis in jede Einzelheit lenkt, liefert dem Staate alle Minister und Verwaltungsbeamten, die Offiziere und Diplomaten und alle Personen, die Unterricht erteilen, von den Ordinarien an den Universitäten bis zum letzten Volksschullehrer im weltverlorenen Eifeldorfe! Die andere Schicht aber, welche weder an einen Jesus glaubt, der für unser deutsches Volk — dessen Existenz ihm total unbekannt war — am Kreuze gestorben ist, noch an einen allwissenden, allgegenwärtigen und allmächtigen Gott im Himmel, der sich um unser Tun und Lassen kümmert, erhält diesen Staat, der sonst nicht 24 Stunden existieren könnte. Diese Schicht macht die Erfindungen und Entdeckungen, erschließt die Bergwerke, baut die Eisenbahnen und Schiffe, gründet und leitet die Fabriken, schreibt Theaterstücke, komponiert Opern, malt Bilder, fördert alle Wissenschaften, veröffentlicht die Zeitungen, — soweit sie als Kulturdokumente überhaupt in Betracht kommen —, repräsentiert, kurz gesagt, das Deutschland, von dem man einzig und allein bei anderen Völkern etwas weiß.“

Zu diesem atheistischen Größenwahn gesellte sich auch noch ein klar herausgestelltes antinationales Bekenntnis:

„Jedem Volksteil stehen verwandte Gruppen fremder Nationen bereits unendlich viel näher, als die entfremdeten Gruppen des eigenen Volkes.... Der deutsche Freidenker fühlt sich naturgemäß dem antiklerikalen Franzosen und Spanier viel näher, wie dem orthodoxen Ostpreußen oder dem bayerischen Bauer, der einen Landtagsabgeordneten „Filser“ in die Kammer schickt.“

Andere Freidenkerorgane, wie „Der Atheist“ in Nürnberg und „Menschentum“, segeln im ausgesprochen sozialdemokratischen Fahrwasser, unterscheiden sich aber sonst in nichts von denen, welche mehr in „bürgerlichen“ Schichten ihre Adepten suchen.

Der Liberalismus zeugt wider sich selbst. Da hilft kein Ableugnen. Man wird vergeblich versuchen, sich von Zusammenhängen wegzuschrauben, die klar zutage liegen. Alldieweil in München das „einflußreichste und verbreitetste Blatt Süddeutschlands“, die „führende Zeitung“ des bayerischen Liberalismus erscheint, muß der Entstehungsgeschichte und dem Werdegang des **Kartells der freiheitlichen Vereine Münchens**, das sich inzwischen zu einem „süd-

[3]) Die „Münchn. Neuest. Nachr.“ (Nr. 496 vom 22. Okt. 1910) bezeichneten die portugiesische Revolution als „ein Schulbeispiel für eine modern vorbereitete und programmäßig durchgeführte Revolution“.

deutschen freiheitlichen Kartell“ entwickelt hat, ein verschärftes Augenmerk zugewandt werden. Der benötigte größere Raum wird sich reichlich lohnen. Es läßt sich mit Leichtigkeit nachweisen, daß dieses „Kartell der freiheitlichen Vereine“ sich von Anfang an der **kräftigen und nachdrücklichen Unterstützung der „Münchner Neuesten Nachrichten“**, jenes in den jüngsten Tagen vielgefeierten „einflußreichsten“ (vgl. Landtagsauflösung) und „führenden“ Organs des Liberalismus, zu erfreuen hatte. Der Chefredakteur dieses Blattes sanktionierte das „Kartell“ auch noch eigens dadurch, daß sein Name vor Jahresfrist an allen Straßenecken unter den offiziellen Vortragsrednern prangte.

Es war Ende Mai 1910, als das „Kartell“ unter dem Beifall des Hauptorgans des bayerischen und süddeutschen Liberalismus mit einem Aufruf an die Oeffentlichkeit trat, dessen faksimiliertes Ebenbild wir unten zur Veranschaulichung bringen: Der Aufruf erschien zu einem Augenblicke, als der „Heuchler Liberalismus“ sich gerade eben in Reinkultur offenbart hatte. Liberale Blätter, welche kurz zuvor noch mit vollen Backen applaudierten, als man die evangelische Orthodoxie verhöhnte und Jesus Christus selbst den Stuhl vor die Tür zu setzen versuchte (Drews und Genossen), hatten anläßlich der sog. Borromäus-Enzyklika plötzlich wieder ihr Herz für das „Evangelium“ und ihr tiefes Verständnis für protestantisches Ehrgefühl entdeckt. Unter ihnen natürlich auch das „einflußreichste und verbreitetste Blatt Süddeutschlands“, das „führende Organ“ des Liberalismus. Das war zweifellos der passendste Zeitpunkt, um München feierlich als Vorort der „Freien Kulturbewegung“ auszurufen und nicht nur dem „katholischen Klerikalismus“, sondern auch „dem nicht minder gefährlichen protestantischen Klerikalismus“ den Krieg zu erklären und, wie der im Auftrag handelnde Unterzeichner des Aufrufes ein paar Tage vorher in öffentlicher Versammlung verkündet hatte, einen **religiösen Kulturkampf gegen jeden Autoritätsglauben, gegen jedes auf Offenbarung und Ueberlieferung aufgebaute religiöse Bekenntnis, gegen jedes irgendwie geartete Priestertum** zu proklamieren.

Hier das Faksimile des ersten Aufrufes als „Kulturdokument“:

KARTELL DER FREIHEITLICHEN VEREINE MÜNCHEN

An die freigesinnten Männer und Frauen aller Stände!

DER Klerikalismus hat in Deutschland eine immer bedrohlichere Macht errungen. Der Argloseste muß endlich erkennen, daß nichts Geringeres als die Unabhängigkeit unserer Kultur, die freie Entfaltung unseres gesamten Volkstums auf dem Spiele steht. Bayern wird schon lange rein autokratisch vom Ultramontanismus regiert. Im Reiche ist die Macht des Zentrums von neuem aufgerichtet worden. Dort hat der katholische Klerikalismus mit dem nicht minder gefährlichen protestantischen Klerikalismus ein festes Bündnis geschlossen („schwarz-blauer Block“), unter das beide die Reichsregierung wie -Gesetzgebung zu beugen suchen. Mit Recht hat hiergegen vor kurzem der verdienstvolle und weitblickende Politiker Naumann flammenden Protest erhoben mit dem Rufe:

„Wir wollen nicht das bessere Spanien werden!“

Möchten sich viele diese prophetischen Worte zu Herzen nehmen!

Wie aber ist der Kampf gegen die drückende Übermacht des Klerikalismus zu führen?

Die Unfruchtbarkeit der rein politischen Auffassung und Bekämpfung des Klerikalismus ist durch die Erfahrung bewiesen.

Diese zaghafte Beschränkung, die dem Kern des Gegensatzes geflissentlich ausweicht, hat den gegenwärtigen unwürdigen Zustand heraufbeschworen.

Mit der fortschreitenden Demokratisierung, die jedes entwicklungsfähige Volk erstrebt, das alle seine Kräfte entfalten will,

müßte eine planmäßige Volksbildung im Gegensatz zu der priesterlichen Hand in Hand gehen.

Da es hierzu den Führern des öffentlichen Lebens an Mut gebrach, steht der heutige demokratisierte Staat in seiner geistigen Kultur tief unter dem absolutistischen Staate vergangener Zeiten. Geschieht hier keine Änderung, so steuern wir rettungslos in den priesterlichen Staat, die priesterliche Kultur hinein

Nur einen Weg gibt es, dies Unheil abzuwenden:

den Geist des Volkes umzuwandeln, die religiöse Aufklärung ins Volk zu tragen.

Dies ist freilich ein weiter und schwieriger Weg. Der Verantwortung, die er in sich schließt, sind wir uns voll bewußt. Aber der einzige Weg ist es, der Erfolg verspricht. Der rein politische Kampf gleicht einer Sisyphusarbeit, die nie zum Ziele führt. Nur geistige Arbeit geistiger Organisationen kann die erwünschte Befreiung bringen.

Unser Wirken liegt vor aller Augen. Es ist uns nicht um die negative Zerstörung überlieferter religiöser Werte zu tun,

sondern wir erstreben eine undogmatische, zur Selbstverantwortung erziehende Volksbildung, die den Priester entbehrlich macht.

Unsere Arbeit hat auch weit über die Grenzen Münchens hinaus Beachtung gefunden. Auf Anregung von auswärts sind vor kurzem zahlreiche Vertreter und Führer der freien Kulturbewegung aus Süddeutschland, zu denen sich solche aus Norddeutschland, Österreich und der Schweiz hinzugesellten, zu einer erstmaligen Konferenz in München zusammengekommen, um über eine gemeinsame Arbeit in unserem Sinne und unter Anlehnung an das Münchener Kartell zu beraten. Man beschloß, die bisher vereinzelte Arbeit zusammenzufassen, das Münchener Kartell zum Mittelpunkt dieser vereinigten Arbeit zu wählen und zu diesem Zweck die Stelle eines eignen Sekretärs zu schaffen, wofür eine vorzügliche Kraft in Aussicht genommen ist, die sich auch zur Übernahme des Auftrags bereit erklärt hat. So sind unsere Aufgaben gewachsen. Wir glaubten, dem Rufe von auswärts folgen zu müssen. Diese Vorgänge veranlassen uns, uns vertrauensvoll an unsere Gesinnungsfreunde zu wenden, mit der Bitte, uns in diesem wichtigen Augenblick

durch pekuniäre Beisteuern in unseren Bestrebungen zu unterstützen.

Niemals war die Gelegenheit zu einem geschlossenen Vorgehen so günstig. Möge jeder, der dieses Blatt in die Hand nimmt, alles Alltägliche und Kleine überwinden und den ganzen Ernst der Lage ins Auge fassen. Nach Maßgabe der Leistungskraft trage ein jeder sein Scherflein bei, unerträgliche Zustände abzuschaffen. Wir wissen, daß viele nicht offen für uns eintreten können. So mögen sie wenigstens unser Rüstzeug verstärken. Zu wünschen ist, daß alle Stifter von Beiträgen diese für einen gewissen Zeitraum, etwa für drei Jahre, zeichnen, damit wir fruchtbar arbeiten können. Nur wenn die gesamten Beträge eine gewisse Höhe erreichen, daß ein ersprießliches Arbeiten gewährleistet ist, werden sie zur Verwendung kommen, im anderen Falle werden sie wieder zurückerstattet. Unsere Sammlung ist mit einer Zeichnung von 500 M. für drei Jahre eröffnet worden. Möge das Beispiel zahlreiche Nachahmung finden! Jedes Opfer, ob groß oder klein, führt uns der Verwirklichung unseres hohen Zieles näher.

Zuschriften bittet man an unsere Geschäftsstelle München, Weinstraße 1, zu richten. Zahlungen können eben dorthin geleistet werden oder auf das Postscheckkonto des Kartells der freiheitlichen Vereine, Nr. 2285.

Das Kartell der freiheitlichen Vereine München

I. A.: Dr. E. HORNEFFER.

Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ unterstützten diesen Aufruf durch eine in Nr. 238 vom 24. Mai 1910 abgedruckte **redaktionelle** Notiz, die zum Beweise wörtlich

wiedergegeben sei. (Unmittelbar hinter dieser Redaktionsnotiz ist unter der Stichmarke „Fronleichnam" das Programm der Fronleichnamsprozession abgedruckt. Nach der Devise: Man muß jedem Geschmack Rechnung zu tragen wissen.)

„An die freigesinnten Männer und Frauen aller Stände richtet das Kartell der freiheitlichen Vereine Münchens einen Aufruf, der dazu auffordert, die Bestrebungen des Kartells durch pekuniäre Beisteuern zu unterstützen. Der Aufruf geht von der Erfahrungstatsache aus, daß der rein politische Kampf gegen den Klerikalismus nie zum Ziele führt, und daß zu einer fruchtbaren Bewegung gegen die klerikale Bevormundung Bayerns und Deutschlands vor allem eine undogmatische zur Selbstverantwortung erziehende Volksbildung notwendig sei. Um dieses hohe Ziel verwirklichen zu können, bittet das Kartell um pekuniäre Beihilfe. Zuschriften und Zahlungen mögen an die Geschäftsstelle des Kartells, München, Weinstraße 8, eventuell Postscheckkonto Nr. 2285, gerichtet werden."

Dieses war der erste Streich, doch der zweite folgt sogleich. Fünf Monate später, in der Ausgabe vom 24. Oktober 1910 (Nr. 498) erschien in den „Münchner Neuesten Nachrichten" ein **ganzseitiger Aufruf** in Plakatschrift: „An die freiheitlich gesinnte Bevölkerung aller Stände", unterzeichnet „**Das süddeutsche freiheitliche Kartell**: J. A. Dr. Horneffer." Nach Wiederholung der Maiphrasen gegen den „ultramontanen" und den „nicht minder gefährlichen protestantischen Klerikalismus" und nach einer erneuten Mahnung: „Werfet das Joch von euch!" wird wörtlich fortgefahren:

„Nach früheren Vorbesprechungen haben unter dem aufrüttelnden Einfluß der Vorgänge in jüngster Zeit eine große Zahl über ganz Süddeutschland verbreiteter freiheitlicher Vereine sich zu gemeinsamer Arbeit zusammengeschlossen und ein

„Süddeutsches freiheitliches Kartell"

gegründet, **das sich die einheitliche, planmäßige Bekämpfung des Klerikalismus in Stadt und Land, die sittliche und religiöse Befreiung unseres Volkes zur Aufgabe setzt. Und wir richten an die gesamte Oeffentlichkeit, Männer und Frauen aller Schichten und Stände in Stadt und Land, Alter und Jugend, Arm und Reich, die dringende Aufforderung, unsere Vereinigung durch massenhaften Beitritt zu fördern.** Drei Wege bieten sich, das süddeutsche freiheitliche Kartell und seine Stoßkraft zu stärken, daß zunächst noch möglichst viele Vereine ihren Anschluß vollziehen, sodann, daß die nicht organisierten Einzelnen den das Kartell bildenden Vereinen sich einreihen, oder endlich, daß alle diejenigen Einzelpersonen, die der Vereinsarbeit abhold sind — und deren sind eine ungemessene Zahl, in deren Hand die Entscheidung liegt — unmittelbar als Einzelmitglieder dem süddeutschen freiheitlichen Kartell beitreten, das allen weit die Tore öffnet. Nur eine machtvolle Organisation, die alles umfaßt, was freiheitlich denkt und fühlt, Vereine und einzelne, ist der Größe der Aufgabe gewachsen. Um den Anschluß jedem zu ermöglichen — denn, was wir erstreben, ist Sache des **ganzen Volkes** — wurde die Bestimmung getroffen, **daß alle sich meldenden Einzelmitglieder die Höhe ihres zu entrichtenden Beitrages selbst bestimmen sollen.** Kraft dieser Selbsteinschätzung hat niemand, der innerlich uns zustimmend, uns seine Mitarbeit versagt und nur mit dem Munde Rom bekämpft, eine Entschuldigung mehr. Je höher die Beiträge lauten, desto erfolgreicher können wir kämpfen. Aber auch die Zahl ist eine gewaltige Macht. Wenn viele kommen und sei des einzelnen Leistung noch so gering, so ist uns der Sieg gewiß. Und eine weitere Bestimmung wurde getroffen, daß angesichts des noch immer herrschenden konfessionellen Terrorismus — ein beschämender Charakterzug unserer Gesellschaft — **die Listen der sich anmeldenden Einzelmitglieder streng geheim gehalten werden.** Jeder darf volles Vertrauen haben.

Das Kartell der freiheitlichen Vereine in München ist mit der Durchführung der Aufgaben des allgemeinen süddeutschen Kartells betraut worden. So werden wir, was wir bisher auf lokalem Boden zu leisten versuchten und was in der Bevölkerung mächtigen Widerhall fand, für das weitere Gebiet zu erreichen suchen: planmäßige Aufklärung durch Rede und Schrift über die Gefahren des Klerikalismus, über die notwendigen Reformen des geistigen Lebens, **Ausdehnung des konfessionslosen, ethischen Jugendunterrichtes als Ersatz für den konfessionellen Religionsunterricht**, der die Kinder in unheilbaren Widerspruch mit dem Leben bringt, Veranstaltung ethischer Volksvorträge im Stile der Sonntagsfeiern des Münchener Kartells und was uns sonst diese bewegte Zeit an Aufgaben stellen wird.

Kommet, helfet, kämpfet!"

Nur zwischendurch sei bemerkt, daß die „führende Zeitung" des Liberalismus in Bayern und Süddeutschland ganz besonders auch den Bestrebungen des Deutschen Monistenbundes die liebevollste Förderung angedeihen läßt. Aus unserem Material sei als Beispiel nur ein am 19. Januar 1911 in Nr. 29 der „Münchner Neuesten Nachrichten" veröffentlichter halbseitiger, plakatartiger Aufruf erwähnt, der mit Angriffen gegen die „römische Papstkirche" anhebt, aber auch die „in der großen Mehrzahl am starren Buchstaben haftenden protestantischen Geistlichen" nicht schont und mit der Aufforderung schließt,

„Staat und Schule im Zeitalter der Wissenschaft aus der Umklammerung durch ein herrschsüchtiges Kirchentum zu befreien."

Schon diese Stilproben aus Aufrufen im „führenden" Organ des bayerischen Liberalismus würden genügen, um die zurzeit, unmittelbar vor den Wahlen, wieder beliebte treuherzige Versicherung, Religion und Kirche seien in gar keiner Weise gefährdet, in ihrer ganzen Heuchelei und Unwahrhaftigkeit zu entlarven. Aber wir wollen uns damit nicht begnügen. Bevor wir in unwiderleglichen Zitaten der ganzen Kampfesweise und vor allem dem Kampfesziel des anerkannten Führers des sogenannten Kartells der freiheitlichen Vereine näher auf den Grund gehen, sei eine Tatsache festgestellt, die zur Belastung des Parteiliberalismus Bände spricht. Durch Beschluß der liberalen Mehrheit im Münchener Rathause und mit lebhafter Zustimmung auch der Sozialdemokraten wurde eben dieser Dr. Horneffer vom Magistrat München als offizieller Lehrer für konfessionslosen „Religions"- und Moralunterricht an den städtischen Schulen zugelassen. Das Nähere ergibt sich aus nachstehender Bekanntgabe im redaktionellen Teile der Nr. 411 vom 3. September 1910 der „Münchner Neuesten Nachrichten" (in ähnlicher Form zu Beginn des Schuljahres 1911 wiederholt):

„**Konfessionsloser Jugendunterricht.** Zu Beginn des neuen Schuljahres seien alle Eltern, die einer freien Weltanschauung zugetan sind, darauf hingewiesen, daß sie ihre Kinder dem konfessionslosen ethischen Unterrichte zuführen können, den Dr. E. Horneffer, Dozent des Kartells der freiheitlichen Vereine, im Auftrage der freireligiösen Gemeinde erteilt. Der Unterricht gilt als Ersatz für den konfessionellen Religionsunterricht der Schule. Die Kinder, die an dem freireligiösen Unterricht teilnehmen, sind vom Besuch des Religionsunterrichtes der Schule entbunden. Da der Unterricht an Kinder aller Schulgattungen gleichzeitig erteilt wird, so nimmt er erst nach Eröffnung der Mittelschulen am Samstag, 24. September, seinen Anfang. Die Kinder sind an diesem Tage nachmittags von 2—5 Uhr im Rosentalschulhause am Viktualienmarkt anzumelden, worauf sogleich der Unterricht beginnt (die Kinder von 6 bis 10 Jahren von 2—3 Uhr, von 10—12 Jahren von 3—4 Uhr, von 13 Jahren an aufwärts von 4—5 Uhr). Eine Filialschule, nur die erste Klasse enthaltend, besteht in Neuhausen am Schulhause an der Schulstraße, wo die Anmeldungen Mittwoch, 21. September, nachmittags 2 Uhr, erfolgen. Eine zweite Filialschule für den ersten Kurs wird demnächst auch in Giesing eröffnet werden. Dort spricht heute Freitag, abends 8 Uhr, im Giesinger Singspielhaus, Bergstraße 5, Dr. E. Horneffer vor den beteiligten Eltern über die Grundsätze seines Unterrichtes. Jeder hat zu diesem Vortrage freien Zutritt."

Damit haben die in Dr. Horneffer verkörperten Bestrebungen des „Kartells der freiheitlichen Vereine Münchens" durch den tonangebenden Liberalismus ihre amtliche Stempelung erfahren. Wenn wir im nachstehenden durch Auszüge aus Reden Dr. Horneffers und seiner Gesinnungsgenossen nachweisen, welches die Bestrebungen dieses vom Liberalismus protegierten modernen „Religions"- und Jugendlehrers sind, so treten wir damit der Person Dr. Horneffers in keiner Weise zu nahe. Im Gegenteil kann diesem Prediger des Widerchristentums das Zeugnis nicht versagt werden, daß er, wenn auch ein fanatischer, so doch zweifellos ein ehrlich überzeugter und zielbewußter Vertreter seiner unheilvollen Ideen ist und einen Feuereifer entwickelt, der einer besseren Sache zu gönnen wäre. Daß Dr. Horneffer vom Liberalismus und den Liberalen im allgemeinen nicht die gleich gute Meinung hegt, hat er am 23. Mai 1910 in einer Versammlung der Münchener freien Studentenschaft, in welcher der Abg. Erzberger über „Geschichte und Werdegang des Zentrums" referiert hatte, als Diskussionsredner offen ausgesprochen, indem er (laut „Bayerischer Kurier", Nr. 145 vom 25. Mai 1910) gegen den Liberalismus und auch gegen die Sozialdemokratie ganz direkt den Vorwurf der Heuchelei erhob, den Kampf gegen jede dogmatische Religion als das „religiöse Ideal" der Liberalen und Sozialdemokraten kennzeichnete u. a. sagte:

„Heute behauptet der Liberalismus immer noch: Man kann der treueste Katholik und trotzdem liberal sein; und die Sozialdemokraten sagen: Du kannst katholisch sein und dem Papste gehorchen und trotzdem sozialdemokratisch sein. Das ist die Verleugnung des Ideals zugunsten des materiellen Vorteils. Solange diese Verleugnung, um nicht allzusehr anzustoßen, nicht überwunden ist, solange wird uns die

Macht des Zentrums stets überlegen sein.“ Und an anderer Stelle: „Weil das religiöse Bewußtsein gerade im katholischen Volksteil noch am lebendigsten ist, darum ist das Zentrum imstande, auch heute noch seine Mission auszuüben, darum hat es seine sicheren Mandate.“ Endlich: „Wenn das Zentrum sagt: Es kommt zu einem Kulturkampf, so sage ich: Ja, es wird zu einem Kulturkampf kommen, zwar nicht mit Polizeischikanen, aber doch zur Vernichtung des einen oder anderen Teiles.“

Das vom Liberalismus mit Paukenschlägen unterstützte und bejubelte Kartell der freiheitlichen Vereine kann nicht besser charakterisiert werden, als durch eine Blütenlese aus seinen Versammlungsreden. Wir beginnen mit der durch rohe Handgreiflichkeiten fanatisierter Freidenker selbst zur Gerichtssaal-„Berühmtheit“ gelangten „Kultur“-Versammlung vom 14. März 1910 im Münchener Kindlkeller. Ueber einige Reden, namentlich über die skandalöse Hetzrede Dr. Penzigs aus Charlottenburg, der die ärgsten Schmähungen gegen die Katholiken, ihre Kirche und ihre Priester wagte, aehen wir hinweg, weil letztere vom Vorsitzenden Dr. Wilhelm Ohr eine Korrektur erfuhr und hinterher selbst von den „Münchner Neuesten Nachrichten“ (Nr. 128) als „gewagt“ und „dem Freidenkertum nicht dienlich“ abgelehnt wurde. Um so begeisterter feierte das „führende“ Organ des Liberalismus die Schlußrede Dr. Hornefers, der „mit gewaltiger Beredsamkeit“ durch seinen „geistvollen, von mächtigen Idealen erfüllten Vortrag fesselte“ und „ein jubelnd aufgenommenes Hoch auf die geistige Freiheit“ ausbrachte. So der Bericht der „Münchner Neuesten Nachrichten“ vom 15. März (Nr. 123), der in der nächsten Ausgabe (Nr. 124) zu Ende geführt wird und immer wieder von „minutenlangem stürmischen Beifall“, „jubelndem Widerhall“, „erneutem begeisterten Beifall“, „zündenden Worten“ und nochmals „stürmischem Beifall“ zu melden weiß. Aber den Kern der Rede Dr. Hornefers hat man aus dem Berichte des liberalen Hauptorgans nicht erfahren. Darüber berichtete zutreffender der „Bayerische Kurier“ (Nr. 75) vom 16. März 1910:

„Stehen wir vor einem neuen Kulturkampf? Ja, es gibt einen Kampf mit Gewaltmitteln. Wir werden den Krieg fortsetzen, den wir im Winter hier begonnen. Wir geben in dem Kampfe alles hin. Es beginnt der große Kampf, das große Ringen. Wir wollen der Herr der deutschen Seele werden, Rom aber der freie Geist; der Gehorsam oder die Selbstbestimmung. Politisch werden wir uns das Recht des Staates erkämpfen. Der geistige Despotismus muß niedergekämpft werden nach Moltkescher Taktik: In die Hauptstadt des Gegners, nach Rom! Wir brauchen den politischen Kulturkampf. Wir fordern Trennung von Staat und Kirche, von Schule und Kirche. Wir wollen den Priestern das Heft aus der Hand entwinden, die Philosophie geht auf die Gasse! Von hier aus wollen wir eine Mission entfalten über ganz Deutschland. Hätten wir ein Preislied, so würden wir es jetzt anstimmen. So aber rufen wir: Die geistige Freiheit hoch!“

Aus dem Berichte der „M. N. N.“ sei noch folgendes zitiert:

„Ferner sprach noch in zündenden Worten Dr. Maurenbrecher aus Nürnberg im Sinne der Ausführungen der Referenten... Die Begeisterung für die Freiheit des Geistes müsse in die Tat umgesetzt werden. Zunächst dadurch, daß alle Freigesinnten ihre Kinder offen und ehrlich aus dem Konfessionsunterricht nehmen und dem konfessionslosen Moralunterricht zuweisen. Jeder Freie möge endlich den Mut finden, seine Freiheit zu bekennen! Man erspare wenigstens den Kindern die geistige Unterdrückung und Unfreiheit. Lassen wir unsere Kinder auf unseren Schultern stehen, auf der von uns errungenen Stufe weiterbauen! (Stürmischer Beifall.) Dr. Hornefer gibt bekannt, daß die Anmeldung zum freireligiösen Moralunterricht, dessen Besuch allen Schulkindern möglich ist, jeden Samstag 2 Uhr im Rosentalschulhaus (am Viktualienmarkt) erfolgen könne.“

Aus allen Berichten des „einflußreichsten und verbreitetsten Blattes Süddeutschlands“ hört man förmlich das pochende Herz heraus, das diese Kampfrufe gegen jedes Kirchentum jauchzend begrüßt. Von objektiver Berichterstattung, die man uns vielleicht hinterher einreden möchte, gar keine Spur. Ueber einen Diskussionsredner, „der eine gute Kenntnis katholischer Apologetik verriet“, ist in dem obigen Berichte mit wegwerfendem Spott gesagt: „Seine glaubensseligen Erklärungen werden mit größter Geduld angehört.“

Aus einer Rede Dr. Hornefers im Wittelsbachergarten über „Jesus im Lichte der Gegenwart“ berichtet die „Augsburger Postzeitung“ (Nr. 95 vom 28. April 1910) u. a. folgende Sätze:

„Entweder ist Jesus Gott, oder er ist der gefährlichste Schwärmer, den es gegeben hat. Letzteres ist meine Ueberzeugung. Von Jesu ist viel Segen ausgegangen, das dürfen wir nicht bestreiten. Aber an seinen Namen knüpfen sich gefährliche Dinge. Jesus ist der Schöpfer der katholischen Kirche. Unter katholischer Kirche versteht man den Unfehlbarkeitswahn, der den Menschen zum Sklaven macht; er ist die furchtbarste Last der Menschheit geworden. Die Kirche war der rücksichtslose erbarmungslose Wille, die Gewissen zu beugen. . . . . Die Menschheit verlangte zu der Zeit nach einer Autorität. Da trat Jesu Lehre ein. Das war das größte Unglück. Es war der größte Hemmschuh. Die Menschen werden nicht zur Freiheit kommen, bis nicht die Autorität Jesu erschüttert ist. Noch immer wird ein Mensch von der Menschheit als Gott verehrt. Es sollte uns schaudern, wenn wir es denken. Die Menschheit trägt furchtbar schwer daran. Wir künden einen frischen fröhlichen Krieg an. Das war immer eine Freude der Deutschen. Der Kampfespreis soll sein: Jesus seiner Göttlichkeit zu entkleiden.“

Und dieser Mann erteilt mit magistratischer Genehmigung und Zulassung der Regierung an Münchener Schüler (auch Mittelschüler) konfessionslosen Jugendunterricht![4])

Im Herbst 1910 hielt dann Dr. Hornefer im Auftrag des „Kartells der freiheitlichen Vereine“ drei Vorträge über den „Kampf um die Religion“. Mit faustgroßen Lettern war an allen Straßenecken ein Plakat angeschlagen, das schon durch sein Schlagwort: „**Der Kampf um Gott**“ alle Gottesgläubigen aufs tiefste verletzte. Wie berichtete nun über diesen Vortrag das Hauptorgan des bayerischen Liberalismus? In der „M. N. N.“ vom 4. November 1910 ist S. 4 zu lesen:

„Die anschaulich gegliederte, freie Rede des Vortragenden hatte diesmal den „Kampf um Gott“ zum Thema. Hornefer sprach über das Wesen dieses Gottes, das in der harmonischen Vereinigung der menschlichen Triebe, in der Charakterbildung jedes einzelnen seinen Ausgang habe. Er zerstörte die Ansicht, daß der Religiöse einen Glauben an Gott haben müßte. Der Glaube sei eine Religionsform neben vielen anderen, der einzige Zugang zum Weltproblem sei der Mensch. Dem mit starkem Beifall aufgenommenen Vortrag folgte eine lebhafte Diskussion.“

Am 11. November 1911 (Nr. 527) hob das Blatt nochmals „ein paar Hauptgedanken“ aus den drei Vorträgen heraus, weil sie „in den weitesten Kreisen die größte Aufmerksamkeit erregt haben“. „Religion ohne Gott“ ist das Leitmotiv der längeren Ausführungen, und unmittelbar daran knüpft sich ein spöttelnder Bericht über eine Gegendemonstration aus den Kreisen der Adventistengemeinde mit „erheiternden Momenten, von der Unbeholfenheit und Unkenntnis mancher Diskussionsredner“.

„Die Zukunft des Protestantismus“ beschäftigte am 12. Dezember 1910 das oft genannte Kartell. Hauptredner war laut „M. N. N.“ (Nr. 581 vom 13. Dezember) „der bekannte Ethiker und religionsgeschichtliche Forscher Dr. Maurenbrecher“ aus Erlangen (unseres Wissens Sozialist). Von ihm wird u. a. der Satz berichtet:

„Die Entwicklung der Verhältnisse drängt letzten Endes Theologie und Volk auf eine freidenkerische oder die katholische Richtung hin; zwischen beiden wird der große Kampf stattfinden.“

Schlußredner war wieder Dr. Hornefer. Die „führende Zeitung“ berichtet:

„Der Kampf um die Autonomie und Knechtschaft, um Freiheit und Würde, wird zuerst das deutsche Volk durchtoben. Dort muß die Entscheidung fallen, wo die Gegensätze am schärfsten zusammenstoßen, in einer Stadt, die ein Ausschnitt des ganzen deutschen Lebens ist; und eine solche Stadt dünkt dem Redner München. „Hier schäumt alles zusammen,“ schließt der Redner, „was in Deutschland unruhig, sehnsuchtsvoll und hoffnungsvoll ist. Tun Sie endlich eine Tat, zünden Sie ein Feuer an, das hinausleuchtet in die Lande, denn es ist Zeit, höchste Zeit! (Rauschendes Bravo)“.

Am 23. November 1910 sprach Dr. Hornefer in den Zentralsälen „über den Kirchenaustritt“. Das „einflußreichste Blatt Süddeutschlands“ (Nr. 554 vom 26. Nov. 1910) berichtet voller Begeisterung u. a.:

„Der Redner schloß seine wiederholt durch anhaltenden Beifall unterbrochenen Ausführungen, die in der Aufforderung gipfelten, daß diejenigen, die ihrer Ueberzeugung nach mit ihrer Kirche nichts mehr gemein haben, den Mut zeigen sollen, sich und die Ihrigen von der Kirche loszusagen, mit dem Appell:

---

[4]) Und nachdem sich all dieses und anderes am hellen Tage in München abgespielt hat, hält es die bayerische Staatsregierung im Zeichen der Landtagsauflösung für zeitgemäß, eine kleine Jesuitenrazzia zu veranstalten, um zu verhindern, daß ein leibhaftiger Jesuit eine bayerische Kanzel betrete, um für den Glauben an Gott und an Jesus Christus Zeugnis abzulegen.

„Sorgen Sie dafür, daß unsere Jugend nicht verkomme in der Lüge, machen Sie uns frei!" Minutenlanger stürmischer Beifall folgte seinem Vortrage, an den sich eine breite Diskussion anschloß, in der namentlich Pfarrvikar Schott (prot.) aus Starnberg unter lebhaftem Beifall der Versammlung erklärte, es sei Pflicht der Wahrhaftigkeit für diejenigen, die mit der Kirche zerfallen sind, die Konsequenz daraus zu ziehen. Stadtpfarrer Lembert suchte die Vorwürfe des Vortragenden gegen den Protestantismus zu widerlegen und warnte vor dem Kirchenaustritt. Dr. Horneffer erwiderte den einzelnen Diskussionsrednern."

Dr. Horneffer gibt auch eine Monatsschrift heraus, betitelt „Die Tat", in deren Dezemberheft 1910 unter dem Titel „Der Kaiser und die Religion" u. a. folgendes zu lesen ist:

„Man kann nicht laut, nicht eindringlich genug antworten, daß es hohe Zeit für die Monarchie geworden ist, daß die Not immer drängender wird, daß sie sich von dem Altar trenne; denn der Altar sinkt und fällt. Klammert sich die Monarchie dauernd an ihn, so wird sie unfehlbar mit in den Abgrund gerissen..... Nichts ist tödlicher für eine Staatsform, zumal für eine Monarchie, als wenn sie einen Bruch und Widerspruch mit dem religiösen Geiste des Volkes bedeutet..... Wenn der Kaiser auch vielfach fehlt, sein größter Fehler, sein schwerster Irrtum wird seine religiöse Stellung sein, ... damit entfremdet er sich den wertvollsten und edelsten Teil des Volkes."

Auch im Jahre 1911 hat das „führende" Organ des Liberalismus in Süddeutschland seine enthusiastische Berichterstattung über die Versammlungen des Kartells der freiheitlichen Vereine fortgesetzt. Nur noch ein Beispiel. Ueber die Gegendemonstration gegen die vom Katholischen Aktionskomitee veranstaltete Rede des P. Aschenbrenner liest man in den „Münch. Neuesten Nachrichten" (Nr. 144 vom 26. März 1911):

„Das Christentum ist nach Ansicht des Redners (Dr. Horneffer) Menschenvergötterung und darum nicht die höchste, sondern die tiefste Religion, die ausgerottet werden müsse, weil sie den Menschen der Würde und Kraft beraubt, selber der Schöpfer seiner Wahrheit zu sein. Jede Offenbarungsreligion sei das Ende des Sehnen und Suchen nach Wahrheit. Das ganze moderne Leben spricht aber in tausend Zungen von der Kraft des Menschen; aus der Religion der Ohnmacht muß sich entwickeln eine Religion der Allmacht. Die Zeit naht, die Stunde ist da, seid frei — werdet frei! Auf den Vortrag folgte ein langanhaltender tosender Beifall."

Zu den Vereinen, welche im oftgenannten „Kartell" vereinigt sind, gehört auch der Verein für ethische Kultur. Es ist deshalb von Interesse, wie die Berliner Halbmonatsschrift „Ethische Kultur", das Zentralorgan aller Freidenkerorganisationen, in Nr. 3 vom 1. Februar 1911 über die den Katholiken rundweg abzusprechende Parität im Staatsleben sich ausläßt:

„Wir haben tiefstes Mitgefühl mit den inneren Kämpfen, in die unsere katholischen Mitbürger durch diese die ganze Kulturwelt in die Schranken fordernde Maßregel ihres kirchlichen Oberhauptes versetzt werden müssen. Aber trotzdem muß dies laut und deutlich gesagt werden: Menschen, die sich zu dieser Art blindesten Gehorsams gegen eine fremde Autorität verpflichten und damit die Grundlagen unserer ganzen auf geistigen Fortschritt und Entwicklung gestellten Kultur verleugnen, haben zum mindesten in führenden Stellungen unseres Staatslebens keinen Platz mehr."

Das hat die liberale „Allgemeine Zeitung" unter der glorreichen Leitung des heutigen Chefredakteurs der in Süddeutschland „führenden" und „einflußreichsten" „Münchner Neuesten Nachrichten" weit kürzer und prägnanter durch den Satz ausgedrückt: „Ein ultramontaner Beamter ist eine latente Gefahr für den Staat." Wie schrieb doch Karl Jentsch in Nr. 52 der „Zukunft" vom 24. September 1910 (S. 422): „Es steht bombenfest, daß, wenn die sich liberal nennenden, an Unduldsamkeit jeden Inquisitor übertreffenden Bonzen des Atheismus ans Ruder kämen, kein Katholik auch nur einen Magistratsschreiberposten, geschweige denn eine Universitätsprofessur oder ein Regierungspräsidium erhielte."

Der Angeklagte „Liberalismus" wird wie von einer Tarantel gestochen auffahren, wenn er von dem wuchtigen Beweismaterial dieser Blätter Kenntnis erhält. Wir sind auch schon auf die Einwendungen und Ausflüchte vorbereitet, die hauptsächlich vom rechten Flügel des Liberalismus zu erwarten stehen. Man will natürlich für die Ideen und Ausschreitungen des „Kartells der freiheitlichen Vereine" und seiner Schildträger nicht verantwortlich gemacht werden, wird den Parteicharakter dieser Bestrebungen in Abrede stellen, wird auch möglicherweise mit einer kühnen Wendung von dem „führenden" und laut Staatsminister Grafen von Crailsheim „einflußreichsten" Organ des süddeutschen Liberalismus abzurücken versuchen. Aber was hätte es zu bedeuten, wenn der ohnehin fast zur völligen Einflußlosigkeit zurückgedrängte kümmerliche Altliberalismus kopfschüttelnd und händeringend zuschaut, wie die robusten Fäuste eines aufs Ganze gehenden Neuliberalismus alles Porzellan entzweischlägt. Denn beim Zuschauen und bei einigen sanften Seufzern gelegentlichen Bedauerns hat man es bewenden lassen und sich höchstens trotz allem in der Stille gefreut, daß es den „Pfaffen und Römlingen" so gründlich besorgt wurde. Als die gleichen Fäuste dann auch dem „protestantischen Klerikalismus" zu Leibe zu gehen sich anschickten, hat man in einigen schwäbischen und fränkischen Redaktionsstuben die Stirne gerunzelt, aber auch zu einem ernstlichen kraftvollen Protest nicht den Mut gefunden. Von jenen Männern aber, die den Mut fanden, in einer direkten Vorstellung an das Hauptorgan des Liberalismus gegen die ständige Förderung einer nackten Religionshetze Verwahrung einzulegen, haben die meisten, und zwar gerade die führenden, inzwischen dem liberalen Partei den Rücken gekehrt und haben die Bayerische Reichspartei gegründet.

Der heutige „Kulturliberalismus" ist ein so vielgestaltiges Gefüge, daß auch der Gegner, wenn er mit ihm abrechnen will, nur aufs Ganze gehen kann. Oder sind die Deklamationen, die man nun schon seit Jahren über den Zusammenschluß des Gesamtliberalismus und die Ueberbrückung aller Unterschiede hören konnte, nur leerer Schall gewesen?

Uebrigens hat das „Kartell der freiheitlichen Vereine" selbst dafür gesorgt, daß der innige Zusammenhang mit dem Parteiliberalismus klar herausgestellt blieb. Die Versammlungen, über welche oben berichtet ist, wurden nach dem unverdächtigen Zeugnis der „Münchner Neuesten Nachrichten" fast ohne Ausnahme von Dr. Wilhelm Ohr präsidiert. Wer ist aber Dr. W. Ohr? Vernehmen wir die Auskunft der rechtsliberalen „Augsburger Abendzeitung" und der linksliberalen „Münchner Neuesten Nachrichten". In Nr. 159 vom 10. Juni 1910 berichtet das erstgenannte Blatt aus Schweinfurt:

„In einer vom Liberalen Verein veranstalteten öffentlichen Versammlung sprach gestern abend Dr. Ohr-München über „Die Herrschaft des Zentrums in Bayern."

In Nr. 308 vom 8. November 1910 aus München:

„Der Direktor des Nationalvereins für das liberale Deutschland, Dr. Wilh. Ohr, ist vor kurzem von einer, der Ausbreitung des Nationalvereins dienenden längeren Reise durch Süddeutschland, das Elsaß, die Pfalz, Hessen-Nassau, nach Hannover, Bremen und durch die Mark Brandenburg zurückgekehrt, und hat nun gestern im „Großen Kollergarten" den Mitgliedern und Freunden der hiesigen Ortsgruppe eine Schilderung seiner Eindrücke, besonders von der Lage des Liberalismus allenthalben im Reiche, gegeben.

In Nr. 340 vom 10. Dezember 1910 gleichfalls aus München:

„In einer kürzlich abgehaltenen Sitzung befaßte sich der Aufsichtsrat des Nationalvereins für das liberale Deutschland mit der Kandidatur seines Direktors Dr. Wilhelm Ohr, im Reichstagswahlkreise Schmalkalden-Eschwege. Mit besonderer Genugtuung wurde es begrüßt, daß Dr. Ohr von den beiden liberalen Parteien des Wahlkreises gemeinsam aufgestellt und unterstützt wird."

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" aber berichteten am 14. Juni und 10. Juli 1910 (Nr. 271, Nr. 317) über die „Politische Woche München 1910", daß „zum ersten Male in München ein politischer Ausbildungskurs von liberaler Seite stattfinde". Als Referent über „die Parteien der Rechten" und „die Parteien der Linken" war zweimal Dr. Wilhelm Ohr genannt. Auch bei der Gründung der Jugendvereinigung für den Fortschrittlichen Volksverein sprach laut „M. N. N." Dr. Wilhelm Ohr über „die nächsten Aufgaben Jung-Münchens". Für den Zusammenhang zwischen der politischen Parteiagitation und den kirchenfeindlichen Wühlereien des „Kartells der freiheitlichen Vereine" besitzen wir demnach einen geradezu klassischen Beweis.

Es ist kein Zeichen von Mut, wenn der Liberalismus, sobald man ihn auf seine Schuld und Verantwortung festnagelt, „es nicht gewesen sein will" und zu kneifen versucht. Man hat genau dieselbe Komödie ja auch bei jeweiliger Berufung auf die Ausschreitungen der „Jugend" und des „Simplicissimus" erlebt. Alles, was liberal sich heißt, freut sich das ganze Jahr hindurch wie ein Kiebitz über die Roheiten und Derbheiten, die in der „Jugend" und im „Simplicissimus" über Papst und

Klerus, über Zentrumsführer und „Zentrumsbauern" verzapft werden. Sobald aber das Zentrum die Sünden dieser ausgesprochen liberalen und liberalsten Organe dem Liberalismus aufs Kerbholz schreibt, dann spielt man plötzlich die gekränkte Unschuld und will mit den unterschiedlichen Gassenbuben waschechtester liberaler Herkunft nicht die geringste Gemeinschaft haben.

Selbst wenn das Zentrum sich gegen die Unqualifizierbarkeiten des von allen liberalen Blättern sonst über den Schellenkönig gelobten Dr. Ludwig Thoma zur Wehr setzt und den „Simplicissimus" samt „März" an die Rockschöße des Liberalismus heftet, dann wird jede Beziehung krankhaft abgeleugnet. „Wir kennen den Menschen nicht." Und gegen das „verleumderische" Zentrum ergießt sich eine Flut von Beschimpfungen. Am Ende will selbst eine „Augsburger Abendzeitung" nicht mehr wahrhalten, daß in ihren eigenen Spalten, daß in Landtags- und in Versammlungsreden liberaler Führer die „Filser"-Partei, die „Filser"-Typen bereits zum ständigen Rüstzeug gehörten. Vielleicht ist es auch nicht wahr, daß in zahlreichen liberalen Zeitungen das Filser-Flugblatt zur Landtagsauflösung und die „Simplicissimus"-Wahlbroschüre gegen das Zentrum hoch gepriesen worden ist?

Heute möchte man Geschehenes für kurze Zeit — bis nach den Wahlen — gerne ungeschehen sein lassen. Heute bedauert vielleicht sogar ein Dr. Casselmann, daß er als oberster Führer der liberalen Landtagsfraktion in seiner großen Münchener Wahlrede am 15. November 1911 unmittelbar nach der Kammerauflösung nicht nur die „Filsertypen" des Zentrums verhöhnt, sondern auch (vgl. „Augsburger Abendzeitung" Nr. 319, S. 2, Sp. 1), den infamen Hohn des „Simplicissimus"-Thoma kopierend, von der Zentrumsfraktion des verflossenen Landtages so wegwerfend wie nur möglich als von den „98 Paar Stiefeln" gesprochen hat.

Daß etwa gar die „Münchner Neuesten Nachrichten", als das „einflußreichste" Organ des süddeutschen Liberalismus es versuchen könnten, sich von der Duzbruderschaft mit Ludwig Thoma nebst „März" und „Simplicissimus" wegzuschrauben, möchten wir vorerst noch bezweifeln. Hat doch dieses „führende" Blatt in seiner Nummer 566 vom 4. Dezember 1911 (S. 19 u. 21) mit behaglichster Breite „Aus der Wochenschrift März" jenen Artikel Ludwig Thomas „Vom verflossenen Zentrum" abgedruckt, der die sämtlichen Zentrumsabgeordneten und ihre Standesangehörigkeit in einer Weise verhöhnte und verspottete, die einfach unter aller Menschenwürde war. Jetzt, da das Zentrum ernste Miene macht, dem Liberalismus die Quittung für diese Fußtritte und Kotgeschosse zu besorgen, verleugnet der Liberalismus plötzlich seinen verhätschelten Liebling Thoma und will von gar nichts wissen. Es wird aber nicht gelingen, ebensowenig wie der Versuch, die Verantwortung für die oben geschilderte Religionshatz von sich abzuwälzen. Und allen Vertuschungskünsten zum Trotz ist eines klar bewiesen: Wenn in Bayern und in Deutschland der Liberalismus oder Sozialismus oder beide vereint ans Ruder kämen, dann wäre in der Tat — **die Religion in Gefahr.**

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die uneigennützigen Freunde England und Frankreich.

Sie sacken schon vor Beendigung der Jagd ihren Anteil an der Beute ein, um die Italien sich abmüht. England nimmt sich als Schutzherr Egyptens die hübsche Küste von Solum, einen nordöstlichen Abschnitt der Cyrenaika von etwa 300 Kilometern. Es hat sich das Stück regelrecht von der Türkei abtreten lassen. Inzwischen hat aber Italien das gesamte Tripolis nebst Cyrenaika, obschon es nur einen kleinen Teil davon okkupiert hat, feierlich dem apenninischen Königreich einverleibt. Wenn Oesterreich oder gar Deutschland aus dem umstrittenen Suppentopf sich ein derartiges Fleischstück erlisten wollte, so würden die Flammen der Entrüstung und des Hasses in Italien bergehoch schlagen. Aber der gute Freund England darf sich schon so etwas erlauben. Italien fühlt sich vom Dreibund (dessen Erneuerung nebenbei herablassend verheißen wird) nicht abhängig, wohl aber von der britischen Seemacht. Man vermutet, daß England sich längst unter der Hand diese „Kompensation" von der italienischen Regierung ausbedungen habe.

Frankreich ist bekanntlich auch ein sehr zudringlicher Freund Italiens, der seiner „romanischen Schwesternation" fortwährend versichert, daß er sie aus uneigennütziger Liebe aus dem Joch der teutonischen Kaiserreiche befreien möchte. Frankreich greift auch zu; es nimmt nicht so viel und nicht so Wertvolles, wie England. Die Republik besetzt militärisch (angeblich wegen der Unruhen infolge des Abzuges der türkischen Besatzung) die beiden Sahara-Oasen Dschamt und Bilma im Süden von Tripolis. Die Türkei wollte bisher nicht anerkennen, daß diese Oasen, die schon zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts von Frankreich begehrt wurden, in dessen Interessensphäre lägen. Jetzt kann die Türkei wohl „freigebig" gegen England und Frankreich sein, denn ihr afrikanisches Gebiet ist ja sowieso verloren.

Das Zugreifen Englands und Frankreichs kann eine gute Seite haben, nämlich wenn diese Mächte sich nunmehr in Konstantinopel und gegebenenfalls auch in Rom für einen Frieden zwischen Italien und der Türkei ins Zeug legen. Italien hat freilich die Oase um Tripolis wieder erobert, aber in das Innere des begehrten Landes kann es immer noch nicht kommen, solange die Türken den Widerstand organisieren. Die Türkei kann jedoch dieses letzteren Vorteils nicht recht froh werden, da sie von inneren Nöten und europäischen Sorgen geplagt ist. In Konstantinopel kriselt es in einem fort. Das Ministerium will die Kammer auflösen und ist dabei mit dem Senat in Reibung geraten. In Mazedonien befürchtet man einen Aufstand, und dieses landesübliche Vergnügen kann unter den gegenwärtigen Umständen den ganzen Balkan in Brand setzen. Obschon hüben und drüben der Friedensschluß dringend erwünscht ist, läßt sich doch noch nicht absehen, wie der osmanische Nationalstolz mit der unvermeidlichen Abtretung des umstrittenen Landes versöhnt werden soll. Ohne Parlament könnte eine selbstherrliche Regierung mit dem nötigen militärischen Rückhalt die schmerzhafte, aber heilsame Selbstamputation viel eher vollziehen. In kulturell rückständigen Ländern ist überhaupt der Parlamentarismus vom Uebel, wie der Alkohol für unausgewachsene Leute. Das sieht man auch in Persien, wo das blindeifrige Parlament die kluge, ausweichende Nachgiebigkeit gegenüber dem eroberungssüchtigen Rußland erschwert.

Da die Okkupation von Solum die Naturgeschichte der englischen Politik wieder beleuchtet, so müssen wir hier noch einige Charakterzüge beifügen. Zunächst die Ablehnung der Reform des Seeprisenrechts im englischen Oberhause. Diese bescheidene Frucht der letzten Haager Beratungen ist damit bis auf weiteres vereitelt. Die Regierung kann freilich auf Grund der neuen Vetobill das Oberhaus schließlich zum Nachgeben zwingen; aber das dauert einige Jahre, und es ist sehr fraglich, ob die regierende Partei zu einer solchen Kraftprobe Lust hat. Die Vorlage hatte nämlich im Unterhause nur eine geschwächte Mehrheit gefunden. Das erklärt sich dadurch, daß auch unter den Liberalen der britische Egoismus stärker ist, als alle Ideale und Kulturreden. — Bezeichnend für die Verrohung des öffentlichen Lebens ist das Attentat auf den Minister Lloyd George, das bereits in der letzten Nummer kurz erwähnt wurde. England hat angeblich keine richtigen revolutionären Sozialdemokraten oder Anarchisten, wie z. B. Oesterreich, wo man die Minister im Parlament zu erschießen versucht. Aber wenn auch nicht gerade mit Pulver und Dynamit gearbeitet wird, so hat doch die Suffragettenbewegung schon eine Reihe von häßlichen Gewalttätigkeiten gezeitigt. Jetzt warf ein männlicher Helfer dieses Amozonenkorps dem Minister beim Ausgang aus einer Versammlung eine mit Steinen beschwerte metallene Zigarrenkiste an den Kopf, die auf ein Haar den Minister um ein Auge gebracht hätte. Und dabei gehört Lloyd George zu dem frauenfreundlichen Teil des Ministeriums.

Endlich ist noch zu verzeichnen, daß England auch unter dem liberalen Ministerium die auf Indien basierende Kaiserherrlichkeit zielbewußt ausbaut. In der alten Hauptstadt Delhi hat die feierliche Kaiserkrönung des jetzigen Herrscherpaares stattgefunden, und dabei hat man den Sitz der indischen Regierung von der seitwärts gelegenen Seestadt Kalkutta in dieses volkstümliche Zentrum des Kolonialreiches verlegt.

Die Marokkodebatte in Paris.

Im Fortgang der Verhandlungen hielt der Ministerpräsident Caillaux eine sehr geschickte Rede, der man auch vom deutschen Standpunkte Anerkennung zollen kann, da er neben der gebotenen

Herausstreichung der Erfolge der französischen Staatskunst auch der Verständigung zwischen den beiden beteiligten Nationen warme Worte widmete. Allerdings hatte Herr Caillaux diese „deutschfreundliche Zukunftsmusik“ vorsichtig abgewogen, um nicht seine Hörer zu reizen. Herr Jaurès aber, der robuste Wortführer der Sozialisten, sagte rücksichtslos seine Meinung über das Unrecht, das die Eroberungspolitiker in Marokko, Tripolis usw. begangen, deckte auch die Illoyalität der französischen Staatskunst auf und zollte der vierzigjährigen Friedlichkeit sowie der gegenwärtigen Mäßigung Deutschlands Anerkennung. Das war zuviel für die selbstbewußt und von der Erinnerung an 1870 noch erfüllten Franzosen. Es gab einen Sturm der Entrüstung in der Kammer und dann auch in der Presse. Selbst der Geist des seligen Boulanger wurde zitiert. Sonderbarerweise regen sich einige übereifrige Blätter in Deutschland über diese französische Protestbewegung auf, als ob **dadurch** der Friede gefährdet und die vermeintliche Frucht des Marokkoabkommens vereitelt wäre. Wer hat denn erwartet, daß die Franzosen nun auf einmal alles vergessen und sich an den Hals Deutschlands werfen würden? Das wäre ein ebenso verwegener Optimist, wie die guten Leute, die vor einigen Jahren durch Resolutionen und Verbrüderungsfeste die antideutsche Stimmung in England in ihr Gegenteil zu verkehren gedachten. Gut Ding will Weile haben, und die Volkserziehung geht noch langsamer vor sich, als die individuelle Erziehung. Von dem Marokkoabkommen kann man höchstens die **Anbahnung** eines besseren Verhältnisses der beiden Nationen erwarten. Zunächst liegt sein praktischer Wert in der Beseitigung von Reibungsflächen und Konfliktsgefahren, und auch das ist für den Realpolitiker schon ein großer Gewinn. Am zweiten Tage sang Jaurès das hohe Lied des Weltfriedens und feierte das Wiedererwachen des Idealismus in — England, von dem die übrige Welt noch wenig gemerkt hat. Auch die deutschen Sozialdemokraten, denen Jaurès bei den nächsten Wahlen vier Millionen Stimmen wünscht, sind wahrlich keine Idealisten. Wir spüren einstweilen nur ihren Terrorismus.

Uebrigens ändert der Zwischenfall, den Herr Jaurès veranlaßt hat, nichts an dem Zustandekommen des Vertrages. Die Kammer nahm denselben mit 393 gegen 36 Stimmen bei 141 Stimmenthaltungen an. Der Senat hat eine Kommission von selbstbewußten Exministern zur Vorbereitung eingesetzt und will seinerseits noch eine große Portion Senf an den Braten tun, um nicht ins Hintertreffen zu geraten. Die große Mehrheit ist aber auch im Senat gesichert. Wer die bisherigen Verhandlungen verfolgt hat, wird zugeben müssen, daß Deutschland die Kompensation nicht hätte höher treiben dürfen; sonst würde das Abkommen in dem empfindlichen Nachbarlande nicht durchzudrücken sein. Die Politik ist die Kunst des Erreichbaren.

Jahreswende.

Das königliche Haupt vom Sternenkranz umwunden,
So senkt sich still herab des Jahres letzte Nacht.
Der Zeiger rückt ... und bald sind auch die letzten Stunden
Vorbei und was das Jahr an Freud' und Leid gebracht.

Und langsam kommt vom Bergeshang zu Tal gestiegen
Das neue Jahr, so lebensfroh und jugendschön;
Ich seh' den Mohnkranz blühend im Gelock ihm liegen,
Des Lichtgewandes Glanz verkläret Tal und Höh'n.

Mit Freudenjauchzen eilt die Menschheit ihm entgegen,
Begrüsst den Jüngling froh mit Sang und Becherklang,
Und neues Hoffen muss sich in den Herzen regen,
In Herzen selbst, die zagend schlugen — wehmutsbang.

Und weiter braust der Jubel durch die nächt'gen Gassen ...
Die Gläser klingen, Lieder tönen immerzu.
— Doch draussen vor den Toren wankt ein Greis verlassen:
Das alte Jahr geht traurig, sterbensmüd' zur Ruh.

Und niemand denkt daran, den Alten zu geleiten;
Er schleppt sich weiter bis zum zwölften Glockenschlag.
Im Tode gilt sein Gruss dem Herrn der Ewigkeiten,
Der hocherhaben über Zeit und Jahr und Tag.

Fr. Denzer.

Rom im Jahre 1911.

Von Dr. F. Antoni.

Die beiden hervorstechendsten Tatsachen im Leben der Stadt Rom im Jahre 1911 sind einerseits die mit dem italienischen „Jubiläum“ zusammenhängenden Veranstaltungen und Festlichkeiten und anderseits die streng durchgeführte Abschließung des Papstes in bezug auf Audienzen und Pilgerzüge. Wirtschaftlich ausgedrückt bedeuten diese beiden Tatsachen einen erheblichen Verlust für die römische Geschäftswelt. Das Fehlen der Pilger und Pilgerzüge macht das bezüglich der zweiten Tatsache ohne weiteres klar. Daß aber auch die Jubiläumsfestlichkeiten, die so lange Monate gedauert haben, im allgemeinen gesprochen zu Verlusten geführt haben, versteht man dann, wenn man weiß, daß allerorts Vorbereitungen getroffen wurden, die auf einen Zufluß von vielen, vielen Millionen Menschen mit großem Geldbeutel berechnet waren, die aber meistens ausgeblieben sind. Die Unternehmer, die die Ausstellungsbauten hergestellt haben, ließen sich auf den Kontrakt ein, daß ihre Guthaben erst nach Schluß der Ausstellung beglichen werden würden. Die Ausstellung wird mit einem Fehlbetrag von einigen Millionen abschließen, wovon der Staat angeblich nur einen kleinen Teil decken will. Andere erhebliche Deckungsmöglichkeiten sind nicht vorhanden, wie die Blätter berichten, also kann sich jeder das traurige Ende vom Lied vorstellen.

Das Verbot der Pilgerzüge hat den Römern in der eindringlichsten Weise — der Umweg über den Geldbeutel ist stets der wirksamste — vor Augen geführt, was der Papst schon allein unter diesem Gesichtswinkel für Rom bedeutet. Die Mißwirtschaft des antiklerikalen Blocks auf dem Kapitol hat mit dazu beigetragen, daß die Lebenshaltung in Rom sich in einer Weite verteuert hat, die **in ganz Europa** beispiellos ist. Infolgedessen herrscht eine Unzufriedenheit im Volke, die sich in elementarer Weise Luft machen würde, wenn es bei den nächsten städtischen Wahlen richtig geleitet würde. Eine ernsthafte Krisis in der Stadtverwaltung ist in den letzten Tagen nur mit größter Mühe beigelegt worden. Der einzige, der den Block noch zusammenzuhalten vermag, ist der drakonisch herrschende Bürgermeister Nathan. Er hat es bei dieser Gelegenheit auch nicht an Drohungen fehlen lassen.

Eine in katholischen Händen befindliche Großbank, der Leo XIII., als sie noch in minoribus constituta war eigentlich erst auf die Strümpfe geholfen hat, der Banco di Roma, ging als erstes größeres Finanzinstitut Italiens nach Tripolis. Die Regierung hatte seinerzeit diese Niederlassung in Nordafrika mit allen Mitteln unterstützt, so daß der Banco di Roma in Tripolis festen Fuß fassen konnte. Man beachte zweitens, daß der „Corriere d'Italia“, die erste katholische Zeitung der Halbinsel, finanziell etwas von der Banco di Roma abhängig ist. Drittens stelle ich aus täglicher Lesung des Blattes fest, daß es nicht viele Blätter in ganz Italien gegeben hat, die in so heftiger und ununterbrochener Weise die Regierung zum Eingreifen in Tripolis aufgefordert haben, wie der „Corriere d'Italia“. Schließlich ist es dann begreiflich, daß die Kriegsverwaltung die Filiale der Banco di Roma in Tripolis zu ihrem Hauptbankier für die Flotte und die beiden Armeekorps machte, da bis vor wenigen Tagen ein anderes großes Finanzinstitut Italiens am Platze nicht vertreten war. Ich lehne es ab, aus diesen nebeneinander gestellten Tatsachen Schlußfolgerungen zu ziehen. Für die Haltung der deutschen und österreichischen Presse in der Kriegsfrage haben die meisten italienischen Blätter, darunter auch der „Corriere d'Italia“, als Grund angegeben, daß sie wegen ihres Zusammenhanges mit der hohen Finanzwelt türkenfreundlich sei. **Natürlich** haben weder dieses noch die übrigen Blätter ihren Vorwurf auch nur im entferntesten beweisen können.

Das große kirchliche Ereignis des abgelaufenen Jahres sind die Konsistorien des Monats November gewesen. Achtzehn neue Kardinäle hat der Papst erwählt und einen in pectore reserviert. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 14 Millionen Katholiken haben jetzt drei, und andere Länder mit viel mehr Katholiken haben weniger Kardinäle. Während früher die Kardinäle in curia drei, vier oder fünf Kongregationen zugewiesen wurden, sind die neuen Kurialpurpurati nur bei zwei Kongregationen beschäftigt. Diese sehr wesentliche Neuerung deutet auf eine Vertiefung der zu leistenden Arbeit hin, da die Kardinäle bei weniger Nummern die einzelnen Positionen gründlicher studieren und die Entscheidungen treffen können.

Im Zusammenhang mit den Konsistorien steht die Erledigung der Stellen des Majordomus und des Maestro di Camera, die

der jetzige Kardinal Bisleti in seiner Person vereinigte. Während man früher geglaubt hatte, daß das letztere Amt dem Majordomat dauernd angegliedert werden würde, ist jetzt ein neuer Maestro di Camera in der Person des Monsignore Ranuzzi de'Bianchi ernannt worden, und man hat gehört, daß vorläufig — das heißt wohl dauernd — das Majordomat unbesetzt bleiben wird. Auffällig ist die Tatsache, daß die Palastprälatur des Maestro di Camera einem Titularerzbischof gegeben worden ist. Seit undenklichen Zeiten ist das nicht dagewesen.

Da Monsignore Sapieha demnächst auf den Sitz von Krakau übersiedeln wird, so sind von den vier Kammerherren vom engeren Dienst nur noch zwei vorhanden, und einer von diesen ist auch schon zum Sekretär der Zeremonialkongregation ernannt worden. Wie viele dieser Stellen vielleicht unbesetzt gelassen werden, muß die Zukunft lehren. Die Personalverschiebungen im Hofdienste sind also ziemlich große gewesen, und weitere dürften in Aussicht stehen.

Kardinal de Lai, die rechte Hand des Papstes, gehörte bisher der Ordnung der Kardinaldiakone an. Er ist nun vom Heiligen Vater eigenhändig zum suburbikarischen Bischof der Sabina konsekriert worden. Der „Osservatore Romano" bemerkte lakonisch: Testè assunto all'ordine dei preti, d. h. Kardinal de Lai sei jüngst aus der Ordnung der Diakone in die Ordnung der Priester aufgenommen worden. Das ist ausnahmsweise ohne Ausfertigung von Bullen, ohne Anweisung und Besitzergreifung eines Titels und ohne die übrigen üblichen Formalien geschehen. Das ist ein ganz ungewöhnlicher Vorgang, der sich nur aus der Eile, mit der der Beschluß, ihn zum Kardinalbischof zu machen, gefaßt und durchgeführt wurde, erklärt. Auch in früheren Zeiten kamen hier und da derartige Ausnahmen vor, dann aber fast ausnahmslos bei Kardinälen, die auf Legationen abwesend waren.

Die sehr umfangreichen Arbeiten der Erneuerung des musivischen Marmorfußbodens von St. Peter sind im Jahre 1911 erheblich gefördert worden. Der Papst hat zu den Kosten an 250,000 Lire, der Erzpriester von St. Peter, Kardinal Rampolla, 100,000 und das Kapitel der Basilika 35,000 Lire beigetragen. Durch die Munifizenz eines französischen Adeligen kann die Arbeit, die ungeheuren Pilaster mit Marmorbasen zu versehen, wieder aufgenommen werden. Nach wie vor läßt aber das Betragen der Sampietrini, denen die Bewachung und die Arbeiten in der Basilika obliegen, viel zu wünschen übrig, so daß sich zahlreiche Fremde daran stoßen.

Der Legationsrat an der preußischen Gesandtschaft, Herr Dr. von Bergen, ist ins Auswärtige Amt berufen worden. Derselbe war viele Jahre in seiner hiesigen Stellung und hatte sich in allen Kreisen die größten Sympathien erworben. Die ganze Kolonie sah ihn nur sehr ungern aus seinem hiesigen Amte scheiden.

Das historische Institut der Görresgesellschaft unter Leitung von Prälat St. Ehses hat im Jahre 1911 eine sehr reiche Tätigkeit entwickelt, worüber ausführlich auf der Generalversammlung der Gesellschaft in Hildesheim berichtet worden ist. Das gleiche gilt von dem kgl. preußischen historischen Institut, das unter Geheimrat Kehrs zielbewußter Leitung die erste aller in Rom befindlichen gleichartigen Anstalten geworden ist. Beide Institute haben das gemeinsam, daß sie sich nicht auf die Landesgeschichte beschränken, sondern in großzügiger Weise auch den allgemeinen Fragen der Kirchen- und Profangeschichte ihre Mittel und ihre Arbeit in ausgiebiger Weise widmen.

Die deutschen Nationalstiftungen von Campo Santo und der Anima haben im Rahmen ihrer Aufgaben sehr Erfreuliches geleistet. Die Römische Quartalschrift für Archäologie und Kirchengeschichte befestigt ihren alten Ruf mehr und mehr, und die Bibliothek des Campo Santo erfuhr eine ziemliche Bereicherung durch die von Prälat von Montel ihr hinterlassenen Bücher.

In dem gerade ausgegebenen 37. Jahresbericht des Campo Santo stellt Herr Prälat Dr. de Waal das Folgende fest: „Wenn im Frühjahr vage Gerüchte über eine geplante Inkorporation des Campo Santo in die Anima die Gemüter aufregten, so ist der Gedanke an eine solche Verschmelzung jetzt wohl für immer aufgegeben worden, ebenso wie der an eine Aenderung im Allerhöchsten Protektorate."

Die Zahl der deutschen Prälaten an der Kurie schmilzt immer mehr zusammen, so daß die geschäftskundige Vertretung Deutschlands in den Prälatenkollegien Roms eine bedauerlich kleine geworden ist. Es wäre gut, wenn nach dieser Richtung hin eine Auffrischung stattfinden könnte.

Gesellenverein, Marienheim, St. Elisabeth-Frauenverein und St. Vinzenzverein sind ihren vielgestaltigen beruflichen und caritativen Aufgaben in bester Weise nachgekommen. Der katholische Leseverein, als geselliger Mittelpunkt der deutschen Katholiken Roms, bewahrt seine alte Anziehungskraft. Der Deutsche Flottenverein hat zwei öffentliche Vorträge im großen Festsaal der Anima veranstaltet, deren einen auch Fürst Bülow mit seinem Besuche beehrte.

Einen herben Verlust hat die Kolonie durch den Tod der Mutter Fabiola Sohler, Oberin der Kreuzschwestern, erlitten. Was diese starke Frau in 35jährigem Wirken offen und im geheimen Gutes getan hat, vermag nur der zu ermessen, der sie lange Zeit am Werke gesehen hat. Sie wird von vielen, vielen aufrichtig beweint, die an ihr eine starke Stütze verloren haben. Sie möge in Frieden ruhen!

Die Gesamtbilanz des Jahres 1911 für Rom lautet dahin, daß wir einer wirtschaftlichen Krise entgegensehen, die viele Existenzen vernichten wird. Sie kündigt sich schon an dadurch, daß in den letzten drei Wochen die Zahl der freigewordenen Wohnungen eine sehr große geworden ist. Zu Anfang des Jahres war es ein glücklicher Zufall, wenn jemand, der auf der Wohnungssuche war, eine solche fand. Nur gegen fast wucherische Mieten konnte man einen Unterschlupf finden. Der Luxuszug Berlin—Rom—Neapel fährt zurzeit fast leer hin und zurück. Der Fremdenzufluß ist ein außerordentlich kleiner, so daß die Hotels und Pensionen sehr spärlich besetzt sind. Die fieberhafte Bautätigkeit der letzten drei Jahre wird, wie Kenner versichern, mit dazu beitragen, die Krisis zu beschleunigen. Wie sich die allgemeine Finanzlage des Landes gestalten wird, wenn der Krieg noch lange dauern sollte, ist nicht abzusehen. Italienische Blätter versichern zwar, daß der Schatzminister noch auf ein Jahr hinaus in der Lage sein werde, ohne Anleihen auszukommen. Das kann sein. Aber die Stadt Rom dürfte wohl schweren wirtschaftlichen Tagen entgegengehen. Denn so wie die Dinge jetzt liegen, kann es unmöglich weiter gehen. Die einfachsten und notwendigsten Lebensbedürfnisse haben solche Preise erreicht, daß fast kein Auskommen mehr ist.

Die schwere Erkrankung des Papstes, die während mehrerer Wochen die Welt in Atem hielt, ist so gut ausgeheilt worden, daß man ihm ganz und gar nicht die überstandenen Leiden ansieht. Die Anstrengungen der Konsistorien, der darauffolgenden sehr zahlreichen Empfänge und die äußerst ermüdende Konsekration von drei Bischöfen am 17. Dezember hat er leicht überstanden. Diese erfreulichen Beweise der körperlichen Rüstigkeit des Oberhauptes der Kirche geben den Katholiken die Hoffnung, daß Pius X. ihnen noch längere Jahre erhalten bleiben wird. Von der geistigen Rüstigkeit geben die sich ununterbrochen folgenden Kundgebungen wichtiger Art, die sich auf die Verwaltung der Gesamtkirche beziehen, so genügend Rechenschaft, daß man darüber kein weiteres Wort zu verlieren braucht.

In aller Stille haben sich im abgelaufenen Sommer außerordentlich tiefeinschneidende Veränderungen in der apostolischen Bibliothek des Vatikans vollzogen. Wie so vielen anderen, so ist der geniale Präfekt der Vaticana, Pater Franz Ehrle S. J., auch der sich hier entgegenstellenden Schwierigkeiten Herr geworden. Durch die Verlegung der vatikanischen Druckerei aus dem Palaste in die alte Reitbahn der Nobelgarde und Verschmelzung mit der polyglotten Druckerei der Propaganda ist aus der Vatikanischen Druckerei die polyglotte Druckerei des Vatikans geworden. Die Räume der alten Druckerei lagen neben und unter den Sälen der Bibliothek. Diese brauchte notwendig Platz, um ihre Bücher sachgemäß aufstellen zu können. Angesichts der großen Kosten für die entsprechende Herrichtung der Räume und die bauliche Instandsetzung und praktische Verbindung mit den alten Bibliotheksälen wollten die Präfekten der Apostolischen Paläste anfangs nichts von diesen Veränderungen wissen. Aber gegenüber dene rneuten und wohlbegründeten Eingaben des Bibliothekpräfekten entschied der Papst, daß demselben der erforderliche Kredit von 80 000 Franken zur Verfügung gestellt werde. Daraufhin wurde der alte Arbeitssaal nebst seinen Nebenräumen für die Aufnahme sämtlicher Handschriften der Vaticana hergerichtet. Demnach werden die bisher in den Prunksälen der Bibliothek in niedrigen Schränken aufbewahrten Manuskripte alle von dort zurückgezogen werden, um gedruckten Büchern Platz zu machen. Der neue Arbeitssaal ist ein Stockwerk tiefer in den früheren Maschinensaal der Druckerei verlegt worden, der genau unter dem alten Arbeitssaale liegt, wo die Handschriften sein werden. Ein hydraulisch betriebener Aufzug vermittelt den Handschriftenverkehr zwischen beiden Räumen, sodaß die Bedienung der Gelehrten in Zukunft die schnellste sein wird,

die man in irgendeiner großen Handschriftenbibliothek der Welt finden kann. Dadurch, daß der neue Arbeitssaal auch in unmittelbarer Nähe der Nachschlagebibliothek (Bibliotheca Leonina) liegt, ist das Arbeiten in der Vaticana jetzt auf die Höhe der Vollendung gebracht worden. In wenigen Wochen wird der bisherige Präfekt der Vaticana, P. Ehrle, durch den selbstgewählten Nachfolger Prälat Retti, bisher Präsident der berühmten Ambrosianischen Bibliothek in Mailand, ersetzt werden. Es drängte ihn schon lange, seine unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen, und deswegen hat er um Enthebung von seiner Stelle. Er übergibt seinem Nachfolger eine in allen Punkten völlig reorganisierte wissenschaftliche Anstalt, die die bedeutendste der Welt ist, wenngleich sie nicht die größte Zahl von Handschriften hat. P. Ehrles unermeßliche Verdienste um die Vaticana zeigen aufs neue, daß die Kurie, wenn sie will, stets in der Lage ist, den besten Mann für den richtigen Platz zur Verfügung zu haben, falls man gewillt ist, aus dem engen Kreise der italienischen Beamtenschaft hinauszutreten und auch andere Nationen in geeigneten Vertretern zur Verwaltung der Kirche und des päpstlichen Hofes heranzuziehen. Ob es in gewünschtem Umfange stets geschehen ist und zurzeit geschieht, habe ich hier nicht zu untersuchen.

Die Anlage eines unterirdischen Ganges von etwa 70 Meter Länge aus dem Cortile di Belvedere unter dem Stradone del Museo her zum Vatikanischen Garten war eine Notwendigkeit, wenn man dem Heiligen Vater auf der einen Seite die völlige Freiheit belassen wollte, zu jeder ihm geeignet erscheinenden Zeit in den Garten zu gehen, und auf der anderen Seite den Museumsbetrieb nicht einschränken wollte. Auch aus anderen hier nicht zu erörternden Gründen ist die Anlage dieses Ganges mit Freude zu begrüßen.

Bis vor kurzem stand am Cortile del Forno an der Rückseite des Palastes, gerade der Schweizerwache gegenüber, eine italienische Schildwache, die die unmittelbar an den Vatikan anstoßende, früher päpstliche Münze zu bewachen hatte. Nunmehr hat der italienische Staat eine neue Münze gebaut, und die alte ist durch Vermittlung der Banco di Roma in das Eigentum der Apostolischen Paläste übergegangen. Infolgedessen ist auch der italienische Posten eingezogen worden, was nur mit großer Freude zu begrüßen ist.

Neben den vielen anständigen Handwerksburschen und Gesellen, die jahraus, jahrein eine Walz nach dem Süden unternehmen, machen sich zurzeit eine große Zahl Vagabunden und Landstreicher breit, die, außer daß sie absolut arbeitsscheu und sittlich verkommen sind, auch von einer solchen Frechheit sind, daß die Behörden einmal energisch haben eingreifen müssen. Es wäre für die deutschen Kolonien in den großen Städten Italiens von höchster Bedeutung, wenn es gelingen sollte, diese verkommenen Deutschen von Italien ganz fernzuhalten. Sie betteln in der aufdringlichsten Weise und stehlen, wo immer sich ihnen eine Gelegenheit bietet. Dazu sind sie alle ausnahmslos Anhänger der extremsten politischen Richtung und finden genügend Mittel, um sich deren Organe aus der Heimat nachsenden zu lassen.

Während die ethnographische und die Kunstausstellung geschlossen worden sind, bleibt die retrospektive Ausstellung in der Engelsburg den ganzen Winter geöffnet. Und als ob es noch nicht genug der Ausstellungen gewesen wären, errichtet man gegenwärtig weitläufige Gebäude um die Engelsburg herum, die eine Hygieneausstellung aufnehmen sollen. Welche Zukunft dieses Unternehmen haben wird, ist unschwer vorauszusehen.

Das große Falliment von Schmitt & Co., bei dem eine große Anzahl von Deutschen der hiesigen Kolonie und viele religiöse Institute Leidtragende sind, hat 30 Prozent verteilt, mit der Aussicht, daß noch eine weitere Zahlung nachfolgen könnte. Ob dieselbe von irgendwelcher Erheblichkeit sein kann, wird in weiten Kreisen bezweifelt, so daß außerordentlich große Verluste bei unseren Landsleuten zu beklagen sind.

Seele zu Seele!

Wo immer sich Herzen entgegen schlagen,
Gleich gibt es des Frohen soviel zu sagen.
Doch weil die Lippe zu sterblich ist,
Als dass sie der Worte würdigste wüsst,
Als dass sie verkünde das ganze Fühlen,
So wird an Wünschen, den heissen, vielen,
Der eine laut auf ein Glücklichsein:
Seele zu Seele — und nie allein.

Wir wandern alle im Tale der Schmerzen,
Drum müssen sich finden die klagenden Herzen,
Denn einsam wandern heisst friedlos sein,
Denn einsam rasten schafft Seelenpein.
Doch einsam sollen ein Glück gar tragen
Und niemand, niemand es können sagen?
Das wär von allem die grösste Pein!
Drum — Seele zu Seele — und nie allein.

Paul Körber.

Zum Aufmarsch der Parteien in Baden.

Von Landtagsabgeordneten Dr. J. Schofer.[1]

Die Vorbereitungen für den 12. Januar sind auf allen Seiten in vollem Gange. In Baden stehen sich die Rechte und die Linke scharf gegenüber; denn Baden ist ja das klassische Land des Großblocks. Es fragt sich nur: was gehört zur Rechten, was zur Linken. Soweit die offiziellen Parteileitungen in Betracht kommen, kann hier ein Zweifel nicht aufkommen. Da gehört neben der Demokratie zur Linken, was zu der Fahne Rebmanns schwört und das Oberkommando Dr. Franks anerkennt. Allein es gibt weite Kreise, die bisher nationalliberal waren und es auch bleiben möchten, aber nicht gewillt sind, sich unter den Kommandostab der Sozialdemokratie zu begeben. Das Vasallenverhältnis, in das die badische nationalliberale Partei gegenüber der Sozialdemokratie in Baden seit der berühmten Oktoberwallfahrt des Parteichefs der Nationalliberalen zu Dreesbach nach Mannheim geraten ist, hat es mit sich gebracht, daß die Nationalliberalen an die Demokratie und Sozialdemokratie Konzessionen machen mußten. Die Demokratie war zu einem Blockabkommen für die Januarwahlen 1912 nur dadurch zu gewinnen, daß die Nationalliberalen auf die Kandidatur im V. badischen Reichstagswahlkreise (Freiburg) verzichteten und eine demokratische Kandidatur akzeptierten. Vier Fünftel der nationalliberalen Vertrauensmänner weigerten sich, die Preisgabe der Selbständigkeit mit ihrer Stimme gutzuheißen. Der Parteichef Rebmann wußte aber den von der Demokratie diktierten Willen durchzusetzen. Die Folge dieser Gewaltpolitik war zunächst eine große Mißstimmung im rechten Flügel der Nationalliberalen. Die weitere Folge zeigt sich in einer neuen Parteibildung. Die Reichspartei konstituierte sich im Wahlkreise, gewann an Boden und stellte schließlich in der Person des Freiburger Stadtverordneten Schinzinger einen eigenen Kandidaten auf. Der Jungliberalismus könnte ob dieses Auftretens der Reichspartei Gift geben. Man kann das Vorgehen der Reichspartei gerade jetzt sehr wohl verstehen; denn wenn je, so ist jetzt die Gelegenheit geboten, den Rechtsliberalismus zu gewinnen. Um den rechten Flügel nach der genannten Seite zu schützen, mahnen die offiziellen liberalen Parteiorganisationen in Freiburg, den Versammlungen der Reichspartei doch fernzubleiben. Maßnahmen der Reichspartei wird feindselig begegnet.

Aehnlich wie in Freiburg liegen die Dinge im X. badischen Reichstagswahlkreise, in Karlsruhe. Hier kandidiert gegen den demokratischen Block und die Sozialdemokratie der Reichsparteiler von Gemmingen. Es gibt wohl keinen evangelischen Ort des Wahlkreises, in dem die Reichspartei nicht schon mit Versammlungen eingesetzt hätte. Da der rechtsliberal gesinnte Teil der Bevölkerung eine Möglichkeit nicht hat, nationalliberal wie früher zu wählen, wendet sie sich vielfach der Reichspartei zu. Da das Zentrum gleich im ersten Wahlgang die Kandidatur von Gem-

[1] Druckfehlerkorrektur. In dem Artikel „Proporz in Baden“ in Nr. 51 sind durch einen Druckfehler die Zahlen irrig angegeben. Es handelt sich nicht um die absoluten Ziffern, sondern um prozentuale Angaben Es ist also immer nach den zwei ersten Ziffern ein Komma zu setzen, die Schlußnullen sind als % zu korrigieren.

mingen unterstützt, steht zu hoffen, daß sie in die Stichwahl gelangt und die Residenz dem sozialdemokratischen Geck abnimmt.

Neben diesen beiden Wahlkreisen nimmt der andere, Pforzheim-Gernsbach, in hohem Maße das öffentliche Interesse in Anspruch. Hier war man nahe daran, in dem General Leutwein eine zugkräftige Sammelkandidatur zu erhalten. Einflußreiche nationalliberale Kreise betrieben dieselbe. Allein da litt es die Sozialdemokratie nicht und — die Sammelkandidatur Leutwein kam nicht zustande. Nun stellten die Nationalliberalen den Fabrikanten Wittum in Pforzheim auf, einen Mann, von dem öffentlich feststeht, daß er ein ausgesprochener Gegner des Großblocks in Baden wie im Reiche ist. Da die Kandidatur von bestimmter nationalliberaler Seite als wirtschaftliche, ja als Sammelkandidatur bezeichnet wurde, kam sofort die Demokratie und verlangte Rechenschaft. Man traut nicht recht, und deshalb formiert die Demokratie bereits ihre eigenen Regimenter. Je mehr die Demokratie selbständig vorgeht, um so schwüler mag es dem Parteichef Rebmann werden; denn eines Tages eventuell vor die Notwendigkeit gestellt zu sein, die Demokraten gegen die nationalliberale Kandidatur marschieren zu lassen, um der Sozialdemokratie das Mandat zu erhalten, diese Situation gehört sicherlich nicht zu den angenehmen.

Die Demokratie hat zwar bekanntgegeben, sie werde keine eigene Kandidatur aufstellen. Das mag heute noch zutreffen. Ob es aber auch dann noch zutreffen wird, wenn die politischen Verhältnisse sich weiterentwickelt haben, das ist eine andere Frage. Schließlich können demokratische Wähler auch marschieren und zwar gegen Wittum, ohne einen eigenen Kandidaten.

Da Herr Rebmann die Mißstimmung in weiten Kreisen gegen das Oberkommando der Sozialdemokratie nicht außer acht lassen kann, sucht er der Theorie von seiner Erziehungsarbeit an der Sozialdemokratie Glauben im Lande zu verschaffen. Auf dem Offenburger Parteitage vom 3. Dezember sagte er seinen Freunden, die Sozialdemokratie habe sich „in die Staatsnotwendigkeit gefügt", ja, sie habe sich sogar „in den schroffsten Widerspruch gestellt zu ihren Parteigrundsätzen". Der „Volksfreund", Nr. 290, antwortet darauf: „Die badische Sozialdemokratie weiß, was sie will, und braucht sich deshalb nicht „erziehen" zu lassen. Uebrigens würden sich die Nationalliberalen für eine solche Aufgabe gar nicht eignen." Herr Kolb hat schon vor einigen Wochen in den „Sozialistischen Monatsheften" (1911, S. 958 ff.) die Erziehungsfrage also beantwortet:

„Dagegen kann man mit Recht sagen, sie (die Sozialdemokratie) sei mit der Anlaß gewesen, daß die Nationalliberalen nach links einschwenken mußten. Es sei daran erinnert, daß die Nationalliberalen noch wenige Wochen vor den Stichwahlen des Jahres 1905 laut verkündeten, sie würden sich mit der Sozialdemokratie niemals verbünden. Aber in der Politik gibt es kein Niemals. Die Nationalliberalen in Baden haben alle ihre früheren Führer kaltstellen müssen; sie mußten, wollten sie nicht politisch völlig ausgeschaltet werden, sich mit den Linksliberalen verbinden. Der Ruck nach links hatte zur Folge, daß die Linksliberalen an politischer Bedeutung ganz erheblich zugenommen haben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn heute die Nationalliberalen wieder nach rechts hinüberwechseln wollten, mindestens die Hälfte ihrer Wähler ihnen den Rücken kehren würde. Die Nationalliberalen können in Baden bei Strafe der Selbstvernichtung ihrer Partei nicht mehr den Kurs nach rechts einschlagen. Ohne die Taktik der Sozialdemokratie wäre aber eine solche Entwicklung nicht möglich gewesen."

Diese Darlegungen haben gegen die des Herrn Rebmann in Offenburg den Vorzug, daß sie den tatsächlichen Verhältnissen entsprechen. Herr Kolb hat nur vergessen, noch hinzuzufügen, was aus den Nationalliberalen wird, wenn sie das Vasallenverhältnis im Großblock weiter aufrechterhalten. Die Dinge, wie sie sich im V., IX. und X. Wahlkreis entwickeln, geben die eine und andere Hälfte der Antwort auf diese Frage. Die Demokratie wird mehr und mehr in den einen Teil des Erbes eintreten; was nicht im roten Meere untergehen will, wird sich trennen müssen. Ueber diesen Gang der Dinge vermögen Scheinerfolge wie in Konstanz nicht hinwegzutäuschen. Nicht die Nationalliberalen haben dort gesiegt; die Demokratie und noch mehr die Sozialdemokratie gaben die Entscheidung. Der badische Nationalliberalismus vermag auch nicht ein einziges parlamentarisches Mandat „aus eigener Kraft" zu erreichen! Mag der 12. Januar so oder so entscheiden, auf den eben beschriebenen Punkt richtet sich das Interesse.

Am Grabe der Zeit.

Daß schon wieder ein Jahr verdämmert,
Zeitenwandel, ich fasse dich nicht —
Und das Schicksal hat hart gehämmert,
Und die Reue zerbricht es nicht;
Kann nicht brechen die dunklen Worte,
Die es dir zurief in harter Fron;
Kann nicht schließen die schwere Pforte,
Dahinter dir wartet vergeltender Lohn;
Kann nicht löschen die ehernen Zeilen,
Die es dir grub in die Seele hinein;
Kann nicht alle die Wunden heilen,
Die noch bluten im Herzensschrein; —
Kann nicht wecken alle die Tage,
Die du gemordet im trunk'nen Prassen;
Kann nicht wandeln mit einem Schlage
All das schluchzende, bittere Hassen;
Kann nicht zünden mit Flammenpfeilen
Alle die kalten Lebenskerzen,
Die du im müßig-lässigem Weilen
Ließest verlöschen in deinem Herzen;
Kann dir nicht füllen die Becher, die leeren,
Die du verschüttet im Uebermut,
Kann dir nimmer die Früchte mehren,
Die nur reifen in Arbeitsglut;
Kann nicht wandeln die wuchtige Klage,
Daß weitab vom Weg du gebaut;
Kann nicht lindern des Vorwurfs Plage,
Daß du nur deiner Kraft vertraut . . .

O, schon wieder ein Jahr genommen
Aus der Urne des Glücks heraus;
O schon wieder ein Licht verglommen
In dem kalten Zeitengebraus — —
Wie eilig die Wasser des Lebens schießen —
Das Schicksal schmiedet dein Los in der Esse;
Bald wird es die Tore der Wanderung schließen,
Schon hör ich die Glocken zur Totenmesse . . .

Daß schon wieder ein Morgen dämmert,
Herz, erfasse des Lebens Pflicht,
Bis der Tod den Sarg dir hämmert —
Bis die Heimat winkt in Sicht . . .

Dr. Hans Besold.

Priester und Laien.

Ein offenes Wort

von Rechtsanwalt Aug. Nuß in Seligenstadt (Hessen).

Wer heute freimütig und doch in kirchlichem Geiste über dieses aktuelle Thema schreiben will, kann nichts Besseres tun, als die fundamentale Rede des Speyerer Bischofs Dr. Faulhaber auf dem letzten Mainzer Katholikentag zugrunde zu legen. In diesen Blättern möchte ich nur einige Gedanken hinstreuen, die mehr dem positiven Aufbau als der sachlichen, immerhin negativen Kritik dienen sollen.

Priester und Laien gehören zusammen, gehören als ein Ganzes zur streitenden Kirche. Wer sie auseinanderreißen will, versündigt sich an beiden Ständen und am gemeinsamen Ganzen.

Die Priester sind gesalbte Apostel, die Laien ungesalbte. Das Priestertum als solches steht deshalb auf höherer Stufe als das Laientum. Bei den einzelnen Vertretern beider Stände aber kommt vor der Würde des Amtes der Wert und die Bedeutung der Persönlichkeit. Hieraus verstehen wir Faulhabers klassisches Wort, daß ihm ungesalbte Apostel lieber seien als gesalbte Apostaten. Ein überzeugter, befähigter Laie, dessen Glaube Herzens- und Gewissenssache ist, steht mir höher als ein Priester, dessen Worten die Wärme der Seele und deshalb auch die Taten fehlen.

Auf religiös-sittlichem, auf innerkirchlichem Gebiete gehört dem echten Priester als dem berufenen Führer der Vortritt. Der Laie ist eben in diesen Dingen „Laie". Nicht bloß seinen Kenntnissen, sondern auch seiner Seele nach; denn ihm fehlt die sakramentale Weihe, die den würdigen Priester adelt und

stärkt. Aber im Rahmen des nach der hierarchischen Ordnung Erlaubten mag auch in diesen Dingen der Rat eines erfahrenen und gläubigen Laien der Tat des Priesters zur Seite stehen.

Auf den mehr neutralen oder profanen Gebieten des privaten und öffentlichen Lebens soll das Wort und die Ansicht des Priesters nicht mehr gelten, als die Meinung des Laien. Nicht die besondere Würde eines Amtes, sondern der Geist und die moralische Kraft der Persönlichkeit seines Trägers sollen und dürfen hier entscheidend sein. Das Gewicht sachlicher Gründe darf nicht ersetzt werden durch das Gewicht des Standes dessen, der Gründe vorbringt. Leider wird hie und da gegen diesen Grundsatz der Logik und Gerechtigkeit gefehlt. Eine gewisse Selbstherrlichkeit ist noch stets eine schlechte Beraterin gewesen. Wenn der ebenso geistvolle wie praktische Speyerer Bischof in Mainz das Wort geprägt hat, daß die Stelle der Laien dicht an der Seite des Klerus sei, so dürfte der Satz auch in der Umstellung volle Geltung haben, daß die Priester ihrerseits dicht an der Seite der Laien, Hand in Hand mit diesen, an der Erreichung des gemeinsamen Zieles arbeiten sollen. Vorgefaßte Meinung, falscher Stolz und übertriebenes Selbstvertrauen dürfen da auf der einen Seite ebensowenig störend eingreifen, wie übertriebene Empfindlichkeit und Vorurteile auf der anderen Seite. Alle für einen und einer für alle!

Man bedenke auch folgendes: Gar viele aus dem Volke sind an das Wort ihres Priesters, ob es in der Predigt erklingt oder in öffentlich-weltlicher Versammlung, derart gewöhnt, daß das Wort, welches ein angesehener Laie in derselben Angelegenheit mit demselben Nachdruck in die Wagschale wirft, oft einen noch stärkeren Eindruck macht. Jener, so sagen manche, muß so sprechen; dafür ist er Geistlicher; dieser aber, so meinen sie, könnte auch ohne Gefahr anders sprechen, er setzt sich unter Umständen gegenüber seiner Behörde, der Regierung usw. noch Unannehmlichkeiten aus, wenn er gerade diese Ansicht vertritt; es gibt aber doch noch angesehene Laien in höherer Stellung, denen unsere, des gewöhnlichen Volkes, Meinung nicht so borniert und rückständig erscheint, daß sie dieselbe nicht aus vollem Herzen teilen würden. Darin liegt der unverkennbare Wert des überzeugten Laienwortes. Ich kenne Priester, die keine öffentliche Versammlung in weltlichen Dingen abhalten, ohne daß nicht auch neben dem Seelsorger ein Laie zu Worte kommt.

Es kommt nicht immer auf die Sache, den Gedanken, den Grundsatz allein an, sondern oft auch auf die Art und Weise, auf die Form, in welcher die Sache, der Gedanke, der Grundsatz präsentiert wird. Unsere heutige Welt, namentlich die sogen. höheren Stände, denen doch auch das Reich Gottes gepredigt werden soll, sind empfindlich und gar feinfühlend im Verkehr mit unseren Priestern auf jenem Gebiete, das man den guten Ton nennt! Gar manches von dem vielen Guten, das unsere Seelsorger in unermüdlicher, selbstloser Arbeit leisten, würde gerade bei den Gebildeten mehr Verständnis, Anklang und Entgegenkommen finden, wenn es in einer Weise dar- und angeboten werden würde, welche sich mit den feineren Verkehrsformen verträgt. Und gar manche braven, guten Priester würden weniger Anstoß erregen, wenn sie über dem Geistigen und Seelischen ihres hehren Berufes die weltlichen Umgangsformen nicht allzusehr außer acht ließen. Ich verlange kein schwächliches Zugeständnis an den morschen Zeitgeist, sondern eine vernünftige Rücksichtnahme auf die Fragen des Taktes. In dieser Beziehung kann unserem angehenden Klerus nicht oft und warm genug empfohlen werden, die ersten Semester auf einer Universität zuzubringen und dort in einer katholischen Studentenkorporation den Umgang mit Gleichgesinnten gebildeter Stände zu pflegen.

Tüchtige Laien sind die Freude und der Stolz tüchtiger Priester. Ebenso ist es aber auch umgekehrt! Der praktische Grundsatz der Arbeitsteilung zum Zwecke der Arbeitserleichterung kann und soll auch für Priester und Laien proklamiert werden. Dem überbürdeten Klerus wird dadurch manche Arbeit und Sorge abgenommen, und verständige Laien greifen freudig und unverdrossen zu neuen Problemen.

Noch einem Gedanken sei zum Schlusse in diesem Zusammenhang auch einmal von Laienseite in diesen Blättern Ausdruck gegeben: Was vielleicht unser deutscher Klerus nach dem oben Gesagten noch bei manchem seiner Vertreter an Lücken auszufüllen hat, wird anderseits zum größten Teil wenigstens wieder wettgemacht durch eine große Summe geistiger und sittlicher Werte, wie sie in so manchem katholischen Pfarrhaus verborgen liegen. Unsere Priester lieben es nicht und dürfen es nicht lieben, nach der Art anderer Leute mit ihren persönlichen Kräften und Schätzen zu protzen. Stille Bescheidenheit verdeckt hier aber oftmals glänzendes Gold. Wieviel solides Wissen und wissenschaftliches Streben in so mancher Pfarrhausbibliothek und auf so manchem Schreibtisch eines Dorfpfarrers oder Kaplans stecken, wieviel Kunstverständnis und sinnende Liebe zur echten Kunst von den Wänden so manchen Pfarrzimmers herunterleuchten, wieviel Witz und Humor und Lebensbejahung bei so manchem Priester angenehm empfunden wird, und wieviel stille Gaben aus so mancher Priesterhand und wieviel Herzenstrost aus so manchem Priesterherzen in andere Hände und in andere Seelen fließen, von all dem haben diejenigen die geringste Ahnung, die am meisten über den Klerus schreiben, sprechen und schimpfen, — die Herren Antiklerikalen!

Uebertrüge sich priesterlicher Opfersinn und priesterlicher Heldenmut, mit dem so manche unserer Geistlichen in stillen Stunden und heißen Gewissenskämpfen das Göttliche über das Irdische in der eigenen Brust zum Siege führen, auf unser Laientum, so wäre gar vieles besser in unserer genußsüchtigen und veräußerlichten Welt.

Ein guter Klerus und ein gutes Laientum: Das sei die Parole der Zukunft!

Student und Politik.

Von Hermann Haban.

Studentenleben mit seinen Freuden und seinem gemütlichen Treiben mochte in früheren Zeiten gar manchen Musensohn in den besten Jahren seiner Jugend dahinträumen, vielleicht manches Semester verbummeln lassen, sorglos und unbekümmert um die Verantwortung der künftigen leitenden Stellung, so ganz unberührt vom Getriebe der Welt und dem Gezänke der Politik. Die Burschenschaften allein nahmen Politik in ihr Programm auf, verfielen aber schon sehr früh ins Extrem und mußten sich seitdem darauf beschränken, in geschlossenen Kreisen „fürs Vaterland zu arbeiten". Alle anderen Korporationen halten sich als solche von politischer Betätigung fern, verbieten aber den einzelnen Mitgliedern Beteiligung daran nicht, setzen natürlich die eine Schranke, daß eben die politische Gesinnung den aufgestellten Prinzipien nicht widerspricht.

Schon vor einem Jahre hat Professor Dr. W. Kinkel, Gießen, in einem Artikel des Münchner studentischen Taschenbuchs geschrieben: „. . . . daher scheint es mir auch unmöglich, daß die freie Studentenschaft den Aeußerungen des politischen Lebens in unserem Volke auf die Dauer mit verbundenen Augen gegenübersteht . . . ." Ja, es ist heute nicht mehr zu leugnen, daß der junge Akademiker Interesse an der Politik zeigen und in gewissem Sinne betätigen muß, innerer Stimme folgend, die ihn mahnt, alle Kraft seinen Mitmenschen zu opfern und, wenn Not an Mann ist, mitzuarbeiten.

Die katholischen Studenten haben um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Forderung der Zeit erfaßt, und begeistert für die gute Sache, haben sie als Gegengewicht gegen alle den Glauben vernichtende Tendenzen ihre Verbindungen und Vereine geschaffen, die inzwischen mächtig erstarkt sind. Heute nun ist die Lage nicht minder gefährlich, vielleicht noch gefährlicher als damals. Zu Gewaltangriffen und Staatsstreichen gegen kirchliche Behörden, von Katholiken gestiftete Universitäten, Kirchen usw. kommt es nicht mehr so leicht, aber im geheimen hetzt und agitiert man gegen alles, was „Glauben" heißt. Der Kampf im politischen Leben dreht sich vor allem anderen um die Religion, vor allem um unsere katholische. Wir müssen sehen, wie unsere begeisterten Vorkämpfer kein Opfer scheuen dürfen, um uns den Glauben zu erhalten, ihn gegen die offenen und verschleierten Angriffe zu verteidigen und die wichtigste aller Sorgen zu erfüllen, eine Jugend heranziehen zu lassen, die in Zukunft das weiterpflegen und hochachten soll, was dem jungen Menschen allein volle Kraft geben kann, einmal ein echter Staatsbürger zu sein, und ihn aneifern muß, zu kämpfen bis auf den letzten Blutstropfen für Thron und Altar.

Es geht ein Zug durch unsere Zeit, besonders auch durch die Studentenwelt, sozial tätig zu sein, schon in Jugendjahren sich zu bilden im Umgang mit dem breiten Volke und so vor-

zuarbeiten fürs kommende Leben. Eine Folge dieses Bedürfnisses ist aber auch ein Verlangen nach politischer Schulung, und so muß notwendig soziale Betätigung jedem Akademiker Interesse an Politik aufdrängen. Im Umgang mit Arbeitern, Männern aus dem Volke, hört er so viel vom politischen Leben, er soll Auskunft geben; wenn er da eine Antwort in rechter Stunde geben kann, so hat er damit vielleicht mehr sozial gewirkt, als mit einem langen, interessanten Vortrag: Er kann da kochende Gegensätze kühlen, das Volk begeistern zu edlem, mutigem Kampf für unseren Glauben.

Ehedem mag das geflügelte Wort aus Auerbachs Keller: „Ein politisch Lied, ein garstig Lied", jeden jungen Akademiker von Politik abgeschreckt haben, heute aber muß der Student, früher oder später, mitten hineingeworfen in den Kampf um seine Weltanschauung und dazu noch in einer Zeit, wo die Gegensätze schärfer ausgebildet sind denn je, manches garstige Lied mitsingen, und so wird ihm auch das von der Politik in gewissem Grade aufgenötigt.

Freilich sagen viele: Zuerst kommt das Studium und darin muß der Mensch auf der Universität ganz aufgehen. Wir wollen auch nicht bezweifeln, daß gerade die Vorbildung auf den künftigen Beruf den jungen Mann ganz sicher zur guten Hälfte in Anspruch nimmt; allein wir wollen auch zu bedenken geben, daß der junge Akademiker nach acht oder zehn Semestern hinaus muß ins Leben. Dort muß er in der heutigen Zeit Farbe bekennen, muß sich also darauf vorbereitet haben, muß eine gewisse politische Schulung besitzen.

Der junge Akademiker hört so viel von dieser und jener Partei; von manchem hat er noch nie etwas gehört; da kann er sich in der Universitätsstadt Auskunft erholen. Die verschiedensten Bibliotheken stehen ihm zur Verfügung, auslerlei Zeitungen kann er sich Klarheit verschaffen, nicht zuletzt hat er liebe Freunde an der Hand, die aus reicherem politischen Wissen Aufklärung geben können. Er liest den Voranschlag verschiedener Versammlungen und kann so die Größen der Parteien selbst einmal anhören und sich überzeugen, was an ihren Worten wahr und ehrlich, was nur Schein und Trug ist. Fühlt er sich zudem noch von der sozialen Bewegung erfaßt, dann kann er gerade hier auch politisch tätig sein. Was er als richtig erkannt hat — beim katholischen Studenten müssen hier die Interessen der Religion an erster Stelle stehen — kann er in der Unterhaltung einfließen lassen, ohne besonders zu betonen, daß er hier in gewissem Sinne Politik treibe. Dies hat besonders jetzt für die Ferien einen ganz bedeutenden Wert. Mancher junge Akademiker kommt hinaus aufs Land, vielleicht hinaus auf ein Dorf, wo er doch eine gewisse Achtung genießt. Wenn er da bei Gesprächen über Politik in vorsichtiger, nie voreiliger Weise etwas einfließen läßt, so kann er damit viel erreichen. Unbeachtet erscheint uns da manches Wort, der einfache Mann nimmt es aber mit sich, es bleibt ihm im Gedächtnis, es wirkt Gutes bei ihm. So läßt sich unter dem Landvolke manches Vorurteil, zu dem hetzerische Gegner den Grund gelegt haben, nach und nach beseitigen. Zu wirklicher Agitation wird der junge Akademiker kaum befähigt sein und er wird diese verdrießliche, unangenehme Arbeit am besten Aelteren und Erfahreneren überlassen.

Wenn sich so der junge Akademiker um die politischen Fragen kümmert und sich für später schult, so erfüllt er damit nur eine heilige Aufgabe, indem er seine Kraft schon früh zu bilden und in den Dienst der guten Sache zu stellen sucht. In diesem Sinne gewinnt er nur an Achtung bei jedem vernünftigen, nicht fanatischen Menschen. Ein Mut gehört wohl her, allein der Student weiß, warum er es tut, und die Früchte seiner Bemühungen werden nicht ausbleiben; er kommt so vielleicht spielend hinüber ins spätere Parteileben, und manche Unannehmlichkeit bleibt ihm erspart.

Winterstille.

Nacht und Schnee im Dörflein hier.
Kaum ein Dach lugt noch herfür.
Kaum ein Lichtlein irgendwo,
Nur die Sterne glitzern froh.
Stille Still der Menschen Tun,
Denn Frau Einsamkeit will ruh'n.

Gust. A. W. Flaig.

Warum der Aufstand in China.

Von P. Wg. M. Ibler S. V. D.

Motto: „Tritt man den Wurm, so krümmt er sich."
Chinesisches Sprichwort.

Die augenblickliche, noch fortwährend an Ausdehnung und Schärfe zunehmende Revolution in China ist eine der tiefgehendsten, die seit dem fast dreihundertjährigen Bestehen der Mandschudynastie je das Riesenreich durchtobten. Es herrschte in China eigentlich fast nie absolute Ruhe. Dafür sorgten schon die zahlreich vorhandenen Geheimsekten mit ihren nach vielen Tausenden zählenden Anhängern; ich erinnere nur an die Kolauhui, die „Gesellschaft der alten Brüder", die weit verbreitete Beiliendjau, die „Sekte der weißen Seerose", die Tsäldi, die „Rituellen", oder die vom Boxeraufstand her noch sattsam bekannten Tadauhui, die „Gesellschaft vom großen Messer", unzähliger anderer nicht zu gedenken. China ist wie ein ungeheuerer Vulkan, in dem es beständig gärt und kocht, und bei dem Eruptionen nicht zu den Seltenheiten rechnen. Aber alle diese vorhergehenden Unruhen und zeitweiligen Pöbelausbrüche waren mehr lokaler Natur oder erstreckten sich doch nur auf die eine oder andere Provinz und wurden meist schnell wieder gedämpft. Nur die große Taipingrebellion, die ebenfalls ihren Ausgang in den südlichen Provinzen nahm, wie der heutige Aufstand in China, kann mit diesem etwa verglichen werden. Auch damals erscholl der Ruf der Tschangmau, der „Langhaarigen", so genannt wegen ihres aufgelösten Haares als Protest gegen die Mandschuherrschaft: „Nieder mit der Tsingdynastie! Hoch die Ming!" Auch damals war der Weiterbestand der heutigen Ta-Tsingdynastie arg gefährdet: die Taipings hatten bereits einen eigenen Herrscher mit dem stolzen Namen Tien-wang („Himmelskönig") eingesetzt und standen im Begriffe, nach Peking zu marschieren. Aber die Gefahr war nicht in dem Maße groß wie augenblicklich; das Gros der Beamten, das Volk im allgemeinen und besonders die Truppen waren dem Kaiserhause treu ergeben.

Bei der augenblicklichen Erhebung in China handelt es sich, wie bereits angedeutet, im letzten Grunde um nichts Geringeres, als um den Fortbestand und die Weiterregierung der Mandschudynastie. Analog wie vor einem Jahrzehnt lautet auch heute wieder der Ruf der Aufständischen: „China für die Chinesen! Tod den Ausländern!" Unter den Ausländern und Fremden verstand man im Boxeraufstand die Westländer, gemeinhin mit dem Kosenamen Jang kuitse, „europäische Teufel" benannt; heute meint man damit die fremde Mandschuherrschaft mit ihrem Anhang von Beamten, Soldaten und gewöhnlichem Volk. Jeder Bewohner des Mittelreiches versteht so viel Geschichte, um zu wissen, wie die Mandschus teils durch List, teils durch Gewalt den Thron an sich rissen und die Chinesen zwangen, sich den Kopf zu scheren, den mandschurischen Zopf zu tragen und die Kleidertracht der Mandschuren anzunehmen. Mit dem Schwerte in der Faust wurden diese Aenderungen erzwungen; die Alternative lautete: „Zopf oder Kopf!" Bis vor wenigen Jahren war der Chinese stolz auf seine Haartracht, den pechschwarzen, dichten Zopf; doch nunmehr scheint ihm mehr wie je zum Bewußtsein zu kommen, daß diese Zierde doch nur ein signum servitutis ist, das Zeichen der Loyalität gegen die „verhaßten Mandschus".

Seit der Boxerzeit 1900 haben sich die Verhältnisse in China gründlich geändert. Die Boxerbewegung war der letzte Versuch gewesen, das alte China gegen das Eindringen der modernen Gedanken zu verteidigen. Nachdem dieser Versuch durch das energische Eingreifen der vereinigten europäischen Mächte mißlungen war, hat sich eine Wandlung in den Massen der Bevölkerung vollzogen. Man begann einzusehen, daß es nicht länger möglich sei, China von der Außenwelt abzuschließen; man wandte sich der Reform zu. Diese Wendung im Geistesleben der Chinesen ist ein geschichtliches Ereignis von ungeheuerer Tragweite und heute eine vollendete Tatsache. Außer einigen weltfernen Hinterländlern gibt es heute in China wohl niemand mehr, der den Reformen und der Einführung europäischer Zivilisation grundsätzlich abgeneigt wäre. Vor zehn, ja noch vor fünf bis sechs Jahren konnte man dies nicht behaupten. Wenn auch bereits eine starke Reformpartei am Pekinger Hofe herrschte, meist aus Männern bestehend, die in Europa als Gesandte gewesen, oder dort ihre Studien gemacht, oder mit Europäern in engeren Verkehr gekommen waren, so gab es in Chinas Hauptstadt doch noch eine große Anzahl einflußreicher Persönlichkeiten, die um keinen Preis vom alten, starren System lassen wollten und sich mit aller Kraft gegen jede westländische Kultur sträubten. An der Spitze dieser Altkonservativen stand die betagte Kaiserinwitwe Tse-hi. In völliger Abgeschlossenheit hinter den Mauern der „verbotenen Stadt" alt geworden, war sie eine erbitterte Gegnerin jeglichen Fortschrittes und jeder europäischen Zivilisation.

Die Intervention der Westmächte nach den Boxerwirren und einige Jahre später die großen Siege zu Wasser und zu Land von Chinas östlichem Nachbar, den „unverschämten Zwergen" — wie die Kaiserin Tse-hi die Japaner zu nennen beliebte — über den russischen Koloß öffneten den Altkonservativen vom „starren System" die Augen. Man wurde im kaiserlichen Palast nachdenklich und begann nun eiligst nach allen Richtungen zu reformieren.

Und merkwürdigerweise war es jetzt Tse-hi selbst, die die Reformen in die Wege leitete, wohl auf Drängen der maßgebenden Männer des Volkes, die zu diesen Neuerungen entschlossen waren. Sie war bereit, ein Parlament zu schaffen, nur sollte dasselbe auch durch eine vorangehende allgemeine Schulbildung des Volkes entsprechend vorbereitet werden. In diesem Sinne suchte sie sogar dem chinesischen Volke soweit entgegenzukommen, daß sie die Vorrechte der Mandschurasse aufgab und einen Ausgleich zwischen Mandschus und Chinesen herbeizuführen bestrebt war. Für diese Neuerungen hatte sich die Kaiserinwitwe mit einem Stab bedeutender Männer aller Schattierungen umgeben. Da waren der gelehrte Theoretiker Tschang-tschi-tung neben dem reinen Praktiker Jüan-schi-kai (jetzt wieder „Notanker"), der heißblütige Choleriker Tseng-chun-süan neben dem bedächtigen Tuan-fang u. a. Sie alle wußte sie für ihr Werk zu interessieren und mit ihnen die hinter ihnen stehenden Kreise. Freilich gab es noch immer einige Unzufriedene, Heißsporne, wie den bekannten Kang-yu-wei, denen das Reformwerk nicht rasch genug voran ging und die radikalere Aenderungen wünschten. Doch diese hatten weniger die Reform von oben her, als vielmehr den Umsturz von unten her im Auge, und diese Kreise bestanden vornehmlich aus mißvergnügten oder enttäuschten Auslandstudenten, insbesondere jenen, die sich in Japan Studien halber längere Zeit aufgehalten hatten. China sendet ja alljährlich an die zehntausend junger Leute zu Studienzwecken zu seinem östlichen Nachbar. Seit dem russisch-japanischen Krieg (1904/05) ist der Respekt Chinas vor dem Inselvolk gewaltig gestiegen, und Jungchina sucht sich namentlich von dort her die nötige Weisheit zu holen. Auch ist der Weg nach Japan bei weitem nicht so weit wie nach Europa. Möglich ist auch, daß diese Jungchinesen im Nachbarlande zu ihren revolutionären Ideen aufgereizt wurden.

Nach dem Tode der alten Kaiserinwitwe am 15. Nov. 1908 ging alles in den Bahnen der Reform langsam weiter. Besonders war man in Peking bestrebt, die Zentralisierung der Regierung auf das sorgsamste durchzuführen. Den Satrapen in den Provinzen wurden mit den Geldmitteln zugleich auch die Machtmittel entzogen, und der ganze Einfluß im Reiche konzentrierte sich auf Peking. Immer mehr hörten die Gouverneure und Generalgouverneure auf, eine entscheidende Rolle zu spielen; kaum daß da und dort eine einflußreiche Persönlichkeit aus vergangenen Zeiten noch übrig war. Tschang-schi-tung war gestorben; Jüan-schi-kai und Tuan-fang wurden urplötzlich abberufen und in ihre Heimat verbannt; die Provinzialgouverneure, die sonst ganz freie Hand hatten und wie Könige unumschränkt in ihrem Gebiete zu herrschen gewohnt waren, wurden Werkzeuge der Zentralregierung.

Das Geld zu den bereits in Angriff genommenen und noch geplanten Reformen hatte das Volk aufzubringen; daher wollte es bei dessen Verwendung ein Wort mitzureden haben. Der Reichsausschuß machte den entschiedenen Versuch, sich als Volksvertretung zu konstituieren, und verlangte dringend, daß mit der Bildung des verantwortlichen Kabinetts eine Aenderung im ganzen Geiste der Regierung eintrete. Doch der Reichsausschuß drang mit diesen Forderungen nicht durch, und schließlich wurde von der Regierung die Opposition kurzerhand mit Gewalt unterdrückt. Das vermehrte die ohnehin schon erbitterte Stimmung im Volke. Seit bereits einem Jahre brodelte und gärte es allenthalben im Reiche der Mitte, und alles drängte auf eine Neuordnung der Dinge hin. Es bedurfte nur eines Funkens, um den massenhaft angehäuften Zündstoff zu entfachen und die Revolution in hellen Flammen zum Ausbruch zu bringen. Nun ist die Revolution da, und kein Mensch vermag bis jetzt die Folgen und das Ende derselben abzusehen — weder für das Reich der Mitte selbst, noch möglicherweise für ganz Europa.

Nicht wenig trugen nach meiner Ansicht zur Beschleunigung des gegenwärtigen Aufstandes in China bei: 1. die im vorigen Jahre im Norden des Reiches so schrecklich wütende Lungenpest, die viele Tausende von Opfern forderte, und 2. die fast totalen Mißernten während der letzten zwei Jahre in den meisten südlichen Provinzen (namentlich Hupei und Kiangnan), wo auch die Revolution diesmal ihren Anfang genommen. Bei der starken Ueberbevölkerung des Landes und der Unmöglichkeit, infolge Mangels fast jeglicher Verkehrsmittel von benachbarten Gegenden Lebensmittel in genügender Menge herbeizuschaffen, hat eine Hungersnot in China viel tiefgreifendere Folgen als bei uns zulande; die Preise für Lebensmittel mögen bei uns bis zu ungeahnter Höhe steigen, viele müssen darben, aber doch stirbt selten einer buchstäblich des Hungertodes. Fast stets war Hungersnot die nächste und unmittelbare Veranlassung zu Aufständen in China, und nicht umsonst haben die Chinesen das bezeichnende Wortspiel geprägt: „Mu yu fân yu fân — gibt's keinen Reis (d. h. nichts zu essen), so gibt's Aufruhr!" Ich erinnere mich noch einer Episode aus der Zeit vor dem gefährlichen Boxeraufstand 1900. Anfangs Mai jenes für mich stets denkwürdigen Jahres befand ich mich hinter Peking in der Nähe der chinesischen Mauer. Am 6. Mai hatte plötzlich ein so starker Frost eingesetzt, daß in einer Nacht alle Blüten der Aprikosenbäume vollständig erfroren. Die Leute jener Gegend zogen ihren Lebensunterhalt hauptsächlich aus dem Verkauf der Aprikosen und deren Kernen, aus denen Oel gepreßt wird. „Dies Jahr wird es sicher zu einem Aufruhr kommen", sagte mir einer der Obstzüchter. Verwundert fragte ich: warum denn; es seien doch gar keine Anzeichen und Ursachen von Unruhen vorhanden. „Tsche nien bu nöng bu fân", erwiderte er, „dies Jahr muß es zu einer Revolution kommen, sieh' nur unsere erfrorenen Bäume an!" Die Folgezeit bestätigte die Prophezeiung dieses Bauers.

Wie ein grausiges Schreckgespenst durchzog voriges Jahr die schrecklichste Hungersnot das chinesische Riesenreich, namentlich die Südprovinzen, Hunderttausende von Opfern heischend. Die Zahl dieser Unglücklichen wurde auf drei Millionen angegeben. Fast unglaublich klingt es, zu vernehmen, was die armen Leute alles verzehrten, um nicht Hungers zu sterben: „Blätter, Wurzeln und Rinde von Bäumen werden gegessen, Stroh, zu Häcksel geschnitten und abgekocht, ja sogar Erde ißt man, um sich vom Hungertode zu retten", schrieb mir ein Missionär. Und schließlich ging auch diese Nahrung zu Ende. Und dazu wurde der ausgehungerte Bauer gezwungen, die letzten Sapeken herzugeben für die Durchführung der Reformen, vor allem für den kostspieligen Bau der Bahnen, die Millionen um Millionen verschlangen.

Als voriges Jahr der Halleysche Komet erschien, erblickten die Chinesen in ihm sofort einen Unglücksstern und prophezeiten Pest, Ueberschwemmung, Hungersnot und Krieg. Es ist ihnen auch wirklich keines dieser Schrecknisse erspart geblieben. Und noch immer weiter greift der Schrecken. Wo und wann wird das Ende sein? — Armes chinesisches Volk!

Professor Dr. Eberhard Vogel, der Präsident der Blumenspiele zu Barcelona.

Wie in Nr. 50 der „A. R." bereits kurz mitgeteilt ist, wurde Herr Prof. Dr. Eberhard Vogel, Dozent an der Technischen Hochschule zu Aachen, in Anbetracht seiner großen Verdienste um die katalanische Sprache zum Präsidenten der nächsten Blumenspiele zu Barcelona ernannt, die am 5. Mai nächsten Jahres stattfinden werden.

Wenn jemals eine Ehrung verdient war, so ist es offenbar diese. Professor Vogel hat dem Studium des Spanischen und speziell des Katalanischen alle Kräfte seines arbeitsreichen Lebens gewidmet. Eberhard Vogel ist am 24. November 1861 zu Düsseldorf geboren. Schon in jungen Jahren (1886) veröffentlichte er bei Schöningh in Münster seine „Neukatalanischen Studien", die von seinem tiefen Eindringen in den Geist dieser merkwürdigen Sprache und von seiner hervorragenden Kenntnis derselben ein beredtes Zeugnis ablegen. Wer möchte die Bemühungen Vogels verkennen, durch die er — wie einst Fastenrath — spanische und deutsche Literatur einander näher zu bringen sucht! Es ist uns leider nicht möglich, an dieser Stelle seine ganze Uebersetzertätigkeit zu würdigen, zumal da er es oft verschmäht, seine Uebersetzungen mit seinem Namen zu zeichnen. Von diesen anonym erschienenen Uebersetzungen sei nur die Uebertragung von P. Viktor Cathreins S. J. schon in acht Sprachen vorliegendem Werke „Der Sozialismus" genannt, welches Vogel für die Herdersche Verlagshandlung ins Spanische übertrug. Anderseits rühren auch eine Anzahl Uebersetzungen spanischer und katalanischer Werke ins Deutsche von ihm her, welche als ganz vortrefflich („Neue freie Presse"), sprachschöpferisch („Der Tag"), ausgezeichnet („Köln. Zeitung") gerühmt werden. Sankt Pons (S. Fischer, Berlin), Gori der Rebell (Rüden & Löning, Frankfurt) haben dem Roman geradezu neue Wege gezeigt.

Doch abgesehen von diesen Uebersetzungen besitzen wir noch einige selbständige philologische Werke Vogels. Lange Jahre hat Professor Vogel an seinem „Neukatalanischen Wörterbuche" gearbeitet, einer Riesenarbeit, wenn man bedenkt, daß es überhaupt noch kein Wörterbuch dieser Sprache gibt. Endlich hat jetzt der Langenscheidtsche Verlag das Erscheinen des ersten Bandes angekündigt. Es ist dieses das Lebenswerk Vogels.

Eine merkwürdige Seite habe ich erst dieser Tage an Professor Vogel entdeckt: Er betätigt sich auch als Jugendschriftsteller. Wenigstens fand ich eine Erzählung aus seiner Feder in einer Zeitschrift für Studierende. Ueberhaupt ist Professor Vogel ein vielseitiger und tüchtiger Mitarbeiter unserer katholischen Zeitschriften. Ich erinnere nur an die aus ihrem Dornröschen-Schlaf aufgewachte „Gottesminne" in deren Novemberheft er mit einer Uebersetzung: „Die Medaille der Freude" aus dem katalanischen Ramón Garrigas vertreten ist. — Schon seit mehreren Jahren finden wir auch seine Schilderungen der politischen, literarischen und sozialen Zustände auf der Pyrenäenhalbinsel, mit deren geistigen Größen er immer in regem Austausch gestanden hat, in unserer „Allgemeinen Rundschau".

Wir wünschen dem verdienten Forscher und Vermittler fremder Geistesschätze noch ein langes, fruchtgesegnetes Wirken. Und so betrachten wir auch diese Ernennung Vogels zum Präsidenten der — mit einer Unterbrechung — vierhundertjährigen Blumenspiele zu Barcelona als ein Omen für die wachsende Anerkennung seines Verdienstes.

R. H. de Vleuel.

Der Sittenverfall in Frankreich.

Ursachen und Heilmittel.

Im Maison de la Bonne Presse, Paris 5, Rue Bayard, ist ein Buch erschienen, betitelt: „La Natalité et les Mœurs“, par Roguenant, welches auch in Deutschland weite Kreise interessieren wird. P. Hieronymus Montes, Ord. St. Augustini, der sich als Schriftsteller auf kriminalpsychologischem Gebiet einen bedeutenden Ruf erworben hat, rezensiert dasselbe in dem ersten Novemberheft der rühmlichst bekannten Zeitschrift „La Ciudad de Dios“, Madrid, folgendermaßen:

„Die Vorrede zu diesem Buch gleicht einer prächtigen Vorhalle und wirkt so faszinierend, daß man sich die Lesung desselben nicht versagen kann. Der Eindruck, den die Lektüre hinterläßt, wirkt äußerst sympathisch. Die Ungeduld und Neugierde, mit der das Erscheinen des Buches erwartet wurde, waren vollauf berechtigt. Da sich der Autor bei unseren Nachbarn jenseits der Pyrenäen großer Berühmtheit erfreut, so waren wir sehr begierig, zu erfahren, was derselbe über das von ihm behandelte wichtige Problem denkt, und was für Fingerzeige er zur Wiedergesundung der tiefgesunkenen Moralität in Frankreich angeben würde. Herr Roguenant ist ein analytisches Talent erster Klasse, ein scharfsinniger Beobachter, der real denkt und fühlt und seine Zeit versteht. Er nimmt das verwickelte Problem so, wie es gegeben ist, und schneidet mit sicherer Hand wie ein Anatom mit seinem Seziermesser in jenes vom Krebs angefressene Eingeweide. Nachdem er das Innere dieses ehemals so vollblütigen und lebensvollen Organismus bloßgelegt hat, beginnt er das Studium des sozialen Körpers seines unglücklichen Vaterlandes mit einer Unparteilichkeit, die ihm nur zur Ehre gereicht.

Als Programm hat er aufgestellt die dort herrschende Immoralität, ihre Ursachen, ihre Heilmittel und die Anzeichen für eine beginnende Wiederherstellung. Vor unseren Blicken läßt er ein Bild der gegenwärtigen französischen Gesellschaft, vom moralischen Standpunkt aus betrachtet, vorüberziehen. Auf demselben finden sich ja allerdings einige lichte Stellen, aber viele stark aufgetragene Pinselstriche, die Schatten darstellen. Nur mit Schauder wendet er sich von dem ekelhaften Schauspiel ab, welches ihm das private und sogar das Kollektivleben bietet. Das wahre Krebsübel, das den Bestand der Familie und die monogamische Ehe fortgesetzt untergräbt, setzt sich zusammen aus dem Alkoholismus, der Unlauterkeit der Sitten bei den jungen Leuten beiderlei Geschlechts, dem Kindsmord, dem Ehebruch und der Ehescheidung, dem Gefolge der Prostitution, sowie endlich aus der durch die malthusianische Praxis verursachten Minderung der Geburtsziffer. Außerdem zeigt uns das Buch, wie die freie Liebe (union eigentlich), der übertriebene Luxus, der Betrug in allen Lebensständen, die Ausbeutung von seiten der Patrone, die Arbeiterrevolten, sowie die triste vaterlandsfeindliche Bewegung den See des gesellschaftlichen Lebens in Frankreich nicht zur Ruhe kommen lassen.

Demnach haben wir hier ein Buch vor uns, das uns die komplette Geschichte der aktuellen Dekadenz Frankreichs vor Augen führt. Trotz seiner Vollständigkeit ist sein Inhalt so abwechslungsreich, daß wir nach dessen Lesung und abermaliger Lesung nicht anstehen zu behaupten: es ist ein stattliches, in seiner Art vollendetes Werk, dem unseres Wissens kein anderes Buch dieser Art die Palme streitig machen könnte. Wir vermissen darin gar nichts: weder Klarheit und Zurückhaltung in der Darstellung, noch Gründlichkeit in der Beweisführung, noch streng logische Methode, noch endlich großartige, mächtig wirkende Synthesen. An vielen Stellen zeigt sich die Originalität des Verfassers.“

P. **Petrus Leischner**, O. S. Aug.

Wirksame Bekämpfung der Schmutz- und Schundliteratur.

Von **J. J. Laut**, C. S. Sp., Missionshaus Knechtsteden.

Amerikanische Blätter berichteten kürzlich von einem interessanten Vorfall, der für die wirksame Bekämpfung von Schmutz und Schund auch in Deutschland vorbildlich sein dürfte.

Dem Präsidenten des Verbandes katholischer Vereine Nordamerikas wurde ein Katalog einer Pariser Verlagshandlung zugeschickt, in dem angekündigt wurde, daß in Bälde eine größere Sendung einer Anzahl der schmutzigsten und unflätigsten Bücher und Zeitschriften in französischer und englischer Sprache nach Amerika abgehen würde. Der Verbandsvorstand wandte sich unverzüglich an die Postbehörde, von der sie die Zusicherung erhielt, daß man Maßregeln treffen werde, um jedwede Geldsendung oder Beförderung von eingeschriebenen Briefen an den Verleger dieser Schmutzwerke unmöglich zu machen.

Der Postinspektor Mr. Anthony Comstock ließ dem Verbandsvorstand mitteilen, man werde sofort an die Beamten des Neuyorker Zollhauses genauen Bericht erstatten über die nähere Beschaffenheit der angekündigten Ware, mit gleichzeitiger Warnung, sorgfältig auf der Hut zu sein vor allem, was den Namen der betreffenden Firma trägt oder von ihr stammt. Er fügte hinzu, die Angelegenheit werde dem Staatssekretär in Washington unterbreitet werden mit dem Ersuchen, dieselbe dem französischen Gesandten zu übermitteln, damit die französische Regierung auf das unwürdige Treiben ihres Untertanen aufmerksam werde.

„Mittelst dieser Maßnahmen“, schließt Mr. Comstock seinen Brief, „werden wir imstande sein, ein gutes Prozent dieser teuflischen Ware von unserem Lande fernzuhalten und deren weiterem Vertrieb in den Vereinigten Staaten ein Ziel zu setzen. Ich gebe mich der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß wir solche Missetäter erfolgreich aus dem Wege schaffen werden, denn wir wissen, daß auch andere Nationen im selben Sinne arbeiten. Seien Sie überzeugt, daß der Verband durch die Zusendung dieses Kataloges dem Staate einen großen Dienst erwiesen hat. Es ist von unberechenbarer Wichtigkeit, der Verbreitung von solchem Schunde in unserem oder irgendeinem anderen Lande beizeiten zuvorzukommen. Es wird mir zur größten Freude gereichen, baldigst die nötigen Schritte in dieser Angelegenheit zu veranlassen.“

In Irland geht man noch energischer vor, wie aus folgender Zuschrift an die in Neuyork erscheinende katholische Wochenschrift „America“ (Nr. 134) zu ersehen ist:

„Infolge eines Vortrages, den der bekannte Schriftsteller Dr. Barry in einer Versammlung der „Catholic Truth Society“ (Limerick) über Verbreitung und Verheerungen der englischen Schmutzpresse anfangs Oktober gehalten hat, wurden sofort energische Schritte unternommen, um dem Uebel zu steuern. Mit Zustimmung des Bischofs O'Dwyer wurde ein „Vigilance Committee“ (Sicherheitsausschuß) in Limerick gegründet zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild.

„Sofort verpflichteten sich 22 Zeitungsverkäufer, fürderhin kein Blatt zu vertreiben, das von dem Ausschuß als anstößig bezeichnet würde. Die Zeitungsjungen traten zum selben Zweck zusammen, und am folgenden Sonntag wagte von den 70 nur ein einziger mit einem geächteten Blatte auf der Straße zu erscheinen. Seiner Bürde wurde er aber bald ledig, denn die anderen nahmen sie ihm weg und warfen sie in den Shannon. Ein Zeitungshändler schickte am selben Tage 50 Dutzend Exemplare eines englischen Sonntagsblattes ungeöffnet nach London zurück. Am darauffolgenden Sonntag bestiegen Mitglieder des Ausschusses die Züge, welche den Transport der englischen Sonntagsblätter besorgen, und bewogen die Beamten, die betreffenden Pakete zurückzusenden. Aehnliches geschah an anderen Orten.

„In Limerick ist mit Hilfe der Lokalpresse, des Klerus und der tonangebenden Laienwelt das Uebel so gut wie beseitigt. Organisationen mit gleichem Zwecke haben sich in Dublin und anderen Großstädten gebildet.“

Nachtrag zur Weihnachtbücherschau.

Nach „Toresschluß“ lief vom Verlage **Franz Goerlich**, Breslau, ein eigenartiges neues Serienunternehmen ein, das voraussichtlich nicht nur auf Schüler-, sondern auch auf Familienkreise Reiz ausüben wird: „Thronfolgerleben in Brandenburg-Preußen. Lebensgeschichtliche Schilderungen für die heranwachsende Jugend und das deutsche Volk“ von Bruno Garlepp. 5 Bände à geh. ℳ 1.—, in ganz Leinenband ℳ 1.50. Dem Ganzen liegt als ethischer Gedanke die Vorbildlichkeit der preußischen Thronfolgererziehung zu grunde, welche das Kraft und Größe anbahnende strenge Pflichtbewußtsein möglichst früh und gewissenhaft fortgesetzt in dem jeweiligen künftigen Herrscher zu wecken und zu fördern sucht. Am historisch wertvollsten geben sich selbstverständlich diejenigen „Thronfolgerbilder“, die bereits ins Licht der eigentlichen Geschichte gerückt sind, wogegen vielleicht die allerjüngsten auf unsere Jugend die meiste Anziehungskraft ausüben dürften. Daß dem jetzigen Thronfolger ein ganzes Buch gewidmet ist, mag aus irgend welchem sonst triftigen Grunde, nur nicht aus dem der Objektivität heraus erklärbar sein. Inhalt der 5 Bände: 1. Der Große Kurfürst, Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. als Thronfolger; 2. Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm II. als Thronfolger; 3. Friedrich Wilhelm III., Friedrich Wilhelm IV. und Kaiser Wilhelm der Große (1. Teil) als Thronfolger; 4. Friedrich Wilhelm IV. und Kaiser Wilhelm der Große (2. Teil), Kaiser Friedrich III. und Kaiser Wilhelm II. als Thronfolger; 5. Unser Kronprinz Friedrich Wilhelm.

Im selben Verlage erscheint Woywods Volks- und Jugendbibliothek (à Band geh. ℳ 1.—, in Ganzleinenband geb. ℳ 1.50), die ihre Stoffe vorwiegend aus dem Leben des deutschen, bisweilen auch aus dem eines stammverwandten Volkes nimmt und sie in volkstümliche Sprache kleidet, mit dem ausdrücklichen Ziele, veredelnd auf Herz und Gemüt zu wirken, Verständnis für unsere soziale Gesetzgebung und kulturellen Werte sowie geographische Kenntnisse zu vermitteln. Die letzten Bereicherungen der Sammlung liegen vor: Band 35/36: Hendrik Storms Söhne von Ludwig Blümcke (8° 105 S.), die Erzählung von zwei ungleichen Söhnen eines braven holsteinischen Fischers. Der eigentliche Held gerät durch die Schuld des Bruders in Unrecht, Not und Gefahr, kämpft im Burenkriege, wird der Erbe eines reichen Offiziers und kehrt als solcher glücklich und beglückend heim: der verderbte Bruder geht unter. Band 37: „Im Joche der Fremdenlegion. Erlebnisse eines jungen Oberschlesiers in Afrika

und Ostasien", bearbeitet von **Paul Burgund** (8° 112 S.), schildert eindringlich die vielfachen schlimmen und schlimmsten Erfahrungen in der Fremdenlegion und gestaltet sich damit zu einem lauten Mahnrufe vor den dort drohenden, oft entsetzlichen Schicksalen.

Leider zu spät lief auch ein interessantes Bändchen ein: „**Freiheit. Vier Erzählungen aus Trierer Landen**" von **Antonie Haupt**. Trier, **Paulinusdruckerei** (8° 181 S.). Wir können hier nur ein paar Schlaglichter aufsetzen, gedenken aber auf das Buch später zurückzukommen. Die sämtlichen „Geschichten" stehen auf geschichtlichem Hintergrunde. Die erste: Das „Freiheitsfest", spielt in der Zeit der großen Republik; die zweite: „Als der Großvater die Großmutter nahm", in der Zeit des Korsen; die vierte: „Die Kriegskameraden", in der Zeit des 1870/71er Krieges; die dritte, das Glanzstück der Sammlung: „Trier unter der Bürgerwehr", im Revolutionsjahre 1848. Ein frischer, belebender Zug geht durch das ganze liebenswürdige Buch, das wiederum, zumal in der letztgenannten Erzählung, eine Unsumme geschichtswissenschaftlichen Bienenfleißes, zugleich taktischer Diskretion umschließt. Die alten Trierer sollen bei dem ersten Abdruck in ihrer „Landeszeitung" vor „Begeisterung schier aus dem Häuschen gewesen sein"; auch außerhalb Triers wird man das kleine Kabinettstück, wie den Gesamtband, mit Freuden aufnehmen.

Vom Büchertisch.

Die wilde Gerlos von Otto Hartmann (Otto von Tegernsee). — Regensburg 1912. **Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.** Preis ℳ 1.50. — Wir leben in der Zeit des Sportes und lesen über alle Arten so viel, daß man mit Vorsicht eine Schrift zur Hand nimmt, die uns auf Gletscher, auf den Sattel eines Pferdes, ins Auto, oder gar in die Lüfte entführt. Der Sportsmann — ob echt oder lackiert — wird den Neuerscheinungen auf dem Gebiete seiner Literatur begreifliches Interesse entgegenbringen. Das ist eine Empfehlung — immerhin aber eine begrenzte. Hat aber ein alter Mann, der die Bergesriesen nur von der Heerstraße aus begrüßen kann, wahre Freude an so einem Büchlein empfunden, dann ist es ein sicheres Zeichen, daß es gut geschrieben ist, und daß der Verfasser es verstanden hat, den Leser im Geiste mit auf die schneesilbernen Gletscher zu führen. Fürwahr — ich machte im Lehnstuhle bei der Lampe eine herrliche Gebirgspartie, und was mir besonders behagte, das war das echt Deutsche und Kernige der Schilderung.

Friedrich Koch-Breuberg.

Ludwig von Pastor: „Leben des Freiherrn Max v. Gagern 1810—1889. Ein Beitrag zur politischen und kirchlichen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Großenteils nach ungedruckten Quellen bearbeitet. Mit einem Bildnisse Gagerns". Kempten 1912, **Jos. Köselsche Buchhandlung.** 4° XVI und 499 S. ℳ 8.—, geb. ℳ 10.—. Der Name des berühmten Gelehrten steht schon für sich als mächtige Anziehungskraft. Pastor hat in dem vorliegenden Werke dem älteren Freunde ein Dankbarkeitsdenkmal errichtet, das er schon 1890/91 begann, aber wegen der ihm durch den von Janssens Tod neu überkommenen Pflichten nicht weiterführen konnte, bis ein im Dezember 1909 sich einstellendes Augenübel die Fortsetzung der Papstgeschichte für einige Zeit unterbrach, dem Autor dagegen Muße zur Fortsetzung der früher begonnenen Arbeit ließ. Gestützt auf mannigfaltiges und kostbares Material, schuf er dann dieses Buch, das für immer eine Zierde der biographischen Gesamtarbeit bleiben wird. Die ungemein lebendige, klare und durch eine persönliche Note warmherzig fesselnde Darstellung zeigt uns den Helden, Sohn des damaligen nassauischen Ministers Hans Christoph Ernst Reichsfreiherrn von Gagern, nach seinem Entwicklungswege durch erste Kindheit und Schuljahre, Universitätsstudien und Pariser Aufenthalt, niederländischen Zivil- und Militärdienst, Heirat und neugegründetes Familienleben, Privatdozententum zu Bonn und ersten preußischen Kulturkampf 1837—1840, nassauischen Staatsdienst und Rückkehr zur katholischen Kirche (1843), nassauische Gesandtschaft am holländischen und belgischen Hofe sowie die Epoche des Deutschkatholizismus in der engeren Heimat (1844—1847), im Märzsturm 1848 als Führer der Gesandtschaft der südwestdeutschen Mittelstaaten in Sachen der Bundesreform und des Planes des preußisch-deutschen Kaisertums, dann — nach dem gewaltsamen Tode seines ältesten Bruders Friedrich — im Frankfurter Parlament, unter politischer Solidarität mit seinem Bruder Heinrich und in Gegnerschaft mit der nassauischen „Kulturkämpferei", darauf nach Austritt aus dem nassauischen und Eintritt in den österreichischen Staatsdienst (1854 und 1855), ministeriell, politisch, gesandtschaftlich und sozial tätig in der neuen Heimat bis 1873, endlich inmitten katholischen und caritativen Lebens bis gegen Ende seines reich bewegten und gesegneten Daseins. Dies hervorragend plastische Lebensbild auf dem organisch geeinten Hintergrunde einer der stürmischsten, folgenschwersten und interessantesten Abschnitte unserer Zeitgeschichte, dürfte sich zweifellos als von weitreichender Tragkraft bewähren.

E. M. Hamann.

Zentrum und Vaterland. Eine Abhandlung zum Nachweise des patriotischen und staatserhaltenden Charakters der Zentrumspartei. Von Ludwig **Hermann.** (J. P. Bachem, Köln.) ℳ 1.20. Den im Untertitel versprochenen Nachweis hat der Verfasser unwidersprechbar erbracht. Für Eingeweihte nichts Neues. Nichtsdestoweniger ist aber auch für diese die Abhandlung des Interesses wert, da sie Mitarbeit und Verdienste des Zentrums, geschickt gruppiert, darstellt und besonders überzeugend dadurch nachweist, als sie viele Gegner dieser angefeindeten, verleumdeten Partei selbst zu lobendem Wort kommen läßt. Eines bedaure ich: die Preisnormierung. Nicht, daß sie für das Gebotene selbst zu hoch sei, wohl aber für die Ausdehnungsmöglichkeit des Absatzgebietes. Diese Schrift müßte nur einen ganz minimalen Betrag kosten, damit sie in vielen Tausenden von Exemplaren ins Volk flattern könne, auf daß sie weite Lücken in das Lügennetz risse, mit dem Bosheit, aber auch bloße Unwissenheit, die Ziele des Zentrums umhüllt, seine Taten verschleiert und so das wahre Bild dieser vaterländischen Partei vor den Augen der Menge versteckt haben. Zu dieser Demaskierung eignete sich die Hermannsche Schrift ausgezeichnet, und im Interesse der Wohlfahrt des Deutschen Reiches wäre daher eine Preisreduzierung oder ein billigerer Neudruck des Heftes herzlich zu wünschen.

Fritz Decker, Düsseldorf.

The German Centre-Party by M. Erzberger, member of the Centre-fraction of the German Reichstag (International Catholic Publishing Co. „Messis", Amsterdam), sh. 2.—. Im gleichen Verlage, wie die deutsche Ausgabe von Erzbergers „Deutsches Zentrum", ist nun auch die englische Uebersetzung erschienen. Einen Wunsch hege ich: den einer nun auch bald folgenden französischen Uebersetzung. Denn die Schrift Erzbergers kann nicht warm genug empfohlen werden. Sie bietet ja nur eine knappe Darstellung der geleisteten Arbeit, **der** (nicht bloß „einer") **großen deutschen, christlichen Reichs- und Volkspartei**, aber gerade wegen dieser Knappheit eine durchaus übersichtliche. Sie gibt ein scharfes Bild dieser Partei, deren Bestehen für das Wohl des deutschen Volkes eine Notwendigkeit ist, eine Notwendigkeit, die seinerzeit selbst ein Zentrumsgegner wie Fürst Bülow bei Beratung des Zolltarifs anerkannte. Jene stete Behauptung, daß das Zentrum eine konfessionelle Partei sei, entlarvt Erzberger durch Abdruck von Dokumenten aus allen Zeiten ihres Bestehens als eine Lüge, auch hebt er die Tatsachen, die den rein politischen Charakter des Zentrums beweisen, ans Licht. Die energische und segensreiche Arbeit dieser vielbefehdeten Partei auf politischem, finanzpolitischem, kirchenpolitischem und volkswirtschaftlichem Gebiete weiß Erzberger einleuchtend darzulegen. Wir Deutschen können stolz sein, daß wir eine solche Partei besitzen, die, fern von aller einseitigen Klassenpolitik, jedem Stande die bestmöglichsten Existenzbedingungen schaffen will, die keine Bevorzugung des einen auf Kosten des anderen Teiles unterstützt, die aber zugleich auch — und dies ist ein sehr wichtiger Moment — die religiösen Bedürfnisse des Volkes nicht vergißt.

Fritz Decker, Düsseldorf.

Illustrierte Kirchengeschichte von Prof. Dr. Gerh. Rauschen, Prof. Dr. Jak. Marx und Prof. Dr. Jak. Schmidt, München, **Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.** 1. Lieferung. Mit wahrhafter Freude wird man die Nachricht vernehmen, daß endlich eine große, volkstümliche Geschichte des Lebens und der Entwicklung der hl. Kirche im Erscheinen begriffen ist. Fehlte es doch bisher zwar keineswegs an kirchengeschichtlichen Lehr- und Handbüchern, wohl aber an einem Werke, das in edler, leicht faßlicher Sprache und ausgestattet mit einer Fülle bester und authentischer Illustrationen geeignet war, auch weiteren Kreisen ein übersichtliches Bild davon zu geben, wie das Christentum und seine Kirche sich seit den ältesten Zeiten glorreich herausgebildet, wie sie durch lange Jahrhunderte gelitten, gestritten, gesiegt und triumphiert haben. So durchleben wir bei der Lektüre eines solchen Werkes die Vergangenheit nochmals und die Bilder sorgen dafür, daß wir mit ehemaligen Generationen, ihren Gebräuchen, Kunst- und Kulturzuständen gewissermaßen gleichwie mit der Wirklichkeit vertraut werden. Die drei Bearbeiter des vorliegenden Werkes, anerkannte Autoritäten, haben, wie schon die Durchsicht des bisher vorliegenden ersten Heftes zeigt (ihrer sollen etwa 20 erscheinen zum Preise von je 60 Pfennig), ihr Bestes gegeben. Nicht minder hat der Verlag für die Ausstattung des schönen Werkes weder Kosten noch Mühe gescheut. Wenige Literaturerzeugnisse dürften sich zu einem Weihnachtsgeschenke besser eignen. Möge das Buch ein Hausschatz in recht vielen Familien werden, und dazu helfen, die Liebe zum Glauben, die Begeisterung für die hl. Kirche in unseren schweren Tagen zu erhalten und zu fördern.

Joseph Albrecht.

Gebetbücherliteratur. Die eucharistische Bewegung hat eine ganze Reihe von Neuerscheinungen aszetischen Inhalts auf den Büchermarkt gebracht. Darunter mag sich manches oberflächliche, wenig Frucht bringende Werkchen finden. Aber auch eine Anzahl ganz brauchbarer Kommunionbücher verdankt den beiden großen Kommuniondekreten Pius' X. ihre Entstehung. Zu diesen sind zu zählen das ansprechende Büchlein des P. **Joh. Schäfer: „Der kommunizierende Christ"**, 2. Aufl. (Kevelaer, **Danwitz**), sowie die beiden vielgebrauchten Andachtsbücher des P. **Heinrich Müller: „Auf zum hl. Gastmahl"**, 8. Aufl. (Steyl, Missionsdruckerei) und eine Auswahl aus dem letzteren „**Gastmahl der Seele**". 3. Aufl. (Kevelaer, **Danwitz**). Ein ganz gediegenes und vorzügliches Kommunionbuch ist das von **Ludwig Soengen S. J. „Das Liebesmahl des Herrn"**. 9. Aufl. ℳ 1.80. (Kevelaer **Butzon & Bercker**). Frei von süßlicher Frömmelei, bietet es in den 50 Kommunionandachten eine gesunde, kräftige Geisteskost. An diesem Buche wird auch die kommunizierende Männerwelt Gefallen finden. Ein bekanntes und beliebtes Gebetbuch für Marienverehrer tritt seine 8. Wanderung durch die Welt an: „**Maria, unsere Trösterin, Helferin und Fürsprecherin.**" Von **Joseph Kremer**. 8. Aufl., besorgt von **Schwester M. Paula**. Kevelaer, **Butzon & Bercker**. Geb. ℳ 1.80. Der ungemein reiche Inhalt des Büchleins hat an manchen Stellen, die einen etwas veralteten Text aufwiesen, ein neues Gewand bekommen. Auch wurden einige Belehrungen über die hl. Kommunion sowie einige Gebete für Kranke hinzugefügt.

J. Wernado.

Winterabend.

Von Fritz Flinterhoff.

Winterabend! Ich sitze am Schreibtisch und träume — ich schaue wieder meine Heimat und unter Bäumen mein Elternhaus. Die beiden mächtigen Linden vor der Türe rauschen durch den Winterabend. Hui, wie der Sturm braust und der Regen an die Scheiben schlägt! Wie gut sitzt es sich da am warmen Herd in unserer alten trauten Stube! Die Holzscheite knistern in der Glut; zuweilen leuchtet es auf da drinnen und die Flammen springen empor, als wollten sie fliehen vor dem Sturm, dem ungeschlachten Gesellen, der durch den Schornstein zu ihnen hereinfegt. Wie laut tickt die Uhr durchs Zimmer; langsam und gemächlich schwebt der Engel auf dem Zifferblatt auf und ab — auf und ab!

An dem breiten, weiß gescheuerten Tische sitzt die Mutter mit den Mägden bei einer Handarbeit; Großvater liest ein Buch aus dem Borromäusverein und zieht Wolke um Wolke aus seiner kurzen Pfeife, er ist ein großer Raucher vor dem Herrn. In der Ecke am Kamin sitzt der Vater in seine Zeitung vertieft; die Pfeife ist ihm längst kalt geworden; er hustet oft und lange, das hat ihm der „böse Feldzug" angetan. In der gegenüberliegenden Ecke am Fenster schneidet unser Knecht Fidibus um Fidibus; Streichhölzer gebrauchte man fast nur außerhalb des Hauses und in der Wirtsstube, so wollte es die Sitte meiner Heimat am Niederrhein.

Das Licht der Lampe fällt, durch die Glocke gedämpft, nicht weit ins Zimmer; wo wir Kinder uns am Herd um die Großmutter geschart haben, liegt schon ein trautes Halbdunkel. „Großmutter, erzählen, erzählen"! drängen die kleinen Quälgeister. Und Großmutter faltet die mageren Hände in den Schoß und erzählt; ihre treuen alten Augen glänzen, der welke Mund lächelt und über das runzelige Gesicht fliegt ein seliges Leuchten. Denkt sie ihrer eigenen Jugend? weilt sie in Gedanken bei Zeiten, die siebzig Jahre hinter ihr liegen, da sie zu Füßen ihres Großmütterchens saß und sich die lieben alten Geschichten und Märchen erzählen ließ, von denen sie heute zu ihren Enkeln spricht? Wir Kinder sitzen vor ihr mit leuchtenden Augen und klopfenden Herzen und lauschen und lauschen; an den Fenstern rüttelt und schüttelt der wilde Sturm; in der Stube am warmen Herd ist's lieb und traut, und Großmütterchen erzählt.

Die Krippensammlung des bayerischen Nationalmuseums

hat in letzter Zeit durch eine Anzahl von Neuerwerbungen, die der Stifter der unvergleichlichen Sammlung, Herr Kommerzienrat Max Schmederer, gemacht hat, an Wert und Interesse noch gewonnen. Die deutsche Abteilung wurde durch eine Osterkrippe bereichert, die die Szenen von Christi Passion in gesonderten Abteilungen zeigt. Die Figuren, Münchner Arbeit des 18. Jahrhunderts, zeichnen sich durch besonders schöne Köpfe und edle Haltung aus. Den meisten Zuwachs erhielt die Abteilung der neapolitanischen Krippen. Der Besucher wird manche Aenderung der Aufstellung finden; eine gewisse Ueberfüllung fängt an sich bemerkbar zu machen, aber um der guten Sache willen wird man doch froh darüber sein. Eine Anzahl von Modellen neapolitanischer Häuser macht den Anfang. Dann folgen mehrere breit, aber wenig tief, also annähernd reliefartig angeordnete, vielfigurige Gruppen mit überaus interessanten Szenen aus dem Volksleben. Das Milieu ist meisterhaft getroffen — diese Höfe, Häuser, blühenden Obstgärten, die Landschaft mit Blicken in die Ferne, nach dem dampfenden Vesuv. Dazwischen Scharen von Menschen in den erdenklichsten Verrichtungen des Werktages, jede Figur ein feines charakteristisches kleines Kunstwerk, Menschen und Tiere von einer Natürlichkeit, daß man sich kaum satt daran sehen kann. In brillantem Kontrast gegen diese Volksdarstellungen stehen jene des Aufzuges der Hl. drei Könige. Prachtvoll gearbeitete Rosse mit begleitenden Mohren füllen einen Schrank, einen zweiten die staunenswerte reiche Sammlung von Waffen, Messern, Stöcken, Tabakspfeifen, Musikinstrumenten. In einem dritten befindet sich ein geradezu entzückender, äußerst stattlicher Silberschatz und Geschenke aller Art, das die Könige darbringen wollen, vergoldete mit Korallen besetzte Vasen, Filigranarbeiten, Teppiche. Ein vierter großer Glaskasten, rund gebaut, daß man den Inhalt mit seiner künstlerischen Aufstellung von allen Seiten sehen kann, beherbergt das Prunkzelt der Könige, um welches herum unzähliges Gefolge und Getier sich tummelt und mit erdenklichstem Gerät und Reisegepäck sich zu tun macht, musiziert usw. Der Besuch der Krippensammlung ist dank dieser neuen Erwerbungen wenn möglich noch empfehlenswerter denn zuvor.

Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Rache Wedekinds. „Oaha" betitelt sich ein Stück Wedekinds, das der „Neue Verein" im Lustspielhaus „vor Geladenen" aufführen ließ. Da ich zu den konsequent Nichtgeladenen gehöre, bin ich auf den Bericht eines Freundes angewiesen, der also schreibt: Man weiß es ja, daß vor einigen Jahren die Leute vom „Simplicissimus" durch einen „Staatsstreich" ihren Verleger Langen depossedierten resp. sich zu Mitteilhabern des durch seine „Kunst" und anderes Riesengewinne abwerfenden Blattes machten. Der „Poet" Wedekind wurde bei der „Teilung" übergangen. Schmerzlich! Aber noch schmerzlicher ist seine dramatische Rache „Oaha". Sie treten alle auf, lebensecht in der Maske und boshaft karikiert: der „krachlederne" Thoma, der recht übelriechende Komplimente einheimst, Heine, Reznicek, Thöny, Verleger Langen und dessen Schwiegerpapa Björnson (der einzige, der es wohl nicht verdiente, verulkt zu werden). Wedekind spielt auch mit, sowohl im Stück und leider auch als Schauspieler. Die sogenannte Komödie ist kunstlos und langweilig, aber der Literaturklatsch interessierte und entfesselte Beifall. Die Simplicissimusleute sind also nicht vor Schadenfreude geschützt, selbst bei denen, die sie unter die Halbgötter versetzten.

Aus den Konzertsälen. Hector Berlioz' geistliche Trilogie „Des Heilands Kindheit" gehört zu den am seltensten gehörten Werken des Meisters, unter denen es durch seine naive Anmut eine Sonderstellung einnimmt. Mit der Aufführung dieses kleinen Oratoriums debütierte mit sehr schönem Erfolge der „neue Orchesterverein", diese neue Korporation von Musikfreunden und Berufsmusikern tritt in die Fußtapfen des alten, der bis vor wenigen Jahren bestanden und unter der Leitung von Männern, wie Hausegger und Heinrich Schwartz für das musikalische Leben Münchens sehr viel wertvolle Anregungen geboten hatte. Hermann Zilcher, dem man seit einigen Jahren als Komponisten und Pianisten in unseren Konzertsälen mehrfach mit gutem Glücke begegnet ist, ist der Dirigent des Orchestervereins. Er errang mit der Leitung der geistlichen Trilogie einen vollen Erfolg. Orchester und Chöre waren sorgfältig einstudiert und von guter dynamischer Schattierung. Was Zilcher mit diesem erst ad hoc eingespielten Orchester erreichte, verdiente vollkommen den stürmischen Beifall, den die künstlerische Leistung des Abends fand. Doris Frieß-Lanquillon erfreute in der Partie der heiligen Maria durch ihren wohlgebildeten Sopran, der besonders in der Kantilene weiche Klangschönheit und Frische aufweist. Hans Stadler (Joseph und Herodes) verfügt über üppige stimmliche Mittel, die viel Klangreiz besitzen. Auch E. Jank und A. Schlosser boten stimmlich und im Vortrag sehr Beifallwürdiges. So war der erste Abend, den die neue Vereinigung bot, ein verheißungsvoller. Die Schlichtheit und Gefühlsinnigkeit des Werkes, in dem sich leise altertümelnde Formen mit durchaus neuartiger Koloristik mischen, hat in unserer ganzen Musikliteratur wenig Rivalen. Leider am gleichen Abend fand das V. Abonnementskonzert des Konzertvereins statt. Aus des Russen Sergei Rachmaninows E-Moll-Symphonie, die man in München noch nicht gehört hatte, spricht nach dem Urteil meines Vertreters besonders das Temperament und die farbenreiche Stimmungsmalerei stark zu uns. Durch Ferdinand Löwes brillante Wiedergabe fand die Neuheit lautesten Beifall. Selbst hörte ich noch einige der Lieder, die Frau Lula Mysz-Gmeiner mit ganz außerordentlichem Gelingen sang. Die Orchesterbegleitung zu diesen Hugo Wolf- und Richard Strauß-Liedern war von hoher künstlerischer Finesse. Eine meisterliche Wiedergabe von Mozarts C-Dur-Symphonie (Köchel-V. Nr. 425) bildete den Abschluß des Abends. Ferdinand Löwe wirkte auch bei dem zweiten Kammermusikabend des Konzertvereinsquartett mit. Man hat ihn ja bereits öfters als ausgezeichneten Begleiter am Flügel gesehen, aber sein ganzes pianistisches Können offenbarte er (für uns Münchener wenigstens) erst an diesem Kammermusikabend im C-Dur Trio op. 87 und F-Moll-Quintett op. 34 von Brahms. Die Herren Heyde, Braun, Stiglitz und Maas bildeten mit ihm ein Ensemble, dem wenig oder nichts zur Vollkommenheit fehlt.

Verschiedenes aus aller Welt. Zum Gedächtnis von Heinrich Marschners fünfzigsten Todestage gab das Hoftheater in Hannover des Komponisten Oper: „Vampyr". In der Neubearbeitung von Derichs und Hofkapellmeister Weigmann erzielte das Werk eine außerordentliche Wirkung. Im Foyer war eine Ausstellung von Briefen und Manuskripten Marschners veranstaltet. — Gute Aufnahme fand in Erfurt die Uraufführung der „Castilianer", Oper von Theodor Erler. Dem Libretto liegt Calderons „Richter von Zalamea" zugrunde, doch läßt der Textdichter das Drama gut ausgehen, auch Erlers Musik gleitet leicht über alles Tragische hinweg. — Die neue „Kurfürstenoper" in Berlin erzielte mit Gounods „Philemon und Baucis" einen künstlerischen Erfolg. — Bei der Dessauer Premiere der „Elektra" wurde Rich. Strauß stürmisch gefeiert. — Ernst Alves, das begabte, junge Mitglied der Münchener Hofbühne, wurde für das Stuttgarter Hoftheater verpflichtet. Sein Gastspiel als Marquis Posa und Max Piccolomini fand sehr günstige Aufnahme.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Berliner Grossbanken haben ihren Klienten und den nahestehenden Geschäftsfreunden wiederholt ruhige Beobachtung und grössere Reserve bei den Börsengeschäften anempfohlen. Hier und da gelang solch ein kleiner Dämpfer und blieb auch einige Tage bemerkbar. Jedoch nach kurzer Zeit, hervorgerufen durch die glänzenden Tendenzmeldungen vom deutschen Industriemarkt, konnte sich stets recht bald wieder die Haussestimmung tonangebend Bahn brechen. Die Elastizität und die überaus grosse Widerstandsfähigkeit unserer heimischen Effektenmärkte, sowie das Vertrauen des Kapitalismus zur gebesserten Konjunktur behaupteten sich unentwegt. Wenn auch einzelne Börsentage der abgelaufenen Berichtszeit den grosszügigen Elan der Vorwoche nicht erreichten, so blieb doch stets ein fester Grundton unverkennbar. Die vorübergehenden Kursabflauungen wurden stets rasch ausgeglichen. Massgebend hierfür war insbesondere, dass nur ein einziger Faktor zur Reserve gemahnt hatte — die Geldsorge! Die Ansprüche von Handel und Industrie mehren sich stark; dazu kommen die Ultimoversorgungen und die allgemeinen, vielverzweigten Geldvorbereitungen für den Jahresschluss. Die Anforderungen an die Reichsbank und an die übrigen Geldquellen waren enorme. Die Sächsische Notenbank erwehrte sich derselben durch ihre Diskonterhöhung um ½ Prozent. Dadurch und nachdem bedeutende Wechseldiskontierungen bei der Reichsbank vorgenommen waren, verfolgte man die Diskontpolitik der Reichsbank besonders in Industriekreisen sehr besorgnisvoll. Vielfach befürchtete man, dass das Zentralnoteninstitut dem Beispiel der sächsischen Kollegin sofort folgen werde. Das wiederholt rühmlich anerkannte kluge Vorgehen und die weise Kalkulation der Reichsbankleitung kam den Bedürfnissen des heimischen Wirtschaftslebens jedoch entgegen. Die Bank versucht, wie sie schon erklärt hatte, nach Möglichkeit mit dem seitherigen Diskontsatz über den Jahresschluss auszukommen, weil sie hofft, mit dem Beginn des neuen Jahres grosse Rückflüsse zu erhalten. Immerhin hatten die Börsenfaktoren sich noch mehr Reserve gegenüber dieser Geldmarktlage auferlegt. Andere Sorgen hat die Berliner Börse zurzeit nicht. Die Politik blieb ausgeschaltet und wird wohl auch in den nächsten Wochen nichts Neues bringen. Die bevorstehenden Feiertage, der Jahresschluss, Bilanz- und Inventurarbeiten haben den Markt jedoch beengt. Die grossen Börsenumsätze fehlten daher, und der gesamte Verkehr spielte sich in engen, wenn auch vorwärtsstrebenden Kreisen ab. Eine Hauptstütze fand der deutsche Effektenmarkt in den fast durchwegs glänzenden Berichten der Industrie, speziell der Eisen- und Kohlenbranche. Die Verhandlungen zur Erneuerung der Syndikatsverbände nehmen einen günstigen Fortgang. Das Kohlensyndikat stellt grosse Preiserhöhungen in Aussicht. An der Düsseldorfer Produktenbörse sind für die Eisensorten grössere Preisaufschläge notiert worden, und der Kohlen- und Koksmarkt wird als fest bei starkem Abruf gemeldet. Die Geschäftslage beim Roheisensyndikat hat einen grossen Versand und eine erhebliche Abnahme der Vorräte zu konstatieren. Vom Stahlwerksverband wird berichtet, dass der Versand im November in den Spezialitäten derart lebhaft gewesen, dass in sämtlichen Produkten die Quoten der Werke erheblich erhöht werden müssen. Diese überaus günstigen Konjunkturnachrichten lösten mit Recht an der Börse wiederum jene feste Tendenz aus, welche den Industrieeffekten schon seit langem innegewohnt hat. Ein vorzüglicher Kabelbericht vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt liess auch für dort eine Konjunkturbesserung erkennen. Die Hinweise von gebesserten statistischen Exportziffern Deutschlands und das grosse Einnahmeplus der deutschen Eisenbahnen im November wurden an der Börse gleichfalls mit Recht als deutliches Zeichen einer günstigen Konjunktur betrachtet und verwertet. Trotz all dieser überaus befriedigenden Beweise einer gesunden und kräftigen Entwicklung der heimischen Industrie und des deutschen Wirtschaftsmarktes glaubt man, dass die Börse, wie schon öfters, auch die verschiedenen Momente, welche Reaktionen herbeiführen können, mehr beachten sollte. Neben den Sorgen wegen der mutmasslichen Geldmarktentwicklung bedingt auch die Politik, sowohl die Auslandslage, wie auch der Hinweis auf die kommenden deutschen Wahlen, manche Reserve. Die Auspizien der industriellen Lage in Deutschland sind zwar günstige und berechtigen immerhin zu den besten Hoffnungen. Immerhin sind Reaktionen und Kursrückgänge möglich, um so mehr, als monatelange Kursavancen vieles dieser Momente schon genügend zum Ausdruck bringen. M. Weber.

Von moderner Edelschmiedekunst.

Die deusche Edelschmiedekunst hat an dem Aufschwunge der modernen Künste ihren reichen Anteil. In bewunderungswürdiger Art beherrscht sie die Fülle der kostbaren Materialien, schaltet, geschult an der Trefflichkeit alter Vorbilder und der Schärfe neuzeitlicher Stilerkenntnis, mit den Edelmetallen, kostbaren Steinarten, Emaillen, nimmt auch feinste Hölzer, Elfenbein und was sonst ihren Zwecken dient, zu Hilfe, um Gebilde von feinster Vollendung zu schaffen. Es ist eine erlesene Zahl von Kunstinstituten, die den Ruhm der deutschen Edelschmiedekunst im In- und Auslande verbreitet. Auf eins sei hier besonders aufmerksam gemacht, weil es vor allem herrliche Erzeugnisse kirchlicher Kunst schafft. Es sind die Werkstätten **August Witte, G. m. b. H. in Aachen.** Hervorgegangen 1865 aus dem Institut des Goldschmiedes Vesco, hat diese Anstalt zuerst unter der Leitung des Meisters August Witte geblüht. Schon damals wurden ihr Aufträge seltenster und schwierigster Art übertragen. So gelang ihr die von Kaiser Wilhelm I. gewünschte Herstellung der im höchsten Grade kostbaren goldenen Altartafel (der Pala d'oro) des Aachener Münsters. Nach Wittes frühem Tode 1883 ging die Leitung der Firma an seinen Sohn Bernhard über, der ihr noch heute mit größtem Ruhme vorsteht. Der in dieser Familie heimische geniale Künstlergeist machte sich bei Bernhard schon frühzeitig bemerkbar und rechtfertigte das Vertrauen, welches ihm und seiner Anstalt auch von den höchsten und kunstverständigsten Persönlichkeiten entgegengebracht wurde. Ein Kelch, der von einem Kardinal Sr. Heiligkeit dem Papste Leo XIII. geschenkt wurde, erregte neben sonstigen für den Campo santo und das Collegium Germanicum gelieferten Kunstwerken, dessen Begeisterung so sehr, daß er den Künstler zum „Goldschmied des Hl. Stuhles und der apostolischen Paläste" ernannte, und ihm damit eine in Deutschland sonst noch niemandem zuteil gewordene Ehrung bereitete. Die gewaltigen Anforderungen, die an die Wittesche Kunstanstalt gestellt wurden, veranlaßten nach einiger Zeit die Begründung einer Filialwerkstätte im Haag. Zu seinem Beistande und auch zur Vertretung in der holländischen Zweiganstalt zog Bernhard Witte seinen jüngeren Bruder August heran. Letzterer, der leider nur 33 Jahre alt geworden ist, war einer der ausgezeichnetsten Künstler in seinem Fach. Der Meisterschaft der beiden Brüder verdanken Werke ihre Entstehung wie der köstliche Reliquienschrein des hl. Quirinus zu Neuß, der Taufbrunnen in der Aachener Marienkirche, dessen Reliefs an Großartigkeit mit Ghibertischen Skulpturen wetteifern. Zu den kirchlichen Werken ersten Ranges gehört auch der Reliquienschrein der Kirche zu St. Odilienberg bei Roermond, ferner herrliche Altäre, wie die in den Kirchen „Unter dem Bogen" und St. Servatius in Maastricht. Dazu kam die unabsehbare Fülle kleinerer Kostbarkeiten, also Monstranzen, Kelche, Ziborien, Bischofstäbe, Reliquiarien und dergleichen. — Seit der jüngere August Witte nicht mehr lebt, hat sein Bruder Robert, der als Architekt in Dresden wirkt, bewiesen, daß die altberühmte Kunstanstalt auch von ihm hervorragendste Leistungen zu erwarten hat. Zu den neuesten Arbeiten der Anstalt gehören die Stationsbilder im Kreuzgange des Aachener Münsters. Von den nach Entwürfen des Malers Krahforst ausgeführten niellierten und vergoldeten Messingplatten sind bisher fünf zur Aufstellung gelangt. In Arbeit befindet sich ferner für den Domschatz zu Aachen ein kostbarer Reliquienschrein für die Gebeine der hl. Blutzeugen Corona und Leopardus. Kaiser Otto III. überführte diese Reliquien im Jahre 997 von Rom nach Aachen, wo sie im Jahre 1910 in der Nähe seines Grabes gefunden und erhoben wurden. Das Stiftskapitel beschloß, die Gebeine nunmehr in einem monumentalen Schrein unterzubringen, der sich nicht allein den vorhandenen berühmten historischen Stücken anpassen, sondern auch ein lebendiges Zeugnis von dem hohen Stande der Aachener Goldschmiedekunst ablegen soll. Neben den Werken kirchlicher Bestimmung schafft die August Wittesche Kunstanstalt auch profane. Zu den hervorragendsten Leistungen auf diesem Gebiete gehören die Aachener Rathaustüren, ferner die hochinteressanten Stücke des Aachener Ratsilbers, von dem hier nur ein herrlicher Pokal mit Schüssel und das charaktervolle, eines kräftigen Humors nicht entbehrende „Teufelstintenfaß" genannt seien. Kein Wunder, daß einem Bemühen, welches von so vorzüglichen Erfolgen begleitet ist, auch vielerlei äußere Anerkennung und rühmliche Auszeichnung zuteil geworden ist. Joseph Albrecht.

Weihnachtsbitte! Jeder Seelsorger und wer sonst auf caritativem Gebiete tätig ist, weiß, wie oft die Wirkungen von Seelsorgsarbeit, von caritativem und sozialem Eingreifen abgeschwächt werden durch Trunksucht. Der **Trinkerheilanstaltsverein „Volkswohl", e. V.,** Sitz München, vom **Katholikentag** Mainz einstimmig **empfohlen** (Vorstand: Kurat Hirschauer in Haustein [Bayern]), mit **800** Mitgliedern aus ganz Deutschland will helfen durch katholische **Trinkerheilanstalten,** durch Förderung von **Wanderarbeitsstätten. Trinkerrettung — Familienrettung — Kinderrettung — Christenpflicht!** Möge geholfen werden durch **Spenden,** besonders durch **Beitritt** von 1 ℳ an und **Werben,** denn die **Not ist groß!** Dauernde Rettung durch Anstaltsbehandlung nachweisbar möglich. Dieser Nummer liegt eine Zahlkarte bei, und wird um Benützung gebeten. Bitte anzugeben, ob Mitgliedsbeitrag oder Geschenk oder Darlehen zu 4% (nötig zu kl. Werkstätte, weil Arbeitsgewöhnung ein Hauptheilfaktor ist). „Volkswohl" hat Nr. **3300** beim Postscheckamt München.

Aktienbrauerei zum Löwenbräu in München.

Bilanz am 30. September 1911.

Aktiva.

	ℳ	₰
Grunderwerb	3,278,849	53
Gebäude	4,595,619	30
Maschinen	196,546	93
Inventar	649,472	42
Neubauten	26,928	63
Vorräte	2,125,026	93
Aussenstände	1,008,372	64
Cassa	359,851	77
Wechsel	89,104	82
Effecten	2,885,137	85
Bankguthaben	4,566,944	84
Wirtschaftsanwesen und Grundbesitz	10,629,571	58
Ausw. Ausschank-Einricht.	225,788	78
Hyp.-Darlehen und sonstige Debitoren	8,417,828	74
Aval-Conto	361,317	63
	39,416,362	39

Passiva.

		ℳ	₰
Aktien-Kapital		9,300,000	—
4% Schuldverschreibungen		4,550,000	—
Hypotheken auf der Mathäserbrauerei		1,689,045	24
Hypotheken auf Wirtschaftsanwesen		6,143,738	14
Gesetzlicher Reservefonds		4,831,393	27
Spezial-Reservefonds		2,000,000	—
Delcredere-Reserve		1,000,000	—
Reserve f. Gebühren-Aequivalente		131,671	70
Reserve f. Arbeiterwohnungen		100,000	—
Reserve f. Beamten-Pensionsversich.		76,275	30
Arbeiter-Pensions- u. Unterstützungskasse		1,249,933	78
Desgl. der Mathäserbrauerei		72,715	35
Kautionen und Einlagen		2,084,756	59
Malzaufschlag und diverse Kreditoren		2,045,544	57
Nicht erhobene Dividenden		1,140	—
Schuldverschreibungs-Zinsen		60,560	—
Aval-Conto		361,317	63
Gewinn- und Verlust-Conto:			
Bruttogewinn	ℳ 3,695,406.24		
Uebertrag aus dem Vorjahre	„ 466,801.49		
	ℳ 4,162,207.73		
ab: statut. Abschreibg.	„ 443,936.91	3,718,270	82
		39,416,362	39

In der heute stattgehabten Generalversammlung ist auf Grund des Rechnungsabschlusses vom 30. September 1911 die Verteilung einer Gesamt-Dividende von 20% beschlossen und deren sofortige Auszahlung genehmigt worden.

Es wird demgemäss von heute an

der Dividende-Coupon Nr. 39 unserer Aktien I. Emission mit ℳ 60.—
„ „ „ „ 24 „ „ II. „ „ „ 240.—
„ „ „ „ 17 „ „ III. „ „ „ 240.—
„ „ „ „ 12 „ „ IV. „ „ „ 240.—
„ „ „ „ 11 „ „ V. „ „ „ 240.—
u. „ „ „ „ 5 „ „ VI. „ „ „ 240.—

bei der **Bayerischen Vereinsbank in München**
und dem **Bankhause Anton Kohn in Nürnberg**

zur Einlösung gelangen.

München, 19. Dezember 1911.

Aktienbrauerei zum Löwenbräu in München.

F. Mildner. Döll.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.60 (2 Mon. M. 1.75, 1 Mon. M. 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 1. München, 6. Januar 1912. IX. Jahrgang.

Am Meilenstein 1912.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Ein Uff der Erleichterung begleitet diesmal den Jahresrückblick. Wir sind wieder einmal über den zugefrorenen Bodensee geritten. Das zweite kriegsschwangere Jahr, das uns der leidige Marokkohandel beschert hat. Vor 6 Jahren kamen wir in Algeciras mit einem blauen Auge davon; diesmal war der Ausgang aus einer ernsteren Gefahr vorteilhafter und rühmlicher. Der Nachfolger des Schönredners Bülow und der neue Gehilfe v. Kiderlen-Wächter waren nämlich so klug gewesen, sich nicht abermals auf eine vielköpfige Konferenz einzulassen, sondern den Ausgleich in direkten Verhandlungen mit Frankreich zu suchen.

Neben der Liquidation des alten Marokkohandels haben der italienische Einfall in Tripolitanien, die beginnende Aufteilung Persiens und der Zersetzungsprozeß des chinesischen Riesenreiches dem verflossenen Jahre die Ruhe gestört. Das entspricht der Signatur der Neuzeit: die Großmächte halten in Europa selbst unter krampfhafter Wahrung des Besitzstandes den Frieden im Gleichgewicht, aber die Aufteilung der halb oder gar nicht zivilisierten Weltteile stürzt sie in Konflikte und Kriegsabenteuer. Um westindische Inseln und die Philippinen haben sich Spanien und Nordamerika geschlagen. England hat um die Arrondierung in Südafrika den kostspieligen Burenkrieg geführt. Frankreich ist noch dabei, den marokkanischen Boden mit Geld und Blut zu düngen. Spanien steckt den Rest der Finger, die es in Amerika sich verbrannt hat, in dasselbe Feuer um einiger marokkanischer Kastanien willen. Rußland hat wegen hinterasiatischer Begehrlichkeit schwere Schläge bekommen, aber es setzt in Mittelasien seine alte Eroberungspolitik fort. Zunächst in Persien, von dem es sich die Nordhälfte durch England hat schenken lassen, um ihm die Südhälfte zu schenken, obschon beide Geschenkgeber gar kein Eigentumsrecht auf das Verschenkte hatten. Die Gärung in China hat nun gerade vor Jahresschluß zu einer sogenannten Unabhängigkeits-Erklärung der Mongolei geführt; das wird keinen anderen Effekt haben, als daß die Mongolen aus der formalen Oberhoheit Chinas in die wirkliche Abhängigkeit von Rußland geraten. Nun fehlt nur noch, daß die Mächte sich in den chinesischen Zersetzungsprozeß einmischen und dabei in den üblichen Beutestreit geraten. Der überraschende Feldzug der Italiener nach Tripolis und seinem Zubehör, dem letzten greifbaren Stück von Nordafrika, ist glücklicherweise bisher „lokalisiert" geblieben. Die sogenannte Lokalisierung ist eine moderne Friedenskrücke. Man kann nur seufzen: Ach, möchte doch die Aufteilung der außereuropäischen Welt bald zum Abschluß kommen, damit nicht Afrika und Asien und vielleicht gar noch das Südpolland uns weiterhin mit Erisäpfeln überschwemmen!

Deutschland ist bei der Aufteilung der exotischen Welt zu spät gekommen. Im Verhältnis zu seiner Größe und Macht hat es zu wenig von dem kolonialen Kuchenteller erhalten. Das letzte Jahr hat uns freilich im Anschluß an den Marokkohandel eine Erweiterung Kameruns bis an den Kongo gebracht; doch ist dieses Tortenstück mehr durch Quantität als durch Qualität ausgezeichnet. Freilich muß man bei dem geringen Umfang der festen Erdoberfläche und der wachsenden Masse der konkurrierenden Menschheit jeden Fetzen Land für einen beträchtlichen Zukunftswert halten. Nimm, was du kriegen kannst, ist die moderne Parole für alle expansionsfähigen Nationen, und Deutschland hat bekanntlich eine viel größere natürliche Triebkraft in sich, als das kinderarme und doch so kolonialhungerige Frankreich.

Den Vater aller Hindernisse auf unserem Expansionswege hat uns das verflossene Jahr gründlich kennen gelehrt. Der englische Koloß steht uns überall im Wege. Pessimisten haben schon seit Jahren gesagt, auch zur Zeit der schönsten Anbiederungsversuche und Versöhnungsfeste, daß die Logik der Tatsachen auf eine blutige Machtprobe zwischen England und Deutschland hindränge. Diesen Sommer schien die Erfüllung dieser düsteren Prophezeiung kommen zu wollen. Die englische Regierung mischte sich in der vierten Juliwoche in die deutsch-französischen Verhandlungen mit einer Rücksichtslosigkeit ein, die man beim besten Willen nicht allein mit der Treue gegen das befreundete Frankreich erklären konnte. Durch Enthüllungen des englischen Abgeordneten Kapitäns Fabre, die seitens des deutschen Reichskanzlers eine amtliche Bekräftigung und seitens der englischen Regierung keine bündige Berichtigung erfahren haben, ist klargestellt, daß die englische Flotte sowohl gegen Ende Juli als gegen Ende August zum Angriff auf die deutschen Schiffe und Küsten sich möglichst bereitgemacht hatte. Die Bereitstellung hatte allerdings verschiedene Schwächen und Mängel in der angeblich weltbeherrschenden Seemacht des üppigen Britentums enthüllt. Im entscheidenden Augenblick hatte man doch eine Scheu vor dem großen Risiko, — trotz der ausgedehnten Spionage. Vielleicht auch wegen der ausgedehnten Spionage, da man durch letztere gewiß die Vortrefflichkeit der deutschen Schiffe und Küstenbefestigungen sowie des zugehörigen Personals kennen gelernt hatte. Dazu kam die sehr verständliche und schon bei der bosnischen Krisis zutage getretene Furcht der Franzosen vor einem Koalitionskriege gegen Deutschland, bei dem Frankreich die schwersten Schläge zu erwarten hatte. Wenn unter dem englischen Eingriff die Fäden der diplomatischen Verhandlung gerissen waren, so gelang es der deutschen Geduld und der französischen Besonnenheit jedesmal, die Enden wieder zu verknüpfen, und schließlich kam man zu einem Ausgleich, den auch England nicht beanstanden konnte.

Die grelle Beleuchtung der englischen Feindseligkeit bildet das folgenschwerste Kapitel der Jahreschronik. Alle Hoffnungen, die durch Verbrüderungsfahrten und schöne Friedensworte geweckt waren, wurden zerstört durch diesen Reif in der Sommernacht. Als das Marokkoabkommen im deutschen Reichstag auf die Tagesordnung kam, sprach niemand gegen Frankreich und kaum jemand über Frankreich; aber der Protest gegen die englische Anmaßung ertönte kräftig von allen Seiten. Er spitzte sich bei mehreren Parteiführern scharf gegen die eigene Regierung zu, und es gehörte immerhin eine gewisse Tapferkeit dazu, daß Herr v. Bethmann Hollweg zunächst im Plenum scharf und schroff gegen die konservativen Angriffe auf die „befreundete" englische Regierung Verwahrung einlegte, ohne zuvor der öffentlichen Meinung in Deutschland die gebührende Aufklärung zu geben. Schon während des kritischen Sommers hatte unsere Regierung die öffentliche Meinung vernachlässigt; nicht aus bureaukratischer Engherzigkeit, wie sie nachträglich erklärte, sondern aus zarter Rücksicht auf den Frieden, der durch jedes reizende Wort gefährdet werden konnte. Die Nichtbeachtung der öffentlichen Meinung wurde noch mit einem gewissen Trotz fortgesetzt bei der erwähnten ersten Plenardebatte. Aber als die Kommission des Reichstages zusammentrat, hatte die Regierung an sich selbst die Zeremonie der Mundöffnung vollzogen. Und siehe da, an Stelle der schwächlichen und furchtsamen Diplomatie, auf welche

die ersten Redner im heiligen Eifer losgeschlagen hatten, entpuppte sich eine mutige, kräftige, gewandte Verfechterin der deutschen Würde und des deutschen Rechtes gegen den vermeintlichen arbiter mundi in London. Auf die Enthüllungen der deutschen Regierung antwortete Sir Edward Grey in einer großen Rede, die wohl seine Kunstfertigkeit, aber nicht seine Friedensliebe bewies. Die ganze Parlamentsverhandlung in England, sowie die späteren Verhandlungen in der französischen Deputiertenkammer und in dem Exministerausschuß des Pariser Senats boten keine Berichtigung, sondern nur eine wohltuende Ergänzung des Rechenschaftsberichtes unserer Regierung und verstärkten den erfreulichen Eindruck, daß die hohe Politik Deutschlands in diesem kritischen Sommer besser geführt worden ist, als jemals zuvor seit den Glanzzeiten der Bismarckschen Staatskunst. Den letzten Abschnitt der Bismarckzeit, als „nichts mehr gelang", lassen wir aus dem Vergleich.

In der vorigen Meilensteinbetrachtung mußten wir verzeichnen, daß das Jahr 1910 nichts Großes, nichts Fertiges geliefert habe. Das letzte Jahr 1911 hat nun in dem **Marokkoabkommen** doch einen Baum gezeitigt, der sich über das Gesträuch der Tagesereignisse weit erhebt. Der Abschluß hat seine Bedeutung nicht bloß in der Beseitigung oder wenigstens erheblichen Verminderung der deutsch-französischen Reibungsflächen, sondern vor allem auch in der Klärung unseres Verhältnisses zu England, die auf die ganze europäische Konstellation zurückwirkt. Für die Friedensschwärmer, die schon die Aera der allgemeinen Schiedsgerichte und der Abrüstung begrüßen zu dürfen glaubten, ist freilich das hochpolitische Fazit von 1911 nicht erfreulich. Drastischer, als je zuvor, hat sich dieses Jahr gezeigt, daß in der hohen Politik noch immer Macht vor Recht geht, und daß insbesondere Deutschland, das eingekeilte und vielbeneidete, seinen Frieden nur sichern kann durch eine übermächtige Machtentfaltung zu Lande und eine imponierende Machtentfaltung zur See.

Wie schwach das Rechtsgefühl heutzutage bei den Christen ist, haben die Türken erfahren müssen, als die Italiener ohne jeden plausiblen Grund, ja, ohne einen anständigen Vorwand, über **Tripolitanien** und die Cyrenaika herfielen. Eine nackte Beutepolitik des verhältnismäßig Stärkeren. Zugleich eine Rücksichtslosigkeit gegen die Dreibundgenossen, denen arge Schwierigkeiten bereitet wurden. Namentlich dem **österreichischen** Verbündeten, dessen Lebensinteressen mit der Erhaltung des sehr labilen Gleichgewichts auf dem Balkan verknüpft sind. Und doch machte Italien im Anfang sogar den Versuch, den Kampf um Tripolis in dem Adriatischen Meere auszutragen. Die stürmische Offensive Italiens und die notgedrungene Abwehr der gefährlichen Exzesse an den Balkanküsten führten eine Spannung herbei, die Graf Aehrenthal nur mit Mühe und Not, im häuslichen Ringkampf mit dem pflichteifrigen Generalstabschef Baron von Hötzendorf, vor einer kriegerischen Entladung bewahren konnte. Angeblich will das hysterische Italien trotz alledem den Dreibund erneuern; es ist nun aber erst recht zum unsicheren Kantonisten geworden, auf den sich die beiden wirklich verbündeten Kaiserreiche nicht verlassen können, den sie vielmehr nur des guten Aussehens halber und zur Vermeidung größerer Uebel in dem alten formalen Verhältnis belassen.

Die unangenehme Tripolis-Affaire haben uns wieder die Ententemächte eingebrockt. Als Frankreich und England über Marokko und Egypten handelseins geworden waren, zogen sie Italien auf ihre Seite mit der Anwartschaft auf Tripolis. England hat seine Beteiligung an diesem Geschäft vor Jahresschluß noch offenbar werden lassen, indem es dem von ihm beherrschten Egypten den nordöstlichen Zipfel der Cyrenaika einverleiben ließ. Auch Frankreich bekam eine Kompensation, allerdings keine große, in einigen Oasen im Süden von Tripolitanien. Da es mit dem legitimen Anrecht der Türkei auf das strittige Stück von Nordafrika auch nicht zweifelsohne bestellt ist, so brauchen wir uns über den ganzen Handel nicht weiter aufzuregen, — so lange nur der Friede in Europa gesichert bleibt. In dieser Hinsicht muß freilich erst das Frühjahr, wenn auf dem Balkan die Knospen und die Schießgewehre aufzuspringen pflegen, die Entscheidung bringen. Vorläufig ist die Lage so, daß Italien sich in Tripolis aller Wahrscheinlichkeit nach finanziell verbluten wird. Es hat einige Hafenstädte und deren nächste Oasen, soweit die Schiffsgeschütze streichen können. Der Vorstoß in das wüstensandige Inland erscheint nach wie vor unmöglich. Ja, die Italiener können noch von Glück sagen, daß sie von den fatalistischen Türken und den hitzigen Arabern zu früh angegriffen worden sind. Letztere haben sich an den festen Küstenstellungen der Italiener die tapferen Köpfe eingerannt, statt nach dem Vorbild der Russen von 1812 die Gegner erst in das Innere zu locken und dort im Bunde mit den feindseligen Naturgewalten aufzureiben.

Die Krisis in **Persien** scheint abzuflauen, da die dortige Regierung unter Auflösung des übereifrigen Parlaments das russische Ultimatum angenommen und so den Eroberungszug der Russen wenigstens verlangsamt hat.

Die **chinesischen** Wirren bilden aber ein unangenehmes Wiegengeschenk für das neue Jahr. Die Einheit des Riesenreiches ist kaum zu retten ohne eine monarchische Spitze, und nicht einmal die Scheinmonarchie, die der zweideutige „kaiserliche" Nothelfer Yuanschikai retten möchte, findet Gnade bei den durch große Erfolge gehobenen Rebellenführern. Die Zersetzung Chinas bedroht aber den Weltfrieden durch die Eifersucht der „interessierten" Mächte.

Richten wir das rückschauende Auge auf die **innere** Politik, so hat uns freilich das Jahr 1911 nicht schon den kritischen Wahlgang gebracht, den wir zu Anfang des Jahres für den Weihnachtsmonat erwarten durften, aber die Kette der hochpolitischen und inneren Ereignisse hat doch auf den Verlauf der hitzigen **Wahlagitation** einen Einfluß ausgeübt, den wir mit der gebotenen Vorsicht als günstig bezeichnen dürfen. Die seit 1909 tobende Hetze gegen die Regierung und die „blauschwarzen" Parteien hat an Heftigkeit und anscheinend an Zugkraft eingebüßt. Die Momente, welche in dieser Richtung gewirkt haben, lassen sich kurz zusammenfassen:

1. Die Aufklärung über die auswärtige Politik hat das Ansehen der Bethmannschen Regierung gehoben.

2. Die Aufklärung über die günstige Entwicklung der **Finanzen**, zu der sich die bisher so schweigsame Regierung in letzter Stunde noch verstand, hat die Volksstimmung gegenüber der Finanzreform und den positiven Parteien zum Besseren gewendet oder doch wenigstens die weitere Verbreitung der alten Lügen behindert. Da die deutsche Wehrkraft im Sommer die Gegner von der geplanten Friedensstörung abgeschreckt hat und das Vertrauen auf die deutschen Finanzen auch einen wesentlichen Teil der Wehrfähigkeit bildet, so haben manche Deutsche durch alle eingepaukten Vorurteile hindurch erkannt, daß die vielgescholtene Mehrheit von 1909 eine segensreiche nationale Großtat vollbracht hat, als sie mit kühner Hand das Reich aus der Finanznot riß.

3. Die **Teuerung**, die den Spekulanten auf die Unzufriedenheit sehr gelegen kam, hat sich in den letzten Monaten nicht weiter verschärft, sondern teilweise sogar gemildert, und das Ertragen des Unvermeidlichen ist dem Volke erleichtert worden durch den fortdauernden Aufschwung von Handel und Wandel, sodaß glücklicherweise die steigenden Lebenskosten ein Gegengewicht finden in dem ungestörten und beträchtlichen Arbeitsverdienst.

4. Die **konfessionelle Hetze**, von der die Großblockagitatoren sich so große Erfolge gegen die Konservativen und mittelbar auch in den Stichwahlkreisen des Zentrums versprachen, hat eine erfreuliche Störung erfahren, als der Hl. Stuhl amtlich der Regierung die Mitteilung machte, daß das vielbesprochene Motuproprio über den Gerichtsstand der Geistlichen auf Deutschland keine Anwendung finde. Die verzweifelten Anstrengungen der kulturkämpferischen Blätter, trotz alledem den deutschen Rechtsstaat als durch das Motuproprio bedroht hinzustellen, zeigen so recht deutlich, welch' große Hoffnungen man auf die Aufstachelung der protestantischen Vorurteile gesetzt hatte.

5. Schwer fällt schließlich ins Gewicht für die gute Sache, daß der Reichstag in diesem Jahre, bis in seine letzten Lebenswochen hinein, so außerordentlich **fruchtbar** gewesen ist. Wir brauchen nicht all' die wertvollen Gesetze des letzten Jahres abermals aufzuzählen, da sie noch in frischer Erinnerung sind. Die besonnenen Wähler werden sich sagen: Die positiven Parteien, die solches geleistet haben, können doch nicht so spottschlecht sein, wie man sie uns geschildert hat, und die Regierung, die aus den Ruinen des verkrachten Blockes so viel neues Leben hat hervorrufen können, ist doch auch einigen Respektes wert.

Kurz und gut: Wir können mit **Mut** in den Wahlkampf gehen. Das Jahr 1912 wird die Hoffnungen, die sein Vorgänger erweckt hat, nicht ganz zu Schanden machen. Aber **Arbeit** wird es freilich kosten.

Der letzte Marokko-Akt.

Von Adolf Richter, Paris.

Wir nähern uns dem Schlußakte des Marokkokonflikts, der sich gleichzeitig an der Seine und am Manzanares abspielt. Die französische Presse sucht, was die „lateinische Schwesternation" betrifft, den Boden mit honigmilden Phrasen zu ebnen. Freilich vergißt sie darob nicht, von Kompensationen zu sprechen, die allerdings mit dem bekannten Delcasséschen Geheimvertrag nicht sehr im Einklang stehen. „Spanien muß die Hälfte des Versöhnungsweges machen", meint ein offiziöses Pariser Morgenblatt. Das alles läßt erkennen, daß man sich aus der Stimmung auf der iberischen Halbinsel kein Hehl macht. Und diese Stimmung ist ja längst schon zum Ausdruck gekommen. Die Preßduelle gewisser französischer und spanischer Blätter von Einfluß sind während der langwierigen Diplomatengespräche, die an der Seine und an der Spree geführt wurden, noch frischen Datums. Typisch ist nach dieser Richtung ein neuerlicher Artikel, der im „Diario" von Cadix erschien und niemand anders zum Verfasser hatte, als den Senator Carranza. Es heißt darin: „. . . . Heute ist unsere Freundschaft mit Frankreich zu Ende. Wir werden dieses Land verwunden, wenn wir den Zeitpunkt für gekommen erachten, wenn wir es geschwächt oder angegriffen sehen . . . . Der Kampf zwischen Deutschland und Frankreich kommt eines Tages. Die Spanier werden dann Hilfskräfte für die Deutschen sein . . ." Die Augen der hiesigen Diplomaten und Politiker richten sich jedoch nicht allein an den Manzanares, sondern gleichzeitig an die Themse. Die kommende Entscheidung wird zum Prüfstein der entente cordiale, ruft der Exminister des Auswärtigen Amtes, Herr Hanotaux, aus, der in einer Pariser Zeitschrift mehrere bemerkenswerte Aufsätze zu diesem Gegenstand neuerdings veröffentlicht hat. Indes in hiesigen Kreisen des politischen Realismus ist John Bull, dessen Madrider Botschafter ja bekanntlich den diplomatischen Diskussionen anwohnt, als der nüchterne Tatsachenmensch, der seine Interessen egoistisch hütet, genügend bekannt. Man weiß ja sehr genau, daß Großbritannien das schwächere Spanien dem mächtigeren gallischen „Freund" als nordafrikanischen Gibraltarnachbar vorzieht, und macht gute Miene zum bösen Spiel, denn die Pantherkrallen vor Agadir sind leider noch in zu frischer Erinnerung. Möge die Berliner Wilhelmstraße, wenn sie sich wieder auf die Wege der hohen Weltpolitik begibt und vor allem mit Frankreich verhandelt, des praktisch weisen Sätzchens gedenken: La force n'est rien, la manière c'est tout.

Inzwischen hat sich die Debatte zum deutsch-französischen Abkommen während 6 Sitzungen, zu denen nicht weniger als 37 Redner vorgemerkt waren, im Unterhaus abgespielt und dort größere Dimensionen angenommen, als der Regierung lieb war. Auch der Senat wird der Frage in erweitertem Umfange näher treten. Eine Kommission von 27 Mitgliedern, die nicht weniger als 9 frühere Ministerpräsidenten (Freycinet, Méline, Charles Dupuy, Leon Bourgeois, Ribot, Clémenceau, Combes usw.) und 3 Exminister der Auswärtigen Angelegenheiten umfaßt, ist unter dem Vorsitze des gemäßigt-radikalen Leon Bourgeois bereits am Werke. Das „Echo de Paris", eine Filiale der antideutschen englischen Syndikatstendenz, hat uns zuerst verkündet, daß diese Herren beabsichtigen, von Herrn Caillaux sämtliche diplomatischen Aktenstücke zu verlangen, die sich seit 1904 auf die marokkanischen Angelegenheiten beziehen. In informierten Kreisen flüstert man von einem sensationellen Auftreten des streitbaren Clemenceau. Schließlich wird es aber doch bei akademischen Erörterungen bleiben, da der praktische Zweck der ministeriellen Opposition, dem gegenwärtigen Kabinett ein Querholz in den Weg zu legen, nicht erreicht wird. In einigen Tagen wird nämlich auf dem Wahlwege zur Drittelserneuerung des Senats geschritten, und jedem in die politischen Kulissenverhältnisse Eingeweihten ist es von vornherein klar, daß die Kandidaten keine Lust haben, mit Herrn Caillaux den Degen zu kreuzen. Er könnte ihnen, da der Wahleinfluß der Präfekten sehr mächtig ist, die Erfolgaussichten scharf genug beschneiden. Und so wird alles in einem baiser Lamourette endigen. Das einfachste Mittel, die Ratifizierung des Vertrages zu erreichen, ist, wie der Kommissionspräsident treffend gesagt hat, weder Vorurteil, noch Voreingenommenheit, noch Leidenschaft in die Debatte zu mischen und einer raschen Erledigung zuzusteuern.

Immerhin bekämpfen sich auch im Senat die Anhänger des Vertrages von 1909 und jene der am 4. Nov. 1911 zwischen Deutschland und Frankreich abgeschlossenen Konvention. Die ersteren behaupten resumiert folgendes: Wenn die Regierung die Verpflichtungen des mit Deutschland projektierten wirtschaftlichen Einvernehmens in Marokko und im Kongogebiet gehalten hätte, dann wäre der Vorstoß nach Fez, der Agadir-Zwischenfall und die Abtretung der 250000 □km des französischen Kongo unterblieben und das französische Protektorat über Marokko so ganz von selbst gekommen. Darauf geben die Parteigänger des Ministeriums etwa folgende Antwort: Der Vertrag von 1909 war zu unklar abgefaßt, verlieh Deutschland in Marokko wirtschaftliche Privilegien. Er ließ das Algeciras-Abkommen weiterbestehen und berechtigte sämtliche Regierungen, von Frankreich Rechenschaft zu fordern. Er erlaubte Deutschland, seine Kreuzer nach Agadir zu schicken und stellte eine schlecht definierte internationale Hypothek auf Marokko dar. Es war ein Vertrag, der sozusagen in der Luft hing und der Grundlage einer ernsten Marokkopolitik ermangelte. Die Rechte, die er Frankreich verlieh, waren ungewiß. Die neuere Geschichte hat den Beweis dafür erbracht. Diese Argumente stehen sich in der Senatskommission, welche versucht, das deutsch-französische Uebereinkommen vom 4. November mit einem historischen Rahmen zu umgeben, gegenüber.

Für den aufmerksamen Beobachter ist der Vorgang auch politisch psychologisch interessant. Es ist merkwürdig, wieviel Widersprüche in der schon abgeschlossenen Kammerdebatte zutage getreten sind. Die der deutschen Diplomatie unterstellten taktischen Unglaublichkeiten sind jedem politischen ABC-Schützen bekannt. Wir können sie übergehen. Noch nie ist innerhalb der letzten zwei Dezennien soviel politische Kleinkrämerei und ein solch hohes Maß von engbrüstigem Chauvinismus im Palais Bourbon zum Ausdruck gekommen, wie in dieser Marokkodebatte. Da trat vor allem der christlichsoziale royalistische Graf de Mun auf die Tribüne, um mit einigen hochkonservativen Freunden den Antrag zu stellen, die Ratifizierung des deutsch-französischen Abkommens erst nach Abschluß der französisch-spanischen Verhandlungen vorzunehmen. Das war selbstverständlich ein aussichtsloses Beginnen. Immerhin ist es merkwürdig, daß dieser Mann von so hoher geistiger Kultur und klassischer Beredsamkeit dem volkswirtschaftlichen Bedürfnis der modernen Völker so unendlich ferne steht. Seine Worte hätte man während der Kulturkampfsdebatten lauschend vernommen, aber die Krankheit hatte ihn seit elf Jahren von der parlamentarischen Arena zurückgehalten. Und nun geriet er in den Kreis der Nationalisten à la Déroulède, die zu toben anfangen, wenn der Name Deutschland genannt wird. In Jeremiadentönen bejammerte er den Verlust der bekannten zwei Kongozipfel, ohne daß ein unglücklicher Kampf geführt worden wäre(!) Das einzige Wort seiner langen Rede, das von jedem unparteiisch denkenden Menschen anerkannt werden muß, war: „Wir haben erfahren, daß Frankreich seit sieben Jahren durch Verträge gebunden war, die es nicht kannte. Es ist seltsam, daß die geheimste Diplomatie diejenige jenes Landes sei, das sich als die Meisterin seiner Geschicke wähnt." Ueber den weiteren Verlauf der interessanten Kammerdebatten hat die Tagespresse ja eingehend genug berichtet. Der Minister des Auswärtigen, de Selves, der sich als Seinepräfekt so herzlich schlecht bewährt hatte, mußte in der Kammer ein völliges Fiasko verzeichnen. Es war ja schon vorher öffentlich geworden, daß er nicht einmal die wichtigsten diplomatischen Aktenstücke bezüglich Marokkos (z. B. die französischen Proteste gegen die spanische Besetzung von Larrasch und Elksar) kannte. Seine rhetorisch mittelmäßige, stockende Rede wurde zwischenherein durch Lärm unterbrochen und hat ihm selbst die dünnste Vertrauenswurzel im parlamentarischen Erdreich abgeschnitten. So einsam und anhanglos hat man kaum einen Minister des Auswärtigen Amtes hier zu Lande gesehen. Sein Ministerabschied darf als besiegelt gelten. Millerand, der wahrscheinliche Erbe des Quai d'Orsay, hat mit großem Geschick in die Debatte eingegriffen und sozusagen seine ministerielle Antrittsrede bereits gehalten. Der Gratulationshändedruck, den ihm der Ministerpräsident in der Kammer zuteil werden ließ, wurde in diesem Sinne allgemein symptomatisch aufgefaßt. Zweifellos würde sich das Ministerium Caillaux, dessen Basis bekanntlich erschüttert ist, durch die Anwesenheit des Wahlreformanhängers Millerand wieder festigen. Caillaux hat durch eine nüchtern sachliche Rede, die nur von der chauvinistischen Presse eine übrigens ganz belanglose Kritik erfuhr, seine Stellung wesentlich verbessert. Der frühere Kammerpräsident Deschanel hat die Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, ein paar schöngeistig chauvinistische

Phrasen aufzutischen. Selbstverständlich hat auch der Sozialistenführer Jaurès, der seit Jahren seine Warnerstimme erhob, mit der ihm eigenen Wucht und bilderreichen Dialektik in die Debatte eingegriffen. Seine unverhohlene Anklage gegen das Chauvinistentum der französischen Diplomatie hat in der Kammer allerdings selbst bei den Radikalen lärmende Protestationen hervorgerufen und ihm vom Kammerpräsidenten Brisson zwei Ordnungsrufe eingetragen. Delcassé, der während sieben Jahren am Quai d'Orsay eine heimliche Willkürherrschaft geführt hat, ist merkwürdigerweise dem Debattenschauplatze fern geblieben. Dieser Herr ist als Mann der Vorsicht bekannt. Das Palais Bourbon hat schließlich den deutsch-französischen Vertrag bei 141 Stimmenenthaltungen mit 393 gegen 36 Stimmen ratifiziert. Damit ist ein Votum von historischer Bedeutung abgeschlossen worden. Die große Stimmenmehrheit hat durchaus keine ministerielle Bedeutung, da die Vertrauensfrage nicht gestellt war und kein Mitglied der Regierung sich an der Schlußdebatte beteiligte.

Die große Ziffer der Stimmenenthaltungen muß gerechterweise überraschen. Verständlich ist dabei nur, daß die Volksvertreter der drei Departements der Ostgrenze sich vom Votum fernhielten. Aber was bedeutet die Absentierung der übrigen Abgeordneten, die ein Viertel der Kammer darstellen? Es ist doch ausgeschlossen, daß sie sich über einen Gegenstand von solcher Tragweite, der seit sechs Monaten das fast ausschließliche politische Gesprächsthema war, keine klare Meinung bilden konnten. Der Grund ist nach anderer Richtung zu suchen. Man fürchtet die Verantwortlichkeit und vor allem den Wähler mit dem Chauvinistenherzen. Man will, je nachdem die künftigen Ereignisse sich wenden, eine Anklage gegen die anderen in Reserve halten. Das ist nicht sehr glänzend und mutig und trägt nicht dazu bei, die schon bedenklich schwankende Achtung vor dem Parlamentarismus zu festigen.

Die französische Presse drückte im allgemeinen ihre Zufriedenheit über den glücklichen Abschluß aus, wenn sich auch in gewissen Oppositionsblättern pro forma ohnmächtige Protestrufe dagegen erheben, um den chauvinistischen Instinkten Genüge zu leisten. Die „Débats", die Beziehungen zum Quai d'Orsay unterhalten, gaben dem Gedanken Ausdruck, daß das Kabinett Caillaux erschüttert worden ist. Das außenpolitisch angesehenste Blatt Frankreichs, „Le Temps", schreibt unter anderem: „Es wäre eine große Unklugheit, unnütze Streitigkeiten zwischen Deutschland und Frankreich entstehen zu lassen, nachdem sich diese beiden Länder seit 40 Jahren nie auf dem Schlachtfeld begegnet sind.... Wie wird sich der morgige Tag gestalten? Niemand weiß es. Weder in England, noch in Deutschland, noch in Frankreich ist die Sicherheit eine vollständige. Wir bedauern übrigens keineswegs, wenn diese Gefühlsstimmung den genannten drei Ländern eine Politik der Kaltblütigkeit, der Reserve und der Gerechtigkeit auferlegt ...."

Das aus dem Vertrag entspringende neue Verhältnis krönt das seit fast einem Jahrhundert unternommene Werk der französischen Politik in Nordafrika, deren Endziel der Kardinal Lavigerie mit den Worten gekennzeichnet hat: „Unser afrikanisches Reich ist erst dann vollständig, wenn Frankreich das marokkanische Fenster auf den Atlantischen Ozean geöffnet hat."

Zwiegespräch.

Jüngst fragt ich meine Seele: „Seele sprich!
Mich dünkt, du seist ein kleiner Sonnenvogel,
Der fern von hier, in höh'rer Welt geboren,
Verirrt zu seinem grossen Leid
In diese arme Zeitlichkeit,
Wo angstgequält er flattert hin und her,
Verklärt zu werden sein geheim Begehr."
„Wohl", sprach die Seele, „hast du wahr gesagt,
Dass ich entstamme glutenreicher Sonne
Und träume manchen Traum von hehrer Wonne,
Dem in dem Lande dieser Erden
Erfüllung nimmermehr kann werden!"

K. Geiger.

Oesterreich an der Jahreswende.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Das Jahr 1911 war für Oesterreich an inneren Stürmen reich. In scheinbarer Ruhe schloß es. Die Volksvertreter des Reichsrates verzehren ihre Diäten daheim, und die Delegationen von Cis und Trans hatten in ihrer kurzen Vorsession zwischen Weihnacht und Silvester noch nicht Gelegenheit, Kämpfe unter sich und gegen die gemeinsame Regierung auszufechten. Der ganze Verlauf der Delegationen wird aber beweisen, daß es in der habsburgischen Monarchie eine Kriegspartei, von der so manche ausländischen Blätter vieles zu erzählen wissen, gar nicht gibt, weder im Volke, noch im Heere, noch bei Hofe. Wenn der Generalstabschef Conrad v. Hötzendorf auf eine Verstärkung unserer Südgrenzen drang, so handelte er nach dem alten Grundsatze: si vis pacem, para bellum, er wollte das Reich schützen vor einem Kriege, nicht einen Krieg herbeiführen, und auch sein Nachfolger im Amte kann sich der Pflicht, die Grenzen gegen feindliche Ueberfälle besser zu schützen, nicht entziehen. Die Tiroler im Westen, die Slowenen und Kroaten im Osten, lauter kaisertreue Nationalitäten, erheben laut den Ruf, daß ihre Grenzländer besseren Schutz erhalten. Der verantwortliche Lenker unserer Auslandspolitik, Graf Aehrenthal, will ja auch den Frieden, er bestreitet mit Recht den Bestand einer Kriegspartei, aber dem verstärkten Grenzschutz darf er sich nicht länger widersetzen, sonst wird das neue Jahr für ihn ein Katastrophenjahr — hoffentlich nur für ihn und nicht zugleich für die Monarchie.

Von allen Inlandsereignissen steht die Auflösung des ersten Volkshauses des allgemeinen gleichen Wahlrechtes mit den Neuwahlen im Juni obenan. Diese wurden zu einer Katastrophe für die im Parlamente führende christlichsoziale Partei und damit auch für das entschieden deutschfreundliche Ministerium Bienerth. Eine eigentlich unnatürliche Wahlkoalition der Deutschfreiheitlichen, also der prononzierten Vertreter der kapitalistischen Wirtschaftsform, mit den programmatisch antikapitalistischen Sozialdemokraten einerseits, innere Zerwürfnisse und Verrätereien andererseits raubten der Partei fast alle Wiener Mandate und damit ihre hervorragendsten Führer. In den Kronländern blieb die Partei so ziemlich in ihrer alten Stärke bestehen; wenn sie hier ein Mandat verlor, gewann sie dort ein anderes. Nur in Wien trat also eigentlich die Katastrophe ein. Das war aber um so empfindlicher, als ja von Wien aus die Partei entstanden, groß und einflußreich geworden war, und als Wien immer noch maßgebend für die deutschen Gebiete des Kaiserstaates geblieben ist. Freiherr v. Bienerth mußte sich zunächst von seinem christlichsozialen Handelsminister Dr. Weiskirchner trennen und kam bald zur Erkenntnis, daß er trotz seinem sprichwörtlich gewordenen und schier übermenschlichen Fleiße mit den Junisiegern nicht arbeiten könne. Er ging, nach wenigen Wochen auch sein Nachfolger Baron Gautsch, und nun führt der Wortführer der Gegner des allgemeinen gleichen Wahlrechtes, der deutschfreisinnige Graf Stürgkh, das Ruder der Regierung. Er verließ den deutschfreundlichen Kurs Bienerths, nahm zwei Tschechen und zwei Polen in sein Kabinett und schloß die Wintertagung des Reichsrates unter dem Jubel der mit Wasserstraßen gut bezahlten Tschechen und unter dem Mißfallen der deutschen Alpenländler, die er in der Frage der Wasserbautenentschädigungen glaubte bagatellisieren zu dürfen.

Und doch braucht das Ministerium Stürgkh gerade die Deutschen zu den großen Aufgaben, die ihm für das neue Jahr bevorstehen. Einige kleine Erfolge hat es ja auch im Winter errungen: ein Budgetprovisorium wurde ihm vor Torschluß noch bewilligt, seine Steuervorlagen konnten einem Ausschusse zugewiesen, Beschlüsse über Beamten- und Eisenbahnerfragen, über Teuerung und Notstand gefaßt werden, aber das sind leider nicht auch schon Bürgschaften, daß im neuen Jahre Größeres erreicht wird. Für das Provisorium des Budgets erhielten die Nordslawen in den Sudetenländern und Galizien rund 300 Millionen für Wasserbauten. Welchen Preis glaubt Graf Stürgkh in Zukunft für weit größere Aufgaben des Parlamentarismus zahlen zu können? Das Herrenhaus wird ihm ähnliche Präsente, bzw. Kaufpreise nicht mehr bewilligen, selbst wenn er im Abgeordnetenhause noch eine Mehrheit dafür finden sollte. Die Redner der Ersten Kammer — aller Parteien — haben mit aller Entschiedenheit zu erkennen gegeben, daß sie in Zukunft dem Stimmenkauf des Ministerpräsidenten auch für Staatszwecke nicht mehr zustimmen werden. Will das Abgeordnetenhaus große Ausgaben

beschließen, soll es erst große neue Einnahmen der Regierung zur Verfügung stellen. Und da steht das Kabinett Stürgkh vor seiner wichtigsten Aufgabe.

Oesterreich ist wieder in eine Defizitwirtschaft hineingeraten, und die Staatsschulden haben die erschreckende Höhe von 12 Milliarden erreicht. Aber nicht nur der Staat ist in schwere Finanznöten geraten, sondern auch die Kronländer, deren Ausgaben selbstverständlich von Jahr zu Jahr steigen, denen aber neue Einnahmsquellen nicht leicht zu erschließen sind. Darum verlangen die Landtage eine Sanierung der Landfinanzen von der Regierung. Diese hat daher für Staats- und für Landeszwecke erhöhte Einnahmen nötig. Sie hat einen ganzen Strauß von Steuervorlagen eingebracht, nennt diesen Strauß „Finanzreform", welcher aber leider der Zug ins Große, ins Sozialreformerische fehlt. Man wird dagegen einwenden, daß doch die geplante Erhöhung der Einkommensteuer von 10,000 Kr. Einkommen an einen antikapitalistischen, also sozialreformerischen Akt darstelle, und daß das Toben der Börsenpresse gegen diesen Akt schon dessen Volksfreundlichkeit erweise. Wenn man da nur nicht am Ziel vorbeischießt! Die Reichen, welche man mit der höheren Prozentualbelastung bei der Einkommensteuer treffen will, haben es ja in der Hand, ihre Höherbelastung auf die großen Massen des Volkes abzuwälzen. Jede stärkere Besteuerung zum Beispiel der Bergwerksbesitzer steigert den Preis der Kohle, des Eisens. Es kann daher die Erhöhung der Einkommensteuer erst dann eine soziale Reformmaßregel genannt werden, wenn zugleich die Auswucherung des Volkes durch die Kartelle beseitigt, wenn der Monopolbesitz ergiebig besteuert wird. Im Abgeordnetenhause wurde der Beweis erbracht, daß, während das Zuckerkartell den Preis des Zuckers im Inland beständig in die Höhe schraubt, in England österreichischer Zucker infolge seiner Billigkeit zur Schweinemast verwendet wird. Ob die deutschfreiheitlich-tschechisch-polnische Regierungsmehrheit dem Ministerium Stürgkh-Zaleski eine solche Finanzreform bewilligen wird, ist wohl sehr fraglich.

Nun kommt aber noch eine große Aufgabe hinzu, die auch hunderte von Millionen verlangt: Die Wehrreform. Diese muß kommen, wenn nicht die Schlagfertigkeit unserer Wehrmacht in Frage gestellt werden soll. Die Einführung der zweijährigen Dienstzeit, der Ausbau der Kriegsflotte, die Verstärkung der Grenzverteidigung usw. kosten schwere Millionen, welche schon zur Sicherung des Wirtschaftslebens Oesterreichs aufgebracht werden müssen. In Oesterreich denkt kein Mensch an die Eroberung fremden Besitzes, Kriegslust wird man nirgends im Volke und in der Volksvertretung finden, und bis in die höchsten Kreise herrscht Friedensliebe. Oesterreich muß aber gegen den Milliardenverlust eines Krieges geschützt werden durch eine in jeder Hinsicht schlagfertige Armee und Flotte. Natürlich dürfen die Kosten dafür nicht wieder auf die Schultern des Mittelstandes gelegt werden; wer am meisten zu verlieren hat, also am meisten Interesse an dem Schutz durch eine starke Wehrmacht hat, soll auch die hauptsächlichsten Kosten dafür tragen. Am wenigsten Neubelastung verträgt unser Bauernstand, der ja heute schon den weitaus größten Teil der Blutsteuer zu tragen hat. Die Wehrreform ist nicht möglich ohne Finanzreform. Werden die beiden gelingen?

Diese beiden Reformen stellen so große Anforderungen an Regierung und Parlament, daß man schon ein sehr rosiger Optimist sein muß, um an ihre Verwirklichung zu glauben. Nebenbei soll aber das Parlament auch endlich eine brauchbare Geschäftsordnung schaffen, ein regelrechtes Budget beraten; die Regierung soll den nationalen Ausgleich in Böhmen zustande bringen, soll den Italienern zu ihrer Rechtsfakultät verhelfen usw. Kurz: es wird 1912 ein Losjahr für Oesterreich werden, bei dem man aus ganzem Herzen wünschen muß, daß dem Kaiserstaate an der Donau wenigstens auswärtige Verwicklungen erspart bleiben mögen.

Die christlichsoziale Partei wird in Wien vor eine Kraftprobe gestellt, welche ihr Schicksal dort endgültig entscheiden wird. Im Frühjahr wird etwa die Hälfte der Gemeinderatsmandate in Neuwahlen zur Besetzung kommen. Die Junisieger haben mit ihrem Teuerungsschwindel eine vollständige Niederlage erlitten und dadurch den Christlichsozialen ein ausgezeichnetes Agitationsmittel geliefert. Die Enttäuschung in der Bevölkerung ist groß, Straßenrevolution und Revolverschießerei im Parlament haben vielen die Augen geöffnet, wohin eine sozialdemokratische Herrschaft in Wien führen würde. Es mehren sich darum auch die Stimmen aus dem deutschnationalen Lager, daß nie mehr die bürgerlichen Freiheitlichen mit den Sozialdemokraten gemeinsame Sache machen dürfen. Der Rücktritt Berganis aus dem öffentlichen Leben und das Ueberschwenken seines Blattes zum gemäßigten Deutschnationalismus, den es nie hätte verlassen sollen, wird der Partei hoffentlich die Hetzerei des Renegatentums ersparen. Männer wie Kunschak, Steiner, Weiskirchner sind unermüdlich in der Versammlungsagitation, und der Wiener Parteitag am 6. Januar bringt hoffentlich geschlossene Einheit und schwunghafte Begeisterung auch in die führenden Kreise zurück. Mit aller Macht muß sich der Parteitag der Presse annehmen. Neugründungen sind jetzt wohl nicht am Platze. Aber erreichen sollte man, daß sich die beiden auf christlichem Boden stehenden Tagblätter, „Neuigkeits-Weltblatt" und „Neue Zeitung", neben der „Reichspost" ganz in den Dienst der Partei stellen, wenigstens für die Gemeinderatswahlen, wo es sich um die Rettung des christlichen Wiens vor der freimaurerischen Herrschaft des Börsenliberalismus und des roten Revolutionstums handelt. Und darin sollte doch alles zusammenstehen, was auf den Ehrennamen eines Christen, eines Deutschen, eines Wieners, Anspruch erhebt.

Jatho und die Toleranz.

I.

Von Otto Cohausz, S. J.

Harte Worte mußte sich das Spruchkollegium gefallen lassen, als es sich erkühnte, das Anathem über den Kölner Freiheitsapostel zu verhängen; schien hier ja nicht Wahrheitssinn, sondern Unduldsamkeit und Engherzigkeit ihr erbarmungsloses Wort gesprochen zu haben. Der Tolerante ward ein Opfer unchristlicher Intoleranz — das ist die Ansicht der Vielen. Mögen auch manche nicht alle Ansichten Jathos teilen —, darin sind seine Verehrer und Verehrerinnen einig, niemals hat jemand so tolerant gedacht, niemals jemand so edel menschlich allen Konfessionen Gerechtigkeit widerfahren lassen, wie er, der Märtyrer der Kölner fortschrittlichen Gemeinde.

Wahr ist es: Friedensworte führt Jatho oft auf den Lippen. Wie weitherzig urteilt er nicht über die verschiedenen Religionen! „Denkt euch einmal einen Vater", so führt er in seinen „Predigten" (Köln 1906. S. 29) aus, „der seinen Geburtstag feiert. Der älteste Sohn kommt und bringt ihm ein Geschenk, das er gekauft hat von seinem eigenen Verdienst. Der Zweite hat ein schönes Gedicht gemacht, denn er ist poetisch veranlagt. Der Dritte hat ihm eine Arbeit in Holzbrand ausgeführt, weil er dazu geschickt ist. Ein Töchterlein hat ihm eine bunte Stickerei auf den Tisch gelegt. Endlich kommt auch das ganz Kleine. Es kann weder sticken, noch brennen, weder dichten noch einkaufen. Da ist es in den Garten gegangen und hat einige Blümlein gepflückt, die es dem Vater bringt. Glaubt ihr, des Vaters Freude sei nicht über alle fünf Geschenke die gleiche gewesen? Ohne Zweifel!"

„Und nun stellt euch die vielen, vielen Millionen Menschenkinder vor, dem himmlischen Vater gegenübertretend. Jedes bringt ihm sein Opfer nach seiner Eigenart, und der alles miterlebende und darum alles verstehende Geist, der großmütige Gott, hält alle die mannigfaltigen Gaben gleichwert, weil sie aus demselben gleichen Trieb stammen, ihm Freude zu machen und sich dankbar zu beweisen. Er versteht auch das Lallen des Kindleins und das Stammeln der Unmündigen; nur eins versteht er nicht: Deklamationen, die man auswendig gelernt hat. — Wie sind wir Menschen doch so schwerhörig, daß wir die fromme Sprache der Liebe und Einfalt nicht vernehmen mögen, dagegen unsere Ohren weit auftun für all den Zank und Streit, womit die Menschen sich wegen der Geburtstagsgeschenke für den Vater aller entrüsten und hassen!"

Das ist gewiß eine weitherzige Auffassung. Nun sollte man doch glauben, daß, wo alle Kinder Gottes in gleicher Weise Gnade finden, auch wir Katholiken ungescheut mit unseren Geburtstagsgeschenken uns dem Vater nahen dürften. Aber nein! auffallend genug ist es, daß Jathos Friedensschalmeien sofort zu Kampfesfanfaren werden, sobald er auf die katholische Kirche zu sprechen kommt.

Wenige Seiten nur brauchen wir in dem obengenannten Predigtwerk umzuschlagen, und sofort finden wir eine Rede mit

der nach dem obenangeführten Toleranzedikt gewiß merkwürdigen Aufschrift: „Unsere Festigkeit gegenüber der katholischen Kirche." (S. 87.)

Und worin soll diese Festigkeit sich zeigen? Sie muß, so heißt es in der Gustav Adolffestpredigt „nach zwei Richtungen offenbar werden: 1. in der Abwehr alles römischen Geistes und 2. in der Pflege des katholischen Geistes".

Das verspricht interessant zu werden, denn daß das freie Christentum nun plötzlich zum Anwalt des Katholizismus werden soll, ist neu, und die Zweiteilung von römischem Geist und katholischem Geist läßt Ueberraschungen vermuten. So ist es allerdings.

„Worin", fragt der Redner, besteht denn das römische Wesen? Die Geschichte gibt die Antwort; schon die Geschichte unserer eigenen Gemeinde. Die Anfänge derselben sind mit Glut und Blut geschrieben, von römischer Hand entzündet und vergessen. Clarenbach und Flisteden, die ersten Märtyrer unserer Gemeinde .... sie sind ein Opfer des Ketzerhasses, ein Opfer des römischen Wesens geworden... Oder vergegenwärtigt euch die Zustände, wie sie sich im Reformationsjahrhundert in Frankreich entwickelt haben; denkt an die Bartholomäusnacht und an die Greuel, die ihr folgten ... Das hat nicht die zufällige Laune eines blutgierigen Tyrannen verschuldet, — nein, das ist folgerichtig aus dem römischen System erwachsen...

„Nun könnte man sagen, das geschah damals .. Kennt ihr denn nicht den Syllabus, jenes berüchtigte Verzeichnis aller möglichen „Irrtümer" der Gegenwart. Ich weiß mich noch genau zu erinnern, als er erschien.. Ich war noch ein kleiner unverständiger Knabe.. Da brachte mir einer meiner älteren Brüder eine Zeitung, worin der Syllabus abgedruckt war. ... Seitdem dachte ich mir, der Papst in Rom kann doch kein guter Christ sein, wenn er so etwas schreibt. Das waren kindliche Gedanken, in denen aber eine Wahrheit liegt.. Wir Protestanten sollten doch nicht die Augen schließen gegenüber dem, was römisches Wesen ist. Wir sollten uns, wenn wir ein Fünfgroschenstück übrig haben, den Syllabus kaufen, sollten ihn in einer stillen Stunde lesen, über die Ziele der römischen Weltpolitik nachdenken und erkennen, wie nötig hier ein fester klarer Widerspruch und Widerstand auf protestantischer Seite ist." (S. 91.)

„Wie rücksichtslos dieses römische Wesen alles Menschliche verachtet," heißt es weiter, „wie kalt und roh es die heiligsten Bande zerreißt, zeigt der kürzlich erschienene Roman unseres katholischen Landsmannes Lauff." „Neben der Unduldsamkeit gehört zu dem römischen Wesen ein beklagenswerter, aber nicht verwunderlicher Mangel objektiven Denkens, woraus fortgesetzt die bekannten Geschichtsfälschungen entstehen." „Mit diesem Mangel an Objektivität hängt der maßlose Aberglaube römischen Wesens zusammen." Es folgt eine Beschreibung der Aachener und Trierer Heiligtumsfahrt. „Man sollte denken: Laßt doch dem Volke seinen Aberglauben! .. Ja, wenn dieser Aberglaube zu nichts anderem führte, als zu himmlischen Entzückungen"; ... aber „er erzeugt die wilde Glut des Fanatismus, er entfesselt im Menschen sinnliche Leidenschaften und hetzt ihn gegen alle, die nicht mittun: das Weib gegen den Mann, die Kinder gegen die Eltern, also, daß des Menschen Feinde oft die eigenen Hausgenossen sind" (S. 93 und 94, v. m. gesp.) Auch das Fegfeuer muß Stoff zu Anklagen hergeben. „Oder denkt an das Fegfeuer. Was hat doch dieses eine Dogma aus der christlichen Religion gemacht? Eine Religion der Sklaven, eine Religion in Todesangst zitternder Knechte... Solch Aberglaube ist römisches Wesen".

Nachdem Jatho dann noch das alte Märchen aufgewärmt hat, daß jedes Nachdenken über den Glauben untersagt sei, fügt er hinzu: „Ja, Verachtung der Vernunft und der Wissenschaft, das ist römisches Wesen", und nachdem er noch mit Schell sich befaßt, schließt er mit dem Ausruf: „Seht Geliebte, alle Selbständigkeit zu unterdrücken, alle Freiheit der Wissenschaft zu verfluchen, alle Ehrlichkeit der Forschung zu verdächtigen, jede persönliche Glaubensüberzeugung zu töten, das ist römisches Wesen".(S. 96.)

Wiederum ein Beweis, wie von den Gegnern der Kirche die Toleranz verstanden wird: Freiheit für alle, für Heiden und Türken, Juden und Buddhisten, Freidenker und Monisten, nur nicht für den Katholiken.

Auch Petrus warnt noch in seinem letzten Sendschreiben vor kommenden „falschen Lehren", welche „Sekten des Verderbens einführen werden", deren „Verderben aber nicht schläft!" (II. Petr. 2, 1.) Auch er rechnet Einheit der Lehre zum Wesen des Christentums.

Und Johannes? „Geliebte!", mahnt er die Seinen, „glaubt nicht jedem Geiste, sondern prüfet, ob sie aus Gott sind; weil viele falsche Propheten ausgegangen sind in die Welt. Darin wird erkannt der Geist Gottes; jeder Geist, welcher bekennt, daß Jesus Christus im Fleische gekommen ist, ist aus Gott." (I. Joh. 4.) „Wer ist Lügner, wenn nicht der, welcher leugnet, daß Jesus ist der Christus. Dieser ist der Widerchrist, welcher leugnet den Vater und den Sohn." (I. Joh. 2, 22.)

Auch er sieht im wahren Dogmenglauben einen wesentlichen Bestandteil des wahren Christentums.

Sollte Jatho den Geist Christi besser erfaßt haben, als die drei größten Apostel des Gottessohnes?

Doch greifen wir zu den Memoiren der anderen Begleiter Christi, den Evangelien! Wohl reden sie uns von Christi Sehnen, die ganze Welt zu einen, aber zu einen nicht nur in einem vagen Gefühl, sondern in einer Lehre und einer Kirche. Bekannt ist es, wie Christus Apostolat und Papsttum einsetzt — bekannt, wie er Vollmacht, zu binden und lösen, ihnen verleiht, bekannt auch, wie er den Sendlingen das Lehrmonopol für die ganze Welt überträgt, indem er zu ihnen spricht: „Gehet hin und lehret alle Völker, lehret sie alles halten, was ich euch gesagt habe." (Matth. 28, 19, 20.)

Christi Geist sieht nicht von der Lehre ab, Christi Geist reicht nicht über Lehrschranken herüber die Hand zum Menschheitsbund, nein, Christus sagt bei Aussendung der Jünger: „Wenn eine Stadt euch nicht aufnimmt, dann gehet hinaus, schüttelt selbst den Staub von euren Füßen zum Zeugnis wider sie. Wahrlich, ich sage euch, Sodoma und Gomorrha wird es am Tag des Gerichts erträglicher ergehen, als jener Stadt!"

Bei der letzten Aussendung der Glaubensboten aber verleiht er seinem Auftrag Nachdruck mit den Worten: „Wer nicht glaubt, der wird verdammt werden." (Mark. 16, 16.)

Nicht minder streng, als auf Lehreinheit, besteht Christus auf Autorität in seiner Kirche: „Wer euch hört, hört mich, wer euch verachtet, verachtet mich, wer aber mich verachtet, verachtet den, der mich gesandt hat. Und: „Wer die Kirche nicht hört, der sei dir ein Heide und öffentlicher Sünder." (Matth. 18, 17.)

Wer also Christi Lehre und Autorität nicht annimmt, der ist nicht sein, der ist Heide. Wie ganz anders lautet das, wie das Jathosche: Wer Christi Geist hat, der mag sonst seine religiösen Vorstellungen sich bilden, so gut oder schlecht er kann, er ... ist trotzdem Jünger Jesu."

Und ebensowenig, wie vor dem Urteil der Religionsgeschichte, hält Jathos Toleranzidee vor dem Forum der ruhigen Ueberlegung stand.

Wenn es sich, wie Jatho ja annimmt, mit der Religion wie mit einem Geburtstagsfest verhält, wo alle Gaben in gleicher Liebe vom Vater entgegengenommen werden — dann sind alle Religionen im Grunde gleich gut, dann ist bei dieser Geburtstagsfeier niemand ausgeschlossen, nicht der Tibetaner mit seiner Gebetsmühle, nicht der Mohammedsjünger mit seinem Ramadan, nicht der Fetischanbeter mit seinen orgiastischen Tänzen, nicht der Derwisch mit seinem lauten Rufen und nicht die Europäer mit all ihren verschiedenen Riten. In der Tat zieht Jatho den Schluß:

„Nun könnt ihr mir freilich einwenden: Wenn das wahr ist, was du sagst, dann ist es schließlich einerlei, ob einer Christ, Jude oder Türke oder sonst etwas ist. — Aber kennst du denn das Christentum nicht? Ich will doch hoffen, daß etwas vom Geiste Jesu in dir lebendig geworden ist. Hast du denn nicht verstanden, daß dieser Geist Christi gerade derjenige ist, welcher den Gedanken der Weltreligion zu fassen vermag? Das ist ja die Krone des Christentums, das ist die herrlichste Freiheit der Kinder Gottes.. daß wir über jene Unterschiede der Religionsgemeinschaften hinweggreifen dürfen, ja, daß uns der Geist Jesu sogar unmittelbar dazu treibt. Das Christentum ist die Religion der Menschlichkeit, weil es niemand anders braucht und will, als den Menschen mit seiner dürstenden Seele und den in ihm sich offenbarenden Gott mit seiner spendenden Liebe. Alles andere ist Beiwerk und Zutat, dies allein ist Wert und Dauer des Evangeliums." (S. 30 v. m. gesp.)

Das ist allerdings eine Frohbotschaft, die dem modernen Menschen verlockend klingen muß, das ist eine Zauberformel, die berufen scheint, alle Zwietrachtsgeister der religiösen Welt plötzlich zu bannen.

Januar.

Durch Tage, die voll weisser Schönheit sind,
Durch Flimmernächte kalt und sternenklar,
In die des Vollmonds leuchtend Silber rinnt,
Wandelt der Januar.

Kaum klingt ein Laut im tiefverschneiten Tann,
Die Quelle träumt verschlafen unterm Schnee,
In Eiskristallen, die der Frost ihm spann,
Gleisst und glitzert der See.

Um weisse Firne schimmert Gletscherglanz,
Die Tale ruh'n im grauen Dämmerschein,
Und immer dichter hüllt der Flockentanz
Die Welt in Schleier ein.

Da träumt sich's gut im Dämmer am Kamin
Von fernen Frühlingswonnen wunderhold,
Von Veilchendüften, die den Hain durchzieh'n,
Und Schlüsselblumengold.

Indes die Flammen wie Rubine sprüh'n
Und durch die Lande mit bereiftem Haar,
Im weichen Flockenpelz von Hermelin
Wandelt der Januar. Josefine Moos.

Ein Landtagsauflösungsdenkmal.

Ein Vorschlag zur Beseitigung des Münchener „Preßelends".[1])

Von Leonhard Pusko.

Ein einzigartiges Ereignis in der bayerischen Landesgeschichte ist die im November erfolgte Auflösung des bayerischen Landtages. Wäre es darum nicht angezeigt, dieses Ereignis in einem dauernden Denkmal der Erinnerung aller Kreise einzuprägen?

Ueber das Was und Wie eines solchen Denkmals einige Andeutungen und wohlgemeinte Vorschläge.

I. Was würde sich eignen als Denkmal für die Auflösung des Landtages, als Erinnerung an die durch dieses Ereignis im ganzen Land wachgerufenen Kämpfe?

Antwort: Gebt München, der Hauptstadt Bayerns, gebt dem bayerischen Vaterlande, gebt den Zentrumswählern, gebt den Katholiken in Stadt und Land eine „Bavaria", gebt endlich, was Tausende erwarten, gebt neuen Mut den Zagenden in einer das ganze Land umspannenden, mit jeglichem modernen Fortschritt ausgestatteten, wahren Volkszeitung größeren Stiles!

Ist diese Forderung auch berechtigt? Besteht wirklich ein Bedürfnis für eine neue große Zeitung?

Für München ist die Frage wohl entschieden zu bejahen.

Auf dem Tisch der meisten Familien, auch wenn die Zimmerwände mit christlichen Bildern geschmückt sind, liegen entweder die „Münchner Neuesten Nachrichten" oder die „farblose", in Wahrheit liberale, allen kirchenfeindlichen Ideen dienstbare „Münchener Zeitung", während der „Bayerische Kurier" und das „Neue Münchener Tagblatt" in München nur sehr sporadisch vertreten sind. Es ist aber gewiß nicht anzunehmen, daß alle, welche die Organe des liberal-sozialistischen Großblocks halten, auch Anhänger desselben sind.

Fragt man aber die Geschäftsleute, warum sie denn die „Münchner Neuesten Nachrichten" und die „Münchener Zeitung" halten, dann erhält man gewiß die Antwort, daß sie solche Zeitungen des Geschäftes halber bedürfen.

Frag' andere, warum sie denn ausgerechnet Zeitungen halten, die ihrer ganzen Denkungsart und politischen Gesinnung diametral entgegengesetzt sind, ihre heiligsten Empfindungen ständig verletzen, dann kannst du gewiß aus der Antwort eine gewisse Unzufriedenheit mit katholischen Zeitungen herauslesen, denen die Blätter anderer Richtung an Schnelligkeit des Nachrichtendienstes usw. überlegen seien. Ob freilich eine solche Unzufriedenheit am Platze ist, soll hier nicht untersucht werden.[2]) Es ist sogar ausdrücklich anzuerkennen, daß die vorhandenen katholischen Tageszeitungen nach Maßgabe ihrer Kräfte sehr Tüchtiges leisten und an sittlicher Höhe die kapitalkräftige gegnerische Presse zehnfach überragen. Aber jedenfalls sprechen diese Beispiele für das Bedürfnis nach einer Umgestaltung auf moderner Basis.

Kein Katholik soll mehr angewiesen sein auf die Jammerprodukte der antikatholischen Presse; kein katholischer Geschäftsmann sollte mehr auch nur den Schatten von Berechtigung zum Halten einer ausgesprochen antikatholischen Zeitung haben. Eine moderne, vollständig auf der Höhe der Zeit stehende katholische Zeitung soll für überzeugte Münchener Katholiken die im anderen Lager stehende Presse überflüssig machen.

München braucht also eine moderne, auf der Höhe der Zeit stehende Zeitung, die durch eifrige, opferfreudige Reklame ihren Weg findet in die christlichen Familien, eine Zeitung, die wo möglich allen berechtigten Anforderungen genügt, eine Zeitung, die auch in handelspolitischer Beziehung und durch einen großen, sicheren Abonnentenbestand in wirksame Konkurrenz treten kann mit den zurzeit dominierenden antikatholischen Preßerzeugnissen.

Braucht aber auch das ganze Land eine solch neue Zeitung? Mustern wir das reisende Publikum! „Münchner Neueste Nachrichten", „Münchener Post", „Augsburger Abendzeitung", gesinnungsverwandte preußische Blätter, höchst selten ein Blatt positiv-gläubiger Richtung. Es ist gerade, als müßte unsere Presse sich schämen, als schämten sich ihrer selbst gläubige Katholiken. Schieben wir die Schuld nicht einzig und allein auf die Teilnahmslosigkeit, auf mangelndes Verständnis unserer Leute! Schieben wir vielmehr die Schuld zum Teil auch auf den Mangel einer wirkungsvollen Reklame. In Riesenlettern leuchten auf großen Tafeln, z. B. dem nach München Reisenden, die Anpreisungen der „Münchner Neuesten Nachrichten", der „Münchener Zeitung", der „Münchener Post", der „Augsburger Abendzeitung" usw. usw. entgegen. Für die katholische Presse aber wirbt keine Plakattafel!

Braucht Bayern eine neue Zeitung? Es ist gewiß nicht zu leugnen, daß die positiv-gläubige Presse tüchtig und mutig arbeitet; es ist anzuerkennen, daß das kleinste Provinzblättchen an Wahrheitsgehalt dem größten Großstadtblatt anderer Richtung weit überlegen ist; aber gleichwohl ist es an der Zeit, ein imponierendes Organ gläubiger Richtung ins Leben zu rufen, nicht zum Schaden der Provinzpresse, sondern zu ihrem größten Vorteil.

Es tobt im Lande der Kampf um die Weltanschauung: Christentum oder Antichristentum, modernes Heidentum, ist die Schlachtparole; ein Kampf, der trotz der glänzendsten Wahlen mit größter Erbitterung fortwüten wird. Die Presse ist die Kampfeswaffe, die Presse hat die Führung.

Es handelt sich nicht allein darum, jetzt gute Wahlen zu machen, sondern auch in Zukunft dem altbewährten Zentrumsprogramm zum Siege zu verhelfen. Es handelt sich darum, die Zentrumspartei auch fernerhin in Einigkeit und Eintracht zu erhalten: wäre es nicht am Platze, in einer wohlgerüsteten großen Zeitung einen mächtigen Wall aufzurichten zum Schutze des Zentrumsturmes?

Man sage nicht, eine solche neue Landeszeitung, welcher der Name „Bavaria" wohl anstehen würde, sei überflüssig, entspreche nicht einem allgemeinen Bedürfnis. Im Gegenteil: es gehört eine Zeitung her, die in alle Hände paßt, die alle Verhältnisse überschaut und berücksichtigt, die ein politisches Bildungsmittel ist für jedermann, ein einheitliches Verteidigungs- und

[1]) Der Herausgeber konnte der Bitte, diesem Weckruf an die bayerischen Gesinnungsgenossen in seiner vollen Ursprünglichkeit — ohne jede skeptische Einschränkung — Raum zu gewähren, um so weniger widerstehen, als er, der vor 23 Jahren als Chefredakteur an die Spitze des „Münchener Fremdenblatt" trat, das Münchener „Preßelend" wie nicht leicht ein anderer kennt.

[2]) In dem Munde von nur zu vielen ist der Hinweis auf eine angebliche Unzulänglichkeit der bestehenden Blätter insofern eine klägliche Ausflucht, als gerade diejenigen, die am meisten über „unsere Presse" schelten, die lässigsten Leser dieser Presse sind und für ihre Verbreitung keinen Finger rühren. Wie oft kann man durch gelegentliche Fragen feststellen, daß die lautesten Nörgler die wichtigsten Artikel „unserer Presse" fast nie gelesen haben. Solchen Leuten wird auch die von allen Einsichtigen herbeigesehnte große führende katholische Zeitung ein Buch mit sieben Siegeln und nur ein wohlfeiles Kritisierobjekt bleiben. Gerade jetzt in der Zeit der Wahlbewegung leisten die hier in Betracht kommenden Münchener und Augsburger Zentrumsorgane einen überaus wertvollen Aufklärungsdienst, der auch die Nörgler entwaffnen könnte. Ueberhaupt steht beispielsweise das „führende" und „verbreitetste" Organ des bayerischen Liberalismus, was Qualität der redaktionellen Arbeit anbelangt, hinter katholischen Blättern weit geringeren Umfanges bedeutend zurück. Das kann aber an dem im obigen Artikel näher erörterten schreienden Bedürfnis nichts ändern.

Aufklärungsmittel nicht bloß in politischer, sondern auch in religiöser Beziehung.

Gerade auch in letzterer Beziehung wäre eine derartige Umgestaltung sehr zu begrüßen. Die antikatholische Presse treibt es ja in Verdrehung und Entstellung, in Schmähung der religiösen Ueberzeugung der Katholiken nachgerade zu bunt. Es vergeht wohl kein Tag, an dem nicht irgend ein offener oder versteckter Hieb geführt wird gegen das gläubige Christentum! Möchte eine neue, im ganzen Lande gelesene Zeitung ein lauter, mächtiger Protest, ein kräftiges „Quos ego" sein gegen dieses Treiben einer liberal-sozialistischen kirchenfeindlichen Presse, die trotz ihrer ausgesprochenen Kirchenfeindlichkeit als erste in den Besitz der doch für Katholiken zunächst berechneten Erlasse der kirchlichen Obrigkeiten gelangt, um dan diese Erlasse und Kundgebungen in kirchenfeindlichem Sinne auszubeuten.

Also nicht bloß im Interesse des vielfach schon nach allen Richtungen für verloren gehaltenen München, sondern im Interesse des ganzen katholischen gläubigen bayerischen Vaterlandes, im Interesse der politischen und religiösen Verhältnisse und Bedürfnisse läge die Begründung einer das ganze Land beherrschenden, auch im übrigen Deutschland und im Auslande geachteten, von den Gegnern aber gefürchteten großen modernen Zeitung.

Aber haben wir denn nicht schon eine solche Zeitung? Die Antwort ist nicht so schwer, wenn wir an die Abonnentenzahl und die Erscheinungsweise z. B. der „Münchner Neuesten Nachrichten" denken. Also her mit einer Zeitung, die nach allen Richtungen konkurrenzfähig ist mit den „Münchner Neuesten Nachrichten". — Aber wie?

II. Daß eine solche konkurrenzfähige Zeitung in München erscheinen muß, ist auf den ersten Blick klar.

In München erscheinen aber schon zwei angesehene größere Zeitungen von ausgesprochen gläubiger Richtung, die jedem Katholiken, überhaupt jedem rechtlich Denkenden in die Hand gegeben werden können. Beide Zeitungen vertreten den gleichen Standpunkt, die gleichen Interessen. Dies ist gut, und doch wäre es besser, wenn beide Zeitungen miteinander zu einem mächtigen, täglich mindestens zweimal erscheinenden führenden Blatte vereinigt wären.

Die beiden Blätter machen sich doch gegenseitig Konkurrenz; denn bei wesentlich gleichem Inhalt kann man es niemandem zumuten, beide Zeitungen zu halten: Der Abonnent des „Tagblattes" ist für gewöhnlich nicht Abonnent des „Bayer. Kurier" und umgekehrt. Das Nebeneinander zweier Zeitungen gleicher Richtung in einer Stadt, wenn es auch München ist, bedeutet Kräftezersplitterung für die Mitarbeiter, ist Zeitverlust für Mitarbeiter an beiden Zeitungen. Auch Inserenten kann man es nicht immer zumuten, beide Zeitungen mit Todesanzeigen usw. zu bedenken, wegen der doppelten, oft nicht geringen Ausgabe.[1])

Also spricht alles für eine Verschmelzung beider Zeitungen, für einen mächtigen, modernen Um- und Neubau, eventuell auch unter Hinzuziehung der heute schon so umfang- und inhaltreichen „Augsburger Postzeitung". (Für Augsburg würde die „Neue Augsburger Zeitung" ihre Stelle allein ausfüllen können.)

Ein solcher Umbau aber kostet Geld. Eine große, konkurrenzkräftige Zeitung braucht Abonnenten und Inserenten, braucht kräftige Reklame, eine moderne Zeitung braucht tüchtige, gewandte Mitarbeiter, die in entsprechender Weise honoriert werden müssen. — Ein solches Unternehmen ist also an sich schon schwierig, schwierig erst recht für Katholiken, deren Opfermut trotz vielfachen Geldmangels anderweitig in Anspruch genommen ist. Aber gleichwohl wäre ein solches Unternehmen nicht unausführbar. Gerade die jetzige politische Lage wäre einem solchen Unternehmen sehr günstig.

Ist irgendwo ein Kirchenbau notwendig, der Bau aber wegen Geldmangels zurzeit nicht ausführbar, so konstituiert sich ein Kirchenbauverein. Ist die Gründung einer modernen Zeitung wegen momentanen Geldmangels nicht möglich, dann konstituiere sich ein Verein, der sich die Erreichung dieses Zieles zur Aufgabe macht. Und dazu wäre wohl die jetzt allseits herrschende Begeisterung der fruchtbarste Boden.

Die Mitglieder eines solchen über das ganze Land verbreiteten, wohlorganisierten Vereins hätten die Verpflichtung, keine liberale oder sozialistische Zeitung ohne Not zu halten oder durch Inserate, Todesanzeigen zu unterstützen, ermöglichen vielmehr durch einen mäßigen Jahresbeitrag die Gründung einer tüchtigen „Bavaria", bieten durch ihre Beiträge die Möglichkeit zur Aufnahme eines Gründungskapitals, agitieren in eigenem Interesse für ihre Zeitung, ermöglichen eine wirksame Reklame (Filialen, Plakattafeln, Zustellung durch Trägerinnen, Inseratenannahmestellen, Telegrammtafeln, und was alles zu wirksamer Reklame gehört).

Angesichts der herrschenden Begeisterung würde eine derartige Idee wohl auf guten Boden fallen, würde manches Scherflein fließen zur Verwirklichung. So mancher, der jetzt in Mißbehagen und Unzufriedenheit abseits steht, würde der allgemeinen Begeisterung nicht widerstehen können und das für gläubige Katholiken unnatürliche Bündnis mit einer seine heiligsten Interessen mit Füßen tretenden Presse aufgeben.

Möchten gegenwärtige Zeilen Anregung und Stoff bieten im heißen Wahlkampf, möchten alle einmütig zusammenwirken zur Schaffung eines mächtigen, imponierenden Landtagsauflösungsdenkmals, das aufgebaut ist auf den ehernen Grundsätzen „Für Wahrheit, Freiheit und Recht"

Für Gott, König und Vaterland!

[1]) Uebrigens sollte künftig kein Münchener Katholik, der diesen Namen verdient, in Geschäftshäusern einkaufen, welche in liberalen und sozialdemokratischen Blättern Reklame machen, aber die führende katholische Presse geringschätzend links liegen lassen. Was selbst von sog. christlichen Firmen praktiziert wird.

Im Widerstreit zwischen Christentum und Neuheidentum.

Grundsätzliches zu der neuesten Propaganda für den Nacktanz.

Von Dr. Otto von Erlbach.

Die Leser der „Allgemeinen Rundschau" sind durch die Artikel in den Nummern 48, 49, 50, 51 (1911) über das Tatsächliche in der neuesten Nacktanz-Affäre hinlänglich unterrichtet. Ueber die letzten Münchener Vorgänge (Separatvorstellungen vor Kunstakademikern und Mitgliedern der Künstlergenossenschaft und schamloses Hineinzerren des Prinzregenten seitens der Nacktanz-Enthusiasten) wird noch weiter unten die Rede sein. Man möchte jetzt nachträglich die Sache so drehen, als ob es sich um eine Angelegenheit der Künstler, um bedrohte Interessen der Kunst handle. Wir haben dieselbe Melodie ja schon so oft gehört. Gewissen Künstlerkreisen kann aber auch nicht oft genug gesagt werden, wie schwer sie sich durch manche von einer geriebenen Geschäftsreklame ausgebeutete „glänzende Künstlergutachten" an der Sittlichkeit des deutschen Volkes versündigt haben.

Aber es handelt sich gar nicht um Interessen der Kunst. Das Studium des menschlichen Körpers am lebenden Modell ist den Künstlern zu ernsten Zwecken der Kunst nie verwehrt worden. Bei der gegenwärtigen Bewegung für den Nacktanz handelt es sich um etwas ganz anderes: Man will die Allgemeinheit, man will das Volk allmählich zu heidnischen Auffassungen und „Sitten" zurückführen, mit denen das Christentum zielbewußt gebrochen hat. Heute wird die Propaganda für den Nacktanz geradezu als eine „deutsche" Angelegenheit ausgerufen, als eine Spezialität, auf die wir Deutsche gewissermaßen „stolz" sein sollen. Wer's nicht glaubt, kann im nachstehenden die Belege selbst prüfen. Die wilden Völkerschaften, die sich von der deutschen Kolonisation haben belehren lassen, daß eine wenigstens notdürftige Bekleidung und vor allem eine Bedeckung der Scham zu den primitivsten Erfordernissen der Kultur und vor allem auch des Christentums gehöre, werden an sich selbst und an ihren Zivilisatoren irre werden, wenn sie entdecken, daß im sogenannten Mutterlande jetzt das umgekehrte „Evangelium" gepredigt wird.

Wie in der „Allgemeinen Rundschau" bereits mitgeteilt wurde, war am 10. Dezember 1911 in der liberalen „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 34) mit ziemlich bissigen Randglossen aus Paris die Opern-Neuigkeit zu lesen: „Isidora Duncan tanzt jetzt auch nackt." Nun hat mittlerweile in Darmstadt die Einweihung der Elisabeth Duncan-Schule stattgefunden, zu welcher der Großherzog von Hessen den Platz auf der Marienhöhe geschenkt hat. Ueber die Bestimmung der Schule haben die Preßberichte sich mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit ausgesprochen. In einem Feuilleton des „Darmstädter Tagblatt" vom 16. Dezember 1911 (Nr. 296) war am Vorabend der Einweihung u. a. zu lesen:

„Der Bestimmung, dem Schönheitskult zu dienen, der vom edelgeformten Körper des Kindes, des Weibes, ausgeht; ihm Dienerinnen zu erziehen und **Priesterinnen, die das Evangelium dieser Schönheit hinaustragen sollen in die Lande**, daß es befruchtend wirke und erziehend auf die Trägerinnen des kommenden Geschlechts; **Prophetinnen**, die da künden sollen, was der Menschheit in der Jahrhunderte Lauf verloren ging, daß der Kunst und der Schönheit höchste und reinste die Natur selbst ist. Je nach dem Stande der Kultur einer Rasse veredelt, aber ungekünstelt, und daß der Natur vollendetstes Werk der menschliche Körper ist. Und **wie eine dem Göttinnendienst geweihte Stätte** liegt der Bau da, inmitten der herbstlichen, buntfarbenen Pracht . . .“

„Tragendes Moment des Hauses ist der große Fest- und Uebungssaal. Von allen Stockwerken zugänglich, von den langen, luftigen, hellen Korridoren, die passiert werden müssen von und zu den Schlaf- und Speiseräumen, von vielen Nebenräumen selbst, von überallher können die Schülerinnen einen Blick in den Saal werfen, in dem der Schönheitsdienst nie aufhören soll; **er ist das Schiff im Kirchenbau**, dem er auch in der Form ähnelt, mit großer Apsis der Stirnwand. Für Künstler, die das Spiel der Glieder, den Rhythmus des Tanzes studieren, sind zu beiden Seiten besondere Räume geschaffen, die treffliche Beobachtung ermöglichen, ohne im Saale selbst irgendwie zu stören. . . Weite Rasenteppiche werden im Sommer den Uebungssaal ersetzen. . .“

Der Einweihungsfeier am 17. Dezember wohnten außer dem Großherzog und der Großherzogin, wie das „Darmstädter Tagblatt“ sich ausdrückt, „Minister, Staatsmänner, hohe Militärs, Künstler und Kunstbeflissene, Literaten“ usw. bei, im ganzen 250—300 Personen. Die Festrede hielt Geheimrat Prof. Dr. H. Thode, dem wir manches gute Wort gegen Auswüchse eines modernen Libertinismus verdanken, der sich aber diesmal weit von den christlichen Ideen und Idealen entfernte, die nun einmal der Grundstein unserer ganzen christlichen Kultur und Gesittung sind und bleiben werden. Wir zitieren aus dem ausführlichen Berichte des „Darmstädter Tagblatt“ nur den hier einzig in Betracht kommenden Passus:

„Die Tanzkunst, wie sie diese Schule neu erstehen läßt, ist die Offenbarung ursprünglichster Kunst des vorchristlichen Menschentums. Einer Kunst, die in unserer neuen Zeit nur in der Phantasie noch lebte. Das holde, herrliche und erhabene Bild der antiken Tanzkunst war uns entschwunden. Daß es entschwunden, hängt zusammen mit der ganzen Weltanschauung, **vor allem mit der Religion des Christentums**, das im Gegensatz zum klassischen Altertum, das in der menschlichen Erscheinung die höchste anbetungswürdige Schönheit dieser Welt erkannte, da **Sünde** heischt, wo jenes dem Schönheitskult huldigte, der seinen erhabensten Ausdruck fand in der Tanzkunst. Wie konnte es anders sein, daß da, wo man dem inneren Menschen, Geist und Seele diente, der äußere Mensch, der Leib, mehr und mehr verkümmerte. All dies sagt uns nichts anderes, als daß die Kunst, wie sie dieser Tempel dient, im Zusammenhange mit der körperlichen und geistigen Erziehung stehen muß, und mit der Musik als der tönenden Seele des Menschen. Und so kommt denn der Augenblick, wo diese lange vernachlässigte Kunst, diese herrliche Höhe der Schönheit der Bewegung des menschlichen Leibes, uns wiedergegeben wird.“

Die Anwendung von Fettdruck und Sperrdruck in den obigen Zitaten ist natürlich Zutat der „Allgemeinen Rundschau“. Im übrigen sind die Zitate buchstabengetreu dem „Darmstädter Tagblatt“ entnommen. Der Direktor der Schule, Max Merz, gab in seiner Ansprache an die Schülerinnen näheres über die denselben für ihren späteren Beruf als Lehrerinnen und Vorbilder in der Welt zugedachten Unterstützungen bekannt und schlug dann die nationalpatriotische Saite des Deutschtums an. Der Nacktanz soll bestimmt sein, den Ruhm — deutscher Vorbildlichkeit in alle Welt zu tragen. Doch lassen wir Herrn Merz selbst reden:

„So sollt Ihr imstande sein, nach Ablegung der Reifeprüfungen selbständig zu wirken und im Dienste einer Idee zu erstarken, daß Ihr sie weiter führt und daß Ihr mithelft, sie zu einem allgemeinen Gut zu machen.

Und nun noch eines, und dies sollt Ihr nie vergessen: Denkt daran, daß Ihr deutsch seid und auf deutschem Boden groß gewachsen. Gerade Ihr, die Ihr internationalem Einfluß ausgesetzt seid und sein sollt, gerade Ihr dürft unter keinen Umständen vergessen, daß Deutschland, wenn nicht die wirkliche, so doch Eure geistige Heimat ist. Ihr wißt und habt es oft gehört, wie Elizabeth Duncan, die Kalifornien entstammt, an Deutschland hängt und Deutschland liebt, und daß sie genau weiß, warum Deutschland der richtige Boden für diese Schule ist. Vergeßt nicht, daß deutscher Sinn und deutsche Art schwer wiegt in allen Höhen und allen Tiefen menschlichen Strebens. Und je mehr ihr dies fühlt und versteht, um so sicherer, um so bodenständiger werdet Ihr Euch fühlen!“

Weshalb wir gerade auf diesen Passus so großes Gewicht legen, brauchen wir kaum eigens zu betonen. Daß Deutschlands Stärke und Eigenart in der Schwärmerei für den Nacktanz und den Nacktkultus bestehen soll, ist eine völlig neue Entdeckung, für welche diejenigen, die das Deutsche Reich durch Blut und Eisen mitgeschaffen und seitdem großgemacht haben, sich allen Ernstes bedanken werden. Es wäre ein Zeichen schwächlicher Verweichlichung, wenn jetzt in dieser „neukreierten“ exotischen Idee der Ehrgeiz und die Krönung „deutschen“ Wesens ausgerufen werden wollte. Wir haben die Darmstädter Proklamation eines neuen „Deutschtums“ deshalb niedriger gehängt, damit Gelegenheit gegeben werde, sich klar und deutlich darüber auszusprechen. Niemand soll sagen können, man habe nichts davon gewußt. Im Auslande werden es schon bald die Spatzen von den Dächern pfeifen, denn in ausländischen Blättern ist von der Darmstädter Feier bereits mehr zu lesen, als in der deutschen Presse.

Die ehrliche Ueberzeugung und die redlichen Absichten der an dieser neuen Schule „deutscher“ Nacktkultur wirkenden Personen sollen selbstverständlich nicht in Zweifel gezogen werden. Auch das antike Hellenentum, dem man jetzt — auf dem Wege zum gewiß nicht gewollten Verfall — nacheifern will, konnte diesen Umstand für sich geltend machen; trotzdem trat das Christentum in bewußten Gegensatz zu dieser Vergötterung des Leibes auf Kosten der Seele. Gewaltige Bruchteile der heute lebenden Menschheit huldigen aus voller Ueberzeugung z. B. der Polygamie. Trotzdem müssen wir diese Ueberzeugungen und Lebensanschauungen vom christlichen Standpunkte aus mit schärfstem Nachdrucke bekämpfen und dürfen ihnen nicht etwa aus falscher Nachgiebigkeit die Bahn zur „Bekehrung“ unseres Volkstums frei lassen.

Es wird nicht an Leuten fehlen, welche zwischen der Duncanschule und der neuesten Reklame- und Mode-Tänzerin „Villany“ einen scharfen Strich ziehen möchten. Wir müssen es den Beteiligten überlassen, sich über etwaige graduelle und virtuelle Unterschiede auseinanderzusetzen. Für uns steht zweierlei unbedingt fest: Beide Teile haben sich die „Popularisierung“ des Nacktanzes zur Aufgabe gesetzt, und beide Teile erfreuen sich der kräftigsten Unterstützung derjenigen, die sich als die Repräsentation der Künstlerwelt und und des modernen Literatentums betrachten.

Die direkteste Ueberleitung von der Duncanschule zur Nackttänzerin „Villany“ hat uns übrigens das bevorzugte Organ der Duncanschule selbst, das „Darmstädter Tagblatt“, an die Hand gegeben, indem es vier Tage vor der Einweihung der Duncanschule, am 14. Dezember 1911 (in Nr. 294) eine großmächtige Reklame-Anzeige veröffentlichte, welche das auf vier Tage (ausgerechnet bis zum Weihetage der Duncanschule am 17. Dezember) berechnete „Gastspiel der berühmten Reformtänzerin Mlle. Adorée-Via Villany“ im Orpheum zu Darmstadt ankündigte. Wir können es uns nicht versagen, gerade an dieser Stelle die für nur zu viele Akademieprofessoren, Künstler, Literaten und Journalisten direkt beschämende Tatsache zu erwähnen, daß sie sich völlig zwecklos bemüht haben, den Namen der bald als Französin, bald als Ungarin ausgegebenen Nackttänzerin korrekt auszusprechen oder gar mit dem richtigen Akzent auf dem à zu schreiben. Wie die „Breslauer Morgenzeitung“ (Nr. 595) bereits vor reichlich acht Tagen mitteilen konnte, ist die Nackttänzerin mit dem kauderwelschen, „anbetungswürdigen“ Namen — eine gute Preußin aus Danzig und trägt den Namen Erna Reich.[1])

Mit beißender Ironie nimmt die liberale „Augsburger Abendzeitung“, welche von Anfang an den Münchener Künstler- und Intellektuellen-Rummel richtig eingeschätzt hat, zu dieser Entdeckung Stellung (Nr. 360 v. 29. Dez. 1911):

„Sie ist übrigens ein biederes Danziger Kind, Erna Reich, war früher als bescheidene Größe bei einem Kabarett, mimte dann

[1]) Wobei immerhin möglich ist, daß der exotische Name der „Angebeteten“ (Adorée) den Weg (via) zu einer stattlichen Villa ebnen oder schon geebnet haben wird. Daß Frl. Reich sich aufs Geschäft verstehen muß, beweist u. a. auch die der „Einladung“ zu ihrem Tanz aufgedruckte Reklame für ihre „Memoiren“, die man nur durch sie selbst für 4 ℳ pro Stück erhalten kann. Da heißt es nach entsprechendem Hinweis auf die „Indiskretionen“ aus dem Bühnen- und Privatleben (mit 108 Abbildungen) u. a.: „die Erlebnisse der Künstlerin mit Zensoren, Regierungen und Bürgermeistern, ebenso der Kampf mit modernen Moral- und Sittlichkeitswächtern — mit zeichnerischen Karrikaturen. Die einzelnen satirischen Kapitel werfen ein grelles Schlaglicht auf alle, die noch heute einer neuen Kunstrichtung, besonders in Deutschland, entgegenstrebenden Elemente“.

eine Duncan-Imitation und wurde erst „berühmt", als sie ihr „Talent" für den Nacktanz entdeckte. Seitdem erscheint sie als große Künstlerin!"

Doch zurück zum Spezialorgan der Duncan-Schule, zum „Darmstädter Tagblatt". Dasselbe druckte in der bereits erwähnten Reklameankündigung den unseren Lesern bekannten Protest Münchener Künstler und Schriftsteller gegen das Verbot der Polizeidirektion mit sämtlichen Unterschriften ab. Diesem Münchener Protest war dann in auffallendem Fettdruck noch folgendes Notabene angefügt:

„Seine Königliche Hoheit der Prinzregent von Bayern hat daraufhin die Bilder von Mlle. Villany zu sehen gewünscht."

Ein Beweis, wie schnell und übereifrig der Impresario der Nacktanzunternehmerin bei der Hand ist, aus allem bares Reklamegold zu prägen. **Skrupelloser wurde wohl niemals der Name eines greisen Fürsten mißbraucht,** um eine brenzliche Sache zu decken und die Polizeibehörde seiner eigenen Residenzstadt ins Unrecht zu setzen. Der erwähnte Impresario ist an diesem Mißbrauch als solchem unschuldig. Eine im Sinne des Künstlerprotestes arbeitende **liberale Preßmache** hat diesen Streich geliefert. Als bekannt wurde, daß in dem gleichen Lustspielhaus, in welchem die Polizei den Nacktanz vor einem geladenen Publikum unterbrochen und inhibiert hatte, der Nacktanz vor Kunstakademikern und ihren Professoren wiederholt werden würde, erschienen in mehreren liberalen Blättern Notizen, welche die Person des Prinzregenten für die Sache der Nackttänzerin ins Feld zu führen versuchten. Die liberale „Münchener Zeitung" gab die Notiz mit voller Zustimmung. In der liberalen „Augsburger Abendzeitung" lautete der betreffende Satz also:

„Wie man hört, dürfte der Prinzregent in dieser künstlerischen Frage eine **Willensäußerung** kundgegeben haben; wenigstens steht fest, daß die Bilder der Tänzerin vor Durchführung dieser Vorstellung dem hohen Freund und Gönner der Kunst und der Künstler vorgelegen und sein Gefallen gefunden hatten."

Die „Augsburger Abendzeitung" fügte aber eine abschwächende redaktionelle Bemerkung hinzu, welche lautete:

„Der Regent wird aber wohl auch nicht der Meinung sein, daß solche Darbietungen zulässig sind in öffentlichen Vorstellungen, zu denen sich jedermann, der Mittelschüler und Kaufmannslehrling sowohl als der emeritierte Lebegreis den Zutritt mittels einiger Märker erkaufen kann. Red."

Also mit einer **„Willensäußerung" des Prinzregenten** sollte in dieser überaus heiklen Sache operiert werden, um den Polizeipräsidenten und die noch auf Anstand und Sitte haltenden Kreise der Bevölkerung ins Unrecht zu setzen. Kaum ein Ausdruck ist scharf genug, um diese Infamie zu kennzeichnen. Mit Recht nahm sowohl der „Bayerische Kurier" als auch die „Augsburger Postzeitung" sofort in der schärfsten Form Stellung gegen diesen Mißbrauch des Namens eines neunzigjährigen Fürsten, dessen Anteilnahme an den Einzelvorgängen im öffentlichen Getriebe naturgemäß an Intensität ständig abnimmt, den aber eine zielbewußte Stimmungsmache fortgesetzt als Popanz zur Deckung und Maskierung eigener Wünsche und Ziele vorschiebt.[2]) Daß die „Münchner Neuesten Nachrichten", welche jene plumpe Notiz vorsichtigerweise nicht gebracht hatten, hinterher den in gerechter Entrüstung protestierenden „Bayerischen Kurier" als Sündenbock in die Wüste zu jagen versuchten, ist eine von jenen Ungeheuerlichkeiten, mit denen dieses „einflußreichste" und „verbreitetste" Organ des süddeutschen Liberalismus die simpelste Wahrheit totschlagen, Recht in Unrecht kehren zu können glaubt.

Die volle Wahrheit über das angebliche Eingreifen des Prinzregenten ist nicht einmal in der bayerischen liberalen Presse überall zum Durchbruch gekommen. Um das eigene Unrecht und die Blamage zu verschleiern, begnügte man sich mit den unumgänglichsten kurzen Feststellungen. Man kann sich daher ungefähr vorstellen, wie die Verleumdung in der außerbayerischen und ausländischen Presse kaum abgeschwächt weiter gewirkt hat. Welch entsetzliche Verwirrung der Geister durch solche falsche Ausstreuungen bei Hoch und Niedrig, ja unter Millionen Menschen angerichtet wird, läßt sich unschwer ermessen. Eine ganze Reihe erregter Anfragen, die der „Allgemeinen Rundschau" aus den verschiedensten Teilen Deutschlands zugingen, legt Zeugnis dafür ab.[3]) Als das einzig Tatsächliche an jener Notiz blieb übrig, daß der Prinzregent, bei dem zufällig der Akademiedirektor Reichsrat Ferdinand von Miller, der bekannte Erzgießer, im Aschaffenburger Schloß zum Besuch weilte, als die Bilder der Tänzerin ihm per Post zugesandt wurden, Gelegenheit gehabt hätte, die Bilder anzusehen, daß er aber, ohne ein Wort zu bemerken, die Bilder zurückschob. Ferdinand von Miller gilt bekanntlich seit Jahrzehnten als der persönliche Freund des Prinzregenten. Deshalb könnte man mit weit größerem Rechte das absolut verbürgte Wort des Akademiedirektors, vor einem Laienpublikum, also vor Nichtkünstlern, sei eine solche Schaustellung (der Nackttänzerin „Villany") **absolut unmöglich,** im umgekehrten Sinne, nämlich als eine Rechtfertigung des Polizeiverbotes, verwerten.

So sehr wir den Künstlern das Recht, in den Räumen der Akademie und in ihren Ateliers nötigenfalls Aktmodelle zu ihren künstlerischen Zwecken zu verwenden, ungeschmälert lassen wollen, um so nachdrücklicher wenden wir uns gegen den in München beliebten Versuch, eine „Nackttänzerin" vor Kunstakademikern und vor Künstlern auf einer Theaterbühne auftreten zu lassen, die dazu noch auch höchst zweideutigen und lasziven Schauspielen eine Stätte bietet.

Die Künstlerschaft genießt ihre Privilegien lediglich in den ihr zukommenden Eigenräumen; sie mag dann selbst das Nötige vorkehren, damit die aus dem Aktmodellwesen, wobei nach der Meinung ernster Künstler ohnehin viel zu sehr das weibliche Modell bevorzugt wird, sich naturgemäß ergebenden Mißstände und Mißbräuche in gewissen Schranken gehalten werden. Aber daß die Künstlerschaft durch die ostentative Veranstaltung von Schaustellungen, welche der übrigen Menschheit an den ihr sonst zugänglichen gleichen Orten verboten sind, sich und sogar ihrem jüngeren Nachwuchs eine Sonderstellung vor der Oeffentlichkeit vindiziert, erregt in den weitesten Kreisen des Volkes gewaltiges Aergernis. Und wenn der gemeine Mann in der Zeitung liest, daß der Präsident der Künstlergenossenschaft der „Mademoiselle Adorée" usw. usw. (recte Erna Reich aus Danzig) nach vollzogenem Nacktanz einen Blumenstrauß auf die Bühne des Lustspielhauses hinaufgereicht habe, oder daß ein namhaftes Akademiemitglied der bezahlten Tänzerin durch Händedruck und in wohlgesetzten Worten den offiziellen Dank der Kunstakademie ausgesprochen habe, so verwirren sich in der Tat die Begriffe.

Das durch „glänzende Künstlergutachten" gesicherte Geschäftsunternehmen der „Nackttänzerin" ist nunmehr nach Oesterreich übergesiedelt, wo man jedoch mit den suggerierten

---

[2]) Einige Tage nach der polizeilichen Wegnahme einer ganzen Kollektion von zielbewußt zusammengestellten Nacktbildern aus einem Schaufenster am Maximiliansplatz — unter denen sich auch das selbst von der liberalen „Augsburger Abendzeitung" als sinnlich schwül gekennzeichnete Stuck'sche Bild „Schwüle Nacht" befand, — wurde Prof. von Stuck zur Hoftafel des Regenten geladen. Wie wir bestimmt wissen, ist selbst diese Einladung in gewissen Künstlerkreisen als eine Desavouierung der Polizei gedeutet worden, deren Präsident übrigens dem Professor Stuck eine in der „A. R." (Nr. 51, S. 980) abgedruckte briefliche Aufklärung gegeben hatte.

[3]) Wie draußen im Reiche diese Machenschaften einer skrupellosen Clique noch fortgesetzt ausgebeutet werden, zeigt die nachstehende noch nach dem Weihnachtsfeste in einem liberalen badischen Blatte, der **„Freiburger Volkszeitung"** (Nr. 294 II vom **27. Dezember** 1911) unter der fettgedruckten Ueberschrift „Der Nacktanz in München" verbreitete Notiz: „München, 23. Dez. Zu der Affäre der Nackttänzerin Villany erfahren wir, daß das polizeiliche Vorgehen gegen Fräulein Villany **bei Hofe sehr scharf kritisiert wird.** Der **Prinzregent** selbst hat sich für den Fall interessiert und sich Bilder vorlegen lassen. Daraufhin hat sein intimster Freund, Reichsrat von Miller, die Anregung zu der neuen Veranstaltung gegeben. [Was Exzellenz von Miller schon 8 Tage vorher kategorisch dementierte!] Die polizeiliche Anklage wird wahrscheinlich im Sande verlaufen. . . . . . Wie mitgeteilt, war die Absicht der Münchener Polizei, gegen Fräulein Villany die Untersuchung einzuleiten, daran gescheitert, daß von 2700 Personen nicht eine das erforderliche „gesetzliche Aergernis" an dem „Nacktanz" genommen hatte. Also eine blendende Blamage. Dieselbe Münchener Polizei hatte kürzlich ein Theaterstück in München verboten, das in Nürnberg in einer Festvorstellung **zu Ehren des Prinzregenten** gegeben worden war! Schutzmann und Staatsanwalt spielen als Sittenrichter doch eine recht häßliche Rolle." Aehnliche freche Unterstellungen waren, wie man uns mitteilt, auch in norddeutschen Blättern zu lesen. Im **„Dresdener Anzeiger"** vom **24. Dezember** heißt es unter der Ueberschrift: **„Der Prinzregent von Bayern und die Tänzerin Adorée Villany"** u. a.: „Der Regent, der bekanntlich ein großer Kunstkenner ist, hat einen sehr intimen Freund, den Akademiedirektor Ferdinand v. Miller. . . . Miller hat dem Regenten jedenfalls die künstlerische Seite dieser Vorführung dargelegt und ihm auch die betreffenden Photographien unterbreitet. **Der Regent soll davon sehr entzückt gewesen sein** und sich nicht auf den Standpunkt der Sittlichkeitsschnüffler Dr. Cansen und Genossen gestellt haben. Das ist die einfache Erklärung der Genehmigung, daß die Künstlerin in München wieder tanzen darf." So malt sich die Sache in Dresdener liberalen Hirnen! Und die liberalen Herrschaften dementieren nichts, ebensowenig wie in Darmstadt, Freiburg und an hundert anderen Orten.

„künstlerischen" Werten weniger Federlesens zu machen scheint. In Wien scheint die Künstlerschaft nicht jene unbedingten Majestätsrechte zu besitzen, die eine schwächliche Oberaufsicht ihr in München einräumt. Selbst die „Münchner Neuesten Nachrichten", welche als Hauptsprachrohr der protestierenden Münchener Künstler und „Intellektuellen" fungiert hatten, müssen in einem Wiener Telegramm vom 28. Dezember zugeben, daß sogar für das Auftreten vor einem streng geschlossenen Privatzirkel im Künstlerhause „gewisse Grenzen der Dekolletage gezogen waren."

Wie eine nachträgliche schallende Ohrfeige für gewisse vorlaute Kreise in München klingt es, wenn die liberale „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 360 vom 29. Dezember) aus Wien wörtlich folgendes berichtet:

„Die Nackttänzerin Villany trat gestern nachmittag hier im Saale des Künstlerhauses vor geladenem Publikum auf. Die Polizei hatte vorher einem Probetanzen der Villany beigewohnt und entschieden, daß das geplante Auftreten der Künstlerin in einem Variete untersagt werden würde, wenn sie es (im Künstlerhause) wagen sollte, nackt zu tanzen. Infolgedessen trat sie in orientalischen Gewändern und Schleiern auf, nur bei einem einzigen Tanze trug sie lediglich ein Lendentuch. Die Darbietungen, die man kaum Tanz nennen kann, erregten bei den Künstlern einiges Interesse, da die Tänzerin sehr schön gebaut ist. Auf die sonst anwesenden Personen wirkten die Tänze vorwiegend monoton, ja **man gab allgemein dem Erstaunen Ausdruck, daß eine so geachtete Künstlervereinigung sich zu Reklamezwecken (!) für die Tänzerin hergegeben habe, die in nächster Zeit in einem Wiener Variete auftreten wird.**"

Diese Kritik läßt an Gemeinverständlichkeit nichts zu wünschen übrig.[4] Ob das christliche Volk in seiner Gesamtheit sich nun endlich bewußt wird, wohin unter der Aegide eines liberal-libertinistischen Neuheidentums die Reise gehen soll? Die sanften Bremsversuche einer „Augsburger Abendzeitung" oder „Magdeburger Zeitung" sind ja kaum Tropfen auf einen heißen Stein. Das Gros der liberalen und selbstredend der sozialistischen Presse zieht unbeirrt am Strang des Neuheidentums. Vergesse man das auch nicht am — Wahltag!

[4]) Noch um einige Grade kräftiger ist die Kritik, welche der „Pan", also eine in dem Rahmen zielbewußter Erotik schreitende, erst jüngst mit der Justiz in Kollision geratene Berliner Halbmonatschrift (Herausgeber Paul Cassirer) in ihrem ersten Dezemberhefte (Nr. 5) unter der Stichmarke: **„Lügt doch nicht so!"** an dem Protest Münchener Künstler und „Intellektueller" geübt hat. Die mit F. (dem Initialbuchstaben des Mitredakteurs W. Fred) gezeichnete Notiz ist so derb, daß wir sie lediglich registrieren, ohne irgendwelche Verantwortung für den Inhalt zu übernehmen. Der „Pan" schreibt: „Ein Herr, von dessen künstlerischen Fähigkeiten wir nichts wissen und der in München ein Komödienhaus leitet, hat einer Tänzerin, von deren künstlerischen Fähigkeiten wir nichts wissen, sein Haus für geschlossene Aufführungen verpachtet, sie dann auch vor größerem Publikum nackt tanzen lassen, und der Münchener Polizeikommissär war so ungeschickt, das für eine wichtige Angelegenheit zu halten, die Vorstellung zu unterbrechen und einen Riesenlärm in Münchener Kreisen, die sich wohl sehr langweilen, und der Presse zu erregen. Ich glaube wahrhaftig nicht, daß wir hier als Verteidiger polizeilicher Bevormundung betrachtet werden. Nur — man antwortet den Herren von der Polizei und Regierung auf solches Tun falsch, wenn man sich aufregt und von dem „rein ästhetischen Genuß", der da geübt werden sollte und durch die Polizei den anwesenden Dichtern und Journalisten genommen wurde, schwätzt. Herr Max Halbe ist doch schon zu reif, um einen Brief zu veröffentlichen, in dem es heißt: „Ich glaube, daß jeder, der der Vorstellung reinen Auges und Sinnes ohne die Absicht schweinischer Schnüffelei beiwohnte, das Theater mit dem Gefühl der Erhebung vor dem Göttlichen der Schöpferwerke, vor der Schönheit des Menschenleibes, und mit Dank für dessen Schöpfer verlassen hat." So ein „Entrüstungssturm" ist für ernsthafte Menschen beinahe noch ärgerlicher als die Ungeschicklichkeit des Herrn Kommissärs. Man müßte den Polizeileuten sagen: daß erwachsene Menschen an sinnlicher Kunst, an Sinnlichkeit überhaupt Freude haben dürfen. Daß das den Staat gar nichts angeht. Aber lügt doch nicht so! Tanz, gutes Tanzen, was hoffentlich die Dame übt, ist Sinnlichkeit. Darf, soll, kann nichts anderes sein. Der beste Tanz ist der künstlerische Ausdruck der Sinnenlust, der Liebeslust".

Ein Missionsfest in M.Gladbach.

Von Pfarrer Oster.

Das abgelaufene Jahr 1911 ist ohne Zweifel von hervorragender Bedeutung für unsere katholischen Missionen gewesen. Der 4. Februar brachte das erste große Missionsfest in Fulda, durch welches recht energisch die Aufmerksamkeit auf die bedrängte Lage der Glaubensapostel und auf die Unterstützungspflicht der Katholiken gelenkt wurde. Der herrliche Katholikentag von Mainz trug die Missionsbegeisterung in noch weit größere Kreise, vorzüglich durch die groß angelegte Rede des hochwürdigen Herrn Pater Provinzial Cassiepe Obl. M. J. und die anregenden Ausstellungen von Erzeugnissen aus den Missionen und von Arbeiten, welche für die Missionen angefertigt waren. Nun brachte der Jahresschluß den großen Missionstag von M. Gladbach! Wenn Fulda mit Recht den Ruhm in Anspruch nahm, das erste katholische Missionsfest in Deutschland gefeiert zu haben, wenn frühere Veranstaltungen zu gleichem Zwecke als Miniaturausgaben bezeichnet wurden, dann dürfen die M. Gladbacher heute mit berechtigtem Stolze sagen: „und Fulda war eine Miniaturausgabe im Verhältnis zu M. Gladbach. Am 16. Dezember trafen unter dem feierlichen Geläute aller Glocken Missionäre ein aus den Orden und Kongregationen der Benediktiner, Oblaten, Salvatorianer, der Weißen Väter, der Priester des göttlichen Wortes und der Väter vom Heiligen Geiste. Der Missionstag sollte namentlich den jüngeren Missionsgesellschaften zugute kommen, während zum Beispiel die Franziskaner bereits seit Jahren einen großen Unterstützungskreis hier besaßen. Am Sonntag, den 17. Dezember sammelten sich die Gläubigen in acht großen Kirchen, in denen jedesmal in zwei heiligen Messen über die Notlage der Missionen gepredigt wurde. „Das Massenaufgebot für den göttlichen Reichsdienst" stand Kopf an Kopf, lautlos den Ausführungen der Missionäre folgend, um am Schlusse in reichlich fließenden Almosen seinen Entschluß zu dokumentieren, entschieden und nachhaltig für die Ausbreitung der katholischen Kirche zu wirken. Der Nachmittag brachte zunächst den Kindern in allen Pfarrkirchen eine Ansprache seitens der Missionäre. O, wie leuchtete aus ihren Augen das Interesse und Verständnis für fremde Sorgen und fremdes Leid, wie dankbar erkannten sie die unerforschliche Liebe Gottes an, die ihnen ein besseres Los als Millionen Heidenkindern beschieden — und wie drängten sie nachher zu den Opfertellern, um von ihren Ersparnissen zu spenden! Wir sollten doch in jeder Christenlehre für die Missionen kollektieren lassen — meinten sie!

Fünf große Säle waren nicht imstande, die Scharen alle aufzunehmen, welche am Abend zu den Festversammlungen eilten. Die hochwürdigen Herren Patres Korbinian und Suitbertus O. S. B., Pater Provinzial Cassiepe Obl. M. J. Pater Strerath aus Knechtsteden und der Salvatorianermissionär Marcellinus sprachen mit hinreißender Beredsamkeit über die Lage der katholischen Missionen, wie sie sich durch die bessere Erschließung der Heidenländer, die intensiven Expansionsbestrebungen des Buddhismus und des Islams und durch den Kulturkampf namentlich in Frankreich herausgebildet hat. Es bedurfte kaum noch des Hinweises darauf, daß bisher die Katholiken pro Kopf nur 8 Pfennig jährlich für die Missionen geopfert haben, die Protestanten aber 50 Pfennig — um einerseits die nach Abhilfe förmlich schreiende Lage der katholischen Missionen grell zu beleuchten, anderseits aber auch den Entschluß zu mannhafter Tat zur Reife zu bringen. — Wie geeignet in Gladbach der Boden ist, auf den der Same des Missionswerkes gestreut wurde, zeigten die folgenden Ansprachen von Laien und der rauschende Beifall. Große Freude rief auch ein ermunterndes Telegramm des Hochwürdigsten Herrn Kardinals und Erzbischofs Fischer hervor.

Eine durchgreifende Organisation der einzelnen Unterstützungsvereine (Franz Xaverius, St. Josephs-, Kindheitsvereins, Petrus Claver-Sodalität usw.) wird die erste wertvolle Frucht des herrlich verlaufenen Festes sein!

Eigenartigen Reiz verlieh dem Missionsfeste eine dreitägige Ausstellung, welche trotz schlechtesten Wetters von Tausenden besucht wurde. Es handelte sich weniger darum, Erzeugnisse aus den Heidenländern vorzuführen, als vielmehr zu zeigen, was und wie und mit wie wenig Mitteln man für die Missionen arbeiten kann. Eine Jungfrauenkongregation, deren Mitglieder fast ausschließlich der arbeitenden Klasse angehören, hatte zur Schau gestellt, was sie in 3 Monaten gearbeitet: wir zählten 10 Meßgewänder mit Zubehör, 4 Alben, 3 Rochettes, 8 Chorknabenkleider und über 400 Bekleidungsstücke für die Neger, abgesehen von geeigneten Gegenständen, die gesammelt worden waren. Man bedenke, daß dies alles angefertigt wurde nach des Tages Last und Mühen! Was könnten erst so viele Frauen und Jungfrauen aus besser bemittelten Kreisen leisten, wenn sie erst einmal von der Notwendigkeit und der Liebe zu den Missionen durchdrungen sind. Das Urteil beim Weltgericht wird gefällt nach den Werken der Barmherzigkeit! — Das wäre dann die zweite Frucht des Missionsfestes, daß in Gladbach selbst auch andere Frauenvereine in ihre geschriebenen oder ungeschriebenen Statuten aufnehmen: praktische Arbeit für die Missionen.

Möge dann endlich die dritte Frucht sein, daß bald, recht bald andere Städte und Dörfer nachfolgen. Das katholische Volk ist ungemein empfänglich für den Missionsgedanken — das zeigen Breslau, Fulda, Mainz und M.Gladbach —; mögen seine Führer es verstehen, diese Stimmung zum Nutzen unserer heiligen Kirche zu erhalten und zu fördern. Darum schließe ich mit dem Wunsche: Möge die für solche Feste so geeignete Winterszeit nicht unbenützt vorübergehen; möge bald die „Allgemeine Rundschau" einen weiteren Artikel bringen können, in dem es heißt: . . . Missionsfest in X — was in M. Gladbach geschehen, war nur eine Miniaturausgabe von dem, was hier in X geleistet wurde. — Vivat sequens!

Sehnsucht.

Was die Vergangenheit getaucht
In ihre Dämmerfarben,
Ist gleich den Liedern, die verhaucht
Auf Rosenlippen starben.

Und wo des Glückes Sonne scheint,
Blinkt Tau in Blumensternen:
Es ist die Sehnsucht, die da weint
Nach unerreichten Fernen.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Wie kommt Saul unter die Propheten?

Aus Kreisen des bayerischen Adels wird der „Allgemeinen Rundschau" geschrieben: In katholischen Adelsfamilien, welche nicht selten mit Reklameprospekten der Buchhandlung Hans Goltz (vormals Geschäftsführer der Hofbuchhandlung Karl Schüler, Ackermanns Nachfolger) bedacht wurden, wundert man sich nicht wenig darüber, wie es möglich war, daß das so taufrisch und mit so kindlich reinen Sinnen geschriebene Reisetagebuch J. K. H. der Prinzessin Maria del Pilar („Im Auto durch Spanien") im Verlage einer Buchhandlung erscheinen konnte, die eine ausgeprägte Vorliebe für — nun sagen wir — erotische Literatur älterer und neuerer Herkunft an den Tag legt. Hier liegt ein Mißgriff vor, der denjenigen, die dazu geraten haben, nicht zum Ruhme gereicht. Es muß doch recht eigentümlich berühren, daß die Buchhandlung von Hans Goltz zur selben Zeit, wo sie das Erstlingswerk einer jugendlichen Prinzessin des bayerischen Königshauses anzeigt, auch z. B. Queris „Bauernerotik" in gewöhnlicher und in Vorzugsausgabe an bayerische Adelsfamilien heranzubringen sucht, von früheren Angeboten erotischen Genres ganz zu schweigen. Ich glaube in der „Allgemeinen Rundschau" gelesen zu haben, daß Queris „Bauernerotik" von der Staatsanwaltschaft deshalb freigegeben wurde, weil das Buch nur als „Privatdruck" an Subskribenten (Kulturhistoriker) abgegeben werde. Heute ist diese mit den schändlichsten Versen gespickte „Bauernerotik" im freien Handel und wird z. B. von U. Putze Nachfolger, Hans Goltz, aber auch von anderen modernen Buchhandlungen, in Katalogen und in Zeitschriften (z. B. „Pan") jedermann öffentlich zum Kaufe angeboten. Vor dem Erscheinen wurde das Buch mit einer gewissen Geheimniskrämerei bestimmten Adressen (auch des bayerischen Adels) als „Privatdruck" (eigentlich wohl als Kaviar) angeboten. Jetzt ist diese Vorsicht überflüssig geworden. Dixi et salvavi animam meam! (Der Redaktion der „Allgemeinen Rundschau" ist übrigens das Buch der Prinzessin del Pilar vom Verlage — augenscheinlich aus Gründen — nicht zur Besprechung zugegangen.)

Der dritte Band des kirchlichen Handbuches von P. Krose S. J.

Von Dr. Brüning, Trier.

Seit nunmehr 38 Jahren erscheint auf evangelischer Seite das „Kirchliche Jahrbuch für die evangelischen Landeskirchen Deutschlands", ein Buch dem wir deutsche Katholiken bis vor wenig Jahren nichts entgegenzustellen hatten. Erst 1908 gelang es nach mancherlei Verhandlungen dem bekannten Statistiker Pater H. A. Krose S. J. für uns ein ebenbürtiges Werk zu schaffen in seinem „Kirchlichen Handbuch für das katholische Deutschland" (Herder, Freiburg). Von diesem Handbuch ist jetzt der dritte Jahrgang oder — wie es selbst sagt — Band herausgekommen. Bei der außerordentlichen Wichtigkeit des Unternehmens, die auch von gegnerischer Seite wiederholt anerkannt worden ist, verlohnt es sich der Mühe, etwas näher auf den Inhalt des Buches einzugehen.

Nach wie vor steht an der Spitze das Kapitel — wie sich das ohne weiteres von selbst versteht — über die Organisation der Gesamtkirche (Bearbeiter Domvikar Weber-Trier). Was dort mitgeteilt wird, braucht eigentlich nicht näher auseinandergesetzt zu werden. Bemerkt sei nur, daß der vorliegende Band gegenüber seinen Vorgängern manche interessante Bereicherung (Päpstliche Kommissionen, päpstlicher Hofstaat usw.) gefunden hat. Ihren Platz erhalten haben hier auch die „Religiösen Männerorden und ordensähnliche Genossenschaften" sowie die „Diplomatischen Vertretungen".

In Anschluß hieran behandelt Professor Dr. Hilling, der auch schon Mitarbeiter des letzten Jahrganges war, die „Kirchenrechtliche Gesetzgebung und Rechtsprechung". Aus der I. Abteilung, der Gesetzgebung des Papstes und der römischen Kurialbehörden seien hervorgehoben die Prozeßordnung der Rota, die Dekrete über die Kinderkommunion und die Amtsenthebung der Pfarrer sowie das Motuproprio über den Modernisteneid. Es folgen die Entscheidungen der römischen Kongregationen und Kurialbehörden, welchen sich die staatliche Gesetzgebung mit ihren Entscheidungen anschließt. Während bei letzteren nicht nur preußische und bayerische Entscheidungen — neben solchen natürlich auch reichsgerichtliche — mitgeteilt sind, sondern sogar eine allerdings allgemein interessierende Entscheidung aus Oesterreich zu unserer Kenntnis gebracht wird, ist die staatliche Gesetzgebung auf Preußen beschränkt. Ich meine, gerade diese Abteilung sei außerordentlich erweiterungsfähig und gern wohl würde der eine oder andere Interessent sich hier Instruktion über die neueste Katholiken- und Schulgesetzgebung der deutschen Kleinstaaten holen. Vielleicht dienen diese Zeilen dazu, die Herrn Herausgeber und Abteilungsbearbeiter zu diesbezüglichen Verhandlungen zu veranlassen. Die neueste Schulgesetzgebung ließe sich vielleicht auch der Abteilung „Konfession und Unterrichtswesen" unterordnen.

Etwas ganz Neues bietet uns Herr Domdekan Dr. Selbst, der Herausgeber des „Katholik" in der dritten Abteilung, betitelt „Das kirchliche Leben im Jahre 1910." Die Aufnahme dieses Abschnittes ist auf vielfach geäußerten Wunsch erfolgt. Wenn je ein Jahr geeignet war, Stoff für einen derartigen Abschnitt zu liefern, so war es das Jahr 1910. Es ist interessant, daß in dem eingangs erwähnten Schneiderschen evangelischen Jahrbuch 1910 ebenfalls zum ersten Male ein ähnliches Kapitel: „Kirchliche und theologische Zeitlage" aufgenommen worden ist. In der Selbstschen Abhandlung hören wir vom bayerischen und elsaß-lothringischen Lehrerverein, der Gewerkschaftsfrage, der Borromäusenzyklika, dem Weltkongreß für freies Christentum usw. Nur eine Bitte an den verehrten Bearbeiter: Noch mehr Literaturangabe!

Anschließend behandelt der Herr Bearbeiter der I. Abteilung die Organisation der katholischen Kirche in Deutschland. Nach einer Uebersicht über die Kirchenprovinzen folgen die Beschreibungen der einzelnen Bistümer; u. a. Umfang, Behörden, Einteilung, klösterliche Niederlassungen. Namentlich in letzteren ist ziemlich genau der Bestand der einzelnen Orden und Kongregationen mitgeteilt — abgesehen von den preußischen Anteilen der Diözesen Olmütz und Prag, die ja in allen derartigen Zusammenstellungen mehr oder weniger Verstecken spielen. Noch unlängst kam mir ein alter Klosterschematismus von Höllerl (1899) zu Gesicht, in welchem — das Buch hatte 3. Auflage — die Klöster in den genannten Teilen munter unter den Klöstern Oesterreich-Ungarn aufgeführt waren. Wenn die maßgebenden Stellen so wenig Wert darauf legen, am richtigen Orte genannt zu werden, so ist das recht unerfreulich, hier um so unerfreulicher in die Erscheinung tretend, als der Wert der mühevollen Weberschen Zusammenstellungen durch den Mangel an Vollständigkeit Einbuße erleiden muß. Die kirchlichen Verwaltungsbezirke in den deutschen Schutzgebieten sind ebenfalls erwähnt, ebenso die katholische Militärseelsorge.

Die größte Abteilung „Kirchliche Statistik Deutschlands" hat der Herausgeber selbst bearbeitet. Es würde zu weit führen, die gründlichen und außerordentlich vorsichtig bearbeiteten statistischen Ausführungen des ja auch im anderen Lager als objektiven Gelehrten bekannten Herausgebers einer längeren Besprechung zu unterziehen. Wer sich über manches Interessante instruieren will, dem kann man nur sagen: Tolle, lege! Die elf Abschnitte der umfangreichen Abteilung (100 Seiten) seien hier lediglich hintereinander aufgeführt: die katholische Bevölkerung Deutschlands im Rahmen der Gesamtkirche (5 Erdteile), die katholische Bevölkerung im Rahmen der Gesamtbevölkerung Deutschlands, Stand der Konfessionsgemeinschaften im Deutschen Reich und den Einzelstaaten (Zählungen 1905 und 1907), konfessionelle Bevölkerungsbewegung 1908/09 (Eheschließungen, Geburten), die gemischten Ehen in zeitlicher Entwickelung (Preußen, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen, Elsaß), die kirchliche Versorgung der katholischen Bevölkerung durch Welt- und Ordensgeistlichkeit, die Kandidaten des Priesteramtes, die Gehaltsverhältnisse der katholischen Geistlichkeit, die religiösen Orden und Kongregationen, Statistik der kirchlichen Handlungen und das sittliche Leben (Uneheliche Geburten, Kriminalität, Selbstmorde). Namentlich auf den vorletzten Abschnitt sei hingewiesen, der, obwohl er vorläufig nur zwei Bistümer behandelt, nämlich Mainz und Regensburg, doch wohl zu dem Interessantesten gehört, was das Buch bietet. Hoffen wir, diesen Abschnitt im nächsten Bande einen großen, breiten Raum einnehmen zu sehen.

Abgetrennt vom vorigen Abschnitt und selbständig gemacht wurde eine neue Abteilung: Konfession und Unterrichtswesen. Es behandelt alle Schularten von der Volksschule bis zur Universität und alle Bundesstaaten, soweit Material erhältlich war.

Generalsekretär Weydmann-Straßburg bespricht in Abteilung VII die caritativ-soziale Tätigkeit der Katholiken Deutschlands. Zunächst die äußere und innere Mission (Kindheit-Jesu-Verein, Ludwig-Missionsverein usw., sowie Bonifaziusverein). Recht lesens-

wert sind die Seiten, die über Caritashilfe in der Seelsorge handeln. Folgen die caritativen Zentralorganisationen (Caritasverband) und die caritativ-sozialen Einzelgebiete (Armen-, Kranken-, Jugendfürsorge- und Standesorganisationen); 23 Unterabschnitte hat diese große Unterabteilung; einige seien genannt: Krüppelfürsorge, Vinzenzverein, Fürsorge für Lungenkranke, Fürsorgevereine, Arbeitervereine, Studentenvereine. In einem IV. Abschnitt folgen Kultur- und Volkspflege; hier sind vertreten u. a. Preßvereine, Auswandererfürsorge, Volksverein, Frauenbund. Also eine reichhaltige, abwechslungsreiche Zusammenstellung, deren Wert bedeutend erhöht wird durch die tabellarische Uebersicht der religiös-caritativen und sozialen Vereine (S. 388 ff.), welche uns bei jeder Vereinsart aufklärt über Namen, Sitz, Adresse, Organ, Mitgliederzahl, Verbreitungsgebiet, Zweck und weitere Angaben im kirchlichen Handbuch. Eine Bitte auch hier: wenn möglich, noch mehr Zahlen! Eventuell mögen sie in Anmerkungen gesetzt werden, denn nicht jeder hat sie in Tabellenforn gern im Text.

Den Beschluß macht in Absatz VIII P. Huonder S. J. über die katholische Heidenmission. Der Name des Bearbeiters sagt genug; ein Lob seiner die Missionen betreffenden Abhandlungen ist unnötig. Er behandelt: die Philippinen, Niederlande, Ostindien, Hinterindien, Ozeanien und Australien. Ist uns im I. Band eine Generalübersicht über die Missionen von P. Krose gegeben, erhalten wir im III. und II. Band (Japan, Korea, China) nunmehr Spezialmitteilungen.

Nach Erscheinen des ersten Bandes sagte (Beil. Nr. 43) die „Augsburger Postzeitung“ folgendes:

„. . . Das ‚Kirchliche Handbuch‘ hat auf seiner ersten Reise im vergangenen Jahre viele offene Türen gefunden. Auf der 55. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Düsseldorf wurde es warm empfohlen, die kirchlichen Amtsblätter der verschiedenen Diözesen haben zu seiner Anschaffung aufgemuntert, mehr noch verdiente es sich eine freudige Aufnahme wegen seiner vielfachen Verwendbarkeit und seines allgemein interessierenden Inhaltes ... Oeffentliche Aemter jeder Art, dann besonders Journalisten, Parlamentarier, Vereinsleiter, ja jeder auf die Bildung seiner Zeit Anspruchmachende kann des ‚Kirchlichen Handbuches‘ nicht mehr entraten. Hunderte von Fragen, die oft einer augenblicklichen Beantwortung harren, können nur mit Hilfe dieses in seiner Art einzigen Buches gelöst werden. . . .“

Dem habe ich nichts hinzuzusetzen. Möge es das werden, was ihm die „Theologische Literaturzeitung“ (Leipzig 1909, Nr. 157 prophezeit hat: ein unentbehrliches Nachschlagwerk für alle, die sich näher für die Angelegenheiten der katholischen Kirche in Deutschland interessieren. Der Inhalt des III. Bandes ist durchaus dazu angetan.

Vom Büchertisch.

Mohnisch (Anton Mohn). Vom scheana Oberland. Us em Mohnisch seiner Hoimet. Luschtige Schwobagschichtla und Gedichtla. Mergentheim, K. Ohlinger 1912. 160 S. 8⁰, geb. ℳ 2.—, fein geb. ℳ 3.—. Am Pfingstabend 1910 verschied zu Oberstadion der Lehrer Anton Mohn, ein prächtiges Original, dessen schwäbische Erzählungen, meist zuerst im Stuttgarter „Kath. Sonntagsblatt“ erschienen, Zahllosen eine Quelle sprudelndster Heiterkeit geworden sind. Mit herzlichem Dank werden die vielen Verehrer von Mohnisch (= von Mohn ist's — unter diesem Pseudonym gingen die meisten der kostbaren Humoresken aus) die Sammlung entgegennehmen, die der umsichtige Verlag Ohlinger in Mergentheim veranstaltet hat. Das 1. Bändchen, in unerwartet schmuckem Gewande, liegt jetzt vor. Es enthält zehn größere Erzählungen und acht Gedichte in oberschwäbischer Mundart. Ich stehe nicht an, diese Sammlung für das heiterste Büchlein zu erklären, das mir je zu Handen gekommen. Das vergnügliche Lächeln bricht hier öfters in schwer zu bändigende Heiterkeit aus. Mohn war ein Kenner des Volkes, wie es deren heute nur mehr wenige gibt. Auch seine wissenschaftlichen Arbeiten bestätigen dies. Er lebte in der Mitte eines urwüchsigen Stammes, dessen Sitten und Gebräuche ihm bis ins einzelnste vertraut waren. Und das Volk verstand und liebte diesen Mann und seine Erzählungen, deren Hauptpersonen nicht wenigen persönlich bekannt waren, gingen von Mund zu Mund. Auch der Fernerstehende wird sich an diesen humorvollen Spiegelungen des Lebens ergötzen, zumal die schwäbische Mundart ohne Umständlichkeit zu erfassen ist. Selbst für den Wortforscher wird die Lektüre nicht ohne Eintrag sein. — Die ganze Aufmachung des Büchleins ist musterhaft. Das beigegebene Bildnis des Verfassers ist lebensgetreu, wie ich, der ich viele Jahre neben ihm lebte, bezeugen kann. Volksbüchereien legen sich mit dieser Sammlung eine überaus zugkräftige Nummer bei.
Joseph Karlmann Brechenmacher.

„Die protestantische Kirche und die Evangelischen.“ Von Brünnhild Barden. Ostpreußische Druckerei. Königsberg. 1911. 38 Seiten. ℳ 1.—. Das ist ein scharfes, offenes Wort über 1. Die falsche Stellung der Kirche. 2. Die Verweltlichung der Kirche und der Theologen. 3. Die Zersetzung und Zerrissenheit der Lehrsätze und Anschauungen innerhalb des Protestantismus. Manche Sätze überraschen durch ihre kühne Offenheit, andere fordern den Widerspruch geradezu heraus. Auch für den Katholiken bildet die Broschüre eine hochinteressante Lektüre, obwohl er eine gewisse Wehmut dabei nicht unterdrücken kann.
J. Wernado.

„Mystisches Gnadenleben“ von H. Jaegen. Paulinusdruckerei. Trier. 1911. ℳ 1.20, geb. ℳ 1.80. Ein langjähriger Bankbeamter und Landtagsabgeordneter, der aber auf dem Gebiete der aszetischen Moralliteratur schon lange kein Neuling mehr ist, behandelt in diesem Schriftchen das geheimnisvolle, schwierige Gebiet des höheren Gnadenlebens der mystischen Vereinigung mit Gott. Klarheit und Anschaulichkeit und genaue Präzisierung der Hauptmomente sind die Vorzüge dieser Arbeit. Seelenführern ist das Büchlein zum Studium sehr zu empfehlen.
J. Wernado.

Für Liebhaber guter Klaviermusik bietet der Verlag „Universal-Edition A.-G.“, Wien-Leipzig ein neues Sammelwerk unter dem Titel „Excelsior, 100 musikalische Erfolge“. Im prächtigen Einband trägt die Sammlung, für mittleres Können berechnet, jedem Geschmack Rechnung. 30 Piècen und 20 Lieder werden der ernsten Musik gerecht. Am auswahlreichsten ist der der heiteren Musik gewidmete Teil. Tänze, Märsche in bunter Reihenfolge. Dann aus neueren und neuesten Opern und Operetten die augenblicklich beliebtesten Kompositionen, meist mit unterlegtem Text. Bei dieser Gelegenheit möchten wir es nicht unterlassen zu bemerken, daß es dieser Art Musiksammlungen gar keinen Abbruch tun würde, wenn man einige mehr als freie, zum Teil geradezu laszive Texte bei Operetten-Melodien weglassen würde. Junge Damen bilden bekanntlich ein großes Kontingent der Benützer. Da sollten die Bücher rein sein von Liedertexten à la „Bübelein im Stübelein“ aus „Venus im Grünen“ von Oskar Straus und ähnlichem. Sehr zu tadeln ist auch, daß der höchst unflätige Liedertext von Julius Bierbaum „Im Schlosse Mirabel“ Aufnahme fand. An einer neuen Auflage sollten derartige Entgleisungen vermieden werden, wenn man auf Abnehmer aus gesitteten Kreisen Gewicht legt. Der Preis von 10 ℳ ist mit Rücksicht auf den Umstand, daß es sich vorwiegend um Kompositionen mit geschütztem Urheberrecht handelt, deren Veröffentlichung nicht freigegeben ist, ein beispiellos niedriger zu nennen.
M. Rolfs.

Die kranke deutsche Kunst.[1]

Von Jos. Kreitmaier.

Unter diesem Titel mit dem Untertitel „Nachträgliches zu Rembrandt als Erzieher. Auch von einem Deutschen“ ist unlängst ein kleines Büchlein erschienen[2]), das aller Aufmerksamkeit wert ist. Einer gewissen Presse ist es freilich sehr unbequem, denn es enthält herbe, bittere Anklagen in einer Sprache, die wie Donner dahinrollt und zuckende Blitze ausschleudert. Hier hat ein Moses den ganzen Ingrimm seines flammenden Zornes ausbrechen lassen vor den Anbetern des goldenen Kalbes, das sich moderne deutsche Kunst nennt. Da hilft kein spöttisches Lächeln, kein überlegen abweisender Gestus; hier heißt es Stellung nehmen und die furchtbaren Anklagen widerlegen — wenn man kann.

Wie kommt es aber, daß alles schweigt? Schweigt, als ob niemand etwas gesagt hätte, was Antwort heischt? Ein Sturmwind fährt durch den Wald, und kein Blättlein regt sich! Ist das nicht wunderbar?

Was der mutige Verfasser sagt, wird manchem wie eine Erlösung klingen. Bisher hat er vielleicht in allzu großer Bescheidenheit sich jegliches Verständnis für Kunst abgesprochen, weil seine Ansichten so ganz entgegen waren den Anschauungen, die sich Tag für Tag in Zeitungen und Zeitschriften breit machten. Vielleicht hat er — Menschenfurcht soll ja der Hauptcharakterfehler des deutschen Mannes sein — selbst offen gelobt, was er innerlich verabscheut, hat die eingelernten Kunstphrasen, mit denen man an moderne Werke herantritt: die feine Silhouette, die Schauer der Unendlichkeit, den Farbenjubel, das zarte Weben des Lichtes, die vergeistigte Gegenstandslosigkeit, die subjektive Neuschaffung eines objektiv Gegebenen, und wie sie alleheißen mögen, in allen mathematisch möglichen Permutationen zu Markte getragen und hätte doch so gerne das Gegenteil gesagt, wenn man ihn nicht als Kunstbarbaren gebrandmarkt hätte. Fort mit diesem unwürdigen Terrorismus der Mode!

Nun ist das Eis gebrochen! Ein neuer Rembrandt-Deutscher hat es gewagt hineinzuleuchten in die unhaltbaren Zustände, an denen unsere deutsche Kunst krankt. Gebe Gott, daß seine Worte doch noch lebhaften Widerhall finden im weiten Deutschen Reich, daß die Vernunft endlich siege über die Phrase!

Die moderne deutsche Kunst ist krank an Inhalt. Geistlos ist sie zumeist, so geistlos, daß man sich gar nicht mehr darüber wundert, wenn ihre Urheber von ihrer Affensohnschaft aufs tiefste überzeugt sind. Und dieser Geistlosigkeit rühmt man sich sogar noch! Man hält das für einen Fortschritt und spöttelt über die Alten, denen außer der Form auch noch ein bedeutender Inhalt etwas galt! Wo aber gleichwohl noch ein Funken von Geist sich zeigt, da muß er revolutionären, staats- und kirchenfeindlichen

---

[1]) Dieser Artikel war bereits fertig gesetzt, als über unser Thema ein Buch erschien: Die Herabwertung der deutschen Kunst durch die Parteigänger des Impressionismus. Von Dr. Theodor Alt. Mannheim, F. Nemnich. Broschiert 8.50 ℳ. Der Verfasser bringt völlig unabhängig vom neuen Rembrandt-Deutschen eine strenge Kritik der modernsten Kunstanschauungen und stützt dieselbe auf ein ganz hervorragendes wissenschaftliches Material. Man sieht, die Proteste mehren sich, hoffentlich mit Erfolg.

[2]) Bei Ludwig Degener in Leipzig. Preis 1 ℳ.

Tendenzen dienen. Oder er begibt sich aufs Gebiet des Schlüpfrigen und Unanständigen. Höhere Ideen und Tendenzen sind verpönt. Nur dem Teufel darf die Kunst dienen, nicht aber Gott. Gewiß vollzieht sich diese neu-moderne Kunstbewegung außerhalb des Christentums, aber der Wolf tritt im Schafspelz auf, und wer scharf zusieht, merkt Symptome dieser Strömungen auch in der christlichen Kunst zuweilen hervortreten. Wieviele Arglose sind schon getäuscht worden!

Als Schulbeispiel für diese negativen Kunsttendenzen gilt dem Verfasser der „Simplicissimus", dessen Richtung er trotz einiger gelegentlich gebrachten wirklichen Kunstwerke vollständig verwirft. In der Tat! Wenn man die Satansarbeit dieses Blattes ein wenig betrachtet, wenn man die hohe Auflageziffer bedenkt, wenn man mit eigenen Ohren hören muß, wie selbst Hochschullehrer von ihren Kathedern herab Propaganda machen für ein solches staats- und kirchenfeindliches Blatt, dann möchte einem angst und bange werden um sein Vaterland. Wer Wind sät, wird Sturm ernten.

„Jene satirische, d. h. Spottpresse und Spottkunst sucht offenbar nicht etwa für das wahrhaft Schöne, das sich auch im schwärzesten Teil der Welt, d. h. in den Tiefen der großen Städte birgt, Gefühl zu erwecken, sie sucht nur „Schlager", überraschende Wirkungen, die durch ihre Kühnheit, wenn es geht, Frechheit, verblüffen und den negativen, den schadenfrohen Teil im Menschen, Mißgunst, Neid und stillen Haß, angenehm kitzeln. In ihrer Tiefe aber herrscht der Vernichtungstrieb."

Von jenen Pestbazillen, die eine eindeutige Pornokunst alljährlich zu Millionen ins Volk trägt, soll hier gar nicht die Rede sein. Oft genug hat die „Allgemeine Rundschau" mit nie erlahmendem Eifer auf diese Schäden hingewiesen.

Aber auch das Gefühl für den rein natürlichen Anstand, der mit Sexuellem nichts zu tun hat, ist durch die Simplicissimuskunst gesunken. Daß ein Rembrandt den ekelhaften L . . . buben Ganymed gemalt hat, und die Brüsseler sich auf offener Straße das „Bubi" gefallen lassen, gibt keinen Freibrief für Aehnliches. W. v. Kaulbach hat seine übelriechenden Zeichnungen wohlweislich geheim gehalten; heute würde man sie mit Vergnügen veröffentlichen, wären sie nicht unter Schloß und Riegel verwahrt. Ich denke hier an ein Glaspalastidyll, das man dieses Jahr in der Ausstellung „bewundern" konnte. Das Bild ist „Pinscherstudie" benannt. Ein Hund steht, die Hinterseite zum Beschauer gekehrt, mit drei Füßen auf einer weißen Schneefläche und tut, nun ja — was alle Hunde tun. Der Zielpunkt der Verrichtung ist im weißen Schnee wunderbar naturalistisch wiedergegeben. Große Geschäftshäuser pflegen ihre Auslagefenster und deren Umgebung durch Aufstreuen eines gewissen Pulvers vor den Hunden zu schützen. Vielleicht versorgt ein opferwilliger Kunstfreund die Herren der Jury fürs nächste Jahr mit einem Päckchen dieses Pulvers. Sie können dann die Wände des Glaspalastes bestreuen, damit die Hunde nicht mehr darangehen.

Wagt sich diese moderne Kunst gar an christliche Objekte heran, dann werden die Darbietungen zumeist zum Hohn auf christliches Empfinden; ob beabsichtigt oder unbeabsichtigt, lassen wir dahingestellt. Bei Lovis Corinth sind wir an diese Art bereits gewöhnt. In der vorigjährigen Düsseldorfer Ausstellung hatte er ein kleines Bild, den Cruzifixus darstellend, hängen. Natürlich ist der Heiland völlig nackt, das Gesicht ist wie das eines Indianers; den einen Fuß hat er im Schmerz vom Kreuz losgerissen und nach der Seite gestreckt. Scheußlich! Das ist der einzige Affekt, den solche Leistungen wecken. Die beiden fast blasphemischen Bilder von Nolde: „Ausgießung des hl. Geistes" und „Abendmahl" in der Münchener Juryfreien dürften manchen noch in der Erinnerung sein. Der Wiener Max Oppenheimer ist nicht besser. Man sehe nur seine haarsträubende Kreuzabnahme.[2])

Die deutsche moderne Kunst ist krank an der Form. Die Farbe hat die Vorherrschaft heute. Es ist nicht zu leugnen, und auch der Verfasser leugnet es nicht, daß die moderne Kunst auf diesem Gebiete wirklich neue Werte gebracht hat.

„Stimmung, Farben- und Tonwerte, kühne Kontraste, weiche Harmonie sind heute allgemein erstrebte und gewonnene Güter."

Dabei kommt das Gegenständliche zu kurz, ja man bemüht sich geradezu, bloße Farbenharmonie ohne begrifflich festzusetzenden Sinn zu bringen. Und wo die völlige Ausschaltung des Gegenständlichen nicht möglich ist, versucht man es so häßlich zu machen, wie es eben geht. Verschrobene Bewegungen, verkrümmte Arme und Finger, falsche Proportionen müssen dafür sorgen, daß ja kein angenehmer Eindruck aufkommt.

„Ungefällig im Aufbau, hart im Umriß! Schwer zu erfassen, schwerer zu genießen. Auch der Genuß sei erquält! Dann ist er geweiht!"

In der Musik, auf die der Verfasser nicht weiter eingeht, ist es ebenso. Wer heute ein modernes Konzert besucht, muß ganze Wogenmassen von Kakophonien verschlucken. Sarkastisch meint der Verfasser:

„Vor zwanzig Jahren noch wagte die Aesthetik zu behaupten ›Schön ist, was gefällt‹. Vor kurzem mußte einer von den Alten seufzen: ›Schön ist nur noch, was scheußlich ist.‹"

Man erinnert sich hier an die sechs Bilder von Schmidt-Rottluff in der vorjährigen Münchener Juryfreien, die lediglich aus einem Gewimmel von verschiedenfarbigen Bandwürmern bestanden. Selbst in Museen begegnet man bisweilen solch sinnlosen Klexereien. So hängt in einer bekannten rheinischen Galerie ein Bild von S . . . . . t, einem sonst tüchtigen Künstler. Dieses Bild aber macht den Eindruck, als habe der Künstler den Galeriedirektor und das Publikum foppen wollen.

Was heute besonders pikant wirkt, ist das Unfertige, Unausgegorene, Unvollständige. Vieles, was heute als fertiges Bild ausgegeben wird, wäre einem Alten sogar als Skizze zu dürftig gewesen. Meister aus älterer Zeit, deren fertige Bilder man abweist, rühmt man wegen ihrer Skizzen. Die würden lachen über die verkehrte Welt von heute! Michelangelo ließ in dem Drang, Neues zu schaffen, manches Werk unvollendet stehen. Die heutige Plastik mit Rodin an der Spitze macht daraus ein künstlerisches Prinzip.

Der Kunst des Unfertigen entspricht heute die Kunst der Unfertigen.

„Ein Hans von Marees ist posthum künstlich zu einem Riesen gemacht worden, da er doch kaum etwas völlig in sich Abgerundetes zu schaffen vermocht hat. Ein Van Gogh, ein zum Teil unerträglicher Künstler, findet ungeheuren Beifall. Und gar ein Gaugin! Gerade solch rohe „Kunst", die nur aus Streben und Wollen, nur aus Nichtzustandebringenkönnen besteht, am liebsten von Selbstmördern, ist heute das Begeisternde, Erhebende."

Sehr schlecht ist der Verfasser auf die moderne Baukunst und auf das moderne Kunstgewerbe zu sprechen. Auch hier erkennt er gerne an, daß manche Leistung über jede Kritik erhaben ist. Was ihn in Harnisch bringt, sind die Durchschnittsleistungen, die man ebenso verhimmelt wie das Höchste und Beste.

„Man ist in Deutschland da wie mit Blindheit geschlagen. Es ist nicht zu glauben, was man allen Ernstes an Bauwerken fabriziert. Und die Architekturschulen, die Technischen Hochschulen, die Professoren — nichts hat mehr Einfluß oder Wirkung, alles taumelt vielmehr hinter den Ereignissen und der Mode her, — und macht gegebenenfalls mit."

Dem seit 50 Jahren herrschenden Grundsatz, das Aeußere eines Baues müsse das Bild des Inneren sein, müsse aus seiner Grundrißdisposition hervorgehen, hält der Verfasser mit Recht entgegen, daß hierfür ein Architekt überflüssig sei; das könne jeder Bauunternehmer ebensogut machen. Der ganzen Geschichte der Baukunst war ein solcher Grundsatz fremd, von den ägyptischen Pyramiden angefangen bis zum leicht geschwungenen Rokoko und zum Eklektizismus eines Ludwig I. Eine Architektur, die nur nach Zweckmäßigkeit arbeitet, ist Technik, aber nicht Kunst,

„so wenig, wie ein klarer, vernünftiger Gedanke, eine scharfe Gedankenkonstruktion ohne weiteres auch Poesie sein will."

Womit die Biedermeierzeit sich begnügt hat aus Mangel an Mitteln für höheren Luxus, ist heute zum Kunstprinzip gemacht.

„Man vergesse nicht: das eigentliche Kennzeichen der Kunst ist ihre Ueberflüssigkeit; ihre gänzliche Zwecklosigkeit im praktischen Sinne. . . . . Die architektonische Gestaltung hat an sich mit der praktischen Brauchbarkeit eines Bauwerks absolut nichts gemein; im Gegenteil, je architektonischer im guten Sinne, je aus- und durchgebildeter im wirklich Künstlerischen es ist, um so mehr erhebt es sich über die rein praktische Unterlage und die bloße Zweckmäßigkeit."

Dieselbe Zweckmäßigkeitsmeierei ist bekanntlich auch ins Kunstgewerbe eingedrungen. Während man früher, meint der Autor, selbst Tisch und Stuhl zu kleinen Wundern an Schönheit der Linienführung machte, zu einem Abglanz von Größerem, ist heute bei uns ein Möbel, wenn es irgend geht, ein Kasten. Da und dort sind ein paar schwarze Stäbchen angebracht, zwei bis drei Passagiergutszettel aufgeklebt, große Flächen nach dem Muster eines Briefumschlags, mit Verschlußmarke in der Mitte, gebildet.

Es wäre ungerecht, wollte man leugnen, daß das moderne Kunstgewerbe tatsächlich auch Hervorragendes geleistet hat. Man denke nur an die Buchkunst, die tatsächlich aus tiefem Verfall herausgerettet wurde. Aber daß das Ungeschickteste und Tollste ebenso seine Lobredner findet wie das Gute und Bedeutende, und dieses dadurch völlig überwuchert, das ist das Unglück. Der Schönheitssinn der Masse wird vollständig irregeführt. Wer Gelegenheit gehabt hat, im vorvorigen Jahre die deutsche Raumausstellung in Brüssel zu sehen, muß dem Verfasser recht geben, wenn er sagt, daß eine philiströse Einförmigkeit, Gewöhnlichkeit, ja Geistlosigkeit bedrückender Art darüber lastete.

Und wären die Sachen wenigstens immer Muster von Zweckmäßigkeit! Aber selbst da fehlt's. Ich erinnere mich mit Vergnügen an die Studie Rich. Muthers über die Darmstädter Ausstellung. „Die Stühle sind umgedreht. Nein, Verzeihung, ich hielt die gakeligen Lehnen für Beine. Alle Vernunft ist weggeleugnet, um à tout prix originell zu erscheinen." Da hat eben die Mama an ihr Töchterchen — beide sitzen auf einem solchen Unglücksstuhl — eine Frage gestellt. „Die Kleine antwortet nicht, sondern sagt nur „Au!" Sie hat sich zum sechsten Male an der Olbrichschen Stuhllehne gestoßen." „Man bewundert das ästhetische Geschirr und bedauert nur, daß der Gebrauch der Suppenlöffel in ihrer un-

[2]) In dem soeben erschienenen Büchlein: Max Oppenheimer von W. Michel. München, Georg Müller.

heimlichen Breite erst eine Wunderweiterung durch operativen Eingriff voraussetzt."

Woher kommt nun all das Uebel? Von der stolzen **Verachtung jeglicher Tradition in Technik sowohl wie Aesthetik**, die eine Folge ist der Kantschen Autonomie und der Nietzscheschen Herrenmoral. Natürlich, wenn man die technischen und geistigen Errungenschaften, an denen viele Jahrhunderte gefeilt haben, so ohne weiteres über Bord wirft, dann wird man notwendigerweise primitiv. Der Mensch ist auch in der Kunst ein animal sociale, und jeder große Künstler steht auf dem Fundament vieler anderer. Ein Mann allein ist nicht imstande, die Cheopspyramide zu bauen; er kann ihr höchstens die Spitze aufsetzen. Heute aber heißt es:

„In den Orkus mit den Akademien! Gelernt soll nichts mehr werden!.... Ein Künstler, auf den man etwas halten darf, muß bekanntlich in seiner Jugend auf der Zeichenschule und Akademie unfähig gewesen, muß von — natürlich beschränkten und verbohrten — Professoren übel behandelt sein, bis er der Verdummungsanstalt entlief, bis er in sich selber tauchte ...."

Man denkt hier wieder an Max Oppenheimer. Er erzählt uns in dem bereits zitierten Büchlein, wie er in die Schule gegangen sei ohne nennenswerten Erfolg, wie er dann die Akademie besucht, deren Professoren von „aufreizender" Talentlosigkeit gewesen seien, wie er bald den Schulstaub von seinen Füßen geschüttelt und nur mehr dem Imperativ seines Inneren gehorcht habe zum Schaden seines Geldbeutels zwar, aber zum Besten seiner Kunst.

Nur einige wenige ältere Maler läßt man noch gelten. Ja, man schämt sich trotz aller Selbstherrlichkeit nicht einmal, eine gewisse Abhängigkeit von ihnen einzugestehen. Diese mußten aber entweder hysterisch sein wie Greco, oder brutal wie Grünewald, oder revolutionär wie Goya oder lüstern wie Fragonard. Raffael ist längst abgetan. Für ihn hat man nur mehr ein geringschätziges Lächeln übrig. Man liest und hört zwar noch Kollegien über Kunstgeschichte, aber sie sind praktisch unfruchtbar. Höchstens klopft so ein Kunstjüngelchen an seine Brust und sagt: Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie dieser Botticelli oder dieser Ghirlandajo oder gar wie dieser Raffael.

Voraussetzungslosigkeit ist die Losung. Eine Losung zum Verderben.

Wie kommt es nun, daß man diese Irrwege nicht schon längst entdeckt und den Rückweg gesucht und gefunden hat? Das ist eine Folge der Massensuggestion durch das echt moderne Mittel einer unerhört weitgreifenden Reklame. Der **Großkunsthandel** und als sein nie versagendes Mittel die **Großpresse** bestimmen heute den Ton. Die Kunst ist ein Börsenartikel geworden, ein Spekulationsobjekt oder, wie der Verfasser sagt, ein nützlicher Zweig unseres geschäftlichen Daseins, etwa wie die Zahnwasserfabrikation.

„In keinem Lande findet wie bei uns eine unübersehbare Schar von Kunstliteraten ihren Beruf darin, das Volk durch tägliches Schreiben in seinen Bann zu zwingen und ihm einzureden, welche hohe Kunst wir jetzt besitzen ...."

„Wenn einer im Winkel sich mit seiner eigenen Unzulänglichkeit müht, wenn er mit dem nun einmal unentbehrlichen ersten Hilfsstoff nicht fertig werden kann, wenn einer wie so viele sich zum Höchsten berufen fühlend, immer bloß möchte, aber nicht kann — er braucht, um sofort ein „Großer" zu sein, nur von einem der schreibenden Pfadpfinder entdeckt zu werden. Seine Werke werden dann studiert, ausgelegt, gepriesen, und überschwemmen Ausstellungen, und bald selbst Museen; — denn seine Unfertigkeit ist nun Ursprünglichkeit, seine Quälerei — michelangeleskes Ringen, seine Plattheit — Natürlichkeit und Wahrheit, seine Roheit — Jungfräulichkeit geworden ...."

Hier muß ich wieder auf unseren Oppenheimer zurück. Kürzlich besuchte ich in Köln eine Separatausstellung seiner Werke. Obwohl seine Malerei schauderhaft ist, dachte ich mir gleich: das ist der Mann. Der wird bald seinen Tempel haben. Heute liegt bereits in allen Buchhandlungen die mehrfach zitierte Monographie auf. Viel ist ja über den Mann noch nicht zu sagen, weil er mehr als ein Dutzend Jahre vom Schwabenalter entfernt ist. Anderseits sollte doch ein halbes Hundert Seiten voll werden, damit das Büchlein nicht gar zu dürftig aussehe. So mußten denn die Drucklettern dem Gebetbuch unseres halberblindeten Großmütterchens entlehnt und alle Blumenvorräte, deren der Verfasser habhaft werden konnte, in den Text gestreut werden. Das paßt zwar zu dem „reichen" Illustrationsmaterial, wie ein zierliches Blumenkränzchen auf den Kopf eines ruppigen Bauern, aber solche Kontraste sind pikant und echt modern.

Quousque tandem! So frägt man sich besorgt bei all diesem Kunstjammer. Werden die erfreulicherweise sich mehrenden Weckrufe gehört? Wir brauchen die Hoffnung nicht aufzugeben, namentlich wo uns die unerbittliche Statistik zu Hilfe kommt.

„Nach den amtlichen Feststellungen, welche die höchst verdienstvolle ›Gesellschaft für Deutsche Kunst im Auslande‹ veröffentlichte, betrug 1909 die Einfuhr von Kunstgegenständen nach den Vereinigten Staaten aus England das **siebenfache**, aus Frankreich das **sechzehnfache** der Deutschen, die noch vor nicht zu vielen Jahren, da freilich in Deutschland noch nicht die verjüngte Richtung herrschte, die unsere modernen Kunstschreiber preisen, gerade in Nordamerika die aller anderen Staaten weit überragte ... Noch mehr: Im Jahre 1907 wurden für 12 Millionen Kunstwerke im Deutschen Reich **aus**-, aber für 18 Millionen **eingeführt** ... Also bei uns selber im eigenen Hause sind wir aufs jämmerlichste geschlagen, nicht nur im Ausland! Dabei hat sich in 7 Jahren die Zahl derer, die sich als ›erwerbstätige Künstler‹ bekunden, weit mehr als verdoppelt... Aber wir lesen: ›Deutscher Handel und Industrie haben es verstanden, sich die zweite Stelle im Weltmarkt zu erringen. Die deutsche Kunst und das Kunstgewerbe marschieren **nahezu an letzter Stelle**‹ (Gef. f. Deutsche Kunst im Auslande 1910)."

Wer diese Beweise in Zahlen nicht versteht, dem ist nicht zu helfen. Er mag auch fernerhin herzhaft an das Dogma von der alleinseligmachenden großen modernen deutschen Kunst glauben, das aufgestellt ist vom unfehlbaren Lehramt der halbgebildeten Schreiberzunft.

Wir aber sagen dem Verfasser, obwohl er nichts weniger ist als ein schwarzer „Ultramontaner", Dank für sein so anregungsreiches Buch, für den echten deutschen Manneszorn, der seine Adern schwellte, für den Mut, mit dem er gegen den von widerlichen Geldinstinkten aufgebauten Festungswall einer falschen Kunst anstürmte. Das ist wahre und echte Kulturarbeit, wahrer und echter Patriotismus!

Bühnen- und Musikrundschau.

Uraufführung im Schauspielhaus. Max **Bernsteins** Lustspiel: „**Endlich allein**", fand zwar eine sehr freundliche Aufnahme dank der vortrefflichen Besetzung und der Beliebtheit, der sich der bekannte Anwalt und Dichter in München erfreut. Dennoch vermochte man nicht ganz gegen das Gefühl der Enttäuschung anzukämpfen. Was nützen schließlich eine gewisse Grazie der Dialogführung und einige mit Humor gesehene Nebenfiguren, wenn es der Fabel an dramatischer Spannkraft gebricht. Irgendein junger Lebemann möchte illegitime Beziehungen lösen, um legitime anknüpfen zu können. In der Schilderung der Hindernisse, die sich diesem Tun entgegenstellen, haben sich **Pariser** Schwankautoren oft erheblich erfinderischer erwiesen, als Bernstein. Technisch läßt sich ja immer noch manches von den Franzosen lernen. Der Münchener Autor hielt sich aber leider an deren frivolen Esprit, und so kam bei aller partiellen Lustigkeit ein Werk ohne Eigennote zustande. Man rief somit am Schlusse den Dichter mehr aus wohlwollender Weihnachtsstimmung, als aus wahrer Begeisterung an dem lauwarmen Werke.

Aus den Konzertsälen. Im **Volkssymphoniekonzert** in der Tonhalle bot **Prill** als Neuheit Bodo **Wolfs** von Rich. Strauß beeinflußten wirksamen und technisch fesselnden musikalischen Epilog zu Shakespeares „Othello". Der anwesende Tondichter wurde mit lebhaftem Beifall bedacht. Frz. **Bergen** hatte mit Hugo **Wolfs** „Drei geistlichen Gesängen", die er stimmschön und mit schlichter Empfindung vortrug, lebhaften Erfolg. Sehr gut gelang die Wiedergabe von Mozarts B-Dur-Serenade und Brahms erster Symphonie durch den trefflichen Instrumentalkörper des Konzertvereins. In den letzten Wochen des Jahres vermindert sich gewohnheitsgemäß die Zahl der Konzerte. Es sei deshalb der Bericht über verschiedene künstlerische Darbietungen der letzten Zeit nachgetragen, von denen ich seither noch nicht sprechen konnte, ohne die den musikalischen Angelegenheiten reservierten Spalten allzusehr zu überschreiten. Daß die Gesangskunst Lilli **Lehmanns** heute noch bewunderungswürdig ist, darf man mit Freude konstatieren. Hervorragendes bietet Johanna **Dietz**, deren großes Stilgefühl gerade in der Interpretation Lisztscher Lyrik Wirkungen erzielt, die vielen sehr begabten Sängerinnen gerade bei diesem Meister versagt sind. Leo **Rains**, ein Sänger, der wohl auf der Bühne seine eigentliche künstlerische Domäne besitzt, erfreute besonders durch ein reizvolles Piano. Starken Beifall fanden u. a. die Brahmsgesänge von Alf. **Naef** und die bewährte Gesangskunst Elsa **Bernis**. Auch an den Liederabenden der Damen **Ada**, **Hentschel-Schlesmer** und **Zerener** hörte man Beifallwürdiges. Ebenso fand Gussi **Aloff** gute Aufnahme. Von den Klavierabenden zeigte derjenige Luise **Hoene-Gerlachs** sehr erhebliches künstlerisches Wachstum, Françoise **Morin**, eine Busonischülerin, besitzt bravouröses Können. Sehr Gutes bot auch die schon öfters gehörte Elsa **Krüger**, die besonders mit Liszts Franziskuslegende starken Beifall fand. Unter W. **Ruoffs** wertvoller pianistischer Mitwirkung konzertierte **Szigeti**, ein Geiger von hinreißendem Temperament und technischer Vollendung. Ueber das künstlerische Können der Gebrüder **Stoeber** neues zu sagen, erscheint überflüssig. Man hörte an ihrem Abend in rühmenswerter Wiedergabe u. a. von Hans Huber, Rüdinger, Jos. Haas und Gg. Stöber, die alle von guter Wirkung sind, von denen die Haasschen „Wichtelmännchen" am stärksten Eigenart besitzen. Bewundernd berichtet mein Vertreter von einem Wunderkinde Edith **Smeraldina**, dessen violinistisches Können nicht

nur in rein technischer Beziehung auf eminenter Höhe steht. Der Klavierpart lag in den vielbewährten Händen Ed. Bachs.

Von Dr. Pater Hartmann von An der Lan-Hochbrunn erschienen soeben: „Zwei Stücke für Pianoforte" Nr. 1. „Es war einmal" Märchen; Nr. 2: „Auf der Wanderschaft". (Würzburg, Rich. Banger Nachf. [A. Oertel].) Das neue Werkchen des bekannten Komponisten erfreut durch Frische der Empfindung und eine gemütvoll anmutige Melodik, die leicht ins Ohr fällt, ohne banal zu werden. Die beiden Stücke werden durch ihren musikalischen Wert sowohl, als durch ihre leichte Spielbarkeit sicherlich die verdiente weite Verbreitung finden.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Berliner Kurfürstenoper bot mit starkem Erfolge die Uraufführung von „Der Schmuck der Madonna", Handlung und Musik von Wolf-Ferrari, dem Komponisten der „neugierigen Frauen" und der „vier Grobiane". Nach Berichten sucht und findet er aparte und reizvolle Klangkombinationen, die Singstimmen sind dankbar, das Orchester klingt überall vortrefflich. Weniger Lob findet Wolf-Ferrari als Textdichter. „Das Hineinziehen des Madonnenkultus in eine auf den brutalen Effekt gestellte Oper ist überhaupt beinahe gefährlich und jedenfalls danach angetan, feinere Gemüter zu verstimmen", schreibt ein großes liberales Blatt, das die „schwüle Sinnlichkeit" des zweiten Aktes „bedenklich" findet. — Eine sehr dankbare Aufnahme fand in Berlin Karl Rößlers Lustspiel: „Die fünf Frankfurter". In durchsichtigen Pseudonymen treten in dieser Komödie die fünf Söhne Meyer Amschel Rothschilds auf, die großen Bankiers, die in Frankfurt, Wien, London, Paris und Neapel schon in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts eine finanzielle Weltmacht bildeten. Die Handlung ist märchenhaft inmitten realistischer Voraussetzungen. Sie bildet nur den Vorwand für eine sehr hübsche Milieuschilderung, an der ein munterer Witz beteiligt ist und die sich hier und da zu einer Feinheit erhebt. — Im Wiener Burgtheater hatte J. V. Widmanns letzte, auf einer Anekdote aus dem Plutarch fußende dramatische Arbeit: „Der Kopf des Crassus" geringen Erfolg, wiewohl manche feine Detailmalerei den Kennern gefiel. — „Das kleine Café", ein Lustspiel von Tristan Bernard amüsierte in Berlin. Gut aufgenommen wurde daselbst auch „Heiligenwald", ein Lustspiel von Alf. Halm und Robert Sandeck. Die Kritik nennt das Stück ein symbolisches Hochsommertagsmärchen, das von den unvergänglichen Rechten der Phantasie, der Begeisterung, der poetischen Idealisierung der Wirklichkeit schwärmt. — Lebhaften Beifall fand in der Pariser „Großen Oper" Saint-Saëns neue Oper „Déjanire". Die Hauptmelodien entstammen einer Begleitmusik, die der Komponist vor anderthalb Jahrzehnten für ein Drama von Gallet geschrieben hatte. — In Wien wird die Uraufführung der Operette „Alt-Wien" als eine Erlösung von den schwächlichen Saisonschlagern bezeichnet. Kapellmeister Emil Stern hat die Bühnenmusik nach Motiven Joseph Lanners (1801—1843) mit großem Geschick geschrieben.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die starke Widerstandsfähigkeit und gesunde innere Kraft der Berliner Effektenbörse zeigt sich neuerdings dadurch, dass trotz der feiertäglichen Ruhe und Pause zum Jahresschluss die Märkte ununterbrochen festes Gepräge zeigen. Die allgemein erhoffte Ruhepause ist nicht eingetreten, und der Draht signalisiert stets unentwegt: „Kassamarkt besonders fest." In diesem Zeichen spiegelt sich besonders das grosse Vertrauen des Finanz- und Kapitalistenpublikums zur Entwicklung der gegenwärtigen Lage des heimischen Industrie- und Handelsgebietes. Die Dividendentaxen für die Industriewerte lauten fast durchwegs zufriedenstellend und versprechen trotz des eingetretenen hohen Kursstandes eine günstige Rente. Dass dieser Hinweis von grossem Belang und bemerkenswert ist, beweist allein schon die Tatsache, dass vielfach die Aktienkurse im Laufe des Jahres 1911 um 100 und mehr von Prozenten gestiegen sind. Im

allgemeinen werden auch Handel und Industrie, sowie Börse und Kapitalistenpublikum mit dem Verlauf des alten Jahres zufrieden sein. Dabei bildeten Unbilden, Kriegsgefahren und Auslandspolitik, die eigene innerpolitische Situation und anderes mehr Grund genug zu grosser Reserve und kühler Beobachtung. Die amerikanischen Zolldifferenzen brachten viel Verlust und Verärgerungen. Der noch in aller Erinnerung stehende Marokkokonflikt, der Tripoliskrieg, die Spannung zwischen Oesterreich und Italien, die vielfachen Wirren im fernen Osten, die finanziellen und wirtschaftlichen Vorkommnisse in der amerikanischen Union, die Repressalien gegen die Trusts, die ununterbrochen anhaltenden Debatten über die Geldmarktentwicklung, dies alles und noch manch andere Kalamität beherrschten oft Entwicklung und Kursgestaltung an den Börsen. Trotzdem gelang es den Börsen stets, sich von diesen nicht geringen Sorgen freizumachen, sich zu neuem Leben aufzuraffen und die innere feste Tendenz immer in den Vordergrund zu bringen. Durch die zeitweise äusserst zugespitzte politische Situation Deutschlands kontra England-Frankreich geriet besonders der Geldmarkt ins Stocken. Der Abfluss der sämtlichen Auslandsgelder in Deutschland und das zeitweise gänzliche Fehlen von neuen Auslandspensionen verwies den heimischen Geldmarkt gänzlich auf seine eigenen Mittel. Diese Probe wurde vorzüglich bestanden und bewies die vollkommene „finanzielle Bereitschaft“ Deutschlands. Der dabei erzielte ideale Gewinn dem Ausland gegenüber war bekanntlich sehr gross. Besonders hoch ist dieser Umstand auch deshalb einzuschätzen, weil erwiesenermassen die monitären Ansprüche der Handels- und Industriekreise Deutschlands in den letzten Jahren ganz enorm angewachsen sind. Zeichen dieses Geldbedarfes, an denen auch Börse und Spekulation erheblichen Anteil haben, sind die Wochenausweisziffern unseres Zentralnoteninstitutes, der Reichsbank. Aus dem letzten Status des Jahres 1911 ist besonders zu ersehen, wie gross diese Massnahmen sind, und welch gewaltige Ziffern die Jahresschlussvorbereitungen absorbieren. Der Wechselbestand der Reichsbank ist gegenüber der Vorwoche allein schon um 131 Millionen Mark grösser und betrug 1389 Millionen Mark. Dabei ist der Metallbestand um 19 Millionen Mark geringer und die Bank mit 124 Millionen Mark in die Steuerpflicht gekommen. Die Ansprüche an die Bank haben gegenüber den Vorjahren gewaltig zugenommen, sie weisen an Höhe überall Rekordziffern auf. Dabei hatte die Reichsbank Massnahmen getroffen, die den Lombardkredit verteuern. Sehr zu begrüssen ist es daher im Interesse der Handels- und Industrieentwicklung, dass die Reichsbank trotz dieser enormen Inanspruchnahme eine Diskontsatzerhöhung nicht vornehmen will. — Die Entwicklung der heimischen Industrie machte im Jahre 1911 trotz der allgemeinen Verteuerung und Erhöhung der Gestehungskosten riesige Fortschritte. Die chemische und elektrische Industrie, die Maschinen-, Porzellan-, Glas-, Brauereibranchen und andere mehr können zufriedenstellende Ergebnisse aufweisen. Besonders gross ist der Fortschritt in der Montanindustrie zu verzeichnen. Grosse Umsätze, lebhaftes Geschäft, flotter Export und günstige Preisentrierungen geben die besten Resultate. Neuerdings sind wiederum Preiserhöhungen bei den Eisengiessereien für Roheisen und Draht signalisiert. Trotz dieser steten Preiserhöhungen ist überall lebhaftes Geschäft. Von grosser Wichtigkeit für eine gediegene Entwicklung der Industrie der Zukunft ist die Frage der Syndikats- und Verbandserneuerungen in der Eisen- und Kohlensparte. Die Aussichten dieserhalb sind gute und bieten keinen ernstlichen Grund mehr zur Besorgnis. Die grossen Fusionen in der Montanbranche haben anderseits viel Reibungsstoff zwischen den gewaltigen Montanriesen beseitigt, soweit sich Differenzen in Absatz- und Preisnotierungen ergeben haben. Die Trustbestrebungen haben sich auch im Jahre 1911 weiterhin bemerkbar gemacht. Vielfach wird vergessen, dass für derartige Vertrustungen nach amerikanischem Muster Deutschlands Wirtschaftsleben noch nicht genug ausgereift ist. Beispielsweise beginnt das sogenannte Roheinkaufssyndikat (Scheidemandel-Konzern) durch das rasche Anwachsen des Kapitals, die vielfachen Aufsaugungen von Konkurrenzunternehmungen und die vielzähligen Tochtergründungen das Aufsehen auch der Nichtbeteiligten zu erregen. Einer gesunden Entwicklung unserer heimischen Industrie sind allzu rasche und undurchsichtige Finanztransaktionen noch niemals von dauerndem Vorteil gewesen.

M. Weber.

* * *

Die Hellmannsche Immobilien-Gesellschaft München hat im Jahre 1911 bis Mitte Dezember 78 Grundstückverkäufe betätigt im Gesamtbetrage von 1 Million Mark, und glaubt die Gesellschaft — unverbindlich — die Jahresdividende auf 5% schätzen zu dürfen. Die Aufbewahrung des Aktiendividendencoupons Nr. 13 ist daher den Aktionären zu empfehlen. M. W.

Rotes Kreuz. Das Kgl. Staatsministerium des Innern hat wiederum die Genehmigung zu einer Roten Kreuz-Lotterie zugunsten der Bayerischen freiwilligen Sanitätskolonnen und des Rettungsdienstes der Stadt München mit der Befugnis zum Losabsatz im ganzen Königreich erteilt. Die Ziehung muß gemäß ministerieller Anordnung — ohne Verschub — am 11. Januar 1912 stattfinden.

Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft.

A. Aktiva. Bilanz für den Schluss des Geschäftsjahres 1910/11. *B. Passiva.*

A. Aktiva	M	M
I. Haftung der Aktionäre		22 500 000.—
II. Grundbesitz		933 327.80
III. Hypotheken		1 229 100.—
IV. Wertpapiere		57 513 428.75
V. Guthaben:		
1. bei Banken und Bankhäusern	11 308 510.83	
2. bei Versicherungsunternehmungen	42 083 475.16	53 391 985.99
VI. Zinsen: Im folgenden Jahre fällige, anteilig auf das Rechnungsjahr entfallende		782 151.32
VII. Prämienreserven in Händen der Zedenten:		
1. Lebensversicherung	74 128 913.54	
2. Unfall- und Haftpflichtversicherung	2 909 934.47	77 038 848.01
VIII. Prämienüberträge in Händen der Zedenten		11 314 567.59
IX. Gestundete Prämien		1 530 535.26
X. Guthaben bei Agenten		40 822 60
		226 274 767.32

B. Passiva	M
I. Aktienkapital	30 000 000.—
II. Reservefonds (§ 262[1] H.G.B.)	16 857 755.25
III. Prämienreserven für eigne Rechnung:	81 808 996 22
IV. Prämienüberträge für eigne Rechnung:	36 209 232.01
V. Reserven f. schwebende Versicherungsfälle für eigne Rechnung:	31 976 002.33
VI. Sonstige Reserven:	15 000 000.—
VII. Guthaben anderer Versicherungsunternehmungen	2 429 420.59
VIII. Guthaben der Retrozessionäre für einbehaltene Prämienreserven	4 729 011.59
IX. Sonstige Passiva	515 740.—
X. Gewinn und dessen Verwendung:	6 748 609.33
	226 274 767.32

Der Vorstand: C. Thieme.

Die Richtigkeit des Abschlusses bescheinigen wir hiermit auf Grund der Bücher.

Wilh. v. Finck. Dr. v. Pemsel. Frhr. v. Cramer-Klett. Kaempf. Hugo v. Maffei.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.60 (2 Mon. M. 1.75, 1 Mon. M. 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 2. München, 13. Januar 1912. IX. Jahrgang.

Ueble Nachreden über die Katholiken Deutschlands.

Von Anti-Raimundus.

Ein System von Einrichtungen zur Verbreitung übler Nachreden über die Katholiken Deutschlands bildet sich allgemach aus. Es droht eine Kalamität zu werden. Ein zwar kleiner, aber unablässig tätiger Kreis von unzufriedenen Geistern hat diesen **Verdächtigungsfeldzug** begonnen. Nachdem im Inland die gute Presse für die verletzenden und verhetzenden Aeußerungen von Pessimisten und Malcontenten nicht mehr zu haben war, begann in der „Correspondance de Rome“ das Treiben und wurde weiter fortgesetzt in „Oesterreichs Wochenblatt“, das offenbar von heimischen Kräften bedient wurde. In französischen Presseäußerungen (so noch aus den letzten Tagen) schwoll die Flut immer mehr an und scheint fast ihren Höhepunkt erreicht zu haben, denn die tollen Aeußerungen des Abbé **Barbier** sind nicht leicht zu überbieten. Sie alle, diese In- und Ausländer, die Urheber der üblen Nachreden, wie die Handlanger, die sie weiter reichen, wollen absolut den Schein erwecken, oder doch irgendeiner Stelle die Ueberzeugung beibringen, als ob es in Deutschland in weiten gebildeten katholischen Kreisen mit der kirchlichen Treue und mit der ehrlichen Unterwerfung, teilweise sogar des Klerus, unter das Oberhaupt der Kirche nicht mehr stimme. Man schnuppert überall „Modernisten“, „Halbmodernisten“ u. dergl. Nach solchen Kundgebungen zu urteilen, gibt es schließlich in Deutschland nur mehr wenig „echte“, „unbedingte“, „päpstliche“ oder, wie sogar eine Stimme behauptete, „katholische“ Katholiken. Die übrigen sind „nicht einwandfrei“, „tadelnswerte“ Priester, „modernistische“ oder „halbmodernistische Laien“, „fühlen nicht mit Petrus“, „nicht mit der Kirche,“ usw.

Nun kommt diesen Leuten ein ungenannter „**Missionsbischof**“ zu Hilfe. Er ladet in den „**Petrus-Blättern**“, „Wochenschrift zur Beurteilung unserer Zeit im Licht des römisch-katholischen Glaubens“, die seit Oktober 1911 in Trier erscheint, seine „**Beklemmungen**“ über das, was er beobachtet zu haben glaubt, ab. Unter der Ueberschrift „Eine beklemmende Frage“ bringen diese Blätter (in Nr. 14 vom 29. Dezember 1911) an hervorragender Stelle eine Zuschrift, die allerdings in einem anderen Sinne „beklemmend“ wirken muß, wenn man nämlich betrachtet, mit welcher Voreingenommenheit hier kritiklos tiefverletzende, zum Teil selbst unseren Episkopat auf das Empfindlichste berührende und seine Tätigkeit herabsetzende Dinge serviert werden, um daran die „beklemmende Frage“ knüpfen zu können, die kurz gefaßt lautet: Aber ist denn Deutschland, soweit es sich noch katholisch nennt, wirklich noch katholisch, d. h. **römisch-katholisch**? Ist es nicht vielmehr schon **deutschkatholisch**? — Doch, hören wir den Herrn „Missionsbischof“ selbst. Vorab lobt er in hohen Tönen (eigentlich ein direkter Widerspruch gegen seine späteren Ausführungen) die kindliche Ergebenheit der Katholiken Deutschlands und ihre Anhänglichkeit an den Hl. Stuhl und an die Kirche und anerkennt lebhaft die hohe Blüte des religiösen Lebens, das wie nirgendwo in Deutschland entfaltet sei. [1])

[1]) Die Stelle lautet wörtlich: „Daß die Katholiken Deutschlands dem Hl. Stuhle und der hl. Kirche kindlich ergeben sind, davon ist die ganze Welt Zeuge; kaum in einem einzigen Lande blüht das katholische Leben wie dort, und in keinem kämpfen die Söhne der Kirche mit einer Begeisterung, einer Schlagfertigkeit, einer Ausdauer für ihren heiligen Glauben wie dort. Sie sind ein Schauspiel für Engel und Menschen“.

Dann aber heißt es, wenn in neuerer Zeit der Heilige Stuhl eine allgemeine Verordnung erlasse, dann gebe es in Deutschland regelmäßig Leute, die sofort sagen: „Das gilt nicht für uns, das paßt nicht auf unsere Verhältnisse“ usw. Dieses Verhalten wird dann an folgenden Beispielen erläutert: 1. **Liturgische Erlasse über Kirchenmusik** sowie über die Sprache des Kirchengesanges kamen, aber es hieß sofort, der Papst wolle in Italien dem Unfug ein Ende machen, nicht aber in Deutschland Ordnung schaffen. 2. Das **Rundschreiben über den Modernismus** sei gekommen; man habe sofort gesagt, Deutschland kenne, gottlob, den Modernismus nicht. 3. Beim Erlaß der Vorschriften über den **Modernisteneid** habe es geheißen, sie seien für Deutschland überflüssig, ja übel angebracht, weil sie Priester und Professoren den Feinden der Kirche gegenüber in eine schiefe Stellung bringen müßten. 4. Die **Vorschriften über die Kinderkommunion** hätten bei uns Widerspruch gefunden, weil dieselben Kinder südlicher Länder, nicht aber die deutschen im Auge hätten, die nicht so früh reif seien, abgesehen von den großen Schwierigkeiten der Durchführung bei den strengen Schulplänen in den deutschen Ländern. 5. Anweisungen des Heiligen Stuhles über die **Konfessionalität der Vereine, Gewerkschaften** usw. (welche, ist nicht gesagt) könnten für Deutschland nicht zur Geltung kommen, weil es ein konfessionell gemischtes Land sei, in dem Katholiken mit Protestanten zusammenwirken müßten. 6. Als das **Motuproprio über das privilegium fori** gekommen sei, habe man sofort, ohne eine diesbezügliche Erklärung abzuwarten, es für etwas angesehen, was das ganze Deutschland nichts angehe. So werde alles, was deutsche Sitte oder Unsitte berühre, immer beiseite geschoben, ja sogar von hervorragenden Katholiken direkt für inopportun erklärt, oder in einer Weise „entschuldigt“, die den Missionären die Schamröte ins Angesicht treibe. (Wörtlich!)

Nach all dem wird dann die „beklemmende Frage“ gestellt: „Ist das jenes katholische Deutschland, das so stolz auf seinen römischen Katholizismus pocht, das sich auf seinen herrlichen Katholikenversammlungen der katholischen Welt und dem Hl. Stuhl als die treueste Tochter des Hl. Vaters darstellt?“

Die Antwort auf die „beklemmende Frage“ lautet: „**Nein, das kann nicht sein**; es muß wohl **zwei katholische Deutschland** geben, ein **römisch-katholisches** und ein **deutsch-katholisches**, jenes bestehend aus dem treuen Volk und Klerus, dieses bestehend aus einer zwar kleinen, aber stürmisch, namentlich in der Tagespresse vordringenden Legion (sic!) von „gebildeten“ Katholiken, denen selbst ein **Kirchhofsfrieden** lieber ist, als das **unverfälschte Reich Gottes**.“

Zum guten Schluß wünscht sich der ungenannte Herr Missionsbischof selber Glück dazu, daß **er** denn doch ungestört verkünden dürfe, was der Papst spricht, ungestört von solchen Friedensjüngern.

Man könnte nun zwar zunächst, um ganze Arbeit zu machen, die Liste des Herrn Missionsbischofs noch erheblich vermehren und die „Beklemmungen“ desselben noch bedeutend erhöhen, indem man ihn an all das erinnerte, was ihm wohl in der Eile und im Eifer entgangen ist, wobei noch außerdem im Laufe des letzten Jahrzehntes die Katholiken bzw. sogar die Bischöfe Deutschlands in der Lage waren, zu erklären, daß die Verhältnisse, die in dieser oder jener allgemeinen Anordnung berührt wurden, in Deutschland eigenartig lagen, manchmal besser, manchmal schlimmer als anderswo, sodaß eine uneingeschränkte Ausführung der Weisungen entweder nicht, oder doch noch nicht möglich oder überflüssig sei. So z. B. an die Bestimmungen

über die Sonntagschristenlehre aus dem Jahre 1905, welchen gegenüber alsbald die hierzulande bestehenden Einrichtungen von den Bischöfen Deutschlands ins Feld geführt wurden, worauf dann von Rom aus bestätigt wurde, daß die Dinge allerdings dann bei uns anders lägen, nämlich so gut, daß die Verfügungen wegfielen: „Es sei viel Grund dazu da, hier zu gratulieren." (Schreiben des Kardinal-Staatssekretärs.)

Sodann könnte man erinnern an die Bestimmungen über die verbotene Belastung des Eigentums der Klöster mit Hypotheken und Schulden, die von verschiedenen Bischöfen nicht einmal publiziert wurden, da diese sich sagten, daß unsere Verhältnisse ganz und gar andere seien. Eine Dispens wurde wiederum gemeinsam von den preußischen Bischöfen nachgesucht, damit sie nicht an diese Bestimmungen gehalten seien. Weiter sei erinnert an die Bestimmungen über den sogenannten Ueberwachungsrat (Consilium vigilantiae), und die Frage unerörtert gelassen, ob er überall gebildet oder in irgendeinem Falle bei uns in Tätigkeit getreten ist. Weiter waren kaum die Bestimmungen über die den Klerikern verbotene Beteiligung als Aufsichtsräte an Aktiengesellschaften, von Darlehenskassen usw. ergangen, als schon die deutschen Bischöfe in Anbetracht dessen, daß vielfach dringende Not etwas anderes als die sofortige Entfernung der Geistlichen aus diesen Stellen erfordere, um wenigstens vorläufige Dispens von dieser Vorschrift einkamen. Die Verhältnisse in Deutschland waren eben wieder anders. Noch eine ganze Reihe von Bestimmungen könnte angezogen werden, so z. B. über die pflichtmäßige Vorlegung der Vorlesungshefte durch die Seminarprofessoren beim Bischof, und zwar in jedem Semester, endlich die Veränderung der Festordnung, zu welcher sofort wegen der besonderen Regelung dieser Materie in Deutschland Vorstellungen gemacht werden mußten. Trotz des Nachlasses mußten gewisse Feiertage bei uns beibehalten bleiben. Leicht ließe sich noch eine Reihe solcher Punkte zusammentragen, in denen unsere Bischöfe die Ersten waren, die sagten: „Es paßt so nicht für unsere Verhältnisse." Wie müssen doch die deutschen Amtsbrüder dem Herrn Missionsbischof vorkommen, daß sie das verpönte Wort: „Das paßt nicht für unsere Verhältnisse" so oft im Munde führten? Sind sie dann „deutschkatholische" Bischöfe?

Doch kehren wir den Spieß einmal um und fragen den ungenannten Herrn Missionsbischof, wie viele derartige allgemeine Verordnungen er unverändert und unbesehen in seinem Sprengel durchführen konnte? „Verkünden" konnte er sie gewiß, wie er triumphierend hervorhebt. Das taten auch unsere Bischöfe. Er hat aber sichtlich keine Ahnung davon, mit wieviel Ausnahmen von vornherein gerechnet werden muß, wenn eine allgemeine Verfügung für einen so großen Umfang erlassen wird. Und ist es denn wirklich so schlimm, wenn in einem Lande wie Deutschland, wo doch nach dem eigenen Geständnis des Herrn Missionsbischofs die Ergebenheit und Anhänglichkeit an den Hl. Stuhl außer allem Zweifel steht, einmal gesagt werden kann oder muß: Hier liegen Dinge vor, die eine Ausnahme begründen? Es mutet an, als ob darüber ein gewisser Aerger und eine Gereiztheit bestände, daß in Deutschland so viel Ursache ist, das oder jenes anders zu gestalten, als in den „romanischen Ländern oder den Missionen". Sieht man aber näher zu, so sind es nicht einmal wesentliche Dinge, in denen solche Ausnahmen gemacht werden. Und dann dieser Aerger, dieses mit Fingern zeigen, dieses Mißdeuten und Mißvergnügen, das zu bitteren Anklagen sich verdichtet, wie die gehörten.

War es denn wirklich eine Art von Ueberhebung, wenn bei uns gesagt wurde — und wir haben es aus bischöflichem Munde wiederholt gehört —, daß der Modernismus in der vom Papst bestimmt umschriebenen und verurteilten Gestalt hierzulande nicht in nennenswertem Umfange existiert? Freue man sich doch darüber, anstatt sich zu entrüsten. Freilich, in den Köpfen gewisser Leute muß nun einmal das Gespenst des „Modernismus" ringsum existieren. Es fehlt ihnen sonst etwas, woran sie ihren Eifer betätigen könnten. Es ist, wie der Bischof von Nizza so bezeichnend gegen Abbé Barbier ausführt: Nicht der wirkliche, vom Papst verurteilte Modernismus, sondern ein von gewisser Seite zu Nutz und Frommen persönlicher Anschauungen, öfter sogar persönlichen Grolles ausgeheckter „Halb"- oder „Pseudomodernismus" ist das Gespenst, auf das man losgeht, ein Begriff, so dehnbar, daß alle Gegner der eigenen Anschauung, selbst die orthodoxesten Katholiken und Bischöfe, ja selbst der Papst, gelegentlich hineinbezogen werden könnten.

Hierin haben denn auch die genannten „Petrus-Blätter" schon Erfolge zu verzeichnen. Wurden sie doch durch das geistliche Gericht ihres Ordinarius unlängst verurteilt, weil sie einen oft genannten eifrigen Priester und Schriftsteller einen „Modernisten" bzw. „Halbmodernisten" zu nennen nicht Anstand genommen haben, sich stützend auf die Aeußerung eines Gewährsmannes in der „Baseler Zeitung".

War es denn weiterhin wirklich so empörend, wenn mehrere deutsche Bischöfe, unter anderen auch der Bischof von Trier, in dessen Sprengel die „Petrus-Blätter" erscheinen, auch zu dem Kommuniondekret praktische Anweisungen gaben, denen zufolge mit dem Empfang der Kinderkommunion zunächst noch nicht bis zur untersten Altersgrenze gegangen werden sollte, und das aus sehr schwerwiegenden Gründen, wie man sich denken kann? An diese Adresse sollte der Herr Missionsbischof seine Rekriminationen wenigstens auch richten. Müßte es sodann einen in der Ferne weilenden „Missionsbischof" irgendwie alterieren, wenn von Gelehrten, wie Prälat Heiner, auch vor einer authentischen Erklärung des Hl. Stuhles untersucht würde, ob die Bestimmungen über das privilegium fori für Deutschland in Betracht kämen, weil die kirchenfeindliche Presse sich des betreffenden Erlasses schon zu Wahlzwecken in der gehässigsten Weise bemächtigte? Und ist nicht alsbald die Ansicht bestätigt worden, daß die deutschen Kanonisten recht hatten? Einige hyperkatholische Elemente können allerdings heute noch nicht davon abstehen, zu verlangen, daß auch hierin Deutschland keine Ausnahme machen dürfe.

War es wirklich etwas so Unfaßbares und ganz Unkatholisches, wenn hier und da erwogen werden mußte, ob eine Anordnung bei uns durchführbar und für uns verpflichtend sei? Daß solche Erörterungen gegen den Respekt verstoßen hätten, soweit Katholiken dabei beteiligt waren, das ist noch zu beweisen.

Gerade das Gegenteil könnte gefolgert werden, nämlich daß bei uns die päpstlichen Erlasse wirklich ernst genommen und nicht bloß „verkündet" werden, daß man in erster Linie nicht an Komplimente, sondern an die praktische Durchführung denkt. Ist es nicht der sprechendste Beweis für deutsche Gewissenhaftigkeit und für die unbedingte Unterordnung unter den Statthalter Christi als den obersten Gesetzgeber der ganzen Kirche, daß der deutsche Episkopat in keiner der oben berührten Fragen eine Anordnung traf, bevor er nicht in kindlichem Gehorsam die Entscheidung des Heiligen Vaters nachgesucht und erhalten hatte?

Selbst die begütigenden Worte, die einer heftigen Aufregung gegenüber gebraucht worden sind, zu welcher die falsche Auslegung eines Rundschreibens geführt hatte, müßten wahrlich keinen Grund zur Bemängelung der Ergebenheit der deutschen Katholiken, auch der gebildeten, gegen Amt und Person des Papstes abgeben, wenn nicht in einer gewissen Animosität alles und jedes übel gedeutet würde, was auch nur scheinbar nicht ganz den Begriffen gewisser Leute über die Devotion gegen Rom entspricht.

Etwas mehr Einsicht und etwas weniger blinder Eifer hätten sicher die Veröffentlichung der verletzenden Ausführungen des Herrn „Missionsbischofs" verhindern müssen. Er kann offenbar aus der weiten Ferne nicht mit jenem Maß von Sachkenntnis den inneren Verhältnissen Deutschlands folgen und hat sich wohl von einer gewissen Seite einnehmen lassen, wofür auch der Umstand spricht, daß er die Adresse der „Petrus-Blätter" in der weiten Ferne bereits kennt, wiewohl sie bei uns noch wenig bekannt sind. Sicher aber hat nicht Liebe zu Deutschlands Katholiken das häßliche Wort von der „deutsch-katholischen Kirche" im Gegensatz zur römisch-katholischen diktiert. Nun ist es ausgesprochen und wird noch manche bittere Frucht tragen.

Das Leben.

Das Leben ist stark und das Leben ist hart,
In seinen Tälern dröhnet die Fron;
Und glitzernder Trug verblendet zur Fahrt,
Und Hochmut locket zu seinem Thron.

In seinen Tälern, da führt die Spur
Von tausend Wand'rern, die vor dir geschritten;
Von hohen Türmen rufet die Uhr
Zur Schmiede des Schicksals ohne Bitten.

Und wenn auch Zypressen am Tore steh'n,
Du findest die Gassen verhärmt und voll Hast —
Erst draussen, wo kühler die Winde weh'n,
Da steht deiner Sehnsucht stiller Palast.

Dr. Hans Besold.

Die „ritterlichen" Waffen des Liberalismus.

Vom Herausgeber.

Die Veröffentlichung fremder Privatbriefe und Privatäußerungen ist selbst dann eine unfaire Handlung, wenn man nur durch einen Zufall oder als unbemerkter Lauscher Kenntnis davon erlangt hat. Noch weit schlimmer liegt der Fall, wenn grober Vertrauensbruch, hinterlistige Täuschung oder sogar rechtswidrige Aneignung den Besitz fremder Geheimnisse ermöglicht haben. Es ist bezeichnend genug, daß in solchen Fällen der mit seiner „Sensation" prunkende „Enthüller" niemals mit seinem Namen hervortritt. Er fühlt eben selbst, daß seine Handlungsweise vor dem geltenden Ehrenkodex nicht bestehen kann und ihn für alle Zukunft zu einem Menschen stempeln würde, vor dem man sich in Acht nehmen muß. Handelt es sich um politische Aeußerungen, deren Veröffentlichung dem politischen Gegner schaden könnte, so wird leider nur zu gern nach dem Grundsatz gehandelt, der auch im Kriege Brauch ist: Man entlohnt und benützt den Verrat, aber man verachtet den Ueberläufer und Verräter. Letzteres nehmen wir ohne weiteres auch von den Herausgebern der „Süddeutschen Monatshefte" an, in deren Spalten nun schon zum zweiten Male Briefe veröffentlicht werden, die nur Personen zugänglich sein konnten, welche zu jener Zeit in der Zentrumspresse eine Vertrauensstellung einnahmen, denen also neben dem allgemeinen Vertrauensbruch auch noch ein direkter Bruch des Redaktionsgeheimnisses zur Last fällt. Wir möchten die schwere Kanonade von Beschimpfungen und Verbalinjurien hören, wenn ein auf dem Boden des Zentrums stehendes Organ ähnliche „Enthüllungen" aus dem liberalen oder gouvernementalen Lager skrupellos an die große Glocke hängen wollte. Jetzt verteidigen liberale Blätter ganz offen selbst den Bruch des Redaktionsgeheimnisses, wenn damit dem — „Klerikalismus" Schaden zugefügt werden kann. —

Glaubt man vielleicht, es gäbe nicht auch auf unserer Seite Geheimschubladen, deren Inhalt manchmal, wenn die Zeiten kritisch werden und die Zentrumshasser es gar zu toll treiben, plötzlich lebendig wird und gar zu gerne entfesselt werden möchte? Wenn der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau", alle Rücksichten beiseite setzend, eines schönen Tages „auspacken" würde, was ihm im Verlaufe einer dreiundzwanzigjährigen politischen Tätigkeit in Bayern „zugeflogen", oder was er in seine Ohren hinein erfahren hat, dann könnte es mancheinem schwül und heiß werden, der heute, auf die selbstverständliche Noblesse des Gegners bauend, unbeirrt in alten Bahnen wandelt. Es befinden sich recht nette Sachen darunter: Verblüffende Aeußerungen höchster Chargen über Mitglieder regierender Häuser, Indiskretionen aus den Kreisen dieser und jener „Umgebung" oder Kamarilla, welche mit der öffentlich zur Schau getragenen Ehrfurcht vor diesem oder jenem Herrscher so wenig wie möglich harmonieren, Kraftsprüche liberaler Journalisten und Parteigrößen über die eigenen Fraktionsführer von Aub und Wagner bis zu Casselmann und Müller-Hof-Meiningen, eine ganze Sammlung von Stil- und Redeblüten eines vielgewandten liberalen Journalisten über den Charakter und die Geschäftsgepflogenheiten des Blattes, dessen Panier nun ganz das seinige geworden ist. All dieses und noch vieles andere Material gelangte auf ganz legalem und einwandfreiem Wege in unseren Besitz, und mehrere Personen, die eine aktive oder passive Rolle dabei spielten, deckt schon längst der kühle Rasen. Trotzdem würden wir von derartigen Dingen niemals öffentlichen Gebrauch machen, wenn nicht etwa wirkliche Notwehr den Deckel des Geheimfaches von selbst sprengte.

Soviel zur allgemeinen Einschätzung von „Enthüllungen", mit denen die linksstehende Presse ganz skrupellos zu operieren pflegt, wenn der Zweck das Mittel rentabel zu machen scheint. Aber wie tief die Unanständigkeit einer solchen Kampfesweise dem Gedächtnis der Zeitgenossen sich einprägt, ersieht man beispielsweise daraus, daß den „Münchner Neuesten Nachrichten" heute noch bei jeder Gelegenheit die „geschätzten Hände" vorgehalten werden, die nach ihrer eigenen Redewendung vor nunmehr zweiundzwanzig Jahren den in der Buchdruckerei des „Bayerischen Kurier" entwendeten Aufruf zum Bayerischen Katholikentage und auch einen angeblich aufgefundenen Privatbrief des Rechtsanwalts Ritter von Schultes, damals Vorsitzenden des Münchener Gemeindekollegiums, ihnen zur Veröffentlichung zugetragen hatten. Man wird des Gebrauches oder der Zulassung derartiger unfairer Mittel niemals froh.

Daß eine skrupellose liberale Tagespresse mit leidenschaftlicher Gier über die „Enthüllungen" der „Süddeutschen Monatshefte" hergefallen ist, kann um so weniger wundernehmen, wenn man die ganze Haltung dieser Presse während der gegenwärtigen Wahlbewegung etwas näher verfolgt hat. Das schlechte Gewissen der liberalen Großblockpolitiker und die Angst vor dem Mißlingen eines Schachzuges, bei dem man einen so hohen Einsatz aufs Spiel gesetzt hat, wird in den letzten Wochen vor den bayerischen Landtagswahlen noch ganz andere Blüten zeitigen. Man kann ja fast kein größeres liberales Blatt in Bayern mehr in die Hand nehmen, ohne seine Finger und vor allem sein Erinnerungsvermögen von den rohen und ordinären Schimpfereien zu säubern, mit denen das Zentrum und die Zentrumspresse fort und fort besudelt werden. Vor wenigen Tagen war in den „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 2 vom 3. Januar 1912) wörtlich folgende Pauschalbeschimpfung zu lesen: „Die Zentrumsblätter und Zentrumsmänner **lügen**, auch wo die Wahrheit längst festgestellt ist, stets **bewußt und zielsicher weiter**". Und an der Spitze dieses „führenden", „einflußreichsten" und „verbreitetsten" liberalen Blattes in Süddeutschland steht der erste Vorsitzende des sogenannten Landesverbandes der bayerischen Presse, der sich auch die Wahrung der Standesehre und die Hebung des Standesansehens zum Ziele gesetzt hat. Gelegentlich wundert sich dann dieser und jener, daß der Journalistenstand als solcher zwar „gefürchtet" sei, aber noch immer nicht überall die gleiche gesellschaftliche Wertung genieße wie andere Stände, die mit ihrer Berufsehre weniger leichtfertig umspringen und umspringen lassen. Lügen, d. h. mit Bewußtsein und wider besseres Wissen die Unwahrheit sagen — diese Anklage ist ja neuerdings die beliebteste Waffe, welche die liberale Presse täglich und stündlich gegen ihre „ultramontanen" Gegner schwingt.[1] Wobei man zu vergessen scheint, daß diese Waffe gerade in diesen Händen doppelt suspekt ist, und zwar nicht erst seit dem geflügelten Worte des liberalen Grafen Bothmer über eine liberale Lügenpresse und seit dem jüngsten „Lügt doch nicht so", das der Berliner „Pan" an die Münchener Intellektuellen gerichtet hat, sondern schon seit den Tagen Vol-

[1] Selbst die zuzeiten einer vornehmeren Kampfesweise beflissene „Augsb. Abendzeitung" leistet augenblicklich das denkbar Stärkste auf diesem Gebiete. Beispielsweise in Nr. 5 vom 6. Januar heißt es von der Zentrumspresse, man habe es zu tun „mit Geschäftsleuten, welche von der absoluten Verlogenheit ihrer Behauptung vollkommen überzeugt, aber in voller Kaltblütigkeit fest entschlossen sind, sich diese Lüge unter keinen Umständen aus den Zähnen reißen zu lassen. . . . . Die zielbewußte Verlogenheit, — das ist der Granit, auf den man beißt, wenn man gegen das Zentrum kämpft!" Demgegenüber ist es nicht ohne Reiz, wenn laut Bericht der „Köln. Volkszeitung" (Nr. 13) der frühere Vorsitzende der nationalliberalen Landespartei, Direktor Tafel, in einer Nürnberger Versammlung der neuen Bayerischen Reichspartei „sich in energischen Worten gegen eine Reihe von Verleumdungen wandte, die man von liberaler Seite ausgestreut", und dann fortfuhr: „Noch nie sei in der Politik so viel gelogen worden wie in der Frage der Reichsfinanzreform". Sehr bezeichnend ist auch folgender Satz in dem Wahlaufruf der Konservativen und des Bundes der Landwirte in Württemberg: „Wenn die liberale Presse von „katholischer Verlogenheit" schreibt, so machen wir eine derartige Beschimpfung unserer katholischen Volksgenossen nicht mit. . . . . Die liberal-demokratische Agitation türmt eine ungeheuere Wolke von Lügen vor unserem Volke auf."

taires, der seinen „aufgeklärten" Mitbrüdern im Kampfe gegen die Kirche den schönen Rat erteilte: „Lügt, Freunde, lügt; ihr müßt lügen wie die Teufel". Dies nebenbei zur nutzbringenden Herzensstärkung.

Was nun die in den „Süddeutschen Monatsheften" veröffentlichten Briefe anbelangt, so würde man dem Urheber dieses Heldenstückes zu viel Ehre antun, wenn man sich eingehender zu demselben äußern wollte. An den zweckdienlichen Nutzanwendungen wird es hoffentlich nicht fehlen, sodaß am Ende gar Gutes gestiftet wird, wo Böses bezweckt war. Der schon früher veröffentlichte Brief des Generalsekretärs des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften an einen der Verleger der „Kölnischen Volkszeitung" (aus dem Jahre 1908) hat denen, welche die Meinungsverschiedenheiten zwischen der sog. Kölner und Trier-Berliner Richtung kennen, kaum etwas neues gesagt.

Die in der Januarausgabe der „Süddeutschen Monatshefte" mit so großem Lärm an die Oeffentlichkeit gezerrten drei Briefe sagen den weitesten Kreisen auch nichts wesentlich Neues, zumal die Veröffentlichung dem Gange der Dinge nicht unerheblich nachhinkt. Die „Germania" hat den ihr bisher unbekannten Brief (Dezember 1909) eines früheren Redaktionsmitgliedes, das inzwischen an den Folgen einer schweren Gehirnoperation gestorben ist, im wichtigsten Punkte, in bezug auf die Urheberschaft eines einem hohen Kirchenfürsten zugeschriebenen scharfen Artikels desavouiert und auch im übrigen die Zuverlässigkeit der Angaben in Abrede gestellt. Die veröffentlichten „Geheimberichte" eines früheren (geistlichen) römischen Vertreters der „Kölnischen Volkszeitung" (von Ende 1909 und Mai 1910) handeln von in Rom bestehenden Stimmungen und Strömungen gegen die christlichen Gewerkschaften und Verwandtes, Auffassungen von damals, die inzwischen mehr als eine aufklärende Korrektur erfahren haben. Die politische Presse ist nicht der Ort, wo diese Dinge ausgetragen werden können. Wir beschränken uns daher auf diese kurzen Andeutungen. Autoritative Stellen haben sich der wohlverstandenen Interessen der christlichen Gewerkschaften und nicht minder des Volksvereins angenommen, und auch manches schiefe Licht, in das die Zentrumspartei gerückt werden wollte, ist durch eine besonnenere Beleuchtung wieder korrigiert worden. Im übrigen hat der Kölner Kardinal-Erzbischof dadurch, daß er am vergangenen Sonntag als Gast an der Tafel des Verlegers der „Kölnischen Volkszeitung" erschien, deutlich genug gezeigt, wie er über die Dinge denkt.

Die zum Teil recht verworrenen Kommentare und Schlußfolgerungen, mit denen der hinter verdecktem Visier kämpfende „Spektator novus" der „Süddeutschen Monatshefte" seine „Enthüllungen" begleitet, erheben sich nicht über das Niveau einer journalistischen Klopffechterei niederer Ordnung, von der ja Niemand erwartet, daß jedes Wort ein Pfund sei. Alles ist nur auf den Knalleffekt berechnet, hier speziell im Hinblick auf die unmittelbar bevorstehenden Reichstagswahlen. Daß der Streit um die „Kölner Richtung" und der Gewerkschaftsstreit die bayerische Zentrumspresse in eine „besonders schwierige Lage" versetze, gehört zu den tönenden Worten ohne Inhalt, mit denen dieser sonderbare „Mitarbeiter" der „Süddeutschen Monatshefte" so verschwenderisch um sich wirft. Das bayerische Zentrum würde von diesen Vorgängen noch weniger berührt werden, wenn es nicht mitunter allzu dreiste Unterstellungen der gegnerischen Presse abzuwehren hätte. Die ganze journalistische Aufmachung dieser „Enthüllungen" ist unter aller Kanone. Selbst eine drollige Federentgleisung (S. 567: Bezeichnung des Kardinals Kopp als „Erzbischof") blieb nicht erspart, und der Versuch, den Direktor der „Germania" durch eine in Klammern beigefügte, bei den Haaren herbeigezogene willkürliche Interpellation mit einer Verbalinjurie gegen einen Kirchenfürsten zu belasten, steht auf niedrigstem Niveau. Sonst pflegt man von den gebildeten Lesern einer Monatsschrift vorauszusetzen, daß sie zum Verständnis eines wörtlich wiedergegebenen Satzes keiner tendenziösen Nachhilfe bedürfen. Aber diese Kampfesmethode paßt zum Ganzen, paßt vor allem auch zu dem nicht näher zu qualifizierenden Widerspruch, daß die „Süddeutschen Monatshefte" den Artikel durch einen Reklamestreifen propagieren, der auf schwarzem Grunde in weißen Lettern die Aufschrift trägt: „Sensation zu den Wahlen", während im Text biedermännisch versichert wird: „Es ist nicht an dem, daß wir zu Wahlzwecken aufdecken".

Man hat sich offenbar geträumt, die Veröffentlichung werde in der Zentrumspartei und Zentrumspresse wie eine Bombe einschlagen oder — um die schöne Wendung eines sozialdemokratischen Blattes zu kopieren — wie „ein Schlag ins Kontor" wirken. Selbst mit dem schärfsten Vergrößerungsglase ist von einer solchen Wirkung nirgendwo etwas zu spüren. Die einzige und zwar heilsame Wirkung dürfte wohl die sein, daß sich die Einsicht, wie bedenklich die in jenen Geheimakten bekämpften Stimmungen und Strömungen sind, in den weitesten Kreisen nur noch vertieft und verstärkt.

Völlig grotesk ist die aus den „Süddeutschen Monatsheften" in hunderte von liberalen und sozialdemokratischen Blättern übergegangene Anklage des „ungeheueren Volksbetruges", die gegen die Zentrumspresse, in specie gegen die „Kölnische Volkszeitung" geschleudert wird, weil sie dem Volke „verheimlicht" hätten, daß ihm im Namen der Religion die politische und wirtschaftliche Selbstbestimmung genommen werden soll. Folgt abermals eine freche Anspielung auf das „Lügen". (Vgl. unsere Bemerkungen weiter oben). Die Perfidie ist so plump, daß man an der Zurechnungsfähigkeit der Urheber und Verbreiter zweifeln könnte, wenn dem Liberalismus und Sozialismus im Zeichen der bevorstehenden Reichstagswahlen nicht auch das dümmste und rüdeste Mittel durch den Zweck geheiligt würde. Nach dieser Logik wäre also, wer sich zur Wehr setzt und Angriffe abwendet, ein Verräter, „Spektator novus" selbst aber das Gegenteil eines Ueberläufers und der getreueste Eckart der „Kölnischen Volkszeitung". — —

Denen, die wieder einmal den „Zerfall des Zentrums" prophezeien — zum wievielten Male? —, von einem „im Innern des Zentrumsturmes tobenden Kampfe" phantasieren oder gar, wie z. B. die „Kölnische Zeitung", bereits die „auseinanderklaffenden Mauern des Zentrumsturmes" besingen, wird der 12. Januar wieder die schon so oft erlebte Enttäuschung bringen. Wenn der Liberalismus aus eigener Kraft schon im ersten Wahlgange diejenige Anzahl Mandate erringen könnte, die das Zentrum auch diesmal zuversichtlich zu erwarten hat, dann könnte auch er auf alle die zweifelhaften Kampfesmittel verzichten, deren man in der jetzigen Situation nicht entraten zu können glaubt. Dann würde vielleicht sogar der Führer der liberalen Kammerfraktion in Bayern, der Oberbürgermeister Dr. Casselmann in Bayreuth, darauf verzichtet haben, unter Vergewaltigung feststehender Tatsachen gegen das bayerische Zentrum Anklagen zu erheben, welche einen Gegenstoß gegen den Ankläger förmlich erzwingen. Man denke: Dr. Casselmann behauptet in Nr. 5 der „Münchner Neuesten Nachrichten", es sei die Schuld des Zentrums, daß der parlamentarische Ton im bayerischen Landtage einen bedenklichen Tiefstand erreichte, und daß einzelne Minister sich eine Behandlung bieten lassen mußten, die in jedem anderen deutschen Parlamente unmöglich wäre. Dabei beliebt Dr. Casselmann das Intermezzo zwischen seinem sozialdemokratischen Großblockgenossen Adolf Müller und dem von diesem als „Lakai" angehauchten Verkehrsminister kaltblütig dem Konto des Zentrums aufzuhalsen. Aber noch mehr: Auf die sprichwörtliche Vergeßlichkeit seines Lesepublikums bauend, wirft derselbe Casselmann sich zum Lehrmeister des guten Tones im Parlament auf, dem der bayerische Ministerpräsident von Podewils am 20. Oktober 1905 nach Ausweis des Stenographischen Berichtes der Abgeordnetenkammer (Nr. 11), indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, wörtlich folgendes attestierte:

„Ich habe ähnlichen Beleidigungen gegenüber seinerzeit erklärt, daß mein Schild rein sei. Wenn nun trotz dieser meiner feierlichen Erklärung in diesem Hause eine ähnliche Zumutung, verquickt mit weiteren geradezu ungeheuerlichen Insinuationen, sich neuerlich hervorwagt, bin ich berechtigt, dies mit Entrüstung zurückzuweisen. Dem Herrn Abgeordneten Dr. Casselmann aber habe ich zu bemerken, daß diese Art von Polemik mir für die Zukunft jede Diskussion mit ihm unmöglich machen würde, da ich nicht gewillt und auch nicht verpflichtet bin, auf jenes tiefe Niveau herabzusteigen, auf welches die Verhandlungen durch solche Kampfmittel herabgezogen werden."

Ja, die „ritterlichen" Waffen des Liberalismus! In der allernächsten Zeit wird man namentlich in Bayern reichliche Gelegenheit haben, sich Wahlvorgänge ins Gedächtnis zu rufen, welche auf das von Dr. Casselmann jetzt öffentlich und feierlich verteidigte Landtagswahlbündnis mit der Sozialdemokratie (vgl. Nr. 5 der „M. N. N.") wie eine Faust aufs Auge passen. Wie hat der Liberalismus damals das Zentrum bei Hofe verdächtigt, weil „aus politischer Notwehr" nicht etwa über das ganze Land, sondern nur in einigen Wahlkreisen gegen den gewalttätigen Liberalismus taktische Kompromisse abgeschlossen worden waren, an denen die namentlich angeschwärzten Führer völlig unbeteiligt waren! An den Straßenecken demonstrierte der Liberalismus, in Ehrfurcht ersterbend, mit Kundgebungen der beiden Erz-

bischöfe, deren Namen in fußhohen Lettern dem Volke vorgeführt wurden. Und heute? Am Tage nach der Besiegelung eines Bündnisses mit der Sozialdemokratie für das ganze Königreich nimmt der liberale Parteichef Dr. Casselmann vergnügt an der Hoftafel Platz, er, der seinerzeit kein Mittel unversucht gelassen hat, um in einer Situation, die sich mit der heutigen kaum vergleichen läßt, Zentrumsführer der fühlbaren und noch lange nachwirkenden Ungnade des Hofes zu empfehlen.

Das sind die „ritterlichen" Waffen des Liberalismus! Und während die liberale Presse es führenden Zentrumsblättern als „ungeheueren Volksbetrug" auslegt, daß sie den Gegenstand der jetzt von einem Verräter ausgelieferten Geheimkorrespondenz nicht auf offenem Markte vor Freund und Feind breitgetreten haben, setzen diese Gentlemen das unehrliche Spiel fort, den Liberalismus als Hüter des „religiösen Friedens" anzupreisen. **Bis zur Stunde hat kein liberales Blatt auch nur den leisesten Versuch gemacht, die scharfen Hiebe, welche in der „Allgemeinen Rundschau" gegen den „Heuchler und Religionshetzer Liberalismus" geführt wurden, ritterlich zu parieren. Das wuchtige Beweismaterial wird einfach totgeschwiegen, um die heuchlerische Maske wenigstens noch bis nach den Wahlen zu retten.** Dieses verlegene Schweigen wird aber nicht viel helfen, denn durch eine möglichst weite Verbreitung dieser Anklageschrift ist Sorge getragen, daß das naturgetreue Konterfei dem Heuchler und Religionshetzer Liberalismus überall im Lande wie ein Steckbrief folge, dessen Signalement durch kein bloßes Leugnen und durch keine Maskerade entkräftet werden kann.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Eine halbamtliche Wahlparole.

Wir stehen am Vorabende des 12. Januar, der Hauptwahlen zum Deutschen Reichstag. Ueber die letzte Periode der Agitation ist kurz zu berichten, daß die Festzeit zu Weihnachten und Neujahr keine erhebliche Ruhestörung erlitten hat. Im allgemeinen war ein Abflauen der Wahlwinde zu bemerken. Es ist freilich möglich, daß die allerletzten Tage oder gar die letzten Stunden noch einen Ueberrumpelungsversuch mittels irgendeiner halb oder ganz erlogenen sensationellen „Enthüllung" bringen. Die Zentrumswähler werden aber heute wohl noch gegen solche Tricks ebenso widerstandsfähig sein, wie vor 37 Jahren, als die „Kölnische Zeitung" unmittelbar vor den Reichstagswahlen eine gefälschte Bulle veröffentlichte.

Die Flaute auf dem Wahlsee ist auch nicht gestört worden durch einen halbamtlichen Wahlaufruf, den die Regierung, die in solchen Dingen gern recht spät kommt, am Tage nach Neujahr vom Stapel ließ. Eine gutgemeinte, aber nicht gerade packend abgefaßte Warnung vor der Unterstützung der Sozialdemokratie mit dem Hinweis, daß letztere weder für die bewährte Wirtschaftspolitik, noch für die Sozialreform, noch für die deutsche Wehrmacht eintrat. Soeben ist nun noch ein kleiner Nachtrag zu diesem Wahlaufruf erschienen, in dem die Regierung sich zunächst vorsichtig verwahrt gegen jede Stellungnahme für oder wider eine bürgerliche Partei und sich dahin resumiert: „Weder in der Hauptwahl, noch in der Stichwahl kann ein in ernster Zeit um die Zukunft des Vaterlandes besorgter Mann seine Stimme einem Sozialdemokraten geben." Schön gesagt! Es fehlt aber die praktische Nutzanwendung, daß ein braver Patriot und erst recht ein treuer Beamter auch die Verbündeten und Helfershelfer der Sozialdemokratie nicht unterstützen darf. Angesichts der Großblockbestrebungen, die nicht bloß unter den Reichstagswählern, sondern auch unter den Landtagswählern in Bayern im Gange sind, hätte die Reichsregierung schon längst ein kräftiges Wort gegen die Unterstützung der Umsturzpartei sprechen sollen. Aber es ist die alte Geschichte: Herr von Bethmann Hollweg möchte um keinen Preis es mit den Bassermannschen Nationalliberalen verderben. Mit Halbheiten und diplomatischer Zärtlichkeit kann man aber in einem Wahlkampfe, wie er seit zweieinhalb Jahren eingeleitet worden ist, nichts Rechtes ausrichten. Höchstens kann man die Hoffnung aussprechen, daß die halbamtliche Warnung vor der Sozialdemokratie hier und da noch einen zweifelhaften Wähler und namentlich einen unschlüssigen Beamten vor der Großblockverirrung rettet. Im großen und ganzen hat die verspätete und verwässerte Wahlparole der Regierung keine realpolitische Bedeutung, sodaß man ruhig sagen kann: die Parteien haben diesen Wahlkampf unter sich ausgetragen, und die Regierung hat sich über den Parteien gehalten.

Nach den Wahlen werden allerdings an die Tatkraft der Regierung erst Ansprüche gestellt werden. Sie muß für eine Revision des Zolltarifs und neue Handelsverträge sorgen, und wenn die teils ganz, teils halb freihändlerisch gesinnten Großblockleute die Mehrheit erlangen sollten, so würde eine Auflösung unvermeidlich sein. Ferner will die Regierung, wie sie nebenbei in ihrem Wahlaufruf ankündigt, schon bald den Reichstag für „die Sicherung der Wehrhaftigkeit unseres Vaterlandes" in Anspruch nehmen. Ob die Neuforderungen auf die Landmacht oder auf die Flotte sich beziehen sollen, und welchen Umfang sie haben werden, ist noch ganz dunkel. Sonst pflegt man vor einem Wahltage von etwa bevorstehenden belastenden Vorlagen vorsichtshalber zu schweigen. Die gegenwärtige Ankündigung läßt die Regierung offenherzig erscheinen und zugleich sehr zuversichtlich in Ansehung der nationalen Stimmung im Volke. Letzteres hat eine gewisse Berechtigung; denn die Enthüllungen über die Kriegsgefahr des vorigen Sommers haben das patriotische Bewußtsein ersichtlich gehoben. Angesichts der neuen Wehrvorlage verlassen wir uns ruhig auf die künftigen Zentrumsabgeordneten, die nach der traditionellen Politik unserer Partei die Sache gründlich prüfen und das Notwendige bewilligen werden, unter Ausscheidung von etwaigen Uebertreibungen des militärischen oder maritimen Facheifers. Dabei muß immer festgehalten werden an dem Grundsatz: Keine Ausgabe ohne gleichzeitige Deckung!

Die auswärtige Lage.

Bei den gespannten Verhältnissen in verschiedenen Weltteilen muß man froh sein, daß die Festzeit ohne Ach und Krach verlaufen ist.

In Tripolis, in Persien und in China stehen die Dinge noch ziemlich auf dem vorjährigen Fleck. Die Italiener haben keinerlei neue Siegesnachrichten aus ihrem „eroberten" Lande serviert bekommen und müssen sich bescheiden mit der Beobachtung der Wirren in Konstantinopel. Ein drastischer Beweis für die Verderblichkeit des konstitutionellen Apparates in einem unreifen Lande! Seit dem Ausbruch des tripolitanischen Krieges ist die Türkei, der die Zusammenfassung aller Kräfte doch so dringend nottut, aus den inneren Krisen nicht herausgekommen. Der Großwesir Said Pascha hatte sich zu dem Versuch entschlossen, die Verfassung abzuändern behufs Stärkung der Sultansmacht. An sich sehr berechtigt; aber in der Kammer bildete sich natürlich eine lebhafte Opposition gegen diesen „Rückschritt zur Despotie". Um so mehr, als Said Pascha durch ein Rundschreiben an die Walis allzudeutlich verraten hatte, daß er die Exekutivgewalt gerade deshalb stärken wolle, um über die Köpfe der Demagogen hinweg zu einer Verständigung mit Italien zu gelangen. Infolge des parlamentarischen Widerstandes reichte Said Pascha vor Neujahr seine Demission ein; der Sultan aber sah keinen anderen Ausweg, als denselben Said mit der Rekonstruktion des Ministeriums zu betrauen.

Während der konstitutionelle Konflikt in der Türkei sich noch hinzieht, ist die persische Regierung mit der vorläufigen Ausschaltung ihres heißblütigen Parlaments schon weiter gekommen. Sie folgt der richtigen Erkenntnis, daß Nachgiebigkeit das einzige Mittel ist, um die Aufteilung Persiens wenigstens zu verzögern.

In China haben die Ausgleichsverhandlungen noch zu keiner Klärung geführt, obschon eine Zeitlang in der Berufung einer Nationalversammlung, die der Hof sogar über das Schicksal der Dynastie entscheiden lassen wollte, der Weg zu einer friedlichen Lösung gefunden zu sein schien. Inzwischen haben aber die Revolutionäre, die den Süden beherrschen, sich förmlich als Republik konstituiert und den geistigen Führer der Empörung, Dr. Sunjatsen, zum Präsidenten gewählt. Im Norden hat Yuanschikai noch die Herrschaft; seine zweideutige Zauderpolitik ist aber für einen Nichtchinesen unverständlich.

In Europa ist zurzeit die brennende Frage der Ausgleich zwischen Frankreich und Spanien in der Marokkofrage. Spanien will seine Position an der Nordküste durchaus behalten und wird darin von England unterstützt, das in einer uneingeschränkten Entfaltung der französischen Macht eine Gefahr für Gibraltar und den Eingang ins Mittelmeer erblickt. Das Auffallende ist nun die fortdauernde Begeisterung der Franzosen für die Entente mit England, obschon sie doch jetzt handgreiflich erfahren, daß England eine egoistische Politik treibt. Es bleibt abzuwarten, ob nicht der Fortgang der Verhandlungen mit Spanien und dessen Protektor England schließlich etwas ernüchternd auf den Diensteifer der Franzosen gegenüber dem englischen Vormund wirkt.

Ein tragikomischer Zwischenfall wurde herbeigeführt durch die Flucht des französischen Spions Hauptmann Lux aus der deutschen Festung Glatz. Der französische Kriegsminister war bei dem Erscheinen des gloriosen Flüchtlings in Paris ebenso unvorsichtig, wie die chauvinistischen Elemente in der Presse. Man feierte den überführten Spion als einen Nationalhelden und machte sich dadurch solidarisch mit seiner anrüchigen Tätigkeit. Bald wurde dann auch von den vernünftigen Mitgliedern der Regierung für Remedur gesorgt. Eine halbamtliche Note lehnte alle Ovationen für den sonderbaren Nationalhelden ab und untersagte ihm selbst jede öffentliche Kundgebung.

Für uns enthält der Zwischenfall die ernste Mahnung, daß wir dem überhandnehmenden Spionentum kräftiger entgegentreten müssen. Nicht bloß durch zweckmäßige Bewachung der verurteilten Spione, sondern auch durch präventive Wirksamkeit der **Polizei** an allen Stätten, wo Spionage zu befürchten ist. Man braucht keineswegs zu fordern, daß die Gerichte künftig nicht mehr auf die milde Festungshaft erkennen sollen; nur muß die Festungshaft so eingerichtet werden, daß der Mann nicht entweichen kann, und wenn die Militärbehörde die genügende Ueberwachung nicht leisten kann, so muß man ihr gewiegte Kriminalkommissäre beigeben.

Wir müssen uns **wehren**, sowohl gegen die offene Bedrohung durch fremde Mächte, als gegen die umherschleichenden Kundschafter von Frankreich und England. Vor allem müssen wir der **Korruption** unserer Beamten und Militärs, die schon mehrfach mit Erfolg versucht ist, durch stete Ueberwachung der gefährdeten Kreise vorzubeugen suchen. Von dieser Wehrpflicht können uns auch die schönen Friedensworte, die sieben englische Minister zu Neujahr gedrechselt haben, nicht befreien. Worte sind noch keine Taten.

Der Reichskanzler und die Parteien.

Am Vorabend der Reichstagswahlen.

Von Dr. Adolf Baumann.

Bethmann Hollweg befand sich in keiner beneidenswerten Lage, als er am 14. Juli 1909 das Erbe Bülows antrat. Die Blockpolitik war an ihrer inneren Unwahrhaftigkeit gescheitert, Liberale und Konservative standen sich mit größter Erbitterung gegenüber, und die Sozialdemokratie hielt mühelose Ernte. Die Liberalen grollten, weil er, der doch als Nachfolger Posadowskys und Staatssekretär des Innern an der Blockpolitik hervorragenden Anteil genommen hatte und beim Vereinsgesetz und der Reform des Börsengesetzes den Liberalen vermittelnd entgegengekommen war, jetzt die Finanzreform aus den Händen des „schwarz-blauen" Blocks entgegennahm, statt mit Bülow aus dem Amte zu scheiden. Zentrum und Konservative verhielten sich abwartend.

Die Lust an dem Block war ja schon früher den Konservativen vergangen. Am 15. Mai 1909 schrieb der Abgeordnete Freiherr von Richthofen im „Tag" (Nr. 113): „Die Blocklinke will wohl in der Theorie die geforderten 400 Millionen bewilligen. Aber bei den Verhandlungen weicht sie davon praktisch Schritt für Schritt zurück und als Lohn verlangt sie dafür nicht nur die Nachlaß- oder wenigstens die Erbanfallsteuer, sondern sie verlangt die ausgesprochene liberale Vorherrschaft im Reich und in Preußen. Unter der Form der sogen. „konstitutionellen Garantien" erstrebt sie die Parlamentsherrschaft im Reichstag."

„Aber noch nicht genug damit: Als Lohn für den „Umfall" der Konservativen beanspruchen die Herren Liberalen eine liberale Verwaltung des Kultusministeriums in Preußen und eine den freisinnigen Forderungen entsprechende Verwaltungsreform, ja, sie fordern als ‚conditio sine qua non' die Demokratisierung des Wahlrechts in Preußen."

Soviel war für Bethmann Hollweg klar, eine Fortführung der Blockpolitik war unmöglich, er mußte das Zentrum zur Mitarbeit heranziehen, da es eben erst seine Befähigung bei der Finanzreform glänzend bewiesen hatte. Auf der anderen Seite wollte er aber wenigstens die Nationalliberalen nicht missen. Dieses Ziel verfolgte er mit der Parole: Zwang zum Schaffen, Politik der Sammlung, Schutz der nationalen Arbeit. Man kann angesichts der im Reichstage erledigten Arbeit nicht leugnen, daß der Zwang zum Schaffen stärker war als die Verärgerung der Linksparteien, aber die Sammlungsparole hat nicht verfangen.

In der 98. Sitzung des Reichstags am 10. Dezember 1910 hat der Reichskanzler seine Stellung zu den Parteien mit den Worten gekennzeichnet: „Ich kann mich niemals mit irgendeiner Partei, wer sie auch sei, noch auch mit irgend einer Parteikonstellation identifizieren." — „Ich diene nicht dem Parlament. Ich diene auch nicht dem Zentrum. Ich führe die Politik, ich schlage die Gesetze vor, die nach meiner Ueberzeugung dem Wohle des Vaterlandes dienen, solange ich dazu die Zustimmung des Kaisers und der verbündeten Regierungen finde." —

„Die Einheit unseres Reiches, die Stärke unseres Heeres, die Schaffung einer deutschen Flotte, die Sozialpolitik, die wirtschaftliche Gesetzgebung: Konservative, Zentrum, Liberalismus: ihrer aller Arbeit steckt darin, ihrer aller Verdienste sind mit diesen Errungenschaften verbunden. Nur durch die gemeinsame Arbeit aber kann gesund und stark erhalten werden, was durch die gemeinsame Arbeit geschaffen worden ist. Schalten Sie dauernd einen Bestandteil aus — zum Wohle des Vaterlandes wird das nicht ausschlagen." Diese Worte lehren, daß der Reichskanzler aus den Fehlern der Blockpolitik gelernt hat.

Die Gruppierung der Parteien mußte sich in Preußen zeigen, als am 4. Februar 1910 die am 20. Oktober 1908 in der Thronrede angekündigte Wahlrechtsvorlage dem Abgeordnetenhause zugestellt wurde. Die Konservativen hatten ihre frühere Stellung, die sich beispielsweise in einem scharfen Angriff der „Deutschen Tageszeitung" (Nr. 514, 31. Okt. 1908) erkennen ließ, prinzipiell nicht aufgegeben und konnten nur durch die geschickte Taktik des Zentrums zu einigen immerhin bedeutenden Zugeständnissen gebracht werden. Auch die Regierung erklärte sich unter Vorbehalt bereit, dem Kompromiß beizutreten. Da aber die Nationalliberalen ihre Zustimmung versagten, suchte man ihnen durch den Antrag Schorlemer im Herrenhause in der Drittelungsfrage entgegenzukommen, und als dieser Antrag später im Abgeordnetenhause fiel, wurde die ganze Vorlage zurückgezogen. Es trat also offen zutage, daß der Ministerpräsident auf die Mitarbeit der Nationalliberalen nicht verzichten wollte, selbst dann nicht, wenn ihm eine sichere Mehrheit zur Seite stand.

Freiherr v. Schorlemer erhielt zur Belohnung für seinen Antrag am 18. Juni 1910 das Portefeuille des Landwirtschaftsministers und trat an Stelle Arnims, der Minister des Innern Moltke wurde durch Herrn v. Dallwitz ersetzt. Die Berufung des Herrn v. Dallwitz zeigte das Entgegenkommen gegen die Konservativen, die Ernennung des neuen Landwirtschaftsministers, der zwar Katholik, aber ein scharfer Gegner des Zentrums war, konnte als Gefälligkeit gegen den Liberalismus angesehen werden. Die Liberalen selbst waren freilich anderer Ansicht. Am 21. Juni 1910 erfolgte der scharfe Angriff der „Nationallib. Korrespondenz", in dem es hieß: „Das liberale Bürgertum, das den ersten Damm bilden sollte, an dem sich diese Wogen (sc. d. Radikalismus) brechen, wird mit immer größerer Unlust zur politischen Mitarbeit erfüllt. Herr v. Bethmann hat es gründlich verstanden, die Begeisterung abzuwirtschaften, welche Fürst Bülow noch einmal im Jahre 1906 wachzurufen und zum Vorteile des Staates und der Monarchie nutzbar zu machen verstanden hat. Für den jetzigen agrarkonservativen Kurs mit Zentrumseinschlag, den Herr v. Bethmann steuert, wird schwerlich der schlummernde Funke von neuem zu erwecken sein." Am 28. Juni 1910 wurde der liberale Oberbürgermeister von Magdeburg v. Lentze Finanzminister an Stelle Rheinbabens — und sofort legte sich die liberale Erregung. So hatte die Neubildung des Ministeriums eine konservativ-liberale Regierung ergeben, und vor allem der liberale Einschlag machte sich bei den kommenden Gesetzen in Preußen geltend.

Solche Zugeständnisse an die Liberalen in Preußen bildeten die Rheinische Landgemeindeordnung, die freilich unerledigt blieb, die Zurückziehung des Fortbildungsschulgesetzes wegen Einfügung des fakultativen Religionsunterrichtes und die Einbringung des Feuerbestattungsgesetzes.

Diese Tatsachen allein genügen zum Beweis dafür, daß der Ministerpräsident v. Bethmann nicht der Feind des Liberalismus ist, als den man ihn so gern hinzustellen beliebt. Vielmehr machen wir die auffällige Beobachtung, daß er **zu den Konservativen**, von denen er doch abhängig sein soll, in **weit schärferen Gegensatz** tritt. Es sei zunächst noch einmal an die Wahlrechtsvorlage erinnert, dann an die scharfen Zusammenstöße mit Herrn v. Heydebrand. Das erstemal in der 98. Sitzung des Reichstags 1910, wo er sich dagegen verwahrt, daß er es den Sozialdemokraten gegenüber an Achtsamkeit fehlen lasse. Weit heftiger aber war der Angriff in der 202. Sitzung am 10. November 1911 anläßlich der Marokkodebatte.

Man bedenke: der Kanzler macht dem Führer der Konservativen den Vorwurf, seine Stellungnahme in der Marokkofrage sei durch reine Parteiinteressen und Wahlrücksichten bestimmt und erntet dafür jubelnden Beifall der Linken! Und dann der Angriff des Herrn v. Oldenburg in der 182. Sitzung vom 23. Mai 1911. v. Oldenburg nennt die Elsaß-Lothringische Vorlage einen Schlag gegen die Ehre und das Ansehen Preußens!

Und nun fragen wir: Wo ist denn der Kanzler dem „schwarz-blauen" Block entgegengekommen? Die wichtigsten Vorlagen in Preußen werden zum Teil gegen Zentrum oder gegen Konservative gemacht, und die Vorlagen, die dem Liberalismus nicht gefallen, verschwinden. Im Reiche sehen wir wechselnde Mehrheiten, bei denen immer ein großer Teil des Liberalismus vertreten ist. Bei der Reichsversicherungsordnung machen die Sozialdemokraten schärfste Opposition, bei der Elsaß-Lothringischen Verfassungsvorlage die Konservativen, während die Sozialdemokraten auf seiten der Regierung stehen. So bleibt denn nur das eine, daß der Kanzler die Finanzreform von den Konservativen und dem Zentrum entgegengenommen hat. Dank haben freilich die beiden Parteien dafür recht wenig geerntet. Ein ganzes Jahr dauert die Hetze gegen die Mehrheit der Finanzreform — die Regierung hüllt sich in Schweigen. Erst in der 97. Sitzung des Reichstages am 9. Dezember 1910 erkennt von Wermuth an, daß die neuen Steuern ein großer und sicherer Besitz seien, in der 98. Sitzung rechtfertigt der Kanzler die Regierung, daß sie die Reichsfinanzreform angenommen, in der 159. Sitzung vom 30. März 1911 und der 216. Sitzung vom 4. Dezember folgen etwas wärmere Verteidigungen. Selbst die Erklärung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" Nr. 291, 1911, ist sehr vorsichtig und zurückhaltend. Wäre die ganz gleiche Reform unter Mitwirkung der Liberalen zustande gekommen, man hätte sicherlich mit der Anerkennung weniger gespart.

Eine ganz klare und entschiedene Stellung hat der Kanzler den Sozialdemokraten gegenüber eingenommen. Es ist im Abgeordnetenhause und im Reichstage bei diesen Anlässen mehrfach zu häßlichen Auftritten gekommen, im Abgeordnetenhause bei Verhandlung der Wahlrechtsvorlage, im Reichstage bei der Debatte über die Kaiserreden am 26. November 1910 und am 13. Dezember 1910 bei der Besprechung der Moabiter Vorgänge. Scharfen Kampf hat ihnen der Kanzler angesagt, Ausnahmegesetze lehnt er entschieden ab. Bei dieser Gelegenheit findet er auch entschiedene Worte gegen diejenigen Parteien, die mit den Sozialdemokraten zusammengehen. (98. Sitz. d. R. 10. Dezember 10.) Es wäre zu wünschen gewesen, daß diese Mahnung noch öfter und nachdrücklicher an den Liberalismus gerichtet worden wäre.

Und wie steht der Kanzler zum Zentrum? Seine Mitarbeit war ihm willkommen, in den Fehler der Bülowpolitik wird er nicht leicht verfallen. So ist es auch nicht zu Zusammenstößen zwischen Kanzler und Zentrum, wie im Blockreichstage, gekommen. Im Preußischen Landtage bedeuteten einige Vorlagen eine schroffe Brüskierung. Daraus kann das Zentrum erkennen, daß man ihm innerlich nicht wohlgesinnt ist. Wenn man übrigens in dem Rückblick der „Nordd. Allg. Zeitg." (Nr. 291) den Gedanken findet, im Zentrum lasse sich „die einigende Kraft konfessioneller Interessen" aufweisen, so erkennt man, daß auch Bethmann sich nicht von dem Standpunkte Bülows freimachen kann. In diesem Zusammenhang wäre auf die Debatten über Borromäusenzyklika und Antimodernisteneid hinzuweisen.

In der 44. Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 7. März 1911 betont der Ministerpräsident, konfessionelle Empfindungen und Verstimmungen dürften niemals zum Anlaß politischer Entschließungen gemacht werden, eine konfessionelle Gefühlspolitik lehnt er bestimmt ab. Wenn er aber in Aussicht stellt, daß katholische Geistliche, die den Antimodernisteneid geleistet hätten, in Deutsch und Geschichte nicht Unterricht erteilen dürften, so kommt er den Wünschen des Liberalismus in einem Maße entgegen, daß alle Katholiken für die Zukunft mit Sorge erfüllt werden müssen. Denn das ist der Anfang von Ausnahmegesetzen.

In dem Rückblick über die Arbeiten des Reichstags in der „Norddeutschen Allgem. Zeitung" (Nr. 291) erklärt v. Bethmann: „Der Reichskanzler konnte tatsächlich die Geschäfte nur unabhängig von den Parteien in dem Sinne führen, daß er nicht den persönlichen Anspruch auf die Gefolgschaft bestimmter Parteien für die Gesamtheit der zu erledigenden Arbeiten erhob." Man kann die Richtigkeit dieses Satzes zugeben, ohne sich der Erkenntnis zu verschließen, daß Bethmann Hollweg innerlich den Mittelparteien zuneigt und am liebsten in ihrem Sinne die Geschäfte des Reiches führen würde.

Können wir nun nach den Erfahrungen der Jahre 1910 und 1911 einen Schluß ziehen auf das Verhalten des Kanzlers in dem neuen Reichstage? Als feste Punkte des Bethmannschen Programms darf man bezeichnen: Erhaltung des monarchischen und christlichen Staatsprinzips (87. Sitz. d. R. 26. Nov. 1910), Festhalten an der bewährten Wirtschaftspolitik (195. Sitz. d. R. 23. Okt. 1911 und öfters), Ausbau der sozialen Gesetzgebung (98. Sitz. d. R. 10. Dez. 1910) und zeitgemäße Umgestaltung des Verfassungslebens (Elsaß-Lothr. Vorlage und Abänderung des Schutzgebietsgesetzes 218. Sitz. d. R. 5. Dez. 1911), endlich Eintreten für die Schlagfertigkeit von Heer und Marine.[1])

Die Durchführung dieses Programmes wird den Kanzler wieder in scharfen Gegensatz zu den Sozialdemokraten und zu den Linksliberalen bringen. Ob er den Verbündeten der Umsturzpartei gegenüber die gleich entschiedene Haltung einnehmen wird, wie es den Sozialdemokraten gegenüber der Fall war? In der 98. Sitz. d. R. vom 10. Dezember 1910 hat der Reichskanzler geäußert: „Wie die bevorstehenden Wahlen auch ausfallen mögen, eine Götterdämmerung wird nicht eintreten. Wenn die Leidenschaft verraucht sein wird, dann werden nüchterne Erwägungen Platz greifen. Das deutsche Volk wird an den Reichstag die Frage richten, ob die Wehrkraft des Vaterlandes, ob die Grundlage unserer bewährten Wirtschaftspolitik geschützt werden sollen, auf die sich unsere nationale Selbständigkeit stützt."

Was nun, wenn sich nach den Wahlen keine Mehrheit für diese Fragen findet? Wird der Kanzler dann ans Volk appellieren? Soviel ist gewiß, eine ruhige, gleichmäßige Arbeit in dem kommenden Reichstag wird nur durch ein starkes Zentrum gewährleistet. Die Hilfe des Liberalismus müßte, wenn dieser ausschlaggebend wäre, teuer erkauft werden. Der linksliberale Pachnicke schrieb im „Tag" 261, 1910: „Muß Herr von Bethmann Hollweg mit der liberalen Linken rechnen, so wird er es tun und bei sich selbst innere Widerstände kaum zu überwinden haben; denn ein Reaktionär ist er persönlich nicht. Er geht mit der Mehrheit, die er vorfindet."

Es ist Aufgabe der Zentrumswähler, dafür zu sorgen, daß die Hoffnungen der Liberalen nicht in Erfüllung gehen. Denn nur dann bleibt das Reich vor starken inneren Erschütterungen bewahrt, und dem katholischen Volke drohen nicht Gesetze, zu denen die Bestimmung über die geistlichen Lehrer, die den Antimodernisteneid geleistet haben, das Vorspiel gebildet hat. Daß nämlich die Gesetzgebung und Verwaltungspraxis der Einzelstaaten durch das Reich und die des Reiches durch die Einzelstaaten beeinflußt werden kann, dafür hat die Geschichte des jungen Reiches schon Beispiele geliefert.

[1]) Anmerkung: In der Kundgebung der „Nordd. Allg. Ztg." Nr. 1, 1912, die erschien, als der obige Artikel schon gesetzt war, werden wiederum Fortführung der bisherigen Wirtschaftspolitik, Schutz der nationalen Arbeit, ruhige und besonnene Fortsetzung der Sozialpolitik, Erhaltung der Leistungsfähigkeit von Heer und Flotte, Ueberwindung der Sozialdemokratie als wichtigste Aufgaben des kommenden Reichstags bezeichnet, Aufgaben, die man nicht ohne Hilfe des Zentrums, keinesfalls aber mit dem Großblock wird durchführen können.

Fanfaren.

Im Schatten einer altersgrauen Linde,
Den Sternenhimmel über mir zum Dach
Sitz' ich allein, die Stirn' umspielt vom Winde,
Und sinne längst verrauschten Zeiten nach.

Wie ist so schnell der heitre Glanz geschwunden,
Den dir die Hoffnung zum Geleitsbrief gab,
Wie manchen, den ein gleicher Sinn verbunden,
Deckt lange schon ein einsam schlichtes Grab!

Einst wohl vermeintest du die Weltenräume
Zu stürmen in der Jugend Feuerschwung
Und trankst des Lebens schönste Maienträume
Aus goldner Schale der Erinnerung.

Vorüber nun ... Die Träume sind versandet,
Das Ross des Schicksals knirscht in sein Gebiss
Und trägt den Reiter kampf- und sturmumbrandet
In eine Zukunft schwer und ungewiss. Heribert Schneider.

Zum 12. Januar: Ja oder nein.

Von Chefredakteur Max Roeder, Aachen.

Ziemlich spät ist der Reichskanzler mit seinem „Wahlaufruf“ an die Oeffentlichkeit getreten. Ihr daraus einen besonderen Vorwurf zu machen, besteht um so weniger Veranlassung, als ja schon früher der Reichskanzler keinen Zweifel darüber hat aufkommen lassen, daß die Regierung unter allen Umständen entschlossen sei, an dem bewährten Wirtschaftssystem festzuhalten. Das war die unzweideutige Parole gegen die Freihändler, gegen Linksliberalismus und Sozialdemokratie. Diese ganz selbstverständliche Parole nimmt die Regierung neuerdings wieder auf und ergänzt sie mit besonderer Schärfe gegen die Sozialdemokratie. Mit anderen Worten: sie erhofft zur Fortsetzung ihrer Wirtschaftspolitik eine Sammlung der bürgerlichen Parteien. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, kommt der Regierungsaufruf allerdings post festum, mit ebensowenig Aussicht auf Erfolg.

Meminisse iuvat! Auch Bethmanns unmittelbarer Vorgänger hat in den besseren Tagen einer glücklicheren Politik von einer Sammlung der bürgerlichen Parteien geredet. Es gehört zu den Ironien der Geschichte, daß derselbe Kanzler dieselbe Sammelparole in seinem Silvesterbrief verleugnete. Und wenn heute der Verwirklichung dieser Sammelparole unüberwindliche Hindernisse im Wege stehen, so trifft nicht die geringste Schuld daran die durch Bülow inaugurierte Blockpolitik. Heute ist ein bürgerlicher Block in Deutschland zur Unmöglichkeit geworden. Das mag bedauerlich sein; wenn es so ist, so kann sich das Zentrum leicht trösten — der beste Beweis gegen jene, welche gerade diese Partei antinationaler Bestrebungen anklagen. Das Zentrum hat stets zur Mehrheit der Arbeitsfreudigen und Arbeitseifrigen gehört, allerdings unter Wahrung seiner Rechte und seines Ansehens. Das ist kein besonderes Verdienst, aber es muß diese Tatsache deswegen hervorgehoben werden, weil es in manchen Kreisen — von der Sozialdemokratie ganz abgesehen — in Vergessenheit geraten zu sein scheint, daß dies zur Pflichterfüllung gehört. Zur Verwirklichung einer bürgerlichen Sammlungsparole wäre vor allem notwendig mehr Liberalismus. Mit keinem Worte wird mehr Mißbrauch getrieben als mit dem Worte liberal. Was sich heute liberal nennt, ist nicht liberal. Die Scheuklappen des Kulturkampfes, der Haß gegen das positive Christentum, die seichte Hetze der befreundeten und eng liierten Sozialdemokratie hat das letzte Quentchen Liberalismus schwinden lassen. Was heute glaubt, liberal zu sein, ist ebenso illiberal wie die sozialdemokratischen Meinungs- und Tat-Terroristen. Auf dem Wege über das konditionelle Königtum ist der Liberalismus unserer Tage bei der konditionslosen Gefolgschaft des Umsturzes angelangt. In diesen Kreisen von einer bürgerlichen Sammlung reden, heißt tauben Ohren predigen; mit einer solchen Sammlungsparole durchdringen zu wollen, wäre ein Versuch am untauglichen Objekt. Fuimus Liberales. Der liberale Spießbürger aber in seinem Kuckucksheim träumt von den Zeiten, welche der Geschichte angehören, ohne darüber nachzudenken, was wohl die Liberalen jener Tage zur Phrasentheorie der Bassermann-Wiemer-Schrader-Müller sagen würden. Nur eines bleibt verwunderlich, daß im Lande des Lichtes und der Aufklärung noch ein Bedürfnis für liberale Stimmzettel besteht. Es muß offenbar noch mehr an Aufklärung geleistet werden. Ein Schrader konnte sagen, kein Katholik könne ein Staatsdiener sein — aber er ist liberal. Und der gute deutsche Michel präsentiert voll stiller Bewunderung vor dieser Blüte des deutschen Liberalismus. Gäb's wirklich Liberale in deutschen Landen, dann müßte ein Sturm ehrlicher Entrüstung dieser Politik des kalten Aufschnitts ein gründliches Ende bereiten. So aber zieht man es vor, im roten Meere die Mannengröße unterzutauchen.

Dann die Sozialdemokratie! Gewiß ist es der Perfidie ihrer Agitation zu danken, wenn sie neben ihren eigenen Erfolgen die Zersplitterung der bürgerlichen Parteien erreichte. Der jetzige Wahlkampf war ja in dieser Beziehung besonders instruktiv. Die linksliberale Agitation war das getreue Spiegelbild der sozialdemokratischen Hetze. Bei beiden die gleichen abgeleierten Walzen mit der Berechnung auf die niedrigen Masseninstinkte. Mißbrauch und Verhöhnung der Religion wie der nun einmal unausrottbaren Not. Kurzum: ein Triumph der Gewissenlosigkeit und Unehrlichkeit. Selbst zugegeben, die Einigung der bürgerlichen Parteien liege im Bereich der Möglichkeiten, wäre damit schon die Garantie zu einer erfolgreichen Niederringung der Sozialdemokratie gegeben? Niemals. Die Regierung scheint das anzunehmen; aber sie irrt darin genau so wie bei dem Glauben, es sei möglich, die sozialdemokratische Bewegung durch den Gewaltakt der Gesetzgebung niederzuhalten. Die Sozialdemokratie als politische Partei ist nicht gefährlich; sie ist, das zeigt ihre Geschichte, ein Koloß auf tönernen Füßen, ein Riesengötzenbild, das zwar viele Opfer verschlingt, aber keine Gaben spendet. Der Sozialismus ist gefährlich als Weltanschauung, und als solcher kann er nur durch eine andere sieghafte Weltanschauung bezwungen werden. Nur dem Geist des Christentums wohnt diese sieghafte Kraft inne, und sie wird sich bewähren, mag der Sozialismus noch so ungestüm vorwärts stürmen. Und das ist's, was in letzter Linie bei dem gegenwärtigen Wahlkampf auf dem Spiele steht. Der Wahlaufruf der Regierung meint, es fehle dem Wahlkampf eine einheitliche Wahlparole, ein glattes Ja oder Nein. Wer das behauptet, steht nicht, wie die Dinge stehen. Wenn je in einem Wahlkampfe, so handelt es sich gerade in diesem um ein ebenso glattes wie präzises Ja oder Nein.

Soll dem Vaterlande fürderhin der nötige Schutz gewährt werden, unter dessen beschirmender Macht Handel und Industrie gedeihen? Ja oder nein? Die sozialdemokratische Mehrheit verneint nicht nur diese Frage, sie will dem Vaterlande mit dem Mittel des Massenstreiks sogar in den Rücken fallen. Soll eine gesunde, sparsame Finanzpolitik die sichere Grundlage für das wirtschaftliche Wohlergehen sein? Ja oder nein? Liberalismus und Sozialdemokratie haben bei Lösung dieser schwierigen Aufgabe versagt. Soll unsere Wirtschaftspolitik, welche deutsche Industrie und deutschen Gewerbefleiß zu viel umneideter Höhe geführt haben, auch fürderhin beibehalten werden? Ja oder nein? Die freihändlerische Mehrheit des liberal-sozialdemokratischen Mischmasch verneint diese Frage und bedroht unser blühendes Wirtschaftsgebäude. Soll unsere mustergültige Sozialpolitik auch in Zukunft planmäßig fortgeführt werden? Ja oder nein? Die Sozialdemokratie mit der Alles- oder Nichts-Theorie hat alle Forderungen abgelehnt, und sie wird dabei von dem sozial-reaktionären Liberalismus bereitwilligst unterstützt werden. Soll unser Vaterland vor den Zerstörungen eines neuen Kulturkampfes bewahrt werden? Ja oder nein? Ein entschiedenes Nein tönt aus dem ganzen vermeintlich liberalen Chor. Soll — und das ist die oberste Frage im gegenwärtigen Wahlkampf — der Geist des Christentums und mit ihm die Zukunft des Volkes wirksam erhalten bleiben? Ja oder nein? Und wieder erhebt sich die Verneinung im freimaurerisch-atheistischen Lager der liberalen Sozialdemokratie und des sozialistischen Liberalismus. Das sind bedeutsame Fragen, die in letzter Stunde dem Volke vorgelegt werden müssen. Das Ja auf den Lippen muß zur Tat werden am Wahltag. Weg mit der Hohlheit der Phrasen — her mit dem Klang der Tat! Keine Rache-Politik! Die vergiftet und führt in der Verblendung Abgrund. Sorgende Politik! Die Zukunft ist es, um die es sich handelt. Die Zukunft des Reichs und der Jugend. Soll Deutschland fernerhin der starke Hort des christlichen Bürgertums, das hochstehende Land des erwerbstätigen Fleißes sein? Klar ist der Weg gezeichnet: Sein oder Nichtsein — Rechts oder links — Christ oder Antichrist. Ja oder nein!

Zum Vollzug des Jesuitengesetzes in Bayern.

Von M. Geßner, München.

Durch das Jesuitengesetz ist bekanntlich den Jesuiten mancherlei „nicht gestattet“. Nicht weil es aus irgendeinem sachlichen Grunde zu verbieten wäre, sondern weil es das Gesetz so will. So hat denn die Abhaltung einiger Vorträge für katholische Männer durch Jesuiten in einem oberbayerischen Markt im Frühjahr 1911 die oberbayerische Kreisregierung in schwere Unruhe versetzt. Der Regierungsapparat geriet in Bewegung, und die weitere Folge war ein Erlaß des Kultusministers v. Wehner vom 4. August 1911. Darin wird die Frage hinsichtlich der den Jesuiten durch das Gesetz gezogenen Grenzen dahin beantwortet, man sei in Bayern bisher „in Uebereinstimmung mit der Praxis der übrigen größeren Bundesstaaten davon ausgegangen, daß lediglich das Lesen einer stillen Messe und die Abhaltung von wissenschaftlichen oder religiösen Vorträgen außerhalb kirchlicher Räume als erlaubt anzusehen sind.“ Deswegen

sei, von Notfällen abgesehen, jede seelsorgerische Tätigkeit, namentlich auch die Abhaltung von Exerzitien und die Uebernahme religiöser Vorträge in Kirchen als in das Gebiet der verbotenen Ordenstätigkeit fallend anzusehen. In dem Begleitschreiben zu diesem Erlaß wurde ersucht, künftig dementsprechend zu handeln, und zugleich an die Ministerialentschließung vom Jahre 1851 erinnert, derzufolge außerordentliche kirchliche Feierlichkeiten anzuzeigen sind.

Dieser Erlaß, der dann kürzlich infolge einiger weiterer Vorträge von Jesuiten zur Anwendung kam, bedeutet praktisch zweifellos einen Rückfall in die Methode der schärfsten Kulturkämpferei zur Zeit Bismarcks und Falks. Bei seiner Würdigung nach der sachlichen Seite hin braucht man sich in Auseinandersetzungen darüber, ob er dem „Geist" des Jesuitengesetzes entspricht oder nicht, kaum einzulassen. Dieser Geist war derart, daß so ziemlich jede Regung der Jesuiten, ja selbst ihre bloße Existenz als ihm widersprechend angesehen werden konnte. Wenn aber selbst ein so strammer Kulturkämpfer wie der frühere bayerische Kultusminister von Lutz bei Erörterung eines praktischen Falles in der Abgeordnetenkammer im Jahre 1888 die Ansicht äußerte, es könnten über die Auslegung des Begriffes Ordenstätigkeit Meinungsverschiedenheiten bestehen, so hätte das immerhin als Mahnung zu Besonnenheit und Mäßigung gelten können, auch heute noch. Der Kultusminister beruft sich in seinem Erlaß auf die Uebereinstimmung mit der Praxis anderer Bundesstaaten. Man weiß nicht, ob die erwähnten Staaten neuerdings ebenfalls mit derartigen Erlassen vorgegangen sind. Dagegen ist gar nicht so unbekannt, daß in dem einen oder anderen gerade der größeren Bundesstaaten die Praxis seit längerer Zeit dem Buchstaben des Erlasses des Herrn v. Wehner keineswegs entsprach. So lange daran nichts geändert wird, darf man sich mindestens darüber wundern, daß in Bayern jetzt eine Situation geschaffen wurde, die nicht nur von der Praxis anderer Staaten unvorteilhaft absticht, sondern auch der bisherigen Handhabung des Jesuitengesetzes in Bayern nicht ganz entspricht. Wenn bisher schon ganz im Sinne des Erlasses verfahren worden wäre, wenn nie ein Zweifel bestanden hätte, ob unbedingt so verfahren werden müsse, so sähe man nicht recht ein, weßhalb es dieses Erlasses und seiner Antwort auf die bewußte „Frage" überhaupt bedurfte.

Nun wird freilich darauf hingewiesen, daß die Jesuiten in letzter Zeit eine lebhaftere Tätigkeit entfaltet hätten. Das, was darüber bekannt wurde, ist indes weder nach Art noch Umfang derart, daß es irgendwelche Aufregung hätte rechtfertigen können. Gerade in dem einen oder anderen der erwähnten Bundesstaaten sind die Jesuiten seit längerer Zeit in derselben Weise und mindestens in demselben Umfange tätig, ohne daß man sich zu solchen Akten der Wachsamkeit entschloß. Liberale Blätter, die, wie die sozialdemokratischen, ausnahmsweise den Kultusminister einmal in Schutz nehmen, müssen sich natürlich mit Rücksicht auf die Jahreszeit einigen Zwang antun, ihre Freude über den Erlaß zu verbergen, aber in seiner Verteidigung tun sie, was sie können. Hauptsächlich wird mit dem, wie es heißt, aus dem Kultusministerium bezogenen Argument gearbeitet, der Minister müsse das Gesetz, solange es in Kraft sei, auch vollziehen. Dieser Lehrsatz kann in dieser Allgemeinheit und auch an sich natürlich nicht bestritten werden, aber bei manchen Gesetzen kommt vieles auf die Art des „Vollzugs" an. Man wird es kaum als Pflichtvergessenheit auslegen können, wenn beim Vollzug eines Gesetzes die Tatsache nicht ganz außer Betracht bleibt, daß das betreffende Gesetz von so ziemlich der ganzen zivilisierten Menschheit für eine schreiende Ungerechtigkeit gehalten wird. Das ist beim Jesuitengesetz ganz gewiß und mit Recht der Fall, und bei ungerechten Gesetzen kann noch weit mehr als sonst der Satz gelten: Summum jus — summa injuria! Das Jesuitengesetz ist doch auch nicht ohne Grund im Laufe der Zeit gemildert worden, 1894 durch Freigabe der Redemptoristen und im Jahre 1904 durch Aufhebung des Paragraphen 2. Wenn sich der Aufhebung des Paragraphen 1 und damit der Beseitigung des ganzen Gesetzes der Bundesrat auch widersetzte — in Mißachtung der Gefühle der Katholiken, aber in desto größerer Respektierung der Gefühle des sogenannten Evangelischen Bundes —, so wurde doch durch eine weniger rigorose Handhabung der Erkenntnis des durchaus ungerechten Charakters eines sachlich nicht im mindesten begründeten Gesetzes einigermaßen Rechnung getragen. Weniger konnte ja auch gar nicht erwartet werden, solange man sich nicht entschloß, die letzte Konsequenz zu ziehen. Sonderbarerweise taucht da und dort der Vorwurf auf, das Zentrum habe nicht die nötige Energie entfaltet, sonst wäre das Gesetz längst aufgehoben. Dieser Vorwurf scheint zwar das Zugeständnis zu enthalten, daß das Gesetz innerlich haltlos ist, im übrigen ist er aber durchaus ohne Sinn. Nirgends hat es das Zentrum weniger an Beharrlichkeit und Energie fehlen lassen als in dieser Richtung. Was es noch mehr hätte tun sollen, ist unerfindlich. Würde es je ein Pressionsmittel versucht haben, so hätte man das Geschrei über Kuhhandel, römische Anmaßung, Gewalt- und Erpresserpolitik u. dgl. hören sollen! Und die Antwort wäre gewesen ein „Sturm" der „Antiultramontanen" zur Rettung des bedrohten Vaterlandes.

Die „Harmlosigkeit" des Ministerialerlasses mit dem Hinweis auf die Person des Kultusministers und seine grundsätzliche Auffassung in dieser und anderen Fragen dartun zu wollen, geht nicht an. Bei Regierungsmaßnahmen kommt es in erster Linie darauf an, was sie sachlich bedeuten und wie sie wirken. Die „Augsb. Abendzeitung" meint, der Besuch von Vorträgen eines Jesuiten im Münchener Dom durch Herrn v. Wehner beweise nur das eine, „daß gerade von diesem Minister anzunehmen ist, daß er in der Handhabung des Gesetzes sicher nicht weiter gegangen ist, als ihm nach seiner rein juristischen Ueberzeugung geboten erschien." Womit aber noch nicht bewiesen ist, daß der Erlaß notwendig war. Hätte der Minister neben dem formellen Standpunkt auch den Charakter des Gesetzes als Ausnahmegesetz gewürdigt, so wäre er vielleicht tatsächlich mit der Praxis anderer Bundesstaaten in Uebereinstimmung geblieben, was jetzt nach dem, was einstweilen feststeht, nicht der Fall ist. Eine persönliche Seite der Sache haben wir nicht zu diskutieren, sondern nur eine sachliche, und da gilt die Feststellung, daß der Erlaß ein gehässiges Kulturkampfgesetz in voller Schärfe wieder aufgefrischt hat. Und diese Beschränkung der Freiheit zuungunsten der katholischen Kirche muß um so bitterer empfunden werden und um so aufregender wirken, als gerade in Bayern die destruktiven Kräfte verschiedenster Art weitestgehende Freiheit genießen.

Inzwischen hat unterm 5. Januar die „Corresp. Hoffmann" eine offiziöse Darstellung verbreitet, die den Erlaß rechtfertigen soll. Die Motivierung erfolgt unter Berufung auf die gesetzlichen Bestimmungen und unter Hinweis auf die lebhaftere Tätigkeit der Jesuiten in letzter Zeit. Beide Argumente sind bereits gewürdigt. In einem Punkte mag indes noch eine kurze Bemerkung angebracht sein. Wie die liberale Presse von „lebhafterer Tätigkeit" zu berichten wußte, so spricht die offiziöse Erklärung von der „größeren Zahl" der „Fälle", in denen Mitteilungen über seelsorgliche Betätigung von Jesuiten an das Ministerium gelangten. Es ist wertvoll, daß hinzugefügt wird, es seien im Jahre 1911 solcher Fälle „etwa 7 bekannt geworden", sonst hätte man sich unter „größerer Zahl" doch vielleicht etwas anderes vorgestellt. Im übrigen ist auch hierzu das nötige bereits gesagt: Aufregend konnte diese „größere Zahl" nicht wirken. Von der „ganzen Niederlassung" von 12 Jesuiten in der Blütenstraße, von der die „Frankf. Ztg." unter gehässigen Ausfällen gegen die „frommen Brüder" jüngst berichtete, hätte man eine ganz andere Durchwühlung Bayerns erwarten müssen. Schließlich waren es allerdings nur zwei. Daß sich mehrfach Jesuiten in München aufhalten, um an der Universität Studien obzuliegen, wird doch wohl nicht als größere Gefahr gelten können als der Aufenthalt Studierender aus dem klassischen Lande des Nihilismus. Zum Schluß stellt die Erklärung des Kultusministeriums „vorläufig" die „weitestgehende Schonung" und die „größte Milde" im Vollzug der „maßgebenden Vorschriften" in Aussicht. Man wird sehen müssen, ob sich demgemäß der Vollzug der bisherigen Praxis annähert. Das würde dann nicht gerade für die Notwendigkeit des Erlasses sprechen.

Daß die Presse des liberal-sozialistischen Blocks die von der Zentrumspresse an dem Erlaß geübte Kritik als Wahlmache hinstellen möchte, kennzeichnet ihre Verlegenheit gegenüber dieser Situation gerade zur Wahlzeit, will aber im übrigen nicht viel besagen. Das Zentrum hat ja doch den Erlaß nicht herausgegeben, es hat ihn auch nicht angewandt just in der Zeit, die mit den Wahlen zum Reichstag und Landtag zusammentrifft. Es hat aber auch keine Veranlassung, jetzt mit einer Kritik hinter dem Berge zu halten, auf die es auch zu anderer Zeit nicht verzichtet hätte und nie verzichten würde. Das katholische Volk kann und darf und soll angesichts solcher Vorkommnisse erkennen, daß der Kulturkampf noch nicht vorüber ist, daß noch manches zu tun ist, um die volle Freiheit und Gleichberechtigung der Katholiken durchzusetzen, und daß dauernde Wachsamkeit nötig sein wird, diese Güter dauernd zu erhalten.

Schwere Stunde.

O wie so schwer wiegt manche Stunde,
Wenn Fieber die Gedanken lähmt,
Wenn mit der schleichenden Sekunde
Du rechtest, müssig und vergrämt.

Dann bei der Tropfen Fall, die zaudernd
Verrinnen in den Strom der Zeit,
Schreckst du empor, beim Anblick schaudernd
Der abgrundtiefen Ewigkeit!

L. van Heemstede.

Eine bittere Selbstkritik der Italiener.

Von einem guten Kenner der Verhältnisse erhalten wir folgende Zuschrift: Ausgerechnet im „Giornale d'Italie" (Nr. 352 vom 19. Dezember) findet sich eine massive Anklage gegen sein eigenes Volk aus der Feder von Enrico Ruta unter der doppelten Ueberschrift: Die große kindliche Mutter. Das Wiedererblühen des italienischen Geistes (La gran Madre bambina. Il rifiorimento dello spirito italico).

Eine längere Einleitung schildert in historischen Antithesen, deren allgemeine Geltung noch zu untersuchen wäre, wie der italienische Geist vor lauter Genialität nicht zum Handeln gekommen ist, sondern das Volk auf einem zurückgebliebenen Standpunkt festgehalten hat. Vielfach seien italienische Gedanken und Auffassungen, die bedeutende Männer hingeworfen hätten, im Auslande systematisch verarbeitet und vertieft worden und dann auf dem Wege der Uebersetzung den Italienern als etwas völlig Unbekanntes wieder zugeführt und von ihnen angestaunt worden. Nachdem der Verfasser einige Beispiele hierfür angegeben hat, fährt er fort:

„Plötzlich zum neuen Leben erblüht, wie die Blume der Aloe, die mit Geräusch hervorbricht, sahen wir uns vollständig bereit, die Enzyklopädie und die Revolution aufzunehmen, einig waren wir von Mailand bis Neapel; wie es aber mit frühreifen Talenten geht, blieben wir am Ausgangspunkte stehen, sind wir zurückgeblieben. Unser Sinn für Freiheit und Humanität hat sich in den saturnischen Humanitarismus der Freimaurer, in die Abstraktheiten der allgemeinen Brüderlichkeit, in die zur Poesie gewordene Politik eingesponnen, sodaß unsere zeitgenössische Geschichte sich in Rhetorik verloren hat. . . . Wir haben vergessen, daß die Hirngespinste des Sehers oder des Martyrers auf das Allgemeine gerichtet sind, während die Politik — das genaue Gegenteil davon — sich mit den täglichen Wirklichkeiten und auftauchenden Verwicklungen befaßt und dabei sofort und im Augenblick die Erlangung des größtmöglichen Vorteils für das Land ins Auge faßt. Wir haben uns in die Träumereien eines dritten Rom, als eines Vorpostens der Gesittung, versenkt. Völlig darin befangen, hat sich unsere Arbeit der letzten fünfzig Jahre der Einheit darauf beschränkt, Straßen zu bauen, alles das zu verbessern, was in Stadt und Provinz als Aeußerlichkeit zu betrachten ist, und mehr Kinder in die Welt zu setzen, als vorher. Welcher Dinge wollen wir uns rühmen? Wir sind Kinder. Wir sind gewohnt, ein Ministerium zu stürzen, wenn in einer Bauernrevolte ein armer Karabiniere, der an den Haaren herumgeschleift wird, zur Verteidigung des eigenen Lebens einen armen Bauer niederstreckt. Und in diesen Tagen haben wir den Ministerpräsidenten gesehen, wie er nach Art einer dieser guten Nachbarsfrauen unter die Türe tritt, um diesem oder jenem zu erklären, wie und warum wir in Tripolis einige schlechte Kerls haben umbringen müssen, um nicht selbst umgebracht zu werden. Wenn wir keine guten Kinder wären, gelehrig und von gutem Charakter, würden wir dann unsere guten Freunde, die Araber, auf die Inseln und in die Hospitäler bringen, um sie zu pflegen und für sie Auslagen zu machen? Wenn wir Männer wären, wie die anderen, so hätten wir uns während der Ueberfahrt auf dem bewegten Meere ihrer entledigt."

Auf diesen äußerst menschlichen Rat läßt der Verfasser eine Lobrede auf die Kindlichkeit seines Volkes folgen, wobei die Voreiligkeit, mit der die Rothemden der Garibaldianer sich in jede internationale Verwicklung zu stürzen bereit sind, in ihm einen Verteidiger findet, statt daß er die politische Unreife solcher Unternehmungen an den Pranger stellt. Dann fährt er fort:

„Armer, guter, kindlicher Dichter, unser Volk! Es kennt noch nicht die Art, wie sich das Problem des Lebens löst, und schleudert darum einen Strom von Bettlern, die die Verzweiflung forttreibt, in die Welt. Vom Bord der Ozeandampfer senden sie dann ihrem Vaterlande den alten Gruß: „Da liegst du, verfluchtes Land!" Aber wohin auch das Geschick sie wirft, sie können ihr Land nicht vergessen, sie sind daran gebunden mit derselben Empfindlichkeit der Ehre und der Eifersucht, mit der sie aus der Fremde zurückkehren, um ihren Weibern die Gurgel abzuschneiden, die dem Hunger und der Versuchung nicht widerstanden haben. Weit gehen sie und werden bis aufs Blut ausgesaugt. Für ein Gericht Bohnen und eine Handvoll Soldi erschöpfen sie ihre Kräfte auf fremder Leute Boden, der nichts wert wäre, wenn sie ihn nicht mit ihrem Mark düngen würden und ihn herrlich und ertragsfähig fremdem Reichtum und fremder Zivilisation zum Geschenke machten. Und von Amerika bis nach Australien hin gibt es keine Eisenbahnunternehmung, keinen Tunnelbau, kein Bauwerk, kein Bergwerk, keine menschliche Anstrengung, von wo nicht tagtäglich den Familien die Nachricht zuginge, daß dieses unser italienisches Fleisch dort umgekommen oder verkrüppelt worden sei. Und schließlich werden diese italienischen Arbeiter zum Lohn noch verachtet und beleidigt.... Mögen sie uns nur verachten und beleidigen: Darin liegt vollkommene Freude, sagte der heilige Franziskus. Wir haben nichts, dessen wir uns rühmen könnten, und wir rühmen uns wegen nichts, und vor allem nicht der bitteren Bissen; wir machen daraus gesundes Blut. Schon winkt die Belohnung: Die Ueberraschung, die sich der Völker bemächtigt, jetzt, wo wir angefangen haben, uns zu rühren. Wir sind Kinder. Durch natürliche Anlage sind wir unfähig, jemandem etwas nachzutragen; wir verstehen nicht den düsteren nördlichen Haß und die gräßliche und wahnsinnige Leidenschaft des Neides; wir sind die Ersten, den Fremden zu loben und in den Himmel zu erheben. Aus Goethe, Byron und Shelley haben wir ebenso viele eingeborene Götter gemacht; Gladstone rühmen wir ebensowie unsere eigenen Patrioten, und sogar Oesterreich bewundern wir! Aus diesen und ähnlichen Kindereien sproßt das italienische Herz hervor."

Am Schlusse bemerkt der Verfasser in sibyllenhaften Worten: „Italien tritt in die Welt der Nationen wieder ein durch das Tor der Garibaldi-Legende." Wenn das kein Gallimathias ist, dann habe ich noch keinen gelesen.

Wenn in diesem Aufsatze wiederholt behauptet und auch bewiesen wird, daß die Italiener Kinder seien, so wäre es wenig höflich, wenn ich dem widersprechen wollte. Ich glaube: die ganze Welt ist sich darüber einig. Aber Enrico Ruta ist einer der wenigen Italiener, die diese Binsenwahrheit nicht nur verstehen, sondern sogar niederschreiben und drucken lassen konnten. Ohne eine solche Erklärung würde man beispielsweise den Carrère-Rummel der letzten Wochen ganz und gar nicht begreifen.

Die Tatsachen sind kurz diese: Jean Carrère, römischer Vertreter der Pariser Zeitung „Le Temps", ging nach Tripolis, nachdem er schon vorher in Rom sich in abfälliger Weise über alle jene geäußert hatte, die an dem Vorgehen Italiens nicht alles lobenswert fanden. Von Tripolis aus schrieb er begeisterte Berichte über die italienischen Siege, die strenge Manneszucht und die musterhafte Menschlichkeit der italienischen Offiziere und Soldaten. Eines Abends, als er allein aus dem Offizierskasino nach Hause ging, so erzählt er, hätte ihn ein europäisch gekleideter Türke überfallen, und er wäre niedergemacht worden, wenn er sich nicht so heldenhaft gewehrt hätte. Der Türke sei in der Dunkelheit entflohen. Niemand hat ihn gesehen und kein Polizist hat ihn je aufspüren können. Schlußergebnis: Eine kleine Schramme am Halse, die nach wenigen Tagen wieder vernarbt war. Dieses ganz interessante Erlebnis, das, wenn es Wirklichkeit ist, auch wohl gefährlicher hätte auslaufen können, hat ganz Italien — ich bitte den Ausdruck im wörtlichsten Sinne zu nehmen — in eine unbeschreibliche Aufregung versetzt. Hunderte, vielleicht Tausende von Depeschen hat Carrère seit jenem Tage erhalten, die ihn als Helden feiern; diese kamen aber nicht von empfindsamen Damen und unreifen Studenten, sondern voll ausgewachsene Politiker von Ansehen, Kabinettsminister, Generäle, Bürgermeister — Nathan voran —, Stadtverwaltungen, Vereine, Private usw. drahteten den Augen Franzosen in der überschwenglichsten Weise an und priesen seine Heldenhaftigkeit. Goldene

Medaillen, Festessen, Ehrenbürgerbriefe, Geschenke aller Art, Plaketten usw. regneten auf Carrère herab, der sich vor Kundgebungen kaum zu lassen wußte. Als er von Tripolis in Neapel ankam, war die halbe Stadt auf den Beinen, ihn zu empfangen. In Rom herrschte ungeheure Aufregung, als er ankommen sollte und nicht kam. Am folgenden Tage traf er wirklich ein, und wenn ihn nicht eine Schutzwache von Journalisten andauernd umgeben hätte, wäre er glatt erdrückt worden. Im Grand Hotel de Russie war am Sonntag zu seinen Ehren ein Festessen von 300 Gedecken, an dem eine Menge sehr ernsthafter Leute Anteil nahm. Große Verbrüderung der lateinischen Rassen, Festreden usw. usw.

Aus Anlaß dieser schier unverständlichen Kundgebungen sagte ein witziger Kenner der römischen Verhältnisse: Ein paar Kinder, meinetwegen auch einen großen Haufen Kinder läßt man sich gefallen. Aber ein ganzes Volk von Kindern, das geht einem schließlich doch auf die Nerven.

Die vorstehend geschilderten Vorgänge, die einer lächerlichen Komödie so ähnlich sehen, wie ein Ei dem anderen, hätte Enrico Ruta zum Beweise seiner These auf das vortrefflichste verwenden können. Dabei hätte er auch hervorheben dürfen, daß die italienische Presse, ohne auch nur den Schimmer eines Beweises beizubringen, den mysteriösen Angreifer Carrères als Jungtürken bezeichnete. Es wäre vielleicht richtiger gewesen mit dieser Beschuldigung zu warten, bis man die rätselhafte Persönlichkeit eingefangen und verhört haben würde.

Es liegt mir ferne, die Erzählung Carrères ernsthaft anzweifeln zu wollen. Dafür besitze ich keine genügenden Unterlagen. Daß er es aber in der ausgezeichnetsten Weise verstanden hat, das Vorkommnis weidlich auszunutzen und den Ruf seiner Persönlichkeit maßlos zu heben, geht aus der ganzen Aufmachung des Rummels auf das klarste hervor.

Wie soll man angesichts solcher Vorgänge Enrico Ruta zu widersprechen wagen, wenn er behauptet, daß die ganze Nation Kinder seien?

Francesco Rossi.

Jatho und die Toleranz.[1]

Von Otto Cohausz, S. J.

II.

Jatho verspricht, der Prediger wahrer Duldsamkeit zu sein; er ist es nicht. Seine Toleranz ist einseitig und wissenschaftlich unhaltbar zugleich.

Wir sahen bereits, wie die katholische Kirche in den Augen des Kölner Predigers keine Gnade findet.

Doch Jatho unterscheidet zwischen römischem Wesen und Katholizismus. Er fährt fort: „Katholischer Geist ist nicht römischer Geist. Römisch und katholisch schließen einander aus, so brüderlich sie auch zusammen durch die Welt dahin zu gehen scheinen. Wer römisch gesinnt ist, kann nicht katholisch sein, und wer katholisch gesinnt ist, kann nicht römisch sein; denn katholisch heißt allgemein, die katholische Kirche ist die allgemeine Kirche, welche nicht ausschließt, sondern einschließt."

Die wahre Katholizität „steht nicht auf irgendeiner Lehre, nicht auf einer Autorität außer mir, auch nicht auf einem gemeinsamen Bekenntnis, sondern sie steht und fällt allein mit der Gemeinschaft des Geistes Jesu Christi. Wer Christi Geist nicht hat, ist nicht sein. Wer ihn aber hat, mag sonst seine religiösen Vorstellungen sich bilden, so gut oder schlecht er kann, er ist trotzdem Jünger Jesu, ein Glied an seinem Leibe, er gehört zu der einen heiligen, katholischen Kirche." (S. 97 ff.)

Das also ist der Unterschied: Der römische Geist bekennt sich zu einer strengen Einheit in der Lehre — der Katholizismus nicht; der römische Geist beansprucht eine päpstliche und bischöfliche Autorität in der Kirche — der Katholizismus steht auf sich selbst; der römische Geist behauptet, daß jeder, der Christi Lehre nicht annimmt, Christi Geist nicht besitzt, der Katholizismus aber sagt: Wer den Geist Christi hat, der mag sich seine religiösen Anschauungen so gut und schlecht bilden, als er kann, er ist trotzdem Jünger Jesu. Der Katholizismus aber ist der Geist Jesu, das römische Wesen sein ärgster Widerpart.

Belege für die Richtigkeit dieser Zweiteilung wird Jatho aus der Geschichte nicht beibringen können, denn solange die katholische Kirche steht, waren römisch und katholisch untrennbare Begriffe. Was das „römische Wesen" verlangte: Dogmenglauben, Einheit im Bekenntnis, Anerkennung der kirchlichen Autorität, besonders des Papsttums, das waren Forderungen, die auch der Katholizismus stets unterschrieb, die er für so wesentliches Eigengut erachtete, daß er jeden als unkatholisch bezeichnete, der sie nicht erfüllte. Ubi Petrus, ibi ecclesia, wo Petrus, da ist die Kirche — das war und blieb stets die kürzeste Formel für den wahren Katholizismus. „Römisch" und „Katholisch" treten in der Geschichte nicht als Gegensätze auf, sondern als geschlossene Einheit.

Und diese kirchliche Tradition ist zu beachten. Jatho will ja den wahren Geist Jesu bestimmen. Nun aber sagt uns Harnack (Dogmengeschichte I. 279): „Daß wir von dem ursprünglichen Christentum überhaupt etwas wissen, verdanken wir lediglich der Fixierung der Tradition, wie sie dem Katholizismus zugrunde liegt. Dächten wir uns, diese Fixierung wäre nicht erfolgt, dann wüßten wir von dem ursprünglichen Christentum so gut wie nichts."

Diese Tradition aber kennt als Geist Christi nur einen Katholizismus: den auf der Basis einer einheitlichen Lehre und auf dem Fundament des Felsens Petri errichteten.

Jatho behauptet selbst, daß wir vom „Nazarener Jesu" nur „Weniges, meist Unbestimmtes, Zusammenhangloses" wissen, daß wir an „einem Anfangspunkt" stehen, der fast nur im Dämmerlicht der Wahrscheinlichkeit zu sehen ist" (S. 15), und doch will er allein bei diesem Dämmerlicht den wahren Geist Christi entdeckt haben. Könnte man ihm nicht mit Fug und Recht zurufen: „Wenn alles über Christus unbestimmt, dann hängt auch deine Theorie über den wahren Geist Christi in der Luft!"

Jedenfalls ist aber anzunehmen, daß, wenn irgend jemand ein sicheres Urteil über Geist und Wesen Christi besaß, es seine Zeitgenossen und Apostel waren. Und wie denken diese über den Katholizismus Christi? Sehen sie in ihm auch nur eine lose Gemeinschaft ohne Kredo und Autorität, verstehen auch sie unter Jüngerschaft Jesu nur eine Anteilnahme an seinem Geist, gleichviel welche religiösen Anschauungen man sich sonst bilde? „Ich wundere mich", schreibt ein Paulus (Gal. I, 6), „daß ihr euch so schnell abwenden lasset . . . zu einem anderen Evangelium, welches aber keines ist, sondern eine von einigen versuchte Verirrung und eine Verkehrung des Evangeliums Christi. Aber wenn . . . auch ein Engel vom Himmel euch ein anderes Evangelium verkündet, als das, was wir euch verkündet haben, dann verfalle er dem Anathem." Und: „Wenn jemand euch ein anderes Evangelium verkündet entgegen dem, welches ihr empfangen habt, der sei ausgeschlossen!"

Auch Petrus warnt noch in seinem letzten Sendschreiben vorkommenden „falschen Lehren", welche „Sekten des Verderbens einführen werden", deren „Verderben aber nicht schläft!" (II. Petr. 2, 1.) Auch er rechnet Einheit der Lehre zum Wesen des Christentums.

Und Johannes? „Geliebte!" mahnt er die Seinen, „glaubt nicht jedem Geiste, sondern prüfet, ob sie aus Gott sind: weil viele falsche Propheten ausgegangen sind in die Welt. Darin wird erkannt der Geist Gottes; jeder Geist, welcher bekennt, daß Jesus Christus im Fleische gekommen ist, ist aus Gott." (I. Joh. 4.) „Wer ist Lügner, wenn nicht der, welcher leugnet, daß Jesus ist der Christus. Dieser ist der Widerchrist, welcher leugnet den Vater und den Sohn." (I. Joh. 2, 22.)

Auch er sieht im wahren Dogmenglauben einen wesentlichen Bestandteil des wahren Christentums.

Sollte Jatho den Geist Christi besser erfaßt haben, als die drei größten Apostel des Gottessohnes?

Doch greifen wir zu den Memoiren der anderen Begleiter Christi, den Evangelien! Wohl reden sie uns von Christi Sehnen, die ganze Welt zu einen, aber zu einen nicht nur in einem vagen Gefühl, sondern in einer Lehre und einer Kirche. Bekannt ist es, wie Christus Apostolat und Papsttum einsetzt —, bekannt, wie er Vollmacht zu binden und lösen ihnen verlieh, bekannt auch, wie er den Sendlingen das Lehrmonopol für die ganze Welt überträgt, in dem er zu ihnen spricht: „Gehet hin und lehret alle Völker, lehret sie alles halten, was ich euch gesagt habe." (Matth. 28, 19, 20.)

[1] Durch ein Versehen bei der Numerierung der Korrekturfahnen war eine ganze Satzspalte, welche zu diesem II. Teile gehört, an den Schluß des I. Teiles (Nr. 1, S. 6) geraten, beginnend mit den zwei letzten Zeilen der vorletzten Spalte: „Auch Petrus warnt. . . . ." Im Interesse des ungestörten Zusammenhanges ist der betreffende Text im II. Teile wiederholt.

Christi Geist sieht nicht von der Lehre ab, Christi Geist reicht nicht über Lehrschranken herüber die Hand zum Menschheitsbund, nein, Christus sagt bei Aussendung der Jünger: „Wenn eine Stadt euch nicht aufnimmt, dann gehet hinaus, schüttelt selbst den Staub von eueren Füßen zum Zeugnis wider sie. Wahrlich ich sehe euch, Sodoma und Gomorrha wird es am Tag des Gerichts erträglicher ergehen, als jener Stadt!"

Bei der letzten Aussendung der Glaubensboten aber verleiht er seinem Auftrag Nachdruck mit den Worten: „Wer nicht glaubt, der wird verdammt werden." (Mark. 16, 16.)

Nicht minder streng als auf Lehreinheit besteht Christus auf Autorität in seiner Kirche: „Wer euch hört, hört mich, wer euch verachtet, verachtet mich, wer aber mich verachtet, verachtet den, der mich gesandt hat." Und: „Wer die Kirche nicht hört, der sei dir ein Heide und öffentlicher Sünder." (Matth. 18, 17.)

Wer also Christi Lehre und Autorität nicht annimmt, der ist nicht sein, der ist Heide. Wie ganz anders lautet das, wie das Jathosche: „Wer Christi Geist hat, der mag sonst seine religiösen Vorstellungen sich bilden, so gut oder schlecht er kann, er . . . ist trotzdem Jünger Jesu."

Und ebensowenig, wie vor dem Urteil der Religionsgeschichte, hält Jathos Toleranzidee vor dem Forum der ruhigen Ueberlegung stand.

Wenn es sich, wie Jatho ja annimmt, mit der Religion wie mit einem Geburtstagsfest verhält, wo alle Gaben in gleicher Liebe vom Vater entgegenommen werden —, dann sind alle Religionen im Grunde gleich gut, dann ist bei dieser Geburtstagsfeier niemand ausgeschlossen, nicht der Tibetaner mit seiner Gebetsmühle, nicht Muhammedsjünger mit seinem Ramadan, nicht der Fetischanbeter mit seinen orgiastischen Tänzen, nicht der Derwisch mit seinem lauten Rufen und nicht die Europäer mit all ihren verschiedenen Riten. In der Tat zieht Jatho den Schluß:

„Nun könnt ihr mir freilich einwenden: Wenn das wahr ist, was du sagst, dann ist es schließlich einerlei, ob einer Christ, Jude oder Türke ist oder sonst etwas ist. — Aber kennst du denn das Christentum nicht? Ich will doch hoffen, daß etwas vom Geiste Jesu in dir lebendig geworden ist. Hast du denn nicht verstanden, daß dieser Geist Christi gerade derjenige ist, welcher den Gedanken der Weltreligion zu fassen vermag? Das ist ja die Krone des Christentums, das ist die herrlichste Freiheit der Kinder Gottes . . daß wir über jene Unterschiede der Religionsgemeinschaften hinweggreifen dürfen, ja, daß uns der Geist Jesu sogar unmittelbar dazu treibt. Das Christentum ist die Religion der Menschlichkeit, weil es niemand anders braucht und will, als den Menschen mit seiner dürstenden Seele und den in ihm sich offenbarenden Gott mit seiner spendenden Liebe. Alles andere ist Beiwerk und Zutat, dies allein ist Wert und Dauer des Evangeliums." (S. 30 v. m. gesp.)

Das ist allerdings eine Frohbotschaft, die dem modernen Menschen verlockend klingen muß, das ist eine Zauberformel, die berufen scheint, alle Zwietrachtsgeister der religiösen Welt plötzlich zu bannen.

Aber die Sache hat auch eine andere Seite: Bei der Geburtstagsfeier handelt es sich um freiwillige Gaben, um nach bestem Wissen und Können dargereichte Gaben, und darum ist der Vater mit den Leistungen seiner Kinder zufrieden.

Wie aber, wenn es sich nicht um Geburtstagsgeschenke, sondern um die Ablieferung bestimmter, vom Vater mit allem Nachdruck aufgetragener Arbeitspensa handelte? Wäre der Vater da auch zufrieden, wenn das eine Kind aus Laune anstatt des aufgetragenen französischen Aufsatzes eine Laubsägearbeit, das andere anstatt einer lateinischen Komposition eine ihm leichtere mathematische Aufgabe ablieferte und das dritte die Zeit überhaupt vertändelte?

Dieser Vergleich ist aber hier anzuwenden, denn bei der Religion handelt es sich nicht um unserem Ermessen anheimgestellte Spenden, sondern um Pflichtgaben. Gott der Herr verlangt seine Ehre und das Zeremoniell seines Hofdienstes schreibt er selber vor.

Wahr ist es nun, wer ohne seine Schuld das vorgeschriebene Zeremoniell nicht kennt und nicht kennen kann und nur Gott so gut dient, als es ihm möglich ist, der wird Gnade finden. Wer aber die Forderungen Gottes erkennt oder erkennen konnte und sie unerfüllt läßt, der wird abgewiesen, mag er auch die besten Gaben nach seiner Laune darreichen. „Nicht jeder, der sagt Herr, Herr, wird ins Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist", sagt Christus.

Dazu kommt, daß in vielen Religionen, wie z. B. im Buddhismus und im Fetischismus, der wahre Gott ja nicht geehrt, sondern geradezu geleugnet wird. Sollte nun Gott den Buddhismus ebenso bereitwillig entgegennehmen, wie den Christlichen Kult?

Wenn schließlich die Religion auf Wahrheit Anspruch erheben will, dann kann und darf sie nicht die verschiedensten, sich widersprechendsten Ansichten und Systeme in sich vereinigen, denn, wo Wahrheit ist, da gilt das Gesetz der Intoleranz. $12 \times 12 = 144$, und alle anderen Ansichten sind irrig, Berlin ist die Hauptstadt Preußens, nicht Frankreichs und Oesterreichs. Nur diese eine Ansicht darf auch der Lehrer in der Schule aufkommen lassen, gegen alle anderen hat er unerbittlich intolerant zu sein, falls Wahrheit und Volkswohl ihm am Herzen liegt. So ist es auch bei der Religion. Jathos Ansicht mag auf den ersten Blick menschenfreundlicher scheinen, als die der orthodoxen Kirche, sie ist es in Wirklichkeit ebenso wenig, wie die Weitherzigkeit des Lehrers, der aus lauter Güte jedem Schüler gestattet, Geschichte, Geographie, Mathematik nach eigenen Wünschen sich zu entwerfen, oder wie die Gutmütigkeit des Arztes, der dem Kranken jede Nahrung gestattet, mag sie ihm auch zum Verderben gereichen. Milde ist gut, aber eine Milde, die der Menschheit Wahrheit und Seligkeit raubt, wird zur Grausamkeit.

Die Jugendbewegung und die deutsche Turnerschaft.

Von Bezirkspräses P. Ingbert, O. Min. Cap., Laufen.

Das Wettrennen um die Jugend nimmt von Tag zu Tag ein rascheres Tempo an. Die konfessionellen Jugendvereine breiten sich immer mehr aus und suchen ihre Arbeit allseitig fruchtbarer und nachhaltiger zu gestalten. Die Sozialdemokratie macht alle Anstrengungen, wenigstens die Proletarierjugend ganz in ihre Netze zu fangen, und wir können auch hier nur ihr Organisationstalent und ihre Opferwilligkeit bewundern. Gerade durch ihre Erfolge wurde die staatliche Autorität auch angestachelt, dem Jugendproblem näher zu treten und die Jugend patriotisch zu erziehen. Ob die ausgewählten Mittel einen dauernden Erfolg garantieren, mag dahingestellt bleiben. Sie sind viel zu einseitig. Mit Sport und Spiel allein wird auch kein wahrer Patriotismus herangezogen. Unter dem Vorsitz des General-Feldmarschalls Freiherrn von der Goltz hat sich eine neue Jugendorganisation gebildet: „Jung-Deutschland". Diese Organisation will alle Organisationen zusammenschließen, die ihre ausschließliche Aufgabe in der Pflege der Leibesübungen sehen. Wie in der Presse gemeldet wurde, hat die deutsche Turnerschaft ihren Anschluß bereits angemeldet. Gerade durch die deutsche Turnerschaft wird „Jung-Deutschland" vielleicht am sichersten festen Boden gewinnen. Es ist selbstverständlich, daß die Turnerschaft dem Jugendproblem nicht gleichgültig gegenüberstehen kann. Sie würde ja sonst Gefahr laufen, selber auf ihren Nachwuchs zu verzichten. Die deutsche Turnerschaft stellt eine mächtige, weit verbreitete Organisation dar, die sogar in den kleinsten Städten Wurzel gefaßt hat. Es muß für uns interessant und wichtig sein, wie sich die Turnerschaft zum Jugendproblem stellt. Wir werden eventuell unsere Taktik in der Jugendarbeit darnach einrichten müssen.

1. Wie faßt die deutsche Turnerschaft die Jugendbewegung auf?

Wir können kurz sagen: nicht politisch und nicht religiös. Der Turnplatz soll für die Jugend ein streng neutrales Gebiet sein. Politik und Religion sind unbedingt vom Turnverein und von seinen Zöglingen auszuschalten. Wir verstehen es ja ganz gut und finden es auch für recht und billig, daß es die Turner ablehnen, sich zu einer bestimmten politischen Richtung zu bekennen, aber das mag vielleicht manchen wundern, daß man sich auch weigert, direkt gegen die Sozialdemokratie Stellung zu nehmen. Die deutsche Turnerschaft hat es sich von jeher zur Ehre angerechnet, die Vaterlandsliebe in ihren Vereinen zu pflegen. Wahrscheinlich sind die leitenden Kreise der Ansicht, daß es genüge, durch rein positive Arbeit ohne direkte Stellungnahme für die Interessen des Vaterlandes zu wirken. Auch diesen Standpunkt können wir verstehen und rechtfertigen. Doch fehlt es in der Turnerschaft auch nicht an Stimmen, von welchen ein Zusammengehen mit den staatserhaltenden Kreisen gefordert wird. Auf dem diesjährigen Turnertag zu Leipzig wurde sogar beschlossen, dem nächsten Turnertag zu Dresden eine diesbezügliche Resolution vorzulegen.

Der Anschluß an „Jung-Deutschland" scheint ebenfalls für den Sieg dieser Richtung zu sprechen.

Die Turnvereine sind interkonfessionell, und von einer Pflege der Religion kann bei ihnen nicht die Rede sein. Man scheint es sogar ziemlich energisch abzulehnen, daß die Religion ein Mittel sei, um unsere Jugend stark und tüchtig zu machen. Das geht aus der ganz eigentümlichen Kritik hervor, welche in einem Bericht über die Arbeit an der schulentlassenen Jugend auf dem diesjährigen Turnertag zu Leipzig geübt wurde. Der Bericht schließt mit den Worten:

„Wenn auch, wie ich oben gesagt habe, die Arbeit der deutschen Turnerschaft durchaus anerkannt wird, so scheint mir doch der Erfolg, den sie bis jetzt errungen hat, nicht im richtigen Verhältnis zu diesen in Worten zum Ausdruck gelangenden Anerkennungen zu stehen. *Das Feld wird ihr hauptsächlich streitig gemacht von denjenigen, die das Heil der Zukunft in* **konfessionellen Jünglingsvereinen** *erblicken, also in einer Richtung, die neben der Politik von jeher* **das Unglück des Vaterlandes** *gewesen ist. Es genügt nicht, diesen Bestrebungen in Worten entgegenzutreten; wir müßten in umfangreicherer Weise als seither praktische Arbeit leisten.*"

Weder in der Ausschußsitzung, in der diese Sätze ausgesprochen wurden, erhob sich dagegen ein Widerspruch, noch auch in der „Deutschen Turnzeitung", in der der Passus abgedruckt ist. Wir gehen deshalb wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß die Ansicht des Referenten von den leitenden Kreisen und überhaupt von der großen Mehrzahl der deutschen Turnerschaft geteilt wird.

Welches wird die praktische Arbeit sein, die unseren Bestrebungen entgegengestellt wird? Sicher die, daß die Jugend für die Turnvereine gewonnen und von den konfessionellen Jugendvereinen abgehalten werden soll. Man hat ja schon auch bisher Zöglingsabteilungen in den Turnvereinen gehabt, und mancher Jugendvereinspräses hat das in seinem Verein zu spüren bekommen. Jetzt geht aber die Turnerschaft daran, die Zöglingsabteilungen weiter auszubauen. Man hat auf dem letzten Turnertag an den Ausschuß das Ansuchen gestellt, in Verbindung mit dem Verlag der „Deutschen Turnzeitung" schleunigst ein Organ zu schaffen, das die geistige Verbindung der Jugendabteilungen mit der deutschen Turnerschaft herstellt. — Der Vorsitzende Götz hat gemeint, daß die Turnerschaft in die Fußstapfen der Sozialdemokratie treten müsse, wenn sie in der Jugendarbeit auf Erfolg rechnen wolle; denn das seien die einzigen, die Erfolg haben. Die Turnvereine müßten gesellige und ähnliche Einrichtungen schaffen, denn für so etwas sei die Jugend immer zu haben. — Noch mehr als diese Aeußerung fällt für uns ins Gewicht, daß zu Pfingsten ein eigener *Unterausschuß zur Fürsorge für die schulentlassene Jugend* gebildet wurde, der die ganze Angelegenheit durchzuberaten hat. Der Deutsche Turnertag zu Dresden wird wohl vollständige Klarheit schaffen und den Turnvereinen die Richtlinien endgültig vorzeichnen.

2. Wie beurteilen wir die Auffassung der deutschen Turnerschaft?

Was zunächst die Kritik an den konfessionellen Jugendvereinen betrifft, so müssen wir dieselbe als eine ganz *ungerechtfertigte Beleidigung* auf das entschiedenste zurückweisen. Unsere Jugendvereine sollen ein Unglück für das deutsche Vaterland sein? Aus diesem Vorwurf spricht jener Geist, welcher hinter jedem zielbewußten Katholiken den heimtückischen Ultramontanen sieht, der mit den römischen Deutschhassern zusammen an der Unterwühlung der herrlichen deutschen Reichsmacht arbeitet. Solche Leute sind schwer zu belehren. Würden die Turnvereine mit derselben Begeisterung für Kaiser und Reich einstehen, wie unsere Jugendvereine, so könnten wir es nicht erleben, daß von Turnern fleißig der „Simplicissimus" gelesen wird, ein Blatt, das unser deutsches Vaterland im Ausland so verächtlich und lächerlich macht.

Durch die Stellung der deutschen Turnerschaft wird uns ferner ein *Recht streitig gemacht*, das uns niemand nehmen kann. Seit wann hat die deutsche Turnerschaft das Turnen als Monopol erworben? Kann man nicht in den konfessionellen Jugendvereinen das Turnen mit demselben Erfolg pflegen? Wenn kürzlich am 22. Oktober bei der Tagung des Saar- und Blies-Turngaues behauptet wurde, das Turnen in den konfessionellen Jugendvereinen müsse weichen, die Regierung müsse um Unterstützung angerufen werden, so fragen wir doch: Wer gibt euch dazu das Recht? Bei einer solchen Stellung verzichten wir darauf, daß derselbe Redner, Herr Turninspektor Poller, versichert, man solle keine Kampfesstellung gegen die konfessionellen Jugendvereine einnehmen; denn sein Vorgehen läßt sich nur als eine ungerechtfertigte Herausforderung auffassen.

Und wenn wir jetzt Kritik üben dürfen an der Jugendbewegung der Turnerschaft, so sagen wir unumwunden: *Die Turnerschaft erfaßt das Jugendproblem nur sehr einseitig und vermag es nicht vollständig zu lösen.* Wir sind durchaus keine Gegner des Turnens, und wir wissen seinen Wert für Gesundheit und körperliche Ausbildung wohl zu schätzen. Aber wir wollen der Jugend nicht bloß zur körperlichen Tüchtigkeit verhelfen, wir müssen es als unsere Hauptaufgabe betrachten, religiös-sittliche Erziehung und Charakterbildung zu vermitteln. Das gründet sich auf die Auffassung vom Ziel des Menschen, die mit uns jeder Katholik und Christ teilen muß. Aber, ruft man uns entgegen, wir sind ja nicht gegen die Religion! Wir wollen sie bloß aus den Vereinen ausgeschaltet haben. Das mag sein. Wir sind aber auf Grund der Erfahrung der festen Ueberzeugung, daß wir den gerade gegenwärtig so gefährdeten jungen Leuten mit allen Mitteln helfen müssen, daß ihnen Unschuld und Glaube gewahrt bleibe. Als ein vorzügliches Mittel dazu haben wir die konfessionellen Jugendvereine kennen gelernt, und deshalb haben sie unsere ganze Sympathie und Arbeitskraft. Wir können außerdem noch beifügen, daß unsere Jugendvereine keine Rosenkranzbruderschaften sind. Der jugendliche Frohsinn kommt auch bei uns neben den religiösen Bestrebungen zur vollen Geltung. Und zudem leisten wir auch etwas für das allgemeine Wissen und die Berufstüchtigkeit unserer Jugend durch die Vereinsvorträge und Unterrichtskurse, Einrichtungen, von denen in den Turnvereinen nichts zu bemerken ist.

3. Was für Konsequenzen ziehen wir aus der Stellungnahme der Turnerschaft?

Wir sind gegenüber der Turnerschaft nicht feindselig, aber sehr vorsichtig. Dazu zwingen uns einmal diese Kundgebungen. Es ist gut, wenn der herrschende Geist offen zum Ausdruck gebracht wird, damit die ahnungslosen Gemüter sich keiner Täuschung hingeben. Vielfach war man auf unserer Seite bis jetzt sehr vertrauensselig. Man wollte und will noch in manchen Orten mit den Turnvereinen Hand in Hand gehen. Wir sagen ja nicht, daß diese Kriegserklärung gegen die konfessionellen Jugendvereine bei *allen* Turnvereinen Anklang gefunden hat, wohl aber bei der Mehrzahl.

Zur Vorsicht mahnt ferner der Geist, der in den Turnvereinen vielfach schon traditionell geworden ist. Es gibt zweifellos Turnvereine, welche dem Seelsorger keinen Anlaß zu Klagen geben, aber im allgemeinen sind sie als das Kreuz der Seelsorger und als der Tod der katholischen Vereine zu bezeichnen. Die Abneigung gegen den Klerus ist unverkennbar. Es ist diese Tatsache auch ganz leicht zu erklären. Das Streben, einem Verein anzugehören, steckt in den jungen Leuten drin. Viele wollen wegen ihrer Gesinnung keinem katholischen Verein beitreten. Wohin sollen die sich wenden? Sie treten den konfessionell neutralen Turnvereinen bei. Daß diese jungen Leute unter ihren Kameraden im Verein von ihrer Gesinnung kein Hehl machen, wird uns selbstverständlich sein. Es ist allerdings wahr, daß wir in Turnvereinen auch Leute treffen, welche durch und durch religiös und katholisch sind. Sie haben eben am Turnen ihre Freude und finden außer dem Turnverein vielleicht keine Gelegenheit. Allein das sind Ausnahmen. In der Regel kommen sie auch nicht zu einer führenden Rolle. Mancher junge Mensch, dessen religiös-sittliche Führung alles Lob verdient, schließt sich einem Turnverein an. Der Umgang mit religiös gleichgültigen Kameraden im Verein wird seine Glaubensfreudigkeit vielleicht bald herabstimmen. Das lehrt uns die Erfahrung, und mancher katholische Vereinspräses und scharf beobachtende Seelsorger könnte uns zu diesem Kapitel einen reichen Beitrag liefern. Darum Vorsicht! Daß wir gerade in diesem Punkt im Recht sind, zeigt uns ein Vorkommnis aus der neuesten Zeit. Im Kreisblatt (Nr. 22, 1911) für den Turnkreis 10 der Deutschen Turnerschaft (Baden, Elsaß-Lothringen und die Rheinpfalz) ist ein Gedicht abgedruckt unter dem Titel: „Die Freitagriege des Turnvereins Pforzheim an die säumigen Mitglieder." Wir heben folgende interessante Stelle hervor:

„Seit Christi Zeiten ist's der Menschheit klar,
Daß heute noch, genau, wie's einstens war,
Der Geist zum Guten willig ist — doch ach —
Das Fleisch, ja, 's liebe Fleisch, so scheußlich schwach!
So klagt der Staat, der uns zur Steuer zwingt,
Klagt nicht auch Rom, das Seelen niederringt
Mit Fluch und Bann und Modernisteneid
Zu retten fromm die ganze Christenheit?
— — — — — — — — — — — — — — —
So kann und darf's nicht weitergeh'n!
Wir müssen treu und fest zusammensteh'n!!
Da hier kein Kirchenbann uns etwas nützt,
Auch nichts, worauf der Staat sich gerne stützt."

Die Redaktion fügt diesem Gedicht die Bemerkung bei: „Die Mahnung, an alle Mitglieder gesandt, hat eine ungeahnt günstige Wirkung gehabt; sie wird von Zeit zu Zeit nach Bedürfnis wiederholt." Die katholischen Mitglieder werden sich wohl demütig geduckt haben. Also nochmals Vorsicht!

Wir wollen dann unsere Jugendvereine auch nach der Sportseite weiter ausbauen. Wenn die Jugend- und Gesellenvereine Gelegenheit bieten zum Turnen, dann hat niemand eine Ausrede für seinen Uebertritt zum Turnverein. Geht ein Mitglied trotzdem von uns weg, so liegen die Motive anderswo. Freilich kostet die Einrichtung unseren Vereinen vieles Geld, da wir ja auch für andere Zwecke viel aufwenden müssen. Allein wir stehen hier vor einer Notwendigkeit. Wir bitten aber nicht zu ver-

gessen, daß bei uns Turnen und Sport nie überwiegen dürfen. Unsere Aufgabe liegt höher.

Wir werben mit aller Kraft für unsere Jugendvereine, weil sie allein das Jugendproblem richtig lösen können. Allerdings haben bis jetzt manche Jugendvereine geringe Erfolge zu verzeichnen. Das liegt aber unseres Erachtens in der falschen Methode. Wir müssen zielbewußt arbeiten, die religiöse Kräftigung in erster Linie im Auge haben, für tüchtige Ausbildung sorgen durch unsere Vorträge und Unterrichtskurse, und wir dürfen vor allem die Anlagen unserer Jungen nicht unterschätzen. Sie haben mehr Sinn für ernstes Streben, als wir glauben. Nur auf diese Weise können wir es auch erreichen, daß wir unsere Jugendvereinsmitglieder vollzählig den katholischen Standesvereinen zuführen. Gerade diese letztere Aufgabe möchten wir auch gegenüber den Turnvereinen sehr betonen. Wenn ein Jugendvereinsmitglied aus dem Verein ausscheidet, dann gehört es in den Gesellenverein. Oder sollen unsere Jungen zugleich dem Jugend- oder Gesellenverein und dem Turnverein angehören? Das ist zu viel des Guten. Wenn wir gleichgültig zuschauen, wohin unsere Jungen gehen, dann lassen wir es geschehen, daß dem katholischen Vereinsleben die besten Kräfte entzogen werden. Und die sich als junge Leute nicht auf entschieden katholischer Seite gefunden haben, werden sich als Männer auch kaum dort sehen lassen.

Wir glauben, daß sich unsere Kritik in den rechten Grenzen bewegt und daß sie auch für die meisten Orte zutrifft. Es werden sich wohl auch Modifizierungen ergeben, die dann auch das Verhalten der katholischen Jugend- und Gesellenvereine etwas anders gestalten lassen. Zielbewußte, angestrengte Arbeit ist die beste Werbetrommel für unsere katholische Vereinssache. An positiven Leistungen soll uns niemand übertreffen.

Die Geschichte des Kulturkampfes.[1]

Von

B. A. Betzinger, Oberlandesgerichtsrat a. D., Freiburg i. B.

„Das, was jetzt vor unseren Augen vor sich geht", schrieb inmitten des Kulturkampfes (1873) der große Kirchenhistoriker und nachmalige Kardinal Hergenröther in seinem Werke „Katholische Kirche und christlicher Staat", „wird auf die glaubensarme Mitwelt und auf edeldenkende Akatholiken nicht ohne Einfluß und Eindruck bleiben. Viele werden die Eintracht, Opferfreudigkeit und Standhaftigkeit ihrer katholischen Brüder bewundern, werden dieselben in den schwierigen Verhältnissen die Treue gegen Gott mit der Treue gegen den König in altchristlichem Sinne verbinden, die ewigen und unwandelbaren Prinzipien der Gerechtigkeit und die heiligsten Interessen der Menschheit freimütig und hochherzig festhalten sehen . . ."

Noch sind die Ruinen, welche das gewaltige Ringen zwischen Staat und Kirche am Schlusse des vorigen Jahrhunderts auf beiden Seiten hinterlassen hat, nicht völlig wieder aufgebaut, und schon mehren sich die Anzeichen eines neuen Sturmes. Große und mächtige Parteigruppen sind im Vormarsche gegen die Hochburg religiöser Freiheit und echter Vaterlandsliebe, gegen das gläubige Christentum und seine bewährten Verteidiger.

Sollte wirklich der alte Hegel recht behalten, wenn er das schöne Wort Ciceros „Historia magistra vitae" sarkastisch dahin umschreibt: „Die Geschichte lehrt uns das eine, daß sie uns nichts lehrt?" . . . Aber freilich, wenn die Geschichte uns lehren soll, muß es des Historikers oberstes Gesetz sein: „ne quid falsi dicere audeat, ne quid veri non audeat" (Leo XIII., 1884). Und wo spielt der Irrtum eine unheilvollere Rolle, als gerade bei Fragen kirchenpolitischer Natur? Diese werden, weil tief ins persönliche religiöse Empfinden eingreifend, so oft durch das nebelige bildverzerrende Medium des Vorurteils und der Parteileidenschaft geschaut, um Macaulays Gleichnis (Essay über „Kirche und Staat" von Gladstone) zu gebrauchen. Und doch, wie wichtig sind jene Fragen für die Gesamtheit wie für den einzelnen!

Jedem Freunde geschichtlicher Wahrheit und jedem Freunde des Vaterlandes muß daher eine objektive wissenschaftliche Darstellung jener sorgenschweren Lehrjahre des jungen Deutschen Reiches in unseren Tagen hochwillkommen sein. Seit Majunkes verdienstvoller Geschichte des Kulturkampfes (1887) fehlte eine solche zusammenfassende und die seitherigen Einzelforschungen, wie das alte und neueste Quellenmaterial berücksichtigende Bearbeitung. Das Zentralkomitee für die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands hat dies nun angeregt und in glücklicher Wahl dem, auf diesem Felde vorzüglich orientierten Mainzer Historiker Dr. Kißling übertragen, der sich besonders durch Herausgabe der neuesten Bände von Dr. Brücks Geschichte der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert einen Namen gemacht hat.

In der Tat rechtfertigt der vorliegende I. Band der dreibändig angelegten Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche die Erwartungen aufs glänzendste.

Gegenüber der teleologischen Tendenz, durch welche selbst namhafte Historiker stellenweise zu einseitiger Beurteilung der kirchenpolitischen Maßnahmen der deutschen Staaten und insbesondere Preußens gelangt sind, finden wir hier Licht und Schatten wahr und gerecht verteilt. Mit kundiger Hand legt der Verfasser die einzelnen Fäden, aus deren Ineinandergreifen schließlich jenes wirre Gewebe der siebziger Jahre entstand, in ihrem Ursprunge und oft verschlungenen Verlaufe offen. Die Stellungnahme der Fürsten und Staatsmänner gegenüber der katholischen Kirche wird stets im Zusammenhalte mit den allgemeinen kulturellen und politischen Zeitströmungen erfaßt, wodurch auch die handelnden Personen oft in milderem Lichte erscheinen. War es auf der Jahrhundertwende von 1600 der Konfessionalstaat (Cujus regio etc.), so trat mit Pufendorfs Naturrecht der Staat (als „Vertrag") auf rein politisches Gebiet, um sich schließlich aus dem Kantschen Rechtsschutzstaate durch Hegel zu „der sich wissenden sittlichen Wirklichkeit des Geistes" vergöttlichen zu lassen. Dabei verschweigt der Verfasser keineswegs, daß auch katholische Gelehrte und Prälaten sich von der Zeitströmung mitreißen ließen und die Begriffsverwirrung mehrten. Durch all diese Wandlungen aber zieht sich als roter Faden das in der preußischen Bureaukratie verkörperte Axiom, daß alles und jedes unbedingt dem Staatsgedanken untergeordnet sein müsse. Diesen Faktor gebührend betont zu haben, ist ein Hauptverdienst Kißlings. Wir lesen an manchen Stellen, wie der Monarch zugunsten der katholischen Sache gegen seine Beamten eingreifen mußte, so besonders Friedrich II. und Friedrich Wilhelm IV. „Für die Erkenntnis, daß die Kirche . . . als solche für ihr Bereich der Unabhängigkeit nicht entbehren kann, sind diese Kreise niemals reif geworden." (S. 271.) Kein Wunder, daß die Art. 12—18 der preußischen Verfassung v. J. 1850, diese Magna charta der Religionsfreiheit, nicht nur auf protestantisch-konfessionelle, sondern auch auf administrative Reaktion stießen und . . . in der Verfassung des Deutschen Reiches keine Aufnahme fanden, so daß es selbst dem Sozialisten Bebel bei der Reichstagsdebatte (April 1871) verwunderlich schien, warum sowohl die Rechte, wie die Linke — im Gegensatze zur Erklärung des Kaisers vor seiner Abreise zum Krieg, derzufolge die freiheitliche und einheitliche Entwicklung Deutschlands aus dem Kriege hervorgehen solle — nun die Frage der Kirchenfreiheit für inopportun hielten. (S. 370.)

Auf Grund umsichtig benützter neu erschlossener Quellen bringt der vorliegende Band fast in jedem Kapitel Einzelheiten, bald aus Konseilberatungen des Monarchen, bald aus den Ministerpalais oder aus diplomatischen Korrespondenzen, — oft überraschende Schlaglichter auf damalige An- und Absichten! Infolgedessen ist die Darstellung durchweg fesselnd, ja, manchmal von dramatischer Lebendigkeit. Wenn der Verfasser auch mit dem eigenen Urteile keineswegs zurückhält, so geschieht dies oft mit feinem Humor und stets in vornehmer, wohltuender Ruhe —, selbst dann, wenn der edle Mallinckrodt vom „Knirschen des inneren Menschen" sprechen würde.

Außerordentlich wirkungsvoll ist es, daß Kißling die Entlarvung von Tendenzlügen, die leider (wie heutzutage) von jeher mit bestem Erfolg gegen die Katholiken in Umlauf gesetzt wurden, akatholischen Stimmen überläßt. So finden wir Sybel und Busch angeführt zur Zerstörung der Fabel von der Anstiftung des Krieges von 1870 durch die Jesuiten und durch Kaiserin Eugenie (S. 384); Lasker für die Kennzeichnung des „liberaler"seits aufgebrachten Schmähwortes von der Reichsfeindschaft der Katholiken (S. 344); Erdmannsdörfer für die Unechtheit der (noch von Droysen und von Lehmann ins Feld geführten) „Denkschrift der heiligen Kongregation der Kardinäle" von 1735 über „gänzliche Supprimierung" Brandenburgs und der Häresie (S. 85). Interessant ist auch Treitschkes Ausspruch über den „ungeheueren Rechtsbruch" der Säkularisation von 1803, in welchem Wörter, wie „häßlich", „gemein" vorkommen (S. 163).

Kulturkampf und Bismarck sind untrennbare Begriffe. Darum entrollt uns der Verfasser in markanten Zügen die Phasen, die der große Realpolitiker in seinem Urteile über catholica durchlebte; seine antikatholische Einmischung in den badischen und den nassauischen Kirchenkonflikt der 1850er Jahre (S. 232), dann seine katholikenfreundlichen Aktionen der 60er Jahre (Vorschlag Kettelers für Posen und nachher zum Primas Deutschlands als Erzbischof von Köln, Betreibung der Nuntiatur in Berlin, Asyl für Pius IX. in Deutschland usw., S. 345 ff., 356), dann die parteipolitischen Konjunkturen des ersten Reichstags und . . . der Kulturkampf (S. 362), welcher (wie der III. Bd. zeigen wird) glücklicherweise nicht der Abschluß der kirchenpolitischen Entwicklung des auch in seiner Umkehr gewaltigen Kanzlers blieb.

Was die äußere Einrichtung dieses Bandes anlangt, so teilt der Verfasser den Stoff in 4 Bücher, von denen Buch I—III der Kirchenpolitik Preußens seit 1605 und der Situation kurz vor Ausbruch des Kampfes gewidmet sind, während das IV. Buch Bayern

[1] Dr. J. B. Kißling, Geschichte des Kulturkampfes im Deutschen Reiche. Im Auftrage des Zentralkomitees für die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands. 3 Bände. I. Band die Vorgeschichte. (486 S.) Freiburg i. B. 1911, Herdersche Verlagshandlung. Preis M 6.50; geb. in Leinwand M 7.50.

(seit dem 17. Jahrhundert), sowie (seit dem 19. Jahrhundert) Baden und Hessen behandelt. In Fußnoten finden wir jeweils den wissenschaftlichen Apparat, Literatur für und Wider beigefügt; das alphabetische Register umfaßt 26 Spalten. Daß Druck und Gewand tadellos sind, bedarf, nachdem wir den Verlag genannt, keiner Hervorhebung.

Möge die, von lebendigem Gerechtigkeitsgefühle getragene Schrift Kißlings in weitesten Kreisen die verdiente Beachtung finden! Sie wird dazu beitragen, daß „in Sachen" Staat und Kirche — wie schon ein Denker des 2. Jahrhunderts in seiner dem Kaiser Antoninus Pius überreichten Schutzschrift verlangt (I. Apologie des hl. Justinus, K. 2) — „auf Grund eines genauen und verständigen Untersuchungsverfahrens das Urteil gesprochen werde, nicht aber nach vorgefaßter Meinung".

Ein katholisches pädagogisches Institut.

Von Franz Weigl, München.

In der „Allgemeinen Rundschau" (1911, Nr. 38) habe ich erstmals den Gedanken eines stärkeren Ausbaues unserer katholischen pädagogischen Kursunternehmungen ausgesprochen. Inzwischen war ich bei der Tagung des „Bundes für Schulreform" in Dresden und habe mich des großen unermüdlichen Eifers in weiten Kollegenkreisen und „des Willens zur Wahrheit", der dort proklamiert wurde, gefreut. Danach habe ich eine Woche am „Institut für experimentelle Psychologie und Pädagogik" des Leipziger Lehrervereins zugebracht und den Opfermut bewundert, mit dem die dortige Lehrerschaft im Laufe von 5 Jahren 30 000 M. für die Forschungs- und Fortbildungsarbeit des Instituts aufbrachte. Das muß anspornen zu ähnlicher Arbeitsfreudigkeit auf katholischer Seite.

Am 7. November 1911 konnten wir in einer Versammlung der katholischen pädagogischen Vereine Münchens nach einem Vortrag: „Die Anteilnahme der Katholiken am Fortschritt der modernen Pädagogik" sofort 102 Inskriptionen für das Wintersemester 1911/12 zu einer Reihe von Vorträgen und Uebungen entgegennehmen. Das Programm beweist, was wir wollen, und daß die Gründung des Instituts mehr als lokale Bedeutung haben dürfte.

Pädagogische Fortbildung und Forschung ist das Doppelziel, in dem sich weltliche und geistliche Erzieher, Volksschullehrer, Lehrerinnen, Katecheten, Mittelschullehrer, Anstaltserzieher und Hochschullehrer zusammengefunden haben, um zu beweisen, daß sie, katholischen Traditionen treu, an gesundem Fortschritt vollen Anteil, an allem aber prüfende Teilnahme sich sichern wollen.

Die Begründung des Instituts will keine Isolierung von der übrigen pädagogischen Forschung bedeuten. Es wurde freudigstes Zusammenarbeiten mit allen proklamiert, die die Devise: „Wille zur Wahrheit!" anerkennen. Es soll auch keine Konkurrenz für Bestehendes sein, da katholischer Auffassung volle Geltung verschafft werden muß.

Den einen Teil der Arbeit des Instituts macht nämlich die wissenschaftliche Begründung von religiös-pädagogischen Fragen aus, die gerade Katholiken sehr nahe gehen, bis jetzt aber in eingehender, zusammenhängender monographischer Behandlung nicht erörtert sind. Zwei hervorragende Mitglieder des Instituts werden diese Materie bearbeiten und das Ergebnis den übrigen Mitgliedern übermitteln: Dr. Hermann Dimmler, ein Fachpsychologe, der schon wiederholt literarisch auf diesem Gebiet hervorgetreten ist („System der Psychologie", München 1911) wird das Thema bearbeiten: „Psychologische Deutung und Wertung der religiösen Erziehungsmittel." Es werden u. a. behandelt Gebet, Gottesdienstbesuch, Sakramentempfang, Teilnahme am religiösen Leben des Kirchenjahres, Heiligenverehrung, Dinge, die wir gerne einmal in dieser wissenschaftlichen Behandlungsweise hören wollen.

Universitätsprofessor Dr. Göttler, von Haus aus Dogmatiker, seit Jahren als Pädagoge tätig und bekannt, hat das Thema: „Pädagogik und Theologie", übernommen, wobei er Geschichtliches, die religiöse Orientierung des Erziehungszieles, Charakterbildung, Religionspsychologie, Erbsünde, Gnade und Gnadenmittel, kirchliche Erziehungsinstitutionen, religiöser Unterricht unter anderem behandelt. Beide Vorlesungen werden einstündig das Wintersemester ausfüllen.

Eine eigene Arbeitsgemeinschaft hat sich für die experimentelle Forschung innerhalb des Instituts gebildet. Ausgehend von dem Gedanken der Eigengesetzlichkeit der Pädagogen, wie ihn Chefredakteur Professor Weber vom „Pharus" auf der letzten Generalversammlung des „Vereins für christliche Erziehungswissenschaft" (süddeutsche Gruppe) entwickelte, wird die Forschungsarbeit betrieben. Insbesondere kommt dabei das schulpflichtige Alter zur Untersuchung, da die vorschulpflichtige Zeit im Rahmen der Familienerziehungslehre, in dem von Frau Weigl geführten Familienpensionat in München-Harlaching eingehender behandelt wird.

Durch das ganze Semester einstündig finden in diesem Sinne „Experimentell-pädagogische Uebungen" statt, wobei die einzelnen Formen des pädagogischen Experimentes, Aufstellung von Versuchsanordnungen und Instruktionen, Uebungen mit Kindern, Anregung zur exakten Untersuchung praktisch bedeutsamer Probleme in Betracht kommen. Für einen größeren Kreis werden die Uebungen ergänzt durch eine Vorlesung: „Ueberblick über die Probleme und Ergebnisse der experimentell-pädagogischen Forschung." (Die experimentell-pädagogischen Methoden, Grenzen, bedeutsame Probleme für die exakte Forschung, bisherige Ergebnisse für Erziehungsfragen, Einfluß auf die Gestaltung der modernen Didaktik und der Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer.)

Entsprechend den praktischen Bedürfnissen vieler Institutsmitglieder ist sodann eine Gruppe gebildet für Behandlung der „Theorie und Praxis der Arbeitsschule." (Einführende Aussprachen zur psychologischen Begründung zur Einreihung in die allgemeine Didaktik und die Methodik der einzelnen Fächer. Uebung der für „Werkunterricht" notwendigen Fertigkeiten.) Die Leitung liegt in der Hauptsache in den Händen von Lehrkräften, die auf diesem Gebiete mehrjährige praktische Erfahrung haben, der Lehrer Gentner, Falk und Elsner. Das Institut ist für Mitglieder wie für Nichtmitglieder der veranstaltenden Vereine in gleicher Weise offen. Die Vorlesungen von Göttler und Dimmler sind auch pädagogischen Laien (Eltern) zugänglich.

Wir erhoffen für die Tätigkeit des Instituts das nachhaltige Interesse der katholischen Pädagogen, aber auch der breiteren Oeffentlichkeit. Denn schließlich sind es doch auch alle Eltern, deren Liebstes wir pflegen, die solche Arbeit interessiert, und alle politischen Vertreter unserer Weltanschauung, denen es wertvoll sein muß, über gesunden Fortschritt und begründete Forderungen pädagogischer Einsicht auf wissenschaftlicher Basis orientiert zu werden.

Gomorrha.

Die Luft drückt schwer wie Blei. Ein dumpfes Grollen
Wie ferner Donner murrt im nächtigen Land.
Hohl geht des Meeres Flut; ihr schweres Rollen
Tönt in verhall'nem Droh'n herauf vom Strand . . .

Aus fernen Gassen kommt Gelächter, Singen,
In hellen Sälen tost das Bacchanal.
Das ist ein tolles Lärmen, Becherklingen,
Und endlos Jauchzen schwillt beim Jubelmahl.

Bekränzte Mädchen schwingen sich im Reigen,
Um üppiger Glieder Pracht buhlt trunk'ne Gier . . .
Da plötzlich: jäher Schrecken, Todesschweigen,
Der Gäste Blicke wie gebannt so stier:

Ein Blitz! Und Erd' und Himmel steh'n in Gluten —
Jehovas Donner brüllen weit ins Land,
Und über Stadt und Land und Meeresfluten
Streckt er, der Starke, seine Rächerhand.

August Détrée.

„Für Ehre und Tugend."

Ein Kampfruf aus den Niederlanden.

Von P. Walterscheid C. ss. R.

Jeden deutschen Katholiken muß es freuen, wenn seine Glaubensbrüder in anderen Ländern Schulter an Schulter mit ihm kämpfen gegen die gemeinsamen Feinde, die hüben und drüben das Volkswohl untergraben, Glaube und Sitten zerstören. Für dieses gemeinsame Zusammengehen und Zusammenkämpfen liegt uns wieder ein neuer Beweis vor, der gewiß freudig zu begrüßen ist.

Seit Jahren kämpfen die niederländischen Katholiken mit Eifer gegen den Schmutz in Wort, Schrift und Bild. Es besteht unter ihnen ein eigener Verein. „Für Ehre und Tugend" (voor eer en deugd), der sich zum Ziele gesetzt hat, den inneren Adel der Seele, worin allein die wahre Ehre besteht und die Reinheit des Wandels unter seinen Mitgliedern, sowie bei anderen, nach Kräften zu wahren und zu fördern. Dieser Verein ist an zahlreichen Orten errichtet und zählt viele zu seinen Mitgliedern. Er weist verschiedene Abteilungen auf, die jede ihre besondere Versammlung hat.

Allein schon lange hatte man die Feststellung machen müssen, daß gerade die Männerabteilung zu wenig Leben entwickelte, und man war sich auch bald klar über das Mittel, das diesem Uebelstande abhelfen sollte; es fehlte bislang an einem eigens für sie bestimmten Vereinsorgan.

Dieses ist nunmehr erschienen, nachdem der Vorsitzende der Vereinsleitung sich mit den Patres Redemptoristen in Verbindung gesetzt und diese bereitwillig die Redaktion der neuen Zeitschrift übernommen hatten. Gleichzeitig ging auch die Redaktion der Zeitschrift für die Jünglingsabteilung an die Patres über.

Das neue Organ führt den Titel: „Männeradel“, der ihren Zweck gleich deutlich zum Ausdruck bringt. In dem Programm, das die erste Nummer bringt, heißt es darüber: Der Adel des Mannes besteht nicht sowohl in vornehmer Geburt, wiewohl der Hinweis auf ansehnliche Voreltern und einen reichverzweigten Stammbaum als eine Ehre angesehen werden mag, sondern in der Hoheit und Ritterlichkeit der Seele, die ihr die Keuschheit verleiht. Diese erhebt und veredelt den Menschen und schlägt ihn wirklich zum Ritter, zu einem Ritter ohne Furcht und Tadel (Zonder vlek of blaam). Der Männeradel wird aber durch die Unreinheit auf das tiefste erniedrigt und angefochten von außen durch all die abscheulichen Reizmittel, mit denen die öffentliche Unsittlichkeit sich ihre Opfer auserſieht.

Deshalb erblickt die Zeitschrift ihren Zweck darin, bei den Männern der Niederlande die Keuschheit zu erhalten und zum Kampfe gegen die Unkeuschheit anzuspornen.

Als Mittel zum Zweck betrachtet sie außer den notwendigen übernatürlichen die Belehrung und Aufklärung über jene Mittel, die sowohl Kirche als Staat den Menschen an die Hand geben, um als kluge Streiter sowohl die eigene, als auch die fremde Keuschheit zu bewahren; ferner das einige Zusammengehen und Zusammenwirken der verschiedenen Abteilungen des Vereins, wie auch aller jener, die an diesem Kampfe teilnehmen wollen oder Interesse haben. Sie will demnach zu gleicher Zeit eine theoretische und praktische Propagandaschrift zugunsten der Sittlichkeit sein, stets in engstem Anschlusse an die römisch-katholische Kirche, aber ohne ängstliche Befangenheit. Frank und frei will sie die Wahrheit sagen, weshalb sie auch bloß für Männer bestimmt ist.

Die erste Nummer bringt bereits außer einer Einführung und dem Programm einen Artikel über das neue Gesetz in den Niederlanden gegen die Pornographie und einen anderen über die Mitarbeit des katholischen Laien im Kampfe gegen den Schmutz. Eine Erzählung über die schlimmen Folgen eines Theaterbesuches und eines Theaterstückes und einige Mitteilungen aus den Abteilungen des Vereins schließen sie.

Auch in ihrem Gewande präsentiert sich die Zeitschrift recht hübsch. Auf der Vorderseite in der oberen Hälfte des Umschlages, der in grünlich weißer Farbe gehalten ist, erhebt sich das Kreuz als Symbol des Glaubens, in dem wir die Kraft zum Kampf finden. Auf dem Kreuze steht das Wappen des Vereins für Ehre und Tugend, umgeben von der Dornenkrone, die die Leiden und Entbehrungen sinnbilden soll, die unser Anteil hier auf Erden sind, und die uns ermutigt durch das Andenken an den göttlichen Erlöser. Ueberstrahlt ist das Wappen von der Krone, dem Zeichen des Sieges und des Lohnes für die tapferen Kämpfer. Die vier Winkel, die durch das Kreuz gebildet werden, füllen Lilien aus, die auf die Keuschheit hindeuten; oben und unten sind die Worte zu lesen: O, wie schön ist ein keusches Geschlecht. Rechts und links erblicken wir Eichen- und Lorbeerzweige, die eigene Sprüche tragen, die im Holländischen gereimt sind und besagen, daß die Reinheit der Jugend Freudenrosen streut und Männer von Kraft erweckt, derer die Ehrenkrone wartet; sie sind eingefaßt von vier kleinen Wappen, unter denen sich auch das des Redemptoristenordens befindet, und zu oberst lesen wir die Inschrift: Männeradel. In der untere Hälfte der Seite ist die Zeitschrift näher charakterisiert.

Alle zwei Monate soll ein Heft erscheinen. Einzeln kostet es fünf Cents; macht also für ein Jahr 30 Cents oder eine halbe Mark. Wir können nur den Wunsch hegen, daß sich recht viele Männer finden lassen, die darauf abonnieren. Mögen aber nicht bloß bei unseren stammverwandten Brüdern, sondern auch in unseren lieben deutschen Vaterlande die Streiter für Ehre und Tugend sich stetig mehren!

Vom Büchertisch.

Die philosophischen Grundlagen der monistischen Weltanschauungen. Von Universitätsprofessor Dr. Schneider (Sammlung „Natur und Kultur“ Nr. 1) München, Isaria-Verlag, Abteilung „Natur und Kultur“. M 1.—. Heute zur Zeit der monistischen Hochflut, ist eine kritische Untersuchung dieser Modeströmung nicht nur aktuell, sondern höchst notwendig, zumal in der vorliegenden Form, die sich vor allem an den weiteren Kreis der Gebildeten wendet. In kurzer, aber durchaus erschöpfender Weise erläutert Schneider Begriff und Wesen der zurzeit hauptsächlich geltenden, naturwissenschaftlich orientierten Weltanschauungsformen, um dann die wichtigsten kritischen Gesichtspunkte zu entwickeln, nach welchen ihr Wert und Unwert zu bemessen ist. Dies Ziel erreicht denn der Verfasser auch trefflich. Aus seiner Ausführung ergibt sich aber auch unwiderleglich, daß von der immer verkündeten „Einheitlichkeit“ des Monismus keine Rede sein kann, daß es in Wahrheit nur monistische Weltanschauungen gibt, die, abgesehen von ihrer antitheistischen Tendenz nichts miteinander gemeinsam haben. Weiter ersehen wir, daß die philosophischen Grundlagen der monistischen Hypothesen morsch und haltlos sind. Schneider weist dies aufs scharfsinnigste an den Haupttypen (Materialismus, Spiritualismus, transzendentaler Monismus, Psychophysischer Parallelismus) nach. „Aus der Unfähigkeit der monistischen Versuche den empirischen Dualismus metaphysisch zu überwinden, ergibt sich zugleich, daß mit vollem Recht die dualistische Weltanschauung als sicherste Lösung des antologischen Problems anzusehen ist. Das erkenntnistheoretische Fundament, auf dem sie sich erhebt, ist sicher und fest. Sie hat es nicht nötig, dort Seele und Bewußtsein anzunehmen, wo die Erfahrung uns das direkte Gegenteil zeigt. Der Dualismus wird der tatsächlichen Verschiedenheit von Geistigem und Materiellem allein gerecht.“ So knapp und erschöpfend, und was die Hauptsache ist, so für jeden Gebildeten, der auch nicht philosophisch geschult ist, verständlich sind die philosophischen Fragen der Gegenwart nicht leicht wieder dargestellt worden.

Dr. Völler.

Führer durch die Jugendliteratur. Von Jos. Karlmann Brechenmacher. IV. Heft. Stuttgart, Verlag des Kath. Schulvereins (Oberlehrer Wenger). 1912. gr. 8°. 96 S. 1 M. — Der Verfasser, ein tüchtiger Kenner der Literatur, hat hier sein verdienstvolles Werk eines Jugendschriftenwegweisers mit Glück fortgeführt. Den Praktiker verrät die ganze Anlage des Heftes. Gleich zu Beginn eine wirkungsvolle „Einführung“, die namentlich auch außerordentliche Vertrautheit mit der allgemeinen Literatur verrät und nicht nur um die Weihnachtszeit, sondern bei allen Büchereinkäufen Beachtung verdiente, dann ein sehr gut orientierender Ueberblick über Beschäftigungsspiele und Bücher zur Erziehung von Auge und Hand, endlich die eigentliche Jugendlektüre nach dem Alter gruppiert; schon diese Anlage zeigt den routinierten Berater in Jugendschriftensachen. In allen Urteilen ist Brechenmacher verlässig und namentlich auch für den Katholiken verlässig, was bei dem Meer von Jugendschriften, die von gegnerischer Seite kommen, besonders wichtig erscheint. Die den einzelnen Ankündigungen beigegebenen Rezensionen vermitteln meist gleich einen Einblick in den Inhalt des Buches, wodurch die Auswahl erleichtert wird. Von Heft I—IV des Brechenmacherschen „Führers“ sind nunmehr an 10 000 Exemplaren verbreitet: eine Segenstat an unseren Kindern, die auch weiterhin geübt werden möge. Der Verfasser arbeitet ja auch völlig selbstlos zum Besten des Kath. Schulvereins der Diözese Rottenburg. F. Weigl, München-Harlaching.

Krug, Joseph, Hauptlehrer in München. **Lebensvolle Biblische Geschichte oder Schulbibel?** Eine Lebensfrage der katholischen Jugend- und Volksbildung. Lex. 8° IV u. 120 S. Regensburg 1911. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Broschiert M 2.—. Wir bringen im Vorstehenden ein Werk zur Anzeige, dessen eingehende Würdigung Fachmännern vorbehalten bleiben muß. Diese aber möchten wir eindringlich auf diese höchst aktuelle und inhaltreiche, in edler Sprache und mit warmer Liebe und Begeisterung für die Kirche, den Religionsunterricht und die Kinder geschriebene Orientierungsschrift hinweisen. Ihr Grundgedanke ist: Katechismus- und biblischer Unterricht muß auf eine einheitliche Grundlage gestellt werden, und zwar auf eine Grundlage, die unter Ausschluß eines leblosen Doktrinarismus auf die lebendige katholische Ueberlieferung mit ihrer Fülle religiöser Lebensformen zurückgreift. Das geschieht nicht durch „Schulbibeln“, sondern durch Zurückgeben auf die ursprüngliche lebensvolle, zeitgemäß zu bearbeitende biblische Geschichte Christophs von Schmid. Dies wird nun mit guten, tief schürfenden Argumenten und in trefflichen Beispielen dargetan. Das Buch ist sehr geeignet, über die Frage gut zu orientieren, zu begeistern und vorzügliche praktische Winke zu geben.

Dr. Weber, Boppard.

Bühnen- und Musikrundschau.

„Der Ring des Gauklers.“ Das Spiel in vier Akten von Max Halbe, das im Kgl. Residenztheater zur Uraufführung gelangte, fand bei dem ausverkauften Hause eine sehr warme Aufnahme. Der Verfasser konnte an den Aktschlüssen mehrmals erscheinen, und eine geringe Opposition schien sich mehr gegen allzulauten Applaus, als gegen das Stück selbst zu wenden. Ein Dauererfolg will mir dennoch zweifelhaft erscheinen. Der in dem Ring symbolisierte Gedanke tritt aus den abenteuerlichen Ereignissen nicht mit größter Klarheit hervor. Bei der Lektüre des Buches wird dies stärker fühlbar, als auf der Bühne. Hier konnte man sich an das buntbewegte „Spiel“ halten, für dessen romanhafte Verwicklungen die Zeit des eben zu Ende gegangenen Dreißigjährigen Krieges das passende Milieu gab. Der aus niederen Kreisen stammende General verdankt sein Glück einem wundertätigen Ring, der ihn kugelsicher macht. Doch wenn der Schmuck in Verlust gerät, gewinnt der Teufel, der den Ring gab, Macht über ihn — und er verliert ihn. Er hat mit dem Leben abgeschlossen und kehrt zur Heimat zurück, die er vor seinem vermeintlichen baldigen Ende nochmals sehen will. Dort findet er die Jugendgeliebte wieder, die, in den Kriegszeiten geraubt, mancherlei Stürme erlebt, jetzt die Witwe eines kleinen Territorialherren ist, der vor dem Tode noch rechtzeitig diesen Bund hatte legalisieren lassen. Wir müssen es dem Dichter glauben, daß sie in all den Feuern der Leidenschaften innerlich rein geblieben das besitzt, was ein anderer Moderner einmal eine „Asbestseele“ genannt hat. Sie will den geliebten Mann retten um jeden Preis. Selbst als der Schwarzkünstler,

der den verlorenen Ring wieder beizuzaubern verspricht, ihre Hand fordert, willigt sie schaudernd ein. Der General hat sich inzwischen innerlich von dem Aberglauben selbst befreit, er erkennt, daß sein Glück begann, da er an sich selbst glaubend, ohne nach rechts und links zu sehen, im dichtesten Kugelregen vorging, und daß der sich als Teufel ausgebende Scholar nichts war, wie ein beutegieriger Betrüger. So erscheint das Liebesopfer eigentlich umsonst und die umständliche Entlarvung fast überflüssig. Der Schwarzkünstler, der den Ring durch „Zauberkräfte" wieder herbei brachte, ist nämlich auch jener Gaukler, der einstmals sich als Teufel ausgab. So steht dem Glücke der Liebenden nichts im Wege. Dem Stücke fehlt es oft an dramatischer Spannung. Ein „Spiel" hat es Max Halbe genannt, seine Helden „spielen" in der Tat. Trotz der guten Darstellung (durch Frau v. Hagen, Steinrück, Graumann u. a.) machen sie nicht eigentlich den Eindruck, als ob sie „lebten". Von einigen unnötigen Derbheiten abgesehen, ist die leise altertümelnde Sprache nicht ohne Reiz.

Das Künstlertheater wird seine diesjährige Spielzeit gleichzeitig mit der „Bayerischen Gewerbeschau" Mitte Mai eröffnen und zunächst einen Schauspielzyklus bieten. Als Eröffnungsvorstellung ist das noch ungespielte Werk eines „großen Klassikers" geplant, doch ist „eine engere Wahl in dieser Hinsicht noch nicht erfolgt". Alle anderen Zeitungsnachrichten werden von der Direktion als „irrig" bezeichnet. Darauf ist zu bemerken: diese aus Wien kommenden Meldungen stützten sich auf Aussagen von Operettenkünstlern, die Engagementsanträge erhalten zu haben behaupteten. — Wie dem auch gewesen sei, man vernimmt gerne, daß sich das „Künstlertheater" — der Name verpflichtet! — wieder ernstkünstlerischen Aufgaben zuwenden will.

Aus den Konzertsälen. In einem Symphoniekonzert, das Musikdirektor Heinrich und der Geiger Havemann in der Tonhalle gaben, wurde die Uraufführung der „Freien Ouvertüre" von Desiré Pâque und als weitere Novität L. van der Pals' Konzertstück in H-Moll für Violine und Orchester geboten; beides Werke, die bei aller Originalitätsbestrebung wenig zu sagen wissen. Die hohen, uns schon bekannten violinistischen Fähigkeiten Gustav Havemanns traten besonders in Mozarts Violinkonzert A-Dur (Köchel-Verz. 219) glanzvoll zutage. Der Dirigent erwies sich als ein tüchtiger, feinempfindender Musiker. Unstimmigkeiten bei der Wiedergabe der erwähnten holländischen Novität seien, so schreibt man mir, dadurch entstanden, daß die Blätter der ungehefteten Partitur durch einen der Herren Konzertgeber in Unordnung gebracht wurden. Günstiger, wie das Meistersingervorspiel, gelang die 8. Symphonie von Brahms. Die Symphonie „Im Walde" von Raff und Liszts „Festklänge" dirigierte Prill im 12. Volkssymphoniekonzert in guter, dynamischer Schattierung, wenn auch nicht gerade allzu temperamentvoll; sehr gut war die Begleitung zu Mozarts C-Dur-Klavierkonzert, das Professor Heinrich Schwartz mit großer Feinfühligkeit und bekannt bravourösem Können spielte. Der Beifall war stark und herzlich. — Das Heyde-Quartett hatte seinen dritten Abonnementsabend ausschließlich slawischen Meistern gewidmet. Das Klavier-Quintett in A, Op. 81, von Dvořák wurde unter der pianistischen Mitwirkung von Gabrilowitsch mustergültig gespielt. Künstlerisch bedeutender ist Tschaikowskys Streichsextett „Souvenir de Florence", in dem zu den Herren des Quartetts sich B. v. Dalden und Leo Ryß mit schönem künstlerischen Gelingen gesellten. Auch in Borodins D-Dur-Quartett erfreuten Heyde, Braun, Stiglitz und Maas durch ihr minutiös ausgefeiltes Zusammenspiel. — Beifällig aufgenommen wurden auch die Klavierabende von Frederik Morley und Richard Goldschmied. Bei beiden hinterließen die Chopinvorträge mir den besten Eindruck. Morley zeigte auch in den Händelvariationen von Brahms bedeutendes Können, bei Goldschmidt machten u. a. die „Eroicavariationen" und die „Kreisleriana" sehr starken Eindruck.

Verschiedenes aus aller Welt. Gounods „Faust" ist in der Pariser Großen Oper zum 1500. Male gespielt worden. Er ist das Lieblingsstück in dem an und für sich wenig abwechslungsreichen Spielplan der ersten französischen Opernbühne. — In Berlin wird anläßlich des 200. Geburtstages Friedrichs des Großen eine Aufführung des von ihm komponierten Schäferspiels Il re pastore geplant. — Die erste deutsche Aufführung von Saint-Saëns' Oper: Dejanira fand im Hoftheater in Dessau statt. Die Kritik fand, daß die französische Beurteilung in ihrem Enthusiasmus doch zuweit gegangen wäre. Als das wertvollste der Partitur werden die reinorchestralen Teile und die Ballettmusik angesehen. Die Wiedergabe wird sehr gerühmt. — Von Bachs großem Vorgänger Heinrich Schütz, genannt Sagittarius, wurden in Hildesheim mehrere Kantaten und Motetten aufgefunden. Eine wissenschaftliche Prüfung der Handschriften steht noch aus. — Obwohl der unlängst verstorbene Dichter Felix Dahn durch seine Eltern, beide bedeutende Bühnenkünstler, schon von früher Jugend mit dem Theater in Berührung gekommen, hat er nur wenig Dramen geschrieben. Von ihnen sind „König Roderich" und „Markgraf Rüdiger von Bechelaren" verschiedentlich aufgeführt worden. — In Berlin wurde Aug. Strindbergs Drama: „Der Scheiterhaufen" ohne stärkeren Erfolg aufgeführt. Wie in dem unlängst in München gespielten „Totentanz" sehen wir hier das absolut Böse in Menschengestalt, die blöde Zwecklosigkeit des Schlechten, das sich einer scharfen Intelligenz bedient. — In Königsberg wurde die Komödie: „Die rote Venus" von J. Burg und Otto Schwarz beifällig aufgenommen. Das Stück macht nach Berichten einige schwache Anläufe zur Satire auf kleinstädtische Kunstphilister und verstiegenes gelehrtes Kennertum.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Das neue Jahr begann mit jener ausgesprochen festen Tendenz, welche den abgelaufenen Zeitabschnitt 1911 charakterisiert hatte. Das Privatpublikum hat gleich den Berufsfinanziers aus den vielfach geäusserten Rückblicken über den Verlauf des Jahres 1911 gerne und freudig entnommen, dass Deutschlands Handel und Industrie sich in stark aufsteigender Linie bewegen, ferner, dass aller Wahrscheinlichkeit nach auch das junge Jahr diesbezüglich zu guten Hoffnungen berechtigt. Die vielfach verworrene Auslandspolitik, der Hinweis auf die kommende innerpolitische Situation tangieren weder Börse, noch das kaufkräftige und vor allem kauflustige Kapitalisten-Publikum. Die ersten Börsentage zeigten auf einzelnen Marktgebieten geradezu ein stürmisches Gepräge, und Kursavancen von 10 Prozent sind an einem Tage vielfach registriert worden. Fast alle Industriesparten sind an dieser Höherbewertung der Aktien beteiligt. Amerika kabelt vorzügliche Tendenzberichte über Kohlen und Eisen, von Belgien werden bedeutende neue Preiserhöhungen für Kohle avisiert, der internationale Kupfermarkt behauptet gleichfalls seine gute Haltung. Auch die Aussichten auf baldige Beilegung des türkisch-italienischen Krieges konnte den Börsen als Zeichen der beruhigten Entwicklung gelten. Als bestimmender Faktor galt den Börsen vor allem die Gestaltung des internationalen Geldmarktes, speziell der heimischen Geldmarktlage. Trotz der ganz enormen Anspannung der Reichsbank zur Jahreswende ist bei Beginn des Januarmonats auf allen Gebieten eine erheblich fühlbare Erleichterung eingetreten, und am offenen Markt ist die seitherige Geldknappheit verschwunden. Der Privatdiskontsatz in Berlin ist unter 4% zurückgegangen und differiert demnach mit der offiziellen Reichsbankrate um über ein volles Prozent. Abzuwarten bleibt, ob diese eingetretene Geldabundanz nicht Veranlassung bietet, dass einzelne Staaten mit neuen Emissionen an den Geldmarkt appellieren werden. — An der Berliner Börse waren besonders die Montanpapiere beliebt. Günstige Dividendentaxen stimulierten. Solche sind wohl schon deshalb berechtigt, weil die Werke und Verkaufsverbände durch die fortwährenden Preiserhöhungen und den flotten Absatz sicherlich erheblich grössere Gewinne erzielen. Neben den bisher favorisierten Elektrowerten waren besonders die Aktien der chemischen, Zement-, Maschinen- und Waggonfabrikation beliebt. In all diesen Industriezweigen herrscht eine vorzügliche Konjunkturbesserung vor, und die Meldungen über glänzende Beschäftigung bei durchaus sehr lohnenden Preisen mehren sich. Immerhin möge vor Uebertreibungen in den Aktienkursen schon deshalb wiederholt gewarnt werden, weil im jetzigen Kursniveau ein gut Teil aller Konjunkturbesserung und günstigen Momente mehr als genügend zum Ausdruck kommt. Die Erfahrung beweist die Richtigkeit des Hinweises, dass Reaktionen nach derartig anhaltendem gutem Börsenwetter unausbleiblich sind. Aus diesen Erwägungen heraus sind wohl die grösseren Realisationen und Gewinnsicherstellungen erfolgt, die an einzelnen Börsentagen vorgeherrscht hatten. An der Tendenz und der inneren gesunden Lage unserer deutschen Börsen haben diese bedeutenden Verkäufe zwar nichts geändert. Es bleibt auch zu erwarten, dass — ruhige Gestaltung der Auslandspolitik vorausgesetzt — die deutschen Effektenmärkte, speziell das bisher so sehr in Gunst des Kapitalistenpublikums stehende Gebiet der Kassaindustriewerte, auch weiterhin im Vordergrund des Interesses bleiben dürften. Von dem überwiegend lukrativen und äusserst geschäftigen Verlauf des Jahres 1911 werden natürlich unsere Grossbanken nach jeder anderen Richtung hin in erster Linie profitiert haben. Die leitenden Bankwerte sehen daher wahrscheinlich noch einer erfreulichen günstigen Dividendenrente entgegen. Die Nachfrage nach den Pfandbriefen unserer hochsoliden Münchener Hypothekeninstitute ist wiederum eine lebhafte, wie sich die festverzinslichen Werte überhaupt einer neuerlichen Beliebtheit erfreuen. Mit der zunehmenden Geldflüssigkeit wird das Geschäft in Renten und Pfandbriefen hoffentlich weiterhin beliebt bleiben. Diese Effekten sind in Rücksicht auf deren absolute, einwandfreie Sicherheit und Bonität ohnehin äusserst preiswert und daher dem Kapitalisten als beste Anlage zu empfehlen. M. Weber.

Richtigstellung. Das Gedicht „Zwiegespräch" in Nr. 1 (S. 4) der „Allgemeinen Rundschau" ist irrtümlich mit H. Geiger gezeichnet. Der richtige Autorname ist: Amalie Keller, Augsburg. Das Versehen entstand dadurch, daß das Gedicht von H. Geiger zugleich mit einem eigenen Gedichte eingesandt wurde.

Kalte Füße, des Winters Schrecken zumal für Kranke und Greise. Eine vortreffliche Erfindung gegen dieses Uebel von **Alois Groß, Lindau i. B.** Er nennt sie „Beichtstuhlofen". Sieht aus wie ein nettes, plüschbezogenes Fußschemelchen, innen hohl, binnen 2 Minuten durch Glühstein heizbar. Brenndauer 6–8 Stunden à 1–2 Pf. Kosten. Der Stein ist jederzeit herausnehmbar, erlischt dadurch von selbst, und ist 2–5 mal wieder verwendbar. Preis nur 22 M, für viele Jahre eine einmalige Ausgabe, die sich rentiert. Im Bureau unterm Schreibtisch, im Krankenzimmer unterm Lehnstuhl, unter dem Ruhesessel des Greises, im Beichtstuhl des Priesters, im Wagen und Schlitten des Arztes, Beamten, Reisenden schützt der nette „Ofen" die Füße, aber auch den Unterleib vor Erkältung. Ich möchte zur Anschaffung dringendst raten, da ich die köstliche Wohltat dieser praktischen Erfindung an meinem leidenden Körper täglich angenehmer empfinde. Ein kranker Priester.

Ein rosig zarter, reiner Teint: Die menschliche Gesichtshaut besteht bekanntlich aus kleinen Zellen, die in den unteren Schichten weich und durchsichtig sind, oben aber abblättern, nachdem sie zu Schuppen eingetrocknet sind. Sobald dieser Vorgang merklich wird, erscheint die Oberfläche hart, schwielig, verliert ihre Durchsichtigkeit, es ergeben sich jene Erscheinungen, die man gemeinhin einen schlechten, unreinen Teint nennt. Tritt gar eine Verstopfung der Talgdrüsen hinzu, so fährt die Reizung zur Bildung von Pusteln, Knötchen, Finnen, Mitessern. Diesem Übel wirkt allein die von der Firma Bergmann & Co. in Radebeul-Dresden hergestellte **Steckenpferd-Lilienmilch-Seife** (Schutzmarke: Steckenpferd) entgegen. Die Seife ist von völlig neutraler Beschaffenheit und der Zusatz von Borax bewirkt eine schnelle und beinahe unmerkliche Abstoßung der unreinen Oberhaut und erweist sich somit bei einer dauernden Anwendung als unbedingt zuverlässiges Mittel **zur Erhaltung eines rosigen, zarten und reinen Teints.** Die Steckenpferd-Lilienmilch-Seife ist in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien à St. 50 Pf. zu haben.

Notschreie genug sind schon aus den Diasporagegenden unseres Vaterlandes an unsere Katholiken ergangen und doch nicht genug in Anbetracht der noch immer herrschenden großen Not. Bayerns zweitgrößte Stadt, Nürnberg, steht hier an erster Stelle! Wer befriedigt die religiösen Bedürfnisse der 103000 Katholiken, armer Arbeiter, die durch ständigen Zuzug weiterer Tausende aus der katholischen Heimat an Zahl und Dürftigkeit immer mehr zunehmen? Allein können diese es unmöglich. Wer hilft da? Rings um die alte Stadt sind neue Kirchenbauten nötig, während die Schulden für die zuletzt errichteten noch nicht bezahlt sind. Liebe Glaubensgenossen, **helft** insbesondere der armen Gemeinde St. Antonius die auf ihrer Kirche lastende Schuld von 130,000 M tilgen, damit hier die Not nicht zum äußersten kommt und das Erworbene nicht wieder verlustig gehe, zum größten Schaden der unsterblichen Seelen und unserer gemeinsamen Sache! Gaben nimmt herzlich dankend entgegen:

Der kath. Kirchenbauverein Nürnberg St. Elisabeth. (**Konto Nr. 3378** beim Postscheckamt **Nürnberg.** Die beiliegende Postanweisung ist auch außerhalb Bayerns zu verwenden unter Durchstreichung der Ueberschrift: Königreich Bayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.60 (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts., Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 26 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlages gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 3. München, 20. Januar 1912. IX. Jahrgang.

Gestern noch auf stolzen Rossen.

Vom Herausgeber.

„Das Zentrum hat sich wieder einmal als der unerschütterliche Turm in der Schlacht bewiesen."
(„Berliner Lokalanzeiger", 13. Jan. 1912.)

Nach den Jubelhymnen und Siegesfanfaren auf Vorschuß, die der Liberalismus noch unmittelbar vor der Entscheidung in üblicher Bescheidenheit durch die Lande schmetterte, wirkt der Katzenjammer nach der total verlorenen Hauptschlacht wie die schrillste Dissonanz. Der am 12 Januar vom deutschen Volke aufs Haupt geschlagene Liberalismus vermag auch den Leichtgläubigsten unter seinen Getreuen die Niederlage nicht mehr zu verbergen. Das spöttische Gleichnis, welches Bebel auf dem letzten sozialdemokratischen Parteitage auf die Fortschrittspartei anwandte, als er meinte, die aus eigener Kraft gewählten Freisinnigen hätten in einer einzigen Droschke Platz, ist am 12 Januar für den stolzen Gesamtliberalismus wahr geworden: Der ganze Liberale, und zwar Nationalliberale, hat das von der liberalen Groß- und Kleinpresse monatelang geweissagte „Morgenroth", die „Wiedergeburt", der „Völkerfrühling" des Liberalismus am 12. Januar ans Tageslicht gezaubert. Bebel hat den Freisinn noch zu hoch eingeschätzt. Denn die Freisinnsdroschke blieb leer (0 + 0 = 0), und die vier Nationalliberalen können es sich — zwei und zwei vis-à-vis — bequem machen, denn die weiteren zwei, welche die liberale Presse zum Troste ihrer geknickten Leser noch hinzuphantasierte, sind luftige Schemen geblieben.

Sollen wir etliche ausschweifende Zukunftsbilder und stolze Vorberechnungen liberaler Parteiorgane aus unserer Mappe hervorholen? Wir ziehen es vor, den liberalen Katzenjammer sprechend vorzuführen. Und zwar wählen wir dazu zwei charakteristische Stimmen oft genannter süddeutscher Organe.

Die rechtsliberale „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 12 vom 13. Januar) schreibt u. a.: „Was den Liberalismus anlangt, so hat er, soweit der Gewinn bzw. der Verlust von Mandaten in Frage kommt, nicht gut abgeschnitten. Es ist das keine angenehme Musik für unsere Ohren; aber es hat keinen Zweck, sich das zu verhehlen . . . . Das gilt namentlich in Bayern. Von dem bisherigen Besitzstand der Liberalen in Bayern sind drei Mandate verloren gegangen, und zwar Hof und Erlangen-Fürth an die Sozialdemokratie und Forchheim an den Bund der Landwirte." Die linksliberalen „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 22 vom 14. Januar) gestehen, daß „die Lage der Fortschrittlichen Volkspartei unverkennbar sehr schwierig" ist, alldieweil dieselbe „nicht ein einziges Mandat im ersten Wahlgange behaupten konnte", und rechnet für Fortschrittliche und Nationalliberale nach den Stichwahlen „eine schmerzliche Einbuße von rund 20 Mandaten gegen den letzten Reichstag" heraus. „Eine Zertrümmerung des schwarzblauen Blocks ist ebensowenig gelungen wie die Erzielung einer Mehrheit der Linken." Man traut seinen Augen kaum, wenn man diese Eingeständnisse in einem Blatte liest, das wie kein zweites dem „schwarzblauen Block" schon in aller Form einen Leichenstein gesetzt hatte und schmunzelnd zusah, wie in seiner nächsten Nachbarschaft „Jugend" und „Simplicissimus" ihren wohlfeilen Spott mit Kübeln über die Wahlleichen der „Junker" und der „Pfaffen" ausgossen.

Der liberale Philister muß an den täglichen Lieferanten seiner Geisteskost irre werden, wenn er im Widerspruch mit allem, was man ihm wochenlang eingepaukt und durch Zwangssuggestion zu glauben vorgestellt hat, nunmehr in dem „führenden, einflußreichsten und verbreitetsten Blatte Süddeutschlands" das betrübte Geständnis lesen muß: „**Das Zentrum kehrt in alter, höchstens um 5 bis 6 Sitze verringerter Stärke zurück mit annähernd 100 Mann.**" Ja, es ist wahrlich zum Weinen für einen mit pflichtschuldigem Zentrumshaß vollgepfropften Musterliberalen: Der Zentrumsturm, dessen geborstene Quadern, dessen zusammensinkende Trümmer man bereits zum Abbruch feilbot, steht unerschüttert und unverwüstlich inmitten des Zusammenbruches des sog. bürgerlichen Liberalismus und hat auch dem Anprall der „roten Flut" standgehalten, vielen bedrängten Kampfgenossen aus anderen Lagern starke Rückendeckung geboten, ja sogar da und dort dem nationalliberalen Gegner durch Unterstützung gegen das größere Uebel der Sozialdemokratie glühende Kohlen aufs Haupt gesammelt.

Für Dienste der letzteren Art erwartet das Zentrum vom Nationalliberalismus keinen Dank, aber schon der gewöhnlichste Anstand hätte es der liberalen Presse verbieten müssen, diese Zentrumsstimmen nun prahlend seinem eigenen Konto gutzuschreiben, wie es beispielsweise in einer Zusammenstellung der badischen Wahlziffern geschehen ist. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 22) rechnen an der Hand der „Karlsruher Zeitung" dem Zentrum ein Stimmen-Minus (129 000) gegenüber den Liberalen (139 000) heraus, erwähnen am Schlusse die rund 4000 Stimmen (es sind zweifellos weit mehr gewesen), welche das Zentrum den Konservativen bzw. dem Bunde der Landwirte in Baden „**geliehen**" hat, belieben aber vornehm zu übersehen, daß das Zentrum in Pforzheim-Durlach seine nach den Ziffern von 1907 rund 7000 Stimmen glatt auf den liberalen Kandidaten übertrug und so die Niederlage der Sozialdemokraten herbeiführte. Aehnlichen Manövern liberaler Rechenkunst werden wir in nächster Zeit vielleicht noch häufiger begegnen. Es kann deshalb nicht deutlich und nicht oft genug hervorgehoben werden, daß das Zentrum, dessen traditionelle „wahlstrategische Kunst" und „kluge Wahltaktik" auch von liberalen Blättern rückhaltlos anerkannt worden ist, gegen 300 000 Stimmen zur Vermeidung von „falschen Stichwahlen" oder Stichwahlen überhaupt Kandidaten anderer Parteien zugeführt hat. (In Nr. 25 der „Münchner Neuesten Nachrichten" wird bereits ein Rückgang der Gesamtziffer des Zentrums in Bayern entsprechend ausgeschlachtet, angesichts der vorstehenden, auch in liberalen Blättern festgestellten Tatsachen ein geradezu **plumper Fälschungsversuch**.)

Die Niederlage des Liberalismus tritt noch drastischer in die Erscheinung, wenn man die Ziffern der Hauptwahl von 1907 zum Vergleiche heranzieht. 1907 erzielte der Nationalliberalismus bei der Hauptwahl 21 (jetzt 4), der Freisinn 10 (jetzt 0) Mandate. Das ist ein Rückgang von zusammen 31 Mandaten. Aehnlich wie jetzt stand es im Jahre 1903 mit dem stets wieder seine Wiedergeburt ankündenden Liberalismus. Damals hatte der Nationalliberalismus nach der Hauptwahl auch nur 5, der Freisinn 0 Mandate. So schwankt das Thermometer des Liberalismus auf und nieder je nach der Wirkung der künstlich erzeugten Hetzparolen. Wie ganz anders steht das Zentrum da! In ehernem Gleichschritt folgen sich die imponierenden, ohne fremde Krücken errungenen Ziffern der Hauptwahlen fast ohne die geringste Schwankung. Am 12. Januar 1912 errang das Zentrum (die sieben Mandate des elsässischen Zentrums miteingerechnet) 86 Mandate. Im Jahre 1907 waren es bei der Hauptwahl 86, im Jahre 1903 87 Mandate. Das Organ des Reichskanzlers, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" (14. Jan.), konstatiert die wuchtige Tatsache: „66 Mandate gewannen nach den bisher vorliegenden Nachrichten

die Sozialdemokraten auf den ersten Anlauf. Sämtliche bürgerliche Parteien zusammen nur 144, davon das Zentrum allein 83, die Parteien rechts von ihm 36, der bürgerliche Liberalismus nur 4."

Auf das Ergebnis der Hauptwahlen im gesamten Reiche und namentlich auf die gewaltigen Fortschritte der Sozialdemokratie kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden. Der Weltrundschauer der „Allg. Rundschau" bietet im vorliegenden Hefte ein Gesamtbild, das hier nur durch einen kleinen Ausschnitt ergänzt werden soll. Die liberale Presse in Bayern findet einen billigen Trost in einigen Zahlen und Kombinationen, welche dem Liberalismus relativ bessere Chancen für die bayerischen Landtagswahlen am 5. Februar eröffnen sollen, obgleich der 12. Januar auch die bayerischen Liberalen schmerzlich genug gelehrt hat, wie sehr der Schein trügen kann. Hat doch der Liberalismus in Bayern am 12. Januar nicht ein einziges Mandat sich zu sichern gewußt, während das Zentrum aus eigener Kraft im ersten Ansturm wieder fünfundzwanzig Mandate in seinen Besitz brachte. Aber der sonst so selbstbewußte Liberalismus ist so sehr alles Ehrgefühles bar geworden, daß er die ihm von seinem seltsamen Wohltäter und Gönner Sozialismus vorläufig und leihweise angebotenen Mandate bereits als eigene Zukunftsgewinne bucht.

Gemach! Die robuste Gesundheit des bayerischen Zentrums ist durch die am 12. Januar aus eigener Urkraft auf die Beine gestellten 25 Vertreter gegen jeden Zweifel sicher gestellt. Was mehr oder minder gewaltsame Großblockkombinationen bei den bevorstehenden Stichwahlen oder bei den Landtagswahlen an dem natürlichen bayerischen Wahlbilde verrücken mögen, kann niemals die Tatsache aus der Welt schaffen, daß das Zentrum in Bayern die weitaus größte und bedeutendste, im Volke wurzelnde Partei ist und bleibt. Selbst die von den Gegnern mit so grellen Farben ausgemalte Eventualität, daß das Zentrum im Landtage durch eine unnatürliche Kooperation vorübergehend aus seiner Mehrheitsstellung herausgedrängt werden könnte, würde kühl abwägende Politiker nicht zu schrecken vermögen.

So hoch der moralische Erfolg einer Erneuerung der Landtagsmehrheit unter den obwaltenden außerordentlichen Umständen anzuschlagen wäre, so fehlt es doch nicht an Leuten, welche der Meinung sind, daß, solange in Bayern an dem widernatürlichen Staatsaxiom festgehalten wird, eine Zentrumsmehrheit könne niemals regierungsfähig werden, das Zentrum seinen wirklichen Einfluß auf den Regierungskurs als kompakte, nahe an die Mehrheit heranreichende Minderheit nicht schwächen, seine Verantwortung aber bedeutend entlasten würde. In einem monarchischen Bayern wird, wie die Dinge nun einmal liegen, gegen ein starkes Zentrum nicht regiert werden können. Daß aber ein vorwiegend liberales Ministerium mit einer antiliberalen Kammermehrheit, wenn sie auch die bisherige Uebergenügsamkeit des Zentrums besitzt, schließlich doch zusammenstoßen muß, hat die jüngste Vergangenheit gezeigt und wird unter den mehr und mehr demokratisierten Verhältnissen künftig erst recht nicht zu vermeiden sein. Das sind zunächst rein theoretische und akademische Erörterungen, welche nur zeigen sollen, wie wir die Dinge auffassen. Im übrigen wird das bayerische Zentrum alles daransetzen, um am 5. Februar die Mehrheit wiederzuerlangen, welche durch einen nicht ohne List und Tücke vorbereiteten Handstreich zum Besten des Liberalismus depossediert wurde. Das Zentrum steht auch in Bayern unerschüttert und sieht dem 5. Februar entschlossen und kraftbewußt entgegen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das „Volksgericht" vom 12. Januar.

Was hatte uns die liberale Hetzpresse nicht alles in Aussicht gestellt! Am 12. Januar sollte Herr v. Bethmann Hollweg von dem erzürnten Volke in Schimpf und Schmach und Verderben gestürzt, die „Junker und Pfaffen" sollten vernichtet, eine neue liberale Aera sollte mit Hilfe der Sozialdemokratie begründet werden.

Und was ist eingetroffen? Das gerade Gegenteil.

Herr v. Bethmann Hollweg hat freilich am Wahlabende keine Anrede an das Berliner Straßenpublikum gehalten, wie sein Vorgänger Bülow, aber er hat im stillen Kämmerlein sich ausrechnen können, daß ihm zur Fortsetzung seiner Politik die Mittel nicht fehlen dürften. Das Anwachsen der Sozialdemokratie wird er mit uns bedauern. Daß der Liberalismus die erträumte Uebermacht nicht erlangt hat, wird ihm angenehm sein. Anderseits wird er eine gewisse Schwächung der rechten Seite des Reichstags nicht sehr bedauern, da er von den Nationalliberalen, die er immer sehr sorgfältig behandelt hat, und namentlich von ihrem rechten Flügel die notwendige Hilfe bei den Wehrgesetzen und den Zollgesetzen erhofft. Gesteht doch sogar ein oppositionelles Blatt ein, daß Herr v. Bethmann Hollweg im künftigen Reichstag es vermutlich noch leichter haben werde, als im verflossenen. Wir verzeichnen dieses Zeichen der Zeit, ohne die eigene Hand dafür ins Feuer zu legen.

An Stelle der erstrebten und verheißenen „Vernichtung der schwarz-blauen Steuerbewilliger" ist eine wahre Katastrophe über den Liberalismus hereingebrochen. Von unserer Seite ist seit langem den Liberalen gesagt worden, daß ihre Hetzerei und ihre ganze Großblocktaktik nur der Sozialdemokratie zu gute kommen, und daß sie selbst den größten Schaden zu tragen haben würden. So ist es gekommen. Die Sozialdemokraten brachten im ersten Wahlgange 66 Kandidaten durch, die Nationalliberalen 4, die Fortschrittler 0, gar keinen. Der bisherige Besitzstand war 53 Sozialdemokraten, 51 Nationalliberale, 49 Fortschrittler. Die Sozialdemokraten verloren 2 Mandate und gewannen 27. Die Nationalliberalen verloren 13 und gewannen 2; die Fortschrittler gewannen nichts und verloren 14. Den Rest ihres Besitzstandes sollen diese Parteien in den Stichwahlen retten, an denen die Sozialdemokratie in 113, die Nationalliberalen in 64, die Fortschrittler in 62 Fällen beteiligt sind. Die größere Hälfte der liberalen Stichwahlkandidaten (66) hat mit der Sozialdemokratie zu ringen; in diesen Fällen kann der Ausgang die „schwarz-blauen" Parteien nicht berühren.

Die beiden liberalen Parteien rechnen selbst nicht mit der Möglichkeit, daß sie bei den Stichwahlen die alte Stärke von zusammen 100 Mann wieder erreichen könnten. Auch dieser denkbar höchste Gipfel des „Erfolges" wäre noch eine traurige Niederlage angesichts der großen Verheißungen, welche die Wortführer von Bassermann bis Naumann sich und ihren verblendeten Zuhörern gemacht haben. Von der „liberalen Aera" sind wir jetzt weiter entfernt als jemals, da der Liberalismus die Ohnmacht seiner Hand gegenüber dem gewaltigen Mundwerk zu deutlich bekundet hat. Daran wird sich auch nichts Wesentliches ändern, wenn etwa die Stichwahlen so unglücklich verlaufen sollten, daß die Sozialdemokratie noch weiter erheblich anwächst und das Zentrum mit den Konservativen allein eine positive Mehrheit nicht mehr bilden kann. Dann würde freilich die nationalliberale Partei oder wenigstens der rechte Flügel herangezogen werden müssen; doch brauchte das noch keineswegs eine Herrschaft des Liberalismus zu begründen, da gegen solche Gelüste das Zentrum stets eine Abwehrmehrheit bilden könnte.

Die Möglichkeit, daß die bisherige positive Mehrheit geschwächt wird, liegt allerdings vor, — obschon doch das Zentrum sich ruhmvoll und die konservative Partei sich ehrenvoll behauptet hat. Das Zentrum stand am Abend des 12. Januar schon mit 86 gewählten Abgeordneten da; die konservative Partei mit 27. Welch ein Vorsprung vor den 4 Nationalliberalen und den 0 Fortschrittlern! Das Zentrum hat 4 zweifelhafte Wahlkreise eingebüßt; aber das ist unter den außerordentlich schwierigen Verhältnissen dieses ersten Wahlganges nach der vielverleumdeten Finanzreform wohl zu begreifen. Das Zentrum steht aber noch in 31 Stichwahlen, von denen nur die Hälfte zur Wiedererreichung der alten Stärke nötig ist. Sollte bei ungünstiger Entwicklung der Stichwahltaktik die Zentrumsstärke sich vorläufig um einige

Einheiten vermindern, so wäre das keineswegs verhängnisvoll, da unsere Partei auf jeden Fall unentbehrlich bleibt bei der Bildung einer positiven Mehrheit. Von „Ausschaltung des Zentrums", wie Fürst Bülow sie früher und Herr Bassermann sie neuerdings anstrebte, kann nach der Schwächung des Liberalismus gar keine Rede mehr sein. Freiherr von Zedlitz-Neukirch, der bekanntlich in der parlamentarischen Taktik sehr beschlagen ist, vertritt in seinem Wahlartikel die Ansicht, daß das Anwachsen der Sozialdemokratie die Macht des Zentrums fördere, sodaß also die Blockbrüder für ihre rechtsstehenden Gegner gearbeitet hätten.

Die konservative Partei hat sich, wie schon erwähnt, gut gehalten gegenüber dem leidenschaftlichen Ansturm der vereinigten Gegner. 27 glatte Siege (darunter Heydebrand) und 43 Stichwahlbeteiligungen sind aller Ehren wert. Sogar Oletzko-Lyck, mit dessen Eroberung die Großblockbrüder so sehr prahlten, ist sofort wieder den Konservativen zugefallen. Leider hat der Bund der Landwirte in Hannover wenig Glück gehabt, und die kleineren Parteien auf der Rechten (Freikonservative, Wirtschaftliche Vereinigung usw.) haben empfindliche Verluste zu beklagen.

Für den wahren Vaterlandsfreund tritt das Einzelinteresse der Partei oder der Parteigruppen zurzeit in den Hintergrund gegenüber der hochwichtigen Aufgabe, das Staatswesen und die Gesellschaft gegen die anwachsende rote Flut zu schützen. Die sozialdemokratischen Wahlsiege können erfolgreich nur eingedämmt werden durch ein solidarisches Vorgehen der Ordnungsparteien bei den Stichwahlen. Die Regierung hat alsbald in der offiziösen „Nordd. Allg. Ztg." diese Parole ausgegeben mit dem Aufrufe: „Nicht auf vergangenen Hader der Parteien, — auf die Zukunft der Nation richte sich der Blick!" Wenn die Liberalen nicht in den Haß gegen Zentrum und Konservative zu sehr verstrickt sind, so können sie ohne eigene Gefahr sich der bürgerlichen Stichwahl-Solidarität anschließen; denn die Mehrheit der liberalen Stichwahlkandidaten steht Sozialdemokraten gegenüber und würde also durch das Eingreifen der Zentrumsleute und der Konservativen durchdringen können. Aber der Großblockteufel läßt so leicht nicht los, was er einmal in den Klauen hat. Darum muß man wohl die Hoffnung darauf beschränken, daß die Nationalliberalen oder wenigstens ein Teil derselben (namentlich die nordwestlichen) vielleicht für Abmachungen in bezug auf eine gewisse Gruppe von Wahlkreisen zu haben sind. Neuerdings ist von allen größeren Parteien Vorsorge getroffen, daß solche Abmachungen und überhaupt die Stichwahltaktik von einer Zentralstelle (für das Zentrum von dem Reichsausschuß unter Beteiligung der einzelstaatlichen Vertreter) geregelt werden. Daraus folgt, daß alle braven Parteigenossen die Parole von der berufenen Stelle abzuwarten und dann getreulich zu befolgen haben. In solchen bewegten Zeitläufen, wie wir sie jetzt haben, muß die stramme Manneszucht selbstverständlich sein. Die Hingabe an die Parteifahne wird uns um so leichter werden, da das Zentrum bei dieser scharfen Kraftprobe abermals glänzend seine Lebenskraft erwiesen hat. Eine würdige Vorfeier von Windthorsts 100. Geburtstag. Mögen die Stichwahlerfolge neue Kränze auf Windthorsts Grab bringen!

Wieder ein Ministerwechsel in Paris.

Der bisherige Ministerpräsident Caillaux hatte den vernünftigen Gedanken, das Schicksal des Marokko- und Kongoabkommens von dem Schicksal seines Ministeriums zu trennen, und setzte es in der Deputiertenkammer durch, daß die üblichen Interpellationen, die auf eine Ministerkrisis hinzielten, zurückgestellt wurden bis nach dem Votum über das Abkommen. Im Senatsausschusse wurde aber diese Taktik vereitelt. Die Exminister, welche diesen Ausschuß bevölkerten, spielten mit vollendeter Meisterschaft die Großinquisitoren, die über alle Einzelheiten der langwierigen Verhandlungen die subtilste Auskunft erpreßten. Dabei kam auch zur Erörterung, ob neben den offiziellen Verhandlungen zwischen dem Botschafter Cambon und dem deutschen Staatssekretär auch noch andere Verhandlungen gepflogen worden seien, um die nicht alle Minister gewußt hätten. Herr Caillaux stellte glattweg alle Nebenverhandlungen in Abrede. Aber Herr Clemenceau, der unermüdliche Ränkeschmied, der vor dem Fiasko seines eigenen Ministeriums schon sportmäßig die Ministerstürzerei betrieb und nach seiner Entthronung erst recht diesen Zeitvertreib liebte, hatte von dem Minister des Auswärtigen, Herrn de Selves, gelegentlich Mitteilungen erhalten über die Behauptung eines Finanzmannes, der mit Minister Caillaux in Berlin unterhandelt haben wollte. Auf die Anfrage Clemenceaus im Senatsausschuß gab nun Herr de Selves eine ausweichende Antwort, durch welche die Wahrhaftigkeit Caillaux' bloßgestellt wurde. Der Ministerpräsident behauptete zu seiner Entlastung, daß der fragliche Finanzmann nur wegen der alten Projekte des deutsch-französischen Nyoko-Sangha-Konsortiums oder der Eisenbahn Kamerun-Kongo sich bemüht habe, aber zu den Marokkoverhandlungen in gar keiner Beziehung stehe. Herr de Selves wurde als Verleumder und Verräter an der Solidarität des Ministeriums angesehen und zum Rücktritt gezwungen. Der triumphierende Caillaux beredete Herrn Delcassé, aus dem Marineministerium wieder in das Auswärtige Amt am Quai d'Orsay überzusiedeln. Als er nun aber einen neuen Marineminister suchte, da erhielt er überall Körbe. Das war um so fataler, als Herr Delcassé an der Bedingung festhielt, daß er nur unter Sicherung einer würdigen und tüchtigen Nachfolge das Marineministerium verlassen könne. Herr Caillaux erkannte nun, daß er doch nicht mehr so viel Respekt und Vertrauen genieße, wie er sich eingebildet hatte, und die Folge war, daß das ganze Ministerium seine Demission einreichte. So hatte sich wieder einmal bewährt, daß in Frankreich nichts dauerhaft ist als nur der Wechsel. Das Ministerium Caillaux, das die Verträge über Marokko und den Kongo zustande gebracht hatte, brach an dem Vorabend der Genehmigung dieser Verträge unter den landesüblichen Eifersüchteleien und Ränken zusammen. Das Pikante an dieser Ministerkrisis ist nämlich der Umstand, daß der Senat zweifellos die Verträge ebenso genehmigen wird, wie die Deputiertenkammer sie bereits mit großer Mehrheit genehmigt hat. Die Ministerkrisis hat also keinen sachlichen Grund und Zweck, sondern wurzelt in persönlichen Beziehungen. In einem großen Teil der Presse wurde auch anerkannt und beklagt, daß diese unnötigen und unfruchtbaren ewigen Krisen aus der Kliquenwirtschaft herrühren, die sich in der vielgepriesenen Republik entwickelt hat. Ein neuer Beweis, daß das parlamentarische Regierungssystem noch lange nicht zu jener Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit führt, die man dort im Munde zu führen pflegt, und daß die monarchische Spitze in den konstitutionellen Staaten, welche die Stetigkeit der Ministerien fördert, doch auch ihr Gutes hat. Wir in Deutschland zum Beispiel können nur dankbar dafür sein, daß die monarchische Verfassung es uns ermöglicht hat, aus der großen Krise von 1909, die Fürst Bülows verfehltes Blockexperiment heraufbeschworen hatte, schnell und gut herauszukommen, sodaß die nachfolgenden 2½ Jahre eine ruhige und außerordentlich fruchtbare Entwicklung zeigten und sogar der Sturm der allgemeinen Neuwahlen ohne Erschütterung und Schaden überstanden werden konnte.

Der Präsident der französischen Republik, Herr Fallières, braucht bekanntlich nur bei Militärkrisen sein wohlbezahltes Haupt anzustrengen. Diesmal ist er nach den üblichen „Empfängen" der parlamentarischen Präsidenten und der hervorragendsten Politiker auf den Senator Poincaré geraten, und dieser vielerfahrene Fachmann hat eine Reihe von glänzenden Persönlichkeiten zu sammeln verstanden, sodaß man der neuen Regierung schon den Namen „großes Ministerium" in die Wiege gelegt hat. Die auswärtige Politik wird nicht von Herrn Delcassé übernommen, sondern von dem Ministerpräsidenten Poincaré selbst. Herr Delcassé behält die Marine, die er bekanntlich durchgreifend reformieren will, was sehr nötig, aber auch sehr schwierig ist. Das Vizepräsidium und das Innere übernimmt Herr Briand, der bekanntlich schon ziemlich lange selbst Ministerpräsident war und ein höchst geschickter Politiker ist. Nur hat er in der Frage der Wahlrechtsreform seine Sonderansichten, und gerade die Wahlrechtsreform sollte doch schon die Aufgabe des vorhergegangenen Kabinetts sein. Vielleicht wird es also trotz der „Größe" des neuen Ministeriums bei dem alten Brauch bleiben, daß die Regierungen nur die laufenden Arbeiten für den Augenblicksbedarf erledigen und während der Vorarbeiten für eine größere Reformgesetzgebung wieder in die Versenkung gehen. An die Leistungsfähigkeit unserer Reichsgesetzgebung in den letzten drei Jahren kommen die Franzosen noch lange nicht heran. Interessant ist, daß das Kriegsressort in Frankreich dem bekehrten Sozialisten Millerand zugefallen ist. Eine sehr glänzende Kraft in der neuen Regierung bildet Herr Bourgeois, der oft bewährte Repräsentant Frankreichs im Auslande. Er hat sich aber mit dem Ministerium für Arbeit und soziale Fürsorge begnügt, nachdem er die Kabinettsbildung selbst aus Gesundheitsrücksichten abgelehnt hatte.

Der Name „großes Ministerium" klingt sehr schön, hat aber einen ominösen Beiklang, seitdem das „große Ministerium", das einst der verhimmelte Gambetta bildete, so schnell an seiner

eigenen Vollblütigkeit zugrunde ging. Für uns kommt es darauf an, ob die Verträge über Marokko und den Kongo genehmigt werden, und ob die neue Regierung eine besonnene auswärtige Politik, namentlich gegenüber Deutschland führen wird. Man darf wohl beides erwarten. Es könnte uns auch recht sein, wenn die „großen" Minister dazu beitrügen, daß Frankreich von der Bevormundung durch England sich wieder etwas emanzipiert.

Ludwig Windthorst.

(Zum Gedächtnis seines 100jährigen Geburtstages.)

Von Dr. Adolf Baumann.

Der Name Windthorst weckt in uns vor allem die Erinnerung an das gewaltige Ringen der 70er Jahre, da der mächtige Kanzler mit wuchtigen Schlägen die Freiheit der katholischen Kirche in Deutschland zertrümmern wollte, und der mutige „Welfe" mit zäher Beharrlichkeit den parlamentarischen Kampf zum Schutze seiner Religion aufnahm, die Wendungen seines Gegners Zug um Zug verfolgend, das scharfe Schwert des verfassungsmäßigen Rechtes gebrauchend, bis er endlich den Abbruch des Kampfes erreichte. Wieviel Arbeit, wieviel Mühe und Leid, welch unsagbare persönliche Opfer hatte dieser Kampf gebracht! Mit Recht gilt Windthorst dem katholischen Volke als Held des Kulturkampfes — seine frühere Lebensarbeit tritt dagegen zurück.

Und doch liegt vor dieser Zeit schon ein gutes Stück erfolgreicher Tätigkeit! Am 17. Januar 1812 auf dem Gut Kaldenhof bei Osterkappeln als Sohn des Advokaten Dr. Franz Windthorst geboren, besuchte er von 1822 bis 1830 das Carolinum zu Osnabrück, studierte dann die Rechtswissenschaft in Göttingen und Heidelberg und nahm 1836 als Rechtsanwalt in Osnabrück festen Wohnsitz. Dort trat er als überzeugter Katholik hervor, wie dies aus einem Bericht des Landdrosten Grafen Wedel und des Weihbischofs Lüpke an den Minister Freiherrn von Stralenheim zu ersehen ist. Das Vertrauen, das ihm der ganze Diözesanklerus entgegenbrachte, rechtfertigte seine Ernennung zum vorsitzenden Rat des katholischen Konsistoriums zu Osnabrück. 1848 wurde er Oberappellationsrat in Celle, 1849 kam er als Vertreter von Osnabrück in die Zweite Kammer und errang hier am 7. Februar seinen ersten parlamentarischen Erfolg. Der 12. Februar 1851 brachte ihm die Wahl zum Präsidenten der zweiten Kammer, ein Zeichen für das Ansehen und Vertrauen, das er in kurzer Zeit gewonnen hatte. Vom 22. Nov. 1851 bis 1853 und vom 10. Dez. 1862 bis Sept. 1865 gehörte er unter Georg V. dem Ministerium als Justizminister an, 1866 bis 1867 war er Oberkronanwalt bei dem Oberappellationsgerichte in Celle.

Während seiner parlamentarischen Tätigkeit in Hannover vertrat er den großdeutschen Standpunkt und wirkte auch für den Anschluß Hannovers an den Zollverein. Als König Georg die Verfassung zugunsten der Ritterschaft umgestaltete und es 1856 zur Auflösung der Kammer kam, gehörte Windthorst mit Rudolf von Bennigsen zur Opposition. Während seiner parlamentarischen und ministeriellen Tätigkeit wirkte Windthorst nach Kräften für das Wohl seines Vaterlandes und Königshauses, und die Treue hielt er auch nach dem Sturze seines Herrschers.

Bekanntlich hat Bismarck während des Kulturkampfes dem Abgeordneten von Meppen daraus häufig einen Vorwurf gemacht und die deutsche Gesinnung Windthorsts in Zweifel gezogen, vor allem in der Sitzung des preußischen Landtages vom 30. Januar 1872. Es war das jene denkwürdige Sitzung, in der Bismarck über die Geschichte seiner Stellung zum Zentrum berichtete. Dort nennt er Windthorst „ein kampfbereites und streitbares Mitglied" des Zentrums und fährt fort: „ein Mitglied, von dem ich noch heute zweifelhaft bin, ob ihm die Neubildung des Deutschen Reiches willkommen ist, in dieser Gestalt — und er in dieser Gestalt die deutsche Einigung annehmen will." (Bismarcks Reden, ed. Philipp Stein Reclam B. 5, 146). In der gleichen Sitzung verteidigte sich Windthorst mit Entschiedenheit: „Wenn ich nicht so leicht wie andere die Vergangenheit vergesse und vergessen kann, so werde ich das jederzeit offen und ehrlich gestehen; ich habe das zu jeder Stunde auch gestanden und darüber kann niemand im Zweifel sein. Nur nicht vergessen, was man einst geliebt! Dann aber sage ich, ich stehe hier auf dem Boden der Verfassung und im Reiche stehe ich auf dem Boden der Reichsverfassung; wenn ich da stehe und nach meiner besten Weise kämpfe für das, was ich für recht halte, so hat kein Minister, auch ein Fürst nicht das Recht, irgendeinen Zweifel gegen mich zu erheben." (Windthorsts ausgewählte Reden, ed. Ludwig Meyer, Wehberg B. I, Seite 68.) Noch öfter war Windthorst gezwungen, sich gegen diesen Vorwurf zu wenden. Es seien hier noch seine Worte aus der 8. Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 28. Januar 1886 erwähnt: „Die Anhänglichkeit an dieses ruhmreiche Haus wird in mir nicht erlöschen, die nehme ich mit ins Grab. Und ich sollte denken, daß die Herren, welche sich hier als königstreu hinstellen, dieses an mir achten und ehren sollten. Und wer mich deshalb tadelt, den beschuldige ich, daß er von der wahren, echten Königstreue keinen Begriff hat". (A. a. O. B. III, S. 89). Die Treue, die er seinem Königshause auch im Unglück hielt, wahrte er aber auch seinem neuen Vaterlande und seinen Parteifreunden. Und diese erkannten gar bald, was sie an der „Perle von Meppen" besaßen. Als deshalb Bismarck am 9. Februar 1872 in der 28. Sitzung des preußischen Landtages den Versuch machte, das Zentrum von Windthorst abzudrängen, indem er ihm den Rat erteilte: „Ich glaube, meine Herren vom Zentrum, Sie werden zum Frieden mit dem Staate leichter gelangen, wenn Sie sich der welfischen Führung entziehen", da mußte er an der Stimmung der gesamten Fraktion erkennen, daß dieser Zug mißlungen war. (Bismarcks Reden 5, 170). Schließlich hat ja Windthorst nicht nur im Zentrum, sondern im ganzen Parlamente eine so überragende Stellung eingenommen, daß der Kanzler am 24. Februar 1887 im preußischen Landtag geradezu von ihm sagen konnte: „Das ist der Führer, dem die Majorität des Reichstags auf jeden Wink gehorcht, der Mann, der im Reichstage das Volk sozusagen vertritt". (Bismarcks Reden 12, Seite 22).

Daß die Zeit, da das Zentrum unter Windthorsts Führung stand, unbedingt seine Glanzzeit war, ist wohl unbestritten. Das ist nicht in dem Sinne zu verstehen, als ob man seit Windthorsts Tod einen Niedergang der Partei verzeichnen könne. Andere Zeiten bringen andere Aufgaben, und wenn eine nahe Zukunft uns Kämpfe bringen sollte gleich denen, die das Zentrum unter Windthorst hat durchfechten müssen, das Zentrum würde sicher auf seinem Platze stehen, und die Not der Zeit würde ihm auch den rechten Führer erstehen lassen. Das aber darf man ruhig sagen, daß sich schwer eine Persönlichkeit in irgend einer politischen Partei finden läßt, die sich so unbedingt und in so sicherer Weise Geltung verschaffen könnte, wie die „kleine Exzellenz". Das lag an dem überragenden staatsmännischen Wissen Windthorsts, an seiner klugen, feinen Art, die Menschen zu fassen, an der glücklichen Gabe, am rechten Platze das lösende Wort, ein heiteres oder ernstes, zu finden und schließlich an dem Eindruck der starken Persönlichkeit, der sich niemand entziehen konnte.

Den Fraktionszwang hat Windthorst aufs entschiedenste zurückgewiesen. So hat er es am 28. Januar 1887 im preußischen Abgeordnetenhause ausgesprochen: „Der Fraktionszwang ist nach meiner Ansicht durchaus nicht zu vertreten und zu rechtfertigen, ist nach meiner Ansicht unmoralisch. Denn man darf keinen Menschen zwingen wollen, gegen seine Ueberzeugung zu stimmen. Und darum hat die Fraktion, der anzugehören ich die Ehre habe, von jeher den Grundsatz festgehalten: wir suchen uns zu verständigen, können wir aber zur Verständigung nicht gelangen, so stimmt jeder, wie es seine Ueberzeugung mit sich bringt, in wirtschaftlichen Sachen wie in allen anderen". Bei dem freien Spielraum, der in diesen Fragen den Fraktionsmitgliedern gelassen war, konnte die straffe Einheit und Geschlossenheit der Partei nur durch die Persönlichkeit Windthorsts und durch die Gemeinsamkeit der Weltanschauung erhalten bleiben. Da die Einigkeit der Partei auch damals den Gegnern unverständlich blieb, griffen sie begierig die Bismarcksche Behauptung auf, die Partei des Zentrums sei eine rein konfessionelle und stehe somit nicht auf dem Boden der Verfassung. In der 39. Sitzung des Reichstags vom 23. April 1874 entgegnete Windthorst auf diese Vorwürfe: „Das („die Angriffe auf das von Friedrich Wilhelm IV. konstituierte Kirchenrecht") ist der Anfang und die Ursache der Bildung der Zentrumfraktion, die übrigens nach langer Ueberlegung und Diskussion mit vollem Bewußtsein ausgesprochen hat, daß die Zugehörigkeit zu irgend welchem Bekenntnis gar kein Erfordernis sei, um Teil an ihr zu nehmen. Denn sie erkannte, daß es nicht allein für die katholische Kirche, sondern auch für die protestantische Kirche notwendig sei, die Marksteine, die Friedrich Wilhelm IV. gesetzt hat, zu verteidigen, sie überzeugte sich, daß gegenüber dem mehr und mehr um sich greifenden Unglauben alle gläubigen Elemente sich sammeln sollten und sammeln müßten, um den Werken des Unglaubens entgegenzutreten."

(Windthorsts Reden I, 136). Ueber die vaterländische Gesinnung des Zentrums hat Windthorst niemals Zweifel aufkommen lassen. So erklärte er in der 40. Sitzung des Reichstags am 8. Mai 1879: „Sie (sc. die Zentrumsfraktion) ist keine Partei, die Opposition macht quand même oder à outrance; sie unterstützt die Regierung immer da, wo es ihrer Ueberzeugung entspricht, wenn es sich um wesentliche Grundlagen des Staates handelt. Sie wird niemals ihre besonderen Beschwerden, ihre besonderen Zwecke verfolgen, wenn es sich handelt um den Thron, um das Vaterland und um die vitalsten Interessen der gesamten Nation." (A. a. O. II, 185). Daran hat er freilich festgehalten, daß der Staat nicht berechtigt sei, in die inneren Verhältnisse der Kirche einzugreifen, und da die Maigesetzgebung darauf ausging „die katholische Kirche zu vernichten, oder, was schlimmer ist, zu fälschen", sah er sich zum Kampf gegen die Regierung gezwungen. In diesem Kampfe sollte sich das Zentrum nach Windthorsts Wunsch „nie aggressiv, immer nur verteidigend, aber mit Energie verteidigend" verhalten. Es ist aber zu beachten, daß auch während der bittersten Kämpfe in diesem gewaltigen Ringen Windthorst nie aufhörte, zu betonen, wie notwendig der Friede für Kirche und Staat sei. Und so konnte er, als der Abbau der Kulturkampfgesetze eingeleitet war, am 11. Januar 1882 in der 22. Sitzung des Reichstags erklären: „Ich meine, dem Deutschen Reiche und seiner Konsolidierung dann am besten zu dienen, wenn ich dafür eintrete, daß in demselben überall das Recht und das Recht aller zur Geltung komme, und wenn ich außerdem dafür sorge, daß die kirchliche Freiheit gesichert ist."

Daß das Zentrum während des Kulturkampfes sich nicht vom Boden des Rechtes abdrängen ließ und bei der Abwehr der Angriffe auf die Freiheit der Kirche sich immer wieder auf die Verfassung stützte, daß es auch trotz der vielen Verunglimpfungen stets seine vaterländische Gesinnung in Wort und Tat bewahrte, ohne dabei die Rechte der Kirche preiszugeben, das ist zum großen Teil ein Verdienst der überlegenen Führung Windthorsts. Deshalb gehört er nicht allein dem Zentrum, nicht nur dem katholischen Volke, sein Lebenswerk hat dem gesamten deutschen Volke genützt. Und diese Arbeit fand die Anerkennung des gesamten Volkes, als der große Zentrumsführer am 14. März 1891 gestorben war. Die Ehrungen von hoch und niedrig gaben dafür den Beweis.

Und nun die Frage: Wie war es möglich, daß dieser Einzige im Kulturkampf unerschütterlich stand wie ein Fels, daß er alle persönlichen Interessen zurücksetzte und nur der Allgemeinheit diente? Das ganze Lebenswerk Windthorsts wird uns nur verständlich, wenn wir uns klar machen, daß diese Persönlichkeit erfüllt war von einer echten und tiefen Religiosität.

Man hat Windthorst Mangel an Vaterlandsliebe vorgeworfen. Er selbst hat die Anklage seiner Feinde glänzend widerlegt.[1] Man hat es aber auch gewagt, seine Religiosität in Zweifel zu ziehen. Kein geringerer als Bismarck ist mit diesem Vorwurf vorangegangen (Gedanken und Erinnerungen, Volksausgabe B II S. 339). Die Schriften von Hüsgen und Bachem haben neues Material beigebracht zur Widerlegung dieser ungerechten Anklagen. Aber wir könnten alle diese äußeren Zeugnisse entbehren. Das ganze Lebenswerk Windthorsts ist eine Kundgebung seiner gläubigen Gesinnung, ein Katholizismus der Tat.

Dabei aber hat Windthorst stets daran festgehalten, daß das Zentrum eine rein politische Partei sei und bleiben müsse. Beweis vor allem war seine feste Haltung in der Septennatsfrage. Die Selbständigkeit des Zentrums in rein politischen Fragen hat er auch dem Papste gegenüber aufrechterhalten. Eine klare Abgrenzung der Befugnisse des Staates der Kirche gegenüber und umgekehrt entsprach ganz dem Denken dieses scharfen Kopfes.

Daß aber unser ganzes Leben vom Geiste des Christentums durchdrungen sein müsse, das war einer der Leitsätze seiner ganzen parlamentarischen Tätigkeit. So betonte er immer wieder mit Nachdruck die Bedeutung des Christentums für die Lösung der sozialen Frage. Die Schaffung des Volksvereins für das katholische Deutschland, der diese großen Gedanken in der Oeffentlichkeit zur Durchführung bringen will, ist ja eines der letzten Werke Windthorsts gewesen.

Windthorsts sterbliche Hülle ruht im Grabe, aber sein Werk lebt fort auch auf dieser Welt in der Arbeit des Volksvereins und in dem Schaffen des Zentrums. Und wie das Zentrum unter Windthorsts Führung sich zu dieser bedeutenden Stellung emporschwang, so wird es seine Höhe nur behaupten können, so lange es den Richtlinien der Windthorstschen Politik folgt.

[1] Wir verweisen zu dieser Frage auf die Schrift „Zentrum und Vaterland" von Ludwig Hermann, Köln, Bachem 1911.

Winterstille.

Einsam stapf' ich heimalwärts,
Schnee zu Häupten, Schnee zu Füssen.
Durch die Tannenwipfel fährt's
Wie ein altvertraulich Grüssen.

Eines Häsleins Spur im Schnee
Lehrt mich, dass ich nicht alleine.
Scheu auf Aesung tritt das Reh
Zum verschneiten Wiesenraine.

Aber sonst kein Sterbenslaut.
Alle Sommertöne schweigen.
Weisse Stille, mächtig-eigen,
Hat der Winter aufgebaut.

Fern aus meinem Vaterhaus
Winkt ein Lichtschein durch die Scheiben.
Und vom Spinnrad, das sie treiben,
Späh'n sie nach dem Wandrer aus.

Leise tret' ich durch den Flur.
Augen leuchten, Hände winken.
Und beim Schlag der alten Uhr
Kommen Bilder und versinken.

Alles Leben geht vermummt
Auf verschlafenen Geleisen.
Und der Kachelofen summt
Wundersame Winterweisen.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Ein Florettstich Clémenceaus.

Zum Sturze des Kabinetts Caillaux.

Von Adolf Richter, Paris.

In der Nummer 1 der „Allg. Rundschau" 1912 schrieb ich folgenden Satz: „In informierten Kreisen flüstert man von einem sensationellen Auftreten des streitbaren Clémenceau". Und ferner: „So einsam und anhanglos hat man kaum einen Minister des Auswärtigen Amtes (de Selves) hierzulande gesehen. Sein Ministerabschied darf als besiegelt gelten." In Nummer 48 der „Allg. Rundschau" 1911 habe ich auf den Flüsterton der Kammerwandelgänge hingewiesen und behauptet, daß die Sessel des Kabinetts Caillaux trotz der vorher erreichten 300 Stimmenmehrheit schwanken und die hiesigen Kabinettsmitglieder sich mit reservierten Masken begucken. Das alles hat sich in raschester Folge Schlag auf Schlag bestätigt. Doch das hat nicht die sogenannte öffentliche Meinung getan, wie die oppositionellen Blätter der nationalistischen Orthodoxie und sogar das vornehme Méline'istische Abendblatt „Journal des Débats" behaupten, sondern die Intrigue der politischen Kulisse, prägnanter gesagt: der „Florettstich Clemenceaus".

Wenn sich einmal jemand der undankbaren Aufgabe unterzöge, die Geschichte der politischen Komödie zu schreiben, so lieferten ihm die Vorgänge der gegenwärtigen Minister- und Kabinettskrisis einen außerordentlich reichlichen Stoff. Sie ist nicht das Resultat einer parlamentarischen Abstimmung, sie ist die logische Folge des modernparlamentarischen Egoismus. Clémenceau hat sich als Ministeriumsstürzer einen Ruf gegründet. Jules Ferry, der Tunis erworben hat, wurde von dem Kampfhahn der dritten Republik zu Boden gerannt. Er war ja nicht der einzige. Dasselbe Schicksal ist dem Ministerium Caillaux widerfahren. Nur spielten hier andere Motive herein. Seitdem Clémenceau selbst vor nicht allzulanger Zeit von Delcassé, der bekanntlich immer im gegebenen Moment aus dem Hinterhalt schießt, zur Demission als Ministerpräsident gezwungen wurde, lauerte er auf die Revanche. Das erste Opfer war der diplomatisch unfähige Herr de Selves, und dann kam das gesamte Kabinett an die Reihe, in dem Delcassé bekanntlich eine hervorragende Stellung einnahm. Es ist nebenbei auch sehr bemerkenswert, daß in der senatoriellen Marokkokommission neun frühere Ministerpräsidenten sitzen, von denen ein großer Teil aus reinen

Eifersuchtsgründen den Kriegspfad gegen Caillaux betrat. Es gereicht dem parlamentarischen Regime, welches nicht allein hierzulande in Mißkredit gerät, tatsächlich nicht zur Ehre, daß sich Personenduelle auf einem so gefährlichen Boden wie dem der internationalen Angelegenheiten austragen.

Die Kommissionssitzung im Palais Luxemburg vom 9. Januar, die mit der Demission des Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten endete, ist eine der interessantesten Episoden, die die parlamentarische Geschichte verzeichnet. Im Saal, in dem der Ministerpräsident und Herr de Selves zu einer erklärenden Besprechung eingeladen waren, lag jene Schwüle, die dem Gewitter vorangeht. In dem vorausgegangenen Ministerrat wurde beschlossen, das Verlangen der Senatskommission, sämtliche zwischen Paris und Berlin ausgetauschten diplomatischen Noten zur Einsicht vorzulegen, abzulehnen. Das widersprach der hiesigen Gepflogenheit keineswegs. Denn alle Welt weiß, daß man z. B. in Berlin und London offiziell selbst im Parlamente bezüglich der Enthüllungen über auswärtige Angelegenheiten viel freigebiger ist, als an der Seine. Delcassé, der die Leitung des Quai d'Orsay sieben Jahre innehatte, hat die Antwort auf die von der Tribüne des Unterhauses an ihn gerichteten Fragen mehr als ein dutzendmal verweigert. Immerhin wollte die Kommission eine Aufklärung darüber haben, ob die französische Diplomatie die Entsendung des Kanonenbootes Panther nach Agadir und die daraus resultierenden Folgen nicht hätte verhindern können. Im Laufe des Gespräches, das der Exminister des Auswärtigen Amtes, Herr Pichon, einleitete, erschien der bis jetzt reserviert gebliebene Clémenceau plötzlich auf dem Plan und rief mit erhobener Stimme: „Ich habe dem Herrn Minister des Auswärtigen eine Frage zu stellen. Kann er uns sagen, ob neben den offiziellen Verhandlungen nicht auch noch solche privater Natur stattgehabt haben". Damit war scheinbar auf die wirtschaftlichen Abmachungen bezüglich der Kamerun-Kongo-Eisenbahn und der N'Goko-Sangha-Gesellschaft angespielt, an deren Verlauf sich der französische Botschafter in Berlin nicht offiziell beteiligt haben soll. Aller Augen richteten sich auf Herrn de Selves, der mit sichtlicher Gleichgültigkeit in seinem Lehnstuhl saß und nun die seltsam klingende Erklärung abgab: „Meine Herren, ich habe eine doppelte Pflicht, diejenige, die Wahrheit nicht zu verleugnen, und die weitere, an der Korrektheit, welche mir mein Amt auferlegt, festzuhalten. Ich werde also auf die mir gestellte Frage nicht antworten." Damit war die vom Ministerpräsidenten wiederholt vor der Kommission abgegebene Behauptung, daß sämtliche mit Deutschland geführten Verhandlungen den Weg über den Quai d'Orsay genommen haben, dementiert und die partielle Ministerkrise sozusagen eröffnet. Die erste der Minen, die der Auswärtige Minister dem von ihm gehaßten Ministerpräsidenten schon längst im stillen gelegt hatte, war gesprungen. Auf der Versammlung lag jenes eisige Schweigen, das den Katastrophen voranzugehen pflegt. Es wurde nur unterbrochen von Clémenceau, der den längst erhofften psychologischen Moment gekommen sah: „Die Antwort des Herrn Ministers kann hier vielleicht alle befriedigen, ausgenommen mich. Es sind mir vertrauliche Dokumente, die ich nicht gesucht habe, von selbst zugeflogen . . . ." Der Kommissionsvorsitzende Léon Bourgeois sah die Gefahr kommen und hob die Sitzung schleunigst auf. Herr Caillaux lud Clémenceau und den ihm feindlich gesinnten Ministerkollegen de Selves zu einer kurzen Besprechung ein, die einem Duell glich und mit der Demission des Ministers des Auswärtigen Amtes endete. Das alles hatte sich mit einer unglaublichen Schnelligkeit abgespielt, wie man sie selbst in Frankreich in kritischen Momenten noch selten gesehen hat. Herr de Selves, dessen Haltung während der Marokkoverhandlungen mit Deutschland die stark hervorgetretene nationalistische Volksströmung erfolglos auszubeuten versucht hat, kann seine politische Karriere als beendet betrachten. Entgegen allen Gepflogenheiten reichte er sein Demissionsgesuch, das versteckte Angriffe gegen Caillaux enthielt, direkt an den Staatspräsidenten ein, ohne es vorher dem Kabinett unterbreitet zu haben.

Nun sollte man meinen, daß es nicht allzuschwer wäre, in einem Lande mit fast 600 Abgeordneten und 300 Senatoren einen Ersatz für den Quai d'Orsay zu finden. Millerand, dessen neuliche Kammerrede zur Marokkodebatte sowohl im Innern als auch im Ausland sehr günstig beurteilt wurde, wäre der Mann am richtigen Platze gewesen. Man hat von ihm abgesehen und das vakante Portefeuille dem Marineminister Delcassé, dem von der Londoner Jingopresse protegierten Schoßkind, angeboten. Und nun erlebte man das in der dritten Republik unerhörte Schauspiel eines Streiks der Ministerkandidaten. Clemenceau hatte im Elysée bei Herrn Fallières vorgesprochen und dort zweifellos seinen Einfluß geltend gemacht. Millerand, Admiral Germinet und der frühere Bautenminister Pierre Baudin lehnten es ab, die Nachfolge Delcassé's in der Rue Royale zu übernehmen. Das wurde der Presse offiziös als Vorwand des erfolgten Kabinettsturzes mitgeteilt. In einem zweistündigen letzten Ministerrat wurde das Demissionsschreiben abgefaßt, motiviert und dem Staatspräsidenten überreicht. Die Begründung ist eine Bestätigung dafür, daß sämtliche Beschlüsse während der schwierigen Marokkoverhandlungen mit Deutschland stets einstimmig gefaßt wurden, und eine Zurückweisung der versteckten Anklagen des Herrn de Selves, wonach seine Ministertätigkeit vom Ministerpräsidenten durchkreuzt worden wäre. Demnach ist offiziell erwiesen, daß der gestürzte nationalistische Minister die Chauvinistenströmung als Sprungbrett zu seinem späteren Eintritt in den Elyseepalast zu benützen versuchte und so die Interessen des Landes seinen eigenen unterordnete. Die auf diese Weise heraufbeschworene Krise ist umsoweniger opportun, als das deutsch-französische Uebereinkommen vom Senat noch nicht ratifiziert ist und die diplomatischen Gespräche mit Madrid in letzter Zeit in eine schwierige Phase getreten sind.[1])

Die gesamte Presse hält mit der Kritik des gegenwärtigen parlamentarischen Regimes keineswegs zurück. Diese Stimmung des allgemeinen Unbehagens findet auch in den politischen Zirkeln und selbst in der Frankreich befreundeten Auslandspresse einen beredten Ausdruck. Die amerikanische „Evening Post" spricht von einem merkwürdigen Schauspiel der Desorganisation, und die Newyorker „Evening Sun" weist darauf hin, daß in England der Kohlenstreik droht und die Flotte der „großen alliierten Nation" in den Häfen aus Kohlenmangel paralysieren würde. Das bedeutendste französische Provinzblatt, die 700 000 Abonnenten zählende „Dépêche de Toulouse" ruft aus: „Frankreich hat zur Stunde mehr als je eine Regierung nötig. Dringende und gewaltige Probleme sind zu lösen. Wir brauchen ein kraftvolles Ministerium. Gebe man uns nicht unter dem Vorwand der Liquidation einen Areopag von Angestellten." Das Abendblatt „Les Débats" schreibt: „Es gilt die deutsch-französische Konvention ohne Zögern anzunehmen und mit Rechtlichkeit anzuwenden. Auch die Unterhandlungen mit Spanien müssen ihrem Ende entgegengehen. Das Land ist der planlosen und sprungweisen Politik endlich müde. Die Staatsgeschäfte müssen in die Hände von Männern gelegt werden, die über die nötige Autorität und Erfahrung verfügen. Es wäre der größte Fehler, wenn man gerade in jetziger Stunde die Politik den Kombinationen der Wandelgänge und den allzu oft in die Halme geschossenen Palast- und Logenintrigen unterordnen würde. Man will eine andere Luft atmen, auch wenn ein paar Dutzend Politiker nicht damit einverstanden sind. Jedermann versteht, daß die gemachten Dummheiten schwer auf der heutigen Nation lasten." Dieser kleine Auszug gibt die herrschende Stimmung des Landes sehr getreulich wieder. Auch das Pariser Weltblatt „Le Temps" geht mit den bedenklichen Zuständen, welche diese Ministerkrisis aufs neue enthüllt hat, sehr scharf ins Gericht. Es sagt u. a.: „Der Fall des Kabinetts Caillaux ist der Hauptzweck der neulichen Streitigkeiten gewesen. Es galt, scheint's, einfach das Ministerium zu stürzen. Das ist geschehen. Seit gestern hat sich die Senatskommission ernstlich daran gemacht, die Artikel des deutsch-französischen Abkommens zu prüfen, und kann sich jetzt auf einmal beeilen, ohne auf die Büsche zu klopfen. Die öffentliche Meinung kann daraus ersehen, daß gewisse sensationelle Auftritte Ziele verfolgen, die mit dem allgemeinen Interesse nichts zu tun haben. Wir hoffen, daß der Senat auf dem eingeschlagenen Wege beharrt und die Konvention mit Deutschland endlich in greifbare Gestalt bringt. Wenn man das republikanische Regime nicht endgültig mißkreditieren will, dann muß mit der organisierten Anarchie gebrochen werden. Das Kabinett Monis, das die Blüte der parlamentarischen Demagogie in sich vereinigte, hat uns die gegenwärtigen Schwierigkeiten aufgehalst. Die vor einigen Tagen stattgehabte Drittelserneuerung des Senats hat dem Lande den Beweis erbracht, daß sich die Sektiererpolitik des radikalsozialistischen Komitees überlebt hat . . ."

---

[1]) Anmerkung der Redaktion: Die mittlerweile eingetretene spanische Kabinettskrisis, welche erfolgte, weil Canalejas mit der vom Könige über seinen Kopf hinweg verfügten Begnadigung eines unmenschlichen politischen Meuchelmörders nicht einverstanden war, scheint sich wieder in Wohlgefallen aufgelöst zu haben.

Bemerkenswerte Aussprüche eines liberalen Reichstagskandidaten.

In München I kommt der liberale Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner, Oberstudienrat, mit dem Sozialdemokraten Witti in die Stichwahl. Die Entscheidung liegt beim Zentrum. Die „Allgemeine Rundschau" will derselben nicht vorgreifen. Gefühlspolitik hat bei Stichwahlen von so eminenter Bedeutung wie den bevorstehenden absolut auszuscheiden. Kühle parteitaktische Erwägungen werden maßgebend sein, bei denen nicht etwa nur das do ut des in Rechnung gestellt wird, sondern große Gesichtspunkte der Gesamtlage im Deutschen Reiche wie der besonderen Lage in Bayern zu berücksichtigen sind. Wenn die „Allgemeine Rundschau" nachstehend einige beachtenswerte Stellen aus Kandidatenreden Dr. Kerschensteiners mitteilt, so geschieht dies einesteils wegen der eigenartigen Persönlichkeit, die sich in dem heutzutage ziemlich ungewöhnlichen Mantel des politischen Philosophen, ja Idealisten präsentiert, andernteils weil dieser liberale (nationalsoziale) Reichstagskandidat schon früher den anerkennenswerten Mut bewiesen hat, einer anerkannt tonangebenden Führerschaft, mit der die sog. „Intellektuellen" jahraus, jahrein einen gewissen Götzendienst treiben, klar und offen entgegenzutreten. Und zwar auf einem Gebiete, auf dem die „maßgebende" liberal-libertinistische Klique sonst keinen Widerspruch verträgt. Wir brauchen bloß an das Rekontre Dr. Kerschensteiners mit Dr. Georg Hirth im Schwurgerichtssaale zu erinnern, als Dr. Hirth die Schmutzereien des Witzblattes „Sekt" als „relativ harmlose Lektüre für harmlose Leute" erklärte, während Dr. Kerschensteiner den „Sekt" „als ein Aergernis für anständige Erwachsene und als ein direktes Gift für die „Jugend" bezeichnete und ausdrücklich „bat, dieses pornographische Blatt als gemeingefährlich zu verurteilen" („M. N. N." Nr. 195, 1909). Was aber die von Dr. Hirth befürwortete Freisprechung nicht verhindert hat. In den „Südd. Monatsheften" (11. Heft 1909) wandte sich dann derselbe Dr. Kerschensteiner in einem Artikel „Kunst, Moral und Sachverständige" (auszugsweise abgedruckt in der „Allgemeinen Rundschau", Nr. 44, 1909) ganz offen gegen Dr. Hirth und gleichzeitig gegen die ganze in demselben Geiste wirkende Gemeinschaft von Künstlern und Literaten, indem er u. a. ausführte:

„Wenn wir uns aber erst die „unparteiischen" Eideshelfer der mittelmäßigen Künstler, der Pinselvirtuosen, Wortklingler und Zeitgeistphilosophen oder gar derjenigen Apollojünglinge ansehen, die mangels eigenen geistigen Grundbesitzes in den Aashäufen der niederen Triebe und Instinkte anderer ihre Kunstbauten aufführen, dann können wir leicht sehen, wie jeder kleine Mistkäfer seine besonderen geheiligten Skarabäen hat, die er als unparteiische Zeugen anruft, wenn der Staatsanwalt seine unsterblichen Werke auf den Scheiterhaufen legen will, und daß jeder Rechtsanwalt von einigem Rufe genügend in der Literatur- und Kunstgeschichte der Gegenwart orientiert ist, um nicht zum Schaden seiner Klienten die notwendigen unparteiischen Sachverständigen aus der unrechten Skarabäusfamilie zu zitieren . . . Es ist kein Grund einzusehen, weshalb der Staatsanwalt, der im Interesse der Volkswohlfahrt den Misthaufen aufdeckt, weniger allgemeine Bildung haben soll, als der Rechtsanwalt, der ihn zudeckt . . . .

Alle, die wir heute in der Ruhmeshalle der wahrhaftig Großen erblicken, haben einst ihren Zeitgenossen durch ihre Kunst die Ideale vor Augen gehalten. An sie dachte Schiller in seinem Gedicht an die Künstler: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben; bewahret sie!" . . .

Diesen Königen und Fürsten steht nun aber das Heer der bezahlten Söldlinge gegenüber . . . . . Da die Virtuosität der Technik und Mache unabhängig sich entwickeln kann vom künstlerischen Gehalt, so werden sie von der Menge nur zu leicht nicht nur mit den echten Künstlern verwechselt, sondern nicht selten über sie gestellt. Dies tritt um so leichter ein, als sie zu Reklamezwecken sich stets trefflicherweise verwenden lassen und das Schwingen des Weihrauchfasses auf Gegenseitigkeit von Jugend auf üben.

Aus dieser Söldnerschar stammen die Produkte, gegen welche wir, wie virtuos sie auch maskiert sein mögen, nicht bloß im Interesse der moralischen Gesundheit unseres Volkes, sondern auch im Interesse der wahren Kunst rücksichtslos Stellung nehmen müssen. Sie ist es, die das Nackte in der bildenden Kunst, das zum echten künstlerischen Ausdruck gewisser Ideen geradezu unentbehrlich sein kann — ich erinnere nur an Klingers Radierung „An die Schönheit" oder an Thomas Zeichnung „Die Einsamkeit" — in Mißkredit gebracht hat. Denn unter ihr befindet sich auch jene Gruppe von „Meistern", die ihr künstlerisches Motiv ausschließlich aus den niederen Trieben und Instinkten der Menschheit holen, nicht weil sie von der Idee des moralischen Schmutzes so ergriffen waren, daß sie ihn unbedingt darstellen mußten — denn das Gemeine drängt nicht zum Schaffen um der Idee selbst willen —, sondern weil ihre Spekulation auf die Sinnlichkeit, den Neid, die Verkleinerungssucht des Menschen sie dazu reizt . . .

Nichts darf uns hindern, sie trotz ihrer Virtuosität vor der Oeffentlichkeit auszuschließen. Die Kunst verliert nichts, wenn Virtuosen dieser Art unschädlich gemacht werden, wenn ihre Zeitschriften konfisziert und ihre Theater geschlossen werden. Sie bewahrt nur ihre Würde und Achtung. **Es gibt kein Recht der Erwachsenen „auf eine ihrem Bildungsgrad angemessene Befriedigung ihrer erotischen Phantasie"**, wie Georg Hirth in dem Prozeß gegen das Schundblatt „Der Sekt" meinte. Das ist ein Satz, dessen Ungeheuerlichkeit unmittelbar in die Augen springt, wenn man sich fragt, wie weit das Recht der Befriedigung gehen darf. Die Moral des sittlichen Individualismus wie des Impersonalismus sagt: Du sollst deine erotische Phantasie beherrschen lernen!" Hier muß das Interesse der Kunst, wenn wegen der Art der Darstellung ein solches wirklich vorhanden sein sollte, dem Interesse der Moral weichen".

Dr. Kerschensteiner hat auch als liberaler Reichstagskandidat aus diesen seinen Grundanschauungen kein Hehl gemacht. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" berichten in Nr. 598 vom 22. Dezember 1911 aus seiner ersten großen Kandidatenrede u. a. folgende Ausführungen:

„Anders liegen die Verhältnisse beim künstlerischen Liberalismus. Ich fordere zwar auch hier Freiheit der Kunst. Aber wie bei der Wissenschaft kann diese Freiheit nur darin verlangt werden, worin das Wesen der Kunst liegt. Das Wesen der Kunst liegt aber in der Form der Darstellung, nicht im Inhalt der Darstellung. Die Künstler selbst sogar verwahren sich, den Inhalt zum Wesen der Kunst zu rechnen. Die Form der künstlerischen Darstellung hat aber allzeit ihr Korrektiv in sich selbst. Daher muß und kann sie hier absolut frei sein. Aber alle Darstellung hat auch einen Inhalt. Der Inhalt aber ist es, der in erster Linie auf die Massen wirkt und nicht die künstlerische Form. Und gerade der Inhalt ist es, der, weil er nicht im Wesen der Kunst liegt, auch kein Korrektiv für seine Fehler in sich hat. Es hat sich daher zu allen Zeiten der Geschichte gezeigt, daß die künstlerische Darstellung jedes beliebigen Inhalts immer den beginnenden Verfall der Völker anzeigt. Sobald die Kunst ihre Freiheit auch für den Inhalt beanspruchen will, unter dem berühmten Schlagwort „l'art pour l'art", wird sie zum Ruin des Volkes. Eine Kunst, die durch ihren Inhalt die Kulturgüter der Moral vernichtet, hat keine Lebensberechtigung. Die Volksgesundheit steht hier ungleich höher als eine derartige Kunst."

Angesichts solcher Anschauungen verschlägt es wenig, wenn Dr. Kerschensteiner gleichwohl der Meinung ist, daß wir „eine lex Heinze nicht nötig haben".

Selbst Geheimrat Roeren und Freiherr v. Freyberg haben, der eine im Deutschen Reichstag, der andere im Bayerischen Landtag, schon einmal den gleichen Satz ausgesprochen, allerdings mit der sehr wesentlichen Einschränkung: Wenn die geltenden Gesetze stets und überall konsequent angewandt und durchgeführt würden. Daß dies leider nur zu oft nicht der Fall ist, davon hat sich auch Dr. Kerschensteiner schon wiederholt, nicht nur in der Schwurgerichtsverhandlung gegen den „Sekt", überzeugen können. Wir haben ja bereits eine, wenn auch verstümmelte, lex Heinze. Diese hat wahrlich „der echten Kunst" noch nirgendwo „den Hals umgedreht", aber nur zu oft ist spekulative Afterkunst durch ihre Maschen durchgeschlüpft. Dr. Kerschensteiner führte in seiner Kandidatenrede nach derselben Quelle noch weiter aus:

„Was wir brauchen, das ist, daß auch unsere Künstler sich nicht bloß um das Formale ihrer Kunst kümmern, sondern ihrer staatsbürgerlichen Verantwortlichkeit sich bewußt werden bei dem Gedanken, daß ihre Werke unter die Massen dringen und vor allem, daß es hochgebildete liberale Männer gibt, die den moralischen Mut haben, im Interesse der Volksgesundheit ihre Stimme zu erheben, und die allzeit bereit sind, Erscheinungen unmöglich zu machen, die heute tatsächlich die bereits angebrochene Entartung des Individualismus kennzeichnen."

Aber auch noch auf anderen Gebieten hat Dr. Kerschensteiner als Reichstagswahlkandidat seine von sehr einflußreichen Gruppen des Liberalismus abweichenden Ideen offen heraus-

gestellt. In seiner zweiten Kandidatenrede im Münchner Kindlkeller finden sich u. a. neben arger Mißdeutung und Verkennung des „Ultramontanismus" und des Zentrums folgende Wendungen („M. N. N.", Nr. 12 vom 9. Januar 1912):

„Warum sind sie im Zentrumsturme festgehalten? Einfach deshalb, weil sie dort den Schutz ihrer religiösen und moralischen Interessen am sichersten zu finden glauben. Der in den ersten Dezennien des neuen Reiches wenig duldsame protestantische Orthodoxismus der Konservativen, die rücksichtslose Aufklärungssucht eines mißverstandenen Liberalismus, die den Stab von Tausenden zu zerbrechen suchte, ohne irgendeine andere feste Stütze für das Leben geben zu können, der spottlustige Radikalismus trieb diese Hunderttausende in die Arme des Ultramontanismus.

Können wir sie gewinnen? Das ist schwer zu beantworten. Unmöglich ist es nicht, wie das Beispiel in den Vereinigten Staaten es zeigt. Voraussetzung ist, daß die staatsbürgerlichen Parteien ihre Politik mit peinlicher Sorge freihalten von allem, was die wirklich religiösen Interessen des deutschen Katholiken verletzen muß, und daß uns die moralische Gesundheit des Volkes nicht bloß in unseren Worten sondern auch in unserer eigenen Lebensführung ein wertvolles Gut ist."

Ueber die konservative Partei urteilte derselbe Redner:

„Ein starkes Band bilden auch in dieser Partei die religiösen Motive, und es ist nicht zu leugnen und wird vom Liberalismus bei weitem nicht genug geachtet, daß dieses wichtigste aller Bande die Protestanten aus den gleichen Erwägungen an den Konservatismus fesselt, wie die gläubigen Katholiken an das Zentrum. Es zeigt große staatsbürgerliche, politische Unreife, diesen Dingen verständnislos gegenüber zu stehen, obwohl die Geschichte lehrt, daß kein Band unzerreißbarer ist als starke religiöse Ueberzeugung."

Auch der „Simplicissimus"- und der „Jugend"-Methode des politischen Kampfes, die übrigens allmählich auf den weitaus größten Teil der liberalen Presse abgefärbt hat, tritt Dr. Kerschensteiner freimütig entgegen:

„Nichts ist unfruchtbarer und unstaatsbürgerlicher im politischen Leben, als beständig Karikaturen des Gegners aufzustellen und auf sie wie auf Spatzen zu schießen. Alle Don-Quichoterie hat sich immer noch lächerlich gemacht. Auf diese Weise lernen wir uns niemals verstehen, die wir alle Bürger eines Staates sind, und die wir alle die Pflicht haben, dem Gemeinwesen zu dienen, das unserem Leben und Wirken seinen Schutz angedeihen läßt."

Entweihung.

Ein letzter Rest aus stillem Heiligtume,
Ein siebenfacher goldner Strahlenkranz,
Umwallt, wie mit des Weihrauchs duft'gem Odem,
Von weisser Wolken zartem Silberglanz.

Anbetend aus den lichtgewobnen Ringen
Ein Engelsköpfchen nach dem andern lauscht,
Als horch' es noch den süssen Melodien,
Die ehedem in Kirchennacht gerauscht.

Des Gottesauges hehres Zeichen leuchtet
Geheimnisvoll aus dreigeteiltem Stern,
Und drüber schwebt, von Engelhand getragen,
Die goldne Krone mit dem Kreuz des Herrn.

Ein selten Kleinod wahrlich, das vor Zeiten
Geschmückt des Allerhöchsten Lichtgezelt,
Und nun — von frevlem Sinn entweiht, entheiligt,
Hier in den Dienst der Eitelkeit gestellt.

Des Altars Zierde ward zum Spiegelrahmen,
In dessen Glas der Freude Strahl sich bricht,
Und höhnend schaut aus sel'ger Engel Kreise
Ein fratzenhaft bemalt Satyrgesicht.

A. Jüngst.

Der Volksverein in Ungarn.[1]

Von Dr. Paul Schrotty, Pécs, Ungarn.

Alljährlich hält der ungarische „Katholische Volksverein", abwechselnd in verschiedenen Städten, seine Jahresversammlung ab, um Freund und Feind zu beweisen, daß der Volksvereinsgedanke immer größere Ringe wirft, soziales Fühlen und Denken immer mehr die Herzen erobert. In trockenen, dürren Zahlen wird Rechenschaft gegeben von der immensen Arbeit, die im vorausgegangenen Jahre mit Aufbietung aller Kräfte, in heiliger Begeisterung für die gemeinsame, große Sache geleistet wurde. Es wird wohl kaum ein treues katholisches Herz in Ungarn schlagen, das sich dieser Tatsachen nicht aufrichtig freute. Denn wer die ungarische kirchenpolitische Entwicklung der neuesten Zeit und besonders des letzten Sommers mit kritischem Blick genau verfolgt hat, wird sich nicht der Ueberzeugung verschließen können, daß nur durch Mobilisierung der breitesten Massen des katholischen Volkes dem verheerenden Vordringen der destruktiven Elemente ein wirksamer Damm entgegengesetzt werden kann. Der fieberhaften Tätigkeit der durch und durch verjudeten Freimaurerei, die in ihrem schändlichen Arbeiten und Treiben gegen Thron und Altar keine Ruh und keine Grenze kennt; dem wütenden Gebaren der durch Terrorismus groß gewordenen und sich davon nährenden Sozialdemokratie kann nur ein energisches Tatwort vieler hunderttausend Männer Einhalt gebieten. Der Katholizismus in Ungarn muß sich seiner Kraft bewußt werden; er muß sich aus dem eben schon lange genug währenden tiefen Winterschlaf erheben, wenn die radikalen Strömungen des Westens ihre schmutzigen Fluten nicht auch über das schöne Ungarn wälzen sollen. Das haben die Führer der Katholiken sehr gut eingesehen, als sie auf der Katholikenversammlung zu Fünfkirchen dem bis dahin ein Schattendasein führenden Volksverein Geist und Leben einhauchten.

Jetzt, nach vier Jahren, da der eigentliche Geburtsort des Volksvereins, Fünfkirchen, beehrt ward, die Führer desselben und viele Tausende seiner Mitglieder in seinen Mauern begrüßen zu dürfen, konnten die großen Männer, die an seiner Wiege gestanden und mit nimmermüder Agitationsarbeit an seinem inneren Ausbau und äußerer Ausbreitung unverdrossen gearbeitet, mit stolzem Bewußtsein feststellen, daß der Volksverein seinen Grundsätzen treu geblieben, seinem damals gesteckten Ziele: die Gesellschaft christlich zu erneuern, auf christlicher Grundlage eine Kultur aufzubauen, ein mit äußerem Wohlstand gesegnetes, zufriedenes Volk zu erziehen — um ein Bedeutendes nähergerückt ist. Das beweisen die glänzenden Zahlen, die auch demjenigen warme, volle Anerkennung abnötigen, der gewohnt ist, die Entwicklung der Dinge mit deutschen Augen zu betrachten. Der rapide Aufschwung des Volksvereins steht wohl in der neueren Volksbewegungsgeschichte vereinzelt da. Beinahe 300 000 Männern innerhalb vier Jahren um die Fahne der wahren Volksbeglückung zu sammeln, ist der denkbar günstigste Erfolg, der uns klar vor Augen führt, was die Macht eines großen Gedankens und eine fein ausgebaute, lebenswarme Organisation vermag.

Bis zum 1. Oktober des Jahres 1911 wurden der Zentralleitung in Budapest 279 320 Mitglieder angemeldet, was im Verhältnisse zu den Zahlen des vorhergehenden Jahres einen absoluten Zuwachs von 38 382 Mitglieder bedeutet. Davon sind 155 010 ungarischer, 66 105 deutscher, 52 425 slovakischer, 3210 kroatischer und 2570 ruthenischer Nationalität, die sich auf 3394 Gemeinden verteilen. In 2679 Gemeinden ist die Organisation regelrecht, auf Grund der Statuten, durchgeführt. Man sieht also, daß sich die Fäden dieses Riesennetzes schon so ziemlich über ganz Ungarn ausbreiten. Nun dürfen wir nicht glauben, daß die Mitglieder der großen Idee des Volksvereins so ziel- und selbstbewußt anhangen, wie ihre deutschen Mitbrüder. Es ist vielfach nur eine große Schar Männer, die ihren Jahresbeitrag getreulich in die Vereinskasse abliefert. Ein starkes Heer, noch nicht ganz kampffähig: es fehlen die Führer, die Intelligenz. Diesem Mangel sucht die Leitung des Volkvereins durch Veranstaltung von Volksvereinsfragen behandelnden, wissenschaftlichen Vortragskursen für Gebildete und durch Abhalten von Agitations-, Belehrungs- und Aufklärungsversammlungen fürs gewöhnliche Volk abzuhelfen. Welch titanenhafte Arbeit in diesem Punkte geleistet wurde, geht klar aus der Tatsache hervor, daß die Zahl der zur Belehrung der Mitglieder und zur Besprechung der aktuellsten Gegenwartsfragen veranstalteten Versammlungen mehr als 10 000 beträgt. Wo die sieghaften Gedanken des Volksvereins nicht durchs lebendige Wort verbreitet werden können, dorthin werden sie durch gute Schriften getragen. Die „weißen Hefte" des Volksvereins wurden im vergangenen Jahre in mehr als zweieinhalb Millionen Exemplaren verbreitet. Flugblätter und sonstige Drucksachen wurden 1 210 000 herausgegeben. Es ist selbstverständlich, daß diese Riesenarbeit nur durch eine tadellos funktionierende Zentralstelle geleitet werden kann. Dieselbe beschäftigt 14 fachmännisch gebildete Kräfte und ist ganz nach deutschem Muster eingerichtet. An der Spitze derselben steht der von den deutschen

[1] Obiger Artikel mußte wegen Raummangels längere Zeit zurückgestellt werden.

Katholikenversammlungen her auch dem deutschen Publikum wohlbekannte Prälat Dr. Alexander Ernst.

Angesichts dieser relativ überaus glänzenden Erfolge ist es sehr verständlich, wenn die Feinde Sturm blasen und einen Lärm schlagen, der den von Jericho noch übertrifft. Da sie die Tatsachen nun einmal nicht leugnen können, so unangenehm sie auch sein mögen, suchen sie, nach längst bekannter Methode, die katholische Volksvereinsbewegung als einen Faktor hinzustellen, der seine edelste Aufgabe darin erblickt, zwischen die friedlich nebeneinander lebenden Bürger den Keil des religiösen Gegensatzes und Hasses zu treiben.

Nun, das ist ein erfreulich Zeichen. Und die Führer der ungarischen Katholiken mögen daraus ersehen, daß sie auf dem rechten Pfade wandeln. „Voran auf diesem Pfade!“ muß dem Losungswort sein für die Zukunft! Gewiß, wir haben vier Jahre gearbeitet und schöne Erfolge zu verzeichnen, aber der Gefahr, auf unseren Lorbeeren auszuruhen, müssen wir entrinnen. Im Regnum Marianum sieht es gar traurig aus. Die feindlichen Wasser gehen hoch. Das Ziel ist noch in weiter Ferne; es gibt noch viel zu tun. Ueber Nacht läßt sich keine Arche bauen.

Katholische Jugendpflege.

Von Max Bierbaum, Präses der Jünglingssodalität zu Emmerich am Rhein.

Man hat sie „die schwarzen Husaren“ genannt. Nicht mit Unrecht. Um Neujahr 1912 haben sie wieder einmal gezeigt, daß die Bravour der Blücherichen Scharen in ihnen lebendig ist. Und auch die alte Parole „Vorwärts“ wurde neu ausgegeben, die vor hundert Jahren Jungdeutschland begeisterte.

„Die schwarzen Husaren voraus!“ So eröffnete Generalsekretär Mosterts den **Instruktionskursus für Vorstände und Mitarbeiter** katholischer Jünglingsvereinigungen, der erstmals in größerem Stil am 31. Dezember 1911 und 1. Januar 1912 in Düsseldorf tagte. Mehr als fünfhundert Vorstandsmitglieder hatten sich im großen Saal des Paulushauses eingefunden: junge Arbeiter, Handwerker, Kaufleute und Beamte. Die Vorträge dauerten während des ganzen Vor- und Nachmittags. Rauchen und Trinken war im Versammlungsraum nicht gestattet. Von draußen her aber lockten die Vergnügungen der Großstadt. Und doch glänzten vieler Augen, und vieler Hände glitten geschäftig über das Papier, um Gedanken und Wünsche festzuhalten. Als am zweiten Tage die Zeit knapp wurde, als gegen Mittag das Essen oder ein noch festgesetzter Vortrag zur Wahl gegeben wurde, da lautete die einstimmige Antwort in militärischer Kürze: „Suppe kalt werden lassen — Vortrag!“

Wenn nichts anderes geleistet worden wäre, **das** wäre schon des Guten genug gewesen, nämlich der tatsächlich erbrachte Beweis, daß **unsere deutsche katholische Jugend noch Ideale in sich hat und für Ideale Opfer bringt.** Deshalb mögen die Schwarzseher des Reiches mit ihren Klagen wieder etwas still werden. Der Pessimismus gegenüber der Jugend ist immer ein großes Stück Unkenntnis des Jugendlebens. Deshalb sagt er wegwerfend mit den Gefährten des Peter Moor, als sie die Küste von Südwest erblickten: Eines solchen Landes wegen so weit fahren!

Die erste Stelle nach dem Einleitungsvortrag des Generalsekretärs war der Behandlung der **religiösen Aufgaben** unserer Vereine eingeräumt. Die religiöse Arbeit der Mitglieder an sich und anderen wurde als Krone und Stern der ganzen Vereinsarbeit bezeichnet, die festgegründete Glaubensüberzeugung als der fruchtbarste Untergrund jeglicher Jugendpflege nachgewiesen. Ganz mit Recht! Alle Charakterbildung, Körperkultur, nationale Erziehung bleiben Phrase und Schein, wenn ihnen das Felsenfundament der Religion fehlt. Ein vielgelesener protestantischer Pädagoge der Neuzeit urteilt: Die natürlichen Antriebe zum Guten bedürfen noch höherer Deutungen und Ausblicke, um der Gewalt der Leidenschaften und der Schwerkraft der Selbstsucht gewachsen zu sein. Und gerade die besten und stärksten unter den jungen Seelen sehnen sich nach dem Glauben an eine rein geistige Welt, an ein Reich der Vollendung, in dem alles zum Ganzen geworden ist, was hier nur Stuckwerk bleibt. Aehnlich urteilt der bekannte Mediziner W. His, wo er die Ursachen und Heilmittel der modernen Volksseuche der Nervosität angibt. In seinem geistvollen Vortrag in der Berliner Medizinischen Gesellschaft vom 18. März 1908, der in Pädagogenkreisen wenig bekannt ist, gesteht His auf Grund eines historischen Rückblickes: Nicht der Kampf um das tägliche Brot, nicht die Unsicherheit der Existenz, nicht die Einseitigkeit und das Uebermaß intellektueller Arbeit zeugen die Nervosität, sondern **der Mangel an idealen Gütern**, die ausschließliche Richtung aufs Reale, der Subjektivismus, der alles und jedes nur auf die eigene Person bezieht, die Verfeinerung der Genüsse, das Raffinement der Umgebung. Deshalb leistet nach His vielleicht „das Höchste“ in der Heilung jeglicher Nervosität und, was stets ein Teil von ihr ist, der Willensschwäche — der religiöse feste Glaube, das persönliche Schicksal in der Hand einer höheren, sittlichen Macht zu wissen. (Vgl. Deutsche medizinische Wochenschrift, Berlin 1908, Nr. 15.)

Unsere katholische Jugend lebt wegen ihrer beruflichen Tätigkeit nicht konfessionell abgeschlossen; deshalb wurde auch die Jugendbewegung **außerhalb** der katholischen Kirche vorgestellt, um von ihr zu lernen oder um sie zu bekämpfen. Die Betrachtung der Tätigkeit der protestantischen, jüdischen, interkonfessionellen und sozialdemokratischen Jugendorganisationen mußte jeden davon überzeugen, daß heute mehr als früher der alte Grundsatz in Ehren ist: Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft! Unsere Prinzipien für die Stellung zu den nichtkatholischen Jugendorganisationen sind und müssen bleiben: 1. die gläubigen Organisationen verdienen unsere Sympathie; 2. die religiös indifferenten können nicht als vollwertig angesehen werden, denn „entweder erkennen sie den Kern der Religion nicht an und dann stehen sie uns grundsätzlich entgegen, oder sie schalten die Religion praktisch aus, und das hat für die Jugend große Bedenken“; 3. die zum Unglauben oder zur Revolution führenden Organisationen werden von uns aufs schärfste bekämpft. Leider mußte das Referat über „Jugendverein und Turnverein“ wegen Zeitmangels ausfallen. Doch wurde der Leitsatz angegeben: Wo den Mitgliedern keine Gelegenheit zum Turnen im eigenen Verein geboten ist, können sie sich gutgeleiteten Turnvereinen anschließen. Solche klaren, festen Grundsätze halten die Jugend frei von zu ängstlicher konfessioneller Abschließung, aber auch von jeder Verwässerung des religiösen Denkens und Lebens. Virtus in medio!

Daß die Körperpflege, als wichtiges Mittel zu nationaler Erziehung, auf dem Kursus nicht vergessen wurde, ist wohl selbstverständlich. Gegenüber den sozialdemokratischen Anwürfen wegen angeblichen Tiefstandes unserer Vereinsfeste wurden wertvolle Anregungen zur künstlerischen Hebung und Ausgestaltung der Unterhaltungsprogramme gegeben.

Und endlich das Resultat des ganzen Instruktionskursus? — Kurz gesagt: Unsere schwarzen Husaren marschieren vorwärts **auf katholischem Boden, nach einem festen, klaren Plan, unter erprobter Führung!** Dieser Erfolg ist nicht zum kleinsten Teil dem Generalsekretariat der katholischen Jugendvereinigungen Deutschlands unter Leitung des Generalsekretärs C. Mosterts in Düsseldorf zu verdanken. Es besteht erst wenige Jahre; aber schon hat es sich durch seine literarische Tätigkeit, seine Auskunftsstelle, seine Redner und nicht zuletzt durch die Veranstaltungen gemeinschaftlicher Arbeiten und Kurse das **Recht auf einen Führerposten** in der katholischen Jugendbewegung erworben. Möge dieses Recht gekrönt werden durch das Vertrauen und die Unterstützung aller jener, die in der katholischen Jugendpflege **apostolische** und **nationale** Arbeit erkennen.

Zum Gedanken der Missionsfeste.

Von P. Johann Pietsch, O. M. I., Hünfeld.

Den Bericht aus der Feder des Pfarrers Oster über das Missionsfest in M.Gladbach („Allgemeine Rundschau“ Nr. 1, 1912, S. 11) wird jeder Missionsfreund mit großer Freude gelesen haben. Wenn in Zukunft ein Missionsfest das andere übertrifft, wie bisher, dann steht uns ja noch Großes bevor. Meines Erachtens muß aber besonders dafür gesorgt werden, daß die am Missionsfeste entfachte Begeisterung nicht wieder einschläft. Ich möchte hier an die Mahnung erinnern, die eine Missionszeitschrift nach dem Fuldaer Feste gab: „Das Missionsfest ist vorüber, andere und anders geartete Feste werden versuchen, darüber den Schleier der Vergessenheit zu ziehen, aber ein Missionsfest darf ebensowenig wie eine Volksmission ein Strohfeuer sein. **Es wäre ganz verfehlt, wollte man bei dieser Gelegenheit bloß auf eine möglichst hohe Summe von Missionsalmosen hinzielen, nein, der Hauptnutzen wird erstens ein regeres Interesse sein müssen am Missionswerk und zweitens ein nachhaltigerer Ausbau der Missions-Organisationen in der Heimat.**“

Als Hilfsmittel, um diesen dauernden Erfolg zu erzielen, muß man wohl auch die Literatur einstellen, zuerst die periodisch erscheinende der Missionszeitschriften, und zwar dadurch, daß man das Abonnement auf dieselben ganz besonders empfiehlt und womöglich gleich an dem Tage selbst einleitet, dann aber auch die Buch- und besonders die Broschüren-Literatur. Was letztere betrifft, so glaube ich, würden die betreffenden Bändchen der Sammlung: „**Blüten und Früchte vom heimatlichen und auswärtigen Missionsfelde**“ gute Dienste leisten. In M.Gladbach sind beim Missionsfeste nicht weniger als 680 Exemplare von den beiden ersten Nummern verkauft worden.

Der Titel des ersten Bändchens lautet: „**Gehet hin und lehret alle Völker!** Von Joh. Wallenborn Obl. M. I., dem Herausgeber der Serie. In 5 Kapiteln (Das Kostbarste auf der Welt = die menschliche Seele, berufen zur ewigen Anschauung Gottes im Himmel — Wie sind die Heiden in Wirklichkeit? = erlösungs-

Kalte Füße, des Winters Schrecken zumal für Kranke und Greise. Eine vortreffliche Erfindung gegen dieses Uebel von Alois Groß, Lindau i. B. Er nennt sie „Beichtstuhlofen". Sieht aus wie ein nettes, plüschbezogenes Fußschemelchen, innen hohl, binnen 2 Minuten durch Glühstein heizbar. Brenndauer 6–8 Stunden à 1–2 Pf. Kosten. Der Stein ist jederzeit herausnehmbar, erlischt dadurch von selbst, und ist 2–5 mal wieder verwendbar. Preis nur 22 M., für viele Jahre eine einmalige Ausgabe, die sich rentiert. Im Bureau unterm Schreibtisch, im Krankenzimmer unterm Lehnstuhl, unter dem Ruhesessel des Greises, im Beichtstuhl des Priesters, im Wagen und Schlitten des Arztes, Beamten. Reisenden schützt der nette „Ofen" die Füße, aber auch den Unterleib vor Erkältung. Ich möchte zur Anschaffung dringendst raten, da ich die köstliche Wohltat dieser praktischen Erfindung an meinem leidenden Körper täglich angenehmer empfinde. Ein kranker Priester.

Ein rosig zarter, reiner Teint: Die menschliche Gesichtshaut besteht bekanntlich aus kleinen Zellen, die in den unteren Schichten weich und durchsichtig sind, oben aber abblättern, nachdem sie zu Schuppen eingetrocknet sind. Sobald dieser Vorgang merklich wird, erscheint die Oberfläche hart, schwielig, verliert ihre Durchsichtigkeit, es ergeben sich jene Erscheinungen, die man gemeinhin einen schlechten, unreinen Teint nennt. Tritt gar eine Verstopfung der Talgdrüsen hinzu, so fährt die Reizung zur Bildung von Pusteln, Knötchen Finnen, Mitessern. Diesem Übel wirkt allein die von der Firma Bergmann & Co. in Radebeul-Dresden hergestellte **Steckenpferd-Lilienmilch-Seife** (Schutzmarke: Steckenpferd) entgegen. Die Seife ist von völlig neutraler Beschaffenheit und der Zusatz von Borax bewirkt eine schnelle und beinahe unmerkliche Abstoßung der unreinen Oberhaut und erweist sich somit bei einer dauernden Anwendung als unbedingt zuverlässiges Mittel **zur Erhaltung eines rosigen, zarten und reinen Teints.** Die Steckenpferd-Lilienmilch-Seife ist in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien à St. 50 Pf. zu haben.

Notschreie genug sind schon aus den Diasporagegenden unseres Vaterlandes an unsere Katholiken ergangen und doch nicht genug in Anbetracht der noch immer herrschenden großen Not. Bayerns zweitgrößte Stadt, Nürnberg, steht hier an erster Stelle! Wer befriedigt die religiösen Bedürfnisse der 103000 Katholiken, armer Arbeiter, die durch ständigen Zuzug weiterer Tausende aus der katholischen Heimat an Zahl und Dürftigkeit immer mehr zunehmen? Allein können diese es unmöglich. Wer hilft da? Rings um die alte Stadt sind neue Kirchenbauten nötig, während die Schulden für die zuletzt errichteten noch nicht bezahlt sind. Liebe Glaubensgenossen, **helft** insbesondere der armen Gemeinde St. Antonius die auf ihrer Kirche lastende Schuld von 130,000 M tilgen, damit hier die Not nicht zum äußersten kommt und das Erworbene nicht wieder verlustig gehe, zum größten Schaden der unsterblichen Seelen und unserer gemeinsamen Sache! Gaben nimmt herzlich dankend entgegen:

Der kath. Kirchenbauverein Nürnberg St. Elisabeth. (**Konto Nr. 3378** beim Postscheckamt **Nürnberg.** Die beiliegende Postanweisung ist auch außerhalb Bayerns zu verwenden unter Durchstreichung der Ueberschrift: Königreich Bayern).

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.60 (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Österr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts., Dänemark 2 Kr. 66 Öre, Rußland 1 Rub. 36 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 3. München, 20. Januar 1912. IX. Jahrgang.

Gestern noch auf stolzen Rossen.

Vom Herausgeber.

„Das Zentrum hat sich wieder einmal als der unerschütterliche Turm in der Schlacht bewiesen.“

(„Berliner Lokalanzeiger“, 13. Jan. 1912.)

Nach den Jubelhymnen und Siegesfanfaren auf Vorschuß, die der Liberalismus noch unmittelbar vor der Entscheidung in üblicher Bescheidenheit durch die Lande schmetterte, wirkt der Katzenjammer nach der total verlorenen Hauptschlacht wie die schrillste Dissonanz. Der am 12 Januar vom deutschen Volke aufs Haupt geschlagene Liberalismus vermag auch den Leichtgläubigsten unter seinen Getreuen die Niederlage nicht mehr zu verbergen. Das spöttische Gleichnis, welches Bebel auf dem letzten sozialdemokratischen Parteitage auf die Fortschrittspartei anwandte, als er meinte, die aus eigener Kraft gewählten Freisinnigen hätten in einer einzigen Droschke Platz, ist am 12 Januar für den stolzen Gesamtliberalismus wahr geworden: Der ganze Liberale, und zwar Nationalliberale, hat das von der liberalen Groß- und Kleinpresse monatelang geweissagte „Morgenroth“, die „Wiedergeburt“, der „Völkerfrühling“ des Liberalismus am 12. Januar ans Tageslicht gezaubert. Bebel hat den Freisinn noch zu hoch eingeschätzt. Denn die Freisinnsdroschke blieb leer (0 + 0 = 0), und die vier Nationalliberalen können es sich — zwei und zwei vis-à-vis — bequem machen, denn die weiteren zwei, welche die liberale Presse zum Troste ihrer geknickten Leser noch hinzuphantasierte, sind luftige Schemen geblieben.

Sollen wir etliche ausschweifende Zukunftsbilder und stolze Vorberechnungen liberaler Parteiorgane aus unserer Mappe hervorholen? Wir ziehen es vor, den liberalen Katzenjammer sprechend vorzuführen. Und zwar wählen wir dazu zwei charakteristische Stimmen oft genannter süddeutscher Organe.

Die rechtsliberale „Augsburger Abendzeitung“ (Nr. 12 vom 13. Januar) schreibt u. a.: „Was den Liberalismus anlangt, so hat er, soweit der Gewinn bzw. der Verlust von Mandaten in Frage kommt, nicht gut abgeschnitten. Es ist das keine angenehme Musik für unsere Ohren; aber es hat keinen Zweck, sich das zu verhehlen .... Das gilt namentlich in Bayern. Von dem bisherigen Besitzstand der Liberalen in Bayern sind drei Mandate verloren gegangen, und zwar Hof und Erlangen-Fürth an die Sozialdemokratie und Forchheim an den Bund der Landwirte.“ Die linksliberalen „Münchner Neuesten Nachrichten“ (Nr. 22 vom 14. Januar) gestehen, daß „die Lage der Fortschrittlichen Volkspartei unverkennbar sehr schwierig“ ist, alldieweil dieselbe „nicht ein einziges Mandat im ersten Wahlgange behaupten konnte“, und rechnet für Fortschrittliche und Nationalliberale nach den Stichwahlen „eine schmerzliche Einbuße von rund 20 Mandaten gegen den letzten Reichstag“ heraus. „Eine Zertrümmerung des schwarzblauen Blocks ist ebensowenig gelungen wie die Erzielung einer Mehrheit der Linken.“ Man traut seinen Augen kaum, wenn man diese Eingeständnisse in einem Blatte liest, das wie kein zweites dem „schwarzblauen Block“ schon in aller Form einen Leichenstein gesetzt hatte und schmunzelnd zusah, wie in seiner nächsten Nachbarschaft „Jugend“ und „Simplicissimus“ ihren wohlfeilen Spott mit Kübeln über die Wahlleichen der „Junker“ und der „Pfaffen“ ausgossen.

Der liberale Philister muß an den täglichen Lieferanten seiner Geisteskost irre werden, wenn er im Widerspruch mit allem, was man ihm wochenlang eingepaukt und durch Zwangssuggestion zu glauben vorgestellt hat, nunmehr in dem „führenden, einflußreichsten und verbreitetsten Blatte Süddeutschlands“ das betrübte Geständnis lesen muß: „Das Zentrum kehrt in alter, höchstens um 5 bis 6 Sitze verringerter Stärke zurück mit annähernd 100 Mann.“ Ja, es ist wahrlich zum Weinen für einen mit pflichtschuldigem Zentrumshaß vollgepfropften Musterliberalen: Der Zentrumsturm, dessen geborstene Quadern, dessen zusammensinkende Trümmer man bereits zum Abbruch feilbot, steht unerschüttert und unverwüstlich inmitten des Zusammenbruches des sog. bürgerlichen Liberalismus und hat auch dem Anprall der „roten Flut“ stand gehalten, vielen bedrängten Kampfgenossen aus anderen Lagern starke Rückendeckung geboten, ja sogar da und dort dem nationalliberalen Gegner durch Unterstützung gegen das größere Uebel der Sozialdemokratie glühende Kohlen aufs Haupt gesammelt.

Für Dienste der letzteren Art erwartet das Zentrum vom Nationalliberalismus keinen Dank, aber schon der gewöhnliche Anstand hätte es der liberalen Presse verbieten müssen, diese Zentrumsstimmen nun prahlend seinem eigenen Konto gutzuschreiben, wie es beispielsweise in einer Zusammenstellung der badischen Wahlziffern geschehen ist. Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ (Nr. 22) rechnen an der Hand der „Karlsruher Zeitung“ dem Zentrum ein Stimmen-Minus (129 000) gegenüber den Liberalen (139 000) heraus, erwähnen am Schlusse die rund 4000 Stimmen (es sind zweifellos weit mehr gewesen), welche das Zentrum den Konservativen bzw. dem Bunde der Landwirte in Baden „geliehen“ hat, belieben aber vornehm zu übersehen, daß das Zentrum in Pforzheim-Durlach seine nach den Ziffern von 1907 rund 7000 Stimmen glatt auf den liberalen Kandidaten übertrug und so die Niederlage der Sozialdemokraten herbeiführte. Aehnlichen Manövern liberaler Rechenkunst werden wir in nächster Zeit vielleicht noch häufiger begegnen. Es kann deshalb nicht deutlich und nicht oft genug hervorgehoben werden, daß das Zentrum, dessen traditionelle „wahlstrategische Kunst“ und „kluge Wahltaktik“ auch von liberalen Blättern rückhaltlos anerkannt worden ist, gegen 300 000 Stimmen zur Vermeidung von „falschen Stichwahlen“ oder Stichwahlen überhaupt Kandidaten anderer Parteien zugeführt hat. (In Nr. 25 der „Münchner Neuesten Nachrichten“ wird bereits ein Rückgang der Gesamtziffer des Zentrums in Bayern entsprechend ausgeschlachtet, angesichts der vorstehenden, auch in liberalen Blättern festgestellten Tatsachen ein geradezu plumper Fälschungsversuch.)

Die Niederlage des Liberalismus tritt noch drastischer in die Erscheinung, wenn man die Ziffern der Hauptwahl von 1907 zum Vergleiche heranzieht. 1907 erzielte der Nationalliberalismus bei der Hauptwahl 21 (jetzt 4), der Freisinn 10 (jetzt 0) Mandate. Das ist ein Rückgang von zusammen 31 Mandaten. Aehnlich wie jetzt stand es im Jahre 1903 mit dem stets wieder seine Wiedergeburt ankündenden Liberalismus. Damals hatte der Nationalliberalismus nach der Hauptwahl auch nur 5, der Freisinn 0 Mandate. So schwankt das Thermometer des Liberalismus auf und nieder je nach der Wirkung der künstlich erzeugten Hetzparolen. Wie ganz anders steht das Zentrum da! In ehernem Gleichschritt folgen sich die imponierenden, ohne fremde Krücken errungenen Ziffern der Hauptwahlen fast ohne die geringste Schwankung. Am 12. Januar 1912 errang das Zentrum (die sieben Mandate des elsässischen Zentrums miteingerechnet) 86 Mandate. Im Jahre 1907 waren es bei der Hauptwahl 86, im Jahre 1903 87 Mandate. Das Organ des Reichskanzlers, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ (14. Jan.), konstatiert die wuchtige Tatsache: „66 Mandate gewannen nach den bisher vorliegenden Nachrichten

die Sozialdemokraten auf den ersten Anlauf. Sämtliche bürgerliche Parteien zusammen nur 144, davon das Zentrum allein 83, die Parteien rechts von ihm 36, der bürgerliche Liberalismus nur 4."

Auf das Ergebnis der Hauptwahlen im gesamten Reiche und namentlich auf die gewaltigen Fortschritte der Sozialdemokratie kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden. Der Weltrundschauer der „Allg. Rundschau" bietet im vorliegenden Hefte ein Gesamtbild, das hier nur durch einen kleinen Ausschnitt ergänzt werden soll. Die liberale Presse in Bayern findet einen billigen Trost in einigen Zahlen und Kombinationen, welche dem Liberalismus relativ bessere Chancen für die bayerischen Landtagswahlen am 5. Februar eröffnen sollen, obgleich der 12. Januar auch die bayerischen Liberalen schmerzlich genug gelehrt hat, wie sehr der Schein trügen kann. Hat doch der Liberalismus in Bayern am 12. Januar nicht ein einziges Mandat sich zu sichern gewußt, während das Zentrum aus eigener Kraft im ersten Ansturm wieder fünfundzwanzig Mandate in seinen Besitz brachte. Aber der sonst so selbstbewußte Liberalismus ist so sehr alles Ehrgefühles bar geworden, daß er die ihm von seinem seltsamen Wohltäter und Gönner Sozialismus vorläufig und leihweise angebotenen Mandate bereits als eigene Zukunftsgewinne bucht.

Gemach! Die robuste Gesundheit des bayerischen Zentrums ist durch die am 12. Januar aus eigener Urkraft auf die Beine gestellten 25 Vertreter gegen jeden Zweifel sicher gestellt. Was mehr oder minder gewaltsame Großblockkombinationen bei den bevorstehenden Stichwahlen oder bei den Landtagswahlen an dem natürlichen bayerischen Wahlbilde verrücken mögen, kann niemals die Tatsache aus der Welt schaffen, daß das Zentrum in Bayern die weitaus größte und bedeutendste, im Volke wurzelnde Partei ist und bleibt. Selbst die von den Gegnern mit so grellen Farben ausgemalte Eventualität, daß das Zentrum im Landtage durch eine unnatürliche Kooperation vorübergehend aus seiner Mehrheitsstellung herausgedrängt werden könnte, würde kühl abwägende Politiker nicht zu schrecken vermögen.

So hoch der moralische Erfolg einer Erneuerung der Landtagsmehrheit unter den obwaltenden außerordentlichen Umständen anzuschlagen wäre, so fehlt es doch nicht an Leuten, welche der Meinung sind, daß, solange in Bayern an dem widernatürlichen Staatsaxiom festgehalten wird, eine Zentrumsmehrheit könne niemals regierungsfähig werden, das Zentrum seinen wirklichen Einfluß auf den Regierungskurs als kompakte, nahe an die Mehrheit heranreichende Minderheit nicht schwächen, seine Verantwortung aber bedeutend entlasten würde. In einem monarchischen Bayern wird, wie die Dinge nun einmal liegen, gegen ein starkes Zentrum nicht regiert werden können. Daß aber ein vorwiegend liberales Ministerium mit einer antiliberalen Kammermehrheit, wenn sie auch die bisherige Uebergenügsamkeit des Zentrums besitzt, schließlich doch zusammenstoßen muß, hat die jüngste Vergangenheit gezeigt und wird unter den mehr und mehr demokratisierten Verhältnissen künftig erst recht nicht zu vermeiden sein. Das sind zunächst rein theoretische und akademische Erörterungen, welche nur zeigen sollen, wie wir die Dinge auffassen. Im übrigen wird das bayerische Zentrum alles daransetzen, um am 5. Februar die Mehrheit wiederzuerlangen, welche durch einen nicht ohne List und Tücke vorbereiteten Handstreich zum Besten des Liberalismus depossediert wurde. Das Zentrum steht auch in Bayern unerschüttert und sieht dem 5. Februar entschlossen und kraftbewußt entgegen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das „Volksgericht" vom 12. Januar.

Was hatte uns die liberale Hetzpresse nicht alles in Aussicht gestellt! Am 12. Januar sollte Herr v. Bethmann Hollweg von dem erzürnten Volke in Schimpf und Schmach und Verderben gestürzt, die „Junker und Pfaffen" sollten vernichtet, eine neue liberale Aera sollte mit Hilfe der Sozialdemokratie begründet werden.

Und was ist eingetroffen? Das gerade Gegenteil.

Herr v. Bethmann Hollweg hat freilich am Wahlabende keine Anrede an das Berliner Straßenpublikum gehalten, wie sein Vorgänger Bülow, aber er hat im stillen Kämmerlein sich ausrechnen können, daß ihm zur Fortsetzung seiner Politik die Mittel nicht fehlen dürften. Das Anwachsen der Sozialdemokratie wird er mit uns bedauern. Daß der Liberalismus die erträumte Uebermacht nicht erlangt hat, wird ihm angenehm sein. Anderseits wird er eine gewisse Schwächung der rechten Seite des Reichstags nicht sehr bedauern, da er von den Nationalliberalen, die er immer sehr sorgfältig behandelt hat, und namentlich von ihrem rechten Flügel die notwendige Hilfe bei den Wehrgesetzen und den Zollgesetzen erhofft. Gesteht doch sogar ein oppositionelles Blatt ein, daß Herr v. Bethmann Hollweg im künftigen Reichstag es vermutlich noch leichter haben werde, als im verflossenen. Wir verzeichnen dieses Zeichen der Zeit, ohne die eigene Hand dafür ins Feuer zu legen.

An Stelle der erstrebten und verheißenen „Vernichtung der schwarz-blauen Steuerbewilliger" ist eine wahre Katastrophe über den Liberalismus hereingebrochen. Von unserer Seite ist seit langem den Liberalen gesagt worden, daß ihre Hetzerei und ihre ganze Großblocktaktik nur der Sozialdemokratie zu gute kommen, und daß sie selbst den größten Schaden zu tragen haben würden. So ist es gekommen. Die Sozialdemokraten brachten im ersten Wahlgange 66 Kandidaten durch, die Nationalliberalen 4, die Fortschrittler 0, gar keinen. Der bisherige Besitzstand war 53 Sozialdemokraten, 51 Nationalliberale, 49 Fortschrittler. Die Sozialdemokraten verloren 2 Mandate und gewannen 27. Die Nationalliberalen verloren 13 und gewannen 2; die Fortschrittler gewannen nichts und verloren 14. Den Rest ihres Besitzstandes sollen diese Parteien in den Stichwahlen retten, an denen die Sozialdemokratie in 113, die Nationalliberalen in 64, die Fortschrittler in 62 Fällen beteiligt sind. Die größere Hälfte der liberalen Stichwahlkandidaten (66) hat mit der Sozialdemokratie zu ringen; in diesen Fällen kann der Ausgang die „schwarz-blauen" Parteien nicht berühren.

Die beiden liberalen Parteien rechnen selbst nicht mit der Möglichkeit, daß sie bei den Stichwahlen die alte Stärke von zusammen 100 Mann wieder erreichen könnten. Auch dieser denkbar höchste Gipfel des „Erfolges" wäre noch eine traurige Niederlage angesichts der großen Verheißungen, welche die Wortführer von Bassermann bis Naumann sich und ihren verblendeten Zuhörern gemacht haben. Von der „liberalen Aera" sind wir jetzt weiter entfernt als jemals, da der Liberalismus die Ohnmacht seiner Hand gegenüber dem gewaltigen Mundwerk zu deutlich bekundet hat. Daran wird sich auch nichts Wesentliches ändern, wenn etwa die Stichwahlen so unglücklich verlaufen sollten, daß die Sozialdemokratie noch weiter erheblich anwächst und das Zentrum mit den Konservativen allein eine positive Mehrheit nicht mehr bilden kann. Dann würde freilich die nationalliberale Partei oder wenigstens der rechte Flügel herangezogen werden müssen; doch brauchte das noch keineswegs eine Herrschaft des Liberalismus zu begründen, da gegen solche Gelüste das Zentrum stets eine Abwehrmehrheit bilden könnte.

Die Möglichkeit, daß die bisherige positive Mehrheit geschwächt wird, liegt allerdings vor, — obschon doch das Zentrum sich ruhmvoll und die konservative Partei sich ehrenvoll behauptet hat. Das Zentrum stand am Abend des 12. Januar schon mit 86 gewählten Abgeordneten da; die konservative Partei mit 27. Welch ein Vorsprung vor den 4 Nationalliberalen und den 0 Fortschrittlern! Das Zentrum hat 4 zweifelhafte Wahlkreise eingebüßt; aber das ist unter den außerordentlich schwierigen Verhältnissen dieses ersten Wahlganges nach der vielverleumdeten Finanzreform wohl zu begreifen. Das Zentrum steht aber noch in 31 Stichwahlen, von denen nur die Hälfte zur Wiedererreichung der alten Stärke nötig ist. Sollte bei ungünstiger Entwicklung der Stichwahltaktik die Zentrumsstärke sich vorläufig um einige

Einheiten vermindern, so wäre das keineswegs verhängnisvoll, da unsere Partei auf jeden Fall unentbehrlich bleibt bei der Bildung einer positiven Mehrheit. Von „Ausschaltung des Zentrums", wie Fürst Bülow sie früher und Herr Bassermann sie neuerdings anstrebte, kann nach der Schwächung des Liberalismus gar keine Rede mehr sein. Freiherr von Zedlitz-Neukirch, der bekanntlich in der parlamentarischen Taktik sehr beschlagen ist, verficht in seinem Wahlartikel die Ansicht, daß das Anwachsen der Sozialdemokratie die Macht des Zentrums fördere, sodaß also die Blockbrüder für ihre rechtsstehenden Gegner gearbeitet hätten.

Die konservative Partei hat sich, wie schon erwähnt, gut gehalten gegenüber dem leidenschaftlichen Ansturm der vereinigten Gegner. 27 glatte Siege (darunter Heydebrand) und 43 Stichwahlbeteiligungen sind aller Ehren wert. Sogar Oletzko-Lyck, mit dessen Eroberung die Großblockbrüder so sehr prahlten, ist sofort wieder den Konservativen zugefallen. Leider hat der Bund der Landwirte in Hannover wenig Glück gehabt, und die kleineren Parteien auf der Rechten (Freikonservative, Wirtschaftliche Vereinigung usw.) haben empfindliche Verluste zu beklagen.

Für den wahren Vaterlandsfreund tritt das Einzelinteresse der Partei oder der Parteigruppen zurzeit in den Hintergrund gegenüber der hochwichtigen Aufgabe, das Staatswesen und die Gesellschaft gegen die anwachsende rote Flut zu schützen. Die sozialdemokratischen Wahlsiege können erfolgreich nur eingedämmt werden durch ein solidarisches Vorgehen der Ordnungsparteien bei den Stichwahlen. Die Regierung hat alsbald in der offiziösen „Nordd. Allg. Ztg." diese Parole ausgegeben mit dem Aufrufe: „Nicht auf vergangenen Hader der Parteien, — auf die Zukunft der Nation richte sich der Blick!" Wenn die Liberalen nicht in den Haß gegen Zentrum und Konservative zu sehr verstrickt sind, so können sie ohne eigene Gefahr sich der bürgerlichen Stichwahl-Solidarität anschließen; denn die Mehrheit der liberalen Stichwahlkandidaten steht Sozialdemokraten gegenüber und würde also durch das Eingreifen der Zentrumsleute und der Konservativen durchdringen können. Aber der Großblockteufel läßt so leicht nicht los, was er einmal in den Klauen hat. Darum muß man wohl die Hoffnung darauf beschränken, daß die Nationalliberalen oder wenigstens ein Teil derselben (namentlich die nordwestlichen) vielleicht für Abmachungen in bezug auf eine gewisse Gruppe von Wahlkreisen zu haben sind. Neuerdings ist von allen größeren Parteien Vorsorge getroffen, daß solche Abmachungen und überhaupt die Stichwahltaktik von einer Zentralstelle (für das Zentrum von dem Reichsausschuß unter Beteiligung der einzelstaatlichen Vertreter) geregelt werden. Daraus folgt, daß alle braven Parteigenossen die Parole von der berufenen Stelle abzuwarten und dann getreulich zu befolgen haben. In solchen bewegten Zeitläufen, wie wir sie jetzt haben, muß die stramme Manneszucht selbstverständlich sein. Die Hingabe an die Parteifahne wird uns um so leichter werden, da das Zentrum bei dieser scharfen Kraftprobe abermals glänzend seine Lebenskraft erwiesen hat. Eine würdige Vorfeier von Windthorsts 100. Geburtstag. Mögen die Stichwahlerfolge neue Kränze auf Windthorsts Grab bringen!

Wieder ein Ministerwechsel in Paris.

Der bisherige Ministerpräsident Caillaux hatte den vernünftigen Gedanken, das Schicksal des Marokko- und Kongoabkommens von dem Schicksal seines Ministeriums zu trennen, und setzte es in der Deputiertenkammer durch, daß die üblichen Interpellationen, die auf eine Ministerkrisis hinzielten, zurückgestellt wurden bis nach dem Votum über das Abkommen. Im Senatsausschusse wurde aber diese Taktik vereitelt. Die Exminister, welche diesen Ausschuß bevölkerten, spielten mit vollendeter Meisterschaft die Großinquisitoren, die über alle Einzelheiten der langwierigen Verhandlungen die subtilste Auskunft erpreßten. Dabei kam auch zur Erörterung, ob neben den offiziellen Verhandlungen zwischen dem Botschafter Cambon und dem deutschen Staatssekretär auch noch andere Verhandlungen gepflogen worden seien, um die nicht alle Minister gewußt hätten. Herr Caillaux stellte glattweg alle Nebenverhandlungen in Abrede. Aber Herr Clemenceau, der unermüdliche Ränkeschmied, der vor dem Fiasko seines eigenen Ministeriums schon sportmäßig die Ministerstürzerei betrieb und nach seiner Entthronung erst recht diesen Zeitvertreib liebte, hatte von dem Minister des Auswärtigen, Herrn de Selves, gelegentlich Mitteilungen erhalten über die Behauptung eines Finanzmannes, der mit Minister Caillaux in Berlin unterhandelt haben wollte. Auf die Anfrage Clemenceaus im Senatsausschuß gab nun Herr de Selves eine ausweichende Antwort, durch welche die Wahrhaftigkeit Caillaux' bloßgestellt wurde. Der Ministerpräsident behauptete zu seiner Entlastung, daß der fragliche Finanzmann nur wegen der alten Projekte des deutsch-französischen Nyoko-Sangha-Konsortiums oder der Eisenbahn Kamerun-Kongo sich bemüht habe, aber zu den Marokkoverhandlungen in gar keiner Beziehung stehe. Herr de Selves wurde als Verleumder und Verräter an der Solidarität des Ministeriums angesehen und zum Rücktritt gezwungen. Der triumphierende Caillaux beredete Herrn Delcassé, aus dem Marineministerium wieder in das Auswärtige Amt am Quai d'Orsay überzusiedeln. Als er nun aber einen neuen Marineminister suchte, da erhielt er überall Körbe. Das war um so fataler, als Herr Delcassé an der Bedingung festhielt, daß er nur unter Sicherung einer würdigen und tüchtigen Nachfolge das Marineministerium verlassen könne. Herr Caillaux erkannte nun, daß er doch nicht mehr so viel Respekt und Vertrauen genieße, wie er sich eingebildet hatte, und die Folge war, daß das ganze Ministerium seine Demission einreichte. So hatte sich wieder einmal bewährt, daß in Frankreich nichts dauerhaft ist als nur der Wechsel. Das Ministerium Caillaux, das die Verträge über Marokko und den Kongo zustande gebracht hatte, brach an dem Vorabend der Genehmigung dieser Verträge unter den landesüblichen Eifersüchteleien und Ränken zusammen. Das Pikante an dieser Ministerkrisis ist nämlich der Umstand, daß der Senat zweifellos die Verträge ebenso genehmigen wird, wie die Deputiertenkammer sie bereits mit großer Mehrheit genehmigt hat. Die Ministerkrisis hat also keinen sachlichen Grund und Zweck, sondern wurzelt in persönlichen Beziehungen. In einem großen Teil der Presse wurde auch anerkannt und beklagt, daß diese unnötigen und unfruchtbaren ewigen Krisen aus der Cliquenwirtschaft herrühren, die sich in der vielgepriesenen Republik entwickelt hat. Ein neuer Beweis, daß das parlamentarische Regierungssystem noch lange nicht zu jener Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit führt, die man dort im Munde zu führen pflegt, und daß die monarchische Spitze in den konstitutionellen Staaten, welche die Stetigkeit der Ministerien fördert, doch auch ihr Gutes hat. Wir in Deutschland zum Beispiel können nur dankbar dafür sein, daß die monarchische Verfassung es uns ermöglicht hat, aus der großen Krise von 1909, die Fürst Bülows verfehltes Blockexperiment heraufbeschworen hatte, schnell und gut herauszukommen, sodaß die nachfolgenden $2^1/_2$ Jahre eine ruhige und außerordentlich fruchtbare Entwicklung zeigten und sogar der Sturm der allgemeinen Neuwahlen ohne Erschütterung und Schaden überstanden werden konnte.

Der Präsident der französischen Republik, Herr Fallières, braucht bekanntlich nur bei Militärkrisen sein wohlbezahltes Haupt anzustrengen. Diesmal ist er nach den üblichen „Empfängen" der parlamentarischen Präsidenten und der hervorragendsten Politiker auf den Senator Poincaré geraten, und dieser vielerfahrene Fachmann hat eine Reihe von glänzenden Persönlichkeiten zu sammeln verstanden, sodaß man der neuen Regierung schon den Namen „großes Ministerium" in die Wiege gelegt hat. Die auswärtige Politik wird nicht von Herrn Delcassé übernommen, sondern von dem Ministerpräsidenten Poincaré selbst. Herr Delcassé behält die Marine, die er bekanntlich durchgreifend reformieren will, was sehr nötig, aber auch sehr schwierig ist. Das Vizepräsidium und das Innere übernimmt Herr Briand, der bekanntlich schon ziemlich lange selbst Ministerpräsident war und ein höchst geschickter Politiker ist. Nur hat er in der Frage der Wahlrechtsreform seine Sonderansichten, und gerade die Wahlrechtsreform sollte doch schon die Aufgabe des vorhergegangenen Kabinetts sein. Vielleicht wird es also trotz der „Größe" des neuen Ministeriums bei dem alten Brauch bleiben, daß die Regierungen nur die laufenden Arbeiten für den Augenblicksbedarf erledigen und während der Vorarbeiten für eine größere Reformgesetzgebung wieder in die Versenkung gehen. An die Leistungsfähigkeit unserer Reichsgesetzgebung in den letzten drei Jahren kommen die Franzosen noch lange nicht heran. Interessant ist, daß das Kriegsressort in Frankreich dem bekehrten Sozialisten Millerand zugefallen ist. Eine sehr glänzende Kraft in der neuen Regierung bildet Herr Bourgeois, der oft bewährte Repräsentant Frankreichs im Auslande. Er hat sich aber mit dem Ministerium für Arbeit und soziale Fürsorge begnügt, nachdem er die Kabinettsbildung selbst aus Gesundheitsrücksichten abgelehnt hatte.

Der Name „großes Ministerium" klingt sehr schön, hat aber einen ominösen Beiklang, seitdem das „große Ministerium", das einst der verhimmelte Gambetta bildete, so schnell an seiner

die Sozialdemokraten auf den ersten Anlauf. Sämtliche bürgerliche Parteien zusammen nur 144, davon das Zentrum allein 83, die Parteien rechts von ihm 36, der bürgerliche Liberalismus nur 4."

Auf das Ergebnis der Hauptwahlen im gesamten Reiche und namentlich auf die gewaltigen Fortschritte der Sozialdemokratie kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden. Der Weltrundschauer der „Allg. Rundschau" bietet im vorliegenden Hefte ein Gesamtbild, das hier nur durch einen kleinen Ausschnitt ergänzt werden soll. Die liberale Presse in Bayern findet einen billigen Trost in einigen Zahlen und Kombinationen, welche dem Liberalismus relativ bessere Chancen für die bayerischen Landtagswahlen am 5. Februar eröffnen sollen, obgleich der 12. Januar auch die bayerischen Liberalen schmerzlich genug gelehrt hat, wie sehr der Schein trügen kann. Hat doch der Liberalismus in Bayern am 12. Januar nicht ein einziges Mandat sich zu sichern gewußt, während das Zentrum aus eigener Kraft im ersten Ansturm wieder fünfundzwanzig Mandate in seinen Besitz brachte. Aber der sonst so selbstbewußte Liberalismus ist so sehr alles Ehrgefühles bar geworden, daß er die ihm von seinem seltsamen Wohltäter und Gönner Sozialismus vorläufig und leihweise angebotenen Mandate bereits als eigene Zukunftsgewinne bucht.

Gemach! Die robuste Gesundheit des bayerischen Zentrums ist durch die am 12. Januar aus eigener Urkraft auf die Beine gestellten 25 Vertreter gegen jeden Zweifel sicher gestellt. Was mehr oder minder gewaltsame Großblockkombinationen bei den bevorstehenden Stichwahlen oder bei den Landtagswahlen an dem natürlichen bayerischen Wahlbilde verrücken mögen, kann niemals die Tatsache aus der Welt schaffen, daß das Zentrum in Bayern die weitaus größte und bedeutendste, im Volke wurzelnde Partei ist und bleibt. Selbst die von den Gegnern mit so grellen Farben ausgemalte Eventualität, daß das Zentrum im Landtage durch eine unnatürliche Kooperation vorübergehend aus seiner Mehrheitsstellung herausgedrängt werden könnte, würde kühl abwägende Politiker nicht zu schrecken vermögen.

So hoch der moralische Erfolg einer Erneuerung der Landtagsmehrheit unter den obwaltenden außerordentlichen Umständen anzuschlagen wäre, so fehlt es doch nicht an Leuten, welche der Meinung sind, daß, solange in Bayern an dem widernatürlichen Staatsaxiom festgehalten wird, eine Zentrumsmehrheit könne niemals regierungsfähig werden, das Zentrum seinen wirklichen Einfluß auf den Regierungskurs als kompakte, nahe an die Mehrheit heranreichende Minderheit nicht schwächen, seine Verantwortung aber bedeutend entlasten würde. In einem monarchischen Bayern wird, wie die Dinge nun einmal liegen, gegen ein starkes Zentrum nicht regiert werden können. Daß aber ein vorwiegend liberales Ministerium mit einer antiliberalen Kammermehrheit, wenn sie auch die bisherige Uebergenügsamkeit des Zentrums besitzt, schließlich doch zusammenstoßen muß, hat die jüngste Vergangenheit gezeigt und wird unter den mehr und mehr demokratisierten Verhältnissen künftig erst recht nicht zu vermeiden sein. Das sind zunächst rein theoretische und akademische Erörterungen, welche nur zeigen sollen, wie wir die Dinge auffassen. Im übrigen wird das bayerische Zentrum alles daransetzen, um am 5. Februar die Mehrheit wiederzuerlangen, welche durch einen nicht ohne List und Tücke vorbereiteten Handstreich zum Besten des Liberalismus depossediert wurde. Das Zentrum steht auch in Bayern unerschüttert und sieht dem 5. Februar entschlossen und kraftbewußt entgegen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das „Volksgericht" vom 12. Januar.

Was hatte uns die liberale Hetzpresse nicht alles in Aussicht gestellt! Am 12. Januar sollte Herr v. Bethmann Hollweg von dem erzürnten Volke in Schimpf und Schmach und Verderben gestürzt, die „Junker und Pfaffen" sollten vernichtet, eine neue liberale Aera sollte mit Hilfe der Sozialdemokratie begründet werden.

Und was ist eingetroffen? Das gerade Gegenteil.

Herr v. Bethmann Hollweg hat freilich am Wahlabende keine Anrede an das Berliner Straßenpublikum gehalten, wie sein Vorgänger Bülow, aber er hat im stillen Kämmerlein sich ausrechnen können, daß ihm zur Fortsetzung seiner Politik die Mittel nicht fehlen dürften. Das Anwachsen der Sozialdemokratie wird er mit uns bedauern. Daß der Liberalismus die erträumte Uebermacht nicht erlangt hat, wird ihm angenehm sein. Anderseits wird er eine gewisse Schwächung der rechten Seite des Reichstags nicht sehr bedauern, da er von den Nationalliberalen, die er immer sehr sorgfältig behandelt hat, und namentlich von ihrem rechten Flügel die notwendige Hilfe bei den Wehrgesetzen und den Zollgesetzen erhofft. Gesteht doch sogar ein oppositionelles Blatt ein, daß Herr v. Bethmann Hollweg im künftigen Reichstag es vermutlich noch leichter haben werde, als im verflossenen. Wir verzeichnen dieses Zeichen der Zeit, ohne die eigene Hand dafür ins Feuer zu legen.

An Stelle der erstrebten und verheißenen „Vernichtung der schwarz-blauen Steuerbewilliger" ist eine wahre Katastrophe über den Liberalismus hereingebrochen. Von unserer Seite ist seit langem den Liberalen gesagt worden, daß ihre Hetzerei und ihre ganze Großblocktaktik nur der Sozialdemokratie zu gute kommen, und daß sie selbst den größten Schaden zu tragen haben würden. So ist es gekommen. Die Sozialdemokraten brachten im ersten Wahlgange 66 Kandidaten durch, die Nationalliberalen 4, die Fortschrittler 0, gar keinen. Der bisherige Besitzstand war 53 Sozialdemokraten, 51 Nationalliberale, 49 Fortschrittler. Die Sozialdemokraten verloren 2 Mandate und gewannen 27. Die Nationalliberalen verloren 13 und gewannen 2; die Fortschrittler gewannen nichts und verloren 14. Den Rest ihres Besitzstandes sollen diese Parteien in den Stichwahlen retten, an denen die Sozialdemokratie in 113, die Nationalliberalen in 64, die Fortschrittler in 62 Fällen beteiligt sind. Die größere Hälfte der liberalen Stichwahlkandidaten (66) hat mit der Sozialdemokratie zu ringen; in diesen Fällen kann der Ausgang die „schwarz-blauen" Parteien nicht berühren.

Die beiden liberalen Parteien rechnen selbst nicht mit der Möglichkeit, daß sie bei den Stichwahlen die alte Stärke von zusammen 100 Mann wieder erreichen könnten. Auch dieser denkbar höchste Gipfel des „Erfolges" wäre noch eine traurige Niederlage angesichts der großen Verheißungen, welche die Wortführer von Basser mann bis Naumann sich und ihren verblendeten Zuhörern gemacht haben. Von der „liberalen Aera" sind wir jetzt weiter entfernt als jemals, da der Liberalismus die Ohnmacht seiner Hand gegenüber dem gewaltigen Mundwerk zu deutlich bekundet hat. Daran wird sich auch nichts Wesentliches ändern, wenn etwa die Stichwahlen so unglücklich verlaufen sollten, daß die Sozialdemokratie noch weiter erheblich anwächst und das Zentrum mit den Konservativen allein eine positive Mehrheit nicht mehr bilden kann. Dann würde freilich die nationalliberale Partei oder wenigstens der rechte Flügel herangezogen werden müssen; doch brauchte das noch keineswegs eine Herrschaft des Liberalismus zu begründen, da gegen solche Gelüste das Zentrum stets eine Abwehrmehrheit bilden könnte.

Die Möglichkeit, daß die bisherige positive Mehrheit geschwächt wird, liegt allerdings vor, — obschon doch das Zentrum sich ruhmvoll und die konservative Partei sich ehrenvoll behauptet hat. Das Zentrum stand am Abend des 12. Januar schon mit 86 gewählten Abgeordneten da; die konservative Partei mit 27. Welch ein Vorsprung vor den 4 Nationalliberalen und den 0 Fortschrittlern! Das Zentrum hat 4 zweifelhafte Wahlkreise eingebüßt; aber das ist unter den außerordentlich schwierigen Verhältnissen dieses ersten Wahlganges nach der vielverleumdeten Finanzreform wohl zu begreifen. Das Zentrum steht aber noch in 31 Stichwahlen, von denen nur die Hälfte zur Wiedererreichung der alten Stärke nötig ist. Sollte bei ungünstiger Entwicklung der Stichwahltaktik die Zentrumsstärke sich vorläufig um einige

Einheiten vermindern, so wäre das keineswegs verhängnisvoll, da unsere Partei auf jeden Fall unentbehrlich bleibt bei der Bildung einer positiven Mehrheit. Von „Ausschaltung des Zentrums“, wie Fürst Bülow sie früher und Herr Bassermann sie neuerdings anstrebte, kann nach der Schwächung des Liberalismus gar keine Rede mehr sein. Freiherr von Zedlitz-Neukirch, der bekanntlich in der parlamentarischen Taktik sehr beschlagen ist, verficht in seinem Wahlartikel die Ansicht, daß das Anwachsen der Sozialdemokratie die Macht des Zentrums fördere, sodaß also die Blockbrüder für ihre rechtsstehenden Gegner gearbeitet hätten.

Die konservative Partei hat sich, wie schon erwähnt, gut gehalten gegenüber dem leidenschaftlichen Ansturm der vereinigten Gegner. 27 glatte Siege (darunter Heydebrand) und 43 Stichwahlbeteiligungen sind aller Ehren wert. Sogar Oletzko-Lyck, mit dessen Eroberung die Großblockbrüder so sehr prahlten, ist sofort wieder den Konservativen zugefallen. Leider hat der Bund der Landwirte in Hannover wenig Glück gehabt, und die kleineren Parteien auf der Rechten (Freikonservative, Wirtschaftliche Vereinigung usw.) haben empfindliche Verluste zu beklagen.

Für den wahren Vaterlandsfreund tritt das Einzelinteresse der Partei oder der Parteigruppen zurzeit in den Hintergrund gegenüber der hochwichtigen Aufgabe, das Staatswesen und die Gesellschaft gegen die anwachsende rote Flut zu schützen. Die sozialdemokratischen Wahlsiege können erfolgreich nur eingedämmt werden durch ein solidarisches Vorgehen der Ordnungeparteien bei den Stichwahlen. Die Regierung hat alsbald in der offiziösen „Nordd. Allg. Ztg.“ diese Parole ausgegeben mit dem Aufrufe: „Nicht auf vergangenen Hader der Parteien, — auf die Zukunft der Nation richte sich der Blick!“ Wenn die Liberalen nicht in den Haß gegen Zentrum und Konservative zu sehr verstrickt sind, so können sie ohne eigene Gefahr sich der bürgerlichen Stichwahl-Solidarität anschließen; denn die Mehrheit der liberalen Stichwahlkandidaten steht Sozialdemokraten gegenüber und würde also durch das Eingreifen der Zentrumsleute und der Konservativen durchdringen können. Aber der Großblockteufel läßt so leicht nicht los, was er einmal in den Klauen hat. Darum muß man wohl die Hoffnung darauf beschränken, daß die Nationalliberalen oder wenigstens ein Teil derselben (namentlich die nordwestlichen) vielleicht für Abmachungen in bezug auf eine gewisse Gruppe von Wahlkreisen zu haben sind. Neuerdings ist von allen größeren Parteien Vorsorge getroffen, daß solche Abmachungen und überhaupt die Stichwahltaktik von einer Zentralstelle (für das Zentrum von dem Reichsausschuß unter Beteiligung der einzelstaatlichen Vertreter) geregelt werden. Daraus folgt, daß alle braven Parteigenossen die Parole von der berufenen Stelle abzuwarten und dann getreulich zu befolgen haben. In solchen bewegten Zeitläufen, wie wir sie jetzt haben, muß die stramme Manneszucht selbstverständlich sein. Die Hingabe an die Parteifahne wird uns um so leichter werden, da das Zentrum bei dieser scharfen Kraftprobe abermals glänzend seine Lebenskraft erwiesen hat. Eine würdige Vorfeier von Windthorsts 100. Geburtstag. Mögen die Stichwahlerfolge neue Kränze auf Windthorsts Grab bringen!

Wieder ein Ministerwechsel in Paris.

Der bisherige Ministerpräsident Caillaux hatte den vernünftigen Gedanken, das Schicksal des Marokko- und Kongoabkommens von dem Schicksal seines Ministeriums zu trennen, und setzte es in der Deputiertenkammer durch, daß die üblichen Interpellationen, die auf eine Ministerkrisis hinzielten, zurückgestellt wurden bis nach dem Votum über das Abkommen. Im Senatsausschusse wurde aber diese Taktik vereitelt. Die Exminister, welche diesen Ausschuß bevölkerten, spielten mit vollendeter Meisterschaft die Großinquisitoren, die über alle Einzelheiten der langwierigen Verhandlungen die subtilste Auskunft erpreßten. Dabei kam auch zur Erörterung, ob neben den offiziellen Verhandlungen zwischen dem Botschafter Cambon und dem deutschen Staatssekretär auch noch andere Verhandlungen gepflogen worden seien, um die nicht alle Minister gewußt hätten. Herr Caillaux stellte glattweg alle Nebenverhandlungen in Abrede. Aber Herr Clemenceau, der unermüdliche Ränkeschmied, der vor dem Fiasko seines eigenen Ministeriums schon sportmäßig die Ministerstürzerei betrieb und nach seiner Entthronung erst recht diesen Zeitvertreib liebte, hatte von dem Minister des Auswärtigen, Herrn de Selves, gelegentlich Mitteilungen erhalten über die Behauptung eines Finanzmannes, der mit Minister Caillaux in Berlin unterhandelt haben wollte. Auf die Anfrage Clemenceaus im Senatsausschuß gab nun Herr de Selves eine ausweichende Antwort, durch welche die Wahrhaftigkeit Caillaux' bloßgestellt wurde. Der Ministerpräsident behauptete zu seiner Entlastung, daß der fragliche Finanzmann nur wegen der alten Projekte des deutsch-französischen Nyoko-Sangha-Konsortiums oder der Eisenbahn Kamerun-Kongo sich bemüht habe, aber zu den Marokkoverhandlungen in gar keiner Beziehung stehe. Herr de Selves wurde als Verleumder und Verräter an der Solidarität des Ministeriums angesehen und zum Rücktritt gezwungen. Der triumphierende Caillaux beredete Herrn Delcassé, aus dem Marineministerium wieder in das Auswärtige Amt am Quai d'Orsay überzusiedeln. Als er nun aber einen neuen Marineminister suchte, da erhielt er überall Körbe. Das war um so fataler, als Herr Delcassé an der Bedingung festhielt, daß er nur unter Sicherung einer würdigen und tüchtigen Nachfolge das Marineministerium verlassen könne. Herr Caillaux erkannte nun, daß er doch nicht mehr so viel Respekt und Vertrauen genieße, wie er sich eingebildet hatte, und die Folge war, daß das ganze Ministerium seine Demission einreichte. So hatte sich wieder einmal bewährt, daß in Frankreich nichts dauerhaft ist als nur der Wechsel. Das Ministerium Caillaux, das die Verträge über Marokko und den Kongo zustande gebracht hatte, brach an dem Vorabend der Genehmigung dieser Verträge unter den landesüblichen Eifersüchteleien und Ränken zusammen. Das Pikante an dieser Ministerkrisis ist nämlich der Umstand, daß der Senat zweifellos die Verträge ebenso genehmigen wird, wie die Deputiertenkammer sie bereits mit großer Mehrheit genehmigt hat. Die Ministerkrisis hat also keinen sachlichen Grund und Zweck, sondern wurzelt in persönlichen Beziehungen. In einem großen Teil der Presse wurde auch anerkannt und beklagt, daß diese unnötigen und unfruchtbaren ewigen Krisen aus der Kliquenwirtschaft herrühren, die sich in der vielgepriesenen Republik entwickelt hat. Ein neuer Beweis, daß das parlamentarische Regierungssystem noch lange nicht zu jener Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit führt, die man dort im Munde zu führen pflegt, und daß die monarchische Spitze in den konstitutionellen Staaten, welche die Stetigkeit der Ministerien fördert, doch auch ihr Gutes hat. Wir in Deutschland zum Beispiel können nur dankbar dafür sein, daß die monarchische Verfassung es uns ermöglicht hat, aus der großen Krise von 1909, die Fürst Bülows verfehltes Blockexperiment heraufbeschworen hatte, schnell und gut herauszukommen, sodaß die nachfolgenden 2½ Jahre eine ruhige und außerordentlich fruchtbare Entwicklung zeigten und sogar der Sturm der allgemeinen Neuwahlen ohne Erschütterung und Schaden überstanden werden konnte.

Der Präsident der französischen Republik, Herr Fallières, braucht bekanntlich nur bei Militärkrisen sein wohlbezahltes Haupt anzustrengen. Diesmal ist er nach den üblichen „Empfängen“ der parlamentarischen Präsidenten und der hervorragendsten Politiker auf den Senator Poincaré geraten, und dieser vielerfahrene Fachmann hat eine Reihe von glänzenden Persönlichkeiten zu sammeln verstanden, sodaß man der neuen Regierung schon den Namen „großes Ministerium“ in die Wiege gelegt hat. Die auswärtige Politik wird nicht von Herrn Delcassé übernommen, sondern von dem Ministerpräsidenten Poincaré selbst. Herr Delcassé behält die Marine, die er bekanntlich durchgreifend reformieren will, was sehr nötig, aber auch sehr schwierig ist. Das Vizepräsidium und das Innere übernimmt Herr Briand, der bekanntlich schon ziemlich lange selbst Ministerpräsident war und ein höchst geschickter Politiker ist. Nur hat er in der Frage der Wahlrechtsreform seine Sonderansichten, und gerade die Wahlrechtsreform sollte doch schon die Aufgabe des vorhergegangenen Kabinetts sein. Vielleicht wird es also trotz der „Größe“ des neuen Ministeriums bei dem alten Brauch bleiben, daß die Regierungen nur die laufenden Arbeiten für den Augenblicksbedarf erledigen und während der Vorarbeiten für eine größere Reformgesetzgebung wieder in die Versenkung gehen. An die Leistungsfähigkeit unserer Reichsgesetzgebung in den letzten drei Jahren kommen die Franzosen noch lange nicht heran. Interessant ist, daß das Kriegsressort in Frankreich dem bekehrten Sozialisten Millerand zugefallen ist. Eine sehr glänzende Kraft in der neuen Regierung bildet Herr Bourgeois, der oft bewährte Repräsentant Frankreichs im Auslande. Er hat sich aber mit dem Ministerium für Arbeit und soziale Fürsorge begnügt, nachdem er die Kabinettsbildung selbst aus Gesundheitsrücksichten abgelehnt hatte.

Der Name „großes Ministerium“ klingt sehr schön, hat aber einen ominösen Beiklang, seitdem das „große Ministerium“, das einst der verhimmelte Gambetta bildete, so schnell an seiner

eigenen Vollblütigkeit zugrunde ging. Für uns kommt es darauf an, ob die Verträge über Marokko und den Kongo genehmigt werden, und ob die neue Regierung eine besonnene auswärtige Politik, namentlich gegenüber Deutschland führen wird. Man darf wohl beides erwarten. Es könnte uns auch recht sein, wenn die „großen" Minister dazu beitrügen, daß Frankreich von der Bevormundung durch England sich wieder etwas emanzipiert.

Ludwig Windthorst.

(Zum Gedächtnis seines 100jährigen Geburtstages.)

Von Dr. Adolf Baumann.

Der Name Windthorst weckt in uns vor allem die Erinnerung an das gewaltige Ringen der 70er Jahre, da der mächtige Kanzler mit wuchtigen Schlägen die Freiheit der katholischen Kirche in Deutschland zertrümmern wollte, und der mutige „Welfe" mit zäher Beharrlichkeit den parlamentarischen Kampf zum Schutze seiner Religion aufnahm, die Wendungen seines Gegners Zug um Zug verfolgend, das scharfe Schwert des verfassungsmäßigen Rechtes gebrauchend, bis er endlich den Abbruch des Kampfes erreichte. Wieviel Arbeit, wieviel Mühe und Leid, welch unsagbare persönliche Opfer hatte dieser Kampf gebracht! Mit Recht gilt Windthorst dem katholischen Volke als Held des Kulturkampfes — seine frühere Lebensarbeit tritt dagegen zurück.

Und doch liegt vor dieser Zeit schon ein gutes Stück erfolgreicher Tätigkeit! Am 17. Januar 1812 auf dem Gut Kaldenhof bei Osterkappeln als Sohn des Advokaten Dr. Franz Windthorst geboren, besuchte er von 1822 bis 1830 das Carolinum zu Osnabrück, studierte dann die Rechtswissenschaft in Göttingen und Heidelberg und nahm 1836 als Rechtsanwalt in Osnabrück festen Wohnsitz. Dort trat er als überzeugter Katholik hervor, wie dies aus einem Bericht des Landdrosten Grafen Wedel und des Weihbischofs Lüpke an den Minister Freiherrn von Stralenheim zu ersehen ist. Das Vertrauen, das ihm der ganze Diözesanklerus entgegenbrachte, rechtfertigte seine Ernennung zum vorsitzenden Rat des katholischen Konsistoriums zu Osnabrück. 1848 wurde er Oberappellationsrat in Celle, 1849 kam er als Vertreter von Osnabrück in die Zweite Kammer und errang hier am 7. Februar seinen ersten parlamentarischen Erfolg. Der 12. Februar 1851 brachte ihm die Wahl zum Präsidenten der zweiten Kammer, ein Zeichen für das Ansehen und Vertrauen, das er in kurzer Zeit gewonnen hatte. Vom 22. Nov. 1851 bis 1853 und vom 10. Dez. 1862 bis Sept. 1865 gehörte er unter Georg V. dem Ministerium als Justizminister an, 1866 bis 1867 war er Oberkronanwalt bei dem Oberappellationsgerichte in Celle.

Während seiner parlamentarischen Tätigkeit in Hannover vertrat er den großdeutschen Standpunkt und wirkte auch für den Anschluß Hannovers an den Zollverein. Als König Georg die Verfassung zugunsten der Ritterschaft umgestaltete und es 1856 zur Auflösung der Kammer kam, gehörte Windthorst mit Rudolf von Bennigsen zur Opposition. Während seiner parlamentarischen und ministeriellen Tätigkeit wirkte Windthorst nach Kräften für das Wohl seines Vaterlandes und Königshauses, und die Treue hielt er auch nach dem Sturze seines Herrschers.

Bekanntlich hat Bismarck während des Kulturkampfes dem Abgeordneten von Meppen daraus häufig einen Vorwurf gemacht und die deutsche Gesinnung Windthorsts in Zweifel gezogen, vor allem in der Sitzung des preußischen Landtages vom 30. Januar 1872. Es war das jene denkwürdige Sitzung, in der Bismarck über die Geschichte seiner Stellung zum Zentrum berichtete. Dort nennt er Windthorst „ein kampfbereites und streitbares Mitglied" des Zentrums und fährt fort: „ein Mitglied, von dem ich noch heute zweifelhaft bin, ob ihm die Neubildung des Deutschen Reiches willkommen ist, in dieser Gestalt — und er in dieser Gestalt die deutsche Einigung annehmen will." (Bismarcks Reden, ed. Philipp Stein Reclam B. 5, 146). In der gleichen Sitzung verteidigte sich Windthorst mit Entschiedenheit: „Wenn ich nicht so leicht wie andere die Vergangenheit vergesse und vergessen kann, so werde ich das jederzeit offen und ehrlich gestehen; ich habe das zu jeder Stunde auch gestanden und darüber kann niemand im Zweifel sein. Nur nicht vergessen, was man einst geliebt! Dann aber sage ich, ich stehe hier auf dem Boden der Verfassung und im Reiche stehe ich auf dem Boden der Reichsverfassung; wenn ich da stehe und nach meiner besten Weise kämpfe für das, was ich für recht halte, so hat kein Minister, auch ein Fürst nicht das Recht, irgendeinen Zweifel gegen mich zu erheben." (Windthorsts ausgewählte Reden, ed. Ludwig Meyer, Wehberg B. I, Seite 68.) Noch öfter war Windthorst gezwungen, sich gegen diesen Vorwurf zu wenden. Es seien hier noch seine Worte aus der 8. Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 28. Januar 1886 erwähnt: „Die Anhänglichkeit an dieses ruhmreiche Haus wird in mir nicht erlöschen, die nehme ich mit ins Grab. Und ich sollte denken, daß die Herren, welche sich hier als königstreu hinstellen, dieses an mir achten und ehren sollten. Und wer mich deshalb tadelt, den beschuldige ich, daß er von der wahren, echten Königstreue keinen Begriff hat". (A. a. O. B. III, S. 89). Die Treue, die er seinem Königshause auch im Unglück hielt, wahrte er aber auch seinem neuen Vaterlande und seinen Parteifreunden. Und diese erkannten gar bald, was sie an der „Perle von Meppen" besaßen. Als deshalb Bismarck am 9. Februar 1872 in der 28. Sitzung des preußischen Landtages den Versuch machte, das Zentrum von Windthorst abzudrängen, indem er ihm den Rat erteilte: „Ich glaube, meine Herren vom Zentrum, Sie werden zum Frieden mit dem Staate leichter gelangen, wenn Sie sich der welfischen Führung entziehen", da mußte er an der Stimmung der gesamten Fraktion erkennen, daß dieser Zug mißlungen war. (Bismarcks Reden 5, 170). Schließlich hat ja Windthorst nicht nur im Zentrum, sondern im ganzen Parlamente eine so überragende Stellung eingenommen, daß der Kanzler am 24. Februar 1887 im preußischen Landtag geradezu von ihm sagen konnte: „Das ist der Führer, dem die Majorität des Reichstags auf jeden Wink gehorcht, der Mann, der im Reichstage das Volk sozusagen vertritt". (Bismarcks Reden 12, Seite 22).

Daß die Zeit, da das Zentrum unter Windthorsts Führung stand, unbedingt seine Glanzzeit war, ist wohl unbestritten. Das ist nicht in dem Sinne zu verstehen, als ob man seit Windthorsts Tod einen Niedergang der Partei verzeichnen könne. Andere Zeiten bringen andere Aufgaben, und wenn eine nahe Zukunft uns Kämpfe bringen sollte gleich denen, die das Zentrum unter Windthorst hat durchfechten müssen, das Zentrum würde sicher auf seinem Platze stehen, und die Not der Zeit würde ihm auch den rechten Führer erstehen lassen. Das aber darf man ruhig sagen, daß sich schwer eine Persönlichkeit in irgend einer politischen Partei finden läßt, die sich so unbedingt und in so sicherer Weise Geltung verschaffen könnte, wie die „kleine Exellenz". Das lag an dem überragenden staatsmännischen Wissen Windthorsts, an seiner klugen, feinen Art, die Menschen zu fassen, an der glücklichen Gabe, am rechten Platze das lösende Wort, ein heiteres oder ernstes, zu finden und schließlich an dem Eindruck der starken Persönlichkeit, der sich niemand entziehen konnte.

Den Fraktionszwang hat Windthorst aufs entschiedenste zurückgewiesen. So hat er es am 28. Januar 1887 im preußischen Abgeordnetenhause ausgesprochen: „Der Fraktionszwang ist nach meiner Ansicht durchaus nicht zu vertreten und zu rechtfertigen, ist nach meiner Ansicht unmoralisch. Denn man darf keinen Menschen zwingen wollen, gegen seine Ueberzeugung zu stimmen. Und darum hat die Fraktion, der anzugehören ich die Ehre habe, von jeher den Grundsatz festgehalten: wir suchen uns zu verständigen, können wir aber zur Verständigung nicht gelangen, so stimmt jeder, wie es seine Ueberzeugung mit sich bringt, in wirtschaftlichen Sachen wie in allen anderen". Bei dem freien Spielraum, der in diesen Fragen den Fraktionsmitgliedern gelassen war, konnte die straffe Einheit und Geschlossenheit der Partei nur durch die Persönlichkeit Windthorsts und durch die Gemeinsamkeit der Weltanschauung erhalten bleiben. Da die Einigkeit der Partei auch damals den Gegnern unverständlich blieb, griffen sie begierig die Bismarcksche Behauptung auf, die Partei des Zentrums sei eine rein konfessionelle und stehe somit nicht auf dem Boden der Verfassung. In der 39. Sitzung des Reichstags vom 23. April 1874 entgegnete Windthorst auf diese Vorwürfe: „Das („die Angriffe auf das von Friedrich Wilhelm IV. konstituierte Kirchenrecht") ist der Anfang und die Ursache der Bildung der Zentrumfraktion, die übrigens nach langer Ueberlegung und Diskussion mit vollem Bewußtsein ausgesprochen hat, daß die Zugehörigkeit zu irgend welchem Bekenntnis gar kein Erfordernis sei, um Teil an ihr zu nehmen. Denn sie erkannte, daß es nicht allein für die katholische Kirche, sondern auch für die protestantische Kirche notwendig sei, die Marksteine, die Friedrich Wilhelm IV. gesetzt hat, zu verteidigen, sie überzeugte sich, daß gegenüber dem mehr und mehr um sich greifenden Unglauben alle gläubigen Elemente sich sammeln sollten und sammeln müßten, um den Werken des Unglaubens entgegenzutreten."

(Windthorsts Reden I, 136). Ueber die vaterländische Gesinnung des Zentrums hat Windthorst niemals Zweifel aufkommen lassen. So erklärte er in der 40. Sitzung des Reichstags am 8. Mai 1879: „Sie (sc. die Zentrumsfraktion) ist keine Partei, die Opposition macht quand même oder à outrance; sie unterstützt die Regierung immer da, wo es ihrer Ueberzeugung entspricht, wenn es sich um wesentliche Grundlagen des Staates handelt. Sie wird niemals ihre besonderen Beschwerden, ihre besonderen Zwecke verfolgen, wenn es sich handelt um den Thron, um das Vaterland und um die vitalsten Interessen der gesamten Nation." (A. a. O. II, 185). Daran hat er freilich festgehalten, daß der Staat nicht berechtigt sei, in die inneren Verhältnisse der Kirche einzugreifen, und da die Maigesetzgebung darauf ausging „die katholische Kirche zu vernichten, oder, was schlimmer ist, zu fälschen", sah er sich zum Kampf gegen die Regierung gezwungen. In diesem Kampfe sollte sich das Zentrum nach Windthorsts Wunsch „nie aggressiv, immer nur verteidigend, aber mit Energie verteidigend" verhalten. Es ist aber zu beachten, daß auch während der bittersten Kämpfe in diesem gewaltigen Ringen Windthorst nie aufhörte, zu betonen, wie notwendig der Friede für Kirche und Staat sei. Und so konnte er, als der Abbau der Kulturkampfgesetze eingeleitet war, am 11. Januar 1882 in der 22. Sitzung des Reichstags erklären: „Ich meine, dem Deutschen Reiche und seiner Konsolidierung dann am besten zu dienen, wenn ich dafür eintrete, daß in demselben überall das Recht und das Recht aller zur Geltung komme, und wenn ich außerdem dafür sorge, daß die kirchliche Freiheit gesichert ist."

Daß das Zentrum während des Kulturkampfes sich nicht vom Boden des Rechtes abdrängen ließ und bei der Abwehr der Angriffe auf die Freiheit der Kirche sich immer wieder auf die Verfassung stützte, daß es auch trotz der vielen Verunglimpfungen stets seine vaterländische Gesinnung in Wort und Tat bewahrte, ohne dabei die Rechte der Kirche preiszugeben, das ist zum großen Teil ein Verdienst der überlegenen Führung Windthorsts. Deshalb gehört er nicht allein dem Zentrum, nicht nur dem katholischen Volke, sein Lebenswerk hat dem gesamten deutschen Volke genützt. Und diese Arbeit fand die Anerkennung des gesamten Volkes, als der große Zentrumsführer am 14. März 1891 gestorben war. Die Ehrungen von hoch und niedrig gaben dafür den Beweis.

Und nun die Frage: Wie war es möglich, daß dieser Einzige im Kulturkampf unerschütterlich stand wie ein Fels, daß er alle persönlichen Interessen zurücksetzte und nur der Allgemeinheit diente? Das ganze Lebenswerk Windthorsts wird uns nur verständlich, wenn wir uns klar machen, daß diese Persönlichkeit erfüllt war von einer echten und tiefen Religiosität.

Man hat Windthorst Mangel an Vaterlandsliebe vorgeworfen. Er selbst hat die Anklage seiner Feinde glänzend widerlegt.[1] Man hat es aber auch gewagt, seine Religiosität in Zweifel zu ziehen. Kein geringerer als Bismarck ist mit diesem Vorwurf vorangegangen (Gedanken und Erinnerungen, Volksausgabe B II S. 339). Die Schriften von Hüsgen und Bachem haben neues Material beigebracht zur Widerlegung dieser ungerechten Anklagen. Aber wir könnten alle diese äußeren Zeugnisse entbehren. Das ganze Lebenswerk Windthorsts ist eine Kundgebung seiner gläubigen Gesinnung, ein Katholizismus der Tat.

Dabei aber hat Windthorst stets daran festgehalten, daß das Zentrum eine rein politische Partei sei und bleiben müsse. Beweis vor allem war seine feste Haltung in der Septennatsfrage. Die Selbständigkeit des Zentrums in rein politischen Fragen hat er auch dem Papste gegenüber aufrechterhalten. Eine klare Abgrenzung der Befugnisse des Staates der Kirche gegenüber und umgekehrt entsprach ganz dem Denken dieses scharfen Kopfes.

Daß aber unser ganzes Leben vom Geiste des Christentums durchdrungen sein müsse, das war einer der Leitsätze seiner ganzen parlamentarischen Tätigkeit. So betonte er immer wieder mit Nachdruck die Bedeutung des Christentums für die Lösung der sozialen Frage. Die Schaffung des Volksvereins für das katholische Deutschland, der diese großen Gedanken in der Oeffentlichkeit zur Durchführung bringen will, ist ja eines der letzten Werke Windthorsts gewesen.

Windthorsts sterbliche Hülle ruht im Grabe, aber sein Werk lebt fort auch auf dieser Welt in der Arbeit des Volksvereins und in dem Schaffen des Zentrums. Und wie das Zentrum unter Windthorsts Führung sich zu dieser bedeutenden Stellung emporschwang, so wird es seine Höhe nur behaupten können, so lange es den Richtlinien der Windthorstschen Politik folgt.

[1] Wir verweisen zu dieser Frage auf die Schrift „Zentrum und Vaterland" von Ludwig Hermann, Köln, Bachem 1911.

Winterstille.

Einsam stapf' ich heimatwärts,
Schnee zu Häupten, Schnee zu Füssen.
Durch die Tannenwipfel fährt's
Wie ein altvertraulich Grüssen.

Eines Häsleins Spur im Schnee
Lehrt mich, dass ich nicht alleine.
Scheu auf Aesung tritt das Reh
Zum verschneiten Wiesenraine.

Aber sonst kein Sterbenslaut.
Alle Sommertöne schweigen.
Weisse Stille, mächtig-eigen,
Hat der Winter aufgebaut.

Fern aus meinem Vaterhaus
Winkt ein Lichtschein durch die Scheiben.
Und vom Spinnrad, das sie treiben,
Späh'n sie nach dem Wandrer aus.

Leise tret' ich durch den Flur.
Augen leuchten, Hände winken.
Und beim Schlag der alten Uhr
Kommen Bilder und versinken.

Alles Leben geht vermummt
Auf verschlafenen Geleisen.
Und der Kachelofen summt
Wundersame Winterweisen.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Ein Florettstich Clémenceaus.

Zum Sturze des Kabinetts Caillaux.

Von Adolf Richter, Paris.

In der Nummer 1 der „Allg. Rundschau" 1912 schrieb ich folgenden Satz: „In informierten Kreisen flüstert man von einem sensationellen Auftreten des streitbaren Clémenceau". Und ferner: „So einsam und anhanglos hat man kaum einen Minister des Auswärtigen Amtes (de Selves) hierzulande gesehen. Sein Ministerabschied darf als besiegelt gelten." In Nummer 48 der „Allg. Rundschau" 1911 habe ich auf den Flüsterton der Kammerwandelgänge hingewiesen und behauptet, daß die Sessel des Kabinetts Caillaux trotz der vorher erreichten 300 Stimmenmehrheit schwanken und die hiesigen Kabinettsmitglieder sich mit reservierten Masken begucken. Das alles hat sich in raschester Folge Schlag auf Schlag bestätigt. Doch das hat nicht die sogenannte öffentliche Meinung getan, wie die oppositionellen Blätter der nationalistischen Orthodoxie und sogar das vornehme Mélinistische Abendblatt „Journal des Débats" behaupten, sondern die Intrigue der politischen Kulisse, prägnanter gesagt: der „Florettstich Clémenceaus".

Wenn sich einmal jemand der undankbaren Aufgabe unterzöge, die Geschichte der politischen Komödie zu schreiben, so lieferten ihm die Vorgänge der gegenwärtigen Minister- und Kabinettskrisis einen außerordentlich reichlichen Stoff. Sie ist nicht das Resultat einer parlamentarischen Abstimmung, sie ist die logische Folge des modernparlamentarischen Egoismus. Clémenceau hat sich als Ministeriumsstürzer einen Ruf gegründet. Jules Ferry, der Tunis erworben hat, wurde von dem Kampfhahn der dritten Republik zu Boden gerannt. Er war ja nicht der einzige. Dasselbe Schicksal ist dem Ministerium Caillaux widerfahren. Nur spielten hier andere Motive herein. Seitdem Clémenceau selbst vor nicht allzulanger Zeit von Delcassé, der bekanntlich immer im gegebenen Moment aus dem Hinterhalt schießt, zur Demission als Ministerpräsident gezwungen wurde, lauerte er auf die Revanche. Das erste Opfer war der diplomatisch unfähige Herr de Selves, und dann kam das gesamte Kabinett an die Reihe, in dem Delcassé bekanntlich eine hervorragende Stellung einnahm. Es ist nebenbei auch sehr bemerkenswert, daß in der senatoriellen Marokkokommission neun frühere Ministerpräsidenten sitzen, von denen ein großer Teil aus reinen

Eifersuchtsgründen den Kriegspfad gegen Caillaux betrat. Es gereicht dem parlamentarischen Regime, welches nicht allein hierzulande in Mißkredit gerät, tatsächlich nicht zur Ehre, daß sich Personenduelle auf einem so gefährlichen Boden wie dem der internationalen Angelegenheiten austragen.

Die Kommissionssitzung im Palais Luxemburg vom 9. Januar, die mit der Demission des Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten endete, ist eine der interessantesten Episoden, die die parlamentarische Geschichte verzeichnet. Im Saal, in dem der Ministerpräsident und Herr de Selves zu einer erklärenden Besprechung eingeladen waren, lag jene Schwüle, die dem Gewitter vorangeht. In dem vorausgegangenen Ministerrat wurde beschlossen, das Verlangen der Senatskommission, sämtliche zwischen Paris und Berlin ausgetauschten diplomatischen Noten zur Einsicht vorzulegen, abzulehnen. Das widersprach der hiesigen Gepflogenheit keineswegs. Denn alle Welt weiß, daß man z. B. in Berlin und London offiziell selbst im Parlamente bezüglich der Enthüllungen über auswärtige Angelegenheiten viel freigebiger ist, als an der Seine. Delcassé, der die Leitung des Quai d'Orsay sieben Jahre innehatte, hat die Antwort auf die von der Tribüne des Unterhauses an ihn gerichteten Fragen mehr als ein dutzendmal verweigert. Immerhin wollte die Kommission eine Aufklärung darüber haben, ob die französische Diplomatie die Entsendung des Kanonenbootes Panther nach Agadir und die daraus resultierenden Folgen nicht hätte verhindern können. Im Laufe des Gespräches, das der Exminister des Auswärtigen Amtes, Herr Pichon, einleitete, erschien der bis jetzt reserviert gebliebene Clémenceau plötzlich auf dem Plan und rief mit erhobener Stimme: „Ich habe dem Herrn Minister des Auswärtigen eine Frage zu stellen. Kann er uns sagen, ob neben den offiziellen Verhandlungen nicht auch noch solche privater Natur stattgehabt haben". Damit war scheinbar auf die wirtschaftlichen Abmachungen bezüglich der Kamerun-Kongo-Eisenbahn und der N'Goko-Sangha-Gesellschaft angespielt, an deren Verlauf sich der französische Botschafter in Berlin nicht offiziell beteiligt haben soll. Aller Augen richteten sich auf Herrn de Selves, der mit sichtlicher Gleichgültigkeit in seinem Lehnstuhl saß und nun die seltsam klingende Erklärung abgab: „Meine Herren, ich habe eine doppelte Pflicht, diejenige, die Wahrheit nicht zu verleugnen, und die weitere, an der Korrektheit, welche mir mein Amt auferlegt, festzuhalten. Ich werde also auf die mir gestellte Frage nicht antworten." Damit war die vom Ministerpräsidenten wiederholt vor der Kommission abgegebene Behauptung, daß sämtliche mit Deutschland geführten Verhandlungen den Weg über den Quai d'Orsay genommen haben, dementiert und die partielle Ministerkrise sozusagen eröffnet. Die erste der Minen, die der Auswärtige Minister dem von ihm gehaßten Ministerpräsidenten schon längst im stillen gelegt hatte, war gesprungen. Auf der Versammlung lag jenes eisige Schweigen, das den Katastrophen voranzugehen pflegt. Es wurde nur unterbrochen von Clémenceau, der den längst erhofften psychologischen Moment gekommen sah: „Die Antwort des Herrn Ministers kann hier vielleicht alle befriedigen, ausgenommen mich. Es sind mir vertrauliche Dokumente, die ich nicht gesucht habe, von selbst zugeflogen . . . ." Der Kommissionsvorsitzende Léon Bourgeois sah die Gefahr kommen und hob die Sitzung schleunigst auf. Herr Caillaux lud Clémenceau und den ihm feindlich gesinnten Ministerkollegen de Selves zu einer kurzen Besprechung ein, die einem Duell glich und mit der Demission des Ministers des Auswärtigen Amtes endete. Das alles hatte sich mit einer unglaublichen Schnelligkeit abgespielt, wie man sie selbst in Frankreich in kritischen Momenten noch selten gesehen hat. Herr de Selves, dessen Haltung während der Marokkoverhandlungen mit Deutschland die stark hervorgetretene nationalistische Volksströmung erfolglos auszubeuten versucht hat, kann seine politische Karriere als beendet betrachten. Entgegen allen Gepflogenheiten reichte er sein Demissionsgesuch, das versteckte Angriffe gegen Caillaux enthielt, direkt an den Staatspräsidenten ein, ohne es vorher dem Kabinett unterbreitet zu haben.

Nun sollte man meinen, daß es nicht allzuschwer wäre, in einem Lande mit fast 600 Abgeordneten und 300 Senatoren einen Ersatz für den Quai d'Orsay zu finden. Millerand, dessen neuliche Kammerrede zur Marokkodebatte sowohl im Innern als auch im Ausland sehr günstig beurteilt wurde, wäre der Mann am richtigen Platze gewesen. Man hat von ihm abgesehen und das vakante Portefeuille dem Marineminister Delcassé, dem von der Londoner Jingopresse protegierten Schoßkind, angeboten. Und nun erlebte man das in der dritten Republik unerhörte Schauspiel eines Streiks der Ministerkandidaten. Clemenceau hatte im Elysée bei Herrn Fallières vorgesprochen und dort zweifellos seinen Einfluß geltend gemacht. Millerand, Admiral Germinet und der frühere Bautenminister Pierre Baudin lehnten es ab, die Nachfolge Delcassé's in der Rue Royale zu übernehmen. Das wurde der Presse offiziös als Vorwand des erfolgten Kabinettsturzes mitgeteilt. In einem zweistündigen letzten Ministerrat wurde das Demissionsschreiben abgefaßt, motiviert und dem Staatspräsidenten überreicht. Die Begründung ist eine Bestätigung dafür, daß sämtliche Beschlüsse während der schwierigen Marokkoverhandlungen mit Deutschland stets einstimmig gefaßt wurden, und eine Zurückweisung der versteckten Anklagen des Herrn de Selves, wonach seine Ministertätigkeit vom Ministerpräsidenten durchkreuzt worden wäre. Demnach ist offiziell erwiesen, daß der gestürzte nationalistische Minister die Chauvinistenströmung als Sprungbrett zu seinem späteren Eintritt in den Elyseepalast zu benützen versuchte und so die Interessen des Landes seinen eigenen unterordnete. Die auf diese Weise heraufbeschworene Krise ist umso weniger opportun, als das deutsch-französische Uebereinkommen vom Senat noch nicht ratifiziert ist und die diplomatischen Gespräche mit Madrid in letzter Zeit in eine schwierige Phase getreten sind.[1])

Die gesamte Presse hält mit der Kritik des gegenwärtigen parlamentarischen Regimes keineswegs zurück. Diese Stimmung des allgemeinen Unbehagens findet auch in den politischen Zirkeln und selbst in der Frankreich befreundeten Auslandspresse einen beredten Ausdruck. Die amerikanische „Evening Post" spricht von einem merkwürdigen Schauspiel der Desorganisation, und die Newyorker „Evening Sun" weist darauf hin, daß in England der Kohlenstreik droht und die Flotte der „großen alliierten Nation" in den Häfen aus Kohlenmangel paralysieren würde. Das bedeutendste französische Provinzblatt, die 700000 Abonnenten zählende „Dépêche de Toulouse" ruft aus: „Frankreich hat zur Stunde mehr als je eine Regierung nötig. Dringende und gewaltige Probleme sind zu lösen. Wir brauchen ein kraftvolles Ministerium. Gebe man uns nicht unter dem Vorwand der Liquidation einen Areopag von Angestellten." Das Abendblatt „Les Débats" schreibt: „Es gilt die deutsch-französische Konvention ohne Zögern anzunehmen und mit Rechtlichkeit anzuwenden. Auch die Unterhandlungen mit Spanien müssen ihrem Ende entgegengehen. Das Land ist der planlosen und sprungweisen Politik endlich müde. Die Staatsgeschäfte müssen in die Hände von Männern gelegt werden, die über die nötige Autorität und Erfahrung verfügen. Es wäre der größte Fehler, wenn man gerade in jetziger Stunde die Politik den Kombinationen der Wandelgänge und den allzu oft in die Halme geschossenen Palast- und Logenintrigen unterordnen würde. Man will eine andere Luft atmen, auch wenn ein paar Dutzend Politiker nicht damit einverstanden sind. Jedermann versteht, daß die gemachten Dummheiten schwer auf der heutigen Nation lasten." Dieser kleine Auszug gibt die herrschende Stimmung des Landes sehr getreulich wieder. Auch das Pariser Weltblatt „Le Temps" geht mit den bedenklichen Zuständen, welche diese Ministerkrisis aufs neue enthüllt hat, sehr scharf ins Gericht. Es sagt u. a.: „Der Fall des Kabinetts Caillaux ist der Hauptzweck der neulichen Streitigkeiten gewesen. Es galt, scheint's, einfach das Ministerium zu stürzen. Das ist geschehen. Seit gestern hat sich die Senatskommission ernstlich daran gemacht, die Artikel des deutsch-französischen Abkommens zu prüfen, und kann sich jetzt auf einmal beeilen, ohne auf die Büsche zu klopfen. Die öffentliche Meinung kann daraus ersehen, daß gewisse sensationelle Auftritte Ziele verfolgen, die mit dem allgemeinen Interesse nichts zu tun haben. Wir hoffen, daß der Senat auf dem eingeschlagenen Wege beharrt und die Konvention mit Deutschland endlich in greifbare Gestalt bringt. Wenn man das republikanische Regime nicht endgültig mißkreditieren will, dann muß mit der organisierten Anarchie gebrochen werden. Das Kabinett Monis, das die Blüte der parlamentarischen Demagogie in sich vereinigte, hat uns die gegenwärtigen Schwierigkeiten aufgehalst. Die vor einigen Tagen stattgehabte Drittelserneuerung des Senats hat dem Lande den Beweis erbracht, daß sich die Sektiererpolitik des radikalsozialistischen Komitees überlebt hat . . ."

---

[1]) Anmerkung der Redaktion: Die mittlerweile eingetretene spanische Kabinettskrisis, welche erfolgte, weil Canalejas mit der vom Könige über seinen Kopf hinweg verfügten Begnadigung eines unmenschlichen politischen Meuchelmörders nicht einverstanden war, scheint sich wieder in Wohlgefallen aufgelöst zu haben.

Bemerkenswerte Aussprüche eines liberalen Reichstagskandidaten.

In München I kommt der liberale Stadtschulrat Dr. Kerschensteiner, Oberstudienrat, mit dem Sozialdemokraten Witti in die Stichwahl. Die Entscheidung liegt beim Zentrum. Die „Allgemeine Rundschau" will derselben nicht vorgreifen. Gefühlspolitik hat bei Stichwahlen von so eminenter Bedeutung wie den bevorstehenden absolut auszuscheiden. Kühle parteitaktische Erwägungen werden maßgebend sein, bei denen nicht etwa nur das do ut des in Rechnung gestellt wird, sondern große Gesichtspunkte der Gesamtlage im Deutschen Reiche wie der besonderen Lage in Bayern zu berücksichtigen sind. Wenn die „Allgemeine Rundschau" nachstehend einige beachtenswerte Stellen aus Kandidatenreden Dr. Kerschensteiners mitteilt, so geschieht dies einesteils wegen der eigenartigen Persönlichkeit, die sich in dem heutzutage ziemlich ungewöhnlichen Mantel des politischen Philosophen, ja Idealisten präsentiert, anderenteils weil dieser liberale (nationalsoziale) Reichstagskandidat schon früher den anerkennenswerten Mut bewiesen hat, einer anerkannt tonangebenden Führerschaft, mit der die sog. „Intellektuellen" jahraus, jahrein einen gewissen Götzendienst treiben, klar und offen entgegenzutreten. Und zwar auf einem Gebiete, auf dem die „maßgebende" liberal-libertinistische Klique sonst keinen Widerspruch verträgt. Wir brauchen bloß an das Rekontre Dr. Kerschensteiners mit Dr. Georg Hirth im Schwurgerichtssaale zu erinnern, als Dr. Hirth die Schmutzereien des Witzblattes „Sekt" als „relativ harmlose Lektüre für harmlose Leute" erklärte, während Dr. Kerschensteiner den „Sekt" „als ein Aergernis für anständige Erwachsene und als ein direktes Gift für die „Jugend" bezeichnete und ausdrücklich „bat, dieses pornographische Blatt als gemeingefährlich zu verurteilen" („M. N. N." Nr. 195, 1909). Was aber die von Dr. Hirth befürwortete Freisprechung nicht verhindert hat. In den „Südd. Monatsheften" (11. Heft 1909) wandte sich dann derselbe Dr. Kerschensteiner in einem Artikel „Kunst, Moral und Sachverständige" (auszugsweise abgedruckt in der „Allgemeinen Rundschau", Nr. 44, 1909) ganz offen gegen Dr. Hirth und gleichzeitig gegen die ganze in demselben Geiste wirkende Gemeinschaft von Künstlern und Literaten, indem er u. a. ausführte:

„Wenn wir uns aber erst die „unparteiischen" Eideshelfer der mittelmäßigen Künstler, der Pinselvirtuosen, Wortklingler und Zeitgeistphilosophen oder gar derjenigen Apollojünglinge ansehen, die mangels eigenen geistigen Grundbesitzes in den Aashäufen der niederen Triebe und Instinkte anderer ihre Kunstbauten aufführen, dann können wir leicht sehen, wie jeder kleine Mistkäfer seine besonderen geheiligten Skarabäen hat, die er als unparteiische Zeugen anruft, wenn der Staatsanwalt seine unsterblichen Werke auf den Scheiterhaufen legen will, und daß jeder Rechtsanwalt von einigem Rufe genügend in der Literatur- und Kunstgeschichte der Gegenwart orientiert ist, um nicht zum Schaden seiner Klienten die notwendigen unparteiischen Sachverständigen aus der unrechten Skarabäusfamilie zu zitieren . . . Es ist kein Grund einzusehen, weshalb der Staatsanwalt, der im Interesse der Volkswohlfahrt den Misthaufen aufdeckt, weniger allgemeine Bildung haben soll, als der Rechtsanwalt, der ihn zudeckt. . . .

Alle, die wir heute in der Ruhmeshalle der wahrhaftig Großen erblicken, haben einst ihren Zeitgenossen durch ihre Kunst die Ideale vor Augen gehalten. An sie dachte Schiller in seinem Gedicht an die Künstler: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben; bewahret sie!" . . .

Diesen Königen und Fürsten steht nun aber das Heer der bezahlten Söldlinge gegenüber. . . . Da die Virtuosität der Technik und Mache unabhängig sich entwickeln kann vom künstlerischen Gehalt, so werden sie von der Menge nur zu leicht nicht nur mit den echten Künstlern verwechselt, sondern nicht selten über sie gestellt. Dies tritt um so leichter ein, als sie zu Reklamezwecken sich stets trefflicherweise verwenden lassen und das Schwingen des Weihrauchfasses auf Gegenseitigkeit von Jugend auf üben.

Aus dieser Söldnerschar stammen die Produkte, gegen welche wir, wie virtuos sie auch maskiert sein mögen, nicht bloß im Interesse der moralischen Gesundheit unseres Volkes, sondern auch im Interesse der wahren Kunst rücksichtslos Stellung nehmen müssen. Sie ist es, die das Nackte in der bildenden Kunst, das zum echten künstlerischen Ausdruck gewisser Ideen geradezu unentbehrlich sein kann — ich erinnere nur an Klingers Radierung „An die Schönheit" oder an Thomas Zeichnung „Die Einsamkeit" — in Mißkredit gebracht hat. Denn unter ihr befindet sich auch jene Gruppe von „Meistern", die ihr künstlerisches Motiv ausschließlich aus den niederen Trieben und Instinkten der Menschheit holen, nicht weil sie von der Idee des moralischen Schmutzes so ergriffen waren, daß sie ihn unbedingt darstellen mußten — denn das Gemeine drängt nicht zum Schaffen um der Idee selbst willen —, sondern weil ihre Spekulation auf die Sinnlichkeit, den Neid, die Verkleinerungssucht des Menschen sie dazu reizt . . .

Nichts darf uns hindern, sie trotz ihrer Virtuosität vor der Oeffentlichkeit auszuschließen. Die Kunst verliert nichts, wenn Virtuosen dieser Art unschädlich gemacht werden, wenn ihre Zeitschriften konfisziert und ihre Theater geschlossen werden. Sie bewahrt nur ihre Würde und Achtung. Es gibt kein Recht der Erwachsenen „auf eine ihrem Bildungsgrad angemessene Befriedigung ihrer erotischen Phantasie", wie Georg Hirth in dem Prozeß gegen das Schundblatt „Der Sekt" meinte. Das ist ein Satz, dessen Ungeheuerlichkeit unmittelbar in die Augen springt, wenn man sich fragt, wie weit das Recht der Befriedigung gehen darf. Die Moral des sittlichen Individualismus wie des Impersonalismus sagt: Du sollst deine erotische Phantasie beherrschen lernen!" Hier muß das Interesse der Kunst, wenn wegen der Art der Darstellung ein solches wirklich vorhanden sein sollte, dem Interesse der Moral weichen".

Dr. Kerschensteiner hat auch als liberaler Reichstagskandidat aus diesen seinen Grundanschauungen kein Hehl gemacht. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" berichten in Nr. 598 vom 22. Dezember 1911 aus seiner ersten großen Kandidatenrede u. a. folgende Ausführungen:

„Anders liegen die Verhältnisse beim künstlerischen Liberalismus. Ich fordere zwar auch hier Freiheit der Kunst. Aber wie bei der Wissenschaft kann diese Freiheit nur darin verlangt werden, worin das Wesen der Kunst liegt. Das Wesen der Kunst liegt aber in der Form der Darstellung, nicht im Inhalt der Darstellung. Die Künstler selbst sogar verwahren sich, den Inhalt zum Wesen der Kunst zu rechnen. Die Form der künstlerischen Darstellung hat aber allzeit ihr Korrektiv in sich selbst. Daher muß und kann sie hier absolut frei sein. Aber alle Darstellung hat auch einen Inhalt. Der Inhalt aber ist es, der in erster Linie auf die Massen wirkt und nicht die künstlerische Form. Und gerade der Inhalt ist es, der, weil er nicht im Wesen der Kunst liegt, auch kein Korrektiv für seine Fehler in sich hat. Es hat sich daher zu allen Zeiten der Geschichte gezeigt, daß die künstlerische Darstellung jedes beliebigen Inhalts immer den beginnenden Verfall der Völker anzeigt. Sobald die Kunst ihre Freiheit auch für den Inhalt beanspruchen will, unter dem berühmten Schlagwort „l'art pour l'art", wird sie zum Ruin des Volkes. Eine Kunst, die durch ihren Inhalt die Kulturgüter der Moral vernichtet, hat keine Lebensberechtigung. Die Volksgesundheit steht hier ungleich höher als eine derartige Kunst."

Angesichts solcher Anschauungen verschlägt es wenig, wenn Dr. Kerschensteiner gleichwohl der Meinung ist, daß wir „eine lex Heinze nicht nötig haben".

Selbst Geheimrat Roeren und Freiherr v. Freyberg haben, der eine im Deutschen Reichstag, der andere im Bayerischen Landtag, schon einmal den gleichen Satz ausgesprochen, allerdings mit der sehr wesentlichen Einschränkung: Wenn die geltenden Gesetze stets und überall konsequent angewandt und durchgeführt würden. Daß dies leider nur zu oft nicht der Fall ist, davon hat sich auch Dr. Kerschensteiner schon wiederholt, nicht nur in der Schwurgerichtsverhandlung gegen den „Sekt", überzeugen können. Wir haben ja bereits eine, wenn auch verstümmelte, lex Heinze. Diese hat wahrlich „der echten Kunst" noch nirgendwo „den Hals umgedreht", aber nur zu oft ist spekulative Afterkunst durch ihre Maschen durchgeschlüpft. Dr. Kerschensteiner führte in seiner Kandidatenrede nach derselben Quelle noch weiter aus:

„Was wir brauchen, das ist, daß auch unsere Künstler sich nicht bloß um das Formale ihrer Kunst kümmern, sondern ihrer staatsbürgerlichen Verantwortlichkeit sich bewußt werden bei dem Gedanken, daß ihre Werke unter die Massen dringen und vor allem, daß es hochgebildete liberale Männer gibt, die den moralischen Mut haben, im Interesse der Volksgesundheit ihre Stimme zu erheben, und die allzeit bereit sind, Erscheinungen unmöglich zu machen, die heute tatsächlich die bereits angebrochene Entartung des Individualismus kennzeichnen."

Aber auch noch auf anderen Gebieten hat Dr. Kerschensteiner als Reichstagswahlkandidat seine von sehr einflußreichen Gruppen des Liberalismus abweichenden Ideen offen heraus-

gestellt. In seiner zweiten Kandidatenrede im Münchner Kindlkeller finden sich u. a. neben arger Mißdeutung und Verkennung des „Ultramontanismus“ und des Zentrums folgende Wendungen („M. N. N.“, Nr. 12 vom 9. Januar 1912):

„Warum sind sie im Zentrumsturme festgehalten? Einfach deshalb, weil sie dort den Schutz ihrer religiösen und moralischen Interessen am sichersten zu finden glauben. Der in den ersten Dezennien des neuen Reiches wenig duldsame protestantische Orthodoxismus der Konservativen, die rücksichtslose Aufklärungssucht eines mißverstandenen Liberalismus, die den Stab von Tausenden zu zerbrechen suchte, ohne irgendeine andere feste Stütze für das Leben geben zu können, der spottlustige Radikalismus trieb diese Hunderttausende in die Arme des Ultramontanismus.

Können wir sie gewinnen? Das ist schwer zu beantworten. Unmöglich ist es nicht, wie das Beispiel in den Vereinigten Staaten es zeigt. Voraussetzung ist, daß die staatsbürgerlichen Parteien ihre Politik mit peinlicher Sorge freihalten von allem, was die wirklich religiösen Interessen des deutschen Katholiken verletzen muß, und daß uns die moralische Gesundheit des Volkes nicht bloß in unseren Worten sondern auch in unserer eigenen Lebensführung ein wertvolles Gut ist.“

Ueber die konservative Partei urteilte derselbe Redner:

„Ein starkes Band bilden auch in dieser Partei die religiösen Motive, und es ist nicht zu leugnen und wird vom Liberalismus bei weitem nicht genug geachtet, daß dieses wichtigste aller Bande die Protestanten aus den gleichen Erwägungen an den Konservatismus fesselt, wie die gläubigen Katholiken an das Zentrum. Es zeigt große staatsbürgerliche, politische Unreife, diesen Dingen verständnislos gegenüber zu stehen, obwohl die Geschichte lehrt, daß kein Band unzerreißbarer ist als starke religiöse Ueberzeugung.“

Auch der „Simplicissimus“- und der „Jugend“-Methode des politischen Kampfes, die übrigens allmählich auf den weitaus größten Teil der liberalen Presse abgefärbt hat, tritt Dr. Kerschensteiner freimütig entgegen:

„Nichts ist unfruchtbarer und unstaatsbürgerlicher im politischen Leben, als beständig Karikaturen des Gegners aufzustellen und auf sie wie auf Spatzen zu schießen. Alle Don-Quichoterie hat sich immer noch lächerlich gemacht. Auf diese Weise lernen wir uns niemals verstehen, die wir alle Bürger eines Staates sind, und die wir alle die Pflicht haben, dem Gemeinwesen zu dienen, das unserem Leben und Wirken seinen Schutz angedeihen läßt.“

Entweihung.

Ein letzter Rest aus stillem Heiligtume,
Ein siebenfacher goldner Strahlenkranz,
Umwallt, wie mit des Weihrauchs duft'gem Odem,
Von weisser Wolken zartem Silberglanz.

Anbetend aus den lichtgewobnen Ringen
Ein Engelsköpfchen nach dem andern lauscht,
Als horch' es noch den süssen Melodien,
Die ehedem in Kirchennacht gerauscht.

Des Gottesauges hehres Zeichen leuchtet
Geheimnisvoll aus dreigeteiltem Stern,
Und drüber schwebt, von Engelhand getragen,
Die goldne Krone mit dem Kreuz des Herrn.

Ein selten Kleinod wahrlich, das vor Zeiten
Geschmückt des Allerhöchsten Lichtgezelt,
Und nun — von frevlem Sinn entweiht, entheiligt,
Hier in den Dienst der Eitelkeit gestellt.

Des Altars Zierde ward zum Spiegelrahmen,
In dessen Glas der Freude Strahl sich bricht,
Und höhnend schaut aus sel'ger Engel Kreise
Ein fratzenhaft bemalt Satyrgesicht.

A. Jüngst.

Der Volksverein in Ungarn.[1]

Von Dr. Paul Schrotty, Pécs, Ungarn.

Alljährlich hält der ungarische „Katholische Volksverein“, abwechselnd in verschiedenen Städten, seine Jahresversammlung ab, um Freund und Feind zu beweisen, daß der Volksvereinsgedanke immer größere Ringe wirft, soziales Fühlen und Denken immer mehr die Herzen erobert. In trockenen, dürren Zahlen wird Rechenschaft gegeben von der immensen Arbeit, die im vorausgegangenen Jahre mit Aufbietung aller Kräfte, in heiliger Begeisterung für die gemeinsame, große Sache geleistet wurde. Es wird wohl kaum ein treues katholisches Herz in Ungarn schlagen, das sich dieser Tatsachen nicht aufrichtig freute. Denn wer die ungarische kirchenpolitische Entwicklung der neuesten Zeit und besonders des letzten Sommers mit kritischem Blick genau verfolgt hat, wird sich nicht der Ueberzeugung verschließen können, daß nur durch Mobilisierung der breitesten Massen des katholischen Volkes dem verheerenden Vordringen der destruktiven Elemente ein wirksamer Damm entgegengesetzt werden kann. Der fieberhaften Tätigkeit der durch und durch verjudeten Freimaurerei, die in ihrem schändlichen Arbeiten und Treiben gegen Thron und Altar keine Ruh und keine Grenze kennt; dem wütenden Gebaren der durch Terrorismus groß gewordenen und sich davon nährenden Sozialdemokratie kann nur ein energisches Tatwort vieler hunderttausend Männer Einhalt gebieten. Der Katholizismus in Ungarn muß sich seiner Kraft bewußt werden; er muß sich aus dem eben schon lange genug währenden tiefen Winterschlaf erheben, wenn die radikalen Strömungen des Westens ihre schmutzigen Fluten nicht auch über das schöne Ungarn wälzen sollen. Das haben die Führer der Katholiken sehr gut eingesehen, als sie auf der Katholikenversammlung zu Fünfkirchen dem bis dahin ein Schattendasein führenden Volksverein Geist und Leben einhauchten.

Jetzt, nach vier Jahren, da der eigentliche Geburtsort des Volksvereins, Fünfkirchen, beehrt ward, die Führer desselben und viele Tausende seiner Mitglieder in seinen Mauern begrüßen zu dürfen, konnten die großen Männer, die an seiner Wiege gestanden und mit nimmermüder Agitationsarbeit an seinem inneren Ausbau und äußerer Ausbreitung unverdrossen gearbeitet, mit stolzem Bewußtsein feststellen, daß der Volksverein seinen Grundsätzen treu geblieben, seinem damals gesteckten Ziele: die Gesellschaft christlich zu erneuern, auf christlicher Grundlage eine Kultur aufzubauen, ein mit äußerem Wohlstand gesegnetes, zufriedenes Volk zu erziehen — um ein Bedeutendes nähergerückt ist. Das beweisen die glänzenden Zahlen, die auch demjenigen warme, volle Anerkennung abnötigen, der gewohnt ist, die Entwicklung der Dinge mit deutschen Augen zu betrachten. Der rapide Aufschwung des Volksvereins steht wohl in der neueren Volksbewegungsgeschichte vereinzelt da. Beinahe 300 000 Männern innerhalb vier Jahren um die Fahne der wahren Volksbeglückung zu sammeln, ist der denkbar günstigste Erfolg, der uns klar vor Augen führt, was die Macht eines großen Gedankens und eine fein ausgebaute, lebenswarme Organisation vermag.

Bis zum 1. Oktober des Jahres 1911 wurden der Zentralleitung in Budapest 279 320 Mitglieder angemeldet, was im Verhältnisse zu den Zahlen des vorhergehenden Jahres einen absoluten Zuwachs von 38 382 Mitglieder bedeutet. Davon sind 155 010 ungarischer, 66 105 deutscher, 52 425 slovakischer, 3210 kroatischer und 2570 ruthenischer Nationalität, die sich auf 3394 Gemeinden verteilen. In 2679 Gemeinden ist die Organisation regelrecht, auf Grund der Statuten, durchgeführt. Man sieht also, daß sich die Fäden dieses Riesennetzes schon so ziemlich über ganz Ungarn ausbreiten. Nun dürfen wir nicht glauben, daß die Mitglieder der großen Idee des Volksvereins so ziel- und selbstbewußt anhangen, wie ihre deutschen Mitbrüder. Es ist vielfach nur eine große Schar Männer, die ihren Jahresbeitrag getreulich in die Vereinskasse abliefert. Ein starkes Heer, noch nicht ganz kampffähig: es fehlen die Führer, die Intelligenz. Diesem Mangel sucht die Leitung des Volkvereins durch Veranstaltung von Volksvereinsfragen behandelnden, wissenschaftlichen Vortragskursen für Gebildete und durch Abhalten von Agitations-, Belehrungs- und Aufklärungsversammlungen fürs gewöhnliche Volk abzuhelfen. Welch titanenhafte Arbeit in diesem Punkte geleistet wurde, geht klar aus der Tatsache hervor, daß die Zahl der zur Belehrung der Mitglieder und zur Besprechung der aktuellsten Gegenwartsfragen veranstalteten Versammlungen mehr als 10 000 beträgt. Wo die sieghaften Gedanken des Volksvereins nicht durchs lebendige Wort verbreitet werden können, dorthin werden sie durch gute Schriften getragen. Die „weißen Hefte“ des Volksvereins wurden im vergangenen Jahre in mehr als zweieinhalb Millionen Exemplaren verbreitet. Flugblätter und sonstige Drucksachen wurden 1 210 000 herausgegeben. Es ist selbstverständlich, daß diese Riesenarbeit nur durch eine tadellos funktionierende Zentralstelle geleitet werden kann. Dieselbe beschäftigt 14 fachmännisch gebildete Kräfte und ist ganz nach deutschem Muster eingerichtet. An der Spitze derselben steht der von den deutschen

[1] Obiger Artikel mußte wegen Raummangels längere Zeit zurückgestellt werden.

Katholikenversammlungen her auch dem deutschen Publikum wohlbekannte Prälat Dr. Alexander Ernst.

Angesichts dieser relativ überaus glänzenden Erfolge ist es sehr verständlich, wenn die Feinde Sturm blasen und einen Lärm schlagen, der den von Jericho noch übertrifft. Da sie die Tatsachen nun einmal nicht leugnen können, so unangenehm sie auch sein mögen, suchen sie, nach längst bekannter Methode, die katholische Volksvereinsbewegung als einen Faktor hinzustellen, der seine edelste Aufgabe darin erblickt, zwischen die friedlich nebeneinander lebenden Bürger den Keil des religiösen Gegensatzes und Hasses zu treiben.

Nun, das ist ein erfreulich Zeichen. Und die Führer der ungarischen Katholiken mögen daraus ersehen, daß sie auf dem rechten Pfade wandeln. „Voran auf diesem Pfade!" muß dem Losungswort sein für die Zukunft! Gewiß, wir haben vier Jahre gearbeitet und schöne Erfolge zu verzeichnen, aber der Gefahr, auf unseren Lorbeeren auszuruhen, müssen wir entrinnen. Im Regnum Marianum sieht es gar traurig aus. Die feindlichen Wasser gehen hoch. Das Ziel ist noch in weiter Ferne; es gibt noch viel zu tun. Ueber Nacht läßt sich keine Arche bauen.

Katholische Jugendpflege.

Von Max Bierbaum, Präses der Jünglingssodalität zu Emmerich am Rhein.

Man hat sie „die schwarzen Husaren" genannt. Nicht mit Unrecht. Um Neujahr 1912 haben sie wieder einmal gezeigt, daß die Bravour der Blücherschen Scharen in ihnen lebendig ist. Und auch die alte Parole „Vorwärts" wurde neu ausgegeben, die vor hundert Jahren Jungdeutschland begeisterte.

„Die schwarzen Husaren voraus!" So eröffnete Generalsekretär Mosterts den Instruktionskursus für Vorstände und Mitarbeiter katholischer Jünglingsvereinigungen, der erstmals in größerem Stil am 31. Dezember 1911 und 1. Januar 1912 in Düsseldorf tagte. Mehr als fünfhundert Vorstandsmitglieder hatten sich im großen Saal des Paulushauses eingefunden: junge Arbeiter, Handwerker, Kaufleute und Beamte. Die Vorträge dauerten während des ganzen Vor- und Nachmittags. Rauchen und Trinken war im Versammlungsraum nicht gestattet. Von draußen her aber lockten die Vergnügungen der Großstadt. Und doch glänzten vieler Augen, und vieler Hände glitten geschäftig über das Papier, um Gedanken und Wünsche festzuhalten. Als am zweiten Tage die Zeit knapp wurde, als gegen Mittag das Essen oder ein noch festgesetzter Vortrag zur Wahl gegeben wurde, da lautete die einstimmige Antwort in militärischer Kürze: „Suppe kalt werden lassen — Vortrag!"

Wenn nichts anderes geleistet worden wäre, das wäre schon des Guten genug gewesen, nämlich der tatsächlich erbrachte Beweis, daß unsere deutsche katholische Jugend noch Ideale in sich hat und für Ideale Opfer bringt. Deshalb mögen die Schwarzseher des Reiches mit ihren Klagen wieder etwas still werden. Der Pessimismus gegenüber der Jugend ist immer ein großes Stück Unkenntnis des Jugendlebens. Deshalb sagt er wegwerfend mit den Gefährten des Peter Moor, als sie die Küste von Südwest erblickten: Eines solchen Landes wegen so weit fahren!

Die erste Stelle nach dem Einleitungsvortrag des Generalsekretärs war der Behandlung der religiösen Aufgaben unserer Vereine eingeräumt. Die religiöse Arbeit der Mitglieder an sich und an anderen wurde als Krone und Stern der ganzen Vereinsarbeit bezeichnet, die festgegründete Glaubensüberzeugung als der fruchtbarste Untergrund jeglicher Jugendpflege nachgewiesen. Ganz mit Recht! Alle Charakterbildung, Körperkultur, nationale Erziehung bleiben Phrase und Schein, wenn ihnen das Felsenfundament der Religion fehlt. Ein vielgelesener protestantischer Pädagoge der Neuzeit urteilt: Die natürlichen Antriebe zum Guten bedürfen noch höherer Deutungen und Ausblicke, um der Gewalt der Leidenschaften und der Schwerkraft der Selbstsucht gewachsen zu sein. Und gerade die besten und stärksten unter den jungen Seelen sehnen sich nach dem Glauben an eine rein geistige Welt, an ein Reich der Vollendung, in dem alles zum Ganzen geworden ist, was hier nur Stückwerk bleibt. Aehnlich urteilt der bekannte Mediziner W. His, wo er die Ursachen und Heilmittel der modernen Volksseuche der Nervosität angibt. In seinem geistvollen Vortrag in der Berliner Medizinischen Gesellschaft vom 18. März 1908, der in Pädagogenkreisen wenig bekannt ist, gesteht His auf Grund eines historischen Rückblickes: Nicht der Kampf um das tägliche Brot, nicht die Unsicherheit der Existenz, nicht die Einseitigkeit und das Uebermaß intellektueller Arbeit zeugen die Nervosität, sondern der Mangel an idealen Gütern, die ausschließliche Richtung aufs Reale, der Subjektivismus, der alles und jedes nur auf die eigene Person bezieht, die Verfeinerung der Genüsse, das Raffinement der Umgebung. Deshalb leistet nach His vielleicht „das Höchste" in der Heilung jeglicher Nervosität und, was stets ein Teil von ihr ist, der Willensschwäche — der religiöse feste Glaube, das persönliche Schicksal in der Hand einer höheren, sittlichen Macht zu wissen. (Vgl. Deutsche medizinische Wochenschrift, Berlin 1908, Nr. 15.)

Unsere katholische Jugend lebt wegen ihrer beruflichen Tätigkeit nicht konfessionell abgeschlossen; deshalb wurde auch die Jugendbewegung außerhalb der katholischen Kirche vorgestellt, um von ihr zu lernen oder um sie zu bekämpfen. Die Betrachtung der Tätigkeit der protestantischen, jüdischen, interkonfessionellen und sozialdemokratischen Jugendorganisationen mußte jeden davon überzeugen, daß heute mehr als früher der alte Grundsatz in Ehren ist: Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft! Unsere Prinzipien für die Stellung zu den nichtkatholischen Jugendorganisationen sind und müssen bleiben: 1. die gläubigen Organisationen verdienen unsere Sympathie; 2. die religiös indifferenten können nicht als vollwertig angesehen werden, denn „entweder erkennen sie den Kern der Religion nicht an und dann stehen sie uns grundsätzlich entgegen, oder sie schalten die Religion praktisch aus, und das hat für die Jugend große Bedenken"; 3. die zum Unglauben oder zur Revolution führenden Organisationen werden von uns aufs schärfste bekämpft. Leider mußte das Referat über „Jugendverein und Turnverein" wegen Zeitmangels ausfallen. Doch wurde der Leitsatz angegeben: Wo den Mitgliedern keine Gelegenheit zum Turnen im eigenen Verein geboten ist, können sie sich gutgeleiteten Turnvereinen anschließen. Solche klaren, festen Grundsätze halten die Jugend frei von zu ängstlicher konfessioneller Abschließung, aber auch von jeder Verwässerung des religiösen Denkens und Lebens. Virtus in medio!

Daß die Körperpflege, als wichtiges Mittel zu nationaler Erziehung, auf dem Kursus nicht vergessen wurde, ist wohl selbstverständlich. Gegenüber den sozialdemokratischen Anwürfen wegen angeblichen Tiefstandes unserer Vereinsfeste wurden wertvolle Anregungen zur künstlerischen Hebung und Ausgestaltung der Unterhaltungsprogramme gegeben.

Und endlich das Resultat des ganzen Instruktionskursus? — Kurz gesagt: Unsere schwarzen Husaren marschieren vorwärts auf katholischem Boden, nach einem festen, klaren Plan, unter erprobter Führung! Dieser Erfolg ist nicht zum kleinsten Teil dem Generalsekretariat der katholischen Jugendvereinigungen Deutschlands unter Leitung des Generalsekretärs C. Mosterts in Düsseldorf zu verdanken. Es besteht erst wenige Jahre; aber schon hat es sich durch seine literarische Tätigkeit, seine Auskunftsstelle, seine Redner und nicht zuletzt durch die Veranstaltungen gemeinschaftlicher Arbeiten und Kurse das Recht auf einen Führerposten in der katholischen Jugendbewegung erworben. Möge dieses Recht gekrönt werden durch das Vertrauen und die Unterstützung aller jener, die in der katholischen Jugendpflege apostolische und nationale Arbeit erkennen.

Zum Gedanken der Missionsfeste.

Von P. Johann Pietsch, O. M. I., Hünfeld.

Den Bericht aus der Feder des Pfarrers Oster über das Missionsfest in M.Gladbach („Allgemeine Rundschau" Nr. 1, 1912, S. 11) wird jeder Missionsfreund mit großer Freude gelesen haben. Wenn in Zukunft ein Missionsfest das andere übertrifft, wie bisher, dann steht uns ja noch Großes bevor. Meines Erachtens muß aber besonders dafür gesorgt werden, daß die am Missionsfeste entfachte Begeisterung nicht wieder einschläft. Ich möchte hier an die Mahnung erinnern, die eine Missionszeitschrift nach dem Fuldaer Feste gab: „Das Missionsfest ist vorüber, andere und anders geartete Feste werden versuchen, darüber den Schleier der Vergessenheit zu ziehen, aber ein Missionsfest darf ebensowenig wie eine Volksmission ein Strohfeuer sein. Es wäre ganz verfehlt, wollte man bei dieser Gelegenheit bloß auf eine möglichst hohe Summe von Missionsalmosen hinzielen, nein, der Hauptnutzen wird erstens ein regeres Interesse sein müssen am Missionswerk und zweitens ein nachhaltigerer Ausbau der Missions-Organisationen in der Heimat."

Als Hilfsmittel, um diesen dauernden Erfolg zu erzielen, muß man wohl auch die Literatur einstellen, zuerst die periodisch erscheinende der Missionszeitschriften, und zwar dadurch, daß man das Abonnement auf dieselben ganz besonders empfiehlt und womöglich gleich an dem Tage selbst einleitet, dann aber auch die Buch- und besonders die Broschüren-Literatur. Was letztere betrifft, so glaube ich, würden die betreffenden Bändchen der Sammlung: „Blüten und Früchte vom heimatlichen und auswärtigen Missionsfelde" gute Dienste leisten. In M.Gladbach sind beim Missionsfeste nicht weniger als 680 Exemplare von den beiden ersten Nummern verkauft worden.

Der Titel des ersten Bändchens lautet: „Gehet hin und lehret alle Völker! Von Joh. Wallenborn Obl. M. I., dem Herausgeber der Serie. In 5 Kapiteln (Das Kostbarste auf der Welt = die menschliche Seele, berufen zur ewigen Anschauung Gottes im Himmel — Wie sind die Heiden in Wirklichkeit? = erlösungs-

bedürftig und erlösungsfähig — Die Missionspflicht der Katholiken — Kümmere dich darum! = suche das Missionswerk kennen zu lernen — Ein Tag aus dem Leben eines Probeheftes) sind eine kleine Summe dessen, was sich über Wesen, Grund und Ziel der Mission, sowie über die Missionspflicht sagen läßt. Das zweite Bändchen vom selben Verfasser: „Vom Reisekoffer, der gerne in die Missionen gegangen wäre" enthält die Geschichte eines außergewöhnlichen Missionsberufes.

Die beiden Nummern eignen sich vorzüglich zur Massenverbreitung bei Missionsfesten und ähnlichen Veranstaltungen. Besonders das erste Bändchen fixiert und vertieft die Ausführungen des Redners im Gedächtnisse seiner Zuhörer, sodaß der Eindruck seiner Rede nicht mit dem Abend aufhört, an dem er gesprochen. Verfasser versteht es ausgezeichnet, in packender, origineller und humorvoller Weise auch dem Manne aus dem Volke die höchsten Wahrheiten mundgerecht zu machen, dabei bietet er aber auch dem Gebildeten und besonders dem Theologen Stoff genug zum Weiterdenken. Es ist dies in einer ganzen Reihe von Zeitschriften und Zeitungen bestätigt worden. „Wer die schmucken Bändchen mit ihrem fesselnden Bild auf dem gelben Umschlag sieht", heißt es sehr oft, „greift unwillkürlich danach. Hat er einmal einige Seiten gelesen, so zwingt ihn die frische, originelle und humorvolle Schreibweise des Autors sicher zum Weiterlesen." Ein nicht zu verachtender Beweis für die Gediegenheit der Sammlung ist ferner der Umstand, daß kaum nach vier Monaten die erste Auflage vergriffen ist; die zweite wird noch im Laufe des Januar erscheinen.

In einigen Wochen erscheint auch Nummer 4 der Sammlung: „Maddu, die Geschichte eines Heiligtums in den Urwäldern Ceylons" von P. Robert Streit Obl. M. I. In Vorbereitung sind ferner eine Reihe weiterer Abhandlungen über das Missionswerk, von denen die eine oder andere noch in diesem Jahre in Druck gehen werden. Wie es im Geleitwort heißt, will die neue Sammlung „allen Kreisen des katholischen Volkes zur Vertiefung des Glaubenslebens darbieten, was Volks- und Heidenmissionare auf dem großen Acker Gottes säen und ernten. Eine Anzahl Bändchen wird nach und nach das ganze Thema der Heidenmission behandeln, sei es nun in Abhandlungen oder in Biographien, Erzählungen, Beschreibungen fremder Länder und Völker usw. Andere Nummern bringen packende, auf eigenen Erlebnissen beruhende Erzählungen aus unseren Volksmissionen und wollen in bescheidenem Maße mitarbeiten als kleine Volksmissionare an der Heilung der Schäden im sozialen und religiösen Leben der Gegenwart.

Bei der gediegenen Ausstattung ist der Preis des Bändchens für 30 Pfg. wirklich gering zu nennen. Der Verlag: Fuldaer Aktiendruckerei, Fulda, ist gern bereit, dieselben zur Ansicht zu übersenden.

Meine „Umtriebe" in der Studentenschaft.

Von Dr. Karl Sonnenschein, M.Gladbach.

In den „Münchner Neuesten Nachrichten" ist am 10. Januar 1912 ein anonymer Artikel erschienen, der unter dem Titel „Klerikale Umtriebe in der Studentenschaft" mich und die von mir geförderte sozialstudentische Bewegung in der schärfsten Weise angreift. Der Artikelschreiber macht mir den Vorwurf des „Klerikalen Machthungers", der „Zentrumspropaganda" und der „Religiösen Verhetzung" in neutralen Organisationen, die „unter dem Deckmantel freier Religionsübung und sozialer Hilfstätigkeit" erfolge. Des weiteren wirft er mir vor, daß ich mit doppelten Karten spiele und in der einen Versammlung mir den Anschein gebe, Dinge zu verteidigen, gegen die ich in der andern Versammlung losziehe. An der Hand von Notizen, die der Artikelschreiber in einer meiner Versammlungen gemacht haben will, „enthüllt" er die „wahren Ziele" des von mir geleiteten Sekretariates sozialer Studentenarbeit. Da es mir nicht einerlei ist, ob derartige Anklagen ihr Publikum finden, so halte ich es für zweckmäßig, etwas eingehender die in den „Münchner Neuesten Nachrichten" erhobenen Anwürfe zu beleuchten.

Der Sachverhalt ist folgender: Ich habe am 8. November 1911 auf Einladung der Münchener Freistudentenschaft beim 2. Bayerischen Freistudententag in München, auf welchem außer mir noch die beiden Politiker Dr. Quidde von der demokratischen Partei und Chefredakteur Adolf Müller von der sozialdemokratischen Partei sprachen, über das Thema: „Soziale Arbeitsämter und semestrale Arbeiterunterrichtskurse" referiert. Am folgenden Abend habe ich über „Die sozialen Pflichten des katholischen Akademikers" in einer katholischen Akademikerversammlung geredet. Dort sprach gleichzeitig mit mir mein Freund, Herr Stadtpfarrprediger Stipberger. Diese beiden Versammlungen sind der Gegenstand der oben formulierten Anklagen. Während ich in der freistudentischen Versammlung mir den Anschein gegeben haben soll, als ob ich mit ganzer Seele bei der neutralen sozialen Arbeit der Studentenschaft sei, soll ich in der katholischen Versammlung das Gegenteil gesagt und die Nichtswürdigkeit der neutralen sozialstudentischen Betätigung in hetzerischer Weise dargetan haben. Ich hätte dort für eine Klarstellung plädiert, zwischen christlichgesinnten und linksliberal-sozialistisch Unterrichtenden. Ich hätte erklärt: „Wir wollen keine neutrale Arbeit". Wie auf politischem, so müßten wir auch auf sozialstudentischem Gebiete den Rechtsblock gegen den Linksblock setzen.

Ehe ich auf die sachliche Seite dieser Polemik eingehe, bemerke ich zu den Zitaten des Artikelschreibers, daß ich billig darüber staunen muß, wie ein Universitätsstudierender (die „Münchner Neuesten Nachrichten" bezeichnen die Zuschrift als „aus studentischen Kreisen" kommend) derartige hilflose, stellenweise falsche Notizen als Wiedergabe der Gedanken meines Vortrages hinstellen kann. Einige Partien sind direkt unverständlich. Ich soll gesagt haben: „Wir müssen konfessionell sein, je nachdem es unsere Freunde sind." Mir ist bis heute noch nicht klar, was das bedeuten soll. Ich soll gesagt haben: „Wir wollen keine neutrale Arbeit." Das Zitat ist direkt falsch. Ich soll gesagt haben: „Der Großblock trachte mit Gründen des Wissens unsere Ideale zu untergraben." Hält der Artikelschreiber mich wirklich für so blöde, daß ich derartig ungereimtes Zeug rede?

Doch zur Sache. Was habe ich an den beiden Abenden ausgeführt? In der freistudentischen Versammlung führte die Behandlung der studentischen Arbeiterunterrichtskurse den ernsten Referenten naturgemäß zu der Frage der Eingliederung dieser neutralen Kurstätigkeit in das und damit zur Stellung neutraler Arbeit überhaupt in dem sozialstudentischen Programm. Ich habe hierzu ausgeführt, daß die neutrale Arbeit ihren Platz innerhalb der sozialstudentischen Bewegung einnimmt, daß wir, Anhänger der verschiedensten Gruppen, diese gemeinsame Arbeit loyal fördern und pflegen wollen, und daß ich persönlich mich für das neutrale Arbeitsgebiet, auch um den Preis des Widerspruchs mit Freunden im eigenen Lager, eingesetzt habe und einsetzen werde. Ich habe dann weiter die Frage erhoben, ob ernste soziale Arbeit des Studenten, auch auf dem Unterrichtsgebiet, mit der Beschränkung auf das neutrale Gebiet abgetan sein könne, und habe hervorgehoben, daß, meiner Ansicht nach, die sozialstudentische Arbeit selbst zu Problemen führt, denen gegenüber eine Neutralität Aufgabe geistiger Bewegungsfreiheit und Verzicht auf Kräfteentfaltung ist. Ein ganz eminentes Beispiel für dieses naturgemäße Emporwachsen neuer Probleme in Gefolgschaft geleisteter sozialer Arbeit ist die Stellung, die der denkende Unterrichtserteiler im studentischen Arbeiterunterrichtsbetrieb zur Bildungsfrage anzunehmen gezwungen ist. Will ich nur mechanische Bildungsvermittlung? Oder will ich die Wiedererweckung des Vertrauens handarbeitender Volksgenossen zu Gebildeten und Besitzenden? Wo sind die Grenzen einer vernünftigen Bildungsvermittlung? Die Anpassung an die organischen Bedürfnisse? Reicht Bildungsvermittlung aus, oder ist das Beispiel hinreißender Pflichterfüllung seitens der Jugend der gebildeten und besitzenden Stände notwendig? Dieses Problem rollt die Arbeit auf. Jede Gruppe löst es anders. Die eine geht vom liberalen Bildungsgedanken, die zweite vom sozialistischen Klassengedanken, die dritte vom christlichen Erziehungsgedanken aus. Durch derartige Probleme ist eine Umgrenzung der Neutralität gegeben. Die neutrale Arbeit ist wertvoll und soll weitergepflegt werden. Sie beherrscht aber weder das studentische Gesichtsfeld im allgemeinen noch das sozialstudentische Gesichtsfeld im besonderen. Wenn der Artikelschreiber der „Münchner Neuesten Nachrichten" diese Gedankengänge, die auf dem Freistudententag am Schlusse der Versammlung und nach der Versammlung zu hochinteressanten loyalen Debatten führten, sich die Mühe gegeben hätte anzuhören und zu überdenken, würde er nicht den Vorwurf erheben können, daß ich am folgenden

Abend in einer katholischen Akademikerversammlung im Gegensatz zu den früheren Ausführungen die wahren Ziele meiner Bestrebungen enthüllt habe. Zu enthüllen war nichts. Die Ausführungen des zweiten Abends sind im wesentlichen am ersten Abend bereits gemacht worden. Natürlich erforderte die Formulierung des zweiten Themas eine eingehendere Behandlung der nicht neutralen Arbeitsarten, als es für den ersten Abend gewünscht und durch die Sache gegeben war. So habe ich auch am zweiten Abend wieder ausdrücklich festgestellt, wie das Sekretariat sozialer Studentenarbeit zu den verschiedenen Arbeitsarten steht. Ich darf das vielleicht mit den Worten wiedergeben, die Nr. 7 der „Sozialen Studentenblätter 1911", Seite 161—162, in einer besonderen Erklärung formuliert:

„In unser Aufgabengebiet fällt also ebenso die neutrale Arbeitsgelegenheit, wie das interkonfessionelle Betätigungsfeld wie schließlich das konfessionelle Gebiet. Innerhalb der ersten Gruppe fördern wir planmäßig die Teilnahme an semestralen Arbeiterkursen, Besichtigungen in Universitätsstädten, nationalökonomischen Vorlesungen und Seminarübungen, freistudentischen Vortragsgelegenheiten, Jugendgerichtspflege, Volkskunstförderung, Turnveranstaltungen; innerhalb der zweiten Gruppe die Teilnahme an heimatlichen Arbeiterkursen, Volksbildungsabenden, städtischer Armenpflege, Kunstausstellungen, Jugendfürsorge; innerhalb der dritten Gruppe die Teilnahme an Vinzenzarbeit, Sozialcaritativen Vereinen, Sozialen Ferienvereinigungen, Leseabenden, Bibliotheksarbeit, Theaterwesen, Versammlungen und Arbeit der örtlichen Vereine, Vortrags- und Besichtigungsgelegenheit der Korporationen, Gemeinschaftsarbeit und Residenzarbeit. Die hiermit gegebene Aufzählung ist weder vollständig noch exklusiv. Neue Möglichkeiten eröffnen sich Tag für Tag, und je nach örtlichen Verhältnissen wechselt auch die Zugehörigkeit einer bestimmten Arbeitsmöglichkeit von Gruppe zu Gruppe. Uns liegt am Anschluß der mit uns arbeitenden Studenten an das gesamte obengezeichnete dreifache Arbeitsgebiet, und wir sind nicht geneigt, uns durch eine Hetze, von wo immer sie komme, aus einem dieser Gebiete herausdrängen zu lassen. Wir fühlen uns voll und ganz auf jedem derselben heimatberechtigt. Das gilt für das große Gebiet der allgemeinen, mit sämtlichen Organisationen der deutschen Handarbeitenden in Verbindung stehenden sozialstudentischen Arbeit, auf dem sich zu betätigen wir unsere Freunde nicht müde zu werden mahnen. Das gilt von der Tätigkeit, die sich an die positiven Gruppen unseres Volkstums anlehnt, an Gruppen, denen wir uns in besonderer Weise als den Trägern unserer vaterländischen Regeneration und als den mutigen Vorkämpfern des von uns vertretenen Versöhnungsgedankens innerhalb der Nation für verpflichtet erachten. Das gilt von den Arbeitsgelegenheiten innerhalb des katholischen sozialen Organisationswesens, das die Absenz der Gebildeten mit Recht über alle Maßen beklagt, und das mitebenso viel Recht von diesen Gebildeten lebendigste Mitarbeit fordert.

Ueber diese Arbeit hinaus wirken wir sodann mit Hingabe und Plan an der sozialen Erweckung der Kommilitonen der anderen Geistesstrebungen und Volksgruppen nach Kräften mit. Dem Einsichtigen und Vaterlandergebenen kann die Weckung eines Drittels der Nation und eines Viertels der Bildungsschicht nicht als ausreichend erscheinen. Es tut soziales Verständnis und kraftvoller Gemeinschaftssinn überall not."

Mit dieser Klarstellung unserer Arbeitsziele ist deren Weite und Begrenzung gleichzeitig gegeben. Beide liegen in der Natur der Sache und brauchen für den Verständigen und um die Sache Interessierten weder Erklärung noch Rechtfertigung. Bedürfte es übrigens letzterer, so würde die dreijährige von uns geleistete Arbeit, deren Spiegelbild diese Zeitschrift ist, genügend für uns sprechen.

Damit fällt der ganze Angriff in den „Münchner Neuesten Nachrichten" in sich selbst zusammen. Gewiß habe ich in der katholischen Akademikerversammlung von der bedrohlichen Abstinenz unserer Gebildeten in unserem sozialen Vereinsleben und von Ueberlastung der Seelsorgsgeistlichen durch derartige Vereinstätigkeit gesprochen. Gewiß habe ich Vinzenzarbeit, Einleben in unsere Vereine, Gemeinschaftsarbeit im Gesellenhaus und die verschiedenen Arten der Residenzarbeit auf das wärmste empfohlen. Gewiß habe ich der 159 heimatlichen Arbeiterkurse gedacht, die unsere Freunde in den Herbstferien im Anschluß an Gruppen der christlich-nationalen Arbeiterbewegung gegründet und durchgeführt haben. Gewiß habe ich schließlich noch unter dem Eindruck des letzten Abends davon gesprochen, wie jeder Schritt weiter in das Land der sozialen Praxis den Gebildeten vor die Frage stelle, ob er eine Arbeit im linksliberal-sozialistischen oder im christlich-nationalen Sinne entfalten wolle, und habe gesagt, daß uns auch auf sozialem Gebiete die Gruppierung, die heute beide Gebiete des geistigen und öffentlichen Lebens beherrscht, in die Rechts- und Linksstehenden nicht erspart bleibe, daß vielmehr diese Gruppierung das nächste Jahrzehnt unserer akademischen Entwicklung wuchtig beeinflussen und prägen werde. Gewiß habe ich gesagt, daß wir vor Kämpfen stehen. Aber alles das habe ich im wesentlichen und in seinen schärfsten Pointen auch am Abend vorher gesagt, und ich habe mich gerade in der freistudentischen Versammlung in dieser Auffassung eines Nebeneinanders von neutraler und nichtneutraler studentischer Entwicklung einig gesehen mit Universitätsstudenten, die mir in Weltanschauungs- und Parteifragen ideell und bewußt auf das schärfste gegenüberstehen, mit mir aber in dieser Auffassung der Lage und der Problemstellung vollständig d'accord sind.

Wozu also der klägliche Vorwurf, ich versuchte in neutralen Organisationen heuchlerischerweise religiöse Verhetzung und Zentrumspropaganda zu treiben. Wenn ich Zentrumspropaganda treiben wollte, so würde ich das mit offenem Visier tun, und ich würde mich in keiner schlechten Gesellschaft befinden. Denn ich kenne keine Ideen- und Parteigruppe des modernen Lebens, die nicht in den letzten zehn Jahren mit bewußter Planmäßigkeit und hohen Sinnes Fühlung zu den Hochschulen Deutschlands zu gewinnen oder zu behalten sucht. Referenten des gleichen Freistudententages waren mit mir meine politischen Gegner Dr. Quidde und Adolf Müller. Der Artikelschreiber der „Münchner Neuesten Nachrichten" will mich ausweisen. Welches Los wird Dr. Quidde und Adolf Müller treffen? Welches Los Naumann, Südekum, Bernstein, Korell? Aber ich will keine Zentrumspropaganda in Universitätsstädten betreiben, nicht weil mir dazu die Ehrlichkeit und der Mut fehlte, sondern weil ich mich auf mein Arbeitsgebiet mit Bewußtsein beschränken will. Ich will sozialstudentische Arbeit, und was ich in München gesagt habe, liegt bis zum letzten Zuge auf diesem Gebiete. Der Artikelschreiber der „Münchner Neuesten Nachrichten" wird sich vergeblich bemühen, mir Zentrumspropaganda nachzuweisen.

Wozu die törichte Bemerkung, „ich suche die freistudentischen Arbeiterunterrichtskurse klerikalem Machthunger dienstbar zu machen", nachdem ich in München für diese Kurse Referat halte und mich einsetze, nachdem ich meine Freunde in den „Studentenblättern" und bei der Agitation bitte, den neutralen semestralen Arbeiterunterrichtskursen ihre Mitarbeit zuzuwenden. Woher nimmt der Artikelschreiber die Unverfrorenheit, dem zum Trotz, mich der Feindschaft gegen diese Kurse zu bezichtigen. Die von ihm gemachten und verwandten konfusen Notizen berechtigen ihn zu bescheidener Nachprüfung meiner Gedankengänge, nicht zur Erhebung solcher Anklagen, dazu noch in dem üblichen Ton der abgegriffenen Agitationswörter dritten oder vierten Ranges. Solche Art zu polemisieren ist der akademischen Welt und erst recht der akademischen Jugend Münchens unwürdig.

Damit ist für mich die Angelegenheit erledigt. Es wäre besser gewesen, der Artikelschreiber der „Münchner Neuesten Nachrichten" würde helfen, daß die Arbeit gefördert wird, die Arbeit der einzelnen Gruppen ebenso wie die gemeinsame Orientierung der gesamten Studentenschaft. Deutschlands Zukunft hängt an der Erziehung seiner Jugend. Daß wir diese so schmählich und so hilflos ihrer akademischen Abstraktheit, ihrer feudalen Volksfremdheit, ihrer jugendlichen Unfertigkeit überlassen, ist Grund genug für alle entschlossenen Männer, neben die offizielle Arbeit deutscher Universitäten, die wir hoch werten, die aber allein nicht ausreicht, die Erziehungsarbeit, die aus dem Volkstum und aus den Männern der Wirklichkeit zur akademischen Welt emporwächst, zu stellen. Das ist das trojanische Roß, von dem ich in der Akademikerversammlung gesagt habe, daß es, wenn ich recht sehe, bereits mitten im Troja des deutschen Studententums steht, aus dem sich bereits in allen studentischen Gruppen, scheint mir, die entschlossensten, idealsten und zukunftsfrohesten akademischen Kämpfer anschicken, in die weite akademische Tempelwelt einzuziehen. Das sind nicht „klerikale Umtriebe" und „heimliche Treibereien", das ist stille, aber aufrichtige Geistesarbeit, die sich ihr Feld erobert. Jeder Angriff gegen uns wird beantwortet mit dem Gegenruf: „Nun erst recht!"

„Der Herr der Welt".

Das ist der Titel eines Romans, der vor mehr als drei Jahren von dem jetzt 40jährigen englischen Priester Robert Hugh Benson, einem 1903 katholisch gewordenen Sohne des anglikanischen Erzbischofs von Canterbury, herausgegeben und dann von H. M. v. Lama gewandt ins Deutsche übersetzt wurde (erschienen im „Deutschen Hausschatz" 1909/10 und 1911 in Buchausgabe bei Pustet in Regensburg). Ich habe an anderer Stelle (Literarische Beilage der „Kölnischen Volkszeitung" Nr. 21 vom 25. Mai 1911) eine Analyse dieses merkwürdigen Buches gegeben und mein Bedauern ausgedrückt, daß ein Schriftsteller, der wiederholt seine hervorragende Befähigung für den historischen Roman bewiesen hat, einen solchen „Zukunftsroman" schreiben konnte. Ich erhielt sofort einen englischen Brief mit den Sätzen: „Benson ist ein Engländer, denkt und schreibt wie ein Engländer. Ihr Deutschen seid einfach überkritisch, oft ungerecht, und kennt keine andere Welt als die literarische." Selbstverständlich mache ich die Engländer nicht für diesen Gefühlsausbruch verantwortlich, bin auch überzeugt, daß es sehr viele Engländer gibt, die anders „denken und schreiben". Sonst ist mir fast nichts von Kritik meiner Ausführungen begegnet, wohl aber habe ich in verschiedenen deutschen Zeitschriften fast uneingeschränkte Lobeserhebungen für den „Herrn der Welt" gelesen. Das gibt mir den Anlaß, in der „Allgemeinen Rundschau" auf das Buch zurückzukommen. Als Grundlage für die Beurteilung des stofflichen Inhalts (nicht des künstlerischen Wertes) einige Züge des Bildes, welches nach Bensons Schilderung die Welt bei Beginn des dritten Jahrtausends n. Chr. zeigen wird. Die beigefügten Seitenzahlen beziehen sich auf den Druck im „Deutschen Hausschatz", da mir die Buchausgabe augenblicklich nicht zur Hand ist.

Der Erdball hat nur noch drei Staatengruppen: Europa nebst Afrika, Amerika, Asien nebst Australien, und über allen dreien erhebt sich die antichristliche Figur eines Herrn Julian Felsenburgh, der ganz friedlich die Weltpräsidentschaft bekommt und sich als Gott verehren läßt. Bei großer materieller Wohlfahrt haben der „Humanitarianismus" und „die Religion des Ostens" über das Christentum gesiegt. Der Protestantismus ist „tot", der Katholizismus fast verschwunden (das Maximum erweist noch Amerika mit ganzen 2,5 Prozent), mit zwei Ausnahmen:

„Rom war gänzlich jenem alten Mann im weißen Talar überlassen und hatte dafür sämtliche Pfarrkirchen und Kathedralen Italiens in Tausch gegeben (in dem „Hausschatz" steht „genommen", in der Buchausgabe zweifellos richtig in „gegeben" verändert). Irland hatte, nachdem es sich selbst zur eigenen Verwaltung überlassen worden war, sich für den Katholizismus erklärt. England hatte lachend seine Einwilligung gegeben; war es doch durch die unmittelbare Uebersiedlung der Hälfte seiner katholischen Bevölkerung nach jener Insel befreit von einer beträchtlichen Quantität Gärungsstoffes (408) . . . . Papa Angelikus (der vorletzte Papst Johann XXIV.) war es gewesen, der jene außerordentliche Politik, die Kirchen ganz Italiens gegen Einräumung der weltlichen Herrschaft über Rom an die Regierung auszuliefern, zur Durchführung gebracht, und der es sich seitdem zum Ziele gesetzt hatte, Rom zu einer Stadt der Heiligen zu machen . . . . Er hatte die elektrischen Straßenbahnen, die Flugschiffe, Laboratorien und Fabrikgebäude entfernen lassen, mit dem Bemerken, daß es in den Vorstädten Platz genug für sie gebe. Er gestattete keinem Manne unter 50 Jahren, mehr als einen Monat des Jahres innerhalb der Mauern zu wohnen; ausgenommen war nur, wer spezielle Erlaubnis erhielt. Den Leoninischen Stadtteil hatte er gänzlich zu seiner eigenen Verfügung zurückbehalten (567)... Außerhalb der Mauern . . . . standen die großen Fabriken usw., alle zwar unter weltlicher Herrschaft, doch inmitten einer Bevölkerung von sechs Millionen Seelen, die lediglich aus Liebe zur Religion hier lebten. Sie waren es, die das moderne Leben aufgegeben, vor dem neuen System sich geflüchtet und bei der Kirche Zuflucht gefunden hatten, aber nicht die Erlaubnis erhalten konnten, in der Stadt selbst zu wohnen" (601).

Zu diesem Papa Angelikus — Benson begeht die bedauerliche Geschmacklosigkeit zu bemerken, er habe „außergewöhnliche Augen" gehabt, „Augen, die an das erinnerten, was Historiker von Pius X. erzählen" — kommt sein späterer Nachfolger Sylvester III., der Engländer Percy Franklin, und hält ihm einen Vortrag, beginnend mit einer Lobrede auf die „Zunahme der Zentralisation seitens der Kirche":

„Durch die Weisheit ihrer von dem Allmächtigen geleiteten Päpste waren die Maschen von Jahr zu Jahr enger gezogen worden. Zum Beweise nannte er die Abschaffung aller lokalen Gebräuche, einschließlich jener vom Orient so lange gepflegten . . . . dann die zwangsweise Verschmelzung aller Bettelorden in einen; aller Mönche (mit Ausnahme der Karthäuser, Karmeliten und Trappisten in einen anderen, und diese drei ausgenommen wieder in einen dritten und endlich die Klassifizierung der weiblichen Orden nach demselben Plane" (568).

Herr Percy Franklin entwickelt dann dem Papste seinen Gedanken „eines neuen Ordens, ohne Habit und Tonsur, nur Eurer Heiligkeit unterworfen, freier als die Jesuiten, ärmer als die Franziskaner, an Abtötung noch die Karthäuser übertreffend. Männer und Frauen sich gleichstehend, die drei Gelübde mit dem Verlangen nach dem Martyrium dazu" (570). Der Papst nimmt den Plan an und der neue Orden wird „mit nahezu wunderbarem Erfolge" gegründet:

„Tatsächlich hatte sich ganz Rom mit seinen Vorstädten, drei Millionen insgesamt, nach St. Peter, wo die Eintragung vorgenommen wurde, hingedrängt. Die Anforderungen waren so strenge, als die Umstände es gestatteten. Nur einem Drittel der um Aufnahme Bittenden [also der Kleinigkeit einer Million!] war diese gewährt worden. . . . Tausende von Familien hatten freiwillig die sie umgebenden menschlichen Bande gelöst. Die Männer hatten ihren Weg nach den für sie bestimmten geräumigen Gebäuden auf dem Quirinal eingeschlagen, Ehefrauen nach dem Aventin, während die Kinder den St. Vinzenzschwestern zugeströmt waren, welche auf Befehl des Papstes zu deren Unterbringung drei Straßen angewiesen bekommen hatten. Allenthalben stiegen Rauchwolken auf, wo infolge des Gelübdes der Armut nutzlos gewordenes Hauseigentum von den einstigen Besitzern zerstört wurde" (646).

Leider hilft auch der neue Orden nicht auf die Dauer; Herr Felsenburgh läßt Rom durch 100 Luftschiffe mit Explosionsstoffen zerstören — „fünf Minuten nach dem ersten Krachen war die Sache erledigt" —; glücklicherweise sind noch drei Kardinäle am Leben, darunter Percy Franklin, der zum Papst gewählt wird, seinen Wohnsitz in Palästina nimmt und ein Konzil beruft. Nun schickt Herr Felsenburgh 120 Luftschiffe, aber gerade als sie ankamen, geht die Welt unter!

Ich habe aus dem vielen Wunderbaren, das Bensons Buch bietet, nur einige der allerwunderbarsten Dinge herausgegriffen, und eigentlich sollten sie genügen. Die im Druck hervorgehobenen Sätze über den Verkauf der italienischen Kirchen als Preis für die Teritorialsouveränität über Rom habe ich drei Theologen vorgelegt, einem Dogmatiker, einem Kirchenrechtler und einem bekannten Ordensgeistlichen — alle drei äußerten sich in den schärfsten Wendungen. Aber weite Leserkreise verfügen nicht über die Nüchternheit, mit welcher diese Herren solche Exzesse beurteilen und lassen sich von den Zukunftsbildern Bensons hypnotisieren. Die Zukunft ist das Land der Träume, und der Mensch träumt gern von kommenden Zeiten, erst recht wenn ihm die Gegenwart nicht gefällt. Wie Bellamy und Genossen, findet auch Benson sein Publikum, ein um so größeres, weil er bereits einen Ruf hat und über Geist, Kenntnisse und eine sehr gewandte Feder verfügt. Ich gestehe offen: Stellen, wie die Luftfahrt Percy Franklins von Rom nach London, wie der Uebergang Mabels in das Jenseits und die grandiose Ausmalung der Szenerie vor dem Weltuntergang haben auch mich hingerissen und mich doppelt bedauern lassen, daß ein Schriftsteller wie Benson auf solche Irrwege geraten ist. Aber das ästhetische Behagen an seiner Gestaltungskraft darf nicht über die Nachtseiten seines Buches hinwegtäuschen: Es ist ein Evangelium des Pessimismus, der alles verloren gibt und schließlich nur noch auf das Weltende rechnet, und das Hohelied des kirchlichen Absolutismus, für den das Recht, speziell das Kirchenrecht, die Freiheit, die bestehenden Verhältnisse nicht vorhanden sind, ein goldenes Buch für die Quietisten, welche die Hände in den Schoß legen, und für die Freunde der unbedingtesten Zentralisation im Stil gewisser italienischer und sonstiger Blätter. Ob Benson dies einsehen, ob er aus den Nebelbildern einer grotesk ausgemalten Zukunft den Rückweg zu den Realitäten des Lebens finden wird? Für seine Freunde wäre es wahrlich der Mühe wert, wenn sie diesem genialen Manne diesen Weg zu erleichtern versuchen wollten.

Bonn. Dr. Hermann Cardauns.

Vom Büchertisch.

Ludwig Windthorst. Ein Lebensbild. Unter diesem Titel hat die Herdersche Verlagshandlung zum 100. Geburtstage Windthorsts einen Sonderabdruck des Staatslexikon-Artikels Dr. Julius Bachems herstellen lassen. Das durch seine solide, einfache Ausstattung vornehm wirkende Werkchen ist infolge seines billigen Preises (25 Pfg.) zur Massenverbreitung sehr geeignet. Im Gegensatz zu den Jahren nach Windthorsts Tod, in denen eine ganze Anzahl von kleineren Schriften über Windthorst erschienen ist (Menzenbach, Silvanus, Majunke, Schädler, Cardauns u. a.), fehlte in den letzten Jahren eine handliche, billige und dabei doch gute Windthorstbiographie. Diese Lücke ist jetzt ausgefüllt. Justizrat Dr. Julius Bachem, der langjährige Redakteur der „Kölnischen Volkszeitung", der noch lange mit Windthorst persönlich verkehrt und die für uns Katholiken so wichtigen Jahre des Kulturkampfes, in die ja das Schwergewicht von Windthorsts öffentlicher Tätigkeit fällt, miterlebt hat, schildert uns (unter Berücksichtigung auch der letzten Neuerscheinungen) zuerst in großen Zügen die Jugend und die Tätigkeit der „Perle von Meppen" in Hannover, und geht dann auf Windthorsts Wirksamkeit unter der preußischen Herrschaft näher ein. In feiner, niemals verletzender Art widerlegt er die Angriffe gegen Windthorsts nationalen und religiösen Standpunkt und belegt seine Ausführungen häufig mit Zugeständnissen aus dem Munde der Gegner. In die Nutzanwendung, daß die „Zentrumsfraktionen des Deutschen Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses nur in dem verständnisvollen Festhalten an den Windthorstschen Ueberlieferungen die Position dauernd werden behaupten können, welche er an erster Stelle und mehr als irgendein anderer diesen parlamentarischen Gruppen geschaffen hat" (S. 28), läßt Bachem seine von aufrichtiger Verehrung für die kleine Exzellenz getragenen Ausführungen ausklingen. — Wenn ich etwas an dem liebenswürdigen Werkchen auszusetzen hätte, so wäre es nur das Fehlen eines Porträts Windthorsts und der Mangel einer genauen Quellenangabe bei den Zitaten auf Seite 25 ff.

R. H. de Bleuel.

Der Kulturkampf. Sein Wesen und seine Wirkung. Ein Vortrag von A. von Ruville, Universitätsprofessor in Halle. (Fredebeul & Koenen, Essen-Ruhr.) 50 Pf. Was mir an diesem Vortrage besonders gefällt, ist seine vornehme Tonart. Es ist ein rechtes Musterbeispiel einer taktvollen Erörterung zeitgeschichtlicher Fragen einer Erörterung, die das Vorgehen des Gegners aus dessen Anschauungen heraus zu erklären sucht, ohne deshalb das Fehlerhafte und Falsche derselben zu vertuschen. Dem Büchlein fehlt der bei Konvertiten meist vorhandene Uebereifer, der zwar gutgewollt, aber bei den — „anderen" so verletzend, und daher mehr abstoßend als überzeugend, wirkt. Ruville verletzt nie. Ruhig und klar trägt er seine Sache vor, ohne Gehässigkeit, aber mit Bestimmtheit. Man fühlt, daß das Dargebotene das Resultat eingehendsten Durchdenkens und Durchforschens ist. Besonders interessant ist, wie Ruville Bismarcks großen politischen Fehler aus seiner totalen Unkenntnis des Wesens der katholischen Kirche heraus erklärt. Auch daß der Hallenser Professor im Kulturkampfe ein Vierfaches sieht: erst einen inneren Kirchenstreit, dann einen Krieg zwischen zwei Mächten, darauf einen Vernichtungsversuch und schließlich ein Einigungswerk mittelst des Zentrums, dies zeugt von einer tiefen Durchdringung des Stoffes. Das Büchlein, das trotz seiner Kürze so Reiches bietet, verdient die Beachtung der weitesten Kreise.

Fritz Decker, Düsseldorf.

M. Herbert. Von Maria Jezewicz. (Friedrich Alber, Ravensburg). 1911. Elegant kart. ℳ 1.50. M. Herbert, wohl eine der sympathischsten Vertreterinnen der heutigen katholischen Schriftstellerwelt, hat in Maria Jezewicz, die sich jüngst an der philosophischen Fakultät der Universität Wien den Doktorhut geholt ha', eine recht gute Auslegerin gefunden. Es freute mich, meine Ansicht, daß der Herbert größte Kraft weniger im Roman als in der Skizze und Novelle liege, hier bestätigt zu hören. Auch die Verfasserin der Monographie findet in den Volkserzählungen unserer Dichterin Perlen der Erzählkunst, die tief in das Herz des Volkes hineingreifen. Freilich, auch ihre Romane sind aller Aufmerksamkeit wert. „Man muß ihren Büchern große und tiefe Schönheiten zuerkennen: harmonische, melodische Sprache, bedeutende Bilder, große Anschaulichkeit in der Schilderung der Landschaft oder des Interieurs, tiefe Menschenkenntnis, wunderbar reife Gedanken, das alles erhebt sie (M. Herbert) gewiß auch als Epikerin über das breite Mittelmaß. Aber es erfreut als ein Nebeneinander, ein Eindruck verwischt den anderen und trotz vieler hoher Aussichtspunkte wird selten der Gipfel erreicht, zu dem eine Gesamthandlung emporstreben muß. Das gilt von den meisten ihrer Romane." (S. 71.) Sehr richtig leitet Maria Jezewicz M. Herberts Lyrik-Quell aus tiefer Schmerzempfindung her. Der Tod des Gatten, Heinrich Keiter, brachte diesen Quell zum Sprudeln und ward zur Labung für manches Herz. Das Büchlein, das sich mit viel Liebe, die erfreulicherweise keine blinde Liebe ist, um M. Herberts Lebenswerk bemüht, ist geeignet, der Dichterin neue Freunde zu gewinnen.

Fritz Decker-Düsseldorf.

Im Glanze der Hostie. Erzählungen für Erstkommunikanten und für andere von P. Urban Bigger O. S. B. Benziger & Co., Einsiedeln. Rotschnitt 2.60 ℳ; Goldschnitt 3.— ℳ. Eine selten schöne Gabe! Verfasser zeichnet die Segnungen der hl. Eucharistie — aber nicht in abstrakten Redensarten oder sentimentalen Geschichtchen, sondern in packenden Lebensbildern voll ergreifender Wahrheit, voll edler Volkstümlichkeit und voll der erhebendsten Poesie. Abgelauscht sind die meisten Gestalten dem frommen Alpenland. Persönlichkeiten wie der Knabe Veit, der Pfarrer Zürcher, der Thomas Sepp, der Melchior Kohler müssen für sich einnehmen. Auf allen Bildern lagert etwas von der Anmut des Hochgebirges. Dem Leser der Großstadt mit ihrem Rauch und Staub, ihren Autos und Kinema, ihren Singspielhallen und gottlosen Lokalen erwächst etwas wie Heimweh nach diesem natürlichen, echt religiösen und sittenstrengen Bergvolk, das im „Glanz der Hostie" weilt. Auch der Ton ist gut getroffen. An Schilderungsgabe und Volkstümlichkeit reicht der Verfasser sicherlich an Alban Stolz heran, an Gemütstiefe und Innigkeit erinnert er an die Sprache eines Martin von Kochem und die Mystiker des Mittelalters. Der blasierte Weltmensch wird das Buch vielleicht nicht verstehen, jeder tief Gläubige aber — nicht nur der Erstkommunikant — wird es mit großem Nutzen und großer Freude lesen. Erstkommunikanten aber wird es eine der schönsten Gaben werden.

Otto Cohausz S. J.

E. Denner: „Naturidyllen". Mit 8 Bildern von G. Kunze. Naturwissenschaftlicher Verlag, Abteilung des Keplerbundes. kl. 4° 96 S. geb. ℳ 3.60. Der Schluß der vorletzten unter den 15 Idyllen dürfte dem ethisch sehr ansprechenden, auch dichterisch gewinnenden Ganzen als Motto voranstehen: „Wie selig ist die Welt, daß sie dein ist, du Schöpfer des Alls!" Das als eigentlicher Vorspruch dienende Wort Jean Pauls: „Wer nicht zuweilen zu viel und zu weich empfindet, der empfindet gewiß immer zu wenig", wirkt als apologetisch. Das feinsinnige, schön ausgestattete Buch bedurfte dessen nicht; es ist durchaus existenzberechtigt.

E. M. Hamann.

Sven Hedin: „Von Pol zu Pol". Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig. 8° VIII und 312 S. ℳ 3.—. Der berühmte Verfasser schrieb dies Buch zur Feier der Erinnerung an seine erste Weltfahrt vor 25 Jahren. „Tausende von Mädchen und Knaben, die mit Freuden dabei sein möchten", ladet er zu der Feier ein, um ihnen Führer zu sein. Er will „mit ihnen nach dem Orient ziehen, nach Persien und Indien, der Quelle der alten Märchen, nach dem Pamir, dem Dach der Welt, der Heimat des ewigen Schnees und des ewigen Eises, nach der Sandwüste im Herzen Asiens, nach Tibet mit seinen seltsamen Priestern, nach dem innersten Australien, nach dem herrlichen Japan mit seinem tüchtigen, tapferen Volke und durch das unermeßliche China hindurch schließlich nach Sibirien und zurück nach Hause". Er hat das Werk zunächst für die Kinder seiner Heimat verfaßt, aber die deutsche Jugend wird dem berühmten Forschungsreisenden, der so einfach und überzeugend zu erzählen weiß, nicht minder begeistert folgen als die schwedische. Von den 72 Kapiteln, die durch klare, schöne Vollbilder und Textillustrationen beleuchtet werden, gelten vier der deutschen Kaiserstadt und Kaiser Wilhelm, zwei Kaiser Franz Joseph und Wien, vier Konstantinopel und was zu diesem gehört. Das hervorragende Werk wird voraussichtlich ungezählte junge Herzen hoch aufschlagen lassen.

E. M. Hamann.

Dr. Georg Witkowski: „Lessings Werke", Meyers Klassiker-Ausgaben. Herausgeber der vorliegenden „kritisch durchgesehenen und erläuterten Ausgabe" in 7 stattlichen, vornehmen Bänden à ℳ 2.— ist der bekannte Leipziger Universitätsprofessor dieses Namens. Er schied nur diejenigen Werke des Dichters aus, die sich „nicht über die Durchschnittsproduktion der Zeit Lessings erheben und nur fachwissenschaftliches Interesse haben." Dem Gesamtinhalt ist eine geistvolle, vorzüglich konzentrierte und wissenschaftlich fest gegründete biographische Studie vorangestellt, die auch im religiös-ethischen Sinne ersichtlich nach Sachlichkeit strebt: „Lessings Leben und Werke". Aehnliches Lob verdienen die den Einzelschöpfungen vorangehenden Einleitungen Witkowski's, dessen Kommentierungskunst zu vielfacher glänzender Geltung gelangt. Dennoch können wir die hochstehende Veröffentlichung nicht ohne weiteres dem „großen Publikum" schlechthin empfehlen; sie gehört in die Hände reifer, am besten führender Geister, die auf der Grundlage einer festen Lebensanschauung nicht nur den Irrtum, sondern auch den oft gefährlicheren Halbirrtum zu entdecken und zu entwaffnen vermögen.

E. M. Hamann.

Georges Goyaus Geschichte des deutschen Kulturkampfes.[1]

Der in Deutschland durch seine hervorragende und inhaltsreiche, vierbändige Geschichte der katholischen Bewegung[2]) längst vorteilhaft bekannte Franzose veröffentlichte kürzlich die ersten zwei Bände einer auf 3 Bände berechneten Geschichte des deutschen Kulturkampfes. Alle jene Vorzüge der Form und des Inhalts, die man früher feststellen konnte, sind auch in den neuesten Bänden womöglich noch reicher vertreten. Nachdem die letzten beiden Bände der „Katholischen Bewegung" Aufschluß gegeben haben über die kirchenpolitische Lage in Deutschland von 1848–1870, können die neuen Bücher als äußerst glückliche Fortsetzung der ersteren betrachtet werden.

In einer sehr lehrreichen Einleitung bespricht der Verfasser die bisher geäußerten Meinungen über die historische Bedeutung des kirchenpolitischen Dramas. Goyau schließt sich mit vollem Rechte keiner derselben an. Manches schlummere noch in den Archiven, das andere, überraschende Gesichtspunkte bieten könne. Ein endgültiges Urteil ist nicht möglich noch, weil der Kulturkampf, dessen Folgen heute noch nicht überwunden sind, geradezu noch ein Teil der Gegenwartsgeschichte sei. Eine gewissenhafte Darstellung des Gesamtverlaufes müsse Versuchen vorausgehen, Motive und Folgen des Kampfes erfolgreich zu ergründen und festzustellen.

Das erste Kapitel bietet wichtige Aufschlüsse über Bismarcks Religion. Der Kanzler war kein Mann, der fremd war allem religiösen Denken und Fühlen. Persönliche Zeugnisse, die einwandfrei, und Aeußerungen seiner vertrautesten Umgebung beweisen das. Aber Bismarck verehrte nur jenen Gott, der die Staaten lenkt, der die Geschichte leitet. Diesem Gott diente er, weil er seinem Vaterlande und seinem Könige dienen wollte. Dabei lehnt der Kanzler jede Kirchenform ab, vor allem die katholische, weil diese ihrem Wesen nach dem Staate notwendigerweise feindlich sein müsse.

Das zweite Kapitel untersucht Bismarcks Stellung zur römischen Frage. Das diplomatische Spiel und Doppelspiel, geleitet lediglich von politischem Interesse, wird sehr lebhaft geschildert. Die ablehnende Haltung der päpstlichen Diplomatie gegenüber den Wünschen Bismarcks auf Einwirkung des Papstes bei dem französischen Klerus zugunsten des Friedens, enttäuscht den Kanzler und mag seine Haltung in der römischen Frage nicht unwesentlich beeinflußt haben.

Das dritte Kapitel enthält bemerkenswerte Sätze über das Zentrum, dessen Wesen und erstes Wirken ebenso klar wie mit warmer Anteilnahme geschildert werden. Die Nationalliberalen erscheinen als die Hauptträger des Kulturkampfgedankens. Sie drängen sich zu diesem Zwecke mehr und mehr an den noch sehr zurückhaltenden Bismarck heran.

Kapitel IV und V schildern die unverhältnismäßig wichtige Rolle des Altkatholizismus, das willige Werkzeug Bismarcks im kommenden Kampfe, der Kern, um den er eine Zeitlang eine deutsche Nationalkirche bilden wollte.

[1]) Georges Goyau, Bismarck et l'Eglise. Le Kulturkampf (1870—1878) 1. Band XXXIV und 487 Seiten. 2. Band 435. Jeder Band 4 Frs. Paris, Perrin et Cie.

[2]) Georges Goyau, L'Allemagne religieuse. Le Catholicisme. Paris, Perrin et Cie. 4 Bände. Jeder Band 3,50 Frs.

Die folgenden Kapitel V—IX beschäftigen sich sehr eingehend mit der Kulturkampfgesetzgebung. Die einzelnen Etappen derselben werden aufmerksam verfolgt. Dramatisch lebendig ist der Bericht über die denkwürdigen Sitzungen in den Parlamenten. Die Ideen und deren bedeutsamste Träger, die in oft erregten Sitzungen zusammenstießen, werden mit markanten Strichen gekennzeichnet. Hoffnungen und Enttäuschungen, glühender Haß, ruhige, vertrauensvolle Begeisterung charakterisieren die Situation. Die Urteile über die handelnden, leitenden und leidenden Personen, vom greisen Kaiser und seiner edlen Gemahlin bis hinab zur schlichtesten Gestalt aus dem Volke sind von überraschender Klarheit und erhabener Gerechtigkeit. Goyau ist ein Historiker, ein strenger, gerechter Richter, der niemand verurteilt, ohne ihn zu hören und niemand hört, ohne über ihn gerecht zu urteilen. Hochinteressant sind die Blätter, in denen vom Verhältnisse zwischen den gespalteten Konservativen und dem Kanzler gesprochen wird. Der in seiner Art geniale Gedanke Bismarcks, den Kulturkampf zu internationalisieren, wird mit äußerster Wachsamkeit und feinem Gefühl für die geheimnisvollen, diplomatischen Aktionen verfolgt: Die Grundlage der auswärtigen Politik Bismarcks ist für eine geraume Zeit die Kirchenpolitik. Der tiefe innere Gegensatz, der Widerspruch in seiner Haltung wird aufgedeckt: Auf der einen Seite der stets heftiger werdende Vorwurf der Vaterlandslosigkeit der Katholiken, auf der anderen Seite eine gefährliche Konspiration mit dem Auslande gegen diese Katholiken.

Das Schlußkapitel schildert mit großem Geschick die tiefgehende Verstimmung und die Bedenken wegen der unerwarteten Wirkung der jedes Staatsinteresse in blindem Hasse gegen allen Glauben verkennenden Gesetze. Charakteristische Einzelheiten sind zu einem wirkungsvollen Bilde der Situation um 1878 zusammengestellt. Die reiche Literatur ist in allem mit souveräner Sicherheit herangezogen. Wir haben vor uns ein formvollendetes, an neuen Gesichtspunkten reiches Werk über den denkwürdigen Kampf. Mit Spannung erwartet man den Schlußband, dessen Besprechung an dieser Stelle wir uns vorbehalten.

Dr. Edgar Fleig.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Der Neubau der St. Margaretenkirche in Sendling ist soweit vorgeschritten, daß das Gerüst im Innern entfernt werden konnte, wodurch die Wirkung der in schönem Barock gehaltenen Architektur zur Geltung kommt. Auch der Turm ist fertig und gibt weithin sichtbar dem Gebäude eine charakteristische Silhouette. — Im **Kunstverein** gab es nicht eben viel. Seit meinem letzten Berichte waren die Räume bis gegen Ende des Monats mit der Weihnachtsausstellung erfüllt, und bei der steht nun einmal herkömmlicherweise der Durchschnittswert des Gebotenen auf keinem sonderlich hohen Niveau. Das Zeugnis, das dem Geschmacke des Publikums damit ausgestellt wird, kann man nicht gerade glänzend nennen; aber dafür ist dies, wenn die Preislagen erträglich sind, um so leichter bereit, einer erwünschten Kaufstimmung nachzugeben. Nachdem das Fest vorüber war, erhoben sich die Darbietungen sofort wieder zu größerer Bedeutung. Ein Damenbildnis von Habermann interessierte durch feine Farbengebung, ohne dabei wesentlich Neues zu bieten. Von Landschaftsmalereien fesselten solche von Lehmann, Urban, Kühn usw. Eine Anzahl von südtirolischen und oberbayerischen Stücken von Weber-Tirol zeigte großen Zug, starke Stilisierung. Namen wie Feldbauer, Toni Elster, H. Best, C. Graf-Pfaff mögen weiter als Beweise dafür gelten, daß die Ausstellung dem scheidenden Jahre einen gediegenen Abschluß gegeben hat. Hauptsächlich gegenständliches Interesse erregte ein großes Gemälde von Ernst Zimmer, welches das dritte bayerische Infanterieregiment im Kampfe bei Loigny-Poupry am 2. Dezember 1870 darstellte. — Von den Darbietungen der **Kunstsalons** seien jene der Galerie Heinemann erwähnt, wo der Bund „Die Hessen" seine von einheitlicher Auffassung beherrschte Kunst vor Augen führte. Die Landschaftsmalerei vermochte besonders zu interessieren, was man leicht begreifen wird, wenn man hört, daß Meister wie Ubbelohde, Meyer-Cassel, Volkmann zu dem Bunde gehören. Lichte Farbe, sonnige Stimmung durchfluten diese Werke. Bildnisse schafft hauptsächlich C. Heine, ein Kolorist von beträchtlicher Begabung. — Bei Thannhauser gab es außer trefflichen Landschaften von Marie Caspar-Filser Ausstellungen der „Neuen Künstlervereinigung München" und einer Gruppe mit dem geschmackvollen Namen „Der blaue Reiter", Darbietungen, die hier nur deshalb erwähnt werden mögen, weil sie in trauriger Weise jedes harte Urteil bestätigen, welches in dem Kreitmaierschen Aufsatze über „Die kranke deutsche Kunst" in Nr. 1, 1912, der „Allgemeinen Rundschau" gefällt worden ist.

Das wichtigste Ereignis war die Eröffnung der **Sezession**. Diese Winterausstellungen haben stets einen besonders intimen Charakter gehabt, sich darauf beschränkt, Spezialfragen zu beantworten. Das ist auch diesmal der Fall. Die Münchener Kunst ist auf eine Gedächtnisausstellung zu Ehren des im Januar 1911 gestorbenen Hubert von Heyden beschränkt geblieben. Die weit über hundert Landschafts- und besonders Tier-Impressionen stellen das Talent des Künstlers in ein helles Licht. Diese Kollektion ist in den oberen Räumen aufgestellt, weil jene des unteren Geschosses von der Wanderausstellung der Wiener Sezession in Anspruch genommen sind. Es ist das erstemal, daß ihre Mitglieder in fast geschlossener Zahl ins Ausland gehen. Der allgemeine Eindruck, den man gewinnt, ist der einer ruhigen Zurückhaltung, einer innerlichen Sicherheit, die sich auf abgeklärtes Können, auf verständige und doch poesievolle Erfassung der Erscheinungswelt verläßt und nicht auf Experimente und Extravaganzen; die Technik und den Gegenstand als gleichberechtigt ansieht, statt einseitig diesen oder jene hervorzukehren. Die Trefflichkeit der älteren Wiener Kunst, von der die Kaiser Franz Josephs-Jubiläumsausstellung im Kunstverein so schönes Zeugnis ablegte, klingt in den Werken der neuen Wiener Schule nach. — Von Plastiken ist noch kein Dutzend vorhanden; ein paar Porträtbüsten sind als tüchtige Leistungen zu rühmen. Die ganze übrige Menge des Ausgestellten besteht zur einen Hälfte aus Malereien, zur andern aus Graphiken. Bei den ersteren zeichnen sich verschiedene Landschafter durch feine Stimmungswiedergabe aus. So Harlfinger, der schwierigste Aufgaben der Beleuchtung glücklich zu lösen weiß. K. Thiemann holt seine Motive aus Holland. Die Art seines Vortrages hat etwas Unruhiges. K. Müller schildert Stadtbilder aus Tirol, Steiermark, Oberitalien. Die Stillebenmalerei findet vorzügliche Vertreter u. a. in Filipkiewicz und Hänisch. Aus der altwiener Tradition erklärt sich die Tüchtigkeit der Bildnismalerei. Werke wie das Bachersche Porträt des unlängst verstorbenen Kunstschriftstellers Kuzmány, die Bildnisse von L. Wieden, Zerlacher, Schmoll von Eisenwerth, besonders auch von O. Friedrich fesseln durch Innerlichkeit der Auffassung und bedeutungsvollen, ruhigen Vortrag. An Volksstudien fehlt es nicht, und besonders das slawische Element tritt dabei hervor. Daß W. Jarocki mehrere solcher Frauen mit Kindern als Madonnen bezeichnet, würde man im Hinblick auf Parallelen aus älterer Kunst hinnehmen können, wenn die Figuren nicht allzu sehr der inneren Hoheit entbehrten. Dafür ist eine Madonna von H. Tichy um so idealer gedacht. Sie sitzt mit dem Kinde in einer schönen deutschen Frühlingslandschaft, Engel sind verehrend versammelt; daß verschiedene von ihnen nackt sind, ist zwar fern von jeder kunstfremden Nebenabsicht, wirkt aber unmotiviert. Ein schönes, altmeisterlich schlichtes Bild ist Marias Gang über das Gebirge von M. Liebenwein. Gewaltige Poesie spricht aus den phantastischen Radierungen von R. Jettmar. Er erreicht mit den stilleren Mitteln der Graphik ungleich bedeutendere Wirkungen als mit denen seiner großräumigen mythologischen Malereien. Seine gemalten Landschaften aber sind Leistungen eines Meisters, der hinter den Einzelheiten der Wirklichkeit den Künstlergeist der Schöpfung erkennt und ihn zu fassen sich bestrebt. Die graphische Abteilung bringt außerdem noch eine aus weit über hundert Nummern bestehende Kollektion von Radierungen F. Schmutzers. Besonders die Bildnisse erfreuen durch feine Seelen- und Charakterschilderung, überraschen zum Teil durch ganz ungewöhnliche Größenverhältnisse und die Lösung der von diesen bedingten technischen Schwierigkeiten.

Delos. Die französischen Ausgrabungen ergaben u. a. die Auffindung von hunderten kostbarster Vasen aus dem 6. und 7. Jahrhundert v. Chr. — **Karlsruhe.** Aus Anlaß des 60. Geburtstages von Gustav Schönleber fand eine Ausstellung statt, die der badische Kunstverein veranstaltete. Sie hatte besonders den Zweck, des berühmten Landschafters Wirksamkeit als Lehrer darzulegen. Ueberwiegend kamen daher Werke seiner Schüler zur Schau, unter denen viele zu beträchtlichem Ruf gelangt sind; außerdem zeigte man eine Auswahl von Werken Adolf Liers, der um die Einführung der intimen Landschaftsmalerei in Deutschland größte Verdienste gehabt hat und Schönlebers Lehrer gewesen ist. — **Leipzig.** In den Besitz des Museums der bildenden Künste gelangte Auguste Rodins Bronzestatuette Johannis des Täufers. — In **Moskau** wurde ein seit längerer Zeit vermißtes, angeblich Raffaelisches Werk, die Heilige Familie darstellend, aufgefunden. — In **Watford** bei London starb, 74 Jahre alt, der Maler und Kupferstecher Alphonse Legros. Gebürtig aus Dijon verlegte er auf Anraten des mit ihm befreundeten Whistler seinen Wohnsitz nach London und wurde dort Lehrer an der Kunstschule des South-Kensington-Museums. Von seinen Gemälden genießen die in der Londoner National-Galerie befindlichen „Jeunes filles en prière" und die dem Kölner Museum gehörige „Geographiestunde" besonderen Ruf. In seinen Radierungen lieferte er Volks- und Bildnisdarstellungen. — **Weimar.** Statt Hans Olde, der zum Akademiedirektor in Kassel ernannt wurde, wird der bisher in Wien wirkende Maler Albin Egger-Lienz die Leitung der Kunsthochschule übernehmen. Wegen seiner von tiefsinnigen Gedanken erfüllten Gemälde, zu denen er die Gegenstände dem Volksleben und der Geschichte Tirols entnimmt, steht er als einer der bedeutendsten zeitgenössischen Künstler da. — **Wiesbaden.** Die Gesellschaft für ästhetische Kultur veranstaltete eine Ausstellung von Malereien und Plastiken Artur Volkmanns, des ausgezeichneten Nachfolgers des Hans von Marées.

Dr. O. Doering-Dachau.

Baumgartners gesammelte Aufsätze.

Von Dr. Lorenz Krapp.

Es war kein anderer als Treitschke, der einmal in zornigen Worten jene „gewollte, blutlose Objektivität" in der Geschichtsforschung verurteilte, die „nicht ersehen lasse, auf wessen Seite der Geschichtsschreiber stehe". Das Wesen der Chronik, die Ereignis an Ereignis reiht, mag verlangen, daß der Verfasser in nichts mit seinem eigenen Urteile die Aneinanderhäufung der Tatsachen störe. Der Geschichtsschreiber aber hat von der höheren Warte einer Weltanschauung aus die Tatsachen mit unerbittlichem Wahrheitsernst darzustellen und in ihrem Zusammenhang unter sich und mit dem Ganzen der geschichtlichen Entwicklung zu würdigen.

Die „Geschichte der Weltliteratur" Baumgartners hat zum erstenmal nach Friedrich von Schlegels Vorgang in durchgreifender Weise die christlichen Grundsätze auf die Darstellung der Weltliteratur angewandt. Vorarbeiten wie jene Norrenbergs waren wohl da; für die deutsche Literatur insbesondere hatten Eichendorff, Lindemann, Brugier und andere das hohe Ziel zu erreichen gesucht. Aber Baumgartner überragt sie alle als Kritiker durch die stupende Fülle der Gelehrsamkeit, die Vertrautheit mit den philosophischen und religiösen Strömungen, endlich durch die Kenntnis der Sprachen. Mehr als ein Dutzend Sprachen waren ihm mehr oder minder vertraut, darunter das Sanskrit, das Arabische, Hebräische, die sämtlichen romanischen Sprachen. Er schöpfte an den Quellen, er drang in den Geist der Urwerke, er erklärte sie aus einer gründlichen Kenntnis der Zeitkultur heraus.

Die „Geschichte der italienischen Literatur", die wir Bd. VIII S. 292 ff. dieser Blätter würdigten, war der letzte Band, den Baumgartner von seinem Riesenplan noch fertig zu stellen vermochte. Wohl war der größere Teil der Aufgabe damit beendet. Aber wie viel blieb noch übrig! Vor allem die deutsche Literatur, die Literaturen Spaniens und Portugals, Englands und Skandinaviens! Mußten nicht alle, die von Baumgartners lichtvollem Geist bisher durch die Geschichte der Literatur der Völker geführt worden waren, wünschen, sein klares, scharfes Urteil, das dennoch aus warmem und tiefem Herzen kam, auch auf den noch ausstehenden Gebieten kennen zu lernen?

Es war ein glücklicher Gedanke der Ordensgenossen Baumgartners, eine Reihe von dem, was Baumgartner in halbverstreuten Aufsätzen bisher über die Literatur der noch übrigen Völker geschrieben hatte, in einem Ergänzungsbande zu den bisherigen sechs Bänden seines Werkes zusammenzufassen.[1]) Ein Werk, das die größten Künstler der pyrenäischen und skandinavischen Halbinsel sowie Englands und Amerikas fast alle in Einzelbildern würdigt und das für die deutsche Dichtung wertvolle Beiträge enthält. An umfangreichen Stücken heben wir hervor: „Der Cid in Geschichte und Poesie", die Artikel über Calderon, über den sonst fast nirgends näher erfaßten spanischen Humoristen Joseph Franz de Isla (1703—1781), über Jacinto Verdaguer, Camoens und seine Lusiaden, — über Shakespeare, Scott, Disraeli, Altirische Sagen, Edgar Allan Poe, Rudyard Kipling, — die Edda Tegner und Ibsen. Aus der deutschen Literatur behandelt er besonders Schiller, Herder, Dorothea von Schlegel, Eichendorff; ein vernichtender Spott ergießt sich über ein heute fast völlig vergessenes, aber für die Zeit der Entstehung typisches Drama Rudolf von Gottschalls und über den „Odilo" von Oskar von Redwitz.

Es ist unmöglich, einzelnes aus dem fast tausendseitigen Werke herauszugreifen. Mehr als je tritt in diesem Werke mit seinen Einzeldarstellungen Baumgartner als Mensch hervor: jeder Essay, jede Kritik ist erfüllt von außerordentlicher Lebendigkeit, persönlicher Anteilnahme, starkem Temperamente. Nichts Blutloses, nichts der Charakterfestigkeit Entleertes, — sondern furchtloses Ja und Nein, auch wo es gilt, Götzenbilder vom Thron zu reißen und Vergessenen ihren Platz anzuweisen. Fast schwungvoll aber wird die Diktion, wo es ganz Große zu feiern gilt: einen Calderon, Shakespeare, oder unsterbliche Blütezeiten der Literatur wie die Zeiten des Cid oder der Edda.

Unsere Ehrfurcht vor der eisernen Arbeitskraft Baumgartners stieg immer wieder bei dem Lesen dieses Buches. Nicht Phrasenhaftes, Feuilletonistisches, Flaches, sondern jene Schlichtheit, die nur tiefgründiges Studium verleiht! Die Lebensskizze Baumgartners, die dem Buche vorangeschickt ist, erzählt, daß Baumgartner fast völlig allein schuf, daß ihm nicht — wie wir und andere annahmen — Amanuensen helfend beiseite standen, nicht einmal bei untergeordneten Dingen wie der Korrektur seiner zahlreichen Werke. Nur gewaltige Arbeitsenergie, befeuert durch christlichen Idealismus, vermochte zu leisten, was Baumgartner schuf. Vor einer solchen Arbeitskraft, die sich selbst gegen Alter und schwerste Krankheit aufbäumte, können wir nur staunend stehen und lernen. Immer mehr erkennen wir, was wir an ihm verloren.

---

[1]) „Geschichte der Weltliteratur". Von Alexander Baumgartner, S. J. Ergänzungsband zu I—VI: Untersuchungen und Urteile zu den Literaturen verschiedener Völker. Gesammelte Aufsätze. 949 Seiten und XII. Freiburg, 1912, Herder. M 12.—, gebunden M 15.

Kerzen.

Ihr Herzen,
So sollt ihr sein wie diese Kerzen,
So weiss und rein,
So still und schlicht.
Wie sie auch sollt ihr sein
Voll Licht.
Sollt eine Flamme geben
Für alle, die da leben.
Ihr Herzen,
So sollt ihr sein wie diese Kerzen,
Die sich, solang sie währen,
Für andere verzehren.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Die Herabwertung der deutschen Kunst durch die Parteigänger des Impressionismus.

Der Aufsatz, den Jos. Kreitmeier im Anschluß an das Buch des neuen Rembrandt-Deutschen über: „Die kranke deutsche Kunst" in Nr. 1 dieses Jahrganges schrieb, hat bei Künstlern und Kunstfreunden einen ganz ungewohnt starken Widerhall gefunden. Es ist deshalb gewiß vielen erwünscht, auch von dem Werke Dr. Theodor Alts ein einführendes Referat zu erhalten, nachdem Kreitmeier bereits in einer Fußnote auf dessen hohe Bedeutung hingewiesen hat. „Die Herabwertung der deutschen Kunst durch die Parteigänger des Impressionismus" nennt der bekannte Aesthetiker sein kürzlich (bei F. Nemnich in Mannheim) erschienenes Buch.

Mit ähnlichen Fragen haben sich jüngst Proteste deutscher Künstler beschäftigt, die, in der Formulierung nicht durchaus glücklich, den Gegnern genügend Angriffspunkte boten. Dr. Alts Ziele gehen weiter; er gibt die wissenschaftliche Begründung der im Buchtitel gegebenen Behauptung. Er hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht. Bevor er zur Kritik des Impressionismus schreitet, begründet er die normativen Grundlinien künstlerischer Gesetze. Die heutige Kunstwissenschaft will von normativer Aesthetik nichts wissen.

Allein diese Meinung ist, wie Alt schon in seiner vorausgegangenen Schrift über „Die Möglichkeit der Kritik" bewiesen hat, ein naiver Irrtum. Ohne normative Aesthetik kann es zwar einen guten Geschmack geben, aber dessen Aeußerung setzt das Bestehen jener in jedem Falle schon voraus; also tut dies auch alle und jede Kunstkritik. Der geschmackvolle Kritiker handhabt sie eben unbewußt. Daher die Unsicherheit unserer Zeit in Kunstfragen, die sie zur Beute geschickt eingeleiteter Allgemeinsuggestionen macht, die im Interesse einzelner Künstler, einzelner Richtungen oder Kreise oder gar von Kunsthändlerkonsortien aufgebracht werden, die alles in Verwirrung gesetzt haben, und die schließlich doch niemanden befriedigen werden. Denn: Die Kunst ist für die Menschheit da, nicht für die Künstler. Wohin die l'art pour l'art Richtung führt, erleben wir täglich. Wir sehen das dilettantischste, das krankhafte, ja das absurde gefeiert, wenn nur eine „persönliche Note" herausklingt. „Es war schauerlich anzusehen, wie er malte; ein Exzeß, bei dem die Farbe wie Blut herumspritzte", so berichtet Meier-Graefe, ein auch in München besonders gefeierter Manager der Ausländer, über den wahnsinnigen van Gogh, dessen Bilder heute dank des Geschreies gewisser Literaten und Kunsthändler in keiner deutschen Gemäldesammlung fehlen „dürfen". Wenn man die Malerei einseitig und ausschließlich auf die Sinnenkunst beschränkt, sagt Alt, wird Geistesarmut ihrer Erzeugnisse und schließlich sogar ihr Verfall eine unausbleibliche Folge, dann wendet sich der selbst angeödete Künstler zu jenem Spiel mit bloßen Formen, das ihn von der Natur immer weiter weg und schließlich zur vollendeten Unnatur führt. In der Gestaltung geistiger Stoffe in der Malerei ist die Ueberlegenheit der deutschen Kunst über die französische begründet. Um letztere emporzuheben, konstruierte Meier-Graefe den „Fall Böcklin" und erklärte dann: der Fall Böcklin ist der „Fall Deutschland". „Erst wenn es gelingt, jedes Bild, auch die tiefsinnigste Historie, als Stilleben zu betrachten, gelangt man in die Gefilde, die Seligkeit bergen", meint jener Literat, und erschreckend viele (auch Galeriedirektoren) blasen heute in sein Horn. Gegenüber den angeblichen „vier Säulen" der modernen Malerei, Manet, Cezanne, Degas und Renoir, werden von Alt die Verdienste der deutschen Kunst wieder ins richtige Licht gerückt. Mit Recht bestreitet er die ästhetische Berechtigung oder gar den höheren Wert des kurzsichtigen oder faulen Skizzismus und des Flachsehens in der Malerei. Manet ist darum trotz hoher Verdienste ganz sicher

keine reine Größe. Gerne würde ich noch einige Stichproben geben, denn z. B. über den internationalen Kunsthandel und ein mit ihm in Fühlung stehendes Literatentum werden Aufschlüsse erteilt, die mancher — nicht ahnt. Doch will ich noch einige Fragen herausgreifen, die Alt auch ganz anders beantwortet wie gewisse feuilletonistische Kunstpropheten. Er spricht von dem Häßlichen und Gemeinen in der Kunst und kommt zu folgenden Ergebnissen: Das wahrhaft Abstoßende, Verletzende, das den unästhetischen Stoff für jede Form ästhetisch unbrauchbar Machende ist die Absichtlichkeit; die offenbare Absicht, uns an dem Gemeinen innerlich teilnehmen zu lassen.

Alt ist auch weit entfernt von Rückständigkeit in Beurteilung der Form. Er anerkennt unser Bedürfnis nach Wechsel in den Formen, auch die Berechtigung einer stilistischen Malerei, diese jedoch nur unter der Voraussetzung ihrer richtigen Handhabung und ihrer vernünftigen Begründung im einzelnen Falle. Und hierin liegt eben die prominente Bedeutung dieses ausgezeichneten Buches, daß es die Freiheit der Kunst in glänzender Beweisführung überall auf die Vernunft begründet. Der Verfasser stützt sich nicht minder auf eine ganz ungewöhnliche, ja geradezu vollständige Kenntnis der Technik und aller Bedingungen des künstlerischen Schaffens wie der Kunstgeschichte. Dr. Alts Buch ist dadurch geeignet, Künstlern und Kunstfreunden den inneren Halt von Anschauungen zu verleihen, der, bei aller Freiheit der Beurteilung, der sich heute breit machenden Anarchie in der Kunst die Spitze zu bieten vermag. Diese Anarchie und Perversität würde, zur Alleinherrschaft gelangt, den Untergang aller echten Kunst notwendig im Gefolge haben. Mag man in einzelnen Urteilen nicht oder nicht völlig mit dem Verfasser übereinstimmen, so liegt das in der Natur des Gegenstandes und verschlägt im ganzen nichts. Trotz seines wissenschaftlichen Charakters und seines großen, aus der Fülle des Stoffes zu erklärenden Umfanges, liest sich das Buch überraschend leicht. Wer sich über diese Dinge ernsthaft belehren will, der wird an dem Werke Theodor Alts nicht vorbeigehen können, und für die Zukunft wird es ein kunstwissenschaftliches Dokument von überragender Bedeutung sein.

L. G. Oberlaender.

Die kleine Künstlerin.

Noch seh ich dich mit deiner Geige
So zart und schüchtern vor mir steh'n,
Des jungen Hauptes holde Neige
Und wie die schlanken Finger geh'n.

Kaum, dass die Saiten sie berühren,
So schweben sie, im Flug gewandt,
Zum zierlich stolzen Bogenführen
Der kleinen weissen Mädchenhand.

Die dunklen Augen, wie sie leuchten
Im Sonnenrausch der Melodie,
Indes sich still die meinen feuchten —
Die Stunde, die vergess ich nie!

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Hofkapellmeister Franz Fischer, der nun 30 Jahre an unserer Hofoper wirkt, hat diesen Zeitpunkt zum Anlaß eines Rücktrittgesuches genommen. Es ist jedoch dem Generalintendanten gelungen, den verdienstvollen, ausgezeichneten Künstler zum Bleiben zu bewegen. Unsere Hofbühne würde Franz Fischer sehr vermissen, einmal weil er zu den wenigen wirklich genialen Dirigentennaturen gehört und jetzt, da die Mottl-Nachfolge noch nicht geregelt ist, doppelt. In der Neueinstudierung der „Stummen von Portici", die mit Knote als Masaniello einen sehr glanzvollen Verlauf nahm, hat Fischer wieder sehr beifallwürdiges geleistet. Die „Stumme" gab erstmalig mit großem Erfolge Frau Tordek. Die sonst von Damen des Balletts oder des Schauspiels besetzte Rolle wußte die mimisch sehr begabte Sängerin dem Geiste der Musik in besonders feinfühliger Weise anzupassen. Auch die von Röhr einstudierten „Hugenotten" sah man gerne wieder im Spielplan, was auch allzu rigorose Kunstschulmeister gegen diese überwundene Kunst immer wieder einwenden mögen. — Exzellenz Speidel ist, wie bekannt wird, kurz nach Mottls Tode mit dem Berliner Generalmusikdirektor Dr. K. Muck in Engagementsverhandlungen getreten. Leider hat dieser fraglos für Mottls Stellung sehr geeignete Künstler ein schwer vergoldetes Anerbieten aus Boston vorgezogen.

Hofschauspieler Wohlmuth beging, wie uns berichtet wird, in aller Stille das Jubiläum fünfundzwanzigjährigen Wirkens an unserer Hofbühne. (Einzelne Lexika verzeichnen allerdings das Jahr 1886 als dasjenige seines Eintrittes in den Verband der kgl. Bühne in München.) Man denkt bei diesem hochbegabten Künstler in erster Linie an seine unübertrefflichen Molièredarstellungen, aber auch als „Richard III.", „Narziß", „Nathan", „Shylock", „Mephisto", „Polonius" hat Alois Wohlmuth glänzende Gestaltungen geschaffen, die, feinsinnige Stilisierung mit edlem Realismus verbinden. Die Kunst Wohlmuths bietet also, was heute nach der Ueberwindung eines schauspielerischen Naturalismus von den besten von neuem erstrebt wird. Auch in neuen Stücken sieht man den Künstler noch heute als eine der wertvollsten und treuesten Stützen des Ensembles. Seine Gemäldegalerie, welche er im Vorjahre dem Theatermuseum schenkte, und ein reiches schriftstellerisches Schaffen dokumentieren die Vielseitigkeit und Reife seiner künstlerischen Kultur.

„Alles um Geld", ein „Stück" in fünf Akten von Herbert Eulenberg, fand im Schauspielhause eine nahezu unbestrittene, günstige Aufnahme. Vor einem Jahre hat der Dichter mit „Alles um Liebe" im Kgl. Residenztheater eine schwere Niederlage erlitten, weil er, sich in der Optik der Bühne verrechnend, den Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen tat. Auch in dieser Tragödie des Geldes fehlt es nicht an Stellen, die auch in sehr guter Darstellung die Gefahr eines Stimmungswechsels des Publikums in sich tragen, im ganzen zeigt sich jedoch Eulenbergs Kunst diszipliniert und gereifter. Der Held des Stückes ist ein Phantast, der vielleicht zeitlebens ein glückliches Träumerleben geführt, wenn Milieu und Neigung ihn nicht gedrängt hätten, sein Spiel mit realen Werten statt mit Ideen zu treiben. So ist die Börse der Schauplatz seiner gefahrvollen Träumereien geworden und sein Vater, ein nüchtern praktischer Geschäftsmann, hat schon längst die Hand von ihm abgezogen. Aber die Hoffnung vergoldet das bittere Elend, in dem der Phantast, von seinen Gläubigern verfolgt, mit seinen Kindern und seinem idealistisch verträumtem Schreiber haust. Die ererbte Phantasie führt auch das Unglück der Tochter herbei, die von einem reichen Manne verführt wurde. Es ist von dem Dichter künstlerisch feingestaltet, wie der Vater sowohl wie seine Tochter und der krüppelhafte Sohn in dem Augenblicke sterben, da die Binde von ihren Augen fällt und sie die Dinge zum ersten Male sehen, wie sie sind. Es hat auswärts die Zuschauer verdrossen, daß im Schlußakte spukhaft Episoden aus dem Leben des Phantasten wieder auftauchen und ein Doppelgänger ihm zum ersten wahren Spiegelbild wird. Diese im modernen Milieu ungewohnten Visionen sind jedoch psychologisch begründet, man kann ihre Möglichkeit so wenig ableugnen, wie die Existenz solcher in den Wolken lebender Naturen. Die verschiedensten Vertreter des „Geldmenschen" sind in einer Holzschnittmanier gezeichnet, die zwar oft treffende Züge aufweisen, aber manche Errungenschaft in der Verfeinerung dramatischer Menschengestaltung über Bord werfen. Die Wiedergabe besonders der Hauptrollen war gelungen. Direktor Stollberg dankte für den abwesenden Verfasser.

Lustspielhaus. Für den Regisseur ist das Stück nichts mehr, als die Natur für den Landschaftsmaler, schreibt ein moderner Bühnenleiter. Diese Verkündigung einer Selbstherrlichkeit der Regie ist bei wertvollen Dichtungen zu bekämpfen. Doch wenn es sich um Werke handelt, die kaum noch Bühnenleben besitzen, so mag der Regisseur versuchen, ihnen neuen Lebensatem einzuhauchen. So hat z. B. Reinhardt um Nestroys „Revolution in Krähwinkel" allerhand Regieeinfälle herumgedichtet und das Lustspielhaus hat nun mit des gleichen Wiener Possendichters Stück: „Einen Jux will er sich machen" eine recht sehenswerte Karnevalsgabe geboten. Die Neubearbeitung läßt anerkennenswerter Weise die Harmlosigkeit der alten Späße unberührt, steckt das Ganze in das Kostüm der vormärzlichen Entstehungszeit und läßt es als eine Schmierenvorstellung von einem „Schmierendirektor" aufführen. Es wurde somit diesseits und jenseits des Vorhanges zur allgemeinen Heiterkeit gespielt.

Aus den Konzertsälen. Eine Ouvertüre von Goldmark: „Im Frühling", die besonders durch reizvolle Instrumentierung fesselte, eröffnete das 6. Abonnementskonzert des Konzertvereins. Rich. Strauß's Jugendarbeit die Suite für 13 Blasinstrumente ist nicht nur als das Werk eines Zwanzigjährigen interessant, sondern wirkt auch durch ihre Klangschönheit noch heute sehr gut, zumal die Wiedergabe eine vortreffliche war. Als weitere Gabe bot Ferd. Löwe den symphonischen Epilog zu einer Tragödie von E. Böhe in einer bestechend günstigen Interpretation, die dem anwesenden Komponisten herzlichen Beifall brachte. Böhe erweist sich in diesem Werke wieder als ein das ganze Raffinement moderner Orchestersprache wirkungssicher meisternder Künstler, der seine nicht allzu starke Erfindung gut auszuwerten weiß. Beethovens „Siebente" bildete den Schluß des schönen Abends. — Von den Solistenkonzerten hinterließ dasjenige von Ignaz Friedman auf

mich den größten Eindruck. Der große Pianist bot ein ausschließliches Lisztprogramm, das er mit einer faszinierenden Bravour spielte. Sehr starkes pianistisches Können besitzt auch Lily von Márkas, die mit Geza von Kresz, dem bewährten jungen Geiger, konzertierte. Die Brahms'sche Klavier-Violinsonate in D-moll ließ die hohen Vorzüge beider besonders glanzvoll zu Tage treten. Klara Treitschke hat sich technisch weiterhin vervollkommnet. Ihr temperamentvoller pianistischer Vortrag fand kräftigen Beifall. Die von ihrer Konzertpartnerin Lisel Wetzel gebotenen Lieder wirkten durch schlichte Anmut, ohne daß die Interpretation sonderlich Eigenfarbe aufgewiesen hätte.

Verschiedenes aus aller Welt. Wolf-Ferraris vor zehn Jahren in München uraufgeführte komische Oper „Die neugierigen Frauen" hatte in Neuyork einen durchschlagenden Erfolg. — Dem Ensemble des Wiener Bürgertheaters wurde gekündigt, da das Unternehmen in eine Operettenbühne umgewandelt werden soll. Dreißig zum Teil sehr begabte Schauspieler und Schauspielerinnen verlieren hierdurch ihr Engagement. — Die Hofbühne in Hannover plant Mozart- und Wagnerfestspiele nach Münchener Muster. — In Weimar wurde ein „Goethe Löwe-Bund deutscher Kunstfreunde" gegründet, der die Gesundung unseres künstlerischen Geschmackes erstrebt. — Hermann Bahrs Schwank „Das Tänzchen" hatte am Lessingtheater mittleren Erfolg. Der Autor hatte die Unbefangenheit, eine kleine Skandalaffäre dramatisch aufzuwärmen, aber die Kritik meint, unsere Zeit sei erfinderischer und witziger, wie unsere Schwankdichter. — Nach berühmten Mustern will man jetzt auch in Stockholm den Zirkus als theatralischen Schauplatz wählen und zwar zu einer Aufführung des — Parzifal Richard Wagners. Es macht sich jedoch gegen dieses Vorhaben bereits eine kräftige Opposition bemerkbar. — Professor Humperdinck, der Komponist von „Hänsel und Gretel" und der „Königskinder" hat einen Schlaganfall erlitten, befindet sich jedoch wieder auf dem Wege der Besserung.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der Hinweis auf baldige Kursabschwächung und schärfere Börsenreaktion ist wiederholt gemacht worden. Die Grossbanken haben das Publikum gleichfalls vor Uebertreibungen, besonders am beliebten Kassaindustrie-Aktienmarkt gewarnt. Es konnte daher nicht sonderlich auffallen, wenn der abgelaufene Berichtsabschnitt im Gegensatz zur bisherigen Tendenz stark rückläufige Kurse und schwache Börsen verzeichnen musste. Vielfach wurden Gewinnsicherungen auf dem bisherigen Effektenbesitz vorgenommen, und auch andere sachliche Momente drängten manchen bisher zähe an seinem Industrieaktienbesitz haftenden Kapitalisten zum raschen Verkauf à tout prix. Starke Kursrückgänge verzeichneten daher fast alle Aktienkategorien. Besonders die sogenannten schweren mehrhundertprozentigen Werte litten vorübergehend erheblich. In erster Linie bewirkten die Meldungen über die momentane politische Lage diese derart flaue Börsenhaltung. Man war höchst unangenehm berührt und nervös überrascht von der französischen Ministerkrisis, die den Namen Delcassé neuerdings in den Vordergrund brachte. Die Konsequenzen dieser unklaren Situation in Frankreich wurden auch in deutschen Finanzkreisen ernst in Erwägung gezogen. Daraufhin machte sich eine allgemeine Börsenflaue auch an den Effektenmärkten in Paris, London, Wien und Neuyork bemerkbar. Letztere Börse war übrigens auch sonst wiederum nervös und unsicher. Auch der kolossale Brand des Equitable-Wolkenkratzers in Neuyork verursachte dort grössere Geschäftsstörungen. In Berlin war man ferner höchst verstimmt über die neuerliche starke Entwertung der Kolonialwerte und die grossen Verluste, die hiebei bisher erlitten worden sind. Streikgerüchte, die auch aus deutschen Industriezentren laut werden, ferner die Debatten über den Wahlausfall und die Zusammensetzung des neuen deutschen Reichstages lähmen gleichfalls. Die Geldmarktlage bei uns ist zwar zufriedenstellend, immerhin zeigt der Ausweis der Reichsbank stark angewachsene Ziffern, hohe Notensteuer und geschwächten Status. Die Aussichten über eine Einigung hinsichtlich der Syndikatsfragen in Eisen und Kohle wurden zeitweise gleichfalls weniger günstig beurteilt. Die Annahme einer baldigen Kriegsbeilegung in Tripolis wurde offiziell verneint. — Dass unsere heimischen Effektenmärkte sich trotz dieses Bouquets von misslichen Momenten so überaus widerstandsfähig zeigten und von Abflauungen sich stets rasch erholen konnten, war staunenswert. Diese zähe andauernde Energie an deutschen Börsen beweist eine innere Gesundung und reelle Entwicklung. Das grosse Publikum ist nach wie vor von der wahrhaft guten Situation unseres Wirtschaftslebens überzeugt. Die Kapitalisten hängen daher zähe an ihrem Effektenbesitz, und nur die Börsenspekulation reguliert den Kursmarkt. Die glänzenden Berichte bei den Siemens-Schuckert-Generalversammlungen zeigten die überaus günstige Lage der Elektrobranche. Die vorgeschlagene Kapitalserhöhung letztgenannter Gesellschaft um 10 Millionen Mark wird durch vermehrte Beschäftigung bedingt. Preiserhöhungen sind fast täglich in Eisensorten und auch am Kohlenmarkt zu registrieren und durch flotten Absatz und dringenden Bedarf verursacht. Die Lage und Aussichten des rheinisch-westfälischen Industriemarktes werden besonders günstig geschildert. Der Auftragsbestand beim Stahlwerksverband wird als sehr befriedigend bezeichnet. Andere Momente, wie die Differenz zwischen Spanien und Frankreich und die ernsten Vorgänge in der Mongolei blieben unbeachtet. Die Börsen sind bei uns innerlich kräftig und widerstandsfähig geworden. Die vielfachen, durchaus glänzenden Berichte aus der Industrie sind dem Publikum stets massgebend und bilden so den Ausschlag auch gegenüber ernst und äusserst vorsichtig zu nehmenden Meldungen hinsichtlich Auslandspolitik und Auslandskrisen.

M. Weber.

Frau F. Ernst Erster Wiener Damen-Frisier-salon u. Haar-konfektion :: ::
München, Weinstr. 14, Eingang Gruftstrasse und Landschaftsstrasse. — Telephon 2612 :: :: :: ::

Frau F. Ernst ist bekannt als beste und preiswerte Bezugsquelle f. künstlichen Haarersatz und künstlerischen Haarschmuck nach eigenen Entwürfen :: :: :: :: :: :: :: ::

Frau F. Ernst empfiehlt ihr grosses Lager v. Zöpfen, Strähnen, Locken, Scheiteln, Perrücken etc. :: :: :: :: :: :: :: :: ::

Frau F. Ernst fertigt neue Haararbeiten aus mitgebrachten Wirrhaaren an und arbeitet alte wie neu auf :: :: :: :: ::

Frau F. Ernst führt ihre waschechten Haarfärbungen stets in der bekannt gewissenhaften Weise zur Zufriedenheit jeder Dame aus.

— Sämtliche Harlyn-Präparate auf Lager. —

Bst! Bst!

Wo kaufe ich?

10 **Hav. Fehlfarben,** 13 cm, dick, schwer, volles Aroma, grosse Herren-Cig. Mk. 90.—
20 **José Alonso,** 13 cm, voll, spitz, hellmattbraune Borneo-Decke, vorzüglich. Geschmack, schneeweisser Brand Mk 95.—
20 **Reina del Sol,** 12,5 cm, schlank, mattb., leicht Mk. 100.-
20 **La Colonia,** 13 cm, feine Mexiko, kräft. Einlage Mk. 100.-
20 **Nubahama,** 12 cm, gross, rund, prachtvoll hellfahl, volledel, feine Sumatra Mk. 120.—
20 **La Bondad,** 13 cm, gross, voll, Rundkopf, hochfeine Qualität, das denkbar schönste in dieser Preislage Mk. 150.—

Bei

S. Belz, Cigarrenversandhaus,

Zella Feldabahn.

Ein einmaliger Versuch sichert dauernde Kundschaft.

Wo kaufe ich wirklich guten Honig?

(garantiert reinen Bienenhonig mit Zusatz feinster Raffinade). Postdose 10 Pfd. brutto M. 5.70 p. Nachn **Angler Honig-Versandhaus** (Inh.: H. P. Christiansen), **Steinbergkirche** (Kreis Flensburg).

Falerner Weine weiss und rot als Tafel-, Kranken-, Messweine aus eigenem Weingut in Fass und Flaschen von **75 Pf.** an. **Societa Camana,** Stuttgart.

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6

übernimmt die Herstellung von Werken jed. Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen. ::::

Messweine

Deutsche.

Eigenes Wachstum; Ia andere Kreszenzen Mk. 1.30—2.50 per Liter.

von Santorin

Aus den Weinbergen der Dominikanerinnen. Vorzügliche Frühstücks-, Dessert- u. Krankenweine Alleinverk. für Deutschl. Mk. 1.10—1.70 per Liter.

vom Libanon

Aus dem Weingut der P. S. J. Tanaïl Ksara. Mk. 1.50 per Liter.

Sämtlich unter eidlicher Garantie. Der Wortlaut d. Eide wird auf Wunsch in beglaubigter Form eingesandt. Preislisten und Proben gratis u. franko.

A. Biermann,

vereidig. Messweinliefer.

Bielefeld u. Laubenheim a. Nahe.

Münchener Sehenswürdigkeiten

und empfehlenswerte Firmen.

Galerie Heinemann, Lenbachpl. 5 u. 6. Ausstellung von Gemälden und Skulpturen. Täglich geöffnet von 9—7 Uhr. Sonntag von 9—1 Uhr. Eintritt ℳ 1.—.

Gesellschaft f. christl. Kunst, Karlstr. 6. Ausstell u. Verkaufsstelle v. Originalwerken u. Kopien religiöser Kunst Reproduktionen, Kunstliteratur, kunstgewerbliche Gegenstände

F. X. Zettler, Kgl. bayer. Hofglasmalerei, Briennerstr. 23. Permanente Ausstellung von Glasmalereien aller Stilarten. Geöffnet 9—12, 3—6 Uhr. (Sonntag geschlossen.) Eintritt frei.

≡ Kgl. Hof-Glasmalerei Ostermann & Hartwein, ≡ München, Schwanthalerstr. 88. Künstl. Ausf. b. mäss. Preisen

Optisch-oculistische Anstalt Josef Rodenstock, Bayerstr. 3. Wissenschaftl. Spezial-Institut f. Augengläser. (Diaphragma z. Schonung d. Augen.) Kostenl. Verordnung pass. Gläs. — Reich. Ausw. in Feldstechern, Operngläser usw

Weinrestaurant „Schleich" I. Ranges
Briennerstrasse 6. Vorzügliche Küche, feine Weine. Vornehme Lokalitäten. Salons für Hochzeiten, Diners und Soupers und — kleinere Gesellschaften. American Bar (Odeon-Bar). —

K. Hofbräuhaus Sämtl. Lokalit. tägl. geöffnet. Jeden Dienstag und Donnerstag **Gross. Militärkonzert.**

Isidor Bach Sendlingerstr 5. **Modernes Kaufhaus für Herren- u. Knabenbekleidung.** Eigene Fabrikation. Spezialität Loden- u. Sportsbekleidung. Zirka 500 Arbeiter u. 90 Angestellte.

EOS Bilder-Beleuchtungs-Apparat

D. R. G.-M. 432419

ist die **sensationellste Neuheit zur Belebung farbiger Bilder.**

Preis Mk. 3.50, 8.50, 16.—

Durch Kunst- u. Buchhandlungen u. bei Papeteriegeschäften zu beziehen. — Broschüre gratis. (1

Vereinigte Kunstanstalten A.-G. München 31.

Darlehen gesucht.

Junger Mann, Gymnasialbildung bis Obersekunda, der umständehalber sein Studium nicht fortsetzen konnte, bittet edeldenkende Person um ein Darlehen zwecks Erreichung seines Studienzieles Gefl. Offerten unter **W. J. 14075** an die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau", München.

Aelt. Priesterkandidaten

sowie schwache Schüler der oberen Klassen werden gewissenhaft zum

Abitür

gebracht von geistlichem Rektor und Oberlehrer **Schütz** in **Köln.**

Franz Wüsten

Päpstl. Goldschmied

Hofl. I. Majestät der Königin Wwe. von Sachsen.

Cöln a. Rhein.

Hunnenrücken 28.

— Telephon 9445. —

Kirchl. Geräte und Gefässe in allen Metallen u. Stylarten. Rennovier., Neuvergolden.

Frühere Jahrgänge der „Allgemeinen Rundschau" zu bedeutend ermässigten Preisen. :::

Carl Poellath Kirchliche Kunst- u. Prägeanstalt Rosenkränze :: Medaillen :: eigene Fabrikation, Heiligenbildchen :: Wallfahrtsartikel **Schrobenhausen**

— Hoflieferant Sr. Heiligkeit des Papstes. —

— Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste feste Abonnentenzahl auf. —

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.40 (2 Mon. M 1.60, 1 Mon. M 0.80) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 19 h, Schweiz 3 Fr. 20 Cts., Belgien 3 Fr. 25 Cts., Holland 1 fl 70 Cents, Luxemburg 3 Fr. 25 Cts. Dänemark 2 Kr. 48 Oer, Rußland 1 Rub. 15 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 4. München, 27. Januar 1912. IX. Jahrgang.

Die doppelte Wahlmoral des Liberalismus.

Glossen zu den Reichstagswahlen.

Vom Herausgeber.

Es ist nicht etwa, wie es den Anschein haben könnte, bloße Desperadopolitik, was den Liberalismus bei den Reichstagsstichwahlen und bei den unmittelbar darauf folgenden bayerischen Landtagswahlen an die Seite der roten Umsturzpartei treibt. Viele Rechtsliberale und auch mancher Fortschrittsmann mögen ihr staatsbürgerliches Gewissen und ihre Vernunft mit der Einrede beschwichtigen, daß eine wirkliche Notlage des Liberalismus, dessen lächerlich geringe, ohne fremde Hilfe errungene Mandatsziffer allerdings in schreiendem Gegensatz zu der erzielten Gesamtwählerzahl steht, zu einer verzweifelten Rettungsaktion zwinge. Würden aber die Chancen der liberalen Parteien nicht wesentlich größere sein, wenn sie sich mit den übrigen bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie zusammenschlössen? Zudem ist der heutige Liberalismus in Wahrheit von keiner anderen Partei in seinem Besitzstand stärker bedroht, als eben von dem alles aufsaugenden und verzehrenden Moloch Sozialismus. Es kann daher kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß zielbewußte Schrittmacher des Umsturzes diese von langer Hand vorbereitete, erstmals in den Tagen des blindwütigen Ferrerrummels offen angekündigte Wahlverbrüderung inspiriert haben und rücksichtslos durchführen.

Mag man es noch so oft ableugnen, daß die deutsche Freimaurerei sich in die Politik einmische, hier ist der Einfluß des internationalen Logentums unverkennbar. Fanatischer „Antiklerikalismus“ beherrscht die Stunde in den religiösen wie in den politischen Kämpfen, und es war wohl kein Zufall, daß der Christentumshasser Horneffer, als er vor wenigen Tagen Seite an Seite mit Jatho, dem neuesten liberal-protestantischen Modeprediger, im Münchener Kindlkeller seine „Zukunftsreligion“ entwickelte, die Freimaurerei als Trägerin des Humanitätsgedankens zum Muster und Vorbild stempelte.

Wie in den Kundgebungen des sog. Kartells der freiheitlichen Vereine Münchens, welches — nach einer vorsichtig zurückhaltenden Pause während des hochgehenden Wahlkampfes — auch diese Versammlung veranstaltet hatte, von Anfang an betont worden ist, richtet sich der Kampf nicht bloß gegen den katholischen, sondern auch gegen den protestantischen „Klerikalismus“. Und nur insoweit die Konservativen, die Reichspartei, der Bund der Landwirte dieses protestantischen „Klerikalismus“ verdächtig sind, ist der politische Kampf gegen sie Selbstzweck. Im übrigen bekämpft der Liberalismus in ihnen nur die Bundesgenossen der „Schwarzen“. Als diese Parteien sich selbst zum Sturm gegen die „Schwarzen“ mißbrauchen ließen — bei den Blockwahlen im Zeichen Bülows und des furor protestanticus — sah man Rosarot und Blau vereinigt gegen Schwarz und gegen Rot.

Heute richtet sich der Kampf letzten Endes nur gegen die „Schwarzen“. Im Innersten seines Herzens hofft man auch heute noch, die „Blauen“ bis zu einem gewissen Grade bekehren und seinen Zwecken dienstbar machen zu können. Das religiös wie politisch extrem-liberale Frankfurter „Freie Wort“ hat sich in einer Sondernummer zu den Reichstagswahlen (Nr. 27) über das letzte Ziel der Großblocktaktik mit dankenswerter Derbheit ausgesprochen, indem es schrieb: „Mit den Schwarzen liegt die Sache allerdings anders. Sie können sich nicht ändern; man muß sie aus den Ländern hinausschmeißen mit Dreck und Speck — so wie sie sind. Man hat es in Frankreich und Portugal so gemacht und wird es auch in Deutschland so machen müssen.“

Inwieweit der Logeneinfluß direkt oder indirekt auf die plötzliche Auflösung des bayerischen Landtages eingewirkt und so auch für den einzigen deutschen Staat mit „schwarzer“ Kammermehrheit dem vereinigten Liberalismus und Sozialismus die Jagd auf Schwarzwild eröffnet hat, wird vielleicht erst eine spätere Zeit aktenmäßig klarstellen können. Daß ein Hauptvertreter der Großloge „Zur Sonne“ in Bayreuth sozusagen mit dem sozialdemokratischen Wahlpakt in der Tasche Gelegenheit erhielt, sich im Glanze der königlich bayerischen Hofgunst zu sonnen, gehört zu den Treppenwitzen der Weltgeschichte.

* * *

Wäre es nach den Wünschen der sog. „liberalen Arbeitsgemeinschaft“ in Bayern gegangen, so hätte im ganzen Deutschen Reiche nicht nur keine fortschrittliche, sondern auch keine nationalliberale Stimme einem Stichwahlkandidaten der „Schwarzblauen“ zugewandt und einem Sozialdemokraten abwendig gemacht werden dürfen. Als treueste Vasallen der Sozialdemokratie wollten die bayerischen Liberalen die erste Feuerprobe bestehen. Aber nicht einmal für Bayern ist es ihnen ganz gelungen, geschweige denn für West- und Norddeutschland. Aber die bayerische Sozialdemokratie besteht wie Shylok auf ihrem Schein und läßt sich kein Jota abfeilschen. Die „Münchener Post“ (Nr. 14) drohte den Nationalliberalen, die zur „Ergatterung“ einiger Mandate (Bayreuth und Ansbach) mit dem Bunde der Landwirte eine Extratour machen und die sozialdemokratische Freundschaft verraten möchten, mit Repressalien bei der Landtagswahl. Die Folge war, daß die Nationalliberalen sofort zurückhuften. Ein Vorgeschmack der erbärmlichen Rolle, in welche der Liberalismus gerät, wenn er sich willenlos in die Abhängigkeit der Sozialdemokratie begibt. Die sozialdemokratische Presse übt strenge Aufsicht, auch über die Vertragstreue der Nationalliberalen und Fortschrittler untereinander, die namentlich in den Provinzen Brandenburg und Sachsen in Frage gestellt war. Als Zuchtmeisterin des Liberalismus wird die Sozialdemokratie bald rasche Fortschritte machen. Kurz angebunden erklärte das Kölner Parteiorgan den Nationalliberalen, wenn sie etwa für den Zentrumskandidaten Justizrat Trimborn eintreten möchten: „Ohne Köln kein Bassermann“. Das war deutlich: Eventuelle Revanche für Köln in Saarbrücken, worauf der Nationalliberalismus sofort einschwenkte und für Köln die Abstimmung „freigab“. Und diese „Freigabe“ sollte angesichts des jungliberalen Heißhungers nach roten Wahlzetteln ein „Entgegenkommen“ gegen das Zentrum sein, das ohnehin in Pforzheim, Bingen, Duisburg, Bochum, Wiesbaden, Eisenach, Darmstadt, Heidelberg, Leipzig, Dresden, Breslau die Nationalliberalen offen unterstützte! — Nicht einmal das persönliche Eintreten des Grafen Posadowsky für den Zentrumsführer Justizrat Trimborn konnte es hindern, daß die rheinische Metropole von den Nationalliberalen an die Sozialdemokratie verraten wurde.

Der Liberalismus entehrt sich selbst, wenn er sich mit dieser Partei auf Gedeih und Verderb zusammenkettet. Die Folgen wird er schon bald zu spüren bekommen. In einer liberalen Wählerversammlung in München wurde von mehreren Rednern ein Konterfei der Sozialdemokratie entworfen, das dem bayerischen Großblock sicherlich nicht zum Ruhme gereicht. Oberbürgermeister Dr. Mühlberger von Eßlingen (Württ.) sagte

laut „Augsb. Abendztg." (Nr. 17) u. a.: „Keine Partei sei reaktionärer als die Sozialdemokratie ... Nirgends herrsche gegen Andersdenkende ein solcher Terrorismus wie in der sozialdemokratischen Partei. Sie sei auch darum nicht demokratisch, weil sie immer mehr die individuelle Freiheit unterdrücke." Stadtverordneter Goller aus Frankfurt a. M. führte aus: „Der Sozialdemokratie müsse man es zum Vorwurf machen, daß sie dort, wo sie Macht hat, schon anfängt, sich ostelbische Junkermanieren anzugewöhnen. Wehe dem kleinen Geschäftsmann, von dem man erfährt, daß er nicht sozialdemokratisch gestimmt ist! Man hängt ihm sofort den Brotkorb höher." Der liberale Kandidat Dr. Kerschensteiner warf der Sozialdemokratie „Verhetzung und Terrorisierung der Massen" vor. „Der echte Sozialdemokrat verträgt nur seine eigene Meinung. Eine Meinungsfreiheit gibt es bei ihm nur, wenn man abweichende Meinungen für sich behält." Usw. usw. Und mit einer so gekennzeichneten Partei schließt der Liberalismus ein generelles Wahlbündnis für ganze Staaten und läßt durch seine offiziellen Parteiredner und durch die Presse die „nationale" Wählerschaft auffordern, Mann für Mann für den — Sozialdemokraten einzutreten.

Das sind genau dieselben Leute, welche acht Tage vorher dem Zentrum einen Strick daraus drehen wollten, daß es einige Male unter ganz anderen Voraussetzungen und in wirklicher Notlage den keine andere Partei neben sich duldenden liberalen Terrorismus durch lokale und stets vereinzelte Wahlkompromisse mit der Sozialdemokratie überwältigte. Der nationalliberalen „Augsb. Abendztg.", die in diesen Tagen nutzlos, ohne den glänzenden Sieg des Zentrums in Augsburg verhindern zu können, alle Minen springen ließ, um den letzten liberalen Mann für den sozialdemokratischen Kandidaten an die Wahlurne zu bringen, war es vorbehalten, die ehrwürdige Person des Erzbischofs von München und Freising dadurch zu verhöhnen, daß sie von ihm als dem „Genossen" Bettinger sprach, weil zu der Zeit des Stichwahlbündnisses in Speyer der damalige Dompfarrer Dr. Bettinger von Speyer dem Wahlkomitee des Zentrums angehört hatte. Die unwahren Ausstreuungen über die Vorgeschichte dieses Kompromisses sind durch die Nächstbeteiligten, in erster Linie durch den Reichstagsabgeordneten Dr. Eugen Jäger, schon so oft klargestellt worden, daß wir nicht darauf zurückkommen brauchen.

Aber die Großblock-Liberalen werden sich nicht beklagen dürfen, wenn wir nach den jetzigen Vorgängen künftig mit Fug von dem „Genossen" Karl Stolz („Augsburger Abendzeitung"), von den „Genossen" Schubert und Günther, von den „Genossen" Casselmann und Bassermann reden. Die „politisch unterminierende liberal-sozialistische Verbrüderung" — um mit der rechtsliberalen „Allgemeinen Zeitung" vom 25. November 1911 zu reden — ist etwas ganz anderes als die gelegentlichen lokalen Wahlkompromisse des Zentrums. Die dem Zentrum scharf ablehnend gegenüberstehende „Allgemeine Zeitung" hat dies in dem schon erwähnten Artikel, der über den Großblock in Elsaß-Lothringen handelte, mit bemerkenswertem Freimut eingestanden: „Die Zentrumspartei hat dabei — und das dürfte wohl auch für die in Altdeutschland von ihr geschlossenen Wahlkompromisse gelten — nie etwas von ihren Prinzipien preisgegeben. Kein Wähler wurde in seiner bisher betätigten politischen Gesinnung wankend gemacht." Von der Koalition der Liberal-Demokraten mit der Sozialdemokratie könne leider nicht dasselbe gesagt werden. „Dazu war die politische Charakterstärke unserer Liberal-Demokraten eine zu wenig gefestigte." Was soll man erst heute von der „politischen Charakterstärke" eines Liberalismus halten, der nicht nur völlig entgegengesetzte Stichwahlparolen ausgibt, sondern dieselben auch mit diametral entgegengesetzten Gründen motiviert! Hier nur ein paar Beispiele zur Beleuchtung des Tohuwabohus im Lager des „geeinten" Liberalismus. In dem von den Sozialdemokraten im Triumph eroberten Bayreuth, wo der Hauptführer der Liberalen im Landtage, der Unterzeichner des Landtagswahlpaktes mit der Sozialdemokratie, zugleich als Stadtoberhaupt und Logenoberhaupt ein dreifaches Szepter schwingt, erließ die liberale Partei einen Aufruf, in welchem es u. a heißt:

„Die Sozialdemokratie ist international, eine Feindin der Monarchie und unseres Deutschen Reiches. Das, was uns Deutschen heilig ist, verachtet und verhöhnt sie. Sie predigt den Umsturz der jetzigen Gesellschaftsordnung.... Wer will den Wahlkreis an diese Partei verraten? Kein deutsch gesinnter Mann, der sein Vaterland und seine Scholle, seine Heimat und seine Familie liebt. Wahlenthaltung ist offener Verrat."

In Wiesbaden, wo das Zentrum mit Erfolg für die Wahl des Nationalliberalen gegen den Sozialdemokraten eintrat, heißt es im nationalliberalen Wahlaufruf u. a.:

„Will das deutsche Bürgertum ruhig zusehen, wie diese internationale Partei ihr Zerstörungswerk vollbringt und dabei noch Vorspanndienste leisten? Nein und abermals nein! Die Liebe zu unserer Heimat, zu unserem Vaterland, die Treue zu Kaiser und Reich verlangt in diesem Ringen um Deutschlands Ehre und Machtstellung, daß mit deutscher Treue Mann für Mann eintrete für die Erhaltung der stärksten Säulen unseres Volkstums, für Vaterland, Monarchie und Religion!"

Aehnliche Aufrufe liegen uns aus Kassel und Eisenach und aus verschiedenen anderen Wahlkreisen vor, wo die Nationalliberalen auf die Unterstützung des Zentrums angewiesen sind. In Augsburg, in Würzburg und in einem Dutzend anderer Wahlkreise, wo der Liberalismus die Sozialdemokratie gegen das Zentrum unterstützte, überall die umgekehrte Lesart, mit der gewagtesten Phraseologie begründet.

Die doppelte Wahlmoral des Liberalismus hat sich vielleicht nirgendwo in so verblüffender Reinkultur geoffenbart, wie in dem Wahlaufrufe des fortschrittlichen Wahlkomitees für den ersten Berliner Wahlkreis, der sich nun auch gegen die Sozialdemokratie behauptet hat. Während die Fortschrittliche Volkspartei für das ganze Reich die Hauptparole ausgegeben hat: „Für die Sozialdemokratie gegen den schwarzblauen Block", bezeichnet der Berliner Wahlaufruf jeden als Verräter an der Sache des Bürgertums, an der Zukunft des Vaterlandes, der für den Sozialdemokraten stimmt. Dann heißt es weiter:

„Wer mit dem sozialdemokratischen Stimmzettel protestieren wollte gegen eine einseitige Regierungspolitik, gegen einen schwarzblauen Block, hat es durch seine Stimmabgabe in der Hauptwahl getan. Wer jetzt für die Sozialdemokratie eintritt, erklärt sich identisch mit ihren Endzielen, mit ihrem Programm, mit ihrer Grundanschauung."

Kaum in einem einzigen, wenigstens in keinem süddeutschen liberalen Blatte haben wir bisher auch nur eine Silbe davon gelesen, daß der Wahlkreis Pforzheim schon bei der Hauptwahl nur durch das Eintreten des Zentrums für den Nationalliberalen Wittum der Sozialdemokratie entrissen werden konnte. Freilich, Wittum ist ein Gegner der Großblockpolitik. Sein Sieg wurde zwar kurz registriert, gehörte er doch zu den ganzen vier Mandaten, die der Gesamtliberalismus am 12. Januar heimbrachte; aber die Nebenumstände wurden verschwiegen. Auch die öffentliche Danksagung, welche Wittum nach der Wahl erließ, ist von der liberalen Großblockpresse einfach totgeschwiegen worden. Galt doch sein „aufrichtiger und wärmster Dank auch dem selbstlosen, wohldisziplinierten und geschlossenen Eintreten des Zentrums!" Bisher ist uns auch noch kein liberales Großblockorgan begegnet, das den selbstlosen Verzicht des Zentrums in Bingen und Alzey zugunsten der Nationalliberalen nur kurz erwähnt hätte.

„Blöder Zentrumshaß", um ein Wort der in Duisburg erscheinenden „Rhein- und Ruhr-Ztg." zu zitieren, raubt dem Großblockliberalismus jede Besinnung. Der frühere Vorsitzende der nationalliberalen Landespartei in Bayern r. d. Rh., Fabrikdirektor Tafel, sagt in Nr. 13 des „Bayerischen Volksfreund" (Nürnberg): „Die Blindheit, mit der das deutsche Volk durch den Star einseitiger Zentrumsfurcht gegenüber der sozialdemokratischen Gefahr geschlagen ist, hat ihren Höhepunkt erreicht." Der nationalliberale „Schwäbische Merkur" (Stuttgart) predigt heute tauben Ohren, wenn er am 15. Januar an das „Verantwortlichkeitsgefühl der bürgerlichen Parteien ohne Ausnahme" appelliert und meint, die Not der Zeit werde zu einer „bürgerlichen Einigung" führen müssen. Die Essener „Rheinisch-Westfälische Zeitung" (Nr. 55) hielt unmittelbar nach der Hauptwahl mit der eigenen Parteileitung und vor allem mit der „unheimlichen Demagogie" des Hansabund-Präsidenten fürchterliche Abrechnung:

„Jetzt haben Bassermann und Rießer die Bescherung. Jetzt liegt vor aller Welt das Ergebnis dieser entsetzlich verblendeten Volksverführung. Was schrieben wir uns die Finger wund mit den unaufhörlichen Warnungen vor diesem gemeingefährlichen Treiben der Leitung des Hansabundes und der heutigen Führerschaft der Nationalliberalen. Wie oft hat in diesen Spalten der psychologische Nachweis gestanden, daß bei solcher sinnloser Massenverhetzung das Schaukelbrett ganz nach links schlagen müsse, daß es politischer Wahnsinn ist, anzunehmen, den entfachten Radikalismus der verführten Massen könne man in halber Höhe aufhalten."

Noch ein anderes Urteil über den heutigen Nationalliberalismus sei hier zitiert. Wilh. Freiherr von Pechmann (München) veröffentlicht in der „Augsburger Abendzeitg." vom 18. Jan. seine Antwort auf Angriffe des derzeitigen Vorsitzenden der nationalliberalen Landespartei in Bayern r. d. Rh. Baron Pechmann, der Gründer der neuen Reichspartei, bekennt, daß er „jahrzehntelang mit Freude und Stolz" der nationalliberalen Partei angehört habe, aber heute der Ueberzeugung sei, daß sie in jener Lebensfrage für das Reich (Finanzreform) „das köstlichste Kleinod aus ihrem Ehrenschild gebrochen hat, und dieses Kleinod heißt: Das Vaterland über die Partei." Schon die bisherigen Ergebnisse der Reichstagswahl hätten der nationalliberalen Partei die Augen darüber öffnen müssen, „wessen Geschäfte durch den bis zur Todfeindschaft gesteigerten Kampf gegen die Parteien der Reichsfinanzreform besorgt worden sind". Freiherr von Pechmann beruft sich schließlich auf Aeußerungen, die der Greifswalder Professor Dr. Johannes Kunze, also ein protestantischer Theologe, unlängst veröffentlicht habe, und die sich zum Teil fast wörtlich mit dem decken, was er selbst erst vor wenigen Tagen in der großen liberalen Wählerversammlung im Münchener Kindlkeller aussprach:

„Unter diesen Umständen müssen wir zur Beschämung der nationalliberalen Partei, die einst dem Reiche wertvolle Dienste geleistet hat, es einmal aussprechen: **das Zentrum**, das einst dem Reiche schwere Erschütterungen bereitet hat(?), **hat heute mehr nationale Taten aufzuweisen als die nationalliberale Partei.** Ueber Gesinnungen und Absichten zu richten, steht weder uns noch den Liberalen zu: in der Politik kommt es auf Taten an. Und ich rede hier nur als Politiker, nicht als Theologe. Unter diesem Gesichtspunkte gilt: die nationalliberale Partei von einst ist als Partei heute tot, untergegangen in der großliberalen Partei . . . ."

So urteilen zwei ausgesprochene Gegner des Zentrums, die ihre politischen und ihre religiösen Vorurteile gegen unsere Partei auch jetzt noch nicht zu unterdrücken vermögen.

„Die nationalliberale Partei von einst ist heute tot". Auch wenn durch die Hilfe der Roten auf der einen, der Schwarzblauen auf der anderen Seite noch größere Trümmer der einst so stolzen Partei vor dem Schiffbruch gerettet werden, so wird das Wort des Greifswalder Professors doch recht behalten. Noch ehe die Stichwahlen, geschweige denn die bayerischen Landtagswahlen abgeschlossen sind, muß der Liberalismus sich von seinen roten Verbündeten bereits die verächtlichsten Fußtritte gefallen lassen. Das Stärkste in diesem Genre hat sich die „Leipziger Volkszeitung" (Nr. 13 vom 17. Januar 1912) geleistet; freilich umsonst, denn mit Hilfe des Zentrums blieb Leipzig den Nationalliberalen erhalten. Dort las man buchstäblich: „Am Tage der Stichwahl muß dieser durch und durch verlogene, bis ins Mark verfaulte Liberalismus zur Strecke gebracht, muß die politische Atmosphäre von dem Mißdufte dieses verwesenden Leichnams befreit werden. . . Laßt diese Politiker verschwinden von der öffentlichen Bühne! In die Müllgrube mit ihnen!" Nun, wer weiß, wie lange es dauern wird, bis die heutige liberale Großblockpresse wieder ähnliche liebliche Töne für die roten Wahlbrüder findet. Sie braucht ja nur in ihren eigenen Heften aus dem Jahre 1907 nachzublättern, um in den urkräftigen Kundgebungen des Bülowblocks die nötigen Vorlagen mühelos zu kopieren.

* * *

Viele haben sich gewundert, daß die bayerische Staatsregierung zu den bevorstehenden Stichwahlen auch nicht einen Laut von sich gegeben habe. Die Ausrede, die Regierung besitze kein eigenes Organ, erscheint hinfällig, wenn man sich gegenwärtig hält, wie oft die Regierung sich schon der „Korrespondenz Hoffmann" bedient hat, um ihre Meinung kundzutun, wenn sie es für nötig hielt. Eingeweihte erinnern sich auch noch lebhaft, wie außerordentlich geschäftig verantwortliche und unverantwortliche Stellen und Personen beispielsweise im Jahre 1907 am Werke waren, um durch sanfte oder auch zornige Worte — je nachdem — das Zentrum zur Unterstützung des „staatserhaltenden" Liberalismus gegen die Umsturzpartei anzuhalten. Hinterher hat man Männer, die an den damaligen lokalen Kompromissen gänzlich unschuldig waren, es noch lange fühlen lassen, daß auf sie und ihre Partei „kein Verlaß" sei. Solche Erfahrungen hat allerdings der in der bayerischen Bureaukratie und in den höchsten Aemtern und Chargen immer noch allmächtige Liberalismus nicht zu fürchten. Ihm ist schon im voraus alles verziehen, wenn es nur gegen das verhaßte Zentrum geht, und wenn auch, wie geschehen, Würzburg, die Geburtsstadt des 90jährigen Regenten, der Umsturzpartei ausgeliefert wird. Selbst am Tage nach dem vorläufigen Abschlusse eines das ganze Königreich umfassenden Wahlpaktes mit der Sozialdemokratie durfte der liberale Fraktionschef, dank der Vorsehung wohlgeneigter Freunde in der „Umgebung", im vollen Glanze der Hofgunst sich sonnen. Es gibt Leute, die derartiges geradezu wundervoll zu „deichseln" verstehen.[1])

Auch die total verfahrene Situation in der bayerischen Landespolitik hat ihren tiefsten Grund in der von dem früheren Landesvorsitzenden der nationalliberalen Partei gekennzeichneten „einseitigen Zentrumsfurcht". In Form einer schier krankhaften Zentrumsscheu hat sich dieses Uebel bis in die höchsten maßgebenden Kreise eingenistet und wird durch planmäßig vorgehende Hetzer wie durch seichte Anekdotenerzähler fort und fort lebendig erhalten und nach Bedarf gesteigert. Wir könnten die Persönlichkeiten mit Namen nennen, die sich in dieser unverantwortlichen Tätigkeit ganz besonders auszeichnen und sich dessen unter Umständen sogar noch rühmen, wenn sie im Rauch- oder Kegelklub, bei — Tand und Sport oder auf der Jagd beisammen sind.

In einem rechtsliberalen Blatte wurde halboffiziös daran erinnert, daß mehrere Minister, darunter der Ministerpräsident, sich bei Gelegenheit über die Unverträglichkeit der Beamtenpflicht mit irgendwelcher Förderung der Sozialdemokratie offen geäußert hätten. Das will ebensowenig besagen, wie die immer noch unbeglaubigte Kundgebung des Kriegsministers an die inaktiven Offiziere. Man weiß, wie es bei solchen Dingen zugeht. Die, welche es angehen sollte, kümmern sich in der Regel am wenigsten darum. Einer, der die Praxis der nationalliberalen Partei als deren langjähriger Landeschef am besten kennen muß, Direktor Tafel, äußert sich in Nr. 3 der „Allgemeinen Zeitung" vom 20. Januar 1912 über das Landtagswahl-Abkommen, das er für einen „schweren Fehler" hält, und über seine „unerhörten Einzelheiten":

„Man hat nicht nur die Kreise, in denen das Zentrum bekämpft werden soll, sondern auch solche, in denen das Zentrum gar nicht in Frage kommt, an die Sozialdemokratie verschachert, man hat das Abkommen auf sechs Jahre gemacht, so daß sechs Jahre lang **pensionierte Offiziere, Beamte,** Gewerbetreibende und andere **gezwungen werden, sozialdemokratisch zu wählen.**"

Man wird sich über viele Dinge, die sich im Königreich Bayern zutragen, kaum mehr sonderlich wundern können, wenn das richtig ist, was der „Allgemeinen Rundschau" von einer sehr zuverlässigen Seite als verbürgte Tatsache mitgeteilt wird. Der verflossene Minister des Innern, Graf Feilitzsch, Staatsrat im außerordentlichen Dienst, äußerte gegenüber Offizieren a. D., welche Bedenken trugen, einem Sozialdemokraten ihre Stimme zu geben, mit großer Bestimmtheit: Wenn in seinem Wahlkreise infolge des Blockabkommens ein Sozialdemokrat aufgestellt werde, so wähle er diesen, und er wünsche, daß es verbreitet werde.

* * *

„Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt." Diesen jähen Stimmungswechsel hat der deutsche sog. Gesamtliberalismus in umgekehrter Reihenfolge durchgemacht, nachdem die Entscheidung des 12. Januar zunächst nach der Zahl der errungenen Mandate und dann erst nach der Zahl der erlangten Wählerstimmen bekannt geworden war. Der vorläufige Besitzstand von 4 + 0 Mandaten hatte den Nationalliberalismus samt Freisinn anfangs förmlich zu Boden geschmettert. Als dann die Stimmenzahlen bekannt wurden, warf der Liberalismus sich wieder stolzer denn je in die Brust, gleichzeitig aber auch vorsichtshalber an die noch stolzere Brust der Sozialdemokratie. Jubelnd rief man in alle Lande die Freudenbotschaft hinaus: „Die Sozialdemokraten, Fortschrittler und Nationalliberaben haben 61,5% aller gültigen Stimmen erhalten." („M. N. N.", Nr. 25). Waren auch die Früchte einer Steuerhetze, wie sie scham- und gewissen-

---

[1]) So hat ja auch Prof. von Stuck, der sich durch die polizeiliche Wegnahme einer anstößigen Reproduktion aus einem öffentlichen Schaufenster verletzt glaubte, sofort durch einen entsprechenden Beweis der Hofgunst seine „Genugtuung" erhalten, deren Wirkung sich darin äußerte, daß das Original des anstößigen Bildes mehrere Tage in einem öffentlichen Schaufenster in unmittelbarer Nähe der sog. Studienkirche erschien, ohne daß die Polizeidirektion es wagen durfte, gegen dieses geradezu herausfordernde Aergernis einzuschreiten.

loser ein Volk nie betrogen hat, in erster Linie der Sozialdemokratie zugute gekommen, so wollte der Liberalismus doch von vornherein feststellen, daß er an derselben unlauteren Quelle gesessen hatte.

Das geradezu polizeiwidrig schlechte Gedächtnis der liberalen Presse hat sich auch diesmal bewährt. Keinem liberalen Blatte ist es eingefallen, die Verhältnisziffern vom Jahre 1907 zu einem Vergleiche heranzuziehen, der doch von selbst gegeben war. Man triumphierte, der schwarz-blaue Block sei am 12. Januar schmählich unterlegen, der Großblock habe glänzend gesiegt. Aber wie war es denn nach den „berühmten“ Blockwahlen des Jahres 1907, als der Blockkanzler Fürst Bülow mit Hilfe des Blocks der Nationalliberalen und Freisinnigen, der Konservativen und Reichsparteiler samt Anhang, die „schwarzrote“ Opposition zu Paaren getrieben, die „rote Brut“, wie damals der liberale Jargon lautete, gezwungen hatte, sich „in ein Mauseloch zu verkriechen“? Held Liberalismus bleibt sich immer gleich. Die Besiegten sind stets — die anderen. Im Silvester-Manifest des Fürsten Bülow hatte der Schlachtruf gelautet: „Von solchem Drucke muß das deutsche Volk sich frei machen... Die Parteien, die am 13. Dezember (1906) an der Seite der Regierung standen, werden von vornherein im Auge zu behalten haben, was sie damals einigte: Der Kampf für Ehr' und Kraft der Nation gegen Sozialdemokratie, Polen, Welfen und Zentrum.“

Als am 25. Januar 1907 die erste Entscheidung fiel, und das Zentrum gegen eine Welt von Feinden sich siegreich durchgesetzt, die Sozialdemokratie aber zahlreiche Mandate schon im ersten Wahlgange eingebüßt hatte, las man in der damaligen Blockpresse vom „furchtbaren Rückgang“ der Sozialdemokratie, und ein süddeutsches liberales Blatt faselte sogar vom „Zusammenbruch der deutschen Sozialdemokratie“. Nach der Wahlstatistik, auf welche die liberale Presse heute so prahlend pocht, hatte aber die Sozialdemokratie im Jahre 1907 mit 3¼ Millionen einen Stimmenzuwachs von ¼ Million.

Die am 13. Dezember 1906 verbündeten Regierungsparteien waren trotz Bülow um rund zwei Millionen Stimmen hinter der Opposition zurückgeblieben.

Heute will die liberale Presse ihren Lesern einreden, der 12. Januar 1912 habe gezeigt, daß im Reichstag die wirkliche Volksmehrheit von einer Parteienminderheit „vergewaltigt“ werde. Die doppelte Moral des Liberalismus! Befindet er sich selbst, wie 1907, unter den „Vergewaltigern“, dann will er von einer Abwägung der Gesamtstimmen nichts wissen und täuscht sich durch Redensarten über die Tatsache hinweg, daß die Sozialdemokratie trotz des künstlich herbeigeführten Rückganges ihrer Mandate schon 1907 ein Drittel aller abgegebenen Stimmen erlangt hatte. Heute, da der Liberalismus an der Seite der roten Partei kämpft, fällt ihm plötzlich ein, daß das Drittel bereits überschritten sei. Glaubt Jemand, daß der Liberalismus derer um Bassermann im Ernste bereit sei, den Sozialdemokraten ein gutes Drittel der Reichstagsmandate auszuliefern? Oder vielleicht auch nur das Reichstagswahlrecht glatt auf Preußen zu übertragen? Nur auf den eigenen Vorteil ist man auf jener Seite bedacht. Genau so wie die große Lüge der lukrativen Steuerhetze ist auch das heute unter die Massen geworfene Schlagwort von der notwendigen Einführung des Proporzes für die Reichstagswahlen den meisten Liberalen nur ein Mittel zur Volksaufwiegelung und zum Stimmenfang.

Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß weder die Nationalliberale Partei noch die Fortschrittliche Volkspartei im ersten Wahlgange eine ihrer Stimmenzahl entsprechende Zahl von Mandaten erlangt hat. Das liegt aber, abgesehen von unnatürlichen Wahlparolen, an dem unnatürlichen Uebergewicht der in den Großstädten zusammengedrängten fluktuierenden Wählermassen über das flache Land mit seiner mehr seßhaften Stammbevölkerung.

Man höhnt so oft über die „Herden“ der ländlichen Wähler, die willenlos dem Rufe des Hirten folgen. Und doch steckt in der Wählermasse des flachen Landes und der kleinen Provinzstädte mehr gesunder Menschenverstand und mehr Einsicht in die Staatsnotwendigkeiten, mehr Verständnis für die Grundlagen jeder menschlichen Wohlfahrt, als in den durch Massensuggestionen verhetzten, durch Massenleidenschaften hin- und hergeworfenen Wählerschichten einer großstädtischen sogenannten „Intelligenz“. Hunderttausende glauben alle Bildung und alles Wissen gepachtet zu haben und merken gar nicht, daß sie im Grunde genommen nur nachpapageien, was sie in einem der sich jagenden „freidenkenden“ Vorträge oder in einer politischen Hetzversammlung gehört, was sie am frühen Morgen oder am Nachmittag und Abend in ihrem liberalen Leibblatte gelesen haben, das, um für Abwechslung zu sorgen und jedem Geschmack Rechnung zu tragen, dazu auch noch seine Meinungen wechselt, wie das Chamäleon seine Farben.

Einem immer mehr va banque spielenden Radikalliberalismus mag es mit der Forderung des Proporzes für die Reichstagswahlen voller Ernst sein. Der Rechtsliberalismus kokettiert mit dem schönen Schlagwort, weil er sicher weiß, daß es ein Schlagwort bleiben wird. Es ist noch keinem Liberalen eingefallen, ernstlich darüber nachzudenken, weshalb der Oberbürgermeister von Berlin nicht August Bebel heißt, alldieweil doch die überwältigende Mehrheit der wahlmündigen Berliner mit sozialdemokratischen Stimmzetteln demonstriert. Die logische Konsequenz aus den seichten Redensarten, denen man zurzeit in nicht wenigen liberalen Blättern begegnet, wäre vor allem, daß der Deutsche Kaiser und König von Preußen seine Residenz aus der Stadt verlegte, deren Wählerschaft sich in ihrer gewaltigen Mehrheit zu einer antimonarchischen Partei bekennt. Und die regierenden Fürsten der meisten größeren Bundesstaaten wären gezwungen, die gleichen Konsequenzen aus der Zahlensprache der Stimmzettel zu ziehen, wenn der Proporz und in seinem Gefolge das Plebiszit im politischen Deutschland Trumpf würde. Ja, wenn die 4,238,919 Wähler, die am 12. Januar mit roten Stimmzetteln demonstrierten, auch nur der Mehrzahl nach programmfeste Anhänger der antimonarchischen, revolutionären Sozialdemokratie wären! In ähnlichem Sinne gilt das sogar von der Freisinnigen Volkspartei, deren Wählerschaft von 1½ Millionen, wenn man mit ihr ein Examen über die Hauptpunkte des fortschrittlichen Programms anstellte, vielleicht zu zwei Dritteln jämmerlich durchfallen würde. Der Entschluß, für die eine oder andere, mehr oder minder radikale Partei zu stimmen, ist nur zu oft Stimmungs-, Instinkts- und Gefühls-, nicht Verstandessache.

Diese Unterstellung wird höchstens in dem auf Deutschlands Kraft und Größe eifersüchtigen Auslande geglaubt und geflissentlich genährt. Auch wir erblicken in der fortschreitenden Radikalisierung der Massen und auch eines großen Teils der sog. gebildeten Stände eine schwere Gefahr für Deutschlands Zukunft. Aber daß ein Drittel des wahlmündigen deutschen Volkes zielbewußte Sozialdemokraten seien, ist eine durchsichtige Lüge, die jeder durchschaut, der gesehen hat, wie sozialdemokratische Stimmen entstehen und „gemacht“ werden. Die vom Liberalismus eifrig unterstützte, durch und durch verlogene Hetze gegen die Lebensmittelteuerung hat der Sozialdemokratie mindestens eine Million neuer Stimmen zugeführt. Es ist in Deutschland zur frivolen „Mode“ geworden, jedwede Unzufriedenheit durch Abgabe eines „roten“ Wahlzettels zu dokumentieren. Beamte, die sich bei der Vorrückung oder bei der Gehaltsaufbesserung übergangen fühlen, wählen rot; Volksschullehrer, denen die Gleichstellung mit Universitätsprofessoren als vergeblich erstrebtes Ziel vorschwebt, wählen rot. Wer einen Prozeß verloren, einen ersehnten Orden oder Titel nicht erlangt hat, wer ein Strafmandat wegen unterlassenen Straßenkehrens oder Schneeabräumens erhielt, wer mehr Steuern bezahlen soll oder sonst Scherereien mit der Steuerbehörde hat, wählt rot. Das sind Beispiele aus dem Leben, die sich tausendfach wiederholen, wenn man sie auch nicht verallgemeinern darf.

Dem Fortschritt und dem bürgerlichen Liberalismus insgesamt kommt die enorme Verbreitung seiner Großpresse zustatten, welche nicht nur die politischen, sondern auch die religiösen und vor allem die ethischen Ideale in einem erschreckenden Maße mehr und mehr unterhöhlt hat. Namentlich auf den Religion und Sittlichkeit systematisch untergrabenden, das Volk der alten deutschen Ehrbarkeit entwöhnenden Einfluß der sogenannten liberalen Presse mit immer geringer werdenden Ausnahmen ist bisher unseres Erachtens in der Agitation viel zu wenig Gewicht gelegt worden. Man bekämpft die politischen Sünden des Liberalismus, aber über die weit verhängnisvolleren Sünden gegen die Grundsätze christlicher Zucht, Sitte und Ehrbarkeit deckt man zu gerne den Mantel nachsichtigen Schweigens, vielleicht aus falscher Rücksicht auf diejenigen, die sich zwar Liberale nennen, aber mit dem unter der Flagge des Liberalismus segelnden Libertinis-

mus und seinen vielen Spielarten nichts weniger als einverstanden sind, ohne sich indessen jemals zu einem energischen Protest aufzuraffen.

* * *

Nur die hochgradige politische Unanständigkeit von Organen à la „Münchner Neueste Nachrichten (Nr. 29) e tutti quanti hat es fertiggebracht, den bedeutsamen Gesamterfolg des Zentrums bei der Hauptwahl durch einen künstlich konstruierten Stimmenrückgang schmälern zu wollen. Selbst in anständigen liberalen Blättern ist schon vor der Wahlschlacht die Summe der Stimmen, welche das Zentrum an rechtsstehende, auch nationalliberale Kandidaten abgab, auf 250,000 geschätzt worden. Nach genauer Feststellung sind es fast 300,000 gewesen. Rechnet man diese den 2,012,990 Zentrumsstimmen des 12. Januar hinzu, so ergibt sich gegenüber den Zentrumsstimmen von 1907 (2'179,743) kein Rückgang, sondern ein Zuwachs von mehr als 130,000 Stimmen. Dabei sind die 84,113 Stimmen des elsäßischen Zentrums gar nicht in Anschlag gebracht. Ehrlicher als die „Münchner Neuesten Nachrichten“ gab die liberale „Augsburger Abendzeitung“ (Nr. 16) ohne weiteres zu, daß der scheinbare Rückgang der Zentrumsstimmen gar nicht überraschen könne, weil das Zentrum eine volle Viertelmillion Stimmen den Konservativen und deren Anhang zuführen wollte. Das liberale Blatt meint, der Versuch sei zwar nicht vollständig geglückt, übersieht aber dabei, daß das Zentrum auch den Nationalliberalen in Pforzheim und in Bingen-Alzey rund 15 000 Mann zugeführt hatte. Auch in der Abwägung der bayerischen Zentrumsstimmen geht die „Augsburger Abendzeitung“ ehrlicher zu Werke als manche ihrer Gesinnungsschwestern, welche den scheinbaren Rückgang um etwa 38 000 gegenüber dem Ergebnis von 1907 tendenziös auszuschlachten versuchen. Das liberale Blatt gibt zu, daß das bayerische Zentrum in pfälzischen und fränkischen Wahlkreisen gegen 34 000 Stimmen — es dürften noch weit mehr sein — an Landwirtbündler und Konservative abgegeben habe, ohne entsprechende Gegenleistungen erhalten zu haben. Nimmt man hinzu, daß in rund drei Dutzend Wahlkreisen, die zum „bombensicheren“ Besitzstand des Zentrums gehören, die Wahlflauheit ein altes Erbübel ist, so ist auch für Bayern die erzielte Gesamtziffer in Anbetracht der schweren Belastungsprobe, der das Zentrum durch die geradezu satanische Steuer- und Lebensmittelhetze ausgesetzt war, als eine durchaus günstige zu buchen. Direkte Schlußfolgerungen für die bayerischen Landtagswahlen zu ziehen, wie es seitens der Großblockpresse versucht wurde, ist schon deshalb verfrüht, weil der Wählerkörper infolge des Ausscheidens der fluktuierenden Elemente, die nicht bayerische Staatsbürger sind, ein wesentlich anderer ist als bei den Reichstagswahlen, während anderseits die Wahlkreiseinteilung, welche auf der um 30 Jahre verjüngten Grundlage der vorletzten Volkszählung beruht, den vorwiegend großstädtischen Parteien (Liberalismus und Sozialdemokratie) weit günstiger ist als die alte Reichstagswahlkreiseinteilung. Aber trotzdem der Großblock sämtliche Landtagswahlkreise bereits unter sich verteilt hat, läßt das bayerische Zentrum den 5. Februar erhobenen Hauptes mit zielbewußter Entschlossenheit an sich herankommen. An dem Porzellan, das am 5. Februar in Scherben gehen könnte, ist die ohnehin von jeher zur dienenden Rolle herabgewürdigte bisherige Kammermehrheit weit weniger interessiert, als die von unverantwortlichen und verantwortlichen liberalen Kulissenschiebern zur Landtagsauflösung gedrängte königlich bayerische Staatsregierung. Wenn jemals einmal die Not an den Mann geht, wird man die mißachtete und beiseite gestoßene bayerische Zentrumspartei auf ihrem Posten finden, bereit, Staat, Monarchie und Dynastie zu schützen und zu stützen gegen jeden Angriff und Uebergriff, von welcher Seite sie auch kommen mögen.

* * *

Wie der Ausgang der Hauptwahlen, so hat auch das Ergebnis der bisherigen Stichwahlen zum Deutschen Reichstag klar genug bewiesen, daß, wie im ganzen Reiche, so namentlich auch in Bayern der Zentrumsturm fest und unerschüttert dasteht und aller Unkenrufe spottet. Was verschlägt es, wenn durch die Tücke des Liberalismus, der die völlige Passivität einer kurzsichtigen und verärgerten Staatsregierung als stillschweigende Ermunterung deutete, Würzburg an die Sozialdemokratie verraten wurde, daß Zweibrücken, das niemals ein fester Zentrumsbesitz war, durch sozialdemokratische Hilfe an die Nationalliberalen zurückfiel, das vielumstrittene Straubing mit sozialdemokratischer Hilfe wieder an den Bauernbund überging, und das in der Nachwahl verlorene Immenstadt auch diesmal einzig durch sozialdemokratische Unterstützung in den Händen der Liberalen blieb. Der herrliche Sieg in Augsburg, wo das Zentrum zur Verblüffung seiner Gegner noch 1600 Stimmen aus den eigenen Reserven herausholte, und der nicht minder glänzende Sieg in Kronach, wo das Zentrum mit 2000 Stimmen Mehrheit den vereinigten Rotblock zurückschlug, zeugen von der unveränderten Wurzelkraft des Zentrums. Auch in Baden und in Preußen hat das Zentrum neue Erfolge zu verzeichnen. Konstanz, bei dessen Verlust in der Nachwahl der Großblock dem Zentrum das Totenglöcklein läuten zu können glaubte, ist mit bewundernswerter Bravour zurückerobert worden. Um 2000 Stimmen wurden die eigenen Ziffern der Hauptwahl und die des Großblocks überflügelt. Erobert hat das Zentrum auch den vielumstrittenen Wahlkreis Ottweiler-St. Wendel im sog. „Königreich Stumm“. Ein schwerer Schlag für den Nationalliberalismus und seinen Kandidaten General v. Schubert. Der Verlust der drei Mandate in Freiburg, Kehl-Offenburg und Hamm-Soest ist in Anbetracht der außergewöhnlichen Umstände und des im übrigen erzielten Gesamterfolges zu verschmerzen. Der Nationalliberalismus wird dieses Danaergeschenkes aus der unholden Hand der Sozialdemokratie kaum froh werden. Mit höllischem Jubel begrüßt der Großblock die Auslieferung Kölns an die Sozialdemokratie. Die Einbuße des bisher in schweren Kämpfen behaupteten Kölner Mandates ist für die Partei ein empfindlicher Verlust. Aber die Begleitumstände sind tief beschämend für die nationalliberale Partei, welche die Befriedigung des Parteihasses hoch über die gemeinsamen bürgerlichen und vaterländischen Interessen stellte. Verhältnismäßig günstig haben die Deutsch-Hannoveraner („Welfen“) abgeschnitten, welche Melle-Diepholz, Lüchow-Uelzen, Lüneburg, Neustadt-Nienburg und Harburg-Rotenburg eroberten. Ein „welfischer“ Sitz (Syke-Hoya) ging verloren. Bedeutsam ist aber, daß der Führer des liberalen deutschen Bauernbundes, Wachhorst de Wente, in Melle-Diepholz dem „Welfen“ unterlag.

Es hat wenig Zweck, am Vorabend eines weiteren Stichwahltages, der noch über viele Mandate entscheiden soll, ein Schlußergebnis vorauszusagen.

Bei den Stichwahlen am 20. Januar wurden gewählt: 7 Zentrum, 9 Konservative, 6 Reichspartei, 2 Deutsche Reformpartei, 4 Wirtschaftliche Vereinigung, 20 Nationalliberale, 17 Fortschrittliche Volkspartei, 8 Sozialdemokraten, 2 Deutsch-Hannoveraner, 1 Liberaler Bauernbund, 2 „Wilde“, darunter Graf Posadowsky. Bei den Stichwahlen am 22. Januar stellt sich der Abschluß: 3 Zentrum, 5 Konservative, 1 Reichspartei, 1 Deutsche Reformpartei, 3 Wirtschaftliche Vereinigung, 3 Deutsch-Hannoveraner, 2 Polen, 1 Lothringer, 1 Bayerischer Bauernbund, 1 Liberaler Bauernbund, 13 Nationalliberale, 18 Fortschrittliche Volkspartei, 27 Sozialdemokraten. 33 Stichwahlen sind am 26. Januar noch auszukämpfen. Bis jetzt steht das Gesamtergebnis, kleine Abweichungen vorbehalten, also: das Zentrum hat ohne die Elsässer und ohne die Deutsch-hannoverischen Hospitanten bisher 91 Mandate, die Konservativen 41, die Reichspartei 12, die Deutsche Reformpartei (Antisemiten) 3, die Wirtschaftliche Vereinigung (Bund der Landwirte usw.) 10, die Deutsch-Hannoveraner 5, die Elsässer 5, die Lothringer 2, der Bayerische Bauernbund 1. Die Nationalliberalen, Fortschrittler und Sozialdemokraten sind auf dem Wege zur Zertrümmerung der sogenannten „schwarz-blauen“ Mehrheit ein erhebliches Stück weiter gekommen, es fehlen ihnen aber noch 17 Stimmen an der Mehrheit. Bisher haben sie insgesamt 172 Stimmen, nämlich Sozialdemokraten 98, Nationalliberale 38, Liberaler Bauernbund 1, Fortschrittliche Volkspartei 35. Die Liberalen haben es nun glücklich erreicht, daß die Sozialdemokratie unter sämtlichen Parteien mit 98 (nach anderer Lesart 99) Mandaten an der Spitze marschiert. München I ist nochmals vor der Eroberung durch die Sozialdemokratie bewahrt worden. Der Liberale Dr. Kerschensteiner verdankt seinen Sieg nachweislich den für ihn abgegebenen Zentrumsstimmen. Dagegen ist die Residenzstadt Darmstadt an die Sozialdemokratie übergegangen.

Die Unzufriedenen.

Von Oberlehrer Dr. Adolf Bohlen-Münster.

Rund 4¼ Millionen dem Alter nach mündige Deutsche gibt es, die sich offen als Unzufriedene bezeichnen. Unzufrieden mit der Regierung, unzufrieden mit den am Zustandekommen der Gesetze arbeitenden Parteien, unzufrieden mit den herrschenden sozialen Verhältnissen: das zeigt das Votum vom 12. Januar mit erschreckender Deutlichkeit. Die Tatsache ist nicht überraschend. Wenn eine Partei, von dem ausgesprochenen Willen, Unzufriedenheit zu säen, geleitet, sich jeden Gefühls der Verantwortlichkeit entledigt und dabei über die Agitationskraft ungezählter rauher Kehlen und schwieliger Fäuste gebietet, dann kann der Erfolg nicht ausbleiben. Wenn sich dann vollends starke Parteien, deren natürlicher Todfeind die Sozialdemokratie sein sollte, auf die Seite der Unzufriedenen um jeden Preis stellen, den größten Teil ihrer sehr einflußreichen Presse in diesem Sinne arbeiten lassen, dann braucht man sich nicht zu wundern, daß das Signum eines ganzen Volkes in seiner Mehrheit die Unzufriedenheit wird.

Angesichts dieses so weitgreifenden Unheils ist wirklich eine Resignation aller tiefer Denkenden leicht möglich. Hat es denn überhaupt noch einen Sinn, positiv zu arbeiten, wenn alles, aber auch grundsätzlich alles in den Schmutz einer vergifteten Kritik gezogen wird? Die Frage ist berechtigt, ihre Beantwortung entscheidungsschwer. Wird sie bejaht, dann zieht sich alles positiv Wirkende mehr noch als bisher von dem unbefriedigenden Pfade der Politik zurück. Und doch darf das nicht sein. Es darf unter keinen Umständen und jetzt erst recht nicht sein. Und es braucht auch nicht so zu sein. Denn noch sind starke Dämme da, die unentwegt Trotz bieten dem entfesselten Toben. Und an dem ungeschwächten Turm, als der das Zentrum nachher wie vorher dasteht, richten sich tausende Mutloser in allen Lagern wieder auf. Hier ist das Rezept in die Tat umgesetzt, mit der man die Unzufriedenheit am besten bannt: unverdrossene Arbeit heißt es und erzielt auch jetzt noch die besten Erfolge. Arbeit im kleinen, im Ausbau aller Organisationen, im **Ausbau vor allem der Presse!** Denn weit reicht das gedruckte Wort. Wir haben es jetzt erst wieder erfahren. Das dumpfe Schlagwort: „Kampf der Reaktion!", hundert- und tausendfach wiederholt, morgens wie abends mit fetten Lettern gedruckt, es wurde erbarmungslos tausenden von Gehirnen eingehämmert jahraus, jahrein, und 4¼ Millionen roter Stimmzettel rechtfertigen diese Methode. Wohlan, hier ist der Weg auch für uns. Setzen wir unsere Presse in den Stand, jeder Lüge die Wahrheit, jedem Schlagwort die Aufklärung entgegenzusetzen, dann wird auch die große Schar der Unzufriedenen — nicht beseitigt, aber verkleinert, dann wächst die Menge aller derer, die wieder an gesunder Arbeit sich freuen zu des Vaterlandes Wohl und Bestem.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der erste Stichwahltag.

In der Woche, die zwischen dem ersten Wahlgang und den Stichwahlen lag, hatte die Berliner Regierung noch einen Versuch gemacht, die bürgerlichen Parteiführer auf eine gemeinsame Stichwahlparole zur Eindämmung der Sozialdemokratie zu vereinigen. Der Versuch war gut gemeint, kam aber zu spät. Ueberhaupt stand die ganze Wahltaktik der Regierung unter dem Zeichen des allzu langen Gehenlassens. Wenn die Verhetzung des Volkes mehr als zwei Jahre lang systematisch und raffiniert betrieben worden ist, so kann man nicht in den letzten Wochen oder Tagen die verführten Massen wieder zur Vernunft und Bürgerpflicht bekehren. Die Verständigungskonferenz, welche die Regierung in der elften Stunde einberufen hat, scheiterte an der Halsstarrigkeit des Liberalismus. Die Vertreter der Fortschrittlichen Volkspartei kamen gar nicht, da sie sich bereits endgültig mit der Sozialdemokratie gegen Zentrum und Rechte verbündet hatten. Die nationalliberalen Vertreter ließen sich zum Teil zwar einen Augenblick sehen, gingen aber wieder ab, nachdem sie die Teilnahme an einer **allgemeinen** Wahlparole abgelehnt hatten. Es blieb also dabei, daß die Fortschrittspartei offen und überall, die nationalliberale Partei aber zum größten Teil, namentlich im Süden, mit der Umsturzpartei Wahlgemeinschaft treiben wollte.

Im **Nordwesten** bemühte sich der Oberpräsident der Rheinprovinz, Frhr. v. Rheinbaben, mit besonderem Eifer um ein Stichwahlabkommen zwischen den Nationalliberalen und dem Zentrum für 9 Wahlkreise, und zwar aus nationalen Rücksichten, wie er selbst betonte. Beim Zentrum fand er das größte Entgegenkommen. Um seinerseits die drei Sitze von Köln, Düsseldorf und Essen sicherzustellen, wollte das Zentrum nicht bloß in Duisburg, Bochum-Gelsenkirchen, Wiesbaden, Göttingen und Eisenach für die Nationalliberalen eintreten, sondern sogar die Wahl des Herrn Bassermann in Saarbrücken durch eigenen Verzicht garantieren, sodaß Bassermann von der Gnade der Sozialdemokraten unabhängig geworden wäre. Als nun aber die Sozialdemokratie in Saarbrücken sich Herrn Bassermann zur Verfügung gestellt hatte, da machten die Kölner Liberalen alsbald geltend, das Abkommen mit dem Zentrum sei für sie „im Wert stark gemindert und deshalb unannehmbar" geworden. Auch im Jahre 1907 war bekanntlich das vorgeschlagene Abkommen, das der Sozialdemokratie ein halbes Dutzend Sitze hätte entreißen können, an dem Zentrumshaß der Kölner Jungliberalen gescheitert. Jetzt war von dem Liberalismus in Köln nichts weiter zu erreichen als Proklamierung der Wahlfreiheit. Ihr Wortführer erklärte offen, bei einer Parole, die noch mehr dem Zentrum entgegenkomme, werde seine Partei selbst in Spaltung geraten. Leider ist nicht zu erwarten, daß in Köln eine genügende Anzahl von besonnenen Liberalen dem Aufrufe zugunsten Trimborns folgen wird. Es fragt sich auch, ob in Düsseldorf, wo die Parole: „Keine Stimme der Sozialdemokratie" ausgegeben ist, die Liberalen dem Zentrum zur Beseitigung der Umsturzkandidaten helfen. Zurzeit besteht noch die Hoffnung, daß wegen Duisburg und Bochum einerseits, Essen und Dortmund anderseits eine Abmachung zur Abwehr der Sozialdemokratie zustande kommt. Wenn dieses Blatt in die Hände der Leser kommt, wird der Telegraph schon die Ergebnisse gemeldet haben.

Vorläufig können wir nur über die Ergebnisse des **ersten** Stichwahltages (20. Januar) berichten. Da handelte es sich um 78 Mandate, und von diesen fielen 22 den Rechtsparteien, 7 dem Zentrum, 21 den Nationalliberalen, 17 der Fortschrittspartei, 8 der Sozialdemokratie zu. Außerdem wurden 2 Deutsch-Hannoveraner und 1 Wilder, nämlich Graf Posadowsky, gewählt. Das Ergebnis befriedigt unsere Wünsche nicht ganz, namentlich bedauern wir den Verlust von 5 Zentrumssitzen. Aber das Ergebnis war doch immerhin noch besser, als man nach der unglückseligen liberalen Großblockparole erwarten durfte. Das Zentrum behauptete 5 süddeutsche Sitze, die zum Teil **sehr** bedroht erschienen (Donaueschingen, Kronach, Schweinfurt, Germersheim, Augsburg), und es gewann zwei Sitze von den Nationalliberalen, nämlich **Konstanz**, dessen vorübergehender Verlust s. Z. mit so ungeheurem Halloh begrüßt worden war, und **Ottweiler**, wo der liberale Kandidat sich sogar durch die Unterschreibung der sozialdemokratischen Stichwahlbedingungen nicht retten konnte. Auch die **konservative** Partei im Norden erzielte eine überraschende Erfolge, so namentlich in der Mark Brandenburg. Dort, wie auch in mehreren anderen Wahlkreisen, zeigte sich ein Teil der liberalen Wählerschaft vernünftiger und staatstreuer als ihre Führer, indem sie sich der Stimmabgabe für den roten Kandidaten enthielten, oder gar für dessen „reaktionären" Gegner votierten. Ein gutes Vorzeichen für den **nächsten Wahlkampf!** (Ueber die Ergebnisse des zweiten Stichwahltages, des 22. Januar, vgl. S. 65.)

Zurzeit ist es noch **möglich**, daß der Liberalismus und die Sozialdemokratie es auf die absolute Mehrheit im Reichstag bringen. Aber dazu gehört viel Glück bei dem Rest der Stichwahlen, und auf jeden Fall würde die Linksmehrheit sehr knapp bleiben. Also wenn in der Tat die Großblockleute ihren Herzenswunsch der „Zertrümmerung der schwarzblauen Mehrheit" erfüllt sehen sollten, so wäre es doch ein Pyrrhussieg, denn zur Ergänzung der alten positiven Parteien wäre nicht einmal die ganze nationalliberale Partei, sondern nur deren rechter Flügel erforderlich, sodaß also die Fortschrittspartei und auch der Jungliberalismus ausgeschaltet bleiben könnten.

Ungeachtet eines kleinen numerischen „Sieges" wird schließlich der Liberalismus bei der Großblocktaktik der **Geschädigte** bleiben, denn er verliert durch seine hartnäckige Annäherung an die Umsturzpartei ungeheuer viel an dem Ansehen und dem Einfluß, den er bisher bei der Bethmannschen Regierung und an noch höheren Stellen hatte. Dagegen kann das Zentrum, auch wenn es **vorläufig** wegen der außerordentlich ungünstigen Verhältnisse einige Sitze weniger hat, sowohl mit dem **moralischen** Erfolge als auch mit dem

parlamentarischen Erfolge zufrieden sein. Fortan ist jeder Versuch, das Zentrum „auszuschalten“, von vornherein ausgeschlossen.

Zur Lage im Ausland.

In Frankreich hat das neue Ministerium der Kapazitäten natürlich ein Vertrauensvotum der Kammer erhalten auf seine wohlabgemessene Antrittserklärung. Das beweist freilich, wie die Erfahrung lehrt, für die weitere Zukunft gar nichts. Von den friedlichen Aeußerungen gegenüber Deutschland nehmen wir gerne Akt und wünschen sogar dem Ministerium von unserem Standpunkte aus einen längeren Bestand, da die Ausführung des Marokko- und Kongo-Abkommens unter häufigem Ministerwechsel nur leiden würde.

In Spanien gab es eine Ministerkrisis, die in ihrer Eigenart wirklich „spanisch“ war. Im vorigen Herbst waren in Collera ein Richter und mehrere Beamte von 8 Ferrerleuten ermordet worden. Das Gericht hatte die Mörder zum Tode verurteilt. Das Ministerium Canalejas ließ sieben begnadigen und wollte den Hauptschuldigen zum abschreckenden Exempel hinrichten lassen. Aber die Roten und deren liberale Freunde agitierten und demonstrierten so gewaltig, daß der König Angst bekam. Nun wurde folgende Komödie aufgeführt: das Ministerium erklärte, daß es einen Fehler gemacht habe, als es den einen Verbrecher von der Begnadigung ausschloß, unterbreitete der Krone nachträglich das Begnadigungsdekret und reichte zugleich seine Entlassung ein. Der König tat so, als ob die Demission ernst gemeint sei, unterhielt sich mit mehreren hervorragenden Politikern und bestätigte die Herren Canalejas und Genossen feierlich von neuem in ihren Aemtern. Aengstlich soll auch der konservative Führer Maura sich für den Fortbestand des jetzigen liberalen Ministeriums ausgesprochen haben. In Spanien kommt es selten zu einem offenen und ehrlichen Kampfe der Parteien um die Macht; hinter den Kulissen wird die Sache „ausgeklüngelt.“ — Die Verhandlungen zwischen Frankreich und Spanien sind noch nicht vorwärts gekommen.

Auch der türkisch-italienische Krieg hat noch keine entscheidende Wendung genommen, obschon die Italiener im Roten Meer und neuerdings auch im östlichen Mittelmeer einige billige „Flottensiege“ sich geleistet haben. Ein Fortschritt nach der Friedensseite hin ist vielleicht darin zu finden, daß der Sultan mit Genehmigung des Senats die Kammer aufgelöst hat, sodaß die Möglichkeit vorliegt, den Widerstand der heißblütigen Deputierten gegen einen friedlichen Ausgleich zu überwinden. Das Verhältnis zwischen Frankreich und Italien wurde auf eine scharfe Probe gestellt, als die italienische Kriegsflotte zwei französische Schiffe anhielt, die Flugzeuge und andere Kontrebande nach Afrika bringen wollten. Von solchen Zwischenfällen darf man freilich nicht eine dauernde Beeinträchtigung der gegenseitigen Liebe der beiden „romanischen Schwesternationen“ erwarten. Wir dürfen schwerlich mehr erhoffen, als daß Italien nach wie vor formell im Dreibunde bleibt, wozu wohl der gegenwärtige Aufenthalt unseres Staatssekretärs von Kiderlen-Wächter in Rom das seinige beitragen wird.

In China entwickeln sich die Dinge unter Verlängerung des sog. Waffenstillstandes dahin, daß die „regierende“ Mandschu-Dynastie abdankt, unter würdiger Versorgung außerhalb Pekings. Yuanschikai, der vermeintliche Retter der Dynastie, scheint für sich selbst den Posten des Präsidenten der chinesischen Republik sichern zu wollen.

Winterfeier im Walde.

Des Winters Linnentuch liegt ausgebreitet,
Auf allen Halden ruht die weiche Pracht;
Durchs stille Tal ein Bächlein träumend gleitet,
Wie Orgeltöne schwillt's im Quellenschacht...

Mir ist's, ich schritt durch hohe Domesgänge,
Wie Riesenkerzen ragt der Tannen Schar
Inmitten feierhehrer Winterklänge
Auf glänzend-schimmerweissem Hochaltar.

Und wenn zum West der Sonne letzte Strahlen
In roter Glut sich neigen hin zur Nacht,
Dann loh'n die Wipfel auf wie Lichterschalen,
Die von der ew'gen Liebe Glut entfacht...

Dr. Hans Besold.

Bedenkliche Bundesgenossen.

Von Dr. Doß.

Der „Erfurter Allgemeine Anzeiger“ brachte in Nummer 8 vom 9. Januar 1912, 1. Beiblatt, S. 3, Sp. 1 (Morgenausgabe) folgendes Inserat:

„Reichstags-Wahl!

3. Geschlecht, beherzige, daß 31./5. 05 im Reichstage **gegen** dich sprachen Mitglieder des Zentrums, der Konservativen, der wirtschaftl. Vereinigung; aber **für** dich die Redner der **Linken!** Agitiere und wähle dementsprechend!“

Darauf erschien in Nr. 9 vom 10. Januar 1912 (2. Beiblatt, S. 3, Sp. 1 und 2 folgende

„Erklärung!

„Infolge eines unliebsamen Versehens eines unserer Angestellten ist auf der ersten Spalte der dritten Seite der zweiten (muß heißen: der ersten) Beilage der Nr. 8 unseres Blattes ein Inserat unter dem Kennwort Reichstagswahl zum Abdruck gelangt. Dieses Inserat war uns von der hiesigen **Agentur der Firma Rudolf Mosse** zur Aufnahme übergeben worden, und unser Angestellter glaubte wohl mit Rücksicht auf die sonstige Zuverlässigkeit der Auftraggeberin einer Prüfung der Annonce und ihrer Vorlegung an verantwortlicher Stelle enthoben zu sein. Daß das Inserat in Anbetracht seines bedenklichen Inhalts und seiner Tendenz unbedingt zurückgewiesen worden wäre, ist wohl selbstverständlich.

Geschäftsstelle des „Erfurter Allgemeinen Anzeigers“.

Es wäre doch interessant zu erfahren, ob dasselbe Inserat auch in anderen Zeitungen erschienen ist. Jedenfalls hätte die Annoncen-Expedition Rudolf Mosse alle Veranlassung, durch eine unzweideutige Erklärung zu dem schweren Vorwurfe des „Erfurter Allgemeinen Anzeigers“ Stellung zu nehmen.

Aehrenthal.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Mit der Annexion Bosnien-Herzegowinas brachte der Leiter der Auslandspolitik der Habsburger Monarchie einen positiven Zug in seine Amtsführung hinein; Oesterreich-Ungarn gab ein mächtiges Lebenszeichen von sich, welches diesen Kaiserstaat mit einem Ruck in den Vordergrund der europäischen Politik rückte. Damals stellte sich die gesamte christlich-soziale Partei hinter den Minister Baron Aehrenthal und laut jubelte man über die glänzende Bündnistreue des Deutschen Reiches, welches unserem Reich den Rücken deckte. Damals wurde gerade von den Wortführern der christlich-sozialen Partei mit allem Nachdrucke immer wieder betont, daß das Bündnis mit dem Deutschen Reiche die Grundlage unserer gesamten Auslandspolitik sein und bleiben müsse. Bald aber, nachdem die Annexion gelungen war, glaubte man in den Beziehungen Oesterreich-Ungarns zum Deutschen Reich eine Abkühlung wahrnehmen zu können, und zwar in demselben Maße, wie die Beziehungen des Grafen Aehrenthal zu Italien wärmer und herzlicher wurden. Der Minister des Aeußeren kam dadurch in Gegensatz zu den Gefühlen der Bevölkerung, welche die zahlreichen Feindseligkeiten, welche in der italienischen Presse gegen Oesterreich laut wurden, und die verdächtigen Rüstungen Italiens an der Südgrenze Oesterreichs als Vorzeichen eines drohenden Krieges auffaßten — eines Krieges, der auch das verbündete Deutsche Reich nicht als müssigen Zuschauer geduldet hätte.

Das Mißtrauen in die Richtigkeit der Politik Aehrenthals steigerte sich im vorigen Sommer, als das Deutsche Reich durch Marokko in eine kritische Situation geraten war. Oesterreich — d. h. seine offizielle Vertretung im Ministerium für Aeußeres — übte damals eine Zurückhaltung, welche nicht im Einklange stand mit Deutschlands Verhalten in unserer Annexions-Krise, und als gar Graf Aehrenthals Presse stumm blieb bei dem Brandartikel der „Neuen Freien Presse“ gegen Deutschland, den man auch heute noch trotz aller Ableugnungen in Oesterreichs politischen Kreisen dem englischen Botschafter Cartwright zuschreibt, da stellten sich die Christlich-sozialen schroff gegen Aehrenthal, dem sie es nicht verzeihen konnten, daß die reichsdeutsche Presse, vor allem die liberale, auf Grund seines Schweigens mit der Bündnistreue Oesterreichs scharf ins Gericht ging. Man erwartete nun allgemein, daß Graf Aehrenthal in seinem Exposé vor den Delegationen warme Töne für das verbündete Deutsche Reich

finden würde. Sie blieben aus, und als der deutschfreiheitliche Delegierte Dr. Lecher trotzdem beantragte, dem Grafen Aehrenthal das Vertrauen auszusprechen, gab der Nestor des österreichischen Abgeordnetenhauses, Dr. v. *Fuchs*, im Namen der christlich-sozialen Partei eine kurze Erklärung ab, welche den Vertrauensantrag Dr. Lechers mit einem „bescheidenen Nein" ablehnte. Dieser Vorgang in der Delegation erregte weithin Aufsehen und wäre auch wohl nicht ohne unmittelbare Folgen geblieben, wenn nicht die Delegationen hätten vertagt werden müssen.

Zu dem auffallend kühlen Verhalten Graf Aehrenthals zum Deutschen Reiche kam sein überängstliches Bestreben, alles zu vermeiden, was seinem Freunde San Giuliano hätte unlieb sein können, so besonders die Sicherung unserer Südgrenzen. Wer in den letzten zwei Jahren als harmloser Tourist den Süden Tirols durchreist hat und dabei der italienischen Grenze nahegekommen ist, wird es bestätigen müssen, daß Italien dort von Waffen starrt, und wenn besonders die Tiroler nach entsprechenden Schutzwehren gegen einen möglichen Einfall der Italiener verlangen, so wird das jedermann begreifen. Der Chef des Generalstabes hatte erkannt, daß Oesterreich seit 1805 seine Feldzüge verloren hat, weil es auf diese nie genügend vorbereitet gewesen ist, und darum drang er auf eine Sicherung der Südgrenzen. (Für alle jene Politiker, welche sich für diese Seite der Aehrenthal-Krise interessieren, sei hier auf eine dieser Tage bei L. W. Seidel & Sohn, einem Verlag für Militaria, in Wien erschienene Flugschrift hingewiesen „*Diplomatie und Kriegsvorbereitung.* Ein Mahnwort in später Stunde.") Darin erblickte Graf Aehrenthal eine Unfreundlichkeit gegen Italien und darum mußte General Conrad von Hötzendorf „geopfert" werden. Der Diplomat, so verkündete die „N. Fr. Presse", hatte *beim Kaiser* gesiegt über den Militär. Richtiger und ehrlicher wäre gewesen zu sagen: Zur Schonung des 82jährigen Kaisers hat der General auf die Auskämpfung des Streites mit dem Diplomaten verzichtet.

Die Sturmanzeichen aus der Presse Italiens mehrten sich, die Hilferufe Tirols um Grenzschutz wurden immer eindringlicher. Da entschloß sich der Abgeordnete Dr. von Fuchs in einer Vertrauensmänner-Versammlung in Salzburg (Baron von Fuchs ist Hof- und Gerichtsadvokat in Wien, vertritt aber den Pinzgau Salzburgs seit 32 Jahren schon im Reichsrat und im Salzburger Landtage), seine kurze Delegationsrede weiter auszuführen und in der „Salzburger Chronik" zu veröffentlichen. Auch hier wieder trat er für innigeren Anschluß an das Deutsche Reich ein und warnte eindringlichst vor der Volksstimmung in Italien, welcher das offizielle Italien nicht werde standhalten können; sollte nach der Beendigung des Tripoliskrieges der König sich einem Kriege gegen Oesterreich widersetzen, so werde das Volk Italiens den König in Pension schicken. Der Draht brachte diese Rede schnell in die Wiener Blätter und sofort begann die gesamte Aehrenthal-Presse ein unerhörtes Kesseltreiben gegen die Christlichsozialen, zumal als sich ähnlich wie Baron Fuchs auch die christlichsozialen Abgeordneten Bauchinger, Inkel und Kunschak ausgesprochen hatten. Allen voran tobte natürlich das Organ für Cartwright-Gespräche. Es ist zu charakteristisch für die Preßtreiberei der unbedingten Anhänger Aehrenthals, was sein Hauptblatt, eben die „Neue Freie Presse", den Christlichsozialen für Absichten unterschob. Ihren Leitartikel am 19. Jan. schloß sie folgendermaßen:

„Die österreichisch-ungarische Monarchie und namentlich die Deutschen sollten durch Meldungen über eine Trübung des Verhältnisses zu Deutschland geschreckt werden. Schürung des Hasses gegen Italien, Verdächtigung der Bundespolitik, durch diese Gifte *soll Graf Aehrenthal* vor den Augen des Publikums *umgebracht werden*. Das geschah in der Hoffnung, daß der Minister des Aeußern, dessen Gesundheit in den bösen Zeiten, die er im Dienste der Monarchie durchgemacht hat, schwächer geworden ist, einen solchen Verleumdungskampf nicht werde aushalten können. Ueber die *Unmenschlichkeit* dieser politischen Methode braucht kein Wort verloren zu werden, weil sie ganz den *klerikalen* Methoden in der *praktischen Nächstenliebe* entspricht. Aber der letzte Zweck ist Verhetzung mit Italien, Verschärfung der Beziehungen und eine Krise, bei der österreichisch-ungarische Soldaten ihre Knochen opfern sollen, *um die weltliche Macht des Papstes wieder herzustellen*. Dieses Treiben hat einen lauten Widerhall in ganz Europa gefunden und schädigt das Ansehen der Monarchie, das gerade vom Grafen Aehrenthal gehoben wurde."

Man braucht sich nun nur die Entstehung der christlich-sozialen Opposition gegen den Grafen Aehrenthal zu vergegenwärtigen, um die *Dummheit* in diesen Vorwürfen — von ihrer Verlogenheit ganz zu schweigen — sogleich zu erkennen.

Und doch fand sich in Berlin ein Blatt, welches zu den ersten und vornehmen Zeitungen der preußischen Intelligenz gerechnet werden will und es trotzdem fertig brachte, die verlogenen Anwürfe der Wiener Weltjüdischen bis zur *Gemeinheit* zu übertrumpfen. Es ist die „*Vossische Zeitung*", *deren Beziehungen zum Bollplatze allbekannt sind.* Zu den Ohren der Redaktion dieses Blattes war auch die Kunde gedrungen, daß der *päpstliche Nuntius* Msgr. *Bavona* mit dem Tode ringe. Diesem hervorragenden edlen Diplomaten, den der Tod bereits in den Fängen hielt und der sich daher nie mehr würde zur Wehr setzen können, schleuderte die „Vossische" die Anklage aufs Sterbebett, er sei nach Wien gekommen, um Oesterreich zu einem Kriege mit Italien zu drängen, Italien militärisch zertrümmern zu lassen, *damit der Kirchenstaat wiederhergestellt und Venetien wieder an Oesterreich gebracht werde.* Zu diesem Zwecke die Reden der christlichsozialen Vertreter gegen Aehrenthal, zu diesem Zwecke der christlichsoziale Preßkampf gegen Aehrenthal, einem Kampfe, dem sich liberale Blätter in Oesterreich und Ungarn anschließen, ja den sogar die „N. Fr. Presse" in einem ihr von einem „hervorragenden Staatsmann" eingeschickten Artikel als berechtigt anerkennen mußte. Dieser Ausfall der „Tante Voß" gegen einen Diplomaten, welcher sich nie in die weltliche Politik der Dreibundmächte eingemischt hat, wurde sogar von der „Wiener Allgem. Ztg.", die vom Ministerium des Aeußern offiziös bedient wird, als erfunden zurückgewiesen. Er zeigt aber, zu welchen verzweifelten Mitteln die Freunde des Grafen Aehrenthal greifen, um dessen Gegner zu verdächtigen.

Es ist kein Zweifel mehr, daß Graf Aehrenthal, dessen Gesundheit plötzlich sehr angegriffen ist, *bald* aus seinem Amte scheiden wird. Wer immer sein Nachfolger sein wird, er wird unser Bündnis mit dem Deutschen Reiche zur Grundlage seiner Politik machen müssen, ohne zu einem Kriege mit Italien zu treiben. Diese Richtlinie gibt ihm auch der Besuch, welchen *Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand* dem Kaiser Wilhelm in Berlin zu dessen Geburtstag abgestattet. Die Wärme, welche Aehrenthal vermissen läßt, wird Franz Ferdinand wieder zur normalen Höhe bringen — *zum Wohle beider Reiche!*

Frankreichs „Großes Kabinett".

Von *Adolf Richter*, Paris.

Wir stehen an der Wiege des „großen Kabinetts" und lassen die Lawine „großer" Phrasen über uns ergehen. Eine wirkliche Lawine. Seit 15 Jahren haben wir derartige Hymnengesänge aus fast sämtlichen Lagern nie gehört. Man meint, es wäre ein politisches Wunder passiert inmitten der Epikuräer, die raffiniert am Kelche des Lebens nippen. Man spricht natürlich auch vom Rekord im Zeitalter der Autos und Aeroplane. Von einem Doppelrekord. Erstens hat der jetzige Ministerpräsident, als das politische Regime seine Eiterbeule in der krassesten Form bloßlegte, innerhalb 12 Stunden die nötigen Mitarbeiter um sich versammeln können, und zweitens hat er eine Korona ausgewählt, wie man sie seit Gambettas Zeiten nie gesehen hat: *Alle Sterne des politischen Firmaments sind in einem Bilde vereinigt; das Kabinett Poincaré ist das Ministerium aller Talente.* Das alles ist ja richtig, aber warum die Konstatierung in mehrspaltigen Leitartikeln der Presse aller Schattierungen. Die Konstatierung? Nein, die Ueberschwänglichkeit. Und nebenbei merkwürdig, daß ein Land der Kulturelite von 40 Millionen Einwohnern froh ist, wenn es ein Dutzend Männer zusammenbringt, die über dem Gemeinwohl von Amtswegen wachen können. Mit der Ueberschwänglichkeit der Phrase aus fast allen Landen stehen auch die Propheten an der Kabinettswiege und verkünden den Herren der Regierungsbarke im Wahrsagerton eine lange Lebensdauer und die Verwirklichung längst angestrebter, gesundender Programme.

Tut uns aber leid, bekennen zu müssen, daß wir zu den Pessimisten übergegangen sind. Es steht außer allem Zweifel, daß Herr Fallières einen vorzüglichen Griff tat, als er den Vizepräsidenten der Académie Française, den hervorragenden Advokaten und beliebten Senator Poincaré, der bereits 5 Ministerportefeuilles innegehabt, mit der Bildung des neuen Kabinetts betraut hat. Die Innen- und Außenpolitik ist ihm zu Dank verpflichtet, um so mehr, als der Ministerchef zugleich das Auswärtige Amt

verwaltet. So wird das deutsch-französische Abkommen trotz der lothringischen Abstammung Poincarés im Schnelltempo noch vom Senat erledigt, d. h. vom französischen Parlament angenommen werden. Man weiß, daß die Verhandlungen zwischen Paris und Madrid trotz oder vielleicht infolge der Bevormundung des „Freundes“ über dem Aermelkanal in letzter Zeit sehr schwierig geworden sind. Aber auch da ist Herr Poincaré weit besser am Platze als der nationalistische Herr de Selves, der von Clémenceau in der denkwürdigen Kommissionssitzung des Senats tödlich getroffen wurde und so ein tragisches politisches Ende genommen hat.

Auch die übrigen Inhaber der 11 Ministerportefeuilles sind aus der politischen Geschichte älteren und neueren Datums genügend bekannt. Es ist indes zu bedauern, daß der friedenliebende gemäßigte Republikaner Léon Bourgeois aus Gesundheitsrücksichten mit dem bescheidensten aller Ministersitze (Arbeitsministerium) vorlieb genommen wie ein Gast, der sich ans Ende der Tafel neben die Türe setzt, um gegebenenfalls unbemerkt abgehen zu können. Léon Bourgeois, der einmal Ministerpräsident und siebenmal Minister war, und der Ministersessel und Präsidentensitze des öfteren zurückgewiesen hat. Jean Dupuy, der älteste des Regierungskollegiums, Journalist und Direktor des gemäßigten, weitestverbreiteten Pariser Blattes (Petit Parisien — 1400000 Tagesausgaben), Präsident des Pariser Preßsyndikats und Vizepräsident des Oberhauses gereicht dem Ministerium gleichfalls zur Ehre. Innerpolitisch ist die Besetzung des Justizministeriums mit Briand, dessen Versöhnungstendenz, glänzende Rednergabe und parlamentarische Taktik schon bekannt sind, beachtenswert. Dem Namen nach ist der Herr zwar noch Sozialist. Doch wird er wie sein Parteikollege Millerand, dessen organisatorischer Hand das Kriegsministerium untersteht, Gelegenheit genug haben, den anarchistischen Gelüsten des französischen Gewerkschaftssozialismus entgegentreten und seine nach rechts vollzogene Mauserung noch weiter bekunden zu müssen. Delcassé blieb im Marineministerium, obgleich man anfänglich an seine Ministerpräsidentschaft und seine von England ersehnte Rückkehr zum Quai d'Orsay glaubte. In der Tat hatte ihn das Elysée bereits offiziös mit der Kabinettsbildung betraut gehabt.

Also das „Große Kabinett“, das „Kabinett Gambetta“ neuer Auflage, das ein halbes Dutzend wirklicher Chefs, an deren Namen sich Autorität knüpft, und ein weiteres halbes Dutzend Parlamentarier von Talent umfaßt, steht nach außen imposant da. Zugleich hoffnungerweckend wie ein *Messias*, von dem man die *große chirurgische Operation der Regimefäulnis erwartet.* Ohne Diktaturfuchtel und mit vielem in langen Jahren der Erfahrung präpariertem, demokratischem Balsam. Die Sympathie der großen Masse steht an der Kabinettswiege. Selbst in den Wandelgängen der Kammer, dem Brutnest der Kulissenintriguen, liegt Vertrauen auf den Gesichtern. Die ohnmächtige Rechte ist mit dem Halbideal, das ihr der Zufall hergeschneit hat, fast befriedigt. Die Zentrumsrepublikaner, die man während der Jakobinerperiode überging, feiern persönliche Triumphe. Mit Recht, denn die zurzeit bedeutendsten Ministerien (des Auswärtigen und des Innern) sind neben anderen mit ihren führenden Fraktionsgenossen besetzt. Nur die (rechtsrepublikanischen) Progressisten, die übergangen wurden, schmollen innerlich, trösten sich aber damit, daß das politische Programm der Führenden mit dem ihrigen fast identisch sei. Auch die Sozialisten, die in Millerand und Briand immer noch Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein sehen und mit Genugtuung die Besetzung des Arbeitsministeriums durch den sozial hervorgetretenen Bourgeois konstatieren, hängen vorläufig das rosige Gewand des Optimismus um. Also fast lauter Lenzesstimmung. Indes, schon setzt der Frost ein. Ueber den Redaktionstischen der stärksten Fraktion (Radikalsozialisten) sitzen seit einigen Tagen griesgrämige Gesichter, die dem Wetter nicht trauen. Es dünkt ihnen zu milde. Sie ziehen nach Combesschen Rezepten den innerpolitischen Sturm der Rivieraluft der republikanischen Konzentration vor. Auch aus dem autokratischen Komitee derselben Partei vernimmt man ein leises Knurren, das wie eine Drohung an das von In- und Auslandssympathie umgebene Kabinett klingt. Man befürchtete dort natürlich eine Verschiebung nach rechts, eine Rückkehr zu Mélinistischen Zeiten. Kein Parteigenosse des Progressisten Méline sitzt am grünen Tisch. Wozu also das versteckte Ultimatum? Die „Lanterne“, das führende radikalsozialistische Organ, erklärt das Ministerium Poincaré infolge seines gemäßigten Charakters für verdächtig(!). Auch der „Radical“ ist schlechten Humors, obwohl Herr Léon Bourgeois, der zurzeit angesehenste und verdienstvollste Radikale, dessen Ueberzeugung seit 30 Jahren nie dem leisesten Wechsel unterworfen war, ein Portefeuille übernommen hat. Wir haben es hier wieder mit jener Erscheinung zu tun, die im parlamentarischen Leben Frankreichs, das der Interessen- und Parteienkampf durchwühlt, zur chronischen Krankheit ausgewachsen ist. Das „Große Kabinett“ wäre eine sehr schmächtige Geburt, wenn es ihm nicht gelänge, im Lande der égalité, liberté und fraternité über der Parteien und Unterparteien Haß und Gunst zu stehen.

Die Programmerklärung, mit der sich das neue Kabinett der Kammer vorstellte, ist ein Meisterstück. Sie hat nichts gemein mit jener Art von Bädekern, welche die Ministerchefs bei ihrem Antritt den Volksvertretern mit auf den Weg zu geben pflegen. *Stilistisch elegant, rhetorisch einfach, gedanklich klar und politisch klug.* Sie atmet Versöhnung und ruft, auf den Wunsch des Landes horchend, zum Leidwesen radikalsozialistischer Kampfhähne, zur Einigung auf. Noch nie ist seit dem Bestehen der Republik die an die Programmentwicklung eines neuen Kabinetts geknüpfte Diskussion so rasch erledigt worden, wie diesmal. Das „Große Ministerium“ erhielt bei 121 Stimmenenthaltungen (darunter 70 Sozialisten) ein Vertrauensvotum von *440 Stimmen gegen 6.*

Als Poincaré in ruhigem Ernst und akademisch reinstem Französisch sich an die Deputierten wandte, rief er die Erinnerung wach an Waldeck-Rousseau, seinen Berufskollegen und großen staatsmännischen Vorgänger. Das Programm bestimmt die *schleunige Ratifizierung des Marokkovertrags mit Deutschland als ersten Regierungsakt.* Es besteht sodann auf der raschen Durchführung der bekannten *Wahlreform* als einer Notwendigkeit, auf dem Ausbau der sozialen Gesetzgebung, vor allem der Abänderungen des Altersversicherungsgesetzes für Arbeiter, befürwortet den Schutz der Laienschule, die die *Gewissensfreiheit peinlichst achten müsse*, tritt für ein Beamtengesetz ein, das Rechte und Pflichten klar bestimme und widmet endlich der Finanzreform ein Wort. Sowohl Poincaré als auch Léon Bourgeois sind als *grundsätzliche Gegner des staatlichen Schulmonopols* bekannt. Darin liegt eine für die Katholiken nicht zu unterschätzende Bedeutung. Für das Land ist der weitere Umstand von gewaltiger Tragweite, daß das Kabinett die Wahlreform, die conditio sine qua non der parlamentarischen Gesundung innerpolitisch als ersten Gegenstand auf die Tagesordnung zu setzen gewillt ist. Gelänge dem Ministerium nur die Verwirklichung dieses einen Programmpunktes, dann dürfte es den Namen „groß“ mit Fug und Recht beanspruchen. Die Klippen für seinen Weiterbestand liegen zunächst in der Finanzreform. Es ist ein offenes Geheimnis, daß dabei z. B. Millerand und Poincaré oder Klotz und Jean Dupuy in mehr oder minder schroffe Gegensätze geraten würden. Es war daher eine weise Taktik, dieses Thema erst an letzter Stelle behandeln zu wollen.

Jatho in München.

Von P. Lippert.

„Die religiöse Krisis der Gegenwart“, so lautete das angekündigte Thema. Die modernen Menschen hören gern von Krisen, denn sie verbinden damit die Vorstellung und prickelnde Erwartung einer bevorstehenden, sensationellen Neuigkeit. Und erst die Redner! „Doppelvortrag von Pfarrer C. Jatho und Dr. E. Horneffer!“ Jatho, den Gemaßregelten, Jatho, den Martyrer, den berühmten Mann, von dem alle Welt spricht, Jatho muß man gehört haben. Und Horneffer! Also zwei Führende, zwei Männer, die Aufsehen machen in der Welt, werden sich treffen! Die Ahnung hatte weiten Spielraum, und „die Ahnung des Kommenden ist oft schöner als die Erfüllung“, sagt Horneffer mit Recht. Die reservierten und numerierten Plätze waren denn auch lange vorher schon ausverkauft. In langer Reihe standen die Automobile vor dem eleganten Hotel an der Maximilianstraße. „Erwärmte“ Automobile, mit weichen, wohligen Kissen! Auf den Straßen lag knirschender Schnee, aber durch den großen Konzertsaal flutet eine duftende, schmeichelnde Wärme und strahlendes Licht. Die Menschen, die den Saal füllten, waren „glückliche“, sonnenbeschienene Menschen, aus den „besseren“ Kreisen. Ich sah keinen Hungernden, keinen Not-

leidenden darunter. Wohl aber manche Gesichter, hinter denen etwas Tieferes und Ernsthaftes sich verbarg, quälende Lebensrätsel, Glaubenskämpfe, religiöses Suchen und Ringen. In ihren Augen standen ernste Fragen. Wahrlich, diese hätten eine Antwort wohl verdient. . . . .

Jathos Auftreten erinnert noch an seine Vergangenheit. Unter seinen Vortrags- und Eindrucksmitteln sind einige von recht primitiver Art: Schreien, und ein gewisser salbungsvoller Predigerton. So oft er das unendliche Meer zitiert, strengt er die Stimme an, daß es einem weh tut in den Ohren, und ein so langes und breites eee dehnt sich durch den Saal, daß man tatsächlich den Eindruck der Endlosigkeit erhält.

Von „der religiösen Krisis“ war in Jathos Vortrag eigentlich nicht direkt die Rede. Er legte vielmehr ein rein persönliches Bekenntnis ab. Wenn man es überhaupt Bekenntnis nennen will. Klangreiche Worte, treffende Schilderungen, z. B. des Kindeslebens, wirkungsvolle Appelle an das Gefühl! Freilich ein wenig sentimental und schmachtend! Was eine junge Dame zu dem Ausruf veranlaßte: „Welches Feuer! Und welche Logik!“

In dem Vortrag Jathos fehlte die **Lebensmacht** und **Lebenswucht**. Dieser Mann macht sich's leicht. Ob er nie innerlich und wahrhaft gelitten hat? Ob er in den Abgrund menschlicher Leidensmöglichkeit niemals auch nur hineingeschaut hat? Er läßt Menschenseelen in Leid und Not ziehen mit dem **wasserklaren Trost, daß es wieder besser werde**, und mit der Mahnung, wir möchten gut sein, und „den Schwachen die Hand auflegen“. „Die höchste Stufe der Religion ist die kindliche Freude am Dasein.“ In dem angenehm erwärmten und erleuchteten Konzertsaal war die Freude am Dasein ja nicht so schwer. Aber zur selben Stunde saßen Millionen unserer Brüder in Dunkel und Frost und Hunger. . .

Zur selben Stunde saß ein katholischer Missionär in der Polarnacht von Alaska, und ein anderer darbte in dem glühenden Indien mit seinen armen Christen, weggeworfenen Outcasts. Ob Jathos Verkündigung von „der Freude am Dasein“, und von „der Beziehung des einzelnen zum Alleben“ wohl jemals einen jungen, begabten Menschen vermögen wird, das einzige, süße Leben, das er hat, in Einsamkeit und Frost und unsäglicher Mühsal zu verzehren, den spärlichen Eskimomenschen, und ihrer leiblichen und geistigen Rettung zuliebe?

„Wenn wir uns darin, in dieser Freude an einander dienen könnten, dann wären wir so fromme Kinder unseres lieben himmlischen Vaters.“ Wer ist dieser himmlische Vater? **Das All!** Denn „Religion ist Kultus der Idee, und diese Idee in ihrer höchsten Ausprägung ist die Idee des All. Man könnte sie auch **Gott** nennen. Das Unendliche ergreifen im Endlichen, das ist Religion. Dazu braucht es nur Gefühl und — das All. Die Vorstellungen über das Wie dieses Alls sind gleichgültig. . . . Eine Idee dieses Alls sollten die Eltern schon ihren Kindern beibringen. Wenn sie z. B. auf den Regen aufmerksam machen, der aus den Wolken rinnt, und in der Erde versiegt, und wieder als Quell hervorbricht, und zum Bach wird, zum Fluß und Strom, und dann ins unendliche Meer fließt, das sein Angesicht der Sonne zuwendet. . . .“

In oberpfälzischer Erde liegt eine schlichte Frau begraben, eine Frau, wie sie zu Tausenden in unserem einfachen Volke leben und wirken. Aber jene Eine habe ich am besten gekannt, denn sie war meine Mutter. Sie hat die katholische Religion buchstäblich ausgelebt an sich, nach innen und nach außen, sie hat **unerbittlichen Ernst gemacht mit ihrem ganzen Glauben**. Jahrzehntelang hat sie ein schweres Leiden getragen, still und froh, ohne zu klagen. Sie war von unermüdlicher Güte und unbegrenztem, selbstvergessenem Opfersinn, immer mild, immer zum Verzeihen, zum Schenken und Helfen bereit. Das Bild dieser Frau stieg an jenem Vortragsabend Jathos plötzlich vor meiner Seele auf — Gott weiß, wie es kam — und da quoll es mir rasch und heiß in die Augen, wie brennende Scham. Was in jener Frau ein so starkes und harmonisches und tief innerliches Seelenleben und eine so wirksame, segnende Güte hervorgebracht hat, das war ihre Religion. Und dieser Jatho wagt es, mit diesem heiligen, unentweihten Namen **Religion** auch **seine klingenden Phrasen**, und ein paar **ästhetisch-poetische, unfruchtbare Gefühle** zu bezeichnen, wie er sie eben an der Oberfläche zusammengerafft hat; Gefühle, wie sie unser Leben im günstigsten Falle **von außen verbrämen**; in Kellerwohnungen hinab und Arbeitermansarden hinauf steigen sie überhaupt nicht, und nur satte, behäbige, unnütze Genußmenschen können ihr Leben lang damit tändeln. Und nun sie gar an die Stelle der Religion setzen! Das ist **Götzendienst** und **ein Verbrechen am Menschen**.

Wegen des starken Zudranges war auf den folgenden Tag eine „Wiederholung“ im Münchner Kindl-Keller angesagt. „Diskussion! Eintritt frei!“ Die vornehme Versammlung im Hotel Vier Jahreszeiten hatte ihren Zweck gut erfüllt: Die Finanzen waren gesichert und die Stimmung genügend vorgewärmt. Die **Neugierde einer Großstadt war geweckt**. Diese war naturgemäß weniger wählerisch in dem Publikum, das sie anzog, und das leise Weben einer feinen Reserve mußte unter die Tritte der Massen geraten. In solchen Agitationsversammlungen wirkt zu viel Massensuggestion mit. Da wagen sich die tiefuntersten, die schüchternsten Fragen unserer Seele nicht heraus, und wenn auch — sie fühlen sich unverstanden und unerhört. Auch verletzt! Denn die Menge klatscht stürmischen Beifall just an der unrechten Stelle. Wenn ein Schlagwort gefallen ist, oder ein allgemein verständlicher Aphorismus. Mit der eigentlichen Seele des Vortrags braucht er ja in keiner lebendigen Verbindung zu stehen. Ein paar Feuerfunken und viel Stroh! Wie unzusammenhängend ist das, und doch genügt es zu einer lodernden, stürmischen Brunst. Ueberdies hat Horneffer bittere Enttäuschung geweckt, indem er Worte voll großer Hoffnungen auf die **religiöse Kraft des Freimaurertums** sprach. Ach, ist das alles? Wird also die Religion der Humanität, die „wahrhaft europäische Religion“, die er verkündete, von dieser Art sein?

Unter dem Druck der genannten Masseninstinkte haben die Redner vieles gelästert, was sie nicht kennen. Aber auch manches hohe Wort wurde gesagt, das frohlockenden Widerhall in jeder Seele wecken mußte: **Jatho sprach von einer Religion der Kraft, der Freiheit und der Liebe.** Das ist das Geheimnis all dieser modernen Religionssucher. Sie steigen auf Hügel und spähen nach dem fernen, östlichen Horizont. Dort stehen blaue Berge, und morgenrotleuchtende Gipfel ragen auf. Und dann erzählen sie der Menge, was sie geschaut, und eine unermeßliche Sehnsucht fällt in die gequälte Menschheit, und sie rufen: Führe uns! Führe uns! Aber die Schauenden, die auf den Hügeln stehen, antworten: „Ja, das sind Berge, die weit über das Christenland hinausliegen, es sind überchristliche Höhen. Und ihr müßt auswandern „aus den Organisationen des Dogmatismus, und in ein neues geistiges Land ziehen“. Und die Menge ruft: Führe uns, führe uns! — —

Betrogene sind sie, die auf den Hügeln stehen, und Betrogene, die unten harren mit ihrer großen Sehnsucht. Sie haben über das Christentum vielleicht studiert und gelesen, aber sie haben es nicht **geübt**. Sie sind noch niemals der mühsamen Höhe eines wahrhaft christlichen Lebens entgegengeklommen. Sonst hätten sie von jenen Hochlandpfaden aus gesehen, daß das Christentumsland so weit reicht, wie Gottes Welt, und so weit eines Menschen Sehnsucht fliegt. Sie hätten gesehen, daß auch jene blauen Berge der Ferne und jene morgenrotleuchtenden Gipfel nichts anderes sind, als die schimmernden Hochzinnen des Christentums. **Kraft, Freiheit und Liebe sind die Hochzinnen des Christentums. Und wer emporsteigt, und die Mühe nicht scheut, der wird ihnen nahe kommen.**

Soziale Rückständigkeit — ein Beitrag vom Ausland.

Von Emil **Fenger**, Vorsitzender der „Hansa“, Kath. Kaufm. Verein, London.

Ja, es gibt eine Inferiorität! (Lorenz Wolf S. 794). Ein hartes Wort und zugleich eine bittere Wahrheit, wenn auch nur hauptsächlich anwendbar auf die bedauernswerten Erscheinungen im **Wirtschaftsleben** der deutschen Katholiken.

„Die Katholiken stehen in Deutschland auf einer niedereren ökonomischen Stufe als die Protestanten und Juden. Sie sind, was den Reichtum anbelangt, ärmer als diese.“ (Rost's Wirtschaftsleben S. 28).

Diese Erkenntnis hat sich heute unzweifelhaft in weiten Kreisen der deutschen Katholiken durchgerungen. Wir wissen, daß unser Haus in dieser Beziehung nicht in Ordnung ist. Ein „Mea culpa!“

Aufklärende Arbeiten sind in den letzten Jahren erschienen, die uns ein verblüffendes Material zu tage gefördert haben. Dank gebührt allen denen, die sich mit Freimut und Sorgfalt der mühevollen Arbeit gewidmet haben, dem katholischen Volksteil die ernste Mahnung so eindringlich zu erteilen.

Die Erhebungen „zur Realschulfrage" (von Dr. Brünning, „Allgemeine Rundschau" S. 703) sind ebenfalls weitere Belege hierfür. Die Wege werden gezeigt: Hebung der realen Bildung; Kräfte erziehen für Handel und Industrie; wir sollen uns mehr der Industrie zuwenden.

Wer ist berufen, die Führung in diesem Kampfe zu übernehmen? Darauf gibt es nur die eine Antwort: Der „Verband katholischer kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands"! Während eines Zeitraums von 34 Jahren hat diese Organisation sicherlich den Befähigungsnachweis erbracht. Opfermut und Idealismus hat dieser Verband stets in seinen Reihen gezeigt, wenn es galt, an der geistigen und sozialwirtschaftlichen Hebung seiner Mitglieder zu arbeiten. Diese Organisation hat deshalb, dank ihrer Vergangenheit, das Recht, sich die berufene Führerin zu nennen.

Wie unterstützt nun die katholische Gesamtheit diese katholische Organisation, die Kräfte erziehen will für Handel und Industrie, die ihr ganzes Können einsetzt, diese Ziele zu erreichen?

Es ist bedauernswert, feststellen zu müssen, daß der „Verband der katholischen kaufmännischen Vereinigungen" noch nicht das Interesse beim katholischen Volksteil findet, das derselbe haben müßte, um mehr fruchtbringend wirken zu können.

Ich will dies etwas näher beleuchten. Hier in London habe ich oft Gelegenheit, zu beobachten, daß zugereiste katholische Kaufleute, die die Dienste unserer „Hansa" in Anspruch nehmen, von der Existenz des „Verbandes katholischer kaufmännischer Vereinigungen" kaum etwas wissen. Wie ist das möglich? Die Katholiken anderer Länder werden es uns nicht so leicht nachmachen können, einen Verband wie den unserigen aufzubauen und dennoch bleiben unsere katholischen Kaufleute dieser Organisation in so großer Zahl fern. Es muß anders werden!

Ein weiteres Beispiel: Der Geschäftsbericht des Verbandes 1910 sagt Seite 20:

„Mit dem „Albertus Magnus-Verein" traten wir wegen Gewährung von Stipendien an talentierte katholische Handelshochschüler in Verbindung, leider ohne Erfolg!"

Ich gehe nicht fehl zu behaupten, daß ein wesentlicher Teil der Beiträge für den „Albertus Magnus Verein" aus den Kreisen der Gewerbetreibenden und Kaufleute fließt, und man hätte daher ein anderes Resultat erwarten dürfen. (In diesem Jahre soll nun bereits „ein" Stipendium verliehen worden sein.) Also auch in diesem Falle ist mehr Verständnis und Unterstützung erwünscht.

Der Verband ist bestrebt, die kaufmännische Jugend zu sammeln; auch hier sieht man oft „passive Mithilfe". Man möchte die Jugend mehr in den Jünglingsvereinen und Kongregationen halten. Wo soll dies hinaus? Jedermann weiß, daß diese Kräfte unserer Sache verloren gehen, wenn solche nicht frühzeitig gesammelt werden.

Geistliche, Lehrer und Akademiker sollen einmütig darauf bedacht sein, unserem Verband die kaufmännische Jugend zuzuführen. Der Verband wird das ihm anvertraute Gut vor vielen Gefahren behüten. Das wird die Zukunft lehren!

Die Stellenvermittlung findet bei weitem nicht die Unterstützung der katholischen Kreise. Man inseriert ständig in liberalen Zeitungen, anstatt unserem Verband die offenen Stellen aufzugeben.

Ja, wir müssen mehr schieben! Andere tun es schon lange. Wir werden sonst beiseite geschoben. („Allg. R.", S. 795, 1911.)

„Welthandel" ein Zauberwort in unseren Tagen! Gottlob, unser deutsches Vaterland marschiert mit an der Spitze. Unsere Handelsbilanz zeigt: Einfuhr: 8600 Millionen Mark, Ausfuhr: 7500 Millionen Mark.

Welchen Anteil nehmen wir katholische Kaufleute an den Zahlen des deutschen Welthandels? Haben wir unseren gebührenden Anteil an dem friedlichen Siegeszug der deutschen Industrie und Technik? Es wird bezweifelt. Eine Illustration dazu:

In London und Paris gibt es nach meiner Schätzung 4000 organisierte deutsche Kaufleute in den bekannten deutschen Verbänden. Wir katholische Kaufleute haben es auf 100!! gebracht. — Gewiß befinden sich Katholiken in den anderen Verbänden. Stichproben des Bewerbungsmaterials dieser Verbände hier in London haben mir jedoch klar bewiesen, daß die Zahl der katholischen Bewerber verschwindend gering war.

Jeder Kaufmann, der heute im Welthandel eine leitende Stellung einnehmen will, muß mehr als schulmäßige Sprachkenntnisse besitzen. Die Kenntnis von Land und Leuten ist notwendig für den, der seinen Platz behaupten will. Kurz, die Auslandspraxis ist zur Notwendigkeit geworden.

Ein bekannter Sozialpolitiker hat unlängst den Ausspruch getan: „Die Steigerung der Allgemein- und Fachbildung ist eine der wichtigsten Vorbedingungen einer gesunden und fortschrittlichen Wirtschaftspolitik, ohne sie würden wir dem Konkurrenzkampf mit anderen Ländern nicht gewachsen sein."

Der „Verband katholischer kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands" hat auf seiner vorjährigen Hauptversammlung in Duisburg in richtiger Erkenntnis der Wichtigkeit der Auslandstätigkeit seine Wohlfahrtseinrichtungen auf die im Auslande weilenden Mitglieder ausgedehnt. Es steht zu erwarten, daß der Verband sich der Auslandsfrage fernerhin in erhöhtem Maße widmen und seine Mitglieder mehr und mehr ermutigen wird, durch Auslandstätigkeit dem deutschen Welthandel zu nützen. Es ist dies eine Frage von der größten Bedeutung für die katholische Gesamtheit und nicht zu guter Letzt auch eine nationale Pflicht.

Dies gilt auch von der Anteilnahme am deutschen Kolonialwesen und wäre auch hier mehr Interesse am Platze.

Der Missionär und der Kaufmann gehören zusammen in die Kolonien!

Ein zur weiteren Ausbildung nach Chicago verzogenes Mitglied schrieb jüngst wie folgt:

„Andere deutsche Verbände haben hier schon viel erreicht. Der kaufmännische Verein ... ist bereits dabei, sich in Neuyork ein eigenes Heim zu kaufen, soweit haben die in diesem Lande schon Fuß gefaßt. Wo finden sich genug katholische deutsche Kaufleute im Auslande zusammen, die es nachmachen? Es muß in Deutschland dieser Frage mehr Beachtung geschenkt werden."

So ist es! Ohne genügendes Interesse in der Heimat, können die deutschen Katholiken im Ausland wenig erreichen.

Nur das feste Zusammenarbeiten der Organisationen der Heimat mit dem Vorposten da draußen kann Erfolg verheißen. Dazu bedarf es aber mehr Solidaritätsgefühl und Verständnis.

Eine „Berichtigung" der „Petrus-Blätter".

Die Redaktion der „Petrus-Blätter" in Trier, gezeichnet C. Buß, ersucht auf Grund des § 11 des Preßgesetzes um nachstehende „Berichtigung" einer Angabe in dem Artikel „Ueble Nachreden über die Katholiken Deutschlands" (Nr. 2), der wir gerne Aufnahme gewähren, obwohl sie kaum in einem einzigen Punkte eine tatsächliche Richtigstellung, noch viel weniger Widerlegung enthält:

„Es ist unwahr, daß die „Petrus-Blätter" einen oft genannten eifrigen Priester und Schriftsteller einen „Modernisten" bzw. „Halbmodernisten" zu nennen nicht Anstand genommen haben, sich stützend auf die Aeußerung eines Gewährsmannes in der „Baseler Zeitung". Wahr ist, daß die „Petrus-Blätter" ein Zitat des „Baseler-Volksblatt" bloß registrierend wiedergegeben haben, ohne irgendeinen Anhaltspunkt zu geben zu der Annahme, daß sie sich dessen Inhalt zu eigen machen. Unwahr ist, daß die „Petrus-Blätter" „bei uns noch wenig bekannt sind". Wahr ist, daß die „Petrus-Blätter" in ganz Deutschland und weit darüber hinaus bekannt sind."

Der Verfasser des in Frage stehenden Artikels (Anti-Raimundus) schreibt uns zu dieser „Berichtigung": Dem Wunsche des den „Redaktionsausschuß" laut Impressum verantwortlich vertretenden Herrn Buß möge entsprochen werden, obwohl es an sich richtiger gewesen wäre, den Widerruf abzuwarten, der dem Blatte von der bischöflichen Instanz vorgeschrieben worden ist, aus dem allein sich Klarheit gewinnen läßt, wie der betreffende Passus zu beurteilen ist bzw. von der zuständigen kirchlichen Instanz beurteilt worden ist. Ganz so harmlos, wie nun die „Petrus-Blätter" die Sache darstellen, ist zweifellos dort die Sache nicht aufgefaßt worden. Das beweist schon die von den „Petrus-Blättern" in Nr. 16 vom 12. Januar zugegebene Tatsache, daß sie am 27. Dezember 1911 vom Geistlichen Gericht wegen Beleidigung des hochw. Herrn Dr. Froberger zu 100 ℳ Geldstrafe verurteilt wurden. Daß die „Petrus-Blätter" entgegen ihrer früheren Versicherung der „unbedingten Unterwerfung unter die kirchliche Autorität" sich, wie sie in No. 16 schreiben, — „selbstverständlich dieser Auffassung des Gerichts nicht anzuschließen vermochten", und „sofort bei höherer Instanz die Nichtigkeitsklage einlegten", muß eigentlich verwundern. Doch ist das erklärlich.

Mit obiger „Berichtigung" ist indessen die Hauptsache unserer Mitteilung nicht getroffen. Auf Nebensächliches legen wir auch kein Gewicht und denken darin wie die genannten Blätter, die in Nr. 15 erklären, in Nebensachen seien sie bereit, entgegenzukommen, und so ließen sie ja auch von Neujahr bzw. vom 5. Januar ab das von uns in Nr. 41, Jahrg. 1911, dieser Zeitschrift bemängelte Impressum fallen, — „weil sie gelesen hätten, daß einzelne von ihnen hochverehrte Herren diese Unterwerfung als selbstverständlich bezeichnet und Anstoß daran genommen hätten". Merkwürdig ist indessen der Termin dieses Entschlusses, welcher unmittelbar nach dem ergangenen, nun beanstandeten Urteil des Geistlichen Gerichtes ausgeführt wurde.

Nun zu der bloß „registrierenden" Tätigkeit der „Petrus-Blätter" in dieser Sache noch ein Wort. Die Herren vom „Redaktionsausschuß" scheinen nicht zu wissen, bzw. sich nicht gegenwärtig gehalten zu haben, daß nach dem Gesetz als Täter und für alles verantwortlich derjenige angesehen wird, der etwas, auch Aeußerungen anderer, kritiklos abdruckt, mögen diese richtig oder unrichtig sein. Danach ist der betreffende Artikel wohl zu bewerten, der auch der ganzen Tendenz nach nichts weniger als eine Art mechanischer Registrierungsarbeit war.

Schließlich bestätigen wir gerne, daß die „Petrus-Blätter" nun schon sehr „bekannt" geworden sind, unter anderm auch durch den von mehreren angesehenen katholischen Tageszeitungen abgedruckten Artikel der „Allgemeinen Rundschau": „Ueble Nachreden über die Katholiken Deutschlands".

Eisblumen.

Sie glühen nicht, wie rote Rosen glüh'n;
Sie beben nicht, wenn draussen raunt der Wind;
Und nur im Frost die zarten Knospen blüh'n.
Sie sind so still, wie liebe Kinder sind.

Und keiner pflückt sie, keiner sie begiesst;
Kein Sonnenstrahl darf nah'n dem Kelchesrand:
Sonst fühlen sie, wie kurz ihr Frühling ist,
Und weinen sich zu Tod im Sonnenbrand. —

Dr. Hans Besold.

Vom Büchertisch.

Johannes Mumbauer: „Wilhelm von Kettelers Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von dem Obigen. Drei Bände. 1. Band: Religiöse, kirchliche und kirchenpolitische Schriften. — 2. Band: Kirchenpolitische und vaterländische Schriften. — 3. Band: Soziale Schriften und Persönliches". Kempten 1912, Jos. Köselsche Buchhandlung. Kl. 8⁰ à ca. 340 S. Band 1 3 geb. ℳ 7.50. Wie der von Ludwig Pastor so trefflich in objektives und doch warmes Licht gestellte Max v. Gagern war auch Bischof Ketteler ein unermüdlicher Freund der Bedrängten und Hilfebedürftigen; wie jener wurde auch er durch den Kölner Kirchenstreit 1837 zu einem tief einschneidenden Lebensentschlusse gedrängt; wie jener diente auch er dem Frieden mitten im Kampfe. Zu seiner hundertsten Geburtstagsfeier hat Johannes Mumbauer ihm durch diese vorzügliche „Auswahl" ein Denkmal errichtet, hinter dem der Geist des großen Kirchenfürsten selber steht und das daher dessen fernerer Auswirkung dienen wird. Dem Herausgeber hatte einst der gläubige Vater unter den Bildern der beiden Reichensperger, Windhorsts, Mallinckrodts und Kettelers wiederholt mahnend gesagt: „Wenn die katholische Religion uns in Deutschland erhalten bleibt und wenn du später ungestört deinem Glauben nachleben kannst, dann verdankst du das nicht zum wenigsten diesen Männern, besonders dem Bischof Ketteler!" So ist Mumbauer die Verehrung für seinen Helden geblieben, und wie tief sein Verständnis dringt, zeigen diese drei Bände. Der erste bringt, nach einer Widmung und ausführlicheren biographischen Einführung, in 3 Hauptrubriken hauptsächlich Religiöses: Predigten (beginnend mit dem Thema „Liebe Jesu zur Armut"), Hirtenbriefe, Die modernen Werke im Lichte des Glaubens: Kirchliches: Der Kampf gegen die Kirche, Für Kirche und Papst, Autorität und Freiheit; Kirchenpolitisches: Religionsfreiheit, Freiheit der Kirche, Kirche und Staat, Kirche und Liberalismus, Kirchenpolitische Hirtenbriefe, Kirchenpolitische Strömungen und Kämpfe. Der zweite bringt hauptsächlich Staatspolitisches: „Grundsätze der christlichen Staatsauffassung", Christliches Gewissen und Staatsgewalt, Neuorientierung der deutschen Politik, Die Katholiken und das neue deutsche Reich, Hirtenbrief über die Wahlen zum deutschen Reichstag, Leichenrede für die Opfer der Revolution, Politische Polemiken: endlich den Predigtzyklus über die „großen sozialen Fragen der Gegenwart", hier zusammengefaßt unter dem Thema „Die Grundlagen der Gesellschaft". Der dritte bringt a) Soziales: Die Arbeiterfrage und das Christentum, Sozialcaritative Fürsorge der Kirche für die Arbeiterschaft, Christentum und Sozialdemokratie, Die Arbeiterbewegung und ihr Streben im Verhältnis zu Religion und Sittlichkeit, Religion und Volkswirtschaft, Liberalismus, Sozialismus und Christentum; b) Persönliches: Aus Kettelers Briefen und Erklärungen zur Beurteilung seines Charakters; Anhang: Chronologisches Verzeichnis aller Schriften Kettelers. So wird uns der ganze Mann von allen Seiten in seiner mannigfachen, für die nähere und weitere Umgebung, für seine, unsere und fernere Zeit so wichtigen, in vielem, zumal in der sozialen Fürsorge bahnbrechenden Aeußerungsweise gezeigt, unter stetem, ob auch unbetontem Hinweis auf das in diesem herrlichen Leben beschlossene hellklingende: „Mir nach!" E. M. Hamann.

Förster, Dr. Heinr., Fürstbischof von Breslau, **Homilien auf die Sonntage des katholischen Kirchenjahres,** gehalten in der Domkirche zu Breslau. 6. Auflage. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. 2 Bde. gr. 8⁰. VIII u. 321, und IV u. 304 S., Regensburg 1911. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis brosch. ℳ 5.20. Fürstbischof Förster ist nach dem übereinstimmenden Zeugnisse aller Homiletiker einer der besten modernen Prediger gewesen, was auch die hohe Auflagenzahl seiner Predigtwerke beweist. Es ist daher diese schön ausgestattete und billige Neuausgabe seiner bekannten Sonntagshomilien freudig zu begrüßen. Die Försterschen Kanzelreden sagen ebenso den Bedürfnissen der Gebildeten wie dem Verständnisse der Einfältigen zu. Weit entfernt von leerer Schönrednerei und platter Alltäglichkeit verkünden sie packend, überzeugend und praktisch die Grundlage aller Wahrheit und alles Heiles: Jesus Christus und seine Kirche im Geiste der Bibel und der hl. Väter. Somit bietet das eingehende Studium dieses Werkes ein vorzügliches Hilfsmittel für Prediger und eine empfehlenswerte Erbauung für Laien.
Dr. Weber, Boppard.

Dr. Ottokar Prohászka, Bischof von Stuhlweißenburg: 1. **„Betrachtungen über das Evangelium."** Band I: „Advent und Kindheit Jesu." Jos. Köselsche Buchhandlung. 1911. 16⁰. XI u. 352 S. Geb. ℳ 3.—. 2. **„Der König, dem alle leben.** Allerseelengedanken." 16⁰. VIII u. 121 S. Geb. ℳ 1.20 und ℳ 2.20. Beide Werke verdeutscht von Baronin Rosa v. d. Wense. Das erstgenannte, bei aller intellektuell klaren, zündenden Aktualität auch poetisch vertiefte Buch umschließt, außer der vom Autor selbst verfaßten orientierenden Einführung, 106 Betrachtungskapitel, möglichst nach der Reihenfolge des Evangeliumsberichtes aufgebaut. Das Buch will „eine Hilfe bieten zur Entfaltung des Lebens Christi in den Seelen." Da Religion „die Verbindung zweier Welten" ist, muß auch deren eine, die diesseitige, entsprechende zielbewußte Berücksichtigung finden. Denn „wir Christen stellen keine flötenblasenden Träumer, sondern ein tatkräftiges, kampfesfrohes Geschlecht" (S. 37), das seine Fähigkeiten durch „Betätigung und Entfaltung" zum Ausbau des „göttlichen Lebens in sich" auswertet und dazu der „Wissenschaft, Technik, Kunst, Moral und Religion", der Kenntnis der Wahrheit, der Gestaltung des Schönen, der Uebung des Guten, der Gottesfurcht bedarf (S. 69); das sich seiner Pflicht stets bewußt bleibt: sein religiöses Leben mit seiner Kulturstufe auf gleiche Höhe zu bringen (S. 73). In diesem Sinne spricht das ungemein reiche Buch zu uns, weckt das Innerlichste in uns und wendet es dem Höchsten zu, wie Licht und Wärme den Blütenkelch zur Sonne. Das zweitgenannte Buch des hervorragend geist- und gemütvollen Autors bringt im Anschluß an das früher im gleichen Verlage deutsch herausgegebene: „Die Liebe bis ans Ende. Gedanken über die heilige Eucharistie", tief ursprüngliche Ausführungen über die jenseitige Läuterung. Die Verlagsanzeige deutet mit Recht an, daß diese Darstellung vom Blicke des Seherauges in das Reich des Fegefeuers zeugt, daß sie, gestützt auf kirchliche Lehre und Offenbarung der Heiligen, uns „fast eine greifbare Anschauung des Reinigungsortes" und der dort in Leiden zu Gott und Seligkeit sich aufwärts entwickelnden Seelen gibt. E. M. Hamann.

Alinda Jacoby „Charlotte Corday", Drama in fünf Aufzügen. Kempen (Rhein) Thomas-Druckerei und Buchhandlung, G. m. b. H. In schöner Sprache und anschaulicher Szenengestaltung malt die bewährte Verfasserin das Milieu der französischen Revolution. Wir sehen in Charlotte die Sehnsucht aufwachsen, eine große Tat für ihr Vaterland zu vollbringen, und so erleben wir die Ermordung Marat's, ihr heldenmütiges Verhalten vor Tribunal und Blutrichter mit Spannung und Anteil. Aufführungen des Dramas werden sich bei entsprechender Darstellung sicherlich erfolgreich erweisen. L. G. Oberlaender.

„Vorteile oder Nachteile des Kleinbetriebes gegenüber dem Großbetriebe in der Landwirtschaft!" Oekonomisch-agrarpolitische Studie von Professor Dr. Nepper. 108 Seiten, Oktav, broschiert, ℳ 1.25. Verlag J. Gérard, Ettelbrück (Lux). Einleitend führt Verfasser aus, wie wichtig und brennend diese Frage geworden gerade jetzt, zu einer Zeit, in der die Zerstückelung des Grundbesitzes bedenkliche Fortschritte macht; wie deren praktische Lösung eine praktische Lösung der sozialen Frage für die ackerbautreibende Bevölkerung bedeutet. Nach Erklärung der Begriffsbestimmung von Klein- und Großbetrieb vergleicht er beide Betriebe in bezug auf ihre Betriebsmittel, -art, Leitung und ökonomischen und sozialpolitischen Folgen und Begleiterscheinungen. Vor- und Nachteile werden bestimmt und abgewogen mit dem Ergebnis, daß Klein- und Großbetrieb in harmonischer Verteilung und Abstufung das Erstrebenswerteste ist. Vor allem aber, schließt die Schrift, fordert das wirtschaftliche Wohl der Gesamtheit das Vorhandensein eines zahlreichen und materiell wohl situierten Bauernstandes. Die Studie dürfte nicht allein in landwirtschaftlichen Kreisen, sondern auch über dieselben hinaus Interesse und Beachtung finden. Für den Agrarpolitiker bietet sie eine Fundgrube neuer Gedanken und Anregungen. O. Breuer.

Vondels „Luzifer".

Von Wenzel Frankemölle, Amsterdam.

Zu den größten katholischen Dichtern der Welt gehört unzweifelhaft der Dichter, dessen Vaterstadt Köln war, Joost van den Vondel.

In Holland war bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts die Vondelverehrung auf den Gefrierpunkt herabgesunken. Vondel gehörte nicht mehr dem Leben, sondern der Forschung an. Die

Amsterdamer Kaufleute und Dichter versuchten dann am Ende des neunzehnten Jahrhunderts Vondel als historische Persönlichkeit wieder aufleben zu lassen. Das war ein bahnbrechender Versuch. Denn, da nun der Dichter wieder lebte in historischem Milieu, vermochte die spätere, tiefer lebende Künstlergeneration unter dem Einfluß des Zaubers, der von der geistigen Persönlichkeit Vondels ausging, zu einer psychologisch-schärferen Wertschätzung des Dichters Vondel überzugehen. Die katholischen Künstler nahmen sich mit Begeisterung Vondels an. Ein Vondelmuseum wurde errichtet, ein Vondeljahrbuch herausgegeben, ein Vondelverein gegründet. Immer wieder werden aufs neue die Werke des Dichters, unzählige Male schon herausgegeben, in neuen zeitgemäßen Ausgaben von den verschiedensten Verlagen publiziert.

Nach der von dem protestantischen Prediger Brandt kurz nach dem Tode des Dichters sehr einseitig verfaßten Lebensbeschreibung Vondels hat die Vondelbiographie P. Baumgartners S. J. die Priorität. Freilich ist sie jetzt von der neuen wissenschaftlichen Vondelforschung ziemlich überholt. Aber sie hat das Verdienst, bahnbrechend gewirkt zu haben.

Die Jesuiten, die Vondel als ihren Konvertiten ansehen — die Frage ist heiß umstritten —, haben seit langem dem Dichter großes Interesse entgegengebracht. Wertvolle Vorarbeiten stammen von den Patres Baumgartner, Looten, Boelen, Wilde, Verstraeten, Sallsmans. Dazu kommen neben den Berufsliteraten und Künstlern erfreulicherweise in der letzten Zeit akademisch geschulte Laien. Für die Vondelforschung ist es eine bedeutende Tatsache, daß die Universitäten sich Vondels annahmen. Dr. Moller promovierte auf Grund einer ausgezeichneten Dissertation „Die heerlikheit der Kerke", ein Lehrgedicht Vondels. Ihm schloß sich Dr. Brom an mit seiner epochemachenden und glänzenden Dissertation „Vondels Bekering".

Das Theater hatte den großen dramatischen Dichter Vondel ganz vergessen, bis vor zwei Jahren der Theaterdirektor und ausgezeichnete Schauspieler Willem Royaards Vondel wieder „entdeckte" und mit riesenhaftem Erfolg mehr als zweihundertmal Vondels „Adam in Ballingschap" aufführte.

Dieses Jahr hat Royaards mit noch größerem Erfolg Vondels Meisterstück „Luzifer" auf imponierende Weise inszeniert und zur Aufführung gebracht. Innerhalb weniger Wochen wurde „Luzifer" in Holland und Belgien stets vor ausverkauften Häusern, in Gegenwart von Bischöfen und Priestern, mehr als fünfzigmal gespielt, und jetzt ist die hundertste Vorstellung schon vorüber.

Der Plan wird erwogen, Vondels „Luzifer" auch in Deutschland zu spielen. Für die Katholiken Deutschlands nicht allein, sondern für alle Bekenner irgend einer christlichen Konfession wird der Dichter und Dramatiker Vondel hoffentlich eine Offenbarung sein.

Vierzehn Jahre bevor Milton sein „Verlorenes Paradies" schrieb, dichtete Vondel den „Luzifer", vollendet im Januar 1654. Vondel widmete das Trauerspiel dem damaligen Oberhaupte Deutschlands, „dem unüberwindlichsten Fürsten und Herrn Ferdinand III., erwählten Römischen Kaiser, allzeit Vermehrer des Reiches".

Der Stoff des „Luzifer" trägt nicht ein unmittelbar katholisches Gepräge, er steht auf dem allgemeinen christlichen Boden. Vondel verherrlicht in seinem Meisterwerk das Prinzip der Autorität. Daß der „Luzifer" eine Allegorie sei von dem Abfall der Niederlande von Spanien — eine Theorie, vom Professor Jonckbloedt zuerst vorgetragen und auch von Baumgartner teilweise übernommen — wird neuerdings mit guten Gründen bestritten. Jene Meinung ist meines Erachtens für immer abgetan.

Der Schauplatz des Stückes ist der Himmel. Für den modernen Regisseur brachte dies unendliche Schwierigkeiten mit sich. Royaards hat sie genial überwunden. Er baute auf der Bühne das oberste Stück der Himmelsburg, eine Kolonnade von hoch emporstrebenden Säulen; von dieser Kolonnade gehen Stufen nach unten. Die Schauspieler kommen von unten nach oben und so machen die Stufen auf der Bühne den Eindruck, die letzten von den unendlichen Stufen zu sein, die sich aus der Unendlichkeit nach unten, nach der Erde verlieren. Ueber der Kolonnade, die rund gehalten ist, wölbt sich die blaue Luftkuppel.

Die handelnden Personen sind die drei Erzengel: Gabriel, der Herold der göttlichen Geheimnisse, Raphael, der Seelenarzt, und Michael, der Feldoberste und Uriel, dessen Schildknappe und ein Chor von guten Engeln; ihnen gegenüber Luzifer, der Stadthalter Gottes, die rebellischen Engelsfürsten: Beelzebub, Belial, Apollion und eine Schar aufrührerischer Engel, Luziferisten. Luzifer ist der verkörperte Stolz, Beelzebub der neidische Aufwiegler, Belial der schlaue, boshafte Unterhändler, Apollion der Geist des Verderbens. Die Kleidung der Engel (natürlich ohne Flügeln) war stilvoll — die guten waren in helle Farben, die bösen in dunkle gehüllt.

Der bekannte katholische Komponist Cuypers hat die Musik der Chöre komponiert. Leider lassen sich die Chöre Vondels eben nicht singen nach komponierter Musik, denn sie sind selbst die verkörperte Musik in der sublimen Herrlichkeit ihrer vollendeten Sprache.

Zur Zeit Vondels wurde der „Luzifer" nur zweimal aufgeführt und danach auf das Treiben der protestantischen zelotischen Prediger von der städtischen Regierung (sehr gegen ihren Willen übrigens!) verboten! Die Prediger stützten sich auf den Gedanken, daß einen Bibelstoff auf die Bühne zu bringen, nicht erlaubt wäre. Das war natürlich ein Scheingrund, der eigentliche war, daß sie Vondel, den Konvertiten und ihren größten Gegner aus all ihren Kräften haßten. Seitdem wurde der Luzifer nur von Liebhabergesellschaften und in Seminaren, natürlich ganz ungenügend, gespielt, bis nun Royaards Vondel dem Nationaltheater mit einem Schlage zurückeroberte.

Es gibt verschiedene deutsche Uebersetzungen des Luzifer, aber nicht eine genügt, nicht einmal den bescheidensten Ansprüchen. Neuerdings hat ein holländischer Geistlicher (zurzeit in Berlin) in der katholischen Wochenschrift „Van onzen Tyd" erstaunliche Proben seiner Uebersetzungskunst Vondels gegeben. Die Redaktion der genannten Wochenschrift bespricht die Frage, ob der Luzifer, wenn er eventuell in Deutschland zur Aufführung gelangt, am besten in holländischer oder deutscher Sprache zu spielen ist. Sie entscheidet die Frage dahin, am besten sei es, die Sprache Vondels beizubehalten[1], aber dem Publikum ein Textbuch zur Verfügung zu stellen, in dem neben dem holländischen auch der deutsche Text als möglichst wörtlicher Uebersetzung gegeben wird. Mir scheint diese Idee richtig zu sein und sehr geschickt, um durchgeführt zu werden.

Eine kurze Inhaltsangabe des prächtigen Trauerspiels möge diesen Artikel schließen.

Von einer Fahrt nach der Erde zurückgekehrt, schildert Apollion seinen Genossen Belial und Beelzebub das Paradies und das paradiesische Glück und die wundervolle Schönheit der ersten Menschen. Er betont vor allem, daß das erste Menschenpaar die ganze Erde bevölkern, das Glück der Gotteskindschaft auf Millionen von Nachkommen vererben und in seliger Unsterblichkeit das Los der Engel teilen wird. Zug um Zug steigert in allen dreien diese Schilderung den Keim des Neides. Gabriel erscheint und verkündet das Herniedersteigen des ewigen Wortes auf die Erde und dessen gnadenreichen Bund mit der menschlichen Natur und fordert die Engel auf, sich vor Gottes Ratschluß zu beugen.

„Gott, Engelwelt, Menschenwelt, das Paradies, der göttliche Weltplan treten in wenigen grandiosen Zügen vor unser Auge. Das ist die kurze, einfache Exposition", sagt Baumgartner.

Der Chor singt das Hohelied der Huldigung, Gott zur Ehre, aber in den rauschenden Huldigungseid mischt sich schon das rebellische Losungswort des Aufruhrs: Non serviam.

In dem zweiten Akt erscheint Luzifer auf seinem Wagen, von Himmelgeistern gezogen. Er ist der Morgenstern der Geisterwelt. In sein Kleid sind Kronen eingewoben und um sein Haupt strahlt ein Stern. Traurig will er dem „Sohn des sechsten Tages" den Vorrang räumen, aber Beelzebub tritt ihm als Stimmführer seiner eigenen Leidenschaft — denn er ist bereits umdüstert von Stolz und Neid, obschon die Gottesidee noch groß und gewaltig seinem Geiste vorschwebt — entgegen und rüttelt ihn zum Aufruhr auf. Luzifer sieht schließlich den Plan des Aufruhrs als den einzigen Ausweg aus seinem inneren Kampfe, als eine Notwendigkeit, die nicht mehr zu bewältigen ist. Gabriel beruft sich auf die unumstößlichen Rechtstitel der göttlichen Forderung. Umsonst. Luzifer erklärt die Menschwerdung als eine Erniedrigung Gottes und gibt seinem Aufruhr den Vorwand, Gott selbst gegen jene Erniedrigung zu beschirmen. Luzifer schleudert Gott seine Absage zu. Beelzebub, Apollion und Belial mischen sich unter die himmlischen Heerscharen, um den Aufruhr zu predigen. Der Chor trauert. Der Brand greift weiter. Die guten Engel versuchen, die Luziferisten zu retten. Aber Belial und Apollion schüren die Aufregung. Beelzebub steigert sie mit demagogischen Künsten aufs äußerste. Michael sammelt die treuen Engel, Luzifer läßt sich wie einen Gott von den Luziferinen anbeten. Im vierten Akt folgt die rührende Szene zwischen Raphael und Luzifer. Raphael will ihn aus heiliger Freundschaft retten. Umsonst. Luzifer zieht aus zum Fall!

Bei Beginn des fünften Aktes ist die Geisterschlacht schon geschlagen. Uriel, der Schildknappe Michaels, schildert in wilder Schönheit den Kampf. „Es ist ein Meisterstück dramatischer Schlachtmalerei." (Baumgartner.) Michael erscheint und das Siegeslied rauscht.

Hier endet Royaards Vondels Meisterwerk. Eigentlich ist das Stück noch nicht aus. Denn Gabriel erscheint noch, um den Fall der ersten Menschen zu verkünden und zugleich den Erlöser zu verheißen. Aber es ist psychologisch richtig, das letzte Stück, welches das doch schon lange Trauerspiel in die Länge zieht, wegzulassen.

Möge es den Deutschen bald beschieden sein, Vondel auf der Bühne zu genießen. Vondel, der geniale katholische Dichter, gehört nicht allein seinem Vaterlande, sondern der ganzen Christenheit an. Die Calderongesellschaft könnte in dieser Hinsicht eine schöne Aufgabe erfüllen.

---

[1]) Eine in dieser Frage tonangebende Persönlichkeit, dem der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" den Artikel vor dem Abdruck vorlegte, schreibt u. a.: „Es würde mich sehr freuen, wenn die Angelegenheit durch die „Allgemeine Rundschau" neu angeregt und gefördert würde. Nur glaube ich nicht, daß eine Aufführung in holländischer Sprache bei uns möglich ist, wie der Verfasser vorschlägt. Das könnte nur dann in Frage kommen, wenn die holländischen Künstler selber in Deutschland spielten. Unsere Leute könnten die niederländischen Verse kaum richtig sprechen."

Parabel.

Ein Mann ging aus, um den Sonnenglanz zu fangen, sein düsteres Kämmerlein freundlich damit zu erhellen. Und er ging hin und sammelte all die glitzernden Tautröpflein, die auf Gräsern und Blüten wie Perlen und Diamanten blitzten und strahlten — und kam nach Hause, und hatte — Tränen gesammelt, der Sonnenstrahl aber war ferne geblieben von seiner suchenden Seele.

Glückeshungrige Seele, erkennst du dein Bild?

Gg. Pfister, Freising.

Die Dauer der englischen Kohlenvorräte.

Von Dr. Fritz Diepenhorst, Köln.

Da die Kohle eine der wichtigsten Grundlagen der heutigen Volkswirtschaft bildet, ist die Frage nach der etwaigen Dauer der Kohlenvorräte wiederholt Gegenstand der Erörterung gewesen. Wohl besitzen viele Länder in Wasserfällen, Petroleumquellen und Mooren Kohlen sparende Kraftquellen, aber der seit einer Reihe von Jahrzehnten anhaltende Fortschritt in der Anwendung der Dampfmaschine hat alle in den Hintergrund gedrängt. So hat die Kohle in ihrem Gebiete eine Art Alleinherrschaft erlangt. Und das Verdrängen der Handarbeit durch die Leistungen der Maschinen, die Entwicklung des Eisenbahn- und Dampfschiffverkehrs, das Anwachsen des Eisenhüttenwesens, kurz das Wachstum der Industrie und des Verkehrs haben das Gebiet dieser Herrschaft stark erweitert, so daß sich von Jahr zu Jahr ein gesteigerter Bedarf an Kohle ergibt. Diesen Bedarf zu bestreiten, mußte nicht bloß in allen Kohlenrevieren der Erde die Kohlenförderung gesteigert werden, sondern es mußte auch der Kohlenbergbau intensiver ausgestaltet, mußten neue Bergbaue eröffnet werden. Die Kehrseite des schnelleren Abbaues ist naturgemäß eine frühere Erschöpfung der Kohlenlager, da es sich um Naturstoffe handelt, die sich nicht ersetzen und alle Fundstellen werden im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende ein natürliches Ende haben.

Diese und noch weiter unten zu behandelnde Gründe haben einen der ersten Physiker Englands, Sir William Ramsay, auf der Tagung der wissenschaftlichen Vereine Großbritanniens zu einer Untersuchung über die mutmaßliche Dauer der britischen Kohlenvorräte Anlaß gegeben. Der Redner führte aus, wie ein großer Teil der Annehmlichkeiten, deren die Gegenwart sich erfreut, von den Mengen von Kraft, Licht und Gas abhänge, welche die Kohlenlager zu entwickeln gestatten. Die Kohlenschätze Englands böten aber nur einen beschränkten Vorrat. Wenn der Verbrauch in der bisherigen Weise weiterginge, meint Ramsay, würden die Kohlenlager des Vereinigten Königreichs in 175 Jahren erschöpft sein, die insgesamt etwa 100,000 Milliarden Tonnen betrügen. Es müßten deshalb Schritte eingeleitet werden, um eine Kohlenersparnis herbeizuführen. Staat und Private müßten sich an der möglichsten Erhaltung des nationalen Kohlenvorrates beteiligen. Der Staat solle nach dem Vorgange der Vereinigten Staaten von Amerika Ausschüsse bestellen, welche die Kohlengewinnung überwachen, über die Kohlenschätze des Landes gewissermaßen Buch führen und deren Verschwendung Einhalt tun.

Im Anschluß an diese Mahnung eines der bedeutendsten englischen Gelehrten auf dem Gebiete der Naturwissenschaften möge an dieser Stelle daran erinnert werden, daß in England schon im 18. Jahrhundert ähnliche Befürchtungen geäußert worden sind und zwar von J. Williams und Sinclair. Als Großbritanniens Bergbau dann in den ersten Jahren des vergangenen Jahrhunderts einen sprungweisen Aufschwung durch die vermehrte Anwendung der Dampfmaschine nahm, trat R. Bald 1812 mit einer gleichen Mahnung hervor, die in den dreißiger Jahren von dem Geologen Buckland wiederholt wurde. Dieser glaubte, daß der Vorrat nur noch für 400 Jahre ausreichen werde. H. Taylor berechnete 1829, daß die Erschöpfung des nordenglischen Beckens von Durham und Northumberland, das heute mehr als ein Fünftel der Gesamtproduktion liefert, bei Fortdauer der damaligen Jahresförderung in 1727 Jahren vollendet sein würde. Da aber die gegenwärtige Produktion mehr als das Zehnfache der damaligen beträgt, so würden die Zukunftsaussichten nach dieser, sowie auch nach einer späteren, dasselbe Becken betreffenden Schätzung von Greenwell (1846) sehr ungünstig sein. Im Jahre 1863 äußerte sich nach Lexis Sir W. Armstrong in seiner Adresse an die Britische Gesellschaft in Newcastle in ziemlich pessimistischem Sinne, indem er annahm, daß die britischen Lager bei Fortdauer der damaligen Jahresförderung von 80 Millionen Tonnen zwar noch 930 Jahre vorhalten würden, daß die Erschöpfung aber schon in 212 Jahren eintreten werde, wenn die seit 1854 beobachtete durchschnittlich jährliche Zunahme von 2,750 Millionen Tonnen dauernd bestehen bleibe. Die Meinung des Geologen Hull, daß ein solches ständiges Anwachsen nicht zu erwarten sei, sondern bei einer Jahresförderung von 100 Millionen Tonnen ein Stillstand eintreten werde, erwies sich bald als unrichtig, da diese Grenze schon 1866 erreicht war und gegenwärtig die zweiten Hundert Millionen Tonnen beträchtlich überschritten sind. Im übrigen schätzte Hull den gesamten nachweisbaren britischen Kohlenvorrat bis zu einer Tiefe von 4000 Fuß (1219,96 m), bei einer auf 14 000 qkm veranschlagten Ausdehnung der sichtbaren Lager, auf 83,544 Milliarden Tonnen, die nach seiner Annahme noch für mehr als 800 Jahre ausreichen würden. Das 1865 erschienene ausführliche Werk von Jevons über die Kohlenfrage, das die Erschöpfung schon bis 1970 in Aussicht stellte, trug das Interesse für den Gegenstand in die weitesten Kreise. Die Regierung setzte sogar eine königliche Kommission zur Untersuchung des Gegenstandes ein, deren Bericht 1871 der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Hiernach ist allerdings die Gesamtziffer des Vorrats auf 195 Milliarden Tonnen veranschlagt, von denen jedoch 48,5 Milliarden in einer Tiefe von mehr als 4000 engl. Fuß sitzen, die nach Ansicht der Kommission wegen der Temperaturverhältnisse nicht abgebaut werden können. Von den übrigen 146,500 Milliarden Tonnen kommen nur 90,200 Milliarden auf die bekannten Kohlenfelder, während die anderen sich in Gebieten befinden, in denen die Steinkohlenformation von jüngeren Formationen überlagert ist. Im Jahre 1873 rief die damalige ungewöhnliche Steigerung der Kohlenpreise neue Befürchtungen wegen einer nahenden Erschöpfung der Gruben hervor. Eine mit der Untersuchung der Angelegenheit vom Oberhause beauftragte Kommission suchte jedoch die öffentliche Meinung mit dem Hinweis zu beruhigen, daß die zunehmende Kohlengewinnung in anderen Staaten die Ausfuhr britischer Kohlen zurückdrängen werde. In Wirklichkeit ist diese Ausfuhr aber von 11,70 Millionen Tonnen im Jahre 1870 auf 64,5 Millionen im Jahre 1910 angewachsen, hat sich also fast versechsfacht. Die Erschöpfung der englischen Kohlenlager ist daher auch in der neuesten Zeit wieder besonders oft Gegenstand der Erörterung gewesen. Der schon erwähnte Geologe Hull kam in einer neuen Untersuchung aus dem Jahre 1897 auf einen Bestand von 81,7 Milliarden Tonnen und zwar ohne Berücksichtigung der bei seiner ersten Berechnung in Betracht gezogenen Gebiete mit jüngeren Formationen. Er ist demnach wesentlich pessimistischer als 30 Jahre vorher. Auch Courtney zeigt sich besorgt, namentlich gegenüber der Konkurrenz der Vereinigten Staaten, wenn er auch darauf hinweist, daß die britische Kohlenproduktion in den letzten Jahrzehnten weit weniger zugenommen habe als in dem von Jevons angenommenen Verhältnisse. Lexis, der diese verschiedenen Ansichten zusammengestellt hat, weist auch auf eine Arbeit Lozés hin, in welcher der Beweis geführt wird, daß die guten und billig zu fördernden Kohlen schon zwischen 1950 und 1960 verbraucht sein würden. Im Anschluß hieran möge vermerkt werden, daß nach der Berechnung von Nasse das deutsche Ruhrbecken noch 1000 Jahre, das Saarbecken noch 870 und das oberschlesische noch 757 Jahre vorhalten werde. Eine Schätzung von W. Frech ist für die deutschen Kohlenlager indes noch günstiger.

Da nach dem heutigen Stand der Technik auf eine ausgedehnte Verwendung der Kohlen auch in England nicht verzichtet werden kann, käme für die Einschränkung der Förderung vorerst also nur eine Verminderung der Ausfuhr in Betracht. Aber auch daran ist zurzeit nicht zu denken. Zur Herstellung seiner Zahlungsbilanz hat das Vereinigte Königreich sich bei der teilweisen Stockung der Fabrikatenausfuhr gezwungen gesehen, immer mehr Kapital und Kohle zu exportieren. An die Stelle der Ausfuhr von Fertigwaren ist die von Kohle, also eines nicht ersetzbaren Rohstoffes in steigendem Maße getreten, was sicherlich nicht ohne Bedenken ist. Dieser Umstand zeigt sofort aber auch das Unhaltbare etwaiger wirtschaftspolitischer Maßnahmen zur Einschränkung der Kohlenausfuhr. Der 1899 eingeführte, aber 1905 bereits wieder aufgehobene Ausfuhrzoll auf Kohle hatte denn auch nur fiskalischen Zweck. Sind die englischen Kohlenlager erschöpft, bevor die Technik Ersatz geschaffen hat, dann wird Großbritannien in allen wichtigen Rohstoffen vom Auslande abhängig sein, das ihm heute schon den weitaus größten Teil an Getreide und Erz und die gesamte Rohbaumwolle liefert.

In der Fremde.

Wie bist du still geworden,
So wehmutsvoll und bleich,
Du frohes Kind aus Norden
In Südens Sonnenreich!

Und ob die jungen Wangen
Umkost das goldne Licht,
Die Wimper, traumverfangen,
Nur noch in Tränen spricht.

Du kannst es nimmer fassen,
Dir wird das Herz nicht still,
Das aus den fremden Gassen
Nach seiner Heimat will.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Frl. Landing war am Münchener Schauspielhause tätig, ohne eine erste Position zu erringen. Dann kam sie nach Wien, erregte Aufsehen, so daß sie nun zu einem Gastspiel an die Hofbühne berufen wurde. Ich sah sie als Nora und gewann den Eindruck eines Talentes, das von echter Empfindung getragen wirkungssicher in dem feinabgetönten Ensemble stand. Sie in klassischen Rollen zu sehen, fehlte mir (der vielen Konzerte wegen) die Zeit. Die Urteile lauten hier verschieden. Wer sich bei Wedekind einen Namen gemacht, findet sich nicht so ohne weiteres bei Lessing zurecht, dennoch Frl. Landing besitzt, das zeigte sie im Ibsenschen „Puppenheim" das, was sich nach Goethe nicht erjagen läßt. Die junge Schauspielerin bedarf noch der künstlerischen Führung, diese scheint ihr im hiesigen Schauspielhause gefehlt zu haben und in Wien zuteil geworden zu sein. Will man sich an der kgl. Bühne mit ihr eingehend beschäftigen, so läßt sich an das Engagement Erwartungen knüpfen. — Ein Münchener Dichterabend von Einaktern Heyses, Ganghofers und Thomas mußte wegen des Unfalles eines Schauspielers zu zwei Dritteln verschoben werden. Es blieb nur des letzteren dramatisierter, sehr derber Simplicissimuswitz „Lottchens Geburtstag", den man hier, wie schon an manchen auswärtigen Bühnen zu überschätzen beliebte. Wenn wir in nächster Woche die drei Einakter sehen, wird über Münchens literarische „Entwicklung" vielleicht einiges zu sagen sein.

Die **Calderongesellschaft** wird Dienstag, 30. ds. Mts., im großen Saal des Hotels Union ein Schauspiel von Calderon mit heiterem Einschlag: Liebesirrungen (Gustos y dis gustos son no mas que imaginacion) in der freien Uebersetzung von Freiherrn von Malsen unter der Leitung von Hofrat Stury zur Darstellung bringen.

Gärtnerplatztheater. Zum ersten Male wurde „Die Dame in Rot", Operette von Julius Brammer und Alfr. Grünwald, Musik von Robert Winterberg, gegeben. Die Aufnahme war recht herzlich und der Komponist konnte mit den Darstellern oft erscheinen. Winterberg schreibt eine hübsche, gefällige Musik, die sich gut anhört, wenn auch gerade kein überschäumendes Temperament verrät. Das Textbuch ist fesselnd und sorgfältig gearbeitet und trägt hierdurch die Musik, die bei einem schwächeren Libretto von zu wenig Eigenfarbe befunden würde. Ein begabter Maler hat von der flüchtigen Begegnung mit einer Dame so starke Eindrücke erhalten, daß er mit dem aus dem Gedächtnis gemalten Porträt seine stärkste Talentprobe gibt. „Die Dame in Rot" erregt auf der Ausstellung Sensation, verwickelt die porträtierte Schönheit jedoch in Klatschgeschichten, an denen sie und der Maler unschuldig sind. Aristokratenhochmut und Künstlerstolz verletzen sich trotz aufkeimender Liebe gegenseitig immer wieder, bis ein humorvoll gezeichneter Japaner, den ein dem Schauspielhause entliehener Darsteller vorzüglich spielte, alles zu gutem Ende lenkt. Daneben gibt es natürlich die üblichen unmotivierten Tanzcouplets, welche heute (nicht nur bei der Galerie!) über den eigentlichen Erfolg entscheiden. Die Novität ist geschmackvoll ausgestattet und wurde flott und liebenswürdig gegeben.

Aus den Konzertsälen. Der Konzertverein ist durch die „Lage der Verhältnisse" veranlaßt, zu seiner dauernden Erhaltung Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln anzustreben. Die Besucher der Konzerte veranstalten eine Kundgebung für die Erhaltung der Volkssymphoniekonzerte, Populären Konzerte und Abonnementskonzerte. Die Presse kann sich diesen Bestrebungen nur anschließen. Kenner der Verhältnisse haben es vorausgesehen, daß nicht allzulange nach dem Tode der oft genannten opferfreudigen Mäzenatin trotz deren Fürsorge eine Subventionierung des Unternehmens sich als Notwendigkeit herausstellen würde. Ueber die künstlerische Höhe der Konzerte bedarf es keiner neuen Lobsprüche; die Leistungsfähigkeit, auf die Ferdinand Löwe das Orchester gehoben, ist allgemein anerkannt. Bei den Volkssymphoniekonzerten ist eine Steigerung des Besuches unmöglich, bei ihnen sind fast immer alle Sitzplätze schon tagszuvor vergriffen, die Bedürfnisfrage also durch diese Tatsache auf das unzweideutigste bejaht. Eine Erhöhung der Preise würde den volkstümlichen Zweck der Veranstaltungen illusorisch machen. Hoffen wir, daß die Finanzfrage eine günstige Regelung erfährt. — In den Volkssymphoniekonzerten der zwei letzten Wochen bot Prill die erste und zweite Symphonie Beethovens in einer guten, ja vorzüglichen Wiedergabe, die dem Dirigenten und dem Orchester die herzlichsten Ovationen eintrug. Mozart und Liszt kamen noch in glücklicher Weise zu Worte. In Haydns Violinkonzert in C hörte man Melanie Michaelis, deren kraftvolles Talent sich wieder ebenso günstig bewährte, wie die vornehme Gesangskunst Marie Möhl-Knabls, die Klärchens Lieder aus Egmont gefühlsinnig und stimmschön sang. Von den drei Geigern Hegedüs, Mischa Elman und Massarenti hinterließen die beiden ersten den größten Eindruck. Ferencz Hegedüs ist uns seit längerem als ein bravouröser und temperamentvoller Künstler bekannt, der den stürmischen Beifall voll verdiente und sogar goldenen Lorbeer erhielt. Auch Mischa Elman hat in seiner Technik und Verve etwas Hinreißendes, daß er die schöne Weichheit seines Tones gerne besonders akzentuiert, wird man ihm nicht übelnehmen; ziemlich enttäuschte der italienische Geiger. Massarenti hat eine recht harte Bogenführung; doch fanden seine tüchtigen, aber wenig individuellen Leistungen freundlichen Beifall. Technisch sehr erfreuliches boten die Klavierabende von W. Georgii und Fannie Bloomfield-Geißler. Der erstere zeigt sich an musikalischer Kultur als der überlegenere. Eva Leßmann, eine Sängerin von gutem Vortrag, ließ sich wegen Indisposition entschuldigen, trotzdem standen die Darbietungen auf erfreulichem Niveau. Sie brachte fast nur neue, noch nicht gehörte Lyrik, die Pfitznerschen Lieder sind durchwegs erfreulich. „Venus mater" und „Frieden" sind wahre Perlen. Auch unter den Mahlerschen und Friedschen Gesängen findet man schönes. Wenig befreunden konnte ich mich mit den Liedern Klemperers. Der Komponist, der als trefflicher Begleiter am Flügel saß, ist kaum vierundzwanzigjährig erster Opernkapellmeister in Hamburg geworden. Seine Lieder entbehren nicht hübscher Gedanken, aber in der Ausführung erscheint vieles gezwungen originell. Als Dirigent wird ihm eine große Zukunft prophezeiht, vielleicht erschweren gerade diese Hoffnungen die Naivetät kompositorischen Schaffens.

Verschiedenes aus aller Welt. In Köln wurde zum bevorstehenden 200. Geburtstag Friedrich des Großen dessen Komödie, „Die Schule des Lebens", gegeben. Sie zeigt starke Abhängigkeit von der französischen Dramatik, wobei sich der energische Protest gegen Ausländerei als pikanter Widerspruch ausnimmt. Bei aller formaler Unselbständigkeit verleugnet sich in dem Stücke nicht der Mann von Geist und Geschick. — „Oberst Chabert", Musiktragödie in H. W. von Waltershausen, hatte bei der Uraufführung in der Frankfurter Oper durchschlagenden Erfolg. Der vom Komponisten mit dramatischen Geschick nach einer Dichtung Balzacs bearbeitete Text behandelt ein Enoch Arden-Schicksal. Das Beste bot der Tondichter, ein Schüler Thuilles, in den lyrischen Partien, in denen er eine gesunde, ansprechende und flüssige Melodik zeigt. — Der Perkeo und die Faßweihe zu Heidelberg, eine Spieloper von Hch. Grimm hatte bei der Uraufführung in Görlitz Erfolg. Die Musik wird als eine sehr wackere Talentprobe bezeichnet. — In Venedig machte die Erstaufführung von Mascagnis „Isabeau" starken Eindruck. Die deutsche Première wird im Münchener Künstlertheater geplant. — Eine Neubearbeitung von Offenbachs „Hoffmanns Erzählungen" von Ed. Mörike gefiel in Halle a. S. — Ludwig Fuldas Lustspiel „Der Seeräuber" gelangte mit geringem Erfolge im Wiener Burgtheater zur Uraufführung. Das in gewandten Versen geschriebene Stück wird vorwiegend ungünstig beurteilt. — Sigurd Ibsen, der Sohn des Dichters, selbst Schriftsteller und vormals Staatsminister, hat in einem nordischen Blatte über die literarische Erotik beachtenswerte Betrachtungen veröffentlicht. Er tadelt, daß unsere Literatur sich fast ausschließlich um sexuelle Verhältnisse drehe und findet, daß diese Einseitigkeit allgemach die Handlungen vieler Menschen bestimme und ihnen zu Fleisch und Blut werde.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Viele wichtige Ereignisse auf dem Wirtschaftsgebiete liegen hinter uns. Der Berliner Börse gelingt es dabei immer wieder, allen Anstürmen zum Trotz und Dank der überaus grossen Widerstandsfähigkeit die bisherige entschiedene Tendenz nach oben hin zu behalten. Und das ist schon um deswillen äusserst bemerkenswert, weil Politik und namentlich verschiedene wirtschaftliche Vorgänge nicht unbeachtet bleiben. Die politische Lage in Europa, die kriegerische Situation in Tripolis nnd die Probleme in China, Persien und der Mongolei geben zu grossen Bedenken Anlass. Wenn nun trotzdem die deutschen Börsen nicht verflauen, so hat dies seinen Grund in der Reserviertheit der Kapitalisten, welche zuversichtlich an ihrem Aktienbesitz festhalten, und daher verhindern, dass bedeutende Realisationen oder bedeutende Kurseinbussen die Börsen beunruhigen. Neue Käufer müssen denn auch aus diesem Motive stets bessere Kurse bedingen, und erhöhen dann dabei langsam das Kursniveau am Kassa-Industrie-Aktienmarkt. Die grossen Verkäufe auf diesem Gebiete seitens spekulativer Kreise haben eine kleine Säuberung sicherlich mit sich gebracht, und Berlin glaubt mit seinem Aktienmarkt widerstandskräftig genug zu sein. Die politischen Ereignisse — auch die innere Situation im eigenen Lande — werden immer wieder aufgewogen durch die glänzenden Meldungen der industriellen und wirtschaftlichen Welt bei uns. Der Stahlwerksverband und das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat berichten, dass die Werke in angespanntester und dabei lohnendster Weise beschäftigt sind. Die herrschende Witterung, die vielfachen Streiksbefürchtungen im Ausland und die dadurch veranlasste starke Steigerung des deutschen Kohlenexportes nach den ausländischen Industriezentren stimulierten ganz besonders. Aufhebung von Fördereinschränkungen einzelner Syndikate, Preiserhöhungen auf fast allen Gebieten in Eisen, Stahl, Blech sind die natürliche Folge dieser

günstigen Beschäftigung im Montangebiete. Dass dadurch die Werte dieses Gebietes von Börsen und Kapitalisten besonders beliebt wurden, ist erklärlich. Die vielfach angezweifelte Einigung zwischen Kohlensyndikat und preussischem Fiskus hinsichtlich Preisbestimmung und Absatz wurde von der Börse mit grosser Befriedigung begrüsst. Es wird zu erwarten sein, dass nunmehr auch die vielfachen Schwierigkeiten hinsichtlich der Erneuerung des Stahlwerksverbandes bald geklärt und beseitigt werden können. Auch vom Roheisenverband wird steigender Absatz und reges Inlands-, wie auch sehr starkes Exportgeschäft gemeldet. Diese günstigen Hinweise, ferner die Nachricht, dass auch England, Belgien und Frankreich in der Montanbranche durchwegs eine gleich günstige Situation zeigten, geben Beweise von einer allgemeinen guten industriellen Entwicklung. Bei uns sind auch andere Industriezweige vorzüglich gelagert. Namentlich die Elektrobranche lenkt neuerdings die Aufmerksamkeit aller Interessenten auf sich. Bekannt ist, dass einzelne Konzerne bereits im Vorjahre Rekkordziffern an Beschäftigung und Auftragsbestand ausgewiesen haben. Aus der Thronrede zur Eröffnung des preussischen Landtages wurde besonders bemerkt, dass wiederum erhebliche Mittel zur Vergrösserung und Ausgestaltung des elektrischen Betriebes der Berliner Stadt-, Vorort- und Ringbahnen bereit gestellt werden sollen, dass ferner das gesamte preussische Staatsbahnnetz erweitert und besser ausgerüstet werden solle. Damit sind für die heimische Industrie neuerdings grosse Aufgaben und intensive Beschäftigung signalisiert.

Einen kräftigen Stimulus für die deutschen Effektenmärkte bildet die ununterbrochene Flüssigkeit auf dem deutschen Geldmarkt. Der Privatdiskont an den Börsen ist bis auf 3 %, also 2 % unter Reichsbanksatz, zurückgegangen. Die Wochenausweise der Reichsbank sind liquider, und namentlich die Rückflüsse nehmen den denkbar regulärsten Verlauf. Dabei ist der deutsche Geldmarkt nach wie vor lediglich auf sich selbst angewiesen, und anderseits ist zu bedenken, dass Handel und Industrie andauernd im Hinblick auf die günstige Konjunktur grossen Geldbedarf zeigen. Es bleibt zu bedenken, dass dadurch fortwährend Geld in erheblichem Masse absorbiert wird. So erhöht die Hamburg-Amerika-Linie das Aktienkapital um 25 Millionen Mark, andere Industriegesellschaften und auch Banken folgen. Plötzlich und unerwartet appellieren auch die Bundesstaaten und das Reich an den Geldmarkt. Württemberg emittiert 25 Millionen 4prozentige Anleihe. Preussen benötigt für seine neuen wirtschaftlichen Aufgaben 420 Millionen Mark und das Reich sucht mit 80 Millionen Mark Anleihe gleichfalls neue Geldquellen. Diese Hochflut von Neuemissionen hat bereits einen starken Rückgang am heimischen Anleihemarkt mit sich gebracht.

M. Weber.

Die Bayerische Handelsbank München erhöht ihr Aktienkapital von 85,6 Millionen Mark um 8,9 Millionen Mark, und zwar entfallen auf je ℳ 3000 Aktien ℳ 1000.–, auf je fl. 7000 Aktien ℳ 3000 neue Aktien. Diese Kapitalsmehrung wird durch die anhaltend günstige Entwicklung der Geschäfte — sowohl der kaufmannischen, wie der Hypotheken-Abteilung — bedingt, wodurch eine Verstärkung der Betriebsmittel wünschenswert wird. Die Generalversammlung findet am 31. Januar statt.

M. W.

Neue deutsche Anleihen.

Aus den Mitteilungen der Thronrede bei Eröffnung des preussischen Landtages war bereits zu schliessen, dass Preussen in Bälde mit einer neuen Anleihe an den heimischen Geldmarkt appellieren werde. Nun hat auch das Reich, wenn auch mit einem kleineren Betrag, nach der vorjährigen Pause eine Anleihe emittiert. Unter Leitung der Reichsbank und der Königlich preussischen Seehandlung sind 420 Millionen Mark preussische konsolidierte Staatsanleihe und 80 Millionen Mark deutsche Reichsanleihe, beide zu 4% verzinslich und bis 1. April 1918 unkündbar, übernommen worden. — Die Reichsanleihe dient zur Einlösung eines gleich hohen Teilbetrages von fälligen Schatzanweisungen; eine Mehrung der Reichsschulden wird also durch diese Neuemission nicht herbeigeführt. Die neue preussische Anleihe ist für Neuanschaffungen und Erweiterungen auf dem Verkehrsgebiete bestimmt, ist also demgemäss erwerbsbringend. Dem Uebernahme-Konsortium gehören alle bisherigen Mitglieder der früheren Anleihen an. Nach den Zeichnungsbedingungen erfolgt die Zuteilung der Subskriptionsanmeldungen am 10. Februar, an welchem Tage 40% des zugeteilten Betrages zahlbar sind; die übrigen Beträge sind, in Raten eingeteilt, bis zum 20. Juni fällig. Die Zeichnungen auf beide Anleihen erfolgen zu einem Kurs von 101,40% am 29. Januar. Bei Eintragung in die Staatsschuldbücher wird auch dieses Mal ein Kurszugeständnis von 0,20% gewährt. In Anbetracht des flüssigen Geldstandes glaubt man den neuen Anleihen einen günstigen Erfolg zusprechen zu können. Die Zeichnungen werden wohl dieses Mal, in Hinblick auf die politische Konstellation, besonders England und Frankreich gegenüber, überwiegend vom Inland aus erfolgen. Man hofft jedoch dadurch speziell auf seriöse Zeichnungen, um so mehr als von den Sparkassen, Versicherungsgesellschaften und Kapitalisten unsere Staatsanleihen neben Pfandbriefwerten in erster Linie zu Anlagezwecken berücksichtigt werden.

M. Weber.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.60 (2 Mon. M. 1.75, 1 Mon. M. 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 35 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 Pf. die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 5. München, 3. Februar 1912. IX. Jahrgang.

Die große Lüge von der Zentrumsvorherrschaft in Bayern.[1]

Ein letztes Wort zu den Landtagswahlen.

Vom Herausgeber.

Der „Vollzugsausschuß“ der vereinigten Liberalen, Sozialdemokraten und Bauernbündler, welche die sämtlichen strittigen Wahlkreise zwecks Erlangung der relativen Mehrheit unter sich verteilt haben, läßt für die am 5. Februar bevorstehenden Landtagswahlen einen im plattesten Demagogenstil gehaltenen Wahlaufruf verbreiten, der als „Kulturdokument“ eine etwas tiefer eindringende Würdigung verdient. Diese Würdigung soll sich vor allem auf das nun schon seit Jahren in allen Tonarten abgewandelte Schlagwort von der „Zentrumsgewaltherrschaft“[2]) erstrecken, unter der die Minderheitsparteien und die königliche Staatsregierung in Bayern geseufzt haben sollen, bis die Auflösung des Landtages sie vom Alp der Zentrumsknechtschaft befreite. „Wir wollen .... nicht Leibeigene einer einzelnen gewalttätigen und verwüstenden Partei sein.“ Mit diesen erhebenden Worten schließt der Aufruf, und dann folgen die Unterschriften:

„München, im Januar 1912. Der Vollzugsausschuß: E. Auer, München, für die Sozialdemokratie. Dr. Casselmann, Bayreuth, für die Liberalen. G. Eisenberger, Ruhpolding, für den Bayerischen Bauernbund. Dr. Hellmuth, Würzburg, für den Deutschen Bauernbund. C. Hübsch, München, für die Liberalen. Ad. Müller, München, für die Sozialdemokratie. F. Schmidschneider, München, für den Bayerischen Bauernbund. M. Schunk, Waltershausen, für den Deutschen Bauernbund.“

Der „Vollzugsausschuß“ hatte es nicht gewagt, die Person des Prinzregenten hineinzuziehen. Er operiert nur mit der „verängstigten und eingeschüchterten Regierung“, die sich schließlich „ermannte und den Landtag auflöste“. Das hat der jüngsten Parteigruppe dieses bayerischen Rotgrünblocks, dem als agrarisches Anhängsel des Liberalismus auftretenden Deutschen Bauernbund, nicht genügt. Er erließ einen eigenen Aufruf und spielte einen stärkeren Trumpf gegen die „ultramontane Willkürherrschaft“ aus: „Der bayerische Landtag wurde vom Regenten aufgelöst. . . . Die Regierung hat den Mut gefunden, sich gegen die schwarze Knechtschaft aufzubäumen und gemeinsame Sache mit den freiheitlich gesinnten Minderheitsparteien zu machen.“ Also auch mit der Sozialdemokratie! Noch stärkeren Tabak raucht die liberale Provinzpresse, indem sie ganz offen den Prinzregenten für den roten Block in Anspruch nimmt. Das liberale „Kulmbacher Tagblatt“ vom 20. Januar 1912 (Nr. 16) schreibt ohne alle Umschweife: „Es ist also Ehrensache der Liberalen, das Abkommen, welches zugunsten der Krone abgeschlossen worden ist, und welches auch in den allerhöchsten Kreisen Bayerns volle Billigung findet, auch zu halten.“ Die „allerhöchsten Kreise“, unter denen doch nur der Regent und seine nächsten Angehörigen verstanden sein können, sind über solche Unterstellungen erhaben. Aber die verantwortlichen Minister hätten doch alle Veranlassung, die Krone gegen einen so ungeheuerlichen Mißbrauch zu Zwecken der Wahlbeeinflussung sicherzustellen. Die Zentrumspartei bedarf des Regierungsschutzes nicht, sie wird sich selbst zu helfen wissen. Aber das Zentrum wird namentlich auf das amtliche Verhalten so mancher Bezirksamtmänner, denen der Wahlerlaß des Staatsministeriums die Pflicht strengster Unparteilichkeit einschärfte, ein besonderes Augenmerk haben müssen, da von vielen Seiten schon vor den Reichstagswahlen über eine einseitige Bevorzugung der zentrumsfeindlichen Parteien geklagt wurde. Sollte das liberale Blatt in Kulmbach vielleicht gar in einer gewissen Unbeholfenheit die „allerhöchsten“ Kreise mit dem einen oder anderen liberalen Minister oder Exminister verwechselt haben, der dem Rotblock seinen vollen Segen erteilte?

Der Versuch der bayerischen Rotblockparteien, die Religion aus diesem Wahlkampfe auszuschalten, kann in der „Allgemeinen Rundschau“ füglich übergangen werden, nachdem die auch als Wahlflugblatt erschienene umfangreiche Abrechnung mit dem „Heuchler und Religionshetzer Liberalismus“ in Nr. 52 (1911) ein erdrückendes aktenmäßiges Beweismaterial beigebracht hat, auf welches bis zur Stunde noch nicht einmal mit einer einzigen Silbe reagiert worden ist. Unter diesem Beweismaterial spielten die von dem liberalen Hauptorgan, den „Münchner Neuesten Nachrichten“, kräftigst geförderten Bestrebungen des Süddeutschen Kartells der freiheitlichen Vereine und seines Vorsitzenden und Sprechers Dr. Horneffer eine Hauptrolle. In Nr. 4 der „Allgemeinen Rundschau“ wurde inzwischen der Zusammenhang des internationalen Logentums mit dem planmäßigen Vorgehen eines fanatischen „Antiklerikalismus“ auch in Deutschland und Bayern entsprechend beleuchtet. (Vgl. „Die doppelte Wahlmoral des Liberalismus“, Seite 61, Spalte 1). Es war u. a. ausgeführt, daß der Christentumshasser Dr. Horneffer, als er kürzlich im „Münchener Kindlkeller“ Seite an Seite mit Jatho seine „Zukunftsreligion“ entwickelte, die Freimaurerei als deren Muster und Vorbild hinstellte. Dieser Hinweis erfährt jetzt im „Bayerischen Kurier“ vom 28. und 29. Januar (Nr. 28 und 29) eine bemerkenswerte Ergänzung. Der „Bayer. Kurier“ entnimmt dem liberalen „Fränkischen Kurier“ in Nürnberg (Nr. 46) eine Inseratanzeige folgenden Inhalts: „J. z. E. Der Vortrag von Br.·. Dr. Horneffer findet heute abend 9½ Uhr statt.“ Damit ist also erwiesen, daß der Dreipunktebruder Dr. Horneffer, der Führer des sehr geräuschvoll und mit reichen Mitteln auftretenden süddeutschen Freidenkertums, der von der Regierung zugelassene und von der Stadt München durch einen offiziellen Zuschuß unterstützte Lehrer eines an Volksschüler und Mittelschüler erteilten „religionslosen Moralunter-

---

[1]) Als Separatabdruck gratis zu beziehen vom Landessekretariat der Zentrumspartei, München, Marsstraße 4/III.

[2]) Ueber diese angebliche „Zentrumsgewaltherrschaft“ hat sich der jungliberale Dr. Johannsen in Heft 5 des Jahrganges 1910 der freidenkerischen Zeitschrift „Es werde Licht“ mit einer Deutlichkeit ausgesprochen, die das heutige zweckbewußte Geschrei des traurigen Hetzers Liberalismus empfindlich Lügen straft. Dr. Johannsen schrieb: „Es ist nicht wahr, daß ganz Bayern heute unter einer klerikalen Schreckensherrschaft schmachtet. Ich selbst habe nun etwa seit sechs Jahren in Bayern gelebt, freilich in großen Städten; aber es ist mir nicht bewußt, daß ich, obwohl ich aus meinen freien Ueberzeugungen kein Hehl gemacht habe, durch klerikale Machenschaften irgendwie, gesellig oder geschäftlich, behindert oder geschädigt worden sei. Als ich einmal auf kürzere Zeit wieder in Norddeutschland weilte, habe ich nicht das Gefühl zurückgebracht, daß dort der Samen der Geistesfreiheit üppig aufgehe; im Gegenteil. Und alle die malerischen oder literarischen oder Lebenskünstler, die aus Süd und Nord in München zusammenströmten, haben bisher in Bayern wohl noch keine Beschränkung oder Belästigung zu erdulden gehabt. Die Gerechtigkeit gebietet, das festzustellen.“

richtes", selbst **Mitglied der Loge** ist. Die geheimnisvollen Initialen J. z. E. bedeuten „**Johannisloge zur Eintracht**". Der Hauptführer der gegenwärtigen „antiklerikalen" Landtagswahlaktion in Bayern ist bekanntlich der Repräsentant der „**Großloge zur Sonne**" in Bayreuth. Diese Zusammenhänge verdienen ein um so schärferes Augenmerk, als sie *selbstverständlich* von den *Geheimbündlern* selbst krampfhaft *geleugnet* werden. In Spanien z. B. setzte ja auch die turbulente Aktion des Antiklerikalismus zuerst mit der Gründung *religionsloser Privatschulen* ein. Wie Bayern nicht Spanien ist, so ist auch Horneffer kein Ferrer. Und einstweilen ist noch dafür gesorgt, daß die Bäume Horneffers und seiner Freunde in Bayern nicht in den Himmel wachsen. Aber wir wiederholen: *Obacht, dreimal Obacht! Niemals war ein starkes Zentrum für Bayern notwendiger als jetzt und in der nächsten Zukunft.*

„Kreuz und Christentum" werden auch im nächsten Landtag eine große Rolle spielen, und zwar nicht nur als religiöser, sondern auch als sittlicher Faktor im Abwehrkampfe gegen subversive Strömungen aller Art, vor allem auch auf dem Schul- und Unterrichtsgebiete und gegen eine teils übelwollende, teils kurzsichtige Bureaukratie, welche die Unterwühler der religiösen und sittlichen Grundpfeiler unseres Staatswesens ruhig gewähren läßt, während den unter einem ungerechten Ausnahmegesetz stehenden Verteidigern aller gottgewollten Autoritäten ohne Not die kleinlichsten Beschränkungen auferlegt werden.

Die offene Mobilmachung erklärter Mitglieder des angeblich unpolitischen *Bayerischen Lehrervereins* zum furiosen Kampfe für die Sache des Großblocks und gegen das Zentrum hat Masken gelüftet, die schon seit Jahrzehnten durchsichtig waren. Aber es war doch gut so, damit denen, die noch immer nicht sehen wollen, wohin in der übergroßen Mehrheit der bayerischen Lehrerschaft die Reise geht, die Augen geöffnet werden. Und während die liberalen Lehrer landauf und landab das Kriegsbeil gegen das Zentrum schwingen und vor allem das Landvolk den Weisungen des „Vollzugsausschusses" der Rotgrünen gefügig zu machen suchen, will man den Geistlichen in den Arm fallen und ihnen verbieten, nach bestem Gewissen auf dem Lande das Volk darüber aufzuklären, daß es den Schutz seiner religiösen Interessen bei denen nicht finden kann, die sich mit den Sozialdemokraten und Liberalen verbinden, um die alte christliche Volksvertretung zu Boden zu ringen. Einen wirklichen Mißbrauch der Kanzel zu politischer Wahlagitation werden wir niemals billigen, aber solange der Priester sich im Rahmen seiner religiös-kirchlichen Aufgaben hält, hat er schon im eigenen Standesinteresse das gleiche Recht wie alle die, welche unter dem Schlagwort des „*Antiklerikalismus*" die schärfsten Waffen schwingen und die giftigsten Pfeile versenden. Wer den „Klerikalismus" in einer Weise besudelt, wie es in den extremsten Organen des Liberalismus noch fort und fort geschieht, ohne daß die angeblich gemäßigtere Richtung des Liberalismus ernsthaften Einspruch erhebt, darf sich nicht beklagen, wenn der „Klerikalismus" im engsten Sinne des Wortes sich ohne alle Umschweife klar und tapfer zur Wehr setzt und die Dinge beim rechten Namen nennt. Freilich, die liberale Presse findet es „unanständig", wenn der Geistliche Anwürfe gegen seine Kirche und seinen Stand nicht schweigend über sich ergehen läßt, wie sie es komischerweise auch „unanständig" gefunden hat, daß das Zentrum die schamlose Verhöhnung und Besudelung der „Filser-Bauern" und der „Filser-Partei" nicht stumm hinnahm, sondern der ganzen Richtung, die hinter diesen Pöbeleien steht, nachdrücklich aufs Kerbholz schrieb. Jetzt kann man in ernsthaften liberalen Blättern lesen, der „Simplicissimus"-Thoma habe den „Zentrumsbauern" aus Liebe zu ihrem Stande diese fortgesetzte brennende Schmach angetan. Nächstens hören wir vielleicht auch, die ewige Verhöhnung des Papstes und der „Pfaffen" beider Bekenntnisse im „Simplicissimus" entspringe nur dem Gefühle aufrichtiger Liebe und Verehrung, und die selbst im Auslande als unwürdig empfundenen Verspottungen des Kaisers und anderer Mitglieder regierender Häuser sei im Grunde genommen nur ein Ausfluß streng monarchischer Gesinnung.

Noch ein Wort über das *bayerische Landtagswahlsystem*, dessen „schreiende Ungerechtigkeit" auch von dem „Vollzugsausschuß" des Rotgrünblockes für alles Elend in Bayern verantwortlich gemacht wird. Der von dem Fraktionschef der liberalen Partei mitunterschriebene Aufruf wirft dem Zentrum eine „unehrlich erworbene parlamentarische Macht", eine „widerrechtlich erschlichene Mehrheit" vor. Ein geprüfter Jurist wie Dr. Casselmann sollte doch wissen, daß eine Mehrheit, die auf einem verfassungsgemäß zustande gekommenen Wahlgesetz beruht, nicht „widerrechtlich" sein kann. Ein mitunterschriebener Bauernbündler, ein mitunterschriebener Sozialdemokrat haben selbst für dieses Gesetz gestimmt. Die Einrichtung der relativen Mehrheit entsprach einem Antrag des Liberalen Sartorius, und das ganze Wahlgesetz samt Wahleinteilung war ein Werk des liberalen Ministers von Feilitzsch und seines liberalen Adlatus von Krazeisen. Daß zu alledem die „Grundzüge" dieses Wahlgesetzes von der liberalen Fraktion einstimmig mitbeschlossen worden waren, dessen braucht sich ein Casselmann nicht mehr zu erinnern, wenn er das Bedürfnis fühlt, das — wie auch liberale und sozialistische Zeitungen seinerzeit anerkannt haben — *fortschrittlichste aller deutschen Wahlgesetze* in Grund und Boden zu verdonnern.

Der in dem Aufruf des Deutschen Bauernbundes erhobene Vorwurf, die Wahlkreiseinteilung sei „dem Zentrum auf den Leib geschnitten", trifft also mit voller Wucht den liberalen Minister und seinen liberalen Referenten. Der Liberalismus kann es eben immer noch nicht verschmerzen, daß die ungeheuerliche *ministerielle Wahlkreisgeometrie*, welche jahrzehntelang der liberalen Partei ein künstliches Schwergewicht verschaffte, einer unparteiischen *gesetzlichen Einteilung* hat weichen müssen. Dieses schreiende Unrecht war es ja auch, welches das völlig totgeteilte Zentrum in der Pfalz förmlich *zwang*, Seite an Seite mit der Sozialdemokratie den tyrannischen Liberalismus niederzuringen, der vordem allein, ohne irgendeine andere Partei neben sich zu dulden, die Pfalz beherrscht hatte.

Ja, *Liberalismus und Wahlrecht!* Gibt es eine grausamere Ironie als diese Gegenüberstellung, wenn man an den hartnäckigen Widerstand der Nationalliberalen gegen volkstümliche Forderungen denkt, die gegenüber dem in Bayern bestehenden Wahlsystem noch als sehr rückständig angesehen werden müssen! Mit welcher Zähigkeit hält der Nationalliberalismus in *Preußen* an einem Landtagswahlrecht und einem Kommunalwahlrecht fest, das mit seinem Dreiklassensystem und seiner öffentlichen Stimmenabgabe auch dem rückständigsten bayerischen Staatsbürger nur ein Hohnlachen abnötigt! Am 24. Januar wurde im Residenzschlosse des Herzogtums *Braunschweig*, dessen imparitätische Behandlung der Katholiken sprichwörtlich ist, die 31. ordentliche Landesversammlung feierlich eröffnet. In der Thronrede des Herzog-Regenten liest der „rückschrittliche Zentrumsmann" in Bayern staunend die ihn geradezu vorsintflutlich anmutende Bekundung, daß in diesen ernsten Zeiten manche Umstände davon abhalten könnten, an den bewährten Einrichtungen des Staates Aenderungen vorzunehmen. Und nun folgt die Ankündigung eines neuen Wahlgesetzes auf der Grundlage des — *Dreiklassenwahlsystems*. Im Jahre 1912! Die Aenderung liegt lediglich in der Einführung der direkten und geheimen Wahl. Noch in keinem nationalliberalen Blatte las man einen Entrüstungsschrei über dieses „moderne" Wahlgesetz, das die Stimmenzahl nach der Größe des Geldbeutels bemißt. Wo in ganz Deutschland, in Oesterreich, ja fast auf dem ganzen Kontinent gibt es ein freieres, fortschrittlicheres Wahlrecht als in Bayern? Auch der jetzt von den bayerischen Blockpolitikern in den Vordergrund gestellte *Proporz* schafft keine ideale Gleichberechtigung der Parteien, so lange er nicht mit der Wahlpflicht (Wahlzwang) verbunden ist. Gegen die Einführung der Wahlpflicht hat sich aber keine Partei stärker gesträubt als die liberale, die übrigens auch gegen den Proporz als solchen früher die größten Bedenken geltend machte. An eine Aenderung des bayerischen Wahlsystems ist in absehbarer Zeit nicht zu denken. Wahl- und Verfassungsgesetze werden nicht nach wenigen Jahren wieder außer Kraft gesetzt. Hier haben — abgesehen von der Zweidrittelmehrheit — auch noch andere Faktoren mitzureden. Der „Vollzugsausschuß" des Rotblockes hat übrigens seine windige Behauptung, das Zentrum habe nur 44 Prozent der Wähler hinter sich, selbst entkräftet durch die Feststellung, „daß in manchen Gegenden kaum die Hälfte der Wahlberechtigten ihr Stimmrecht ausübte," was vor allem auf die mehreren Dutzend absolut „bombensicherer" Zentrumswahlkreise zutrifft.

* * *

O du gutmütiges treukatholisches und treumonarchisches Volk in Bayern! Was hast du in deiner Langmut und deiner Genügsamkeit nun schon seit Jahrzehnten über dich ergehen lassen müssen, ohne daß du deine Quäler, die zum Schaden auch noch den grausamsten Spott fügen, in die gebührenden Schranken zurücktriebst! Der Uebermut und die Selbstüberhebung eines großprahlerischen Liberalismus, der Selbsterhaltungstrieb einer festgewurzelten und sich vererbenden liberalen

Bureaukratie, die Sykophanten und Ohrenbläser, welche jeden wohlmeinenden Anlauf zu einer allmählichen Besserung der Beamtenparität wieder aufzuhalten, die besten Absichten zu durchkreuzen verstanden, tragen nicht die ausschließliche und einzige Schuld an Verhältnissen, denen der mehr oder minder mit demokratischem Oel gesalbte Politiker unserer Tage fast verständnislos gegenübersteht. Auch die falsche Gutmütigkeit und Geduld eines Volkes und einer Partei, die aus religiösem und sittlichem Pflichtgefühl sich unterordnen, wo die anderen nur solange sich zufrieden geben, als sie das Heft in der Hand haben und sehr realer Vorteile teilhaftig bleiben, hat diese Dinge unbewußt begünstigt. So kam es denn, daß die sehr wenig verwöhnten „Ultramontanen" gleich wunders was erreicht zu haben glaubten und in Befriedigung schwelgten, wenn endlich auch einmal einer der Ihrigen zu Aemtern und Ehren gelangte, die den Liberalen scheffelweise zugeteilt wurden. Wer die letzten vierzig Jahre bayerischer Entwicklung aufmerksam verfolgt hat, muß sich geradezu an den Kopf schlagen, wenn er in dem Wahlaufruf des liberal-sozialistisch-bauernbündlerischen „Vollzugsausschusses" nachstehende, die Tatsachen in ihr direktes Gegenteil umfälschende Anschuldigungen liest:

„In der Staatsverwaltung sollten nur Zentrumsbeamte angestellt werden. Schwarze Beamte, schwarze Staatsminister, schwarze Lehrer, schwarze Gemeindevertreter, schwarze Bauern, schwarze Handwerker — alles sollte schwarz sein; nur weigerte es sich, die Minister selbst zu stellen, denn es wollte nach Belieben Opposition spielen und die bureaukratische Regierung unter seinen Willen zwingen." Unmittelbar darauf kehrt der ungeheuerliche Anwurf nochmals wieder: „Begünstigung der Zentrumsanhänger mit Stellen, Aemtern, Auszeichnungen".

Die Unterzeichner des Dokumentes, in erster Linie der meistverantwortliche Vorsitzende der liberalen Landtagsfraktion, haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn bei der Zurückweisung dieser Tollheiten manche Rücksichten fallen gelassen werden, welche sich sonst nahelegen. Wir beginnen mit der Schlußbehauptung des wörtlich wiedergegebenen Zitates, das Zentrum habe sich geweigert, selbst Ministerverantwortlichkeiten zu übernehmen. Welch ein Hohn auf die wirklichen Tatsachen! Wann hat dem Zentrum irgend ein Ministerposten in Aussicht gestanden, wann ist dem Zentrum Gelegenheit zu der lächerlicherweise behaupteten „Weigerung" gegeben worden? Seit vielen Jahrzehnten hat Bayern keinen ultramontanen Minister gesehen. Während die Zentrumspartei (wir verwenden den Namen auch für die gleichgesinnte Vorgängerin, die bayerisch-patriotische Partei), nur durch ein kurzes Interimistikum unterbrochen, die parlamentarischen Mehrheiten stellte und die reichen Mittel zum Staatshaushalt bewilligte, regierte der Liberalismus ununterbrochen in den Ministerien und in allen maßgebenden Aemtern des Königreiches. Die liberale Partei und Presse wachte eifersüchtig darüber, daß kein halbwegs einflußreicher Posten mit einem „Ultramontanen" besetzt wurde. Und geschah es in ganz vereinzelten Fällen dennoch, dann erhob sich in der liberalen Presse ein Lärm, als sei nun das Ende Bayerns gekommen, ganz Bayern dem „herrschsüchtigen Ultramontanismus" ausgeliefert. Das bissige Wort des liberalen Kulturkampfministers Lutz, das Zentrum begnüge sich auch schon mit einer „Schusterkonzession", war bezeichnend für die ganze Lage. Die Ministerposten und hohen Verwaltungsstellen für die Liberalen, die „Schusterkonzessionen" für die „Ultramontanen".

Katholische Parteiführer, die jedem Ministerium zur Zierde gereicht hätten, wurden zurückgesetzt, unterdrückt, unter Umständen sogar gemaßregelt, um nur jeden Gedanken an eine Verwendbarkeit derselben im Keime zu ersticken. Man braucht nur an ein Beispiel aus Dutzenden zu erinnern: an die Leidensgeschichte des Abgeordneten für Amberg, des späteren Kammerpräsidenten Walter, der unter Lutz gedrückt und schikaniert wurde, obwohl er auch als Jurist einer der Tüchtigsten unter den bayerischen Politikern war.

Wenn man die manchmal fähigsten Köpfe auch in ihrer gesellschaftlichen Stellung möglichst niedergehalten und zu einer bescheidenen, fast ärmlichen Rolle verurteilt hatte, beliebte man bei Gelegenheit Bemerkungen fallen zu lassen, wie: „Solche Leute kann man doch nicht auf einen hohen Posten stellen. Denen fehlen ja die Umgangsformen und das savoir vivre. Auf dem ‚Parkett' sind sie ganz unmöglich." Nachdem man ihnen die Gelegenheit, zu ihrer geistigen Kapazität auch noch diese Aeußerlichkeiten des Lebens hinzuzuerwerben, künstlich unterbunden hatte! Der hochmögende Staatsminister könnte mit Namen genannt werden, der selbst den manchmal etwas abgetragenen und nicht immer nach dem neuesten Schnitt gemachten Rock der einen oder anderen Kapazität aus dem Zentrumslager als Hindernis einer höheren Karrière bezeichnete. — —

Es war ein fein ausgeklügeltes System, daß man Beamte und Politiker von „schwarzer" Couleur, wenn sie auch noch so gut qualifiziert waren, möglichst lange auf den unteren Stufen der Leiter zurückhielt und als von selbst gegebene Anwärter zu höheren und höchsten Posten immer nur wohlgeaichte und gewappelte Parteigänger des durch Tradition geheiligten liberalen „Ringes" bereithielt. Der „Ultramontane", dem damals gar ein — Ministerposten angeboten worden wäre, hätte sich für Geld sehen lassen können. Dunkle Gerüchte, als habe der geisteskranke König Ludwig II. irgend einmal an ein Ministerium Franckenstein gedacht, sind ja längst widerlegt. Ein Angebot unter solchen Umständen hätte auch ernstlich zum Beweise für die geradezu tolle Behauptung des zitierten Wahlaufrufes nicht herangezogen werden können.

Dr. Casselmann, der wohl als der intellektuelle Urheber der in ihrer Uebertreibung schier komisch wirkenden Stelle anzusprechen sein dürfte, hat sich übrigens mit der eigenen Parteipresse und mit seinem Führerkollegen Dr. Müller-Hof in einen fatalen Widerspruch gesetzt. Erst in ihrem Vorabendblatt vom 18. Januar 1912 schildern die „Münchner Neuesten Nachrichten" die Folgen einer Erneuerung des Zentrumseinflusses im Reich und einer Wiederkehr der Mehrheit in Bayern in den fürchterlichsten Farben: „Dann wehe vor allem dem Staate Bayern . . . . . Zentrumsorgane drohen für diesen Fall, sich endlich ein ultramontanes Ministerium zu erzwingen." Demnach muß es ihnen bisher verweigert worden sein, und nicht umgekehrt, wie Casselmann mit seiner Namensunterschrift versichert. Die liberale „Augsburger Abendzeitung" berichtete in Nr. 259 vom 18. September 1911 über eine vor seinen Wählern in Hof gehaltenen Rede des Abg. Dr. Müller-Meiningen. Dort heißt es wörtlich: „Ein reines ultramontanes Ministerium an Stelle eines pseudoliberalen oder pseudoobjektiven sei vorzuziehen, um diesem gefährlichen Scheinparlamentarismus ein Ende zu machen." Wer hat nun recht, Dr. Casselmann und seine roten und grünen Großblockbrüder, oder das „führende" Organ, oder Dr. Müller-Hof? Wir wiederholen: Wann ist jemals einem Zentrumsmanne ein Ministerposten angeboten worden, den er dann ausgeschlagen hätte? — Man sollte doch solche Scherze den Bierbankpolitikern überlassen und nicht eine Situation damit stützen wollen, wie sie seit Menschengedenken niemals frivoler heraufbeschworen wurde und niemals leichtfertiger an den Grundlagen gerüttelt hat, auf denen der bayerische Staat ruht.

Die Liberalen haben, um das Zentrum um jeden Preis „klein zu kriegen", bereits einen förmlichen Pakt mit dem — Teufel geschlossen. Ein liberaler Parteiführer verschrieb die ganze liberale Partei feierlich dem Teufel, indem er ausrief: „Wenn wir diesmal die schwarzen Flaggen nicht herunterholen, dann soll uns der Teufel holen." Wir meinen, umgekehrt sei auch gefahren. Wenn mit Hilfe von Lug und Trug und Tücke das Satanswerk für den Augenblick gelänge, so würde ein solcher Landtag schon bald zum Teufel gejagt werden. Denn das Zentrum verdiente Prügel, wenn es sich den Liberalen und ihren Ministern zu Gefälligkeitsmehrheiten zur Verfügung stellte. Einstweilen können wir der Partei Casselmann und ihren Helfershelfern nur den dringenden Rat erteilen, das Fell des Bären nicht zu verkaufen, so lange sie ihn noch nicht erlegt haben. — — —

Es ist das bleibende Verdienst des Prinzregenten Luitpold, daß die unter dem System Lutz bis zur völligen Unerträglichkeit gesteigerte völlige Ausschaltung aller des „Ultramontanismus" verdächtigen Elemente aus dem höheren Staatsorganismus während der Regentschaft eine merkliche Milderung erfuhr. Einzelne Männer, die jahrzehntelang für ihre politische Gesinnung durch untergeordnete Stellen bestraft waren, rückten auffallend schnell in höhere, aber niemals in wirklich maßgebende Posten vor, erwarben Titel und Auszeichnungen. Diese Einzelfälle — denn es waren immer nur solche — sind stets nach Verdienst registriert worden, und auch heute wird gerne anerkannt, daß sichtliche Kränkungen bis aufs Blut, wie sie unter Lutz an der Tagesordnung waren, unter den Ministerien Crailsheim und Podewils fast unmöglich wurden. Aber von da bis zu einer

wirklichen Gleichstellung hervorragender Elemente aus den Reihen des Zentrums und der Konservativen mit gleichqualifizierten Liberalen ist noch ein weiter, weiter Weg. Man wird immer wieder an ein sehr bezeichnendes Bonmot erinnert: Auch das Zentrum hat heute ein paar „Exzellenzen", aber es sind nur Titular-Exzellenzen; die wirklichen Exzellenzen gehören dem Liberalismus.

Daß das Tempo des von maßgebendster Stelle angestrebten allmählichen Ausgleichs künstlich verlangsamt und immer wieder durch merklichen Stillstand unterbrochen wurde, ist einem System zur Last zu legen, das namentlich unter dem Ministerium Crailsheim-Feilitzsch-Riedel, sowohl nach der konfessionellen wie nach der parteipolitischen Richtung, manchmal auch nur automatisch, wirksam blieb und nach gelegentlichen parlamentarischen Konflikten mit der Kammermehrheit wieder verschärft wurde.

Wenn von liberaler Seite dagegen immer wieder geltend gemacht wird, die bessere Qualifikation sei der einzige Maßstab, nach dem bei Vorrückungen, Ernennungen und Auszeichnungen gemessen werde, so ist das nichts mehr als ein hohles Geschwätz. Die schlagendste Widerlegung bietet jenes unvergeßliche Schlagwort der liberalen „Allgemeinen Zeitung" vom 1. Mai 1902: **„Ein ultramontaner Beamter . . . ist eine latente Gefahr für den Staat".** Damals stand die „Allgemeine Zeitung" unter der Redaktion des heutigen hochnasigen Leiters des liberalen Hauptorgans und hatte notorische „Beziehungen". Nach jener Maxime hat das liberale Ausschaltungssystem jahrzehntelang gearbeitet. Und wenn je einmal eine bemerkenswerte „latente Gefahr" auftauchte, dann war der ehemalige liberale Führer Medizinalrat Dr. Aub zur Stelle und schärfte allen Beteiligten in der „Augsburger Abendzeitung" jene „Wahrung der Personalien des Liberalismus" ein, die seitdem zu einem geflügelten Wort geworden ist.

„In der Staatsverwaltung sollten nur Zentrumsbeamte angestellt werden. Schwarze Beamte, schwarze Staatsminister .... Begünstigung der Zentrumsanhänger mit Stellen, Aemtern, Auszeichnungen." So höhnt ein Nachfolger des „Personalien"-Aub in der Führerschaft der liberalen Landtagsfraktion als Unterzeichner des Rotblockaufrufes und weiß doch nur zu gut, daß so ziemlich das glatte Gegenteil der Wirklichkeit entspricht: Liberale Beamte, liberale Staatsminister, liberale Lehrer, Begünstigung der Liberalen mit Stellen, Aemtern, Auszeichnungen. Die „ultramontanen" Beamten in höherer Stellung sind auch heute noch sehr dünn gesät. Der einzige kurzlebige „ultramontane" Ministerialdirektor war der liberalen Presse ein solcher Dorn im Auge, daß sie nicht ruhte, bis er beseitigt war. Unter den rund 50 Ministerialräten sämtlicher Zivilministerien befinden sich drei oder höchstens vier, die als „schwarz" bezeichnet werden können. Bei allen übrigen ist trotz abweichender Schattierungen die Grundfarbe liberal. Daß von den sieben Ministern nur zwei als staatskonservativ, dabei immer noch mit merklichem liberalen Einschlag, anzusprechen sind, während die übrigen in verschiedenen Nuancen des waschechten Liberalismus erstrahlen, ist bekannt genug. Man spricht so oft von den sechs katholischen Ministern des heutigen Bayern neben nur einem protestantischen Minister. Früher waren es drei protestantische und vier katholische. Alldieweil aber von den sechs katholischen Ministern nur zwei von ihrem Religionsbekenntnis einen erkennbaren praktischen Gebrauch machen, während zwei schon durch protestantische Kindererziehung ihren Standpunkt markierten, ist der Unterschied in dieser Richtung nur ein scheinbarer. Die weibliche Nachkommenschaft des katholischen Justizministers und des katholischen Kriegsministers ist protestantisch, die Tochter des letzteren Diakonissin. Diese Dinge sind viel zu wenig bekannt, sonst würde man in liberalen Blättern nicht so oft vom „schwarzen" Ministerium in Bayern lesen. Das wichtige Amt des Chefs der Geheimkanzlei ist bekanntlich mit einem Protestanten besetzt. Uebrigens ist ein ganzer Protestant uns vom religiösen Standpunkte aus noch lieber als ein halber oder Viertels-Katholik, der gegen seinen Glauben gleichgültig geworden ist.

Es war höchst unvorsichtig, daß der offizielle Rotblock-Aufruf auch noch die „Begünstigung der Zentrumsanhänger mit .... Auszeichnungen" hervorhob. Gibt es denn in Bayern einen Menschen mit klaren Augen, der nicht wüßte, daß bei sog. „Auszeichnungen" das Verhältnis der bedachten Liberalen und Zentrumsanhänger bestenfalls wie 12:1 steht?

Eine unmittelbare Folge des erdrückenden Uebergewichts jener Elemente im höheren Beamtenkörper, welche zur Abwendung der „latenten Gefahr" — keineswegs allein wegen ihrer „Qualifikation" — den Vortritt erhielten. Selbst die wohlmeinendsten „maßgebenden" Kreise wären gegen die Auswirkungen eines jahrzehntelang gehandhabten Systems im Augenblick machtlos, wenn sie auch den status quo bedauerten und entschlossen wären, eine zielbewußte Aenderung zu beschleunigen. Darum bei allen offiziellen Gelegenheiten, bei Hofempfängen, Hoffesten, Tafeleinladungen das selbst dem Fernstehenden augenfällige starke Uebergewicht liberaler Beamter und Würdenträger, liberaler Künstler, liberaler Gelehrter, liberaler Schriftsteller, liberaler Finanz- und Handelskreise. Und das alles im angeblich so „schwarzen" Bayern!

Man vergegenwärtige sich nur einen Augenblick, ob das alles im umgekehrten Verhältnis möglich wäre, wenn statt der „schwarzen" eine liberale Kammermehrheit in Bayern auch nur ein Lustrum — geschweige denn Jahrzehnte lang — das parlamentarische Heft in der Hand gehabt hätte. Der Gedanke ist geradezu absurd. Wie ein Dr. Casselmann als Führer der liberalen Minderheit mit Ministern umspringt, ist noch jüngst an dieser Stelle aktenmäßig nachgewiesen worden. Was würde erst werden, wenn eine liberale Mehrheit oder auch nur eine liberal-sozialistisch-bauernbündlerische Potpourri-Mehrheit „schwarzen" Ministern gegenüberstände! Jener „Sturm der Entrüstung", mit dem die liberale „Augsburger Abendztg." am 16. April 1889 selbst dem „energischsten Staatsoberhaupt" drohte, wenn es sich beigehen ließe, nach „ultramontanen" Rezepten zu regieren, würde auch den letzten „Schwarzen" aus irgendwelcher einflußreichen Stellung „hinwegfegen".

So erstickt die große Lüge der „Gewaltherrschaft des Zentrums" an den Gewalttheorien und dem erklärten Terrorismus ihrer eigenen Urheber. Möge aber auch das Zentrum aus der beispiellosen, fanatischen Hetze, die in diesen Tagen durch die bayerischen Lande rast, eine Lehre ziehen: **Fort mit der alten Gutmütigkeit**, die uns doch nur als „Rückständigkeit" ausgelegt wird, **fort mit der falschen Genügsamkeit, fort mit jener geduldigen Unterwürfigkeit, die, wenn sie gestoßen wird, auch noch schweigend den Hut zieht.** Wer heutzutage nicht unter die Füße getreten werden will, muß den Nacken steif halten und mit ausgestemmten Armen sich durchsetzen. Dieses Recht hat nicht nur der Liberale und der Sozi, sondern auch der Katholik. Punktum.

August Bebel — Reichstagspräsident.

oder

Der Liberalismus im Zeichen des Krebses.

Vom Herausgeber.

Was hat der in zwei Kolonnen marschierende Liberalismus bei den nun abgeschlossenen Reichstagswahlen erstrebt, — und was hat er erreicht? Konnte sein Ziel ein anderes sein als die Verstärkung der eigenen Position? Seine Organe haben es vor Beginn der Schlacht mit Posaunenstößen in alle Welt verkündet, daß die liberalen Fraktionen mit bedeutend verstärkten Reihen in den neuen Reichstag einziehen würden. Eine Verstärkung der Sozialdemokratie wollte man in den Kauf nehmen, — aber doch nur als unvermeidliche Begleiterscheinung, nicht als Zweck der Uebung.

Nun liegt das Schlußergebnis vor: Die beiden liberalen Parteien, die im letzten Reichstage zusammen genau 100 Mandate besaßen (Nationalliberale 51, Fortschrittler 49), werden im neuen Reichstage auf 86 reduziert sein. Also statt der erhofften Verstärkung ein Rückgang um 14 Stimmen!

Blättert man in einigen liberalen Organen, deren Prahlhansentum im umgekehrten Verhältnis zur kritischen Einsicht ihrer Leserschaft steht, um nur drei bis vier Wochen zurück, so wird man Vorberechnungen begegnen, aus denen wir nur die nachstehende eines süddeutschen liberalen Blattes ins Gedächtnis zurückrufen möchten. Eine ausschweifende politische Phantasie stellte hier folgendes Kalkül auf: „Wenn das deutsche Bürgertum

sich auf seine Pflicht besinnt, können die liberalen Parteien es auf 150—160 Mandate bringen." Dem Zentrum billigte man mit Rücksicht auf seine „bombensicheren" Wahlkreise rund 60 Mandate zu, den beiden konservativen Gruppen 40—50, den kleineren Parteien insgesamt 20. „Neunzig Sozialdemokraten im Reichstage sind kein Unglück, wenn ein starker bürgerlicher Liberalismus die Wacht hält." Als dann am Abend des 12. Januar der bürgerliche Liberalismus mit ganzen vier Mann auf der Wache stand, während das Zentrum bereits mit 81 Mann (ohne Hospitanten) anrückte, war natürlich der Katzenjammer groß.

Heute mimt die liberale Presse volle Zufriedenheit mit dem Erreichten, einzelne Blätter gefallen sich sogar in der Grimasse des Entzückens. Die Tatsache, daß die liberalen Parteien um 14 Mandate geschwächt sind, wird kaum erwähnt. Wie hypnotisiert schwelgt der Liberalismus in dem Scheinerfolg, daß mit Hilfe der 110 Sozialdemokraten der „schwarzblaue Block" gebrochen sei. Und mit gönnerhaftem Wohlwollen redet das sozialdemokratische Hauptorgan in Berlin den Liberalen zu, daß sie „jetzt zeigen können, was sie leisten können". „An uns wird es nicht fehlen. Sie haben gelobt, für eine freiheitliche Politik und für die Entwicklung der sozialen Verbesserungen einzutreten. Da wollen wir sie beim Wort nehmen."

Kein vernünftiger Mensch wird es der deutschen Sozialdemokratie und ihren Führern verdenken, daß sie mit stolzem Siegesgefühl, im Bewußtsein eines gewaltigen realpolitischen Erfolges auf die verflossenen Wahlen zurückblicken. Die Sozialdemokratie verdankt ihren imponierenden Vormarsch auch diesmal nicht allein den durch eine maßlose Volksverhetzung auf die Beine gebrachten Millionen Unzufriedenen, die, ohne überzeugte Anhänger der antimonarchischen, atheistischen, kommunistischen Endziele der Partei zu sein, als „Mitläufer" bezeichnet zu werden pflegen. Ohne allen Zweifel haben auch die organisierten Massen der mehr oder minder Zielbewußten sich unheimlich vermehrt, und die vorbildliche Disziplin, der rastlose, keine Mühe scheuende Eifer und vor allem die geradezu beispiellose Opferwilligkeit dieser trotz geheimnisvoller reicher Nebenquellen im In- und Ausland doch vorwiegend auf „Arbeitergroschen" angewiesenen Partei findet in keiner anderen Partei ein ebenbürtiges Gegenstück. Wir nehmen da auch die Zentrumspartei nicht aus, die zwar in einzelnen Teilen des Reiches — ganz besonders in Rheinland und Westfalen — Wunder der Organisation, der Disziplin und auch der materiellen Opferfreudigkeit verrichtet, aber in manchen anderen Teilen, nicht zuletzt auch in Bayern, auf beiden Gebieten — trotz erfreulichster Fortschritte — noch vieles nachzuholen hat, wenn sie nur annähernd an die Partei heranreichen will, welche über die beste Organisation und Disziplin und über die stärkste Kriegskasse verfügt. Ohne diese Munition lassen sich heutzutage auf die Dauer keine großen Wahlschlachten mehr schlagen. Es ist schließlich kein Kunststück, mit den Geldern des Hansabundes, aus den unerschöpflichen Quellen der Hochfinanz, der Großindustrie und aus dem Ueberfluß des kapitalistischen Bürgertums den Wahlfonds des Liberalismus zu spicken. Die Parteien haben jedenfalls den sichersten Bestand, deren Angehörige Mann für Mann ohne Unterlaß nach ihren Kräften zur Kriegskasse ihre freiwillige Steuer leisten.

Wenn heute die Sozialdemokratie triumphiert und sich als die weitaus stärkste Partei des Deutschen Reichstags fühlt, so hat sie die volle Berechtigung dazu. Aber der Liberalismus betrügt sich selbst, wenn er von diesen Triumphen auch nur den bescheidensten Teil für sich beansprucht. Bei den Stichwahlen war der Sozialismus der „großmütige" Wohltäter des Liberalismus, obwohl er ihn nur zu oft seine Verachtung fühlen ließ. Aber der Sozialismus war bei diesem „Wahlgeschäft" niemals charakterlos. Die Charakterlosigkeit war in diesen Kämpfen das ausgeprägteste Merkmal einzig und allein des Liberalismus, in specie des Linksliberalismus, der wie der geriebenste Schnorrer und Schmuser jeden Vorteil erspähte, an allen Türen vorsprach und, vorne hinausgeworfen, von hinten durch Pforten und Fenster wieder Einlaß suchte. Wer die einander schnurstracks widersprechenden Wahlaufrufe und Stichwahlaufrufe, Wahlhilferufe und Notschreie nationalliberaler und fortschrittlicher Kandidaten und Aktionskomitees sammeln und als Material zur Naturgeschichte des bürgerlichen Liberalismus veröffentlichen wollte, würde seiner Zeit einen großen Dienst erweisen. Denn nichts zerstört so unrettbar den erlogenen Nimbus dieses angeblich so unentwegten Alleinpächters „nationaler" und „staatserhaltender" Gesinnung, als ein Blick auf die nach Bedarf wechselnden Masken und Verkleidungen, Komödien und Tragödien des Liberalismus auf der Stichwahljagd.

Ausnahmen bestätigen die Regel, aber die Ausnahmen, welche überhaupt nur auf dem rechten Flügel des Nationalliberalismus zu verzeichnen waren, sind so selten gewesen, daß weder das Zentrum noch die konservativen Parteien einen irgendwie nennenswerten Nutzen verspürten. Vielleicht mit einziger Ausnahme von Essen an der Ruhr, wo die nationalliberale Partei ohne jede Hinterhältigkeit aufrichtig für den populären Arbeiterführer Giesberts eintrat, während der Fortschritt mit Leidenschaft für die Sozialdemokratie ins Zeug ging, hat das Zentrum für die energische Unterstützung, die es in zahlreichen Wahlkreisen rechtsliberalen Kandidaten angedeihen ließ, keine gleichwertige Gegenleistung erfahren. Von den 44 Mandaten, deren der Nationalliberalismus sich heute rühmt, verdankt er es ein rundes Dutzend der energischen Unterstützung des vermaledeiten — Zentrums. Die industriellen Riesenwahlkreise Bochum-Gelsenkirchen und Duisburg-Mülheim-Oberhausen wurden der Sozialdemokratie nur dadurch entrissen, daß das Zentrum dort seine 58 000, hier seine 31 500 Stimmen voll und ganz für die nationalliberale Partei in die Wagschale warf. Hätte letztere dem Zentrum gegenüber volle Gegenseitigkeit geübt, so würde auch Düsseldorf und selbst Dortmund der Sozialdemokratie entrissen worden sein, ganz abgesehen von Köln, das nur durch schmählichen Verrat der Nationalliberalen dem Zentrum verloren ging. Bleibende Denkmale erprobter Zentrumstreue sind die Stichwahlkundgebungen des in Köln verratenen Zentrumsführers Trimborn zugunsten der Partei der Verräter in anderen Wahlkreisen. In der Ehrenhalle des Zentrums aber verdienen die Telegramme verewigt zu werden, mit denen der Nationalliberale Dr. Barth in Wiesbaden, sowie die liberale Vereinigung Bochums dem in Köln unterlegenen Zentrumsführer, der frühere Nationalliberale Frhr. v. Heyl dem Fraktionsvorstand des Reichstags-Zentrums, Exzellenz Frhrn. v. Hertling, den Dank für die erfolgreiche patriotische Hilfe des Zentrums gegen den Ansturm der Sozialdemokratie zum Ausdruck brachten. Die Bochumer Liberalen depeschierten an Justizrat Trimborn wörtlich: „Ihrer treu deutschen Gesinnung aufrichtige Anerkennung und Hochachtung". Der Vorsitzende der nationalliberalen Partei in Duisburg drückte dem Vorsitzenden der Duisburger Zentrumspartei und dem rheinischen Parteichef Trimborn den „herzlichsten Dank" für die „selbstlose" Herbeiführung eines nationalen Wahlerfolges aus. Bei welcher Gelegenheit übrigens konstatiert sei, daß der von den Kölner Nationalliberalen verratene Justizrat Trimborn als Vertreter eines anderen rheinischen Wahlkreises nun doch in den Reichstag zurückkehren wird.

So haben die Stichwahlen dem Zentrum moralische Erfolge gebracht, welche die mageren Mandaterfolge weit überstrahlen. Keine Partei, auch nicht die Sozialdemokratie, kann sich rühmen, im ersten Wahlgange aus eigener Kraft eine so imposante Zahl von Sitzen (81) erreicht zu haben, daß die in der Stichwahl hinzugewonnenen (12) nur als letztes Siebentel hinzutreten. Selbst die Presse unserer erbittertsten liberalen Gegner muß heute eingestehen, daß der Rückgang um 10 Stimmen bei einer in ihrer Wählerschaft so festverankerten großen Partei verhältnismäßig leicht wiegt. Die beiden liberalen Parteien haben allerdings eine anderthalbmal größere Einbuße zu verzeichnen (14 von vormals 100), wenn man diese Parteien, welche ihre sämtlichen Mandate, mit Ausnahme von vier, fremder Hilfe verdanken, mit dem in 81 Wahlkreisen bodenständigen Zentrum überhaupt vergleichen darf.

Nach parlamentarischem Brauch gebührt der sozialdemokratischen Fraktion als der stärksten die erste Präsidentenstelle. Ob die liberalen Großblock-Verbündeten, die sich — vorläufig noch mit Unrecht — einer knappen Mehrheit im neuen Reichstage rühmen, bereit sein werden, diese Konsequenz zu ziehen? Es wäre fast zu bedauern, wenn die Partei Bebel aus „Rücksichten", die einer solchen Partei eigentlich übel anstehen müßten, ihren Anspruch fallen lassen und sich vielleicht mit dem zweiten Posten zufrieden geben wollte. Nachdem der Fortschritt und das Gros des Nationalliberalismus einmal A gesagt haben, indem sie der Sozialdemokratie zu dieser demonstrativen Mandatsziffer verhalfen, müßten sie auch B sagen und August Bebel oder einen gleichwertigen „Genossen" auf den Präsidentenstuhl zu setzen versuchen.

Mit der liberal-sozialdemokratischen Mehrheit hat es allerdings vorläufig noch seinen Haken. Nach Adam Riese machen 110 Sozialdemokraten + 44 Nationalliberale +

42 Fortschrittler + 2 vom liberalen Deutschen Bauernbund immer erst 198 aus, während zur Mehrheit 199 nötig sind. Ob die für diese Großblockmehrheit in Anspruch genommenen zwei Abgeordneten vom Bayerischen Bauernbund sich diese nach allen bisherigen Begriffen geradezu urkomische Einordnung gefallen lassen werden, ist ihre Sache. Rechnet man aber alle Parteien, die in wirtschaftlichen und besonders in Agrarfragen bisher mit den Konservativen, der Reichspartei und der Wirtschaftlichen Vereinigung in einem Atem genannt wurden, zusammen, so hat unseres Wissens auch der Bayerische Bauernbund dazu gehört. Wir können uns nicht gut vorstellen, daß der Bayerische Bauernbund, dem bis vor kurzem das Zentrum noch nicht agrarisch und bauernfreundlich genug war, von nun ab dauernd in die Schlachtlinie der Hilfstruppen des Hansabundes einrücken und sich etwa gar an Aktionen für die Herabsetzung der Lebensmittelzölle und für die „Oeffnung der Grenzen" beteiligen möchte.

Aber auch im übrigen will die Rechnung der liberalen und sozialdemokratischen Presse nicht ganz stimmen. Es ist ja zweifellos, daß die Konservativen mit jetzt 43 Mandaten 16, die Reichspartei mit jetzt 14 Mandaten 11 eingebüßt haben, daß also ihre Verluste doppelt so groß sind wie die der beiden liberalen Fraktionen. Auch die Wirtschaftliche Vereinigung hat, je nachdem man den im letzten Reichstag nicht vertretenen Bayerischen Bauernbund hinzuzählt oder nicht, mit jetzt 10 Sitzen 6 oder 8 verloren. die Polen (jetzt 18) 2 verloren. Die Deutsch-Hannoveraner (Welfen) aber (jetzt 5) haben 4 gewonnen, während die dem Zentrum nahestehenden Elsäßer ihre 5 Sitze behalten haben. Selbst wenn man einen der beiden Lothringer und den 1 Dänen als dem Liberalismus näherstehend betrachtet, ist die angebliche „Mehrheit der Linken" eine außerordentlich problematische, künstlich konstruierte, die kaum in einer einzigen Frage der nächsten Zeit praktische Bedeutung gewinnen wird. Eine Protestmehrheit gegen vergangene und kaum mehr zu ändernde Dinge (Finanzreform) hat so lange nur akademischen Wert, als sie nicht zu einer praktischen Gegenentscheidung aufmarschiert. Das bloße Protestieren aber ist im Deutschen Reichstage eine auf die Dauer recht undankbare Beschäftigung. Neue Forderungen der Stunde gehen über solche brotlose Künste zur Tagesordnung über, wenn auch die wahnwitzige Steuerhetze noch lange die giftigsten Stacheln zurücklassen wird. Es fragt sich aber, ob die sichtliche Stärkung des rechten Flügels der nationalliberalen Partei nicht manche voreilige Rechnung gründlich zuschanden machen könnte. Deshalb ist das Siegesgeschrei der linksstehenden Presse über die Niederlage der Finanzreform-Mehrheit zum mindesten sehr verfrüht.

Sodann ist auch eines nicht zu vergessen. Das Zentrum hat den Leidensgenossen der alle Begriffe übersteigenden Steuerhetze die weitestgehende Wahlhilfe geleistet, ihre Sache bei den Wahlen zu der seinigen gemacht. Aber in vielen wichtigen und einschneidenden, namentlich politischen und sozialpolitischen Fragen gehen die Wege des Zentrums, der Konservativen und der Reichspartei weit auseinander. Und wenn durch den Ausfall der Wahlen der Einfluß der Rechten geschwächt, derjenige der Linken verstärkt ist, so ist das keineswegs gleichbedeutend mit einer Schwächung des Zentrumseinflusses. Das war aber doch ausgesprochenermaßen das Hauptziel des mit so beispiellosem Fanatismus geführten Wahlkampfes der Linksparteien. Dieses Ziel ist nicht nur nicht erreicht, sondern das direkte Gegenteil ist heute unbestreitbare Tatsache: **Man wollte das Zentrum ausschalten**, wie es in der ersten Zeit des Bülowblocks ausgeschaltet war, **und hat es erst recht eingeschaltet.** Die Sozialdemokratie wird auch künftig praktisch die Partei der Negation, der Opposition, der Unzufriedenheit um jeden Preis bleiben. Es kann im nächsten Reichstage keine positive Arbeit geleistet werden ohne oder gegen das Zentrum. Kein liberaler Phrasendunst kann daran auch nur das geringste ändern. Und wenn der Fortschritt sich in Gemäßheit der infamen Rolle, die er bei den Stichwahlen gespielt hat, zu seinen roten Freunden in den Winkel stellen und je nachdem „passive Resistenz" leisten oder Radau und Obstruktion machen will, so kann ihn niemand daran hindern. Einstweilen ist es uns sehr zweifelhaft, ob der Nationalliberalismus, dem seine „Regierungsfähigkeit" immer noch höher steht, als irgend etwas in der Welt, sich im Reichstag mit der „roten 110" allzu kompromittierend einlassen wird. Höchstens kann er Gelegenheit bekommen, den verbündeten Regierungen zu Hilfe zu eilen, wann sie als Mitschuldige an dem furchtbaren Anschwellen der roten Flut zur Verantwortung gezogen werden. Denn daß selbst der Reichskanzler und die preußische Regierung — von anderen Regierungen ganz zu schweigen — nicht rechtzeitig und auch nicht mit der erforderlichen Entschiedenheit der wahnsinnigen Lügenhetze gegen die Parteien der Finanzreform entgegengetreten sind, begreift jedes politische Kind.

Auch heute noch scheint man in Berlin und auch anderswo die volle Tragweite der Tatsache, daß 110 Sozialdemokraten mit liberal-fortschrittlicher Hilfe als die stärkste Partei den Deutschen Reichstag zieren, nicht zu würdigen. Wir denken dabei nicht etwa an die geflissentlich kolportierte Mär, der Kaiser habe bei der Jubiläumsfeier für Friedrich den Großen in aufgeräumtester Laune den Witz gemacht, daß die Fortschrittler in Berlin I nur durch „Mein Schloßviertel" vor dem Durchfall bewahrt worden sei. Daß gerade an diesem historischen Tage die alte preußische Residenzstadt Potsdam an den Sozialdemokraten Dr. Liebknecht verloren ging, ist jedenfalls auch in den Augen des Berliner Asphaltliberalismus kein „Witz" gewesen. Wie es kaum ein Witz war, daß nach der Stichwahl am 24. Januar in Alzey (Bingen) die vermeintlichen fortschrittlichen Sieger (daß sie hinterher dennoch unterlegen waren, ist jedenfalls der bessere Witz), gleich alten 48ern mit einer schwarz-rot-goldenen Fahne vor die Hauptquartiere der Nationalliberalen und des Zentrums zogen, und daß am gleichen 24. Januar die sozialdemokratischen Stadtverordneten in Solingen den Zuschuß zur Kaisergeburtstagsfeier mit der Begründung ablehnten, die Bevölkerung habe durch die Wahl des sozialdemokratischen Reichstagskandidaten gezeigt, daß sie in ihrer Mehrheit — republikanisch sei. Die Umsturzpartei marschiert, aber diejenigen, die es eigentlich am nächsten angehen sollte, scheinen noch immer nicht ganz zu begreifen, was die Uhr geschlagen hat.

Lichtmesstag.

Von Kerzen strahlt die weite Gotteshalle,
Um dunkle Säulen loht ein gold'ner Schein
Nun öffnet euch, ihr Pforten, denn für alle
Soll heut' ein grosser Tag des Lichtes sein!

Wie lang', ihr Seelen, wollt ihr noch allein
Im Todesschatten nach der Sonne weinen,
Wann endlich lasst ihr tief in euch hinein
Den Friedensstern des Gotteskindes scheinen?

Er hat ein Meer von Glanz und Glut entzündet,
Das blendend fliesst um der Altäre Schrein,
Heut' wird es euch und allem Volk verkündet:
Heut' soll ein grosser Tag des Lichtes sein!

Dr. Ernst Breit.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das Ergebnis der Reichstagswahlen.

Die zwei letzten Stichwahltage waren für die Linke günstiger, als der erste Stichwahltag. Infolgedessen brachte es schließlich die Sozialdemokratie auf 110 Mandate, die Fortschrittliche Volkspartei auf 42, die nationalliberale Fraktion auf 44 Mandate. Zu diesen 196 Regulären rechnet die liberale Presse noch einige Bauernbündler und sonstige fraktionslose Liberale, um auf 200 bis 203 Mandate des angeblichen Linksblocks zu kommen. Also ein paar fragwürdige Stimmen über die absolute Mehrheit! Darob ein frenetischer Jubel der Großblockpresse, als ob das Ziel des Kampfes, die „Zertrümmerung des schwarzblauen Blockes", glorreich erreicht worden sei.

Der „schwarzblaue Block" war freilich leicht zu „zertrümmern, da er nur in der liberalen Phantasie bestanden hat. Die großen Parteien der alten positiven Mehrheit befinden sich aber verhältnismäßig wohl, da ihre Verluste sich innerhalb der

Grenzen halten, mit denen man im voraus rechnen mußte. Es wäre ja ein wahres Wunder gewesen, wenn die Bewilligung von fast einer halben Milliarde neuer Lasten, die raffinierte Mißdeutung der Ablehnung der Witwen- und Waisensteuer und die ganze systematische Hetze der Liberalen und der Sozialdemokraten seit zweieinhalb Jahren, die andauernde Untätigkeit der Regierungen gegenüber der verlogenen Agitation, die Einwirkung der Teuerung, sowie die Aufpeitschung der konfessionellen Vorurteile und des kulturkämpferischen Hasses nicht hier und da eine positive Mehrheit in eine unzufriedene Mehrheit verwandelt hätte. Im ganzen ist die konservative Fraktion mit einem Verlust von 16 Sitzen davongekommen, dem Zentrum rechnet man vielfach einen Reinverlust von 10 Sitzen nach (5 gewonnen, 15 verloren); aber diese Ziffer läßt sich nur erreichen, indem man die Eigenart der elsaß-lothringischen Verhältnisse nicht berücksichtigt. Ob die dortigen Vertreter wieder formell in die Zentrumspartei eintreten oder als „elsaß-lothringisches Zentrum" eine eigene Gruppe auf der Rechten bilden, bedeutet keine wesentliche materielle Aenderung und ist auch nicht bloß auf den Wahlkampf, sondern vielmehr auf die vorhergegangenen Meinungsverschiedenheiten wegen der reichsländischen Verfassungsfrage zurückzuführen. Das eigentliche Zentrum hat elf Sitze verloren und vier gewonnen. Der mäßigen Einbuße von sieben Prozent steht tröstend gegenüber der Gewinn der Deutsch-Hannoveraner von vier Sitzen, mit denen der Linken Abbruch getan wird. Sehr empfindlich ist uns der Verlust von Köln und das Mißlingen des Versuchs zur Rückeroberung von Düsseldorf. Diese beiden Kreise sind verloren gegangen durch den Verrat, den die Masse der dortigen Nationalliberalen an der nationalen Sache und an den Abmachungen mit dem Zentrum begangen haben. Dagegen haben die Zentrumsleute in Bochum-Gelsenkirchen, in Duisburg-Mülheim und in mehreren anderen Wahlkreisen in tadelloser Geschlossenheit und rühmlichster Treue den nationalliberalen Kandidaten zum Siege über die Sozialdemokraten verholfen. Auf unserer Seite war nur die Behauptung von Essen als Belohnung zu buchen. Die (allerdings schwierige) Stichwahl in Dortmund brachte uns keinen Erfolg. Alles in allem genommen, hat das vielangefeindete und am ärgsten verleumdete Zentrum prozentualiter die geringsten Verluste von allen bürgerlichen Parteien, auch noch geringere Verluste als die beiden liberalen Parteien, die trotz der Hilfe der Umsturzpartei von ihren hundert Sitzen ein Dutzend, also 12 Prozent, einbüßten.

Die verhältnismäßig stärksten Verluste hatten die (freikonservative) Reichspartei und die übrigen kleinen Gruppen auf der Rechten. Von 44 Sitzen 19 oder 20 einzubüßen, war eine überraschend starke Schlappe. Darin steckt der Schlüssel zu der Erscheinung, wenn die sogenannte schwarzblaue Mehrheit jetzt um ein paar Stimmen hinter der Hälfte zurückbliebe.

Das Bezeichnendste an dem ganzen Wahlergebnis bleibt aber der Verlust der liberalen Parteien. Wenn die Herren Bassermann und Wiemer unter diesen günstigen Verhältnissen, nach der furchtbaren Agitation ihrer Presse und ihrer Redner, mit Hilfe des freigebigen Hansabundes und der Umsturzpartei noch fünf nationalliberale und sieben fortschrittliche Mandate einbüßen mußten, dann sieht es um die Zukunft des Liberalismus verzweifelt schlecht aus. Rückgang der liberalen Mandate um 12 Prozent und Anwachsen der sozialdemokratischen Mandate um mehr als 100 Prozent — das ist die Frucht der famosen Taktik, auf die Herr Bassermann sich heute noch etwas einbildet, nachdem er durch ein (vorläufig noch verschleiertes) Kompromiß mit der Umsturzpartei das Mandat von Saarbrücken ergattert hat.

Daß die vereinigte Linke allenfalls ein paar Stimmen über die absolute Mehrheit erhalten könnte, und was daraus folgen würde, haben wir schon in der vorigen Nummer dieses Blattes besprochen. Die linksliberale Presse hat aber ihre eigene Logik. Sie glaubt, mit 110 Sozialdemokraten und 86 Liberalen könnte man die Herrschaft der Linken oder gar eine neue liberale Aera begründen. Den Grundstein zu diesen Luftschlössern will man bei der Präsidentenwahl legen. Das „Berl. Tagebl.", das die Rotblockpolitik am leidenschaftlichsten und zähesten vertritt, schlägt mit schätzbarer Offenherzigkeit einen sozialdemokratischen Reichstagspräsidenten vor. Wo die Presse noch etwas Scham hat, will man sich mit einem liberalen Präsidenten begnügen, sintemalen der Liberalismus (trotz seiner Schwächung) jetzt die herrschende Parteirichtung geworden sein soll. Wir möchten dringend wünschen, daß wirklich eine sozialdemokratische oder wenigstens eine linksliberale Kandidatur für die Präsidentschaft aufgestellt würde. Nichts wäre geeigneter, um eine schnelle und gründliche Klärung herbeizuführen. Die Rechenkünstler des Großblocks ziehen nämlich die ganze nationalliberale Fraktion, auch die vom Zentrum und den Konservativen gewählten, zum Teil ausgesprochenen Gegner der Großblockpolitik, in ihr Kalkül, weil sie sonst nicht auf die erlösende Ziffer kommen können. Wohlan, gebe man doch sofort den Herren vom rechten Flügel der nationalliberalen Partei die Gelegenheit, sich unzweideutig vor aller Oeffentlichkeit zu entscheiden zwischen der verneinenden Linken und der arbeitswilligen Rechten! Sollte sich wider Erwarten keine positive Mehrheit bilden wollen, dann wissen Regierung und Volk sofort, woran sie sind.

Ergibt sich eine leistungsfähige Mehrheit von Arbeitswilligen, so kehren wir einfach zu den Zuständen zurück, die bis 1907 im Reichstag herrschten, und bei denen sich leben und schaffen ließ. Welche politische Partei oder welche Persönlichkeit alsdann den Präsidentenstuhl besetzt, ist sehr nebensächlich. Zu beneiden ist der künftige Präsident gewiß nicht; denn bei dem riesigen Anwachsen der Sozialdemokratie und bei der Dienstbarkeit, in welche die Linksliberalen von der Umsturzpartei gebracht worden sind, wird es ungleich schwieriger, die Würde des Reichstags und den Fortgang der Arbeiten zu sichern. Unsere Freunde im Zentrum werden sich gewiß nicht um diese Dornenkrone reißen. Sie werden das Ihrige tun, um ein Präsidium aus Männern der Ordnung und der positiven Arbeit zu bilden. Sollte aber Herr Bassermann seine Fraktion weiterhin nach links führen, dann wird es wohl das beste sein, auf alle Zugeständnisse zu Beschwichtigungs- und Milderungszwecken zu verzichten und die Großblockhelden ungestört ihre vermeintliche Kraft austoben zu lassen. Die Logik der Tatsachen würde bald zeigen, wie es mit dem vorgeblichen Siege des Liberalismus in Wirklichkeit bestellt ist.

Mögen die liberalen Propheten weiter kannegießern. Wir warten ruhig ab, was bei dem Zusammentritt des neuen Reichstags am 7. Februar die Führer der positiven Parteien und die besseren Elemente der nationalliberalen Fraktion beschließen.

Das Geburtsfest Friedrichs des Großen und des regierenden Kaisers.

In den Wahltrubel fiel am 24. Januar die zweihundertjährige Gedenkfeier der Geburt des großen Preußenkönigs Friedrich II. und am 27. Januar der 53. Geburtstag des Kaisers und Königs Wilhelm II. Die kolossalen Wahlerfolge der modernen Umsturzpartei warfen einen ernsten Schatten auf diese Feier, aber sie sind dennoch (oder vielleicht gerade deshalb) erbaulich verlaufen.

Der „alte Fritz" war Preußenkönig im vollsten Sinne des Wortes; aber die Entwicklung der Dinge hat es so gefügt, daß seine Erfolge und Schöpfungen (die politischen und wirtschaftlichen sowohl als die militärischen) grundlegend geworden sind für die neue nationale Organisation des deutschen Volkes. Kaiser Wilhelm konnte also in der feierlichen Festversammlung im Berliner Schlosse sagen, daß mit ihm und dem Königshause das ganze Vaterland den 24. Januar als einen Tag weihevollster Erinnerung begehe. Nach 200 Jahren pflegt das Charakterbild von Säkularmenschen nicht mehr so stark zu schwanken in der Parteien Gunst und Haß. Die Kritik kommt zu einer ruhigeren und unbefangeneren Abwägung der Schwächen und der Tugenden, der Fehler und der Verdienste. So lebhaft man nach wie vor bedauern mag, daß Friedrich II. dem christlichen Glauben ablehnend gegenüberstand und für die deutsche Literatur keinen Sinn und kein Verständnis hatte, so muß man doch mit Bewunderung anerkennen, daß er der erste Feldherr, der tüchtigste Staatsmann und der bahnbrechende Wirtschaftspolitiker seiner Zeit war. Ein Mann von ungeheurer Geistesschärfe, von wunderbarer Zähigkeit im Ertragen von Schicksalsschlägen und in der Abwehr von anscheinend vernichtenden Gefahren, von einer ganz unerschöpflichen Arbeitskraft auf allen Gebieten des Staatslebens. Am lautesten werden gewöhnlich seine militärischen Erfolge gepriesen. Aber noch höher möchte man die aufbauende Tätigkeit schätzen, die der Monarch zur Hebung des Wohlstandes in seinen ausgesogenen Landen mit überraschender Geschicklichkeit und Ausdauer entfaltet hat. Sein Vorteil war, daß er von seinem rauhen Vater, dem sog. Soldatenkönig, der in seiner urwüchsigen Derbheit ein genialer Organisator war, ein starkes Heer, einen gefüllten Schatz und einen strammen Verwaltungsdienst geerbt hatte. Wie hat er aber die vorgefundenen Mittel auszunutzen verstanden, um den Hohenzollernschen Staat nicht bloß größer, sondern noch fester organisiert

zu machen! Sein Ausspruch, er sei der erste Diener des Staates, ist nicht so zu verstehen, als ob er sich zum Werkzeug anderer Leute gemacht hätte. Aber er gilt zu seinem Ruhm in dem Sinne, daß er nichts für sich selbst erstrebte, sondern nur für das Wohl des Staates arbeitete bis zum letzten Tropfen seiner Kraft, — ohne Eigennutz und Eigensinn, aber freilich mit jener Herrscherkraft, die ihm die geistige Ueberlegenheit und der restlose Fleiß verliehen. Wenn Preußen die Vormacht des Deutschen Reiches und die Hohenzollern die Träger der neuen Kaiserkrone geworden sind, so ist das zweifellos in der Hauptsache der überragenden Wirksamkeit dieses eigenartigen Königs zu verdanken. Auch in Süddeutschland, wo man noch 1866 an der letzten Kraftprobe auf antipreußischer Seite teilnahm und bis zum glorreichen Jahre 1870 in Abwartestellung verblieb, kann man den Gedenktag des großen Preußenkönigs gern mitfeiern. In Bayern vor allem wirkt die Erinnerung mit, daß König Friedrich II. in dem bayerischen Erbfolgestreit wesentlich dazu mitwirkte, den Besitzstand des Hauses Wittelsbach zu erhalten.

Die Hauptsache ist, daß der gute Geist, der in dem erfolgreichen Wirken des alten Fritz sich offenbarte, lebendig bleibt in der Dynastie und im Volk. Da dürfen wir nun mit Freude feststellen, daß die schwache Seite des Königs Friedrich, seine unchristlich-philosophische Richtung, sich glücklicherweise nicht vererbt hat auf den gegenwärtigen Träger der Hohenzollernkrone, wohl aber jener Geist der Toleranz auch gegenüber der damals sehr kleinen katholischen Minderheit, den Friedrich II. gelegentlich in einer für seine Zeit überraschenden Weise bekundete, sogar gegenüber den Jesuiten. Und vor allem ist der selbstlose Pflichteifer, die opferwillige Treue des Herrschers gegenüber seinem Reich und seinem Volk auf den erlauchten Nachfahr in Fülle vererbt worden. Wenn im November 1908, unter der unseligen Blockwirtschaft, eine gewisse Unruhe entstehen konnte wegen des angeblich „persönlichen Regiments“, so ist das Mißverständnis, das hauptsächlich von dem Fürsten Bülow verschuldet war, längst vollständig ausgeräumt. Wir freuen uns, daß wir einen tatkräftigen Kaiser haben, der unter den modernen konstitutionellen Verhältnissen ebenso der Diener des Staates sein will, wie es sein Ahnherr in der absolutistischen Zeit war. Alle guten Bürger schließen sich an die monarchische Autorität, die im Kaiser und in den Bundesfürsten sich verkörpert, um so treuer und fester an, je größeren Umfang die zersetzende Agitation der Sozialdemokratie und ihrer verblendeten Helfershelfer annimmt. Das ist die rechte Sammlungspolitik, daß alle erhaltenden Kräfte, voran die christlichen Volkskräfte, sich um den Thron scharen und im Verein mit dem Reichsoberhaupt und der heimischen Dynastie unverzagt weiterarbeiten für Ordnung, Wohlfahrt und inneren Frieden.

Daß der Friede nach außen unter dem Nachfahr des berühmten Kriegshelden uns erhalten geblieben ist, muß besonders dankbar vermerkt werden. Ein Friede in Ehren, zu dessen weiterer Sicherung auch die neue Volksvertretung gewiß die Mittel, welche notwendig sind, bewilligen werden.

Die angewachsene Sozialdemokratie (und vielleicht auch ein Teil ihrer Verbündeten) träumen und reden von der „Republik“. Wir haben aber im Ausland schon deutlich genug gesehen, wohin die sog. republikanische Freiheit führt, und angesichts der gegenwärtigen „Erfolge“ einer tollen Volksverhetzung lehrt uns auch die Erfahrung im eigenen Hause, welch hohen Wert die monarchische Verfassung hat. Ohne Servilismus oder Strebertum muß man das erkennen und bekennen, einfach in der staatsbürgerlichen Erkenntnis und Pflichttreue. „Die Liebe des freien Mannes“ soll trotz allen Zwischenfällen des Tages die Herrscherthrone sichern wie Fels im Meer.

Herzkämmerlein.

In meinem Herzen ist ein Fensterlein,
Dem putz' ich stets die Scheiben blank und rein,
Damit Frau Sonne, wenn sie einmal lacht,
Mein Kämmerlein hübsch hell und freundlich macht.

Ach, wollten's so doch all die andern machen!
Wie viele, viele Augen würden lachen,
Die nun so trüb sind; trüb von vielem Weinen
Und deshalb nicht die Sonne sehen scheinen.

Mathilde Fritsch.

Vom Wahlkampf in Baden.

Von Landtagsabgeordneten Dr. Joseph Schofer.

Nun liegt sie hinter uns, die Wahlschlacht. Das badische Oberland sollte „vom Zentrum gesäubert“ werden. So gab Kolb die Parole aus. Als der Reichstag auseinanderging, besaßen wir 7 Mandate; Konstanz war im Oktober nicht zuletzt durch das Geld des Hansabundes an die Liberalen verloren gegangen. Nach der Schlacht besitzt das Zentrum 6 Mandate, Freiburg und Offenburg sind verloren, Konstanz ist aber wiedergewonnen. In Offenburg haben örtliche Verhältnisse an einigen Plätzen den bekannten badischen Bauernführer Schüler mit 8 Stimmen unterliegen lassen. Es steht also der Zentrumsturm im badischen Oberlande auch nach der Schlacht. Die Säuberung ist nicht gelungen. Dagegen hat die Sozialdemokratie, die uns die Säuberung androhte, von drei Mandaten zwei verloren. Das badische Mittelland ist also von der Sozialdemokratie „gesäubert“ worden.

Zu den 6 Zentrumsmandaten kommt noch ein weiteres für die Rechte, das im 13. Wahlkreise, welches dem Bauernbündler Rupp vom Zentrum gerettet werden konnte. Von den 4 nationalliberalen Mandaten gehört eines dem Großblockgegner Wittum, für den das Zentrum gleich im ersten Wahlgang eintrat. Ebenso verdankt der Fortschrittler Dr. Haas, der am letzten Samstag der Sozialdemokratie die Residenz abnahm, seinen Sieg den Zentrumswählern. Die Sozialdemokratie suchte nämlich überall das Zentrum zugunsten des Liberalismus niederzustimmen. Darüber empört, setzten die Parteifreunde in Karlsruhe sich über die Parteiparole, welche strikte Wahlenthaltung anempfohlen hatte, hinweg und wählten gegen die Sozialdemokratie. Geck hatte die sozialdemokratische Wahlhilfe teuerer verkaufen wollen. Er verlangte Zurückziehung der Kandidatur Haas; allein er drang nicht durch. Wer die Verhältnisse in der badischen Sozialdemokratie kennt, wundert sich darüber nicht. Es gibt Kreise, die, Geck loszubekommen, auch als Gewinn ansehen.

Die Sozialdemokratie hat durch ihre Taktik also zwei Mandate verloren, zwei half sie dem Zentrum abjagen, eines für die Nationalliberalen und eines für den Fortschritt. Dazu meint der „Volksfreund“ in seiner „Extraausgabe“ vom Samstag Nacht: „Die badische Sozialdemokratie darf mit Stolz auf die von ihr befolgte Taktik zurückblicken.“ Wir sind gespannt, ob in Berlin das Gefühl des „Stolzes“ auch auf diese badische Taktik erstreckt wird.

Eine gewisse Komik spricht an sich schon aus dieser Taktik; sie findet aber ihre Ergänzung, wenn man die sozialdemokratischen Flugblätter des Mittel- und Unterlandes mit denen des Oberlandes vergleicht. Drunten im Unterland gab's keine miserablere Partei als die des Fortschrittes und der Nationalliberalen. Im Oberlande aber sollten die Genossen gerade diese beiden Parteien heraushauen. Diese Komik wird vollendet, wenn man sich erinnert, was das Hauptorgan der badischen Sozialdemokratie zu Beginn der badischen Großblockära über die Nationalliberalen schrieb. Damals las man im „Volksfreund“ (Nr. 116 vom Jahre 1905) unter anderem auch folgende Charakteristik der heutigen Freunde:

„Die Treue und das Wort halten ist bei den Nationalliberalen ein leerer Wahn. Dort, wo sie herrschen, sind sie brutal und rücksichtslos, und nur wo sie die Not dazu zwingt, heucheln sie Gerechtigkeit. ... Nur ein Tor kann noch die Hoffnung hegen, mit dem Nationalliberalismus ließe sich noch etwas machen. Dieser Kadaver ist wert, so schnell als nur möglich aus dem Wege geräumt und verscharrt zu werden. Für alle wirklich liberal gesinnten Politiker kann es nur noch eine Parole gegen den Nationalliberalismus geben: Kampf bis zur völligen Vernichtung! Wer sich mit dem Nationalliberalismus einläßt, kompromittiert sich und den Liberalismus. Es ist eine blöde Illusion, auf eine Gesundung dieser durch und durch korrumpierten und verlotterten Partei noch Hoffnungen zu setzen.“

So damals! Und heute? Ja, ja, in der Politik gibt's eben Dinge und Fälle, an die man nicht gedacht hat.

Der Wahlkampf selbst wurde vom Großblock vielfach mit unsauberen Waffen ausgefochten.

Daß im Krieg scharf geschossen wird, liegt in der Natur der Sache. Allein auch in einem heißen Wahlkampfe sollte es noch Grenzen geben. Diese Grenzen sind bei uns in Baden von den liberalen Parteien mehr als in einem Falle überschritten worden. In Freiburg wurde ein mit Karikaturen illustriertes Flugblatt verbreitet. Darin ist das Zentrum als ruppige, struppige Mißgeburt dargestellt, um dann in Knittelversen als „ungeheuer, zottig, krumm, verbost, verlogen, tückisch, dumm“ charakterisiert zu werden. Die Polen sind als „Polacken“ und die Elsässer als „Elsässer Wackes“ angesprochen. An das deutsche Volk wird folgende Belehrung gerichtet:

„O deutsches Volk, dein schwarzer Feind
Ist Satan, weil er Engel scheint.
Das Panzerkleid, das gute Schwert,
Mit dem **Germania** stolz sich wehrt,
Die Krone auch (die er verrät!) —
Er nimmt's und sieht, wie ihm das steht,
Germanias Namen schändest du,
Bei lichtem Tag, in kecker Ruh'!“

Die Verfasser dieser netten literarischen Leistung sind die beiden Privatdozenten Dr. Hans Schulz und Dr. Veit Valentin an der Hochschule zu Freiburg i. Br.

In die gleiche Klasse edler Wahlpoesie des badischen Liberalismus ist folgendes Poem zu rechnen:

Lörrach, 17. Januar.

Auf zur Stichwahl.

Und es wallet und siedet
Und es brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt.
Ein Pfaffe ist's, der mit schwarzem Gift
Die Augen der Wähler versenget,
Um zu verfinstern der Freiheit Blick,
Um ihn mit Dummheit zu blenden.
Drum auf! Ihr Wähler vom 4. Bezirk,
Laßt euch nicht vom Schwarzen verblenden
Und wählet frisch und frank
Den Mann vom Markgrafenland:
Dr. Ernst Blankenhorn. K. W.

Die Ehre der Verbreitung dieser Wahlpoesie gebührt dem liberalen Blatte von Lörrach (Nr. 14). Der Redakteur des liberalen „Seeboten" in Ueberlingen aber schrieb in einem Briefe, wie der „Bad. Beobachter in Nr. 11 I mitteilen konnte, im gleichen Geiste folgendes:

„Mit Rücksicht auf das hier herrschende Pfaffenregiment wünsche ich mir aus ehrlichstem Herzen auch so ein Revolutiönchen (wie in Portugal! D. E.) Ich bin nicht blutgierig und ich bin kein Unmensch, aber, bei Gott, ich glaube, ich wäre fähig, **einen Schwarzrock aufzuspießen.**"

Die konfessionelle Hetze peitschte die Leidenschaften auf. Im Wahlkreis Lahr stimmten einige hundert evangelische Wähler für den bisherigen Vertreter, den Zentrumsführer Fehrenbach. Auch einige evangelische Geistliche kamen in den Verdacht, ähnliche Wege gewandelt zu sein. Sofort gab die nationalliberale „Bad. Landesztg." (Nr. 26) folgendes bekannt:

„Im 6. badischen Reichstagswahlkreis Lahr-Ettenheim haben, wie bekannt, die konservativ-protestantischen Geistlichen durch ihr Eingreifen in die Wahlvorbereitungen zu gunsten des Freiburger Zentrumsmannes Fehrenbach den Ausschlag gegeben für die Niederlage des liberalen Blockkandidaten. Wie sehr nun das Vorgehen der Lahrer konservativ-protestantischen Geistlichkeit von den Lahrern verurteilt wird, und welche — man muß in gewisser Hinsicht sagen — bedauerliche Folgen dieses Verhalten haben wird, geht aus einer Zuschrift aus Lahr hervor, die heute bei uns eingelaufen ist. Ein Lahrer Wähler schreibt uns nämlich: „Helle Empörung erregt in gut kirchlich gesinnten Kreisen das Verhalten eines Teils der protestantischen Geistlichkeit des Bezirkes bei der Reichstagswahl. Nachdem die Konservativen in streng vertraulicher Sitzung den Beschluß gefaßt hatten, für Fehrenbach einzutreten, agitieren diese „Seelsorger" in eifrigster Weise für das Zentrum. Die Folge davon wird sein, daß der Kirchenbesuch eine erhebliche Einbuße erleidet, und schon jetzt mehren sich die Stimmen derer, die erklären, ohne Zögern aus der Landeskirche austreten zu wollen. Die Herren haben also, statt den kirchlichen Frieden zu fördern, gerade das Gegenteil erreicht!"

Im 2. badischen Reichstagswahlkreis Villingen-Donaueschingen wollten einige evangelische Wähler konservativer Richtung den jungliberalen Rechtsanwalt Dr. Rombach nicht wählen, stimmten vielmehr für den Zentrumskandidaten Joseph Duffner. Sofort setzte die nationalliberale Partei mit der konfessionellen Hetze ein. In einem Flugblatt wendete sie sich also an das evangelische Gewissen:

„Wie können sich evangelische deutsche Männer so weit vergessen, ihre Glaubensgenossen zum Verrat an ihrer Kirche aufzufordern, weil sie selber, die zahlreichen Freunde der konservativen Sache in St. Georgen, versprechen, am Wahltag ihrer Kirche einen Faustschlag ins Gesicht zu geben!"

Weiter liest man in dem Flugblatt also:

„Es ist wahrlich nichts anderes, als gemeinster Verrat, wenn evangelische Männer dem Zentrumskandidaten ihre Stimme geben und andere dazu noch verleiten wollen!

Ein wesentliches Ziel der Zentrumspolitik ist das, für Aufhebung des § 11 des Gesetzes vom 9. Oktober 1860 einzutreten, mit anderen Worten, das Zentrum will die Zulassung von Männerorden erwirken, es will zur Unterstützung und Förderung seiner Ziele die Jesuiten ins Land lassen! Der Jesuitenorden hat bekanntlich die Aufgabe, mit allen Mitteln die evangelische Kirche zu bekämpfen. Und da fordern Männer in St. Georgen, die noch evangelisch sein wollen, ihre Glaubensgenossen auf, dem Zentrumskandidaten, der mit beiden Armen die Jesuiten an sein Herz schließen wird, die Stimme zu geben.

Ihr evangelischen Männer unseres Wahlbezirks, das dürfen wir nicht! Das verbietet uns unser Gewissen, unsere Anhänglichkeit an unsere teure evangelische Kirche, unsere Liebe zum Vaterland!"

Diese Spezimina aus dem Waffenarsenal des badischen Liberalismus zeigen, wie in Baden gegen das Zentrum gekämpft worden ist. Trotz Großblock, trotz Lug und Trug, trotz konfessioneller Verhetzung haben wir den Ansturm abgeschlagen und unsere Stimmenzahl von 1907 behauptet. Darauf können wir stolz sein!

Die Schuld der Regierungen.

Von Gustav Lanzinger.

Was haben die Regierungen im Deutschen Reiche getan, um die rote Flut einzudämmen?

Eine Antwort auf diese Frage, die durch die Zahlenergebnisse der Wahl vom 12. Januar angeregt wurde, so zu geben, daß sie auch nur einigermaßen befriedigen könnte, dürfte schwer halten. — Eher kann man Antworten finden, wenn die Frage lautet:

Was haben die Regierungen getan, der roten Flut ihr Wachstum zu ermöglichen?

1. Seit 40 Jahren sind die Männer aus dem Reiche verbannt, die 1848 mit in den ersten Reihen standen, als es galt, den Umsturz zu bekämpfen. Sie blieben es, obgleich mehr als einmal des Volkes Wille im Reichstag die Abschaffung des Ausnahmegesetzes verlangt hat. — Das Sozialistengesetz aber wurde aufgehoben.

2. Seit 40 Jahren werden die klösterlichen Niederlassungen, auch wenn sie durch ihr caritatives Wirken als Beruhigungs- und Friedensmittel sich zeigen, mit einer so stiefmütterlichen Sorgfalt umgeben, daß es geradezu als Ereignis gelten darf, wenn einmal die „Bedürfnisfrage" anerkannt und eine Niederlassung gestattet wird.

3. Seit 40 Jahren ist man tätig, den Einfluß der Geistlichkeit in den Schulen nach Möglichkeit zu unterbinden, wenn man es auch noch so deutlich sehen kann, daß mit dem Schwinden der Achtung vor der Religion und Sittlichkeit auch die vor der gottgesetzten weltlichen Obrigkeit verschwindet.

4. Seit 40 Jahren werden die staatlichen Erlasse mehr oder minder nach den Konzepten des Liberalismus gestaltet, wird alle Sorgfalt darauf verwendet, doch ja nicht den nur zu oft „gemachten" Zorn liberaler Zeitungen wachzurufen, obgleich nur ein Blinder verkennen kann, daß die „staatserhaltenden" Grundsätze der „Partei von Bildung und Besitz" in ihren letzten Konsequenzen nichts anders sind, als das Evangelium der Sozialdemokratie.

5. Eine geradezu unglaubliche Weitherzigkeit gegenüber einer sogenannten Kunst und einer Industrie, die dem Laster ihr Bestehen verdankt, läßt die Volkssittlichkeit untergraben — die Behörden haben Gesetze dagegen, wenden sie aber kaum einmal an.

Eine Polenpolitik, die man nicht versteht, erschwert die Erhaltung der Religion bei einem großen Teil auch der westdeutschen Arbeitermassen und treibt sie nicht bloß in eine oppositionelle Stellung, sondern direkt ins rote Lager.

Eine Forderung von pflichtmäßigem Religionsunterricht in den Fortbildungsschulen mag von den religiös-gesinnten Konservativen und Zentrumsleuten noch so einhellig gestellt werden — die Regierung kann doch keine Zwangsreligion lehren lassen.

Wird durch Rekrutenexerzitien dem Umsichgreifen der roten Gefahr in den Kasernen vorgebeugt — die Regierung muß schikanöse Maßregeln dagegen ergreifen.

Wird einmal irgendwo von einem Jesuiten gepredigt — ein ganzer Apparat tritt in Bewegung, damit das Vaterland nicht untergeht.

Spricht der Hl. Vater zu den Katholiken über innerkirchliche Angelegenheiten oder im Geiste verbriefter Rechte über äußere Kompetenzen — die Landtage und der Reichstag müssen Sitzungen erleben, über die ein ruhig denkender Mensch verwundert den Kopf schüttelt: Quid ad te?

Einem Freidenker aber werden öffentliche Schullokale zur Verfügung gestellt — im Namen der Freiheit.

Der Evangelische Bund darf hetzen — im Namen der Freiheit.

Ungläubige Professoren dürfen selbst in theologischen Fakultäten Gott, die Gottheit Christi und was noch alles leugnen — sie werden dafür schwer bezahlt im Namen der Freiheit.

Der Fortschritt und der Freisinn und ein großer Teil des Liberalismus darf eintreten für die Sozialdemokratie — und dann haben es die bösen Konservativen und das Zentrum getan! — Genug! —

Wir sind überzeugt: die Staatsoberhäupter, unser hochsinniger Kaiser an der Spitze, wollen wirklich das Beste. Aber wir sind ebenso überzeugt: Bewußt oder unbewußt werden sie über den Ernst der Lage und über die Ursachen derselben nicht in richtiger Weise informiert. Die Zahlen der Wahlergebnisse können ihnen nicht unbekannt bleiben. Ob sie deren Sprache verstehen? Hoffen wir es. Zum Verzweifeln ist's immer zu früh.

Videant consules!

Drei Kerzen.

Ein Kerzenlicht glänzt bei der Taufe Bronnen,
Durch heil'ge Fluten wardst du frei von Schuld,
Und heller als das Licht von tausend Sonnen
Schmückt Deine Seele des Erlösers Huld.

Ein Kerzenlicht beleuchtet frische Myrten,
Und Himmelsjubel trägst du vom Altar!
O Kind, verlass' doch nie den guten Hirten,
Der deiner Seele reinste Seele war.

Beim Totenbett bemerk' ich Kerzenschimmer,
Des Heilands Stimme ruft dich zum Gericht,
Im ew'gen Lichte jubelst du für immer,
War hell die Seele wie der Kerzen Licht.

P. Mannes M. Rings, O. P.

Die katholische Kirche in der Schweiz.

Von Dr. Brüning, Trier.

Die Schweiz wird kirchlich in fünf Diözesen eingeteilt, nämlich Basel-Lugano, Chur, Lausanne-Genf, Sitten und St. Gallen. Dazu treten noch die beiden exemten Prälaturen St. Moritz und Einsiedeln, deren erstere im Gebiete des Bistums Sitten, letztere in solchem des Bistums Chur liegt. Endlich sind zu erwähnen die beiden seelsorgerisch dem Bischofe von Chur unterstellten apostolischen Präfekturen von Rhätien und Mesolcina-Calanca, beide im Kanton Graubünden gelegen. Dieses gehört mit Schwyz, Uri, Unterwalden, Glarus und Zürich zum Bistum Chur (dazu noch Liechtenstein); Genf-Lausanne sind zugeteilt Waadt, Freiburg, Genf und Neuenburg. Der Kanton Wallis bildet das Bistum Sitten, die Kantone St. Gallen und Appenzell das Bistum St. Gallen. Die anderen Kantone gehören zu Basel-Lugano, ein kirchlicher Bezirk, der eigentlich zwei Diözesen bildet; denn der Kanton Tessin hat de facto eine völlig selbständige Verwaltung unter einem in Lugano residierenden apostolischen Administrator.

Ueber die Einteilung der einzelnen Bistümer mag folgende Tabelle informieren, deren Ziffern dem Geiger'schen Taschenkalender für den katholischen Klerus (1912) entnommen sind.

Danach sind für 1910 folgende Ziffern maßgebend: Es hat das Bistum

	Dekanate	Pfarreien	Kaplaneien	Weltpriest.	Ordenspriest.
Basel	23	414	157	650	80
Lugano Vikariate	26	244	80	320	45
Chur	16	191	212	320	212
St. Gallen	9	117	128	245	45
Lausanne-G.	18	189	80	zirka 320	70
Sitten	11	129	53	208	135

Nicht alle Ziffern stammen aus dem Taschenkalender; die fehlenden sind aus Büchi, „Die katholische Kirche in der Schweiz" und dem Attinger'schen Atlas der Schweiz (Bl.-Nr. 33) entnommen.

Insgesamt ergeben sich für die sechs Bistümer der Eidgenossenschaft 103 Dekanate (Landkapitel, Vikariate usw.), mit 1284 Pfarreien, 710 Kaplaneien (Vikarien usw.), 2063 Welt- und 582 Ordenspriestern. Darin sind einbegriffen die Ziffern für Liechtenstein (1 Dekanat mit 10 Pfarreien usw.), die oben genannten apostolischen Präfekturen mit zirka 36 Geistlichen sowie die unabhängigen Abteien.

An Männerorden ist in der Schweiz nicht viel zu finden. Vorhanden sind zunächst die Benediktiner in den Abteien St. Maria-Einsiedeln (831 gegründet), St. Martin-Disentis (614) und Engelberg (1120). Zur Ordensprovinz gehören noch die Klöster Mariastein (jetzt in Dürnberg) und Muri (jetzt in Gries); einige Patres in Sarnen. Nach Brunner („Die Schweiz"; 1909) zählen die genannten Klöster 143, 19, 57, 40 bzw. 56, zusammen also 315 Konventualen. Die Benediktiner befassen sich zum Teil mit Unterricht auf höheren Knabenschulen. Sie haben in Disentis ein Progymnasium mit Realklassen, in Einsiedeln ein Gymnasium mit rund 300 Zöglingen (1909). Ein solches ist auch in Engelberg vorhanden (100 Zöglinge 1902), ebenso in Sarnen, wo etwa 20 Konventualen der genannten Abtei Muri-Gries unterrichten. Mit dieser Anstalt ist ein Lyzeum und eine Realschule verbunden. Ferner steht die Urner Kantonsschule in Altdorf unter Leitung von Mariasteiner Benediktinern.

Die Augustiner Chorherren besitzen drei Klöster (St. Moritz auf dem St. Bernard und dem Simplon) mit insgesamt 115 Konventualen. Die Anstalt in St. Moritz hat ein Gymnasium und Lyzeum mit (1909) 200 bis 300 Zöglingen.

Je ein Kloster haben die Kartäuser mit 44 Mönchen, (Valsainte), Franziskaner mit 20 (Freiburg), Somasker (Bellinzona), zwei die Maristen (Sitten und Martinach). Die letzteren leiten ein Lehrerseminar und Knabenpensionat, die Franziskaner sind an den deutschen Klassen des Freiburger Gymnasiums beschäftigt, die Somasker leiten das Institut Francesco Soave in Bellinzona. Christliche Schulbrüder finden wir in Freiburg, Neuenburg und Rue (Kanton Freiburg.)

Der Hauptorden der katholischen Schweiz ist der der Kapuziner mit 37 Klöstern (1909). Von diesen gehören zur

Kustodie	Luzern	12	mit	135	Konventualen
„	Baden	9	„	64	„
„	Solothurn	9	„	130	„
Provinz	Tessin	5	„	63	„
„	Tirol	2	„	7	„
	Summa	37	mit	399	Konventualen

Die Kapuziner haben ein Gymnasium in Stans.

Zu erwähnen sind endlich die Eremitenkongregation in Luthern, sowie die Niederlassungen der Salesianer in Ascona, Maroggia, Zürich und Brig.

Der Vollständigkeit halber seien hier — nach Büchi 1902 — die sonstigen katholischen männlichen Lehranstalten aufgezählt. Da ist zu nennen zunächst die Universität in Freiburg, dann die Priesterseminare zu Luzern, Lugano, Chur, St. Gallen, Freiburg und Sitten. Gymnasien sind, soweit sie hier in Betracht kommen, das heißt katholische — sei es ex officio oder im Lehrkörper — oder doch unter katholischem Miteinfluß stehende, zu nennen in Freiburg (Kolleg St. Michael, deutsch und französisch), das internationale katholische Kolleg in Lausanne, Ascona (päpstliche Lehranstalt, Gymnasium und technische Schule), Balerna (Kolleg Don Bosco, Handelsschule, Gymnasium), Altdorf (Staatsgymnasium), Schwyz (Kolleg Maria Hilf, unter bischöflicher Leitung; Gymnasium, Lyzeum, Industrieschule), Sitten und Brieg (katholisches Staatsgymnasium), Estavayer (katholisches Knabenpensionat). Hierher gehören ferner das Knabenpensionat St. Michael in Zug, das bischöfliche Knabenseminar in Pollegio, das Institut in Olivone sowie die Lehrerseminare in Zug (freies Seminar), Hitzkirch (geistliche Leitung), Rickenbach (katholisches Seminar) und Altenryf (geistliche Leitung). Ein Knabeninstitut leiten in Gauglera (Bistum Genf-L.) die Schwestern vom Hl. Kreuz.

Gehen wir nunmehr zu den weiblichen Orden und Genossenschaften über. Wir haben Klöster der:

Benediktinerinnen: 7, je 1 in Basel, St. Gallen, Lugano, 4 in Chur.
Zisterzienserinnen: 7, je 2 in Basel, Genf-Lausanne, St. Gallen, 1 in Sitten.
Augustinerinnen: 2, je 1 in Lugano und Chur.
Dominikanerinnen: 6, je 1 in Basel und Genf-Lausanne, je 2 in Chur und St. Gallen.
Salesianerinnen: 2, je 1 in Basel und Genf-Lausanne.
Prämonstratenserinnen: 1 in St. Gallen.
Franziskanerinnen (nicht reformierte): 2, je 1 in Basel und Chur.
Kapuzinerinnen: 16, in St. Gallen 8, Basel 4, Chur 2, Genf-Lausanne und Lugano je 1.

Dazu treten noch verschiedene Orden usw., nämlich zunächst die Ursulinerinnen, über welche verschiedene Angaben vorliegen. Sie haben 7 Niederlassungen, nämlich 4 in Basel, 2 in Sitten und 1 in Genf-L. (vgl. Brunner, Die Schweiz, S. 371, 374 und 376 sowie Heimbucher, (Orden II 283). Ferner sind zu nennen die Spitalschwestern oder Hospitaliterinnen der hl. Martha, auch Barmherzige und Graue Schwestern genannt. Nach Heimbucher (III 551), Büchi (a. a. O 371—376) und Geigers Kalender sind im ganzen 10 Niederlassungen festzustellen, nämlich 5 in Basel, 3 in Genf-Lausanne und 2 in Sitten. Einige wenige Niederlassungen haben die Franziskus-Missionsschwestern (1 in St. Gallen), der Gute Hirt (1 ebenda), die Schwestern vom hl. Joseph (5 in Chur, 2 in Sitten), die Vinzentinerinnen (2 in Lugano), die Vorsehungsschwestern (1 in Basel, 3 in Lugano), die Oblaten des hl. Benedikt (Schwestern von der ewigen Anbetung), von denen 5 Niederlassungen konstatiert seien (je 2 in Basel und Chur). Genannt seien endlich die Frauen von der hl. Dreifaltigkeit (Lausanne), die treuen Gefährtinnen Jesu (Veyrier) und die Schwestern von der Opferung (Lausanne).

Es bleiben noch zu besprechen die zwei größten Kongregationen der Schweiz, die Gründungen des P. Theodosius Florentini: die Schwestern vom hl. Kreuz (Ingenbohl) und die Lehrschwestern vom hl. Kreuz (Menzingen).

Die letzteren verfügen in der Schweiz über 946 Schwestern an 210 Orten mit 308 Niederlassungen. Es entfallen auf das Bistum (1911):

Bistum	Orte		Niederlassungen		Schwestern	
Basel	38	Orte	67	Niederlassungen	292	Schwestern
Chur	82	„	121	„	267	„
G.-Lausanne	22	„	24	„	89	„
St. Gallen	44	„	66	„	196	„
Lugano	24	„	30	„	102	„
Summa	210	Orte	308	Niederlassungen	946	Schwestern

Dagegen haben die Ingenbohler Schwestern folgenden Bestand in den einzelnen Bistümern:

Bistum	Orte		Niederlassungen		Schwestern	
Basel	63	Orte	100	Niederlassungen	456	Schwestern
Chur	34	„	84	„	557	„
G.-Lausanne	32	„	53	„	202	„
St. Gallen	47	„	85	„	271	„
Lugano	8	„	10	„	38	„
Sitten	5	„	10	„	41	„
Summa	189	Orte	342	Niederlassungen	1565	Schwestern.

Am Unterricht der weiblichen Jugend, soweit es sich um höheren Unterricht handelt, sowie am Volksschulunterricht sind die weiblichen Orden rege beteiligt.

Die Benediktinerinnen haben in Münster (Graubünden) ein Töchterinstitut, die Zisterzienserinnen in Wurmsbach am Züricher See (Kanton St. Gallen) ebenfalls ein solches mit Haushaltungsschule. Das Erziehungsinstitut St. Katharina bei Locarno ist im Besitze der Augustinerinnen, das Institut St. Agnes in Luzern gehört den Dominikanerinnen, die auch eine Mädchenschule in Wyl leiten. Mädchenpensionate der Salesianerinnen finden wir in Solothurn und Freiburg. In Stans besitzen die Franziskanerinnen das Pensionat St. Klara mit Haushaltungskurs, Realschule und Lehrerinnenseminar; ein solches mit Realkurs befindet sich — unter Leitung der Kapuzinerinnen — auch in Zug (Mariä Opferung). Diese haben auch noch das Institut St. Giuseppe in Lugano, während die Franziskanerinnen noch die katholische Mädchenschule in Altstätten und ein Mädchenpensionat in Sitten leiten (Mariahilf-Kloster). Ein Orden, dessen Spezialaufgabe der Unterricht ist, sind die Ursulinen. In der Schweiz haben sie ein Pensionat in Pruntrut, ein Haushaltungsinstitut in Orsonnens, ferner ein Lehrerinnenseminar mit deutscher und französischer Realschule in Brig, Vorbereitungskurse zum Lehrerinnenexamen nebst Mädchensekundar- und Fröbelschule in Freiburg. Ferner sind sie in Sitten als Lehrerinnen an den Primar- und Sekundarschulen tätig. Die Schwestern von der Opferung Mariens haben ein Institut in Lausanne; daselbst befindet sich noch ein weiteres, von französischen Schwestern geleitetes Pensionat; in Neuenburg leiten die Barmherzigen Schwestern ein solches. Freiburg hat weiterhin ein Töchterpensionat der Vinzentinerinnen, während die Oblaten des hl. Benedikt — auch Olivetanerinnen genannt — in Heiligkreuz ein Seminar mit Realschule und Haushaltungskursen, in Wiesholz Haushaltungs- und Handelskurse leiten. Eine Haushaltungsschule dieser Kongregation befindet sich ferner in Dußnang (Thurgau), ein Mädchenpensionat in Melchthal. Ein Töchterinstitut (Konstantineum) besitzen ferner die St. Josephschwestern (III. Orden des hl. Dominikus) in Chur.

Die Ingenbohler Schwestern haben in ihrem Mutterhaus das große Institut Theresianum mit Realschule, Handelskurs, Seminarkurs, Haushaltungs- und Handarbeitskurs, in Estavayer ein Institut mit französischem Lehrerinnenseminar, in Ueberstorf (Kanton Freiburg) und Leuck (Kanton Wallis) Institute. Im übrigen sind die Schwestern beteiligt am Unterricht in zirka 50 Primarschulen, 24 Arbeitsschulen, 30 Waisenhäusern, 12 Haushaltungsschulen, 6 Erziehungsanstalten, 4 Taubstummenanstalten und 4 Sekundarschulen. Diese Zahlen sind nur annähernde.

Reichen Anteil am Unterricht nehmen auch die Menzinger Lehrschwestern. Zu nennen sind die Höheren Mädchenschulen in Rorschach (Stella maris) und St. Gallen, letztere mit Realschule, die Haushaltungsschule in Zug, die Pensionate in Menzingen, St. Croix in Bulle (Freiburg) und St. Anna in Lugano sowie das Pensionat mit Lehrerinnenseminar St. Maria in Bellinzona. Dazu treten ca. 130 Primar- und ca. 9 Sekundarschulen, etwa 5 Fortbildungsschulen, 10 Arbeitsschulen usw.

Klösterliche Mädcheninstitute bestehen ferner auch in Veyrier (treue Gefährtinnen Jesu), Ferney und St. Julien-en-Genevois, weltliche derartige Anstalten u. a. in Thun, Freiburg, Estavayer, Landeron (Kanton Neuenburg), Lausanne, Aigle (Kanton Wallis).[1]

[1] Für Interessenten mag mitgeteilt sein, daß die kirchliche Statistik der Schweiz durchaus mangelhaft ist. Die letzten Schematismen der Bistümer sind für Genf-Lausanne von 1907 (St. Pauls-Druckerei Freiburg), Lugano von 1895 (!) (Erben Fabrici Traversa), Chur von 1908 (A.-G. „Bündner Tageblatt"), Basel von 1911 (Union-Solothurn), Sitten von 1905 (wo erschienen, nicht zu ersehen), St. Gallen von 1911 (Ostschweiz). Sie enthalten fast alle lediglich Mitteilungen über die Namen der Geistlichen. An der Bibliothek des Kantons und der Universität Freiburg sind sie nicht (!) erhältlich, wohl aber in Bern. Mitteilungen mancher Art finden sich in: Büchi, „Die katholische Kirche in der Schweiz", München, A.-V.-G. 1902; Brunner „Die Schweiz", Neuenburg bei Attinger 1909, S. 367 fgd.; Heimbucher „Orden usw. der katholischen Kirche", Paderborn, Schöningh 1907; Katalog der Lehrschwestern vom hl. Kreuz, Menzingen 1911; Katalog der Schwestern vom hl. Kreuz, Ingenbohl 1911. Manche Daten hat das Herdersche Lexikon; einige Mitteilungen auch der — auch für die Schweiz unvollkommene — Webersche „Führer durch katholische Pensionate usw." (Baden-Baden bei Weber). Allerlei Mitteilungen haben endlich einzelne Bände der „Schweizerischen Kirchenzeitung" (Luzern).

Ein neues Bibelunternehmen.

Von J. Wahl.

Das Bedürfnis nach höherstehender, weite Kreise ansprechender und nutzbringender Belehrungs- und Erbauungsliteratur trägt von Jahr zu Jahr reichere Früchte. Eine besonders erfreuliche Erscheinung dieser Art ist das Unternehmen, das der Verlag Karl Ohlinger in Mergentheim mit der Herausgabe eines Buches unternimmt und beginnt, das von Theologen und Gebildeten nicht minder als von jedem katholischen Laien freundlichst begrüßt wird: Die Heiligen Schriften des Alten und Neuen Testamentes, nach dem Urtext übersetzt und populär-wissenschaftlich erklärt. Als erste Veröffentlichung dieses bedeutsamen Sammelwerkes erschien eben die Apostelgeschichte, übersetzt und erklärt von Dr. E. Dentler (LXXII u. 483 S., brosch. ℳ 3.–, geb. ℳ 4.20). Wenn die folgenden diesbezüglichen Erscheinungen dem vorliegenden in Form und Inhalt nur nahekommen, dann wird sich das Unternehmen zahllose Freunde schaffen. Zwar fehlt es ja keineswegs auf katholischer Seite an tüchtigen, wissenschaftlichen Bearbeitungen und Kommentaren zu den einzelnen Büchern der Hl. Schrift, namentlich des Neuen Testamentes, auch ist man bemüht, durch Herausgabe von einfachen Bearbeitungen der Hl. Schriften und ganz populären Bibelkommentaren und Schriftbetrachtungen das heilige Buch dem Volke näher zu bringen, aber eben für die Gebildeten wie für zahllose suchende und religiös besser interessierte katholische Laien fehlen noch Bibelausgaben und Erklärungen, die einerseits aufgebaut sind auf gründlicher, wissenschaftlicher Exegese, aber ohne den für den Laien ungewohnten fachmännischen Gelehrtenapparat, anderseits aber dargeboten werden in modern-populärer Form. Diese fühlbare Lücke soll durch dieses lobenswerte Unternehmen ausgefüllt werden; und wenn es so weitergeführt wird, wie es angefangen, dann berechtigt es zu den besten Hoffnungen.

Es ist eine glückliche Fügung, daß das Unternehmen gerade mit der Apostelgeschichte beginnt und ebenso glücklich ist die Wahl des Verfassers. Dentler ist bekannt als ruhiger, tiefgrabender Gelehrter, als vorzüglicher Exeget und Apologet mit gründlichem Wissen und leidenschaftslosem Urteil. Wenn man weiß, daß gerade das Studium der Apostelgeschichte zu seinem Lieblingsstudium gehörte und das Buch, wie es jetzt vorliegt, durch viele Jahre erst herangewachsen und gereift ist, dann versteht man die wirkliche Gediegenheit dieses Buches. Es ist etwas in seiner Art ganz Neues. Die Uebersetzung, die am Schluß der Erklärung wörtlich folgt, ist nach dem griechischen Originaltext geliefert. Derselben geht die Erklärung voraus. Diese ist so gehalten, daß in ihr der ganze Text (meist wörtlich) schon enthalten ist. Dadurch liest sich die Erklärung wie eine fließende, hochinteressante geschichtliche Erzählung, und gerade diese Art der Darstellung wirkt konziliant und spannend auf den Leser. Dieser hat also den Vorteil, „den ununterbrochenen Text der Apostelgeschichte überblicken und jede beliebige Stelle derselben jederzeit leicht nachsehen zu können". Am Anfang findet sich eine umfangreiche, alle Fragen beantwortende Einleitung in die Apostelgeschichte.

Was die Erklärung betrifft, so hat sie vor allem zwei große Vorteile: Sie läßt an Tiefgründigkeit und Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig und ist in dieser Hinsicht jedem wissenschaftlichen Kommentar gleichzuachten, und ist formell vornehm, stilistisch schön, prägnant und modern gehalten. Wo mit Gegnern und der sog. „Kritik" verhandelt werden muß, geschieht es in schonendster Form. Das berührt den Leser besonders angenehm und macht das ganze Werk vornehm. — Durch die Lektüre erhält der Leser ein lebenswarmes und getreues Bild der Geschichte der Urkirche mit ihren Kämpfen und Siegen. So wird das ganze Buch zu einer herrlichen Apologie des katholischen Glaubens und der Sakramentenlehre. Dem Buch noch eine weitere Empfehlung mitzugeben, ist unnötig. Wer den Verfasser kennt und das Werk studiert, der fühlt sich unwillkürlich gedrungen und verpflichtet, es zu empfehlen. Möge das auch äußerlich recht handliche und ansprechende Buch möglichst viele Theologen und Nichttheologen, Gebildeten und alle katholischen Laien im gegenwärtigen Kampfe um die Kirche im Glauben stärken und in der Liebe zur Kirche

festigen! Und möge der gelehrte Verfasser — das ist der andere Wunsch — recht bald als zweites Werk das Lukasevangelium folgen lassen. Der rührige Mergentheimer Verlag aber wird sich's angelegen sein lassen, in kurzen Zwischenräumen für weitere Erscheinungen Sorge zu tragen und so dem einzig dastehenden Unternehmen wie bis jetzt einen festen Grund, so in absehbarer Zeit einen glücklichen Abschluß zu sichern!

Modernistisches und Antimodernistisches.

Von Pfarrer H. Doergens, Traar-Krefeld.

Was heißt Martyrer, genauer Martyr? Zeuge, und zwar Zeuge für eine Tatsache; man ist niemals Zeuge für Ideen und Wünsche. Ausdrücke wie „Martyrer der Wissenschaft" zur Bezeichnung solcher, die im Dienste der Wissenschaft Gesundheit und Leben opfern, oder gar das stolze Wort vom „Martyrer des freien Gedankens" haben ihre Berechtigung nur in übertragenem Sinne. „Martyrem non poena, sed causa facit" sagt Augustinus, auf den Grund und die Ursache kommt's an, nicht auf die Tortur als solche. Unsere Martyrer sind Zeugen nicht für irgendeine subjektive Meinung, sondern für objektive Tatsachen, für jene Geschehnisse, auf denen das Fundament des Christentums ruht. Nur in diesem vollen, der Etymologie des griechischen Wortes martyr entsprechenden Sinne, sagt Christus zu seinen Aposteln: „Ihr werdet meine Zeugen (martyres) sein", nur in diesem Sinne antworten Petrus und Johannes der jüdischen Obrigkeit: „Wir können nicht unterlassen, das zu verkünden, was wir gesehen und gehört haben" (Apg. 4, 20). An der so gearteten Zeugenschaft nimmt die ganze erste Generation des Christentums teil; sie hat den Herrn persönlich gekannt, gesehen, gehört, gesprochen, „das Wort des Lebens" sagt der hl. Johannes (1. 1, 1) „mit eigenen Händen berührt". „Des sind wir alle Zeugen!" (Apg. 2, 32). Eine lebendige und ununterbrochene Tradition — verkörpert in der Stiftung Christi, der katholischen Kirche, — nimmt diesen Ruf auf, führt ihn weiter durch Jahrhunderte und Jahrtausende und läßt so die Missionare unserer Zeit, die etwa auf den Karolineninseln oder in China und Japan das Beispiel eines opferwilligen Todes geben, Anteil nehmen an der Zeugenschaft für die historischen Grundtatsachen des Christentums. Hier liegt der fundamentale Unterschied zwischen dem Blutzeugnisse der der katholischen Kirche angehörenden Glaubenshelden aller Jahrhunderte und dem Tode etwa einzelner Waldenser oder Hussiten, der dadurch veranlaßt wurde, daß diese sich weigerten, auf ihre eigene, wenngleich religiöse Meinung zu verzichten. Ein gleiches Maß für beide Erscheinungen gibt es deshalb nicht. „Selbst angenommen", sagt der französische Historiker Allard (Dix leçons sur le Martyre, Paris, V. Lecoffre, 1907, S. 312) „Mut, Ueberzeugungstreue und aufrichtige Wahrheitsliebe wären auf beiden Seiten gleich groß, der objektive Wert des jeweiligen Blutzeugnisses ist total verschieden, oder vielmehr nur die ersteren haben das Recht auf den Titel Martyr."

Woher denn die Verkennung eines historisch gegebenen und gewordenen Terminus, wie sie z. B. beim Jatho-Fall in die Erscheinung trat? Es ist Kantische Philosophie mit ihrer Lehre von der Autonomie des Individiums, mit ihrer Hintansetzung der objektiven Tatsachen und der Verinnerlichung und Relativierung des religiösen Lebens. Alles, was von außen als Wirkung Gottes an das Bewußtsein des Menschen auch nur herantreten könnte, wird in den Hintergrund gedrängt, das subjektive Moment zum ausschlaggebenden Faktor im gesamten modernen Geistesleben erhoben. Nur einen festen Punkt gibt es in der Erscheinungen Flucht: das ist unsere eigene, durch die Einbildungskraft unserer selbst geschaffene imaginäre Innenwelt. Um diese rotieren wir, aus deren Tiefe steigen jene Phantasmata auf, die unser Gefühlsleben mit Gewalt ergriffen sein lassen von der Kraft des Unendlichen. Diesen Regungen nachzustreben und für deren Ehre den Heldentod zu sterben: das ist des Menschen höchstes Glück und reinstes Martyrium! Und doch: ob wohl jener Arme, der da hungert und friert, zufrieden ist mit einem Projektionsbild des schnöden Mammon? Wieviel Elend könnte da aus der Welt geschafft werden! Ohne alle und jede Objektivität läßt sich der Wert des Lebens niemals restlos erklären. Darum sieht sich sogar ein Blatt wie die „Christl. Welt" (Nr. 45 vom 9. November 1911) genötigt, das Glaubensbekenntnis Traubs, nach dem „eine objektive Summe von Gedankenaussagen und Motiven nicht zur Gemeinschaftlichkeit der Religion gehört", zurückzuweisen. Darum unterscheidet die liberal-protestantische Theologie unserer Tage bei den Christophanien des N. T. zwischen „subjektiver Visionshypothese" als einem bloßen Reflex des Bewußtseins der Apostel und „objektiver Visionshypothese" als einer Wirkung Gottes und Christi auf das Seelenleben der Jünger (Christl. Welt, Nr. 15 vom 8. April 1909). Welch ein Ringen zwischen Mensch und Gott, zwischen Glauben und Wissen, Realität und Intensität! Luther wie Kant haben die rationalen Fundamente der Religion preisgegeben. Trotzdem: um diese und damit um alle absolute Gewißheit tobt auch heute noch der Kampf und wird zur Sisyphusarbeit werden noch für viele Generationen! Seifenblasen und Luftgebilden nachzulaufen ist aber Kindesart, im besten Falle ein dreimal süßer Irrtum, entspricht aber nicht der Würde des gereiften Mannes, der aus seiner Erkenntnis jene rechte religiöse Wärme und Tatkraft schöpft, die stand hält unter allen Umständen. „Niemand kann das minnen, was er in keiner Weise erkennt", so lautet der Leitgedanke der echten Mystik (Braig: Was soll der Gebildete von dem Modernismus wissen? Frankf. Brosch. Bd. XXVIII. Heft I, V. 15). „Es ist bewundernswert, mit welcher immanenten Logik die katholische Kirche auf Grund dieser Voraussetzung ihr Dogmensystem entwickelt und gegen allzu kühne Neuerungen schützt", schreibt der nicht auf dem Boden der katholischen Kirche stehende Bonner Privatdozent Dr. Verweyen (Philosophie und Theologie im Mittelalter, Bonn, Cohen 1911 S. 133). Weil Gott die Sonne der Objektivität ist, der realste und rationalste Grund und Zweck alles Seins, darum hat er unser Auge sonnenhaft erschaffen und wünscht nichts sehnlicher, als daß er in diesem sich widerspiegelt bis auf den tiefsten Grund unserer Persönlichkeit. Insofern gilt auch uns das Wort vom „Erleben", vom Geiste Gottes, der im Sturmwind daherfährt und die Tiefen der Seele erschüttert mit seiner Feuerskraft! „Es gibt Erkenntnisse", sagt Schell, „die nur im Sturme reifen. Es gibt Kräfte, die nur in Flammengluten wirken; es gibt eine Liebe, für die nur die Gesamtheit aller Sprachen der genügende Ausdruck ist." Wohin die Methode der Immanenz führt, wenn sie einmal ganz sich selbst überlassen bleibt, zeigt eine kleine Episode, über die Lutoslawski in seiner Bekehrungsgeschichte im „Hochland" (Oktober 1911) berichtet: „In einem großen Kinderasyl wurde ein Diebstahl begangen, und man suchte die Schuldigen unter dem Personal. Niemand wagte eine ältere, sehr fromme Frau, von der allgemein bekannt war, daß sie täglich die Kommunion empfange, auch nur zu beargwohnen. Als sich dennoch herausstellte, daß gerade diese fromme, alte Frau schuldig war, bekannte sie ihre Tat unverfroren, und als die Vorsteherin des Asyls sie befragte, wie es denn ihr möglich geworden sei, trotz ihrer täglichen Kommunion einen Diebstahl zu begehen, antwortete sie stolz: „Gerade deswegen, weil mich der Heiland so liebt, durfte ich es mir erlauben!" Ob dies das Reich ist, in dem der Fromme König ist? Oder ob hier das Reich der Verneinung sich auftut? Jenes Reich, in dem das Gefühl alles überwältigt, das Denken verschlingt und den Herrn der Welten gefangen nimmt und ihn vor den Pilatusthron der Magie und des blinden Fatums führt!

Vom Büchertisch.

Arthur Schleglmünig: Plastik in Unterfranken. (Verlag Willibald Ratz in Nürnberg.) M. 25.—. Eine erfreuliche Tatsache der Gegenwart ist das Emporstreben der Kunst wie des Kunsthandwerkes. Nicht nur Meister mit akademischer Bildung, auch Männer, die autodidakt aus dem Volke hervorgegangen sind, leisten hierin sehr Schätzenswertes. Ein solcher „selbstgemachter Mann" ist Arthur Schleglmünig in Würzburg. Das Erbe Riemenschneiders und Wagners wird von ihm treu hochgehalten und weitergegeben. Gerade an Wagner, dem Meister der Figuren im Würzburger Hofgarten, hat Schleglmünig viel gelernt und ihn an Kunstfertigkeit völlig erreicht. Vielverbreitet sind des tatkräftigen Meisters Werke. Im Münchener Waldfriedhofe (Grabmal des Herrn Direktors Amon) ist er vertreten. Nach Budapest lieferte er Gartenfiguren. Am meisten und liebsten aber arbeitet er für die Heimat, im heimischen Kalk- und Sandsteine des Frankenlandes, in dem er geboren und für das er leibt und lebt. Der Hofgarten, der Friedhof, die Kirchen und Profangebäude Würzburgs, sowie zahlreiche Gärten und Friedhöfe Frankens weisen die mannigfachsten Werke von ihm auf. Aus diesen hat der Verlag Willibald Ratz in Nürnberg 40 Stücke in trefflich geratenen Lichtdrucken dem allgemeinen Publikum zugänglich gemacht, ein Werk, das den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" bestens empfohlen werden kann. Dr. Th. J. Scherg.

Joseph Bech: „Martha. Ein episch-lyrischer Sang aus dem Pfälzerland". Mit Buchschmuck von P. W. Hartwein. Verlag D. Meininger, Neustadt a. Hdt. 8° 172 S. geb. M 3.—. Die Handlung spielt zur Zeit der „großen" Revolution. Heldin ist eine jugendliche Adelige, Held ein bürgerlicher junger Förster. Durch allerlei Schweres: Gefahren und Leiden, finden die beiden liebenden Herzen den Weg zum Lebensbunde. Ein traulicher „Sangesmund" steht hinter dem Ganzen, das sich anmutigen Vortrages und einzelner wirklich wertvoller Teile rühmen darf, zumal unter den rein lyrischen Einwebungen. E. M. Hamann.

Jack London: „Wolfsblut (White Fang)", in autorisierter Uebersetzung von Marie Laue, illustriert von W. Heubach. Verlag Friedrich Ernst Fehsenfeld, Freiburg i. Br. Band 9 der Sammlung „Die Welt der Fahrten und Abenteuer". 8° 419 S. geb. M 4.—. Wohl noch nie ist die sogenannte Tierseele „psychologischer" erfaßt

worden als in diesem „Tierroman", der tatsächlich an dem Wesen des Tieres, wie die Verlagsanzeige sagt, nichts zu ändern scheint. Nach einem die eigentliche Handlung einleitenden Teile, der die Wolfswildheit bis zum mysteriösen Grausenerregen packend schildert, ist das Leben eines jungen Wolfes in der Freiheit, dann unter der tyrannischen, endlich unter der liebenden Zucht des Menschen das Thema der oft zündenden, gegen das Ende zu sogar erschütternden Darstellung. Das eigenartig fesselnde Buch kann auch erziehlich wirken; doch setzt es nicht allzu jugendliche Leser voraus. E. M. Hamann.

E. Faust und M. Thalau: „Weggefährten", ein epistolarer Roman. Verlag Johannes Waitz, Darmstadt. 8° 248 S. ℳ 2.80 und ℳ 3.60. Die Briefe werden gewechselt zwischen zwei lebenserfahrenen unverheirateten Freundinnen, die im Kreise der Familie das Ideal echter Mütterlichkeit hochhalten und auswirken, indem sie junge Menschen erziehlich fördern, ältere wohltuend stützen, sich selbst dabei innerlich immer mehr festigen und aufbauen. Edles, tiefgebildetes Frauentum innerhalb der Häuslichkeit könnte man als Thema der erfreulich lebendigen, frischen Darstellung bezeichnen. E. M. Hamann.

Richard Zoozmann: „Zitaten- und Sentenzenschatz der Weltliteratur alter und neuer Zeit. Eine Sammlung von Zitaten, Sentenzen, geflügelten Worten, Aphorismen, Epigrammen, Sprichwörtern und Redensarten, Inschriften an Haus und Gerät, Kinderreimen, Gesundheits-, Wetter- und Bauernregeln, Totentanzversen, Marterln, Grabschriften usw. nach Schlagworten geordnet und herausgegeben. Neue wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage." Verlag Hesse & Becker, Leipzig. 8° XV. und 1712 Spalten. Das an sich hochinteressante, überaus reichhaltige Nachschlagewerk eignet sich seiner ganzen Anlage nach zu einem Hausbuche und wird es fraglos mit der Zeit immer mehr werden. M. Rast.

Johannes Baute: „Pilgerlieder". Verlag R. van Acken, Lingen a. Ems. 8°. 146 S. geb. ℳ 1.25. Dem vorliegenden Bande anspruchslos inniger Gedichte ordnen sich als Schlußteil 16 Gedichte: „Auf der Fahrt ins Heilige Land", ein. M. Rast.

Albert Trautmann: „Hämmlinger Skizzen". Ebenda. 8° 246 S. ℳ —.—. Diese kraftvollen Bilder aus dem höchsten hannöverschen Gebirge vermögen auch den künstlerisch anspruchsvollen Leser zu befriedigen. In den häufig angewendeten Dialekt muß und kann man sich hineinlesen, — „es lohnt sich!" M. Rast.

Adam Langer: „Der Prozeßgeist". Landeck in Schlesien. Selbstverlag. 8° 435 S. geb. ℳ 4.—. Der greise Autor gesellt in diesem Werke seinen zahlreichen Schriften einen kulturhistorischen Roman aus dem neunzehnten Jahrhundert hinzu. Die von genauer Volkskenntnis zeugende Darstellung der breit ausladenden Handlung zieht den Lauf des ungefähr insgesamten vergangenen Säkulums herein. M. Rast.

Scaramelli, S. J., Joh. Bapt. Geistlicher Führer auf dem christlichen Tugendwege. Anleitung zur Askese. Bearbeitet von einem Priester der Gesellschaft Jesu. 5. Aufl. 2 Bände. XVI, 510 u. VIII, 456 S. Regensburg 1911. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. Broschiert ℳ 5.40. In hocheleg. Org.-Hlbfrzbd. ℳ 8.40. Der italienische Jesuit Scaramelli († 1752) gehört zu den geschätztesten aszetischen Schriftstellern. In einer dreißigjährigen apostolischen Laufbahn konnte er einen reichen Schatz von Erkenntnissen und Erfahrungen sammeln, die er vornehmlich in seinem berühmten Werk „Direttorio ascetico" niederlegte. Er behandelt hier gediegen und gründlich Wesen, Mittel und Hindernisse der christlichen Vollkommenheit und die wichtigsten Tugenden. Dieses für Theologen, Ordensleute und Laien gleich geeignete Werk erscheint nun zum fünften Male unter dem Titel: „Geistlicher Führer" in einer bei allem genauen Anschluß an das Original durch Fortlassung geschmackloser Erzählungen verkürzten Fassung. Dadurch hat das Buch an Beliebtheit gewonnen, wie seine Verbreitung in Deutschland und seine Uebersetzung ins Ungarische beweist. Dr. Weber, Boppard.

Zu deinen Füssen.

Still sass ich zu deinen Füssen
Im Abendsonnenschein.
Der Rosen berauschende Düfte
Süss wehten vom Garten herein.

Auf deiner edlen Stirne
Lag ernster Gedanken Spiel,
Wie träumend schweifte dein Auge
Hinauf zum ewigen Ziel.

O sieh nur die goldenen Wolken!
Sie säumen den Himmel ein,
So sprachst du mit sinnigem Lächeln,
Wie schön muss dort oben es sein!

Mir aber schien es, der Himmel
Er habe geöffnet sich weit
Und über uns ausgegossen
Glückjauchzende Seligkeit.

Alinda Jacoby.

Treuholds Hof.

Eine Skizze von Eugen Mack.

Frostig weht der Wind, wilder Wind. Und er packt das grüne Korn und legt es. Da liegt's, ein geworfen Heer von Halmen. Und doch ist's Frühsommer, Frühsommer sonst so lieb und lind, diesmal so feucht, rauhfrisch, manchmal kältend. Der Treuholdbauer macht seinen Sonntagsgang. Ein böser Anblick. Und doch soll bald Ernte sein. Teure Zeiten, schiefe Zeiten, so wie das grüne Korn, das geworfene Korn, der ganze Handel mit Vieh gesperrt und im Amtsblatt eine Verordnung um die andere von wegen der Seuche im Stall. Wie soll das enden?

Und Treuhold schaut mit bekümmertem Blick über sein Feld; er rechnet und denkt und er hält die Hand unters Kinn und den Zeigefinger vor die Lippen. Ja, ja im alten Spind, im Hausbuch, da ist ein Jahresüberschlag eingetragen. Der stimmt nicht. Mindestens was er an Ueberschuß zum Voraus ausgerechnet, das hat er Nachsehen, am End' noch mehr. Und dann die Interessen, die er bezahlen soll.

Am Himmel fahren die Wolken bleigrau . . ., Regenwolken, die gießen nur so, daß das Korn fast ersäuft. Hat's denn gar kein Aufhören? Regen, Regen, immer Regen.

Die Interessen, die Prozente . . ., nein, er bekommt's nicht heraus. An den Kirschbaum lehnt er sich nun neben dem Acker mit dem geworfenen Korn, an den Kirschbaum, dessen Kirschen fast auf dem Baume faulten. Und wie's mit den Kirschen war, denkt er, so wird's im ganzen Baumgut sein. Wenig Obst, fällt vor der Reife, kommt nicht auf den Markt, muß in die Moste unreif; der Most hält nicht.

's ist ein trübes Denken. Die Steuern werden fast größer werden als der Betrag des nicht mit Schulden belegten Versteuerten.

Schlechte Zeiten! Das hat der Vater dem Nikolaus noch auf die Seele gebunden: Komm's, wie's will, verkaufen tu mir's nicht! Es liegt die Arbeit von acht Treuholden im Gut; seit dem dreißigjährigen Krieg furcht der Pflug der Treuhold durch die Aecker.

Acht Treuhold . . . und der alte Grund, acht Generationen Arbeit und nun doch Schulden über Schulden . . .

„Uns ist die Zeit zu rasch gegangen," hat der Vater oft noch gesagt. „Man kann sie nicht am Halfter halten. Aber verkaufen tu mir's Gut nicht, keinen Morgen und kein Tagwerk davon! Tu's nicht!"

Und wir haben ihm ein Grab gegeben im Dorfkirchhof, denkt der junge Treuhold, und es wäre gegangen, aber der Heinrich, der Student, hat bares Geld gebraucht. Seinen Teil mußte ich ihm blink und blank geben und schicken, blink und blank . . . aufgenommenes Geld! Mein Gott, 's ist eine Saat, die den Hof frißt, denn jetzt schon gehört er mehr als halb dem Juden, mehr als halb.

Die Sonne schaute eben herfür; die Wolken waren auseinandergefahren. Die Sonne ging strahlend über den Wald.

Ja, der Wald gehört ihm fast ganz, der Wald, der alte Brave, der Treuholden bester Bursch', der hat immer auf Martini Geld ins Haus gebracht und hat allein die Ehhalten bezahlt.

Und Nikolaus Treuhold blickte über den Wald, über dem die Sonne leuchtend hing, wie eine silberne weinende Träne. Und um sie war Abendrot . . . blutigrot.

Der Bauer lehnte am Kirschbaum. Es rauschte der Wind, fröstelnd und feucht. Tropfen fielen vom Baum.

Den Feldweg her kam einer. Der schaute sich um und fuchtelte mit dem Stöckchen und blickte zum Wald und wieder zum Hof, als wollte er sagen: Umhauen sollte man dich und aus dem Hof an der Feldaach eine Papierfabrik machen.

Ja, das möchte der Bergemann, der Jud'. Und mit dem Wort Papierfabrik liegt er dem Treuhold längst schon im Ohr und schwätzt von Herrendasein.

„Papierfabrik!"

Der Treuhold geht ein paar Schritte vom Baum weg. Die Hand hält er vors Gesicht. Der Sonne zu muß er schauen und etwas seitwärts, hinab zum Hof.

„Herrendasein!" Ist das nicht ein Herrendasein, wenn man freier Bauer ist auf seinem Grund?

Und er stößt den Fuß auf den Gemarkstein, als wollt er rufen: Zum Kuckuck, daß ich's nicht bin.

Da hebt der Kommende sein Strohhütchen mit dem farbigen Band: „Na, machen mer saure Miene am Schabbes?"

Und schon klopft Bergemann auf Treuholds Schulter. Was will er wieder? Seinen Zins, seinen Wucherzins. Und er drängt und drängt, auch eine Heimzahlung will er jetzt, er braucht Geld; er muß spekulieren an der Börse.

Bergemann und Treuhold reden hin und her. Die Sonne sinkt. Feiner Sommernebel spinnt zwischen Schollen und Wolken. Und immer trüber wird's dem Nikolaus Treuhold. Der weiß nicht wo aus. An den Juden soll er seinen Hof verschachern, am Aushausen sei man ja doch — o dieses „man" — auch die Hopfen stehen wie lackiert, so rostbraun.

Wie der Jud' zu reden weiß!

Keiner meint's ja mit dem Treuhold so gut. Und jetzt ... oder nimmer! Wenn aber nicht, so schloß Bergemann zuletzt, so müsse die ganze Summe gekündigt werden und besser, er lege die Hand auf das Gut — und er fuchtelte wieder mit dem Stöckchen — als wenn es unter dem Hammer müßte.

Da reißt dem Nikolaus Treuhold die Geduld. Er ruft: „Nun, ich weiß, mit Euch hätte ich nie Kirschen essen sollen. Unter dem Hammer ist's noch nicht, und verkauft wird's nicht, solange ich noch da bin, meines Vaters Sohn. Schert Euch!"

Das war scharf gesprochen. Bergemann hätte scharf erwidern wollen, aber es war doch geratener, einzulenken; er zwinkerte mit den Augen und fing wieder ruhig zu reden an.

Aber der Bauer hatte gesprochen, und er schwieg. Und als der Jud' nicht ging, ging er.

Und er murmelte in den Bart: „Gut Nacht, mein Gut! Ich verkauf' dich nicht. Und ich reiß' den Hopfen nicht raus, der muß mich rausreißen, und ich hau' den Wald nicht um, der muß mir aufhelfen."

Wie das gehen sollte, das war die große Frage.

Dem Dorf zu ging der energische Mann, eine Träne im Aug'. Seit er den Vater in den Sarg gelegt, hatte er nimmer geweint, aber er weinte heute, weil's immer bergab ging, seit der Bruder falliert, und er hatte doch seine Schuldigkeit getan.

In den Dorfkirchhof trat er ein. Dort in der Ecke bei der Kirchhofmauer blieb er stehen. Da liegt ein freier Bauer, sein Vater.

Und er nimmt den Hut in die zitternde Hand und ihm schlottern die Knie, und er schaut hin und weint und schluchzt. Es tut ihm halt gar weh.

„Vater, jetzt ist's gar grausam. Was kommt, läßt sich nimmer am Halfter halten. O blick' in unser salzig Leben aus deiner süßen Ruh! Duld's nimmer, Vater, duld's nimmer!"

Und es schüttelt ihn vor Leid.

Da steht einer hinter ihm und sagt: „Aber Nikolaus! Ich weiß wohl. Kameraden sind wir, seit wir's Abc gelernt beim alten Haier ......"

Der Treuhold: „Schultheiß, du? Gelt, ich bin mit den Steuern im Rückstand ..."

„Laß die Steuern! Heut laß dir die Hand schütteln! Ich komme von der Stadt und ..."

Treuhold blickt aufs Grab und wieder auf.

„Und dir wird geholfen. Die Wasserversorgungsfrage ist gelöst. Denk, dir kommt's zugut. Dein Grund hat Quellen. Das Wasserrecht sollst der Stadt verkaufen."

„Wasser und den Grund?"

„Was Grund, nichts Grund."

„Das Wasser, o das Wasser, das gebe ich gern, die Wiesen am Wald sind so wie so zu naß."

„Und einen schönen Prozenten zahlt dir die Stadt für das Wasser und ein schönes Angeld. Tun's oder nicht?"

„Schultheiß, ich tu's. Denn das darf ich verkaufen. Vater, gelt? Das Wasser schon, nur nicht den Hof und die Hopfengärten und die Aecker und den Wald ..."

Der Mond hing am Himmel. Und die beiden beteten am Grab des alten Treuhold und sie gingen heim ... Wenige Tage vergingen. Da legte Nikolaus Treuhold die Abschrift des Vertrags mit der Stadt in den Spind. Und er zahlte Bergemann sein entliehenes Geld zurück. Sein Hof, sein Wald, alles war gerettet.

Mondnacht am Lago Maggiore.

Die trotzigen Berge, sie liegen im Schnee.
Und ihnen zu Füssen der funkelnde See,
Wie ein smaragdener Edelstein,
So glänzt er im kühlen Vollmondschein.

Ich weiss eine Barke am Felsenrand,
Sie zieht durch die Fluten ihr Silberband,
Wenn über die Berge der Mondschein schaut
Und seine silberne Brücke baut.

Ich weiss auch die Insel, wohin sie zieht.
Vom Ufer her klingt ein deutsches Lied,
Ein Lied, das mit seinem süssen Klang
Sich zitternd in meine Seele sang.

Und meine Seele sinnt oft im Traum
Und folgt in Sehnsucht dem Silbersaum
Der Barke, die lautlos den See durchzieht,
Wenn über die Berge der Vollmond sieht.

Eugenie Taufkirch.

Bühnen- und Musikrundschau.

Zwei Premieren der Hofbühnen fielen infolge von allerhand Verschiebungen auf den gleichen Abend. Im großen Hause wurden Humperdincks „Königskinder" in der Opernform, zu welcher der Komponist das ältere Melodram neuerdings ausgebaut hat, unter Röhrs Leitung mit Wolf und Frau Bosetti in den Hauptrollen erstmalig mit lebhaftem Erfolg gegeben. Das Königliche Residenztheater brachte als Uraufführung Paul Heyses Trauerspiel „Die schwerste Pflicht", sowie die Premiere der Ganghoferschen Dorfkomödie „Tod und Leben". Ein Referat über den Opernabend wird später nachzuholen sein. Die Urpremiere Heyses, welcher der große Dichter nicht beiwohnte, fand sehr herzliche Aufnahme. Ein erblich belasteter Mann fühlt den Wahnsinn heranschleichen und fordert von seinem Freunde, ihm den Selbstmord zu erleichtern, dadurch, daß er der zitternden Hand, mit der der Kranke die Schußwaffe hält, die richtige Bahn weist. Der Gewissenskonflikt des Mediziners wird dadurch kompliziert, daß der Arzt und die Gattin des Unglücklichen sich lieben. Nicht die Tat an sich trennt nach des Dichters Theorie die Liebenden, sondern die durch den Tot entstandene Möglichkeit, sich zu besitzen. Heyse hat seine spannende, aber auch quälende Handlung mit den Mitteln vornehmer Kunst gestaltet. Das Ende bringt jedoch keine Lösung. Die „Freundestat" wird immer schwer auf der Seele des Arztes lasten. Der düsteren Tragödie folgte eine sehr drastische Dorfkomödie „Tod und Leben" von Ganghofer. Eine Leichenfeier und das Tauffest eines unehelichen Kindes werden im gleichen Wirtshaus begangen. Der Alkohol bringt die Geister zueinander. Geheimnisse kommen zu Tag; die Tote ist untreu gewesen, der Witwer kommt in Wut, wirft die ganze Gesellschaft raufend zur Türe hinaus und beginnt mit der Kellnerin — sagen wir einmal — ländlich zu flirten. Manches ist gewiß komisch; auch mögen die Reden in ihrer Urwüchsigkeit „glänzend beobachtet" sein, allein das Ganze wirkt auf mich abstoßend. Dieser Komik ist doch viel Roheit beigemischt. Das lebhaft applaudierende Publikum schien diese Empfindungen nicht zu teilen. Ich finde die Wahl dieses Stückes und diejenige des den Schluß bildenden Thomaschen „Lottchens Geburtstag" (trotz des Beispiels des Wiener Burgtheaters) für eine Hofbühne mehr als deplaziert. (Aber der „Simplizissimus"-Mann ist nun einmal Hahn im Korbe.)

„Die fünf Frankfurter". Mit diesem Lustspiele Karl Rößlers gewann das Münchener Schauspielhaus ein zugkräftiges Stück, das eine hübsche Anzahl von Wiederholungen erleben wird. Die Komödie spielt in der Frankfurter Judengasse, woselbst sich um die Witwe des ersten Rothschild ihre fünf Söhne versammeln, die am Frankfurter Stammsitze, in Wien, Paris und Neapel für die Befestigung und Ausbreitung der vom Vater begründeten finanziellen Weltmacht tätig sind. Die komischen Möglichkeiten dieses Milieus hat Rößler mit psychologischem Scharfblick erkannt, er meidet das nur Karikaturistische und hat besonders in der an der Tradition ihrer Väter festhaltenden Mutter eine feingezeichnete Gestaltung von geistiger Ueberlegenheit geschaffen. Dichterische Phantasie Rößlers ist es nun freilich, Charlottchen, die Tochter des Wieners, auf einen auch noch so verschuldeten Herzogsthron im Taunus setzen zu wollen im Zeitalter Metter

nichs! 1822 vermerkt der Theaterzettel, also ein Jahrzehnt, nachdem der Fürst-Primas der Frankfurter Judenschaft die bürgerliche Rechtsgleichheit gegeben hatte. Memoiren aus dieser Zeit wissen sehr anmutig zu erzählen, wie die neuen Freiherren noch nicht wagten, in Patrizierhäusern auf dem angebotenen Sessel Platz zu nehmen. Charlotte schlägt die Hand des fürstlichen Freiers aus und nimmt diejenige ihres noch jugendlichen Oheims. Es ist durchaus nicht die Handlung an sich, sondern Charakterzeichnung, Sprache und Gehaben der handelnden Personen, die dem Stücke seinen Reiz geben. Nicht auf der Höhe dieser differenzierten Komik steht die zum mindesten überflüssige Figur des Geistlichen im Gefolge einer Fürstin Klausthal. Das Stück wurde sehr hübsch inszeniert. Die Darstellung bewegte sich auf der vom Dichter vorgezeichneten Lustspiellinie, ohne zu derberen Mitteln zu greifen. Auch der Dialekt wurde gut getroffen; besonders Frau Glümer und Herr Waldau ragten aus dem Ensemble künstlerisch hervor. Für den Autor, der einen leichten, alpinen Unfall erlitten, dankte Direktor Stollberg.

Aus den Konzertsälen. Zugunsten der Felix Mottl-Stiftung hatte man in dem mit Mottls lorbeerumrankten Büste geschmückten Kgl. Odeon eine Mottl-Gedenkfeier veranstaltet. Der Berliner Generalmusikdirektor Dr. Muck dirigierte Beethovens „Eroica" (composta per festeggiare il sovenire d'un grand uomo) und Karfreitagszauber, Verwandlungsmusik und Schlußszene des dritten Aktes aus „Parsifal". Er weiß Großzügigkeit mit feinster Detailausmalung zu verbinden. Seine Direktion besitzt suggestive Kraft. Der Kapellmeister wurde geradezu stürmisch gefeiert; seine Leistung rechtfertigte in der Tat den hohen Ruf, der ihm vorausgeht. Hoforchester und Lehrergesangverein folgten seinen Intentionen mit hervorragendem Gelingen. Felix von Kraus sang den Gurnemanz mit berückendem Stimmglanz, auch Matthäus Römer (Parsifal) und Brodersen boten stimmschöne und verinnerlichte Kunst. Das unter dem Protektorate der Frau Prinzessin Rupprecht von Bayern stehende Festkonzert wies sehr guten Besuch auf. Neben den einheimischen hatten auch viele auswärtige Fürstlichkeiten durch den Beitritt in ein Ehrenpräsidium ihr Interesse bekundet. Die prominenten Vertreter von Münchens erster Gesellschaft waren nahezu vollständig erschienen. Neben dem hohen künstlerischen Ergebnis wurde auch ein namhaftes materielles erzielt, das im Sinne des verstorbenen Meisters ringenden jungen Musikern zugute kommen soll. — Die erste Aufführung von Hugo Kauns 2. Symphonie bot Prill im 15. Volkssymphoniekonzert. Er hatte sich mit liebevoller Sorgfalt der technisch interessanten, aber keine stärkeren Eindrücke hinterlassenden Musik angenommen, von viel bedeutenderer Wirkung war die Wiedergabe der Ouvertüre-Phantasie „Romeo und Julia" von Tschaikowsky. Saint-Saëns Klavierkonzert in G-moll spielte Norah Drewett mit bravouröser Technik und starker Einfühlung. Erfolgreiche Klavierabende waren in dieser Woche zahlreich. Zu dem zur Zentenarfeier vielgespielten Liszt steht Gisela Göllerich in einem wahren künstlerischen Verhältnis, den auch Sev. Eisenbergers oft bewährtes, virtuoses Können meistert. Bei P. O. Möckel interessierte besonders die Sonate von Cyrill Scott, der von den Neufranzosen beeinflußt koloristische Feinheiten bietet. Möckels pianistische Kunst trat bei Tschaikowsky und Schumann besonders günstig zu Tage. Auch Nadine Landesmann, die gemeinschaftlich mit einer stimmbegabten und wohlgeschulten Sängerin Anna El-Tour konzertierte, besitzt technische Reife und starke Empfindung. — Neu war uns der Geiger H. Berkowski, dessen technisch hochstehende, aber etwas herbe Bachinterpretation ehrende Aufnahme fand. Pauer ist uns schon lange als ausgezeichneter Pianist bekannt, mit Karl Wendling einem glänzenden Geiger, und einem künstlerisch gleichstehenden Violoncellisten A. Saal bildet er eine Stuttgarter Trio Vereinigung, deren feines Zusammenspiel entzückte. Kompositionen Ansorges, Regers, Schönbergs, R. Straußens u. a. zu Dehmelscher Lyrik, sowie Verse, die Rich. Dehmel Chopin'schen Tönen untergelegt, sang Thea v. Marmont mit Hingabe, wiewohl wir die Künstlerin schon günstiger disponiert hörten. Dehmel rezitirte eigene Verse. Vor Jahren in München gröblich verhöhnt, wird er heute von jugendlichem Anhang gefeiert; aber vortragen kann er heute noch nicht. Der Rezitator Dehmel wirkt als des Lyrikers Dehmel ärgster Feind!

Verschiedenes aus aller Welt. Zu Friedrich des Großen 200. Geburtstag bot die Berliner Hofoper eine Festdichtung: „Der große König", die in verschiedene Bilder zerfiel. In der Reihe dieser Genrestücke, an denen der Musiker, Maler und Inszenierungskünstler mitwirkten, nahm nach Berichten der Text Jos. Lauffs den bescheidensten Rang ein. Die stimmende Kraft der Darbietungen ging vor allem von der Musik aus, sie bestand durchwegs aus Kompositionen oder bearbeiteten Motiven Friedrichs des Großen und übte in zierlichen Menuettklängen, schwermütigen Weisen und temperamentvollen Märschen einen eigenartigen Reiz aus. Größeren literarischen Wert werden den Bildern aus dem Leben des Königs „Drei Siege" von Leop. Adler zuerkannt. Die Trilogie wurde in Köln, Hannover und Königsberg erfolgreich gegeben. — Paul Harms' „Schlacht bei Liegnitz", die in Lübeck in Szene ging, wird als wirksame Belebung vaterländisch-historischer Erinnerungen bezeichnet. — Mit großem Erfolge wurde in Köln ein liebenswürdiger musikalischer Einakter „Die Nachtigall" von Karl v. Kaskel aufgenommen. — Das nach kurzer Zeit abermals von Zahlungsschwierigkeiten heimgesuchte „Komödienhaus" in Frankfurt a. M. wird in ein Kinematographentheater umgewandelt. — H. Vosbergs Komödie „Eulenspiegel" erzielte durch Bühnengeschick und dichterische Sprache in Hannover Erfolg. — „Die Foscari", Drama von O. Rüdel, hatten im Dessauer Hoftheater sehr freundliche Aufnahme. Der Verfasser bietet bühnenwirksame Geschehnisse, minder geglückt ist nach Berichten die psychologische Motivierung. — Gg. Hollsteins Lustspiel: „Der Pfeffersack" bietet in der Zeichnung des kaufmännischen Milieu gutes. Durch Schwächen der Handlung hatte jedoch die Königsberger Uraufführung nur einen Achtungserfolg.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Seitdem durch Zeitungspolemiken und die Debatten anlässlich der Marokkoverhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich, wenn auch verspätet, die Tatsache bekannt geworden war, dass nicht viel bis zum Ausbruch eines europäischen Weltkrieges gefehlt hätte, sind die Börsen äusserst nervös gestimmt und gedrückt. Man pflegt seither bei jeder politischen Differenz, und wenn dieselbe auch noch so unbedeutend ist, an den Effektenbörsen stets alle anderen sonst einflussreichen Momente beiseite zu setzen, kurz alle Börsen — und in erster Linie die Berliner Börse wittern in dem gegenwärtigen Stadium der Politik die nahe Möglichkeit von ernsteren Schwierigkeiten. Die verschiedentlichen Auseinandersetzungen zwischen Italien und Frankreich wegen Beschlagnahme von Handelsschiffen im Mittelmeer, die daraus zum Teil künstlich hervorgerufenen heftigen Zeitungsdebatten waren bestimmend, allen Börsen äusserste Zurückhaltung aufzuerlegen. Ungünstige Nachrichten aus China, in erster Linie vor allem die wenig gute Beurteilung der chinesischen Finanzlage verstimmten gleichfalls in empfindlicher Weise. Alle Werte von chinesischen Anleihen, welche bekanntlich ganz erhebliche Beträge deutsches Kapital repräsentieren, erlitten mehrprozentige Kurseinbussen auf enorme Verkäufe in diesen Anleihen. Zeitweise zirkulierte auch das Gerücht, dass durch die politischen unsicheren Verhältnisse in China so gut wie ein Staatsbankerott möglich sein könnte. Es bleibt abzuwarten, ob die dabei finanziell interessierten Grossmächte intervenierend eingreifen würden. — Die flaue Tendenz an den Effektenmärkten und das Nachlassen des Interesses der Kapitalisten, vornehmlich am bisher im Vordergrund des Interesses stehenden Berliner Kassa-Industrie-Aktienmarkte, wird wohl börsentechnisch darauf zurückzuführen sein, dass mit dem Herannahen des Monatsultimos verschiedentlich grössere Glattstellungen von Effektenengagements vorgenommen worden sind, wozu noch erhebliche Gewinnsicherungen kamen. — Auch die Gestaltung der Neuyorker Börsen, die Abflauung am internationalen Kupfermarkt, ferner die verschiedentlichen neuen Emissionen von Staatsanleihen drückten allgemein die Gebiete der Effektenmärkte. Neben Preussen und dem Deutschen Reich appelliert auch Oesterreich mit einer grösseren Anleihe an den Geldmarkt; in England wird ebenfalls eine grössere Anleihe signalisiert; diverse Industriegesellschaften und Finanzgruppen erhöhen ihr Aktienkapital. Der Geldmarkt zeigt zwar trotz alledem eine weitere flüssige Geldansammlung, die Reichsbank kann grössere Rückflüsse aufzeichnen, der Privatdiskontsatz in Berlin ist gleichfalls zufriedenstellend. — Trotzdem wird sich die Reichsbank nicht entschliessen können, den allgemeinen Wünschen folgend, eine Ermässigung ihres Diskontsatzes vorzunehmen. Der Stand der Devisenkurse und die durch die grossen Emissionen in Kürze erforderlichen enormen Geldbeträge werden dem Geldmarkt bald alle verfügbaren Mittel entziehen. Weitere Bundesstaaten: Baden, Hessen, Sachsen, Hamburg beabsichtigen ebenfalls Neuanleihen, und weitere Emissionen sind sicherlich zu erwarten. — Der Verkehr an den deutschen Börsen verlief trotz dieser sicherlich nicht günstigen Momente dennoch nicht ausgesprochen flau. Das Publikum hält die industrielle Lage des deutschen Wirtschaftslebens nach wie vor für durchaus gesund und wird in dieser Ansicht durch die stets neu auftretenden Meldungen von den industriellen Zentralen bestärkt. Das Kohlensyndikat hat neue Verkaufspreise festgesetzt und dabei erhebliche Preiserhöhungen vorgenommen Günstige Meldungen über den Geschäftsgang der oberschlesischen Eisenindustrie, Preiserhöhungen des westdeutschen Eisenhändlerkartells und gute westfälische Eisenmarktberichte werden natürlich gerne beobachtet. Auch an Roheisen, Nieten und anderen Eisensorten sind Preiserhöhungen vorgenommen worden. Allerdings gibt ein weniger guter Situationsbericht vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt Bedenken. Die Elektrobranche dagegen kann von grosszügigen neuen Geschäften berichten. Auch in der chemischen Sparte und in den Zweigen der Maschinen- und Porzellanfabrikation

herrscht flottes Geschäft, sodass zu erwarten ist, dass die Abschlussziffern der Gesellschaften dieser Branche günstige Resultate und sehr befriedigende Dividenden ergeben werden. An der Berliner Börse wurde die Unternehmungslust jedoch zeitweise durch die verschiedenen Meldungen gehemmt, dass über das Schicksal des Stahlwerkverbandes immer noch sehr zweifelhafte Aussichten vorhanden seien. Bei Anhalten der zurzeit vorherrschenden, überaus lebhaften industriellen Beschäftigung bei uns erwartet man in Finanzkreisen, besonders für das Frühjahrsgeschäft, weiterhin gutes Börsenwetter. Das Kapitalistenpublikum behält denn auch zähe seinen Effektenbesitz, schon in der festen Ueberzeugung, dass diese günstigen Erwartungen sich vollauf erfüllen werden.

M. Weber.

Die Deutsche Hypothekenbank, A.-G. in Meiningen erzielte, wie aus dem uns übersandten Geschäftsbericht ersichtlich ist, pro 1911 einen Reingewinn von 2'664.106.88 ℳ, und verteilt wie in den letzten 13 Jahren wiederum 7% Dividende. Der Pfandbriefumlauf der Bank ist im Jahre 1911 um rund 33 Millionen Mark gewachsen. Die Bank hat im abgelaufenen Geschäftsjahr infolge wesentlicher Ausdehnung ihrer Geschäfte das Aktienkapital um 3 Millionen Mark erhöht.

M. W.

Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank München, deren Aktien in letzter Zeit eine erhebliche Steigerung aufzuweisen haben, wird laut Aufsichtsratsbeschluss für das abgelaufene Geschäftsjahr der Generalversammlung die Erhöhung der Dividende pro 1911 von 13% auf 18½% vorschlagen.

M. W.

Christliche Plastik.

Nicht alle Kunststätten im Deutschen weiten Reich erfreuen sich gleicher Berühmtheit. So hört man z. B. von den Leistungen, die die kirchliche Kunst an einem der ältesten Orte, wo der Glaube an Christum Fuß gefaßt hat, im ehrwürdigen Trier seltener. Ganz und gar mit Unrecht, wie diese Zeilen beweisen helfen mögen. Denn es gibt nur wenige deutsche Städte, die auf dem Gebiete der Edelschmiedekunst, sowie der Glasmalerei gleiches leisten wie Trier. Dasselbe gilt auch von der Bildhauerei. Trier besitzt gerade für diesen Zweig der Kunst eine Anstalt, auf die aufmerksam zu machen der Zweck dieser Zeilen ist. Unter der Leitung des Herrn Karl Walter ist sie nun schon vier Jahrzehnte in blühendem Betrieb, heutigen Tages gewiß ein bemerkenswerter Zeitraum, der von selbst zur Empfehlung des tüchtigen Institutes dient. Von Anfang an hat es zu den Grundsätzen der Walterschen Kunstanstalt gehört, seine den kirchlichen Zwecken dienenden Figuren — er beschäftigt sich ausschließlich mit solchen — nicht nur technisch in absoluter Solidität herzustellen, also nur echte Materialien zu benutzen (Holz, Stein, Terrakotta), sondern auch, und damit ist die Bedeutung des Institutes voll gekennzeichnet, nur nach künstlerisch unanfechtbaren Entwürfen zu arbeiten. Das Talent Meister Walters gab den Figuren und Gruppen die Gestalt, in der sie uns entgegentreten. Was er nicht selbst geschaffen hat, ist wenigstens unter seiner Leitung entstanden, wobei auch der Einfluß und die Bedeutung mittelalterlicher Vorbilder gelegentlich fühlbar ist. Darin kann niemand etwas anderes als einen Vorzug sehen, haben doch berühmteste Meister ihren Stil an solchen geschult. Ein sehr

zahlreiches Personal füllt die stattlichen Modelliersäle und Werkstätten und die Ausstellungsräume zeigen den ganzen Umfang der Leistungsfähigkeit des Karl Walterschen Institutes. In der Packereihalle regen sich fleißige Hände, denn unaufhörlich gehen die Sendungen von hier nach nah und fern. Nicht nur, daß in der ganzen Trierer Gegend Kirchen und Kapellen Werke von Karl Walter besitzen, auch nach den Niederlanden wird vieles exportiert, ja zahlreiches geht übers Meer, um den Ruf der Trierer Kunst in Nord- und Südamerika zu verbreiten. So sind erst neuerdings Reliefs des Walterschen Instituts in der Heiliggeistkirche zu Buenos-Aires aufgestellt worden, während eine sitzende Madonna in der Kirche von San Géronimo in Argentinien gelangt ist. Zu den ihrer praktischen Verwendbarkeit wegen besonders wichtigen Erzeugnissen der Anstalt gehören die unter mancherlei technischen Schwierigkeiten hergestellten Gruppen und Figuren aus Terrakotta. Was die Motive betrifft, so umfassen sie alles, was an plastischem Schmuck in einer Kirche nur irgend notwendig und wünschenswert ist, also Kruzifixe, Madonnen in allen möglichen Auffassungen, Figuren des hl. Joseph, des Heilandes, der hl. zwölf Apostel, sowie zahlreichster anderer Heiligen. Gemeinsam ist ihnen eine feierliche und überzeugende Haltung und schöne Linie. Dazu kommen Engel, Oelberge, Himmelfahrten, Pietà-Gruppen, Krönungen Mariä, Darstellungen des hl. Abendmals, hl. Kreuzwege, sowie neuestens auch Weihnachtskrippen von strenger, neuartiger Stilisierung. Wer die moderne Trierer kirchliche Kunst kennen und würdigen lernen will, wird bei einem Besuche der Stadt auch den der vielfach prämiierten Karl Walterschen Anstalt nicht unterlassen dürfen.

Egbert Schmidt.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Kant und Aristoteles. Von Sentroul Charles. Ins Deutsche übertragen von Ludwig Heinrichs. Von der deutschen Kantgesellschaft gekrönte Preisschrift. 8°. XVI u. 368 S. Geh. M 5.—, geb. M 6.—. (Kempten und München, Kösel.)

Ernstes und Heiteres für kleine und große Kinder. Zu Bildern von Edward von Steinle, gesammelt von Alphons M. von Steinle. 4°. Geb. M 3.—. (Kempten u. München, Kösel.)

Wegweiser für Lehrerinnen. Von Schulrat Hochscheidt. (München, Isaria-Verlag.)

Goethes Reineke Fuchs. Für Schule und Haus herausgegeben von Oberlehrer Dr Hoffmann, Neustadt. 160 S. Geb. M 1.10. (Münster i. W., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung.)

Deutsche Balladen des 19. und 20. Jahrhunderts. Ausgewählt von Dr. R. Wasserzieher. 256 S. Geb. M 1.40. (Münster i. W., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung.)

Die Heidenmission. Mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien für Schule und Haus. Bearbeitet von Professor Dr. Hermann Ditscheid. M 1.—. (Köln, J. P. Bachem.)

Geschichte der alten und neuen Literatur. Vorlesungen zu Wien im Jahre 1812. Von Friedrich von Schlegel. 1. Teil. M 4.—. (Regensburg. J. Habbel.)

Wilhelm Trübner, eine Kunstausgabe. 20 Bilder aus seinem Lebenswerk. Mit einer Einleitung von Gerhard Krügel. M 1. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. (Mainz, Jos. Scholz.)

Aehrenlese. Balladen, Legenden, Lyrik. Herausgegeben von der Literaturkommission des Vereins kath. deutscher Lehrerinnen. Ausgewählt von Helene Pagés und Elisabeth Nieland. I./III. Bd. zus. geb. M 5.—. (Düsseldorf, L. Schwann.)

Zwischen Dichtung und Philosophie. Von Alma v. Hartmann. 1.—3. Bd. (Deutsche Bücherei Nr. 126—131) à M 1.—. (Berlin W 57, Verlag Deutsche Bücherei.)

Die Wahrheit über die farblose Presse. Von Redakteur Johann Frizenschaf. 40 Pf. (Bochum, H. Potthoff.)

Drei Tage bei den Jesuiten. Von Georg Baumberger. 50 Pf. (Bochum, H. Potthoff.)

Die Kunst dem Volke. Nr. 7. Moritz von Schwind. Von Dr. H. Holland. Mit 56 Abbildungen. 80 Pf. (München, Gesellschaft für christl. Kunst.)

Durch Jugend und Leben. Lehr- und Gebetbuch für christl. Jünglinge von J. Dröder. 496 S. M 1 50, M 2.50 und teurer. (Dülmen, A. Laumann.)

Lourdes, die größte Gnaden- und Wunderstätte der katholischen Kirche. von C. C. Strecker. 8°. 168 S. 8 ff. Kunstdruckbeilagen. Broschiert M 1.80, gebd. M 2.50. (Dülmen, A. Laumann.)

Gnadenjahr. Kalender für Erstkommunikanten. Von H. Pagés. 60 Pf. u. M 1.—. (Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen.)

Wie betet man das neue Brevier? Von Prof. Dr. Michael Gatterer. 25 Pf. (Innsbruck, Fel. Rauch.)

Großblock-Schlagworte in Bayern. 20 Pf. (M.Gladbach, Volksvereinsverlag.)

Antworten auf sozialdemokratische Schlagwörter. 3. Heft: Der Zollwucher 1906 bis 1911. 25 Pf. (M.Gladbach, Volksvereinsverlag.)

Sozialdemokratie und Religion. Eine Untersuchung der sozialdemokratischen Praxis und Theorie. Von Dr. Franz Meffert. 50 Pf. (M.Gladbach, Volksvereinsverlag.)

Was haben wir am Priester? Von Otto Hättenschwiller. 96 S. 25 Pf. 100 Stück M 22.95. (Innsbruck, Fel. Rauch.)

Theologie als freie Wissenschaft und die wahren Feinde wissenschaftlicher Freiheit. Ein Wort zum Streit um den Antimodernisteneid von Prof. Dr. Simon Weber. gr. 8°. VIII u. 76. M 1.20. (Freiburg, Herder.)

Die Vereinigungsformen der Arbeiterschaft von L. Garriguet. Aus dem Französischen. In kl. 8°. 66 S. Brosch. 50 Pf. (Straßburg, F. X. Le Roux & Co.)

Meine Reise durch das Land der Mitternachtssonne im Sommer 1910. Reiseskizzen von Prof. DD. Dr. Job Ude. 90 Pf. (Graz u. Wien, Styria.)

Katholischer Frauenkalender 1912. 2. Jahrg. M 1.—. (Hamm i. W., Breer & Thiemann.)

Das unbekannte Oesterreich. Eine Anthologie poetischer Versuche unbekannter Dichter im katholischen Oesterreich. (Wien V., Verlag „Baldur".)

Kleiner Aachener Kalender 1912. 37. Jahrg. 10 Pf. (Aachen, Ignaz Schweitzer.)

Verzeichnis Nr. 50 einer Auswahl der besten, einwandfreien Jugend- und Volksschriften. Von P. Sacre. 5. Jahrg. (Aachen, Ignaz Schweitzer.)

Erster Bayerischer Jugendfürsorge- und Zwangs-Erziehungstag am 20., 21. und 22. Juni 1911 in München. M 2.—. (München, Ph. L. Jung.)

Blattfelder und Gottfried Kellers Grüner Heinrich. Von Dr. Fritz Hunziker. (Zürich und Leipzig, Rascher & Cie.)

Die Zunge im Noviziate. Von Franz X. Kerer. 8°. VIII, 110 S. Brosch. M 1.—, geb. M 1.60. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Die Apostelgeschichte. Von Dr. E. Deutler. (Mergentheim, Karl Ohlinger.)

Gebetbüchlein für katholische Soldaten. Geb. 40 Pf. (Rottenburg a. N., W. Bader.)

Ein Beitrag zur Akademischen Missionsbewegung. Herausgegeben vom Vorstand des Akademischen Missionsvereins zu Tübingen. 35 Pf. (Rottenburg a. N, W. Bader.)

Besondere Beachtung bitten wir alle Abonnenten und Leser unseres Blattes den Extra-Beilagen-Postkarten der weltbekannten Firma Gustav Westphal, Altona-Hamburg, zu schenken. Dieser Nummer liegt ein Exemplar dieser günstigen Postkartenofferte bei, und sollte ein Leser durch ein Versehen kein Exemplar davon erhalten haben, so wolle er solches direkt bei der Firma Gustav Westphal, Altona, abfordern. Dieses Welthaus ist als streng reell und leistungsfähig bekannt und können wir solches daher mit Vergnügen empfehlen.

— Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste feste Abonnentenzahl auf. —

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.60 (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 35 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 6. München, 10. Februar 1912. IX. Jahrgang.

Eine Niederlage der Staatsregierung und des Rotblocks in Bayern[1]).

Vom Herausgeber.

Die geheimen Zusammenhänge, welche zur plötzlichen Auflösung des bayerischen Landtags führten, werden zu Lebzeiten des 90jährigen Regenten nicht im ganzen Umfange aufgedeckt werden können. Daß die Auflösung sogar den meisten Liberalen, in deren Interesse sie betrieben worden war, völlig „überraschend" kam, bezeugte noch am Vorabende des Wahltages die „Augsb. Abendzeitung" (Nr. 33), die sich seit Jahrzehnten als „liberales Beamtenevangelium" der besten „Beziehungen" erfreute, aber bei dieser heimtückischen Kampagne in der Tat von verwegenen Draufgängern im Umkreise des „führenden" liberalen Organs in München ausgestochen wurde. Es war der unverfälschte Logeneinfluß, der diesmal die Fäden zu dem Unheil spann, das plötzlich über Bayern hereinbrach.

Erst am Tage vor der Wahl (Sonntag, 4. Februar) ist der „Allgemeinen Rundschau" aus einer Quelle, deren Zuverlässigkeit über jeden Zweifel erhaben ist, eine Mitteilung zugegangen, die wenigstens einen, und vielleicht den wesentlichsten Schlüssel zu dem verwegenen Intriguenspiel bietet: Aus dem Munde eines liberalen Führers fiel zwei Tage vor der Kammerauflösung das bezeichnende Wort: **„Jetzt gilt es, koste es, was es wolle, allen Eventualitäten der künftigen Regentschaft einen Riegel vorzuschieben."**

Also so ist's gemeint gewesen. Man hat es nicht verschmäht, den Vater unbewußt gegen den Sohn auszuspielen. Die fragwürdigen Mittel, die dazu dienen mußten, sind gleich nach der Kammerauflösung hinlänglich beleuchtet worden. Inwieweit die Mitwirkenden intellektuelle Urheber oder nur dienstwillige Werkzeuge waren, ist heute noch nicht mit Sicherheit festzustellen. Aber die handelnden Personen sind mit Händen greifbar. Ministerpräsident Graf Podewils war nicht unter ihnen, was es auch erklärlich macht, daß seine am 1. Dez. 1911 an die gesamte Presse gerichtete Anheimgabe, von einer Hereinziehung des Regenten in den Streit der Meinungen abzusehen, bei den „Münchner Neuesten Nachrichten" eine höhnische Abweisung erfuhr, während der seitdem in allen Kundgebungen des liberal-sozialistischen „Vollzugsausschusses" unmittelbar neben dem Hofgänger Dr. Casselmann mitunterzeichnete Chefredakteur des sozialdemokratischen Hauptorgans (Nr. 280 vom 2. Dez. 1911) im reinsten Großblockstile den „Wisch des Ministerpräsidenten" und die „grobe Taktlosigkeit der Podewilsschen Briefbelästigung" apostrophierte.

Wir frischen diese Erinnerung nicht auf, um den Ministerpräsidenten irgendwie zu entlasten, dessen schwächliche Haltung in einer für die Dynastie Wittelsbach so folgenschweren Situation kaum Milderungsgründe zuläßt, sondern um den heutigen Großblock in seiner ganzen Erbärmlichkeit zu zeigen. Besitzt doch das „führende" Organ des Liberalismus die Stirn, eine Regierungskundgebung, die unmittelbar vor dem Wahltage, um wenigstens das Gesicht zu wahren, nochmals vor einem Mißbrauch der Person des Regenten warnt, mit dem Hinweise abzutun, das Zentrum habe in seinem offiziellen Wahlaufrufe den Regenten in die Debatte gezogen, indem es die im offiziellen Landtagsabschiede der 1. und 2. Session des aufgelösten Landtages vom Regenten gespendete Anerkennung wörtlich anführte. Solche Manöver riskiert die „führende" Presse des Großblocks, nachdem der liberale Fraktionschef Dr. Casselmann erst wenige Tage vorher in fulminanten Wendungen den Großblock gewissermaßen als Vollzugsorgan des Willens des Regenten hingestellt hat, nachdem in liberalen Wahlaufrufen, Wahlartikeln und Wahlreden immer wieder betont worden ist, der Prinzregent sei es gewesen, der das bayerische Volk aufgerufen habe, ihn von der Zentrumsmehrheit zu befreien.

Das ganze anwidernde Schauspiel eines Wahlkampfes, wie er häßlicher, leidenschaftlicher, fanatischer, ja wilder und rüder in Bayern nie erlebt wurde, hätte in der Tat keinen kläglicheren Abschluß finden können, als durch die weiter unten noch zu würdigende mattherzige, ängstlich abgewogene letzte Erklärung der Staatsregierung, die fast den Eindruck machen könnte, als habe man aus lauter Angst und Unschlüssigkeit zugewartet, bis „die Kuh aus dem Stalle" war. Denn die große Staatsbeamtenversammlung in München, welche unter dem Vorsitz des Oberstlandesgerichtsrates Wagner, des ehemaligen Chefs der liberalen Landtagsfraktion, die Stimmabgabe für die vom Rotblock diktierten sozialdemokratischen Kandidaten sozusagen als eine pflichtgemäße Unterstützung der Regierung hinstellte, war doch nicht die erste Kundgebung dieser Art.

* * *

Die „Allgemeine Rundschau" war bereits vor 14 Tagen (Nr. 4, Seite 63) in der Lage, die verbürgte Tatsache mitzuteilen, daß der verflossene Minister des Innern, Graf Feilitzsch, Staatsrat im außerordentlichen Dienst, sich höheren Offizieren a. D. gegenüber geäußert hatte, er werde in seinem Wahlkreise für den Sozialdemokraten stimmen und wünsche, daß diese seine Erklärung verbreitet werde. Harmlose Leute haben damals geglaubt, Graf Feilitzsch werde diese „boshafte Ausstreuung" sofort nachdrücklichst dementieren und die „Allgemeine Rundschau" am Ende gar wegen Ehrenkränkung belangen.[2]) Statt dessen ließ Staatsminister a. D. Graf Feilitzsch sich von einem Berichterstatter der „Münchner Neuesten Nachrichten" eigens interviewen und bestätigte mit einem: „Selbstverständlich" die Zuverlässigkeit der Quelle der „Allgemeinen Rundschau", indem er die Wahlabmachungen zwischen den Liberalen und Sozialisten als ein einwandfreies „Kontokorrentgeschäft" charakterisierte. („Münchner Neueste Nachrichten", Nr. 60.) So spricht sich heute der frühere bayerische Wahlminister aus, von dem wir bestimmt wissen, daß er seinerzeit die lokalen Wahlabmachungen des Zentrums zur Ueberwindung eines unerträglichen liberalen Terrorismus keineswegs als „Kontokorrentgeschäft" gelten ließ, vielmehr mit Ausdrücken belegte, wie man sie vor fünf Jahren auch auf Wahlplakaten der liberalen Verwandlungskünstler in gleicher Derbheit antreffen konnte.

Als Vater des vielgeschmähten heutigen Wahlgesetzes mag Graf Feilitzsch allerdings besondere Ursache haben, sich bei den Großblockparteien zu insinuieren. Denn es kann ihn doch

---

[1]) Die Hauptausführungen dieses Artikels waren vor der Wahl geschrieben. Das Wahlergebnis ist im letzten Abschnitt (S. 104) behandelt.

[2]) Welchen Eindruck diese Enthüllung der „Allgemeinen Rundschau" in weiten Kreisen gemacht hat, erhellt u. a. aus einer Bemerkung des Legationsrates a. D. Frhrn. v. Würtzburg in der Münchener Staatsbeamtenversammlung. Wir zitieren nach der liberalen „Augsb. Abdztg.", Nr. 32, S. 3: „Ein früherer Staatsminister solle gesagt haben, er wähle rot. Er (Redner) glaube das nicht. Aber wenn es wahr wäre, so bedauere er auf das lebhafteste, daß dieser Mann jemals Kgl. Staatsminister war. (Oho!)"

nicht unberührt lassen, wenn er nun schon seit Wochen in hundertfältiger Form das „schreiende Unrecht“, die „empörende Vergewaltigung“ dieses von ihm eingebrachten und vertretenen Wahlgesetzes, dieser auf seinen Vorschlag geschaffenen Wahlkreiseinteilung für das „ganze Elend“ in Bayern verantwortlich machen hört.[3]) Jetzt zeigt er seinen liberalen Parteifreunden, wie man das Wahlrecht und Wahlsystem auch ohne Inanspruchnahme der gesetzgebenden Faktoren für ein ganzes Land künstlich „korrigiert“. Aber wie wir schon gesehen haben, findet der frühere liberale Wahlminister und Verwaltungschef ein solches „Kontokorrentgeschäft“ nur dann „einwandfrei“, wenn es gegen das Zentrum abgeschlossen wird. Ein ähnliches „Kontokorrentgeschäft“ zwischen dem Zentrum und der Sozialdemokratie für ganz Bayern oder gar für das ganze Deutsche Reich würde allerdings die Wahllandkarte in einer Weise „korrigiert“ haben, daß auch die Regierungsmaschine ins Stocken geraten wäre.

Solcher Möglichkeiten hat man sich seitens des Zentrums niemals zu versehen gehabt. Anders beim Liberalismus! Am vorletzten Tage vor der Wahl rief das liberale Hauptorgan mit drohender Gebärde ins Land hinaus: „Jetzt oder nie! Wer das Land vor Katastrophen behüten will, muß die Wiederkehr der Zentrumsmehrheit verhüten“ („Münch. Neueste Nachrichten“, Nr. 60). Das heißt mit anderen Worten: Wenn es uns diesmal nicht gelingt, bleibt nur noch der Appell an die Gewalt. Die intime Interessengemeinschaft mit der Umsturzpartei kann für die Entwicklung einer Partei wie des Liberalismus, der ohnehin jedes höhere Autoritätsprinzip verwirft, nur die verheerendsten Folgen haben, abgesehen davon, daß die „rote Flut“, wie Legationsrat a. D. Freiherr von Würtzburg in der bereits erwähnten Staatsbeamtenversammlung bemerkt hat, die liberale Partei bald ganz verschlingen wird.

Die Drohung mit „Katastrophen“ wurde am Tage vor der Wahl („Münch. Neueste Nachrichten“, Nr. 61) dahin variiert, daß das Land Bayern bei einer Wiederkehr der Zentrumsmehrheit „in eine endlose Kette von Krisen gestürzt werde“. Es ist heute noch nicht an der Zeit, sich über die Nachwirkungen des 5. Februar eingehender auszusprechen. Aber das muß doch jetzt schon mit aller Deutlichkeit gesagt werden: Die Drahtzieher, die im Hintergrunde blieben, waren sich über die Folgen völlig klar und haben sie gewollt. Unter den Verantwortlichen und Unverantwortlichen, die bei der Entscheidung mitwirkten, mag es einige gegeben haben, welche die sprichwörtliche Gutmütigkeit und Gelassenheit des „Zentrumsvolkes“ in ihr Zukunftskalkül einstellten. Aber darin dürften sie sich gründlich täuschen. Das Zentrum hat in der Wahlbewegung bereits bewiesen, daß es den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh entschlossen aufnimmt und in dem aufgedrungenen Kampfe durchhalten wird.

Es war ja oftmals lächerlich, zu sehen, wie liberale Neulinge der parlamentarischen Zukunft Bayerns das Horoskop zu stellen versuchten und dabei die sehr konkreten Wirklichkeiten im bayerischen Volkskörper völlig außer acht ließen. Eingesessene liberale Politiker haben von anfang an die Lage weit nüchterner betrachtet, weil sie sich klar darüber waren, daß das Zentrum mit einer Wählerzahl, die — ungeachtet der geringen Wahlbeteiligung in sog. sicheren Wahlkreisen — stets nahe an die Hälfte heranreichte, jede der übrigen Parteien weit, weit hinter sich läßt. Deshalb klingt es wie eine leise Abmahnung an gewisse Schreier, wenn die liberale „Augsb. Abendztg.“ (Nr. 33) noch am Vorabende der Entscheidung wörtlich schreibt: „Keinem vernünftigen Politiker wird es einfallen, dem Zentrum seinen berechtigten Einfluß auf die Führung der Landesgeschäfte streitig zu machen, denn die Tatsache, daß ein sehr großer Teil der Wählerschaft, wenn auch nicht die Mehrheit, hinter dem Zentrum steht, läßt sich nicht ohne weiteres aus der Welt schaffen.“ Selbst der Münchener Korrespondent der liberalen „Kölnischen Zeitung“, der oft recht ungereimtes Zeug über bayerische Vorgänge zum besten gibt, kann sich am Schlusse eines längeren Artikels über „Großblock und Zentrum“ dieser Einsicht nicht ganz verschließen. Schreibt er doch sichtlich resigniert: „Immerhin sollte nicht vergessen werden, daß die Wahlkreise weiter Gebiete noch für lange Zeiten Zentrum wählen werden. Der Körper des bayerischen Zentrums ist nur an bestimmten, innerhalb gewisser Grenzen sich haltenden Stellen verletzbar.“ Der Korrespondent der „Kölnischen Zeitung“ hat bei dieser Gelegenheit auch eine Exkursion in die Entwicklungsgeschichte des bayerischen Landtags und seiner Parteien versucht und nicht ohne Kummer an die Zeiten erinnert, als „die beiden großen und annähernd gleich starken Parteien“ einander die Wage hielten. Der Korrespondent hat aber wohl selbst gefühlt, daß es höchst gewagt sei, in einem Augenblicke, da der Großblock die Einführung des Proporzes als das Alpha und Omega seiner ganzen Wahlaktion erklärt, an Zeiten zu erinnern, als der Liberalismus nur durch eine bodenlos ungerechte, ihm auf den Leib geschriebene ministerielle Wahlkreiseinteilung eine erborgte — nach liberalem Jargon würde man heute sagen: „zusammengestohlene“ und „ergaunerte“ — Mandatziffer aufweisen konnte. Damals traf alles das, was man heute dem Zentrum mit Unrecht vorwirft, buchstäblich auf den Liberalismus zu. Die „Kölnische Zeitung“ aber glaubt der Verantwortung für die damaligen Sünden des Liberalismus dadurch aus dem Wege gehen zu können, daß sie schreibt: „Eine Statistik des Prozentanteils der Parteien an den Wählerziffern war nach dem alten indirekten Wahlmodus Bayerns nicht durchführbar“. Eine windige Ausrede! Diese statistische Rechnung ist zur Schande des Liberalismus und der liberalen Wahlminister oft genug aufgemacht worden. Das krasseste Beispiel bot stets die als „Hochburg des Liberalismus“ gepriesene Rheinpfalz, wo das Zentrum seine steigenden Wählerziffern nach und nach an die des Nationalliberalismus heranreichen sah, ohne daß die ministerielle Wahlkreisgeometrie auch nur ein einziges Mandat aus den engen Maschen der nationalliberalen Gewaltherrschaft hätte durchschlüpfen lassen. Dieses jahrzehntelange schreiende Unrecht in der Pfalz hat die vom heutigen Liberalismus bis zum Ueberdruß beschrienen pfälzischen Wahlbündnisse geradezu erzwungen. Was die Liberalen heute als Vorwand ihres Großblockabkommens für das ganze Land vorbringen, ist im Vergleich mit den damaligen unerhörten Rechtsvergewaltigungen namentlich in der Pfalz ein wahres Kinderspiel.

Daß die aus wirklicher Not geborenen gelegentlichen lokalen Wahlkompromisse mit der Sozialdemokratie den ganzen Charakter und die programmatische Festigkeit des Zentrums auch nicht mit einem Hauche beeinflußt haben, beweist am besten der wahrhaft fanatische Haß, mit dem die Sozialdemokratie heute das Zentrum als ihren ärgsten Feind bekämpft, bekämpft bis aufs Blut. Die liberale „Allgemeine Zeitung“ hat dies in einem unlängst an dieser Stelle zitierten Artikel aus dem Elsaß ausdrücklich anerkannt, zugleich aber betont, daß der Liberalismus durch sein Paktieren mit der Umsturzpartei seinen natürlichen Auffaugungsprozeß einleitet. Wie verächtlich die Sozialdemokraten im Grunde ihres Herzens vom heutigen Liberalismus denken, hat man im verflossenen Reichstagswahlkampfe drastisch genug zu hören bekommen. Der vielleicht stärkste Beleg wurde vor vierzehn Tagen durch ein Zitat aus der „Leipziger Volkszeitung“ an dieser Stelle (Nr. 4, S. 63) festgehalten. Nun ist zwar in den letzten Tagen von liberalen Zeitungen und Parteirednern immer wieder betont worden, das Landesbündnis mit den Roten sei nur für diesen einen Tag, den 5. Februar, abgeschlossen, was der ausdrücklichen Feststellung des früheren nationalliberalen Parteichefs widerspricht, wonach „das Abkommen auf sechs Jahre gemacht“ sei (Direktor Tafel in Nr. 3 der „Allgemeinen Zeitung“). Im übrigen haben liberale Redner und Zeitungen wiederholt von einem Großblock nach badischem Muster gesprochen,[4]) und erst in den jüngsten Tagen sprach Rechtsanwalt Saenger in einer Münchener Großblockversammlung seine Freude über das Bündnis aus, „das die herrschende Wahlkampagne überdauern müsse“ („Münch. Zeitg.“ Nr. 24). Daß die von vielen Liberalen ostentativ zur Schau getragene Hoffnung auf eine „Mauserung“ der Sozialdemokratie zu einer „vernünftigen Arbeiterpartei“ eitel ist, hat unmittelbar vor dem Wahltage selbst die liberale „Augsburger Abendztg.“ (Nr. 31) einräumen müssen, indem sie, gegen eine Hamburger Rede des Hansabundführers Rießer polemisierend, kurz und bündig aussprach: „Die Sozialdemokratie muß so sein, oder sie wird überhaupt nicht sein.“[5])

---

[3]) Wie wir soeben erfahren, ist Graf Feilitzsch seit einigen Tagen an heftigem Schnupfen erkrankt.

[4]) Noch am Sonntag, den 4. Februar las man in der „Augsburger Abendzeitung“ (Nr. 34): „In Baden und allenfalls auch in Bayern.... läßt sich eine selbständige Großblockpolitik schon eher durchführen.“

[5]) Als der freikonservative Abg. von Kardorff am 1. Februar im preußischen Abgeordnetenhause seine Rede mit den Worten schloß: „An der Zusammensetzung des neuen Reichstags tragen wir alle ein gewisses Maß von Schuld“, rief der Sozialdemokrat Hoffmann, der sogenannte „Zehngebote-Hoffmann“, höhnisch dazwischen: „Ja, tut Buße, denn das Reich des Sozialismus ist nahe!“ („Köln. Volksztg.“, Nr. 28).

Wir beneiden die Liberalen wirklich nicht um die Bruderküsse, die sie mit den Anhängern einer solchen Partei im ganzen Königreich Bayern ausgetauscht haben. Denn hier hat es sich wahrlich nicht um Stichwahlkompromisse zu rein taktischen Zwecken gehandelt, sondern um einen planmäßig organisierten gemeinsamen Wahlfeldzug mit gemeinsamem Hauptquartier und unter gemeinsamen Führern. Von der Rolle, welche die Bauernbündler bei diesem Handel gespielt haben, wollen wir gar nicht weiter reden. Man kann sie nur mit einem übergescheiten Hahn vergleichen, der dem roten Fuchs einen geheimen Eingang zum Hühnerstall gezeigt hat, indem er ihm das Versprechen abnahm, daß er nicht wiederkommen dürfe. Der rote Fuchs wird den Weg in die bündlerischen Bauerndörfer schon wiederfinden.

* * *

Die bayerische Staatsregierung hat vor dem bayerischen Volke, vor der bayerischen Gesamtdynastie und vor der Geschichte eine schwere Verantwortung auf sich geladen, als sie eine Kammerauflösung befürwortete, die keinen anderen Sinn haben konnte als eine Aufforderung an die Wähler, eine Anti-Zentrumsmehrheit in den neuen Landtag zu entsenden. Alle Versuche, der Landtagsauflösung hinterher eine andere Deutung zu geben, waren Sophisterei. Selbst aus ministeriellem Munde hat man die Versicherung hören können: „Wir wollen ja gar nicht, daß das Zentrum die Mehrheit verliert." Wie wohl die Herren von Pfaff und von Miltner gelacht haben würden, wenn sie solche Versicherungen mitangehört hätten! Von Herrn von Frauendorfer, dem lupus in fabula, ganz zu schweigen. In ihnen wittert selbst der gemeine Mann wohl nicht mit Unrecht die Scharfmacher, welche die Versuche des Grafen Podewils, einen billigen Ausweg aus dem Konflikt mit dem Zentrum zu suchen, jäh durchkreuzen halfen.

Daß die von der Staatsregierung in so hohen Tönen hinausgeschmetterte Anklage wegen Verfassungsbruches nur ein nachträglich konstruiertes Verlegenheitsprodukt war, ist durch die notgedrungenen vorläufigen Enthüllungen des früheren Kammerpräsidenten Dr. von Orterer über die mit ihm gepflogenen mehrtägigen Ausgleichsverhandlungen so gründlich wie nur möglich ad absurdum geführt. Die entschiedene Sprache Dr. von Orterers in seinen jüngsten großen Reden zu Ingolstadt, Vilshofen und Regensburg hat den erfreulichen Beweis erbracht, daß das Zentrum entschlossen ist, auch im kommenden Landtage furchtlos und unerschrocken allen Anfechtungen die Spitze zu bieten.

Ein Ministerium der Schwächlichkeiten und Halbheiten ist in Konfliktszeiten ein wahres Unglück für Bayern. In denselben Tagen, als im preußischen Abgeordnetenhause Minister von Dallwitz, im badischen Landtage die Minister von Dusch, Reinbold und von Bodman — freilich auch erst post festum — jede auch nur indirekte Förderung der Sozialdemokratie durch einen Beamten mit den schärfsten Worten verurteilten, bot die königlich bayerische Staatsregierung der Welt das Schauspiel einer krampfhaft gewundenen hochoffiziösen Kundgebung, die sich lediglich gegen die Auffassung verwahrt, als ob die bayerische Staatsregierung, wie es namentlich in der schon erwähnten Staatsbeamtenversammlung dargestellt worden war, ein Eintreten für sozialdemokratische Kandidaten „wolle" und befürworte. Damit aber auch durch diese selbst von der „Kölnischen Zeitung" (Nr. 127) als „orakelhaft" bezeichnete Erklärung dem Großblock kein Abbruch geschehe, veröffentlichte das liberale Hauptorgan einen „offiziös" maskierten Kommentar, worin betont wurde, daß man um keinen Preis die „Wahlfreiheit der Beamten" habe antasten oder gar — — „dem Zentrum habe zu Hilfe kommen wollen". Am Nachmittage des Wahltages erklärte dann die offiziöse „Korrespondenz Hoffmann", daß kein Minister an dieser pseudooffiziösen Erklärung beteiligt sei. Ein neues haarsträubendes Beispiel der Minierarbeit, zu der das „führende" liberale Blatt von hinterrücks arbeitender Seite ermutigt wird.

So hat denn die bayerische Staatsregierung das aus ihrer Schwäche herausgewachsene, das Land aufwühlende Wahlhaberfeldtreiben mit einem Akt der Schwäche beschlossen.

Der Eindruck dieser mattherzigen Haltung wurde noch verschärft durch eine furchtlose und energische Kundgebung, welche Reichsrat Freiherr von Würtzburg, Oberst à la suite der Armee, veranlaßt durch eine Unterredung mit inaktiven Kameraden, in Nr. 5 der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichte, um im schneidendsten Gegensatz zu dem früheren Staatsminister Grafen Feilitzsch den inaktiven Offizieren das Gewissen zu schärfen und ihnen zu sagen, daß sie niemals und unter keinen Umständen einem sozialdemokratischen Kandidaten ihre Stimme geben dürfen. Frhr. von Würtzburg, der keinerlei Beziehungen zum Zentrum hat, geht aber noch einen Schritt weiter, indem er offen erklärt:

„Sollte eine Abneigung bestehen, für die Zentrumspartei zu stimmen, so muß doch bedacht werden, daß diese Partei schon seit längerer Zeit stets für die Wehrvorlagen eingetreten ist, und daß gerade aus ihren Reihen in letzter Zeit sehr warme Worte für Verstärkung der Wehrkraft und für allgemeine nationale Interessen erklungen sind. Ich möchte hier auch die Worte wiederholen, die ein ehemaliger Führer der nationalliberalen Partei und nunmehriges Mitglied der Bayerischen Reichspartei in diesem Blatte kürzlich geäußert hat: Wenn man für den Reichstag nicht lieber einem Zentrumskandidaten als einem Sozialdemokraten seine Stimme gäbe, so habe die Blindheit, mit der das deutsche Volk durch den Star einseitiger Zentrumsfurcht gegenüber der sozialdemokratischen Gefahr geschlagen sei, wahrlich ihren Höhepunkt erreicht."

Die Kundgebung des in hohen Kreisen sehr einflußreichen Reichsrates unterstreicht vor allem auch den religiösen Gesichtspunkt im Kampfe gegen die Sozialdemokratie und sagt u. a.: „Ich kann mir einen guten Soldaten ohne Gottesglauben, ohne Glauben an ein Jenseits nicht vorstellen." Heutzutage laufen leider nur zu viele inaktive und vielleicht auch aktive Offiziere herum, bei denen diese Voraussetzung nicht mehr zutrifft, und denen eine Weltanschauung und Lebensauffassung nach der Fasson der „Jugend" und des „Simplicissimus" bequemer und vergnüglicher dünkt, als der religiöse und ethische Ernst des Christentums. Maßgebenden Kreisen wird es kaum angenehm in die Ohren klingen, wenn Freiherr von Würtzburg bei dieser Gelegenheit auch offen beklagt, „daß von keiner Seite eine Parole ausgegeben wird, daß nirgends eine weithin sichtbare Fahne aufgepflanzt wird, der alle Leute von staatserhaltender und monarchischer Gesinnung folgen können."

Zu den wenigen, welche den Mut fanden, der Hetzparole der Großblockliberalen offen entgegenzutreten, gehörte der Sohn des genannten Reichsrates, der schon an anderer Stelle erwähnte frühere Legationsrat Freiherr von Würtzburg, der auch mit vierzehn anderen hochangesehenen Männern unter Führung des Oberstleutnants a. D. v. Spies den öffentlichen Wahlaufruf der Bayerischen Konservativen Vereinigung unterzeichnet hat. Dieser Aufruf erregte den heftigsten Zorn des liberalen Hauptorgans, weil er vor der Wahl nicht nur eines Sozialdemokraten, sondern auch eines mit diesen verbündeten Liberalen warnt, offen zur Wahl des jeweiligen Zentrumskandidaten auffordert und wörtlich bemerkt: „Die gemeinsamen Wahlversammlungen zeigen, wie weit die liberale Partei bereits in den roten Fluten der Sozialdemokratie untergegangen ist." Der konservative Wahlaufruf bringt den Münchener Liberalen auch in unbequeme Erinnerung, daß die Niederlage der Sozialdemokratie in München nur durch den Beistand der Konservativen und einer Gruppe von Zentrumswählern herbeigeführt werden konnte. Wozu noch bemerkt sei, daß die für Dr. Kerschensteiner abgegebenen Zentrumsstimmen überwiegend aus den Kreisen des Männervereins zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit herrührten, die sich durch die in Nr. 3 der „Allgemeinen Rundschau" herausgestellten „Aussprüche eines liberalen Reichstagskandidaten" bestimmen ließen.

Leider hat die Bayerische Reichspartei (unterzeichnet W. Frhr. von Pechmann) im Gegensatz zur Bayerischen Konservativen Vereinigung ihre Wahlparole in gleicher Weise gegen die Sozialdemokratie wie gegen das Zentrum gerichtet. Es heißt kurz und schroff: „Kandidaten des Zentrums können nicht unterstützt werden." Auf diesem Wege wird die Bayerische Reichspartei niemals zu irgendwelcher nennenswerten Bedeutung kommen können. „Der Star einseitiger Zentrumsfurcht", den Direktor Tafel unlängst beklagte (vgl. das obige Zitat des Reichsrates Freiherrn von Würtzburg) müßte zunächst seinen eigenen heutigen Parteigenossen gestochen werden. Wenn man aber als Zensor der liberalen Partei auftreten will, darf man nicht in denselben Fehler verfallen, durch den die liberale Partei die staatserhaltenden

Elemente zum Schaden der Gesamtheit und zur Freude aller Umstürzler einander immer mehr entfremdet hat.

* * *

Glänzender Sieg des Zentrums! Der gewaltige Massenangriff des Rotblocks zurückgeschlagen! Niederlage der Staatsregierung! Das ist in kurzen Worten die Bedeutung des 5. Februar 1912 für Bayern und seine nächste politische Zukunft. Aller Voraussicht nach ist für die nächsten sechs Jahre die Mehrheit des Zentrums wieder festgelegt, denn eine wohlberatene Regierung wird es so leicht nicht wieder wagen, liberalen und sozialdemokratischen Schreiern zu Liebe den Landtag aufzulösen. Die Zentrumsfraktion kehrt mit 87 Mann in den Landtag zurück. Der Verlust von elf Mandaten ist unter den gegebenen Umständen leicht zu verschmerzen. Hatte doch der Rotblock sicher darauf gerechnet, unter Behauptung aller seiner bisherigen Mandate dem Zentrum mindestens 18 Sitze abnehmen zu können. Prahlhanse, an denen der Liberalismus ganz besonders reich ist, hatten sogar auf eine Beute von rund 30 Zentrumssitzen gehofft. Das Gesamtergebnis stellt sich nach den von offiziöser Seite mitgeteilten Ziffern wie folgt: Zentrum 87 (bisher 98), Liberale aller Schattierungen 31 (bisher 25), einschließlich des Deutschen Bauernbundes 34, Sozialdemokraten 30 (bisher 21), Konservative und Landbündler 7 (bisher 16), Bauernbündler 5 (bisher 3). Bayern zählt nach dem neuen Wahlgesetz 133 Landtagswahlkreise, darunter 30 zweimännige, sodaß die Gesamtzahl der Abgeordneten 163 beträgt. Die absolute Mehrheit ist demnach 82. Der Rotblock konzentrierte seine Aktion auf 101 Wahlkreise mit 120 Mandaten, da man für 32 bombensichere Wahlkreise des Zentrums mit 43 Mandaten von vorneherein jede Hoffnung aufgab. Die strittigen 120 Mandate hatten die Parteien des Rotblocks derart unter sich verteilt, daß den Liberalen 36 und dem ihnen nahestehenden Deutschen Bauernbund 7 (zusammen 43), den Sozialdemokraten 37, dem altbayerischen Bauernbund 20 zufallen sollten. Einzelne Verluste des Zentrums (übrigens wurden Wasserburg und Günzburg vom Zentrum erobert) sind schon wegen der unterlegenen Kandidaten (z. B. Dr. Schädler in Bamberg) sehr zu beklagen, aber nach einer Wahlschlacht von solch beispielloser Heftigkeit treten alle Nebenumstände hinter der Freude über den Sieg zurück. Doppelt schwer lastet die Niederlage auf der liberalen Bureaukratie, welche diesmal auf der ganzen Linie dem „blöden Zentrumshaß" frei die Zügel schießen ließ und mit der Sozialdemokratie offen vor aller Welt fraternisierte.

Schon bevor das Wahlergebnis bekannt war, noch am Tage der Wahl, reichte das Gesamtstaatsministerium seine Entlassung ein. In einem Handschreiben an den Ministerpräsidenten behielt sich der Regent seine weiteren Entschließungen vor und ersuchte das Ministerium, einstweilen die Geschäfte weiterzuführen. Aus dem Umstande, daß Graf Podewils unmittelbar nach dem Entlassungsgesuche zu einer längeren Besprechung mit dem Regenten und dem Thronfolger Prinzen Ludwig berufen wurde, schloß man, daß Graf Podewils mit der Neubildung des Ministeriums betraut werden sollte. Ob der von Natur sehr konziliante Graf den Schwierigkeiten, die sich im nächsten Landtage noch wesentlich verschärfen dürften, auf die Dauer gewachsen sein wird? Die eigentlichen Zentrumsgegner, ja zum Teil Zentrumshasser im bisherigen Ministerium waren die Herren v. Pfaff, von Frauendorfer und von Miltner. Wir unterstreichen auch des letzteren Namen, der es bisher verstanden hat, seine stille Arbeit gegen das Zentrum möglichst unauffällig zu betreiben.

Daß man auch an maßgebendster Stelle aus den jüngsten Konflikten naheliegende Lehren gezogen hat, beweisen bezeichnende Vorgänge der letzten Woche. Als der Regent laut offiziöser Darstellung „hervorragende Staatsmänner zu sich berief, um sich mit ihnen über die politische Lage auszusprechen", war der erste, der gerufen wurde, Exzellenz Reichsrat Freiherr von Hertling, der Vorsitzende der Zentrumsfraktion im Reichstage. Nach ihm kam auch der Führer der liberalen Gruppe in der Kammer der Reichsräte, Herr von Auer, zu Wort. Auch die Gesandten in Berlin und Wien, Graf Lerchenfeld und Frhr. Tucher von Simmelsdorf, wurden empfangen, außerdem die Minister von Pfaff, von Miltner und von Brettreich. Eine bemerkenswerte Neuerung war, daß diesmal Prinz Ludwig zu mehrmaligen Konferenzen beigezogen wurde. Von der Kammerauflösung soll der Prinz erst erfahren haben, als sie bereits vollzogen war.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Beginn der parlamentarischen Kampagne.

Da die preußischen Kammern nur zwei Monate noch zur rechtzeitigen Fertigstellung des Staatshaushalts haben, so müßten sie mit ihrer Zeit sehr sparsam sein. Aber es wurde doch drei Tage lang über die Reichstagswahlen und ihr Zubehör gesprochen. Der Etat, dessen erste Beratung auf der Tagesordnung stand, wurde nur nebenbei berührt. Man hätte die Sache gut und gern in einer Sitzung abmachen können; denn die Finanzfrage liegt ziemlich einfach. Preußens Finanzen sind recht gut infolge der hohen Ueberschüsse der Staatsbahnen. Setzt man von diesen Ueberschüssen recht viel für allgemeine Staatszwecke ein, so schwimmt man in Wohlhabenheit, wenigstens für die Jahre des flotten Verkehrs. Verwendet man aber von den Eisenbahnüberschüssen einen großen Teil für Neuanlagen, die eigentlich eine Anleihe rechtfertigten, oder zur Reservestellung für schwächere Jahre, so wird das Geld knapp und die direkten Steuern müssen erhöht werden. Auf diese Weise hat der frühere Finanzminister Zuschläge zu der Einkommen- und Vermögenssteuer durchgesetzt, die bisher einen provisorischen Charakter hatten. Jetzt sollen diese außerordentlichen Zuschläge in den Tarif dieser Steuern regelrecht hineingearbeitet, also in aller Form zum Definitivum werden. Nun sagen aber die Wortführer der entscheidenden Parteien, es fehle noch an dem Nachweis der Notwendigkeit für eine derartige organische, unwiderrufliche Steuererhöhung. Aufregend ist die Sache nicht, da die sozialdemokratische Agitation sich um die direkten Landessteuern wenig kümmert. Wenn im Reich wieder neue Steuerpläne auftauchen, so wird es wieder eine Hetze geben.

Die Aufmerksamkeit, die der preußische Landtag den Reichsangelegenheiten widmet, war vorwiegend retrospektiv. Man stritt über die Ursachen der unangenehmen Erscheinungen, aber befaßt sich weniger mit den Heilmitteln. Bezeichnend ist die Verlegenheitstaktik der Liberalen gegenüber den nur zu berechtigten Vorwürfen wegen der Unterstützung, die sie der Sozialdemokratie gewährt haben. Zu ihrer Verteidigung holen sie aus alten Akten alles mögliche wieder heraus, was jemals über diese oder jene Wahlabmachung oder auch nur die Anregung zu einem Wahlkompromiß zwischen Zentrum und Sozialdemokratie mit Wahrheit oder Dichtung geschrieben worden ist. Warum sollen wir über die vergangenen Einzelheiten noch einmal ausführlich rechten? Wenn unsere alten „Sünden" auch noch so hoch aufgebauscht werden, so sind damit die Liberalen wegen ihrer gegenwärtigen himmelschreienden Sünden nicht entlastet. Alle einzelnen Zwischenfälle aus der Vergangenheit ändern nichts an der Tatsache, daß nur der Liberalismus, und keine andere Partei, mit der Sozialdemokratie in eine Großblockgemeinschaft getreten ist, die über einen begrenzten Einzelzweck hinaus die Unterjochung der anderen bürgerlichen Parteien mit Hilfe der Umstürzler bezweckte. In Baden fing die Verirrung an, und da zeigte sich alsbald, daß die Großblockpolitik nicht auf gelegentliche Wahlhilfe sich beschränkte, sondern zu einem dauernden Kondominium, zu einer Regierungsgemeinschaft des Liberalismus und der Sozialdemokratie, sich ausbildete. Fürst Bülow, der damals noch Reichskanzler war und sich für einen Meister in der Abwehr der Umsturzgefahr hielt, ließ das Großblockfeuer in Baden sich ruhig entwickeln, da es ja gegen das Zentrum gerichtet war. Die Bülowsche Blockära im Reiche konnte ihr vielgepriesenes Ziel, die Isolierung der Sozialdemokratie, durchaus nicht erreichen. Im Gegenteil; der Liberalismus, der vom Fürsten Bülow verhätschelt worden war, hielt nach dem Blockrach von 1909 in seinem gekränkten Größenwahn sich für berechtigt, auch die Umsturzpartei zu seiner Bundesgenossin zu machen in dem rücksichtslosen Kampf um die Macht. Es gab Großblock-Machenschaften in Elsaß-Lothringen gegen das Zentrum und im Königreich Sachsen gegen die Konservativen. Auf Grund der gemeinsamen Hetze gegen die Reichsfinanzreform entwickelte sich die Großblocktaktik für die Reichstagswahlen, und gleichzeitig kam in Bayern für die von der Regierung heraufbeschworenen Konfliktswahlen für den Landtag ein regelrechter liberal-sozialdemokratisch-bauernbündlerischer Block zustande. „Von Bassermann bis Bebel!" Dieses geflügelte Wort des durchgefallenen Abgeordneten Naumann wurde seinerzeit mit zarter „Entrüstung" zurückgewiesen; aber wir haben den Block von Bassermann bis Bebel erlebt

und sehen seine Früchte vor uns: Verdoppelung der sozialdemokratischen Mandate und Verringerung der liberalen Helfershelfer-Mandate.

Das Geschehene läßt sich nicht hinwegleugnen. Für die praktische Politik kommt es jetzt auf die Frage an: Was soll in Zukunft werden? Soll das pactum leoninum, zu dem sich der Liberalismus mit der Sozialdemokratie hat hinreißen lassen, nunmehr abgetan sein, oder soll die Wahlgemeinschaft auch zu einer Präsidialgemeinschaft und zu einer Arbeitsgemeinschaft führen? Darauf sollte man uns eine klare Antwort geben, statt die alten Karmellen von früheren Wahlmanövern des Zentrums immer von neuem aufzutischen. In der Fortschrittspartei stecken offenbar Leute genug, die mit der Sozialdemokratie weiter zusammengehen wollen. In der nationalliberalen Partei sind die Neigungen geteilt und die Interessen erst recht. Daher mußten die liberalen Redner im preußischen Abgeordnetenhause sich mit rückschauenden, ablenkenden Polemiken behelfen; die Entscheidung fällt erst, wenn die nationalliberale Reichstagsfraktion zusammengetreten ist und der von der Sozialdemokratie durchgebrachte Bassermann sich mit seinen vom Zentrum und den Konservativen geretteten Parteigenossen auseinandersetzt.

Für die Regierungen, deren oberste Pflicht die Erhaltung der Staats- und Gesellschaftsordnung ist, besteht allerdings schon seit längerer Zeit die ernste Frage, wie sie der Förderung der Umsturzpartei durch die Beamten wehren sollen. Vortreffliche Worte hat im preußischen Abgeordnetenhause der Minister des Innern v. Dallwitz gesprochen, der den Beamten die heiligen Pflichten des Diensteides scharf vorhielt und jeden Beamten, der direkt oder indirekt die Umsturzpartei fördert, als einen eidbrüchigen Heuchler oder Lügner bezeichnete. Warum sprach der Minister nicht schon damals so klar und kräftig, als bei der Ersatzwahl von Düsseldorf im vorigen Herbst liberale Beamte zum Siege des Sozialdemokraten mithalfen? Warum ist die reichsländische Regierung, die doch von Berlin abhängig ist, der offensichtlichen und sehr wirksamen Unterstützung der dortigen Großblockpolitik durch die Beamten nicht entgegengetreten?

In Baden, dem Musterland der Großblockpolitik, hat jetzt endlich der Staatsminister v. Dusch auch kräftige Worte gegen die Umsturzpartei gefunden. Wenn Minister von Bodman seinen fatalen Ausspruch von der „großartigen Bewegung“ abschwächend zu rechtfertigen versuchte, so wollen wir darüber nicht weiter streiten. Wir sagen nur zu der verspäteten Ministerberedsamkeit in Karlsruhe dasselbe, wie zu der Berliner Ministerrede, und auch dasselbe, wie zu den Friedensreden, die zeitweilig in London gehalten werden: Was helfen uns die Worte, wenn die Taten nicht sie bekräftigen!

Die Reichsregierung und die verbündeten Staatsregierungen müssen im Interesse der Monarchie und der Ordnung entschieden gegen jede Begünstigung der Großblockpolitik durch die Beamtenschaft einschreiten; sonst kommen wir nicht ohne Schaden über diese gefährliche Zeitkrankheit hinweg. Die Sozialdemokratie selbst, die sich während der Wahlen einer diplomatischen Verschleierung ihrer Endziele befleißigt, hat nach dem Abschluß der Reichstagswahlen deutlich genug bekundet, daß sie die alte, verneinende, internationale, revolutionäre Partei bleibt. Demgemäß muß sie als ein Gebilde behandelt werden, das außerhalb der bürgerlichen Gemeinschaft steht und für keine Ordnungspartei bündnisfähig sein kann.

Daher steht der Liberalismus, der sonst nicht viel Aehnlichkeit mit einem Herkules hat, doch gleich diesem alten Herrn jetzt am Scheidewege. Entweder muß man dauernd sich mit der Umsturzpartei solidarisch machen, oder muß sich wohl oder übel der Arbeitsgemeinschaft der positiven Parteien wieder anschließen. Die Entscheidung läßt sich nicht aufschieben, denn schon bei der Besetzung des Reichstagspräsidiums muß sich zeigen, wer für den Arbeitsblock und wer für einen negierenden Linksblock ist. Hoffentlich bekommt dann auch die Regierung ein festeres Rückgrat.

Dr. Alfred Ebenhoch †.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Die Partei der deutschen Katholiken Oesterreichs wird schwer heimgesucht: ihr genialer Gründer und Führer Lueger schläft fast schon zwei Jahre auf dem Wiener Zentralfriedhofe den letzten Erdenschlaf, sein Generalstabschef Geßmann wandert von einem Kurort zum andern, um seine arg zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, und nun hat am 30. Januar zur Mittagszeit der bedeutendste Kronlandspolitiker der Partei die Augen für immer geschlossen: Alfred Ebenhoch ist nicht mehr. Solche Schläge in so kurzer Zeit kann nicht leicht eine Partei ertragen, und für die christlichsoziale Partei ist dieser Verlust um so schwerer, als man so große Hoffnungen setzte auf den noch nicht Sechzigjährigen, auf dessen Gesundung man so sicher rechnete!

Alfred Ebenhoch war ein katholischer, deutscher Mann, als Katholik, als Deutscher, als Oesterreicher ein ganzer Mann, wie man wenige finden wird. Dabei schlicht und volkstümlich, kein Streber nach Titeln und Reichtum, opfermutig und selbstlos, dem Glaube, Volk und Vaterland der höchsten Mühe, des größten Opfers wert war — ein etwas verkleinertes Abbild seines großen Freundes Lueger. Ein bescheidenes väterliches Vermögen gab ihm die wirtschaftliche Unabhängigkeit, ohne welche ein politischer Parteiführer kaum denkbar ist; Ebenhoch hat es zu den höchsten Stellungen im Staate gebracht, er ist Landeshauptmann und Minister geworden, aber sein Familienvermögen hat er nicht vermehrt; seiner Familie hinterläßt er mehr ideelle als materielle Werte, vor allem einen ehrenvollen, ruhmgekrönten, unbedingt fleckenlosen Namen.

In Bregenz als Sohn eines Gewerbetreibenden (Spediteurs) am 18. Mai 1855 geboren, besuchte er das Jesuitengymnasium Stella Matutina in Feldkirch, studierte in Innsbruck Jus, machte als Student im 3. Tiroler Kaiserjäger-Regiment 1878 den Okkupationsfeldzug in Bosnien mit, promovierte 1881 zum Doktor der Jurisprudenz und übersiedelte dann nach Linz in Oberösterreich, wo er sich der Advokatur widmete. Mit Feuereifer stürzte er sich ins politische Leben, 1888 wurde er zum ersten Male in den Reichsrat gewählt, dem er mit kurzer Unterbrechung bis 1911 angehörte, und 1889 in den oberösterreichischen Landtag. Von 1898 bis 1907 stand er als Landeshauptmann an der Spitze der autonomen Landesverwaltung, und noch heute bedauert man es in Oberösterreich allgemein, daß er sich 1907 verleiten ließ, als Minister in die Regierung einzutreten, weil ihn das Land dadurch als Landeshauptmann verlor.

Im Reichsrate spielte Dr. Ebenhoch bald eine einflußreiche Rolle. Anfangs schloß er sich dort dem Klub der Konservativen an, in welchem er dem Flügel der sog. „schärferen Tonart“ angehörte. Die Hohenwartianer waren ihm nicht volkstümlich genug, auch zu sehr regierungsfreundlich, selbst wenn es sich um einschneidende religionspolitische Fragen handelte. Sein männlich-entschiedenes Auftreten in der Schulfrage sowohl im Abgeordnetenhause wie im Landtage zog ihm den Haß der Judenpresse und keineswegs die Billigung der Mehrheit seines Klubs zu. Damals bereits (1889) wurde sein Austritt aus dem Hohenwartklub in der Presse erörtert.

Zur damaligen Zeit begann der Aufschwung der christlichsozialen Bewegung in Wien. Dr. Ebenhoch, selbst ein Schüler Baron Vogelsangs, wie Prinz Liechtenstein, Lueger, Geßmann und Weiskirchner, sympathisierte von Anfang an mit dieser katholischen Demokratie und hat beständig, wenn vorerst auch vielleicht noch unbewußt, auf eine Vereinigung der bürgerlichen Konservativen mit den Christlichsozialen hingearbeitet. Auf dem niederösterreichischen Katholikentage 1894 in Wien kam es zu einer Verbrüderung Ebenhochs mit Lueger, und als dann in den nächstfolgenden Jahren der Niederringung des Liberalismus in Wien der Ministerpräsident Graf Badeni dreimal dem zum Bürgermeister von Wien erwählten Volksführer Dr. Lueger die kaiserliche Sanktion der Wahl verweigerte, da trat offen im Abgeordnetenhause Dr. Ebenhoch gegen den Willen seiner Klubmehrheit mit einer sensationellen Interpellation für den Führer der Christlichsozialen ein. Daraufhin trat er mit seinen Anhängern der schärferen Tonart aus dem Hohenwartklub aus, mit ihm auch Baron Joseph Dipauli, der, um den Eintritt der Ebenhochianer in die christlichsoziale Partei zu verhindern, die „Katholische Volkspartei“ gründete, welcher Ebenhoch und seine Anhänger beitraten.

Bald darauf begann der Kampf um die Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes. Dr. Ebenhoch warb für diese Reform in Oberösterreich Anhänger und brachte bald den ganzen großen Volksverein, dessen Präsident er 1895 geworden war, auf seine Seite. Seiner klugen Taktik, seiner hinreißenden Beredsamkeit gelang es, das ganze Kronland, soweit es sich zu katholischen Grundsätzen bekennt, in einer Partei zusammenzuhalten, Bruderzwistigkeiten, wie in Tirol, fernzuhalten. (Es ist eine bittere Ironie, daß gerade um sein Mandat jetzt ein Bruderzwist entstanden ist: ein Christlichsozialer aus Niederösterreich sucht dem offiziellen Parteikandidaten das Mandat zu entreißen.) Und als dann in den Wahlen des Jahres 1907 die Anhänger der christlichen Sozialreform glänzende Siege erfochten hatten, führte Dr. Ebenhoch seine Oberösterreicher ins Lager Dr. Luegers, die Salzburger und Steiermärker folgten ihm nach, und so entstand die große Reichspartei, welche alle deutschen Kronländer umfaßt und heute noch, trotz den Siegen des freimaurerischen Großblocks 1911, die an Mandaten und an Wählern stärkste deutsche Partei des Reiches ist.

Es war im Spätherbst 1907, als den Führern der christlichsozialen Partei der Wunsch der Krone bekanntgegeben wurde, sie möchten zwei Männer ins Ministerium Beck entsenden, als stärkste Partei hätten die Christlichsozialen die Pflicht, auch an der Verantwortung der Staatsleitung teilzunehmen. Solange nur der Ministerpräsident den Wunsch aussprach, widerstand ihm Dr. Lueger, in der sehr richtigen Erkenntnis, daß einer Volkspartei in Oesterreich nichts gefährlicher sei, als ihre Teilnahme an der Regierung. Erst dem Wunsche des Kaisers beugte sich Dr. Lueger: Dr. Geßmann und Dr. Ebenhoch wurden Minister. Der Parteichef und seine Partei haben sehr bald diese Nachgiebigkeit bereut. Beide Männer hielten es auch nicht lange in dem Kabinett Beck aus: schon im November 1908 führten sie durch ihre Abdankung den Sturz Becks herbei. Dr. Ebenhoch hatte in der kurzen Zeit das Ackerbauministerium so mustergültig geführt und so modernisiert, daß heute noch die Agrarier aller Parteien es beklagen, daß er nicht an der Spitze dieses Ministeriums geblieben ist. Dr. Ebenhoch war der erste Minister, der aus dem C.-V. hervorgegangen; er war Mitglied der Innsbrucker „Austria".

Im Jahre 1909 trat er aus dem oberösterreichischen Landtag aus und wohnte in Wien, wenn er sich nicht in seiner Villa am Hallstädter See aufhielt. In der Führung der Partei stand er stets in erster Linie, und nach dem Tode Dr. Luegers stieg sein Einfluß noch mehr. Im Jahre 1911 wurde er zwar wiedergewählt, aber er trug den Todeskeim schon in sich. Als sich im neuen Reichsrate die christlichsoziale Vereinigung neu konstituierte, war er ihr erster geschäftsführender Obmann; bald aber zwang ihn die stets zunehmende Krankheit, sich immer mehr zurückzuziehen, bis er sich gezwungen sah, auch sein Reichsratsmandat niederzulegen. Noch immer hoffte man von seiner starken Natur ein Gesundwerden — vergebens! Nun deckt ihn schon auf dem Friedhofe in Wels die in weiße Leichentücher gehüllte Erde.

Kurz sei noch erwähnt, daß Dr. Ebenhoch einer der wenigen Parlamentarier war, welche den Wert der Presse zu schätzen wissen. Er arbeitete selbst fleißig mit: es dürfte kein christlichsoziales Tagblatt geben, welches nicht Aufsätze von ihm veröffentlicht hätte. Auch soziale Werke verfaßte er, selbst Dramen, welche in Linz, Salzburg, Innsbruck aufgeführt wurden. Die liberale Presse ehrte ihn selbst auf der Bahre noch mit ihrem Hasse — weil er die Bildung der großen christlichsozialen Reichspartei zustande gebracht hat. Die Katholiken werden ihm gerade darum ein Denkmal in ihren Herzen setzen.

Zum Schlusse eine Episode, welche der Wiener Männerapostel P. Heinrich Abel, der dem Sterbenden die letzten Dienste erwies, in der „Reichspost" mitteilt: „Dr. Ebenhoch war noch Landeshauptmann von Oberösterreich, als in Linz die Generalversammlung der Marianischen Kongregation von Oesterreich und Deutschland stattfand. Ebenhoch, seit seinen Studienjahren selbst Marianischer Sodale, sollte die Festrede halten. Vor derselben sagte er zu seinem Freunde: „Dir vertraue ich es an: es handelt sich darum, daß ich Minister werden soll. Heute rede ich aber, wie's mir um's Herz ist, und wenn es mich auch das Ministerportefeuille kostet." Ehre sei dem braven Mann, dem braven Sodalen. Kein Wunder, daß der ebenso ehrliche und männliche Dr. Lueger im Verstorbenen seinen treuesten Freund hatte."

Weltmorgenrot.

Wenn solche Röten durch den Himmel ziehen,
Dass alle Berge morgengolden gluten,
Die Ströme stiller durch die Lande fluten,
Und Dampf und Nebel aus den Tälern fliehen;

Dann ist es mir, als müsst' ein Morgen tagen
So licht und schön — ein grosses Weltverklären
Mit Wundermacht durchströmen alle Sphären,
Und alles Harte wird zur Ruh' getragen.

Wir aber steh'n im blanken Kampfgeschmeide
Um unser Banner, treue Gottesknappen;
Sein Siegeszeichen brennt auf unseren Wappen.
Indes er naht im goldenen Glorienkleide.

Und ‚Χαῖρε Χριστε' braust's mit Sturmesdröhnen
Durch unsre Reih'n in tausend Jubelrufen,
Dann steigen wir empor die Jakobsstufen
Zum Friedenstag, zum grossen Weltversöhnen.

F. Schrönghamer-Heimdal.

Ein Sieg der christlich-nationalen Arbeiterbewegung.

Von Oberlehrer Kuckhoff, Essen, Mitglied des Reichstags.

Daß die sogenannten freien Gewerkschaften bei der letzten Reichstagswahl mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln den Sieg der Sozialdemokratie gefördert haben, ist bekannt. Nunmehr rühmen sie sich dessen mit Recht. So schreibt die sozialdemokratische „Holzarbeiterzeitung" (Nr. 3, 1912): „Die Mitglieder der Gewerkschaften können mit Befriedigung konstatieren, daß sie ihr redliches Teil zu diesem Triumph der deutschen Arbeiterschaft (d. h. in diesem Zusammenhange Sozialdemokratie) beigetragen haben." Das ist richtig. Bedauerlicherweise ist dieser Teil der eigentlich zu wirtschaftlichen Zwecken geschaffenen Arbeiterbewegung zum Schleppenträger der politischen sozialistischen Organisation geworden. Damit haben sie ihre selbständige Bedeutung vollständig verloren, und je stärker die politische Macht des Sozialismus wird, um so härter werden sie seine Peitsche zu fühlen bekommen.

Daß aber der gewaltige Gewinn der Sozialdemokratie an Mandaten ein Sieg der deutschen Arbeiterschaft sein soll, ist durchaus falsch. Sie sind ihr nur zugefallen durch die Hilfe linksstehender bürgerlicher Kreise. Und wären auch die 4¼ Millionen bei der Hauptwahl abgegebenen sozialdemokratischen Stimmen nur von Arbeitern abgegeben worden, so könnte eine solche Tatsache nur als Demonstration einer Interessengruppe, nicht aber als politischer Erfolg angesehen werden. Denn selbst die törichtesten Sozialisten werden nicht so weit gehen, einen von einer Klasse regierten Staat schaffen zu wollen. Den Klassenstaat bekämpfen sie ja angeblich.

Unser westdeutsches, am kräftigsten entwickeltes Industriegebiet hat bei den Wahlen bewiesen, daß nicht die Arbeiterschaft als solche gleichbedeutend ist mit Sozialdemokratie. Und gerade wieder innerhalb dieses Industriegebietes zeigt es sich ganz deutlich, wer dem Sozialismus bei dieser Wahl zum Siege verholfen hat. Köln, und zwar die innere Stadt, der Wahlkreis Köln I., ist durchaus nicht direkt als Industriestadt anzusprechen, es umfaßt vielmehr vor allem Handeltreibende. Dieses bürgerliche Köln aber wählt infolge politischer Verärgerung und Hetze einen „Arbeiter"vertreter; dagegen wählen die reinen Arbeitergebiete an der Ruhr „bürgerliche" Kandidaten. Daß Essen gehalten, daß Duisburg, Bochum wieder erobert wurden, daß auch für Düsseldorf und Dortmund ein Erfolg zu buchen ist, — der ein Sieg gewesen wäre, wenn dort die Parteikonstellation eine genau umgekehrte gewesen wäre, d. h. wenn Liberale und Sozialdemokraten in Stichwahl gestanden hätten — ist ein Ruhmesblatt in der Entwicklungsgeschichte der christlich-nationalen Arbeiterbewegung. Es gibt wohl niemanden, der annimmt, daß diese fast ganz von der Industriearbeiterschaft beherrschten Be-

zirke ohne diese Arbeiterbewegung nicht alle im Besitze der Sozialdemokraten sich befänden. In ganz Rheinland und Westfalen aber gibt es, vielleicht abgesehen von Solingen, keinen Wahlkreis, der sozialistisch vertreten wäre, wenn nicht das linksliberale Beamtentum und Bürgertum zugunsten der sogenannten Arbeiterpartei den Ausschlag gäbe.

Wenn der vaterländisch gesinnte und politisch fortgeschrittene deutsche Bürger in diesen Tagen schmerzlich den Sieg vaterlandsloser Gesinnung und politischer Kurzsichtigkeit empfindet, so ist gerade dieser Sieg im rheinisch-westfälischen Industriegebiet ein Anzeichen einer besseren Zukunft. Denn es hat sich hier gezeigt, daß unsere Arbeiterschaft zum großen Teile noch klug genug ist, ihre Rettung nicht in der Revolution zu sehen, sondern in einem einträchtigen Zusammenwirken zwischen Industrie und Arbeiterschaft. Beide Teile glauben hieraus Nutzen in materieller Hinsicht zu erzielen in der richtigen Erkenntnis, daß nur durch diese Einigkeit Deutschland wirtschaftlich weiter groß und stark bleiben kann. Es kommen hinzu christliche und nationale Ideen, von denen diese Arbeiter als Menschen und als Bürger des Staates sich tragen lassen. Das Zauberwort Organisation verschafft ihnen den Halt selbstbewußten, kraftvollen Strebens, verleiht ihnen als wichtigen Kulturträgern den Stolz des freien deutschen Bürgers, der es verdient, daß andere ihn auch als Kulturmenschen anerkennen. Und diese Arbeiterschaft hat dieses Mal im rheinisch-westfälischen Industriegebiet gesiegt.

Was das bedeutet, wird sich im nächsten Reichstage schon bald zeigen müssen. Es ist ja wohl selbstverständlich, daß soziale Gesetze, wie bisher, nur zustande kommen können durch einträchtiges Zusammenarbeiten aller der Parteien, denen an der Gesundung des Arbeiterstandes wahrhaft gelegen ist. Als solche sind alle mehr oder minder anzusprechen mit Ausnahme der Sozialdemokratie. Nun rechnet man in diesen Tagen immer heraus, daß im Reichstage nunmehr die Linke die Mehrheit habe. Sie wird das wohl auch dazu benutzen wollen, um in ihrem Sinne soziale Gesetze zu geben. In dieser Mehrheit von 202 Abgeordneten hat aber die Sozialdemokratie weitaus das Uebergewicht. Ob wohl der größte Optimist behaupten würde, daß da etwas Vernünftiges herauskäme? Die Unfähigkeit der Linken, gerade auf sozialpolitischem Gebiete zu arbeiten, liegt auf der Hand. Doch das ist nicht das Wichtigste. Viel bedeutungsvoller ist es, daß zum Beispiel zur Linken gerechnete Abgeordnete, unter ihnen auch einer der wenigen auf dieser Seite sitzenden wirklichen Arbeiter, der neue Abgeordnete für Bochum, auch nicht das Geringste gemein haben mit den auf der linken Seite des Hauses vertretenen sozialpolitischen Anschauungen. Sie stehen da den zur Rechten gerechneten Arbeitern, wie Giesberts, Behrens und anderen, ganz nahe. Sie beherrscht gemeinsam der Gedanke der im Industriegebiet soeben siegreich hervorgegangenen Arbeiterbewegung. Die aber kann nie und nimmer mit ihren christlichen und nationalen Ideen irgend etwas mit der die Linke vollkommen beherrschenden Sozialdemokratie gemein haben. Läßt sich der Liberalismus — und das ist ja wohl ausgeschlossen — von den revolutionären sozialen Ideen des Sozialismus irgendwie beeinflussen, dann wird er fühlen müssen, daß es in seinen Reihen doch noch viele Abgeordnete gibt, die nicht mit Hilfe eines Sozialdemokraten gewählt worden sind. Die neue Mehrheit — wenn es eine solche ist — ist sehr gering. In sozialen Fragen ist sie nicht vorhanden. Die „Arbeiter"-partei macht die Linke unfähig zu sozialpolitischem Schaffen. Der Gedanke der christlich-nationalen Arbeiterbewegung aber wird ausschlaggebend sein für die Haltung des Reichstags in der Sozialpolitik. Der deutsche Arbeiter wird sehen müssen, daß die Interessengruppe von 4¼ Millionen ihm auch gar nichts helfen kann. Dagegen ist die christlich-nationale Arbeiterbewegung nicht durch ihre Zahl, sondern durch die Macht ihrer Ideen in dieser Beziehung gerade im neuen Reichstage von nicht zu übersehender Bedeutung.

Einer gedeihlichen Entwicklung unserer Industrie, damit unserem ganzen Wirtschaftsleben und folglich auch wieder unserer sozialen Weiterentwicklung wird die gekennzeichnete Erscheinung sehr dienlich sein. Wenn es überhaupt einen Damm gibt gegen die Sozialdemokratie und damit gegen die unserem ganzen Staatsgebäude drohende Vernichtung, so muß sie in der christlich-nationalen Arbeiterbewegung und deren Förderung liegen. Das zeigen diese Reichstagswahlen. Die Sozialdemokratie ist nicht erziehungsfähig, und das ist eine Ehre für sie, daß sie in der Erreichung ihrer Prinzipien nicht abweicht vom Wege, nicht umfällt, wie es andere ihr gegenüber getan haben. Die Erziehungsmöglichkeiten dieser bürgerlichen Kreise durch den Sozialismus sind zweifellos größer. Wenn der Sozialismus eine Bewegung des vierten Standes ist, dann kann sie nicht bekämpft werden dadurch, daß man ihr ein bürgerliches Mäntelchen umhängt, sondern nur durch eine Bewegung, die selbst wieder aus dem vierten Stande hervorgeht. Die intelligenteste Arbeiterschaft Deutschlands — so nennt die Sozialdemokratie immer die Arbeiter im Ruhrgebiet — hat den Weg gewiesen, den wir gehen müssen.

Freie Vereinigung katholischer Studenten und Freie Studentenschaft.

Von Adam Gottron, Freiburg i. B.

In den vom Ausschuß der Freiburger Freien Studentenschaft herausgegebenen „Studentischen Monatsheften vom Oberrhein" ist (1912 Heft 1) ein Artikel aus Nr. 13 der „Münchner Neuesten Nachrichten" unter dem Titel: „Klerikale Umtriebe in der Studentenschaft" abgedruckt. Die Aufnahme in die Monatshefte bedeutet schon deswegen eine Unklugheit, weil sich sein Inhalt von selbst richtet. Auf Grund einer mißverstandenen Aeußerung Dr. Sonnenscheins wirft der Verfasser Politik, neutrale und konfessionelle soziale Studentenarbeit kunterbunt durcheinander, zerrupft und verknüpft — um zum Schluß der Freien Vereinigung katholischer Studenten einen Strick zu drehen, als ob sie gemeinsam mit dem Sekretariat sozialer Studentenarbeit „klerikalem Machthunger dienstbar" „Zentrumspropaganda und religiöse Verhetzung treiben unter dem Deckmantel freier Religionsübung und sozialer Hilfstätigkeit". Herr Dr. Sonnenschein hat schon in Nr. 3 der „Allgemeinen Rundschau" vom 20. Januar 1912 auf die Unreife und Verschwommenheit dieses Artikels hingewiesen, soweit das Sekretariat sozialer Studentenarbeit angegriffen ist. Es erübrigt sich, hier den Standpunkt der Freien Vereinigungen kath. Studenten kurz zu fixieren.

Der anonyme Verfasser schreibt: „Jetzt haben sich in Freiburg, München und Berlin[1]) die „Freien Vereinigungen katholischer Studenten" (F. V. K. St.) offen als „Katholische Freistudentenschaften" konstituiert, die in sich straff organisiert, namentlich in Freiburg schon lange sämtliche Abteilungen der Freien Studentenschaft zu beherrschen verstanden, in den Vertreterwahlen ihnen wohlgesinnte Studenten in führende Stellungen brachten und ihre Wünsche in offiziellen Kundgebungen durchzusetzen verstanden. Wäre jetzt eine Scheidung vollzogen, zwischen der katholischen und der allgemeinen unpolitischen und interkonfessionellen Freistudentenschaft, so wäre das im Interesse aller Beteiligten zu begrüßen."

Vor allem sei bemerkt, daß die Freien Vereinigungen kath. Studenten keine „katholische Freistudentenschaften" sind und auch durchaus nicht straff organisiert sind. Ein Flugblatt vom Jahre 1911 sagt: „Die Organisation ist einfach. Ein kleinerer Kreis stärker Interessierter, der ganz nach Belieben durch persönliche oder freiwillige pekuniäre Leistungen die Versammlungsabende gestalten hilft, bildet den Kern, um den sich eine größere Schar mehr wechselnder Teilnehmer anschließt. Zwang gibt es keinen, jeder mag kommen und gehen, wie er will."

Wenn die „Freien Vereinigungen kath. Studenten" katholische Freistudentenschaften wären, also folglich der deutschen Freien Studentenschaft Konkurrenz machten, warum also gingen die „kath. Freistudenten" in die Abteilungen der Freien Studentenschaft, die sie „zu beherrschen verstanden", warum brachten „sie ihnen wohlgesinnte Studenten in führende Stellungen?" Logik![2])

Der Tatbestand ist der: Eine Zeitlang war die F. V. K. St. (damals noch Vereinigung kath. Freistudenten, Freiburg V. K. F.) Abteilung der Freien Studentenschaft. Da man aber nicht nur über Weltanschauung mit Meinungen hin- und herreden wollte, was ja in der Diskussionsabteilung der Freien Studentenschaft reichlich geschieht, sondern sich in der katholischen Weltanschauung schulen wollte, organisierte man sich in der oben bezeichneten losen Weise mit und neben der Freien Studentenschaft, aber nicht gegen diese. Und obwohl nun der F. V. K. St. auch katholische Studenten angehören können, die nicht mit den Grundsätzen der Freien Studentenschaft einverstanden sind — solche gibt es auch unter Juden, Protestanten und Freigeistern —, so hat man doch stets in der Freien Studentenschaft mitgearbeitet. Es ist freilich nicht wahr, daß man in Freiburg sämtliche Abteilungen eine Zeit-

[1]) Von der Organisation in Bonn scheint der Verf. nichts zu wissen.

[2]) Auf der Nichtinkorporierten-Versammlung in Freiburg Br. am 1. Februar 1912 betonte zudem der Redakteur der Monatshefte, es könne von einer „Beherrschung der Abteilungen" durch klerikale Elemente in der Freien Studentenschaft absolut nicht die Rede sein. Warum also wurde der Artikel abgedruckt, anstatt zurückgewiesen? Welche Wirkung versprach man sich?

lang beherrschte. Weit entfernt davon, sich aufzudrängen, wurden vielmehr Mitglieder der F. V. K. St. zur Uebernahme einzelner Abteilungen angesprochen.

Ferner kenne ich nur zwei Formen von Neutralität: 1. Niemand kommt zu Wort; die Freistudentenschaft wird dann ein Bureau, die Aemter werden die Grundfarbe der Arbeit angeben. 2. Jeder kommt zu Wort; dann tritt neben das Bureau die Menge der Vortragszyklen, Diskussionsabende usw. Während nun der namenlose Herr an einer Stelle die Neutralität im ersten Sinne faßt („die Freie Studentenschaft selbst ist so vollkommen mit der Erörterung rein akademischer Programmfragen beschäftigt, z. B. mit der Parlamentarisierung der Studentenschaft und kulturell-hochschulpolitischen Zielen . . ."), faßt er sie an einer anderen Stelle im zweiten Sinne. („Während die Studentenschaft kämpft, um frei zu werden von den Fesseln der Tradition, um an Stelle des alten Korporations- und Klassengeistes ein neudeutsches Studentenideal zu setzen und durch Mitarbeit an den sozialen, politischen und kulturellen Fragen sich einen neuen Lebensinhalt zu geben, entsteht aus ihren eigenen Reihen der Feind, der sie von neuem in den Dienst der Reaktion, und zwar der klerikalen, zwingen will.")

Nur begeht er den Fehler, daß er hier unter Neutralität jene Praxis versteht, die in echt toleranter Weise mit dem „Feuer freiheitlicher Begeisterung die klerikalen trojanischen Holzpferde verbrennen" will. Entweder — oder!

Den Gipfelpunkt des klaren Denkens bezeichnet die Gegenüberstellung von katholisch und interkonfessionell; das heißt also: alle ehrlichen Ueberzeugungen darf der einzelne in der Freien Studentenschaft vertreten, ein Katholik die seine aber nicht. Die Freie Studentenschaft hat als oberstes Prinzip Neutralität und Toleranz. Die Mitarbeit der Katholiken hilft beide aufrecht erhalten. Gewisse Kreise aber sprechen nur dann von Neutralität, wenn sie allein dastehen, nur dann von Toleranz, wenn sie allein regieren. Darum ist eine Scheidung absolut nicht zu begrüßen — oder die Freie Studentenschaft müßte sich „Partei für liberale und demokratische Studenten" nennen. Von Interkonfessionalität dürfte man aber dann nicht mehr reden.

Wie vielen anderen katholischen Kommilitonen, ging es auch mir: Durch die Freie Studentenschaft ward ich mit der F. V. K. St. bekannt, nicht umgekehrt. Wenn der Verfasser des Artikels in den „M. N. N." unter klerikaler Gesinnung positive katholische Gesinnung versteht, so werden das die Freien Vereinigungen kath. Studenten gerne annehmen. Man wird sich das auch in katholischen Kreisen merken müssen. Jedenfalls werden solche Angriffe nicht verhindern, daß die katholischen Kommilitonen auf Grund wahrer Toleranz in der Freien Studentenschaft, wie zuvor, mitarbeiten können und wollen.

Ein oft zitiertes badisches Ministerwort.

Von Landtagsabgeordneten Dr. Joseph Schofer.

Am Donnerstag vor Mariä Lichtmeß ging die viertägige allgemeine Finanzdebatte in der Zweiten badischen Kammer zu Ende. Neben anderem, was über die badischen Grenzpfähle hinaus Interesse hat, spielte das bekannte Ministerwort von „der großartigen Bewegung" eine hervorragende Rolle. Da dieses Ministerwort vielfach auch außerhalb Badens Grenzen gebraucht wurde, dürften einige Feststellungen auch in dieser Zeitschrift willkommen sein.

Der badische Minister des Innern, Freiherr von Bodman, machte laut „Stenographischen Bericht" von der 23. Sitzung der Ersten Kammer am 13. Juli 1910 in einer Polemik gegen Baron von Stotzingen folgende Ausführungen:

„Wenn Herr Frhr. v. Stotzingen die Sozialdemokratie als eine Krankheit bezeichnet hat und gesagt hat, der Revisionismus — er hat zwar nicht diesen Ausdruck gebraucht — sei eine schleichende Krankheit, die noch gefährlicher sei, als die akute, so möchte ich demgegenüber sagen: Die Bewegung der Sozialdemokraten kann man doch nicht schlechthin als eine Krankheit bezeichnen. Sie ist in ihren Zielen, soweit sie auf Abschaffung der Monarchie und auf die Umgestaltung unserer ganzen Gesellschaft, auf die Vergesellschaftung des kapitalistischen Eigentums usw. gehen, gewiß zu bekämpfen und kann in einem gewissen Sinne als utopistisch und vielleicht auch als eine Krankheit bezeichnet werden. Sie ist aber außerdem eine großartige Arbeiterbewegung zur Befreiung des vierten Standes, zur Emporhebung der großen Massen der Arbeiter, die mitarbeiten wollen im Staatsleben, die sich betätigen wollen, und in dieser Beziehung muß man ihnen entgegenkommen. Ich wiederhole: Es handelt sich bei den Forderungen einer solchen Bewegung darum, sie zu prüfen, zu wägen und darüber zu entscheiden, wo man entgegenkommen kann und muß, und wo man ihnen entgegentreten muß; und wenn man begründeten Forderungen nicht rechtzeitig entgegenkommt, dann begeht man einen Fehler, der das Gegenteil vom Staatserhalten ist."

Diese Worte erregten sofort das größte Aufsehen, speziell im Großblocklager. Das Hauptorgan der badischen Sozialdemokratie, der „Volksfreund", nannte am 15. Juli in Nr. 162 das Ministerwort „ein politisches Glaubensbekenntnis, wie es bislang noch kein deutscher Minister abzulegen wagte". Mit Fettdruck wurde dann die Hauptstelle wiedergegeben. Um die ganze politische Tragweite des zitierten Ministerwortes in das richtige Licht zu rücken, stellte der „Volksfreund" sofort folgenden Vergleich an: „Man denke sich", schreibt er, „nur die Möglichkeit, ein preußischer Minister würde im preußischen Abgeordnetenhause unter ähnlich gelagerten Verhältnissen eine solche Erklärung über seine Stellung zur Sozialdemokratie abgeben, und man wird sich über die politische Bedeutung und Tragweite der von Bodmanschen Aeußerungen ohne weiteres klar. Ein solcher Minister ist in Preußen nicht nur, sondern auch in verschiedenen anderen deutschen Staaten heute noch undenkbar".

Die Sozialdemokratie war gewillt, gegen das Budget zu stimmen. Das Ministerwort vom 13. Juli bestimmte sie, diesen Entschluß zu ändern und das Budget anzunehmen. Der gleiche „Volksfreund" schreibt dazu:

„Die Ablehnung des Budgets an dem auf diese denkwürdige Auseinandersetzung zwischen dem politischen Minister Badens und den Vertretern der Reaktion auf der Adelsbank der Ersten Kammer folgenden Tage seitens der Sozialdemokratie hätte nichts mehr und nichts weniger bedeutet, als daß die sozialdemokratische Fraktion dieses politische Glaubensbekenntnis des Ministers von Bodman, der für die künftige Gestaltung der politischen Verhältnisse Badens von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, schlechthin ignoriert und damit diesen Minister der Rachsucht der klerikal-konservativen Junker geopfert hätte." „Das war ein historischer Augenblick", fährt das Blatt weiter, „der, wenn er verpaßt wurde, auf Jahre hinaus unsere politischen Verhältnisse zugunsten der schwarz-blauen Reaktion beeinflußt hätte."

Um zu wissen, was gemeint ist, wenn die Sozialdemokratie die Stunde des Ministerwortes „einen historischen Augenblick" nannte, braucht man nur die nationalliberale „Badische Landeszeitung" vom Samstag, den 16. Juli, aufzuschlagen. Dort liest man Seite 2, Spalte 1, also: „So ist der große Wurf gelungen! Der rote Schrecken ist im Lande Baden überwunden. Der Landtag von 1909/10 steht da als ein Denkmal für die Richtigkeit des Gedankens, daß das Zusammenarbeiten eines einsichtsvollen, die Zeichen der Zeit verstehenden liberalen Bürgertums und „der großartigen Bewegung des vierten Standes", um mit dem Minister von Bodman zu reden, möglich ist, sogar dann, wenn eine Regierung sich nur zögernd bereit findet, mitzutun . . ."

Nachdem das Ministerwort im Großblock dieses Echo gefunden hatte, war es unausbleiblich, daß die Rechte es von ihrem Standpunkte aus würdigte. Eine konservative Vertrauensmännerkonferenz vom 4. September 1910 würdigte das Ministerwort also:

„Wir Konservativen halten eine Uebernahme sozialdemokratischer Schlagworte in den Sprachgebrauch leitender Staatsmänner für eine Verwüstung des monarchischen Gewissens unseres Volkes, die über kurz oder lang die traurigsten Folgen für ein geordnetes Staatswesen zeitigen muß."

Das Ministerwort spielte eine Rolle in sozialdemokratischen Flugblättern wie in liberalen Zeitungen bis in die jüngste Zeit. Daß dabei die Presse der Rechten nicht schweigen konnte, lag klar auf der Hand; aber nicht minder klar war es, daß die Generaldebatte dem Minister Anlaß sein mußte, Stellung zu seinem Worte vom 13. Juli 1910 und zur Kritik daran zu nehmen. In der 11. Sitzung vom 31. Januar 1912 nehmen die Ausführungen über diesen Gegenstand einen breiten Raum in der Rede des Ministers v. Bodman ein. Er führte seine damaligen Ausführungen auf „eine entschuldbare Erregung" zurück. Ja, der Minister meinte, „in der Tat wäre die Rede nicht gehalten worden, wenn nicht Herr Frhr. von Stotzingen sich in der angedeuteten Weise ausgesprochen hätte." Einen zweiten Schritt, sein Wort vom 13. Juli 1910 abzuschwächen, unternahm der

Minister durch Anwendung einer Erklärung seiner Worte. Allein der Abg. Fehrenbach zog daraus das Fazit, „daß der Minister auch selber der Meinung sei, es wäre zweckmäßiger gewesen, wenn er sich etwas anders ausgedrückt hätte."

Staatsminister von Dusch hatte sich scharf gegen die Großblockpolitik ausgesprochen. Minister von Bodman schloß sich ihm an, sodaß man in bezug auf die Großblockfrage einem geschlossenen Staatsministerium gegenübersteht.

Im Februar.

Noch sind die Tage kurz und grau,
Die Wälder leer und kahl die Au.

An Baum und Strauch kein Blättlein dran,
Darauf der Wind sich wiegen kann.

Doch immer mehr im Ost durchbricht
Den grauen Morgen frohes Licht.

Tropft auch vom Tauschnee noch das Dach,
Die Scholle treibt doch allgemach

Den seltsam süssen herben Duft,
Und klingt ein Weben durch die Luft.

Du selber spürst es drauss im Wind,
Wie eigen jetzt dein Blut oft rinnt,

Und wie dein Herz sich frohbereit
Dem nahen Lenz entgegenfreut.

Gust. A. W. Flaig.

Von der Wiedererweckung des Marionettentheaters in Deutschland.

Von P. Ansgar Pöllmann-München.

Der kleine Musentempel an der Blumenstraße zu München war am Nachmittag des 27. Januar überfüllter als je. Aber es waren diesmal nicht die Kleinen, die sich auf den engen Bänken drückten, sondern die Alten, die alten Kinder, die feinsinnigen Liebhaber einer herzhaften Kunst. Und der Münchener Adel war da. In der ersten Reihe saßen die Vertreter zweier Geschlechter, die mit diesem berühmten Marionettentheater aufs innigste verknüpft sind, die Grafen Moy und vor allen andern Pocci. Der Enkel des großen Humoristen, der treue Hüter und Verwalter des Poccischen Nachlasses zu Schloß Ammerland, erneuerte durch seinen unverkennbaren Familientypus, durch die edle, aber in die Länge gezogene Körpergestalt im Stile des Greco hier eine der glücklichsten Zeiten des süddeutschen Kunstlebens. Links oben neben der Bühne hängt das Bild seines Großvaters. Und der ganze Zuschauerraum ist in Palmen, Blumen und Girlanden gehüllt, die im farbigen Zauberscheine ungezählter elektrischer Lampen glühen. An den Seitenwänden flammen die Zahlen 1822 und 1912, und über dem Proszenium strahlt eine goldene 90. Es gilt den neunzigsten Geburtstag von Papa Schmid, von Joseph Leonhard Schmid, dem berühmten Senior der deutschen Puppenspieler, ohne dessen organisatorische Kraft sich ein Pocci nicht wohl ganz hätte entfalten können. Aber wo ist Papa Schmid? Ja, wo ist er? Da sitzt er gemütlich hinten im Publikum an der Türe, der alte, liebe Herr, und freut sich königlich, einmal sein eigener Zuschauer sein zu dürfen. Denn schon hatte Prinz Wunderhold seinen Festprolog (gedichtet von Joseph M. Jurinek) gesprochen bis zu der Stelle, wo hinten sich der Zauberwald teilt und die lorbeerumkränzte Büste Papa Schmids, von Genien umschwebt, unter Glockenklang und Orgelspiel und unter dem Jubel des Publikums sich zeigt. Da ruft Prinz Wunderhold:

„Fürwahr der alte Papa Schmid,
Der ist ein Wundermann,
Der aller Märchen Pforten
Mit luft'gen Zauberworten
Den Kindern auftun kann.

Die Sonne steht am Himmelszelt,
Es leuchtet hold ihr Schein —
So strahlst auch du, dein Lachen,
Uns warm und froh zu machen
Tief bis ins Herz hinein." —

Orgelspiel und Glockenklang! Da hat wohl Papa Schmid sein langes Leben an sich vorüberziehen lassen; sein Anfang war nicht auf Rosen gebettet. Das hat er uns in der Riedelsheimerschen „Geschichte des J. Schmidschen Marionettentheaters in München" (1906) selbst erzählt. Er ward geboren am 29. Januar 1822 zu Amberg als Sohn des Stadtorganisten Leonhard Schmid, der starb, als der kleine Joseph noch nicht 7 Jahre alt war. Die Mutter hoffte ihr Kind einst im Amte des Vaters zu sehen und so wurde Schmid mit 10 Jahren in die Singknabenschule getan. Nach einigen Jahren jedoch ward er von seinem Vormund zu einem Buchbinder in die Lehre gegeben. Ich kann es mir nicht versagen, hier eine ergreifende Stelle aus dieser schlichten Selbstbiographie wörtlich wiederzugeben. Papa Schmid erzählt: „Daß Lehrjahre keine Herrenjahre sind, konnte ich, als ich am 26. Aug. 1834 den Beruf der Buchbinder erwählte, während meiner Lehrzeit in des Wortes verwegenster Bedeutung kennen lernen. Eine Dachkammer, wenn man sie so nennen will, ohne Fenster, war mir als Aufenthalt angewiesen, wenn ich nach der langen Tagesarbeit mich zur Ruhe legen wollte. Doch des von Zeit zu Zeit einströmenden Regens und der Dürftigkeit meiner Liegestätte halber, zog ich es oft vor, meine müden Glieder auf die Papierreste zu legen und im Arbeitsraum zu schlafen. Aber auch diese Lehrjahre gingen vorüber und eines Tages — es war am 27. April 1837 machte ich in Gegenwart der magistratischen Kommission zu Amberg meine Gehilfenprüfung, auf die in damaliger Zeit großer Wert gelegt wurde und der auch heutigen Tages, nach fast 70 Jahren, wieder mehr Sorgfalt entgegengebracht wird. Das Meisterkollegium war mit der gefertigten Arbeit — es war ein Folio-Bucheinband — zufrieden und ich erinnere mich noch heute der Worte, die der Altmeister, der kein besonderer Freund meines Lehrherrn war, äußerte: „Sehr gut, wenn selbst gemacht!"

In diesen einfachen Worten liegt die ganze Kinderseele von Papa Schmid, jene Kinderseele, ohne die ein Humorist nicht denkbar ist, und die ihn zum geistigen Bruder eines Pocci gemacht hat, und die ihn heute, im Zeitalter des „Simplicissimus" und des „Kladderadatsch", uns doppelt wertvoll macht. Denn unsere Gesellschaft, durch die öden Bissigkeiten eines Heine und Gulbransson um den Begriff des wahren Humors gebracht, fängt an, die Leere ihres Herzens zu fühlen. Die ätzenden Gifte verneinender Spötter haben es ausgebrannt. Jetzt lautet die Losung: Zurück zu den alten Quellen! Nur in der Kindlichkeit liegt die Heilung, im Humor, der eine Schwester der Frömmigkeit ist.

Nachdem Schmid einige Zeit in Stadtamhof gearbeitet hatte und dann durch eine tückische Krankheit ein halbes Jahr im Krankenhause seiner Vaterstadt festgehalten wurde, gab er seinen kleisternden Beruf auf und wanderte nach München, um am Hoftheater eine Stelle zu suchen. Da er aber nichts hatte als „alle Taschen voll Mut", so war an eine gesangliche Ausbildung nicht zu denken. Darum nahm er eine Kanzlistenstelle mit 40 Kreuzer pro Tag an. In seiner freien Zeit beschäftigte er sich mit dem Aufstellen von Krippen.

„Auch ein recht hübsches Puppentheater baute ich mir, Kenntnisse hatte ich mir bei meinem Vetter in Amberg schon gesammelt, der ein öffentliches Marionettentheater besaß. Dieses Theaterchen wurde bald der Sammelpunkt — es war ja nur in einem größeren Zimmer untergebracht — von verschiedenen Bekannten, und einige noch lebende werden sich noch gerne der vergnügten Stunden erinnern."

Bald wandte sich Schmid, Herr Vereinsaktuar Schmid, an den Grafen Pocci um Stücke, denn er wollte nunmehr vor die breite Oeffentlichkeit treten. In seinem Briefe an den damaligen Hofmusik-Intendanten lautet die bezeichnendste Stelle: „Da es eine bekannte Erfahrung, daß kein Gemüt für alle Eindrücke von außen empfänglicher ist, als das des Kindes ist, so war es oft schon mein Aerger, wenn ich auf Dulten u. dgl. die Policinellbuden von Kindern umlagert und sich an diesen die Roheit der Jugend mehr oder minder befördernden Hanswurstiaden ergötzen sah. Nicht minder kommt es vor, daß Eltern in Ermangelung etwas Besseren ihre Kinder in die Volkstheater führen oder schicken, wo selben oft das Unverdaulichste vorgesetzt wird. Um nun diesem Uebelstande abzuhelfen und gewissenhaften Eltern Gelegenheit zu verschaffen, ihren folgsamen Kindern ohne Gefährde für Moral ein belohnendes Vergnügen verschaffen zu können, bin ich gesonnen, ein hübsches Marionettentheater für Kinder zu errichten und auf demselben nur solche Stücke zur Aufführung zu bringen, die dieselben nicht bloß unterhalten, sondern auch Sittlichkeit und Religiosität mehr und mehr in den Kinderherzen erwecken und erstarken machen sollen." — Die pädagogische Anschauung, die in diesem Briefsatze zum Ausdruck kam, fand in der Antwort Poccis eine feine Ergänzung, wir wollen nicht sagen Korrektur: „Jedenfalls dürfte es darauf zunächst ankommen, der Jugend nur Gesundes und Frisches zu bieten, da eine etwas superfeine Sentimentalität ebenso schädlich

Werkchen, das sich jedoch — wie gerne hervorgehoben sei — über das gewöhnliche Niveau der evangelibündlerischen Polemik erhebt.

R. H. de Bleuel.

Aehrenlese: 1. Balladen. 2. Legenden. 3. Lyrik. Herausgegeben von der Literaturkommission des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen. Ausgewählt und mit Anmerkungen versehen von Helene Pagés und Elisabeth Nieland. Düsseldorf, L. Schwann. Geb. ℳ 5.— Die von mir schon früher an dieser Stelle besprochenen empfohlenen Einzelteile der dreifach gegliederten Sammlung sind nun, dankenswerterweise, zu einem starken und dennoch handlichen Bande vereinigt, der unserer vorgeschrittenen Jugend, der männlichen wie der weiblichen, viel reinen Genuß von Dauerwert zu bieten, zugleich ein echtes Hausbuch darzustellen vermag. Dem edlen Inhalte entspricht die Ausstattung: der vornehme Einband (dessen Schonungsbedürftigkeit als erziehliche Anregung gelten mag), der große klare Druck, das vorzügliche Papier mit Seitenumrahmung. Sehr zu bewillkommnen sind die jedem Hauptkapitel beigegebenen zahlreichen, genau und schön erklärenden Anmerkungen. Für die nächste Neuauflage möchte ich die Wiederholung des stimmungsvollen Vorwortes für den zweiten und dritten Teil vermieden sehen.

E. M. Hamann.

H. Pagés: Gnadenjahr. Kalender für Erstkommunikanten von **H. Pagés**. Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen, 8⁰ 119 S. 60 Pfennig, geb. ℳ 1.—. Diese Veröffentlichung ist das begrüßenswerte Ergebnis eines glücklichen Gedankens. Zu den vielen Kalendern kommt hier ein neuer hinzu, der tausende von Kinderherzen erfreuen und erheben soll, kann und wird; der zugleich seinen Wert behält als Andenken an den „schönsten Tag des Gnadenjahres“. Zu dem beigegebenen Bilde Murillos: „Der heilige Antonius mit dem Christuskind“, hat Dr. F. X. Thalhofer eine bei anmutiger Tiefe leicht verständliche „Ausdeutung“ geschrieben. Der übrige Inhalt stammt, außer den eingestreuten trefflich gewählten Gedichten, aus der Feder der Herausgeberin selbst, einer bewährten Jugendschriftstellerin und -Bildnerin: ein Lebensbild der seligen Imelda, der „lieblichen Patronin der Erstkommunikanten“; eine frische Erzählung: „Ein Wille, ein Weg“; von Herz zu Herzen sprechende Anleitungen zur Tugendübung in Mut und Wahrhaftigkeit, Demut, Gehorsam, Frömmigkeit, Freundschaft, Vergeben, und Vergessen, Reinheit, Arbeitsliebe; zeitgemäße kräftige Worte über Sparen, Antialkoholismus. Angefügt sind rubrizierte leere Blätter zum Eintragen: „Erstkommunionerinnerungen“ und „Fürs praktische Leben“. Da der an sich gewiß niedrige Preis zum Zweck der Massenverteilung doch noch zu hoch sein dürfte, rate ich dem Verlage, das schöne Büchlein der hochwürdigen Seelsorgerschaft zum Buchhändlerpreise bei Mehrabnahme zu überlassen.

E. M. Hamann.

Sträter Dr. H., Pfarrer in Krefeld, **Männerapostolat** („Kernfrage der Männerseelsorge“). Kevelaer. Butzon & Berker 1912. 16 S. 8⁰. Es ist mir ein eigentliches Bedürfnis, die vorliegende kleine Schrift hier angelegentlichst zu empfehlen: Die Eucharistie steht im Mittelpunkt des gesamten kirchlichen Kultlebens. Dementsprechend muß sie auch für den einzelnen den Zentralpunkt bilden, um den sich seine persönliche Glaubensbetätigung dreht. Wozu die Eucharistie, wenn wir Menschen uns nicht in eine wirksame Verbindung und Beziehung zu ihr setzen Pius X. hat wiederholt in nachdrücklicher Weise auf die religiöse Bedeutung der öfteren Kommunion hingewiesen. Seine Dekrete haben eine eucharistische Bewegung in der Kirche hervorgerufen. Leider stehen die Männer noch vielfach abseits. Sie heranzuziehen lehrt die kleine Broschüre „Die Kernfrage der Männerseelsorge“ ist in ihr trefflich gelöst. Die vorgeschlagenen Wege sind aus der Praxis herausgewachsen und haben sich in schwierigen Verhältnissen als gangbar erwiesen. Möchten diese Zeilen recht viele Seelsorgegeistliche auf die Broschüre aufmerksam machen. Auf den Inhalt selber einzugehen ist hier nicht der Ort. Doch werden hoffentlich die Anregungen in Fachzeitschriften recht eingehend besprochen werden.

Dr. F. Schulte-Eickhoff.

Ein Beitrag zur Akademischen Missionsbewegung. Gründung und Eröffnung des Akademischen Missionsvereins zu Tübingen. Herausgegeben vom Vorstand. Verlag von W. Bader-Rottenburg a. N. 1912. Brosch. 35 Pf. Hocherfreulich ist es, daß der Missionsgedanke, den einst Fürst Alois von Löwenstein auf der Katholikenversammlung von Breslau in so mächtigen Akkorden hat anklingen lassen, unter der akademischen Jugend gezündet und bereits zwei akademische Missionsvereine ins Leben gerufen hat, den einen zu Münster, den andern zu Tübingen. Das vorliegende Schriftchen, das an der Spitze ein huldvolles Geleitwort des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Rottenburg trägt, gibt zunächst Aufschluß über die Entstehung der katholischen akademischen Missionsbewegung im allgemeinen und über die Entstehung des katholischen, akademischen Missionsvereins in Tübingen im besonderen. Es folgen dann die Satzungen des Vereins und die seinerzeit als Flugblatt verteilte Einladung zur Eröffnungsversammlung, bei der HH. Prof. Dr. Sägmüller-Tübingen und HH. P. Robert Streit-Hünfeld aufklärende, begeisternde Vorträge hielten, die im Wortlaut beigefügt sind. Möge das Schriftchen in den Mitgliedern des jungen Vereins die Begeisterung wach erhalten, die noch fernstehenden Akademiker zum Beitritt ermuntern und allen Lesern eine Mahnung sein, sich der großen Sache der Missionen nach Kräften anzunehmen!

J. Wernado.

J. V. Bainvel: Winke für die richtige Verwertung von Schrifttexten in der Predigt. Nach der 2. Aufl. ins Deutsche übertragen und mit Ergänzungen versehen von Emil Schäfer, Pfarrer. Verlag von W. Bader-Rottenburg a. N. Brosch. ℳ 1.60, geb. ℳ 2.20. Der Prediger hat die heilige Pflicht, den Gläubigen nur das unverfälschte, gesunde, lautere Wort Gottes zu verkünden. Darum hat er auch die Pflicht, aus der Quelle des Wortes Gottes, der Hl. Schrift, nur frisches, klares, helles Wasser zu schöpfen, so wie es dort fließt und muß sich wohl hüten, dasselbe durch Oberflächlichkeit, Gleichgültigkeit oder auch mißverstandenen Uebereifer zu trüben. Das Büchlein des Jesuiten Bainvel „Les contresens bibliques des Prédicateurs“, das hier eine gute, fließende Uebersetzung gefunden, möchte dem Homileten Anregung geben, sein Gewissen in dieser Beziehung zu erforschen und zu schärfen. Merkwürdig, welch verschiedenartige, sonderbare Anwendung ein Schriftwort manchmal findet, obwohl der ursprüngliche Sinn ein ganz anderer ist! Das Werkchen verdient es, von recht vielen Predigern studiert zu werden.

J. Wernado.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Die **Kunstsalons** sind während des Monats Januar eifrig am Werke gewesen, die Bedeutung einzelner Persönlichkeiten und Gruppen ans Licht zu stellen. So brachte die **Galerie Heinemann** eine Gesamtausstellung der fünfzehn Künstler, die unter dem Namen „Der Bund“ vereinigt sind. Mögen ihre Darbietungen vielleicht auch bei anderer Gelegenheit etwas größere Frische gezeigt haben, so wirkten sie doch auch diesmal recht erfreulich mit ihrer ruhigen, tüchtigen und soliden Art, die, weit entfernt von Spießbürgerlichkeit, doch fortwährend Kraftbeweise bedeutender Temperamente, Leistungen vollendeter moderner Techniken bringt. Reizvolle Landschaften (von Melchior Kern, Julius Widemann, Wenzel Wirkner, R. A. Arends), Dorf- und Stadtbilder (von H. H. Müller und Karl Küstner), Wilhelm Löwiths prächtiges Interieur eines Bücherladens, R. B. Willmanns Geflügelstilleben waren Leistungen besten Ranges. Auf Wegen, die Böcklin gewiesen hat, ritt Albert Lang in die Gefilde des alten romantischen Landes. Vorzüglich waren die Bildnisse von T. Gregoritsch, Fred. Abecassis, Theodor Bohnenberger und ganz besonders von Walter Thor, dem trefflichen Koloristen und feinen Seelenschilderer. Recht verschieden waren die Plastiken. Joseph Vierthaler zeigte wie gewöhnlich Kleinbildnereien von feinem Reiz und subtiler Durchführung, Marie Kern-Löfftz charakteristische, zum Teil ein wenig absichtlich auf malerische Wirkung berechnete Bildnisköpfe. Gleichzeitig veranstaltete die Galerie Heinemann eine Sonderausstellung der neuesten Arbeiten von H. v. Hayek, der bisher wesentlich als Interpret der dachauischen und bretonischen Landschaft bekannt war. Er hat jetzt ein neues Gebiet betreten. Bei einem Aufenthalte auf dem Manöverfelde von Hammelburg hat der Künstler mit der ihm eigenen Schnelligkeit des Blickes eine Reihe momentan vorübergehender Szenen beobachtet, feuernde Batterien u. dgl., und diese Eindrücke in kurzen aber um so ausdrucksvolleren Zügen wiedergegeben. Hayek zeigt damit sein Streben, die in ihm ruhende Vielseitigkeit zu beweisen. Man darf dies Zeichen bedeutsamer Weiterentwicklung mit Genugtuung begrüßen. Endlich sei die am selben Orte ausgestellte Sammlung von Plastiken Hans Schwegerles nicht vergessen, unter denen eine Anzahl von Bildnisbüsten weniger bedeutend erschien als seine Kleinarbeiten, zumal die kräftigen Plaketten und Medaillen. — In der **Modernen Kunsthandlung Brakl** zeigte der Schweizer Alfred Marxer gut beobachtete und farbig bedeutende Stilleben und Interieurs, unter den letzteren eins mit einem Flügel, auf dessen glatter Fläche sich die Farben seiner Umgebung spiegeln. Dem tüchtigen Können dieses Malers stand die tastende, vielleicht auch auf Sensation bedachte Art W. Opheys entgegen, der in seinen Landschaftsimpressionen auf so helle Töne ausgeht, daß er die Schattengebung fast ganz vernachlässigt, und darüber die plastische Wirkung seiner Malereien einbüßt. Welch ein Genuß war es, nach den Erzeugnissen dieses Manieristen die schönen und ruhigen deutschen Landschaften von Otto Bauriedl anzuschauen, oder die prächtigen Tierstücke von Julius Paul Junghanns, der zu der Zügelschen Gruppe gehört und seine Kunst selbständig weiter entwickelt. — Im **Salon Schmidt-Bertsch** fanden sich vornehm wirkende, farbige Kunstdrucke von A. von Kubinyi, einem jener Graphiker, die sich mit großem Geschick moderner Techniken bedienen. — Die **Galerie Thannhauser** zeigte eine Kollektion von einundvierzig Werken des Auguste Renoir. Er gehört zu jener Gruppe der Pariser Impressionisten, von denen gleichviel guter wie schlechter Einfluß auf die deutsche Kunst übergegangen ist. Die Entwicklung Renoirs ließ sich infolge der geschickt getroffenen Auswahl der Bilder gut beobachten. Von vielem Interesse waren ferner die Werke von Fritz Gärtner. Er beherrscht die Malerei ebenso wie die Graphik und die Plastik. Sein Interesse hat sich bisher auf einen Gegenstand konzentriert und seine sämtlichen Werke gelten ihm. Es ist die „Arbeit“. Nicht jene, die den Menschen knechtet, und als deren bemitleidenswerte Opfer so zahlreiche andere, zumal französische Künstler ihre Personen schildern, sondern die ursprüngliche, die ihn zum Herrn des Landes macht, die Landarbeit. Geht schon infolge dieser Stellung des Themas ein großer allgemein menschlicher Gedanke durch die Gärtnerschen Werke, so versteht der Künstler diesen in seinem Vortrage, seiner Technik gleichfalls zur Geltung zu bringen. Durchaus modern ist seine pointillistische Art, der doch nichts Kleinliches anhaftet, und so versteht Gärtner das Aeußerliche in seinen Arbeiten mit der Kraft einer bedeutenden Idee zu durchdringen und zu beleben, eine heute leider seltene Erscheinung, die deshalb um so mehr begrüßt werden muß.

Erfreulich fügte es sich, daß im gleichen Monate uns auch der **Kunstverein** mit einem Maler bekannt machte, oder genauer gesagt, mit einer Wendung seiner Kunst, die ihn gleichfalls als einen von jenen Bevorzugten offenbarte, die das Handwerkliche völlig beherrschen, um mit seiner Hilfe tiefe Gedanken auszusprechen. Es ist Hermann Frobenius. Er wählt seine Stoffe zum Teil aus dem Alten Testament, schafft aber auch reine Idealgestalten als Träger allgemein menschlicher Empfindungen, verleiht ihnen monumentale Erscheinung, komponiert ihre Gruppen in strenger Architektonik. Niemand kann sich der ins Innere

gehenden Wirkung dieser Malereien entziehen. Daß Frobenius für seine Schilderungen afrikanisches Milieu gewählt hat, ist im Grunde nur etwas Aeußerliches. Ebenso die von ihm beliebte, etwas mystische Färbung, bei der er ein graues Violett bevorzugt. Es wäre zu wünschen, daß der Künstler bei weiterer Abklärung sich solcher mehr äußerlicher Mittel enthielte. Um so tieferer Wirkungen wird er sicher sein. — Von den übrigen Darbietungen sei die Sonderausstellung des Original-Radier-Vereins und des Verbandes deutscher Kunstvereine erwähnt, die beide mit zahlreichen, zum Teil bemerkenswerten Graphiken kamen. Ferner die Gruppe der „Deutschen Porträtisten", unter deren Bildern sich hervorragende Leistungen befanden, u. a. von Zwintscher, Püttner, Samberger, Gröber, Steinhauser, H. Hammer. Eine tüchtige Ausstellung, die zwar neue Gesichtspunkte nicht eröffnete, aber mit dem bewährten Alten um so größeres Behagen erweckte. — Auf weiteres kann mit Rücksicht auf den Raum diesmal nicht eingegangen werden, so lohnend es in Anbetracht zahlreicher Einzelheiten auch wäre.

Budapest. Die den Besuchern der Münchener Alten Pinakothek bekannte Sammlung Nemes, wertvoll durch ältere Werke, wie durch solche der modernen französischen Impressionisten, ist in Mannheimer Privatbesitz übergegangen. — Grünwald bei München. Auf einem Villengrundstück fand sich eine überaus reiche, der Hallstatt-Periode angehörige Gräberstätte mit vielen Urnen und Bronzen. — Mons. Ein Gemälde von Rubens, die allerheiligste Dreifaltigkeit darstellend, wurde entdeckt. Echt? — Neuyork. Pierpont Morgan macht sich weiter um die Konzentrierung alter europäischer Kunst in Amerika verdient. Neuestens durch den Erwerb der berühmten Pariser Kollektion Hoentschel mit ihren kostbaren Elfenbeinen und Emaillen. Der dazu gehörige Schrein des hl. Ludwig, der einst das Herz des Königs in sich schloß, ist bisher nicht mitverkauft. Jedenfalls aus Versehen; er wird wohl das nächste Mal an die Reihe kommen. — Rom. Bei San Sebastiano wurde ein Museum für christliche Altertümer eröffnet. — Rottenburg am Neckar. Durch das Erdbeben ist die von Uhland besungene, auch als mittelalterliches Kunstdenkmal bemerkenswerte Wurmlinger Kapelle arg beschädigt. Ohne freiwillige Spenden ist es nicht möglich, sie vor dem völligen Untergang zu bewahren. — Im Museum von Sevilla wurde Murillos „Unbefleckte Empfängnis" durch die Hand eines unfähigen Restaurators fast zerstört. — Tivoli. Die Villa d'Este des Erzherzogs Franz Ferdinand wird von diesem der österreichischen Regierung zum Zwecke der Gründung eines österreichischen Kunstinstitutes übergeben werden. Dr. O. Doering, Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Calderongesellschaft bot unter der bewährten, feinsinnigen Leitung des Hofrates Richard Sturh, des unvergeßlichen früheren Mitgliedes unserer Hofbühne, eine beifällig aufgenommene Aufführung von Calderon de la Barcas dreiaktigem Schauspiel: „Liebesirrung" (Gustos y disgustos son, No mas quo imaginacion) in der formgewandten Uebersetzung des Freih. Adalbert von Malsen. Die ritterliche Grandezza des altspanischen Dramas liegt unseren heutigen Schauspielern a priori durchaus nicht; hier, wo es sich außerdem zumeist um werdende junge Künstler handelte, war es gewiß für Sturh nicht leicht, diese Stilisierung zu erreichen. Es gelang ihm jedoch fast immer, die Ausbrüche der Leidenschaft zu dämpfen; denn wenn man Calderon realistisch näher kommen wollte, würden das Schematische seiner Formen, seine immer wiederkehrenden Auskunftsmittel, über die er gelegentlich selbst spöttelt, scharf hervortreten. „Für den Spanier ist das Schauspiel eben ein Spiel," sagt Grillparzer. „Dem Deutschen ist die Poesie ein Haus, in dem er wohnen möchte, dem Spanier ein Garten, in dem er sich ergeht." Es war vor allem Bildhauer Bradl, der in der Rolle des typischen Dieners und Vertrauten eine glänzende schauspielerische Leistung bot, die von einem echten Humor durchsonnt war. Das Liebespaar wurde von Hartmann und Frl. Berny mit Frische und Anmut gegeben. Den König spielte Kreuzträger temperamentvoll, die Königin Frl. Luck mit Wärme. Heckel war ein repräsentativer Graf, auch die Damen Freudhofer und König, sowie Herr Ostermayr gaben ihre Chargen geschmackvoll und lobenswert. Das dekorative Arrangement, das bei der nicht allzugroßen Tiefe der Bühne des Kath. Kasinos perspektivisch nicht leicht war, hat Kunstmaler Ph. Schumacher mit gutem Gelingen durchgeführt. Die Fabel zeigt uns, wie der König Pedro seine Gemahlin haßt, da sie ihm aus politischen Rücksichten aufgezwungen wurde. Er lernt sie jedoch lieben, als sie bei einem Stelldichein ihm gegenüber tritt, während er, getäuscht von der Dunkelheit, mit einer anderen zu sprechen glaubt. Die Vorstellung, die gut besucht war, wurde auch durch die Anwesenheit mehrerer Prinzessinnen unseres Königshauses ausgezeichnet. Vor Beginn des Spieles sprach Archivrat Dr. Weiß über die Zwecke und Ziele der Calderongesellschaft.

Hoftheater. Vor 16 Jahren traten die „Königskinder" erstmalig ihren Siegeszug über die Bühnen an, und nun, nachdem Humperdinck das Melodram zu einer Vollover ausgebaut, faßt das Märchendrama noch festeren Fuß, gewinnt überall die Herzen, ja trägt die deutsche Kunst wieder einmal in alle Lande. Das mag den Komponisten, von dessen Krankenlager leider nicht allzu hoffnungsvolle Berichte kommen, mit freudiger Genugtuung erfüllen. Die unter dem Namen Ernst Rosmer schreibende Dichterin, die sich vielfach als eine literarische Persönlichkeit von Eigenart erwiesen, hat in den „Königskindern" ein Werk von überragender Bedeutung geschaffen. Ja, man darf sagen, daß unsere vorwiegend skeptisch intellektuelle Zeit keine zweite Märchendichtung von dieser Echtheit und naiven Frische hervorgebracht hat. Diese literarischen Werte der „Königskinder" haben wohl Humperdinck anfangs bestimmt, sich bescheiden mit einer musikalischen Illustrierung zu begnügen, aber in dieser ersten Fassung standen sich doch Wort und Musik, Schauspieler und Orchester zuweilen im Wege, jetzt erst in dem opernhaften Ausbau ist die Stileinheit und damit die höhere Wirkung erreicht. Die Oper fußt auf Wagnerschen Grundsätzen, zeigt aber eine schöne Selbständigkeit der Erfindung, ist von großer Stimmungskraft und größter Feinheit der Instrumentation. Es spricht aus ihr ebenso großes Können und bis ins Detail gehende Sorgfalt der Arbeit, wie echtes Empfinden. Die Wiedergabe unter Röhrs Leitung ist eine durchaus mustergültige. Die Gänsemagd der Frau Bosetti ist eine Glanzleistung. Frau Kuhn-Brunner in derselben Rolle steht ihr nicht wesentlich nach. Als Königssohn alternieren Wolf und Günther-Braun, von denen jeder nach Maßgabe seiner Individualität fesselndes bietet. Von großer Klangschönheit war Brodersens Spielmann. —

Lustspielhaus. Viele Leute, die sonst gewiß nicht geneigt sind, das Schlechte zu entschuldigen, haben seinerzeit dem „Hauptmann von Köpenick" eine gewisse Sympathie entgegengebracht. Auch „Bürl", der Held der Komödie von Arno Holz und O. Jerschke, ist solch ein verwegener Geselle, der durch seine Schlauheit und Kaltblütigkeit Teilnahme findet, die er als Mensch ganz sicherlich nicht verdient. Wie Bürl sich knapp vor der Hinrichtung auf das altertümliche Bergschlößchen flüchtet, die Zugbrücke aufzieht und nun von Staatsanwalt und Militär belagert wird, den Schloßherrn durch das Hinwerfen allerhand kompromittierender Dinge zum Paktieren zwingt, im fürstlichen Automobil durch die salutierenden Soldaten über die Grenze echappiert und in Paris durch allerhand Streiche zu Geld und Ansehen kommt, das ist mit einer drastischen Komik und einer Technik, die immer dafür sorgt, daß etwas geschieht, geschickt gestaltet. Die sehr gute Darstellung, insbesondere die glänzende Beherrschung des elsässischen Dialektes, gibt den an sich unmöglichen Vorgängen etwas Lebensvolles. Darüber, daß maßlos bornierte deutsche Zivil- und Militärbehörden und ein liederlicher deutscher Prinz von einem Halbfranzosen übertölpelt werden, geht ein deutsches Publikum „vorurteilsfrei" hinweg. Die deutschen Dichter suchen dann in der Schilderung des aus Voreingenommenheit freisprechenden französischen Gerichtes wieder so eine Art poetischen Ausgleich zu schaffen.

Aus den Konzertsälen. Raoul Pugno ist ein Pianist von bewundernswerter Feinheit und Schönheit des Tones. Wir hörten ihn schon öfters als Mozartspieler. Im Abonnementkonzert des Konzertvereins erschien er diesmal als Beethoveninterpret. Obwohl dieser Tondichter der Natur des Franzosen ferner liegt, wußte Pugno durch die bravouröse Technik und durch die Klangschönheit seines Spiels wieder hinzureißen. Seine Kunst ist virtuos, aber zugleich natürlich, ohne die Sucht zu blenden. Das von Löwe geführte Orchester begleitete das Es-Dur-Konzert mustergültig. Nächst dieser mit stürmischstem Beifall aufgenommenen Nummer hinterließ die 3. Leorenouvertüre auf mich den größten Eindruck. Mit großer Sorgfalt hatte Löwe auch Elgars 2. Symphonie einstudiert und diese künstlerische Höhe der Wiedergabe hob sicherlich den Eindruck der an sich wenig Eigenart bietenden und nicht allzu empfindungswarmen Musik des englischen Tonsetzers. Einen verdienten schönen Erfolg hatte Prill im Volkssymphoniekonzert neben der Coriolanouvertüre mit einer sehr liebevoll vorbereiteten Aufführung der „Eroica". In den beiden Romanzen in F-Dur und G-Dur bewährte Heyde sein schönes Können. Das wiederum ausverkaufte Haus spendete reichen Beifall. Vor ungefähr zwei Dezennien, als der italienische „Verismo" in seiner Maienblüte stand, erschien Gemma Bellincioni, die „Duse der Oper" erstmalig auf den deutschen Brettern. Leuchtende Erinnerungen verknüpfen sich mit dieser ungewöhnlichen Künstlerin. Eine Premiere hinderte mich das Konzert zu besuchen. Wer eine Enttäuschung befürchtet hatte, so berichtet mein Vertreter, sah sich angenehm überrascht. Obwohl die Stimme der Italienerin einiges an Schmelz verloren und ihre hervorragende mimische Kunst auf dem Konzertpodium ausgeschaltet ist, stehen ihr gesangliches Können und ihre Vortragsweise noch so hoch, daß die Beifallsstürme nicht minder stark waren, wie seinerzeit in den Bühnenhäusern.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Berliner Calderongesellschaft ließ im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater Hebbels

Schauspiel: „Michel Angelo“ und Lope da Vegas „König und Bauer“ in Friedrich Halms feinsinniger, noch heute wirksamer Nachdichtung mit ansehnlichem Erfolge aufführen. — Ohne stärkeren Eindruck blieb Peter Nansens Lustspiel „Eine glückliche Ehe“ im Berliner Kammerspielhaus. Die Vorzüge des dänischen Stückes sind mehr novellistischer, als dramatischer Natur. — Die Uraufführung der romantisch humorvollen Oper „Das Moselgretchen“ von W. Bloem mit Max Burkhardts gut volkstümlicher Musik fand in Schwerin herzliche Aufnahme. — „Das Brandopfer“ betitelt sich ein Schauspiel des Genfer Dichters Albert Wuarin, das in Paris beifällig begrüßt wurde. Es handelt sich um den Ehekonflikt einer Frau, die zur Erkenntnis kommt, daß sie zum Wohle ihres Kindes bei ihrem tadelnswerten Gatten bleiben müsse Die Pflicht setzt sich der Leidenschaft gegenüber energisch durch. Derartige Töne, so schreibt ein Kritiker, hatte man auf der Pariser Bühne schon lange nicht gehört, sie wirken nach den üblichen Verherrlichungen der Lotterei als eine wahre Erquickung. — Starken Erfolg hatte in Rom Bonmartinis Drama: „Giovanni Frangipani“. Es behandelt die Auslieferung Konradins an seine Verfolger. Der Dichter hat die historischen Charaktere sehr frei nach seinen Zwecken umgemodelt, aber das Stück hat dramatisches Leben. — Graf Gravina, Liszts zwanzigjähriger Urenkel, debütierte in Dresden als Flötist mit gutem Erfolge.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Der Januar-Monat hat die Börsen durchwegs enttäuscht. In erster Linie fehlen neue Käufer. Die Kurse verschiedener Effektenkategorien sind bereits derart hoch geschraubt, dass selbst eine erheblich höhere Rente der betreffenden Aktien einen Stimulus für Spekulation und Kapitalisten nicht mehr bilden kann. Das Jahr 1911 war für den Besitzer von Aktienwerten ausnehmend günstig. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn jetzt, nach einer derart grossen Epoche einer fast ununterbrochenen Aufwärtsbewegung der Kurse, die Kauflust und das Interesse für diese Werte erlahmt ist. Die letzte Woche zeigt fast durchwegs eine mehr oder minder starke Abflauung und Ermüdung. — Immerhin ist die innere Situation der deutschen Effektenmärkte eine durchwegs feste. Die starke Widerstandsfähigkeit bringt es mit sich, dass bei jeder Gelegenheit die überall vorhandenen Bestrebungen zu besseren Tendenzen durchdringen. Deutschlands Handel und Industrie und die gesamte Wirtschaftslage berechtigen denn auch zu durchaus optimistischer Anschauung. Die guten Ausweise der deutschen Kohlenzechen, die günstigen Mitteilungen aus dem rheinisch-westfälischen Industriebezirk, vor allem die gebesserten Aussichten über die Erneuerung der Montan-Syndikate und -Verbände, die auch in diesen Tagen wiederum vorgenommenen Preiserhöhungen für Roheisen in Lothringen, für Kohlen in Oberschlesien, diese und andere Momente mehr verdienen eine sicherlich gute Beurteilung unserer Konjunktur. Das Ausland kann gleichfalls günstige industrielle Berichte melden — Amerika kabelt ausgezeichnete Nachrichten vom Eisen- und Stahlmarkt, auch die übrigen Metallbranchen, Kupfer und Zink sind gebessert —. Der in Belgien zutage getretene grosse blutige Streik in den Eisenzechen ist inzwischen beendet. Allgemein herrscht auch in den übrigen gleich wichtigen Branchen Deutschlands grosszügiges Leben und eine sichtbare Aufwärtsbewegung. Das veröffentlichte grosse Einnahmeplus aus den Verkehrsquellen, die dadurch gebesserte Finanzlage Deutschlands — auch andere Steuereinnahmen zeigen eine starke Mehrung — befriedigten in Börsenkreisen sehr. — Die bisherigen politischen Besorgnisse, welche zum grossen Teil beim Kapitalisten-Publikum die seither geübte Reserve und Zurückhaltung verursacht hatten, sind grösstenteils verschwunden. Darauf ist zurückzuführen, dass die aufgelegten neuen deutschen Anleihen einen durchaus günstigen Zeichnungserfolg erzielten. Die Anleihen wurden bedeutend überzeichnet. Mit dem Beginn des Februarmonats hat die Flüssigkeit des deutschen Geldmarktes zugenommen; der Berliner Privatdiskontsatz hat die Höhe von 3% wiederholt gestreift, und von überallher fliessen aus den Geldquellen dem offenen Markte unbenützte Gelder zu. In der letzten Zentralausschusssitzung der Reichsbank gelangte ein sehr günstiger Ausweis zur Vorlage. Allgemein erhofft man in Bälde eine erhebliche Herabsetzung des offiziellen Diskontsatzes, eine Massnahme, die für Deutschlands Handel und Industrie von grösster wirtschaftlicher Bedeutung sein wird. Nur der ungünstige Stand der fremden Devisensätze hat die Reichsbankleitung verhindert, die Diskontschraube, wie gewünscht, zu lockern. Zu bemerken ist hierbei, dass im Vorjahre eine Diskontermässigung um $^1/_2$% am 6. Februar und darauffolgend am 18. Februar um ein weiteres halbes Prozent erfolgt ist. Die Bank von England wird aller Voraussicht nach eine Diskontermässigung nächsten Donnerstag vornehmen. Unmittelbar darauf dürfte auch die Reichsbank die Diskontrate und zwar wohl gleich um ein volles Prozent reduzieren. Diese günstige Entwicklung des Geldmarktes und die voraussichtliche Verbilligung der Sätze wird naturgemäss von allen Faktoren benutzt, um den Geldbedarf möglichst billig einzudecken. So wird z. B. die Stadt München eine Neuanleihe von 15 Millionen Mark herausbringen. — Von ungünstigen Momenten, welche die deutschen Effektenmärkte stark beeinflusst hatten, ist der Verlauf der Neuyorker Börse zu nennen. Jene Börse zeigt wiederum genügenden Grund zur genauen Beobachtung, und verschiedene Vorkommnisse bei der amerikanischen Antitrustbewegung lenken neuerdings die Aufmerksamkeit der deutschen Finanzkreise auf die amerikanischen wirtschaftlichen Zustände. Trotz dieser Zwischenfälle konnten die deutschen Märkte die immer wieder durchdringende Festigkeit behaupten, da man den durchwegs günstigen Nachrichten aus unseren Wirtschaftsgebieten die grösste Beachtung beimisst. Allgemein ist man der bestimmten Meinung, dass unsere Finanz- und Börsenverhältnisse innerlich derart gute sind, dass sie sich weiterhin aus eigener Kraft behaupten und entwickeln können.

M. Weber.

Die Münchener Hypotheken-Institute veröffentlichen die Veränderungen der Hypotheken und des Pfandbriefumlaufes per 31. Dezember 1911. Sämtliche Institute zeigen eine erfreuliche Mehrung sowohl an Hypotheken, als auch einen erhöhten Pfandbriefbestand. M. W.

Die Süddeutsche Bodenkreditbank in München. Auf Grund des genehmigten Prospektes sind 15 Millionen Mark 4%ige unverlosbare, 10 Jahre unkündbare Pfandbriefe dieser Bank Serie 69 zur Notiz an der Frankfurter Börse zugelassen worden. Der Gesamtpfandbriefumlauf der Bank per Ende 1911 beträgt 485,7 Millionen Mark. M. W.

Die Heilmannsche Immobiliengesellschaft, A.-G. in München erzielte per 1911 einen Reingewinn von Mk. 361,915 und wird eine Dividende von 5% (im Vorjahre 0%) zur Verteilung bringen. Die an dieser Stelle vor einiger Zeit gebrachte Mitteilung hierüber hat sich also bestätigt. M. W.

Die Vereinsbank in Nürnberg wird der auf den 2. März einzuberufenden Generalversammlung eine Dividende von 11% — wie im Vorjahre — zur Verteilung vorschlagen. M. W.

In der ausserordentlichen Generalversammlung der **Bayerischen Handelsbank** wurde die vorgeschlagene Kapitalserhöhung auf 44,5 Millionen Mark genehmigt. Die lebhafte Entwicklung der Bank und die Ausdehnung der Geschäfte, sowohl der kaufmännischen wie auch die der Hypothekenabteilung, insbesondere durch das über ganz Bayern verzweigte Netz von Bankfilialen konnte in dieser Versammlung erfreulicherweise konstatiert werden. Der Gesamtumlauf an Pfandbriefen dieser Bank per 31. Dezember 1911 hat gegen das erste Halbjahr 1911 eine Zunahme von fast 9 Millionen Mark und gegen das Jahr 1910 eine Mehrung von über 23 Millionen Mark aufzuweisen. Der Gesamtbestand der eingetragenen Hypotheken per 31. Dezember 1911 betrug Mk. 368'693,798 d. i. gegen 1910 eine Zunahme von ca. 24¾ Millionen Mark.

M. Weber.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.60 (2 Mon. M. 1.75, 1 Mon. M. 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 35 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3860.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 7. | München, 17. Februar 1912. | IX. Jahrgang.

Das Ministerium Hertling.

Vom Herausgeber.

Das Ministerium Podewils hat die Partie verloren. Wäre es bei der einfachen Auflösung des bayerischen Landtages geblieben, so hätte ein Teil der Minister auch nach Wiederkehr der Zentrumsmehrheit sich noch in eine neue Kombination hinüberretten können. Aber das Ministerium Podewils ließ sich zu dem Schlimmsten hinreißen, was eine angeblich über den Parteien stehende Regierung wagen konnte: Es schleuderte in offizieller Kundgebung gegen die Mehrheitspartei den Fluch des „*Verfassungsbruches*“ und drückte damit den Parteien der Minderheit eine *furchtbare Waffe* in die Hand, die denn auch den ganzen Wahlkampf beherrscht und ungezählte staatsfromme Bürger mit der *Wirkung einer Zwangssuggestion* beeinflußt hat. Das Ministerium Podewils tat aber noch mehr. Es stand Gewehr bei Fuß, als der liberal-sozialistisch-bündlerische Großblock unter frivoler Berufung auf Wünsche des Regenten und des Ministeriums dem gesamten Staatsbeamtentum die Unterstützung aller vereinbarten sozialdemokratischen Kandidaten zur Pflicht machte. Das in allerletzter Stunde versuchte lahme und zaghafte Abrücken von dem sozialdemokratischen Flügel des Rotblocks mußte wirkungslos bleiben. Jede andere Partei wäre einer solchen Kooperation von Regierung, Bureaukratie und Rotblock unbedingt unterlegen. Es zeugt von der *unverwüstlichen Lebenskraft der Zentrumspartei in Bayern* und ihres *unzerstörbaren Rückhaltes im Volke*, daß sie auch diesem *furchtbaren Anprall* standhielt und mit verhältnismäßig geringen Verlusten die alte Position rettete. *Der imponierenden Wirkung dieses Erfolges hat sich auch die Krone nicht entziehen können*, und keiner seiner fünf Sinne mächtiger Gegner kann sich über die Wucht der Tatsache täuschen, wenn er auch äußerlich alle nur denkbaren Einwände versucht, um die Bedeutung des errungenen Sieges abzuschwächen. Im ehrlichen Kampfe mit gleichen Waffen wäre das Zentrum in ungeminderter Zahl in den Landtag zurückgekehrt. Die Verluste, die es heimtückischem Hinterhalt und vergifteten Pfeilen verdankte, können ihm nur zur Ehre gereichen.

Den Ministerpräsidenten Grafen Podewils sehen wir ohne Groll aus seinem Amte scheiden. Seine persönliche Liebenswürdigkeit erleichterte den Verkehr mit allen Parteien, aber im Bestreben, die Gegensätze zu mildern und Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, gab er stets stärkeren Einflüssen nach, statt sie zu überwinden. Auch bei der Landtagsauflösung war er nicht der Schiebende, sondern der wider Willen Geschobene. Und vor lauter Rücksichtnahme auf die Schonungsbedürftigkeit des bald 91 jährigen Regenten hat er es schließlich erleben müssen, daß der Regent, nachdem ihm von anderen Seiten reiner Wein eingeschenkt worden war, auf weitere Vorträge des Ministerpräsidenten verzichtete, sodaß diesem nichts übrig blieb, als noch am Tage vor der Wahl zugleich mit dem Gesamtministerium die Entlassung einzureichen, die ihm nach Umfluß von fünf Tagen in den allerhuldvollsten Formen (Verleihung des Hubertusordens usw.) gewährt wurde. Die unverminderte persönliche Gunst und Dankbarkeit des Regenten wurde ihm noch in einem besonderen Handschreiben bekräftigt.

Schon aus den äußeren Umständen geht hervor, daß den Aufschlüssen des Gesandten in Berlin, Grafen Lerchenfeld, eine große Bedeutung zufiel. Wird doch erzählt, daß der greise Regent über die 110 sozialdemokratischen Mandate im Reichstage, als sie von privater Seite zufällig erwähnt wurden, sehr betroffen gewesen sei. Der Rückschluß auf die Rotblock-Exzesse in Bayern liegt nur zu nahe. Die liberale „Augsb. Abendztg.“ (Nr. 41) versichert auf das Bestimmteste, daß der liberale Reichsrat von Auer „bei der Entwicklung der ganzen Angelegenheit eine große Rolle gespielt hat“. Ihm wird auch ein an höherer Stelle ausgesprochenes ziemlich drastisches Wort in den Mund gelegt über die Aussichten der nächsten Generation, wenn es mit der Förderung der Sozialdemokratie in diesem Stile weitergehe. Daß der Thronfolger *Prinz Ludwig* in der letzten Zeit wiederholt zu längeren Besprechungen zugezogen wurde, war aus offiziösen Mitteilungen deutlich zu ersehen, ohne daß es der in auswärtigen liberalen Blättern versuchten, zum Teil abenteuerlichen Kommentare bedurft hätte. Es entspricht der natürlichen Entwicklung der Dinge, daß Prinz Ludwig, der bisher schon mit steigender Häufigkeit mit der Vertretung seines Vaters bei repräsentativen Anlässen betraut wurde, nun auch bei der Beratung über wichtige Staatsaktionen nicht mehr übergangen werden konnte, zumal als eine verhängnisvolle Aktion des Gesamtministeriums so eklatant mißglückt war. Die erste Aussprache über die Landtagsauflösung dürfte übrigens schon zu der Zeit stattgefunden haben, als der Regent mit seinen beiden Söhnen, den Prinzen Ludwig und Leopold, im Schlosse zu Aschaffenburg weilte. Wir würden über diese Dinge nicht reden, wenn nicht auswärtige große Blätter ihre Leser mit spaltenlangen Sensationsgeschichten unterhielten, die nur zu einem kleinen Teile den Tatsachen entsprechen dürften. Dabei werden in der ersten Erbitterung Herzensergüsse preisgegeben, die man sonst im tiefsten Busen verschlossen hielt. Selbst der jetzige Chef der Geheimkanzlei, der doch den Liberalen so oft gefällig war, ist vor bissigen Anrempelungen seiner bisherigen Freunde nicht mehr sicher.[1])

Um den *Eindruck* des inzwischen erfolgten *Umschwunges in der Staatsleitung* richtig ermessen zu können, muß man sich kurz vergegenwärtigen, mit welcher Siegesgewißheit der Rotblock in den Wahlkampf zog, und wie schwer er sich selbst nach geschlagener Schlacht von der Illusion des Sieges loszumachen vermochte. War doch noch in der „Kölnischen Zeitung“ vom 6. Februar (Nr. 136) ein Leitartikel mit der frohen Ueberschrift: „Vorfrühling in Bayern“ zu lesen, der auf Grund der Wahlresultate den heute komisch anmutenden Satz riskierte: „*Das alte Ministerium ist jetzt stärker denn je.*“ In dem sozialdemokratischen Hauptquartier, dem „Münchner Kindlkeller“, trennten sich die Tausende um Mitternacht mit dem *Siegesbewußtsein*, das der „Genosse“ Eduard Schmid in die Worte kleidete, daß „*der schwarze Block in Bayern gebrochen sei*“, daß es „*den vereinten Kräften gelungen sei, die gemeinschädliche Zentrumsherrschaft zu stürzen*“. Die liberale „Augsb. Abendztg.“

[1]) Beispielsweise schreibt der dem Grafen Crailsheim nahe alliierte Münchener Korrespondent der „Kölnischen Zeitung“ (Nr. 149) am 8. Februar wörtlich: „Wir stehen also wirklich vor einem Wendepunkt der bayerischen Geschichte, der in dieser Form schwerlich eingetreten wäre, wenn Prinz Luitpold noch *dieselben Berater, besonders den ehemaligen Chef der Geheimkanzlei, General v. Freyschlag, an der Seite hätte, wie zu Beginn der Regentschaft.*“ Wir verstehen diese Sehnsucht. Haben wir doch die Zeiten miterlebt, als unter den Auspizien des Herrn von Freyschlag die polizeiliche Qualifikation von Geistlichen mit dem „empfehlenden“ Vermerk verziert wurde: „Hat den Aufruf zum Bayerischen Katholikentage unterzeichnet“. Aehnliche „Empfehlungen“ sollen übrigens unlängst in Verbindung mit Jesuiten-Predigten bezirksamtlich angedroht worden sein.

(Nr. 37),[1] der wir diese Sätze entnehmen, schloß ihren Bericht mit dem bezeichnenden Satze: „Die Versammlung ging also auseinander, bevor der endgültige Ausfall der Wahl den vorzeitig eskompierten Sieg ins Gegenteil verkehrte." Selbst ernster zu nehmende Zeitungen hatten sich so sehr in die fixe Idee der „Zentrumsniederlage" verrannt, daß mehrere Tage vergingen, bis sie sich zur Einsicht der tatsächlichen Lage durchgerungen hatten.

Unter diesen Umständen mußten die ersten Nachrichten über eine Berufung des Freiherrn von Hertling an die Spitze des künftigen Ministeriums im liberalen Lager wie „ein Schlag ins Kontor" wirken. Anfangs glaubte die liberale Presse, der einzige Zweck der Demission des bisherigen Kabinetts sei die „Ausschiffung der dem Zentrum besonders mißliebigen Minister Frauendorfer und Pfaff". Viele stimmten der Meinung der „Köln. Zeitung" (Nr. 141) zu, „man hätte das ebensogut schon im November tun und dem Lande die Kosten und die Aufregungen einer Neuwahl ersparen können." Die „Liberale Landtags-Korrespondenz" und der fortschrittliche „Fränk. Kurier" schlugen gegen den Grafen Podewils die schärfsten Töne an, und das letztere Blatt verlangte klipp und klar ein „reines Zentrumsministerium" mit der unwirschen Begründung: „Das mißleitete Volk hat dem Zentrum die Mehrheit gegeben, jetzt soll es auch wissen und am eigenen Leibe erfahren, was es für eine Dummheit begangen hat." Die um die herkömmlichen „Personalien des Liberalismus" bekümmerte „Augsb. Abendzeitung" (Nr. 38) trat dieser Auffassung lebhaft entgegen und meinte: „Das Zentrum würde man jedenfalls mit einer derartigen Forderung nicht in Verlegenheit bringen."

Als dann die Berufung des Freiherrn von Hertling offizielle Bestätigung fand, und ein wahres Haberfeldtreiben gegen das bevorstehende „Zentrumsministerium" begann, war es wieder die „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 41), welche ihren übereifrigen Kollegen abwinkend den „Zwiespalt der Meinungen" beklagte. Wörtlich schrieb das besorgte „liberale Beamtenevangelium": „Die bayerische Zentrumspresse bewahrt der neuen Situation gegenüber vollste Zurückhaltung, und es wäre vielleicht gut, wenn auch die liberale Presse sich etwas Reserve auferlegte, bis wenigstens die Kabinetsbildung abgeschlossen ist." Die inzwischen veröffentlichte Liste der weiteren neuen Minister, die nichts weniger als ein „Zentrumsministerium" oder gar ein „reines Zentrumsministerium" darstellt, hat der „Augsburger Abendzeitung" recht gegeben.

Mit fanatischem Eifer war das Münchener liberale Hauptorgan ins Zeug gegangen, um die Instinkte seiner Gefolgschaft bis zur Siedehitze zu entflammen. Als würdiger Epigone eines Vecchioni, dessen Feder im tollen Jahre 1848 in den Spalten desselben Blattes „im Blute der Fürsten watete", veröffentlichte der bekannte Verleger der „Jugend" und Mitverleger der „Münchner Neuesten Nachr." in Nr. 71 des letztgenannten Blattes am 9. Februar einen Wutschrei, der in die Form eines Appells „In letzter Stunde" gekleidet war, aber in Wirklichkeit — angesichts der bereits erfolgten Ernennung des Freiherrn von Hertling — wie eine förmliche Drohung klang. Alldieweil man auch in maßgebenden liberalen Kreisen solche Deklamationen Georg Hirths wenig ernst nimmt, ist man der Mühe überhoben, seine ungereimten Phrasen genauer unter die Lupe zu nehmen. Aber als Aufwiegelung urteilsloser Massen ist dieser neueste Streich des „führenden" liberalen Blattes gebührend zu registrieren. Da wird die Berufung eines Ministeriums, das dem Zentrum noch näher stehe als das Ministerium Podewils, als „Ohrfeige für die große Mehrheit der bayerischen Staatsbürger" erklärt. Wer sollte aber diese „Ohrfeige" erteilt haben? Nun: Wem einzig und allein steht das Recht der Ministerernennung zu? Aber Georg Hirth wird noch viel deutlicher. Er prophezeit „eine große Gefahr für den Staat Bayern und nicht minder für das Königshaus". „Die mit Rom gegen alle Staatsraison liierten Staaten sind dem Niedergang verfallen." „Die notgedrungene Umwandlung von Monarchien in Republiken hat fast immer mit Ueberspannung des konfessionellen Bogens angefangen". So spricht Georg Hirth, nachdem er unmittelbar vorher als unberufener Anwalt der „kompakten protestantischen Provinzen" und der „nicht römisch-katholischen Bevölkerung" die konfessionellen Instinkte aufgerufen hat! Zum Schluß folgt dann der direkte Hinweis auf die — — Revolution: „Die Völker, auch das bayerische, sind gar nicht revolutionär, der erste Anlaß zur Revolution geht immer von der Verständnislosigkeit der Machthaber aus."[2]) Eine solche Sprache wagt heute ein Blatt, das sich bis in die jüngste Zeit der angenehmsten Beziehungen zu Regierungskreisen und zur Geheimkanzlei erfreuen konnte, welch letztere dem Autor dieser Offenherzigkeiten zum 70. Geburtstage einen Huldbeweis des Regenten zu vermitteln in der Lage war. Wesentlich kürzer als der Mitverleger des liberalen Hauptorgans hat die sozialdemokratische „Münchener Post" den gleichen Gedanken ausgedrückt: „Versuche, den roten Schrecken als Mittel zu reaktionären Profitzwecken zu nützen, haben in Bayern schon einmal zu einer Katastrophe für die Krone geführt. Worauf am Beginn dieser vermeintlich neuen Wendung der bayerischen Geschicke mit voller Ruhe und geziemendem Nachdruck hingewiesen sei."

* * *

Dr. Georg Freiherr von Hertling bayerischer Ministerpräsident, Staatsminister des Königlichen Hauses und des Aeußern![3]) Wer hätte noch acht Tage vorher diese Berufung für möglich gehalten! Freiherr von Hertling war der erste deutsche Minister, der jemals aus der Zentrumspartei hervorging. Hertling hat diesen hohen verantwortungsvollen Posten wahrlich nicht angestrebt. Das wird auch in besonneneren liberalen Blättern (z. B. „Augsb. Abendzeitung" Nr. 40) unumwunden anerkannt. Der 68jährige, der sich von lebensgefährlicher Krankheit eben erst erholt hat, aber gottlob frischer ist als zuvor, stand, ganz abgesehen von seiner Tätigkeit als Gelehrter, auch als Politiker und Staatsmann so hoch im Ansehen, daß es ihn nach neuen Ehren nicht zu gelüsten brauchte. Die Zentrumsfraktion des neugewählten Reichstags hatte ihn eben erst wieder zu ihrem Vorsitzenden gewählt und gehörte daher auch mit Fug zu den ersten, die ihm zu seiner Berufung gratulieren konnten.

Als Sprecher der Fraktion hatte Freih. v. Hertling seinen Ruf als geistig überragender Redner immer mehr befestigt. Seine Parlamentsreden galten als Muster eines leichtflüssigen, glänzenden Stiles, abgeklärter, scharfsinnigster Verstandesarbeit, gewinnender urbaner Formen, staatsmännischer Sicherheit und Reife des Urteils, taktvoller diplomatischer Besonnenheit. Seiner großen Herbstrede bei den hochpolitischen Debatten im letzten Reichstage ist auch von gegnerischen Blättern neidlos die Palme zuerkannt worden. Daß nicht nur der jetzige Reichskanzler, sondern auch der Kaiser große Stücke auf ihn hält, ist hinreichend bekannt. In den unvermeidlichen Wirren des neugewählten Rotblockreichstags wird sein Rat und Einfluß von den Parteien oft schmerzlich vermißt werden. Auch in der bayerischen Kammer der Reichsräte galt Freiherr von Hertling als der gewandteste

---

[2]) In einem direkt komisch wirkenden Gegensatz zu diesem Wutschrei steht eine Auslassung der „Liberalen Landtags-Korrespondenz", welche die Ernennung des ausgesprochenen Parteimannes v. Hertling als „Uebergang zur parlamentarischen Regierung in Bayern" feiert und wörtlich schreibt: „Als solcher wird er nicht verfehlen, als ersten Präzedenzfall dieser Art in Deutschland bei allen radikalen und entschieden liberalen Kreisen hellen Jubel auszulösen. Daran wird auch der Umstand nichts ändern, daß in diesem Falle die klerikale Reaktion es ist, die als erste Partei aus dieser Neugestaltung der Dinge in Bayern Vorteil zieht." Ganz entsetzt über diese Ketzerei und in steter Furcht wegen der „Personalien" schreibt die „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 41): „Ob die „Liberale Landtags-Korrespondenz" mit der enthusiastischen Begrüßung des angeblichen Ueberganges zur parlamentarischen Regierungsform die Meinung der liberalen Landtagsfraktion ausdrückt, wissen wir nicht, wir vermuten aber, daß es im Lande viele Liberale geben wird, welche gleich uns auf dem Boden der bayerischen Verfassung stehen, die von einer parlamentarischen Regierungsform nichts weiß. Das blöde Lotteriespiel, das wir seit Jahren in der französischen Parlamentswirtschaft zu bewundern Gelegenheit haben, und das soeben auch im Deutschen Reichstag seinen jammervollen Einzug hielt, ist auch nicht geeignet, für diese Regierungsform zu begeistern."

[3]) Die „Kölnische Zeitung" (Nr. 149) konnte der Welt nicht rasch genug verkünden, daß Freiherr von Hertling „gar kein geborener Bayer, sondern ein Hesse ist". Auch die „Münchner Neueste Nachrichten" (Nr. 71), deren Mitverleger Dr. Hirth Koburger (aus Gräfentonna), deren Chefredakteur Preuße ist, betonen mit sichtlicher Tendenz: „Es wird also ein gebürtiger Hesse bayerischer Ministerpräsident", müssen aber gleich darauf konstatieren: „Die Hertlings sind bayerischer Reichsadel". Alldieweil die liberale Presse sich für die Geburtsstätten tonangebender bayerischer Politiker so lebhaft interessiert zeigt, seien einige Aufzeichnungen des „Bayerischen Kurier (1911, Nr. 342, 344, 346) über die „Fremdenlegion des Landtags" in Erinnerung gebracht: Von den Liberalen stammt der Fraktionsführer Dr. Casselmann aus Hessen-Nassau, Dr. Quidde aus Bremen, Buttmann aus Koburg, Hübsch aus Stuttgart, Kopp aus Frankfurt a. M. Von den Sozialdemokraten ist Klement Preuße, Körner Thüringer, Adolf Müller Preuße, Rollwagen Thüringer, Eduard Schmid Hohenzoller, Timm Preuße.

Redner und als einer der fähigsten Köpfe. In der so außerordentlich verfahrenen gegenwärtigen Situation konnte daher das Ministerpräsidium in Bayern für ihn nichts Verlockendes haben. Nur das strengste Pflichtgefühl konnte ihn bewegen, dem Rufe des greisen Regenten zu folgen und ein Amt zu übernehmen, das die größten Opfer an Gesundheit und Nervenkraft im Gefolge haben wird. Aber über eines wird kein Zweifel möglich sein: Mit Freiherrn von Hertling hat die Krone den rechten Mann an die rechte Stelle gesetzt. Wenn einem, so könnte es ihm gelingen, die total verfahrenen Verhältnisse einigermaßen wieder ins rechte Geleise zu bringen. Seine streng konservative Grundrichtung bei weitestgehendem Verständnis für alle Forderungen moderner Kultur, für alle Bedürfnisse sozialen und wirtschaftlichen Ausgleichs, seine vornehme Natur und seine konziliante, auch dem Andersgesinnten gerecht werdende Gesinnung befähigen ihn ganz besonders, den so notwendigen Zusammenschluß aller staatserhaltenden Elemente ohne Unterschied der Konfession überall da zu fördern, wo nicht verbohrtes Vorurteil oder böser Wille unüberwindliche Schranken aufrichten. Ein Ministerium, das den Namen Hertling trägt, und so lange es ihn trägt, wird es an zielbewußter Festigkeit in der Abwehr aller umstürzlerischen, den Staatszweck gefährdenden Bestrebungen niemals fehlen lassen. Die völlige Neugestaltung des Ministeriums wird die gute Folge haben, daß im neuen Landtage Auseinandersetzungen mit den Fehlern und den Unterlassungssünden der verflossenen Minister auf das geringste Maß eingeschränkt werden können. Aber die Rotblock-Sünden des liberalen Beamtentums fallen nicht unter diese parlamentarische Amnestie.

Einzelne liberale Blätter waren sofort bei der Hand, aus der Parteigeschichte der letzten zwanzig Jahre einzelne Zwischenfälle auszugraben, denen Meinungsverschiedenheiten zwischen Freiherrn von Hertling und einzelnen bayerischen Zentrumsführern zugrunde lagen. Es bestände an sich gar kein Anlaß, einer offenen Aussprache darüber aus dem Wege zu gehen. Aber schließlich würde es doch die Sache und die Sorge des Zentrums sein, nicht aber der liberalen Partei und Presse, ob das Zentrum in Bayern mit Freiherrn von Hertling gut auskommen kann oder nicht. Der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" hat alle die Dinge, die von der gegnerischen Presse heute ausgespielt werden möchten, miterlebt, beginnend mit der verhinderten Kandidatur Hertling für den Landtagswahlkreis Traunstein an Stelle des verstorbenen Dr. Rittler. Und er macht gar kein Hehl daraus: daß die von ihm vor reichlich zwanzig Jahren im „Münchener Fremdenblatt" befürwortete Kandidatur Hertling für Traunstein nicht zustande kam, war schließlich ein Glück. Denn nur so ist es möglich geworden, daß Freiherr von Hertling gegenüber dem parteipolitischen Gewoge, das bei den erbitterten Kämpfen in der bayerischen Volksvertretung unausbleiblich ist, nahezu ein unbeschriebenes Blatt geblieben ist, während er anderseits als langjähriges Mitglied der Kammer der Reichsräte in den wichtigsten Fragen der innerbayerischen Politik parlamentarisch sich betätigen konnte. Mag es den Gegnern gefallen oder nicht: Das große Ansehen und die außerordentliche Beliebtheit, deren Freiherr von Hertling sich als Vorsitzender der Zentrumsfraktion des Reichstags nicht zuletzt bei den bayerischen Abgeordneten erfreute, hat die letzte Spur längst vergessener Verstimmungen ausgelöscht. Bei einer vielbeklagten peinlichen Auseinandersetzung im vorigen Jahre ist es gerade der Fraktionsvorsitzende Freiherr von Hertling gewesen, der sich der Interessen des Abg. Dr. Heim energisch annahm.

* * *

Diejenigen, welche voreilig gegen die Gefahr eines „Zentrumsministeriums" mobil machten, sind durch die tatsächliche Zusammensetzung des neuen Ministeriums bereits desavouiert. Man kann es nur begrüßen, daß von den Mitgliedern des Ministeriums Podewils, welche vereint vorgingen, als es galt, dem Zentrum durch die Anklage des „Verfassungsbruches" den Genickfang zu geben, und welche dann den Rotblock in seinem wüsten Treiben ungestört ließen, keiner auf seinen Posten zurückkehrt. Auch das Kriegsministerium wird über kurz oder lang einen neuen Vertreter erhalten, nachdem die drei Zivilminister, mit denen der neue Ministerpräsident zuletzt noch verhandelt hat (von Wehner, von Brettreich, von Miltner) ihren Abschied erhalten haben. Es wird erzählt, daß die drei genannten früheren Minister (des Kultus, des Innern, der Justiz) die Bedingung gestellt hätten, Freiherr von Hertling müsse ihre jüngste Vergangenheit (nach der Landtagsauflösung) vor dem Landtage decken. Darauf hätte der neue Ministerpräsident natürlich unmöglich eingehen können.

Das Ministerium Hertling erhält demnach eine völlig neue Zusammensetzung. Von den sieben Ministern geht außer Freiherrn von Hertling noch einer direkt aus den Reihen des Zentrums hervor: Der zum Minister des Innern ernannte hochverdiente Reichsrat Exzellenz Dr. Max Freiherr von Soden-Fraunhofen, der als Präsident des Bayerischen Landwirtschaftsrates, als Leiter der Landwirtschaftsbank und der Zentraldarlehenskasse das besondere Vertrauen des Prinzen Ludwig genießt. Ein Minister des Innern ohne Beamtenkarrière ist für Bayern ein Unikum. Freiherr von Soden war vor der Bauernbundbewegung Landtagsabgeordneter und hatte auch in den kirchenpolitischen Kämpfen (Plazet- und Altkatholikenfrage, Redemptoristenantrag) eine führende Stellung. In die Kammer der Reichsräte berufen, gehörte er stets zu denen, welche in religiös-sittlichen und in Schulfragen am nachdrücklichsten den Standpunkt des Zentrums vertraten. Als Führer mehrerer Rompilgerzüge bekundete er stets seine treue Anhänglichkeit an die Kirche und den Papst, stand aber gleichwohl mit vornehm denkenden Protestanten und Liberalen stets in den denkbar besten Beziehungen.

Vor vierzehn Tagen war in dem Artikel „Die große Lüge von der Zentrumsvorherrschaft in Bayern" (Ein letztes Wort zu den Landtagswahlen) an dieser Stelle (Nr. 5, S. 84) zu lesen: „Auch das Zentrum hat heute ein paar „Exzellenzen", aber es sind nur Titular-Exzellenzen; die wirklichen Exzellenzen gehören dem Liberalismus". Gemeint waren die Titular-Exzellenzen Freiherr von Hertling und Freiherr von Soden. Heute sind beide, wie ausdrücklich konstatiert sei, wirkliche Exzellenzen.

Von den übrigen neuen Zivilministern ist der zum Justizminister ernannte bisherige Präsident des Obersten Landesgerichts, Exzellenz Heinrich Ritter von Thelemann, Protestant. Gleich Freiherrn von Hertling und Freiherrn von Soden gehörte auch er der Kammer der Reichsräte an. Herr von Thelemann, einer der hervorragendsten bayerischen Richter und ein Mann von strenger Objektivität, dürfte, politisch gewertet, dem rechten Flügel der liberalen Partei zuzuzählen sein. Er hat schon unter Herrn von Leonrod dem Justizministerium angehört und erfreut sich in Juristenkreisen einer Beliebtheit, die sein Vorgänger von Miltner sich niemals erworben hat. Der neue Kultusminister Dr. Eugen Ritter von Knilling ist als langjähriger Ministerialrat im gleichen Ministerium mit den vielgestaltigen Aufgaben dieses arbeitsreichen Ressorts genau vertraut. Bis zuletzt hatte er das Referat über die Universitäten. Der Gesinnung nach wird er sich von seinem Vorgänger von Wehner nicht wesentlich unterscheiden. Man bezeichnet ihn als politisch neutral mit liberalisierendem Einschlag. Er gilt als ein Mann von angenehmen Umgangsformen. Als gemäßigt liberal dürfte der neue Finanzminister Georg Ritter von Breunig anzusprechen sein, bisher Staatsrat i. o. D. desselben Ressorts, Kronanwalt, Exzellenz. Breunig ist der Verfasser der Denkschrift zu den neuen bayerischen Steuergesetzen, an denen er hervorragend mitgearbeitet hat. Der zum Verkehrsminister ernannte bisherige Eisenbahnpräsident in Nürnberg, von Seidlein, ein gewiegter Fachmann, der in seinem Ressort völlig zu Hause ist, wurde schon vor acht Tagen in der „Augsb. Abendzeitung" (Nr. 35) als „persona gratissima beim Zentrum" angezeichnet. Wer nicht gleich Herrn von Frauendorfer und Herrn von Pfaff den unentwegten Liberalen hervorkehrt, ist der liberalen Presse suspekt. Herr von Frauendorfer hat noch am letzten Tage seines Verkehrsministerdaseins Gelegenheit erhalten, als gerichtlicher Zeuge in einem Eisenbahnerbeleidigungsprozeß gegen den sozialdemokratischen Abgeordneten Auer seiner starken Abneigung gegen die Zentrumspartei die Zügel schießen zu lassen. In dieser Hinsicht bedeutet Minister von Seidlein für das Zentrum immerhin einen bemerkenswerten Fortschritt.

* * *

Freiherr von Hertling Ministerpräsident! Wer hätte das vor einem Jahre, ja noch vor einer Woche gedacht! Und wer hätte es geahnt vor sechsunddreißig Jahren, als am 25. Januar 1876 im Görresbau zu Koblenz anläßlich des 100jährigen Geburtstages des großen Joseph von Görres die „Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland" gegründet wurde, deren Präsident Dr. Georg Freiherr von Hertling bis auf diesen Tag geblieben ist. Alles, was die deutschen Katholiken an allmählichen Fortschritten auf dem Gebiete

der Wissenschaft und der höheren Bildung überhaupt in zähem Ringen erreicht haben, knüpft sich an den Führernamen des Freiherrn von Hertling, der lange Jahre auch der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst als Pionier voranschritt. Zahlreiche epochemachende Kundgebungen, welche bestimmt waren, die Katholiken zu energischem Wettbewerb in allen Zweigen des Wissens und der Kultur aufzurütteln und ihnen einen gleichberechtigten und ebenbürtigen Platz an der Sonne zu erkämpfen, werden von dem Namen Hertling unzertrennlich bleiben.

Welcher Wandel der Zeiten seit Gründung der Görresgesellschaft in Koblenz! Dem Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" möge es gestattet sein, hier eine persönliche Erinnerung einzuflechten. Vor mir liegt ein vergilbtes Zeitungsblatt: Nr. 22 der „Koblenzer Volkszeitung" vom Freitag, 28. Januar 1876. Das Blatt berichtet von dem „Festkommers der katholischen deutschen Studenten zu Ehren Jos. von Görres". In der zweiten Spalte ist von dem „mit stürmischem Jubel aufgenommenen Toast" zu lesen, den der damalige stud. Kausen von dem Verein „Unitas" in Bonn auf Pius IX. ausbrachte, „den ehrwürdigen Greis im Vatikan, der von dem Liberalismus mit so viel Hohn und Spott übergossen werde, aber dennoch, obgleich ihm kein Soldat zur Verfügung stehe, durch die innige Anhänglichkeit der Katholiken der einflußreichste Herrscher sei." Im Jahre 1876 alles genau so wie heute im Jahre 1912! Es war die erste öffentliche Rede meines Lebens. Den Keim zu der überquellenden Begeisterung meines katholischen Herzens hatte der Mann gelegt, der, damals schon seit sieben Jahren Privatdozent an der Universität Bonn, noch weitere vier Jahre warten mußte, bis er eine außerordentliche Professur erlangte. In dem engen Versammlungslokal, in welchem die Gründung der Görresgesellschaft sich vollzog, saßen die Teilnehmer dicht gedrängt. Wir junge Studenten hatten uns Plätze dicht vor dem Rednertische erobert. Die hinreißende Beredsamkeit des von seinen liberalen Professoren-Kollegen an der Universität kaum der Beachtung gewürdigten Privatdozenten wirkte auf mich völlig elektrisierend und hat die tiefsten Eindrücke für das ganze Leben hinterlassen. An der Spitze der oben erwähnten Nr. 22 der „Koblenzer Volksztg." vom 28. Januar 1876 ist das Huldigungstelegramm an den Heiligen Vater zu Händen des Kardinals Antonelli und die Antwort Pius' IX. mitgeteilt. Darunter sind die Namen der hervorragenden zur Görresfeier erschienenen „Fremden" verzeichnet, unter ihnen „unser Reichstagsabgeordneter Freiherr von Hertling aus Bonn". Wer hätte unter dem Drucke und den kränkenden Zurücksetzungen des Kulturkampfes einem Freiherrn von Hertling voraussagen können, daß er 36 Jahre später zum Präsidenten des bayerischen Ministeriums berufen werden würde, dessen Kultusminister damals der ominöse Herr von Lutz war, der Vater des sog. Kanzelparagraphen? — —

* * *

Schwere Kämpfe stehen dem neuen Ministerpräsidenten bevor. Möglicherweise wird der Liberalismus wieder einmal seine Methode ändern und nach dem Motto handeln, das in Nr. 74 des „führenden" liberalen Blattes in München „unter dem Strich" als Ausspruch Friedrichs des Großen zu lesen ist: „Vielleicht werden wir in Zukunft die Fuchshaut nötiger haben als das Löwenfell."

Wer zufällig am Samstag abend im Königlichen Residenztheater der Erstaufführung von Hermann Bahrs angeblichem Lustspiel „Das Tänzchen"[4]) anwohnen konnte, wird sich überzeugt haben, daß ein sehr starker Arm dazu gehört, um auch nur mit den schreiendsten Mißständen aufzuräumen, die unter den vertrauenden Auspizien und ohne Vorwissen des fast 91jährigen Regenten gewagt werden. Man hätte fast glauben können, auf dieser königlichen Bühne werde zur Persiflage des neuen Ministeriums Hertling eine Art von komischer „Festvorstellung" zur Verhöhnung der „schwarzblauen" Mucker und Heuchler im Wahlkampfe aufgeführt.

Es ist nicht allzu schwer, sich in die derzeitige Gemütsstimmung der Liberalen und ihrer Presse hineinzudenken. Alle Stadien der Enttäuschung, von racheschnaubender Wut bis zum ödesten Katzenjammer und zur aufdämmernden Erkenntnis der eigenen Schuld, spiegeln sich in den Auslassungen liberaler Blätter wieder. Es hat auch in dieser Presse nicht an solchen gefehlt, denen es bei dem radikalen Rotblock-Experiment in der Casselmannschen va banque-Aufmachung nicht ganz geheuer war. Das „führende, einflußreichste und verbreitetste" Münchener Organ, die „Wacht an der deutschen Südmark", war nicht darunter. Aber selbst ihm beginnen die Zusammenhänge allmählich zu dämmern. Eine gelegentliche Bemerkung in dem Artikel, der im Montag-Morgenblatt („Münchner Neueste Nachrichten", Nr. 75 vom 12. Februar) „Das schwarze Ministerium" entsprechend „begrüßt", läßt darauf schließen. Es heißt dort: „Die Ausschaltung des Ministeriums Podewils hat sich nach der Beamtenversammlung und dem Wahlsieg rapide entwickelt". Ja, ja, die in der liberalen Presse mit so frenetischem Jubel begrüßte „Beamtenversammlung" mit ihrer Wahlparole „Für die Roten um jeden Preis!" unter dem Vorsitz des Oberstlandesgerichtsrates Wagner, des früheren Chefs der liberalen Fraktion, und unter dem ausdrücklichen Segen des verflossenen Wahlministers Grafen Feilitzsch hat in der Tat vielen die Augen geöffnet, die vorher sorglos am Abgrund standen. Die „Münchner Neueste Nachrichten" wissen bezeichnenderweise über den gemäßigt liberalen neuen Finanzminister nichts anderes zu sagen, als: „Er hat in den letzten Wochen sich derart kräftig über die Liberalen geäußert, daß ihm das volle Vertrauen des Zentrums sicher ist". Nun, die Zahl der gemäßigten Liberalen, die sich „kräftig über die Liberalen der letzten Wochen" äußern, wird sich jetzt, nachdem auch der in den Wahlkampf gezerrten Krone gegenüber das Spiel so gründlich und unwiderleglich verloren ist, in einer Weise mehren, daß den Casselmann und Genossen der Humor vergehen wird. In ihrer hochgradigen Verlegenheit werden die „Münch. Neueste Nachrichten" einige Male geradezu komisch, so an der Stelle, wo sie den abgedankten Finanzminister und den abgedankten Verkehrsminister sagen lassen, sie hätten sich unter keinen Umständen mehr halten lassen, denn „diese Wirtschaft mit dem Zentrum war nicht mehr auszuhalten". Wir dächten, es sei umgekehrt gewesen und die beiden Herren seien überhaupt nicht gefragt worden, ob sie sich „halten lassen" wollten. Alldieweil aber der Parteiliberalismus durch seine maßlose Arroganz und durch seinen Radikalismus die ganze Entwicklung sebst verschuldet hat, werden jetzt die klaren Tatsachen wieder auf den Kopf gestellt. Die „Münchner Neueste Nachrichten" schreiben über das „schwarze Ministerium": „Es übertrifft alle Erwartungen. Schwärzer konnte es nicht werden. In Bayern wird also für die nächsten Jahre ultramontan regiert." Folgerichtig wird also Georg Hirth jetzt beginnen müssen, den Säbel zu schleifen für die — „Revolution in Krähwinkel". Derselbe Georg Hirth gibt in Nr. 76 seiner „Münchner Neueste Nachrichten" vom 13. Februar eine funkelnagelneue Variation des seiner nächsten Umgebung entstammenden Schlagwortes zum besten, demzufolge „ein ultramontaner Beamter eine latente Gefahr für den Staat" sei. Man höre:

„Wer die himmlischen Erwartungen nicht von den Angelegenheiten dieser Zeitlichkeit trennen kann, der erscheint uns als politisch „suspekt", als politisch „verdächtig" und in Ansehung der Qualifikation zum Minister eines paritätischen Staates geradezu als unverwendbar".

Das Organ der liberalen Bureaukratie, die „Augsb. Abendzeitung" (Nr. 43), beurteilt das neue Ministerium weit nüchterner, obgleich es durch den Eintritt von Sodens „einen Stich ins Tiefschwarze" erhalten haben soll. Ja, es stellt die Herren von Hertling und von Soden bereits in — Gegensatz zum Zentrum in Bayern. Was man wünscht, das glaubt man gern! Im übrigen raten wir den Liberalen, sich einstweilen nicht den Kopf des Zentrums zu zerbrechen.

* * *

[4]) Ein politisches Tendenzstück der widerlichsten Sorte, ohne jeden literarischen Wert, dabei mit den eindeutigsten Laszivitäten in Worten und Gesten papriziert. Bei der Erwähnung der „dunklen Partei" wieherte fast das ganze Haus vor Entzücken. Der beim Ehebruch ertappte Vater der „lex Biest" (lies: Heinze) ist gleich seinem Anhang samt dem bezechten Probsten als protestantischer Konservativer und ostelbischer Junker geschildert; aber das Premieren-Publikum, das sich über Sittlichkeit bzw. Liederlichkeit vorzugsweise aus der „Jugend" und dem „Simplicissimus" belehren läßt, verstand schon, wie es gemeint war. Die Verhöhnung des „deutschen Volkes" und seiner hüben wie drüben nur maskierten „Ehrbarkeit" war faustdick aufgetragen. Uebrigens waren verschiedene Herren aus der „Umgebung" in der Lage, sich selbst über diese eigenartige „Begrüßung" des Kabinetts Hertling ein Urteil zu bilden. Der anständigen Damenwelt ist der Besuch solcher und ähnlicher Stücke im Königlichen Residenztheater (darunter auch die neue Ganghofersche Derbheit) sehr zu widerraten.

Georg Freiherr von Hertling wurde am 31. August 1843 in Darmstadt als Sohn des Großherzoglich hessischen Kammerherrn und Hofgerichtsrats Freiherrn von Hertling geboren. Sein Großvater ist als bayerischer Beamter des Zollvereins nach Darmstadt gekommen. Hertlings Vater wollte wieder in den bayerischen Staatsdienst eintreten, was aber nach den damaligen Bestimmungen nicht möglich war.

Die Familie Hertling gehört, wie wir dem „Bayerischen Kurier" (Nr. 43) entnehmen, seit dem Jahre 1745 dem Reichsadel an. Kurfürst Karl Theodor von Pfalz-Bayern erhob in seiner Eigenschaft als Reichsvikar am 23. Juni 1790 den Urgroßvater des jetzigen bayerischen Ministerpräsidenten, den kurpfälzischen Staatsrat und Minister Johann Friedrich von Hertling in den Reichsfreiherrenstand. Von dessen vier Söhnen starb der älteste, Philipp, 1810 als großherzoglich hessischer Hofgerichtsdirektor in Darmstadt; ein anderer, Wilhelm Hubert, war in den ersten Jahren König Max I. bayerischer Gesandter in Württemberg (1805—1807), Holland (1807—1810) und Preußen (1810—1813). Seine Berichte aus Berlin sind kürzlich in den Historisch-politischen Blättern (Band 147) veröffentlicht worden; sie enthalten eine Fülle interessanter Beobachtungen über die Stimmung am preußischen Hofe unmittelbar vor der Erhebung gegen Napoleon. In diplomatischen Diensten Bayerns stand auch Karl Freiherr von Hertling, der älteste Sohn des oben erwähnten Philipp; er war Ministerresident bei der Schweizer Eidgenossenschaft († 1836).

Der nunmehrige bayerische Ministerpräsident absolvierte mit 18 Jahren das Gymnasium in Darmstadt, studierte in Münster, München und Berlin und unternahm 1865 bis 1866 eine Studienreise nach Italien. Er vermählte sich am 28. Oktober 1869 mit Anna Freiin von Biegeleben; der glücklichen Ehe entsprossen vier Töchter und ein Sohn. Eine Tochter ist gestorben; ein Sohn, Karl Freiherr v. Hertling, ist Leutnant im 3. Feldartillerie-Regiment. 1867 habilitierte sich Freiherr von Hertling in Bonn, wurde hier 1880 außerordentlicher Professor und 1882 ordentlicher Professor in München. 1875 wurde er in den Reichstag gewählt, dem er mit einer Unterbrechung von 1890 bis 1896 angehörte, als Vertreter des Wahlkreises Illertissen von 1896 bis 1903 und zuletzt als Vertreter des Wahlkreises Münster. 1891 wurde er als lebenslängliches Mitglied in die bayerische Kammer der Reichsräte berufen, 1906 mit dem Titel Exzellenz ausgezeichnet. Seit 1899 war er ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Sein wissenschaftliches Arbeitsgebiet war die Philosophie, besonders die Staats-, Rechts- und Gesellschaftsphilosophie. In den Jahren 1898 bis 1902 führte er im Auftrage des Reichskanzlers in Rom die schwierigen Verhandlungen wegen Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg. Als am 21. Januar 1909 der Vorsitzende der Zentrumsfraktion Graf Hompesch gestorben war, erwählte die Zentrumsfraktion des Reichstags am 9. Februar 1909 den Freiherrn von Hertling zu ihrem Vorsitzenden.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Reich an Ereignissen war die Woche, die uns die Eröffnung des Reichstags, die ersten Versuche der Konstituierung des Parlaments, den Ministerwechsel in Bayern und obendrein noch eine Kulturkampfdebatte im preußischen Abgeordnetenhause bescherte. Aber die dringend notwendige Klärung der Verhältnisse im neuen Reichstage ist trotz aller interessanten Zwischenfälle doch noch nicht zum Abschluß gelangt. Der Reichstag ging mit einem rosaroten Rumpfpräsidium in die zweite Woche. Während dieses Blatt zu den Lesern reist, soll sich entscheiden, ob daraus ein richtiges Großblock-Präsidium nach dem Herzen von Bassermann und Bebel werden kann.

Die Reichstags-Thronrede.

Dem verantwortlichen Reichskanzler gebührt Anerkennung für die geschickte Abfassung dieses Aktenstückes. Von dem Wahlausfall selbst wird nicht gesprochen; aber es ist ein verständliches Echo auf die vielgepriesenen Erfolge der Sozialdemokratie und deren Helfershelfer, wenn die Thronrede gleich zum Eingang erklärt: „Das feste Gefüge der Reichs- und staatlichen Ordnung unversehrt zu erhalten, ist das Ziel meines Handelns". Ebenso hat es eine besondere Bedeutung, wenn der Kaiser im höflichen Tone der Ueberzeugung die neuen Volksvertreter ermahnt, „ihre besten Kräfte an die gemeinsame Arbeit zu setzen". Die Antwort des Reichstags auf diesen Arbeitsruf war freilich bisher noch nicht befriedigend.

Die Thronrede enthält sich diesmal der registerhaften Aufzählung der Vorlagen, um einige wesentliche Richtpunkte um so nachdrücklicher hervorzuheben. Fortsetzung der sozialen Fürsorge, Vervollständigung der glücklich angebahnten Gesundung der Finanzen, Erhaltung der Grundlage unserer Zollpolitik, Stärkung der Wehrkraft unter gleichzeitiger Deckung der Mehrkosten, — das sind die Hauptprogrammpunkte. Will und kann der Linksblock diese Aufgaben lösen?

Der Kürze befleißigt sich die Thronrede auch in dem hochpolitischen Absatz. Das Abkommen mit Frankreich wird erwähnt als Beweis für unsere Bereitwilligkeit, internationale Streitpunkte nach Möglichkeit gütig zu erledigen. Unsere Bündnisse mit Oesterreich-Ungarn und Italien werden einfach der Pflege versichert, als ob das Verbleiben Italiens im Dreibunde selbstverständlich sei. Die „freundlichen Beziehungen mit allen Mächten" werden aber mit einer bedeutsamen Klausel versehen: „auf der Basis gegenseitiger Achtung und guten Willens". Wo wir im letzten Jahre die gebührende Achtung und den guten Willen vermißt haben, weiß jeder Leser der Thronrede.

Herr v. Bethmann hat die passenden Worte zur Eröffnung der neuen Legislaturperiode gefunden. Ob er auch die richtigen Taten finden wird?

Die Tragikomödie der Präsidentenwahl.

So ein sonderbares, wechselreiches, widerspruchsvolles Spiel ist in den 40 Jahren seit Bestehen des Deutschen Reichstags noch nicht aufgeführt worden!

Die Vorverhandlungen zwischen den Parteiführern ziehen sich zunächst tagelang hin. Weil die Nationalliberalen nicht schlüssig werden können, vertagt man die angesetzte Sitzung, um noch 24 oder genauer 23 Stunden für die Bassermannschen Künste zu gewinnen. Und auch zum neuen Freitagtermin ist die nationalliberale Partei noch nicht einig geworden, weder in sich selbst, noch mit den sozialdemokratischen Brotherren. Die sozialdemokratische Partei ist im Bewußtsein ihrer 110 Stück ganz unnachgiebig geworden. Von irgendwelcher Zusicherung der Erfüllung der höfischen Pflichten oder sonstigen Wohlverhaltens will sie gar nichts wissen. Sie verlangt von den Nationalliberalen die Wahl eines Sozialdemokraten zum ersten Vizepräsidenten, und zwar soll die nationalliberale Fraktion in ihrer Gesamtheit sich zu dieser unbedingten Wahl förmlich verpflichten. Auf dem rechten Flügel sitzen aber immer noch einige Leute, die das Eigenschaftswörtchen „national" im Parteinamen ernst nehmen. Man kann also der Gebieterin Sozialdemokratie nicht die vollständige Stimmenzuwendung versprechen, wenn auch Herr Bassermann und die Mehrheit der Fraktion zu dem Huldigungsakt bereit sind. Darauf erklärt die Sozialdemokratie unwirsch, daß sie nun die Unterstützung des nationalliberalen Kandidaten für die erste Präsidentenstelle verweigere und selbst als stärkste Fraktion diesen Ehren- und Machtposten für sich in Anspruch nehme. Da hilft kein Bitten und Flehen der Bassermänner. Herr Bebel wird als Kandidat für die erste Stelle aufgestellt und erhält in zwei Wahlgängen erst 110, dann 114 Stimmen. Er schiebt den nationalliberalen Kandidaten, der es auf 88 liberale Stimmen brachte, in die Versenkung und kommt in die engere Stichwahl mit Dr. Spahn, dem Kandidaten des Zentrums und der konservativen Partei. Die letzteren Parteien waren, nachdem die Sozialdemokratie sich durch die Verweigerung jeglicher Garantien unmöglich gemacht hatte, leicht zu der Einigung gelangt, ein Präsidium aus einem Zentrumsmann, einem Konservativen und einem Nationalliberalen zu bilden. Der letztere sollte als Ergänzung des Arbeitspräsidiums berufen werden, obschon die Bassermann'sche Fraktion wegen ihrer Linksblockspekulationen den Beitritt zu dem Abkommen zunächst verweigerte. Als nun im dritten Wahlgang zwischen Spahn und Bebel entschieden werden mußte, schwenkte Herr Bassermann mit etwa zwei Dutzend Nationalliberalen zu Bebel hinüber, die fortschrittliche Volkspartei tat vollständig desgleichen, und Herr Bebel brachte es auf 175 Stimmen. Aber er fiel doch durch, da ein Dutzend Nationalliberale für Herrn Spahn stimmten und eine kleine Anzahl sich hinter einem ungültigen Stimmzettel versteckte. Herr Spahn wurde mit 196 Stimmen zum Präsidenten gewählt, und wenn auch die Mehrheit von 21 Stimmen bei 13 ungültigen Zetteln schwach war, so schien doch eine wirkliche „arbeitswillige" Mehrheit vorhanden zu sein, mit der ein Versuch gemacht werden mußte. Herr Spahn nahm also das dornige Amt an.

Aber die folgende Wahl des ersten Vizepräsidenten vernichtete sofort die Hoffnungskeime. Die nationalliberale Partei hatte soeben, durch die Vereitelung ihrer eigenen Präsidentschaftshoffnungen, einen wahren Fußtritt von der Sozialdemokratie bekommen („Anschauungsunterricht" nannte das die rote Presse). Und für denselben Fuß hielt die mißhandelte Partei alsbald den Steigbügel. Der sozialdemokratische Kandidat für die erste

Vizepräsidentenstelle, Genosse Scheidemann, der Urheber des bekannten Wortes von dem traditionellen Wortbruch der Hohenzollern, erhielt 188 Stimmen, d. h. Herr Bassermann führte ihm noch 13 Stimmen mehr zu, als er für Bebel hatte mobil machen können Der konservative Gegenkandidat Dietrich blieb mit 174 Stimmen in der Minderheit. Da hatte also der Reichstag neben einem Zentrumspräsidenten einen sozialdemokratischen Vizepräsidenten. Wie wenn Wasser mit Feuer sich menget! Die nachfolgende Mehrheit vernichtete das Werk, das die erste Mehrheit vor einer Stunde geschaffen. Vielfach erwartete man, daß Herr Spahn nach diesem Ausfall der Vizepräsidentenwahl sofort sein Amt wieder niederlegen werde. Er tat das im Augenblick noch nicht, und die Verzögerung war auch nicht zu beklagen, da nunmehr jeder Anschein vermieden wurde, als ob ab irato und übereilt gehandelt sei. Am anderen Vormittag aber gab Herr Spahn in der Fraktionssitzung des Zentrums seinen Rücktrittsentschluß kund und fand dafür allgemeine, rückhaltlose Zustimmung.

Die Wahl des *ersten* Präsidenten steht also neuerdings auf der Tagesordnung, und jetzt muß es sich klipp und klar entscheiden, ob der Reichstag ein reines und richtiges *Großblockpräsidium* bekommt, oder ob noch in letzter Stunde die Herstellung eines Arbeitspräsidiums gelingen kann. Die letzte Aufgabe ist jetzt sehr erschwert, da nicht bloß ein Präsident aus den Arbeitsparteien durchgesetzt, sondern auch der vorhandene Stein des Anstoßes, der sozialdemokratische Vizepräsident, beseitigt werden müßte. Dazu werden die schwachen Kräfte des besonnenen Flügels der nationalliberalen Partei wohl nicht ausreichen, wenngleich ihm durch die kritischen Auslassungen mehrerer Parteiblätter über die jüngste Bassermannsche Heldentat das Gewissen geschärft wird. Wahrscheinlich sagt man sich zur Beschwichtigung, jetzt handle es sich nicht mehr um das fait accompli der Wahl Scheidemanns, sondern um die Erringung der ersten Ehrenstelle für die nationalliberale Fraktion. Ein verhängnisvoller Trugschluß! Jetzt handelt es sich gerade darum, ob die nationalliberale Fraktion mit der *Umsturzpartei* in eine *Präsidial- und Werkstattsgemeinschaft* treten will. An dieser Stelle ist schon längst gesagt, daß sich die Sache auf diese Frage zuspitzen müsse.

Nur durch die Klärung können wir zur Gesundung kommen. Wenn die Nationalliberalen nicht mit den positiven Parteien zusammenarbeiten, sondern lieber mit der Umsturzpartei sich dauernd verbünden wollen, so mag der Linksblock die Geschäftsführung ausschließlich in seine Hand und damit die Verantwortlichkeit ausschließlich auf seine Schultern nehmen. In der Zentrumspresse wurde für diesen Fall bereits vor Wochen der drastische, aber treffende Ausdruck geprägt: man müsse dann die Großblockpolitik in ihrem eigenen Fette schmoren lassen.

Bezeichnend für die unsichere Lage ist noch der Umstand, daß bei der entscheidenden Wahl des sozialdemokratischen Vizepräsidenten der Linksblock keineswegs die absolute Mehrheit aufgebracht hat. Herr Scheidemann erhielt nach der eifrigen Werbearbeit Bassermanns 188 Stimmen. Die Hälfte des Reichstags beträgt 199 Stimmen, und bei der fraglichen Abstimmung selbst waren 198 Mitglieder anwesend, die nicht für Scheidemann stimmten. Es waren nämlich 21 ungültige Stimmzettel abgegeben worden, zum Teil von Polen, die nicht für den Konservativen stimmen wollten, zum Teil von Nationalliberalen, die für den Dienst unter der roten Fuchtel noch nicht ganz reif waren. Die Abstimmung der Polen ist aus ihrem Gegensatz gegen die hakatistischen Konservativen zu erklären, aber doch zu bedauern, da hier zu großes auf dem Spiele stand, als daß eine (an sich erfolglose) Demonstration wegen einer einzelnen Frage am Platze sein konnte. Wir müssen aber zugeben, daß die Eigenart der polnischen Fraktion eine Schwächung der positiven Parteien des Reichstags in sich birgt und also dem Linksblock sein Streben nach der alleinigen Herrschaft erleichtert.

Die *Regierung* hält sich gegenüber der Reichstagskrisis in der üblichen Reserve. Ihre Offiziösen kritisieren den Bassermannschen Wahlerfolg nur durch das bereits erwähnte, antidynastische Zitat und eine frühere Rede des jetzt zum Repräsentanten und Geschäftsführer des Hauses berufenen Sozialdemokraten.

Je schneller und gründlicher das Volk über die wahre Natur und die Leistungsfähigkeit der Bassermannschen „Staatskunst" aufgeklärt wird, desto besser. Es lebe die Klarheit und die reinliche Scheidung!

Die neue Aera in Bayern.

Dort scheint die Klarheit durchzudringen. Prinzregent Luitpold hat das Entlassungsgesuch des Ministeriums Podewils, das die Konfliktswahlen ohne Not herbeigeführt und die angestrebte Beseitigung der Zentrumsmehrheit *nicht* erlangt hat, angenommen und sich nicht bei dem sonst üblichen Notbehelf eines Beamtenministeriums aufgehalten, sondern den Freiherrn *Georg v. Hertling*, den bisherigen Vorsitzenden der Zentrumsfraktion des Reichstags, zum Ministerpräsidenten berufen und ihn mit den Vorschlägen zur Besetzung der Ressorts beauftragt. Freiherr v. Hertling ist Zentrumsmann im höchsten Sinne des Wortes. Aber gerade deshalb wird er kein einseitiges Parteiregiment begründen wollen, sondern vielmehr alle staatserhaltenden Kräfte in Bayern zu sammeln suchen, die gegenüber der unseligen Großblockverirrung die Autorität und die Ordnung, namentlich auch die Loyalität der staatlichen Angestellten ihm retten helfen wollen und können. Wir norddeutschen Zuschauer verkennen nicht die ungeheuren Schwierigkeiten, die einem solchen Werke der Rekonstruktion durch die Schwächen und Fehler der bisherigen ganz- und halbliberalen Ministerien sich entgegenstellen; aber wir glauben auch, daß keine bessere Kraft zu finden war, als eben Freiherr von Hertling, der mit der Geistesschärfe die nötige Gewandtheit und mit der Festigkeit in der Sache die kluge Form zu vereinen weiß. Er hätte gewiß nicht die Aufgabe übernommen, wenn er nicht die Ueberzeugung erlangte, daß sein Versuch frei und ungehemmt vor sich gehen kann. Die Auslassungen der liberalen Blätter, daß *Prinz Ludwig*, sei es als Stellvertreter, sei es als Nachfolger, die Regentschaft übernehmen werde, deuteten auf den Hintergedanken, daß der Regent Luitpold mit der Berufung Hertlings nicht zufrieden sei. Das war eitle Hoffnung und leeres Gerede. Die Entscheidung ist durch den greisen Regenten selbst erfolgt, und Prinz Ludwig war sogar zufällig abwesend, da er an der Hochzeitsfeier in Schönbrunn teilnahm, wo sein Neffe Prinz Georg, der Sohn des Prinzen Leopold von Bayern und der österreichischen Kaisertochter Gisela, durch seine Vermählung mit der österreichischen Erzherzogin Isabella ein neues Band hinzufügte zu der innigen Verbindung der Häuser Habsburg und Wittelsbach. Dazu spendet das Volk die wärmsten Glückwünsche, nicht bloß aus Verehrung gegen die hohen Persönlichkeiten, sondern auch aus der politischen Erwägung, daß die Gemeinsamkeit der dynastischen und der politischen Gefühle und Interessen zwischen den beiden mitteleuropäischen Kaiserreichen der größte Segen für uns und ganz Europa und den Weltfrieden ist.

Glückauf der neuen Aera in Bayern! Per aspera ad astra!

Das Motuproprio im preußischen Abgeordnetenhause.

Von nationalliberaler Seite wurde eine höchst überflüssige Kulturkampfsdebatte heraufbeschworen. Nachdem der Hl. Stuhl dem preußischen Gesandten mündlich und schriftlich erklärt hatte, daß das Motuproprio auf Deutschland, wo das privilegium fori derogiert sei, keine Anwendung finde, war die Debatte gegenstandslos geworden. Die Liberalen vermochten nur die alten Trugschlüsse aus ihrer Presse, die durchaus die Bedeutung der Erklärung Roms bestreiten wollten, von neuem vorzubringen. Das Ende war wohlverdient: auf Antrag der Konservativen wurde über den nationalliberalen Antrag auf Vorlegung der Akten zur Tagesordnung übergegangen. Diese Art des Begräbnisses ist sehr gründlich, aber nicht besonders ehrenvoll.

Zur auswärtigen Politik

sei schließlich für heute nur kurz verzeichnet, daß das *Marokkoabkommen* im französischen Senat mit 222 gegen 48 Stimmen angenommen und also perfekt ist, und daß der englische Kriegsminister *Haldane* in Berlin wegen einer Annäherung sondierte, wozu der Marineminister Churchill eine echt englische, verletzende Begleitrede über den „Luxus" des deutschen Flottenbaues gehalten hat.

Vorfrühling.

Ich meint', es müsst' schon Frühling sein,
Und draussen liegt noch Eis —
Sang mich mein Herz in Träume ein,
Wovon die Welt nichts weiss?

So will ich meinen Träumen trau'n . . . .
Das Erdreich in mir blüht
Und lässt mich Frühlingswunder schau'n,
Traumdunkel im Gemüt.

P. Timotheus Kranich, O. S. B.

Ein freimütiges Bekenntnis des Kardinal-Erzbischofs von Köln.

Eine hochbedeutsame Kundgebung zur Klärung „einiger brennender Zeitfragen" erläßt Seine Eminenz Kardinal Dr. Fischer, Erzbischof von Köln, in seinem diesjährigen Fastenhirtenbriefe, veröffentlicht in Nr. 3 des „Kirchlichen Anzeigers für die Erzdiözese Köln". Die klare und entschiedene Sprache bedarf keines Kommentars.

„In der letzten Zeit sind Stimmen aus katholischen Kreisen, im Inland und im Ausland, laut geworden, welche die Katholiken Deutschlands und namentlich die von Westdeutschland betreffs ihrer katholischen Glaubenstreue zu verdächtigen wagten und eine Unterscheidung aufstellten zwischen römischen oder, wie andere sagten, katholischen Katholiken und deutschen Katholiken. Und zu letzteren zählen sie die große Mehrheit der Katholiken des Vaterlandes, auch euch, geliebte Erzdiözesanen. Soll man solche Verblendung — um nicht ein härteres Wort zu gebrauchen — für möglich halten? Und unter diesen Stimmen sind solche, die aus einem Lande kommen, wo der katholische Glaube darniederliegt, wo die verhältnismäßig wenigen Katholiken, die im öffentlichen Leben tätig sind, sich trotz der himmelschreienden Zustände im eigenen Lande nicht einigen können, wo die Wahlen in die gesetzgebenden Körper immer wieder für die Katholiken ungünstig ausfallen, wo man seit Jahren vergeblich auf den mannhaften, zielbewußten, aus tief gründender katholischer Ueberzeugung hervorgehenden Widerstand wartet, den ehedem das deutsche katholische Volk in schweren Zeiten bewiesen hat.

Wahrlich, ich werfe keinen Stein auf das Land, das so viele Verdienste um die Kirche aufzuweisen hat, habe vielmehr herzlich Mitleid mit ihm, konstatiere aber doch nur Tatsachen. Ist das nicht unsäglich traurig? Allein noch trauriger ist es, daß auch bei uns einzelne Stimmen — sie haben, Gott Dank, keine Massen hinter sich — in die Anklage einstimmen und es wagen, unser katholisches Deutschland, unser katholisches Volk als geistig verseucht darzustellen, als antirömisch und antipäpstlich, als gefährdet im Glauben, als liebäugelnd mit den Andersgläubigen, als bereit, mit ihnen — ja auch mit denen, welche die christlichen Grundsätze preisgegeben haben — eine Einigung zu bilden auf Grund eines unbestimmten, in der Luft schwebenden, sogenannten Christentums, das kein Christentum mehr ist! Wäre dem so, so verdienten die Bischöfe Deutschlands, als die berufenen Wächter des Glaubens, den schärfsten Tadel; und wäre dem so, daß gerade Köln und die Kölner Erzdiözese der Mittelpunkt einer solchen antikatholischen Bewegung sei, so müßte wahrlich der Papst den dermaligen Inhaber des Sitzes des heiligen Maternus seines Amtes entheben, weil er seine Pflicht nicht erfülle.

Allein es ist nicht so, und ich protestiere mit tiefem Schmerz, aber auch mit vollster Entschiedenheit gegen solche unverantwortlichen Verdächtigungen. Ich protestiere im eigenen Namen, wie im Namen der ganzen Kölner Erzdiözese und besonders ihres durch seinen kirchlichen Sinn ausgezeichneten Klerus; ja ich darf sagen, ich protestiere aus dem Sinne des ganzen katholischen Deutschlands heraus. O ja, wir sind und bleiben deutsche Katholiken und lieben als solche unser Vaterland und sind treu ergeben unserem Kaiser und Deutschlands Fürsten. Wir lieben unser Volk, seine Sprache, seine Sitten und Gebräuche, auch die althergebrachten religiösen Bräuche, und wenn die Gefahr besteht, daß letztere beseitigt werden könnten, so kann es uns niemand verwehren, wenn wir in aller Ehrfurcht Vorstellungen machen. Noch jüngst ist es geschehen betreffs des Fronleichnamsfestes, das den deutschen Katholiken, ich möchte sagen: ans Herz gewachsen ist, und der Heilige Vater ist gern auf die Vorstellungen eingegangen, wie es auch sonst bereits mehrfach in ähnlichen Fällen geschehen ist. Und wir wollen auch mit unseren nichtkatholischen Mitbürgern, soweit es an uns liegt, im Frieden leben, verurteilen entschieden die konfessionelle Hetze, die ein Verbrechen am gemeinsamen Vaterland ist, und sind bereit, nach wie vor mit den auf positiv-gläubigem Boden stehenden Andersgläubigen im öffentlichen Leben mitzuwirken, wo es angeht, insbesondere zur Erhaltung der christlichen Grundlagen der Gesellschaft und des Staates, gegenüber den zerstörenden Elementen, und namentlich mit ihnen einzustehen für die konfessionelle Schule.

Aber dabei bleibt bestehen, daß die deutschen Katholiken römische Katholiken im eigentlichen Sinne des Wortes sind und bleiben, treu der Kirche bis zum Blutvergießen, genau wie wir es überkommen haben von unseren katholischen Vorfahren. Und das gilt vorzugsweise, ich bin es euch, geliebte Erzdiözesanen, schuldig, es laut und deutlich zu betonen, von unserem lieben Rheinland und von seiner Metropole. Glaubt man begründete Klagen zu haben, so mag man sie in bescheidener Weise dort vorbringen, wo es am Platze ist. Aber man vergesse niemals, daß „der Heilige Geist" nicht die Schriftsteller, und wären es solche aus dem Ordens- oder Weltpriesterstand, auch nicht die Journalisten, selbst nicht die einfachen Priester, sondern nur „die Bischöfe eingesetzt hat, die Kirche Gottes zu regieren, die der Herr sich mit seinem Blute erkauft hat" (Apg. 20, 28). Von ihnen läßt sich unser katholisches Volk leiten und nicht von solchen, die dazu keinen Beruf haben. So habt ihr es bisher gehalten, geliebte Erzdiözesanen, so werdet ihr es ferner tun.

Wenn ich im vorstehenden mit allem Ernst die Verdächtigungen, die jüngst gegen die deutschen Katholiken, auch gegen euch, geliebte Erzdiözesanen, und unmittelbar auch gegen euren Erzbischof, erhoben worden sind, zurückgewiesen habe, so heißt das nicht, als müßten wir nicht auf der Hut sein in bezug auf die Wahrung der Reinheit unseres Glaubens. Gebe Gott, daß dem so wäre! Allein es ist anders: Ich habe euch schon mehrmals, insbesondere in dem vorletzten Fastenhirtenbriefe, davon gesprochen. Wir befinden uns eben, ich möchte sagen, in einer mit Zweifelsucht, mit Kritisiererei, mit hochmütiger Betonung des eigenen Ich und des eigenen Urteils, ja mit Unglauben jeglicher Richtung zersetzten Luft, die auch auf manche Katholiken verderblich einwirkt. Darum ergeht meine erneute Bitte und Mahnung an euch, geliebte Erzdiözesanen: lasset euch nicht von den Zeitströmungen hinreißen, wacht über die Unversehrtheit, über die makellose Reinheit eures heiligen Glaubens. Wollt besonders vorsichtig sein in bezug auf das, was ihr leset. Heute kann und will jedermann lesen; aber nicht alles, was geboten wird, ist ein gesunder Lesestoff. Ich mache euch namentlich aufmerksam auf die Presse, auf die täglich oder in gewissen Zeiträumen erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften. Es gibt deren, die zunächst sich an den arbeitenden Stand wenden, die geradezu Gift und Galle speien gegen unsere Mutter, die Kirche, und unseren heiligen Glauben, die alles, Personen und Sachen, systematisch in den Kot ziehen, die darauf aus sind, dem Leser den katholischen Glauben — verzeihet den Ausdruck — zu verekeln. Und es gibt gedankenlose Katholiken, die solches lesen, solches sich bieten lassen, die derartige Blätter gar benützen — so weit geht der Leichtsinn und die Gedankenlosigkeit —, um in denselben ihre Klagen über heimische Zustände niederzulegen! Wer solche Blätter regelmäßig liest: nein, es ist nicht anders möglich, er muß in seinem Glauben lau, wankend werden und wird mit Mißtrauen, mit Abneigung, schließlich mit Haß gegen die Kirche Gottes erfüllt. O ja, „mich jammert des Volkes", dem solche Giftspeise geboten wird; so rufe ich mit dem Herrn im heiligen Evangelium aus (Mark. 8, 2) und bitte und mahne die katholischen Arbeiter in der weiten Erzdiözese, alle, die noch einen Funken katholischen Glaubens und katholischer Liebe zu ihrer Mutter, der Kirche, bewahrt haben: hütet euch vor solchen Blättern, leset sie nicht selber, verbreitet sie nicht, gebt sie nicht euren Kindern in die Hand, duldet sie nicht in euren Häusern.

Freilich ist es nicht diese Presse allein, die Verderben stiftet, dasselbe tut, nur in anderer Weise, eine Reihe von Tagesblättern, die mehr die bürgerlichen Kreise und die sogenannte gebildete Welt im Auge haben. Sie stehen angeblich auf dem Standpunkte der Unparteilichkeit, befeinden aber dabei, offen oder versteckt, unsere heilige Kirche, ihre Lehre, ihre Disziplin, ihre Lebensäußerungen.

Sie haben eine besondere Freude daran, den Papst und seine Maßnahmen in abfälliger Weise zu kritisieren und gegen ihn Mißtrauen und Verdacht zu erregen, greifen die von den deutschen Katholiken geschaffenen Organisationen an, nähren mit Wohlbehagen Zwiespalt und Spaltung, wo und wie immer solcher im katholischen Lager einmal entstehen mag, stehen dabei regelmäßig in kluger, berechneter, nur von Kurzsichtigen nicht bemerkter Taktik auf seiten derer, die den Zankapfel hingeworfen haben, und spielen sich noch als Eiferer für die Reinheit und Unversehrtheit der katholischen Grundsätze auf, die sie selber nicht anerkennen, vielmehr verneinen und bekämpfen. Auch hier muß ich sagen: wer solche Blätter, ohne triftigen Grund, regelmäßig liest, der setzt sich großen Gefahren für den Glauben aus und wird allmählich, ohne es zu merken, mit Ideen und Grundsätzen angefüllt, die dem katholischen Glauben widersprechen und den Leser dem Leben der Kirche entfremden.

Und wenn ich zu gewissenhafter Vor- und Umsicht mahne in bezug auf die Tagespresse, wie auf die periodische Presse überhaupt, so muß ich des weiteren eine gleiche Mahnung wiederholen in bezug auf unterschieds- und schrankenlose Beschäftigung mit sogenannter belletristischer oder auch populär-wissenschaftlicher Literatur ...

Nun habe ich noch eines auf dem Herzen, geliebte Erzdiözesanen, wovon ich zu euch noch reden möchte, freilich nur mit Schmerzen reden kann. Ich habe es schon oben angedeutet, muß aber nochmals darauf zurückkommen. Es betrifft eine seit einigen Jahren schon bestehende, aber in den beiden letzten Jahren immer mehr in die Erscheinung getretene Uneinigkeit im Schoße der deutschen Katholiken, die auch unsere Erzdiözese, und sie ganz besonders, in Mitleidenschaft zieht. Sie bezieht sich auf Fragen, die vorzugsweise auf dem politischen und dem sozialen Gebiete liegen, aber auch wesentlich das religiöse Gebiet berühren, und es ist mehrfach darüber bis in die letzte Zeit eine Fehde in der Presse und in eigenen Schriften geführt worden, die nicht schön ist, und die dem Herzen jedes Katholiken wehe tun muß. Ich gehe mit Absicht auf die Einzelheiten nicht ein, mahne aber mit allem Nachdruck, den mein heiliges Amt mir verleiht, zum Frieden und zur Einigkeit. Der heilige Paulus tadelt es an den Christen von Korinth, die ihre Streitigkeiten vor die weltlichen Gerichte brachten, daß überhaupt unter ihnen Zwist und Streit aufkomme. „Schon das ist ein Fehler," schreibt er, „daß ihr Streitigkeiten untereinander habet." (1. Kor. 6, 6.) So sollte es auch heute unter uns sein. Solche Vorgänge geben der Masse unseres gläubigen Volkes Aergernis, schädigen schwer die katholischen Interessen und sind nur ein Gegenstand der Genugtuung und der Ausbeutung für die Gegner. Erfahren wir es nicht — ich habe schon vorhin darauf hingewiesen —, daß gerade die Presse, die sonst den Katholiken nicht günstig gesinnt ist, die helle Freude an solchem Zwist hat und ihn auf jede Weise zu fördern sucht? Gibt das nicht jedem gewissenhaften Katholiken zu denken? Und sind denn nicht die dermaligen Zeitverhältnisse im allgemeinen und besonders diejenigen in Deutschland derartig, daß sie die Katholiken gebieterisch mahnen, die Einheit, die geschlossene Einheit zu wahren, die allein unter Gottes Hilfe uns einen Schild bietet gegenüber Gefahren der Gegenwart und der Zukunft — die Einheit, die geschlossene Einheit, die vordem in schweren Zeiten eine Zierde und ein Panier war für das katholische Volk in deutschen Landen?

Ich kenne die Streitpunkte alle, um die es sich handelt: Es spricht viel Unklarheit, viel Mißverständnis, leider auch viel Leidenschaft mit hinein, so wie das unter Menschen zu geschehen pflegt. Lassen sie sich dermalen nicht gütlich begleichen, was eigentlich bei gutem Willen unter treuen Katholiken nicht schwer sein sollte und wirklich nicht schwer erscheint, so hindert doch jedenfalls nichts, gar nichts, daß man sich auf dem praktischen Boden verständigt, hindert nichts, daß man alle Härten, alles Herbe, alles Verletzende, alle Verdächtigungen und Verketzerungen (das ist das schlimmste und das traurigste) vermeide und über alles die katholische Einheit und die katholische Liebe hochhalte, hindert namentlich nichts — daran fehlt es vielfach —, daß man Vertrauen habe zu den Bischöfen als den geborenen, vom Heiligen Geist gesetzten Hirten des katholischen Volkes und den verantwortlichen Wächtern über die Reinheit des Glaubens."

Fastnacht.

I.

Weich fliesst der Tanz; die Walzerklänge wogen.
Von bunten Masken schmiegt sich Paar an Paar.
Der Schmeichelklang hat alle fortgezogen,
Und allen ist so süss und sonderbar.

Da lächeln kalte Götter aus den Nischen.
Im Lorbeerlaub kost Venus ein Bacchant.
Der Schaumwein träufelt üppig von den Tischen,
Wie Lähmung hat es alle übermannt.

Nur Vesta schaut, die Keusche, wehen Blickes
In das Gewoge, streng und hoheitsvoll,
Sie kennt das Ende dieses Taumelglückes,
Sie sah es ja, sie sah's vom Kapitol.

Weich wogt der Tanz, und wirre Stimmen flüstern,
Und Gläser klingen an mit schrillem Klang,
Und Blicke fliegen, müd' und sinnenlüstern,
Ein Schatten huscht die fahle Wand entlang.

II.

Der Regen rauscht, die nassen Scheiben triefen,
Und durch die Säle geht ein Stöhnen hin,
Als klagten Geister, die im Dunkel schliefen.
Ein Windstoss facht das Feuer im Kamin.

Die Nacht zerrinnt; zerstoben sind die Gäste,
Der Regen rauscht, im Ofen heult der Sturm.
Was sagt der Sturm zu diesem Liebesfeste?
Und horch — nun schlägt die Uhr vom Klosterturm.

Dann ist es wieder still im weiten Saale.
An dunklen Wänden welkt schon Kranz um Kranz.
Am Boden klafft, von Wein umlaubt, die Schale.
Wie jäh sie sprang! Vorbei der tolle Tanz.

Ein Träumer stiert mit todesweissem Blicke
Die Schale an, das jähzerschellte Glas.
Was träumte er beim Bacchanal vom Glücke?
Und nun? — O vanitatum vanitas!

F. Schrönghamer-Heimdal.

Die bayerischen Landtagswahlen
oder:
Haß, Lüge und Heuchelei auf dem Gipfelpunkt.

Von Dr. Eugen Jaeger, Mitglied des Reichstags.

Eugen Richter nannte die Reichstagswahlen vom Februar 1887 ein Angstprodukt. Ebenso kann man die Verluste der bayerischen Zentrumspartei bei den Wahlen ein Produkt von Haß, Lüge und Heuchelei nennen, wie sie in solcher Höhe und solcher Vereinigung noch niemals in Bayern dagewesen. Trotzdem hat das Zentrum nur wenige Verluste erlitten —, fürwahr eine treue Wählerschaft, die auch in den meisten Wahlkreisen rechtzeitig und vorausschauend aufgeklärt war! Die Verluste sind sehr zu bedauern, aber sie müssen getragen werden in dem Gefühle: Wir kehren zurück, wohl geschwächt, aber als Sieger! Die Voraussagung jener ist eingetroffen, die bei der Auflösung des Landtags am 14. November 1911 erklärten, das Zentrum werde wohl Sitze, aber nicht die Mehrheit verlieren.

Noch niemals haben der Liberalismus und sein roter Genosse eine solch skrupellose Agitation entfaltet, wie diesmal. Leidenschaftlicher Fanatismus bis zur Siedehitze gesteigert paarte sich mit einer beispiellosen Abwendung von Wahrhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit, von dem gesunden Gefühle für die sozialen und politischen Notwendigkeiten, von dem Verständnis für die Monarchie, von dem geschworenen Treueid gegen die Krone.

All die Summe von Haß und Verachtung, welche besonders die liberale Presse gewohnheitsmäßig ununterbrochen gegen das Zentrum, gegen den „Ultramontanismus", d. h. gegen die treu katholische Bevölkerung sät, die planmäßige Hetzarbeit des Evangelischen Bundes ist hier zu einer mächtigen Saat emporgeschossen. Das Zentrum war ganz in Verteidigungsstellung gedrängt. Mit Ausnahme mancher ganz hochgestellten Beamten hat fast die ganze liberale Beamtenschaft, haben Geschäftsleute, Kapitalisten und Reserveoffiziere, vielfach auch die gläubigen Protestanten, sozialdemokratisch gewählt; Fabrikanten, die sonst in Hochmut auf ihre Arbeiterschaft herabsehen, haben dieser Zugeständnisse gemacht, die den Herrnstandpunkt mit Füßen treten, um die Sozialdemokraten für liberale Kandidaten zu gewinnen. Das Wort ging in Erfüllung, das die liberale Presse und der Evangelische Bund seit Jahren offen und verdeckt in das Volk geworfen haben: Lieber rot als schwarz.

Der Feldzug, den Heuchelei und Verleumdung gemeinsam in diesem Wahlkampfe führten, übersteigt jede Beschreibung und kann nur von dem verstanden werden, der mit in der Bewegung gekämpft hat. In tausend Variationen wurde wiederholt, daß das Zentrum die Geistesfreiheit unterdrücke, daß der klerikale Druck aus Bayern einen Kerker gemacht habe, in welchem der Liberalismus und die Sozialdemokratie rettungslos schmachten. Hier einige Beispiele dieser so vielfach unwahren Agitationsweise. Immer wieder behaupteten die Redner der gegnerischen Parteien, ihr Bündnis sei rein taktisch, nur ad hoc, nach dem gemeinsamen Siege werde man sich im Landtage wieder abraufen. Und doch ist unseren Gegnern die Weltanschauung gemeinsam, in der Schulfrage ziehen sie an demselben Strang der rein weltlichen, religionslosen Schule zu, die in Frankreich die Nation zugrunde richtet. Das ist auch bei uns das Ziel. Wohl kaum einer dieser Redner hat unterlassen, zu betonen, das Zentrum habe auch früher einen Bund mit den Sozialdemokraten geschlossen und sogar im Kaiserdom zu Speyer. Jenes Wahlbündnis von 1899 wurde dem Zentrum aufgezwungen durch zwei Notwendigkeiten: einerseits durch die Brutalität, mit welcher die Ministerien Pfeuffer und Feilitzsch im Dienste und unter dem Beifall des Liberalismus die Zentrumspartei und die katholische Bevölkerung in der Pfalz, in Franken und Schwaben jahrzehntelang um ihre Vertretung gebracht haben oder zu bringen suchten. Graf Feilitzsch war immer der treue Fürsorger für die Wahrung der Personalien des Liberalismus und der kluge Schrittmacher für die Protestantisierung Bayerns, die natürlich nichts weiter als Liberalisierung der Beamtenschaft bedeutete. Die zweite Notwendigkeit bildete das alte bayerische Wahlgesetz, das durch die Bestimmung der absoluten Majorität die Landeshauptstadt München, die großen Industriestädte Pirmasens und Ludwigshafen damals um jede Vertretung der Katholiken gebracht hätte und so das Bündnis notwendig machte, das nicht im Kaiserdom abgeschlossen wurde, sondern im bayerischen Landtage, was ich schon oft öffentlich erklärte. Aber man will die Wahrheit nicht hören, weil die Unwahrheit ein gutes Hetzmittel ist.

Immer wieder mußten wir hören von der schreienden Ungerechtigkeit und dem Druck des neuen Wahlgesetzes, obwohl alle Parteien ohne Ausnahme im Herbst 1905 diesem und der Wahlkreiseinteilung zugestimmt hatten. Immer wieder wurde uns gesagt, das Zentrum habe nur 44% der Wähler hinter sich, obwohl die Herren genau wußten, daß die Wahlbeteiligung in den sicheren Zentrumskreisen erklärlicherweise durchweg gering ist. Eine große Heuchelei war auch der Ruf nach der Verhältniswahl, mit dem dieser Wahlkampf geführt wurde. Gegen die empörende jahrzehntelange Vergewaltigung der Zentrumspartei durch die liberalen Minister und ihre Beamtenschaft hatte der Liberalismus niemals etwas einzuwenden! Da schlief sein Gewissen, es erwachte erst, als er unter die Räder gekommen war. Jetzt auf einmal spricht er von der Unwahrheit der Zentrumsmehrheit, von brutaler Unterdrückung der Volksstimme. Zu den unwahren Phrasen, mit denen der Rotblock die Wähler aufzupeitschen suchte, gehört auch das Gerede von der Herrschsucht des Zentrums. Das Zentrum herrschsüchtig, so etwas war wahrhaftig noch nicht da! Man bedenke aber, welche brutale Ausschließlichkeit die Liberalen und Sozialdemokraten regelmäßig dort ausüben, wo sie die Herrschaft haben.

Immer wieder behaupteten die Redner unserer Gegner, um die Religion handle es sich nicht. Beide Parteien wissen aber genau, daß ihr Ziel die Verdrängung des Religionsunterrichtes aus der Schule ist. Damit soll die Religion aus dem Herzen der Jugend entfernt werden und ein Geschlecht heranwachsen, mit dem der Sturm auf Thron und Altar mit Aussicht begonnen werden kann. Immer wieder klagte die liberale Presse, so z. B. die „Frankfurter Zeitung", das Zentrum habe sogar die religiösen Leidenschaften aufgepeitscht, um seine Gegner zu besiegen. Kein Wort des Tadels aber erhob diese Presse, als die Drohung Casselmanns gegen den Bund der Landwirte bekannt wurde: wenn dieser dem Zentrum helfe, so werde er, Casselmann, den furor protestanticus, den Haß des Protestantismus gegen die Katholiken entfesseln. Dr. Lehmann hat dies während der Wahlagitation in einer Versammlung zu Haßloch i. Pf. öffentlich erklärt, die liberalen Heuchler entrüsteten sich aber nicht. Der angebliche Verfassungsbruch des Zentrums spielte auch eine große Rolle. Bei Beginn der Wahlagitation las ich in Augsburg auf einem Plakate, das zu einer sozialdemokratischen Versammlung mit Rollwagen und Südekum als Rednern einlud, von dem „glatten Verfassungsbruch" des Zentrums. Die Sozialdemokratie, die offen darauf ausgeht, die Verfassung nicht nur irgendwie zu verletzen, sondern ganz in Trümmer zu schlagen und mit ihr den Thron und die ganze bürgerliche und soziale Ordnung zu vernichten, klagt das Zentrum des Verfassungsbruches an. Welche Heuchelei! In Schwaben mußte sogar das neue Körgesetz herhalten, um die Parteien aufzuwiegeln. Die liberalen und sozialdemokratischen Redner und Kandidaten, welche dieses Geschäft besorgten, haben freilich kein Wort davon gesagt, daß auch ihre Parteien einstimmig dieses Gesetz angenommen hatten; nur vom Zentrum hatten 11 Mann dagegen gestimmt.

Selbstverständlich erlebte auch die Steuerheuchelei des Liberalismus, die mit dem Versagen dieser Partei bei der Finanzreform von 1909 begann, eine vermehrte und verbesserte Auflage. Auch gegen die neue bayerische Steuer wurde maßlos gehetzt und den Wählern verschwiegen, daß kein Land in Deutschland und wohl keines auf der ganzen Erde die unteren und mittleren Einkommen so niedrig besteuert wie Bayern, und daß das Volk diese Wohltat der Zentrumspartei verdankt! Zumal in Verbindung mit dem Kinderparagraphen zahlen etwa 75% der Bevölkerung eine außerordentlich geringe Steuer. Den Gipfelpunkt der Verleumdung in bezug auf die Reichsfinanzreform habe ich in Füssen erlebt. Dort las ich einige Tage vor der Wahl ein Plakat des Inhalts: das Zentrum habe die arbeitenden Stände mit 500 Millionen indirekten Steuern belastet, Besitz und Vermögen seien dabei frei geblieben. Unterschrieben war: „Der liberale Volksverein für Füssen und Umgebung." Wissen denn die Herren nicht, oder wollten sie nicht wissen, daß die liberalen Parteien bereit waren, vierhundert Millionen indirekte Steuern zu bewilligen, daß die Finanzreform nicht 500, sondern 450 Millionen neue Steuern brachte, darunter 310 Millionen auf den Massenverbrauch, den Rest auf Besitz und Vermögen, nämlich den Umsatzstempel von ⅔% beim Grundbesitzwechsel, der durch die Wertzuwachssteuer allmählich ersetzt werden soll, eine starke Besteuerung des mobilen Kapitals durch den Emissionsstempel auf Aktien und durch die Steuer auf neue Zinsscheine (Talonsteuer). Die Gesetze sind doch alle im Reichsgesetzblatt veröffentlicht; man kann sie dort nachschlagen. Und trotzdem diese ungeheuerliche Beschuldigung: das Zentrum habe Besitz und Vermögen steuerfrei gelassen! Ich will mit den Herren, die solches behaupten, nicht rechten, es ist aber doch ein Zeichen, daß der politische Haß allmählich Ehrgefühl und Wahrheitsliebe in weiten Kreisen unterdrückt. Leute, die im Privatleben es sich sehr verbitten würden, wenn man ihnen Unwahrhaftigkeit vorwerfen wollte, lassen sich skrupellos verleiten, dem politischen Gegner in blindem Haß Vorwürfe zu machen von solcher Unwahrhaftigkeit und Unehrlichkeit, wie dieser Fall es kennzeichnet. Die Männer, die so etwas tun, sind ja in der Regel selbst blindgläubige Nachbeter ihrer Presse. Hier, in dieser liberalen Presse und ihren Hintermännern, sitzen die eigentlichen Giftmischer. Sie wissen und müßten wissen, daß ihre Behauptungen falsch sind, aber alles ist bei ihnen Tendenz, und der Zweck heiligt ihnen die Mittel und jedes Mittel. Es wird gelogen, um den Gegner schlecht zu machen. Ehrenhaftigkeit, Anstand, Wahrhaftigkeit, alles geht zugrunde in diesem wüsten politischen Hasse.

Das Zentrum ist von den früheren 98 Sitzen auf 87 zurückgegangen, besitzt also noch die absolute Mehrheit. Diese

beträgt bei den 163 Abgeordneten 82. Die konservativen Protestanten und Landbündler kehren stark geschwächt zurück, sie sind von 18 auf 7 zurückgegangen, aber sie haben ihre Ehre und ihre Zukunft gerettet. Sie sind ihren konservativen staatserhaltenden Grundsätzen treu geblieben, haben die Lockungen der vereinigten Gegner abgewiesen und haben sich auch taktisch als bündnisfähig bewährt. Doch muß auf diesem Gebiete, besonders in der Pfalz, noch manches besser werden, wenn die Zukunft den staatserhaltenden Parteien gehören soll.

Zentrum und Konservative zusammen verfügen im neuen Landtag über 94 Abgeordnete, die in den Fragen der christlichen Weltanschauung und der Schule zusammen gehen werden, vielleicht auch von einigen Bauernbündlern unterstützt. Der Liberalismus kehrt äußerlich gestärkt, innerlich geschwächt zurück. Die Hilfe der Sozialdemokraten hat ihn von 24 auf 31 Sitze gehoben, die Hilfe der Liberalen hat die Sozialdemokraten von 21 auf 30 Sitze gesteigert. Die Schwächung des Liberalismus ist doppelt: er hat nun eine starke Sozialdemokratie neben sich, und von deren Wohlwollen hängt seine Zukunft ab. Die großen Massen der städtischen und auch vielfach der ländlichen Bevölkerung, die bisher liberal wählten, sind durch den Großblock nun nach links gedrängt worden, und sie werden allmählich dort bleiben. Die Zeit wird bald kommen, wo die Sozialdemokratie die Ernte einheimsen und den Liberalismus auf eine ganze kleine Anzahl von Sitzen zurückdrängen wird. Das Bündnis des Liberalismus mit der Sozialdemokratie lautet bei den Sozialdemokraten auf Gedeih, bei den Liberalen auf Verderb.

Die Auflösung des Landtags erwies sich nun als ein schwerer Schlag gegen die Krone selbst. Das Ministerium mußte wissen, daß sein Kampf gegen das Zentrum unbedingt eine Verstärkung der roten Flut, ein Hinabgleiten großer Massen zur Sozialdemokratie zur Folge haben werde. Die „Allgemeine Rundschau" (Nr. 6 vom 10. Febr., S. 101) sagt mit vollem Recht, man habe den Vater, ihm unbewußt, gegen den Sohn ausgespielt. Der Kampf war von langer Hand vorbereitet, wie der, den Fürst Bülow 1906 gegen das Zentrum begann. Den Ministern, welche doch die Rechte der Krone zu wahren haben, kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß ein Teil von ihnen unfähig, ein Teil fahrlässig, ein Teil mit voller Absicht die Krone in diesen Kampf hineingetrieben hat. Alle späteren Versuche, die Bewegung zu dämmen, mußten vergeblich sein, denn die Landtagsauflösung hatte doch nur den Sinn, die Zentrumsmehrheit zu brechen, und das bedeutete eine Aufforderung an die Wählerschaft und auch an die Beamtenschaft, lieber einen Sozialdemokraten als einen Zentrumsmann zu schicken. Die Erklärung des Ministeriums kurz vor der Wahl, die etwas anderes besagen wollte, war nur das Schlußergebnis der politischen Unfähigkeit, mit der es die ganze Aktion eingeleitet hatte. Die höheren Triebkräfte dieser Aktion lagen in der Neben- und Ueberregierung, über welche die konservativen Kreise Bayerns seit Jahrzehnten klagen. Zu diesem Zwecke hat man die natürlichen Schwierigkeiten, die in der Regierung eines fast 91jährigen Mannes liegen müssen, raffiniert und rücksichtslos ausgenutzt. Mit aller Macht sollte verhindert werden, daß der künftige bayerische König eine Zentrumsmehrheit im Landtag neben sich finde. Wie weit der Haß gegen das Zentrum geht, zeigt das Verhalten eines Mannes wie Graf Feilitzsch, der — von jeher der treue Fürsorger für die Personalien des Liberalismus — offen zur Wahl eines Sozialdemokraten aufforderte und die Umsturzbewegung im Beamtenstand damit mächtig gefördert hat. Die Mine ging aber diesmal auch nebenhinaus und traf ihre Urheber wie 1906 im Reichstage. Aber die konservative Richtung, die monarchische Idee im Volke hat schweren Schaden gelitten. Das neue Ministerium muß viele Ruinen wieder aufrichten und die schweren Wunden, welche das alte teils fahrlässig, teils frivol dem Lande geschlagen hat, zu heilen suchen; lange Zeit wird es dauern, und ob es gelingt, ist fraglich, denn die Verschwörung der Gegner dauert fort.

Die Zentrumsfraktion kehrt als Mehrheitspartei zurück. Ihr früherer Führer, der verstorbene Dr. Daller, hatte die größten Verdienste um die Partei, aber seine Hand war in den letzten Jahren müde geworden. Eine politische Führung durch die Vorstandschaft der Fraktion gab es kaum mehr, und die Disziplin lockerte sich. Wie oft hat Daller mir geklagt, daß ihm das schlaflose Nächte mache!

Möge in der neuen Fraktion jeder ohne Ausnahme bewußt sein der großen Pflichten, die das Vertrauen des Volkes ihm auferlegt hat. Die Zentrumspartei hat hohe Güter zu wahren, das mögen ihre Mitglieder nie vergessen!

Es hat sich auch gezeigt, daß immer noch in manchen Wahlkreisen der Boden nicht genügend bearbeitet ist. Es fehlt hier an Organisation und Aufklärung. Der Zustand ist ganz verkehrt, daß man erst einige Wochen vor der Wahl die Agitation beginnt. Das muß jahraus, jahrein geschehen in planmäßiger Arbeit durch Presse, Versammlungen und Organisationen. Auch die Zusammenfassung der Erwerbsstände und ihrer Jugend erweist sich als eine treffliche Vorarbeit, und auch daran fehlt es vielfach. Die Liberalen werfen sich daher mit Vorliebe gerade auf derartige Wahlkreise, hier schicken sie ihre besten Kräfte hin. Die arglosen Wähler, unaufgeklärt und unorganisiert, werden dann das Opfer frivoler Agitatoren, die mit einer Flut von Unwahrheiten gegen das Zentrum hausieren gehen und unerfüllbare Versprechungen machen. Nur eine regelmäßig aufgeklärte Wählerschaft ist imstande, gegenüber solch großmäuliger Agitation treu und fest zu bleiben. Es ist höchste Zeit, offen darüber zu reden. Die Partei und die Parteileitung haben hier eine große Aufgabe, nach dem Rechten zu sehen, sollen nicht schöne Wahlkreise allmählich ganz verloren gehen.

Das Hauptorgan des bayerischen Rotblocks für Proporz und Klassenwahl zugleich.

Von Kurt Sanden.

Was der Titel andeutet, ist nicht etwa ein verfrühter Fastnachtsscherz. Nachstehend soll der aktenmäßige Nachweis für diesen tollen Widerspruch erbracht werden. Das Wahlbündnis der Liberalen, Bauernbündler und Sozialdemokraten in Bayern war bekanntlich ein so umfassendes und durchgreifendes, daß für das ganze Land ein gemischter „Vollzugsausschuß" eingesetzt war, überall gemeinsame Wahlbureaus funktionierten, und alle Mandate unter den beteiligten Parteien glatt aufgeteilt waren. Und als einziger Zweck der Uebung wurde in allen Aufrufen des Rotblocks die künstliche Durchführung des vom Gesetz verweigerten Proporzes angegeben. Diese durch die Rotblockparteien freiwillig vereinbarten Proporzwahlen sollten der gesetzlichen Einführung des Proporzes die Bahn brechen. Das war das Leitmotiv aller Wahlaufrufe, Wahlplakate, Wahlreden, Wahlartikel des Rotblocks. Und nun die Kehrseite der Medaille:

Selbst ein politischer Säugling weiß, daß eine Wahl nach abgestuften Steuerklassen, also Klassenwahl, der schroffste Gegensatz zur Verhältnis- oder Proporzwahl ist, bei der nur die Gesamtkopfzahl der Wähler entscheidet.

Vierzehn Tage lang hat man am Morgen und am Abend in jeder Ausgabe des „führenden" Rotblockorgans gelesen, die Einführung des Proporzes in Bayern und nichts anderes solle durch dieses „einmalige" Zusammengehen erzwungen werden. Denkende Leser mögen deshalb nicht wenig verblüfft gewesen sein, als sie in demselben „führenden" Rotblockorgan, den „Münchner Neueste Nachrichten" vom Samstag, 3. Febr. 1912 (Nr. 38), an leitender Stelle unter der Ueberschrift „Schreiende Mißverhältnisse" folgenden Notschrei entdeckten (wörtlich!):

> „Und geht man außerdem der Steuerleistung nach, dann ergibt eine ziemlich genaue Schätzung auf Grund der amtlichen Statistik, daß die Wahlkreise, die das Zentrum vertritt,
>
> 15,8 Millionen Mark
>
> an Staatssteuern aufbringen, während die übrigen, nicht vom Zentrum vertretenen Wahlkreise
>
> 27,7 Millionen Mark
>
> aufbringen." . . . . Ein Staatswesen, das solche schreiende Mißverhältnisse nicht beseitigt, treibt Katastrophen zu."

Und in Nr. 71 vom 10. Februar 1912 schreibt dasselbe Hauptorgan des bayerischen Rotblocks in einem von Georg Hirth persönlich unterzeichneten Wutschrei gegen das drohende „ultramontane Ministerium" wörtlich:

> „Und das trotz dem Ueberwiegen der Intelligenz und der Steuerkraft auf seiten der Zentrumsgegner!"

Was sich wohl die „roten" Blockbrüder des liberalen Hauptorgans, die Sozialdemokraten, bei diesem offenen Bekenntnis

zum Prinzip der Zensus- und Klassenwahl gedacht haben werden? Bisher wenigstens galt der als der ärgste politische Ketzer, der an die **Stimmenzahl** der Wähler den Maßstab der „**höheren Intelligenz**" und der „**höheren Steuerleistung**" anlegen wollte. Zu den vielen **Tollheiten**, die der bayerische Rotblock gezeitigt hat, ist also jetzt auch noch die Sehnsucht des „führenden" liberalen Rotblockorgans nach dem laut Bismarck „**elendesten aller Wahlsysteme**", dem preußischen **Klassenwahlsystem**, gekommen. Wenn es nach den Wünschen der „Münchner Neueste Nachrichten" und ihres Verlegers Dr. Georg Hirth ginge, würde künftig die **Größe des Geldsackes über das größere oder geringere Wahlrecht auch des bayerischen Staatsbürgers** entscheiden. Wir gratulieren der Sozialdemokratie zu diesen Bundesgenossen.

Weil aber „aller guten Dinge drei sind", können wir den zwei Zitaten aus dem „führenden" Organ des bayerischen Rotblocks noch ein drittes anfügen. In derselben Nr. 71 der „Münchner Neueste Nachrichten", in welcher Dr. Georg Hirth eine scharfe Attacke für die Klassen- und Zensuswahl reitet, ist ein Bericht über einen Münchener Vortrag **Maximilian Hardens** zu lesen, der wörtlich folgende Stelle enthält:

„Der **Stimmzettel** gebe keine Möglichkeit, zu wirken. Eine kluge Regierung könne mit allen Parteien anfangen, was sie wolle, und **das „höchst moderne" Wahlsystem mache die intelligentesten Kräfte machtlos.**"

Maximilian Harden hat sicherlich mit dem bayerischen Rotblock nicht das mindeste zu tun. Aber sein zitierter Ausspruch paßt so wunderbar zu den Eigengewächsen des charakterfesten Rotblockorgans, daß man denselben als effektvolle Illustration zu den geheimsten Gedankengängen unserer modernen Volksbefreier heranziehen darf.

Auch der Kampf hat sein Gutes.

Von P. Joh. Chrysostomus Schulte, O. M. Cap., Lektor und Doktor der Theologie, Münster i. W.

Vor wenigen Monaten erschien eine ziemlich zusammenfassende Darstellung über die jansenistischen Wirren des 17. und 18. Jahrhunderts, die fast auf jeder Seite zu Vergleichen und Betrachtungen über die mannigfachen gegenwärtigen Kämpfe und Aufregungen innerhalb der katholischen Kirche anregt. Die Schrift[1]) könnte für einen künftigen Kirchenhistoriker, der die verschiedenen Strömungen und Bewegungen **unserer** Tage in ihrem Verlauf zu verfolgen und geschichtlich zu würdigen hat, in der Auffassungs- und Behandlungsweise schier mustergültig und vorbildlich werden. Gelegentlich läßt die Lektüre des Buches aber auch unwillkürlich den Gedanken aufkommen: Könnten doch bereits wir, die wir mitten darin leben, uns dazu verstehen, die Gegenwart, anstatt sie aprioristisch und abstrakt zu würdigen, mit dem Auge des Historikers zu betrachten, aus der Entwicklung der Dinge heraus zu begreifen und zu beurteilen! Wir würden über vieles weit milder, ruhiger, unbefangener und vor allem richtiger denken und sprechen. Suchen wir darum einmal die geistigen Strömungen innerhalb der katholischen Kirche der Gegenwart aus ihrer allerjüngsten Entwicklung heraus zu erfassen. Selbstverständlich kann es sich **hier** nur um einige wenige skizzenhafte Andeutungen handeln.[2])

Die verschiedenen religiösen Strömungen, Bewegungen und Kämpfe, wie sie sich bei uns in den letzten Dezennien bemerkbar gemacht und abgespielt haben, drehen sich im tiefsten Grunde mehr oder weniger alle um das eine Grundproblem: „Katholizismus und moderne Kultur". So wahr es ist, daß am kulturellen Aufstieg des Deutschen Reiches auch der katholische Volksteil redlich seinen Anteil genommen hat, wie selbst ehrliche Gegner wiederholt anerkannt haben, so wahr ist es, daß die Wissenschaft, Belletristik, Kunst, sowie auch die materiellen Kulturbestrebungen der Gegenwart nur zum geringeren Teil auf dem Boden des Katholizismus gewachsen sind. Weder **Kant**, noch **Lessing**, noch **Goethe**, um nur diese Grundpfeiler der modernen Kulturströmungen zu nennen, waren Katholiken. Man darf sagen, daß das moderne Geistesleben zum guten Teil geradezu aus der Opposition zum Christentum herausgeboren worden ist, und daß es sich in der Gegenwart dem normierenden und gestaltenden Einfluß des Christentums fast ganz entzogen hat. Zum Beweise dafür braucht man nur zu denken an den Geist, der an unseren Universitäten und Kunstakademien durchaus vorherrschend ist, sowie an die religiös indifferente oder direkt gegnerisch gefärbte wissenschaftliche und schöngeistige Literatur unserer Tage. Die bedeutendsten und gelesensten Tagesblätter und Zeitschriften aller Art stehen nur zum geringen Teil mehr auf dem Boden der christlichen Weltanschauung. Und die praktischen Konsequenzen werden mehr und mehr gezogen. Unsere modernen Romane, Schauspiele, Kunstwerke und sonstigen Darbietungen haben sich vielfach in radikaler Weise freigemacht von überkommenen Anschauungen und den elementaren Forderungen des christlichen Sittenkodex.

Dabei muß anerkannt werden, daß die Kultur der Gegenwart, die großenteils in einem irreligiös-unsittlichen Gewande einherschreitet, das den gläubig denkenden und sittlich empfindenden Katholiken abstoßen muß, in **profaner Beziehung** Großartiges, Staunenswertes, Verblüffendes hervorgebracht und geleistet hat. In dieser Beziehung sind wir ohne allen Zweifel weit vorangekommen, weiter als jemals.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts kamen die Katholiken mit den gekennzeichneten Strömungen weniger in Berührung. Die Aufklärungsepoche ging allerdings auch an der katholischen Kirche nicht vorüber, ohne sie zeitweilig innerlich tief zu beeinflussen und zu verwirren. Aber die Kirche überwand und überstand die Krisis. Ernste Vertreter und Vorkämpfer des Glaubens erblickten in der neuen Bewegung schon bald eine ernste Gefahr, ja den Ruin des Christentums. Man zog sich deshalb lieber auf das geistige Erbe der eigenen, großen Vergangenheit zurück. Das literarische, wissenschaftliche, künstlerische und kirchliche Leben knüpfte an alte, nur für kurze Zeit gerissene Fäden wieder an. Die romantischen Strömungen des 19. Jahrhunderts, die sich auch anderswo geltend machten, begünstigten diese Richtung. Außerdem drängten Stürme und Kämpfe äußerer Art die Katholiken in eine Sonderstellung geradezu hinein. An ein friedliches **Zusammenarbeiten** mit religiös Andersgläubigen war in den Zeiten des Kulturkampfes gar nicht zu denken. In solch einer Zeit der Verfolgung fanden es die Katholiken begreiflicherweise angemessener, ein Leben allein für sich selber zu führen, sich ihre eigene Wissenschaft, Kunst, Literatur zu schaffen. Diese von den Gegnern den Katholiken einfach aufgenötigte exklusive Stellung hörte aber in dem Augenblick auf, in dem der Kampf mit äußeren Machtmitteln eingestellt wurde. Und heute kann man von einer konfessionellen Abgeschlossenheit der Katholiken im bürgerlichen Leben wohl nicht mehr reden. Sie hätte sich auch gar nicht aufrechterhalten lassen. Infolge der tatsächlich gegebenen Unterrichts- und Studienverhältnisse, infolge vielfacher Einwirkungen der wissenschaftlichen, schöngeistigen und Tagesliteratur, Einflüsse, deren sich auch der gewissenhafteste und vorsichtigste Katholik unserer Tage in vielen Fällen beim besten Willen nicht ganz entschlagen kann, infolge aller dieser Faktoren war eine vollständige geistige Abschließung auf die Dauer unmöglich. Selbst wenn keine beruflichen und wissenschaftlichen Interessen in Frage kamen, reizten doch vielfach allgemeine Bildungsbedürfnisse oder auch die Neugierde, die geistigen Ideen der Modernen wenigstens insoweit in sich aufzunehmen, als sie sich in der Form von schöngeistiger Literatur, in Zeitschriften, Schauspielen, Kunstwerken usw. darbieten. „Die religiöse Welt läßt sich nicht so ohne weiteres von der Gesamtheit des Lebens scheiden, als wäre sie eine Oase in der Wüste, eine Insel im Ozean." Auch wer nicht ex professo all die Strömungen, in denen der Prozeß der gegenwärtigen Geistesarbeit verläuft, auf sich einwirken zu lassen genötigt ist, auch wer mitten im praktischen, prosaischen Alltagsleben seine Lage unter materiellen Sorgen und allerlei Kümmernissen verbringt, auch er fühlt den Geistesstrom, den Pulsschlag der Zeit! Niemand kann ihm ganz aus dem Wege gehen.

So mußten denn die Katholiken notwendigerweise von ihrem religiösen Standpunkt aus zu den Kulturerrungenschaften der Gegenwart Stellung nehmen, eine Stellungnahme, die der Kirche noch in keiner Epoche ihrer Geschichte, in der neue Zeit-

[1]) J. Hild, Honoré Tournely und seine Stellung zum Jansenismus. Freiburg, Herder 1911. ℳ 3.60. — Das Buch bietet weit mehr, als sein Titel besagt!

[2]) Zum folgenden vergleiche man des Verfassers Ausführungen im „Heliand, Monatsschrift zur Pflege religiösen Lebens für gebildete Katholiken" II (1911) 334—347. Vieles hier nur kurz Angedeutete ist daselbst weiter ausgeführt und eingehender begründet.

strömungen an sie herantraten, erspart geblieben ist. Der Verlauf ist bekannt. Zunächst wiesen im öffentlichen Leben stehende Männer, Theologen wie Laien, im letzten Dezennium des 19. Jahrhunderts in Aufsehen erregenden Broschüren und Schriften aus praktischer Lebenserfahrung heraus auf die fortschreitende Spannung hin, in die der Katholizismus mit dem geistigen Leben der Jetztzeit mehr und mehr gerate, wenn kein Gegengewicht geschaffen würde. Die Frage wurde aufgegriffen und auf Katholikenversammlungen, Tagungen der Görresgesellschaft, in Zeitungsartikeln, Aufsätzen und eigenen Schriften immer wieder behandelt. Anfangs aprioristisch-dialektisch. Man begnügte sich damit, aus innerer Glaubensgewißheit heraus zu betonen, daß zwischen der katholischen religiösen Ueberzeugung und wahrem Geistesfortschritt ein eigentlicher Gegensatz von vornherein nicht bestehen könne, da die Wahrheit nur eine sei, und daß deshalb der Glaube vom fortschreitenden Wissen und neuen Erkenntnissen echter Wissenschaft nichts zu fürchten habe. Glaube und Kirche könnten durch energische Mitarbeit der Katholiken auf den verschiedensten Kulturgebieten ernstlich nichts verlieren, sondern nur gewinnen! Es wurde deshalb auf gesteigerte Betätigung und Arbeit auf wissenschaftlichem, literarischem, künstlerischem, nicht zuletzt auch auf wirtschaftlichem Gebiete fort und fort gedrängt.

Und der Erfolg? Nun, wir Katholiken sind geistig, wissenschaftlich, literarisch, künstlerisch und wirtschaftlich vorangekommen, daran ist kein Zweifel. Man stelle nur Vergleiche an zwischen unserer Literatur von heute und der vor zwei Jahrzehnten. Aber die neu entfachte Regsamkeit hat, wie übrigens vorauszusehen war, nicht sofort den gewünschten Erfolg gebracht, sie hat vielmehr zunächst tiefgehende und ernste Spannungen, Bewegungen und Kämpfe innerhalb der katholischen Kirche selber geschaffen. Die intensive Berührung mit den ungläubigen Geisteselementen hat viele berauscht. Zahlreiche Gebildete sind ihrem Glauben untreu geworden und sind ins andere Lager übergetreten, oder stehen resigniert abseits und zwar nicht nur, „um besser Karriere machen zu können". Die Gründe liegen häufig tiefer. Andere betraten mutig ungewohnte Wege oder bahnten völlig neue; dabei wurden auch recht gefährliche, ja falsche beschritten. Daß darüber besonders aus solchen Kreisen, die sich in die neuen Verhältnisse nicht recht mehr hineindenken konnten, Mahnungen und Warnungen, ja sogar Stürme der Entrüstung erfolgten, darf nicht wundernehmen. Mußten sie doch so vieles, was ihnen bis dahin als geheiligtes überkommenes Erbstück eng ans Herz gewachsen war, rücksichtslos dem Trümmerhaufen des Bedeutungslosen und Unbrauchbaren beigezählt sehen. Allerlei Extreme lösten sich gegenseitig aus. Die neue Richtung überschritt zudem öfters die Rücksichten der Vorsicht und Klugheit. So ist denn der Wirrwarr in Beleuchtung und Beurteilung zahlreicher Fragen recht groß geworden. Die mannigfachen Kämpfe sind zu bedauern, sie hätten auch durchaus nicht die schroffen und teilweise so abstoßenden persönlichen Formen annehmen dürfen. Aber derartig brennende Fragen und ins praktische Leben tief eingreifende Probleme mußten doch wohl einmal in ernster Prüfung beantwortet und ihrer Lösung entgegengeführt werden. Sie einfach übergehen und übersehen wollen, ging selbst im Interesse der Einigkeit auf die Dauer nicht wohl an. Und daß es bei diesen Geisteskämpfen und Herzenskonflikten nicht ohne schwere Verwirrungen abgegangen ist, ist bedauerlich, aber menschlich recht begreiflich und vielleicht auch zu einem guten Teile entschuldbar.

Daß die Kämpfe einen ernsten Riß und eine nicht überbrückbare Kluft ins katholische Lager gebracht hätten, davon kann Gott sei Dank keine Rede sein. Bezüglich der alten Ideale sind sich alle einig, man streitet der Hauptsache nach nur über Wege und Methoden! Und auch hier scheint man bereits einander näher gekommen zu sein. Wenn Zeitschriften wie „Gral" und „Aar" belletristische Beiträge wie die von Federer unbeanstandet zum Abdruck übernehmen, ja gegen Angriffe sogar energisch in Schutz nehmen, dann darf der Literaturstreit im Prinzip doch wohl als beendet angesehen werden. Auch die vielerörterte Frage über die Stellung der Katholiken im wirtschaftlichen Leben ist zu einem gewissen Abschluß gekommen. Im wissenschaftlichen theologischen Betrieb ist ebenfalls der Höhepunkt der Gegensätzlichkeiten und Kontroversen unbedingt überschritten. Und das nächste Jahrzehnt wird sicher bezüglich der meisten schwebenden Fragen Klarheit und Einigkeit bringen. Die schwerwiegendsten und weittragendsten Auseinandersetzungen der Theologie mit zahlreichen früher völlig unbekannten konkreten Einzelproblemen bedürfen allerdings einer gewissen Zeit zu ihrer Gärung und zum Heranreifen, aber gerade der bisherige Verlauf der Dinge rechtfertigt vollständig das Vertrauen, daß der Ausgleich kommen werde. Unerquickliche persönliche Ausartungen wie ungesunde Richtungen werden dabei dank der ewig gültigen Normen der Glaubens- und Sittenlehre mit der Zeit schon von selber, von innen heraus überwunden werden. Bereits jetzt ist ein starkes Nachgeben auf beiden Seiten in vielen Punkten unverkennbar, von den „prinzipienfesten" Kämpen selber allerdings vielleicht weder gewußt noch gewollt.

Aber warum greift die kirchliche Autorität nicht energischer ein, um dem unerquicklichen Kampfe ein Ende zu machen? Nun, die kirchlichen Behörden stehen auf der Wacht, mehr denn je in solch kritischen Zeiten, wie wir sie erleben. Ihre Tätigkeit macht sich doch auch wahrhaftig bemerkbar. Daß sie in ihren Kundgebungen und Maßnahmen mehr „die Rechte" schützt, denn „die Linke" anfeuert, dafür glaube ich früher bereits („Allg. Rundschau" 1911, Nr. 40) hinreichende Erklärungsgründe beigebracht zu haben. Den Kampf selber verhindern aber kann die kirchliche Autorität nicht. Erst die Auseinandersetzung der katholischen Geister mit der modernen Kultur liefert der Kirche Anlässe, Möglichkeiten und Voraussetzungen zum Eingreifen. Zur gegebenen Zeit, wenn die Stunde der Klärung gekommen, wird sie auch das endgültig bindende, erlösende Wort zu sprechen wissen. Ihren Entscheidungen sind stets im Schoße der Kirche ernste Kämpfe, Unruhen, ja regelrechte Krisen vorausgegangen. Ohne schwere äußere Verluste und sonstige Opfer ist die Kirche derselben fast niemals Herr geworden. Immer aber haben die Kämpfe für die Reinerhaltung und Wiedererneuerung der christlichen Lehre und des kirchlichen Lebens schließlich doch ihr Gutes gehabt.

Vom Büchertisch.

Helene Riesch: „Die heilige Katharina von Siena. Ein Zeitbild aus dem italienischen Mittelalter." Mit 10 Bildern. Freiburg i. Br. Herder 8° V u. 131 S. geb. M 2.50. — Herders „Frauenbilder" haben durch das Buch eine bedeutsame Bereicherung erfahren. Treffend weist die Verfasserin auf die Zweckdienlichkeit hin, der modernen Welt Hauptträger der mittelalterlichen höchsten Kultur: der seelischen, vorzustellen. Die hl. Katharina von Siena war „unter den Frauen der größten eine — übte sie doch einen so umfassenden Einfluß auf Machthaber und Volk aus, wie keine vor ihr und nach ihr." Aus dem Katharinas Lebensgeschichte dicht umschlingenden Legenden-, Visionen- und Wunderkranze hebt H. Riesch das Persönlichkeitsbild der Heiligen mit ehrfürchtig zartem, aber festem Griff heraus, um es uns Nachlebenden zur verstehenden Erfassung und möglichster Nachstrebung menschlich nahe zu bringen. Das geschieht mit den Mitteln einer künstlerisch schlichten Vortragsweise, einer eindringlichen Einfachheit, die zielbewußt das innere zusammengeschlossene Erleben und Ausreifen dem äußeren Geschehen unterordnet. So kommt es, daß wir mehr hören von Katharinas Selbstläuterung, ihrer Askese, ihrem Stark- und Edelmut im Dulden, ihrer Liebe zur Armut, ihrer leiblichen und geistlichen Barmherzigkeit, ihrer mütterlich seelenleitenden Fürsorge als von ihren vorwiegend tief einschneidenden kirchenreformatorischen und -politischen, ihren patriotischen und diplomatischen Missionen. Immerhin ist auch diese Seite ihrer genialen Wirksamkeit durch kraftvolle Blitz- und Schlaglichter beleuchtet worden. Der Verlauf der Darstellung sowie das Schlußkapitel bringen nun knappere, nun umfangreichere Anführungen aus ihren zirka 400 Briefen, die Hase Bekenntnisse einer schönen Seele in der hochkatholischen Form des Mittelalters nennt. Unwillkürlich verlangt man während der Lesung nach mehr. Vielleicht entschließt sich H. Riesch, dem Beispiele der Protestantin A. Kolb zu folgen und eine Auswahl dieser einzigartigen Literatur zu veröffentlichen. Den ideellen Erfolg verbürgt das vorliegende Buch, dessen Untertitel dem tatsächlich Gebotenen nicht gerecht wird. Denn es ist mehr als ein Zeit-, es ist in erster Linie ein Charakterbild. Und zwar ein hervorragendes: durch religiös-ethische Tiefgründigkeit, durch ästhetischen Feinsinn, durch überraschendes Nachempfindungs- und Einfühlungs-, Vergleichungs- und Anwendungsvermögen. Den ausgeprägten, wiewohl nicht grellen Zug zur Didaktik hätte ich gern noch abgetönter gesehen; eine zweite Auflage kann da leicht aufhelfen, ohne der erzieblich vertiefenden Wirkung Abbruch zu tun. E. M. Hamann.

Margareta Siemenz: „Dorothea v. Schlegel." Mit 12 Bildern (4. Band der „Frauenbilder"). Freiburg i. Br., Herder. 8° IX u. 148 S., geb. M 2.50. — „Nicht oft hat Frauenmund wertvolle Lebensworte in so klarer sicherer Weise ausgesprochen wie Dorothea v. Schlegel," lautet der Schlußsatz dieses reizvollen Buches. Der viel und in vielem zu Unrecht angegriffenen Tochter Moses Mendelssohns und der Geliebten, dann Gemahlin Friedrich Schlegels, als dessen guter Schutzgeist sie sich immer mehr entwickelte, läßt es schöne Gerechtigkeit angedeihen. Keine Mohrenwäsche! Das Unrecht wird als Unrecht beleuchtet, aber auf seine Gründe und Einschränkungen hin vorurteilsfrei, in reinster Absicht und mit wohltuend zarter, jedoch nicht beschönigender Diskretion geprüft. So entsteht vor uns ein in ethischem und künstlerischem Feinsinn gezeichneter Charakter edler Veranlagung, aber leidenschaftlichen Herzens, der sich aus ungünstigem Geschick, Irrtum und schwerer Verwirrung zu echter Weiblichkeit, zu krönender Höhe einer „idealen" (katholischen) Christin, Gattin, Hausfrau und Mutter emporläuterte. Von übergroßer, das eigene Selbst sündhaft verlierender Abhängigkeit entwickelte sie sich zu entselbsteter Hingabe, unter zunehmender Wahrung und Herausarbeitung der immer mehr in gleichmäßiger Ruhe und Güte sich ausgestaltenden Eigenpersönlichkeit. Einem Jugendgeständnisse

gemäß konnte sie nur groß oder klein sein, — sie lernte es, den Weg von sittlicher Kleinheit zu wahrer innerlicher Größe zu finden, eine Größe, die auch nach außen, für das Leben der Ihren, im Mittelpunkte eines bedeutenden geistigen Kreises, bestimmend zutage trat und die auch heute noch durch ihre gesammelten Briefe — „Fundgrubrn für den Historiker" — weiter zu wirken geeignet ist. E. M. Hamann.

Frau Adolf Hoffmann-Genf: **„Leidenschaft oder Liebe?** Ein Beitrag zur sozialen Lebensordnung junger Männer." Chemnitz, Gottlob Koezle. 8⁰ 48 Seiten, 50 Pf. — Die auf sozialem und erziehlichem Gebiete bestbekannte (evangelische) Verfasserin, deren sexualpädagogische Broschüre: „Um meines Sohnes Glück. Für Mütter und junge Männer" (ebenda 20 Pf.), ich hier besonders empfehle, hat in dem oben angezeigten Büchlein einen sehr bemerkenswerten Bestandteil zur sozialpädagogischen Literatur gestellt. Es sind die Mahnworte einer gütigen mütterlichen Frau, einer reich erfahrenen Mutter und Erzieherin, an einen hinsichtlich der kaufenden und gekauften „Liebe" schlecht beratenen jungen Mann, den sie für ein sittlich reines und darum echtes Leben zu gewinnen sucht. Gemütswärme und -tiefe, weckende, wenngleich in Raum und Ausdruck zurückhaltende Religiosität, klarer Verstand, eindringendes Unterscheidungsvermögen, zielsichere Kühnheit (ohne Grenzverletzung vornehmen Anstandes) bilden den Wurzelboden für die auch formell außerordentlich ansprechenden Darlegungen. Zahlreiche Wendungen wirken wie Flammenstrahlen unbesiegbarer Logik. Möchten sie weit dringen: auf dem Wege energischer Verbreitung des Büchleins unter der männlichen vorgeschrittenen Jugend und deren Förderern. E. M. Hamann.

Karl Christoph Strecker, Obl. M. J. Lourdes, die größte Gnaden- und Wunderstätte der katholischen Kirche. Laumann-Dülmen. ℳ 1.80 geb. ℳ 2.50. Wieder ein neues Lourdesbuch! Ja, aber eines, das sich neben den anderen ruhig sehen lassen darf. Der Verfasser war zweimal an der großen Gnadenstätte. Er gibt aber hier nicht bloß seine Reiseerinnerungen wieder, er will auch den wissenschaftlichen Beweis für die Echtheit der wunderbaren Erscheinungen und Heilungen führen und möchte auch den Gebildeten für Lourdes interessieren und gewinnen. Das Buch zeichnet sich aus durch eine fesselnde Darstellung und durch zahlreiche, kunstvolle Illustrationen. J. Wernado.

P. Johann Dröder, Obl. M. J. „Durch Jugend und Leben." Lehr- und Gebetbuch für christliche Jünglinge. Laumann-Dülmen. ℳ 1.50 und 2.50. Ein warmer Freund der Jugend hat in diesem Büchlein sein Bestes niedergelegt. 52 Belehrungen, — je eine einzige für jede Woche des Jahres, — behandeln in packenden Worten alle die Punkte, die im Jünglingsleben eine Rolle spielen. Auch der Gebetsteil, nicht zu umfangreich, ist ganz für den praktischen Gebrauch des jungen Mannes zugeschnitten. Das Büchlein wäre da. Es wartet nur auf solche, denen es seine Raphaelsdienste leisten darf. J. Wernado.

Gebetbüchlein für katholische Soldaten. 6. Aufl. W. Bader-Rottenburg a. N. Geb. 40 Pf. Ein vorzügliches Soldatengebetbüchlein! Knapp beieinander, markige Sprache, packende, treffliche Belehrungen und dabei sehr billig! Wenn ein Soldat beten will, dann muß er an diesem Büchlein seine Freude finden. Dasselbe ist denn auch offiziell im 13. (Württembergischen) Armeekorps eingeführt. Bei der jetzt wieder einsetzenden Rekrutenfürsorgetätigkeit darf dieses Büchlein nicht übersehen werden. J. Wernado.

Dr. Michael Gatterer S. J.: „Wie betet man das neue Brevier? Erklärung des Reformbreviers, seiner Einrichtung und Gebetsweise. Felizian Rauch — Innsbruck 25 Pfennig. Wer dieses kleine, 31 Seiten starke Heftchen aufmerksam durchliest, bekommt einen klaren Einblick in die Anordnung des neuen Psalteriums, erfährt die Absichten des Heiligen Vaters bei diesem Reformwerk und lernt mit Leichtigkeit die Handhabung des neuen Breviers, da namentlich die unterscheidenden Punkte gegenüber dem seitherigen Offizium sehr scharf herausgestellt sind. Kein Brevierbeter versäume, sich das billige Heftchen zur raschen Orientierung zu erwerben! J. Wernado.

Aschermittwoch.

Nun werft ihn ab, den bunten Fastnachtsflimmer,
Die Maske der erborgten Herrlichkeit.
Schon dämmert fahl der erste Morgenschimmer
Wie Asche grau und trüb wie Menschenleid.

Schon flieht die Nacht — die letzten Feiergäste
Sie huschen fröstelnd durch das bleiche Licht,
Ein frischer Hauch durchweht die kahlen Aeste,
Wirft Strassenstaub den Müden ins Gesicht.

Es deckt mit Todesschweigen rings die Gassen
Der Morgennebel weites Leichentuch.
Es brütet auf den starren Häusermassen
So bang, so dumpf und schwer, wie Gottesfluch!

Doch betend hebt das blut'ge Haupt, das milde,
Der Mittler für der schwachen Brüder Schar,
Und seine Hand formt still zum Segensbilde
Den Staub, der einst des Fluches Zeichen war!

Dr. Breit.

Die Flugmaschine als vierte Waffe.

Von Adolf Richter, Paris.

Die Technik, die so souverän über unsere Zeit herrscht, spielt auch ins Reich der Gefühle hinüber. Ein Gang durch die aviatische Ausstellung im Grand Palais der Champs Elysées zu Paris konnte tatsächlich zu naturhistorisch-philosophischen Betrachtungen reizen. Da sah man die erstaunte gaffende Menge, die zu den hinter Gittern stehenden Gerippen aufschaute, wie zu den Skeletten großer Tiere. Und es kam einem unwillkürlich der Vergleich mit einem zoologischen Museum ins Gedächtnis. Kaum noch hat sich ein Menschenwerkzeug so getreulich an das von der Natur gegebene Vorbild angelehnt. Aus dem unförmigen Kasten des Zweideckers ist der organische Uebergang zur Vogelgestalt des Monoplans gefunden worden, und so liegen nun die neuesten Geburten der Technik mit ihren weißen Flügeln und gegabelten Schwänzen vor uns wie große zum Anflug bereite Schwalben, die der Zukunftssonne entgegensteuern. —

Indes die Praxis schreitet über Gefühlsstimmungen hinweg. Schon steht der Kriegsgott in erster Linie im Begriffe, sich der eleganten „Schwalben" zu bemächtigen und zu seiner „vierten Waffe" umzugestalten. Die militärische Bedeutung der Flugmaschine ist jetzt allseitig anerkannt und wird sich zweifelsohne noch im Schnelltempo vergrößern, so daß es gut ist, ihr eine ständige Aufmerksamkeit zu schenken. Französischen Preßnachrichten zufolge hat Deutschland im Budget 1912 für Aeroplane 16'000,000 Fr. vorgesehen, wovon die Hälfte allein für den Ankauf von Flugzeugen bestimmt ist. Nach einer weiteren glaubwürdigen Information werden die Deutschen am Ende des laufenden Jahres nebenbei über eine Flotte von ca. 25 militärischen Luftkreuzern verfügen. Italien macht nach derselben Richtung bekanntlich bedeutende Anstrengungen und besitzt bereits 3 von Offizieren geleitete Flugfelder für Aeroplane, zu denen sich demnächst 3 weitere gesellen. Sein Flugmaterial umfaßt zurzeit schon 40 Apparate und in kurzem 6 Lenkballone von 4500 bis 12000 Kubikmeter. Es ist zwar noch wie Rußland, das in aller Stille einer methodischen Arbeit obliegt, Tributärstaat von Frankreich, wird sich aber bald wie jenes selbst genügen können. Auch Oesterreich-Ungarn bleibt nicht im Rückstand. Die Aviationszentren beginnen Dienste zu leisten und ein zielbewußtes Programm hat die zuständige Genehmigung gefunden.

Es steht uns in dem vom Exminister Clémentel in der parlamentarischen Sonderkommission verfaßten Bericht ein umfassendes Quellenmaterial zur Verfügung, das die Entwicklung dieser Materie in Frankreich klar veranschaulicht. Der Bericht ist in der Kammer mit Beifall belohnt und in seinen Schlußfolgerungen einstimmig angenommen worden. Neben der Regierungsinitiative ist die Privataktion seit einigen Monaten helfend auf dem Plan erschienen, die eine zielbewußte Kampagne der hierzulande allmächtigen Presse unterstützt.

1910 besaß die Kriegsverwaltung 32 Aeroplane. Sind die bereits abgeschlossenen Bestellungen fertig, dann steigt diese Ziffer auf 174. Weitere Ankäufe sind im Gange, so daß Frankreich schon nach den vom Kriegsbudget vorgesehenen Maßnahmen Ende 1912 zirka 230 derartige Flugzeuge zur Verfügung stehen. Dementsprechend schritt das Spezialbudget progressiv vorwärts. 1909: 240,000 Fr., 1911: 5,120,000 Fr., 1912: 7,600,000 Fr. Im ganzen wurden seit 1909 über 15 Millionen für militärische Aviatik ausgegeben. Diese Ziffer wird sich in den nächsten Jahren sehr bedeutend steigern.

Der bekannte Militärschriftsteller General Langlois vergleicht im „Temps" die Sonderbudgets Frankreichs und Deutschlands. „Deutschland", schließt er, „hat Ende 1912 über 22 Millionen Fr. für seine Luftflotte ausgegeben, d. h. bedeutend mehr als Frankreich. Das muß die Regierung und das Parlament zum Nachdenken stimmen." Der stark nationalistische, vielverbreitete Pariser „Matin" hat in demselben Sinne eine Reihe von Artikeln veröffentlicht und mit Erfolg auf das neue französische Ministerium eingewirkt. Deutschland, so lautete das Leitmotiv dieser Ausführungen, wird uns den Vorrang ablaufen. Kriegsminister Millerand, dessen organisatorisches Talent bekannt ist, hat auf die Preßstimmen gehört und ein Programm für die Militäraviatik ausgearbeitet, das die für 1912 vorgesehenen Summen weit übersteigt und nicht weniger als 23 Millionen beantragt. Es steht bei der gegenwärtigen nationalistischen

Strömung die Annahme dieses Entwurfes in fast sicherer Aussicht. Damit dürfte Frankreich am Ende dieses Jahres über 450 Kriegsflugmaschinen besitzen. Die zu Rate gezogene oberste Kriegsbehörde hat unter dem Vorsitz des Staatspräsidenten Fallières das Millerandsche Programm einstimmig gutgeheißen. Dem Senat ist bereits ein erster Ergänzungskreditantrag, der vorläufig 11 Millionen verlangt, zugegangen.

Die in Frankreich im Gebrauche befindlichen, sehr fähigen Apparate sind zurzeit recht verschiedener Bauart. Der einheitliche Typus, der seine Ueberlegenheit bewiesen hätte, ist noch zu erfinden. Ein Uebel, dem damit gesteuert wird, daß man die gleichartigen Flugmaschinen gruppiert und einer Leitung unterstellt. Im Jahre 1910 bestand eine einzige Militäraviatikerschule (Chalons.) Kraft der departementalen Finanzzuschüsse wird Frankreich demnächst 5 weitere derartige Flugzentren aufweisen, wovon sich eines in Biskra an der nordafrikanischen Küste befindet. Der Marineminister Delcassé ist im Begriffe, an der atlantischen Küste ein Aerodrom ausschließlich für Flottenaviatik ins Leben zu rufen. Inzwischen genießen die zahlreichen militärischen Flugschüler ihre Ausbildung auch auf den von Privatgesellschaften eingerichteten 7 Flugbahnen. Die Piloten werden aus sämtlichen Waffengattungen rekrutiert. Die Ausbildung umfaßt vier Stufen, wovon die Höchststufe (zurzeit 70 Offizierspiloten und zirka 130 sonstige Zöglinge) zur Leitung eines Apparates im Kriegsfalle befähigt. Die Gehaltszuschüsse der französischen Militäraviatiker erfahren 1912 eine wesentliche Erhöhung, bleiben aber noch bedeutend hinter jenen zurück, die z. B. Rußland auswirft.

Auf Grund der im laufenden Jahre stattgehabten Versuche kommt der Berichterstatter Clémentel bezüglich der militärischen Zweckdienlichkeit der Flugapparate zu folgendem Schluß:

„Der Aeroplan ist vor allem ein ganz bemerkenswertes Beobachtungsinstrument. In einer Höhe von 600—800 m, in der er Flinten- und Kanonenschüssen fast unerreichbar ist, sind bei klarem Wetter Wege, Eisenbahnen, Truppenkörper usw. völlig sichtbar. Dem Piloten fällt es bei einer Stundengeschwindigkeit von 80 km nicht schwer, einen Ueberlandflug von 100—125 km vor der Front auszuführen (was 4 Marschtage bedeutet), und die feindliche Truppenlage auf einem Terrain von 7—8 km Breite zu überschauen. Die Beobachtung ist innerhalb zweier Stunden gemacht und sofort überbracht. Die Flugmaschine leistet des weiteren vorzügliche Dienste als Ueberbringer der Kommandobefehle, als Bindeglied großer, auf weitere Entfernungen zerstreuter Truppenmassen, sowie als Hilfskraft der artilleristischen Treffsicherheit. Zurzeit sind die Flieger als Kampfmittel noch ziemlich ungewiß. Ueber Nacht kann sich auch hier eine Wendung vollziehen und sie zu gefährlichen Gegnern der Luftkreuzer stempeln . . ."

Seitdem der einsitzige Eindecker die meisten Rekorde der Höhe, der Entfernung, der Geschwindigkeit und der Flugdauer zu verzeichnen hat, ist die Presse natürlich zu seinen Gunsten eingetreten. Es entspannen sich darüber allerdings auch recht interessante Kontroversen. Sicher ist jedoch, daß die Anforderungen, die man an einen Piloten und einen militärischen Beobachter stellt, wesentlich verschieden sind. Vom Piloten werden Kühnheit, Ruhe und die Geschicklichkeit, Schwierigkeiten zu überwinden, verlangt; vom Beobachter eine solide Erziehung in der militärischen Taktik und der sich daraus ergebenden Folgerungen. Der erstere ist am besten jung, der letztere älter und durch die Erfahrung gereift. Der genannte Kammerberichterstatter hat sich diesen Gesichtspunkten gleichfalls zu eigen gemacht, wenn er sagt: „Die technischen Gründe dürfen beim Problem nicht ausschließlich in Betracht kommen. Es gilt das beste Resultat zu erreichen und wir behaupten ohne Zögern: der Beobachter auf der Flugmaschine (der zweisitzige Aeroplan) ist eine Notwendigkeit."

Nach der Meinung der Techniker ist der Luftkreuzer militärisch für die nächsten Jahre noch nicht außer acht zu lassen. Der Nachtdienst ist den Aeroplanen noch unmöglich, da sie zu ihrer Landung Licht benötigen. Die letzten großen Manöver im Osten haben die Nützlichkeit der Lenkballone genügend bewiesen.

Niedergang der liberalen Herrschaft in Spanien.

Von H. Müßener, Köln.

Wohl selten hat die verfehlte Politik des spanischen Ministerpräsidenten Canalejas eine solche herbe Kritik über sich ergehen lassen müssen als in den Sitzungen des Kongresses vom 31. Januar und 1. Februar.

Lange haben die Konservativen, an ihrer Spitze die früheren Minister Maura und La Cierva, geschwiegen zu dem republikanischen Kurs, in den Canalejas das spanische Staatsschiff nach und nach hineintrieb. Die Karlisten, unwillig über diese zögernde Haltung der Konservativen warfen zu Beginn der Sitzung Maura vor, er lasse sich durch reine Furcht vor dem Ferrerblock von einem zielbewußten Handeln abhalten. Infolge der Zurückhaltung Mauras wiegte sich Canalejas in der sicheren Hoffnung, daß er von konservativer Seite keine Gefährdung seiner Position, die er zähe aufrechtzuerhalten sich bemüht, zu erwarten habe.

Das ganze Bestreben Canalejas zielte deshalb in neuester Zeit darauf hin, die verbündeten Republikaner und Sozialisten, welche mit ihrem Gönner und Förderer unzufrieden geworden waren, wieder zufriedenzustellen. Immer mehr ward durch diese Nachgiebigkeit gegenüber dem republikanisch-sozialistischen Block die Monarchie gefährdet. Offen kündigten bereits die republikanischen Führer die baldige Einrichtung der spanischen Republik an. Eine solche Gefährdung des Königtums konnte Maura, der mit allen Fasern seines Herzens an der Monarchie hält, der seinem König treu ergeben ist, nicht mehr länger mit ruhigem Gewissen ansehen.

Die Liebe zu seinem König und seinem Lande drängten ihn deshalb zu dem Vorstoß, den er am 31. Januar gegen Canalejas im Parlamente unternahm. Es war für Maura ein leichtes, in großzügiger, staatsmännischer Rede unter dem Beifall nicht nur seiner Parteifreunde, sondern auch vieler noch königstreuen Liberalen das staatsgefährliche Handeln des derzeitigen ersten spanischen Ministers unter Hinweis auf die offensichtigen Beziehungen zwischen Canalejas und den Feinden des Königtums darzulegen.

Klar und rücksichtslos wirft Maura Canalejas die Kompromittierung des Königtums und die beabsichtigte Verletzung der wichtigsten konstitutionellen Pflichten vor. Er verlangt mit aller Energie, daß für jetzt und immer das Kompaktieren der „Diener der Monarchie" mit den geschworenen Feinden derselben ein Ende haben müsse, wenn das Land vor der Republik bewahrt bleiben wollte.

Zum Schlusse teilt Maura den Entschluß seiner Partei mit, daß sie eine solche verräterische Politik der jetzigen Regierung nicht weiter unterstützen werden.

In allen politischen Kreisen ist man der vollen Ueberzeugung, daß dieser vernichtende Schlag Mauras gegen Canalejas der Anfang vom Ende der liberalen Herrschaft in Spanien bedeutet.

Die katholische unabhängige Zeitung „El Universo" schreibt in einer Besprechung der Rede Mauras:

„Es war endlich Zeit geworden, daß der staatsgefährdenden liberalen Regierung eine öffentliche, klare und feierliche Absage zuteil geworden ist, und daß Maura durch seine natürliche Beredsamkeit und seinen zielbewußten aufrichtigen Charakter den vielen Diensten, die er der Monarchie und dem Vaterlande erwiesen hat, auch dieses neue große Verdienst hinzugefügt hat."

In ebenso energischer Weise wie am ersten Tage Maura ging am zweiten Tage der treue Sekundant Mauras, der frühere Minister des Innern La Cierva, zu Werke. Daß jetzt in Barcelona, wo Lerouх, der Hauptheld der Republikaner, das Ruder führe, keine Bombe platze, sei ein offener Beweis geheimer Abmachungen zwischen ihm und Canalejas.

Seine unerschrockene Rede läßt erkennen, daß die Konservativen bereit sind, zur Rettung der Monarchie die Regierungsgeschäfte zu übernehmen, um sonder Furcht und Bangen, mag man auch von republikanischer Seite ihnen mit persönlichem Attentat drohen, den Kampf aufzunehmen gegen den revolutionären Block, der unter dem Schutze seines Gönners Canalejas immer kühner und stärker geworden ist.

Bühnen- und Musikrundschau.

Das Hoftheater setzte mit dem „Käthchen von Heilbronn“ unter der Leitung Dr. Kilians den Kleistzyklus fort. In dieser Woche folgt die erst im Vorjahre neueinstudierte „Hermannsschlacht“, so daß in Bälde das gesamte dramatische Lebenswerk des Dichters im Repertoire steht. Eine imposante künstlerische Arbeitsleistung, zumal bei dem heutigen Geschmacke des Publikums sich mit klassischen Dramen nicht jene lauten Erfolge erzielen lassen, die fast jeder hübschen Oper sicher sind. Relativ genommen war die Aufnahme des „Käthchens“ eine sehr gute. Es erscheint wie vor einigen Jahren schon im Urtext, der so lange von stilwidrigen Bearbeitungen verdrängt worden war. Die Wiedergabe vermittelte die Stimmungsreize der Dichtung in hohem Maße. In der Titelrolle alternieren Frl. Neuhoff und Frl. Michalek, die bei trefflichen Intentionen doch die Erinnerung an Frl. Reubke nicht ganz verdrängen konnten. Bedeutend war Ulmers Wetter vom Strahl. (Ueber Bahrs Lustspiel: „Das Tänzchen“ hat sich der Herausgeber an leitender Stelle des vorliegenden Heftes mit großer Deutlichkeit ausgesprochen. Wo bleibt an dieser königlichen Bühne die Zensur, um wenigstens den gewöhnlichsten Takt und Anstand zu wahren?)

Vom Münchener Theatersommer 1912. In Wien wußte man, wie aus mancherlei Telegrammen zu ersehen war, vom Münchener Künstlertheater vielerlei zu erzählen, von dem in München nichts bekannt war. Das hat nun doch die hiesige Leitung veranlaßt, mit einer offiziellen Mitteilung hervorzutreten. Die Spielzeit wird gleichzeitig mit der Eröffnung der bayerischen Gewerbeschau Mitte Mai beginnen und zwar mit einem Schauspielzyklus. Dieser bietet „Circe“, phantastisches Festspiel von Calderon. Im Urtext heißt das für das Künstlertheater neu übertragene dramatische Werk „El mayor encanto amor“. Die Aufführung wird auch die grotesken Zwischenspiele bringen unter Mitwirkung Pallenbergs, des bekannten Wiener Operettenkomikers, Ed. Künnecke, ein junger Tonsetzer, für dessen Oper „Robins Ende“ Schuch in Dresden den Weg in die Oeffentlichkeit gebahnt hat, schreibt die Musik zu dem Spiele, das Professor Hierl-Deronco ausstattet. Als zweites Stück folgt Edward Knoblauchs Phantasie aus 1001 Nacht „Kismet“. Das englische Original hatte in London und Amerika große Erfolge. Die deutsche Fassung mit Musik von Mraczek (Brünn) soll dem Werke ein gesteigertes, künstlerisches Gepräge verleihen. Ernst Stern stattet es aus. Die musikalische Spielzeit (Juli bis Mitte September) wird neben Wiederholungen früherer Repertoirestücke, so der „Schönen Helena“ (also doch!!) „Dichterliebe“ von Oskar Straus bringen. Für diese musikalische Komödie entwirft Th. Th. Heine die Szenerie. Weitere Werke können erst bei dem Abschluß der Ensemblegestaltung bekannt gegeben werden. Das gleiche gilt wohl für die dritte Periode, „besondere Veranstaltungen“. Auch eine Reprise von Fuchs-Bischofs „Tanzlegendchen“ wird geplant. Die künstlerische Oberleitung hat wieder Gg. Fuchs inne, einzelne Werke wird Alf. Halm, Direktor des neuen Schauspielhauses (Berlin) inszenieren. Ueber das Ensemble wird gesagt, daß eine Reihe erster Kräfte sich mit jungen Talenten zu einem eigenartigen Ganzen vereinigen werden. Daraus, daß man einstweilen außer einem Operettenkomiker keinen Darsteller namhaft macht, seien heute keine voreiligen Schlüsse gezogen. Die Operette, unter der schamhaft verhüllenden Marke „musikalischer Zyklus“ wird also wieder die Hauptspielzeit beherrschen. An dem gewiß sehr interessanten Schauspielprogramm vermisse ich eine Fühlung mit der deutschen Literatur der Gegenwart, wie der deutschen Literatur überhaupt. — Die Generalintendanz gibt zu den Rich. Wagnerfestspielen folgende Besetzungen bekannt: Brünhilde und Isolde: die Damen Morena und Faßbender; Siegfried: v. Bary, Knote, Kraus; Wotan: Feinhals und Bender. — Das „Marionettentheater Münchener Künstler“ wird heuer wieder im Ausstellungspark spielen. Die Urfassung des Faust-Puppenspiels mit Figuren von Prof. Bradl dürfte besonders interessieren.

Aus den Konzertsälen. Es waren unzweifelhaft Moritz Rosenthal und Madame Cahier, die uns die stärksten Eindrücke der letzten Woche vermittelten. Bei dem Pianisten ist die souveräne Beherrschung der Technik so zur zweiten Natur geworden, daß dem Minderkundigen die Virtuosität seines von allen Aeußerlichkeiten freien Spieles fast selbstverständlich erscheinen konnte. Seine Interpretation Beethovens, Schumanns, Chopins, Liszts hat etwas Faszinierendes und schlechthin Vollendetes. Jede lobende Hervorhebung von Einzelheiten würde hier eine Abschwächung bedeuten. Der Beifall war geradezu enthusiastisch, sodaß sich Rosenthal zu Zugaben entschließen mußte, wobei er die leichtbeflügelten Motive der „Fledermaus“ in so graziös-künstlerischer Weise durch den ernsten Odeonssaal flattern ließ, daß der heitere Ausklang sich gar nicht stilwidrig ausnahm. — Die hohe Gesangskunst der Cahier zählt hier viele Bewunderer. Mit vollem Rechte fand sie wiederum begeisterte Aufnahme. Die Schönheit ihrer Stimme, die vollendete Schule derselben, die Wärme und Anmut ihres immer geschmackvollen Vortrages vereinigen sich zu einer seltenen Harmonie. Neben Gesängen von Beethoven und Brahms bot sie Volkslieder in deutscher, französischer und englischer Sprache. Das Publikum nützte die liebenswürdige Bereitwilligkeit der Sängerin zu Dacaponummern weidlich aus. Die Blumen- und Lorbeergaben waren selbst für einen Star ganz ungewöhnlich zahlreich. Das Konzertvereinsorchester hörte man unter der Leitung Mörickes, Labers und Prills. Dem Nachfahren des schwäbischen Lyrikers geht von Halle und Berlin der Ruf eines guten Theaterkapellmeisters voraus, er wußte auch im Konzertsaal durch Temperament zu fesseln, hie und da durfte man eine feinere Ausarbeitung der Details wünschen. Als Solist des Abends wirkte Riemann, dessen reife, pianistische Kunst wieder beifälligst Aufnahme fand. Der Dirigent Laber aus Baden-Baden brachte durchwegs hier noch nicht gehörte Werke, unter ihnen ist C. Francks symphonische Dichtung „Les Djinns“ (arabische Dämonen) das bedeutendste. Hier und in Liapounows Konzert op. 4 hatte Amalie Klose den Klavierpart inne. Die Pianistin erwies sich als eine Künstlerin von echter Empfindung und persönlichem Geschmack. Der Kapellmeister ist sicherlich ein Künstler, von dem man noch hören wird. Ohne den beliebten äußeren Kraftaufwand weiß der junge Dirigent das Orchester zu meistern. In gewohnt tüchtiger Weise bot Prill (im Volkssymphoniekonzert) Beethovens „Vierte“ und Liszts „Hungaria“. Matya v. Niessen-Stone zeigte als Beethoven- und Haydninterpretin beifallswürdige Gesangskunst. — R. Walter, der beliebte Kammersänger der Münchener Oper, bot ein vom 13. bis zum 20. Jahrhundert führendes Programm. Seine Schule und musikalische Kultur wissen die verminderte Fülle des Organs minder merklich zu machen. Der Beifall war recht stark, auch bei Maria Carreras, einer Pianistin, die vorzugsweise als Beethoveninterpretin exzellierte. Das gleiche Instrument beherrscht mit sehr stattlichem Können Florence Trumbal; besonders bei Bach, Rameau, Mozart bot die junge Künstlerin, die starken Applaus fand, Schönes und Reifes.

Verschiedenes aus aller Welt. In Berlin wird in diesen Wochen die erste Gesamtaufführung von Felix Draesekes Mysterium „Christus“ geboten. Der erste Abend der ein Vorspiel und drei Oratorien umfassenden Dichtung, hinterließ starke Eindrücke. Beinahe ein halbes Jahrhundert hat der jetzt Einundsiebzigjährige an diesem Kunstwerke gearbeitet. Die Stilart ist eine Verschmelzung der alten kontrapunktischen Formen mit neuzeitlicher Behandlung der Einzelgesänge und Verwendung von Leitmotiven. Die Hauptbedeutung der Partitur scheint in den Chören zu liegen. Die Kritik rühmt die hohe Schönheit, dramatische Kraft und Innerlichkeit des monumentalen Werkes. — In Detmold ist das Hoftheater niedergebrannt. Publikum und Schauspieler konnten sich ausnahmslos ins Freie retten. Der Fürst zu Lippe sichert den Darstellern den Fortbezug ihrer Gagen. In dem 1825 erbauten Hause wirkte einst Albert Lortzing. — Auch das Theater von Greifswald ist ein Opfer der Flammen geworden. Glücklicherweise zu einer Stunde, in der das Haus leer war. — Der Gründer und Leiter der Meraner Volksfestspiele, Schriftsteller Karl Wolf, ist gestorben. — Unter der Leitung Bruno Walters, auf den die Münchener, wie es scheint, noch geraume Zeit warten müssen, fand in Wien die Uraufführung von d'Alberts komischer Oper: „Die verschenkte Frau“ statt. Melodiös und schmeichlerisch ist nach Berichten die geschickt gemachte, oft die Operette streifende, von Puccini stark beeinflußte Musik. Die Wiedergabe und die Aufnahme des Werkes ließen nichts zu wünschen übrig. — In Berlin gelangte „Il Re pastore“ zur Aufführung; an dem Schäferspiel sind neben Grauer, Quantz Nichelmann auch Friedrich der Große kompositorisch beteiligt. Die formal gewandte, anmutige Musik gefiel, der schwulstige Text zum Preise der Königin Mutter ist nur historisch genommen noch erträglich. — „La Lépreuse“ betitelt sich eine Oper, die die Pariser Komische Oper vor anderthalb Jahrzenten angenommen hatte. Später trug sie Bedenken, die peinliche Handlung aufzuführen; eine Gerichtsentscheidung jedoch zwang sie nunmehr zur Vertragserfüllung. Die Oper hat einen starken Erfolg errungen, doch wird das Textbuch ihr vielerorts hinderlich sein. Der Tondichter Sylvio Lazzari, Deutsch-Tiroler und naturalisierter Franzose, wird zu den ersten Pariser Komponisten gerechnet. Die Partitur ist formell rein wagnerisch, aber selbständig. Besonders gerühmt werden die Musik des Leichenbegängnisses und der melodische Weltverzicht der Liebenden. — Mit einer würdigen Aufführung von Molières fast ganz vergessener Komödie „Don Juan“ hatte das Hoftheater zu Meiningen einen starken künstlerischen Erfolg. — In Aachen fesselte die Urpremière von Albert Gartens Musikdrama: „Der Paria“. — Günstige Aufnahme fand in Hannover des Berliner Schauspieler Kaßlers tragisches Märchen „Simplizius“. Der Stoff stammt aus Grimmelshausens Simplicissimus, den der Dramatiker mit Symbolik überlastete. — In Bremen interessierte das Schauspiel „Akrobaten“ durch die genaue Schilderung des Zirkusmilieus, dem die Autoren, Paula Busch und Herm. Stein, angehören.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

An der Börse hat sich neben einer allgemeinen Ermüdung der Interessentenkreise Mangel an Unternehmungslust derart bemerkbar gemacht, dass zeitweise die Börsenfaktoren jedweder Einwirkung vollkommen desolat gegenüberstanden. Eine allgemeine scharfe Zurückhaltung charakterisiert die einzelnen Börsentage, und grosse Nervosität verhinderte jede Kursentwicklung der verschiedenen Effektenmärkte. Grosse Realisationen und Verkäufe fast aller in Betracht kommenden Effektengebiete zeitigten mitunter starke Kursrückgänge. Gründe besonderer Art dieser Tendenzänderung sind zwar nicht bekannt. Die Effektenbesitzer führen als Hauptgrund ihrer Realisationen die allgemein vorherrschende Müdigkeit an. Das Fehlen von sachlichen Momenten lässt daher den bestimmten Schluss zu, dass über kurz oder lang an der Börse, besonders an dem bisher im Vordergrund des allgemeinen Interesses gestandenen Kassa-Industrie-Aktienmarkt wiederum ein fester Zug zutage tritt, besonders schon deshalb, weil die Meldungen aus dem deutschen Wirtschaftsleben unverändert gute sind. Für unsere Börsen kommen nämlich zurzeit verschiedene Momente günstiger Art in Betracht, sodass eigentlich genügend Grund zu einer allgemeinen guten Tendenz vorhanden wäre. Die Neuyorker Effektenbörse hat gleichfalls einen ruhigeren Charakter angenommen und gibt zurzeit zu Besorgnissen keinen Anlass. Ferner hat die Entwicklung der internationalen Geldmärkte die allgemein erhoffte weitere Erleichterung gezeigt. Die Rückflüsse sowohl am offenen Markte, als auch in die Kassen der Notenbanken berechtigen auch weiterhin zu der gehegten Erwartung einer andauernden Geldmarktentlastung. Die allseits erhoffte Diskontermässigung der Bank von England ist eingetreten. Der offizielle Satz in London wurde um $^1/_2$ % — von 4 % auf $3^1/_2$ % — ermässigt. Es bleibt abzuwarten, ob es der Reichsbankleitung möglich sein wird, diesem Beispiele der englischen Kollegin unmittelbar zu folgen. An den deutschen Börsen hat der Privatdiskontsatz neuerdings angezogen, wohl im Hinblick auf die Geldforderungen für die verschiedenen grossen Neuemissionen von Staatsanleihen und industriellen Bedürfnissen. Auch der Stand der ausländischen Devisenkurse ist noch ein ungünstiger; immerhin ist es möglich, dass die Reichsbank, den allgemeinen Wünschen Rechnung tragend, gleichfalls eine, wenn auch geringe Diskontermässigung eintreten lässt. — Die Entwicklung der Inlandspolitik hat ebenfalls die Börsen vielfach beunruhigt. Sowohl Bayern als auch Preussen boten mehrfach Anlass zu verschiedentlichen Betrachtungen über die kommenden politischen Zustände. Die Thronrede bei Eröffnung des Reichstages und die demselben zugehenden grossen Gesetzesvorlagen berechtigten ebenfalls zur Kritik. Man ist sich in Börsenkreisen noch nicht klar, ob und inwieweit das Kapital neuerdings mit zu vermehrten Steuereinnahmen beitragen soll. Die politische Konstellation in Oesterreich hat dagegen für die österreichischen Werte festere Haltung verursacht, und man erwartet allgemein, dass sich die Verhältnisse dort in Bälde bedeutend bessern werden. Von deutschen Werten blieben namentlich Bankaktien begünstigt in der Erwartung, dass das abgelaufene Geschäftsjahr bedeutende Gewinne und gute Dividenden ergeben wird. Man hofft ferner, dass sich durch eine ausgedehnte deutsche Kolonialpolitik sowie durch die Besserung der russischen industriellen Verhältnisse neue Gebiete für das deutsche Wirtschaftleben eröffnen werden. Deutsches Kapital ist ja bekanntlich mit enormen Beträgen im Auslande erfolgreich engagiert. Von den neuerlichen ausländischen Finanztransaktionen, bei denen sich die deutsche Grossbankwelt mit heimischem Gelde beteiligt hat, sind erwähnenswert die bedeutenden Geschäftserweiterungen der Deutsch-Ueberseeischen Elektrizitätsgesellschaft (Südamerika, Argentinien) und der Gesellschaft für elektrische Beleuchtung in Petersburg (Betriebsgesellschaft in allen hauptsächlichsten Grossstädten Russlands). Diese Hinweise, wie auch die günstigen Meldungen der industriellen Lage im Auslande — der bedeutend erhöhte Auftragsbestand des amerikanischen Stahltrusts, die Abnahme der sichtbaren Kupfervorräte in Amerika — blieben an den deutschen Börsen unbeachtet. Auch die weiters vorgenommene erhebliche Preiserhöhung des deutschen Roheisenverbandes blieb eindruckslos, trotzdem von der Verbandsdirektion mitgeteilt wurde, dass die Marktlage sehr befriedigend und der Auftragseingang als äusserst lebhaft zu bezeichnen sei. — Das grosse Interesse, das sich in Frankfurt und Berlin für die führenden chemischen Werte zeigte, besonders für Höchster Farbwerke und andere Werte der Branche — Scheideanstaltaktien überschritten den phänomenalen Kurs von **1000 Prozent!** —, blieb auf die allgemeine Tendenz des Kassamarktes ohne weitergehende Einwirkung. Die vorherrschende Uebermüdung des Publikums wurde verstärkt durch die verschiedenen finanziellen und wirtschaftlichen Vorkommnisse und Vorgänge, wie bei dem sogenannten Fürstenkonzern — die Gruppe der Hohenlohewerke A.-G. — die ungünstige Entwicklung der italienischen Börsenverhältnisse und Meldungen über eine Abschwächung am amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt, waren Gründe zur vermehrten Reserve.

M. Weber.

Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank München bietet auf Grund des in der Generalversammlung vom 5. März 1908 gefassten Beschlusses den Umtausch ihrer Gulden- in Markaktien innerhalb der nunmehr bis zum 31. Dezember 1912 neuerdings verlängerten Frist den Aktionären an.

M. W.

Aus dem Geschäftsbericht der **Bayerischen Notenbank in München** ist die günstige Entwicklung dieses nunmehr aus 87 Bankstellen bestehenden Institutes ersichtlich. Die Dividende für 1911 beträgt wie in den Vorjahren 10% M. W.

Die Aktienziegelei München, die bekanntlich grosse wertvolle Terrains besitzt, erzielte für 1911 einen Reingewinn von 114,280 ℳ gegen 34.605 ℳ im Vorjahre und wird die Dividende von 4% auf 7% erhöhen. M. W.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.60 (2 Mon. M. 1.75, 1 Mon. M. 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München. Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 8. München, 24. Februar 1912. IX. Jahrgang.

Der neue Kurs in Bayern.

Weitere Abrechnungen mit liberalen Trug- und Hetzmanövern.

Vom Herausgeber.

In der Aufwühlung der politischen Leidenschaften und in der Schürung des wildesten Parteihasses schlägt das Hauptorgan des bayerischen Liberalismus jeden Rekord. Und zur Erreichung seines Zieles ist ihm jedes Mittel recht. In völliger Verkennung aller Voraussetzungen eines goldenen Humors und einer geistvollen Satire, die auch dem Gegner das „befreiende Lachen" abnötigen, benützt dieses „führende" Blatt nun schon seit Jahren selbst die Gelegenheit einer sogenannten — „Karnevalszeitung", um alle Schmutzkanäle niedrigen Hasses gegen die Zentrumsmehrheit des Landtages loszulassen. Wir beneiden die armen Leser dieser nach Quadratmetern in einer Engrosfabrik hergestellten „Witze" nicht um ihre geistige Genügsamkeit. Selbstredend spielt in den Anwürfen gegen das Zentrum die „Lüge" eine Hauptrolle. Da möchten wir denn doch auf einen Schelmen anderthalbe setzen und auf die „Münchner Neueste Nachrichten" den Grundsatz anwenden: Die liberale Presse darf lügen, daß sich die Balken biegen. Und zwar an der Hand der jüngsten amtlichen Feststellungen über die Ergebnisse der bayerischen Landtagswahlen.

Wochenlang hat dieses Blatt einen förmlichen Sport darin gesucht, im Wahlkampfe das Zentrum als eine Partei zu verlästern, die nur ein Drittel der Wähler hinter sich habe. Nun erging auf Grund der Zusammenstellungen des Statistischen Landesamtes vom Ministerium des Innern eine halbamtliche Mitteilung an die Presse nachstehenden Inhaltes:

„Von den gültigen Abstimmungen treffen auf Zentrum, Konservative, Bund der Landwirte, Mittelstandsvereinigung und Reichspartei 463 631 oder 48,0 Prozent, auf Liberale, Bayerischen und Deutschen Bauernbund und Sozialdemokraten 489 746 oder 50,8 Prozent. Da diese beiden Parteigruppen in der Mehrzahl der Wahlkreise bei der Wahl vereinigt vorgingen, so ist eine Ausscheidung der auf die einzelnen Parteien treffenden Stimmen nicht möglich. Zersplittert und parteilos waren 11 299 oder 1,2 Prozent der Stimmen."

Der Satz, daß eine Ausscheidung der auf die einzelnen Parteien treffenden Stimmen nicht möglich sei, wurde von sämtlichen anderen Zeitungen ohne Unterschied der Partei, selbst von der sozialdemokratischen „Münchener Post", im Zusammenhange abgedruckt. Nur die „Münchner Neueste Nachrichten" haben ihren Lesern diesen Satz unterschlagen, und zwar in der zweifellosen Absicht, ihr unwahrhaftiges Manöver mit der „Drittelspartei" fortsetzen zu können. Mit gußeiserner Stirn rechnete das wahrheitsliebende Blatt dem Zentrum mit Kniffen und Pfiffen genau „370265 Stimmen, das sind 38,2 Proz.", heraus, „also nur wenig mehr als ein Drittel aller gültigen Stimmen", und einen Verlust von 28152 Stimmen gegenüber dem Ergebnis von 1907. An dieser direkten Fälschung der Zahlenreihen hat das „führende" liberale Blatt bis zur Stunde festgehalten. (Vgl. Nr. 89 vom Montag, 19. Febr.)

Die wirkungsvollste Widerlegung dieser Tendenzlüge bietet die gleichfalls liberale „Augsburger Abendzeitung" in einem schon am ersten Tage erschienenen Artikel über „Die Stimmziffern der Landtagswahl" (Nr. 46 vom 15. Februar). Während das Münchener liberale Blatt dem Zentrum einen Verlust von 28 152 Stimmen herausrechnet, schreibt das liberale Beamtenevangelium in Augsburg dem Zentrum „eine Mehrung von 50 000 Stimmen" zu. Und während laut „Münch. Neuest. Nachr." das Zentrum nur 370 265 Stimmen (38,2 Prozent) erhalten hätte, berichtet die „Augsburger Abendzeitung" wörtlich: „Nach einer sehr objektiven und für das Zentrum äußerst günstigen Rechnung stecken nämlich in den 463 631 Stimmen des Zentrums und seiner Verbündeten mindestens 58 000 des Bundes der Landwirte und der Konservativen. Reine Zentrumsstimmen sind also ungefähr 405 000 abgegeben worden, das sind etwa 42 Prozent aller abgegebenen." In Wirklichkeit stellt sich die Rechnung, wie wir sehen werden, noch etwas günstiger. Aber selbst nach dieser liberalen Quelle, die in ihren übrigen Ausführungen den Erfolg des Zentrums möglichst zu verkleinern sucht, kann doch kein Mensch mit gesunden Sinnen von einer „Drittelspartei" reden, denn 3 mal 42 wäre nicht = 100, sondern = 126. Auf der gleichen Basis hätte das liberale Hauptorgan mit Leichtigkeit seiner eigenen Partei den Ehrentitel einer Sechstelpartei herausrechnen können; aber merkwürdigerweise hat sich nicht ein einziges Blatt an dieses Rechenexempel herangemacht, wahrscheinlich aus Angst vor dem roten Blockbruder, der gar keinen Spaß kennt, wenn man ihm von seinen Ziffern etwas wegnimmt, und nicht mit Unrecht den Anspruch erhebt, die liberale Partei, welche im Jahre 1907 191 965 Stimmen hatte, aus dem Range der zweitstärksten Partei verdrängt zu haben. (Sozialdemokraten 1907: 142 084).

Das Fälschungsmanöver der „Münchener Neuesten Nachrichten" liegt übrigens schon insofern auf der flachen Hand, als das Zentrum im Jahr 1907 nach der amtlichen Statistik 354,900 Stimmen erhalten hat und nicht 398,417, wie die „M. N. N." (Nr. 81) fälschlich behaupten. Auf diesem Wege lassen sich natürlich leicht „Verluste" herausrechnen. In der „Augsburger Postzeitung" und im „Bayerischen Kurier" ist mittlerweile eingehend an der Hand der Einzelresultate nachgewiesen worden, daß die Gesamtsumme der reinen Zentrumsstimmen auf 406,400 oder gar 410,000, also 42,1 oder gar 42,5 Prozent, mit einem Gesamtgewinn von etwa 52—60,000 zu veranschlagen ist. Im übrigen hat das Statistische Landesamt übersehen oder außer Anschlag gelassen, daß im Wahlkreise Neustadt a. d. H. das Zentrum und der Bund der Landwirte dem liberalen Abg. Abresch, der gegen den offiziellen liberalen Kandidaten durchdrang, über 5000 Stimmen zuführte.

Die amtliche Statistik verzeichnet als Gewählte: Zentrum 87 (gegen 98 im Jahre 1907), Konservative 2 (6), Bund der Landwirte 5 (6), Liberale 31 (25), Deutscher Bauernbund 2, Bayerischer Bauernbund 5 (7), Sozialdemokraten 30 (20), Parteilos 1 (1).

Ein komisches Rechenkunststück hat der liberale Abgeordnete Karl Hübsch in den „Münchner Neueste Nachrichten" (Nr. 83) versucht, indem er nachweisen wollte, daß die Zentrumsmehrheit von 6 Stimmen im Landtage auf nur 1639 Mehrheitsstimmen in den betreffenden 6 Wahlkreisen beruhe. Worauf die „Augsb. Postzeitung" (Nr. 39) prompt nachwies, daß in acht liberalen Wahlkreisen die Mehrheit zusammen nur 1827 Stimmen betrug, so daß die Rechtsparteien mit einem geringen Plus auch noch diese acht Mandate hätten erringen können.

Der verhältnismäßig kleine Ueberschuß der Rotblockstimmen über die Stimmen der Rechtsparteien erklärt sich zwanglos aus den Ziffern der Großstädte mit ihrem sozialdemokratischen Massenaufgebot. Wenn es aber gilt, die für eine monarchische Regierung

allein in Betracht kommenden bürgerlichen Parteien gegeneinander abzuwägen, dann hat das Zentrum auch an Kopfzahl der Wähler eine ganz gewaltige Mehrheit hinter sich.

Das heuchlerische Geschrei nach dem Proporz — heuchlerisch, insofern die Liberalen dort, wo sie im Hanf sitzen, vom Proporz absolut nichts wissen wollen — kann nicht schlagender abgetan werden als durch die Ausführungen des von allen nichtradikalen bürgerlichen Parteien gewählten Reichstagsabgeordneten Grafen Posadowsky in der Sitzung vom 17. Februar, über welche die „Münchner Neueste Nachrichten" (Nr. 85) wörtlich berichten:

„Wenn Sie die Wahlkreiseinteilung nach einem Divisionsexempel machen, so werden die Interessen des Landes und die Interessen der kleinen und mittleren Städte auf das schwerste geschädigt. Bei den wirtschaftlichen Interessen kommt es nicht nur auf die Zahl, sondern auf die Fläche an."

In derselben Sitzung wies der Reichskanzler das Verlangen nach einer weiteren Demokratisierung des Wahlrechtes energisch zurück und warnte vor einer „Uebertreibung des nackten Zahlenprinzips", vor „den Götzen der reinen Zahl". Ob übrigens die Liberalen, welche für Bayern den Proporz empfehlen, bereit sein würden, den Proporz auch in Preußen und Sachsen einzuführen, oder den Sozialdemokraten ein Drittel aller Reichstagssitze einzuräumen, weil sie ein Drittel aller Stimmen zusammenhetzten?

Die Wahlziffern des bayerischen Rotblocks umfassen bekanntlich auch die Stimmen des Deutschen und vor allem des Bayerischen Bauernbundes. Ob der Bayerische Bauernbund noch weiter geneigt sein wird, mit den Sozialdemokraten gemeinsame Sache zu machen, nachdem der sozialdemokratische Abgeordnete Ledebour in der Reichstagssitzung vom 17. Februar erklärt hat: „Wir verlangen den lückenlosen Abbau der Schutzzölle" („Augsburger Abendzeitung", Nr. 49)? Mit Recht hat der Reichskanzler von Bethmann Hollweg am selben Tage in seiner großen programmatischen Rede den Großblockliberalen zugerufen: Wer sich gewandelt hat, das ist der Liberalismus, nicht die Sozialdemokratie.

* * *

Durch die Annahme des Entlassungsgesuches des bisherigen Kriegsministers Freiherrn von Horn (unter huldvollster Verleihung des Hubertusordens) und durch die Ernennung des bisherigen kommandierenden Generals des III. Armeekorps, Freiherrn Kreß von Kressenstein, zum Kriegsminister ist nunmehr die Erneuerung des Gesamtstaatsministeriums vollzogen. Durch diese Radikalkur ist vor allem jeder ferneren Auseinandersetzung zwischen Regierung und Landtag über die Vorgänge vor und nach der plötzlichen Landtagsauflösung vorgebeugt. Wenn die feindlichen Parteien diese Erörterungen im neuen Landtag fortsetzen, können die neuen Minister dem wenig erquicklichen Schauspiel mit verschränkten Armen beiwohnen. Die staatspolitische Lage wird dadurch nicht wenig entlastet, umsomehr, wenn das heutige Ministerium entschlossen ist, der Staatsautorität, wo sie Schaden gelitten haben sollte, unter allen Umständen Achtung zu verschaffen und gleichzeitig konsequent und zielbewußt die Wege einer wahrhaft konservativen, die staatserhaltenden Kräfte zusammenfassenden und stützenden Politik zu verfolgen. Denn es ist ein offenes Geheimnis, daß der Auftrag des greisen Regenten an die neuen Männer klipp und klar gelautet hat: Konservative Politik unter Wahrung und Befestigung der Staatsautorität.

Die liberale und radikale Presse hat inzwischen ihr hetzerisches Geschrei vom „schwarzen Ministerium" systematisch fortgesetzt und dabei kräftigsten Sukkurs durch einen fanatischen „Aufruf" der Fortschrittlichen Volkspartei, gez. Dr. Müller-Meiningen (Hof) ꝛc., und durch eine etwas gedämpftere Kundgebung der Nationalliberalen Landespartei in Bayern r. d. Rh. erhalten. Von Müller-Meiningen ist man es ja nicht anders gewöhnt, als daß er den Mund so voll als möglich nimmt. Sein Aufruf sieht „ein rein klerikales Parteiregiment" errichtet, er fordert „das ganze antiultramontane Volk" auf, „die brennende Scham, im neuen deutschen Reich zum erstenmal ein offizielles ultramontanes Regiment zu besitzen, in fruchtbringende Kampfarbeit zu übersetzen", will den politischen Kampf, der in letzter Zeit schon alle erträglichen Grenzen überstieg, noch „verschärft" sehen und phantasiert von „mittelalterlicher Knebelung des kulturellen Fortschritts" und ähnlichen graufigen Dingen. Man braucht sich nur den feingeschnittenen, genialen Kopf, die durchgeistigten Züge des neuen Ministerpräsidenten vorzustellen und daneben die Physiognomie eines Müller-Meiningen mit ihrem ausgesprochenen Landsknechttypus, um gegenüber diesen fortschrittlichen Rodomontaden die angemessene Distanz zu gewinnen. Uebrigens hat es auch in linksliberalen und fortschrittlichen Blättern nicht an Stimmen gefehlt, welche bei allem Parteigegensatz der außerordentlichen Persönlichkeit des Freih. v. Hertling gerecht zu werden suchten und es verschmähten, eine Charakteristik des sog. „berüchtigten Ministeriums Abel" ohne weiteres auf das Ministerium Hertling anzuwenden. Merkwürdigerweise begegnet man in ausländischen Blättern von ausgesprochen liberaler, ja radikaler Richtung, beispielsweise in der Wiener „Neuen Freien Presse" und im Berner „Bund"[1]) einer weit objektiveren Würdigung der neuen Männer, als in den immer noch vom Pulverdampf fanatischer Wahlkämpfe betäubten „führenden" Blättern des eigenen Landes. Ausnahmen bestätigen die Regel.

Die nationalliberale Landespartei, deren früherer Vorsitzender, Direktor Tafel in Nürnberg, die jetzige Entwicklung fast buchstäblich vorausgesagt hat, ist natürlich auch von der Berufung eines solchen Ministeriums „außerordentlich befremdet" und „tief enttäuscht" durch diesen „schweren politischen Fehler", anderseits aber auch „um so schmerzlicher berührt" durch die Tatsache, daß trotz der ausdrücklich betonten absoluten Bündnistreue gegenüber den roten Genossen „das angestrebte Ziel, im Landtag die Zentrumsvorherrschaft zu brechen, nicht erreicht wurde". In den Kundgebungen der beiden liberalen Gruppen wird übrigens mit dem angeblichen Uebergang zum „parlamentarischen Regime" gespielt; aber während die Fortschrittler diesen angeblichen Uebergang „begrüßen", erblicken die Nationalliberalen darin nur den Auftakt zu „neuen und vielleicht noch schwereren Krisen."

Worte, nichts als Worte, dazu bestimmt, über die tödliche Doppelverlegenheit hinwegzuhelfen, welche durch eine naturgemäße Folgerung aus dem totalen Mißlingen des Rotblockfeldzuges entstanden ist. Beide Kundgebungen enthalten auch die Aufforderung zu neuer Organisation in Stadt und Land. Als ob es daran gefehlt hätte! Der bayerische Liberalismus hat sich in den letzten 15 Jahren schon ein halbes Dutzend Male „neu organisiert" und profitierte im letzten Wahlkampfe von der sozialdemokratischen Organisation.

Die Sprache dieser Pronunziamientos der unterlegenen liberalen Parteigruppen ist allerdings noch fast das reinste Kinderspiel im Vergleich mit den Wutausbrüchen eines Dr. Georg Hirth in den „Münchner Neueste Nachrichten", die wir vor acht Tagen an dieser Stelle schon kurz gewürdigt haben, ohne ihnen eine andere als symptomatische Bedeutung beizulegen.[2])

---

[1]) Der Berner „Bund", dessen kulturkämpferische, romfeindliche Allüren allbekannt sind, urteilt in seiner Ausgabe vom 14. Februar über Herrn von Hertling: „Was die Persönlichkeit des neuernannten Ministerpräsidenten anbelangt, so ist sie eine solche sans reproche. ... ein edler Charakter, eine stille Vornehmheit, ein eminentes Wissen, eine zielbewußte Klarheit nebst einer reichen politischen Erfahrung vereinigen sich zu einem wirklich seltenen Menschen. Ich persönlich hatte die Ehre, während meiner Universitätsstudienzeit Prof. v. Hertling zu meinen Lehrern zählen zu dürfen. Sein Kolleg über Metaphysik war ein Muster an feingeschliffener Logik. Nach meinem persönlichen, unmaßgeblichen Dafürhalten hat die Krone im derzeitigen Ministerpräsidenten einen Mann gefunden, der wie kaum ein zweiter geeignet sein dürfte, die politischen Wogen der kommenden Zeit zu dämpfen. Takt, Wissen und Können befähigen ihn dazu. Vielen wird er, muß er ein Gegner sein, aber ein Gegner, mit dem die Waffe zu kreuzen eine Ehre ist."

[2]) Wir erblicken in diesen Offenherzigkeiten des, wie es sich selbst nennt, „führenden, verbreitetsten und einflußreichsten Blattes in Süddeutschland" nur neue Belege zu unserer weit ausholenden „Wahlabrechnung" unter dem Titel „Heuchler und Religionshetzer Liberalismus. Nach Zitaten und liberalen Blättern porträtiert" in Nr. 52 (1911). In denselben „Münchner Neueste Nachrichten" (Nr. 84 vom 17. Februar 1912) wird einem weitüberwiegend katholischen Leserkreise auch nachstehende Ungeheuerlichkeit vorgesetzt, deren monistische Phraseologie (Dr. Georg Hirth ist erklärtes Mitglied des Monistenbundes) auf den gleichen Autor schließen läßt, wenn auch diesmal die Namensunterschrift fehlt: „Man kann im Sinne der Caritas [also nicht im Sinne des Glaubens!] ein sehr guter Christ sein, ohne den Anspruch auf einen Vorderplatz im christlichen Himmel zu beanspruchen." [Man wird hier fast an Bebels Wort erinnert: Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen"] ..... Als nächstes Ziel die Beseitigung des unerträglichen Zustandes, daß eine von den drei oder vier bestehenden „Kirchen" den ganzen Staat und nahezu zwei (?) Drittel seiner Bürger gegen ihren Willen beherrscht, tyrannisiert, vergewaltigt! Und noch dazu eine Kirche, welche ihre Richtschnur, ihre Politik von einer außerhalb der Staats- und Reichsgrenzen, ultra montes, gelegenen, mit den Attributen einer über jede staatliche Autorität erhabenen Heiligkeit ausgestatteten Instanz empfängt." Und dieses Blatt ist die tägliche Lektüre im weitaus größten Teile der Münchener katholischen Familien, auch solcher, die ihre religiösen Pflichten erfüllen!

Es fehlt nicht an ernst zu nehmenden liberalen Kreisen, welche derartige Kundgebungen eines Georg Hirth als Harlekinaden einschätzen und gebührend belächeln, aber auf das Gros des ohnehin bis zum äußersten verhetzten heutigen Radauliberalismus, namentlich auch auf die sog. „liberale Jugend“ und nicht zuletzt auf die neuerdings mit Leidenschaft dem „Liberalismus“ huldigende Weiblichkeit wirken derartige Aufwiegelungsversuche direkt revolutionierend. Diese Sorte von „Politikern“ hat ja ein viel zu kurzes Gedächtnis, um sich etwa daran zu erinnern, daß das verflossene Ministerium Podewils-Wehner in denselben Blättern und von den gleichen Parteirednern fast mit denselben Gemeinplätzen als „schwarzes Ministerium“ verlästert worden ist. Trotzdem ausgesprochen liberale Exzellenzen von der Unzweifelhaftigkeit eines Pfaff, Frauendorfer und Miltner neben dem gemäßigteren Breitreich diesem „schwarzen Ministerium“ angehörten.

Bei dieser Gelegenheit noch ein paar Worte über einige der zurücktretenden Minister. Dem bisherigen Ministerpräsidenten Grafen Podewils wird trotz allem auch die Zentrumspartei ein gutes Andenken bewahren können. Sein ritterliches Wesen, sein vornehmer Charakter stehen außer allem Zweifel. Seiner Aufgabe, nach dem Sturze des Grafen Crailsheim vermittelnd, ausgleichend, beruhigend zu wirken, hat er redlich nachgestrebt, und sein gesamtes Wirken hat seinem nunmehrigen Nachfolger bis zu einem gewissen Grade die Wege geebnet. Die vier Ministerpräsidenten der Regentschaft: Lutz, Crailsheim, Podewils, Hertling, bedeuten eine zunehmende Verschiebung des politischen Schwerpunktes nach rechts. Der abgehende Kultusminister v. Wehner hat, weil gerade in seinem Ressort diese Entwicklung zu greifbarstem Ausdruck kam, die ganze trübe Flut liberaler und sozialdemokratischer Gehässigkeit lange Jahre hindurch über sich ergehen lassen müssen. Und jetzt noch wird ihm als Hauptverbrechen angekreidet, was vielleicht sein schönstes Verdienst gewesen ist: daß er bei der Neubesetzung mehrerer Bischofsstühle der Krone tatkräftige Männer von entschiedener Gesinnung vorgeschlagen hat, die dem Liberalismus nichts weniger als genehm waren. Der scheidende Minister des Innern v. Brettreich wäre unter anderen Umständen seinem Amte gewiß erhalten geblieben; man rechnet deshalb bestimmt damit, daß er in absehbarer Zeit an anderer Stelle, etwa als Regierungspräsident, wieder auftauchen wird. Ein überaus merkwürdiges Schicksal ist dem bisherigen Justizminister v. Miltner widerfahren. Solange er im Amte war, hat sich eine offene Opposition an ihn schon deshalb nicht recht herangetraut, weil er als bevorzugter Schützling des Regenten galt, der ihm schon bald den erblichen Adel verliehen hatte, und in dessen Nähe er auch als Gast und Jagdgenosse viel häufiger zu finden war, als irgendeiner seiner Ministerkollegen. Und was erlebt man jetzt? Die „Augsburger Abendzeitung“, das spezielle Organ des liberalen Beamtentums, hatte schon unmittelbar nach der Entlassung (in Nr. 43) bemerkt, der neue Justizminister, Herr von Thelemann, erfreue sich allgemeiner Beliebtheit, während „Herr von Miltner sich eine solche eigentümlicherweise weniger zu erringen verstanden hat als irgendeiner seiner Kollegen“. Der grelle Gegensatz trat noch schärfer hervor durch die Wendung, die Ernennung Thelemanns „dürfte in Richterkreisen ohne Unterschied der Partei geradezu mit Jubel begrüßt werden“. Und so war es in der Tat! Das andere so gerne der „Lüge“ bezichtigende wahrheitsliebende liberale Hauptorgan in München besaß die Geschmacklosigkeit, zu versichern, „Herr von Miltner erfreue sich großer allgemeiner Beliebtheit“ („M. N. N.“ Nr. 76). Die Unbeliebtheit des Herrn von Miltner muß schon eine außergewöhnliche gewesen sein, sonst würde die liberale „Augsburger Abendzeitung“ (Nr. 47) sich nicht herbeigelassen haben, „aus Richterkreisen“ gegen die falsche Darstellung der Münchener Parteikollegin eine geharnischte Verwahrung zu veröffentlichen, welche die selbstherrliche, keinem Rat und keiner Bitte zugängliche Art des Ministers scharf geißelt und mit den Worten schließt: „Sein Name wird in der Geschichte des bayerischen Richterstandes fortleben, aber nicht als der eines Freundes und Förderers.“ Warum wir uns bei diesem Punkte etwas länger aufgehalten haben? Nun, weil es gerade diesem liberalen Minister gelungen war, an der maßgebendsten Stelle des Landes und in deren Umgebung einen Einfluß zu gewinnen, den die Zentrumspartei und bestimmte Zentrumsführer oft sehr unliebsam zu spüren bekamen.

* * *

Und nun zu einer objektiven Würdigung des von den liberalen Demagogen gleich am ersten Tage zu einem „rein ultramontanen“ gestempelten sogenannten „schwarzen Ministeriums Hertling.“ Es wird den „Münchner Neueste Nachrichten“ und ihrem seit dem Tode Thomas Knorrs wieder zu verstärktem Einfluß gelangten Dr. Georg Hirth unvergessen bleiben, daß sie dem Hause Wittelsbach und dem monarchisch gesinnten Volke gleich mit der — — Revolution drohten, weil der Verweser der Krone es gewagt hatte, einen „Ultramontanen“, einen politischen Gesinnungsgenossen der Mehrheitspartei des Landtags, mit der Bildung des neuen Ministeriums zu betrauen. Dr. Hirth und die „Münchner Neueste Nachrichten“ sind nun zwar nicht der bayerische Liberalismus, wenn das Blatt auch noch so oft seine „führende“ und „einflußreichste“ Stellung betont. Aber ihr radikalisierender und alle Fundamente untergrabender Einfluß ist auf politischem Gebiete ein nicht minder verhängnisvoller, als auf dem Gebiete der öffentlichen Moral und der öffentlichen Wohlanständigkeit, als deren Totengräber die Hirthsche „Jugend“ in demselben Maße anzusprechen ist, wie der „Simplicissimus“.

Solange der bayerische Liberalismus solche Elemente nicht kräftig und unzweideutig von sich abschüttelt, wird man ihn für deren Entgleisungen verantwortlich machen müssen. Manchen um ihre Personalien besorgten liberalen Beamten mag der Draufgänger Dr. Hirth und sein Organ jetzt sehr unbequem geworden sein, zumal nachdem sie die verblüffenden Folgen der Rotblockkundgebung der liberalen Staatsbeamtenversammlung nun greifbar vor sich sehen. Diesen Erwägungen entsprang auch die leise Abmahnung, welche die nationalliberale „Augsburger Abendztg.“ (Nr. 48) am 17. Februar 1912 an sehr greifbare Adressen richtete, als sie von den „Politikern“ sprach, „welche der Ansicht sind, daß Besonnenheit und ruhiges Abwarten in der jetzigen Lage auch für den Liberalismus nützlicher ist, als temperamentvolles Losstürmen auf einen Gegner, dessen eigentliches Wesen noch nicht genügend erkannt und festgestellt ist.“

Sehen wir uns das angeblich so „schwarze“, „rein ultramontane“ Ministerium Hertling etwas näher an. Unter den sieben neuen Ministern sind fünf Katholiken, zwei Protestanten, während dem entlassenen Kabinett Podewils nur ein Protestant (Finanzminister v. Pfaff) angehört hatte. Der neue Justizminister v. Thelemann ist Protestant, der neue Kriegsminister Kreß von Kressenstein ist ebenfalls Protestant. Abgesehen davon, daß ihre Zugehörigkeit zu dem neuen Kabinett die Charakterisierung desselben als eines „rein ultramontanen“ von vorneherein ausschließt, versteht es sich auch ganz von selbst, daß diese beiden Protestanten nicht in ein Ministerium eingetreten wären, das durch die Sinnesrichtung seiner übrigen Mitglieder den fanatischen Vorwurf rechtfertigen könnte, es treibe allen „Nichtultramontanen“ „brennende Scham“ ins Gesicht.

Die Zusammensetzung des Ministeriums Hertling entspricht ganz und gar der durch den Ausfall der Landtagswahlen aufs neue besiegelten politischen Lage des Landes. Die Zentrumspartei ist die Mehrheitspartei des Landtags und die bei weitem größte und gewaltigste Partei des Landes. Die Sozialdemokratie und der extremste Rotblockliberalismus können in der heutigen bayerischen Regierung keinen Platz beanspruchen. Von dem der Parteipolitik entrückten Kriegsminister abgesehen zählt das Ministerium Hertling drei Minister, welche als gemäßigt liberal mit staatskonservativen Neigungen anzusprechen sind. Die liberale „Augsburger Abendzeitung“ hat von ihnen, den Herren von Thelemann, von Breunig und von Knilling, gleich am ersten Tage gesagt, sie hätten sich „nach ihrer bisherigen Vergangenheit in jedes neutrale Beamtenministerium einfügen lassen“. Von dem neuen Finanzminister (von Breunig) sagte dasselbe liberale Blatt, er sei politisch nie hervorgetreten. Der neue Kultusminister wird derselben Quelle zufolge selbst in liberalen Hochschulkreisen „mit Befriedigung begrüßt“. Den neuen Justizminister begrüßen Richterkreise ohne Unterschied der Partei „mit Jubel“. Was kann eine liberale Fünftelpartei, die nicht an krankhafter Anmaßung und herrschsüchtiger Selbstüberschätzung leidet, noch mehr verlangen? Gewiß ist sowohl der Ministerpräsident als auch der Minister des Innern aus den Reihen des Zentrums hervorgegangen, wozu mit gebührendem Nachdrucke betont sei, daß der neue Minister des Innern, Frhr.

von Soden, als Präsident des Bayerischen Landwirtschaftsrates und als 2. Vorsitzender des Deutschen Landwirtschaftsrates sich stets des uneingeschränkten Vertrauens auch der Angehörigen anderer Parteien, nicht zuletzt der Liberalen, zu erfreuen hatte. Der herzliche Abschied, der dem aus liebgewonnenen Aemtern scheidenden Minister von allen Seiten zuteil wurde, bürgt dafür, daß sich die Dinge in der Praxis wesentlich anders gestalten werden, als der verbohrte liberale Parteifanatismus vermuten läßt. Die seit fast einem halben Jahrhundert unerhörte Berufung zweier „ultramontaner" Minister erschien allerdings allen, die sich den Erdglobus nur als eine ausschließliche Domäne des Liberalismus, das Zentrum aber nur als eine geborene Helotenpartei vorstellen können, so ungeheuerlich, daß sie sich erstaunt zu fragen schienen, ob denn das Weltall noch nicht aus den Angeln gegangen sei. Allerdings sah man am Tage nach dem entsetzlichen Ereignis die Straßen der Residenzstadt München sich verfinstern. Es war aber nur die Wolke von schwarzen Zylinderhüten, welche ihre meist dem Personalienliberalismus angehörenden Träger in die verschiedenen Ministerien begleiteten, allwo sie ihre Aufwartung machten.

Die liberale Presse hat auch den neuen Verkehrsminister Herrn von Seidlein zum Zentrumsmanne zu stempeln versucht. Herr von Seidlein hat sich indessen niemals als solcher betätigt. Das wurde ihm selbst vom fortschrittlichen „Fränkischen Kurier" bezeugt, der die Wirksamkeit des vormaligen Nürnberger Eisenbahnpräsidenten aus nächster Nähe verfolgen konnte und dieselbe in den schmeichelhaftesten Ausdrücken anerkannte. Die „Bayerischen Verkehrsblätter", das Organ der mittleren Verkehrsbeamten, rühmen dem neuen Minister eine „freiheitliche Auffassung des Beamtenrechtes" nach, und er selbst hat beim Antritt seines Amtes von sich gesagt, „politisch gehöre er der konservativen Richtung an, aber er werde kein Parteiminister sein."

Wenn man ein Ministerium von solcher Zusammensetzung als ein „rein ultramontanes" anspricht, schlägt man dem gesunden Menschenverstande ins Gesicht, was freilich bei gewissen liberalen und radikal-liberalen Blättern und Politikern eine nicht ungewöhnliche Betätigung ist. Wie die jüngsten Wahlkämpfe gezeigt haben, ist diese Abwendung von der Denkweise des gesunden Menschenverstandes innerhalb des heutigen Liberalismus eine geradezu epidemische. Der Führer der neuen bayerischen Reichspartei, Wilh. Freiherr von Pechmann, dürfte daher nicht allzuweit daneben geraten haben, wenn er (Nr. 7 der „Allgemeinen Zeitung") in einer Abrechnung mit dem weiter oben bereits gekennzeichneten Aufrufe der Fortschrittlichen Volkspartei die Gedanken dieses Aufrufes als Gemeingut der Liberalen aller Schattierungen anspricht. Freiherr v. Pechmann redet den besonnenen Elementen ernstlich ins Gewissen, indem er u. a. ausführt:

„Nach unserer Kenntnis der Personen und der Verhältnisse glauben wir im Gegenteil annehmen zu dürfen, daß das Ministerium des Freiherrn von Hertling ebenso wenig ein Parteiregiment sein will, wie es möglich ist, in der Ernennung dieses Ministeriums eine „klare und deutliche Entscheidung" der Krone zugunsten des parlamentarischen Regimes und den förmlichen Uebergang zu demselben zu erblicken..... Im Interesse des Landes aber ist es gelegen, den Männern, welchen die Krone ihr Vertrauen geschenkt hat, auch vonseiten des Volkes vorerst mit Vertrauen zu begegnen und hieran festzuhalten, solange nicht Ereignisse eintreten, durch welche das Vertrauen erschüttert wird. Es ist daher zu beklagen und entschieden zu mißbilligen, wenn in einem Aufrufe wie dem hier vorliegenden ohne Gefühl für die damit verbundene Verantwortung unternommen wird, die eben erst ernannte Regierung schon im voraus zu diskreditieren."

Auf die liberale Fraktion des nunmehr einberufenen, am 27. Februar zusammentretenden neuen Landtags dürften derartige Abmahnungen, selbst wenn sie à la „Augsburger Abendzeitung" aus den eigenen Reihen der liberalen Partei ertönen, kaum einen erheblichen Eindruck machen. Wo Politiker vom Schlage eines Casselmann, Müller-Meiningen, Quidde im Vordergrund stehen und um die dreifache Palme des Volkstribunen, des Demagogen und des Kilometerredners ringen, haben alle höheren Rücksichten zu schweigen. Die Politik der Sammlung kann selbstredend auch auf die gemäßigten Elemente im Lager des Liberalismus nicht verzichten. Läßt die fraktionelle Umklammerung eine freie Entfaltung dieser Kräfte nicht zu, so wird der Riß, der durch den Austritt der beiden letzten Vorsitzenden aus der nationalliberalen Landespartei zutage trat, sich naturnotwendig verbreitern und vertiefen. Die Vorgänge in der nationalliberalen Reichstagsfraktion und die lebhaften Proteste norddeutscher Wahlkreise gegen die im Reichstage selbst fortgesetzte nationalliberale Rotblockpolitik müssen über kurz oder lang zu einer Parteikrisis und zu einer reinlichen Scheidung der Geister führen.

* * *

„Und der König absolut, wenn er uns den Willen tut". Dieser Grundsatz der liberalen „Vernunftmonarchisten", die ihre monarchische Gesinnung, um ein geflügeltes Wort der „Kölnischen Zeitung" anzuwenden, sofort „revidieren", wenn die Krone sich ihren Wünschen und ihrem Willen entgegenstellt, wiederholt sich in der modernen Staatengeschichte immer wieder aufs neue. So auch jetzt wieder bei einem dem Liberalismus und der Loge so widerwärtigen bayerischen Ministerwechsel. Dieselben liberalen Zeitungen, welche sich nach der Kammerauflösung nicht genug tun konnten, die starke Hand und die ungebeugte Kraft des 90jährigen Regenten zu preisen, der als konstitutioneller Herrscher an die Entscheidung des Volkes appelliert habe, und die dem Ministerium Podewils als dem „Ministerium eines solchen Regenten" Weihrauch streuten, drohen demselben Regenten mit der Revolution und Republik, weil er, von seiner konstitutionellen Befugnis Gebrauch machend, ein Ministerium berief, das seiner Ueberzeugung nach der Lage im Lande angemessen ist. Die „Münchner Neuesten Nachrichten", deren Drohungen und Maßlosigkeiten gegen die Krone an dieser Stelle schon wiederholt zitiert wurden, holen in Nr. 86 vom 18. Februar zu einem neuen Schlage aus, indem sie, auf die Redefreiheit in der Kammer pochend, fast ein Jahr nach der unvergleichlichen Landesfeier des 90. Geburtstages des Regenten, wörtlich schreiben: „Wenn aber die Hiebe der Linken auf das Zentrum gerichtet sind, geht ihre Wirkung doch höher hinauf: Unter der tiefgehenden Erbitterung leidet unfehlbar auch das Ansehen der Krone, und selbst die Anhänglichkeit des Volkes bleibt nicht unberührt."

Den Gipfel der Gehässigkeit gegen den Regenten und den Thronfolger Prinzen Ludwig hat aber der Münchener Korrespondent der „Kölnischen Zeitung" (Nr. 164) erklommen, indem er in einem Artikel mit der Ueberschrift „Der Protestantismus und Liberalismus der Wittelsbacher" es einfach als eine historische Forderung hinstellte, daß das „altprotestantische" Haus Wittelsbach, das die Ueberweisung der protestantischen Gebietsteile Frankens und Schwabens an Bayern durch Napoleon nur seinen nutzbringenden liberalen protestantischen Traditionen zu verdanken habe, auch heute noch an diesen Traditionen festhalte und sie durch Intoleranz und Imparität gegen den „zur Zentrumsfahne schwörenden Teil der katholischen Bevölkerung" betätige. Selbst die schmachvolle Zeit der Säkularisation unter Montgelas reklamiert die „Köln. Zeitg." offen für ihre protestantischen und liberalen Traditionen, wenn auch mit der Einschränkung, daß diese Zugeständnisse an das Aufklärungszeitalter in solchem Umfange heute nicht mehr zu billigen seien. Alldieweil bei der Verschleuderung des Besitztums von mehr als 200 Kirchen und Klöstern auch unersetzliche Schätze an Kunst und Wissenschaft verramscht worden sind! Welchen Zweck, wenn nicht den einer direkten konfessionellen Hetze, kann es haben, wenn Prinzregent Luitpold, dessen Urgroßvater, Pfalzgraf Friedrich Michael von Zweibrücken, mit der Anwartschaft auf das Kurfürstentum Bayern zum katholischen Glauben seiner Urahnen zurückkehrte, daran erinnert wird, daß sein Großvater König Max I. Joseph, sein Vater König Ludwig I. und sein Bruder König Max II. mit Protestantinnen verheiratet gewesen seien? Königin Marie, die protestantische preußische Prinzessin und Mutter der unglücklichen Könige Ludwig II. und Otto, ist doch als fromme Katholikin gestorben, und die Prinzen Luitpold und Adalbert haben doch samt ihren Söhnen und Enkeln ohne Ausnahme Katholikinnen geheiratet. Die zahlreichen protestantischen Herrscherhäuser in Deutschland würden es als eine direkte Kränkung empfinden, wenn man sie in ähnlichem Zusammenhange als alt-katholische reklamierte, was doch mit weit größerem Rechte geschehen würde, weil ihre Vorfahren sich von der katholischen Kirche getrennt haben.

Aber der Zweck dieser „historischen" Epistel ist durchsichtig. Wir haben dasselbe Lied schon mehr als einmal gehört. So beim Sturze des Ministerpräsidenten Grafen Crailsheim, als dessen Leibtrabant der Münchener Korrespondent der „Kölnische Zeitung" sich von jeher gefühlt hat, und zu einer Zeit, als die Vermählung des Prinzen Rupprecht mit einer protestantischen Prinzessin als sehr wünschenswert ventiliert wurde. Reminisze

juvat! Die Dr. Hirthschen „Münchner Neueste Nachrichten“ konnten sich natürlich den „sehr beachtenswerten“ Exkurs der „Kölnischen Zeitung“ nicht entgehen lassen und gaben ihn wörtlich wieder. Ihren eigentlichen Zweck werden die Hetzer kaum erreichen. Ob der Nebenzweck, die Erregung des furor protestanticus, neue Nahrung erhält, steht dahin. Friedliebende Protestanten werden sich von solchen Herausforderungen eher abgestoßen fühlen. Während „Kölnische Zeitung“ und „Münchner Neueste Nachrichten“ im trauten Verein mehr im „großen Stile“ gegen das Haus Wittelsbach mobil machen, versuchen kleinere Kläffer es mit noch gröberen Mitteln. Hier nur ein Beispiel. Im nationalliberalen „Iserlohner Tageblatt“ (Nr. 35 vom 10. Februar) findet sich folgende unglaubliche Leistung:

„Welche geheimen Kräfte mögen da wohl in der Zwischenzeit am Werke gewesen sein. Soll man sie suchen in der Altersmüdigkeit des regierenden Herrn, der um jeden Preis seinen Lebensabend in Ruhe und Frieden verleben wollte? Soll man sie suchen in den geheimen Fäden, die zwischen der Münchener Nunziatur (!), zwischen der Präsidentenwohnung der Zweiten Kammer und den Beichtvätern der königlichen Familie gesponnen wurden? Mag dem sein, wie ihm wolle! Eines steht fest, daß in diesen Wochen und Tagen die bayerische Regierung den letzten Rest an Autorität, den sie noch besaß, verwirtschaftet hat. Aber „einst wird kommen der Tag . . .“

Es genügt, diese Frechheit niedriger zu hängen. Ob der Racheakt, den der badische Großblockliberalismus an der Krone Bayern nehmen will, indem er den Posten eines badischen Gesandten am Münchener Hofe aus dem Budget strich, die Situation der liberalen Partei und Fraktion in Bayern verbessern wird, kann getrost der Erwägung unseres „Personalien“-Liberalismus überlassen werden.

Wie kläglich erscheinen alle diese Provokationen eines skrupellosen Radauliberalismus, wenn man damit die jedes Deutschen Patriotenherz erhebenden Vorgänge beim Stapellauf des von der Prinzessin Therese von Bayern getauften Linienschiffes „Prinzregent Luitpold“ in Kiel vergleicht. Während der Deutsche Kaiser und Bayerns Regent herzliche Telegramme austauschen, der Kaiser dem Senior der deutschen Fürsten in herzlichem Trinkspruche huldigt, während der bayerische Thronfolger Prinz Ludwig in markiger Rede vor aller Welt den Glauben an des Reiches Zukunft bezeugt und unter lebhaften Wünschen für den Frieden auch im Hinblick „auf den Krieg, den wir nicht fürchten“, das treue Zusammenwirken der deutschen Fürsten und Staaten betont, haben sich traurige Wichte gefunden, die dem Hause Wittelsbach aus purem Parteifanatismus mit der — — Revolution drohen.

Die „Allgemeine Rundschau“ glaubt in der Würdigung der neuen Lage in Bayern der Pflicht des Chronisten wie des Politikers genügt zu haben und möchte nun in aller Ruhe abwarten, wie sich die Dinge im neuen Landtag entwickeln werden.

Weltrundschau.

Von **Fritz Nienkemper**, Berlin.

Das Linkspräsidium als Lückenbüßer.

Das Komödienspiel bei der Präsidentenwahl im Reichstag ist leider noch nicht zu Ende gekommen. „Fortsetzung folgt“ nach vier Wochen. Vorläufig ist man nur zu einem Notbehelf gelangt, der den Präsidialsessel mit drei ehrgeizigen Mitgliedern der Linken provisorisch füllt. Die Vertrödelung von Zeit, Kraft und Würde verdankt der Reichstag der Bassermann-Partei, die nicht wußte, was sie will und kann, es auch heute noch nicht weiß und vielleicht in vier Wochen, bei der endgültigen Präsidentenwahl, es auch noch nicht wissen wird. Die Präsidialfrage wuchs sich zu einer Krisis in der nationalliberalen Partei aus. Vertrauensmänner aus dem Lande eilten herbei, um gegen die Stimmabgabe für Bebel als Präsidenten und Scheidemann als Vizepräsidenten Einspruch zu erheben. Da schon ein hervorragender Parteigenosse in begreiflicher Entrüstung seinen Austritt aus der nationalliberalen Partei öffentlich angemeldet hatte, so war die erste Aufgabe dieser Vertrauensmänner, die Parteigenossen vor weiterer Fahnenflucht zu warnen. Dann bearbeiteten sie die Reichstagsfraktion, und zwar mit solchem Erfolg, daß dieselbe (unter den üblichen beschönigenden Ausflüchten) den Rückzug beschloß und die fernere Teilnahme an einem Linkspräsidium ablehnte. Herr Dr. Paasche wurde förmlich zum Verzicht auf den Posten des 2. Vizepräsidenten aufgefordert und handelte auch demgemäß, nachdem er einige Tage, angeblich zur Sicherung des Geschäftsganges für alle Fälle, gezögert hatte. Das war eine auffallende Schwenkung nach rechts. Aber nur zu schnell folgte wieder eine Schwenkung nach links. Zur Etatsdebatte entsandte die nationalliberale Fraktion den Abg. Junck, der ausgesprochen jungliberal ist und sich auch scharf in diesem Sinne äußerte. Ferner wurde in einer Fraktionssitzung dem Abg. Bassermann, der für die ganze Verirrung bei der Präsidentenwahl und bei der vorhergegangenen Großblockwahltaktik die Verantwortung trägt, eine Ovation bereitet und die Würde des Fraktionsvorsitzenden abermals verliehen. Von einer wirklichen Besserung der nationalliberalen Partei kann man also noch nicht sprechen; auch nicht nach der Bußpredigt des Reichskanzlers, auf die wir noch zurückkommen.

Als Lückenbüßer für das Präsidium hatte die Fortschrittliche Volkspartei die Abg. Kämpf und Dove zur Verfügung gestellt. So fügte es die Ironie des Schicksals, daß neben dem roten Scheidemann als Vizepräsidenten gerade der Mann Platz nahm, den die Minister und die kaiserlichen Schloßbeamten gegen den Sozialdemokraten durchgebracht hatten. Die beiden Fortschrittler wurden zu Präsidenten gewählt von der vereinigten rosaroten Linken. Die Rechte und das Zentrum gaben weiße Zettel ab, da sie mit einem Präsidium, in dem Herr Scheidemann bereits saß, nichts zu schaffen haben wollten. Mit den Sozialdemokraten und deren fortschrittlichen Schleppenträgern stimmten aber auch die gesamten Nationalliberalen für Kämpf und Dove. Nachdem nun diese beiden Präsidenten ohne den roten ersten Vizepräsidenten um Audienz beim Kaiser nachgesucht hatten, wurde diese Audienz auf Vorschlag des Kanzlers abgelehnt. Darob große Aufregung im liberalen Lager.

Die Predigt des Reichskanzlers und die Witwen- und Waisensteuer.

Herr von Bethmann Hollweg benutzte die Etatsdebatte zu einem kritischen Rück- und Umblick, der eine Art Programmrede bildete. Sein Hauptzweck war offenbar, die besseren Elemente des Nationalliberalismus aus der Großblock-Verirrung zu lösen; daher die scharfe Beleuchtung der beiden roten Präsidentschaftskandidaten, welche die Unterstützung von einigen Dutzend Bassermännern gefunden hatten. Der erzieherische Zweck der Rede könnte an sich unseren vollen Beifall finden. Ebenso die bestimmte Erklärung des Reichskanzlers, daß die Regierung sich nicht auf die reaktionäre und nicht auf die radikale Seite drängen lasse, sondern nun erst recht fest auf den eigenen Füßen stehen werde. Leider drängt sich mehr als ein großes Aber auf. Sind solche rügende und warnende Worte das geeignete Mittel, um den Gärungsprozeß in der nationalliberalen Partei zum guten Ende zu lenken? Haben nicht die Taten größere Kraft, als die beststilisierte Predigt? Die Handlungen der Regierung lassen aber nach wie vor vom Gesichtspunkt der Sammlungspolitik vieles vermissen.

Wir sind nicht so empfindlich, daß wir es dem Reichskanzler übelnehmen würden, wenn er zur Bekräftigung seiner angeblichen Stellung über den Parteien auch nach rechts und gegen das Zentrum kritische Pfeile verschießt. Aber seine Polemik gegen die Ablehnung der Steuer auf die direkten Erbschaften ist doch nicht bloß ungerecht, sondern geradezu gefährlich für den Fortgang der Politik. Der Kanzler meinte, er habe die Ablehnung der Erbanfallsteuer (der sog. Witwen- und Waisensteuer) nicht verteidigen können, weil die verbündeten Regierungen sie beantragt gehabt hätten, und weil die Möglichkeit einer Wiedereinbringung der Vorlage nicht ausgeschlossen sei. Erstens hätte die Regierung, ohne sich etwas zu vergeben, den Entstellungen entgegentreten können und müssen, welche die liberalen und sozialdemokratischen Hetzer sich erlaubten; sie hätte vor allem das Volk darüber aufklären sollen, daß für die 55 Millionen, die man vom Witwen- und Kindererbe erheben wollte, Ersatz geschaffen ist durch neue Besitzsteuern, und nicht etwa durch indirekte Steuern auf den Massenverbrauch.

Der Abg. Speck bemerkte sehr richtig, die Wiedereinbringung würde eine Brüskierung der Parteien bedeuten, welche 1909 die Finanzreform so opferwillig geschaffen haben. Hinter diesem Wort, sagte der Reichskanzler, ständen Machtansprüche, die er zurückweisen müsse. Nein, das Zentrum will bei der Warnung vor diesem Experiment nicht seine Macht zeigen, sondern nur die Regierung ersuchen, die Mehrheit von 1909 nicht unnötigerweise in eine Zwangslage zu bringen, die weder den früheren

Verdiensten dieser Partei entspricht, noch der inneren Entwicklung förderlich sein kann. Als die Regierung des Herrn von Bethmann die 500 Millionen neuer Steuern von den schwarzblauen Parteien entgegennahm, da stellte sie sich mit den letzteren auf den Standpunkt, daß es allenfalls auch ohne die Witwen- und Waisensteuer gehe, und daß nun für die nächste Zukunft die Steuerfabrikation abgeschlossen sein solle. Nun kommen nach 2½ Jahren schon wieder Steuerforderungen. Da erhebt sich zunächst die Vorfrage, ob denn wirklich der Mehrbedarf für Heer und Flotte nicht aus den Erträgen der großen Reform von 1909 noch gedeckt werden kann. Sollte das nach gründlicher Prüfung verneint werden müssen, so bliebe noch die weitere Frage, ob denn wirklich nicht noch eine andere Form der Besitzsteuer oder eines sonstigen Deckungsmittels zu finden ist.

Die Regierung will, wie es scheint, in beiden Punkten rücksichtslos vorgehen. Der Schatzsekretär hat fortgesetzt Ueberschüsse von 100 bis 150 Millionen jährlich. Davon will er aber gar nichts abgeben; er hält diese ganzen Summen fest für eine forzierte Schuldentilgung — als ob wir nun gleich aus dem einen Extrem in das andere Extrem fallen müßten. Er beklagt es, daß die Erbanfallsteuer immer als tiefer Schatten über unserem politischen Leben schwebe und daß die Kluft, die sie geschaffen, sich immer mehr erweitere und vertiefe. Aber daraus zieht er leider nicht die nächstliegende Folgerung, daß die Regierung diesen unseligen Zankapfel in festem Gewahrsam halten müsse, sondern scheint dem Zentrum und den Konservativen von neuem die Witwen- und Waisensteuer zumuten zu wollen.

Das ist ein Punkt von viel größerer Wichtigkeit und Folgenschwere, als alle Standreden des Reichskanzlers. Wenn die Regierung wirklich die Witwen- und Waisensteuer abermals vorlegt, dann triumphiert Herr Bassermann und seine Großblockpolitik. Dann tut die Regierung dasselbe, wovor sie jetzt die Nationalliberalen so eindringlich warnt. Sie orientiert dann ihre Steuerpolitik nicht im Sinne der positiven Parteien von 1909, sondern im Sinne der Hetzer und Hasser, die mit Hilfe der Sozialdemokratie die blauschwarze Mehrheit auf den Tod bekämpft haben.

Die Taten entscheiden, nicht die Worte. Das gilt nicht bloß für die hohe Politik in Ansehung Englands, sondern erst recht für die innere Entwicklung unter den gegenwärtigen kritischen Verhältnissen. Wird die Witwen- und Waisensteuer wieder eingebracht, dann können die Rechte und das Zentrum auch bei der endgültigen Präsidentenwahl ruhig weiße Zettel abgeben und der Linken die Ehrenstellen in diesem Parlament überlassen. Denn alsdann will ja die Regierung ihre Politik im Geiste und mit Hilfe der Linken durchführen. Im Lande aber wird man sagen: Die Sozialdemokratie und ihre Bundesgenossen müssen doch wohl nicht so schlecht sein, wie der Reichskanzler sie in seinen Worten schildert, denn derselbe Reichskanzler macht ja seine Steuern mit ihnen gegen die Rechte und das Zentrum!

Augenblicklich kann man nur bedingungsweise sprechen, da die Wehrvorlage und die Deckungsvorlage noch nicht eingegangen sind, sondern der Entscheidung des Bundesrats unterliegen. Sollte der Bundesrat nicht Staatsmänner in seiner Mitte haben, die das Gefährliche der angekündigten Maßnahmen des Reichskanzlers und des Schatzsekretärs erkennen? Der Bundesrat hat doch seit 1909 nicht bloß neue Erfahrungen sammeln können, sondern auch neue Männer in sich aufgenommen.

Inzwischen möchten wir Herrn von Bethmann Hollweg darauf aufmerksam machen, daß durch die Ankündigung der Wiederkehr der Steuer auf die direkten Erbschaften alles dasjenige, was die nationalliberalen Vertrauensmänner und seine eigene Beredsamkeit zur Erziehung der Bassermann-Partei versucht haben, vorläufig wirkungslos gemacht ist. Als Erzieher hat der Reichskanzler bereits Fiasko gemacht; als Steuerpolitiker wird er es auch machen, wenn er nicht rechtzeitig noch von dem Irrwege zurückkommt.

Die Versöhnung mit England.

Erfreulicher als die innerpolitische Beredsamkeit des Reichskanzlers war seine kurze Erklärung über versöhnliche Verhandlungen mit England. Die Mission des englischen Kriegsministers Haldane haben wir in der vorigen Nummer schon kurz erwähnt und zugleich darauf hingewiesen, daß der Chef der Admiralität Churchill diese Friedensmission mit einem Ausfall gegen den „Luxus“ des deutschen Flottenbaues begleitete. Gemütlich, wie wir Deutschen sind, haben wir uns durch diese Blüte der eigenartigen ministeriellen Bankettberedsamkeit Englands nicht irre machen lassen. Herr Haldane ist in Berlin sehr zuvorkommend aufgenommen worden und hat mit unseren Regierungsmännern „die Punkte, in denen sich die Interessen der beiden Länder berühren, durchgesprochen, um eine Grundlage für vertrauensvolle Beziehungen herzustellen“. Die Aussprache soll fortgesetzt werden. Mit diesen Erklärungen des deutschen Reichskanzlers stehen im Einklang die Erklärungen, die in den beiden englischen Häusern der Ministerpräsident und der Minister Crewe abgegeben haben. Aus den Worten des letzteren scheint noch hervorzugehen, daß man auch die Entwicklung des deutschen Kolonialbesitzes in Afrika in Besprechung gezogen hat. Ueber die Einzelheiten wird natürlich noch das Amtsgeheimnis bewahrt. Herr Haldane kam ohne Ermächtigung zu bindenden Abmachungen, aber er kam doch im Auftrage des Kabinetts.

Was uns an den gegenwärtigen Vorverhandlungen am besten gefällt, ist der Umstand, daß von einem Rüstungsabkommen bisher keine Rede ist. Die Frage der vertragsmäßigen Abrüstung, die Deutschland kaum bejahen kann, ist bisher immer der Stein des Anstoßes geworden für alle vermeintlichen oder wirklichen Friedensengel. Erfreulicherweise bricht sich jetzt in der englischen Presse die vernünftige Ansicht Bahn, daß die Rüstungsbeschränkungen nicht die Voraussetzung, sondern nur die Frucht einer vertrauensvollen Verständigung sein können.

Erfreulich ist auch, daß die deutsche Presse und unsere sonstige öffentliche Meinung bei aller Versöhnlichkeit doch ihren Ruf und diejenige Mäßigung bewahrt, die den Verdacht des Nachlaufens und der Zudringlichkeit ausschließt. Es kann aus der Sache nur dann etwas werden, wenn die Engländer sich bewußt bleiben, daß sie die Versöhnung mindestens ebenso nötig haben, wie wir.

Die kaiserlich approbierte Republik von China.

Yuanschikai, der geriebenste Politiker unter den geriebenen Chinesen, hat nun wirklich das Kunststück fertig gebracht, daß er den kaiserlichen Hof, der ihn zur Rettung berufen hatte, zum Verzicht auf die Kaisermacht bewog, zugleich die Revolutionäre zur Unterordnung unter ihn (Yuanschikai) zu bestimmen wußte und so sich selbst zum Herrn des umgewandelten Reiches der Mitte machte. Sunjatsen, der revolutionäre Präsident, hat dem großen Ränkeschmied von Peking vorläufig den Platz eingeräumt und will anscheinend als Botschafter nach London gehen. Die Dynastie in China erwies sich in der Tat der Absetzung würdig, als sie ohne jeden ernsten Verteidigungsversuch sich gegen die Zusicherung „guter Verpflegung“ (wie Karl Buttervogel bei Immermann sagt), in die Versenkung befördern ließ. Bei dieser großen Umwälzung hat es verhältnismäßig wenig Ruinen gegeben. Wie das neue Leben aussehen wird, das unter der modernen Staatsform aufblühen soll, läßt sich freilich nicht prophezeien. In China, das darf man nie vergessen, geht es chinesisch zu, wie sich auch bei der eigenartigen Manier dieser „Revolution“ gezeigt hat. Der Charakter des Volkes läßt sich nicht so schnell ändern wie die Staatsform.

Graf Aehrenthal — Graf Berchtold.

Von Chefredakteur Franz Eckardt in Salzburg.

Spät abends am 17. Februar ist der gemeinsame Minister des Auswärtigen Alois Graf Aehrenthal an den Folgen der Leukämie in Wien gestorben. Am selben Tage hatte Kaiser Franz Joseph I. das Entlassungsgesuch, welches Graf Aehrenthal schon vor mehreren Wochen eingereicht hatte, genehmigt und an den bereits mit dem Tode Ringenden ein Handschreiben gerichtet, in dem es heißt: „Bei diesem Anlasse (der Enthebung vom Amte) finde Ich Mich bestimmt, Sie Meines ungeschmälerten Vertrauens, nicht nur in Ihre Person, sondern auch in die Politik zu versichern, die Sie unter schwierigen Verhältnissen mit umsichtiger Initiative verfolgt haben und die Ihnen eine bleibende ehrende Erinnerung sichert. Zugleich spreche Ich Ihnen für die treuen, ausgezeichneten Dienste, die Sie Mir, Meinem Hause und der Monarchie in aufopfernder Weise geleistet haben, Meine vollste Anerkennung und Meinen wärmsten Dank aus.“ Lesen konnte der Sterbende diese Worte kaiserlicher Huld nicht mehr, man las sie ihm vor. Ob er sie noch verstanden? Wenn ja, so werden sie ihm den Abschied von dieser Welt erleichtert haben. Zweimal hatte er in den letzten Tagen kommuniziert, am Nachmittage des Sterbetages hatte ihm der Geschäftsträger der päpstlichen Nuntiatur Msgre. Rossi die letzte Oelung und den päpstlichen Segen erteilt.

Graf Aehrenthals Ministerschaft zerfällt in zwei Teile [1]. Der erste umfaßt die Jahre 1906, in dem er die Erbschaft nach Graf Goluchowski antrat, bis 1908, in dem er die Eingliederung der Reichslande Bosnien-Herzegowina in die Habsburgermonarchie durchführte, der zweite Teil die Jahre 1909 bis 1911. So sehr die Patrioten beider Reichsteile ihm zujubelten, als er mit einem kräftigen Ruck die Monarchie zu tatenvollem Leben im Staatenkonzerte der Welt erweckte und sie in die vorderste Reihe stellte, so berechtigt ist auch die Kritik, welche sich gegen seine Politik erhob, als er nach seiner Großtat diese selbst nicht ausnützte und die Hoffnungen unerfüllt ließ, welche er selbst hervorgerufen hatte. Jetzt wissen wir freilich, daß sein tatenfroher Wille durch die furchtbare Krankheit gelähmt wurde, die schon lange an ihm zehrte und nach den verzehrenden Aufregungen der Annexionskrise aktuell geworden war. Der gute Wille, das ihm anvertraute Amt auch in den durch Marokko und Tripolis hervorgerufenen Krisen aufs gewissenhafteste zu verwalten, spricht ihm niemand ab, aber die Tatkraft dieses Willens war gebrochen. Es läßt sich nicht bestreiten, daß es für Graf Aehrenthal wie nicht minder für die Monarchie besser gewesen wäre, wenn er schon 1909 mit Rücksicht auf seine Krankheit sich ins Privatleben zurückgezogen hätte.

Es sei hier nur kurz daran erinnert, daß die Kritik seiner Politik eine größere Wärme gegen das Deutsche Reich, eine geringere Nachgiebigkeit und besseren Grenzschutz gegen Italien und eine beschleunigtere Annäherung an Rußland verlangte — Forderungen, in denen die Patrioten Oesterreichs einig sind und welche Graf Aehrenthal auch wohl nicht unberücksichtigt gelassen hätte, wenn ihm die Gesundheit im früheren Ausmaße erhalten geblieben wäre. In der inneren Reichspolitik, zu der er als gemeinsamer Minister so vielfache Amtsbeziehungen hatte, waren die Oesterreicher deshalb mit ihm unzufrieden, weil er allzu nachgiebig gegen die magyarischen Postulatenpolitiker war, weshalb die Magyarenpresse in Budapest und in Wien zu seinen bedingungslosesten Verteidigern gehörte. Im Interesse der Habsburgermonarchie ist zu bedauern, daß ein widriges Geschick es dem Grafen Aehrenthal nicht gestattete, sein kraftvolles und erfolgreiches Wirken der ersten Jahre seiner Ministerschaft mindestens noch ein Jahrzehnt fortzusetzen.

Zum Nachfolger Graf Aehrenthals ernannte der Kaiser den Grafen **Leopold Berchtold** von Ungarschitz, der Aehrenthals Nachfolger in der Botschafterstelle in Petersburg gewesen war, und den man schon lange als Anwärter auf den Posten des Aeußernministers genannt hatte. Graf Berchtold wurde 1863 in Wien geboren, entstammt einem alten Vorarlberger Geschlechte, welches sich später in Mähren ansässig machte und große Besitzungen in Ungarn erwarb; er ist mit dem magyarischen Adel vielfach verwandt, nicht etwa nur durch seine Frau, eine Gräfin Karolyi; er besitzt das ungarische Indigenat und ist auch Mitglied des ungarischen Magnatenhauses. Er ist also Ungar. (Nach den bisherigen Gepflogenheiten müßte nun Baron Burian das gemeinsame Finanzministerium niederlegen und einen österreichischen Nachfolger erhalten, als welcher Fürst Hohenlohe, jetziger Statthalter von Triest, genannt wird.) Graf Berchtold war als Diplomat in Paris und London und kam 1903 nach Petersburg, als Graf Aehrenthal dort Botschafter war. Persönliche Rücksichten auf seine Familie veranlaßten ihn, 1906 aus dem diplomatischen Dienst zu scheiden und sich der Verwaltung seiner Güter in Ungarn zu widmen. Als dann Graf Aehrenthal Minister des Aeußern wurde, bewog er den Grafen Berchtold, als Botschafter nach Petersburg zu gehen. Dieser hatte es dort nicht so leicht und bequem wie sein Vorgänger, denn Graf Aehrenthals Balkanpolitik gefiel dem Aeußernminister Iswolski keineswegs, ja es kam wegen der Sandschakbahn bekanntlich fast bis zum Bruche. Dem Grafen Berchtold gelang es dann, jene historische Begegnung Aehrenthals und Iswolskis auf seinem herrlichen Schlosse Buchlau in Mähren herbeizuführen, bei welcher dem Vertreter Rußlands die endgültig beschlossene Annexion Bosnien-Herzegowinas mitgeteilt wurde. Während der dann folgenden bosnischen Krise hatte Graf Berchtold am russischen Hofe eine ungemein schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe, die er aber dahin löste, daß sich zwischen den Kabinetten von Petersburg und Wien wieder normale Beziehungen entwickelten. Nur ungern gab der Kaiser dem Wunsche des hervorragenden Mannes, dessen Familie das Klima an der Newa nicht vertrug, nach, ihn aus dem diplomatischen Dienste zu entlassen: 1911 trat Graf Berchtold abermals ins Privatleben zurück, und jetzt stellt ihn des Kaisers Befehl an die Spitze des Auswärtigen Amtes der Monarchie.

Daß die Wahl des Kaisers gerade auf Graf Berchtold fiel, ist wohl auch der Ausdruck des Wunsches, daß die Beziehungen zwischen Wien und Petersburg wieder inniger werden. Die Völker Oesterreichs und ganz besonders die Deutschen begleiten ihn auf dem verantwortungsvollsten Posten der Monarchie mit dem Wunsche, daß er als Grundlage seiner Politik die innigste Freundschaft zum Deutschen Reiche und die Aufrechterhaltung des Weltfriedens wählen möge, wozu allerdings auch der kräftigste Schutz des eigenen Landes gegen feindliche Gelüste der Irredenta gehört. Damit wird er sicherlich auch dem Willen seines kaiserlichen Herrn entsprechen.

[1] Vgl. den Aufsatz „Aehrenthal" in Nr. 4 der „Allgemeinen Rundschau" vom 27. Jänner 1912.

Miteinander und nebeneinander — nicht gegeneinander.

Von Chefredakteur Max Roeder-Aachen.

Das neue Jahr hat in der kurzen Zeit seines Regiments mit unverkennbarer Deutlichkeit gezeigt, wohin die Reise geht. Wir nähern uns in raschen Schritten der Zweifrontenstellung, deren Bildung jede parlamentarische Aktion nur beschleunigen wird. Ebenso steht heute fest, daß auf der linken Seite das sich zu ihr zählende sogenannte bürgerliche Element vollständig einflußlos bleibt. Damit ist endlich die Preisfrage aufgeworfen, wie die Flutwelle des Umsturzes wirksam eingedämmt werden kann. Gewiß gilt auch hier: der Worte sind genug gewechselt; ja, es sind schon zu viel Worte gewechselt. Die Berufenen und Verantwortlichen sehen sich außerstande, der gefährlichen Bewegung ein wirksames Paroli zu bieten. Das beliebte Mittel, der Ruf nach Sammlung der bürgerlichen Elemente, ist ebenso alt wie unwirksam. Schuld daran trägt der sogenannte Liberalismus in seiner mehr oder minder nationalen Schattierung, derselbe Liberalismus, dessen größtes Schuldkonto mit der Tatsache bedeckt ist, daß er mit seinem Individualismus-Kult den Keim der Entfremdung in das Volk gelegt, und daß seine maßlose Hetze gegen das Positive unter Aufpeitschung der konfessionellen Gegensätze eine unüberbrückbare Kluft geschaffen hat. Es wäre ein dankbares Thema, von diesem Punkte aus den Faden durch das Labyrinth der liberalen Entwicklung zu ziehen, wie es ebenso einfach ist, unter Zugrundelegung dieser Axiome den Werdegang auf Grund der neuesten Erscheinungen im Liberalismus ohne Sehergabe zu schildern. Die da aus den Januarwahlen eine Wiedergeburt des Liberalismus erwarteten, werden durch die Vorgänge bei der Präsidentenwahl zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß es im politischen Leben keine Wiedergeburt gibt, daß vielmehr alles konsequente Entwicklung ist. Will man nach dem liberalen Niedergang unter allen Umständen das Wiedererwachen des freien Bürgergeistes im besten Sinne des Wortes geschichtlich fixieren, so fällt dieser Augenblick zusammen mit der Gründung des Zentrums. Und wenn heute trotz aller Mißerfolge, die letzten Endes ihre Ursache im liberalen Schuldbuch haben, unverkennbare Ansätze zu einer Gesundung vorhanden sind, so äußern diese sich in der Annäherung, die sich bei der bürgerlichen Rechten vollzieht. Ihr steht gegenüber die Millionenpartei des Umsturzes und der Verblendung, gefahrdrohender denn je. Weniger auf politischem Gebiete! Die Sozialdemokratie mag ein ansehnliches Mandatsgewicht in die Wagschale werfen, sie mag selbst in vielen Fällen von dem Standpunkt der Verneinung abweichen, sie wird immer einflußlos und unfruchtbar bleiben. Weniger wegen der ihr entgegenstehenden Ordnung des monarchischen Staatswesens, sondern wegen der wesentlichen Grundlagen der sozialistischen Weltanschauung. Diese muß überwunden werden; das ist das Hauptproblem der Zukunft, das alle einend und einigend an die Arbeit ruft.

Von diesem Gesichtspunkte allein aus ist es schon unverständlich, daß in den Reihen des Katholizismus von Zwietracht auch nur geredet wird. So gut jetzt der Hauptansturm dem Katholizismus gilt, ebenso sicher bildet dieser im Entscheidungskampfe die Garde. Diese allein aber genügt nicht in der

mörderischen Feldschlacht. Das ist Mutterboden, wie er fruchtbarer nicht gedacht werden kann. Es bleibt der traurige Ruhm des zweiten Dezenniums des 20. Jahrhunderts, daß Brüder eines Glaubens einander verdächtigten und zensurierten, das in einem Jahrhundert, dem die Antwort auf Weltanschauungsfragen das bleibende Stigma aufdrücken wird. Ohne Zweifel gehört es zu den traurigsten Erscheinungen unserer Zeit, daß sich immer wieder Katholiken verteidigen müssen gegen grundlose Denunziationen, während in richtiger Erkenntnis der ernsten Lage die von uns getrennten, aber an denselben Christus glaubenden Mitbürger enger die Reihen schließen. Der Katholik, der darin etwas Gefährliches und Bedenkliches sieht, weil er eine Verwässerung katholischer Grundsätze befürchtet, der muß selbst auf schwankendem Boden stehen und nicht durchdrungen sein von der Adlerhöhe und Felsengewalt seines Glaubens. Im Gegenteil. „Der Wunsch, an dem katholischen Glauben festzuhalten", sagt Balmes, „konnte sich nur steigern, wenn ich zuweilen in voller geistiger Unabhängigkeit mit der Ergründung jener tiefen Fragen mich beschäftigte, welche die Philosophie zu lösen sich vorsetzt und ich mich von allen Seiten von den dichtesten Finsternissen umgeben fand, ohne mehr Licht zu entdecken als ein unheimliches Wetterleuchten, das nur dazu diente, die Tiefen der Abgründe sichtbar zu machen, an deren Rand meine Füße sich befanden." Und dann: was sollen theoretische Erörterungen, wo die Praxis zur Entscheidung drängt? In solch ernster Zeit sollte nicht mehr zutreffen, was der weitschauende Führer Windthorst vor mehr als 30 Jahren sagte:

„Der römische Stuhl und wir Katholiken überhaupt werden niemals zugestehen, daß die protestantische Auffassung des Christentums die richtige sei; wir halten die unserige für richtig. Aber sind Sie denn in dem Falle, irgendwie uns zu erklären, daß Sie unsere Auffassungen für richtig halten? Wir verlangen das auch nicht einmal; es wäre das auch ein durchaus unbilliges Verlangen; denn es würde das Verlangen sein, daß Sie Ihre Ueberzeugung aufgeben sollten. Wenn wir nun mit unseren Ueberzeugungen in dem deutschen Lande fest und entschlossen nebeneinander stehen, dann bleibt uns nichts übrig, als uns wechselseitig zu achten und vor allen Dingen das Hauptgebot des Christentums, das Gebot der Nächstenliebe, recht lebendig in uns wirken zu lassen und auf dem Boden dieser Nächstenliebe uns wechselseitig zu ertragen, jetzt aber alle, die wir an Christum glauben, gemeinsam Front zu machen gegen den Unglauben, der die eine Kirche wie die andere umzustürzen droht."

Mit anderen Worten präzisierte der gelehrte Jesuitenpater Tilmann Pesch die Lage, wenn er in seiner „Christlichen Lebensphilosophie" von den beiden einzig „konsequenten" Weltanschauungen sagte: „Die erstere setzt Gott ab, umkleidet den Menschen mit dem Glanz der Unabhängigkeit und legt ihm die Welt zu Füßen. Die andere erkennt Gott an und ladet den Menschen ein, die Welt zu benutzen, um zu Gott zu gelangen."

Staunend muß man sich fragen, wie angesichts dieser Tatsachen die Verteidigungen immer noch notwendig sind. Das katholische Volk will nichts wissen von doktrinären, weltfremden Theoretikern, weil es weiß, daß die Unerschütterlichkeit seines Glaubens tief versenkt und verankert ist und daß die rauhe Wirklichkeit Wege weist, auf denen dieser Glaube seine Feuerprobe längst bestanden hat. Facta loquuntur! Wenn unerfahrene Liebedienerei selbst vor der Autorität der von Gott gesetzten Lehrer und Hirten nicht haltmacht, dann müssen doch jene Schulter an Schulter stehen, welche in deutschen Landen derselbe katholische Glaube eint. Diese Einigkeit würde bald die Nörgler verstummen lassen, eine Einigkeit, die entspringt aus dem gewaltigen Gebot, das die Nächstenliebe der Gottesliebe gleichsetzt. Eigenliebe und Klassenhaß — das sind die Punkte, von denen aus die Welt aus ihren Angeln gehoben werden kann; aber, Gott Dank, sie liegen nicht auf festem Boden. Anders die Nächstenliebe mit ihrem Felsengrunde, von dem der schon genannte Jesuitenpater mit Recht sagt: „Dem Christentum ist es gelungen, die Grundlagen der Gesellschaftsordnung zu festigen, indem es statt Reichtum und Habsucht die Armut und Weltverachtung als Ideal hinstellt, an Stelle des Egoismus die Gottesliebe, an Stelle der Verachtung der Geringen und Armen die opferwillige Nächstenliebe und indem es die Arbeit allen zur Pflicht macht." Warum sich also nicht finden? Der Kölner Metropolit hat in seinem Fastenhirtenbriefe die Zeitenlage mit Schärfe und Liebe gezeichnet; es sind wahre Apostelworte, die den Weg zum Frieden weisen. Haben wir nur den Mut, ihn zu beschreiten; die Kraft dazu gibt uns der, der bei uns sein will bis zum Ende der Zeiten.

Das Menschlein und Gott.

„Ich muss, ich muss noch leben,
Ich habe so viel zu tun,
So viel zu ringen und streben,
Ich kann, ich darf nicht ruh'n!
Ich muss, ich muss noch leben,
So viele bedürfen noch mein,
Ich habe so viel zu geben,
So vielen noch etwas zu sein!
Ich darf nicht schlafen und rasten,
Das Leben steht vor dem Haus,
Es drängt mich zum Eilen und Hasten,
Es ruft mich zur Arbeit hinaus!"

Gottvater lächelt nur leise:
„Mein liebes, törichtes Kind,
Du redest nach Kinderweise,
Du bist, wie die Kinderlein sind!
Du möchtest gerne noch spielen,
Wenn's heisst, ins Bettchen geh'n,
Du denkst nicht, dass ob deinen Zielen
Die Ratschlüsse Gottes steh'n.
Geh schlafen, du brauchst den Schlummer
Und lass allen Dingen den Lauf
Und mache dir nicht so viel Kummer,
Ich weck' dich beizeiten schon auf!"

Anna Freiin von Krane.

Katholische und evangelische Christen.

Von Rechtsanwalt Aug. Nuß, Seligenstadt (Hessen).

So viel Haß und Häßliches, so viel Hetze und Zerklüftung auch die verflossenen Wahlkämpfe gezeitigt haben, es ist auch manches Gute und Versöhnende in diesen aufgewühlten Zeiten gesagt und getan worden. In manchen Wahlkreisen haben sich Katholiken und Protestanten brüderlich die Hand gereicht, indem sie sich auf den beiden Teilen gemeinsamen Boden des Vaterlandes und des positiven Gottesglaubens stellten. Insbesondere bei uns in Hessen hat dieses Zusammengehörigkeitsgefühl erfreuliche Früchte gezeitigt. Ich erinnere nur an die Wahl der rechtsliberalen oder besser altliberalen Reichstagsabgeordneten von Heyl, Dr. Becker und Strack, deren Sieg hauptsächlich durch die treue, selbstlose Zentrumshilfe möglich geworden ist. Ich erinnere an die herrlichen Dankesworte, die Freiherr von Heyl zu Herrnsheim nach seiner Wahl auch an die doch meistens aus Katholiken bestehenden Zentrumswähler gerichtet hat. Von besonderer Bedeutung sind auch die „deutschbürgerlichen" Wahlbetrachtungen der altliberalen (nationalliberalen) „Wormser Zeitung" gewesen; bedeutsamer noch war auf dieser Seite die freimütige und energische Zurückweisung der vom „Evangelischen Bund" (natürlich!) gegen die „Wormser Zeitung" darob gerichteten Angriffe. Es wird in den genannten Artikeln des Wormser Organs den deutschen Katholiken offen und mit bedeutsamer Schärfe das Zeugnis nationaler Zuverlässigkeit ausgestellt und die von dem Wormser Zentrumsblatt, den „Nachrichten", mit Recht aufgeworfene Frage, ob bei einer Stichwahl zwischen Zentrum und Sozialdemokratie in der Wormser Ecke ersteres auch so sicher auf die restlose Unterstützung der Nationalliberalen rechnen könne, wie dies im umgekehrten Verhältnis bei dieser Wahl der Fall war, dahin beantwortet, daß die Nationalliberalen in diesem Falle unbedingt für den bürgerlichen Kandidaten eintreten würden. Ob restlos, erscheint mir nach den „Bedenken" und „Beklemmungen" des Evangelischen Bundes immerhin fraglich. Aber die tolerante, offene Sprache des Wormser Blattes ist jetzt um so erfreulicher und erfrischender, als man es in früheren Zeiten von dorther wesentlich anders vernahm!

In der „Allgemeinen Rundschau" sind schon öfters Stimmen laut geworden, welche zum konfessionellen Frieden unter den einzelnen Bekenntnissen rieten. Auch der evangelische Stadtpfarrer Schiller-Nürnberg hat in der katholischen „Alle

gemeinen Rundschau" zum religiösen Frieden gemahnt und mahnen — können. Es sei mir nun gestattet, hier eine Stimme aus dem überzeugt-evangelischen Lager zu zitieren, die wegen ihrer konzilianten Form und der sachlichen Einzelheiten prinzipielle Bedeutung besitzt und als weithin leuchtendes Friedenszeichen auch in einem katholischen Organ von der Bedeutung der „Allgemeinen Rundschau" Raum finden soll. Ein evangelischer Geistlicher schreibt in Nummer 33 der „Neuen Tageszeitung" in Friedberg unter der Ueberschrift „Zu der Landtagswahl in Offenbach-Land" folgendes:

„In dem Eingesandt des Lehrers Georg T. in Dietzenbach befindet sich die Bemerkung: Wer ein echter Protestant sein will, der kann seine Stimme keinem Zentrumskandidaten geben." — Es ist das ein Standpunkt, der allerdings in evangelischen Kreisen vielfach immer noch vertreten wird. Und doch ist es Zeit, daß wir endlich über diese einseitige, falsch orientierte Stellungnahme hinauskommen. Wer Gelegenheit hat, die katholische Tagespresse, die „Kölnische Volkszeitung" zum Beispiel oder das „Frankfurter Volksblatt" öfters zu lesen, der wird auf das angenehmste davon berührt sein, daß die Blätter niemals etwas enthalten, was unser evangelisches Empfinden verletzen könnte. Der Schreiber dieses bekommt die Blätter seit Jahren zur Hand; niemals, es sei nochmals betont, ist er auf etwas gestoßen, was als gehässiger Ausfall gegen das evangelische Bekenntnis bezeichnet werden könnte. Eine ähnliche Haltung wahren die großen Katholikentagungen. Schreiber dieses hatte Gelegenheit, mehreren Versammlungen auf dem Katholikentag in Mainz beizuwohnen. Erzberger sprach da zum Beispiel über die katholische Mission in unseren Kolonien und zog dabei zum Vergleich auch die Arbeit der evangelischen Mission heran; es geschah in durchaus würdigem und angemessenem Ton. Die Borromäusenzyklika ist freilich eine Wolke gewesen, aber sie ist doch vorübergezogen. Darum sollte man den Fall auf sich beruhen lassen. — Bei der letzten Reichstagswahl hat das Zentrum selbst evangelische Theologen, wie Stuhrmann in Lennep und Mumm in Siegen, beides entschieden gläubige evangelische Männer, energisch unterstützt. Wir sehen also da auf katholischer Seite eine anerkennenswerte Weitherzigkeit. Soll die auf unserer Seite geringer sein? — Gläubige evangelische Christen haben mit gläubigen Katholiken vieles, sogar die Hauptsache gemeinsam, nämlich den Glauben an den Gottessohn und sein Erlösungswerk. Das „Frankfurter Volksblatt" brachte im verflossenen Jahre einen ausführlichen Bericht über einen Vortrag, den ein katholischer Privatdozent über die Person Jesu in Frankfurt gehalten hatte. Was er gesagt, ist genau der Standpunkt der christusgläubigen Theologie innerhalb des Protestantismus. Der katholische Theologe hatte, wie aus seinen Ausführungen deutlich hervorging, auch die von evangelischer Seite erschienene Literatur über die Christusfrage sich angesehen und manches daraus übernommen. Bedenken wir doch zum Beispiel auch, daß wir dem Katholizismus das schönste Weihnachtslied verdanken: „Stille Nacht, heilige Nacht!" Der wunderbare Text stammt von einem katholischen Geistlichen im Salzburgischen, der katholische Lehrer des Ortes hat die dem Text ebenbürtige Melodie geschaffen. Wo man in so tieempfundener Weise vom Heiland singen kann, da ist echtes Christentum.

Ohne Frage sind zwischen evangelischem und katholischem Christentum große Unterschiede vorhanden, aber es besteht keine absolut trennende Kluft. Eine solche besteht aber den geistigen und politischen Strömungen gegenüber, die wie die Sozialdemokratie und der ebenso unter antichristlichem Einfluß stehende Linksliberalismus die Entchristlichung unseres Schulwesens anstreben und überhaupt unseres ganzen Volkslebens. Das ist der Feind, religiös, national und wirtschaftlich betrachtet, zu dessen Abwehr die wirklich religiösen Kreise auf evangelischer und katholischer Seite zusammenstehen sollten."

Weiter erwähnt der Verfasser in seiner Zuschrift, daß ein evangelischer Missionar in der ostafrikanischen Mission bei den katholischen weißen Vätern einen überaus herzlichen Empfang gefunden hat und sich voll Lob darüber ausspricht. An den Wunsch des Missionars, daß dieses schöne Verhältnis erhalten bleiben möge, schreibt der evangelische Geistliche anschließend:

„Das ist der rechte christliche Geist auf beiden Seiten, und den wollen wir mehr pflegen bei uns daheim, unserem gemeinsamen deutschen Vaterland zu Nutz und Frommen."

Ganz unsere Meinung!

Man darf mich und andere aber in diesen von Modernistenschnüffelei erfüllten Zeitläuften nicht mißverstehen. Wir reden keinem verwaschenen, unkatholischen Christentum das Wort. Wir halten es auch hier nur mit dem bewährten strategischen Grundsatz: Getrennt marschieren und vereint schlagen, und vor allem mit dem herrlichsten Sittengebot des Christentums: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Darum Kampf dem Irrtum, aber Liebe dem Irrenden!

Das Wachstum des Sozialismus von 1907—1912.

Von Otto Veith, Saarbrücken-Burbach.

Die Wahlschlacht vom 12. Januar ist geschlagen. Die Parteien atmen wieder auf und halten Umschau nach ihren Mannen. Das Zentrum kann mit dem Erfolge zufrieden sein. Es war ein Höllenkampf. Die alten Stammburgen der Partei wurden behauptet, und eine nicht unbeträchtliche Stimmenzahl den schwer bedrängten Konservativen zugeführt. Eine Partei schaut aber mit teuflischer Freude auf die Wahl von 1912 zurück: die Sozialdemokratie. Die Zahl der für die sozialistischen Kandidaten abgegebenen Stimmen ist von 3 259 029 gültigen Stimmen im Jahre 1907 auf 4 250 329 gültige Stimmen im Jahre 1912 gestiegen. Waren im Jahre 1907 nur 28,9 Prozent aller Stimmen sozialistisch, so stieg der Prozentsatz im Jahre 1912 auf 34,9 Prozent aller gültigen Stimmen. Die Zahl der sozialistischen Stimmen ist also um 6 Prozent in den fünf Jahren gewachsen. Wir müssen uns daher mit der Tatsache abfinden, daß über ein Drittel der Wähler sozialistisch gestimmt hat.

Die Steigerung ist natürlich nicht gleichmäßig im ganzen Reich. In manchen Gegenden ist der Fortschritt rascher, in anderen langsamer. So ist zum Beispiel sehr auffallend, daß in dem ganz „roten" Hamburg nur ein Wachstum von 0,6 Prozent eingetreten ist, während die thüringischen Staaten 9,2 Prozent mehr sozialistische Wähler aufgebracht haben als 1907. Diese Stimmenmehrung im ganzen Reiche im einzelnen zu beobachten, ist von großem Interesse. Wir stellen zunächst die Stimmenzahlen der Sozialdemokratie von 1907 und 1912 einander gegenüber. Hier das Ergebnis:

Staat	1907 Sozialistische Stimmen	1912 Sozialistische Stimmen
Preußen	1 816 959	2 407 498
Bayern	237 892	331 271
Sachsen	418 570	513 216
Württemberg	115 724	153 335
Baden	93 386	117 154
Hessen	76 992	98 074
Mecklenburg-Schwerin	44 271	50 210
Mecklenburg-Strelitz	6 059	6 492
Sachsen-Weimar	28 736	37 570
Oldenburg	21 705	26 799
Thüringische Staaten	92 049	119 585
Lippe	8 424	11 227
Braunschweig	37 203	48 200
Anhalt	27 641	31 465
Hamburg	112 892	138 343
Bremen	27 362	35 862
Lübeck	11 575	13 353
Elsaß-Lothringen	81 589	110 675
Deutsches Reich	3 259 029	4 250 329

Aus dieser Aufrechnung geht hervor, daß die sozialdemokratischen Stimmen in keinem einzigen Staate des ganzen Reiches zurückgegangen, sondern überall gewachsen sind. Sehr stark sind die roten Stimmen in Bayern, Sachsen, Braunschweig und Elsaß-Lothringen emporgeschnellt. Um ein genaues Bild über das prozentuale Wachstum zu gewinnen, lassen wir folgende Berechnung folgen. In Prozenten ausgedrückt, sind die sozialistischen Stimmen vermehrt worden:

Staat	1907 in % aller gültigen Stimmen	1912 in % aller gültigen Stimmen	Zunahme in %
Preußen	26,4	32,1	+ 5,7
Bayern	20,9	27,2	+ 6,3
Sachsen	48,5	55,0	+ 6,5
Württemberg	27,9	32,5	+ 5,6
Baden	23,9	28,2	+ 4,3
Hessen	32,7	39,6	+ 6,6
Mecklenburg-Schwerin	34,3	37,4	+ 4,1
Mecklenburg-Strelitz	29,9	30,7	+ 0,8
Sachsen-Weimar	38,2	45,9	+ 7,7
Oldenburg	27,1	33,1	+ 6,0
Thüringische Staaten	40,0	49,2	+ 9,2
Lippe	23,7	29,4	+ 5,7

Staat	1907 in % aller gültigen Stimmen	1912 in % aller gültigen Stimmen	Zunahme in %
Braunschweig	40,1	48,6	+ 8,7
Anhalt	42,7	46,2	+ 3,5
Hamburg	60,6	61,2	+ 0,6
Bremen	48,4	53,4	+ 5,0
Lübeck	50,6	52,5	+ 1,9
Elsaß-Lothringen	23,7	31,7	+ 8,0
Deutsches Reich	28,9	34,9	+ 6,0

Diese Aufstellung offenbart, daß das durchschnittliche Wachstum der sozialdemokratischen Stimmen im ganzen Reiche 6% beträgt. Am meisten sind daran beteiligt die thüringischen Staaten (9,2%), Braunschweig (8,7%) und Sachsen-Weimar (7,7%). Auch Bayern ragt über den Durchschnitt hinaus (6,3%), Hessen hat gar 6,6% Steigerung der roten Stimmen, Elsaß-Lothringen sogar 8%.

Noch ein anderes lehrt diese Tabelle: es gibt mehrere Staaten, in denen mehr als die Hälfte der abgegebenen Stimmen sozialistisch sind. Das sind Sachsen, Bremen, Lübeck und Hamburg. Die letztere Stadt weist gar 61,2% auf, sodaß in Hamburg, wenn die Wahlen ein richtiges Bild von der Volksstimmung geben, von 100 Wählern 61 Sozialdemokraten sind.

Vom religiösen Standpunkte aus betrachtet, sind die evangelischen Staaten am stärksten bei der sozialdemokratischen Stimmenzahl beteiligt. Hamburg, Bremen, Lübeck und Sachsen sind überwiegend evangelisch, während das stark katholische Bayern die wenigsten sozialistischen Stimmen aufweist. Jedoch sind auch katholische Staaten stark in den roten Stimmen emporgegangen, so besonders Elsaß-Lothringen, Hessen und Bayern.

Das Bild ist wenig erfreulich, doch kann es nicht entmutigen. Die alte Fahne des Zentrums muß mit neuer Begeisterung aufrecht erhalten und harte, dauernde Arbeit auf religiösem, sozialem und politischem Gebiete geleistet werden. Die erstere halte ich für die wichtigste.

Die Kommunalwahlen in Rheinland und Westfalen.

Von K. Hein-Düren.

Auf einer Versammlung des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz am 4. Dezember in Düren (Rheinland) führte der Oberpräsident der Rheinprovinz, Freiherr von Rheinbaben, unter anderm aus: „Die politischen Streitigkeiten sollen keinen Platz haben in kommunalen Angelegenheiten. Wir haben der politischen Streitigkeiten schon mehr als genug, lassen wir sie nicht auch noch hineintragen in die Kommunen!" Gewiß recht schöne und beherzigenswerte Worte, die aber leider die rauhe Wirklichkeit als allzu utopisch erkennen lassen. Gerade im Rheinland hat das Zentrum dem Sirenengesang des Liberalismus viele Jahre gläubig gelauscht und sich so allmählich nicht nur vom Rathaus, sondern auch aus der Gemeinde- und Stadtverwaltung verdrängen lassen. Erst als die liberale Herrschsucht immer unerträglicher wurde, da gingen auch dem Zentrum die Augen auf, da fing es an zu erkennen, daß die Liberalen das von ihnen geprägte Schlagwort: „Politik gehört nicht aufs Rathaus" selbst nur da anwenden, wo ein parteipolitisches Vorgehen ihnen schaden muß, in kleinen Städten und auf dem Lande. Hier kommen sie mit dieser Phrase am ehesten auf ihre Rechnung und können vor allem einen Vorstoß gegen die konfessionelle Volksschule wagen, während sie in der Großstadt längst offen den Parteirock angezogen haben.

Wenn auch ein zielbewußtes Vorgehen langjährige Gewohnheiten und Vorurteile nur langsam zu beseitigen vermag, so ist es doch in Rheinland und Westfalen der unermüdlichen Aufklärungsarbeit der Zentrumspresse in den letzten Jahren gelungen, die Kommunalwahlen auf ein höheres Niveau zu heben, den Zentrumswählern klar zu machen, daß nur eine Sammlung der Kräfte geordnete Verhältnisse herbeiführen, dem Zentrum den ihm gebührenden Platz erringen kann. Nur durch den Zusammenschluß aller kann der Liberalismus in Stadt und Gemeinde in die richtigen Schranken zurückgewiesen und vor allem die rote Sturmflut, die auch hier immer mächtiger einzudringen droht, aufgehalten werden.

Als Hauptmerkmale der diesmaligen Kommunalwahlen nennt die freikonservative „Post" in einem: „Das Ergebnis der Stadtverordnetenergänzungswahlen in Preußen" überschriebenen Artikel vom 22. Dezember 1911 Nr. 599 „neue gewaltige Fortschritte der Sozialdemokratie und ungewöhnliche Verstärkung der Stellung des Zentrums." Immerhin blieben selbst diesmal dem Zentrum einige Verluste nicht erspart. Diese verteilen sich in der Hauptsache auf die Orte: Bingerbrück, Bochum, Bocholt, Datteln i. W., Essen, Gelsenkirchen, Kohlscheid (Aachen), Mülheim a. Rh., Neunkirchen, Oberhausen, Rath, Recklinghausen. Dagegen siegte es in Aachen, Altendorf, Bernkastel, Bochum (Höntrup—Dahlhausen—Linden), Bonn, Koblenz, Köln, Krefeld, Dortmund, Dülken, Düsseldorf, Eupen, Euskirchen, Heinsberg, Honnef, Kaldenkirchen, Mülheim-Styrum, München-Gladbach, Süchteln, Steele, Trier, Uerdingen, Werden.

Die Haupterfolge der Sozialdemokraten wurden in Altenhagen-Eckesey, Wehringhausen, Höhscheid, Elberfeld, Ohligs, Mülheim a. Rh. und Remscheid erzielt, während die Liberalen mit Ausnahme von Mülheim a. Rh. überall da reüssierten, wo das Zentrum Mandate einbüßte.

Das Zentrum hat den Kampf auf der ganzen Linie mit großem Geschick und straffer Disziplin ausdauernd und erfolgreich geführt. Ueberall stand es isoliert. Nur auf seine Kraft angewiesen mußte es den Kampf gegen Koalitionen führen, die der Zentrumshaß zusammengeschweißt hatte, so in Essen, Bochum, Mülheim a. Rh., Rath, oder aber gegen die Allmacht der Zechen und Großindustrie wie in Essen, Bochum, Gelsenkirchen, Neunkirchen, Oberhausen, Recklinghausen. Hier übten die Werke durch ihre Beamten einen schamlosen Terrorismus auf die Wähler aus, der dem Zentrum Mandatsverluste bringen mußte. Immerhin hat sich auch da noch seine werbende Kraft durch erheblichen Stimmenzuwachs gezeigt. So gering also die Mißerfolge des Zentrums anzuschlagen sind, so hoch seine Siege, die jene nicht nur an Zahl, sondern vor allem an Qualität weit übertreffen. Da steht an erster Stelle Köln. Trotzdem der Liberalismus mit allen Mitteln arbeitete, gelang es dem Zentrum in der 3. und, was weit schwieriger war, in der 2. Abteilung seine sämtlichen Kandidaten durchzubringen, sodaß es jetzt über 32 Sitze von 51, also eine sichere Zweidrittelmehrheit verfügt. Die einfache Mehrheit errang es zum erstenmal in Trier und Eupen, während in Bonn wenigstens die Zweidrittelmehrheit der Liberalen gesprengt ward. Das sind in der Tat glänzende Erfolge, auf die das Zentrum stolz sein kann, und die ihm über die paar Mißerfolge um so eher hinweghelfen können, als diese nicht seiner mangelnden Kraft oder gar Disziplin entsprungen sind, sondern lediglich einem widerwärtigen Vorgehen seiner Gegner.

Wo die Liberalen dem Zentrum allein gegenüberstanden, hauptsächlich in den großen Industriezentren, haben sie nicht durch die von der Partei ausgehende Macht, sondern durch gewaltsame Unterbindung einer freien Wahl einzelne Mandate eingeheimst. In Essen drückte der allgewaltige „gelbe" Krupp'sche Werkverein den Arbeitern den Stimmzettel in die Hand, in Neunkirchen ging der Druck von dem Stumm'schen Werk aus, in Oberhausen von der Gute Hoffnungshütte und der Zeche Concordia, ebenso von den Zechen in Kohlscheid, Datteln und Recklinghausen, und auch in Bochum sorgten die Industriekapitäne unter Mißbrauch ihrer wirtschaftlichen Gewalt, daß die Arbeiter eine richtige „Direktive" für die Abgabe und Kontrolle ihrer Stimmen hatten.

Weit besser als der Liberalismus trotz Benutzung der kapitalistischen Hochdruckpresse ist bei den heurigen Kommunalwahlen die Sozialdemokratie gefahren. „Sie hat es längst erkannt, wie wertvoll es für ihre Bestrebungen ist, sich Sitz und bestimmenden Einfluß in den Körperschaften der gemeindlichen Selbstverwaltung zu verschaffen." Seit Jahren arbeitet sie mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln an der Erreichung dieses Zieles, und dank einer schamlosen Verhetzung der Arbeiter, dank unerhörter Lügen und Verdrehungen vor allem über die Tätigkeit des Zentrums hat sie bei den diesmaligen Wahlen einen gewaltigen Vorstoß gemacht, besonders in der dritten Abteilung. Nicht nur eine Reihe neuer Mandate sind ihr zugefallen zu den alten, die sie fast ausnahmslos behaupten konnte, in Remscheid und Ohligs hat sie die letzten Mandate der dritten Abteilung an sich gerissen und in Höhscheid besitzt sie nunmehr die Mehrheit, 14 von 24 Stimmen im Stadtverordnetenkollegium. Zudem ist die Zahl ihrer Wähler überall erheblich gewachsen. Kein Wunder,

daß da allenthalben in der sogenannten „nationalen" Presse Weh- und Jammerrufe erscheinen über „das unaufhaltsame Vordringen der roten Gefahr"; nur schade, daß man in dem Augenblicke, wo man sich dieser Gefahr kaum mehr erwehren kann, die Partei, die sie allein aufzuhalten vermag, das Zentrum, ausschließt, wie es der obenerwähnte Artikel der „Post" tut. Die „nationalen" Parteien, denen sie Zentrum und Sozialdemokratie gegenüberstellt, ruft sie zur Einigkeit auf, um „die großen Massen des deutschen Volkes zu einer lebendigen Teilnahme an den so wichtigen Angelegenheiten des kommunalen Verwaltungswesens aufzurütteln", und vergißt dabei, wie die „Köln. Volkszeitung" in einem Artikel: „Eine übersehene Lehre" in Nr. 1106 v. Js. mit Recht bemerkt, das Wichtigste. „Die sogenannten nationalen Parteien allein vermögen den Vormarsch der Sozialdemokratie nicht aufzuhalten, ob sie einig oder getrennt vorgehen. Zum Glück für Staat und Gesellschaft gibt es aber noch eine andere, nicht minder nationale Partei, die den Beweis erbracht hat, daß sie in ihrem Bereich der Werbekraft der Sozialdemokratie erfolgreich zu begegnen versteht." Gerade die letzten Wahlen zeugen für jeden, der sehen will, aufs allerdeutlichste, daß nur das Zentrum ein wirklich dauerndes und kräftiges Bollwerk gegen die rote Sturmflut bilden kann. Denn sein Einfluß erstreckt sich auf die Wähler der dritten Abteilung, gegen die die Sozialdemokraten einzig anstürmen können. In der ersten und zweiten Klasse steht ihnen der Panzerplattenschutz der Klassenwahl entgegen, hinter dem allein sich auch die Liberalen zu halten vermögen.

Der Liberalismus ist also stark im Zurückweichen und wird nur noch gestützt: 1. durch das Klassenwahlrecht, 2. durch Ausnützung seiner wirtschaftlichen Ueberlegenheit und 3. durch Verbrüderung mit der Sozialdemokratie (Bochum, Mülheim a. Rh., Dortmund.) Die Sozialdemokratie marschiert auf der ganzen Linie vorwärts in der dritten Abteilung, unterstützt von ihren „nationalen"! liberalen Freunden. Das Zentrum hat sich nicht nur behauptet, sondern seine Stellung noch erheblich verstärkt. Es hat sich als eminent nationale Partei erwiesen, die auch da nicht versagte, wo nur durch Zusammenschluß aller bürgerlichen Parteien die Sozialdemokraten erfolgreich zurückgeschlagen werden konnten; in Elberfeld (2. Abt.), Hochweide (Bz. Köln), Hagen-Altstadt, Burscheid, Höntrup bei Bochum, Unna, Biebrich a. Rh., Lüdenscheid, Wanne, Herne, Iserlohn, Wattenscheid, Wittau. Aber ihm ist durch diese letzten Wahlen wieder so recht klar geworden, wie immer mehr alle Parteien von Bassermann bis Bebel auch bei diesem Ringen sich zusammenfinden, um seine Anhänger von der Kommunalverwaltung fernzuhalten. Erst eine ganz kürzlich in Heft 11/12 der „Kommunalpolitischen Blätter" auf Grund einer Rundfrage in den rheinisch-westfälischen Kommunen mit mehr als 10000 Einwohnern gegebene Uebersicht über die Paritätsverhältnisse in den Stadtverordnetenkollegien und in der Kommunalverwaltung hat eine außerordentlich große Benachteiligung des katholischen Volksteiles ergeben.

Es liegt ein leises Frühlingsweh'n.

Es liegt ein leises Frühlingsweh'n,
Ein Hauch des Südens in der Luft,
Hab acht, mein Herz, es kann gescheh'n,
Dass bald schon, bald die Drossel ruft!

Im Garten schmilzt der letzte Schnee,
Es tropft und taut von Busch und Baum,
Bald scheinen Not und Winterweh
Dir wie ein ferner, banger Traum.

Wer weiss, was sich begeben mag
Im jungen Frühlingssonnenschein?
Vielleicht am goldnen Maientag,
Da tritt das Glück zu dir herein!

Schon liegt ein leises Frühlingsweh'n,
Ein Hauch des Südens in der Luft,
O Herz, mein Herz, es kann gescheh'n,
Dass bald schon, bald die Drossel ruft!

Josefine Moos.

Ein Weckruf zur Mitarbeit im Vinzenzverein.

An die katholische deutsche Studentenschaft!

Von Dr. rer. pol. August Löhr, Generalsekretär des deutschen Vinzenzvereins, Köln am Rhein.

Kommilitonen!

Lange haben deutsche Ozanamsjünger erwartungsvoll ausgeschaut nach der neuen Vereinsorganisation. Nun ist sie da. Das Generalsekretariat der deutschen Vinzenzvereine will helfen, aber es bittet auch um Hilfe. Wo soll es sie finden, wenn nicht vor allem bei euch, den Bannerträgern des gesunden Fortschritts, den Hoffnungsfrohen, Hochgemuten! Euch Freunden, die ihr wacker mittut, reicht der Generalsekretär heute die Hand zum Glückwunsch hin. Jedem einzelnen von euch. Ihr seid auserwählt aus Tausenden, auserlesen, begnadet!

Was uns nottut, das sind vor allem Leute von Geist, von Tatkraft, von frischem Wagemut und freudigem Opfersinn. So waren sie, die einst um Ozanam sich scharten. Denn Caritas ist nicht Sport, nicht dunkle Gefühlssache, sondern rationelle aktive Opferfreudigkeit im Dienste der Liebe. Ist verkörperter Idealismus, ist sittliche Tat, ist Erfüllung des höchsten Gebotes, ist wahrhaft Gottesdienst. Darum appelliere ich heute an euch und eure ritterliche Gesinnung. Euer ist der Vinzenzverein. Kommt, tut mit! Haltet und hütet pietätvoll das bewährte Alte! Schafft eine Gasse dem gesunden Fortschritt!

Vergeßt nicht den Armenbesuch! Ein einziger Gang die steilen, knarrenden Stiegen hinauf in eine armselige Dachkammer, wo man Unglückliche sieht, kranke Eltern, weinende Kinder, ist unvergleichlich wertvoller als die glänzendste theoretische Erörterung über caritative oder soziale Fragen. Ist inneres Erfahren, ist persönliches Erleben. Ist — wenn recht getan — Heiligung unseres eigenen Ich und wirkt Heiligung bei anderen.

Aber es gilt den Armenbesuch fruchtbar und wertvoll zu machen.

Für die armen Familien:

Ihnen, den Verlassenen, die von den religiösen und sozialen Standesvereinen nicht erfaßt werden, nicht erfaßt werden können, müssen wir die Lebensmächte des Christentums erschließen. „Den Armen wird das Evangelium verkündet." Träger christlicher Kultur in der Dachkammer und im Hinterhause, das sollen und wollen wir sein. Aber nicht „in sublimitate sermonis aut sapientiae" (1. Kor. 2, 1), nicht mit pathetischem Vortrag oder mit akademischer Weisheit. In schlichtem, traulichem Zwiegespräch wollen wir „dem Armen das Leben erklären, ihn auf die höchsten Lebensgüter hinweisen". Ihm zeigen, „daß im Erdenleben mit Leid und Freud, mit Arbeit und Kampf, ein Ewigkeitssinn steckt". Die Armen lehren, diesen Ewigkeitssinn für sich nutzbar und fruchtbar machen: das heißt eine Fackel denen anzünden, die in Finsternis und Todesschatten sitzen.[1])

Was spricht man und wie spricht man in der armen Familie? Die Frage birgt Probleme in ihrem Schoße, groß und weit und hoch. Ihnen kann man in unseren Tagen nimmer gerecht werden mit sogenannten frommen Ermahnungen. Wenn's der Arme auch nicht offen ausspricht, sicherlich muß er es innerlich erfahren: Wie war die Rede wunderbar, so klar und wahr und warm!

Fruchtbar für uns und unsere Mitglieder! Darum arbeitet überall auf eine gemeinsame Beratung und Aussprache hin, auf Austausch persönlicher Erfahrungen und Erlebnisse. Fangt selbst die Erörterung an, knüpft Fragen an die Bittgesuche. Ueber die Bittsteller, über die beste Art und Weise, ihnen zu helfen. Behandelt jeden Fall nach individuellen Gesichtspunkten mit einer warmen Liebe, als gelte es, ihn allein zu behandeln. Sucht die Ursachen des Uebels zu erkennen. Prüfet und forschet sorgsam nach den Gründen, weshalb die bisherigen Bemühungen bei einer Familie vielleicht erfolglos oder minder erfolgreich waren!

Ceterum censeo: Erinnert euch an die bewährten Grundsätze des Vinzenzvereins, wenn ihr um den schlichten bescheidenen Konferenztisch versammelt seit. Sie sucht bei passender Gelegenheit in die Erörterung hineinzutragen! Es sind hellstrahlende Leitsterne. In ihrem Lichte laßt uns praktisch arbeiten. Geistige Vertiefung unserer Arbeit, Rückkehr zu unseren obersten Prinzipien, Durchsäuerung unseres gesamten Wirkens mit religiösen Motiven, Orientierung an religiösen Zielen, eine Betrachtungsweise sub specie aeternitatis, im Lichte der Ewigkeit! Das ist Vinzenzgeist. Das ist christliche Caritas.

[1]) Vergleiche hierzu die geistvollen Ausführungen über „Unsere Erziehung am arbeitenden Volke" von Rektor Heinen in den Mitteilungen an die Präsides der katholischen Arbeitervereine der Erzdiözese Köln, Freie Folge, Nummer 43, Seite 536, M.-Gladbach, Januar 1912. Wie die Mitglieder unserer Vinzenzkonferenzen durch ihr Wort und ihr Beispiel Träger christlicher Kultur in der Hütte der Armut werden können, wird demnächst in der neuen Vereinszeitschrift des Vinzenzvereins hinsichtlich der Objekte und der Methode ausführlich dargelegt werden.

Aber die echte Caritas ist auch allzeit fortschrittlich. Schaut von hoher Warte mit hellem Blick. Späht aus, wo neu auftauchende Bedürfnisse und Notstände Abhilfe oder Linderung erheischen. Wandelte Friedrich Ozanam noch sichtbar unter uns, wahrlich er würde unablässig und unermüdlich den Armen alle Hilfsquellen erschließen, die nur immer für sie in Betracht kommen. Würde in heiligem Eifer von Staat und Gemeinde, von Stiftungen und privater Wohltätigkeit, von überall her die Bächlein des Wohltuns hineinleiten in die Hütten der Armut. Waren er und seine ersten Gefährten nicht Schutzengel der verwahrlosten und der gefährdeten Jugend? Wie sie spornstreichs im beflügelten Schritt der Jugend dahineilten durch die Pariser Straßen zu dem altersgrauen finstern Gebäude in der rue des Grès! Dort im Gefängnis bei den jugendlichen Verbrechern ließen sie sich wöchentlich mehrere Stunden einschließen, „um, wenn möglich, einige Gedanken der Religion und der Reue in Seelen hervorzurufen, die in einem Alter, wo sonst erst die Leidenschaften zu erwachen beginnen, vom Laster schon befleckt waren". Ihr Beispiel leuchtet mit Flammenschrift in die Gegenwart. Ist lauttönender Weckruf für uns: Nehmt euch der gefährdeten und der verwahrlosten Jugend an! Akademiker hinein in die Jugendkonferenzen (Vinzenzfürsorgeverein)! Nehmt tätigen Anteil am Kinderschutz, an der Vereins-Berufsvormundschaft, an der Pflegschaft, an der Ermittlung der Fälle, an der Einleitung des Verfahrens, an der Unterbringung der armen Kleinen, deren irdisches und ewiges Heil auf dem Spiele steht. Helft uns durch tüchtige Leistungen von seiten der freiwilligen Liebestätigkeit den gewaltigen Gefahren in religiöser Hinsicht vorbeugen, die so vielen unglücklichen Kindern drohen, wenn die amtliche Berufsvormundschaft über die unehelichen Kinder, vielleicht auch über die Gefährdeten bis zur Großjährigkeit ausgedehnt wird. Wie viele warm interessierte, intelligente und opferfreudige Helfer brauchen wir da! Ganz ähnlich bei der Hilfe am Jugendgericht. Nirgend und niemals wird's einem klarer als bei diesen vielgestaltigen Hilfsbestrebungen für die gefährdete Jugend, was der edle Brentano sagen wollte, wenn er schrieb:

Welch Geheimnis ist ein Kind,
An dem Scheideweg geboren,
Heut' geblendet, morgen blind,
Ohne Führer gehts verloren.

Nur andeutungsweise können wir flüchtig hinweisen, auf andere, nicht minder wichtige moderne Arbeitsgebiete des Vinzenzvereins, die Tag um Tag neue dringende Aufgaben stellen. Sie müssen gelöst werden. Planmäßig, zielbewußt, weitausschauend, opferfreudig, um Gottes und des notleidenden Mitbruders Willen. Da gibt's kein Uebersehen mehr. Gebieterisch redet die schreiende Not lauttönend hinein in die Herzen und in die Gewissen. Wer hätte ein christlich fühlendes Herz im Busen, kennte die Probleme und rührte nicht die Hand, sie zu lösen, die Trinkerfürsorge, Obdachlosenfürsorge, Regisarbeit, Krankenbesuch in den Hospitälern, positive Bekämpfung der Schmutz- und Schundliteratur, Besuch der Zugezogenen und das Problem der Probleme, die caritative Hilfsarbeit in der Seelsorge, die innere Mission uns stellen! Darauf müssen wir allen Ernstes unseren Gesichtswinkel einstellen. Müssen überall die Initiative ergreifen, anregen, schlummerndes Leben wecken, vorhandenes steigern, die neuen Gedankengänge auch in die Arbeiterwelt hineintragen. Müssen Caritasapostel werden unter unseren Kommilitonen. Müssen uns selber schulen durch Privatlektüre, durch Teilnahme an Vinzenzkursen, durch intensive Ausnutzung der in veränderter Form erscheinenden Vereinszeitschrift „Vinzenzblätter" (bisher „Jahrbücher des Vinzenzvereins"), durch verständnisvolle Mitarbeit daran, nicht zuletzt durch regen persönlichen Verkehr mit dem Generalsekretariat. Dort sind gerade Studenten herzlichst willkommen. Da gibt's Rat, Auskunft, Hilfe, Wegweisung in jeder Richtung.

Seht, das sind Gegenwartsaufgaben, die ihr im Vinzenzverein zu lösen berufen seid. Ihr sollt sie lösen, aber nicht im Sturm und Drang und nicht als Stürmer und Dränger, sondern gemach, unmerklich und fast unbemerkt, Widerstände überwindend mit sanfter Gewalt, immer auf das Vollkommenere, Bessere hinweisend und dem Besseren die Wege bereitend. Fortiter in re, suaviter in modo! Oder, sagt an, kommt denn der Lenz über Nacht gezogen, kommt er mit einemmal? Kommt er mit Ungestüm und Sturmesbrausen? Es ist ein geheimnisvolles, stilles Weben, Keimen, Treiben, Sprießen, Knospen. Alles kündet sein Kommen, aber niemand weiß, wie weit er bereits vorgeschritten ist. Nun ist er da, vollends da. Das ist Lenzes Kommen. Es ist organisches Werden, es ist das Wachsen der Natur. So müssen die Triebkräfte eurer jungen Bewegung sich geltend machen, so müssen ihre Lebensäußerungen walten und sich gestalten! Dann bedeuten sie Lenzes Anfang, künden und bringen sie einen Lebensmai, einen Liebesfrühling auf den sonnigen Fluren der göttlichen Caritas.

Vom katholischen Preßverein für Bayern.

Von M. Schwarzhoff.

Der katholische Preßverein für Bayern läßt soeben seinen Jahresbericht pro 1911 erscheinen. Als denkbar beste Einleitung findet sich an der Spitze der Erlaß, mit dem im Jahre 1906 Papst Pius X. den Verein der Unterstützung aller Katholiken, der Geistlichen wie der Laien, empfohlen hat, wobei er betonte, daß die Opfer, die für die Zwecke des Vereins gebracht werden, als auserlesene gute Werke zur Religion in Beziehung stehen und zum Heile der Seele beitragen.

Nach einigen erzbischöflichen und bischöflichen Empfehlungen folgt ein Gedenkblatt des Herrn Prälaten Dr. Triller zum zehnjährigen Jubiläum des Vereins. Der Vater des katholischen Preßvereins in Bayern gedenkt der ersten Anregung zur Gründung, die er in einer in Eichstätt abgehaltenen Protestversammlung gegen den Graßmann-Skandal am 24. April 1901 gab und ist in Erinnerung an den Anfang und die Schwierigkeiten des Werkes des Dankes voll angesichts der heute zu konstatierenden gedeihlichen Entwicklung. Er weist ferner darauf hin, wie der Segen zweier Päpste und die Sympathie aller bayerischen Bischöfe den Verein begleitet, in dem neben der Wirksamkeit der Geistlichen der Gedanke des Laienapostolates verwirklicht und ein bedeutsames Mittel zur geistigen Hebung und Bildung des Volkes geschaffen wurde. Allen Förderern des Vereins widmet Prälat Dr. Triller ein herzliches „Vergelts Gott!" Besonders ruft er es den Männern nach, die im letzten Jahre heimgingen zur Ewigkeit: Otto Leitenberger, Pater Benedikt Brenner und Domkapitular Bernhard Käufel, Männer, deren Namen mit der Geschichte des Preßvereins unauslöschlich verbunden sind. Die noch Lebenden aber möchten dem Verein treu bleiben und ihm weiterhelfen auf seiner Segensbahn im begonnenen zweiten Dezennium.

Was die Entwicklung des Mitgliederstandes angeht, so kann, wie für die letzten Jahre, so auch für das Berichtsjahr die erfreuliche Mitteilung gemacht werden, daß der Zuwachs größer war als in irgend einem anderen seit Bestehen. Es wurden 65 Ortsvereine mit 3728 Mitgliedern neu gegründet, sodaß jetzt 216 Vereine mit 18 168 Mitgliedern vorhanden sind. Unter den Mitgliedern befinden sich 401 angeschlossene Korporationen mit 40000 Angehörigen. Die Beiträge an die Zentrale sind auf 19 443 ℳ, die Zuwendungen zum Stiftungsfonds auf 27 000 ℳ gestiegen, abgesehen von 20 000 ℳ für den Münchener Ortsverein. Auf die einzelnen Diözesen verteilen sich die 17 767 persönlichen Mitglieder wie folgt: Augsburg 22 Vereine, 1813 Mitglieder, mehr gegenüber dem Vorjahr 4 Vereine, 400 Mitglieder, Bamberg 16 Vereine (+ 6), 985 Mitglieder (+ 230), Eichstätt 85 Vereine (+ 16), 3762 Mitglieder (+ 214), München 34 Vereine (+ 11), 6335 Mitglieder (+ 1518), Passau 13 Vereine (+ 7), 1090 Mitglieder (+ 312), Regensburg 25 Vereine (+ 8), 2505 Mitglieder (+ 491), Speyer 1 Verein (neugegründet), 100 Mitglieder, Würzburg 20 Vereine (+ 13), 1177 Mitglieder (+ 475). Von den korporativen Mitgliedern entfallen auf die Diözese Augsburg 52, Bamberg 37, Eichstätt 72, München 127, Passau 35, Regensburg 56, Würzburg 22.

Der Tätigkeitsbericht gibt ein anschauliches Bild davon, wie der Verein auch im letzten Jahre mit Eifer und Erfolg an der Erfüllung seiner Aufgabe, die katholische Presse und Literatur in allen ihren Erscheinungsformen zu fördern, alle unsittlichen und christentumsfeindlichen Preßerzeugungen abzuwehren und so zur Hebung der Volksbildung auf christlicher Grundlage durch Wort und Schrift beizutragen, gearbeitet hat. Sowohl in der Veranstaltung von Volksbildungsabenden wie in der Verbreitung des Volksbibliothekswesens hat der Preßverein alle neutralen Vereine überflügelt. Im verflossenen Jahre hat er 544 größere Referate und 298 Lichtbildervorstellungen veranstaltet. Dabei wurden unter Ausschluß politischer Tagesfragen die verschiedensten Gegenstände erörtert. In den 239 öffentlichen und gemeinnützigen Volksbibliotheken wird alles verbreitet, was literarisch wertvoll ist und nicht gegen christlichen Glauben, christliche Sitte und Vaterlandsliebe verstößt. Der Bücherbestand wurde im letzten Jahre um 47 465 erhöht und ist jetzt 185 388 Bände stark. Ausgeliehen wurden im Berichtsjahre 554 514 Bände. Für Neuanschaffungen, Miete, Heizung, Beleuchtung und Reinigung wurden 79,486 ℳ aufgewendet. Der Gesamtwert der Bibliotheken beläuft sich auf 285,138 ℳ, wovon auf die Diözese München rund 100,000 ℳ entfallen, Augsburg 35,570, Bamberg 28,245, Eichstätt 44,114,

Passau 16,600, Regensburg 41,980, Würzburg 19,225. München hat 14 Bibliotheken. Die vierzehnte wurde angesichts des Jubiläums des Regenten, des hochsinnigen Förderers vaterländischer Dichtung, Luitpold-Bibliothek genannt. Ebenso die Bibliothek in Partenkirchen. Die gemeinnützige Kulturarbeit des Vereins wurde durch eine Reihe von Stadtverwaltungen durch Unterstützungen mit Geldbeiträgen oder durch Bereitstellung freier Lokale anerkannt. Auch der Magistrat München hat die Bereitstellung städtischer Lokale mit freier Heizung, Beleuchtung und Reinigung zugesagt.

In 6 öffentlichen Lesehallen und 36 Lesezirkeln werden eine große Anzahl katholischer Zeitungen und Zeitschriften verbreitet. Besondere Aufmerksamkeit widmet der Verein dem Bahnhofbuchhandel und der Kolportage. Wie bisher, so wurde auch im letzten Jahre eine unermüdliche und reichgesegnete Arbeit zur Verbreitung und Ausgestaltung der Tagespresse geleistet. Die Zentrale hat bis jetzt im ganzen 200,000 M für Zwecke der Tagespresse ausgegeben, was gegenüber einigen mißdeutungsfähigen Wendungen in einem unlängst erschienenen Artikel der „Allgemeinen Rundschau" (Nr. 1, S. 7 f.) ganz besonders hervorgehoben sei. Dazu kommen noch die nicht geringeren Aufwendungen der einzelnen Ortsvereine in dieser Hinsicht. Der Landesgruppe Bayern des Augustinusvereins zur Pflege der katholischen Presse wurde eine größere Summe als Grundkapital für die neugegründete Sterbe- und Unterstützungskasse überwiesen. Auf Grund buchmäßigen Nachweises nimmt der Verein für sich das Hauptverdienst daran in Anspruch, daß in den letzten zehn Jahren die Auflageziffer der katholischen Zeitungen und Zeitschriften sich verdreifacht hat. Und er ersucht das katholische Bayern, mitzuhelfen, daß nach weiteren 10 Jahren die gleiche Tatsache wiederum verkündet werden könne, ein Wunsch, dem wir uns von Herzen anschließen.

Wir haben im vorstehenden nach dem Bericht das, was uns das wesentlichste schien, zusammengefaßt. Man erhält von der Lektüre den Eindruck planmäßiger Arbeit und kräftigen Vorwärtsschreitens unter zielbewußter Leitung. Der unermüdliche Eifer des Generalsekretärs Dr. Ludwig Müller kann nicht rühmend genug hervorgehoben werden. Mögen dem rastlosen Fleiße tüchtiger Männer weitere herrliche Erfolge beschieden sein, mögen diesen Männern immer neue und eifrige Mitarbeiter erstehen, die ihnen helfen, ihre Wünsche zu erfüllen, ihre Hoffnungen zu verwirklichen im Interesse und zum Nutzen des ganzen Landes und Volkes.

Deutsche Presse und kirchliches Leben in Amerika.

Von Rev. Johannes Zimmermann, M. S. C., Hatley, Wisconsin.

Vor kurzem machte in einer deutschen Zeitung, die in Amerika erscheint, ein Artikel die Runde, der auf den ersten Blick hin manchem sonderbar erschien. Da war zu lesen, daß die deutschen Zeitungen im „Alten Lande" sich zu wenig um ihre deutschen Mitbrüder in Amerika bekümmerten. Und das ist gewiß wahr in bezug auf Artikel über kirchliche Zustände in Amerika. Nahezu alle deutschen Zeitungen bringen Abhandlungen über amerikanischen Geschäftsinn, Trusts und Korruption. Aber wann findet man einmal einen Artikel über kirchliche Zustände in Amerika? Aeußerst selten, selbst in katholischen Zeitungen. Jenes obenerwähnte deutsch-amerikanische Blatt erwähnt die „Kölnische Volkszeitung" und die „Allgemeine Rundschau" als rühmliche Ausnahmen.

Und doch sollte selbst die deutsche Lokalpresse hie und da informierende Artikel über kirchliches Leben in Amerika bringen. Das wäre für viele Leser nützlicher als spaltenlange Artikel über Rußlands und der Türkei Finanzen. Es wird wohl kaum ein deutsches Blatt oder Blättchen geben, das nicht wenigstens von einigen Leuten gelesen wird, die Auswanderungsgelüste verspüren, die früh oder spät auch wirklich nach Amerika auswandern werden. Der Strom der Auswanderung nach Amerika hat ja abgenommen, aber er ist noch groß genug. Das wäre schon ein Grund, diesen Leuten hie und da etwas mitzuteilen über kirchliches Leben in Amerika. Manche Auswanderer werden ja betrogen. So wurde eine ganze Kolonie polnischer Auswanderer hintergangen. Um Reklame für sein Geschäft zu machen, pries der Agent diesen Polen ein Stück Land an mit dem Vermerk, daß es nahe bei der Kirche läge. Die Leute kauften, kamen und fanden eine Kirche nahebei, aber eine protestantische. Hie und da ein Artikel über die Verschiedenheit des Systems in Amerika, würde die Leute vorsichtiger machen. Ist das nicht eine Pflicht der katholischen Presse?

Ein anderer Grund. Es gibt manche Leute, auch Katholiken in Deutschland, die so schwärmen für die Trennung von Kirche und Staat. Wir haben diese Trennung in Amerika. Hie und da ein paar Zeilen darüber würden wenigstens zeigen, daß diese Trennung zwei Seiten hat, von denen eine gar nicht so rosig aussieht.

Ferner gibt es so viele Schwärmer im Deutschen Reich, denen Amerika bloß als Land des Ueberflusses und absoluten Volksglückes gilt. Ein Blick in die kirchlichen Verhältnisse vieler Gegenden würde diesen Leuten die Augen öffnen, ihnen zeigen, daß auch in Amerika noch nicht alles Reichtum ist. Mancher deutsche Leser würde sich entsetzen, wenn er die armseligen Kirchlein sähe, wenn er hörte, wie ein Priester zu kämpfen hat mit einer Gemeinde, die amerikanische Freiheit im Sinne von Ungesetzlichkeit und Gesetzlosigkeit auch auf das kirchliche Leben ausdehnen möchte.

Weiter. Mancher im deutschen Vaterland glaubt es nicht, welch großen Einfluß das „Alte Land" ausübt auf Amerika. Man gibt es zu in bezug auf die soziale Frage. Aber gerade wie die amerikanischen Sozialpolitiker in Takt und Praxis der deutschen Sozialpolitiker Muster und Anregung suchen, so ist es auch auf kirchlichem Gebiet. Bischöfe und Priester machen ihre Ferien- oder Geschäftsreisen nach Deutschland. Sie lernen deutsches kirchliches Leben kennen, studieren es weiter hier in Amerika aus Zeitungen und Zeitschriften und suchen, was gut und was den amerikanischen Verhältnissen angepaßt werden kann, in Praxis umzusetzen.

Wäre es nicht interessant für viele Deutsche im „Alten Lande", zu sehen, wie das Experiment der Umsetzung gelingt?

Und zuletzt: auch von amerikanischen Katholiken kann man lernen, um so mehr als ihnen die Ausübung der Religion noch nicht so leicht gemacht ist.

Manchem deutschen Katholiken ist ja der Weg zur Kirche zu weit, obwohl er neben der Kirche wohnt. Der könnte sehen, wie amerikanische Bauern oft 15 und mehr Kilometer Weges zur Kirche haben und doch kommen trotz des denkbar schlechtesten Wetters.

Wirklich, das kirchliche Leben in Amerika würde manchen interessanten Artikel abgeben, manche gute Lehre auch für Deutsche im alten Lande.

Deutsche Blätter berichten so viel von italienischen, russischen und französischen Katholiken, wie sie zu kämpfen haben für den Glauben. Aber sie vergessen zu oft, daß auch in Amerika einige Millionen Katholiken streiten für ihre Rechte in Kirche und Schule mit Erfolg und Mißerfolg. Dieses Vergessen muß aufhören.

Nur müssen die Artikel auch am rechten Platz geholt werden, nicht bei durchreisenden Amerikabesuchern, sondern bei solchen, die mitten im pulsierenden Leben stehen. Man liest manchmal Schilderungen der amerikanischen kirchlichen Verhältnisse, die alles zum Himmel erheben. Sie gelten vielleicht für die eine oder andere Gegend, aber nicht für den Durchschnitt. Das kirchliche Leben besonders in den westlicheren Staaten macht bei weitem nicht einen bloß erhebenden Eindruck. Mancher deutsche Leser würde sich wundern über die Vernachlässigung der Religion in bezug auf Kirchen und Kirchenausstattung neben verhältnismäßigem Reichtum der Gemeinden.

Die Kundgebungen bei Gelegenheit der Ernennung des Erzbischofs Farley von Neuyork sind gewiß ein gutes und versprechendes Zeichen. Aber wollte jemand von ihnen auf durchschnittliches religiöses Leben in Amerika schließen, so würde er einen schlechten Schluß machen.

Kurz und gut: 1. mehr Interesse in den katholischen Zeitungen Deutschlands können die Millionen Katholiken Amerikas wohl verlangen; 2. daß die Artikel an den rechten Orten geholt werden, ist ein Postulat des Wahrheitssinnes und wird dem Interesse nichts schaden.

Vorfrühlingsnacht.

Am Himmel zieht ein leichtes Heer
Von Zirruswolken seine Bahn.
Auf violettem Aethermeer
Treibt sacht des Mondes Silberkahn.

Zart sprosst die Saat in milder Luft
Das erste matte Frühlingsgrün.
Im Garten bricht aus brauner Kluft
Ein farbenfrohes Krokusblühn.

Dort hoch im Blauen lärmt ein Zug
Von Kranichen, die nordwärts ziehn.
Das Heimweh liess mit starkem Flug
Sie der Verbannung Leid entfliehn . .

Mein Herz horcht auf. Es sinnt und lauscht
Dem süssgeheimen Zauberklang,
Der hell mit Wind und Wellen rauscht
Wie glückdurchbebter Hoffnungssang.

Theo Rossel.

Vom Treiben der Antiklerikalen in Argentinien.

Von M. Fernando.

Wie man's machen muß, um ehrliche Leute, zumal katholische Priester, zu verleumden, lehren uns die Freimaurer und die anderen Antiklerikalen in Zarate (Argentinien).

Anfang November war in der kirchenfeindlichen Presse am La Plata zu lesen, ein Kaplan in Zarate habe 5 kleine Mädchen in seiner Amtswohnung vergewaltigt. Jene „Anwälte der öffentlichen Sittlichkeit“ nahmen sich, wie zu erwarten, der Sache „liebevoll“ an, verlangten unter dem Ausdrucke höchster sittlicher Entrüstung eine strenge Untersuchung und verfehlten nicht durch interessante Spitzmarken auch bei ihren Lesern den gleichen Unwillen zu wecken. Freimaurer und Sozialisten veranstalteten außerdem lärmende Protestkundgebungen, als sei die Schuld des Angeklagten über allen Zweifel erhoben. Dieser, P. Luiz Lasseyte, ein Franzose, wurde auch wirklich in Untersuchungshaft genommen. Und das Resultat? Auf Befehl des Strafrichters Ocampo wurde der Angeklagte in Freiheit gesetzt, nachdem seine Ankläger ihre Aussagen widerrufen oder Beweise für dieselben nicht hatten beibringen können. Die Freilassung war zudem keine „bedingungsweise“, sondern es wurde ausdrücklich hervorgehoben, auf Grund der Untersuchung bestände kein genügender Anhalt, ja nicht einmal Indizien, die ein weiteres Verfahren und eine Weiterhaft rechtfertigten.

Das über den Tatbestand im allgemeinen. Nicht weniger wichtig scheinen uns die Aufklärungen über die „sittenstrengen“ Ankläger zu sein, wie sie im Verlaufe des Prozesses bekannt wurden.

In Zarate, Provinz Buenos Aires, sind zwei Geistliche angestellt, ein Pfarrer und ein Kaplan, der Franzose P. Luiz Lasseyte. Während einer Reise des Pfarrers nach Europa verwaltete sein eifriger Kaplan allein die ganze Pfarrei, unermüdlich tätig, vor allem in der Sorge für die Kinder. Er hielt regelmäßig Unterricht im katholischen Kolleg, Sonntags in der Kirche und selbst in den Staatskollegien nach Schulschluß. Die liberalen Beamten legten ihm dabei alle möglichen Hindernisse in den Weg, er aber hielt fest an seinen Arbeiten. Daher der Haß der Antiklerikalen.

Nach der Rückkehr des Pfarrers suchte man den eifrigen Kaplan zu entfernen. Man richtete eine Eingabe an den hochwürdigen Bischof von La Plata, worin man bat, den fremden Priester durch einen einheimischen zu ersetzen. Da aber das Gesuch von Leuten ausging, die nie die Kirche besuchten und auch P. Lasseyte selbst nicht um eine Versetzung eingekommen war, so wurde das Schriftstück von der kirchlichen Behörde nicht beachtet. Nun griffen jene Leute zu der ihnen eigenen und so vertrauten Waffe der Verleumdung.

P. Lasseyte hatte die Gewohnheit, am Sonntagnachmittag nach der Christenlehre den fleißigen Kindern Bildchen und Medaillen zu schenken. Man verbreitete das Gerücht, der Kaplan locke die Mädchen in sein Haus zu unehrbaren Zwecken. Gierig griffen das gewisse Zeitungen auf und berichteten in großen Lettern von den Sittlichkeitsverbrechen in Zarate.

Der Richter und der Polizeikommissär, die, wie sich später zeigen sollte, der Hetze nicht ferne standen, ließen den Beschuldigten auf die Polizei kommen und hielten ihn dort mehrere Tage gefangen. Unterdessen verhörte der Richter die Mädchen, die der Kommissär ihm zuführte; die Zeitungen waren an der Arbeit, und daß die Loge dabei im Spiele war, sagt uns der Bericht eines dieser Blätter: „Großes Verbrechen in Zarate. Der Schuldige ist verhaftet. Mehr als 20 Kinder sagen gegen ihn aus; die Zahl würde noch viel größer sein, wenn die Eltern die Kinder nicht abhielten. Die ganze Stadt ist indigniert über so eine horrende Tat. Die Loge von Zarate und die Freidenker Argentiniens werden nächsten Sonntag ein Protestmeeting veranstalten, das gewaltige Dimensionen anzunehmen verspricht. Diesem Meeting dürften sich allenthalben mehrere anschließen.“ Diese Sprache ist deutlich genug und läßt die Leser über den wahren Zweck nicht im unklaren. Ueber „die gewaltigen Dimensionen“ wundert sich niemand, der jemals Gelegenheit hatte die Superlative jener Blätter mit der Wirklichkeit zu vergleichen.

Der Gobernador der Provinz Buenos Aires schien aber weniger „überzeugungsfest“ zu sein, als der Richter und der Kommissär von Zarate. Er stellte zunächst durch einen Geheimpolizisten Nachforschungen an. Dann ließ sich der Kriminalrichter von La Plata die Anklageschrift des Richters von Zarate einsenden — sie soll 130 volle Seiten stark gewesen sein —, zugleich aber auch alle in den Akten erwähnten Mädchen und deren Mütter nach La Plata kommen. Jedes Kind wurde einzeln verhört; und was sagten sie aus? Jedes erklärte, daß es nichts gegen den Kaplan ausgesagt und ihn niemals eines Sittlichkeitsverbrechens beschuldigt hätte. Als man nun weiterfragte, warum sie denn solche Anschuldigungen beim Richter in Zarate unterschrieben hätten, sagten die einen, sie hätten gar nicht gewußt, was auf dem Papier gestanden habe; zwei Mädchen erklärten außerdem, der Richter habe gedroht, sie in die Besserungsanstalt zu schicken, wenn sie nicht unterschrieben. Zwei von den Mädchen, die gegen den Priester ausgesagt haben sollten, waren 6 Stunden lang auf der Polizei festgehalten worden.

Das Urteil des Richters sagt unter anderem: „Die Kläger haben diese Anklagen nicht gemacht; auch ist kein Verbrechen an den genannten Kindern verübt worden, und diejenigen, die man als mißbraucht angemeldet, haben erklärt, sie hätten solche Akte nie angezeigt, und sie seien auch nicht vorgekommen.“

Das „Argentinische Wochenblatt“ brachte dazu noch folgende Mitteilung: „Noch gestern fand vor demselben Richter eine Gegenüberstellung des Polizeikommissärs Donati und des Offiziers Dias aus Zarate mit den angeblichen Opfern des Lasseyte und deren Müttern statt. Mütter und Töchter behaupteten kategorisch, sie hätten die in den Polizeiakten enthaltenen Anschuldigungen nicht gemacht, sondern seien durch diese Angestellten gezwungen worden, die Akten zu unterzeichnen. Es verlautet, der Richter werde nun ein Verfahren gegen die Polizeiorgane einleiten.“

Verdient haben sie es. Ihre Hintermänner freilich wird das Fiasko wohl nicht abhalten, nächstens, zum „Wohle der Menschheit“ einen neuen „Fall“ aufzutischen. Zu verlieren haben sie ja nichts mehr, und wenn mit Ausdauer und Kraft weitergelogen wird, bleibt immer etwas hängen. Zum Widerruf einer Verleumdung hält sich auch nicht jeder verpflichtet!

Vom Büchertisch.

Ellen Ammann, Der Anteil der Frauen an der Bekämpfung der Immoralität in Wort und Bild. (Sammlung sozialer Vorträge, H. 11/12.) Köln, Selbstverlag des Kath. Frauenbundes, 1912. 30 Pf. Wir brauchen auch die Frauen im Kampfe gegen die öffentliche Unsittlichkeit. Sie dafür zu gewinnen, ist die vorliegende Broschüre hervorragend geeignet. Mit der zündenden Rednergabe der Ueberzeugung, der warmen Liebe zum Volke, der ernsten Sorge um der Frauen schönste Tugend prägt die verdiente Führerin der katholischen Frauenbewegung Worte, die den Weg zum Herzen deutscher Frauen nicht verfehlen werden. In vorsichtiger, aber doch völlig überzeugender Weise deckt die Verfasserin im ersten Teil die Schäden auf, legt dann die Ursachen bloß, um schließlich die Mittel anzugeben, mit denen die katholischen Frauen den Kampf gegen den Schmutz unterstützen können. Es wäre zu wünschen, daß dieser Vortrag, der auf der Generalversammlung des Katholischen Frauenbundes zu Düsseldorf im Oktober 1910 reichsten Beifall und das — Versprechen der Tat auslöste, in den weitesten Kreisen der katholischen Frauen nun als Broschüre verbreitet würde. Es gilt für die Reinheit der Frau und die Sittlichkeit unserer Kinder zu kämpfen. „Versagen die katholischen Frauen hierin, dann haben sie die wichtigste Aufgabe der Frau in der Welt verkannt.“ So sagt die Verfasserin. Sie selbst hat den besten Beitrag dafür geliefert, die Frauen für diese Aufgabe warm und tatkräftig zu machen.

F. Weigl, München-Harlaching.

Hedwig Kiesekamp (L. Rafael): „Der goldene Garten. Ein neues Märchen- und Geschichtenbuch.“ Mit Originalzeichnungen von Frida Stengel. Münster i. W. 1911. Verlag der Universitätsbuchhandlung Franz Coppenrath. Gr. 8⁰. 210 S. Geb. M 3.—. Eines der lieblichsten Bücher, die ich kenne. Eine Künstlerseele, ein goldenes, mütterliches Herz spricht aus diesen Blättern zu den Kleinen in kindlicher, bezaubernder Sprache, voll Tiefsinns, Schelmerei, echten, groß angelegten Humors, einer Fülle dichterischer Einfälle, Bilder, Wendungen und einer Liebe „ohne Grenzen“. Wir Erwachsenen aber lesen das Buch wie Kinder und Lebensreife zugleich und wünschen es in tausende von Heimstätten. — Von derselben Verfasserin ist in zweiter, „vermehrter und verbesserter“ Auflage und im gleichen Verlage eine Sammlung „Kindergedichte“ herausgekommen: **„Goldgretels Weihnachtsbuch.“** Mit Originalzeichnungen von Franz Hecker. Die bewährte Lyrikerin kommt hier, den Kleinen (bis

zum 9. Jahre) gegenüber, zu ihrem Recht. Alles ist Licht, Farbe, Wärme, Unmittelbarkeit in einfacher Edelform. Man kann wirklich nicht „kritisieren", nur empfehlen. E. M. Hamann.

Laurenz Kiesgen: „Maisegen," Gedichte." Zweite, stark vermehrte Auflage. Münster i. W., Schöningh. 12⁰. 103 S. Geb. M 2.—. Die erste Auflage stammte aus der Maienzeit des Dichters, daher der Titel. Jetzt ist viel Neues aus den Lebenssommertagen hinzugekommen, im Ton dem früher Gegebenen harmonisch angepaßt, nun tiefer, nun voller gestimmt. Viel Anmutiges, einzelnes Prachtvolles birgt die Sammlung, die für einen geschulten „Sangesmund" zeugt. Ein paar Gedichte hätte ich, als nicht schwerwiegend genug, in der Neuauflage gerne ausgeschieden gesehen, aber vielleicht, daß sie dem Autor als für seine künstlerische Entwicklung kennzeichnend erschienen. Ein einheitlicher Charakter steht hinter dem ganzen, ein Liebhaber reiner Schönheit und Freude an Natur, Liebe und Leben, der aber auch den dunklen Schicksalsgewalten ins Auge zu schauen und tapfer standzuhalten weiß. Das Bändchen ist abermals eine Verheißung, die sich erfüllen möchte. E. M. Hamann.

Joh. Bapt. Lohmann S. J.: Das Leben unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus nach den vier Evangelisten. Eine Evangelienharmonie. Volksausgabe. 2. und 3. verbesserte Auflage. Junfermannsche Buchhandlung. Paderborn 1911. Geb. M 1.20. Alle Versuche, die hl. Schrift und ihren unerschöpflichen Inhalt dem Volke näher zu bringen, sind freudig zu begrüßen. Alles im Leben des Herrn ist von Wichtigkeit. Darum ist es bedauerlich, daß so manche Perle aus dem reichen Schatz der Evangelien dem Volke so gut wie verborgen bleibt, da der betreffende Abschnitt in den Sonntagsevangelien keine Stelle gefunden. Für einen gläubigen Christen kann es nichts Anziehenderes geben als eine fortlaufende Erzählung des Lebens Jesu in geschichtlicher Aufeinanderfolge. Da hat nun P. Lohmann ein „Leben Jesu" nach den verschiedenen Berichten und Erzählungen der vier Evangelisten in einem einzigen fortlaufenden Texte hergestellt. Jeder besondere Gedanke und sogar jede Schattierung eines Gedankens bei den hl. Schriftstellern ist verwertet. Diese Harmonisierung ist zugleich die beste Apologie dafür, daß die hl. Schriftsteller einander nicht widersprechen, wie so oft behauptet wurde und wird, vielmehr einander ergänzen und erklären. Das hübsch gebundene Büchlein wäre der weitesten Verbreitung unter dem gläubigen Volke wert. Jos. Wernado.

Münchener Karnevalsunsitten.

Eine Aschermittwochbetrachtung.

Von W. Chamerus.

Die tollen Wochen des Münchener Faschings sind einmal wieder an uns vorbeigerauscht, des vielgepriesenen, in tausend Feuilletons besungenen, aber zumeist einseitig geschilderten. Gewiß, er hat den Vorzug, daß in ihm noch ein gewisser demokratischer Zug herrscht, während anderswo die einzelnen Kreise der Bevölkerung sich bei den Freuden der Geselligkeit schroff gegeneinander abschließen. Allein ein Feind ist dem Münchener Karneval entstanden, der sich immer weiter ausbreitet. Wird ihm nicht Einhalt geboten, so ist eine Reaktion unausbleiblich, und sie würde jene gesellschaftliche Absonderung herbeiführen, wie sie andere Großstädte haben. Der Feind ist die sich immer weiter, oft bis zur Zügellosigkeit ausbreitende Freiheit der Sitten. Daß die Redouten des „Deutschen Theaters" (Bal paré) auch von Damen der Gesellschaft besucht wurden, war noch vor zehn Jahren so gut wie ausgeschlossen. Die eine oder die andere mochte heimlich dort 'mal mit ihrem Gatten soupieren. Heute ist die Zahl derer erschreckend groß, die sich von dem Herrn Gemahl in der Garderobe verabschieden, und jede würde ihn für einen rückständigen Tölpel halten, wenn er etwa aufpassen, statt von der Freiheit zu Abenteuern nicht auch Gebrauch machen wollte. Der euphemistisch sogenannte „Flirt" kann heute sehr, sehr weit gehen, ohne daß an den fast zur Lächerlichkeit gewordenen Treuebegriff überhaupt gedacht würde. Den auswärtigen Lesern gegenüber möchte ich betonen, daß ich nicht etwa nur von jungen Künstlerpaaren rede. Nein, in den weiten Kreisen der „Intellektuellen" hört man diese Ansicht alle Tage mit dem Tone der Selbstverständlichkeit, die gar keinen Widerspruch erwartet. Daß junge Mädchen guter Häuser sich das Recht des Hingebens erstreiten, ist nur zu häufig. Irgendwo soll angeblich eine Gardebame sitzen, sie ist zumeist nicht vorhanden, denn es hat sich herausgestellt, daß sie überflüssig ist. (Die Technik des Sichnichtfindenlassens ist in so großen Sälen und Nebenräumen keine schwer zu lernende.) Auch hat „man" ja seinen Hausschlüssel . . . . Das Steigen des gesellschaftlichen Niveaus des weiblichen Teils der Besucher hat das sittliche nicht gehoben. Im Gegenteil. Man ist mit der Dekolletage schon an die letzten Möglichkeiten gelangt und übertrifft die Modelle des Simplizissimusmalers Reznicek zwei Jahre nach seinem Tode bereits. Die Française ist zu einer tollen Orgie geworden. Damit man nicht glaubt, ich schildere tendenziös, zitiere ich aus dem naturalistischen Roman dieses Winters, „den man gelesen haben muß", und den alle Modernen loben (W. Ziersch, „Du gehst einen schweren Gang"): „Und plötzlich faßten die Tänzerinnen hoch oben auf den zusammengeklammerten Händen ihrer Kavaliere, die . . . rasend rotierende Mühlen bildeten . . . . Oder sie fühlten sich wie ein Paket um die Taille gefaßt und umgedreht, sodaß die Röcke über die Knie zurückfielen, in schwindelndem Wirbel herumgeschwenkt, bis sie herniederhingen wie welke Blumen . . . . ganz hilflos . . . kaum fähig zu ängstlichem, von wohligem Prickeln durchzittertem Schreien —".

Im ganzen hat der leichtfertige „Bal-paré-Ton" auf fast alle Bälle der verschiedenen Vereinigungen abgefärbt. Es handelt sich da nur um Nüancen. Noch am meisten haben sich bei aller Derbheit die sogenannten „Bauernbälle" eine gewisse Naivität bewahrt. Das diesjährige „Pressefest" hatte als Thema die Erinnerung an den „theaterfrohen" Sommer „Oedipus, Orpheus, Helena, Orestie" gewählt. Unsere Leser wissen, daß man namentlich in den Offenbachschen Operetten zur Festspielzeit an sogenanntem „Griechentum" in bezug auf — Ausgezogenheit mancherlei sehen mußte, was früher einfach undenkbar gewesen wäre. Es mag für die Herren, die nicht zur „Presse" des Nacktkultus gehören, schwer gewesen sein, hier zu hemmen, zumal sich die Presse mit einem Künstlerverein liiert hatte. In dem an sich sehr prächtigen Festzuge sah man manch griechischen Sklaven, den man als Halbakt hätte malen können, ohne daß derselbe zuvor seine Bekleidung hätte vermindern müssen. Ein Teil des Arbeitsausschusses hatte durchgesetzt, daß diesen „Lastenträgern" später zum Tanzen ein Schal in Form eines doppelbreiten Handtuches gereicht wurde. Allein dies genügte nicht, wurde auch zumeist als unpraktisch auf die Seite gelegt, besonders unten im Vestibül, wo Italiener zum Tanz spielten und das Element, das man nach unserer Künstlervorstadt „schwabingerisch" nennt, früher und ausgelassener hervortrat, als droben, wo man um ein goldenes Kalb tanzte. Es war dekorativ herrlich, aber im Grunde ein böser Scherz, wenn sich die Presse um den goldenen Wiederkäuer dreht. Nach Herrn Reinhardts Vorbildern hatten auch die Tanzgirls des Festzuges keine Strümpfe und recht leichte Kleider. Hier scheint die Presse, die sich um den Vater der „Jugend" schart, über diejenige obgesiegt zu haben, die den repräsentativen Charakter des Festes scharf gewahrt haben wollte. Das farbenfreudige Bild, das man von den Logen genoß, wenn man auf das Getümmel hinabsah, wäre bei Vermeidung mancher freier, allzufreier Kostümgestaltung eines Pseudogriechentums nicht von vermindertem künstlerischem Reiz gewesen. Ich hätte statt des Balles der „Presse" ja auch vielleicht mit gleichem Recht das eine und das andere Künstlerfest herausgreifen können, aber gerade bei einer Veranstaltung derer, aus deren Federn die „öffentliche Meinung" fließt, sollte man nicht liebäugeln mit den dummen Modeworten der „edlen Nacktheit", der Umwertung ethischer Begriffe und der Verrückung von Schranken, die eine Bedingung für jede Kultur sind.

Bühnen- und Musikrundschau.

Zum 80. Geburtstage und fünfzigjährigen Bühnenjubiläum Maximilian Schmidts. Die Werke des kernigen, bayerischen Volksdichters, die heute 34 Bände zählen, sind seit langen Jahren, unbeeinflußt von dem wechselnden Geschmack literarischer Moden, dem geistigen Besitzstand von Tausenden beizuzählen. Nicht nur in seiner Waldheimat an der bayerisch-böhmischen Grenze, die er in die Literatur einführte, und in der Alpenwelt Oberbayerns, zu deren namhaftesten dichterischen Schilderern er gehört, ist die Zahl seiner Verehrer eine große und stets wachsende; er hat auch in den übrigen deutschen Gauen eine große Gemeinde. In vielen hat der feurige Schilderer der Naturschönheiten erst die Sehnsucht erweckt, diese Orte, ihre Berge, Wälder und Seen kennen zu lernen. Die Anfänge von Schmidts dichterischem Schaffen fallen in die Blütezeit der Dorfgeschichten Auerbachs, dessen 100. Geburtstag in diesen Tagen begangen wird. Allein Schmidt trat dem Fühlen der bäuerlichen Bevölkerung unmittelbarer gegenüber, während der Schöpfer der Schwarzwälder Geschichten es sich nicht versagen konnte, auch aus Bauernmunde seine spinozistische Weltanschauung zu verkünden. Der Vorwurf des „Idealisierens", wie er Berthold Auerbach heute mit Recht gemacht wird, ist freilich da und dort auch gegen Schmidt erhoben worden, ganz, wie gegen den Maler Defregger, mit welchem man unseren Dichter oft passend verglichen hat. In der Sucht die Bauern naturalistisch zu schildern, ist man in unseren Tagen bereits zur Karikatur übergegangen. Man akzentuiert heute die schlechten Seiten der Menschen, wo Maximilian Schmidt vielleicht gerne sich bei den guten aufgehalten. Es wäre unrecht jedoch, den Erzähler einen Schönfärber zu nennen. Die ländlichen Typen stehen plastisch vor uns. Sie sprechen die bildkräftige Sprache ihres Dialektes, ihr Fühlen und Denken ist durchaus bodenständig. Daß den Bauern ein derber, zielsicherer Humor nicht fremd und ein Schuß Sentimentalität, wird jeder Kenner von Land und Leuten zugeben müssen. Mit einer innigen Liebe für jede Einzelheit hat der Dichter die Naturschilderungen ausgemalt, sowohl diejenigen seiner Waldheimat, wie des Bayerischen Hochlandes und seiner Vorberge. In Eschlkam, das ihm gleich vier weiteren Orten des Bayerischen Waldes den Ehrenbürgerbrief verlieh, wurde unser Dichter am 25. Februar 1832 als Sohn eines Beamten geboren. Frühzeitig weckten fahrende Komödianten in dem Knaben die Neigung, Stücke zu schreiben, die er einstweilen mit Jugendgenossen selbst agierte. Metten, Passau, Hof bezeichnen die Stationen seiner Schuljahre. Um die Ingenieurwissenschaften zu studieren, ging er 1848 nach München, entschloß sich dort jedoch Offizier zu werden. Es währte ein Jahrzehnt, bis der Dichter mit kleinen, anmutigen Lustspielen auf der Münchener Hofbühne zu Worte kam, allein sein dichterischer Ehrgeiz hatte sich bereits eine höhere Aufgabe gestellt, er wollte der poetische Schilderer seiner Heimat werden. Auf Reisen hatte er die Jugendeindrücke vertieft und mit der kernigen Landbevölkerung des Waldes neue Fühlung gewonnen, deren Mundart er voll beherrschte. Seine ersten Walderzählungen („Das Fräulein von Lichtenegg", „Der lateinische Bauer", „Die Christkindlfingerin", „Brigitta" und „Die Glasmacherleut'") fanden sofort beim Lesepublikum die herzlichste Aufnahme. Max II., Bayerns literaturfreundlicher König, brachte dem jungen Dichter lebhaftes Interesse entgegen. Die Berufstätigkeit des jungen Offiziers war jedoch seiner poetischen nicht günstig, zumal ernste Zeiten nahten. 1866 zeichnete sich M. Schmidt in dem Gefecht zu Helmstedt aus, 1870/71 wurde er im Festungsdienst verwendet. Die Strapazen der Feldzüge hatten seine Gesundheit erschüttert, sodaß er als Hauptmann in den

Ruhestand trat. Zwischen der Pensionierung und seinem endgültigen Uebergang zum Schriftstellertum liegt noch eine industrielle Periode, welche dem idealistisch veranlagten Manne zu einer sehr sorgenvollen wurde. Um so sonniger gestalteten sich die Erfolge seiner Feder, als er sich von den Ketten eines ihm innerlich fremden Arbeitsgebietes losgemacht hatte. Der zweibändige Volksroman „Das zehnte Gebot" (1879) fand zahlreiche Leser, sein Erfolg wurde jedoch in Schatten gestellt durch den bereits im nächsten Jahre erschienenen oberbayerischen Roman: „Der Schutzgeist von Oberammergau". Es kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein, hier jedes der trefflichen Werke Schmidts anzuführen. Als zuverlässiger Führer durch dieselben darf Dr. Al. Dreyers warmherzige, verständnisvolle Festschrift: „Ein deutscher Volksdichter" (Leipzig, Haessel) empfohlen werden. Ich erwähne nur kurz die Lebensbilder aus dem Bayerischen Hochland: „Der Leonhardsritt", dann folgen wiederum Erzählungen aus dem Böhmerwald, ein kulturgeschichtlicher Roman: „Die Künischen Bauern". Hochlandsgeschichten, solche vom Starnberger und vom Ammersee, noch 1910 erschien die liebenswürdige Novelle „Heriberts Waldfahrt" und bei der erstaunlichen Rüstigkeit des noch so jugendfrischen Greises dürfen wir noch manch schöne Gabe von ihm erwarten. Eine Fülle kulturgeschichtlichen Materials hat M. Schmidt in seinen Erzählungen angehäuft, in unserer Zeit, da die Tradition einer allgemeinen Nivellierung auch auf dem Lande Platz macht, ein besonderes Verdienst! Der Grundzug seiner Weltanschauung ist ein tätigkeitsfrohes Gottvertrauen („Je mehr Arbeit, je mehr Ehr".) Sein Gedichtband „Altboarisch" ist in vielen stets vermehrten Auflagen erschienen. Auch aus ihm spielt ein gesunder Humor, oft gelingt ihm ein glücklicher Volksliedton, wie in dem von Podbertsky komponierten „Bayerland". Seine viel belachten Lustspiele sind mehr und mehr aus dem Spielplan verschwunden, nicht seine Volksstücke, die im Münchener Gärtner- und Volkstheater viel gegeben wurden, heute noch durch die „Schlierseer" in Nord und Süd gespielt werden, so das ergreifende „Austragsstüberl" und „Der Dorfpfarrer". Viele Ehrungen wurden dem Dichter zuteil. Ludwig II. ernannte ihn zum Hofrat. Der „Leonhardsritt" lag aufgeschlagen im Arbeitszimmer zu „Neuschwanstein", als der unglückliche König die verhängnisvolle Fahrt nach Schloß Berg antrat. Vor einigen Jahren wurde Maximilian Schmidt auf der Höhe des Keitersberg ein Denkmal errichtet. Um seine „Waldler" zu ehren, nahm er den Namen „Waldschmidt" an, allein dieser ist nicht recht populär geworden. Wenn seine treue Lesergemeinde von dem Dichter spricht, so nennt sie ihn unseren Maximilian Schmidt, heute, wie vorher und sicherlich noch lange, lange Zeit!

Kgl. Residenztheater. Ibsens „Volksfeind" gehörte einst zu den ausgefeiltesten, mustergültigsten Darbietungen unseres Hofschauspiels. Jetzt ist das kraftvolle Kampfstück gegen die Verlogenheit öffentlichen Lebens ins Schauspielhaus übergesiedelt. Eine gute, im einzelnen vorzügliche Darstellung sicherte dem Schauspiel einen großen Erfolg. Das Residenztheater dagegen bietet „Das Tänzchen". Der Vergleich tut einem wehe. Der Herausgeber hat in der vorigen Nummer den ethischen Unwert des Bahrschen Stückes gebührend gekennzeichnet. Das künstlerische Niveau zeigt den gleichen Tiefstand. Aus dem Polizeipräsidenten, der sich bei einer Schauspielerin zum Tee geladen haben soll, hat Bahr einen Abgeordneten und Vater der lex-Heintze gemacht. Dafür, wie ordinär es ist, einen Mann, um ihn zu blamieren, zum Stelldichein zu locken, haben seinerzeit die journalistischen Ausbeuter des Vorganges so wenig Gefühl besessen, wie jetzt der dramatisierende. Die Aufnahme war schon in der dritten Vorstellung s. hr kühl. Man kann somit nicht einmal sagen, der „Zeitgeschmack" fordere derlei, außerdem ist es gar nicht die Aufgabe eines Hoftheaters, sich von schlechten Moden tragen zu lassen.

Aus den Konzertsälen. Im Volkssymphoniekonzert hatte das Konzertvereinsorchester unter Prills Leitung mit einem Brahms-Beethovenprogramm wieder schönen Erfolg und begeisterte Hörer. Den gleichen Tonkörper leitete einige Tage früher Ed. Lindner, ein junger Künstler, den man einstweilen zuwartend beurteilt. In W. Braunfels Klavierkonzert saß Frau Hirzel-Langenhan am Flügel. Ihre starke Kunst fesselte wieder, doch waren Klavier und Orchesterbegleitung nicht durchaus ausgeglichen. Hinreißend ist das Spiel des spanischen Geigers Joan Manen, die weiche Schönheit seines Tones, die Leichtigkeit und Eleganz seiner Bogenführung sind bewunderungswürdig. Zeigte er in Stücken von Sarasate und Paganini seine Bravour, so erwies er sich bei Mozart und Beethoven als tiefempfindender Künstler.

Verschiedenes aus aller Welt. In Dresden soll ein Denkmal des Dramatikers Otto Ludwig im nächsten Jahre zum 100. Geburtstage des Dichters errichtet werden. Professor Hildebrand (München) ist mit dem Entwurfe betraut worden. Eine Neuausgabe von O. Ludwigs Werken wird von namhaften Literarhistorikern (u. a. Dr. P. Expeditus Schmidt) vorbereitet. — In Rossinis Geburtsstadt Pesaro wird am 29. Februar und 1. März der 120. Geburtstag des Komponisten festlich begangen. Es gelangt das Stabat mater Rossinis durch die Chorgesellschaft von Pisa zur Aufführung. — Wilh. Weigands Schauspiel: „Könige" fesselte in Breslau durch wirkungsvollen Aufbau und kraftvolle Sprache. — In Christiania hatte Gunnar Heibergs Drama: „Vi vil vaerge vort Land" („Wir wollen unser Land verteidigen") einen sensationellen Erfolg. Das Werk ist ohne literarischen Wert, wirkte aber durch die Behandlung der mit der Unionsauflösung von 1905 zusammenhängenden politischen Verhältnisse.

München. **L. G. Oberlaender.**

Finanz- und Handels-Rundschau.

An den Effektenmärkten, besonders an der Berliner Börse ist die bisherige Unsicherheit vorherrschend geblieben. Neben den ungünstigen Konsequenzen, welche man an die innerpolitische Lage Deutschlands knüpft, bildeten die Meldungen von einzelnen Zahlungsschwierigkeiten aus deutschen Finanzkreisen, sowie andere grosse Verluste der Berliner Banken, besonders Grund zu grosser Reserve. Der Auslandspolitik gilt gleichfalls ein Hauptaugenmerk unserer Börsenwelt. Die Unsicherheit hinsichtlich der Bildung der neuen Republik in China, sowie die Bedenken bezüglich des langwierigen Tripoliskrieges empfindet man in deutschen Finanzkreisen schon deshalb besonders, weil beträchtliche Summen deutschen Kapitals hierbei engagiert sind. Die deutschen Börsen erhofften auch, dass die englische Thronrede irgendwelche beruhigende Worte über die politischen Beziehungen Englands zu uns enthalten würde und waren von dem eingetretenen Gegenteil unangenehm enttäuscht. Auch der Verlauf der Geldmarktentwicklung bot für unsere Börsen einen gewichtigen Grund zur grössten Zurückhaltung. Trotzdem der Februarbeginn für die Reichsbank eine erhebliche Erleichterung gebracht hat und der Status unseres Zentralnoteninstitutes eine starke Erhöhung der steuerfreien Notenreserve zeigt, ist die seitherige vorherrschende Geldflüssigkeit bei uns vollkommen geschwunden. Die fälligen Einzahlungen auf die neuen Anleihen und der enorme Geldbedarf für industrielle Zwecke hat die bisherigen flüssigen Mittel am offenen Geldmarkt vollkommen aufgezehrt. Es ist ausgeschlossen, dass die Deutsche Reichsbank — trotz der vorwöchentlichen Diskont-Ermässigung in England — eine Herabsetzung des offiziellen Satzes vornehmen wird. — Von Ereignissen besonderer Art sind erwähnenswert die verschiedenen Bilanzergebnisse aus der Textilbranche, welche fast überwiegend geringere Reingewinne und mitunter erheblich reduzierte Dividendenergebnisse aufgewiesen haben. Die tonangebende schwere Industrie — Eisen und Kohle — zeigt die bisherige äusserst befriedigende Entwicklung. Vom Siegerländer Eisenmarkt wird berichtet, dass alle Zweige der Industrie vollauf beschäftigt sind und Auftragsbestände für eine Reihe von Monaten vorliegen. Im Inland sowohl wie auch in Belgien, England und Luxemburg werden verschiedene Eisenpreiserhöhungen vorgenommen. Vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt liegt ein gebesserter Kabelbericht vor, und auch der Neuyorker Effektenmarkt zeigt günstigere und ruhigere Tendenzen. Von Meldungen aus der heimischen Industrie sind speziell erwähnenswert die vom Kohlensyndikat beschlossenen Preiserhöhungen für Briketts und Braunkohlen. Auch an der Düsseldorfer Produktenbörse sind Preiserhöhungen und zum Teil solche erheblichen Umfanges beabsichtigt. Die immer näher vorgerückte Erneuerung des Stahlwerkverbandes beginnt sich bereits vorbereitend bemerkbar zu machen. Man glaubt in Börsenkreisen, dass, wenn auch unter schweren Kämpfen, schliesslich doch — aus allgemeinen Interessegründen — vollständige Einigung zustande kommen wird. Aus den Ergebnissen der Bankbilanzziffern ist ersichtlich, dass der Reingewinn der deutschen Banken für 1911 hervorragend aus den regulären Geschäftsbetrieben — Effekten, Zinsen, Provisionen — erzielt werden konnte. Von der stark beschäftigten Elektrobranche interessiert vor allem die Meldung, dass die führenden grossen Gesellschaften die seit längerer Zeit geplante Elektro-Treuhand-Aktiengesellschaft mit dem Sitze in Hamburg und einem Aktienkapital von 30 Millionen Mark nunmehr ins Leben gerufen haben. Hierdurch werden bisherige Preistreibereien und sonstige Differenzen in dieser Branche aus der Welt geschaffen und eine weitere Aufwärtsbewegung unserer ohnehin dominierenden elektrischen Branche kann erwartet werden. Aus der deutschen Industrie liegen ausserdem neuerdings günstige Zeichen einer gesunden Konjunktur vor. Die Ziffern des deutschen Auslandshandels für den Januarmonat zeigen besonders für den Exportverkehr gewaltige Summen. Vom englischen Eisenmarkt wird feste Stimmung berichtet. Bemerkenswert ist hierbei, dass die deutschen Fabrikate zu höheren Preisen gesucht bleiben. — Nach den bisherigen grossen Angeboten am Berliner Kassa-Industrie-Aktienmarkt konnte den neuerlichen Nachfragen nach den guten und hoch rentierenden Aktien nur geringes Material zur Verfügung gestellt werden. Das ermässigte Kursniveau solcher Werte bot den Kapitalisten mehrfach Veranlassung, sich wiederum für unsere guten Aktien zu interessieren. Teilweise kräftige Kurserhöhungen konnten daher wiederholt verzeichnet werden. Das wiederum erwachte vermehrte Interesse des Börsengeschäftes ist wohl in erster Linie auf

die beruhigteren Nachrichten aus der Auslandspolitik zurückzuführen. Die von England aus unternommenen politischen Annäherungsversuche an Deutschland wurden von den heimischen Börsen aufrichtig begrüsst. Auch jenseits des Kanals ist man diesen Annäherungen gerne gefolgt. Der Kurs der englischen Konsols, das Barometer von Englands politischer Stimmung konnte denn auch innerhalb einer Woche die kräftige Kurssteigerung von annähernd 1% aufweisen.

M. Weber.

Die Bayerische Handelsbank, München erzielte für 1911 einen Reingewinn von 4,009,000 ℳ (im Vorjahre 3,764,882 ℳ). Der bevorstehenden Generalversammlung wird eine Dividende von **8,05** %, wie seit vielen Jahren in Vorschlag gebracht.

M. W.

Der Geschäftsbericht der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank, München gibt interessante Daten über die wichtigen finanziellen Ergebnisse und Geschäftssparten der Bank. Das Institut hat in der neueröffneten Münchener Grossmarkthalle eine Wechselstube und Depositenkasse errichtet.

M. W.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Festspiel für weibliche Jugendvereine. Von Ida Hornung. Vier Bilder aus dem Leben jugendlicher Arbeiterinnen. 75 Pf., 12 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 7.50; **Egidia in der Schule des Lebens.** Festspiel für katholische weibliche Jugendvereine von Josephine Schregenberger. 80 Pf., 12 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 8.—; **Vorspiel zu einer Christbaumverlosung.** Von Simon Raab. 75 Pf.; 5 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 3.50; **Sylvester, der gute Hirt.** Drama in vier Akten zum Jubiläum eines Priesters von M. J. Balder. ℳ 1.25, 12 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 12.—; **Das Wodansopfer.** Altgermanisches Festspiel für christliche Feste in einem Aufzug von Wilhelm Resch. 75 Pf., 8 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 5.—; **Peter, der Flötenspieler.** Weihnachtsmärchen in vier Akten mit Gesang und Reigen von Bernhard Schneider. ℳ 1.50, 12 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 15.—; **Der tolle Amandus.** Schwank in vier Aufzügen von P. W. Kiefer. ℳ 1.25, 10 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 10.—; **Johann als Rentier.** Posse in einem Aufzug von W. Kranzhoff. ℳ 1.—, 7 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 6.—; **Der Fürst kommt.** Schwank in einem Akt von Arnold Spanke. 90 Pf., 10 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 7.50; **Pfeifenseppel und Kompagnon.** Schwank in zwei Aufzügen von Alinda Jacoby. ℳ 1.—, 8 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 7.—; **Ciceros Geist und deutsche Erfindungen.** Aufführung in einem Akt. Nach einer Erzählung von A. G. Meißner von Gustav Hauser. 80 Pf., 2 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 1.50; **Peter Lustig** oder: **Die verzauberte Geige.** Lustspiel in drei Akten von B. Köndura. 50 Pf., 6 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 2.50; **O, die Weiber!** Gebirgsposse in einem Akt von Wilhelm Resch. 90 Pf., 6 Exemplare mit Aufführungsrecht ℳ 5.—. (München, Theaterverlag Val. Höfling.)

Niederbergers Volkserzählungen. Band 6 „Lorbeerkranz und Sterbekreuz" ℳ 1.50 und ℳ 2.—; Band 7 und 8 à ℳ 1.10 und ℳ 1.60. (Hildesheim, Gebr. Steffen.)

Der Deutsch-Französische Krieg von 1870 und 1871. Von Friedrich Koch-Breuberg, Major a. D. Mit 28 Illustrationen. Brosch. ℳ 1.20, geb. ℳ 1.70. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Winke für die richtige Verwertung von Schrifttexten in der Predigt. Von J. V. Bainvel. Ins Deutsche übertragen und ergänzt von E. Schäfer. 8°. XIII u. 131 S. Brosch. ℳ 1.60, geb. ℳ 2.20. (Rottenburg a. N., W. Bader.)

Frauenstimmrecht. Von Prof. Dr. Fr. Sigismund. Geh. ℳ 1.—. (Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, Leipzig.)

Das Missale als Betrachtungsbuch. Vorträge über die Meßformularien. Von Dr. Reck. 5. Band: Die Fastenferialmessen. gr. 8°, VIII u. 452. (Freiburg, Herder.) ℳ 5.60, geb. ℳ 6.80.

Joseph von Görres ausgewählte Werke und Briefe. Herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Wilhelm Schellberg. Band 1: Ausgewählte Werke. 827 S. Band 2: Ausgewählte Briefe. 862 S. Geh. in 2 Bänden ℳ 6.—, geb. in einem Band ℳ 7.50. Geb. in 2 Bänden ℳ 8.—. (Kösel, Kempten und München.)

Der kirchliche Strafprozeß. Nach geltendem Rechte praktisch dargestellt von Dr. Franz Heiner. ℳ 3.40. (Köln, Bachem.)

Pastor Ludwig von, Leben des Freiherrn Max von Gagern. 1810—1889. Ein Beitrag zur politischen und kirchlichen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Lex. 8°, 500 S. Geh. ℳ 8.—, geb. ℳ 10.—. (Kösel, Kempten und München.)

Die hl. Melania die Jüngere, römische Senatorin (387—439). Ein caritatives und soziales Frauenleben aus dem 5. Jahrhundert nach den von Sr. Eminenz Kardinal Rampolla del Tindaro veröffentlichten handschriftlichen Quellen bearbeitet von Elena da Persico. Aus dem Italienischen von Dr. P. Romuald Banz, O. S. B. XXIV und 336 S. 8°. Brosch. ℳ 4.40, geb. ℳ 5.40. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G.)

Pfälzische Hypothekenbank.

Ludwigshafen a. Rh.

Generalversammlung

Die **Generalversammlung** der Pfälzischen Hypothekenbank findet

Montag, den 11. März 1912, vorm. 10 Uhr

im Bankgebäude, **Am Brückenaufgang Nr. 8 dahier,** statt.

Tagesordnung:

1. Bericht der Direktion und des Aufsichtsrats über die Ergebnisse des verflossenen Jahres.
2. Bericht des Aufsichtsrats über die Prüfung der Bilanz.
3. Entlastung der Direktion.
4. Entlastung des Aufsichtsrats.
5. Beschlußfassung über die Verwendung des Reingewinns.
6. Beratung und Beschlußfassung über die an die Versammlung gestellten Anträge.
7. Wahl von Mitgliedern des Aufsichtsrats.

Jede Aktie gewährt das Stimmrecht. Dasselbe wird nach den Aktienbeträgen ausgeübt. Bezüglich der Anmeldung zur Teilnahme an der Generalversammlung, Vorzeigung der Aktien und Ausfolgung der Stimmkarte wird auf § 44 des Gesellschaftsvertrags Bezug genommen.*)

Die Vorzeigung der Aktien kann erfolgen im Geschäftslokale der Bank in Ludwigshafen a. Rh., bei der Rheinischen Creditbank in Mannheim und deren Zweiganstalten, bei der Pfälzischen Bank in Ludwigshafen a. Rh. und deren Zweiganstalten, bei der Deutschen Bank Filiale München und der Bayerischen Vereinsbank in München, bei dem Bankhause Gebrüder Klopfer in Augsburg, bei der Deutschen Vereinsbank in Frankfurt a. M. Von diesen sämtlichen Stellen werden Stimmkarten ausgefolgt.

Die in § 260 Abs. 2 des Handelsgesetzbuches bezeichneten Vorlagen liegen vom 24. Februar lfd. Js. ab in unserem Geschäftslokale zur Einsicht der Herren Aktionäre bereit.

Ludwigshafen a. Rh., den 15. Februar 1912.

Der Aufsichtsrat.

*) §§ 44 des Gesellschaftsvertrages lautet: Anmeldungen zur Teilnahme an der Generalversammlung sind zuzulassen, wenn sie nicht später als am dritten Tage vor der Versammlung erfolgen. Zur Ausübung des Stimmrechts ist zuzulassen, wer die Aktien spätestens 6 Tage vor dem Versammlungstage bei der Gesellschaft oder bei einer der in der Einladung zur Generalversammlung hierzu bezeichneten Stellen vorzeigt, wogegen ihm eine auf seinen Namen lautende Stimmkarte ausgefolgt wird. Den Anmeldungen zur Teilnahme und zur Erwirkung einer Stimmkarte ist ein Nummern-Verzeichnis der vorgezeigten Aktien beizufügen. Die Direktion ist berechtigt, die Hinterlegung der Aktien zu verlangen; in diesem Falle ist die Ausübung des Stimmrechts von der Hinterlegung abhängig.

Bayerische Handelsbank.

Pfandbrief-Verlosung.

I.

In Gegenwart des Kgl. Notars Herrn Justizrats **Wäckerle** wurde heute die 39. Pfandbrief-Verlosung vorgenommen. Es wurden gezogen:

Von den $3^1/_2$%igen Pfandbriefen:

Litera T	zu M.	2000.—	von No.	5007— 5377
Litera U	„	1000.—	„	21007—22897
Litera V	„	500.—	„	16007—16977
Litera W	„	200.—	„	24007—25117
Litera X	„	100.—	„	25017—26067

alle Stücke, welche die Endnummer 7 tragen; also beispielsweise die Stücke Litera T 5007, 5017 usw.
„ U 21007, 21017 „
„ V 16007, 16017 „
„ W 24007, 24017 „
„ X 25017, 25027 „

II.

Die couponmäßige Verzinsung der heute gezogenen Pfandbriefe endet mit dem 1. Juli l. Js.

Dagegen werden auf diese, wie auf alle früher verlosten und auf die für den 19. Januar 1896 gekündigten Pfandbriefe von dem Tage an, mit welchem die couponmäßige Verzinsung abgelaufen ist, bis auf weiteres 1% Depositalzinsen vergütet.

III.

Die heute oder früher verlosten sowie die für den 19. Januar 1896 gekündigten Pfandbriefe werden, unter Vergütung der entsprechenden Stück- und Depositalzinsen, gegen Rückgabe der Pfandbriefmäntel, der nicht verfallenen Coupons und der Talons kostenfrei eingelöst: in **München** an unserem Effektenschalter, Maffeistraße 5, in **Amberg, Ansbach, Aschaffenburg, Bad Reichenhall, Bamberg, Bayreuth, Deggendorf, Donauwörth, Gunzenhausen, Hof, Immenstadt, Kempten, Kronach, Kulmbach, Lichtenfels, Marktredwitz, Memmingen, Mindelheim, Münchberg, Neuburg a. D., Nördlingen, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt, Selb, Traunstein** und **Würzburg** bei unseren Filialen, in **Augsburg** bei Herrn **E. Rosenbusch**, in **Nürnberg** bei Herrn **Anton Kohn**, ferner bei der **Königlichen Bank in Nürnberg** und bei deren Filialen in **Amberg, Ansbach, Aschaffenburg, Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Fürth, Hof, Ingolstadt, Kaiserslautern, Kempten, Landshut, Ludwigshafen a. Rh., München, Passau, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt, Straubing** und **Würzburg**, alsdann bei der **Deutschen Bank in Berlin** und deren sämtlichen Filialen, sowie bei der **Bank für Handel und Industrie in Berlin**, dann bei der **Bergisch-Märkischen Bank in Elberfeld** und deren Filialen, bei der **Filiale der Diskontogesellschaft** und der **Filiale der Bank für Handel und Industrie in Frankfurt a. M.**, endlich bei Herrn **J. H. Stein** in **Köln**.

Auf Namen gestellte (vinkulierte) Pfandbriefe können nur an unserem Effektenschalter und nur auf ordnungsmäßigen Devinkulierungsantrag eingelöst werden.

IV.

Die heute gezogenen $3^1/_2$%igen Stücke können sofort gegen 4%ige unverlosbare und vor 1921—1922 unkündbare Pfandbriefe, ferner gegen 4%ige verlosbare Kommunal-Schuldverschreibungen unserer Bank umgetauscht werden. Der Umtausch wird bei der unterfertigten Bank, bei ihren Filialen und bei sämtlichen Pfandbriefverkaufsstellen vorgenommen. Die verlosten Stücke werden selbstverständlich zum Nennwert, die von uns in den Tausch gegebenen Stücke zum Geldkurs franko Provision berechnet; letztere Stücke werden auf unsere Kosten versandt.

Kommen auf Namen lautende (vinkulierte) Stücke zum Umtausch, so werden, wenn nicht anders beantragt wird, die dagegen gegebenen Stücke kostenlos auf den gleichen Namen umgeschrieben.

V.

Die Pfandbriefe der Bayerischen Handelsbank sind in Bayern zugelassen: zur **Anlegung von Mündelgeld** sowie zu jeder Art von Verwendung, für welche Mündelsicherheit verlangt wird (z. B. Sicherheitsleistung, Anlegung von eingebrachtem Gut der Frau, von Kindergeld usw.) ferner zur **Anlegung von Kapitalien der Gemeinden und Stiftungen, auch der Kirchen- und Pfründestiftungen** sowie der sonstigen nicht unter gemeindlicher Verwaltung stehenden Stiftungen.

Die Kommunal-Schuldverschreibungen der Bayerischen Handelsbank sind zugelassen: zur **Anlegung von Kapitalien der Gemeinden und Stiftungen, auch der Kirchen- und Pfründestiftungen** sowie der sonstigen nicht unter gemeindlicher Verwaltung stehenden Stiftungen.

VI.

Die Pfandbriefe und die Kommunal-Obligationen der Bayerischen Handelsbank sind gleich den Reichs- und Staats-Schuldverschreibungen unter die im Lombardverkehr der Reichsbank in erster Klasse beleihbaren Werte aufgenommen und werden ebenso auch von der K. Bank in Nürnberg und allen K. Filialbanken beliehen.

VII.

Verlosungs- und Restantenlisten stehen in unserem Effektenbureau sowie bei unseren Filialen zur Verfügung und werden auf Verlangen portofrei zugesendet.

München, den 15. Februar 1912.

Bayerische Handelsbank.

— Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste feste Abonnentenzahl auf. —

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.60 (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 5 K 42 h, Schweiz 5 Fr. 44 Cts., Belgien 5 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 5 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 35 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 9. München, 2. März 1912. IX. Jahrgang.

Das moderne Demagogentum.

Von Oberlehrer Dr. Adolf Bohlen-Münster.

Als Athen nach dem glänzenden Siege über die Perser den Gipfel seiner Macht erreicht hatte, forderte und erhielt das Volk einen weitgehenden Anteil an der Regierung. Perikles vor allem, der dem Volk seine Stellung als Staatsherrscher verdankte, vermehrte die Rechte des Demos. Ungestraft durfte er das tun; seine starke Persönlichkeit ließ sich die Zügel der Regierung nicht entwinden. Nach seinem Tode traten an seine Stelle mehrere Volksführer, die, nicht wählerisch in der Art ihrer Mittel, in schlimmster Weise um die Gunst des Volkes buhlten: aus Volksführern zu Volksverführern wurden. Seit ihrem gefährlichen Treiben hat das Wort „Demagog" seinen heutigen bösen Klang. Sie entfalteten und schürten Parteikämpfe, als draußen der Feind mit eherner Hand an die Tore pochte. Und das reichste Staatsleben Alt-Griechenlands ging elend zugrunde.

So war es in jenem klassischen Lande der Demokratie. Mehr als je haben wir heute Anlaß, unser Volksleben mit jenem alten Maßstab prüfend zu vergleichen. Die Teilnahme des Demos an der Regierungsgewalt ist durch das allgemeine Wahlrecht gegeben, zeigt sich verstärkt in den Ländern mit parlamentarischem Regime oder dem Plebiszit. Wie in Athen den Mächtigen oder Unbequemen das Scherbengericht beseitigte, so fallen heute Ministerien durch das Votum einer auch noch so kleinen Majorität. Die Volksmacht ist da; sie zu gewinnen, ist heute wie ehedem das Streben der Parteien und Führer. Die Art der Beeinflussung der Massen ist aber geändert, ins Große gewandelt mit dem Wachstum der Staaten. Der Volksredner von einst ist der Redakteur unserer Tage; die Volksversammlung ersetzt die Lesegemeinde der Presse. Wohl gibt es auch jetzt noch Volksversammlungen; ihr Einfluß ist aber im Sinken. Die objektive Ruhe, mit welcher der Sprößling griechischer Kultur sich in der Versammlung durch die Wucht der Dialektik gewinnen ließ, ist dahin. Bei uns geht der Bürger in die Versammlung seiner Partei, um — echt germanisch — seine Ueberzeugungstreue zu zeigen, in die der Gegner höchstens, um zu randalieren. So hielt denn auch im letzten Wahlkampf die Sozialdemokratie, die ein feines Gefühl für die Wirkung der Agitation hat, ihre Leute aus gegnerischen Versammlungen zurück. Ein besseres Mittel, heute Einfluß zu gewinnen, ist die Presse. Denn sie kommt auch in das Haus des Gegners oder Gleichgültigen, geht von Hand zu Hand und wirbt Anhänger. Parteimitglied und Abonnent des Parteiblattes ist zweierlei. Selbst die Auflage des „Vorwärts" beträgt noch nicht ein Drittel der Zahl sozialdemokratischer Wähler in Berlin allein. Ueberhaupt verschwindet die Auflagenziffer ausgesprochener Parteiblätter gegenüber jenen Zeitungen, die mit weiser Vorsicht die Parteipolitik zurückstellen vor der Reichhaltigkeit des Inhalts oder doch die Berichterstattung, den geschäftlichen und unterhaltenden Teil auf einer solchen Höhe halten, daß auch der, der sie liest, ja oft zu lesen gezwungen ist, ihren politischen Standpunkt von vornherein nicht teilen braucht. Das hat die Presse vor dem Volksredner voraus, daß sie, geschickt geleitet, eine außerordentliche Werbekraft besitzt. Und der Spürsinn unserer Demagogen hat diesen Umstand äußerst geschickt ausgenützt. Nach und nach wird dem Leser der Parteigeist eingeträufelt; anfangs weckt manches seinen Protest, aber man gewöhnt sich so bald, stimmt schließlich zu; zum Wahltag steigert sich die Beeinflussung im Parteisinn in starkem Crescendo — und der liberale Wähler ist fertig. Dieser Wählerfang ist eine Hauptleistung unserer Demagogie.

Erleichtert wird unserem modernen Demosthenes seine Aufgabe durch die gesteigerte Kompliziertheit aller Fragen der inneren und äußeren Politik. Den Erfolg oder Mißerfolg seines Staates bei einer Aktion nach außen hin konnte der athenische Bürger unschwer feststellen. Die wahrscheinlich notwendige Geheimniskrämerei der heutigen Diplomatie zwingt den vorsichtigen Beurteiler zur Zurückhaltung, bietet einer demagogenhaften Kritik aber erwünschten Stoff. Und wie dieser Stoff ausgeschlachtet, wie überall Unzufriedenheit gesät wird, das sehen wir alle Tage, vor allem in der rosa-roten Bundespresse. In gesteigertem Maße noch wissen diese Volksführer die innere Politik auszubeuten. Handhabe bietet ihnen da besonders die Wirtschaftspolitik. Die früher ganz natürliche Preisregelung durch Angebot und Nachfrage ist heute ersetzt durch ein ganzes System finanztechnischer Maßnahmen; zurechtgestutzte Statistiken und gefälschte Berichte werden in Umlauf gesetzt, große Warenmengen einer Preistendenz zuliebe zurückgehalten; durch internationale Schiebungen größter Art wird das Bild der Wirtschaftslage unnatürlich verändert. Mit einiger Portion Gewissenlosigkeit kann diese schwer zu überschauende Lage nach dem Wunsche der Partei in jeder beliebigen Färbung dem Leser vorgesetzt werden. Wir sehen ja selbst, wie die Teuerung auf das Konto des Zolltarifs und der Finanzreform gesetzt und damit eine wahre Demagogenhetze getrieben wurde. Die Zurückführung der Teuerung auf ihre wahren Ursachen, auf den sinkenden Geldwert und das allgemeine Ergebnis der Welternte, fiel keinem der Herren ein. Es war ja auch viel bequemer, dem einfachen Manne vorzureden: Was du mehr bezahlst, das schlucken die vollgefressenen Agrarier und ihre Freunde, die Pfaffen!

Diese demagogische Agitationsweise muß freilich die Tatsachen, wenigstens die erweislich wahren Tatsachen, ihren Gläubigen verschweigen. Und tut das auch reichlich. An deren Stelle ist das zugkräftige Schlagwort, die tönende Phrase getreten. Das paßt gut zu der Psychologie der modernen Masse. Die Helden der Reklame haben uns längst erzählt, wie sie ihre Erfolge gewinnen: ein klingendes Wort, und dies ständig wiederholt, hypnotisiert die Käuferseele. Angewandt auf die Agitation bedeutet es die Herrschaft der Phrase, vor der die Wucht der Tatsachen verschwindet. „Das Joch der Reaktion", so tönte es allerorten; und doch hat die Reaktion nie weniger Einfluß gehabt als heute; „die Agrarier beuten das Volk aus", war das ständige Sprüchlein der Genossen, und doch lebt der arbeitende Landmann schlechter, wenn auch gesünder, als der Industriearbeiter, muß sich der Großagrarier vor dem Luxus des Kaufmanns und gar des Börsenjobbers weit verstecken; „Druck der Pfaffenherrschaft" — und doch haben die, welche das Wort in die Massen schleudern, am wenigsten von geistlichem Einfluß verspürt. So ringsum. Umwertung der Tatsachen in Schlagwörter und Verbreitung der Schlagwörter durch eine weitreichende Presse: diesen Mitteln verdankt die Demagogie ihre besten Erfolge.

Hierzu kommt ein drittes: Die internationale Organisation, die die Wirkung ins Ungemessene steigert. Ein Musterbeispiel ist die Sozialdemokratie. Sie vermag große Volksbewegungen in einem Lande zu entfesseln und diese gleich darauf in ein anderes hinüberzuspielen, sodaß sich die Bewegungen gegenseitig stützen. Wird das deutsche Proletariat mobil gemacht gegen die Auslandspolitik der Regierung, wie schallt da gleich das Echo herüber aus allen Ländern ringsum! 100 000 Demonstranten im Hyde-Park, Riesenversammlungen in der Pariser Arbeiterbörse,

brandende Massen auf dem Wiener Ring! Und all' diese begeisternden Berichte — wenn auch zu dreiviertel erlogen — werden von der Parteipresse ausgeschlachtet nach allen Richtungen. So facht sich Begeisterung an Begeisterung an, bis ein Flammenmeer daraus wird, das uns alle bedroht.

Es wäre verwunderlich, wenn das nämliche Mittel nicht auch vom rosa Bundesbruder ausgebeutet würde. Fehlen dem die internationalen Beziehungen doch erst recht nicht! Als der jetzige Chefredakteur des „Berliner Tageblatt" seinen Posten als Pariser Korrespondent seines Blattes aufgab (unter ihm hat sich, nebenbei, die Abonnentenzahl des „Berliner Tageblattes" von 75 000 auf über 200 000 gehoben!), da veranstalteten ihm zu Ehren die Kollegen von der Feder ein großes Abschiedsmahl. Da waren sie alle, die Brüder vom „Temps" und „Matin", die „Times" und „Daily News" waren vertreten, der „Corriere della Sera" und das „Madrider Abc." und noch viele mehr. Rührend war der Abschied, aber die Trennung nicht auf ewig. Die Welt ist ja so klein und der Telegraph so geschickt. Gilt's eine kleine internationale Szene aufzuführen, so ist schon dafür gesorgt, daß die Regie klappt. Und wie bewährte sie sich beim Ferrer-Rummel! Von Paris flogen die gefärbten Nachrichten in die Welt. Die Tante Voß konnte rührselig melden, wie Schmerz und Entrüstung ganz Rom ob des unschuldig Verfolgten durchtobe (Beweis: Abdruck aus italienischen Bundesblättern). Und in Italien wieder meldete man die Empörung der deutschen Kulturwelt (Beweis: Abdruck aus der Tante Voß). So geht das umschichtig schon seit Jahren auf der ganzen Welt, und das Lesepublikum, vor allem das gebildete und einflußreiche, liest diese internationale Macherpresse und wird beeinflußt von ihrer ergreifenden Einmütigkeit.

* * *

Man sieht schon, die Demagogie unserer Tage ist großzügig geworden, in der Verhetzung des Volkes liegt System. Denselben Zug ins Große zeigt ihr Streben nach dem Umsturz der Stützen unseres Volkes. Die Parole heißt: Atheismus, Republik, Industriestaat. Die Sozialdemokratie hat sich offen zu diesen Forderungen bekannt, bis eine geschicktere Taktik des letzten Jahres sich mit Rücksicht auf die kommende Parlamentsmehrheit im Maskieren des allzulaut verkündeten Zieles gefiel. Vorsichtiger war von jeher der Liberalismus, der nur vom Abbau drückender Zölle, von verstärkter Geltung des Volkswillens, von nathanischer Toleranz sprach. Die Massen lassen sich blenden, und selbst in gebildeten Kreisen — und gerade dort! — stößt man auf ungläubiges Lächeln, wenn man auf die Gefahr des Demagogenstrebens hinweist. Demgegenüber dürfen wir nicht müde werden, unablässig das Beispiel des Auslandes vorzuführen: Frankreich und Portugal, bald vielleicht Belgien und Spanien reden eine unverkennbare Sprache. Was würden unsere Demagogen aus solchen Schulbeispielen machen! Der Kampf gegen die christliche Schule, die Predigt des Unglaubens von der Kanzel, die Verbrennungstoleranz — weiß unser Volk, wohin das führt? Die ganze Zukunft unserer Volkswirtschaft hängt nur noch an wenigen Mandaten — reißt denn das nicht dem Gleichgültigsten endlich die Binde von den Augen?

„Doch, das ist ja Schwarzseherei. Noch ist die deutsche Staatsgewalt widerstandsfähig, noch stehen Millionen abseits vom Lager der Gegner". Ganz gewiß, aber gewaltig wächst die rote Flut, zwei Millionen in einem Jahrzehnt. Mitläufer? Nein, höhnend sagt es die „Leipziger Volkszeitung", Davonläufer sind's der anderen Parteien. Wir sind heute so weit, daß wir im Ernstfalle fast den ganzen liberalen Wählerklüngel im roten Lager sehen würden. Und bliebe auch ewig die Hälfte unseres Volkes dem Gegner fern, was nützte das? Auch in Frankreich, auch in Portugal waren Millionen Gegner der Regierung; und doch tat diese mit Thron und Altar, was sie wollte. Denn von bloßer Gegnerschaft bis zum tatkräftigen Gegenstoß ist ein weiter Weg. Es liegt im Wesen des Radikalismus, daß er angriffsfreudig ist. Die staatserhaltenden Bürger aber haben in erster Linie stets an ihre eigene Erhaltung gedacht.

Wer dem gegenüber auf dauernde Uneinigkeit im rosa-roten Block spekuliert, der mag sich bitter täuschen. Zu stark ketten die Bande antiklerikaler Gesinnung, zu bedeutsam ist der noch längst nicht geklärte einigende Einfluß des Freimaurertums. Gelegentlicher Streit unter den Brüdern ist für die Masse berechnet, Spiegelfechterei. Wohl lenkt sich die Begehrlichkeit des Proletariats auf das Kapital, und das ist der Liberalismus. Doch weiß dieser im richtigen Moment auszuweichen, und vor den Augen des blindwütigen Stieres weht als rotes Tuch das klerikale Gespenst. In Frankreich pflegt es zu heißen: „Die Laienschule ist in Gefahr!" — und der elegante Seitensprung gibt dem Toreador bis auf weiteres Sicherheit. Hin und wieder, wenn das Spiel sich zu oft wiederholt, dämmert den Massen der wahre Sachverhalt, so erst im Vorjahre in Frankreich. Da versuchten unabhängige Arbeiterführer die Stoßkraft des Proletariats auf das natürliche Ziel zu lenken: merkwürdig rasch verstummten sie, die Front gegen Rom war wieder geschlossen. Einmal, das ist gewiß, kommt auch die Stunde, wo der Diener im Bewußtsein seiner Stärke dem Gefolgsherrn den Fuß auf die Gurgel setzt. Zu Ende ist's dann mit der liberalen Größe. Aber mittlerweile sind Staat und Kirche aus den Fugen gegangen, und schwer wird's halten, die zerstreuten Häuflein zu sammeln. Was getan werden muß, tun wir es jetzt!

Der Entscheidungskampf gegen das Demagogentum ist eröffnet, wir stehen allein. Von der Regierung ist nichts zu erwarten; die steht über den Parteien, bis sie sich unter ihren Füßen wiederfindet. Der Kampf kann nur als Angriff geführt werden zur Rückeroberung der verlorenen Scharen. Eine Verteidigung unserer Positionen allein wäre der Anfang vom Rückzug. Nur der Wille zum Sieg trägt die Fahne vorwärts. Vollendete Durchbildung der eigenen Formationen, geschlossene Kampflinie, Schulter an Schulter die Freunde, das bricht die Reihen des Feindes!

Sind die Formationen der eigenen Partei ohne Tadel? Man sollte meinen, die Wahlen hätten bedenkliche Lücken aufgedeckt. Daneben freilich herrliche Muster vollendeter Organisation. Und die müssen jetzt, in Zeiten verhältnismäßiger Ruhe, nachgeahmt werden überall! Zögern wir mit der großen Revision nicht! Die Kräfte, die erfolgreich den Wahlkampf führten, leihen sicher gerne Rat wie Tat. Ist unsere Hauptwaffe, die Presse, ihrer Aufgabe gewachsen? Nicht eher, als bis allerorten eine wahrhaft moderne Zentrumspresse besteht, die aus sich heraus imstande ist, jede liberale und farblose Konkurrenz abzuwehren. Sehe sich jeder das Zentrumsblatt an, das ihm zunächst liegt, und vergleiche es mit liberalen Zeitungen desselben Bezirks! Und frage sich dann: ist alles in Ordnung? In den sogenannten sicheren Bezirken: könnten wir bestehen, wenn eine liberale Konkurrenz käme? Um die Forderung einer modernen Presse kommen wir nicht herum. Lehnt man sie ab, dann lassen wir ruhig die Schwerter stecken! Die Schlacht ist dann verloren, ehe sie begann. Eine noch zu geringe Rolle scheinen auf unserer Seite die Flugblätter zu spielen. Eine Verteilung im Wahlkampf genügt nicht; systematisch und lange vorher, bei jeder wichtigen politischen Bewegung, muß das Volk aufgeklärt werden. In jedes Haus dringt das Flugblatt, es erreicht den Gleichgültigsten. Zum Flugblatt gehört aber das Schlagwort, auch wir können es nicht entbehren. Und da scheint es mir noch zu fehlen, auf volkstümlichere Formeln muß unsere Agitation gebracht werden. Einige Jahre solch' zielbewußter, opfermütiger Arbeit, und wir sind weiter als heute.

Die zweite Forderung ist: Einigkeit im Vorgehen. Schon im eigenen Vaterlande bleibt da viel zu tun. Der deutsche Katholizismus ist im politischen Kampfe angewiesen auf die positiv Gläubigen im anderen Lager, sonst wächst uns die rosarote Flut über den Kopf. Aber zunächst einmal: einig sein im engeren Lager. Wer jetzt noch von Richtungen spricht, ist ein Verräter. Darüber hinaus bleibt dann das große Werk der internationalen Einigung zu tun. Da liegt heute eigentlich noch alles im argen. Es geht nicht an, daß wir den Kämpfen unserer Freunde in Belgien als gelassene Zuschauer beiwohnen. Die Verteidigung der christlichen Schule jenseits der Grenzen geht uns auch an; glückt es dort, dann sind wir an der Reihe. Nachträgliches Bedauern hilft da gar nichts. International kommt uns der Feind, so müssen wir ihm international begegnen. Hier besonders zeigt sich wieder die unabweisbare Notwendigkeit einer starken Presse. Hätten wir nur in jedem Lande ein paar Zeitungen von Einfluß, sie schafften sich untereinander den Weltruf, der ihnen noch fehlt. Dazu brauchen wir noch auswärtige Korrespondenten, die pekuniär es mit der Konkurrenz aufnehmen können. Dann bekommen wir gut informierte Berichte über den Vormarsch der Gegner. Durch sie können wir Fühlung nehmen mit unseren Freunden. Für das Phantom des Weltfriedens gibt es eine interparlamentarische Union: wo haben wir sie zur Verteidigung der christlichen Schule? Wir müssen den internationalen Einfluß des Freimaurertums entbehren, wir verfügen nicht über seine Informationen, wir können noch nicht unsere Truppe

lenken nach einheitlichen Direktiven. Ja, glauben wir denn, daß das so weiter geht? Laut rühmen wir und mehr noch unsere Gegner das Gefühl der Gemeinsamkeit, das die Katholiken aller Länder verbindet. Narren wir, daß wir so wenig Gebrauch davon zu machen wußten! Das soll und muß jetzt anders werden. Das Demagogentum kann aus den letzten Jahren gewaltige Erfolge buchen. Lernen wir von ihm, noch ist es Zeit!

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Noch ein komisches Nachspiel zur Präsidentenwahl.

Der Abg. Bebel sagte, er wolle sich nicht zum Sündenbock für die nationalliberalen Verlegenheiten machen lassen. Dabei kam es zu einem großen nachträglichen Streit im Reichstage, zu einer Art Gerichtsverhandlung über die weltgeschichtliche Frage, was der Abg. Bebel bei der Besprechung der Präsidialfrage unter den Vertretern der verschiedenen Parteien eigentlich gesagt oder nicht gesagt habe. Bebel schnitt insofern schlecht ab, als ihm von verschiedenen Zeugen auf den Kopf zugesagt wurde, er habe von der Möglichkeit gesprochen, daß ein sozialdemokratischer Vizepräsident in Vertretung des verhinderten ersten Präsidenten im Notfalle auch einmal zu Hofe gehen oder das Kaiserhoch ausbringen könne. Anderseits konnte Bebel geltend machen, man habe über diese Angelegenheit in lustigem Tone geplaudert, und es wurde ihm zugestanden, daß er selbst hinzugefügt habe: zufällig könne freilich der sozialdemokratische Vizepräsident an dem kritischen Tag an Darmverschlingung erkranken. Nun fragt doch jeder Unbefangene: Wie in aller Welt konnte man eine derartige Expektoration des alten Sozialistenführers als ein Versprechen der Erfüllung der Höflichkeitspflichten auffassen? Wie konnten die Nationalliberalen aus solchen Witzeleien den Vorwand hernehmen, um für einen sozialdemokratischen Präsidentschaftskandidaten zu stimmen? Der Abg. Dr. Schiffer, der auf dem rechten Flügel der nationalliberalen Partei steht, sagte recht deutlich, daß seine Partei sich künftig nicht mehr auf vertrauliche Verhandlungen mit der Sozialdemokratie einlassen werde. Allerdings hätten die Herren allen Grund, diese Nutzanwendung zu ziehen; ob aber Herr Bassermann und die Mehrheit der Partei durch den bisherigen Schaden schon klug genug geworden sind, muß noch dahingestellt bleiben. Jedenfalls muß der Wille zur Unterstützung der Sozialdemokratie schon sehr stark gewesen sein, als man sich durch das Bebelsche Gerede von der Darmverschlingung „beruhigen" ließ. Jetzt haben wir die doppelte Tatsache vor uns: Erstens, daß Bebel und seine Partei jedes Zugeständnis in Sachen der höfischen Verpflichtungen durchaus ableugnen und versagen; zweitens, daß der mit nationalliberaler Hilfe gewählte Scheidemann den herkömmlichen Antrittsbesuch beim Monarchen verweigert hat, und zwar ohne Vorschützung von Darmverschlingung oder Erkältung. So ist die Sachlage geklärt, unter der sich die endgültige Präsidentenwahl am 13. März zu vollziehen hat. Wählen die Nationalliberalen Herrn Scheidemann oder einen anderen Genossen wieder, so billigen sie damit die antimonarchische Demonstration.

In der fortschrittlichen Presse ist sogar die richtige Erkenntnis zum Durchbruch gekommen, daß man überhaupt einen sozialdemokratischen Präsidenten nicht in die „Notlage" bringen dürfe, im Reichstage ein Kaiserhoch auszubringen; denn das würde eine unwürdige Komödie sein, eine Verhöhnung der monarchischen Gefühle der bürgerlichen Parteien und des Volkes. Sehr richtig! Aus dieser Erkenntnis muß man aber auch den rechten Schluß ziehen, daß ein internationaler, republikanischer, revolutionärer Sozialdemokrat nicht auf den Präsidentenstuhl in der Volksvertretung eines monarchischen Staatswesens gehört. Wenn man in Oesterreich und in deutschen Landtagen einen Versuch mit einem roten Mitgliede des Präsidiums gemacht hat, so kann das für den deutschen Reichstag nicht vorbildlich sein. Hier sitzt eine sozialdemokratische Fraktion der zielbewußtesten, rücksichtslosesten Art, und solange dieselbe eine Aenderung ihrer Grundsätze oder auch nur ihrer Praxis schroff ablehnt, ist die Wahl eines roten Präsidenten eine Huldigung vor dem republikanischen, revolutionären Prinzip, ein Frevel gegen die Würde der Krone und die monarchische Autorität.

Wenn man nur den Lauf der Geschäfte im Reichstage ins Auge faßt, so mag es ja wenig ausmachen, ob Herr Mayer oder Herr Schulze auf dem Präsidentenstuhl sitzt. Die entscheidenden Beschlüsse werden nicht vom Präsidenten oder dessen Stellvertretern gefaßt, sondern von dem sog. Seniorenkonvent, der maßgebenden Versammlung von Vertretern der Fraktionen. Aber wie die Dinge sich bei uns entwickelt haben, ist die Präsidentenwahl zu einer symbolischen Bedeutung höchsten Ranges gelangt. Am 13. März muß sich nicht bloß zeigen, ob eine arbeitsfähige Mehrheit vorhanden ist, sondern auch, ob es eine zuverlässige monarchistische Mehrheit im Reichstage gibt. Ob die fortschrittliche Volkspartei nach den bisherigen Erfahrungen und Klarstellungen noch geschlossen in der Unterstützung eines roten Kandidaten ausharren wird, ist noch nicht einmal ganz sicher ausgemacht. Daß die nationalliberale Partei geschlossen oder auch nur in ihrer Mehrheit von neuem für einen sozialdemokratischen Vizepräsidenten eintreten könnte, halten wir trotz aller bisherigen Enttäuschungen für unwahrscheinlich. Auf der anderen Seite ist freilich auch noch keine Basis für eine Einigung zwischen den Nationalliberalen und den rechtsstehenden Parteien zu entdecken. Denn Herr Bassermann macht noch immer seinen Einfluß dahin geltend, daß die Konservativen vom Präsidium ausgeschlossen werden. Das Zentrum wird sich aber auf eine Kombination, welche zur Verherrlichung des angeblichen liberalen Wahlsieges die Rechte ausschalten und der Linken das Uebergewicht geben soll, schwerlich einlassen. Wollen die Nationalliberalen im Sinne der Sammlung der positiven Elemente nicht einlenken, so können Zentrum und Rechte sich wieder einer „würdigen Zurückhaltung" befleißen und den Nationalliberalen sagen: So löst doch mit Hilfe eurer Genossen auf der Linken die Präsidialfrage nach euerem Belieben.

Der Anfang der Arbeiten.

Die Etatsdebatte war recht lang und stellenweise interessant, aber es kam doch nichts Rechtes und nichts Ganzes dabei heraus, weil die Wehrvorlage und die zugehörigen Deckungsvorlagen noch fehlten. Diese Entwürfe greifen tief in die Finanzpolitik ein. Auch heute sind sie noch nicht da. Die Regierung hat kund und zu wissen getan, daß die formulierten Vorschläge der Kriegsverwaltung, auf welche der Hauptteil der neuen Forderungen entfällt, in der letzten Woche endlich eingegangen sind. Warum hat denn die Kriegsverwaltung so viele Monate gebraucht, um aus der Lage, die im vorigen Sommer befürchtet wurde, die Konsequenzen zu ziehen? Es muß da doch besondere Zweifel und Reibungen gegeben haben. Daß für die Flotte weniger Neuforderungen gestellt werden, als für die Landmacht, ist insofern erfreulich, als eine erhebliche Verstärkung des Flottenbaues die Verständigung mit England erschweren würde. In England glaubt man ja immer noch (und leider hat die dortige Regierung den Aberglauben bisher unterstützt), daß Deutschland bei der Entwicklung seiner Seemacht nur die Bekämpfung Englands im Auge habe. Die neuerlichen Reden und Beschlüsse in Frankreich mußten jeden Unbefangenen darauf aufmerksam machen, daß Deutschland auch für den Fall eines kontinentalen Krieges eine starke Seemacht notwendig hat. Soweit reicht aber leider die Vorurteilslosigkeit der Engländer noch nicht. Aus Rücksicht auf England dürfen wir keineswegs unsere Seerüstung vernachlässigen; aber wir können doch wohl angesichts der schwebenden Ausgleichsverhandlungen das Tempo etwas verlangsamen.

Für den Reichstag stecken die eigentlichen Schwierigkeiten wohl nicht in den Wehrvorlagen selbst, als vielmehr in den zugehörigen Deckungsvorlagen. Neuerdings wird nun die Ansicht verbreitet, die Regierung wolle auf die ominöse direkte Erbschaftssteuer (Witwen- und Waisensteuer) doch nicht zurückgreifen, sondern andere Quellen neuer Einnahmen anzapfen. Der Entschluß wäre sehr löblich; nur fragt man sich, warum dann der alte Streitapfel der Erbschaftssteuer überhaupt hervorgeholt worden ist. Die Liberalen sind durch die Ausführungen über die Möglichkeit des Zurückgreifens auf die direkte Erbschaftssteuer schon so übermütig geworden, daß sie jetzt der Regierung eine demütigende Abhängigkeit von den schwarzblauen Parteien vorwerfen. Ein Muster der liberalen Schnüffel- und Hetzkunst ist der Preßalarm wegen einer angeblich von zwei Zentrumsmitgliedern verfaßten Zusammenstellung von Etatsziffern, die unter Mitgliedern des Bundesrats verbreitet sein soll. Es wird als Hintertreppenpolitik hingestellt, wenn ein Abgeordneter seine Ansichten über die Finanzlage ziffermäßig zu Papier bringt und die Aufstellung einem Bundesratsmitgliede mitteilt. Man tut so, als wenn die Bundesratsmitglieder sich über die Finanzlage nirgendwo anders, als bei dem Reichsschatzsekretär Informationen

holen dürften. Nach unserer Ansicht ist der Bundesrat nicht eine Abteilung des Reichsschatzamtes, sondern das oberste Regierungskollegium im Reiche. Die verbündeten Regierungen, welche den Bundesrat bilden, können sich ihre Informationen holen, wo sie solche am besten zu finden glauben. Nach der Verfassung haben die Mitglieder des Bundesrats sogar das Recht, im Reichstage selbst eine abweichende Meinung gegen die Mehrheit ihres Kollegiums und gegen den Reichskanzler zu vertreten, also an die Mehrheit des Reichstags zu appellieren. Wer kann ihnen nun das Recht bestreiten, die Meinung eines Reichstagsabgeordneten über die Finanzlage zu hören oder zu lesen? Es würde auch in der ganzen liberalen Presse kein Ton der Kritik laut werden, wenn etwa ein nationalliberaler Sachverständiger eine tabellarische Uebersicht über die Finanzlage einem Bundesratsmitgliede zur Verfügung stellte. Nur die Zentrumsmitglieder sollen von dem Verkehr mit Ministern und sonstigen Bundesratsmitgliedern ausgeschlossen sein!

Durch solches Gerede wird man nicht verhindern, daß die umsichtigeren und sachkundigeren Mitglieder des Bundesrats auch Kenntnis nehmen von den Gründen und Erwägungen derjenigen Leute, die angesichts der andauernden großen Ueberschüsse eine neue Steuererhöhung nicht für notwendig halten. Wer die gründliche und allseitige Prüfung dieser Frage beeinträchtigen will, hat kein blankes Gewissen und setzt sich dem Verdachte aus, daß er sich in der Finanzfrage von parteipolitischen Nebenzwecken bestimmen lasse.

Die Interpellation über die Teuerung nahm im Reichstag einen ziemlich ruhigen Verlauf. Dazu wirkte auch das Entgegenkommen des Bundesrates in der Einzelfrage des Kartoffelzolles mit. Der Bundesrat hat, damit die ausländischen Rückstände von der vorjährigen Kartoffelernte nicht von Deutschland abgelenkt werden, die Aufhebung des Kartoffelzolles für alte Frucht vom 15. Februar bis auf Ende April verschoben. Man kann sich auch als Freund des festen Schutzzolles diese Erleichterung gefallen lassen, da der Kartoffelzoll eine ganz eigenartige Saison-Einrichtung ist. Allerdings wird die Maßregel eine Verbilligung der Kartoffel im Detailhandel schwerlich herbeiführen. Sie dient aber zur Beruhigung der weniger urteilsfähigen Gemüter, und es ist ganz gut, wenn die tatsächliche Probe gemacht wird auf die bekannte kühne Behauptung der Freihändler, daß die Aufhebung des Zolles zur Verbilligung der Lebensmittel führe.

Großherzog Wilhelm von Luxemburg †.

Mit ihm ist der evangelische Mannesstamm des achthundertjährigen Geschlechts Oranien am 25. Februar 1912 ausgestorben. Durch förmliches Gesetz vom 12. November 1908 wurde in Luxemburg bekanntlich die salische Erbfolge zugunsten der kognatischen ausgeschlossen, worauf die Großherzogin Maria Anna die Regentschaft übernahm. Diese Regentschaft bleibt noch bis 14. Juni ds. Js. bestehen, an welchem Tage die älteste Tochter des Verblichenen, die Thronerbin Großherzogin Maria Adelheid von Nassau, majorenn wird. Diese ist, wie ihre fünf Schwestern, katholisch.

Der Personenwechsel im österreichischen Auswärtigen Ministerium.

Ein tragisches Geschick, daß Graf Aehrenthal so bald nach seinem großen Erfolge in der Annexionsfrage und nach dem kleineren Erfolge in der Frage des Verhaltens gegenüber Italien der tückischen Krankheit erliegen mußte. Erst auf dem Todesbette erhielt er vom Kaiser die wiederholt nachgesuchte Entbindung von seiner Amtslast in den ehrenvollsten Formen. Graf Aehrenthal nimmt den Ruhm mit in das Grab, daß unter seiner verantwortlichen Leitung die auswärtige Politik des habsburgischen Reiches aus ihrer langjährigen Passivität zu einer tapferen, erfolgreichen, ruhmvollen Aktivität übergegangen ist. Das Verdienst des Erzherzog-Thronfolgers um diese Wendung und der hohe Wert der deutschen Solidarität bei dem Durchhalten der Annexionskrisis sollen gewiß nicht verkleinert werden; aber es bleibt für die Geschicklichkeit und den Mut des leitenden Ministers noch ein gerütteltes Maß von Ehre und Verdienst. Für den Nachfolger Grafen Berchtold war es die beste Empfehlung, daß er in seinen Antrittsdepeschen an die verbündeten Regierungen die Fortsetzung der Aehrenthalschen Politik als sein Programm hinstellte.

Die italienische Kriegsbegeisterung.

Ganz Italien befindet sich in einer Hurrastimmung. Sind Siegesnachrichten aus Tripolis oder der Cyrenaika eingetroffen? Nein, das nicht. Aber man hat in Rom durch das Abgeordnetenhaus und den Senat das königliche Dekret, das die Annexion dieser Länder aussprach, in ein förmliches und feierliches Gesetz ausgestalten lassen. Wir Nordländer sind so skeptisch, daß wir uns fragen, ob und inwieweit diese Gesetzgebung zur Eroberung der libyschen Wüste beitrage. Die nationale Begeisterung hat ja etwas Erhebendes. Doch wird es die Italiener noch viel Blut und ungezählte Millionen kosten, bis sie das Hinterland halbwegs okkupiert haben. Und der Friede mit der Pforte wird dadurch erschwert, daß ein Ausgleich mittels einer türkischen Scheinsouveränität jetzt erst recht ausgeschlossen ist. Der erfolgreiche Angriff der italienischen Flotte auf zwei türkische Boote im Hafen von Beirut bessert ebenfalls die Friedensaussichten nicht.

Kirchenpolitisches aus Baden.

Von Landtagsabgeordneten Dr. Joseph Schofer.

Wiewohl die Kultusdebatte in dem gegenwärtigen Landtage sehr rasch erledigt war, spielten die kirchenpolitischen Fragen dennoch keine untergeordnete Rolle.

Das Budget weist bestimmte Leistungen an die katholische Kirche, an die evangelische, altkatholische und israelitische Religionsgemeinschaft auf. Diese Leistungen beruhen auf Gesetzen und Verträgen. Daß die sozialdemokratische Partei solche Budgetpositionen ablehnt, ist weder neu noch verwunderlich. Anders liegt die Sache bei der fortschrittlichen Volkspartei. Auf dem letzten Landtag stimmte sie, wenn auch unter Betonung ihres grundsätzlichen Standpunktes, den genannten Forderungen zu, heuer übte die gleiche Fraktion Stimmenthaltung. Der nationalliberale „Mannheimer Generalanzeiger“ „bedauert lebhaft diese Schwenkung“. Dieser Schwenkung nach links seitens der fortschrittlichen Volkspartei steht eine andere in der nationalliberalen Fraktion gegenüber. Als auf dem Landtage 1907/08 das Dotationsgesetz beraten wurde, ließen auch die Nationalliberalen keinen Zweifel darüber, daß sie 1914 für die Verlängerung des Dotationsgesetzes nicht zu haben sein würden. Diese Haltung rief eine scharfe Opposition seitens einzelner evangelischer Geistlichen wach. Heute steht die Fraktion angeblich wieder auf dem Standpunkt der Dotationsbewilligung. Diese Materie hat eine lange Geschichte. Es war im Jahre 1876. Damals wurde seitens des damals allmächtigen Liberalismus der Krone die Simultanschule abgerungen. Weite Kreise der evangelischen Konfession fühlten sich durch das Geschenk beunruhigt. Um dieser Gefahr zu begegnen, wurden durch Gesetz vom 25. August 1876 zur Aufbesserung gering besoldeter Pfarrer 200,000 ℳ den beiden christlichen Konfessionen gewährt. Für die Katholiken wurde aber die Auszahlung an eine Bedingung geknüpft: Der Bischof sollte für seine Geistlichkeit einen Revers ausstellen, worin Gehorsam gegen die Staatsgesetze, also auch gegen die Kulturkampfgesetze, versprochen werde. Dieser Revers wurde von dem Bischofe natürlich abgelehnt, worauf die beschlossene Dotation der katholischen Kirche vorenthalten blieb, bis wieder Friede angebahnt wurde. Die Jahre 1882, 1886 und 1892 brachten die Verlängerung des Dotationsgesetzes. 1899 wurde die Dotation für die evangelische Konfession auf 300,000 ℳ und für die katholische auf 350,000 ℳ erhöht und auf zehn Jahre beschlossen. Der Landtag 1907/08 verlängerte das Gesetz bis 1914. Der nächste Landtag muß also abermals Stellung zur Sache nehmen. Es ist der Landtag, welcher aus den Wahlen von 1913 hervorgehen wird.

Gelegentlich der Hochschuldebatte in der II. badischen Kammer wurden einige kirchenpolitische Fragen in den Vordergrund gestellt. Die Sozialdemokratie stellte nämlich den Antrag, „die konfessionellen theologischen Fakultäten durch interkonfessionelle unabhängige Forschungsinstitute für das Gebiet der religiösen Geisteswissenschaften zu ersetzen.“ Als Minister Böhm das verlangte „Forschungsinstitut“ als „totgeborenes Kind“ bezeichnet und erwiesen hatte, ließen die Antragsteller den zweiten Teil ihres Antrages fallen und begnügten sich mit der Abschaffung der theologischen Fakultäten in Heidelberg und Freiburg. Der Antrag auch in dieser Fassung wurde abgelehnt. Für ihn stimmten die fortschrittliche Volkspartei und die Sozialdemokratie, gegen ihn die Rechte und die Nationalliberalen.

Der Antimodernisteneid gab Anlaß, eine wichtige kirchenpolitische Frage aufzurollen, die Frage nämlich, inwieweit Geistliche, welche diesen Eid geleistet haben, noch zum Staatsdienste

zugelassen werden sollten. In Betracht kommen die theologische Fakultät in Freiburg und die geistlichen Professoren an den höheren Schulen. Bekanntlich wurden seitens der Regierung zwei Professuren an der Fakultät in Freiburg unter dem Gesichtspunkt der Nichtableistung des Eides besetzt. Allein angesichts der Tatsache, daß künftig „nichtgeschworene" Priester nicht mehr zu finden sein werden, will die Regierung, um die theologischen Fakultäten im Staatsinteresse zu erhalten, auch beeidigte Priester auf dem theologischen Katheder zulassen.

Anders stellt sie sich zu den geistlichen Professoren an den höheren Schulen. Hier erklärte Minister Dr. Böhm in der 17. Sitzung der II. Kammer wörtlich folgendes:

„Die großherzogliche Regierung ist zur Ansicht gekommen, daß nach wie vor katholische Geistliche, die als Priester geweiht sind und infolgedessen auch den Antimodernisteneid geleistet haben, zur Prüfung und zum Probejahr zugelassen werden sollen, daß aber ihre Anstellung als Lehramtspraktikanten und künftige Professoren davon abhängig zu machen sei, daß sie aus der kirchlichen Disziplin entlassen werden."

Dieser Standpunkt hat im Lande Aufsehen erregt. Man fragt sich: sollen die katholischen Geistlichen von den höheren Schulen ferngehalten und so als Staatsbürger zweiter Klasse behandelt werden? Es will scheinen, daß über diesen Punkt die Akten noch nicht geschlossen sind. Der erstinteressierte Teil in der vorwürfigen Frage ist die erzbischöfliche Kurie in Freiburg. Man wird also abwarten müssen, was von dort geschieht.

Der Kampf um Wien.

Von Chefredakteur Franz Eckardt, Salzburg.

Als der große Volksbürgermeister Dr. Lueger sein Ende nahen fühlte, gab er seiner Partei zwei Weisungen gewissermaßen als Testament: „Halt' mir meine Leut' z'sammen", legte er seinem ältesten und treuesten Kampfgenossen Dr. Geßmann ans Herz. Das galt der politischen Fraktion im Reichsrate. Undank, undeutsche Treulosigkeit, Verräterei und Verleumdungen haben Dr. Geßmann fortgeekelt, er wird nach Wien erst zurückkehren, wenn die bevorstehenden Gemeinderatswahlen vorbei sind; weilte er jetzt schon in Wien, so würden dieselben Parteifeinde und Parteiverräter ihn für jeden Fehltritt verantwortlich machen und für jeden Verlust, den etwa die Partei erleiden würde. Der zweite Rat galt den Wienern besonders: „Haltet das Rathaus", d. h. setzt alle Kraft daran, die Mehrheit im Gemeinderate zu behalten. Gewiß hätten beide Ratschläge leichter mit Erfolg zur Tat gemacht werden können, wenn Dr. Weiskirchner sogleich das Handelsministerium verlassen und nach dem Wunsche Luegers die Führung in Wien übernommen hätte. Er konnte sich dazu nicht entschließen, hat dadurch die Partei schwer geschädigt, ihr einen Schaden zugefügt, der auch durch seine jetzt an Aufopferung grenzende Parteitätigkeit nicht gutgemacht werden kann. Doch das ist eine Tatsache, mit der man rechnen muß.

Im Frühjahr kommen die Mandate des zweiten und des vierten Wahlkörpers zur Neuwahl, es muß also der halbe Gemeinderat neugewählt werden. Es mag von vornherein festgestellt werden, daß die Christlichsozialen Verluste erleiden, daß sie die jetzige Zweidrittelmehrheit verlieren, daß sie aber die Mehrheit im Rathause noch behalten werden. Ihre Vorbereitungen zu dem Wahlkampfe auf „Leben und Tod", so verkünden ihre buntscheckigen Gegner, sind noch nicht vollendet, stehen auch noch nicht auf jener Höhe, die unbedingt erreicht werden muß, wenn die Partei den Gegnern gewachsen sein soll. Zum Glück hat man die gefährliche Krise, die gleich nach Luegers Tod ausbrach, innerhalb der Partei überwunden; man hat die Verwirrung, welche namentlich nach den Juniwahlen 1911 einriß, beseitigt; man hat die Parteiverräter, welche jetzt in der Judenpresse verhimmelt werden, aus der Partei entfernt und hat ein Parteistatut geschaffen, welches sich gut einzuleben beginnt; man baut die Organisation aus und sucht auch die Verbreitung der Parteipresse zu betreiben. Hier ist in Wien stets gefehlt worden und wird auch jetzt noch am meisten gefehlt. Vergani hat Reißaus genommen vor dem Zusammenbruch seines Verräterblattes, und dieses lenkt wieder ins deutschantisemitische Lager über, welches es nie hätte verlassen sollen. Seine Hetze gegen die Christlichsozialen hat es eingestellt.

Am segensreichsten wirkt, daß man sich endlich für Wien eine autoritative Parteileitung gewählt und dadurch das stete Verlangen gerade Dr. Geßmanns erfüllt hat. Es war ein sehr guter Griff, daß man den Chef der Gesamtpartei, den Prinzen Alois Liechtenstein, auch an die Spitze der Wiener Partei gestellt hat; es wurde dadurch die Furcht der Parteigenossen in den Kronländern beseitigt, es könnten die Wiener ganz ihre eigenen Wege gehen. Um diesen Chef stellen sich als Hauptagitatoren die alten Vorkämpfer Steiner, Weiskirchner und Kunschak, die den Bürgermeister Dr. Neumayer ganz an sich gezogen haben. Es handelt sich jetzt darum, daß die Christlichsozialen die günstige Situation, welche durch das vollständige Fiasko der Junisieger in der Teuerungsfrage entstanden ist, geschickt ausnützen und in massenhaften Versammlungen das Volk aufklären. Letzteres ist unumgänglich notwendig, vor allem, weil es immer noch an der Parteipresse fehlt. In den Sitzungen des niederösterreichischen Landtages haben die Sozialdemokraten und einige Parteiverräter wahre Orgien in Beschimpfungen und Verleumdungen der Christlichsozialen gefeiert, mit dem ausgesprochenen Zweck, Stimmung im Volke für die Gemeinderatswahlen zu machen. Die jüdische Presse hat all' diese Redeexzesse Tag für Tag breitgetreten, die sachlichen Richtigstellungen der christlichsozialen Redner verschwiegen und so im Volke die Ansicht zu verbreiten gesucht, daß die Christlichsozialen niederträchtige Verwirtschafter des Volksvermögens seien, obwohl das Ueberschußbudget des Landes Niederösterreich mit seinen unwiderleglichen Zahlen das Gegenteil beweist. „Was kümmern uns die Zahlen!" rief der Genosse Schuhmeier im Landtage aus. Seine Partei braucht zu den Wahlen eine Hetze und dazu sind ihr Lügen gut, nicht Tatsachen und Zahlen. „Geld werden wir heuer kübelweise haben", rief ein anderer Genosse in einer Versammlung. Woher?

Diese Frage führt zum Kern des Kampfes um Wien: das jüdische Großkapital braucht eine andere Mehrheit im Rathause Wiens. Dr. Lueger hat diesem Kapital die Gaswerke, die Trambahn, das Omnibuswesen, die Leichenbestattung und die Elektrizitätswerke entrissen, zu Kommunalanstalten gemacht, welche der Stadt jetzt schon gegen 16 Millionen rein abwerfen, sich also selbst verzinsen und amortisieren. Er hat das sogenannte „Wiener Bräuhaus" angekauft und das darin investierte Bürgerkapital vor dem Krach gerettet. Jahrelang war das Bräuhaus passiv und hat der Stadt schwere Hunderttausende gekostet, jetzt ist es bereits aktiv, wenn auch erst schwach. Aber es hat den Wienern Millionen gerettet, denn es hat die Braukönige trotz ihrem Kartell gezwungen, die Bierpreise nicht zu erhöhen. Dr. Geßmann hat die Landesversicherungsanstalten geschaffen, welchen städtische folgten. Der Referent im Landtage konnte dieser Tage mitteilen, daß diese Anstalten anfangen, ihr Gründungskapital zurückzuzahlen und ein Reinerträgnis abzuwerfen. Da diese Anstalten nicht auf Gewinn berechnet waren, konnten sie sehr billig arbeiten, wodurch die privaten Konkurrenzanstalten gezwungen wurden, mit ihren Prämiensätzen ganz bedeutend zurückzugehen. Dadurch hat Dr. Geßmann dem Volke jährlich Millionen gerettet, zumal andere Kronländer sein Beispiel nachahmten. Nun geht Dr. Luegers Nachfolger daran, die Auswucherung der Stadt durch die Kohlenkönige zu beseitigen. Er hat den Ankauf eines Braunkohlenwerkes in Zillingdorf nächst Wien durchgesetzt, welches für eine Ueberlandzentrale des Elektrizitätswerkes bestimmt ist. Gelingt dieses Unternehmen, so fürchtet man, die Gemeinde könne auch ein Steinkohlenwerk kaufen, um den Kohlenwucherring zu brechen. Eine solche Kommunalpolitik geht dem Großkapital natürlich auf die Nerven, es gibt dagegen kein anderes Heilmittel als eine Rotblockmehrheit im Rathause. Daher die „Kübel voll Geld" der Sozialdemokraten, darum der bis zum Wahnwitz wütende Ansturm gegen das christlichsoziale Rathaus.

Wenn das Volk von Wien nur auf die Taten der Christlichsozialen sieht, so muß es sich in alle Vertretungskörper nur Christlichsoziale wählen. Das Land Niederösterreich hebt auf die Grundsteuer eine Umlage von 28% ein, in den „freiheitlich" verwalteten Ländern Steiermark 50%, Kärnten 75%, Mähren 57%, Schlesien 69%, Galizien 78%; Niederösterreich hat also die geringsten Umlagen und dazu einen Ueberschuß von 5 Millionen im Landesbudget, während die genannten „freiheitlichen" Kronländer mit schweren Defizits zu kämpfen haben. Trotzdem schufen die Christlichsozialen in diesem von ihnen verwalteten Lande eine Finanzkontrolle, in welcher auch die Deutschfreiheitlichen und Sozialdemokraten Vertreter haben, ein „Ruhmesblatt der Mehrheit", wie der liberale Abg. von Lindheim anerkannte. Das Land zahlt auch am besten seine Beamten und Lehrer: Der Professor an einem Staatsgymnasium z. B. bezieht 5980 K Gehalt, an einem niederösterreichischen Landesgymnasium 6700 K; die Witwe eines Staatsbeamten der 8. Rangklasse bezieht 1400 K Pension, die Witwe eines Landesbeamten derselben Rangklasse 2480 K. — Als im Jahre 1895 die Christlichsozialen die Stadt Wien übernahmen, hatte Wien 148 Millionen Schulden und 325 Millionen Vermögen, also einen Vermögensüberschuß von 177 Millionen; dieser Ueberschuß ist bis 1910 angewachsen auf 396 Millionen (Schulden 747 Millionen, Vermögen 1143 Millionen). Die Schulden sind allerdings um 598 Mill. K vermehrt worden, aber dieses Geld ist in Unternehmungen investiert, welche bereits bis zu 16 Millionen jährlich rein abwerfen. Es sind daher auch die Gemeindeumlagen seit dem Sturz der liberalen Herrschaft nicht erhöht worden. Und doch sind infolge des neuen Heimatgesetzes die Armenlasten von 7½ auf 23 Millionen jährlich gestiegen, trotzdem sind alle die Tausenden von städtischen Beamten und Bediensteten so aufgebessert, daß sie den Neid ihrer staatlichen Kollegen erwecken, trotzdem sind 143 neue Schulen gebaut, trotzdem sind 2500 Wohnungen für städtische Beamte und Bedienstete,

Spitäler, Versorgungsheime, und sogar die kolossale zweite Fernwasserleitung erbaut, die Trambahnfahrt von 12 und 20 **Kreuzer** auf 14 und 20 **Heller** herabgesetzt, der Elektrizitätspreis von 8 auf 7 Heller pro Hektowatt herabgemindert worden usw. Keine Stadt Oesterreichs hat ähnliche Kommunalerfolge aufzuweisen wie das christlichsoziale Wien.

Das Toben der Judenpresse und — es hat halt alles sein Gutes — die Blamage des Liberalismus im Deutschen Reiche durch die Wahl des Genossen Scheidemann zum Präsidenten hat den Deutschnationalen Wiens denn doch das Gewissen rege gemacht: ob sie es je vor dem Deutschtum verantworten können, wenn sie mithelfen, dem Börsenjudentum und dem jüdischen Sozialismus das Rathaus auszuliefern. Die Christlichsozialen wären bereit, den Deutschnationalen eine ihrer Wählerstärke entsprechende Zahl von Mandaten zu sichern, wenn die Deutschnationalen rückhaltlos mit den Christlichsozialen den Kampf gegen die rote Hochflut führen wollen. Leider fehlt den Deutschfreiheitlichen noch der entschiedene Wille zur Tat, weil ihnen mit Ausnahme der schwach verbreiteten deutschradikalen „Ostdeutschen Rundschau" kein Tagblatt in Wien zur Verfügung steht, wenn es gegen die Juden geht. Sonst wohl. Das tägliche Lesen der Judenpresse hat ihnen eine heillose Angst vor dem „Klerikalismus" eingejagt, von der sie sich noch nicht freimachen können. Dr. **Lueger** hat einmal gesagt: „Den Klerikalismus haben schlaue Juden erfunden, um dumme Christen zu betrügen." Der Jude **Karl Kraus**, der Herausgeber der „Fackel", einer der geistreichsten Literaten Wiens und gewissermaßen der „Wiener Maximilian Harden", hat den Klerikalismus als „Kinderschreck erwachsener Idioten" charakterisiert, und der deutschradikale RRA. Dr. **Wichtl** hat schon mehrmals in der „Ostdeutschen Rundschau" dargelegt, daß es in unserer glaubensschwachen Zeit ein Unding sei, von der Gefahr eines Klerikalismus in einer Millionenstadt zu sprechen. Hilft nichts: Die Freimaurer haben die Brauchbarkeit des Klerikalismus als Popanz so gut erkannt, daß sie immer und immer wieder das Volk damit zu foppen versuchen. Leider nur zu sehr mit Erfolg und nicht nur in Wien.

Aus alledem kann man ersehen, daß es einen Rotblockgeneralsturm auf das Rathaus Wiens im Frühjahr geben wird. Von den 78 Mandaten, welche zur Vergebung gelangen und zu denen auch alle bisher sozialdemokratisch besetzten Mandate gehören, hofft der Block außer seinen bisherigen den Christlichsozialen etwa 40 abzunehmen. Da aber bei der für die Gemeinderatswahlen bestimmten größeren Seßhaftigkeit die Wählerzahl von jener der Reichsratswähler verschieden ist und die Bürgerschaft dem Rotblock nicht mehr in so großer Zahl aufsitzen wird wie im vorigen Juni, so werden die Verluste der Christlichsozialen nicht gar so groß sein — **wenn sie jetzt mit aller Macht den Kampf um Wien, den Kampf gegen die rote Hochflut des Judentums und der Freimaurerei aufnehmen.**

Die neutrale Schule in Frankreich.

Von Dr. **Heinrich Zens**, M. S. C., Oeventrop i. W.

In fast allen christlichen Ländern ist heutzutage der Kampf um die Schule entbrannt. Die Feinde des Glaubens wissen nur zu gut, daß die Ausführung ihrer Pläne nahe ist, sobald sie den Unterricht der Jugend in ihrer Hand haben. Es gibt deshalb für uns Christen kaum eine wichtigere Aufgabe, als die Rechte der Kirche auf die religiöse Erziehung der Jugend zu verteidigen. Man redet in der letzten Zeit viel von **neutralen Schulen** und von **neutralem Unterricht**; aber auch abgesehen davon, daß die Kinder ein Recht haben, im Glauben unterrichtet zu werden, wo findet man einen neutralen Lehrer? Kann es einen solchen überhaupt geben? Der Kardinal von Mecheln schrieb neulich in einem Hirtenbriefe: „Ein neutraler Lehrer ist kein Meister; sobald er aber Meister wird, hört er auf neutral zu sein." Frankreich besitzt seit 1882 die neutrale Staatsschule. Das damalige Schulgesetz wurde erst angenommen, nachdem Jules Ferry ausdrücklich erklärt hatte, es handle sich nicht darum, Gott aus der Schule auszuschließen. Und doch ist dies geschehen. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die Bücher durchzusehen, die man den Kindern aufzwingt. Die Republik hat die Lesebücher einer sorgfältigen **Zensur** unterworfen, sie ist dabei mit einer Albernheit zu Werke gegangen, die man nicht für möglich halten sollte. M. Buisson, ein echter Kirchenfeind, verkündete eines Tages im Parlamente: „Es wäre Verrücktheit, und eine solche wirft man uns ohne Grund vor, wenn man annimmt, wir würden die Manie begünstigen, das Wort „Gott", überall wo es in der klassischen Literatur steht, zu streichen." Nun diese Torheit ist wirklich begangen worden, wie M. Villeneuve in der „Rép. franç." (27. Febr. 1911) nachweist. Aus den für die Volksschulen bestimmten Lesebüchern führt er einige Beispiele an.[1]

Früher hieß es in einem Gedichte von Laprade: „Ich segne meine Einsamkeit und **Gott**, der euch wird hüten." Jetzt lautet der zweite Vers: „Und **jene**, die euch hüten." Eine Ueberschrift war für die Kinder zu greulich: „Die **Mönche** vom St. Bernhard." Sie heißt nunmehr: „Die **Hunde** vom St. Bernhard." Noch einmal wird Läprade zurechtgewiesen: „Ich sage zum Kranken, der wachet: **Lobe Gott**, denn die Nacht geht zu Ende." Der Herausgeber verbessert: „**Fasse Mut**, denn die Nacht geht zu Ende." Der klerikale Chateaubriand hatte gewagt zu schreiben: „Der Schöpfung erster Sänger stimmt an des **Ewigen Lob**." Es wird aber mit folgenden Worten an die Neutralität gemahnt: „Der Schöpfung erster Sänger stimmt an sein **herrliches Lied**." Diese kindischen Fälschungen verdienen es, der Lächerlichkeit preisgegeben zu werden, ebenso wie die Verse: „Das Fischlein wird schon wachsen, wenn **man** es nur leben läßt." Der alte La Fontaine hatte aber geschrieben: „Wenn **Gott** ihm das Leben erhält."

Die Poesie ist also arg zugestutzt worden, der Prosa ist es nicht besser ergangen. Ein von der Jugend viel gelesenes Buch trägt den Titel: „Reise zweier Kinder durch Frankreich." Dieses Werk hat alles verloren, was an das Christentum erinnern konnte. Die zwei Kinder sehen auf ihrer Reise weder Kirchen noch Anstalten, die mit dem Namen Gottes bezeichnet werden (z. B. hôtel-Dieu-Spital). Ueberall in dem Buche ist dieser Name ausgemerzt, auch da, wo es sich um einen Ausruf handelt: „Gott sei Dank," „mein Gott!" In der Ausgabe von 1904 hieß es noch an einer Stelle: „Unser Vaterland und **Gott**", jetzt aber heißt es: „Unser Vaterland und **unsere Pflicht**." Bei der Provinz Burgund wurden früher unter den dort geborenen großen Männern auch der hl. Bernhard und Bischof Bossuet erwähnt. In den folgenden Ausgaben sind sie ausgelassen worden, ebenso wie der hl. Vinzenz von Paul und der berühmte Erzbischof Fénelon. Das Bild des Domes zu Rheims ist durch eine Landkarte ersetzt worden, ebenso ist die Kathedrale und das Spital von Paris verschwunden. Vor 1905 las man noch: „Man **kniete nieder** vor dem kleinen **Eisenkreuz**, das Andreas einst selbst geschmiedet und auf das Grab seines Vaters gestellt hatte." Seitdem lautet die Stelle: „Man **näherte sich** der kleinen **Metalltafel**, die Andreas einst selbst geschmiedet hatte, um den Namen seines Vaters daraufzuschreiben."

Weit schlimmer als diese Textänderungen ist die Parteilichkeit und die religionsfeindliche Tendenz, die in manchen „neutralen" Lesebüchern offen zutage tritt. So enthält die für die unterste Stufe bestimmte Sammlung von Primaire (Deckname) nicht eine einzige Zeile von einem Geistlichen oder von einem kirchlich gesinnten Autor. Die größten und besten Schriftsteller Frankreichs haben also nichts geschrieben, das die kleinen Kinder interessieren könnte! Das Buch für die mittlere und höhere Stufe zitiert einmal Racine, Corneille, Fénelon, Massillon, und von diesen nichts ausgesprochen Religiöses. Dagegen kommen Ungläubige desto öfter zu Wort: Voltaire, Michelet, Quinet, Zola. Und welche Gegenstände werden behandelt? Die **Geschichte** nimmt einen breiten Raum ein. Da wird nun alles erzählt, was die Kirche in ein schlechtes Licht setzen kann; etwas Gutes wird von ihr überhaupt nicht erwähnt. Die Menschenfreundlichkeit des protestantischen Pfarrers Oberlin wird gelobt, dagegen vom hl. Vinzenz von Paul wird nichts gesagt. So steht es auch in den anderen Lesebüchern aus.

Neben der Geschichte wird auch die **Moral** behandelt. An die Stelle des Katechismus treten eigene Handbücher der bürgerlichen Moral, z. B. die von Aulard und Debidour, Bayet, Payot und andere.

Um deren Geist kennen zu lernen, brauche ich nur einige Stellen anzuführen. „Niemand", so spricht Payot zu den kleinen Franzosen, „hat das Recht, euch seinen Glauben aufzuzwingen... Wenn ihr einmal groß geworden seid, dann könnt ihr euren Glauben selbst wählen..." Bei Bayet heißt es: „Man muß alle aufrichtigen Glaubensmeinungen achten, denn da sie sich alle auf unerkennbare Dinge beziehen, so hat keine das Recht, für sich allein Zustimmung und Achtung zu verlangen. Deshalb haben wir das Recht, unter allen Religionen diejenige zu wählen, die uns am meisten gefällt, und wenn uns keine gefällt, dann haben wir das **Recht, keine Religion** zu haben. Das nennt

[1]) Vgl. Revue Prat. d'ap. Nr. 135 (1911) und Revue du Clergé franç. etc. 61 (1910) Nr. 363, 364.

man **Gewissensfreiheit.**“ Im Handbuch der Erziehung von Primaire findet sich folgende Stelle, die wegen der Gleichsetzung des Heilandes mit anderen Persönlichkeiten verletzend wirkt:

„Alle Länder, Rassen und Religionen haben bewunderungswürdige Männer hervorgebracht: Sokrates und Mark-Aurel waren ‚Heiden‘; Jesus und Spinoza waren Juden; Palissy und Sully waren Protestanten; Vinzenz von Paul und der Erzbischof Affre waren Katholiken; Hugo, Michelet und Gambetta waren Freidenker.“ In demselben Werke heißt es: „Die Schule lehrt vor allem die Sittsamkeit, die Gerechtigkeit, die Aufrichtigkeit . . . Um dies zu erreichen, hat sie die Religion und den Glauben an Gott nicht nötig.“ Im Lesebuch für die mittlere Stufe wird denn auch sorgfältig beschrieben, wie ruhig und schön ein **Ungläubiger**, Guyau, starb, und wie ein Begräbnis ohne Geistlichen keineswegs etwas Entehrendes ist. „Am Abend des 31. März 1888 hatte dieser unermüdliche Geist noch gearbeitet, indem er einige Seiten diktierte. Als er sich zu Bette legte, fühlte er sich matter als sonst. Während der Nacht teilte er zum ersten Male den Seinigen mit, daß er sein Ende nahe bevorstehen fühle. „Ich habe gut gekämpft“, sagte er; und da er den einzigen Schmerz, den er den Seinigen nicht mehr ersparen konnte, lindern wollte, fügte er leise hinzu: „Ich bin zufrieden, ganz und gar zufrieden . . . ihr alle müßt es auch sein.“ — Die Mutter eilt hinzu, sie erfaßt seine Hand, er kann nicht mehr reden, aber er lächelt bis zu seinem Ende, das fast unbemerkt eintritt. — „Am Ostermorgen wurde er begraben. Die Gläubigen feierten auf der ganzen Erde die Hoffnung auf die Erlösung und die Verzeihung, die vom Kreuze auf die Menschen herabgefallen war. Wir aber, abseits von diesem religiösen Gepränge, wir folgten in tiefem Stillschweigen demjenigen, den man, nur von seinen Freunden begleitet, davontrug. Den Sarg bedeckten die Blumen, die er so sehr geliebt hatte, sonst nichts.“

Dergleichen Zitierungen ließen sich noch vermehren, doch die obigen genügen, um zu zeigen, daß die Schranken des Gesetzes Ferry nicht eingehalten worden sind. Es mußte zum Kampfe kommen. Mehrere von den Schulbüchern sind von den Bischöfen verboten worden. Die Eltern dürfen nur unter gewissen Bedingungen ihre Kinder in solche Schulen senden, wo die verbotenen Bücher benutzt werden. Bis jetzt haben die Katholiken in Frankreich an vielen Orten eigene Schulen, aber wegen der Vertreibung der Kongregationen genügen diese bei weitem nicht, und die Regierung macht ihnen das Leben immer schwieriger. Um in Frankreich die Jugend vor dem Unglauben zu bewahren, gibt es vorläufig nur ein Mittel: die Regierung zu zwingen, das Schulgesetz von 1882 genau zu beobachten. Dafür sind die Gerichte da; aber ein noch viel wirksameres Mittel ist das **allgemeine Stimmrecht.** Leider steht in diesem Kampfe die Mehrzahl der Wähler indifferent beiseite; erst wenn es gelingt, sie für die gute Sache zu erwärmen, wird es in Frankreich besser werden. Wir Deutsche aber wollen auf der Hut sein, damit man unsere Jugend nicht um ihr kostbarstes Erbstück, den hl. Glauben, betrüge. Darum keine Simultanschule, wie der liberale Lehrertag in München sie verlangte, keine konfessionslose Schule nach dem Programm von Bremen und Hamburg, keinen interkonfessionellen, dogmenlosen Religionsunterricht nach dem Rezepte des H. Tews, sondern die **konfessionelle Schule**; denn nur sie ermöglicht es, der Erziehung ein festes Fundament zu geben, und die Jugend gegen die Gefahren der Unsittlichkeit und des Umsturzes zu wappnen.

Mutter.

Zarte Leinwand, feine Kanten,
Kindersachen, niedlich klein,
Legte sie mit sel'gem Lächeln
Still in ihren Schrank hinein.

Sah ihr zu, wie ihre Hände
Streichelten ein jedes Stück:
Jedes Hemdlein, jedes Tüchlein
Süsses, junges Mutterglück.

Liegen noch die kleinen Sachen,
Unbeachtet, unberührt.
Eine sitzt und weinet leise,
Ward am Glück vorbei geführt.

Fine Bayer-Vissing.

Die Ehescheidungen.

Von **W. Eggler**, Amtsrichter, Walldürn (Baden).

Eines der Krebsübel unserer Zeit sind die Ehescheidungen, ein Uebel, das von Jahr zu Jahr in Deutschland und den Nachbarländern im Zunehmen begriffen ist. Der Grundsatz der Unauflöslichkeit der Ehe erfährt täglich neue und neuartige Angriffe. Unsere zeitgenössischen Dramatiker bemühen sich, gegen ihn mit dem schweren Geschütz der Psychologie aufzufahren oder ihn mit billigem Spott und Hohn abzutun. „Kulturblätter“ vom Schlage eines „Simplicissimus“ und ähnlicher Art bewerfen mit schmutzigem Lachen die eheliche Treue, man predigt in der sozialdemokratischen Presse dem Arbeiter das neue Evangelium vom rücksichtslosen Individualismus, man beweist „wissenschaftlich“ das nämliche Thema von der Notwendigkeit des Sichauslebens, ein Forel bricht eine Lanze für die Studentenehe, in der man nach einiger Zeit das Mädchen laufen lassen kann. Auf der Bühne, in Romanen witzelt man über dasselbe Kapitel, mit Pikanterien kitzelt man den Sinnenreiz, und im Gerichtssaal zeigen sich die traurigen Folgen der Minierarbeit an der Gesellschafts- und Volksmoral.

Tausende von Ehen werden jährlich geschieden und die ersehnte und erhoffte Erleichterung wandelt sich bei vielen bald in graue Not. Vor allem sind es die Frauen, die unter den Folgen am meisten zu leiden haben.

Gewiß dürfen auch andere Momente nicht aus dem Auge gelassen werden, wenn wir nach dem Grunde der Eheauflösungen forschen: so der Charakter, das Temperament, die religiösen Anschauungen, die sozial- und wirtschaftlichen Zustände und last not least die Leichtigkeit, mit der heut' die Ehe eingegangen und gelöst werden kann. Doch sind dies mehr äußere Gründe, teils auch Folgen der Hauptursache, der Untergrabung des Begriffs und Wesens der Ehe.

Sie ist nicht nur ein Rechtsverhältnis, das durch einen Vertrag von Mann und Weib zustande kommt und Rechtswirkungen hat, wie das bürgerliche Gesetz sie auffaßt, sondern hat als Leibes- und Geistesgemeinschaft einen sittlichen Inhalt. Diesem Wesen der Ehe und dem Erziehungszwecke widerspricht die gewillkürte Dauer. Und vor allem fordert die eheliche Liebe, die in allen Wechselfällen des Lebens die Gatten verbinden soll, die Unauflöslichkeit. Erst das Christentum hat diesen hohen Begriff der Ehe vervollkommnet durch die Einsetzung der Ehe als Sakrament.

Mit der Leugnung der Sakramentalität legte die Reformation durch Luther die erste Bresche in das Prinzip der Unauflöslichkeit. Nicht als ob nicht auch schon das hebräische, das griechische und römische Recht die Scheidung gekannt hätte, aber dort stand die Ehe nicht in dem vom Christentum ihr verliehenen Ansehen. Unbestrittenermaßen kann ein paritätischer Staat sich den religiösen Anschauungen eines erheblichen Teiles seiner Staatsangehörigen nicht verschließen. Deshalb hat auch Deutschland in seinem bürgerlichen Recht eine Reihe von Scheidungsgründen aufgestellt und die Auflösung des Ehebandes durch richterliches Urteil ermöglicht.

Dem am 1. Januar 1900 in Kraft getretenen Bürgerlichen Gesetzbuch ging der Ruf voraus, es erschwere die Ehescheidungen. Es ist deshalb interessant zu sehen, wie kurz vor der Einführung des neuen Rechts, „vor Toresschluß“, wenn man so sagen darf, schnell noch eine Anzahl von Scheidungen betrieben wurde.

In Preußen wurden geschieden:

im Jahre 1897	5713	Ehen
„ „ 1898	5798	„
„ „ 1899	5948	„
„ „ 1900	4755	„
„ „ 1901	4675	„
„ „ 1902	5278	„
„ „ 1903	5981	„
„ „ 1904	6567	„
„ „ 1905	6856	„ usw.

Diese Zahlen beweisen ein stetiges Ansteigen, das schon im zweiten Jahre nach Einführung des neuen Rechtes bemerkbar ist.

Die „Angst“ vor dem BGB. war sonach unbegründet. Die weitgehende Auslegung des relativen Scheidungsgrundes des § 1568, daß durch „schwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten oder durch ehrloses oder unsittliches Ver-

halten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet sei, daß dem Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht mehr zugemutet werden kann," trägt viel zur leichten Auflösungsmöglichkeit der Ehe bei.

Mit welchem Maße die Scheidungen vorwärtsschreiten, mögen folgende Ziffern der deutschen Reichsstatistik beweisen.

Es ergingen rechtskräftige Urteile in Deutschland:

im Jahre 1900	7928		im Jahre 1903	9933
„ „ 1901	7964		„ „ 1904	10868
„ „ 1902	9069		„ „ 1905	11147

Während der Jahresdurchschnitt von 1903 bis 1907 noch 11337 Scheidungen aufweist, stieg er 1908 schon auf 13327.

Folgender Auszug aus dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich von 1910 gibt einen deutlichen Ueberblick über den neuesten Stand der

Ehescheidungen.

Staaten und Landesteile	Zahl der rechtskräftigen Urteile, lautend auf: Ehescheidung 1903 bis 1907 durchschnittl. jährlich	Ehescheidung 1908	Nichtigkeit d. Ehe auf Grund einer Nichtigkeits- oder einer Anfechtungsklage 1903 bis 1907 durchschnittl. jährlich	Nichtigkeit 1908	Auf 100000 Einwohner kommen Ehescheidungen 1903 bis 1907 durchschnittl. jährlich	1908
Provinz Ostpreußen	293	274	7	4	14,4	13,4
„ Westpreußen	218	212	6	8	13,3	12,6
Stadt Berlin	1497	1870	20	15	73,8	87,5
Provinz Brandenburg	949	1221	17	30	27,2	32,8
„ Pommern	287	321	5	1	17,0	18,8
„ Posen	126	147	6	4	6,4	7,2
„ Schlesien	675	767	9	7	13,7	15,1
„ Sachsen	628	687	12	13	21,1	22,5
„ Schlesw.-Holst.	379	430	6	9	25,4	27,5
„ Hannover	346	437	8	5	12,6	15,3
„ Westfalen	354	477	8	8	9,9	12,3
„ Hessen-Nassau	313	421	8	9	15,2	19,5
„ Rheinland	925	1099	13	21	14,5	16,1
Hohenzollern	3	2	—	—	4,4	2,9
Preußen	6993	8365	125	134	18,9	21,5
Bayern	678	824	9	14	10,4	12,3
Königreich Sachsen	1413	1471	23	35	31,5	31,4
Württemberg	269	412	6	8	11,7	17,4
Baden	283	340	3	4	14,2	16,2
Hessen	152	187	3	3	12,6	14,9
Mecklenburg-Schwerin	68	65	3	2	10,9	10,3
Großherzogtum Sachsen	59	75	3	—	15,3	18,7
Mecklenburg-Strelitz	13	16	0	—	12,6	15,4
Oldenburg	39	51	0	—	9,0	11,1
Braunschweig	82	80	1	2	16,9	16,1
Sachsen-Meiningen	33	38	0	—	12,3	13,6
Sachsen-Altenburg	43	49	—	3	20,9	22,9
Sachsen-Koburg-Gotha	36	31	1	1	14,9	12,5
Anhalt	58	62	1	—	17,7	18,4
Schwarzb.-Sondershaus.	15	19	—	—	17,7	21,7
Schwarzburg-Rudolstadt	14	19	—	1	14,5	19,2
Waldeck	2	2	0	—	3,4	3,4
Reuß ä. L.	10	13	—	—	14,2	18,3
Reuß j. L.	36	44	—	—	21,9	29,9
Schaumburg-Lippe	2	1	0	—	4,5	2,2
Lippe	7	9	1	—	4,8	6,1
Lübeck	30	47	1	—	28,5	42,0
Bremen	123	106	2	—	47,3	37,6
Hamburg	613	704	7	12	70,9	76,1
Elsaß-Lothringen	266	297	3	2	14,7	16,0
Deutsches Reich	11337	13327	192	221	18,8	21,2

Diese Ziffern weisen fast überall auf eine Zunahme der Eheauflösung hin. Die allgemein auf 100000 Einwohner bezogene Scheidungsziffer ergab für Deutschland für die Jahre 1900 bis 1904: 15,8, für 1903 bis 1907: 18,8 und stieg 1908 auf 21,2.

An der Spitze marschieren die Großstädte. „Stadtluft macht frei!" Dieses deutsche Rechtssprichwort kann man hier, wenn auch in übertragener Bedeutung, anwenden. Sie übertreffen weit den Reichsdurchschnitt mit 21,2; so Berlin mit 87,5, Hamburg mit 76,1. Gerade diese beiden Städte geben ein deutliches Bild über die Zunahme der Scheidungen. Von 1900 bis 1904 hatte Berlin noch 59,8, Hamburg 62,1 Ehescheidungen auf 100000 Einwohner.

In welchem Verhältnis in den Städten die Eheschließungen zu den Ehescheidungen und -lösungen, worunter auch die für nichtig und ungültig erklärten sich befinden, stehen, darüber mögen nur einige wenige Zahlen ein Bild geben.

Auf 1000 der mittleren Bevölkerung kamen im Jahre 1908:

Städte	Mittlere Einwohnerzahl in 1000	Eheschließungen	Ehescheidungen u. -lösungen	mehr Eheschließungen
Altona	172,5	11,0	5,5	5,5
Berlin	2102,7	10,4	5,8	4,6
Breslau	494,8	8,1	6,8	1,3
Dresden	540,2	7,5	5,5	2,0
Frankfurt a. M.	358,0	10,5	5,1	5,4
Freiburg i. B.	80,5	7,0	6,1	0,9
Hamburg	866,3	9,0	5,5	3,5
Karlsruhe	126,9	8,5	5,0	3,5
Köln	462,8	9,7	4,8	4,9
Leipzig	528,2	8,8	5,1	3,7
München	561,0	9,4	?	?
Nürnberg	313,9	9,6	5,0	4,6
Straßburg	175,9	8,4	5,7	2,7
Wiesbaden	106,8	9,2	5,5	3,7
Würzburg	85,3	7,6	6,0	1,6

Vergleicht man mit den deutschen Verhältnissen die des europäischen Auslandes, so überrascht die kleine Schweiz mit ihren hohen Scheidungsziffern.

Auf 10000 Ehen kamen Scheidungen in

Deutschland	(1895—1899)	9,8
Schweiz	(1896—1900)	19,9
Frankreich	(1896—1900)	10,3
Oesterreich	(1896—1900)	0,4
Ungarn	(1898—1901)	5,8
Belgien	(1895—1899)	6,3
Niederlande	(1895—1899)	5,9
England	(1896—1900)	1,0
Dänemark	(1896—1900)	9,4
Norwegen	(1889—1893)	1,0

(Georg v. Mayr, Moralstatistik.)

Vor allem sind es in der Schweiz die protestantischen Kantone, die mehr Ehescheidungen aufweisen als die katholischen. So entfielen von 1876—1900 auf 1000 Ehen Scheidungen: in Genf 3,8, in Appenzell 3,60, in Zürich 3,48, in Neuchatel 3,20. Dagegen in Wallis 0,15, Uri 0,19, in Obwalden 0,08.

Auch Oesterreich weist eine bedenkliche Zunahme der Ehezerstörungen auf. Dort kamen 1889 bis 1891 auf 100000 Einwohner jährlich durchschnittlich 57,2 Scheidungen, während im Jahr 1906 diese Zahl schon auf 141,2 anstieg.

Der Zuwachs der Trennungen und Scheidungen in einigen außerdeutschen europäischen Staaten geht aus folgenden Ziffern in G. v. Mayrs Moralstatistik hervor:

Auf 100000 Ehen kamen in

	1876—1880	1886—1890	1900
Oesterreich	?	19,7	31,0
Ungarn	31,6	30,5	57,0
Italien	11,8	10,0	15,0
Schweiz	220,0	188,0	199,9
Frankreich	33,9	80,9	129,0
England	6,5	7,4	10,6
Irland	0,6	0,4	1,0
Belgien	25,5	43,0	72,0

Inwieweit die Glaubensbekenntnisse einen Rückhalt der Ehe bieten, dafür nur wenige Zahlen! In Preußen kamen auf 1000 Eheschließende geschiedene Katholiken 13,4, Protestanten 27,6, Juden 42,4; in Sachsen entfielen auf 10000 Ehen bei katholischen Ehepaaren 6,7, bei evangelischen 16,7, bei Juden 13,8, bei nichtchristlichen Mischehen 34,9, bei christlichen Mischehen 7,6 Scheidungen.

In der Schweiz waren in den Jahren 1891 bis 1900 bei 10000 Ehen 7,2 der geschiedenen Gatten katholischer, 23,2 evangelischer und 48,9 protestantisch-katholischer Konfession.

Unter den durch Urteil festgestellten Scheidungsgründen sind der Ehebruch und ehrloses oder unsittliches Verhalten die am häufigsten wiederkehrenden. Dies zeigt auch die neueste Statistik

von Baden. Hier haben sich von 1900 bis 1909 die Scheidungen von 191 auf 345 vermehrt. Klagender Teil sind weit mehr die Frauen. Es wurden im Jahre 1909: 57 Ehen wegen Ehebruchs des Mannes und 54 wegen desselben Vergehens der Frau und 9 wegen beiderseitigen Ehebruchs geschieden. Ehrloses oder unsittliches Verhalten wurde auf seiten der Männer in 25 Fällen, auf seiten der Frauen in 128, beiderseits in 5 Fällen festgestellt.

Alle diese statistischen Angaben bestätigen die zu Anfang aufgestellte Behauptung, daß sowohl in Deutschland als auch sonst in den europäischen Ländern ein fortgesetztes Steigen der Eheauflösungen, ein siegreiches zerstörendes Vordringen der neuen Anschauungen gegen die alten bemerkbar ist.

Gewiß haben die Zwangsvereinigungen in wirtschaftlicher und sittlicher Beziehung oft ihre Nachteile. Aber der Zwang führt manchen wieder zur Pflicht zurück, die viele vergessen, wenn sie plötzlich den Fesseln entronnen sind.

Die Akten der Vormundschaftsgerichte und Armenverwaltungen reden eine eindringliche Sprache über die Not des „schuldlosen" Ehegatten und der ihm zugesprochenen Kinder, und das Treiben des „schuldigen Teiles", der sich meistens um die Seinen nur noch kümmert, wenn bei ihm wieder einmal eine Zwangsvollstreckung für deren Unterhalt versucht wird. Nicht alle Fälle von Eheauflösung, vor allem nicht die kinderlosen Ehen, aber ein großer Teil zeigen diese traurigen Folgen. Unsere wirtschaftlichen Verhältnisse schließen die Ernährung einer getrennten Familie durch einen Ehegatten vielfach aus.

Daß nicht nur wirtschaftliche Nachteile, sondern oft weitgehende moralische Schäden vor allem für die Kinder erwachsen, ist eine so bekannte Tatsache, daß sich ein weiteres Eingehen hierauf erübrigt.

Und die Mittel zur Bekämpfung des Uebels?

Sie ergeben sich aus den obengenannten Ursachen: Wiederbelebung des Ansehens und Begriffs der Ehe, Rückkehr zum altchristlichen Sittenbegriff, Kampf gegen Literatur und Presse, die die Grundlagen der Familie, der Gemeinde und des Staates unterwühlen, vor allem Kampf gegen jene Blätter, die in Wort und Bild die heiligsten Familienbande in erbärmlichen Witzen mit Kot bewerfen.

Mögen alle, die bei einer Scheidung mitzuwirken haben, ihre Kraft einsetzen, um die Vergrößerung des Schadens zu verhindern. Mögen unsere Gerichte den Sühnetermin nicht als formellen Akt behandeln; mögen die Obergerichte die so selten angewandte Aussetzung des Prozesses anordnen, wenn die Aussicht auf Aussöhnung der Parteien nicht ausgeschlossen ist. In anerkennenswerter Weise hat das badische Justizministerium jetzt angeordnet, daß das zuständige Pfarramt der Konfession der Eheleute von den Sühneterminen rechtzeitig benachrichtigt werden soll, damit den Geistlichen Gelegenheit gegeben sei, außergerichtlich auf eine Versöhnung der Ehegatten hinzuwirken.

Und noch eines! Die deutsche Zivilprozeßordnung sieht in Ehesachen die Mitwirkung der Staatsanwaltschaft vor. Ihre Aufgabe soll die Verteidigung der Ehe sein. Im Interesse ihrer Aufrechterhaltung soll der Staatsanwalt das Sachverhältnis aufklären und das Material dem Gerichte vorlegen dürfen. Von diesem im Gesetz festgelegten Gedanken wird in der Praxis verschwindend wenig Gebrauch gemacht.

Und doch wäre es außerordentlich notwendig, da der ganze Prozeßbetrieb in der Hand der Parteien ruht und das Gericht im wesentlichen nur auf das Parteivorbringen angewiesen ist. Ihm stehen nicht die Mittel der Staatsanwaltschaft zur Verfügung, und diese versagt. Caveant consules!

Nacht.

Der Mond steht gross am Hügelrand,
Leis atmend träumt die Nacht.
So finster schaut der Wald ins Land,
Als hielt er Totenwacht.

Die Welt liegt stille wunderbar,
Nur fernab rauscht der Strom,
Und über uns so sternenklar
Wölbt sich der Himmelsdom.

Alfons Nuber.

Eine Sonntagsfeier für freie Menschen.[1]

Stimmungsbild von P. Lippert.

Eine Stimmung des Erhabenen waltete in der weiten, hochgewölbten Halle. Im Hintergrunde stand die mächtige Orgel, und die vielen Hunderte, die versammelt waren, schwiegen. Ja wirklich, sie schwiegen, wie in einer Kirche, so wie eben Deutsche schweigen in ernster Stunde und an ernstem Ort. Und selbst das törichte Händeklatschen schwieg. Und dann sang das Waldhorn süße weiche Melodien zur Orgel, und etwas Feierliches, Ahnungsvolles schwebte über allen Häuptern. War es da nicht, als tauchten jene fernen schönen Inseln auf, die im fernsten, unentdeckten Meere liegen, die Inseln, wo der neue Mensch wandelt, der neue, starke, vollkommene Mensch? Und siehe! Da war es mir, als sehe ich eine hohe, ernste Gestalt in den Saal schreiten. Das alte Christentum! Sie schritt vorüber an den Opferstöcken, die eingangs aufgestellt waren — manche haben dort ihr Scherflein niedergelegt: es war etwas wehmütig Ergreifendes um einen so vergeblichen Idealismus.

An jenen Opferstöcken also schritt die alte, ungebeugte Religion des Nazareners vorüber, und da war es, als ob ein leises, mildes Lächeln über ihre Züge glitte. Sie dachte daran, daß man auch in ihren christlichen Kirchen Opferstöcke aufgestellt hat, und daß unverständige Menschen ihr darob gegrollt, und sie habgierigen, schmutzigen Schachers angeklagt haben. Es war aber nur ein leises, mildes Lächeln, dann schritt sie in den Saal der Sonntagsfeier für freie Menschen, die uralte Religion Christi. Sie ist ja wohl erfahren, wie man eine erhabene, majestätische Feier hält. Sie hat selbst Sonntagsfeiern gehalten, seit langer, langer Zeit, und wird es immerdar tun. Was Wunder, daß sie auch einmal eine Sonntagsfeier dieser neuen „Religion" ansehen wollte, eine so junge und jugendlich naive Sonntagsfeier?

Und da ist sie denn seltsam ernst und sinnend geworden; wie ein seliges Träumen, wie eine tränenfeuchte und doch freudig schimmernde Erinnerung lag es auf ihrem Antlitz. Woran dachte sie denn, diese uralte, heilige Religion? O, sie dachte an die Tage ihrer eigenen Kindheit. Da hatte sie noch keine Kirchen, aber auch keine weiten, hochgewölbten Hallen, warm und dämmernd. Da hielt sie ihre Sonntagsfeier in verborgenen Kammern, in vergessenen und kahlen Winkeln, in dunklen Gängen und Grüften tief unter der Weltstadt, und die große Welt schritt über sie hin, verachtend, hassend, zertretend. Da hat man ihre Kinder, Hirt und Herde zumal, zur Marter geschleppt, gleich nach der Sonntagsfeier. Ja, sie hat eine harte Jugend gehabt, so ganz anders als diese neue Religion. Sie hatte nicht diese Mittel, nicht diese Freiheit, diese köstliche Freiheit der Rede und der Tat, sie hat wenig Weise, wenig Mächtige, wenig Vornehme dieser Welt in ihrer Sonntagsfeier gesehen, aber viele Sklaven, abgearbeitete, ausgepeitschte, getretene Sklaven. Aber sie hat es doch weiter gebracht, als diese neue Religion es jemals bringen wird, sie hat jene Sklaven alle befreit, sie hat eine stille, tiefe Weisheit in ihre einfältigen Herzen gelegt, sie hat Heroen und Kraftmenschen und weltüberwindende Charaktere aus ihnen geschaffen, aus den furchtsamen, scheuen, kriechenden Sklaven. Freilich genügte dazu nicht, daß sie ihnen sagte: „Ihr seid Helden." Horneffer, der Prediger der neuen Religion, findet das allerdings genügend. Er erklärte in seinem Vortrag: „Man sage dem Menschen, er sei ein Held, und er ist ein Held."

Ja, dieser Vortrag über „die Unsterblichkeit!" Es war Lyrik, eine bunte, farbenleuchtende Bilderreihe, lockende, klangreiche Worte waren es, die dem Zuhörer seinen Unsterblichkeitsglauben aus dem Herzen schmeicheln wollten, die ihm Verdacht oder wenigstens Gleichgültigkeit einreden wollten gegen jenen elementaren Sehnsuchtschrei nach Unsterblichkeit, der durch die ganze Menschheit geht. Das sei „sträfliche Selbstsucht und Eigennutz, nach Unsterblichkeit zu begehren, über den Tod hinaus zu schielen, sich an Ewigkeitswerte zu klammern."

So wäre sie also Eigennutz und sträfliche Selbstsucht, jene Heimatliebe des Fremdlings, der in verzehrendem Heimweh über Berge und Klüfte steigt, dem ein starker, ruheloser Wille vorausfliegt, daß er heimkommen müsse, endlich heim? Sie wäre Selbstsucht, die unverwüstliche Lebensliebe, die in den Grund des Vornehmsten aller irdischen Lebewesen, in den stolzesten Mut des Menschen eingesenkt ist? Soll denn die Liebe ihr eigenes Ende lieben? Soll das Leben sich versöhnen mit der Lebensverneinung? Und das fröhliche, hochgemute Sein soll Freund und Bruder sagen zum öden, traurigen Nichts? Das wäre nicht Selbstlosigkeit, sondern Selbstverachtung und Selbstmord. Aber mit solcher Umwertung aller Werte sucht auch der schlaue Händler dem Naturkind sein köstlichstes Kleinod auszureden. Er schmäht das Kostbare und preist den Tand.

[1] Bekanntlich veranstaltet das Kartell der freiheitlichen Vereine Münchens jeden zweiten Sonntag in der „Tonhalle" eine monistische „Sonntagsfeier für freie Menschen". Sie besteht in einem Vortrag von Dr. E. Horneffer, und wird mit Orgelspiel eingeleitet und geschlossen.

„Aber der Mensch soll sich genug sein lassen an seiner Tat; seine Tat soll eins sein mit ihm selbst. In ihr soll er sich ganz verausgaben, soll sich erschöpfen. Seine Tat soll ihm Leben und Seele rauben. Wie sollte er dann noch leben wollen?" Siehe do, diese Weisheit: „Der Mensch ist eins mit seiner Tat; die Tat vergeht, also auch der Mensch." Der Spruch hat ganz gut angefangen, ist aber dann ins verkehrte Geleise geraten; so muß er laufen: „Der Mensch ist eins mit seiner Tat. Nun ist der Mensch unsterblich. Also wird auch seine Tat leben, seine gute oder seine böse. Ewig wird sie leben, und wird sein ewiger Himmel sein, oder seine ewige Hölle." — — —

„Es ist ein Ende gesetzt, und die Stunden rinnen und rinnen. Das Leben entrinnt unwiederbringlich. Darum nutze das Leben, greife es, schöpfe es aus. Die Ewigkeit betrügt manche um das Glück der Vergänglichkeit." Haben wir nicht Aehnliches in einem alten Weisheitsbuche gelesen? Das die Toren also sprechen läßt: „Kommt, laßt uns essen und trinken, denn morgen müssen wir sterben."

Doch nein, Horneffer will es nicht so meinen. Der Mensch, der nicht mehr an Unsterblichkeit glaubt, wird darum nicht sich ertränken im Genuß. „Wenn der Mensch weiß, daß er der Stunde des Abschieds nicht entrinnen kann, dann wird er nicht genießen, sondern schaffen, dann wird er bauen wollen, denn kurz ist sein Leben. Dann wird er nicht rasten wollen bei kleinen Nebensachen. Denn seine Natur will nicht Genuß, sondern nur Tat, oder den Genuß der Tat." Genuß der Tat! Also doch Genuß! Ob ein verfeinerter, ästhetischer Genuß, oder ein grober und greifbarer, das ist schließlich einerlei. „Das Leben rinnt", also packe jeder den Genuß, den er haschen kann, auch den greifbarsten! Den rohesten! Den Genuß trüber, düsterer Nächte, voll Schlamm und Blut und Ekel!

Aber Horneffer meint, man dürfe vom Menschen nicht gering denken. Gewiß nicht! Man soll nicht geringer von ihm denken, als die Geschichte und die Erfahrung es tut. Jener Mensch der Zukunft aber, an den Horneffer glaubt, wird niemals kommen. Er ist ein Produkt der Schreibstube, zusammengeflossen aus Lampenlicht und Tinte. Und ein vergeblicher Idealismus ist es, der daran glaubt, ergreifend in seiner Vergeblichkeit.

Bei all den schönen Redeworten, die da in der Sonntagsfeier gesprochen wurden, habe ich das alte, ungebeugte Christentum nicht einmal lächeln sehen. Auf seinem Antlitz liegt immer die reife, milde Weisheit von vielen Jahrhunderten, und die lächelt über keine Torheit. Aber da war noch ein anderer Geselle, der Tod. Von ihm war ja in der „Predigt" die Rede. Warum sollte er also nicht da sein? Und er geht immer an unserer Seite, der Unzertrennliche; die Hunderte, die da saßen, hatten ihn mitgebracht. Ein jeder hatte ihn mitgebracht. Warum sollte er also nicht da sein, der Tod? Und was tat er? Der alte Menschenkenner und Menschendränger? O — er lachte während der ganzen Rede, er lachte grob und grimmig und ungläubig!

Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit in Spanien.

Von P. Petrus Leischner, O. S. Aug.

Auch im schönen Spanien treibt gegenwärtig die Unfläterei in Wort und Bild und in gewissen Theatern ihr Unwesen. Da die gegen die gewaltsam herandrängenden Schmutzwogen sich erhebenden Proteste keinen nennenswerten Erfolg hatten, schritten besser gesinnte Elemente aus dem Volk zur Selbsthilfe und gründeten im Dezember vorigen Jahres in Madrid eine „Liga gegen die Pornographie". Zum Präsidenten ward gewählt Dr. Adolfo A. Buylla. Aus dem von dem Komitee verschickten Rundschreiben entnehmen wir folgenden Passus:

„Zur wirksamen Bekämpfung einer so großen Schandtat fehlt es in Spanien nicht an geschriebenen Gesetzen. Das Strafgesetzbuch hat derartigen Schaustellungen des Lasters einen kräftigen Riegel vorgeschoben; die Polizeiverordnungen bezwecken an sehr vielen Stellen, die Ausbreitung einer solchen Pestilenz zu verhüten; zuweilen verhängen die Gerichte auch angemessene Strafen ...; allein bei alledem bleibt es Tatsache, daß die mit dem Vollzug des Rechtes Betrauten mehr durch Zuwenig sündigen als durch Zuviel. Anders läßt sich die Weiterverbreitung des pornographischen Schmutzes nicht erklären. Unter solchen Umständen ist der Zeitpunkt für ein Einschreiten von seiten der Gesellschaft gekommen. Das Versäumte ist nachzuholen, energisches Handeln muß einsetzen, Wegweiser müssen aufgestellt und Mittel ergriffen werden, die der Gefahr zu steuern geeignet sind."

Schon im vorigen Frühjahr drohten die Schmutzwogen alles zu überschwemmen. P. A. Monjas, O. S. Aug., schilderte in einem im Mai vorigen Jahres in der Halbmonatschrift „Espana y América", Madrid, erschienenen „En defensa de la moral cristiana" überschriebenen Artikel die traurige Lage sehr ausführlich. Da sich letztere inzwischen noch verschlimmert hat, so lassen wir ein gedrängtes Resümee des auch heute noch interessanten Artikels hier folgen.

„Die zur Abwehr berufenen Kreise schauen der Ausbreitung dieses Aussatzes in stoischer Ruhe mit verschränkten Armen zu oder betrachten die pornographischen Produkte als Fortschritte auf dem Gebiete der Kunst. Die Alarmrufe vernünftig denkender Leute dringen scheinbar nicht zu den Ohren der führenden Kreise, denn anders läßt sich die zügellose Freiheit in gewissen Theatern, Kinematographen und Variétés nicht erklären. Dergleichen Bücher, Kalender, Zeitschriften, Postkarten und Zeichnungen können ungehindert angepriesen und verkauft werden; in Sevilla durfte eine Tänzerin schamlos auftreten, und gewisse Zeitungen bringen Anzeigen und Bilder, die in moralischer und sozialer Hinsicht höchst verderblich wirken."

Vor zwei Jahren suchte ein Minister[1]) der eingerissenen Sittenlosigkeit zu steuern. Die von ihm getroffenen Maßregeln hatten kaum angefangen, gute Früchte zu bringen, als Leute ans Ruder kamen, die sich für echte Freiheitsverfechter ausgaben und eine Freiheit mit Zügellosigkeit verwechselnde Toleranz walten ließen.

Als nun die aus dem Laster Gewinn Ziehenden fühlten, daß ihnen das Rückgrat gestärkt werde, öffneten sie das verhängnisvolle Ventil vollends und ließen die giftigen Miasmen der öffentlichen Unsittlichkeit mit Volldampf entweichen. Journalisten wie Bueno und Autoren wie Benavente scheuen sich nicht, die schamlosen Theaterdarstellungen (sicalipsis) auch noch zu verteidigen. Unsere Hauptstädte genießen den traurigen Ruhm, Schmutzzentren zu sein, in denen das Laster auf den Plätzen, Straßen, in Theatern und den Schaufenstern der Buchhandlungen ungehindert prunken darf.

Mit welchem Enthusiasmus wurde die Erfindung des Rezepts 606 aufgenommen! Mit allen Glocken wurde geläutet, als ob die Menschheit plötzlich von einem schweren Druck befreit worden wäre und endlich wieder erleichtert aufatmen könne. Ein Heilmittel für den Cancer war entdeckt worden! Die Zahl der Interessenten muß aber sehr groß gewesen sein, da das Ereignis überall Jubel ausgelöst hat. Haben wir hier nicht ein Symptom, das uns den traurigen Zustand der Gesellschaft enthüllt?

Wie weit die Korruption bereits fortgeschritten ist, beweist ferner die „fortschrittliche Presse". Lasterhafte Sitten und Gebräuche anderer Länder werden über den Schellenkönig gelobt, die Versuche zur Einbürgerung derselben in Spanien leider auch noch verteidigt, ja, man läßt sich in seiner Verblendung zu Insulten gegen das spanische Weib hinreißen, weil sich dasselbe die guten Sitten, in denen es aufgewachsen ist, nicht verderben lassen will. Diese von revolutionären Tendenzen getragene Presse begrüßt das Nackte in der Kunst, lobt die mit grob realistischen Szenen ausgestatteten Theaterstücke und empfiehlt die stark naturalistischen Romane eines Zola, Trigo, Mirabeau und Maupassant. Alle Schandtaten werden von ihr als Errungenschaften der modernen Freiheit ausgegeben.

Diese Freiheit, alles zu sagen und zu schreiben, hat die Herzen vergiftet, die Körperkräfte geschwächt. Die Literatur mit ihren Romanen, Komödien, Büchern, Flugschriften, „intime" Schilderungen enthaltenden Feuilletonartikeln, Bildern und Illustrationen hat es meisterhaft verstanden, das Laster liebenswürdig, die Tugend lächerlich zu machen. Die Künste und Wissenschaften aber haben ihrer Würde entsagt, indem sie im Volk den Sinnenkitzel weckten."

Als Abwehrmittel fordert P. Monjas Ueberwachung und Inspektion der Theater und polizeiliche Sistierung der Sittenverächter, desgleichen Ueberwachung der Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt, der Bibliotheken, Zeitschriften, Ansichtskarten, Photographien, Zeichnungen usw. Die betreffenden Vorschriften sollten Gesetzeskraft erhalten für sämtliche Städte und Dörfer der Halbinsel.

„Man schwärmt bei uns für europäische Kultur und sucht die Länder des Kontinents in allem, was unseren Sitten zuwider ist, nachzuahmen; warum aber lassen wir uns die weisen Lehren nicht zur Richtschnur dienen, welche diese Länder aus den gemachten bitteren Erfahrungen gezogen haben? Vorsichtsmaßregeln haben sie ergriffen, um dem der Gesamtheit drohenden Ruin vorzubeugen."

P. Monjas führt hierauf seinen Lesern die hauptsächlichsten Maßregeln vor Augen, die von England, Deutschland, Italien und Amerika gegen den pornographischen Schmutz ergriffen wurden. Auch bringt er den Wortlaut des von dem italienischen Ministerpräsidenten Luzzati zur Bekämpfung der Schmutz- und Schundliteratur an seine Ober- und Unterbeamten hinausgegebenen Rundschreibens und fügt bei, dasselbe scheine ganz für Spanien geschrieben zu sein.

Sehr lobt der Verfasser die spanische Damenvereinigung (Unión de Damas Españolas), welche voriges Frühjahr eine Eingabe an den Zivilgouverneur von Madrid machte, worin sie dringend

[1]) Es ist der damalige Minister des Innern La Cierva gemeint.

um ein Verbot der schamlosen Aufführungen in gewissen Theatern ersuchte (mit welchem Erfolg, konnte damals noch nicht gesagt werden). Der Gouverneur antwortete, von seiner Seite wolle er tun, was er könne. Die Protestbewegung wurde infolge der Stellungnahme der Damen nicht wenig gestärkt.

Zum Schluß mahnt der Vater, man solle sich von allen obszönen Theaterstücken fernhalten, den pornographischen Zeitschriften das Abonnement kündigen, besonders aber bei der öffentlichen Gewalt vorstellig werden, damit die gemeinsame Aktion seitens der Behörden und des Publikums von Erfolg gekrönt werde.

Ein alter Spanienkenner, dem wir das Rundschreiben der Liga übersandten, schrieb uns folgendes: „Als ich in Madrid war (1887—1890), war die Schamlosigkeit, wie sie in dem Schreiben geschildert wird, wenigstens ebenso groß. Bei meinen Streifzügen an den Bücherständen in den Straßen stieß ich unaufhörlich auf die gemeinste Literatur und Illustration; diese wurde auch an den Türen der vielen Privatgymnasien (colegios) [es ist hier nur die Rede von Madrid] dreist vertrieben, ohne daß ich je einen Polizisten einschreiten sah.[2]) Auf der Puerta del Sol kaufte ich selbst einem Lumpen ein Kartenspiel ab, dessen einzelne Blätter, gegen das Licht gehalten, Mönche und Nonnen in der Befriedigung der Geilheit zeigten. Ich zerriß die Blätter und warf sie dem Verkäufer ins Gesicht. Hätte mich dieser nicht für einen Engländer gehalten — denn der Engländer kann sich im Ausland alles erlauben — so hätte ich meine Kühnheit mit einem Dolchstich — navajazo — gebüßt. So brachten die katholischen Blätter den Vorgang als ein unerhörtes Beispiel deutschen Glaubensmutes, denn diese kannten meine Volkszugehörigkeit. Also: Das Uebel ist in Spanien sehr übel, und wenn anscheinend jetzt erst ein Bund dagegen gestiftet wird, so ist es ein neuer Beweis dafür, wie unselig unzerstörbar das falsche Vertrauen der besseren, auch der kirchlichen Kreise auf die natürliche Güte des spanischen Volkes gewesen ist. Ich fürchte, hierin, wie in so manchem, kommen die Einsicht und die Hilfe einstweilen zu spät."

Die „rote" Agitationsmethode vor Gericht.

Von M. Schwarzhoff.

Am 7. Oktober vorigen Jahres hat der sozialdemokratische Abgeordnete Erh. Auer in einer mit dem Erlaß des damaligen Verkehrsministers v. Frauendorfer „gegen" den sozialdemokratischen Süddeutschen Eisenbahnerverband sich befassenden Versammlung des genannten Verbandes in maßloser Weise gegen das Zentrum polemisiert und dabei sehr schwere Vorwürfe gegen die beiden Abgeordneten Oberregierungsrat Frank und Bahnverwalter Cadau und gegen den Bahnverwalter Rupprecht erhoben. Diesem Dreigestirn, wie er sich ausdrückte, sagte er nach, es habe mit seiner Beamteneigenschaft zum Vorteil einer Genossenschaft und zum Schaden einer anderen in unerhörter Weise Mißbrauch getrieben. Er sprach von Mißbrauch zugunsten einer Partei, gegen den er protestieren müsse, auch wenn es sich um die Zentrumspartei handle. Die politischen Motive bei diesem Vorgehen lagen somit klar zutage. Auf Grund der erwähnten Vorwürfe stellte die Eisenbahndirektion München Antrag auf Einleitung des Offizialstrafverfahrens, dem sich die drei schwer beschuldigten Beamten als Nebenkläger anschlossen. Die Verhandlung vor der Ersten Strafkammer des Landgerichts München I begann am 8. Februar, das Urteil wurde am 19. Februar gesprochen.

Vor Gericht erweiterte der Angeklagte noch seine Vorwürfe. Er stellte hauptsächlich folgendes unter Beweis: Die Gründung der Baugenossenschaft München-West sei ein von Oberregierungsrat Frank geführter Schlag gegen die Baugenossenschaft München-Hauptbahnhof, da in dieser Nichtangehörige des Bayerischen Eisenbahnerverbandes, also Angehörige des sozialdemokratischen Verbandes dominierten. Dementsprechend seien auf Betreiben Franks die beiden Genossenschaften ungleich behandelt worden. So sei der der sozialdemokratischen Gründung zugesagte Platz ihr zum Teil genommen und der anderen Genossenschaft gegeben worden. Ferner sei das Verbot, einen Laden in ihren Bauten an den Konsumverein Sendling zu vermieten, an die Genossenschaft München-Hauptbahnhof ebenfalls auf Veranlassung der Nebenkläger ergangen. Oberregierungsrat Frank habe den Verkehrsminister falsch informiert und ihn scharf zu machen gesucht, daß der Genossenschaft Platz und Geld verweigert werde. Ueberhaupt sei die Genossenschaft auf jede mögliche Weise zugunsten der anderen schikaniert und geschädigt worden. Herr Cadau habe amtliches Material im Interesse der Zentrumspartei. des Bayerischen Eisenbahnerverbandes und zu seinem eigenen Nutzen verwendet.

Von all diesen und anderen Vorwürfen ist in den langen Verhandlungen, zu denen einige Dutzend Zeugen aufgeboten wurden, nichts, aber auch gar nichts bewiesen worden. Die ganze Aktion, die in erster Linie gegen Herrn Oberregierungsrat Frank gerichtet war und in ihm auch das verhaßte Zentrum treffen sollte, ist kläglich in sich zusammengebrochen, und von dem erträumten und ersehnten Zentrumspanama ist nichts übriggeblieben. An seiner Stelle steht eine nicht gerade ungewohnte, aber darum nicht minder bemerkenswerte Brandmarkung sozialistischer Agitationskunst. Das Ergebnis der Beweisaufnahme läßt sich in Kürze wie folgt zusammenfassen: An der Gründung der Genossenschaft München-West war Herr Frank in keiner Weise beteiligt, er hat, ebenso wie die beiden anderen Herren, nichts davon gewußt, bis sie Tatsache war. Nachdem die Gründung erfolgt war, mußte sie auch bei Vergebung des Bauplatzes entsprechend bedacht werden. Diese Auffassung hat auch der frühere Verkehrsminister vor Gericht bekundet, so gern er es auch gesehen hätte, wenn es bei einer Genossenschaft geblieben wäre. Die Genossenschaft Hauptbahnhof hat schließlich infolge Erweiterung des Bauplatzes mehr Baugrund erhalten als ihr zunächst zugesagt war, sodaß von einer Benachteiligung gar keine Rede sein kann. Dagegen ist gerade die Erweiterung des für die Genossenschaften in Frage kommenden Platzes auf Befürwortung Franks hin erfolgt. Das Verbot der Ladenvermietung an einen Konsumverein stützte sich auf eine Ministerialentschließung vom Jahre 1905, die den Schutz des gewerblichen Mittelstandes zum Gegenstand hat und erfolgte im Einverständnis mit der vorgesetzten Stelle. Eisenbahnpräsident von Weigert erklärte als Zeuge, von einem Amtsmißbrauch des Oberregierungsrats Frank könne in keiner Weise die Rede sein. „Im Gegenteil" fügte er hinzu. Auch der frühere Verkehrsminister v. Frauendorfer, dem der „eingefleischte Zentrumsmann", wie er Herrn Frank nannte, gewiß nicht sympathisch sein mochte, brachte nichts vor, was die Anklagen des Herrn Auer hätte stützen können. Er bekannte, daß der Eisenbahnpräsident ihm wiederholt versicherte, Herr Frank habe seines Amtes als Wohlfahrtsreferent in vollster Objektivität gewaltet.

Das Ergebnis der Verhandlungen war eine glänzende Rechtfertigung des Oberregierungsrates Frank. Auch bezüglich der beiden anderen Nebenkläger haben sich keinerlei Anhaltspunkte für einen Mißbrauch ihres Amtes ergeben. Angesichts dieser Sachlage durfte der Staatsanwalt mit Recht konstatieren, daß von den schweren Beschuldigungen des Angeklagten nichts erwiesen sei, und der Antrag, auf eine Gefängnisstrafe von zwei Monaten zu erkennen, konnte daher nicht überraschen. Das Gericht war etwas gnädiger und verurteilte den Angeklagten Auer zu einer Gefängnisstrafe von einem Monat und in die Kosten des Verfahrens und die Tragung der Auslagen der Nebenkläger. Auf Kosten des Angeklagten wird das Urteil in fünf Zeitungen und Verbandsorganen veröffentlicht. In der Urteilsbegründung werden besonders ausführlich die gegen Herrn Frank gerichteten Vorwürfe als völlig haltlos hingestellt. Gegen die ebenfalls in die Sache hineingezerrte Beteiligung am „Bayer. Vaterland" und an der Manz-Gesellschaft bestehen bei Gericht keinerlei Bedenken. Ob bei einer Grunderwerbung die dienstliche Genehmigung hätte eingeholt werden sollen, läßt das Gericht dahingestellt, da die Unterlassung nicht einen Amtsmißbrauch im Sinne der Vorwürfe Auers darstellen dürfte. Der Schutz des § 193 wurde dem Angeklagten versagt. Als strafmildernd wurde seine Erregung am Abend des 7. Oktober und sein Glaube an seine Informationen, als strafverschärfend die Schwere des Vorwurfs an sich und die Tatsache, daß er die Informationen nicht näher prüfte und sie so vor Beamten und Bediensteten, die den Nebenklägern zum Teil unterstehen, erhob, in Betracht gezogen. Unter diesen Umständen konnte nicht auf eine Geldstrafe, sondern mußte auf eine Gefängnisstrafe erkannt werden.

Dies das Ende einer Aktion, die mit so viel Lärm begonnen wurde. Was mit der Sache bezweckt werden sollte, zeigten u. a. die Ausflüchte des Verteidigers Auers ins Hochpolitische im Gerichtssaal. Der Verurteilte hat Revision einlegen lassen. Ob er damit hinsichtlich des Strafmaßes eine Milderung erreicht oder nicht, kann in Ruhe abgewartet werden. Wie sein Vorgehen in der Oeffentlichkeit zu werten ist, das steht heute schon fest. Es war ein über das Persönliche hinaus ins Politische zielender Feldzug. Aber er war mit untauglichen Mitteln und in blinder Leidenschaft unternommen und mußte deshalb zur Katastrophe führen. Diese Niederlage ist um so bedeutsamer, als die Sozialdemokratie bekanntlich über ein gut organisiertes Spitzeltum verfügt, das auch in diesem Falle sein Möglichstes getan haben wird. Gerade den Nebenklägern gegenüber hat sich diese Spioniererei mehrfach sogar auf belauschte, aber schlecht verstandene Gespräche im Eisenbahnwagen erstreckt. Moralisch ist diese Art gewiß nicht, und die Sozialdemokratie entrüstet sich darüber auch nicht wenig, wenn sie von anderen Leuten ihr gegenüber angewendet wird. Wir aber konstatieren mit Genugtuung, daß in unserem Falle auch solche Künste versagt haben.

[2]) In Madrid sind 3 Colegios oder Privatgymnasien in den Händen von Ordensleuten, die, wie uns von anderer Seite versichert wird, dergleichen Verkäufer vor ihren Türen nicht dulden.

Angelus.

Der Küster schwingt die Glocke schnell,
Zur Seite ihm der Sohn.
Die Glocke klingt so rein, so hell
Hinauf zu Gottes Thron.
Ave Maria.

„Gib acht, mein Jung', der Glocke Klang
Ist wie die Sprache mir,
Und hast du nur den rechten Drang
Ist's auch verständlich dir.
Ave Maria.

Es zittert silberhell und klar
Der abendliche Gruss,
Die müde Welt wird zum Altar,
Sodass man beten muss
Ave Maria.

Die Glocke schlägt so manches Mal,
Ihr Ton bleibt ewig gleich.
Sie singet durch das ganze Tal,
Denkt auch ans Totenreich."
Pater noster.

Otto Dietenberger.

Die Ernüchterung eines Feuergeistes.

Eine Erinnerung an Joseph von Görres[1]).

Von J. Chr. Weber, Innsbruck.

Er war mir ein Problem, der alte, gewaltige Görres, als ich noch auf den Schulbänken saß. Schon fiel mir auf, daß der große Mann eine Art Aschenbrödel im Geschichtsunterricht bildete. Trotzdem sein „Rheinischer Merkur", wie mein Geschichtsbuch erzählte, von Napoleon als „fünfte Großmacht" bezeichnet worden war. Wir hörten nur die nackte Tatsache, daß er eben durch den „Rheinischen Merkur" die Erhebung Deutschlands gefördert habe. Und so nebenbei erfuhren wir noch, daß Görres zuerst für die große Revolution geschwärmt und erst im Jahre 1800, gelegentlich einer Reise nach Paris, ins richtige Fahrwasser eingelenkt sei.

Ich saß und staunte. Das war doch seltsam. Zur Zeit der Schreckensherrschaft, als jene Hyänen auf dem Schlachtfeld der Freiheit wüteten, hat sich Görres nicht schaudernd abgewandt! Was brachte denn später diesen Freiheitsschwärmer zur Besinnung?

Das war mir ein Rätsel. Wie Ali Baba vor dem Tore der 40 Räuber, so stand ich vor verschlossener Pforte und fand nicht das erlösende: Sesam, tu' dich auf! Was achtete ich damals auf die kleine erklärende Beifügung: „Gelegentlich einer Reise nach Paris." Ach ja, gelegentlich einer Reise nach Paris. Das war ja bloße Zeitbestimmung und bloße Ortsangabe. Und doch lag hier der Schlüssel zur Lösung. „Wer den Dichter will versteh'n, muß in Dichters Lande geh'n." Da hat einmal wieder der Poet den Nagel auf den Kopf getroffen. Wie lange brauchte die Pädagogik, bis sie auf den Anschauungsunterricht geriet. Bis sie der Welt verkünden konnte: Um die Alpen kennen zu lernen, müßt Ihr, gute Leute, am besten selber in die Alpen gehen! Und der Poet stellt sich hin und sagt frank und frei sein Sprüchlein, daß wir etwas mit Augen sehen und mit Händen greifen und innerlich durchleben müssen, um es zu verstehen. So, wie P. Kreiten sagt: „Nicht was du in Büchern lerntest, nicht der Weisheit kalten Ausspruch, nur was du erlebt, verstehst du." Der junge Görres mußte Anschauungsunterricht genießen. Er mußte sehen, um zu verstehen. Die Wucht

* * *

Kein Wunder war es, daß der jugendliche Feuergeist die Revolution „mit allem Zornesmut eines Zwanzigjährigen als das blutige Morgenrot einer größeren Zeit" begrüßte. Er hätte nicht ein Kind seiner Zeit sein müssen. Man denke nur an Klopstock. Wenn der biedere Barde im Silberhaar noch voll Ergriffenheit

des tatsächlichen Lebens mußte die trunkenen Theorien über den Haufen werfen.

nach Paris schaut — wie hätte junges Blut kühl bleiben können? Noch dazu Rheinländerblut, das mit italienischem gemischt war.

Ein glänzendes Gebilde war vor Görres' Geist getreten: die Völkerfreiheit. Treuherzig diente er der strahlenden jungen Königin. Sie war ihm Freude, Friede, Völkerbeglückung, sie war der Inbegriff alles Guten und Schönen. Und so schreibt er seine erste Schrift: „Der allgemeine Friede". Wie nett liest es sich da von „kleinmütigen Empirikern", die „engbrüstige Einwürfe gegen den ewigen Frieden erheben". Aber bald sollte der Feuerkopf selber unter die Empiriker geraten, bald wird auch ihn die Erfahrung eines besseren belehren.

Im gleichen Jahre schon, es ist 1797, tritt Görres mit der Monatsschrift „Das rote Blatt" auf den Plan. Noch ist er mit Leib und Seele „Bürger". Noch betet er an im Tempel der Freiheit. Aber die Küster der neuen Gottheit, ihre Ministranten stören ihn. Und er ärgert sich in ehrlichem deutschen Zorn über das französische Beamtengesindel im Rheinland. In ehrlichem Zorn schmiedet er das „Rote Blatt" zur scharfen Waffe um. Es soll das Organ der öffentlichen Kritik werden. „Ewiger Krieg allen Spitzbuben!" Siehe, da gleitet die Erfahrung durch die Redaktionsstube. Sie hält ihm heute dieses vor und morgen jenes. Und wie das Kind einst gehen lernte an der Hand der Mutter, so lernte der Jüngling sehen an den Bildern des Tages. Sein Auge wird scharf und schärfer. Kein halbes Jahr ist vergangen, und schon kommt ein prächtiges Bekenntnis: „Ich glaube, daß das Jahrhundert für die Einführung der demokratischen Form noch nicht erschienen ist, und auch so bald nicht erscheinen wird." Und fest und stark steht ein zweites Credo unter dem ersten: „Ich glaube, daß die Periode der Anarchie in ihrem ganzen Umfang, d. h. die Zeit, wo die Menschen keine Regierungsform haben, weil sie keine bedürfen, in der endlichen Zeit nicht eintreffen wird."

Als die Monatsschrift zum siebenten Male erschien, blickte Görres mit sehr gemischten Gefühlen zurück auf diese „sieben Monate in einer taten- und katastrophenreichen Epoche". „Am Ende eines solchen, gleich viele Jahre aufwiegenden Zeitraumes" mußte er schon „die Dinge von einem ganz anderen Gesichtspunkte betrachten." Schon muß er „mit einem mitleidigen Lächeln bei den Phantomen vorübergehen, die ihn einst mit Ehrfurcht erfüllten".

Diese Sinnesänderung war nicht ohne innere Stürme vor sich gegangen. Eine ernste, fast schwermütige Stimmung ist über die Schlußgedanken der Zeitschrift ausgebreitet. „Du hast sie zerschlagen, die schöne Welt", könnten auch über dem jungen Seher die Geister singen. Er selbst gesteht, daß er „manchen Seufzer den schönen Träumen nachgeschickt, die ein böser Genius zertrümmerte". Doch will er immer noch „den Rest seines ehemaligen Wohlstandes mit um so größerer Wärme verteidigen". Noch immer schwebt die Völkerfreiheit als eine Idealgestalt durch seine Seele, als ein Bild freilich, das im Leben nicht völlig nachgestaltet werden kann. Es kommt der Gang nach Paris. Für Görres war das nicht bloß eine amtliche Sendung. Auch der neuerwachte Empiriker in ihm verlangte danach, „das große Triebwerk der Maschine, die ganz Europa erschüttert hatte, einmal in der Nähe kennen zu lernen". Es verlangte ihn, „die mancherlei Kräfte unmittelbar in ihrem Strebepunkte zu beobachten, um beurteilen zu können, inwiefern sich auf ihre Stetigkeit zählen lassen könnte". Schon diese Absicht verrät uns den Zweifler. Sein Jugendglaube an die republikanische Form war am Zusammenbrechen. Nun wollte er sehen und danach seine Urteile einrichten.

Die „Resultate meiner Sendung nach Paris" bringen dieses Urteil. Gleich die Einleitung trägt das geheimnisvolle Wort voran: „Ich sah die Schauspieler entkleidet hinter den Kulissen." Den politischen Glaubensbrüdern, denen seine „Sprache auffallen möchte", ruft Görres auch schon in der Einleitung zu: „Ich habe den Ideen des Republikanismus angehangen mit Wärme und Selbstverleugnung, an sie meine erste und beste Lebenskraft verwendet, nur in ihnen gelebt und auf sie das Gleichgewicht meiner inneren Natur begründet. Der Drang der auf mich einstürzenden Erfahrungen mußte sehr groß, ihr Eindruck sehr schneidend sein, wenn ich anerkennen sollte, daß die gegenwärtige Generation für die Freiheit verloren ist."

Also auf die Erfahrung beruft er sich. Als „unbefangener Zuschauer" hat er „verwundert dem Bachanal zugesehen". Und daß er scharf gesehen, beweist die ganze Schrift. Trefflich ist die wilde Tatkraft der Radikalen charakterisiert, jener „Bestien, in deren Tatze die Natur das konzentriert zu haben scheint, was sie anderwärts in viele Kräfte gespalten in der ganzen Organisation verteilte". Ebenso die verhängnisvolle Schwächlichkeit der Girondisten: „Männer von scharfer Einsicht, aber nur gemacht für das theoretische Analysieren, nicht für das praktische Wirken, zu Hause im Reiche der Spekulation, aber fremd im Gebiete des Lebens." Fein unterscheidet Görres auch eine dritte, weitverbreitete Partei, die der „großen Staatsräuber". „Ueber dem Boden der ganzen Republik bildeten sich Affilationen von Spitzbuben und unmoralischen Menschen, Logen von Räubern und Gaunern."

Mitten in dieser Erbärmlichkeit stand der deutsche Idealist und blickte staunend um sich. Wie muß ihm edler Zorn auf die

1) Die Redaktion weist bei dieser Gelegenheit ausdrücklich empfehlend hin auf die Neuerscheinung: Josef von Görres' ausgewählte Werke und Briefe, herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Wilhelm Schellberg. Zwei Bände. Band I: Ausgewählte Werke. 827 Seiten. Band II: Ausgewählte Briefe. 862 Seiten. In zwei Bänden geheftet M 6.—. In einem Band gebunden M 7.50. In zwei Bänden gebunden M 8.—. Verlag: Jos. Köselsche Buchhandlung, Kempten-München.

Stirne geflammt sein! Da griff er zu der Waffe, die er so meisterhaft führen konnte, zur Feder, und berichtete die Schande Frankreichs an seine Volksgenossen. So göttlich ihm das Ideal der Freiheit vorschwebte, so zornesmutig riß er der Afterfreiheit die Maske vom Gesicht. Und als ehrlicher Forscher bekannte er: „So lange die Leidenschaften noch in dem ungebundenen Naturzustande umherschwärmen, wie sie die ganze bisherige Geschichte durchtobt haben, so lange ist es rasender Unsinn, eine Nation zur Selbstbeherrscherin erheben zu wollen."

Anders, als er gegangen, kehrte Görres an die Ufer des Rheins zurück. Der Traum war ausgeträumt; die glühenden Phantasien einer Fiebernacht erstarben in der schauernden Kühle des Morgens. An ihre Stelle trat die Ernüchterung.

Saul ging unter die Propheten; der Feuergeist Görres wurde Realpolitiker. Dies zeigt sich in der kühlen Objektivität, wie er zwischen den zwei einzigen Möglichkeiten, Rückkehr der Rheinlande unter die alten Fürsten oder Reunion mit dem Frankreich Bonapartes, abwägt. Kein Metternich könnte ruhiger Punkt für Punkt prüfen, als Görres es hier tut.

Offenbar war diese Ernüchterung nicht seine letzte Entwicklungsstufe — ein Görres konnte nicht auf die Dauer kühl bleiben —, aber die Ernüchterung war für ihn die Befreiung aus der Schwärmerei der Jugendjahre.

Vom Büchertisch.

Deutsche Mystiker. Band II: **„Mechtild von Magdeburg. ‚Das fließende Licht der Gottheit'."** In Auswahl übersetzt von Dr. Wilhelm Oehl. Kempten 1911. Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung. Sammlung Kösel 8⁰ VIII und 222 S. geb. ℳ 1.—. Dr. Oehl, der uns schon den 1. Band der „Deutschen Mystiker" schenkte: „Seuse", hat hier — wie dort — weit mehr getan als „in Auswahl" übersetzt. Er hat uns in vier ebenso gründlichen wie ansprechenden Kapiteln über die Wiederfindung des „Fließenden Lichtes", über Mechtilds Leben, über ihre große Schöpfung, endlich über ihre Mystik berichtet, und zwar derart, daß der Leser nicht nur historisch, sondern auch psychologisch, ja in gewissem Sinne sogar poetisch, d. i. der Stimmung nach, auf das Verständnis von Mechtilds Lebenswerk und den unmittelbaren Ausfluß ihres innersten Wesens, der „Lux Divinitatis", vorbereitet wird. Wenn je eines, so muß ein derartiges Buch unter ständiger Einfühlung in die Zeit, in der es entstand, und auf die Persönlichkeit, die es schrieb, gelesen werden. Oehl selbst ist dies ersichtlich in hervorragender Weise gelungen, so daß er von dem innerlich Gewonnenen auch uns durch Kontaktherstellung übermitteln kann. Das bedeutet viel, für das wir zu danken haben. Die Hauptsache erübrigt allerdings für den einzelnen jeweiligen Leser: nicht nur die Fähigkeit, sondern auch die Bereitwilligkeit des Eindringens in ein schwieriges Gebiet, in einen nicht weniger schwierigen Stoff. Hinsichtlich beider bietet Oehl jedoch charakteristische Hilfe, indem seine Uebertragung ins Neuhochdeutsche vor allem auf „möglichste Treue" zielt, und zwar nicht nur inhaltlich, sondern auch der Form nach. „Die Eigenart der altdeutschen Sprachform" wurde, soweit angängig, gewahrt, was bei Mechtild durch ihre große Vorliebe für (beizubehaltende) Reime oder Assonanzen auf besondere Schwierigkeiten traf. Von der lebenblühenden Sprache dieser gewaltigen Seherin, die Michael die originellste Erscheinung in der Geschichte der deutschen Mystik des 13. Jahrhunderts nennt, sagt Preger, daß sie sich oft in rhythmischer Bewegung zu lyrischem Gesang und epischer Schilderung erhebe. „Das Innigste und Erhabenste kommt hier zu einem Ausdrucke, der sofort die entsprechende innere Empfindung oder Anschauung wachruft." Wer geistige Schätze zu heben weiß, hat hier ein reiches Gebiet, des „Schweißes der Edlen" wert. E. M. Hamann.

Maurice Landrieux: „Eine kleine Schwester". Freiburg i. Br. 1912 Caritas-Verlag, 8⁰, XII und 280 S. geb. ℳ 4.50. — Dieses mit dem Preise der Académie française gekrönte, von Karl Doerr fast durchweg trefflich verdeutschte Werk des jetzigen Generalvikars in Reims ist ein schlicht erhebendes Denkmal, das dieser fromme Priester einem außerordentlich begnadeten Beichtkinde zum Segen vieler Tausender — so dürfen wir annehmen — gesetzt hat. Das Merkwürdige an dem durch hohen Liebreiz zarter und tiefer Gottinnigkeit gekennzeichneten Buche ist, daß es als Heldin nicht eine durch langes und ausgedehntes Wirken verdiente Ordensfrau feiert, sondern eine dreiundzwanzigjährige Novizin, die auf dem Sterbebette Profeß ablegt. Aber als sie schied, da ergriff tiefe Trauer die ganze Pariser Kongregation der „Kleinen Schwestern der Himmelfahrt", dieser vom Volke dankbar geliebten Engel der Barmherzigkeit am äußeren wie inneren Menschen der Armen und Aermsten der Großstadt, und das Feuer, das jene auserwählte Seele durchglühte und in überraschend kurzer Zeit läuterte, entzündete alsbald viele der um sie Weinenden und scheint in der Tat bestimmt, auf ungezählte andere überzugehen. Denn der innere Werdegang „Schwester Lucias" umschließt eine mitreißende Vorbildlichkeit nicht nur für Ordensleute, sondern für alle, die den Hauptwert des Lebens im Seelischen suchen. „Eine denkwürdige Seelengeschichte" nennt die Verlagsanzeige mit Recht das Buch, das uns die inneren Züge einer zu geistiger Frühvollendung Berufenen überzeugend schildert und auch der Darstellung ein äußeres Bild beigibt, das in mir Rahels Urteil wachrief: „Es gibt schon eine Gerechtigkeit auf Erden: daß die Gesichter wie die Menschen werden", sowie den Ausspruch eines zeitgenössischen Dichters: „Was doch ein Mensch aus seinem Gesichte machen kann!" Beide Worte deuten auf Entwicklung, darum Gärung und Kampf. Schwester Lucias Lebensergebnis wurzelte in all diesem. Eine freie, offene, vornehme Natur von ausgeprägtem Unabhängigkeitsgefühl, lenkte sie früh alle ihre Kräfte auf die stetig zunehmende Erkenntnis und Erfassung der großen Wahrheit, daß nicht Glück, sondern Heiligung mittels Demut, Gehorsams und hingegebener Liebe Zweck und Ziel unseres Daseins ist. Und so zählte sie bald zu jenen auch in und aus der Stille Wegweisenden, an denen man die Lichtschwingen künftiger Vollendung wie mit leiblichen Augen wachsen sieht. — Ich wünsche das schön ausgestattete Buch in möglichst viele Familien- und öffentliche Bibliotheken. E. M. Hamann.

John Henry Kardinal Newman. „Die heilige Maria. Eine Apologie und historische Begründung des Marienkultus." Deutsch von H. Riesch. Mit einer Biographie Newmans und dessen Bildnis. Regensburg 1911, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 8⁰. 104 S. ℳ 3.—. Dieses „beste mariologische Werk" wiegt in seiner historisch-theologischen Wissenschaftlichkeit apologetisch um so schwerer, als Newman vor seiner Konversion in der Marienverehrung für sich selbst eine Art unüberbrückbarer Kluft erblickt hatte. Unter konsequenter Ablehnung jeglicher Ueberschwänglichkeiten hat er sich dann zu der Erkenntnisäußerung durchgerungen, daß Marias Ehre dem Herzen näher stünde als die Bekehrung Englands. Kein Wunder also, daß er dann für die Präzisierung dieser von den Menschen zu erweisenden Ehre so gewichtig, so nachhaltig eintrat. Unmittelbar wurde das jetzt in vorzüglicher Neuübertragung vorliegende Werk durch „bestimmte Anklagen englischer Theologen" hervorgerufen. H. Riesch strich entweder „die rein persönlichen Auseinandersetzungen mit Pusey" oder kleidet sie in objektivere Form, ohne dem Sinne zu nahe zu treten. Der Inhalt gliedert sich in drei Hauptkapitel: „Unterschied zwischen dem Glauben und der Verehrung der Katholiken hinsichtlich der allerseligsten Jungfrau", „Glaube der Katholiken" hinsichtlich der allerseligsten Jungfrau, „Mißverständnisse und Uebertreibungen". Das Buch kann nicht zuletzt für unsere Zeit klärend wirken in dem Streit um das Zuviel und das Zuwenig des Marienkultus. Diese Stimme eines erprobten, mächtigen Wahrheitszeugen trägt naturnotwendig weit; sie aber kündet bestätigend Fabers Urteil: „Jesus ist verdunkelt, weil Maria in den Hintergrund gedrängt wird." — Mit warmem Dank sei das von der Uebersetzerin vorangestellte, prachtvoll konzentrierte Lebensbild Newmans begrüßt. In den verhältnismäßig wenigen Seiten (24) steckt eine Unsumme von Arbeit und liebevoller psychologischer Vertiefung. — Das vorangestellte Bild des großen Konvertiten gereicht dem Buche zu hoher Zierde. E. M. Hamann.

Kommunionandenken. Mit dem Andenken an jene frühen Tage der Kindheit, in denen zuerst das Bewußtsein für die eigene Existenz und die Bedeutung der Dinge umher erwacht, soll auch das an die erste heilige Kommunion verknüpft bleiben. Und gleich dem Erstkommunikanten soll dessen ganze Familie an der Fülle der Gnade teilnehmen und sich dauernd ihrer erinnern, die das heilige Sakrament dem geliebten Kinde spendet. Der um die Verbreitung edler Kunstwerke, in denen sich tiefster religiöser Gehalt mit Hoheit der Form vereinigt, schon seit langem wohlverdiente Kunstverlag B. Kühlen in M.-Gladbach hat auch heuer für die Herausgabe zweier schöner Kommunionandenken gesorgt. Das eine ist von dem Tiroler Maler v. Felsburg. Es zeigt den göttlichen Heiland, wie er, von Engeln gefolgt, sich den beglückten Kindern naht, die, von ihren Eltern geleitet, zum ersten Male vor dem Tische des Herrn knieen. Das Bild erfüllt alle Ansprüche, die vom künstlerischen Gesichtspunkte gestellt werden können. Die Komposition ist fein abgewogen, die Zeichnung edel und ruhig, die Farben sind sanft und mild. Besonderer Reiz liegt darin, daß der Maler die Szene vermittelst der Kostüme wie der dekorativen Ausschmückung in die Zeit der deutschen Renaissance verlegt hat. Natürlich soll das weder eine Einschränkung auf besondere Zeiten und Verhältnisse bedeuten, so wenig wie es rein äußerlich zu nehmen wäre. Die Wahl jenes Zeitpunktes ist vielmehr von beabsichtigter Bedeutung; sie soll die Erinnerung an Tage erwecken, wo nach vielen Wirrnissen die Kirche den heiligen Glauben wieder belebt, gestärkt, auf den rechten Weg gebracht hatte. Die Glaubensinbrunst, wie sie damals die Seelen erfüllte, soll auch heute und alle Zeit bei einem jeden von dessen frühester Jugend an lebendig und stark sein. Sehr schön spricht sie sich auch auf dem Felsburgischen Bilde in den Mienen der Kinder und Eltern aus. Von dem Blatte ist eine kleinere und eine größere Ausgabe erschienen, beide besonders auch für edeln Zimmerschmuck geeignet. — Das zweite Kommunionbild zeigt den Jesusknaben nach dem Original des berühmten Nazareners Franz Ittenbach. Das Bild ist in zwei Fassungen erschienen. Eine ist farbig, die andere schwarz, aber beide ausgezeichnet durch jenen goldig glänzenden gemusterten Hintergrund, wie er schon den Gemälden der mittelalterlichen deutschen Meister zu so hoher, feierlicher Zier gereicht hat. Der Anblick des göttlichen Knaben, der hold und freundlich dreinschaut, wird gewiß das Entzücken jedes Kindes erregen, das voll innigen Vertrauens dem Heilande sich hingibt. — Die technische Ausführung der Blätter kann nur anerkannt werden; B. Kühlens Kunstverlag erwirbt sich mit derlei Veröffentlichungen großes und vielseitiges Verdienst, um so mehr, als die Preise so winzig sind, daß die Anschaffung der Blätter auch dem Aermsten möglich ist.

Dr. O. Doering, Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Das Münchener Volkstheater hatte zum 80. Geburtstag Maximilian Schmidts dessen liebenswürdiges Volksstück: „Der Dorfpfarrer" neueinstudiert. Das wirksame Bühnenwerk fand eine recht günstige Wiedergabe, wenn auch vielleicht die Mundart nicht bei allen Darstellern so echt klang, wie man es vor Zeiten auf Münchener Brettern gewohnt war. Der Abend gestaltete sich zu einer begeisterten Kundgebung für den jugendfrischen Jubilar, der unzählige Male an der Rampe erscheinen mußte. Selbst der eiserne Vorhang setzte dem Jubel keine Grenze. Am anderen Vormittag, dem Festtage selbst, fanden sich im Hause des Dichters zahllose Gratulanten ein. Deputationen literarischer Vereine wechselten mit solchen von schlichten Männern der Arbeit und einer sinnigen Kinderhuldigung. Die bekanntesten Persönlichkeiten der Münchener Gesellschaft, Schriftsteller, Künstler und Gelehrte gruppierten sich um den Jubilar, der in bewunderungswürdiger Frische einer mehrstündigen Gratulationscour standhielt. Die Kammersängerin Burk-Berger sang, vom Hofpianisten Liebling begleitet, Lieder Max Schmidts in reizvoller Vertonung von G. K. Storch u. a. Prinz

Ludwig und viele andere Mitglieder des Kgl. Hauses hatten Glückwünsche gesandt. Aus den von Maximilian Schmidt poetisch verherrlichten Gegenden haben viele Gemeinden dem Dichter sinnige Ehrungen bereitet, indem sie Straßen und Wege nach ihm benannten. Immer reicher häuften sich um Maximilian Schmidt Urkunden, Briefe, Depeschen, Lorbeer und Blumen, immer stärker wuchs die Zahl der Besucher. „Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus“. Im weiteren Verlaufe des Tages erschienen noch Prinz Ludwig persönlich, sowie der preußische Gesandte, welcher mit warmen Glückwünschen des Kaisers den Roten Adler-Orden überbrachte.

Aus den Konzertsälen. Beer-Walbruns „Drei Burlesken“, welche das achte Abonnementskonzert des Konzertvereins einleiteten, entstammen der Begleitmusik, die der Komponist vor ein paar Jahren zu Ruederers Komödie: „Wolkenkuckucksheim“ schrieb. Sie sind von einer gewissen Grazie und oft von freundlichem Humor, somit also der politischen Satire mit ihrem leidenschaftlichen Dreinschlagen wenig adäquat. Ruederers politisches „garstiges Lied“ ist in unserer Erinnerung schon nahezu verklungen, wir können die Komposition heute hören, ohne zu Vergleichen innerlich gezwungen zu sein. Die Interpretation durch Ferdinand Löwe war von einer geistreichen Leichtflüssigkeit. Mit den Burlesken und der in ihrer Art klassischen Fledermaus-Ouvertüre, die den Abend schloß, wurde dem Genius der letzten Faschingstage in künstlerischer Weise ein Opfer gebracht. Dazwischen hörte man Mendelssohns Konzert für Violine und Orchester op. 64 und Schuberts 7. Symphonie. Fritz Kreisler spielte die Mendelssohnsche Tondichtung in ganz glänzender unübertrefflicher Weise. Technik, geistige Durchdringung und Empfindung einten sich in seiner Interpretation zu einer vollkommenen Harmonie. Das Publikum ehrte ihn mit stürmischem Beifall, ebenso Ferd. Löwe, dessen Wiedergabe der Schubertschen Symphonie auf nicht minderer Höhe stand. Zuvor hatte die Hörerschaft auch den anwesenden Komponisten Beer-Walbrunn durch lebhaften Beifall ausgezeichnet. Im Volkssymphoniekonzert bot die uns von eigenen Konzerten aufs angenehmste bekannte Sängerin Thila König drei Stücke aus Richard Wagners „Fünf Gedichten“. Ihre schönen Mittel und ihr geschmackvoller Vortrag sicherten ihr wieder einen vollen Erfolg, der sich in lebhaftesten Beifallskundgebungen äußerte. Hofkapellmeister Prill begleitete mit Geschmack. Seine Interpretation der Beethovenschen „6.“ fand begeisterte Aufnahme. Auch die Wiedergabe von Liszts „Hamlet“ war verdienstlich. Die Tondichtung gehört freilich nicht zu den schöpferisch stärksten des Meisters. Die Freischütz-Ouvertüre, frisch gespielt, aber zuweilen einer feineren Differenzierung ermangelnd, schloß den Abend. Das Konzert war (wie üblich) ausverkauft. — Der russische Sänger Stephan Belina hat besonders in Tenorpartien der italienischen Oper stärkste Eindrücke hinterlassen. Für R. Strauß und Brahms ist er in der deutschen Sprache noch nicht vorgeschritten genug. Seine schönen und glänzenden Mittel scheinen noch im Wachsen begriffen. Wenn Belina als Bühnensänger einstweilen noch nicht alle Versprechungen eingelöst hat, so erscheint mir damit nicht der Beweis gegeben, daß er sie nicht noch einlösen wird. Günstiges wird mir von einem Vertreter über das Konzert von Marie Leroy und Maurice Dunesnil berichtet. Der Abend galt in der Hauptsache den Kompositionen von Emanuel Moor. Die balladesken Gesänge sind klanglich sehr reizvoll und für eine geschmackvolle Sängerin, wie Marie Leroy ist, sehr dankbar. Die vorzügliche Wiedergabe verdiente und fand sympathischste Aufnahme. Künstlerisch noch höher als Moors Lieder, stehen seine Vortragsstücke, die der Pianist Dunesnil bot. Sie sind von tonlicher Feinheit und Esprit. Der Künstler wußte auch als Bach-, Schumann- und Lisztinterpret die Hörer zu fesseln.

Verschiedenes aus aller Welt. „Roma“, die neueste Oper Massenets, wurde in Monte Carlo uraufgeführt und brachte dem Tondichter begeisterte Ovationen. Namhafte Beurteiler stellen die Partitur weit über den Durchschnitt seines Lebenswerkes, rühmen die Melodik und Vermeidung allzu schmachtender Kantilenen und erkennen in der Schilderung des Düsteren und Feierlichen eine Reife und Erhebung zu höheren Zielen. Den Text schrieb Cain nach Parodis in den 70er Jahren vielgegebenen Trauerspiel „Das besiegte Rom“. „Roma“ spielt zurzeit Hannibals. — Der Bauernfeldpreis fiel heuer nur einem Dramatiker Paul Apel für sein (von uns jüngst besprochenes) Traumspiel: „Hans Sonnenstoßers Höllenfahrt“ zu; außer ihm wurden noch prämiiert die Schriftsteller Salten, Wassermann, Friedr. Adler und Trebitsch. — Jean Nonguès Oper „Quo vadis“ hatte in der Berliner Kurfürstenoper minder großen Erfolg, als an zahlreichen anderen Orten. Die Regie wird gerühmt, weniger die Gesangsleistungen. — Die Uraufführung von G. Meineckes Trauerspiel „Marie Antoinette“ in Wiesbaden erwies sich als Talentprobe eines bühnentechnisch noch wenig erfahrenen Dichters. Das Stück behandelte in gebundener Sprache die berüchtigte Halsbandgeschichte und den Tod der Königin. — „Das Heim im Walde“, ein Schauspiel von L. Löser, fand in Hildesheim Beifall. Das Stück behandelt die moderne Ehe. Manches in dem zu glücklichem Ende geführten Schauspiel erscheint nach Berichten konstruiert. — „Die Golden Quarry“, die Tragödie eines Goldsuchers, von Erich Korn fand bei der Eisenacher Urpremière günstige Aufnahme. — Siebenundvierzig Jahre nach Otto Ludwigs Tode erfolgte die Uraufführung seines Lustspieles „Hanns Frei“. Die Wiedergabe im Essener Stadttheater wird gerühmt. — 31281 Bücher und Broschüren wurden nach der Statistik des Buchhändlerbörsenblattes im Jahre 1910 in Deutschland veröffentlicht. — Im Pariser Odeonstheater fesselte „Le Redoutable“, Drama von Marie Lenéru. Auffallend ist, daß das erst jüngst in einem französischen Militärdrama behandelte Thema des Landesverrates hier von neuem aufgegriffen wird. Nach Berichten läßt die Dichterin die Theorie des Atavismus und Nietzsches Ideen von der Selbstentfaltung des Individuums auf eine dem Publikum befremdenden Weise in das Thema hineinspielen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Geschäftsstille, welche seit Wochen an der Berliner Börse vorherrschend ist, konnte nur vorübergehend von einer besseren Tendenz an den Effektenmärkten verdrängt werden. Die bekannten Vorgänge im Fürstenkonzern, die dadurch und durch weitere ähnliche Anlässe verursachten grossen Verluste, verschiedentliche fehlgeschlagene Finanzoperationen haben diverse norddeutsche Provinzbankinstitute zu bedeutenden Bilanzabschreibungen und erheblicher Dividendenermässigung gezwungen. Auch einzelne Zahlungsschwierigkeiten gaben der Börse zu Bedenken Anlass. Die Neuyorker Börse zeichnete sich wiederum durch grosse Reserviertheit aus, und bei ganz geringen Umsätzen wurden verschiedentliche grössere Kursabflauungen von dort bekannt. Ueberraschend wirkte auch ein ungünstiger Kabelbericht vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt, wobei besonders, im Gegensatz zu den früheren stets günstig lautenden Meldungen, von einer durchaus unklaren Lage des amerikanischen Montangebietes berichtet wird. Hierzu kam noch die vollkommen ungeklärte Lage der englischen Bergarbeiterbewegung, die ernsten Streikabsichten der englichen Kohlenarbeiter und die Befürchtung, dass ein internationaler Streik bei Ausbruch eines englischen Ausstandes in Betracht zu ziehen ist. Die dadurch verursachte Verteuerung der Kohlen, die Aussicht auf politische Verwirrung durch einen derartigen politischen Riesenstreik und andere Konsequenzen veranlassten die Börse zu grosser Vorsicht und Reserviertheit nach jeder Richtung. Auch die Erörterungen über die innerpolitische Lage und die Vorgänge im Reichstag bildeten an der Börse gleichfalls Gründe eines allgemeinen Stillstandes. Von weit grösserer Wirkung und einschneidender Bedeutung für die deutschen Märkte war die Mahnung des Reichsbankpräsidenten, eine Entlastung des heimischen Geldmarktes durch Verbesserung in der Kreditgewährung und in der Liquidität der deutschen Kreditbanken herbeizuführen zu suchen. Einzelne Banken haben indes bereits in ihren Wochenberichten auf Krediteinschränkungen hingewiesen und mit Recht der Erwartung Ausdruck gegeben, dass speziell die manchmal zu sehr engagierte Börse gleichfalls auf das Mass einer soliden Entwicklung zurückzuführen sein wird. Auch die österreichisch-ungarische Bank hat sich dem Vorgehen der Deutschen Reichsbank angeschlossen und gleichfalls vor starker Kreditüberspannung ernstlich gewarnt. Bei der bekannten Beweglichkeit und Raschlebigkeit unserer Börse ist zu erwarten, dass auch diese Massnahmen, wenn auch langsam, von den Börsenfaktoren notgedrungen anerkannt werden. Deutschlands Industrie und Handel befinden sich jedenfalls noch immer in aufwärtsgehender Konjunkturkurve. Die Verkehrseinnahmen der deutschen Eisenbahnen zeigen äusserst günstige Plusziffern, insbesonders hat der Güterverkehr im Januarmonat eine Mehreinnahme von 12³/₄ Millionen Mark. — Der Rückgang der fremdländischen Devisenkurse und das Nachgeben der Privatdiskontsätze lassen die leise Hoffnung auf eine baldige Diskont-

ermässigung der Reichsbank zu. Das Ausland hat bereits wiederholt die hohen deutschen Zinssätze zur Hergabe von grösseren Summen benützt; immerhin zeigt der deutsche Geldmarkt schon seit langem nicht mehr die allseits gewünschte flüssige Situation. Man erwartet daher mit berechtigter Spannung die demnächst bekannt werdenden Zweimonatsbilanzen der deutschen Grossbanken, welche erstmals nach einem von der Reichsbank neu revidierten Schema eine genauere Uebersicht und Lage der Bankwelt zeigen sollen. — Aus den deutschen Industriebezirken sind neuerdings günstige Berichte gemeldet worden. Das Kalisyndikat hat über die Absatzverhältnisse in den Monaten Januar und Februar durchaus befriedigende Auslassungen veröffentlicht. Auch vom deutschen Stahlwerksverband liegen über die derzeitige Geschäftslage der einzelnen Branchen derart günstige Meldungen vor, dass sich die allgemeine Ansicht, unsere heimische Industrie bewege sich noch immer auf der gleichen, reellen, gesunden Basis, bewahrheitet. Die Preiserhöhungen für Messing, Bandeisen und andere Rohmaterialien können diesen Hinweis nur bekräftigen. — Die Abschlussziffern der Berliner Grossbanken zeigen überall bedeutende Mehrerträgnisse. Die Berliner Handelsgesellschaft, welches Institut bekanntlich enge Beziehungen zu den deutschen Industriezentren unterhält, ist in der Lage, die seit 6 Jahren gleich gebliebene Dividende von 9% für das Geschäftsjahr 1911 auf 9½% zu erhöhen. Die Börse beurteilt diese guten Geschäftsentwicklungen der Banken durchwegs freundlich. Eine lebhaftere Teilnahme des Publikums und das Wiedererwachen eines vermehrten Interesses für die Werte des Kassaindustriemarktes war denn auch allgemein zu registrieren.

M. Weber.

Pfälzische Hypothekenbank Ludwigshafen a. Rh. In der Sitzung des Aufsichtsrates erstattete die Direktion unter Vorlage der Bilanz mit Gewinn- und Verlust-Rechnung Bericht über das Geschäftsjahr 1911. Es wurde auf Grund des Berichts beschlossen, der Generalversammlung bei reichlichen Rückstellungen die Verteilung einer Dividende von 9% (wie in den Vorjahren) vorzuschlagen.

Die Elektrizitäts-A.-G. vorm. Schuckert & Co in Nürnberg hat die Erhöhung des Aktienkapitals um 10 Millionen Mark beschlossen. Die neuen Aktien werden bis zum 5. März ds. Js. in der Weise angeboten, dass auf je sechs alte Aktien ℳ 1000 neue Aktie à 140% bezogen werden können. M. W.

Die Nöte der Frau wurzeln in der Küche, die täglich, stündlich mit Beharrlichkeit Kleinarbeit fordert. Und Menschenkraft ist leicht verbraucht. Der listige Menschengeist hat sich aber geholfen. In langer Kette reihte sich Erfindung an Erfindung: das industrielle Prinzip der Arbeitsteilung triumphiert auch in der Küche. Eine Heerschau des Besten, wie Preiswürdigsten, eine Auslese unter den weltberühmten Fabrikmarken, seien es nun Möbel oder Geräte, ein nahezu erschöpfendes Bild bietet auf 400 Seiten der neue Katalog „Für Haus und Herd" des renommierten Versandhauses Stöckig & Co. in Dresden 13 und Bodenbach i. B. 13. Ueberdies aber langfristige Amortisation. Er wird ernsten Interessenten umsonst und portofrei gewidmet.

Notiz! Wer die Laufbahn eines Offiziers einschlagen will, findet den besten und sachkundigsten Rat bei dem Leiter der Militärvorbereitungsanstalt Berlin, Bülowstraße 103, Herrn Dr. Ulich, dem reiche und vielseitige Erfahrungen zur Seite stehen. Die Anstalt bietet auch die schnellste und sicherste Vorbereitung auf die Fähnrich- und Marineprüfung, weil sie nur Fahnenjunker aufnimmt und ihr eigenes Lehrerkollegium hat.

— Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste feste Abonnentenzahl auf. —

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.60 (2 Mon. M. 1.75, 1 Mon. M. 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 10. München, 9. März 1912. IX. Jahrgang.

Zur Eröffnung des bayerischen Landtags.

Von M. Geßner, München.

Am 27. Februar ist der bayerische Landtag in der üblichen feierlichen Weise durch den Regenten mit einer Thronrede eröffnet worden. In geschäftlicher Hinsicht brachte die Thronrede keine Ueberraschungen: Das bereits in der letzten Session vorgelegte Budget kommt unverändert wieder, einige Nachtragspostulate werden folgen. Ein Gesetzentwurf über den vorläufigen Vollzug des Budgets wird zu beschleunigter Behandlung vorgelegt. Im übrigen werden nur dringliche Aufgaben an den Landtag kommen: Das Lotteriegesetz, das Ausführungsgesetz zur Reichsversicherungsordnung, der teilweise umgearbeitete Entwurf der Kirchengemeindeordnung, ferner Gesetzentwürfe betr. das Heimat- und Armenrecht, die Anlegung eines Staatsschuldbuches und den Ausbau des Lokalbahnnetzes. Weiterhin enthielt die Thronrede zwei erfreuliche Konstatierungen. Die eine betrifft die Finanzen der Eisenbahnverwaltung, die sich so gekräftigt haben, daß nach sofortiger Bildung des Ausgleichsfonds noch Mittel zu verstärkter Tilgung der Eisenbahnschuld bleiben; die andere bezieht sich auf die Landwirtschaft und besagt, daß die von der Ungunst der Witterung des letzten Sommers erwarteten Nachteile nicht in dem befürchteten Umfange eingetreten sind, sodaß weitere staatliche Maßnahmen nicht mehr notwendig sind. Auf die politische Lage nahm die Thronrede Bezug, indem sie in der Einleitung die „Zuversicht“ bekundete, daß es den Beratungen des Landtages beschieden sein werde, „das Gefühl des Vertrauens und der Beruhigung in weiteste Kreise des Volkes zu tragen,“ und indem sie zum Schluß sagte: „Nach den erregten Zeiten des Wahlkampfes heißt es nunmehr auf dem Boden der staatlichen Ordnung sich zusammenzufinden zu gemeinsamer Arbeit, die den Blick auf das Ganze richtet, auf das Wohl des geliebten Vaterlandes.“

Tags darauf hielten beide Häuser des Landtags ihre ersten Sitzungen ab. Auf beider Tagesordnung stand u. a. Wahl bzw. Vervollständigung des Präsidiums. In der Reichsratskammer ging nach kurzer Ansprache des ersten Präsidenten, Grafen Fugger v. Glött, das Wahlgeschäft programmäßig und ruhig vonstatten. Zweiter Präsident wurde wieder Herr v. Auer. In der Abgeordnetenkammer ging es zwar auch sozusagen programmäßig, aber etwas mehr dramatisch zu. Kaum hatte Alterspräsident Burger vom Zentrum den Gegenstand der Tagesordnung: Wahl des Präsidenten erwähnt, als sich auch schon Dr. Casselmann zum Wort meldete. Er sprach von „den in anderen Bundesstaaten als selbstverständlich geltenden Grundsätzen“, von „der durch die Neuwahlen geschaffenen politischen Lage“, die den liberalen Anspruch auf die erste Vizepräsidentenstelle als „durchaus berechtigt“ erscheinen lassen und welche die Nichtbeteiligung an der Wahl infolge der Nichtanerkennung dieses Anspruchs begründen sollten. Herr v. Vollmar sprach wenigstens nicht von der politischen Lage, sondern berief sich auf die „parlamentarische Uebung“ und darauf, daß die sozialdemokratische Fraktion die drittstärkste sei. Da man die Sozialdemokratie völlig vom Direktorium ausschließen wolle, beteilige sie sich ebenfalls nicht an der Wahl. In ruhiger Gelassenheit erwiderte der Vorsitzende der Zentrumsfraktion, Abg. Lerno, eine Aenderung der politischen Lage sei nicht eingetreten. Das Zentrum sei als Mehrheit wiedergekehrt und mehr als doppelt so stark als die liberale Fraktion. Mehr als der bisher von ihnen innegehabte Posten des zweiten Vizepräsidenten könne von den Liberalen billig nicht verlangt werden. Herr v. Vollmar bezog sich wieder auf den parlamentarischen Brauch und kündigte dem noch gar nicht gebildeten Präsidium schon das „vollste Mißtrauen“ seiner Partei an. Dr. Casselmann wiederholte mit gewaltigem Pathos ebenfalls seine alten Argumente. So etwas komme in der ganzen Welt nicht vor usw. Was lag also näher, als das Zentrum wieder einmal „vor dem ganzen Lande“ des Mißbrauchs seiner Macht anzuklagen? Und doch besteht, wie Herr Lerno erinnerte, der als so ungeheuerlich bejammerte Zustand schon seit 1899. Erst im Jahre 1907 wurde mit Rücksicht auf die Liberalen die zweite Vizepräsidentenstelle geschaffen. Der Sozialdemokratie habe das Zentrum, so betonte Herr Lerno, aus monarchischen Rücksichten keinen Sitz im Direktorium eingeräumt. Natürlich fanden die Sozialdemokraten das lächerlich. Wie sollten sie auch monarchische Rücksichten ernst nehmen!

Nach diesem Vorspiel ging die Wahl des Präsidiums glatt von statten. Präsident wurde wieder Herr Dr. von Orterer. Auf ihn entfielen 92 von 158 Stimmen, eine auf Herrn von Fuchs, zwei Stimmen waren ungültig, während 63 liberal-sozialistisch-bauernbündlerische Stimmzettel unbeschrieben waren. Unter ähnlichen Verhältnissen wurde Herr von Fuchs wieder zum ersten Vizepräsidenten gewählt mit 92 von 160 Stimmen. Zweiter Vizeprändent wurde mit 88 von 153 Stimmen Herr Frank-Weiden. Aus der ebenfalls noch mit Stimmzetteln vorgenommenen Wahl des ersten Schriftführers ging der bisherige Vertreter dieses Amtes, Herr Wörle, hervor. Er erhielt 93 von 151 Stimmen. Die weiteren Schriftführer wurden per Akklamation gewählt, als zweiter der Konservativbündler Pflaumer, als dritter und vierter die Zentrumsabgeordneten Giehrl und Dr. Einhauser. Dieses Ergebnis und die vorausgegangene Debatte bot keinerlei Ueberraschung mehr, nachdem seit einigen Tagen liberale Blätter geoffenbart hatten, daß der Liberalismus den ersten Vizepräsidentenposten verlange und außerdem erwarte, daß der weitere Posten der Sozialdemokratie zugestanden werde.

Das Zentrum konnte keinen Augenblick daran denken, eine bisher von ihm besetzte Stelle dem Liberalismus abzutreten. Noch weniger konnte es ihm in den Sinn kommen, durch die Uebernahme zweier Rotblockvizepräsidenten die Wahl des Präsidiums zu einem Siege des bei den Landtagswahlen im Kampfe um die Mehrheit unterlegenen Rotblocks zu gestalten. Zwar tat man so, als traue man dem Zentrum diese Torheit zu, und der „Fränk. Kur.“ (Nr. 105 vom 27. Febr.) drückte das in naiver Anmaßung also aus: „So käme denn nach der augenblicklichen Lage auch ein Sozialist für den zweiten Vizepräsidentenposten in Frage, wenn die Liberalen den ersten Vizepräsidentenposten übernehmen“ (!). In Wirklichkeit dürfte niemand im Ernst etwas Derartiges erwartet haben. Jedenfalls können die Sprüche der Blockvertreter nicht den geringsten Eindruck machen. Diese Argumente sind längst alle widerlegt, gerade durch die Praxis des Liberalismus und der Sozialdemokratie. Im Reichstag wollen beide die drittstärkste Fraktion, die konservative, absolut vom Präsidium ausschließen. Und 1907 war die Sozialdemokratie im Reichstag sogar die zweitstärkste Fraktion und bekam doch keinen Posten. Nun haben allerdings liberale Blätter verkündet, die Sozialdemokratie würde in Bayern auch die höfischen Verpflichtungen übernommen haben. Man denke indes an Herrn Bebels Mißverständnis im Reichstag! Dagegen, daß die zweitstärkste Partei auch den zweiten Posten im Präsidium bekommen solle, hat gerade der Liberalismus schon oft verstoßen, sowohl in Bayern wie im Reiche. Das Zentrum hat schon

als zweitstärkste und auch als stärkste Partei gar keinen Posten erhalten. Man hat dann und in anderen Fällen davon gesprochen, die Mehrheitsverhältnisse müßten auch in der Zusammensetzung des Präsidiums zum Ausdruck kommen. Die Mehrheit hat aber in Bayern das Zentrum allein. Eine Aenderung der politischen Lage ist gegen früher nur insofern eingetreten, als gerade der Liberalismus und sein Führer Dr. Casselmann alles getan haben, um mehr als je alle „Nichtultramontanen" gegen das Zentrum in unglaublichster Weise zu fanatisieren. Manche Leute im Zentrum wollten dieser Aenderung Rechnung getragen wissen. Es wäre indes sicher bei der bisherigen Behandlung der Liberalen, die unter den gegebenen Umständen als besonderes Entgegenkommen und als Beweis der Versöhnlichkeit hätte gelten müssen, geblieben, wenn nicht das Bedürfnis nach lärmhafter Demonstration beim Liberalismus stärker gewesen wäre als ruhige Ueberlegung.

Die liberale Presse findet gar keine überzeugenden Töne, das Unrecht des Zentrums zu brandmarken. Die „Münchener Zeitung" (Nr. 50 vom 29. Februar) wirft dem Zentrum „Parteitrotzpolitik" vor und schreibt ihm alle Verantwortung für den „unerfreulichen Beginn" zu. Die „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 60 vom 29. Februar) beschuldigt das Zentrum, daß es das Zusammenfinden der Volksvertreter zu gemeinsamer Arbeit vereitelt habe, da es die Minderheitsparteien in der brutalsten Weise vergewaltigt habe. Mit diesem Zentrum gebe es „nur Kampf und Streit". Die „Münchener Post" (Nr. 50 vom 1. März) hat den Einfall, dem Zentrum vorzuwerfen, es durchkreuze die „Sammelpolitik des Herrn Bethmann" und löse alles auf, was es berühre, nicht zuletzt die Monarchie. Wenn die „Münchener Post" das glaubte, wäre sie sicher mit von der Partie. Etwas vielsagend bemerken die „Münchner Neuesten Nachrichten": „Es wird sich zeigen müssen, ob die Erregung über den Gewaltakt, der sich heute vollzogen hat, eine ruhige Führung der Geschäfte im Hause zulassen wird." Das wird sich freilich zeigen müssen, d. h. man wird abwarten müssen, wie die Herren vom Rotblock sich aufführen werden. Die Haltung des Zentrums rechtfertigt keinerlei Skandalmacherei. Wer durch derlei glänzen will, trägt die Verantwortung dafür allein.

Man könnte fast meinen, die „Linke" habe sich deshalb so anmaßend benommen, um in der gebührenden Zurückweisung einen Grund zur Prolongierung des Rotblocks zu finden. Sie hatte bis jetzt alles so nett in Einigkeit und sozusagen gemeinsam gemacht: Ueber das „Zentrumsministerium" gejammert und ihm immer wieder das Mißtrauen der „Mehrheit des Volkes" angesagt. „In brennender Scham" hatte man „fruchtbringende Kampfarbeit" und dem Zentrum für den nächsten Kampf mit dem Block die endgültige Niederlage prophezeit. Gemeinsam fühlte man sich geärgert durch die am 22. Februar bekannt gewordene Auszeichnung des Ministerpräsidenten Frhrn. v. Hertling mit dem Verdienstorden vom hl. Michael 1. Klasse.[1] Die sozialdemokratische Presse höhnte über Auszeichnungen, denen noch keine Verdienste entsprächen, und der „Fränk. Kurier" (Nr. 99 vom 23. Febr.) erklärte kaltlächelnd, „daß das Ministerium Hertling das Vertrauen der größeren Hälfte des Volkes nicht besitzt." Und diese Leute sollten an die Wahl des Präsidiums herangegangen sein in der Absicht, sich mit dem Zentrum zu gemeinsamer Arbeit zusammenzufinden, an deren Scheitern nur das Zentrum „schuld" ist? Nur terrorisieren wollten sie das Zentrum, es mindestens ärgern und sich selbst Mut machen zur Opposition. Für ihre Haltung gegenüber Zentrum und Regierung kann doch nicht die Besetzung der Ehrenposten allein entscheidend sein. Da sind, sollte man meinen, Grundsätze maßgebend. Wir sind sicher: Keine Rücksicht auf einen oder zwei Rotblockgenossen im Präsidium würde die Linke gehindert haben, bei jeder Gelegenheit zu zeigen, wie sehr sie von der Rechten abweicht. Schon bei der Budgetrede des Finanzministers v. Breunig wäre das geschehen. Hinsichtlich der Finanzen selbst konnte Herr v. Breunig nicht viel Neues sagen: Es wirken schlechte Ergebnisse früherer Jahre noch nach, indes es geht seit einigen Jahren besser, und die Besserung hält an. Neu war aber das unbedingte Lob für die Reichsfinanzreform. Es stünde schlechter, auch um die bayerischen Finanzen, „wenn es nicht geglückt wäre, durch die Reichsfinanzreform vom Jahre 1909 das Reich mehr auf eigene Füße zu stellen, insbesondere die Matrikularbeiträge auf eine Reihe von Jahren zu binden". Auch die bayerische Steuerreform fand hohe Anerkennung. Der Minister konstatierte, „daß den warmen Dank des Vaterlandes alle diejenigen verdient haben, die in den beiden Kammern des Landtags bei dem schwierigen Reformwerk unter Zurückstellung persönlicher Interessen und unter Verzicht auf den Beifall der Allgemeinheit zur Erzielung wenigstens einer gerechteren Verteilung der einmal unvermeidlich gewordenen größeren Steuerbelastung mitgewirkt haben." Daß das gewissen Ohren nicht angenehm war, ist natürlich. „Das hätte Pfaff nie gesagt", rief der Sozialdemokrat Frhr. v. Haller beim Lob der Reichsfinanzreform. Was nicht beweist, daß Herr v. Breunig im Unrecht war. Der Minister sprach auch noch von der „Heranziehung eines tüchtigen, in den oberen Stellen erlesenen staatstreuen Beamtenstandes." Die „Münch. N. N." (Nr. 109, vom 1. März) rechnen das zu den „Selbstverständlichkeiten", die der Minister „nur um des dreifachen Echos von Rechts willen" vorgetragen habe. Ueber „Selbstverständlichkeiten" brauchte man sich doch nicht zu ärgern. Indes für staatstreue Beamte ist es im monarchischen Staate durchaus nicht selbstverständlich, sozialdemokratisch zu wählen. Uebrigens: Weshalb blieb denn bei der Selbstverständlichkeit das Echo von links ganz aus? Der „Fränk. Kurier" (Nr. 110 vom 29. Febr.) hat bezeichnenderweise daran Anstoß genommen, daß der Minister erklärte, „auf Gottes Segen bauend" habe er die Geschäfte übernommen. Das soll eine „auch für einen bayerischen Minister ungewöhnliche Weise" der Anrufung Gottes gewesen sein. „Auf Gottes Segen bauend." Es wäre wirklich schlimm, wenn das für bayerische Minister schon „ungewöhnlich" wäre. Bemerkenswert ist, daß die „Münchener Post" (Nr. 51 v. 2. März) an demselben Punkte Schmerzen hat, wenn sie auch noch etwas vorsichtiger ist und nur meint: „Denn die Berufung auf den lieben Gott tut es wirklich nicht allein." Das hatte der Minister auch nicht behauptet.

Alles in allem: Die „Linke" kritisiert und protestiert aus Prinzip. Man kann sie daran nicht hindern, aber man kann ihren Aufgeregtheiten „vor dem ganzen Lande" in aller Ruhe und Gelassenheit begegnen. Vielleicht wirkt das beruhigend. Jedenfalls ist es aber geeignet, dem Volke zu zeigen, wo es „Mißbrauch" der Macht, Gewaltakte, Brutalität usw. nicht gibt. Im Lande hat man darüber ein besseres Urteil als in den Kreisen der Rotblockführer, die sich zu Unrecht als den Mittelpunkt der Welt ansehen und sich deshalb immer wieder zu Kopflosigkeiten hinreißen lassen, als deren neueste zum Schluß folgende erwähnt sei: Die liberale Landtagsfraktion hat „im Hinblick auf die derzeitige politische Lage abgelehnt", die vom Zentrum angebotene gemeinsame Feier des Geburtstages des Prinzregenten mitzumachen, sondern beschlossen, für sich selbst eine Feier zu veranstalten („Fränk. Kurier" Nr. 110). Dabei kommt ja nun niemand zu Schaden, vor allem nicht der Regent, und das Zentrum auch nicht. Wenn gewisse Leute aber in diesem Stile weiterfahren, dann werden sie bald von dem „ganzen Lande" nicht mehr — ernst genommen werden.

Lybien.

Von Dr. Paul Maria Baumgarten, Rom.

Am 5. November 1911 wurde ein königliches Dekret veröffentlicht, wodurch Tripolitanien und Cyrenaica, das alte Lybien, dem Königreiche Italien ganz angegliedert und die volle Souveränität Italiens über einen ungeheuren Landstrich ausgesprochen wurde, von dem die Italiener damals nur mit Mühe und Not einen etwa sechs Kilometer breiten Streifen an der Küste behaupten konnten. Man kann nicht sagen, daß die militärische Lage sich seitdem wesentlich geändert hätte, wenngleich einzelne vorgeschobene Posten zu dem damaligen Gebiete hinzugekommen sind. Aus „dem Spaziergang nach Tripolis" ist ein weit ausschauender Kolonialkrieg geworden, der sein Ende selbst dann wohl kaum erreicht haben wird, wenn die Hohe Pforte amtlich Frieden schließen sollte.

---

[1] Die Mitteilung von dieser Auszeichnung ist Freiherrn von Hertling durch folgendes Schreiben geworden: „Berchtesgaden, den 21. Februar 1912. Im Allerhöchsten Auftrage habe ich die Ehre, Euer Exzellenz mitzuteilen, daß seine Königliche Hoheit der Prinzregent Euer Exzellenz heute den Verdienstorden vom hl. Michael 1. Klasse verliehen haben. Seine Königliche Hoheit wollen mit dieser Ordensverleihung Allerhöchst ihr Vertrauen zu Euer Exzellenz und insbesondere den Dank dafür zum Ausdruck bringen, daß Euer Exzellenz die Mühen des neuen Amtes übernommen haben. Gezeichnet: von Wiedenmann, Generaladjutant."

Als das obengenannte Dekret erschien, machten zahlreiche ausländische Zeitungen mit Recht darauf aufmerksam, daß man doch seine Souveränität nur über ein Land erklären könne, das man tatsächlich ganz im Besitz habe. Es sei aber immerhin eigentümlich, daß Italien dieses Dekret erlasse zu einer Zeit, wo es selbst den Küstenstreifen nur darum in seiner Gewalt habe, weil derselbe von den schweren Schiffsgeschützen bestrichen und behütet werden könne. Die italienische Presse nahm diese an sich sehr nüchternen und einwandfreien Bemerkungen, die auf den tatsächlichen Verhältnissen basierten, sehr ungnädig auf und sprach von Neid und Eifersucht, von Turcofilia und Bestechungen durch das jüdische Großkapital usw. Wenn diese Presse keine eigentlichen Gründe besaß, um ausländische Kritiken zurückzuweisen, so mußten stets derartige Schlagworte herhalten.

Nunmehr sind nach langem Zögern die Kammern einberufen worden, und diese haben mit großer Feierlichkeit und unter dem Ausdrucke der begeistertsten Vaterlandsliebe das genannte Dekret zum Gesetz erhoben. Wenngleich eine Menge von Nützlichkeitsgründen für dieses Vorgehen angegeben wurde, so läßt sich nicht leugnen, daß die Verhandlungen auch einen hohen Grad von mehr oder minder einwandfreiem Enthusiasmus aufwiesen. Als ruhiger objektiver Beobachter der italienischen Psyche lege ich allerdings auf diesen kollektiven Begeisterungsausbruch der italienischen Kammern nicht den Wert, den man ihm in der französischen Presse beimißt. Auch glaube ich betonen zu sollen, daß mehr als einer derjenigen, die mit Ja gestimmt haben, lieber sich der Stimme enthalten oder mit Nein gestimmt hätte, wenn ihm nicht eine parlamentarische Massenkundgebung in diesem Falle als das Wichtigere und Nützlichere erschienen wäre.

Am Vorabend der Verhandlungen, die Giolitti eine erdrückende Mehrheit brachten, äußerte sich Filippo Meda, ein praktischer Katholik und hochangesehener Abgeordneter, in einer Weise über das Dekret, die verdient bekannt zu werden, weil sie zeigt, wie ein konstitutionell und monarchisch gesinnter Mann sich in dem Enthusiasmustaumel doch noch so viel kaltes Blut bewahrt hat, daß er die Dinge sieht, wie sie wirklich sind.

„Nicht wenige Abgeordnete", so führte er aus, „zweifeln, ob es klug und weise gewesen sei, das Dekret vom 5. November zu erlassen. Die Gründe hierfür braucht man nicht anzugeben, da wir alle sie kennen und fühlen. Dieses Dekret, so gerechtfertigt es im Augenblicke seines Erlasses gewesen sein mag, hat seinen Zweck verfehlt, weil es weder den Feind geschwächt, noch die vermittelnde Tätigkeit der Mächte wirksamer gemacht hat. An Stelle dessen hat es eine tatsächliche und rechtliche Lage geschaffen, der gegenüber sich die Wahrscheinlichkeit eines Friedensschlusses immer mehr verflüchtigt hat. Und so gibt es denn Menschen — und zwar sind das nicht nur die Improvisatoren und Kaffeehaus-Politikaster, die das sagen —, die behaupten, daß, wenn die Regierung die positiven wie negativen Folgen desselben hätte vorhersehen können, man das Dekret dem Könige nicht zur Unterschrift vorgelegt hätte. Die sich jetzt aufdrängende Frage ist folgende: Ist es wirklich nötig, daß die Kammer 1. um die eigene Zustimmung zum ganzen Unternehmen auszudrücken, 2. um die Uebereinstimmung des Landes mit der Regierung bezüglich der kühnen Verteidigung des italienischen Einflusses im Mittelmeere zu versichern, 3. um Heer und Flotte mit ihrem Lob zu stärken und zu kräftigen, in feierlicher Weise eine Handlung gutheißen muß, die für keinen der Zwecke unumgänglich nötig ist? Daß sie sich mit einem Beschluß festlegt, der weit über die genannten Dinge hinaus ragt? Es scheint uns nicht." Aber es kommt noch besser.

„Das Dekret des 5. November hat unzweifelhaft bestimmende Ursachen gehabt; es gingen sicherlich Umstände vorher, die die Ausreifung des Planes verursacht haben. Darin könnten Kammer und Senat vielleicht alles finden, was nötig wäre, um dasselbe unabhängig von seinen Wirkungen zu rechtfertigen. Würde aber die Regierung die Kammer und den Senat in die Lage versetzen, sich davon zu überzeugen? Wir zweifeln daran, weil der Tag der Rechenschaftsablage noch nicht gekommen ist, an dem, nach Abschluß der Operationen, die Tätigkeit der Geschichte beginnt. Aber wäre es dennoch der Fall, dann müßten Kammer und Senat heute ein Dekret zu einem Gesetze erheben auf Grund eines politischen Vertrauensbeweises, der die Grenzen desjenigen Vertrauens übersteigt, das nach Lage der Dinge gefordert und gewährt werden kann."

Das sind sehr vernünftige Worte, die leider keinerlei Echo in weiteren Kreisen gefunden. Die Regierung scheint infolge der lauten Kundgebungen der Kammer und angesichts der großen Mehrheit etwas den Kopf verloren zu haben. Denn das, was bisher vermieden wurde, nämlich im Aegäischen Meere kriegerisch vorzugehen und Kleinasien zu belästigen, wurde am Tage nach dem Kammerbeschluß zur Tatsache. In Beirut wurden zwei kleine Kriegsfahrzeuge in höchst ruhmloser Weise von starken italienischen Schiffen zusammengeschossen. Sollten sich, wie es den Anschein hat, diese Heldentaten vermehren, so ist nicht abzusehen, welche Verwicklungen dadurch entstehen können. Die Türkei benützt jetzt die scharfe Waffe der Austreibung der Italiener aus allen Gebieten, die von der italienischen Flotte belästigt werden. Deutschland wird dadurch auch geschädigt, indem die zahlreichen, an der Bagdadbahn beschäftigten Italiener das Land verlassen müssen. Die Hetze, der Flotte freies Spiel zu lassen, damit sie alles zusammenschießen dürfe, was ihr gefiele, wird in einzelnen Blättern ganz skrupellos getrieben. Nachdem der früher umfangreiche Handel Italiens nach dem Orient auf Jahre hinaus vernichtet worden ist, zwingt die italienische Regierung die Türkei, jetzt auch die bisher im Lande verbliebenen Italiener auszuweisen. Dadurch werden zahllose Existenzen vernichtet und dem italienischen Staate, der für die Ausgewiesenen sorgen muß, neue schwere Lasten aufgelegt.

Als ich jüngst längere Zeit in Mailand weilte, konnte ich feststellen, daß man in den Kreisen der Industrie und des Großhandels den Krieg schon lange ins Pfefferland gewünscht hat. Die Zeitungen geben kein getreues Bild der Volksstimmung, zumal sie aus jedem kleinen Zusammenstoß, bei dem ein paar harmlose Kugeln gewechselt werden, sofort eine gewonnene „Schlacht" machen. Auf dem Lande ist der Mißmut über die andauernde Kriegslage und die Entziehung der Arbeitskräfte ein sehr erheblicher. Und da General Caneva erklärt hat, mit den vorhandenen Truppen nicht auskommen zu können, wenn ein — übrigens als töricht zu bezeichnender — Vorstoß in die Wüste gemacht werden soll, so werden in Bälde neue Jahrgänge einberufen werden müssen. Die im November eingezogenen Rekruten des Regimentes der Lancieri di Firenze werden schon in vier Wochen nach dem Kriegsschauplatze abgehen. Das sind sehr bezeichnende Vorgänge, die sich übrigens bei anderen Regimentern wiederholen.

Man darf bei einer so überaus gespannten Sachlage sehr neugierig sein, wie sich nun alles entwickeln wird. Hoffentlich gelingt es Deutschland und Oesterreich, Rußland und Frankreich, das hitzige Italien vor gar zu großen Torheiten zu bewahren.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die „vorbereitende" Friedensvermittlung der Mächte.

Endlich sind die fünf Großmächte, die dem italienisch-türkischen Kriege so lange leidend zugesehen haben, zu dem Einverständnis über einen gemeinsamen Schritt im Interesse des Friedens gelangt. Es soll allerdings nur ein kleiner, vorsichtiger Schritt sein, ein „informatorischer" Schritt, der die Einleitung einer eventuellen Vermittlung bilden, in keiner Weise aber den Charakter einer Pression haben soll. Man hat dem russischen Minister Sasonow die Ehre der Initiative überlassen. Es wurde besonders hervorgehoben, daß die Anregung Rußlands schon vor dem Zwischenfall von Beirut erfolgt sei. Wir glauben aber doch, daß die italienische Heldentat in Beirut den Gang der Dinge beschleunigt hat. Die dortige Kanonade wird namentlich die französische Regierung zum schnellen Anschluß an den Vermittlungsversuch bewogen haben. Denn gerade Frankreich, das in Syrien hervorragende reelle Interessen hat und von alters her auf sein „Protektorat" über diese Gegenden großen moralischen Wert legt, ist durch die Ausdehnung des Kampfes auf die Ostküste des Mittelmeeres vor allem betroffen. Ebenso wurde bekanntlich Frankreich in erster Linie heimgesucht, als die Italiener von ihrem Rechte der Untersuchung der Schiffe nach Kriegskonterbande ernsthaften Gebrauch machten.

Allem Anscheine nach hat die italienische Regierung von der bevorstehenden Aktion der Mächte schon Wind gehabt, als sie den Kriegsbegeisterungsrummel in Rom in Gang setzte und das voreilige Annexionsdekret durch ein förmliches und feier-

liches Gesetz über die Einverleibung des noch unereroberten Landes ersetzte. Sie hatte Eile, eine möglichst imposante „vollendete Tatsache" zu schaffen. Die Türkei antwortete auf die Demonstration von Rom und auf die Schießerei von Beirut nicht mit irgend einem Zeichen der Nachgiebigkeit, sondern mit der Ausweisung der Italiener aus Syrien, wobei zugleich angedroht wurde, daß aus allen Bezirken, die von Italien fortan angegriffen würden, die Italiener ausgewiesen werden sollen. Diese Maßnahme ist völkerrechtlich nicht zu beanstanden, daher hat auch der deutsche Botschafter, der den Schutz der Italiener in der Türkei übernommen hat, keine Einsprache erheben können. Vermutlich wird die deutsche Diplomatie in den Einzelfällen möglichst auf milde Handhabung hinwirken. Ueberhaupt wird die Ausweisungsordre, die große wirtschaftliche und finanzielle Konsequenzen auch für die Türkei hat, wohl nicht so heiß gegessen werden, wie sie gekocht ist.

Nachdem so die Dinge sich zugespitzt haben, scheint eigentlich für einen Ausgleich auf einer mittleren Linie gar kein Raum mehr zu sein. Aber schließlich kann Italien, auch wenn es an der vollen Souveränität über Tripolis und die Cyrenaika festhält, doch der Türkei noch manches bieten. Ueber die bezüglichen Absichten der italienischen Regierung wird offiziös mitgeteilt: In der religiösen Frage könne Italien eine ähnliche Formel annehmen, wie sie zwischen Oesterreich-Ungarn und der Türkei bei der Einverleibung Bosniens vereinbart sei. Ferner sei Italien bereit, ein den Einkünften von Tripolis und der Cyrenaika entsprechendes Kapital zu bezahlen, auch bezüglich anderer Entschädigungen der Kron-, Staats- und Religionsgüter sich zu verständigen. Es wird hinzugefügt: Nach Regelung der afrikanischen Frage werde die Türkei in Italien den wirksamsten Beistand für ihre Integrität finden. Letzteres klingt etwas nach einer Drohung. Im Frühjahr pflegen bekanntlich die Unruhen auf dem Balkan ins Kraut zu schießen, und neuerdings weist schon die bulgarische Regierung darauf hin, daß an ihrer Grenze mehrere „Zwischenfälle" sich eingestellt hätten. Es scheint fast, als ob die Italiener darauf spekulierten, daß häusliche Schwierigkeiten am Balkan die türkische Regierung nachgiebig machen würden. Vorläufig verhält sich freilich Konstantinopel durchaus ablehnend gegen einen Friedensschluß auf der Grundlage des italienischen Annexionsdekrets. Ob das neu zu wählende Parlament nachgiebiger sein wird, ist höchst zweifelhaft. Das beste wäre, wenn die fünf Großmächte nicht bloß in der Information, sondern auch in einer zweckmäßigen Pression einträchtig vorgingen, und zwar in der doppelten Richtung, daß einerseits Italien die materielle und moralische Entschädigung sehr reichlich bemessen muß, und daß anderseits der Türkei die volle Aussichtslosigkeit des Wiedererwerbs der strittigen Landstriche rückhaltlos in aller Oeffentlichkeit klar gemacht wird. Dabei dürfen und sollten die Mächte auch geltend machen, daß sie sich jede Ausdehnung des Kampfes über das eigentliche Streitobjekt hinaus entschieden verbitten und demgemäß auch die Ausweisung der Italiener aus der Türkei nur für einzelne, wirklich bedrohte Distrikte gestatten wollen. Wenn es noch nicht im Völkerrecht stehen sollte, so ist es hohe Zeit, daß das Veto von Gesamteuropa gegen eine fortgesetzte Gefährdung des Friedens und der wirtschaftlich-finanziellen Entwicklung in das Völkerrecht hineinkommt. Wegen der Sandwüsten von Tripolis braucht sich doch der europäische Weltteil nicht andauernd beunruhigen und schädigen zu lassen.

Der Riesenstreik in England.

Trotz aller Bemühungen der Regierung ist der Bergarbeiterausstand in Großbritannien doch zum letzten Monatswechsel zum Ausbruch gekommen. Die Zahl der Ausständigen überschreitet bereits eine Million. Unter dem Kohlenmangel werden immer mehr Werkstätten ihre Pforten schließen müssen, sodaß bei Andauern des Streiks eine fast allgemeine Arbeitslosigkeit zu befürchten ist. Da in Deutschland noch bedeutende Landesteile, namentlich auch Häfen, auf die englische Kohle angewiesen sind, so werden wir stark in Mitleidenschaft gezogen. Zum Glück ist der gefährliche Gedanke eines „Sympathiestreiks" bei unserer Bergarbeiterschaft noch nicht durchgedrungen. Die sozialdemokratische Verbandsleitung schien freilich mit bedenklichem Zielbewußtsein auf einen gleichzeitigen Ausstand in Deutschland hinzuarbeiten, und sowohl der Hirsch-Dunckersche Verband als auch die polnische Gewerkschaft ließen sich in das rote Schlepptau nehmen. Der christliche Bergarbeiterverband hat sich aber ein großes Verdienst erworben durch seinen Widerstand gegen die Treibereien, welche die deutschen Arbeiter zu Kanonenfutter der Engländer zu machen drohten.

Viele hoffen noch auf eine schnelle Beilegung des Kampfes in Großbritannien. Man stützt die Hoffnung einerseits auf die Tatsache, daß bereits die Grubenbesitzer im eigentlichen England sich mit der Hauptforderung eines Minimallohnes einverstanden erklärt haben und nur die walisischen und schottischen Arbeitgeber noch Schwierigkeiten machen, anderseits auf die Entschlossenheit der Regierung, die behufs Durchsetzung des Minimallohnes den Weg eines schnell zu verabschiedenden Zwangsgesetzes beschreiten will. Die Sache hat freilich noch einen Haken. Das neue Gesetz soll den verschiedenen Verhältnissen und Bedürfnissen in den einzelnen britischen Kohlenbezirken Rechnung tragen, aber die Vertreter der Arbeiter wollen von solchen Differenzierungen und namentlich von der Einwirkung von Beamten auf die Abmessung der Lohnsätze nichts wissen. Sonach ist es noch zweifelhaft, ob die im Laufe dieser Woche wieder aufzunehmenden Verhandlungen oder nach deren Scheitern der gesetzgeberische Eingriff zum schnellen Frieden führen wird. Man sagt immer, daß die englische Arbeiterschaft von der Maßlosigkeit, die anderwärts die Sozialdemokratie züchte, weit entfernt sei. Wenn das richtig wäre, so würden die dortigen Arbeiter den gewaltigen Erfolg, der in der Festlegung des Minimallohnes steckt, schleunigst in Sicherheit zu bringen suchen, um dann auf dieser Basis weiterzubauen. Aber es scheint, daß gerade in Südwales, wo die Ergiebigkeit der Gruben ungünstig ist, eine sehr rabiate und radikale Strömung unter den Arbeitern herrscht, die den Ausgleich verhindert. Die englische Gesetzgebung, die sonst nicht leicht durch prinzipielle Rücksichten sich beirren läßt, wird aber wohl keine Neigung und auch keine Fähigkeit haben, irgend einen Zwang zur Arbeit gegen die Ausständigen anzuwenden. Die Besitzer kann man eher zur Nachgiebigkeit zwingen, als die Arbeitnehmer.

Die Unruhen in China.

Bisher galt die große Umwälzung in China als eine Muster-Revolution. Wenig Blutvergießen, nur vereinzelte Ausschreitungen, ganz außerordentliche Rücksichtnahme auf die Fremden, eine kluge Verständigung der beiderseitigen Führer auf Kosten der überlebten Dynastie. Jetzt ist aber ein arger Skandal ausgebrochen, und sonderbarer Weise nicht auf Seiten der Rebellen, sondern im Hauptquartier Yuanschikais, des geriebenen Ränkeschmieds, der als kaiserlicher Bevollmächtigter den Hof zur Abdankung brachte und sich selbst zum Präsidenten der Republik machte. Von seinen Truppen fingen einige an zu meutern und zu marodieren, angeblich wegen Mangels an Sold; der Pöbel von Peking gesellte sich dazu, und in verschiedenen Teilen der Riesenstadt wurde gebrannt, geplündert, gemordet. Wie die Kämpfe zwischen den meuternden und den getreuen Truppen enden werden, ist trotz der beruhigenden Versicherungen Yuanschikais noch nicht abzusehen. Jedenfalls werden die Unruhen in Peking mit ins Gewicht fallen bei der Wahl der künftigen Hauptstadt Chinas. Die Anhänger Sunjatsens ziehen bekanntlich eine südliche Stadt vor, während Yuanschikai den Norden bevorzugt, wo er die Wurzeln seiner Kraft zu haben glaubt. Die freundliche Einladung der Führer der ehemaligen Rebellen, zur Eidesleistung nach Nanking zu kommen, hat Präsident Yuanschikai zwar angenommen, aber er schob die Reise bisher unter allerhand Ausflüchten auf, da er offenbar um das — Retourbillett besorgt ist.

Zur inneren Lage.

Einen erbaulichen Eindruck macht die Entwicklung der neuen Aera in Bayern. Das Ministerium Hertling ist aus tüchtigen Männern zusammengesetzt, vor denen sogar die erbittertsten Gegner Respekt haben, was in Bayern sehr viel sagen will. An Bayern sollte sich der Deutsche Reichstag ein Beispiel nehmen. Er muß sich beschämt fühlen angesichts der flotten Erledigung der Präsidialfrage in der neuen bayerischen Kammer. Da die Liberalen mit den Sozialdemokraten zusammen sich störrisch zeigten, ging die Mehrheit kurz entschlossen über die Quertreibereien und demonstrativen Reden zur Tagesordnung über und wählte ein Zentrumspräsidium. Im Reichstage gibt es freilich keine einheitliche Mehrheitspartei, aber es könnte eine Arbeits- und Präsidialmehrheit sofort geben, wenn nur die Bassermänner endlich ihre Großblockspekulationen aufgeben wollten.

Die endgültige Präsidentenwahl im Reichstage soll bereits am 8. März stattfinden. Bis zur Abfassung dieses Berichtes war aber noch keine Einigung erzielt. Die nationalliberale Partei hält noch immer an der fatalen Formel fest, daß sie weder ein reines Linkspräsidium, noch den Eintritt in ein „schwarz-blaues" Präsidium wolle. Des Pudels Kern ist, daß Bassermann die

Konservativen vom Präsidium ausschalten will und deshalb für die Linke zwei Präsidialstellen fordert.

Wir halten es für die Hauptsache, daß die Sozialdemokratie aus dem Präsidium wieder entfernt wird. Die Wahl Scheidemanns war eine schwere Verirrung, ein schlimmes Aergernis, dessen schlechte Wirkungen sich immer deutlicher zeigen in dem steigenden Uebermut der Umsturzpartei und der Entmutigung vieler bürgerlicher Kreise. Sollten die linksstehenden Nationalliberalen abermals einem Umsturzmann auf den Präsidentenstuhl verhelfen, so müßte die Regierung sowohl als die positiven Parteien mit Einschluß der besseren Elemente vom rechten Flügel der nationalliberalen Partei zu einem entscheidenden Schnitt durch das Tischtuch sich entschließen.

Die Regierung erweckt freilich nicht den Eindruck großer Entschlossenheit und Tatkraft. Sie ist bis heute noch nicht einmal mit ihrer Wehrvorlage fertig geworden. Am 3. März verkündeten die Offiziösen, daß die neuen Wehrforderungen „in ihren Grundlagen" schon seit längerer Zeit feststehen, aber die Ausarbeitung der Entwürfe nebst den zugehörigen Deckungsvorschlägen erst „dieser Tage abgeschlossen" werden. Dann kommt noch erst die Beratung im Bundesrat, und nach dessen Beschlußfassung erfährt erst der Reichstag, was die Hauptaufgabe seiner diesjährigen Tagung sein soll.

Ueber die kritische Frage der „Deckung" herrscht noch vollständiges Dunkel. Die Tageszeitungen suchten die Lücke zu füllen durch Gerede über die Zahlenaufstellungen, die Zentrumsabgeordnete gemacht und einem Bundesratsmitgliede übermittelt haben sollten. Dabei geriet ein Nachrichtenfabrikant auf den Gedanken, daß der bayerische Ministerpräsident v. Hertling hiebei beteiligt sein könnte, oder daß man wenigstens ihn als beteiligt hinstellen könnte. Diese an sich schon unwahrscheinliche „Nachricht" wurde prompt und gründlich dementiert.

Die Entwicklung der Sozialdemokratie.

Von Chefredakteur Max Roeder-Aachen.

Die Etatsdebatten im Reichstag bieten gewöhnlich Raum für politisch-theoretische Erörterungen aller Art, die sich oft genug über das Niveau der landläufigen Prophezeiungen erheben. In der Politik macht bekanntlich Pythia ein schlechtes Geschäft. Trotz aller unvorhergesehenen Ereignisse, trotz aller programmwidrigen Seitensprünge vollzieht sich doch die politische Entwicklung in konsequenten Bahnen. Das Gesetz von Ursache und Wirkung läßt sich nirgends außer Kraft setzen. Nun hat eine politische Autorität, Graf Posadowsky, die eingangs erwähnte Gelegenheit benützt, um sich mit dem zukünftigen Werdegang der Sozialdemokratie zu beschäftigen; er hat dabei der Ansicht Ausdruck gegeben, die Sozialdemokratie werde im Laufe der Zeit in die Reihen der bürgerlichen Parteien zurückgleiten. Zustimmendes Schweigen wäre verfehlt schon um deswillen, weil der durch die Autorität des Grafen gestützte Satz geeignet erscheint, die sozialdemokratische Gefahr zu unterschätzen in dem Augenblicke, da die Forderung des Tages der Kampf gegen den Umsturz ist.

Die Meinung des Grafen ist nicht neu und wird immer freudige Aufnahme bei den laisser faire, laisser aller-Politikern finden, welche sich damit des mühsamen Ringens gegen die Sozialdemokratie enthoben fühlen. Mit dieser Möglichkeit rechnet beispielsweise auch Dr. Kaeser in seinem Buche „Der Sozialdemokrat hat das Wort", wenn er schreibt: „Möglich ist es auch, daß die Sozialdemokratie mit der Zeit die Unausführbarkeit ihrer utopistischen Ideen einsehen und zu einer bürgerlichen Reformpartei sich umgestalten wird. Aber Möglichkeit ist noch lange keine Wirklichkeit." Dr. Kaeser ist schon vorsichtiger. Bei tieferem Schürfen und eingehenderen Vergleichen wäre er zu dem Schlusse gekommen, daß die Wirklichkeit eine Unmöglichkeit ist. Voraussetzung für diese Entwicklung wäre vollständige Aufgabe der Grundsätze, die nicht etwa auf politischem Gebiete liegen. Die politische Sozialdemokratie ist die politische Vertretung der sozialistischen Weltanschauung des Materialismus; damit ist im vorhinein der vom Grafen Posadowsky gezeichnete Weg ausgeschlossen. Sicher führt zu dieser Annahme die Tatsache des in der Sozialdemokratie tosenden Richtungsstreites: „Hie Radikalismus — hie Revisionismus!" Aus diesem Streit einen Zerfall der Sozialdemokratie zu erhoffen, heißt an Optimismus kranken. Gewiß mögen „Dogmen des Marxismus" wanken; aber all der Disput ist selbst da, wo er Grundsätze berührt, taktischer Art oder aus taktischen Rücksichten geboten. Absplitterungen mögen eintreten, aber die Sozialdemokratie wird verschwinden, oder sie wird sein.

Bei Erörterungen dieser Frage lehrt ein Blick in die Geschichte wie in alle Länder, daß die Wahrheit der Posadowskyschen Behauptung nirgends auf Erfahrung gestützt werden kann. Wenn anders es vielmehr richtig ist, daß wir uns dem Entscheidungskampfe zwischen der Zweifrontenstellung nähern — und jeder Tag spricht mehr dafür —, dann muß vielmehr mit dem Hinübergleiten der linksliberalen Elemente in die Sozialdemokratie gerechnet werden, eine Erscheinung, die ja tagtäglich zu beobachten ist. Der bürgerliche Liberalismus hat den Radikalismus schon in allen Posen gemimt; immer blieb es beim untauglichen Versuch. Der „Erfolg" trat erst dann ein, wenn die letzte trennende Grenze überschritten war. Tatsächlich stehen wir heute vor der Erscheinung der Linkskonzentration im liberalen Lager, und zu erwarten, daß die Durchsetzung mit bürgerlichen Elementen reformierend wirken werde, wird dem größten Idealisten nicht einfallen. Im Gegenteil — sie werden alle Genossen mit derselben Seele, unterschieden nur durch die Hautfarbe.

Abgesehen von diesen essentiellen Gründen spricht noch manches andere gegen die vom Grafen Posadowsky geweissagte Entwicklung. Das ist nicht zuletzt die internationale Tendenz der Sozialdemokratie. Aeußerst lehrreich wäre zu diesem Kapitel ein Brief Engels an Bebel vom März 1875, den Bebel im zweiten Bande seiner Lebenserinnerungen abdruckt. Das war vor 37 Jahren — die Sozialdemokratie ist nicht „hinübergeglitten" ins bürgerliche Lager. In diesem Briefe unterstrich Engels besonders liebevoll die Internationale: „Die Stellung der deutschen Arbeiter an der Spitze der europäischen Bewegung beruht wesentlich auf ihrer echt internationalen Haltung während des Krieges." Das aus einer Zeit, wo es in der Sozialdemokratie bedenklich gärte, wo Engels prophezeite: „Die Trennung wird kommen." Wie soll übrigens diese sozialdemokratische Bürgerpartei aussehen, nachdem der Sozialismus die Vernichtung der bürgerlichen Mittelschicht systematisch betreibt? Ein Jahr nach dem eben erwähnten Briefwechsel hatte Bebel in Leipzig eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit den Nationalliberalen, wobei er ausführte: „Wir lassen uns durch Anschuldigungen nicht beirren, wir wissen, daß unsere Zeit kommt, daß die Verhältnisse uns in die Hände arbeiten, daß mit der Zunahme des Klassengegensatzes, mit dem Verschwinden der Mittelschicht, des Kleinbürgertums, das in die Reihen der Lohnarbeiter geschleudert wird, die Sozialdemokratie immer stärker wird, bis sie endlich die Macht in Händen hat." Bebel hat sich hier als scharfer Beobachter bewährt. Heute stehen wir vor der Verwirklichung des letzten Satzes. Und da sollte die Sozialdemokratie zaudern? Est, ut est. Alle Begleiterscheinungen sind nebensächlicher Art. Fehlte es doch nicht an leichtgläubigen Seelen, welche sogar infolge der Uebernahme höfischer Verpflichtungen eine Wandlung erhofften. Dabei war schon im Jahre 1877 der Schweriner Hofbaurat Demmler sozialdemokratischer Vertreter von Leipzig-Land, und Bebel erzählt von ihm, daß er sich vor seiner Abreise zur parlamentarischen Tätigkeit vom Großherzog verabschiedete. Ein Geheimnis des Erfinders bleibt es auch, wie eine Klassenpartei, eine Partei des Klassenkampfes dazu, den vom Grafen Posadowsky geschilderten Entwicklungsgang machen soll.

Wenn die wichtige Frage nur skizzenhaft berührt werden konnte, so wird es doch den Zweck erfüllen, vor Sorglosigkeit und Optimismus zu warnen, wozu die gräflichen Worte verleiten könnten. Wo blieben denn die nationalen Streitrufer, als der Satz gesprochen war? Sie schwiegen — das war Wasser auf die Mühlen des Freisinns und der Nationalliberalen, über welche das Volk zu Gericht gesessen. So konnte man also nach links hinübergleiten und unbeschwert von nationalen Bedenken mit dem „Genossen"-Präsidenten die Geschäfte des Reichstags führen und sich vom Kaiser — abweisen lassen. Der Kampf gegen den Umsturz ist nach wie vor die Hauptaufgabe, und es wäre bedauerlich, wenn solche Worte zur Untätigkeit und Lässigkeit führen würden. Die Parole muß sein: „Der Feind steht links!"

Vorlenz.

Es fährt der Sturm auf jungen Flügelrossen
Mit wilden Hussarufen durch die Welt.
Er knickt vom Baum die saftgeschwellten Sprossen.
Er wirbelt hoch empor was sinkt und fällt.

Am Abendhimmel goldne Wolken fliegen,
Gewiegt von frohem, hellem Turmgeläut:
Als sängen sie von so viel stolzen Siegen,
Von Sonnenherrschaft neuer starker Zeit.

Das Dunkel kommt. Die Glockentöne sterben.
Nur leis noch harft an Busch und Baum der Wind,
Mit zarten Lockungsgrüssen zu umwerben,
Die eines Lenztags sel'ge Kinder sind.

In stillen Kammern ruhen sie und träumen
Von all dem Knospenglücke naher Zeit.
Die Hüllen sprengt's. Die Bächlein sprüh'n und schäumen — —
Weit — weithin dringt's, das Lied der Seligkeit!

Ad. Elisabeth Rohn.

Unter der Kriegswolke.[1]

Der Krieg ist das größte und am wenigsten entschuldbare menschliche Uebel; und dies aus dem Grunde, weil er verhütet werden kann und sollte, zum wenigsten unter verwandten Nationen und Rassen. Dennoch aber wird die Kriegsfurie nicht von der Erde weichen, solange nicht die Barbarei in der Zivilisation wird aufgegangen sein und die Zivilisation in einem wiedervereinigten Christentum; und vielleicht auch dann noch nicht; denn der Kampf zwischen den Nationen und Rassen scheint fast eine notwendige Begleiterscheinung ihrer Lebensfähigkeit zu sein. Die Neue Welt gibt eine verhältnismäßig gute Garantie für langen Frieden, weil die angloſächsische Einheit der Rasse und der Sprache im nördlichen Kontinent vorherrscht und die lateinische Einheit im südlichen. Auch ist da mehr Raum für unbegrenzte Ausdehnung dieser beiden Einheiten, dank der ungeheuren Größe der beiden Kontinente. Anders ist es in Europa. Verschiedenheit der Rassen und Sprachen mit einem Uebermaß von Bevölkerung ist die hauptsächliche Signatur. Der hervorstechendste und beunruhigendste Faktor ist der ständige Kampf zwischen der absterbenden und halbbarbarischen mohammedanischen Kultur und den alten, aber immer jungen christlichen Völkern des näheren Orients, deren erstaunliche Auferstehung vom politischen Tod und religiösen Verfall wir mit dankbarer Freude mitansehen. Der zweite beunruhigende Faktor ist das Wachsen des Deutschen Reiches an Wohlstand, Bevölkerung und Kriegsstärke, des Reiches, das so wunderbar aus Blut und Eisen inmitten der höchsten Vervollkommnung und der größten Erfindungen der modernen Wissenschaft wiedergeboren ist. Hier ist ein Volk, das nicht immer von den geringeren Mächten, die es umgeben, eingeschlossen bleiben kann, das seine Fesseln sprengen muß, wofern es nicht die Möglichkeit hat, sich über das Meer hinüber auszudehnen, wie es Großbritannien während drei Jahrhunderten getan hat.

Deutschland und England sollten in Freundschaft nebeneinander leben, denn die Deutschen sind unsere Vettern. Verwandt nach Abstammung, Religion und Regierungsform, finden die Deutschen Gefallen an dem besten Teil unserer gemischten Rasse, und sie sind, wie ich es fest glaube, zusammen mit uns bestimmt, die hauptsächlichsten Förderer menschlichen Glückes und steten Fortschrittes in der Alten Welt zu sein. Ueberdies ist noch reichlich Platz für deutsche Ausdehnung in Asien und Afrika, so gut wie für die Russen, Franzosen und Engländer. Nicht so in der Neuen Welt; denn ihre unermeßlichen Gebiete sind bereits von unserer modernen Kultur, die englische, französische und spanische Bestandteile hat, in Besitz genommen. Um so mehr Grund, Deutschland freies Spiel zu lassen, wo es Gelegenheit dazu findet. Zudem muß es das haben, und wird es das haben, ob wir wollen oder nicht. Die einzige Frage ist, ob England töricht genug sein wird, Deutschland dahin zu treiben, daß es nach der französischen Republik ausgreift anstatt nach dem ottomanischen Reich; sich in Europa auszudehnen über die französischen, holländischen, schweizerischen und italienischen Grenzen, statt über das Meer zu gehen, zum Beispiel nach Marokko und Mesopotamien. Warum sollte England Angst haben? Warum sollte Frankreich sich widersetzen? Warum sollte Rußland grollen?

Rußland hat sein großes asiatisches Reich, das sich vom Ural bis zu den japanischen Gewässern und den Grenzen Chinas erstreckt. England hat sein großes indisches Reich, dessen Einflußsphäre alles Land vom Persischen Golf bis zum Malaiischen Archipel umfaßt, wo es an die französischen Besitzungen in Kotschinchina stößt. Frankreich hat ein asiatisches Reich mit Besitzungen in Indien, Siam, Mandala (Birma) und China. Südlich des Himalayas haben die Engländer noch die Oberhoheit über verschiedene Völker, so wie die Russen im Norden. Warum also sollte England Deutschland an der Erwerbung eines asiatischen Reiches zu hindern suchen, sagen wir, im Westen des Persischen Golfes und östlich des Mittelländischen Meeres? Es wäre das unfreundlich, es wäre unpolitisch. Es wäre auch unmöglich. Der Türke muß schwinden, der Deutsche wächst. Kein guter Christ möchte wünschen, daß die Türken unter christlicher Herrschaft leiden, was die Christen unter der türkischen Tyrannei gelitten haben. Laßt die Türken unter deutschem Schutz so glücklich sein, wie es die indischen Moslems unter dem englischen sind! Aber man darf sich keiner Täuschung darüber hingeben: das Ottomanische Reich ist dazu verurteilt, zu verschwinden, und es verschwindet mit Schnelligkeit vor unseren Augen, auch wenn die Rassen und Völker, die unter seiner verderbenden Macht stehen, sich wieder erheben, wie wir fest hoffen, und sich zusammentun für ein besseres und glücklicheres Los, als sie bisher gehabt haben. Möge dann Deutschland dort die Oberherrschaft haben und sein Einfluß vorherrschen westlich vom Persischen Golfe, während England ostwärts die Hoheitsrechte ausübt — in einer glorreichen Verbindung germanischer Kräfte für die Befreiung und Wiedererhebung der niedergetretenen christlichen Völker des Ostens, die einst die glücklichsten und blühendsten im römischen Reiche waren. Das Kulturwerk hat schon begonnen. Eisenbahnen werden durch Kleinasien, Armenien und Mesopotamien geführt; das Land zwischen Euphrat und Tigris wird mit Bewässerungsanlagen versehen. Es bleibt nur übrig, daß die großen europäischen Mächte, welche diese Unternehmungen finanzieren und leiten, nicht eifersüchtig aufeinander werden, wie es einst bei den Kreuzfahrern geschah, und so das Werk ihrer eigenen Hände vernichten.

Eine Nation muß die Oberherrschaft haben, und dieses Recht steht Deutschland zu; denn andernfalls würde ganz Asien — mit Ausnahme von Japan und China — den Engländern, Franzosen und Russen zufallen. Es liegt im gemeinsamen Interesse dieser drei Mächte, die vierte auch zuzulassen, welche zwar die jüngste ist, aber in mancher Hinsicht auch die kraftvollste; denn ist sie nicht darum besorgt, die verlorene Zeit einzubringen, da Deutschland nur ein geographischer Begriff war, nur ein historischer Ueberrest der mittelalterlichen Theokratie und noch nicht ein organisiertes Kaisertum? Wenn diese vier Mächte, welche hier hauptsächlich in Betracht kommen, zum Einvernehmen gelangen könnten, so würden die zwei anderen Großmächte, Oesterreich und Italien, ohne Zweifel mit der Zustimmung folgen, denn sie würden einsehen, daß das zu ihrem eigenen Vorteil ist. Aber da darf England wiederum nicht mehr die Entfaltung österreichischer Eisenbahnen auf der Balkanhalbinsel zu hindern suchen, denn Oesterreich könnte es sich einfallen lassen, gegen Englands Haltung in Aegypten oder Zentralafrika Einspruch zu erheben. Als Oesterreich naturgemäß eine Eisenbahnverbindung zwischen Wien und Saloniki herstellen wollte, da alarmierten die englischen Zeitungen und politischen Kannegießer, als wenn Oesterreich in eine unserer Kolonien eingefallen wäre! Wenn Oesterreich gerufen hätte „Hände weg!“, als das Projekt einer Eisenbahn vom Kapland nach Kairo auftauchte, was hätten dann wir gesagt? Und doch ist Saloniki nach seinem Wesen und in kommerzieller und politischer Hinsicht viel enger mit Wien verknüpft als das Kapland mit Kairo, welches, bei kosmopolitischem Charakter, nominell ebenso wie Saloniki noch Besitztum des Großsultans ist.

Als England mit praktischen Absichten seine Hand auf Aegypten und Cypern legte, mit der Versicherung, die Integrität und Unabhängkeit des Ottomanischen Reiches aufrechtzuerhalten, machte Oesterreich keine Einwände; Oesterreich betrachtete das

[1] The Dublin Review, Jan. 1912, S. 152—161. Mit Genehmigung der „Dublin-Review“ veröffentlicht die „Allgemeine Rundschau“ die deutsche Uebersetzung eines sehr aktuellen und in seiner Art bedeutsamen Artikels aus der Feder Edwin de Lisles.

mit philosophischer Ruhe als eine durch die Macht der Umstände herbeigeführte politische Entwicklung. Als aber Oesterreich, durch ähnliche Umstände getrieben, seiner schwankenden Lage in Bosnien und Herzegowina ein Ende machte, da erhob England ein Geschrei, als ob ein unerhörter Bruch internationaler Beziehungen vorgekommen wäre, ohne daran zu denken — eine ergötzliche Vergeßlichkeit —, daß es früher generationenlang nach derselben Art gehandelt hatte, wo immer es ihm passend erschien. Selbsterhaltung ist das erste Gesetz nationaler Existenz und keine Nation kann ernstlich getadelt werden, wenn sie dazu getrieben wird, mit Kraft und Entschiedenheit zu handeln, sofern plötzliche Umstände eintreten, welche sie vor die Alternative endgültigen Verlustes oder Gewinnes stellen. In einer bewundernswerten Rede befürwortete unlängst Lord Haldane „eine Erziehung zu gegenseitigem Verstehen zwischen England und Deutschland", wobei er die gegenwärtige Eifersucht und Unruhe dem verschiedenartigen Temperament und den verschiedenartigen sprachlichen Eigentümlichkeiten zur Last legte. Während ich von Herzen jedes Wort, das er zugunsten eines gemeinsamen Vorgehens der beiden großen germanischen Mächte sagte, annehme, bin ich zu der Ansicht geneigt, daß eher die Aehnlichkeit des beiderseitigen Strebens, die Gleichheit der nationalen Bedürfnisse anzuklagen sind, nur mit dem Unterschied, daß Deutschland erst werden möchte was England schon ist, ein Weltreich, und jetzt tun will, was England schon während drei Jahrhunderten getan hat. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß, wenn in gewissem Sinne Oesterreich, „ein zweites Deutschland" ist, so wie vom deutschen Gesichtspunkt aus Amerika „ein zweites England" ist, doch ein Deutschland, das von der Nordsee bis zum Persischen Golf herrschte, nur ein ungleiches Gegengewicht wäre gegen die derzeitige Vorherrschaft der beiden England westwärts über den Atlantischen und den Stillen Ozean bis zu den japanischen Gewässern und ostwärts von Gibraltar bis Singapur.

Es ist reichlich Raum und reichlich Arbeit am Persischen Golf für England, Rußland und Deutschland. Kultur und Handel würden durch die Niederlassung dieser drei Mächte in jenem Gebiete nur gewinnen. Soll man sich darüber wundern, daß die europäischen Zentralmächte sich aufregen und die Aufsaugung Europas durch Amerika befürchten, indem sie England als einen verräterischen Vorposten betrachten, der bereits in den Händen des Feindes ist, und Frankreich als einen selbstsüchtigen Helfer bei dem großen Verrat? Es wäre wohl möglich, daß eines Tages das Gravitationszentrum der Weltgeschichte und Kultur von der Alten Welt auf die Neue übergeht, von London auf Neuyork. Ich getraue mich zu prophezeien, daß der Tag kommen wird, und nicht so ferne ist als manche sich denken mögen, wo das glaubenslose Europa erkennen wird, daß nur dank dem Papsttum und dem ewigen Kampf zwischen Glaube und Unglaube, welcher zu aller Zeit seinen Schwerpunkt beim Stuhl Petri haben muß, der in Rom als dem Angelpunkt der katholischen Welt ist, das Gravitationszentrum nicht aus Europa gewichen und über den Atlantischen Ozean hinübergezogen ist. Wie aber die Dinge liegen, ist die Vorherrschaft Europas gesichert und seine intellektuelle, um nicht zu sagen physische Eroberung Asiens und Afrikas ist so sicher als seine bereits geschehene Eroberung Amerikas und Australiens.

Diese Betrachtung über die Machtsphären steht keineswegs der vollen gegenseitigen Unabhängigkeit aller Kulturstaaten, ob groß oder klein, ob Monarchie oder Republik, entgegen; sie zielt aber auf die endgültige Behebung der gegenwärtigen europäischen Beunruhigung ab, und erkennt als Bedingung dazu die rückhaltlose Zulassung Deutschlands in die erste Reihe der Weltmächte neben England, Frankreich und Rußland, die Beseitigung der weltlichen Souveränität des Islam, die allmähliche Umwandlung des türkischen Reiches in ein zivilisiertes christliches Gemeinwesen und die schließliche Verselbständigung aller inliegenden Gebiete, welche den Beweis für eigenes nationales Leben geben. England ruft laut, daß es kein Stück der Erdoberfläche mehr begehrt, was leicht begreiflich ist, da es schon ein Fünftel derselben besitzt — mehr als den Löwenanteil! Und doch, denke ich, wird es finden, daß die Insel Rhodos unter seine Herrschaft kommen muß, wenn die Schlußteilung der Türkei vorgenommen wird. Historisch und kirchlich gehört Rhodos mit Malta zusammen; Malta ist Eigentum Englands; folglich muß Rhodos dem englischen Reich einverleibt werden.[2]) Wenn in Aegypten, auf Cypern, Rhodos, Malta und Gibraltar die englische Flagge weht, haben wir keinen gerechten Einwand entgegenzusetzen, wenn der österreichische und der deutsche Adler nach neuen Plätzen längs der nördlichen Gestade des Mittelländischen Meeres fliegen, bis Konstantinopel und auch Jerusalem oder selbst Babylon und Ninive. Denn die Alte Welt mit ihren vier großen Reichen, von welchen Daniel in seiner Prophetie schrieb, und welche Bossuet in seiner Weltgeschichte erklärte, ist nur ein Bruchteil von dem größeren Ganzen, das wir jetzt kennen. Die Reiche sind nicht mehr durch Bergketten und die alten geographischen Begriffe abgeschlossen, sondern werden vielmehr durch die Wege des einst trennenden und pfadlosen Ozeans verbunden, während die Diener des Friedens oder des Krieges allein mittels des elektrischen Funkens ihre Kräfte fast an jeden Ort der Erdoberfläche bringen können. Wenn so das eigentliche Zentrum des Kampfes und des möglichen Blutvergießens glücklicherweise weit weggerückt ist von den Küsten Englands, und seine Interessen und diejenigen Rußlands und Frankreichs nicht in Gefahr sind, warum sollten wir mit Deutschland nicht ein ebenso herzliches Einvernehmen haben, wie es unsere Entente mit Frankreich ist? Das sollte der Prüfstein unserer künftigen Politik sein.

Endlich gibt es noch eine weitere Erwägung, die jegliche unheilsame Furcht vor dem Uebergewicht der Macht Deutschlands im Osten zerstreuen sollte, auch wenn alles, wofür ich hier eingetreten bin, ihm gewährt würde, und das ist die schrittweise Auferstehung und Gesundung der kleineren Balkanvölker, deren Lebensfähigkeit auch Bedrückung und Metzeleien nicht haben zerstören können. Es wäre ein Verbrechen an der Zivilisation und am Christentum, wenn die Erhebung dieser kraftvollen Völker fernerhin durch die unglückseligen Mißverständnisse und Eifersüchteleien Frankreichs, Rußlands und Englands gehemmt würde, deren wirkliche Interessen außerhalb und fernab von diesen historischen Gebieten liegen. Wer kann leugnen, daß Mazedonien und Albanien glücklicher sein würden, wenn sie nach der Stammesverschiedenheit geteilt würden und so die aufstrebenden Völker von Montenegro, Serbien, Bulgarien und Griechenland verstärkten? Und wer mag ernstlich daran zweifeln, daß die daraufgehenden Bestrebungen binnen kurzem sich verwirklichen werden? Wird jemals Friede sein, solange Kreta von seinem griechischen Mutterland getrennt gehalten wird? Die Türkei ist für alle ihre christlichen Kinder immer nur eine grausame Stiefmutter gewesen, und es ist an der Zeit, daß die Tyrannei aus einer vergangenen Zeit für immer beseitigt wird. „Pack!" war die richtige Parole für England im Verkehr mit der Hohen Pforte, wie Lord Salisbury in seinem späteren Leben zugab, nachdem sein großer Nebenbuhler vorangegangen war. Deutschlands Vorherrschaft wird diese Entwicklung nie unterdrücken können, sondern wird sie vielmehr fördern und beschleunigen; denn diese jungen Völker werden bald stark genug sein, um für sich selber nach dem Rechten zu sehen. Italien wird Ausgleichung finden in Tripolis und Barka[3]), oder der Cyrenaika, wie man es jetzt auch nennt, und Spanien in Marokko — und alle Welt wird zufrieden sein, außer der armen Türkei. Aber auch die Türkei wird nicht leiden; denn wie kann sie unglücklich sein, wenn sie einfach verschwindet? Ausschüsse für Zusammenschluß und Fortschritt werden ein Reform- und Erneuerungsprogramm in allen Zügen ausgearbeitet haben, welches bereits die besten Geister am Bosporus für sich hat, und das nur auf die Zustimmung der großen Mächte wartet, um anstatt einer Bedrohung des Friedens für Zivilisation und Christentum eine Tatsache zu werden. Der Schatten des Sultans mag ruhig noch eine Zeit lang weiter leben (oder es mag ihm eine günstigere Aussicht in Kleinasien, Palästina und Arabien gegeben werden), wie der Schatten des Khediven über Aegypten schwebt, oder wie der Schatten unseres englischen Oberhauses noch im goldenen Saale von Westminster umgeht; aber die reale körperliche Wirklichkeit muß eine slawische oder griechische oder germanische sein; der belebende Geist die Ἁγια Σοφία, und das Mittel die Versöhnung der italienischen, griechischen, spanischen, englischen, französischen, russischen und deutschen Interessen.

Wenn jemand fragt, nach welchem Recht ich die friedliche, sofern eine solche möglich ist, aber um jeden Preis baldige Auflösung des türkischen Reiches befürworte, so antworte ich: nach dem Rechte der Verwirkung. Sechs Jahrhunderte lang ist der Meltau des Islam über dem glorreichen Osten gelegen; die Zersetzung

[2]) Wenn nur nicht unterdessen Italien seinen Anspruch durch eine Eroberung beweiskräftig macht! Malta und Rhodos waren einst in der venetianischen Republik vertreten, und der König von Italien steht jetzt an der Stelle der ruhmreichen Dogen.

[3]) Da dieser Artikel vor dem italienischen Angriff auf Tripolis geschrieben war, scheint es uns geboten, die Worte des Verfassers unverändert abzudrucken und ihm so wegen dieser richtigen Voraussicht das Vertrauen der Leser zu sichern. — Der Herausgeber.

hat bereits eingesetzt. Slawen, Griechen, Bulgaren, Albanesen und Armenier lechzen nach neuem Leben und Freiheit. Die vier europäischen Kaiser — denn unser König ist jetzt ein Kaiser — könnten, wenn sie nur sich die Hände geben wollten, sie fast ohne Blutvergießen dem Triumphe entgegenführen. Ueberdies ist der Rückgang der Geburtenziffer in den westlichen Ländern Europas ein schlimmes Zeichen, das uns veranlassen muß, unsere Kräfte, die Blüte des menschlichen Geschlechtes, zu sparen, damit nicht die gelbe Gefahr eine Wirklichkeit wird. Unglaube und Unfruchtbarkeit, diese Zwillingsübel des modernen Gedankens und der höheren Kultur, haben bereits ihre Schatten auf uns geworfen. Das Uebel, das schon lange in Frankreich sichtbar lag, kann jetzt auch in Preußen und in Großbritannien bemerkt werden. Europa muß sich zusammennehmen, oder alles kann noch verloren gehen.

Man mag gegen diese Gedanken vorbringen, sie seien utopisch, weil Deutschland seinen Sinn auf die Schaffung einer so machtvollen Flotte, wie die englische es ist, gesetzt hat, während zu gleicher Zeit sein Handel den unserigen Schritt für Schritt von den besten Märkten der Alten und der Neuen Welt verdrängt. Darauf antworte ich, daß die richtige Lösung der Schwierigkeit darin besteht, Deutschland zu einem Freund zu machen statt zu einem Feind, und seine wachsende Flotte als einen möglichen Verbündeten zu betrachten. Wenn wir unsere gegenwärtige Politik der Durchkreuzung jeglicher deutschen Bewegung, wie bei den Projekten für Eisenbahnen nach Saloniki und nach Bagdad und die afrikanische Ost-West-Eisenbahn, verließen, würden wir nichts verlieren, und Deutschland würde seine Wünsche erreichen, und es wäre nicht nötig, den verderblichen Wettlauf ohne Ausgang im Flottenbau weiter zu treiben. Eine starke Flotte muß Deutschland haben, solange sein französischer Nachbar und sein italienischer Verbündeter eine solche besitzen; es darf sich nicht der Gefahr einer lateinischen Koalition gegen sich aussetzen. Und das ohne die geringste Feindseligkeit gegen Großbritannien und auch ohne jeden Gedanken an unsere immergegenwärtige Vorherrschaft zur See. Was die Handelsinteressen betrifft, so liegt das Heil für England nicht in einem grausamen und übermütigen Krieg. Wir haben nur unsere Zollpolitik auf ein vernünftiges wirkliches Freihandelssystem zu gründen, das heißt, freie Ausfuhr und freie Einfuhr, und wir werden bald unsere Vorherrschaft wiedererlangen und die allmähliche Vorherrschaft des deutschen Handels verhüten, zu der unsere Kurzsichtigkeit unzweifelhaft den Weg ebnet. Ein auf Gegenseitigkeit, oder sagen wir auch, auf das schlauere Prinzip „Wie du mir so ich dir" gegründeter Zolltarif würde Wunder wirken. — Auf die Benennung kommt es nicht an, wofern nur die Sache, das heißt hier, gleiche Gelegenheit für den englischen und deutschen oder französischen oder italienischen Geschäftsmann, erreicht wird. Wir sollten den anderen tun, wie uns von ihnen getan wird. Ein zehnprozentiger Schutzzoll an der deutschen oder sonst einer Grenze würde einen zehnprozentigen Schutzzoll an der englischen Grenze bedeuten. Und wenn die fremden Tarife infolge davon sprunghaft herabsinken, wie es sehr wahrscheinlich ist, um nicht den englischen Markt zu verlieren, so würde der englische Tarif ebenso sprunghaft heruntergehen. Wir leben in einer materialistischen Zeit, und der deutsche Michel wie John Bull haben ihr Auge auf den Mammon gerichtet, während Don Quijote nur nach Ruhm ausschaute. Wir stechen nicht nach Windmühlen, sicher! Aber sind wir nicht Feiglinge angesichts politischer Windbeutel mit ihren schnarrenden, hohlen Schlagwörtern?

Gegenwärtig ist das politische Kaleidoskop etwas in Unordnung gekommen; die Farben und die Form sind da, aber das Ding muß wieder hergerichtet und in Gestalt und Harmonie gebracht werden. Das Bild ist aus dem Brennpunkt gerückt, der Mechanismus ist ganz außer Gang; aber es braucht weiter nichts, als die richtige Drehung und die richtige Zeit. Weisheit von oben ist nötig, um Frieden und Eintracht in die Arena zu bringen. Kaiser Wilhelm ist in den letzten dreißig Jahren der wahre Friedenshort gewesen, obwohl seinem Onkel Eduard VII. am meisten von diesem Ruhm zugefallen ist. Aber das beste Denkmal für des verstorbenen Friedensfürsten hohe Ideale — er stellte den Frieden mit Frankreich her trotz des Gespenstes von Faschoda — ist darum nicht weniger die Fortsetzung seines edlen Werkes und die Erreichung eines Einvernehmens mit Deutschland, das ebenso herzlich sein soll wie unsere Entente mit Frankreich. Rorate coeli desuper, et nubes pluant iustum!

Edwin de Lisle.

Konradin.

Sie ritten wohl selbander
Auf blühender Heide hin:
Ein Mägdlein und sein Liebster,
Der junge Konradin.

„Mein Liebster, sieh, die Heide
Ist heut so blutigrot:
Fahr, Liebster, nicht von hinnen,
Das deutet dir den Tod."

„Lass golden, Lieb, lass golden
Die junge Heide sein,
Das tut ihr Frühlingsblühen
Im roten Abendschein."

„Und in der wilden Rose
Hörst du die Nachtigall nicht?
Ihr Singen, o Süsser, Geliebter,
Das arme Herz mir bricht."

„Den Sang will ich dir deuten:
Er ist ein letzter Gruss,
Dieweil von Hald' und Heide
Ich heute scheiden muss."

„Und wie so traurig klingen
Im Tal die Glocken heut' —"
„Du armes Herz, sei stille,
Es ist nur Avegeläut."

„Wohl ist es Aveläuten,
Doch aus dem grünen Tal
Klingt's über die blühende Heide
Dir nun zum letztenmal."

Da hat er sie umfangen,
Die junge schlanke Maid,
Und Bächlein und Quellen klagten
Im Walde nah und weit.

Sie sangen so süsse Lieder,
Sie sangen so seltsame Mär',
Und er tät von ihr scheiden:
Sie sahen sich nimmermehr.

Wilh. Matthiessen.

Die Rückeroberung der gebildeten Welt.

Noch hallen in Tausenden von Herzen die herrlichen Worte wieder, die auf dem Katholikentag zu Mainz aus bischöflichem Munde geflossen und in allen katholischen Kreisen befreiend, hebend, vertrauenerweckend gewirkt haben.

„Die Rückeroberung der gebildeten Stände ist das Königsproblem der modernen Seelsorge." Jedem einsichtigen, treuen Sohn der Kirche ist dieses Wort aus dem Herzen gesprochen. Gar verschieden ist aber die Stellungnahme Einzelner diesem Problem gegenüber. Die Einen ergehen sich in bitteren Klagen über Interesselosigkeit, Anmaßung, Abgeschlossenheit gebildeter Kreise, beweinen in stillem Kummer den Abfall vieler und verlieren ihre Zeit mit pessimistischen Erwägungen über die Ungunst der Verhältnisse. Andere erkennen wohl den Ernst der Lage. Statt unnütze Klagelieder und Fluchpsalmen zu singen, legen sie aber Hand an und leisten solide, praktische Tat. Zu jenen Männern der praktischen Arbeit und der rastlosen Arbeit gehören auch diejenigen, die Exerzitienhäuser gegründet und alljährlich geschlossene Standesexerzitien für die gebildete Welt abhalten. Im Vertrauen auf den guten Willen der gebildeten Katholiken, die am religiösen Leben sich beteiligen, veranstalten sie jedes Jahr ihre religiösen Uebungskurse und erziehen ein glaubensstarkes, kirchenfreudiges Geschlecht.

Die Leser der „Allgemeinen Rundschau" möchten wir darauf aufmerksam machen, daß das weithin bekannte Exerzitienhaus von Feldkirch (Vorarlberg) drei Kurse für Herren aus gebildeten Ständen in nächster Zeit abhält:

Vom Abend des 16. bis zum Morgen des 20. März;
" " des 12. bis zum Morgen des 16. Mai;
" " des 26. bis zum Morgen des 30. Juni: ferner vom Abend des 30. März bis zum Morgen des 3. April für Akademiker.

Dieses Haus, das auf einen fünfzehnjährigen Bestand zurückschaut und in dieser Zeit über 20000 Exerzitanten aus dem Priester- und Laienstande beherbergt hat, ist kürzlich, um den Andrang zu den Exerzitien bewältigen zu können, um 24 Zimmer vergrößert worden.

Eine stattliche Exerzitienanstalt ist letztes Jahr in der Nähe von Emmerich am Rhein unter dem Namen St. Bonifatiushaus erstanden. Es werden hier Exerzitien für Herren aus gebildeten Ständen abgehalten:

vom 22. bis 26. März;
vom 29. März bis 2. April;
vom 28. Juni bis 2. Juli.

Nach allen Anstrengungen und Aufregungen der überstandenen Wahlzeit wird es für viele ein Herzensbedürfnis sein, sich in die wohltuende Einsamkeit der Exerzitien zurückzuziehen, an der Hochschule ignatianischer Uebungen neue Klarheit zu schöpfen in den großen Geistesfragen der Gegenwart, Mut, Kraft und unbesiegbares Vertrauen für alle Kämpfe, die uns die Zukunft noch bringen wird.

Paul von Siders.

Ein Bischofswort über katholische Arbeitervereine und christliche Gewerkschaften.

Der hochwürdigste Herr Bischof Dr. Karl Joseph Schulte von Paderborn hat sich in einer Versammlung des katholischen Arbeitervereins in Paderborn am 25. Februar in sehr bemerkenswerter Weise über die katholischen Arbeitervereine und die christlichen Gewerkschaften ausgesprochen. Die hochwichtige Kundgebung besagte nach einem Berichte der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 175) u. a.:

„Ich kann Gott nicht genug danken, daß so viele blühende katholische Arbeitervereine in unserer Diözese existieren. Weiß ich doch in ihnen gewaltige Scharen von Männern vereint, auf die in diesen kritischen und stürmischen Zeiten unbedingt Verlaß ist, Männer, die, was auch die Zukunft bringen mag, ein starkes Bollwerk bilden werden gegen alle, welche wühlen und wüten gegen die bestehende kirchliche und staatliche Autorität und Ordnung, Männer, die ebenso unterrichtete, überzeugte und treue Katholiken sind, als gute und brave Söhne ihres Vaterlandes. Aber wenn auch unsere katholischen Arbeitervereine eine ansehnliche Macht darstellen, wenn sie auch überaus zahlreich sind und eine segensvolle Wirksamkeit entfalten, so dürfen wir uns doch mit dem Erreichten noch keineswegs zufrieden geben. Wir müssen noch stärker, noch einflußreicher, und vor allem — ich werde gleich sagen, wie ich es meine — noch einmütiger werden. Es ist zunächst hohe Zeit, daß auch die vielen in ländlichen Bezirken wohnenden Industriearbeiter in katholische Arbeitervereine sich zusammenschließen, oder doch wenigstens an einen benachbarten Verein sich anschließen. Der Gedanke von der Notwendigkeit der katholischen Arbeitervereine auf dem Lande muß noch viel kräftiger als es bisher geschehen, belebt werden. Es wäre grundverkehrt, mit der Gründung katholischer Arbeitervereine auf dem Lande so lange zu warten, bis die Agitation der Sozialdemokratie eingesetzt oder gar schon festen Fuß gefaßt hat. Uebrigens werden unsere katholischen Arbeitervereine auch noch viel zu oft lediglich als Abwehrvereine gegen die sozialdemokratische Gefahr angesehen. Gewiß, sie sind ein starkes Bollwerk gegen diese Gefahr, aber in erster Linie haben sie doch die Hebung und Förderung des geistigen und materiellen Wohles ihrer eigenen Mitglieder zur Aufgabe. Sie gehen dem Kampf gegen die Sozialdemokratie wahrlich nicht aus dem Wege, im Gegenteil, sie nehmen mutig diesen Kampf auf der ganzen Linie auf, aber darüber vergessen sie doch nicht die Wahrnehmung ihrer ureigensten, gar mannigfaltigsten Interessen. Sie wollen ja vor allem bewahren und stärken die Religiosität und Sittlichkeit ihrer Mitglieder, sie wollen sie anleiten zur praktischen Betätigung und Verteidigung ihres katholischen Glaubens im privaten und öffentlichen Leben, sie wollen fördern eine echte vaterländische Gesinnung, sie wollen eine gründliche soziale Schulung und auch staatsbürgerliche Belehrung bieten, sie wollen wichtige Wohlfahrtseinrichtungen wie Kranken- und Sterbekassen, Arbeitersekretariate, Volksbureaus allgemein zugänglich machen, sie wollen den Sinn und das Verständnis wecken für eine edlere und rationellere Lebenshaltung in Haus und Familie, und schließlich wollen sie auch eine in gleicher Weise Geist und Herz befriedigende Geselligkeit pflegen.

Wer wollte angesichts dieses vielseitigen Arbeitsgebietes bestreiten, daß katholische Arbeitervereine überall am Platze sind, wo es Industrie gibt und infolgedessen Arbeiter wohnen.

Es ist mir lieb, sagen zu können, daß gerade in den letzten Jahren bei uns manche neue Arbeitervereine in ländlichen Pfarreien gegründet wurden, aber daß schon genug in dieser Beziehung geschehen sei, kann ich nicht sagen. Es sollte mich freuen, wenn meine Worte den einen oder anderen Geistlichen auf dem Lande zu frischer Tat ermuntern würden.

Wer nur einigermaßen über die wirtschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart orientiert ist, wird zugeben müssen, daß unser Arbeiterstand außer der religiösen, sittlichen und intellektuellen Hebung durch die katholischen Arbeitervereine zur Sicherung seiner wirtschaftlichen Stellung, insbesondere zur Erreichung gerechter Lohn- und Arbeitsverhältnisse einer weitgreifenden und starken gewerkschaftlichen Organisation bedarf. Leider setzt aber bei der Frage nach der für katholische Arbeiter passenden gewerkschaftlichen Organisation der unselige Zwist ein zwischen den christlichen Gewerkschaften und den mit sogenannten Fachabteilungen versehenen katholischen Arbeitervereinen Berliner Richtung. Dieser langjährige Streit ist niemand willkommener und nützlicher gewesen als den sogenannten freien Gewerkschaften der Sozialdemokratie. Ich verkenne dabei nicht, daß die infolge des Zwistes öfter gepflogenen prinzipiellen Erörterungen z. B. über die Beziehung der wirtschaftlichen Arbeit zur übernatürlichen Bestimmung des Menschen oder über die sittliche Erlaubtheit einzelner Mittel wirtschaftlicher Selbsthilfe auch ihr Gutes gehabt haben, indem sie zur Klärung wichtiger Fragen führten — jedenfalls ist es aber jetzt an der Zeit, des bedauerlichen Haders zu vergessen, und leidenschaftslos auf eine Verständigung hinzuarbeiten. Soweit ich die gegenwärtige Situation überschaue, brauchen wir, Gott Dank, die Hoffnung nicht aufzugeben, daß die ersehnte friedliche Verständigung auch wirklich kommen wird.

Ich möchte hier übrigens rühmend hervorheben, daß trotz der obwaltenden Differenzen dank der treuen Gesinnung des Klerus das gedeihliche Zusammenwirken sämtlicher katholischen Arbeitervereine im Osten und Westen unserer Diözese ununterbrochen möglich geblieben ist. Es wird für mich in dieser Beziehung stets eine angenehme Erinnerung bleiben, daß vor zwei Jahren in der Hauptstadt des Eichsfeldes, in Heiligenstadt, die östlichen und westlichen Arbeitervereine zu einer erhebend einmütigen und erfolgreich verlaufenden Tagung sich zusammengefunden haben.

Sie wissen, meine Herren, daß ich aus meinem Vertrauen zu den christlichen Gewerkschaften, denen Sie zur Sicherung ihrer wirtschaftlichen Interessen beigetreten sind, niemals Hehl gemacht habe. Ich trage auch kein Bedenken, mein Vertrauen auf die weitere Entwicklung der christlichen Gewerkschaften hier erneut zum Ausdruck zu bringen. Freilich, die christlichen Gewerkschaften für sich allein können einem katholischen Arbeiter nicht genügen. Es ist durchaus notwendig, daß alle katholischen Mitglieder der christlichen Gewerkschaften gleichzeitig auch Mitglieder unserer katholischen Arbeitervereine sind. Sie müssen einer doppelten Organisation angehören: den christlichen Gewerkschaften für die praktische Vertretung ihrer wirtschaftlichen Interessen, den katholischen Arbeitervereinen aber zur Wahrnehmung aller anderen, aller höheren Interessen.

Ich möchte meine Worte schließen mit dem dreifachen Wunsche, daß einer immer kraftvoller sich entfaltenden christlichen, antisozialistischen Arbeiterbewegung die Ueberwindung der sozialistischen Gefahr gelinge, daß in dieser Bewegung der Diözesanverband unserer katholischen Arbeitervereine an der Spitze marschieren möchte und daß wiederum der Arbeiterverein unserer Diözesanhauptstadt allen voraus sei in einmütigem Eifer für die gute Sache, für die christliche Arbeit, für die Bereitstellung einer wahren Kerntruppe echt katholischer Arbeiter.

Seemannsberuf und Stellenvermittler.

Von Chr. Lange, kgl. Navigationslehrer.

Unter den fast unzähligen Berufen ist der des Seemanns einer der schwersten und entbehrungsreichsten. Mit dem Bergmann hat er die Gefahren gemein, und doch ist dieser ihm gegenüber noch bei weitem im Vorteil. Nach getaner, wenn auch schwerer Arbeit kann sich der Bergmann im trauten Familienkreise erholen und stärken, aber wann ist dieses dem Seemann vergönnt? Wann kann er bei Frau und Kind die Sonn- und hohen Feiertage verbringen? Selten, höchst selten. Wenn jüngeres Blut auch ungestüm in die Welt hinausstürmt und Familie und Heimat nicht entbehrt — der gereifte Mann vermißt beide (besonders an Familienfesten usw.) sehr und denkt in solchen Zeiten mit Bitterkeit an die Stunde, in der er sich zur Ergreifung dieses Berufes entschloß. Wie wurde ihm, dem Binnenländer, als Knaben und Jüngling der Seemann so romantisch und unternehmungslustig geschildert, Länder und Völker kennen lernend, noch unbekannte Inseln entdeckend und kühne Heldentaten vollbringend! — Und wie war's in der Wirklichkeit? Als Schiffsjunge kam er an Bord eines Seglers und erlebte hier Enttäuschung über Enttäuschung. Hier mußte er alle Arten Arbeit verrichten, selbst solche, die er beim Erlernen eines anderen Gewerbes, zum Beispiel als Kaufmannslehrling, mit Entrüstung zurückgewiesen hätte, und die man am Lande auch Idioten übertragen konnte; aber hier mußte er. Wollte er was lernen, so mußte er sich an wohlgesinnte Matrosen wenden, denn einen Lehrmeister gab's nicht; und er war doch da, um was zu lernen. . . . Langsam nur ging das erste Jahr dahin.

Dann wurde er Leichtmatrose. Hatte er bis dahin neben freier Beköstigung 10 Mark monatlich bekommen, so erhielt er jetzt 30 Mark. Dafür verlangte man jetzt aber auch schon was von ihm: er mußte die kleineren (oberen) Segel bei zunehmender Windstärke auf See allein aufrollen und befestigen, mußte steuern und vorne auf der „Back" des Schiffes den Ausguck wahrnehmen, auch gelegentlich ein zerrissenes Tau wieder zusammenspleißen und dergleichen. — Und dann wurde er nach zwei Jahren Matrose mit 65 Mark Monatsverdienst. Auch die schwierigsten an Bord vorkommenden Arbeiten mußte er jetzt können. Und was er noch nicht konnte, das mußte er von seinen Kameraden möglichst unauffällig zu lernen suchen. — Auch als Matrose fuhr er zwei Jahre. — Seine früheren romantischen Träume waren längst über Bord gegangen und hatten, wenn er mal

daran dachte, einem bitteren Gefühl oder auch einem mitleidigen Lächeln Platz gemacht. Im Auslandshafen wurde von morgens früh bis abends spät gearbeitet, und zwar tüchtig gearbeitet. Es fiel doppelt schwer, weil man die leichtere Schiffsarbeit auf See gewohnt war. Und nach Feierabend hatte man keine Lust mehr ans Land zu gehen, einmal weil man müde war, und dann auch, weil man im Dunkeln ja wenig von der Stadt und der Umgebung sah. So mußte man sich darauf beschränken, an Sonntagen von Land und Leuten soviel wie möglich kennen zu lernen. Das war zwar nur wenig, gewährte aber doch einige Genugtuung. Aber von Romantik keine Spur. . . .

Nach bestandenem Schiffsoffiziersexamen, und nachdem er ein Jahr bei der Kaiserlichen Marine gedient hatte, bekam er nach vieler Mühe eine Stelle als zweiter Offizier (Steuermann) auf einem Segler. Hiermit fuhr er ein Jahr, und dann glückte es ihm, als vierter Offizier bei einer größeren Dampfschiffahrtsgesellschaft angestellt zu werden. Nach weiteren eineinhalb Jahren hatte er auch sein Kapitänsexamen bestanden. Aber welch ein Unterschied zwischen den einstigen Zukunftshoffnungen und der rauhen Wirklichkeit jetzt! Damals der Meinung, nach bestandenem Kapitänsexamen würde man auch Kapitän oder wäre jedenfalls nahe daran es zu werden. Und wie war's tatsächlich? Als dritter Offizier wurde er, da seine Führung tadellos war, bei seiner Gesellschaft wieder eingestellt; er war mittlerweile 25½ Jahre alt geworden. Und dann fuhr er — jahraus, jahrein, war meistens auf See, weniger im Hafen, kam selten in den Heimatshafen des Schiffes und bekam alle paar Jahre einmal 14 Tage Urlaub, um die Seinen mal wieder zu sehen. Nach vier Jahren wurde er zweiter Offizier. Als solcher fuhr er nun schon mehrere Jahre und es war an ein Aufrücken zum ersten Offizier noch lange nicht zu denken. Und wenn ihm dies Glück einmal beschieden sein sollte, wann würde es ihm einmal vergönnt sein, Kapitän zu werden? . . .

Das ist die Wirklichkeit und trotzdem gehen immer noch so viele Binnenländer zur See. Die Bevölkerung an der „Wasserkante" hat das Seemannsleben längst erkannt, und Aussprüche wie: „lieber Nachtwächter oder Straßenreiniger als Seemann", oder „zum Seemann ist der Dümmste und Schlechteste zu gut" usw. sind nichts Neues. Anders im Inlande. Hier, mit den Verhältnissen nicht vertraut, glauben einige, daß aus dem Sohne, der das Pulver gerade nicht erfunden, und mit dem man daher am Lande doch nicht recht was anfangen kann, sicher ein tüchtiger Seemann werden wird. „Alles, was nichts taugt auf Erden, kann noch einmal Seemann werden." Andere meinen, daß es ihrem Sohne, der das „Einjährige" in der Tasche hat, nicht schwer fallen werde, schnell Kapitän zu werden. Und in ihrer Meinung werden sie bestärkt durch Inserate und Prospekte, die gewisse Ausrüstungsgeschäfte in inländischen Zeitungen veröffentlichen, beziehungsweise Interessenten zuschicken. „Schiffsjungen für 1., 2. und 3. Klasse Segelschiffe erhalten seegemäße Ausrüstung und Auskunft. Prospekt gratis". So und ähnlich lauten die Anzeigen. Der Binnenländer muß daraus entnehmen, daß die Segler in Schiffe 1., 2. und 3. Klasse eingeteilt werden, und daß ein solches 3. Klasse wohl nicht mehr viel taugt. Das entspricht nicht den Tatsachen, ist aber schlaue Berechnung, wie ich weiter unten zeigen werde. Daß das eine Schiff gegen das andere besser oder schlechter sein kann, ist selbstredend, aber eine Einteilung in drei Klassen gibt's doch nicht. Und daß alle seetüchtig sind, dafür sorgt schon die Seeberufsgenossenschaft.

Vor mir liegt ein Prospekt eines solchen Ausrüstungsgeschäfts. An seiner Spitze prangen mehrere Schiffsabbildungen; eines unter vollen Segeln auf See, ein anderes im Tau eines Schleppdampfers, andere in Häfen liegend. Dem beschauenden angehenden Seemanne lacht das Herz im Leibe, und im Geiste sieht er sich schon als Kapitän auf der Kommandobrücke. — „Schiffsjunge zu werden", beginnt der Prospekt, „ist unter allen Umständen der billigste und praktischste Beruf, den ein junger Mann erwählen kann. Um die praktische Seite kurz klarzulegen, brauche ich nur auf die kurze und schnelle Karriere hinzuweisen. Ein strebsamer junger Mann kann es im Seemannsberufe zu Erfolgen bringen, wie sie ihm am Land nie geboten werden." Und in diesem Tone geht's dann weiter: es wird auf das Steuermanns-(Offizier-)Examen hingewiesen, welches zum „Einjährigen"-Dienst bei der Kaiserlichen Marine berechtigt, dann auf die Möglichkeit, Reserveoffizier der Marine zu werden und dadurch das Recht zu bekommen, das Eiserne Kreuz in der Flagge zu führen, und endlich auf das Kapitänsexamen. Daß es schon ein ganz heller Kopf sein muß, der bei den immer schwerer werdenden Prüfungsvorschriften in so wenig Schulbesuchszeit, wie in dem Prospekt angegeben, seine Examinas machen will, daß nur ein sehr kleiner Bruchteil der „Einjährigen" Reserveoffizier wird, und dieser erst dann die Erlaubnis erhalten kann, das Eiserne Kreuz in der Flagge zu führen, wenn er Kapitän eines Schiffes ist, daß ein Mann, der nur sein Kapitänspatent hat, etwa dasselbe ist, wie ein Offizier ohne Soldaten usw., usw. steht nicht im Prospekt.

Nachdem sodann die Billigkeit der Laufbahn geschildert worden, wird bemerkt, daß die „Schiffsjungenkarriere" nicht etwa eine Besserungsanstalt für verdorbene Jungen sei, sondern daß nur allerbestes Material in Frage komme, aber dieses dann auch Gelegenheit habe, „sich schnell und sicher eine gutbezahlte, hervorragende Lebensstellung zu erwerben." — Also erst ein kleiner scheinbarer Dämpfer und dann ein um so größeres Lockmittel. Ich möchte die Eltern sehen, die ihren Jungen als „verdorben" betrachten.

Zum Schluß kommt der Kostenpunkt, das Interessanteste. Nach der Anzeige zu urteilen, müßte es drei Klassen Segelschiffe geben. In dem Prospekt steht davon nichts mehr, aber ohne Erklärung heißt es: Erste Klasse 470 M, zweite Klasse 300 M, dritte Klasse 200 M. Und darunter sind jedesmal die Ausrüstungsgegenstände aufgezählt, die der angehende Schiffsjunge von dem Vermittler erhält, bei der ersten Klasse natürlich mehr, bei der letzten weniger. Wenn die Eltern also glauben, daß ihr Junge, für den sie 470 M gezahlt haben, auf ein erstklassiges Segelschiff kommt, so braucht das durchaus nicht der Fall zu sein; der Vermittler hat ihm nur eine Ausrüstung gegeben, die er als eine „erster Klasse" ganz willkürlich bezeichnet.

Dem Verzeichnis ist dann eine Anmerkung beigefügt, die besagt, daß die Sachen den Wert der angegebenen Preise nicht darstellen, sondern daß der Anschaffungswert der Gegenstände der „1. Klasse" nur etwa 300 M, der „2. Klasse" nur etwa 225 M und der „3. Klasse" nur etwa 150 M betrage. Der Rest des Geldes werde für Heuergebühr, Verpflegung, Schiffsbesorgung, Transport usw. ausgegeben. — Ohne auf die Höhe dieser Nebenkosten näher einzugehen, die, wie man sieht, bei der „1. Klasse" mehr betragen als die ganze Ausrüstung der „3. Klasse" wert ist, so sei doch auf den horrenden Unterschied aufmerksam gemacht, der in den verschiedenen „Klassen" besteht. Bei der „1. Klasse" wird für Verpflegung, Heuergebühr usw. 170 M, bei der „2. Klasse" 75 M und bei der „3. Klasse" nur 50 M angerechnet. Bedenkt man nun, daß die jungen Leute im Hause des Vermittlers so lange wohnen, bis sie an Bord kommen, daß die übrigen Unkosten bei allen Schiffsjungen aber gleiche sind (Heuergebühr, Transport, Fahr- und Fährgeld usw.), so ist es rätselhaft, woher der Unterschied kommt. . . .

Wenn nun aber so ein unerfahrener Junge wirklich an Bord eines Schiffes untergebracht ist (häufig kommt es vor, daß der Vermittler kein deutsches Schiff findet, und der Junge wird dann auf ein ausländisches — skandinavisches, englisches, russisches usw. — Fahrzeug geschickt), was dann? Wäre er nun in einer gesunden Atmosphäre, würde er körperlich und geistig gleich zu einem tüchtigen Menschen herangebildet, dann könnte man noch manches mit in den Kauf nehmen. Aber in so manchen Auslandshäfen wird er von heimtückischen Krankheiten befallen; wie viele Seeleute schon haben sich in den Tropen das Malariafieber geholt, wie unendlich viele, die von dem furchtbaren gelben Fieber in der Blüte ihrer Jahre dahingerafft wurden, liegen auf den Friedhöfen Brasiliens und anderer Länder! — Und nun gar erst in sittlicher Hinsicht! Das spottet auf manchem Schiffe jeder Vorstellung. Da ist meistens ein derartiger Sumpf vorhanden, wie er im Binnenlande wohl nirgends so gefunden wird. Geradezu verpestet ist die Luft in manchem Dampfermatrosenlogis. Schmutzlöcher. Zoten die ganze Unterhaltung, gemeine Witze und Anekdoten die Würze beim Essen; damit steht man auf und damit legt man sich schlafen. — Daß der unverdorbene Jüngling in Gesellschaft dieser „braven Seeleute" einen ungemein schweren Stand hat, ist klar, und nur dann fällt er nicht, wenn er von einer tiefen Religiosität beseelt ist, einer Religiosität, die auf Granit gebaut ist. Wehe aber, wenn die fehlt, wenn der Untergrund nur Sand ist. Dann muß er verderben. Und wenn die „Kameraden" noch nicht alles sittlich Gute ausgerottet haben — die überall zu findenden „Hafenlämmer" (viel schlimmer als die „Hafenwölfe") vollenden das Zerstörungswerk.

Eltern und Vormünder seelustiger Knaben seid gewarnt! Zieht alles in Betracht und dann urteilt selbst, ob der Beruf des Seemannes wirklich noch begehrenswert ist.

Alte Kleinstadt.

Es zittert um den alten Wall
Der Efeu trüb im Nebelflor.
Ein Bild von Alter und Verfall
Ragt stumm der graue Turm empor.

Der Mauern Scharten gähnen leer,
Die Linden rauschen winddurchsaust,
Als bebten sie vorm Schwedenheer,
Das stürmend einstens hier gehaust.

Wo schwand dein alter Glanz dahin,
Du stille Stadt in Traumeshaft?
Wo deiner Bürger stolzer Sinn,
Der dir einst Macht und Pracht errafft?

Ach! Abendglocken läuten bang
Herab auf Dächer, First und Firn,
Und durch die Strassen geht entlang
Die Schwermut, gramverhüllt die Stirn.

Dr. Lorenz Krapp.

Vom Büchertisch.

Die Heilige Schrift des Neuen Testamentes übersetzt und erklärt. Herausgegeben von Dr. Fritz Tillmann. Berlin 1912. Verlagsbuchhandlung Hermann Walther. Erscheint in 15 Lieferungen zu je 80 Seiten in Lexikonformat. Preis jeder Lieferung bei Subskription ℳ 1.20. — Ein neues im Erscheinen begriffenes Bibelwerk! Mit großen Erwartungen nimmt man ein solches zur Hand. Denn der Probleme sind viele, und noch hat auf katholischer Seite ein Werk gefehlt, das die neuen sicheren Forschungsergebnisse kurz und klar zusammenfaßt. Wer die uns vorliegende erste Lieferung des angekündigten Werkes durchgeht, wird mit Freuden hier den Beginn eines exegetischen Unternehmens begrüßen, das endlich den modernen Bedürfnissen gerecht zu werden verspricht. Zunächst bietet Prof. Dr. J. Sickenberger (Breslau) eine Geschichte des Neuen Testamentes (Kanon, Text und Textkritik), sodann Prof. Dr. Fr. Maier (Straßburg) eine Abhandlung über die drei älteren Evangelien und die synoptische Frage. Dieser ganze schwierige Stoff ist in überaus anschaulicher, klarer und interessanter Weise entwickelt, so daß man einen trefflichen Ueberblick gewinnen kann. Besonders wertvoll ist eine übersichtliche graphische Darstellung des Verhältnisses der Synoptiker zueinander vom Standpunkte des Markusevangeliums aus. Nach einer orientierenden speziellen Einleitung beginnt dann Prof. Maier das Matthäusevangelium zu übersetzen und zu erklären. Die Uebersetzung nach dem Urtext ist fließend, unserem heutigen Sprachempfinden bei aller Genauigkeit angepaßt und durch geschickt eingestreute, durch Klammern kenntlich gemachte Worte verständlicher gemacht. In den Erklärungen geht Verfasser in anregendster Weise auf die Einzelheiten ein, löst packend die Hauptschwierigkeiten, so daß seine Ausführungen von höchstem apologetischen Wert sind. Die Namen der Mitarbeiter bürgen für eine glückliche Fortsetzung dieses guten Anfangs. Wer je seine exegetischen Bedürfnisse aus redseligen, im Grunde aber nur wenig sagenden Folianten befriedigen mußte, wird bei diesem neuen Werke mit seiner knappen und klaren Fassung, seiner edlen und spannenden Darstellung erleichtert aufatmen. Nicht bloß der Klerus, sondern auch die gebildete Laienwelt wird an dieser lebensvollen und gemeinverständlichen Schrifterklärung Freude haben. Sie verspricht, recht geeignet zu werden, in weiten Kreisen die Liebe und das Verständnis des Neuen Testamentes zu fördern.
Dr. Weber, Boppard.

Recht, Staat und Gesellschaft. Von Exzellenz Geheimrat G. Freiherrn von Hertling. Sammlung Kösel, Preis geb. ℳ 1.—. Kempten und München 1907. Jos. Köselsche Buchhandlung. Es ist an der Zeit, auf diese Monographie des jetzigen bayerischen Ministerpräsidenten über die grundlegenden Fragen des öffentlichen Lebens in Staat und Gesellschaft empfehlend hinzuweisen, in welcher er in äußerst kondensierter Form die Ergebnisse seiner philosophischen Untersuchungen mit seiner bekannten meisterhaften Klarheit niedergelegt hat. Zurzeit dürfte am meisten interessieren, was dieser überragende Gelehrte gegen Ende seines Werkchens über Liberalismus und Sozialismus, Staat und Landwirtschaft, Staat und Gewerbe, Handwerkerfrage, Verkehrs- und Handelspolitik, Sozialpolitik sowie die Kirche geäußert hat. Es sind Grundsätze, welche er als Parlamentarier und Universitätsprofessor seither stets in seiner reichen Tätigkeit verfolgt hat, und die wohl auch seine Richtlinien für die Zukunft sein werden.
Dr. Ahrendt.

Kerer, Franz X. Die Zunge im Noviziate. 8⁰. VIII und 110 Seiten, Regensburg 1912. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Broschiert ℳ 1.— in eleg. Orglwdbd. ℳ 1.60. Verfasser vergleicht die Zunge mit einer Nonne, die, in der Zelle des Mundes hinter der Doppelmauer von Lippen und Zähnen eingeschlossen, Kostbares und Gefährliches in ihrer Hand hält. Um eine gute, segenspendende Nonne zu werden, muß die Zunge ein gründliches Noviziat durchmachen. In diesem Zungennoviziat sollen wir Fehler und Neigungen, Nutzen und Schaden der Zunge prüfen und uns unterrichten über ihre Heil- und Heiligungsmittel. In seiner bekannten geistreichen und edlen Sprache, unter Verwendung eines erstaunlich reichen Zitatenschatzes aus der Hl. Schrift und kirchlichen wie profanen Schriftstellern, versteht es Verfasser, uns die Mittel zu bieten zur Beherrschung und zum segensreichen Gebrauch der Zunge und des Wortes, und seinen Stoff allseitig und interessant zu beleuchten. Dr. Weber, Boppard.

Im heiligen Garten. 20 Besuchungen des allerheiligsten Altarssakramentes für Kinder, besonders für Erstkommunikanten, von O. Häfner, Repetent am Priesterseminar in Rottenburg a. N. Verlag: Wilh. Bader 1912. 50 Pf. Der Verfasser, der schon mehrere Jahre als Katechet bei Erstkommunikanten tätig ist, hat mit Herausgabe obigen Büchleins eine längst empfundene Lücke ausgefüllt. Notwendiger, wichtiger und nützlicher als eine Zeitschrift für Erstkommunikanten sind angemessene Betrachtungen und Gebete zum täglichen Gebrauch. Das Büchlein hat goldechten Inhalt und leistet sehr gute Dienste für die Herzensausbildung der Erstkommunikanten. Die Betrachtungen sind dem kindlichen Gemüt angepaßt, die Gebete recht konkret, auf guter Dogmatik, Moral und Aszese aufgebaut und in kindlicher, stilistisch schöner und anziehender Sprache abgefaßt. Eine Beobachtung hat gezeigt, daß die Kinder nach einer kurzen Anleitung sehr gern aus dem Büchlein beten und es einander selbst empfehlen. Der billige Preis ermöglicht auch fast allen Kindern die Anschaffung desselben für die Vorbereitung auf die Erstkommunion.
J. Wahl.

St. Josephsbüchlein. Betrachtungen über das Leben, die Tugenden und Ehrenvorzüge des heiligen Gemahls der jungfräulichen Gottesmutter und Pflegevaters des Gottmenschen. Von Br. Philipp. Mit einem Anhange ausgewählter Gebete. Zweite, verbesserte Auflage. Pustet-Regensburg und Rom 1912. Preis ℳ 2 und 2.60. Diese Betrachtungen und Gebete sind vom Generalobern der christlichen Schulbrüder, die in sinniger Weise den Pflegevater des Gotteskindes zu ihrem besonderen Schutzpatron erwählt haben, zunächst für seine Religiosen geschrieben. Sie können aber auch von allen übrigen Gläubigen, namentlich wegen ihrer praktischen Tendenz, mit großem Nutzen gebraucht werden. Von den 52 Betrachtungen ist der weitaus größte Teil auf die Berichte der Heiligen Schrift über den heiligen Patriarchen aufgebaut. Dagegen wäre zum Beispiel Betrachtung 48: „Auferstehung des heiligen Joseph", die doch weder in der Schrift noch in der Tradition eine genügende Stütze findet, sicherlich ohne Schaden für das Werkchen besser weggeblieben. Die Ausstattung des Buches ist eine sehr solide.
J. Wernado.

Frau Dr. Emanuele L. M. Meyer: „Vom Mädchen zur Frau. Ein zeitgemäßes Erziehungs- und Ehebuch. Allen reifenden Töchtern, Gattinnen, Müttern und Volkserziehern gewidmet." Erstes bis sechstes Tausend. Verlegt bei Strecker & Schröder, Stuttgart 1912, 4⁰ X u. 152 S. Die „Allgemeine Rundschau" hat im vorigen Jahre ein Werk derselben Verfasserin: „Die Hygiene im Leben des Weibes", mit warmen Worten angezeigt und empfohlen. Das vorliegende Buch verdient nicht geringeres Interesse. Es ist, wie es im Vorwort heißt, der „Ausdruck einer schmerzvoll tiefen, unabweisbaren Ueberzeugung, der Gewissen gewordenen Erkenntnis des Menschen, des Weibes, des Arztes" in der Autorin. Diese Erkenntnis und Ueberzeugung hat sich „formulieren müssen zum Kampfruf gegen eine sexuell verseuchende Menschheit, zum Mahnruf an eine irregeführte, sieche, versagende Frauenschaft, zum Ruf der Klärung, der Belehrung, der Bewahrung an unseren Töchtern und Jungfrauen". — Ich selbst habe dieser Segen versprechenden Pionierarbeit ein Geleitwort auf den Weg gegeben und darin beleuchtet, was dem ganzen Buche sein Gepräge leiht: den Hochflug der adeligen Seele und des universalen Geistes, die Vollkraft des echt weiblichen, mütterlichen Herzens der welt- und leiderfahrenen Frau und Aerztin, die hier ihren Geschlechtsgenossinnen sowie der gegenwärtigen und künftigen Gesamtgeneration autoritative Führerschaft leistet auf ein Gebiet, das zum verhängnisvollen Irrgarten wurde für zahllose Frauen, denen eine rechtzeitige Orientierung und tiefgehende Belehrung über eines der wichtigsten Themen innerhalb der Menschheitsfrage vorenthalten blieb. Begreiflicherweise fordert die Lektüre einen auf vollendeten Ernst innerer Anteilnahme gerichteten Sinn und eine gewisse Reife der Selbsterziehung, die sich an der für unsere Zeit notwendig gewordenen Offenheit, auch Rückhaltslosigkeit der Sprache nicht schädigend wehe tut, um so weniger, als das hier Dargebotene der echten Liebe zur Menschheit und zu Gott entfließt und geeignet ist, im Dienste beider Großes zu leisten. — Der Inhalt gliedert sich in drei Hauptkapitel: „Die Erziehung des weiblichen Kindes", „Unmittelbare Erziehung und Vorbereitung für den Weibberuf", „Ein Schlußwort über die alleinstehende Frau". — Ueber Einzelpunkte läßt sich ja diskutieren, hinsichtlich des Ganzen aber haben schon verschiedene streng positiv-katholische Beurteiler mit ihrer vollen Zustimmung nicht zurückgehalten, wie denn auch ich persönlich diesem ethisch, wissenschaftlich und stilistisch bedeutenden „Weckbüchlein" eine zündende Tragkraft zur Lösung und Ausgestaltung eines der hervorragendsten Probleme innerhalb des sozialen Gesellschaftslebens zuerkennen muß. E. M. Hamann.

Versicherungsgesetz für Angestellte. Erläutert von K. Meinel, Regierungsrat im K. B. Landesversicherungsamt. München und Berlin 1912. J. Schweitzer Verlag, (Artur Sellier). Preis geb. ℳ 1.80. Schon jetzt empfiehlt es sich nicht nur für den Versicherungsfachmann und den Juristen, sondern namentlich für die Arbeitgeber und Angestellten, sich mit dem voraussichtlich am 1. Januar 1913 in Kraft tretenden Gesetz vertraut zu machen. Zum Verständnis der etwas schwierigen Materie trägt die vorliegende Ausgabe wesentlich bei. Dadurch, daß überall die bereits bekannten Bestimmungen der Invalidenversicherung zum Vergleiche herangezogen wurden, gewinnt der Leser rasch eine gründliche Uebersicht. Selbst bei der großen Verschiedenartigkeit der Betriebe und Angestellten wird jeder an der Hand dieser von einem bewährten Praktiker erläuterten Ausführungen sich rasch Auskunft erholen können über die vielen Zweifelsfragen, die sich ergeben können, als da sind: Begrenzung des Umfanges der Versicherungspflicht, Berechnung des versicherungspflichtigen Einkommens, Ausschaltung der neuen Versicherung durch eine Lebensversicherung, Erhöhung einer schon bestehenden Lebensversicherung auf den vom Gesetz verlangten Betrag, usw.
Dr. Ahrendt.

106 Gasthöfe, Restaurants, Cafés und Pensionen in München

— beziehen regelmässig die „Allgemeine Rundschau". —

Da wiederholt Klage darüber geführt wurde, dass unsere Wochenschrift trotzdem in manchen grösseren Lokalen nicht aufgelegt wird, geben wir unseren Lesern anheim, uns derartige Fälle zur Kenntnis zu bringen.

Protestkundgebung der Münchener Frauenvereinigungen gegen sittliche Aergernisse.

„Die unterzeichneten Frauenvereine erklären, daß sie gegen die Behandlung Einspruch erheben, welche die Maßregeln in dem größten Teil der Presse erfahren, die von Behörden zum Schutze der Sittlichkeit getroffen werden, wie das im Falle des Auftretens der Nackttänzerin Villany in München der Fall war. Jede Frau sollte denen Dank wissen, die dafür Sorge tragen, daß ihr Geschlecht nicht durch öffentliche Bloßstellung und Verletzung des Schamgefühls herabgewürdigt wird, und wir dürfen stolz darauf sein, daß in der Hauptstadt Bayerns hiefür eine richtigere Auffassung vorwaltend gewesen ist, als in anderen Städten. Wir beklagen aufs lebhafteste, daß die Gesetzgebung es nicht ermöglicht, gegen die Verlockung von minderjährigen Kindern zu Nacktphotographien ohne Wissen der Eltern strafrechtlich vorzugehen, wenn die unlautere Absicht nicht erweislich ist, wie in der Wolfratshauser Affäre. Es führt zu den weitgehendsten Schädigungen, wenn das Gesetz in Fällen wie dem vorliegenden nicht einmal eine Beschlagnahme der Platten ermöglicht. Uns erscheinen Gesetze für unzureichend, die nicht imstande sind, die Verletzung des Schamgefühls unserer Kinder zu ahnden, und die Rechte der Eltern, ihre Kinder nach der von ihnen gewünschten Norm zu erziehen, zu schützen. Ferner erheben wir Einspruch gegen den in den Schaufenstern uns und unseren Kindern fortwährend sich aufdrängenden Schmutz in Wort und Bild; auch wir haben ein Recht, über die Zustände auf den Straßen zu wachen und wollen nicht, daß unsere Jugend trotz unserer Sorgfalt durch solche Einflüsse verdorben werde. Wir protestieren gegen diese Zustände, fordern straffere Anwendung der bereits vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen, und wo diese nicht ausreichen, geben wir der Erwartung Ausdruck, daß gelegentlich der bevorstehenden Neubearbeitung der Strafgesetze, welche dieses Gebiet berühren, sowohl der Sitte als der Schamhaftigkeit ein genügender Schutz gewährt werde, damit nicht immer wieder in solchen Prozessen ein Freispruch die Frauen, Mütter und Familien aufs tiefste verletze."

Münchener Katholischer Frauenbund,
Deutsch-Evangelischer Frauenbund, Ortsgruppe München,
Kath. Arbeiterinnenverein Giesing,
Kath. Arbeiterinnenverein St. Joseph,
Kath. Arbeiterinnenverein Mariahilf, Au,
Kath. Arbeiterinnenverein München-Ost,
Kath. Bezirkslehrerinnenverein,
Kath. Erzieherinnenverein,
Frauenbund St. Paul,
Frauenverein Arbeiterinnenheim,
Kath. Fürsorgeverein für Mädchen, Frauen und Kinder,
Kath. Lehrerinnenverein in Bayern,
Marianischer Mädchenschutz,
Mütterverein St. Jakob am Anger,
Verein der Freundinnen junger Mädchen,
Verein Maria Stella für Handelsgehilfinnen u. Beamtinnen.

Nochmals: „Münchener Karnevalsunsitten."

Von Dr. Otto von Erlbach.

In Nr. 8 der „Allgemeinen Rundschau" vom 24. Februar 1912 erschien unter obigem Haupttitel „Eine Aschermittwochbetrachtung" von W. Thamerus. In diesem Artikel ist namentlich der leichtfertige sog. „Bal-paré-Ton" gegeißelt. Eine aus einer unverdächtigen, sehr „freien" Quelle stammende Schilderung des Milieus und der lockeren Sitten dieser Münchener sog. Bal parés dient zu greller Illustration einer Wirklichkeit, von der die meisten, welche diese Art von Karnevalsunterhaltungen nur vom Hörensagen kennen, kaum eine Ahnung haben. Unsereiner hat sich in einer Zeit wie der heutigen das Staunen allmählich abgewöhnt. Aber eine Gerichtsverhandlung, die am 22. Februar vor dem Landgericht München I als Berufungsinstanz stattfand, hat auch den Schreiber dieser Zeilen höchlich überrascht.

Der „Allgemeinen Rundschau" haben, wenn es sich um die Verteidigung der guten Sitten, von Schicklichkeit und Anstand handelte, falsche Rücksichten auf Stände und Personen stets ferngelegen, sie hat vielmehr konsequent und zu jeder Zeit den Standpunkt vertreten, daß die Gebote der Sittlichkeit und des Anstandes für jedermann in gleicher Weise verpflichtend sind, für den Sprößling aus Fürstengeschlecht wie für den Beamten und Würdenträger, für den Künstler und Literaten wie für den Mann aus dem Volke. Wer aber gar die Wahrung der öffentlichen Sittlichkeit berufsmäßig oder aus freier Entschließung zu seiner besonderen Aufgabe macht, muß es sich gefallen lassen, daß an sein Auftreten im Privatleben ein doppelt strenger Maßstab angelegt wird. In dieser Hinsicht hat — es muß das an dieser Stelle offen ausgesprochen werden — der bisherige Referent für öffentliche Sittlichkeit im Preß- und Bühnenwesen an der Polizeidirektion München weite Kreise schwer enttäuscht. In den Spalten der „Allgemeinen Rundschau" ist der Tätigkeit des inzwischen zum Polizeidirektor in Stuttgart beförderten Herrn Dr. Bittinger wiederholt aufrichtige Anerkennung gezollt worden. Was der sozialdemokratischen „Münchener Post" (Nr. 45) Anlaß gibt, auch diesmal wieder nach giftiger Gepflogenheit den Namen des Herausgebers der „Allgemeinen Rundschau" in eine skandalöse Sache hineinzuzerren und zwar wie folgt:

„Bis zu seiner Berufung nach Stuttgart als Polizeidirektor führte der Regierungsassessor Dr. Bittinger als ein getreuer Diener des schwarzen Tugendbundes an der Polizeidirektion München das Referat über öffentliche Sittlichkeit und die Zensur über Theater und Kabaretts. Eine seiner letzten Amtshandlungen war auf Wunsch des sittlichen Freundes Kausen das Verbot der Nackttänze vor einem geladenen Publikum im Lustspielhaus."

Lediglich zur sachlichen Richtigstellung sei erwähnt, daß der Herausgeber der „Allgemeinen Rundschau" von diesen Nackttänzen und von dem polizeilichen Verbot, das leider erst während der zweiten Vorführung erfolgte, nicht früher erfahren hat, als jeder Leser der Tagespresse. Er hat auch nie ein Hehl daraus gemacht, daß er den polizeilichen Strafantrag in diesem Falle, nachdem die Künstlerschaft und die Münchener „Intellektuellen" zugunsten der Unternehmer alle Begriffe auf den Kopf gestellt hatten, für verfehlt und aussichtslos hielt. Dies nur nebenbei und um einer Legendenbildung vorzubeugen.

In der Sache selbst, die hier in Frage steht, handelt es sich um eine Beleidigungsklage der Polizeidirektion München gegen den Herausgeber eines Skandalblättchens, der öffentlich behauptet hatte, Dr. Bittinger habe in seinem Amtsbureau eine Schauspielerin, die in beruflicher Angelegenheit vor ihm erschienen sei, unziemlich belästigt. Dieser Vorwurf erschien so ungeheuerlich, daß der Amtsanwalt vor dem Schöffengericht ein Jahr Gefängnis beantragte. Die erste Instanz erkannte auf eine Geldstrafe von 400 ℳ. Nachdem von beiden Seiten Berufung eingelegt war, wurde die Sache vor der Strafkammer in zweiter Instanz verhandelt (da es sich nicht um eine Beleidigung durch die Presse handelte, blieb die Zuständigkeit des Schwurgerichts außer Frage). Auch hier konnte der Beweis für irgend eine Ungebührlichkeit im Amte nicht erbracht werden, aber das Landgericht setzte das Strafmaß von 400 ℳ auf 50 ℳ herunter und überbürdete der Staatskasse zwei Drittel der Kosten. Leider muß zugegeben werden, daß der Ausgang des Prozesses für den früheren sittenpolizeilichen Referenten der Polizeidirektion München insofern eine empfindliche Schlappe war, als durch eidliche Aussage einer Schauspielerin nachgewiesen wurde, daß Dr. Bittinger auf einem sogen. Bal paré, wo er sich in Gesellschaft des „Münchener Klubs" befand, dieser Schauspielerin, die damals 16 Jahre alt war, „unter die Röcke an die Waden gegriffen" habe. Dieselbe Schauspielerin sei dann später in Sachen des Kleinen Theaters wegen Konzessionsentziehung (Vgl. den Brettlprozeß der „Allgemeinen Rundschau") von Dr. Bittinger als Zeugin geladen gewesen und habe sich wegen jenes Vorfalles nicht getraut, der Vorladung zu folgen. Auf weitere Einzelheiten kann man verzichten. Oeffentliches Interesse beansprucht aber das Zeugenverhör des Herrn Dr. Bittinger selbst, weil es auch auf das Milieu des sog. Bal paré und auf die sittlichen Anschauungen von Kreisen, welche anderen ein Muster und Beispiel sein sollten, ein grelles Schlaglicht wirft. Wir folgen dem Berichte der „Münch. Post" (Nr. 45), der wir natürlich auch die Verantwortung für die Richtigkeit überlassen müssen:

„Nun wurde der Herr Polizeidirektor Dr. Bittinger selbst als Zeuge aufgerufen. Vorsitzender Landgerichtsrat Aschenbrenner: Wie ist das, Herr Dr. Bittinger? Die Zeugin hat beschworen, daß Sie ihr einmal auf einem Bal paré unter die Röcke gelangt haben! Der Polizeidirektor: Ich kann mich dessen nicht erinnern, bin mir dessen auch nicht bewußt. Derartige Dinge kommen auf einem Bal paré öfter vor. Vorsitzender: Sie haben wohl deshalb keine Erinnerung, weil derartige Dinge schon öfter vorgekommen sind? Polizeidirektor Dr. Bittinger: Ja, das mag sein. Derartige Dinge sind auf einem Bal paré nicht zu beanstanden. Vorsitzender: Darüber kann man zweierlei Ansicht sein!"

Der Verteidiger Dr. Leo Kitzinger suchte auf der einen Seite der laxen Auffassung des gekennzeichneten Milieaus Rechnung zu tragen, indem er meinte, „man möge über derartige Vorgänge während des Karnevals denken wie man wolle, man könne in der herrschenden Stimmung derartige Handlungen für verzeihlich halten". Anderseits aber sprach er einen Satz aus, dem unbedingt beigepflichtet werden muß: „Jedenfalls aber hat ein Mann, der als Beamter der Polizeidirektion München das Referat der öffentlichen Sittlichkeit führt und die Zensur über Theater und Kabarett ausübt, die besondere Pflicht, in Hinsicht auf das Ansehen seines Amtes in seinem Privatleben alles zu vermeiden, was Anstoß erregen könnte." Ein Grundsatz, der

aber nicht nur für Beamte der Sittenpolizei und der Justiz zutrifft, sondern für alle, die irgendwie in verantwortlicher oder exponierter Stellung dem Volke ein Beispiel geben sollten, und die gerade von denen mit Argusaugen belauert werden, die sich gerne über alle Bestrebungen zum Schutze der öffentlichen Sittlichkeit lustig machen und mit dem Vorwurf der Heuchelei nur zu rasch bei der Hand sind.

Allgemeine Kunstrundschau.

München. Am 10. Februar starb der Erzgießer Ludwig v. Miller im 62. Lebensjahre. Er war am 23. Juni 1850 zu München geboren und hatte seine Ausbildung zuerst an der Kunstgewerbeschule zu Nürnberg, dann in Gießereien zu Berlin, Wien und Paris genossen, um seit 1886 mit seinen vier Brüdern zusammen die berühmte Münchener Erzgießerei zu übernehmen. Von den großen Monumentalaufgaben, bei denen er mitwirkte, sei nur die Germania auf dem Niederwald genannt. Ludwig v. Miller war auch der Erfinder einer neuen Formmethode. — Vom Inneren der St. Peterskirche ist das Mittelschiff und das rechte Seitenschiff nunmehr völlig hergestellt, und die herrliche Wirkung des Baues macht sich bereits jetzt wieder geltend. — Dr. Heinz Braune, bisher Konservator an der Alten Pinakothek, wurde zum Direktor der Neuen Pinakothek berufen. — Dieselbe Sammlung erhielt als Geschenk das 1869 gemalte bekannte Manetsche Gemälde „Frühstück im Atelier". — Im Hofe des neuen Rathauses soll ein von Kommerzienrat Heilmann gestifteter Brunnen aufgestellt werden. Bei dem dafür eröffneten Wettbewerbe erhielt der Bildhauer Lommel in München den ersten Preis. — Die Kgl. Hof- und Staatsbibliothek erwarb eine 368 Blätter umfassende Sammlung von Handzeichnungen des Hofbaudirektors Eduard v. Riedel (1813–1885), der der Gärtnerschen Schule angehörte, und besonders unter Max II. stark beschäftigt war. Seine Zeichnungen sind höchst wertvolle Dokumente für die Baugeschichte Münchens. — Von den Kunstsalons zeigte die Galerie Heinemann eine Kollektion von Werken des Schotten Tom Mostyn, eines impressionistischen Landschaftsmalers, dessen Phantasie romantische Gegenstände auszuspinnen und mit recht innerlicher Erfassung und persönlicher Art vorzutragen versteht. Es war sicher verdienstvoll, das Münchener Publikum zum ersten Male mit dem Schaffen dieses Künstlers bekannt zu machen. Auch die bei uns zuerst gezeigte Ausstellung des Parisers André Sinet lehrte einen Landschafter kennen. Er hält sich von den Unerquicklichkeiten der modernsten dortigen Richtungen fern, und der Feinsinn dieses Impressionisten bekundet sich schon in der Wahl seiner Technik; er bevorzugt die Pastellmalerei. — In Brakls Moderner Kunsthandlung sahen wir neueste Erzeugnisse des Stuttgarter Professors Landenberger, Meisterwerke fein abgewogener Farbenstimmungen, gegenständlich jedoch ohne tieferes Interesse. Einige Werke von R. M. Eichler waren mit dem Reiz ihrer Farben sehr wesentlich angenehmer als die von demselben Maler ausgestellten, nicht hinlänglich absichtslos wirkenden Akte. — Die Thannhausersche Moderne Galerie brachte solide und erfreuliche, technisch höchst vielseitige Leistungen des „Bundes zeichnender Künstler in München"; es gehören Persönlichkeiten dazu wie Neuenborn, E. Liebermann, Urban, Ubbelohde, Oßwald; als Märchenerzähler glänzt Kreidolf. Damit es neben den tüchtigen Werken solcher Männer auch an anspruchsvoll auftretendem Kitsch nicht fehle, war für eine ungerechtfertigt große Kollektion des Norwegers Edward Munch gesorgt. Sein richtiger Platz wäre in irgendeinem Kabinett der „Juryfreien". Mangelhafteres hat diese auch nicht gebracht. — Von den Darbietungen des „Blauen Reiters" im Kunstsalon Goltz wird besser geschwiegen, damit nicht jemand glaubt, es sollte für dergleichen hier Reklame gemacht werden. — Der Kunstverein brachte zwei bedeutendere Sonderausstellungen. Die eine setzte sich aus Werken von acht Trübner-Schülern zusammen und hätte mehr Eindruck machen können, wenn die Werke nicht allzu fühlbare Abhängigkeit von der Kunst des Meisters in ihren verschiedenartigen Epochen und Richtungen erwiesen hätten. Hoffentlich verstehen sich die Acht darauf, im Laufe der Zeit ihre Eigenart herauszuarbeiten; tüchtig genug scheinen sie ja beanlagt zu sein. Die andere Ausstellung war die des „Freien Künstlerbundes", einer Vereinigung von gegen 70 Personen, die man allermeist kennt, und die, jeder nach seiner Art, Tüchtiges, zum Glück nichts Uebermodernes liefern, während doch das Ganze zeigt, daß es in bemerkenswerter Entwicklung begriffen ist. Ein gleiches konnte man von Gustav Rienäckers Werken anerkennen, unter denen namentlich die kräftig farbigen Herrenbildnisse Beachtung verdienten. Mit interessanten koloristischen Stimmungen, durch die besonders einige Interieurs ausgezeichnet waren, interessierte Hugo Schimmel. Von den übrigen Darbietungen können hier nur noch die Landschafts- und Tierstudien von Otto Strützel erwähnt werden, einem jener feinen Künstler der älteren Richtung, die sich in Dachau wertvollste Anregungen geholt haben, und, wenn sie dort geblieben wären, die Dachauer Malerei wohl vor der Einförmigkeit und Fremdartigkeit hätten bewahren können, der sie mehr und mehr zu verfallen droht.

Die Bamberger Sammlung Dros kam in der Galerie Helbing in München zur Versteigerung. Sie umfaßte eine große Menge kunstgewerblicher Einzelheiten, ferner Ansichten und Drucke, sowie wertvolle Plastiken der Barockzeit; einzelne Stücke stammten aus dem Bamberger Dome, von wo sie bei der Restaurierung leider entfernt worden sind. — **Bordeaux.** Neben der Kirche St. Seurin wurde ein aus der westgotischen oder merowingischen Zeit stammender Friedhof mit sehr vielen Gräbern entdeckt. — Im Dorfe Crauglio bei Triest entdeckte man in einem alten Palazzo Wandmalereien von Tiepolo, dem berühmten Meister dekorativer Kunst im 18. Jahrhundert. Erwähnenswert dabei ist ein Bild, welches das Gastmahl der Kleopatra, und eines, welches die Unterwerfung des Darius darstellt. — Das Schloß Ferrières bei Meaux, berühmt als Hauptquartier König Wilhelm I. und Bismarcks, wurde von Einbrechern heimgesucht, die fast alle Kunstschätze daselbst zerstörten und einen in mehrere hunderttausend Francs gehenden Schaden anrichteten. — **Hannover.** Für das neue Rathaus hat Fritz Erler Wandbilder hergestellt. Sie schildern die Kulturgeschichte der niedersächsischen Städte und behandeln das Thema in drei Abteilungen, von denen eine die Urzeit, die zweite das Mittelalter, die dritte die Neuzeit charakterisiert. — **Nürnberg** erhält ein von Prof. Max Heilmeier anzufertigendes Denkmal Ludwigs II. Es zeigt den König in jugendlicher Erscheinung und in der Tracht der Hubertusritter. Das Modell war im Rathause zu sehen und gab eine Vorstellung von der dekorativen Wirkung des Monumentes. — **Seeon.** Die Herstellung der Wallfahrtskirche ist vollendet und hat zur erfreulichen Folge, daß das Gebäude nun wieder im Schmucke seiner bis dahin übertüncht gewesenen Renaissancemalerei prangt. — In **Trier** sollen die Reste des römischen Kaiserpalastes aufgedeckt werden, eine gewiß begrüßenswerte Aufgabe von bedeutendstem vielseitigem Werte. — **Wettin.** Das höchst malerisch über der Saale gelegene Stammschloß des sächsischen Königshauses soll hergestellt werden, um fortan als ein deutsches Kriegerheim zu dienen. — **Windsor.** Bei Bauarbeiten im Innern der Räume des St. Georgkapitels fanden sich wertvolle Holzschnitzereien mit figürlichem und ornamentalem Schmuck aus den Zeiten Eduards IV. und Heinrichs VII.

Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Der seit längerem zum Nachfolger Felix Mottls ausersehene Hofkapellmeister Bruno Walter hat immer noch nicht seine Wiener Verpflichtungen zu lösen vermocht, doch gelang es ihm, einen von Mai bis Oktober währenden Urlaub zu erwirken. Walter wird hierdurch in der Lage sein, die Vorbereitungen für die Festspiele vorzunehmen und den größeren Teil der Aufführungen selbst zu leiten. Bruno Walter wird dirigieren sämtliche Mozartfestspiele im Kgl. Residenztheater, sowie je zweimal den Ringzyklus und „Tristan und Isolde" im Prinzregententheater. — Für die Nachfolge Mottls in der Direktion der Kgl. Akademie der Tonkunst ist, wie von unterrichteter Seite verlautet, Professor Eberhard Schwickerath (Aachen) ausersehen. Der bekannte Leiter der Rheinischen Musikfeste ist von ungewöhnlicher musikalischer Vielseitigkeit. Ursprünglich Jurist, studierte er in Leipzig Musikwissenschaft, war als Cellist in Köln, als Organist in Bonn tätig, darauf bildete er bei Stockhausen seine Stimme aus, hörte bei Bruckner Kompositionslehre und erlangte auch als Pianist eine vollendete Ausbildung.

Schauspielhaus. „Christl Lenz", ein Schauspiel von Grete Stollberg, war zuerst in einer Vereinsvorstellung erprobt worden; auch die erste öffentliche Aufführung brachte der Novität eine sehr freundliche Aufnahme und der Verfasserin mehrere Hervorrufe. Sie hat den in ihr Milieu so wenig passenden Charakter der „Christl Lenz" mit feinen Einzelzügen ausgestattet, wie gerade in Details sich das Talent Grete Stollbergs am siegreichsten behauptet. Eine Neigung zu allzugedehnten Dialogen dürfte sich bei zunehmender dramatischer Erfahrung bezwingen lassen. Christl Lenz wird gedrängt, aus finanziellen Gründen den Gatten ihrer toten Schwester zu heiraten; sie kämpft gegen die Anschauungen ihres jüdischen Milieus. Frau Stollberg hat das spezifische Kolorit des gut bürgerlich konsolidierten Judenhauses nur in leisen, andeutenden Strichen gegeben, und die Darstellung folgte ihr hierin nach meiner Meinung fast zuviel. Eine stärkere Betonung würde „Christl Lenz" mehr zum szenischen Gegenstück von Georg Hermanns vor ein paar Jahren vielgelesenen, kulturell instruktiven „Jettchen Gebert" werden lassen, einem Roman, der ganz ähnliche Konflikte behandelt. Direktor Stollberg hatte dem Stück seiner Gattin eine fein abgetönte, manch vorzügliche Einzelleistung aufweisende Inszene zuteil werden lassen.

Lehárs „Zigeunerliebe" fand am Gärtnerplatz eine freundliche Aufnahme. In dieser „romantischen Operette strebt der er-

folgreiche Komponist der „lustigen Witwe“ über sein Genre hinaus, bietet aber das Beste doch da, wo temperamentvolle Tänze und Gesänge von weichem, schmachtendem Lyrismus am Platze sind. Wenn die Nixlein den Fluten entsteigen, um den Uebergang der Handlung vom „Leben“ zum „Traum“ zu verkünden, klingt es aus dem Orchester ganz rheintöchterlich und auch sonst findet sich, besonders im ersten Akt, manch' heroische Phrase, bei der Lehár sich nicht sonderliche Selbständigkeit zu wahren vermag. Die heiteren Episoden, welche die Textdichter in das ernster gehaltene romantische Libretto einstreuten, machen auf mich den Eindruck einer gewissen krampfhaften Lustigkeit, aber das Publikum quittierte mit dankbarem Applaus. Die sanglich nicht einfachen Aufgaben wurden größtenteils gut gelöst, und so erwies sich der Abend als recht unterhaltend.

Aus den Konzertsälen. Das Parsifalvorspiel mit angefügtem Schluß des dritten Aktes ließ Ferdinand Löwe im Abonnementskonzert des Konzertvereins erklingen. Die Wiedergabe durfte sich mit derjenigen messen, die uns Dr. Muck jüngst im Odeon mit dem Hoforchester geboten hatte. Durch einen Vorhang waren Kapelle und Dirigent den Augen der Hörer entzogen, um so für das fehlende, versenkte Wagnerorchester eine Art Ersatz zu bieten. Der Erfolg dieses Arrangements war nicht ungünstig. Die stärksten Eindrücke vermittelte uns die B-Dur-Symphonie Bruckners, die Löwe in glanzvoller Steigerung in durchaus zwingender Gestaltung aufbaute. Auch seine Interpretation von Liszts „Préludes“ war meisterhaft. Diese symphonische Dichtung wird ja viel gespielt, aber wenige Dirigenten wissen alle ihre klanglichen Reize zu entfalten. Löwe wurde von dem sehr stark besuchten Hause gebührend gefeiert. Auch in dem lebhaften Beifall, den Elisabeth Munthe-Kaas fand, darf die Kritik ohne Einschränkung einstimmen. Eine schöne Stimme, vorzügliche Schule, ein warm empfindender, natürlich schlichter Vortrag geben ihren Gesängen eine glückliche Harmonie. Sie singt deutsch und norwegisch mit gleicher Natürlichkeit und Frische. Ihr pianistischer Begleiter, Ruoff, erwies noch in den Eroica-Variationen seine hohe, künstlerische Kultur. Sehr sympathische Eindrücke hinterließ wieder der Liederabend von Leila S. Hölterhoff. Die blinde Sängerin besitzt schöne Mittel, denen besonders ein weicher Lyrismus gut liegt. Weniger Klangreiz besitzen die Stimmen von Nina Jacques-Dalcroze und Gertrude Taber. Die erstere verfügt über eine sehr fesselnde Vortragsweise, die besonders den Corneliusschen Brautliedern starke Wirkung brachte. Frl. Taber hatte außer Liedern von Tschaikowsky und Glinka ein ausschließlich französisches Programm, die Gesänge von Saint-Saëns, Berlioz und Massenet zeigten sich wirksamer wie diejenigen Faurés, Duparcs und Debussys. Der letztgenannte Stimmungskolorist kam auch mit drei Klavierstücken zu Worte, die E. Robert Schmitz mit Verve und Schwung interpretierte; zusammen mit dem Pariser Geiger Tourret, dessen Bogenführung großen Klangreiz aufweist, spielte Schmitz Dumergues „Fantasie-Sonate“, eine fesselnde Komposition von einer weichen, melancholischen Grundstimmung. Die Konzertpartnerin von Madame Jacques-Dalcroze, Marcelle Chéridjian-Charreij, ist eine Pianistin von reifem Können und schöner Gestaltungskraft. Vorzüglich spielte sie u. a. die Händel-Variationen von Brahms.

Verschiedenes aus aller Welt. Felix Nowowiejskis gewaltiges Oratorium „Quo vadis?“ wird auf dem im Juni unter dem Protektorat des Königs von Sachsen stattfindenden Lausitzer Musikfest in Bautzen aufgeführt werden. Chor und Orchester, aus 700 Mitwirkenden bestehend, leitet Direktor Biehle. Die Uraufführung fand vor zwei Jahren in Amsterdam statt, heuer wird das Oratorium dort wiederholt werden. Der Komponist wird in diesem Monat eine Aufführung in Neuyork leiten. Eine Wiedergabe in München war im Vorjahre geplant, ohne bis jetzt zur Tat geworden zu sein. Die Durchsicht der von Aloys Maiers Hofmusikverlagshandlung in Fulda herausgegebenen Partitur läßt die starken Erfolge als vollberechtigt erscheinen. Bei Gelegenheit wird näher auf das Werk einzugehen sein. — Pierre Maurices Oper „Mise Brun“ hatte in Weimar einen guten Erfolg. Der Komponist hat das vor einigen Jahren in Stuttgart uraufgeführte Werk völlig umgearbeitet. Die Handlung ist dramatisch wirksam, die Musik nach Berichten ansprechend und vielfach ergreifend. — Die Covent Garden Oper in London weist für die neue Saison wieder in der Hauptsache ein Wagnerprogramm auf. Die Direktion klagt über Schwierigkeiten in der Besetzung, da die deutschen Direktoren immer weniger geneigt wären, ihre guten Kräfte zu beurlauben. In Deutschland hat man von der Einschränkung der Urlaubssucht unserer Stars leider noch wenig verspürt. — Eine Gesamtausgabe von Karl Maria von Webers Briefen wird bei Breitkopf & Härtel erscheinen. Der Herausgeber Dr. Gg. Kaiser, Dresden-A., bittet Besitzer von Briefen des Meisters um zeitweise Ueberlassung. — Im Mannheimer Neuen Theater fand die Uraufführung von Korloffskys Mimodrama „Gonipputra“ starken Beifall. Die exotisch-charakteristische Musik F. Gellerts wird gelobt. — Gute Aufnahme fand in Wiesbaden: „Das Testament“ von Ganghofer. Die Dorfkomödie schildert mit derbem Humor einen sterbenden Großbauern, der seine Erben zum Besten hält. — In Köln hatte Aug. v. Othegravens Operette „Poldi's Hochzeit“ einen großen Erfolg. Das Werk neigt mehr der komischen Oper zu, die Feinheit der Faktur und die graziöse Melodik finden günstige Beurteilung. — Vor Gericht erklärte der Direktor des Mitteldeutschen Städtebundtheaters, er habe in diesem Winter bereits ein Vermögen eingebüßt und führe sein Unternehmen nur zu Ende, um sein Personal nicht während der Spielzeit dem Elend preiszugeben. Aehnliche Klagen mehren sich in letzter Zeit in erschreckendem Maße. Als Hauptgrund für die Theaterkrise wird das Emporkommen der Kinematographen bezeichnet. Auch aus Belgien wird berichtet, daß die Bühnen dem Wettbewerbe des Lichtspieles nicht gewachsen sind. Mehrere Theater in Brüssel und zwei Bühnen in Lüttich mußten ihre Tätigkeit einstellen. Unter den Schauspielern herrscht große Not. — In Halberstadt wurde das vieraktige Intrigenspiel von K. Neurode: „Im heiligen Rußland“, das in spannender Handlung Vorgänge in der Diplomatie entwickelt, mit viel Beifall aufgenommen. — Zum hundertsten Geburtstage Friedr. Hebbels werden in der schleswig-holsteinischen Heimat des Dramatikers größere Gedenkfeiern stattfinden. — Das Passionsspiel in Erl im Unterinntal wird im Mai seine Aufführungen beginnen. Die Regie liegt in den Händen von Dr. P. Expeditus Schmidt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Debatten über die vom Reichsbankpräsidenten beabsichtigten Massnahmen zur Herbeiführung von grösseren Krediteinschränkungen bilden das Hauptthema bei der Beurteilung der deutschen Börsenverhältnisse. Die Mitglieder der Berliner Stempelvereinigung — sämtliche Grossbanken und angesehene Privatbankhäuser Berlins — hatten in dieser Angelegenheit bereits wiederholt Beratungen, ohne jedoch vorerst irgendwelche greifbare Abwehrmittel zu finden. Für die Entwicklung von Deutschlands Handel und Industrie bleibt natürlich diese Angelegenheit von wichtigster Bedeutung. Die nächste Zeit wird darüber entscheiden, ob unsere Wirtschaftsfaktoren eine scharfe Einschränkung erfahren sollen. Jedenfalls ist nicht zu verkennen, dass die vom Reichsbankpräsidenten ausgegangene Mahnung von enormer Wichtigkeit für unsere wirtschaftliche Zukunft ist. Es ist bekannte Tatsache, dass gerade Handel und Industrie, sowie unsere Börsenfaktoren den grössten Teil der Bedürfnisse am Geldmarkt absorbieren. Eine langsamere Entwicklung unserer hochgespannten industriellen Konjunktur kann für den weiteren Werdegang derselben nur von immensem Vorteil sein. Insbesondere bedarf unser Geldmarkt der grössten Schonung. Man erinnert sich nicht gerne der vergangenen Monate, in denen unsere Geldmarktverhältnisse harte und schwierige Tage durchgemacht haben. Als weitere vorsichtige Beobachtung der Geldmarktlage ist auch seitens der Reichsbankleitung der Umstand in Betracht zu ziehen, dass im Gegensatz zu früheren Jahren am Diskontmarkte eine durchwegs stabilere und gleichmässigere Diskontpolitik vorherrschend ist. Der momentane hohe Diskontsatz von 5 Prozent und die dadurch verursachte Geldversteifung am offenen Markte haben neuerdings das Ausland zur Geldhergabe nach Deutschland animiert. London, Paris und Amerika haben trotz des im Vorjahre offenkundig gezeigten Misstrauens grosse Geldsummen nach Deutschland offeriert. Trotzdem ist die Reichsbank bedacht, die Liquidität der Geldmittel zu erhöhen und anscheinend vorerst nicht gewillt, an eine Diskontreduktion zu denken. Der Privatsatz an den Börsen und die Ultimoversorgung zeigten in den letzten Tagen immerhin noch grossen Geldbedarf. Auch die politische Lage gab den Börsen zu manchen Bedenken genügend Anlass. Die unerfreuliche Entwicklung des italienisch-türkischen Krieges, speziell die Befürchtung, dass eventuell Frankreich gegen Italien scharfe Einwendungen bringen werde, verstimmten ganz besonders. Die vielseits gehegten Erwartungen, dass die europäischen Grossmächte Friedensvermittlungen erfolgreich durchführen würden, scheinen sich nicht zu erfüllen. Die schwierigen Verhandlungen hinsichtlich der grossen Arbeiterbewegungen in England und die Gefahr, dass auch Deutschland durch diese Kohlenarbeiterstreiks zu leiden haben wird, musste natürlich gleichfalls zu der grossen vorherrschenden Reserviertheit der Börsen beitragen. Die Depeschen über die industrielle Entwicklung der amerikanischen Verhältnisse lauteten ebenfalls wenig erfreulich. Die deutschen Börsen befleissigten sich daher durchwegs einer grossen Zurückhaltung, welche verstärkt wurde, als auch vom Inland verschiedentliche Momente ungünstiger Natur sich dazu gesellten. Grosse Verkäufe in Industrieaktien konnten nur bei erheblichen Kursverlusten vorgenommen werden. Die glatte Erledigung der Ultimogeschäfte brachte vermehrtes Leben an die deutschen Börsen. Aufsehen erregend blieb der vorübergehende scharfe Kurssturz der Hohenloheaktien, hervorgerufen durch die Angriffe infolge der Vorgänge im Fürstenkonzern. Auch Deutschbankaktien hatten im Einklange mit diesen Vorkommnissen durch grosse Abgaben Kursrückgänge aufzuweisen. Die durchaus günstigen Abschlussziffern der neuerdings bekannt gewordenen Bilanzergebnisse von Berliner Grossbanken gaben jedoch der Börse Veranlassung, die Marktlage ruhiger und zuversichtlicher zu beurteilen. Ueber die Erneuerung des Stahlwerksverbandes liegen gleichfalls optimistische Anschauungen vor. Die Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. veröffentlicht ihr Jahresergebnis pro 1911 mit einem erheblich höheren Reingewinn als im Vorjahre. Man glaubt, dass auch die demnächst weiters bekannt werdenden Abschlussziffern der Montan- und der gesamten deutschen Industriegesellschaften im grossen ganzen ein gleich günstiges Bild aufweisen werden. Die scharfe Steigerung des Privatdiskontsatzes an der Berliner Börse auf $4^1/_2$ Prozent verursachte neuerdings auf allen Gebieten eine durchaus flaue Tendenz. Besonders der seither schon vernachlässigte Anlagemarkt hatte unter dieser Geldversteifung zu leiden.

M. Weber.

Der Aufsichtsrat der **Nationalbank für Deutschland, Berlin** beschloss aus dem Reingewinn von 9,154,554 *M.* die Verteilung einer Dividende von **7** %, wie im Vorjahre, vorzuschlagen. Der verfügbare Reingewinn für 1911 ist dabei um über 1/2 Million grösser als im Vorjahre. Die einzelnen Bilanzziffern, sowie die Ausführungen im Geschäftsberichte der Bank machten auf die Börse den besten Eindruck.

M. W.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Der Maler P. Rudolf Blättler. Ein moderner Fiesole. Von Dr. P. Albert Kuhn, O. S. B. Biographie, mit Titelbild, 70 Tafeln mit Illustr. und mit Bildern im Text, total 415 Darstellungen. 148 S. Lex.-Oktav. Brosch. *M.* 18.—, geb. *M.* 20.—. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

Briefe über einen deutschen Roman. Julius Rodenberg an Enrica von Handel-Mazzetti. Anhang: Die Schlußkapitel der Armen Margaret nach dem Erstabdruck in der Deutschen Rundschau. 8°, 171 S. Geh. *M.* 2.—, geb. *M.* 3.—. (Verlag Kösel, Kempten und München.)

Das Evangelium nach Matthäus. Von E. Dimmler, kl. 8°, XXII u. 434. (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag GmbH.) Geb. *M.* 1.20, *M.* 2.40 und *M.* 4.80.

Kurze Predigten für Kinderkommunionen, namentlich die erste. Von Pfr. J. Vogtt. 60 Pf. (Dülmen i. W., A. Laumann.)

Venite ad me omnes! Eucharistische Predigten von Hieronymus Bayer. *M.* 2.—. (Dülmen i. W., A. Laumann.)

Mädchenschutz und Mädchenhandel. Für Mütter, Väter, Seelsorger, Erzieher, Dienstherrschaften und für gefährdete reife Mädchen. Von einem Priester. 8°. 87 S. 60 Pf. (Donauwörth, Ludwig Auer.)

Die Keuschheitsideen in ihrer geschichtlichen Entwicklung und praktischen Bedeutung von Dr. Joseph Müller. *M.* 4.—. (Straßburg i. E., Carl Bongard.)

Preissteigerung und Reallohnpolitik. Von Stephan Bauer und Irving Fisher. (Sonderabdruck aus 1. Bd., 4. u. 5. Heft der Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung.) (Berlin, Julius Springer.)

„Männerapostolat" (Kernfrage der Männerseelsorge). Von Dr. Hermann Sträter. Klein 8°., 25 Pf. (Kevelaer, Butzon & Bercker.)

Der kleine Kommunionunterricht in ausgeführten Katechesen oder Der Kommunionunterricht für Kinder, welche vor der feierlichen ersten Kommunion privatim zur heiligen Kommunion gehen. Von Oskar Witz. 8°. 82 S., brosch. M 1.—. (Saarlouis, Hausen & Co.)

Die öftere und tägliche Kommunion. Von Julius Lintelo, S. J. Deutsche Bearbeitung für gebildete Jungfrauen. 20 Pf. (Saarlouis, Hausen & Co.)

Das Ideal der katholischen Sittlichkeit. Von Dr. B. Strehler. Eine apologetische Moralstudie. Kart. M 1.50. (Breslau, G. P. Aderholz.)

Praktische Jugendpflege im Sinne des Ministerialerlasses vom 18. Januar 1911. Ein vereinfachtes Sparsystem für Fortbildungsschulen, Gesellen- und Jugendvereine. 30 Pf. (Essen-Ruhr, Joseph Reinirkens.)

Das goldene Buch der Familie. Allgemeinverständliches Universalwerk über alle familienrechtlichen, familiengeschichtlichen und bürgerrechtlichen Fragen. 432 S., Format 15 × 23 cm Geb. M 10.—. (Düsseldorf-Gerresheim, Heraldisch-Genealogische Gesellschaft m. b. H.)

Die katholische Heidenmission im Schulunterricht. Hilfsbuch für Katecheten und Lehrer. Von Friedrich Schwager. M 2.—. (Steyl, Post Kaldenkirchen Rhld., Missionsdruckerei.)

Aachen als Stadt der deutschen Katholiken. Von Max Roeder. 25 Pf. (Aachen, C. van Gils Westdeutsche Vereinsdruckerei.)

Ludwig Steub, Gesammelte Novellen. Herausgegeben zu dem am 20. Februar stattgefundenen 100. Geburtstag Ludwig Steubs. M 2.50. (Stuttgart, A. Bonz & Comp.)

Das Abendmahl im Neuen Testament. Von Professor Dr. W. Koch. 60 Pf. — **Das Selbstbewußtsein des Gottessohnes.** Von Privatdozent Dr. Fritz Tillmann. M 1.—. Heft 10 u. 11/12 der „Biblischen Zeitfragen". (Münster i. W., Aschendorff.)

Das Breviergebet nach der Konstitution Pius' X. „Divino afflatu". Von Regens B. Rasche. 50 Pf. (Paderborn, Bonifazius-Druckerei.)

Roswitha von Gandersheim, die erste deutsche Dichterin. Von Joh. Schneiderhan. M 2.60 (Paderborn, Bonifazius-Druckerei.)

Die geheime und öffentliche Prostitution in Stuttgart, Karlsruhe und München mit Berücksichtigung des Prostitutionsgewerbes in Augsburg und Ulm, sowie den übrigen größeren Städten Württembergs. Von Dr. A. Aeher. M 6.—. (Paderborn, Ferdinand Schöningh.)

Wilhelm Kotzde: Und deutsch sei die Erde. Aus der Zeit deutscher Größe. Mit Bildern von Fr. Staffen 138 S. Geb. M 3.—. (Mainzer Volks- und Jugendbücher Bd. XVII, Jos. Scholz in Mainz.)

Der I. Schweizerische katholische Caritaskongreß am 12. und 13. September 1911. Gedenkblätter von Dr. A. Hättenschwiller. M 3.50. (Stans, Hans von Matt & Cie.)

Bericht über das Wirken und den Mitgliederstand des Kunstvereins München während des Jahres 1911. (München, Galeriestraße 10, Kunstverein.)

Das Versicherungsgesetz für Angestellte. Von K. Meinel. M 1.80. (München und Berlin, J. Schweitzer, Verlag.)

Handbuch der Paramentik. Von Joseph Braun, S. J. Mit 150 Abbildungen. Gr. 8° (XII und 292 S.). M 6.50, geb. M 7.60 (Freiburg i. B., Herder.)

Die Mysterien des Christentums. Nach Wesen, Bedeutung und Zusammenhang dargestellt von Professor Dr. Matth. Joseph Scheeben. Bearbeitet von Dr. Arnold Rademacher. Gr. 8° (XXIV 692). M 8.40, geb. M 10.—. (Freiburg, Herder.)

Joseph Kardinal Hergenröthers Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte. Neu bearbeitet von Professor Dr. Johann Peter Kirsch. Erster Band: Die Kirche in der antiken Kulturwelt. Mit einer Karte: Orbis christianus saec. I—VI. (Theologische Bibliothek.) (XIV u. 748). Gr. 8°. M 11.40, geb. M 13.—. (Freiburg, Herder.)

Zitaten-Apologie oder christliche Wahrheiten im Lichte der menschlichen Intelligenz. Christliches Vademekum für die gebildete Welt. Von Prof. Dr. Theodor Deimel. 12° (XVI u. 356). M 2.40, geb. M 3.—. (Freiburg, Herder.)

Ein neues Missions-Seminar wurde gegründet von der Kongregation der Pallottiner in Masio, in einer sehr gesunden und schönen Gegend Piemonts (Italien) behufs Ausbildung von Missionären für Nord- und Südamerika zur Hebung des dortigen großen Priestermangels. Es werden dort gutbegabte Knaben bis zum 15. Lebensjahre aufgenommen, welche einen ausgesprochenen Beruf zum Priesterstande und Missionsleben bekunden. Der Studiengang entspricht dem unserer deutschen Gymnasien. Mit der Leitung dieses neuen Unternehmens wurde der frühere General der Pallottiner, P. Max Kugelmann, betraut. Anmeldungen sind an ihn zu richten; auch werden dort Handwerker als Brüder aufgenommen.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.60 (2 Mon. M. 1.75, 1 Mon. M. 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 11. München, 16. März 1912. IX. Jahrgang.

Tschenstochau.

Nebst Kehrseite für Pharisäer.

Von Dr. Joseph Eberle, Friedrichshafen-Ailingen.

Nun hatten die nach Pikanterien pirschenden Herren der großen Presse wieder eine Sensation ersten Ranges. Eine Woche lang Primastoff für lange Zeitungsspalten und für die Reklame-Telegrammtafeln an den öffentlichen Plätzen. Eine Woche lang Kaviar für blasierte Kaffeehausjünglinge und gelangweilte Blaustrümpfe. Eine Woche lang Argumente für die in Mode gekommenen Religionsspötter und Kirchenhasser. Eine Woche lang Anregungen für Witzblattzeichner und Variétésänger. Herzchen, was willst du denn mehr?

Die Sache ist ja nicht alltäglich, und der Christenmensch und speziell der Katholik kann sie nicht ohne großen Schmerz erzählen. Ein Kloster, unter dessen Konventualen sich Diebe finden und ein Mörder; ein Kloster, in dem die Disziplin so locker, daß einzelne Mitglieder Vergnügungsreisen machen, Privatgelder häufen, Liebschaften unterhalten, die herben Zellen in Stätten häßlicher Orgien wandeln können — das ist für das moderne kritische Empfinden etwas Unerhörtes. Man wünschte, diese Macoch und Zalog, diese Rejmann und Krzyzanowska wären nicht Wirklichkeit, sondern Phantasiefiguren in irgendeinem modischen Schauerroman. Man gönnt diesen Klosterschändern von Herzen die Strafe, die sie nun ereilt hat, und Berufene werden der kirchlichen Obrigkeit empfehlen, auf gewissen Gebieten künftig noch strenger und wachsamer zu sein.

Aber die Sache ist trotz alledem entfernt nicht wert, in der Weise, wie es geschieht — man sehe z. B. die Berliner und Wiener Presse — zum spectaculum mundi gestaltet zu werden. Es ist anormal, wenn über hundert Spezialkorrespondenten und über ein Dutzend Spezialzeichner und Spezialphotographen aus aller Welt im Petrikauer Gerichtssaal sich einfinden, um die Mönchsaffäre zur chose célèbre des Jahres zu machen. Und die Damen der russischen Beamtenaristokratie, die eigens aus Lodz, Warschau und Petersburg in großer Toilette anrücken, um alle bösen Intimitäten des Prozesses zu erhaschen und sie hernach an vergnügten Teeabenden als Konversationsdelikatesse abzusetzen, gehören — milde gesagt — in ein Nervensanatorium.

Daß in einem kirchlichen Institut, welches unter russisch, allzurussischem Milieu leidet, und in welchem zweifelhafte Elemente gegen die ernsten Reformversuche der Kurie staatliche Protektion genießen — einmal Schlimmes passieren kann, das sollte jene, denen das nil humani a me alienum puto doch sonst theoretisch und praktisch geläufig, nicht so ganz aus dem Häuschen bringen. In allen Herden gibt es räudige Schafe, in allen Ständen Nichtsnutze, in allen Priesterorden Judasse. Das ist doch nichts Neues. Die allgemeinen Deduktionen gegen das Mönchtum aber, die jetzt wieder durch den Blätterwald schwirren, die schlechthinige Verurteilung alles Klosterwesens ohne Rücksicht auf die ungezählten Edelmenschen, die doch auch neben den gelegentlichen bösen Früchten auf dem Klosterboden wachsen und als Gelehrte, als Beter, als Pioniere der Zivilisation oder als Wunden verbindende Engel in Lazaretten ihre Lebenskräfte verbrauchen — ich sage, dieses absolute Anathema ist genau so falsch, wie wenn einer Christum und die elf getreuen Jünger wegen des einen Ungetreuen Judas Ischariot verdammen wollte.

Bei den Herren der modernen Großpresse wirkt die Entrüstung zudem lächerlich. Sie gefallen sich in der Maske moderner Propheten und sind doch nur Herolde verdorbenen Geldkönigtums. Der Presse, deren politische, wirtschaftliche, künstlerische Referate unendlich oft nicht Niederschlag unbeirrter Ueberzeugungen, sondern bezahlte Reklamen sind, der Presse, welche im Inseratenteil Wahrsagerei und Magie, Kurpfuschertrug und Stellenschacher, Kuppelei und Börsenpapierschwindel ins Ungemessene protegiert — der Presse steht die Rolle des moralischen Weltenrichters äußerst schlecht. Noch schlechter als die des ethischen Präzeptors der Auguren im antiken Rom.

* * *

Sagen wir es ganz offen, ohne die obligate Reserve verschüchterter Akademiker: Der ganze Tschenstochau-Rummel ist der Hauptsache nach wiederum nur eine widerliche Mache des internationalen Pressejudentums. Eine Mache nach altem bewährtem Rezept.

Das Refom-Judentum besitzt die Suprematie im modernen Pressebereich: es besitzt oder beherrscht nicht nur alle großen Telegraphenagenturen, sondern auch den größeren Teil der großstädtischen und vor allem der weltstädtischen Presse. (Interessenten verweise ich auf die Einzelangaben in meinem im nächsten Monat erscheinenden Buche: „Großmacht-Presse".) Diese Suprematie benützt das Judentum in instinktiver Abneigung gegen Christentum und christliche Institutionen dazu, die Oeffentlichkeit zwar unter groben Uebertreibungen und frivolen Reflexionen über alles Sündige und Verfehlte im Christenreich aufzuklären, ihr aber nie etwas von dem Idealen und Starken, von den spekulativen und ästhetischen Werten, den caritativen und erzieherischen Kräften ebendort zu sagen. Sodaß man immer wieder des Spruches gedenkt: Es gibt Käfer, die im Mai, wenn alles grünt und blüht, doch dem Kot auf der Landstraße zufliegen, und so gibt es Menschen, die immer nur das Verfehlte sehen, die etwa, wenn sie vor dem Kölner Dom stünden, in erster Linie nach dem Staube in den Hohlkehlen fahndeten, für das Grandiose der Gesamtarchitektur aber kein Auge und keine Seele hätten.

Das Häßliche solcher einseitiger Stellungnahme der herrschenden Judenpresse wird ins Unerträgliche gesteigert durch die Tatsache, daß der Hyperkritik gegenüber den „Feinden" ein schlimmes Vertuschungssystem im Dienste der „Freunde und Genossen" entspricht. Konkreter: Der Tschenstochau-Rummel und alles Poltern der herrschenden Presse gegen gelegentliche Frevel im Christenlager ist deshalb so widerlich bis zur Unerträglichkeit, weil er von Leuten ausgeht, die nie ein Wort über viel größere Vergehen im Judenlager verlieren. Weil er von Leuten ausgeht, die Entrüstung nur gegenüber der chronique scandaleuse christlichen Adels und Priestertums kennen, angesichts von Lumpereien jüdischer oder dem Judentum huldigender Kapitalisten und Literaten sich aber mausestill verhalten.

Vielleicht ist es gut, diesen Punkt etwas näher für die zu betonen, welche mit den Anschauungen der herrschenden Presse durch dick und dünn gehen und uns, von ihren „Evangelisten" aufgepeitscht, in diesen Tagen schadenfrohe Vorhalte wegen der Vorgänge im russischen Kloster auf Jasna Gora machen.

Harden hat gelegentlich die Sachlage an der Hand verschiedener Beispiele wunderbar beleuchtet. Als die tonangebende Presse wieder einmal einen Skandal in christlichen Adelskreisen schamlos ausbeutete, schrieb er ihr folgendes ins Stammbuch: „Als nach den Milliardenjahren selbst in der leidenschaftslosen deutschen Menschheit der Haß gegen das schamlos raubende Gründertum [nach Glagau waren 90% der Schwindelgründungen jüdisch!] aufloderte, wurden der erregten Menge die paar hochadeligen Gründer gezeigt, die Lasker [Jude] entlarvt hatte, und deren Beute,

im Vergleich mit jener der bürgerlichen Börsenbanditen doch nur unbeträchtlich genannt werden konnte. Als die Londoner Stockjobber einen großen Fischzug gemacht hatten, erschienen in der „Pall Mall Gazette“ die Artikel über den von Hochtories erpreßten Jungfrauentribut. Als am Anfang der neunziger Jahre in Preußen die Taten der Sommerfeld (Juden), des Herrn Anton Wolff (Jude) und seiner Konsorten ruchbar wurden, wiesen die Zeitungsbedienten der Flatterfahrer und Depotdiebe auf die Greuel der Wechselreitschule und riefen: „Jenen gleicht kein ehrbarer Kaufmann!“ Da sind die Namen der Kröcher, Arnim, Zedlitz, Schwerin, Kardorff, Roon und Puttkammer ins Spiel und unter die Spieler gekommen. Weiber und Karten! Und nun großes Hallo, große Entrüstung in den Blättern. Die „Vossische Zeitung“ (jüdisch) schrieb: „Das Hundert Zeugen, das zu diesen Verhandlungen geladen war, bildet nur einen Bruchteil jener aristokratischen Gesellschaft, die sich mit Spielern, Hochstaplern und Wucherern einläßt, jener Welt, in der jeder den anderen zu rupfen sucht, um schließlich selbst gerupft zu werden. Da schilt man auf die Wucherer: aber sie sind nur wie die Hyänen und die Geier: sie erscheinen nur dort, wo sie Fäulnis wittern. Und wenn der junge Landwirt, der gut zu leben, aber nicht gut zu wirtschaften versteht, in immer größere Schwierigkeiten gerät, so tritt er dem Bunde der Landwirte bei und verlangt die Ablösung der Grundschulden vom Staat.“ — Nun sind gewisse Lumpereien im Adel ja schlimm. Aber spielen etwa nur Offiziere, handeln nur sie gegen braune und blaue Scheine Frauenfleisch ein? Du lieber Himmel, der Durchschnittsoffizier, sogar in Reiterregimentern, und überhaupt der Durchschnittsadelige führt in Preußen ein kümmerliches Leben, pumpt sich, bei kargem Familienzuschuß, seufzend bis zur Heiratsecke durch und genießt von den Luxusgütern dieser Erde nur, was die Kaufkräftigeren ihm übriglassen. Jeder Erwachsene kennt in Berlin die bourgeoisen Klubs, wo Partien um 3000 ℳ kaum noch beachtet werden, und die höchst ehrwürdigen, mit Titeln, Orden und Ehrenämtern beladenen Greise, die berühmten Theatermädchen Kleider, Schmuck, Pferde und Wagen bezahlen. Jeder kann die Namen nennen — gute Börsennamen, gut in Shylocks Sinn —, die sich vor aller Augen besonders eng mit denen der Barrisons, der Otero und der Petit verbanden. Jeder weiß, daß die Berliner Kupplerinnen nicht von Offizieren und Agrariern leben, und daß auf dem Fleischmarkt die Kavaliere und Kavalleristen gegen bourgeoise Nestoren nicht aufkommen können, deren makellos reiner Wandel an Geschäftstagen laut gepriesen und offiziell belohnt wird. Dieses Geheimnis der Dachspatzen darf aber nicht verraten werden. Was würden die bösen Sozialdemokraten und die noch ruchloseren Antisemiten dazu sagen? Deshalb wird von dem Handeln und Wandeln der Herren Max Arendt (Jude), der die Börsenkunden bestahl und die kaum flügge gewordenen Ballettkinder unter seine Fittige nahm, nur flüchtig als von dem Treiben eines lockeren Gesellen im Stil des seligen Sommerfeld gesprochen und der breiteste Raum in den Blättern den Herren von Kayser, von Kröcher, von Schachtmeyer nebst adeligen Hasardgenossen reserviert. Sonst könnte die Kunde Glauben finden, daß zwar jeder herrschenden Klasse die Korruption naht und nahen muß, daß aber so schnell und völlig noch nie eine Herrscherklasse korrumpiert worden, wie die der behenden Bankiers!“

Das ist's! Und Hardens Ausführungen ergänzend frage ich die Leser und Nachbeter der herrschenden Presse beispielshalber: Ihr, die Ihr von der herrschenden Presse „je öfter desto besser“ über alle vergangenen und gegenwärtigen Sünden der Kirche unterrichtet werdet, erfuhret Ihr in derselben Presse Entsprechendes und entsprechend oft z. B. über die alten Praktiken der Juden-Bankhäuser Rothschild? Daß die Gründer ihren Reichtum ins Unglaubliche dadurch wachsen ließen, daß sie beinahe sämtlichen Staaten Geld liehen, dann die Obligationen zu höherem Kurs absetzten, jetzt den Kurs plötzlich warfen, die wertlosen Papiere nunmehr wieder einkauften, wieder steigen ließen und verkauften? Nein! — Erfuhret Ihr aus der herrschenden Presse, daß der letztes Jahr verstorbene Wiener Rothschild noch im Oktober 1895 einen solchen Fischzug inszenierte, d. h. mittelst frivoler Reklame im Inseraten- und Textteil der Zeitungen Spielpapiere glänzend offerierte, gegen Einlage von Wertpapieren verausgabte, die Kurse der Spielpapiere steigerte, bis etwa 100 Millionen Sparkapital deponiert waren, dann die Kurse plötzlich stürzte, einen Krach verursachte, der die Einleger um ihr Geld brachte und ihm auf einen Schlag 70 Millionen Gewinn? Nein! Habt Ihr aus der herrschenden Presse von demselben Wiener Rothschild erfahren, daß er, um die schöne Schauspielerin Helene Odilon sich zu gewinnen, durch zwei bestochene jüdische Aerzte deren Gatten, den Komiker Girardi, für verrückt erklären und in eine Irrenanstalt werfen ließ? Nein! Habt Ihr erfahren, daß derselbe Rothschild trotz seines auf 2—10 Milliarden geschätzten Vermögens ein Geizhals war, nach Angabe der jüdischen Kultusgemeinde in Wien für caritative Zwecke jährlich im Durchschnitt höchstens 50,000 Kronen spendete, aber weder für ein jüdisches Gemeindehaus, noch für einen anständigen Tempelbau einen Kreuzer gab? Nein! Die herrschende Presse wußte nur, daß er mit Familiensorgen und Seelenleiden bedacht war.

Und wie stellte sich seinerzeit die Großpresse zur Panama-affäre! Ein Politiker schrieb darüber also: „Was im Panama-skandal an Korruption, an Zerrüttung aller Verhältnisse, an Verheerung des Volkswohlstandes geleistet wurde (Hauptschuldige waren die Juden Arton, Herz und Reinach), war nicht wenig. Wo aber blieb die Empörung, die unerbittliche Verfolgung der Schuldigen? Aus unseren liberalen Zeitungen konnte man kaum den Betrag der unterschlagenen und vergeudeten Summen erfahren, alle Einzelheiten wurden sorgsam verschwiegen, weil die Sache ja schließlich nur Frankreich angehe.“

Und erfahrt Ihr gegenwärtig aus der herrschenden Presse Entsprechendes über die Skandale in Portugal? Daß viele hunderte Priester dort in dumpfen Kerkerlöchern schmachten, bloß deshalb, weil sie der Kirche Treue halten? Daß die Regierungskreaturen der vom Judentum beherrschten Loge Verbrechen gegen Ehre und Recht dulden, gegen die die Dinge in Tschenstochau verschwindender Kleinkram sind? Nein!

Gut, so mißtraut überhaupt dem Richtertum Eurer Propheten. Laßt das sensationssüchtige Gebaren, das große Anathema, das Sichentrüsten und Moralisieren der Urkomödianten auf sich beruhen.

Seht die Affäre von Jasna Gora natürlich und erinnert Euch angesichts des tollen Lärms der herrschenden Hetz- und Sensationspresse an ein Diktum von Eduard von Hartmann: „Aus kulturgeschichtlichem Gesichtspunkt kann man der Vorsehung nicht genug danken, daß sie uns die Juden gegeben hat, um das Ansehen der Presse desto schneller zu ruinieren und desto rascher zu dem Punkte zu führen, wo selbst der Bauer nichts mehr von dem glauben wird, was in der Zeitung steht, bloß deshalb, weil es in der Zeitung steht.“

Für die guten Christen aber mag der Tschenstochau-Rummel Anlaß zu gesteigerter Arbeit für Verbreitung gesunder Presse sein. Damit endlich jener Zustand verschwindet, wo etliche jüdische Geldleute nur auf einen Knopf zu drücken brauchen, um zu bewirken, daß die ganze große Presse vom Tajo bis zur Newa, vom Aetna bis zu den Fjorden Norwegens, einen Klosterskandal zum Weltereignis aufbauscht und zum Anlaß unabsehbaren Spottes und Hohnes gegenüber den Kreuzesbekennern macht.

Freiherrn v. Hertlings Programm.

Von M. Geßner, München.

Am 5. März ergriff der neue bayerische Ministerpräsident, Frhr. von Hertling, in der Abgeordnetenkammer vor Eintritt in die Tagesordnung das Wort zur Darlegung des Programms des neuen Ministeriums. Ueber die Aeußerlichkeiten dieser Rede etwas zu sagen, ist überflüssig. Daß sie alle Vorzüge aufweisen würde, die man bisher an Hertlingschen Reden kannte, war selbstverständlich. Wir skizzieren daher hier kurz den Inhalt:

Der Ministerpräsident stellt sich vor: Ein neuer Mann, aber kein unbeschriebenes Blatt. Charaktervoll bekennt er sich zu seiner Vergangenheit. Von dem, was er in langen Jahren im Reichstag zu Fragen der inneren und äußeren Politik sagte, von den Gedanken, die er in schriftlichen Arbeiten über Staat, Monarchie und Freiheit zum Ausdruck brachte hat er „nichts zu verheimlichen, nichts zurückzunehmen“. Die ihm unerwartet zugefallene Aufgabe faßt er so auf, daß er und die übrigen Minister durch das Vertrauen der Krone berufen sind. Die Minister sind die Männer des Vertrauens des Herrschers, die verantwortlichen Vertreter seines Willens. Für die Berufung gibt es keine Verantwortlichkeit der Krone gegenüber dem Landtag. Alle Erzählungen und Kombinationen über die Vorgeschichte des Minister-

riums gehören ins Reich der Fabel. Sie sind zurückzuweisen als Versuche, Mißtrauen zu säen gegen die Krone.

In diesen Bemerkungen ist auch schon der Versuch, das Ministerium als parlamentarisches hinzustellen, entsprechend gekennzeichnet, aber der Ministerpräsident erklärte weiterhin ausdrücklich, in Bayern werde nicht parlamentarisch, sondern konstitutionell regiert. Die Minister sind nicht Beauftragte der Parlamentsmehrheit, sondern des Herrschers, und auch der einzelne Minister ist nicht Vertreter einer einzelnen Partei. Wenn der Ministerpräsident auch bis zu seiner Berufung Vorsitzender der Zentrumsfraktion des Reichstags war, so hat er doch mit diesem Tage aufgehört, Mitglied einer politischen Partei zu sein. Natürlich sei es kein normaler und gesunder Zustand, wenn Parlamentsmehrheit und Regierung sich feindlich gegenüberstehen, wenn auch das konstitutionelle Staatsrecht den Versuch, gegen die Mehrheit zu regieren, nicht ausschließe. „Ob ein solcher Versuch jemals unternommen wurde, in irgendeinem Lande, zu irgendeiner Zeit und mit welchem Erfolge, das haben wir nicht zu erörtern", fügte der Ministerpräsident hinzu, und viele scheinen es als Anspielung auf eine nicht zu ferne Vergangenheit und auf ein noch näheres Land aufgefaßt zu haben. Die Regierung werde sich gern auf eine möglichst breite Basis stützen, erklärte Frhr. v. Hertling weiter und lud dann, in Anknüpfung an die Thronrede, die bürgerlichen Parteien zu gemeinsamer positiver Arbeit ein.

Und nun wurden die Grundsätze der Regierung dargelegt unter Voranstellung des Satzes: Das Ministerium ist homogen und will es sein. Wenn es auch nicht vom Willen eines einzelnen beherrscht ist, so ist es doch beseelt von einem einheitlichen Willen. Das Ministerium ist konservativ, d. h. es will die Autorität des Staates erhalten, hochhalten, stützen. Keiner auf dem Boden der Verfassung stehenden Partei wird die Regierung ein Hindernis bereiten, aber das Streben, Bayern in eine Republik umzuwandeln, ist ausgeschlossen, eine Partei, die das unternähme, würde außerhalb der Verfassung stehen. Vor allem ist es Pflicht der Beamtenschaft, in ihrem Wirkungskreise für die staatliche Ordnung einzutreten. Ferner will die Regierung erhalten den gesunden Kern unseres Volkes und das, was damit zusammenhängt: „Wie es ewig gültige Wahrheiten gibt, so gibt es ewig gültige Werte. Und dazu gehört das Christentum und die christliche Religion. Zu diesem Christentum, zu dieser christlichen Religion bekennt sich die überwiegende Mehrheit des bayerischen Volkes. Diese christliche Religion soll geschützt und erhalten werden, und sie wird nach wie vor die Grundlage unseres gesamten Erziehungswesens bilden." Dabei wird die Regierung beiden christlichen Bekenntnissen mit gleicher Gerechtigkeit gegenüberstehen: „Wenn Sie nun gestatten, eine persönliche Note anklingen zu lassen: Ich habe meinerseits niemals ein Hehl daraus gemacht, daß ich ein treuer Sohn meiner, der katholischen Kirche sein will. Ich habe kein Hehl daraus gemacht zu einer Zeit, da etwas anderes vielleicht bequemer gewesen wäre, als ich in den Kulturkampfsjahren Privatdozent in Bonn war. Ich denke nicht daran, das heute zu ändern, wo ich an dieser Stelle stehe. Aber, meine Herren, auch das andere hat mich stets erfüllt, auch davon bin ich stets durchdrungen gewesen, daß mit der Hochhaltung der eigenen Ueberzeugung die Achtung vor fremden Ueberzeugungen verbunden sein müsse. Das ist nicht nur die Pflicht eines höflichen Mannes, sondern das ist für uns in Deutschland eine bittere politische Notwendigkeit."

Was die Stellung Bayerns im Reiche angeht, so will Frhr. v. Hertling den Spuren des Grafen Podewils folgen. Er will wie jener den Reichsgedanken pflegen und im Bundesrat für die Interessen und Rechte Bayerns eintreten. Wie Graf Podewils will er die Vorlagen prüfen ohne Rücksicht auf die Parteiverhältnisse, ohne sich freilich für Vorlagen ins Zeug zu legen, die keine Aussicht auf Annahme haben. Bayern wird nach wie vor für des Reiches Größe und Weltstellung eintreten, aber die Finanzhoheit der Bundesstaaten darf nicht angetastet werden. In der Pflege der materiellen Kulturaufgaben wird Bayern die Bahnen der bewährten Wirtschaftspolitik weiterwandeln. Für die Landwirtschaft, die der sichere Nährboden der Volksgesundheit ist, wird es das möglichste tun, daneben aber Industrie und Handel nicht vergessen und dem Handwerk seinen goldenen Boden zu erhalten suchen. Auf dem Gebiete der geistigen Kulturaufgaben wird es das Bestreben der Regierung sein, Bayerns Ruhm in Kunst und Wissenschaft womöglich noch zu steigern. Die Förderung eines gesunden Bildungswesens wird ihr in erster Linie am Herzen liegen.

Dieses Programm nannte Freiherr von Hertling ein Programm des Friedens. „Nur gegen eine Erschütterung der staatlichen Ordnung würden wir uns in energischer Abwehr befinden", schob er ein und forderte alle, die es mit Bayern wohl meinen, zur Ausführung dieses Programms auf.

Die Zentrumspresse nahm die Programmrede mit der ruhigen Zustimmung auf, die den darin vertretenen Grundsätzen bei all denen von vornherein sicher sein mußte, die, wie es ja auch in weiten Kreisen außerhalb des Zentrums der Fall ist, von der neuen Regierung eine den Zielen und Aufgaben des christlich-monarchischen Staates entsprechende Politik erwarteten. Liberale Blätter machten, wie die „Münchner Neuesten Nachrichten" in Nr. 118, sehr anerkennende Bemerkungen über die äußere Form der Rede; aber dem Inhalt, dem Programm, traten sie nicht mit der gleichen Objektivität gegenüber. Die „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 119) halten daran fest, daß das Ministerium wenigstens ein „pseudoparlamentarisches" sei, daß es ein Zentrumsministerium sei, weil Frhr. v. Hertling nicht seine Vergangenheit verleugnet habe. An der Proklamierung der Erhaltung der Autorität der Monarchie glaubt das Blatt vorbeizukommen mit der Redensart, die Monarchie stehe „hoch über allem Parteigetriebe", als wenn damit antimonarchische Bestrebungen ohne weiteres erledigt wären. Gegenüber dem Grundsatz, das Christentum zu erhalten und zu schützen, wirft es die Frage auf: „Was ist Christentum?", um in der übernächsten Nummer (Nr. 121) die „Entwicklung", die Frhr. von Hertling abgelehnt hatte, programmatisch vorzutragen. Als Vorbedingung für ein Eingehen auf das Programm des Friedens wird die Einführung des Proporzes hingestellt. Aehnlich operiert die „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 66), die im übrigen anerkennt, daß zu einigen Gesichtspunkten allgemeiner Art auch „maßvoll denkende liberale Männer" sich bekennen könnten. Im übrigen aber wappnet sie sich mit „Mißtrauen", bis sie die Taten der Regierung gesehen habe. Der „Fränkische Kurier" (Nr. 120) brachte einen langen Artikel, in dem kaum ein ernstes Wort zu finden war. Geschmacklose Scherze über „Staatshoftheater", „Oper", „Kapellmeister" u. dergl., um zum Schluß zu sagen: „Der Mann ist schwarz, bayerisches Volk nimm dich vor dem in acht!" Mit solchen Dingen hat man sich gequält, weil man mit einer offenen Ablehnung des Programms, die wohl dem Zuge des Herzens mehr entsprochen hätte, noch nicht herausrücken wollte. Die sozialdemokratische Presse, speziell die „Münchener Post", beschränkte sich ausschließlich auf öde Witzeleien, die eine Erwähnung nicht verdienen. Dagegen sei hier nachdrücklichst auf die durchaus sachlich und sympathisch gehaltene Besprechung hingewiesen, die der Führer der neuen bayerischen Reichspartei, W. Frhr. v. Pechmann in der Münchener Wochenschrift „Allgem. Zeitung" (Nr. 10 vom 9. März) der Programmrede widmet. Frhr. v. Pechmann bemerkt unter anderem: „Wenden wir uns von dieser Rede noch einmal zurück zu den Kundgebungen, mit welchen das neue Ministerium von den liberalen Parteien empfangen worden ist, so erscheinen diese Kundgebungen in einer wenig erfreulichen Beleuchtung. Ist es möglich, angesichts einer solchen Rede auch nur ein Wort von alledem aufrechtzuerhalten, was von „Herausforderung" und von „brennender Scham", von „mittelalterlicher Knebelung des kulturellen Fortschritts" usw. usw. mit erhobener Stimme ins Land gerufen wurde?" Freiherr von Pechmann steht nicht an, „Freiherrn von Hertling für seine Rede an unserem Teile zu danken." In diesem Zusammenhange ist nicht minder interessant, daß die Bayerische Konservative Vereinigung am 5. März in einer in München abgehaltenen Versammlung nach Referaten des Rechtsanwalts Seuffert und des Reichstagsabgeordneten Weilnböck eine Resolution annahm, in der es heißt, die Konservative Vereinigung erblicke in der Rede ihr eigenes Programm in den wesentlichsten Punkten, begrüße „deshalb freudig diese Kundgebung" und erhoffe „mit vollem Vertrauen dessen Durchführung zum Wohl des bayerischen und deutschen Vaterlandes". Das hoffen wir auch: Monarchie und Christentum, und auf dieser Basis gedeihliche Pflege materieller und geistiger Kultur zum Nutzen Bayerns und des Reiches.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Streik in England und sein deutsches Nachspiel.

Der Ausstand der Bergarbeiter in dem Vereinigten Königreich dauert bis zur Stunde noch fort. Zu der Million von freiwilligen Streikern hat sich inzwischen wenigstens eine halbe Million von unfreiwillig Feiernden gesellt, da zahllose Fabriken, Verkehrsanstalten usw. wegen Kohlenmangels den Betrieb einstellen oder reduzieren mußten. Alles leidet unter der Geschäftslähmung und der Preissteigerung für Lebensmittel; aber zum Glück ist es bis jetzt ohne Ruhestörung abgegangen. Dazu wirkt gewiß die weitverbreitete Hoffnung mit, daß es bis zur äußersten Kraftprobe, bis zu Hunger und Verzweiflung nicht kommen, sondern bald ein Ausgleich sich finden werde. Einige haben sogar schon den Friedensschluß bis zur Mitte der laufenden Woche prophezeit. Die Regierung setzt ihre Vermittlungsversuche fort, hat sich aber zur Einbringung des verheißenen Gesetzentwurfs wegen des Mindestlohnes für Bergarbeiter noch nicht verstanden. Eine solche gesetzliche Lohnnormierung hat ja auch ihre Haken. Vielleicht reicht das Damoklesschwert in der angedrohten Gesetzgebung schon hin, um die Bergherren zur vertragsmäßigen Gewährung des verlangten Mindestlohnes zu bringen.

Während nun die Engländer den Höhepunkt des Lohnkampfes bereits überschritten zu haben glaubten, ist bei uns im Ruhrgebiet der Bergarbeiterstreik akut geworden. Die Grubenherren hatten auf die Eingabe der drei Verbände (Sozialdemokraten, Polen und Hirsch-Dunckersche) die Antwort gegeben, daß sie nicht mit den Vertretern der Verbände, sondern nur mit den gesetzlichen Arbeiterausschüssen verhandeln könnten. Der christliche Verband und die evangelischen Arbeitervereine zogen aus dieser Antwort die einzig richtige Folgerung, daß man jetzt den gewiesenen Weg der Verhandlungen durch die Arbeiterausschüsse erst versuchen müsse, ehe man zu einem Ausstande schreite, der nur als letztes Hilfsmittel in der Not riskiert werden sollte; die Sozialdemokratie aber machte allerhand Einwendungen gegen die Verhandlungen mittels der Ausschüsse, weil sie nicht den friedlichen Fortschritt, sondern den verheerenden Streit anstrebt, teils um ihres Parteivorteils willen, teils behufs Unterstützung der englischen Arbeiter. Der Staatssekretär des Reichsamtes des Innern, Delbrück, versuchte am 7. März in einer Besprechung mit Reichstagsabgeordneten auf die Arbeiterschaft im Sinne des Friedens einzuwirken, fand aber bei den Sozialdemokraten und deren Gefolgschaft keine Gegenliebe. Zum Sonntag, den 10. März, an dem die Entscheidung im Ruhrrevier fallen sollte, ließ die Regierung noch eine halbamtliche Mahnung ergehen mit der Ankündigung, daß sie jedenfalls mit allen gesetzlichen Mitteln für den Schutz der Arbeitswilligen eintreten werde. Das ist auch ihre Pflicht und Schuldigkeit, namentlich jetzt, da der besonnenere Teil der Arbeiterschaft unter Führung des tapferen christlichen Verbandes gegen die Kriegstreiberei der Sozialdemokratie und ihrer Schleppenträger Widerstand leisten und unter Fortsetzung der Arbeit den Fortschritt auf friedlichem Wege anstreben will. Dennoch hat am 10. März zu Herne die Revierkonferenz der in die Lohnbewegung eingetretenen Verbände: des Alten Verbandes, des Hirsch-Dunckerschen und des polnischen Verbandes mit 507 gegen 74 Stimmen beschlossen, in den Streik einzutreten. Gleichzeitig beschlossen in Bochum die christlichen Bergarbeiter, nicht in den Streik zu treten, sondern alle besonnenen Bergleute aufzufordern, ruhig weiter zu arbeiten. „Stabile Löhne", so führte in einer von über 2000 Bergleuten besuchten Versammlung des Christlichen Gewerkvereins in Essen der Reichs- und Landtagsabgeordnete Giesberts aus, „müßen geschaffen werden". Aber diese Lohnfrage sei kein genügender Anlaß gewesen zu einem großen, auch die Arbeiter schädigenden Streik. So ist also für die 350 000 rheinisch-westfälischen Bergarbeiter eine ernste Lage geschaffen. Ein solcher Streik kostet 40—50 Millionen Mark, während kaum 4 Millionen in den Kassen der drei streikenden Verbände sind.

Ein liberales Minderheits-Präsidium.

Wunderlich war die ganze Wahlkomödie; am wunderlichsten der Schlußakt, der dem Reichstag ein „definitives" Präsidium bescherte, das in der Einseitigkeit seiner Zusammensetzung und in der Abhängigkeit von den politischen Gegnern alle Rekords weit hinter sich läßt. Aeußerlich liegt nur ein kleiner Unterschied gegenüber dem provisorischen Präsidium vor: an Stelle des roten Herrn Scheidemann ist der nationalliberale Dr. Paasche erster Vizepräsident geworden. Dieser Wechsel hat aber eine große politische Bedeutung und bildet nebenbei einen Ehrentitel für die schwarzblaue Seite des Hauses. Wir sagten schon in der vorigen Nummer der „Allgemeinen Rundschau", es sei die Hauptsache, daß die Sozialdemokratie aus dem Präsidium wieder entfernt werde. Das ist nun gelungen. Die Beseitigung dieses Aergernisses war aber nur möglich durch einen kühnen und klugen Entschluß der Rechten und des Zentrums. Als die letzteren bei der Wahl des ersten Präsidenten durch eine Zufallsmehrheit von einer Stimme unterlegen waren, hätten sie nach der herkömmlichen Taktik sich auf den Standpunkt der „Wurstigkeit" zurückziehen und weiße Zettel abgeben können. Sie verzichteten aber auf die Stimmenenthaltung und auch auf demonstrative Kandidaturen, sondern stimmten in einmütiger Selbstverleugnung für einen nationalliberalen (und später für einen fortschrittlichen) Vizepräsidenten, um auf jeden Fall die Wahl eines Sozialdemokraten zu verhindern. Diese ungewöhnlich geschickte Taktik zeitigte schließlich die komische Blüte, daß der zweite Vizepräsident, der Fortschrittler Dove, gegen seine eigene Partei und vermutlich auch gegen sein eigenes Votum gewählt wurde. Der alte Spruch „beneficia non obtruduntur" kann auch einmal eine Ausnahme erleiden. Am Ende herrschte große Heiterkeit im Hause, und die Schwarzblauen hatten in der Tat Grund dazu: sie hatten der Umsturzpartei und der Großblockpolitik eine empfindliche Niederlage beigebracht und dem Reichstage zu einem bürgerlichen Präsidium verholfen, ohne sich selbst mit den Lasten und der Verantwortlichkeit der Geschäftsleitung zu bepacken.

Die Herren von links sagen freilich, die Wahl des ersten Präsidenten sei eine Niederlage für die Schwarzblauen. Der Hergang war folgendermaßen: die Nationalliberalen, welche beim Zentrum für ihre Sonderinteressen kein Verständnis gefunden hatten, entschlossen sich faute de mieux für den provisorischen Präsidenten Kämpf von der Fortschrittspartei zu stimmen, und auch die Sozialdemokratie verzichtete zu Ehren dieser treuen Vasallenpartei auf die Wiederaufstellung Bebels. So stand bei dieser ersten Wahl die ganze Linke gegen die Rechte. Erstere brachte 192 Stimmen auf, letztere 191. Herr Kämpf siegte also mit 1 Stimme oder genau mit einer halben Stimme über die absolute Mehrheit. Nun war aber auf der schwarzblauen Seite 1 Mandat (v. Hertling-Münster) erledigt und 9 Mitglieder fehlten, während auf der Linken nur 4 Sitze leer waren. Rechnet man die Absenten mit, so zählten die Spahn-Freunde 191 + 10 = 201, die Kämpf-Freunde 192 + 4 = 196. Die wirkliche Mehrheit bei vollbesetztem Hause wäre also auf der schwarzblauen Seite gewesen. Offenbar haben von den besseren Liberalen einige für Dr. Spahn und gegen Kämpf gestimmt. Es ist also falsch, wenn die liberalen Blätter behaupten, es habe sich eine Linksmehrheit erwiesen. Zugeben muß man freilich, daß die Frequenz auf der Linken in der Regel besser ist, als auf der anderen Seite. Daraus ergibt sich die Lehre, daß die verschiedenen Gruppen der Rechten in größerer Vollzähligkeit zu allen wichtigeren Abstimmungen sich einfinden müssen, wenn sie Ueberraschungen durch die liberal-sozialdemokratische Linke verhindern wollen.

Schlecht abgeschnitten haben bei der Präsidentenwahl die Sozialdemokratie und die Bassermannsche Partei. Erstere mußte ihren Scheidemann wieder scheiden sehen, nachdem sie dessen Wahl als ein „weltgeschichtliches" Ereignis begrüßt hatte. Herr Bassermann hat freilich „erreicht", daß weder der Zentrumsmann Dr. Spahn noch sonst ein Mitglied der Rechten gewählt wurde, aber dafür hat er die eine Hälfte seines „Prinzips" opfern müssen und hat sein heiß erstrebtes Ziel, die erste Präsidentenstelle für sich selbst oder einen Parteigenossen zu erringen, endgültig verfehlt. Die Schuld an all den Wirrungen und Irrungen trägt Herr Bassermann nebst seinem Anhange. Er wollte durchaus keinen Konservativen ins Präsidium hineinlassen. Daher der feierlichst verkündete Leitsatz: die nationalliberale Partei könne weder in ein schwarzblaues, noch in ein reines Linkspräsidium eintreten. Und nun ist schließlich Dr. Paasche doch in ein Präsidium eingetreten, dem nur Linksmänner angehören. Er und seine Freunde haben ihren herrlichen Leitsatz verleugnet, und die Mittelstelle im Linkspräsidium angenommen. Ja sogar sich dadurch nicht abschrecken lassen, daß die † Konservativen im Verein mit dem Zentrum die Urheber dieser vizepräsidentlichen Herrlichkeit waren. Die nationalliberale Partei hätte jetzt, um ihre Mißgriffe bei der provisorischen Präsidentenwahl gutzumachen, durch eine Verständigung mit dem Zentrum und der Rechten eine erlösende, klärende und ruhmvolle Tat vollbringen können. Sie

hat sich durch Herrn Bassermann bestimmen lassen, in der unbefriedigenden Halbheit stecken zu bleiben. Das abermalige Eintreten für einen Sozialdemokraten hat sie sich freilich nicht mehr gestattet, nachdem der Rücktritt Spahns und die Protestbewegung aus den nationalliberalen Wahlkreisen den ernüchternden Rückschlag herbeigeführt hatte. Aber zu einem vernünftigen und heilsamen positiven Entschluß vermochten Bassermann und Genossen sich nicht aufzuschwingen, und somit lastet auf ihnen die Verantwortung für dieses absonderliche Präsidium, an dem niemand ein rechtes Behagen hat.

Sogar die mit zwei Posten bedachte Fortschrittspartei nicht. Die letztere fühlt das Lückenbüßerhafte ihrer zwei Präsidenten gar zu deutlich; der zweite Vizepräsident ist ja sogar gegen seine eigene Partei gewählt worden. Vermutlich wird es auch manchem Fortschrittler nicht lieb sein, daß die Dienstbarkeit seiner Partei gegenüber der Sozialdemokratie auch hier wieder so deutlich hervorgetreten ist. Zum Ueberfluß wurde gerade zu derselben Zeit das geheime Wahlabkommen, das die Fortschrittsleitung mit dem sozialdemokratischen Parteivorstande getroffen hatte, von Rosa Luxemburg an die Oeffentlichkeit gebracht — was Aerger auf beiden Seiten und Scham bei manchen Liberalen erregte. Es frägt sich nun, ob die Sozialdemokraten mit ihrem Protest gegen die Wahl Kämpfs im ersten Berliner Kreise nicht noch ein frühzeitiges Ende der Herrlichkeit dieses ersten Linkspräsidenten herbeiführen.

Das Zentrum und die Konservativen, deren Eintracht durch die Zwischenfälle der Wahl gestärkt ist, können der Tätigkeit des Linkspräsidiums und der ganzen weiteren Entwicklung mit Ruhe entgegensehen. Die nationalliberale Partei dagegen bleibt noch in der Stellung zwischen Tür und Angel, in die Herr Bassermann sie hineinmanövriert hat.

Die Programmrede des neuen bayer. Ministerpräsidenten.

Technisch und politisch meisterhaft war die Rede, mit der Frhr. v. Hertling die neue Aera in Bayern einleitete. Ihre Bedeutung geht über die Grenzen dieses zweitgrößten Bundesstaates weit hinaus. Er entwickelte ein Programm des Friedens und lud nach den scharfen Wahlkämpfen zu gemeinsamer Arbeit ein. Das berührt sich mit der „Sammlungspolitik“, die im Reiche betrieben wird, und leider noch so wenig Erfolg erzielt hat, daß die Großblockpresse dem Wort „Sammelpolitik“ einen spöttischen Klang anheften konnte. In der Tat hängt aber die friedliche Entwicklung und der gesunde Fortschritt davon ab, daß die staatserhaltenden Kräfte in möglichst weitem Umfange der Großblockagitation entrissen und zur positiven Arbeit gesammelt werden. In dieser Hinsicht gibt die Rede Hertlings drei praktische Fingerzeige. Die konfessionellen Zwistigkeiten müssen ausgeschaltet werden. Der Charakter der Regierung als Vertreter der monarchischen Autorität muß klargestellt und wirksam bleiben gegenüber der Parteipolitik, die auf ein Regiment der jeweiligen Parlamentsmehrheit hindrängt. Endlich muß die Beamtenschaft, deren Rechte geschützt und gepflegt werden sollen, ernstlich an ihre Pflicht erinnert werden, für die Autorität und die Ordnung einzutreten. Es ist geradezu eine brennende Aufgabe der Gegenwart geworden, die Beamtenschaft von der direkten oder indirekten Begünstigung der Umsturzpartei abzuhalten und wieder allseitig zur sicheren Stütze der Krone, des Staatswesens und der gesellschaftlichen Ordnung zu machen. In Bayern hat die Reaktion gegen den Versuch, die Beamtenschaft in den Dienst der Rotblockagitation zu ziehen, schnell und kräftig eingesetzt. In Baden tut sie schon lange not; in Elsaß-Lothringen ist das Aergernis bei den letzten Wahlen sehr deutlich hervorgetreten; in Preußen und im Reiche hat sich die Gefahr schon bedenklich angekündigt bei den jüngsten Wahlen, so namentlich in Düsseldorf.

Die Lage im Ausland.

Die Friedensvermittlung ist in der letzten Woche nicht vorwärts gekommen. Die kleinen Scharmützel in dem streitigen Gebiete ändern nichts an der Sachlage. Die Türken kündigen energische Maßregeln zum Schutze der Dardanellen an.

Das habsburgische Reich ist wieder von einer Ministerkrisis heimgesucht. Graf Khuen-Hedervary, der ungarische Ministerpräsident, der nach dem günstigen Ausfall der letzten Wahlen Herr der Lage zu sein schien, ist gestolpert über ein Zugeständnis, das er behufs Durchsetzung der Wehrreform der obstruierenden Minderheit machte. Er erklärte seine Zustimmung zu der Resolution, die das Kronrecht der Einberufung der Reservisten und Ersatzreservisten einschränken wollte für den Fall, daß das Rekrutengesetz dem Abgeordnetenhause nicht unterbreitet oder vom Abgeordnetenhaus verweigert worden sei. Am Hofe hielt man ein solche Schmälerung der Militärhoheit, auch wenn sie bloß in Form einer Resolution erfolge, für ein schlimmeres Uebel, als das Scheitern der schwebenden Wehrvorlage. Der Erzherzog-Thronfolger scheint überhaupt das Interesse für diese Wehrreform, die in der zweijährigen Dienstzeit gipfelt, verloren zu haben. In der Tat ist ja die Verkürzung der Dienstzeit für die dortigen Verhältnisse ein sehr kühnes Experiment. Im übrigen zeigt sich hier wieder, daß die Obstruktion der schlimmste Feind der friedlichen konstitutionellen Entwicklung ist. Es fehlt in Ungarn der § 14 (Notverordnung), der diesseits der Leitha die Obstruktion bändigen kann.

Die Verhandlungen zwischen Frankreich und Spanien wegen der marokkanischen Beute kommen nicht vorwärts. Gut, daß unsere Finger aus diesem Wirrwarr heraus sind. Das deutsch-französische Abkommen ist ratifiziert.

In China ist die Meuterei auf Tientsin übergesprungen und hat dem Deutschen Dr. Schreyer das Leben gekostet. Was aus dem Hexenkessel der chinesischen Zuchtlosigkeit werden soll, ist noch nicht abzusehen.

Zur politischen Lage in Frankreich.

Von Adolf Richter, Paris.

Innerpolitisch steht die Wahlreform im Vordergrund. Nach den Landeswahlen ließ Ministerpräsident Briand seinerzeit eine Statistik aufstellen, wonach von den 591 Deputierten sich nur 35 für den status quo, d. h. gegen die Wahlreform, in ihrem Programm entschieden hatten. Aus dieser Haltung sprach der Wille des Landes also in klarster Weise, und die gesamte politische Welt erklärte, die Reform sei als fait accompli zu betrachten. Indes man hatte nicht mit den Anhängern der Arrondissementswahl, d. h. des Buttertellers, gerechnet. So erleben wir das Schauspiel, daß 200 Radikale sich in die Opposition stemmen und dem Kabinettschef Poincaré, der ein eifriger Anhänger der Verhältniswahl ist, allerhand Querhölzer in den Weg legen. Die Debatte und die Endabstimmung über den Entwurf zur Wahlreform wird zum Prüfstein für die seit 15 Jahren herrschende radikale Majorität und das gesamte radikale Regime. Bereits sind Portefeuillejäger hinter den Kulissen am Werk, um das noch vor kurzem begeistert gefeierte „Große Ministerium“ zu Fall zu bringen. Es wird interessant sein, die Haltung Poincarés zu beobachten.

Während die französische Deputiertenkammer mit kleinlich egoistischen Zänkereien über dem genannten Wahlproblem verweilt, türmen sich am internationalen Horizont gewitterschwangere Wolken zusammen. Da ist die Kretafrage im Begriffe wieder aktuell zu werden. Die chinesische Revolution beunruhigt die europäische Diplomatie. Die Störungen in Mexiko fordern die Sendung von Kriegsschiffen. Der italienisch-türkische Krieg scheint an Heftigkeit zuzunehmen, und der schwarze Streik in Großbritannien rollt vor der Welt ein ökonomisches Problem von kaum gesehener Tragweite auf. Schließlich ist die marokkanische Frage, in der Frankreich nach dem Abkommen mit Deutschland in erster Linie interessiert ist, infolge der Haltung Spaniens in eine Phase getreten, die Verwicklungen mit dem Pyrenäennachbar vermuten läßt. Die diplomatischen Verhandlungen zwischen Madrid und Paris haben bis jetzt, wie man uns in gut unterrichteten Kreisen versichert, keinen nennenswerten Fortschritt gemacht. Spanien hält in den zur Tagesordnung gestellten finanziellen, politischen, administrativen und territorialen Fragen an seiner früheren Auffassung fest, und beruft sich dabei auf den mit Delcassé 1904 abgeschlossenen Geheimvertrag. Eingeweihte französische Diplomaten wollen wissen, daß das Madrider Kabinett den von Poincaré gemachten bedeutenden Zugeständnissen eine absolute Intransigenz entgegensetzt. Wie der Draht bereits gemeldet, hat der französische Ministerpräsident, der bekanntlich zugleich Minister des Auswärtigen ist, den spanischen Botschafter in Paris zu sich beschieden und ihm klar zu verstehen gegeben, daß es unnütz wäre, auf diesem fruchtlosen Wege weiterzuschreiten. Optimisten wollen sich aus dieser unzweideutig geführten Unterredung Erfolge versprechen. Andere aber rechnen bereits mit der Möglichkeit des Abbruchs der Verhandlungen und der Erklärung des französischen Protektorats über Marokko. Damit wäre selbstverständlich eine Quelle mannigfacher Konflikte eröffnet. Die Folgen dieser Konflikte könnten übrigens, so rufen angesehene Pariser Preßstimmen

mahnend zum Manzanares hinüber, für Spanien ungleich ernster sein als für Frankreich.

Wir erleben also das Schauspiel, daß das Kunsterzeugnis der politischen Freundschaft zwischen den drei „lateinischen Schwesternationen" am Mittelmeer in letzter Zeit starke Erschütterungen erfahren hat. Frankreich mußte sich ja von den führenden spanischen Preßorganen anläßlich des Marokkohandels oft genug recht unangenehme Dinge sagen lassen. Die Verbrüderungsidee war eine für die Masse gezüchtete Treibhauspflanze, die vor der Wirklichkeit auf einmal ins Welken geriet. In ähnlichen Formen ist dieselbe Erscheinung neulich zwischen der gallischen und italienischen Schwester hervorgetreten. Und das trotz der vom französischen Botschafter Barrère in Rom und der italienisch-französischen Liga seit Jahren sehr geschickt in Szene gesetzten Preßkampagne, an der sich die Kabinette in Berlin und Wien mit Nutzen ein Beispiel nehmen könnten, um dem von der Realpolitik geforderten Bündnis den idealen Stimmungsgehalt zu geben. Diesseits und jenseits der Alpen sind seit den Zwischenfällen von Cagliari, vor Tripolis, im Roten Meer und vor Beirut alle Illusionen des auf dem Papier so nett zurechtgedrechselten Verbrüderungsgedankens hingeschwunden. Der tendenziös antideutsche „Matin" mühte sich vergeblich, den Unwillen der Italiener über den durch Tunis geführten Waffenschmuggel auf Deutschland abzulenken. Er stand mit seiner Absicht jedoch gänzlich isoliert da. Die französischen Blätter aller Schattierungen ergingen sich mitunter in heftigen Kritiken gegen die früher verhätschelte lateinische Schwester, deren „Extratouren" in der gallischen Begeisterung fast wie ein politisches Eheversprechen aufgefaßt wurden. Die Hoffnung, der Tripelallianz den Todesstoß versetzen zu können, ist nun jäh zerstört, und die Stimmung in Frankreich ist die der Enttäuschung mit der bekannten Gefolgschaft der Gereiztheit. „Der Ablauf des Vertrages", so schreibt die „Lanterne", das führende Blatt der Radikalsozialisten, „welcher unsere Mittelmeernachbarin mit Oesterreich und Deutschland verbindet, steht bevor. Wenn die Tripelallianz wieder erneuert wird,. dann wissen wir, was wir von den Gefühlen Italiens zu halten haben." Die gut redigierte und in radikalen Kreisen vielgelesene „Action" hat alle Hoffnung auf die Zersplitterung des Dreibundes fallen gelassen, wenn sie meint: „Das Eisennetz, das Deutschland, Oesterreich und Italien umschlingt, ist keineswegs gelockert, wie manchmal Publizisten oder Politiker mehr in gutem Glauben als mit weitem Blick behaupten. Das darf auch der italienfreundlichste Franzose nicht vergessen." Mit diesen zwei Preßstimmen ist die herrschende Anschauung der politisch geschulten Franzosen sehr treffend wiedergegeben.

Brioni.

An Brionis Küste thronen
Stolze Villen, weiss und schlank,
Lorbeer neiget seine Kronen,
Efeu blühet im Gerank.

Leuchtende Agaven strahlen
Ihre Düfte ringsumher,
Val Catenas Säulenhallen
Träumen stumm am blauen Meer.

Oleander leuchtet helle,
Und die Fächerpalme rauscht,
Und dem leisen Lied der Welle
Wogend hier der Bambus lauscht.

Heil'ger Friede — ohne Hasten,
An der Hand der liebsten Frau
O wie selig ist das Rasten
Unter diesem Himmelsblau.

Leise, leis fängt's mir zu klingen
An von Glück und Sonnenschein,
Jubellieder muss ich singen,
Und das soll mein Beten sein.

Sadagóra (Bukowina). Adalbert Paul.

Das Spielen mit der roten Gefahr.

Von M. Pfadner.

Aus Sage und Geschichte klingt uns die alte Erfahrungswahrheit entgegen, daß die einzelnen, wie die Völker, die dem Untergang geweiht sind, nicht selten vor ihrem Falle gleichsam mit Blindheit geschlagen werden. Wie törichte Kinder spielen sie mit der ihnen drohenden Gefahr und vertrauen ihr Los und ihre Sicherheit gar denen an, die auf ihre Vernichtung eingeschworen sind. Erst wenn das Verderben unabwendbar geworden, und die vermeintlichen Freunde die heuchlerische Maske abwerfen, erkennen sie zu spät ihren Unverstand, ohne daß ihnen diese nachhinkende Einsicht noch einen rettenden Ausweg erschlösse.

An die Freude in Trojas Hallen bei dem Einzuge des hölzernen Rosses und ähnliche Geschichten aus unserer Kindheit Tagen mochte man erinnert werden bei den Jubelhymnen, die in freisinnigen und allen linksliberalen Blättern und Versammlungen ob des Sieges der 110 Sozialdemokraten angestimmt wurden. Als ob das Bürgertum Grund hätte, über die gewaltigen Erfolge seines Todfeindes zu triumphieren! In dem Taumel des befriedigten Rachebedürfnisses gegen die „Reaktion" überhörte man ganz die eindringliche, ernstmahnende Sprache der Tatsachen.

Diese Tatsachen besagen, daß über ein Viertel aller Reichstagsmandate und über ein Drittel aller abgegebenen Wahlstimmen einer Partei zugefallen sind, die jede göttliche und menschliche Autorität leugnet und die Grundlagen der geltenden politischen und sozialen Ordnung zu untergraben strebt. Mag man die Zahl der Mitläufer auch noch so hoch bewerten, es bleibt immer eine große, haßerfüllte Masse, die auf den gewaltsamen Umsturz des Bestehenden lauert und zu dessen Herbeiführung entschlossen ist. Und in den Reihen der kurzsichtigen oder feigen Mitläufer sind gewiß keine festen und zuverlässigen Stützen des Thrones und Staates zu finden.

Nun wird es gewiß nicht an Beschwichtigungsmitteln fehlen, mit denen kraftlose oder gewissenlose Seelen sich und andere über die offenkundige Gefahr hinwegtäuschen möchten. Auch außerhalb des unzurechnungsfähig gewordenen Linksliberalismus gewahrt man solche Einschläferungsversuche. Einigen dieser Opinanten wollen wir unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Da soll zunächst die große Zahl von 110 Mandaten auf die Sozialdemokratie erzieherisch einwirken und sie zu positiver Arbeit zwingen müssen. So hat es ja noch kürzlich am 31. Januar Geheimrat Riesser in Hamburg verkündigt. Diese Hoffnung wird aber fehlschlagen, mag auch die große Zahl von 110 Abgeordneten hinter den Kulissen zu manchen brüderlichen Reibereien führen.

Einer Partei der Verneinung und des Umsturzes fehlt es naturgemäß an Fähigkeit, Interesse und Geduld für die mühsame, gesetzgeberische Kleinarbeit. Es ist viel leichter zu kritisieren und herunterzureißen, als bessernde Hand anzulegen und aufzubauen. Warum also von dieser bequemen und bisher erfolgreichen Praxis abgehen?

Wie daher die Sozialdemokratie mit 50 und 80 Mandaten nicht positiv für das Gemeinwohl gearbeitet hat, so wird sie es auch nicht in ihrer jetzigen Stärke tun. Und wenn sie dann mit leeren Händen vor ihre Wähler hintritt, wird sie ihnen erzählen, daß sie gegen alle belastenden Gesetze gestimmt und in sozialer Hinsicht immer mehr als alle andere (wenn auch Unausführbares) gefordert habe, was dann durch die vermaledeiten Geldsackparteien vereitelt worden sei. Damit ist ihr in den Augen der betörten Masse der Glorienschein der Volksfreundlichkeit gewahrt. Ja, wenn die Gläubigen des Sozialismus durch Verstandesgründe und nicht durch ihre Leidenschaften sich leiten ließen! Sie hätten längst den Parteischmarotzern den Laufpaß gegeben, die auf Kosten der Partei leben und nichts tun als — hetzen; sie hätten längst erkannt, daß die Arbeiterschaft keinen schlimmeren Feind und keinen ärgeren Tyrannen hat als gerade die Sozialdemokratie. Aber bis diese Einsicht sich durchringt, ist noch ein weiter Weg.

Auch die Erziehungskünste, die jetzt die Linksliberalen an der Sozialdemokratie versuchen, werden bei dieser nicht verfangen. Jene Liberalen glauben, durch Nachgiebigkeit und Anbieten von Ehrenstellen usw. „veredelnd" auf die Genossen einwirken und sie aus ihrer rein oppositionellen Stellung herauskomplimentieren zu können. Aber all diese Liebeswerbungen haben bisher schmählich Fiasko gemacht und werden es auch ferner tun, mag auch die Seelenverwandtschaft beider Parteien auf Grund der gemein-

samen naturalistischen Weltanschauung eine herzlich nahe sein. Die „Mitarbeit" der Genossen und Liberalen hat nur auf die letzteren abgefärbt und schon weithin für das öffentliche Leben die Grenzscheiden zwischen beiden verwischt. Wie weit die Ansteckung des Rotfiebers schon gediehen ist, läßt sich aus der beschämenden Tatsache ermessen, daß nach dem Zeugnis der liberalen „Rhein.-Westf. Zeitung" der Abgeordnete Bassermann für die Wahl Bebels zum Präsidenten des Reichstags eingetreten ist. Das Kapitel unserer letzten Geschichte, „Der Liberalismus als Erzieher", enthält nur Hinweise, wie man es nicht machen soll. Wenn zuweilen die Sozialisten sich auf ein Zusammengehen mit den Liberalen einlassen, so tun sie es nicht aus Liebe zu diesen oder aus Rücksicht auf das Gesamtwohl, sondern ausschließlich im eigenen Interesse. Sie hoffen dadurch in manchen Kreisen „hoffähig" zu werden, die ihnen bis dahin verschlossen waren. Denn es kann nur zum Nutzen der Roten ausschlagen, wenn die Abneigung und der Abscheu gegen die revolutionäre Bewegung in den bürgerlichen Kreisen sich mindert. Die „Vorfrucht" des Liberalismus wird da dem Umsturz gute Dienste tun, wie die Erfahrung der letzten Monate beweist. Aus dieser liberal-sozialdemokratischen Verbrüderung auf eine „Mauserung" der Roten zu einer bürgerlichen Reformpartei zu hoffen, wäre eine gefährliche Verblendung. Gleich nach Abschluß der Reichstagswahlen warnte „Die Neue Zeit" (2. Februar) ihre Gläubigen vor solchen „Illusionen". „Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum — schreibt die sozialistische Zeitschrift — den prinzipiellen Kampf gegen die kapitalistische Gesellschaft, das Aufrütteln und Aufwühlen der Massen, um diese Gesellschaft mit Stumpf und Stiel auszurotten, auch nur einen Augenblick zu vernachlässigen um der Herrlichkeiten willen, die uns die liberal-sozialdemokratische Mehrheit des gegenwärtigen Reichstags bescheren dürfte, könnte, möchte, sollte, aber nicht einmal bescheren wird."

Man wende nicht ein, das sei die Sprache der orthodoxen Marxisten und Radikalen, anders stehe es um die Revisionisten. Der Unterschied besteht freilich, aber für die Stellung der bürgerlichen Parteien zur Sozialdemokratie hat er entfernt nicht die Bedeutung, die ihm mancherorts zugeschrieben wird. Die Revisionisten gehören nach ihren theoretischen Prinzipien zu den Kritischen, die nach Sombart „wissen und zweifeln", während die orthodoxen Marxisten „wissen und doch glauben". Die Revisionisten zweifeln an den „wissenschaftlichen" Grundlagen des Marxismus, und über die Gestaltung des Zukunftsstaates schütteln sie ihr nachdenkliches Haupt; auch reden sie aus taktischen Gründen einem gelegentlichen Zusammengehen mit bürgerlichen, radikal gerichteten Parteien das Wort. Aber gegenüber der heutigen Gesellschaftsordnung nehmen sie dieselbe feindselige, wenn auch vorsichtigere Stellung ein wie die Radikalen. Für den Verteidiger der bestehenden Ordnung ist es völlig gleichgültig, ob diese Ordnung von den „unentwegten" Marxisten oder den „gemäßigten" Revisionisten zertrümmert werden soll. In beiden hat die bürgerliche Gesellschaft ihren kühnsten und gefährlichsten Feind zu erblicken. Jede andere Auffassung ist eine unheilvolle Täuschung.

Es wäre somit Verblendung, von einer Aenderung oder Mauserung der Sozialdemokratie eine Besserung der heutigen staatlichen Verhältnisse zu erhoffen. Die Aenderung muß kommen von seiten der bürgerlichen Parteien. Hier muß die rechte Einsicht kommen und die rechten Mittel ergreifen lehren. Zunächst müssen Regierung und Volk sich der Größe der Gefahr bewußt werden. In dieser Beziehung kann man Kurt Breysig durchaus zustimmen, wenn er im „Tag" (7. Februar) schreibt: „Man kann dem Gedächtnis der Regierenden gar nicht genug schmerzhafte Wunden wünschen, daß sie des Ernstes ihrer, nein unserer Lage nicht vergessen." Wir müssen uns gewöhnen, die Dinge nüchtern und ohne blauen Rand zu sehen. Wenn wir bedenken, daß über vier Millionen erwachsener Männer für die Partei des Umsturzes ihre Stimme abgegeben haben, so wird auch dem Kurzsichtigsten unter uns die Erkenntnis dämmern, daß das Bürgertum alle Ursache hätte, gegen das weitere Vordringen der roten Flut einmütig zusammenzustehen. Jede konfessionelle und politische Hetze speist nur die Zuflüsse des roten Meeres. Jede Verhätschelung der radikalen Parteien durch die Regierung lähmt den entschiedenen Widerstand der unteren Schichten gegen die Partei des Klassenkampfes. Wir empfehlen weder Ausnahmegesetze noch vexatorische Maßnahmen gegen die Sozialdemokratie; aber Festigkeit und Furchtlosigkeit, gerechte Durchführung der die Staatsordnung schützenden Gesetze und Zurückweisung terroristischer Uebergriffe muß von den verbündeten Regierungen, und zwar von allen gefordert werden. Und dann besonders positive Arbeit des Staates und der Parteien zum Wohle der Gesamtheit und des arbeitenden Volkes und Heranziehung und Freigabe aller Kräfte, die der sozialen Gefahr steuern können. Dahin gehören vor allen die religiösen Mächte, die Kirche und ihre Organe, ohne deren Mitwirkung die soziale Frage doch nie gelöst werden kann, weil sie nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch eine sittliche und religiöse Frage ist.

Besinnt sich das Bürgertum rechtzeitig auf seine Pflicht, legt es Hand ans Werk, bevor es zu spät ist, anstatt dem Feinde in die Hand zu arbeiten, so kann dem Ansturm der Umsturzpartei noch gewehrt werden. Wenn nicht, so wird es selbst die Folgen seiner Verblendung und seines frevelhaften Spieles tragen. Es wird dann an ihm das Prophetenwort wahr werden: Dein Verderben kommt von dir selbst.

„Taktlos und ungehörig."

Staatspensionäre in hochdotierten Privatstellungen.

Von Matth. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Mit dieser Etikette versah der amtierende Staatssekretär des Innern jene Beamten, welche in Pension gehen, um dann hochdotierte Privatstellungen anzunehmen. Der frühere Staatssekretär Graf Posadowsky unterstrich im Plenum des Reichstages die in der Kommission gefallenen Worte. Kein Abgeordneter widersprach; wohl aber bekundete der allseitige Beifall uneingeschränkte Zustimmung zu diesem scharfen Tadel. Alle gerecht denkenden Kreise des Volkes werden es begrüßen, daß mit solchem Nachdruck gegen den Anhang unheilvoller Korruption des öffentlichen Dienstes vorgegangen wird — auch wenn es sich nur um ganz vereinzelte Ausnahmen handelt.

Die Masse der Beamten und besonders der Offiziere sträubt sich gegen die Pensionierung, die in 90 Prozent aller Fälle einen wirtschaftlichen Rückgang bedeutet; namentlich für den Offizier steht dies fest. Es sind auch eine ganze Anzahl hochachtbarer Männer bekannt, die aus freien Stücken dem öffentlichen Dienst entsagten, aber ebenso auch der Pension, und die sich in Privatstellungen gut bewährt haben. Aber die Zahl jener, die beträchtliche Pensionen sich zu verschaffen wußten und daneben aus Privatstellungen noch höhere Einnahmen beziehen, ist größer, als die Oeffentlichkeit ahnt. Man sprach und spricht von einer „Flucht aus dem Staatsdienst", aber in vielen Fällen wurde die hier einen odiösen Beigeschmack tragende Pension mitgenommen. Mag die Einzelperson von diesem Geld auch sagen: non olet — die ganze Oeffentlichkeit hält doch die Nase zu.

Vom Taktgefühl allein eine Besserung zu erwarten, ist zu optimistisch. Die Voraussetzungen für die Pensionierung sind schwammig und dehnbar, werden immer in das Ermessen der Behörde und der Einzelperson viel Spielraum legen. Ist ein Mann für seine Stellung nicht mehr brauchbar, so kann er nicht schnell genug entfernt werden; sonst leidet die Allgemeinheit not. Aber auf einem anderen Gebiete muß die erforderliche Korrektur einsetzen, durch Kürzung der Pensionsbezüge. Wer 10,000 M Pension hat und daneben als Direktor eines Unternehmens 40,000 M Gehalt, dem muß das Pensionsgesetz klarmachen, daß sich diese beiden Geldquellen nicht miteinander vertragen; das eine oder das andere, aber nicht beide zugleich. Kürzung der Pension erleiden heute schon alle pensionierten Offiziere, die im öffentlichen Dienste angestellt werden, alle Militäranwärter, die eine Zivilversorgung erreicht haben. Man braucht also nur einen kleinen Schritt weiter zu gehen und zu bestimmen, daß Bezüge aus Privatstellungen solchen Einkommen gleichzustellen sind. Das Gewissen der Oeffentlichkeit wird dann beruhigt sein.

Noch schlimmer ist naturgemäß die neuerliche Erscheinung, daß Personen des öffentlichen Dienstes in solche private Unternehmungen übertreten, die sie früher jahrelang amtlich zu kontrollieren hatten, die lange Zeit Lieferanten für das Ressort waren, das jene selbst leiteten. Es tritt eine solche Persönlichkeit naturgemäß nie als Meister in eine Klempnerwerkstatt ein; man geht schon eher zur Keramfabrik, zum Panzerplattenfabrikanten, zur Pulverfabrik, zur Reederei, zum Millionenlieferanten für das Reich. Solche Pensionierungen mit schnellem Erwachen als Direktor oder Aufsichtsratsmitglied erzeugen Mißtrauen auch da, wo es in der Sache nicht begründet ist; sie schwächen aber auch ungemein das Vertrauen zu den aktiven leitenden Kreisen. Hier

sollte unbedingt der Takt die scharfe Grenze ziehen und letzten Endes das militärische Ehrengericht, falls ein Dickhäuter nicht empfindet, was die ganze Oeffentlichkeit als einen Faustschlag in ihr Gesicht aufnehmen muß. Die Aussprache im Reichstage und die erforderliche Verschärfung der Pensionsgesetze müssen uns vor Zuständen bewahren, die „taktlos und ungehörig“ sind.

Zur Irrenfürsorge in Baden.

Von Landtagsabgeordneten Dr. Joseph Schofer.

Im Großherzogtum Baden liegt die Irrenfürsorge in der Hand des Staates. Bei Gründung des Großherzogtums bestand in Baden nur die vereinigte Irren- und Siechenanstalt zu Pforzheim. 1826 verlegte man die Anstalt nach Heidelberg. 1829 entstand in Pforzheim eine Filialirrenanstalt. 1837 legte man den Grundstein zu der über Badens Grenzen hinaus berühmt gewordenen Anstalt Illenau bei Achern am Fuße der Hornisgrinde. Das Jahr 1842 vollendete diese Heil- und Pflegeanstalt. Die beiden Direktoren Roller und Hergt haben ihr einen Weltruf zu verschaffen gewußt.

Dieser Periode eines bescheidenen, aber entschiedenen Anfangs in der staatlichen Irrenfürsorge folgte eine andere des Stillstandes. Wohl wurde 1850, 1854 und 1856 die Illenau etwas erweitert. 1879 und 1887 erstellte man die Irrenkliniken an den beiden badischen Hochschulen. Sie dienen naturgemäß in erster Linie wissenschaftlichen Zwecken.

Mit dem Beginn der achtziger Jahren setzte eine lebhafte, zielbewußte Irrenfürsorge ein. 1889 konnte die Emmendinger- und 1905 die Wieslocheranstalt eröffnet werden. 1913 wird die von Konstanz in Betrieb genommen werden. Der gegenwärtige Landtag hat die erste Rate zu einer großen Anstalt bei Rastatt bewilligt. Sie ist als Doppelanstalt gedacht mit über 2000 Betten. Ist Konstanz in Vollbetrieb übergegangen, ist Pforzheim aufgehoben, dann verfügen alle Anstalten Badens über 3705 Plätze. Die nichtstaatlichen Institute zählen über 2120 Plätze. Nach den Berechnungen ist der Bedarf auf 7520 Betten angegeben, sodaß erst nach Erstellung der Rastatter Anstalt ein normaler Stand erreicht wird. Baden hat in den letzten 25 Jahren über 65'855,000 ℳ für das Irrenwesen aufgewendet. Dieser großen Summe steht nicht eine gleich große als Einnahmen gegenüber. Sie belaufen sich nur auf kaum 40 Millionen ℳ. Die Ausgaben im ordentlichen Etat sind seit 1886 um 252,40 ℳ gestiegen; die Einnahmen gingen nur um 191,40 ℳ in die Höhe.

Während noch im Landtage 1909/10 der Krankenstand auf 3640 Köpfe angegeben wurde, nimmt das Budget 1912/13 bereits 4010 an. Es ist begreiflich, daß die Irrenfürsorge die Finanzkraft des Landes schwer in Mitleidenschaft nimmt. Ob mit dem Jahre 1920 ein gewisser Abschluß gefunden werde, möchte man wünschen, ist jedoch sehr zweifelhaft.

Vorfrühling.

Herz, mein Herz, hast du vernommen
Erster Drossel Lenzgesang?
Und die Veilchen wollen kommen,
Krokus blüh'n am Wiesenhang.

Goldumrieselt steht im Garten
Hinterm Haus der Haselstrauch,
Und die weissen, schneeig zarten
Glöcklein sprüh'n im Sonnenhauch.

Sanft verschleiert blickt die Weide
In das knospenfrische Land,
Spinnt aus schimmernd grüner Seide
Sich ein neues Lenzgewand.

Und von gold'nem Glanz getroffen
Steh'n in Knospen Hain und Hag.
Herz, auch du lernst wieder hoffen
Mit dem ersten Drosselschlag!

Josephine Moos.

„Schaffen und Schauen“.

Eine kritische Würdigung von Anton Kobl, Präfekt, Regensburg.

Es mag vielleicht manchem überflüssig erscheinen, zu dem Werke „Schaffen und Schauen“[1]), das nunmehr bereits in 2. Auflage vorliegt, kritisch Stellung zu nehmen, nachdem es von Männern der Wissenschaft und des Lebens, von Zeitungen und Zeitschriften umfassendste und lobendste Empfehlung gefunden hat. In der Tat, wer sich mit dem zweibändigen Werke eingehender befaßt, wird von Staunen und Bewunderung erfüllt ob der darin aufgespeicherten Fülle theoretischen und praktischen Wissens. Wohl in erster Linie für die obersten Klassen unserer Mittelschulen verfaßt, bietet diese Enzyklopädie alles Wissenswerten unseren Studenten zum Teil eine großzügige krönende Vollendung dessen, was ihnen durch den Lehrplan der Mittelschulen bereits mitgeteilt wurde, zum weitaus größeren Teil aber einen Ausblick auf die Zukunft, auf den Inhalt, die Schönheit und den Ernst des akademischen Studiums, auf die Vielfältigkeit und den Charakter der durch die wirtschaftliche, politische und kulturelle Entwicklung unseres heutigen Staatswesens geöffneten Berufe in Gemeinde, Staat und Kirche, sucht das Werk den Leser in das Verständnis des Werdens der Welt und des Menschen, der Entwicklung der geistigen Kultur, der Wissenschaft, der Philosophie, der Kunst und Religion einzuführen. Wäre das Werk allenthalben einwandfrei, würde es nicht in wichtigsten Punkten in die Irre gehen, man müßte es mit den „Münchner Neuesten Nachrichten“ in die Bücherei jedes Oberprimaners gestellt wissen wollen. Aber leider! — und das veranlaßt diese Rezension — werden die Verfasser in der Darstellung ihrer Welt- und Lebensauffassung wie in ihren Ausführungen über Religion und Christentum den katholisch-christlichen Anschauungen nicht gerecht, ja, verletzen sie sogar bedeutend das christliche Empfinden des Lesers durch ihre wissenschaftlich in dem Umfange nicht zu rechtfertigenden evolutionistischen Theorien über Entstehung der Welt, des Lebens, über Religion und Christentum sowie durch ihre Beurteilung der Person Christi und der katholischen Kirche.

1. Sich stützend auf das Werk des schwedischen Physikers Svante Arrhenius erklären die Verfasser das Werden der Welten, die „Schöpfungsberichte der Babylonier, Israeliten, Aegypter, Hellenen, Inder, Chinesen als mehr oder weniger farbenreiche Mythen“ und bewerten, von einem Schöpfergott absehend, der die notwendigen Gesetze sowie den Anstoß der Entwicklung gegeben, die Welt als das Produkt einer ewigen Entwicklung (Bd. II. p. 1 f.).

2. Auch die Entstehung des Menschen und des Lebens überhaupt wird in diese monistisch-evolutionistische Welterklärung hineingezogen (Bd. II p. 5, 12, 19, 210), und es wird als besonderes Verdienst Darwins anerkannt, „daß er das Entwicklungsgeschehen von dem Einfluß jeglichen metaphysischen und daher außerwissenschaftlichen (!) Faktors befreit hat“ (Bd. II p. 205), während doch die geistige Seele des Menschen, das Subjekt seiner Intelligenz, einen eigenen Schöpferakt erfordert und auch der Menschenleib seine bestimmte, zweckentsprechende Form von der geistigen Seele als der causa principalis und formalis erhält und so, abgesehen vom Bibelglauben, rein wissenschaftlich gesprochen, ein Geschöpf Gottes ist; zudem spricht auch die neueste Naturwissenschaft nur mehr mit geringer Wahrscheinlichkeit von der Abstammung des Menschenleibes vom Tierleib, sodaß bezügl. der Genealogie des Menschengeschlechtes eine Rückkehr der Naturwissenschaft zum Schöpfungsbericht der Bibel zu erwarten ist.

3. Ganz im Gegensatz zur Darstellung des Werdens der Welt und des Menschen im Sinne der modernen Evolutionstheorie erkennen die Verfasser in der Abhandlung über die Seele des Menschen eine geistige Seele als das „Subjekt der Seelenfunktionen“ an, mißbilligen die materialistischen Theorien, als seien die geistigen Funktionen nichts anderes als „körperliches Geschehen“, „Gehirnvorgänge“, „Bewegungen kleinster Teilchen“ (Atomismus), wenngleich es als Mangel empfunden werden muß, daß der Uebergang von den Sinneswahrnehmungen zum geistigen Denken (Auslösung der species intelligibilis aus der species sensibilis durch den Intellectus agens) nicht genau fixiert ist, die Existenz der Willensfreiheit mit Unterlassung einer tieferen Begründung nur als „Postulat“ der praktischen Vernunft hingestellt wird und aus dem Nachweis der Geistigkeit der Seele die Schlußfolgerung auf die Absurdität des Materialismus unterbleibt (nullum corpus agit in se ipsum — Reflexion unserer Seele) (Bd. II p. 75, 101, 102).

4. Auf evolutionistischem Standpunkt stehen die Verfasser in ihrer Darlegung über Religion. „Religion ist die Gewißheit, daß die Ereignisse des Lebens gelenkt werden von einem Willen, den der Mensch versteht, dem er sich vertrauensvoll unterordnet“ (Bd. II p. 343). Dabei ist dem Verfasser Gewißheit soviel wie „Glauben, Gefühl, Empfinden, Ueberzeugung“ —

[1]) Ein Führer ins Leben, 2 Bde., Verlag Teubner, Leipzig.

Vermengung der Begriffe (Bd. II p. 342); denn die Quelle der Religion ist „das Gemüt". „In der Wissenschaft stellt der Verstand die Fragen (gemeint sind Weltanschauungsfragen), in der Religion das Gemüt" — Gefühlsreligion, Subjektivismus (Bd. II p. 342). Darum gibt es auch keine theologische Wissenschaft. „Die Dogmatik der katholischen Kirche? Für den Gläubigen ist sie metaphysisch und somit (!) dem Bereich der Geisteswissenschaften enthoben" (Bd. II p. 220). Da nun „das Gemütsleben der Menschheit wächst und sich vertieft" (Bd. II p. 353), sich also entwickelt, so geht auch das religiöse Leben verschiedene Entwicklungsstufen durch, und ist es anders in den verschiedenen Menschen verschiedener Zeiten, verschiedenen Charakters (Bd. II p. 340). „Für den primitiven Menschen ist die Welt eine Summe von Einzelerscheinungen, hinter denen er vielfach lebende Wesen vermutete, von denen er sich abhängig glaubte (Polytheismus) (Bd. II p. 178 und 344); später wurde von der wissenschaftlichen Weltbetrachtung, „die bei den Griechen ihren Anfang nahm", die Welt erfaßt als mächtige Einheit von Gesetzen; so hat auch das religiöse Gefühl eine Wandlung durchgemacht: „Der Glaube an viele göttliche Wesen (Polytheismus) muß sterben, und wenn Religion bleiben soll, muß sie zum Monotheismus oder Pantheismus werden" — Glaube, Gefühl für „eine die ganze Welt beherrschende Macht" (Bd. II p. 344), im Brahmanismus, Buddhismus, Judentum, Christentum, Islam. Die Träger dieses religiösen Gefühls, die Führer dieser religiösen Entwicklung sind „lebendige Menschen", „hervorragende Vertreter wahrer Frömmigkeit", „große Männer", zu denen „Amos, Jesaja, Jeremia, Sokrates, Plato, Aristoteles, Jesus, Zwingli, Luther, Goethe, Schiller" usw. gehören, Männer, „an denen wir uns ausbilden müssen" (Bd. II p. 346 ff.).

5. Diese Entwicklung der Religion setzt sich fort im Christentum. Das Christentum ist ja den Verfassern nichts anderes als die Oekumenisierung des israelitischen Gotteskultes, der, von einer wachsenden Schar hingebender Jünger gepflegt, im ganzen Reich Anhänger geworben hat und so, aufbauend auf die Organisation des römischen Weltreiches, zur ökumenischen Religion geworden ist (Bd. II p. 120 ff.). Die ganze Darstellung der religiösen, kulturellen und politischen Zustände zur Zeit des römischen Kaiserreiches als einer Unterlage für den Aufbau des Christentums ist derart, daß dem Nichttheologen der Eintritt des Christentums in die Antike als natürliche Entwicklung der Religion überhaupt erscheint, und läßt den eigentümlichen, von der Antike völlig verschiedenen wesentlich neuen Charakter der christlichen Religion vollständig vermissen. Nach dieser Schilderung erscheint das Christentum nicht als etwas Göttliches (Christus Stifter Gottessohn) und darum notwendig Vollkommenes und ewig Bestehendes, sondern als ein natürliches Glied der religiösen Entwicklung, an dessen Stelle der fortschrittliche Menschengeist eine andere Religion setzen kann. Tatsächlich versteigen sich die Verfasser zu der mehr als kühnen Kritik über das Christentum, daß es — die „bessere Religion", die „tiefste und ergreifendste Religionsform" — selbst die „vier Entwicklungsstufen durchgemacht habe und noch immer in den verschiedenen gleichzeitigen Schichten der Gesellschaft durchmache: Von Götzen zu Göttern, von Göttern zu Gott, von Gott zur Gottheit" (Bd. II p. 137). Die ganze entwicklungstheoretische Darstellung des Christentums bedeutet den Bankrott des Christentums und endet mit einem modernen Heidentum. Es klingt wie ein Hohn auf das wahre Christentum: „Halte fest am Christentum und der in Liebe sich offenbarenden Gottheit: wisse, daß Gespenster dort walten, wo die Götter vertrieben sind . . . . Aber freilich, eines sollen dich Wissenschaft und Leben lehren: „Der Strom der menschlichen Geschichte entsprang nicht erst in Bethlehem, und alleinseligmachend ist von all seinen Läufen keiner" (Bd. II p. 139.).

6. Es ist klar, daß Männer mit solchen Anschauungen über das Wesen des Christentums auch ganz konfuse Anschauungen vom Stifter des Christentums haben müssen. Christus ist ihnen nicht Gottessohn: „Man hat in der antiken Welt die Bedeutung der Person Christi und die ganze christliche Gedankenwelt mit den Mitteln der griechischen Philosophie ausgesprochen und gefaßt. So ist die Welt der christlichen Dogmen entstanden. Es gibt Menschen, die noch in deren Gedanken und Empfindungswelt leben; es gibt aber auch solche, die all das nur noch mit den Gedanken unserer Zeit fassen, mit Dreieinigkeit und Gottmenschlichkeit nichts mehr anfangen können. Es ist Aufgabe des Predigers, ihnen die Möglichkeit zu bieten, sich innerlich von den Formen des Ueberlieferten zu lösen, ohne doch den Zusammenhang mit der alten Gemeinschaft zu verlieren . . ." (Bd. II p. 350). Christus ist auch nicht der Stifter einer neuen Religion — das Christentum hat ja nach Darstellung der Verfasser seine Quelle in der Entwicklung der Religionen überhaupt, speziell in den religiösen, kulturellen und politischen Zuständen des griechisch-römischen Weltreiches. Christus ist nur ein großer Mann, der „in unseren Evangelien aus einer Masse legendarischer Ueberlieferung als mächtige, klare, gewaltige Gestalt mit überwältigender Kraft und Tiefe der Reinheit des religiösen und sittlichen Empfindens herausleuchtet", dabei aber auch mit manchen Mängeln behaftet ist — „er steht ja gänzlich ablehnend zu allem Gelderwerb und Besitz, hat gar kein Verständnis für Kunst; Staatsleben und Rechtsordnung sind ihm nur notwendige Uebel" (Bd. II p. 352).

7. Die Verfasser werden durch ihre evolutionistische Darstellung des Christentums sowie durch ihre Beurteilung der Person Christi weder der Ueberzeugung der Christusgläubigen Protestanten noch viel weniger der der Katholiken gerecht, ja sie verletzen der letzteren kirchliches Empfinden noch mehr durch ihre Kritik an der katholischen Kirche und ihrem Wirken im Laufe der Jahrhunderte, so wenn sie z. B. die unbegründete Behauptung aufstellen,

a) „daß die katholische Kirche des Mittelalters die inneren religiösen Bedürfnisse des Menschen nicht befriedigt", „durch den verderbten Klerus das ursprüngliche christliche Wesen vernachlässigt", sozusagen zu wenig individualistischen Seelenkult gepflegt habe und so die „Abneigung des ‚deutschen Individualismus' gegen das zentralisierte hierarchische System des Papsttums hervorgerufen habe" (Bd. I p. 34/35),

b) „daß die katholische Kirche durch den Mißbrauch ihrer Macht den Protest und den Groll der Jahrhunderte in der Reformation zur Entladung gebracht" (Bd. I p. 43), daß sie in ihrem ausgeprägt religiösen Charakter weltbürgerlich und nicht national, starr und nicht entwicklungsfähig sei" (Bd. I p. 185), während Luther gepriesen wird als die „mächtige Gestalt, welche emporragt aus einer düsteren Zeit der politischen Selbstsucht und der nationalen Gleichgültigkeit" und, den deutschen Volkscharakter — „den deutschen Individualismus" — anerkennend, die Grundlage zu einer deutschen Kirche geschaffen hat" (Bd. I p. 44).

Ob heute am Ausgang der Reichstagswahlen des Deutschen Reiches, die anerkanntermaßen auch unter dem Zeichen der Weltanschauungen (Theismus und Atheismus) stattfanden, den Lobrednern des „deutschen Individualismus" nicht die Augen aufgehen über die Früchte des individualistischen Prinzips, mit dem der autonome Luther seinen Bruch mit der Autorität des Papstes zu rechtfertigen suchte, mit dessen Anwendung konsequente Vertreter des individualistischen Protestantismus an der Leugnung der Gottheit Christi angekommen sind und der individualistische Liberalismus den Boden unter seinen Füßen verloren hat, indessen die konsequenten politischen Anhänger des individualistischen Prinzips — Jungliberalismus und Sozialdemokratie — die Massen zum Kampf gegen jegliche Autorität, zum Umsturz auf allen Gebieten aufzustacheln suchen!? Ob Luthers Auftreten und seine gepriesene Förderung des „deutschen Individualismus" nicht bald eine andere Würdigung erfahren!? Welch ein Unglück wäre Deutschland erspart geblieben, hätte Luther die Forderung des Bischofes Remigius an den Frankenkönig Chlodwig beachtet: „Mitis depone colla, Sigamber!" Wer uns Katholiken versteht, der weiß, daß wir so gut deutsch, so gut national als römisch sind, und daß wir auch als echte Deutsche wahrhaft römisch-katholisch, innerlich religiös, ganze Christen sein können.

Hiermit glaube ich genügend nachgewiesen zu haben, daß das Werk „Schaffen und Schauen" der katholischen christlichen Ueberzeugung unserer Primaner nicht gerecht wird, ja deren religiöses Empfinden schwer verletzen muß. So wertvoll also auch das Werk in anderer Hinsicht ist, besonders zum Studium unserer modernen Staats- und Volkswirtschaftskunde (in Oesterreich hat man mit dem Schuljahr 1908/09 im Anschluß an den Geschichtsunterricht einen Unterricht in der Staatskunde eingeführt), so begründet in vieler Hinsicht die umfassende Empfehlung dieses Werkes ist, vom Standpunkt der uns ewig kostbaren christlichen Welt- und Lebensauffassung, vom Standpunkt des Christentums aus muß unsere studierende Jugend vor dem Gebrauch dieses Werkes entschieden gewarnt werden.

Ahnen.

Noch seh' ich die ersten Veilchen blüh'n,
Und wünsche schon Herbstzeitlosen.
Doch ach! Erst müssen die Rosen verglüh'n,
Und sterben im Sturmestosen.

Dann kommen Tage und bringen Ruh.
O, blühten erst Herbstzeitlosen!
Es flüstern die kleinen Veilchen mir zu:
Du gehst mit Rosen, mit Rosen!

Mathilde Schärl.

Der Kampf gegen den „Simplicissimus".

Von Otto von Tegernsee.

Der Kampf gegen den Schmutz und Schund in Wort und Bild muß noch mehr zu einer Volksbewegung werden. Was sich der Simplicissimusverlag anläßlich des letzten erbitterten Wahlkampfes zur Verhöhnung und Verspottung der Zentrumspartei und namentlich ihrer geistlichen und bäuerlichen Anhänger — auch in sittlicher Hinsicht — geleistet hat, fordert zu einer rücksichtslosen speziellen Bekämpfung der Verbreitung dieser illustrierten Wochenschrift und ähnlicher Publikationen desselben Verlages geradezu heraus. Hugo Wachenfeld sagt in seiner Schrift „Republik oder Kaisertum" u. a. mit vollem Recht, daß die erbittertsten Deutschenhasser in England, Frankreich, Amerika und allerwärts in der Welt dem Deutschtum moralisch und wirtschaftlich nicht so sehr schaden, wie das „Kunstblatt", das in München erscheint, der „Simplicissimus". Will man einmal für deutsches Wesen im Auslande eintreten, so weist der Ausländer hohnlächelnd auf die Bilder des „Simplicissimus" hin und beruft sich zur Widerlegung des Gesagten auf solche „deutsche Beweise". Der „Simplicissimus" vernichtet unendliche Möglichkeiten, für das Deutschtum im Auslande moralische und wirtschaftliche Eroberungen zu machen, und es ist bezeichnend für die Einschätzung unserer Gebildeten, daß gerade in den Gasthäusern, wo sie verkehren, dieses schimpfliche Blatt ausgelegt wird. In Amerika wäre ein solches Blatt einfach undenkbar. Hier gilt das Wort vom Vogel, der das eigene Nest beschmutzt. Der Ausländer urteilt aber selbstverständlich nach dem Augenschein. Denn überall an ausländischen Bahnhöfen, in ausländischen Kurorten sieht man den „Simplicissimus" in den Händen von „besser gekleideten" Deutschen.

Der „Simplicissimus" schädigt also das Ansehen Deutschlands, insbesondere jenes unseres lieben Bayerlandes, in hohem Maße. Das dürfen sich die bayerischen Staatsbürger, die auf ihr schönes Heimatland noch etwas halten, unter keinen Umständen länger bieten lassen. Unter dieser Parole muß ein energischer Kampf gegen die Herausgeber des „Simplicissimus" entfacht werden. Der Grundsatz, jeder dürfe schreiben, zeichnen, lesen und betrachten, was er wolle, ist angesichts solcher Tatsachen durchaus zu verwerfen. Das Ansehen des so heiß erkämpften wiedergeeinten Deutschen Reiches im Ausland muß uns viel höher stehen, als ein Witzblatt, das in Wahrheit nichts anderes zu seinem Programm gestempelt hat, als alles zu besudeln und zu übertreiben. Das ist ein verkehrter Freiheitsbegriff, dem mit allen Mitteln ein Ende bereitet werden muß. Sorgen wir in den weitesten Bekanntenkreisen dafür, daß niemand dieses unser Vaterland schädigende Blatt halte, und suchen wir in erster Linie seine öffentliche Auflage hintanzuhalten.

Kommt uns aber eine Nummer in die Hand, die Beleidigungen einer staatserhaltenden Partei, von Staatshäuptern und Kirchenfürsten oder Unsittliches enthält — ähnliches wird man ja in jeder Nummer finden — so senden wir diese an die neugeschaffene Zentralpolizeistelle zur Bekämpfung unsittlicher Bilder und Schriften beim Kgl. Polizeipräsidium in Berlin.

Diese neue Zentrale für die Literaturschundbekämpfung erstreckt ihre hoffentlich recht ersprießliche Tätigkeit in erster Linie naturgemäß auf den gesetzlich faßbaren Schmutz, will aber auch an der Ausgestaltung der positiven Abwehrmittel ernstlich mitarbeiten und mit allen den Organisationen und Einzelpersonen, welche die gleichen Ziele verfolgen, Fühlung halten. Darum hat sie an alle Mitkämpfer gegen den Schmutz in Wort und Bild im Deutschen Reiche die Bitte ausgesprochen, die Arbeit dieser amtlichen Stelle in jeder möglichen Weise zu unterstützen durch Mitteilung des ihnen zu Gesicht kommenden einschlägigen Materials, mag es aus ausländischen oder inländischen Quellen herrühren.

Nach unserem Dafürhalten sollen diesem neuen Institut fort und fort Nummern des „Simplicissimus", und zwar aus allen Richtungen des Reiches kommend, zugesandt werden. Auf jeder Nummer müßte man bemerken: ein solches Blatt schädigt unser Ansehen im Auslande, wir wünschen eine zielbewußte Bekämpfung solch schamloser Veröffentlichungen. Vielleicht ist es auch gut, wenn ganze Gruppen und Vereine unter Beifügung von entsprechenden Resolutionen „Simplicissimus"-Nummern an die obenbezeichnete Zentralpolizeistelle in Berlin einsenden. Aus allen Winkeln des Reiches, insbesondere aus unserem Bayerlande, müssen zahlreiche Proteste in Berlin einlaufen, um zu zeigen, daß das „schwarze Bayern" nicht der Schutz eines Herdes der Verhetzung und der Schamlosigkeit sein will. Denn der „Simplicissimus" erscheint, allen juristischen Silbenstechereien zum Trotz, wie schon die Datumangabe am Kopfe jedes Heftes zeigt, in München. Der „Simplicissimus-Deutsche" ist heute zu einem Typ geworden, ebenso wie der „sittlich freidenkende" „Jugend"-Typ. Und beide Typen haben namentlich in dem „gebildeten" Nachwuchs des deutschen Volkes Tausende von Repräsentanten.

Eine weitere starke Waffe erblicken wir auch darin, daß Männer von Gewicht ihren Einfluß an maßgebenden Stellen geltend machen und Verbote und immer wieder Verbote zu erreichen suchen, damit nach und nach alle Schundpflanzen der Literatur ausgerottet werden. Die Fortwüsterei in Frechheit und Gemeinheit, die Vergiftung unserer Jugend, die Abstumpfung der Sinne muß mit vereinten Kräften eingedämmt werden. Unsere Sittlichkeit gehört nicht zum alten Eisen, sondern sie ist das achtunggebietende Edelmetall eines geordneten Staatswesens und Ansehen beanspruchenden Volkes, das seine höchsten Güter nicht andauernd beschimpfen lassen will.

Wie das Brausen des herannahenden Frühlings müßte eine machtvolle Bewegung zu einem Umschwung auf diesem Gebiete durch ganz Deutschland gehen, einmütig müßten alle, welche Blätter in der Art des „Simplicissimus" verabscheuen, die das Reine lieben, zusammenstehen, um das Beste im deutschen Wesen zu retten und wieder groß und mächtig zu machen. Die deutsche Sittlichkeit, um die man uns einst weit und breit beneidet hat.

Vom Büchertisch.

Cathrein Viktor, S. J., Moralphilosophie. Eine wissenschaftliche Darlegung der sittlichen, einschließlich der rechtlichen Ordnung. Fünfte, neudurchgearbeitete Auflage, 2 Bde., 628 und 769 S. Herder, Freiburg 1911. ℳ 20.—, geb. in Leinw. ℳ 23.—. Wenn ein umfangreiches, wissenschaftliches Werk wie das obige in 5. Auflage erscheint, so hat es sich bewährt und bedarf keiner weiteren Empfehlung. Um so mehr aber verdient es, daß immer weitere Kreise darauf aufmerksam gemacht werden. Es seien nur die wichtigsten Fragen hervorgehoben, zu denen Cathrein ausführlich Stellung nimmt: im 1. Bande die Frage der Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit, die bekanntlich die Kriminalisten in zwei feindliche Lager gespalten hat; die bei der heutigen Umwertung aller Werte überaus wichtigen und deshalb sehr eingehenden Darlegungen über den Begriff der Sittlichkeit, deren wahre Norm und die der Gegenwart so geläufigen falschen Normen; die Ausführungen über das natürliche Sittengesetz und das Gewissen und endlich die Lehre vom Rechte, speziell die Lehre von dem vielfach aus Mißverständnis so sehr bekämpften Naturrecht. Eine noch größere Anzahl von Gegenwartsfragen bespricht der 2. Band, der der besonderen Moralphilosophie gewidmet ist: Pflichten des Menschen gegen Gott, gegen sich selbst und gegen den Mitmenschen; Notwendigkeit und Berechtigung des Privateigentums mit einer eingehenden Widerlegung des Sozialismus; Lehre von der Familie und Lehre vom Staate (Ursprung und Zweck des Staates, Umfang der Staatsgewalt, Staat und Kirche, Staat und Schule). Den Abschluß bildet eine Uebersicht über die zum Teil noch wenig geklärten Fragen des Völkerrechts. In allen Punkten erweist sich der Verfasser als ein kundiger Führer, der mit der älteren wie mit der neuesten Literatur gleich gut vertraut ist und mit klarem, besonnenem Urteil zuverlässige Direktiven gibt. Als Moralphilosoph entscheidet er die Fragen lediglich auf Grund der natürlichen Vernunft; seine Ausführungen zeigen aber durchweg, wie sehr die Forderungen der christlichen Offenbarung den Forderungen der Vernunft entsprechen, wie auch auf dem Gebiete der sittlichen Ordnung die Uebernatur auf der Natur aufbaut, sie erhebt und vervollkommnet. Es wird das Buch deshalb auch fernerhin allen nützen, die nur die Wahrheit suchen; auch derjenige, der in einigen Punkten vielleicht eine andere Lösung bevorzugt, wird daraus reiche Anregung schöpfen. Prof. Scharnagl.

Der Maler P. Rudolf Blättler, ein moderner Fiesole. Von Dr. P. Albert Kuhn, O. S. B. Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G., Einsiedeln. Der verdienstliche Verfasser der großen allgemeinen Kunstgeschichte bespricht in dem vorliegenden Bande das Leben und Wirken eines nur wenig bekannt gewordenen hochbegabten Künstlers, der zugleich sein persönlicher Freund gewesen ist. Gewiß verdankt das Buch diesem letzteren Umstande einen Teil seiner wohltuenden Wirkung. Aber vor allem ist es doch das Lebensbild an sich, das so bescheiden erscheint und doch mit dem milden Schimmer einer ganz in Gott hingegebenen Kunst in die Seele eindringt, was uns dieses Buch vertraut und lieb macht. Die künstlerische Entwicklung Blättlers vollzog sich unter dem Einflusse der Beuroner Kunst, Giottos und Fiesoles, ohne daß doch die persönliche Eigenart des Künstlers dabei sich hätte unterdrücken lassen. Aus dem, was fremde Kunst ihm gab und was sein eigenes Gefühl dazu tat, bildete sich sein Stil, so voll Innigkeit, voll tiefster Frömmigkeit, in den Formen so rein und abgeklärt, daß Kuhn den Vergleich dieses Mannes mit Fiesole wohl wagen durfte. Der Text enthält, wie sich versteht, eine genaue Beschreibung des gesamten künstlerischen Lebenswerkes Blättlers, und führt in das Verständnis dieses reichen Schaffens in lichtvoller Art ein. Unter den äußeren Lebensumständen des Künstlers ist nicht viel Bemerkenswertes. Von besonderem Interesse ist die Darlegung seiner Beziehung zu anderen Malern, unter denen Adolf Menzel der berühmteste ist. Erschütternd wirkt die Korrespondenz mit dem unglücklichen, genialen Karl Stauffer-Bern. Zur Hälfte ist das Buch

mit Bildertafeln gefüllt, auf denen wir Hunderte von Gemälden, Zeichnungen, Holzschnitten usw. sehen, die doch von dem Gesamtwerke nur ein geringer Teil sind. Aber sie genügen, um von der Schönheit und Lauterkeit der Blättlerschen Kunst einen Begriff zu geben. Sie lehren, in wie nahem Verhältnisse diese Kunst zu der der großen Nazarener, besonders Führichs stand. Dabei hat Blättler doch aber auch das tägliche Leben sehr wohl beachtet; eine große Menge von Zeichnungen beweist den klaren und liebevollen Blick, den er für die Eigenart von Kindercharakteren hatte, andere geben Zeugnis von einem gesunden und kräftigen Humor. Auch als Porträtist ist Blättler hochbegabt gewesen. So bedeutenden Zug seine Kunst im allgemeinen hatte, so hat er doch auch eine gewaltige Menge kleiner Werke hinterlassen, unter denen Kalenderbilder, Neujahrskarten, Reiseskizzen seine Vielseitigkeit beweisen. Das inhaltreiche Buch zeichnet sich durch geschmackvolle Ausstattung aus, und wird besonders auch zu Geschenkzwecken zu empfehlen sein. Kurt Freden.

Der „Guckkasten“, illustrierte Zeitschrift für Humor, Kunst und Leben, wird am 1. April 1912 in eine Berliner Wochenschrift umgewandelt. Paul Keller, der bisherige Herausgeber, legte die Redaktion nieder und wird, wie er der „Allgemeinen Rundschau“ mitteilt, vom 1. Oktober 1912 ab eine seiner Eigenart näher liegende Zeitschrift unter dem Titel „Paul Keller-Blätter“ herausgeben und in dieser auch seinen neuen Roman „Die Insel der Einsamen“ zur Veröffentlichung bringen. Für die Berliner Wochenschrift wurde Dr. Maximilian Pfeiffer, der bekannte Reichstagsabgeordnete, als künstlerischer Beirat gewonnen. A. H.

Leopold von Schütz: Erstarke in Christo. Ein Lebensbüchlein für aufwärtsstrebende Katholiken. Benziger-Einsiedeln, 1911. „Sich erneuern in Christus“ muß das erste Ziel eines jeden sein, der es ernst nimmt mit seinem Christentum. Das weitere Ziel aber wird heißen müssen: „Erstarken in Christus.“ Dazu möchte der Verfasser dieses Büchleins den Weg weisen. Er tut dies durch seine wirklich schönen und praktischen Ausführungen über die wichtigsten christlichen Tugend-, Gebets- und Andachtsübungen. Am Schluß fügt er einen begeisternden und werbenden Abschnitt über die marianischen Kongregationen bei. Das Anziehendste und Erbauendste im ganzen Büchlein sind wohl die tiefsinnigen und dabei kurzen und allgemein verständlichen Abhandlungen über die hl. Kommunion und das Meßopfer. Wernado.

Emil Springer, S. J.: Hin zu Jesus durch die häufige und tägliche Kommunion. Eucharistisches Andachtsbuch mit vielen Belehrungen, Kommuniongebeten für über 100 Kommuniontage und einem reichen Anhang von Gebeten und Andachten. Franz Steins Nachfolger Hausen & Co., Saarlouis, 1912. Geb. M 1.80 und teurer. Wenn Einer fähig ist, ein gutes Kommunionbuch zu verfassen, dann muß es P. Springer sein, der durch seine verschiedenen Broschüren über die Kommuniondekrete Pius' X. aufs vorteilhafteste in die eucharistische Bewegung eingegriffen hat. Der Verfasser geht von dem richtigen Grundsatz aus, daß die hl. Kommunion im Mittelpunkt unseres ganzen inneren Lebens stehen und sich auf alle Teile desselben erstrecken muß, und darum bietet er mit seinem Büchlein einen Führer durchs ganze geistliche Leben. Er schildert die Grundzüge dieses Innenlebens und bringt dann eine reiche Auswahl von Kommuniongebeten für über 100 Kommuniontage. Ein sehr glücklicher Gedanke war es, die Kommuniongebete für alle Sonn- und Feiertage ganz auf die Gedanken abzustimmen, mit denen die Kirche Christi am betreffenden Tage erfüllt ist. So wird die stete, enge Verbindung mit dem Geiste des Kirchenjahres gewahrt. Das Büchlein wird bei eifriger Benützung seinem schönen Titel Ehre machen und viele Seelen „Hin zu Jesus“ führen. Wernado.

Joh. Ev. Zollner, weil. Benefiziat in Reisbach. **Kreuzwegpredigten** in zwei Zyklen. Dritte verbesserte Auflage, besorgt von Sebastian Wieser, Pfarrer. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. 8°. IV und 158 Seiten. Regensburg 1912. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Preis broschiert M 1.80. Vorliegendes Predigtwerk des bekannten Zollner behandelt in gründlich verbesserter Neuauflage die vierzehn Kreuzwegstationen in zwei Zyklen zu sieben Predigten. Verfasser will nichts Neues verkünden. Aber er versteht die alten Wahrheiten auf neue Weise klar und packend darzustellen. Aus der ergreifenden Schilderung des bitteren Schmerzensweges weiß er ungezwungen, in kerniger, edler Sprache die trefflichsten sittlichen Nutzanwendungen zu ziehen. So haben wir hier ein volkstümliches, den besten Erzeugnissen der Fastenliteratur zuzuzählendes Predigtwerk, das ebenso den Predigern Anregung wie dem Volke gediegene Erbauung zu bieten vermag. Dr. Weber, Boppard.

P. Philibert Seeböck, O. F. M.: Christlicher Seelenspiegel. Katholisches Beicht- und Kommunionbuch mit Vorbereitung auf eine Generalbeicht. Sechste umgearbeitete, vermehrte Auflage. Schnellsche Verlagsbuchhandlung, Warendorf i. Westf. M 1.80. Ein großer Seelenkenner hält hier der reuigen, büßenden und sich mit ihrem Gott vereinigenden Seele einen Spiegel vor, der nicht trügt. Das Büchlein ist für die hl. Fasten- und Osterzeit wie geschaffen, denn es ist ja gerade für den fruchtbringenden Empfang jener beiden Sakramente berechnet, die den Höhepunkt unserer Fasten- und Osterandacht bilden. Für die gute Brauchbarkeit desselben zeugt der Umstand, daß nunmehr schon die sechste Auflage notwendig geworden ist, die durch Hinzufügung des Kommuniondekretes und mehrerer neuer Meß- und Kommunionandachten eine schöne Vermehrung gefunden hat. Wernado.

P. Salesius Elsner: Tuet dies zu meinem Andenken. Lehr- und Gebetbuch für die Jugend. Schnellsche Verlagsbuchhandlung, Warendorf i. Westf. M 1.80 bis 2.50. Ein sehr reichhaltiges Büchlein, fast zu reichhaltig für den flüchtigen Sinn der Jugend! Etwas weniger, d. h. eine Beschränkung auf die für die Jugend wirklich notwendigen und passenden Gebete, wäre mehr gewesen. Die zahlreichen, unter der Rubrik „Andere schöne Gebete“ angeführten Gebetsformeln dürften wohl in einer etwaigen zweiten Auflage in anderer Reihenfolge — Gebete zu den Heiligen gehören nicht zwischen Gebete zur heiligsten Dreifaltigkeit und zum göttlichen Heiland hinein — dargeboten werden, wenn alle wieder aufgenommen werden wollen. Brauchbar und gut sind die Kommunionandachten und Besuchungen. Wernado.

Märztag.

Die Wolken fliegen! sonnig übermalt
Das helle Licht die blumenlosen Wiesen.
Und goldig starrend steht der dürre Wald,
Den feine Sonnensplitter rings umschliessen.

Es stäubt der Wind den gold'nen Blütenflaum
Vom Weidenbusch. Die Bienlein summen leise —
Ein Lockruf schallt vom hohen Eichenbaum,
Und mischt sich mit der Lerchen holden Weise.

Am Wasser drüben streut ins Ackerfeld
Des Landmanns Hand die Saat, und Gottes Segen
Naht sich im Frühlingsglück der frohen Welt:
So reift das Herz der Erntezeit entgegen.

Ad. Elisabeth Rohn.

Christliche Kunst.

In dem Parterresaale des Münchener Kunstvereins sieht man gegenwärtig eine Sonderausstellung von Aquarellen Philipp Schuhmachers. Es sind die Originale zu den Bildern des Marienlebens, jener schönen Publikation, deren Wert an dieser Stelle schon früher hervorgehoben worden ist. Der Anblick dieser Blätter lehrt die Trefflichkeit der damals besprochenen Nachbildungen erst recht würdigen. Er erweckt auch von neuem anerkennende Empfindungen dafür, wie sehr Schuhmacher dazu geeignet ist, zum Herzen glaubenstreuer und naiver Gemüter zu sprechen. Alles ist so einfach und verständlich wie möglich, gleichzeitig vertieft durch eine feine Symbolik, deren Ausdrucksmittel wiederum zur Erreichung dekorativer Absichten dienen. Fast noch eindringlicher ist die Sprache, die uns aus Schuhmachers unlängst erschienenen Bibelbildern entgegentönt. Die Blätter, um deren Herausgabe sich der Isariaverlag, G. m. b. H., München, verdient gemacht hat, sind als Wandbilder gedacht. Bisher sind zwei Sammlungen davon erschienen, von denen die erste dreißig, die zweite zehn Bilder umfaßt. Die ersteren dienen der Erläuterung biblischer Erzählungen, die letzteren sind hauptsächlich für den katechetischen Unterricht bestimmt. Hier sehen wir tief stimmungsvolle Darstellungen der heiligen Messe, der letzten Oelung, der Uebertragung des Hirtenamtes, aber auch Mariä Opferung und Verkündigung nebst manchem anderen. Von den Bibelbildern gelten zwölf dem Alten und achtzehn dem Neuen Testamente. Lebhaft und doch voll edler Mäßigung sind die Kompositionen. Die Charaktere sehen wir ideal, dabei aber echt lebensvoll geschildert, und wo die Vertreter des bösen Prinzips gezeigt werden, überschreitet der Naturalismus der Darstellungen doch nirgend die Grenzen der Vornehmheit. Die Zeichnung ist einfach und großzügig, der stille Fluß der Linien übt wohltuende Wirkung. Gelegentlich hat der Künstler Einzelheiten in einer auf das Verständnis kindlicher Gemüter berechneten Weise stilisiert, wie z. B. die Tiere, die Noe vor der Sintflut rettet. Die Farben sind breit und flächig angelegt, dabei voll reicher Abwechslung und milden Reizes. Durch alle diese künstlerischen Mittel wird bewirkt, daß diese Bilder unsere Empfindungen recht in das Innere, in die Bedeutung der Vorgänge leiten. Da vor allem die Kinderwelt dazu ausersehen ist, sich an den schönen Wandtafeln zu erbauen und zu belehren, so werden diese einem wahrhaftig wichtigen Zwecke dienstbar gemacht. Die Preise sind so niedrig gestellt, daß auch weniger begüterte Anstalten dieses treffliche Anschauungsmaterial ohne Schwierigkeit erwerben können. Joseph Albrecht.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Münchener Kgl. Residenztheater bewegte sich die Aufnahme von Otto Ernsts Tragikomödie: „Die Liebe höret nimmer auf“ auf der mittleren Linie des Erfolges. Der anwesende Autor wurde gerufen, aber eine lebhaftere Teilnahme des Publikums an den handelnden Personen und ihren Schicksalen wollte sich nicht einstellen. Künstlerdramen pflegen stets das Menschliche, Allzumenschliche zu gestalten und uns nebenbei zu versichern, daß der Held eine geniale Veranlagung habe. Wir sehen also, daß sich der „Komponist Sommerkamp“, genannt der „feuchtfröhliche Bruno“, einen Herzfehler durch übermäßigen Durst antrinkt, aber daß hier die Gesundheit eines zu Großem befähigten Menschen untergraben wird, das können wir glauben oder auch nicht. Der Bühnendichter muß uns aber zwingen können, seine Gestalten mit seinen Augen zu sehen. Der Komponist Sommerkamp

kann uns natürlich nicht seine geniale Oper vorspielen lassen, das ist die Klippe aller Künstlerdramen. Für uns bleibt also der „feuchtfröhliche Bruno" lediglich als Mitmensch, der durch die Größe und Reinheit seiner Frau über seine Irrungen emporgehoben wird. Ein Problem, das gewiß fesseln kann; aber die Lösung erscheint nicht zwingend. Der Komponist liegt schwerkrank in seinem einsamen Heim, verlassen von seiner Maitresse, die ihm noch zynisch gestanden, daß das Kind, das sie seither als das Seinige bezeichnete, einem anderen gehöre. Und nun kehrt die Gattin zurück, vorwurfslos verzeihend, ganz hingebungsvoll liebend, mit dem frohen Hinweis auf kommende Mutterschaft. Ja, da könnten sich Sommerkamps Gefühle in stärkeren, tieferen Worten äußern, als in den Romansentimentalitäten, die O. Ernst ihm in den Mund legt, ohne daß wir sicher sind, ob die sittliche Läuterung mehr ist, als gute Vorsätze eines Kranken, die zerflattern, wenn es dem Arzt gelingt, dem Leiden Einhalt zu gebieten. Auch die Gestalt der Künstlerfrau, die Ernst sicherlich als „Idealgestalt" angesehen wissen will, hat nichts Zwingendes. Ruth ist ein ganz passives, in ihrer Liebe aufgehendes Geschöpf. Daß sie ihren Bruno veranlaßt hat, den ihm „unsympathischen" Weg auf das Standesamt zu machen, nimmt wunder. Jedenfalls fühlt sie sich ihm hierfür zu größter Dankbarkeit verpflichtet und anerkennt, daß er sie fortschicken darf, sobald er sie nicht mehr liebe. Sie sieht die Gefahren von Brunos sinnlosem Trinken und schweigt, sie nimmt das Kind seiner früheren Maitresse ins Haus, läßt zu, daß Bruno die alten Beziehungen wieder anknüpft, ja duldet schließlich dieses dirnenhafte Geschöpf um sich. Wenn sie dann ihren Mann verläßt, so erscheint dies nach all dieser Unterwürfigkeit wunderlich, ebenso lässig motiviert ist ihre Rückkehr. Man wird in dieser Liebe, die so völlig darauf verzichtet, für ihre Rechte zu kämpfen, schwer Größe erkennen können. Verhältnismäßig lebendiger sind die Nebenfiguren geraten, deren Episodenszenen oft allzubreit ausgemalt sind. Frl. Neuhoff fand für die Ruth eine überzeugende elegische Note, Basil warb für den „Feuchtfröhlichen" durch eine mildernde Naivetät, Frl. Bricken in der Kinderrolle, Graumann, Alves, Frl. Schwartz gaben die fesselndsten Leistungen in der unter Lützenkirchens Regie sorgsam abgerundeten Vorstellung. Otto Ernsts Novität ist symptomatisch für die Dramen der letzten Jahre. Immer und immer wieder wird ein Eheproblem erklügelt, von allen Seiten beleuchtet und aufgebauscht, als stände unsere Zeit still und böte keine anderen Konflikte mehr dem Dichter, der doch „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt" ist!

Aus den Konzertsälen. Als Neuheit wurde im 10. Abonnementskonzert des Konzertvereins eine Sinfonietta für Streichinstrumente und Harfe von Paul Graener geboten, die sich einer dankbaren Aufnahme erfreuen durfte. Warm empfunden, technisch gewandt im Aufbau, klangschön in der Ausführung konnte sie in Löwes meisterlicher Direktion sympathische Eindrücke erwecken. In Brahms' D-Mollkonzert saß Schmid-Lindner am Flügel, dessen gestaltungssicherer Vortrag wieder lebhafte Begeisterung erweckte. Unter Löwes überlegener Führung hörte man noch Haydns Es-Dur-Symphonie und Pfitzners an tiefen Schönheiten reiche Ouvertüre zu „Käthchen von Heilbronn". Auch das Konzert, in dem May und Beatrice Harrison debütierten, stand unter Löwes ausgezeichneter Führung. Die englischen Künstlerinnen, eine Geigerin und eine Cellistin, deren Darbietungen Werke von Beethoven, Brahms und Dvorak umfaßten, sind von einer ungewöhnlichen Begabung. Beide vereinigen eminente Technik mit starkem Temperament und Stilgefühl. Die Eindrücke waren in jeder Hinsicht günstige. — Die Volkssymphoniekonzerte der zwei letzten Wochen brachten zwei Solistinnen am Flügel. Cornelia Rider-Possart interpretierte Schumann mit ihren bekannten technischen und geistigen Vorzügen. Wera Schapira war der temperamentvollen Tonwelt Tschaikowskys eine eindrucksvolle pianistische Gestalterin. Den Künstlerinnen, wie dem Dirigenten Prill, der noch bei Liszt, Bethoven und Brahms fein gediegenes, musikalisches Können bewährte, wurde beifallsfreudige Anerkennung zuteil. Aus Mitgliedern des Konzertvereinsorchesters und mit Konzertmeister Rettich hatte Dr. Heinz Pringsheim einen Instrumentalkörper gebildet, mit dem der junge Künstler in einem „Kammersymphoniekonzert" vor dem musikalischen Publikum seiner Vaterstadt debütierte. Der Abend brachte die Uraufführung von Frdr. Reischs Serenade B-Dur, die in der melodischen Erfindung und Frische des Ausdruckes günstig wirkte und mit den anderen Nummern des Programmes, Werken Mozartscher Frühzeit, sich zu einem harmonischeren Ganzen einte, als man hatte erwarten können. Die Cavatine „Ah lo previdi" sang Elisabeth Munthe-Kaas, deren Kunst wir letzthin erst würdigten, ungemein reizvoll. Pringsheim erwies sich als geschmackvoller, vornehmer Musiker, dessen Dirigentenbegabung sicherlich zukunftverheißend ist. Man dankte ihm mit kräftigem Beifall, nicht zuletzt für die hübsche, von der Schablone des Konzertalltages abweichende Programmwahl. — Auch an ihrem zweiten, sehr beifällig aufgenommenen Liederabend hatte sich die begabte Sopranistin Elsa Krocker mit Professor Hch. Schwartz verbunden, der als feinsinniger Begleiter sowie als Beethoven-, Reger- und Mendelssohninterpret durch sein meisterliches Spiel stürmischen Beifall erntete. Der Mehrzahl der Applaudierenden schien es zudem bekannt zu sein, daß Schwartz mit diesem Winter seine ehrenreiche Konzerttätigkeit abzuschließen gedenkt. Auch Schwartz' Lieder, von denen Elsa Krocker „Du bist wie eine Blume" besonders reizvoll sang, fanden herzlichste Aufnahme. Die Sängerin hatte ein sehr geschmackvolles Programm gewählt, sie brachte neben Haydn zwei Lieder des heute mehr und mehr vergessenen Robert Franz, dann Reger, Brahms, Pfitzner und Rich. Strauß. Ihr eindrucksvoller Vortrag berührt stets sympathisch, sie besitzt eine gute Schulung und ihre Stimme ist in den mittleren Lagen von hohem Klangreiz, insbesondere sind es Lieder von verhaltener, elegischer Grundstimmung, die ihrer künstlerischen Persönlichkeit vorzugsweise liegen und denen sie die Charme einer eigenen Note zu verleihen vermag.

Verschiedenes aus aller Welt. In **Bonn** verstarb Rochus Frhr. von Liliencron, der als Germanist und Musikschriftsteller sich besonders um die Sammlung und Erforschung der „historischen Volkslieder der Deutschen", des „Minnegesanges" und der protestantischen Kirchenmusik Verdienste erwarb. Liliencron war Leiter der von König Maximilian II. von Bayern gebründeten „Allgemeinen deutschen Biographie". 1820 in Plön geboren, hatte Liliencron anfänglich als Staatsmann, später als Universitätsprofessor, als Intendant der Meininger Hofkapelle, als Probst des adeligen St. Johannisklosters in Schleswig die Möglichkeit, seine vielseitige Persönlichkeit nicht auf sein wissenschaftliches Fachgebiet beschränken zu müssen. — In Antwerpen brachte dic Vlämische Oper „Endenie" von Dubois mit unbestrittenem Erfolg zur Uraufführung. Die Musik wandelt auf Wagnerschen Bahnen, das Libretto Camille Lemonniers ist nach Berichten von starker lyrischer Schönheit. — „Ich aber preise die Liebe", betitelt sich eine Oper von Joseph Reiter, die am Dessauer Hoftheater sehr herzlich aufgenommen wurde. Max Morolds Libretto behandelt Klopstocks Aufenthalt in Zürich, und darf als ein Weihespiel zum Preise deutscher Kunst und Art gelten. Reiter liegt das Weltenferne elegischer Töne am besten. Seine Musik wird zu den Ausläufern Wagnerscher Kunst gerechnet. Eine Entwicklung in der Richtung Rich. Straußens lehnt Reiter ab.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die deutschen Börsen befinden sich in einem Zustande grosser Nervosität und können nicht zur Ruhe kommen. Täglich überstürzen sich Ereignisse von wichtigster Natur, und trotz aller Raschlebigkeit der Börsenverhältnisse gelingt es nicht, auch nur einigermassen eine ausgeprägte gleichmässige Tendenz herbeizuführen. Seit einigen Tagen sind es die Nachrichten über die internationalen Arbeiterbewegungen, welche für die Entwicklung der Finanz- und Börsenkreise ausschlaggebend sind. Das Uebergreifen der Streiks der englischen Bergarbeiter auf deutsche, belgische und österreichische Industriegebiete deprimierte die Börsen derart, dass man in Berlin zeitweise veritable Börsenderouten mit grossen Kursstürzen erlebt hat. Man ist sich überall des überaus schlimmen Einflusses derartiger Riesenstreiks auf unsere Industrie vollauf bewusst. Speziell befürchtet man bei Ausbruch der Streiks eine vollkommene Lahmlegung unserer im erfolgreichen Wettkampfe mit dem Auslande befindlichen industriellen Hochkonjunktur. Die ohnehin an der Berliner Börse vorherrschend gewesene Flauheit hatte unter dem Eindruck dieser Nachrichten schon beim Beginn der Woche grosse Abgaben von allen Aktienwerten verursacht und mangels genügender Nachfrage bedeutende Kursverluste gebracht. — Die Massnahmen hinsichtlich der geplanten Krediteinschränkung und das strikte Vorgehen des Reichsbankpräsidenten in dieser Angelegenheit halten die Börsen gleichfalls andauernd in Atem. Ausführliche Pressepolemiken und auch die diesbezüglichen Debatten im Reichstag zeigen das allgemeine Interesse für diese, für unsere industrielle Entwicklung so hochbedeutsame Frage. Ueberall wird auf den immensen Schaden hingewiesen, der durch ein zu rasches Vorgehen der massgebenden Faktoren für unsere wirtschaftliche Situation entstehen würde. Im Reichstag wurde unter anderem seitens des Staatssekretärs Delbrück die Lage unserer deutschen Industrie als eine glänzende bezeichnet. Die täglich bekannt werdenden Abschlussziffern unserer bedeutenden Industriegesellschaften beweisen dies auch durch hervorragend günstige Bilanzen mit meistenteils erhöhten Dividendenerträgnissen. Auch der publizierte Semestralabschluss der Laurahütte weist bei einer vermehrten Gesamtproduktion einen bedeutend grösseren Bruttogewinn auf. Die hierbei bekannt gewordenen Mitteilungen über Absatz und Aussichten der schlesischen Montanindustrie sind durchwegs glänzend und berechtigen auch zu den besten Hoffnungen für die Zukunft. Preiserhöhungen für Jutefabrikate und einzelne Eisensorten sind gleichfalls Zeichen von guter Beschäftigung unserer Industrie. Die Newyorker Effektenbörse meldet neuerdings fast durchwegs gebesserte Berichte, und insbesondere bewirkt dort die günstige Lage des Eisen- und Kupfermarktes eine feste Tendenz. Die deutschen Börsen bringen diesen günstigen Meldungen gerne das grösste Interesse entgegen. Die Reserviertheit und allgemeine Zurückhaltung ist jedoch zurzeit beim Publikum vorherrschend. Die unsichere Situation der Auslandspolitik und die Befürchtung von unangenehmen Ueberraschungen nach dieser oder jener Richtung beeinträchtigen die Börse in gleichfalls erheblichem Masse. Auch die Ungewissheit, ob die Wehr- und Marinevorlagen im Reichstag schliesslich doch durch neue Steuern vom mobilen Kapital zum Teil aufgebracht werden, bedingt eine gewisse Zurückhaltung. Viel beachtet sind auch die aufgetauchten Reichsmonopolpläne für Spiritus, Zündholz, Kali und Petroleum. — Ein besonders wichtiger Faktor für unsere Börsenentwicklung ist der Geldmarkt. Die allseits erwartete Erleichterung ist ausgeblieben, und die Verhältnisse unseres heimischen Geldmarktes sind undurchsichtiger wie je. Der Privatsatz an der Börse bleibt relativ hoch. Die Reichsbank wird nach wie vor und trotz aller Abwehrmassregeln mit kolossalen Summen in Anspruch genommen. Die Nähe des Quartalsschlusses mit den dabei stets bedingten vermehrten Geldbedürfnissen lässt auch für die kommenden Wochen keine Erleichterung zu. Aus Finanzkreisen und seitens der Industrie werden fast täglich grössere Geldoperationen gemeldet. Speziell sind es auch Kommunen, welche mit grossen Anleihen den Geldmarkt für sich beanspruchen. In wenigen Tagen haben die Städte Düsseldorf, Halle, Mannheim, Wiesbaden und andere mehr mit neuen Emissionen im Betrage von mehr als 50 Millionen Mark an den Geldmarkt appelliert. Ob das Kapitalistenpublikum fähig ist, derartige Summen dauernd aufzunehmen, dürfte fraglich sein, denn noch andere Anleihen, wie die der anatolischen Eisenbahn von zirka 50 Millionen Mark sind zu berücksichtigen. Mit grossem Interesse verfolgt die Börse die Mitteilungen, welche die Grossbanken in ihren Jahresberichten veröffentlichen. Ganz besonders wird der Bericht der Deutschen Bank debattiert, welche einen Jahresumsatz von 126 Milliarden Mark erzielt hat. Interessante Daten über unsere Wirtschaftslage und andere Probleme werden hier genau und eingehend dargelegt. Auch das Abschlussergebnis der Hamburg-Amerika-Linie zeigt deutlich, welch gewaltigen Aufschwung Deutschlands Wirtschaftsmärkte im Wettbewerb mit dem Auslande genommen haben. Die Gesellschaft, welche ihr Aktienkapital um 25 Millionen Mark erhöhen wird, konnte die deutsche Handelsflagge wiederum mit glänzendem

finanziellen Erfolge an allen Handelszentren ausbreiten. Aus dem um fast 1½ Millionen Mark höheren Reingewinn kann die **Dividende auf 9%** (im Vorjahre 8%) erhöht werden. M. Weber.

Die Bayerische Landwirtschaftsbank, e. G. m. b. H., München, wird eine weitere Serie ihrer 4 proz. verlosbaren Pfandbriefe von 10 Millionen Mark zur Emission bringen. M. W.

„Der gute Ton". Von Dr. Franz Albrecht. In einem Bande von 624 Seiten bringt untenstehender Verlag einen „Ratgeber für den guten Ton in jeder Lebenslage". Das wundervoll ausgestattete Buch mit den feinen Illustrationen von Edmund Brüning kann man als ein Prachtwerk bezeichnen. In anregender, flüssiger Darstellung gibt der Verfasser seine Ansichten über alle möglichen Situationen im Familien- und Gesellschaftsleben. Er plaudert in anregender Weise über das Heim und die Häuslichkeit, den Hausherrn und die Hausfrau, über Gatte und Gattin, Mutter, Kinder und Dienstboten; er läßt Familienereignisse an uns vorüberziehen und unmerklich aber gern, lernen wir von seiner reichen Erfahrung und von seinem guten Geschmack. Das Werk kostet nur M 3.— durch **Willibald Wendes Verlag, Berlin W.,** Lützowstr. 31.

Eine Pilgerfahrt nach Rom zu unternehmen, bietet sich vom 15. bis 30. April günstige Gelegenheit. In dieser Zeit veranstaltet Prof. Dr. Konrad Miller in Stuttgart wiederum eine Reise durch Italien mit viereinhalbtägigem Aufenthalt in der heiligen Stadt und Besuch der berühmtesten alten Kulturstätten Italiens: Genua, Florenz, Mailand, Neapel, Venedig usw. Näheres siehe Inserat.

Eine Bittschrift des katholischen Pfarramtes Neuleutersdorf, Post Leutersdorf (Sachsen) liegt dieser Nummer bei. Wir empfehlen dieselbe der freundlichen Beachtung unserer Leser. Für etwaige Gaben kann die anhängende Zahlkarte Verwendung finden.

Diesem Heft liegt auch ein Prospekt der Firma **Dr. med. H. Schröder, G. m. b. H., Berlin 35,** bei.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.60 (2 Mon. M. 1.75, 1 Mon. M. 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 18), i. Buchhandel u. b. Verlag. In Oesterr.-Ungarn 5 K 42 h, Schweiz 5 Fr. 44 Cts., Belgien 5 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 5 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop. Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 12. München, 23. März 1912. IX. Jahrgang.

Im Interesse des ununterbrochenen Bezuges ersuchen wir um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements. Der Postbestellzettel liegt der ganzen heutigen Postauflage bei. Wir wiederholen bei dieser Gelegenheit die innige Bitte an unsere Freunde, durch Mitteilung von geeigneten Adressen, an welche Gratis-Probehefte versandt werden können, die immer weitere Verbreitung der „Allgemeinen Rundschau" nach Kräften zu fördern.

Quousque tandem?!

Ein Wort zu den Quertreibereien.

Von Josef Mauch, Igersheim, O.-A. Mergentheim.

Als im Sommer vorigen Jahres Organe des Aus- und Inlandes über die größten und wichtigsten Organisationen und Repräsentationen der deutschen Katholiken systematisch herzufallen begannen, und allmählich ein Sykophanten- und Quertreiberunwesen mit internationalem Charakter und höchst persönlichen Gehässigkeiten einsetzte, öffnete auch die „Allgemeine Rundschau" ihre Spalten einer sehr bestimmten, mit allseitigem Beifall aufgenommenen Abwehr. Durch den ganzen Blätterwald des katholischen Deutschland war ein sehr vernehmliches Rauschen der Entrüstung und Verwahrung gegen die ebenso haltlosen wie verletzenden Verdächtigungen gegangen. Der Katholikentag zu Mainz hatte die unberufenen Kritiker und Friedensstörer energisch abgeschüttelt und der kirchlich-treuen Gesinnung der Katholiken Deutschlands auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, in Presse, Politik, Vereinen, wuchtigen Ausdruck verliehen. Mit wohltuender Genugtuung hat damals das katholische Deutschland aus dem kompetenten Munde des Schweizer Prälaten Professor Dr. Gisler das ehrenvolle Zeugnis vernommen: „Das eine weiß ich: Deine Taten, Deine Ziele waren echt katholisch." Bischöfe haben ihre Stimme erhoben, gleichgesinnte Kreise des Auslandes haben sich selber entrüstet von den Wegelagerern abgewandt und sich gegen deren friedenstörende, verwirrende und lähmende Minierarbeit verwahrt. Der Augustinusverein hat in seiner Generalversammlung zu Mainz im Jahre 1911 gegen die unberufenen Kritiker und ungerechten Verdächtiger eine energische und unzweideutige Sprache geführt und eine klare Parole ausgegeben.[1]

Allein dies alles scheint umsonst gewesen zu sein. Das Kesseltreiben dauert fort, und der Lästerstrom gegen uns deutsche Katholiken wird täglich größer und trüber. Die Sprache jener Kreise hat allmählich Stichworte geschaffen und einen Ton angeschlagen, die Taktiker und Generalstäbler in diesem Franktireurkrieg sind nachgerade bei Mitteln und Praktiken angelangt, die es verdienen, wieder einmal niedriger gehängt zu werden. Das Treiben dieser Gegner ist zwar so durchsichtig, daß es keiner eigentlichen und ausdrücklichen Zurückweisung und warnenden Etikettierung mehr bedarf. Jeder Katholik, der unbefangen und vorurteilslos diesen Kampf verfolgte, weiß nunmehr sehr gut, was er davon zu halten und auf welche Seite er sich zu stellen hat. Da aber Großmannssucht und Wichtigtuerei nicht zu den schwachen Seiten jener Herren gehören, scheint es nicht unangebracht zu sein, ihnen ab und zu auf die Finger zu klopfen.

Die Batterien und Verstecke, aus denen die in ihrer Anonymität und Geheimniskrämerei wohl gedeckten Helden ihre Brandgeschosse und Giftpfeile entsenden, sind ziemlich die gleichen, wie im Vorjahre: „Univers", „Correspondance de Rome", „Unità cattolica", der holländische „Maasbode", der Schweizer „Sarganserländer", „Oesterreichs Katholisches Sonntagsblatt", neuestens eine internationale Zeitungsagentur, Sitz Rom: „Agence internationale Roma", die französische Wochenschrift „Chronique de la Presse", eine italienische „Sentinella antimodernistica" und die polnische katholische Zeitschrift „Mysl catolica"; sogar bis nach Spanien („Monte Carmelo") versuchten diese Kuckuckseier ihr Absatzgebiet zu spielen.

Um die Kompetenz des Auftretens und das angemaßte Autoritätsmäntelchen dieser Leute in seiner ganzen Fadenscheinigkeit durchschauen zu können, ist es nützlich zu wissen, wie z. B. derselbe „Univers"[2], der sich in seinem Oberzensoramt über deutsche katholische Fragen nicht päpstlich genug geben kann, die Hauptverantwortung dafür trägt, daß die weise und weitsichtige Mahnung Leos XIII. an die Franzosen, unter Verzicht auf die unfruchtbaren Zänkereien zwischen Royalisten und Bonapartisten und den wertlosen Widerstand gegen die Republik sich einmal auf den Boden der gewordenen Wirklichkeit zu stellen und praktische politische Arbeit zu leisten, in den Wind geschlagen und alle Bemühungen des Kardinals Lavigerie starrsinnig und hochnäsig zurückgewiesen wurden, und so für die republikanischen Staatsmänner das leidenschaftliche Wort Gambettas: le cléricalisme c'est l'ennemi einen Schein von Berechtigung erlangen konnte. Wer also für die traurige kirchliche Lage im eigenen Lande dermaßen verantwortlich belastet und „unpäpstlich" suspekt ist, sollte sich hüten, einem anderen Lande mit blankem Schilde gegenüber den Vormund zu spielen. Wie die furchtbare Katastrophe von 1870/71 den politischen Gloireschwindel der Franzosen gedämpft hat, so sollte auch die Heimsuchung der französischen Kirche der letzten Jahre alle religiös-kirchliche Gloiresucht jenseits der Vogesen auf das richtige und notwendige Maß der Selbsteinkehr, Selbstprüfung und Selbsterkenntnis zurückführen. Organe vom Schlage und der Gespreiztheit eines „Univers" riskieren es, daß die Sympathien, welche die schwergeprüften französischen Glaubensbrüder auch rechts des Rheins hatten und haben, abflauen, was der Katholizität des kirchlichen Denkens und Fühlens sicher nichts nützen würde.

Blätter vom Genre der „Correspondance de Rome" und der Florenzer „Unità cattolica" stolzieren auf dem Kothurn angeblicher vatikanischer Offiziosität einher und lassen sich, mit diesem Stempel versehen, ohne mit einer Wimper zu zucken, von der liberalen Presse gegen die deutschen Katholiken ins Feld führen und als Sprengmittel am Zentrumsturm begrüßen und benützen; gesinnungsverwandte Organe im deutschen Blätterwalde, wie die „Kaufmännische Zentralauskunftsstelle", die „Kölner Korrespondenz", die „Petrusblätter", „Wahrheit und Klarheit", „Das katholische Deutschland", „Die katholische Aktion", gehen mit derselben Maskerade ihrem Handwerk nach, obwohl bereits am 14. Juli vorigen Jahres der Münchener Nuntius Msgr. Frühwirth und am 15. Juli 1911 der Kardinalstaatssekretär Merry del Val die „Correspondance de Rome" energisch und unzweideutig abgeschüttelt und in die Schranken gewiesen hatten. Wer aber trotz solch offiziell-kirchlicher Demaskierung dennoch in den alten Bahnen

[1] Graf Oppersdorff, der durch Vorstandsbeschluß vom Augustinusverein ausgeschlossen worden war, wurde mit seiner gegen diesen Beschluß erhobenen Feststellungsklage am 6. März 1912 vom Landgericht Düsseldorf kostenfällig abgewiesen.

[2] Soeben werden Einzelheiten über den völligen finanziellen Zusammenbruch des bisherigen „Univers" und über seinen Verkauf an eine Gruppe von Royalisten bekannt.

finanziellen Erfolge an allen Handelszentren ausbreiten. Aus dem um fast 1½ Millionen Mark höheren Reingewinn kann die Dividende auf 9% (im Vorjahre 8%) erhöht werden. M. Weber.

Die Bayerische Landwirtschaftsbank, e. G. m. b. H., München, wird eine weitere Serie ihrer 4proz. verlosbaren Pfandbriefe von 10 Millionen Mark zur Emission bringen. M. W.

„Der gute Ton". Von Dr. Franz Albrecht. In einem Bande von 624 Seiten bringt untenstehender Verlag einen „Ratgeber für den guten Ton in jeder Lebenslage". Das wundervoll ausgestattete Buch mit den feinen Illustrationen von Edmund Brüning kann man als ein Prachtwerk bezeichnen. In anregender, flüssiger Darstellung gibt der Verfasser seine Ansichten über alle möglichen Situationen im Familien- und Gesellschaftsleben. Er plaudert in anregender Weise über das Heim und die Häuslichkeit, den Hausherrn und die Hausfrau, über Gatte und Gattin, Mutter, Kinder und Dienstboten; er läßt Familienereignisse an uns vorüberziehen und unmerklich aber gern, lernen wir von seiner reichen Erfahrung und von seinem guten Geschmack. Das Werk kostet nur ℳ 3.— durch **Willibald Wendes Verlag, Berlin W.,** Lützowstr. 31.

Eine Pilgerfahrt nach Rom zu unternehmen, bietet sich vom 15. bis 30. April günstige Gelegenheit. In dieser Zeit veranstaltet Prof. Dr. Konrad Miller in Stuttgart wiederum eine Reise durch Italien mit viereinhalbtägigem Aufenthalt in der heiligen Stadt und Besuch der berühmtesten alten Kulturstätten Italiens: Genua, Florenz, Mailand, Neapel, Venedig usw. Näheres siehe Inserat.

Eine Bittschrift des katholischen Pfarramtes Neuleutersdorf, Post Leutersdorf (Sachsen) liegt dieser Nummer bei. Wir empfehlen dieselbe der freundlichen Beachtung unserer Leser. Für etwaige Gaben kann die anhängende Zahlkarte Verwendung finden.

Diesem Heft liegt auch ein Prospekt der Firma **Dr. med. H. Schröder, G. m. b. H., Berlin 35,** bei.

— Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste feste Abonnentenzahl auf. —

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.60 (2 Mon. M. 1.75, 1 Mon. M. 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 12. München, 23. März 1912. IX. Jahrgang.

Im Interesse des ununterbrochenen Bezuges ersuchen wir um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements. Der Postbestellzettel liegt der ganzen heutigen Postauflage bei. Wir wiederholen bei dieser Gelegenheit die innige Bitte an unsere Freunde, durch Mitteilung von geeigneten Adressen, an welche Gratis-Probehefte versandt werden können, die immer weitere Verbreitung der „Allgemeinen Rundschau" nach Kräften zu fördern.

Quousque tandem?!

Ein Wort zu den Quertreibereien.

Von Josef Mauch, Igersheim, O.-A. Mergentheim.

Als im Sommer vorigen Jahres Organe des Aus- und Inlandes über die größten und wichtigsten Organisationen und Repräsentationen der deutschen Katholiken systematisch herzufallen begannen, und allmählich ein Sykophanten- und Quertreiberunwesen mit internationalem Charakter und höchst persönlichen Gehässigkeiten einsetzte, öffnete auch die „Allgemeine Rundschau" ihre Spalten einer sehr bestimmten, mit allseitigem Beifall aufgenommenen Abwehr. Durch den ganzen Blätterwald des katholischen Deutschland war ein sehr vernehmliches Rauschen der Entrüstung und Verwahrung gegen die ebenso haltlosen wie verletzenden Verdächtigungen gegangen. Der Katholikentag zu Mainz hatte die unberufenen Kritiker und Friedensstörer energisch abgeschüttelt und der kirchlich-treuen Gesinnung der Katholiken Deutschlands auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, in Presse, Politik, Vereinen, wuchtigen Ausdruck verliehen. Mit wohltuender Genugtuung hat damals das katholische Deutschland aus dem kompetenten Munde des Schweizer Prälaten Professor Dr. Gisler das ehrenvolle Zeugnis vernommen: „Das eine weiß ich: Deine Taten, Deine Ziele waren echt katholisch." Bischöfe haben ihre Stimme erhoben, gleichgesinnte Kreise des Auslandes haben sich selber entrüstet von den Wegelagerern abgewandt und sich gegen deren friedenstörende, verwirrende und lähmende Minierarbeit verwahrt. Der Augustinusverein hat in seiner Generalversammlung zu Mainz im Jahre 1911 gegen die unberufenen Kritiker und ungerechten Verdächtiger eine energische und unzweideutige Sprache geführt und eine klare Parole ausgegeben.[1])

Allein dies alles scheint umsonst gewesen zu sein. Das Kesseltreiben dauert fort, und der Lästerstrom gegen uns deutsche Katholiken wird täglich größer und trüber. Die Sprache jener Kreise hat allmählich Stichworte geschaffen und einen Ton angeschlagen, die Taktiker und Generalstäbler in diesem Franktireurkrieg sind nachgerade bei Mitteln und Praktiken angelangt, die es verdienen, wieder einmal niedriger gehängt zu werden. Das Treiben dieser Gegner ist zwar so durchsichtig, daß es keiner eigentlichen und ausdrücklichen Zurückweisung und warnenden Etikettierung mehr bedarf. Jeder Katholik, der unbefangen und vorurteilslos diesen Kampf verfolgte, weiß nunmehr sehr gut, was er davon zu halten und auf welche Seite er sich zu stellen hat. Da aber Großmannssucht und Wichtigtuerei nicht zu den schwachen Seiten jener Herren gehören, scheint es nicht unangebracht zu sein, ihnen ab und zu auf die Finger zu klopfen.

Die Batterien und Verstecke, aus denen die in ihrer Anonymität und Geheimniskrämerei wohl gedeckten Helden ihre Brandgeschosse und Giftpfeile entsenden, sind ziemlich die gleichen, wie im Vorjahre: „Univers", „Correspondance de Rome", „Unità cattolica", der holländische „Maasbode", der Schweizer „Sarganserländer", „Oesterreichs Katholisches Sonntagsblatt", neuestens eine internationale Zeitungsagentur, Sitz Rom: „Agence internationale Roma", die französische Wochenschrift „Chronique de la Presse", eine italienische „Sentinella antimodernistica" und die polnische katholische Zeitschrift „Mysl catolica"; sogar bis nach Spanien („Monte Carmelo") versuchten diese Kuckuckseier ihr Absatzgebiet zu spielen.

Um die Kompetenz des Auftretens und das angemaßte Autoritätsmäntelchen dieser Leute in seiner ganzen Fadenscheinigkeit durchschauen zu können, ist es nützlich zu wissen, wie z. B. derselbe „Univers"[2]), der sich in seinem Oberzensoramt über deutsche katholische Fragen nicht päpstlich genug geben kann, die Hauptverantwortung dafür trägt, daß die weise und weitsichtige Mahnung Leos XIII. an die Franzosen, unter Verzicht auf die unfruchtbaren Zänkereien zwischen Royalisten und Bonapartisten und den wertlosen Widerstand gegen die Republik sich einmal auf den Boden der gewordenen Wirklichkeit zu stellen und praktische politische Arbeit zu leisten, in den Wind geschlagen und alle Bemühungen des Kardinals Lavigerie starrsinnig und hochnäsig zurückgewiesen wurden, und so für die republikanischen Staatsmänner das leidenschaftliche Wort Gambettas: le cléricalisme c'est l'ennemi einen Schein von Berechtigung erlangen konnte. Wer also für die traurige kirchliche Lage im eigenen Lande dermaßen verantwortlich belastet und „unpäpstlich" suspekt ist, sollte sich hüten, einem anderen Lande mit blankem Schilde gegenüber den Vormund zu spielen. Wie die furchtbare Katastrophe von 1870/71 den politischen Gloireschwindel der Franzosen gedämpft hat, so sollte auch die Heimsuchung der französischen Kirche der letzten Jahre alle religiös-kirchliche Gloiresucht jenseits der Vogesen auf das richtige und notwendige Maß der Selbsteinkehr, Selbstprüfung und Selbsterkenntnis zurückführen. Organe vom Schlage und der Gespreiztheit eines „Univers" riskieren es, daß die Sympathien, welche die schwergeprüften französischen Glaubensbrüder auch rechts des Rheins hatten und haben, abflauen, was der Katholizität des kirchlichen Denkens und Fühlens sicher nichts nützen würde.

Blätter vom Genre der „Correspondance de Rome" und der Florenzer „Unità cattolica" stolzieren auf dem Kothurn angeblicher vatikanischer Offiziosität einher und lassen sich, mit diesem Stempel versehen, ohne mit einer Wimper zu zucken, von der liberalen Presse gegen die deutschen Katholiken ins Feld führen und als Sprengmittel am Zentrumsturm begrüßen und benützen; gesinnungsverwandte Organe im deutschen Blätterwalde, wie die „Kaufmännische Zentralauskunftsstelle", die „Kölner Korrespondenz", die „Petrusblätter", „Wahrheit und Klarheit", „Das katholische Deutschland", „Die katholische Aktion", gehen mit derselben Maskerade ihrem Handwerk nach, obwohl bereits am 14. Juli vorigen Jahres der Münchener Nuntius Msgr. Frühwirth und am 15. Juli 1911 der Kardinalstaatssekretär Merry del Val die „Correspondance de Rome" energisch und unzweideutig abgeschüttelt und in die Schranken gewiesen hatten. Wer aber trotz solch offiziell-kirchlicher Demaskierung dennoch in den alten Bahnen

[1]) Graf Oppersdorff, der durch Vorstandsbeschluß vom Augustinusverein ausgeschlossen worden war, wurde mit seiner gegen diesen Beschluß erhobenen Feststellungsklage am 6. März 1912 vom Landgericht Düsseldorf kostenfällig abgewiesen.

[2]) Soeben werden Einzelheiten über den völligen finanziellen Zusammenbruch des bisherigen „Univers" und über seinen Verkauf an eine Gruppe von Royalisten bekannt.

finanziellen Erfolge an allen Handelszentren ausbreiten. Aus dem um fast 1½ Millionen Mark höheren Reingewinn kann die Dividende auf 9% (im Vorjahre 8%) erhöht werden. M. Weber.

Die Bayerische Landwirtschaftsbank, e. G. m. b. H., München, wird eine weitere Serie ihrer 4proz. verlosbaren Pfandbriefe von 10 Millionen Mark zur Emission bringen. M. W.

„Der gute Ton". Von Dr. Franz Albrecht. In einem Bande von 624 Seiten bringt untenstehender Verlag einen „Ratgeber für den guten Ton in jeder Lebenslage". Das wundervoll ausgestattete Buch mit den feinen Illustrationen von Edmund Brüning kann man als ein Prachtwerk bezeichnen. In anregender, flüssiger Darstellung gibt der Verfasser seine Ansichten über alle möglichen Situationen im Familien- und Gesellschaftsleben. Er plaudert in anregender Weise über das Heim und die Häuslichkeit, den Hausherrn und die Hausfrau, über Gatte und Gattin, Mutter, Kinder und Dienstboten; er läßt Familienereignisse an uns vorüberziehen und unmerklich aber gern, lernen wir von seiner reichen Erfahrung und von seinem guten Geschmack. Das Werk kostet nur ℳ 3.— durch **Willibald Wendes Verlag, Berlin W.,** Lützowstr. 31.

Eine Pilgerfahrt nach Rom zu unternehmen, bietet sich vom 15. bis 30. April günstige Gelegenheit. In dieser Zeit veranstaltet Prof. Dr. Konrad Miller in Stuttgart wiederum eine Reise durch Italien mit viereinhalbtägigem Aufenthalt in der heiligen Stadt und Besuch der berühmtesten alten Kulturstätten Italiens: Genua, Florenz, Mailand, Neapel, Venedig usw. Näheres siehe Inserat.

Eine Bittschrift des katholischen Pfarramtes Neuleutersdorf, Post Leutersdorf (Sachsen) liegt dieser Nummer bei. Wir empfehlen dieselbe der freundlichen Beachtung unserer Leser. Für etwaige Gaben kann die anhängende Zahlkarte Verwendung finden.

Diesem Heft liegt auch ein Prospekt der Firma **Dr. med. H. Schröder, G. m. b. H., Berlin 35,** bei.

— Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste feste Abonnentenzahl auf. —

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.60 (2 Mon. M. 1.75, 1 Mon. M. 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.

Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 12. München, 23. März 1912. IX. Jahrgang.

Im Interesse des ununterbrochenen Bezuges ersuchen wir um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements. Der Postbestellzettel liegt der ganzen heutigen Postauflage bei. Wir wiederholen bei dieser Gelegenheit die innige Bitte an unsere Freunde, durch Mitteilung von geeigneten Adressen, an welche Gratis-Probehefte versandt werden können, die immer weitere Verbreitung der „Allgemeinen Rundschau“ nach Kräften zu fördern.

Quousque tandem?!

Ein Wort zu den Quertreibereien.

Von Josef Mauch, Igersheim, O.-A. Mergentheim.

Als im Sommer vorigen Jahres Organe des Aus- und Inlandes über die größten und wichtigsten Organisationen und Repräsentationen der deutschen Katholiken systematisch herzufallen begannen, und allmählich ein Sykophanten- und Quertreiberunwesen mit internationalem Charakter und höchst persönlichen Gehässigkeiten einsetzte, öffnete auch die „Allgemeine Rundschau“ ihre Spalten einer sehr bestimmten, mit allseitigem Beifall aufgenommenen Abwehr. Durch den ganzen Blätterwald des katholischen Deutschland war ein sehr vernehmliches Rauschen der Entrüstung und Verwahrung gegen die ebenso haltlosen wie verletzenden Verdächtigungen gegangen. Der Katholikentag zu Mainz hatte die unberufenen Kritiker und Friedensstörer energisch abgeschüttelt und der kirchlich-treuen Gesinnung der Katholiken Deutschlands auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, in Presse, Politik, Vereinen, wuchtigen Ausdruck verliehen. Mit wohltuender Genugtuung hat damals das katholische Deutschland aus dem kompetenten Munde des Schweizer Prälaten Professor Dr. Gisler das ehrenvolle Zeugnis vernommen: „Das eine weiß ich: Deine Taten, Deine Ziele waren echt katholisch.“ Bischöfe haben ihre Stimme erhoben, gleichgesinnte Kreise des Auslandes haben sich selber entrüstet von den Wegelagerern abgewandt und sich gegen deren friedenstörende, verwirrende und lähmende Minierarbeit verwahrt. Der Augustinusverein hat in seiner Generalversammlung zu Mainz im Jahre 1911 gegen die unberufenen Kritiker und ungerechten Verdächtiger eine energische und unzweideutige Sprache geführt und eine klare Parole ausgegeben.[1])

Allein dies alles scheint umsonst gewesen zu sein. Das Kesseltreiben dauert fort, und der Lästerstrom gegen uns deutsche Katholiken wird täglich größer und trüber. Die Sprache jener Kreise hat allmählich Stichworte geschaffen und einen Ton angeschlagen, die Taktiker und Generalstäbler in diesem Franktireurkrieg sind nachgerade bei Mitteln und Praktiken angelangt, die es verdienen, wieder einmal niedriger gehängt zu werden. Das Treiben dieser Gegner ist zwar so durchsichtig, daß es keiner eigentlichen und ausdrücklichen Zurückweisung und warnenden Etikettierung mehr bedarf. Jeder Katholik, der unbefangen und vorurteilslos diesen Kampf verfolgte, weiß nunmehr sehr gut, was er davon zu halten und auf welche Seite er sich zu stellen hat. Da aber Großmannssucht und Wichtigtuerei nicht zu den schwachen Seiten jener Herren gehören, scheint es nicht unangebracht zu sein, ihnen ab und zu auf die Finger zu klopfen.

Die Batterien und Verstecke, aus denen die in ihrer Anonymität und Geheimniskrämerei wohl gedeckten Helden ihre Brandgeschosse und Giftpfeile entsenden, sind ziemlich die gleichen, wie im Vorjahre: „Univers“, „Correspondance de Rome“, „Unità cattolica“, der holländische „Maasbode“, der Schweizer „Sarganserländer“, „Oesterreichs Katholisches Sonntagsblatt“, neuestens eine internationale Zeitungsagentur, Sitz Rom: „Agence internationale Roma“, die französische Wochenschrift „Chronique de la Presse“, eine italienische „Sentinella antimodernistica“ und die polnische katholische Zeitschrift „Mysl catolica“; sogar bis nach Spanien („Monte Carmelo“) versuchten diese Kuckuckseier ihr Absatzgebiet zu spielen.

Um die Kompetenz des Auftretens und das angemaßte Autoritätsmäntelchen dieser Leute in seiner ganzen Fadenscheinigkeit durchschauen zu können, ist es nützlich zu wissen, wie z. B. derselbe „Univers“[2]), der sich in seinem Oberzensoramt über deutsche katholische Fragen nicht päpstlich genug geben kann, die Hauptverantwortung dafür trägt, daß die weise und weitsichtige Mahnung Leos XIII. an die Franzosen, unter Verzicht auf die unfruchtbaren Zänkereien zwischen Royalisten und Bonapartisten und den wertlosen Widerstand gegen die Republik sich einmal auf den Boden der gewordenen Wirklichkeit zu stellen und praktische politische Arbeit zu leisten, in den Wind geschlagen und alle Bemühungen des Kardinals Lavigerie starrsinnig und hochnäsig zurückgewiesen wurden, und so für die republikanischen Staatsmänner das leidenschaftliche Wort Gambettas: le cléricalisme c'est l'ennemi einen Schein von Berechtigung erlangen konnte. Wer also für die traurige kirchliche Lage im eigenen Lande dermaßen verantwortlich belastet und „unpäpstlich“ suspekt ist, sollte sich hüten, einem anderen Lande mit blankem Schilde gegenüber den Vormund zu spielen. Wie die furchtbare Katastrophe von 1870/71 den politischen Gloireschwindel der Franzosen gedämpft hat, so sollte auch die Heimsuchung der französischen Kirche der letzten Jahre alle religiös-kirchliche Gloiresucht jenseits der Vogesen auf das richtige und notwendige Maß der Selbsteinkehr, Selbstprüfung und Selbsterkenntnis zurückführen. Organe vom Schlage und der Gespreiztheit eines „Univers“ riskieren es, daß die Sympathien, welche die schwergeprüften französischen Glaubensbrüder auch rechts des Rheins hatten und haben, abflauen, was der Katholizität des kirchlichen Denkens und Fühlens sicher nichts nützen würde.

Blätter vom Genre der „Correspondance de Rome“ und der Florenzer „Unità cattolica“ stolzieren auf dem Kothurn angeblicher vatikanischer Offiziosität einher und lassen sich, mit diesem Stempel versehen, ohne mit einer Wimper zu zucken, von der liberalen Presse gegen die deutschen Katholiken ins Feld führen und als Sprengmittel am Zentrumsturm begrüßen und benützen; gesinnungsverwandte Organe im deutschen Blätterwalde, wie die „Kaufmännische Zentralauskunftsstelle“, die „Kölner Korrespondenz“, die „Petrusblätter“, „Wahrheit und Klarheit“, „Das katholische Deutschland“, „Die katholische Aktion“, gehen mit derselben Maskerade ihrem Handwerk nach, obwohl bereits am 14. Juli vorigen Jahres der Münchener Nuntius Msgr. Frühwirth und am 15. Juli 1911 der Kardinalstaatssekretär Merry del Val die „Correspondance de Rome“ energisch und unzweideutig abgeschüttelt und in die Schranken gewiesen hatten. Wer aber trotz solch offiziell-kirchlicher Demaskierung dennoch in den alten Bahnen

[1]) Graf Oppersdorff, der durch Vorstandsbeschluß vom Augustinusverein ausgeschlossen worden war, wurde mit seiner gegen diesen Beschluß erhobenen Feststellungsklage am 6. März 1912 vom Landgericht Düsseldorf kostenfällig abgewiesen.

[2]) Soeben werden Einzelheiten über den völligen finanziellen Zusammenbruch des bisherigen „Univers“ und über seinen Verkauf an eine Gruppe von Royalisten bekannt.

finanziellen Erfolge an allen Handelszentren ausbreiten. Aus dem um fast 1½ Millionen Mark höheren Reingewinn kann die Dividende auf 9% (im Vorjahre 8%) erhöht werden. M. Weber.

Die Bayerische Landwirtschaftsbank, e. G. m. b. H., München, wird eine weitere Serie ihrer 4 proz. verlosbaren Pfandbriefe von 10 Millionen Mark zur Emission bringen. M. W.

„Der gute Ton". Von Dr. Franz Albrecht. In einem Bande von 624 Seiten bringt untenstehender Verlag einen „Ratgeber für den guten Ton in jeder Lebenslage". Das wundervoll ausgestattete Buch mit den feinen Illustrationen von Edmund Brüning kann man als ein Prachtwerk bezeichnen. In anregender, flüssiger Darstellung gibt der Verfasser seine Ansichten über alle möglichen Situationen im Familien- und Gesellschaftsleben. Er plaudert in anregender Weise über das Heim und die Häuslichkeit, den Hausherrn und die Hausfrau, über Gatte und Gattin, Mutter, Kinder und Dienstboten; er läßt Familienereignisse an uns vorüberziehen und unmerklich aber gern, lernen wir von seiner reichen Erfahrung und von seinem guten Geschmack. Das Werk kostet nur ℳ 3.— durch Willibald Wendes Verlag, Berlin W., Lützowstr. 31.

Eine Pilgerfahrt nach Rom zu unternehmen, bietet sich vom 15. bis 30. April günstige Gelegenheit. In dieser Zeit veranstaltet Prof. Dr. Konrad Miller in Stuttgart wiederum eine Reise durch Italien mit viereinhalbtägigem Aufenthalt in der heiligen Stadt und Besuch der berühmtesten alten Kulturstätten Italiens: Genua, Florenz, Mailand, Neapel, Venedig usw. Näheres siehe Inserat.

Eine Bittschrift des katholischen Pfarramtes Neuleutersdorf, Post Leutersdorf (Sachsen) liegt dieser Nummer bei. Wir empfehlen dieselbe der freundlichen Beachtung unserer Leser. Für etwaige Gaben kann die anhängende Zahlkarte Verwendung finden.

Diesem Heft liegt auch ein Prospekt der Firma **Dr. med. H. Schröder, G. m. b. H., Berlin 35,** bei.

— Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau" die höchste feste Abonnentenzahl auf. —

Bezugspreis: vierteljährlich M 2.60 (2 Mon. M 1.75, 1 Mon. M 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau“ nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 12. München, 23. März 1912. IX. Jahrgang.

Im Interesse des ununterbrochenen Bezuges ersuchen wir um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements. Der Postbestellzettel liegt der ganzen heutigen Postauflage bei. Wir wiederholen bei dieser Gelegenheit die innige Bitte an unsere Freunde, durch Mitteilung von geeigneten Adressen, an welche Gratis-Probehefte versandt werden können, die immer weitere Verbreitung der „Allgemeinen Rundschau“ nach Kräften zu fördern.

Quousque tandem?!

Ein Wort zu den Quertreibereien.

Von Josef Mauch, Igersheim, O.-A. Mergentheim.

Als im Sommer vorigen Jahres Organe des Aus- und Inlandes über die größten und wichtigsten Organisationen und Repräsentationen der deutschen Katholiken systematisch herzufallen begannen, und allmählich ein Sykophanten- und Quertreiberunwesen mit internationalem Charakter und höchst persönlichen Gehässigkeiten einsetzte, öffnete auch die „Allgemeine Rundschau“ ihre Spalten einer sehr bestimmten, mit allseitigem Beifall aufgenommenen Abwehr. Durch den ganzen Blätterwald des katholischen Deutschland war ein sehr vernehmliches Rauschen der Entrüstung und Verwahrung gegen die ebenso haltlosen wie verletzenden Verdächtigungen gegangen. Der Katholikentag zu Mainz hatte die unberufenen Kritiker und Friedensstörer energisch abgeschüttelt und der kirchlich-treuen Gesinnung der Katholiken Deutschlands auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, in Presse, Politik, Vereinen, wuchtigen Ausdruck verliehen. Mit wohltuender Genugtuung hat damals das katholische Deutschland aus dem kompetenten Munde des Schweizer Prälaten Professor Dr. Gisler das ehrenvolle Zeugnis vernommen: „Das eine weiß ich: Deine Taten, Deine Ziele waren echt katholisch.“ Bischöfe haben ihre Stimme erhoben, gleichgesinnte Kreise des Auslandes haben sich selber entrüstet von den Wegelagerern abgewandt und sich gegen deren friedenstörende, verwirrende und lähmende Minierarbeit verwahrt. Der Augustinusverein hat in seiner Generalversammlung zu Mainz im Jahre 1911 gegen die unberufenen Kritiker und ungerechten Verdächtiger eine energische und unzweideutige Sprache geführt und eine klare Parole ausgegeben.[1])

Allein dies alles scheint umsonst gewesen zu sein. Das Kesseltreiben dauert fort, und der Lästerstrom gegen uns deutsche Katholiken wird täglich größer und trüber. Die Sprache jener Kreise hat allmählich Stichworte geschaffen und einen Ton angeschlagen, die Taktiker und Generalstäbler in diesem Franktireurkrieg sind nachgerade bei Mitteln und Praktiken angelangt, die es verdienen, wieder einmal niedriger gehängt zu werden. Das Treiben dieser Gegner ist zwar so durchsichtig, daß es keiner eigentlichen und ausdrücklichen Zurückweisung und warnenden Etikettierung mehr bedarf. Jeder Katholik, der unbefangen und vorurteilslos diesen Kampf verfolgte, weiß nunmehr sehr gut, was er davon zu halten und auf welche Seite er sich zu stellen hat. Da aber Großmannssucht und Wichtigtuerei nicht zu den schwachen Seiten jener Herren gehören, scheint es nicht unangebracht zu sein, ihnen ab und zu auf die Finger zu klopfen.

Die Batterien und Verstecke, aus denen die in ihrer Anonymität und Geheimniskrämerei wohl gedeckten Helden ihre Brandgeschosse und Giftpfeile entsenden, sind ziemlich die gleichen, wie im Vorjahre: „Univers“, „Correspondance de Rome“, „Unità cattolica“, der holländische „Maasbode“, der Schweizer „Sarganserländer“, „Oesterreichs Katholisches Sonntagsblatt“, neuestens eine internationale Zeitungsagentur, Sitz Rom: „Agence internationale Roma“, die französische Wochenschrift „Chronique de la Presse“, eine italienische „Sentinella antimodernistica“ und die polnische katholische Zeitschrift „Mysl catolica“; sogar bis nach Spanien („Monte Carmelo“) versuchten diese Kuckuckseier ihr Absatzgebiet zu spielen.

Um die Kompetenz des Auftretens und das angemaßte Autoritätsmäntelchen dieser Leute in seiner ganzen Fadenscheinigkeit durchschauen zu können, ist es nützlich zu wissen, wie z. B. derselbe „Univers“[2]), der sich in seinem Oberzensoramt über deutsche katholische Fragen nicht päpstlich genug geben kann, die Hauptverantwortung dafür trägt, daß die weise und weitsichtige Mahnung Leos XIII. an die Franzosen, unter Verzicht auf die unfruchtbaren Zänkereien zwischen Royalisten und Bonapartisten und den wertlosen Widerstand gegen die Republik sich einmal auf den Boden der gewordenen Wirklichkeit zu stellen und praktische politische Arbeit zu leisten, in den Wind geschlagen und alle Bemühungen des Kardinals Lavigerie starrsinnig und hochnäsig zurückgewiesen wurden, und so für die republikanischen Staatsmänner das leidenschaftliche Wort Gambettas: le cléricalisme c'est l'ennemi einen Schein von Berechtigung erlangen konnte. Wer also für die traurige kirchliche Lage im eigenen Lande dermaßen verantwortlich belastet und „unpäpstlich“ suspekt ist, sollte sich hüten, einem anderen Lande mit blankem Schilde gegenüber den Vormund zu spielen. Wie die furchtbare Katastrophe von 1870/71 den politischen Gloireschwindel der Franzosen gedämpft hat, so sollte auch die Heimsuchung der französischen Kirche der letzten Jahre alle religiös-kirchliche Gloiresucht jenseits der Vogesen auf das richtige und notwendige Maß der Selbsteinkehr, Selbstprüfung und Selbsterkenntnis zurückführen. Organe vom Schlage und der Gespreiztheit eines „Univers“ riskieren es, daß die Sympathien, welche die schwergeprüften französischen Glaubensbrüder auch rechts des Rheins hatten und haben, abflauen, was der Katholizität des kirchlichen Denkens und Fühlens sicher nichts nützen würde.

Blätter vom Genre der „Correspondance de Rome“ und der Florenzer „Unità cattolica“ stolzieren auf dem Kothurn angeblicher vatikanischer Offiziosität einher und lassen sich, mit diesem Stempel versehen, ohne mit einer Wimper zu zucken, von der liberalen Presse gegen die deutschen Katholiken ins Feld führen und als Sprengmittel am Zentrumsturm begrüßen und benützen; gesinnungsverwandte Organe im deutschen Blätterwalde, wie die „Kaufmännische Zentralauskunftsstelle“, die „Kölner Korrespondenz“, die „Petrusblätter“, „Wahrheit und Klarheit“, „Das katholische Deutschland“, „Die katholische Aktion“, gehen mit derselben Maskerade ihrem Handwerk nach, obwohl bereits am 14. Juli vorigen Jahres der Münchener Nuntius Msgr. Frühwirth und am 15. Juli 1911 der Kardinalstaatssekretär Merry del Val die „Correspondance de Rome“ energisch und unzweideutig abgeschüttelt und in die Schranken gewiesen hatten. Wer aber trotz solch offiziell-kirchlicher Demaskierung dennoch in den alten Bahnen

[1]) Graf Oppersdorff, der durch Vorstandsbeschluß vom Augustinusverein ausgeschlossen worden war, wurde mit seiner gegen diesen Beschluß erhobenen Feststellungsklage am 6. März 1912 vom Landgericht Düsseldorf kostenfällig abgewiesen.

[2]) Soeben werden Einzelheiten über den völligen finanziellen Zusammenbruch des bisherigen „Univers“ und über seinen Verkauf an eine Gruppe von Royalisten bekannt.

finanziellen Erfolge an allen Handelszentren ausbreiten. Aus dem um fast 1½ Millionen Mark höheren Reingewinn kann die Dividende auf 9% (im Vorjahre 8%) erhöht werden. M. Weber.

Die Bayerische Landwirtschaftsbank, e. G. m. b. H., München, wird eine weitere Serie ihrer 4proz. verlosbaren Pfandbriefe von 10 Millionen Mark zur Emission bringen. M. W.

„Der gute Ton“. Von Dr. Franz Albrecht. In einem Bande von 624 Seiten bringt untenstehender Verlag einen „Ratgeber für den guten Ton in jeder Lebenslage“. Das wundervoll ausgestattete Buch mit den feinen Illustrationen von Edmund Brüning kann man als ein Prachtwerk bezeichnen. In anregender, flüssiger Darstellung gibt der Verfasser seine Ansichten über alle möglichen Situationen im Familien- und Gesellschaftsleben. Er plaudert in anregender Weise über das Heim und die Häuslichkeit, den Hausherrn und die Hausfrau, über Gatte und Gattin, Mutter, Kinder und Dienstboten; er läßt Familienereignisse an uns vorüberziehen und unmerklich aber gern, lernen wir von seiner reichen Erfahrung und von seinem guten Geschmack. Das Werk kostet nur ℳ 3.— durch Willibald Wendes Verlag, Berlin W., Lützowstr. 31.

Eine Pilgerfahrt nach Rom zu unternehmen, bietet sich vom 15. bis 30. April günstige Gelegenheit. In dieser Zeit veranstaltet Prof. Dr. Konrad Miller in Stuttgart wiederum eine Reise durch Italien mit viereinhalbtägigem Aufenthalt in der heiligen Stadt und Besuch der berühmtesten alten Kulturstätten Italiens: Genua, Florenz, Mailand, Neapel, Venedig usw. Näheres siehe Inserat.

Eine Bittschrift des katholischen Pfarramtes Neuleutersdorf, Post Leutersdorf (Sachsen) liegt dieser Nummer bei. Wir empfehlen dieselbe der freundlichen Beachtung unserer Leser. Für etwaige Gaben kann die anhängende Zahlkarte Verwendung finden.

Diesem Heft liegt auch ein Prospekt der Firma **Dr. med. H. Schröder, G. m. b. H., Berlin 35,** bei.

— **Unter allen Revuen gleicher Richtung weist die „Allgemeine Rundschau“ die höchste feste Abonnentenzahl auf.** —

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.60 (2 Mon. M. 1.75, 1 Mon. M. 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer, Rußland 1 Rub. 55 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh. Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 50 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 12. München, 23. März 1912. IX. Jahrgang.

Im Interesse des ununterbrochenen Bezuges ersuchen wir um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements. Der Postbestellzettel liegt der ganzen heutigen Postauflage bei. Wir wiederholen bei dieser Gelegenheit die innige Bitte an unsere Freunde, durch Mitteilung von geeigneten Adressen, an welche Gratis-Probehefte versandt werden können, die immer weitere Verbreitung der „Allgemeinen Rundschau" nach Kräften zu fördern.

Quousque tandem?!

Ein Wort zu den Quertreibereien.

Von Josef Mauch, Igersheim, O.-A. Mergentheim.

Als im Sommer vorigen Jahres Organe des Aus- und Inlandes über die größten und wichtigsten Organisationen und Repräsentationen der deutschen Katholiken systematisch herzufallen begannen, und allmählich ein Sykophanten- und Quertreiberunwesen mit internationalem Charakter und höchst persönlichen Gehässigkeiten einsetzte, öffnete auch die „Allgemeine Rundschau" ihre Spalten einer sehr bestimmten, mit allseitigem Beifall aufgenommenen Abwehr. Durch den ganzen Blätterwald des katholischen Deutschland war ein sehr vernehmliches Rauschen der Entrüstung und Verwahrung gegen die ebenso haltlosen wie verletzenden Verdächtigungen gegangen. Der Katholikentag zu Mainz hatte die unberufenen Kritiker und Friedensstörer energisch abgeschüttelt und der kirchlich-treuen Gesinnung der Katholiken Deutschlands auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, in Presse, Politik, Vereinen, wuchtigen Ausdruck verliehen. Mit wohltuender Genugtuung hat damals das katholische Deutschland aus dem kompetenten Munde des Schweizer Prälaten Professor Dr. Gisler das ehrenvolle Zeugnis vernommen: „Das eine weiß ich: Deine Taten, Deine Ziele waren echt katholisch." Bischöfe haben ihre Stimme erhoben, gleichgesinnte Kreise des Auslandes haben sich selber entrüstet von den Wegelagerern abgewandt und sich gegen deren friedenstörende, verwirrende und lähmende Minierarbeit verwahrt. Der Augustinusverein hat in seiner Generalversammlung zu Mainz im Jahre 1911 gegen die unberufenen Kritiker und ungerechten Verdächtiger eine energische und unzweideutige Sprache geführt und eine klare Parole ausgegeben.[1])

Allein dies alles scheint umsonst gewesen zu sein. Das Kesseltreiben dauert fort, und der Lästerstrom gegen uns deutsche Katholiken wird täglich größer und trüber. Die Sprache jener Kreise hat allmählich Stichworte geschaffen und einen Ton angeschlagen, die Taktiker und Generalstäbler in diesem Franktireurkrieg sind nachgerade bei Mitteln und Praktiken angelangt, die es verdienen, wieder einmal niedriger gehängt zu werden. Das Treiben dieser Gegner ist zwar so durchsichtig, daß es keiner eigentlichen und ausdrücklichen Zurückweisung und warnenden Etikettierung mehr bedarf. Jeder Katholik, der unbefangen und vorurteilslos diesen Kampf verfolgte, weiß nunmehr sehr gut, was er davon zu halten und auf welche Seite er sich zu stellen hat. Da aber Großmannssucht und Wichtigtuerei nicht zu den schwachen Seiten jener Herren gehören, scheint es nicht unangebracht zu sein, ihnen ab und zu auf die Finger zu klopfen.

Die Batterien und Verstecke, aus denen die in ihrer Anonymität und Geheimniskrämerei wohl gedeckten Helden ihre Brandgeschosse und Giftpfeile entsenden, sind ziemlich die gleichen, wie im Vorjahre: „Univers", „Correspondance de Rome", „Unità cattolica", der holländische „Maasbode", der Schweizer „Sarganserländer", „Oesterreichs Katholisches Sonntagsblatt", neuestens eine internationale Zeitungsagentur, Sitz Rom: „Agence internationale Roma", die französische Wochenschrift „Chronique de la Presse", eine italienische „Sentinella antimodernistica" und die polnische katholische Zeitschrift „Mysl catolica"; sogar bis nach Spanien („Monte Carmelo") versuchten diese Kuckuckseier ihr Absatzgebiet zu spielen.

Um die Kompetenz des Auftretens und das angemaßte Autoritätsmäntelchen dieser Leute in seiner ganzen Fadenscheinigkeit durchschauen zu können, ist es nützlich zu wissen, wie z. B. derselbe „Univers"[2]), der sich in seinem Oberzensoramt über deutsche katholische Fragen nicht päpstlich genug geben kann, die Hauptverantwortung dafür trägt, daß die weise und weitsichtige Mahnung Leos XIII. an die Franzosen, unter Verzicht auf die unfruchtbaren Zänkereien zwischen Royalisten und Bonapartisten und den wertlosen Widerstand gegen die Republik sich einmal auf den Boden der gewordenen Wirklichkeit zu stellen und praktische politische Arbeit zu leisten, in den Wind geschlagen und alle Bemühungen des Kardinals Lavigerie starrsinnig und hochnasig zurückgewiesen wurden, und so für die republikanischen Staatsmänner das leidenschaftliche Wort Gambettas: le cléricalisme c'est l'ennemi einen Schein von Berechtigung erlangen konnte. Wer also für die traurige kirchliche Lage im eigenen Lande dermaßen verantwortlich belastet und „unpäpstlich" suspekt ist, sollte sich hüten, einem anderen Lande mit blankem Schilde gegenüber den Vormund zu spielen. Wie die furchtbare Katastrophe von 1870/71 den politischen Gloireschwindel der Franzosen gedämpft hat, so sollte auch die Heimsuchung der französischen Kirche der letzten Jahre alle religiös-kirchliche Gloiresucht jenseits der Vogesen auf das richtige und notwendige Maß der Selbsteinkehr, Selbstprüfung und Selbsterkenntnis zurückführen. Organe vom Schlage und der Gespreiztheit eines „Univers" riskieren es, daß die Sympathien, welche die schwergeprüften französischen Glaubensbrüder auch rechts des Rheins hatten und haben, abflauen, was der Katholizität des kirchlichen Denkens und Fühlens sicher nichts nützen würde.

Blätter vom Genre der „Correspondance de Rome" und der Florenzer „Unità cattolica" stolzieren auf dem Kothurn angeblicher vatikanischer Offiziosität einher und lassen sich, mit diesem Stempel versehen, ohne mit einer Wimper zu zucken, von der liberalen Presse gegen die deutschen Katholiken ins Feld führen und als Sprengmittel am Zentrumsturm begrüßen und benützen; gesinnungsverwandte Organe im deutschen Blätterwalde, wie die „Kaufmännische Zentralauskunftsstelle", die „Kölner Korrespondenz", die „Petrusblätter", „Wahrheit und Klarheit", „Das katholische Deutschland", „Die katholische Aktion", gehen mit derselben Maskerade ihrem Handwerk nach, obwohl bereits am 14. Juli vorigen Jahres der Münchener Nuntius Msgr. Frühwirth und am 15. Juli 1911 der Kardinalstaatssekretär Merry del Val die „Correspondance de Rome" energisch und unzweideutig abgeschüttelt und in die Schranken gewiesen hatten. Wer aber trotz solch offiziell-kirchlicher Demaskierung dennoch in den alten Bahnen

[1]) Graf Oppersdorff, der durch Vorstandsbeschluß vom Augustinusverein ausgeschlossen worden war, wurde mit seiner gegen diesen Beschluß erhobenen Feststellungsklage am 6. März 1912 vom Landgericht Düsseldorf kostenfällig abgewiesen.

[2]) Soeben werden Einzelheiten über den völligen finanziellen Zusammenbruch des bisherigen „Univers" und über seinen Verkauf an eine Gruppe von Royalisten bekannt.

weiterfährt, hat das Recht verwirkt, in puncto religiös-kirchlicher Gesinnung anderen eine Gewissenserforschung zu halten.

Den eklatantesten Beweis aber für den nicht bloß journalistischen Tiefstand einer derartigen Kampfesweise erbrachte Oesterreichs „Katholisches Sonntagsblatt". Dieses Blatt, erst seit seiner Gesinnungsverwandtschaft mit den Ideen des Reichsgrafen Oppersdorff und durch seine unverantwortlichen Anwürfe gegen die deutschen Katholiken zu seiner traurigen „Berühmtheit" gelangt, suchte seinen sinkenden Kurs durch eine Empfehlung seitens der obersten kirchlichen Stelle aufzuhalten. Was aber von Rom zurückkam, war kein Trumpf, sondern ein feiner, aber unwiderleglicher Nasenstüber und eine den wohl informierten Vatikan verratende väterlich eindringliche Mahnung. Flugs aber wurde daraus ein Belobigungs- und Aufmunterungsschreiben gemacht und mit Trommelschlag und Feuerwerk der staunenden Welt vorgesetzt. Ob im lateinischen Texte ein paar Sätze koordiniert oder subordiniert sind, schadet bei jener Redaktion natürlich nichts, wenn nur daraus für ihre Zwecke Kapital geschlagen und gegen andere eine Waffe geschmiedet werden kann!

Dieser Gesinnung und Taktik entspricht auch die Sprache der Quertreiber. Sie haben ihren eigenen Jargon, und es verrät sich darin ebensosehr Unwissenheit und Unkenntnis, Hochmut und Anmaßung, wie Pietätlosigkeit und Mangel an christlichem Solidaritätsgefühl und katholischem Korpsgeist. Wer weiß, welche Unsumme von Arbeit, Kämpfen und Siegen in den Worten Zentrum, Volksverein, Presse der deutschen Katholiken enthalten sind, und wie ebenso viele Beweise christlichen Sinnes und kirchlicher Treue damit gegeben sind, dem steigt die Zornröte ins Gesicht, wenn er lesen muß, wie man unsere bewährten Organisationen abtun möchte mit den ebenso einfältigen wie frivolen Schlagwörtern von „Kölner Richtung", „Bachemismus" und „Bachemiten". Das Zentrum wird bezeichnet als „Köln mit seinen unpäpstlichen und unkonfessionellen Tendenzen"; es wird ihm „unkatholische Haltung", „Felonie", „Lauheit in der Vertretung katholischer Interessen", „Verwässerung des Katholizismus" vorgeworfen. „Die Kölner", das heißt tatsächlich das heutige Zentrum, „rühmen sich, den Wünschen des Papstes sich widersetzt zu haben, und weigern sich, im Parlament für die Erklärungen des Papstes den Mund zu öffnen". Die Presse, die nicht im Fahrwasser der „Correspond. de Rome" und ihrer Spießgesellen schwimmt, wird als „liberalkatholisch" und „modernisierend" gebrandmarkt und muß sich den Vorwurf gefallen lassen: „sie verteidige den Papst nicht, sondern sehe pflichtvergessen zu, wie Freimaurer und Protestanten ihn und seine Dekrete verhöhnen." Daß eine solcherweise gekennzeichnete „Richtung" auch den Verlust von Wahlkreisen, wie Lindau, Düsseldorf, Metz, Köln, auf dem Kerbholz haben soll, ist weiter nicht mehr verwunderlich, und ganz passend zum Sprachgebrauch dieser Gesinnungsheroen ist es, wenn sie sich als die „unbedingten", „katholischen", „wahren", „konsequenten" „aufrichtigen", „ehrlichen", ja „päpstlichen" Katholiken bezeichnen.

Dies der allgemeine Tenor, die Dominante, auf welche die ganze in- und ausländische Nörgler- und Quertreibermusik gestimmt ist. Und wenn es wahr ist, daß der Ton die Musik macht, so ist damit zugleich auch ein Werturteil über dieses internationale Konzert gegeben. Man könnte derartige unlautere Mißtöne als Produkt fahrlässiger Unwissenheit oder dünkelhafter Selbsttäuschung und krankhaften Uebereifers noch einigermaßen entschuldigen, aber es ist notorisch erwiesene Tatsache, daß einzelne Drahtzieher Männer sind, die es besser wissen können und müssen, Männer, die zum Teil selbst Deutsche sind und sich nicht schämen, ihren eigenen Landsleuten in den Rücken zu fallen.

Papst, Kirche und Katholizismus sollen durch derartige Praktiken vor dem zersetzenden Gifte des modernistischen Zeitgeistes geschützt werden. Als ob die Wahrheit des Glaubens und die Unversehrtheit der kirchlichen Lehre auf die Verletzung des achten Gebotes gegründet werden könnte! Diese Wühler und Schürer wollen die angeblich bei uns nicht genügend gewahrte Autorität des päpstlichen Stuhles und der kirchlichen Hierarchie schützen, und dabei erheben sie höhere Ansprüche, als je ein Papst sie für unsere Verhältnisse stellte; schmuggeln sich als unberufenste Zwischeninstanz und Winkelnuntiaturen zwischen Hirt und Herde ein; umgehen die offiziellen Geschäftsträger und Bevollmächtigten, suchen dieselben kaltzustellen und spritzen selbst gegen Nuntien und Purpurträger das ätzende Gift ihrer Unterstellungen und Verdächtigungen. Es soll angeblich die Freiheit der Kirche und die Wahrung ihrer Rechte durchgesetzt und gewährleistet werden. Dabei macht man aber durch die leidenschaftlichsten Ausfälle, durch übertriebene Forderungen und die wildesten Alarmnachrichten eine ruhige Arbeit und leidenschaftslose Auffassung und Prüfung der Zeitfragen und Verhältnisse unmöglich und ruft nervöses Mißtrauen und lähmende Unsicherheit im Verkehr zwischen Kirche und Staat, Regierungen und Kurie hervor. Unterströmungen und Nebenregierungen haben das Geschäftsfeld noch nie übersichtlicher und die Geschäftsführung noch nie leichter gemacht. Unsere bewährten, im aufreibenden Kampfe für die gute Sache ergrauten Führer werden wie grüne Jungen abgekanzelt und verdächtigt von Strebern und Gernegroßen, die noch keine andere als negative und destruktive Arbeit geleistet haben.

Ein derartiges fortwucherndes Aergernis, eine solch traurige und nichtswürdige Kampfesweise muß auf die Dauer die so notwendige Einheit der deutschen Katholiken bedrohen; die Entrüstung und Empörung, die eine derartige Handlungsweise in jedem ehrlichen Herzen hervorruft, kann die Schaffensfreudigkeit, die frohe Kampfesstimmung und hochherzige Opferbereitschaft der deutschen Katholiken nur lähmen und muß die Feinde der Kirche gegen uns und unsere durch die eigenen Glaubensgenossen erschütterten Organisationen auf den Plan rufen. An unserer Presse und Parteivertretung und an unseren Vereinen glaubt man die gehässigsten und diskreditierendsten Ausstellungen machen und tagtäglich in den schofelsten Anwürfen sich reiben zu dürfen und gibt vor, daß man dadurch der Sache des Glaubens und der Kirche diene. Daß man dabei aber die kirchenfeindlichsten Organe, wie eine „Kölnische Zeitung", „Wartburg", „Tägliche Rundschau", als Schrittmacher und Lobredner auf seiner Seite hat, scheint weiter keines ernsteren Bedenkens wert zu sein.

Anstatt zusammenzuschließen und aufzubauen, reißt man nieder und sprengt man auseinander; anstatt zu konservieren und zu konsolidieren, beschwört man die schwersten Krisen und schlimmsten Gefahren herauf. — Fanatische Herostraten und gemeingefährliche Katilinarier!

Mögen sie endlich ihren Meister gefunden haben! Unter dankesfroher Zustimmung des ganzen katholischen Deutschland hat Kardinal-Erzbischof Dr. Fischer von Köln in seinem bekannten, aber ewig denkwürdigen Fastenhirtenbriefe ebenso feierliche, wie feste Verwahrung gegen diese Schmähpropheten eingelegt, und alle Umdeutungsversuche einer gewissen Presse werden von ihrer eindrucksvollen Bestimmtheit und wuchtigen Argumentation nichts zu nehmen vermögen; Fürstbischof Dr. Kopp, der Purpurträger von Breslau, hat jede Beteiligung an der Gründung des Oppersdorffschen Sprachrohrs, ja jede vorherige Kenntnis derselben, auch jegliche Politik gegen das Zentrum weit von sich gewiesen; die Katholiken Wiens haben in mehreren Deputationen an ihren Erzbischof Kardinal Nagl und in imposanten Versammlungen scharfen Protest und vernichtende Kritik an dem unwürdigen Treiben des österreichischen „Sonntagsblatt" geübt.

S o l c h e Stimmen sollen uns deutschen Katholiken Richtung geben; so wenig, wie die Stürme des Wahlkampfes den Zentrumsturm erschütterten, sollen die Angriffe und Anwürfe der Quertreiber die deutschen Katholiken sprengen und wankend machen in ihrer zielbewußten Arbeitsfreude und felsenfesten traditionellen Prinzipientreue zu Gott, Kirche und Vaterland. An den Jubelgräbern Kettelers und Windthorsts lassen wir uns nicht den Lorbeer der im Geiste jener großen Männer geleisteten Arbeit zertreten, nicht deren heiligstes Vermächtnis, die Einigkeit, rauben von Leuten, die noch nichts zu verzeichnen haben als Nörgeleien, Verhetzung und Verdächtigung. Möge man auf jener Seite wenigstens in zwölfter Stunde erkennen, wohin die Fahrt geht, und wessen Geschäfte besorgt werden! Quousque tandem?!

Das traurige Lied.

Ein Wandergesell zog in Nebel und Wind.
Schon fahl auf die Welt sank der Abend nieder.
Ich hörte sein Lied, wie so traurig er sang:
„Ich habe kein Heim, hab' nur Heimwehlieder."

Am Waldesrande legte sich müd'
Der Wandergeselle zum Schlummer nieder.
Sie fanden ihn tot früh beim Morgengrau'n.
Sein trauriges Lied klingt mir immer wieder.

Joh. Zimmermann.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Deckungsfrage und der Rücktritt des Schatzsekretärs Wermuth.

Die Verhandlungen des Reichskanzlers mit den bundesstaatlichen Ministern über die Wehrvorlage und deren Deckung haben in sachlicher Hinsicht ergeben, daß nicht die sogenannte Witwen- und Waisensteuer, sondern die Aufhebung der „Liebesgabe" das Loch stopfen soll, und in persönlicher Hinsicht, daß der Schatzsekretär Wermuth zurückgetreten ist und in seinem Unterstaatssekretär Kühn einen Nachfolger erhalten hat.

Der unglückselige Plan, die alte Streitfrage der Besteuerung des Gatten- und Kindererbes von neuem in den Reichstag zu werfen, ist also gescheitert. Mit ihm ist Herr Wermuth gefallen, der für diese Idee sich etwas übereifrig engagiert hatte. Man muß aber anerkennen, daß er vor der Oeffentlichkeit nur von der Möglichkeit eines derartigen Steuerplanes gesprochen, nicht aber sich förmlich auf ihn festgelegt hatte. Er hätte also aus der Ablehnung dieses Gedankens keine Kabinettsfrage zu machen brauchen, — es sei denn, daß er etwa hinter den Kulissen sich zu tief mit den liberalen Agitatoren für die Witwen- und Waisensteuer eingelassen hatte. Einige vermuten, daß Herr Wermuth die Flinte ins Korn geworfen habe, weil die Ministerkonferenz nicht den ganzen Mehrbedarf der Wehrvorlage durch neue Steuern decken, sondern für einen Teil die Ueberschüsse heranziehen wollte. Nun ist es richtig, daß die Aufhebung der sog. Liebesgabe, d. h. die Gleichstellung des kontingentierten Spiritus mit dem übrigen im höchsten Steuersatze höchstens 40 Mill. Mk. einbringen wird, in den ersten Jahren in Folge der notwendigen Uebergangserleichterungen noch weniger. Aber die Witwen- und Waisensteuer hätte auch nur 55 Millionen eingebracht; die volle Deckung der Mehrkosten war also auch nach diesem Lieblingsplane Wermuths nicht zu erreichen. Nun sollen freilich die Ueberschüsse aus dem Reichshaushalt zur Schuldentilgung verwendet werden; an diesem Grundsatz will die Ministerkonferenz festhalten und auch der Reichstag wird nicht davon abgehen. Damit ist aber nicht gesagt, daß man den Voranschlag derartig aufstellen müßte, daß sich jedes Jahr Ueberschüsse von 100 oder gar 200 Millionen ergeben. Sobald man die Einnahmeposten so hoch ansetzt, wie es sich nach den Erfahrungen der letzten Jahre rechtfertigen läßt, bieten die vorhandenen Mittel schon Deckung für den ganzen neuen Bedarf, oder doch wenigstens für den größten Teil desselben. Man darf doch nicht mehr neue Steuern schaffen, als unbedingt notwendig sind. Wenn der geschiedene Schatzsekretär über das Maß des Notwendigen hinausgehen wollte, so ist er zu fiskalisch gewesen. Und wenn er etwa aus besonderer Vorliebe sich auf die Witwen- und Waisensteuer verbissen haben sollte, so wäre er ein Opfer der Infizierung durch liberale Ideen und Tendenzen geworden.

Man könnte sogar von Großblocktendenzen reden. Denn gerade die Linksparteien mit Einschluß der sonst verneinenden Sozialdemokratie betreiben seit 1909 die Schwärmerei für die Besteuerung der direkten Erbschaften mit einem wahren Fanatismus und suchen diese angeblich volkstümliche Steuer als Agitationsmittel gegen die Rechte und das Zentrum zu verwerten. Diese Angelegenheit ist so zur Parteisache gemacht worden, daß man in der Linkspresse jetzt den Beschluß der Ministerkonferenz und den Fall Wermuths als einen gewaltigen Triumph der „Schwarzblauen" hinstellt, den Reichskanzler wegen seiner löblichen Unterwerfung verhöhnt und insbesondere den neuen bayerischen Ministerpräsidenten Frhrn. v. Hertling als den Sieger und Beherrscher der Reichspolitik preist, — um gegen ihn Mißtrauen zu wecken. Wir wissen nicht, was Freiherr von Hertling in der Ministerkonferenz gesagt und getan hat. Aus seiner Programmrede läßt sich nur schließen, daß er erstens jeden Uebergriff des Reiches in die einzelstaatliche Einkommen- und Besitzsteuer bekämpfen und zweitens keine aussichtslosen Steuerpläne unterstützen wollte. Die letztere Bemerkung, die s. z. weniger beachtet wurde, kann sich wohl auf die Idee der wiederholten Witwen- und Waisensteuer beziehen. Eine solche Reprise hatte keine Aussichten, da sie im Reichstage höchstens mit Hilfe der Sozialdemokratie in einer Zufallsmehrheit durchzubringen gewesen wäre, wobei dann die Wehrvorlage selbst wieder die Unterstützung der soeben vergewaltigten blauschwarzen Mehrheit hätte finden müssen. Sollte es Frhr. v. Hertling gewesen sein, der auf das Gefährliche und Unzulässige einer solchen „Taktik" hingewiesen, so würden wir uns nicht wundern über die Zustimmung, die er gefunden. Von einem „Sieg des Zentrums" oder von einem „schwarz-blauen Joch für den Reichskanzler" zu reden, liegt wirklich keine Veranlassung vor, da es sich schließlich nur um die notgedrungene Abwehr eines sehr bedenklichen Planes handelte, den schon vor Wochen der Abgeordnete Speck als eine Brüskierung der um die Finanzreform von 1909 verdienten Parteien bezeichnete. Wie bitter die Enttäuschung der Linken über den Fehlschlag ihres Vorstoßes ist, kann man nebenbei daraus ersehen, daß sie dem bayerischen Ministerpräsidenten einen Salonwagen zur Rückkehr nach München angedichtet haben. Die Verbreitung einer solchen frei erfundenen „Nachricht" würde man unter anderen Umständen einfach als albern bezeichnen können. Hier ist aber Methode in der Ausschlachtung der Ente: es soll überall das Unbehagen über eine angebliche Zentrumsherrschaft erweckt werden.

Die Linke will nun in ihrem sonderbaren Steuereifer die Witwen- und Waisensteuer durch einen Initiativantrag auf die Tagesordnung bringen. Das ist ein ungefährliches Vergnügen, nachdem die Regierung sich von dem Erisapfel losgesagt hat. Der Reichstag sollte nicht mit parteipolitischen Ränken belästigt werden. Er wird genug zu tun haben mit den sachlichen Schwierigkeiten der Finanz- und Steuerfragen. Auch die von der Ministerkonferenz empfohlene Aufhebung der sog. Liebesgabe ist nicht so einfach und leicht durchzuführen. Die bisherige Differenzierung des Kontingentspiritus berührt einen Rattenkönig von Interessen, über die man nicht ohne weiteres hinweggehen kann. Es handelt sich da nicht bloß um nordöstliche Großbrenner, sondern auch um süddeutsche Kleinbrenner. Man kann also zu der Sache nicht eher Stellung nehmen, als bis der Plan der Regierung im einzelnen bekannt ist. Dann muß neben der Prüfung der wirtschaftlichen und sozialen Tragweite dieses Steuervorschlages noch die Gesamtprüfung der Finanzlage und das Streben nach einem zutreffenden Voranschlage der Reichseinnahmen nebenher gehen. Schade, daß der in seinem Fache sehr bewanderte Herr Wermuth schon vor dieser entscheidenden Arbeit im Reichstag in den Ruhestand gegangen ist. Möge sein Nachfolger nun dafür sorgen, daß die Finanz- und Steuerfragen mit nüchterner Sachlichkeit behandelt werden und alle Versuche parteipolitischer Quertreibereien an der Schwelle scheitern.

Der Bergarbeiterstreik und der Schutz der Arbeitswilligen.

In der vergangenen Woche hatte es wirklich den Anschein, als ob der Riesenstreik in England schnell zu Ende gehen und der sozialdemokratische Sympathie- und Hilfsstreik in Deutschland sich über den englischen Friedensschluß hinaus hinziehen solle. Die Friedenshoffnungen jenseits des Kanals haben sich aber nicht so schnell erfüllt. Es ist auch wohl zu begreifen, wenn die dortigen Zechenherren jetzt noch weniger Nachgiebigkeit zeigen, als vorher, da sie durch den Streik in Deutschland von der Gefahr, Absatzgebiete an die deutschen Zechen zu verlieren, sich befreit glauben.

Der Streik in unserem Ruhrgebiet ist glücklicherweise nicht allgemein geworden, sondern hat sich in den schlimmsten Tagen nur bis auf zwei Drittel der Belegschaft erstreckt. In den letzten Tagen der verflossenen Woche sank der Prozentsatz der Streikenden allmählich und ist jetzt nahezu auf 50 Prozent heruntergekommen. Hoffentlich wird die Zahl der Streikenden auch weiterhin die sinkende Tendenz verfolgen. Es hat sich nämlich mit voller Deutlichkeit gezeigt, daß ein großer Teil der Bergleute nur widerwillig, aus Furcht vor den Beschimpfungen und den Gewalttaten, von der Arbeit ferngeblieben ist. Sobald die Regierung energischere Maßregeln zum Schutze der Arbeitswilligen ergriffen, nahm die Zahl der Arbeitenden zu.

Ueber den Schutz der Arbeitswilligen gab es lebhafte Erörterungen im preußischen Herrenhaus und im Reichstag. Bei der vorausgehenden Herrenhausdebatte schien die Regierung sich des vollen Ernstes der Lage noch nicht recht bewußt zu sein. Dort erschien kein Minister, und der wortführende Unterstaatssekretär Holtz ließ sich nach den üblichen allgemeinen Erklärungen über den Ordnungs- und Freiheitsschutz zu der Bemerkung hinreißen, die Behörden könnten nicht jeden einzelnen Arbeiter schützen. Der Berichterstatter des Hauses sah darin eine Bankerotterklärung der Staatsgewalt. Natürlich wollte der Vertreter der Regierung mißverstanden sein. Das Erstaunen über die mißverständliche Wendung wirkte aber offenbar aufklärend und anregend auf die Minister. Es wurde alsbald Militär in die gefährdeten Bezirke geschickt, und als im Reichstage dieselbe Frage infolge einer Interpellation des Zentrums zur Verhand-

lung kam, proklamierte der Staatssekretär Delbrück den Schutz der Arbeitswilligen so absolut und unbedingt, daß an dem Ernst des Regierungswillens nicht zu zweifeln war. Das brachte eine heilsame Reaktion in Gang. Der Uebermut der Streikenden und ihres weiblichen Anhangs sowie des hilfreichen Pöbels ließ ersichtlich nach, und die Zahl der Arbeitsgänger nahm zu. Die Brandreden, welche die sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstage hielten, konnten das Streik- und Kampffeuer nicht auffrischen. Für jeden Hörer oder Leser, der noch nicht ganz verblendet ist, hat sich klar die Niederlage der Sozialdemokratie bei dieser Debatte ergeben. Die Herren Dr. Sachse und Genossen konnten sich nicht anders helfen, als durch das verzweifeltste Aufdenkopfstellen der Tatsachen. Die Streikenden und der hilfreiche Straßenpöbel tun keiner Fliege etwas zu leide; aber die Polizisten und die Arbeitswilligen üben die schändlichsten Gewalttaten gegen die friedlichen Nichtstuer aus. Der sozialdemokratische Verband hat bei seinem vom Zaune gebrochenen Kampfe nicht den geringsten parteipolitischen oder internationalen Hintergedanken, aber der böse christliche Gewerkverein setzt die Arbeit fort auf Kommando des Zentrums und aus Dankbarkeit für die nationalliberale Wahlhilfe.

Zum Schluß der Debatte wurde die Niederlage der Roten besiegelt durch die mannhafte Rede eines Volksparteilers, des Abg. Dr. Heckscher, der trotz der engen Verbindung seiner Partei mit den Hirsch-Dunckerschen Verbändlern sich entschieden gegen den übereilten Streik und gegen den Terrorismus aussprach.

Die Regierung hielt den Zeitpunkt für eine Vermittlungsaktion noch nicht für gekommen. Hoffentlich wird sie, wenn der Streik weiter abflaut, sich der Pflicht bewußt bleiben, auf eine angemessene Lohnerhöhung bei den Zechenbesitzern hinzuwirken, durch Wort und auch durch Beispiel auf den fiskalischen Zechen.

In Kattowitz nahm die Konferenz der oberschlesischen Bergarbeiterführer eine Resolution an, welche dahin ging, man wolle im Interesse des sozialen Friedens zunächst die Belegschaften der einzelnen Gruben veranlassen, die Lohnforderungen durch die Arbeiterausschüsse bei den einzelnen Direktionen vortragen zu lassen. Dagegen wurde im sächsischen Kohlenrevier der Streik beschlossen, so in Zwickau und in Oelsnitz-Lugau. Der „königstreue Knappenverein" und die Mitglieder des evangelischen Arbeitervereins schlossen sich nicht an. Auf der hannoverschen Zeche Barsinghausen sind 2400 Grubenarbeiter in den Streik getreten. In Frankreich hat der Verband der Bergarbeiter in einer Kundgebung den Generalstreik gemißbilligt.

Der Mordanfall auf den König von Italien.

Der König und die Königin von Italien sind dem Mordanschlag eines Anarchisten, der ihnen auf der Fahrt zum Pantheon auflauerte, unversehrt entgangen. Der Verbrecher nennt sich einen Anarchisten, aber er will nur „individualistisch" gehandelt haben. Ob er einer Organisation angehört, ist im Grunde nicht erheblich. Er ist offenbar beseelt und geleitet von den Lehren und dem teuflischen Beispiel der anarchistischen Sekte, und dieses Attentat ist ein neues Lebenszeichen von jener „Propaganda der Tat", die in dem von Rechts wegen erschossenen Ferrer ihren vielgefeierten Vertreter hatte. Diesen theoretischen und praktischen Professor des mörderischen Anarchismus haben leider große Mengen von Kulturkämpfern in den verschiedenen Ländern hochgefeiert. Noch neuerdings war nicht bloß die rote, sondern auch die rosa Presse bemüht, für den „armen" Ferrer als angeblich rehabilitiertes Opfer eines Justizmordes Stimmung zu machen. Das anarchistische Attentat in Italien wirft ein grelles Licht auf die Ferrer-Verherrlichung der „aufgeklärten" Großblockbrüder.

Auch der Deutsche Reichstag hat sich den Glückwünschen angeschlossen, die aus den Kulturländern dem italienischen Königshause und den dortigen Staatsrepräsentanten zugegangen sind. Es heißt in den parlamentarischen Zeitungsberichten, daß nur ein Teil der sozialdemokratischen Fraktion bei dieser Glückwunschkundgebung sich erhoben habe. Wie wäre es nun geworden, wenn bei dieser Gelegenheit ein sozialdemokratischer Präsident zu amtieren gehabt hätte?

Wir für unseren Teil möchten an den Ausdruck der Freude über die Rettung des Königs den Ausdruck der Hoffnung knüpfen, daß bald der Friede zwischen Italien und der Türkei wieder hergestellt werde. Was man von der Antwort Italiens auf die Anfrage nach den Friedensbedingungen bisher erfahren, klingt nicht ganz entmutigend; es scheinen doch immerhin Anknüpfungspunkte für weitere Verhandlungen in Konstantinopel gegeben zu sein.

Stürme stählen.

Rast die Windsbraut durch die Loden,
Schreckend manchen süssen Traum,
Der in hohen Wipfeln schlummert,
Dann erschauert zwar der Baum;

Doch die Wurzeln schlagen tiefer,
Fester in die Scholle ein,
Um dem Störenfried zu trotzen,
Und sie werden siegreich sein!

So auch, wenn im Blütenhaine
Zweier Herzen, jüngst vereint,
Wo der Treue Band geschlungen,
Und der Liebe Sonne scheint,

Böser Sturm die Aeste schüttelt
Und an zarten Trieben reisst.
Fester werden diese Herzen
Enger, inniger verschweisst.

Wie auch Wind und Wetter wütet,
Nun, es ist ein böser Tag,
Und es folgt doch immer wieder
Sonniges Glück dem Ungemach!

Dr. Heinrich Beisenherz.

Politisches und Unpolitisches aus Bayern.

Regentenfeier, Schuldebatte, Josef Geiger †.

Von M. Geßner, München.

Stiller, aber nicht weniger allgemein und herzlich als im vorigen Jahre bei der Jubelfeier beging Bayern diesmal am 12. März das Geburtsfest — das einundneunzigste — seines Regenten. Bis vor kurzem durfte erwartet werden, daß sich die Fraktionen der Abgeordnetenkammer zu einer gemeinsamen Feier zusammenfinden würden. Durch den in der „Allgemeinen Rundschau" bereits erwähnten Beschluß der Liberalen wurde das verhindert. Deshalb ging aber noch nicht alles auseinander. Die Fraktionen des Zentrums, der Freien Vereinigung und des Bayerischen Bauernbundes veranstalteten im Hotel „Union" eine von patriotischem Geiste getragene harmonisch und gemütlich verlaufene Feier. Der Vorsitzende der Zentrumsfraktion, Senatspräsident Lerno, würdigte in einer kurzen Festrede das weltgeschichtliche Ereignis, das darin bestehe, daß die Geschichte aller Zeiten und Völker keinen Fall kenne, in dem ein weltlicher Regent dieses gottbegnadete Alter erreichte. Er wies hin auf die bewunderungswürdige Frische des Körpers und Geistes, in der Prinzregent Luitpold seines Amtes waltet mit Milde und Güte, wo es nottut aber auch mit kräftiger Hand. Den Gefühlen der Liebe, Verehrung und Dankbarkeit, mit denen das königstreue Volk Bayerns zu seinem Regenten aufblickt, verliehen die Versammelten durch ein begeistertes „Hoch!" freudigen Ausdruck. Auf das an den Regenten von der Festversammlung abgesandte Huldigungstelegramm sagte eine Antwortdepesche des Generaladjutanten v. Wiedenmann im Namen des Regenten den genannten Fraktionen „herzlichen Dank".

Die liberale Fraktion hielt ihre Feier ganz allein. Es ist wenig dankbar von der Sozialdemokratie, daß sie ihr nicht Gesellschaft geleistet hat, denn den Bruch mit den anderen Fraktionen hat der Liberalismus doch vollzogen, als der Versuch, zwei Blockvertreter in das Kammerpräsidium zu bringen, gescheitert war. Und man hätte auch meinen können, das „gute Beispiel" des zweiten Vorsitzenden des Münchener Gemeindekollegiums, des Sozialdemokraten Witti, habe auch auf seine Freunde im Landesparlament erzieherisch gewirkt. Wie Herr Witti kürzlich das Glückwunschtelegramm an den Prinzen Georg anläßlich seiner Vermählung unterzeichnet hatte, so ist er auch am 10. März mit in die Residenz gefahren, um dem Regenten die Glückwünsche der Stadt München zum Geburtsfest darzubringen. So lange Sozialdemokraten nur „zu Hofe" gehen, wenn sie, um

gewisse Aemter bekleiden zu können, gar nicht daran vorbeikommen können, sind solche Akte höchstens als Ausfluß opportunistischer Gesinnung, kaum als Höflichkeitsakte zu werten.

Am 13. März gab es in der Kammer eine **Schuldebatte**, und damit einen kleinen Vorgeschmack kommender Auseinandersetzungen über kulturelle Fragen. Zur Debatte stand ein liberaler Antrag, der noch für diese Session die Vorlage eines Gesetzentwurfes zur Regelung der Rechte und Pflichten und der materiellen Verhältnisse der Lehrer verlangte. Das Zentrum hatte den weitergehenden Antrag gestellt, die Regierung zu ersuchen, „in tunlichster Bälde den Entwurf eines Gesetzes über die Regelung des bayerischen **Volksschulwesens** vorzulegen." Wenn der liberale Abg. Dr. Casselmann behauptete, der Zentrumsantrag wolle das verhindern, was der liberale Antrag forderte, so ist das ein durchaus haltloser und sinnloser Vorwurf. Daß der Zentrumsantrag das einschließt, was die Liberalen fordern, ist klar genug. Eine Verhinderung könnte also nur **zeitlich** in Frage kommen. Und hier kann von keiner absichtlichen Verhinderung, sondern nur von einer notgedrungenen Verzichtleistung die Rede sein. Der neue Kultusminister **von Knilling** erinnerte Herrn Dr. Casselmann daran, daß gerade er am 10. November 1911 in der Kammer gemeint habe, eine Befriedigung der materiellen Wünsche der Lehrer sei wohl bei der derzeitigen Finanzlage nicht möglich, und deshalb warte man mit dem Lehrergesetz besser, bis man ganze Arbeit machen könne. „So Dr. Casselmann am 10. November", bemerkte der Kultusminister und betonte dann, daß sich seither die Finanzen nicht zum Bessern geändert hätten. So läßt sich also gegen das Zentrum umso weniger erfolgreich agitieren, als Dr. Pichler in der Begründung des Zentrumsantrages ausdrücklich erklärte, das Zentrum wolle eine vorläufige Erledigung der allseits als vordringlich anerkannten Fragen nicht aufhalten, es wünsche vielmehr, daß bereifte Fragen in tunlichster Bälde einer glücklichen Lösung zugeführt werden möchten.

Da die Liberalen die Deckungsfrage, wie Dr. Pichler mit Recht feststellte, nur **negativ** „gelöst" hatten, indem sie erklärten, es dürften auf keinen Fall zu diesem Zweck Zuschläge zu den neuen Steuern erhoben werden, mußte ihr Antrag abgelehnt werden, worauf der des Zentrums gegen eine einzige Stimme angenommen wurde. Man unterhielt sich in der erwähnten Sitzung nicht nur über praktische Möglichkeiten, sondern berührte auch grundsätzliche Fragen. Liberale und Sozialdemokraten konnten ihre alte Liebe zur Simultanschule und ihre ebenso alte Abneigung gegen die **Mitaufsicht der Kirche** nicht verbergen. Namens des Zentrums aber erklärte Dr. Pichler, daß es nach wie vor an seinen alten Grundsätzen festhalte: Wahrung des konfessionellen Charakters der Schule, Erhaltung der Volksschule als Gemeindeanstalt und Wahrung des Mitaufsichtsrechtes der Kirche. Der Abg. **Wörle** betonte noch ergänzend, daß bei Errichtung von Simultanschulen schultechnische Gründe nicht maßgebend sein könnten, und daß das Mitaufsichtsrecht der Kirche in der Verfassung seine Grundlage finde.

Kultusminister v. Knilling hatte nicht nur gegen den liberalen Antrag aus den erwähnten Gründen angekämpft, sondern machte auch schwere Bedenken gegen den Zentrumsantrag geltend, speziell in der Richtung, daß ein solcher Gesetzentwurf einen heftigen Kampf heraufbeschwören und sein Schicksal schließlich unsicher sein würde. Der Minister möchte lieber an solchen Kämpfen vorbeikommen und notwendige Aenderungen im Verordnungswege treffen. **Auf keinen Fall** aber, so betonte er, soll an den **bewährten Grundlagen** unseres Schulrechtes **gerüttelt** werden. Und gegenüber dem Sozialdemokraten Segitz bemerkte er, ein etwa kommendes Schulgesetz werde nicht so aussehen, wie die Sozialdemokratie es sich denke. Vom Zentrum konnte dann die Regierung auf die Annahme seines Antrages hingewiesen werden. Durch die Schwierigkeiten möge sie sich nicht abhalten lassen, die Konsequenzen zu ziehen. Das grundsätzliche Bekenntnis zur Grundlage unseres Volksschulwesens habe ihn, so versicherte Dr. Pichler, sehr sympathisch berührt.

Am 12. März, während viele seiner Freunde zur Regentenfeier versammelt waren, kämpfte ein treuer Patriot, ein echter Katholik und verdienter Zentrumsveteran seinen letzten Kampf auf Erden, und am Abend dieses Tages hauchte er seine Seele aus: Oberstlandesgerichtsrat **Josef Geiger**. Er hat ein Alter von fast 79 Jahren erreicht. Sechs Jahre gehörte er seinerzeit dem Reichstag an, volle dreißig Jahre der bayerischen Kammer bis zur Landtagsauflösung im November. Die darauf folgenden Kämpfe hat er noch miterlebt, miterlebt auch den Sieg der Sache, der er so treu gedient, den Sieg der Partei und Fraktion, der er so oft ein kluger und weiser Berater gewesen. Ein Mandat hat er nicht mehr annehmen wollen, da er schon länger kränklich und durch den vor einigen Monaten erfolgten Tod seiner Gemahlin tief erschüttert war. Geiger war wegen seiner reichen Kenntnisse und wegen seines ruhigen, ernsten und doch liebenswürdigen Wesens bei Freund und Gegner beliebt. Kammerpräsident Dr. von Orterer widmete ihm am 13. März in der Kammer einen herzlichen Nachruf. Am Nachmittag des 15. März wurde er unter zahlreicher Teilnahme seiner Freunde und auch von Vertretern anderer Fraktionen auf dem alten südlichen Friedhof an der Seite seiner treuen Lebensgefährtin zur letzten Ruhe bestattet. Möge er in Frieden ruhen!

Rückgang der Sozialdemokratie?

Von Karl Schmitt, Rektor, Osnabrück.

Die Frage der Ueberschrift mutet manchen gewiß seltsam an. Hat doch die Nr. 8 dieser Zeitschrift in einer beachtenswerten Darlegung aus der Feder Otto Veiths das Wachstum des Sozialismus statistisch belegt. Otto Veith findet es freilich sehr auffallend, daß in dem ganz „roten" Hamburg nur ein Wachstum von 0,6 Prozent eingetreten ist, aber er muß auch hier einen Fortschritt feststellen und konstatiert auf Grund der statistischen Aufrechnung: „Aus dieser Aufrechnung geht hervor, daß die sozialdemokratischen Stimmen in **keinem einzigen Staate** des ganzen Reiches **zurückgegangen**, sondern überall gewachsen sind." Das wird auch bei Nachprüfungen stimmen. Aber ein anderes Ergebnis ist im Artikel übergangen und zwar ein für viele Reichsangehörige tröstliches und ermutigendes.

Durchgeht man nämlich die **einzelnen Reichstagswahlkreise**, so findet man zwar in vielen eine starke Anschwellung sozialdemokratischer Stimmen, aber daneben doch auch in einer nicht unbedeutenden Anzahl einen wohl wenig beachteten Rückgang. Als geborenen Hamburger interessieren mich die Stimmen der letzten Reichstagswahl in den drei Reichstagswahlkreisen meiner Heimat. **Wohl die wenigsten Reichstagswähler werden es ahnen, daß in Hamburg I der Reichstagsabgeordnete August Bebel einen Rückgang an Stimmen im Jahre 1912 zu verzeichnen hat.** In Hamburg I gaben u. a. ihre Stimmen ab für:

	1907	1912
Bebel (Sozialdemokrat)	21 683	20 633
Dr. Braband (fort. Vpt.)	[5979]	6 331
Hirsch (nationallib.)	[4607]	2 999
Veran (Zentrum)	[247]	387

(1907 hießen die nichtsozialistischen Kandidaten anders.)

In Hamburg II hat zwar der Sozialist Dietz einen Zuwachs an Stimmen erhalten, aber nur von 25 748 auf 26 266, während beispielsweise die fortschrittliche Volkspartei nicht nur relativ, sondern auch absolut stärker angewachsen ist. Dagegen hat der Riesenwahlkreis Hamburg III einen erheblichen Zuwachs sozialistischer Stimmen zu verzeichnen von 65 461 auf 91 444, aber auch hier hielt die fortschrittliche Volkspartei wenigstens prozentual gleichen Schritt, wenn sie von 30 569 auf 44 193 stieg.

Die übrigen Wahlkreise, in denen die Sozialdemokratie eine verminderte Stimmenzahl erhielt, sind, soviel ich feststellen konnte, folgende:

	1907	1912
Königsberg 2 (konserv.)	3179	2961
Königsberg 5 (konserv.)	773	694
Königsberg 8 (konserv.)	2304	1703
Gumbinnen 5 (natl.)	429	289
Allenstein 1 (konserv.)	504	423
Allenstein 4 (konserv.)	334	246
Stettin 1 (konserv.)	1803	1625
Stettin 7 (konserv.)	1322	1183
Berlin 1 (fortsch. Vpt.)	5042	4408
Schleswig 10 (fortsch. Vpt.)	3869	3808
Minden 4 (— Paderborn — Zentr.)	168	166
Kassel 5 (wirtschaftl. Vgg.)	1554	1100
Unterfranken 5 (— Schweinfurt — Zentr.)	6892	5618

In Schleswig 10 (Herzogtum Lauenburg), wo Rechtsanwalt Siegfried Heckscher aus Hamburg gewählt wurde, kam sogar der

merkwürdige Fall vor, daß der Sozialist in der Hauptwahl 3808 Stimmen erhielt und in der Stichwahl es nur auf 3721 brachte.

Auch in einzelnen Teilbezirken der Wahlkreise wird sich ein Rückgang sozialistischer Stimmen feststellen lassen, selbst wenn die Gesamtzahl der sozialistischen Stimmen des betreffenden Wahlkreises eine Steigerung aufweist. Ein bemerkenswertes Beispiel gibt z. B. die überwiegend katholische Gemeinde Haste bei Osnabrück (Dompfarre). Obschon hier manche Gemeindemitglieder in den städtischen Fabrikbetrieben Osnabrücks beschäftigt sind, ergab sich doch folgender Rückgang sozialistischer Stimmen bei der Hauptwahl. Es wählten dort

	1907	1912
Zentrum	330	396
Nationalliberale	20	19 (bzw. 2 fortsch. Vpt.)
Sozialdemokraten	84	69
Welfen	3	18

während in einer benachbarten, stark konfessionell gemischten Gemeinde der Dompfarre, nämlich in der Gemeinde Schinkel, ein bedeutender Zuwachs sozialistischer Stimmen sich zeigte. Es wählten dort

	1907	1912
Zentrum	436	553
Nationalliberale	295	413 (u. 55 fortsch.Vpt.)
Sozialdemokraten	440	686

Der einzige Wahlkreis also, in dem dieses Mal ein Sozialist als Reichstagsabgeordneter gewählt wurde mit geringerer Stimmenzahl als 1907, ist Hamburg I mit dem Sozialistenführer Bebel. — Unter den anderen Wahlkreisen verdient besonders Beachtung Stettin 1 (Anklam-Demmin), in dem der frühere Reichstagspräsident Graf v. Schwerin-Löwitz gewählt wurde, sowie der einzige bayerische Zentrumswahlkreis Schweinfurt, in dem die Sozialdemokratie zurückging und zwar erheblich (um mehr als 1200 Stimmen).

59. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands.

Von Chefredakteur Max Roeder-Aachen.

Urbs Aquensis, urbs regalis,
Regni sedes principalis,
Prima regum curia.

So feiert eine alte Hymne die Stadt des großen Karl, deren Name uns so vertraut ist. Aachen — welche Fülle geschichtlicher Erinnerungen knüpfen sich an diesen Namen, der uns gemahnt an des römischen Reiches deutscher Nation weltumspannende Macht, an den Kaiserprunk verflossener Jahrhunderte, an die Glaubenstreue aber auch der deutschen Katholiken! Sorgsam eingeschlossen von der unvergleichlichen Edelpracht einer überreichen Natur träumt sie dahin, altehrwürdig und ewig jung, die gefeierte Stadt, in sich bergend, was Großes und Schönes je Land und Zeiten gesehen. Das ist Aachen, das fränkische Rom, das Rom der Karolinger und der deutschen Kaiser. Ganz mit Recht führte daher der Aufruf, der vor 50 Jahren, im Jahre 1862, die Katholiken Deutschlands zum ersten Male nach Aachen rief, aus: „Hochberühmt in der Geschichte der deutschen Kirche und des Deutschen Reiches hat die einstige Krönungsstadt unserer Könige und Kaiser auch in ungünstigeren Zeiten, als die Herrlichkeit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation ihrem Untergang sich neigte, bis auf den heutigen Tag ihren uralt angestammten Adel sich zu bewahren gewußt durch unbefleckte Treue gegen den heiligen Glauben, und von den glänzenden Vorrechten, die einst ihre Bürger durchs ganze Reich genossen, ist ihr eines der edelsten unverkürzt geblieben, eine jener Stätten zu sein, wo noch alte katholische Sitte fromm und treu gepflegt wird." Wie vor 5 Dezennien, so auch heute noch, und daher gebührt dem weiteren Satze dieses Aufrufes hier Platz, in dem es heißt: „Dort nun sollen heuer mit Gottes Segen die Katholiken Deutschlands tagen, dort die katholischen Männer aus dem ganzen Gebiet der deutschen Zunge sich zusammenfinden und zu neuer frischer Tätigkeit für die Förderung der heiligen Sache Gottes sich entflammen."

Das war im Jahre 1862. Siebzehn Jahre später, im Jahre 1879 ziehen wieder die deutschen Katholiken hin nach Aachen — in sturmbewegten Tagen. Schwül liegt noch die Kampfeshitze über der Walstatt. Die Scharen werden gesammelt; es gilt aufbauender Arbeit. Junge Kämpen treten auf die Rostra: Advokat-Anwalt Bachem, Frhr. von Hertling und — zum ersten Male auf einer Generalversammlung der Katholiken Deutschlands — Windthorst. Seit jenen Septembertagen hatte die alte Kaiserstadt nicht mehr die Ehre, die deutschen Glaubensbrüder in ihren Mauern beherbergen zu dürfen. Kein Wunder, daß im Jahre 1908 der Wunsch sich regte, die treue Wächterin an der Westgrenze nicht zu vergessen. Breslau, Augsburg und Mainz erhielten den zeitlichen Vortritt. Das Jahr 1912 brachte die Erfüllung des lang gehegten Wunsches. Die 59. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands findet vom 11.—15. August in Aachen statt, in Aachen, einer der ruhmvollsten Städte des deutschen Vaterlandes, der siebenhundertjährigen Krönungsstadt der deutschen Könige, die durch ihre Heiligtümer jahrhundertelang die Herzen erbaut hatte.

Mit Gottes und seines Geistes Beistand wurden schon längst die vorbereitenden Arbeiten nach einem feierlichen Pontifikalamt im Münster Karls des Großen begonnen. Nahezu 700 Herren aus allen Ständen haben sich im Lokalkomitee unter dem Vorsitze des praktischen Arztes Dr. Winands zu ernster, erfolgreicher Arbeit die Hand gereicht. In einer glänzenden Versammlung des Lokalkomitees hat der zweite Präsident des Zentralkomitees Prinz Aloys zu Löwenstein Heerschau über die wackere Schar gehalten, sie ermahnt und ermuntert. In allen Kommissionen herrscht reges Leben: Aachen wird seinen Vorgängern nicht nachstehen.

Die 59. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands wird in der reichen Geschichte der Katholikentage von besonderer Bedeutung auch dadurch sein, daß grundlegende Neuerungen zum ersten Male praktisch durchgeführt werden, deren Notwendigkeit die Erfahrung überzeugend dargetan hat. Es wird alles aufgeboten, um den Hauptzweck der Generalversammlung nicht illusorisch zu machen. Diese absorbiert so die Arbeitskraft der Besucher, daß die Nebenversammlungen möglichst eingeschränkt werden. Keinesfalls dürfen solche während einer offiziellen Veranstaltung der Generalversammlung abgehalten werden. Wird so das Programm entlastet, so werden in Aachen erstmals zwei besondere Veranstaltungen hinzukommen, welche auch äußerlich kundtun, daß zwei Fragen den Gegenstand besonderer Sorge für die deutschen Katholiken bilden: die Schul- und die Missionsfrage. Bisher war auf den Katholikenversammlungen nur dem Volksverein für das katholische Deutschland ein besonderer Vormittag freigehalten worden; in Aachen findet am Montagvormittag eine große Schulversammlung, am Mittwochvormittag eine öffentliche Missionsversammlung statt. Diese Mehrbelastung macht es notwendig, mehr Arbeitszeit zu gewinnen. Das wird dadurch erreicht, daß bereits am Sonntagvormittag, der seither frei war, die erste geschlossene Versammlung stattfindet, in welcher das Präsidium gewählt wird. Diese Neuregelung hat den Vorzug, daß die Massen des Festzuges am Sonntagmittag bereits dem Präsidium des Katholikentages zujubeln können. Die Lage Aachens läßt übrigens eine überaus starke Beteiligung am Festzuge erwarten; im Interesse der Zugteilnehmer und um Zeit zu ersparen, wird der Zug in zwei Kolonnen ausziehen, die sich vor der Tribüne zur Huldigung vereinigen. Eine weitere Neuerung endlich betrifft die Anträge, die, um unnütze und zeitraubende Wiederholungen zu ersparen, seitens der Rednerkommission vorbereitet werden sollen. Alles Neuerungen, die den Keim zu neuem Leben in sich tragen.

Rüstig schreitet die Arbeit voran, um alles zu einem guten Gelingen zu führen, das die Feststadt unter Gottes Beistand und der Jungfrau-Mutter Fürsprache erhofft. Unter einem günstigen Zeichen steht das Beginnen. 100 Jahre sind verstrichen, seit der große Führer der Katholiken Deutschlands, Windthorst, geboren wurde. Könnte er noch unter uns sein, wie vor 33 Jahren! Wie würde er zum Kreuzzug aufrufen für unsere Ideale, für unseren Glauben, für unsere Einigkeit! An uns ist es, im Gedenken an den unvergeßlichen Toten uns neue Kraft, neuen Mut, neue Waffen und neue Begeisterung zu holen. Auf denn nach Aachen, ihr Katholiken aller Zungen, auf nach Aachen, besonders ihr deutschen Katholiken, auf nach Aachen zur 59. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands! „Mögen denn — der Wunsch gilt heute wie vor 50 Jahren — zahlreiche Abgeordnete und Teilnehmer aus allen Gauen unseres großen Vaterlandes, sowie aus Ungarn und der Schweiz, ja überallher, nicht minder Laien und Geistliche, sich aufmachen und dazu mitwirken, daß diese Versammlung unter dem Beistande Gottes und dem besonderen Schutze Marias reichen Segen bringe nicht bloß für den Ort der Zusammenkunft, sondern für das ganze katholische Deutschland, für die große katholische Völkerfamilie."

Sizilianisches Gebet.

Ich grüss' dich, himmlische Madonne,
Und bring' dir Blumen, wild und rot,
Purpurne Blumen, wie die Sonne,
Die fern im Westen ist verloht.
Schon stieg die bleiche Mondesscheibe
Hoch überm blauen Meer empor,
Gestirn des Tages bei mir bleibe,
Neig' meinem Fleh'n ein gnädig Ohr:
Ave, ave Maria!

Längst schweigt des Tages laute Brandung;
Die Gärten ruhen, lichtbetaut:
Gib mir einst sel'ge Himmelslandung,
Gebenedeite Gottesbraut!
Ich will ein Weihelicht entzünden
Vor deinem Bild in Demutsinn —
O heile mich von meinen Sünden;
Du milde Gnadenkönigin —
Ave, ave Maria!

Wilfried.

Der Ausstand der Ruhrbergleute.

Von Chefredakteur **Collet**, *Duisburg-Ruhrort.*

Der Streik hat, da diese Zeilen niedergeschrieben werden, allem Anscheine nach seinen Höhepunkt überschritten. Er kann für die im sogen. Bergarbeiterdreibund vereinigten Organisationen: Alter sozialistischer Verband, polnischer Verband und Hirsch-Dunckerscher Gewerkverein, insofern verhängnisvoll werden, als sein Scheitern ihnen einen Rückschlag in der Mitgliederzahl bei aufgebrauchten Kassen bereiten würde. Damit würde sich nur eine Schuld rächen, die die Verantwortlichen jener Verbände leichtsinnig auf sich geladen.

Noch nie ist ein Streik frivoler begonnen worden als dieser. Nachdem man seitens des jetzigen Dreibundes bei der letzten Knappschaftswahl 1910 eine bis dahin beispiellose Agitation gegen die Kandidaten des christlichen Gewerkvereins in Szene gesetzt hatte, die auch vor den unsaubersten Mitteln nicht zurückschreckte, hatte man die Unverfrorenheit, kurz nachher an den Gewerkverein mit dem Ansinnen eines Zusammenschlusses zwecks gemeinsamen Vorgehens in Lohnfragen usw. heranzutreten. Die Gewerkvereinsleitung winkte ab, und die Dreibündler begnügten sich mit Vorstellungen, zu denen sie sich der Vertreter in den Arbeiterausschüssen der Zechen bedienten. Die Zechendirektionen haben damals einen großen Fehler begangen, **alle**, indem sie, anscheinend auf Vereinbarung im Zechenverband hin, den Arbeiterausschüssen die Zuständigkeit für Verhandlungen in Lohnfragen abstritten, ein Verfahren, das sich jetzt bitter rächt; **einzelne** dadurch, daß sie ihre Absage in höhnische Form kleideten, z. B. den Hinweis auf die gesteigerten Lebensmittelpreise durch die Bemerkung abtun zu dürfen glaubten, die Bergarbeiter möchten sich dafür beim Zentrum bedanken, dem die Schuld an den höheren Lebensmittelpreisen infolge der Finanzreform zuzuschreiben sei.

Die Aktion des Dreibundes 1910 verlief im Sande. Man trat dann 1911 erneut an den christlichen Gewerkverein heran, der diesmal in Verhandlungen mit dem Dreibund sich einließ. Man geht wohl nicht fehl, wenn man diesem klugen Vorgehen des christlichen Gewerkvereins den erfreulichen Umstand anrechnet, daß die Bewegung nicht vor der Reichstagswahl in Szene gesetzt wurde. Zu den erbitterten Wahlkämpfen im Ruhrgebiet noch eine Bergarbeiterbewegung, das wäre denn doch mehr gewesen, als normalen Staatsbürgernerven zugemutet werden darf.

Nach der Reichstagswahl wurden die Beratungen der vier Organisationen zwecks Herbeiführung einer der günstigen Konjunktur angepaßten Entlohnung der Ruhrbergleute wieder aufgenommen. Ueber das eine Ziel, die Notwendigkeit einer Lohnerhöhung, war man sich einig, weniger schon über eine Reihe anderer Forderungen, die in ihrer Gesamtheit den Eindruck erwecken mußten, als seien sie eigens zusammengestellt, um ein Ausweichen der Zechendirektionen zwecks Verhütung eines Ausstandes unmöglich zu machen. Dazu kam eine vom Zechenverband ausgehende Notiz der Presse, die besagte, der Verband habe seinen Mitgliedern eine den gesteigerten Erträgen angemessene Lohnerhöhung für die Bergleute empfohlen. Zum dritten ist bei der Beurteilung der ablehnenden Stellungnahme des christlichen Gewerkvereins der Umstand von Wichtigkeit, daß die sozialdemokratische deutsche Presse mit der Idee des internationalen Generalstreiks für das Frühjahr 1912 deutlich kokettiert hatte (Leipz. Volksztg. Nr. 9, 1912); die internationale Bergarbeiterkonferenz in London, unter Teilnahme deutscher sozialdemokratischer Führer, hat zudem mindestens mit einem Sympathiestreik der Deutschen für die Engländer stark gerechnet, wie es die sozialdemokratische „Bergarbeiter-Zeitung" in ihrer Nr. 6 von 1912 klar ausdrückt. Nicht zuletzt aber kommt in Betracht die Tatsache der mangelnden Streikmittel in den Gewerkschaftskassen.

Schon wenn man diese rein materiellen Gesichtspunkte allein in Betracht zieht, wird man die Stellungnahme des christlichen Gewerkvereins billigen müssen. Es kommt das moralische Moment hinzu, daß ihm als **christlicher** Organisation der Streik zwar ein berechtigtes, aber immerhin als letztes, nur im äußersten Notfalle anzuwendendes Kampfmittel im Interesse der materiellen Besserstellung der Arbeiter sein darf.

So lehnte der Gewerkverein ein Vorgehen im Sinne des sozialdemokratischen Verbandes ab und ließ den „Dreibund" allein. Keinem nur irgendwie mit den Verhältnissen Vertrauten konnte zweifelhaft sein, was dieser Beschluß bedeute. Er mußte eine **Kraftprobe** zur Folge haben, die den, der sie nicht besteht, in der deutschen Arbeiterbewegung der Zukunft unmöglich macht.

Seit dem 11. März ist diese Kraftprobe im Gange. Der vom Dreibund am Sonntag proklamierte Streik setzte am Montag ein, brachte aber nur zwischen 20 und 40 Prozent der Belegschaften zum Feiern. Da hat denn die Verhetzung der Anhänger des sozialdemokratischen wie des nationalpolnischen Verbandes ihre Schuldigkeit getan. Es setzte ein Terror ein, wie er beispiellos dasteht. In ihren Wohnungen, die in den Kolonien leicht zugänglich sind, auf dem Weg zur Arbeitsstätte, am schlimmsten auf dem Heimwege in den Abendstunden, waren die Arbeitswilligen den Drohungen, Beschimpfungen und Tätlichkeiten der Streikenden, besonders aber deren Frauen ausgesetzt. In keinem Teil des Ruhrgebiets reichte der polizeiliche Schutz aus. Die Behörden scheinen die Resultate der letzten Reichstagswahl nicht vor Augen gehabt zu haben. Diese hätten ihnen ganz genau angezeigt, wohin sie ihre Sorge um größtmöglichen Schutz zu wenden hatten. Der zweite Tag zeigte denn auch als Folge dieser Sorglosigkeit ein Anwachsen der Streikziffer auf zirka 200000 Mann, das ist etwa 60 Prozent der Gesamtbelegschaft.

Inzwischen hatten sich die Behörden anders besonnen. Reichliches Polizeiaufgebot, Einrücken von Militär, Verbot des Schnapsverkaufs haben eine größere Sicherheit zur Folge gehabt, unter deren Wirkungen sich deutlich ein langsames Wiederanwachsen der Arbeitswilligenziffer bemerkbar machte, die schon am Donnerstag abend eine Abnahme der Streikenden auf 183000 zeigte und von da ab stetig wächst.

Ein interessantes Moment ist die Haltung der Presse. Wie die sozialdemokratische den Streik verteidigt, alle Unruhen auf die Haltung der Polizei und auf den Mob zurückführt, der ihr fernstehe, so steht die bürgerliche Presse, allen voran die des Zentrums, auf dem Standpunkt der Ordnung. Ihr ist es nicht zum wenigsten zu danken, wenn die Behörden den Arbeitswilligen und der unbeteiligten Bürgerschaft mehr Schutz verschafft haben, denn sie hat allenthalben im Revier energisch diesen Schutz gefordert und die in Betracht kommenden Stellen nachdrücklich auf ihre Verantwortung hingewiesen und Ratschläge für wirksamen Schutz erteilt. Die nationalliberale Presse nimmt natürlich nicht für die Streikenden Stellung, je nach ihrer Schattierung ist jedoch schon in der Auswahl der Nachrichten, in der ganzen Aufmachung des Dienstes, die Neigung der Redaktionen nach links oder rechts deutlich zu erkennen. Geradezu gemeingefährlich ist jedoch die Haltung der sogenannten farblosen Presse. In ihrer Sensationswut sammelt sie alles, was die Situation in grellen Farben malt und gibt es nicht nur wahllos, sondern noch extra sensationell aufgemacht wieder. Wenn in einem solchen Blatte dieser Tage eine Wendung gebraucht war: „Auf der Redaktion waten wir bis zu den Knien im Blut", dann genügt es wohl, die Tonart dieser Presse auch für Fernstehende zu illustrieren. — Was die Leute, die solche Sachen veröffentlichen, unter der Verantwortlichkeit der Presse vor der öffentlichen

Meinung verstehen, sollte doch einmal aus ihren Kreisen heraus definiert werden. Was helfen gegen solche Ausschreitungen die Beschlüsse der Presseorganisationen zur Bekämpfung sensationeller Berichterstattung?

Wie sich die Streikangelegenheit weiter entwickeln wird, ist ja mit Sicherheit nicht vorauszusehen. So viel steht jedoch fest: Irgend etwas Nennenswertes werden die Streikenden nicht erzielen. Not und Elend wird auf lange hinaus Gast in ihren Häusern sein. Als Trost bleibt ihnen das Bewußtsein, durch ihre Arbeitsweigerung der deutschen Kohlenproduktion auf Jahre hinaus eine günstige Gelegenheit geraubt zu haben, im Wettbewerb mit der englischen Kohle einen Vorsprung zu bekommen. Das genügt denn ja auch vollständig für das Empfinden eines richtig gehenden internationalen Sozialdemokraten.

Eine neue Niederlage der Münchener Justiz.

Zum Freispruch in Sachen der „Nackttänzerin".

Von Dr. Otto von Erlbach.

Das polizeiliche und gerichtliche Verfahren in Sachen der Tänzerin Erna Reich (alias „Adorée Via Villany"), welche am 18. November vor. Js. der Polizei vorgeführt wurde, nachdem sie zum dritten Male im Münchener Lustspielhaus vor einem sog. geladenen Publikum als Nackttänzerin aufgetreten war, ist kein Ruhmesblatt in den Annalen der bayerischen Justiz. Der in seiner Art geradezu tolle Skandal dieser Nackttanz-Affäre schließt mit einem glatten Siege und Triumphe der „Nackttänzerin", ihres Impresarios und des Lustspielhausdirektors ab. Und zwar im Namen der „Kunst"! Das Schöffengericht hat am 7. März unter dem Vorsitz des Amtsrichters Werner die drei genannten Angeklagten kurzerhand freigesprochen. Nur wegen Angabe eines falschen Namens bei der polizeilichen Vernehmung schwebt gegen die „Adorée" (Erna Reich) noch ein weiteres Verfahren.

Die Vorgeschichte ist dem ständigen Leserkreise der „Allgemeinen Rundschau" hinlänglich bekannt. Durch die Artikel in den Nummern 48, 49, 50, 51 (1911) und 1 (1912) ist der skandalöse Fall nach allen Richtungen hin (zuletzt handelte es sich bekanntlich um die schamlose Hineinziehung des Prinzregenten in diese Affäre) beleuchtet worden. Wir können uns daher heute verhältnismäßig kurz fassen, wobei wir allerdings voraussetzen, daß über den beschämenden Ausgang und über die von Anfang an total verfahrene Sache das letzte maßgebende Wort noch nicht gesprochen sein wird.[1]) Denn die schöffengerichtliche Verhandlung hat die Fragen, um die es sich im letzten Grunde handelt, nur an der Oberfläche gepackt. Es wird vor allem noch aufzuklären sein, wie es möglich war, daß die Polizeidirektion erst während der dritten Vorstellung im Lustspielhause einschreiten konnte. Es ist doch kaum denkbar, daß die Polizei von den zwei vorausgehenden Vorstellungen, die vor ausverkauften Häusern stattfanden, keine Kenntnis gehabt haben sollte, zumal die schriftlichen Einladungen an nicht weniger als 2700 Adressen (jedesmal an „Herrn und Frau") ergangen waren. Diese Zahl ist damals in der „Münchener Zeitung" (Nr. 270, 1911) angegeben worden; nach dem Prozeßbericht der „Augsburger Postzeitung" (Nr. 56 vom 9. März 1912) wäre die Einladung sogar an 3800 Personen, die aus dem Adreßbuch ausgeschrieben worden seien, ergangen. Der erste Fehler der Polizei war also, daß sie nicht sofort einschritt und gleich die erste dieser Vorstellungen inhibierte. Daß der schon bei den beiden ersten Vorstellungen anwesende Bezirksinspektor, ein magistratischer, nicht polizeilicher Beamte, an den Nacktänzen als solchen keinen amtlichen Anstoß nahm, läßt sich teils durch die Abgrenzung der Kompetenzen, teils durch das ganze eigenartige Münchener Milieu hinreichend erklären. Der Beamte mußte annehmen, daß die Vorstellungen polizeilich unbeanstandet seien; auch mußten ihm die Teilnehmer (die Münchener Künstler und „Intellektuellen") gewohnheitsmäßig einen solchen Respekt einflößen, daß sein subjektiver Standpunkt ganz zurücktrat.

Nachdem aber die Polizei erst während der dritten Vorstellung plötzlich eingeschritten war und den bekannten scharfen Protest der „Künstler und Intellektuellen" provoziert hatte, war die Strafanzeige wegen Sittlichkeitsvergehens nach § 183 insofern ein direkter Fehler, als die Freisprechung absolut sicher vorauszusehen war. Schreiber dieser Zeilen hat dies wiederholt in der „Allgemeinen Rundschau" offen ausgesprochen, zum ersten Male bereits in Nr. 48 (1911). Damals hieß es an dieser Stelle wörtlich:

„Aber das immer wieder vorangetragene Aushängeschild der „Kunst" und der „Künstlerschaft" verschafft auch den bedenklichsten Schaustellungen einen Nimbus, der schließlich auf die Veranstalter und Darsteller selbst abfärbt und ihnen allmählich den Glauben an ihre „Verdienste um die Kunst", jedenfalls an die sittliche Zulässigkeit ihrer Produktionen suggeriert. Kein Richter wird daher eine „Nackttänzerin" oder ihren Unternehmer wegen bewußten Vergehens gegen den § 183 verurteilen, wenn die angesehensten Künstler ihnen die falsche Ueberzeugung beigebracht haben, daß sie gegen Anstand und Sitte nicht verstoßen."

Es war gerade, als ob ein böser Geist der Polizeidirektion suggeriert hätte, diese aussichtslose Sache um jeden Preis gerichtlich durchzufechten und den smarten Unternehmern einen billigen Triumph und eine Bombenreklame zu verschaffen. Rebus sic stantibus konnte man sich vor den Gerichten nur eine Niederlage holen, selbst wenn ein wirklich unvoreingenommenes Gericht eine Urteilsbegründung gefunden hätte, die dem sittlichen Empfinden der großen Volksmehrheit besser Rechnung getragen hätte als die jetzt vorliegende des Schöffengerichts. Das Verfahren wegen Vergehens gegen § 183 wurde selbstverständlich eingestellt. Nun versuchte man es mit einem Vergehen gegen die Gewerbeordnung, welche die Einholung einer polizeilichen Erlaubnis vorschreibt, wenn es sich um Vorstellungen usw. handelt, bei denen kein wirkliches Interesse der Kunst obwaltet. Nachdem den Unternehmern von den „Führern" der Münchener Kunst dieses Kunstinteresse öffentlich bescheinigt war, konnte man sich auch mit diesem Verfahren nur eine unfehlbare Niederlage holen. Den gleichen Mißerfolg wird wohl auch das Verfahren wegen Konzessionsentziehung gegen den Lustspielhausdirektor haben, der sein Theater für die Schaustellung verpachtet hatte. So ist diese Affäre zu einer förmlichen Kette von Mißerfolgen für die Polizei — zum schweren Schaden der öffentlichen Sittlichkeit und des öffentlichen Anstandes — geworden. Das vermeintlich „scharfe" Vorgehen der Polizei hat das Gegenteil von dem erreicht, was bezweckt war: die durch die Vorstellungen selbst, und zwar schon durch die beiden ersten unbeanstandeten, schwer gefährdete öffentliche Sittlichkeit hat durch die jetzige Gerichtsverhandlung eine Schädigung erlitten, die sich überhaupt nicht mehr völlig reparieren läßt. Denn die „Nackttänzerin", welche in ihren auf der Prospekt-Einladung zum Verkauf angebotenen „Memoiren" ihre Erfahrungen mit Polizeibehörden zur Selbstreklame verwertet, und ihr Impresario, welcher jede gutachtliche Aeußerung eines Künstlers, jede behördliche oder gerichtliche Entscheidung durch umfangreiche Inserate in der Lokalpresse des jeweiligen Gastspielortes in die Welt zu posaunen versteht, wird mit der Münchener Schöffengerichtsverhandlung vom 7. März ein wahres Bombengeschäft machen. Man wird uns entgegenhalten, daß Polizeibehörden und Gerichte auf derartige ungewollte Konsequenzen eines Verfahrens keine Rücksicht nehmen dürfen, denn: fiat justitia, pereat mundus! Ganz richtig, aber hier fehlten alle Voraussetzungen für einen Prozeßerfolg, für eine Verurteilung der Angeklagten um so mehr, als das ganze Beweisverfahren vor dem Schöffengericht lediglich ein einseitiges war und nichts als die Entlastung des Angeklagten bezweckte. In den uns vorliegenden Berichten (den ausführlichsten fanden wir in den „Münchner Neuesten Nachrichten", Nr. 123, Morgenblatt) ist nicht eine einzige Aussage enthalten, die die Anklage hätte stützen können. Die vernommenen Künstler und Sachverständigen (die Professoren August v. Kaulbach, Hans v. Petersen, Hugo v. Habermann, Albert v. Keller) sagten nur aus, was aus der damaligen Protestkundgebung und anderweitig längst bekannt war: Die teilnehmenden Künstler haben an den Nackttänzen keinen sittlichen Anstoß genommen, waren sogar von ihrem Künstlerstandpunkte aus entzückt über die dargebotenen schönen Bilder. Nun war es ja, da in diesem Verfahren nur das „künstlerische Interesse" oder der Mangel eines solchen nachzuweisen war, außerordentlich schwer, andere Gesichtspunkte hineinzuziehen, namentlich nachdem ein Verfahren

[1]) Wie verlautet, hat der Amtsanwalt am Amtsgericht München gegen das Urteil Berufung zum Landgericht München I eingelegt. Uebrigens hat die Münchener Polizeidirektion die Tänzerin „Adorée Via Villany" auf Grund des Art. 39 Abs. 1 des Bayerischen Heimatgesetzes des Landes verwiesen. Die Ausweisung erfolgte, weil die Nackttänzerin ihre Staatsangehörigkeit nicht nachzuweisen vermochte. Ihre Angabe, sie sei eine Französin, konnte sie durch nichts belegen.

wegen § 183 abgewiesen war. Aber schon um die sicher zu erwartende Niederlage der Polizei und der Justiz wenigstens in etwa und namentlich in ihren moralischen Folgen abzumildern, wäre es unbedingt geboten gewesen, das Beweisverfahren nach der belastenden Seite hin zu ergänzen. Daß dies möglich gewesen wäre, ist schon durch die jüngste Entrüstungskundgebung aus der Münchner Frauenwelt (Vgl. Nr. 10 der „Allgemeinen Rundschau") hinlänglich angedeutet. Was die angesehensten katholischen und evangelischen Münchener Frauenorganisationen als unsittlich, unschicklich, unanständig und schamlos unbedingt verwerfen, kann auch unter dem Deckmäntelchen des „Kunstinteresses" nicht für eine Oeffentlichkeit zugelassen werden, die dreimal ein ganzes Theater füllt. Die Kunstsachverständigen selbst gingen von der falschen Voraussetzung aus, daß das Publikum auf Künstler und Kunstverständige beschränkt gewesen sei. Nach einem Berichte im „Mannheimer Generalanzeiger" vom 8. März (die auswärtige „sittlich freidenkende" Presse rührt natürlich mächtig die Reklametrommel für den Münchener „Sieg der Nacktkultur") hat Professor Hans von Petersen, der Präsident der Künstlergenossenschaft, vor Gericht erklärt, „er wäre glücklich, wenn eine Zeit käme, in der solche Darbietungen auch dem großen Publikum vorgeführt würden; ein solcher Kulturfortschritt würde ein Segen für die Allgemeinheit sein". Professor von Kaulbach betonte nach dem Berichte der „M. N. N." (Nr. 125) ausdrücklich, daß er die Vorstellung nicht für eine öffentliche hielt. Die Bekundung desselben Professors, daß seine Frau und auch andere anständige Damen seiner Kreise keinen Anstoß genommen hätten, beweist selbstredend für die Gesamtheit der anständigen Frauenwelt gar nichts. Künstlerfrauen, die sich mit den Aktmodellen in den Ateliers ihrer Männer abgefunden haben, denken über diese Dinge in der Regel anders als andere Frauen. Ob aber die so eifrig für die „Reinheit" des Nackttanzes plädierenden Künstler auch ihre eigenen Frauen und Töchter zu solchen „reinen" Schaustellungen hergeben würden? Freilich, wer seine eigene Frau als Venus malt und ausstellt, dürfte auch eines weiteren Schrittes fähig sein. Als Maßstab für das Schicklichkeits- und Anstandsgefühl der Allgemeinheit haben Künstlergutachten der gedachten Art keinerlei Wert.

Es sind übrigens Künstler von Ruf bekannt, welche der Schaustellung beiwohnten und von ihrem künstlerischen Standpunkte aus die Schönheit des Dargebotenen durchaus anerkannten, aber ausdrücklich hinzufügten, dieses ihr Urteil setze eine kunstakademisch geschulte Künstlerschaft voraus. Ein Künstler bemerkte wörtlich: „Hätte ich gedacht, daß in meiner Nähe Bankier Schmuhl, Kommerzienrat Kohn, Reporter Itzig der Schaustellung beiwohnte, so würde ich sofort die Empfindung gehabt haben, das Ganze sei eine — Schweinerei". Nach dem unverdächtigen Zeugnis der liberalen „Münch. Zeitung" vom 20. Nov. 1911 war aber ein Hauptbestandteil der Zuschauerschaft die — — „Hochfinanz".

Es ist übrigens sehr zu bedauern, daß neben den genannten Kunstprofessoren nicht auch Akademiedirektor Reichsrat Ferdinand von Miller, Exzellenz, als Sachverständiger geladen worden ist. Aus seinem Munde hätte man sich das Wort bestätigen lassen können, das bereits in Nr. 1 der „Allgemeinen Rundschau" vom 6. Januar 1912 als absolut verbürgt mitgeteilt worden ist: „Vor einem Laienpublikum, also vor Nichtkünstlern, sei eine solche Schaustellung absolut unmöglich". Daß aber die 2600 (oder 3800) Eingeladenen weit überwiegend Nichtkünstler, also im Sinne des Herrn von Miller „Laien" waren, bedarf keines Beweises.

Prof. Fritz Aug. von Kaulbach hat als Sachverständiger zugegeben: „Es mag Leute geben, die so etwas auch aus anderen Gründen ansehen". Die sozialdemokratische „Münchner Post", welche sich für die Zulassung dieser Nackttänze von Anfang an sehr lebhaft ins Zeug gelegt hat, ist noch einen erheblichen Schritt weiter gegangen, als sie unter dem ersten Eindruck der Schaustellung am 20. November 1911 u. a. schrieb:

„Daß bei derartigen Darbietungen jedes Sensationslockmittel ausgeschlossen sei und der Zuschauer nur mit dem Auge des künstlerischen Ideals und nicht auch durch die Brille, resp. das Opernglas (!) der natürlichen Sinnlichkeit schaut, braucht man sich, aufrichtigerweise, wohl nicht einreden wollen."

Bei dieser Gelegenheit sei auch nochmals in Erinnerung gebracht, was im Berliner „Pan" (Dezemberheft Nr. 5) der Mitredakteur W. Fred den Unterzeichnern des Protestes Münchener Künstler und „Intellektuellen", und zwar speziell Herrn Max Halbe, die von ihnen beliebte Betonung des „reinen Auges und Sinnes" persiflierend, ins Stammbuch schrieb:

„So ein „Entrüstungssturm" ist für ernsthafte Menschen beinahe noch ärgerlicher als die Ungeschicklichkeit des Herrn Kommissärs. Man müßte den Polizeileuten sagen: daß erwachsene Menschen an sinnlicher Kunst, an Sinnlichkeit überhaupt Freude haben dürfen. Daß das den Staat gar nichts angeht. Aber lügt doch nicht so!"

Wie man in Wien über das Auftreten derselben Nackttänzerin vor geladenem Publikum im Künstlerhaus geurteilt hat, ist uns am 29. Dezember 1911 von der liberalen „Augsburger Abendzeitung" (Nr. 360) bezeugt worden, welche unter anderem berichtete:

„Die Darbietungen, die man kaum Tanz nennen kann, erregten bei den Künstlern einiges Interesse, da die Tänzerin sehr schön gebaut ist. Auf die sonst anwesenden Personen wirkten die Tänze vorwiegend monoton, ja man gab allgemein dem Erstaunen Ausdruck, daß eine so geachtete Künstlervereinigung sich zu Reklamezwecken (!) für die Tänzerin hergegeben habe, die in nächster Zeit in einem Wiener Variété auftreten wird."

Nun, „zu Reklamezwecken" werden auch die gerichtlichen Gutachten der Münchener Kunstprofessoren und das ganze Ergebnis der unglückseligen Münchener Gerichtsverhandlung wieder herhalten müssen. Der Weizen der Erna Reich und ihres Impresario wird reicher blühen denn je, wenn auch das Niveau des öffentlichen Anstandes immer tiefer sinkt. Es bleibt wahr, was Richard Nordhausen am 5. Juni 1908 in den jetzt für die Nackttänzerin so begeisterten „Münchner Neuesten Nachrichten" (Nr. 263) geschrieben hat: „Die Scham der Völker war verwüstet, wenn das Weib nackt auf die Bühne trat." Trotz Fritz August von Kaulbach, trotz Hans von Petersen, trotz Hugo von Habermann und trotz Albert von Keller. Zum Schluß noch eine Frage: Prof. von Kaulbach hat im Münchener Gerichtssaale erklärt:

„Ich muß bemerken, daß man hier in München in verschiedenen Theatern und Lokalen Darstellungen von Nacktheiten im Trikot mit polizeilicher Erlaubnis sehen kann, die wirklich unästhetisch und laszív sind; ich habe vor einiger Zeit so etwas gesehen und bin weggegangen, weil es mich angeekelt hat."

Ob die Münchener Polizei, gestützt auf diese Kunstautorität, diese Trikotnuditäten verbieten und ob auch die liberale Presse, die in allen Teilen des Reiches so begeistert das Lob der Münchener Kunstsachverständigen gesungen hat, auf ihre lokalen Polizeibehörden in dem gedachten Sinne einwirken wird? Hat man für die „goldene Venus" und ähnliche Schamlosigkeiten nicht genau mit demselben Eifer die Reklametrommel gerührt wie jetzt für die „Villany"?

Einsames Haus.

Einsames Haus im fernen Jugendland!
Von deinen weltentrückten, stillen Räumen,
Von deinen hohen, dunklen Lindenbäumen
Muss ich noch träumen.

Einsamer Strom vor meines Vaters Tür,
Den meiner Seele Schwingen noch umfliegen.
Wer könnte je dein schwermuttiefes Wiegen
In mir besiegen?

Einsamer Wald auf meiner Heimat Höh',
Das ernste Rauschen deiner alten Föhren,
Ihr schweres Klagen in des Sturmes Chören
Muss ich noch hören.

Einsamer Garten, aller Wunder voll,
Von deiner Rosen schwerbelad'nen Zweigen,
Die sich im Mondschein schmachtend niederneigen,
Kann ich nicht schweigen.

Einsames Herz im fernen Jugendland,
Sehnsüchtig schreitend auf der Schönheit Pfaden,
Zu keinem Fest des Lebens je geladen,
Gott mag dir gnaden.

M. Herbert.

Deutscher Frauenkongreß in Berlin.

Von Ellen Ammann-München.

Der Bund Deutscher Frauenvereine hatte vom 27. Februar bis 2. März einen Frauenkongreß nach Berlin einberufen.

Anlaß dazu gab die vom Lyzeumsklub veranstaltete Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf", welche bildlich die Leistungen und die Arbeit der deutschen Frauen auf den verschiedensten Gebieten darlegen wollte. Sozusagen als theoretische Erklärung zu dieser Ausstellung sollte der Welt gezeigt werden, was die Frauen zu dieser Arbeit geführt habe, welche inneren und äußeren Gründe hierfür vorlägen, welche Folgen sich ergeben und welche Wünsche daraus resultieren für die Zukunft.

Von diesem Gesichtspunkt ausgehend hat man sämtliche Vereine der bürgerlichen Frauenbewegung eingeladen, ebenso verschiedene Frauenorganisationen, welche sich noch nicht in ausgesprochener Weise als zur Frauenbewegung gehörig betrachten, jedoch Frauenarbeit leisten.

Aus den verschiedensten Kreisen wurden die Referentinnen ausgesucht und Diskussionsrednerinnen zugelassen, damit ein möglichst vielgestaltiges Bild entstehe. Alle Richtungen sollten zu Wort kommen und aus diesen verschiedensten Meinungen wollte man das Gemeinsame herausschälen und so den Beweis bringen, daß die Frauenbewegung nicht eine Forderung einzelner, sondern eine aus den Verhältnissen herauswachsende von verschiedenen Frauenkreisen, gleich ob auf konfessionellem oder interkonfessionellem Boden stehenden, anerkannte Notwendigkeit wäre.

Man wollte den noch abseits Stehenden zeigen, daß man gegen die Verhältnisse nur ankämpfen könne, wenn man eine ihnen angepaßte Kampfesweise ergreife. Darum muß die Frau aus einer unterbietenden Konkurrentin des Mannes in eine gelernte Arbeitsgenossin umgewandelt werden. Hiefür müssen positive Wege ergriffen werden, welche den Ansichten der weitesten Schichten entsprechen; darum müssen diese aus ihrer Rückhaltung gezogen werden und das geschah am besten durch einen solchen Anschauungsunterricht, wie er im statischen Material der Ausstellung geboten wurde und durch eine theoretische Erläuterung, wie der fünftägige Kongreß sie uns lieferte.

Der Besuch des Kongresses zeigte auch, daß ein lebhaftes Interesse vorhanden war. Obgleich der Saal ca. 3000 Personen faßte, mußten alle Vorträge wiederholt werden, da schon 3 Wochen vor Beginn des Kongresses sämtliche Karten verkauft waren. So kam es, daß ca. 5000 Menschen den Kongreß regelmäßig besuchten, darunter etwa 1000 Delegierte von Vereinen. 84 Frauenvereine haben sich beteiligt, unter diesen von unserer Seite der Katholische Frauenbund, der Verband katholischer Fürsorgevereine für Mädchen, Kinder und Frauen, der Deutsche Nationalbund katholischer Mädchenschutzvereine, der Verein katholischer deutscher Lehrerinnen, der Verband katholischer Dienstmädchenvereine Deutschlands, der Gesamtverband katholischer kaufmännischer Gehilfinnen und Beamtinnen, die Abteilung für höhere Mädchenbildung der katholischen Lehrerinnen und der Verein katholischer Oberlehrerinnen.

Auch der vaterländische Frauenverein vom Roten Kreuz, der Diakonissinnenverein und verschiedene evangelische Vereine nahmen am Kongresse teil. Mehrere deutsche Fürstinnen hatten Repräsentantinnen gesandt. Die Oberhofmeisterin Ihrer Majestät der Kaiserin, sowie verschiedene Vertreterinnen der Aristokratie wohnten den Verhandlungen bei. Die Gemahlin des Reichskanzlers hatte einen Empfang für die Delegierten der Frauenverbände arrangiert. Der Kongreß wurde am Eröffnungsabend begrüßt vom Staatssekretär des Reichsamtes des Innern Dr. von Delbrück, von Bürgermeister Dr. Reicke von Berlin und vom Rektor der Berliner Universität Geheimrat Dr. Lenz. Hiermit war der Kongreß nach außen hin gekennzeichnet als das, was er war und durch seinen Verlauf sich zeigte: als **ein Ereignis für die Frauenbewegung**, ja für die gesamte Nation.

Der geistige Gehalt der deutschen Frauenbewegung und die ruhige, den Verhältnissen Rechnung tragende Entwicklung derselben trat deutlich hervor nicht nur im Auftreten der Führerinnen des Kongresses, sondern auch der Referentinnen und der Diskussionsrednerinnen. Kein stürmisches Fordern, kein leidenschaftliches Schreien nach noch nicht begründeten Rechten, sondern eine einfach durch die Wucht der Tatsachen sprechende Darlegung der Verhältnisse und eine logische Deduktion der Forderungen wirkte um so überwältigender. Das Programm bot vormittags einen Ueberblick über die hauswirtschaftlichen Fragen, soweit sie unter die Frauenfrage fallen, über Bildungs-, Erziehungs- und Berufsfragen, zu welchen diskutiert werden konnte. In den Abendversammlungen wurde die Bedeutung der Frauenbewegung auf den verschiedenen Gebieten dargelegt. Ausgehend von der Hauswirtschaft und der Frauenfrage wurde die Reform der Hauswirtschaft von Frau Elly Heuß-Knapp, die Bewertung der Hausfrauenarbeit von Frau Marianne Weber und die Frage des weiblichen Dienstjahres von Frau Gnauck-Kühne am ersten Tag behandelt. In erfreulicher Weise trat hierbei die Ansicht zutage, daß die Frau auf dem Gebiete, auf welchem sie Arbeitgeberin sei, nicht nur selbst gelernte Arbeit leisten und verlangen solle, sondern auch sich hier zu sozialem Bewußtsein und sozialem Pflichtgefühl in ausgedehntem Maße durchringen müsse, was beim ersten Thema besonders betont wurde. Aus diesem Grunde wurden die von den Vertretern der Katholischen Dienstmädchenvereine gebotenen Darlegungen mit großer Sympathie aufgenommen.

Ungemein interessant waren die Ausführungen von Frau Marianne Weber über die ökonomische Selbständigkeit der Frau in der Ehe. Sie wies die Undurchführbarkeit verschiedener schon gemachter Vorschläge ab und verlangte, daß der Gesetzgeber die Unterhaltungspflicht des Mannes dahin festlege, daß er seiner Frau ein Anrecht auf Vereinbarung eines festen Haushaltungsgeldes und eines festen Sondergeldes für ihre persönlichen Bedürfnisse zuerkenne. Die Frage des weiblichen Dienstjahres, welche Frau El. Gnauck-Kühne behandelte, rief eine lebhafte Diskussion hervor. Das von der Rednerin verlangte Zeugnis eines Befähigungsnachweises, welches die Berechtigung zur Heirat gebe, leuchtete den Anwesenden ein. Es ist wohl zu erwarten, daß in späteren Zeiten in irgend einer Weise diese Forderung erfüllt werde, wenn der praktische Weg zur Deckung der Kosten gefunden ist.

Der zweite Tag, in welchem über Bildungs- und Erziehungsfragen gesprochen wurde, behandelte die so interessante Frage des gemeinsamen Unterrichts der Geschlechter. Frau Dr. Mewalt von Wedel trat für dieselbe ein. Frau Elsbeth Krukenberg hob die Gegengründe gegen die Coëdukation hervor. Frau Professor Florence Key vom Vassal-College in U. S. A. schilderte die Entstehung und Verbreitung des gemeinsamen Unterrichts in den Vereinigten Staaten. Eine Dame besprach die finnländischen Schulen. Diese ausführliche Darlegung der Frage von den verschiedensten Gesichtspunkten bot viel Belehrendes.

In der Diskussion trat immer deutlicher hervor, daß die sogenannte Coëdukation in Deutschland unter den obwaltenden Verhältnissen nur in Ausnahmefällen zu befürworten sei.

Ueber die Aufgabe der Schule gegenüber dem Berufsleben sprachen für die Volksschule Frl. Elisabeth Schneider, für die höhere Schule Frl. Helene Lange. Lebhaft erörtert wurde das Problem, inwieweit die Schule, besonders die höhere Schule, auf den Beruf als Hausfrau und Mutter vorzubereiten habe durch hauswirtschaftlichen Unterricht, und welcher Anteil den Müttern der gebildeten Klassen und der Familie hieran zufalle.

Am dritten Tag wurde die Beteiligung der Frau an der landwirtschaftlichen Produktion (Frau Elis. Böhm) und Probleme der landwirtschaftlichen Frauenarbeit von Frl. Dr. Rosa Kempf und Freiin E. v. Puttlitz behandelt. Erstere betonte die Wichtigkeit der Einbeziehung aller erwachsenen Erwerbstätigen in die Vereine und Genossenschaften der Bauern (selbstverständlich als stimmberechtigte Mitglieder).

Bei dem Tema: Wie erzielen wir Qualitätsarbeit der Frau in Industrie, Handwerk und Kunstgewerbe, besprach Frl. Dr. Marie Baum die Verhältnisse in der Großindustrie, Frl. Dr. Marg. Bernhard diejenigen im Handwerk und Frau Fia Wille das Kunstgewerbe. Alle Referate gipfelten in der Forderung **gelernter** Arbeit. Frl. Gertrud Israel legte sodann die Bedeutung der Organisation für unser berufliches und persönliches Leben dar und forderte alle wirtschaftlich Unselbständigen zum Beitritt in Berufsvereine auf.

Je mehr der Nutzen der Organisationen hervortritt, je komplizierter die Verhältnisse werden, desto wichtiger ist es, daß in **allen Frauenkreisen** der Organisationsgedanke Boden fasse und daß auch die selbständigen, nicht berufstätigen Frauen den großen Frauenorganisationen beitreten, um Fühlung zu haben mit ihrer Zeit.

Auf die Frage: Warum wir die Zulassung der Frauen zu den akademischen Berufen erstrebt haben, gab Frl. Marg. Treuge die Antwort vom subjektiven Standpunkt der einzelnen Frauen aus, wie sie aus innerem Bedürfnis wegen der Entwicklung ihrer eigenen Persönlichkeit nach dem Studium hätten verlangen müssen. Schreiberin dieser Zeilen hatte die Frage zu beantworten von der Seite des objektiven Bedürfnisses nach Aerztinnen, akademisch gebildeten Lehrerinnen, Juristinnen, Nationalökonominnen, für die Wohnungs- und Fabrikinspektorin usw.

Sehr interessant gestaltete sich die Behandlung der Lage der Schauspielerinnen und das Reichstheatergesetz durch Frau M. v. Bülow. Das Gesetz wurde am selben Tag im Reichstag verhandelt, daher erweckten die Ausführungen des Diskussionsredners Reichstagsabgeordneten Dr. Max. Pfeiffer großes Interesse.

Ueber die soziale Lage der Krankenpflegerinnen sprach für die katholischen Orden Graf Hans Praschma, welcher durch eine Statistik darlegte, welche staunenswerte Arbeit für den Nächsten in unseren Orden geleistet wird, und wie für tausende von Mädchen aller Kreise die Frauenfrage in denselben in herrlichster, Herz und Seele befriedigender Weise, gelöst ist. Die Diakonissen-Mutterhäuser wurden von Oberin Gräfin Hertzberg, die Rote-Kreuz-Mutterhäuser von Generalarzt Dr. Wemer behandelt.

Die Pflichten von Staat und Gesellschaft gegen die Krankenpflegerinnen legte Schwester Agnes Karll für die berufliche weltliche Krankenpflege dar, sie stellte beherzigenswerte Forderungen auf, welche hoffentlich in maßgebenden Kreisen Beachtung finden.

Von der Caritas zur Sozialpolitik war das leitende Motiv

des letzten Tages. Frau Apolant, die verdiente Leiterin der Auskunftstelle über Gemeindeämter der Frau, Frau Marie Wegner und an Stelle der leider erkrankten Frau Agnes Neuhaus, der Gründerin des Katholischen Fürsorgevereins für Mädchen, Frauen und Kinder in Dortmund, ihre Tochter referierten über die Armen- und Waisenpflege, Vormünderin, Wohnungsinspektorin usw. Heute nehmen 12000 Frauen in Deutschland an der kommunalen Wohlfahrtspflege teil und doch bedürfe man ihrer Zuziehung in ausgedehnterem Maße in der Jugendpflege, zur Tuberkulose- und Alkoholbekämpfung, sowie in den obengenannten Berufen. Möge die katholische Frau sich rechtzeitig melden und sich an dieser neuartigen Form der alten traditionellen Caritas beteiligen!

Sodann wurde die Stimmrechtsbewegung von Frau Minna Cauer und Frau Li Fischer-Eckart besprochen, wobei einige Gegensätze in der Auffassung zu Tage traten. Bekanntlich hat der Katholische Frauenbund noch keine Stellung zur Stimmrechtsfrage genommen. Sodann sprachen drei Referentinnen über das, was die verschiedenen politischen Parteien für die Frauen getan und was die Frauen von ihnen erwarteten. Hierzu war keine Diskussion vorgesehen.

In den Abendversammlungen, bei welchen der Andrang des Publikums so groß war, daß die beiden Säle meistens polizeilich geschlossen werden mußten, wurden allgemeine Gesichtspunkte geltend gemacht.

Die Bedeutung der Frauenbewegung für die berufstätigen Frauen wurde von Frau Marie Stütt und Fräulein Helene Lange dargelegt und zwar in dem Sinne, daß die Frauenbewegung für alle Frauen von Nutzen sei; sie stünden alle bewußt oder unbewußt dahinter. Es bedürften der Bewegung alle, wenn auch manche junge Kraft, welche schon die Früchte der Bewegung ernte und nicht den Druck, der über den Pionieren gelegen habe, fühlen mußte, den Dank vergäße.

In einem vorzüglichen Referat besprach Frau Altmann-Gottsheimer die Konkurrenz der Geschlechter im Erwerbsleben. Dieser Kampf sei nur eine Uebergangserscheinung, welche der Harmonie weichen werde, wenn beide Geschlechter die richtige Einordnung gefunden haben.

Die bedeutungsvollste Versammlung war wohl diejenige, welche die Frau im kirchlichen und religiösen Leben behandeln sollte. Fräulein Dr. Gertrud Bäumer legte die Stellung der interkonfessionellen Frauenbewegung zur Religion dar. Dieselbe schließe naturgemäß religiöse Fragen von ihren Bestrebungen aus, als soziale Bewegung scheine sie mehr auf äußere als auf innere Ziele hinzuarbeiten. Sie verkenne die große kulturelle Bedeutung und die innere Kraft der Religion nicht; dieselbe dokumentiere sich ja in den konfessionellen Organisationen, für welche ja auch Verständnis vorhanden sei und deren Mitarbeit Wertvolles der Bewegung brächte.

Die interkonfessionelle Frauenbewegung sei nicht religionsfeindlich und das wolle man durch diese Versammlung dokumentieren.

Fräulein Paula Müller vom Evangelischen Frauenbund legte die Stellung der evangelischen Frau zur Religion dar und ihre daraus entstehende Tätigkeit für den Nächsten. Fräulein Pappenheim vom Jüdischen Frauenbund entrollte ein kulturhistorisch interessantes Bild von der Stellung der israelitischen Frau.

Das Verhältnis der katholischen Frau zur Religion zeigte Fräulein Hedwig Dransfeld in herrlichen Ausführungen, welche durch den feinen Takt, mit welchem sie den Reichtum unserer Kirche und unsere Liebe und Treue zu derselben hervorhob, einen umso tieferen Eindruck hervorrief. Jener Abend wird den Teilnehmerinnen wohl stets eine kostbare Erinnerung bleiben.

Die Bedeutung der Frauenbewegung für das Verhältnis der Geschlechter zu einander gab dem folgenden Abend das Gepräge. So wenig wir Katholiken mit einzelnen Ausführungen von Marianne Weber einverstanden sein können, umsomehr konnte man den am dritten Tag gemachten Ausführungen von Frau Scheuen und Fräulein Anna Pappritz zustimmen. Letztere betonte die Schäden der „doppelten Moral" und all seine Konsequenzen in einer sachlichen und überzeugenden Weise.

Die Bedeutung der Frauenbewegung für die persönliche Kultur legte Frl. Dr. Gertrud Bäumer in ungemein interessanten Ausführungen dar. Sie verstand uns alle noch zu fesseln und uns die Ueberzeugung mitzugeben, daß es bald gelingen werde, jenen Typus der Frau zu schaffen, der alte und neue Formen vereinigend das sei, was man heutzutage geistig „Frau" nennen müsse.

Frau Dr. phil. Weinel besprach in sympathischer Weise die Frauenbewegung und die Familie, Frl. Dr. Alice Salomon in vorzüglichen von Begeisterung und innerem Durchleben der Sache zeugenden Worten die Bedeutung der Frauenbewegung für das soziale Leben und bewies durch ihre Ausführungen, welche Kräfte in der Frauenseele schlummern. Werden diese einmal freigemacht für die Allgemeinheit, dann kann und muß die menschliche Kultur einen großen Schritt aufwärts tun. Es ist vielleicht einer der größten Verdienste der Veranstalterinnen des Kongresses, hierauf hingewiesen zu haben.

Es war notwendig, auf dieses reichhaltige Programm einzugehen, um ein richtiges Bild vom Kongreß zu geben. Gesprochen haben ausschließlich Frauen, welche durch ihre Vorbildung oder ihre Tätigkeit ein Anrecht erworben haben, als Autoritäten aufzutreten.

So war diese Heerschau der deutschen Frauenbewegung ein Beweis der gewaltigen Geistes- und Kulturkraft, welche Frauen für die Nation aufwenden können und wollen, ein Beweis, daß sie sich ihrer Pflicht bewußt sind, eine Neuanpassung an die veränderten sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu finden, welche den wirklichen Fraueneigenschaften entsprechen und daher umso bereichernder für die Menschheit wirken.

Das Schönste am Kongreß war, daß eine jede ihren Standpunkt aus den Verhältnissen heraus beleuchten konnte, ohne Widerspruch zu befürchten und Kampfesstimmung hervorzurufen. Man wollte eben einen Einblick in die Auffassung der anderen gewinnen, sich verstehen lernen. Darum erkannte man auch, inwieweit die Bestrebungen der verschiedenen Organisationen ein ähnliches Ziel haben, inwieweit ein Zusammenarbeiten möglich.

Das öffentliche Dokumentieren von gegenseitiger Duldung und Verstehenwollen unter Hinwegsehen über das Trennende um einer großen allgemeinen Sache willen, das war eine Tat, welche umso erhebender wirken mußte, je furchtbarer die vorhergehende politische Kampfeszeit unser Vaterland verwüstet hatte.

Dank sei darum den Frauen, die durch ihre Arbeit, ihre unparteiische, vorzügliche Leitung und ihre Reife uns Frauen es ermöglicht haben, dem gesamten Volk ein Beispiel zu geben und ein wahres Friedenswerk zu vollbringen.

Student und Jugendgerichtshilfe.

Von stud. jur. Paul Weimann, Groß-Lichterfelde.

Am 22. Februar 1912 wurde vom Rektor der Universität München die „Münchener Vereinigung studierender Jugendgerichtshelfer" genehmigt. Es ist damit eine Institution geschaffen, die mir in mehrfacher Hinsicht der Erwähnung wert zu sein scheint.

Zunächst gibt sich darin die in neuerer Zeit sich immer mehr Freunde erwerbende Absicht der Studenten kund, an der Beseitigung der sozialen Nöte der Gegenwart helfend durch eigene Mitarbeit mitzuwirken. Der Gedanke läßt sich nur durchführen mit wirklich willigen Kräften. Wir brauchen deshalb nicht „Hörer des Wortes", die einem Vortrage über soziale Dinge einen Beifallssturm durch Getrampel folgen lassen, sondern, um Worte des Generalsekretärs der deutschen Vinzenzvereine Dr. August Löhr („Allgemeine Rundschau" 1912, S. 147) anzuwenden, „Leute von Tatkraft, frischem Wagemut und freudigem Opfersinn". Löhr spricht in seinem „Weckruf zur Mitarbeit in Vinzenzvereinen" hauptsächlich vom sozialen Geben durch den Studenten. Auch auf dem Gebiete der Jugendgerichtshilfe kann der Student manches darbieten. Es gibt, wie ich an anderen Stellen („Soziale Studentenblätter" 1911, S. 175, „Zentralblatt für Vormundschaftswesen, Jugendgerichte und Jugendfürsorge," III. Jahrg., S. 236, Ebenda S. 262, „Flugblatt 11" des Sekretariats sozialer Studentenarbeit) erörtert habe, eine Reihe von Arbeitsmöglichkeiten wie vor allem Recherchen, Schutzaufsichten, Mitarbeit in den Jugendfürsorgevereinen. Der Student hilft demnach an der Arbeitslast der Gerichte und der Vereine tragen, er hilft insbesondere auch dem Jugendlichen und seiner Familie. Der studentische Eifer und die studentische Schaffenskraft auf dem beregten Gebiete sind auch schon verschiedentlich anerkannt, so z. B. auf dem ersten Deutschen Jugendgerichtstage 1909 in Charlottenburg und vom Jugendfürsorgeverbande in München. In einem Schreiben der „Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge" (Berlin) an den Verfasser wird ausdrücklich anerkannt, daß „die studierenden Jugendgerichtshelfer manche besonderen Vorzüge vor anderen Helfern hätten, daß sie zu manchen Dingen besonders qualifiziert seien". Gleichwohl werden vielfach Bedenken geltend gemacht, denen eine gewisse Berechtigung nicht abgestritten werden kann. Es läßt sich eben nicht vermeiden, daß man bei der Arbeit in der Jugendgerichtshilfe Verhältnissen begegnet, zu deren Beurteilung eine große Reife erforderlich ist. Daß in solchen Fällen die Jugend des studierenden Helfers zu Mißgriffen Anlaß geben kann, ist zu natürlich. Man wird infolgedessen bei der Auswahl der Studenten eine besondere Vorsicht obwalten lassen und ihre Tätigkeit immer unter Augen haben müssen. Nur dann ist auch die Möglichkeit des Erfolges bei gebender Tätigkeit vorhanden.

Wichtiger aber als das Geben scheint mir die dem Studenten seiner Bestimmung nach mehr zukommende Tätigkeit des Lernens, des Nehmens zu sein. In dieser Beziehung wäre es ganz besonders zu begrüßen, wenn sich möglichst viele Studenten, insbesondere Studenten der Rechte, für die Jugendgerichte und Jugendfürsorge interessierten. Am 22. Februar 1912 wurde im preußischen Abgeordnetenhause wieder einmal die Frage der juristischen Vorbildung besprochen. Abg. Dr. Bell (Zentrum) vertrat die Idee des Bonner Rechtslehrers Zitelmann: man solle mit Studium beginnen, dann eine Zeitlang juristische Praxis treiben und dann wieder zur Universität zurückkehren. Justizminister Dr. Beseler hielt den Gedanken für unausführbar, „man könnte den Studenten nur die

äußere Gerichtseinrichtung, die Sitzungssäle usw. zeigen, aber Verständnis in der praktischen Ausbildung könne man ihnen nicht geben". Durch die studentische Mithilfe am Jugendgerichte läßt sich der Gedanke Zitelmanns in etwa wenigstens für kleine Gruppen verwirklichen. Das zeigt die in München bei der „Vereinigung studierender Jugendgerichtshelfer" angewandte Praxis. Es wird hier jeden Tag ein Mitglied auf die Geschäftsstelle des Münchener Jugendfürsorgeverbandes und auf das Jugendgericht gesandt. Hier bekommt der Student eine Fülle von Anregung. Er sieht das Bürgerliche Recht, vor allem das Vormundschaftsrecht, ferner das Strafrecht, Zivil- und Strafprozeßrecht, das Recht der Gewerbeordnung usw. in praktischer Anwendung und kann sein Verständnis für diese Dinge unter der Leitung eines Rechtsanwaltes durch Erledigung leichterer Arbeit kundtun. Diese Art und Weise des praktischen Rechtsstudiums *neben* dem theoretischen wird sich allerdings nur in beschränktem Umfange durchführen lassen. Den Hauptvorteil von Vereinigungen behandelter Art haben also die Juristen, da ihnen eine rein sachliche Bereicherung geboten werden kann. Aber auch die Studenten der übrigen Fakultäten kommen nicht zu kurz. Sie lernen vor allem das Volk und die Zukunft des Volkes, seine Jugend, kennen; an dieser allerdings vornehmlich die Schattenseiten. Aber das erhöht nur den Wert ihres Studiums; glänzende Momente verwischen sich in der Regel viel leichter als düstere. Und das führt uns auf ein Gebiet, das für den Studenten eine besondere Wichtigkeit hat. Der Student ersieht aus einer Reihe am Jugendgerichte behandelter Fälle die Zunahme einer verhängnisvollen Tendenz in unserem Volksleben. Der Jahresbericht des Münchener Jugendfürsorgeverbandes (1910) sagt hierüber: „Die Theorie des Sichauslebens, der skrupellosen Hingabe an die gröbsten und niedersten Genüsse hat auch in den ärmsten Volksschichten zahlreiche Anhänger gefunden. Die wohlhabenden Klassen des Volkes werden von einer gewissen Mitschuld an diesen Verhältnissen nicht freigesprochen werden können. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß unsere Zeit an einem Uebermaß von Festen und Vergnügungen und an Ueberschätzung der materiellen Freuden leidet. — Wenn idealer Sinn, Selbstzucht und Fähigkeit, Verbotenem zu entsagen, verbunden mit verschärftem sozialen Gewissen und Opferwilligkeit für soziale Aufgaben sich bei den Bemittelten immer mehr ausbreiten, dann wird auch die Rückwirkung auf die ärmeren Klassen nicht ausbleiben."

Seemannslos.

Skizze aus dem Marineleben von Willy Löw.

Ein klarer Märztag neigt sich seinem Ende zu. Wir befinden uns an Bord S. M. Kreuzer „Marie", der mit voller Fahrt die blau-grauen Wogen des Nordatlantik durchfurcht.

Der Dienst für heute ist getan. Auf dem Verdeck vergnügt sich die Mannschaft mit Gesang und Spiel, aus dem Zwischendeck tönt der Klang des „Seemanns-Klavieres", der Harmonika herauf. Auf den gebräunten Gesichtern der Matrosen liegt ein fröhlicher Schimmer. Noch zwei Tage und man ist wieder im Heimathafen, welchen man vor zweiundeinhalb Jahren verlassen hat.

Auf der Kampagne[1]) schreitet der Kommandant des Schiffes, Kapitän zur See, Walden, langsam auf und ab. Er ist in tiefe. Gedanken versunken und achtet nicht auf das um ihn Geschehende Wieviel stürmt heute auf den ernsten Mann ein, der sein Schiff jetzt nach so langer Abwesenheit zur Heimat zurückbringt! Da steht der Tag vor seinem Gedächtnis, der ihm die Allerhöchste Ernennung zum Kommandanten der „Marie" gebracht.

Plötzlich war die Indienststellung des Kreuzers befohlen worden. Die Brust von Freude und stolzer Hoffnung geschwellt, hatte er damals seiner lieben Gattin den Kaiserlichen Befehl gebracht. Wie hatte sie sich, als echte Seemannsfrau, mit ihm gefreut, wenn auch ihr Herz vor Weh und Trennungsschmerz zu brechen drohte. Zwei Jahre lang hatten sie in der kleinen Villa am Düsternbrooker Gehölz am herrlichen Ufer der Kieler Föhrde gelebt. Er war damals Abteilungskommandeur bei der Matrosendivision gewesen. Welche Freude war es für ihn gewesen, als sie ihm kurz vor seiner Abreise verkündete, daß ihr beiderseitiges Glück mit Gottes Willen bald noch größer werden würde. Und nun hieß es Abschied nehmen. Seemannslos.

Beim Fortgehen hatte er sein treues Weib getröstet: „Die Zeit geht ja schnell herum, mein Schiff bleibt ja nur ein Jahr draußen." Aber es war anders gekommen. Wohl hatte ihm nach drei Monaten schon ein Brief die frohe Botschaft gebracht, daß er Vater eines prächtigen Jungen geworden. Wie oft hatte er in stillen Stunden heiße Gebete für Frau und Kind zum Lenker der Welten geschickt! Wie zählte er die Stunden, Tage und Monate, bis er seine Lieben wiedersehen durfte. Das Jahr würde ja bald herum sein. Aber dann kam plötzlich neue Segelorder: „Der Kreuzer sollte von der ostafrikanischen Station südwärts gehen, um in Apia einen reparaturbedürftigen abzulösen. Ein schwerer Beruf und doch liebte er ihn ja so innig. So waren zwei Jahre im Dienst des Vaterlandes dahingegangen, da hatte eines Tages die eintreffende Hofpost[2]) eine Botschaft gebracht, die alle Hoffnung jäh zerstörte: „Sein treues Weib war nach kurzem Kranksein einer tückischen Krankheit erlegen." Seine alte Mutter hatte ihm die Trauernachricht mitgeteilt und ihm aus treuem Mutterherzen Trost zuzusprechen versucht. O, wie furchtbar hatte ihn dieser Schicksalsschlag getroffen. Der Brief war sieben Wochen unterwegs gewesen und jetzt, wo er ihn erhielt, deckte sein kurzes Glück in ferner Heimat längst der Grabhügel. Kaum ertragbar schien es ihm damals, und nur ein eiserner Wille, gepaart mit festem Gottvertrauen, geben ihm Mut zum Weiterleben.

Jetzt ging's der Heimat wieder zu. Alle an Bord freuten sich auf die Rückkehr, aber was würde er in seinem sonst so trauten Heim finden? Würde ihn jemand freudig bewillkommnen? Zwei Glas![3]) Ein schriller Pfiff der Bootsmannmaate ertönt durch die Decke, dem das Kommando: „Ronde" folgt. Der erste Offizier geht mit den Deckoffizieren noch einmal durch die inneren Räume des Schiffes. Da knistert es plötzlich auf der Telefunkenstation der Kommandobrücke. Erstaunt wendet der Kommandant den Blick hinauf zum wachthabenden Offizier. Nach einigen Minuten meldet der Signalmaat den Inhalt der Funkendepesche: „Seine Majestät der Kaiser wird das Schiff übermorgen früh 9 Uhr bei Helgoland begrüßen." Dankend legt Kapitän Walden die Hand an den Mützenschirm. „Melden Sie den Funkenspruch sofort dem ersten Offizier, ich lasse den Herrn Kapitän zu mir bitten."

Weggewischt sind jetzt auf einmal alle trüben Gedanken. Der Dienst tritt in seine Rechte, und als wenige Minuten später sich Korvettenkapitän Keller zur Stelle meldet, gibt ihm sein Kommandant bereits klipp und klar die Details für das Inspizierungs-Programm. „Ich weiß, mein lieber Keller", meint er, „es ist Ihnen eine böse Ueberraschung, das Schiff in einem Tage, zumal auf der Fahrt, in einen Besichtigungszustand zu bringen, aber unsere Leute werden sich schon die erdenklichste Mühe geben. Meinen Steward[4]) werde ich anweisen, aus meiner Messe morgen zur Frühstückspause Zigarren und Bier auszugeben. Instruieren Sie, bitte, den Bottelier[5]) entsprechend. Und nun Gute Nacht!" —

Zwei Tage später. Es ist neun Uhr früh. S. M. Kreuzer „Marie" hat eine gute Fahrt hinter sich. Das Maschinen- und Heizerpersonal weiß ein Lied darüber zu singen. Aber auch das Deckpersonal hat gearbeitet. Schneeweiß sind die Decke gescheuert, blitzblank glänzt das Messing. Seit zwei Stunden ist Helgoland in Sicht. Kling, kling ertönt jetzt der Maschinentelegraph: „Langsame Fahrt." Querab von der Insel taucht jetzt ein Torpedoboot auf, am Signalmaste flattert in der Morgensonne die Kaiserstandarte. Höher und näher kommt das kleine schwarze Ungetüm volldampf auf den Kreuzer zu. Da blitzt es in den Geschützmündungen der Schnelladegeschütze auf. Donnernd hallt der Salut dem obersten Kriegsherrn über die Meereswogen entgegen. Jetzt ist das Torpedoboot längsseit der „Marie" angelangt, der Kaiser betritt elastischen Schrittes das Deck des Kreuzers, an dessen Mast jetzt die Kaiserstandarte aufsteigt, von den Batterien Helgolands begrüßt. Mit einem: „Herzlich Willkommen in der Heimat" wendet sich der Kaiser an die Besatzung, die in Musterungsdivisionen angetreten ist, und betritt mit dem Kommandanten die Brücke. Befehle werden gegeben, und Offiziere wie Mannschaften wetteifern in schnellster Ausführung derselben. Wollen sie doch alle, daß ihr geliebter Kommandant, der ihnen während der langen Reise so viel Wohlwollen gezeigt hat, gut besteht. Knapp eine Stunde haben die Vorführungen gedauert, da gibt der Kaiser den Befehl zum Einlaufen in die Jade. „Alle Mann achteraus" ertönt das Kommando. Mit kernigen Worten spricht Seine Majestät der Besatzung seine Anerkennung aus.

Wilhelmshaven kommt an Steuerbord in Sicht. Die Stationsjacht kommt, um den Kaiser an Land zu bringen.

---

1) Teil des Hinterschiffes, der den Offizieren in der dienstfreien Zeit als Aufenthalt dient.

2) Briefsendungen für die Besatzungen der Schiffe im Auslande werden durch das Hofpostamt in Berlin befördert.
3) 9 Uhr.
4) Aufwärter.
5) Aelterer Unteroffizier, dem der Küchen- und Kantinenbetrieb an Bord untersteht.

Mit halber Fahrt dampft der Kreuzer der neuen Einfahrt zu. Lang über das stolze Schiff flattert der Heimatswimpel. Tausende von Menschen halten die Ufer besetzt und bringen den Heimgekehrten ein donnerndes Hurra zum Willkommen entgegen. S. M. Kreuzer „Marie“ wird zwei Tage später außer Dienst gestellt. Kapitän zur See Walden steht am Abend des Tages vor seiner Villa in Kiel. In dem Gehölz singen muntere Vögel ihr Frühlingslied. Leise berührt er den Knopf der Schelle. Da wird es drinnen lebendig. Mit dem stammelnden Rufe: „Großmama, der Papa kommt“ stürzt ihm sein Kind, ganz das Ebenbild seiner teuren Verstorbenen, entgegen. Der kleine Junge, den er noch nie gesehen, bringt wieder Freude in das Herz des einsamen Mannes zurück. Innig begrüßt er die treue Mutter, die ihm sein Kind so sorgsam behütet hat. Dann betritt er sein Arbeitszimmer. Auf einer Staffelei, von Frühlingsblüten umgeben, grüßt ihn seine Verblichene. Lange steht er vor dem Bilde sinnend da. Tränen glänzen in seinen Augen, trübe Gedanken stürmen fast überwältigend auf ihn ein. Da ertönt das liebe Kinderstimmchen, das nach dem Papa ruft. Einen tiefinnigen Gruß wirft er noch dem lieben Bilde zu, um dann hinüberzueilen zu seinen Lieben, in der Brust neues Frühlingshoffen.

Die katholische Revue „Der Aar“.

Besprochen von M. Herbert.

Dem Beobachter der Zeitsymptome ist es längst klar geworden, daß das katholische Literatur-, Kunst- und Kulturleben in Deutschland einer neuen Blütezeit sich nähert. Mögen die Gegner es leugnen, der unbefangene Forscher muß zugeben, daß die Fähigkeit, das Streben und die positive Leistung auf jedem Gebiete staunenerregend und in stetem Wachsen zur Vervollkommnung begriffen sind. Langer Schlaf kräftigt. Zu dem großen literarischen Kampf zwischen der christlichen und der heidnischen Idee, der unsere Geister wieder durchtobt, sind wir Katholiken mit ungebrochener Frische und mit jener Gesundheit des Empfindens gekommen, welche der freigeistigen Dekadenz in so bedenklichem Maße mangeln.

Fassen wir einmal die journalistischen Betätigungen unserer neueren Literatur nur flüchtig ins Auge! Was hatten wir denn vor einigen Jahrzehnten? Die um ihre Existenzmöglichkeit kämpfenden großen Zeitungen „Köln. Volkszeitung“ und „Germania“, außerdem die „Historisch-politischen Blätter“, die „Stimmen aus Maria Laach“, den „Liter. Handweiser“, den „Deutschen Hausschatz“, die „Alte und Neue Welt“.

Ferne sei es von uns, die eminenten Leistungen dieser Vorkämpfer in einer literarisch-toten und -müden Zeit gering zu achten. Ihre stille, bescheidene Arbeit hat ermöglicht, was heute besteht. Denn jetzt sind eine große Anzahl bedeutender katholischer Zeitungen und Zeitschriften auf dem Plane. Das „Schlafende Heer“ ist zum Leben erwacht. Alle diese Blätter haben tüchtige Feuilletons, wissenschaftliche Beilagen, Bücherrezensionen, Theater- und Kunstkritiken. „Köln. Volkszeitung“ und „Germania“ stehen ausgebaut und hochgeachtet da, ihnen hat sich eine sehr stattliche Zahl von großen, stark verbreiteten Tageszeitungen in West und Ost, in Nord und Süd angeschlossen, die zum Teil zweimal täglich erscheinen und auch höheren geistigen Ansprüchen zu genügen bestrebt sind. Freilich dienen sie in erster Linie dem politischen Kampfe. Es entstanden aber Schritt für Schritt eine Menge von Zeitschriften, die an ein vornehmes, literarisch anspruchsvolleres Publikum sich wenden: Die „Literar. Warte“, die „Dichterstimmen“, der „Gral“, „Hochland“, die „Bücherwelt“, „Christliche Kunst“, „Ueber den Wassern“, der „Pionier“, die „Gottesminne“, „Die christliche Frau“, die „Allgemeine Rundschau“ und last but not least „Der Aar“.

Man wird uns zugestehen, daß dieser Fortschritt rapide, diese Produktion fast schwindelerregend ist, und dabei war fast jede Leistung tüchtig, von positivem Werte und ausbauender Wirkung. Einige Entgleisungen da und dort können den Gesamteindruck nicht wesentlich beeinträchtigen. Wir wollen hier nicht auf die Kämpfe und z. T. kleinlichen Streitigkeiten eingehen, welche die verschiedenen Gründungen begleiteten. Geburtswehen sind bei großen Entwicklungen unvermeidlich, Irrungen und Wirrungen selbstverständlich, Menschlichkeiten bleiben nie aus. Wir stehen aber vor der Tatsache, daß diese sämtlichen Blätter auf ausgezeichnete, z. T. geniale Weise bedient werden. Wir finden in ihnen Essays und Studien aus allen Gebieten. Die meisten von hervorragender Originalität und Bedeutung. Man staunt über Geschmack, Um- und Weitsicht der Redakteure, ihr Kunstsinn ist sehr entwickelt, ihre literarische Bildung umfaßt die weitesten Kreise; keine Zeitfrage blieb unerörtert, dabei haftet diesen Publikationen die Eigenschaft an, daß sie sittlich und unantastbar auf der hohen Warte christkatholischer Lebensanschauung stehen. Erhabener Ernst, der nur das ewig Gültige in Betracht zieht, ist ihre Signatur, sie fußen auf klassischem Boden, dabei macht sich weites Verständnis, frohe Aneignung, gerechte Würdigung alles Guten, das aus dem anderen Lager kommt, geltend. Ja, man ist zuweilen darüber betroffen, in wie hohem Maße auch katholische Kreise die alte, deutsche Eigenart kultivieren, die aus Geringschätzung eigenen Wertes und Ueberschätzung fremder Leistung besteht. Daß gerechtes Selbstbewußtsein eine vornehme Tugend ist, die sich Geltung in der Welt schafft, haben wir zu lernen und sind im Begriff es zu begreifen.

Heute wollen wir kurz die neueste Zeitschrift, die seit einem und einem halben Jahre siegreich sich erhoben hat, besprechen. Wir meinen den aus der alten Reichsstadt Regensburg aufgestiegenen „Aar“. Die Zeitschrift wurde von der weltbekannten, in allen Sparten des Buch- und Kunstdrucks bewährten Firma Pustet gegründet und wird von Dr. Otto Denk herausgegeben. Schon bei ihrem ersten Eintritt in das Leben war die Signatur dieser in großem Stile angelegten, hervorragend ausgestatteten Zeitschrift vornehme, besonnene Mäßigung; kein Angriff, keine Reizung, kein bitterer Ausfall sollte ihre Spalten entstellen. Die Zeitschrift wurde gegründet, katholischer Kunst und Wissenschaft, die selbst im eigenen Lager oftmals Aschenbrödel waren, eine neue würdige Heimstätte zu bereiten, für die ruhige gedeihliche Entwicklung katholischen geistigen Lebens einzutreten. Herzen und Häuser öffneten sich weit dem schönen Unternehmen, denn der lange, verderbliche Streit sollte hier nicht Eingang finden. (Es sei auf die erste Besprechung des „Aar“ in Nr. 42, 1910, verwiesen.) Der „Aar“ wurde mit dem Roman Heinrich Federers: „Berge und Menschen“ eröffnet. Der Glanz der Schilderung des Hochgebirges und seiner Welt erreicht in diesem großen dichterischen Gemälde eine wundersame Höhe, wie denn auch die im zweiten Jahrgang des „Aar“ erschienenen italienischen „Reisegeschichten“ Federer als Stilisten, Beobachter und Koloristen allerersten Ranges erscheinen lassen. Schon das erste Aarheft zeigte — wie der Tropfen die Beschaffenheit der ganzen Quelle zeigt — die später immer wachsende Tendenz, den „Aar“ auf wissenschaftlicher Höhe zu halten, ohne seinen Inhalt dem allgemeinen Verständnis zu entziehen. Dieses Heft brachte unter anderem den hervorragend orientierenden Aufsatz des Direktors der Regensburger Kirchenmusikschule, Dr. Karl Weinmann, über Pius X. und die Kirchenmusik. Das zweite Heft wandte sich dann schon mit Nachdruck einem Gebiete zu, das der „Aar“ seitdem mit großem Glücke gepflegt hat, nämlich dem Gebiete der bildenden Kunst. Wir erhielten die herrlichen, reich illustrierten Aufsätze Dr. Doerings über „Totentänze“, Fritz Milerts über „Spanische Kathedralen“ und den von Dr. Sartorius über die „Klassische Zeit der englischen Bildnismalerei“. Tiefgründige, auf letzten Forschungen beruhende Abhandlungen über philosophische, geschichtliche, theologische und national-ökonomische Themata gehen durch alle Hefte. Außerordentlich fein gab sich von allem Anfang an die Kritik. Diese fine fleur hochentwickelten literarischen Lebens war bis jetzt ein Schmerzenskind der katholischen Bewegung. Wir haben sie in merkwürdigen Abarten, auch auf unserem Parnaß gesehen. Im „Aar“ wurde sie zwar scharfsichtig, aber mit feiner Zurückhaltung, von großen Gesichtspunkten ausgehend, geübt. Auch das Ausland erhielt stets von Fachleuten weitausschauende Würdigung.

Dem stolzen Anfange blieb „Der Aar“ auch im zweiten Jahrgang seines Bestehens treu. Schauen wir einmal in die letzten zwei Hefte. Da finden wir unter anderem folgende aktuelle Essays: „Ausbreitung und Fortleben der Romantik“ von Dr. G. Reinhard. „Das Problem Friedrich Schlegel“ von Dr. Volpers. Sodann eine Studie von Doering über den urkräftigen linienstarken Tirolermaler Egger-Lienz, einen Aufsatz von Dr. Scherer über die „Mendelschen Gesetze“. Der Herausgeber selbst beschäftigt sich in hochinteressanter Weise mit Tannhäuser, dem Minnesänger. Federer bespricht P. Stockmanns epochale Neuherausgabe von J. Baumgartners Goethebiographie, eine römische, eine französische, eine englische literarische Rundschau schließen sich an. — Zu erwähnen sind auch noch „Niederländische Humoristen“ von Dr. Sartorius und ein Lebensbild der großen englischen Konvertitin Lady Herbert of Lea, welche kürzlich verstarb. Resümieren wir den außerordentlich reichen und mannigfachen Inhalt der bis jetzt erschienenen 17 Aarhefte, so erhellt, daß der „Aar“ sich jeder zeitgenössischen großen Revue würdig an die Seite stellt und an Gesundheit und Vornehmheit die meisten übertrifft.

Vom Büchertisch.

Orthodoxie. Von G. K. Chesterton. München 1909. Hyperion-Verlag Hans von Weber. Geb. M 4.50, brosch. M 3.50. Wie kommt Saul unter die Propheten? So könnte man fragen, wenn man im sog. Hyperion-Verlag Hans von Weber ein Buch entdeckt, das sich neben nur zu vielen hypermodernen und zum Teil recht zweifelhaften Editionen dieses Verlages merkwürdig genug ausnimmt. Es ist auch wohl nur die außergewöhnlich — man möchte fast sagen bestechend — künstlerische Form der Darstellung gewesen, welche dem Buche das Erscheinen gerade in diesem Verlage vermittelte. Der „Bayerische Kurier“ hat dem Buche eine Empfehlung gewidmet, die für sich selbst spricht: „Das Buch gehört zu dem Ueberraschendsten, was man die letzten Jahre lesen konnte, überraschend in Form und Inhalt. Selten bekommt man eine solch feine, mit allen Kunstmitteln modernster Dialektik geschriebene Apologetik des Christentums zu lesen, des Christentums, wie es sich fast ausschließlich in der katholischen Kirche repräsentiert findet. Es ist ein tief philosophisches Buch, das in seinem Endzweck dasselbe Problem behandelt, wie des Bischofs Keppler Buch „Mehr Freude“; denn „die Freude ist das riesige Geheimnis des Christen“. Darum mögen viele mit dem Inhalte sich befreunden — Freunde des wahren Christentums und noch mehr dessen Feinde.“ Der Hyperion-Verlag Hans von Weber macht von seinem Rechte Gebrauch, wenn er diese Empfehlung zur Reklame in katholischen Zeitungen und Zeitschriften verwertet. Aber wenn bei dieser Gelegenheit auch der Hyperion-Verlag als solcher und insgesamt, sowie die in demselben Verlage erscheinende Zeitschrift „Der Zwiebelfisch“ einem katholischen Leserkreise nahegebracht werden will, so werden aufmerksame Leser der „Allgemeinen Rundschau“ wohl kaum daran erinnert zu werden brauchen, daß die „Allgemeine Rundschau“ schon wiederholt in schärfster Fehde gegen den Verlag Hans von Weber stand. In diesem Verlag erschien beispielsweise das inzwischen gerichtlich eingezogene pornographische Werk „Venus und Thannhäuser“, wie denn überhaupt der Verlag Hans von Weber, mehr als durch anderes, durch seine „Erotika“ (zum Teil sog. „Privatdrucke“) bekannt geworden ist. Man braucht nur den Namen Franz Bley zu nennen. Alle Verdienste dieses Verlages um die äußere Buchausstattung werden durch den manchmal mehr als gefährlichen Inhalt hundertfach aufgewogen. Das gilt auch von der Zeitschrift „Der Zwiebelfisch“, die, wenn sie auch manchen interessanten und für gereifte Leser wertvollen Beitrag enthält, keineswegs bloß die „schöne Buchkunst“ pflegt, sondern auch einen systematischen Krieg gegen die sogenannte „alte Moral“ und gegen die „Moralisten“ führt. Nahm sie doch beispielsweise auch in der Sache der in drei Instanzen gerichtlich bloßgestellten Hofbuchhandlung Karl Schüler in sehr hämischer Form gegen die „Allgemeine Rundschau“ Stellung. Um Mißdeutungen vorzubeugen, mußten diese allgemeinen Bemerkungen über den sogenannten Hyperion-Verlag Hans von Weber eingeschaltet werden, wenn auf ein in demselben Verlage erschienenes Buch empfehlend hingewiesen werden soll.

Dr. Otto von Erlbach.

Münchener Ausstellungen.

Der Frühling, der Blätter und Blüten mit Macht hervortreibt, bringt uns heuer auch wieder eine ganze Blumenlese von Ausstellungen. Bunt genug sind diese Gaben, von mannigfaltigstem Reiz, verschiedenartigstem Boden entsprossen, gediehen in alter und neuer Zeit.

Der bayerische Verein der Kunstfreunde hat dafür gesorgt, daß herrlichste Schätze des alten Hellas für ein paar Wochen in unser Isar-Athen einkehrten. Er hat im Studiengebäude des Nationalmuseums die in Griechenland gemachten photogrammetrischen Aufnahmen der Kgl. Preußischen Meßbildanstalt ausgestellt, eine Sammlung mehrerer hundert Blätter bescheidenen bis allergrößten Umfanges (bis zu fast 1½ Meter im Geviert) und von einer technischen Vollendung, die andere Photographien nicht zu bieten vermögen. Die wichtigste Aufgabe dieses Unternehmens, das ursprünglich namentlich für die Festlegung des preußischen Denkmälerbestandes bestimmt war, gilt den Zwecken des Architekten und Kunsthistorikers, außerdem dienen die Meßbildaufnahmen in ganz hervorragender Weise auch dem ästhetischen Genuß. Die griechischen Bilder vereinigen diese Vorzüge in bewunderungswürdiger Art. Würden uns bei dem Anblicke noch die sanften Lüfte des Südens umwehen, könnten wir uns der natürlichen Farben erfreuen, so bliebe nichts zu wünschen. Weitaus das meiste, was wir finden, gehört der Wunderwelt der athenischen Ruinen an. Die Propyläen, der Parthenon, der Niketempel, das Erechtheion, und was es sonst auf der Akropolis Herrliches zu studieren und zu schauen gibt: die den zahlreichen, verschiedenen Kunstepochen des Altertums angehörigen Denkmäler in der Stadt, die Theater, die Friedhöfe, der Turm der Winde, das Denkmal des Lysikrates, die Bibliothek des Hadrian; die Einzelheiten können hier unmöglich alle aufgezählt werden. Aber auch die anderen wichtigen Denkmälerstätten Griechenlands sind nicht vernachlässigt: Korinth, Chäronea, Mykenä, Tiryns, Olympia, Delphi, die Inseln. Es ist eine vollständige Reise durch das alte Wunderland. Dabei beschränkt sich die Führung keineswegs auf die antiken Denkmäler allein, sondern zeigt uns auch die mittelalterlichen, beweist, daß nach der heidnischen auch die christliche Kunst dort Wichtiges und Eindrucksvolles zu schaffen verstanden hat. Weltabgeschiedene Klöster werden aufgesucht. Reich an solchen ist Mistra, das in wundervoll malerischem Aufbau an steilem Bergeshange emporsteigt. Auch Arta ist eine Pflanzstätte ältester christlicher Kunst. Gewaltigen Eindruck macht die Klosterkirche von Hosios Lukas. Ueberall mächtige, ernste Wölbungen, hohe Kuppeln, ein reicher Schatz frühmittelalterlicher Malerei, seltsamer Dekorationskunst, in der der Geist der byzantinischen Epoche waltet. Zu diesen Aufnahmen kommen schließlich jene, die die Meßbildanstalt im Anschlusse an die seit Ende 1900 veranstalteten Ausgrabungen auf dem Gebiete von Baalbek, dem alten Heliopolis in Syrien gemacht hat. Die Herrlichkeit der spätrömisch-orientalischen Kunst kommt in diesen zum Teil gewaltig großen Aufnahmen in einer Weise zur Geltung, die fast so lebhafte Erinnerungen hinterläßt, als hätte man die Wirklichkeit selbst gesehen.

Mit einem kühnen Sprunge über die vielen Jahrhunderte hinweg gelangen wir in die Zeiten, wo die französische Malerei des Rokoko ihre Triumphe feierte. In der Galerie Heinemann finden wir eine Auslese solcher Malereien, vorzugsweise Bildnisse, die von berühmtesten Meistern stammen. Wie schon andere solche Veranstaltungen dieses Institutes ist auch diese für München die erste in ihrer Art und dient überdies dazu, die 1910 veranstaltete verwandte Ausstellung der Berliner Akademie zu ergänzen, weil keines dieser Bilder dort gezeigt worden ist. Die wichtigsten Meister jener Zeit der verderbten Sitten und der graziösen Kunst finden wir hier vereinigt. Die frühesten sind noch im 17. Jahrhundert geboren, die meisten erst in dem folgenden, und die Entwicklung der französischen Rokokomalerei ist, trotz des nicht großen Umfanges der Ausstellung, bestens zu beobachten. Nach den noch ernsteren Meistern wie Desportes, Largillière, Rigaud, Gillot folgen Watteau, Lancret und Pater, die Schilderer des Genußlebens, Boucher, der feine moralisierende Greuze, der kräftige Fragonard, dessen Art ihn recht als Vorläufer des modernen Impressionismus erkennen läßt. Als vereinzelter Landschafter verdient Hubert-Robert Erwähnung. Anzuerkennen ist der Takt, mit dem die Werke ausgesucht worden sind, und der es verstanden hat, das Bild jener Kultur- und Kunstepoche treffend zu geben und doch alles Verfängliche dabei zu vermeiden.

Gleichfalls retrospektiv ist die Miniaturenschau, die der Kunstverein veranstaltet. Derlei Ausstellungen sind in neuester Zeit häufiger geworden. Vor einigen Jahren gab es eine solche in Mannheim, und augenblicklich findet auch eine in Brüssel statt. Bei solchen Gelegenheiten wird man erst inne, was für eine unendliche Feinheit und Sorgfalt die Künstler vergangener Zeiten zu entfalten vermochten. Wer gibt sich heutigen Tages noch damit ab? Die Kleinmalerei ist der Photographie gewichen und damit das Kunstwerk dem weniger bedeutenden Erzeugnis der Maschine, mag letztere auch noch so vorsichtig und verständnisvoll behandelt werden. Die Münchener Ausstellung ist klein, sie umfaßt nur zwei Säle und selbst die nicht ausschließlich. Von einem eingehenden Studium der Miniaturenkunst kann also nicht die Rede sein, aber die einigen hundert Bildchen geben doch immerhin einen leidlichen Begriff von der Leistungsfähigkeit jener Art von Porträtkunst und von ihrer Entwicklung seit dem 16. bis ins 19. Jahrhundert. Auch die örtlichen Verschiedenheiten der mancherlei Schulen konnten nur andeutungsweise erläutert werden. Am reichlichsten ist Wien und München vertreten. Außerdem finden wir nord- und mitteldeutsche Maler. Vom Auslande zeigt man uns italienische, französische, englische, niederländische und nordische Werke. Alles zeugt von größter Sorgfalt der Auswahl, die nur feinste Qualität und wirkliches kunstgeschichtliches Interesse gelten ließ. Den Anfang macht Holbein mit einem charaktervollen Jünglingsporträt. Auch sonst sind die älteren Zeiten durch recht bedeutende Leistungen ausgezeichnet. Das Uebergewicht an Zahl und zum Teil auch an Qualität aber haben doch die Arbeiten des 18. Jahrhunderts. Aus München finden wir treffliche Meister, wie die Hofmaler Georg de Marées, Klotz und ihre Nachfolger. Die Wiener Schule ist unter anderem durch Werke von Friedrich Füger vertreten. Unter den französischen Arbeiten ist eine Anzahl von ausgezeichneten Emailtafeln aus Limoges, unter den italienischen sind Malereien der berühmten Venezianerin Rosalba Carriera, unter den russischen solche von dem Petersburger Maler Ritt, der in der Kunstgeschichte bis vor kurzem unbekannt gewesen ist. Mit ihrer unendlichen Delikatesse der Auffassung und Zeichnung, mit dem zauberhaften Schmelz ihrer Farben sind diese Miniaturen recht eigentlich Erzeugnisse einer aristokratischen Kunst, aufs innerlichste angepaßt den Anschauungen der Persönlichkeiten, deren oft bis aufs äußerste getriebene Exklusivität alles andere eher vermutet hätte, als die Ereignisse, die in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts das unterste zu oberst kehren sollten.

Auch die Künstler, die jene Feinheiten schufen, hätten sicher nicht geglaubt, welch eine Fülle von Kulturlosigkeit sich ein Jahrhundert nach ihnen in der Kunst Ellbogenraum schaffen würde. Hoffentlich ist es nur eine vereinzelte Entgleisung und nicht eines der Symptome zunehmender Dekadenz, daß auch unsere Sezession in ihrer unlängst eröffneten Frühjahrsausstellung plötzlich ihre Säle zu einem Schauplatz für künstlerische Tumultuanten hergibt. Daß sie ganze Scharen zuläßt, die sonst allenfalls froh gewesen wären, wenn sie in der juryfreien Ausstellung noch irgendwo einen Platz gefunden hätten. Und daß sie diesem Andrange zuliebe auch die sonst sorgfältig beachteten Regeln des guten Geschmacks bei der Aufhängung der Bilder beiseite geschoben hat. Es mag sein, daß nach den feinen Genüssen, die im Winter die Ausstellung der Wiener Werke in diesen selben Räumen bot, der Kontrast jetzt um so schärfer erscheint. Aber letztere Wirkung könnte vielleicht einen Augenblick, jedoch nicht länger vorhalten, als bis das Urteil über die neue Darbietung zur Objektivität abgeklärt ist. Aber auch wenn letzteres geschehen, bleibt der Eindruck im ganzen ein höchst ungleicher, und wird in bedauerlichster Art beeinträchtigt durch Dinge, die ganz abgesehen von ihrer stilistischen Anfechtbarkeit auch gegenständlich zu schärfster Ablehnung herausfordern. Wenn ich zunächst erwähne, daß Akte in ungewöhnlich großer Menge vorhanden sind, so höre ich schon förmlich das spöttische „Aha" derjenigen, die da meinen, an dieser Stelle solle alles dergleichen in Bausch und Bogen verdammt werden. O nein, davon kann gar nicht die Rede sein. Zwischen Akt und Akt ist ein gewaltiger Unterschied. Diesmal aber sind leider ziemlich viele da, die gröblichen Anstoß erregen. Um nur ein einzelnes Beispiel herauszugreifen, so frage ich, wie es möglich ist, daß man eine Leistung wie das „Idyll" des Müncheners E. Burmester zu einer Ausstellung der Sezession hat zulassen können. Von anderen Sachen wie dem lüstern wirkenden „Mann und Frau" von O. Vollmann-München zu schweigen. Eine zweite, sehr wenig erfreuliche Sondereigenschaft dieser Ausstellung ist die Art, wie hier das religiöse Bild weggekommen ist. Es gibt hier eine ganze Menge, die geeignet sind, Empfindungen gläubiger Personen zu verletzen. Eine Orgie fataler Formen und Farben ist Christi Verspottung von O. van Hout-München. H. Schüz-Düsseldorf bietet drei Malereien, zu denen die Stoffe der Bibel entnommen sind. Am besten ist noch die Skizze zu einer Kreuzigung, weil darauf am wenigsten zu erkennen ist. Eine Hochzeit von Kanaa zeigt im Hintergrunde tanzende Bauern, was an sich harmlos wäre; im Vordergrunde sieht man die Hochzeitsgesellschaft in zwei parallelen Reihen platt auf den Bäuchen liegend, von dem Wunderereignis aber schlechthin gar nichts, nicht die kleinste Andeutung. Christus fehlt völlig. Das Aeußerste aber leistet das dritte Bild, bei dem, man sollte es kaum glauben, der Beschauer sich die Einsetzung des heiligen Abendmahles vorstellen soll. Eine große runde Tafel, um die herum wieder sämtliche Teilnehmer platt ausgestreckt liegen, alle mit Gesichtern, die keinem vernünftigen Menschen mehr zu gehören scheinen, und in dieser Versammlung eine abstoßend gezeichnete Figur, die den Heiland darstellen soll. Außer den öfter besprochenen Leistungen der „Juryfreien" im vorigen Jahr, ist mir Fataleres auf diesem Gebiete noch nicht vorgekommen. Hier aber gibt es diesmal etliche Dinge, die mit den eben besprochenen um den Rang zu wetteifern suchen, ihn zum Teil auch erreichen. So die sechs Aquarelle von H. E. Kozel-München, die außer völlig Unverständlichem gröblich Verletzendes bringen, auch etwelchen Kulturkampf betreiben. Wiederum stehen

diese Werke hiermit nicht vereinzelt da. Eine große farbige Karrikatur von E. Schiele-Neulengbach bei Wien wäre an sich überhaupt unverständlich, erhält aber ihre Pointe durch ihre Betitelung „Jesuiten“. — Gibt so das Gegenständliche Anlaß zu Klagen, so ist das nicht minder bei vielen Werken bezüglich der Technik der Fall, wofern man nicht zu jenen gehört, die über jede von Frankreich eingeschleppte oder selbständig produzierte Sonderbarkeit begeistert sind. Vor allem unangenehm berührt eine Anzahl von Nachahmern des Van Gogh, aber auch die Leistungen vieler anderer vermag wenigstens ich nicht anzusehen, ohne mein Empfinden für Farben und Formen dadurch irritiert zu fühlen. Ich weiß, daß es auch sehr vielen anderen so geht. Und nun genug von all diesen Unerquicklichkeiten und nur noch der dringende Wunsch, daß man im Interesse des Ansehens der Sezession dergleichen künftig fern halten möge. Ich bin gewiß dafür, daß man heranstrebende Talente zu fördern sucht, kann dies aber nicht darin finden, daß man ihren Extravaganzen durch Zulassung zu einer Stätte wie dieser gewissermaßen die offizielle Billigung erteilt und den Anfängern damit ein falsches Urteil über sich selbst beibringt.

Und nun erholen wir uns von dem gehabten Schreck bei den tüchtigen und bedeutenden Werken wirklicher und ausgegorener Talente. Es können hier leider nur wenige herausgegriffen werden. So Angerer-Schwaz, Bössenroth, Bürgers-Dachau, Crodel, Habel-Dachau, Hübner-Travemünde, Kaiser, Lamm-Muggendorf, Müller-Dachau, Pietzsch, Seyler, Vetter. Es ist gewiß keine Absicht, aber auch kein Zufall, daß ich hier lauter alte bekannte Namen habe nennen müssen. — Die Plastik ist diesmal besonders erfreulich und bietet außer Porträtwerken, Medaillen und dergleichen eine ganze Menge von Entwürfen zu Monumentalarbeiten. Hier ist auch die christliche Kunst würdig bedacht. So unter anderem mit Werken von Bauer, Floßmann, Hahn, Krautheimer und Georg Müller-München. — Als Sondergruppe bringt die Ausstellung eine große Zahl von Gemälden und Graphiken des in Rom lebenden Otto Greiner. Seine Kunst steht der seines Lehrers und Freundes Max Klinger in vieler Beziehung nahe, übertrifft sie aber nach meinem Empfinden an Klarheit und Ruhe. Greiners gewaltiges zeichnerisches Können tritt uns hier in seiner staunenswerten Vielseitigkeit und Produktivität entgegen. Seine Kunst hat den Weg gefunden, der zu wahrer Monumentalität führt. Wenn diese auch freilich nur bei einem Teil der Werke wirklich erreicht ist, ein anderer durch weitgehenden Naturalismus sich solcher Wirkung beraubt, so vermag man die Schaustellung auch dieser Arbeiten nicht zu tadeln. Handelt es sich doch darum, einen großen Künstler nach allen Richtungen zu charakterisieren. In den großen Werken aber herrscht eine wahrhaft klassische Formenschönheit, die an rastlosem Studium der Antike zur Vollendung gediehen ist. Man kann sich gerade bei dieser jetzigen Gelegenheit gar keinen größeren Gegensatz denken, als den so vieler mit höchster Gewissenhaftigkeit und großem poetischem Empfinden aufgefaßten und durchgeführten Zeichnungen und Gemälde (u. a. Odysseus und die Sirenen, ein berühmter Besitz des Leipziger Museums) und jenen, oben gewürdigten Arbeiten von Leuten, die da glauben, ohne Selbstzucht zum Ziele kommen zu können. Dr. O. Doering-Dachau.

Bühnen- und Musikrundschau.

Im Münchener Hoftheater wurden zur Feier des 91. Geburtstages des Prinzregenten Humperdincks „Königskinder“ gegeben. Die Oper in der von uns bereits gewürdigten Besetzung fand bei dem gut besuchten, nach altem Brauche „festlich beleuchteten“ Hause wieder herzlichen Beifall. Der Regent hat mehrere Mitglieder der Hofbühne mit Auszeichnungen bedacht.

Kgl. Akademie der Tonkunst in München. Prof. Bußmeier, der schon unter Mottl die Verwaltungsgeschäfte leitete, wurde zum Direktor der Akademie ernannt. Ihm steht zur Begutachtung wichtiger Angelegenheiten ein neugebildetes Direktorium zur Seite, dem die Vertreter der Hauptfächer, Victor Gluth, B. Kellermann, Dr. Felix v. Kraus und Th. Schiderath angehören. Der letztere übernimmt, wie wir kürzlich meldeten, den größten Teil der Aufgaben Felix Mottls.

Aus den Konzertsälen. Trotz der ihrem Ende zuneigenden Saison hat sich die Zahl der Konzerte noch nicht verringert. Drei Liederabende an ein und demselben Abend erscheint kaum noch auffällig. Der Wunsch nach einer Organisation, welche solche Kollisionen vermeiden könnte, scheint unerfüllbar, obwohl der Vorteil auf allen Seiten läge. Doppelt fühlbar macht sich das Zusammenfallen der Konzerte bei Veranstaltungen, die sich weniger an die breite Masse der Musikliebhaber, als an den kleineren Kreis der tiefer Interessierten wenden. Gleichzeitig mit dem letzten Kammermusikabend der „Münchner“ schloß das Heyde-Quartett seinen Zyklus; beide Konzerte waren gut besucht, aber nicht so stark, wie es bei auseinanderliegenden Abenden der Fall gewesen wäre. Von den Herren Kilian, Knauer, Vollnhals, Kiefer und J. Fuchs hörte ich Schuberts Streichquintett in C op. 163, dessen Wiedergabe durch rhythmische Präzision, Klangschönheit und Kraft der Empfindung wieder zu dem allerbesten gehörte, was an Kammermusik zu hören ist. Der Beifall war auch ein sehr begeisterter. Mit dem bekannt ausgezeichneten Pianisten W. Lampe spielten die „Münchner“ noch Brahms. Brahms und Thuille interpretierte zuerst das Konzertvereinsquartett der Herren Heyde, Phil. Braun, Stiglitz und G. Maas. Ich konnte noch das Mozartsche Klavierquartett in G-Moll hören. Am Flügel saß Frau Langenhan-Hirzel, die wieder durch ihren technisch meisterhaften und temperamentvollen Vortrag entzückte. Das Zusammenspiel war sehr rühmlich. Die Quartettvereinigung erntete wie an den vorhergegangenen Abenden verdiente Anerkennung. Erhard Heyde hatte auch im 22. Volkssymphoniekonzert als Solist in Max Bruchs Konzertstück für Violine und Orchester op. 84 einen großen, ehrlichen Erfolg. Mit den „Idealen“ schloß Hofkapellmeister Prill den Lisztzyklus, um dessen feinsinnige und sorgfältige Durchführung er sich sehr verdient gemacht hat. Den Schluß des Abends bildete Beethovens „Achte“. Zu gleicher Stunde gaben der Pianist A. Schnabel und der Geiger C. Flesch einen Sonatenabend. Ihre eminente, dabei niemals nach Effekt haschende Technik und die Verinnerlichung ihres Spieles machten ihre Beethoven- und Schubertinterpretation zu einem hohen Genuß. — Der in unseren Konzertsälen bestbekannte Geiger J. Thibaud wußte wieder durch den berückenden Klangreiz seiner Bogenführung zu fesseln. Die Geigerin Erika Rauscher hat sich weiterhin vervollkommnet. Ihr Spiel, das beifällige Aufnahme fand, zeitigte sehr freundliche Eindrücke. Sie hatte sich zu einem gemeinsamen Konzert mit Sarah A. Wilde zusammengefunden, die Lieder von Brahms und Schubert geschmackvoll und anmutig sang. Ein Virtuos ist der Pianist Mark Hambourg, dessen eminente Technik nach dem Berichte meines Vertreters Bewunderung erregte. Der Genuß seiner großen Leistung wird durch effektvolle Aeußerlichkeiten beeinträchtigt. Die pianistischen Vorzüge Sandra Drouckers haben sich auch an einem Klavierabend mit modern gewähltem Programm bestätigt. Anton Bürger hat vor etwa zehn Jahren kürzere Zeit unserer Hofoper angehört. Inzwischen ist er rumänischer Kammersänger geworden. Auf einem Schubert-Schumann-Abend zeigte er uns jetzt, daß er an Umfang und Kraft des Organs erheblich gewonnen. Die geschmackvoll vorgetragenen Lieder fanden kräftigen Beifall, desgleichen der Baritonist Helge Lindberg, der hauptsächlich ein italienisches Programm bot. Er besitzt schöne Mittel und gute Technik.

Verschiedenes aus aller Welt. Der Direktor der Wiener Volksoper beabsichtigt den Bau eines 5000 Personen fassenden Festspielhauses; dasselbe soll am 1. Januar 1914 mit „Parsifal“, der wie die übrigen Werke Richard Wagners zu diesem Termine tantiemenfrei wird, eröffnet werden. — Richard Strauß' neuestes Werk „Ariadne“ wird in Paris erscheinen, um die fünfzigjährige Schutzfrist sich zu sichern, während in Deutschland die dichterischen und musikalischen Schöpfungen nur dreißig Jahre nach dem Tode des Autoren geschützt sind. — Vor den Pyramiden unter freiem mondbeschienenen Himmel wurde Verdis „Aïda“ aufgeführt. Die imposante natürliche Szenerie sicherte der Vorstellung unvergeßliche Eindrücke, doch werden auch die Leistungen der italienischen Operntruppe sehr günstig beurteilt. — „Der Apostel“, ein Drama von Paul Hyacinthe Loyson hatte in Düsseldorf einen unbestrittenen Erfolg. Das Stück schildert mit dramatischer Kraft den Konflikt, in den ein Politiker durch strafbare Handlungen seines Sohnes gerät. — Przybyszewskis „Goldenes Vließ“, ein Satz aus dessen dramatischer Symphonie „Totentanz der Liebe“, fand in Berlin eine wenig günstige Aufnahme. Die Kritik bezeichnet das Stück als Ibsen-Nachahmung. — „Die Tartarenschlacht bei Liegnitz“, Drama von Konrad von Klinggräf erwies sich bei der Urpremière im Geraer Hoftheater als ansprechende Talentprobe. Von der Schlacht, in der das Deutschtum der Ostmark auf dem Spiele stand, ist nur als einem bevorstehenden Ereignis die Rede, den Kern der Handlung bildet der Widerstreit zwischen dem alten Polenherzog und seinem jungen Sohne. — „Sangre y Sol“ (Blut und Sonne) betitelt sich eine in Nizza uraufgeführtes Musikdrama. Das von Henri Cain gemeinsam mit Madame Stern-Star geschriebene Textbuch wird als dilettantisch bezeichnet, doch vergißt man nach Berichten dieses fast über der sehr sorgfältig ausgeführten Partitur von Alexandre Georges. Die Melodik, das Temperament und die Koloristik der Musik werden gepriesen. — „Der Clown“, eine musikalische Novelle in zwei Akten von J. de Camondo (Text von Viktor Capoul) wird als ein von Leoncavallo, Puccini und Charpentier beeinflußtes Werk bezeichnet. Das bühnenwirksame Stück fand in Köln eine günstige Aufnahme. — Das Kgl. Schauspielhaus in Berlin hat Otto von der Pfordtens Schauspiel „1812“ im Hinblick auf die naheliegende Säkular-Erinnerung neueinstudiert. Spricht auch aus dem Werke der Historiker, stärker als der Dichter, so hinterließ das sehr gut dargestellte Stück doch große Eindrücke. — „Griechisches Feuer“, ein Schauspiel von Heinrich Lee, wurde in Breslau mit schönem Erfolg urauf-

geführt. Das Stück spielt 1821 und schildert den Philhellenismus der Deutschen, der beim griechischen Freiheitskampf zu flammender Begeisterung wurde. Das sorgfältige Herausarbeiten des Zeitkolorits fesselt und läßt die Schwächen der Handlung vergessen.
München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Bergarbeiterstreik, Auslandspolitik und Geldmarktlage beherrschen sämtliche Börsen. Der englische Kohlenarbeiterstreik, der ganz enorme Ausdehnung erreicht hatte, machte sich sehr bald auch im rheinisch-westfälischen Industriebezirk empfindsam bemerkbar. Die deutschen Bergarbeiter erklärten sich mit der englischen Streiktendenz einig und mehr als 200 000 Arbeiter feiern. Abgesehen von dem grossen direkten Einfluss dieses Streiks auf die Kohlenbranche, erleidet auch die übrige Gesamtindustrie erhebliche Einschränkung. Die deutschen Börsen hatten bei der raschen Ueberhandnahme der Streikbewegung im Rheinlande heftige Kurseinbussen zu verzeichnen, welche bei der vorherrschenden Uebermüdung und Sättigung grosse Kreise getroffen hat. Die Wahrnehmung, dass durch diesen Riesenstreik die Kohlenbergwerke erhöhte Absatzpreise erzielen können, und somit einen ziemlichen Ersatz für die Förderungseinschränkung wett machen, liess an der Börse rasch eine gegenteilige Auffassung über die Wirkung und etwaige finanzielle Verluste entstehen. Kapitalisten und Börsenkreise sind nach wie vor von der sichtbaren Weiterentwicklung der deutschen Wirtschaftslage vollkommen eingenommen. Die schwachen Börsentendenzen konnten sich daher nicht weiter ausdehnen, und trotz der sehr ernst zunehmenden Streiknachrichten gelingt es immer wieder gegen Wochenende, feste Börsen und auf der ganzen Linie gebesserte Kurse für alle Industriewerte durchzusetzen. Es bleibt zu erhoffen, dass die Unterhandlungen zwischen den Gewerkschaften und Arbeiterführern bald zu einem für beide Teile befriedigenden Resultate gelangen werden, sodass allenthalben reguläre Betriebsaufrechterhaltung und Arbeitssicherheit wieder hergestellt werden. Auch im Interesse der Betriebe anderer Industriebranchen und zur Vermeidung von Verkehrsstörungen wäre eine baldige Beilegung dieser Streiks zu begrüssen. Die dadurch geschaffene Lage in der Kohlenbranche hat das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat zur vollständigen Freigabe der restlichen Förderung veranlasst. Auch die Eisenbahndirektionen haben durch Ausnahmetarife zu einer kulanteren Kohlenbeförderung beigetragen. Das Ausland, besonders Belgien, Oesterreich und Frankreich profitierte dadurch gleichfalls durch Preiserhöhungen am Kohlenmarkte. Die durchaus günstigen Meldungen über die Weiterentwicklung der Industrie machten sich in letzter Zeit derart bemerkbar, dass auch der Rest der Skeptiker von einer durchwegs gesunden Situation unserer heimischen Wirtschaftslage überzeugt wurde. Die glänzenden Versandziffern des Stahlwerksverbandes im Monat Februar, die vorzügliche Tendenz der Düsseldorfer Produktenbörse, die durchwegs gut zu nennende Geschäftslage des Roheisenverbandes und andere Meldungen mehr vervollständigen diese berechtigte Anschauung. Preiserhöhungen für Eisen in Russland und grosse Bestellungen von Eisenfabrikaten aus Russland bei den schlesischen Werken, die interessante Bewegung aller Metallmärkte und die gebesserte Haltung der Newyorker Effektenbörse geben dafür deutlich Zeugnis, dass auch vom Auslande günstige Berichte über Industrie und Handel vorliegen. Vom amerikanischen Eisen- und Stahlmarkt wird neuerdings für das bevorstehende Frühjahrsgeschäft lebhafte Kauflust gemeldet. Das Wiedererwachen und die grosse Interessenahme der englischen Kreise für die Minenindustrie bei starken Kursavancen in diesen Werten gaben den deutschen Börsen gleichfalls den Impuls zu einer optimistischen Auffassung. Der Berliner Kassaindustrieaktienmarkt lag daher fast immer überwiegend fest. Die Werte aller Branchen — Maschinenfabrikation, Elektrobranche, chemische Werte und neuerdings die der Textilindustrie — blieben im Vordergrund des Interesses unserer Kapitalisten. — Derart günstige Haltung unserer Effektenmärkte und das Ausserachtlassen der vorliegenden ungünstigen Momente ist immerhin äusserst bemerkenswert. Zu den Streikmeldungen blieb die Gestaltung der Auslandspolitik von grösster Wichtigkeit. Der langwierige italienisch-türkische Krieg lässt die Befürchtung zu, dass über kurz oder lang die Feindseligkeiten auch auf europäisches Gebiet übergreifen und dadurch ernste Komplikationen mit Grossmächten möglich sind. In der amerikanischen Union werden Vorbereitungen getroffen, die heftige Kämpfe zu den kommenden Präsidentenwahlen ankündigen. Die verwickelte Situation in Ungarn wegen der Wehrvorlage, bevorstehende Unruhen in Mexiko und Persien und auch die immer noch unklare Lage in China geben der deutschen Exportindustrie manchen Grund zu ernsten Bedenken. Auch der Hinweis über die Unklarheit wegen Erneuerung des Stahlwerksverbandes verdient genauere Beachtung. Die grösste Wichtigkeit dürfte im Moment der Entwicklung der internationalen Geldmärkte zuzuschreiben sein. Der Quartalwechsel macht sich diesesmal besonders unangenehm bemerkbar. Eine starke Geldverteuerung und scharf anziehende Sätze sind besonders an den deutschen Börsen wahrzunehmen. Die deutsche Reichsbank wird mit ganz enormen Summen in Anspruch genommen und die verteuerten Lombardgelder sind trotz der stark geschraubten Sätze rar zu nennen. Der Privatdiskont an den Börsen variiert mit der offiziellen Reichsbankrate nur mehr um $^{1}/_{8}$%. Die wiederholten Besprechungen der Berliner Stempelvereinigung wegen Einschränkung im Kreditwesen haben Definitives noch nicht gebracht. M. Weber.

Pfälzische Hypothekenbank Ludwigshafen a. Rh. Die Generalversammlung genehmigte einstimmig die Vorschläge des Aufsichtsrats. Es kommt somit für das Jahr 1911 eine Dividende von 9% mit ℳ 90.— für jede Aktie sofort zur Auszahlung. Die ausscheidenden Mitglieder des Aufsichtsrats wurden wieder gewählt.

Exerzitien in der Benediktinerabtei Maria-Laach für das Jahr 1912. Für Herren der gebildeten Stände: 15.—19. Juli. Für Herren: 15.—19. Mai; 12. bis 16. Juni. Für Akademiker und Abiturienten: 25.—29. März; 3.—7. August; 12. bis 16. Oktober. Für Primaner und Abiturienten: 9.—13. April; 9.—13. August; 19. bis 23. August; 2.—6. September. Für Lehrer: 26.—30. August; 23.—27. September; 30. September bis 4. Oktober. Für Jünglinge: 17.—21. Februar; 26.—30. Juni. Die Kurse beginnen jedesmal am Abend des erstgenannten Tages und endigen am Morgen des letztgenannten. Bei allen Anmeldungen möge man die Antwort des Gastpaters abwarten. Post Maria-Laach (Bezirk Koblenz), 5 Kilometer entfernt von Station Niedermendig. (Strecke Andernach—Gerolstein.)

106 Gasthöfe, Restaurants, Cafés und Pensionen in München

beziehen regelmässig die „Allgemeine Rundschau“.

Da wiederholt Klage darüber geführt wurde, dass unsere Wochenschrift trotzdem in manchen grösseren Lokalen nicht aufgelegt wird, geben wir unseren Lesern anheim, uns derartige Fälle zur Kenntnis zu bringen.

Bezugspreis: vierteljährlich M. 2.60 (2 Mon. M. 1.75, 1 Mon. M. 0.87) bei der Post (Bayer. Postverzeichnis Nr. 15), i. Buchhandel u. b. Verlag.
In Oesterr.-Ungarn 3 K 42 h, Schweiz 3 Fr. 44 Cts., Belgien 3 Fr. 47 Cts., Holland 1 fl 81 Cents, Luxemburg 3 Fr. 49 Cts. Dänemark 2 Kr. 66 Oer. Rußland 1 Rub. 55 Kop.
Probenummern kostenfrei.
Redaktion, Geschäftsstelle und Verlag: München, Galeriestraße 35 a, Gh.
Telephon 3850.

Allgemeine Rundschau

Inserate: 30 ₰ die 5mal gespalt. Nonpareillezeile; b. Wiederholung. Rabatt. Reklamen doppelter Preis. — Beilagen nach Uebereinkunft.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der „Allg. Rundschau" nur mit Genehmigung des Verlags gestattet.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. • Herausgeber: Dr. Armin Kausen, München.

№ 13. München, 30. März 1912. IX. Jahrgang.

Das rote Gespenst.

Von Oberlehrer Kuckhoff, M. d. R.

Es besteht eine ernste Gefahr für unsere ganze innerpolitische Entwicklung darin, daß man bei der Beantwortung der Frage, was unsere Zukunft erfordert, viel zu viel auszugehen pflegt von der Sozialdemokratie, sei es, daß man sie als Krankheitserscheinung auffaßt und deshalb zu heilen trachtet, sei es, daß man sie als eine evolutionär geschichtliche Tatsache betrachtet, die man auf den Weg der Anteilnahme an den Staatsgeschäften bringen möchte, oder daß man sie als eine bedeutungsvolle und segensreiche Erscheinung ansieht. Das fühlt die Sozialdemokratie, sie ist sich im Rausche eben erlangter großer Macht bewußt, daß alle sich nur nach ihr orientieren. Das nenne ich eine Gefahr.

Doch soll das nicht etwa besagen, daß wir nun an dieser Erscheinung der Sozialdemokratie vorbeigehen sollen. Aber darin liegt der Fehler: Wir verwechseln fortwährend die soziale Tatsache mit der politisch agitatorischen Mache. Zwei tatsächliche Erscheinungen laufen in unserer neuzeitlichen Entwicklung nebeneinander her. Einmal haben wir die historische Tatsache, daß die Not der arbeitenden Klassen christlich gesinnte Männer für deren Rettung in die Schranken rief. Das führte dann ganz allmählich zu unserer vorbildlichen, etappenweise geschaffenen sozialen Gesetzgebung. Daneben tritt als die andere historische Tatsachenreihe das sprunghafte Anwachsen der Sozialdemokratie als einer sich immer mehr steigernden Opposition des Proletariats gegen die Besitzenden, die Besitzer der Produktionsmittel. Nun behaupten die Sozialdemokraten und mit ihnen viele Männer aus dem bürgerlichen Lager, ihre politische Macht, als Drohung aufgefaßt, habe die besitzenden Klassen allmählich gezwungen, soziale Gesetze zu geben. Es wird tatsächlich vielfach auch in der öffentlichen Meinung viel der Gedanke erörtert, daß man diese oder jene Maßnahme auf sozialpolitischem Gebiete ergreifen müsse, um die Arbeiter im bürgerlichen Lager zu erhalten. Hier faßt man also die Sozialdemokratie als eine Krankheit auf, die man heilen will. Ist diese Ansicht richtig, dann hat man dem „kranken" Staate entweder eine falsche Diagnose gestellt, oder aber die Mittel, die man anwandte, waren nicht die richtigen. Denn mit den gesteigerten Maßnahmen der Sozialpolitik wuchsen in gleichem Maße, ja in größerem Maße die Scharen der sozialistischen Partei. Man wird hier nicht von Ursache und Wirkung reden wollen, das wäre Unsinn, aber die Tatsache steht unabänderlich fest. Die „Mittel", wenn sie als solche gedacht waren, sind verkehrt gewesen, haben nichts ausgerichtet. War denn die Diagnose falsch? Das allerdings. Und töricht sind die Aerzte, die heute noch daran festhalten. Krank war und ist das Gemeinwesen dann, wenn Zustände vorhanden sind — wie zur Zeit des herrschenden Liberalismus —, die ein gesundes Leben irgend einer Bevölkerungsgruppe unmöglich machen. Nicht aber etwa deshalb, weil Scharen von Unzufriedenen ihrer oppositionellen Stellung gegen die bestehende Staatsform Ausdruck geben. Die Mittel, die wir gegen die sozialen Schäden unseres Volkslebens anwandten, sind wirksam gewesen, haben Heilung gebracht, wenn auch noch nicht vollkommen. Ihre Anwendung wird fortgesetzt werden müssen, wenn nicht ein Rückfall eintreten soll.

Die Sozialdemokratie aber ist keine Krankheitserscheinung an unserem Gemeinschaftskörper, sondern sie ist ein Ausdruck politischer Entwicklung. Sie ist die Oppositionspartei im Deutschen Reiche und wird das immer mehr werden. Es ist vergebliche Liebesmühe, sie etwa erziehen und ihre Anhänger zu guten Staatsbürgern machen zu wollen. Als politische Erscheinung muß sich vielmehr die Sozialdemokratie ausleben. Das wird sie auch tun. Zur Regierung ist sie unfähig und wird zerfallen, wie die Oppositionspartei des Liberalismus zerfallen ist und zerfällt. Der Liberalismus wurde aus der Geistesrichtung seiner Zeit als politische Partei geboren, als die Opposition nicht mehr nötig war. Weil der Zeitgeist sich erfüllte, ging er unter. Als Arbeiterpartei, als Partei des neuen, vierten Standes wurde die Sozialdemokratie als politisches Machtmittel geboren, als Protest der Ausgebeuteten gegen die Ausbeuter. Sobald diese Kluft überbrückt ist, sobald die Einsicht von der staatsbürgerlichen Gemeinschaft aller Klassen gekommen ist, was ermöglicht wird durch unseren sozialen Ausgleich, hat die Phrase von der Verelendung, wie ehemals beim Liberalismus diejenige von der bürgerlichen und geistigen Knechtung, ihre Bedeutung verloren. Wir sind auf dem Wege. Man braucht sich nicht darüber aufzuregen, wenn die Sozialdemokratie das nicht wahr halten will. Sie spräche ja damit ihr Todesurteil. Darum ist es auch nicht tragisch zu nehmen, wenn man immer und immer wieder von dieser Seite „beweist", daß die Ausgebeuteten weiter verelendeten. Ein Sozialdemokrat, der unserer neuen sozialen Entwickelung gerecht würde, wäre eben keiner mehr.

Darum nenne ich es eine Gefahr, immer unsere innere Politik nach der Sozialdemokratie zu orientieren. Man fragt immer betrübt oder ergrimmt — je nach dem Temperament —: Wie kann es nur kommen, daß die Arbeiter so undankbar sind gegen alle sozialen Maßnahmen und Wohltaten? Sie sollten doch zufrieden sein. Zufriedenheit der Massen ist ein Kraut, das auf dieser Erde nicht wächst. Die Masse, oder vielmehr ein großer Teil von ihr, ist immer unzufrieden, und dafür gibt es eben in unserem Parlamentarismus einen bequemen Ausdruck in der Politik, in der Parteibildung. Torheit wäre es, etwa deshalb die Sozialdemokratie als ungefährlich hinstellen zu wollen. Der Kampf gegen sie darf aber nicht etwa in ständigem Angriffe bestehen. Darin verzetteln wir unsere Kräfte. Sie will nicht mitarbeiten am Wohle des Staates und der Gesellschaft. Auch gut, lassen wir sie! Ohne zu vergessen, stets auf ihre Gefahren das Volk hinzuweisen, davor zu warnen und ihr wahres Gesicht zu zeigen, gehen wir ruhig im parlamentarischen Leben und in der Regierung unseren Weg ohne sie! Zum Wohle des Staates wird sie doch niemals einer anderen Partei Hilfe leisten. Hilft sie ein Gesetz zustande bringen, dann tut sie es doch nur, um dadurch dem „Systeme der Ausbeuter" einen Schaden zuzufügen.

Wir haben in der Gegenwart große, nicht aufschiebbare Maßregeln zu treffen, um unser deutsches Volk auf der Bahn seiner weltpolitischen Berufung weiterzuführen. Dazu muß im Innern weiter fortgeschritten werden zur Gesundung des Volkskörpers. Der politische Protest gegen diese Arbeit wird nicht aufhören, er wird aber dazu führen, daß die bürgerlichen Parteien immer mehr die Gemeinsamkeit ihrer Interessen erkennen. Die liberalen Gruppen werden einsehen lernen, daß sie den Ruhm, die Linke des Hauses zu bilden, ihren Nachfolgern überlassen müssen. Erkennen sie das nicht, dann sind sie bald verschwunden. Die Entwickelung steht eben nicht still. Mit Antipathie und Sympathie macht man keine Politik, sondern nur auf dem Boden der Tatsachen. Das haben ja auch die Schwärmer bei den Sozialdemokraten sowohl wie bei den Liberalen erkannt, als sie sich gegenseitig die Freundschaft kündigten. Das Zentrum orientiert seine Politik nach dem Wohle des Volkes und der Größe des Vaterlandes. Solche Politik hat Bestand, sie ist stets modern, weil sie die Gegenwart erfaßt, um der Zukunft zu dienen.

Weltrundschau.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das Ende des Ruhrbergarbeiterstreiks.

Nach achttägigem Bestand erfuhr dieser Bergarbeiterausstand mit einer Resolution der zu Bochum tagenden in Streik getretenen drei Verbände am Dienstag den 19. März ein jähes Ende. Er wurde als aussichtslos eingestellt. Hiermit hat die Sozialdemokratie im Ruhrrevier eine schwere Niederlage erlitten. Sie hat die Verantwortung auf sich geladen, die Arbeiter in eine von vornherein aussichtslose Bewegung hineingehetzt zu haben, während es der Entschlossenheit und Disziplin des christlichen Gewerkvereins zu danken ist, daß nicht schwere Katastrophen hereingebrochen sind. Wie kopflos die Führer der Streikbewegung handelten, erhellt daraus, daß sie mit dem Abbruch des Streiks ausgerechnet so lange warteten, bis die Streikenden die Kontraktbruchstrafe verwirkt hatten. Und nun will man den zum Kontraktbruch verleiteten Bergleuten nicht einmal Ersatz für die wegen Kontraktbruchs eingehaltenen Beträge geben. Der Alte Bergarbeiterverband ist nach diesen Vorgängen in den Augen aller Einsichtigen gerichtet. Auch im niederschlesischen Kohlenrevier um Waldenburg ist der Streik endgültig beendet, während die streikenden Bergarbeiter der fiskalischen Gruben am Deister bei Hannover und in Obernkirchen im Streik verharren, und die Grubenarbeiter der böhmischen Kohlenreviere Aussig, Brüx, Dux und Teplitz beschlossen haben, in den Generalstreik zu treten. Die Bergarbeiterbewegungen in Oesterreich und in Schlesien sind in ständigem Abflauen begriffen. In England finden Besprechungen des Bergarbeiterverbandes mit der Regierung statt, während unter den Ausständigen unsägliche Not herrscht. Die Regierung sucht durch ein Mindestlohngesetz die Beendigung des Streiks zu erzielen. Der Gesetzentwurf, der vom englischen Unterhause schon in zweiter Lesung angenommen wurde, wobei die Arbeiterpartei dafür stimmte, vermeidet, den Mindestlohn gesetzlich festzulegen, sondern überläßt diese Festsetzung den Ausschüssen in den verschiedenen Bezirken. Die Bergarbeiter hingegen verlangen einen Mindestlohn von fünf Schilling pro Tag. Eine rasche Einigung ist noch nicht abzusehen.

Die beinahe verschobene Kaiserreise.

Die Frühjahrsfahrt des Kaisers nach seinem Besitztum auf Korfu war auf den 22. März angesetzt. Drei Tage vorher erging die Ordre, die Reisevorbereitungen zunächst einzustellen. Der Kaiser wünschte die Entwirrung der damals noch kritischen Lage im Streikgebiet an der Ruhr abzuwarten.

Welch eine Unmasse von Gerüchten und Vermutungen hatten sich in der kurzen Zwischenzeit an diesen einfachen Vorgang geknüpft! Die tollsten Behauptungen überstürzten sich gegenseitig. Da gerade der englische Marineminister seinen Flottenetat mit einer Rede über Deutschlands Flottenbau in landesüblicher Weise motiviert hatte und zufällig unser Marinesekretär v. Tirpitz seinen Geburtstag feierte, so wurde der Gratulationsbesuch des Kaisers ausgedeutet, als ob eine besondere Abwehrkonferenz gegenüber England improvisiert worden sei. Andere schoben die Schuld an dem angeblichen Reiseverzicht auf die gespannte innerpolitische Lage, und bei dieser Gelegenheit wurde nicht bloß der Abgang des Staatssekretärs v. Kiderlen-Wächter nebst anderen Personalveränderungen in den zweithöchsten Stellen, sondern sogar der Rücktritt des Reichskanzlers an die Wand gemalt. Faute de mieux stellte man den Marine-Fachmann v. Tirpitz als sprungfertigen Ersatzmann für Herrn v. Bethmann Hollweg hin. Es zeigt sich hier wieder die eminente Befähigung der liberalen Oppositionspresse in der Verbreitung und Ausnutzung von beunruhigenden „Nachrichten". Die Ente nahm ein schnelles Ende durch die amtliche Meldung, daß die Reise am alten Termin programmäßig vor sich gehe.

Der Kaiser Wilhelm ist nun am Samstag, den 23. März, in Wien bei dem Kaiser Franz Josef gewesen. Von dort ist er nach Italien weitergefahren, um in Venedig mit dem König Viktor Emanuel zusammenzutreffen. In der „Nordd. Allg. Ztg." wird diesen Begegnungen ein kurzer halbamtlicher Kommentar gewidmet, den wir im folgenden wörtlich wiedergeben, weil er in warmen, wohlbemessenen Worten das Zutreffende sagt, anderseits aber auch eine Stellungnahme gegenüber der italienischen Kriegsfrage diplomatisch vermeidet:

„Bei dem Besuche in Wien wie bei so vielen früheren Anlässen zeigte sich die Herzlichkeit der persönlichen Beziehungen, die die beiden Monarchen verknüpfen, und die im Laufe der Regierung unseres Herrschers ein immer innigeres Gepräge angenommen haben. Unserem Kaiser ist es ein Bedürfnis, den väterlichen Freund und treuen Verbündeten auf dem Throne der Habsburger alljährlich einmal durch Händedruck zu begrüßen und mit ihm freundschaftlichen Gedankenaustausch zu pflegen. Die deutsche Nation und die Völker Oesterreich-Ungarns nehmen an diesen Bekundungen herzlicher Sympathie warmen Anteil und erblicken darin hocherfreuliche Beweise für die unveränderliche Fortdauer eines Vertrauensverhältnisses, das sich seit Jahrzehnten in so hohem Maße bewährt hat. Dem Besuche in Wien wird eine Begegnung Sr. Majestät des Kaisers mit Sr. Majestät dem König Viktor Emanuel von Italien in Venedig folgen und abermals die freundschaftlichen Empfindungen bezeugen, die die verbündeten Herrscher für einander hegen. Die Sympathien, die der Herrscher Italiens durch seine Persönlichkeit und sein hingebendes Wirken im Dienste der Entwicklung des Königreiches zu steigender Wohlfahrt auch in Deutschland erworben hat, traten jüngst deutlich zutage, als er einer ernsten Lebensgefahr entgangen war. So wird unser Kaiser zugleich der Gesinnung des deutschen Volkes Ausdruck geben, wenn er dem König die freudige Genugtuung über das Scheitern des Anschlags nochmals persönlich aussprechen wird."

Wenn der Fortbestand des Dreibunds und insbesondere die feste Solidarität der beiden mitteleuropäischen Kaisermächte neuerdings in die Erscheinung tritt, so ist das sehr zeitgemäß anläßlich der Erregung, welche die eigenartige Eloquenz der englischen Staatsmänner neuerdings hervorgerufen hat.

Die antideutsche Flottenrede des englischen Marineministers.

Es war Uebertreibung, wenn man in dieser Rede eine Provokation Deutschlands erblicken wollte, die imstande sein könnte, die Reisedispositionen unseres Kaisers zu beeinflussen. Man braucht auch in der parlamentarischen Beredsamkeit Churchills keine Beleidigung oder Bedrohung zu erblicken. Beleidigend war eher die neuliche Bankettrede desselben Herrn, welcher die deutsche Flotte als einen „Luxus" bezeichnete. Immerhin ist eine gewisse Erregung der öffentlichen Meinung wohl zu begreifen, da Churchill mit einer bis dahin nicht üblichen Offenheit eingestand, daß der ganze englische Flottenbau sich ausschließlich nach dem Maße des deutschen Flottenbaues einrichte und als einzigen Zweck die unbedingte Ueberlegenheit über Deutschland habe. Zugleich enthielt die Rede Churchills die Ankündigung, daß in der „Heimat", d. h. gegenüber der deutschen Nordsee, fortan nicht bloß zwei, sondern drei Abteilungen der englischen Riesenflotte basiert sein sollen. Das mittelländische Geschwader wird auf Gibraltar konzentriert, und die bisherige Flotte von Gibraltar wird zu den Nordsee-Geschwadern herangezogen. Da England in der Dislokation seiner Schiffe souverän ist, können wir gegen die Anhäufung in der „Heimat" nichts einwenden. Nun ergibt sich von selbst die Folgerung, daß wir unsere Seewehr weiter vervollkommnen müssen im Verhältnis zu der größeren Angriffsgefahr. Lord Churchill ist nun freilich so gut, uns die Versicherung zu geben, daß England an einen Angriff nicht denke und auch nicht denken könne. Letzteres wegen der Unmöglichkeit, die deutsche Landmacht niederzuzwingen. Dieser Beruhigungs-„Beweis" ist nicht sehr überzeugend. Einflußreiche Leute in England haben schon die Ansicht vertreten, daß man sich die lästige deutsche Flotte durch einen Präventivkrieg vom Halse schaffen müsse. Ein englischer Vorstoß braucht nicht unbedingt die Eroberung von Berlin sich zum Ziele zu setzen; auch die Vernichtung der deutschen Flotte ist schon etliche Tonnen Pulver wert. Im übrigen ist ja weltbekannt, daß England bei dem Unternehmen gegen eine Kontinentalmacht sich der Hilfe einer anderen Landmacht zu bedienen pflegt. Umsonst hat man doch die Freundschaft mit Frankreich und mit Rußland nicht so sorgsam begründet und entwickelt. Frankreich hat bisher die Vorsicht für den besseren Teil der Tapferkeit gehalten. Wenn nun aber in einigen Jahren das verbündete Rußland sich von den ostasiatischen Schlägen erholt hat und wieder aktionsfähig geworden ist, liegt dann noch ein kombinierter Angriff auf Deutschland außerhalb des Möglichkeitsbereichs? Zudem kann man den englischen Friedensworten die Frage entgegenstellen, weshalb denn England sich der Befestigung von Vlissingen und den sonstigen Plänen zur Befestigung der holländischen Seefront so zähe widersetzt. Man will sich offenbar die Möglichkeit wahren, im Falle eines Kontinentalkrieges Truppen in Belgien oder Holland zu landen. Der alte Gedanke von König

Eduard und Herrn Delcassé, das englische Hilfskorps in Schleswig-Holstein landen zu lassen, ist wohl inzwischen wegen des übergroßen Risikos aufgegeben worden.

Wenn unter diesen Umständen Lord Churchill den Vorschlag macht, Deutschland solle jährlich eines oder zwei von seinen Luxusschiffen ungebaut lassen, um dadurch den Verzicht Englands auf zwei oder drei oder vier Gegenschiffe zu erzielen, so kann er keinen Anklang finden. Er geht, indem er von sich auf andere schließt, von dem Irrtum aus, daß Deutschland nur mit Rücksicht auf England seine Flotte ausbaue. Nein, wir würden auch dann, wenn England ausscheiden sollte, eine starke Flotte gebrauchen für den Schutz unseres Handels und unserer Kolonien und für unsere ganze Weltpolitik, nicht zuletzt auch für den Fall eines Krieges mit einer anderen Festlandsmacht. Gegenüber England erstreben wir nicht die unmögliche Ueberlegenheit, sondern nur eine so starke Widerstandsfähigkeit, daß die Engländer durch die voraussichtlichen schweren Einbußen im Kampfe von einem Angriff möglichst abgeschreckt werden. Es ist nun wohl denkbar, daß wir die Entwicklung unserer Flotte etwas einschränkten, wenn wir gewiß wären, von England nicht angegriffen zu werden. Ein solche Zuversicht könnte sich vielleicht ergeben bei dem guten Verlauf der Annäherungsverhandlungen, die Lord Haldane neulich angebahnt hatte. Damals war man allgemein der Ansicht, daß die erstrebten Rüstungsbeschränkungen erst zum Schluß einer allgemeinen Verständigung in Frage kommen könnten, als Frucht einer deutsch-englischen Entente. Lord Churchill hat nun den schlummernden Friedensverhandlungen einen lebensgefährlichen Stoß versetzt, indem er in rücksichtsloser Form die heikle Frage des Wettrüstens in den Vordergrund stellte.

Zu der englischen Flottenvorlage paßt sehr gut die neue deutsche Flottennovelle. Als Antwort auf die Rede Churchills ist sie noch sehr bescheiden.

Die Wehrvorlage und die Kostendeckung.

Weil die Geduld des Publikums schon so lange auf die Probe gestellt war, hat die Regierung von dem früheren Brauch, erst nach der Beschlußfassung im Bundesrat ihre Pläne zu entschleiern, diesmal eine Ausnahme gemacht und schon jetzt die Hauptpunkte ihrer Wehrvorlage veröffentlicht. Ueberraschend kommen die Forderungen freilich nicht mehr. Sie finden auch eine sehr günstige Stimmung im bürgerlichen Publikum vor, da die öffentliche Meinung noch unter dem Eindruck der schweren Krisis vom letzten Sommer steht.

Für die Entwicklung des Landheeres wird in der Hauptsache die Bildung zweier neuer Armeekorps (1 im Westen, 1 im Osten), sowie in verschiedenen anderen Neuformationen eine Verstärkung der Friedenspräsenz um 29,000 Mann vorgeschlagen.

Die Flotte soll hauptsächlich dadurch schlagfertiger gemacht werden, daß man mit Hilfe des vorhandenen Reservematerials und unter Neubau von drei Linienschiffen und zwei kleinen Kreuzern ein drittes aktives Geschwader herstellt. Die Personalvermehrung würde 1600 Mann betragen. Die Vermehrung des Materials (um drei Linienschiffe, deren Bau sich von 1913 bis 1918 hinziehen soll) ist nicht so beträchtlich, daß die englischen Gegner sich ehrlich entrüsten könnten.

Der Reichstag wird natürlich die Notwendigkeit und die Zweckmäßigkeit der einzelnen Vorschläge eingehend zu prüfen haben. Aber man hat den Eindruck, daß die Regierung selbst schon ihre Forderungen auf das notwendigste eingeschränkt hat, wobei es vermutlich an gewissen Reibungen zwischen den Ressortleitern nicht gefehlt hat. Anderseits sind die Erfahrungen seit einem Jahre in der hohen Politik wohl geeignet, die Volksvertretung ebenso wie das Volk selbst opferwillig zu stimmen.

Es wird also von dem Kostenbedarf (zunächst 97 Millionen, dann 127, dann 114 jährlich) sich schwerlich viel absetzen lassen. Wieweit es sich da um einmalige und um dauernd wiederkehrende Kosten handelt, ist noch nicht klar zu erkennen. Zur Deckung der einmaligen Mehrausgaben will man die Ueberschüsse des laufenden Jahres (die anscheinend bis 220 Millionen steigen) zum Teil heranziehen. Die dauernde Mehrbelastung soll ausgeglichen werden einesteils durch die laufenden Einnahmen (d. h. durch eine den bisherigen Erfahrungen entsprechende Erhöhung der Einnahmeposten im Voranschlage), anderenteils durch die Aufhebung der „Liebesgabe".

Mit der letzteren Frage hängt bekanntlich der Rücktritt des Schatzsekretärs Wermuth zusammen, sowie die wilden Gerüchte und tendenziösen Leitartikel über den „Kotau vor den Schwarzblauen" oder den „Triumph des Frhr. v. Hertling". Der letztere angebliche „Triumphator" hat nun in der bayerischen Abgeordnetenkammer sich über die fraglichen Vorgänge eingehend ausgesprochen und unwiderleglich festgestellt, daß die neue bayerische Regierung weder grundsätzlich gegen die Erbanfallsteuer sich ausgesprochen noch dem Schatzsekretär Wermuth einen Stoß versetzt hat. Die Erbanfallsteuer ist nur wegen der politischen Bedenken infolge der Stellungnahme der Sozialdemokratie zur Wehrvorlage ausgeschaltet worden. Daß Herr Wermuth Grund zum Rücktritt habe, sahen auch die Bevollmächtigten nicht ein. Der Vorschlag der Aufhebung der Liebesgabe ist von einer norddeutschen Regierung gemacht worden.

Generaldebatte im bayerischen Landtag.

Von M. Geßner, München.

In der bayerischen Abgeordnetenkammer begann am 21. März die Generaldebatte zum Etat des Ministeriums des Aeußern.

Den Reigen der Redner eröffnete der Vorsitzende der Zentrumsfraktion, Abgeordneter Lerno, der namens der Fraktion eine ruhige und würdige, aber auch klare und bestimmte und bei aller Kürze erschöpfende Erklärung abgab, ein ausgezeichnetes Muster dafür, wie man mit wenig Worten viel sagen kann. Die Erklärung zerfällt in zwei Teile, deren erster der Vergangenheit gilt, während der zweite der Gegenwart und Zukunft gewidmet ist. Der erste Teil ist so leidenschaftslos wie möglich, aber auch so energisch wie nötig gehalten: Wären die früheren Minister oder auch nur einer von ihnen noch im Amte, so wäre angesichts der Landtagsauflösung und ihrer Begründung durch die Regierung eine ernstliche Auseinandersetzung unvermeidlich gewesen. Jetzt genügt eine kurze, objektive Darlegung des Standpunktes der Fraktion. Die Beurteilung des Vorgehens des Zentrums als Verfassungsbruch ist völlig unhaltbar, da sie auf der Annahme eines konstruierten, in Wirklichkeit aber nicht vorhandenen Tatbestandes fußt. Eine Verfassungsverletzung war das Vorgehen des Zentrums nicht, und in wiederholten Erklärungen war immer wieder betont worden, daß man sich streng an die Verfassung halte. Die Kundgebung der Regierung kann daher nur als einseitige Meinungsdarlegung der Regierung angesehen werden ohne die Bedeutung einer autoritativen Entscheidung. Deshalb wird der Vorwurf der Verfassungsverletzung als schwerverletzende und grundlose Beleidigung nachträglich vor dem ganzen Lande mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen.

Das zu den vergangenen Dingen. Angesichts der neuen Situation steht das Zentrum wie bisher als monarchische, konservativ-christliche Partei da, die innerhalb der von ihr stets hochgehaltenen Verfassung für Krone und Volk eintritt. Gleiche Sorge gilt den Interessen aller Stände und Wirtschaftsgruppen. Besonderen Wert legt die Partei auf die Aufrechterhaltung der Staatsautorität durch die Beamtenschaft. Neben der Pflege von Kunst und Wissenschaft ist sie bedacht auf die Erhaltung der konfessionellen Volksschule. Der konfessionelle Friede ist ihr teuer, wie sie sich denn auch nie in Maßnahmen kirchlicher Behörden anderer Konfessionen eingemischt hat. Das Zentrum freut sich, daß der Ministerpräsident in seiner Programmrede Grundsätze ausgesprochen hat, die seinen Anschauungen entsprechen, und wird die Regierung in der Durchführung dieses Programms unterstützen. Was die Kostenaufbringung für die Wehrvorlagen angeht, so gibt es sich der Erwartung hin, daß bei Regelung der Branntweinbesteuerung den bayerischen Sonderrechten kein Abbruch getan wird. In dieser Gesinnung lädt das Zentrum die übrigen bürgerlichen Parteien ein zu gemeinsamer Arbeit auf dem Boden der staatlichen Ordnung.

Ein klares festes Programm. Das Lachen, mit dem die Linke die Einladung zur Mitarbeit begleitete, klingt wenig ermutigend. Nun folgte eine lange Rede des liberalen Führers Dr. Casselmann. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Finanzlage kritisierte er die Budgetrede des Finanzministers. Die Anerkennung für die Reichsfinanzreform gefällt ihm nicht, bei dem Lob der bayerischen Steuerreform gerät er, da er es als Vorwurf gegen die Linke auslegt, schon in Zorn, der sich noch steigert, als er der „Selbstverständlichkeiten" gedenkt, die der Minister über eine staatstreue Beamtenschaft gesagt hatte. Den Rotblock verteidigt er einmal als „taktisches" Experiment, während er ihn dann wieder als Schutztruppe der Verfassung hinstellt. Dem Zentrum wirft er mit mehr Lungenkraft als über-

zeugender Begründung Verfassungsbruch vor. Nachdem sich der Redner bei der zornigen Verarbeitung seiner Wahlkampferinnerungen zwei Ordnungsrufe geholt, den zweiten, weil er sich aus dem ersten „eine Ehre“ gemacht hatte, lenkte er etwas friedfertiger zur Besprechung der Programmrede des Ministerpräsidenten über. Die äußere Form gefällt ihm — man ist natürlich Aesthet und Kenner von solchen Dingen —, der Inhalt aber weniger, er ist ihm nicht klar genug. Darum verlangt er allerlei Aufklärung, so über die Geschichte der Ministerkrisis, über die Haltung des Freiherrn v. Hertling zur Erbschaftssteuer, ferner darüber, welche Wahrheiten er meinte, als er von ewig gültigen Wahrheiten sprach, usw. Im ganzen bot die Rede kaum mehr als eine Ueberarbeitung liberaler Presseartikel. Wenn Dr. Casselmann trotz allem dem Ministerpräsidenten einige Komplimente machte, zum Teil auf Kosten des Zentrums, so muß man das mit Verständnis hinnehmen. Positive Mitarbeit? Hat der Liberalismus stets geleistet! Sagt Dr. Casselmann. Zurückstellung der Gegensätze? Gibt's dem Zentrum gegenüber nicht! Dafür trennt den Liberalismus vom Zentrum zu vieles. Und weil ihn das gleiche auch vom Ministerpräsidenten trennt, heißt es auch ihm gegenüber: „Vorsicht, äußerste Vorsicht!“ Frhr. v. Hertling möge beweisen, daß das Mißtrauen unberechtigt war. Um das Ganze denke man sich eine Menge aus Konfliktsstimmung und Aerger über die Niederlage des Rotblocks hervorgegangenen Lärm der Freunde, und man hat die langerwartete „Abrechnung“. Eine Leistung, mehr aufgeregt als niederschmetternd, Hast und Polemik, keine leitende Idee, kaum den Schimmer eines positiven Gedankens, Ablehnung und Mißtrauen, Dinge, die ziemlich billig, aber auch nicht viel wert sind.

Das war der erste Tag. Den zweiten begann der Sozialdemokrat Dr. Frhr. Haller v. Hallerstein mit einer zweistündigen Rede, in der er zunächst auch ähnlich wie Dr. Casselmann mit dem Finanzminister rechtete. Das weitere war ein schier endloses Plaidoyer für die Erbschaftssteuer, und den Schluß bildete die Präsentierung des sozialdemokratischen Programms als „Programm des Friedens“. Nach einer kürzeren Rede des Konservativbündlers Gebhart, der sich mit den Liberalen und ihren Wahlkampfsitten auseinandersetzte, und in Anlehnung an das Regierungsprogramm, dem er zustimmt, verschiedene wirtschaftliche und soziale Forderungen seiner Partei besprach, ergriff Ministerpräsident Frhr. v. Hertling das Wort.

Da die Sozialdemokratie noch eigens einen Redner gegen ihn auszusenden gedenkt, wie Frhr. v. Haller ankündigte, beschränkt er sich auf eine Reihe von Bemerkungen, die hauptsächlich der Rede Dr. Casselmanns gelten. Eine Erörterung der Novembervorgänge lehnt der Ministerpräsident ab. Daß ein Ministerium zu Maßnahmen eines früheren Ministeriums Stellung nehmen soll, scheint ihm nicht im Interesse der Staatsautorität zu liegen, da das Urteil auch einmal ungünstig lauten könnte. Er habe die Dinge im November auch nicht miterlebt und erkenne eine Verpflichtung, sich darüber zu äußern, nicht an. Nur soviel erklärt er, daß er aus der Begründung der früheren Regierung zur Landtagsauflösung den Vorwurf des bewußten Verfassungsbruches dem Wortlaut nach nicht herausgelesen hat. Das mögen sich diejenigen merken, die mit diesem Vorwurf immer noch hausieren gehen. Die Berufung des Ministerpräsidenten ist losgelöst von früheren Vorgängen als Akt des Vertrauens der Krone anzusehen. Er hat lediglich das von niemanden bestrittene Recht der Krone, den Landtag aufzulösen, Minister zu entlassen und zu berufen, zu vertreten, über Wünsche der Krone bei der Landtagsauflösung usw. keine Rechenschaft zu geben.

Gegenüber denen, die immer noch tendenziös vom Parteimann als Minister oder vom Minister als Parteimann reden, bemerkt Frhr. v. Hertling, man werde wohl nicht verlangen, daß ein Minister, um nicht als Parteimann zu gelten, keine Grundsätze haben dürfe, auch nicht, daß wohl Parteimänner Minister werden dürfen, nur nicht solche, die sich zu Grundsätzen bekennen, zu denen er sich bekannt habe. Als konservative Grundsätze habe er nur die herausgestellt, die allgemein als solche gelten, und auf dieser Basis sei das Ministerium homogen. Mit kräftigem Griff zerstreute der Redner dann die „törichten Gerüchte“, die ihn als Triumphator, als Sieger über den Reichskanzler aus Berlin heimkehren, Herrn Wermuth durch sein Geschoß getötet sein ließen. Die Einzelstaaten haben sich nur zu den Gesichtspunkten bekannt, aus denen heraus die Reichsleitung auf die Wiedereinbringung der Erbschaftssteuervorlage verzichtete. Zu „bekämpfen“ gab es da nichts. Der Ministerpräsident erklärt aber, daß er, da Bayern im Jahre 1909 die Erbschaftssteuer konzedierte, an seiner bisherigen Stellungnahme zu dieser Frage nicht mehr festhält. Der von einer norddeutschen Bundesregierung vorgeschlagenen Beseitigung der „Liebesgabe“ stimmte Bayern zu unter der Voraussetzung, daß seine Reservatrechte gewahrt bleiben. Auf zwei weitere Anfragen erklärte Frhr. v. Hertling noch, daß die Regierung an Ausnahmegesetze gegen die Sozialdemokratie nicht denke, auch nicht an eine Beeinträchtigung der durch die Verfassung gewährleisteten religiösen Freiheit. Zum Schluß akzeptiert er erfreut die von Dr. Casselmann namens der Liberalen ausgesprochene Zusicherung positiver Mitarbeit und drückt die Hoffnung aus, daß das ihm jetzt noch bekundete Mißtrauen auch einmal dem Vertrauen weichen werde.

Angesichts dieser Rede dürfte es all denen, für die der „Kampf“ nicht höchstes Prinzip ist, schwer werden, sich weiter in Entrüstung hineinzuarbeiten und ihr „Mißtrauen“ überzeugend zu begründen, was freilich auch bisher nicht geschehen ist. Grundsätzliche Oppositionsmacherei läßt sich natürlich nicht unmöglich machen, sie müßte aber, wenn sie geübt würde, als das erkannt werden, was sie ist. Dieser glanzvollen Rede des Ministerpräsidenten folgten am dritten Tage noch bedeutungsvolle Ausführungen des Zentrumsabgeordneten Dr. Pichler, welcher nach ausgezeichneter Zurückweisung des dem Zentrum gemachten Vorwurfs des Verfassungsbruchs das Budget einer eingehenden sachgemäßen Besprechung unterzog. Man muß ihm übrigens Dank wissen, daß er beim Kapitel Jugendfürsorge und Rettung verirrter Jugendlicher die Notwendigkeit betonte, daß der Jugend diejenigen Grundsätze ins Herz hineingepflanzt werden, die geeignet sind, sie vor derartigen Verirrungen zu bewahren. Es sei vor allem das gute Beispiel der Erwachsenen notwendig, und es müsse daher endlich einmal bezüglich der Münchener sog. Herrenabende usw. nach dem Rechten gesehen werden. Damit ist der wichtigste Teil der Generaldebatte erledigt.

Politisches aus Frankreich.

Von Adolf Richter, Paris.

Das große innerpolitische Ereignis mit ausgesprochen nationalistischer Tendenz ist die von vier großen Pariser Blättern unter Führung des antideutschen „Matin“ in Gang gesetzte öffentliche Subskription zur Vermehrung der militärischen Flugmaschinen. In einer früheren Abhandlung haben wir darauf hingewiesen, daß der Kriegsminister Millerand für das laufende Jahr einen Kredit von 23 Millionen vorsah. Die erste Rate von 11 Millionen ist vom Senat diskussionslos bewilligt worden. Mit gleicher Bereitwilligkeit wird auch der Restbetrag vom Parlament zugestanden werden. Seit 15 Jahren, d. h. seitdem die Radikalen die Herrschaft inne haben, hat man hierzulande ein derartig starkes und fast von allen Bevölkerungsschichten geteiltes Nationalempfinden nie gesehen. Das gesamte Land schwirrt geradezu vor Begeisterung, die mitunter tolle Formen annimmt, so z. B. die Wahlkampagne des Aviatikers Vedrines. Und das hat mit seiner Kralle der Panther vor Agadir getan. Keine Stadt, keine Schule, kein Verein ist der Bewegung ferngeblieben. Theateraufführungen werden zugunsten der Militäraviatik veranstaltet, Konzerte und Festlichkeiten. Der bekannte Bildhauer Rodin hat ein symbolisches Kunstwerk geschaffen und als Geschenk überreicht. Ein Montmartresänger (allerdings sechsten Ranges) bereist als Troubadour modernen Stils, die patriotische Sammelbüchse in der Hand, das Land. Die Pariser Universität mit ihren 1600 Studenten hat ihr parteipolitisches Kriegsbeil, das hin und wieder zwischen den einzelnen Assoziationen aufblitzt, begraben. Einmütig zogen sonst sich befehdende Gruppen vor die Statue der Stadt Straßburg auf dem Eintrachtsplatz, deren Trauerschleier und Immortellenkultus weiland die Hochpatrioten à la Déroulède ausschließlich übernommen hatten. Der Exsozialist und jetzige Kriegsminister beugt sich nicht allein unter die mächtige Strömung, er unterstützt sie. Er war es, der den in der internationalistischen Weltstadt Paris in den letzten Dezennien völlig unbekannten Zapfenstreich wieder eingeführt hat. Auch die unlängst auf seine Initiative stattgehabte Militärrevue in Vincennes, bei der selbstverständlich der Aeroplan den Hauptapplaus einheimste, und zu der der Staatschef, Herr Fallières, der sonst seine Ruhe liebt, in persona

erschien, erwies sich als glänzender Erfolg. Die nationalistische Presse, der „Matin" in erster Linie, ergeht sich täglich spaltenlang in hochpatriotischen Artikeln, in denen manchmal recht unreife Federn ihr chauvinistisches Phrasengetön loslassen. Frankreich befindet sich zur Stunde in einer ähnlichen Stimmung, wie Deutschland nach der Zeppelinkatastrophe. Nur sind die Aeußerungen verschiedene, wie die Temperamente. Hält die Strömung an und wird sie künstlich und methodisch weiter geschürt, dann bedeutet sie **indirekt** eine Gefahr, nicht für die Republik, wie einige linksstehende republikanische Preßorgane schon befürchtet haben, sondern eventuell nach außen, wenn leitende Diplomaten, die ja bekanntlich nicht immer Volkspsychologen sind, Mißgriffe machen. Als der Zar zum erstenmal nach Paris kam, geriet die Masse gleichfalls in patriotisch-chauvinistische Nervenwallungen, die ihre Abkühlung in Revanchehoffnungen fanden. Inzwischen haben sich die Verhältnisse bekanntlich verändert. Vom rosigsten Optimismus ist man zur nüchternen Wirklichkeit zurückgekehrt. Geradeso wird auch die gegenwärtige Bewegung keine dauernde sein, und die von einer Pariser Zeitung nach dem Muster des Deutschen Kaiserwortes „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser" geprägte Formel „Notre avenir est dans l'air" und der ihr innewohnende Revanchegedanke wird sich als unhaltbar erweisen. Die Subskription hat bis jetzt etwa zwei Millionen Franken ergeben. Das bedeutet eine Vermehrung der Luftflotte um ca. 140 Flugzeuge. Eine offiziöse Note besagt, daß die diesjährigen großen Manöver 140000 Mann (ein Fünftel der franz. Armee) umfassen und 120 Aeroplane in Tätigkeit treten.

Im französischen Parlament gehen Dinge vor, die Ueberraschungen bringen können. Die Diskussion der Wahlreform führte zu einem Abstimmungsresultat, das der Regierung nicht genehm ist und der Opposition (den Antiproportionalisten) eine parteipolitische Argumentenwaffe in die Hand drückt. Der Ministerpräsident hatte das Wort gesprochen: „Wir führen die Reform mit Hilfe der Republikaner durch." Nun aber hat das Kabinett gerade in einer ganz wesentlichen Frage eine Majorität mit Hilfe der äußersten Rechten und Linken bekommen und die Radikalen Combes'schen Stammes eingedämmt. Ungewollt. Darob große Aufregung im Reiche des Buttertellers. Man verlangt eine Zweitberatung des Entwurfs d. h. man will die Dringlichkeit ausschalten. Man will Zeit gewinnen und den Dringlichkeitsantrag niedermetzeln. Kurz, man will die Reform, die conditio sine qua non der Gesundung des politischen Lebens, begraben.

Dann trat Jaurès, der Mann der klassischen Periode, auf den Plan und wickelte die Geheimpolitik à la Delcassé meisterlich durch. Schweigend saßen die Herren Pichon, Delcassé, Caillaux, de Selves usw. da (teils im Palais Bourbon, teils im Palais Luxembourg), ohne mit der Wimper zu zucken. Es gibt Gewissen, die drücken. Eine Parole kam von oben. Herr Poincaré, der Ministerpräsident, trat mit seiner advokatischen und parlamentarischen Gewandtheit allein ins Gefecht. Immerhin wird, was Jaurès vortrug, noch lange in den Gemütern nachhallen. Er, der sich anfänglich auf den Beruf eines Gymnasiumslehrers vorbereitete, hat gewissen Herren Tatzen erteilt, an die sie noch lange denken. Vielleicht wird sich aber einer von den Getroffenen aufbäumen, denn Jaurès ist noch nicht zu Ende.

Ich bin das Licht der Welt.

Ich bin das Licht der Welt und wende
Mich den vergess'nen Schatten zu!
Ich bin ein Friedensfürst und sende
In müdgeweinte Herzen Ruh'.

Ich bin der Lebensbaum, und neige
Zur dürren Erde meine Frucht:
Kühl überschatten meine Zweige
Jedweden Wand'rer — der mich sucht.

Ich bin der aus den Höh'n Gekomm'ne,
Der seiner Brüder Heil gewollt:
In Sturm und Frühlingsweh'n Vernomm'ne,
Ich bin der — den ihr lieben sollt!

Wilfried.

Papst Pius X. und Prinzregent Luitpold.

Denkwürdige Trinksprüche wurden anläßlich der Feier des Namenstages und Geburtstages Pius' X. zwischen dem bayerischen Ministerpräsidenten und dem Apostolischen Nuntius am bayerischen Hofe gewechselt. Bei der Festtafel in der Nuntiatur brachte der Ministerpräsident, Staatsminister des Kgl. Hauses und des Aeußern Dr. Georg Freiherr von Hertling nachstehenden Toast aus:

„Exzellenzen! In kirchlichen Kreisen Roms rüstet man sich, wie bekannt, um im nächsten Jahre die 1600jährige Wiederkehr des Tages zu begehen, der der Christenheit die Freiheit gab. Das Edikt von Mailand von 313 bezeichnet einen Wendepunkt in der Weltgeschichte.

Lassen Sie mich jetzt, verehrte Herren, Ihre Erinnerungen auf das lenken, was dem welthistorischen Akte vorausgegangen ist. Vorausgegangen war im Jahre 312, also vor jetzt 1600 Jahren, die Schlacht an der Milvischen Brücke, wo Konstantin den Kaiser Maxentius schlug und seine Vormacht begründete. Vorausgegangen war jener Schlacht — Eusebius von Cäsarea erzählt es, der es vom Kaiser Konstantin selbst gehört haben will — der wunderbare Traum, in dem Konstantin am Himmel leuchtend das Zeichen des Kreuzes erblickte mit der Inschrift: „In diesem Zeichen wirst du siegen".

Geschmückt mit dem Christuszeichen errangen seine Legionen den Sieg. Nicht lange danach stieg die verfolgte, mit der Palme des Martyriums geschmückte Kirche aus den Katakomben empor. In dem dem langsamen Untergang entgegengehenden römischen Reich schuf sie einen neuen weltumspannenden Organismus. Auf den Trümmern der alten Kultur erwuchs, von der Kraft jugendlicher germanischer Völker getragen, die neue, die Kultur des christlich-germanischen Mittelalters. Rom wurde der Mittelpunkt der katholischen Welt, der Papst der oberste Hirte der Christenheit. Die Zeiten wandeln sich. Gregor der Große, Gregor VII., Innozenz III., Bonifaz VIII., Julius II., Sixtus V.! Wie verschieden sind die Zeitbilder, die diese Namen in unserer Erinnerung wachrufen! Zeiten grundlegender apostolischer Wirksamkeit, Zeiten der Verfolgung und des Exils, Zeiten der Weltherrschaft, Zeiten schwerer, erbitterter Kämpfe, Zeiten äußeren Glanzes und Zeiten innerer Einkehr. Aber in dem Wechsel der Zeiten, in all den Kämpfen und Wirren erhält sich siegreich die Kraft des Christuszeichens, zu allen Zeiten bricht sie wieder hervor, innerlich die Völker ergreifend.

Heute gilt unsere Huldigung Pius X., der zurzeit den Stuhl des heiligen Petrus ziert. Daß er sich zu diesem siegreichen Christuszeichen bekennt, hat er der Welt vom ersten Tage seines Pontifikates an zugerufen: Instaurare omnia in Christo! Das ist der Wahrspruch, den er verkündigte, und unablässig sehen wir ihn bemüht, die Welt darauf hinzuweisen, daß all die Wunder technischer Kultur, an denen wir uns tagtäglich berauschen, nicht dem einzelnen und nicht den Völkern das Glück zu bringen vermögen, daß, um die Schäden und Leiden der modernen Welt zu heilen, die moderne Kultur aus sich selbst nicht die Kraft hat, sondern daß man tiefer graben, heiligere Quellen erschließen muß. Auch das Fest, dessen Anregung er gegeben hat, die 1600jährige Feier, will er nicht mit äußerem Glanze begehen lassen. Eine religiöse Feier soll es sein. Das Innerliche, das Wesentliche ist es, was Pius X. bewegt. Bewundernd schaut die gläubige Welt zu ihm auf, hoffend und betend, daß ihm noch lange Jahre segensreicher Wirksamkeit beschieden seien, daß es ihm vergönnt sein möge, die Früchte seines gottgesegneten Waltens zu ernten. Ich bitte Euer Exzellenz, Seiner Heiligkeit die Empfindungen tiefster Verehrung, die mich erfüllen, zugleich mit meinen ehrerbietigsten Wünschen übermitteln zu wollen. Sie aber, verehrte Herren, ersuche ich das Glas zu erheben und zu rufen: „Papst Pius X. lebe hoch, hoch, hoch!"

Der Apostolische Nuntius, Erzbischof Andreas Frühwirth antwortete mit einem Trinkspruch auf den 91jährigen Regenten:

„Es wird Seiner Heiligkeit dem Papste eine innige Freude gewähren, wenn ich Ihm von den tief empfundenen Worten berichte, in denen Euer Exzellenz Seiner erhabenen Person gedacht haben. Und ganz besonders trostvoll werden Sein väterliches Herz die huldigenden Wünsche berühren, mit denen Euer Exzellenz das Werden der Feier begleiten, die der Heilige Stuhl und die mit ihm in unauflöslicher Gemeinschaft stehende katholische Kirche in dankerfüllter Rückschau auf sechzehn Jahrhunderte zu begehen sich bereitet. Solch weitgreifenden Zeitraum, wie er sich hier dem sinnenden Auge darstellt, überschauen wir nicht ohne innere Ergriffenheit, aber auch freudigst bewegt, zu sehen, wie wir überall dem Walten der Wahrheiten begegnen, die ewig sind, dem Wirken der Werte, die unvergänglich sind. Und aus diesem Empfinden heraus wandelt sich uns das kommende Jubiläum aus einer Feier der Völker zu einer Mahnung an die Völker. Zu einer Mahnung an die Hochhaltung dessen, was fest und unverrückbar bleiben muß im Gefüge der Staaten, zu einer Mahnung an die Hochhaltung unseres heiligen Glaubens, an die Heilighaltung christkatholischer Sitte, an die Aufrechterhaltung der kirchlichen und staatlichen Ordnung und Autorität.

Heil dem Lande, in dem solch bedeutsamer Mahnung der Boden so wohlbereitet ist wie hier in Bayern. Wohl dem Lande, über das ein Herrscher die Hände breitet, der, wie Seine Königliche Hoheit Prinzregent Luitpold, im lauteren Glanze ehrwürdigster Persönlichkeit, im strahlenden Schimmer edelster Fürstlichkeit Seinem Volke vorsteht. Was Seine Güte gesäet, was Seine Gerechtigkeit ausgeglichen, was Seine Weisheit zu gutem Ende gelenkt, was Seine Liebe zu versöhnendem Abschluß geführt, was Seine fromme Gottesfurcht, Sein tiefgläubiger Sinn an Erbauung des Volkes gewirkt hat, das steht eingetragen im Buche der Zeiten und wird offenbar werden erst den Augen, die auf unser Zeitalter einst prüfend zurückschauen werden.

In Verehrung blicken daher auf diese ehrwürdige Gestalt die Fürsten, die, um des Kaisers Macht geschart, mit ihren Staaten im Deutschen Reiche sich zu einem Bunde unüberwindlicher Stärke geeint wissen. In Liebe und Anhänglichkeit hebt zu seinem teueren Prinzregenten den Blick das bayerische Volk, das durch tausendjähriges Treueverhältnis sich dem Herrscherhaus verbunden fühlt. Mit heißen Wünschen begleitet es die Jahre, durch die der geliebte Herrscher in Rüstigkeit hindurch

schreitet, an Kraft der Selbstzucht und an Treue der Pflichterfüllung dem Geschlechte gleich, von dessen Lebensjahren ihn ein Menschenalter scheidet. In inniger Andacht schließt dies treue Volk sich ein in die Gebete, die seine Priester an den Stufen des Altares zu Gott emporsenden für ein Leben, das allen im Lande so teuer ist, wie das des guten, des unersetzlichen Vaters.

Bewegt von diesen Empfindungen, in herzlichster Gesinnung für den hohen Herrn mich eins wissend mit dem ganzen Bayernlande, bitte ich Sie, mit mir sich zu dem schlichten Gedenken der Liebe zu vereinigen, das in den Worten liegt: Gott schütze, Gott segne, Gott erhalte den allgeliebten Regenten!"

Der Prozeß Jesu in rechtsgeschichtlicher Bedeutung.

Von Joseph Kestermann.

Unter dieser Ueberschrift ist in dem Archiv für Strafrecht und Strafprozeß (sogenanntes Goldammersches Archiv), Verlag von v. Decker in Berlin, Band 55, Jahrgang 1908, Seite 12 ff., ein umfangreicher Aufsatz des Privatdozenten Dr. Dörr in München, damals Amtsrichter, nun II. Staatsanwalt, abgedruckt. Der Verfasser zeigt für einen Juristen ungewöhnlich viele Kenntnisse in der Heiligen Schrift, in jüdischen und römischen Schriftstellern und in der darüber erwachsenen neuzeitlichen Literatur; ob sie vollständig und ob die von ihm aufgestellten Behauptungen auch alle dogmatisch haltbar sind, wird nur sagen können, wer auch historisch und theologisch den Stoff meistert. Der bekannte Jurist der Berliner Universität, Joseph Kohler, schreibt in einem angefügten sehr lobenden Zusatz das bemerkenswerte Wort: „Die Bibelkritik geht heutzutage in der Verneinung viel weiter als die geschichtlichen Grundlagen sind, auf die der Verfasser baut". Damit bestätigt er das allgemein Wertvolle der Abhandlung, ihre vom Verfasser freilich kaum besonders gewollte apologetische Seite. Ihretwillen wird hier auf diese Arbeit hingewiesen. Die Leugnung der geschichtlichen Existenz des Heilands findet gerade in den überlieferten Vorgängen des Christusstrafprozesses einen nicht zu besiegenden Widerstand. Wenn die Person Christi erdichtet worden wäre, so wie vielleicht früher die Homers, oder böswillig erfunden worden wäre, so hätte das doch nur in späteren Jahrhunderten geschehen können, als die Zeit war, die seine Persönlichkeit umgibt. In jenen Jahrhunderten wären aber längst nicht mehr, schon infolge der ungeheuren Kulturstürze der ersten sechshundert Jahre nach Christi Tod, die Prozeßformen des jüdisch-römischen Provinzialstrafrechts bekannt gewesen, die das Skelett des Prozesses Jesu bilden. Sie hätte man nicht erdichten und erfinden und als die rechtsgeschichtlichen Wahrheiten, die auch der Christusleugner nicht bestreitet, in die Mythe hineinarbeiten können. Solche bald erstorbene Prozeßformen konnten unter den damaligen Kulturverhältnissen nur als Rahmen eines geschichtlichen Vorkommnisses, nicht selbständig als rechtswissenschaftliche Kenntnisse und nicht außerhalb der Gelehrtenwelt weiter berichtet werden. Allerdings sind, wie der Verfasser nachweist, diese Strafprozeßnormen dem Heiland gegenüber vielfach unbeachtet geblieben, ja geradezu umgestoßen worden; denn damit allein konnten die ungerechten Richter Jesu sich die Möglichkeit verschaffen, unter Beobachtung einiger strafprozessualer Aeußerlichkeiten Jesum zu töten. Diese eingehaltenen Prozeßvorschriften sind aber provinziell eigenartig genug, um ohne sofort einsetzende Ueberlieferung der ganzen Prozeßgeschichte (Passion) Jesu von der großen Menge vergessen zu werden; losgelöst von der christlichen Tradition konnten sie erst von der neuzeitlichen Gelehrtenforschung rekonstruiert werden zugleich mit dem ganzen jüdisch-römischen Provinzialstrafrecht; den Träumern oder Betrügern, die den Christus-Mythus im ausgehenden Altertum geschaffen haben sollen, standen die zu einer solchen rechtsgeschichtlichen Forschung nötigen wissenschaftlichen Grundlagen nicht zu Gebote.

Zwei Jubilare im Glanze des Purpurs.

Von P. Anicet, O. M. Cap., Clemenswerth.

Am 22. Juni 1902 beging in der Stadt der Päpste einer der bekanntesten und beliebtesten Männer von Rom, der Kardinalbischof von Porto und S. Rufina, Lucido Maria Parocchi, festlich jenen Tag, an welchem er ein Vierteljahrhundert zuvor mit dem Purpur des Kardinalates umkleidet worden. Fast volle 10 Jahre sollten seit diesem Tage des 22. Juni 1902 vergehen, bis wiederum in den Räumen des Vatikans, wiederum in des Papstes unmittelbarster Umgebung, eine gleiche Jubelfeier — das silberne Kardinalsjubiläum — stattfinden konnte: 14. März 1912. Dieses Mal waren es indes gleich 2 Purpurträger, welche das 25. Jahr ihrer Zugehörigkeit zum ehrwürdigsten und erhabensten Fürstenkollegium der Welt zum Abschlusse bringen durften: Serafino Vannutelli, Bischof von Porto und S. Rufina (als unmittelbarer Nachfolger von Kardinal Parocchi, der sein Jubiläum kaum ein halbes Jahr überleben sollte: † am 15. Januar 1903 als der 145. und vorletzte der unter Leos XIII. Pontifikate ins Grab gestiegenen Kardinäle), und Mariano Rampolla del Tindaro, Erzpriester der Vatikanischen Basilika und seit 1908 Sekretär des Heiligen Offiziums zu Rom. Ebenso wie Parocchi gehören auch Rampolla und Vannutelli zu den verdienstvollsten Mitgliedern des heiligen Kollegiums; während jener vorzugsweise als gewandter und glänzender Apologet und Verfechter der Freiheiten und Rechte der Kirche sich bewährt hat, haben diese vornehmlich auf dem Felde der Diplomatie in der treuen und geschickten Vertretung der Interessen und Ansprüche ihres päpstlichen Souveräns der Kirche die mannigfachsten und schätzenswertesten Dienste geleistet. Gleich Parocchi wurden dann auch Rampolla und Vannutelli stets in der ersten Reihe unter den sog. „cardinali papabili" genannt, d. h. unter jenen Eminenzen, welche als die aussichtsvollsten und am meisten in Frage kommenden Kandidaten für den päpstlichen Thron galten; so fielen denn noch bei der jüngsten Papstwahl nach dem Tode Leos XIII. (1903) auf Vannutelli beim ersten Wahlgange 4 Stimmen, auf Rampolla sogar 24 (auf Kardinal Sarto, das gegenwärtige Kirchenoberhaupt, 5), welche Zahl sich in den nachfolgenden Skrutinien bekanntlich noch bis auf 30 steigerte — nur das „Veto" Oesterreichs ließ ja damals die Papstwähler schließlich von der Wahl Rampollas Abstand nehmen. Ein Leben, vielbewegt und voll von mühereicher und vielgestaltiger Tätigkeit, liegt hinter den beiden nunmehrigen Jubilaren des Purpurs, ein Leben, von welchem hier nur die Hauptetappen kurz berührt werden können. Früh schon begannen beide ihre diplomatische Laufbahn: Rampolla mit 32, Vannutelli mit noch nicht ganz 30 Jahren. Vannutelli war zunächst, vom Herbste 1864 ab, Uditore des päpstlichen Nuntius Pier Francesco Meglia (nachmals Kardinal, † 31. März 1883) am Hofe des so tragisch endenden Kaisers Ferdinand Maximilian von Mexiko und begleitete sodann im Sommer 1866 den genannten Prälaten in gleicher Eigenschaft nach Südamerika und noch gegen Ausgang des nämlichen Jahres auf die Nuntiatur von München. Bereits im Konsistorium vom 25. Juni 1869 beförderte Papst Pius IX. den eben erst 34½ Jahre zählenden, diplomatisch so hervorragend befähigten Uditore zum Titularerzbischof von Nicaea unter gleichzeitiger Ernennung zum Apostolischen Delegaten für die südamerikanischen Republiken Peru und Ecuador. Die innigste Freundschaft verband den nun fast sechs Jahre hier tätigen Delegaten mit Ecuadors genialem und hochedlem Präsidenten Garcia Moreno, welcher am 6. August 1875 als Opfer seiner echt kirchlichen Gesinnung unter dem Mordstahl feiger Meuchelmörder fallen sollte. Kurz vor Morenos gewaltsamem Tode ging Vannutelli als Nuntius an den belgischen Hof in Brüssel (ernannt am 15. März 1875), woselbst drei Jahrzehnte vor ihm (1843—1846) Nuntius Pecci, der spätere Papst Leo XIII., und von 1861 bis 1866 Ledóchowski, der nachmalige Erzbischof von Gnesen-Posen und Kardinal-Präfekt der Propaganda († 22. Juli 1902 zu Rom), tätig gewesen waren. In dieser damals ganz ungewöhnlich schwierigen Stellung wußte Nuntius Vannutelli durch sein umsichtig-kluges und außerordentlich taktvolles Verhalten fünf Jahre sich zu behaupten, bis es im Juni 1880 infolge des konstant äußerst kirchenfeindlichen Gebarens der erzliberalen belgischen Regierung (unter dem Kabinett von Frère-Orban, † 2. Januar 1896) zum unvermeidlich gewordenen offenen Bruche Belgiens mit dem Apostolischen Stuhle kam. Jetzt nach Rom zurückberufen, übernahm Vannutelli noch am 23. Dezember dieses Jahres 1880 die Nuntiatur von Wien, welchen hochbedeutsamen Posten er, getragen von der allgemeinen Achtung und Wertschätzung, reichlich sechs Jahre bekleidete. Dieser rastlosen beinahe ein Vierteljahrhundert umschließenden diplomatischen Tätigkeit ward nun die wohlverdiente höchste Anerkennung durch den römischen Purpur, welchen Vannutelli im Konsistorium vom 14. März 1887 erhielt. Wir deutsche Katholiken, denen Kardinal Vannutelli schon vor 45 Jahren als Uditore in Bayerns Hauptstadt nahe getreten ist, schulden dem greisen, jetzt in seinem 78. Jahre stehenden (geb. 26. Nov. 1834) Kirchenfürsten noch den Tribut ganz besonderer Dankbarkeit. Seit dem Tode des Kardinals Paulus Melchers († 14. Dez. 1895) ist Vannutelli nämlich Protektor des Campo Santo und hat sich in

diesen langen Jahren stets als hilfsbereiten und eifrigsten Anwalt und Förderer dieser so wichtigen deutschen Nationalstiftung in Rom erwiesen. In Kardinal Sarafino Vannutelli sehen wir auch den älteren Bruder jenes anderen gefeierten Purpurträgers mit dem Namen Vannutelli — Vincenzo — vor uns, der besonders in den letzten Jahren gerade in Deutschland so bekannt geworden ist durch sein wiederholtes Auftreten als außerordentlicher Legat des Papstes Pius X. — Wohl weniger wechselvoll, aber dennoch kaum minder einschneidend und großartig zeigt sich uns das Wirken des anderen Purpurjubilars vom 14. März, des Kardinals Rampolla. Zweiunddreißigjährig begab sich der einem altadeligen Sizilianergeschlechte Entsprossene, damals schon Hausprälat des Papstes und Kanonikus der Basilika von Santa Maria Maggiore, im Jahre 1875 als Nuntiaturrat nach Spanien und verblieb als päpstlicher Geschäftsträger in Madrid, als der dortige Nuntius Giovanni Simoni († als Propagandapräfekt am 14. Januar 1892) nach dem Ableben des Kardinals Antonelli (6. November 1876) dessen Nachfolgerschaft als Staatssekretär des Papstes Pius IX. antreten mußte. Im Jahre 1877 — nach Ernennung des neuen Madrider Nuntius Giacomo Cattani, † als Kardinal und Erzbischof von Ravenna am 14. Februar 1887 — verließ Rampolla Spanien und wurde Sekretär der Propaganda für die orientalischen Riten, 1878 bereits Apostolischer Protonotar und 1880 Sekretär der Kongregation der außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten und Kanonikus von St. Peter. Gegen Ende des Jahres 1882 zum Titularerzbischof von Heraklea präkonisiert und zum Nuntius von Madrid ernannt, wandte sich dann Rampolla wiederum dem fünf Jahre zuvor von ihm verlassenen Spanien zu, um nun vier Jahre lang in diesem durch wilden Parteihader zerrissenen Lande beruhigend, aufklärend, vermittelnd und versöhnend zu wirken. Seine im Beginn des Jahres 1887 erfolgte Abberufung nach Rom löste denn auch beim spanischen Volke ein allgemeines Bedauern aus. Am 14. März genannten Jahres erhob Leo XIII. den so trefflich bewährten und verdienstreichen Prälaten zusammen mit noch vier anderen — Serafino Vannutelli, Gaetano Aloisi Masella (dem bekannten Münchener Nuntius, 1877—79), Luigi Giordiani, Camillo Siciliano di Rende — zur Würde des Kardinalates und übertrug ihm Ende Mai 1887 den drei Monate vorher durch Jacobinis unerwartet schnelles Hinscheiden (am 28. Februar 1887) frei gewordenen Vertrauensposten des Staatssekretärs. Sechzehn volle Jahre — bis zu Leos Tode: 20. Juli 1903 — harrte Rampolla mit unversieglicher Arbeitslust und geradezu erstaunlicher Zähigkeit auf diesem besonders in unseren Tagen so heiklen und schwierigen Posten aus, den seine drei unmittelbaren Vorgänger Jacobini, Nina und Franchi zusammengenommen noch nicht ganz neun Jahre versehen hatten. Unzertrennlich wird für immer mit dem Namen Leo XIII. der Name Rampolla verbunden bleiben, und die glänzenden und außerordentlichen Erfolge, welche das Pontifikat des erwähnten Papstes aufzuweisen hat, sind zum nicht geringen Teile dem Weitblicke und der Tatkraft seines genialen Staatssekretärs zu danken. Auch bei Leos Nachfolger, Pius X., erfreut sich Rampolla, und ebenso auch Vannutelli, sehr hohen Ansehens. Mögen denn die beiden Jubeleminenzen noch manches weitere Jahr als vorzügliche und vielerfahrene Berater dem Oberhaupte der Kirche zur Seite stehen.

Gegen die Quertreibereien

hat der Augustinusverein zur Pflege der katholischen Presse in einer Generalversammlung, die am 18. März in Berlin unter dem Vorsitz des Geheimen Justizrates Dr. Porsch, Vizepräsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses, abgehalten wurde und aus allen Teilen des Reiches stark besucht war, einstimmig nachstehende Resolution angenommen:

1. Die Generalversammlung bedauert auf das lebhafteste die durch gewisse Quertreiber, durch neugegründete Presseorgane und Korrespondenzen systematisch betriebenen Verdächtigungen gegen die Gesinnungstreue der berufenen Vertretungen und Organisationen der Zentrumspartei.

2. Gegenüber diesen Verdächtigungen und Irreführungen, welche in der gegnerischen Presse ausgebeutet werden gegen das Zentrum und die Organisationen der deutschen Katholiken, warnen wir unsere Parteifreunde vor jeder Verwirrung und Uneinigkeit. Wir ersuchen unsere Freunde, mit derselben geschlossenen Einigkeit, die bisher die Partei ausgezeichnet hat, allen Anfeindungen zum Trotz unverbrüchlich festzuhalten an dem politischen Programme Windthorsts, dessen Jahrhundertfeier wir in diesen Tagen begehen. Die Einigkeit in der Partei ist nötiger denn je. Die Parteiinstanzen werden gebeten, über diese Einigkeit mit aller Strenge zu wachen und eintretenden Falles unnachsichtlich die Konseqenzen zu ziehen.

In Venedig.

In dem Garten des Tizian wiegt
Rose an Rose sich noch immer.
Ueberm großen Kanale liegt
Immer noch Glanz und gold'ner Schimmer.

Durch die Wasser die Gondeln zieh'n
Stets noch unter den Brückenbogen,
O du strahlende Königin,
O Venezia, Herrin der Wogen!

Deine Zauber, sie starben nicht.
Deiner Schönheit herrlich Geschmeide
Uebergoldet mit seinem Licht
Selbst die Seele, die voll vom Leide.

Aus des Nordens Nebelgefild'
Bin ich geflüchtet zu deinen Träumen.
Lasse in deinen Armen mild
Mich die schimmernden Tage versäumen!

Dr. Lorenz Krapp.

Die Entdeckung des Südpols.

Von Hermann Cardauns.

Rasch hintereinander sind die beiden Punkte erreicht worden, um welche sich die Achse unserer Erde dreht: Am 9. April 1909 hat Robert Peary am Nordpol die amerikanische, am 14. Dezember 1911 Roald Amundsen am Südpol die norwegische Flagge gehißt, jener auf treibendem Meereis, dieser auf vergletscherter Hochebene.

Gänzlich verschieden ist die Vorgeschichte dieser beiden geographischen Großtaten. In der Arktis hat es jahrhundertelanger mühseligster, schrittweise unter vielen Irrwegen und Katastrophen vorgehender Forscherarbeit bedurft, bis der Preis gewonnen wurde. In der viel unwirtlicheren Antarktis dagegen, deren Beschaffenheit erst im 18. Jahrhundert Cook in den allgemeinsten Umrissen enthüllte, füllen die planmäßigen Vorstöße zum Pol nur ein Jahrzehnt aus.

Allerdings sind schon mehr als 70 Jahre verflossen, seit der Anfang des Weges entdeckt wurde, den Roald Amundsen jetzt bis zum Ende gegangen ist. Es war im Januar 1841, als der Engländer James Roß die Nordostspitze (Kap Adare) des bis dahin gänzlich unbekannten Südviktoria-Landes (72° südlicher Breite) zu Gesicht bekam. Er folgte der in prachtvollen Hochgebirgsketten aufsteigenden Küste nach Süden, bis ihm fünf Grade weiter südlich ein seltsames Hindernis Halt gebot: Von der Ostspitze der Roßinsel mit ihrem 4000 m hohen tätigen Vulkan (Mount Erebus) erstreckte sich unabsehbar nach Südosten, senkrecht aus dem Meere aufsteigend, eine Eismauer, deren wechselnde Höhe zuweilen 50 m überstieg. Er fuhr hunderte von Kilometern an ihr entlang, ohne ihr Ende zu erreichen, ohne ihre Kante zu betreten, ohne dieses Phänomen erklären zu können. Er hatte die Pforte zum Südpol gefunden, aber sie zu durchschreiten war ihm nicht vergönnt, und dann ist über ein halbes Jahrhundert vergangen, bis wieder ein menschliches Auge das Südviktorialand sah: 1894 hat der Norweger Borchgrevink als Matrose eines Walfischfängers für wenige Stunden seine Küste betreten. 1898 verbrachte er als Führer einer wissenschaftlichen Expedition einen schweren Winter bei Kap Adare. Bei einer Fahrt längs der Eismauer stellte er die merkwürdige Tatsache fest, daß die Stirn derselben stark nach Süden zurückgegangen war.

Wenige Jahre später beginnen die großen systematischen Expeditionen. 1902 fuhr der englische Dampfer „Discovery" unter Kapitän Scott die Front der Eismauer oder „Großen Barriere" in einer Länge von etwa 150 Wegstunden (Luftlinie) ab bis zu einer hohen Küste (König Eduard Land) und nahm dann für volle zwei Jahre Winterquartier an der Südspitze der Roßinsel (Kap Armitage). Von hieraus ist er tief in das Innere des Südviktoria-Landes eingedrungen. Nach Ueberwindung des majestätischen Randgebirges gelangte er, etwa 3000 m über Meer, auf ein flaches Gletscherplateau ohne Berge, ohne einen einzigen Stein, eine unsäglich trostlose Schneewüste, ohne die geringste Abwechslung als niedrige wellenförmige Schneekämme. Es war dasselbe schreckliche Bild, welches, am entgegengesetzten Punkte der Erdkugel, Nansen im südlichen und Peary im nördlichen Teile Grönlands gefunden haben. Grönland wie Südviktoria-Land sind total vergletscherte Hochebenen, Reste der Eiszeit, deren Herrschaft in früheren Jahrtausenden viel

weiter als heute nach dem Aequator zu sich erstreckte. Weit genauer als sein Vorgänger hat Scott die „Barriere" untersucht. Gleich zu Anfang stellte sich heraus, daß die Eismauer sich mit Flut und Ebbe hob und senkte, also auf dem Wasser *schwamm*; sie bildete den Absturz eines flachen, schneebedeckten Eisfeldes, das zwischen dem Südviktoria- und dem König Eduard-Lande hunderttausende von Quadratkilometern bedeckt; die Oberfläche dieses riesenhaften „Seegletschers" liegt nicht mehr als einige hundert Fuß über dem Meeresspiegel. Abgesehen von kleineren Schlittenfahrten ist Scott auf diesem Gletscher Ende 1902 mehr als vier Breitegrade nach Süden gezogen, ohne daß das Terrain anstieg. Zur Rechten begleiteten seinen Marsch stets die Hochgebirge des Südviktoria-Landes; auch als er sich, schon jenseits des 82 Grades, zur Umkehr gezwungen sah, war der Charakter des Gletschers noch unverändert, und noch immer sah er nach Süden mächtige Berge bis zu 5000 m Höhe.

Damit war der Weg zum Pol gewiesen. Der flache, spaltenlose Seegletscher und das ganz ähnlich beschaffene Hochplateau boten für Schlittenreisen nicht entfernt so große Schwierigkeiten, wie das oft sehr rauhe, von Eiswällen (Hummocks) und offenen Wasserrinnen durchschnittene Treibeis des nördlichen Eismeers. Immerhin war das Vordringen noch sehr erschwert durch weichen Schnee, rasende Stürme und furchtbare Kälte, besonders auf der tausende von Metern über dem Meer liegenden Eiskappe des Hochplateaus, sowie durch die Notwendigkeit, bei dem absoluten Mangel an Tierleben und Pflanzenwuchs Brennmaterial und Nahrung für Menschen und Hunde bis auf das letzte Pfund für Hin- und Rückmarsch mitzuschleppen, abgesehen von den in der Nähe des Winterquartiers anzulegenden Depots. Eine Hauptschwierigkeit war, falls der Seegletscher sich nicht bis zum Pol erstreckte, der Aufstieg zur Hochebene.

Dieses Haupthindernis hat eine zweite englische Expedition gründlich durchgekostet. Auf der Seegletscherfahrt von 1902 war einer der beiden Begleiter Scotts, Leutnant **Shackleton**, der halbtot bei der „Discovery" ankam und krankheitshalber mit einem Entsatzschiff in die Heimat zurückkehren mußte. 1907 fuhr er wieder nach der Roßinsel, erreichte im Innern des Südviktoria-Landes etwa unter 72° den *magnetischen Südpol*, d. h. den Punkt, an welchem die Magnetnadel senkrecht nach dem Mittelpunkt der Erde weist, und trat Ende Oktober 1908 den Marsch über den Seegletscher an, wobei er als Schlittenvorspann nicht wie Scott Hunde, sondern sibirische Ponies verwendete. Er kam rasch bis zu dem südlichsten Punkt, bis zu welchem er sechs Jahre vorher zusammen mit Scott vorgedrungen war. Einige Tagreisen weiter südlich aber drehte sich die Küste des Viktoria-Landes nach Osten, den Seegletscher etwa unter 85° abschließend, so daß Shackleton genötigt war, ihn zu verlassen und einem zerrissenen Landgletscher folgend, sich in das Gebirge hineinzuarbeiten. Es dauerte drei Wochen, bis man das Plateau, und dann noch einige Tage, bis man, noch immer langsam steigend, den höchsten Punkt desselben (etwa 3500 Meter) erreichte. Nur noch etwa 150 Kilometer vom Pol entfernt, mußten die von Hunger und Entkräftung arg mitgenommenen Männer das weitere Vordringen aufgeben, unter 88° 23′ Breite, am 9. Januar 1909. Unter entsetzlichen Mühsalen sind sie Anfang März, nach einem Marsch von 126 Tagen, wieder beim Schiff angekommen.

Wenn Shackleton auch nicht ganz bis zum Ziele kam, so hatte er doch die Südpolfrage im wesentlichen gelöst: Er hatte den Nachweis erbracht, daß der Pol auf der Eiskappe des Hochplateaus des Südviktoria-Landes liege, denn von seinem äußersten Punkte war weder eine Bergspitze zu sehen noch eine Senkung des Terrains wahrzunehmen. Auch touristisch würde er sein Ziel erreicht haben, wenn nicht trotz allen Hungerleidens die Nahrungsmittel zu Ende gegangen wären und die absolute Notwendigkeit, so rasch wie möglich das nächste Lebensmitteldepot zu erreichen, sich bei unmittelbarer Lebensgefahr gebieterisch aufgedrängt hätte. Er hatte sicher festgestellt, daß bei noch besserer Vorbereitung der Pol erreichbar sei, und der nächste Versuch ist denn auch gelungen.

Der Held der letzten, erfolgreichen Südpolexpedition ist der Norweger **Roald Amundsen**, geboren zu Borge am 16. Juli 1872, also gegenwärtig noch nicht 40 Jahre alt. Er war als Polarforscher schon rühmlich bekannt. Schon in den neunziger Jahren machte er als Steuermann die belgische Südpolexpedition unter de Gerlache mit, welche einige neue Entdeckungen im Grahamland und in dem vorgelagerten Archipel (südlich von Südamerika) machte, aber nur wenig über den 72° hinauskam. Einer seiner Schiffskameraden war der amerikanische Arzt Frederick Cook, damals noch ein als Polarforscher und Gelehrter angesehener Mann, der über diese Fahrt ein gutes Buch geschrieben hat, nachmals berüchtigt durch seine tolle Erfindung, daß er schon 1908, ein Jahr vor Peary, am Nordpol gewesen sei. Trotz seiner Entlarvung unternimmt er große Vortragsreisen und will im Frühjahr d. J., laut mir vorliegenden phantastischen Prospekten, auch Deutschland auf einer Vortragstournee heimsuchen. — In den Jahren 1903—1906 unternahm Amundsen eine sehr erfolgreiche Reise durch das Inselgewirr im Norden von Nordamerika. Es war bis dahin noch nicht gelungen, die „Nordwestliche Durchfahrt", d. h. den Wasserweg von der Baffins-Bai zur Bering-Straße, auf ein und demselben Schiffe zurückzulegen. Amundsen brachte es als Erster fertig, und zwar auf einem lächerlich kleinen Schiff, der Heringsjacht „Gjöa", deren Bemannung außer ihm nur sechs Köpfe zählte. Durch den Lancaster-Sund und die Barrow-Straße westlich, dann südlich durch den Peel-Sund und die Franklin-Straße kam er in rascher Fahrt zur King William-Insel an der amerikanischen Nordküste, wo er zweimal überwinterte. Erst 1905 konnte er sich vom Eis losmachen und die Fahrt westlich fortsetzen, mußte an der Festlandsküste nochmals überwintern und kam erst 1906 durch die Bering-Straße zurück.

1910 war er gerade im Begriff, von Kap Barrow (Nordküste Nordamerikas) eine neue Reise anzutreten, nach demselben Plan, den 1893—96 sein Landsmann Nansen von der sibirischen Küste aus zur Erforschung des nördlichen Eismeeres unternommen hatte. Er wollte sich, und zwar auf Nansens Schiff „Fram", im Treibeis einfrieren und nördlich treiben lassen, um nach vielleicht fünf Jahren jenseits des Nordpols wieder zum Vorschein zu kommen. Plötzlich gab er den Plan auf und wandte sich mit seiner „Fram" nach dem äußersten Süden.

Anfang 1911 erreichte die Fram die „Barriere" und errichtete, nicht auf festem Lande, sondern auf dem Eis des „Seegletschers" das Winterquartier. Bekanntlich ist es in der Antarktis Winter, wenn wir auf der nördlichen Erdhalbkugel Sommer haben. Die Station lag an der Walfischbai, einer Einbuchtung der Barriere etwa unter 164° westlicher Länge und 78° südlicher Breite, etwas westlich vom König Eduard-Land, weit östlich von der Roßinsel entfernt, bei der um dieselbe Zeit auch Kapitän Scott wieder Quartier nahm. Anfang Februar 1911 hat Scotts Schiff, die „Terra nova", Amundsen an der Walfischbai getroffen. Dann hat man etwa ein Jahr lang nichts mehr von ihm gehört, bis im März aus Neu-Seeland die erste Depesche kam, daß er sein Ziel erreicht habe. Bis jetzt liegen über den Verlauf nur knappe Berichte vor, welche aber die Hauptzüge des Verlaufs deutlich erkennen lassen.

Gleich im Februar 1911 hatte Amundsen mit den Vorbereitungen begonnen. Nachdem ihn die „Fram" am Eisrand abgesetzt hatte und abgefahren war, um ihn im folgenden Sommer wieder abzuholen, wurden während der schlechten Jahreszeit trotz der fürchterlichen Kälte (am 13. August sank das Thermometer auf — 53° C) große Depots mit zehntausenden Kilogramm Vorräten angelegt. Möglich war das in der antarktischen Winternacht nur bei der ganz vorzüglichen Ausrüstung mit Zugtieren, er hatte über 100 Hunde mitgenommen. Schon am 18. September begann er den Vormarsch zum Südpol mit sieben Begleitern, sieben Schlitten, 90 Hunden und Vorräten für vier Monate. Es war noch sehr früh in der Jahreszeit (Scott war erst Anfang November, Shackleton erst Ende Oktober aufgebrochen), und bald zeigte sich, daß der Aufbruch *zu früh* erfolgt war: Andauernde Kälte und der Zustand der Hunde nötigten zur Umkehr, und erst am 20. Oktober wurde der Versuch erneuert, diesmal nur mit vier Begleitern, vier Schlitten und 52 Hunden.

Bei besserer Witterung und guten Schneeverhältnissen ging der Marsch über den Seegletscher rasch vonstatten. Schon am 17. November kam Amundsen bei seinem Hauptdepot an, das er etwa unter dem 85. Breitegrad, am südlichen Rande des Seegletschers errichtet hatte. Hier begann der mühsamste Teil der Wanderung, der Aufstieg im Hochgebirge, das Amundsen erheblich weiter östlich als vor ihm Shackleton erreichte. Ueber wild zerrissenes Eis, auf dem die Schneeschuhe unbrauchbar wurden, kämpfte man sich auf großen Umwegen aufwärts; ein besonders arg zerklüfteter Gletscher bekam den Namen Teufels Tanzplatz. Die höchste erreichte Höhe betrug etwa 3600 m. Trotz aller Schwierigkeiten wurde das Hochgebirge verhältnismäßig rasch forciert; oben fand man die gleiche eintönige Hochebene wie früher Scott und Shackleton, und am 14. Dezember wurde bei leichtem Wind und der für die Höhe milden Temperatur von — 23° C der Südpol erreicht, oder doch ein Punkt, in dessen unmittelbarer Nähe nach den bisher vorgenommenen Berechnungen der Südpol liegen mußte. Hier wurde die norwegische Flagge gehißt, zu Ehren des Königs von Norwegen erhielt das Eisplateau den Namen König Hakon-Land, während das Zelt den gemütlichen Namen Polheim bekam. Drei Tage ist Amundsen hier geblieben. Strahlender Sonnenschein — bekanntlich geht am Pol um diese Jahreszeit die Sonne überhaupt nicht unter — unterstützte die sorgfältigen Messungen, auf die man mehrere Tage verwendete. Um ganz sicher zu sein, wurde das benachbarte Terrain nach allen Richtungen durchstreift und die bisherige Marschrichtung noch 9 km weit verfolgt. Vom Winterquartier bis zum Südpol, ein Weg von 1400 km, hatte man 56 Tage gebraucht, was eine durchschnittliche Tagesleistung von 25 km ergibt; die wirklichen Leistungen waren natürlich je nach dem Terrain sehr verschieden gewesen.

Viel rascher gestaltete sich bei gutem Wetter der Rückweg, der am 17. Dezember angetreten wurde. Die schweren Leiden, die Scott und Shackleton durchgemacht hatten, das verzweifelte Ringen mit Hunger und Krankheit, sind Amundsen und seinen Gefährten erspart geblieben. Als sie im Januar wieder beim Winterquartier ankamen, waren sie in guter Verfassung; zwei Schlitten und elf Hunde haben sie zurückgebracht. Pünktlich traf auch die „Fram" bei der Barriere ein, um sie heimzuholen. Am 30. Januar wurde die stürmische Rückfahrt angetreten, und am 7. März kam aus Neuseeland die Depesche, welche der Welt den großen Erfolg Amundsens

verkündete. Als Hauptergebnisse seiner Reise bezeichnet er außer der Erreichung des Südpols die genauere Kenntnis des „Seegletschers“, den er auf einer bisher nicht benutzten Route durchquerte, und die Feststellung, daß das Hochgebirge sich von Südviktoria-Land weit nach Osten zieht, vielleicht mit dem König Eduard-Land zusammenhängt. Er hat diesem gewaltigen Bergwall den Namen der norwegischen Königin (Maud-Berge) gegeben. Mehr und mehr gewinnt die Hypothese von einem großen antarktischen Kontinent an Wahrscheinlichkeit, der sich vom Südviktoria-Land über den Pol hinweg vielleicht bis zum Grahamland erstreckt, das Amundsen vor 14 Jahren besuchte. Hoffentlich kommt bald auch Kunde von den übrigen antarktischen Expeditionen (Scott usw.), die etwa um dieselbe Zeit wie Amundsen ausgefahren sind.

Das Passionsspiel Erl 1912.[1]

Von P. Redemptus, unbeschuhter Karmelit.

Zähle, wenn du kannst, die Fremden, die alljährlich in das Inntal kommen, um da ihre Sommerfrische zu verbringen! Zu Tausenden fahren sie aus allen Gegenden Deutschlands sich zusammenfindend, mit der Eisenbahn von Rosenheim her. Wie freuen sie sich an dem großartigen Anblick der majestätischen Berge, der dazwischenliegenden, herrlichen Täler und der darin gelegenen, lieblichen Dörfer! Ob aber auch nur einer aus ihnen, wann er zum Kranzhorn aufblickt und das an dessen Fuß gelegene Erl überschaut, ahnt, daß Erl ein so hohes Alter hat und ein kunstsinniges Völklein beherbergt? Nicht zum verwundern fürwahr! Erl hat ja, durch die oftmals erfolgten Brände völlig eingeäschert, immer wieder — zum letztenmal 1809 — neu aufgebaut werden müssen und so alles Altertümliche in Stil und Bauart verloren.

Doch ist Erl — ehedem Erlau, Erlan, Oerl, Oerlan, Orilan (Orian?) genannt — eine uralte Stätte christlicher Kultur. Schon die sogenannte Notitia Arnonis, das Verzeichnis aller jener Schenkungen, welche die Kirche von Salzburg aus herzoglich bayerischem Gute erhielt und welche Bischof Arno mit Zustimmung und Genehmigung des Königs Karl d. Gr. im Jahre 788 durch den Diakon Benedikt zusammenschreiben ließ, sagt da, wo sie von Erl redet (IV 27), daß um diese Zeit bereits zwei Kirchen dort gewesen seien. Die Ortschaft Erl hat also wahrhaftig ein ehrwürdiges Alter.

Wer nach Erl kommt, wird finden, daß es eine schöne und gesunde Lage habe. Gesund ist Erl, weil die umliegenden Berge rauhe Winde zum größten Teile abhalten, doch soviel frische Luft durch das Tal streichen lassen, als benötigt wird, um schädliche Dünste, falls solche sich dennoch bilden würden, fortzuführen; auch weil im Sommer die Hitze keine übermäßige wird und im Winter hinwiederum die Temperatur nicht allzutief sinkt. Und schön liegt Erl! Das Kranzhorn, der Spitzstein, der Geigelstein, der Kaiser, der Bölven, der Nusselberg, der Schwarzenberg, der Brünnstein und der Wildbarren umrahmen an der Stelle, wo Erl liegt, das Inntal so prächtig, daß man das Auge kaum abwenden kann, sondern immer und immer wieder gerne an dem Anblick weidet.

Die Bewohner des anmutigen Gebirgsdorfes sind schlichte, biedere Leute, die von der Scholle leben, an der sie haften, und die sich für gewöhnlich lediglich mit der Kultur ihrer Wälder, mit spärlicher Landwirtschaft und Viehzucht beschäftigen. Für gewöhnlich! Denn sie sind trotz ihrer Einfachheit ein gefühlvolles und anstelliges Völklein, das sich, soweit es seine Verhältnisse und Fähigkeiten erlauben, auch gerne der Kunst widmet; ich meine der dramatischen Kunst.

Erl ist das Oberammergau des Inntales, aber nicht durch Nachahmung.

Das Passionsspiel in Erl ist bereits uralt. Urkundlich lassen sich die einzelnen Aufführungen allerdings nicht weiter als bis zum Jahre 1815 verfolgen, doch besteht die Ueberlieferung in Erl, daß die Passion des Herrn auch schon vor dem Jahre 1809 gespielt worden ist. Neuestens wurden Herrn Anton Dörrer von einer Erler Familie Schriftstücke ausgehändigt, die dartun, daß das Erler Passionsspiel in eine viel frühere Zeit zurückreicht. Erler Familien haben einige Handschriften von ansehnlichem Alter. Die erste „erweist sich als der letzte Teil jenes Passions, den der Augsburger Meistersänger Sebastian Wild verfaßt und um 1566 herausgegeben hat“, und ist mit der Jahreszahl 1697 bezeichnet. Die zweite Handschrift ist etwas jünger, zum Teil eine Bearbeitung des eben angeführten Auferstehungsspieles und „dürfte aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammen“. Die „von ungeübter Hand geschriebenen Notizen über die Kostüme usw. lassen schließen, daß dieses Auferstehungsspiel ebenso wie das erste aufgeführt worden ist . . . . Endlich besitzt Erl noch einen „Prologus“ aus dem 17. Jahrhundert, der noch 1850 vor dem Passion aufgeführt wurde“. („Bayer. Kurier“ 1911, Nr. 190.)

Wo die Erler anfangs gespielt haben, läßt sich zurzeit nicht angeben. Im Jahre 1829 benützte man den Dachboden des Gasthauses „Zur Post“; im Jahre 1850 spielte man in der Brauerei des Dominikus Weinzierl zu Mühlgraben; seit 1858 hatte man ein eigenes Schauspielhaus, das aber nun den Bedürfnissen keineswegs mehr entspricht. Im Jahre 1902 — das Passionsspiel fand regelmäßig ungefähr alle zehn Jahre statt — mußte die Aufführung des öfteren zweimal an einem Tage vorgenommen werden, weil das erste Mal zu viel Fremde keinen Platz mehr bekommen hatten. Eine so große Anstrengung kann aber den Spielern nicht zugemutet werden; deshalb entschlossen sich die Erler für das Jahr 1912 ein neues Passionstheater zu bauen, das gleich dem ehemaligen zwischen Weitau und Mühlgraben zu stehen kommt und 1500 Zuschauer faßt. Wieviel den Erlern daranliegt, den Besuchern etwas Gutes zu bieten, läßt sich daraus entnehmen, daß sie nicht davor zurückschreckten, für den Bau, die Einrichtung und Garderobe die gewiß nicht geringe Summe von 120,000 Kronen auszugeben.

Sie wollen, ihr Spiel solle ein Volksspiel bleiben, doch geben sie sich alle Mühe, ihr Bestes zu leisten und haben zu diesem Behufe schon im Monat Juli 1911 mit den vorbereitenden Proben begonnen, die P. Expedit Schmitt aus München leitet.

Kommen dann die frohen Sommergäste wieder, aus allen Gauen und Gegenden, so zahlreich wie in den anderen Jahren und in noch größerer Zahl, so finden sie nicht nur die nämlichen schönen Berge mit ihren gewaltigen Höhen, mit ihren grünenden Wäldern und trotzigen Felsen in mannigfaltigsten Formen, die nämlichen anmutigen Täler mit den blumigen Auen und fruchtbaren Feldern, die nämlichen niedlichen Dörfer mit ihren freundlichen und treuherzigen Bewohnern, — brausen sie in diesem Sommer nicht rasch vorüber, sondern bändigen sie das Dampfroß bei Oberaudorf und gehen die kurze Strecke Wegs über den Inn zu dem schon auf Tiroler Boden gelegenen Erl, so erwartet sie ein neuer, sonst versagter Genuß: Das Passionsspiel. Da wird dann das Leiden des Herrn an ihrem Auge vorüberziehen, als vollzöge es sich eben wirklich zum ersten Male in der heiligen Stadt des gelobten Landes, und wird wirken auf ihr Gemüt und es heilsam durchschauern und einen Eindruck zurücklassen, dessen sie sich noch in später Zeit erinnern und gern erinnern werden.

[1] Spieltage sind der 12., 16., 19. Mai, der 2., 9., 16., 23., 24., 29., 30. Juni, der 7., 14., 21., 25., 28. Juli, der 4., 11., 15., 18., 25. August und der 1., 8., 15., 22., 24. und 29. September. — Spielzeit: 11—6 Uhr. — Karten können bei Herrn Lehrer Jakob Hofer in Erl und bei Herrn Georg Reiner, Leiter des Passionsspieles, vorausbestellt werden.

Wahrheit.

Und Sonnenpfeile sprüh'n um deinen Schild,
Und Adlermut loht um dein Angesicht. — —
Wo süss der Reinheit scheue Knospe schwillt,
Hüllst lächelnd du dich ein in Himmelslicht.

Da reichest Kindern du den Goldpokal
So königinnenmild, so liebefromm,
Da schüttest Segen du ins stille Tal,
Dem schlicht der Einfalt gläub'ger Stern entglomm.

Doch dort, wo laut und wild und gierig brüllt
Des Lebens Strom, wo ausgetret'nen Weg
Die Lüge wandelt, und wo unverhüllt
Das Laster zieht auf sumpfvermorschtem Steg,

Da strafft sich deine fürstliche Gestalt . . . . .
Du hebst den blitzumzuckten Schild empor —
Hernieder fährt dein Donnerwort und hallt
Zerschmetternd in der Gleisner bleichen Chor.

Und unter deinem Fuss krümmt sich der Wurm,
Der diese Welt mit Lug und Trug umspann,
Der in der Sünde altersgrauem Turm
Der Hölle gottverlor'ne Saat gewann.

Und deine Rechte reckt sich wie zum Schwur;
Dein Antlitz hebt sich auf zum Sternenkranz . . . . .
Von Gottes Majestät weht eine Spur
Zur sünd'gen Welt, — vom Paradies ein Glanz.

A. Trapp.

Zur Frage der Gründung von katholischen Studentinnenvereinen.

Von Dr. Therese Virnich, Bonn.

Es ist die Pflicht einer jeden Generation, der kommenden ihr geistiges Erbgut zu übermitteln. Das gilt nicht nur auf dem Gebiete der Wissenschaft und Technik, es gilt auch auf dem Gebiete der Religion und ist hier eine um so ernstere Pflicht, je überragender die Bedeutung der Religion für das menschliche Leben ist.

Das Kind wächst in die religiösen Anschauungen der Eltern hinein; ohne Prüfung, in kindlichem Vertrauen übernimmt es von den Eltern und Lehrern die religiösen Wahrheiten. Autorität gilt ihm mehr als sachliche Gründe. Ein Frevel wäre es, das Kind in einen Kampf hineinzerren zu wollen, dem seine geistigen Kräfte nicht gewachsen sind. Es hieße nichts anderes als die ruhige Entwicklung des Kindes stören, ihm seine sorglose Zufriedenheit und jeden sittlichen Halt rauben.

Doch auch für manchen Menschen, dessen Kindheit vor rauhen Eingriffen bewahrt wurde, der in fröhlichem Bewußtsein der erstarkten Körper- und Geisteskräfte freudig dem Leben entgegensieht, kommen Tage, da er dem Kampfe der Geister nicht mehr ferne stehen kann. Soll man es beklagen? Im Kampfe wächst auch die Kraft; im siegreichen Kampfe keimt die Begeisterung. Bisher blieb der Kampf um die Weltanschauung der Frau in den meisten Fällen erspart. Behütet ging sie durch das Leben, und die feindlichen Mächte traten nur in seltenen Fällen in ihren Gesichtskreis ein. Durch die neuere Entwicklung der Frauenbewegung ist es anders geworden. Auch der Frau ist es jetzt möglich, dem edelsten Trieb des Menschengeistes, dem Wissensdrang, nachzugehen. Die Zahl der studierenden Frauen ist in stetem Wachsen begriffen. An den Hochschulen wird nun die Studentin nicht nur mit den Tatsachen gesicherten Wissens bekannt, sondern auch mit den vielgestaltigen Theorien und Problemen, mit den einander widerstreitenden philosophischen Systemen. Sie wird Zeuge des Kampfes der aufeinanderstoßenden Weltanschauungen, und aus ihrer Umwelt dringen nicht selten leidenschaftliche Angriffe auf das, was ihr bisher heilig war, an ihr Ohr. Jede, die sich selbst gegenüber ehrlich bleiben will, muß hier Stellung nehmen. Wie fällt diese aus? Wir haben es erlebt, daß Studentinnen ihre ganze religiöse Vergangenheit verleugnet und nicht nur die Glaubenslehren sondern auch die Forderungen der Moral und Sitte über Bord geworfen haben. Mögen diese immerhin vereinzelt bleiben, so ist die Zahl jener schon größer, die der religiösen Zweifel nicht Herr zu werden vermögen und die Reihen des Skeptizismus und Agnostizismus füllen. Andere bleiben äußerlich dem katholischen Bekenntnis treu, aber ihre Glaubenssicherheit ist hin, von Glaubensfreudigkeit gar nicht zu reden. Wie viele ohne Schaden aus dem schweren Kampfe hervorgehen, entzieht sich der Beurteilung.

Es gibt allerdings auch Studentinnen, die den heißen Wissensdrang nicht kennen, bei denen das Streben, bald eine gesicherte Lebensstellung zu erringen, das ganze Sinnen und Trachten in Anspruch nimmt. Neuerdings macht sich noch eine andere Klasse bemerkbar. Wie die eben gezeichneten hat auch sie nicht die Liebe zur Wissenschaft der Hochschule zugeführt, aber auch nicht die Not des Lebens. Sie wollen vielmehr auf moderne Weise ihre Jugend genießen und träumen von zu begründendem Familienglück. Bei diesen beiden Kategorien liegt vielfach die Gefahr nahe, daß sie in materialistischer Lebensauffassung versinken.

Nicht nur auf der männlichen, auch auf der weiblichen akademischen Jugend beruht zu einem großen Teile die Hoffnung der Zukunft. Keiner, der die Treue der katholischen Kirche bewahrt hat, und dem das Wohl des Volkes am Herzen liegt, darf hier gleichgültig bleiben. Es gilt dafür zu sorgen, daß das, was frühere Generationen unter schweren Mühen erkämpft, den kommenden nicht verloren gehe. Dies kann am wirksamsten geschehen in katholischen Studentinnenvereinen. Wie viele kommen jung und unerfahren zur Universitätsstadt. Hier müßte die Tätigkeit eines katholischen Studentinnenvereines zunächst einsetzen. Er müßte es sich zur Aufgabe machen, die Vorteile der soviel gepriesenen akademischen Freiheit seinen Mitgliedern zu wahren und die Nachteile möglichst einzuschränken, nicht durch Zwang sondern durch kluge Aufdeckung der Gefahren. Er müßte ferner den Anschluß an gute Elemente vermitteln. Ernste und treue Freundschaft, die getragen wird von gleicher Lebensauffassung, hebt über manche Schwierigkeiten hinweg und spornt an zu sittlichem Ringen. Wie viele kämpfen denselben Kampf. Reichen sie sich die Hände, so wachsen die Kräfte; schon das Gefühl der Zusammengehörigkeit verleiht Siegesbewußtsein. Den katholischen Studentinnen, die sich zusammengeschlossen haben, kann auch viel leichter ein Halt erwachsen aus den Reihen der akademisch gebildeten Katholiken.

Es ist merkwürdig, wieviel Widerspruch die Gründung katholischer Studentinnenvereine selbst unter Katholiken erfährt. Es ist doch klar, daß die bezeichneten Aufgaben von einem interkonfessionellen Verein nicht geleistet werden können. Einige behaupten nun, für die religiöse Bildung könne hinreichend durch Veranstaltung religiöser Vorträge gesorgt werden, daneben seien für den geselligen Verkehr interkonfessionelle Vereinigungen zu bevorzugen. Soll das religiöse Leben aber wach gehalten werden, so wird Belehrung allein das kaum bewirken, es muß der ganze Mensch erfaßt werden, und das geschieht wirksamer, wenn der Verkehr mit gläubigen, nach christlichen Idealen strebenden Menschen hinzukommt. Der unbemerkt, aber stetig und darum so stark wirkende Einfluß des Beispiels wird hier verkannt.

Man bedauert, daß durch die „Abschließung" katholischer Studentinnen in einem Verein diesen die Fühlung mit den andern studierenden Frauen verloren gehe. Nun soll und kann tatsächlich eine Abschließung gar nicht erstrebt werden. Durch das Studium an derselben Hochschule werden der Berührungspunkte gar viele geboten. Auch wird mit der wachsenden Zahl der Studentinnen die Zahl der Vereine zunehmen und schließlich eine gewisse Fühlung zur Wahrung gemeinsamer Interessen nur noch durch Vertreterversammlungen herbeigeführt werden können.

Man fürchtet ferner, durch die Gründung katholischer Studentinnenvereine werde der Gegensatz zwischen den Konfessionen verschärft. Es ist ja traurig genug, daß die religiöse Einheit verloren gegangen ist. Nachdem aber die Trennung einmal da ist, muß sie auch, solange wir ehrlich bleiben, in die Erscheinung treten. Sowenig ein rechtlich denkender Protestant sich durch ein katholisches Kirchengebäude gereizt fühlt, sowenig wird die rechtlich denkende protestantische Studentin sich durch das Vorhandensein eines katholischen Vereins verletzt fühlen.

Ein letzter Einwand, der schwächste von allen, ist der, Studentinnenvereine seien eine unwürdige Nachahmung von Einrichtungen der männlichen Kommilitonen. Dieser Vorwurf richtet sich gegen die interkonfessionellen Vereine ebenso sehr, wie gegen die konfessionellen. Daß Frauen den Weg zur höheren Bildung, der früher nur den Männern zugänglich war, betreten, sehen jene, die diesen Einwand erheben, nicht als der Frau unwürdig an. Studentinnenvereine sind aber nur eine Folgeerscheinung und zwar eine solche, die allgemein menschlichen Bedürfnissen Rechnung trägt. Ohne Rücksicht auf die besonderen Anlagen und Forderungen der Frau sklavisch die Einrichtungen des männlichen Geschlechtes zu übernehmen, wäre allerdings der Studentin unwürdig.

Der Schmied.

Von Anna Freifrau von Krane.

Maria und Joseph schauten das Jesuskindlein an und erfreuten sich an seinem Anblick. Sie hatten es vor die Stallhöhle hinausgetragen, daß es Luft und Licht haben möge. Nun saß die Mutter mit ihm unter lauter Blumen im weichen Grase, und Joseph erlabte seine Augen an den zwei heiligen Beiden, die seiner Pflege und Obhut anvertraut waren. Ein großes Frohlocken wohnte darob in seinem Herzen und eine bange Demut dabei, solcher Ehre vielleicht doch unwürdig zu sein. Aber dann tröstete ihn der Gedanke, daß alle Anordnungen Gottes vollkommen sind, und er gelobte sich zum tausendsten Male, seine besten Kräfte im Dienst von Mutter und Kind aufzubieten.

Leise, ein wenig schüchtern, neigte er sich zum kleinen Jesus hin und hielt ihm einige rote Anemonen vor, die er im Gras gepflückt hatte. Das Kind wendete den Kopf nach Joseph und hob sein Händchen. Es war aber nicht so, als ob es nach den Blumen langte, sondern als ob es einen Segen spenden wolle.

Der Pflegevater verstand die Gebärde Jesuleins auch in dieser Art und hauchte einen Kuß auf das Segenshändchen. Maria aber folgte einer unmerklichen Regung ihres Sohnes, dessen kleinste Willensäußerung sie verstand, und legte ihn Joseph in die Arme.

Der wurde ganz rot vor Freude. Dann hob er behutsam, ehrfürchtig das anvertraute Kleinod auf und hielt es, wie man ein Heiligtum trägt. Weil ihm dünkte, das Kindlein wolle sich umschauen, ging er mit ihm auf und ab, indes Maria zur Seite wandelte und die Hände schützend ausbreitete, aus Angst, daß Joseph, der nach Mannesart ein wenig linkisch mit Kindern war, dem Sohn eine ungewollte Beschädigung zufüge.

Es war Maria immer noch wie ein Traum, daß der Heißersehnte, der Gesalbte Gottes, wirklich von ihr geboren war! Sie mußte sich beständig überzeugen, indem sie zeitweise nach dem Kindlein faßte, daß es keine himmlische Vision war, sondern daß Jesulein wahrhaftig atmete, leibte und lebte und ihr eigenes tausendmal geliebtes Kind war!

Joseph aber trug den kleinen Herrn der Erde sorglich auf und ab. Er wunderte sich, wie Jesus um sich blickte, in An-

betracht, daß er noch so jung war, und er wunderte sich wiederum nicht, wenn er bedachte, um wen es sich handelte! In jedem Blick des Kindes war etwas vom Schauen des Kronerben, der in sein Reich kommt und es betrachtet.

Die Erde aber tat alles, um sich ihres Herrn würdig zu erweisen. Alle Pracht des Frühlings lachte von Berg und Tal. Ueberall hörte man das Singen fröhlicher Menschen oder das Blöken der weidenden Herden, die Schalmeienklänge der Hirten. Und der Himmel war so blau wie noch nie, und die Sonne leuchtete so hell, wie sie seit Adams Fall nicht mehr geleuchtet hatte.

Der Weg führte von der Stallhöhle sachte ein Tal hinauf. Weiter oben, unter dem Schutz eines vorspringenden Felsens, hatte sich ein armer Handwerker am Bergabhang wohnlich eingerichtet. Es war ein Schmied, der auf kunstlosem Amboß mit kleinem Blasebalg sein Feuerlein anblies und die einfachsten Dinge hämmerte, so wie man es zum Hausgebrauch nötig hat. Er hauste im abgelegenen Tale, weil es da am wohlfeilsten zu wohnen war. Bei Nacht schlief er unter seinem Felsendache am sachte glimmenden Feuer, bei Tag schützte ihn sein Felsen vor Sonne und Regen, indessen das unaufhörliche Pink-Pink der Arbeit mit dem Singen der Vögel und dem lustigen Quaken der Frösche am Bächlein nicht unliebsam zusammenging.

Eben war der Schmied eifrig am Schaffen. Pink-Pink! So hallte es von den Felsen wider. Das Jesulein wendete sich nach dem Schalle hin. Joseph gedachte dem Kind Freude zu machen und ging näher heran.

Der Schmied sah auf, als die Leute nahten, die so arm waren wie er, und so lieb dreinschauten und ein so wundersam herziges Kindlein hatten! Er lachte ihnen über das ganze rußige Gesicht entgegen und pfiff eine heitere Weise, um dem Knäblein zu gefallen. Dabei aber schmiedete er unaufhörlich weiter, denn das Eisen war heiß und mußte geformt werden.

„Friede sei mit dir!" grüßte Joseph den freundlichen Mann.

„Mit euch sei Friede!" antwortete der Schmied und fügte hinzu: „Gegrüßt sei euer Sohn, die Gnade Gottes sei mit ihm! Noch nie sah ich einen solchen Knaben! Der Herr hat euch wahrlich in ihm gesegnet!"

„Das hat er!" nickte Joseph, der anders dachte, als der Schmied ahnte. Er blickte eine Zeitlang auf das tanzende Feuer und lauschte dem Hammerschlag, dann fügte er seinen Worten hinzu:

„Was schaffst du so eifrig heut morgen?"

„Nichts Schönes! Nur Nägel und wiederum Nägel! Nägel von aller Art, wie sie die Zimmerleute und Schreiner gebrauchen. Große und kleine, kurze und lange! Heut aber gilt es ganz besondere Art zu schmieden!"

Der Mann griff bei diesen Worten neben sich und hob einige Nägel auf, die auf der Erde lagen. Es waren gerade vier Stück, die er hielt. Sie hatten breite Köpfe und sie waren lang, scharf und spitz, wie kleine Dolche. Sie sahen sehr hart, sehr grausam in der schwarzen Hand des Schmiedes aus. Der aber flüsterte nach Joseph gewendet:

„Das ist ein besonderer Auftrag vom Centurio drüben in Jerusalem! Ich hab's nicht gern getan, er bezahlt aber gut und ich bin so arm. Das sind Nägel, mit denen werden die Missetäter ans Kreuz genagelt!"

Vier Nägel hielt der Schmied in der rußigen Hand. Und sie waren ganz neu und glänzten stellenweise blank, und ihre Köpfe waren breit und schwer, ihre Spitzen aber scharf wie Dolche....

Joseph schaute sie mit geheimem Widerwillen an und fuhr dann zusammen. Das Kindlein auf seinem Arm stieß plötzlich einen schneidenden Wehelaut aus. Zu Tod erschrocken nahm es Maria von Josephs zitternden Händen.

„Mein Sohn! Mein Geliebtes, mein alles! Was hast du? Was ist dir? Schmerzt dich etwas? Geschah dir ein Leid? Ach, mein Jesus, was fehlt dir?"

So koste sie mit dem weinenden Kinde, das sein Köpflein in den Falten ihres Gewandes barg. Und es war ihr dabei, als ob das Schwert eines furchtbaren Schmerzes durch ihr Herz ginge.

Joseph trachtete gleich ihr, das Kind zu beruhigen; der Schmied aber warf hastig die Nägel fort und begann zu flöten, so gut er nur konnte, um den lieblichen Knaben wieder lächeln zu sehen. Es half aber wenig.

Schon wollten Maria und Joseph fortgehen, da wurde das Kindlein plötzlich ruhig und hob sein Antlitz aus den Schleierfalten der Mutter, die gehorsam stehen blieb. Mit ernsten, traurigen Augen blickte Jesulein auf die Nägel, die am Boden lagen, wohin sie der Schmied geworfen hatte. Dann breitete das Kind seine Aermlein in Kreuzesform aus, während sich sacht und allgemach ein unendlich liebevolles, süßschmerzliches, geduldiges Lächeln über sein Antlitz breitete.....

Die beiden Männer schauten all dem mit großen Augen zu und verstanden es nicht, nur liebten sie das Kind mehr denn je. Maria aber hatte mehr begriffen! Denn auf dem Heimweg nach der Stallhöhle preßte sie das Kind so fest an sich, als wolle sie es gegen die Uebermacht einer ganzen Welt von Feinden beschirmen. Und in der Nacht, als Jesulein an ihrem Herzen schlief, da weinte sie lange und bitterlich....

Im Kampfe gegen Schmutz und Schund.

Von F. Weigl, München-Harlaching.

Schon sind sieben Jahre um, seitdem der Interkonfessionelle Münchener Männerverein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit die Arbeit aufgenommen hat. Sie bleibt nicht ohne Wirkung, wie aus dem Rechenschaftsbericht hervorgeht, den Freiherr von Freyberg, Kgl. Kämmerer und Landtagsabgeordneter, bei der am 22. März abgehaltenen Mitgliederversammlung erstattete. Gegen schamlose Erscheinungen des Büchermarktes, gegen Mißstände in den öffentlichen Bädern unserer bayerischen Seen, wider Kinematographenunfug und Auswüchse des Dirnentums, zur Abwehr des überhandnehmenden öffentlichen Angebotes von Antikonzeptionsmitteln, namentlich durch Versand illustrierter Kataloge, gegen den Schaufensterunfug und die Ausstellung der lebenden Nacktheit in „Theatern" ist der Verein mit zum Teil sehr gründlicher Wirkung, in anderen Fällen wenigstens gewissenweckend aufgetreten.

Insbesondere wurde der rastlosen und aufopfernden Tätigkeit des 2. Vorsitzenden, Chefredakteur und Verleger Dr. Armin Kausen, wieder mit herzlichen Dankesworten gedacht.

Der Mitgliederstand ist sich ziemlich gleich geblieben, doch verdiente die Mahnung des gedruckten Rechenschaftsberichtes laut ins weite Land gerufen zu werden, daß alle jene, „die zu Führern des Volkes berufen sind, die Förderung dieser Bestrebungen in die Hand nehmen und der großen Verantwortung sich bewußt werden, die sie auf sich nehmen, wenn sie, obschon aufgefordert, die Erfüllung einer so überaus wichtigen Aufgabe versäumen oder ablehnen".

Der 3. Vorsitzende, Gymnasialprofessor Böhmländer, ermunterte zum Zusammengehen mit dem Verein zur Förderung der Sittlichkeit (Abolitionistenbund). Wie wir interkonfessionell organisiert sind, so suchen wir auch den allgemeinen Boden nicht zu verlassen in der Verbindung zur Arbeit mit Vereinigungen ähnlicher Tendenz.

Aus diesen Erwägungen heraus hat sich der Männerverein auch gerne an den Veranstaltungen beteiligt, die die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung im Zusammengehen mit dem Südbayerischen Volksbildungsverband und mit Unterstützung des Ministeriums des Innern zur Bekämpfung der Schundliteratur getroffen hat. Den Mitgliedern wurde nicht nur der Besuch der Ausstellung mit ihrer instruktiven Anlage durch Beispiel und Gegenbeispiel empfohlen, es wurde vielmehr ein eigener Vortragsabend in den Ausstellungsräumen des Künstlerhauses abgehalten.

Der Verfasser dieser Zeilen war beauftragt, das Referat zu erstatten und glaubt einige wichtige, bisher weniger beachtete Gesichtspunkte herausgehoben zu haben. Ich vertrat den Gedanken, daß besonders die geistige Verfassung des Schundlesers bei der Beurteilung der Frage und zur vorbeugenden Arbeit in Betracht zu ziehen ist. Jugendliche und Erwachsene mit einer Gefühlslage, die an sich Roheiten, Mißhandlungen, Schauergeschichten lustbetont entgegennimmt, ferner solche mit reicher, anschaulicher planloser Phantasie, stark impulsive Menschen, bei denen Reflexion, geordnetes Denken und Urteilen von Haus aus mehr gefährdet ist, sind vor der Lektüre des Schundes besonders sorgfältig zu bewahren. Bei den Gegenmitteln darf nicht übersehen werden, daß auch konfessionell gehaltene Verlage gute, billige Büchereien herausgeben, die für die Abwehr des Schundes in Betracht kommen. Von katholischen Verlagen nannte ich: Aschendorff in Münster i. W. („Unsere Erzähler", „Meisterwerke unserer Dichter"), Butzon & Bercker, Breer & Thiemann, Herder (Spillmanns Serie „Aus fernen Landen"), Bachem (Volks- und Jugenderzählungen), von evangelischen: Steinkopf in Stuttgart, Schmidt & Spring in Leipzig, Perthes in Gotha. Es wäre wünschenswert, daß diese Literatur neben den „Quellen" vom „Jugendblätter"-Verlag in München und den mannigfachen

Serien, die von Vereinen herausgegeben und vertrieben werden, bei der Ausstellung berücksichtigt würde, wie überhaupt bei Herstellung und Verbreitung guter Lektüre als Mittel gegen die Schundliteratur der berufsmäßige Verleger durch Vereine und von hohen Persönlichkeiten protegierten privaten Vertrieb unter keinen Umständen geschädigt werden darf.

Hält man diesen Grundsatz fest, so wird der Fachmann sich gewiß noch mehr als bisher an der Unterbindung der Volkskrankheit „Schundlektüre" beteiligen, wie der ernste Buchhandel ja längst schon gegen die Schmutzliteratur energisch Stellung nahm.

Literarische Bedürfnisse unseres Landvolkes.

Von Dr. F. Schulte-Eickhoff.

Man kann die Beobachtung machen, daß eine und dieselbe geistige Nahrung, dem Bewohner der Stadt dargereicht, von diesem mit großer Aufnahmefreudigkeit hingenommen wird, während sie vom Landbewohner kaum verkostet oder gar direkt zurückgewiesen wird. Was in der Stadt anregt, interessiert, packt, entspricht häufig dem Landvolke weder nach Inhalt noch nach Form. Infolge des ganz ungleich gearteten Milieus, das Stadt- und Landbewohner umgibt, gehen Gesichtskreis, Denken und Empfinden beider im einzelnen sehr auseinander. Dementsprechend sind auch ihre geistigen Bedürfnisse nicht mit den gleichen Mitteln zu befriedigen.

Mit viel Verständnis für die gegenwärtige Sachlage sind in den letzten Jahren katholischerseits nach verschiedenen Richtungen hin sehr beachtenswerte Versuche gemacht worden, den religiösen Blättern und Zeitschriften je nach Oertlichkeit und Leserkreis den Stempel einer besonderen literarischen Eigenart aufzudrücken. Zum Belege dafür brauchen nur die Titel einer ganzen Reihe von Wochenblättern oder monatlich erscheinenden Zeitschriften genannt zu werden, die sich an einzelne Stände wenden oder bestimmte Altersklassen und Gesellschaftskreise im Auge haben. Hierher gehören auch die zielbewußten Bestrebungen, die Katholiken der Großstadt durch Verteilung eigens für sie berechneter sogenannter „Gemeindeblätter" religiös zu interessieren und zu erwärmen. Es wäre wirklich zu bedauern, wenn bei derartigen praktischen Bestrebungen unser gutes Landvolk leer ausgehen und unberücksichtigt bleiben würde. Wie es literarische Probleme und Aufgaben gibt auf dem weiten Felde der Großstadtseelsorge, so gibt es nicht minder solche für denjenigen, der einer zeitgemäßen Dorf- und Landpastoration das Wort redet.

Im folgenden möchte ich in Kürze auf die Grundsätze und Richtlinien hinweisen, nach denen ein anerkannter Volksschriftsteller unserer Tage die literarischen Bedürfnisse unseres gläubigen katholischen Landvolkes in eigener praktischer Lebensarbeit zu befriedigen sucht. Der bekannte protestantische Pfarrer K. Hesselbacher, der sich die Pflege des religiösen Lebens in heimatlicher und volkstümlicher Gestalt zur besonderen Lebensaufgabe gemacht hat, hat jüngst auf die Bedeutung des badischen Pfarrkuraten H. Mohr für unser religiöses Volksschriftentum in einer nachdrücklichen Weise aufmerksam gemacht, die uns Katholiken eigentlich in Erstaunen setzen muß.

Wohl nirgendwo hat das Mohrsche Buch „Das Dorf in der Himmelssonne" (vgl. „Allgemeine Rundschau" 1911, Nr. 21) eine umfangreichere, eingehendere und zugleich wärmere und anerkennendere Besprechung gefunden, als sie ihm Hesselbacher in der „Dorfkirche" (V [1912] H. 3) hat zuteil werden lassen. Mit einem gewissen Anflug von Wehmut stellt der protestantische Pfarrer neidlos und ehrlich eine ganze Reihe von bezeichnenden Einzelzügen aus dem Buche ans Licht, die zeigen sollen, wie vieles die Vertreter der protestantischen „Dorfpredigt" trotz jahrelangen eigenen Suchens und Arbeitens auf diesem Gebiete von dem katholischen „Dorfprediger" noch lernen können.

Schon seit Jahren gibt Mohr das „St. Liobablatt, Sonntagsblatt der Erzdiözese Freiburg", heraus. Seit Januar dieses Jahres erscheint dasselbe auch in einer Ausgabe für nichtbadische Kreise unter dem Titel: „Die Dorfstube. Sonntagszeitung für schlichte Leute." (Durch die Post bezogen mit Bestellgeld pro Quartal 62 Pf., durch Boten ins Haus gebracht 50 Pf.; Expedition bei Ludwig Kaiser in Karlsruhe.)

Was die „Dorfstube" will? Nun, sie will eben die besonderen seelischen Nöten des Landbewohners zu lindern suchen bei Berücksichtigung der eigentümlichen Verhältnisse und Gefahren des Dorfes, um die alte Glaubensfrömmigkeit zu erhalten und zu stärken: „... Da ist die Landflucht, da ist die Industrie, da ist die hereinströmende moderne Kultur und Unkultur, welche einen Stein nach dem andern aus dem alten Gemäuer der geistigen Dorfkirche herauszubrechen sucht. Das Dorf ist in seiner alten Art und Tugend bedroht, — wir wissen es ja."

Mohr wendet keinen neuen Apparat und keine neue Maschinerie an zur Verfolgung seiner Ziele und Pläne. Aber die Sonntagszeitung atmet einen ganz eigenen Geist; der Herausgeber weiß die Sparten in wirksamer Weise neu zu beseelen. In Auswahl des Stoffes wie in formeller Aufmachung schließt jede Nummer ein gutes Stück Eigenart in sich.

Die religiösen Einleitungsaufsätze des „alten Landpfarrers" stammen aus der Feder des Herausgebers. Man wird kaum einen derselben lesen, der nach der Lektüre keine entsprechende Stimmung im Herzen auslösen würde. Jede Betrachtung hat ihren eigenen Reiz. Immer wieder weiß Mohr eine Wahrheit unter einem neuen Gesichtspunkt zur Darstellung zu bringen. Da handelt es sich nicht um abgeleierte Variationen von Gemeinplätzen und Wiedergabe abgegriffener Gedankengänge. Der als solcher anregende Stoff erfährt jedesmal eine anziehende Art der Darstellung. Packende Erzählungen aus dem Leben, liebliche Legenden und einleuchtende Vergleiche geben dem Ganzen anschauliche Klarheit und psychologisch wirkende Kraft. Literarisch hochstehend, sind die religiösen Essays nichtsdestoweniger dem Mann aus dem Volke leicht verständlich; sie gehen ihm unmittelbar zu Herzen.

Als einen ganz besonderen Vorzug der Wochenschrift darf man bezeichnen, daß die religiöse Literatur der Vergangenheit in sorgfältiger sprachlicher Erneuerung und entsprechender stofflicher Bearbeitung in großem Umfang herangezogen ist. Der Inhalt des Blattes ist gleichsam verankert in der Literatur, aus der unsere frommen Voreltern ihre religiöse Geistesnahrung geschöpft haben. Ganz besonders sucht Mohr die Legende der Volksfrömmigkeit unserer Tage wieder dienstbar und fruchtbringend zu machen. Er weiß, wie auch Hesselbacher anerkennt, die wirklichen Schätze der Legende zu heben und sie von der mitüberkommenen Spreu, von Abgeschmacktheiten und weniger erbaulichen Zügen zu befreien.

Zu den spezifisch religiösen Aufsätzen kommen mannigfache Beiträge allgemein belehrenden Inhalts, die für den Dorfbewohner von Interesse und Nutzen sein können. Anregende Titelüberschriften reizen zur Lektüre und geistigen Aufnahme solcher Artikel. In bunter Fülle treten bedeutende Volkserzähler alter Zeit wie neuesten Datums vor unser Auge. Auch die knappen Uebersichten über politische und andere Ereignisse der „Woche" lesen sich leicht und sind vielfach recht anregend gehalten.

Man kann es verstehen, daß Mohr in seiner engeren Heimat einen großen, anhänglichen und begeisterten Leserkreis um sich gesammelt hat. Im neuen Gewande sind der „Dorfstube" auch außerhalb Badens, speziell in Süddeutschland, viele Leser zu wünschen. Bei Vornahme einzelner geringfügiger Aenderungen stände ihrer Einführung auch in Norddeutschland nichts mehr entgegen. Möge dem Blatt ein großes Verbreitungsgebiet zuteil werden. Es erfüllt seine Mission und leistet, was es verspricht. Seelsorgern auf dem Lande wird es als treuer Helfer und nachhaltiger Mitarbeiter zur Seite gehen. Möge das Blatt aber auch auf andere religiöse Volksblätter seiner Art anregend und befruchtend wirken.

Vom Büchertisch.

Kommunion-Andenken. In dem anerkennenswerten Bestreben, Geschmack und Verständnis für wirklich gute Kunsterzeugnisse im Volke immer mehr zu verbreiten und zu befestigen, hat die Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst (München, Karlstraße 6) auch heuer ein vorzüglich gelungenes Kommunion-Gedächtnisblatt herausgegeben. Es zeigt innerhalb einer geräumigen Säulenhalle den göttlichen Heiland in weißem Gewande mit blauem Mantel; er reicht dem vor ihm knienden St. Johannes das Brot des Lebens. Die anderen Jünger erwarten sitzend oder stehend, daß auch ihnen die Gnade zuteil werde. Die Haltung und Charakterisierung der Personen ist ruhig und eindrucksvoll, die Farbengebung harmonisch. Das Bild wird von einer Bordüre eingefaßt, die in stilisierter Zeichnung Kornähren und traubenbeladene Weinreben zeigt, und damit das heilige Geheimnis symbolisiert. Das Bild stammt vom Maler Bonifaz Locher, einem Sohne des württembergischen Landes, der jetzt im 54. Lebensjahre steht. Er hat sich in seiner engeren Heimat wie in Bayern durch zahlreiche Decken-, Wand- und Altarmalereien, auch durch Profanwerke (so im Justizgebäude zu Bamberg) rühmlich bekannt gemacht. — Es sei bei dieser Gelegenheit auch zweier anderer Kommunionandenken gedacht, die die Gesellschaft in früheren Jahren herausgegeben hat. Beide Blätter zeigen wie das eben beschriebene die Einsetzung des hl. Abendmahles. Das eine ist von Kaspar Schleibner, das andere von Gebhard Fugel. Ein jedes prägt in seiner Weise die Eigenart seines Meisters vollendet aus. Die Auffassung ist hoheitsvoll und dabei doch voll wahren Lebens. Da beide Blätter schon längst allgemein bekannt sind, so erübrigt eine nähere Beschreibung. — Zu den erfreulichsten Erscheinungen gehören auch die zwei neuen Kommunionandenken, die soeben im Verlage der Kunstanstalten Joseph Müller in München erschienen sind. Das eine ist ein Meisterwerk von M. Edmonds-Alt. In kräftiger, realistischer und doch von Hoheit verklärter Art sehen wir den Heiland dargestellt, zu dessen Seiten auf diesem Bilde nur die zwei wichtigsten Apostel St. Petrus und St. Johannes des Gnadenmahles warten. Ist doch hier nicht das erste hl. Abendmahl dargestellt, das der Kreuzigung voranging, sondern die Zusammenkunft in Emaus. Eingerahmt ist das Bild von fein stilisierten Trauben und Aehren, das Spruchfeld unten ist rechts und links mit medaillonartig angeordneten Bibelworten eingefaßt. — Weniger der modernen Richtung wie jenes Bild, sondern mehr der schwärmerischen der alten italienischen Kunst nähert sich ein hl. Abendmahl von Ruland. Es zeichnet sich durch volltönige tiefe Farbengebung aus, sowie durch edelste Zeichnung der Köpfe und durch Strenge der Komposition. Das Bild ist in zwei verschiedenen Größen erschienen und wird sich eingerahmt in hervorragendem Maße zur Zimmerzierde eignen. Auch sehr zahlreiche andere Kunstdrucke christlichen Inhaltes haben die Kunstanstalten Joseph Müller

neuerdings herausgegeben. Darunter ein edel aufgefaßtes Kommunionblatt in schwarz-weiß, dessen goldene Einrahmung Sgraffittomuster zeigt. Ferner ein mit reizenden Blumenmustern geziertes Kongregations-Aufnahmeblatt mit einer trefflich gelungenen farbigen Wiedergabe der Murilloschen Madonna. Ein Segensschild übt seine Wirkung. Dazu kommt eine Zahl von Serien religiöser Karten und Bilder in kleinen Formaten, teils nach neuen, teils nach alten Meistern. Sie sind technisch trefflich gelungen und werden dazu beitragen, die Andacht zu vertiefen, außerdem aber auch den Kunstgeschmack zu veredeln. Jos. Albrecht.

Bühnen- und Musikrundschau.

„Der Gefangene der Zarin." Karl von Kaskels neue Oper fand bei ihrer Première im Münchener Hoftheater eine gleich günstige Aufnahme wie bei den Erstaufführungen in Dresden und Köln, die der unsrigen vorausgegangen sind. Der hier lebende Komponist, der Gelegenheit hatte, acht bis zehnmal an die Rampe zu treten, ist unserer Bühne kein Fremder. 1903 fand hier mit gutem Erfolge die Uraufführung seiner volkstümlichen Oper im Landsknechtmilieu: „Der Dusle und das Babeli" statt, anderenorts bewährten sich „Hochzeitsmorgen", „Sjula" und die „Bettlerin vom Pont-des-Arts". In dem „Gefangenen der Zarin" strebt Kaskel über das Volkstümliche hinaus zur „musikalischen Komödie", und zwar mit bestem Gelingen. Er vermag die Schwere des Pathos ebenso zu vermeiden, wie die Annäherung an die leichte Kunstform der Operette. Seine Tonsprache ist graziös, elegant und immer geschmackvoll, dabei läßt sie nicht ihre frühere Frische vermissen. In den lyrischen Partien zeigt Kaskel starkes Empfinden und hohen Klangreiz. Das Lokalkolorit ist stets wirksam, aber in zarten Tönen aufgetragen, wie überhaupt der Komponist derbere Mittel mit einer heute gar selten zu findenden Reserve verschmäht. Sein musikalischer Konversationston ist von leichtem Fluß und wird vom Orchester reizvoll untermalt. Das den zweiten Akt einleitende Menuett zeigt eine vollkommene Einfühlung in den historischen Stil ohne in Nachahmung zu verfallen. Sehr reizvoll ist musikalisch der Kontrast zwischen dem am Spinett phantasierenden Leutnant und dem gleichzeitigen, ganz anders gearteten Gespräch der Kaiserin und dem Polizeiminister. Der die Oper krönende Zwiegesang der Liebenden ist von edler Melodik. Einzelne äußere Charakterisierungsmittel haben manche veranlaßt, Vergleiche mit Puccini zu ziehen. Im ganzen weiß sich jedoch Kaskel eine schöne Selbständigkeit zu wahren. Das Libretto hat der vielgewandte Rudolph Lothar geschrieben. Ihm liegt ein Stoff von Bayard und Lafont zugrunde, der unserer Bühne bereits als Schauspiel gedient hat. In den siebziger Jahren hat Klara Ziegler als „Zarin" auf unseren Brettern Triumphe gefeiert. Ob die Vorgänge des Schauspiels auch so sorglos motiviert waren, wie diejenigen des Librettos, entzieht sich meiner Kenntnis. Es tut nicht viel, wenn man nicht recht weiß, warum der wegen galanter Streiche in der Festung internierte Leutnant einen anderen an seiner Statt entkommen läßt. Der Flüchtling ist ein Staatsverräter, und der junge Offizier wird nun, da die Zarin jenen sehen will, unter dem falschen Namen ihr vorgeführt. Wie er der Kaiserin Herz gewinnt und endlich von allem Verdacht und der Gefangenschaft befreit, durch die Bande der Liebe — doch für immer „Gefangener der Zarin" bleibt, ist mit Bühnengeschick gestaltet. Die Figur der russischen Elisabeth ist mit Umgehung der hier unbrauchbaren historischen Wahrheit auf das liebenswürdigste charakterisiert. Frau Mottl-Faßbender gab sie darstellerisch und sanglich mit bestem Gelingen. Günther-Braun sang den Leutnant sehr reizvoll und spielte ihn mit eleganter Leichtigkeit. Bender, Lohfing und Frau Kuhn-Brunner boten gleichfalls sehr gutes. Rosenbek dirigierte mit recht ansehnlichem Erfolge. Wirk hat die Oper prächtig inszeniert. Die Dekoration des Winterpalastes ist von glanzvoller Schönheit und stilistischer Feinheit. Die Kostüme hat Maler Kirschner sowohl historisch treu, wie in sublimer Farbenwirkung gewählt. Man wird mit einer größeren Zahl von Wiederholungen des liebenswürdigen Werkes Karl v. Kaskels rechnen dürfen.

Aus den Konzertsälen. Im 11. Abonnementskonzert des Konzertvereins hörte man Henri Marteau als Solisten. Der stets mit Begeisterung aufgenommene große Geiger vermittelte uns die Bekanntschaft von Leander Schlegels „Konzert für Violine mit Orchester op. 33". Der anwesende Komponist konnte mit seinem vorzüglichen Interpreten an dem überaus reichen Beifall partizipieren. Das Werk selbst erwies sich als die tüchtige Leistung eines etwas herben, der Brahmsschen Richtung zugehörigen Musikers. Löwe dirigierte mit bewährtem Feingefühl. Auch die zweite Novität des Abends „Scherzo" von Camillo Horn hatte dank der vortrefflichen musikalischen Direktion eine gute Aufnahme. Die stärksten Eindrücke vermittelte uns Löwe freilich mit der „Euryanthe-Ouvertüre" und Brahms zweiter Symphonie. Die Wiedergabe der letzteren weckte wieder Beifallsstürme. Wie wir hören, plant unser Konzertvereinsorchester mit seinem ausgezeichneten Führer eine musikalische Frühlingsfahrt nach Italien und Frankreich, die sicherlich an künstlerischen Erfolgen reich sein wird. — Begeisterung weckte auch der Liederabend von Lula Mysz-Gmeiner, die ein schönes Programm von Liedern Schuberts, Löwes, Wolfs bot und als Neuheit einen Eichendorffzyklus von Max Ettinger, einem feinfühligen geschmackvollen Komponisten, brachte. Die blendenden Mittel der Sängerin, ihr hervorragendes technisches Können und ihr immer wirkungssicherer Vortrag entzückten. Von Pianisten sind in dieser Woche Karl Friedberg und die, wie man hört, aus seiner Schule hervorgegangene Lonny Epstein zu nennen. Friedberg brachte zwei Neuheiten. Ewald Sträßers Suite D-Dur op. 23, die besonders im Intermezzo fesselte und Julius Weismanns „Spaziergang durch alle Tonarten"! Diese Variationen über ein eigenes Thema sind technisch geschickt gemacht, werden jedoch als allzu gedehnt empfunden, selbst wenn ein Meister, wie Friedberg sie spielt. Das Stärkste bot uns der Künstler bei Chopin, Liszt und Debussy. Seine eminente Technik ist so zur zweiten Natur geworden, daß Friedberg sich völlig in den Gefühlsausdruck versenken kann. Seine verinnerlichte Kunst fand stürmischen Beifall. Frl. Epstein reift erst wenige Jahre. Sie ist technisch noch gewachsen. Ihr Anschlag ist weich, ihr Spiel perlend, der Vortrag natürlich und echt empfunden. Besonders schön spielte sie Bach, Mozart und Brahms. — Der letzte Kammermusikabend der Herren Heinrich Schwartz, Gg. Knauer, Max Orobio de Castro und Ph. Haas bot als Neuheit Serge Tanejews Klavierquartett in E-Dur, ein tüchtiges und sympathisches Werk. Dieses, Bachs E-Dur-Sonate für Violine (Knauer) und Schuberts B-Dur Trio op. 99 fanden mustergültige Wiedergabe. Der Beifall war sehr stark. Prof. Schwartz, der wie ich jüngst mitteilte, seine so erfolgreiche Konzerttätigkeit beenden will, wurde mit besonderen Ovationen bedacht, für die er mit herzlichen Worten

dankte. Es wäre sehr schmerzlich, wenn wir den ausgezeichneten Pianisten nicht mehr hören könnten. Von seiner Absicht, seine ersprießliche Lehrtätigkeit an der Akademie aufzugeben, hat sich Prof. Schwartz erfreulicherweise inzwischen abbringen lassen. Hoffentlich gibt er auch als Konzertgeber den Plan einstweilen auf, sich zur Ruhe zu setzen. Das **Klingler-Quartett** der Herren Klingler, Rywkind und Williams interpretierte Haydn, Mozart und Beethoven mit inniger Einfühlung in Stil und Geist des Kunstwerkes. Die fein ausgeführten Darbietungen fanden herzlichsten Beifall. — Am Geburtstage Joh. Seb. **Bachs** fand in der Lukaskirche eine Aufführung der **Matthäus-Passion** statt. Ueber dieses künstlerische Ereignis, das leider mit der Hofopernpremière zusammenfiel, wird mir von einem fachkundigen Vertreter geschrieben: Die Aufführung, welche die Münchener **Bachvereinigung** veranstaltete, erfreute sich eines ganz enormen Zulaufes, ein Zeichen dafür, daß die Begeisterung für das imposante Werk heute doch die breiten Schichten der Kunstfreunde erfaßt hat. Man hatte auf Massenwirkungen verzichtet und sich auf einen kleinen, aber außerordentlich klangreinen Chor beschränkt. Die Wirkung war eine treffliche und durchaus stilgemäße. Das Orchester des Konzertvereins bewährte sich, wiewohl die Aufstellung desselben nicht durchaus zweckentsprechend erschien. Unter den Solisten sind in erster Linie **Pinks** (Evangelist), **Schwendy** (Jesus) und **Tilly Koenen** mit Auszeichnung zu nennen. Verdienstlich wirkten auch Ankenbrank und Martha Stern-Lehmann. Volle Bewunderung verdient **Schmid-Lindner**, der sich als ein bedeutender Dirigent erwies, obwohl sein künstlerisches Hauptgebiet das Klavierspiel ist. Der Abend gehörte sicherlich zu den bedeutungsvollsten des Konzertwinters. — Madame Charles **Cahier** hatte an ihrem zweiten Liederabend nicht minder glänzenden Erfolg, wie am ersten. Die schöne Harmonie ihrer herrlichen Mittel und ihrer natürlich schlichten und empfindungsvollen Vortragsweise entzückte, wie stets. Das begeisterte Publikum erzwang mehrere Zugaben.

Verschiedenes aus aller Welt. **Pater Hartmann** von An der Lan-Hochbrunn dirigierte mit großem Erfolge in **Gleiwitz** sein Oratorium „**Petrus**". Das Werk wurde, die öffentliche Hauptprobe eingerechnet, dreimal bei vollbesetztem Hause gegeben. Die Kammersängerin Marie Götze (Berlin) wirkte neben anderen Solisten in hervorragender Weise. Auch in **Prag** ist die Aufführung eines Oratoriums Pater Hartmanns („Franziskus") geplant. — In **Rom** starb Dominico **Mustafa**, der frühere Direktor der Sixtinischen Kapelle, im Alter von 83 Jahren. — Heinrich Zöllners Oper „Zigeuner", die im **Stuttgarter** Hoftheater zur Uraufführung kam, hatte einen äußeren Erfolg. Der Musik fehlt es nach Berichten an Stil. — Gute Aufnahme, aber minder günstige Beurteilung fand „**Aphrodite**", Oper von H. Liebstöckl, Musik von Max **Oberleithner**, in der Wiener Hofoper. Die von der „Salome" beeinflußte Partitur zeigt reizvolle Instrumentation, aber wenig Kraft. Dem Textbuch liegt ein übel beleumundeter Roman von Pierre Louys zugrunde. — Felix Saltens Komödie „Das stärkere Band", die im **Wiener** Deutschen Volkstheater uraufgeführt wurde, erwies sich als Variation von Försters „Alt-Heidelberg", die mit einer sehr unwahrscheinlichen morganatischen Eheschließung endigt. — Max **Burckhard**, der 1890—1898 das Wiener Hofburgtheater leitete, ist gestorben. Er hatte u. a. Kainz und Mitterwurzer für das Institut gewonnen. Auch als Schriftsteller war Burckhard erfolgreich. — An Geißlers Dramolet „Mondscheinsonate", in dessen Mittelpunkt Beethoven steht, wird der melodische Fluß der Verse gerühmt. Das Stück fand in **Dresden** herzlichen Beifall.

München. **L. G. Oberlaender.**

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Goethes Werke. Mit 3 Bildnissen Goethes. (Herders Bibliothek deutscher Klassiker, Bd. IV—VI.) ℳ 9.—; jeder Band ℳ 3.—. (Freiburg, Herder.)

Deutsche Lieder. Klavierausgabe des Deutschen Kommersbuches, besorgt von Dr. Karl Reisert. Enthaltend 677 Vaterlands-, Studenten- und Volkslieder sowie ein- und zweistimmige Sologesänge mit Klavierbegleitung. Hoch 4° (XVI und 588 S. und 28 S. Anhang). Geb. in Leinwand mit dreifarbiger Deckenpressung ℳ 16.—. (Freiburg, Herder.)

Hin zu Jesus durch die häufige und tägliche Kommunion. Für Welt- und Ordensleute. Von Jesuitenpater Emil Springer. ℳ 1.80 bis ℳ 8.—. (Saarlouis, Hausen & Co.)

Am großen Ehrentag. Fromme Belehrungen und Erzählungen von Emmy Giehrl (Tante Emmy). 194 S., geb. ℳ 1.50 und ℳ 2.25. — **Zum großen Ehrentag.** Fromme Belehrungen und Erzählungen für Kommunionkinder, zur Vorbereitung von Emmy Giehrl (Tante Emmy). 192 S., geb. ℳ 1.30 und ℳ 2.—. — **Des Weißen Sonntags Himmelsglück.** Festgabe für den Tag der ersten hl. Kommunion von Cordula Peregrina (C. Wöhler), 224 S., geb. ℳ 2.— und ℳ 3.30. — **Belehrungen und Gebete fürs liebe Erstkommunionkind.** Von J. P. Reisen. 328 S. 80 Pfg. und in besseren Einbänden. — **Heilige Vorbilder.** Lehr- und Gebetbüchlein für fromme Kinder, besonders solche, welche sich zur ersten hl. Kommunion vorbereiten, von P. Hub. Scheufens. 256 S. 60 Pfg. — **Auf zum hl. Gastmahl,** Belehrungen über die häufige Kommunion nebst Beicht- und 98 Kommunionandachten mit vielen Gebeten für Welt- und Ordensleute. 896 S. ℳ 1.80 und höher. — **Jesus ruft zum hl. Gastmahl.** Von Ernestus Clerius, 264 S., geb. 75 Pfg. — **Das kleine Brot der Engel für Kinder.** Schlichte Gebete für Kinder von 7—12 Jahren nebst einer Kommunionandacht für solche Kinder, die früh die hl. Kommunion empfangen dürfen. — **Mein Jesus bist Du da!** Kurzgefaßte Belehrungen nebst Kommunionandacht für jugendliche Kommunionkinder. Zugleich Gebetbüchlein für die liebe Jugend. 180 S., geb. von 50 Pf. an (Kevelaer, Jos. Thum.)

St. Josephs-Büchlein. Betrachtungen über das Leben des hl. Joseph. Von Br. Philipp. Mit Anhang ausgewählter Gebete. ℳ 2.— und ℳ 2 60. (Regensburg, Friedrich Pustet.)

Der König, dem alle leben. Allerseelengedanken. Von Dr. Ottokar Prohászka. Ins Deutsche übertragen von Baronin Rosa von der Wense. 16°. VIII u. 121 S. Geb. ℳ 1.20 u. ℳ 2.20. (Kempten und München, Kösel.)

Betrachtungen über das Evangelium. Von Dr. Ottokar Prohászka. 1. Band: Advent und Kindheit Jesu. Ins Deutsche übertragen von Baronin Rosa von der Wense. 16°. 352 S. Geh. ℳ 2.40, geb. ℳ 3.— und ℳ 4.50. (Kempten und München, Kösel.)

Deutsche Mystiker. Band 2: Mechtild von Magdeburg. Ausgewählt und herausgegeben von Dr. Wilhelm Oehl in Wien. Klein-Oktav. VIII u. 224 S. (Sammlung Kösel, Bändchen 48.) ℳ 1.— (Kempten und München, Kösel.)

Die Preisentwicklung seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts. Von Dr. A. Retzbach. (Sonderabdruck aus „Soziale Revue" 1912, I. Heft.) 60 Pf. (München, Buchhandlung des Verbandes süddeutscher katholischer Arbeitervereine.)

Staatslexikon. Dritte, neubearbeitete und vierte Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrag der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. Julius Bachem u. Dr. Hermann Sacher. 5 Bände. Lex.-8°. Geb. ℳ 90.— (auch gegen Teilzahlungen). (Freiburg, Herder.)

Maura und die konservative Partei in Spanien. Von Benito M. Andrade y Uribe. Deutsch herausgegeben mit einer Biographie Mauras und einer Einführung in die spanische Politik von Gustav Stezenbach. Gr. 8°. 400 S. Brosch. ℳ 3.50. (Verlag der A.-G. Preßverein Konstanz.)

Die Gnade eines Frühlings. Dichtungen von Johannes R. Becher. Geh. ℳ 3.—. (Berlin O. 34, Heinrich F. S. Bachmair.)

Die Braut Christi am Professaltare. Von P. Glasschröder. 7 Vorträge, gehalten für Ordensfrauen bei Gelegenheit der Einkleidung und Gelübdeablegung. ℳ 1.— und ℳ 1.70. (Regensburg, Friedrich Pustet.)

Himmelstrost für Kranke und Leidende. Nach dem hl. Alfons v. Liguori von P. Saint-Omer. 40 Pf. (Steyl, Post Kaldenkirchen, Rhld., Missionsdruckerei.)

Der kommunizierende Christ. Kommunion- und Gebetbuch für Welt- und Ordensleute von P. Schäfer. 800 S. Geb. ℳ 1.70, ℳ 2.—, ℳ 2.50 und ℳ 3.—. (Steyl, Post Kaldenkirchen, Rhld., Missionsdruckerei.)

Die Dienerin des Herrn. Allgemeines Andachtsbuch besonders für christl. Frauen und Jungfrauen von Joseph Birkenegger. 720 S. Geb. ℳ 1.70, ℳ 2.—, ℳ 2.50, ℳ 3.— und ℳ 4.50. (Steyl, Post Kaldenkirchen, Rhld., Missionsdruckerei.)

Leuchte der Jugend. Gebet- und Lehrbuch für Jünglinge und Jungfrauen im Anschluß an das Leben des heiligen Jünglings Stanislaus Kostka. Von Ernestus Clerikus. 176 S. Geb. 70 Pf., ℳ 1.— und ℳ 1.60. (Steyl, Post Kaldenkirchen, Rhld., Missionsdruckerei.)

Finanz- und Handels-Rundschau.

Von allen Börsen sind es besonders die deutschen Effektenmärkte, die fortwährend in äusserst gereizter Haltung tagtäglich wechselnde nervöse Tendenzen aufweisen. Faktoren von wichtigster Bedeutung drängen unsere Börsen in grosser Hast zu andauerndem Frontwechsel, und unter solchen heftigen Schwankungen ist es erklärlich, dass trotz aller Vorsicht und Reserve der Kapitalistenkreise bedeutende Kursvariationen zur Tagesordnung gehören. Fast alle Effektengebiete weisen gegen den Vormonat erhebliche Kursverluste auf. Der alles beherrschende Bergarbeiterstreik, der tiefe Furchen in unser Wirtschaftsleben gebracht hatte, ist zwar verhältnismässig rasch beigelegt worden. Immerhin bleiben die Ursachen der Arbeiterbewegungen auch fernerhin akut und werden in Zukunft weiterhin noch öfters die Tagesordnung unserer wirtschaftlichen Konjunktur beeinflussen. Auch die Ausdehnung des Streiks auf Sachsen, Oberschlesien, Mitteldeutschland, Böhmen und andere Industriegebiete verstimmte und liess das Moment eines zeitweisen Konjunkturrückganges für möglich erscheinen. Für die Börsen und Finanzkreise bleiben die verschiedenen Tatsachen der Politik von grösster Bedeutung. Die Rede des englischen Marineministers, das hierbei öffentlich bekundete Programm Englands hinsichtlich der Flottenmehrung und der schroffen Haltung, den deutschen Marineplänen gegenüber, machte in den Börsenkreisen Sensation. Man wird sich hierbei immer deutlicher der grossen Gefahren bewusst, welche diese Rivalität Englands uns gegenüber in sich schliesst. Bei den gewaltigen und vielseitigen kommerziellen Beziehungen der beiden Länder ist es höchst bedauerlich, dass infolge der mehrfach künstlich geschürten Gegensätze Deutschlands Handel und Industrie den grössten Schaden erleiden wird. Auch das gespannte Verhältnis zwischen Spanien und Frankreich in der Marokkoaffäre wird vielfach kommentiert. Das neuerliche Eingreifen Russlands in der Balkanfrage und die wiederholten Absichten Italiens, den Kriegsschauplatz nach der europäischen Türkei zu verlegen, machte unsere Börsen äusserst nervös. Mit Recht erblickte man an der Berliner Börse in diesen Absichten den Beginn von neuen unabsehbaren Konflikten in den Balkanstaaten. Mit gleicher Sorge verfolgt man an den Börsen den Werdegang der heimischen Innenpolitik. Die Ministerkonferenzen wegen der Wehrvorlage und die Frage der Steuerdeckungen hierfür, Ministerkrisen und die gesamte unsichere Lage der politischen Situation in Deutschland erheischt ebenfalls Vorsicht. Man ist in Börsenkreisen auch auf diesem Gebiete auf tägliche Ueberraschungen gefasst gewesen. Das weitaus wichtigste Thema, das unsere Börsen fortwährend und in unausgesetzter Bewegung hält, ist und bleibt die Einwirkung der Geldmarktlage. Dass der Quartalstermin auch in regulären Zeiten stets starke Geldnachfrage aufweist, ist bekannt und würde deshalb auch nicht überraschen. Durch die Massnahmen des Reichsbankpräsidenten, der alle Bank- und Finanzkreise zur grössten Vorsicht bei Geldhergabe und Kreditgewährung gemahnt hatte, mussten dieselben auch ihrerseits alle Vorkehrungen treffen, um die Geldnachfrage im Einklang mit den vorhandenen Geldmitteln zu bringen. Die Grossbanken sind bestrebt, um diesen Wünschen des Reichsbankpräsidenten gerecht zu werden, möglichst grosse Barvorräte anzusammeln. Dabei werden den Kreditnehmern und der gesamten geldsuchenden Industrie bei scharfer Kontrolle überall Einschränkung und Zurückhaltung hinsichtlich Ausdehnung und Betriebsvergrösserung gepredigt. Auch die Börse, welche zum Ultimo stets erheblich grosse Summen Geldes für sich in Anspruch nimmt, bekommt trotz hoher Leihsätze nicht immer die gewünschten Beträge. Daraufhin sind auch mehrfach Zahlungsstockungen und sonstige Schwierigkeiten zurückzuführen. Eine äusserst unangenehme Erscheinung bildet die bekannte Millioneninsolvenz am Berliner Immobilien- und Hypothekenmarkt. Auch bei dieser viele Millionen umfassenden Zahlungsschwierigkeit sollen Kreditentziehungen, beziehungsweise Einschränkungen durch Grossbanken die direkte Ursache des Zusammenbruchs gewesen sein. Man warnt die Berliner Grossbanken daher mit Recht, hinsichtlich der geplanten Massnahmen nach dieser Richtung nicht zu übereilt vorzugehen, um nicht weitere unausbleibliche Fallissements herbeizuführen. An der Börse wurden grosse Abgaben in den leitenden Werten vorgenommen, insbesondere mussten Bank-, Elektro-Montan- und Industrieaktien infolge grossen Angebotes scharfe Kurseinbussen registrieren. Selbst der in früheren Jahren stets beachtete Stimulus der bevorstehenden grossen Dividendentrennung versagte vollkommen. Das teuere Geld und die allgemeine unsichere politische Lage verflauten den Rentenmarkt in äusserst bedauerlicher Weise derart, dass verschiedene Renten, besonders 3½ und in erster Linie die 3%igen Werte die niedrigsten jemals notierten Kurse aufgewiesen hatten. Die Aussichten auf Verbilligung des Geldes sind äusserst gering. Auf Geld vom Auslande ist nicht zu rechnen. Aus diesem Grunde haben auch diesbezügliche pessimistische Auslassungen von leitenden Bankkreisen berechtigtes Aufsehen erregt. Die durchwegs zufriedenstellenden Plusziffern der Verkehrseinnahmen deutscher Eisenbahnen, speziell die glänzenden Mehreinnahmen aus dem Güterverkehr und die erhöhten Ziffern des deutschen Aussenhandels im Monat Februar blieben nur wenig beachtet und konnten die vorherrschende starke Missstimmung an den deutschen Effektenmärkten nicht vollkommen beseitigen. M. Weber.

Süddeutsche Bodencreditbank München. In der Generalversammlung wurde die Verteilung einer Dividende von 8% genehmigt. Die ausscheidenden vier Mitglieder des Aufsichtsrates wurden wiedergewählt.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Literarisches.

Die Konstitution Pius X. „Divino afflatu“ hat eine **vollständige Umarbeitung** des erst kürzlich in zweiter Auflage erschienenen wichtigen Buches **Annus Liturgicus von Professor P. Dr. M. Gatterer S. J.** nötig gemacht. Der gelehrte Verfasser hat soeben das Manuskript einer **dritten, auf Grund der Constitutio Divino afflatu und unter Berücksichtigung aller hierauf bezüglichen von der hl. Ritenkongregation erlassenen Erläuterungen und Erlässe, bearbeiteten Auflage vollendet** und wird die Drucklegung so beschleunigt werden, daß das Buch schon in kurzer Zeit bezogen werden kann. In der **neuen Bearbeitung** wird sich Gatterers **Annus Liturgicus** als ein **unentbehrliches Hilfsmittel** für **jeden Priester** erweisen, und besonders den **Theologiestudierenden** und **Alumnen** ein **sicherer Wegweiser und Berater** auf dem weiten Gebiet der katholischen Liturgik werden. Das Buch wird im Verlag von **Felizian Rauch (L. Pustet) Innsbruck** erscheinen. Preis ca. 4, geb. ca. 5 M.

Die illustrierte Zeitschrift für Humor und Kunst „Der Guckkasten“ erscheint vom 1. April d. J. ab wöchentlich. Auch als Wochenschrift will der „Guckkasten“, wie uns mitgeteilt wird, an dem Grundsatze festhalten, edle Stimmung, gute deutsche Kunst, echten Humor und reine Fröhlichkeit zu pflegen. Das wöchentliche Erscheinen hat eine wesentliche Erweiterung der Redaktion erforderlich gemacht. Aus Süd und Nord sind neue Mitarbeiter geworben und als literarischer und künstlerischer Beirat ist der Reichstagsabgeordnete Dr. M. Pfeiffer für den „Guckkasten“ gewonnen worden. Auch der süddeutsche Humor soll künftighin mehr als bisher zu Worte kommen, ebenso werden auch die Ereignisse des Tages im „Guckkasten“ jetzt Berücksichtigung finden. Die „Allgemeine Rundschau“ hat bereits wiederholt ihre Leser auf die Bedeutung des „Guckkastens“ als eines anständigen, literarisch und künstlerisch hochstehenden Witzblattes hingewiesen, und empfiehlt auch heute wiederum den nunmehr wöchentlich erscheinenden „Guckkasten“, von dem ein Prospekt dieser Nummer beiliegt, einer freundlichen Beachtung.